32101 064300641

Digitized by Google

0902
.608q ANNEX LIB.
V.21-22

Library of

Princeton University.

From the Fund
given by
Charles Scribner '75

Digitized by Google

A. Bmann Langen
Schliffen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Einundzwanzigster Band.

Januar bis Juni.

1842.

Berlin,
gedruckt bei A. W. Hayn.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes, in Berlin durch Schneider & Comp. (Stallschreiberstraße No. 34.), ist zu beziehen:

Inhalts-Verzeichniß.

Januar: Die Literatur des Auslandes. 1842 (1).

Spanien.

Januar: Gegenwärtiger Zustand der Literatur in Spanien. I. Die ältere literarische Schule. II. Die jüngere literarische Schule (3). Die Briefe und politischen Schriften des Kardinals Granvella (9).

Februar: Das Haus des Cervantes in Madrid. Von einem Spanier (17).

April: Leben und Dichtungen Lope de Vega's. Nach Damas-Hinard (48).

Mai: Rückblick auf den politischen Zustand Spaniens beim Ausbruche des Bürgerkrieges. Von Loning, Capitain a. D. (52).

Juni: Die Presse in Spanien (69).

Frankreich.

Januar: Napoleon und die Französische Geschichtschreibung (1). Maine de Biran und der Ursprung des Eklektizismus in Frankreich (2). Der Carbonarismus in Frankreich. Aus Louis Blanc's Histoire de dix ans (4). Der Volks-Unterricht in Frankreich (6). Die letzte Sitzung des gesetzgebenden Körpers im Jahre 1813 (7). Brief aus Paris über philosophische und literarische Gegenstände (9). Die Auvergne und ihre Bewohner (10). Die Schriftstellerei der Handwerker in Frankreich. Von Lerminier (11). Jules Janin über Horaz. — Marschall Brune und die Wäscherin, seine Frau (13).

Februar: Ueber die Rückkehr der Franzosen zur Tradition (15). Fanchon das Leiermädchen (17). Zur Geschichte der Schriften Abelard's und Heloisens (18). Ein Französischer Abenteurer des achtzehnten Jahrhunderts (20). Die jüngste Schwester. Von George Sand (22). Der Kölner Dom, nach der Darstellung einer Französischen Frau (23). Meine Erlebnisse während der Revolution. Von Ch. Lacretelle. I. Erinnerungen aus der Zeit der konstituirenden Versammlung (24).

März: Meine Erlebnisse während der Revolution. Von Ch. Lacretelle. II. Erinnerungen aus der Schreckenszeit (26). Französische Zeitungs-Annoncen zur Zeit der Revolution (27). Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Napoleon's. Von Emil Marco de Sainte-Hilaire (30). Lacretelle's Erlebnisse. III. Die wohlthätigen Folgen des 9. Thermidor und mein Antheil an denselben. — Das Theater-Lese-Comité (31). Philosophie und Leben in ihren gegenseitigen Einwirkungen im heutigen Frankreich (33). Replik auf die Diatribe des Dr. Neophobus. Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte der Französischen Sprache (34). Lacretelle's Erlebnisse. IV. Der sittliche Zustand unter dem Direktorium (36). Die Kolonie für junge Verbrecher in Mettray bei Tours (37). Lacretelle's Erlebnisse. V. Schreckliche Aussichten, die der 18. Fructidor eröffnet, und die Folgen desselben (38).

April: Moliere's Frühstück (39). Der Artesische Brunnen bei Paris. Erster Artikel (40). Zweiter Artikel (41). Ein Brief von Franz Liszt an Heinrich Heine (42.) Eine Verschwörung unter Ludwig XIV. (43). Lacretelle's Erlebnisse. VI. Die allgemeine Befreiung, bewirkt durch den 18. Brumaire (44). Freiheit, Wissenschaft und Emancipation. Von Pierre Lerour (45). Kaffeehäuser in Paris zur Zeit der Restauration (48). Die Theophilanthropen (49).

Mai: Der Artesische Brunnen bei Paris. Dritter Artikel (54). Napoleon und der Marquis von St. Simon (55). Brief aus Paris über die Identitäts-Philosophie und die Phänomenologie des Geistes (56). Die Pariser Polizei nach der Juli-Revolution (57). Die philosophische Bewegung in den Französischen Provinzen (58). Ist der Erfinder der Dampfmaschine ein Franzose oder ein Deutscher? (60). Erwiederung auf das Schreiben aus Paris über Deutsche Philosophie (61). Franz Liszt über Meyerbeer's Hugenotten (62). Die Jungfrau von Orleans. Resultate der neuesten Forschungen (63). Luther und Calvin vor dem Richterstuhle der

Juni: Eine neue Ausgabe der „blauen Bibliothek". Sprachliche und andere Bemerkungen von Dr. Neophobus (65). Anekdote aus dem Leben Michael Montaigne's (67). Eine Erinnerung aus Korsika (71). Die Philosophie in Frankreich und ihre Gegner. Von Ch. de Remusat (72). Dr. Reigebaur's Handbuch für Reisende in Frankreich. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, bei Volckmar. 1842. — Scribe's Heirat (73). Jouffroy über den Menschen und dessen Bestimmung (75). Zur Geschichte Heinrich's IV. und seiner Vorfahren von Navarra (76). Handschriften in Französischen Bibliotheken (77).

Schweiz.

Juni: Die Presse in der Schweiz (65).

Italien.

Januar: Die historische Literatur Italiens (1). Ehrenrettung der Katharina von Medici (3). Das Weihnachtsfest in Neapel (11).

Februar: Aus dem Leben eines Musikers (22). Ueber Paganini, bei der Nachricht von seinem Tode. Von Franz Liszt (25).

April: Die Entstehung des Stabat mater von Pergolese (41). Tasso in Frankreich (47). Sospiri. Blätter aus Venedig von F. G. Kühne (49).

Mai: Das weibliche Element in der Literatur des Mittelalters. Von Giambattista Ajello (52). Sicilianische Skizzen. I. Palermo, das Glückliche (64).

Juni: Sicilianische Skizzen. II. Volkscharakter und Volksleben (68). Machiavell als Lustspieldichter (69). Das Konservatorium in Mailand. Von Fetis (73). Sicilianische Skizzen. III. Masken-Rache (77).

England.

Januar: Ein Besuch bei Charles Dickens (Boz). Von einem Nord-Amerikaner. Schreiben an Washington Irving (5). Lord Byron's letzte Augenblicke (7). Museen für die praktische Wissenschaft in London (8). Zur neuesten Literatur Englands (10).

Februar: Buchhändler und Verleger in England (16). Unterhaltungen mit und über Thomas Campbell. Von einem Amerikaner (25).

März: Blicke auf die neueste Englische Literatur. Nach Phil. Chasles (28). Bericht über einige neue große Bauten in London (30).

April: Ueber Paley's Beweise vom Daseyn Gottes. Nach der North-American Review (40). Leben in Alt-England. I. Die Großen im 15ten Jahrhundert (43). II. Ein Stutzer zu Ende des 16ten Jahrhunderts (45). Luther, als Held eines Epos (50). Ueber die Identität des Organismus der verschiedenen Menschen-Racen (51).

Mai: Chronologische Uebersicht der bekanntesten Erdbeben (57). Thomas Fuller, ein Geistlicher der Englischen Hochkirche (59). Die große Feuersbrunst von London. Nach Englischen Berichten (62).

Juni: Annäherungen zwischen der Englischen und der Deutschen Philosophie (67). Die Faustliteratur in England. Von Heinrich Künzel (71).

Belgien.

März: Gerlache über Karl V. (27).

Juni: Aus der Chronik von Brüssel (76).

Dänemark.

Januar: Aus der noch ungedruckten Reise des Dichters Andersen im Orient. Muhammed's Geburtstag (4). Runen-Wissenschaft und Runen-Entzifferung. Nach Finn Magnussen (12).

Juni: Die Riesengräber in Dänemark (70).

Digitized by Google

Schweden.

Februar: Der Hof der Königin Chriſtine zur Zeit ihrer Minderjährigkeit. Empfang zweier Geſandtſchaften in Stockholm (20).

April: Die Eröffnung der von Guſtav III. hinterlaſſenen geheimnißvollen Kiſten (47).

Juni: Eines Schweden Urtheil über Deutſchland im Jahre 1841 (68).

Norwegen.

März: Ein Weihnachtsfeſt in Norwegen (35).

Polen.

Januar: Von der Stellung Polens im Slawenthume (12).

März: Von den Polniſchen Rugi, Reichstagen und Provinzial-Sitzungen (29).

Rußland.

Februar: An die Redaction des Magazins für die Literatur des Auslandes, in Berlin. Von N. Gretſch (16). Eine Karnevals-Maskerade in St. Petersburg. Von Treumund Welp (18). Rückblicke auf einige literariſche Erſcheinungen des Jahres 1840. Von N. Gretſch. I. Erſcheinungen in Rußland (23). II. Erſcheinungen im Auslande (24).

März: Der Ruſſiſche Komponiſt Kaſchin (29). Etwas über die heutige Ruſſiſche Kritik. Von N. Polewoi (33). Bücherſchau vom erſten Quartal des Jahres 1841. Von N. Gretſch (35). Hochzeitsgebräuche der Doniſchen Koſaken. Von Wladimir Bronewßkji (38).

April: Weh Dir, daß Du — ein Neffe biſt (39). Helena Glinskaja, von N. Polewoi (46).

Mai: Der Talisman des Glücks (56). Leben und Weben im Ruſſiſchen Volke (60).

Juni: Ueber Kunſt und Literatur in ihrem Verhältniſſe zur Geſellſchaft. Von N. Polewoi (66). Die Franzöſiſche Kolonie in Moskau (72).

Griechenland.

Januar: Ueber den Handel im Königreiche Griechenland. Vom Geheimen Juſtizrath Dr. Reigebaur (2).

Mai: Die Preſſe in Griechenland (63).

Türkei.

Mai: Der Araber und ſein Roß (54). Ein Tag und eine Nacht am Euphrat. Von W. F. Ainsworth (62).

Kaukaſien.

April: Das Land Abchaſien im Kaukaſus (31).

Tſcherkeſſien.

März: Beſchäftigungen und Zeitvertreib der Tſcherkeſſen. Von einem Tſcherkeſſiſchen Fürſten (27). Die Verpflegung Verwundeter und Kranker bei den Tſcherkeſſen. Von demſelben (28). Beerdigung und Leichenfeier bei den Tſcherkeſſen (37).

Armenien.

April: Die Armenier und ihre Literatur (42).

Syrien.

Februar: Völker des Libanon, nach Ferdinand Perrier. Die Druſen (15). Völker des Libanon, nach Ferdinand Perrier. Die Maroniten (21).

April: Von dem Harem und den Frauen des Orients. Nach Ferdinand Perrier (46).

Juni: Völker des Libanon, nach Ferdinand Perrier. Die Metualis (73).

Arabien.

Februar: Botta's Reiſe im Jemen (19).

Afghaniſtan.

Juni: Alexander Burnes' Nachrichten über Kabul (74).

Oſtindien.

März: Louſtannau, der Franzöſiſche Mahratten-General (34).

Mai: Die hohe Schule zu Delhi (38). Kampf mit einer Löwin (39).

China.

März: Gefangenſchaft eines Engländers in China (32).

Aſien.

Februar: Ein Blick auf das heutige Jeruſalem. Von Ferdinar Perrier (22).

Aſiatiſcher Archipelagus und Auſtralien.

März: Der Malayiſche Sprachſtamm (26).

Marokko.

Februar: Brief aus Tangier (17).

Algier.

April: Die Häuſer der Mauren in Algier (50).

Süd-Afrika.

Januar: Die Betſchuana's in Süd-Afrika (3). Das Chriſtenthum unter den Baſſuto's (8).

Februar: Die Setſchuana-Sprache (14). Märchen der Betſchuana's. I. Der Mord der Maſiloniane (19). II. Kammapa und Litaolane. III. Der kleine Haſe (20).

Nord-Amerika.

Januar: Literatur und Nachdruck in den Vereinigten Staaten (6).

Februar: Die Kunſt in Amerika (14). Einige Nachrichten über neuere Amerikaniſche Schriftſteller (24).

März: Die Indianer jenſeits des Miſſiſſippi (36).

Mai: Skizzen aus dem Leben in den Vereinigten Staaten. I. Die Mäßigkeits-Vereine (56). II. Die Boarding-Houses (57). Die Sklaven in den ſüdlichen Staaten der Union (61).

Juni: Urtheil der Amerikanerin Mrs. E. F. Ellet über ſechs Deutſche Novelliſten. Mitgetheilt von Dr. M. Wiener (70). Skizzen aus Nord-Amerika. III. Die Auswanderer nach dem „Far Weſt" (74).

Central-Amerika.

April: Gegenwärtiger Zuſtand des Freiſtaates Central-Amerika (44).

Süd-Amerika.

März: Das Mahl des Patagoniers und des Gaucho. Von Jacque Arago (32).

Mai: Gottes- und Menſchenfurcht (53).

Auſtralien.

Februar: Die Malayiſch-Polyneſiſchen Sprachen. Von Jeune (21).

Mai: Einfluß des Chriſtenthums und der Europäiſchen Bildung au die Bewohner von Otahaiti (53). Grey's Expedition in das Innere vo Auſtralien (55).

Bibliographie.

Januar: Frankreich (3). England (6). Italien (9). Belgien (12) Nord-Amerika (15).

Februar: Frankreich (18). Italien (21). Holland (24).

März: Frankreich (27). England (30). Algier — Italien (33). Nord Amerika (36).

April: Spanien (39). Frankreich (42). England — China (45) Schweden (48). Belgien (51).

Mai: Frankreich (54). Dänemark (57). Holland — China (60) England (63).

Juni: Frankreich (66). Nord-Amerika — Süd-Amerika (69). Italien (72). Schweden (75).

(RECAP) 0902 .608 Y 21-22 700360

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Januar: Philosophie in Nord-Amerika. — Friedrich der Große und seine Zeit. — Wilhelm von Humboldt's nachgelassene Schriften. — Codazzi über Venezuela. — Deutsche Journalistik im Auslande. — Eine literarische Tripel-Allianz. — Italiänisches Jahrgeschenk für Deutsche. — Calderon Französisch und Deutsch. — Britenlieder. — Syrien und seine Bevölkerung. — Wie in Amerika die Städte von der Erde verschwinden. — Der Rhein, von Victor Hugo. — Dickens und Carlyle an Freiligrath und Künzel. — Polnische Literatur in Berlin. — Ein neues Wörterbuch für Poeten und Moralisten. — Deutsche Dichtungen in England, Nord-Amerika und Frankreich. — Chinesische Gewissenhaftigkeit. — Deutsche Geschichte der Englischen Literatur. — Ein Königliches Alphabet. — v. Savigny und die historische Rechtsschule in Frankreich. — Neue Pläne des Britischen Kunstvereins. — Berichtigung.

Februar: Meyerbeer in Italien. — Ainsworth's Magazin. — Französische Dichter des Deutschen Rheins. — Schiller in Amerika. — Auswahl Französischer Theaterstücke. — Die stehenden Armeen in Friedenszeiten. — Eschenburg's Handbuch der alten Literatur. — Die Wissenschaft der Tabakologie. — Die Kenntniß orientalischer Sprachen in England. — Chinesische Vorstellung vom Tode. — Victor Hugo's Buch über den Rhein. — Nachträgliche Notiz. — Eine Mailänder Zeitschrift. — Die Zukunft der Französischen Poesie. — Schriften über die Bestimmung der Frauen. — Der Philosoph und der Eierkuchen. — Einige Bemerkungen über den Artikel: „Der Kölner Dom, nach der Darstellung einer Französischen Frau." — Schottlands Geschichte in Volksliedern.

März: Leopold von Buch. — Uebersetzungen von Uebersetzungen. — Neueste Nachrichten über die Deutsche Literatur. — Goethe in Amerika. — Geschichte der Censur. — Etwas von Deutschen Uebersetzern. — Professor Porson. — Englisches Urtheil über Deutschen Liberalismus. — Lope de Vega. — Ein Pröbchen Italiänischer Kritik. — Napoleon's Plan zur Eroberung von Indien. — Nordische Volkslieder Französisch. — Ein Chinesisches Drama. — Saubere Romane unserer Zeit. — Dr. Kugler's Handbuch der Geschichte der Malerei. — Malayisch-Polynesische Sprachen. — Englische Gedichte von Inceledon.

April: Deutsche Kunst in Paris. — Eine Deutsche Schrift aus Frankreich. — Thier-Erzeugung durch Elektricität. — Die beiden Admirale. — Deutsche Dichter in Französischem Gewande. — Französische Geschichtschreibung. — Pfennig-Magazine des Mittelalters. — Dänische Literatur des Jahres 1841. — Peter Schlemihl in Russischem Gewande. — Zur Geschichte der Völkerwanderung. — Deutschlands und Frankreichs Einfluß in Italien. — Deutsche und Englische Kunst unserer Zeit. — Justinus Kerner. — Justus Liebig. — Deutsche Philosophie in Frankreich. — Schelling in Frankreich. — Wohlfeile Ausgaben Französischer Klassiker. — Typographische Alterthümer in Paris. — Christoffel Dauber von Jenua. — Wie viel oder wie wenig ein gedrucktes Buch zu bedeuten hat. — Türkisches Urtheil über Europäische Sitten.

Mai: Die Belgischen „Gränzboten". — Karl der Große und Napoleon. — Baron's Französische Literatur-Geschichte. — Warnung. — Die drei Menschenstämme. — Soult und die Arabische Literatur. — Berichtigung. — Der große Brand von London. — Methodisten in den Vereinigten Staaten. — Nathan der Weise in Konstantinopel. — Frauen-Versicherungs-Verein. — Literarisches Eigenthum in England. — Neue Art von Wörterbuch. — Deutschlands und Frankreichs geistiger Einfluß auf einander. — Liszt in St. Petersburg. — England im Jahre 1841. — Heinrich Luden über die Französische Revolution. — Ist Salomon de Caus Franzose oder Deutscher? — Abnehmende Zahl der Engländer in Paris. — Mustersammlung Deutscher Prosa. — Ein Gothaisches Manuskript in England.

Juni: Tieck und die romantische Bewegung, vom Französischen Standpunkt. — Arme Literaten in England und Deutschland. — Hegel und Schelling in Frankreich. — Philosophie in Belgien. — Nachdruck in der Schweiz. — Luther's Tischreden als historische Quellenschrift. — Die Weltgeschichte in Versen. — Die orthopädischen Institute zu Paris. — Wallisische Literatur. — Literarische Ehrenschuld. — Ein Vertheidiger Deutschlands in Manchester. — Ein Mittel, die wildesten Pferde zu zähmen. — Flamändische Literatur. — Neue Ausgabe von George Sand's Schriften. — Das Pennsylvanische Gefängniß-System.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 1. Berlin, Montag den 3. Januar 1842.

Die Literatur des Auslandes.
1842.

Zehn Jahre sind nunmehr verflossen, seitdem dieses Journal von uns begründet wurde. Als wir im Januar 1832 die ersten Probenummern desselben ausgaben — es war gerade am Geburtstage Friedrich's II. — hatten wir die Freude, unsere Arbeiten mit einer Anzeige der damals eben erschienenen Englischen Lebensbeschreibung des großen Königs, von Lord Dover, beginnen zu können.*) Gewissermaßen war uns dadurch die Linie angedeutet, die wir zu beobachten hatten: Deutschlands Ruhm war die Feuersäule, die uns vorleuchtete, und wenn wir auf unseren Wanderungen durch die weiten Gebiete des Auslandes doch die Heimat nie aus dem Gesicht verloren, wenn wir vor lauter fremden Stoffen dem Boden, auf dem wir standen, nicht entfremdet wurden, so haben wir das vielleicht jenem glücklichen Anfang zu verdanken, jenem ersten Artikel über das Leben des großen Königs. War doch auch Friedrich, bei aller seiner Huldigung einer fremden Literatur, mit Herz und Kopf ein Deutscher geblieben; ist doch auch aus seinen schriftlichen Werken, die wir bald in einem ihrer würdigen Gewand und in vollständiger Gestalt wieder besitzen werden, der Beweis zu entnehmen, daß er zwar Französisch geschrieben, aber immer Deutsch gedacht und gehandelt habe!

Der Gewohnheit treu, die wir in den letzten Jahren beobachteten, eröffnen wir auch diesen neuen Jahrgang wieder mit einigen allgemeinen Betrachtungen. Zu Anfang des vorigen Jahres, als gerade die Zeitungen überallher von Rüstungen berichteten, die dem friedlichen Wechselverkehr der Nationen ein Ende zu machen drohten, haben wir in diesen Blättern die Ueberzeugung ausgesprochen, daß das sichtbare Vorwärtsschreiten, in welchem sich die Interessen Europa's, die geistigen sowohl als die materiellen, befänden, durch keinerlei Kriegsgetümmel gestört werden würde, wie leicht dieses damals auch vom fernen Syrien herüber nach den diesseitigen Ufern des Mittelländischen Meeres getragen werden konnte. Die Ereignisse bestätigten diesen Ausspruch, der allerdings nicht auf ein Eingeweihtseyn in die Geheimnisse der Kabinets-Politik, sondern auf die Beurtheilung allgemeiner Zustände sich stützte. Nicht die Klugheit dieses oder jenes hochgestellten Mannes, nicht die überwiegende Macht dieser oder jener politischen Partei und auch nicht die Präponderanz dieses oder jenes Europäischen Staates war es, was den Frieden aufrecht erhalten, sondern ein in den Geistern überall wacher Gedanke that es: der Gedanke nämlich, daß durch den Krieg alle Fäden zerrissen würden, die hier durch die Wissenschaft, dort durch die Kunst, und in weiteren Kreisen noch durch die mächtig sich ausbreitende Herrschaft der Mechanik, des Gewerbfleißes und des Handels angesponnen sind — Fäden, die sämmtlich Einem großen Zwecke dienen: der Erziehung des Menschengeschlechtes durch die Vorsehung.

Wäre es möglich, daß — wie hier und da wohl noch die Besorgniß geäußert wird — die ungebändigten Elemente der Gesellschaft, losgelassen, Ordnung und Gesetz abermals und dann noch viel unwiederbringlicher vernichten könnten, als es bereits im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts in Frankreich geschehen — wahrlich, wir hätten diese Revolution schon erlebt und brauchten sie nicht mehr als bloße Möglichkeit von der Zukunft zu besorgen. Denn Alles war ja — wenigstens in dem Lande, das wir als den Mikrokosmus der Europäischen Ereignisse und gesellschaftlichen Zustände zu betrachten pflegen — zu solchem Zerstörungswerke vorbereitet, theils durch begünstigte oder zugelassene Entsittlichung des niederen Volkes, theils durch Kommunisten- und andere Vereine dieser Art, und endlich durch Mordversuche gegen diejenige Familie, an deren Haupt sich die Begriffe von Ordnung und Recht knüpfen, durch Mordversuche, deren Bestrafung oder Begnadigung immer nur denselben Erfolg hatte: sie in fürchterlicher Uebereinstimmung des Planes wiederkehren zu sehen. Aber nicht bloß diese meuchelmörderischen Pläne wurden von der Vorsehung vereitelt: nein, Alles, was als Aeußerung jenes rohen ungebändigten Elementes der Gesellschaft, die gesetzliche Ordnung bedrohte, ist gescheitert an der revolutionsmüden Gesinnung der Zeit, an dem Verlangen des Landes, sich des sittlichen und materiellen Vorwärtsschreitens ungestört zu erfreuen, und an dem Willen der Nationen, die sich, erhaben über den gährenden Leidenschaften und den selbstsüchtigen Bestrebungen Einzelner, die Hände reichen zu einem Brüderbunde der Menschheit.

Die Auflehnung gegen das Mein und Dein, die jetzt noch unter den Kommunisten, Sozialisten, Chartisten und wie sie sonst noch heißen mögen, in Frankreich und England fortdauert, wird und muß durch sich selbst zu Schanden werden, wie alle Unternehmungen gegen die ewigen Gesetze der Sittlichkeit. Im Grunde ist sie auch nur der schwache Nachhall oder vielmehr die Parodie jener Meinungskämpfe, die im vorigen Jahrhundert unter den gebildeten Geistern der Nation begannen, hier aber allmälig der Ueberzeugung wichen, daß nicht mit Fäusten und Kanonen ein Kampf um Begriffe, der Kampf um Wahrheit und Freiheit, zu schlichten sey. Auf ein anderes Feld, in die Arena der Wissenschaft und der Diskussion verpflanzt, hat dieser Kampf, wenn auch noch zu keiner definitiven Feststellung der streitigen Prinzipien, doch wenigstens zu dem Resultate schon geführt, daß die einzige positive Grundlage, auf welche die Menschheit ihre hohen Strebungen sicher basiren kann, der Glaube an eine göttliche Vorsehung sey — einem Resultate, das von Tag zu Tag in weiteren Kreisen erkannt und gewiß auch aus den höheren Schichten der Gesellschaft den Weg in die niederen finden wird, wie sehr unter diesen auch noch die krankhaften Ideen den gesunden das Feld streitig machen.

Wir glauben durch zahlreiche Artikel dieser Zeitschrift zur Genüge dargethan zu haben, daß in den Ländern, welche wir als die Träger der Europäischen Gesittung zu betrachten pflegen, jener auf die bezeichnete Grundlage gestützte Ausbau der Wissenschaft seinen beständigen Fortgang habe. Nicht bloß Deutschland ist es, wo die Philosophie, d. h. das Wollen der Weisheit und Wahrheit, mit bewußter Ausschließung des gedankenarmen Materialismus und des noch hohleren Skeptizismus, immer mehr Sache der Nation wird. Möge sich doch Niemand durch die Ausschweifungen der Presse, wie sie täglich in Frankreich und hin und wieder auch in England noch vorkommen, in seinem Urtheile bestimmen lassen! Es sind diese Ausschweifungen eben so wenig maßgebend für den Stand der Bildung der Nation, als es etwa das jeden geistigen Aufschwung unterdrückende Verfahren einzelner Censoren in Deutschland ist. Ja, obgleich auf so verschiedenen Standpunkten sich befindend, streben doch die von der Wissenschaft erzogenen Nationen alle nach demselben, des menschlichen Geistes würdigen Ziele hin. Und wenn Deutschland vielleicht geübter in der philosophischen Diskussion ist, als seine Nachbarn, so hat es dies nur dem glücklichen Umstand zu verdanken, daß es frühzeitiger als jene dazu angeleitet wurde, die Wahrheit mit den Waffen der Vernunft zu erkämpfen.

Der große Deutsche Lehrer der Philosophie, der kürzlich seinen Lehrstuhl von München nach Berlin verlegt hat, sagte über diese Erscheinung in seinem ersten hier gehaltenen Vortrage: „Die Geschichte der Deutschen Philosophie ist von Anfang an verflochten mit der Geschichte des Deutschen Volkes. Damals, als es die große That der Befreiung in der Reformation vollbrachte, gelobte es sich selbst, nicht zu ruhen, bis alle die höchsten Gegenstände, die bis dahin nur blindlings erkannt waren, in eine ganz freie, durch die Vernunft hindurchgedrungene Erkenntniß aufgenommen, in einer solchen ihre Stellung gefunden hätten. In der Zeit der tiefsten Erniedrigung hielt Philosophie den Deutschen aufrecht; über den Trümmern untergegangener Herrlichkeit hielten Männer von Kraft das Panier Deutscher Wissenschaft hoch empor, um das die beste Jugend sich sammelte. In den Schulen der Philosophen — wer gedenkt hier nicht Fichte's, wer nicht zugleich Schleiermacher's! — fanden Manche die Entschlossenheit, in den Kämpfen um Philosophie den Muth und die Besonnenheit, die sich nachher auf ganz anderen Schlachtfeldern erprobte. Auch später noch blieb Philosophie der Deutschen Ruhm und Erbtheil. Sollte nun (so fügt der Meister hinzu mit Hindeutung auf einige Verirrungen der neuesten Zeit) diese lange ruhmvolle Bewegung mit einem schmählichen Schiffbruch enden, mit Zerstörung aller großen Ueberzeugungen und somit der Philosophie selbst? Nimmermehr! Weil ich alles Weh und Leid wie alles Glück und Wohl Deutschlands mitgetragen und mitempfunden, darum bin ich hier: denn das Heil der Deutschen ist in der Wissenschaft." *)

Wir wagen hinzuzufügen: nicht bloß das Heil der Deutschen, sondern das aller Nationen, die mit ihnen gemeinschaftlich den Kern des Menschenthums in sich tragen und als dessen gottähnlichste Gestaltung auf Erden erscheinen, ist in der Wissenschaft! Es giebt sich dies in so vielfachen Manifestationen zu erkennen, daß es des Verknöchertseyns in einem eigenen logischen Schematismus bedarf, um aus diesem heraus — wie in der That im vorigen Jahre geschehen — in einer Deutschen Kritik die Behauptung auszusprechen, daß jetzt kaum noch von einer Französischen oder Englischen Wissenschaft die Rede seyn

*) The Life of Frederic the Second, King of Prussia. By Lord Dover. London, 1832.

*) Schelling's erste Vorlesung in Berlin, 15. November 1841. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottasche Buchhandlung.

Digitized by Google

könne. Die Deutsche Wissenschaft verdiente wirklich die Achtung zu verlieren, die sie im Auslande genießt, wenn dergleichen Aussprüche, die mehr das Ansehen einer fixen Idee als einer Idee überhaupt haben, nicht bloß auf der Meinung eines einzelnen Deutschen Gelehrten beruhten.

Unsere Aufgabe wird nach wie vor seyn, die Berührungspunkte Deutscher und ausländischer Wissenschaft, Deutscher und ausländischer Literatur, aufzuzeigen. Wir haben jedoch die zehnjährige Periode unserer journalistischen Wirksamkeit nicht angemessener abschließen, unseren Dank den treuen Lesern nicht besser darbringen zu können geglaubt, als indem wir den Wünschen, die hin und wieder über die äußere Gestalt unseres Blattes laut geworden, entgegenkommen und dasselbe jetzt in einer gefälligeren Form darbieten. Hinsichtlich der inneren Einrichtung ist uns zwar ein bestimmtes Verlangen, daß daran geändert werde, nicht bekannt worden, doch haben wir, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß, wer immer an derselben Stelle beharrt, bei dem allgemeinen Vorwärtsschreiten, nothwendig bald zurückbleibt, auch in dieser Beziehung einige kleine Neuerungen uns gestattet. Schon im Laufe des vorigen Jahres wird nämlich der geneigte Leser bemerkt haben, daß wir nicht mehr bloß Schriften des Auslandes, sondern vielfach auch diejenigen Erscheinungen der Deutschen Literatur besprochen haben, die das Ausland zum Gegenstande haben. Wir werden damit auch ferner fortfahren und glauben dadurch noch mehr in Uebereinstimmung mit dem unserem Blatte zum Grunde liegenden Plane zu handeln, wonach das Ausland nicht bloß in seiner rein objektiven Erscheinung dargestellt werden soll, sondern auch wie es in Deutschem Geiste sich abspiegelt und wie dieser Geist hinwiederum von ausländischen Werken reflektirt wird.

Nächstdem haben wir geglaubt, bei der größeren Ausdehnung unseres Blattes, auch den bibliographischen Mittheilungen zur vollständigen Uebersicht dessen, was in der ausländischen Literatur Beachtenswerthes erscheint, wieder einen besonderen Raum anweisen zu dürfen. Es wird daher von Woche zu Woche unter eigener Rubrik eine solche Uebersicht folgen, die gewiß um so zweckmäßiger zusammengestellt seyn wird, als ein auch wegen seiner bibliographischen Kenntnisse geschätzter Gelehrter die Redaction derselben zu übernehmen die Güte hat.

Und so möge uns denn auch fernerhin die Theilnahme unserer Leser begleiten, in welcher wir den schönsten Lohn unserer Bestrebungen erblicken.

J. L.

Italien.

Die historische Literatur Italiens.

Es hält ziemlich schwer, im Auslande mit den Erscheinungen der Italiänischen Presse bekannt zu werden, und es ist, wie wir aus Erfahrung wissen, leichter und ausführbarer, sich Bücher aus Kalkutta und Canton, als aus Florenz und Rom zu verschaffen. Die Italiäner, die sich über Hintenansetzung beklagen und die übrigen Nationen gern der Gleichgültigkeit gegen Italien zeihen, sollten nicht vergessen, daß die Bücher, gleich jedem anderen Gegenstande, eine Waare sind, daß man, um seine Erzeugnisse im Auslande zu verbreiten, sich bestreben muß, sie dort bekannt zu machen und die Hindernisse wegzuräumen, welche ihrer freien Beförderung entgegentreten. Ganz anders verhält es sich dagegen mit der Verbreitung ausländischer, namentlich Französischer Bücher in Italien. Das Ansehen Frankreichs, seine geographische Lage, die große Verbreitung seiner Sprache und Literatur tragen zweifelsohne vorzüglich dazu bei, Alles, was in Paris gedruckt wird, außerhalb bekannt zu machen; indeß spielt auch die industrielle Thätigkeit hier eine große Rolle. Die Französischen Bücher werden in hochtrabenden Ankündigungen, die man von einem Ende Italiens bis zum anderen verbreitet, ausgeboten; Reisende, die dieses Land in allen Richtungen durchziehen, bieten in der einen Hand Bordeaux-Laffitte, in der anderen Lamartine's Werke zum Verkaufe an. Ueberall sind regelmäßige Verbindungen mit den Buchhandlungen eingeführt, und es ist ein eigener Schmugglerdienst organisirt, um, trotz der Censur und Zollbeamten, Französische Werke nach Italien zu bringen. Für die Verbreitung Italiänischer Werke in Frankreich und Deutschland geschieht jedoch weder jenseits der Alpen irgend etwas, noch ist in Paris oder Leipzig eine Buchhandlung, an welche man sich wegen Bücher aus Rom und Sicilien wenden könnte. Alles geschieht vermittelst Privat-Korrespondenz und einer Menge Unterhändler; oft aber erhält man nach zehn Briefen und jahrelangem Warten eine abschlägliche Antwort, wenn man überhaupt so glücklich ist, eine zu bekommen.

Der politische Zustand Italiens, welches einer Hauptstadt und eines industriellen Mittelpunkts ermangelt, steigert natürlich die Verwirrung und die Schwierigkeiten. In einem Lande, wo man zu gleicher Zeit an hundert verschiedenen Plätzen druckt, müßte wenigstens der innere Verkehr leichter seyn, so daß sich die auswärtigen Buchhändler ihrer Aufträge wegen nur an einen einzigen Ort zu wenden hätten, wie dies z. B. in Deutschland der Fall ist. Aber in Italien ist man weit davon entfernt, etwas Aehnliches wie die Leipziger Buchhändler-Messe zu gründen. Sind doch sogar die wissenschaftlichen Versammlungen der Naturforscher bei einzelnen Regierungen Italiens, namentlich bei der Päpstlichen, auf Hindernisse gestoßen. In denjenigen Staaten, in denen Alles nach dem Centrum hinstrebt und wo die Mittel der geistigen Mittheilung schnell und sicher sind, haben dergleichen Versammlungen keinen Zweck und wesentlichen Nutzen. In Italien hingegen, wo Alles noch zu thun ist, wo man mit allen möglichen Hindernissen noch zu kämpfen hat, können derartige Versammlungen nur von großem Vortheil seyn, und es gereicht daher denjenigen Italiänischen Fürsten zum wahrhaften Lobe, die diese Vereine aufmuntern, in welchen ja doch nur physikalische und mathematische Wissenschaften, Naturgeschichte und Medizin zur Sprache kommen.

Man hat im Auslande wirklich keine Idee von den Verationen und Hemmnissen jeder Art, welche die Schriftsteller sowohl als die Buchhändler in Italien erfahren. In Neapel, wo der Eingangszoll so hoch ist, daß der Werth der Bücher dadurch um weit mehr als das Doppelte gesteigert wird, haben die Censoren nicht nur das Recht, den Druck dieser oder jener Stelle eines Werkes, ja den des Ganzen zu verweigern, sondern es steht ihnen auch frei, in einer Randnote die Ansichten des Schriftstellers zu widerlegen, welches Recht, dessen sie sich übrigens sehr häufig bedienen, schon zu einer Menge höchst spaßhafter Quiproquo's Veranlassung gegeben. In Piemont reißt die Polizei ohne Umstände die Blätter, welche ihr mißfallen, aus den Büchern, namentlich wenn es Französische sind. Am merkwürdigsten verfährt man jedoch im Herzogthum Modena. Um vor der Verderbtheit der Literatur in älteren und neueren Werken sicher zu seyn, hat man bei der härtesten Strafe anbefohlen, daß alle im Herzogthume vorhandene Bücher, ohne Ausnahme, einer Kommission vorgelegt werden, welche mit deren Untersuchung beauftragt ist und zu entscheiden hat, ob sie gelesen werden dürfen. Spricht sich die Kommission für die Erlaubniß aus, so läßt sie auf das Titelblatt und auf die letzte Seite eines jeden Bandes, ja sogar eines jeden Heftes und der kleinsten Broschüre, das Censorsiegel drucken. Ist das Werk aber für unlesbar erklärt, so wird es konfiszirt, und man erhält an seiner Stelle irgend ein schönes Exemplar von den in Modena nicht bloß erlaubten, sondern auch begünstigten Büchern, die jedoch der Art sind, daß sie außerhalb dieses Landes Niemand in die Hand nimmt.

Man muß indeß den von anderen Regierungen kürzlich zu Gunsten des Buchhandels gethanen bedeutenden Schritt dankbar anerkennen. Mehrere Italiänische Fürsten nämlich kamen darin überein, den Schriftstellern ihr literärisches Eigenthumsrecht zu sichern, das bisher sehr precair war. Ich bemerke jedoch, daß eine solche Vereinigung ihren Zweck verfehlen würde, ergreift man nicht zugleich kräftige Maßregeln, die freie Circulation der in allen diesen Staaten erscheinenden Werke zu erleichtern. Vor Allem aber ist es dringend nothwendig, daß die Buchhändler Italiens zusammentreten, um in Paris und Leipzig Niederlagen ihrer Werke zu gründen und in Frankreich wie in Deutschland Alles, was auf dem Gebiete der Belletristik, der Wissenschaften und besonders auf dem der Geschichte und Gelehrsamkeit erscheint, zu verbreiten, ohne sich wie früher auf die Versendung des Dante, Petrarka und Ariost zu beschränken, mit denen selbst die Bücherträdler schon überladen sind.

Obgleich mich diese Betrachtungen scheinbar von meinem Gegenstande abgelenkt, so hielt ich's doch für nöthig, sie voranzuschicken, sey es um den Zustand der Italiänischen Schriftsteller und die Hindernisse zu zeigen, mit denen sie zu kämpfen haben, sey es, um mir gewissermaßen eine Entschuldigung für den Fall aufzusparen, in welchem ich derjenigen Werke nicht Erwähnung gethan haben sollte, welche durch die schwierige Versendung im Auslande nicht bekannt worden.

Es giebt vielleicht kein Land, welches mit Italien in Hinsicht der Menge der Chroniken und der historischen Bearbeitungen, deren Gegenstand es selbst bildet, einen Vergleich aushielte. Zur Zeit der Freistaaten hielt es jeder kleine Ort für eine Ehre, seine Chronikschreiber zu haben und mit der rivalisirenden oder feindlichen Nachbarstadt über Großthaten, wunderbare Sagen und alte fabelhafte Abstammung zu streiten. Mehrere dieser Jahrbücher sind mit einer bewundernswerthen Lebhaftigkeit und Einfachheit geschrieben, mögen sie uns Procida's abenteuerliche Reisen erzählen, der durch seine ärztliche Praxis die Sicilianische Vesper vorbereitete, oder uns berichten, wie Rienzi, der Sohn einer Wäscherin, als er einst von einem Edlen eine Maulschelle erhalten hatte, um sich zu rächen, die Wiederherstellung der Römischen Republik beschloß. Alles dies glauben wir mit zu erleben, und mitten durch eine Menge von Irrthümern und leerem Geschwätz werden wir mit dem Charakter der Zeit viel besser vertraut, als wir es durch das Studium der allerdings gelehrteren, aber minder einfachen und naiven Werke im Stande sind, welche die Nachahmung der Klassiker im 15ten Jahrhundert hervorbrachte. In dem darauf folgenden Säkulum erreichte die politische Geschichte durch Machiavel den Culminationspunkt; aber weder er noch seine Zeitgenossen fühlten das Nothwendige, dem Leser Belege ihrer Behauptungen zu liefern, und es ist bekannt, daß der Verfasser des „Fürsten" in seiner berühmten Florentinischen Geschichte nicht ein einziges Citat angeführt. Obwohl man später anfing, Sammlungen geschichtlicher Arbeiten herauszugeben und die Päpstlichen Akten und Bullen zu ordnen, so war es doch erst das letzte Jahrhundert, in welchem man das Bedürfniß fühlte, historische Quellen anzugeben, und in dem man beträchtliche Sammlungen von der Geschichte Italiens angehörenden Manuskripten erscheinen ließ. Bekannt sind die umfassenden Arbeiten Muratori's, der, nicht zufrieden, in 28 Folianten die wichtigsten Jahrbücher über die verschiedenen Provinzen Italiens zusammengestellt zu haben, noch die Annalen und Alterthümer des Mittelalters herausgab, welche voll der tiefsten Gelehrsamkeit sind, und in denen alles die Geschichte der Halbinsel Betreffende mit außerordentlichem Scharfsinn behandelt ist. Man begreift jetzt kaum ein Leben, das einzig und allein dem Studium angehört, und kann die Männer nicht genug bewundern, die 50 Jahre lang ununterbrochen einer Arbeit oblagen und die, wie Muratori, eine so große Zahl von Werken über alle Zweige der Geschichte und des Wissens lieferten. Dies waren aber auch die Gelehrten, welche aus Du Cange's Schule hervorgingen, von dem, bei dem Erscheinen seines großen Glossarium's der mittel-

Digitized by Google

alterlichen Latinität, öffentliche Blätter als etwas Außerordentliches anführten, daß ein solches Werk dem Schriftsteller nur zwanzig Jahre Arbeit gekostet habe. Die Journale unserer Zeit sind solcher Ruhmmeldungen überhoben.

Außer den Schriften Muratori's, welche in ganz Europa verbreitet sind, erschienen im letzten Jahrhundert in Italien viele andere fast eben so wichtige Werke, die man diesseits der Alpen gar nicht kennt. So sind, um nur zwei davon anzuführen, Giulini's Forschungen über die Lombardei in 12 starken Bänden, die Chroniken und Alterthümer Picenum's, von Colucci in 31 Folianten, unentbehrliche Quellen für Jeden, der die Italiänische Geschichte gründlich studiren will. Sie enthalten eine Menge Arbeiten, die man anderswo umsonst suchen würde; und erwägt man, daß seit Karl dem Großen die Geschichte Italiens nie aufgehört hat, mit der Frankreichs und Deutschlands eng verbunden zu seyn, so wird man leicht begreifen, wie wichtig solche Sammlungen für die Französischen und Deutschen Gelehrten seyn müssen. Das Studium von Werken dieser Art muß für die Gebildeten beider Nationen einen gleichen Nutzen haben, sey es, daß sie, wie die Arbeiten Giulini's, das Herzogthum Mailand zum Gegenstande haben, welches Frankreich zu wiederholten Malen inne hatte; oder daß sie, wie die Arbeiten Caruso's und Gregorio's, das Land besprechen, in welchem die Normannen ein Königreich gründeten und später die Sturmglocke der Sicilianischen Vesper ertönte.

Neben diesen Männern, welche mit erneuertem Fleiße die verborgenen Urkunden hervorzogen und das Alterthum studirten, erhoben sich im letzten Jahrhundert die Lobredner der Neuerungen, die in einem von alten Mißbräuchen vollen Lande, wie Italien, unaufhörlich wiederlaueten, daß jenes Alte die nützlichen Reformen nur verhindere. Besonders that dieß die Schule Voltaire's und der Encyklopädisten, und ein Krieg zwischen beiden Parteien konnte nicht ausbleiben. Indeß fuhren die Herausgeber der geschichtlichen Sammlungen mit ihren Arbeiten fort, und die Veröffentlichung derselben wurde erst durch die Invasion der Franzosen unterbrochen. Es ist sehr zu verwundern, daß, als unter der Kaiserherrschaft die verborgensten Archive, wie z. B. die Roms und Venedigs, dem Volke geöffnet waren, Niemand daran dachte, so reiche Fundgruben auszubeuten. Dies ist um so mehr zu beklagen, als nach der Restauration alle Schätze dieser Art aufs neue der Wißbegier der Gelehrten entzogen wurden, und zwar nachdem sie auch manche bedeutende Verluste erlitten hatten, zumal in einer Epoche, wo man weder an einen Nutzen, den man aus handschriftlichen Schätzen ziehen könnte, noch an die Erhaltung derselben dachte.

Italien besitzt jedoch zu große Erinnerungen, als daß es noch lange gegen seine Vergangenheit in Gleichgültigkeit verharren könnte. Daher hat auch seit einigen Jahren das Studium der Monumente mit einem immer wachsenden Eifer wieder begonnen. Doch sind es nicht mehr die Eiferer für die alten Ideen, welche die Geschichte studiren; an der Spitze dieser Arbeiten stehen vielmehr Männer, die von der Liebe zu ihrem Vaterlande beseelt sind und den Fortschritt des Wissens am meisten wünschen. Man begreift leicht, daß, um ein heruntergekommenes, einst so großes Volk wieder aufzurichten, das Beste sey, es mit seiner Geschichte bekannt zu machen und ihm für die Thaten seiner Vorfahren Interesse einzuflößen, damit es ihnen nacheifere. Unmöglich können mit einem so lebhaften Charakter begabte Menschen durch die Heldenthaten ungerührt bleiben, welche die ganze Welt mit Bewunderung erfüllt haben. Mailand und seine Nachbarstädte sind noch voll von den Nachkommen jener Männer, welche die Lombardische Liga geschlossen: in Florenz erinnert jeder Stein an Dante, Machiavell, Michel Angelo und Galileo. Findet man in jenen Städten nicht die nämliche Energie, nicht das Streben für die Studien, welches man dort als ein Erbe glorreicher Thaten zu suchen berechtigt ist, so liegt der Grund davon in der mangelnden Volksbildung. Daher macht sich die neue historische Schule in Italien sehr verdient, denn sie schafft alte Mißbräuche ab, sucht das Studium der Geschichte mit dem Fortschritte der Gegenwart in Einklang zu bringen und die geschichtlichen Forschungen auf den Volksunterricht und die zwar langsame, aber sichere Wiedererweckung Italiens zu richten: sie verdient in dieser Beziehung die Theilnahme und Aufmunterung aller derer, die dies schöne, geistig so heruntergekommene Land lieben.

Piemont und Toskana sind die beiden Staaten, in welchen man sich am fleißigsten mit Italiens Geschichte beschäftigt. In Turin hat die Regierung eine Kommission ernannt, welche beauftragt ist, eine Sammlung geschichtlicher Monumente herauszugeben, wovon bereits drei Folianten erschienen sind. Der erste enthält die Charten und Urkunden, der zweite die Munizipalgesetze, der dritte die Geschichtschreiber. Wir wollen es keineswegs versuchen, hier eine Analyse der in jenen drei großen Bänden enthaltenen Gegenstände zu geben. Nur mit Hülfe der Urkunden kann man in das Dunkle und Geheime der Geschichte des Mittelalters dringen, wie nur durch solch ein Quellen-Studium allzu systematische Köpfe ihre vorgefaßten Meinungen aufgeben lernen. Besser als alles Andere zeigen uns die Munizipalgesetze und Statuten, in wie vielen falschen oder unvollständigen Ansichten man über die Italiänischen Freistaaten des Mittelalters befangen ist. Diese durch Industrie, Wohlstand und Blüthe der Künste ausgezeichneten Republiken, welche uns einige Schriftsteller frei von allem menschlichen Elende schilderten, waren mit jedem Laster der ausgeartetsten Civilisation vertraut, und ihre Verderbtheit hat schon vor fünfhundert Jahren Dante beklagt.

Die Sitten der Zeit muß man vorzüglich in den bürgerlichen Statuten suchen. Bald kämpfen die Gesetze vergebens gegen die Sittenlosigkeit; bald heiligen sie selbst als Recht, was uns wenigstens als der schrecklichste Mißbrauch erscheint. Während die Hasardspiele bei der größten Strafe verboten sind, bilden sich Actienvereine, welche die Gewandtheit einiger routinirten Spieler dazu benutzen, um sie, mit großen Geldsummen versehen, in ganz Europa herum zu schicken, damit sie den Herzog von Burgund und andere Großen, die dem Spiele mit Leidenschaft ergeben sind, ihrer Kleinodien berauben.

Auch sind unsere Börsenspekulationen nicht so neu, als man gewöhnlich glaubt. Das Steigen und Fallen der Papiere war zu jener Zeit schon Gegenstand der Gewinnsucht. Das Papiergeld, welches Italiänische Kaufleute bei den Mongolen gefunden hatten, wurde sogleich in Italien eingeführt und legte dann den Grund zu schrecklichen Bankerotten und Unglücksfällen. Man verdammte zum Feuertode jeden Christen, der mit einer Jüdin geheimen Umgang gepflegt hatte, und demjenigen, dessen Konkubine einen anderen Geliebten sich verschafft hatte, wurde ein Schadenersatz zugestanden.

Diese Gesetze belehren uns auch darüber, was man damals unter Freiheit verstanden. Bis zu dem Augenblicke ihres Falles haben die Republiken, welche, der Demüthigung der Nobili und Barone wegen, die Freilassung der Leibeignen beschlossen hatten, den Sklaven-Handel beibehalten. Die Gesetze des Florentinischen Freistaates, von Kaufleuten und Handwerkern abgefaßt, waren höchst ungerecht gegen Alles, was über oder unter der herrschenden Klasse stand. Einerseits sprachen jene zu den Sklaven: Selbst wenn Du Christ wirst, mußt Du in Ketten sterben, und suchst Du zu entfliehen, so wird man Dich in den Wohnungen des Bürgers suchen. Von der anderen Seite sagten sie zu den Edlen: Ihr sollt ewig von der politischen Herrschaft ausgeschlossen bleiben, und um euch zu vernichten, sollen alle diejenigen geadelt werden, die wegen Mord, Giftmischerei, Diebstahl, Blutschande und wegen .... (die Feder mag den letzten Grund nicht hinschreiben) zum Tode verurtheilt worden sind. Man sieht, daß das Französische Revolutions-Gesetz gegen die Verdächtigen im Vergleich mit dem Florentinischen Gesetzbuche nur eine Bagatelle war.

Ich wiederhole es, daß man die Geschichte Italiens nur durch ein ernstes Studium der Originalverhandlungen, der Statuten und Urkunden richtig begreifen kann, da es bekannt ist, daß sich Chronisten und Annalisten vorzüglich mit Krieg, Politik und mit Allem, was Epoche macht, beschäftigen. Daher zolle ich der Herausgabe von geschichtlichen Werken, die auf Befehl der Regierung zu Turin stattfindet, meinen herzlichen Beifall.

Die Mitglieder der historischen Gesellschaft zu Piemont beschränken sich nicht blos auf die Leitung der Arbeiten, von denen ich so eben gesprochen: sie lassen auch eigene geschichtliche Arbeiten von großem Interesse erscheinen. Balbo, vielseitig gebildet, hat eine Geschichte Italiens begonnen, wovon bis jetzt zwei Bände erschienen. In einer Reihe kleiner Abhandlungen hat er die schwierigsten Punkte der Geschichte des Mittelalters besprochen und eine Biographie Dante's gegeben. Besme, dessen Forschungen von der Französischen Akademie gekrönt wurden, ist der Verfasser eines ausgezeichneten Werkes über den Unbestand des Eigenthumes in Italien. Selopis, ein vorzüglicher Rechtsgelehrter, hat die Geschichte der Italiänischen Gesetzgebung begonnen, deren Fortsetzung man sehnlichst erwartet. Sauli, der an einer Literaturgeschichte von Piemont arbeiten soll, hat über die Besitzungen der Genueser im Orient ein Werk geschrieben, welches im Ausland nicht so bekannt ist, als es zu seyn verdient. Della Marmora und Manno beschäftigen sich fortwährend mit der Geschichte Sardiniens, über welche Insel in der neueren Zeit manche interessante Arbeiten geliefert wurden. Vergebens würde ich's versuchen, alle Arbeiten der Herren Peyron, Gazzera, Peyrei, Salazzo, Cibrario, Promis, Provano und anderer Piemontesischer Gelehrten, die sich mit so lebenswerthem Eifer geschichtlichen Forschungen widmen, hier aufzuzählen. Nur eine Bemerkung sey mir erlaubt: Diese in Italien allgemein gekannten Schriftsteller gehören fast alle den ersten Familien des Landes an und werden nur von dem Wunsche, die Wissenschaft zu pflegen, zu ihrer Thätigkeit bestimmt.

Was in Turin durch die Unterstützung von Seiten der Regierung geschieht, das haben in Toskana Privatvereine unternommen. Schwerlich wird man noch ein Land finden, das so reich an Chroniken, Denkschriften und historischen Dokumenten ist. Bei fast sämmtlichen Florentinischen Familien unterhielt man eine lange Zeit Register, in welche, von Generation zu Generation, die wichtigsten Familienereignisse und historischen Fakta aufgezeichnet wurden. Diesen Manuskripten, von welchen noch eine beträchtliche Zahl vorhanden ist, wurde sogar oft die Ehre zu Theil, dem Drucke übergeben zu werden, und vor kurzem noch hat der Marquis Rinuccini eines von diesen alten Familien-Tagebüchern, welches sehr wichtige Dokumente enthält, publizirt. Die Florentinischen Archive sind zahlreich und wichtig: die merkwürdigsten Dokumente befinden sich in denen der Medicis, wo die auf die Geschichte von Florenz und die Familie der Medicis Bezug habenden Briefe und Akten auf das vortrefflichste geordnet sind. Hier findet man auch die geheimen Berichte, die Original-Depeschen der nach allen Theilen Europa's gesandten Diplomaten, von jedem Tage seit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts. Alles ist dort erhalten, selbst die beißendsten Satiren gegen die Mediceer, welche oft, nach der Bestrafung des Verfassers, die Schriften, in welchen sie beleidigt wurden, in ihren Archiven sorgfältig aufbewahrten. Auch enthalten diese Archive mancherlei Erinnerungen; in ganz Florenz ist es bekannt, daß man unter der Briefsammlung des Kardinals Hippolyt von Medicis, welcher im Beginn des 16ten Jahrhunderts lebte, ein Kouvolut wahrnimmt, das eine Handvoll Barthaare enthält, die der Kardinal einem seiner Feinde ausgerissen und in den Archiven seiner Familie aufbewahrt hat, mit einer eigenen, dem Andenken dieser Heldenthat bestimmten Inschrift. Unglücklicherweise sind diese Archive den Florentinischen Gelehrten nicht geöffnet, und zu ihrem Bedauern sahen sie, wie Fremde, besonders Deutsche, leicht Zutritt in eine Büchersammlung erhalten, wohin bis jetzt die eigenen Landeskinder nur mit großer Mühe haben kommen können.

Digitized by Google

Es haben sich in Florenz für die Herausgabe historischer Dokumente verschiedene Vereine gebildet, deren Seele und Chef der Marquis Capponi ist, ein Mann von vielem Wissen und mit der Geschichte seines Landes vortrefflich bekannt. Bis jetzt hat Capponi wenig veröffentlicht, aber die Noten, welche er den Dokumenten der Italiänischen Geschichte, die Molini fast gänzlich der Königlichen Bibliothek in Paris entnommen hat, beifügte, haben Beweise von seinen vielseitigen Kenntnissen gegeben und bestätigten es, daß er ein für Italien unentbehrliches Talent besitzt: nämlich Alles, was nützlich ist, zu sagen, ohne daß die Censur daran etwas tadeln kann.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Napoleon und die Französische Geschichtschreibung.

In den ersten Monaten des Jahres 1808 überschickte der Abbé Salma, Bibliothekar der Kaiserin, dem Kaiser eine ausführliche Denkschrift über die Fortsetzung der „Histoire de France" von Velly, Villaret und Garnier. Diese Schrift wurde aus dem Kabinet des Kaisers an den Kaiserlichen Bibliothekar geschickt, mit der beigefügten Bemerkung: „Ueberwiesen an Herrn Barbier, ein Bericht zu erstatten. — Auf Befehl."

Wenige Tage später übersendete Barbier dem Kaiser folgenden Bericht: „Herr Salma wünscht mit der Fortsetzung der „Histoire de France" beauftragt zu werden, die Velly, Villaret und Garnier nur bis zum vierten Regierungsjahre Karl's IX., also bis 1564, fortgeführt haben. Er will noch hinzufügen:

1) geographische Karten für jeden Zeitabschnitt;
2) die Münzen jeder Regierung;
3) die Portraits der berühmtesten Personen;
4) die Beschreibung der öffentlichen Denkmäler.

Diese Arbeit würde ihm auch Gelegenheit geben, den vortrefflichen chronologischen Abriß des Präsidenten Hénault bis zu unserer Zeit fortzuführen. Er würde auch den wesentlichen Inhalt seiner Forschungen in synoptische Tabellen bringen, ähnlich denen, welche er Ihrer Maj. der Kaiserin vorgelegt hat, und welche die Geschichte Frankreichs, so wie die von Martinique und Korsika, enthielten. Herr Salma kennt die Länge der Bahn, die er betreten will. Er will der Arbeit seine ganze Zeit widmen und alle öffentliche Archive zu Rathe ziehen, in denen die Denkmäler unserer Geschichte und unseres öffentlichen Rechts enthalten sind. Dieser fleißige Gelehrte ist vortheilhaft bekannt durch die Elemente der Geographie, die er 1792 herausgegeben hat. Ich habe die Ehre, Sr. Majestät den Vorschlag zu machen, daß Herrn Salma ein angemessenes Gehalt bewilligt werden möge, damit er sich ausschließlich mit dem Studium der Französischen Geschichte beschäftigen könne. Paris, 25. März 1808. Barbier."

Napoleon, der auf diesen Vorschlag einging, befahl, den Antrag des Abbé Salma dem Minister des Innern zu überweisen; der Minister übersendete in Folge dessen dem Kaiser einen Bericht, der darauf hinausging, daß der Antrag des Abbé Salma nicht angenommen werden könne, weil es nicht Sache der Regierung sey, sich in solche Unternehmungen zu mischen, und weil die Unterstützungen Gegenständen von größerem Interesse vorbehalten werden müßten.

Napoleon erhielt diesen Bericht während seines Aufenthalts zu Bordeaux am 12. April 1808. Auf der Stelle diktirte er folgende Note: „Ich billige nicht die Grundsätze, die in dem Berichte des Ministers des Innern ausgesprochen sind. Vor 20 Jahren waren sie wahr, in 60 Jahren werden sie es wieder seyn; jetzt sind sie es nicht. Velly ist der einzige etwas ausführliche Geschichtschreiber, der über Französische Geschichte geschrieben hat; der chronologische Abriß des Präsidenten Hénault ist ein gutes klassisches Buch: es wäre angemessen, beide fortzusetzen. Velly endigt mit Heinrich IV., und die anderen Geschichtschreiber gehen nicht über Ludwig XIV. hinaus. Es ist höchst wichtig, sich des Geistes zu vergewissern, in welchem die Fortsetzer schreiben werden. Die Jugend kann die Thatsachen nur so beurtheilen, wie sie ihr vorgeführt werden. Täuscht man sie in der Geschichte der Vergangenheit, so bereitet man ihr Irrthümer für die Zukunft. Ich habe den Polizei-Minister beauftragt, für die Fortsetzung von Millot zu sorgen, und ich wünsche, daß die beiden Minister die Fortsetzung von Velly und des Präsidenten Hénault veranlassen. Diese Arbeit muß nicht nur Männern von Talent, sondern auch gutgesinnten Männern übertragen werden, welche die Thatsachen in ihrem wahren Lichte darstellen und so einen gesunden Unterricht befördern, indem sie diese Geschichtschreiber von da an fortsetzen, wo dieselben stehen geblieben sind, und die Geschichte bis zum Jahre VIII weiterführen. Die Ausgabe rechne ich für gar nichts; ich wünsche sogar, daß der Minister die Ueberzeugung verbreite, keine Arbeit könne in einem höheren Grade meinen Schutz verdienen. In jeder Zeile muß man die Bedeutung des Einflusses des Römischen Hofes, der Beichtzettel, der Zurücknahme des Edikts von Nantes, der lächerlichen Heirath Ludwig's XIV. mit Madame Maintenon u. s. w. fühlen. Die Schwäche, welche die Valois des Throns beraubt hat, und die der Bourbons, welche die Zügel der Regierung ihren Händen haben entschlüpfen lassen, müssen dieselben Empfindungen erwecken. Gegen Heinrich IV., Ludwig XIII., Ludwig XIV. und Ludwig XV. soll man gerecht seyn, ohne zu schmeicheln. Man soll die Septembermorde und die Gräuel der Revolution mit demselben Griffel schildern, wie die Inquisition und die Mordthaten der Sechzehn. Man muß, wenn die Rede auf die Revolution kömmt, jede Reaction vermeiden. Kein Mensch konnte sich derselben widersetzen, und Tadel gebührt weder denen, die gefallen, noch denen, die am Leben geblieben sind. Keine individuelle Kraft konnte die Elemente beherrschen und die Ereignisse verhüten, welche aus der Natur der Dinge und den Ereignissen entsprangen. Man muß auf die beständige Unordnung der Finanzen, das Chaos der Provinzial-Versammlungen, die Ansprüche der Parlamente, die mangelhafte Einrichtung der Verwaltung hinweisen, so wie auf das bunt zusammengeflickte Frankreich, das weder Einheit der Gesetze noch der Verwaltung hatte und vielmehr eine Vereinigung von 30 Reichen als ein Staat war, so daß man gleichsam aufathmet, wenn man zu der Zeit gelangt, wo dem Lande die Wohlthaten zu Theil wurden, die aus der Einheit der Gesetze, der Verwaltung und des Gebiets entspringen. Die fortwährende Schwäche der Regierung unter Ludwig XIV., Ludwig XV. und Ludwig XVI. muß auf das Bedürfniß hinführen, das neu begründete Werk und das erlangte Uebergewicht zu bewahren: die Wiederherstellung des Kultus und der Altäre schließt die Furcht vor einem fremden Priester oder einem ehrgeizigen Beichtvater nicht aus, welche die Ruhe Frankreichs stören könnten."

„Es giebt keine wichtigere Arbeit. Jede Leidenschaft, jede Partei können Schriften in die Welt setzen, um die Meinung zu verwirren: aber ein Werk, wie das von Velly, wie der chronologische Abriß des Präsidenten Hénault, dürfen nur einen Fortsetzer haben. Wenn dieses Werk gut entworfen und gut geschrieben wird, so wird Niemand den Willen oder die Geduld haben, ein anderes zu machen, besonders wenn die Polizei, anstatt einen solchen Versuch zu unterstützen, ihn hintertreiben wird. Die vom Minister ausgesprochene Ansicht, welche diese Arbeit der Privat-Industrie und den Speculationen einiger Buchhändler überliefern würde, ist nicht gut und kann nur schlechte Resultate haben. In Betreff des Individuums, das sich anträgt, ist nur zu untersuchen, ob es das nöthige Talent hat, ob es gut gesinnt ist, und ob man den Ansichten trauen darf, die seine Forschungen leiten werden."

Hier folgen einige Stellen aus dem Briefe des Ministers an den Abbé Salma: „Die Fortsetzung der Geschichte von Velly, zu der Sie, mein Herr, einen Band zu liefern beauftragt sind, ist eine Art National-Denkmal. Die gegenwärtige Generation und die folgende sollen aus derselben die Motive ihrer Anhänglichkeit an die jetzige Regierungsform und der Dankbarkeit gegen das Haupt der herrschenden Dynastie schöpfen. Der Geist, in welchem diese Geschichte abgefaßt werden muß, ist daher von Wichtigkeit, und diese erklärt, weshalb ich mich verpflichtet glaube, Ihnen einige Bemerkungen mitzutheilen, ohne Ihrer Freiheit zu nahe treten zu wollen. (Hier sind fast alle Bemerkungen des Kaisers eingeschaltet.) Wenn indeß die Fortsetzung der Geschichte von Velly in schwierigen Zeiten beginnt, so bietet wenigstens die letzte Periode dieser Geschichte tröstliche Aussichten und glänzende Abschnitte: ich spreche vom Ruhme unserer Armeen, der die Erinnerung unserer Leiden und Spaltungen überdauern wird; dieser Ruhm und besonders der des Hauptes der herrschenden Dynastie haben nicht nur Frankreich vor einer Theilung bewahrt, sondern auch das Gebiet vergrößert und das Uebergewicht, das es seit dem 13. Brumaire in Europa errungen hat, vorbereitet."

Der Abbé Salma verfaßte zwei Bände, von denen er das Manuskript dem Minister des Innern zusendete; da aber kein Band im Druck erschien, so gab er die Arbeit auf. (Spect. milit. français.)

Mannigfaltiges.

— Philosophie in Nord-Amerika. Ein Deutscher von Geburt und Bildung, Dr. Friedrich Rauch, hat das Verdienst, in den Vereinigten Staaten der erste akademische Lehrer gewesen zu seyn, der die Philosophie als Wissenschaft behandelte und öffentlich vortrug. Denn was vor ihm als Philosophie gelehrt worden, war entweder nur eine Geschichte der Englischen und Schottischen Philosophie, von Locke bis Dugald Steward, oder ein eklektisches Gebräu nach den Französischen Darstellungen von Cousin. Dr. Rauch war bei dem Marshalls-Kollegium im Staate Pennsylvanien als Professer angestellt und zuletzt Rektor (Präsident) dieser Hochschule. Vor zwei Jahren gab er seinen Kursus der Seelenlehre in Druck,*) und bereits im Jahre 1841 ist von diesem Buche in New-York die zweite Auflage erschienen. Leider ist der Verfasser noch bevor diese Auflage, mit deren Durchsicht und Verbesserung er sich beschäftigte, vollendet war, der Wissenschaft und den zahlreichen Schülern, die er sich bereits in Amerika gebildet, durch den Tod entrissen worden. Sein Ableben wird in den uns zu Gesicht gekommenen Amerikanischen Journalen als ein wahrhafter Nationalverlust beklagt. Dr. Rauch schrieb ein so vortreffliches Englisch, wie nicht leicht irgend ein Ausländer, hatte aber bei aller Liebe zu seinen Amerikanischen Mitbürgern, auch seine Deutsche Eigenthümlichkeit und insbesondere seine Liebe zur heimatlichen Wissenschaft und Literatur sich zu bewahren gewußt. In seinem Werke bekennt er offen, wie vielen und welchen Deutschen Lehrern er das zu verdanken habe, was er jetzt in der neuen Welt als eine hier ganz neue Wissenschaft vortrage, und wenn wir jetzt auf Deutschen Universitäten manche aus Amerika herübergekommene Zuhörer in den Lehrsälen der Philosophie wahrnehmen, so sind diese vielleicht durch die Vorträge im Marshalls-Kollegium zu der wissenschaftlichen Pilgerfahrt nach Deutschland angeregt worden.

*) Psychology, or a View of the human Soul. Adapted for the use of Colleges. By the Rev. Frederick A. Rauch, President of Marshall-College.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Mittwoch den 5. Januar 1842.

Frankreich.

Maine de Biran und der Ursprung des Eklektizismus in Frankreich.

Es sind nun fast dreißig Jahre, daß sich die eklektische Schule in Frankreich festgesetzt hat. Die Vorlesungen von Royer-Collard gaben ihr zuerst Bedeutung in der literarischen und wissenschaftlichen Welt, und die Arbeiten von V. Cousin erhoben sie zu ihrer höchsten Blüthe. Seitdem hat sich freilich eine mächtige Opposition gegen sie geltend gemacht: de Maistre, de Bonald, Buchez, Lamennais, P. Leroux, Alle Anhänger der sensualistischen Philosophie haben sich gegen den Eklektizismus erhoben und denselben mit wahrer Parteiwuth bekämpft. Indeß ist die Polemik im Ganzen weniger gegen die Prinzipien der Schule als gegen den politischen Standpunkt der Häupter derselben gerichtet gewesen. Werden bei dieser Gelegenheit die Fragen aufgeworfen: Welches war der Zustand der Philosophie in Frankreich, als die eklektische Schule hervortrat? In welchem Geiste, zu welchem Zwecke begannen sie den Kampf? so scheint kaum abzusehen, wie diese Fragen auf eine befriedigende Weise hätten beantwortet werden können, da einer der tiefsten Denker der Schule, von dem der Hauptanstoß ausging, kaum dem Namen nach bekannt ist. Als Maine de Biran im Jahre 1824 starb, folgten Royer-Collard und V. Cousin fast allein seinem Sarge. Zehn Jahre später gelang es Cousin, der Familie des Verstorbenen das Manuskript des ersten der vier Bände zu entreißen, die später erschienen; der Schatz, der hier ans Licht gefördert wurde, war ein fast ganz unbekannter.

Biran ist nie das Haupt einer Schule gewesen. In der Philosophie wie in der Politik hat er nie nach dem ersten Range gestrebt, sondern sich immer hinter einer anderen Persönlichkeit versteckt: in der Politik hinter Lainé, in der Philosophie hinter Royer-Collard und Cousin. Seine Einwirkung konnte immer nur eine indirekte seyn, weil ihm die Gabe des Worts und des Stils fehlte. Wie in seinem ganzen Leben, so fehlte ihm auch in der Philosophie ein erhabener Ehrgeiz: er war und wollte nur ein Psychologe seyn. Die großen Fragen, welche alle kühnere Geister anzogen, erschreckten ihn nur. Für ihn war die Psychologie nicht bloß eine Stufe zur Wissenschaft, sondern die ganze Wissenschaft.

Biran's Werke sind jetzt vollständig im Drucke erschienen, so daß wir den Gang seiner Bildung und die Geschichte seiner Gedanken verfolgen können. Seine erste Schrift: „Ueber die Gewohnheit", ist eine feine Analyse, aber der Gegenstand ist bei weitem nicht erschöpft und die Beziehung der Gewohnheit zu den Gesetzen unserer Entwickelung nicht hinlänglich aufgeklärt. Die damals herrschende Schule beschäftigte sich am liebsten mit der Einwirkung des Körpers auf den Geist, und dies auch nur, wie Cabanis sagt, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß das geistige Element nur eine Modification des physischen sey. Biran ging freilich nicht so weit, indeß glaubte er doch anfangs, daß alle Erscheinungen des Bewußtseyns ihre Quelle in der Empfindung hätten. Eine andere Abhandlung: „Die Zergliederung des Gedankens", enthält schon eine offene Protestation gegen den Sensualismus. Er sucht in dieser Schrift zu zeigen, daß es Ideen giebt, für die sich keine Erklärung finden läßt, wenn man nicht eine ursprüngliche Thatsache der unmittelbaren Wahrnehmung des Ich durch sich selbst als Ursache annimmt. Sobald er einmal die Wichtigkeit des Begriffs der Ursache eingesehen hatte, richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen Punkt. In einer dritten Abhandlung: „Die unmittelbare innere Wahrnehmung", entwickelte er seine Theorie des Willens, die der Zielpunkt seiner Arbeiten so wie der Ausgangspunkt der eklektischen Schule wurde. Ausgearbeiteter und entwickelter ist diese Theorie in seinem größeren Werke: „Ueber die Beziehungen des menschlichen Körpers und Geistes."

Zu der Zeit, wo Biran schrieb, herrschte in Frankreich die Theorie der Sensualisten. Einige Schüler von Jean Jacques so wie einige Cartesianer konnten Frankreich nicht vor dem geistigen Verfall bewahren. Die Encyklopädie hatte gesiegt und der Sensualismus überall seine Fahne aufgepflanzt. Helvetius hatte in seiner egoistischen Moral das Geheimniß desselben verrathen, welches eine geistreiche Frau das Allerwelts-Geheimniß nannte. Diderot nannte sich offen einen Atheisten. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts war die Herrschaft der Sensualisten indeß noch nicht unbestritten; es war damals eine große philosophische Bewegung; die Sensualisten hatten das Uebergewicht, aber noch vertheidigten die Anhänger von Cartesius und Mallebranche die Sache der Vernunft gegen die Sinne. Alle neue Schulen hatten, wenn sie auch in dem metaphysischen Prinzip von einander abwichen, eine gemeinsame Aufgabe, die des Zerstörens. Hierzu war der Sensualismus am geeignetsten. Als aber die Revolution beendet war und als die Sensualisten anfangen wollten, etwas Positives aufzurichten, zeigte sich's, daß sie mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit behaftet waren. Die Schule ließ sich nur auf Elementar-Fragen ein und entfaltete einen eitlen Luxus der Methode; sie wollte, wie Diderot ihr prophezeit hatte, neue Wege bahnen und konnte nur mathematische Linien zeichnen. In Schottland erhoben sich Reid, Adam Smith, Stewart; in Deutschland hatte eine neue Epoche der Speculation begonnen, ohne daß diese Bestrebungen in Frankreich den geringsten Wiederhall gefunden hätten.

Auch Biran gehörte mit Leib und Seele den sensualistischen Theorieen an, und wenn er 1811 einer der fleißigsten Zuhörer von Royer-Collard war, so diskutirte er zehn Jahre vorher im Salon der Mad. Helvetius mit Cabanis, Volney, Destutt-Tracy, Garat und den bedeutendsten Ideologen. Diese waren ihren philosophischen Meinungen nach fast alle Anhänger von Condillac, der diesen Einfluß als ein Erbtheil der Philosophie des „weisen Locke" übernommen hatte. Das 18te Jahrhundert hatte sich Locke ergeben wegen seiner sensualistischen Theorie, deren es bedurfte, und wegen seiner Experimental-Methode, welche die Unfruchtbarkeit der vermeintlichen Metaphysik einigermaßen verhüllte. Später trat Condillac an die Stelle von Locke. Er hatte das Verdienst, sich und Anderen die Richtigkeit seiner Lehre zu verbergen. Er erbaute ungeheure Räume von schöner Anordnung, welche sich durch Regelmäßigkeit und Einfachheit auszeichneten, aber gänzlich leer waren.

Nichts beweist vielleicht mehr die Schwäche dieser Philosophie, als die eitle Zuversichtlichkeit ihrer Anhänger. Wenn der Sensualismus an seiner Gränze angelangt war, was sehr bald geschah, so glaubte er an der Gränze der Wissenschaft angelangt zu seyn. Alle Sensualisten schrieben ihren Katechismus. Tracy sagte zu seinen Freunden: „Man muß Cabanis und mich nehmen, aus unseren Büchern einen kleinen volksthümlichen Katechismus machen und ihn in Massen verbreiten." Der philosophische Professor der Normal-Schulen, Garat, sagte von Condillac, seine Entdeckungen ließen keinem Jahrhunderte die Möglichkeit oder die Hoffnung, schönere oder nützlichere zu machen. Cabanis schrieb in seinen „Beziehungen des menschlichen Körpers und Geistes": „Wir sind wohl nicht mehr genöthigt, zu beweisen, daß das physische Gefühl die Quelle aller Ideen und Gewohnheiten ist, welche die geistige Existenz des Menschen begründen. Unter den Menschen, welche von ihrer Vernunft Gebrauch machen, findet sich wohl Keiner, der diese Wahrheit bezweifeln möchte."

Biran trennte sich vollständig von der Condillacschen Schule durch seine Abhandlung: „Ueber die Zergliederung des Gedankens". Hier erkennt er in der persönlichen Thätigkeit nicht mehr bloß eine modifizirte sinnliche Empfindung, sondern ein besonderes Prinzip, welches ganz andere Aeußerungen hat, welches auf die Empfindungen einwirkt, sie korrigirt und leitet, mit einem Worte, welches als Kraft der Spontaneität den äußeren Eindrücken entgegentritt. Der Wille nimmt so die Stelle ein, welche sich früher die passiven Erscheinungen angemaßt hatten. Die Empfindung hat zwei wesentliche Eigenschaften: sie ist leidend und wechselnd. Wird das Wesen des Menschen auf solche Elemente gebaut, so kann er auch nur ein passives und vergängliches Geschöpf seyn. Er wird dann nicht nur nicht Ursache seyn, sondern auch nicht einmal den Begriff der Ursache haben. Descartes hatte gesagt: „Ich denke, also bin ich." Biran sagte: „Ich will, also bin ich."

In seiner dritten Abhandlung führte er diese Ansicht weiter aus; vollständig entwickelte er sie aber erst in seiner Schrift: „Ueber die Beziehungen des Körpers und des Geistes". Hier gab er eine Darstellung der Theorieen von Descartes, Mallebranche, Leibnitz, Stahl, Haller, Bichat. In dem Zwischenraume, der zwischen dem Erscheinen dieser beiden Schriften verfloß, war sowohl in Biran als um ihn eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Die sensualistische Schule hatte ihr Ansehen und ihre Vertheidiger verloren. Später erst gelangte sie durch die eifrigen, obwohl in letzter Instanz fruchtlosen Bemühungen von Broussais wieder zu einiger Bedeutung. Die Vorlesungen von Royer-Collard hatten 1811 bei der Faculté des Lettres begonnen. Die philosophische Revolution war schon in ihrem Beginn vollendet. Das System der Empfindungen wurde mit einem Schlage zerstört. Biran hatte nicht daran gedacht, eine Neuerung in der Philosophie unternehmen zu wollen. Als er sein Prinzip entdeckte und sich alle Konsequenzen desselben klar gemacht hatte, empfand er vielleicht das Bedürfniß, seine Entdeckung den Männern von Fach mitzutheilen, aber ihm war die zukünftige Weiterbildung seiner Ideen ganz gleichgültig. Wie groß auch sein Einfluß gewesen seyn mag, er war ein ganz

unwillkürlicher und unabsichtlicher. Seine Freunde haben seine Theorieen mit den übrigen verbreitet, aber er hat die Revolution, die sie bewirkt haben, weder veranlaßt noch gewünscht. Er liebte die Philosophie; aber er wollte sie nur kennen, nicht verbreiten.

Die Vorlesungen von Royer-Collard, denen Biran einst beiwohnte, drehten sich nur um den Geist und den Willen. Er behandelte den Geist nach dem Vorgange Reid's und der Schottischen Schule, und den Willen nach der Theorie Biran's, welcher so zum erstenmale zur Bekanntschaft des philosophischen Publikums gelangte. Royer-Collard nahm diese Theorie ohne die geringste Abweichung an, und indem er die Freiheit und die Kausalität über alle Zweifel erhob, zerstörte er den Sensualismus und seine Resultate von Grund aus.

Royer-Collard lieferte die Entscheidungsschlacht. Wenn Frankreich von dem Sensualismus, dem Materialismus und ihren Resultaten befreit wurde, wenn die spiritualistischen Theorien wieder zu Ehren gelangten, so gebührt dieses Verdienst Royer-Collard, Biran und Cousin. Es gab nur ein Mittel, den Sensualismus zu besiegen; er mußte in seiner Wurzel, auf dem Gebiete der Psychologie angegriffen werden. Das einzige Heilmittel gegen das Gift des Sensualismus war eine vollständige Psychologie, die nicht wie die Condillac's nur eine Seite des Menschen, und gerade nur die unwichtigste, beachtete. Mit Ausnahme der eklektischen Schule ist Niemand auf die Quelle der Irrthümer Condillac's zurückgegangen, hat Niemand die Thatsachen den Thatsachen, vollständige Beobachtungen unvollständigen und ungenügenden entgegengestellt. Mit Ausnahme der eklektischen Schule hat Niemand eine gründliche Analyse des Geistes unternommen, um zu zeigen, daß nicht Alles aus den Sinnen entspringt; außer Biran hat Niemand die Thatsache der menschlichen Freiheit proklamirt. De Bonald, de Maistre haben laut genug gegen Condillac geschrieen, aber sie hatten nichts an die Stelle der Vernunft zu setzen, denn ihnen war ja die Vernunft die größte Feindin des Menschengeschlechts. Nachdem sie die Menschen des Systems der Empfindung beraubt hätten, würden sie ihnen nichts weiter gelassen haben als die erste, der Ankunft des Messias vorhergehende Offenbarung. Ihre Tendenz war, die Vernunft zu erniedrigen und zu einem Echo der Tradition herabzusetzen. Mit einer solchen Theorie läßt sich aber in einer Zeit nichts ausrichten, die das Bedürfniß empfindet, Alles zu prüfen und zu untersuchen. Selbst Lamennais, der vermöge der Leidenschaft, die in seinen Worten braust, eine solche Gewalt über die Gemüther hat, konnte es zu keiner nachhaltigen Wirksamkeit bringen.

(Schluß folgt.)

Italien.

Die historische Literatur Italiens.

(Schluß.)

Eine von diesen Gesellschaften hat den Zweck, die Berichte der Venetianischen Gesandten zu veröffentlichen. Es ist bekannt, daß die Republik Venedig verlangte, daß die diplomatischen Geschäftsträger, welche sie überall hin, von Ispahan bis nach Lissabon, schickte, bei ihrer Rückkehr einen historischen, politischen und statistischen Bericht von den Ländern, in welchen sie sich aufgehalten, abstatteten. Diese sehr zahlreichen Berichte bilden in ihrer Gesammtheit eine Art neuerer Universalgeschichte, welche sehr belehrend ist, und es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Schriften, die das beste Licht über die fremden Länder verbreiteten, zur politischen Bildung der wegen ihrer Klugheit weit und breit berühmt gewesenen Venetianischen Aristokratie viel beigetragen haben. Bis jetzt ist nur eine geringe Zahl von diesen Berichten erschienen, wovon mehrere, die Frankreich betreffen, Tommaseo unter Mignet's Direction in die von den historischen Comité's herausgegebene Sammlung von Dokumenten aufnahm; es wäre zu wünschen, daß diese Lieferung vervollständigt würde. Man hat schon längst in Florenz den Entschluß gefaßt, eine vollständige Ausgabe jener Relationen zu veranstalten, und es ist die Leitung dieses Unternehmens Herrn Alberi, einem eben so thätigen als unterrichteten jungen Gelehrten, Verfasser einer vortrefflichen Biographie der Katharina von Medici, übertragen worden. *) Die von Alberi bereits publizirten Berichte sind höchst interessant. Die Briefsammlung Capello's, des Gesandten in Florenz, zur Zeit als diese Stadt von den Soldaten Karl's V. belagert wurde, würde allein hinreichen, dieser Sammlung den Beifall des Publikums zu sichern.

Ein anderer Verein, der vor kurzem sich gebildet, wird sich mit der Herausgabe aller Italien betreffenden Jahrbücher und Urkunden beschäftigen. Die Sammlung derselben wird den Namen eines historischen Archivs führen. Der erste Band, welcher viel Interessantes über die Sicilianische Vesper enthalten soll, wird in kurzem erscheinen. Der Herausgeber dieses Bandes, heißt es, ist Niccolini, ein Mann von eminentem Wissen und in Italien allgemein geachtet, den man jedoch im Auslande kaum dem Namen nach kennt. Er arbeitet seit langer Zeit an einer Geschichte der Hohenstaufen und ist der Verfasser von mehreren mit Beifall aufgenommenen Trauerspielen. Dies ist übrigens nicht der einzige Dichter in Italien, der sich in weit schwierigeren und ernsteren Arbeiten mit Glück versucht. Auch Manzoni hat durch einige Versuche, welche man gern ergänzt sehen möchte, gezeigt, daß der Verfasser der „Verlobten" sich unter die Geschichtschreiber ersten Ranges zählen könnte. Große Erwartung hegt man von den Florentiner historischen Archiven, die von eifrigen und unterrichteten Männern redigirt werden und deren Herausgeber, Vieusseux, immer eine seltene Thätigkeit und die reinsten Absichten an den Tag gelegt hat.

Außer diesen Kollektiv-Erscheinungen sind in der letzten Zeit in Italien andere geschichtliche Bearbeitungen, in mehr als einer Rücksicht merkwürdig, erschienen. So hat Polidori Cavalcanti's Chronik der Oeffentlichkeit übergeben, ein Werk, das Machiavell oft benutzt haben soll.

Mehrere historische Werke, die in den letzten Jahren in Toscana erschienen, haben ein zu beschränktes lokales Interesse, als daß man an ihre Verbreitung im Auslande denken sollte. Eine Ausnahme verdient jedoch in dieser Beziehung das Geschichts-Wörterbuch von Toscana, von Repetti verfaßt. Dieses vortreffliche Werk, welches nach größtentheils noch nicht gedruckten Original-Handschriften bearbeitet ist, zeichnet sich auf eine ganz besondere Weise unter den Werken desselben Genre's aus. Ciampi's Schriften, der, nachdem er mit Erfolg Archäologie studirt hatte, sich der neueren Geschichte zuwendet, und der das geschichtliche Verhältniß Polens zu Italien zum Gegenstande seiner Forschung gewählt hat, bieten ein um so größeres Interesse dar, als beide Länder Manches mit einander gemein haben.

Unmöglich kann ich die Geschichte der Malerei in Italien mit Stillschweigen übergehen, welche Rosini in Pisa erscheinen ließ und die durch einen in das Journal des Savans aufgenommenen geistreichen Aufsatz von Raoul Rochette geehrt worden. Als Anhang zu diesem Werke kann man die bisher unedirt gewesene Korrespondenz der Italiänischen Künstler ansehen, wovon Gaye, ein für die Wissenschaft zu früh verstorbener Deutscher Gelehrter, kurz vor seinem Ende drei Bände veröffentlichte. Zwar existirte bereits eine Sammlung ähnlicher Art, die Bottari noch im vorigen Jahrhundert erscheinen ließ, und wovon neuerdings in Mailand eine vervollständigte Ausgabe im Druck erschien; aber Gaye hat weit gründlicher und vollständiger gearbeitet, und die Dokumente, welche er gesammelt, verbreiten das größte Interesse nicht nur über das Leben der großen Künstler, sondern auch über die Geschichte der Kunst selbst.

Ein sehr wichtiger Beitrag zur Geschichte des Mittelalters erscheint in Lucca, in einer Stadt, die besonders wegen ihrer in ganz Europa ambulirenden Gypsfiguren-Händler bekannt ist. Diese Stadt, welche in Bezug auf die Geschichte der Kunst so viel Interessantes darbietet und die stets ausgezeichnete Männer hervorgebracht hat, nimmt noch in anderer Beziehung die Aufmerksamkeit der Gelehrten in Anspruch. Die Archive Lucca's sind vielleicht am reichsten an alten Dokumenten: es finden sich dort mehr als vierhundert Karten, die noch vor dem Tode Karls des Großen gezeichnet sind. Am unentbehrlichsten aber für Alle, welche die neuere Geschichte ernstlich studieren, ist die Sammlung der auf die Geschichte der Herrschaft Lucca's Bezug habenden Dokumente.

In Piemont und Toscana sind historische Arbeiten, wie wir eben gesehen, an der Tagesordnung. In dem übrigen Italien aber vermißt man sowohl den Eifer als das gemeinschaftliche Streben; hier sind die Forschungen nur das Resultat einer besonderen Neigung, nicht einer allgemeinen Geistesrichtung.

Pezzana, Konservator der Bibliothek in Parma, setzte mit glücklichem Erfolge die Arbeiten fort, welche im vergangenen Jahrhundert der Pater Affo unternahm, nämlich über die Literatur- und politische Geschichte des Herzogthums Parma. Auch hofft man noch, daß Giordani seinen Entschluß, die Geschichte der Künste zu bearbeiten, verwirklichen werde. Giordani steht einzig in Italien da. Vielseitig gebildet, mit der vaterländischen Geschichte vortrefflich vertraut, das Italiänische mit einer Eleganz und Reinheit schreibend, die an die klassische Zeit der Italiänischen Literatur erinnert, hat er sich bloß auf die Herausgabe einiger kleinen Schriften beschränkt, ohne jemals ein größeres Werk zu verfassen; doch trafen ihn, als Lohn dieser Schriften, Gefängniß und Verbannung.

Venedig, das Italien so viele Geschichtsschreiber geliefert hat, und wo auf Bembo und Parata, im vorigen Jahrhundert, Sandi, Coleti, Farlati, Marini und Tentori folgten, welche mit großer Gelehrsamkeit alle Abschnitte der Geschichte dieses großen Freistaates behandelt haben, hat in der neuesten Zeit nichts als die gelehrten Anmerkungen von Tiepolo über Daru's Geschichte von Venedig und das große Werk von Cicogna über Venedigs Inschriften, die viel Interessantes über die Geschichte dieser Stadt enthalten, hervorgebracht.

Obgleich gegenwärtig in der Lombardei mehr Bücher als in irgend einer Italiänischen Provinz gedruckt werden, so produzirt es doch weit weniger Geschichtswerke als die Presse Toscana's. Dessenungeachtet ist das Werk: die berühmten Familien Italiens, welches der Graf Litta in Mailand herausgiebt, unstreitig eines der wichtigsten, welches jenseits der Alpen erscheint. Unter einem etwas aristokratischen Titel, der wahrscheinlich die Hindernisse beseitigt hat, auf die der Verfasser bei einigen Regierungen gestoßen wäre, bietet dieses Buch eine vollständige Geschichte der Familien dar, welche zu allen Zeiten in Italien eine wichtige Rolle gespielt haben. In den Kupfern, die dem Text beigeheftet sind, hat man mit einer großen Genauigkeit die berühmtesten Monumente, Grabsteine, Statuen, Gemälde und Medaillen abgebildet, welche der Geschichte jeder Familie angehören. Dieses große Werk, dem der Verfasser sein Leben und Vermögen geopfert hat, ist für jede Italiänische Bibliothek unentbehrlich geworden.

Ein anderes Werk, das anfänglich mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, ist die historische Encyklopädie des Professors Cesare Cantù. Der noch sehr junge Verfasser hat bereits eine große Zahl von Werken geschrieben. Romane, geschichtliche Versuche, literarische Kritik, Alles ist mit einer bewundernswerthen Gewandtheit aus seiner Feder geflossen. Mir scheint es, als hätte diese Leichtigkeit Cantù geschadet, der, ohne sich Zeit zu lassen, sich für ein solches Riesenwerk vorzubereiten, eines Morgens mit dem Entschlusse erwachte, eine historische Encyklopädie herauszugeben, welche aus zwanzig dicken Bänden Text und aus wenigstens einer gleichen Zahl Bänden Noten und Dokumenten bestehen sollte. In einer sehr herausfordernder Einleitung, welche vor drei Jahren er-

*) Ueber dieses Werk werden wir nächstens in einem besonderen Artikel sprechen.

Digitized by

schien, entwickelte Cantù den Plan dieser Universalgeschichte, und um die Welt mit der Nothwendigkeit, die das von ihm angekündigte Werk erheischt, bekannt zu machen, gab er eine Uebersicht aller früheren Geschichtschreiber, worin er mit kurzen Worten anführte, daß Herodot, Thucydides, Cäsar, Livius, Tacitus, Plutarch, Machiavell, Sarpi, Hume, Gibbon, Robertson, Montesquieu und hundert Andere, welche Cantù genau hinter einander aufzählt, keineswegs die Bewunderung verdienen, welche die Nachwelt ihren Werken gezollt hat: Dieser sey schwülstig gewesen, Jener ein einfacher trockener Kompilator, noch ein Anderer ein beschränkter Geist oder ein Deklamator und dergleichen mehr. Wäre Cantù damit umgegangen, ein botanisches Werk oder eine Abhandlung über Augenkrankheiten zu schreiben, so würde eine Herausforderung dieser Art keinen anderen Uebelstand nach sich gezogen haben, als die Leser gegen den Arzt oder Naturforscher einigermaßen einzunehmen, der so ohne alle Noth die berühmtesten Schriftsteller aller Zeiten angreift; aber mit einer solchen Kritik in dem Augenblicke aufzutreten, in welchem man im Begriffe ist, ein Geschichtswerk herauszugeben, dies ist mehr als menschlicher Muth vermag, und man wäre versucht, ihm ein Prädikat von einer anderen Art beizulegen. Nachdem Cantù seine Herausforderung hingeworfen hatte, machte er sich mit einem außerordentlichen Fleiße an's Werk. Die Lieferungen folgen wie gezaubert hinter einander und man muß wahrlich bedauern, daß ein solcher Eifer, daß ein so kräftiges Talent, von dem der Verfasser bis jetzt Proben geliefert, keine bessere Richtung genommen haben. Wenn Leibnitz wieder erwachte, würde er sich wohl hüten, eine vollständige genetische Universalgeschichte zu schreiben; und Cantù, der den Wissenschaften fremd ist, der sich gar nicht mit morgenländischen Sprachen beschäftigt hat und so leicht Bände schreibt wie Jemand Sonnette, Cantù ließ sich's einfallen, Italien eine Universalgeschichte zu geben, in welcher von Konfuzius bis Montezuma, von der orientalischen Poesie bis zur Geologie und dem Rechte Alles entwickelt, abgehandelt und genau auseinandergesetzt werden soll. Was geschieht nun? Gezwungen, diesen oder jenen Schriftsteller abzuschreiben, den er nicht auffaßt, folgt er schlechten Mustern und huldigt den unwahrscheinlichsten und irrigsten Ansichten, die in der Geschichte herrschen.

Einem großen Geiste ist es erlaubt, den Gang und die Entwickelung der Menschheit mit kräftigen Zügen zu entwerfen, wie dies Guizot vermochte, aber eine vollständige genetische Universalgeschichte zu schreiben, ist einem Menschen allein unmöglich. Wir wollen es bei diesen Bemerkungen bewenden lassen, ohne in eine Beurtheilung der Thatsachen selbst einzugehen, die hier keinen Raum finden würde; wir wiederholen in Bezug auf Cantù, was wir schon oft gehört haben, daß es nämlich sehr Schade ist, wenn Jemand, der so leicht ganze Bände schafft, nicht Zeit genug finden kann, um langsamer und weniger zu schreiben.

Dieser Schule der flüchtigen Geschichtschreiber gehört auch Morbio an, der in Mailand die Herausgabe einer Geschichte der Italiänischen Munizipalverfassung unternommen hat, ein Werk, das sehr interessant hätte werden können. Wenn nur der Verfasser, der, um seiner Eile wegen sich zu entschuldigen, jenen berühmten Ausspruch: die Kunst ist lang, das Leben kurz, parodirt, sich gefragt hätte, was unter Munizipalität zu verstehen ist! Derselbe macht auch ein der Geschichte von Florenz angehörendes, voluminöses Manuskript bekannt, welches nur von dem Verfalle der Republik handelt. Dies ist wahrlich etwas Neues, denn Niemand hat daran gedacht, daß es unter Cosmus I. und seinen Nachfolgern eine Munizipalität in Florenz gegeben hat. Die Dokumente, welche Morbio in seine Sammlung aufgenommen hat, hätten eine Bedeutung haben können, wenn er sie sorgfältig ausgewählt hätte; aber der Verfasser war in der Wahl so unglücklich, daß er in einem an historischen Manuskripten so reichen Lande auf Handschriften stieß, die er für noch nicht erschienen ankündigte, welche aber bereits theilweise in Sammlungen Italiänischer Mährchen erschienen waren.

Das südliche Italien liefert weit weniger geschichtliche Werke als das nördliche: in Rom und Neapel beschäftigt man sich vorzüglich mit alten Denkmälern, deren Trümmer den Boden bedecken. Sicilien, wo Gregorio, Blasi, Scina, Morso bis jetzt an der Geschichte mit einer merkwürdigen Ausdauer arbeiteten, hat sich weder von dem schrecklichen Schlage, welchen ihm die Cholera versetzte, noch von den grausamen Mitteln erholt, welche von den Neapolitanischen Ministern zur Umgestaltung desselben, nach dem Abzug dieser Seuche, angewendet worden sind. Indeß scheinen eine Biographie von Mainfroi, die Cesare zum Verfasser hat, und andere ähnliche Arbeiten zu beweisen, daß man sich in Neapel wieder dem Studium der Geschichte zuwenden will. Ein einziger Schriftsteller hat es gewagt, sich an die allgemeine Geschichte Italiens zu machen.

Dies ist Troya, Verfasser eines mit großem Beifalle aufgenommenen Versuches über einige Allegorien der Divina Commedia. Die Bearbeitung des Dante hat Troya nach und nach mit dem Studium des Mittelalters bekannt gemacht, und nach mehrjährigen Forschungen hat er eine große Geschichte Italiens angekündigt, von der wir die drei ersten Bände kennen, die, so wie der vierte, nur die Einleitung bilden, nämlich die Geschichte der Barbaren. Es ist ein sehr umfangreiches und gelehrtes Werk. Der Verfasser hat, aus Furcht, etwas zu übergehen, in dem ersten Theil den Rahmen zur Universalgeschichte gegeben. Die Amazonen, die Runen, die Skandinavischen Saga's, Orpheus, Herkules, alle Helden, alle Völker Asiens und Europa's passiren in dieser Einleitung die Revue. Troya, der eine unendliche Zahl von Thatsachen und Ansichten auseinandersetzt, ist im Allgemeinen wenig geneigt, gewissen Ideen zu huldigen, die bis jetzt ziemlich allgemein angenommen werden.

Er verwirft den gewöhnlich sogenannten Indo-Germanischen Einfluß und will gar nicht von Sanskritischem Ursprunge sprechen hören. Es würde schwer halten, sich über diesen Punkt auszusprechen, denn Troya, der eine solche Masse von Thatsachen angeführt, hat nicht einen einzigen Gewährsmann in seinem Werke citirt. Dies ist, nach meinem Dafürhalten, ein sehr großer Fehler; denn wie groß auch die Autorität eines Schriftstellers seyn mag, so ist es bei dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft nicht mehr möglich, Tausende von factis aufzustellen, von denen mehrere streitig sind, ohne die Quellen gewissenhaft anzugeben, die benutzt worden sind. Zwar kündigt Troya an, daß die Gewährsmänner im vierten Bande sich finden werden; allein da die drei ersten keinen Nachweis enthalten, und der vierte überdies noch andere Materien behandeln soll, so steht zu befürchten, daß die Citate sehr spärlich ausfallen und der Leser keinen erheblichen Nutzen daraus ziehen wird. Dies ist, wir wiederholen es nochmals, ein sehr bedeutender Fehler in einem so werthvollen Werke. Wir hoffen indeß, daß der Verfasser in dem zweiten Theile seiner Geschichte zur gewöhnlichen Methode zurückkehren und seine Behauptungen durch Belege unterstützen wird. Dies für den Leser bequeme Verfahren ist es auch für den Autor, der dadurch Irrthümern vorbeugt und genöthigt ist, jede Stelle, auf die er sich bezieht und hinweist, zu verifiziren.

Bei dieser flüchtigen Behandlung der in Italien erschienenen historischen Arbeiten, habe ich nicht eine Classification herzustellen versucht, wo nur vereinzeltes Streben vorhanden ist. In einem Lande, in welchem jede Provinz einer anderen Bahn folgt und wo man sich vorzüglich mit der Geschichte der städtischen Verfassungen beschäftigt, kann es keine Einheit geben. Jede Stadt steht unter dem Einflusse ihrer Lage. Im nördlichen Italien, in Turin und Mailand nimmt man an den Studien Theil, welche in dem übrigen Europa getrieben werden, besonders interessirt man sich hier für Gegenstände, die Frankreichs und Deutschlands Gelehrte beschäftigen; der Ursprung der Munizipalverfassung gehört besonders dahin.

Hier hat auch die Geschichte einen katholischen Anstrich angenommen, was besonders Manzoni's Einflusse, der in der Geschichte als Vertheidiger der Päpste auftrat, zu verdanken ist. In Neapel hingegen scheint man ernstlich damit umzugehen, alle nordischen Ideen umzugestalten. In Toscana ist man eklektisch, man sucht vor Allem die Thatsachen auf, untersucht sie und zieht es vor, Lehren daraus zu gewinnen, statt der Systeme. Indessen ist in ganz Italien im Allgemeinen ein Bestreben, die Thatsachen mehr zu gruppiren, sie neben einander aufzustellen und Schlüsse daraus zu ziehen, als wie in gewissen Ländern, die Geschichte in ein Symbol oder eine unveränderliche Figur einzukleiden, in welcher jeder die Bestätigung der entgegengesetztesten Ideen erblickt. Diese Wissenschaft a priori, welche darin besteht, in den so verwickelten Annalen der menschlichen Ereignisse nur die Thatsachen zu suchen, welche der Meinung, zu der man sich bekennt, Vorschub leisten, ist oft mit dem Namen der Philosophie der Geschichte belegt worden und hat die bedauernswerthesten Wirkungen hervorgebracht. Vico's Ideen aber, welche man im übrigen Europa oft gemißbraucht hat, haben bis jetzt in Italien nicht dieselben Resultate herbeigeführt. Man muß hoffen, daß der gesunde Sinn der Italiäner sie vor solchen Verirrungen bewahren wird. Dies will jedoch nicht sagen, daß sie die Studien der anderen Länder nicht theilen sollen; dies sey fern. Als ich eines Tages mit De Candolle über die Italiänischen Botaniker sprach, die er sehr rühmte, sagte er zu mir: „Um die Pflanzen ihres Vaterlandes gut zu kennen, fehlt ihnen nur eins, nämlich das Studium der ausländischen.“ Man dürfte vielleicht in Italien das auf die Geschichtschreiber anwenden, was der berühmte Genfer Naturforscher damals von den Botanikern dieses Landes sagte. G. Libri.

Griechenland.

Ueber den Handel im Königreich Griechenland.

(Aus dem nächstens erscheinenden Handbuche für Reisende in Griechenland, von dem Geheimen Justizrath Dr. Reigebaur.)

Seit den Kreuzzügen waren die Griechen eigentlich nie außer allem Verkehr mit dem Abendlande, besonders mit ihren Nachbarn und theilweisen Oberherren, den Venetianern. Prevesa, Parga, Bonitza und Butrinto waren die wichtigsten Handelsplätze der Griechen seit dem 17ten Jahrhundert, und die in der Mitte des 18ten Jahrhunderts von dem Mönche Oekonomos gegründete Handelsstadt Kydania erhob sich schnell. Auch im Auslande bildeten Griechen bedeutende Handelshäuser, welche mit ihrem Mutterlande in steter Verbindung blieben, wie zu Venedig, Triest, Moskau u. s. w. Besonders wichtig war für den Griechischen Handel der Friedensschluß von Kainardschi 1774 und der von Jassy im J. 1792, wodurch den Russen die freie Schifffahrt auf dem Türkischen Meere eingeräumt wurde; unter Russischer Flagge erhielt nunmehr der Griechische Seehandel eine solche Bedeutung, daß demselben während der Seekriege nach der Französischen Revolution der Handel der Levante beinahe ausschließlich zufiel. Vorzüglich waren es die Inseln Hydra, Spezzia und Ipsara, welche den bedeutendsten Seehandel trieben und so gute Matrosen bildeten, daß die Türkische Flotte fast ganz mit Griechischen Matrosen bemannt ward.

Wie wichtig den Griechen die Angelegenheiten des Handels waren, geht daraus hervor, daß gleich auf der ersten National-Versammlung im J. 1822 das Französische Handels-Gesetzbuch eingeführt ward. Auch muß anerkannt werden, daß der Handelsstand einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Befreiung Griechenlands gehabt hat.

Die Türken lieben im Allgemeinen den Handel nicht, beinahe überall befanden sich daher die Griechen im Besitz desselben, und der Grieche ist zu thätig, um den Ertrag seiner Ländereien müßig liegen zu lassen; alle nahmen daher mit ihren Kapitalien gern Theil an den Handelsgeschäften, und der Kaufmannsstand ward stets sehr geachtet. Der Kaufmann hatte aber auch so viel Achtung für Geistesbildung, daß er auf die Erziehung seiner Söhne um

Digitized by Google

so mehr wandte, je reicher er war. Ueberdies war der Handel unter der Türkenherrschaft das beste Mittel der Emancipation von diesen Zwingherren.

Eine Nation, welche noch auf einer niedrigen Stufe der Kultur steht, muß zur Ausdehnung des Rechts der fremden Gesandtschaften um so mehr Veranlassung geben, je weniger das Eigenthum im Lande selbst geschützt ist. Darum die großen Freiheiten der Unterthanen fremder Mächte, welche durch ihre Gesandten bei dem Großsultan vertreten sind. Auch Türkische Unterthanen, welche sich im Dienst der Gesandten und Konsular-Agenten befanden, erhielten Urkunden, wodurch ihnen die Vorrechte der Unterthanen derjenigen Macht ertheilt wurden, von deren Gesandten sie einen solchen Schutzbrief, Barat, erhalten hatten, durch welchen sie vor aller Willkür des Türkischen Despotismus geschützt wurden. Bald suchte jeder christliche Kaufmann in dem Türkischen Reiche sich eine solche Schutzschrift zu verschaffen, und die Gesandten der großen Mächte verkauften einen solchen Barat für bis 10,000 Türkische Piaster; die Mächte zweiten Ranges oder die, deren Schutz weniger kräftig war, mußten sich mit einem niedrigeren Preise begnügen. Besonders war es Rußland, welches sich die größte Menge solcher Freibriefe verschaffte und sie unter die Griechen brachte, schon um sich unter ihnen eines großen Einflusses zu versichern.

Auf diese Weise wurden die Griechen, durch ihre herrliche Lage begünstigt, aus Seeräubern, besonders seit den Französischen Revolutionskriegen — Herren des Handels in der Levante, was durch Napoleon's Handelssperre noch mehr befördert ward. Endlich wurde die Pforte auf den Einfluß aufmerksam gemacht, welchen Rußland durch diese Barats gewonnen, und so erklärte sie nur diejenigen für gültig, deren Inhaber bei dem Konsul selbst wohnten. Doch ward dies Verhältniß auf die Vorstellung der Diplomaten, welche dadurch einen bedeutenden Theil ihrer Einkünfte verloren, endlich dahin geordnet, daß durch die Pforte selbst, gegen eine mäßige Summe, Barats ausgegeben wurden, welche den Inhaber unter den Schutz des Dragoman der Pforte und aller Kadi's der Türkischen Städte stellten und ihm den Handel nach Europa gestatteten, ohne höhere Zölle, als die fremden Nationen, bezahlen zu dürfen. Man gestattete diesen privilegirten Unterthanen, im ganzen Reiche durch Abgeordnete zusammenzutreten und eine eigene Gerichtsbarkeit anzuordnen, indem sie von den Türkischen Gerichten eximirt wurden. Die Folge war, daß beinahe alle Griechen sich solche Freibriefe zu verschaffen suchten.

Auf diese Weise ward ein Staat im Staate gebildet. Die Pforte verstand damals noch nicht, dem Zeitbedürfniß zu folgen und die Raja's unter den Schutz der eigenen Gesetze, wie jetzt durch den Hattischerif von Gülhane, zu stellen. Jede Exemtion führt aber zum Verderben, und ein Staat im Staate ist der Krebs, der am Herzen desselben nagt. So legte die Pforte selbst den Grund zur Unabhängigkeits-Erklärung von Griechenland, welche so lange der Lieblingswunsch des gebildeten Europa's gewesen war.

Besonders waren es die Hydrioten, Spezzioten und Ipsarioten, welche den Türkischen Handel an sich gerissen hatten und dadurch in den Besitz einer ausgezeichneten Marine kamen. Handels-Niederlassungen führten Schulen herbei, so wie im übrigen Europa ebenfalls erst durch die aufgehäuften Reichthümer des Handelsverkehrs das Bedürfniß der Unterrichts-Anstalten hat befriedigt werden können; das kriegerische Lehnwesen hatte ein solches Bedürfniß nicht. Ueberall, wo der Handel blühte, entstanden daher auch in Griechenland Schulen: zuerst in Patmos, Janina und Konstantinopel, und der Handel gab den Griechen im Orient bald eine Europäische Wichtigkeit. Besonders seit Katharina II. sich am Schwarzen Meere festsetzte, wurden die Griechen natürliche Verbündete der Russen, so wie die Engländer aus Handels-Eifersucht lieber die Türken unterstützten, wie wir später auch von Oesterreich gesehen haben: nur Frankreich erscheint auch in der neuesten Zeit als der natürliche Verbündete des jungen Staates. Durch den Handelsverkehr im Mittelmeere kamen die Griechen überhaupt in nähere Verbindung mit Frankreich, so daß selbst Töchter reicher Handelsherren in Marseille erzogen wurden. Zwar kam die Russische Partei unter der Verwaltung des Grafen Kapodistrias an das Ruder, doch der am meisten gebildete Theil nahm stets seine Richtung mehr nach Frankreich. Selbst Kapodistrias erhob die Französische Sprache zur Geschäftssprache in Griechenland und sendete mehrere junge Leute zur ihrer Ausbildung nach Frankreich. Uebrigens hat auch Englands Handels-Politik das größte Interesse an dem Bestehen Griechenlands, das von der Natur zu einem bedeutenden Handelsstaate bestimmt ist; denn schon macht dies junge Reich die Rivalität Rußlands rege. Sobald Griechenland auf den Trümmern des Türkischen Reiches sich erhebt, fallen die Vergrößerungspläne der Russen gegen Süden über den Haufen. Darum kann Rußland das Aufblühen des neuen Königreichs nur mit scheelen Augen ansehen; auch hat es sich seit dessen Entstehung bedeutend der Türkei genähert, um diese mit England zu entzweien. Doch scheint die dermalige Englische Handels-Politik den Griechischen Staat nicht gern aufkommen lassen zu wollen; es scheint ihm der gefährlichste Rival für den Handel in der Levante und selbst nach Ostindien zu seyn.

Schon hat der Handelsverkehr Griechenlands bedeutende Fortschritte gemacht: Syra, Nauplia, Korinth, Patras und der Piräeus sind neue bedeutende Handelsstädte geworden, während auf den Inseln noch die früher reich gewordenen Handelsfamilien bestehen. Wie blühend der Handel Griechenlands jetzt ist, kann man am besten aus dem Zunehmen der Handels-Marine entnehmen, worüber das Marine-Ministerium durch die fünf Hafen-Departements genaue amtliche Nachrichten zusammengestellt hat. Am 1. Januar 1838 waren vorhanden: 3269 Schiffe mit 88,502 Tonnen und 14,901 Seeleuten.

Mannigfaltiges.

— **Friedrich der Große und seine Zeit.** Der Dichter der Pleasures of Hope und des anmuthigen Idylls „Wyoming", **Thomas Campbell**, hat jetzt, nachdem er schon in den letzten Jahren die goldene Feder der Poesie niedergelegt und unter Anderem die auch in diesen Blättern vielfach erwähnten „Briefe über Algier" herausgegeben, den ernsten Griffel der Geschichte zur Hand genommen. „Friedrich der Große und seine Zeit", heißt sein neuestes Werk, dessen beide erste Bände vor kurzem erschienen sind. *) Diese verbreiten sich zunächst über die Lage Europa's und Deutschlands zu Anfang des 18ten Jahrhunderts und über die Geschichte Preußens unter seinen beiden ersten Königen, wobei der Verfasser die Jugend Friedrich's mit großer Ausführlichkeit behandelt. Die Regierungsgeschichte des Königs selbst reicht nur bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges; ein dritter und ein vierter Band werden später folgen. Campbell ist bei seiner Arbeit nicht wie ein Poet zu Werke gegangen, der das Vorrecht hat, Dichtung und Wahrheit nach Gutdünken zu vermischen, sondern er hat mit Gewissenhaftigkeit alle Quellen aufgesucht, die ihm zu Gebot standen. Ganz besonders hat er es an Deutschen Studien nicht fehlen lassen, wobei er eine Sprachkenntniß an den Tag gelegt, die man ihm in seinem Vaterlande bisher gar nicht zugetraut. Wenn Lord Dover sich das Verdienst erwarb, durch Benutzung mancher handschriftlichen Schätze, namentlich der gesandtschaftlichen Berichte des Sir Andrew Mitchel und der Marschall-Keithschen Korrespondenz, einzelne Momente aus Friedrich's Leben von einer neuen Seite darzustellen, so hat dagegen sein Britischer Nachfolger eine viel vollständigere, ihren Stoff mehr bewältigende Arbeit liefern können. Für Deutsche Leser wird freilich Herrn Thomas Campbell's Buch kaum etwas Neues darbieten, während das des Lord Dover allerdings Manches enthielt, was unsere eigenen Historiker zur Vergleichung benutzen oder auch wohl verarbeiten konnten. Daß der Erstere besonders sehr viel aus den Fundgruben geschöpft, die J. D. E. Preuß in seinen zahlreichen Werken über Friedrich den Großen zu Jedermanns Benutzung offen gelegt, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Ist doch auch in Deutschland seit 1834 kein Buch über Friedrich erschienen, in welchem nicht die „Biographie" so wie die übrigen von Preuß herausgegebenen Schriften, und zwar sehr oft ohne Nennung desselben, ausgebeutet worden wären!

— **Wilhelm von Humboldt's nachgelassene Schriften.** Das Journal des Débats vom 27. Dezember enthält die Anzeige, daß Herr von Lurey im Namen des Freiherrn Alexander von Humboldt der Akademie der Inschriften und der schönen Literatur die von ihrem Mitgliede, dem verewigten Wilhelm von Humboldt, hinterlassenen gesammelten Schriften **) überreicht habe. Das genannte Journal spricht sich bei dieser Gelegenheit in würdigen Worten über die Verdienste Wilh. v. Humboldt's aus. Es sagt unter Anderem: „Sein durchdringender und analytischer Geist bemeisterte sich mit gleicher Gewandtheit der alten klassischen und der Süd-Asiatischen Sprachen, wie jener Idiome unseres Abendlandes, die, älter als die Römische Herrschaft in demselben, sich wie durch ein Wunder bis auf unsere Tage erhalten haben. Er hatte Zeit gefunden, nicht bloß das Sanskrit, sondern auch die Kawi-Sprache der Insel Java, eine durch ihre Syntax überaus merkwürdige Ursprache, aus dem Grunde zu studiren. Eben so hat er während eines längeren Aufenthalts in den Pyrenäen das Baskische erlernt, zu welchem Zweck er ausdrücklich diese Reise unternommen. Unter Vermeidung der Irrthümer, in welche durch eine zu lebhafte Einbildungskraft oder durch Systemmacherei Larramendi, Gerwas, Astarloa und Erro verfallen waren, erklärt Wilhelm von Humboldt, ohne irgend etwas Erzwungenes, vermittelst der Baskischen Sprache mehr als 800 Ortsnamen der Hispanischen Halbinsel, Namen, die sämmtlich bedeutungsvoll sind und uns durch Polybius, Strabo, Appian, Ptolemäus, Titus Livius, Pomponius Mela, Silius Italicus, Plinius den Aelteren, so wie durch Reisebeschreibungen und Münzen, überliefert wurden."

— **Codazzi über Venezuela.** Die Redaction der Münchener Zeitschrift „Das Ausland" befindet sich im Irrthum, wenn sie in ihrer Nummer vom 24. Dezember 1841 die Meinung ausspricht, von Codazzi's geographischem Werk über Venezuela seyen bis jetzt nur Bruchstücke bekannt, das Werk selbst sey noch nicht erschienen. Codazzi's Werk erschien vielmehr bereits in der Mitte des vorigen Jahres zu Paris unter dem einfachen Titel: Agustin Codazzi Resumen de la geografia de Venezuela. 41 Bog. 8. nebst Atlas in Folio; und ist dasselbe ohne Zweifel ein höchst wichtiger Beitrag zu der noch so wenig gründlich (denn oberflächliche Englische Reisebeschreibungen können unmöglich in Betracht kommen) bearbeiteten Geographie Süd-Amerika's, für welches der Verf., unterstützt von der Regierung, seit Jahren an Ort und Stelle Materialien mühsam gesammelt. Unmittelbar nach seinem Erscheinen verschrieb eine hiesige Buchhandlung dasselbe aus Paris, erhielt aber statt des Werkes die Antwort zurück, es sey kein Exemplar in Paris aufzutreiben gewesen, indem beinahe die ganze Auflage nach Süd-Amerika gegangen. So gehört dies Werk schon jetzt und unmittelbar nach seinem Erscheinen zu den seltenen in Europa. Nur Einer in Berlin, ohne dessen Vorarbeiten es Herrn Codazzi wohl nicht möglich gewesen wäre, sein Buch, wenigstens in der jetzigen Gestalt, zu schreiben, möchte sich muthmaßlicher Weise im Besitze eines Exemplares desselben befinden — Herr Alex. v. Humboldt.

*) Frederick the Great and his Times. Edited with an Introduction by Thomas Campbell Esq. — London, 1841.

**) 2 Bde. Berlin, Reimer, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Freitag den 7. Januar 1842.

Spanien.

Gegenwärtiger Zustand der Literatur in Spanien. *)

I. Die ältere literarische Schule.

Spaniens Unglück ist es, daß sich die schaffende Kraft in seinen Geistern einst so mächtig geregt hat, daß man sie frei strömen ließ, ohne durch weises Maßhalten und besonnene Berechnung ihr Zeit zu schaffen, sich neu zu sammeln, daß man vergaß, wie die gewaltigsten Ströme vertrocknen, wenn sie nicht durch neue Quellen genährt werden; Spaniens Unglück war sein Stolz. Es genügte sich selbst und fragte im Bewußtseyn seiner Kraft wenig nach der übrigen Welt. So pflegten die Spanier das Lied, den Roman, das Drama, die Geschichtschreibung, die Zeichenkunst, die Malerei und blieben in ihrer Abgeschlossenheit jeder fremden Kritik unzugänglich. Sie suchten den Ruhm ihrer Gemälde nicht zu verbreiten, ihre Literatur fremden Völkern nicht aufzudrängen. Die Gluth ihrer Sonne, der üppige Reichthum ihrer Natur, die mystische Tiefe ihrer Seele, die flammende Leidenschaftlichkeit ihres Blutes drückten sich in allen ihren Schöpfungen aus; es strahlte ein großer leuchtender Tag über Spanien, doch nach diesem Tage trat finstere Nacht ein, und sie blieb. Spanien versank in knechtische Nachahmung, und es kann sich aus derselben nicht losreißen. Ein doppelter Einfluß, der von Italien und Frankreich ausging, suchte zwischen den Jahren 1550 und 1750 das Sinken der Spanischen Literatur aufzuhalten, doch beide Schulen, die sich aus demselben entwickelten, brachten nichts Bedeutendes hervor. Heute ist es der Herrschaft des Nordens unterworfen, doch auch diese Verschmelzung bleibt ohne besondere Früchte. Einige Leichtigkeit im Versbau hat es durch seine Berührung mit dem modernen Italien gewonnen, einige Klarheit in der Anordnung und inneren Gliederung, so wie einen gewissen Sinn für äußere Regelmäßigkeit, hat es den Französischen Schriftstellern des 17ten und 18ten Jahrhunderts abgelauscht; doch was ist dieser Gewinn gegen das, was Spanien eingebüßt hat, die Produktivität und Nationalität!

Dieser strengkatholische, ritterliche und, wenn man will, fanatische National-Charakter ist in neuerer Zeit der Gegenstand heftiger Angriffe gewesen. Erstaunen muß man über den bekannten Historiker Herrn von Sismondi, der die Spanische Literatur und die Spanischen Sitten von einem ganz falschen Standpunkt beurtheilt; der Geist des achtzehnten Jahrhunderts scheint ihn so erfüllt zu haben, daß er unfähig ist, sich in den Geist alter Zeiten zu versenken und ihre Leistungen zu würdigen. Das dreizehnte Jahrhundert will er mit einer Fackel aufhellen, die er am Jahre 1820 angezündet hat, und die Gegenstände vielmehr entstellt und verhüllt, als sie beleuchtet. Man könnte ihn einem Musiker vergleichen, der nur einen einzigen Schlüssel kennt, die Stücke eines Konzerts von allen Instrumenten nach demselben spielen läßt und sich dann über den Komponisten beklagt, wenn er nichts als die schneidendste Disharmonie erhält. Er erklärt sich gegen die Schroffheit der Sitten, gegen den religiösen Fanatismus, das überspannte Ehrgefühl, welches in den Spanischen Werken herrscht, das heißt, gegen ihre Originalität, ihre historische Wahrheit, ihre Kraft und Großartigkeit. Man könnte eben so sehr bei Tacitus an seinem fanatischen Patriotismus, an seiner enthusiastischen Bewunderung der alten heldenhaften Selbstmorde und an seinem Judenhasse Anstoß nehmen. Lassen wir uns von den grellen Farben, die bei Aeschylus, Dante und selbst bei Homer uns entgegentreten, bewegen, ihre Gedichte zu verdammen? Die Poesie ist von der Sittlichkeit zu trennen. Die Französischen Werke wimmeln von Jehan de Moung bis zu Crebillon dem Jüngeren von lüsternen Scherzen, die man Niemand als Muster zur Nachahmung aufstellt, und gleichwohl bleiben George Dandin und Candide ausgezeichnete Werke.

„Unerträglich", ruft Sismondi, „ist diese blutschänderische Vermischung der Religion mit Grausamkeit und Sittenlosigkeit." Man tadle die Sitten an sich, oder vielmehr die menschliche Hinfälligkeit, welche bewirkt, daß eine Nation gerade dann, wenn sie am großartigsten dasteht, auch an den größten Schwächen leidet; doch man verlange von den Werken, die aus den Leidenschaften der Zeit hervorgehen, die in den nationalen Vorurtheilen wurzeln und am Feuer des strengen Glaubens sich entzündet und festgeglüht haben, nicht, daß sie ohne Leidenschaft, ohne Vorurtheil, ohne Glauben seyen. Man staune nicht, wenn ein Bruder auf den bloßen Verdacht einer weiblichen Schwachheit seine Schwester tödtet, sobald der Dichter einem Volke zu genügen hat, bei dem sich das Ehrgefühl zum Fanatismus, zur Thorheit gesteigert hat: wenn ein Unterthan ohne Hoffnung einer Vergeltung für seine Familie, selbst ohne Aussicht auf Nachruhm sich für seinen Fürsten opfert: es ist dies das Volk und die Zeit, in der Guzman seinen Sohn vor seinen eigenen Augen unter Dolchstichen fallen sah, ehe er die Treue brach und dem Feinde das Schloß auslieferte, das ihm anvertraut war. Diese Tugenden sind zu anderer Zeit barbarisch zu nennen, zu jeder vielleicht gefährlich, doch der Dichter ist kein Moralist, er ist die Stimme des Volkes; sobald er sich von seiner Nation lossagt, ist er nichts als eine gemalte Flamme, nach Dryden's schönem Ausdruck; er verliert die Kraft, die Originalität.

Diese Originalität war das wesentliche Moment der Spanischen Literatur, welche keine andere Basis hatte, als den großartig fanatischen Charakter des Volkes. Die Originalität der Engländer ist nicht mit derselben zu vergleichen, sie hat sich gegen einen Einfluß Italiens und Frankreichs nie streng verschlossen: die Spanische Originalität bestand nur durch ihre Abgeschlossenheit: sobald diese aufhörte, erlosch die Originalität. Sie ist nicht, wie wir dies in der Französischen, Italiänischen und Deutschen Literatur sehen, zurückgekehrt: die Spanische Literatur blühte wie der Kaktus auf den Spanischen Felsen, reich und prachtvoll, doch der üppigen Blüthe folgte ein rasches Welken, und die neue Blüthe blieb aus bis heute. Derselbe Geist durchdrang alle ihre Erzeugnisse von den ersten Balladen, welche die Söhne der Cantischen Helden in den Kriegen mit den Mauren sangen, bis zu den katholischen Dramen (autos sacramentales) Calderon's; Alles war romantisch und ritterlich. Die Französische Literatur ist nach einander Italiänisch, Spanisch und Englisch gewesen, die Englische nach einander Italiänisch, Französisch und Deutsch, Spanien hat sich vom 13ten bis zum 17ten Jahrhundert gleichmäßig in derselben Richtung entwickelt; seine letzten Meisterwerke, die Calderon's, athmen denselben Geist, von dem das alte Gedicht vom Cid beseelt ist. Hierauf gab es sich knechtisch dem Französischen Geschmack hin, und seine Poesie wie seine Beredsamkeit verfiel gänzlich; um die Mitte des 18ten Jahrhunderts suchte es sich aus dieser Schlaffheit wieder empor zu raffen, und wenn auch die neue Blüthe im Vergleich zu der alten sehr dürftig war, so erlangten doch Männer wie Quintana, Toreno, Reinoso, Navarretto, Torres Amat als Historiker und Publizisten, Galiano und Gareli als Redner, Clemencio, Hermosilla, Lista als Gelehrte und Kritiker, Arriaza, Somoza, Burgos, Carrajal, Castro, Munio y Valiente als Dichter, Moratin zumal als Dramatiker eine gewisse Geltung; sämmtliche waren vor der Französischen Revolution geboren, der größere Theil zwischen 1770 und 1780, und viel mehr durch weise Besonnenheit, guten Geschmack und feinen Takt, als durch Formen-Vollendung oder hohe geistige Kraft und Tiefe ausgezeichnet.

Manuel Quintana ist geboren zu Madrid, 1772; seine Lebensbeschreibungen berühmter Spanier erheben sich über den größten Theil der mir bekannten Biographieen. Der ernste, heroische Sinn, mit dem der Verfasser die Fakta darstellt, bringt ihn den Meistern der alten Zeit ziemlich nahe. Seine Prosa ist einfach, lebendig, kräftig und naiv und nicht ohne Aehnlichkeit mit der berühmten Englischen Prosa Robert Southey's. Dieses Werk, welches aus drei Bänden besteht, ist in Europa wenig bekannt und verdiente wohl übersetzt zu werden.

Unmittelbar hinter Quintana stellen wir dem Verdienste nach Don Martin Fernandez von Navarretto, geboren den 9. November 1765 in der Provinz Rioja; er hat vorzüglich zur Aufklärung der Geschichte der Entdeckungen beigetragen. Seine Biographieen der Spanischen Seefahrer enthalten höchst interessante Fakta und sind mit seltener Genauigkeit ausgeführt; eben so seine Bemerkungen und Abhandlungen über einzelne Kapitel der Geschichte der Reisen; beide Werke sind ohne alle Begeisterung, ohne Glanz der Darstellung geschrieben, doch sie machen nicht Ansprüche auf Verdienste, die sie nicht haben, und werden als Materialien stets ausgezeichnet bleiben. Schon Washington Irving hat sie glücklich benutzt.

Den Alberto Lista stand bei seinen Mitbürgern in einer mindestens eben so hohen Achtung, wie die beiden obengenannten. Geboren 1795 zu Sevilla von armen Aeltern, arbeitete er zu gleicher Zeit in der Werkstätte seines Vaters und besuchte die Universität seiner Geburtsstadt. Im einundzwanzigsten Jahre wurde er zum Professor der Mathematik an das Königliche Gymnasium von Sanct-Tolmo berufen, zeichnete sich als Uebersetzer, als eleganter Dichter und gewandter Prosaist aus, hatte mehr Tiefe als Navarretto, doch weniger Kraft als Quintana. Ich kenne nichts Gerechteres und einfacher Dargestelltes als seine Abhandlung am Anfange seiner Uebersetzung des ersten Bandes der allgemeinen Geschichte Segur's über das politische Prinzip des Mittelalters; er

*) Nach Don Eugenio de Ochoa's Apuntes para una biblioteca de escritores españoles contemporaneos.

giebt hier keine Vertheidigung der Inquisition, doch zuerst die richtige Lösung jenes Räthsels, welches den Philosophen so lange unlösbar war.

Hermosilla und Clemencio entfernen sich mehr von dem philosophischen Terrain und halten sich auf dem beschränkteren der Hermeneutik und Kritik. Don José Mamento Gomez Hermosilla, Hellenist, geboren zu Madrid 1771, gestorben 1837, lieferte eine gute Uebersetzung der Iliade in Versen, mit einem ausgezeichneten Kommentar, und mehrere streng wissenschaftliche Werke, welche von umfassender Gelehrsamkeit und richtigem Urtheil, doch von geringer Selbständigkeit in den Gesichtspunkten und von wenig Gewandtheit im Stil zeigen. Don Diego Clemencio, geboren 1765, gestorben 1838, Uebersetzer und Philolog, hat Werke von höherem Interesse hinterlassen, die darum auch einer allgemeineren Verbreitung genießen; seine Geschichte des Cid und sein Kommentar zum Don Quichotte in sieben Bänden werden mit Recht sehr geschätzt und bewundert; besonders liefert der letztere ein so vollständiges und sorgfältiges Bild der Epoche von 1580 bis 1630, daß man ihn vielmehr den beiden Geschichtswerken beizählen muß, als ihn zu den philologischen Anhäufungen von Einzelheiten rechnen.

Dieser Schule, die man die alte nennen muß, von der wenige Mitglieder noch leben, und welche zwischen dem achtzehnten Jahrhundert und den Schriftstellern der Gegenwart mitten inne steht, schließen sich als Redner und Publizisten an: Galiano, geboren zu Cadix im Jahre 1789; Garelli, Jurist und Publizist, geboren zu Valencia 1777; der Graf von Toreno, geboren zu Oviedo 1787; Torres Amat, Historiker und Biograph, geboren zu Sallent 1772; Flores Estrado, Oekonom, geboren zu Pola de Semiedo 1769; Arman, Publizist, geboren zu Madrid 1780; Reinoso, geboren zu Sevilla 1770; Mora, geboren zu Cadix 1783; Marina, geboren 1757. In diesen Allen erblickt man einen Einfluß Frankreichs, ihre Werke machen vielmehr den Eindruck geschickter Reproductionen, als ursprünglicher Schöpfungen.

Unter allen bisher Genannten haben Quintana und Lista die besten Verse gemacht, ihre Arbeiten werden noch heute als Muster angesehen. Zu dieser alten Schule sind auch die Dichter Moratin, Arriaza, Burgos, Gil y Zarata, selbst Martinez de la Rosa, welcher jünger ist, als sie, zu rechnen. Arriaza, geboren zu Madrid 1770, scheint uns der einzige wahre Dichter der letzten Zeit; er hat den Verfall der Spanischen Poesie nicht durch ein Gewand bedecken wollen, das Walter Scott oder Byron zugehört. Seine Lieder entbehren oft der Kraft und Schärfe, doch nie der Anmuth; sie sind fünfmal aufgelegt.

Don Xavier von Burgos, geboren zu Motril den 22. Oktober 1778, Dichter, Dramaturg, Publizist, ist besonders durch eine moralische Komödie, der Maskenball, bekannt, die mit vielem Geist geschrieben ist. Musso y Valiente, geboren zu Lorca 1785, Historiker, Dichter und Publizist, Verfasser ausgezeichneter Betrachtungen über die Entstehung der Mundarten; Don Thomas Ganzalez Carvajal, geboren zu Sevilla 1753, Uebersetzer der Psalmen; Don Juan Nicasio Gallego, geboren zu Zamora 1777, Dichter, besonders durch Gewandtheit im Versbau und schöne vollklingende Sprache ausgezeichnet; Don Mora, geboren zu Cadix 1783, lange Zeit Geheimsecretair des General Santa-Cruz zu Bolivia, einer der ersten Spanischen Dichter, welche sich der Englischen Literatur angeschlossen haben, gehören ebenfalls zu dieser Schule.

Martinez de la Rosa, den wir oben genannt, steht der Gegenwart näher, er ist 1789 zu Granada geboren; Don Leandro Fernandez Moratin hingegen gehört ganz dem 18ten Jahrh. an, er ist geboren zu Madrid 1760, gestorben zu Paris 1828 und liegt nicht fern von Moliere begraben. Ich glaube nicht, daß man Moratin für genial halten darf, er hatte eine freie Beobachtungsgabe, viel Geschmack und Gewandtheit, kannte die Menschen und war unermüdlich in der Ausführung dessen, was er sich vorgenommen hatte. Seine Lustspiele „Donna Diana" und „das Ja der Mädchen" sind fast auf allen Theatern Europa's nachgeahmt worden. Man findet in ihnen nicht die Kraft und den Reichthum Calderon's und Marron's, doch herrliche Einzelheiten und glückliche, wohlberechnete Mischung von Empfindsamkeit und Komik. Wie Moratin ist Martinez de la Rosa auch von Paris und London aus belobt worden; sein Lustspiel „die Mutter auf dem Ball und die Tochter zu Haus" erinnert an die Manier von Collin d'Harleville. Auch besitzen wir von ihm schöne lyrische Gedichte und eine ausgezeichnete Biographie Ferdinand Perez del Pulgar's, welche durch den raschen Fortschritt und die Konzision der Darstellung besonders merkwürdig ist.

II. Die jüngere literarische Schule.

In der Poesie im engeren Sinne vermißt man bei den älteren Spanischen Schriftstellern nicht sowohl den Wohlklang, die Leichtigkeit, Gefälligkeit, nicht einmal das Gefühl, sondern die höhere Kraft der Erfindung, des Gedankens. Harmonisch sind die Verse vollkommen, dem Ohre wird sehr geschmeichelt, doch der elektrische Funken fehlt, welcher die schönen Formen und Bilder beleben soll. Wir bemerken hier dieselbe Erscheinung, die uns im achtzehnten Jahrhundert in Italien, und in England zur Zeit, als Mason, Akenside, Hayley die Herrschaft in Händen hatten, entgegentritt.

Die folgende Generation hat nicht mehr denselben Charakter, der Norden dringt mehr und mehr durch, und Walter Scott, Göthe, Schiller und Kotzebue sind es, die man eifrig nachahmt; die Spanier nennen dies, im größten Irrthum befangen, Romantik. Die alte Spanische Literatur war die alleinige Romantik, sie, die den katholischen ritterlichen Charakter an sich trug, doch die Hauptwerke des Nordens, Hamlet, Faust, das verlorene Paradies, tragen gerade den Charakter des zersetzenden, ironischen, oft des das Positive vernichtenden Gedankens an sich und sind der Romantik streng entgegengesetzt. Das moderne Spanien hat sehr Unrecht gethan, sich unter die Fahnen Englands zu stellen. Die Folge dieser Nachahmung des Nordens war eine Literatur, die üppig wuchernd schnell eine blendende, doch hohle saftlose Blüthe erlangte und den Ueberlieferungen, aus denen man bisher alle Kraft geschöpft, direkt zuwiderlief. Wenn eine Nation sich auf Nachahmungen legt, so muß sie ihre Eigenthümlichkeit verleugnen; und wo soll die Kraft der Nation herkommen, wenn ihr die Eigenthümlichkeit fehlt! Die Poesie kann nur als Ausfluß des Gesammt-Bewußtseyns der Nation zu innerem Gehalte gelangen; sobald diese Quelle verstopft wird, ist kein Strom, mit wie großer Sorgfalt er aus fernen Ländern auch herübergeleitet wird, kräftig genug, die verlorene Fruchtbarkeit zu ersetzen. Diesen krankhaften Zustand der Literatur verschlimmert die politische Zerrissenheit des Landes noch bei weitem, indem sowohl die einzelnen Dichter durch stete Verfolgungen und Unglücksfälle in ihrem Schaffen gestört werden, als der Nation weder Zeit, noch Sinn bleibt, an dem Erblühen der Kunst thätigeren Antheil zu nehmen. Der größere Theil der Schriftsteller, die wir aufgeführt haben, Quintana, Navarreto, Clemencio, Martinez de la Rosa, sind nach einander verbannt, eingekerkert, geächtet worden und haben ihre geschichtlichen Forschungen fortgesetzt und ihre Verse geglättet, indem sie das bittere Brod der Fremde aßen oder, wie der Dichter des Don Quijote, im Kerker schmachteten.

Es scheint fast unmöglich, daß Spanien bei der lebendigen Berührung, in die es in neuester Zeit zu Europa getreten ist, an seinen Erinnerungen, die seine Größe und seine Kraft bildeten, hätte festhalten sollen. Daher zeigt die neueste Spanische Literatur nach Abstreifung der Nationalität nur den allgemein Europäischen Charakter; gleich auswärtigen Akademieen zieren sie die Namen Lista, Hermosilla, Estrava, Walter Scott, Young, Shelley, Goethe, Schiller, Victor Hugo, Jean Baptiste Say. Von Allen findet man genaue Kopieen in der modernen Spanischen Literatur, doch wenn man, selbst ohne den Schriftstellern das Verdienst der stilistischen Glätte und des Ernstes der Gesinnung streitig machen zu wollen, Stellen sucht, in denen sie mehr als Echo und Reflex sind, so verzweifelt man vor der Anstrengung und dem geringen Erfolg.

Die dramatischen Dichter Breton de los Herreros, Gil y Zazata und Hartzenbusch haben zwar die Lebendigkeit des Dialogs und der Situationen bewahrt, welche von der alten Spanischen Tragödie unzertrennlich scheint, doch reicht Keiner an die alte Größe. Mehr als hundertunddreißig Dramen, die Breton de los Herreros übersetzt, bearbeitet und nachgeahmt hat, zeugen von seinem Fleiße. Hartzenbusch, ein Deutscher der Abstammung nach, der Sohn eines Schreiners zu Madrid und lange Zeit einfacher Handwerker, ist durch Kraft und Leidenschaftlichkeit ausgezeichnet in seinen Dramen, doch mischt er viele Gemeinplätze und hohles Pathos ein. Gil y Zarata war ursprünglich in die Reihen der Klassiker aufgenommen, später trat er in die neugeworbene Schaar derer, welche Victor Hugo und Alexander Dumas kopiren, in beiden Richtungen hat er mit Erfolg gearbeitet. Unter den Dichtern, die sich ohne jede Selbständigkeit dem Norden anschließen, nennen wir Roca de Togores Salas y Quiroga, dessen Gedicht über die Verzweiflung aus Lord Byron übersetzt scheint, Pastor Diaz, Don Joachim Mora, Don Pedro Madrazo, Don Juan Maria Maury; Garcia Guttierrez und Castro y Orazco, die beiden jungen Dramatiker unserer Zeit, welche das meiste Talent zeigen; Espronceda, Escosura, Bermudez de Castro, Don Juan Zleran und vorzüglich Angal de Saavedra.

Der „Moro Exposito" des Letzteren ist die gelungenste Nachahmung des Walter Scott, welche die Spanische Poesie kennt; doch ziehe ich diesem Roman, der außerdem noch durch Leichtigkeit und Lebendigkeit der Darstellung ausgezeichnet ist, noch einige Legenden desselben Verfassers vor, welche nach Art der alten Romanzen gereimt sind, unter anderen den Brudermord, der eine erschütternde Darstellung der Ermordung Peters des Grausamen ist, welcher vor den Augen Duguesclin's unter dem Dolche seines Bruders fällt. Allen diesen Poesieen mangelt die eigene Begeisterung, und man fühlt ihnen die kalte Berechnung, die mühevolle Ausglättung zu sehr an, durch die sie entstanden sind.

Die humoristischen Schriften der Gegenwart, auf die Spanien selbst das Wenigste zu geben scheint, sind unbedingt die bedeutendsten und beachtenswerthesten. Als humoristische Schriftsteller sind aufzuführen: Campo, Alango, de Calderon, de Tapia, de Semeza, de Palogrin, de Larra, vorzüglich aber de Miñano und de Mesonero. Die großartige politische Zerwürfniß, welche die lebendigen, erregbaren Geister mit Schmerz erfüllt, giebt eben so zu bizarr komischen Darstellungen vielfachen Stoff. Don Miñano y Bedoya, geboren in Valencia 1779, ist geschmeidig, lebendig und ätzend satirisch, seine Schriften sind in mehr als sechzigtausend Exemplaren verbreitet worden und haben in Spanien und Amerika fast eben so großes Aufsehen erregt, als die Courier's in Frankreich und Swift's in England. Mesonero hat sich im Gegensatz zu Miñano dem politischen Leben völlig fern gehalten, er richtet seine Satire bloß gegen Privatverhältnisse. Die Schriftsteller der Art sind es vorzüglich, welche man lesen muß, wenn man von dem gegenwärtigen Zustande Spaniens und von dem Schmerze, mit welchem das Volk denselben betrachtet, einen Begriff bekommen will. Campo Alango erzählt eine besondere Fahrt auf dem Dampfschiff des Guadalquivir und vergleicht dabei die Fühllosigkeit der Spanier selbst mit dem Interesse, welches Spanien dem Reisenden einflößt.

„Heutzutage", sagt er, „besteht ein Hauptheil der Erziehung eines jungen Spaniers, der auf Bildung Anspruch machen will, darin, daß er acht bis zehn Monate reist; dies ist eben so wichtig als Französisch sprechen, Italiänisch singen zu können und in der Aquarellmalerei geübt zu seyn. Doch üben nicht alle Gegenden denselben zauberischen Eindruck auf den Hörer, den man von denselben erzählt. Wird ein junger Mann gefragt: Sind Sie gereist? und er antwortet: „Ja, mein Herr, ich habe Altcastilien durchzogen und das frucht-

Digitized by C

bare Land, welches die Guadiana bewässert, ich bin in Galizien gewesen, habe von dem glühenden Sande der Provinz Murcia gelitten; wer konnte sich des Lachens enthalten? Springt es nicht in die Augen, daß man durchaus außerhalb Spaniens gewesen seyn muß? Frankreich, Italien, Portugal, die Türkei, Alles gilt gleich, nur Spanien selbst zu durchreisen, scheint mehr zu entehren, als das ganze Leben hindurch zu Hause zu bleiben. Weshalb sollen wir uns Rechenschaft geben von den Gothischen Gebäuden zu Burgos und Toledo, die nichts als untergeordnet verworren sind und mit unserer Zeit im Widerspruch stehen? Mögen Fremde auf schlechten Pferden unsere Provinzen durchziehen, sich erquicken an den schrecklichen Mahlzeiten in unseren Wirthshäusern, den größten Theil der Reise hungern oder sich mit Brod, Wasser und Wein begnügen, wenn man das Wein nennen darf, was alle Eigenschaften einer Auflösung von Pech an sich trägt. Mögen Fremde ein Vergnügen darin sehen, sich bestehlen und auf den Landstraßen zerprügeln zu lassen, um in Zukunft ihr Zusammentreffen mit Spanischen Räubern schildern zu können. Gutherzige Fremde! sie werfen ihr Geld zum Fenster hinaus, um alte Handschriften anzukaufen, nur weil sie eine schwärmerische Liebhaberei für vergilbtes Papier haben."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Maine de Biran und der Ursprung des Eklektizismus in Frankreich.

(Schluß.)

Die Schule Royer-Collard's, die anfangs nur experimentirend und psychologisch verfuhr, hat große Verpflichtungen gegen Biran, der sich nur mit der Psychologie beschäftigte und auch hier seine Studien auf einen Punkt konzentrirte. Da die Schule anfangs nur darauf ausging, neue Elemente des menschlichen Geistes aufzufinden, der bis dahin die Basis der Speculation in Frankreich gewesen war, so überschritt sie den Kreis der Lieblings-Studien von Biran noch nicht. Als sie aber ihr Prinzip und ihre Methode gefunden hatte, dehnte sie ihre Forschungen weiter aus und bemühte sie sich, von der Psychologie zu der äußeren Welt, zu ihrer Ursache und zu ihrem metaphysischen und moralischen Gesetzen zu gelangen. Als die Schule sich schon fest konstituirt hatte, erkannte sie noch immer ihre alten Führer an, Royer-Collard, der sie gegründet, und Biran, der ihr den bedeutendsten Theil ihrer psychologischen Hülfsmittel geliefert hatte. Im Jahre 1828 führte Cousin in seiner Analyse Locke's die Theorie des Prinzips der Kausalität und der menschlichen Freiheit auf Biran zurück. Aber Biran hatte längst die Schule aufgegeben. Er war mit ihr am Ausgangspunkte zusammengetroffen, war ihr aber nicht auf ihrer weiteren Bahn gefolgt. Nur die Psychologie sagte ihm zu; er liebte nicht die Abschweifungen ins Gebiet der Geschichte und der Gesellschaft.

Biran hatte Royer-Collard und Cousin mit der Natur des Willens bekannt gemacht, aber er wollte von ihnen das Wesen des Geistes kennen lernen. Er sah im menschlichen Geiste nichts weiter als Empfindung und Willen. Cousin suchte ihm oft begreiflich zu machen, daß die Empfindung vorübergehend und der Wille persönlich ist, daß es in uns auch unveränderliche Wahrheiten giebt, die wir nicht erzeugt haben, daß, wenn die Empfindung den Willen nicht erklären kann, der Wille eben so wenig die Vernunft zu erklären vermag, Biran blieb bei seiner Ansicht. Wenn er keine andere Ausflucht mehr wußte, so flüchtete er sich in den Mystizismus, obgleich er von Natur wenig Anlage dazu hatte. Er ergab sich der Mystik nur, um der unpersönlichen Vernunft zu entfliehen, die er nicht zulassen wollte.

So ist Biran dem gewöhnlichen Schicksale der Psychologen nicht entgangen; er ist wie sie über die Welt des Bewußtseyns nicht hinausgedrungen; aber er ist freiwillig auf der Mitte des Berges stehen geblieben. Die meisten Denker, die vor ihm oder neben ihm wirkten, welche das Studium der Erscheinungen der Seele zur Basis machten, haben sich im Skeptizismus verloren oder sind nur durch eine Inkonsequenz aus der inneren Welt herausgekommen, indem sie ihr System in zwei gesonderte Theile ohne logischen Zusammenhang brachten. So läuft die Psychologie Locke's in den Skeptizismus Hume's aus, der nur das Ich stehen läßt. Descartes und Mallebranche gelingt es nur mit Mühe, die Körperwelt in ihrem Systeme zurückzuhalten, und die Existenz Gottes ist Alles, was sie mit Sicherheit außerhalb des Bewußtseyns erfassen können. Hat man doch sogar geschlossen, daß die Aufgabe unlösbar sey, weil sie noch nicht gelöst worden. Aber die Wissenschaft ist unbeugsam. Der eigenthümliche Charakter des Eklektizismus ist, sich nicht auf die Psychologie zu beschränken, sondern vermittelst der Psychologie zur Ontologie zu dringen. Anstatt zu verzweifeln, wie Kant, oder sich dem Skeptizismus in die Arme zu werfen, wie Hume, oder die Schwierigkeit zu umgehen, wie Mallebranche, hofft er durch eine aufmerksame Beobachtung der Vernunft und der äußeren Wahrnehmung zu Gott und der Welt zu gelangen. Er antwortet denen, die nicht aus der inneren Welt herauskommen können, was Cousin zu Biran sagte, daß man nicht beim Ausschließlichen und Unvollständigen stehen bleiben kann, daß der Mensch im Gefängniß seiner selbst erstickt, und daß er nur in einem weiten Kreise frei athmen kann.

Dies waren Biran's Beziehungen zur eklektischen Schule; sein Einfluß war ein bedeutender, aber dennoch ein beschränkter. Er war der Mann einer Theorie. Man kann sagen, daß er viel zur Gründung der Schule beitrug, aber nie ihr angehörte. Nicht nur zog er nicht die Konsequenzen aus seinen Prinzipien, sondern er weigerte sich auch, sie anzuerkennen, wenn sie ihm vorgelegt wurden. Obgleich er der Philosophie ergeben war, beschränkte er sie doch auf das Gebiet der Speculation und schöpfte seine Lebensmaximen aus einer andern Quelle; es fehlt das Band zwischen seinem Leben und seinen Lehren. Dennoch bleibt er immer das Haupt der Schule. Diese hat auf der von ihm eingeschlagenen Bahn weiter schreiten können, aber er hat den Fortschritt erst möglich gemacht, indem er die Macht des Sensualismus für immer gebrochen hat. Vergeblich hat man aus Haß gegen Deutschland die Behauptung aufgestellt, daß der Sensualismus die nationale Philosophie sey. Der Sensualismus ist vielmehr ein fremdes Import, das in Frankreich immer nur ein Scheinleben hat gewinnen können. Voltaire empfing ihn aus den Händen Hume's und Bolingbroke's, um ihn der Encyklopädie zu übergeben. Aber nicht auf Voltaire, sondern auf Cartesius, Pascal und Mallebranche muß die Französische Philosophie zurückgeführt werden.

Italien.

Ehrenrettung der Katharina von Medici.

Von Alberi ist kürzlich eine Biographie der Katharina von Medici *) erschienen, welche deren vielgeschmähtes Andenken zu rehabilitiren sucht. Während alle frühere Geschichtschreiber dieselbe als ein herrschsüchtiges, ränkevolles Weib schildern, die unausgesetzt einen Hauptgedanken, die Vernichtung der Protestanten, verfolgt, geht unser Geschichtschreiber von einer ganz entgegengesetzten Ansicht aus. Nach seiner Meinung war sie allerdings durch die Gewalt der Umstände gezwungen, einen Antheil an der Gräuelthat zu nehmen, welche einen Schandfleck in der Französischen Geschichte bildet, allein ihr kann keineswegs die Hauptschuld aufgebürdet werden.

Nach seiner Ansicht waren dem Französischen Hofe die religiösen Interessen überhaupt höchst gleichgültig, und er ging nur darauf aus, dieselben zu politischen Zwecken zu benutzen; deshalb neigte er sich im Geheimen den Protestanten zu, während er sie öffentlich bekämpfte. Die Königin Mutter, weit entfernt, sich mit dem Herzoge von Alba zum Untergange des Protestantismus zu verschwören, unterstützte denselben vielmehr durch ihre diplomatischen Künste, da sie ihm nicht öffentlich beitreten konnte. So that sie mehrere Schritte, um den Herzog von Florenz, Cosimo I. de' Medici, für die Revolution in den Niederlanden zu interessiren; sie eröffnete ihm die Aussicht, Korfika den Genuesern abzunehmen, und ließ ihn den Großherzoglichen Titel hoffen, der das Ziel seiner heißesten Wünsche war. Ihre Rathschläge fanden indeß bei ihrem Verwandten kein Gehör; dieser benachrichtigte vielmehr den Madrider Hof von ihren Plänen. Katharina erfuhr bald diesen Verrath, und in der ersten Aufwallung des Zorns überhäufte sie ihren Verwandten mit Vorwürfen. Sie verzweifelte indeß noch nicht an ihrem Plane und knüpfte abermals Unterhandlungen an; die Unterhandlungen wurden von Galeazzo Gregoso geleitet. Wir haben über diesen Punkt eine Mittheilung des Herzogs an seinen Gesandten in Madrid vom 16. April 1571, in der es heißt: „Unser Gesandter in Frankreich wurde von Gian Galeazzo Gregoso empfangen, der ihn bereden wollte, den Herzog von Nassau zu unterstützen; er erhielt auch Mittheilungen derselben Art vom Herzog von Nassau, vom Admiral Coligny, von Théligny, seinem Schwiegersohn, im Namen des Königs, und endlich vom Könige selbst in einem eigenhändigen Briefe desselben an Galeazzo." Cosimo empfiehlt seinem Gesandten, die Wichtigkeit dieser Entdeckung geltend zu machen und ihm den Titel eines Großherzogs zu erwirken.

Die Geschichtschreiber, welche fast alle der Katharina feindlich sind, bemerken, daß sie durch Anstiftung der Bartholomäusnacht offenbar gegen ihren Vortheil gehandelt und nur einem blinden Fanatismus gehorcht habe. Das Resultat der Forschungen Alberi's ist, daß diese Gräuelnacht, wenn sie auch die Folge von Plänen war, die lange vorher im Rathe des Königs erörtert waren, doch nur den Guisen anzurechnen sey, die auch allein Vortheil aus derselben zogen, während Karl IX. sich dadurch in ganz Europa verhaßt machte und die Resultate der Politik zerstörte, die seine Mutter zwölf Jahre lang verfolgt hatte.

Der wahre Feind der Hugenotten war, wie Alberi die Sache darstellt, das Pariser Volk, das von den Lothringischen Prinzen und den Spanischen Agenten zu wildem Religionshasse aufgereizt worden war, der schon seinen Höhepunkt erreicht hatte, als die Ermordung Coligny's auf Anstiften der Guisen erfolgte. Die Protestanten sammelten sich nun um ihr Haupt, während die Katholiken durch die drohende Haltung derselben noch mehr gereizt wurden. Ein Konflikt war unvermeidlich, und es fragte sich nur, auf welche Seite der Hof treten würde. Absolute Neutralität konnte er nicht beobachten, ohne die Macht aus den Händen zu geben. Hätte er sich der protestantischen Minorität angeschlossen, so würde er die katholische Majorität gegen sich gehabt haben, welche die Guisen leiteten. Während die Rathgeber der Krone den schrecklichsten Zweifeln preisgegeben waren, ließen die Guisen nichts unversucht, um das Volk in Flammen zu setzen; sie bewaffneten die Bürger-Miliz, welche ihre Hauptstärke bildete. Diese konnte nicht in den Händen eines Ehrgeizigen gelassen werden, und so blieb nichts Anderes übrig, als ihn bei der Menge auszustechen, indem man den infernalischen Plan beschleunigte, durch den er sich zu erheben hoffte. Der Herzog von Guise wird also zu der letzten Versammlung berufen, die in der Nacht vom 23. zum 24. August 1572 gehalten wurde; hier werden ihm die Befehle zur Ausführung des Plans ertheilt; er hatte gehofft, an die Spitze zu treten, und nun wird er ein bloßes Werkzeug. Der verhängnißvolle Plan wurde nur zu treu vollführt; die Anstifter des Blutbades wurden zu den Sternen erhoben, und der König hatte die Schwachheit, seinem Rebenbuhler das schmachvolle Verdienst entreißen zu wollen: er ließ eine feierliche Versammlung des Parlaments berufen und erklärte, daß er alle Verantwortlichkeit übernehme.

*) Vita di Caterina di Medici. Saggio storico di Eugenio Alberi. Firenze e Parigi.

Die That hatte die Folgen, welche die Rathgeber Karl's davon erwartet hatten; es verbreitete sich die Ueberzeugung, daß Alles vom Könige und seiner Mutter angeordnet sey. Der Florentinische Gesandte in Paris ließ sich am ersten vom Scheine täuschen. Der Bericht, den er an seinen Herrn schickte, ist von Alberi in den Archiven von Florenz aufgefunden worden. Er schreibt: „Konnte man weniger von diesem wahrhaft großen Karl, seiner glorreichen Mutter und den beiden Cäsaren, seinen Brüdern, erwarten? Und was sollen wir von den edlen Herren sagen, welche den heiligen Befehl ihres guten Königs vollführten? Und wer wollte dem Pariser Volke nicht seinen Beifall schenken, das sich so freudig erhob? Dank sey dem allmächtigen Gott, der mir Gelegenheit giebt, diese wunderbaren Nachrichten zu melden, und gesegnet sey der siegreiche Bartolomeo, der am Tage seines Festes den Gläubigen sein Messer lieh, damit das heilsame Opfer vollendet würde."

In Folge dieser Krisis, welche das Werk so langer Mühe zerstörte, verfiel die Königin Mutter in tiefe Entmuthigung. Allein in energischen Geistern dauert eine solche nicht lange; Katharina machte sich wieder ans Werk und spann wieder ihre Fäden, um in den Hugenotten der katholischen Partei ein Gegengewicht entgegenzusetzen. Es sind Depeschen von einem anderen Florentinischen Gesandten vorhanden, aus denen hervorgeht, daß zwei Monate nach der Bartholomäusnacht der Hof Vorsichtsmaßregeln traf, um ein zweites Blutbad zu verhüten. Der Kardinal Orsini, der die Glückwünsche des Papstes überbringen sollte, erhielt keine Audienz beim Könige und wurde am Hofe so kalt aufgenommen, daß er sich bald abberufen ließ. Man ließ ihn reisen und gab den Gouverneuren der Provinzen den Befehl, keine Feierlichkeiten für ihn zu veranstalten. Ferner wurde die Leitung der Belagerung von Rochelle dem Marschall Biron übertragen, von dem man glaubte, daß er Hugenott sey, der aber jedenfalls den Guisen abgeneigt war. Fremde Agenten im Dienste der katholischen Partei beklagten sich laut, daß die Königin Mutter die Reformirten begünstige.

Mannigfaltiges.

— **Deutsche Journalistik im Auslande.** Gleichzeitig und unter sehr ähnlichen Titeln sind in den beiden im Nordwesten und im Südwesten Deutschlands liegenden Gränz- und Uebergangs-Ländern, in Belgien und in der Schweiz, zwei neue Deutsche Zeitschriften angekündigt worden und auch bereits erschienen. Der in Brüssel herauskommende „Gränzbote" wird von einem Deutschen aus Prag, Herrn Dr. Kuranda, redigirt, der dabei von mehreren in Belgien lebenden Deutschen unterstützt wird. Das Unternehmen ist zeitgemäß, da es eben jetzt darauf ankömmt, den in Belgien wiedererwachten Eifer für Flamändische und Deutsche Sprache auch von Deutschland aus zu unterstützen. Die beiden nationalen Elemente, das Deutsch-Flamändische und das Französisch-Wallonische, begegnen sich in Belgien zwar auf allen Wegen, aber während sie sich unter den Landes-Einwohnern und im gewerblichen Leben überhaupt so ziemlich das Gleichgewicht halten, ist in Wissenschaft und Literatur das Französische dem Deutschen Element bei weitem überlegen. Denn auf allen Universitäten und höheren Lehranstalten ist das Französische die Sprache des Unterrichts, in allen Theatern werden Französische Vorstellungen gegeben, und fast bei allen Gerichtshöfen wird Französisch plaidirt. Nur auf der Kanzel halten sich die beiden Sprachen wieder das Gleichgewicht, und die Pfarrer waren es auch hauptsächlich, die bisher noch am meisten dafür sorgten, daß die Sprache des Volkes nicht gänzlich in den Staub getreten wurde. Doch dieser populairen Macht, so groß sie auch in Belgien noch ist, hat die neuere Zeit eine andere noch größere gegenübergestellt, nämlich den Journalismus, der sich fast durchgehends der Französischen Sprache bedient. Auf funfzig Französische Blätter kommen in Belgien vielleicht vier Flamändische. Und was das Schlimmste ist, die ersteren werden zum größten Theile nicht von Belgiern, sondern von gebornen Franzosen redigirt, die natürlich mit der größeren Gewandtheit der Sprache auch die Lust mitgebracht haben, den Geist des Volkes zu ihren Zwecken zu bearbeiten. Es ist in der That der größte Beweis für das Vorhandenseyn einer eigenen Nationalität, daß unter diesen Umständen das Land nicht bloß nicht Französischer in seiner Gesinnung geworden, als es bereits im Jahre 1830 war, sondern daß es jetzt sogar lebhafter als seit einem halben Jahrhundert alte Deutsche Erinnerungen wieder weckt und mit ungemeiner Dankbarkeit die Bemühungen derjenigen Literarhistoriker begleitet, die einerseits seine alten sprachlichen Denkmäler wieder auffrischen und andererseits für die grammatische Ausbildung des heutigen Idioms sorgen. Für Deutschland selbst muß es von Interesse seyn, über die Resultate dieser Bemühungen durch ein Deutsches Organ in Kenntniß gesetzt zu werden, und daher möchten wir dem „Gränzboten" auch in Deutschland manche Theilnahme gesichert halten, besonders wenn er wie bisher auch in politischen Dingen Maaß zu halten weiß. Das Gleiche wäre um so mehr auch dem in Bern angekündigten und in einer Probenummer vor uns liegenden „Deutschen Boten aus der Schweiz" zu wünschen, als es gerade die Politik und besonders die Art ihrer Politik ist, was die übrigen in Deutscher Sprache geschriebenen Blätter der Schweiz fast gänzlich ungenießbar für das Ausland macht. Schreiben auch alle Schweizer Blätter nicht so, wie der bekannte General Buser im Parlamente von Basel-Landschaft spricht, so fehlt es doch selbst in den besten nicht an Ausdrücken, die man aus gebildeter Gesellschaft zu verbannen pflegt. Der von Deutschen redigirte „Deutsche Bote aus der Schweiz" kann daher schon dadurch, daß er sich in diesem Punkte von den eigentlichen Schweizer Blättern unterscheidet, einem vielfach empfundenen Bedürfniß: aus der Schweiz, wo mehrere geachtete Deutsche Universitäten sich befinden, auch etwas Deutsches in Wissenschaft, Kunst und Leben zu erfahren, wahrhaft entgegenkommen. — Eine dritte Deutsche Zeitschrift wird uns sogar, wo wir sie am allerwenigsten erwartet hätten, nämlich aus Madrid angekündigt. Sie wird dort, heißt es, unter dem Titel „Deutsche Revue" erscheinen und eine Uebersicht von Deutscher Literatur und Wissenschaft geben. Unter den Herausgebern wird der von Deutschen Aeltern geborene Spanische Dichter Don Eugenio de Hartzenbusch genannt, dessen auch in unserem heutigen Artikel über den gegenwärtigen Zustand der Spanischen Literatur gedacht wird. Vermuthlich befindet sich auch unser Landsmann, Herr Karl Kühn aus Berlin, dabei, der in Madrid ein Lese-Kabinet und ein Museum begründet hat, wo man bisher schon Gelegenheit fand, sich mit Deutscher Literatur bekannt zu machen, und der auch außerdem um die Verbreitung der Kenntniß Deutscher Sprache in der Spanischen Hauptstadt sich manches Verdienst erworben hat. Wir werden uns herzlich freuen und nicht unterlassen, unseren Lesern etwas Näheres darüber mitzutheilen, falls uns diese Spanisch-Deutsche Zeitschrift zugehen sollte.

— **Eine literarische Tripel-Allianz.** In Rußland erscheint jetzt ein Englisches Journal in Französischer Sprache. Die Sache klingt zwar seltsam, ist aber nichtsdestoweniger leicht erklärlich, da das Blatt, schon vermöge seines Preises, nur für die haute société bestimmt zu seyn scheint. Das Journal heißt: „Revue Anglaise de Saint-Pétersbourg", erscheint monatlich zweimal in Heften von 5—6 Bogen und kostet jährlich mit Einschluß des Portos 10 Rubel Silber (20⅔ Thaler). Als Herausgeber sind die Herren S. Warrand, Lehrer der Englischen Sprache, und Thomas B. Shaw, Baccalaureus der Universität Cambridge, genannt.

Bibliographie.*)

Frankreich.

A. Barbier (Verf. der „Jambes") Chants civils et religieux. 12. Paris. 2½ Fr. — Eine Oktav-Ausgabe ist früher davon erschienen.

S. Lebeau Code des bris, naufrages et échouemens, ou Réumé des lois et réglemens, concernant cette matière. 8. Paris. 8 Fr.

J. Rocquancourt Cours complet d'art et d'histoire militaires. Ouvrage dogmatique et philos., à l'usage des élèves de l'école roy. militaire. 2 vol. 8. Paris. Preis des Werkes in 4 Bänden 26 Fr.

J. Reboul (Bader und nicht gewöhnlicher Dichter in Nimes) Le dernier jour, poème. Nouv. édit., revue et augment. par l'auteur. 18. Paris.

Adelon, Béclard, Bérard etc. Dictionnaire de médecine, ou Répertoire gén. des sciences médicales. Tome 24 (Pez — Pla). 8. Paris. Subscriptionspreis 6 Fr.

Essai sur la construction navale des peuples extrà-européens, ou Collection de navires et pirogues construits par les habitans de l'Asie, de la Malaisie, du grand Océan et de l'Amérique, dessinés et mesurés par Pâris, capitaine de corvette, pendant les voyages autour du monde de l'Astrolabe, la Favorite et l'Artémise. 1. livr. Folio. Paris. Subscriptionspreis 12 Fr. — Dies Werk wird etwa 120 theils lithogr., theils gestochene Tafeln enthalten, begleitet von einem erläuternden Texte. Es erscheint in 16 monatlichen Lieferungen. Bei der dritten Lieferung wird die Subscription geschlossen.

J. M. G. Renesse Etudes sur l'histoire du Hainaut, de Jacques de Guyse, traduite par le marquis de Fortia d'Urban. 8. Valenciennes. — Das Werk, auf welches hier Bezug genommen wird, erschien unter folgendem Titel: Jacques de Guyse Annales du Hainaut; traduites av. le texte en regard. 16 vol. 8. Paris 1826—31. Fortia ist der patriotische Text dieses Hilfswerkes zum ersten Male abgedruckt. Vergl. (de Hoffmann) Bibliographie des ouvrages composés ou traduits, publiés ou édités par le marquis de Fortia d'Urban. 8. Paris 1832. p. 17.

J. Crétineau-Joly Histoire de la Vendée militaire. Tome 4. 8. Paris. Preis des ganzen Werkes in 4 Bänden 30 Fr.

Timon Livre des orateurs. 2. édit., ornée de 27 portraits. 20. (und letzte) livr. 8. Paris. Preis des ganzen Werkes 15 Fr. — Unter dem Namen Timon schreibt bekanntlich Hr. de Cormenin.

Frédéric (Baron) Journal hist. de la campagne de Portugal, entreprise par les Français, sous les ordres du maréchal Masséna, prince d'Essling. (15. Sept. — 12. Mai 1811.) 8. Paris. 6 Fr. — Bekanntere Notizen aus dem Spectateur militaire.

Duc d'Enghien Mémoires et voyages publiés sur les manuscrits autographes du Prince. Précédés d'une notice sur sa vie et sa mort par le comte de Chastellux. 8. Moulins. 5 Fr. — Ueber den durch Napoleon veranlaßten traurigen Tod des Duc d'Enghien war bisher das Hauptbuch Savary (Duc de Rovigo) Extrait des Mémoires du duc de Rov., concernant la catastrophe du duc d'Enghien. 8. Par. 1824 (auch Englisch), das in demselben Jahre noch drei andere Auflagen erlebte und eine Fluth von mehr oder weniger bemerkenswerthen Broschüren hervorrief.

Joachim du Bellay Oeuvres choisies, précédées d'une notice par Sainte-Beuve. 8. Angers. 7 Fr. — Joach. du Bellay ist ein Französischer Dichter des 16ten Jahrh. († 1560). Zeitgenosse des Ronsard und einer der sogenannten Französ. Siebengestirne. Der Herausgeber, Herr Sainte-Beuve, hat bereits früher die Geschichte der Französ. Poesie und insbesondere Ronsard zum Gegenstande einer eigenen Schrift gemacht: Tableau hist. et crit. de la poésie et du théâtre franç. au 16. siècle, et oeuvres choisies de Ronsard. 2 vol. 8. Paris 1828.

P. Soulié Si jeunesse savait! Si vieillesse pouvait! 1. livr. 8. Paris. Preis jeder Lief. 30 Cent. Sollen 33 Lefer. werden.

C. A. Raillot Statistique militaire et recherches sur l'organisation et les institutions militaires des armées étrangères. Prusse. 8. Paris.

F. Perrier (Adjut. des Sultan Pascha) La Syrie sous le gouvernement de Méhémet-Ali jusqu'en 1840. Ouvrage précédé d'une introduction par C. H. Cautille. 8. Paris. 7½ Fr.

R. Cubain Traité des droits des femmes en matière civile et commerciale. 8. Paris. 7 Fr.

Pelouze (père) Traité méthodique de la fabrication du coke et de charbon de tourbe. 8. Paris. 6 Fr.

F. M. Moreau Traité pratique des accouchemens. Tome 2. 8. Paris. Beide Bände mit Atlas Folio 60 Fr.

Voyage au pole sud et dans l'Océanie, sur les corvettes l'Astrolabe et la Zélée, exécuté par ordre du roi, pendant les années 1837, 1838, 1839 et 1840, sous le commandement de J. Dumont d'Urville. Tome 1. 1. partie. 8. Atlas pittoresque. 1. livr. Folio. — Daffride. Kleine Ausgabe. Tome 1. 8. Paris. — Von diesem Werke werden zwei Ausgaben erscheinen. Jeder halbe Band der großen Ausgabe wird ein Band der kleinen Ausg. Die große Ausg. wird aus 14 Bänden bestehen, erscheinend in halben Bänden à 6 Fr. und einem Atlas von etwa 330 Taf. Fol., erscheinend in Liefr. à 12½ Fr. Sie zerfällt in 6 Serien, nämlich: 1) Hist. du voyage. 5 Bände m. Kupf. 2) Zoologie. 5 B. m. K. 3) Botanique. 2 B. m. K. 4) Anthropologie et Physiologie hum. 1 B. m. K. 5) Minéralogie et Géologie. 1 B. m. K. 6) Philologie. 2 B. m. Tabell. Die kleine Ausg. wird nur die Hist. du voy. enthalten und aus 10 Bänden 8. à 3 Fr. bestehen.

V. Fouque De quelques abus en librairie et des moyens de les combattre. 8. Châlons-sur-Saône (Paris, Didot). ½ Fr. — Diese Schrift ist das Resultat einer mehr als 26jährigen Erfahrung im Buchhandel zu Paris wie in der Provinz.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Montag den 10. Januar 1842.

Dänemark.

Aus der noch ungedruckten Reise des Dichters Andersen im Orient.

In nächster Zeit wird von Andersen eine neue Arbeit, seine kürzlich beendete Reise in den Orient enthaltend, erscheinen; dies wird indeß keine gewöhnliche Reisebeschreibung, auch kein Roman, wie der „Improvisator", den er über seinen Aufenthalt in Italien schrieb, sondern ein Buch, worin Alles, was ihm als neu und eigenthümlich vorgekommen ist, theils durch Bilder und Reiseschilderungen, theils durch kleine Novellen anschaulich gemacht wird, doch so, daß Alles ein Ganzes ausmacht und uns durch Deutschland, Italien nach Griechenland und dem Orient, so wie auf der Donau, vom Schwarzen Meer an, durch Bulgarien, Servien und Ungarn zurückführt. Nachstehende lebensvolle Schilderung aus Konstantinopel hat der Berichterstatter die Freude, aus dem jetzt nach und nach entstehenden Dänischen Manuskripte durch des Herrn Verfassers Güte mittheilen zu können.

Muhammed's Geburtstag.

Der vierte Mai ist des Propheten Geburtstag. Ich war just zu der Zeit in Konstantinopel. Schon den Abend vorher begann die Festlichkeit, und unstreitig der schönste Theil derselben. Daß es aber Mondschein war und die Osmanische Polizei selbst unter diesen Umständen Jedermann, der nach Sonnenuntergange ausgeht, gebietet, Licht in einer Laterne zu tragen, will er nicht arretirt seyn, sah ich nicht für das Beste dabei an, mußte mich jedoch darein finden, denn weder Mondschein noch Polizei-Gesetz ließen sich ändern. Ein junger Russe, mit Namen Aderhas, und ich schlossen uns an einander, und ohne sonstige Begleiter, nur mit Licht in großen Papier-Laternen versorgt, wanderten wir davon, um die Illumination zur Ehre des Propheten zu sehen. Wir gingen durch eine von Pera's engen Seitengassen, und ein Anblick lag vor uns, so großartig, so phantastisch und schön, wie man ihn im Norden nur in einem wunderbaren Traumbilde sehen könnte. Von der Reihe Häuser, wo wir standen, erstreckte sich tief hinab nach der Meeresbucht ein Kirchhof, das will sagen, ein Cypressenwald mit großen, dichten Bäumen; rabenschwarze Nacht ruhte da drinnen. Ueber wellige Hügel, beständig tiefer führend, schlängelte sich unter den hohen Bäumen ein Pfad hin, den des Menschen Fuß und des Pferdes Huf gebahnt haben, bald eng zwischen den Grab-Monumenten hindurch, bald über die umgestürzten Todten-Denksteine fort; hin und her bewegte sich auf diesem eine rothe oder blaue Laterne, die bald verschwand, bald wieder an dem schwarzen Grunde zum Vorschein kam. Einsam liegen auf dem Kirchhofe einige Häuser, in deren obersten Fenstern Licht schien, welches dann auf den umlaubten offenen Altan hinunter getragen ward.

Ueber die Gipfel der Cypressen hinweg schimmerte blau wie eine Damaszenerklinge die Bucht, von Schiffen angefüllt; zwei von diesen, die größten, waren aufs reichste mit brennenden Lampen geschmückt, die um die Geschützpforten, die Vorder- und Hinterbrüstung und die Masten strahlten, im Tauwerk hingen und dieses in ein goldenes Netz verwandelten. Geradevor lag die Stadt selbst, das weitausgedehnte, große Konstantinopel mit seinen unzähligen Minarets, alle mit einem Kranz von Lampen umwunden; die Himmelsluft war noch roth von der gesunkenen Sonne, aber so klar und durchsichtig, daß Asiens Berg, der ewig schneebedeckte Olymp, sich in allen seinen gebrochenen Linien wie eine silberweiße Wolke hinter der prächtigen Stadt zeigte; das Mondlicht schwächte den Glanz der Lampen nicht, es hob vielmehr die schlanken Minarets hervor, so daß sie weiße Stengel mit kolossalen Feuerblumen zu seyn schienen; die kleineren trugen einen Strahlenkranz, die größeren zwei und die größten drei, einen über dem anderen.

In der Nähe des Platzes, wo wir standen, war kein Mensch zu sehen; Alles war einsam und still. Wir wandelten zwischen den Cypressen hinab; eine Nachtigall flötete darin ihre kraftvollen Schläge, und Turteltauben girrten in der Nacht der Bäume. Wir kamen an einem kleinen Wachthause, von Brettern aufgeführt und roth angemalt, vorüber; ein Feuer war zwischen Grabsteinen vor demselben angezündet, und Soldaten lagerten rund um die Flamme; sie waren Europäisch gekleidet; Züge und Farbe der Gesichter aber sagten, daß sie Ismael's Geschlecht, die Kinder der Wüste seyen; mit den langen Pfeifen im Munde lagen sie da und horchten auf das, was erzählt wurde: es war von Muhammed's Geburt; die Nachtigall verdolmetschte es uns, sonst hätten wir es nicht verstanden.

„La Illah illallah!" *) In der Stadt Mekka kamen die Kaufleute um des Handels willen zusammen; es kamen Indische und Persische, es kamen Aegyptische und Syrische; im Tempel Kaaba hatte Jeder sein Götterbild, und ein Sohn von Ismael's Geschlechte bekleidete eine der höchsten Würden, die fremden Pilgrimme nämlich zu sättigen und zu erfrischen; in seiner Frömmigkeit wollte er, wie Abraham, seinen Sohn opfern, doch die Wahrsagerin gebot, daß der liebliche Abdallah lebe und hundert Kameele für ihn geopfert würden. La Illah illallah! — Und Abdallah wuchs und wurde so schön, daß hundert Mädchen aus Liebe zu ihm starben; die Prophetenflamme leuchtete von seiner Stirn, die Flamme, die vom Tage der Schöpfung verborgen von Geschlecht zu Geschlecht ging, bis der Prophet geboren wurde, Muhammed, der letzte und größte. Und die Wahrsagerin Fatima sah die Flamme, und sie bot hundert Kameele für seine Umarmung; er aber drückte Emina an seine Brust, und dieselbe Nacht verschwand die Prophetenflamme von seiner Stirn und brannte unter Emina's Herzen. „La Illah illallah!" — Neun Mondeswechsel vergingen, und nie hatten die Blumen der Erde so süß geduftet, als in diesen, nie hatte die Frucht auf dem Zweige so saftvoll geschwellt: da erzitterten die Felsen, der See Sava sank in die Erde, die Götterbilder im Tempel stürzten um, und die Dämonen, die den Himmel bestürmen wollten, fielen als Millionen Sternschnuppen, zurückgeschleudert vom Lanzenschwinger, denn Muhammed, der Prophet, ward in dieser Nacht geboren! „La Illah illallah!"

Diese Erzählung übersetzte uns die Nachtigall, und die Nachtigall versteht Türkisch, eben so gut wie sie Dänisch versteht.

Wir gingen unter Pera's Thurme hinaus zum Kloster der sich drehenden Derwische, und ein größeres Panorama zeigte sich. Das ganze Marmermeer und Asiens Berge lagen bestrahlt vom Mondenlicht da: als Mittelgrund erhob sich Skutari, dessen Minarets mit Lampen flimmerten, wie die von Konstantinopel, und hier trat besonders die Sophien-Moschee hervor mit ihren vier, und die Achmed-Moschee mit ihren sechs Minarets, jede mit zwei oder drei funkelnden Sternenkränzen; sie schienen den Garten des Serai's zu umgränzen, der sich dunkel wie eine sternenlose Nacht nach dem Bosporus hinabstreckte; nicht ein Licht zeigte sich in den Gebäuden der Sultaninnen längs dem Wasser: wo aber das goldene Horn endet, war ein Flammenschwert aufgepflanzt, das seinen rothen Schein über die Wellen hinauswarf; unzählige kleine Böte, alle mit rothen, blauen oder grünen Papier-Laternen, fuhren wie Feuerfliegen zwischen den Ufern zweier Welten. Alle die großen Kriegsschiffe strahlten mit Lampen, man sah jedes einzelne Schiff, sein Tauwerk und seine Stengen, Alles war in Feuer-Conturen abgezeichnet, Skutari und Stambul schienen durch das flammende Meer und die bunten Feuerpunkte mit einander verbunden, es war die Mährchenstadt, die Phantasieen-Landschaft, ein magisches Licht war über das Ganze ausgegossen, nur auf zwei Stellen lag die Nacht mit aller ihrer Geheimnißfülle; in Asien war es der große Kirchhof hinter Skutari; in Europa der Garten des Serai's. Ueber beiden Orten war Nacht und Traum: der todten Helden Traum ist von den Weibern des Paradieses, in des Serai's Nacht wird von denen der Erde geträumt, und sie sind hier jung und schön, wie ihre himmlischen Schwestern.

In Pera's Straßen war ein Gewimmel von Griechen, Juden und Franken, jeder mit seiner Laterne oder mit seinem Licht; es war ein orientalisches Macoli, aber in den Trachten weit mehr korrekt, reicher und bunter, als auf Roms Korso am letzten Karnevals-Abend. Vor den Palästen der fremden Gesandten brannten die Lampen in Pyramiden aufgestellt oder in einem großen M den Namen des Propheten andeutend. Um neun Uhr ertönten Kanonenschüsse von allen Schiffen, es donnerte wie während der größten Seeschlacht, alle Fenster zitterten, und Schuß folgte auf Schuß, die Geburtsstunde des Propheten verkündend.

Ich schlief unter dem fortdauernden Schießen ein und erwachte am Morgen unter gleichem Getöse; lustige Musik von Rossini und Donizetti klang jetzt durch die Straßen, die Truppen marschirten aus, um zwischen dem Serai und der Achmed-Moschee aufgestellt zu werden, in welche der Sultan sich in großer Prozession begeben sollte.

Der Dänische Konsul, Romani, ein Italiäner, kam, um mich abzuholen; ein junger Türke, mit Pistolen im Gürtel und zwei lange Tabackspfeifen tragend, ging uns voran, ein alter Armenier in dunkelblauem flatterndem Kaftan und mit seinem schwarzen, vasengeformten Hut auf dem glattrasirten Haupt, trug unsere Mäntel nach, und so schritten wir durch Pera's Hauptstraße nach Galata hinunter; die Diener kamen in ein Boot, und wir Beide in ein anderes, und nun ging es über die Bucht, pfeilschnell zwischen hundert anderen Booten, deren Ruderleute gegenseitig riefen und schrieen, damit der Eine nicht das leichte

*) Es ist kein Gott, als Gott!

Fahrzeug des Anderen in Grund stoßen sollte. An der Landungsstelle in Konstantinopel bildete die Masse der Gondeln eine große, schaukelnde Brücke, über welche wir springen mußten, um das feste Land zu erreichen, das mit holländischen Brettern und Balken eingedämmt ist. Das Gedränge war groß, bald aber kamen wir in eine breite Seitenstraße. Hier war Volk genug, überall indeß hinlänglich Raum. Verschleierte Weiber in großen Schaaren nahmen denselben Weg wie wir, und bald waren wir unter den Mauern des Serai's, die, nach der Stadt zu, sehr hoch sind und aussehen wie alte Festungsmauern; ein Thurm hier und da mit einer kleinen eisernen Thür, die nie geöffnet gewesen zu seyn scheint, denn Gras und Schlingpflanzen hängen um die Angeln! Große alte Bäume streckten ihre blättervollen Zweige über die Mauer heraus; man konnte sich denken, es wäre die Gränze des verzauberten Waldes mit der schlafenden Prinzessin.

Vor der Sophien-Moschee zwischen der großen Fontaine und dem Eingang zum Serai wählten wir unseren Platz. Von hier hat die Sophien-Moschee mit ihren Kuppeln und vielen Anbauten etwas, das Einen an eine große Blumenzwiebel denken läßt, welche viele kleine Ableger um sich angesetzt hat. Die Terrassen vor derselben waren mit Türkischen Weibern und Kindern angefüllt, und die leuchtenden weißen Schleier gaben dem Ganzen etwas Festliches. Die Fontaine hinter uns ist die größte und schönste in Konstantinopel, aber bei dem Namen Fontaine stellen wir uns gewöhnlich ein Bassin vor, in welches Wasserstrahlen plätschern; dies ist nicht so in der Türkei. Eine richtige Vorstellung erhält man davon, wenn man sich ein viereckiges Haus denkt, dessen Wände von außen ganz Pompejanisch bunt sind, der weiße Grund mit rothen, blauen und vergoldeten Inschriften aus dem Koran übermalt, und aus kleinen Nischen, an welche Messingbecher gekettet sind, rieselt das geweihte, frische Wasser heraus, mit dem der Muselmann an bestimmten Stunden des Tages Gesicht und Hände wäscht. Das Dach ist ganz Chinesisch und dabei bunt bemalt und vergoldet. Die Taube, des Türken heiliger Vogel, nistet hier; hundertweis flogen die Tauben über unseren Köpfen von der Fontaine nach der Sophien-Moschee und wieder zurück. Rund herum lagen eine Menge Türkischer Kaffeehäuser, alle von Holz erbaut und mit Altanen, fast wie die Häuser in der Schweiz, nur bunter und baufälliger; kleine Baumpflanzungen waren vor einem jeden, und diese überall angefüllt mit tabakrauchenden und kaffeetrinkenden Türken, die in ihren bunten Kaftans, einige mit Turban, andere mit Fez, die Häuser gleichsam drapirten und die Gärten putzten. Zwischen der Fontaine und dem großen Thor, welches in den ersten Hof des Serai's hineinführte, waren außerdem von Brettern zwei lange Gerüste über Tonnen und Tischen errichtet, eines höher als das andere und beide mit Polstern und Teppichen belegt, auf denen verschleierte Türkinnen der unteren Klassen sich ausstreckten; alte Türken, Perser und einige Fränkische Fremde, deren unverschleierte Frauen stark beschaut wurden, hatten ihren Platz auf dem rechtsliegenden Theil der Gerüste. Jetzt kamen mehrere Regimenter Türkischer Soldaten, alle Europäisch gekleidet, mit engen Beinkleidern und kurzen Jacken, das weiße Bandelierkreuz über Brust und Schultern, alle mit rothem, steifem Fez auf dem Haupte. Die Garde sah sehr gut aus, sie hatte neue Uniformen, steife Halsbinden mit weißen Hemdspitzen, und trug heute zum erstenmal, wie ich hörte, weiße Handschuh. Dagegen sahen andere Regimenter ganz schrecklich aus; ich will nicht davon reden, daß man in denselben allen Gesichtsfarben begegnete, weiß, braun, kohlschwarz, aber es waren lahme und klumpfüßige Soldaten darunter. Die Europäische Uniform war ihnen zu eng, und darum hatte eine Menge die Nath über dem Ellenbogen aufgetrennt oder einen Schlitz ins Beinkleid vor dem Knie geschnitten, um freie Bewegung zu haben; dadurch aber lugte der nackte Ellenbogen hervor, und beim Marsche kam das rothe oder pechschwarze Knie beständig aus den blauen Beinkleidern heraus. Besonders excellirte hierin ein Regiment, das ich die Barfüßer nennen will, denn Manche hatten nur einen Stiefel und einen Schuh, Andere dagegen gingen barfuß in Pantoffeln, und zwar jeder von einer anderen Couleur. Unter klingendem Spiel zogen sie alle in das Serai, und nachdem sie dort vor dem Sultan vorbei defilirt hatten, kamen sie zurück und stellten sich auf jeder Seite der Straße in Reihen auf — Aethiopier und Bulgaren standen Seite an Seite, der Beduine ward Nachbar vom Hirtensohn der Balkangebirge.

Um zehn Uhr sollte die Prozession beginnen, es wurde aber zwölf, ehe es dem Sultan gefiel, sich aus dem Serai zu begeben; die Sonne brannte mit südlicher Sonnenwärme! — Eine Tasse Kaffee nach der anderen wurde getrunken, die Brettergerüste fielen ein Paar Mal zusammen, und die Zuschauer purzelten in einem Klumpen herab — es war ein langes Warten. Hier auf diesem Platz war es vor einigen Jahren noch Sitte, die Köpfe von denen, die immer im Hofe des Serai's geköpft wurden, vor die Hunde hinauszuwerfen; jetzt sah Alles so friedlich aus! Junge Türken, die etwas Französisch oder Italiänisch verstanden, ließen sich mit uns und anderen Franken ins Gespräch ein und zeigten die größte Bereitwilligkeit, uns das zu erklären, was etwa unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Unten an den Mauern des Serai's breitete sich das sonnenerhellte Marmormeer mit weißen Seglern aus, und Asiens Berge schimmerten mit ihren Schneegipfeln hoch in die klare, blaugrüne Luft hinauf. Diesen grasartigen Schein in der Luft hatte ich nie vorher gesehen; ein junger Türke, der, wie er mir erzählte, an den Ufern des Euphrats geboren war, meinte, daß der Himmel dort oftmals mehr grün als blau schimmere. Jetzt erdröhnten Kanonenschüsse aus dem Garten des Serai's; die Prozession nahm ihren Anfang. Zuerst kam ein Musik-Corps zu Pferde; selbst der Beckenschläger und der Mann mit der großen Trommel saßen zu Pferde; der Zügel lag dem Thier lose auf dem Hals, während die Becken in der Sonne blitzten. Nun kam die Garde, die sich in Wahrheit so gut ausnahm, wie nur eine Garde in der Christenheit; hinter ihr wurde eine Schaar prächtiger Rosse geführt, alle ohne Reiter, aber geschmückt mit herrlichen Schabracken, roth, grün, blau, und alle wie mit Edelsteinen übersäet. Die Pferde schienen auf ihren feinen, starken Beinen zu tanzen, kraftvoll hoben sie den Hals mit der langen Mähne, die rothen Nasenlöcher zitterten, wie das Blatt der Mimose, und aus den Augen leuchtete eine verständige Seele. Eine Schaar reitender junger Offiziere folgte, alle Europäisch gekleidet in kurzem Rocke und mit Fez; Militair- und Civil-Beamte, sämmtlich in derselben Kleidung, kamen nach diesen, und hierauf der Groß-Wesir des Reichs, ein Mann mit langem, weißem Barte. An verschiedenen Plätzen in der Straße waren Musik-Corps aufgestellt, eines löste immer das andere ab, besonders mit Nummern aus Rossini's Wilhelm Tell. Plötzlich verstummten diese, und des jungen Sultans Lieblingsmarsch begann; er ist von Donizetti's Bruder komponirt, der hier als Kapellmeister angestellt ist. Der Sultan kam; vor ihm her wurde ein Zug von Arabischen Pferden geführt, mit noch prächtigeren Schabracken, als man vorhin gesehen hatte. Rubinen und Smaragden bildeten Schleifen um die Ohren der Pferde, die Saffianzügel waren mit funkelnden Steinen übersäet, und Sattel und Teppichdecke mit Perlen und Juwelen bestickt. Es war eine Pracht, als sähen wir, was der Geist der Lampe für Aladdin geschaffen hatte. Umringt von einer Schaar junger Männer, alle zu Fuß und schön, als wären sie des Orients Weiber, die ohne Schleier sich hinaus gewagt, und jeder mit einem grünen Federfächer in der Hand, — saß der junge neunzehnjährige Sultan Abdul-Medschid auf einem prächtigen Arabischen Pferd; er war in einem grünen kurzen Rock, über die Brust zugeknöpft, und ohne eine Art Schmuck, wenn man ein großes Juwel und eine Paradiesvogelfeder ausnimmt, die auf seinem rothen Fez angeheftet waren. Er sah sehr bleich und mager aus, hatte leidende Züge und heftete seine düsteren Augen steif auf die Zuschauer, besonders auf die Franken. Wir nahmen unsere Hüte ab und grüßten; die Soldaten riefen laut: Es lebe der Kaiser! Er aber machte nicht die mindeste Bewegung zur Erwiederung. „Weshalb grüßt er uns nicht", fragte ich einen jungen Türken neben mir, „er sah ja, daß wir den Hut abnahmen." — „Er betrachtete Sie", antwortete der Türke, „er betrachtete Sie sehr genau!" — Damit sollten wir zufrieden seyn, es wäre so gut, wie der beste Gruß. Ich sagte dem Türken, daß alle Fränkische Fürsten wieder grüßten, und dies mit entblößtem Kopf, so wie wir sie. Das kam ihm wie ein Mährchen vor. Pascha's und andere Große des Reiches folgten dem Sultan nach, Fränkische Offizier in Türkischem Dienste, und darauf schloß eine Schaar des Volkes, Türken und Türkinnen den Zug. Es entstand ein Gedränge und ein Gemurmel; halbnackte Straßenbuben mit zerfetzten Turbans, alte Bettelweiber, mit Lumpen verschleiert, aber in Saffians-Pantoffeln und bunten Hosen, bohrten sich schreiend durch das Getümmel. Allah Ekber! *) brüllten sie, wenn die Soldaten ihre Gewehrkolben gegen sie ansetzten. Die ganze Straße war ein buntfarbiger Fluß von Fez, Turban und Schleier, und auf beiden Seiten bewegten sich wie die spitzen Schilfblätter des Uferrandes die blitzenden Bajonette. Ueberall, wo Franken die aufgestellten Militairreihen passiren wollten, kamen gleich Offiziere mit größter Artigkeit und machten Platz; sie trieben ihre Glaubensbrüder zur Seite, und diese starrten die geehrten Franken an, indem sie den Ausruf wiederholten: „Allah Ekber!"

*) Gott ist groß!

Spanien.

Gegenwärtiger Zustand der Literatur in Spanien.

(Schluß.)

„Wenn", fährt Campo Alango fort, „die Fremden lange Nächte durchwacht haben, um unsere Geschichte zu studiren, um den Grund unserer geistigen Erschlaffung aufzudecken und die Mittel anzugeben, durch die wir uns derselben entreißen könnten, so übersetzen wir ihre Werke und lesen sie darauf sehr behaglich, ohne uns die Hände zu beschmutzen, oder die Frisur in Unordnung zu bringen. Das nennt man Pfiffigkeit. Und muß es unserem Nationalstolze nicht schmeicheln, wenn wir in unseren Zeitschriften die statistischen Angaben lesen, welche mit großer Mühsal von Engländern und Deutschen gesammelt worden und nur unsere Halbinsel angehen! Diese und ähnliche schmerzhafte Betrachtungen stiegen in mir auf, als ich auf dem Dampfboot die goldenen Fluthen des Guadalquivir hinabfuhr; und ich blickte umher auf das heitere blühende Land, da war es mir, als ob die dichten Orangenwälder, die einsamen schwermuthsvollen Olivenstämme, das reiche Land mit üppigem Getraide und zahlreichen Heerden bedeckt, mir die elisischen Felder des Alterthums in's Gedächtniß riefe."

Diese Unzufriedenheit mit dem inneren Zustande Spaniens beschränkt sich nicht auf unser Jahrhundert, sie erstreckt sich auch auf die Zeiten, die der Französischen Revolution vorausgingen, in denen die Formel Alles galt, die Nation unter der Etikette begraben lag und in dieser Versteinerung der Seele und jedes Lebenszeichens beraubt schien. Folgende Schilderung entwirft Somoza von dem Leben eines Edelmanns zu Madrid im Jahr 1760:

„Sobald der Edelmann aufstand, harrte er sehnlichst auf die freundliche Hand, die seinen Bart in Ordnung bringen sollte, diese Operation erforderte damals weit mehr Zeit als heut, da man jetzt zwei Drittheile des Gesichts nie vom Barte befreit. Hierauf kam der Perückenmacher an die Reihe, sein Geschäft bestand darin, den Kopf zu kämmen, zu pomadiren, zu frisiren und zu pudern, diese vierfache Pflichterfüllung nahm viele Zeit hinweg. Hierauf schritt man zu der großen Arbeit des Ankleidens fort, diese vollbrachten die Rüstigsten nicht unter drei Viertelstunden; war auch dieses Riesenwerk vollführt, gürtete

man den Degen um und empfahl sich Gott, damit das Wetter gut werden oder bleiben möge, denn wie es auch war, mit langsam gemeßnem Schritt und entblößtem Haupte trat man ins Freie. Hierauf entwickelte man eine besondere Kunst im Gehen, um sich die weißseidnen Strümpfe und die zarten Schuhe nicht zu beflecken. Ich habe einen Offizier gekannt, welcher sich in jeder Gesellschaft mit dem Ruhm brüstete, ganz Madrid im Winter durchlaufen zu haben, ohne sich im Geringsten zu beschmutzen. Die unabhängigsten Personen waren durch die Vorschriften eines eisernen Ceremoniels gebunden, das ihnen keinen Tag Ruhe ließ. Man ging dreimal des Jahres zum Abendmahl, zu Weihnachten, am Tage Epiphanias und zu Pfingsten, und wenn man einen dieser Tage versäumte, so war dies Grund genug, daß sich zwei Familien für immer entzweiten. Die kleinste Reise erforderte einen allgemeinen Abschied, den man den Tag vor der Abreise durch feierliche Besuche nahm; derselbe Umgang erneute sich nach der Rückkehr als feierliche Bewillkommnung. An großen Festtagen hätte der Reisende, welcher in eine Stadt gekommen wäre, glauben müssen, dieselbe stehe in Brand, oder es sey eben Aufruhr in ihr ausgebrochen, so wogte, stürmte, schrie man durch die Straßen; Barbiere, Friseure und andere unentbehrliche Staatsbürger waren an solchen Tagen in Verzweiflung, Jedermann wollte sie zuerst, und bei Niemand sollten sie sich übereilen, damit kein Härlein falsch liege. Dabei waren die Männer glücklich zu preisen, im Vergleich mit den Frauen; sie durften den Fuß wenigstens auf die Erde setzen, die Frauen gingen auf hohen hölzernen Pantoffeln, auf denen sie mit Lebensgefahr balanciren mußten, wodurch sie wie Hühner aussahen, die in der Erde scharren; außerdem waren sie durch ihre Fischbeinmieder unbarmherzig zusammengeschnürt, welche ihnen fast jede freie Regung unmöglich machten und doch so unerläßlich waren, daß Mütter ihre Säuglinge durch eine kleine Oeffnung nährten, die in dem Mieder angebracht war, die armen Kleinen preßten die Lippen fest an das Fischbein und suchten vergeblich zur Wärme des mütterlichen Busens zu gelangen. Nachdem man hierauf bei Mittagsmahlen und Soireen sich vor jedem Verstoße gegen die nöthige Würde zu bewahren gewußt hatte, kam man zu dem letzten Tagesgeschäfte, zum Aufziehen der Uhren; auch dies verlangte seine Zeit, denn jeder Spanische Edelmann hatte zwei Uhren, und jede Uhr steckte in zwei Gehäusen. Alles besaß man doppelt in jener glücklichen Zeit, zwei Uhren, zwei Taschentücher, zwei Tabaksdosen."

Wir führen diese Schilderung Somoza's nicht als ein Meisterwerk komischer Darstellung an, sondern nur um einen Begriff zu geben von dem Zustande, in dem sich Spanien um 1730 in socialer Hinsicht befand. Und selbst diese, wie es scheint, nothwendige Auflehnung Spaniens gegen seine nächste Vergangenheit ist verderblich, denn Nichts muß einem Volke größeren Nachtheil bringen, als wenn es sich von der Zeit losſagt, aus der es sich entwickelt hat, auf der es steht; es schneidet dadurch die Wurzeln des Stammes aller socialen Verhältnisse ab und beraubt sich der Möglichkeit, daß neuer Saft den alten Baum durchdringen kann. Don Mariano de Larra geißelt in den Bruchstücken, die Don Eugenio de Ochoa mittheilt, nicht bloß das vergangene Jahrhundert, sondern auch das gegenwärtige.

Larra war ein junger Mann von ausgezeichneten Anlagen, der sein Leben freiwillig geendet hat. Er ist bei weitem interessanter als Chatterton, dem die Engländer nach seinem Tode einen Altar errichtet haben; der politische Zustand seines Vaterlandes sowohl als Europa's überhaupt stellte sich ihm in so grellen verzweiflungsvollen Farben dar, daß er, nachdem er sein Talent durch einige tiefschwermüthige Schriften bekundet hatte, keine andere Rettung als den Tod kannte. Ich kenne nichts Schneidenderes, Zerreißenderes als seine satirischen Bruchstücke; hier hebe ich nur die Stelle heraus, an der er seine Melancholie mit allen anderen Melancholieen vergleicht und sie als entsetzlicher darstellt, als sie alle. „Ein Mann", sagt er, „welcher alle Hoffnung auf einen Freund baut und von ihm betrogen wird; ein Mönch, der am Tage seiner Einkleidung sich in eine junge Frau verliebt; ein hoffnungsvoller Erbe, dessen Oheim in Indien ohne Vermögen stirbt; ein Besitzer von Gütern der Cortes; eine Witwe, welche eine Pension aus dem Spanischen Staatsschatz zu beziehen hat; ein vornehmer Herr, welcher liberal geworden ist, um Grande von Spanien zu werden, und nichts als liberal geblieben ist; ein General, welcher Gomez verfolgt und ihn eben so wenig erreicht, als man das Glück erreicht, wenn man ihm auch um den ganzen Erdkreis nachjagt; ein Journal-Redacteur, welcher um der Preßfreiheit willen gefangen sitzt; ein Spanischer Minister und ein constitutioneller König — alle diese trübseligen Gestalten, sie sind heiter und ausgelassen in Vergleich zu mir, dem Unglückseligen."

Figaro Larra (so nennt er sich) schildert uns einen Kirchhof, in den er tritt und in welchem die Gräber die Bilder aller Zerstörungen und Trümmerstücke sind, welche Spanien in sich schließt. Armer Yorick Spaniens, du hast Recht! Alles, was in dieser Zerrüttung der bürgerlichen Zustände noch Leben zu haben scheint, ist nichts als hohler Schein und Asche. So sieht Figaro Larra folgende Inschriften auf den Denksteinen: Hier liegt der Spanische Thron, geboren unter Isabella der Katholischen, gestorben durch Zugluft; — hier liegt halb Spanien, meuchlings ermordet durch die andere Hälfte; — hier liegt die Inquisition, gestorben an Altersschwäche; — die Börse, hier liegt der Spanische Kredit; und endlich: Hier liegt die Hoffnung. Dies müssen die letzten Worte gewesen seyn, die der unglückliche Larra geschrieben hat.

Derselbe beißende Witz herrscht in einer Beschreibung der Junta zu Castello-Branco desselben Verfassers. Man weiß, wie vielen Mißbrauch die Spanier in letzter Zeit mit den Junten getrieben haben. „Nichts ist so schön", sagt Larra, als eine Junta; die Leute, welche dieselbe bilden, haben das schönste Leben von der Welt, sie haben den ganzen Tag Nichts zu thun, und gleichwohl ist Nichts auf Erden nöthiger als die Junta. Sobald eine Partei geboren wird, giebt man sie einer Junta in Pflege, kaum schlägt das Kind die Augen auf, so sieht es dieselbe versammelt, und sie ist eifrig beschäftigt, für seine Erziehung zu sorgen. Doch wir handeln hier von der Junta zu Castello-Branco (einer Stadt in Portugal, in der sich in den ersten Zeiten der apostolischen Insurrection einige Anhänger des Don Carlos versammelten). Es wurde Nacht, als ein Spanier vom alten Schlage, einer von denen, welche sagen: „Herrsche über mich, wer will, so oder so, auf eine Weise muß ich beherrscht werden", nach Castello-Branco zog. Was hatte er dort zu thun? das würde schwer seyn, auseinanderzusetzen, genug, auf dem Wege stieß ein Portugiese auf ihn, der rief ihm mit drohender Stimme zu: „Holla, Castilier! bist du ein Unterthan König Karl's V.? Kommst du aus Castilien?" Unser Spanier, welcher vom Portugiesischen ein Geringes mehr verstand, als von den Staatsangelegenheiten, antwortete ernst und ruhig: „Ich weiß nicht, wessen Unterthan ich bin, und habe nicht Lust, es zu erfahren; ich setze weder Könige ein, noch ab, gehe meinen Geschäften nach." Der Portugiese kochte vor Wuth, der Spanier sah es ihm an und fuhr fort: „Werdet nicht böse, Herr; wen ihr mir nennt, dessen Unterthan will ich seyn; wir Leute kümmern uns nicht um den Staat; sagt, wer ist der König dieses Landes? — Karl V. (Don Carlos). — Schön, erwiederte der Castilier, bisher glaubte ich, über mich herrsche Ihre Majestät die Königin . . . — Still, Castilier! — Gut, gut, werdet nur nicht böse. — Bald wanderten die Beiden als friedliche Genossen neben einander. Sie hatten kaum die Stadt betreten, so verbreitete sich das Gerücht, ein Vasall Sr. Königlichen Majestät sey so eben eingetroffen. Se. Königliche Majestät sieht nicht alle Tage einen Vasallen, der ihr zugehört, sie hat die meisten ihrer Vasallen in den Wolken. Wenn es viele Unterthanen und einen König giebt, so empfangen die Unterthanen den König, doch hier gab es der Könige genug, aber nur einen einzigen Unterthan; so ermangelten die Könige nicht, die Ankunft ihres Unterthans festlich zu begehen. Man läutete mit allen Glocken. Der gute Spanier war betäubt vor Staunen; was ist denn heut für ein großes Fest hier? fragte er treuherzig. — Man feiert die Ankunft Ew. Herrlichkeit, Herr Castilier. Und er gelangte zu einem Hause von unscheinbarem Aeußeren, dort empfing man ihn feierlich, über der Thür standen mit ungeheuren Buchstaben die Worte: „Höchste Junta der Regierung aller Spanier und Inder."

Hierauf folgt eine herrliche Schilderung der Junta und ihrer Berathungen, die Hogarths würdig ist, das Finanz-Ministerium hat nicht mehr einen vollen Maravedi, das Kriegs-Ministerium ist ungefähr eben so reich, und es erheben sich lebhafte Diskussionen über die Verwaltung der Schätze.

So scheinen uns die Humoristen nebst den Gelehrten im engeren Sinn und den Dramaturgen die meiste Beachtung zu verdienen; die Byronschen Seeräuber, die Ossianischen Wolkenbilder und dergleichen gehen uns wenig an. Diese entlehenen Stücke, mit mehr oder weniger Kunst ausgeführt, umhängt mit der klangvollen, weitfaltigen Castilischen Sprache, machen einen unangenehmen Eindruck. Was sollen die Schottischen Nebel in diesen Thälern, welche die Sonne durchglüht, so lange die Welt steht? Das Niederschlagendste von Allem jedoch ist die weite Kluft, welche die Schriftsteller vom Volke trennt; die Schriftsteller, welche Voltaire und Walter Scott kopiren, das Volk, welches etwas weniger gebildet ist, als zur Zeit der Kreuzzüge. Wenn man bedenkt, daß die tiefgelehrten Kommentare Clemencio's, die schneidenden Satiren Larra's in einem Lande gedruckt werden, dessen Bewohner ohne geistige Empfänglichkeit, fast wild, sich um die Resultate der Philosophie und Poesie eben so wenig bekümmert, als um die Revolutionen, die man im Saturn beobachtet, so möchte man an Spaniens Zukunft verzweifeln; man schaudert vor dem Abgrunde, der den kleinen Kreis von Denkern von ihrem Volke trennt. Europa betrachtet Lista, Martinez de la Rosa, Miñano, Mesonero, Clemencio als die Seinen, und der größte Theil ihrer Landsleute ahnt kaum, daß sie existiren. So bleibt die Spanische Literatur, ungeachtet der Talente, die gegenwärtig in ihr wirken, kraftlos.

Die Vereinigten Staaten in Amerika haben noch keine Literatur, Spanien hat keine mehr. Die Epoche der Originalität ist für die Einen noch nicht gekommen, für die Anderen ist sie vorüber. Der glückliche und anmuthige Nachahmer Robertson's und Addison's, Washington Irving, der Schilderer des Meeres und der Wälder, Fenimore Cooper, gehören, so sehr sie selbst dagegen protestiren, dem Sächsischen Stamme an; es findet sich keine Ader von Amerika in ihnen. Die Civilisation muß vollständiger, unvermischter und weniger vereinzelt werden, wenn sich eine selbständige Literatur entwickeln soll. So harrt Amerika noch auf das Erblühen seiner höheren Kultur, Spanien betrauert das Verwelken derselben; und die Aussichten, die Spanien in seine nächste literarische Zukunft hat, sind, ungeachtet aller einzelnen Talente, die ihm unbestritten bleiben, bei der Theilnahmslosigkeit der Nation sehr trüb.

Don Eugenio de Ochoa und Phil. Chasles.

Frankreich.

Der Carbonarismus in Frankreich.

(Aus Louis Blanc's Histoire de dix ans.)

Am 1. Mai 1821 saßen drei junge Leute, Bazard, Flotard und Buchez, an einem runden Tische in der Straße Coveau. Aus den Besprechungen dieser drei unbekannten Männer und aus diesem Viertel, dem ärmsten der Hauptstadt, ging jener Carbonarismus hervor, der ein Vierteljahr später sich über ganz Frankreich verbreitet hatte.

Die Juni-Unruhen von 1820 wären in die Militair-Verschwörung vom 19. August ausgelaufen, eine Verschwörung, die noch am Abend des Ausbruches schon wieder erstickt wurde. Der Schlag, der die Verschwörer getroffen, hallte in der Loge der „Freunde der Wahrheit" wieder, deren Haupt-

Mitglieder sich zerstreuten. Joubart und Dugied begaben sich nach Italien; Neapel war in vollem Aufruhr. Die beiden jungen Franzosen boten ihre Dienste an und verdankten der Gönnerschaft einiger Mitglieder des Neapolitanischen Parlamentes die Ehre, ihren Kopf bei diesem Unternehmen aufs Spiel zu setzen. Es ist bekannt, wie diese Revolution zu frühzeitig zum Ausbruch kam und mit welcher Schnelligkeit die Oesterreichische Armee die glänzenden Prophezeiungen des Generals Zop Lügen strafte. Dugied kehrte nach Paris zurück, unter seinem Kleide das dreifarbige Band als Zeichen des Grades tragend, zu dem er im Italiänischen Carbonarismus gelangt war. Flotard erfuhr von seinem Freunde alle Details dieser Einweihung in geheime Verständnisse, die bis zu jener Zeit in Frankreich unbekannt waren. Er sprach darüber mit dem Verwaltungs-Rathe der Freimaurer-Loge der „Freunde der Wahrheit", und die sieben Mitglieder, aus welchen dieser Rath bestand, faßten den Entschluß, den Französischen Carbonarismus zu gründen, nachdem sie sich gegenseitig das unverbrüchlichste Stillschweigen über dies gefährliche Geheimniß zugeschworen hatten. Limperani und Dugied wurden beauftragt, die Reglements zu übertragen, die der Letztere von seiner Reise mitgebracht hatte. Sie waren dem Italiänischen Charakter vortrefflich angepaßt, eigneten sich aber wenig dazu, in Frankreich ein Gesetzbuch zum Gebrauch der Verschworenen abzugeben. Der Gedanke, der denselben zum Grunde lag, war wesentlich religiös, ja selbst mystisch. Die Carbonari wurden in denselben als die streitende Partei der Freimaurerei betrachtet, als ein dem Heiland, dem Patrioten vor allen anderen, geweihtes Heer. Man mußte über Modificationen berathschlagen, und Buchez, Bazard und Flotard wurden auserwählt, um den Grund einer weiseren Organisation vorzubereiten.

Der Haupt-Gedanke der Verbrüderung war nichts Festes, nichts Bestimmtes; die erwählten Vorsitzer stellten daher folgenden Grundsatz auf: „Da Gewalt nicht Recht ist, und da die Bourbonen durch fremde Mächte wieder eingesetzt wurden, so treten die Carbonari zusammen, um der Französischen Nation die freie Ausübung des ihr gebührenden Rechtes wiederzugeben, sich selbst eine ihr genehme Regierung zu wählen." Das hieß, die Volks-Souverainetät dekretiren, ohne sie genauer zu bezeichnen. Je unbestimmter aber diese Formel war, desto besser entsprach sie der Verschiedenheit des Unwillens und des Hasses. Es war also eine Verschwörung in unendlichen Abstufungen, mit unendlicher Gluth begonnen, aber ohne Gedanken an eine Zukunft, ohne vorhergegangene Studien, ganz nach Laune und Leidenschaften. Wenn aber auch der Carbonarismus als Prinzip nur ein kindisches Spiel war, so wurde er doch als Organisation etwas Merkwürdiges und Wunderbares. Traurige Bestimmung der Menschen! Ihre Kraft äußert sich in den Mitteln und ihre Schwäche in dem Erfolg.

Man beschloß, neben einem Mutter-Verein, den man Hochhütte benannte, noch andere Vereine unter dem Namen von Centralhütten zu stiften, welchen wieder Einzelhütten untergeben seyn sollten. Die Zahl der Mitglieder wurde für jeden Verein auf zwanzig festgestellt, um dadurch dem Strafgesetz zu entgehen. Die Hochhütte bestand ursprünglich aus den sieben Stiftern des Carbonarismus, Bazard, Flotard, Buchez, Dugied, Carriol, Joubert und Limperani; sie ergänzte sich selbst, wenn sie unvollständig wurde. Bei der Bildung der Centralhütten verfuhr man folgendergestalt: Zwei Mitglieder der Hochhütte vereinigten sich mit einem Dritten, ohne ihm ihre Eigenschaft anzuvertrauen, ernannten ihn zum Präsidenten der einzurichtenden Hütte und nahmen selbst dabei den Titel eines Deputirten und eines Censors an. Der Deputirte mußte mit dem Hülfs-Vereine korrespondiren und der Censor die Schritte desselben beaufsichtigen; dadurch wurde die Hochhütte das eigentliche Mark jeder von ihr gestifteten Hütte und blieb doch ihnen gegenüber Herrin ihres Geheimnisses und ihrer Handlungen. Die Einzelhütten waren nur administrative Unter-Abtheilungen, die den Zweck hatten, die Verwickelungen zu verhüten, welche die Fortschritte des Carbonarismus zwischen der Hochhütte und den Deputirten der Centralhütten herbeiführen konnten. So wie übrigens diese letzteren von dem Mutter-Verein herrührten, so gingen auch die Unter-Vereine von den Hülfs-Vereinen aus. Es herrschte in diesen Zusammensetzungen eine merkwürdige Elasticität, und bald vermehrten sich die Hütten bis ins Unendliche.

Man hatte sehr wohl die Unmöglichkeit vorausgesehen, alle Nachforschungen der Polizei ganz zu vereiteln; um aber die Bedeutsamkeit derselben zu schwächen, kam man überein, daß alle Hütten in Gemeinschaft wirken sollten, ohne jedoch eine mit der anderen bekannt zu seyn, so daß die Polizei nur durch Eindringen in die Hochhütte das Ganze der Organisation ergründen konnte. Es wurde daher jedem Carbonari, der einer Hütte angehörte, streng untersagt, sich den Zutritt in eine andere Hütte zu verschaffen; auf Uebertretung dieses Gebotes stand die Todesstrafe.

Die Stifter des Carbonarismus hatten auf die Unterstützung der Truppen gerechnet; daher die doppelte Organisation des Carbonarismus. Jede Hütte war einer Militair-Hierarchie unterworfen, die der Civil-Hierarchie gleichstand. Zur Seite der Oberhütte, der Hochhütte, der Centralhütten und der Einzelhütten standen die Legion, die Kohorten, die Centurien, die Manipeln. Wenn der Carbonarismus Civil-Angelegenheiten ins Werk setzte, so durfte sich die Militair-Hierarchie nicht einmischen; im entgegengesetzten Falle trat die Civil-Hierarchie zurück. Abgesehen von der Macht, die aus dem Spiel dieser beiden Gewalten und ihrer abwechselnden Regierung entsprang, lag in den doppelten Benennungen, welche sie erforderten, ein Mittel, der Polizei ihre Spur zu entziehen. Jeder Carbonaro war verpflichtet, eine Flinte und funfzig Patronen zu besitzen, und er mußte bereit seyn, sich ganz der Sache hinzugeben und den Befehlen eines unbekannten Oberhauptes blindlings zu gehorchen.

Auf solche Weise geordnet, verbreitete sich der Carbonarismus sehr schnell über alle Viertel der Hauptstadt. Er griff in allen Schulen um sich, denn ein wildes Feuer brannte damals selbst in den Adern der Jugend. Jeder bewahrte das Geheimniß, jeder bewies die größte Hingebung. Die Mitglieder jeder Hütte erkannten sich an besonderen Zeichen, und man hielt geheimnißvolle Musterungen ab. In verschiedenen Hütten waren Inspektoren ernannt, welche darüber zu wachen hatten, daß Jeder mit einer Flinte und mit Patronen versehen sey. Die Verbündeten übten sich in ihrer Wohnung im Gebrauch der Waffen, und oft wurde der Fußboden dabei mit Stroh bestreut. Während sich diese sonderbare Verschwörung, beschützt durch eine beispiellose Verschwiegenheit, immer weiter ausspann und mit tausend unsichtbaren Banden die Gesellschaft umstrickte, schlummerte die Regierung in unbefangener Ruhe.

Die Stifter des Carbonarismus waren, wie man gesehen hat, junge unbekannte Leute, ohne offizielle Stellung, ohne anerkannten Einfluß. Als es sich darum handelte, ihr Werk ins Große zu treiben und über ganz Frankreich das Netz zu werfen, womit sie Paris umstrickt hatten, da fingen sie doch an, ihrer eigenen Kraft zu mißtrauen. Es bestand damals ein parlamentarisches Comité, zu dem auch Herr von Lafayette gehörte. Bazard, der mit diesem General genau bekannt war, forderte von seinen Freunden die Zustimmung dazu, denselben in das Geheimniß ihrer Anstrengungen einzuweihen. Es fehlte nicht an Einwürfen: wozu diese Mittheilung, welche durch den leichten Charakter Lafayette's schlimme und gefährliche Folgen haben konnte? Wollte er in den Carbonarismus eintreten und eben so wie alle Andern seinen Kopf zum Einsatz bringen . . . gut! Lafayette wurde aber dennoch ins Geheimniß gezogen und war nicht im geringsten unschlüssig; er trat in die Hochhütte ein, und die kühnsten unter seinen Kollegen in der Kammer folgten seinem Beispiele. Die Anführer des Carbonarismus waren im Irrthum, wenn sie diesen Beitritt für durchaus nöthig hielten; da nämlich die Carbonari immer in Unwissenheit darüber blieben, von wem eigentlich der ihnen gegebene Impuls ausging, so hatten sie ohnehin nie anders geglaubt, als daß sie jenen liberalen Notabilitäten gehorchten, die erst so spät zur Theilnahme an einer geheimnißvollen Macht aufgefordert wurden. Die wirkliche Gegenwart der Letzteren in der Hochhütte trug daher nichts mehr zur Erhöhung der moralischen Wirkung bei, die ihre vorausgesetzte Gegenwart bis dahin ausgeübt hatte. Was diese hohen Personen unternehmen und wagen würden, lag noch im Schoße der Zukunft begraben. Wie dem nun auch sey, ihr Beitritt war gleich anfangs den Fortschritten des Carbonarismus günstig, vermöge der Beziehungen, in welchen sie zu den Provinzen standen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Italiänisches Jahrgeschenk für Deutsche. Unter diesem und zugleich unter dem Italiänischen Titel: „Strenna Italiana pei Tedeschi" *) hat Herr Professor Dr. Franz Valentini in Berlin denjenigen Deutschen, die eine leichte und unterhaltende Italiänische Lektüre lieben, bei welcher sie zugleich Gelegenheit finden, die Eigenthümlichkeiten der Deutschen und der Italiänischen Sprache zu vergleichen, ein recht angenehmes Neujahrsgeschenk gemacht. Die literarischen Strenne (Étrennes) sind in Italien jetzt so an der Tagesordnung, daß fast in jeder bedeutenden Stadt eine solche Strenna erscheint, die dort allerdings, nach dem Muster der Deutschen Taschenbücher, mehr äußerlichen als inneren Werth zu haben pflegt. Die Strenna des Herrn Professor Valentini hat jedoch das umgekehrte Prinzip befolgt, indem sie bei höchst bescheidenem Aeußern einen dafür um so gediegeneren Inhalt bringt. Was uns darin am meisten interessirt, ist die Novelle des Messer Luigi da Porto: Romeo e Giulietta, dieselbe Novelle, die dem Britischen Dichter vorgelegen, als er sein unsterbliches Trauerspiel gleiches Namens schrieb. Shakespeare hat jedoch nicht das Original da Porto's, sondern nur die von Painter veranstaltete und in dessen Palace of Pleasure enthaltene Englische Uebersetzung gekannt. Dafür zeugt namentlich die übereinstimmende Korrumpirung der Italiänischen Namen, wie Montecchi in Montagu und Capeletti (nicht Capuletti) in Capulet, und mehreres Andere. Luigi da Porto lebte zu Anfang des 16ten Jahrhunderts und galt für einen der besten Stylisten seiner Zeit, besonders wegen der Eleganz seiner Novellen. Der Kardinal Pietro Bembo hielt ihn ungemein werth, und es wird von Manchen sogar versichert, er habe Theil an der Ausarbeitung der Novelle von Romeo und Julie gehabt, und deshalb sey dieselbe so ausgezeichnet. — Nächst dieser klassischen Erinnerung, bringt uns die Strenna drei der schönsten Novellen von Heinrich Zschocke, die Herr Prof. Valentini ins Italiänische übersetzt hat, und endlich eine von ihm mit vieler Laune wiedererzählte historische Anekdote von einem Spanischen Jähzorn. Durch die unter dem Texte befindlichen Deutschen Noten hat der Herausgeber nicht bloß das Verständniß, besonders jener alten Novelle sehr erleichtert, sondern auch auf alle feinen Unterschiede der einen und der anderen Sprache hingewiesen, so daß die Titelworte „Lettura piacevole ed istruttiva" vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Wir zweifeln darum auch nicht, daß es dem Italiänischen Jahrgeschenk für 1842 in den folgenden Jahren an legitimen Nachfolgern nicht fehlen werde.

*) Berlin, Posen und Bromberg, Mittler, 1842.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlöbl. Post-Aemtern.

№ 5. Berlin, Mittwoch den 12. Januar 1842.

Süd-Afrika.

Die Beschuana's in Süd-Afrika.*)

Das Land der Beschuana's (auch Betschuana's) in Süd-Afrika erstreckt sich nordöstlich von der Kap-Kolonie, zwischen dem eigentlichen Kaffern-Lande und dem Hottentotten-Lande, beträchtlich weit ins Innere des großen Kontinentes. Weniger geistig begabt und kriegerisch als der Kaffer, aber lebendiger und von besseren Anlagen als der Hottentotte, scheint der Beschuane zwischen diesen beiden Racen in ethnologischer wie in geographischer Hinsicht die Mitte zu halten. Die verschiedenen Stämme oder größeren Familien führen eben so verschiedene Namen; aber alle reden eine und dieselbe Sprache, das Setschuanische**). Die vornehmsten Stämme der Beschuana's heißen Barolong, Batlapi, Baharutzi und Bassuto; der letztgenannte bewohnt das Land zwischen den Weißen Bergen im Osten und dem Flusse Caledon im Westen.

Die Bassuto's sind nicht Aboriginer des Landes, das sie jetzt bewohnen. Erst im Jahre 1824 errichtete Moschesch hier seine Residenz. Früher hatte er etwas mehr nördlich von den Maluti's gewohnt. Ihre National-Lieder feiern noch die grünen Weiden von Butabute und die steilen Abhänge, auf denen der junge Lepolo (so hieß Moschesch in seiner Jugend) mit seinen Gefährten dem Elennthier und dem wilden Eber nachsetzte. Ein unheilvoller Krieg machte diesem Lieblings-Zeitvertreib ein Ende. Matanana, einer der mächtigsten Vasallen Schaka's ***), entzog sich mit allen seinen Unterthanen der Grausamkeit seines Gebieters. Er stieß auf Pakarita, den Häuptling der Fengo's, den er nach mehreren Treffen zur Flucht zwang. Der verfolgte Pakarita zog über das Maluti-Gebirg und warf sich auf die Mantöti's an den Quellen des Namagari. Von ihrer Kenntniß der Oertlichkeit begünstigt, rückten die Mantöti's rasch durch die Bergschlüfte gen Süden und verheerten die friedlichen Thäler von Butabute. Seitdem wurde das Land der Schauplatz beständiger Metzeleien. Matanana, der sich von dem Tyrannen Schaka entfernt genug glaubte, schlug an den Ufern des Caledon seinen Wohnsitz auf; aber auch Pakarita ließ sich in diesen Gegenden nieder. Beide Stämme neckten einander unaufhörlich und ließen die Mantöti's und Bassuto's die furchtbaren Wirkungen ihrer Nachbarschaft fühlen. Die Felder bleiben unangebaut, und eine Hungersnoth vermehrt noch die Schrecken des Krieges. Diese doppelte Plage entvölkert ganze Dörfer; man vergißt die Bande des Blutes und der Freundschaft; Alles überläßt sich dem Morde und der Plünderung. Einige der Entartetsten gehen so weit, daß sie Menschenfleisch kosten, und bald entstehen in den Höhlen der Maluti's Kannibalen-Gesellschaften, die, selbst keiner Partei angehörend, überall blutige Opfer suchten. Unterdessbedachte der schon lange Zeit belagerte Moschesch auf Mittel, von diesem Schauplatze des Grausens abzutreten. Pakarita war erst kürzlich in seinem Kampfe gegen Matanana unterlegen, und dieser versuchte jetzt sein Kriegsglück an den Tambuki's. Nur die schon öfter geworfenen Mantöti's erschienen immer wieder auf dem Kampfplatze. Moschesch ruft einen Kaffern-Häuptling zu Hülfe, der die Mantöti's überrascht und zum Rückzuge zwingt. Während der Feind im Schach gehalten wird, geht die Auswanderung von Statten; die Greise werfen einen letzten Blick auf ihr lang gewohntes Butabute und entfernen sich dann eilenden Fußes mit Weibern und Kindern, während Alles, was da fähig, Waffen zu führen, die Nachhut bildet und den gräßlichen Kannibalen zurückschlägt, der sich diese Unordnung zu Nutze machen und seine Beute packen will. Zwei Tagemärsche brachten die ganze Bevölkerung nach dem Thaba-Bossiu, dessen von der Natur befestigter Gipfel innerhalb weniger Tage mit neuen Wohnungen sich deckt. Jetzt wurde die Lage des Moschesch allmälig besser. Einige gute Aerndten brachten neuen Wohlstand; Musselekatzi und die Koronna's wurden mit Verlust zurückgedrängt, und die Ankunft der Missionaire stellte in allen Gemüthern das Vertrauen her.

Diese skizzenhafte Geschichte der Bassuto's in den letzten zwanzig Jahren wird ihre Anhänglichkeit an Thaba-Bossiu und die Vortheile, die sie dem Besitze einer solchen Hauptstadt verdanken, genugsam erklären.

Thaba-Bossiu ist ein fünfwinkliger Berg, ungefähr 400 Fuß hoch und mit einem Plateau von drei Viertelmeilen auf dem Gipfel. Den Zutritt zu dieser Bergblöße vertheidigt eine Umkränzung lothrechter Felsen, die nur von fünf etwas weiten Zwischenräumen durchbrochen wird. Im Fall eines feindlichen Angriffs werden diese Oeffnungen durch ungeheure Steinhaufen gesperrt. Die Residenzen des Moschesch und seines Vaters Mokaschan liegen auf dem Plateau selbst; auch der Fuß des Berges ist mit Wohnungen besäet, in deren Mitte das Missions-Gebäude sich erhebt. Wirft man einen Blick auf die umliegenden Anhöhen, so entdeckt man 22 Dörfer, die eben so viele Vorposten gegen Ueberfälle zu seyn scheinen.

Die Verfassung der Bassuto's hält ungefähr die Mitte zwischen der patriarchalischen Schutzherrschaft der Batlapi's und dem Despotismus der Sula-Häuptlinge; es herrscht in Bossiu weniger Freiheit, als in Lattaku, und doch genießt der Bassuto Privilegien, die den Sklaven des Königs Dingaan fremd sind. Moschesch ist der oberste Herr des Landes; er weist seinen Unterthanen ihre Wohnsitze an, die sie ohne seine Erlaubniß nicht verlassen dürfen, und in gewissen Fällen verfügt er sogar über ihre Person selbst. Sollen Kundschafter ausgeschickt, öffentliche Arbeiten unternommen werden, so bezeichnet er die von ihm gewählten Individuen, und Keiner hat das Recht, dagegen zu protestiren. Alle Streitigkeiten, alle Prozesse werden von ihm in letzter Instanz entschieden. Jedes Dorf gehorcht einem Häuptling, der dem Oberherren verantwortlich ist. In kritischen Fällen beruft Moschesch alle diese Häuptlinge zu einer Rathversammlung.

Die Freiheit des Gedankens und des Wortes verbürgt die nationalen Rechte der Unterthanen. Es steht ihnen frei, ihre Meinung über das Benehmen des Königs ohne Umstände zu äußern, und sie thun das mit einer edlen Freimüthigkeit, wie sie den Tribunen des alten Roms zur Ehre gereicht hätte. Folgendes Beispiel kann als Probe dienen. Moschesch hatte einem durch seinen Muth ausgezeichneten Offizier den Nießbrauch einiger Stücke Vieh zuerkannt. Neulich wollte er dieses Vieh wieder zurücknehmen, um es dem Lepui, einem Häuptlinge der Batlapi's, als Geschenk zu übermachen. Da erschien der tiefgekränkte Offizier vor Moschesch und hielt folgende Rede an ihn: „Darf ein gerechter Mann also handeln? Du nimmst mir all' meine Nahrung, allen Unterhalt meiner Frauen und Kinder, um Andere damit zu versorgen. Hast Du etwa kein anderes Vieh für mich, und mußt Du diejenigen im Elend lassen, denen Du Deine Rettung verdankst? Schau meinen Körper — er ist mit Wunden bedeckt. Ich habe gegen die Mantöti's, die Sula's und die Koranna's gefochten. Laß den Feind wiederkommen — wird dann Moschesch seinen Wurfspießen sich aussetzen? Nein — er wird auf seinem Berge, bei seinen Frauen bleiben und nicht so kühn seyn, mir zu folgen. Ich werde mich schlagen müssen, werde Hunger, Durst und Beschwerden ertragen, während mein Häuptling ruhig essen, trinken und schlafen kann."

Das Gesetz der Wiedervergeltung ist beinahe das einzige juristische Prinzip, von welchem die Häuptlinge der Beschuana's wissen. Dennoch verstehen sie es einigermaßen, die Schwere der Vergehungen nach den Umständen zu würdigen, die sie begleitet oder erzeugt haben. Wer aus dringender Noth einen Ochsen stiehlt, der ist in ihren Augen weniger schuldig, als derjenige, welcher eine Ziege stiehlt, um einen geheimen Hang zur Dieberei zu befriedigen. Hier, wie in Europa, wächst die Größe der Schuld je nach Rang und Charakter des Schuldigen. Mord und Entführung werden mit dem Tode bestraft. Man fesselt dem Verbrecher Hände und Füße und stürzt ihn dann von einer grausigen Felswand, die zwei- bis dreihundert Fuß tief ist. Außer dem Nachrichter, einer angesehenen Person, wachen zwei Beamte insonderheit über die öffentliche Ordnung. Der Eine ist öffentlicher Ausrufer und zugleich Müllner oder allgemeiner Ausfeger; er schafft Unreinigkeiten aller Art aus der Stadt. Der Andere macht bei nächtlicher Weile die Runde, damit Niemand durch einen unglücklichen Zufall den Berg hinab stürze; und stirbt Jemand eines gewaltsamen oder plötzlichen Todes, so läßt er den Leichnam fortschaffen.

(Schluß folgt.)

*) Wir haben kürzlich (Nr. 132 des Magazins v. J. 1841) der sehr erfreulichen Anfänge gedacht, welche die Ausbreitung des Christenthums unter diesen Süd-Afrikanischen Stämmen macht. Nachstehendes giebt nun über die letzteren selbst einige nähere Nachrichten, und zwar ist es der Einleitung zu dem früher erwähnten Werke: Études sur la langue Sécheana, von dem Französischen evangelischen Missionair Eugen Casalis, entlehnt.

**) Der Radikal sechuana (sagt Casalis) nimmt das Präfix se an, wenn er die Sprache, und das Präfix be, wenn er das Volk bezeichnet.

***) Schaka war der Vorgänger des bekannten Dingaan, Häuptlings der Sula's von Port-Natal.

Frankreich.

Der Carbonarismus in Frankreich.

(Schluß.)

Mit Empfehlungsbriefen versehen, begaben sich mehrere junge Leute in die Departements, um den Carbonarismus zu organisiren. Klotarb wünsche

nach dem Westen abgesandt, Dugied begab sich nach Burgund, Bouen der ältere in die Bretagne und Joubert nach dem Elsaß. In Rücksicht auf ihre Beziehungen zu den Departements legte man der Hochhütte von Paris den Namen der Oberhütte bei, und überall wurde der Carbonarismus eben so wie in der Hauptstadt eingerichtet. Der Schwindel war allgemein, unwiderstehlich, fast in ganz Frankreich gab es Verschwörungen und Verschworene.

In den letzten Tagen des Jahres 1821 waren die Sachen schon so weit gediehen, daß Alles zu einem Aufstande in La-Rochelle, in Poitiers, Niort, Colmar, Neu-Breisach, Nantes, Befort, Bordeaux und Toulouse in Bereitschaft war. In einer Menge von Regimentern waren Hütten eingerichtet worden, und die Garnison-Veränderungen selbst wurden für den Carbonarismus ein schnelleres Verbreitungsmittel. Der Präsident einer militairischen Hütte, der genöthigt war, eine Stadt zu verlassen, empfing die Hälfte eines Stückes Metall, dessen andere Hälfte an ein Mitglied einer Hoch- oder Central-Hütte in jener Stadt gesendet wurde, wohin sich das Regiment begeben mußte. Durch diese Erkennungs- und Mittheilungsweise, die der Polizei nicht auffallen konnte, wurden die dem Carbonarismus einverleibten Soldaten förmlich die Handlungs-Reisenden desselben und trugen so zu sagen die Verschwörung in ihrer Patrontasche weiter; die Stunde des Ausbruchs war gekommen, wenigstens dachte man es. Da das Personal der Oberhütte zahlreicher war, als es sich gebührte, so schuf man ein Operations-Comité, das besonders mit allen Vorbereitungen zum Kampf beauftragt wurde, dem es aber untersagt war, einen festen Beschluß ohne Zustimmung der Oberhütte zu fassen. Dieses Comité entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit. Sechsunddreißig junge Leute erhielten den Befehl, nach Befort abzureisen, wo das Signal zur Insurrection gegeben werden sollte. Ohne Zögern begaben sie sich dahin, obgleich sie überzeugt waren, daß sie in den Tod gingen. Einer derselben mußte durch seine Entfernung von Paris eine Ehrensache in Stich lassen, doch schwankte er eben so wenig wie seine Gefährten, vertagte sein Duell wegen eines ernsteren Kampfes und opferte der Pflicht fürs Vaterland sogar den Ruf der Tapferkeit, der edlen Seelen so viel gilt. Je mehr sich die entscheidende Stunde nahte, desto vertrauungsvoller zeigten sich die Verschworenen; auf dem Wege von Paris nach Befort hörte man die Marseillaise wieder, jenen Zaubergesang, der schon seit langer Zeit verklungen war.

Es sollte Blut vergossen werden, mußte man da nicht, wenn das Glück günstig war, an die Folgen denken? Treu dem Geiste des Carbonarismus, dachten die Mitglieder der Oberhütte nicht daran, Frankreich irgend eine besondere Regierungsform aufzulegen. Selbst die Bourbonische Dynastie wurde nicht auf eine bestimmte und unwiderrufliche Weise von ihnen verbannt. In jedem Falle mußte aber doch dem wichtigsten Bedürfnisse aller Revolutionen, einer provisorischen Regierung, Genüge geleistet werden. Man nahm die Grundlage der Constitution des Jahres III. an, und die fünf erwählten Direktoren waren Lafayette, Corcelles der Vater, Köchlin, d'Argenson, Dupont von der Eure, also ein Kriegsmann, ein Repräsentant der Nationalgarde, ein Manufakturist, ein Verwaltungs- und ein Justiz-Beamter. Manuel hatte bis zu jenem Zeitpunkt dem Carbonarismus nur immer eine unruhige und unbestimmte Mitwirkung gewidmet. Als er erfuhr, daß man diejenigen nach dem Schauplatze der Insurrection absenden wolle, die schon im voraus zur Regulirung des Erfolgs derselben berufen waren, so benutzte er seinen Einfluß auf mehrere derselben, und besonders auf Lafayette, um sie von der Reise nach Befort abzubringen; sey es nun, daß er das Unternehmen für schlecht geleitet oder für zu frühzeitig hielt, oder daß sich ein geheimes Mißtrauen in seiner Seele regte, wenn er der Begebenheiten des folgenden Tages gedachte. So viel ist gewiß, daß von allen einflußreichen Männern, deren Gegenwart auf dem Schauplatze der Empörung wünschenswerth schien, sich nur ein einziger, der General Lafayette, auf den Weg machte. Aber eine Familienpflicht, die er immer treu beobachtet hatte und die er auch jetzt nicht vernachlässigen wollte, hielt ihn einige Stunden zu lange in seinem Hause zu Lagrange zurück. Am 1. Januar 1822 begegnete der Postchaise, worin der General sich mit seinem Sohn befand, einige Meilen vor Befort ein Wagen mit den Herren Corcelles Sohn und Bazard. „Nun, was giebt es für Neuigkeiten?" — „Alles ist aus, General, Alles ist verloren." — Der verzweifelnde Lafayette schlug einen anderen Weg ein, und die beiden Anderen reisten mit Postpferden, die an einen Karren gespannt waren, nach Paris, um ihre dortigen Freunde zu warnen. Es herrschte eine Kälte von zwölf Grad, und alle Wege waren mit Schnee bedeckt; als Bazard nach Paris kam, war ihm ein Ohr erfroren.

Ich will mich nicht bei den Einzelheiten der Vorgänge in Befort aufhalten: ein Sergeant kehrt am 31. Dezember Abends in sein Quartier zurück, tritt zu seinem Hauptmann heran, klopft ihm auf die Schulter und erregt durch die ungewohnte Vertraulichkeit seiner Anrede unheilbringenden Verdacht; der Kommandant des Platzes, Toustain, der benachrichtigt wird, versammelt alle seine Offiziere und weiß sie bei sich festzuhalten; die Verwirrung derjenigen, welche im Komplott betheiligt waren, ist groß; das Schwanken der verschwornen Soldaten, die ihrer Anführer beraubt sind, vermehrt dieselbe; tumultuarisch versammeln sich die Verschwornen auf dem Platze; der Posten tritt unter die Waffen; die jungen Leute, die des Abends vorher in den Vorstädten angekommen sind, wollen sich nach dem Platze begeben, werden aber durch das zu rechter Zeit herabfallende Schutzgatter in zwei Theile gesondert; die auf den Lieutenant des Königs abgeschossene Kugel prallt von dem Ordenskreuz desselben ab; Zerstreuung der Verschwornen; Gefangennahme mehrerer von ihnen; durch ihren Muth erwecken sie Mitgefühl; ihr Prozeß, ihre siegreiche Gewalt über die Richter, alles dieses bildet gewiß eine der pathetischsten und lebhaftesten Episoden des oft so blutigen Drama's der Restauration. Verschiedene der näheren Umstände sind veröffentlicht worden, andere sind weniger bekannt, und wir wollen sie hier aufzeichnen.

In Befort hatte der Carbonarismus keine gänzliche Niederlage erlitten. An einem Punkte erstickt, brach die Empörung wieder an einem anderen aus. Flotard war nach La-Rochelle abgesandt, um hier eine Bewegung vorzubereiten, und diese Stadt war mit Verschwornen angefüllt. Die drei Bataillons-Chefs der Marine-Artillerie warteten nur auf das Signal. Man war im Einverständniß mit Poitiers und mit der Garnison von Niort. Sofréon, ein Offizier, sollte siebenhundert Mann, welche zu dem auf der Insel Oleron kantonirenden Kolonial-Depot gehörten und die er nach dem Senegal zu führen beauftragt war, zur Verfügung des Carbonarismus stellen. Der Chef des Depots selbst war von Sofréon ins Vertrauen gezogen worden, und man rechnete, wenn auch nicht auf die Unterstützung des Herrn Feldhammel, so doch auf seine Neutralität. Auch in Nantes regte man sich, und der General Berton bereitete sich vor, nach Saumur zu marschiren. Flotard, der im Begriff stand, La-Rochelle zu verlassen, speiste eines Tages im Hotel des Ambassadeurs, als sich in seiner Nähe zwischen zwei ihm unbekannten Militairs ein Gespräch über den gegenwärtigen Stand der Dinge entspann. „Der Narr von Berton", sagte der Eine, „glaubt sich in völliger Sicherheit und denkt im Geheimen Verschwörungen anzuzetteln; aber der General Despinois ist von allen seinen Schritten unterrichtet und wird ihn bei der ersten Gelegenheit erschießen lassen." Lebhaft ergriffen, reiste Flotard sogleich nach Nantes ab und ging nicht eher nach Paris, bis er den General Berton benachrichtigt und von seinem Vorhaben abgeredet hatte. Die Expedition nach Saumur ging dennoch vor sich; sie scheiterte, wie man leicht denken kann, und Berton sah sich genöthigt, von Versteck zu Versteck zu fliehen.

Der Carbonarismus krankte an einem tiefwurzelnden Gebrechen; der Ungestüm der Begründer und die Zaghaftigkeit der angesehenen Männer, die beigetreten waren, hemmten sich stets gegenseitig. Andererseits hatte sich Lafayette ohne Rückhalt den jungen Leuten zugewendet, die er zu beherrschen wähnte, die ihn aber im Gegentheil vollkommen beherrschten. Ihnen zu gefallen, hielt er sich fern von seinen Kollegen aus der Kammer, verbarg sich vor denselben, woraus ein geheimes Mißverständniß und bei wichtigen Angelegenheiten eine nicht zu überwindende Verwirrung entsprang. Dazu kömmt noch, daß vermöge einer Politik, die sehr schlau seyn mag, wenn es sich um eine Verschwörung von einem Tage handelt, die aber unklug ist, wenn die Verschwörung länger dauern soll, die ersten Direktoren des Carbonarismus sich ein System daraus gemacht hatten, ihre Kräfte zu übertreiben, um sich dadurch mehr Zulauf zu verschaffen; auf diese Weise war der Samen des Mißtrauens ausgestreut. So viel ist gewiß, daß die in La-Rochelle getroffenen Vorbereitungen eine Mitwirkung erheischten, die verweigert wurde. Nach Paris zurückgekehrt, setzte Flotard die Sachlage aus einander. Seiner Ansicht nach wäre der Erfolg gesichert gewesen, wenn ein Mann von Ansehen, im Lande bekannt und mit einer offiziellen Autorität bekleidet, sich hätte entschließen können, persönlich alle Gefahren des Unternehmens zu theilen. Der General Lafayette und Flotard wendeten sich an Herrn von Beausejour, der in La-Rochelle und den Umgebungen durch seine populairen Grundsätze, einfachen Manieren und ehrenwerthes Benehmen bedeutenden Einfluß besaß. Herr von Beausejour weigerte sich jedoch, abzureisen, eine Zusammenkunft in Geschäften mit Herrn von Villele vorschützend. Es fehlte also der Leitung des Carbonarismus zugleich an der Kraft, die mit der Klugheit verbunden, wie an der, die aus Kühnheit entspringt. Herr von Lafayette, dem seine Liebe zur Popularität einen wahrhaft jugendlichen Eifer einflößte, und der übrigens auch von einer von Natur großmüthigen Seele gehoben wurde, bot sich zur Reise nach La-Rochelle an, wie er sich zu der nach Befort angeboten hatte. Sein Opfer wurde aber nicht angenommen, und der Oberst Dentzel begleitete Flotard dahin. In La-Rochelle vereinigten sie sich mit dem General Berton und jenen Sergeanten, die ihr Leben auf dem Greve-Platze lassen sollten.

Der 14. März, der zum Ausbruch der Verschwörung bestimmte Tag, nahte immer mehr heran. Der Carbonarismus verfügte durch Vermittelung der Offiziere und der Unteroffiziere fast über alle Garnisonen der Städte des Westens. Vierundfunfzig bespannte Geschütze sollten zur verabredeten Stunde den Verschwornen überliefert werden. La-Rochelle hatte seit einiger Zeit eine ganz besondere Physiognomie angenommen. Die Hoffnungen der Einen, die Zweifel der Anderen, die Vorsichtsmaßregeln der Regierung, das halbe Vertrauen, die Muthmaßungen, das Alles verbreitete in der Stadt eine Unruhe, welche sich, so zu sagen, mit der Luft vermischte, die Jeder einathmete. Wenn sich ein Gewitter zusammenzieht, so gewahrt man hinter den finsteren Wolken andere, die sich wieder aufklären und loslösen. Dasselbe ist der Fall bei den bürgerlichen Ungewittern: ehe sie losbrechen, erleuchten und erhöhen sie die Gemüther, indem sie dieselben auch zugleich verdüstern. Selten legt man sich bei den menschlichen Unternehmungen Rechenschaft über jenes kleine Sandkorn ab, von dem Pascal spricht, und das, irgendwo in Cromwell's Körper steckend, die Oberfläche der Welt verändert haben würde. Der General Berton, der militairische Chef der Empörung, hatte bei seiner Flucht von Saumur seine Uniform zurücklassen müssen. Bei allen Revolutionen ist nichts von so großem Gewicht wie der äußere Schein, das wußten die Verschwornen und thaten deshalb in La-Rochelle vergebliche und nicht gefahrlose Schritte, sich eine Generals-Uniform zu verschaffen. Man mußte nun deshalb nach Saumur schicken, von wo der Bote erst am 19. März Abends wieder zurückkehrte. Die schon lange verdächtigen Sergeanten Raour, Goubin und Pommier waren am Morgen verhaftet und ins Gefängniß geworfen worden.

Am 20. März bei Tagesanbruch schifften sich drei Männer in einer Barke ein und segelten nach der Insel Aix hin. „Die Fregatte wird diese Nacht mit

Mühe durch die engen Durchfahrten gesteuert seyn", sagte der Führer des Bootes. „Welche Fregatte meint ihr?" riefen die drei Passagiere, die kaum ihre Bewegung zu bemeistern vermochten. — „Nun die, welche nach dem Senegal bestimmt ist." Bei diesem unerwarteten Schlage blickten sich Berton, Dentzel und Flotard stillschweigend an. Es blieb ihnen nur noch eine Hoffnung übrig. Auf der Insel Aix wurden Berton und Dentzel von dem Kommandanten erkannt; er verrieth sie aber nicht, sondern nahm sie freundlich auf, und als sie von ihrer Absicht sprachen, noch nach Oleron zu gehen, wo noch fünfhundert Mann standen, rieth er ihnen ab, weil sie dort augenblicklich würden erschossen werden. Sie erfuhren dann, daß Herr Zeisthammel in Gegenwart des General Despinois den Lieutenant Sofreon gefragt hatte, ob er den General Berton kenne, und als dieser es bejaht, sey in dem argwöhnischen General Despinois ein Verdacht rege geworden, daher habe er die Abreise der Truppen, die das Kolonial-Depot bildeten, so sehr beschleunigt. Der Kommandant der Insel Aix ließ vor seinen Augen die Uniform verbrennen, welche die drei Verschwornen mitgebracht hatten, und verschaffte ihnen ein Boot, das sie schnell nach Rochefort hinüber trug. Auf diese Weise wurden die Versuche der Verschwornen von neuem vereitelt. Man kennt das fernere Schicksal des Vereins; der Carbonarismus that seitdem nichts, als daß er sich im Blute seiner Opfer badete. Die Regierung organisirte ein ausgedehntes Herausforderungs-System gegen denselben. Der feste und unbeugsame Berton verschmähte die Gastfreundschaft, die auf fremden Boden seiner harrte; er betrat von neuem den Kampfplatz und starb, von Wolfel verrathen, ohne Klage, wie ein Mann, der schon überzeugt war, daß sein Leben dem Henker verfallen sey. Unter seinen Leidensgefährten baten zwei um Gnade; Saugé aber rief auf dem Schaffot, wie eine rächende Prophezeiung, die Worte aus: „Es lebe die Republik", und Caffé kam seinen Feinden zuvor, indem er sich nach der Weise des Alterthums die Adern öffnete. Einige Zeit nach Berton's Verhaftung läßt sich ein Oberst-Lieutenant, der unglückliche Caron, der den Entschluß gefaßt hatte, die Angeklagten von Befort zu retten, zu einem Rendezvous im Walde von Breisach verleiten. Der Unteroffizier Thiers, gleich Wolfel ein bezahlter Verräther, wirft sich dem Obersten in die Arme und bringt ihn durch treulose Beweise von Anhänglichkeit dahin, seine Hoffnungen auszusprechen, während hinter dem Gesträuch versteckte Spione das anklagende Zeugniß belauschen. Caron wird zum Tode verurtheilt; man verweigert ihm vor seinem Abschied vom Leben die schmerzliche Freude, seine Frau und seine Kinder zu umarmen; er stirbt, wie der Marschall Ney gestorben war. Es fehlt uns an Muth, euch auf den Greve-Platz zu begleiten, Bories, und ihr, seine Gefährten, deren Köpfe fielen, nachdem sie vor den Augen einer bewegten Menge sich in einer Umarmung vereinigt hatten.

Den Abend vor seinem Tode schrieb Bories aus seinem Kerker zu Bicetre an einen Freund: „Man hungert uns aus, man trennt uns. Wenn ihr uns nicht heute retten könnt, so ist zu wünschen, daß wir morgen sterben." Dieser schwermüthige Wunsch wurde erfüllt. Man versprach den Gefangenen Begnadigung, wenn sie Entdeckungen machen wollten; aber sie nahmen die Namen ihrer Mitschuldigen mit in das Grab.

Nach dem Tode der Sergeanten von La Rochelle wurde der Carbonarismus immer schwächer und lockerer. Es bildeten sich zwei Parteien in seinem Schoße; die eine wollte, daß man sich kurzweg für die Republik erkläre, und schaarte sich um Lafayette, die andere wollte nicht, daß man der Nation irgend eine Regierungsform aufdränge, und nahm Manuel's Namen an. Diese zuerst stummen Partheiungen erbitterten sich bald und überhäuften einander mit gegenseitigen Beschuldigungen. Die Anarchie drang von allen Seiten in den Carbonarismus ein, in ihrem Gefolge ungerechtes Mißtrauen, Haß, Selbstsucht und Ehrgeiz. Die Periode der Aufopferung war vorbei, und es begann die der Intrigue.

Seit 1830 hat man viel über die dramatischen Scenen gesprochen, welche der Carbonarismus in sein Dunkel hülle, von Eiden des Hasses gegen das Königthum, auf den Dolch geschworen, und von anderen ähnlichen Werken der Finsterniß. Die Wahrheit von allem diesen ist, daß, nachdem der Carbonarismus eine große Ausdehnung gewonnen hatte, die Hütten sich endlich ganz und gar einer Central-Direction entzogen. Es befanden sich dabei Republikaner, Orleanisten, Bonapartisten; Einige nahmen nur aus Lust an Verschwörungen daran Theil. Die Praxis wechselte eben so wie die Prinzipien, und als Hefe eines einst so furchtbaren Bundes blieb nichts als chaotische Verwirrung zurück. Mangel an Prinzipien, der Grundfehler des Carbonarismus, war auch eine der Ursachen seines Unterganges.

(Hist. de dix ans.)

England.

Ein Besuch bei Charles Dickens (Boz).

Von einem Nord-Amerikaner.*)

Schreiben an Washington Irving.

Da Sie Ihre Bewunderung für das Genie und den Charakter des unter dem Namen Boz bekannten Schriftstellers Charles Dickens oft ausgesprochen haben, so glaube ich, daß einige Nachrichten über diesen ausgezeichneten Mann Ihnen nicht unwillkommen seyn möchten. Ich habe das Vergnügen gehabt, Herrn Dickens in seinem eigenen Hause zu besuchen, und da ich überzeugt bin, daß es keinen einzigen jetzt lebenden Englischen Autor giebt, der von unseren Landsleuten so bewundert und gelesen wird, wie er, und folglich keinen, über den man in Amerika lieber Auskunft hätte, so werde ich eine kurze Skizze seiner Unterhaltung mit mir geben und mich in so weit über seinen Charakter und seine Verhältnisse äußern, als es die ihm schuldigen Rücksichten zulassen. Wenn er je seine Autobiographie schreiben und darin ein vollständiges Gemälde seines früheren Lebens geben sollte, so würde keine Sprache im Stande seyn, ein interessanteres Buch aufzuweisen. Der letzte Auftrag, den ich von mehreren meiner Freunde erhielt, als ich in Amerika von ihnen Abschied nahm, war, ihnen in meinen Briefen etwas über „Boz" mitzutheilen.

Es gab bei uns Viele, die bis längere Zeit nach Herausgabe der „Pickwick-Papiere" nicht vermocht werden konnten, seine Werke zu lesen. So viele gemeine Abbildungen des Sam Weller waren auf den Theater-Affichen an jeder Straßenecke erschienen, daß der Name „Boz" an Alles erinnerte, was uns in dem Burlesken und den niedrigen Possenreißereien der Amerikanischen Bühne anwidert.

Diesen Gedanken hatte ich früher vollkommen getheilt. Aber vor einem Jahre brachte mir ein Freund das Buch „Oliver Twist", um dem Kranken die Langeweile einer schlaflosen Nacht zu vertreiben. Er hatte nur wenige Seiten gelesen, als meine Vorurtheile gegen den Verfasser verschwanden, und nach meiner Herstellung beeilte ich mich, dieses reizende Buch für mich allein zu lesen, damit ich der vollen Lust jener Gefühle genießen konnte, welche dieser gemüthvolle Schriftsteller so gut zu erregen weiß. Als ich das Werk schloß, fühlte ich einen Antheil an dem „Helden des Arbeitshauses", den kein erdichteter Charakter je in meiner Brust erweckt hatte. Ich sammelte sogleich alle Schriften von Dickens, und las sie mit neuem und ungewohntem Entzücken. Sein Witz und seine Laune verscheuchten jeden Trübsinn, und ich kannte kein Vergnügen, das ich nicht vertauscht hätte gegen die Scenen des Leidens, der Trauer und des Triumphes in den Geschichten des hochherzigen, doch unglücklichen Oliver, des stolzen, gutmüthigen Nikolaus, der vertrauensvollen Madeline, des schönen Käthchens, und vor Allen jenes Himmelskindes, der süßen, kleinen Nelly. Es gab Niemand, von dessen Umgang ich mir größeren Genuß versprochen hätte, als von dem mit dem Verfasser dieser Werke.

Ich drückte gegen Herrn Thomas Campbell, den ich gestern Abend bei dem Doktor Beattie traf, meine Bewunderung für Dickens aus. Er fragte mich, ob ich ihn je gesehen habe? Ich antwortete mit: nein! und fügte hinzu, daß ich es für ein Unglück achten würde, England zu verlassen, ohne ihn kennen zu lernen. Sogleich verließ Campbell das Zimmer, und als er nach einigen Augenblicken zurückkehrte, nahm er mich bei der Hand und sagte: „Ich freue mich, daß Ihnen Dickens gefällt. Hier ist ein Empfehlungsschreiben an ihn. Lesen Sie es erst, und ich will es dann versiegeln, denn ich halte es für unschicklich, Jemanden einen unversiegelten Brief zu übergeben; der Empfohlene kann vielleicht den Wunsch fühlen, ihn durchzulesen: das mag er thun, dann aber muß das Schreiben versiegelt werden." — Campbell bestand darauf, und ich las es. Es war freundschaftlich und hochsinnig, wie Alles, was von ihm herrührt. Ich gab es ihm mit Dank zurück. „Ach! danken Sie mir nicht", entgegnete er. „Von welchem Nutzen wäre es, in der Welt zu leben, wenn wir nicht zuweilen wenigstens unseren Gefühlen dadurch genügen könnten, daß wir Anderen Gutes thun!"

Diesen Morgen sprach ich bei Herrn Dickens vor. Ich fühlte dieselbe Ehrfurcht für den Darsteller der kleinen Nelly, als ich in sein Studirzimmer eintrat, die ich dem Verfasser des Waverley an seinem Grabe zollen würde. Ja, noch mehr; denn in seinem Herzen wohnt eine höhere, christlichere Menschenliebe, wie je in dem des Sir Walter; und wollte Gott, daß es keine schlimmere Leute auf der Welt gäbe, als Sir Walter! Es fiel mir ein, Campbell's Brief bis nach meiner Aufnahme zurückzuhalten. Ich fühlte mich überzeugt, das Gemüth von Charles Dickens sey durch den in den höheren Zirkeln Englands herrschenden Geist noch nicht so erkaltet, daß er mich nicht mit echtem Wohlwollen empfangen würde. Ich schrieb auf meine Karte: „Ein Amerikaner würde sich für sehr verpflichtet halten, wenn er Herrn Dickens sehen könnte", und sandte sie hinein. In einigen Augenblicken kehrte der Bediente zurück und führte mich in das Studierzimmer. „Boz" saß in einem großen Armstuhle am Tisch und hatte einen Bogen von „Meister Humphrey's Wanduhr" vor sich. Er kam mir entgegen, bot mir freundlich die Hand und nöthigte mich zum Sitzen. Ich sagte ihm, daß ich ein Amerikaner sey, ihn um Entschuldigung bäte, daß ich ohne Einladung bei ihm vorspräche, und daß, wenn er nicht eben beschäftigt sey, eine kurze Unterredung mit ihm mir großes Vergnügen gewähren würde. Er bat mich, keine Entschuldigungen zu machen; er freue sich immer, Amerikaner zu sehen; sie hätten den Unterdrückten Englands so hülfreiche Hand geboten, daß sie durchaus keine Scheu fühlen könnten, sich bei Engländern einzuführen. Ich fühlte mich mit einemmal heimisch und bemerkte, daß ich mich durch eine bessere Empfindung als bloße Neugierde geleitet glaubte, ihn zu besuchen; ich wünschte den Mann zu sehen, der das menschliche Herz so treu geschildert und so viele Sympathie für Arme und Leidende gezeigt hatte; ich war noch begieriger, den Menschenfreund als den Schriftsteller zu sehen. Er antwortete, daß ihm nichts angenehmer seyn könne, als solche Achtungsbezeigungen Amerikanischer Leser zu erhalten. „Amerikanisches Lob" — sagte er — „ist das beste Lob in der Welt, denn es ist aufrichtig. Die meisten Rezensionen werden hier zu Lande unter dem Einfluß persönlicher Ansichten geschrieben. Glauben Sie aber nicht, daß ich mich über die Behandlung unserer Kritiker beklage; sie haben mich mehr gelobt, als ich es verdiene." Ich drückte den Wunsch aus, etwas über die Geschichte seines Schriftstell-

*) Aus dem vor kurzem in New-York unter dem Titel: „The Glory and the Shame of England" erschienenen Werke. Die Englischen Kritiker sind auf dieses Buch nicht sonderlich gut zu sprechen. Das hindert uns jedoch nicht, einige Auszüge daraus mitzutheilen.

lebens zu erfahren, fügte jedoch hinzu, daß ich als Fremder natürlich nicht erwarte, etwas von ihm zu hören, das er nicht bereit sey, der ganzen Welt frei mitzutheilen. „Ach mein Herr!" erwiederte er, „fragen Sie mich so viel aus, wie Sie wollen; als Yanker gehört das Fragen zu Ihren unveräußerlichen Rechten."

Ich wünschte zu wissen, ob er nicht beim Zeichnen seiner Charaktere in den meisten Fällen das Auge auf irgend ein von ihm gekanntes Individuum gerichtet halte, da ich nicht begreifen konnte, daß so treue, naturgemäße Bilder nicht nach der Natur gezeichnet wären. „Erlauben Sie mir zu fragen", fuhr ich fort, „ob der einäugige Squeers, der rohe, gutherzige John Browdie, die schöne Sally Braß, der pfiffige Swiveller, der gespensterhafte, ränkevolle Quilp, die guten Brüder Cheryble, der geizige Jagin und die liebe, kleine Nelly bloß Geschöpfe der Phantasie sind?"

„Das sind sie nicht", erwiederte er, „sie sind Kopieen. Sie werden natürlich nicht denken, daß sie in jeder Hinsicht der Wirklichkeit gemäß sind, aber Nachbildungen wirklicher Personen sind sie, und ich habe nie mehr gethan, als meine Geschichte, so gut ich es konnte, zu erzählen und ein treues Bild von Scenen darzustellen, deren Augenzeuge ich selbst gewesen bin. Meine ehemaligen Beschäftigungen *) haben mich mit zahlreichen Fällen des tiefsten Elends und der abgefeimtesten Unthaten in Berührung gebracht. In den Behausungen abschreckender Armuth hab' ich manch' gebrochenes Herz gefunden, das zu gut für diese Erde war. Viele solcher, die sich jetzt in der elendesten Lage befinden, haben bessere Zeiten gesehen. Einst von Freunden und Reichthümern umgeben, hat sie das Schicksal in das tiefste Elend und den bittersten Mangel hinabgeschleudert. Diese Menschen-Klasse ist sehr zahlreich. Dann giebt es Tausende in den Arbeitshäusern und den Nebengassen Londons, die, ohne einen Freund, außer Gott und einer sterbenden Mutter, zur Welt kommen; Viele auch, die, vom Sturm der Leidenschaften fortgerissen, sich durch einen verhängnißvollen Fehltritt unwiederbringlich ins Verderben gestürzt haben. London, ja ganz England, ist überfüllt mit Armen, Unglücklichen und Schuldigen. Leute dieser Art werden gewöhnlich von Schriftstellern übersehen. Sie haben Keinen, der sich um sie bekümmert, und verbergen sich vor dem öffentlichen Anblick in irgend einem finsteren Winkel dieser großen Stadt, um die Kälte einer selbstsüchtigen Welt zu verfluchen und zu sterben. Nirgends giebt es so viele gebrochene Herzen als in London. Die Masse der Verbrechen, des Lasters, der Entblößung und des Elends jeder Art, übertrifft hier jede Berechnung. Ich glaubte, der Menschheit dadurch einige Dienste zu leisten, daß ich diese Scenen vor die Augen derer brachte, die, weil sie dergleichen nie gesehen, sie auch nicht für möglich hielten. In diesem Bestreben bin ich nicht ganz unglücklich gewesen, und es freut mich, daß ich durch einige meiner Schilderungen zur Vermehrung der allgemeinen Heiterkeit, durch andere aber zur Vermehrung des allgemeinen Mitgefühls beigetragen habe. Es thut dem Herzen wohl, die Leidenden aufzusuchen und ihren Kummer zu lindern. Ich habe Tage und Nächte, in den elendesten Distrikten der Hauptstadt, beim Studium des menschlichen Herzens zugebracht. Dort müssen wir es suchen. In höheren Cirkeln ist nichts vom wahren Charakter zu finden; wir müssen die Hütten der Armen und Unglücklichen aufsuchen, wo ihre Prüfungen aller Art uns Licht bringen. Ich habe auf diesen Wanderungen Züge hochherziger Aufopferung und heldenmüthiger Resignation wahrgenommen, die jeder Sphäre Ehre machen würden; habe oft Seelen entdeckt, die nur etwas vom Sonnenschein des Glücks bedurften, um die schönsten Gaben des Himmels zu entfalten. Ich kehre, glaub' ich, nach solchen Abenteuern nie zurück nach Hause, ohne ernster und besser geworden zu seyn. Bei der Schilderung dieser Charaktere war mein höchstes Ziel, ihre geheimsten Gefühle darzulegen. Ich bin überzeugt, daß es mir immer in demselben Grade geglückt ist, als ich mich mit den Sorgen und Leiden der Armen bekannt gemacht habe, und ihre Geschichte erzählte, wie sie sie selbst erzählt haben würden."

Ich erwähnte der ungemeinen Popularität seiner Werke und bemerkte, daß er für jeden Englischen Leser deren wohl zehn in Amerika habe.

„Nun ja, die Verbreitung meiner Werke hat mich in Erstaunen gesetzt. Aus irgend einem Grunde werden sie wohl ziemlich allgemein gelesen, und der Umstand schmeichelt mir nicht wenig, daß sie bei Ihnen so günstig aufgenommen wurden. Ich bemühe mich, meines Ruhms, so lange er dauert, zu genießen, denn ich bin nicht eitel genug, zu glauben, daß meine Bücher unsere Zeitgenossen überleben werden."

Ich sagte, daß er wohl in dieser Meinung allein stehe und es ihm wahrscheinlich schwer fallen würde, die Welt davon zu überzeugen. Er erwiederte lächelnd: „Ich werde mich wohl nicht sehr ernstlich darum bemühen."

Ueber jeden Gegenstand, um den sich unser Gespräch drehte, sprach sich Dickens mit einer Freimüthigkeit und Zutraulichkeit aus, die gewiß von Herzen kam. Die Fenster seines Studierzimmers gehen auf einen Garten hinaus; ich sah darin mehrere rothbäckige Kinder, die bei einer Fontaine spielten, und da die Kleinen bisweilen zu uns herauf schauten, glaubte ich in ihren großen, blauen Augen, in ihrem goldenen Haar und bezaubernden Lächeln das Bild von Charles Dickens zu erkennen. Es waren wirklich junge Boze! Ich war in der That sehr erstaunt, da ich nie von einer Mad. Dickens gehört hatte.

Meiner Ansicht nach ist Dickens ohne allen Vergleich der schönste Mann, den ich je gesehen habe. Sein Portrait in der zu Philadelphia erschienenen Ausgabe seiner Werke ist gut getroffen, aber kein Gemälde kann den Ausdruck seiner Züge wiedergeben, wenn er in einem anziehenden Gespräch begriffen ist. Es liegt dann in seinen Augen etwas, das nicht dargestellt werden kann. Er ist wohl nur wenig über mitteler Größe, aber sein Anstand ist so edel, daß er größer erscheint, als er wirklich ist. Seine Gestalt ist voller Grazie, weder zu schlank noch zu stark; das Gesicht ist schön, die Farbe zart und gewöhnlich etwas blaß; aber werden seine Gefühle aufgeregt, so überfliegt ihn eine schnelle Röthe. Es scheint mir, daß er auf sein Haar etwas eitel ist, und man kann es ihm schon vergeben. Nach seiner Stirn würde ein Phrenolog (vorzüglich wenn er seinen Charakter schon vorher kannte) auf einen klaren, schönen Verstand schließen, in welchem die Organe der Anschauung, der Heiterkeit, der Idealität und der Vergleichung prädominiren. Ich sollte glauben, daß sich seine Nase einst beinahe entschlossen hätte, Römisch zu werden, und sich gerade lange genug besann, um in eine klassisch-Griechische überzugehen. *) Seinen größten Reiz bilden jedoch die vollen, sanften, strahlenden Augen, welche von jedem vorübergehenden Gegenstand ihren Ausdruck entlehnen; der Witz sieht immer halb-schlummernd aus ihnen heraus, auch wenn er nicht seine gewohnten Blitze hervorschießt. Und doch scheint es mir, daß seine Unterhaltung, außer wo er sich in voller Hingebung unter seinen Freunden befindet, nur wenige frappante Ausbrüche des Witzes darbiete. Aber in Allem, was er sagt, zeigt sich eine reiche Ader von Laune und Gutmüthigkeit.

Ich brachte zwei Stunden bei ihm zu und verließ ihn, mehr als je von seiner Herzensgüte überzeugt. Ich muß noch erwähnen, daß ich ihm während meines Besuches Campbell's Schreiben übergab, was nicht die geringste Veränderung in seinem Wesen hervorbrachte. Ich äußerte scheidend den Wunsch, daß die kleine Nelly (an deren Schicksal ich gestehen muß, größeren Antheil zu nehmen, als an dem vieler wirklichen Personen) nach ihren Wanderungen endlich eine ruhige, glückliche Heimat finden möge. „Dieselbe Hoffnung", antwortete er, „haben auch Andere gegen mich ausgesprochen, und ich weiß kaum, was ich thun soll. Aber wenn Sie jemals in einer künftigen Nummer der „Wanduhr" ihren Tod erfahren sollten, so werden Sie sagen, daß sie gestorben ist, wie sie lebte."

Dickens ist gewiß einer der liebenswürdigsten Menschen, die ich kenne, und ich rathe denen, die die falsche Meinung hegen, seine Werke seyen alles moralischen Zweckes entblößt und nur geschrieben, um den Pöbel zu unterhalten, den Oliver Twist oder Nikolaus Nickleby zu durchblättern. Es wäre mir lieb, wenn Jeder, der sich weigert, seine Werke zu lesen, weil sie erdichtet sind, so viele Seelengüte besäße wie er.

Ich bin überzeugt, daß kein jetzt lebender Schriftsteller des Britischen Reichs der Menschheit nützlicher ist, und stehe in dieser Meinung nicht allein.

*) Als Reporter der Londoner Zeitungen.

Mannigfaltiges.

— Calderon Französisch und Deutsch. Während die Deutschen sich schon seit längerer Zeit trefflicher Uebersetzungen eines großen Theiles aller Dramen des Spanischen Dichters zu erfreuen haben, wußte man in Frankreich bis jetzt nichts weiter von Calderon, als was in Sismondi's Werk De la littérature du Midi über ihn gesagt ist. Man nahm es auf Glauben, daß er ein großer Dichter sey, und berief sich allenfalls auch noch auf das Zeugniß Aug. Wilh. von Schlegel's, welcher savant Allemand in Spanischen Dingen allen Franzosen als eine eben so zuverlässige wie unparteiische Autorität erscheint. Zwar hatte einmal Linguet und nach ihm ein Herr de la Beaumelle mehrere Dramen Calderon's verarbeitet, — aber man weiß ja, was die Franzosen früher unter Verarbeitungen à la Ducis und Lebrun verstanden. Noch viel schlimmer als Hamlet oder Maria Stuart erging es dem unglückseligen standhaften Prinzen. Was war aber auch mit den kurzen Spanischen Trochäen desselben anzufangen? Wahrlich, selbst die geübtesten Experten hätten nicht eine Spur der Calderonschen Poesie in den Alexandrinern der Herren Linguet und de la Beaumelle aufzufinden vermocht! Seit kurzem ist jedoch auch in dieser Beziehung den Franzosen ein neues Licht in der Literatur aufgegangen. Sie haben einsehen gelernt, daß man entweder die Meisterwerke der ausländischen Literatur ganz unübersetzt lassen oder sie in einer Form wiedergeben müsse, die dem Originale möglichst nahe kömmt. In diesem Geiste ist Goethe's Faust von Henri Blaze übersetzt, und in demselben Geiste hat jetzt ein Herr Damas Hinard versucht, seine Landsleute mit Calderon bekannt zu machen. In zwei kürzlich erschienenen Bänden der Bibliothèque d'élite befinden sich 11 Dramen des Spanischen Dichters, worunter „der Arzt seiner Ehre", „das Haus mit zwei Thüren", „die Andacht zum Kreuze", „Geheime Rache für geheimen Schimpf" ꝛc. Es ist uns angenehm, damit die Anzeige zu verbinden, daß kürzlich wieder ein Band der in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnten neuen und wohlfeilen Ausgabe der trefflichen Gries'schen Uebersetzung des Calderon erschienen ist **). Arbeiten dieser Art kann es freilich kein Uebersetzer in Französischer Sprache an treuer Wiedergebung aller äußeren und inneren Poesie gleichthun, doch möchte eine nähere Vergleichung der Art, wie Deutsche und Franzosen einen ihnen beiderseits so fremdartigen Stoff, wie z. B. „der Arzt seiner Ehre" ist, sprachlich wiedergeben, immerhin zu manchen neuen und interessanten Beobachtungen führen.

*) Man sieht, die Engländer haben nicht so ganz Unrecht, diesen Herrn Amerikaner etwas abgeschmackt zu finden.

**) Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Achter Band: Des Gomez Arias Liebchen. Der Arzt seiner Ehre. — Berlin, Nicolaische Buchhandlung, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohldl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Freitag den 14. Januar 1842.

Nord-Amerika.

Literatur und Nachdruck in den Vereinigten Staaten.

Auch in Amerika ist die Anerkennung des literarischen Eigenthums, besonders des fremden, neuerdings zur Sprache gekommen, und zwar öfter und in ehrenhafterer Weise, als man es bei den eigenthümlichen Verhältnissen jenes Welttheils erwarten sollte, die ihn zu einem so günstigen Stapelplatz der literarischen Piraterie machen. Amerika ist mit seinem geistigen Leben noch ganz an Europa, besonders aber der eigentlich intelligente Theil desselben, der Norden, an England gewiesen, und diese Abhängigkeit wird noch befördert durch die Identität der Sprache eines großen Theils der Unionsstaaten mit der des Englischen Mutterlandes. Wie hinderlich aber gerade diese Verwandtschaft dem Aufkommen einer selbständigen Literatur ist, und wie es also, abgesehen von den Geboten der Gerechtigkeit, schon im eigenen Interesse der Amerikaner liegt, ihre geistigen Bedürfnisse nicht von fremdem Raube zu befriedigen, scheint man dort selbst einzusehen.

Was das literarische Eigenthum im Innern selbst betrifft, so ist dafür durch gesetzliche Bestimmungen gesorgt. Dem Schriftsteller ist sein Eigenthumsrecht auf einen Zeitraum von achtundzwanzig Jahren gesichert, und wenn er oder nach seinem Tode seine Witwe oder eines seiner Kinder noch lebt, so kann es auf weitere vierzehn Jahre erneuert werden. Das fremde Schriftsteller-Eigenthum dagegen ist dort, wie überall anderswo, noch ganz schutzlos, und es haben sich erst kürzlich fast sämmtliche hervorragende Literaten Großbritaniens in einer Adresse an den Kongreß der Vereinigten Staaten gewandt und um Beschützung ihrer Rechte angehalten. Wie bedeutend übrigens auch die Geldinteressen sind, um die es sich hier handelt, und wie groß der literarische und Bücherverkehr zwischen England und Amerika sey, kann man aus folgenden Zahlen entnehmen. Man berechnet, daß in Großbritanien jährlich an neuen Werken gegen 1500 Bände erscheinen; hierbei sind die Wiederabdrücke, Pamphlete und Zeitschriften noch nicht in Anschlag gebracht, und nehmen wir die Durchschnittszahl der Exemplare, die von jedem Bande gedruckt werden, so bekommen wir eine jährliche Aerndte von 1,125,000 Bänden. Wiederabdrücke, besonders von Schulbüchern, sind sehr häufig. Rechnen wir diese, ferner die Pamphlete, die periodische Literatur und Alles, was sonst erscheint, hinzu, und nehmen wir für jedes literarische Produkt einen Durchschnittspreis an, so können wir den totalen Werth aller Bücher, die jährlich in Großbritanien erscheinen, auf 750,000 Pfd. anschlagen. In den Vereinigten Staaten beginnt die Zunahme des Buchhandels vorzüglich seit dem Jahre 1803. Bis dahin erschienen dort wenige Bücher, ausgenommen die Bibel und einige Elementar-Schulbücher; alles Andere ward von außen eingeführt. Im Jahre 1803 gab der berühmte Buchhändler Matthew Carey in Philadelphia — der erste, der dies in Amerika versuchte — die Bibel in Quartform heraus und ließ die Typen fortwährend stehen. Gegenwärtig sollen 200,000 Personen mit der Fabrication von Büchern zu thun haben, und das darauf verwandte Kapital wird auf 35,000,000 Dollars geschätzt. Für 500,000 Dollars Bücher werden jährlich bei den Auctionen, die in verschiedenen Theilen des Landes gehalten werden und die eine schwache Nachahmung der berühmten Buchhändlermesse in Leipzig sind, verkauft, und fünf Buchhandlungen sollen im Jahre 1836 über Bücher zu einem Belauf von 1,350,000 Dollars disponirt haben.

„Unser Interesse für Literatur", sagt die Amerikanische Review, der diese Angaben entlehnt sind, „ist, wie man hieraus sieht, nicht unbedeutend. Ob dieses Interesse die rechte Richtung nimmt, ist freilich eine andere Frage." „Die Anerkennung des ausländischen Schriftsteller-Eigenthums", fährt die Review fort, „würde freilich eine Abnahme im Gewinn der Buchhändler und Verleger, so wie in den Bequemlichkeiten und Genüssen der Amerikanischen Leser, zur Folge haben; aber es kommt uns nicht zu, uns auf Kosten von Ausländern zu bereichern. Werke von wahrem Werth jedoch würden dem Lande nicht entzogen werden können. Es ist den Schriftstellern selbst zu sehr um Ruhm und um weite Verbreitung ihrer Werke zu thun, als daß es ihnen einfallen könnte, beides durch den übertriebenen Preis derselben unmöglich zu machen. Bücher, die den Kauf verlohnen, würden schnell Verleger finden; von schlechten Sachen bliebe das Land verschont.

„Andererseits würde jede Erhöhung des Preises auch durch die bessere Ausstattung der Werke mehr als vergütet werden. Die gegenwärtigen Wiederabdrücke von Englischen Büchern werden fast alle im Gebrauch konsumirt. Sie werden gedruckt, um gelesen, nicht um aufbewahrt zu werden. Von einer sorgfältigen, oder schönen Ausgabe eines neuen Werks [illegible]

mit solcher Wettläuferhast wird Alles gedruckt. Wenn die Neugier befriedigt ist, fehlt es an hinreichender Aufmunterung zu einer zweiten, korrekten und wohl gebundenen Ausgabe. Die Leute sind nach einem neuen Schauer-Roman oder einer sentimentalen Erzählung hungrig; die Buchhändler müssen das Verlangen nach diesem neuen Günstling des Augenblicks befriedigen, und da dies für einen den Käufern nicht schwer fallenden Preis und mit großem Gewinn für sie selbst geschehen kann, so tritt jede andere Rücksicht in den Hintergrund.

„Betrachten wir einen Augenblick die Größe der Ungerechtigkeit, die gegen fremde Autoren durch den Nachdruck begangen wird, näher. Das in den Vereinigten Staaten der Literatur geöffnete Feld ist von wahrhaft beispielloser Ausdehnung. Es läßt sich nichts der Art in irgend einem Theil der Welt damit vergleichen. In diesem Lande lesen alle Klassen und Stände. Fast jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in der Union las die Romane Walter Scott's. Sie drangen in jeden Winkel unseres ungeheuren Gebiets. Sie wurden in der Schenke und in der Werkstätte, im Studirzimmer und im Boudoir gefunden. Dasselbe läßt sich, obwohl in geringerem Grade, von einigen seiner Zeitgenossen und Nachfolger im Fache des Romans sagen. Wer ärndtete den Gewinn dieser ungeheuren Verbreitung? Der Schriftsteller, der eigentlich der Schöpfer so vielen Eigenthums war? Nicht ein Dollar erreichte seine Taschen. Der Gewinn fiel Fremden zu, die keine Ansprüche darauf hatten, als daß sie jene Werke zuerst in diesem Lande sich angeeignet und bekannt gemacht hatten. Man nehme aus der Liste der Waverley-Novellen ein Beispiel heraus, den Ivanhoe. Die Anzahl der Exemplare, die von diesem Werk in den Vereinigten Staaten zirkulirten, wenige Jahre nach seinem Erscheinen in England, belief sich auf funfzigtausend. Wie viele seitdem erschienen sind, wissen wir nicht. Das war nur eines von zwanzig gleich populären Büchern. Hätte der große Verfasser derselben seiner Familie ein glänzenderes Erbtheil hinterlassen können, als das Verlagsrecht seiner unsterblichen Productionen in Amerika? Wie leicht hätten alle Geldschwierigkeiten, die den Lebensabend des Ritters von Abbotsford trübten, aus einer solchen Quelle beseitigt werden können! Der willkommene Tribut eines dankbaren Volks wäre ihm in reicher Fülle zugeflossen, und jene Stunden, die durch drückende Verpflichtungen verbittert wurden, welche er nicht im Stande war, zu befriedigen, und die diesen glorreichen Nordstern in Gewölk untergehen ließen, hätten in angenehmer Behaglichkeit verbracht werden können, durch eine reiche Aerndte, die Frucht seiner eigenen Arbeiten, erheitert.

„Einen Gegenstand von vorzüglicher Wichtigkeit haben wir noch nicht berührt, die Interessen der Amerikanischen Literatur. Wie war der Zustand derselben früher, wie ist er jetzt beschaffen? Ausländer haben sie für mittelmäßig erklärt. Geben wir die modifizirte Wahrheit dieses Vorwurfs zu, welchen Ursachen ist er zuzuschreiben? Es ist kein Zweifel, daß der Mangel eines internationalen Verlagsrechts nicht wenig dazu beiträgt. Zwei Thatsachen sind hieraus hervorgegangen, deren jede der Fortentwickelung des Amerikanischen Geistes gleich nachtheilig ist: die Ueberschwemmung des Landes mit dem Schund der Britischen Presse, und die hierdurch bewirkte Verdrängung der einheimischen Schriftsteller.

„Die Einführung der Waverley- und anderer Mode-Romane in die Vereinigten Staaten ohne Kosten für die Verleger, und der Wunsch auf ihrer Seite, die Circulation derselben und damit ihren Profit auszudehnen, überschwemmte das Land mit lauter Erzeugnissen der Phantasie. Diese vergifteten so sehr den öffentlichen Geschmack, daß kaum etwas Anderes begehrt ward, und jeder Roman, mochte er auch noch so anstoßend gegen den guten Geschmack oder in seinem Einfluß auf die öffentliche Moral verderblich seyn, ward begierig willkommen geheißen. Nur dann und wann hob eine Biographie oder eine Reisebeschreibung die Monotonie auf, aber man kann annehmen, daß drei Fünftel des literarischen Bedarfs der Amerikaner aus Romanen bestand. Der Hunger nach dieser Klasse von Schriften, welche mehr als alle andere die strengste sittliche Reinheit erfordert, um nur unschädlich zu seyn, wuchs mit den Mitteln seiner Befriedigung, und das Resultat war die Verdrängung der höheren Erzeugnisse der Britischen Literatur aus den Händen der großen Masse der Leser. Die älteren Schriftsteller Englands, Dichter sowohl als Prosaiker, kamen fast ganz in Vergessenheit. Bacon, Sir Thomas Browne, Milton, Spenser, Sir William Temple, der Geistlichen und Metaphysiker einer etwas frühen Zeit nicht zu gedenken, wer pflegte eine Bekanntschaft mit diesen? Wir sprechen hier nicht von den wenigen Gelehrten, die solche Schriftsteller zu schätzen wissen, sondern von der Masse der Leser. Shakespeare ward [illegible]

wer studirte ihn kritisch? Steigen wir etwas tiefer herab im Laufe der Zeit, bis wir von Dryden und den Dramatikern nach Shakespeare zu dem Augusteischen Zeitalter der Englischen Literatur kommen, wer von der wachsenden Generation der letzten zwanzig Jahre wählte seine Lektüre aus Pope oder Addison, Prior oder Swift, Steele oder Arbuthnot? oder um unserer eigenen Zeit noch näher zu kommen, wie viel Beachtung schenkte man einem Burke, Dr. Johnson, Cowper, Mackenzie, Goldsmith, Hume, Stewart? Sie wurden alle in der Gier nach dem neuesten Roman vergessen. Die leidenschaftliche Poesie Byron's und Moore's fesselte Schaaren von Bewunderern und steigerte die Abneigung gegen solidere literarische Nahrung.

„Wie wirkte dies Alles auf unsere einheimischen Schriftsteller? Kann man nicht mit Recht sagen, daß der Nationalgeist mit aller Gewalt auf die Production von nichts als historischen Novellen eingeschränkt wurde? Nichts Anderes konnte die Gunst des Publikums erlangen. Die höheren Regionen der literarischen Thätigkeit waren verlassen. Ein Versuch, sie zu kultiviren, fand keine Ermuthigung, und die eigenthümliche Kraft und Würde des Amerikanischen Geistes blieb unentwickelt.

(Schluß folgt.)

Süd-Afrika.

Die Beschuana's in Süd-Afrika.

(Schluß.)

Man ersieht aus dem Vorhergehenden, daß, wenn die Beschuana's von den Missionairen zuweilen Wilde genannt werden, dieses Prädikat ihnen nur in Vergleichung mit den Europäern zukommt. Mit den gräßlichen Kannibalen von Neu-Seeland verglichen, ist der Bassuto ein civilisirter Mensch, so roh und unvollkommen seine Civilisation auch ist. Leider sind aber seine religiösen Vorstellungen selbst hinter dem Grade von Gesittung, den er erreicht hat, weit zurückgeblieben. Die Bassuto's leben ohne Gott und ohne Hoffnung auf ein Jenseits; vergebens sehen sie die göttliche Allmacht in ihren Werken; das imposante Schauspiel hat niemals ihre Herzen gerührt: sie besitzen nur einige verworrene Sagen von einem höchsten Wesen, die aber auf ihre Handlungen keinen Einfluß haben. Der Gott der Beschuana's (Morimo) ist ein unsterblicher Mensch von unbegränzter Klugheit und Schlauheit, der sich aber dieser Eigenschaften zu den verderblichsten Zwecken bedient. Glücklicherweise wohnt er tief in den Eingeweiden der Erde und kümmert sich wenig um die Sterblichen; auch versöhnt man ihn nicht durch Gebete. Nur die Regenmacher widmen ihm eine Art Kultus: diese Leute kennen tiefe Höhlen in der Wüste, in welchen man den Morimo sehen und mit ihm sprechen kann. Sobald sie in seiner Gegenwart sich befinden, bannen sie ihn durch geheime Zauber. Diese vorgeblichen Zauberer verehren gewisse Thiere, die Morimo liebt, und denen er einen Theil seiner Gotteskraft mittheilt, z. B. eine Art Panzerträger (den dasypus sexcinctos), den man nicht tödten darf, ohne eine harte Strafe zu gewärtigen.

Man hat einige Spuren von Opfern bei den Bassuto's bemerkt. Wenn eine Person gefährlich krank wird, so schlachten ihre Freunde einige Lämmer, um ihr Linderung zu schaffen: stirbt sie, so schlachtet man auf ihrem Grabe eben so viele Ochsen, als sie Kinder hinterlassen hat. Diese Gebräuche enden mit einer Art Lustration. Die nahen Angehörigen des Verstorbenen führen einen Ochsen auf das Grab, sammeln sein Blut in Gefäße, und waschen ihre Hände darin. Während der Beerdigung treibt man so viel Stück Vieh, als möglich, um die Leiche zusammen.

Die Amulete stehen bei den Beschuana's in keinem so großen Kredit, wie in noch südlicheren Gegenden Afrika's; doch sieht man selten einen Bassuto, der nicht etwas dergleichen an seinem Körper trüge. Bald ist es eine Pferdeblase oder der Flügel eines kleinen Vogels, den man in die Haare steckt, bald ein Halsband aus Talg und kleinen Knochen. Einige Knochen von dem Rumpfe eines Thieres und zwei kleine elfenbeinerne Blättchen, die an der Oberfläche schwarze Punkte zeigen, wie die Punkte auf Würfeln, sind ein wahrsagendes Amulet. Hat ein Bassuto seine Heerde verloren, so nimmt er dieses Amulet in seine Hände, spricht eine kurze Formel darüber und wirft es an den Boden. Dann prüft er die gegenseitige Lage der Knochen und Stücke von Elfenbein, und sagt dir, in welcher Gegend das verlorene Vieh sich befindet, ob einige Stücke daran fehlen u. s. w.

Befragt man die Bassuto's über den Grund solcher abergläubischen Gebräuche, so sagen sie: „Wir haben das von unseren Vätern gelernt, wissen aber nicht, warum es geschieht." Vielleicht wäre es besser, wenn sie gar keine Begriffe solcher Art hätten. Wie soll man ihnen die Güte Gottes und die Nothwendigkeit des Gebetes eindringlich machen, so lange der Name des Ewigen die Vorstellung von einem verhaßten und für das menschliche Elend unempfindlichen Wesens bei ihnen erweckt? Der älteste Sohn des Moscheseh sagte eines Tages, als er Herrn Casalis über Gottes Barmherzigkeit predigen hörte: „Wenn Du von einem guten Gotte sprichst, so gieb ihm den Namen, den er bei euch führt; sage aber ja nicht, daß Morimo gut sey."

In physischer Hinsicht sind die Bassuto's von den anderen Beschuana-Stämmen ziemlich verschieden und gleichen den Kaffern mehr. Sie haben im Allgemeinen eine sehr schwarze Hautfarbe, beinahe eine Adlernase, dünne Lippen und starken Bart. Wenn man von ihrer Farbe und ihrem wolligen Kopfhaar absieht, so nähern sie sich mehr der Kaukasischen, als der Neger-Race.

Von Natur fröhlich, geschwätzig und neugierig, liebt der Bassuto das von allerlei Gegenständen plaudern, ist seine größte Lust. Bei jeder Unterhaltung giebt es Stoff zu schallendem Gelächter. Oft erhebt sich ein Glied des Zirkels, gestikulirt auf alle erdenkliche Weise, deklamirt mit durchbohrender Stimme: man sollte den Mann für besessen halten — er hat aber den vollen Gebrauch seiner Vernunft; er befindet sich nur eben im interessantesten Theile seiner Erzählung: es ist von einer Jagd, einem Kampfe, einer merkwürdigen alten Begebenheit die Rede. In der Mitte des Hochthales Bassuto befindet sich ein großer, von Schilf umgebener Platz; hier sieht man unter Freudengeschrei, Gesang, Gepfeife und verworrenem Lärm den Einen sein Kobo nähen, den Anderen eine noch rohe Thierhaut am Boden ausbreiten und mit Pflöckchen aus hartem Holze befestigen; ein Dritter löst das Fleisch ab. Noch Andere flechten Körbe. Unterdeß bereiten die Frauen Bogob (eine Art Brod), Schminkbohnen, saure Milch. Man hört sie am Eingang der Hütten das Honiggras (die Indische Hirse) zwischen zwei Sandsteinen zermahlen. Ist die Speise fertig, so wird sie in irdenen Gefäßen angerichtet. Die Mahlzeit ist gemeinschaftlich; Jeder darf sich aus der Schüssel seines Nachbars etwas nehmen; und ist einer der Gäste so glücklich gewesen, eine Antilope oder ein Zebra auf der Jagd zu erlegen, so bewirthet er alle seine Freunde damit.

Dies ist der oberflächliche Eindruck, den das Volk macht; aber unsere häufigen Berührungen mit den Individuen haben uns gelehrt, daß ihre naive Großmuth, ihr Bedürfniß nach Geselligkeit und vertrauter Freundschaft eher eine Frucht der Gewohnheit als natürlichen Wohlwollens sind. Die äußerlich so liebenswürdigen Bassuto's machen sich keinen Skrupel daraus, das Vertrauen ihrer Freunde zu täuschen, um sich ihres Eigenthums zu bemeistern. Daneben sind sie im höchsten Grade mißtrauisch. Der Polygamie ist unter ihnen gar keine Gränze gesteckt, und von ihrer Gefräßigkeit wage ich kaum zu reden, so ekelhaft ist sie; sie machen im buchstäblichen Sinne einen Gott aus ihrem Bauche.

Pater Casalis schließt diese unerfreulichen Notizen mit folgenden Worten: „Hoffen wir, daß das Evangelium die fleischlichen Gelüste des Volkes bald zügeln und veredeln werde. Die Krankheit ist eingewurzelt, aber sie wird der Allmacht des Heilmittels weichen. Die Bassuto's sind kein apathisches Volk; man findet bei ihnen große Seelenstärke und viele Urtheilskraft. Wenn sie die Wahrheiten der Offenbarung annehmen, so werden sie auf dem Wege des Heils große Fortschritte machen."

Die Hoffnung des Missionairs hat ihn nicht getäuscht. Seit jener Zeit (er schrieb im Mai 1834) ist, Dank dem Einflusse des Christenthums, in Sitten und Denkungsart der Eingebornen eine sichtliche Veränderung vorgegangen. Es fehlt den Bassuto's weder an Fähigkeit zum Erfassen abstrakter Begriffe, noch an Gemüth, um die erhabenen Wahrheiten der Religion innig zu empfinden.

Pater Casalis handelte in einem katechetischen Vortrage von der Dreieinigkeit und ihren Wirkungen. Er wollte sich überzeugen, ob man die schwierige Materie verstanden habe, und forderte daher einen seiner Zuhörer auf, sich über das Vorgetragene zu erklären. Der Bassuto sagte: „Von so hohen Dingen zu reden, ist meine Sprache nicht ausreichend; dennoch werd' ich in meiner Einfalt sagen: der Mensch war krank; Gott hat ihn geheilt. Gott Vater hat das Heilmittel ausgedacht; Gott Sohn hat es mit seinem Blute zubereitet; Gott der Heilige Geist giebt es unserer Seele zu trinken."

Für das große Mysterium der Erlösung sind die Bassuto's nicht unempfänglich. Der Missionair Arbousset berichtet hierüber wie folgt: „Als ich eines Tages die herrlichen Worte des Propheten: „Gerechtigkeit und Frieden haben sich umarmt" gedeutet und zu beweisen mich bemüht hatte, daß sie in Jesu Christo erfüllt worden, fragte ein Bassuto, ob denn Gott die Sünder nicht auch hätte begnadigen können, ohne für ihre Uebertretungen eine Genugthuung zu fordern? Sein Nachbar antwortete: „Er konnte dies eben so wenig, als ich Dir ohne Genugthuung verzeihen könnte, wenn Du mir vorsätzlich ins Angesicht gespieen hättest. Ein Dritter ging in weitere Erörterungen ein: „Wenn ein Kleid zerrissen ist", — bemerkte er, — „sagt man da zu den beiden Stücken: setzt euch wieder zusammen? Nein, man sucht einen Faden, der sie an einander befestigen muß. Eben so ist es mit dem Verhältnisse des Menschen zu Gott. Adam war in Frieden mit seinem Schöpfer, so lange Adam noch so rein war, wie der, welcher ihn nach seinem Bilde geformt hatte. Was geschah aber nachher? Der Satan kam und warf die Sünde zwischen Adam und Gott. Der Eine sagt: ich liebe die Sünde; der Andere sagt: ich hasse sie. Auf diese Art entsteht Krieg zwischen beiden Theilen. Wenn nun Jesus erschienen ist und die Sünde weggenommen hat, so hat er auch die Entzweiung mit weggenommen; der Friede kehrt an seinen alten Platz zurück. Jesus ist also hier der zusammenhaltende Faden. In ihm haben Gottes Gerechtigkeit, die da ruft: Verderbe den Feind! und Gottes Friedensliebe, die da ruft: Verschone den Adam! einander geküßt, wie zwei alte Freunde, die sich versöhnen. Dies Alles ist sehr glaubwürdig; warum aber verweigern unsere Herzen den Gehorsam?" Dabei stützte er den Kopf in beide Hände und stieß einen tiefen Seufzer aus."

Die Bassuto's haben eine unbesiegbare Anhänglichkeit an ihre nationalen Gewohnheiten; besonders halten sie ihre alten bei Beerdigungen vollzogenen Gebräuche sehr in Ehren. Dessenungeachtet haben die Missionaire in dieser Beziehung einen großen Sieg errungen, dessen Wirkungen immer merklicher werden. Pater Casalis schrieb am 5. September 1839:

„Man hat lange geglaubt, und ich selbst habe diese Meinung getheilt, daß die Beschuana's keine Götzendiener seyen. Die Pagoden der Hindu's und die Morai's der Polynesier haben uns zu sehr an die Idee gewöhnt, daß jede [illegible] Kultus nothwendig Altäre und Fetische haben müsse.

Es war schwer, die religiöse Ansicht der Bewohner Süd-Afrika's kennen zu lernen, da sie fast auf keine Handlung des gewöhnlichen Lebens Einfluß hat. Man konnte nur dann ihre Natur entdecken, wenn man solchen Situationen beiwohnte, in welchen der Mensch seine Unabhängigkeit von etwas Höherem besonders lebhaft fühlt. Das Grab und die Wiege, zwei Gegenstände, in deren Nähe es so schwer ist, Atheist zu seyn, sind die Altäre, auf welchen der Beschuana opfert; von den gefürchteten Geistern seiner Verältern erbittet er sanfte Ruhe für die kalten Ueberreste eines lieben Verwandten und heitere Tage für das Kind, das eben seine Augen dem Lichte geöffnet hat. Dieser Kultus hat nichts Unbestimmtes und Unsicheres; er ist mehr als eine bloße Huldigung, die man den Vorfahren erweist — er ist eine wirkliche Anbetung. Der Mensch aller Zonen fürchtet die Geister mehr als er sie liebt; ein tiefes Gefühl von Furcht begleitet den Gedanken, daß die Todten über das Schicksal der Lebenden verfügen. Das Alterthum machte sich mit zürnenden Schatten viel zu thun; wenn Griechen und Römer den Manen opferten, so geschah es meist, um sie zu versöhnen. Eben dies findet auf den Geisterdienst der Beschuana's Anwendung: sie bitten mehr als sie danken; sie bestreben sich mehr, den Zorn der Manen abzuwenden, als ihre Gunst zu gewinnen — mit einem Worte, sie verehren die Barimo's nur, wenn sie denken, daß eine Unterlassung des Gebetes mit Gefahr verbunden wäre. Dieser offenliegende Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an das Daseyn einer unsichtbaren Welt ist für uns Missionaire ein mächtiger Hebel gewesen; auf der anderen Seite aber ist der aus demselben abgeleitete götzendienerische Kultus bis jetzt eines der größten Hindernisse an dem Erfolg unserer Thätigkeit. Man wird von der Macht dieses Hindernisses einen Begriff erhalten, wenn man bedenkt, daß die Eingebornen den Zorn ihrer vergötterten Vorfahren nicht wirksamer zu reizen glauben, als wenn sie von den Vorschriften und Beispielen, die Jene ihnen hinterlassen haben, sich entfernen ..... Aber der Gott, der seine Sache triumphiren lassen auf dem Berge Karmel, hat unsere schwachen Arme unterstützt, und schon danken wir ihm einen glänzenden Sieg, dessen Einfluß die ganze Nation berühren wird.

Tseniegi, die Schwester des Entlaloé*) war von einer Krankheit ergriffen, die allem Anscheine nach ihr Leben enden sollte. Ihr Bruder nahm sie zu sich und protestirte gegen die Ceremonien, die man zur Heilung der Kranken anwendet. „Gott allein" — sagte er — „hat meiner Schwester die Pforte des Lebens geöffnet, Gott allein kann ihr die Pforte des Todes öffnen; zu Gott allein wollen wir beten." Weder die Lästerungen des großen Haufens, noch die Schmeicheleien listiger Verführer konnten die Entschließung des treuen Christen wankend machen. Tag und Nacht am Bette seiner Schwester sitzend, forderte er sie auf, den Erlöser anzuflehen, und Jesu Namen war das letzte Wort, welches der verscheidenden Tseniegi ins Ohr tönte.

Sobald seine Schwester verschieden war, kam Entlaloé und sagte mir, er wünsche sie christlich zu beerdigen, oder, wie er sich ausdrückte, „für den jüngsten Tag aufzubewahren." Das war keine leichte Unternehmung; denn es galt nun zum ersten Male offenen Kampf gegen die Vorurtheile des Landes. Sobald eine Person gestorben ist, hat sie, wie die Eingebornen glauben, unter den Göttern der Familie ihren Sitz eingenommen. Man begräbt ihre Hülle im Parke des Viehs, damit die geweihten Hausthiere sie gegen Zauberer beschützen. Eine junge Kuh von schwarzer Farbe wird auf dem Grabe geopfert, um der neuen Gottheit eine gute Aufnahme in den unterirdischen Regionen der Barimo's zu sichern. Jeder Anwesende hilft das Grab besprengen und spricht dabei: „Ruhe in Frieden mit den Göttern und verleihe uns ruhige Nächte."

Ich rieth Entlaloé, dem Fürsten (Moschesch) seine Absicht zu eröffnen. Er fand gütige Aufnahme, und der Fürst gab ihm folgende Antwort: „Entlaloé, ich erkenne Dich als Christen an; ich habe die Veränderung gesehen, die an Dir vorgegangen ist, und habe gesagt: das Wort, welches den Menschen so neu macht, muß Wahrheit seyn. Ich billige Dein Vorhaben und will Dir selber den Ort bezeichnen, wo wir die Todtenstadt gründen wollen. Deine Schwester werde ihre erste Bewohnerin; wir Alle aber wollen ihr dahin folgen." Am anderen Morgen begleiteten gegen fünfhundert Personen Tseniegi's Körper nach dem neuen Gottesacker. Ich vollzog die Leichen-Ceremonie nach dem Ritus unserer protestantischen Kirchen; dann zog der Haufe sich zurück, sichtbar gerührt von den schönen Hoffnungen, die der Glaube dem Christen giebt.

Dies ereignete sich gegen Ende des Monats Juni. Es zeigten sich damals schon die Röthein, eine Krankheit, welche in diesem Jahre ganz Süd-Afrika heimgesucht hat. Einige Tage nach Tseniegi's Beerdigung raubte uns diese Krankheit unsere kleine Tochter — die Bassuto's sollten mit eigenen Augen sehen, wie christliche Aeltern ein geliebtes Kind beweinen und dabei der festen Ueberzeugung leben, daß es ihnen bald, in den Regionen der Seligkeit, wiedergeschenkt wird. Moschesch wollte die kleine Leiche sehen, ehe man den Sargdeckel zumachte. Es rührte ihn die Sorge, womit des Kindes Mutter die Ueberreste des unschuldigen Wesens geschmückt hatte. Auch die Rede, welche unser Bruder Arbousset am Grabe hielt, machte einen tiefen Eindruck auf den Fürsten. „Ja!" rief er aus — „die Christen allein sind glücklich; sie weinen zwar, aber ihre Thränen sind nicht wie die unsrigen! Ja, Emma wird auferstehen; der Tod ist nur eine Furt, die der Mensch durchwatet, um sich mit Gott zu vereinigen!"

Moschesch mochte ahnen, daß er selber bald eine Person verlieren sollte, die er zärtlich liebte — die Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung sollte eine schreckliche Probe bestehen. Mantsané, seine vornehmste Frau, stürzte sich in einem durch die Röthein veranlaßten Delirium von dem steilsten Felsen des Berges. Der Fürst meldete mir den entsetzlichen Vorfall, und bat mich, ihm Gesellschaft zu leisten, indem dieser Tag der Thränen wahrscheinlich auch ein Tag der Wortkämpfe seyn würde. Wirklich sollte an jenem Tag die große Frage des Kultus der Barimo's für Thaba-Bossiu entschieden werden. Die verunglückte Mantsané war aus einer mächtigen und leider durch ihre Widersetzlichkeit gegen das Evangelium ausgezeichneten Familie. Leichenbegängnisse vornehmer Personen feiert man gewöhnlich mit vielem Pomp: man opfert ihnen zu verschiedenen Malen und das Fleisch der Opferthiere dient einem Haufen schmarotzirender Höflinge zum Schmause. Man durfte erwarten, daß diese gierige Schaar die Partei der Verwandten Mantsané's nehmen würde, um die alten Gebräuche aufrecht zu halten. Ich begab mich am Mittag zu dem Fürsten und fand ihn im tiefsten Schmerze. Meine Hülfe kam gerade zur rechten Zeit. Wohl tausend Ochsen waren auf dem größten öffentlichen Platze zusammengetrieben, und man war schon beschäftigt, in dem Parke, wo Lefié's und Molago's Mutter beigesetzt worden, eine Grube zu graben. „Wirst Du Dich entschließen können, an jener Grube zu predigen?" fragte Moschesch. — „„Nein, Herr"" — antwortete ich gelassen; „„Du hast einen Gottesacker — nur dort rede ich. Ihr scheint meinen Gott und die Barimo's gleichzeitig anbeten zu wollen; ich würde meinem Meister untreu seyn, wenn ich solchen Wünschen entspräche."" — „Habe ich's euch nicht gesagt!" rief Moschesch zu der Menge gewandt — „ihr wollt, daß ich Jehova mit der einen Hand diene und dem Teufel mit der anderen." Ein Gemurmel des Mißvergnügens entstand bei diesen Worten. Der Bruder der Verstorbenen protestirte gegen jede Umgehung der nationalen Gebräuche. „Auf was gründen sich diese Gebräuche?" hob Moschesch an, „ich möchte wohl das Buch sehen, in welchem ihr sie vorgeschrieben findet. Die Missionaire geben euch Gründe für Alles, was sie thun. Der Mensch muß sterben, weil Adam uns getödtet hat, als wir noch Alle in ihm waren, wie die Pflanze im Korne steckt. Man muß die Todten an einem und demselben Orte bestatten, weil es schön ist, zu denken, daß sie den langen Schlaf des Todes gemeinschaftlich schlafen. Der Mensch ist nur so lange allein, als er unter dem Herzen seiner Mutter ruht; sobald er das Licht der Welt erblickt, klammert er sich an den Busen derjenigen, die ihn geboren hat, und von der Zeit an lebt er unter seines Gleichen. Ihr sagt, man müsse den Barimo's opfern; aber die Barimo's sind ja Menschen wie wir, nur mit dem Unterschiede, daß sie, statt auf Erden zu leben, vor ihrem Richter sitzen. Auch euch wird man zu Barimo's machen, wenn ihr todt seyd: wollt ihr, daß wir euch von heute ab schon anbeten sollen? Ihr seyd ja nichts Besseres als Menschen, und werdet ihr wohl größere Macht erlangen, wenn der Tod die eine Hälfte eures Wesens weggemäht hat?" — Hierauf entgegnete Ratsu, der vornehmste Opponent, mit Härte: „Wir schweigen, Moschesch, weil wir nicht nachgeben wollen." — Ein Anderer setzte hinzu: „Was die Missionaire sagen, wäre ganz schön, wenn wir es glauben könnten; aber ich für meinen Theil glaube es nicht." — „„Und doch ist es die Wahrheit"", versetzte der Fürst. — „Ja, ja, s'ist Wahrheit!" rief eine Stimme aus der Versammlung — „nur Muth, mein Gebieter! thue, was Recht ist, und es wird Dich nicht reuen!" — Jetzt nahm ich selber das Wort und sprach, zu den einflußreichsten Männern gewendet: „Ihr Großen von Thaba-Bossiu, ihr Greise, die wir Alle verehren, ich hasse die harten Worte. Moschesch hat euch gesagt, aus welchen Ursachen die Verehrung der Barimo's aufhören soll. Widerleget die Wahrheiten, die ich euch verkünde — hier steh' ich, sprechet, ich höre!" — „„Und auch ich höre, redet nur!"" sagte Moschesch. — Es entstand eine lange Pause; endlich sagte Einer: „Wir werden reden, wenn der Moruti (der Missionair) sich entfernt hat." — „„Ja, ihr werdet siegen, wenn kein Widersacher mehr da ist — redet jetzt!"" rief Moschesch, etwas entrüstet über die hartnäckige Opposition — „„warum seht ihr an den Boden und zeichnet in den Sand? Ich sagte in meinem Herzen: es sind viel Leute um mich herum, die das Wort der Weisheit reden; jetzt aber seh' ich, daß ihnen nur Worte der Eitelkeit zu Gebote stehen — man fülle die Grube sogleich wieder aus und führe das Vieh wieder aufs Feld!"" — Dann sagte er zu mir: „Du hast gesiegt; die Frau, die ich beweine, wird an der Seite Tseniegi's ruhen, und ich dereinst neben Beiden!" — Als ich diese Worte hörte, drückte ich dem Fürsten die Hand und mein Herz erhob sich voll des Dankes zu Gott. Bruder Gosselin ging auf den Gottesacker, um die nöthigen Anweisungen zu geben, und am nächsten Morgen wurde das Wort Gottes an eine Menge Volk gerichtet, die um Mantsané's Grab sich versammelt hatte. Seit jenem denkwürdigen Tage haben die Einwohner von Thaba-Bossiu die Frage als erledigt angesehen, und die Sorge, den Staub dem Staube wiederzugeben, ist zu den anderen Pflichten meines Amtes gekommen."

Frankreich.

Der Volks-Unterricht in Frankreich.

Der Bericht über den Zustand des niederen Unterrichtes, welchen der Minister des öffentlichen Unterrichts, Herr Villemain, dem Könige gegen Ende des Jahres 1840 vorgelegt, ist der dritte seit dem Gesetz vom 28. Juni 1833, indem je von drei zu drei Jahren ein Resultat über die Fortschritte dieser für den Staat so wichtigen Angelegenheit gezogen wird. Es ergiebt sich aus demselben, daß, wenn das Verfahren, welches man seit einem halben Jahrhundert zur Unterrichtung des Volkes eingeschlagen hat, nur mittelmäßige Erfolge gehabt (der Grund hiervon mag nun in dem Mangel an Ausdauer oder dem Mangel an hinreichenden finanziellen Mitteln gelegen haben), man

meinden des Reiches beträgt 37,295; unter diesen waren im Jahre 1840, der Zeit, mit welcher die uns vorliegenden statistischen Tabellen schließen, 33,099 mit Schulen versehen, nicht daß jede von ihnen eine besondere Lehr-Anstalt besäße, oft sind mehrere zur Unterhaltung einer solchen zusammengetreten, doch es ist in ihnen für den niederen Unterricht gesorgt Wenn man nun überlegt, daß vor zehn Jahren noch 14,230 Gemeinden ohne Schulen waren, und jetzt die Zahl derselben auf 4196 gesunken ist, so findet man den Unterschied bedeutend. Ein unmittelbares Hinderniß bei der Begründung von Schulen liegt oft in dem Mangel an tüchtigen Lehrern, doch wird auch diesem bei dem anerkannten steigenden Bedürfniß sicher bald abgeholfen seyn.

Im Jahre 1840 befanden sich 2,881,679 Kinder beider Geschlechter in den Französischen Volksschulen; wenn man diese Zahl mit der von 1829 vergleicht, so findet man einen Zuwachs von 1,912,339 Kindern, und zwar sind hiervon 200,988 seit dem letzten Berichte von 1837 hinzugekommen. Die Anzahl der Kinder, welche die Schule besuchen, steigt durchaus nicht gleichmäßig mit der Anzahl der Schulen; denn daß eine Schule eröffnet wird, ist noch nicht hinreichend, um die Aeltern zu bestimmen, ihre Kinder in dieselbe zu schicken. Viele Familienväter, sagt Herr Villemain in seinem Berichte, legen keinen Werth auf eine Bildung, die sie selbst nicht besitzen; mit der kommenden Generation, welche neben uns aufwächst, wird es sich anders verhalten; sie wird einst sehr wohl besorgt seyn, die Wohlthat des Unterrichts, welche sie selbst genossen, auf ihre Kinder zu übertragen. So wird der Besuch der Schulen allgemein werden, auch ohne daß man ihn, was Einige vorgeschlagen haben, im Namen des Staates als unerläßlich fordert. Uebrigens findet derselbe im Winter, besonders auf dem Lande, weit zahlreicher statt als im Sommer, indem die Aeltern während des Sommers ihre Kinder zu Feldarbeiten bedürfen.

Außer diesen Volksschulen im engeren Sinne sind in 352 Gemeinden 355 Anstalten zur Aufbewahrung und Erziehung kleiner Kinder, die zum Unterricht noch nicht reif sind, gestiftet worden, in denen sich 50,986 Kinder befanden; so wie auch 3403 Unterrichts-Klassen für Handwerker aller Professionen, deren 68,508 dieselben benutzten.

Die Zahl der Lehrer beträgt in Frankreich 40,304; die der Lehrerinnen 22,355. Die Zahl der Letzteren steht durchaus in keinem Verhältniß zu der großen Anzahl von Mädchen, welche die Schulen besuchen, und so geschieht es, daß nicht weniger als 444,336 Mädchen unter männlicher Leitung stehen. Außer den religiösen Frauen-Vereinen ist für eine prinzipielle Bildung von Lehrerinnen noch nichts geschehen, und es wäre demnach zunächst sehr wünschenswerth, daß besondere Anstalten zu diesem Zwecke gegründet würden, wie solche zur Ausbildung von Lehrern bereits vorhanden, die sehr gut sind.

In Rücksicht der religiösen Konfessionen ergeben sich aus dem Berichte folgende Verhältnisse: es bestanden im Jahre 1840 28,018 katholische, 677 protestantische, 31 mosaische und 2039 vermischte Schulen; doch sind die vermischten, wie eine Vergleichung mit den Angaben von 1837 zeigt, im Abnehmen begriffen, und zwar geschieht dies im Interesse der Religion, da in ihnen der Religions-Unterricht unmöglich ist, oder bei dem Vorwiegen des Katholizismus die Kinder protestantischer Aeltern gar nicht berücksichtigt werden. Die Kirche selbst ist wegen ihrer Beaufsichtigung der Schulen gegenwärtig mit dem Staate noch im Streite begriffen. Das Ziel, welches der Staat beim öffentlichen Unterrichte hat, verleugnet die Kirche sicher nicht, doch sie geht noch darüber hinaus, sie will nicht bloß gute Bürger, sie will auch Gläubige bilden. Es scheint somit angemessen, daß das Unterrichtswesen im Allgemeinen zwar unter die Oberhoheit des Staates gestellt, die spezielle Leitung des Religions-Unterrichts aber der Kirche übertragen werde. Wenn die Jugend eine sorgfältige religiöse Bildung empfängt, so wird dies nicht bloß zu ihrem eigenen äußeren und inneren Glücke beitragen, sondern auch auf die Verbesserung der Familienverhältnisse seinen Einfluß äußern.

Anstatt einer rohen, gänzlich ungebildeten Frau, die in der That zu nichts als zur Arbeit in den Fabriken zu brauchen ist, in denen Schaaren von Frauen der ohnehin zureichenden Anzahl von männlichen Arbeitern nur im Wege sind; anstatt einer Frau, die moralisch auf der tiefsten Stufe steht, werden wir die Frau des Evangeliums erhalten, das schwächere Geschlecht, für welches der Apostel Nachsicht anempfiehlt, welches bloß für den Kreis der Familie lebt und in stiller Zucht und Sitte Kindern und Untergebenen vorleuchtet; heute, wo die Frauen sich in ihren Arbeiten den Männern vollkommen gleichstellen, hat jene Rücksicht auf die ihnen angeborene größere Zartheit und Schwäche fast ganz aufgehört, obgleich die Natur sie durch dieselbe durchaus nicht unter die Männer zu stellen beabsichtigte, sondern gerade sie auf das Sicherste gegen unzarte Angriffe derselben zu schützen trachtete.

Schließlich noch ein Wort über die Bewahr-Anstalten für kleine Kinder. Der große Eifer, mit dem man dieselben in Frankreich wie in England und Deutschland gründet, läßt nicht zweifeln, daß sie einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommen. Fragt man jedoch, wie es zugehe, daß man diese Schulen für das erste Alter so lange Zeit hat entbehren können und erst unser egoistisches Jahrhundert sie erfunden hat, so muß man hierin eines der traurigen Resultate des überaus großen industriellen Lebens sehen, durch welches der Handwerker verarmt, und welches die Mutter ihren Kindern entzieht. Da dies jedoch einmal der Fall ist und für die nächste Zukunft nicht zu ändern steht, so ist es die Aufgabe der Diener der Religion, diese Schulen zu überwachen und für ihre Vermehrung Sorge zu tragen, da die Eindrücke und Geistesrichtungen, welche die Kinder in ihren frühsten Jahren erhalten, für ihr ganzes Leben von so großer Wichtigkeit sind. So allein wird es möglich seyn, daß wir eine Generation erwachsen sehen, in der die Geschlechter sich in die Pflichten theilen, die ihnen von der Natur auferlegt sind; in der der Mann für die Erhaltung der Familie sorgt und der Arbeit und dem öffentlichen Leben, das Weib dem Hause und den Kindern gehört. Eine solche durchgreifende Regelung der Familien-Verhältnisse kann wiederum nicht ohne Rückwirkung auf das Gedeihen der Schulen bleiben. Mögen denn die verschiedenen Konfessionen mit vereinten Kräften nach der Erreichung dieses für den Staat wie für die Kirche so wichtigen Zieles trachten!

Mannigfaltiges.

— **Britenlieder.** Unter diesem Titel liegt eine reichhaltige Sammlung der besten Lieder von Lord Byron, Robert Burns und Thomas Moore, also nach Englischen, Schottischen und Irischen Weisen, in Deutschen Uebersetzungen von W. Cornelius, vor uns.*) Auch noch andere Britische Dichter haben dazu beigetragen, doch weiß der Uebersetzer selbst nicht die Namen derselben speciell anzugeben, da er namentlich die im ersten Bändchen seiner Sammlung enthaltenen Volkslieder nach einer Art Englischem Commersbuch bearbeitet hat, das er in langen einsamen Stunden las und immer wieder von neuem las, bis es sich ihm unter der Hand zu Deutschen Uebersetzungen gestaltete. Später hat er diese jedoch planmäßiger bearbeitet, und so bietet er uns denn in seiner Sammlung, wenn auch von Burns nur eine kleine Auswahl, doch von Lord Byron die Hebrew Melodies und die Miscellaneous Poems und von Thomas Moore fast Alles dar, was dieser zur Verherrlichung der grünen Erin, in den wunderlichen, bald hoch erhabenen und bald kreischend das Ohr zerreißenden Melodieen desselben gesungen hat. Da diese Irländischen Lieder fast noch ganz unbekannt in Deutschland sind, so wird die vorliegende Sammlung besonders um ihretwillen den Freunden nationaler Poesieen willkommen seyn. Auch hat der Uebersetzer den Ton der Originale sehr gut zu treffen gewußt, wenn auch hin und wieder mit Aufopferung des Schönheitssinnes nach den Begriffen unseres Landes und Volkes.

*) Britenlieder. Ausgewählt und übertragen von Wilhelm Cornelius. Vier Bändchen. Stralsund und Berlin, im Verlage von W. Cornelius.

Bibliographie.*)

England.

W. Savage A dictionary of the art of printing. 8. London. 26 Sh. — Der Verf. gab bereits früher heraus: Pract. hints on decorative printing und eine Abhandlung: On the preparation of printing ink, both black and coloured.

H. H. Wilson Ariana antiqua. A descriptive catalogue of the antiquities and coins of Afghanistan: with a memoir on the buildings called topes, by C. Masson. 4. London, published under the authority of the East India Company. Mit 35 Kupft., 1 Karte und 1 Schriftprobe. — Ein Werk von hoher wissenschaftlicher Bedeutung. Nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Exemplr. ist zum Verkauf gestellt worden à 4 Guin. Von Herrn Wilson (Prof. in Oxford) erschien ferner: An introduction to the grammar of the Sanscrit language. 8. London. 18 Sh. Sein Sanskrit-Engl. Lexikon erschien Calcutta 1819. 4. (2. Verm. Ausg. ebend. 1832.)

The works of J. Bentham, now first collected under the superintendence of his executor J. Bowring. Part 17 (Constitutional code). 8. Edinburgh. 6 Sh. — Erste, im J. 1838 begonnene Ausgabe sämmtlicher Werke des berühmten Engl. Publizisten.

R. E. Grant (Prof. der vergl. Anatomie am University College zu London) On the present state of the medical profession in England. 8. London. 2½ Sh.

G. Grey (Gouverneur von Süd-Australien) Journals of two expeditions in north-west and western Australia, during the years 1837, 38 and 39. 2 vol. 8. mit Kart. u. Abbild. 26 Sh. — Von Demselben hat man auch: A vocabulary of south western Australia. 2. edit. Lond. 1840. 12. 2 Sh.

W. H. Harvey A manual of the British algae; containing generic and specific descriptions of all the known British species of sea-weeds and of confervae, both marine and fresh-water. 8. London. 9 Sh.

C. J. Richardson (Verf. des „The architectur. remains of the reigns of Elizabeth and James I.") Studies from old English mansions, their details, gardens, furniture, gold and silver plate etc. gr. 4. London. 42 Sh.

The Pharmacopoeia of the roy. College of Physicians of Edinburgh. 2. Engl. edit. 8. Edinburgh. 3 Sh.

J. Swan Illustrations of the comparative anatomy of the nervous system. 4. London. 52½ Sh.

C. G. Addison The history of the knights templars, the temple church and the temple. 4. London. 12½ Sh.

G. R. French The ancestry of her majesty queen Victoria and his roy. highness prince Albert; comprised in 32 tables, with biograph. memoirs and heraldic notices. gr. 8. 10½ Sh.

T. Graham Elements of chemistry. 8. London. 9 Sh.

The scientific miscellany: an occasional publication of treatises relating to chemistry and other experimental sciences. Edited by J. J. Griffin. Series 1. 8. Glasgow. 21 Sh.

P. F. Tytler History of Scotland. New edit. Vol. 3. 8. London. 6 Sh.

Flora Hastings (Lady) Poems. New edit. with a portrait. 8. Edinburgh. 7½ Sh.

P. Hunter Last expedition to Syria. 2 vol. 8. London. 21 Sh. — Den Lesern des Magazins bereits aus mitgetheilten Bruchstücken bekannt.

G. P. R. James The Jacquerie; or the lady and the page: an histor. romance. 3 vol. 8. London. 31½ Sh.

Lockhart (Schwiegersohn W. Scott's und Redacteur der „Quarterly Review") Life of Sir Walter Scott. Ausgabe in einem Brevier-Bande. Edinburgh. 20 Sh.

D. Low Illustrations and descriptions of the various breeds of the domestic animals of Great Britain. Part 12 mit 4 kolor. Abbildung. gr. 4. London. 21 Sh. — Sollen 14 Hefte erscheinen.

J. L. Petit Church architecture, with Illustrations. 2 vol. 8. London. 36 Sh. — Diese zwei Bände enthalten über 270 Abbildungen kirchlicher Gebäude, von denen viele noch nie abgebildet werden.

J. H. Pratt The mathematical principles of mechanical philosophy and their application to the theory of universal gravitation. 2. edit. 8. Cambridge. 21 Sh.

L. Reeve Conchologia systematica; or complete system of conchology etc. Part 3. 4. London. Schwarz 12 Sh. Kolor. 21 Sh. — Das vollständ. Werk wird aus zwei Bänden bestehen, erscheinend in zwölf monatlichen Lfrgn.

D. Stewart A practic. Arabic grammar. 8. London. 16 Sh.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Königl. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Montag den 17. Januar 1842.

Frankreich.

Die letzte Sitzung des gesetzgebenden Körpers im Jahre 1813.

Gegen Ende des Jahres 1813 waren die schönen Tage des Kaiserreichs unwiderruflich vorüber. Die Niederlagen des letzten Feldzugs hatten in allen Klassen tiefe Entmuthigung verbreitet. Das allgewaltige Genie des Kaisers suchte indeß die hereinbrechenden Gefahren zu beschwören. Es ist bekannt, mit welcher Energie der Kaiser, nachdem so viele Hekatomben bei Leipzig hingeschlachtet worden waren, die Organisation einer neuen Armee betrieb. Gegen Ende November waren die Vorbereitungen zu einer kräftigen Defensive beendigt, während die Unterhandlungen, aber ohne Aussicht auf eine gütliche Uebereinkunft, noch fortgeführt wurden.

Auf den 2. Dezember hatte der Kaiser die Eröffnung der gesetzgebenden Körperschaft angesetzt. Aber diesmal fand er in derselben kein dienstwilliges Werkzeug, sondern einen neuen Feind: die Repräsentanten der Nation trennten ihr Interesse von dem seinigen.

Die eigenthümliche Physiognomie der merkwürdigen Sitzung vom 31. Dezember 1813 ist noch nirgends beschrieben worden. Das ist ganz natürlich. Damals verzeichneten die Journale nur die Thatsachen, aber sie erklärten und kommentirten sie nicht. Der Bericht über die Verhandlungen der Tribüne war nur ein farbloser Auszug der Reden. Aber bemerkenswerth bleibt es dennoch, daß sich weder im Moniteur noch im Journal de l'Empire (jetzt Journal des Débats) eine Erwähnung dieser Sitzung findet.

Ich habe der dramatischen Scene der Auflösung der gesetzgebenden Körperschaft beigewohnt, und obgleich seitdem viele Jahre verflossen sind, so erinnere ich mich doch der Ereignisse noch so lebendig, als ob sie gestern vorgegangen wären.

An diesem Tage kamen die von der Regierung verlangten außerordentlichen Truppen-Aushebungen zur Sprache. „Es handelt sich nicht mehr darum", hieß es in der offiziellen Mittheilung des Kaisers, „die verlorenen Eroberungen wiederzugewinnen; ich werde die Opfer bringen, welche die Präliminar-Grundlagen erfordern, die die fremden Mächte aufgestellt und die ich angenommen habe; wenn sie aber den Frieden nicht unter den Bedingungen unterzeichnen, die sie selbst vorgeschlagen haben, wenn sie uns noch größere Opfer auferlegen wollen, dann verlangt der Feind unsere Einwilligung in die Schmach Frankreichs, in den Untergang des Vaterlandes; in diesem Falle müssen wir kämpfen."

Regnault de St.-Jean d'Angely las diese Mittheilung ab. Ihm folgten mehrere Redner auf der Tribüne; die Einen fanden die geforderte Rekrutenzahl zu hoch; sie sprachen sich nicht offen gegen die Vertheidigung der Integrität des Gebiets aus, aber sie erklärten sich nicht einverstanden mit der unmittelbaren Dringlichkeit der verlangten Geld- und Menschenmittel. Andere, welche bis jetzt stumm und sklavisch auf ihren Bänken gesessen hatten, fanden mit einemmale ihren Muth wieder und forderten Bürgschaften der Freiheit und individuellen Sicherheit. Einige Stimmen unterstützten den von der Regierung vorgelegten Entwurf, aber sie fanden keinen kräftigen Vorkämpfer.

Ein Zwischenfall, den ich vergessen habe zu erwähnen, hatte gleich den Anfang der Sitzung auf eine sehr charakteristische Weise bezeichnet. Nach der offiziellen Mittheilung war ein Deputirter, Charles de Beaumont, von seinem Platze aufgestanden, auf seine Bank gestiegen und hatte hier den Vorschlag gemacht, die von der Regierung verlangten Hülfsmittel durch Acclamation zu bewilligen. Er schloß seine Aufforderung mit dem Ruf: „Es lebe der Kaiser!" welcher auf den öffentlichen Tribünen wiederholt wurde, während auf den Bänken der Opposition sehr deutlich „Stille!" geboten wurde. Auf diese verschiedenartigen Manifestationen folgte feierliches Schweigen.

Während um 2 Uhr die Sitzung einen Augenblick unterbrochen wurde, erschien der Baron von C..., Präfekt des Palastes, in unserer Tribüne. Er kam vom Schlosse, wo, wie er sagte, man anfing, unruhig zu werden über das, was „jenseits der Brücke" vorging. „Der Kaiser", sagte er, „befindet sich in seinem Kabinet mit einigen seiner Minister, und ich bin einen Augenblick aus dem Saal der Diensthabenden entschlüpft, um Nachrichten einzuziehen."

Um 3 Uhr wurde die Sitzung durch eine Botschaft aus den Tuilerieen unterbrochen, die dem Präsidenten, dem Herzoge von Massa, überbracht wurde:

Auf die allgemeine Bestürzung, welche die unerhörte Kühnheit des Auflösungs-Dekrets hervorrief, folgte ein unglaublicher Tumult. Alle Anwesende schrieen durch einander; Einige waren auf die Bänke gestiegen und stießen Drohungen aus, welche eine nicht minder heftige Erwiederung fanden; Andere traten in Gruppen zusammen, in denen man sich zum lebhaftesten Widerstande aufzufordern schien. Auf den Gesichtern der Leidenschaftloseren las man nur Erschlaffung und Theilnahmlosigkeit. Die Anhänger des Kaisers suchten die Bewegung zu stillen, aber es gelang ihnen nicht. Eine halbe Stunde verging auf diese tumultuarische Weise. Vergeblich forderte der Präsident die Deputirten auf, sich zu entfernen; Mehrere stürzten zugleich auf die Rednerbühne los; Andere setzten die Hüte auf und schlugen die Arme über einander. Es wurde Befehl gegeben, die Tribünen zu räumen, was nur mit großer Mühe bewirkt werden konnte.

Nie wird die Erinnerung an diese Sitzung aus meinem Gedächtnisse entschwinden. Ich war besonders begierig, zu erfahren, wie der Kaiser vom Stande der Dinge in der Versammlung so schnell hatte Nachrichten erhalten können. Darüber erhielt ich später Nachricht von einem Manne, der vermöge seiner Stellung diesen merkwürdigen Tag im Kabinet des Kaisers zugebracht hatte.

Der Kaiser verfolgte von seinem Kabinet aus die Verhandlungen; von Viertelstunde zu Viertelstunde erhielt er Nachricht von den Reden, die gehalten wurden.

Vor Eröffnung der Sitzungen hatte der Kaiser eine Versammlung von Kommissarien aus jeder der beiden Kammern zusammenberufen, um eine vertrauliche Mittheilung der Regierung zu empfangen. Diese Versammlung fand im Laufe des Dezembers beim Erzkanzler statt. Regnault de St.-Jean d'Angely und Hauterive erhielten vom Kaiser den Auftrag, den Kommissarien des Senats und der legislativen Körperschaft die Unterhandlungen mit den Verbündeten vom Prager Kongresse an vorzulegen. Diese Aktenstücke sollten beweisen, daß der Kaiser nichts unversucht gelassen habe, um einen ehrenvollen Frieden zu erhalten.

Die vom Senat erwählte Kommission bestand aus Barbé-Marbois, Fontanes, Lacépède, Saint-Marsan, Beurnonville und Talleyrand; die der gesetzgebenden Körperschaft aus dem Herzog von Massa, Maine de Biran, Raynouard, Flaugergues und Laîné.

Nachdem die Kommission vereinigt die Aktenstücke geprüft hatte und nachdem die Kommissarien in ihren respektiven Kammern darüber Bericht erstattet hatten, ließ der Senat an den Kaiser die offizielle Bitte ergehen, er möge einen letzten Versuch machen, um den Frieden zu erhalten. Doch er fügte durch das Organ seines Berichterstatters hinzu: „Wenn aber der Feind auf Bedingungen besteht, welche der Ehre Frankreichs zu nahe treten würden, so möge er wissen, daß wir ihn mit allen unseren Kräften bekämpfen werden. Wir werden das Vaterland zwischen den Grabmälern unserer Aeltern und den Wiegen unserer Kinder vertheidigen."

Nun fragte es sich aber noch, welche Stellung die gesetzgebende Körperschaft einnehmen würde. Der Kaiser wußte, daß der Deputirte Laîné, dem es gelungen war, seine Ernennung als Berichterstatter der Kommissarien durchzusetzen, der Partei Talleyrand's angehöre, und daß sein Bericht der Regierung feindlich seyn würde. Es waren Emissarien nach der Kammer geschickt worden, welche dem Kaiser genauen Bericht vom Gange der Erörterung abstatteten. So konnte er schon aus der Anfangs-Episode urtheilen, welche Wendung die Sache nehmen würde.

Treten wir jetzt in das Kabinet des Kaisers. Um 2 Uhr ließ sich der Minister der auswärtigen Angelegenheiten melden, der ebenfalls Nachrichten aus der Kammer brachte. Der Kaiser saß vor seinem Büreau, welches mit den Bulletins bedeckt war, die ihn vom Gange der Verhandlungen unterrichteten, und die er mit Anmerkungen versah.

Als er den Herzog von Vicenza bemerkte, rief er aus: „Dort gehen schöne Sachen vor!" Er zeigte mit der Hand auf den Palast Bourbon. „Anstatt eine Maßregel zu billigen, die keinen Verzug duldet, fordert man Garantieen von mir. Man erörtert die Bedingungen, unter denen man mir die Mittel zur Rettung des Landes zugestehen will. Der Feind ist vor den Thoren, er verletzt neutrales Gebiet, um schneller ins Herz Frankreichs zu dringen, und während der Zeit berathen sich die Repräsentanten der Nation einfältigerweise über Nebensachen. Zum erstenmale zeigen sie sich feindlich gegen die Regierung. Die Sinnlosen! Sie wissen also nicht, daß, wenn das Vaterland in Gefahr ist, jede Opposition, die den Aufschwung und Patriotismus des Volks

Herz, da die Ehre keinen Widerhall in ihnen findet und sie nicht das Bedürfniß fühlen, in Masse für die energische Defensive zu stimmen, die ich fordere. Diese Menschen haben kein Blut in ihren Adern!"

Der Kaiser stieß die Bulletins mit einer Miene des Ekels weg; es kamen bald noch beunruhigendere Nachrichten. Der Polizei-Minister kam hinzu und meldete, daß durch die Bemühungen der „Faction" die Nachricht von dem Angriffe, welcher in dieser Sitzung gegen die Regierung unternommen werden solle, allgemein verbreitet sey und große Aufregung hervorbringe. Die Zugänge zu den Kammern waren mit Neugierigen bedeckt, unter welchen sich Straßenredner bemerklich machten. Die Polizei hatte hier einen sehr wichtigen Fang gemacht. Eine bürgerlich gekleidete Frau war festgenommen worden, als sie durch die kleine Thür des Palastes Bourbon trat, nachdem sie unter den versammelten Haufen äußerst freie Reden gehalten und geäußert hatte, daß vor Ablauf eines Monats ein anderer Herr in den Tuilerieen seyn werde.

Als die Polizei-Agenten die Frau fortführten, bemerkten sie, daß sie etwas unter ihren Kleidern zu verbergen suche; bei weiterer Nachsuchung fanden sie einen versiegelten Brief.

„Der Inhalt dieses Briefes", sagte der Herzog von Rovigo, „schien mir bedeutend genug, um mir augenblicklich einen Bericht darüber abstatten zu lassen. Ich ließ die Frau vor mich bringen: nach einigem Weigern erklärte sie, daß sie im Dienste von Mad. F . . . de Saint-G . . . stehe und von ihrer Gebieterin beauftragt gewesen sey, einem Deputirten, dessen Namen sie nicht zu wissen behauptete und den sie an einem bestimmten Orte finden sollte, diesen Brief zu übergeben."

Der Herzog von Rovigo legte dem Kaiser den aufgefangenen Brief vor, der eine höchst wichtige Angabe enthielt. „Der Herzog von Angoulême", lautete er, „ist in Saint-Jean-de-Luz gelandet. Er hat das Englische Hauptquartier erreicht. Der General Wellington rückt gegen Bayonne und Bordeaux vor. Theilen Sie diese glückliche Nachricht, die uns im Augenblicke zukömmt, demjenigen mit, der darauf Ansprüche hat."

Der Kaiser machte eine Bewegung des Erstaunens. Dann fragte er mit ruhigem Tone: „Ist das Alles?" — „Nein, Sire", entgegnete der Herzog von Rovigo; „ich überbringe Ew. Majestät noch andere werthvolle Nachrichten. Die Polizei beobachtet schon lange diese Madame F . . . de St.-G . . ., welche in ihren Salons ein bureau d'esprit und politische Versammlungen hält. Ich habe diese Dame festnehmen und alle Papiere, die sich bei ihr fanden, mit Beschlag belegen lassen; sie sind alle in meinem Besitze. Unter diesen Papieren ist auch der Plan der royalistischen Conföderation, die seit dem März organisirt ist. Das Schloß Ufe in Touraine ist der Versammlungsort der Verschworenen. Aus der Korrespondenz ergiebt sich, daß mehrere der Häupter Kommandos in Nieder-Poitou, in Angers, in Orleans, in Tours und in Berry übernommen haben; daß die westliche Conföderation beim ersten Signal des Herzogs von Berry, der in Jersey erwartet wird, losbrechen soll; daß Herr F . . . de St.-G . . . eine fromme Gesellschaft leitet, die denselben politischen Zweck hat und vom Grafen von Linch beschützt wird, und daß endlich der Deputirte Lainé mit ihr in Verbindung steht."

„Diese Menschen sind Nichtswürdige!" rief Napoleon aus. Lehrt nicht schon der gewöhnlichste Menschenverstand, daß, wenn die Bourbons durch die Bajonnette der Coalition auf den Thron zurückgeführt werden, Frankreich eine Beute der Fremden werden wird? Ihr Betragen ist schändlich! Nehmen Sie diese Papiere, Maret, sagte er zum Herzog von Bassano; machen Sie einen Bericht, in welchem Sie die Maßregeln vorschlagen, die nöthig seyn dürften, um diesen verbrecherischen Umtrieben ein Ende zu machen. Jetzt ist mir Alles klar, was in der Deputirten-Kammer vorgeht." Sodann sich zum Minister des Innern wendend, sagte er: „Sie haben gehört, Montalivet? Schicken Sie augenblicklich durch den Telegraphen den Präfekten der bedrohten Departements die nöthigen Befehle zu; sie sollen die Anstifter dieser abscheulichen Intrigue einer strengen Aufsicht unterwerfen."

Gesenkten Hauptes ging er im Zimmer eine Zeit lang auf und ab; der Galopp eines Pferdes, das in den Hof der Tuilerieen sprengte, weckte ihn aus seinen Gedanken. Er klingelte und rief dem eintretenden Thürsteher zu: „Jain? Er soll mir augenblicklich seine Depeschen bringen." — „Sire", fragte der Herzog von Rovigo, „hat mir Ew. Majestät Befehle hinsichtlich der Mad. F . . . de St.-G . . . zu ertheilen?" — „Ich sollte sie nach St. Lazare bringen lassen, dort wäre ihr Platz; aber schicken Sie dieselbe nach ihrer Wohnung zurück; wir dürfen uns jetzt nicht mit den kleinen Komplottmachern abgeben."

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Literatur und Nachdruck in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

„Amerikanische Schriftsteller waren gezwungen, mit den entgegengesetzten Interessen Amerikanischer Verleger zu kämpfen. Man fühlte sich nicht getrieben, das Manuskript eines einheimischen Schriftstellers zu kaufen, wenn das Werk eines Ausländers von begründetem Ruf ohne Kosten zu haben war. Der Gedankengang, der den Verleger abschrecken mußte, den ersten Versuch eines unbekannten Schriftstellers herauszugeben oder auch nur für den eines besser bekannten einheimischen Autors ein angemessenes Honorar zu zahlen, ist leicht zu errathen und keineswegs unnatürlich. Unter einem solchen Systeme konnte natürlich die Amerikanische Literatur nicht sehr gedeihen.

„Ein neuerer Deutscher Reisender in Amerika, der, im Widerspruch mit den sonstigen Sitten seines Stammes, nur darin irrte, daß er zu parteiisch war, schreibt einen großen Theil unserer Schwäche in dieser Beziehung unserer Kolonial-Abhängigkeit von England zu. Er bemüht sich zu zeigen, daß es von jeher das feste Ziel der Britischen Regierung war, eben sowohl unsere geistige als unsere materielle Kraft herabzudrücken, und daß die Wirkungen dieser Politik noch lange nach unserem Unabhängigkeitskriege fortdauerten. Seine Ansichten, obgleich im Allgemeinen richtig, halten doch nicht ganz Stand. Es ist hinreichende Zeit seitdem verflossen, und Verhältnisse zwischen den beiden Ländern sind eingetreten, die wohl geeignet waren, jede Hemmung Amerikanischen Talents von dieser Seite aufzuheben. Und doch besteht das alte Verhältniß noch insofern fort, als wir gewohnt sind, alles Große in der Literatur nur in England zu suchen und unsere eigenen literarischen Fähigkeiten ganz zu übersehen. In allen anderen Dingen war es nicht so. Kein Amerikaner, wenn er das Schlachtfeld oder das Verdeck eines Kriegsschiffes seiner Nation betrat, fühlte sich je dem Stolzesten seines Stammes untergeordnet. Leider verhielt es sich anders bei unserer Beurtheilung der literarischen Talente Amerika's. Wir haben durch unser eigenes Benehmen dem Glauben an unsere geistige Inferiorität in die Hände gearbeitet.

„Was ist also die Folge dieser Thatsachen? Das, was uns das Ausland so oft und so bitter vorgeworfen, der Mangel einer National-Literatur. Dies ist ein Vorwurf, der wohl geeignet ist, das Gefühl jedes Amerikaners aufzustacheln und seine ganze Aufmerksamkeit auf die Quellen des Uebels und seine Heilung zu lenken. Keine Nation kann auf die Dauer groß seyn, ohne eine Literatur. Länder, wie Individuen, sinken in Vergessenheit, wenn kein Barde da ist, ihre Thaten zu verherrlichen. Vergleiche Babylon mit all' seiner Pracht und Orientalischen Herrlichkeit und seinen Millionen von Unterthanen, denen kein materielles Mittel fehlt, um ihr Reich gegen die Unbill der Zeiten zu schützen, mit jener einen Stadt an Griechenlands Küste, wo Plato lehrte und Demosthenes donnerte. Die erstere würde kaum einen Namen hinterlassen haben, der die Aufmerksamkeit des fleißigen Alterthumsforschers auf sich zöge, hätte sie nicht die heilige Schrift als ein schreckliches Denkmal des Zorns eines beleidigten Gottes vor Vergessenheit bewahrt, während die Erinnerungen an die Griechische Stadt sofort die Vorstellung alles Großen, Schönen und Edlen in uns hervorruft.

„Haben wir keine Materialien, aus denen wir dieses kostbarste aller Nationalgüter schaffen können? Sollen wir mit diesem demüthigenden Geständniß auf den Lippen unseren Weg auf dem Pfade der Zeit von der Jugend zum Mannesalter und von da vielleicht zum Verfall zurücklegen? Nicht alle Ausländer urtheilen so von uns. Selbst ein Englischer Schriftsteller sagt: „Das große Amerika muß natürlich große Dichter und ausgezeichnete Männer hervorbringen. Mit den Thaten ihrer kühnen Väter vor sich, mit ihren endlosen Wäldern und Savannen, die von abenteuerlichen Geschichten wimmeln, mit dem Niagara-Donner in ihren Ohren und dem Geist der Freiheit über ihnen, kann es ihnen nicht an Stoff zum Singen fehlen." Auch an Stoff für jede andere Gattung der Literatur fehlt es uns nicht. Unsere Kolonialgeschichte und die Ereignisse des Unabhängigkeitskrieges bieten uns die prägnantesten Stoffe für das Drama, den Roman und selbst das epische Gedicht. Aber ein großes Thema haben wir, das einzig in seiner Art und unserem Lande ganz eigenthümlich ist und welches reichlich Sujets für jede Gattung der Production liefern würde. Wir meinen die Indianische Race, ihre Gewohnheiten, ihren Ursprung, ihre Entwickelung und ihren Untergang. Es schwebt ein mysteriöses Dunkel um diese unglücklichen Söhne des Urwalds, durch welches unsere Vorstellungen über sie nicht wenig an Poesie gewinnen. Woher kamen sie? Das ist eine Frage, die sich oft der Phantasie aufdrängt. Sind sie die Nachkommen der zehn Stämme des alten Israel, die so wunderbar aus den Blättern der Geschichte verschwunden sind? Oder sind sie die Kinder der verurtheilten Bewohner Kanaans, welche Gottes Grimm aus ihren Wohnsitzen an den Küsten des Mittelmeers trieb und die auf ihrer Flucht vor ihren Hebräischen Siegern erst in einer neuen Welt jenseits des großen Oceans ausruhen durften? Wenn dem so ist, ihr müden, umhergehetzten Stämme, dann sind eure letzten Tage nicht glücklicher oder besser als eure ersten. Der Rest eurer Race kann jetzt auf das breite Stille Meer blicken, jenseits dessen jenes alte Land liegt, wo einst eure Väter hausten und wo ihr, wenn ihr zurückkehrtet, eure furchtbaren Besieger nicht weniger als Fremde in dem Lande ihrer Väter treffen würdet. Die Phantasie gefällt sich in Speculationen über diese rothen Männer, und es wird die Zeit kommen, wo uns hier bedeutendere und erhabenere Erzeugnisse aus den höheren Regionen der Poesie vorliegen werden, als die spannenden und rührenden Erzählungen in dem niedrigeren Gebiet der Prosa, das mit so viel Glück von unserem Cooper bebaut worden.

„An Stoffen fehlt es in der That nicht, und auch an der Zähigkeit und Lust nicht, sie zu behandeln. Wir brauchen nur uns selbst treu zu seyn; wir brauchen nur unsere eigenen Schriftsteller zu hegen und werth zu halten und ihnen die Nothwendigkeit zu ersparen, bei Fremden Schutz und Aufmunterung zu suchen."

England.

Lord Byron's letzte Augenblicke. *)

Heute hatte ich das Vergnügen, der Lady Byron und der Mrs. Jamieson vorgestellt zu werden, und — was für mich von noch weit größerem Interesse war — den rührenden Bericht eines Amerikaners, der den Winter von 1824

*) The Glory and the Shame of England. New-York, 1841. — Vgl. Nr. 5 des Mus[illegible]

in Griechenland verlebt hatte, über die letzte Krankheit des Lord Byron zu hören.

Lady Byron ist wohl nie schön gewesen, obgleich ihr Antlitz einnehmend und von etwas melancholischem Ausdruck ist. Sie soll mit Mrs. Jamieson genau befreundet seyn. Ada (Lord Byron's Tochter) ward vor kurzem mit dem Grafen Lovelace vermählt. Mrs. Jamieson ist eine schönere Frau als Lady Byron; ihre Physiognomie ist in der That eine der schönsten, die ich je gesehen.

„Das Zusammentreffen mit Lady Byron", — begann der oben erwähnte Amerikaner, — „ruft mir den Umgang, den ich mit Lord Byron kurz vor seinem Tode hatte, lebhaft in die Erinnerung zurück. Ich kann Ihnen einige Auskunft über seine letzten Tage geben, die, wie ich glaube, Ihnen nicht unwillkommen seyn wird.

„Ich verbrachte den Winter vor Byron's Tode in Griechenland und ging Ende Februars nach Missolunghi, um ihn zu sehen. Er litt damals an den Folgen eines epileptischen Anfalls, der ihm um die Mitte des Monats zugestoßen war. Als ich das erste Mal bei ihm vorsprach, wurde mir nicht erlaubt, ihn zu sehen; aber nach einigen Tagen erhielt ich ein höfliches Schreiben von ihm durch seinen schwarzen Bedienten, einen geborenen Amerikaner, gegen den Byron bis ans Ende gütig und auf den er stolz war.

„Ich fand den Dichter in einem schwachen und etwas gereizten Zustande, doch behandelte er mich mit dem größten Wohlwollen. Er sagte, daß, als ich mich zum ersten Male bei ihm anmeldete, alle Fremde, und sogar die meisten seiner Freunde, aus seinem Zimmer ausgeschlossen waren. „„Aber"", fügte er hinzu, „„wenn ich gewußt hätte, ein Amerikaner sey vor der Thür, so wären Sie nicht abgewiesen worden.""

„Im Laufe des Gesprächs erwähnte ich der Sympathie, die man damals in Amerika für das kämpfende Griechenland fühlte. Alles, was er mir darauf erwiederte, war: „„Armes Griechenland — armes Griechenland! Einst das glücklichste Land auf der Erde; Gott weiß, daß ich dir helfen wollte.""

„Sie werden sich erinnern, daß damals Marko Bozzaris erst vor kurzem gefallen war. Als ich seinen Namen nannte, sagte Byron: „„Marko Bozzaris? Er war tapfer, wie ein alter Spartaner. Er hatte vielleicht das Blut des Leonidas in den Adern; ich glaube es wenigstens. Dessen aber bin ich gewiß, daß er so edles Blut hatte, wie je diesen Boden getränkt hat.""

„Auf seinen Befehl brachte ihm sein Bedienter ein Kästchen von Rosenholz, aus dem er einen Brief nahm, den ihm jener tapfere Anführer geschrieben hatte. Er enthielt ein feuriges Willkommen in Griechenland. „„Hier!"" — sprach der Verfasser des Childe Harold zu mir, indem er mir diese kostbare Reliquie einhändigte, — „„ich würde mich nur davon trennen, um den Triumph Griechenlands zu sehen."" Als er diese Worte sprach, überflog sein Antlitz ein heroisches Lächeln, und gewiß sah ich nie einen Ausdruck in den Zügen eines Sterblichen, wie in diesem Augenblick aus den seinigen hervorstrahlte.

„Er sank bald wieder auf sein Lager zurück und wischte den kalten Schweiß von der hohen Stirn, indem er noch einmal ausrief: „„Armes Griechenland! Gott segne dich und Ada! Ich bitte den Himmel nur um dieses, und er muß es mir bewilligen — daß Griechenland frei werde, und daß Ada meiner mit Liebe gedenken möge, wenn ich todt bin.""

„Ich erstaunte, daß Byron seine Gefühle vor einem Fremden so frei aussprach; aber durch etwas nähere Bekanntschaft mit ihm wurde mir dies bald erklärlich. Er war einer, der Nichts, weder vor Freund noch Feind, verbarg; er fürchtete die Welt nicht und übertrieb sogar die Offenheit und Unabhängigkeit.

„Nach einigen Tagen erhielt ich ein zweites Billet von ihm, in welchem er mich bat, ihn zu besuchen und Irving's „Skizzenbuch" mitzubringen, wenn ich es hätte oder nur irgend auftreiben könnte. Da dies ein Buch ist, welches ich immer bei mir trage, so nahm ich es zu mir und ging noch einmal nach der Wohnung des ausgezeichneten Dichters. Er erhob sich vom Lager, als ich eintrat, drückte mir die Hand und fragte: „„Haben Sie das Skizzenbuch gebracht?"" Ich gab es ihm, und mit Enthusiasmus danach greifend, suchte er das „gebrochene Herz" heraus.

„„Dies"" — sprach er — „„ist eine der schönsten Sachen, die je geschrieben worden, und ich möchte es gern von einem Amerikaner lesen hören. Aber halt! — kennen Sie Irving?"" — Ich hatte ihn nie gesehen. — „„Gott segne ihn!"" rief Byron aus, „„er ist ein Genie; und er hat etwas, das noch besser ist als Genie — Herz! Ich möchte ihn gern sehen, fürchte aber, daß dies nie geschehen wird. Gut, lesen Sie — das gebrochene Herz — ja, das gebrochene Herz — welches Wort!""

„Als ich den ersten Abschnitt schloß: „„Soll ich es eingestehen? ich glaube an gebrochene Herzen."" — „„Ja!"" — rief Byron aus, — „„auch ich glaube daran, und Jedermann glaubt daran, außer Philosophen und Narren!"" — Ich hielt immer an, wenn er mich unterbrach, bis er mich bat, fortzufahren; denn obgleich der Text schön ist, war mir doch mehr um den Kommentar zu thun, der frisch aus Byron's Herzen kam. Während ich eine der rührendsten Stellen dieser tragischen Erzählung las, bemerkte ich, daß Byron weinte. Er warf seine schönen Augen auf mich und sagte: „„Ich weine, wie Sie sehen; Irving selbst hat diese Erzählung nicht geschrieben, ohne dabei zu weinen, und ich kann sie nicht ohne Thränen hören. Ich habe nicht viel in dieser Welt geweint, denn Gram bringt mir nie die Thränen in die Augen, aber für ein gebrochenes Herz hab' ich noch Thränen."

„Als ich die letzten Zeilen von Moore's Versen am Schlusse jenes Aufsatzes gelesen hatte, sagte Byron: „„Was ist doch Tom Moore für ein Wesen, und Irving, und Emmett, mit seiner schönen „Liebe"! Was sind sie Alle für Wesen! Wie viele solcher Männer wie Washington Irving giebt es in Amerika? Gott sendet nicht viele solcher Geister in die Welt. Ich möchte aus fünf Ursachen gern nach Amerika gehen. Ich wünschte Irving zu sehen, Ihre großartigen Naturscenen zu betrachten, Washington's Grab zu besuchen, die klassische Form der lebenden Freiheit zu bewundern, und Ihr Gouvernement zu bewegen, Griechenland als unabhängige Nation anzuerkennen. Armes Griechenland!"" — Ich habe immer gewünscht, Irving zu treffen, um ihm diese Scene zu beschreiben. Er braucht zwar selbst Byron's Lob nicht; dennoch glaub' ich, daß es ihm Freude machen würde; aber dieser Wunsch ist nie in Erfüllung gegangen.

„Ich sah den großen Dichter öfter und war nie eine halbe Stunde bei ihm, ohne daß er von Griechenland und von seiner Tochter sprach — von beiden mit dem tiefsten Gefühl. Byron war ein höchst sonderbarer Mensch; wenn er nur so gut als groß gewesen wäre! Aber zuweilen war er gut, und immer besser, als ihn die Welt glaubte.

„Diese Tage waren Byron's letzte, und ich werde mich immer glücklich schätzen, daß es mir vergönnt war, so oft mit ihm zusammen zu seyn. Tag für Tag beobachtete ich die Ausbrüche seiner kräftigen Phantasie, während er auf seinem Lager hingestreckt war oder am Fenster saß und tiefe, kummervolle Gedanken sein Gesicht mit Gluth überzogen oder mit Düsterheit bedeckten. Es war ein schmerzvoller Anblick, zu bemerken, wie er unter seinem Uebel dahinschwand; und ich betrachtete ihn nie, nachdem ich ihn zum erstenmal getroffen hatte, ohne daß mir zu Muthe war, als ob ich einen ungestümen Strom sähe, der in seinem Laufe die Grundlagen eines klassischen Tempels untergräbt.

„Es war unaussprechlich schmerzhaft, und doch lag etwas Erhabenes in dem Kampfe seines stolzen Geistes mit dem sich nähernden Könige der Schrecken. Sein volles, strahlendes Auge, das oft so unruhig brannte, zeugte von einem Sinn, frei, ungebändigt und unbezwingbar wie der Ocean.

„Ich zweifelte damals nicht und habe nie daran gezweifelt, daß sein Tod durch die unverständige Behandlung seiner Aerzte herbeigeführt, wenn nicht verursacht wurde. Byron war von seinem ersten Anfall theilweis hergestellt und hatte die Gewohnheit, alle Tage auszureiten. Am 9. April wurde er auf seinem Spazierritt durchnäßt und erkältete sich stark, wobei er etwas Fieber hatte; dennoch ritt er am folgenden Nachmittag auf seinem Lieblingspferde einige Meilen von der Stadt; dies war das letzte Mal, daß er das Haus verließ. Ein schleichendes Fieber erfolgte, und die Symptome verschlimmerten sich täglich.

„Die Aerzte versicherten ihm zuversichtlich, daß keine Gefahr vorhanden sey; seine Krankheit wäre nichts, als eine gewöhnliche Erkältung. Fletcher, sein trefflicher, vertrauter Diener, erzählte mir, die Krankheit seines Herrn habe ihn schon von Anfang an beunruhigt, aber Byron selbst habe erst dann Unruhe gezeigt, als er schon einige Tage unpäßlich gewesen. Die Aerzte wurden sowohl von Byron als seinem Diener genau um die Symptome befragt, aber sie versicherten immer, es sey keine Gefahr vorhanden — es wäre eine bloße Erkältung.

„Aber der Kranke wußte, daß es keine gewöhnliche Erkältung sey, und drückte oft die Meinung aus, die Doktoren verständen seinen Fall nicht. Wie mir Fletcher sagte, wünschte dieser, den Dr. Thomas aus Zante herbeizurufen, denn der Zustand seines Herrn verschlimmerte sich zusehends unter der Behandlung Bruno's und Millingen's. Dieser Wunsch wurde ihnen, mit Byron's Gutheißen, bekannt gemacht, aber sie wußten auf eine Zeit lang die wohlbegründeten Befürchtungen Fletcher's und seines Herrn einzuschläfern. Nach einem oder zwei Tagen bat Fletcher nochmals die Aerzte, ihm zu erlauben, nach dem Dr. Thomas zu schicken, und es wurde ihm aufs feierlichste versichert, daß es mit dem Lord bald besser gehen würde. Diese vergeblichen Bemühungen wurden nicht wieder erneuert, bis es zu spät war.

„Doch um wieder auf die Behandlung zu kommen: Ich weiß, daß es unter den Freunden der Verstorbenen gewöhnlich ist, die Aerzte zu tadeln; und nichts kann ungerechter seyn, wenn sie es nicht verdienen. Aber Byron's Aerzte waren darin höchst tadelnswürdig, daß sie nicht einwilligten, nach dem Dr. Thomas zu schicken. Ueberdem gaben sie ihm vom Anfang seiner Krankheit an starke Purgir-Mittel und nahmen ihm eine große Quantität Blut, obgleich er sich lange dagegen sträubte. Seine Kräfte schwanden bald hin; während seiner achttägigen Krankheit nahm er nichts zu sich, als etwas Suppe, und noch am Tage vor seinem Tode zwei Löffel voll Arrow-root.

„Und doch war es eine gewöhnliche Erkältung! Nun, wenn dies der Fall war, so tödtete ihn die ärztliche Behandlung, nicht die Krankheit. Die Aerzte versicherten Byron, daß sie nur eine Erkältung behandelten. In beiden Fällen waren sie gleich tadelnswürdig.

„Am siebenten Tage seiner Krankheit, nachdem die stärksten Purgir-Mittel angewandt worden und seine Kräfte ihn ganz verlassen, bestanden die Aerzte darauf, ihm zur Ader zu lassen; er gab mit Widerstreben nach, und es wurde ihm ein Pfund Blut vom rechten Arme abgenommen. Fletcher erneuerte hierauf seine Bitte, nach dem Dr. Thomas zu schicken, erhielt aber die Antwort, daß sein Herr entweder viel besser oder todt seyn werde, ehe der Dr. Thomas von Zante anlangen könne, indem der Lord stündlich schwächer werde. Die Aerzte bestanden darauf, ihm in derselben Nacht noch einmal zur Ader zu lassen, indem sie versicherten, daß ihm dies wahrscheinlich das Leben retten würde. „„Ach!"" — sagte Byron traurig, — „„ich fürchte, meine Herren, daß Sie meine Krankheit ganz mißverstanden haben; aber hier, nehmen Sie meinen Arm und machen Sie, was Sie wollen."" Unsinn und Charlatanerie schienen sich gegen das Leben des berühmten Mannes verschworen zu haben.

„Den anderen Morgen ließen ihm die Aerzte wieder zweimal zur Ader, obgleich er sich in einem höchst schwachen Zustande befand; und beide Male fiel

er nach der Operation in Ohnmacht. Um zwei Uhr wurde dies verderbliche Mittel noch einmal angewandt und er so ins Grab gestürzt. Eine solche Behandlung konnte Keiner überleben.

„Von der Zeit an bis zu seinem Ende, das zwei Tage nachher stattfand, drückte Byron mehrere Mal große Unzufriedenheit mit seinen Aerzten aus.

„Am Tage vor seinem Tode bat ihn der treue Fletcher zum letztenmal, selbst jetzt noch, ohne Vorwissen der Aerzte, einen Expressen nach Zante zu schicken. „„Thue es"", sagte Byron, „„aber schnell; ich wollte, du hättest es früher gethan, denn ich weiß jetzt, daß sie meine Krankheit nicht verstehen.""

„Fletcher sandte sogleich zum Dr. Thomas und benachrichtigte sodann die gegenwärtigen Aerzte davon, die, was er gethan, guthießen; denn sie fingen, wenngleich zu spät, an, ihren Irrthum einzusehen. Als Fletcher ins Zimmer seines Herrn zurückkehrte, fragte ihn dieser, ob er nach Zante geschickt habe? „„Du hast recht gethan"", fuhr er fort, „„wenn ich sterben muß, so will ich doch wenigstens wissen, was mir fehlt.""

„„Nach einigen Stunden"", — erzählte mir nachher der treue Fletcher, — „„rief mich mein Herr an sein Bett und sagte: „„Ich fange an zu glauben, daß ich bald sterben werde, Fletcher; und ich will dir daher mehrere Aufträge geben, die du, wenn du mich liebst, aufs genaueste erfüllen wirst.""

„Fletcher liebte seinen Herrn wirklich; er versprach ihm, Alles getreu zu erfüllen, und drückte die Hoffnung aus, daß er nicht gezwungen seyn würde, von ihm zu scheiden. „„Es wird dennoch geschehen"", — erwiederte Byron, — „„und bald ist's vorüber. Ich muß dir Alles sagen, ohne einen Augenblick zu verlieren. Ich sehe, daß meine letzte Stunde geschlagen hat.""

„Fletcher wünschte ein Portefeuille zu holen, um die Worte seines Herrn niederzuschreiben. Byron rief ihn zurück, mit dem Ausrufe: „„O, mein Gott! verliere doch keine Zeit mit Schreiben, denn es ist keine mehr zu verlieren. Nun höre mich! Für dich wird gesorgt werden —"" Fletcher bat ihn, mit Sachen von größerer Wichtigkeit fortzufahren, und Byron sprach weiter: „„O, mein armes, geliebtes Kind! Meine geliebte Ada! Mein Gott! wenn ich sie doch nur sehen könnte! Gieb ihr meinen Segen, so wie meiner Schwester Auguste und ihren Kindern; und gehe zur Lady Byron, und sage ihr — sag' ihr Alles — du bist ihr Freund —"" und Thränen flossen von seinem abgezehrten Antlitz herab.

„Hier versagte ihm die Stimme, so daß nur von Zeit zu Zeit ein Wort hörbar war. Eine Zeit lang murmelte er etwas sehr ernst vor sich her und sagte dann, die Stimme erhebend: „„Nun, Fletcher, wenn du nicht jeden Befehl ausführen wirst, den ich dir gegeben habe, so werd' ich dich wo möglich nach meinem Tode quälen.""

„Der arme Fletcher weinte um seinen sterbenden Herrn und betheuerte ihm, daß er von Allem, was er zuletzt gesagt, kein Wort verstanden habe. „„O, mein Gott!"" rief Byron, „„dann ist Alles verloren; denn es ist jetzt zu spät. Ist es möglich, daß du mich nicht verstanden hast?"" — Fletcher entgegnete: „„Nein! aber sagen Sie es mir wieder, deutlicher, Mylord!"" — „„Wie kann ich das?"" seufzte Byron, „„es ist jetzt zu spät, und Alles ist verloren."" — Fletcher sagte: „„Nicht unser, sondern Gottes Wille geschehe!"" — und er erwiederte: „„Ja, nicht meiner geschehe! aber ich will es noch einmal versuchen""; wobei er sich wiederholt bestrebte, zu sprechen; aber von dem schwachen Gemurmel des Sterbenden konnten nur einige Worte unterschieden werden, und diese betrafen sein Weib und sein Kind.

„Nach vielen schmerzvollen und erfolglosen Versuchen, seine Wünsche kenntlich zu machen, vergoß er Thränen bei der Bitte seines Freundes, des Herrn Parry, sich zu beruhigen, und schien einzuschlummern, wobei sein Gesicht Kummer und fehlgeschlagene Hoffnung ausdrückte. Dies war der Anfang der Lethargie des Todes.

„Wie ich glaube, waren die letzten Worte, die der große Dichter sprach: „„Ich muß jetzt schlafen."" Wie voller Bedeutung waren diese Worte! Ja, er hatte sich zum letztenmale schlafen gelegt. Vierundzwanzig Stunden bewegte der Schläfer weder Hand noch Fuß, obgleich das Herz, in dem so tiefe, stürmische Gefühle ihren Sitz hatten, noch fortfuhr zu schlagen. Doch war es Allen, die um sein Lager standen, klar, daß der Engel des Todes seine schwarzen Fittige über Byron ausgebreitet hatte.

„Am 19. April, Abends, öffnete er das schöne Auge zum letzten Male und schloß es friedlich, ohne irgend ein Zeichen des Schmerzes. „„O Gott!"" — rief der gute Fletcher aus, — „ich fürchte, mein Herr ist nicht mehr."" — Er hatte wirklich aufgehört, zu leben.

„Es ist nicht möglich, den Eindruck zu beschreiben, den der Tod Lord Byron's in Missolunghi hervorbrachte. Ganz Griechenland war in Schmerz versunken. Jedes öffentliche Zeichen der Achtung und des Leidwesens wurde seinem Andenken gezollt, indem man von Minute zu Minute Trauerschüsse that, die öffentlichen Büreaus und Läden schloß, die gewöhnlichen Osterfeierlichkeiten aussetzte und eine allgemeine Trauer mit Kirchengebeten anordnete. Der Körper wurde von den Aerzten einbalsamirt und Anstalten getroffen, ihn nach England zu schaffen.

„Einige Tage nach seinem Tode wurden seine sterblichen Ueberreste nach der Kirche gebracht, wo Marko Bozzaris lag. Der Sarg war eine schlichte, hölzerne Kiste; ein schwarzer Mantel diente als Leichentuch, und auf demselben lag ein Helm, ein Schwert und eine Lorbeerkrone.

„Hier ruhte die Bahre zwei Tage, und um sie versammelten sich tausend edle Herzen, die den hochsinnigen Dichter geliebt hatten. Ich stand lange am Sarge, und er wurde von mehr Thränen benetzt, als ich je über den Staub eines großen Mannes vergießen sah. Aber das einfache, dankbare Volk, das in die Kirche strömte, liebte ihn nicht als den Verfasser des Childe Harold, sondern als den uneigennützigen Wohlthäter Griechenlands. Ein Detaschement seiner eigenen Brigade bewachte die Leiche. Es lag in diesem Schauspiel etwas bei weitem Rührenderes und Großartigeres, als gewöhnlich bei den Leichenbegängnissen der Großen stattfindet.

„Ich blieb in der Kirche, bis die Schatten der Nacht anfingen, jenen feierlichen Ort zu bedecken; rings um die Mauern standen die kräftigen Gestalten der Nachkommen der Helden von Platäa, deren Rüstungen im ungewissen Licht der vor dem Altare brennenden Wachskerzen schimmerten, und in der Mitte beugte sich eine Gruppe befreiter Griechen vor dem erlauchten Staub. Es war ganz in Einklang mit der wilden, störrischen Natur des Dichters.

„Ich habe Wenige gekannt, die ich so liebte wie Byron; wegen der Güte, die er mir, als Fremden, erwiesen, war mir zu Muthe, als ob ich einen Freund verloren hätte."

Mannigfaltiges.

— **Syrien und seine Bevölkerung.** Ueber den vorjährigen Feldzug in Syrien haben wir in diesen Blättern einige recht interessante Momente aus dem Tagebuch eines Engländers, des Herrn Patison Hunter, mitgetheilt. Wer jedoch dieses Land, das nach seiner Wieder-Einverleibung mit dem Türkischen Reiche durch mancherlei Ereignisse und Umstände ein noch viel höheres Interesse für Europa erhalten hat, näher und vollständig kennen zu lernen wünscht, dem empfehlen wir ein so eben erschienenes Französisches Werk, das einen Adjutanten Soliman Pascha's (General Selves), Herrn Ferdinand Perrier, zum Verfasser hat. *) Dasselbe zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste von Syrien unter der Herrschaft Mehmed Ali's, von den Hülfsquellen des Landes und deren Verbesserung durch die Aegypter und von den Fehlern handelt, die diese bei ihrer Verwaltung begangen haben; die zweite Abtheilung dagegen beschäftigt sich mit den verschiedenen Völkerschaften Syriens, namentlich mit den Türkischen und Arabischen Moslims, den Drusen, Metualis, Ansariern, Kurden, Jesidis, Samaritanern, Quedameern ꝛc. Der Libanon und die Maroniten, die durch die jüngsten blutigen Kämpfe mit den Drusen neuerdings einen stehenden Artikel unserer politischen Zeitungen bilden, werden in dem Buche des Herrn Perrier ausführlicher dargestellt, als von irgend einem früheren Reisenden. Er hat mehrere Jahre im Hauran zugebracht, dort den an die neuesten Kämpfe erinnernden blutigen Aufstand von 1837 und 1838 erlebt und denkt über das letztgedachte Ereigniß auch noch einen besonderen Bericht herauszugeben. Eine Hauptfigur in seinen Darstellungen bildet der alte Emir Beschir, dessen Regierungsgeschichte nicht minder anziehend, als sie zur Kenntniß der jetzigen Verhältnisse des Libanon unbedingt nothwendig ist. Herr Perrier hat vor allen anderen Europäern, die uns bisher den Zustand dieser Völker zu schildern versuchten, das voraus, daß er, vermöge seiner Stellung, förmlich eingebürgert unter ihnen war und, was dabei die Hauptsache ist, ihre Sprachen versteht. Er bedurfte, um sich über einen Gegenstand Kenntniß zu verschaffen, nicht erst der Vermittelung der Drogmans, jener Geißel des Orients, die ein dort sehr verbreitetes Sprüchwort mit zwei anderen bekannten Landplagen, der Pest und den Feuersbrünsten, ganz gleichzustellen pflegt. Seinen Angaben nach, ergiebt sich für die verschiedenen Bevölkerungen Syriens folgendes Zahlen-Verhältniß:

Araber (Moslims)	1,330,000
Türken	360,000
Christen	870,000
Drusen	83,000
Metualis	38,000
Juden	27,000
Ismaeliten, Turkmenen, Kurden, Jesidis, Ansarier, Quedameer und einige kleine heidnische Stämme	100,000
Zusammen	2,828,000

— **Wie in Amerika die Städte von der Erde verschwinden.** Der in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika erscheinende Morning Star meldet: „Linnville, diese einst blühende Stadt, ist von neuem zerstört worden, und nur ein einziges Haus bezeichnet noch die Stelle, auf der sie gestanden. Unsere Leser werden begierig seyn, zu erfahren, ob sie wieder, wie bereits früher einmal, das Opfer der räuberischen Einfälle der Cumanchen geworden sey? Nein! Die Häuser sind auf Räder gestellt und nach der benachbarten Stadt La Baca, ungefähr eine Meile entfernt, weggerollt worden. Dieser neue Ort, die glückliche Nebenbuhlerin des verlassenen Linnville's, nimmt an Reichthum und Bevölkerung rasch zu und verspricht mit der Zeit eine der blühendsten Städte des Westens zu werden."

*) Der vollständige Titel dieses Buches: La Syrie etc., befindet sich unter den bibliographischen Notizen in Nr. 2 des Magazins.

Hierbei Titelblatt und Register des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den löblichen Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Mittwoch den 19. Januar 1842.

Süd-Afrika.

Das Christenthum unter den Bassuto's.

Um unsere Leser in den Stand zu setzen, die Wirkung des Christenthums auf diese rohen Naturmenschen zu würdigen, deren Schilderung wir in zwei der letzten Nummern unseres Blattes gegeben, machen wir sie mit der Geschichte zweier Bassuto's bekannt, die sich mit am frühesten dem Lichte des Glaubens zuwandten. Wir lassen zu diesem Behufe die Briefe selbst sprechen, in welchen Herr Casalis und seine Freunde diese Nachrichten nach Europa mitgetheilt. Der erste Brief ist vom 29. Juni 1840.

„In meinem letzten Schreiben hatte ich die Freude, Sie, meine Herren, zu benachrichtigen, daß Entialsé getauft und Ramaseatsané für das Christenthum gewonnen sey. Seitdem ist auch der Letztere, dessen liebenswürdigen Charakter ich Ihnen bereits geschildert, in die Kirche des Herrn aufgenommen. Ein anderer Bewohner von Thaba-Bossiu, der Ihnen bis dahin unbekannt gewesen, ist ihm bald nachgefolgt. Er heißt Mussetsé. Die Geschichte seines Lebens dürfte wohl Ihr Interesse erregen; ich will sie Ihnen so mittheilen, wie er selber sie mir erzählt hat.

Mussetsé ist um das Jahr 1812 geboren. Sein Vater war wohlhabend; denn er besaß einige Kühe, eine Heerde Ziegen und ein gutes mit Hirse bestelltes Grundstück. Damals waren die Bassuto's auf einem weiteren Raume zerstreut, als heutzutage; eine lange Periode des Friedens hatte zur Folge, daß sie die Vortheile einer Konzentrirung ihrer Kräfte nicht für nöthig hielten, aber Moschesch arbeitete schon an einer Verschmelzung aller Familien des großen Stammes. Dieses politische System, dessen gute Wirkungen jetzt sich kund geben, fand damals wenig Anklang. Der Stamm der Bassuto's bot, obgleich in unverhältnißmäßig kleinerem Maßstabe, das Bild unseres Frankreichs in den Zeiten der Feudalherrschaft. Jeder kleine Häuptling — wenn er auch die Oberherrlichkeit des Hauses Mokaschane anerkannte — arbeitete daran, sich so unabhängig als möglich zu machen. So war die Lage des Landes zu jener Zeit, nach welcher die Greise von Thaba-Bossiu immer noch sich zurücksehnen.

In seinem achten Jahre erhielt Mussetsé aus der Hand seines Vaters einen Wurfspieß und einen Hut aus Binsen; er sollte Hirt der kostbaren Heerde werden, deren Milch ihn genährt. Seine kindische Freude war groß; aber viele Jahre des Leidens sollten ihr auf dem Fuße folgen. Ein barbarischer Feind drang in die Thäler von Matlapa, verbrannte die Getraidefelder, raubte das Vieh und ließ die Unglücklichen, die der Metzelei entronnen waren, in der schrecklichsten Noth. Die Lavine der Matebele's begrub Mussetsé's Vater und seine ganze Habe. Am anderen Morgen verkündeten leichte, an verschiedenen Punkten aufsteigende Rauchwolken, die der Wind an den Hügeln entlang trieb, der trauernden Witwe Koni's, daß Alles, was ihr theuer gewesen, umgekommen war — Alles, mit Ausnahme einer baufälligen Hütte und eines Sohnes, der noch zu klein war, um ihr eine Stütze zu seyn. Es blieb der Unglücklichen kein Freund, der sie trösten konnte, und nie war ein Bote des Heils vor ihr erschienen, der ihr den Vater im Himmel verkündet hätte. O, warum haben die Gläubigen meines Vaterlandes so lange gezögert, die Segel ihres apostolischen Schiffleins mit dem Hauche des Herrn zu schwellen? Warum haben barbarische Sophisten den Flug der christlichen Liebe gehemmt, indem sie die angebliche beglückte Unschuld des Naturmenschen mit gleißenden Farben ausmalten? Glauben diese Herren etwa, daß der Tod eines Gatten, eines Vaters in der Afrikanischen Wüste weniger Thränen fließen macht, als in Prachtsälen, die mit Trauerflor überkleidet sind? Hätten sie doch, statt hochmüthigen Theorieen sich hinzugeben, lieber ihren Afrikanischen Bruder befragt; er würde ihnen gesagt haben, daß seine Seele allen Eindrücken offen ist, wie die ihrige — daß er fühlt, liebt und leidet, wie sie!

Als Mussetsé's Mutter sah, daß ihr kein Vorrath blieb, zog sie einen der spitzen Stäbe, die ihre Hütte umgaben, aus dem Boden, reichte den Stab ihrem Sohne und schickte ihn, um Wurzeln und wilde Zwiebeln aus dem Boden zu graben. Sie selber machte Garben aus einem Grase, das wegen seiner Härte von dem Vieh verschmäht wird. Sie klopfte das Gras und gewann so einige Händevoll braune Körner, die dem Kohlsaamen etwas glichen. Zwischen zwei Steinen zerrieben, lieferten ihr die Körner einen groben, unschmackhaften Teig, in dessen Besitze sie sich sehr glücklich schätzte.

Mehrere Wochen vergingen, und kein alter Bekannter zeigte sich. Ma[illegible] lichster Eil einen kleinen Vorrath an Brod aus Mokeisa (so heißt obiges Gras); denn es ahnte ihr, daß sie bald außer Stand seyn würde, für ihre eigenen Bedürfnisse und die ihres Kindes zu sorgen. Eines Tages lag sie, jeder Bewegung unfähig, im Winkel ihrer Hütte. Alle Glieder zitterten ihr von heftigem Fieberfroste, und doch hatte sie nur ein altes Fell zur Decke. Mussetsé, noch zu jung, um die Gefahr zu begreifen, in der seine Mutter schwebte, wunderte sich, daß sie nicht mehr kam und zu ihm in die Sonne sich setzte. Eines Tages rief sie ihren Sohn mit gebrochener Stimme und sagte: „Mein Sohn, geh' und suche bei Jemanden Aufnahme — man wird sich deiner erbarmen — verlasse mich, denn ich sterbe! Du hast in zwei Tagen nichts gegessen — folge dem Pfade, der durch das Thal führt: es wird dir Jemand begegnen." Aber der unschuldige Knabe weinte und verkroch sich unter das Fell, das seiner Mutter, die keinen Laut mehr von sich gab, als Decke diente. Er glaubte sie fest eingeschlafen und wagte nicht, sie zu wecken. Drei Tage darauf kam eine fremde Frau bei der Hütte vorbei: sie sah einen Knaben nachdenklich am Eingang sitzen, trat aus Neugier näher und belehrte den Kleinen darüber, daß seine Mutter todt sey und nicht wieder erwachen könne. Die Frau ging weiter.

Der trostlose Knabe erinnerte sich am anderen Morgen des letzten Rathes seiner Mutter und ging den schmalen Pfad entlang, den sie ihm angezeigt hatte. Nach einigen Stunden kam er zu einem Acker, den ein Mann von wohlwollendem Aeußern bestellte. Der Kleine setzte sich an den Boden und sagte kein Wort. Der Besitzer des Ackers errieth schon im ersten Augenblick das Schicksal des Knaben: er hob ihn auf und führte ihn zu einem Bache, um seine mit Staub und Schmutz bedeckten Glieder zu waschen. Beim Anblick des Wassers stieß das unglückliche Kind, dem Hunger und Schmerz die Sinne verwirrt hatten, ein durchdringendes Geschrei aus: „Ach! ertränke mich nicht", rief er: „ich will Dein Knecht werden, Deine Pferde hüten!" Der Kleine faßte nicht eher Muth, bis der wohlthätige Lekabunjane seine eigenen Kinder rief und ihnen den jungen Fremdling anvertraute, während er selbst abging, um Nahrung für ihn zu holen. Er kehrte bald mit einem Brod aus Hirse und einem Topfe voll süßer Milch wieder. Mussetsé mühte sich vergebens ab, von dem Brodte zu essen. Sein Mund war ganz ausgetrocknet, die Kinnlade gelähmt; er konnte nur etwas Milch schlucken, und selbst dieses unschuldige Getränk that ihm so weh im Munde, daß er beim ersten Schluck einen Schrei ausstieß. Erst nach einigen Tagen fühlte er sich stark genug, seinem Wohlthäter nützlich zu seyn, und von dem Augenblick an betrachtete er sich als ein Glied der Familie des Lekabunjane.

Indeß wurde der politische Zustand des Landes Tag für Tag bedenklicher. Horden von Matebele's ließen sich in dem fruchtbaren Landstrich Lessuto nieder. Diese Eindringlinge hielten die Einwohner in stetem Schrecken; ihre Verheerungen erzeugten bald eine allgemeine Hungersnoth. Man sprach von Menschenfressern, und man kannte die Zahl der Schlachtopfer ihres unnatürlichen Gelüstes.

Lekabunjane glaubte einen sicheren Zufluchtsort für seine Familie suchen zu müssen; die Hütte, wo Mussetsé so freundliche Aufnahme gefunden hatte, ward verlassen. Nach zweitägiger Wanderung bekam Lekabunjane eine unerklärliche Ahnung. „Bleibe hier", sagte er zu Mussetsé, „geh' nicht weiter mit uns!" — „„Warum soll ich Dir nicht folgen?"" fragte der verwaiste Knabe — „„bist Du nicht mein Vater!"" — „Ich liebe Dich wie mein Kind", entgegnete der Bassuto gerührt; „aber das Elend, in dem ich jetzt bin, wird es mir nicht möglich machen, künftig etwas für Dich zu thun. Es giebt mächtige Häuptlinge im Lande — suche einen Dienst bei ihnen." Aber Mussetsé nahm sein Päckchen wieder und folgte seinem Herrn nach wie vor; auch drang dieser für den Augenblick nicht weiter in ihn.

Gegen Abend kamen sie bei einigen Personen vorüber, die eben einen Ochsen geschlachtet hatten. Lekabunjane näherte sich ihnen, nahm ein kupfernes Halsband, den einzigen Schmuck, der ihm geblieben war, vom Halse, tauschte es gegen ein kleines Stück Fleisch, das er in ein Stück Fell wickelte, und befestigte es an Mussetsé's Rücken. „Jetzt geh', mein Kind", sagte er — „bestehe nicht darauf, mich weiter zu begleiten; ich habe für Dich gethan, was in meinen Kräften gestanden." Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, überzeugte Mussetsé, daß er gehorchen müsse; er setzte sich an den Weg, und seine Thränen flossen so, daß er nicht sehen konnte, in welcher Richtung Lekabunjane mit seiner Familie abging. Unterdeß hatte ein Trupp Kannibalen den Zug der Familie ausgespäht. Die unglücklichen Flüchtlinge wurden verfolgt, und am anderen Morgen waren von dem Wohlthäter Mussetsé's nur noch die Ge[illegible]

meidlichen Tod errettet hatte, kroch am anderen Morgen unter dem Strauche hervor, wo er die Nacht zugebracht. Wohin sollte er seine Schritte lenken? Von Lekabunjane auf eine, wie ihm schien, unerklärliche Weise verlassen, wollte er sich keinem Menschen mehr anvertrauen. Seine erhitzte Einbildungskraft ließ ihn überall Kannibalen oder Mutebele's erblicken, die ihn tödten wollten; die schrecklichste Oede schien ihm den Vorzug vor der menschlichen Gesellschaft zu verdienen, und er floh in die Berge der Maluti's. Ueber ein Jahr lang hatte er hier kein anderes Obdach, als einen von der Zeit ausgehöhlten Felsen, den er sich unter mehreren aussuchte, weil er bemerkt hatte, daß die Strahlen der aufgehenden Sonne gerade in seine Höhlung fielen und in derselben eine sanfte Wärme verbreiteten. Er fristete mit Wurzeln und wilden Beeren sein Daseyn, aber selbst diese armselige Nahrung gebrach ihm vollständig, so oft er wegen des Regens nicht ins Freie gehen konnte. Nach einigen Monaten war sein Mantel von Hammelfell gänzlich zerrissen. Wer könnte die Qualen des kleinen Einsiedlers beschreiben, wenn er in den langen Winternächten vierzehn Stunden lang ohne Feuer, ohne Decke, unter einem mit Schnee bedeckten Felsen zubringen mußte! Die Hyänen, deren Wildheit und Kühnheit in jenen Kriegstagen noch zugenommen hatte, störten mit ihrem Geheule seinen Schlaf. So viel Elend mußte die stärkste Gesundheit untergraben: Mussetsé fühlte sich immer kraftloser und faßte endlich den Entschluß, zu seines Gleichen zurückzukehren. Die Noth siegte über alle seine Besorgnisse und führte ihn wieder zu menschlichen Wohnplätzen.

Im Jahre 1833, als wir Missionaire im Lande der Bassuto's ankamen, war Mussetsé zu Thaba-Bossiu angesessen: nichts unterschied ihn von seinen Mitbürgern; wie diese, so war auch er in Laster und Aberglauben versunken. Schon lange hörte er das Evangelium predigen, ohne irgend ein religiöses Gefühl zu offenbaren; aber diese Gleichgültigkeit war nur scheinbar. Als die Existenz eines schaffenden und erhaltenden Gottes in seiner Gegenwart verkündet wurde, brachte die Erinnerung an die außerordentlichen Begebenheiten seiner Kindheit ihn zu vollkommener Ueberzeugung. „Dies ist also", rief er, „die Offenbarung des Geheimnisses! Ich war nicht allein, als ich, ohne es zu wissen, den Weg nach der Hütte des guten Lekabunjane einschlug? der himmlische Vater, dessen Namen ich jetzt erfahre, wachte über mir und leitete meine Schritte. Er war es, der meinem Wohlthäter jene Unglück weissagenden Gefühle eingab, die zu meiner Rettung führten; er war es, der mich in meiner Höhle vor tausend Lebensgefahren beschützte. Was habe ich für Gott gethan, der mich so sehr geliebt? Warum hat er nicht zugegeben, daß ich unterging? Geschah es, damit ein Uebelthäter mehr auf Erden sey? Kann ich mich vernünftiger Weise für einen des Lebens Würdigen halten? Nein, ich bin ein Mitbürger des Todtenreichs, denn ich hätte nothwendig sterben müssen. Ich bin eine Aehre, die auf einem vom Hagel verwüsteten Felde stehen geblieben ist. Ich lebe durch ein Wunder; ich lebe, weil Gott gesagt hat: Mussetsé soll am Leben bleiben, damit er mich kennen lerne und unter den Menschen verherrliche."

Diese Betrachtungen und Gefühle, die ich so nieverzuschreiben versucht habe, wie Mussetsé selber sie mir mitgetheilt, ließen ihm keine Ruhe, bis er sich offen für das Evangelium erklärt hatte. Jetzt ist er schon seit einem Jahre Christ, hat sich von seiner Beischläferin getrennt und allen Sünden seines Volkes entsagt. Ein paar Tage nach der Tauf-Ceremonie frug ich ihn, ob er nicht zuweilen die Versuchung fühle, sich wieder dem Laster zu ergeben? Er antwortete: „Ich weiß nicht, ob einem Menschen, der einen Lanzenstich in die Brust bekommen hat, nach einer zweiten Wunde gelüstet. Mein Gewissen hat mir zu viele Qualen bereitet, als daß ich streben sollte, sie zu erneuern, und ich finde, daß der Friede, den ich genieße, unendlich mehr werth ist, als die Eitelkeiten, denen ich entsagt habe."

Mussetsé hat nach seinem Wunsche in der Taufe den Namen Moses empfangen. Dieser schöne Name wird ihm stets seine wunderbare Rettung vergegenwärtigen und ihn in Demuth erhalten durch Erinnerung an den Glauben und die Tugenden des Mannes, welcher lieber mit dem Volke Gottes dulden als die vergängliche Frucht der Sünde genießen wollte."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die letzte Sitzung des gesetzgebenden Körpers im Jahre 1813.

(Schluß.)

Zain trat jetzt ein und übergab dem Kaiser die angekommenen Depeschen. „Der Offizier, der als Courier aus dem Fort von Bellegarde abgesendet ist, erwartet die Befehle Ew. Majestät", sagte er; der Kaiser hatte schon das Siegel erbrochen und die wichtigen Nachrichten durchflogen: „Man führe ihn sogleich herein." Der Offizier, der von Kopf bis zu den Füßen mit Koth bespritzt war und dessen Kleider von Wasser trieften, trat ein. „Zu welcher Zeit", fragte ihn der Kaiser, „haben Sie das Fort von Bellegarde verlassen?" — „Sire, gestern um 8 Uhr Morgens." — „Welches war die Stellung der feindlichen Armee im Augenblick Ihrer Abreise?" — „Sire, die Oesterreichische Armee, welche eine Stärke von 160,000 Mann haben soll und vom General Bubna angeführt wird, war nur noch einen Tagemarsch von Genf entfernt; ihre Avant-Garde hatte sogar schon diese Stadt besetzt." Die gekräuselte Stirn des Kaisers bezeugte den tiefen Eindruck, den diese Nachricht auf ihn machte. „Wo und wann ist der Oesterreichische Spion gefangen worden, der in dieser Depesche erwähnt wird?" — „Sire, als er sich durch unsere Vorposten hindurch schleichen wollte; der Deutsche Brief wurde im Futter seines Rocks gefunden."

Kaiser übergeben; er kam aus dem Hauptquartier und enthielt einen Bericht von den Fortschritten der Armee des Generals Bubna, der in Eilmärschen anrückte und die Gränze am 1. Januar zu überschreiten hoffte. In dem Schreiben, das keine Adresse hatte, wurde anempfohlen, diese wichtige Nachricht augenblicklich dem „leitenden Gestirne" mitzutheilen. „Also überall Verräther!" rief der Kaiser aufgebracht. „Das ist schrecklich!" — Wer war aber das leitende Gestirn? Talleyrand's Name schwebte auf den Lippen aller Anwesenden. „Ich sollte ein schreckliches Beispiel geben", sagte der Kaiser, indem er sich seine geheimen Gedanken entschlüpfen ließ, „aber ein Greis! So etwas ist nicht in meiner Natur!"

Von den traurigen Nachrichten, die er empfangen hatte, machte besonders eine einen tiefen Eindruck auf ihn, nämlich Oesterreichs Auftreten gegen ihn. „Also Oesterreich", rief er aus, „wird zuerst das Französische Gebiet betreten. Der Kaiser von Oesterreich wird die erste Kanonenkugel durch den Thron schießen, auf welchem seine Tochter und sein Enkel sitzen." Bald indeß bemeisterte er seine Empfindungen wieder, und an das Büreau tretend, diktirte er Befehle für die an der Gränze stehenden Armee-Corps. Diese Arbeit wurde indeß alle fünf Minuten durch die Bülletins unterbrochen, welche von den Verhandlungen der gesetzgebenden Körperschaft Bericht erstatteten. Diese Nachrichten regten ihn am meisten auf. Mehrmals sagte er, einem der Minister den kleinen Papierstreifen überreichend: „Wahrhaftig, jetzt ist es Zeit, gegen die Regierung zu opponiren; diese Menschen sind entweder sehr strafbar oder sehr einfältig!"

Der Herzog von Rovigo kehrte zurück. Man hatte noch einige dreißig Agenten verhaftet, welche Proclamationen an das Französische Volk im Namen der Verbündeten und Pamphlets zu Gunsten der Bourbons unter den Volkshaufen vertheilt hatten. Endlich langte auch der Graf Regnauld de St.-Jean-d'Angely an, welcher auf der Tribune der gesetzgebenden Körperschaft die Mittheilungen der Regierung bekannt gemacht hatte. Ein fragender Blick des Kaisers eilte ihm entgegen. In dem Berichte, welchen er dem Kaiser erstattete, gab er eine lichtvolle Analyse der Verhandlungen, die ihn zu dem Resultate führte, daß die Stimmung der Kammer das Werk geheimer Intriguen sey, welche bezweckten, die Vertheidigung Frankreichs zu schwächen und die Regierung umzustürzen.

Der Kaiser hatte mit der größten Aufmerksamkeit zugehört. „Also", rief er aus, „wir dürfen uns keinen Täuschungen mehr überlassen; es giebt in Frankreich eine Partei, welche das Land den Fremden überantworten will. Die Repräsentanten der tapferen Nation, welche schon beim Namen der Fremden „losbrüllt", verweigern mir ihre Mitwirkung zur Abwehr des Feindes. Denn ich stehe unter diesen Umständen außerhalb der Frage; wenn das Land befreit ist, mag man meine Fehler und meine Verdienste gegen einander abwägen. Ich werde an das Volk appelliren. Dieses und nicht eine Handvoll Unzufriedener, die bis jetzt meine Speichellecker gewesen sind, soll mich richten. Unterdeß kann aber nur ein großer Entschluß den Fremden Achtung gebieten. Im Jahre 92 war es die Erhebung der ganzen Nation, welche sie unbesieglich machte und solche Wunder wirkte. Aber damals erörterte man nicht, anstatt zu handeln. Damals würde sich Niemand gefunden haben, der die Schamlosigkeit besessen hätte, auf der Tribune den Entschluß zur Vertheidigung des Landes zu bekämpfen. In den Massen findet sich noch dieselbe Stimmung, aber man will ihren Patriotismus ersticken. Das Benehmen der Repräsentanten ist schamlos; es ist antinational."

Der Kaiser ging wieder eine Zeit lang auf und ab, dann trat er an das Büreau. „Mein Entschluß ist gefaßt", sagte er, „Unentschlossenheit ist verderblicher als ein Fehler. Die halben Maßregeln helfen zu nichts. Indem mir die gesetzgebende Körperschaft ihre Mitwirkung verweigert, handelt sie gegen ihr Mandat. Sie stellt nicht mehr eine National-Versammlung vor, sondern eine Versammlung von Aufrührern, denen man die Gelegenheit nehmen muß, Schaden anzurichten. Die gesetzgebende Körperschaft ist aufgelöst."

Er diktirte das Auflösungs-Dekret und unterzeichnete es mit fester Hand, worauf er, wie immer, wenn er einen festen Entschluß gefaßt hatte, seine Ruhe wiedergewann. Er entwickelte mit der größten Klarheit die überwiegenden Gründe, welche die Auflösung zu einer Maßregel des öffentlichen Wohls machten. „Wenn ich anders handeln wollte", sagte er, „so würde ich die wahrhaften Interessen der Nation verrathen, welche mich mit der obersten Gewalt bekleidet hat. Indem das Volk die Krone auf mein Haupt setzte, hat es mir die Sorge seiner Ehre und seiner Vertheidigung anvertraut." In diesem Augenblicke langte ein Bericht aus der Kammer an, der die unglaubliche Verwirrung meldete, die dort herrschte. „Ich gebe ihnen eine Stunde, um einen Entschluß zu fassen", sagte der Kaiser; „ist diese Zeit verflossen, so werde ich die bewaffnete Macht absenden, um den Saal räumen zu lassen."

Ich fragte den Mann, dem ich diese Mittheilung verdankte, ob es wahr sey, daß der Kaiser in der Abschieds-Audienz sich der härtesten Ausdrücke gegen die Deputirten bedient habe. Mein Gewährsmann stellte dies entschieden in Abrede und meinte, die Erwiederung des Kaisers auf die Glückwünsche der Deputirten am Neujahrstage sey zwar lebhaft gewesen, habe aber durchaus die üblichen Formen beobachtet. Auf die Versicherungen der Ehrfurcht und Ergebenheit, welche ihm die Deputation der gesetzgebenden Körperschaft überbrachte, erwiederte der Kaiser:

„Was sich in der gesetzgebenden Körperschaft ereignet hat, ist höchlichst zu bedauern. Man lasse es sich gesagt seyn, daß ich nie das Gesetz einer unpopulairen Faction annehmen werde, welche nicht den gesunden Theil der Nation repräsentirt. Wenn meine Regierung der Rathschläge der Volks-Repräsentanten bedurfte, so mußte man sie ihr in den Zeiten des Glücks ertheilen. Damals fand ich nur Lob und jetzt nur Mißbilligung."

Aber der Kaiser, ohne hierauf Rücksicht zu nehmen, fuhr fort: „Ich habe Sie berufen, um mich zu unterstützen, und Sie haben gethan, was nur den Fremden nützen konnte. Ist das Patriotismus, meine Herren? Wissen Sie nicht, daß das Königthum und die Gewalt unzertrennlich seyn müssen, wenn nicht beide durch einander erniedrigt werden sollen? Was ist ein Thron? Ein Stück Holz, das mit einem Stück Sammet bedeckt ist. Aber in der monarchischen Sprache ist der Thron Ich, Ich, der Herrscher, den die Nation erwählt hat. Vergessen Sie das nicht. Sie sprechen vom Volk. Wollen Sie dieses etwa von mir, von meiner Sache, welche die seinige ist, trennen? Das wird Ihnen nicht gelingen. Das Volk unterscheidet mit bewundernswerthem Scharfsinn seine wahren Freunde von den falschen. Man kann mich weder im Innern noch von Außen angreifen, ohne die Nation selbst anzugreifen. Hat man vergessen, daß ich durch ihren Willen den Scepter habe, daß sie allein mir ihn nehmen kann?"

„Wenn Mißbräuche unter meiner Regierung bestehen, so ist doch wohl der Augenblick, wo 600,000 fremde Bajonnette über die Gränze dringen, nicht zu Vorstellungen geeignet. Wenn es sich darum handelt, die politische Freiheit und nationale Unabhängigkeit zu retten, so ist es nicht Zeit, über Freiheit und individuelle Sicherheit zu disputiren. Ihre Ideologen verlangen Garantieen gegen die Gewalt; jetzt verlangt ganz Frankreich nur Garantieen gegen den Andrang Europa's. Wollen Sie mich durch eine unbegreifliche Opposition zur Annahme eines schimpflichen Friedens zwingen? So erfahren Sie denn, daß diese Hand eher vertrocknen wird, ehe sie die Demüthigung Frankreichs unterzeichnet. Lieber Alles, ehe ich in diese willige! Die Franzosen würden sie nicht ertragen; das haben sie bewiesen."

„Mißtrauen Sie den Anstiftern der Opposition, die jetzt zwischen einer der großen Staatsgewalten und meiner Regierung ausgebrochen ist. Sie sind durch die Werkzeuge Englands, welches die Seele der Coalition ist, verführt worden. Herr Lainé, Ihr Berichterstatter ist ein schlechter Mensch, ein schlechter Bürger. Kehren Sie in Ihre Provinzen zurück, meine Herren. Sie konnten das Gute wirken. Sie haben es nicht gethan. Die Menschen vergehen, das Vaterland bleibt. Möge es nicht die Anstifter der Zwietracht einst fragen: „„Was habt Ihr mit Euren Brüdern gemacht!""

Diese Unterhaltung wurde nicht offiziell bekannt gemacht. Am Abend wurde die Frage berathen; die Minister schlugen dem Kaiser vor, die Rede im Moniteur abdrucken zu lassen. Er bedachte sich eine Weile und sagte dann: „Ich würde ohne Zweifel in der öffentlichen Meinung so viel gewinnen, wie die Deputirten verlieren würden. Aber ich würde die Repräsentanten des Französischen Volkes in den Augen des Auslandes erniedrigen. Diese Erwägung muß mächtiger seyn als alle persönlichen Rücksichten. Lassen wir das."

Charlotte de Ser.*)

England.

Museen für die praktische Wissenschaft in London.

(Aus einem Briefe.)

Was Englands ungeheure Hauptstadt so vortheilhaft von jedem anderen Orte unterscheidet, ist, daß man nirgends so viel zu lernen im Stande ist, als hier, weil man nicht leicht in dem Grade versteht, das Nützliche mit dem Angenehmen zu vereinigen. Der Briten beständige Rücksicht aufs Praktische, der Trieb, selbst das Unterhaltende im Leben zu irgend einem nutzbaren Zwecke anzuwenden, ist in hohem Grade auch in ihren öffentlichen Ausstellungen sichtbar. An anderen Orten sind diese oft nur gleichsam dem bloßen Anschauen der Besuchenden überlassen, auf deren eigene individuelle Intellektualität und Bildung es dann gänzlich ankommt, in wie weit sie wahren Vortheil aus dem ziehen, was bloß berechnet scheint, die äußeren Sinne zu beschäftigen. In London dagegen sieht man, daß der Regierung und den Privat-Direktoren vor Allem daran gelegen ist, auch höhere Anforderungen zu befriedigen, damit Niemand eine Ausstellung verlasse, ohne etwas Neues und Interessantes **gelernt** zu haben. Es giebt dergleichen viele in London, aber die ersten in ihrer Art, nicht bloß in dieser Stadt, sondern ohne Zweifel in der ganzen Welt, sind die Gallerie für praktische Wissenschaft (Gallery of practical science) und das polytechnische Institut (the polytechnical institution). In diesen beiden findet man Specimina von allen den neuesten Erfindungen und Entdeckungen in der Physik, der Mechanik und allen übrigen bildenden Künsten, vom Kleinsten an bis zum Größten, auf eine solche Weise geordnet und daneben kurz beschrieben, daß der Beschauende einen klaren Begriff über jeden einzelnen Gegenstand und dessen Anwendung erhalten kann. So sieht man in der Gallery of practical science, die seit 1834 besteht, die Dampfkanone mit ihrer Anwendung und Kraft, das Oxy-Hydrogen-Mikroskop, die Telegraphen, Modelle von sämmtlichen anderen verschiedenen Dampfmaschinen, den einfachen Apparat, nur mit Hülfe von wollenen Tauen in kurzer Zeit Sümpfe und Moose trocken zu legen u. s. w. — In der polytechnical institution, die dem Publikum erst im August 1838 geöffnet wurde, wird das **Elektrotyp** gezeigt, (d. h. das Verfahren, mit Hülfe der Elektricität Duplikate von Medaillen und Kupferstichen zu erhalten), die elektro-magnetische Bewegungs-Maschine, das Glasmachen, das Mikroskop, die Polarisation des Lichtes, die neue Vergoldungs-Methode, die Weise, wie Schiffe gebaut werden, wie sie und ihre Ladung vom Grunde des Meeres heraufgebracht werden, wenn sie gesunken sind, dienende Leuchtthürme, Geldmünzungen, die Taucherglocke, die Luft-Segelung, das Daguerreotyp u. s. w., kurz Alles, was die neuere Erfindungskraft hervorgebracht hat, und was entweder bereits zu den nützlichsten Zwecken im Leben und Kunst angewendet wird oder noch angewendet werden kann. Und damit den Besuchenden Alles klar und verständlich werde, damit sie in Stand gesetzt werden, zu benutzen, was sie gesehen haben, es vielleicht zu verbessern und noch mehr auszubilden, werden in diesen beiden Anstalten alle halbe Stunden, von 10 bis 5 Uhr Vormittags und von 6 bis 9 Uhr Abends, durch angestellte Dozenten in zweckmäßigen Auditorien Vorlesungen gehalten, theils über das, was hier zur Schau steht, theils über die damit verwandten Gegenstände, stets begleitet von instruktiven und so populair eingerichteten Versuchen, daß selbst der in Wissenschaften und Künsten wenig Eingeweihte dem Vortrag ganz gut folgen und ihn fassen kann. Zwischen jeder Vorlesung vergehen nur ungefähr 10 Minuten, in welchen man alsdann umhergeht und das Ausgestellte betrachtet, worauf man durch einen Glockenzug unterrichtet wird, daß nun ein neuer Vortrag beginnt, und durch einen Aufwärter in Kenntniß gesetzt, was er enthalten wird; außerdem sind an mehreren Stellen in den Sälen Zettel aufgehangen, auf welchen die Vorlesungen nebst den Stunden, zu welchen sie stattfinden, verzeichnet sind. In der Zwischenzeit wird man auch durch ein treffliches Musik-Corps unterhalten. So kann der Besuchende für einen Shilling von 10 Uhr an bis 5, oder des Abends von 6 bis 9, von einem intellektuellen Genuß zum anderen schreiten, während die reiche Abwechselung bewirkt, daß die Stunden wie Minuten verfliegen. An beiden Orten ist es deshalb stets voller Menschen.

Die Gallery of practical science bildet einen ungefähr 50 Fuß langen Saal mit Vorzimmer, und sowohl längs den Seiten als in der Mitte sind die Specimina ausgestellt. Ich sah hier eine neue Art, in Zeit von fünf Minuten Fleisch einzusalzen, indem man durch eine Luftpumpe alle atmosphärische Luft aus dem Fleische, selbst aus seinen kleinsten Theilchen und Poren herausbringt und darauf eine konzentrirte Salz-Auflösung in dasselbe einströmen läßt, wodurch es eben so gut wird, als hätte es wochenlang zwischen den stärksten Salzlagen gelegen. Jeder Anwesende kann sich sogleich durch den Geschmack überzeugen, denn man bringt das Fleisch augenblicklich ans Feuer, und der Braten wird angerichtet! Ferner sah ich hier mit einem lebendigen elektrischen Aal lehrreiche Versuche anstellen. Es wurden Fische in das Wasser gebracht, worin er schwamm, so daß man sehen konnte, wie er sie zu Tode elektrisirte; man erhielt einen elektrischen Stoß, wenn man ihn anfaßte oder auch nur eine Person an der Hand hielt, während sie mit der anderen Hand den Aal berührte u. s. w. — Die polytechnical institution übertrifft indeß diese erste Anstalt noch weit, sowohl an Größe des Lokals und im Arrangement des Ganzen, als an Gegenständen der Betrachtung und interessantesten Vorträge. Nachdem man durch das Vorzimmer von 45 Fuß Länge und 40 Breite gegangen ist, in welchem Alles zu Maschinerieen und Manufakturen Gehörige placirt ist, steigt man auf einer breiten Treppe in ein anderes, ebenfalls sehr geräumiges, das eine schöne Sammlung von Schiffsmodellen enthält und in einen Balkon endet, wo ein wirklich höchst imponirender Anblick Einem entgegentritt. Man übersieht von hier die ganze große Halle mit ihren Gallerieen auf beiden Seiten, auf allen Punkten Kunstmerkwürdigkeiten jeder Art und des buntesten Wechsels darbietend. Am bewundernswürdigsten ist jedoch der mittelste Theil der Halle selbst. Diese ist 120 Fuß lang und 40 breit und hoch. In der Mitte befinden sich zwei große Kanäle, eine Fluth von 300 Kubik-Fuß Wasser enthaltend, mit Allem, was zu einem Dock und zum Schiffbau überhaupt gehört, versehen, durch eine Menge Wasserräder in beständiger Bewegung und durch Vorlesungen über Hydrostatik und Schiffbaukunst erklärt. Wo sich diese zwei Kanäle vereinigen, ist noch ein großes rundes Wasser-Reservoir, 16 Fuß tief, in welchem eine eiserne Taucherglocke mit einem Glasfenster oben, unten völlig offen, und auf bequemen Sitzen vier bis fünf Personen fassend, vermittelst einer besonderen Maschinerie mit jedem Besuchenden, der es wünscht, hinabgelassen und fünf bis zehn Minuten auf dem Boden des Bassins gehalten wird, während man durch zwei weite, lederne Röhren die nöthige Luft mit zwei Luftpumpen hineinbringt. Ein Taucher, angethan mit einem wasser- und luftdichten Patent-Anzug, zeigt in diesem Reservoir die Art, wie man unter dem Wasser eine Menge Arbeiten ausführen und durch Galvanismus die gesunkenen Schiffe mit ihrer Ladung zur Oberfläche heben kann. Das Modell eines Schiffes, ein wenig Pulver enthaltend, wird unters Wasser hinabgesenkt; an dieses heftet der Taucher alsdann eiserne Drähte, die mit einer entfernt stehenden galvanischen Batterie Verbindung haben, und wenn dieselben mit einander in Berührung gebracht werden, bringen sie augenblicklich das Pulver zur Explosion und zersplittern das Schiff (nach dem Vorschlage von Paisley) in Stücke. Auf diese Weise geschah es, daß das große, in einem Sturm gesunkene Schiff „The royal George" wieder zur Oberfläche der See gebracht wurde. Auch zeigt man, wie man Schiffe verhindern kann, zu sinken. — Es ist hier nicht der Ort, alle die einzelnen Gegenstände anzuführen, die theils im ruhenden, theils im bewegenden Zustande sämmtlich aufgestellt sind; sie dienen dazu, alle Zweige der Industrie und der Künste durch Anschauung und stets wechselnde Vorträge deutlich zu machen. Der berühmte Luftschiffer **Green** erklärt selbst an einigen kleinen Ballons die Aerostatik und zeigt die von ihm erfundene Art, einen Ballon zu steuern, so daß man bloß durch ein kleines Rad, unter oder zur Seite des Ballons angebracht, ihn nach Gutbefinden steigen, sinken oder seitwärts gehen lassen kann, wie man will. Leider entspricht diese Erfindung ihrem Zwecke bis jetzt erst bei windstillem Wetter. Am interessantesten bleibt aber wohl die Niederfahrt mit der Taucherglocke, die von zwei Uhr an in beständiger Bewegung ist. Da man ganz trocken darin sitzt und an Gefahr nicht zu denken ist, so nimmt Einer nach dem Anderen

*) Die Verfasserin hat ihre Mittheilungen über die Kaiserzeit bekanntlich nach Erzäh-

eine solche versucht zu haben. Nehme ich ein etwas schmerzhaftes Gefühl in den Ohren aus, das eine Folge des starken Luftdrucks ist und während des Hinabfahrens stets zunimmt, beim Aufsteigen dagegen allmälig wieder aufhört, so ist nicht das mindeste Unangenehme dabei. Man hat sogar immer Aussicht, daß das Angenehme die Oberhand behalten wird, da meist Individuen des überall schönen, aber in England reizenden Geschlechtes sich dabei befinden und die eigenthümliche Lage, in der man sich auf dem Grunde des Wassers befindet, vortrefflichen Anlaß zu künftigen höchst interessanten Bekanntschaften geben kann.

Nächst der Taucherglocke zog mich von neuem das Daguerrotyp an. Der Besuchende bekömmt in einem eigens bloß dazu eingerichteten Zimmer hier die ganze Verfahrungsweise für sein geringes Eintrittsgeld zu sehen und kann alle die vielen vermittelst desselben der Natur entnommenen Kopieen, in großer Auswahl auf einem Tische ausgebreitet, bewundern. Die Portraits aber, die ich hier fand, waren noch alle eben so, wie die, welche ich in Paris sah, ziemlich undeutlich und ermangelten des Lebens und der hauptsächlichsten Aehnlichkeit, wegen der geschlossenen oder niedergeschlagenen Augen. Allein während meines Aufenthaltes in London führte man im Institute ein neues photographisches Verfahren ein, mit dessen Hülfe man so gut wie augenblicklich Portraits in Miniatur aufnahm. Diese Modification des Daguerrotyps ist eine Erfindung des Amerikanischen Optikers Wolcott. Indem man den Spiegel eines reflektirenden Glases für die Linse in der Camera obscura substituirt, wird durch das Sonnenlicht das Bild auf der silbernen Platte in weniger Sekunden gebildet, als vorher Minuten vergingen, und eine Aehnlichkeit hervorgebracht, die an Treue Alles übertrifft, was sonst der Pinsel zu leisten vermochte. Besonders behalten die geöffneten Augen dasjenige, was die Person, deren Konterfei aufgenommen wird, charakterisirt. Das Institut hatte ein Patent auf diese Photographie erhalten, und da das Portrait nebst einem sehr hübschen Rahmen, nach eigener Wahl und mit Glas bedeckt, nur eine Guinee kostet, war der Zulauf, sein Bildniß zu erhalten, so groß, daß man sich vierzehn Tage vorher melden und seinen Namen aufschreiben mußte, um es zu erlangen, und doch war der Apparat von Morgens 8 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr in Thätigkeit. Aber als Fremder wurde mir der Zutritt den Tag darauf gewährt, nachdem ich meinen Wunsch geäußert hatte. Das Bild soll sich bereits in der ersten Sekunde bilden, der Sicherheit halber sitzt man indeß eine ganze Minute. Das Zimmer, worin dies geschieht, ist nur von oben durch ein flaches Dach von blauem Glase erleuchtet, welches das Blenden der Sonnenstrahlen vermindert, ohne auf ihre Intensität Einfluß zu haben. Die Person, die aufgenommen werden soll, setzt sich auf einen erhöhten Sessel, den Kopf durch einen hölzernen Block fest gestützt, der gedreht werden kann, und mit dem Gesicht gegen die Seite der Sonne, ohne diese jedoch zu sehen und also auch ohne von ihr beschwert zu werden, wie es früher beim Daguerrotyp der Fall war. In gerader Linie mit den Augen befindet sich ein offener, viereckiger Kasten, einen Reflekter enthaltend, der das Bild verkehrt aufnimmt, und worin auch die silberne Platte, mit einer dünnen Lage Jod bekleidet, auf welche die Lichtstrahlen wirken, gestellt wird. Sobald das geschieht, wird Einem zugerufen: „Jetzt beginnt es!" Vorher schon war man ermahnt, die dem Kopf gegebene Stellung nicht zu verändern und „ein liebliches Lächeln hervorzurufen". Nach Verlauf der Minute wird der Kasten geschlossen, worin sich das Bild auf der Platte gebildet hat, wo es aber noch nicht sichtbar ist, bis man es in einem anstoßenden Zimmer ferneren Handhabungen, dem Aussetzen von Quecksilberdämpfen u. s. w. unterzogen hat. Die Aehnlichkeit ist wirklich ungemein treffend, außer aber, daß dem Portrait Farbe mangelt, fehlt ihm doch noch Leben; der Ausdruck ist kalt, düster und todtenähnlich. Die starken Schatten theilen den Zügen etwas unangenehm Massives mit, und das scharfe Licht den Formen eine so plötzliche und starke Begränzung, daß die hervortretendsten Züge im Gesicht allein wirken; Alles, was häßlich oder minder schön ist, findet sich mit verstärkter Kraft abgebildet, und dagegen fehlt Alles, was die scharfen und weniger angenehmen Züge mildert und nüancirt. Es ist deshalb eine Selbstfolge, daß die Aehnlichkeit, obschon groß, doch weder schön noch ansprechend ist. Mein Portrait stellt mich dar, wie ich etwa in 20 Jahren aussehen werde, und von dem Lächeln, das ich der Aufforderung zufolge meinem Gesichte gab, und das man lobte, findet sich nicht eine Spur. Man muß vor Allem sich hüten, zu lachen, während man sitzt, sonst wird das Portrait eine Karrikatur. Der Mangel des Sonnenscheins verhindert nicht, Bilder aufzunehmen; sie werden dann nur etwas weniger deutlich.

Mannigfaltiges.

— Der Rhein, von Victor Hugo. Unter dem Titel Le Rhin kündigen Französische Blätter so eben ein neues Werk, und zwar kein poetisches, von Victor Hugo an. Das Buch soll politischer Natur seyn und ist in zwei Bänden abgefaßt. Dürfen wir von den Territorial-Ansichten, die der Verfasser entwickelte, als er in der Französischen Akademie seine Antrittsrede hielt, auf sein jetziges Buch schließen, so ist dasselbe eine Wiederholung des alten Liedes von der Rheingränze und von den unabweislichen Ansprüchen der Franzosen auf dieselbe. „Was liegt daran", sagte Herr Hugo damals, „ob die Landkarten jetzt so oder so getauscht sind? Wenn die Kongresse, die Coalitionen und die Reactionen das Frankreich, wie es jetzt ist, gemacht, so haben dagegen die Dichter und die Schriftsteller ein anderes hergestellt. Außer seinen sichtbaren hat das Französische Volk auch unsichtbare Gränzen, die erst da aufhören, wo seine Sprache nicht mehr gesprochen wird, d. h. an den Gränzen der gebildeten Welt überhaupt." *) — Das klingt, wie Jeder zugeben wird, recht schön, wenn es als ein poetischer Erguß sich darstellt, aber in die Wirklichkeit übertragen, in der Sprache der Weltgeschichte und der der Politik, ist es nichts als eine leere Phrase. Und der Art scheint denn auch das ganze neue Buch des Herrn Hugo zu seyn, von welchem uns zwei Französische Blatter, das Journal des Débats und die Presse, bereits einige Proben gebracht. Das erstere enthält einen wahrhaft in der Luft schwebenden Vergleich Rußlands mit der Türkei und Spaniens mit England. Als geschähe es zur Lösung der bekannten Gesellschaftsspiel-Aufgabe, Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten aufzufinden, so bietet Herr Hugo allen Scharfsinn auf, um zu beweisen, daß zwischen dem Europäischen Rußland und der Asiatischen Türkei, zwischen dem katholischen Spanien und dem protestantischen England die unverkennbarsten Homogenitäten sich fänden. Man liest es, man lächelt, man bewundert es — aber den künftigen Parlaments-Redner oder gar den dereinstigen Minister (und etwas der Art schwebt doch wohl dem jetzigen Akademiker vor) wird kein Mensch in diesen Spielen des Verstandes herausfinden. Eine Probe anderer Art enthält die Presse, nämlich ein Schreiben aus Andernach vom 11. August über Köln und seinen Dom. Von dem Verfasser der Notre Dame de Paris durfte man wohl etwas ganz Ungewöhnliches über das wunderbarste Baudenkmal des Deutschen Mittelalters erwarten. Aber nun lese man und frage sich, ob nicht dieselbe Aufzählung von Dingen, die Herr Hugo in Köln und im Dom gesehen und nicht gesehen, viel besser und befriedigender in den meisten Reisehandbüchern sich finde? Ist das ganze Buch wie diese beiden Proben beschaffen, so wird es wahrlich nicht erst — wie sie von jenen Französischen Zeitungen schon im voraus angekündigt wird — der schweren Artillerie der Deutschen Presse bedürfen, um den neuen Rhein-Erstürmer abzuwehren. Einige leichte Ricochet-Schüsse unserer Journal-Plänkler werden dazu ganz hinreichend seyn!

— Dickens und Carlyle an Freiligrath und Künzel. Die Herren Ferd. Freiligrath und Dr. H. Künzel haben bekanntlich die Herausgabe einer neuen Zeitschrift beabsichtigt, die unter dem Namen „Britannia" in Darmstadt erscheinen und ausschließlich ein Organ für das Leben, die Wissenschaft und die Literatur Englands in Deutschland seyn sollte. Zum Bedauern aller Freunde der letzteren, zu denen natürlich auch wir gehören, ist dieses Unternehmen an der Unschlüssigkeit des Verlegers gescheitert. Ein Organ dieser Art in Deutschland mehr, von solchen Männern geleitet, würde nur ein Gewinn für beide dabei betheiligte Länder gewesen seyn. In der That hatte dasselbe auch bereits bei einigen Englischen Schriftstellern ersten Ranges die lebhafteste Theilnahme erweckt, wie unter Anderem aus den beiden nachfolgenden Briefen von Charles Dickens (Boz) und Thomas Carlyle zu ersehen, welche Briefe auch in anderer Hinsicht, namentlich wegen der darin über Deutschland ausgesprochenen Urtheile, höchst interessant sind:

Schreiben von Charles Dickens.

„London, 13. September 1841.

— — „Was soll ich in Bezug auf die Britannia sagen? Daß meine besten Wünsche Ihnen gelten, daß meine herzlichste Sympathie und Theilnahme mit Ihnen ist? das wissen Sie bereits längst.

„Glauben Sie mir, geehrter Herr, und ich äußere Ihnen das ganz unumwunden — daß ich nächst der Gunst und guten Meinung meiner eigenen Landsleute über Alles die Achtung der Deutschen Nation hochschätze. Ich ehre und bewundere sie mehr, als ich es auszudrücken vermag. Ich weiß, daß die Deutschen bei ihren großen geistigen Gaben und deren Ausbildung das erwählte Volk der Erde sind; ich war nie stolzer und glücklicher als damals, wo ich zuerst erfuhr, daß meine Schriften von ihnen günstig aufgenommen wurden.

„Ich kann gegen nichts gleichgültig seyn, was Englische Literatur mit Deutschland verknüpft. Der Zweck Ihrer neuen Zeitschrift ist auch mir eine Herzens-Angelegenheit, ja die jedes Engländers, welcher sich für den Fortschritt des menschlichen Gedankens interessirt und sich darüber freut. Gott segne Ihre Aufgabe und Sie. Ich wünschte beim Himmel, ich könnte Deutsch sprechen, wenn auch noch so schlecht. Könnt' ich's, ich würde in sechs Monaten bei Ihnen seyn." — —

Schreiben Thomas Carlyle's.

— — „Es ist mir zwar nicht ganz klar, welchen Vortheil meine guten Wünsche Ihrer sich mit dem literarischen Zwischenverkehr unserer Nationen befassenden neuen Zeitschrift, der „Britannia", gewähren können; aber Sie haben dieselben in jeder Beziehung. Der Zweck solcher Unternehmungen, insofern sie mit jedem nur möglichen Verdienste der Treue, Offenheit und Einsicht geleitet werden, ist sicherlich ein nützlicher. Wer zwischen seinem eigenen Lande und einem anderen auf tüchtige Weise vermittelt und ein anderes Land seinem Vaterlande zum besseren Verständniß bringt, leistet jedenfalls einen guten Dienst. Mit den Nationen ist es wie mit den Menschen; wenn sie sich gegenseitig kännten, wenn Jeder klar einsähe, was der Andere meinte, dann könnten keine Feindseligkeiten zwischen ihnen stattfinden; sie würden finden, daß sie im Grunde alle an einem gemeinschaftlichen Werke thätig sind."

*) Vgl. den Artikel „Victor Hugo in der Akademie" in Nr. 70 des Magazins v. J. 1841.

Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Freitag den 21. Januar 1842.

Frankreich.

Brief aus Paris über philosophische und literarische Gegenstände.*)

Ein Blick auf die Deutsche Philosophie. — Leroux. — Guizot. — Schöne Literatur. — Geschichte.

Paris, im Dezember 1841.

Wenn ich Ihnen in meinem letzten Schreiben berichtete, daß hier die Deutsche theoretische Philosophie auf dem Katheder und in den vornehmen gelehrten Salons mit lebhaftem Interesse besprochen wird, so bleibt es auch noch vorläufig (Victor Cousin und wenige Andere, die sich für Deutsche Philosophie auch mit der Feder interessiren, abgerechnet) beim mündlichen Worte; denn was seit einiger Zeit in Frankreich im Gebiete der Philosophie erschienen ist, hat nur einen socialen und praktischen Werth, aber keinen theoretischen. Die Deutsche Metaphysik finden die Franzosen noch immer nicht ganz geheuer; und doch ist es ihr großer Landsmann, Descartes (Cartesius), der den Deutschen zu ihrer künftigen philosophischen Höhe den ersten Antrieb gab. Es scheint fast, als habe sich der Genius des originellen spekulativen Philosophirens gegen Frankreich seit Descartes und Malebranche, gleichsam als Rache, weil es ihren Standpunkt nicht genug gewürdigt, verschworen. Denn betrachten wir den Verlauf des originellen philosophischen Denkens, seitdem der große Cartesius mit seinem Prometheus-Worte „cogito ergo sum" **) das geistige Europa in Bewegung gesetzt, in den Hauptkultur-Staaten Europa's, so finden wir, daß es von Frankreich aus eine Zeit lang sein Panier in Spinoza ***) aufschlug und den politischen Ruhm der jungen Republik Holland noch durch die Macht des Gedankens verzierte; von hier aus nahm es eine kurze Zeit seinen Sitz in England und verherrlichte die Britische Insel durch Locke's „Versuch über den menschlichen Verstand." †) Da dieser aber auf vornehm spekulativem Wege den Versuch machte, das philosophische Denken in die Sinnlichkeit herab zu ziehen, so verließ es die aristokratische Insel und flüchtete sich nach Deutschland in Leibnitzens Monaden-Philosophie. ††) Es fühlte sich aber in diesem großen Deutschen Philosophen, obwohl es seinen eigentlichen Grund und Boden in seinem Vaterlande gefunden, doch noch nicht ganz heimisch, denn es mußte sich in ihm theils in der unphilosophischen Lateinischen Sprache und theils in der vagen ceremoniell geschniegelten, die Begriffe nicht genug fixirenden Französischen Sprache *) verständlich machen. Es macht daher jetzt von Deutschland aus zum zweiten Male eine Reise nach England; denn obwohl Locke hier den Versuch machte, dasselbe aus seiner eigentlichen geistigen Sphäre zu heben, so geschah es doch auf spekulativem und metaphysischem Wege und in einer, einer ganzen Nation zugänglichen Sprache; es hegte noch die Hoffnung, von einem anderen sein wahres Wesen besser einsehenden Briten in seine eigentliche heimische Sphäre wieder eingesetzt zu werden. Es täuschte sich aber sehr. Denn Hume **), sein neuer vermeintlicher Patron, zog mit Schwert und Feuer darauf los und wollte es in seinen „Untersuchungen über den menschlichen Verstand" ganz und gar vernichten. Es macht daher schnell eine Rettungsreise nach Deutschland zurück, wo es schon früher einen mächtigen Protektor gefunden hatte, und übergiebt in dem kalten Königsberg seinen goldnen Hermes-Stab und sein alles auf philosophischem Gebiete bereits Gewordene zerschneidendes anatomisches Messer dem Sohne eines Schuhmachers. Dieser Schuhmacher-Sohn bleibt nicht hinter dem durchlöcherten hölzernen Leisten der vornehmen Baron-Wolfischen Verstandes-Metaphysik, sondern scheidet und schneidet, zackt und hackt, bis sie sich in lauter Atome aufgelöst hatte und in ihren leeren Raum zurückgekehrt war. Aber noch hatte Kant's Kritizismus nichts vernünftig Festes an die Stelle der vernichteten unglücklichen Tochter des Wolfischen Verstandes zu setzen ***); denn auch er hatte, wie Hume's „Untersuchungen über den menschlichen Verstand", von denen er ausging, einen Vertilgungskrieg geführt. Was die scheidende theoretische Vernunft vertilgte, das mußte die praktische, fordernde Vernunft wieder ersetzen. †) Bei diesem Herbeiziehen mit den Haaren konnte sich indessen das

*) Wir theilen dieses Schreiben eines Deutschen mit, das sich noch mehr über unsere eigene, als über die Geschichte der Französischen Philosophie verbreitet, jedoch der letzteren, über die der Verfasser späterhin ausschließlicher berichten will, als Einleitung dienen soll. Die unter dem Schreiben befindlichen Anmerkungen sind hier für diejenigen unserer Leser hinzugefügt, die mit der Geschichte der Philosophie weniger vertraut sind; dem Unterrichteten werden sie allerdings nichts Neues sagen.

**) Der Stifter der dialektisch-rationalen Idealistik stellte, wie es später die großen Deutschen Philosophen in ihrem Idealismus nur auf eine andere Weise thaten, an die Spitze seines philosophischen Systems den Satz „ich denke, folglich bin ich", wodurch er einen unmittelbar gewissen, keines Beweises weiter bedürfenden Anfangspunkt für ferneres Philosophiren gewann.

***) Spinoza steht unter den neueren Philosophen als der erste Vollender der Philosophie als Alleins-Lehre da, indem er nämlich das Seyn und das Denken, auf deren stark auseinander gehaltenem Gegensatz das System von Descartes, welches Spinoza in seiner Jugend studirt hatte, erbaut war, im Sinne der Eleaten, als unbedingte Einheit auffaßte und folglich das Absolute (zu welchem Descartes nur seine Zuflucht nahm, wenn sein endliches Prinzip „cogito ergo sum" nicht mehr hinreichte) als die erste und einzige Substanz, deren Attribute (Eigenschaften) Ausdehnung (Seyn) und Denken (Geist) sind, an die Spitze seines Lehrgebäudes stellte. Er schaute also nach der älteren und neueren Lehre der jüdischen Kabbalisten (denn er war jüdischer Herkunft) und der christlichen Theosophen alle Dinge in Gott. Spinoza betrachtete die ganze Philosophie als Tugendkunst, die Tugend aber als Liebe Gottes, hervorgehend aus dessen Erkenntniß (amor enim Dei non nisi ex cognitione ejus oritur). Daher überschrieb er das ganze System seiner Lehre als Ethik und nannte den ersten Theil derselben de Deo, sive de Infinito, den zweiten aber „de Mente, seu de finito" etc.

†) Mit Locke beginnt die zweite Epoche der Geschichte der neueren Philosophie, und er ist der Vorkämpfer für die Behauptung des gemeinen strebenden Menschenverstandes, daß der Ursprung aller Erkenntniß und Wissenschaft aus der Erfahrung herrühre. Locke's Lehre gewann sowohl bei seinen Landsleuten, als zusagend ihrem pragmatischen Sinne, theils auch bei den vorschnellen und wipigen, damals der Skeptik so wie der Mystik gleich müde gewordenen Franzosen schnellen Eingang und reißenden Fortgang, bildete sich jedoch bald sowohl dort als hier nach und nach zum Sensualismus, Materialismus, Libertinismus, Mechanismus und Atheismus aus, bis sie zugleich mit dem einseitig ihr entgegenkämpfenden empirischen Idealismus im Skeptizismus Hume's theilweise unterging.

††) Leibnitz war, wie Spinoza, von des Descartes Philosophie ausgegangen, nur daß der Eine mehr an das esse, der Andere mehr an das cogitare sich hielt. Er lehrte, daß aus dem Daseyn zusammengesetzter Dinge oder Erscheinungen nothwendig die Existenz einfacher, für sich selbst bestehender Substanzen folge; denn das Zusammengesetzte kann nichts Anderes seyn, als ein Aggregat des Einfachen. Solche einfache Substanzen heißt er Monaden (an und für sich seyende Einheiten), die als die letzten untheilbaren Prinzipien nothwendig eins an sich sind. Da der Grundgedanke seines ganzen Lehrgebäudes ist, daß Alles, was wahrhaft ist, ein inneres, eigenthümliches und sich selbst genügendes Leben habe und mithin wesentlich als eine vorstellende Monas zu begreifen sey, und daß keine äußere Ursache auf das Innere sich und Endliche, das Ideale und das Reale, aber immer in bestimmten Abstufungen, wodurch sich eine von der anderen als eine durchaus bestimmte, nach Geschlecht, Art und Individualität (was später bei Schelling die Potenz ist) unterschieden, bewährt.

*) Merkwürdig ist es, daß Leibnitz, wiewohl er selbst sich der damals gangbaren Lateinischen und, des Auslandes wegen, der Französischen Sprache bediente, die Deutsche Sprache unter allen neuen, als die dem Vortrage der Philosophie angemessenste aus dem Grunde erkannte, weil sie keine Ausdrücke für leere Begriffe habe und sich schlechthin gegen den Ausdruck des Unsinnes sträube. (S. Leibnitzens unvorgreifliche Gedanken in etio Hannoverano.) Thomasius und Freiherr von Wolf brachten in der That nicht lange nach ihm die Deutsche Sprache auf das philosophische Katheder. Hätte sich Leibnitz in seinen philosophischen Schriften, bemerkt Fr. Schlegel, der Deutschen Sprache bedient, so wäre ohne Zweifel der Deutsche Geist durch ihn früher geweckt worden.

**) Hume trat sowohl gegen den Empirismus Locke's wie gegen den Idealismus Descartes', Spinoza's und Leibnitzens auf. Gegen Ersteren behauptet er, daß wir zwar zufolge der Sinnenwahrnehmung und Erfahrung an Dinge außer uns glauben; gleichwohl sind die Sinne täuschend, denn nur die Vorstellungen der Dinge sind uns gegenwärtig, nicht die Dinge selbst; und gegen Letztere macht er den Satz geltend, daß es durchaus keine objektive Erkenntniß gebe, weil wir in unserem Bewußtseyn auf unsere Vorstellungen beschränkt sind und durchaus in ihren Verbindungen über dieselben nicht hinaus können. Was die Spekulation bewirke, seyen nur lediglich die Begriffe und ihre Verhältnisse, nicht das Seyn selbst und die Wirklichkeit.

***) Christian, Freiherr von Wolf ist der Urheber des dogmatischen Lehrgebäudes, welches unter dem Namen des Leibnitzisch-Wolfischen fast in allen Deutschen Schulen herrschend wurde und bis auf die Kantische Reform sich erhielt; im Grunde aber weiter nichts, als ein platter, gemeiner Dogmatismus war, der jedem Angriff des Skeptizismus und der höheren Spekulation von allen Seiten bloßlag. Kant's Kritik war meistens auf die dogmatische Metaphysik Wolfs gerichtet; auch ein geringerer Mann indessen, als Kant, hätte dieselbe über den Haufen werfen können. Wolf hat seine gesammte Philosophie in einen theoretischen Theil und in einen praktischen eingetheilt. Ersterer begreift die Ontologie (Wesenlehre), Psychologie (Seelenlehre), Kosmologie (Weltlehre) und natürliche Theologie; letzterer hingegen die Sittenlehre, Politik und Natur- und Völkerrecht.

†) Kant untersucht in seiner Kritik der reinen Vernunft die schon von allen früheren originellen Philosophen aufgeworfene, nur in einer anderen Form behandelte, jeden denkenden Kopf beschäftigende Frage, deren Lösung auch die neuesten philosophischen Systeme, wie die Schelling's und Hegel's, zu Tage gefördert hat, „wie über Gegenstände der Erfahrung synthetische Urtheile a priori möglich seyen?" d. h. wie es möglich sey, daß das Subjekt aus dem Selbstbewußtseyn herausgehe und außer sich selbst noch eines Anderen sich bewußt werde. Hiermit mache sich die Kantische Philosophie einzig und allein die Aufgabe, die Erfahrungswelt zu erklären. Nachdem Kant im genannten Werke die Functionen der Sinnlichkeit und des Verstandes mit den ihnen zu Grunde liegenden subjektiven Formen der äußeren Anschauung, des Raumes und der Zeit, untersucht und der Vernunft ihre Gränzen angewiesen hatte, beantwortet er die obige Frage damit, daß er der Vernunft das Vermögen zwar zugesteht, über Gegenstände der Erfahrung synthetische Urtheile a priori zu fällen, daß sie von Gott und der Unsterblichkeit aber nicht nur nichts wisse, sondern sie beide geradezu verneinen müsse. Da Kant hiermit die Vernunft aller Ansprüche auf die Erkenntniß eines Uebersinnlichen beraubt, so haben neuere Kritiker nicht ganz Unrecht, wenn sie im Sinne Schelling's und Hegel's, welche

philosophische Denken nicht beruhigen. Es ließ zwar Kant mit seinem ihm übergebenen Hermes-Stab manchen Deutschen Verstand berühren, allein der Eine kam auf einmal vor lauter Bewunderung Kant's nicht zum Denken, der Andere wurde gar vor lauter Anstaunen verrückt. *)

Schon war das philosophische Denken im Begriff, Deutschland zum zweiten Mal den Rücken zu kehren, und schon hatte es einen sehnsüchtigen Blick auf das psychologische Schottland geworfen, als Fichte, der Vater, in seiner „Wissenschaftslehre" mit ehernen Reifen dasselbe umfaßte und es dadurch für Deutschland, wie es scheint, für immer erhielt. Was Kant auf dem praktischen Wege der beruhigenden Postulate gewann, das suchte Fichte durch das denkende Ich wissenschaftlich zu beweisen **), bekam aber zu seinem Resultate lauter Ich und weiter nichts als Ich; das ganze Universum schrumpfte ihm in das subjektive Ich zusammen und wurde so der geistige Antipode von Spinoza, der zu seinem Resultate lauter Substanz hatte und das Ich sich in die Substanz auflösen ließ. ***)

(Schluß folgt.)

Süd-Afrika.

Das Christenthum unter den Bassuto's.

(Schluß.)

Nach der interessanten Geschichte des Mussetsé wird man nicht ohne Rührung die von dem religiösen Erwachen Molapo's, des Sohnes des Moschesch, lesen. Herr Arbousset erzählt sie in einem Briefe vom 5. September 1840:

„Molapo, der jüngstgeborne Sohn des Moschesch und einer der Häuptlinge von Moriza, ist jetzt entschieden zum wahren Gott bekehrt. Sein lebendiger Glaube und die außerordentliche Freude, die er empfindet, geben ihm eine ganz andere Liebenswürdigkeit, als früher. Sein stolzer Charakter und seine Heftigkeit hatten die Missionaire beinahe an ihm verzweifeln lassen; aber die Macht der Gnade hat diesen Löwen in ein Lamm verwandelt.

Als der König der Bassuto's im Jahre 1833 einen Theil seines Volkes zu dem alten Mocharane führte, wo eben drei Glaubensboten sich niedergelassen hatten, sagte er zu seinen Söhnen Letsié und Molapo: „Ich weiß nicht, was für Dinge diese Leute uns verkünden wollen; aber höret sie aufmerksam an, da sie versichern, daß es gute Dinge sind; dann setzt euren Vater davon in Kenntniß."

Dieser merkwürdige Befehl eines heidnischen Häuptlings wurde buchstäblich erfüllt, und besonders machte Molapo Fortschritte auf dem Wege des Glaubens. Sein Vater lobte ihn sehr ob seiner Emsigkeit und übertrug ihm, als Zeichen seines Vertrauens, mehrere politische Unterhandlungen, die eben so viel Takt als Festigkeit erforderten, und bei denen er lobenswerthe Klugheit bewies. Auch kann man zur Ehre des Molapo sagen, daß er auf einer kriegerischen Unternehmung, die er und sein Bruder im Jahre 1836 gegen die Kaffern ausführten, großen Muth zeigte.

Der angegriffene und schon geschlagene Feind erneuerte das Treffen. Die Bassuto's kamen in Verwirrung und wollten weichen. Letsié rieth zum Rückzuge; sein Bruder aber empörte sich über diesen Gedanken; statt aller Antwort stürzte er mit seiner Abtheilung gegen den Feind, tödtete mit eigener Hand einen Kaffern, brachte die Angreifer in Unordnung und zog nach vollständigem Siege vom Wahlplatz ab. Er allein hatte mit seinen zwei- oder dreihundert Kriegern den Ruhm dieses Tages geärndtet; aber die Beute, die er gemacht, theilte er großmüthig unter Alle.

Dieser in so zartem Alter erfochtene Sieg — Molapo zählte kaum 17 Jahre — konnte seinen natürlichen Hochmuth nur vermehren. Dessenungeachtet wurde er wieder ein aufmerksamer Zuhörer des Wortes des Lebens; und bald hatte er auch die Genugthuung, seinem Stamme zu beweisen, daß ein Bassuto im Stande ist, lesen zu lernen — was seine Mitbürger bis dahin für unmöglich gehalten.

Damals hatte die Wahrheit dem jungen Fürsten noch keine Selbstüberwindung gelehrt. Er war noch weit entfernt, sich selbst zu kennen und seinem immer wachsenden Ehrgeize Zügel anzulegen. Die Worte des Evangeliums verursachten ihm große innere Kämpfe. Auf der einen Seite spornte ihn das Gewissen, vorwärts zu gehen; auf der anderen hemmten der löbliche Wunsch, nie seinem Vater zu mißfallen, die Furcht, von seinen Brüdern verkannt, lieblos beurtheilt zu werden und das Vertrauen seiner Stammesgenossen zu verlieren, die Schritte des Jünglings. Ohne Kraft zum Wählen, ohne innere Freudigkeit und von einem Volke, das ihm bis dahin geschmeichelt, jetzt mit Kälte und Entfremdung behandelt, trug der Jüngling zwei Jahre lang ein Seelenleiden, wie es in seinem Alter selten, mit sich herum. Seine innere Zerfallenheit machte ihn weit weniger liebenswürdig, als sonst: kein Lächeln war auf seinen Lippen, keine Milde in seinen Worten. Er klagte über den Lärm der Stadt, und auf dem Lande machte die Einsamkeit ihn schwermüthig. Bald suchte er seinen Seelenhirten, bald floh er ihn; dieser, dem die Niedergeschlagenheit des Jünglings sehr zu Herzen ging, ermahnte ihn unablässig, der doppelten Stimme der Bibel und seines Gewissens zu folgen. — „Aber die Bibel ist ja nichts als Jammer!" antwortete der Katechumene. — „„Ach nein, mein Freund; ihre Tröstungen sind Dir nur noch verborgen"", entgnete ihm der Prediger und bedeutete ihm, daß Jesus unser Elend, wenn wir einmal davon durchdrungen seyen, gern erleichtere, wofern wir nur jeden anderen Wunsch als den, ihm zu gefallen, aus unserem Herzen bannten. Der junge Mann nahm sich zuweilen vor, aus solchen Ermuthigungen Nutzen zu ziehen; andere Male fühlte er sich gewaltsam nach dem Strudel der irdischen Eitelkeit hingezogen, und mitunter war seine Verzweiflung so groß, daß er über Gott selbst sich beklagte und ausrief: „Warum vollendet er nicht meine Bekehrung an einem Tage? was uns unmöglich ist, sollte das auch ihm unmöglich seyn? oder gefällt es ihm, uns noch unglücklicher zu sehen, als sein Wort uns schon gefunden hat?"

Im Jahre 1839, um dieselbe Zeit als Molapo so häufig murrte und der Wahrheit so unbesiegbaren Widerstand leistete, bekannte sich Mamussa, seine Frau, zum Evangelium. Diese Bekehrung sollte, nach dem Plane der Vorsehung, die ihres Mannes mit herbeiführen. In der That, was vermag nicht über den Mann das Beispiel einer treuen Gattin! Mamussa hatte von ihrem Mann, als er noch Heide war, die heilige Schrift lesen gelernt, und sie von ihrer Seite theilte ihrem Gatten das innige Verständniß der Bibel, welches der Geist des Herrn ihr eingegeben hatte, wieder mit. Wunderbarer Austausch, erhabener Unterricht! Das Eine von Beiden besaß die erworbene, das Andere die geoffenbarte Einsicht; und diese zwei so verschiedenen Güter bildeten das gemeinsame Erbtheil dieses gesegneten Paares.

Je tiefer Mamussa's Frömmigkeit wurde, desto reger wurde ihr Eifer, an Molapo's Bekehrung zu arbeiten. Oft betete sie auch für ihn — ein Geschäft, das ihr, wie sie selber sich ausdrückt, süß und bitter zugleich war, vermuthlich, weil ihrem sonst gluthvollen Gebete noch einiger Mangel an Vertrauen einwohnte. Die vortreffliche Frau war voll von Rücksichten gegen ihren Gemahl; sie besorgte immer, obwohl mit Unrecht, ihm einigen Stoff zur Klage gegeben zu haben; ihre Skrupel gingen in dieser Beziehung so weit, daß sie ihre sehr mannigfaltigen häuslichen Pflichten mit der äußersten Genauigkeit erfüllte; es blieb ihr kaum Zeit genug, um ihren besonderen religiösen Pflichten zu genügen. Sie ließ ihren Mann nicht schlafen gehen, bevor er ein Kapitel der Schrift gelesen und sein Gebet gesprochen hatte. Sie schützte ihn sorglich vor dem Anhören irreligiöser Gespräche, die sie in ihrem Hause nicht duldete. Gewöhnlich bat sie ihn auch, ihr zum Presbyter der Mission zu folgen, „damit wir" — so sagte sie — „gemeinschaftlich bei ihm erfahren, wie sehr der Herr uns geliebt hat." Uebrigens war das Verhältniß beider Gatten eben so zart, als würdig. Eines Tages gingen sie mit einander zum Pastor, wo der Mann in folgender Art das Wort nahm: „Herr, ich fühle mich von Herzen an Mamussa gekettet; mein Vater gab mir sie zur Gefährtin meines Lebens, nachdem er mich, bei meinem Eintritt ins Jünglingsalter, beschneiden lassen. Ich lernte sie als ein unbescholtenes Mädchen kennen, und von solcher Herzensgüte, daß sie niemals einem Kinde etwas zu Leid gethan hat. *) Das Evangelium hat ihr von allen ihren Tugenden keine geraubt; es hat ihr im Gegentheil noch andere gegeben, die nicht weniger schätzenswerth sind. Jetzt liebe ich Mamussa mehr als jemals. Ich liebe auch den Gott, den sie anbetet; ich bete zu ihm nach ihrem Beispiel und in ihrer Gesellschaft; aber ich bin ganz Unschlüssigkeit, ganz Kälte vor ihm. Es macht mir großen Kummer, daß ich meine Gattin um meinetwillen unglücklich sehe. Sie ermahnt mich, und ich höre ihr zu, fühle mich aber ohne Kraft, um ihrem Rathe zu folgen. Ich muß so viele Opfer bringen, und so viele Entsagungen werden von mir verlangt, daß ich immer noch eine Frist zu meiner Bekehrung wünsche. Kann ich auch auf dem Altare der Gläubigen eine Zähre opfern, die mein Herz vielleicht später zurückverlangt?" **)

Als Mamussa diese Worte hörte, sagte sie zu ihrem Gemahl: „Ach! warum willst Du so hartnäckig dem breiten Wege folgen, der ins Verderben

---

soll, damit er gut sey, sucht er die von der theoretischen Vernunft aufgegebene Unsterblichkeit der Seele und die Existenz Gottes wieder zu retten. Kant nämlich sagt: da hier in diesem irdischen Leben die vollkommene Realisirung des im folgenden Satze von ihm aufgestellten höchsten Sittengesetzes „handle überall und allemal so, daß die Maxime deines Willens durchgehends als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung angenommen werden kann", so lange die Sinnlichkeit, welche ein anderes und entgegengesetztes Interesse hat, nicht vollkommen unterdrückt wird, nie verwirklicht werden kann, so muß es also für das endliche Vernunftwesen nach diesem sinnlichen und vergänglichen Leben ein anderes übersinnliches, ewiges und unsterbliches Leben geben. Das Sittengesetz aber verbürgt das Daseyn eines Gottes, als allerhöchster Vernunft, weil nur unter der Voraussetzung eines Gottes, der die höchste Vernunft ist, die Uebereinstimmung der sinnlichen Natur mit dem geistigen Sittengesetze und hiermit das endliche gerechte Gleichmaaß von äußerer Glückseligkeit mit innerer Würdigkeit in einem zukünftigen besseren Leben zu erwarten steht. Wir wissen, daß das Uebersinnliche kein Gegenstand unseres Wissens, sondern nur allein des Glaubens seyn könne, wäre demnach, die ganze, dem Menschen mögliche Weisheit, und Hume, der an allem Wissen spekulatio verzweifelte, behielte nach Kant in der Hauptsache Recht.

*) Bekanntlich wurden mehrere Anhänger Kant's, die, ihrer größten Anstrengung ungeachtet, die Kritik der reinen Vernunft nicht verstehen konnten, in ihrer Ohnmacht geisteskrank.

**) Die Kategorieen-Reihen der Quantität, der Qualität, der Relation und der Modalität, die Kant unbewiesen aufstellte, hat Fichte in seiner Wissenschaftslehre deducirt.

***) Fichte sucht in seinem philosophischen Systeme darzuthun, wie gerade auf dieselbe Weise, wie das endliche empirische Ich, durch die beschränkende Bestimmung des ihm im absoluten Ich-Ich gegenüberstehenden Objekts zum Selbst-Bewußtseyn und mithin zum Wissen kommt, also auch umgekehrt das Objekt, als ein dem Wissen Gegebenes, nicht etwa blos der Form nach ein Gedachtes und Empfundenes, sondern auch als ein dem Stoffe, Seyn und Wesen nach an sich Gewandtes und Verwirklichtes, lediglich ein Produkt des Ichs, mittelst eines von außen zwar unbedingten, von innen aber wechselweise sich selbst bedingenden und von sich selbst bedingten Prozesses der ursprünglichen Thätigkeit des Ichs sey, indem er nachwies, daß auch der gesammte Stoff der Dinge weiter nichts als gerade die objektiv gewordene Form derselben sey, womit dann offenbar die ganze Welt des objektiven Seyns in eine Welt des subjektiven Wissens verwandelt würde, deren Gesetze keine andere als eben die Gesetze der reinen, ursprünglichen Thätigkeit des Ichs und von diesem also a priori erkennbar wären.

*) Dieses Lob könnte sehr gering scheinen; aber bei den Heiden, wie bei uns, werden Kinder sehr oft von Erwachsenen mißhandelt, auch wenn diese im Uebrigen rechtschaffene Leute sind. D. A. d. Verf.

**) Sollte sie [illegible]: „Kann ich es über mich gewinnen, meine zweite Frau zu verstoßen?"

führt? Wie viel beſſer war es für uns, wenn wir Beide dem Heiland dienten, damit wir, wenn er einſt als Richter der Welt wiederkehrt, nicht das Eine zu ſeiner Rechten und das Andere zu ſeiner Linken ſtehen müßten, ſondern ewig vereint und in ſeiner Geſellſchaft lebten! Da er für uns ſich geopfert hat, ſo ziemt es uns armen Sündern nicht, von unſeren vorhabenden Opfern zu ſprechen, zumal ihre Wirkung nur zu unſerem Heile iſt!“

Molapo antwortete ihr in noch gerührterem Tone, als vorher: „Dein Gewiſſen iſt ſehr aufgeregt, Mamuſſa; Dein Herz blutet! Ich ſelbſt mache mir den Vorwurf, daß ich auf dem ſchmalen Pfade, der zum Leben führt, läſſig wandle. Wohlan! auch dieſes Unrecht will ich bekennen. Nachdem ich aus den Händen meines Vaters eine Gattin, wie Dich, empfangen, hätte ich keine zweite nehmen ſollen.*) Allein ich that es in meiner Unwiſſenheit und vor der Ankunft der Boten Gottes, die uns zuerſt eheliche Tugend gelehrt haben. Habe ich nicht, ſeitdem ſie unter uns erſchienen ſind, meinen Leidenſchaften einen Zügel angelegt? Ohne ihr donnerndes Wort würde ich jetzt ein mächtiger Häuptling ſeyn; ich würde ein Frauen-Haus (Harem) haben wie mein älterer Bruder, meine Onkel und die anderen kleinen Stammesfürſten. Aber nein, Mamuſſa hat größeres Recht als ich; der Bote Gottes ſagt nur vernünftige Dinge. Tauſend Sünden ſtreiten wider mich; laſſet mir noch eine kleine Zeit — ich hoffe, daß Gott mir die Kraft verleihen werde, die da nöthig iſt, um ihm zu folgen.“

Darauf knieten alle Drei nieder, um für einen reuigen Sünder die Hülfe von Oben zu erflehen. Mamuſſa ſagte, als ſie wieder aufſtand: „Jetzt iſt mein Gewiſſen erleichtert; ich will meinen armen Gatten nicht mehr mit zu vielen Ermahnungen quälen.“

Einige Monate ſpäter kam Molapo ſelbſt und ſagte mir, daß er jetzt allen Lockungen der Welt entſagt habe und Chriſto allein dienen wolle; „denn“ — ſagte er — „indem ich ſein Leiden erzählen und erklären hörte, habe ich endlich gefühlt, daß er uns geliebt hat.“ Sein Herz wallte über von Freude, von einer Freude, die keine Schilderung verträgt, deren lebhafter und ſanfter Ausdruck aber in den Zügen des Neophyten ſich malte. Es war erbaulich, zu hören, mit welcher Inbrunſt er von dem Heilande ſprach, deſſen göttliches Beiſpiel der Entſagung uns beſſer belehrt, als die ſchönſten Moralgeſpräche.

Ohne Zeit zu verlieren und der Gewohnheit meiner anderen Proſelyten folgend, führte Molapo ſeine zweite Frau in aller Güte wieder zu ihrer Mutter. Sie erhielt einige Stück Vieh, einiges Pelzwerk, neue Kleider, ein Evangelium und ein Gebetbuch. Molapo hatte nur einige Gefäße und einen Korb aus Binſen von ihr bekommen. Nachdem er aber eine Predigt über Ananias und Saphira gehört, zeigte ihm ſeine beunruhigte Seele im Traum dieſe Gegenſtände, und er beeilte ſich, ſie ihrer Beſitzerin zurückzuſtellen.

Nun erfolgte das Aufgebot ſeiner chriſtlichen Verheirathung mit Mamuſſa. Die Trauung ſelbſt wurde nach Art der patriarchaliſchen Ergötzlichkeiten unter freiem Himmel vollzogen; auch wäre die Kirche von Morija viel zu klein geweſen, um die vielen Heiden aufzunehmen, die aus allen Gegenden des Reiches als Zuſchauer gekommen waren.

Die Ceremonie war einfach, aber ſo feierlich, daß ſie den alten Moſcheſch bis zu Thränen rührte. „Der Januar-Mond“ — ſagte er zu ſeinen verſammelten Unterthanen — „bringt meinem Stamme allemal ein doppeltes Feſt — das Feſt des neuen Jahres und das der Erſtlinge vom Getraide. Am Abend bringt man eurem Könige einen gekochten Kürbiß. Seine Kinder ſammeln ſich um ihn, und er reicht ihnen den Kürbiß, damit jedes von ihnen einen Imbiß thue, von dem jüngſten bis zum älteſten. Ihr Vater und ihre Mutter thun alsdann ein Gleiches, und dies iſt das Zeichen, welches den Ackerleuten ankündigt, daß ſie von jetzt ab den Ertrag ihrer Felder genießen können. Ihr wiſſet, daß bei dieſer Ceremonie die Kinder ihren Erzeugern vorangehen. Vielleicht, ihr Kinder der Unſrigen (bana besu), wird an mich die Reihe kommen, in den Kürbiß der Chriſten zu beißen. Ihr Glaube, ihre Bücher, ihre Sitten — Alles ſcheint mir bei ihnen ſo liebenswürdig: nichts iſt ſo ſchön, wie das Evangelium! Im Geiſte ſchon bekehrt, warum bin ich's nicht auch im Herzen? Ich habe erleben müſſen, daß Molapo mir auf dem Wege der Weisheit und des Glückes vorangegangen iſt!“

Der König konnte ſeine Aufregung, die übrigens voll inneren Grames war, nicht verbergen. Sein Sohn dagegen fühlte ein unausſprechliches Glück, und ſeitdem hat er mit Lydia (dies iſt der Taufname ſeiner Frau) in vollkommenſter und innigſter Eintracht gelebt. Er iſt ſchlicht, demüthig, mittheilſam und immer heiter. Jeder liebt ihn und hört ihn gern reden, ſelbſt den alten Mokaſchane, ſeinen Großvater, nicht ausgenommen, der ihn rufen läßt, um aus ſeinem Munde zu hören, daß, den Erlöſer lieben und ihm nachfolgen, der Wahlſpruch der Chriſten ſey.

Der junge Prinz hat die Weihe der Taufe noch nicht erhalten; ſie wird ihm aber bald ertheilt werden, wenn es Gott gefällt.“ **)

*) Bei dieſem Volke ſucht der Vater für ſeinen Sohn die erſte und rechtmäßige Frau; ſelten giebt er ihm auch Beiſchläferinnen.

**) Außer den beiden Miſſions-Inſtituten im Lande der Baſſuto's hat die evangeliſche Miſſions-Geſellſchaft zu Paris noch fünf andere in Süd-Afrika gegründet, und bald wird ein achtes entſtehen. Das Journal der Evangeliſchen Miſſionen, von welchem ſeit 15 Jahren allmonatlich eine Lieferung erſcheint, berichtet über die neueſten Ereigniſſe auf den verſchiedenen Stationen, die zuſammen 14 Miſſionaire zählen, und enthält außerdem zahlreiche ſchätzbare Notizen über Geographie und Statiſtik des Landes. Die franzöſiſchen Miſſionaire in Afrika haben mehrere geographiſche Karten einiger Gegenden des noch unerforſchten Landes veröffent-

Spanien.

Die Briefe und politiſchen Schriften des Kardinals Granvella.

In den ſo eben erſchienenen „Documens inédits pour l'histoire de France“ *) treten die Staatsſchriften zum erſten Male in die Oeffentlichkeit, die der Kardinal Granvella, Premier-Miniſter unter Karl V. und Philipp II., hinterlaſſen hat. Seit zweihundert Jahren war die Handſchrift ein Gegenſtand der Neugierde und der Nachforſchung für Alle, die ſich hiſtoriſchen Unterſuchungen hingeben; ihre Wichtigkeit wurde von Allen anerkannt, die über die Geſchichte des 16ten Jahrhunderts geſchrieben **), aber ſie lag ſo lange vergraben in den Archiven von Beſançon, daß man die Hoffnung aufgab, dazu zu gelangen. ***)

Seit dem Tode des Kardinals (zu Madrid 1586) hielt man es für eine ausgemachte Sache, daß er eine ungeheure Maſſe von diplomatiſchen Korreſpondenzen und Denkſchriften hinterlaſſen habe, die ſich über einen Zeitraum von 30 bis 40 Jahren verbreiten und in denen die geheimen Federn aller großen Ereigniſſe des 16ten Jahrhunderts enthalten ſind. Die Verhandlungen Karl's V. mit England, Frankreich, den proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands, die Verwaltung der Herzogin von Parma in Flandern und vor Allem die wichtigen Verhandlungen, die dem Vertrage von Chateau-Cambreſis vorhergingen und denen der gelehrte de Thou die Revolution der Niederlande und die Bürgerkriege Frankreichs zuſchreibt, Alles vermuthete man darin erklärt zu finden. Allein lange Zeit hat man von dieſen Dokumenten weiter nichts gewußt, als ihre Exiſtenz. Leute, welche ſie geſehen haben, wurden ſo von dem großen Umfang derſelben erſchreckt, daß ſie nicht wagten, ſie näher zu betrachten, und es kam nichts von ihnen aus der Abtei St. Vincent, wo ſie aufbewahrt wurden, heraus.

Die Geſchichte der Manuſkripte, wie ſie in der Vorrede des gedachten Werkes und bei Menage (Menagiana III, 1) gegeben wird, iſt außerordentlich merkwürdig. Der Kardinal hinterließ in ſeinem Hauſe zu Beſançon 5 bis 6 Kiſten mit Depeſchen in allen Sprachen. Sie wurden bald nach ſeinem Tode auf den Boden gebracht, wo Ratten und Regen wetteiferten, ſie zu zerſtören. Da aber der neue Beſitzer der Wohnung die Kiſten benutzen wollte, ſo verkaufte er deren Inhalt an die Krämer der Stadt. Hierdurch kamen einige Trümmer von Dokumenten in die Hände gebildeter Leute, und Boiſot, Abt von St. Vincent, wurde darauf aufmerkſam. Dieſer machte ſich ſogleich auf, die Papiere aus den Händen der Hunderte von Beſitzern zu befreien und ſie zu ſammeln, und nachdem er einen großen Theil gerettet hatte, unterſuchte er ſie, brachte einige Ordnung hinein und ließ ſie, um eine zweite Zerſtreuung zu verhindern, in 80 große Folianten binden. Boiſot, der 1594 ſtarb, legte ſie in der Abtei St. Vincent nieder.

Im darauf folgenden Jahrhundert hatten mehrere Gelehrte Zugang zu dieſen Handſchriften. Flechier benutzte ſie für ſein Leben des Ximenes. Leibnitz machte einigen Gebrauch davon bei ſeiner Sammlung von Dokumenten für das Mittelalter; der erſte Verſuch jedoch, von dieſen Handſchriften etwas zu veröffentlichen, wurde erſt im vorigen Jahrhundert gemacht, wo der Bibliothekar der Abtei, Dom Leveque, einige Auszüge unter dem Titel „Mémoires du Cardinal Granvelle“ herausgab. Dieſes Werk enthält einige Berichte an Philipp II., ein Breve Paul's III. an Karl V. und des Kaiſers Antwort neben einigen kleinen Stücken aus dem Privatleben Granvella's von geringem Intereſſe. Nach dieſem Verſuche ging aber der Benediktiner Berthold, einer jener Männer, die ſich von keiner Mühe und Arbeit zurückſchrecken laſſen, an das gewiß nicht leichte Werk einer methodiſchen Anordnung der Handſchriften. Der bloße Anblick des Stoffes wurde jeden anderen, weniger entſchloſſenen Geiſt zum Weichen gebracht haben. Achtzig Folianten in verſchiedenen Sprachen, vom Zahn der Zeit, vom Zahn der Ratten entſtellt, ganze Stücke vom Regen verlöſcht, welche Schwierigkeiten für den Arbeiter! Zehn Jahre weihte Berthold der Durchleſung und Ordnung, als ihn der Tod inmitten ſeiner Mühen von der Arbeit abrief. Ein ihm verwandter Geiſt, Grappin, ſetzte das begonnene Werk fort, und ſchon wurde er durch Ludwig XVI. zur Herausgabe aufgemuntert, als die Revolution ausbrach und das Unternehmen wieder 40 Jahre ruhte. Im Jahre 1834 veranſtaltete Guizot die Herausgabe der Documents inédits, und die Staatsſchriften Granvella's zogen ſogleich ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Er ſetzte zu Beſançon eine beſondere Kommiſſion zur Vergleichung dieſer Schriften nieder, und wir haben die erſten Früchte derſelben in den vorliegenden zwei Bänden.

Der darin umfaßte Zeitraum erſtreckt ſich von der Konferenz in Calais 1521, wo Wolſey eine Verſtändigung zwiſchen Karl V. und Franz I. am Vorabend ihres erſten Krieges herbeiführen wollte, bis zum Jahre 1544, dem Ende des vierten Krieges zwiſchen dieſen beiden Monarchen. Die wichtigſten Dokumente darin ſind die Inſtructionen, welche Karl V. ſeinen Geſandten während des Waffenſtillſtandes vom Vertrag zu Cambrey, 1529, bis zum dritten Krieg, 1535, giebt. Karl war damals nicht nur vom Schmalkaldiſchen Bunde in Deutſchland bedroht, ſondern auch von einem Bündniß zwiſchen Heinrich VIII. und Franz. Während aber Letzterer ſich mit Deutſchland und

*) 2 vol. 4. Paris. Imprimerie Royale.

**) Man vergleiche über ähnliche handſchriftliche Schätze der Königl. Bibliotheken in Paris und Brüſſel die Vorrede zum dritten Bande der trefflichen „Deutſchen Geſchichte im Zeitalter der Reformation“, von Leopold Ranke.

***) Vergraben iſt leider das rechte Wort für Handſchriften und Bücher in ſo vielen angeblich öffentlichen Bibliotheken. Wer würde es künftig glauben wollen, daß in einem

England verband, war Karl mit allen Arten von Schmeicheleien bemüht, den Papſt Clemens VII. auf ſeine Seite zu bringen, und es gelang ihm, denſelben für ein Bündniß zur Vertheidigung Italiens zu ſtimmen. Die Verträge über dieſes Bündniß zu Bologna 1533 ſind jetzt zum erſtenmale in dieſer Sammlung gedruckt. Wir haben bisher nur Allgemeines darüber bei Guicciardini und Anderen gehört. Jetzt ſehen wir zum erſtenmale den Geiſt der Politik des Kaiſers aus ſeinen eigenen Inſtructionen, die voll von der Einſicht und Feſtigkeit ſind, die man an ihm gewohnt iſt. Unter den Merkwürdigſten iſt die Inſtruction an den Kaiſerlichen Geſandten zu Paris vom 2. Oktober 1530, als Franz eine Zuſammenkunft mit dem Papſte zu Nizza hatte. Eben ſo wichtig iſt die an denſelben Geſandten gerichtete Inſtruction, als Clemens VIII. ſtarb und Paul III. gewählt wurde, ein Ereigniß, welches den Ausbruch des ſchon gewiſſen Krieges auf einige Zeit verſchob. Am 8. Dezember 1534 ſagt er ſeinem Geſandten, daß er die Antwort billige, welche er dem Engliſchen Geſandten auf den Vorſchlag im Betreff Irlands gegeben. Welcher Art dieſer Vorſchlag war, iſt jetzt ſchwerlich mehr zu errathen. Irland war im 16ten Jahrhundert ein Haupt-Gegenſtand der Spaniſchen Wünſche geworden. Eine Depeſche vom September 1543 an Chantonnaye, den Bruder Granvella's, der als Kaiſerlicher Geſandter damals nach England ging, zeigt uns Karl in ſeiner Eigenſchaft als Feldherrn und Staatsmann zugleich. Sie iſt im Lager von Venlo geſchrieben. Karl hat ſo eben das Herzogthum Kleve zerſtört, und in den Inſtructionen berechnet er mit feiner Auffaſſung den wahrſcheinlichen Eindruck, welchen dieſe Handlung der Rache auf die Stimmung ſeines Alliirten Heinrich und die Gemüther des Engliſchen Volkes machen wird.

Der hiſtoriſche Werth dieſer Dokumente iſt groß; aber ihr vorzüglicher Reiz beſteht in der Zuſammenwirkung der biographiſchen, epiſtolariſchen und hiſtoriſchen Feinheiten, in jener treuen Entwickelung eines individuellen Charakters, die man nur in Briefen findet, welche aus den Thaten und Begebenheiten herauswachſen. Sie tragen überraſchende Spuren jener Gewohnheit eines langen und geduldigen Nachdenkens, mit welchem Karl ſeine politiſchen Pläne entwarf und ausführte. Während ſie uns einen Einblick in die geiſtige Thätigkeit eines ſo gewandten und tiefen Diplomaten gewähren, bieten ſie uns auch ein eben ſo ſeltenes als lehrreiches Studium. Eine ſcharfe Auffaſſung der Charaktere, der Temperamente und der Kunſt in Behandlung der Menſchen, eine ſeltene Sagazität, die gegenſeitige Kraft der Gründe zu berechnen, eine Bedachtſamkeit, die keine Verſtellung irre machen konnte, und dabei eine unermüdliche Arbeitſamkeit — dies ſind die Züge aus dem Charakter des Kaiſers, der hier in einem kräftigeren Lichte vor uns ſteht, als in den Bildern, die Robertſon von ihm entworfen. Die Depeſchen gleichen ſehr denen Ludwig's XI. bei Duclos, aber ſie haben nicht dieſelbe myſtiſche Satire.

Der nächſte Band wird die Verhandlungen enthalten, welche den Vertrag von Creſpy 1544 bewirkten. Das größte Intereſſe erregt jener Theil, welcher die Negociationen vor dem Traktat von Chateau-Cambreſis geben wird; beſonders die Konferenz, die nach Arriani und de Thou zwiſchen Granvella und dem Kardinal von Lothringen 1558 zu Peronne ſtattfand, und in welcher man ſich vereinigte, allen irdiſchen Streitigkeiten zu entſagen, um nur deſto kräftiger die Ketzer zu bekämpfen. Beide Hiſtoriker verſichern, daß in dieſer denkwürdigen Zuſammenkunft die Grundlagen jener ungeheuren Anſtrengungen zu ſuchen ſind, welche die Römiſche Kirche kurz darauf zur Wiederherſtellung ihrer Gewalt machte, und daß ſie das Vorſpiel zu den Bürgerkriegen in Flandern und Frankreich bildete. So viel Licht auch in neuerer Zeit über die Reaction der Päpſtlichen Gewalt zur Zeit Philipp's II. und der Ligue zur Ausrottung der Proteſtanten verbreitet wurde, ſo können wir dennoch eine treue Geſchichte dieſer Periode nur durch die Schriften Granvella's und die des Kardinals von Lothringen, welche in der Königlichen Bibliothek zu Paris liegen, erwarten.

Mannigfaltiges.

— **Polniſche Literatur in Berlin.** Vielleicht in Folge der Einrichtung eines Lehrſtuhles für Slaviſche Sprache und Literatur auf der hieſigen Univerſität, iſt jetzt auch eine mit einer Deutſchen Buchhandlung (Athenäum in Berlin) verbundene Polniſche Leihbibliothek begründet worden. Bei der großen Anzahl Polniſcher Familien und beſonders auch Polniſcher Studirenden, die ſich mit jedem Jahre zahlreicher hier befinden, verſpricht ein ſolches Unternehmen allerdings einen eben ſo guten Erfolg, als Franzöſiſche und Engliſche Leihbibliotheken in Berlin zu haben pflegen. Die genannte Buchhandlung, deren jetziger Beſitzer zugleich ein buchhändleriſches Etabliſſement in Poſen hat, wird dieſe Combination wohl überhaupt dazu benutzen, die literariſchen Verbindungen zwiſchen Deutſchland und Polen mehr als bisher zu befeſtigen, ſo daß nicht mehr das entfernte Paris, ſondern das dem Slaviſchen Leben nähere Berlin der Centralpunkt im Auslande für Polniſche Literatur ſeyn würde. Hier, wo dieſe von politiſchen Leidenſchaften weniger berührt wird, als dort, könnte ihr ſogar ein ungeſtörterer und wiſſenſchaftlicherer Anbau prophezeit werden, als in der Franzöſiſchen Hauptſtadt.

— **Ein neues Wörterbuch für Poeten und Moraliſten.** Unter dem Titel Dictionnaire des idées morales et poétiques erſcheint jetzt in Paris eine neue Art von Eſelsbrücke für Poeten. Bisher mußten ſich dieſe mit einem ſogenannten Reim-Lexikon behelfen, wenn ihnen nicht ſowohl die Gedanken — denn von dieſen kann wohl bei einem Poeten, der ſich ſolchen Lexikons bedient, nicht die Rede ſeyn — als die Worte und die Reime ausgingen. Hier kommt ihnen nun Herr Louis Auguſt Martin — ſo heißt nämlich der Verfaſſer des „Wörterbuches der moraliſchen und poetiſchen Ideen" — mit einem ganz neuen Rechenknecht zu Hülfe. Er hat auf das genaueſte kalkulirt, welche poetiſche Gefühle und Phraſen ſich durch gewiſſe ſittliche Begriffe zuwege bringen laſſen, und dieſe nun alphabetiſch geordnet neben einander geſtellt. Das erſte Bändchen beginnt mit Age und endigt mit Crime. Der Verfaſſer giebt nicht ſowohl ſeine eigene Definition dieſer Begriffe, als die poetiſchen und proſaiſchen Umſchreibungen, die ſich davon bei den bekannteſten Schriftſtellern der älteren und der neueren Franzöſiſchen Literatur und bei den Griechiſchen und Römiſchen Klaſſikern finden. Man muß ihm dabei das Verdienſt zuerkennen, daß er die verſchiedenen Citate recht geſchickt mit einander zu verbinden weiß, wie ſich denn überhaupt die Franzoſen auf das „Büchermachen" noch beſſer verſtehen, als wir Deutſche, die wir doch auch in Quedlinburg, Nordhauſen und Leipzig einige recht renommirte Fabriken beſitzen. Wir nennen hier die Begriffe, die ſich in dem bisher erſchienenen erſten Bändchen analyſirt finden; es ſind dies: Age (wobei vornehmlich die vier Menſchenalter eine Rolle ſpielen), Ambition, Ame, Amitié, Amour général, Amour propre, Amour maternel et paternel, Amour du sexe, Avarice, Avenir, Beauté, Bonheur, Bonté, Colère, Conseil, Courage, Crainte und Crime.

Bibliographie.*)

Italien.

Atti del r. Istituto d'incoraggiamento alle scienze naturali di Napoli ec. Vol. 3. 4. Napoli.

E. S. V. Piccolomini (conte) Grammatica della lingua otomi, con un vocabolario spagnuolo-italiano-otomi. 8. Roma, tipogr. di Propaganda fide. — Werke der Art erſcheinen ſelten in Italien. Indeſſen hat Prof. Peyron in Turin nachgewieſen, daß dieſes Werk nichts Anderes iſt als eine, noch dazu häufig mißverſtandene, Ueberſetzung von L. de Neve y Molina Reglas de orthographia, diccionario y arte del idioma othomi. Mexico 1767. 8. (Auch die hieſige Königl. Bibliothek beſitzt ein Exemplar davon.) Der Name des Graf. Piccolomi, in Rom hatte ſonſt in der gelehrten Welt, beſonders wegen ſeiner Reiſen in Mexiko, einen guten Klang. Ueber das Otomi ſchrieb in neuerer Zeit ein Mexikaner, Man. Narcos Ramos. Nazera De lingua Otomitarum. Philadelph. 1833. 4. (Beſonderer Abdruck aus den Transactions of the American philos. Society. New series. Vol. 3.)

T. Grossi Marco Visconti; storia del trecento, ravata dalle cronache di quel secolo. gr. 8. Milano. — Prachtausgabe in einem Bande.

M. d'Azeglio Niccolò de' Lapi, ovvero i Palleschi e i Piagnoni. 4 vol. 8. Milano. 14 l. — Neben Manzoni haben auf dem Gebiete des Italiäniſchen Romans auch Grossi und d'Azeglio (Manzoni's Schwiegerſohn) einigen Ruf erworben.

A. Coppi Annali d'Italia dal 1750 sino a' giorni nostri. Tomo 1. 8. Este. 75 c. — Die erſte Ausgabe erſchien zu Rom 1825 folg. (6 vol. 8.) Coppi's Buch ſchließt ſich genau an Muratori's „Annali", die bis zum Jahr 1750 gehen, an und iſt ſehr zu empfehlen.

Atti della r. accademia lucchese di scienze, lettere ed arti. Tomo 10. 8. Lucca. — Darin unter Anderem D. Marcucchini Saggio di osservazioni sulla Storia del diritto romano del medio evo del sign. Savigny, und P. Dinelli Dissertazioni sull' affare dei matrimonii misti considerati secondo i prescritti registrati nella s. scrittura, le ordinazioni della cattolica chiesa e gli insegnamenti de' santi padri, teologi e canonisti.

Biografia degli italiani illustri nelle scienze, lettere ed arti del secolo 18 e del contemporanei, compilata da letterati ital. da ogni provincia e pubblicata per cura di E. de Tipaldo. Fasc. 29 e 30 (vol. 8, fasc. 1 e 2). 8. Venezia. Jedes Heft 2 l. 61 c.

F. Reali (Vice-Bibliothekar) Cenni storici e descrittivi intorno all' i. r. biblioteca di Brera. 8. Milano. 2 l. 61 c. — Die Bibliothek Brera iſt nach der Ambroſiana die bedeutendſte Bibliothek Mailands, ja hat vor jener beſondere Vorzüge. In ihr befindet ſich die Bibliothek des berühmten Haller. Eine eigene Geſchichte derſelben hatte man noch nicht.

G. Moroni Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica da S. Pietro fino ai nostri giorni. Vol. 9 (Cup — Car). 8. Venezia. 4 l. 40 c. — Gaetano Moroni iſt erſter Kammerherr des jetzt regierenden Papſtes und nennt ſich deſſen beſonderer Gunſt, daher in Rom unter dem Volke allgemein nur Gattamino genannt.

Effemeridi astronomiche di Milano per l'anno 1842. Con appendice di osservazioni e memorie. 8. Milano. 75 c.

C. Botta Lettere. 16. Torino. 3 l.

Opere di B. Tini da Gorgonzola, illustrate da G. N. Bonoli. 8. Milano. — Abdruck aus der Zeitſchrift „La Fama" und nicht in den Buchhandel gekommen. Tini war ein Ferrar. Maler, der im 16ten Jahrh. lebte.

L. Cibrario Opuscoli. 12. Torino. 4 l. — Werthvolle Sammlung der kleinen Schriften des geſchätzten Piemontes. Hiſtorikers.

La reale Galleria di Torino, illustrata da R. d'Azeglio (Director derſelben). Fasc. 21 (tomo 3, fasc. 1). Folio. Torino. 12 l.

A. Balbi Scritti geografici, statistici e vari, pubblicati in diversi giornali d'Italia, di Francia e di Germania, raccolti ed ordinati per la prima volta da E. Balbi. Tomo 3. 18. Torino. 3 l.

G. Ferrario Statistica medica di Milano dal sec. 15 sino ai nostri giorni. Fasc. 16 (vol. 2, fasc. 4). 8. Milano. 1 l. 75 c.

T. Vallauri (Prof. in Turin) Storia di poesia in Piemonte. Vol. 2 (letzter). 8. Torino. 6 l. 50 c.

C. Morbio Storie dei municipii italiani. Vol. 3. 8. Milano. — Enthält die Geſchichte der Stadt und Diöceſe Novara. Band 6—10 werden die Geſch. von Urbino, Cortona, Reggio, Bergamo, Aſola, Vercelli, Trento und Cremona enthalten.

L. Tettoni e F. Saladini Teatro araldico, ovvero Raccolta gen. delle armi ed insegne gentilizie delle più illustri e nobili casate che esistevano un tempo e che tuttora fioriscono in tutta Italia, illustrate con relative genealogico-storiche notizie. Fasc. 21 — 26 (vol. 1, fasc. 21 — 26 u. letzter). Text und zum Theil kolorirte Tafeln. 4. Lodi. Jedes Heft 2 l. 17 c.

G. V. Göthe Torquato Tasso, dramma. Versione di F. Ruineri. 12. Milano. — Bildet den 10ten Band des „Magazzino teatrale" und iſt nach dem Tode des Ueberſetzers (Ruineri † 1838) von G. Picci herausgegeben.

A. Bertoloni Flora italica, sistens plantas in Italia et in insulis circumstantibus sponte nascentes. Fasc. 24 (vol. 4, fasc. 6 u. letzter). 8. Bononiae, sumptib. auctoris. 2 l. 50 c.

L. Canina Descrizione dell' antico Tusculo. Folio. 182 Seit. u. 32 Kupfr. Roma.

G. F. Campana Di due sepolcri romani del secolo di Augusto scoperti tra la via latina e l'Appia presso la tomba degli Scipioni. Folio. 90 Seit. u. 40 Kupfr. Roma. — Sowohl dies wie das vorhergehende Werk des Canina ſind nicht in den Buchhandel gekommene Prachtwerke. Deren Verfaſſer erhielten neuerdings von Sr. Majeſtät dem König von Preußen den Rothen Adler-Orden dritter Klaſſe.

A. Reumont Tavole cronologiche e sincrone della storia fiorentina. 4. Firenze. Der bekannte Verf. iſt ein Preuße von Geburt und ein ausgezeichnetes Mitglied des Preuß. geſandtſchaftlichen Perſonals. Neben der politiſchen hat er auch die literariſche und artiſtiſche Geſchichte von Florenz berückſichtigt.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke ſind durch die Buchhandlung von Alber u. Co., hierſelbſt, zu beziehen.

erſcheinen wird. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Montag den 24. Januar 1842.

England.

Zur neuesten Literatur Englands.

Erster Beitrag.

(Aus Dr. Känzel's Vorlesungen über die neueste Englische Literatur, gehalten zu Darmstadt, Winter 1839 und 1840.)

Die verschiedenen Merkmale, welche den Gesammt-Charakter der Englischen Literatur bezeichnen, sind bestimmt und hervorragend. Vor Allem fällt uns der materielle Reichthum dieser Literatur ins Auge. Es giebt Stoffe, welche gemeinschaftliches Eigenthum der Dichter verschiedener Völker sind. Solche ideelle Grund-Ideen können durch geistreiche Behandlung aufs unendlichste variirt werden, ohne daß sie den Leser durch ihre beständige Wiederkehr ermüden. In einigen Literaturen ist ein gewisser Ton, einmal angeschlagen, der Grundton ihrer ganzen Poesie geblieben. So gelang es dem Petrarka, zu der Zeit, als selbst noch die Italiänische Sprache in ihrem Bildungsprozesse begriffen war, die Gefühle seiner Sehnsucht in einer liebeglühenden Sprache so klassisch auszudrücken, daß seine Sonnette für die Folge, formell wie materiell, der Typus dieser Gattung geblieben sind. Bei anderen Völkern feierte die Poesie erst ihren Triumph, als die Nation selbst auf der Höhe ihrer Ausbildung und ihrer Weltbedeutung stand. Als Stoff reichte das Volk seinem Dichter die eigenen Thaten dar, wie dies der Fall bei den Portugiesen ist, wo seit Camoens die nationale Leier verstummte.

Gerade nun in materieller Hinsicht ist die Englische Literatur der Ausdruck der materiellen Größe Englands. Im Englischen Romane finden wir entweder eine reizende Schilderung häuslicher Zustände, die, bis ins Kleinliche ausgemalt, uns die Freuden und Leiden erblicken, uns zugleich aber auch dadurch an dem Leben eines besonderen Standes Antheil nehmen lassen. Jene Holländerei der Darstellung, jene reelle Nüchternheit der Behandlung des Stoffes, jenes didaktische Element, welches Weisheit und Mäßigung im Glück und Unglück predigt, ist gerade das, was uns so unwiderstehlich in dem Vicar of Wakefield fesselt. Oder nehmen wir eine andere Romanrichtung, welche, im Gegensatz zu den sogenannten fashionable novels, im Volksleben der mittleren und niederen Stände wurzelt, jene Romane des bekannten Charles Dickens (Boz), seinen Pickwick Club, seinen Nicholas Nickleby u. s. w. Wer freilich nicht das Volksleben der niederen Stände Englands kennt, diesen Mikrokosmus strotzender Gesundheit auf der einen Seite, auf der anderen von Elend und Verzweiflung, überhaupt das Nationale, was gerade den niederen Ständen in England aufgeprägt ist, der wird leicht, wie es einem neueren Deutschen Kritiker begegnete, jene wahrhaft national-poetischen Naturelle, wie sie Dickens mit dem glücklichsten Griffe aus dem Volke herausgewählt hat, für Karrikaturen ausgeben.

Der Reichthum des poetischen Materials wird in England stets erhalten, ja vermehrt durch die Oeffentlichkeit des Staats- und Volkslebens. Kein Charakterzug, vom Könige und Staatsmann an bis zum Verbrecher und Spitzbuben herab, geht für die Nation verloren; denn nicht nur wird jedes Faktum sogleich an Ort und Stelle untersucht und weitläuftig in den Journalen, den Kanälen der Volks-Intelligenz im großen Stil, besprochen und beschrieben, sondern der praktische Sinn der Engländer verlangt zu gleicher Zeit, daß von dem Berichterstatter die Motive und Triebfedern mit psychologischer Kunst dargestellt werden. Diese Charakteristiken sind die besten Vorarbeiten für die Dichter. Daher kommt es auch, daß die Englische Literatur sich vor allen anderen niemals vom Boden der gesunden Wirklichkeit losgelöst und in blaue ideale Abstractionen sich verloren hat; selbst Byron, und noch mehr Shelley, die, gemäß ihrer Zerrissenheit mit sich selbst und der Zwietracht der inneren Welt mit den äußeren Verhältnissen, in eine ideale Welt sich einbauen mußten, steigen beständig von ihren Luftschlossern auf den Nebelhöhen auf die grüne Erde herab, um neue materielle Nahrung in sich einzusaugen. Täglich wird in England der Schatz des poetischen Materials durch Reisebeschreibungen vermehrt, in denen scharfsichtige Beobachter Goldbarren für die Vermünzung der Dichter aus allen Welttheilen zusammentragen. Alles Fremde, besonders dasjenige, was uns über noch uncivilisirte Nationen mitgetheilt wird, erregt ja schon in erhöhtem Grade die Neugierde der civilisirten Welt, wie viel mehr muß es die Phantasie des Dichters erfrischend anregen, der in jenen Menschen, welche der Natur noch näher stehen, willkommene Träger für seine rein menschlichen Ansichten finden muß. So ist uns zuerst durch die Engländer jene reiche Sanskrit-Literatur erschlossen worden. Deshalb konnte es auch Thomas Moore gelingen, ohne daß er jene Länder: Indien, Arabien, Persien, besucht hatte, uns zuerst in der Europäischen Literatur einen treuen Spiegel orientalischen Lebens, orientalischer Sitte und Pracht in seinem romantischen Gedichte Lalla Rukh aufzustellen. Goethe und Rückert verfolgten jene Richtung weiter. Rein und streng Asiatisch ist das ganze Kolorit und die Schilderung seines Gedichtes. Der Dichter ist völlig durchdrungen von dem Charakter der Scenen, in die er uns versetzt. Da ist kein Gleichniß, keine Beschreibung, kein Name, kein geschichtlicher Zug und keine poetische Wendung, welche uns an Europäische Gewöhnung erinnert und nicht die genaue Vertrautheit mit dem Leben, dem Charakter und der Kunde des Orients anzeigt. Ein anderes Beispiel dieser materiellen Neuheit und Tüchtigkeit ist Capitain Marryat, der uns in seinen Romanen eine Einsicht in das Leben auf dem Ocean und den Mikrokosmus der Englischen Marine mit ihren kerngesunden, freiheitsliebenden und humoristischen Seefahrern eröffnet hat. Goethe macht in „Dichtung und Wahrheit" irgendwo die so überaus wahre Bemerkung, daß man dem Dichter stets das Erdreich, wo er groß geworden, anmerke, daß er durch das Handelstreiben seiner Vaterstadt Frankfurt, durch den historischen Konservatismus, wie er bei Gelegenheit der Kaiserkrönungen und in den Formen der alten reichsstädtischen Verfassung am lebendigsten hervortrat, durch die Schifffahrt auf dem Main, durch die vielen Merkwürdigkeiten, welche die zweimal jährlich wiederkehrenden Messen brachten, vielfach und vielseitig poetisch angeregt, ja, daß diese vielseitige Anschaulichkeit seiner Jugendbildung gewiß die Ursache seiner nachherigen Universalität gewesen sey. In noch viel höherem Grade findet dieses natürlich in England und namentlich in London statt, das nicht allein die erste Handelsstadt der Erde ist, sondern wo auch die Season das ausgebildetste sociale Leben jährlich auf einige Monate zum Schauplatz sich auswählt. In diesem materiellen Reichthum, in dieser Stoffhaltigkeit, in dieser Anregung von Außen ist wohl auch die natürliche Ursache zu finden, daß von den Schriftstellern aller Völker die Englischen meistens ihren eigenen Weg gingen, daß fremde Literaturen am wenigsten auf sie Einfluß gewannen, dagegen gerade die Englische Literatur vielfach auf andere, namentlich auf die Deutsche, wohlthätig eingewirkt hat. Die Gesundheit und Reichhaltigkeit des Stoffes ist erstes Bedürfniß des Schriftstellers im Allgemeinen, insbesondere des Dichters. Die richtige oder passende Form stellt sich ein; deshalb konnte nur unter der Königin Anna die Französische Literatur eine Zeit lang Einfluß auf die Englische gewinnen, weil die Schriftsteller jener Periode es verschmähten, den ihnen nahe liegenden nationalen Stoff zu bearbeiten, und sie hauptsächlich Schilderungen des damals französirten Englischen Gesellschaftslebens vorzogen. Dadurch ist freilich Pope in formeller Hinsicht ein Muster Französischer Eleganz geworden. In dieser Rücksicht ist er auch heute noch nicht vergessen, und Byron und andere Dichter haben ihm gehuldigt und seine formellen Vorzüge gegen Verkleinerer vertheidigt; aber als nationaler Dichter, an Stoff und Gehalt, steht er weder mit Shakespeare noch mit Walter Scott auf einer Linie. Wenn auch in der neueren Zeit unsere Deutsche Literatur eine wahrhafte Anerkennung, auf genaue Kenntniß basirt, in England gefunden hat, so ist doch die Englische Nationalität eine so ausgeprägte, daß durchaus von einer Nachahmung, oder gar einer sklavischen, keine Rede seyn kann. Der nationale Geschmack verlangt, daß das fremde, wenn auch stammverwandte Element von dem einheimischen Schriftsteller erst in Saft und Blut aufgenommen und mit der eigenen Nationalität vollständig verschmolzen worden sey, ehe er es genießen will. Unmittelbare Früchte von gepfropften Reisern behagen dem Englischen Geschmack durchaus nicht. Wir sehen dies an zwei Beispielen. Als der bekannte Coleridge nach Deutschland kam, hatte gerade Bürger, durch Herder's Hinweisung auf die Englischen Volkslieder in Percy's Relicks, jenen Ton der Balladen-Poesie angeschlagen, der unsere lyrische Poesie nach allen Richtungen hin weckte. Leonore war sein gefeiertstes Gedicht. Coleridge fühlte ganz richtig heraus, daß das Schauerlich-Mystische, jene romantische Maschinerie der Ballade, den großen Zauber auf die Deutsche Nation ausübe. Die zwei berühmtesten Gedichte von Coleridge waren die Frucht jener poetischen Erkenntniß. In seinem Old mariner (dem alten Matrosen) und in seiner Christabel spielt jenes schauerliche Element, das Hereinragen einer Geisterwelt, die Hauptrolle; indessen wollten beide Gedichte, trotz der einzeln großen Schönheiten und malerischen Schilderungen, dem Geschmack der Nation, der Uebertreibung des Schauerlichen wegen, nicht zusagen, weshalb auch das zweite Gedicht Christabel Fragment blieb. Ein zweites noch schlagenderes Beispiel, daß der Geschmack der Englischen Nation jene unmittelbaren Nachahmungen verschmäht, sind die Schriften von Thomas Carlyle. So sehr auch die Richtung seiner Kritik auf das tiefere Deutsche Spekulative, das Metaphysische in

der Kunst, anerkannt wird, so hat die Englische Kritik dagegen den Stil und die Behandlung seiner „Französischen Revolution", worin er sogar Deutsche Constructionen gebrauchte, als eine Extravaganz Deutscher Nachahmung allgemein bezeichnet und auf das Gefährliche einer solchen Neuerung und das Unnationale einer solchen Nachahmung hingewiesen. — Der Reichthum an poetischem Material hat auch verhindert, daß große Englische Schriftsteller, wenn sie einmal eine bestimmte Richtung eingeschlagen hatten, sich erschöpften. Zwei sprechende Beweise hierfür sind Walter Scott und Capitain Marryat; Beide fingen erst im reiferen Mannesalter ihre Roman-Schriftstellerei an und in jedem Jahre reifte (und reift) ein glänzendes Produkt ihrer Phantasie.

Ein Charakterzug, der ferner die Englische Literatur vorzugsweise auszeichnet, ist der, daß sie auch in moralisch-religiöser Beziehung die strengeren Züge des Englischen Lebens nicht verleugnet. Man kann der Englischen Literatur nicht vorwerfen, daß sie vorzugsweise moralisch-religiöse Lehren zum Gegenstand ihrer Behandlung erhebt. Wir finden das Moralische nicht etwa in einem vorherrschenden didaktischen Elemente der Englischen Literatur, sondern in jener moralischen Grundlage, welche jeden Stoff lebendig durchdringt, in der Wahrheit der Darstellung reeller Lebens-Verhältnisse der verschiedenartigsten Stände, welche vielleicht manchmal an die Karrikatur streifen, aber immer, wie in Frankreich, selbst zur Karrikatur werden. Die Vernunft geht stets Hand in Hand mit dem Humanismus und das Gesunde und Tüchtige bildet den Grundton. Wohl finden sich auch in der neuesten Literatur Englands nervenerschütternde Kontraste, aber der Schrecken und die Frivolität haben nur, als Prinzip, der Englischen Literatur sich aufdrängen können, wie es seit dem Auftreten der Französischen romantischen Schule der Fall gewesen ist. Diese höhere moralische Grundlage ist der Englischen Literatur von Alters her bis auf die Gegenwart eigen und wurzelt tief in dem religiös-moralischen Charakter des Englischen Volkes. Welcher Dichter hat den Schatten- und Lichtseiten der menschlichen Natur einen treueren Spiegel vorgehalten als Shakespeare? Wer läßt die Tugend herrlicher siegen und das Laster furchtbarer untergehen, ohne dem Kunstwerk durch sogenanntes Moralisiren auch nur im geringsten zu vergeben, als Shakespeare? Gerade der Kern seiner Fabeln, auf welchen er die bewundernswürdigen Paläste seiner Dichtungen aufführt, ist Moral. Moral und Poesie sind von ihm wieder in ihre höhere Einheit zusammengeschmolzen. Was Shakespeare durch Hamlet den Schauspielern als die höchste Aufgabe der dramatischen Kunst bezeichnet, nämlich der Tugend ihre eignen Züge, der Schmach ihr eignes Bild, und dem Jahrhundert den Körper der Zeit, den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen, das war und ist noch heute das Prinzip der Englischen Literatur. Diese sittliche Grundlage macht die Englische Literatur der altklassischen ebenbürtig. Der geistreiche Verfasser des „Scipio Cicala", Herr von Reyfues in Bonn, hat diesen moralischen Grundzug der Englischen Literatur in dem Zueignungsschreiben seines Romans an Walter Scott mit gerechter Anerkennung hervorgehoben und treffend charakterisirt. „Indem ich Ihnen", sagt er unter Anderem, „diese öffentliche Huldigung darbringe (nämlich diese Zueignung des Romans), habe ich noch meinen Theil an der allgemeinen Schuld gegen Sie abzutragen. Es ist die Schuld nicht der Bewunderung des großen Schriftstellers — denn diese Schuld muß die späteste Nachwelt mit uns theilen — sondern der Dankbarkeit gegen den hochmoralischen Schriftsteller, den ich in Ihnen vor allen anderen verehre, die das Fach der Dichtkunst, worin Sie so groß sind, mit besonderem Glück bearbeitet haben. Nirgends in Ihren Werken haben Sie einer falschen Richtung der Zeit gehuldigt, so sehr Sie auch die Vorgänge der größten Schriftsteller vorführen konnten, welche das Glück ihrer Werke häufig auf solche Unterordnungen gegründet haben. Nirgends ist die reinste Sitte, das jungfräuliche Zartgefühl Ihrer Leser auch nur durch die leiseste Anspielung gefährdet worden. Sie haben nie eine gefährliche Leidenschaft angerufen, um den Beifall derselben zu gewinnen. Immer wurde dem Laster und der Tugend ihr Recht durch Sie, der Tugend, auch wo sie unterlag, durch einen rührenden und erhabenen Tod, und dem Laster, auch wenn es den Sieg davon trug, durch ein Glück, daß selbst den Lasterhaften nicht wünschenswerth erscheinen kann. Sie haben mehr als dies gethan; Sie haben den Roman auf eine Höhe gehoben, wo er dem Volke zum National-Epos wird, Sie haben gezeigt, wie geeignet er ist, großartige Gesinnungen zu verbreiten, Nationalgefühle und Ideen zu beleben, zu erhalten und zu befestigen — ja die Schuld der Menschheit gegen ihre verkannten Verdienste abzutragen. — — Vor Ihnen" — so schließt Herr von Reyfues — „müssen jene sorglosen Theorieen schweigen, die in der Dichtkunst nichts von Lehre und Moral wissen wollen! Als ob die erhabensten Werke des menschlichen Geistes, den erhabensten Pflichten des menschlichen Herzens fremd bleiben müßten? Ist denn mit jenen Theorieen auch nur ein Teufel hervorzubringen, dessen Größe in etwas Anderem als der Kraft bestände, die er dem Himmel entwendet hat?" (Schluß folgt.)

Frankreich.

Brief aus Paris über philosophische und literarische Gegenstände.

(Schluß.)

Vergleicht man Fichte mit Kant und Jacobi, so findet man, daß alle Drei dem Menschen eine wahre Realität und Selbständigkeit außer Gott zugestehen, folglich das Endliche eben so absolut als das Unendliche setzen müssen. Der Unterschied zwischen ihren Systemen besteht hingegen darin, daß Gott nach Kant ein schlechthin unerkennbares, nach Jacobi ein bloß geglaubtes und woraus dann offenbar erhellt, daß keines dieser drei Systeme wahre Philosophie seyn kann; denn die erste Forderung aller wahren Philosophie ist, „das alleinige wahrhafte Seyn des Unendlichen und das eigentliche absolute Nicht-Seyn alles Endlichen, wenn es in seiner Getrenntheit von Gott aufgefaßt wird, wissenschaftlich zu erkennen", eine Forderung, die keines dieser Lehrgebäude, die alle in der Subjektivität befangen bleiben, erfüllte. — Fichte's Wissenschaftslehre, die eigentlich als eine bloße Theorie des Bewußtseyns angesehen werden muß und folglich die eigentliche Qualität des Absoluten dahingestellt seyn läßt und nur für die Reflexion des Ich's auf sich selbst einen äußeren unerklärlichen Anstoß (das Kantische Ding an sich) postulirte, kann so wenig für atheistisch gehalten werden, wie die reine Mathematik.

Der Triumph, das Fichtische Ich und die Spinozistische Substanz zu vereinen und hierdurch beider Einseitigkeiten aufzuheben, so wie die Philosophie überhaupt als durchaus sich selbst begreifende Vernunft-Wissenschaft durch die längst gesuchte und endlich auch gefundene Ineinsbildung der beiden einzig möglichen Urgestaltungen von Idealismus und Realismus zu vollenden, war Friedrich Wilhelm Joseph Schelling vorbehalten, indem derselbe die totale Identität des Wesens und Seyns und die gänzliche Indifferenz des Subjektiven und Objektiven im absoluten Ursprung aller Dinge, der göttlichen „natura naturans" (unaufhörlich gebährenden Urgrunde) nachgewiesen und hiermit das Absolute (Gott) an die Spitze aller Philosophie gestellt und hierdurch für das philosophische Denken den wahren Inhalt für immer gefunden hat. Diese von Schelling gefundene und an die Spitze seiner Philosophie hingestellte ewige Wahrheit, daß nämlich das Absolute die Einheit des Subjektiven und Objektiven, des Endlichen und Unendlichen, des Positiven und Negativen ist, welches indessen nach ihm doch nur in seinem wahren Wesen durch eine intellektuelle Anschauung (eine unmittelbare Beschauung des Göttlichen) zu erkennen ist, hatte jetzt sein großer Schüler, der wie der Homerische Poseidon mit seinem goldnen Dreizack die Erde zittern machte, durch seinen dialektischen Dreizack *) das geistige Deutschland erschütterte, durch immanente Bewegung der Sache selbst näher zu begründen und dadurch einem Jeden zugänglicher zu machen, so wie in den Wissenschaften der Ideal-Welt, wie der Religion, Kunst und des Staates, im Besonderen und Einzelnen mehr durchzuführen. **) Was daher bei Schelling der Anfang der Philosophie war, wurde jetzt bei Hegel der Schluß derselben; denn er fing mit dem Gewissesten, dem logischen Denken an, wurde von da aus durch seine Dialektik zur Natur geführt, von dieser zum endlichen subjektiven Geist (Psychologie und Anthropologie), von diesem zum objektiven Geist (Religion, Kunst und Staat), und vom objektiven Geiste endlich zum absoluten Geist oder Gott. Der große Vorzug an dem Hegelschen philosophischen Systeme ist daher, daß es im wahren Sinne des Wortes ein System ist, d. h. daß es alle Sphären des Wissens in sein philosophisches Gebäude aufgenommen und mit der Grundidee desselben in eine Einheit gebracht hat, daß es überhaupt eines der vollkommensten philosophischen Systeme ist, die je von Aristoteles an bis auf unsere Zeit erschienen sind. Denn eben das In-sich-geschlossne, Abgerundete, Systematische, dieses Anfangen, Fortschreiten und wieder in den Anfang Zurückkehren ist das Ausgezeichnete des Systems.

Ferner muß an ihm anerkannt werden, daß er die substanzielle Welt-Anschauung seiner Zeit erfaßt und dieselbe philosophisch zum Bewußtseyn gebracht hat. Daß aber das System im Innern noch an manchen Mängeln leidet, die Ihnen aus den gründlichen kritischen Schriften des jüngeren Fichte, Weiße's, Trendelenburg's und neuerdings Ulrici's, dessen kürzlich erschienene Kritik über das Hegelsche System ich allerdings nur aus Ihren brieflichen Mittheilungen kenne, wohl bekannt sind, brauche ich Ihnen kaum zu erwähnen. Nur möchte ich Ihnen gern manche von genannten Kritikern noch nicht angeführte Aussetzungen an der Hegelschen Philosophie vorführen, wozu ich mir von Ihnen in meinem nächsten an Sie zu richtenden Schreiben die Erlaubniß und zugleich Ihre Nachsicht ausbitte.

Sie werden daher mit mir übereinverstanden seyn, sind Sie gleich für jetzt der Hegelschen Philosophie, als der Ihnen, nach Ihrem Vorgeben, unter allen bis jetzt erschienenen Philosophieen am meisten zusagenden, zugethan, daß wir dieses System, seinen Wanderstab für seinen historischen Weg ergreifend, bald sehen werden. Denn der menschliche Geist ist kein stehendes Wasser, sondern

---

*) Unter dialektischem Dreizack versteht der Briefsteller die Methode der Hegelschen Philosophie, welche vermöge ihrer flüssigen Bewegung den Philosophirenden nicht bei einem Objekte der Erkenntniß stehen bleiben läßt, sondern ihn immer weiter und weiter wie in einem Fluße bis zur Erkenntniß Gottes führt, und deren Wesen darin besteht, daß sie an einem zu untersuchenden Gegenstande zuerst sein positives Moment aufzeigt und dieses in seine Negation umschlagen und, indem es eben damit negirt wird, in ein anderes Moment übergehen läßt, das nun um das erste negirte Moment reicher, ein vollkommnerer, reicherer Begriff ist. So zeigt es sich z. B., daß das Seyn, schärfer ins Auge gefaßt, seine Negation, d. h. Nichts ist, oder am Seyn tritt nothwendig zugleich seine Negation hervor, und das Seyn mit dieser seiner Negation zusammen ist nun nicht mehr das ruhende, todte Seyn, sondern die lebendige Bewegung des Werdens. Eben so negirt sich wiederum das Werden und wird mit seiner Negation das Daseyn. Indessen gesteht Hegel (Logik I. S. 40) selbst, daß seine Methode noch vieler Vervollkommnung, vieler Durchführung im Einzelnen fähig sey.

**) Der Begründer der Identitäts-Philosophie hat nämlich die Einheit des Endlichen und Unendlichen mehr von der realen Seite wie spekulative Physik oder Natur-Philosophie im Allgemeinen dargethan; für die Darstellung hingegen der nämlichen Einheit von der idealen Seite mittelst eines durchgeführten Systems der Kunst, Religion und der Politik ist außer wenigen zerstreuten Bruchstücken von Schelling selbst noch nichts erschienen. Indessen hat der große Philosoph, den jetzt Berlin zu seinen wissenschaftlichen Zierden zählt, in seinen Vorlesungen über Philosophie der Offenbarung eine Vervollständigung seines Systems zur größten Freude der wissenschaftlichen Welt versprochen. Es steht aber nicht zu erwarten, daß Schelling seine neue Ideal-Philosophie auf dieselbe Weise behandeln wird, die er bei seiner Real-Philosophie angewendet hat, denn nach einer mündlichen Aeußerung in seinen Vorlesungen ist dem gerade der Mangel an der Hegelschen Philosophie, daß sie die Methode der Real-Philosophie auf die Ideal-Philosophie übertragen hat, und daß sie, um dieses beiläufig zu bemerken, die

ein unaufhörlich weiter fließender Strom; er iſt, was Hamlet von dem Geiſte (ſeines Vaters) ſagt, „hic et ubique"; der unaufhörlich fortſchreitende menſchliche Geiſt gehört einerſeits ſeiner Zeit an und iſt hic, andererſeits hat er ſchon in demſelben Moment dieſelbe überſchritten und eilt einer noch intellektuelleren entgegen und iſt ubique. Der menſchliche Geiſt iſt unaufhörlich im Fortſchreiten begriffen, und mit dieſem ſeinen Fortſchreiten wird auch die ſubſtanzielle Welt-Anſchauung der Zeit eine ganz andere. Das Menſchengeſchlecht iſt ſich aber ſeines geiſtigen Fortſchritts und hiermit ſeiner anders gewordnen ſubſtanziellen Welt-Anſchauung noch nicht bewußt. Ein einzelner geiſtiger Heros, den Geiſt und die Subſtanz ſeiner Zeit erkennend, hat ihm beides ins Bewußtſeyn zu bringen. Ein ſolcher geiſtiger Heros iſt der originelle Philoſoph, in deſſen Philoſophie, in welcher er den geiſtigen Fortſchritt ſeiner Zeit zum allgemeinen Bewußtſeyn bringt, allerdings nun wieder der noch fortgeſchrittenere Geiſt einer bevorſtehenden künftigen Zeit, der ihm aber noch ſelber unbewußt bleibt, enthalten iſt. Dieſen vollkommneren, aber noch unbewußten Geiſt, welcher dazu beſtimmt iſt, der Grund und Boden für eine wieder anders ſich zu geſtaltende ſubſtanzielle allgemeine Welt-Anſchauung zu werden, erfaßt ein folgender Philoſoph und bringt ihn zum Bewußtſeyn. Dies zeigt die Entwickelung des orientaliſchen, Griechiſchen und mittelalterlichen Geiſtes, dies zeigen die Philoſophen von Baco und Carteſius bis auf Hegel in der neuen und neueſten Zeit, die immer einer aus dem anderen hervorgingen, und dies zeigt endlich die Geſchichte überhaupt. Man kann daher ſagen, daß jeder der bis jetzt aufgetretenen Philoſophen ſowohl die ganze Wahrheit als auch nur ein Moment derſelben gefunden hat; er hat die ganze Wahrheit gefunden für die ſubſtanzielle Welt-Anſchauung ſeiner Zeit, er hat dagegen nur ein Moment derſelben gefunden in Bezug auf die Entwickelung des Geiſtes überhaupt und in Bezug auf alle Zeiten. Es iſt daher gewiß eine dem Weſen des Geiſtes widerſtrebende Anſicht, wenn einige Hegelianer behaupten, daß mit der Hegelſchen Philoſophie das philoſophiſche Denken überhaupt ſein Ende gefunden hätte. Wir ſehen ſchon jetzt vielleicht wieder einer anderen Philoſophie entgegen, die das in ihrer Vorgängerin noch unbewußt liegende Element zum Bewußtſeyn erhebt und hiermit das Mangelhafte in ihr, das eben in dieſer Unbewußtheit ſeinen Grund hat, aufhebt. Vielleicht ſteht uns dieſes ſchon jetzt in der poſitiven Philoſophie, die Schelling, wie Sie mir ſchreiben, in dieſem Winter-Halbenjahr aufzuſtellen ſchon begonnen hat, ganz nahe bevor. Merkwürdig aber wäre es, wenn Schelling, wie er einſt zuerſt Fichte's Schüler und dann Lehrer war, in Bezug auf Hegel denſelben, aber umgekehrten Prozeß durchmachen ſollte. Ich geſtehe Ihnen, daß ich auf den Inhalt von Schelling's poſitiver Philoſophie ſehr geſpannt bin; es läßt ſich recht gut erwarten, daß er in dieſer neuen philoſophiſchen Epoche ſein Syſtem zu einer Abrundung und zu einem Abſluß bringen wird. Schelling's Berufung nach Berlin kann für die Wiſſenſchaft von den größten Folgen ſeyn. Haben doch auch Fichte und Hegel ihre Syſteme erſt in Berlin vervollſtändigt und zu einem abgerundeten Ganzen gemacht! Sie ſchreiben mir, ich ſollte das Reſultat von Schelling's poſitiver Philoſophie abwarten, ja, dieſes will ich auch thun, aber doch bitte ich Sie, daß Sie mir jeden Sonntag von den jedesmaligen wöchentlichen Vorleſungen eine Abſchrift mit der Poſt zuſenden.

Jedoch, beſter Freund, bringt mir meine letzte Bitte durch eine Ideen-Aſſociation erſt jetzt in Erinnerung, daß ich von meinem Hauptthema faſt ganz abgekommen bin, indem ich eine Pflicht ähnlicher Art, die Sie mir auferlegt, daß ich Ihnen nämlich von der philoſophiſchen und überhaupt geiſtigen Bewegung in Frankreich einige Nachrichten ſolle zukommen laſſen, gegen Sie zu erfullen habe. Ich wollte Sie bloß durch eine ſkizzenhafte Hinweiſung auf den Verlauf des eigentlichen philoſophiſchen Denkens in den Haupt-Kultur-Staaten Europa's darauf vorbereiten, daß Sie in meinen Berichten über das Franzöſiſche Philoſophiren nicht eine ſpekulative Philoſophie zu ſuchen haben, indem dieſelbe, während ſie in England einigemal, wenn auch immer nur auf kurze Zeit, beherbergt und in Deutſchland endlich auf den Thron geſetzt wurde, das Franzöſiſche Territorium nicht einmal betreten durfte und ihr Aſyl daher in demſelben ganz aufgegeben zu haben ſcheint, wovon neuerdings Lerour in ſeinem Werke „l'humanité" einen neuen Beweis ablegte. Dieſer ſogenannte Franzöſiſche Philoſoph iſt in der letzten Zeit, wenn ich von Lammenais' neueſtem philoſophiſchen Werke, das Ihnen wahrſcheinlich bekannt ſeyn wird, abſehe, der einzige, der ſelbſt in dem ſocial-praktiſchen Gebiete der Philoſophie etwas geleiſtet hat. Der Verfaſſer ſucht in dieſer Schrift nach einer dürftigen pſychologiſchen Einleitung nachzuweiſen, daß, nachdem die Philoſophie und der Liberalismus bisher bloß kritiſch verfahren und den althergebrachten Glauben und die ſocialen Inſtitutionen erſchüttert, ja faſt vernichtet hätten, es nun Aufgabe unſerer Zeit ſey, ein neues ſociales Gebäude aufzurichten, da die Welt nicht bei etwas bloß Negativem ſtehen bleiben, noch zu dem Alten zurückkehren könne. Als Baſis dieſes neuen Gebäudes hält er nun das Prinzip der Aſſociation, das, an die Stelle des durch den Liberalismus des 18ten Jahrhunderts hervorgerufenen Syſtems des Individualismus und der freien Konkurrenz tretend, allein vermöge, die von der Vernunft und dem Chriſtenthume geforderte wahre Gleichheit zu realiſiren. Von dieſem Prinzipe ausgehend, kömmt er nun zu mehreren verderblichen und verkehrten Konſequenzen, als z. B. zur Aufhebung des jetzigen Appropriations-Geſetzes, als des mächtigſtens Hebels des Egoismus und des Induſtrialismus, der Gleichſtellung der beiden Geſchlechter, der Lockerung des ehelichen Bandes u. ſ. w. Um nun ſeine Anſichten zu verbreiten, hat Lerour, der übrigens ein Mann von Energie iſt und ſich zum Reformer geboren glaubt, die Reſte der Schule Saint-Simon's und die Anhänger Fourier's unter ſeinem Panier vereinigt und mit George Sand und gefährlich in politiſcher Hinſicht, als Herr Guizot und das jetzige Miniſterium bei ihrem Einſchüchterungs-Syſtem alle Welt glauben machen wollen, indem ſie alle geheime Verbindungen, namentlich unter der, bei dem ſtarken Andrange nach der Hauptſtadt, mißvergnügten arbeitenden Klaſſe, mit den Kommuniſten in Verbindung zu bringen ſuchen. Das jetzige Miniſterium hat, wie Sie wiſſen, eine ziemlich ſchwierige Stellung; es hat ſich durch ſein nachgiebiges Auftreten dem Auslande gegenüber und durch die gewaltſamen, zur Laſt ergriffenen Maßregeln im Innern, namentlich durch die Angriffe gegen die Preſſe, in der öffentlichen Meinung Vieles vergeben. Guizot, die Seele des jetzigen Kabinets, iſt, ungeachtet ſeiner Geſchicklichkeit im Opponiren und ſeines parlamentariſchen Talents, doch kein Mann der That. Der Juli-Quadruvel-Vertrag hat ſeine Schwäche als Diplomat bewieſen, und die bisher im Innern befolgte Politik iſt leider nicht geeignet, ſeine Adminiſtrationsgaben in ein glänzendes Licht zu ſtellen. In der That, er würde Frankreich und beſonders der Wiſſenſchaft einen nicht unbedeutenden Dienſt leiſten, wenn er ſich auf ſein Studierzimmer zurückzöge, um ſeine treffliche Geſchichte der Engliſchen Revolution zu vollenden.

Im Gebiete der ſchönen Literatur, namentlich der Poeſie im engeren Sinne, iſt ſeit dem Erſcheinen der lyriſchen Gedicht-Sammlung Victor Hugo's, Ombres et Rayons, und der Divine Epopée Sonnet's nichts von Bedeutung erſchienen; die Gedicht-Sammlung der Gebrüder Deschamps hat kein hinlänglich originelles Gepräge; ſie iſt nur eine Nachahmung der Gedichte der beiden Fürſten der Franzöſiſchen Literatur, Lamartine's und Hugo's. Emile Deschamps hat ſich öfters die zarte Gemüthlichkeit des Erſteren und Antoine den poetiſchen Schwung und den prunkvollen Stil des Letzteren glücklich anzueignen gewußt. — In der Roman-Literatur ſind, ſeitdem Hugo und A. Vigny hierin ſchweigen, Balzac, Sand und A. Muſſet aber ihre Kräfte faſt ganz erſchöpft haben, ſo daß ſie in der letzten Zeit nur Feuilletons- und Journal-Artikel geſchrieben, nur mittelmäßige Geiſter aufgetreten, wie z. B. Soulié und d'Arlincourt et Co. Die meiſten dieſer Herren, die die Compoſition eines Romans bloß als einen Erwerbszweig anſehen, vollenden in flüchtiger Eile in einigen Monaten einen ſ. g. Feuilleton-Roman. Die Produkte können daher nur höchſt unvollkommen ſeyn, ſelbſt wenn es den Schriftſtellern auch nicht an Anlagen fehlt, wie z. B. Eugène Sue, deſſen vor wenigen Jahren erſchienener Roman „Atar Gull" zu vieler Erwartung berechtigte, dem aber leider ſein neueſter Roman „Mémoires d'une jeune femme", der in Eile und mit Nachläſſigkeit komponirt iſt, nicht entſpricht. Dieſe Herren würden unſtreitig vernünftiger handeln, wenn ſie ſich einem induſtriellen Zweige (der rationellen Landwirthſchaft oder der Runkelrüben-Fabrication), das ſie ſchneller zu ihrem Ziele führen würde, ergäben. Jules Lefèbre mit ſeinem ſchönen Romane „Sir Lionnel" macht indeſſen eine rühmliche Ausnahme.

Sainte Beuve hat eine ſchöne Geſchichte des Port royal in zwei Bänden geſchrieben. Sismondi iſt in ſeiner Geſchichte Frankreichs ſchon bis zum 28ſten Bande gediehen; in dieſem 28ſten Bande, wo er die Finanz-Verwaltung Colbert's darſtellt, iſt er ganz in ſeinem Elemente. Michelet hat ſeine Geſchichte von Frankreich bis zur Vertreibung der Engländer aus Frankreich geführt. Mignet arbeitet an einer Geſchichte der Reformation.

Die Auvergne und ihre Bewohner.

Wenn man Clermont verläßt, um nach Lyon zu gehen, kommt man zuerſt nach Pont-du-Chateau, einer ſehr häßlichen und ſchmutzigen Stadt, die ihren Namen von einer Brücke über den Allier und einem Schloß am Ufer deſſelben hat, einer alten verfallenen Burg, die ſo unnütz und verachtet daſteht, wie die anderen Größen ihrer Zeit, von deſſen Terraſſe aber das Auge über eine weite Landſchaft voll grüner Berge und blauer Seen ſchweift, die nicht ohne Schönheit iſt. Uebrigens kann man ſagen, daß die Natur in dieſem ganzen Theil der Auvergne ihre Gaben mit eben ſo viel Verſchwendung und Liebe den Menſchen hingeworfen, als dieſe Undankbarkeit in der Schätzung derſelben und Unwiſſenheit in ihrer Anwendung zeigen. Nirgends in Frankreich, in Europa, ja vielleicht in der Welt findet man einen ſchöneren Boden, der ſo ſchlecht angebaut wird, oder entzückendere Landſchaften, von elenderen Wohnungen verunſtaltet. Die Limagne, jenes gelobte Land, ehemals ein ungeheurer See, den die Vulkane ausgetrocknet, die rings herum ſich ſenkten und ausbrannten, iſt jetzt ein großer Garten, wo Alles gedeiht, das Getraide wie in Beauce, der Wein wie im Languedoc, die Aepfel wie in der Normandie, das Uebrige beſſer als in der Touraine, wo die Erde nur mit einem Stock aufgegraben zu werden braucht, um ſofort zu arbeiten und hervorzubringen.

Aber es iſt ſchrecklich anzuſehen, wie die Auvergnaten die Auvergne behandeln. Sie haben keine Straßen; denn ich glaube nicht, daß ſie das Recht haben, die Gräben ewigen Koths oder die mit großen Steinen überſäeten Strecken, die ſich durch ihre herrlichen Gefilde ziehen, Straßen zu nennen. Und doch fehlt es ihnen nicht an Steinen und Lava, um Wege anzulegen, ſo ſchön wie die Straßen von Genua. Die übrigen Schrecken des Auvergnaten-Lebens, Wohnung, Kleidung und alles Andere, ergeben ſich mit logiſcher Nothwendigkeit aus dem ſchlechten Zuſtand der Communications-Mittel. Da der Auvergnate ſeine Schuhe im Koth der Wege verlieren würde, ſo trägt er keine Schuhe und geht barfuß; daher iſt die Haut eines Elephanten und der Panzer einer Schildkröte weich anzufühlen im Vergleich mit der Haut am Fuße des Auvergnaten. Da die ſchrecklichen Stöße, die man auf ſeinen Straßen zu erwarten hat, ihm die Sprinafedern an den Wagen zerbrechen würden, ſo hängt

ist und wo man gebückt, Rücken an Rücken, auf einem mit Bindfaden befestigten Brette sitzt, mit den Füßen in Körben, die sich hin und her bewegen. Der Zellenwagen der Bagnos ist, glaube ich, nicht erbärmlicher und schlechter als dies.

Den Straßen der Auvergne verdanken wir auch die Ochsenwagen der Auvergne, Tragbahren von patriarchalischem Aussehen, ganz von Holz, mit Achsen von Holz und Rädern ohne Beschlag. Da legt der Auvergnate Alles hinein, seine Kälber, seine Schweine, seine Gänse, seine strickende Frau, Kohlen, Reisbündel, seine ganze Wirthschaft. Ernst sitzt er am Rande desselben, mit hängenden Beinen, eine Stange am Ende seines Arms, und am Ende der Stange einen Nagel, womit er das Paar oder die zwei Paar Ochsen oder Kühe sticht, an deren Hörnern mit Hülfe eines monstruösen von Stroh und Rinde gemachten Geschirrs der Langbaum des Wagens hängt. Die Auvergner Ochsen leben wie Sträflinge, zu zweien an einander geschmiedet, nicht mit den Füßen, sondern mit den Köpfen. Wenn der stärkere von beiden schlafen will, muß auch der andere sich legen; wenn jener nicht mehr essen will, muß auch dieser fasten. Es ist eine beständige gegenseitige Tyrannei, deren Haupt-Verdienst es ist, daß sie die Thiere hindert, sich zu belecken. Darum reinigt und wäscht man sie auch fast nie. Ich vergaß zu sagen, daß man die Räder dieser Wagen nicht schmiert, und das hieraus entstehende Knarren und Schreien auf den Achsen hat seinen guten Zweck: es macht des Nachts den einen Ochsentreiber auf die Räbe des anderen aufmerksam, und da diese Herren gewöhnlich karavanenweise ziehen, so kann man sich denken, welche Musik das giebt.

Die Kleidung ist der natürliche Ausdruck der Straßen und Transport-Mittel: Lumpen, die handwurstmäßig zusammengeflickt sind, Fetzen von Leinwand, die aus Brombeersträuchern gemacht scheint, und als höchste Bedeckung ein ungeheurer Hut, der nie schwarz ist, auch wenn er neu seyn soll: das ungefähr ist mit wenigen Ausnahmen die Kleidung des Auvergnaten. Haus und Möbel sind, wie Kleider und das Uebrige, schmutzig, stinkend, verfault. Die Nahrung hat keinen Namen. Der Speck bewegt sich, der Käse lebt; im Brodte findet man Alles, Korn, Mehl, Kleie, Körner und das Andere, was in der Tenne war; was ich erzähle, ist reine Wahrheit.

So gefällt's dem Auvergnaten. Gebt ihm schöne Häuser, er würde sie nicht bewohnen; gebt ihm schöne Straßen, er würde nicht darauf fahren; denn ein gutes Haus erfordert ordentliche Möbel und die schöne Straße anständige Wagen. Nicht, daß der Auvergnate keinen Sinn für diese Dinge hat; o, er kennt ihren Werth recht gut, aber er weis auch, was sie kosten, und darum will er nichts davon wissen. Erwerben und erhalten, das ist der Geist, der sein ganzes Daseyn beherrscht, das die Erziehung, die er bekommen hat und die er wieder mittheilt. Von diesen beiden weisen Maximen treibt er die eine bis zu Prellerei und Betrug, die andere bis zum unglaublichsten Geiz, zur Entbehrung des Nothwendigsten, bis zur Unmenschlichkeit gegen die Seinigen und sich selbst. Er ist so an Bekämpfung seiner Bedürfnisse gewöhnt, daß er sie ganz ertödtet hat; ich glaube, er würde von Heidekraut leben und auch ohne Kleider keine Kälte spüren. Er hat nicht einmal das Verlangen nach dem, was ihm fehlt, denn er könnte es sich auf der Stelle verschaffen, er könnte sich in Sammt kleiden und gewichste Stiefeletten tragen, wie die Auvergnaten, die in Paris sind: aber der Boden ist besser als Sammt und Stiefeletten, er kauft Beten, und dieser erbärmliche, wurmstichige Landstreicher, der Dich, den Monsieur, so demüthig grüßt, der seine Holzschuhe an den Hörnern seiner Ochsen hängen läßt, hat für zweimalhunderttausend Francs Güter, die Niemanden etwas schulden. Er schickt seine Kinder nicht in die Schule, das würde dem Hause Arme entziehen. Rühmst Du ihm die Wohlthaten der Erziehung, so wird er Dir antworten, daß, wenn es der Regierung durchaus darum zu thun sey, seine Söhne gelehrt zu machen, man ihm nur die Zeit bezahlen dürfe, die ihre Erziehung ihm koste.

Er ist nicht fromm, er glaubt nur an den Boden; höchstens sieht man ihn auf der Messe für zwei Sous Sankt-Hubertsringe und für vier Sous geweihte Rosenkränze kaufen, die er seinen Frauen als Schutzmittel gegen alle Uebel bringt, fest überzeugt, wie er Dir sagt, daß man nur leidet, weil man es selbst will, daß man nur krank ist, weil man es zu seyn glaubt. Seinen Töchtern giebt er keine Mitgift, aber sobald sie zehn Jahr alt sind, giebt er ihnen Gänse und schickt sie aufs Feld. Die Töchter und die Gänse werden groß, indem jene mager, diese fett werden. Die Tochter verkauft die fett gewordenen Gänse, und für das Geld kauft sie andere, die sie eben so auf dem Boden ihres Vaters fett macht, wenn der des Nachbars zu gut bewacht wird. Was die Tochter thut, was sie lernt, während sie so allein im Freien umherschweift, darum kümmert sich der Vater nicht; wenn nur Abends Gänse und Töchter eben so zahlreich, als sie gegangen sind, wiederkommen, dann ist Alles gut. Eine zehnjährige Anhäufung von Gänsen auf Gänsen bringt endlich ein ziemlich rundes Kapital zu Stande; die Mitgift ist fertig, und die Tochter zieht von dannen.

Doch fügen wir hinzu — denn die Uebertreibung kann niemals die Wahrheit seyn — daß alles Gesagte sich mehr auf die Auvergnaten der Ebene, der Thäler bezieht, als auf jene stolzen, rauhen Bergbewohner, die, dem Himmel benachbart, auf den grünen Mauern leben, welche die Auvergne vom Beurbonnais trennen. Das sind große, furchtbare, unbezähmte Menschen, die den Geist ihrer Zeit eben so wenig kennen als ihre Gesetze, nicht geizig, aber einfach und nüchtern, die eben so gewaltig lieben, als hassen, die gegen jeden Unbekannten mißtrauisch sind, aber, wenn sie Vertrauen fassen, sich ganz hingeben, muthig wie der Wind, frei wie die Luft, die sie athmen; ein Volk von Helden, ungebildet, weil es das Buch der Natur in großen Blättern vor sich geöffnet liegen sieht, widerspänstig gegen Institutionen, Auflagen und Gendarmen, weil ihm auf seinen Höhen die, welche ihm dies Alles schicken, zu klein erscheinen.

Wenn man also Pont-du-Chateau verläßt, das in der Runde bekannt ist durch sein Bier und den geistvollen Mann, der es fabrizirt, durch die Messe von Chignat, einen kuriosen Basar von Schinken und Hammelkeulen, endlich weil in drei Zimmern seiner alten Ritterburg die edle Familie der Narbonne-Pelet liegt, deren Mutter eine Tallien ist und der Vater ein Steuereinnehmer: findet man ungefähr drei Lieues davon Lezour, ein großes Dorf, wo die Frau des ersten Beamten, ein junges, kleines, niedliches Weibchen, in Gang und Hand so fein wie die Damen der Kreisstadt, wie sie in Battist und Gaze gekleidet, noch vor nicht langer Zeit die Hammel hütete. Man glaube darum nicht, daß sie arm war, dies junge Mädchen, das heute Federn und Diamanten in ihrem Haarputz trägt, das die sieben Notabeln ihrer Kommune in einem großen vergoldeten Salon empfängt! Nein, aber ich glaube, daß es in Lezour Sitte ist, die zu verheirathenden Fräuleins ein wenig Schäferei treiben zu lassen: das ist gesund, kühn und natürlich. Die große Welt dieses berühmten Ortes steht noch bei der Astrée d'Urfé's und bei der Estella des Herrn von Florian.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Dichtungen in England, Nord-Amerika und Frankreich. Wir sind zwar schon längst gewohnt, Goethesche und Schillersche Dichtungen noch jedes Jahr in England, Amerika und Frankreich in neuen Uebersetzungen erscheinen zu sehen. Wir stehen aber am Beginn einer neuen lebendigen Wechselwirkung der Dichter Deutscher und fremder Zunge; die lebenden fangen an, sich jetzt gegenseitig zu übersetzen. So hat Freiligrath kaum die bekannte „Friedens-Marseillaise" von Lamartine übertragen, und schon theilen Französische Journale dafür Freiligrath's schönes Gedicht „Aus Spanien" in poetischer Uebersetzung mit. Von den ins Englische trefflich übersetzten Rhein-Sagen Simrock's brachte die Dublin Review das Gedicht „Staveran". Der ausgezeichnetste Amerikanische Dichter Bryant hat die Grafen Greiner von Ubland, trefflich übersetzt, in seine schöne Gedicht-Sammlung aufgenommen. Das konservative Parlaments-Mitglied für Pontefract, der bekannte Englische Dichter Richard Monkton Milnes, hat mehrere Rückertsche Gedichte, wie Chidher und andere, und sogar trefflich übersetzte Goethesche Hexameter mit in seine beiden Gedicht-Sammlungen Poems und Poetry for the people aufgenommen. In Bentley's Miscellanies kommen in jedem Monatshefte Heinesche Gedichte vor. Für das Scrapbook für 1842 hat die jetzt in Heidelberg lebende Dichterin Mary Howitt Freiligrath's „Scheik am Sinai" im Original-Versmaaß (Alexandrinern) und dessen „Schwertsieger von Damaskus" übersetzt, und die talentvolle Quäkerin beabsichtigt sogar, den ganzen Band seiner vierten Auflage ins Englische zu übertragen. Ueberhaupt findet in diesem Augenblick kein Deutscher Dichter mehr Anklang in England als Rückert, namentlich seine „Weisheit des Brahmanen", und Freiligrath, den die Times, wie auch Reviews, Magazines etc., schon mehrmals weitläuftig besprochen haben. Die interessanteste Parallele kann zwischen den Englischen neuesten Dichtern und Freiligrath bei dem Gedichte „the lion and the giraffe" von Thomas Pringle, welcher lange Zeit als Secretair der Anti-slavery society sich in Afrika aufhielt und also das „romantische Land" aus eigener Anschauung kannte, und dem „Löwenritt" Freiligrath's gezogen werden, dem der klassische Boden seines klassischen Gedichts nur durch Reisebeschreibungen und mündliche Berichte bekannt war. Wie matt die Sprache und Darstellung desselben Ritts des Löwen auf der Giraffe durch die Wüste bei Pringle, der höchst wahrscheinlich Freiligrath anregte, gegen die Pracht und Majestät der Freiligrathschen Schilderung! Wir machen mit großem Vergnügen die Anglomanen in Deutschland auf die erst ganz vor kurzem erschienene Sammlung Lord Lindsay's aufmerksam, welche treffliche Uebersetzungen Deutscher Gedichte enthält. So sehr die Englische Aristokratie die Korn-Gesetze gegen Deutschland aufrecht zu halten sucht, so liberal thätig ist sie für die Verpflanzung geistiger Deutscher Körner nach England.

— Chinesische Gewissenhaftigkeit. Es ist bekannt, daß die Chinesischen Maler die treuesten Kopisten sind; jedes Pünktchen wird von ihnen aufs genaueste so wiedergegeben, wie es im Originale sich verfindet. Aber nicht blos in der Malerei, auch in anderen Künsten und Gewerben, sind die Chinesen so gewissenhafte Nachahmer. Folgender Fall wird diesen Zug ihres Geistes besonders charakterisiren. Ein Offizier des Ostindienfahrers „Pitt" schickte, als dieses Schiff einst vor Canton lag, ans Land zu einem Eingebornen und ließ sich ein Dutzend Beinkleider aus dem weltberühmten Chinesischen Zeuch, aus Nanking, bestellen. Der Schneider verlangte ein Modell: ohne Modell, erklärte er, könne er nichts arbeiten. Es wurde ihm daher auf seinen Wunsch ein Paar Beinkleider gesandt, welches gerade auf dem einen Knie geflickt war. Zur bestimmten Zeit langte das bestellte Dutzend Beinkleider auch richtig auf dem Schiffe an; die Arbeit war von ausgezeichneter Feinheit und Güte, aber siehe da, — jedes Paar hatte, gleich einem heraldischen Emblem, auf dem einen Knie den verwünschten Flicken, pünktlichst Stich vor Stich kopirt, mit einer Akkuratesse, die der mechanischen Geschicklichkeit des Handwerkers zur höchsten Ehre gereichte, und wofür denn auch dem ergrimmten Empfänger ein Extra-Arbeitslohn in Rechnung gestellt war. Am Ende blieb diesem nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und seinen Kauf als eine Merkwürdigkeit für den Klub der Reisenden mitzunehmen, die wahrlich in ihrer Art unter keiner Nation ihres gleichen aufzuweisen hatte.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Mittwoch den 26. Januar 1842.

Frankreich.

Die Schriftstellerei der Handwerker in Frankreich.

Von Lerminier.*)

Das Volk, sagt Lamennais, bleibt in vieler Hinsicht in steter Kindheit befangen. In der That zeigen sich zwischen dem sittlichen Zustande des Volkes und dem des Kindes überraschende Aehnlichkeiten. In beiden bricht der Verstand nur in einzelnen unbestimmten und schnell vorüberfliegenden Blitzen hervor; in beiden erwartet die Seele, wie eine empfängliche, doch unbebaute Erde, Eindrücke, Bilder und Ideen von außen, durch welche ihre Beschaffenheit und ihre Kraft bestimmt wird. Mit welcher Sorgfalt wachen die Aeltern über der ersten Entwickelung des kindlichen Geistes; jedes Wort, jeden Blick wägen sie ab, denn er kann von Bedeutung für die Zukunft eines Menschen werden; mit gleicher Sorgfalt sind die Eindrücke zu bewachen, von denen ein Volk berührt wird, das eben im ersten Aufschwunge zu höherer Ausbildung begriffen ist.

Erst seit dem Jahre 1830 betrachtet man in Frankreich den öffentlichen Unterricht als eine Pflicht, die der Staat gewissenhaft zu erfüllen hat. Andere Völker, besonders die, deren Sitten seit dem 16ten Jahrhundert durch die religiöse Reformation umgestaltet worden, sind den Franzosen längst auf diesem Wege vorangegangen. In Deutschland, in der Schweiz, in England, auf der Skandinavischen Halbinsel ist seit drei Jahrhunderten der Volks-Unterricht mit der Kirche vereint. In Frankreich war selbst zur Zeit, als es durch den Glanz seiner Literatur und den Aufschwung seiner Ideen als Lehrer von Europa dastand, der größte Theil der Bevölkerung höchst ungebildet. Und selbst auf dem Gipfelpunkte der politischen Revolution entbehrte das niedere Volk die einfachsten und niedrigsten Begriffe, während die mittleren Klassen bereits von neuen Ideen und Theorieen überschäumten. Dieses Mißverhältniß hat uns sehr geschadet. Verfehlte Tendenzen, verbrecherische Leidenschaften haben in ihrem Treiben die Unerfahrenheit des Volkes oft zur Mitschuldigen bekommen, und hierin liegt ein Hauptgrund, wenn in der Geschichte unserer Revolution neben so vielem Gelungenen so viel Verfehltes steht. Gegenwärtig sind die Regierung selbst, alle politische Parteien und alle philosophische Schulen mit gleichem Eifer für den Unterricht des Volkes besorgt; und es bedarf eines so ernsten Zusammenwirkens, um das tiefe Dunkel zu lichten, in dem das Volk noch befangen lebt.

Doch kaum haben wir diesen langwierigen Weg betreten, so vernehmen wir schon Freudengeschrei und Triumphlieder; man verkündigt uns, daß der Geist der Wissenschaften in die untersten Klassen gedrungen ist, und daß die, welche gestern noch nicht die ersten Elemente höherer Bildung kannten, heute für uns Alle schreiben und denken können. Diese Versicherung ist so neu und überraschend, daß wir einen Augenblick verweilen, sie zu prüfen.

Es gab eine Zeit, in der man das Geschäft eines Schriftstellers für ein sehr ernstes und schwieriges hielt, an das man sich nur mit entschiedenem Berufe und nach langen und gründlichen Studien wagte. Und wenn auch Männer von weniger umfassendem Talente zu schreiben versuchten, wie wir bereits zu den Zeiten Corneille's und Voltaire's solche finden, so suchten sie doch durch ernsten Fleiß und durch Liebe zur Arbeit die Mängel ihrer Natur zu verdecken und möglichst zu ersetzen. Heute wird man mit bewundernswerther Leichtigkeit zum Schriftsteller; nichts scheint bequemer, als eine Feder zu ergreifen und sich als Autor anstaunen zu lassen. Was trüge das Genie nicht in sich selbst! wie könnte es darum sich durch den schwerfälligen Ballast eines unnöthigen Wissens in seinem freien Fluge hemmen lassen? Mit diesem großen Bewußtseyn der eigenen Kraft fängt man fröhlich an, die Kunst, die Religion, den Staat umzugestalten; jede Stirn fordert eine Krone, bis das bitterste Erwachen auf diese sinnlosen Träume folgt. Alle diese gescheiterten Hoffnungen, diese verunglückten Lebenspläne haben nicht bloß eine lächerliche Seite, sie sind zugleich die Quelle der tiefsten Schmerzen, und sie drohen, abgesehen von der Noth, in die sie Einzelne und ganze Familien stürzen, sogar für den Staat gefährlich zu werden, da so viel edle Kräfte durch die thörichte Eitelkeit, das Höchste leisten zu wollen, zu Grunde gehen, die, wenn sie sich auf niederere Wirkungskreise beschränkten, sehr Schätzbares leisten könnten. Bisher schien es wenigstens, als wollte dieses verderbliche Fieber der literarischen Eitelkeit und Ehrbegierde nur in den mittleren Klassen der Gesellschaft seine Opfer suchen, jetzt ist es auch in die untersten gedrungen; die Handwerker berauben sich des vielgepriesenen Glückes, das von ihren anstrengenden Arbeiten fast unzertrennlich ist, daß sie von den Sorgen und Bekümmernissen, die den Geistigbeschäftigten nie verlassen, frei sind. Der Dämon des Ehrgeizes hat an die Thür des Handwerkers gepocht und an seinem Herde Platz genommen. Die alte Herzenseinfalt, der Seelenfriede, selbst der glückliche, gesunde Schlaf ist wie weggezaubert. Der Handwerker ist mit dem Körper bei seiner Arbeit gegenwärtig, seine Seele schwärmt anderwärts; seine Seele träumt Ruhmesgedanken, und ist es auch nothwendig, daß sie früh ihr eigenes Unvermögen erkennt, so entspringt aus diesem Bewußtseyn der eigenen Unfähigkeit und dem gesteigerten Ehrgeiz nur die tiefste innere Zerrüttung, vor der sich Adolf Boyer nur durch den Tod zu retten wußte. Adolf Boyer hatte ursprünglich nur die ehrenwerthe und bescheidene Absicht, sich zu unterrichten. Unglücklicherweise kam er, als er Alles, was zunächst in sein Fach schlug, gelesen hatte, auf den Gedanken, er könne auch schreiben. Die Arbeit, die man ihm anvertraute, überließ er anderen Handwerkern und schrieb ein Buch, ohne zu ahnen, daß man zu einem Buche neue und eigenthümliche Ideen bedarf, daß man sie sorgfältig durcharbeiten und ihnen selbst in der Darstellung den Reiz der Neuheit verleihen muß. Niemand in seiner Umgebung glaubt an seinen Beruf zum Schriftsteller; seine Frau schilt ihn, weil er der Befriedigung einer thörichten Eitelkeit die Hülfsquellen opfert, welche zu ihrer Existenz so nöthig sind; seine Freunde und Genossen verlachen ihn, und weisen ihn mit ihrem unerbittlichen gesunden Sinne früh auf die Armseligkeit seiner Gedanken und seines Stiles hin. Das Buch erscheint, das Publikum regt sich nicht, und Adolf Boyer hatte geglaubt, mit einem Schlage der Gegenstand allgemeinen Staunens zu seyn. Das Buch geht nicht, und der Verfasser setzt sich außer Stande, seinen Verpflichtungen gegen den Verleger nachzukommen. Er glaubt sich von aller Welt verlassen; er fühlt keine Kraft, in einer Welt zu bleiben, die sich fühllos seiner Stimme verschließt; so endete er durch Selbstmord, und rief noch sterbend aus, Jeder, der das ganze Leid seines Standes fühle, müsse sterben wie er. Seine kleine Schrift war nichts als eine dürre Compilation, ohne jede Gewandtheit der Form, und wenn wir auch auf diese noch verzichtet hätten, selbst ohne alle ursprüngliche Lebendigkeit, ohne alles individuelle Gepräge, welches wir bei dem Werke eines Handwerkers unerläßlich fordern.

Das Zunftwesen ist die Seele gewisser Klassen von Handwerkern; es hat sich bisher in dem engen Kreise seiner Gewohnheiten gehalten, jetzt legt man mehr Nachdruck auf dasselbe, und das Buch von den Zünften steht in der ersten Reihe der volksthümlichen Schriften, zwischen den Werken des Herrn von Lamennais und den Pamphleten des Herrn von Cormenin. Die Handwerksburschenlieder, welche sich früher durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzten, werden heute gedruckt; als dies die ersten Male geschah, sollen sich die Handwerksburschen damit unzufrieden erklärt haben, und es sprach sich hierin ein sehr richtiges Gefühl aus. Wenn sich das Volk, um seine Mühsale zu vergessen, einer unbefangenen Heiterkeit hingiebt, so wird Niemand daran denken, seine einfachen, kernigen, doch oft rohen Lieder einer peinlichen Kritik zu unterwerfen; doch sobald sie gedruckt werden, treten sie mit dem Anspruch auf, für Kunstwerke zu gelten.

Was einige Schriftsteller aus dem untersten Stande noch mehr aller sicheren Haltung beraubt und sie in ihren Thorheiten stärkt, sind die unbesonnenen Schmeicheleien, durch die man sie gern zu Vertretern und Organen der demokratischen Ideen stempeln möchte. Man behandelt das Volk, wie die Höflinge den König behandeln; Alles, was das Volk schreibt, ist ausgezeichnet; seine Prosa kräftig, seine Poesie überschwänglich. Man erzählt, daß Ludwig XIV. einst die Schwäche hatte, Boileau einige Verse zu zeigen, die er mit eigner Hand geschrieben hatte; „Sire", antwortete der Freund Racine's, „ich erkenne mehr als je, daß Ew. Majestät nichts unmöglich ist; Sie haben schlechte Verse machen wollen, und sie sind entsetzlich geworden." Wie viele der sogenannten Volksfreunde würden heut den Muth haben, dem Volke zu erklären, daß bei seiner Schriftstellerei ihm oft dasselbe Kunststück gelingt? Ehe wir nun einen Blick auf die Poesien der Handwerker werfen, welche diesen Aufsatz hervorgerufen haben, und welche wir als Symptome einer merkwürdigen Bewegung ansehen, scheint es passend, mit einigen Worten den gegenwärtigen Zustand unserer Literatur zu charakterisiren. Seit fünfundzwanzig Jahren ist unsere literarische Thätigkeit ungemein gestiegen, und seit zehn Jahren zeigt sich in ihren Produkten eine eigenthümliche Erhitzung und Uebererregung. Zur Zeit der Restauration studirte man viel, und die Talente ent-

*) Diese Betrachtungen sind zunächst durch eine Reihe von Gedichten veranlaßt, welche die von George Sand herausgegebene Revue indépendante mitgetheilt und deren Verfasser Hand-

lution von 1830 ergriff eine fieberhafte Gluth die Geister, und in den Gattungen der Poesie vorzüglich, in welchen die Phantasie vorwiegt, bemerkt man gar oft Nichts, als ein regelloses Aufsprühen vereinzelter Blitze ohne Durchbildung und Abrundung. Man häufte Dramen, Romane, lyrische und epische Gedichte; einige Jahre brachten hervor, was sonst kaum in einem ganzen Jahrhundert entstanden war. Dieser Ueberreizung folgte Abspannung; alle Geister sind schlaff, viele scheinen erschöpft. Nur einzelne Theile der ernsteren Wissenschaft suchen sich über dies Meer der allgemeinen Schlaffheit zu erheben; die Geschichte, die Philosophie, die Politik schreiten rüstig fort und erhalten durch die Achtung, in welcher sie stehen, einen Lohn dafür, daß sie sich nie haben mißbrauchen lassen. So herrscht in dem Reiche der Kunst Erschlaffung und Unfruchtbarkeit, die Kunstwerke der Gegenwart stehen hinter denen der jüngsten Vergangenheit zurück. Ohne Zweifel wird ein neuer Anstoß längst sehnlichst erwartet, und wenn wir nach Durchlesung der Gedichte der Handwerker hatten ausrufen können: Deus, ecce Deus! unsere Freude wäre sicher sehr groß gewesen. Allein diese poésies sociales des ouvriers haben uns mit tiefer Wehmuth erfüllt, und wir haben aufs neue erkannt, daß, wenn Apollo in alten Tagen die Gestalt eines Schäfers anzunehmen sich herabließ, er gegenwärtig aristokratischer gesinnt ist.

Was den Gedichten abgeht, die Herr Rodrigues veröffentlicht hat, ist das unnachahmliche, unabbildbare Gepräge der Originalität, der Volksthümlichkeit. Wenn es nicht unter seinen Gedichten stünde, daß der Verfasser aus dem dritten Stande sey, man würde es nicht ahnen, und wir kennen der Bürger genug, welche eben so schlechte Verse zu machen im Stande sind. Es zeigt sich in ihnen weder Geist des Verfassers, noch volksthümlicher Ton; sie sind nichts als matte Nachahmungen dreier unserer Zeitgenossen, die noch dazu sehr betrogen sind, Beranger's, Lamartine's und Victor Hugo's; sie sind Possen der Art, wie sie unsere Gymnasiasten zu machen pflegen, nicht besser und nicht schlechter.

Wir halten uns nicht auf mit einer speziellen Kritik aller der barbarischen Phrasen, mit welchen diese Poeten ihre Begeisterung an den Tag zu legen streben; wir sagen nichts von den zahllosen Sünden gegen die Grammatik, die Logik und den gesunden Menschenverstand. Man hat sich oft über die Edelleute lustig gemacht, die, ohne Etwas gelernt zu haben, Alles zu wissen glauben; doch was soll man sagen, wenn dieselbe Anmaßung das unterste Volk ergreift! Zwei unbeugsame Gesetze stellt die Kunst wie die Wissenschaft auf, welche sich weder durch die Privilegien einer hohen Geburt, noch durch die derbe Grobheit des niederen Volksgeistes umgehen lassen, diese Gesetze sind Studium und Talent. Ja, wenn man uns Männer vorführte, welche das Gepräge ihrer göttlichen Abstammung auf der Stirn trügen, wenn wir Gefühle und Gedanken im Gewande der witzigen, zarten Naivetät des Volksliedes erblickten, dann würde die Nation ihre Anerkennung und Freude nicht verhehlen. Doch die Genialität ist von der literarischen Charlatanerie sehr leicht zu unterscheiden. Kaum hatte im vorigen Jahrhundert der Sohn eines armen Gärtners in Schottland die Glut seiner Liebe in einigen Liedern geschildert, so erkannte die Nation seine Originalität und er fing an, berühmt zu werden. Noch ehe Robert Burns irgend Etwas hatte drucken lassen, lebten seine Lieder im Herzen und im Munde des Volkes. So bricht das Genie sich unaufhaltsame Bahn. Robert Burns war nicht glücklich; er starb in dem Alter von siebenunddreißig Jahren und konnte sich über Niemand als über sich selbst und seine Leidenschaften beklagen; doch sein Name strahlt unaufhörlich in der Literatur seines Landes, weil er Niemand nachgeahmt hat, sondern von selbst, wie er sich ausdrückt, am Pfluge zum Dichter geworden war. Der Pflug ist ein großer Lehrmeister; der Ackerbau hält den Menschen in stetem vertrauten Umgange mit der Natur, und bekanntlich zählt die Geschichte mehrere Beispiele, daß große Künstler, Staatsmänner und Krieger hinter dem Pfluge aufgewachsen sind.

Nichts hätte mich glücklicher gemacht, sagt Rousseau in seinen Geständnissen, als der friedliche, anspruchslose Stand eines Handwerkers, etwa eines Kupferstechers. Doch sein Schicksal ergriff ihn, sechzehn Jahr alt verließ er sein Land, seine Aeltern, halbunterrichtet giebt er sich den Zufällen eines tendenzlosen Lebens hin. Noch war es nicht der Drang der literarischen Production, welcher ihn forttrieb, sondern nur eine unbezähmbare Unruhe. Vierundzwanzig Jahre lang bewegte sich Rousseau in den verschiedensten Lebensverhältnissen, wechselte religiöse Ueberzeugungen, gab sich Leidenschaften hin, kämpfte mit dem Mangel, erwarb sich durch untergeordnete Arbeiten eine unabhängige Stellung, bis ihm die innerliche Welt der Ideen erschlossen ward. Da waren seine langen, leidenvollen Lehrjahre zu Ende, er nahm seinen Platz ein unter den Meistern des Jahrhunderts, und seine Zeitgenossen staunten, auf welchen wunderbar verschlungenen Wegen er zum Ruhme geführt worden war.

Gleichwohl darf man nicht vergessen, daß Rousseau in dem ersten sturmvollen Theile seines Lebens den Wissenschaften durchaus nicht fremd war. In seiner Kindheit verschlang er die Biographien des Plutarch und alle Romane und historischen Werke, die zu erlangen ihm möglich waren. Weder seine Reisen noch seine Abenteuer unterbrachen seine unvollkommene, doch originelle Erziehung; und der arbeitenden Klasse selbst, welche ihm den Umgang mit der höheren Welt unmöglich gemacht hätte, gehörte er nie an. Dasselbe gilt von einem unserer Zeitgenossen, welchen man gern als Vorbild und Chorführer der dichtenden Handwerker ansehen möchte. Herr von Beranger ist viel mehr ein populärer Dichter als ein Volksdichter. Er ist dauernd mit den ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit in Berührung gewesen, wie mit Lucian Bonaparte, Benjamin Constant, Thiers; man sagt, er verstehe die Sprache des Horaz nicht; wir wissen nicht, ob dies eine Coquetterie von seiner Seite ist, doch steht fest, daß seine Dichtungen den Charakter der mühevollen Berechnung eben so wenig verleugnen wie die des Venusinischen Schwanes. Seine Naivetät ist nur die glückliche Frucht der wohlbedachten Anstrengung eines feingebildeten, geschmeidigen Geistes. Durch anhaltende Lektüre ist er in die Tiefen unserer Sprache eingedrungen und hat so seine konzise Schärfe erreicht. In Beranger's Geist ist die Kritik ein eben so wesentlicher Bestandtheil wie die Phantasie. In den Entscheidungen, die er auf Fragen des Jahrhunderts giebt, findet man ohne Zweifel demokratische Sympathieen, doch sein feiner richtiger Sinn hält ihn eben so sehr von chimärischen Hoffnungen wie von hohlen Declamationen fern.

Wenn nun die begabtesten Geister nur durch eine ernste sorgfältige Durchbildung zu einem erfolgreichen Schaffen gelangen, um wie viel mehr ist diese Durchbildung der Mittelmäßigkeit unerläßlich! Es geschieht, daß man in der Jugend die Feder zu rasch ergreift und die Gluth der Jahre und des Blutes für wirklichen Beruf nimmt. Diese stolzen Träume, wie fest man auch an sie anklammert, müssen einmal verschwinden; doch in der literarischen Welt gilt das Wort Christi, in meines Vaters Hause giebt es viele Wohnungen, und durch anhaltenden Fleiß und ernste Anstrengung kann auch der Minderbegabte sich noch zu ehrenvollen Leistungen erheben. Doch wie soll der Handwerker zu diesem Fleiße gelangen, der Tage und Nächte in Anspruch nimmt! Soll er die Werkstatt verlassen! Wovon wird er alsdann leben! Wenn er meint, die Ausübung seines Handwerkes mit gelehrten Studien verbinden zu können, so wird er sehr bald erkennen, wie stark große körperliche Anstrengungen die Entwicklung des Geistes hemmen. Der für die geistige Wirksamkeit günstigste Stand ist der Mittelstand, welcher weder mit all' zu großem Mangel zu kämpfen hat, noch in all' zu großem Reichthum schwelgend erschlafft.

Und welche Zeit hat man gewählt, um die armen Handwerker aufzurufen, ihr Glück in den Schranken der Literatur zu versuchen! Eine Zeit, in der fast Alles gesagt und gedacht scheint. In ihrer glücklichen Einfalt sprechen diese Schriftsteller wie etwas Unerhörtes aus, was tausendmal ausgesprochen ist; und von den unendlichen Schwierigkeiten, die dem Künstler wie dem Schriftsteller, der nach Neuheit und Selbständigkeit ringt, heute in fast allen Gattungen entgegentreten, haben sie keine Ahnung.

Und was gewinnt das Volk bei all' diesen literarischen Bestrebungen? Wenn der am meisten demokratische unter unseren Philosophen, Jean Jacques Rousseau, uns in seinem Emil den Typus eines freien Mannes aus der Mitte des Volkes aufstellen will, so sagt er ausdrücklich: Ich will unter keiner Bedingung, daß Emil ein Musiker, Schauspieler, Büchermacher oder etwas Aehnliches werde, er soll entschieden ein Handwerk lernen, und lieber ein Schuster als ein Dichter werden. Der Bereich seiner Kenntnisse erstreckt sich nicht weiter, als es ihm für sein Gewerbe vortheilhaft ist, sein Weg geht gerade und bestimmt, er strebt nicht, sich von den Uebrigen, die denselben Weg gehen, zu unterscheiden, ihn gelüstet es weder, auf Abwege zu gerathen, noch zu glänzen. Emil ist ein Mann von klarem, richtigen Sinne und will für nichts Anderes gelten; man wird ihn oft wegen dieses Titels verlachen, er selbst wird sich stets durch denselben geehrt fühlen. Dies sind die Mittel, durch welche Rousseau den Mann zur Freiheit glaubt erziehen zu können, und um diese Grundlage der Seele seines Zöglinges schärfer einzuprägen, weist er ihn auf die ekelhaften Gräuel unserer Literatur hin, auf die Journale, Uebersetzungs-Fabriken und dergleichen, Emil wirft einen Blick auf sie und wendet sich für immer von ihnen ab. Und heute räth man dem harmlosen Handwerker, Hobel und Meißel zu verlassen, und triviale Phrasen in holperichte Verse einzudrechseln, die dem Leser Verdruß und dem Schreiber Schande machen.

Doch die Männer, welche so gern für Anwalte des Volkes gelten möchten und welche das Volk auf diese Weise durch thörichte Schmeicheleien zu kirren suchen, verschwenden ihre Mühe nicht ohne Grund. Sie hoffen, daß das Volk ihnen wiederum eine schrankenlose Verehrung und Bewunderung ihrer Systeme und Werke schenken wird. So öffnet man sich neue Bahnen zu dem Titel eines großen Mannes. Die mittleren Klassen leiden an einem verhaßten kritischen Geiste, sie urtheilen, prüfen, streiten über Theorien, weisen Widersprüche und Plagiate nach; weshalb soll man sich einer so unbequemen Censur nicht entziehen und sich an das tiefste, völlig ununterrichtete Volk wenden? Ihm kann man ohne Gefahr von Kunst und Philosophie sprechen, wenn man auch selbst nichts davon versteht, man hat von ihm keine unverschämten Einwürfe zu befürchten, die aus der Geschichte oder aus der Natur des Gegenstandes hergenommen sind. (Schluß folgt.)

England.

Zur neuesten Literatur Englands.

(Schluß.)

Ein drittes charakteristisches Merkmal der Englischen Literatur, nämlich die Popularität der Darstellung und des Stils, wodurch literarische Productionen nicht ausschließliches Eigenthum der gebildeteren Stände, sondern des ganzen Volkes werden — ein Vorzug, der bei einer nationalen Literatur sehr hoch angeschlagen werden muß — berühren wir später bei den Bildungsmitteln der Englischen Schriftsteller.

Der Englische Buchhandel unterscheidet sich, wie der Französische, wesentlich von dem Deutschen, und wir müssen ihm schon deshalb, als einem Haupthebel der literarischen Production, einige Aufmerksamkeit schenken. Der Centralpunkt des Englischen Buchhandels ist, trotz der vielen bedeutenden Städte Englands und trotz dem, daß manche Schriftsteller und Dichter in allen Theilen des Landes ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben, dennoch London, wie es der Centralpunkt alles Handels ist. Die Hauptursache ist folgende;

Wir haben schon früher gesehen, daß, obgleich London als der Centralpunkt des politischen und socialen Lebens zu betrachten ist, jede Provinz ihre früheren Zustände und ihr eigenes Gepräge von Alters her bewahrt hat. Wie aber die Literatur in England innig mit dem socialen und politischen Leben verbunden ist, so zieht auch der Englische Buchhandel seine Haupttebenskraft aus der Socialität. Vom Ende Februar bis Anfangs August eilt Alles, was auf Bildung und Reichthum im Lande Anspruch macht, nach London, um, nachdem man das vorhergehende halbe Jahr in der Einsamkeit seines Landguts zugebracht, die Freuden der Natur genossen worden, an dem Glanze der Season Theil zu nehmen, wo das gesellige und politische Leben seine Pracht, Reize und Bedeutung entfaltet. Dadurch stehen die Provinzen in politischer, besonders aber in socialer Bedeutung mit der Metropolis in beständiger wohlthätiger Wechselwirkung. Der country gentleman frischt sich wieder in der größeren Gesellschaft für den Kreis seiner Familie für die übrige Jahreszeit auf. Die Season ist deshalb auch für den Buchhandel die passendste Zeit, das, was die Schriftsteller in ihrer Einsamkeit produzirt haben, den aus allen Winkeln der Insel Versammelten aus den gebildeten Ständen Englands zum Verkauf vorzulegen. Jeder Gebildete beeilt sich, mit den neuesten Productionen der Dichter und Schriftsteller sich bekannt zu machen, theils, um in den geselligen Kreisen über die literarischen Interessen des Augenblicks mitsprechen zu können, theils auch, um das Neueste und Beste in größerer Muße nach seiner Rückkehr nach Hause genießen zu können. Während nun das gesellige Leben durch das literarische Element in der Season eine höhere Weihe erhält, übt dieselbe wieder auf den Absatz literarischer Produkte die wohlthätigste Wirkung aus. Aber nicht etwa auf schöngeistige Produkte, auf Novellen, Romane und Poesieen, erstreckt sich dieses Verhältniß; diese Wirkung dehnt sich auch auf historische, politische, kommerzielle und technologische Werke aus. Dem Buchhandel Deutschlands fehlt ein solcher Centralpunkt der Geselligkeit. Der Französische Buchhandel genießt diesen Vortheil, aber nicht in so hohem Grade, wie der Englische. Diese Einwirkung der Geselligkeit in England und Frankreich hat auch zuerst das Bedürfniß ausgezeichneter typographischer Ausstattung hervorgerufen. Literarische Werke in einem unanständigen Kleide würden, als nicht gesellschaftsfähig, aus den Salons in England und Frankreich ausgeschlossen bleiben. Manche Werke haben sogar erst durch schöne typographische Ausstattung allgemeine Verbreitung bei der Englischen Nation gefunden. So bemerkt unter Anderem Hughes bei der Herausgabe der Spencerschen Werke, welche er dem Lord Sommers dedizirte: „Dadurch, daß Ew. Lordschaft zu der wunderschönen Ausgabe des verlorenen Paradieses aufmunterten, wurde dieses unvergleichliche Gedicht zuerst allgemeiner bekannt und geachtet." Man glaube nur nicht, daß diese schönen Ausstattungen in England etwa wohlfeiler auszuführen seyen wie in Deutschland. Die Kosten für Satz und Papier für den gewöhnlichen Bogen belaufen sich etwa auf 5—6 Pfd. Sterling. Da nun in England keine Büchermesse und folglich auch der Druck eines Meß-Katalogs nicht stattfindet, so nehmen die Anzeigen der neu erscheinenden Bücher in den vielen politischen und literarischen Journalen, in welchen sie das ganze Jahr hindurch beinahe täglich erneuert werden, enorme Summen in Anspruch. Murray, Longman, Colburn, Fraser, welche gegenwärtig als die thätigsten Verleger sich auszeichnen, haben jährlich mehrere tausend Pfund Sterl. für Ankündigungen an die Blätter zu zahlen. Freilich zieht die Englische Literatur davon wieder den Vortheil, daß nicht jedes schlechte Machwerk einen Verleger findet, und der talentvolle Schriftsteller, wenn er einmal glücklich debütirt hat, von dem Buchhändler sich höhere Honorar-Bedingungen erzwingen kann. Man nimmt an, daß im Durchschnitt in England jährlich 1400 Bücher neu erscheinen und von 200 wenigstens Eins eine zweite Auflage erlebt. Das Honorar steigt und fällt, je nachdem ein großer Schriftsteller überhaupt eine augenblickliche Vorliebe für diese oder jene Gattung in der Literatur der Nation beigebracht hat. Das Verhältniß der Honorare älterer und neuerer Schriftsteller hat sich im Verlauf der Zeiten sehr verschieden herausgestellt, und es wäre sehr ungerecht, danach und nach den verschiedenen Auflagen den Werth der betreffenden Werke anzuschlagen. Milton erhielt für die erste Ausgabe des Paradise lost von 1667 nur 10 Pfd. Sterl., und Dr. Johnsen bemerkt in seinen lives of the english poets, daß von diesem Gedichte innerhalb 11 Jahren nur 3000 Kopieen verkauft worden seyen, und daß die Nation sich innerhalb 41 Jahren, von 1623—1664, mit zwei Ausgaben der Shakespeareschen Werke begnügt habe. Nur die Ausbildung des Englischen Gesellschaftslebens machte es möglich, daß in neuerer Zeit die Buchhändler den Autoren beinahe unglaubliche Summen als Honorare zahlen konnten. So erhielt Thomas Moore für das Leben des Richard Brinsley Sheridan 2000 Guineen und 3000 für seine Lalla Rukh. So hatte auch Lord Byron dem Ersteren seine „Denkwürdigkeiten" als ein Vermächtniß der Freundschaft mit dem Auftrage geschenkt, dieselben nach seinem Tode zu veröffentlichen. Moore hatte bereits das Manuskript für 2000 Guineen an Murray verkauft, opferte aber diese unschätzbaren Selbstbekenntnisse der Engherzigkeit von Byron's Verwandten auf, die ihm dieselbe Summe als Schadenersatz anboten, was er zurückwies. Moore stattete dem Buchhändler die Summe wieder zurück und suchte die murrende Literatur später durch seine abgefaßten Denkwürdigkeiten über Byron zu beschwichtigen. Byron, der bis zum Jahre 1817 es weniger genau mit seinem Honorar genommen hatte, sah sich durch seine Lebensweise, durch Vorschüsse, die er später den Italiänischen Republikanern und den Griechen machte, in die Nothwendigkeit versetzt, es mit seinem Honorar bei Murray genau zu nehmen. Hatte ihn doch sein Finanzrath im November 1817 gezwungen, sein ehrwürdiges Familiengut Newstead Abbey, für 94,500 Pfd. Sterl. zu veräußern! Ein Beweis, wie er das ductionen hinlenkte, ist der Umsa- daß, als das Gedicht Giaour im Mai 1813 erschien, innerhalb sechs Wochen d- Auflagen nöthig waren und das Gedicht selbst im Verlaufe derselben von -- zu 1400 Versen angewachsen war. Byron erhielt von seinem Verleger Murray für seine verschiedenen Werke bis zu seinem Tod mehr als 30,000 Pfd. Sterl. ausgezahlt; der gesunkene Absatz der Bücher hat jedoch im Augenblick das Honorar wieder heruntergedrückt. Zugleich ist aber auch die Zahl der Schriftsteller, die in England auf 4000 geschätzt wird, eine Ursache der Verringerung des Honorars. 4—500 leben in London allein als Tagesschriftsteller und Journalisten. Die Durchschnittssumme, die z. B. den beiden beliebten Schriftstellern James und Captain Marryat für die üblichen drei Bände bezahlt werden, beträgt 500 Pfd. Sterl. für die erste Auflage; die Popularität, welche sich Dickens (Boz) in so kurzer Zeit durch seine Romane in England und auch in Nord-Amerika erworben hatte, steigerte das Honorar für die zweite Auflage seines Pickwick Club auf 2000 Pfd. Sterl., während ihm sein an der ersten Auflage reichgewordener Verleger kaum 200 Pfd Sterl. bezahlt hatte. Dickens bot dem Buchhändler Fraser, wenn ich nicht sehr irre, einen populären Roman für 2000 Pfd. Sterl. an, welcher die Schilderung des Elends in den Manufakturstädten zum Gegenstand haben sollte. Fraser fand das verlangter Honorar zu hoch und machte der Mrs. Trollope den Vorschlag, dasselbe Thema in einem Roman für 1500 Pfd. Sterl. zu behandeln. Diese aber bot für 2000 Pfd. Sterl. ein solches Werk dem Buchhändler Colburne an, bei dem es nun auch erscheint. Noch zu Lebzeiten Walter Scott's galt es in der Englischen Literatur für eine Schande für den Schriftsteller, sich für irgend ein Werk von dem Buchhändler anwerben zu lassen. Byron hat Walter Scott bei einer ähnlichen Veranlassung heftige Vorwürfe deshalb gemacht. Heutzutage ist dieses Handeln und Feilschen zwischen Buchhändler und Schriftsteller sehr an der Tagesordnung. Dadurch ist freilich auch die Literatur ein Handel (a trade) geworden, wie Thomas Moore bei dem Dinner der literary fund society 1838 äußerte, wodurch die Autoren zum Verleger in ein entschiedenes Verhältniß der Abhängigkeit treten. Bei einer früheren Gelegenheit hatte sich Moore in einer fröhlichen Gesellschaft über dieses Verhältniß ungefähr also witzig ausgesprochen: „Wie die alten nordischen Helden in Odin's Hallen ihren Meth aus den Schädeln der von ihnen erschlagenen Feinde tranken, so trinken die Buchhändler ihren Wein aus den Schädeln der ihnen dienstbaren Schriftsteller." Dieses Abhängigkeitsverhältniß aufzuheben, machte der bekannte Herausgeber der Literary Gazette, William Jerdan, den dankenswerthen Vorschlag: eine National association zu gründen, die mit einem Kapital von 100,000 Pfd. Sterl. die Schriftsteller von den Verlegern in der Weise emanzipiren soll, daß die wirklich tüchtigen Werke auf Kosten der Gesellschaft gedruckt und dem Autor gegen geringe Prozente der ganze Gewinnst überlassen würde. Indessen setzen sich der Ausführung so viele Hindernisse entgegen, daß dieser Vorschlag, nachdem schon früher eine ähnliche Unternehmung mißglückte, wahrscheinlich nur ein frommer Wunsch bleiben wird. Selbst reiche Schriftsteller und fashionable Damen, wie die Gräfin Blessington, legen ein Gewicht darauf, große Honorare von den Buchhändlern zu erhalten, viel weniger, weil sie genöthigt wären, die Schriftstellerei zu einem Erwerbszweig zu machen, als vielmehr deswegen, um mit einem glänzenden Honorar die Bedeutung ihrer schriftstellerischen Wirksamkeit zu erhöhen. Am ersten könnte daher der Fall in England eintreten (und es wandelt ganz auf dem Wege, diese Classification einzuführen), daß die Schriftsteller nach der Schwere ihrer Einkünfte abgewogen und danach bei ihren Lebzeiten in verschiedene Rangklassen eingetheilt würden.

Indessen hat kein Biograph irgend eines literarischen Lebens wohl bei allen Völkern und in allen Zeiten solcher Honorare zu erwähnen, wie sie Lockhart in dem Leben Walter Scott's aufführen konnte. Wohl hat sich aber auch kein anderer Dichter so vieler Auflagen in so kurzer Zeit zu erfreuen gehabt, als W. Scott. Das erste größere Original-Gedicht W. Scott's, nachdem er vorher einige übersetzte und Original-Balladen, die Volkslieder-Sammlung the minstrelsy of the scotish border und die metrische Romanze Sir Tristam herausgegeben hatte, war das „Lied des letzten Minstrel" (the lay of the last minstrel). Walter Scott hatte mit den beiden Verlegern Longman in London und Constable in Edinburg, wie er auch nachher häufig that, einen Kontrakt auf halben Gewinn und Verlust geschlossen, wobei sein Antheil 796 Pfd. Sterl. betrug. Die erste prachtvolle Ausgabe in Quart in 750 Exemplaren war sogleich vergriffen, worauf die Oktav-Ausgaben erfolgten. 1806 erschienen zwei, nämlich die 3te von 2000 Exemplaren und die 4te von 2250; 1807 die 5te von 2000 und die 6te von 3000, 1808 die 7te von 3350 Exempl. 1809 eine kleine Quart-Ausgabe von 3000 und eine andere Oktav-Ausgabe von 3250. *)

Italien.

Das Weihnachtsfest in Neapel.

Alles kann man hier in Neapel vergessen, nur nicht das Weihnachtsfest. Du bist gezwungen, daran zu denken, wenn Du mit dem Eintritt des Dezembers die Schalmeien ertönen, die Feuerwerke knallen hörst, wenn Du siehst, welche Freude über das bekannte und doch neue, sich immer gleich bleibende und doch immer verschiedene Fest auf den Gesichtern der Menge glüht. Die neuntägige Feier der Empfängniß ist gleichsam der Vorbote, das Vorspiel zur Weihnachtsfeier: sie geht fröhlich und geräuschvoll vorüber; aber die Schalmei

bleibt in der Stadt zurück, und läßt sich alle Augenblicke hier und dort einmal hören — auch Schwärmer prasseln von Zeit zu Zeit — kurz, die acht Uebergangs-Tage zwischen beiden Festen sind eine Periode der Zurüstung, der Einladung und Ladung. Der fröhliche Lärm wächst mit jedem Tage und wird am Weihnachts-Abend ein Spektakel-Finale wie in den vielen Melodramen à la Pairhaus, die unsere Gehörnerven so oft erschüttert haben.

Am 24. Dezember ist es fast unmöglich, die Straßen von Neapel wieder zu erkennen und ganz unmöglich, sie mit der gewohnten Raschheit zu passiren. Pferde, Wagen, Sänften — Alles stockt, muß öfter anhalten und dem Gedränge des Volkes ausweichen, das hin und her wogt, schreit, sich stößt, kauft, verkauft, schleppt und trägt, und auf jedem Schritte andere Scenen bietet. Aber Werke und Gedanken findet man in dem tosenden Gewühle recht gut heraus, und die sinnreichen Einfälle des Neapolitaners, weit entfernt, in dem wilden Strudel unterzugehen, blitzen hier noch lebhafter hervor. Mische Dich in eine der bunten Gruppen, kaufe etwas oder höre einem Käufer zu: sein Dialog mit dem Verkäufer wird noch kürzer seyn, als der Anakreon's mit dem Dorischen Höker: er ist rasch, gleichsam gesetzt und abgebrochen. Wärest Du aber ein Komiker, so fändest Du Manches darin, um irgend Eine Deiner Scenen zu würzen; wärest Du ein Epigrammatist, so hättest Du nur noch Verse nöthig; geistreiche Einfälle, attische Witze, artige Wortspiele, Eingebungen der Ironie und des Sarkasmus werden an jenem Tage zu Tausenden ins Daseyn gerufen.

Wasser, Luft und Erde, nahe und ferne Provinzen häufen am Weihnachtsfeste Alles, was sie Mannigfaltiges und Seltenes besitzen, in Neapel zusammen. Aus dem Meere, aus Flüssen und Seen, aus den reichsten Küchengärten und lachendsten Obstgärten wird alles Köstliche und Schöne herbeigeschafft. Während aber auf einer Seite der Ueberfluß mit vollen Händen spendet, und auf der anderen die Consumtion ihre Kinnladen bethätigt, während beide mit einander wetteifern, der eine schaffend und die andere zerstörend, darf der große Haufe, der sich so drängt und plagt, um letzterer beizustehen, seine Ohren und Augen nur dazu anwenden, um von dem Triumphe des ersteren Zeuge zu seyn. Wenn jene Schlemmer von Sybaris, die mehr als ein Jahr nöthig hatten, um für ihre Tischgäste eine recht ausgesuchte und leckere Mahlzeit zu bereiten, jetzt wieder auflebten, — sie würden mit Staunen sehen, daß hier in Neapel Alles in Fülle vereinigt ist, was sie zum Theil mit Lebensgefahr hinter Bergen und Meeren suchen mußten, daß sie nur die Hand auszustrecken, zu begehren und zu zahlen brauchten.

Sind die Bedürfnisse des Lebens nicht immer dieselben? Wer könnte dies leugnen? Aber heutzutage wirken Gebräuche, Gewohnheiten, Ueberlieferungen, Beispiele, Wetteifer und Einbildungskraft mit den Bedürfnissen im Bunde. Alle diese Triebfedern spornen das Verlangen und vermehren unsere Bedürfnisse, wie Noth und Gefahr die Kräfte und den Muth verdoppeln.

Was treibt jener Schreier auf seiner kleinen Tribüne? Er ladet ein, er ermahnt und perorirt. Von seiner Beredsamkeit bezaubert, drängt das gemeine Volk zu ihm heran, und kriegt für wenige Soldi süße Kastanien. Wende Dich rechter Hand und schau die Trophäen des todten Herbstes. Wenn die vor uns geschaarten für Deinen Geschmack zu plebejisch sind, so blicke aufwärts: schau jene prächtigen Melonen an buntem Bänderwerk, jene frischen und getrockneten Feigen; sieh, wie der Granatapfel mit seinen aus der geplatzten Schale hervorschimmernden Rubinen Dich anlacht, wie die Birnen und Aepfel an grünen Festons prangen oder pyramidalisch geschichtet sind, und auf bloßer Erde ganze Haufen jener Apfelsinen sich thürmen, denen der Norden eine Ehre erweist, die wir kaum der Ananas zugestehen. Neben der Mandel, der Dattel und der Nuß wirst Du die Arlsbeere finden und die Mispel, den Goldapfel und die erst kürzlich abgeschnittene Weintraube. Suche die Gaben jeder Jahreszeit, und Du findest sie auf jedem Markte verstreut.

Die Volksmenge theilt sich mit Ehrerbietung und läßt zwei Reihen anständige Bedienten passiren, die mit der Haltung antiker Kanephoren in allerlei Blumentöpfen verschiedene Pflanzen tragen, an welchen Früchte hangen, die der Hauch jedes Monats gedeihen ließ. Erkennst Du jetzt noch den Dezember? Ist es nicht ein festliches Resumé der übrigen elf Monate, ein glänzender Epilog des ganzen Jahres? Und nun ergötze Dich am Anblick der mit bunten Bändern geschmückten Vögel, deren Gestalt, Gefieder oder Gesang die heiteren Tage verschönert und die trüben weniger traurig macht. „Keiner berühre sie!" Diese Vögel wandern aus dem Stadthause nach dem Palaste; sie sind ein herkömmliches Geschenk, welches das Vaterland seinem Vater bringt.

Aber wie groß ist die Zahl der übrigen Trophäen an Früchten und an Wild! Welcher üppige Wechsel der Naturgaben! Eine Menge von ihnen findet gar keine Unterkunft; Einige kehren, wie der Ring des Polykrates, nach tausend Umwegen an den Ort zurück, von wo sie hergekommen. Drosseln, Wachteln, Fasanen, Schnepfen, wilde Enten, Rehe, Hasen, wilde Eber müssen auf dem Weihnachtsmarkte mit einander harmoniren, trotz der Horazischen Warnung: non ut placidis coeant inimicia! Und was soll ich von dem Geflügel sagen, das in Hühner- und Taubenhäusern unterhalten wird? was von den Kälbern und jungen Kühen? was von den übrigen Söhnen des Groß- und Kleinviehs? Wenn sie gleich in wohlgeordneter Reihe auf den Märkten hangen, wenn sie gleich einzeln oder klassenweise durch Zählein u. dgl. unterschieden sind, so wär' es doch ein eitles Beginnen, sie zählen zu wollen.

Jetzt komm ich aber zu Dir, ehrwürdige Meeräsche, ohne die Weihnachten nicht Weihnachten wäre — jetzt nahe ich Dir mit unterthänigster Feder. Du bist allenthalben und wo Du nicht bist, da ruft der Verkäufer seine Waare mit weniger Energie aus, da ist der Zulauf minder stürmisch. Weder die hochmüthige Murane, noch der stolze Stör wage einen Wettkampf mit Dir; heute ist der Lorbeer für Dich aufbewahrt. Wenn Du auf dem Tische erscheinst, zieht jede Flasche ehrerbietig ihr Hütchen ab und die Champagner-Flasche wirft das ihrige vor Freuden hoch in die Luft. Hat man Dir die Ehre erwiesen, die Jeder erweisen kann, und Keiner nicht erweisen will, so wird die Nachbarschaft durch einen jener gewaltigen Schläge, die man risposte nennt, davon in Kenntniß gesetzt, und das ist Deiner ganz würdig; denn Einer von diesen Schlägen wiegt hunderte schwächerer Schläge auf, wie Du, o Meeräsche, jetzt über hundert und aber hundert Wasserbewohner triumphirst!

Ist die Apotheose der Meeräsche gefeiert, so beginnt mit größerer Lebhaftigkeit der harmlose Feuerkrieg an den Fenstern, auf Altanen und Erkern. An mehr als einem Orte kämpfen junge Mädchen von den Fenstern und junge Männer von der Straße aus mit gleicher Tapferkeit und Ausdauer. In der Nacht muß das Schießpulver den Menschenlärm des Tages ersetzen. Die Leute können wachend und schlafend gestört werden, aber nur durch Freudenzeichen: Alles ist erlaubt und tolerirt, nur nicht die traurige Freiheit, Böses zu thun. Wir möchten gern eine recht ausführliche Schilderung der verschiedenen Tag- und Nachtscenen geben, die das Weihnachtsfest von Neapel in seinem Gefolge hat; was wir aber unseren Lesern versprochen haben und versprechen konnten, war eine Skizze und nicht ein Gemälde.

Domenico Anzelmi.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Geschichte der Englischen Literatur. In kurzer Zeit wird als Vorläufer einer großen Literaturgeschichte Englands der erste Band der „Britannia literaria oder der Geschichte der Englischen Literatur, sowohl der Prosa als Poesie, in einer vollständigen Sammlung von Sprach- und Stil-Proben, nebst historischen Uebersichten" in Großquart erscheinen. Dr. Künzel hat das Werk während seiner mehrjährigen Anwesenheit in England an der einzig möglichen Quelle einer solchen Arbeit, im Britischen Museum, ausgearbeitet und ist von den ausgezeichnetsten Englischen Literarhistorikern, wie Hallam, d'Israeli, Th. Wright, Halliwell u. s. w., mit Rath und That unterstützt worden. Selbst in England ist noch kein Werk der Art vorhanden. Der erste Band behandelt die „ältesten Zeiten, von den Angelsachsen bis zum Tode der Königin Elisabeth und Shakespeare's." Er enthält zu gleicher Zeit eine Angelsächsische Grammatik zum besseren Verständniß der Angelsächsischen Poesie und Prosa. Es zerfällt dieser Band in vier Abtheilungen: in die Angelsächsische (Poesie und Prosa), die Altenglische Poesie, die Altenglische Prosa, und in die dramatische Poesie, welche mit den Mysterien beginnt und mit Shakespeare und seinen Zeitgenossen (bis Shirley) endigt. Das Werk ist für Universitäten, Bibliotheken, höhere Schulen bestimmt; nach Erscheinung der drei Quartbände wird der Verfasser einen Auszug in einem Bande für Schulen bearbeiten. Die Wallisische Literatur ist ausgeschlossen.

— Ein Königliches Alphabet. Für den Gebrauch des Prinzen von Wales und seiner Schwester, der Königlichen Prinzessin, ist in London ein ABC-Buch erschienen, welches das Alphabet durch Bilder von Souverainen versinnlicht, indem für jeden Buchstaben ein König oder Kaiser, eine Königin oder Kaiserin ausgesucht ist, deren Namen denselben zum Anfangsbuchstaben hat. Die Zusammenstellung ist natürlich etwas bunt ausgefallen, Alterthum und neue Zeit wechseln mit einander ab, indeß handelte es sich ja nicht darum, ein Handbuch der Regenten-Geschichte zu verfertigen; es klingt also ziemlich pedantisch, wenn Englische Blätter, in ihrem Bericht über jene Fibel, den Mangel an chronologischer Ordnung tadeln und die Besorgniß äußern, der Britische Thronfolger werde durch ein solches ABC verkehrte historische Vorstellungen bekommen und sich am Ende einbilden, die große Zenobia, Königin von Palmyra, sey eine jüngere Königin als seine Mutter und vielleicht eine Zeitgenossin und Verbündete derselben, da sie den Beschluß der Reihe mache und ein paar Buchstaben hinter der Königin Victoria folge; oder er werde glauben, Georg IV. sey ein König aus sehr alter Zeit, da derselbe so weit vorn zu stehen komme, Richard Löwenherz aber ein neuerer Herrscher; oder Napoleon habe früher gelebt als Oliver Cromwell, da er vor diesem stehe, der als Oberhaupt der Englischen Republik auch in die Reihe der Souveraine aufgenommen ist, und dergleichen mehr. Als ob ein Kind, welches die Buchstaben lernt, schon chronologische Combinationen machte! Eben so thöricht ist eine andere Einwendung, nämlich daß man den Königlichen Kindern durch ein solches ABC die Meinung beibringen würde, es gebe in der Welt nichts als gekrönte Häupter, und die Geschichte würde nur von den Monarchen gemacht. Die Kinder sollen ja nicht Geschichte aus dieser Fibel lernen, sondern die Buchstaben durch Beifügung eines Bildes sich leichter ihnen einprägen, wobei sie dann zugleich die Namen einiger Regenten behalten werden. Kräftiger ist der Tadel der Verse, die unter den Bildern stehen, und die allerdings nicht geschmackvoller und fehlerfreier sind, als ähnliche Machwerke in unseren Deutschen Bilderfibeln. Man kann sich indeß damit trösten, daß diese Verse von den Kindern, die das ABC lernen, noch nicht gelesen werden, und daß die Kleinen, wenn sie erst lesen können, wohl bessere Bücher in die Hände bekommen.

Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den löblichen Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Freitag den 28. Januar 1842.

Polen.

Von der Stellung Polens im Slawenthume.

Es ist ein beliebter Gedanke der Polnischen Schriftsteller, für den niederen Grad der nunmehrigen Kulturzustände ihres Landes eine Rechtfertigung in der Geschichte des Slawenthums zu suchen. Wiewohl das Gewicht solcher Gründe der Rechtfertigung nicht zu verkennen ist, so ist doch von der anderen Seite zu erwähnen, daß das in einer fast 2000jährigen Lethargie ruhende Volk durch den Wechsel der historischen Ereignisse Asiens und Europa's ebenfalls den Wink zur That und zum Fortschritt erhalten, denselben aber aus zu großem Wohlgefallen an physischer und psychischer Ruhe, aus einem etwas zu weit ausgedehnten Prinzip der Selbstgenügsamkeit übersehen und in dem Schlummer seiner geistigen Kraft vergessen hat, mit den anderen Völkern Europa's den Wagen der Weltgeschichte in Bewegung zu setzen.

Die Völkerwanderung und stete Berührung mit den Germanischen Stämmen mußten eine geistige Anregung bewirken, die freilich durch die Kämpfe mit den südlichen Völkern wieder untergraben wurde, sich aber hätte erhalten können in der Einheit aller Slawenstämme. Das Licht der Reformation hat Polen nicht übergangen. Es fand sogar frühe Empfänglichkeit im Lande, und man zählte darin 12 Millionen Protestanten und Kalvinisten. Doch dieser Einfluß, der vielleicht von wichtigen Folgen hätte seyn können, wurde kraftlos durch die Ansiedelung der Jesuiten im Lande, die seit ihrem ersten Auftreten Staat und Kirche in Händen gehabt und die ihren Zwecken entsprechende Verbreitung des Obskurantismus konsequent fortgeführt haben. Unter solchen Umständen mußte die Vernunft in ihrem Kindesalter bleiben, und je mehr dieses der Fall war, desto mehr wuchs die auf physisches Uebergewicht gestützte Willkür, und es bildeten sich zwei Parteien im Lande, für welche jegliche Vermittelung fehlte. Adel und Volk standen in krassem Gegensatze zu einander, und die Industrie blieb eine exotische Pflanze, weil sie der Adel verschmähte, das Volk sich nicht zu ihr aufschwingen konnte und durfte. Ein nicht unwesentliches Hinderniß für das Emporkommen der Industrie wurde auch die Art des den Juden verliehenen Schutzes. Unter ihren Händen waren und sind zum Theil noch die Gewerbe, ohne daß diese Gewerbthätigen einen eigentlichen Mittelstand bilden konnten, sondern eher die Kluft zwischen Adel und Volk noch erweiterten. Das Land blieb arm, und die Hemmung der Entwickelung wurde dadurch um so nachdrücklicher.

Zur größeren Aufhellung der Verhältnisse wollen wir den historischen Entwickelungsgang des Slawenthums, wie er in einem Referat des Polnischen Orędownik angegeben ist, hier vor Augen legen.

.... „Es ist in der That wunderbar", heißt es, „daß der Slawische Volksstamm gleicher Abkunft, gleichen Glaubens, gleicher Sprache, in gleichförmigem Wohnsitze, von gleicher beispielloser Vaterlandsliebe — uns schon in sehr früher Zeit den Anblick der Verzweigung, der Zerrissenheit und gegenseitigen Feindseligkeit der Völker bietet, die in heutigen Tagen den Gedanken der Gegenseitigkeit und Gemeinsamkeit fast für etwas befremdendes ansehen möchten. Es ist wunderbar, daß das zahlreiche, verbreitete, geistig und physisch mächtige Volk nicht eine unzerstörbare moralische Einigung unter sich stiftete und durch Bekämpfung der schwachen natürlichen Hindernisse seiner Industrie nicht eines der mächtigsten Völker Europa's geworden ist. Sehen wir aber tiefer in die Geschichte und in die Urgestalt des Landes, so hören wir bald auf, uns zu wundern.

Wenn wir gleich in den ersten Stürmen des Slawischen Lebens sehen, wie die gesonderten Völkerhorden noch in ihrem Ursprunge durch die Anfälle der Scythen und Sarmaten, ferner der Gothen, Hunnen, Alanen, Awaren zerstoßen wurden — werden wir uns wundern, daß es im Slawenthume nicht im Anfange eine kräftige Einheit gab? Wenn ein so lockendes, von allen Seiten offenes Land, wie das Slawische, den natürlichen Schutz durch die Brust der Bürger vertreten und folglich seine Kräfte bei Gefahren zersplittern mußte, Kräfte, die wegen der angebornen Liebe zum Frieden und zur Unabhängigkeit von Natur nicht sehr geneigt waren, sich unter *einen* Haupteinfluß zu stellen; ist's ein Wunder, daß der Gedanke allgemeiner Einheit fehlte? Doch nicht immer blieben die Stämme, Völker und Nationen getheilt. Es gab in der That rühmliche Zeiten, wo *eine* Fahne die ganze Genossenschaft um sich versammelte. Und wie die Natur des Bodens und fremde Angriffe zur Trennung der Glieder des Slawenthums beitrugen, so rief eben von der anderen Seite der äußerste Druck dieser Anfälle und die naheliegende Macht der angebornen Brüderlichkeit in den Völkern eine Einheit hervor, die gegen äußere Feindseligkeiten einen bewundernswerthen Widerstand bildete.

So antwortete, als im 6ten Jahrhundert nach Chr. (580) der Awarische Chan mit seiner Horde in das Slawengebiet einfiel und durch Gesandte forderte: die Slawen sollten sich freiwillig ergeben und sofort einen Charatsch zahlen — der in Einheit gekräftigte Slawische Geist durch Lawro's Mund: „Wer ist der Mensch unter der Sonne, der uns zu Untergebenen machen will? wir wollen herrschen, nicht dienen, und unsere Herrschaft wird dauern, so lange Kriege und Schwerter!" (Menander, Excerpt. Leg.) Die ausgesuchten Gewaltthaten und Grausamkeiten dieser Awaren wurden den Slawen bald unerträglich, und als sie den höchsten Gipfel erreichten, erzeugten sie Rachlust und stimmten die Gesinnung zu gemeinsamer Einheit. Da bildete sich auf Böhmischer Seite der erste allgemeine Slawische Bund und an seiner Spitze begann Samo eine neue Aera oder „das Epos des Slawischen Lebens." Aus der Form der Verzweigung gelangte das Slawenthum zur Form „gemeinsamer Stammeseinheit." — Die Macht der eingeschlossenen südwestlichen Völker — (Chrobater, Koritaner, Bulgaren, Steiermärker, Böhmen, Mährer, Serben, Bisaller, Lausitzer) kann sich nach allen Niederlagen mit den raubgierigen Awaren messen; und nach den Siegen über die Franken und den Streifzügen der Slawen bis nach Baiern und Thüringen wuchs sie in schneller Zeit; die Weise aber, den Bund zu errichten, zeigt sich als ein *freiwilliger* Beitritt der Völker zu den verbündeten Wenden, die durch *freie Wahl* den Samo an ihre Spitze gestellt hatten. Als der Hunnenschwarm ausgetobt hatte, und die Macht der Franken die Völkerwanderung beendete, hörte die Woge des Slawenthums auf, zu brausen und von seinem Norden bis zum östlichen Süden schien es einen beständigen Frieden zu prophezeien; aber vom Westen erhob sich gegen dasselbe ein neuer Sturm im Namen des Glaubens und der Gesittung. Der Stolz, die Habgier und Grausamkeit der Germanen hatten sich den nachbarlichen Slawen schon oft fühlbar gemacht, als im Jahre 892 der Kaiser Arnulf mit seiner ganzen Macht gegen das Slawenthum anzog. Eben damals begannen die Slawischen Völker, wie alle anderen in Europa nach der Völkerwanderung, sich in *Nationen* zu einigen und sich feste Wohnsitze einzurichten. Aus der Gesammtheit fingen Mähren, Böhmen, Polen und Reußen an, sich zu gestalten, welche aus zahlreichen und geschlechtseinheitlichen Volkern einen nationellen Körper bildend, ihre Individualität so unter einander schieden und gegenseitig erhalten wollten.

Mähren erlangte hier das eigentlichste Uebergewicht und regte den Neid und Unwillen der Anderen an, wodurch Arnulf gewinnen zu können glaubte. Da wandte sich Swatopluk, der Mährische Fürst, an die Stammeseinheit und ordnete eine Gesandtschaft ab „an die benachbarten Fürsten Slawischen Namens, ihm Hülfe zu leisten, indem er vorstellte, daß der Germanische Monarch nicht nur nach seinem Untergange trachte, sondern nach dem Verderben aller Slawen!" — und er schuf den zweiten historischen Slawischen Bund, welchem außer den Nachbarvölkern Mährens von der Oder und Saale bis zur Donau auch *freiwillig* die Böhmen, Serben und Polen beitraten. Doch der diesen Bund belebende Geist, so sehr er auch vom gemeinsamen Hasse gegen Deutschland getragen wurde, räumte doch unter sich dem nationellen Partikularismus Rücksichten und Prätentionen ein, und konnte deshalb nicht die Macht entwickeln, wodurch sich ehedem Samo's Bündniß ausgezeichnet hatte. Swatopluk wurde besiegt und starb 898; seine umfassende Herrschaft wurde von den Nachbarn getheilt 899.

Die Anfälle der Germanen breiteten sich nun ungehindert vom mittäglichen bis zum nördlichen Westen des Slawenthums aus. Die Völker zwischen Elbe und Oder wurden unterjocht, auf ihren Trümmern erstanden Deutsche Markgrafschaften, und die Herrschaft der Deutschen dehnte sich so weit aus, bis sie sich mit Polen berührten. Wie im ganzen Slawenthume, so hatten sich auch hier die Völker in eine Nation vereinigt; die Gefahr vom Westen bewirkte ihren desto schnelleren Zusammentritt — und da ihr ein Mann geboren wurde, der nicht nur die Noth des Slawenthums, sondern auch dessen ganze Gesinnungen umfassen konnte, so neigte sich ihm Alles zu. Boleslaw der Große übernahm des Vaters Regierung, nach Samo und Swatopluk die Hegemonie und empfing vom Kaiser ausdrücklich das Slawische Scepter. Er unterhielt beständige Bündnisse mit den Slawen an der Elbe, eroberte Kiew und Prag, und führte in alle Länder eine gemeinsame Ordnung ein. Welches war das Endziel seiner riesigen Thaten? Kein anderes, als dauernde Sicherung des Slawischen Friedens vor den fortwährenden Prätentionen Germaniens. (Röpell, S. 129.) Die Bundesgenossenschaft Boleslaw's weder homogen, noch freiwillig, wie die vorangehenden, hatte, wie sehr sie

auch durch den Zwang des gemeinsamen Willens gebunden war, dennoch ein freundliches Echo im Slawischen Geiste, da man nur in solchem Bündnisse die Möglichkeit sah, die nöthige Kraft zu sammeln, gegen die drohenden äußeren Stürme; sie hatte eine Legitimation in den damaligen Verhältnissen und politischen Begriffen. Daher zeigte sie auch, daß das Slawenthum in der politischen Welt die feierliche Anerkennung seiner Individualität erreicht hatte, und die Deutschen für lange Jahrhunderte ihre Angriffe einstellen mußten! Das ist das Schicksal der Slawischen Völker bis zum Anfange ihrer christlichen Aera.

Durch das ganze folgende Mittelalter verblieb Polen die Mission der Leitung des Slawenthums. Die unglücklichen Slawischen Fürsten wohnten beständig am Polnischen Hofe, der ihre häuslichen Zwiste schlichtete. Die Slawischen Völker, welche freiwillig in den Kreis des Polnischen Lebens traten, wurden einverleibt und am Ende herrschte die Familie der Jagiellonen über das ganze Slawenthum. In den neueren Jahrhunderten erlosch in Polen wegen des Uebergewichts der Adelspartei und der daher rührenden Zwiste das allgemeine Interesse für's Slawenthum, und es erhob sich auf den Ruinen des Neußischen Friedens die Alleinherrschaft im Osten, welche unter Anderem auch den Gedanken der Slawischen Hegemonie ergriff. Doch in der neuesten Zeit, wo das Slawenthum die Nähe seiner Reife betritt, die wir Selbsterkenntniß nennen, ist das individuelle Interesse wieder aufgelebt, und weil es aus dem höchsten Wissen floß, so mußte es daneben auch gleich in der Literatur seinen Heerd finden. Die Slawischen Gelehrten, namentlich die Böhmen, Slawaken und Kroaten warfen sich mit allem Jugendfeuer auf die Entdeckung der Reize ihrer alten Mutter Slawa, und das staunende Europa sieht mit Beifall auf ihr Werk. *)

Es begegnen sich also heute zwei Richtungen im Slawenthum: die eine, welche eigenen Gewinn zum Ziele hat und dem System der Eroberung huldigt — die andere, einträchtig mit den Begriffen des heutigen Europa's, die an der Sonne der höchsten Aufklärung das Gefühl des heimischen Individualismus zeitigen will, damit sie neben der Germanischen und Romanischen Welt als die dritte integrale Europäische Gestalt dastehe; sie begehrt nicht Herrschaft, sondern brüderliche Gemeinschaft — und ihr Gedanke ist klar; er reift im Schooß der Geschichte und wird, wenn die für ihn bestimmte Stunde schlägt, die Frucht aller freundlichen und feindlichen Bemühungen genießen!

Es giebt keine Awaren, keine Franken, keine Germanen mehr, deren blutige Anschläge der brutalen bewaffneten Gewalt das Uebergewicht erleichterten; niemals bezeichnen den Slawischen Charakter Raubkriege — daß wir in ihrem Namen und ihrer wegen in Gemeinschaft treten sollten, auch hat niemals das Slawenthum sich die Sklaverei behagen lassen, — daß es sich jetzt so eilig dazu anschicken sollte; und es ist auch nicht so nervenschwach, daß die ohnmächtige literarische Gegenseitigkeit ihm schon zum Haltpunkte ausreichen müßte. Das Bedürfniß des heutigen Slawenthums — wie Jünglingsliebe gewaltsam und unwillkürlich, ist: das Gefühl heimatlichen Gemeinsinns und friedlicher Einheit, ist die Nothwendigkeit, sich mit Leib und Seele in die brüderliche Einheit der Völker hineinzuleiben, um vor der Welt auszusprechen, was im Schooße der Heimat gedacht wird, und selbstkräftig als das dritte volljährige Europäische Individuum hinzutreten vor den Richterstuhl der Geschichte."

Bei dem Hinblick auf dieses historische Bild des Slawenthums läßt sich der Gedanke immer nicht entfernen, daß Polen, selbst bei der Ergreifung der Hegemonie der Slawischen Völker, und bei seinem, zu Zeiten so wesentlichen Einfluß auf die Geistesrichtung der Nation, dennoch die intellektuellen Interessen nicht mit Eifer verfolgt hat. So wie es niemals die eigene physische Kraft gekannt hat, um an sie, wenn es Noth that, zu appelliren, so hat es nie mit rechter Lebendigkeit an ein geistiges Wirken und Schaffen gedacht, trotzdem, daß es in allen Rücksichten, mit allen Zähigkeiten vortrefflich ausgerüstet ist. Es fehlte ein praktisches Element im Staate, welches immer eine Voraussetzung des Prinzipats seyn muß — und weil das Land diesen Mangel fühlte, so hat es ihn durch unrichtige Mittel zu ersetzen gesucht — unter Anderem durch die Berufung der Sächsischen Könige auf seinen Thron. Wie nachtheilig diese fremde Herrschaft dem ohnedies schon erschlafften Lande war, sehen wir aus der Geschichte der Regierungszeit der Sächsischen Könige in Polen — und mag uns das hier genügen, was Graf Ed. Raczynski in seiner Einleitung der fraglichen Geschichte gesagt hat.

. . . . „Das 17te Jahrhundert" — heißt es — „führte wichtige Neuerungen herbei, in den Verhältnissen der Europäischen Nationen. Die Deutschen verloren nach dem Abschluß des Westphälischen Friedens keine Zeit, sondern ordneten ihre innern Angelegenheiten, hoben den Handel, Ackerbau und Gewerbe, Künste und Wissenschaften. Frankreich erreichte unter Ludwig XIV. den Gipfel seiner materiellen und moralischen Macht. Peter der Große schuf Rußland aus einer Asiatischen Herrschaft in ein Europäisches Reich um. Alle anderen Nationen führten nach den Umständen und ihren Mitteln bei sich Reformen ein, die ihr nationales Leben aufs neue erfrischten.

Welches war unter diesen erfreulichen Bestrebungen der Zustand Polens? Hatte es Fortschritte in irgend einer Beziehung gemacht? Hat der allgemeine Wettlauf zum Bessern, der sich so sichtlich in seiner Umgebung kund that, das Land aus seiner Lethargie geweckt? Hat es damals, als es unter Johann Kasimir am Rande des Abgrunds stand, die Augen für das Unheil und die Schmach geöffnet, die seiner warteten? Haben endlich die weissagenden Worte dieses Monarchen: „ich müßte ein falscher Prophet seyn, wenn Polen nicht zerstückelt wird!" auf das Land einen Eindruck gemacht? Gewiß nicht! Blind gegen Alles, rücksichtslos gegen unfehlbare Folgen der Unordnung, der es Rechtskraft gegeben, eilte es seinem Falle zu.

Der ganze Staatskörper war im 17ten Jahrhundert schon, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, vollkommen schwindsüchtig, und der Keim dieser Krankheit reichte in ältere Jahrhunderte hinaus. Die schrankenlose Willkür erkannte keine Gewalt über sich; das persönliche Interesse mit dem Gemeinwohl vermengend, zankte sie mit ihren Fürsten und schauderte nicht, das Blut ihrer Brüder zu vergießen und Dörfer und Städte zu vernichten. Ueberfluß hat das Land arm gemacht; um Eitelkeit und Stolz zu befriedigen, wurden die niederen Volksklassen bedrückt und dadurch die dem Lande lebensgefährlichen Kosakenkriege hervorgerufen.

Als in Folge wiederholter Schläge die Quellen des Ueberflusses zu versiegen anfingen, suchte die Verschwendungssucht neue und sogleich zeigte sich eine, den früheren Jahrhunderten unbekannte Verkäuflichkeit, die zuerst der eignen Regentschaft und dann fremden Monarchen zu statten kam. Schmutzige Eigenliebe befleckte alle Stände ohne Ausnahme. Daher entsprangen jene häufigen Militair-Conföderationen, die das Land mehr vernichteten als der fremde Feind; daher fand der erste Raubritter, wenn er den Fuß auf den Polnischen Boden gesetzt, tausende von Anhängern; daher der Hader mit dem Monarchen um Ertheilung von Aemtern.

„Polen steht ohne Regierung!" das war das wahnsinnige Losungswort, das mit Wohlgefallen von einem Ende des Reiches bis zum anderen wiederholt wurde; ein liberum veto wurde sogar nirgends gegen diese unvernünftige und verkehrte Maxime erhoben.

So war das öffentliche Leben unserer Vorfahren zur Zeit der Wasa's und ihrer Nachfolger im 17ten Jahrhundert. Sehen wir uns jetzt in ihrem Privatleben um. Seinen traurigen Zustand malen uns die Klagen in den Predigten und zum Theil die Schriftsteller jener Zeit. Opalinski sagt in seinen Satiren von der Bedrückung des Landvolkes: „über alle natürliche und göttliche Rechte muß der Bauer leiden, was ihm der Herr auflegt, und wenn er zusammen sinken sollte. Die Kanzelredner schelten, die Beichtväter schelten und drohen mit der Hölle — umsonst; thun's doch eben so die Bischöfe und Prälaten durch ihre Oekonomen, wenn nicht mehr. Der Bauer wird mit Prügeln gemartert und beinah' ihm die Seele ausgerissen. Der Beamte quält ihn noch mehr, als der Herr weiß. Einer brandmarkt sie, der Zweite wirft sie ins Gefängniß, der Dritte schlägt ohne Ursache ehrwürdige Greise wie Kinder mit Ruthen." (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Schriftstellerei der Handwerker in Frankreich.

(Schluß.)

Mit dem Volke soll man keine Experimente machen. Und je mehr man das rauhe, mühevolle Leben der arbeitenden Klassen betrachtet, um so mehr gewinnt man die Ueberzeugung, daß die durch ihren gesunden Verstand und ihre Thätigkeit ausgezeichnetsten Gestalten sicherlich nicht die sind, welche die Feder zu ergreifen eilen. Man spähe in den Werkstätten umher, welches die Männer sind, die den kräftigsten Einfluß auf ihre Genossen üben, nicht die, welche schreiben, sondern die, welche handeln. Die, welche einsichtsvoll und bescheiden, von hohlen Redensarten und jeder Charlatanerie frei, wo es gilt, selbstthätig helfen, die sind die natürlichen Häupter der Handwerker; sie kennen ihren Geist und ihre Bedürfnisse und könnten Publizisten und Regierende am besten über die nöthigen Reformen unterrichten.

Wenn es wahr ist, und das ist es unbestreitbar, daß das Volk gegenwärtig ein lebhafteres Gefühl seiner Leiden hat, und daß es die Verpflichtung der Menschheit, dieselben zu lindern, mehr als je fühlt, so ist es doch sicher nicht wahr, daß es, plötzlich durch unbegreifbare Geistesblitze erleuchtet, mit philosophischer und poetischer Genialität begabt dasteht. Prosa und Verse, die wir in neueren Zeiten mit den Namen von Handwerkern unterzeichnet gesehen haben, entbehren aller Lebendigkeit und Originalität; sie sind nichts als matte Nachahmungen. Wir sagen durchaus nicht, daß im Volke keine poetische Originalität auftreten könne, doch sie ist nicht aufgetreten. Eine Literatur der arbeitenden Klasse aber soll man eben so wenig bilden, als sich dieser Stand politisch mit seinen Interessen denen des Bürgerstandes feindlich gegenüberstellen soll. Wird man nicht endlich einsehen, daß der wahre Geist der Demokratie im Vereinen, nicht im Trennen besteht?

Ohne Zweifel muß die demokratische Bewegung, welche die Welt vorwärtsdrängt, auf die Literatur zurückwirken; doch die Leiter derselben dürfen, für die nächste Zukunft wenigstens, nur aus den mittleren Klassen seyn. Es ist der Ehrgeiz des menschlichen Geistes, welcher sich darin ausspricht, daß in Zeiten, in denen Alles der Oberhoheit des Gedankens unterworfen ist, Jeder Alles leisten zu können glaubt. Ein Haupt-Moment im Fortschritte der Wissenschaften bildet gegenwärtig die Vergleichung, welche zwischen verwandten Gegenständen und Wissenszweigen angestellt wird; doch wer Vieles vergleichen will, muß Vieles kennen. Allein wer hat mehr Gelegenheit, Viel kennen zu lernen, als der Mann aus den mittleren Ständen? Ihm steht der Weg zu Allem offen; er ist weder in den Hochmuth einer aristokratischen Kaste gebannt, noch dem Mangel und der geistigen Vernachlässigung der arbeitenden Klasse preisgegeben. Und in der Vereinigung der Theorie mit der Praxis, der wissenschaftlichen Speculation mit der industriellen Erfindung besteht der Kern und Nerv des demokratischen Prinzipes, dessen Vorkämpfer wir Alle sind. Der Einfluß des Demokratismus auf die Literatur ist von zu großer Bedeutung, als daß es nicht gefährlich wäre, bei einem so wesentlichen Punkte [illegible] thörichte, grundlosen Verschwörungen Glauben zu schenken. Diesen Ein-

aus gewahren wir erst entschieden seit funfzig Jahren; er bedarf Jahrhunderte, um in seiner ganzen Kraft durchzudringen, doch er wird große Dinge zu Tage fördern. Auf Mißgriffe in der Vertretung des demokratischen Prinzips aber, und auf scheinbare Ausdrücke desselben, die in Wahrheit nichts als hohl sind, hinzuweisen, ist die Pflicht der Kritik, welche in diesem Falle mehr philosophisch ist, als literarisch. Lerminier.

Dänemark.

Runen-Wissenschaft und Runen-Entzifferung.

Nach Finn Magnussen.

Die Dänische Gesellschaft der Wissenschaften hat kürzlich ein Werk herausgegeben, das ein allgemeines wissenschaftliches Interesse darbietet und ohne Zweifel überall Aufmerksamkeit in der gelehrten Welt erregen wird. Es ist dies ein Cyklus von Untersuchungen und Abhandlungen über die Runen-Wissenschaft und deren Einzelnheiten. Der Verfasser, Etatsrath Prof. Finn Magnussen, hat in dieser Reihe von Abhandlungen einen Schatz von Bemerkungen über alle nicht gewöhnliche Runen-Arten niedergelegt, eine Menge Monumente im Norden beschrieben und verdolmetscht, und im Vergleiche mit diesen auch viele Runen-Denkmale in anderen Ländern besprochen. Es ist das zweite große Runenwerk, welches die Dänische Literatur geliefert hat; es übertrifft aber seinen zweihundert Jahr alten Vorgänger, Worm's monumenta Danica, bei weitem an grundgelehrter Behandlung, an Umfang und Bedeutung. Herrn Magnussen's Werk enthält folgende Haupttheile: a) Eine kurzgefaßte Uebersicht des Standpunktes der Runen-Literatur. b) Einen Bericht über die Untersuchung des Runamo oder des Haraldinischen Monumentes in Blekingen, durch das hierzu ernannte Comité, die Professoren Molbech, Finn Magnussen und Forchhammer. c) Versuch zur paläographischen Erklärung der Runamo-Inschrift, mit beigefügten Untersuchungen über die ältesten Hauptarten der Skandinavischen Runen, und den alten Gebrauch der Runen bei mehreren Europäischen Völkern. d) Forschungen über verschiedene mit den im Norden sogenannten fremden Runen bezeichnete und theilweise auch erst kürzlich entdeckte Denkmale aus der Vorzeit. — Die erste dieser Abtheilungen ist eine literärhistorische Abhandlung, welche die Einleitung zu dem ganzen Werke bildet; der zweite Theil, der Comité-Bericht, ist ein geschichtliches Aktenstück, mit dem die Untersuchung der Runamo-Inschrift eröffnet wird. Diese Untersuchung, die für Herrn Finn Magnussen die historische Veranlassung zu der ganzen Reihe seiner gelehrten Forschungen wurde, ist an sich selbst so merkwürdig, daß hier ein kleiner Umriß derselben erfolgen mag.

Auf dem Runamofelsen in Blekingen findet sich ein schwarzer Trapgang, der in schlangenartiger Gestalt von Nord-Nordost nach Süd-Südwest streicht, in einer Länge von 36 Ellen, bis er sich zuletzt auskeilt, d. h. sich ganz und gar verliert, nachdem er immer schmaler und schmaler geworden ist. Es ist einer von den gewöhnlichen Trapgängen in der Skandinavischen Granitformation, welche spätere Produkte einer Plutonischen Thätigkeit sind, als der Granitgneus selbst, in dessen Klüftungen sie heraufgedrängt worden sind. Aber in dem Trapgange des Runamofelsen befinden sich eine Menge Linien im Trap, die man bisweilen für Runen angesehen, bisweilen als bloßes Naturspiel betrachtet hat. In seiner Dänemarks-Geschichte (1184) erwähnt Saxo Grammatikus diesen Felsen an zwei Stellen. An der ersten berichtet er, daß sein König, Waldemar der Erste oder der Große, mehrere Runenkundige nach Blekingen sandte, um die Inschrift auf dem Runamofelsen zu untersuchen und abzuschreiben; diese Leute kehrten jedoch unverrichteter Sache zurück, da die Einrisse im Felsen theils mit Schutt zugedeckt, theils vom Wetter abgeschliffen und unleserlich wären. An der anderen Stelle berichtet Saxo über König Harald Hildetand Folgendes: „Zum Andenken an seinen Vater ließ er dessen Thaten in einen Felsen in Blekingen einhauen, welches ich schon berichtet habe." — Fünfthalbhundert Jahre, nachdem Saxo von der Blekingischen Runenschrift geschrieben hatte, oder ungefähr 1640, sandte der berühmte Alterthumsforscher Ole Worm seinen Amanuensis nach Bleking, um das Monument abzuzeichnen. Dieser Mann erklärte indeß die Inschrift für unlesbar und unerklärlich, mit Ausnahme des Wortes „Lund", welches er lesen zu können meinte. Später ist der Felsen erwähnt oder besprochen worden von Mützell (in einem Lateinischen Disputat von 1747), Langebek (1754), Brockmann (1762), Arendt und Mehreren. Unter diesen Männern hat eine verschiedene Meinung über den Ursprung der Linien im Runamo stattgefunden, indem Einige sie für natürliche Verwitterungen angesehen haben, Andere für Menschenwerk oder eingehauene Runen-Buchstaben. Ein Paar dieser Männer, von denen übrigens Keiner Geognost oder Mineraloge war, haben auch die sonderbare Idee gefaßt, der Trapgang sey eine mit Runen-Inschrift versehene Steinart, die mit Kunst in den Runamofelsen eingelegt wäre.

Als Bischof Peter Erasmus Müller im Jahre 1830 mit der Bearbeitung des Textes zu Saxo's Dänemarks-Geschichte beschäftigt war, wurde es ihm wünschenswerth, durch eine neue Untersuchung des Runamofelsens den Bericht Saxo's über diese historische Merkwürdigkeit aufgeklärt zu erhalten; und da er die wissenschaftliche Bedeutung dieser Untersuchung einsah, schlug er der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften vor, dieses Unternehmen ausführen zu lassen. Im Juli 1833 sandte nun die Gesellschaft ein Comité nach Blekingen ab, bestehend aus dem Naturforscher Forchhammer, dem Isländischen Gelehrten Finn Magnussen und dem Geschichtsforscher Molbech, und gab diesen [illegible] kopiren sollte. Mit ängstlicher Vorsicht und mit skrupulöser Genauigkeit wurde der Trapgang untersucht, nachdem er durch gemiethete Leute vom Rasen und von Erde völlig gereinigt und zum Vergleich mit ihm ein anderer Felsen in der Nähe, der ebenfalls einen Trapgang hat, besichtigt worden war. Prof. Forchhammer, der als Mineralog und Geognost die Untersuchung eröffnete, erklärte die in demselben sichtbaren Linien als von doppelter Beschaffenheit seyend. Einige davon, die von des Trapganges einer Gränzlinie querüber bis zur anderen gehen, und von denen viele tief in den Felsen überall mit derselben Breite sich fortsetzen, erkannte Forchhammer für gewöhnliche Trapgangsrisse; andere Linien, deren Länge nicht die ganze Breite des Trapganges ausfüllte, sondern auf jeder Seite in der Nähe der Ränder abbrachen, und an den Stellen, wo er sie recht deutlich untersuchen konnte, sich als in die tiefere Masse hineingehend zeigten, erklärte er für ein künstliches Erzeugniß, durch Menschenhände hervorgebracht; ob sie übrigens Runen-Charaktere wären, konnte er nicht entscheiden, denn er kannte das Runen-Alphabet nicht. Was besonders jeden Zweifel daran aufhob, daß Menschenhände wirklich diese Linien hervorgebracht haben, ist, daß manche von ihnen aus dem Trap bis in den Granit hinein sich fortsetzen, was eine Unmöglichkeit seyn würde, wären sie bloße Naturwirkung. Prof. Forchhammer untersuchte nun jede Linie für sich und schrieb diejenigen Züge, die er für eingehauene anerkannte, mit Kreide nach, worauf Herr Christensen drei verschiedene Zeichnungen des Ganzen ausführte: die von Natur vorhandenen Linien, die durch Kunst hinzugefügten und beide vereint, und das Comité verglich dieselben aufs genaueste mit den Gegenständen. Prof. Finn Magnussen erklärte hierauf, daß die Linien, die von Forchhammer als für eingehauene anerkannt seyen, Runen wären, einige von der allerbekanntesten Art, andere dagegen unbekannte „und so mit den anderen zum Theil als Binde-Runen (künstlich verschlungenen Runen-Charakteren) vermischt, daß schwerlich Hoffnung vorhanden sey, diese oder die Inschrift überhaupt richtig zu dechiffriren." Nach seiner Heimkehr beschäftigte sich Finn Magnussen oft und viel mit diesen Zeichnungen und hatte nach einem Verlauf von zehn Monaten ihre Dechiffrirung so gut wie aufgegeben, als er ganz zufällig die Lesung der Inschrift entdeckte. Er bekam nämlich eines Nachmittags, als er die Korrektur von einem Abdruck der gravirten Zeichnung besorgt hatte, den Einfall, die Lesung der Inschrift verkehrt zu versuchen, nämlich von der Rechten zur Linken, und nach Verlauf einiger Stunden hatte Magnussen ohne sonderliche Mühe und nach den gewöhnlichen Regeln für das Auflösen der Binde-Runen die ganze Inschrift dechiffrirt. So viel Zweifel nun auch noch über die rechte Auflösung einzelner der verschlungenen Runen entstehen könnte, muß doch die Magnussensche Dechiffrirung in ihrer Methode und in ihren wesentlichsten Resultaten für entschieden und über alle Zweifel erhaben angenommen werden. Die Inschrift, die auf Alt-Isländisch und in Versform (Fornyrdalag) abgefaßt ist, lautet zufolge Finn Magnussen also, nur daß die Ausdrucksweise des Isländischen sich so kurz im Deutschen nicht geben läßt, und selbst bei der Isländischen Prosa das Imperfektum bei der Uebertragung in Hochdeutsch oft in ein Plusquamperfektum verwandelt werden muß u. s. w.:

„Hildekind hatte das Reich übernommen; Gard ließ er diese Runen einhauen. — Ole hatte den Eid der Treue abgelegt (aber gebrochen). Drum Odin, weihe die Runen! Ring falle im Kampf, Alfen und Götter der Treue fliehet Ole! Odin und Frey, und Ihr, Geschlecht der Asen, vernichtet, vernichtet unsere Feinde! Gönnet Harald einen großen Sieg!"

Der Inhalt der Inschrift ist also zuerst ein historischer, indem berichtet wird, daß Hildekind, d. i. Harald Hildetand, die Regierung über das Reich übernommen hatte, also zur Zeit des Runeneinhauens der Herrscher im Lande war, und dem Runenmeister Gard (der auch andererwärts her bekannt ist) befahl, die Runen einzuhauen. Nun kommt der Grund: Ole hatte ihm den Eid der Treue abgelegt. Dieser Ole war Harald's Schwestersohn und Anführer seiner Flotte gewesen, hatte aber Harald verlassen, war zum Schwedischen König Ring übergegangen und nunmehr dessen Heerführer oder Verbündeter in der Bravallaschlacht, der größten des ganzen Heidenalters, die wie bekannt auf dieser Stelle geliefert worden ist. Da, wo der Inhalt der Inschrift durch die Parenthese ergänzt ist, fehlt eine als unlesbar ausgelöschte Zeile, die wahrscheinlich die Beschuldigung gegen Ole wegen seiner Verrätherei enthielt. — Der zweite Theil der Inschrift ist der Anruf zu Odin und den Göttern und an sich verständlich. Die Zeile „Ring falle im Kampfe" ist durch eine in der Isländischen Poesie öfter vorkommende nicht wörtlich Deutsch wiederzugebende Metapher ausgedrückt, die Finn Magnussen selbst nicht ganz rein übersetzt hatte. Der jetzige König Christian VIII., der sehr lebendigen Antheil an der Runamoschen Untersuchung nahm, fand jedoch den richtigen Ausdruck. — Die wichtigsten Resultate, welche die so entdeckte Entzifferung der Inschrift des Runamo-Felsens gewährt, sind: daß Runen, zum Theil Binderunen (verschlungene, konfigurirte) von magisch-kryptographischer Art im Heidenalter im Norden gebräuchlich und (etwa 700 Jahr nach Christi Geburt) vielfältig ausgebildet waren, so wie, daß sie (wenigstens in gewissen Fällen) von der Rechten zur Linken geschrieben wurden, nach Art der Phönizier, der Semitischen Völker, der ältesten Griechen, Etrusker u. m.; — daß Asen und Alfen überhaupt, besonders Odin und Frey, nebst Gottheiten der Treue, Freundschaft und Liebe damals in Dänemark verehrt wurden, welches auch sowohl durch die Saga's, wie die Edda-Gedichte, ja sogar theilweise durch noch vorhandene Volksglauben bestätigt wird; — daß die alte Isländische Zunge in Dänemark gesprochen oder wenigstens geschrieben wurde, bevor Island entdeckt war (über das letztere Resultat, welches Finn Magnussen in seinem Werk mit anführt,

mit gehöriger Alliteration abgefaßt wurden; — und endlich, daß Saro's und der Sagas Erzählungen, denen Manche eine bloß mythische Bedeutung beilegen wollen, zum Theil auf historischem, in diesem Falle sogar auf diplomatischem Grunde beruhen.

Nachdem Magnussen die Inschrift des Runamo-Felsens glücklich gelöst hatte, erwachte die Lust bei ihm, allen anderen Ueberresten von Binde-Runen oder künstlichen Configurationen der Runen-Charaktere nachzuspüren, und der Umstand, daß in den letzten Jahren große und merkwürdige Entdeckungen von noch vorhandenen ähnlichen Alterthums-Monumenten gemacht wurden, spornte seinen unermüdlichen Forschungs-Eifer noch mehr an. Auf diese Weise entspann sich nach und nach die ganze Reihe von „Forschungen und Bemerkungen" über Monumente mit sogenannten fremden Runen von allen Arten und aus den verschiedensten Gegenden, welche das vorgenannte Werk bilden. Was den Gebrauch der weitläuftigen Untersuchungen erleichtert und in der allerdings schwer zu überschauenden Masse orientiren kann, ist eine mit ungewöhnlichem Fleiß und im größten Detail ausgearbeitete Inhaltliste, die 10 enggedruckte Bogen ausmacht. Das Werk selbst, 93 Bogen in groß Quart, ist mit einer seltenen Eleganz ausgestattet, von 14 schön ausgeführten Kupferstichen begleitet, und hat im Text über viertehalbhundert in Holzschnitt ausgeführte Figuren, noch außer einer großen Menge einzelner Buchstaben und Charaktere.

Große Freude hat unter den Dänischen Gelehrten die Nachricht erregt, daß von W. Grimm's vortrefflicher Schrift über Deutsche Runen eine Umarbeitung oder neue Herausgabe baldigst zu erwarten ist, und künftighin noch ein höchst wichtiges Runenwerk in Dänemark erscheinen wird. Es arbeitet nämlich der Universitäts-Bibliothekar Thorsen in Kopenhagen, gegenwärtig einer der gründlichsten Kenner des Isländischen, an einer Zusammenstellung sämmtlicher Dänischen Runen-Denkmale, vorzugsweise zum Behufe einer neuen Untersuchung über die ältesten Sprach-Verhältnisse, die im Norden obgewaltet haben. Es hat sich in neuerer Zeit auf ziemlich unzweifelhafte Weise herausgestellt, daß die Skandinavischen Sprachen, so weit die Geschichte zurückgeht, im Norden stets in drei verschiedenen Dialekten, Norwegisch oder Alt-Isländisch, Schwedisch und Dänisch geherrscht haben, wozu in späterer Zeit noch gewissermaßen ein vierter, Neu-Isländisch, getreten ist; dieser für die Skandinavische Sprachkunde unberechenbar wichtige Satz ermangelt aber noch seiner wissenschaftlichen Begründung, die zugleich das Verhältniß der genannten Dialekte, welche man auch unter dem alten Namen „Danska Tunga" (Dänische Zunge) zusammengefaßt, zum Mösogothischen und zum Angelsächsischen, so wie die innere Entwicklungsgeschichte der vier nordischen Dialekte mehr nachweisen könnte. Schwer ist aber die Aufgabe, indem jene Dänischen Runen-Monumente die einzigen Ueberbleibsel Altdänischer Schrift und Sprache sind. Das auf diese letztere aber das heutige Dänisch zurückgeführt werden müsse, und sich aus dem Alt-Isländischen allein mit einer eingerissenen Verderbniß durch Verdeutschung gar nicht erklären lasse, wie Rask und Andere gewollt haben, davon ist man jetzt vollkommen überzeugt. Glückt es Herrn Thorsen, ein wissenschaftlich begründetes und in seinen wichtigsten Umrissen deutliches Bild von dem Altdänischen Dialekt zu geben, so wird dadurch auf der einen Seite aller beständig jetzt obwaltenden losen Willkürlichkeit und Puristerei der Dänischen Grammatik, auf der anderen Seite dem steten Geschrei über die übergroße Einmischung des Deutschen ein Ende gemacht werden. Die außerordentliche Menge von Wörtern, die in der Alt-Isländischen Sprache noch gleiche Wortstämme mit der Deutschen haben, in der heutigen Dänischen aber ganz fremde, sind der wahrscheinlichsten Vermuthung nach meistens durch eine Vermischung der Skandinavischen oder Altdänischen Ursprache mit einem Gothischen Dialekte entstanden.

Mannigfaltiges.

— v. Savigny und die historische Rechtsschule in Frankreich. Herr Eduard Laboulaye, ein warmer Anhänger der historischen Rechtsschule, giebt in einem kleinen Schriftchen: „Essai sur la vie et les doctrines de Fréderic Charles de Savigny" (Paris 1842) eine gedrängte Biographie und eine Charakteristik der Hauptwerke, so wie überhaupt der Wirksamkeit des berühmten Rechtslehrers der Berliner Universität. Er hat sich hierzu außer der persönlichen Achtung vor den Verdiensten des Deutschen Gelehrten besonders durch die Einsicht bewogen gefühlt, daß es nothwendig sey, eine innigere wissenschaftliche Vereinigung zwischen Frankreich und Deutschland herbeizuführen, und der Jurisprudenz, die in Frankreich auf sehr niederer Stufe steht, indem sie fast nur praktische Bedeutung hat, durch engeren Anschluß an Deutsche Vorbilder eine wissenschaftlichere Grundlage zu geben, und sie auf das vernachlässigte Studium des klassischen Alterthums und des Mittelalters hinzuleiten. Eine Schilderung v. Savigny's aber scheint ihm hierzu besonders geeignet, nicht nur weil Savigny einer der ersten lebenden Deutschen Juristen sey, sondern weil die Geschichte seines Wirkens zugleich die Haupt-Momente der Entwickelung der neueren Deutschen Jurisprudenz enthalte, und vorzüglich weil man in Frankreich insofern ein näheres Interesse für ihn habe, als seine Familie Französischen Ursprungs sey. Im Verlaufe der Biographie werden dem Leser nicht uninteressante Blicke auf Zeit-Ereignisse und Personen gewährt, mit denen Savigny in Berührung gekommen; unter den letzteren befinden sich Weis, der in Marburg den jungen v. Savigny für das Römische Recht gewonnen, welches „vermöge seiner inneren Vorzüglichkeit stets das Vorrecht behauptet hat, die edelsten Geister für sich in Anspruch zu nehmen" (S. 17.) ferner die Grimm, die zu den frühesten Verehrern des Marburger Privat-Dozenten gehörten und seitdem „der Ruhm Deutschlands" geworden sind; Gans, „der ungestümste Gegner der historischen Schule", gegen dessen „beißende Angriffe" geschwiegen zu haben, als besonderes Verdienst Savigny's hervorgehoben wird (S. 33.). Bei der ausführlichen Darstellung des bekannten Streites, ob unserer Zeit der Beruf zur Gesetzgebung zuzugestehen sey oder nicht, läßt der Verfasser in der Vorliebe für seine Schule die Gegenpartei gar nicht sprechen, so daß der Französische Leser hiernach von diesem Kampf allerdings nur ein sehr unvollständiges, einseitiges Bild erhalten würde. Der Ton des Schriftchens ist leicht und gefällig, und so weit eine Arbeit von so geringem Umfange und nur mittelbar wissenschaftlichem Interesse zur Annäherung an das große, oben ausgesprochene Ziel beitragen kann, wird sie diesem ihren nächsten Zwecke jedenfalls entsprechen. Sie ist den Professoren Bluntschli (in Zürich), Homeyer (in Berlin) und Warnkönig (in Freiburg) zugeeignet.

Bibliographie.*)

Belgien.

A. Baron (Prof. in Brüssel) Histoire de la littérature française, depuis son origine jusqu'au 17. siecle. 2 vol. 8. Bruxelles. n. 4 Th.

C. Broeck Coup d'oeil sur les institutions medicales belges, depuis les dernières années du 18. siecle jusqu'à nos jours, suivi de la bibliographie de cette époque. 8. Bruxelles. — Ben demselben Verf. erschien früher: Essai sur l'histoire de la médecine belge avant le 19. siecle, ouvrage couronné et publié par la Société de médecine de Gand. Gand 1837. 8.

F. J. Fétis (Kapellmeister des Königs der Belgier) Biographie univ. des musiciens et bibliographie gén. de la musique. Vol. 7. 8. Bruxelles. 2 Th. 16 Gr. — Ein Werk, das der Belgischen Literatur oder, wenn man etwa Belgien eine Literatur nicht zugestehen will, jedenfalls der Belgischen Bibliographie zur Ehre gereicht.

L. Jottrand (Advokat zu Brüssel und talentvoller Publicist) Des rapports politiques et commerciaux de la Belgique et de la France. 8. Bruxelles. 18 Gr.

P. J. van Meerbeeck Recherches histor. et critiques sur la vie et les ouvrages de Rembert Dodoens (Dodonaeus). 8. Malines. — Eine mit großem Fleiße gearbeitete Monographie über den berühmten Belgischen Botaniker v. Mecheln R. Dodoens (Lateinisch Dodonaeus), geb. zu Mecheln 1517, gest. als Prof. zu Leyden 1585. Die in der „Bibliographie raisonnée des ouvrages de Dodoens" (p. 263—279) enthaltenen Angaben stimmen, bis auf einen Punkt, genau mit den Exemplaren der hiesigen Königl. Bibliothek.

Mémoires et publications de la Société des sciences, des arts et des lettres du Hainaut. Tome 2. 8. Mons. Jährlich n. 3 Th.

V. Pasquier Monographie du maïs cultivé (maïs sativa). 8. Bruxelles. 1 Th. 14 Gr. — Die maïs sat. ist eine in Chili einheimische Oel-Pflanze, deren Anbau man auch in Europa versucht hat.

Quelques mots en faveur de la contrefaçon. 18. Bruxelles. 8 Gr. — Der Constitutionnel theilte kürzlich einen Auszug aus einer von der Société des gens de lettres in Paris dem Minister des Innern eingereichten Denkschrift über den Belgischen (Brüsseler) Nachdruck mit, in welcher die Zahl der jährlichen Nachdrucke und der dem Französischen Buchhandel daraus erwachsende Schaden wohl etwas zu hoch berechnet ist. Danach lieferte die meisten Nachdrucke die Firma Meline, mehr oder weniger die Firmen Hanman, Wahlen und Mauriss, welche letztere z. B. einen Nachdruck von Thiers Histoire de la révolution franç., derenthalten à 12 Fr., während die neueste Pariser Original-Ausgabe (bei Furne) 30 Fr. kosten. Die angeführten Fälle, wo Belgische Originalwerke in Paris nachgedruckt werden, kommen häufiger vor, als man gewöhnlich annimmt. Um nur einen der neuesten anzuführen, so beklagt sich Herr Muquardt, ein geborener Berliner und sehr thätiger Buchhändler zu Brüssel, in einem Belgischen Blatte darüber, daß von einem seiner Verlagswerke Histoire et aventures du baron de Munchhausen, d'après Berger, par A. van Hasselt, illustrées par Hendrickx, in Paris zwei Nachdrucke erschienen, die jedoch beide in typographischer Hinsicht unter der Original-Ausgabe ständen.

J. de Saint-Genois Notice sur le dépôt des archives de la Flandre Orientale. 8. Gand.

J. J. de Smet Recueil des chroniques de Flandre. Tome 2 4. Bruxelles. 6 Th. 12 Gr. — Gehört zu der Collection des chroniques belges inédites, publiée par ordre du gouvernement.

Statuts, contrats et chartes de la compagnie belge de colonisation. 8. Bruxelles. 1 Th. 12 Gr. — Man beabsichtigt bekanntlich Belgischer Seits die Gründung einer Kolonie in Guatemala (Vera-Paz), wohin denn kürzlich eine eigene Belgische Kommission abgegangen. Auf diese Angelegenheit beziehen sich auch die nachfolgenden in Brüssel erschienenen Schriften: Essai sur la colonisation de la Vera-Paz, contenant l'opinion de divers auteurs sur le Guatemala. 8. — Mémoire sur le Guatemala, av. 1 carte. 8. n. 1 Th. 8 Gr. — Opinions de divers auteurs sur le Guatemala. 8. 10 Gr.

Nouveaux Mémoires de l'Académie roy. des Sciences et Belles-Lettres de Bruxelles. Tome 14. 4. n. 4 Th.

Mémoires couronnés par l'Académie roy. des Sciences et Belles-Lettres de Bruxelles. Tome 15. 1. partie, 1840—41. 4. Bruxelles. n. 2 Th. — Bei der Brüsseler Akademie scheint die für die Akademie wie für das Publikum gleich vortheilhafte Sitte zu bestehen, von fast sämmtlichen in ihren Memoiren enthaltenen Abhandlungen auch besondere Abdrücke in den Buchhandel zu geben. Solche Abdrücke aus obigen Bänden sind die nachfolgend unter Crahay — de Reiffenberg aufgeführten Schriften.

Crahay (Prof. in Löwen) Résumé des observations météorologiques faites en 1840, à Louvain. 4. Bruxelles.

Koninck Mémoire sur les crustacés fossiles de Belgique. 4. Bruxelles.

A. J. Namèche Mémoire (couronné) sur la vie et les écrits de J. L. Vives, en réponse à la question suivante: On demande un mémoire sur la vie et les écrits de J. L. Vives, prof. à l'univ. de Louvain, et l'un des savants les plus célèbres du 15. siècle, en rattachant ce sujet à l'hist. de la Belgique à cette époque. 4. Bruxelles. — Der Spanier Vives († 1540) hat nicht für Belgien allein Bedeutung. Eine sehr schöne Ausgabe seiner Werke ist: Opera omnia, distributa et ordinata a G. Majansio. 8 tomi. Valentiae Edetanor., Monfort 1782—90. Folio.

A. Quetelet Résumé des observations sur la météorologie, sur le magnétisme, sur les températures de la terre, sur la flraison des plantes etc. 4. Bruxelles.

de Ram Mémoire sur la part que le clergé de Belgique et spécialement les docteurs de l'université de Louvain ont prise au concile de Trente. 4. Bruxelles.

de Reiffenberg (Ober-Bibliothekar in Brüssel) Coup d'oeil sur les relations qui ont existé jadis entre la Belgique et le Portugal. 4. Bruxelles.

Derf. Coup d'oeil sur les relations qui ont existé jadis entre la Belgique et la Savoie, av. des rectifications pour l'hist. de la Flandre et du Hainaut. 4. Bruxelles.

Von neu erschienenen Büchern in Flämändischer Sprache, die, wenn man alle in Belgien erscheinenden Bücher nach Sprachen klassifizirt, denen in Französischer Sprache der Zahl nach zunächst stehen, mögen folgende hier Platz finden:

P. van Duyse Authentieke verslagen van 't magistraet van Gent, nopens de godsdienstige beroerten aldaer, loopende van de jaren 1565 tot 1567. 8. Gent. — Hr. van Duyse in Termonde gehört zu den eifrigsten Beförderern der Flämändischen Sprache und Literatur.

Liebart Lodewyk van Male, of misbruik van grootheid en magt; treurspel in 5 bedryven en 19 tafereelen. 12. Ostende.

H. V. Pesse Jacob van Artevelde, of zeven jaren uit de geschiedenis van Vlaenderen; histor. drama in 3 bedryven en 7 tafereelen. 12. Gent.

P. Visschers Geschiedkundige lofzichtlog over het Norbertynsch collegie en de voornaemste bibliotheken te Keerken. 8. Antwerpen.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst zu beziehen.

Verlag der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Montag den 31. Januar 1842.

Frankreich.

Jules Janin über Horaz.

Wir sind nicht wenig überrascht und zugleich erfreut, dem gewandten und geistvollen Feuilletonisten des Journal des Débats einmal auf einem Gebiete zu begegnen, auf dem wir ihn nicht zu finden dachten. Denn, ehrlich gestanden, haben wir nicht vermuthet, daß er hierin sonderlich heimisch sey. Nicht sind es die Interessen der Gegenwart, nicht die geistigen Angelegenheiten und sittlichen Zustände seines Vaterlandes, nicht die vorübergehenden Erscheinungen des Tages, denen er hier seine Aufmerksamkeit zuwendet: vielmehr ist es eine längst dahin geschwundene Zeit, und aus dieser ein gewaltiger Genius, ein unsterblicher Dichter, mit dem er sich diesmal zu beschäftigen sucht. Allerdings schiebt er mitunter den Gegenstand, um den es sich eigentlich handelt, in den Hintergrund; er gefällt sich in einer gewissen Redseligkeit und in ganz allgemeinen Betrachtungen, die füglich hätten wegbleiben können, weil sie eines Theils nur wenig zur Beleuchtung seines Gegenstandes dienen und andererseits schon von vielen bedeutenden Gelehrten viel gründlicher dargestellt worden sind. Dessenungeachtet finden sich in diesen unnöthigen Abschweifungen so manche feine und pikante Züge und Nüancen, die wir der Mühe werth halten, in ihrer Vollständigkeit wiederzugeben, und von denen wir hoffen, daß sie selbst dem mit dem Alterthum wohl vertrauten Leser nicht unwillkommen seyn dürften, und daß er der graziösen und originellen Auffassungsweise des Franzosen Gerechtigkeit werde widerfahren lassen. Den nächsten Anlaß, seine Blicke auf den Fürsten der Römischen Sänger zu richten und ihm seine Huldigungen darzubringen, gewährt ihm die von einem verstorbenen Mitglied des Französischen Instituts, Herrn Walckenaër, herausgegebene Schrift: „Leben und Dichtungen des Horaz"; ein Werk, dem, wie er meint, zwar nicht außerordentlicher Fleiß abzusprechen sey, das jedoch durch lästigen und überflüssigen Notenkram des Dichters anmuthigen und ursprünglichen Geist schier erdrücke. Ueberhaupt fehlt es bei dieser Gelegenheit nicht an derben und heftigen Ausfällen gegen sämmtliche sogenannte Stockphilologen und Schulfüchse, welche, um mit ihrer Weisheit zu glänzen, mit ihren Kommentarien, Interpretationen und Erläuterungen die armen Autoren so fest umwickeln, daß Letzteren fast der Athem vergehen möchte. Nach einer ziemlich weiten und breiten Einleitung, in welcher Herr Janin den Standpunkt bezeichnet, von dem aus Er den liebenswürdigen Horaz zu betrachten beabsichtige, und indem er verspricht, die minder streitigen Stellen in der zwei starke Oktavbände ausfüllenden Arbeit des Herrn Walckenaër benutzen, dagegen ihm seine dunkeln und ungereimten Bemerkungen herzlich gern überlassen zu wollen, beginnt er die Lebensbeschreibung des Dichters auf folgende Weise:

Quintus Horatius Flaccus ward zu Venusia *), an der Gränze von Apulien und Lucanien, geboren. Sein Vater war ein Freigelassener (libertinus) einer bedeutenden Familie und führte den Namen seines Schutzherrn (patronus): Horatius. Dieser Freigelassene hatte als ein Mann von gesundem Urtheil sehr wohl gefühlt, daß der Makel, der wegen seines früheren Sklaven-Verhältnisses an ihm haftete, keineswegs durch die gewöhnlichen Mittel ausgemerzt werden könnte, daß es dem Sohne eines Freigelassenen nicht gelingen dürfte, es zu einem hohen militairischen Posten, zu einem obrigkeitlichen Amte oder gar zu den vornehmsten Staatswürden zu bringen; dagegen glaubte er, daß das Reich der Phantasie und des Denkens nicht in so enge Gränzen eingeschlossen sey, daß es ein Gemeingut sey und somit Jedem offen stehe. Er wußte, daß Rom eine Schule für schöne Wissenschaften unterhielte; er hatte sagen hören, daß jenes durch Waffengewalt unterjochte Athen noch immer durch Beredsamkeit und Poesie herrschte, daß es noch immer die Bildungsstätte und der Sitz dieser beiden erhabenen Künste wäre. Er erzog daher seinen Sohn, nicht um aus ihm einen Konsul, einen Kriegs-Obersten, einen Censor, einen öffentlichen Anwalt, oder auch wohl einen Philosophen zu machen; nein, der Unterricht, den er ihm ertheilen ließ, war vielmehr darauf abgesehen, ihn zu einem Literaten, am Ende gar zu einem Dichter auszubilden, obschon dies ein Geschenk des Himmels ist und demnach nicht erlernt werden kann. Ihn erfaßte der Gedanke, daß die Römische Sprache gleichfalls sich zu höherem Glanz und Schmuck entwickeln, daß sie zu unumschränkter Macht und Gunst gelangen würde, und daß in den wissenschaftlichen Streitfragen, die nun bald beginnen sollten, man sich wenig um den Stammbaum der Kämpfenden kümmern dürfte. In der That, eine überaus kluge Berechnung. Obgleich Horaz ausdrücklich bemerkt: „Mein Vater hatte keine Lust, mich zu Flavius in die Schule zu schicken", so ist trotzdem Herr Walckenaër überzeugt, und (man bemerke wohl die Kühnheit) auch wir sind nahe daran, seiner Behauptung beizupflichten, daß der Knabe vor seiner Wanderung nach Rom in der Heimat lesen zu lernen anfing. Noch mehr, der gelehrte Biograph hat sogar aus Horazens Versen selber ermittelt, daß der Venusinische Schulmeister Flavius hieß. Ein wahres Glück, daß Herr Walckenaër nicht die Bluts- und Seitenverwandten dieses Flavius ausgewittert hat, indem er uns sicher nicht etwa Einen aus diesem Geschlechte aufgetischt, sondern sie sammt und sonders von A bis Z der Reihe nach hergezählt haben würde. — Das Kind war noch nicht zehn Jahr alt, als es bereits seinem Geburtsort ein Lebewohl sagte. Der Vater veräußerte seine Meierei, und mit diesem Gelde erkaufte er das Amt eines Auctions-Kommissarius. *) In jener Zeit fesselte ein gewisser Orbilius Pupillus, ein Grammatiker aus Benevent, durch seine trefflichen, zugleich aber sehr eindringlichen Vorträge über Beredsamkeit die ganze Römische Jugend, denen auch unser Horaz beiwohnte, und zwar stets mit Vergnügen, wenngleich er, wie seine übrigen Genossen, nicht gar so selten mit blauem Rücken nach Hause kam. Leider hatte dieser Lehrmeister die abscheuliche Grille, die armen Burschen ununterbrochen mit den Erklärungen veralteter Lateinischer Schriftsteller zu plagen, dagegen die späteren, die schon eines ausgebreiteten Rufes sich erfreuten, gänzlich zu verschmähen; eine Unbilligkeit, die unserm Horaz stark verdroß **) und seine Vorliebe für die neueren Klassiker um so mehr befestigte. Bald sollte den ungewöhnlichen Fähigkeiten des zu immer größerer geistiger Reife heranreifenden Jünglings ein freieres Feld geöffnet werden. Athen war es, wohin ihn, wie oben erwähnt, des Vaters verständiger Wille und eigenes Verlangen führte. Hier, auf dem eigentlichen Boden echter Wissenschaftlichkeit, sollte er Sinn und Herz veredeln, hier aus dem lauteren Born wahrer Weisheit schöpfen und sich daran erquicken, hier vorzugsweise sollte er die wundervolle Griechische Sprache, die herrlichste, die je eine menschliche Zunge geredet, von Grund aus studiren; eine Sprache, deren gewaltigen Einfluß selbst der rauhe Censor Cato, der alles Hellenische als einen Verderb der Republik betrachtete, nicht zu hemmen vermochte, und welche noch als ein Achtziger sich angeeignet zu haben, er wohl schwerlich bereuen durfte. Hatte ja doch sogar der grausame Sylla, aus Ehrfurcht vor Athens Dichtern, die Stadt geschont, wie auch einst der Eroberer Alexander bei der Zerstörung Thebens, aus heiliger Scheu vor Pindar's Manen, allein des erhabenen Sängers Haus unangetastet zu lassen befahl.

Man kann leicht denken, welch' einen blendenden und bezaubernden Eindruck nicht bloß die äußere Pracht der Minerven-Stadt, sondern der rege geistige Verkehr, der da herrschte, vor Allem aber der unnachahmliche Wohllaut des Griechischen Ausdrucks auf den Sohn des Freigelassenen hervorbrachte. Allmälig entfaltete sich da im Umgange mit den Häuptern der Wissenschaft und der Gesellschaft sein liebenswürdiger Skeptizismus, sein richtiger Geschmack, sein geweckter, munterer Sinn, sein fröhlicher, anmuthiger Geist, seine Kunst, zu gefallen, sein Hang zu Liebeshändeln, in denen er bekanntlich ein vollendeter Meister war, so wie zu mehreren anderen, jedoch unschädlichen Lebensgenüssen. In dieser Weise hatte er bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre sich des glücklichsten Daseyns von der Welt erfreut, seine Zeit bald ernsteren Beschäftigungen, bald angenehmen Zerstreuungen widmend, er hätte bestimmt nicht seine Lage mit der eines Königs vertauschen und sich's bis ans Ende seiner Tage nicht besser wünschen mögen. Da wollte es das Geschick anders. Er wird aus seiner behaglichen Ruhe aufgerüttelt durch ein Ereigniß, welches die hinsterbende Freiheit seines Vaterlandes wieder neu beleben sollte, jedoch ihr gerade den Todesstoß versetzte. Cäsar hatte seine Seele unter den Dolchstichen eines Brutus, Cassius und Casca ausgehaucht. Ueberall sammeln sich die Schaaren der Patrioten zur Vertheidigung der Republik und zum Schutze gegen die Rache der Freunde des Diktators.

*) Wir begreifen nicht, warum er diese Stadt ein Dorf nennt. Etwa wegen ihres ländlichen Ansehens? Oder hat er dabei vielleicht die äußeren Umgebungen im Sinne? Oder meint er mit dem village natal die dicht bei der Stadt gelegene Besitzung des alten Horaz? Da wäre es aber angemessener, zu sagen: „Der Knabe war in der Nähe von Venusia ge-

*) Sueton im Leben des Horaz nennt ihn einen exactionum coactorem, was so viel ist als Eintreiber öffentlicher Gelder, Steuer-Einnehmer. Nach Anderen wäre er ein Fischhändler gewesen.

Brutus, im Vertrauen auf seinen unbescholtenen Namen und auf die gerechte Sache, begiebt sich in eigener Person nach Griechenland, um die empfänglichen Gemüther der Sprößlinge der edelsten Römischen Familien, die dort den Studien oblagen, durch sein Erscheinen und sein lebendiges Wort zu entzünden. Gerade saßen jene Jöglinge rings um ihren Meister, mit Eifer und Aufmerksamkeit dessen bereits bis zur Mitte vorgerücktem Vortrage lauschend, als plötzlich sich die Pforten des Hörsaals öffnen und Brutus, noch die Spuren seiner blutigen That an sich tragend, eintritt und also spricht: „Jünglinge!" rief er, „Ihr wollt wissen, was Tugend, was Schmerz ist, folget mir!" Da stürmten Alle, rasch wie der Blitz, von dannen, unter ihnen auch Horaz, der tändelnde, mit Witzen spielende Horaz, Horaz, der bis dahin noch nie die Bürde des Kriegsrocks gefühlt, noch nie eine Waffe getragen, noch nie das Schlachtengebrüll vernommen. Er begleitet Brutus auf die Ebenen von Philippi, wo dessen hoher Muth wie gebrechliches Glas durch des Octavius' Siegesglück zertrümmert wird. Brutus tödtet sich mit eigener Hand und endet mit den Worten: „Tugend, du bist nichts als ein leerer Schall!" Nach dieser gräßlichen Niederlage wirft unser Horaz Schwert und Schild wieder bei Seite, kehrt getrost nach Rom zurück und ist zufrieden, wenigstens mit heiler Haut davongekommen zu seyn. Mittlerweile war sein Vater gestorben, in größter Betrübniß darüber, daß der junge Mann zu einem Helden umgestempelt werden. Das bischen Vermögen, was noch übrig geblieben, hatten die unaufhörlichen Auflagen vollends verschlungen. Wahrlich keine beneidenswerthe Lage, doch was thut's? Er zählt erst vierundzwanzig Jahre, er ist schön, kräftig und gesund, auf dem anmuthigen Kopf prangt ein lockiges Haar, seine Augen sind feurig, sein ganzes Wesen athmet Poesie, er spürt's bei sich selber, daß ihm die Musen hold seyen, daß die Begeisterung sich seiner bemächtigen werde. Vergönnt ihm nur erst einige Jahre des Friedens und mit diesem Frieden einen gnädigen Herrscher, einen Hof, gebt seinem ungestümen Volke ein wenig Muße, kurz und gut, ein klein wenig Ruhe, und unser Dichter ist unfehlbar gerettet.

Er fing, wie jeder junge Mann thun muß, um sich mit aller Gewalt ein Plätzchen in dieser Welt, wo alle Plätze stets besetzt sind, zu verschaffen, er fing, sage ich, mit der Satire an. Ein Uebel ist es zweifelsohne, am Ende aber fast ein nothwendiges, daß jedes auftauchende Talent um sich zu beißen und zu zwicken beginnt, um auf diese Weise sich Bahn zu brechen; je schärfer der Biß, je lauter das Geschrei, welches das Opfer ausstößt, desto größer die Wonne des um Ehre und Auszeichnung bahlenden Martyrers. Er beißt noch grimmiger, die Wunden sind nicht mehr zu ertragen, man weicht ihm aus, man sucht ihn zu besänftigen, man räumt ihm zuletzt eine Stelle ein. Diese gewonnen, ist er mäuschenstill, sanft wie ein Lamm, will auf Gottes weiter Erde nichts mehr, als sich auf seinem Posten behaupten, und schreit Zeter bei dem ersten Angriff, den irgend ein neidischer armer Teufel gegen ihn versucht. Dies ist so der gewöhnliche Weg, den fast alle Leute von Kopf einzuschlagen pflegen. Nur hat man freilich das Recht, von ihnen zu fordern, daß ihre Bisse keinen Giftstoff enthalten, daß ihre Anfälle immer ein gewisses Wohlwollen und eine aufrichtige Gesinnung zur Grundlage haben, daß sie blos so obenhin, zum Scheine nur den Krieg erklären und endlich, daß sie sich niemals zu einem Bündniß mit durchaus bösen und verruchten Buben verstehen. (Fortsetzung folgt.)

Marschall Brune und die Wäscherin, seine Frau.

Nachstehende Episode aus dem Leben des Marschalls Brune ist einer kürzlich erschienenen Biographie desselben entlehnt:

Als Sohn eines Advokaten in Brive, von einer frommen, zärtlichen Mutter erzogen, aus dem Schoße einer der achtbarsten Bürgerfamilien hervorgegangen, suchte Guillaume Brune, in die Nothwendigkeit versetzt, seine eigene Existenz zu begründen, sein Glück anfangs in der Literatur. Brune gab vor dem Ausbruche der Revolution zu Paris das „Journal général de la Cour et de la Ville" heraus. Es war ein kleines Blatt in Oktav-Format, das jeden Morgen erschien und dessen mit Geist geschriebene Spalten die Sache der Aristokratie in Schutz nahmen. Die Königin begünstigte das kleine Journal, der Hof und die Stadt lasen es; kurz, Fortuna lächelte dem Journalisten, der zu Paris ein anständiges Mädchen, ihrem Stande nach eine Wäscherin, heirathete ....

Im Strudel der Revolution war, wie so vieles Andere, auch sein Journal untergegangen, und Brune konnte noch von Glück sagen, daß er nicht selbst mit hinein gezogen worden war. Er flüchtete sich in das Nationalheer ....

Zu Anfang des Monats Oktober im Jahre 1807 erschien ein Marschall in den Tuilerieen, dem der Kaiser freundlich entgegenging, als er eintrat. Napoleon reichte ihm die Hand und sagte: „Marschall Brune, ich bin mit Ihnen zufrieden." — Brune verneigte sich, ohne ein Wort hervorbringen zu können, so groß war seine Freude und zugleich seine Verwirrung.

„Sie haben mir treu gedient", wiederholte Napoleon; „ich will und muß Sie dafür belohnen." — „„Sire, ich habe so eben die angenehmste und ruhmwürdigste Belohnung empfangen: den Ausdruck Ihrer Zufriedenheit. Was könnte ich noch anders wünschen, als daß diese Zufriedenheit mit mir stets fortdauern möge! Ja, um sie beständig zu erhalten, würde ich mein Blut, mein Leben hingeben.""

„Auf diese Weise, Marschall, würden Sie mir blindlings gehorchen, wissen, daß ich nie Bedenken getragen, Ihnen zu gehorchen. Bin ich nicht überzeugt, daß Sie mir nur Ihrer und meiner würdige Befehle ertheilen können?"" — „Gut! Marschall, ich verlange eine neue Probe dieses Gehorsams." — „„Sire, ich werde Ihnen mit denselben Worten erwiedern, die eines Tages einer Königin erwiedert wurden: wenn die Sache möglich ist, so ist sie bereits geschehen; wäre sie aber unmöglich, so wird sie doch geschehen.""

„So hören Sie mich denn, mein lieber Brune; wir sind Beide von einem niederen Stande zu hohen Ehrenstellen emporgestiegen; Kinder unserer eigenen Werke, sind wir gewachsen in dem Maße, als wir uns selbst emporhoben. Zum Unglück aber haben diejenigen, die uns umgeben, nicht dasselbe Schicksal gehabt .... Der Ruhm legt zuweilen schmerzhafte Opfer auf; man muß, wenn die Nothwendigkeit es erfordert, selbst die zärtlichsten Neigungen aufzuopfern wissen. Ich werde selber ein Beispiel dieser Art geben, das alle diejenigen, die mir wahrhaft zugethan sind, nachahmen müssen." — „„Ich habe nicht die Ehre, Ew. Majestät zu verstehen.""

Der Kaiser winkte dem Marschall, näher zu treten, und raunte ihm folgende Worte ins Ohr: „Sie sollen zuerst meinen Gedanken begreifen, Marschall .... Bald wird meine Scheidung von Josephine vor sich gehen ...."

Brune erschrak bei Eröffnung dieses Geheimnisses, doch Napoleon fuhr fort, ohne auf die Verwirrung des Marschalls zu achten: „Josephine kann mich nicht zum Vater machen, und außerdem muß ich meine Macht durch Verbindung mit einem hohen Geschlechte zu befestigen suchen." — „„Ich werde mir nie erlauben, Ew. Majestät irgend einen Rath zu geben, ohne daß ich gewürdigt werde, über meine Meinung befragt zu werden. Nichtsdestoweniger ...."" — „Sie haben Recht", unterbrach ihn Napoleon; „ich will keinen Rath, sondern nur Gehorsam gegen meine Befehle. So wünsche ich denn, Marschall, daß Sie mir nachahmen. Eine Verbindung mit meiner Familie soll Ihre Dienste belohnen. Was aber Ihre erste Ehe betrifft, so wird es leicht seyn, sie aufzulösen, da Sie eine Wäscherin geheirathet haben, und ich weiß wohl, daß einige legale Förmlichkeiten, die nicht so genau dabei beobachtet wurden, eine Aufhebung jener Verbindung ohne Weiteres herbeiführen dürften." — „„Sire!"" erwiederte der Marschall, „„ich habe eine Frau geheirathet, die ich liebe und achte. Wenn ich wüßte, daß meine Ehe irgend etwas Ungesetzliches habe, so würde ich mich beeilen, auch jeder äußeren Förmlichkeit zu genügen."" — „Also", sagte der Kaiser, indem er sich erhob, „auf diese Weise achten Sie meinen Willen und eine Verbindung mit meiner eigenen Familie!" — „„Sire! mein Leben gehört Ihnen, aber nicht meine Ehre. Ich werde mein Blut für Sie verspritzen, aber nie zum Verräther gegen meine Pflichten werden."" — „Und wer heißt Sie denn Ihre Ehre und Ihre Pflichten verrathen? Ich wäre also selber ein Verräther an dieser Ehre und diesen Pflichten, indem ich dasselbe thue, was ich Ihnen zu thun vorschlage?" — „„Nein, Sire! aber Sie wollen eine angebetete Frau verlassen, um ...."" Hier hielt er ein. — „Nun gut! Fahren Sie nur fort." — „„Um die Tochter eines Ihrer Feinde zu heirathen.""

Napoleon ward zornig; der Marschall verneigte sich und schickte sich an, fortzugehen. Ein Wink des Kaisers rief ihn zurück. „Sie sind sehr energisch, mein Herr, da, wo es darauf ankommt, mir den Gehorsam zu versagen und mich zu schmähen. Sie würden sich klug benommen haben, wenn Sie von dieser Charakterfestigkeit Gebrauch gemacht hätten, um die beleidigenden Ausdrücke des Königs von Schweden gegen meine Person zurückzuweisen. Auch wäre Ihnen diese Energie nützlich gewesen, wenn Sie mit derselben sich bei Gelegenheit der Capitulation der Insel Rügen weniger nachgiebig und willfährig erwiesen hätten. Wenn Ihnen Ihre Ehre so sehr am Herzen liegt, wie haben Sie denn bei jener Capitulation die Erwähnung und Aufzählung der Titel Ihres Gebieters so übersehen können?" Und meinen Sie es wirklich so ernst mit Ihren Pflichten, warum haben Sie von den Hanse-Städten eine Gratification angenommen?" — „„Wie, Sire!" rief Brune, „Sie haben den Verleumdungen meiner Feinde ein Ohr geliehen? Glücklicherweise werden einige Erklärungen im Stande seyn, mich zu rechtfertigen."" — „Ich will keine Erklärungen, mein Herr." — „„Sire! Sie werden mich anhören! Sie werden mich nicht verurtheilen, ohne mich gehört zu haben."" — „Ich will nichts, ich werde nichts hören, als das Versprechen, mir Gehorsam zu leisten!"

Der Marschall bemühte sich, seiner Verwirrung Meister zu werden, und zeigte ein entschlossenes Wesen. Der Kaiser sah ihn starr an und sagte: „Es ist mein Wille, mein Herr Marschall, daß Sie sich nach dem Schelde-Departement begeben, um in Gent bei den Operationen des Wahl-Kollegiums zu präsidiren. Sie sollen noch heute abreisen, um Ihre Pflichten zu erfüllen", fügte er hinzu, indem er die letzteren Worte mit ironischem Ton aussprach.

Der Marschall gehorchte; er reiste nach Gent ab. Als er nach Paris zurückkehrte, verlangte er wiederum eine Audienz bei dem Kaiser, um von seiner Mission Rechenschaft abzulegen. Diese Audienz wurde ihm versagt.

Die Ungerechtigkeit Napoleon's gegen einen seiner treuesten Soldaten ward von dem Marschall Brune schmerzhaft empfunden; nichtsdestoweniger aber ertrug er dieselbe ohne Schwäche, als ein konsequenter, beherzter Mann, der sich beleidigt fühlt, ohne es verdient zu haben. Er zog sich nach dem Schlosse St. Just, in der Nähe von Brive, zurück und widmete seine eifrige Thätigkeit dem Ackerbau, vermittelst dessen er seinen Vermögensstand, der keineswegs so glänzend war, als ihn seine Feinde dem Kaiser zu schildern bemüht gewesen — denn er besaß kaum 16,000 Franken Renten — zu verbessern suchte. Er wurde der Anbauer des Landstriches, dessen Wohlthäter er zugleich war, und trug durch sein Beispiel nicht weniger als durch seine Erfahrung [illegible] bis bis dahin bei den ackerbauenden Bauern herrschend gewe-

seinen schlechten Methoden der Landwirthschaft durch bessere zu verdrängen. Den Rest seiner Mußestunden füllte er mit literarischen Arbeiten, und er begann unter Anderem eine Uebersetzung des „Rückzuges der zehn Tausend" (der Anabasis von Xenophon), die er mit einem Kommentar und Anmerkungen ausstattete.

Die Marschallin stand ihrem Gatten in allen seinen Unternehmungen bei, und war zugleich bemüht, ihm die Unannehmlichkeiten des Exils erträglicher zu machen. Brune wollte seiner Frau nie den wahren Grund seiner Ungnade mittheilen, aber sie hatte ihn errathen, und die Zärtlichkeit und besondere Hingebung ihres Gatten trugen nur dazu bei, ihre eigene Hingebung für ihn zu steigern. Brune fand einen unendlichen Trost in dem Besitze einer Gattin, die nur für ihn lebte und deren in seinem Umgang erworbene Bildung des Geistes nichts verrieth, was an ihren ehemaligen Stand erinnern konnte. Aber im Innersten seines Herzens fühlte er sich doch unglücklich, nicht etwa wegen seiner Ungnade, in die er gefallen, nicht wegen seiner so plötzlich unterbrochenen militairischen Laufbahn, endlich auch nicht wegen der Zurückgezogenheit, zu der er sich verurtheilt sah, sondern lediglich in dem Gedanken, daß der Kaiser ihn falsch beurtheilen, ihn anklagen und vielleicht selbst an seiner Treue zweifeln konnte. In seinem eigenhändig von ihm geschriebenen Testamente vom 8. März 1810 lesen wir folgende Worte:

„Ich empfehle meiner theuren Gattin, den Kaiser davon in Kenntniß zu setzen, daß ich ihn stets aufrichtig geliebt, daß ich ihn geachtet, verehrt und ihm immer treu gewesen bin. Ich wage es nicht, wegen der Beschlüsse, die der Souverain, nach den ihm zukommenden Berichten, in Bezug auf Einzelne seiner Unterthanen faßt, diesen der Undankbarkeit anzuklagen; aber ich nehme keinen Anstand, ihm zu sagen, daß er durch eben jene Berichte getäuscht wurde, daß keiner seiner Soldaten ihn mehr geliebt und keiner ihm treuer gewesen, als ich."

Mittlerweile hatten die Europäischen Ereignisse den Feind auf den Französischen Boden geführt und Napoleon sammt seiner Macht gestürzt. Trotz der ehrenhaften Aufnahme, die Brune bei Ludwig XVIII. gefunden, trotz der Ungerechtigkeit Napoleon's gegen seine eigene Person, eilte er doch, als der Kaiser von der Insel Elba zurückkehrte, seinem ehemaligen Gebieter entgegen.

Zum General-en-Chef der Var-Armee, so wie zum Gouverneur der achten Militair-Division ernannt, war er besonders eifrig bemüht, dem Ausbruche des Bürgerkrieges in den seiner Leitung anvertrauten Provinzen vorzubeugen. Indessen trat das Mißgeschick bei Waterloo ein ... Der Marschall Brune fiel bei Avignon Meuchelmördern in die Hände, und sein Leichnam ward in die Rhone geworfen, an deren Ufer die Mörder mit ihren blutriefenden Händen die Inschrift setzten: „Gottesacker des Marschalls Brune."

Als Madame Brune die Nachricht von dem unglücklichen Schicksal ihres Gatten erhalten hatte, gerieth sie anfangs in Folge des schrecklichen Schlages fast in Verzweiflung; indessen bewaffnete sich die Witwe bald mit dem Muthe und der Kraft, die ihr zur Erfüllung großer und schwerer Pflichten so nöthig waren. Sie mußte den Tod und das Andenken des Marschalls rächen, seine Verleumder zu Boden schlagen und seine Meuchelmörder vor Gericht ziehen. Weder die fast unübersteiglichen Hindernisse eines solchen Unternehmens, noch die Gefahren der politischen Reaction, noch endlich der Haß der Parteien vermochten sie davon abzuhalten. Unterstützt durch eine kleine Zahl treuer und muthiger Freunde, ließ sie, ohne den nöthigen Aufwand eines Theils ihres Vermögens zu scheuen, eine Untersuchung über den Mord ihres Gatten anstellen, sammelte Thatsachen, veranlaßte eine Menge Zeugen, dieselben zu konstatiren, und verfolgte mit Beharrlichkeit ihr der Pietät gewidmetes Werk. Endlich richtete sie an den König Ludwig XVIII. ein Bittschreiben, in dem sie denselben aufforderte, wegen des Mordes ihres Mannes Gerechtigkeit üben und insbesondere den Prozeß vor den Gerichtshof von Paris ziehen zu lassen, in Betracht der Gefahren, welche eine Einleitung desselben an dem Ort des Verbrechens selbst mit sich führen möchte.

Diese Bittschrift ist vom 29. März 1819 datirt und wurde von Herrn Dupin abgefaßt, der sie selbst unterzeichnete und überhaupt der edlen Sache der unglücklichen Witwe mit einem Eifer und einer Uneigennützigkeit diente, die man nicht genug rühmen kann.

Hundertundfunfzehn Bewohner von Brive vereinigten sich mit der Marschallin zu der Bitte um die nachdrückliche Bestrafung der Meuchelmörder Brune's, und sie scheuten sich nicht, diesen Wunsch in einer Adresse auszusprechen, zu deren Abfassung im Jahre 1819 gewiß einiger Muth erforderlich war.

Die Bittschrift der Marschallin an den König blieb, wie man sagt, ohne Antwort. Am 19. Mai wandte sich Madame Brune an den Großsiegelbewahrer mit einer Klage, die ebenfalls von Herrn Dupin abgefaßt ward. Sie bezeichnete in derselben als unmittelbare Theilnehmer an der verbrecherischen That den Kaffeewirth Fargès und einen Lastträger, Guindon, genannt Roquefort.

Die Erlaubniß zur Betreibung des Prozesses ließ lange auf sich warten. Endlich mußte man der edlen Beharrlichkeit der Witwe nachgeben, die selbst als Klägerin auftrat. Nichtsdestoweniger verwies man den Prozeß, anstatt ihn in Paris, wo er allein mit Unparteilichkeit hätte geführt werden können, einzuleiten, wiederum an den Gerichtshof zu Riom. Die Debatten begannen den 24. Februar 1821, fünf Jahre nach dem Tode des Marschalls.

Nur einer der Meuchelmörder war vorgeladen, und auch dieser hatte die Flucht ergriffen: es war der Lastträger Guindon, genannt Roquefort. Nichtsdestoweniger beharrte Madame Brune darauf, daß der Urtheilsspruch gefällt werde, der den Meuchelmord ihres Mannes brandmarken und, wenigstens in den Augen aller rechtschaffenen Leute, nicht ohne Rückwirkung auf die Mitschuldigen der Gerichtshof sprach das Urtel aus, welches Guindon, genannt Roquefort, in contumaciam zum Tode verurtheilte: „In der Ueberzeugung, daß er die Pistole abgefeuert, die den Tod des Marschalls Brune herbeiführte."

Die Marschallin Brune zog sich auf ihre Güter zurück, wo sie nur den einzigen Wunsch hegte, um sich her ein Glück und eine Ruhe zu verbreiten, deren sie selber für immer beraubt war. Es bedurfte einer neuen Kränkung des Andenkens ihres Mannes, um sie aus ihrer Dunkelheit und Zurückgezogenheit wieder hervortreten zu lassen. Dies geschah, als der Journalist Martainville den Marschall Brune der Erpressung beschuldigte.

Damals nahm sie von neuem ihre Zuflucht zu Herrn Dupin, um den Verleumder desjenigen, dessen Namen sie führte, zu brandmarken. Allein diesmal fiel sie durch; der Journalist ward freigesprochen, und sie mußte sich mit ihrem Schmerze wiederum in die Einsamkeit zurückziehen.

Seit der Zeit hörte man nichts mehr von der Marschallin Brune. Nur ihre Familie und die Bewohner von St. Just, die sie mit Wohlthaten überhäufte, wußten noch von ihr. Am 1. Januar 1829 starb sie, umgeben von Segnungen und beweint von einer ganzen Bevölkerung.

Bis dahin waren die sterblichen Ueberreste Brune's, von denen sich seine Frau nie trennen wollte, im Schlosse von St. Just aufgestellt, aber nach dem Tode der Marschallin wurden beide Ehegatten in einem und demselben Grabmal beigesetzt.

Polen.

Von der Stellung Polens im Slawenthume.

(Schluß.)

„Das war der politische und moralische Zustand Polens, als sich das 18te Jahrhundert näherte. Nach einem großen heldenmüthigen Könige, aber einem schlechten Politiker, kam das Polnische Scepter in die Hände der Sächsischen Dynastie. Es war ein Unglück für unser Land, daß Friedrich August bei ausgezeichneten Fähigkeiten und gutem Willen die Nation nicht kannte, deren Krone er trug. Seine für Polen in gewisser Hinsicht vortheilhaften Absichten verflochten ihn in den Krieg mit Karl XII. und lösten das enge Band zwischen Polen und dem nördlichen Hofe. Noch waren die Spuren des ersten Schwedenkrieges mit Johann Kasimir nicht verwischt, als Karl XII. Polen von neuem mit Feuer und Schwert vernichtete; noch mehr aber August's Bundesgenossen. Die Niederlage Karl's XII. bei Pultawa führte August II. auf den Thron. Dieser Monarch, der an sich erfahren hatte, wie die Unordnung Polens alle Rettungspläne der Könige scheitern ließ, beabsichtigte das große Werk der Abschaffung der Gemeinherrschaft des Adels, oder vielmehr der Oligarchie der mächtigsten Häuser — und wollte statt ihrer eine einige monarchische Regierung schaffen. Die verblendete Nation erhob sich drohend zum Schutz der Unordnung, ähnlich einem Fieberkranken, der die heilende Arznei des wohlthätigen Arztes zurückweist. Nach einem mehrjährigen innern Kriege, der zu den alten Trümmern neue hinzufügte, entstand zwischen König und Volk durch Vermittlung unseres Nachbars eine Uebereinkunft, welche die alte Unordnung bestätigte und, was noch schlimmer war, die Sicherheit des Landes dem Schutze dieses Nachbars anvertraute.

Seit diesem Augenblick wurde das Verderben der Nation unabwendbar. Der den Polen in Sprache und Sitte fremde Monarch verzweifelte an ihnen und schien ihnen laut zu sagen: fallt! wenn Ihr wollt. Das ganze moralische und politische Gebäude glitt von seinem Fundamente, ohne daß es von der Nation bemerkt wurde. Umsonst warnte Stanislaw Leszczynski nach der Rückkehr aus dem Exil die verblendeten Landsleute vor ihrer Raserei, umsonst wies er hin auf die gefährliche Krankheit des Vaterlandes und gab Heilungsmittel durch Verbesserung des Systems der öffentlichen Erziehung an, durch Ordnung der politischen Oekonomie und Vermehrung des Militairs. Seine Stimme war die eines Rufenden in der Wüste. Obskurantismus und Verkehrtheit ließen keine heilsame Reform zu, und zu den angeerbten Lastern und Blößen der Nation kamen als neue: Leichtsinn, Verachtung vaterländischer Dinge und Verweichlichung.

Doch unter der so allgemeinen Verderbtheit fanden sich Männer, die gleich in der häuslichen Einrichtung wie im stürmischen Getöse der Reichstage darüber nachdachten, wie die Nation aus dieser Schmach herausgerissen werden könne. Dieses Verdienst müssen wir mit Dankbarkeit Stanislaus Leszczynski, Zaluski, Jablonowski, Samojski und besonders Konarski zugestehen. Die Frucht der rühmenswerthen Bemühungen dieser braven Bürger war ein glänzender Kreis von Gesandten am Reichstage der Constitution.

Aber Polen war damals bis zu dem Grade geschwächt, daß nur das Zusammentreffen günstiger Umstände oder die Hand eines Genius es retten konnte. Beides fehlte, und die Nation fiel."

Daß bei solchen Verwirrungen und unglücklichen Zügungen die Nation sich nicht zur freien Selbständigkeit, und einem dem neueren Europa angemessenen moralischen Höhepunkt emporraffen konnte, liegt auf der Hand. Die moralische Wirksamkeit des Slawenthums bleibt noch in der Zukunft. Die Intelligenz, worin, historischer Erfahrung nach, immer eine der gleichzeitigen Nationen den Reigen führt, wie wir es an den Aegyptern, Griechen, Macedoniern, Römern, Arabern sehen, geht in Europa, wie der Umschwung der Erde vom Westen dem Osten zu. Als in Italien die Civilisation ihren Mittag erreicht hatte, dämmerte in Deutschland noch ihr Morgen, und über dem Osten lag eine tiefe Nacht, worin nur die Sterne Mährens und Serbiens leuchteten.

es war nur die Sonne, welche kurz unter Frühlingswolken hervorsieht. Nach dem natürlichen Gange der Geschichte mußte sie aufs neue am östlichen Horizonte aufgehen, um durch Jahrhunderte zu leuchten. So sieht es der Geschichtsforscher, und so ahnt es auch der natürliche Instinkt der Völker. In dieser Ahnung wenden England, Frankreich und Deutschland ihr Augenmerk auf den Osten, und die frühere Gleichgültigkeit ist verschwunden. Aber wem würde es auch entgehen, jenes literarische Leben in allen Theilen des Slawenthums, jener brennende Eifer der Gelehrten und Sänger, die für die Vergangenheit schwärmen! Puschkin, Padura, Mickiewicz, Kollar — sind es nicht Riesen auf dem Slawischen Parnaß? Man nenne einen zweiten Wojcicki und Chodakowski, die mit dem Stabe in der Hand ihr Land nach allen Seiten durchpilgern und wie verliebte Jünglinge jede Sage, jedes Liedchen aus der Bauer- und Fischerhütte als kostbare Perlen hervorsuchen. Wer begriffe noch nicht den geistigen Wettstreit an der Moldau, Weichsel, Newa und Donau! Die Literatur der Illyrer und Serben eilt in schnellem Schwunge vorwärts. Wir wollen hier gelegentlich Einiges aus einem Briefe mittheilen, welcher den Herrn Dr. Cybulski, der sich unter den genannten Völkern aufgehalten, zum Verfasser hat:

. . . . „Es ist bekannt, daß die Literatur der südlichen Slawen, welche bis jetzt noch arm an neuen Werken ist, dafür einen werthvollen Schatz von Erzeugnissen vergangener Jahrhunderte besitzt, welche neben den ersten Klassikern nicht nur des Alterthums, sondern auch der neueren Zeit einen ehrenvollen Platz einnehmen können. Alle Original-Poesieen Dalmatisch-Ragusischer Schriftsteller, Epopöen, Tragödien, Komodien, Satyren, Elegien, Idyllen, Lieder verschiedener Art, gesammelt und herausgegeben, würden mehr als 20 beträchtliche Bände ausmachen. Diese Poesieen sind in der Gegenwart schon sehr selten geworden, und der größte Theil davon wird ungedruckt in Klöstern und Privat-Bibliotheken umhergeworfen, wo er einen Verleger erwartet, der ihn vor Vernichtung bewahre. Dr. Gay (dessen Name wohl auch in Deutschland bekannt ist), der Herausgeber der literarischen Schrift „Danica Ilirska" und der politischen „Ilirske narodne novine", in Kroatien, ist hauptsächlich bemüht, der neuen Illyrischen Literatur aufzuhelfen, reinigt die Sprache von fehlerhafter Schreibung, von Provinzialismen und führt sie auf einen Hauptdialekt zurück, so wie derselbe in alten Schriften gefunden und in Istrien, Dalmatien, Bosnien, Slawonien, Serbien gesprochen wird. Gay ist unter Anderem mit der Herausgabe eines umfassenden Wörterbuchs, einer Illyrischen Grammatik und Geschichte beschäftigt."

Schon wichtigerer Erfolge erfreut sich der größte Theil des Slawenthums. Wir staunen bei der umfassenden Arbeit eines Szafarzyk (Alterthumsforscher in Prag), Maciejowski (in Polen), Jungmann, Karamsin, Raicz und Wuk Stephanowicz, die aus dem düsteren Schoß des Alterthums das verborgene Gold ans Licht der Sonne ziehen. Dieser gemeinsame Drang aller Slawen deutet auf eine geistige Einigung und möchte ein stärkeres Band werden, als die Verhältnisse von Lokalität und natürlicher Verwandtschaft.

Unter dem rings beginnenden Leben geht Polen, noch nicht lebensfatt, sondern kräftig auftretend, als der Quartiermeister der Slawischen Nation bei der Europäischen Intelligenz den Geschwistern voran und hat sich eine moralische Hegemonie über das Slawenthum erworben, die es bei der Frische seiner Natur und seinem Reichthum an Talent sich noch lange erhalten kann. Betrachten wir die schwachen Anfänge der Literatur im 17ten Jahrhundert, so können wir es kaum begreifen, wie ein Jahrhundert später selbst die Wissenschaft sich in einem solchen Grade zu ermannen anfing. Das Studium der Geschichte wurde sorgsam angeregt, und damit geschah der Nation ein unendlicher Dienst; denn sie lernte sich selbst kennen. Man suchte Chroniken, Memoiren, Kompendien aller Art zusammen — und hatte man gleich nur Fragmente — die Gelehrten der letzten Decennien machten es sich zur Aufgabe, sie der Oeffentlichkeit zugängig zu machen, und der hingeworfene Funke regte zu neuer Forschung an. Männer wie Naruschewicz, dessen umfassende Geschichte Polens leider nicht beendigt ist, wie Niemcewicz, welchen man den Franklin seines Vaterlandes nennen könnte, wie Lelewel, den man selbst im Auslande als einen Weisen verehrt, wie Wyschniewski, dessen umfassende Literaturgeschichte die Kritik und das literarische Leben überhaupt fördert, begrüßen wir als sehr erfreuliche Erscheinungen am Horizont der Polnischen Literatur. Auch in der Kunst läßt die Wissenschaft ihre ernste Spur. Man liest vorerst nur den historischen Roman; Anfänge des philosophischen können sich erst gleichzeitig mit der geschickteren Behandlung des Drama's, welches indeß noch sehr im Argen liegt, einstellen. Doch bei dem Streben nach Selbstthätigkeit, bei dem Ringen nach fester Individualisirung sind auch für die Behandlung des Drama's die Erfolge nicht absprechend. Und wenn alle Phasen des öffentlichen Lebens erst durchdrungen seyn werden von dem Ernst der Zeit, wenn die Nation nach einem Seufzer der Reue über die Vergangenheit den Blick froh vorwärts werfen und im Sinne einer aufgeklärten Zeit fortgehen wird, dann steht auch zu erwarten, daß ihr Gewicht in Europa nicht verschwinden und sie von den Slawischen Geschwistern sich das Scepter der Intelligenz nicht aus den Händen reißen lassen werde. Das ist aber als das wahre Verdienst einer Erkenntniß anzusehen, daß sie im Menschen real wird — und so hat auch die Polnische Literatur das Verdienst, daß sie tief in das Leben eingreift, daß sich das Wort bethätigt und den seltneren Verirrungen als ein lehrendes, ermahnendes und strafendes entgegentritt. Beispiele von freiwilliger Aufgabe moralisch verwerflicher Privilegien, ich meine, freiwilliger Emancipation des Volkes durch Einzelne, leuchten künftigen Schritten voran, und die Nation erkennt das Bedürfniß, daß sie von sich selbst frei seyn muß. Ist die Kluft zwischen Adel und Volk mehr geschwunden, wächst durch gegenseitige Annäherung Vertrauen und Gemeinschaft, so kann Polen den Tag seiner Wiedergeburt feiern, ohne durch kriegerische Waffen äußere Fesseln zu sprengen. Hat Polen die lange vermißte Einheit in seinem Innern gefunden, dann wird es auch mit dem übrigen Slawenthum nicht im Widerspruche stehen und wird in die Einheit Europa's treten, zu der man sich mit schnellen Schritten nähert. — Die Russische, Polnische, Böhmische, Illyrische Sprache sind nicht Dialekte einer einzigen Hauptsprache, sondern gänzlich neue Auswüchse der ursprünglich Slawischen Stammsprache und stehen in einem Verhältniß zu einander, wie die Romanischen Sprachen. Die Unmöglichkeit einer Zusammenschmelzung wird dadurch um so wahrscheinlicher, daß jede der einzelnen Sprachen namentlich in der Gegenwart sich zu reinigen und von der anderen loszureißen strebt und sich eine eigne feste Basis bildet. Den Instinkt der Völker können kaum äußere Hindernisse aufheben, und die Sprache, worin dieser Instinkt sich zunächst spiegelt, giebt immer den ersten nationellen Abdruck. Die Polnische Sprache kann einmal wegen ihrer Ausdehnung, das zweite Mal wegen ihrer Entwickelung und drittens wegen der Beschaffenheit der Lokalität, wo sie gesprochen wird, nicht untergehen. Im Gegentheil trägt sie als die intermediäre Linie immer noch das Familiengebäude, worin die Geschwister zu Besuche kommen, und es wäre eine Abnormität in der Geschichte, wenn ein Volk der neueren Jahrhunderte nicht zur Mündigkeit zugelassen werden sollte. Polen wird diese Mündigkeit für das Slawenthum vermitteln, indem es dem Occident und dem Orient zugleich die Hand bietet.

A. M.

Mannigfaltiges.

— Neue Pläne des Britischen Kunstvereins. Es scheint, daß der in England gebildete Kunst-Verein, der sich die Förderung der Skulptur und Malerei durch Ankauf verdienstvoller Werke dieser beiden Künste und hierdurch zugleich die Veredelung des Geschmacks zum Ziel gesetzt hat, recht erfreuliche Fortschritte macht. Dem so eben erstatteten Jahresbericht zufolge, hat sich die Einnahme desselben im letzten Jahre gegen das vorhergehende fast verdoppelt: sie belief sich auf 3600 Pfd; man hofft, daß wenigstens in den beiden nächsten Jahren noch eine solche Verdoppelung sich wiederholen, und daß das Institut am Ende wohl ein festes jährliches Einkommen von 20,000 Pfd. zur Verfügung haben werde. Wie schon früher in diesen Blättern erwähnt wurde, hat dieser Britische Verein, dem Wesen nach, denselben Zweck wie die ähnlichen Deutschen Vereine: in der Praxis aber weicht er von diesen insofern ab, daß nicht die angekauften Kunstwerke, sondern Geld-Gewinne ausgespielt werden, für welche man sich dann ein dem Werthe des Gewinns entsprechendes Stück nach Belieben wählen kann. In dem Jahresbericht, mit welchem ein Comité-Gutachten über vorzunehmende Aenderungen und Verbesserungen der Statuten verbunden ist, wird nun unter Anderem vorgeschlagen, daß vorzüglich Kunstwerke, welche biblische Stoffe und Scenen aus der Britischen Geschichte und Literatur zum Gegenstand haben, angekauft und bestellt werden möchten: ferner, daß man besondere Preise von 200 und 150 Pfd. zum Ankauf von Skulpturwerken aussetzen und bronzene Nachbildungen davon in verkleinertem Maßstabe unter die jährlich auszuspielenden Gewinne aufnehmen möge: sodann, daß eine Reihe von Denkmünzen der Britischen Kunstgeschichte angefangen werden möchte, indem man 100 Pfd. jährlich für die Anfertigung einer solchen Medaille anwiese, die auf der einen Seite das Bildniß eines berühmten Britischen Künstlers, wie Reynolds, Banks, Bacon, Wren, Jones, Chambers, Barry, Wilson, Lawrence, Flaxman, Wilkie, Chantrey, auf der anderen eine Darstellung eines seiner Werke oder einer Gruppe aus einem solchen enthalten müßte: endlich wird auch noch der wichtige Einfluß, welchen die allgemeinere Verbreitung schöner Zeichnungen in bloßen Umrissen auf den Geschmack in Künsten und Gewerben ausübe, mit Hinweisung auf die trefflichen Leistungen Flaxman's und Riepenhausens in dieser Kunstgattung, so wie auf die Bilder an den antiken Vasen, gebührend hervorgehoben und die jährliche Aussetzung eines Preises für die beste Lieferung solcher Productionen, von einer bestimmten Größe und Zahl, und Gegenstände aus der Britischen Geschichte und Literatur darstellend, dringend anempfohlen. Die Kosten aller dieser neuen Einrichtungen, die wohl auch von Seiten der Deutschen Kunstvereine, so weit es in ihren Kräften steht, berücksichtigt zu werden verdienten, sind auf höchstens 1000 Pfund jährlich veranschlagt.

— Berichtigung. In der „St. Petersburgischen Zeitung" macht Herr A. v. O. (von Oldecop) bemerklich, daß die von den Herren Warrand und Shaw in St. Petersburg herausgegebene Britische Revue nicht in Französischer, sondern in Englischer Sprache erscheine. Unser Irrthum entsprang aus einer im Journal de St. Petersbourg vom 30. Dezember (Nr. 380) enthaltenen großgedruckten Anzeige, wo das neue Journal als Revue Anglaise de St. Petersbourg angekündigt war. Gleichzeitig ist uns aus der Russischen Hauptstadt eine andere Berichtigung, und zwar vom Herrn Staatsrath Gretsch, in Bezug auf einen ihn berührenden älteren Artikel des „Magazins" zugekommen, die wir, da sie eine persönliche Angelegenheit betrifft und uns selbst daran gelegen ist, jede in unserem Blatte vorkommende unrichtige Darstellung literarischer Zustände des Auslandes berichtigt zu sehen, in einem der nächsten Blätter vollständig mittheilen werden.

Verantwortlich redigirt von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redacteur von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 14. Berlin, Mittwoch den 2. Februar 1842.

Nord-Amerika.

Die Kunst in Amerika.

Unter dieser Ueberschrift finden wir in einem der letzten Hefte der North American Review einen Artikel, der manches Neue und Interessante enthält. In den bisher erschienenen, zum Theil sehr gründlichen und belehrenden Werken über die Vereinigten Staaten ist die Kunst fast ganz unbeachtet geblieben. Die Fortschritte des Landes in materieller Hinsicht sind in der That so überwiegend und fallen dem Beobachter so sehr in die Augen, daß er die bescheideneren Anzeichen einer entstehenden Liebe zur Kunst unbemerkt läßt. Jener Artikel verdient also deswegen schon Beachtung, weil er uns mit diesem bisher vernachlässigten Gegenstande bekannt macht; und wenn die Hoffnungen und Schlüsse des Verfassers gleich etwas sanguinisch erscheinen dürften, so ist es doch erfreulich, zu erfahren, daß sich der Sinn für das Schöne und Ideale bei diesem neuen, lange auf Befriedigung seiner körperlichen Bedürfnisse beschränkten Volke zu regen und wirken anfängt.

Von einem vor kurzem in Boston herausgekommenen Werke über die Architektur nimmt der „Reviewer" Anlaß, sich über die Kunst im Allgemeinen auf folgende Weise zu äußern:

„Von Amerikanischer Kunst reden, hieß früher, eine Sache besprechen, die nicht existirte. Aber die in den letzten Jahren so ansehnlich vermehrte Anzahl Amerikanischer Künstler, die in Hinsicht ihrer erweckte öffentliche Theilnahme und die Bedeutsamkeit mehrerer Gegenstände ihrer Arbeiten berechtigen uns, die Geburt des jungen Geistes unter uns zu begrüßen und ihn mit dem Lorbeer künftigen Ruhmes zu krönen.

„Es wäre unnütz, zu fragen, warum wir so lange ohne Kunstschule geblieben sind? Die Nothwendigkeit, die physischen Hülfsmittel des Landes zu entwickeln, Wüsten urbar zu machen, Städte zu erbauen, Verbindungen zu eröffnen, mit einem Wort, unseren Kontinent in einen für den civilisirten Menschen bewohnbaren Zustand zu versetzen, alles dieses bietet die Beantwortung jener Frage dar. Die Summe der Zeit, der Unkosten, der Arbeit, die zu diesem Zwecke verwendet wurde, ist ungeheuer und kann den Vergleich mit den industriellen Anstrengungen jedes Europäischen Volkes aushalten. Wir haben die Oberfläche eines Erdviertels umgestaltet. Dichte Wälder sind in wallendes Korn verwandelt; mächtige Ströme, vormals nur von einzelnen Kanots beschifft, bilden jetzt die Heerstraßen eines zahlreichen Volkes; die entferntesten Punkte sind durch Wege verbunden und Städte und Flecken in der Wüste gesäet worden. Das junge Rom, mit seinen Schlachten und Kolonien, seinen öffentlichen Werken, Wasserleitungen und Tempeln, hat nichts Größeres ausgerichtet, und in den berühmten historischen Kriegen eines Philipp und Cäsar haben ihre bewaffneten Heerhaufen nicht so viel gethan, als eine gleiche Anzahl unserer Landsleute, die nicht mit vergänglichem, menschlichem Widerstande, sondern mit den ewigen Hindernissen der Natur Krieg führten. Wir haben in den letzten zwei Jahrhunderten das Land zum Wohnsitz einer Nation vorbereitet. Aber weil wir uns mit Leib und Seele diesem Werke ergaben, folgt es daraus, daß wir keines anderen fähig wären? und daß, weil wir mehrere Menschenalter lang die Vorarbeiter der Civilisation gewesen sind, wir unseren Ehrgeiz und unsere Fortschritte auf dieses Ziel beschränken müssen? Von dieser Zeit an wird vielmehr der ältere Theil unseres Volkes in Allem, was gesitteten Nationen Ehre macht, in der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst, nach ähnlichen Erfolgen streben. Auf der von den starken Armen unserer Väter ausgehauenen breiten Grundlage müssen wir das dauernde Gebäude eines sittlichen, denkenden, selbständigen National-Charakters erbauen."

Nach dieser Einleitung fährt der Verfasser fort, den Nutzen der Kunst, besonders für Amerika, auseinanderzusetzen. „Wir befinden uns bisher" — schreibt er, — „ohne alle Mittel, uns auf eine zuträgliche Weise zu erholen und aufzuheitern, und der Mangel hieran äußert sich in den öfteren, durch übertriebene Anstrengung der Seele und des Körpers hervorgebrachten Krankheiten, in unserem zu ernsten Temperament, in dem gedankenvollen Ausdruck und in gänzlicher Abwesenheit des Frohsinns und Lebensgenusses, wodurch der Amerikaner der östlichen Staaten so sehr vom Charakter des Englischen Urstammes abweicht. Was kann aber den Durst nach geistiger Erholung so gut löschen, als die Beschäftigung mit der heiteren, begeisternden Kunst?"

Er schreitet hierauf zur Widerlegung der Meinung, daß den Amerikanern, wegen ihrer zu großen Liebe zum Praktischen, ihrem Alles verschlingenden Handelsgeist, ihrer prosaischen Lebensansicht und Verachtung des Idealen, jeder Kunstsinn fehlen müsse. „Wir Anglo-Amerikaner werden leicht aufgeregt, besitzen großen Enthusiasmus, tiefes Gefühl und verborgene, jedoch stets hervorbrechende, starke Leidenschaften. Durch die lange Trennung und veränderten Umstände haben wir viel von dem ursprünglichen Englischen Phlegma verloren, sind flink und erfinderisch geworden, geben uns leicht jedem anziehenden Gegenstande hin und verfolgen ihn mit Ernst und Ausdauer. Auf einen Charakter dieser Art wird es dem Künstler nicht schwer, einen Eindruck hervorzubringen und ihn für alle Einflüsse des Schönen empfänglich zu machen.

„Es steht mit dieser Meinung nicht im Widerspruch, zuzugeben, daß unser Geschmack im Allgemeinen noch äußerst roh und im Lob wie im Tadel übertrieben ist. Daran ist die ungenügende Bekanntschaft mit Kunstwerken und der Mangel einer Richtschnur zur Beurtheilung derselben Schuld; diese läßt sich nur durch ein Studium der besten Werke erlangen, die wir noch lange Zeit nicht besitzen dürften. Aber kein verdienstvolles Gemälde wird je hier eingeführt, ohne gefühlt und genossen zu werden; nicht aus modesüchtigem Nachahmungsgeist, sondern aus Liebe und angebornem Geschmack, der zwar nicht so scharf und sicher ist, wie der des Kenners, aber dennoch eine tiefe Grundlage zur Ausbildung des volksthümlichen Kunstsinns darbietet. Denn bei uns muß die Kunst volksthümlich seyn, durch das Volk genossen, vom Volke erhalten; sie hat den Schutz keiner privilegirten Klasse zu erwarten, und ihre Fortschritte werden daher allmäliger, aber eben deshalb fruchtbarer, reicher, verschiedenartiger, dauernder seyn." — —

„Auch vom Geiste der Nacheiferung ist bei uns viel zu erwarten. In dieser Hinsicht genießen wir ähnlicher Vortheile, wie die Italiänischen Staaten des Mittelalters. Ein hochherziger Wetteifer wird unter den Künstlern der verschiedenen Staaten und der größeren Städte entbrennen; Schulen werden entstehen, deren jede ihren Stolz und ihren Namen haben wird. Derselbe Geist hat bei uns in inneren Verbesserungen und öffentlichen Arbeiten Wunder gethan; sein Einfluß muß im friedlichen Wetteifer der Künste gleich erfolgreich seyn." — —

Nach einer längeren Abschweifung und ziemlich gedehntem Raisonnement folgen dann einige Nachrichten über Amerikanische Künstler. Wir hätten diese ausführlicher gewünscht und jenes dem Verf. dagegen gern geschenkt; aber er hat das mit den meisten seiner Landsleute gemein, über den breiten, selbstgefälligen Redestrom das Wesentliche seines Gegenstandes aus den Augen zu verlieren.

„Die Zahl unserer Künstler, vorzugsweise Bildhauer, ist gegenwärtig für ein so neues Land sehr bedeutend. Mehr oder minder ausgezeichnete Maler hat es stets gegeben, aber es ist nicht wenig merkwürdig, daß die Bildhauerei in einem von jedem Muster derselben so sehr entfernten Lande entspringen sollte, wo Hunderttausende in ihrem Leben nie eine Statue gesehen haben. In einigen Individuen ist der Geschmack an einer Beschäftigung damit in von deren Einflüssen so abgelegenen Gegenden erregt worden, daß man dieses Phänomen keinem Anstoße von außen her, sondern beinahe einer höheren Eingebung beimessen möchte. Nur der Impuls des Genies leitete Powers, nach seinen unglücklichen Anfängen in Wachsfiguren, zu dem Versuch, nicht nur die Züge und Linien des menschlichen Angesichts, sondern auch den Ausdruck, die Seele, das Licht und den Schatten der Charaktere dem Steine aufzuprägen. Es liegt etwas Außerordentliches in der Laufbahn eines solchen Mannes, der von bescheidenen Anfängen seinen Weg vorwärts verfolgt, die Zweifel seiner Lage, Heimat und Freunde hinter sich läßt und mit Triumph das Weltmeer überschreitet, um im Geburtslande, im Garten der Kunst mit den ausgezeichnetsten Nebenbuhlern um die Palme zu ringen."

(Powers befindet sich jetzt in Rom, wo er, Amerikanischen Nachrichten zufolge, durch seine Bildhauer-Arbeiten großes Aufsehen erregt haben soll.)

„Eine ähnliche Laufbahn haben zwei andere Amerikanische Bildhauer gehabt; dem Ersten, Greenough, gebührt das Verdienst, den Weg nach Italien eröffnet und das Beispiel gegeben zu haben, sich der Kunst an deren Quelle zu widmen. Mit welchem Glück dieses geschehen ist, zeigt sein hoher Ruf bei uns zur Genüge; und dennoch ist dieser Ruhm nur im Entstehen, da seine größten Werke noch nicht erschienen sind und er in jenes Lebensalter getreten ist, das man die Blüthezeit des Künstlers nennen kann. Seine hier ausgestellten Arbeiten machen sich durch Reinheit und Zartheit, durch eine geistige Auffassung und Freiheit von knechtischer Nachahmung der gewöhnlichen Italiänischen Manieren und Aufgaben bemerkbar. Die Entfaltung seines höheren Talents gehört den größeren Werken, die unsere Regierung bei ihm bestellt hat, von denen eines so populär und seiner so würdig ist, daß es gewiß seinen ganzen Genius hervorrufen wird. *) Ihn charakterisirt eine frühe

*) Greenough hat so eben die Statue Washington's vollendet.

und unermüdete Aufmerksamkeit auf die höchsten Gegenstände der Kunst; er zielt nach dem Idealen und Poetischen, das durch die ganze Figur ausgedrückt und selten oder nie durch Büsten allein erreicht wird. Er scheint vom Anfang an den Umfang seiner Kunst erfaßt und in sich aufgenommen zu haben. Dasselbe läßt sich von Crawford sagen, den die Liebe zur Kunst vermochte, sein Amerikanisches Atelier mit Italien zu vertauschen. In Rom weihte er sich dem Studium der Antike, wodurch er seinen Geschmack läuterte, während er den Meißel nicht ruhen ließ. Seinen Ehrgeiz bezeugt, unter seinen früheren Arbeiten, ein kühner Versuch, den Orpheus darzustellen, wie er in die Schatten des Tartarus hinuntersteigt, seine Eurydice wiederzufordern; diese Statue ist in der Auffassung äußerst poetisch und originell, und eben so schwierig in der Ausführung; der Körper ist vorgebeugt und die ganze Figur in Bewegung. Die Kühnheit des jungen Künstlers in der Darstellung eines so neuen Gegenstandes und einer so schwierigen Stellung, wobei er sein eigenes Urtheil zur Richtschnur nehmen mußte, ohne die Antike zu Rathe zu ziehen, kann nur durch Anschauung dieser Statue selbst gerechtfertigt werden. Als das Produkt eines Jünglings erregt es Erstaunen; es würde das Atelier jedes lebenden Künstlers zieren und seinem Namen Ehre machen."

Außer diesen Dreien erwähnt der Verf. keiner anderen Amerikanischen Künstler; wir wollen daher noch bemerken, daß Clevenger, aus Cincinnati, sich als Bildhauer bei seinen Landsleuten eines großen Rufs erfreut und von ihnen, in ihrem übertriebenen Enthusiasmus für die dort noch so junge Kunst, dem Canova an die Seite gestellt wird! Doch hat er meistens nur Büsten geliefert und sich noch mit wenigen größeren Arbeiten beschäftigt. Als Maler möchte Allston der bedeutendste seyn; sein Stil ist großartig, seine Ideen geistreich, und in manchen seiner Gemälde ist ein wahrer poetischer Sinn nicht zu verkennen. Trumbull hatte als Historienmaler früher einen Namen. St. Peale hat sich mehr durch Fleiß, als durch Erfolg ausgezeichnet. Landschafts-, Genre- und Portraitmaler giebt es Viele, von denen sich aber Wenige über das Mittelmäßige erheben.

Ueber die Aussichten der Baukunst in den Vereinigten Staaten äußert sich der Verf. des obigen Aufsatzes folgendermaßen:

„Man ist nur zu geneigt, an dem Aufkommen einer eigenen Schule der Baukunst bei uns zu verzweifeln. Zu dieser Meinung ist gewiß viel Grund vorhanden; aber es wäre traurig, sich ihr in einem Augenblick hingeben zu müssen, wo wir so vieler öffentlichen Gebäude von dauerndem Charakter bedürfen und diese, wenn nicht mit Geschmack und Sorgfalt aufgeführt, einem künftigen, gebildeteren Geschlecht zur Quelle immerwährenden Verdrusses gereichen können. Die meisten unserer Städte sind jetzt bedeutend genug, um darin Gebäude für die verschiedenen öffentlichen Behörden, den Unterricht u. s. w. zu errichten. Sie sind wohlhabend genug, um das beste Material im Ueberfluß zu liefern, und auch das Geschick des gewöhnlichen Baumeisters mangelt nicht, um sie auf Jahrhunderte dauerhaft zu machen. Aber die Künstlerseele fehlt. Es ist noch keiner erschienen, der die Bewunderung des Volkes durch neue, passende Formen gefesselt hält. Es darf uns durchaus nicht befremden, daß unser Volk nicht mehr Theilnahme an seinen öffentlichen Gebäuden und Mißfallen an deren Unvollkommenheiten äußert. Es hat bisher nie eigentlich den Genuß kennen gelernt, den ein schönes Gebäude gewähren kann. Es hat nie eines gesehen, das mit seinem Ideengange, seinen Begriffen von Schicklichkeit und Trefflichkeit, seinen Ahnungen von Größe und Majestät übereinstimmt.

„Gegenwärtig zeigen sich in unseren öffentlichen und Privat-Gebäuden beständige Verstöße gegen die einfachsten Regeln der Baukunst und besonders gegen das Ebenmaß der Theile und das Schickliche in den Verzierungen. Ebenmaß gewährt selbst dem ungebildeten Auge Freude, obgleich nur die kunstreiche Hand es hervorbringen kann. Wenigen oder keinem der Werke Amerikanischer Architekten ist dieser wahrhaft künstlerische Charakter aufgeprägt; unsere schönsten Gebäude wurden durch Englische Meister, in den Zeiten der Kolonial-Regierung, errichtet, wie die Königliche Kapelle zu Boston und die bischöfliche Kirche zu Cambridge, bei denen wir die Hand des geschickten Zeichners in jeder Linie und jeder Verbindung erkennen.

„Breite des Effekts, Würde und imponirendes Aeußere sind gleichfalls bei uns höchst ungewöhnlich; nicht so sehr wegen der geringen Größe unserer Gebäude, als wegen der kleinlichen Eintheilung derselben. Die Façaden der meisten Häuser werden, um Licht hineinzulassen, ganz in Siebe verwandelt, und bei vielen ist es zweifelhaft, ob Fenster oder Mauern vorherrschen. Dieses giebt natürlich dem Aeußeren eine leichte, sommerähnliche Wirkung, ob es gleich so massiv und stark erscheinen sollte, wie möglich, und thut der Schönheit des Innern gleichen Abbruch, indem es statt einer breiten Masse so viele Kreuzlichte einläßt.

„Verzierungen werden mit der geschmacklosesten und unnöthigsten Verschwendung angebracht, wie besonders an unseren neuen Gothischen Kirchen, Landhäusern und Scheunen zu sehen ist; wir werden mit Nachahmungen überseeischer Gebäude überschwemmt, die gerade der nachahmungswürdigsten Punkte, der Schönheit der Verhältnisse und der Dauerhaftigkeit des Stoffes, ermangeln.

„Ein anderer Umstand würde unseren Gebäuden schaden, wenn sie auch sonst des Beifalls würdiger wären — sie sind so an einander gedrängt, daß für den Zuschauer kein Raum bleibt. Die Dreieinigkeits-Kirche in Boston ist ein schlagendes Beispiel dieses Fehlers. Von dem freien Platz, die Winter-Straße hinunter, gesehen, macht ihre Kraft und Großartigkeit auf den Betrachtenden einen starken Eindruck; aber wenn man sich ihr nähert, so verrenkt man sich den Hals in vergeblichen Bemühungen, ihre massiven Verhältnisse zu bewundern. So auch die St. Paulskirche in derselben Stadt, welche eine Vorhalle von ausgezeichnet schönen Formen besitzt, aber selten ins Auge fällt, weil sie auf der einen Seite von einer Reihe backsteinerner Wohnhäuser, auf der anderen von dem etwas phantastischen Maurertempel überflügelt wird. Das neue Zollhaus ist glücklicher in Hinsicht seiner Verhältnisse zum Raume, von dem man es betrachtet.

„So schlagend auch alle diese Mängel der Amerikanischen Baukunst sind, so ist doch ein großer Fortschritt, ein reinerer Geschmack und ein Verlangen nach dem Besseren sichtbar. Die Bedürfnisse und Wünsche des Landes sind in Bauwerken, wie das Girard-College in Philadelphia, die neuen Zollhäuser in New-York und Boston ausgedrückt, die dem Genie und dem Geschmack Amerika's Ehre machen und, so lange sie bestehen, für den Grad des bisherigen Vorschritts günstiges Zeugniß ablegen werden. Nun also ist es Zeit, daß sich ein Künstler erhebe, der den Schöpfungen des Architekten Kraft und Originalität verleiht und den Anzeichen eines entstehenden Luxus eine neue Richtung und neuen Einfluß giebt. Das Volk entsagt der Widerspenstigkeit, die es verleitete, in die Pläne des Baumeisters einzugreifen, und vertauscht sie mit jener besseren Weisheit, die einen in seiner Kunst erfahrenen Führer anerkennt und befolgt. Das Land hat Ueberfluß an dem reichsten Stoff, der täglich konsumirt und in die Formen von Kirchen, Banken, Waarenspeichern und Stadthäusern geworfen wird und blos des ordnenden Geistes eines Architekten bedarf, um in Gestalten der Schönheit und des Anstandes überzugehen."

Frankreich.

Jules Janin über Horaz.

(Fortsetzung.)

Gleich der ersten, mehr aber noch der zweiten Satire des jungen Dichters sieht man's an, von was für einem Geiste er beseelt ist, zu welcher Richtung er hinneigt; sie ist eine That, die vollgültiges Zeugniß von seiner Beherztheit und seinem edlen Eifer ablegt. Nicht wagt der Satiriker einen offenen Kampf mit dem allmächtigen Gebieter der neuen Gesellschaft (denn solche Verwegenheit hätte er gewiß mit Verbannung oder gar mit dem Leben gebüßt), sondern er bindet da lieber mit solchen Personen an, deren Erbitterung ihm weniger schaden kann, und sagt ihnen gründlich die Wahrheit. Der Eingang dieser Satire hat gewissermaßen einen dramatischen Anstrich. Eine wichtige Kunde ist's, die pfeilschnell von Mund zu Munde dringt: Tigellius ist in letzt verflossener Nacht zu seligerem Daseyn entschlummert; ein ganzes Heer von Quacksalbern, Gauklern, Taschenspielern, Tänzerinnen, liederlichen Dirnen und ähnlichem Gesindel seufzt und stöhnt an der Bahre ihres hingeschiedenen Beschützers, während die halbe Stadt aus vollem Halse lacht. O Jammer! Er ist auf immer dahin, der brave, gute Tigellius, er, der Musiker und Günstling des Triumvir Octavianus, er, die Perle und Zierde schwelgerischer Festlichkeiten und ganzer in Ausschweifungen verbrachter Nächte, er, der freche, launenhafte und unartige Tonmeister, der, wie theurr er auch bezahlt wurde, doch dann nur seine Kunst zum Besten gab, wenn's ihm just beliebte! Er, der heute gleich einem Bettler sein Leben fristete und morgen Alles durch seine schamlose Prasserei in Erstaunen setzte! Doch genug von diesem Trefflichen, leicht sey ihm die Erde, schlafe er ungestört in seinem Grabe für und für! Giebt es ja doch noch andere musterhafte Leutchen, von denen sich so manches Rühmliche sagen läßt, deren Tugenden mindestens eine Strahlenkrone verdienen. Da ist z. B. ein Pusidius, der mit seinen unermeßlichen Schätzen den schnödesten Wucher treibt; ein Malchinus, der nicht erröthet, gleich einer gemeinen Metze, halb nackt unter die Augen des Publikums zu treten; ein Rufillus, bei dem man's vor Balsamduft nicht aushalten kann, und dann wieder ein Gorgonius, der fast im Schmutz versinkt und einen ekelhaften Bocksgestank um sich verbreitet. Blicken wir nun weiter, wen finden wir da? Ehebrecher, wie einen Sallustius Crispus, der in den Verführungs-Künsten nicht minder zu Hause ist, als in der Kunst, Geschichte zu schreiben, einen Villius, den Eidam des Sylla, der, in Liebe zur Fausta entbrannt, von ihrem Mann fast todt geprügelt und die Treppe heruntergeworfen wird, während ihr anderer Buhle Longarenus als Ersatzmann bald hinterher aus seinem sicheren Versteck hervorkriecht. Und was meint Ihr wohl zur Freundin des Cerinthus? Je nun, daß sie den kostbarsten Schmuck an ihrem Halse trägt, Schade nur, daß der Hals selber hager, eingefallen und ohne alle Anmuth ist; und was von der Catia? Daß sie eine sehr vornehme Dame ist, die längst schon alles Schamgefühl abgelegt hat.

In diesem Tone und auf solche Weise werden noch verschiedene andere Sünder und Thoren durchgehechelt und tüchtig gegeißelt, immer jedoch in der löblichen Absicht, theils sie selber, wo möglich, auf einen vernünftigen und sittlichen Pfad hinzulenken, oder wenigstens Andere vor dergleichen Zügellosigkeiten und Albernheiten zu warnen und zurückzuschrecken.

Der Triumph, den der junge Dichter schon bei seinem ersten Auftreten sowohl durch seinen Geist, seine freie Beobachtungsgabe, seine reizende Schreibart, vor Allem aber durch seinen seltenen Muth errang, war ein in der That glänzender zu nennen. Sein Ruhm stieg in zusehends, und er ward im eigentlichen Sinne des Wortes der König des Tages, auch noch durch den grimmigen Haß, welchen ihm diejenigen, die sich getroffen fühlten, schworen; obwohl Rom, das verderbte, sittlich tiefgesunkene Rom, noch immer ein gut Theil rechtschaffener und tugendhafter Bürger besaß, denen der Jüngling aus der Seele gesprochen und die sich deshalb zu seinen treuesten Freunden und Anhängern bekannten. In die Reihe der Letzteren gehört Asinius Pollio, einer der bedeutendsten Männer der Republik, der sich als Krieger, als Staats- und Gerichtsredner, als Bühnendichter hervorgethan und dessen Stimme in der

Senats-Versammlung keine geringes Gewicht hatte. Nachdem Roms Schicksal entschieden war, entsagte er aller öffentlichen Wirksamkeit und lebte in bescheidener Zurückgezogenheit ausschließlich den Wissenschaften und Künsten. Wie wunderbar! Ueber achtzehn Jahrhunderte wiederholt man: „Ehre sey Mäcen! Mäcen hat die Dichter seiner Zeit zu Ruhm und Würden erhoben; er war ihr redlichster Freund, ihre Stütze, ihr Schutzgott!" Und über diese einmüthigen Lobeserhebungen vergißt man den, welcher zuerst den fähigen Köpfen seiner Epoche, einem Virgil, einem Roscius und unserem Horaz, seine wohlwollende und hülfreiche Hand darbot.

Herr Janin geht nun noch ein paar Satiren, allerdings nur flüchtig, durch und weist nach, wie in diesen, namentlich in der dritten des ersten Buches, der Dichter schon einen weit milderen und sanfteren Ton anstimme, obwohl noch hier und da etliche sehr derbe Hiebe ausgetheilt wurden. Horaz, meint Herr Janin, habe diesen Morgen beim Erwachen daran gedacht, was für einen überschwänglichen, was für einen kaum faßlichen, geschweige denn zu verwirklichenden Begriff hinsichtlich der Tugend die rauhen Stoiker aufgestellt, und er habe sich deshalb vorgenommen, uns Kinder des Staubes, wegen unserer kleineren Vergehungen, wegen unserer leidlichen und unschuldigeren Fehler, zu vertheidigen. Er wolle, fügt er hinzu, daß wir uns gegenseitig mit Schonung und Nachsicht behandeln, daß man ja nicht über den Splitter im Auge des Nachbars Lärm schlage, während man den Balken im eigenen kaum bemerke u. s. w. u. s. w.

Aeußerst gewandt beschließt der Französische Aesthetiker das Kapitel der Satire, um zu den übrigen poetischen Gattungen, in denen Horaz geglänzt, überzugehen. Dies sey fern von mir, ruft er aus, unserem Dichter Schritt vor Schritt auf seinen satirischen Streif- und Feldzügen folgen zu wollen. Soll ich meine Meinung über diesen Gegenstand sagen, so scheint es mir, als habe er nicht lange genug von diesem ätzenden, jedoch recht heilsamen Stoffe Gebrauch gemacht. Er war bloß auf einen Augenblick der Schrecken der Unterdrücker, die Hoffnung der Unterdrückten. Es stand bei ihm, allein er verschmähte es, strenges Gericht über seine Zeit zu halten; denn solch eine Aufgabe schien ihm zu hart und — verhehlen wir es uns nicht — auch ein bischen zu unbequem. Er besaß zu wenig Galle, zu wenig Gehässigkeit, um auf die Dauer einem so mühseligen und unfreundlichen Geschäft gewachsen zu seyn. Wartet nur, bis Juvenal kömmt, an dem sollt Ihr schon einen unversöhnlichen Satiriker finden. Auch wäre es überdies eine starke Anforderung an einen Mann mit der Gemüthsart, mit der frischen Lebenslust, wie Horaz, daß er sich sein kurz zugemessenes Erdenwallen durch rastloses Zürnen, Grollen, Tadeln und Schelten verleide. Er ist es wahrlich nicht, der seinen Mitbrüdern stets düstere und feindselige Blicke zuwerfen kann; nicht er, der, gleich einer strafenden Nemesis, dem frevlerischen Römervolke über blutgedüngte Auen nachellen wird. Ueberläßt solche Arbeit einem Persius, einem Juvenal, einem Tacitus; dies ist das peinliche Tribunal, bei dem auf keine Gnade zu rechnen ist, dies die fürchterlichen und unerbittlichen Rachegötter, deren Lächeln selbst noch eine Drohung, ein Fluch ist. Unserem lieblichen Dichter aber ist's gar nicht rechter Ernst mit seinem Ingrimm, und darum leistet er auch gern Verzicht darauf. Er bedarf vielmehr zur Verwirklichung und zum Vollgenuß des in seiner Seele ausgemalten Still- und Dichter-Lebens eines alten Weins, blühender Rosen, junger Mädchen und seiner theuren Jugendgefährten. Er findet seine höchste Freude an Gottes freier Natur, an herrlich prangenden Gefilden, an munter dahinrieselnden Bächlein, an lustig hervorsprudelnden Quellen, an sanft abfallenden Thälern, am klaren Mondesschimmer und selbst an den winterlichen Stürmen, die von den eisbedeckten Gipfeln des Soracte tobend herüberbrausen. Freilich wohl ist er ein satirischer Dichter, jedoch vor Allem ein Sänger der Liebe, deren Gewalt er selber empfindet, ein Schüler des Lucilius, ich räume es ein, aber auch ein Schüler Anakreon's. Er züchtigt, er geißelt wohl die Gebrechen, jedoch stets mit zarter und im Grunde wohlwollender Hand, er wählt sich diejenigen Fehler heraus, die ganz nach seinem Schnitte sind, und klebt ein gut Theil davon ihm selber an, so bleiben es doch immer nur solche Makel, durch die Niemand wehe geschieht, kaum ihm selber. Nur solche liebt er, nur solche feiert er in seinen Liedern, wie ein leibhaftiger Epikuräer, der er auch in der That ist. Kaum hat er sich seine Sporen, nicht auf dem Felde der Ehre, sondern der täglich wechselnden Liebes-Abenteuer verdient, kaum hat er sich so viel erworben, um ein Häuschen nach seinem Geschmack zu besitzen, kaum hat er sich in die toga virilis gehüllt, als er sich auch mit dem ganzen Feuer seines beweglichen und empfänglichen Geistes in den Taumel der Sinnengenüsse stürzt. Man vergesse hierbei ja nicht, daß er ein Kind Italiens, daß er noch nicht volle sechsundzwanzig Jahr alt, daß er in Athen nach dem Beispiele der Heroen Griechischer Poesie von süßen und zauberischen Liebesbanden umstrickt war, und endlich, daß er nach Rom wieder zu einer Zeit zurückkehrte, wo eben mit der Auflösung der alten Ordnung und mit dem Beginn eines neuen gesellschaftlichen Zustandes die maßlosesten Leidenschaften und Ausschweifungen ihren Höhepunkt erreicht hatten. Und nun stelle man sich unseren blühenden und lüsternen Horaz erst gar dem Troß von Sirenen gegenüber, die in alle Toiletten- und Verführungskünste eingeweiht, selbst den felsenfestesten Stoiker wankend machen konnten — wie vermochte Er zu widerstehen? Unter jenen Mädchen und Frauen aber, die nicht bloß durch ihre Körperreize, sondern auch durch ihre geistigen Vorzüge eine so magische Anziehungskraft auszuüben wußten, meinen wir die Hetären oder, um uns eines modernen Ausdrucks zu bedienen, die Courtisanen. — Von diesen Damen entwirft Herr Janin ein so schönes und treues Gemälde, daß wir, mit einstweiliger Beiseitelassung unseres Dichters, versuchen wollen, es nachzuzeichnen. Nachdem der unzähligen Laster und Schlechtigkeiten, welche den tiefen Sittenverfall der Weltbezwingerin bekundeten, Erwähnung gethan worden, kömmt auch der unersättliche Geldgeiz *), der damals alle Gemüther ergriffen, an die Reihe. „Das Geld", sagt Herr Janin, „ja das Geld war der oberste Lenker und Gebieter jenes durch Mehrherrschaft und Parteisucht zerfleischten Volkes; das Geld blendete und hielt gefangen Leib und Seele, es räumte alle Unterschiede der Klassen und Stände hinweg, es stellte die Courtisane in eine Linie mit der achtbaren Matrone. Man rufe sich in's Gedächtniß jenes großartige Rom mit seinen Säulenhallen, mit seinen prächtigen Gärten, mit seinen weiten zum Lustwandeln geeigneten öffentlichen Plätzen; man versinnliche sich jenes unzüchtige Frauengeschlecht, welches die unabsehbare Appische Straße entlang sich in einer Sänfte tragen läßt oder in einem Wagen herunter rollt. Sie zeigen, wer Augen hat zu sehen, Brust, Arme und Schultern entblößt. Sie haben für Alle insgesammt und Jeden insbesondere ein freundliches Lächeln, werfen ihnen holde, schelmische Blicke zu und lassen es nie an geistreichen und artigen Einfällen fehlen. Es heißen diese Art Frauen Courtisanen. Man hat später mit diesem Namen Mißbrauch getrieben. Lasse man ihn daher lieber weg, und man wird aus dieser reizenden und flatternden Gesellschaft, aus diesem buntfarbigen Frühlings-Flor die Anmuth, den Witz und die feine Sitte der Römer heraus erkennen. Die Courtisane war eine geborne Sklavin, aber schon von Kindesbeinen an ward sie durch die sorgfältigste Unterweisung und durch passende Vorbilder in allerhand Kunststückchen, Kniffe und Pfiffe eingeweiht und auf diese Weise schon frühzeitig für ihren künftigen schwierigen Beruf abgerichtet. Sie mußte es aber auch im Tanzen und in der Musik zu einer Fertigkeit gebracht haben, sie mußte nicht bloß die Poesie, sondern fast alle schöne Künste studirt, ja selbst philosophische Kenntnisse sich erworben haben — und in allem dem mußte sie ganz so zu Hause seyn, wie in ihrem eigentlichen Fach, der Kunst, zu gefallen. Nicht selten vereinigten sich mehrere Sklavenhändler zu gemeinsamem Ankauf eines einzigen jener Engelsköpfchen und gaben dazu fast ihr ganzes Vermögen her; und in der Regel hatten sie sich dabei nicht verrechnet, indem sie mitunter sogar hundertfachen Gewinn aus den zusammengeschossenen Kapitalien ärndteten. Die so innerlich und äußerlich wohl ausgestattete Sklavin ward nun mit großem Gepränge in die Stadt geführt und vorweg von sämmtlichen Pflastertretern und Millionairen, über deren Mangel sich gottlob Rom eben so wenig beklagen durfte, als unsere großen Städte, in Augenschein genommen. Der geschickte Eigenthümer traf mit seiner Waare ganz dieselben Maßregeln und Vorbereitungen, wie sie heutzutage ein Theater-Direktor anwendet, ehe er eine Opernsängerin auftreten läßt. Hierdurch ward man nur um so begieriger, um so gespannter, und bald lag Alles, Groß und Klein, Jung und Alt, staunend und anbetend der neuen Göttin zu Füßen. Die schmucken, galanten Herrchen suchten durch Artigkeiten und Schmeicheleien, die Reichen durch flimmerndes Metall, die Junggesellen durch Hinweisung auf ihren freien, zwanglosen Stand, die Dichter wiederum durch ihre schwärmerische Begeisterung und durch feierliche Schwüre ewiger Treue die Schöne zu erobern; Alle stritten sie auf Tod und Leben um ihren Besitz und bemühten sich, einander den Rang abzulaufen. Der Eine sagte: „Ich bin Römischer Ritter! Sieh, wie jung und schön ich bin! O nimm mich! In acht Tagen werde ich Prokonsul seyn!" — Der Andere sprach: „Ich bin Senator! ich bin Konsul! Ich habe eines der höchsten und wichtigsten Staatsämter!" Am häufigsten rückte irgend ein Kornwucherer, so ein Trimalchion mit seinem schweren Golde, das ihm Fortuna eben in die Hand gespielt, heran und kaperte die Dame mit einem Schlage, sämmtlichen Nebenbuhlern zum Verdruß, vor ihrer Nase weg. Doch wer auch immer bei diesem Seelenhandel das gewünschte Kleinod erbeutete, mochte er Ritter, Konsul, Prätor, Aedil oder selbst ein Trimalchion seyn, stets war es das erste Geschäft des Käufers, der ihm nunmehr angehörenden Sklavin die Freiheit zu schenken. Es mußte den Leuten ein widriges Gefühl, ein durchaus unerträglicher Gedanke seyn, ein willenloses, nur den Befehlen seines Herrn sich fügendes Geschöpf zur Geliebten zu haben. Nein, es mußte von einem so zarten Verhältniß jedweder Zwang ausgeschlossen seyn, es durfte ihr keine Zuneigung abgepreßt werden, man mußte ihren Trieben völlig freien Lauf lassen und ihr sogar das Recht einräumen, sagen zu können: „Ich mag dich nicht leiden, gehe weg und belästige mich nicht weiter." Ein Privilegium, das jene lockeren Vögel oftmals bei der ersten besten Gelegenheit wohl benutzten. — Nun vergegenwärtige man sich unseren von Liebe glühenden Dichter, von so holden, lockenden Zauberinnen umschwärmt und umgarnt, welch' himmlisches Entzücken mußte ihn da nicht ergreifen! Es findet sich unter Cicero's Briefen einer, worin der berühmte Redner erzählt, daß er den Tag vorher mit seinem Freunde Titus Pomponius Atticus **) bei der reizenden Courtisane Cytheris zu Mittag gespeist. Da, wo ein Cicero dinirte, durfte schon Horaz zu Abendbrod essen, so glauben wir wenigstens. Und überdies haben sich zu allen Zeiten die Dichter und Courtisanen aufs trefflichste mit einander verstanden. Beide sind sie Kinder eines glücklichen Ungefähr: Jene leben von ihrem Geiste, diese von ihrer Schönheit. Sie geizen nicht wie elende Filze mit den Schätzen, die ihnen der Schöpfer verliehen, wie er dem Vogel das Gefieder und den Gesang gegeben hat. Sie sind die Günstlinge einer und derselben Gottheit; man dulde also ihren Bund; man gestatte, daß sie sich einander befreunden, daß sie sich zusammenfinden unter dem großen Haufen, der das Erdenrund bedeckt. Laßt einen Augenblick euren erlauchten Anbeter, eure ehrgeizigen Bestrebungen, euren Durst nach Ruhm, nach Glanz und Glücks-

*) Man denke an Jugurthe, der von einer Roma venalis (dem feilen, käuflichen Rom) spricht und durch Bestechungen der Strafe für seine ruchlosen Frevel zu entgehen hofft.

**) Derselbe, dem der bekannte Biograph Cornelius Nepos ein unauslöschliches Denkmal gesetzt.

gütern, euren argwöhnischen Konsul, euren eifersüchtigen Ritter und Senator im Stich und eilt zu ihm, zu ihm, der zu eurem Preise die Saiten angestimmt, der euren Namen so unsterblich gemacht hat, wie es der der Grazie ist. O, komme zu ihm, säße Lydia, und ihr anderen Alle, Pyrrha, Chloë, Neaera, Tyndaris, Phyllis, übt Barmherzigkeit und laßt ihn nicht umsonst seufzen und schmachten! O, säumet nicht, lohnt ihm durch Gegenliebe, umschwebt ihn mit euren Zittigen, scherzet und koset mit eurem wärmsten Freunde, auf daß er sich erhole von den Qualen, die er um Euch gelitten! — Nun, er ward erhört, der gute Horaz, und er tändelte, wenn auch mitunter ein bischen stark gesoppt, in diesen Liebeleien unbekümmert eine gute Weile fort. Doch still! Allgemach verliert sich der Rausch, das Liebesfieber verschwindet im Lauf der Jahre immer mehr und mehr, auch die Königinnen alle, denen er ehedem gehuldigt, sind unterdeß verwelkt, und mit den Worten: „Leb' wohl, du trauter Liebesrock, du bist mir schon zu unbequem, ich weihe dich der Venus", wendet er sich anderen Lebensgenüssen zu. Die Freuden des Mahles, gewürzt durch köstlichen Falerner Rebensaft und durch Unterhaltung mit geistreichen Tischgenossen, Ausflüge aufs Land, sein freundschaftliches Verhältniß zu Mäcen und anderen Personen, alle die tausendfältigen kleinen Zufälle und Begegnisse, die das Leben mit sich führt, und vor Allem die große Kunst, sich das Daseyn so angenehm als möglich zu machen, also die eigentliche Lebensphilosophie — dann auch die öffentlichen Angelegenheiten — dies sind so die Gegenstände, auf die er nun sein Augenmerk richtet und die er mit der nämlichen Anmuth und Grazie, mit derselben Kraft und demselben Feuer besingt, wie seine Schönen. Ganz insbesondere ist es die politische Ode, welche Horaz zur höchsten Stufe der Vollkommenheit entwickelt und die er zu einer unsichtbaren Macht erhoben hat, die Gemüther zu beruhigen, das Volk mit der neuen Herrschaft zu versöhnen, den Imperator Augustus von den Verbrechen und Gewaltthätigkeiten des Triumvir Octavian zu reinigen. Er hat die Ode in allen Tönen erklingen, in allen Sprachen reden, er hat sie den Waffenruhm wie das Glück des Friedens, die vernichtete Republik wie die neugegründete Monarchie feiern lassen. — Und nun erst gar Horaz, der Epistolograph! Wie könnte es uns einfallen wollen, die unzähl- und unnennbaren Schönheiten hervorzuheben, die er in seinen Briefen niedergelegt! Ja, die Briefe sind vielleicht das Werthvollste von Allem, was sein schaffender Genius hervorgebracht, wodurch er die Herzen und die Geister aller Völker für sich gewonnen, um deswillen er ohne Anmaßung von sich sagen durfte: „Ich habe mir ein Denkmal errichtet, dauernder als Erz." (Schluß folgt.)

Süd-Afrika.

Die Setschuana-Sprache.

Diese bis auf die neueste Zeit unbekannt gebliebene Sprache ist zunächst das Eigenthum eines zahlreichen Volkes in Süd-Afrika, der Setschuana's, wird aber, nach den bisherigen Erfahrungen der unter diesem Volke wohnenden Missionaire zu schließen, noch viel weiter nördlich, vielleicht bis gegen den zehnten Grad südlicher Breite hin, gesprochen. Der evangelische Missionair Casalis, ein sehr verständiger Geistlicher von wissenschaftlicher Bildung, welcher schon lange unter dem Volke lebt und wirkt, hat die erste Grammatik des Setschuana nebst sehr interessanter Einleitung und Proben von Liedern, Märchen und Sprüchwörtern der Setschuana's herausgegeben, die uns in gewissem Betrachte eine neuere Welt aufschließen, als Amerika selbst jetzt noch für Europa ist.

Von den einheimischen Sprachen der bekannteren Regionen Afrika's — und welche ungeheuren Räume dieses Welttheils deckt noch ein mystischer Schleier! — ist nur die Aegyptische (Koptische) wissenschaftlich beurtheilt und bearbeitet worden. Einen Theil der Neger-Sprachen Senegambiens, Ober- und Nieder-Guinea's haben Europäische Eroberer und Spekulanten schon vor Jahrhunderten zum Unheil, und Missionaire nicht immer zum Heile der Afrikanischen Menschheit praktisch erlernt; auch hat man Sprachlehren und Wörtersammlungen verfaßt, aber der Blick des echten Sprachforschers ist kaum flüchtig auf Afrika gefallen. Herrn Casalis' Études sur la langue Séchuana werden vielleicht einen Impuls zur endlichen Nachholung des Versäumten geben; denn obwohl noch sehr mangelhaft, sind sie doch eine mit Geist und ohne Vorurtheile abgefaßte Skizze.

Die Setschuana-Sprache, obwohl von einem edleren und energischeren Volke gesprochen, als die Negerstämme sind, ist ohne Zweifel eine der weichsten und vokalreichsten in ganz Afrika, ja auf der ganzen Erde; sie duldet am Ende der Wörter nur Selbstlauter, oder höchstens n und das nasale ng, vermeidet jede Konsonantenhäufung und hat eine Fülle von Diphthongen. Die Holländischen Wörter kalb, vleesch werden im Munde der Setschuana's kalasi, welasi. Ihr Lautsystem giebt der Sprache so große äußere Aehnlichkeit mit den Idiomen Polyneſiens, daß ein Kenner der letzteren durch einen ihm vorgelegten Setschuana-Text momentan getäuscht werden könnte, obschon Verwandtschaft mit jener Sprachenklasse durchaus nicht vorhanden ist.

Sehr überrascht hat uns die auch von Herrn Casalis bemerkte ungemeine Uebereinstimmung gewisser Wörter mit gleichbedeutenden Semitischen, besonders Hebräischen, z. B. taepi, Antilope (ta'bi, Gazelle, später Hirsch); amaniti, Wahrheit;*) bana, Kinder (bânim, bnê); kolu, Stimme (kôl); mocho, Mark (môach); romo, Lanze (rômach); rora, verfluchen (ârôr) u. s. w. Die meisten Wörter dieser Art könnten freilich auch von den Arabern erborgt seyn; es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß Etwas aus der Muttersprache eines so tief im Innern und so weit an der Ostküste des Welttheils vorgedrungenen Volkes bis nach dem äußersten Süden sich verloren haben sollte, aber Begriffe, wie Kinder, Stimme und (in Süd-Afrika) selbst Antilope, bedürfen nicht erst einer ausländischen Bezeichnung.

Zu den merkwürdigsten grammatischen Erscheinungen gehören: die Umbildung der ersten Silbe des Nomens im Plural (z. B. motu, Mensch; batu, Menschen; legeba, Taube; mageba, Tauben) — der modifizirende Einfluß, welchen die erste Silbe des Subjekt-Nomens auf die anderen Bestandtheile des Satzes ausübt u. dgl. Analog den Semitischen und noch mehr den Tatarischen und Finnischen Sprachen ist der Ausdruck von allerlei Bestimmungen am Verbum, die den Gebrauch einiger Hülfsverba, Adverbia und Pronomina ersparen, z. B. bofa, binden; bofoa, gebunden werden; ipofa, sich selbst binden; bofisa, binden lassen; ipofisa, sich binden lassen; bofana, einander binden; bofisisa, sehr stark binden. Eines dieser abgeleiteten Verben schließt sogar die Präposition für in sich und macht den Dativ entbehrlich: bofela heißt: für (N. N.) binden; bofeloa, für (N. N.) gebunden werden; ipofela, für (N. N.) sich selbst binden. Der Konjunktiv wird symbolisch durch Verwandlung des Endvokals a in e bezeichnet. Relative Tempora (Imperfekt, Plusquamperf., relatives Futurum) bildet man durch Vorsetzung eines Hülfsverbums.

An abstrakten Begriffen ist die Sprache noch arm; sie existiren größtentheils nur als Verbalwurzeln. Dagegen giebt es mancherlei Euphemismen, die Takt und Zartgefühl beurkunden; so z. B. sagt man von einem Verstorbenen: er ist erloschen, oder: er ist zu seinen Vätern versammelt (also echt biblisch). Die Phrase: Ich weiß es nicht, wäre ein zu plattes Geständniß der Unwissenheit; man sagt feiner und edler: weiß ich's! Ein Sohn, dessen Vater sich berauscht hat, meldet ihn als munter oder sehr fröhlich. Das Wort Verbrechen oder Laster wird durch Schwäche ersetzt; und von Leuten, die sehr schwere Uebertretungen begangen, heißt es, sie seyen einmal kraftlos geworden, oder behindert, oder sie hätten sich vergessen.

*) Hebr. emeth. In diesem Worte ist aber der dritte Radikal n verloren, und das Setschuana-Wort hätte demnach sogar einen primitiveren Charakter! Vergl. Amên u. s. w.

Mannigfaltiges.

— Meyerbeer in Italien. Die Gazzetta di Milano enthält in ihrem Blatte vom 12. Januar d. J. eine von dem bekannten Italiänischen Schriftsteller, Professor A. Piazza in Mailand, verfaßte Lebensskizze des berühmten Deutschen Komponisten. Meyerbeer hat bekanntlich den Grundstein zu seinem Europäischen Rufe in Italien gelegt; dort war es, wo sieben Opern von ihm: Romilda e Costanza (1818), Semiramide riconosciuta (1819), Emma di Rosburgo (1820), Margherita d'Anjou (1826 in Paris gegeben, wodurch zuerst sein Name in Frankreich bekannt wurde), L'Esule di Granata, Almanzor und endlich il Crociato (1824) hinter einander mit einem Erfolg aufgeführt wurden, wie ihn bis dahin noch kein Ausländer in Italien gehabt hatte. Der Crociato machte jedoch den Beschluß seiner zunächst für ein Italiänisches Publikum berechneten dramatischen Compositionen, und die glänzende Aufnahme, die 1826 seine „Margarethe von Anjou" und späterhin sein „Kreuzritter" in Paris fand, bewog ihn, zunächst seine Aufmerksamkeit auf die Französische Bühne zu richten und für dieselbe die beiden großen Werke „Robert der Teufel" und die „Hugenotten" zu schreiben, die seitdem die Reise um die Welt gemacht und von denen namentlich das erstere, wie Herr Piazza sagt, bisher auf 140 verschiedenen Theatern der fünf Welttheile aufgeführt worden, zuletzt auf Mauritius (Isle de France) und in Rio de Janeiro. Aber ungeachtet der mit diesen beiden Opern geschehenen Lossagung von seiner bisherigen Italiänischen Schule, hat sich Meyerbeer doch in Italien ein dankbares Andenken und einen ruhmvollen Namen erhalten. Ja, in der neueren Zeit hat man dort auch angefangen, seinen Roberto il Diavolo mit dem glänzendsten Erfolg aufzuführen, und namentlich in Florenz hat man diese Oper in der letzten Saison, während welcher sich dort zufällig eine Deutsche Sängerin, Madame Schubert geb. Schneider, befand, die darin als „Alice" auftrat, vierzig Mal hinter einander gegeben. Herr Piazza schließt seine Bemerkungen über Meyerbeer und dessen Compositionen mit nachstehenden Worten: „Alle kennen die Lieder Meyerbeer's, die von Deveria in Paris so würdig ausgestattet worden, oder haben wenigstens von ihnen gehört. Es ist in der That bewundernswerth und, meiner Ansicht nach, auch überaus charakteristisch, welche ungemeine Sorgfalt der berühmte Komponist eben so auf die kleinen als auf die großen Dinge in der Tonkunst verwendet. Wenn wir wahrnehmen, mit welcher ins kleinste Detail gehenden Akkuratesse er die leichten Compositionen ausarbeitet, die er hin und wieder erscheinen läßt, wenn wir die feinen Filigrän-Arbeiten der Harmonie betrachten, die darin ausgelegt sind, die unendlichen Gradationen der Tinten, die er in einem einfachen Liede anbringt, so können wir uns kaum denken, daß dies derselbe Künstler sey, der den vierten Akt der „Hugenotten" in Erz gegossen und so viele andere gigantische Inspirationen gehabt; in der That müssen wir uns dabei der eben so einfachen als wahren Maxime eines bekannten großen Mannes erinnern, welcher sagte: La génie c'est la patience."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumeriert auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Jerusalem-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Freitag den 4. Februar 1842.

Syrien.

Völker des Libanon, nach Ferdinand Perrier.*)

Die Druſen.

Die Druſen ſind, wo nicht das zahlreichſte, ſo doch das muthigſte Volk des Libanon und das kriegeriſchſte Volk in ganz Syrien. Alles erregt bei dieſer kleinen und ſonderbaren Nation unſer Intereſſe — ihre Sitten, ihr Muth, ihre ſeltene Charakterſtärke und ganz vorzüglich jener myſtiſche Schleier, der ſie bis auf die neueſte Zeit vor unſeren Blicken verhüllte und den man erſt ſeit wenigen Jahren zu lüften angefangen. Noch jetzt iſt es ſchwer, über ihre Dogmen etwas Poſitives zu ſagen, und ſelbſt einige ihrer Religionsbücher, die während des letzten Krieges Aegyptiſchen Soldaten in die Hände fielen, haben uns das wahre Weſen ihres Glaubens nicht erſchloſſen.

Die Druſen bewohnen den ſüdlichen Theil des Gebirges Libanon, die weſtlichen Abdachungen des Anti-Libanon und den Dſchebel-Scheich. Man zählt 37 große Flecken und Dörfer, deren Bevölkerung nur aus Druſen beſteht, und 211 Dörfer, in welchen Druſen mit Chriſten zuſammenwohnen. Im Anti-Libanon liegen 69 ganz Druſiſche Dörfer; eine große Zahl anderer iſt von Druſen, Maroniten und ſchismatiſchen Griechen bewohnt.

Ammatur und Baſchlin ſind, ſo zu ſagen, ihre Hauptſtädte im Libanon, wie Hasbeja und Raſcheja im Anti-Libanon. Jeder dieſer Orte hat eine große Moſchee, in welcher ſie ihre heiligen Bücher und ihre Kriegs-Standarten aufbewahren.

Wie alle übrige Völkchen des Libanon, ſo haben auch die Druſen einen eigenthümlichen Geſichtstypus. Ihre Phyſiognomie iſt edel, ernſt, bisweilen mit dem Ausdruck einer ans Wilde gränzenden Lebhaftigkeit. Ohne ſehr hoch von Statur zu ſeyn, ſind ſie ſchön gewachſen, von ſtarkem Muskelbau und auffallend breitſchulterig. Sie beſitzen große Körperkraft, Enthaltſamkeit und unermüdliche Ausdauer. Ihre Frauen haben eine friſche Geſichtsfarbe, wie Milch und Roſen, ſind alle wohlgebaut, ſehr kräftig und verhältnißmäßig höher gewachſen als die Männer. Ihr dichtes Lockenhaar iſt kohlſchwarz, und oft blitzen wunderſchöne dunkelblaue Augen unter dichten ſchwarzen Brauen hervor.

Der Charakter der Druſen iſt ziemlich ſchwer zu beſchreiben. Von Natur wild, blutdürſtig und rachſüchtig, verbergen ſie dieſe Eigenſchaften unter einer Maske von Höflichkeit, Gaſtfreundſchaft und Großmuth. Obwohl ſie in manchem Dorfe mitten unter Chriſten wohnen, ſo haben ſie doch wenigen Umgang mit ihnen und haſſen oder verachten ſie vielmehr im höchſten Grade; dennoch kommt es ſelten zu Zank und Streit. Die Religion der Druſen gilt bei den Muſelmännern für ketzeriſch, und die Türken haben dieſes Volk nur darum geduldet, weil ſie es für unpolitiſch hielten, einen ſo tüchtigen, zahlreichen und rührigen Menſchenſchlag auszurotten. Der Druſe ſagt öffentlich von allen anderen Religionen Gutes, aber nur aus Politik; und fragt man ihn nach der ſeinigen, ſo antwortet er allemal: „Gott allein ſchaut in die Tiefen des Herzens derer, die ſeinem Geſetze treu ſind; aber den Menſchen trügt der re Schein.“

Schon ſeit vielen Jahren ſind die Druſen in mehrere politiſche Parteien getheilt, die einander oft bekriegt haben, die aber immer ſich vereinigen, ſobald ein gemeinſamer Feind zu bekämpfen iſt. Beſonders waren es zwei mächtige Factionen, die Keß mit der rothen Anemone und die Jesmeni's mit der weißen Mohnblume, um welche eine große Zahl angeſehener Familien, mehr von ihrem kriegeriſchen Geiſte als von ihrem wahren Intereſſe angeſpornt, ſich verſammeln. Die Spaltung der Keß's und Jesmeni's hat aufgehört, aber die angeſehenen Familien, welche an der Spitze dieſer Parteien ſtanden, ſind immer getrennt geblieben. Entzweiung zwiſchen Gliedern einer und derſelben Faction gab ſpäter noch mehreren Parteien ihr Daſeyn, und im vorigen Jahrhundert zählte man ihrer nicht weniger als fünf, die faſt alle gleich mächtig waren.

Als Ibrahim Paſcha Syrien eroberte, gab es nur noch zwei Parteien, da die Familie Schaab allmälig faſt alle ihre Gegner zu Boden trat. Aber ſeit der Beſitznahme des Landes erhob ſich wieder eine dritte Partei, welche das Gouvernement heimlich begünſtigte, um die beiden anderen gewiſſermaßen im Schach zu halten.

Jede dieſer Factionen hatte ihre Emir's oder großen Scheich's, ihre Fahne und ſonſtige Inſignien. Wie die Patrizier der Römer, ſo haben auch die an der Spitze ſtehenden Druſiſchen Familien einen beſtändigen Anhang aus weniger vornehmen Familien, der vom Vater zum Sohne und Enkel ihren Fahnen folgt, und um dieſe ſchaaren ſich wieder Familien von noch niedrigerem Range, denen erſtere bei jeder Gelegenheit Schutz und Hülfe ſchuldig ſind.

Etwas Näheres über dieſe Parteien und die an ihrer Spitze ſtehenden Familien kann jetzt, wo neue Ereigniſſe in Syrien ſich vorzubereiten ſcheinen, von Intereſſe ſeyn. Die vornehmſte und mächtigſte Partei ſind die Dſchimbelat's, noch jetzt Anhänger der Emire Schaab, Fürſten des Libanon. Doch iſt eine beſondere Faction in dieſer Familie den Schaab ganz entgegen und zeigt ſich ihnen bei jeder Gelegenheit feindlich geſinnt. Die Dſchimbelat ſind in den Bergen des Libanon zahlreich und mächtig; ſie rühmen ſich einer entfernten Verwandtſchaft mit den Sultanen von weiblicher Seite. Der Weſir Sultan Selim des Erſten, Syriens Eroberer, hatte die ausgezeichnete Ehre gehabt, eine Schweſter ſeines Gebieters zu heirathen, und ein aus dieſer Ehe entſproſſener Sohn war nachmals gekommen, um ſich in der Druſiſchen Familie Dſchimbelat ein Weib auszuſuchen.

Obſchon die Dſchimbelat's an den Titel Emir kein Recht haben, ſtehen ſie doch mit den Emiren Beit-Balliama und den Emiren Beit-Arslan auf gleicher Linie; ſie theilen mit ihnen das Vorrecht, mit den Prinzen Schaab in verwandtſchaftliche Verhältniſſe treten zu können.

Dieſe Partei zählt vier außerordentlich alte und einflußreiche Familien unter ihren Bundesgenoſſen, namentlich: das große Haus Beit-Muladdem — die Scheiche Beit-Embdan, Beit-Man-Eddin und Beit-Eſch-ſchems. Die Glieder des Hauſes Makaddem führen weder den Titel Emire, noch den Titel Scheiche, weil ſie nicht vornehm genug ſind, um Emire zu heißen, und doch ſich höher achten als Scheiche. Trotz dieſer Auszeichnung folgen ſie doch erſt der Partei des Hauſes Dſchimbelat, deſſen Glieder ſelbſt nur Scheiche ſind, aber in erſter Linie.

Die Familie Beit-Embdan allein kann 260 Streiter ſtellen, deren Lanzen mit ſchwarzen Fähnlein geſchmückt ſind. Mehrere ihre Glieder beſitzen anſehnliches Vermögen und ganze Dörfer. Die Man-Eddin ſind der Zahl nach die ſchwächſten, ſtehen aber in großem Anſehen, da ſie der jüngere Zweig der berühmten Emire Seif-Eddin (Schwert des Glaubens) zu ſeyn behaupten. Die Beit-Eſchſchems (Sonnenhaus) haben von ihren Reichthümern und ihrem alten Glanze viel eingebüßt. In den Zeiten der Kreuzzüge lieferte dieſe Familie den Sultanen Aegyptens furchtbare Krieger, und noch jetzt bewahrt ſie in dem Dorfe Miſir eine prächtige alte Sarazenen-Rüſtung, mit einer ſtrahlenden Sonne auf Helm und Panzer. Einer ihrer Vorfahren ſoll dieſe Rüſtung im Kampfe gegen die Chriſten getragen haben, ohne Zweifel, ehe er zur Sekte der Druſen überging.

Die Fahne der Beit-Eſchſchems iſt karmeſinroth mit grüner Einfaſſung und einer dunkelgrünen Stickerei auf dem Grunde, die eine Hand und einen Säbel darſtellt.

Die zweite Partei ſind die dem Schaab feindlichen Abu-Nakkad. Noch vor wenigen Jahren beſaßen ſie große Macht, die aber jetzt ſehr verringert iſt. Seit es dem alten Emir-Beſchir gelungen, die Zügel des ganzen Libanon zu faſſen, hat er immer an Schwächung des Einfluſſes dieſer Partei gearbeitet und durch Vergiftungen und Hinrichtungen, unter dem Vorwande entdeckter Komplotte, viele ihrer Glieder abgeſchnitten. Bis zu ſeinem Abfall von Mehmed Ali (12. Oktober 1840) hatte der Emir den Chef der Abu-Nakkad, Scheich Naſif, in Kahira als Geiſel behalten laſſen und ſeinen Neffen im Libanon, Ahmud-Nakkad, mit Spionen umlagert.

Die Klienten-Familien der Nakkad und ihre Verbündeten im Kriege ſind: die Scheiche Beit-el-Kadi, Beit-el-Eid, Beit-Armuſch und Beit-el-Anali. Ihre Fahne beſteht aus zwei gleich breiten horizontal getheilten Streifen, von denen der eine zitronengelb und der andere lichtblau iſt.

Die von der Aegyptiſchen Regierung insgeheim begünſtigte Partei ſind die Amadi's, zu deren Verbündeten die Häuſer Beit-Abd-el-Melik, Beit-Telkut und Beit-Baluan gehören. Sie führen eine blutrothe Fahne. Ihr Chef war (1840) Suleiman-el-Amadi, ein junger Mann, dem ſeine Tapferkeit den beſonderen Schutz Ibrahim-Paſcha's erworben hatte.

Obwohl die Druſen weit weniger zahlreich ſind, als die Maroniten, ſo ſtehen doch die größten Familien der Letzteren unter der Protection oder, beſſer geſagt, Klientſchaft einer Druſiſchen Partei.

In den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens zerfallen die Druſen in drei

*) Aus deſſen in Nr. 7 des Magazins erwähntem Werke: La Syrie sous le gouvernement de Méhémet-Ali jusqu'en 1840.

sehr scharf geschiedene Stände: die Emir's oder Fürsten; die Scheich's oder Schäch's, eine Art Adel, und die Salemat's oder Bürger und Bauern. Wenn der Emir Beschir-Schaab an einen Emir schrieb, mußte er ihm einen ganzen Bogen Papier schicken und durfte ihn nur mit einer Formel anreden, die man etwa so übersetzen kann: „Unsere theure Ehre und Deine Herrlichkeit." Ein Scheich konnte nur auf einen halben Bogen Papier und auf die erste Hälfte der erwähnten Formel Anspruch machen und ein schlichter Bürger nur auf ein Quartblatt mit den Worten: „Unser Theurer."

Die Druſen haben eine außerordentlich strenge Moral und sind in ihrem gegenseitigen Verkehr äußerst gewissenhaft. Jedes einmal gegebene Wort ist unter ihnen so gut als ein Eidschwur. Dagegen sollen sie die heiligsten Eide unbedenklich brechen, wenn sie es mit Andersgläubigen zu thun haben; denn ihre Religion lehrt sie keine Pflichten gegen die Mitmenschen überhaupt, nur gegen Stammes- und Glaubensgenossen. Doch dürfte wohl dieser Vorwurf nicht von Uebertreibung frei seyn.

Die Druſen heirathen nur eine Frau. Jünglinge treten um das 16te oder 18te und Jungfrauen um das 13te oder 14te Jahr in den Stand der Ehe. Drei Tage vor der Hochzeitsfeier geht der Bräutigam in Begleitung einiger Kameraden — alle wohlbewaffnet — zu dem Vater des Mädchens, der ebenfalls bewaffnet auf der Schwelle seiner Thür erscheint, und wiederholt feierlich seinen schon gemachten Antrag. Man vereinigt sich ein letztes Mal über die Bedingungen. Die Braut erscheint einen Augenblick, aber ganz verschleiert und von einigen Verwandten und ihrer Mutter begleitet. Auf die Frage, die der junge Mann an sie richtet, antwortet sie: „Ich nehme Dich an", und überreicht ihm dabei einen Dolch, der in ein rothes und weißes Tuch von ihrer eigenen Arbeit eingenäht ist. Dieser Dolch ist ein Symbol des Schutzes, den sie von ihrem Mann erwartet, aber zugleich auch der Strafe, die ihrer harrt, wenn sie die eheliche Treue bricht, oder selbst, wenn sie ungehorsam wird.

Alle kehren darauf ins Haus zurück; die Braut begiebt sich etwas später ins Bad, um daselbst mit ihren Gespielinnen den Tag zuzubringen, während die Männer zu Pferde steigen und ihre Lieblings-Spiele vornehmen oder in der Wohnung des Vaters rauchen und Kaffee schlürfen. Am Abend der hochzeitlichen Feier führen die Frauen den Gemahl in das bräutliche Gemach, wo seine Neuvermählte in einem langen rothen und mit Goldblech geschmückten Schleier seiner wartet. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Jules Janin über Horaz.

(Schluß.)

In seinen herrlichen Briefen enthüllt Horaz vor unseren Augen das ganze Gebäude der antiken Sittenanschauung, hier zeigt er sich uns als ein echter Philosoph und fein gebildeter Weltmann zugleich. Ueberall Wahrheit, Natürlichkeit, Ungezwungenheit, keine Spur von Ziererei und Geschraubtheit, in jeder Zeile Attisches Salz und Attische Urbanität, nirgends Lüge und Schmeichelei, überall Mäßigung, nirgends hohler Wortprunk und leeres Wortgeklingel. Kurz und gut, die gebildete Umgangssprache, wie man sie nur unter geistig hervorragenden Nationen antrifft, der edle und anständige Ausdruck, wie er nur in den obersten Kreisen der Gesellschaft und in den Palästen der Könige vernommen wird, die große seltene Fertigkeit, Alles sagen zu können, ohne irgend wie zu verletzen, jener gefällige und herzliche Ton, gewisse Vorschriften und Regeln zu ertheilen, jene vertrauliche und doch bescheidene Manier, die der Mann von Takt stets dem Vornehmen gegenüber beobachtet, wodurch er sich ihm immer werther macht und wodurch endlich alle Schranken fallen, die Geburt und Rang zwischen Beiden aufgerichtet, wo — wo, fragen wir, hat man dies Alles in solcher Fülle, in solcher Harmonie zuerst beisammen gefunden? In Horazens Briefen und nirgends anders. Welch' eine Poesie endlich, der wir die letzte, aber auch die Krone seiner sämmtlichen Episteln, wir meinen die, welche er den Pisonen gewidmet, zu verdanken haben! In des Dichters eignen Augen mochte dies bloß als ein schlichter einfacher Brief gelten; die Nachwelt betrachtet ihn als die genaueste und gründlichste Bezeichnung des Weges, den man bei der Bearbeitung eines poetischen Kunstwerkes einzuschlagen habe. Lucius Piso war Horazens Freund; in seinem Hause versammelten sich jeden Abend die gebildetsten Männer der Stadt, um gegenseitig ihre Meinungen und Grundsätze über die Art, zu schreiben, auszutauschen. Die beiden Söhne des Piso schmiedeten selbst ziemlich hübsche Verse, so hübsche, daß Horaz sie zu bewegen sucht, keine ferner zu machen. Ach, es ist etwas Armseliges, ein schlechtes Gedicht! und doch wiederum so überaus schwierig, ein gutes zu Stande zu bringen! Nie hat der erhabene Dichter, der bald seine irdische Laufbahn beschließen sollte, etwas Vollständigeres und Zusammenhängenderes geschrieben, als eben jene ars poetica. Er spricht von der Poesie wie ein echter Meister, der sich seines Gegenstandes vollkommen bewußt, ganz von ihm durchdrungen ist und ihn zu beherrschen vermag.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, der hervorstechenden Momente aus Horazens Leben zu erwähnen, wir meinen seine Beziehungen zu Cilicius Mäcenas, dem ersten Manne im Staate und des Kaisers Busenfreund, und die durch ihn bewerkstelligte Verbindung des Dichters mit dem Hofe. Wenn wir eben angedeutet haben, daß Horazens ganzer Ehrgeiz darin bestand, sich durch sein Talent einen Namen und hierdurch eine glückliche und angenehme Lage zu verschaffen, daß er sich nicht den Großen aufnöthigte, nicht um ihre Gunst buhlte, daß er nichts weiter bezweckte, als von Außen ungestört dem Drange seines Genius folgen zu können: so wäre man wohl leicht genigt, ihn eines Widerspruchs mit seinen Gesinnungen und Grundsätzen bezüchtigen zu wollen. Unsere Pflicht sey es daher, ihn gegen derartige Vorwürfe zu beschützen.

Man weiß, daß der allmächtige Mäcen gleichfalls die Ehre hatte, tüchtig von unserem Horaz durchgerüttelt zu werden, er war daher um so begieriger, zu erfahren, wer der junge Mann wäre, der so viel Muth und Witz verrathen. Man erwiederte ihm, es sey einer von Brutus Soldaten, ein grimmiger Republikaner, ein heftiger Feind Octavian's. Schade, meinte Mäcen, wirklich Schade. Später, wir haben es ja gesehen, zügelte der Satiriker seinen Zorn und stimmte einen glimpflichen Ton an. Alle Welt und auch Mäcen stutzte über diese plötzliche Veränderung. Zum Guckguck, fragte er, wer ist denn dieser räthselhafte Mensch? (Schon hatte er unter Zenon's durchlöchertem Mantel den Epikuräer herauserkannt.) O, entgegneten hastig Virgil und Varius, es ist ein berühmter Dichter, es ist unser würdigster Freund, unser Bruder, unser Studiengenosse, der zahmste und leutseligste unter allen Republikanern, wir bürgen für ihn, wie für uns selbst. — Nun wohl, bringt ihn her zu mir. — Indeß, der erste Eindruck, den Horaz auf Mäcen hervorbrachte, war nicht der günstigste, der Empfang war frostig, und nach wenigen nichtssagenden Redensarten trennten sie sich, um sich, wie es schien, niemals wiederzusehen. Mäcen war schon auf eine andere und noch viel beißendere Satire gefaßt, allein er irrte sich; die lyrische Poesie beschäftigte jetzt Horazens Geist und Herz und sicherte ihm seinen Dichterruhm für die Ewigkeit. Mäcen voll Verwunderung ob dieses großartigen Talents, verwischte das erste so übel ausgefallene Zusammentreffen ganz aus seinem Gedächtniß, er ließ Horaz aufs neue holen und — sich wiedersehen, sich gegenseitig gefallen und lieben war Eins. Jetzt waren des Dichters heißeste Wünsche erfüllt. Jenes otium cum dignitate, jenes in beschaulicher Muße verlebte und mit einer anständigen Lage verbundene Daseyn, eine mäßige Habe, ein kleines abgeschiedenes Winkelchen, beschattet von grünem Laub, zur Schutzwehr gegen die Sonnengluth, ein friedliches, ruhiges Leben, fern von dem Getümmel der Welt — dies waren die goldenen Träume des Dichters, dies, wonach er sich so sehr gesehnt. Tibur war das Paradies, wo er sich ansiedelte, wo er in einem netten, von Wiesen umgebenen und von einem silberhellen Quell bespülten Häuslein wohnte, und das noch überdem ein sanft sich erhebendes, mit Wein bepflanztes Hügelchen vor Unwetter bewahrte. In der That, denkt man an die reizende Schilderung dieses seines Tibur, so möchte man den Dichter schier bedauern, daß ihm sein Freund Mäcen das so einträgliche und bei weitem größere Landgut im Sabinischen Gebiete geschenkt. Abwechselnd zwischen beiden, lebte er ohne Kummer, ohne Mühe und Sorgen, ohne irgend eine Belästigung, etwa die abgerechnet, daß er häufig seinem edlen Gönner Besuche abstatten mußte. Daß es übrigens auch ihm, wie überhaupt jedem Glücklichen, weder an Neidern, noch an boshaften Verleumdern fehlte, ist gewiß. Die guten Leutchen! pflegte er da scherzend auszurufen, könnten sie doch wissen, weshalb mich Mäcen seiner Freundschaft würdigt. Aus welchem Grunde wohl? Je nun, um mich zu fragen: „Wie viel Uhr ist jetzt? Warst du gestern im Cirkus? Wie hat dir der Gladiator X und Y geschienen? Ei, ei, Horaz, du bist gar zu leicht gekleidet, du mußt dich mehr in Acht nehmen, die Frühluft ist viel zu rauh." Da habt Ihr die gewaltigen Geheimnisse, die mir der Präfekt von Rom anvertraut! Und dennoch schreit Jeder, der mich auf der Straße bemerkt, mit höhnischer Miene: „Weg da, Platz, Platz, der Götter Schooskind naht!" Also, in dieser bescheidenen und doch nicht kriechenden Weise spricht er sich über das innige Verhältniß aus, das zwischen ihm und Mäcen besteht. Wie gesagt, Beide waren unzertrennlich an einander gekettet, Beide bedurften einander, Keiner konnte ohne den Anderen leben, und gleichwohl war es hauptsächlich Mäcen, der Horazen nachlief, der sich stets beklagte, daß er ihn zu sehr vernachlässige. Er hätte ihn gern zu jeder Minute und Sekunde um sich haben mögen. Wo ist Horaz? war seine erste und gewöhnliche Frage, und er erwähnte seiner so häufig und mit solcher Achtung, daß es den Kaiser gelüstete, einmal den Wundermann kennen zu lernen. So ganz ohne Weiteres, so ohne alles Sträuben und Bedenken mochte jedoch Horaz wohl nicht die Einladung angenommen haben; ein bischen steckte ihm immer noch der Republikaner im Nacken, noch waren die Gräuel des Triumvir Octavian nicht aus dem Gedächtniß verwischt. Indeß auf das nachdrückliche Zureden seines Freundes (vielleicht auch ein klein wenig Eitelkeit von seiner Seite wirkte dabei mit) gab er endlich nach und erschien in den Mauern der Kaiserlichen Burg. Er fand einen glänzenden Empfang, und bald bildete sich zwischen dem mächtigen Gebieter und unserem Dichter das nämliche traute Verhältniß, das zwischen ihm und Mäcen herrschte, zu dem aber auch August, wir wiederholen es nicht umsonst, den ersten Anstoß gab, damit man auch hier nicht Horaz des Wankelmuthes beschuldige und ihn in die Klasse gewöhnlicher Höflinge einreihe. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, erklärt sich's auch, warum der Sänger mit so hoher Begeisterung die Siege und die Friedenswerke seines Herrn feiert, warum er sie nicht um des Soldes willen, nicht aus äußerem Zwang, nicht aus aufgedrungener Bedingung, sondern aus freiem Antrieb, aus eigener und innerster Ueberzeugung preist. — Wie großes Vertrauen August zu Horaz hegte, geht schon daraus hervor, daß er ihn zu seinem Geheim-Secretair ernennen wollte. „Du mußt", schreibt er dem Mäcen, „unseren Freund Horaz zu mir führen; er soll mir meine Briefe schreiben, jetzt, da ich alt und schwächlich bin." *) Der Poet lehnte jedoch diese Auszeichnung ab. „Mich", entgegnet

*) Nach Sueton im „Leben des Horaz" lauten des Kaisers Worte also: „Vordem erichten meine Briefe aus, um selber die Briefe an meine Freunde schreiben zu können; jetzt, wo ich so überaus [illegible] beschäftigt und schwach bin, wünsche ich, daß Du mir unseren Horaz zuführst. Möge er [illegible] aber von jenem Schmarotzer-Tische hierher zur fürstlichen Tafel kommen und mich bei meinem Briefwechsel unterstützen."

er, „drückt auch schon des Alters Bürde, meine Gesundheit ist nicht die beste, ich habe Ruhe vonnöthen.“ — Nicht nur, daß Augustus ihm um deswillen nicht zürnt, nicht nur, daß er ihm seine Freundschaft fortwährend bewahrt, es sind sogar Briefe an den Dichter vorhanden, aus denen erhellt, daß er förmlich um seine Gunst buhlt. „Nimm Dir ein Recht bei mir, gerade als wärst Du mein beständiger Gefährte; denn so nahen Umgang hätte ich wohl mit Dir zu pflegen gewünscht, würde es Deine Gesundheit erlaubt haben.“ Und dann wieder: „Wie sehr ich Dein gedenke, kannst Du sogar von unserem Septimius hören; denn es traf sich gerade, daß in seiner Gegenwart Deiner von mir Erwähnung geschah. Und hast Du zwar stolz meine Freundschaft zurückgewiesen, so will doch ich nicht Dir Deinen Hochmuth vergelten.“ Ferner: „Wisse, daß ich mit Dir böse bin, weil Du in den meisten dergleichen Schriften (den Sermonen) kein Wörtchen an mich besonders richtest. Oder fürchtest Du etwa, daß es Dir bei der Nachwelt zum Schimpf gereichen könnte, für meinen Freund zu gelten?“ — Doch weiß auch wieder der geistreiche Dichter den Kaiser bald durch eine feine Wendung zu besänftigen, indem er gleich im Anfange der an ihn gerichteten Epistel (lib. II. epist. 1) also spricht: „Da Dir so viele und so wichtige Geschäfte obliegen, da Du das Vaterland mit den Waffen zu beschützen, durch Sitten zu veredeln, durch Gesetze zu verbessern hast, so würde ich gegen die öffentliche Wohlfahrt sündigen, wollte ich Deine Zeit mit langem Geschwätz aufhalten.“ — Ein bischen grotesk muß man den Scherz schon nennen, dessen sich der Kaiser in seinem Dankschreiben für die ihm zugesandten Poesieen bedient. „Dionysius“, heißt es da, „hat mir Dein Büchlein überbracht, das ich, um die Kürze nicht zu tadeln, mir, wie winzig es auch immerhin ist, schon gern gefallen lasse. Doch kömmt es mir vor, als ängstigst Du Dich, Deine Gedichte länger zu machen, als Du selber bist. Indeß fehlt es Dir auch an einer hohen Gestalt, so bleibt Dir ja noch ein Körperchen. Schreibe nur getrost weiter, auf daß allmälig das dünne Büchlein zu gleichem Umfange anschwelle, wie dessen sich Dein Bauch erfreut.“

Leider hatte Horaz den Schmerz, kurz nach Vollendung seines ausführlichsten poetischen Erzeugnisses, der oben erwähnten ars poetica, seinen edlen Beschützer, seinen theuren Freund Mäcen, durch den Tod zu verlieren. Bis zum letzten Athemzug mit Innigkeit und Treue an seinem Liebling hangend, hatte Mäcen seinem Testamente die ausdrückliche Bitte an den Kaiser beigefügt, daß er des Dichters gedenken möge, wie seiner selbst: Horatii Flacci, ut mei, esto memor. Unnütze Vorsorge! Horaz hatte es in einem Augenblicke der Begeisterung versprochen, seinen Mäcen nicht überleben zu wollen; er schätzte sich glücklich, dieses bedeutsame Wort halten zu können. Langeweile und Tiefsinn ergriffen ihn, da er sich des beraubt sah, um den die ganze Stadt trauerte, und er starb in einem Alter von neunundfunfzig Jahren unter dem Konsulat des Cajus Marcius Centorinus und des Cajus Asinius Gallus am 27. November des Jahres 8 vor Chr. Geb., nicht ohne August zum Erben seines gesammten Vermögens mündlich erklärt zu haben, da er vor Schwäche unfähig war, dieses niederzuschreiben. Der Kaiser ehrte diese letztwillige Verfügung eines Mannes, der, ohne es vielleicht selbst gewußt zu haben, eines der kräftigsten Werkzeuge der Größe August's gewesen. Er verordnete eine prächtige Leichenfeier und ließ die sterbliche Hülle am Fuße des Esquilinischen Berges, dicht neben Mäcen's Grabe, zur Erde bestatten.

Noch einmal, ruft Herr Janin zum Schluß, will man sich wahrhaft erbauen und erquicken an jenen seltenen Geistern, die eben so einer peinlichen Zergliederung zu entrinnen suchen, wie der Zauberduft eines Gewindes reizender Frühlingsblumen: so gehe man ja mit Mißtrauen und Behutsamkeit an alle Erklärer, Ausleger, Biographen, an die Uebersetzer in Prosa und selbst die in gebundener Rede. Die baumdicken Bände, die öfters zur Erläuterung eines kaum dreihundert Seiten enthaltenden Meisterwerkes geschrieben werden, taugen meiner Seele nur dazu, wahre Finsterniß und Mißbehagen über die heitere Lektüre zufriedener und verständiger Menschen zu verbreiten. Wer z. B. seinen Lieblingsdichter, ohne Kommentar, mit Wonne und innigem Entzücken lesen würde, wirft ihn sicher unwillig fort, sobald er ihn von einem Heere von mindestens hunderttausend Anmerkungen umzingelt sieht. Man erzählt sich, daß der Philosoph Condorcet, der dem Tod auf dem Blutgerüste zu entkommen suchte, eines Tages in einer Dorfschenke verweilte. Der arme Geächtete war wie ein Bettler in Lumpen gehüllt; er begehrte etwas Brod und Wasser, und in Erwartung dieser mageren Kost, begann er mit der Aufmerksamkeit eines Verurtheilten, der seine Martern auf einige Minuten vergißt, in einem dünnen Büchlein zu blättern, so dünn, daß es im Ganzen etwa zwei Bogen des Werkes von Herrn Walckenaer betragen mochte. Beim Anblick dieses artigen Schriftchens, welches dem ausgehungerten Weisen ein melancholisches Lächeln entlockte, fingen unsere Wirthshaus-Jakobiner an zu stutzen und die Köpfe zusammenzustecken; sie haben's errathen, daß aus jenen Zeilen ein Dichter spreche und unter den Fetzen dieses Armen ein Philosoph verborgen sey. Alsbald wird Condorcet ergriffen, in's Gefängniß geworfen, und nachdem man ihm seinen Horaz (das corpus delicti) entrissen, vergiftet er sich, uneingedenk der Charakterfestigkeit und Seelenstärke, welche zu behaupten, ihn in so herrlichen Worten der Dichter mahnt, der einzige und treueste Gefährte in seinem Elende. „Den gerechten und beharrlichen Mann“, sagt Horaz (Buch III. Ode III.), „erschüttert nicht in seinem festen Sinn der Bürger heißes Drängen zu schnöder Frevelthat, nicht des Wütherichs dräuender Blick, weder der Auster, der mit wildem Getöse über Hadria's Wogen dahinbraust, noch Jovis mächtige Hand, des Blitzeschleuderers: und bricht auch krachend zusammen des Erdballs festes Gebäude, nicht zittert er unter der Last der auf ihn stürzenden Trümmer.“

Seyn wir überzeugt, daß Condorcet den einfachen, nicht durch gelehrten Tand verunstalteten Text vor sich hatte. Hätte er dagegen einen wohlbeleibten und mit Noten vollgepfropften Horaz bei sich geführt, ohne Zweifel würde er seine Lektüre bis zu einem günstigeren Augenblick aufgeschoben haben. An wie schwachem Faden hängt doch das Leben der Menschen! Condorcet war verloren durch den unansehnlichen Elzevir*) von 1676. Sicher wäre er gerettet worden durch Herrn Walckenaer's zweibändigen Horaz und hauptsächlich durch seine Uebertragung des köstlichen Dichters.

Ueber die Rückkehr der Franzosen zur Tradition.

Wenn wir einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Philosophie in Frankreich werfen, so drängt sich uns ein Umstand vorzüglich entgegen — die ungemeine Verwirrung. Die widersprechendsten Ideen wohnen in einem und demselben Geiste friedlich zusammen; es scheint, daß jeder Kopf ein kleines Pantheon ist, in dem jeder Gott seine Halle hat, und selbst die besten und durchdachtesten unserer Bücher leiden an derselben inneren Zerfallenheit. Doch ist hierin nicht sowohl ein Rückschritt zu sehen, als der Kampf einer neuen fortbildenden Umgestaltung; keine Nacht, sondern das unsichere Zittern und Ringen der aufsteigenden Strahlen einer neuen Morgenröthe. Und in all' dieser Ungleichmäßigkeit zeigt sich ein festes, entschiedenes Prinzip, das die Irrthümer veranlaßt. Noch erschüttert von den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit, sehen wir deren noch größere sich vorbereiten; von einem Ende der Welt zum anderen durchzittert die Völker eine ahnungs- und verheißungsvolle Bewegung; zum ersten Male wenden Alle ihre Blicke nach derselben Zukunft hin und scheinen das Bewußtseyn ihrer gemeinsamen Abstammung und Verbrüderung wiedergewonnen zu haben. Dies kann nicht ohne Einfluß auf die Philosophie bleiben. Wir fühlen, daß wir es nicht sind, die wir unsere Schicksale leiten; doch wer leitet sie? Es geschieht Alles nach unabänderlicher Bestimmung; dies traurige Wort haben uns Dichter, Historiker und Philosophen zum Ueberdruß oft wiederholt, und diese Bestimmung, dieses Fatum, ist die innere Nothwendigkeit der Entwickelung des menschlichen Geschlechtes. Die Geschichte der Philosophie zeigt uns in den verschiedenen Kulten und Systemen nur verschiedene Erscheinungsformen einer und derselben Wahrheit, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt; die entgegengesetztesten Religionen sind im Grunde derselbe Glaube, der sich nur zu verschiedenen Zeiten verschieden entwickeln mußte; Recht hat die Menschheit zu allen Zeiten gehabt, sie kann sich überhaupt nie täuschen. Wenn jedoch gleichwohl der Irrthum sich nicht leugnen läßt, so schreibt er sich von Individuen her; das Individuum in seiner Vereinzelung und Abgeschlossenheit ist stetem Irrthum unterworfen, und hiervon ist der nothwendige Schlußsatz, zu dem die größten Geister bereits geführt worden sind, daß die persönliche Vernunft nichts Gewisses bietet, daß man sich ihrer Leitung darum entziehen und zur Ueberlieferung zurückkehren muß.

Wie hätte man vor noch nicht gar langer Zeit über diesen Satz gestaunt! Wie würde Voltaire über seine Enkel lachen! Die Menschheit scheint durch ihre Widersprüche in der That sich selbst zu ironisiren und sich ein Vergnügen daraus zu machen, über die eigene Thorheit zu scherzen. Noch gestern wurde die Individualität zur höchsten, alleingültigen Gewalt erhoben; sie schmähte auf die Vergangenheit, verlachte die Ueberlieferung, brach alle religiöse und politische Bande und schied so den Menschen vom Menschen; heute erschrickt man über die Trümmer, in die man so vieles Gute durch dieses Verfahren verwandelt hat; man sieht die Gefahr, man will sie vermeiden, und dies ist erfreulich. Doch weshalb will man in das entgegengesetzte Extrem stürzen und nur Irrthum gegen Irrthum tauschen? Weshalb will man die Menschheit mit derselben Apotheose auf den Altar heben, von dem eben ein anderer Götze herabgestiegen ist? Ohne Zweifel hat man Unrecht gethan, zu glauben, daß sich der Mensch so leicht vom Menschen scheiden lasse. Der Gedanke kann nie ganz individuell werden. Es liegt in seiner Natur, daß er sich im Worte verkörpern will, und das Wort gehört der menschlichen Gesellschaft, nicht dem Individuum an. Weshalb soll sich das Individuum von der Gattung, der Mensch von der Menschheit lossagen? Steht er nicht in Einklang mit ihr? Ist die Menschheit etwas Anderes als der Inbegriff der Fähigkeiten und Kräfte, die an die Individuen einzeln vertheilt sind? Liegt in dem gemeinsamen Schaffen, der gemeinsamen Begeisterung des Volkes nicht eine geistige Macht, eine Genialität, die dem Einzelnen versagt ist? Die Erfahrung der Jahrhunderte verachten, die Augen vor der Geschichte schließen, die Wahrheit nur in sich selbst suchen, heißt, sich mit freiwilligen Entbehrungen kasteien, sich in einen Kerker sperren, in den kein Strahl der Sonne dringt, während man im freien, goldenen Tageslichte umhergehen könnte.

Doch wenn der Mensch sich an die Menschheit anschließt, ist er darum seiner Thätigkeit überhoben? Wir glauben nicht. Wenn ihm die höchsten Wahrheiten von der Gesammt-Ueberzeugung des Volkes abhängen, so ist es doch an ihm, diese mit der schärfsten Sorgfalt zu untersuchen und sich nicht durch fremde, willkürliche Versicherungen bestimmen zu lassen. Wer soll die Zeugnisse aller Zeiten und Völker vereinigen? Und wenn dies nicht geschieht, woran soll sich der Einzelne halten? an das Urtheil seiner Zeit, seines Landes, seiner Stadt, seines Dorfes? und wie oft wird es geschehen, daß die beiden Urtheilsfähigen des Dorfes, der Prediger und der Maire, über diesen Hauptpunkt uneins sind?

---

*) Die Elzevir waren eine gelehrte Holländische Buchdrucker-Familie im 17ten Jahrhundert, die sich besonders durch die zierlichen Taschen-Ausgaben der alten Klassiker einen Ruf erworben haben.

Allgemein verbreitet und unveränderlich sind nur die uns eingeborenen Wahrheiten; doch nur daran, daß ein und derselbe Grundzug sich in jeder individuellen Vernunft vorfindet, erkennt die allgemeine Vernunft, daß er eine ihr angeborene Wahrheit ist. Wenn es demnach für die Menschheit eine allgemein gültige Wahrheit gäbe, so müßte sie Jeder als etwas Nothwendiges bereits in sich tragen und hätte nicht nöthig, sich an die Gesammt-Ueberzeugung des Geschlechtes zu wenden. Diese Ansicht zerstört sich mithin selbst. Eine gemeinsame Quelle von Wahrheiten besitzen wir freilich Alle — das Gewissen; dieses ist ein unmittelbarer Bezug, eine innige Vertrautheit Gottes mit dem Menschen und wäre durch keine aus der allgemeinen Vernunft gewonnene Ueberzeugung zu ersetzen; allein das Gewissen ist streng individuell, es würde aufhören, zu seyn, wenn man es aus dem einzelnen, persönlichen Geiste riße. Wir sind demnach so weit davon entfernt, nur durch das allgemeine Bewußtseyn die Wahrheit zu erlangen, daß wir gerade die höchste, uns nothwendigste Wahrheit durch dasselbe durchaus nicht erkennen können. Hieraus folgt, daß das gegenwärtige Prinzip, sich nur an die Ueberlieferung und die allgemeine Ueberzeugung zu halten, eben so, einseitig durchgeführt, zu Irrthümern verleitet, wie das frühere egoistisch einseitige Hervorheben der Individualität; daß es uns oder der nächsten Zukunft demnach vorbehalten bleibt, die richtige Verschmelzung beider Prinzipe zu finden.

Treten wir noch einen Augenblick auf den historischen Boden. In allen Religionen, versichert man, finden sich dieselben Wahrheiten. Ueberall finden wir ohne Zweifel die Worte Gott, Gerechtigkeit, ewige Vergeltung; doch drücken die gleichen Worte auch gleiche Ideen aus? Drei Religionen theilen sich gegenwärtig unter die civilisirten Völker: das Christenthum, der Theismus des Korans und der Pantheismus des orientalischen Asiens; ihre Dogmen über Gott und den Menschen schließen sich gegenseitig aus und können unmöglich neben einander bestehen. Doch ist vielleicht wenigstens ihre Ethik dieselbe? Gott und die Menschen zu lieben, gebieten alle, und des Brahmanen Weisheit ist groß, wenn er sagt: Sey gegen deinen Feind wie der Sandelbaum, der seine Düfte der Art mittheilt, die ihn fällt; doch die Hindus haben auch für alle Ausschweifungen und Laster Gottheiten, die ebenfalls ihren Dienst verlangen. Der Koran hat mehr als ein herrliches Gesetz dem Christenthum entnommen, doch das erste seiner Gebote ist blutgieriger Fanatismus. Die Ethik beruht auf dem Verhältniß Gottes zum Menschen, und kann es überraschen, daß, wenn dieses Verhältniß verschieden aufgefaßt worden ist, auch die Ethik nicht dieselbe ist? Die Liebe zu Gott ist nicht in allen Religionen denkbar. Die Liebe geht von Personen aus und wendet sich an Personen; sie kann daher eben so wenig bei dem Pantheismus statthaben, der seinen Gott durch die Vernichtung aller Persönlichkeiten gewinnt, als bei dem Theismus, dessen Gott durch eine unübersteigliche Kluft vom Menschen geschieden ist und seine kindliche Umarmung von sich weist. Nur im Christenthume ist die wahre Liebe zu Gott möglich. So bemerken wir, anstatt allgemeiner Uebereinstimmung, gegenwärtig und bis zu den entferntesten Zeiten hinauf einen entschiedenen Dualismus. Hier das Christenthum, die Wahrheit und die Liebe; dort die übrigen Religionen, der Irrthum und das Böse, und dieser Kampf bleibt ungeschlichtet.

Welche Stellung muß nun das Christenthum zu den Anforderungen unserer Zeit einnehmen? Entspricht der Katholizismus denselben? Viele haben sich mit diesem Glauben geschmeichelt, und die Autorität, welche die Ueberlieferung wiedererlangt hat, scheint für sie zu sprechen. Man verfolgt den Katholizismus nicht mehr mit den alten leidenschaftlichen Vorwürfen, man erkennt das Ehrwürdige an, das er besitzt, man fühlt den tiefen Sinn seiner Symbole; doch diese Gerechtigkeit, die man ihm widerfahren läßt, kommt zu spät, sie gilt denen, die gelebt haben. Indem die Geschichte das Unrecht aufgedeckt hat, das dem Katholizismus geschehen, hat sie zu gleicher Zeit nachgewiesen, wie unduldbar seine Forderungen für die Gegenwart sind. Die Zeit der Hierarchie ist vorüber, und wenn man sich heute an eine Ueberlieferung hält, so ist dies eine solche, deren Priester alle Menschen sind. Wir bedürfen keiner peinlichen Bevormundung mehr; das Christenthum muß, um den Forderungen der Geister zu entsprechen, frei seyn, wie sie; und nicht bloß frei seyn, dies ist es durch die Reformation geworden, es muß sich der Zeit gemäß fortbilden. Dieses Wort kann erschrecken; es ist oft mißbraucht worden; man spricht heute so viel von einer Umgestaltung des Christenthums, doch alle Versuche, die man dazu macht, zeigen, daß man nur eine Vernichtung desselben meint. Man erschrecke vor denen, die das Kreuz verlassen wollen, welches unverrückt bleiben soll, wie die Heiligkeit und Barmherzigkeit Gottes; doch nicht still zu stehen, ist das Gebot des Christenthums selbst. Wenn es die ewige Wahrheit ist, wird ihm nicht stets eine neue Seite seiner Herrlichkeit bleiben, die es uns bisher noch nicht enthüllt hat? Werden wir je mit der Durchforschung desselben zu Ende seyn? Eine Theologie, die unwiderruflich vorüber ist, hat das Christenthum zur Geltung eines vereinzelten, vielleicht etwas außergewöhnlichen Faktums herabsetzen wollen; doch wenn es die wahre Religion ist, so hat sie von Anbeginn, die Völker mögen sich dessen bewußt gewesen seyn, oder nicht, ihr Werk vollbracht, so tritt sie uns überall entgegen und leitet uns als das Grundgesetz und die Seele der Geschichte. Doch damit das Christenthum seine ganze ursprüngliche Würde wieder erhalte, ist es nicht bloß nöthig, daß eine tiefere Erkenntniß desselben verbreitet werde; diejenigen, welche auf das Kreuz schwören, müssen zeigen, daß sie durch dasselbe zu Thaten begeistert werden, für die sich die Bekenner jedes anderen Glaubens unkräftig fühlen.

(Le Semeur.)

Mannigfaltiges.

— Ainsworth's Magazin. Sowohl in England als in Frankreich kommen jetzt die Romane in einer doppelten Gestalt zur Welt, zuerst als Fragmente und dann als ein Ganzes; jedoch mit dem Unterschiede, daß die Französischen Schriftsteller in den Feuilletons der politischen Blätter, die Englischen dagegen — da die Zeitungen in Großbritanien keine eigentliche Feuilletons haben — in den „Magazinen", d. h. in Monatsschriften, oder auch, wie Charles Dickens, Mrs. Trollope und Andere in der letzten Zeit gethan, in besonderen von Monat zu Monat erscheinenden Lieferungen, ihre Roman-Kapitel einzeln herausgeben. Die Roman-Literatur erhält dadurch noch mehr, als sie bisher schon gehabt, einen ephemeren Charakter, und so kömmt es wohl, daß zuweilen der erste Band einer solchen Dichtung im Publikum schon zu den alten Sachen gelegt und vergessen ist, wenn eben noch der dritte Band in seinen letzten Kapiteln heißhungrig verschlungen wird. Der bekannte Englische Geschichtenschreiber Harrison Ainsworth hat in diesem Jahre zur Veröffentlichung seiner Romane eine eigene Monatschrift gegründet, welche den Titel führt: „Ainsworth's Magazin, eine dem Roman, der allgemeinen Literatur und der Kunst gewidmete Sammlung." Das Januar-Heft dieser Zeitschrift enthält den Anfang eines Romans: „Des Bettlers Tochter, eine Erzählung aus der Zeit Hogarth's", mit zwei Stahlstichen von Cruikshank. Unstreitig wird der Dezember herankommen, ehe diese Geschichte beendigt ist; gleichwohl schmeichelt sich Herr Ainsworth, daß, wenn das Publikum sein Buch erst in einzelnen Dosen zu sich genommen, dann auch ein Verleger noch gutmüthig genug seyn werde, ihm für eine vollständige Ausgabe ein zweites Honorar zu bezahlen.

Bibliographie.*)

Nord-Amerika.

Journal and correspondence of Miss Adams, daughter of J. Adams, second president of the United States, written in France and England, in 1785. Edited by her daughter. 12. New York.

The addresses and messages of the presidents of the United States, from Washington to Harrison. To which is prefixed the declaration of independence and constitution of the U. St. Together with a portrait and memoir of W. H. Harrison. 8. Boston.

The works of Lord Bolingbroke. With a life, prepared expressly for this edition, containing additional information to his personal and public character, selected from the best authorities. 4 vol. 8. Philadelphia. — Diese Amerikanische Ausgabe der Werke des Englischen Staatsmannes und Gelehrten hat vor dem in England erschienenen den Vorzug einer besonders vollständigen Biographie. Die vor der Londoner Ausgabe des Jahres 1809 (8 vol. 8.) befindliche, von Goldsmith, ist etwas dürftig gearbeitet.

The works of W. E. Channing. First complete American edition, with an introduction. 3 vol. 12. Boston, Munroe. — Wenn es eine Auszeichnung der bedeutenderen Nord-Amerikanischen Schriftsteller gibt, so trägt der Geistliche Dr. William Ellery Channing sie verdient zu werden.

Collections of the New York historical Society. 2. Series. Vol. 1. 8. New York.

G. T. Curtis A treatise on the rights and duties of merchant seamen, according to the general maritime law and the statutes of the United States. 8. Boston

A. Cushing Historical letters on the first charter of Massachusetts government. 12. Boston.

S. G. Drake The book of the Indians, or, Biography and history of the Indians of North America, from its first discovery to the year 1841. 8. edit., with large corrections and additions. 8. Boston. — Ein in Amerika sehr bekanntes und viel gelesenes Buch. Den bemerkten Herr. erblickte zu gleicher Zeit: Tragedies of the wilderness; or, True and authentic narratives of captives who have been carried away by the Indians from the various frontier settlements of the U. St., from the earliest to the present time. 12. Boston.

F. Earle A visit to thirteen asylums for the insane in Europe, with a brief notice of similar institutions in the U. St. 8. Philadelphia.

J. P. Kapp The philosophy of the storms. 8. Boston. — Ein in der neuesten Zeit mehrfach mit Erfolg bearbeitetes Thema, namentlich von dem Amerikaner Redfield und dem Engländer Reid, dessen Werk [law of storms] kürzlich die zweite Auflage erlebte.

A. Gallatin Suggestions on the banks and currency of the several United States, in reference principally to the suspension of specie payments. 8. New York. — Herr Gallatin, Diplomat und Historiker, ist auch einer der ersten Financiers der Vereinigten Staaten. Bereits im J. 1796 schrieb er: A sketch of the finances of the U. St. 8. New York.

H. Howe Memoirs of the most eminent American mechanics. Also, Lives of distinguished European mechanics: together with a collection of anecdotes, descriptions etc. relating to the mechanic arts. Illustrated by 30 engrav. 12. New York.

G. Punchard History of congregationalism, from about A. D. 250 to 1616. 12. Salem.

J. Stewart A practical treatise on the diseases of children. 8. New York.

W. L. Stone The life and times of Red-Jacket, or, Sa-Go-Ye-Wat-Ha; being a sequel to the History of the six nations. 8. New York.

C. H. Townshend Facts in mesmerism, or, animal magnetism, with reasons for a dispassionate inquiry into it. 12. Boston.

G. Vale The life of Thomas Paine, with critical and explanatory observations on his writings, and an appendix, containing his letters to Washington, suppressed in his works at present published in this country. 8. New York. — Neueste Biographie eines aus der Geschichte der Amerikanischen und Französischen Revolution bekannten Mannes, geb. 1737 in England, gest. 1809 in Amerika. Verf. von „Common sense" (Vertheidigung der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten), „Rights of man" (Vertheidigung der Französischen Revolution, gegen Burke) und „Age of reason" (Vertheidigung der natürlichen Religion). Aeltere Biographieen hat man von Oldys, Cheetham (in Amerika 1818 erschienen, in London nachgedruckt und sehr parteiisch geschrieben) und Sherwin. Eine Sammlung seiner schriftstellerischen Productionen (im Ganzen 131 Stück), unter denen die drei eben genannten Werke die bedeutendsten, erschien zu London 1819 (Political and theological works. New edit. 2 vol. 8.). Paine's Name wird bisweilen, auch im Leipziger Conversations-Lexikon, unrichtiger Weise Payne geschrieben.

N. Webster Great dictionary of the English language. New edit. 2 vol. gr. 8. New York. — Unter den neueren Wörterbüchern der Englischen Sprache nach Johnson ist das des Amerikaners Noah Webster anerkannt eines der besten. Es erschien zuerst im J. 1828 zu New York (2 vol. 4.) unter dem Titel: American dictionary of the English language, als Frucht 36jähriger unermüdeter Arbeit, und sollte damals 12,000 Wörter mehr enthalten als irgend ein früheres. Im J. 1832 erschien darauf in London eine Ausgabe, mit Zusätzen des Verf. (2 vol. 4.). Gegenwärtige Octav-Ausgabe nun, heißt es, enthalte 15,000 Wörter mehr als die Quart-Ausgabe, überhaupt 85,000 Wörter. Von Webster kennen wir außerdem: Dissertations on the English language, with notes. Boston 1789. 8.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., Oberwallstr., zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Montag den 7. Februar 1842.

Rußland.

An die Redaction des Magazins für die Literatur des Auslandes, in Berlin.

Kaum von einer mehrmonatlichen Reise nach Hause angekommen, blätterte ich dieser Tage in den während meiner Abwesenheit angelangten Journalen, um mich wieder in den literarischen Wirren zu orientiren. Viel Interessantes fand ich besonders in Ihrer schätzbaren Zeitschrift, die mit unermüdlichem Fleiße und immer wachsendem Eifer ihren Zweck verfolgt, dem Deutschen Publikum die wichtigsten Tageserscheinungen der ausländischen Literatur zugänglich zu machen. Insbesondere war es mir erfreulich und wohlthuend, das Interesse zu sehen, welches darin unserer jung aufsprossenden Literatur gewidmet wird. Um so mehr mußte mich aber ein Aufsatz, in Nr. 97 vom 13. August 1841, befremden, der von den unbegründetsten und absurdesten Angaben über einige Personen und Zustände der jetzigen Russischen Literatur wimmelt, in dem von mir persönlich Thatsachen erzählt werden, die, wenn sie wahr wären, mich in den Augen eines jeden rechtschaffenen Menschen herabsetzen würden.

Es handelt sich in diesem Artikel von einer neuen oder, besser, erneuerten Zeitschrift, dem Russischen Courier. Dieses Journal wurde 1808—1818 in Moskau von Herrn Sergei Glinka herausgegeben, der sich die Erweckung der Vaterlandsliebe und des Nationalgefühls seiner Landsleute zum Zweck genommen und wirklich viel Gutes, insbesondere in der verhängnißvollen Franzosenzeit, geleistet hatte. Am Ende des Jahres 1840 entschloß ich mich, im Verein mit Polewoy und Kukolnik eine literarisch-historische Zeitschrift zu gründen, und wir fanden am besten, den Courier von Glinka zu erneuern, ihm eine mehr wissenschaftliche Tendenz zu geben und hauptsächlich die eigentliche Russische Literatur, Russische Geschichte, Alterthümer ꝛc., mit Ausschluß aller Uebersetzungen, im Auge zu haben. Nachdem die ersten zwei Hefte erschienen waren, verfiel ich in eine schwere, abzehrende Krankheit, die mich zur Arbeit unfähig machte und mich am Ende zwang, eine Bade- und Erholungsreise zu unternehmen. Da Kukolnik von anderen Beschäftigungen abgehalten wurde, am Courier zu arbeiten, so ward die Redaction ausschließlich Herrn Polewoy übertragen, der ihr auch mit Fleiß und Eifer vorstand und dem Journale eine bestimmte, scharf bezeichnete Richtung gab. Es wird im laufenden Jahre, nach demselben Plane, von Polewoy fortgesetzt. Glinka hat durchaus keinen Antheil an der Redaction. Sein Name steht auf dem Titel des Journals als der seines Gründers und Eigenthümers. — Das ist im Kurzen der Verlauf und der Thatbestand der fraglichen Sache. Nun wende ich mich zu den Erzählungen und Behauptungen des Herrn W., wie sich der Berichterstatter unter dem Aufsatze im Magazin unterzeichnet hat.

Es ist nicht genug, von Polewoy zu sagen, er sey der fruchtbarste Russische Schriftsteller unserer Zeit, mit reicher Geistesfülle und unermüdlicher Thätigkeit ausgerüstet. Er ist ein Mann, wie es überhaupt wenige giebt, der durch seine eigene Kraft sich gebildet, aus dem engen Kreise sich emporgeschwungen, in welchem er geboren und erzogen worden, und durch glänzende Talente und einen eisernen Fleiß eine der ersten Stellen in der jetzigen Russischen Literatur eingenommen hat. Wäre es möglich, seiner Geistesfülle und seinen Talenten eine bestimmte Bahn anzuweisen, seinen Arbeiten und seinen Forschungen mehr Stätigkeit und Ausdauer zu geben, so hätte er sich einen noch viel höheren Ruhm erworben und wäre er der Wissenschaft in seinem Vaterlande noch weit nützlicher geworden.

„Verfasser", heißt es ferner von Polewoy, „einer Geschichte Rußlands, in 13 Bänden." — Nein, es sind bis jetzt von seiner Geschichte des Russischen Volks nur sechs Bände erschienen.

„Uebersetzer von E. T. A. Hoffmann's Erzählungen und Lamartine's Reise im Orient." Durchaus nicht!

„Jetzt alleiniger Redacteur vom Sohn des Vaterlandes." Nein! er hat die Redaction mit dem Jahre 1840 aufgegeben.

„Seine Kritik war nicht nur Gretsch und Bulgarin, sondern auch Männern wie Wiasemski, Benediktov und Kukolnik furchtbar. Ja, sie zog ihm sogar (bei Gelegenheit eines Schauspiels von Kukolnik) Festungs-Arrest zu." Jedes Wort eine Unwahrheit! Wie konnte die Kritik Polewoy's dem Fürsten Wiasemski furchtbar gewesen seyn, da, erstens, W. selbst Mitarbeiter am Moskowischen Telegraphen von Polewoy gewesen und zweitens nie ein Buch geschrieben und herausgegeben hat, folglich auch materiell nicht eigentlich rezensirt werden kann? Benediktov war die Kritik auch nicht furchtbar: sie war ihm fruchtbar und heilbringend; Polewoy hat (im Sohne des Vaterlandes, 1838) ihn auf einige Mängel und Fehler seiner Dichtungen aufmerksam gemacht. B. hat diese Winke benutzt, was seine neueren, weit gediegeneren Leistungen beweisen. Mit Bulgarin war Polewoy, im Anfange seines Journals (1825—27), in einem immerwährenden Streit; Keiner aber war dem Anderen furchtbar. Bulgarin war der Angreifer. — Wie sollte auch mir Polewoy furchtbar gewesen seyn? Er hat meine Schriften (die Russische Grammatik und den Roman: „Ausflucht eines Russen nach Deutschland") sehr wohlwollend und anerkennend angezeigt. Daß Polewoy sich durch die Kritik eines Schauspiels Festungs-Arrest zugezogen, oder daß er überhaupt diesen Arrest je erlitten, ist nicht wahr.

Die Geschichte Peter's des Großen schreibt er ohne allen Auftrag. Der erste Band derselben erscheint in einigen Tagen. Ganz aus der Luft gegriffen ist die Bemerkung, Polewoy habe „mit einem Theile seiner Liberalität auch an der Gunst des Publikums eingebüßt". Polewoy ist nie ein Liberaler gewesen, brauchte also auch nicht aufzuhören, einer zu seyn. Obendrein ist Liberalismus, in dem Sinne, wie man das Wort in Deutschland nimmt, bei uns unbekannt und würde gewiß keinem Schriftsteller Popularität verschaffen. Es ist der Russische Geist, es ist die originell Russische Sprachweise, die in Polewoy's Schriften für alle seine Landsleute anziehend ist; diese Eigenschaften hat er bei allen seinen Beschäftigungen mit fremden Sprachen und Literaturen zu erhalten gewußt und die Gunst des vaterländischen Publikums nicht im Geringsten eingebüßt. Wir in St. Petersburg geborene und im Kreise ausländischer Bildung aufgewachsene Russische Schriftsteller müssen ihm alle darin nachstehen.

Von Glinka werden ebenfalls ungeschehene Dinge erzählt. Nie ist er, und obendrein unter schweren Anschuldigungen, vor Gericht gestanden; nie hat er die absurde Vertheidigung, die ihm in den Mund gelegt wird, vorgebracht. — Wo kommen alle diese Lügen her? fragen in Rußland die Leser der Deutschen Journale. Es scheint irgendwo wirklich eine förmliche Lügen-Fabrik über Rußland angelegt zu seyn. Das Aergste aber kommt noch, und es ist, comme de raison, auf meine Kosten aufgetischt.

„Im ersten Hefte des Russischen Couriers", sagt Herr W., „befindet sich, unseres Wissens, die Einleitung zu den Vorlesungen von Gretsch, über Literaturgeschichte." Unseres Wissens? Was soll das heißen? Herr W. hat also das erste Heft nicht gelesen, sogar nicht gesehen; ein schöner Beurtheiler! Mein Aufsatz in demselben ist eine Einleitung in die neue Zeitschrift, in der ich den Charakter des vormaligen (Glinkaschen) Russischen Couriers und des jetzigen auseinandersetzen wollte, durchaus aber nicht die Einleitung in meine Vorlesungen, welche schon acht Monate vorher gedruckt erschienen waren. Zum ersten Male höre ich, daß der Ton dieser Vorlesungen, gehalten vor einer zahlreichen Versammlung vornehmer, gebildeter, gelehrter Männer und Frauen und mit ungetheiltem Beifall aufgenommen, sie berüchtigt gemacht hätte. Ja, wenn ich das oder Aehnliches gesagt hätte, was mir später durch Herrn W. in den Mund gelegt wird! Bevor ich aber diese unglaubliche Anschuldigung zurückweise, muß ich einige Angaben des Referenten über den Herrn Professor Senkowski beleuchten.

„Herr Professor Senkowski", heißt es, „ein Pole von Geburt, der als Redacteur der weitverbreiteten Russischen „Lesebibliothek" den scharfsinnigen, höchst gewandten und sehr fleißigen Mann bewährt hat, den man schon aus seinem Conversations-Lexikon, seiner großen Russischen Encyklopädie, seinen äußerst beliebten humoristischen Novellen kannte und den als solchen der Kaiser ehrte, indem er ihn zum Professor der Arabischen, Persischen und Türkischen Sprache ernannte." Als solchen, das heißt als einen scharfsinnigen, gewandten, sehr fleißigen Mann, und nichts weiter, ernannte man ihn zum Professor der orientalischen Sprachen. Das ist Logik! — Die Sachen verhalten sich folgendermaßen:

Herr Joseph Senkowski, geb. 1798, aus einer adeligen Litthauischen Familie, hat sich auf der Universität Wilna zum Orientalisten ausgebildet und seine Studien in Aegypten, Arabien und Konstantinopel fortgesetzt. Im Jahre 1822 wurde er bei der St. Petersburgischen Universität als Professor der Arabischen und Türkischen Sprache angestellt und bekleidet diesen Posten mit Ehren auch jetzt noch. Hieraus folgt, daß er drei Jahre vor dem Regierungsantritt Sr. Maj. des Kaisers zum Professor ernannt war. Dabei ist noch zu bemerken, daß bei uns die Professoren, von den Universitäten erwählt, nicht vom Kaiser, sondern nur vom Minister der Volksaufklärung bestätigt werden. Nur die Bestätigung des Rektors erfolgt vom Kaiser. — Herr von Senkowski hat sich vor ungefähr zwölf Jahren auf die Russische Sprache gelegt und hat, bei seinem hellen Verstand, seiner tiefen, vielseitigen Gelehrsamkeit und bei

seinen glänzenden Talenten, den erstaunenswürdigsten Erfolg darin gehabt. Er gehört jetzt zu den gelesensten und beliebtesten Russischen Schriftstellern, und wäre er nicht von der unglücklichen Manie besessen, unsere Sprache reformiren zu wollen und geschmack- und sprachwidrige Neuerungen einzuführen, so würde er gewiß einen noch höheren Rang einnehmen. Seine „Lesebibliothek" ist ein viel gelesenes, höchst interessantes Journal. Mit dem Russischen Conversations-Lexikon oder der großen Encyklopädie (was eines und dasselbe ist) verhält es sich aber ganz anders. Dieses Werk wurde, 1835, unter meiner Hauptredaction von einem Vereine von mehr als hundert Russischen und ausländischen (in Rußland ansässigen) Gelehrten und Literaten angefangen und hatte den glänzendsten Erfolg: es zählte mehr als siebentausend Pränumeranten. Herr Senkowski war Redacteur in der Abtheilung der Literatur und Geschichte des Orients. Als das Werk (im Oktober 1836) bis zur Hälfte des 7ten Bandes gediehen war, fanden sich dienstbare Geister, die dem Verleger vorredeten, sie würden ihm die Sachen weit wohlfeiler liefern; er sollte sich nur vom Hauptredacteur losmachen. Durch gemeine Machinationen, die ich hier nicht aufzählen mag, ward ich gezwungen, die Redaction niederzulegen. Mehrere der besten Mitarbeiter gingen zugleich mit mir ab. Das Werk kam in die Hände Anderer und sank nach und nach tiefer und tiefer. Die Zahl der Abnehmer wurde immer kleiner. Nachdem, bis zum Sommer 1838, mit großer Mühe vier Bände (der 8te, 9te, 10te und 11te) herausgegeben waren, übernahm endlich die Hauptredaction der Herr Professor Senkowski, der nie aufgehört hatte, Mitarbeiter am Lexikon zu seyn. Er druckte den 12ten und 13ten Band nach vorhandenen Materialien und erklärte, der anfängliche Plan des Werks sey schlecht angelegt gewesen: er wolle vom 14ten Bande an ein populäres Nationalwerk liefern. Es erschien der 14te Band, ein Aggregat von schlecht redigirten, schlecht geschriebenen Artikeln, mit den auffallendsten und lächerlichsten Fehlern und Schnitzern aller Art reichlich und splendid versorgt. Der Herr Professor hatte die Sache, wie es scheint, zu leicht genommen; alle namhafte, gelehrte Mitarbeiter waren von unbekannten, meist unbenannten, verdrängt und diesen ein völliger Spielraum gelassen. Da riß meine Geduld. Oeffentlich wegen der Mangelhaftigkeit meines Planes angeklagt (bei dessen Abfassung der Ankläger wesentlichen Antheil hatte), publizirte ich eine Vertheidigung derjenigen Bände des Lexikons, die unter meiner Redaction erschienen waren, und deckte die zahllosen Fehler und Mängel auf, die den sogenannten populären 14ten Band zierten. Es erfolgte darauf keine Antwort, keine Widerlegung, denn dies war durchaus unmöglich. Nach ein paar Monaten erschien der 15te Band. Darauf stand das Werk still; der Verleger fallirte. Im Jahre 1841 suchte man das Lexikon unter einer veränderten Redaction aufzufrischen. Es erschienen zwei neue Bände (der 16te und 17te); das Vertrauen des Publikums war aber schon verloren, und das Unternehmen stockte gänzlich.

So war der Hergang der Sache des Conversations-Lexikons. Es ist leicht zu ersehen, daß bei so bewandten Umständen keine große Freundschaft zwischen mir und dem Herrn S. bestehen konnte: nie aber haben dabei beleidigende Persönlichkeiten stattgefunden. Als ich mich bewogen fand, gegen die sprachwidrigen und geschmacklosen Neuerungen der „Lese-Bibliothek", die sich zur Gesetzgeberin in unserer Literatur aufwerfen wollte, aufzutreten (im April 1838), that ich es mit aller Achtung, die ich einem gebildeten und gelehrten Mann schuldig war. Auch in der Beurtheilung des 14ten Bandes des Lexikons befindet sich durchaus nichts persönlich Beleidigendes. Das Herbe lag in der Sache selbst.

Und ich sollte mich so weit vergessen haben, ihn öffentlich einen Verräther zu nennen, einen Russischen Unterthan und Edelmann, einen Staatsbeamten, einen akademischen Lehrer, einen Mann, dem ich Achtung schuldig bin! Welchen Begriff hat denn der Herr W. von Handlungen, die in Rußland, einem civilisirten Lande, erlaubt oder gelitten werden! Hätte ich mich unterfangen, eine solche Infamie und dazu öffentlich zu begehen, so wäre ich eine Stunde darauf — in der Festung? — o nein! im Irrenhause, in der Zwangsjacke, und das von Rechts wegen.

In Rußland besteht ein Gesetz, daß ein falscher Angeber diejenige Strafe erleiden muß, der der Angeklagte verfallen würde, wenn die Angabe bewiesen wäre. Besteht auch solch' ein Gesetz in Deutschland? R. S. V. P.

St. Petersburg, den 3. (15.) Januar 1842. N. Gretsch.

Syrien.

Völker des Libanon, nach Ferdinand Perrier.

Die Druſen.

(Schluß.)

Der Bräutigam überreicht hier der Braut die Tantura (ſ. weiter unten) und befeſtigt ſie für immer an ihr Haupt. Dann erſt zieht er den Schleier von ihrem Geſichte, das er oft jetzt zum erſtenmale ſieht. Sobald dieſe Handlung vollzogen iſt, entfernen ſich die Geſpielinnen der Braut und ſtoßen ein Geſchrei oder, beſſer geſagt, ein Glucken aus, wie Kalkutſche Hähne. Dies iſt das Signal zu einem furchtbaren Spektakel im ganzen Hauſe: im Harem ſchreit und glucſt man einige Stunden lang, während in der Männerwohnung ein Waffentanz ſtattfindet. Dieſer Tanz iſt mit burlesken Schritten und Stellungen verbunden, wobei die Tänzer beſtändig ihre Säbel oder Jatagane unter drohenden Geberden an einander ſchlagen. Der ganze Tumult iſt dazu angeſtellt, den Dſchinn, den Geiſt der Unfruchtbarkeit, fortzuſcheuchen, der ſich zuweilen auf dem Hauſe niederläßt, wenn er den reinen Geiſt der Jungfräulichkeit fliehen ſieht.

Die ſogenannte Tantura iſt ein hohler und 9 bis 10 Zoll langer Kegel aus Gold, gemeißeltem Silber oder verzinntem Blech, je nach den Vermögens-Umſtänden der Familie. In einigen Dörfern bedient man ſich eines vergoldeten Büffelhorns. Dieſen Kopfputz dürfen eigentlich nur verheirathete Frauen tragen; jungen Mädchen wird es nur in einigen ſehr anſehenen Familien geſtattet; allein die Art, wie man ihn trägt — auf der rechten oder linken Seite — unterſcheidet immer das Mädchen von der verheiratheten Frau. Sobald Letztere die Tantura (für ſie ein Ehrenzeichen) auf ihrem Kopfe hat, legt ſie dieſen unbequemen Schmuck gewöhnlich ſelbſt zur Nachtzeit nicht ab.

Jeder Druſe kann ſeine Frau verſtoßen und ihren Aeltern zurückſchicken, wenn er die ausbedungene Mitgabe bezahlt: iſt ſie aber einmal fortgejagt, ſo ſteht es ihm nicht, wie dem Muſelmanne, frei, ſie wieder zu nehmen; die Sitten der Druſen und ihre beſonderen Geſetze ſind ausdrücklich dagegen. Indeſſen findet man bei ihnen ſeltene Beiſpiele einer ſolchen Verſtoßung, und Ehetrennungen ohne erhebliche Gründe ſind bei ihnen faſt unbekannt. Untreue der Frau wird unnachſichtlich mit dem Tode beſtraft, aber nicht etwa durch den Mann; dieſer ſchickt ſie nur mit dem Dolche, den er am Hochzeitstage von ihr empfangen, zu ihren Aeltern nach Hauſe und die Aeltern ſelbſt ſind die Rächer des Verbrechens. Vater und Bruder der ſchuldigen Gattin begeben ſich zu dem Manne, der ihnen die erforderlichen Beweiſe liefert; fehlt es an ſolchen, ſo iſt ſein Schwur genügend; die Verwandten kehren wieder heim und tödten die Unglückliche. Gewöhnlich ſchneiden ſie ihr den Kopf ab und ſchicken dem Manne die Tantura mit einem Büſchel blutiger Haare zurück, zum Beweiſe, daß die Hinrichtung vollzogen iſt. Je mehr ein Vater ſeine Tochter liebt, deſto weniger darf ſie Verzeihung hoffen; denn die Schande fällt nicht, wie in Europa, auf den betrogenen Ehemann zurück, ſondern auf die Familie der Verbrecherin — „Entehrung folgt immer dem Blute", ſagt der Druſe; „ſie geht nicht auf einen Menſchen oder eine Familie von fremdem Blut über." Eine ſolche Execution fand 1839 in einem kleinen Druſiſchen Dorfe ſtatt. Die kaum 15jährige Ehebrecherin wurde in einem Familienrath durch ihren älteſten Bruder hingerichtet. Vergebens war das Jammern, das verzweifelte Geſchrei ihrer Mutter und Schweſtern in dem benachbarten Zimmer; nichts konnte die Bruder des Schlachtopfers rühren, nicht einmal die Verzeihung des alten Vaters. Von dem Verführer war keine Spur zu entdecken; man ſprengte aus, er ſey in die Türkei geflohen, um der ſcharfen Baſtonnade zu entgehen, die er verwirkt hatte: dieſes Gerücht fand aber keinen Glauben; denn man weiß, daß die Bergſtröme bei Dſchesin tief und die Höhlen ſo ſtumm ſind, wie Gräber!

Todesſtrafe harret auch eines Mädchens, das ſeine Keuſchheit verſcherzt hat. Nur in dem Falle kann der Vater des Opfers verzeihen, wenn er ſonſt keine Kinder beſitzt.

In jeder Familie läßt man das ſogenannte Bündel oder Päckchen des Glaubens ſehr gewiſſenhaft von den Voreltern auf die ſpäteſten Nachkommen forterben. Es iſt dies, je nach den Vermögens-Umſtänden der Familie, eine kleine Summe Gold- oder Silbergeld in einem verſiegelten Paket, das als Erkennungszeichen dienen ſoll, wenn die Seele des Familien-Hauptes in einen anderen Körper übergeht. Wenn die Familien ſich trennen, ſo wird der von ſeinem Vater erwählte Sohn (gewöhnlich der Erſtgeborene) Erbe des heiligen Päckchens, deſſen Inhalt er aber ſelbſt in der drückendſten Noth nicht veräußern darf. Als der Hauran ſich empörte, fand man ſolche verſiegelte Päckchen, die ſeit Jahrhunderten nicht geöffnet ſeyn ſollten.

Die übrigen Kinder eines Verſtorbenen bekommen jedes, als Zeichen der Hoffnung, der Einigkeit und des einſtigen Wiedererkennens, einen kleinen Stein von ſchwarzer Farbe, der ſo geſchnitten iſt, daß er die rohen Umriſſe irgend eines Thieres darſtellt. Man behauptet in Syrien, die Druſen beteten ein kleines ſteinernes Kalb an; ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß ſie ihr „Päckchen des Glaubens" und ihren ſchwarzen Stein ſehr in Ehren halten. Ein Syrer von anderem Glauben tritt nicht gern in die Wohnung eines Druſen, ohne vorher durch Lärm oder Geſchrei ſich anzukündigen; denn er fürchtet, ſein Blick könne auf einen jener Gegenſtände fallen, die, wie man ſagt, kein Profaner bei Lebensſtrafe ſehen darf.

Die Druſen haben eine Art Bethäuſer, in denen man nur eine ſchlichte Matte aus Binſen und ein Becken mit fließendem Waſſer findet. Die Mauern einiger dieſer Gebäude ſind mit grotesken Zeichen von allen Farben, ohne Regel und ohne Zuſammenhang, überdeckt, die ſich ungefähr wie jene Kritzeleien ausnehmen, die man in Europäiſchen Schulſtuben oder Wachthäuſern an den Wänden ſieht. Auch ſogenannte Sairge's (Wahrſagungs-Tafeln), deren man ſich im ganzen Orient bedient, ſind an die Mauern gemalt: die Sairge beſteht aus hundert kleinen Vierecken von allerlei Farben, in welche verſchiedene Wörter und Zahlen geſchrieben ſind, die einen Sinn geben, wenn man ſie nach gewiſſen Regeln ordnet. Dieſes merkwürdige Orakel enthält auf Fragen aller Art Antworten, deren Combination oft ſehr ſinnreich iſt.

Abgeſehen von dem bürgerlichen Unterſchiede der Kaſten, ſind alle Druſen, aus religiöſem Standpunkte betrachtet, in zwei große Klaſſen eingetheilt: 1) Die Akkal's oder geiſtig Erleuchteten und Eingeweihten. 2) Die Dſchahil's oder Nicht-Eingeweihten, Unwiſſenden. Selbſt unter den Frauen giebt es geiſtig Erleuchtete (Akkalät mit der weiblichen Endung), die jedoch nicht an allen Myſterien Theil nehmen und in der Chalweh (dem Bethauſe) immer verſchleiert bleiben, wie die übrigen.

Unterſchied des Standes, der Geburt, oder des Vermögens kommt bei der Eintheilung der Akkal's in Betracht; die religiöſe Gleichheit iſt voll-

kommen, und der ärmste Druse wird, wenn er Klugheit und Rechtschaffenheit genug besitzt, nach bestandener Probezeit mit eben dem Rechte ein Akal, wie der Reichste und der Mächtigste. Ueber die Art der Zulassung erfahrt man nichts Gewisses; denn das Geheimniß der Akal's ist undurchdringlich. Die Eingeweihten vom ersten Range, die Rosenkreuzer des Ordens, sollen eine Art von Priesterthum ausüben und über die Aufnahme eines aspirirenden Individuums allein entscheiden. Nach Anderen entscheidet die ganze erleuchtete Gemeinde in der Chalweh, sobald die Probezeit überstanden ist, und man kann nur Akal werden, wenn man alle Stimmen für sich hat.

Es ist in der neueren Zeit über den Ursprung der Drusen, über die Epoche ihres Erscheinens und ihrer Niederlassung im Libanon-Gebirge, und endlich über das Wesen ihrer mystischen und unbegreiflichen Religion selber viel gestritten worden. Die Unterrichtetsten unter ihnen behaupten Europäischer, namentlich Französischer Abstammung zu seyn; und nicht selten hört man sie ihrer vorgeblichen Verwandtschaft mit den Franzosen sich rühmen. Während des Aufruhrs von 1840 machten sich die Französischen Agenten öfters diesen Umstand zu Nutze, damit die Drusen ihren Vorstellungen williger Gehör schenkten.

Die Drusen behaupten, überall Glaubensbrüder zu haben, sogar in den Gebirgen Schottlands, wo die Religion ihrer Akal's eben so rein fortbestehen soll, wie im Libanon. Nach der Beschreibung zu urtheilen, die sie von den Sitten dieser vorgeblichen Europäischen Drusen machen, ist wohl ohne Zweifel der Templer-Orden gemeint, der ihrer Meinung zufolge noch jetzt in Hoch-Schottland (Dschebajil-el-Skosia) existirt.

Man hat die Ansprüche dieses Völkchens auf Französische Abkunft mit folgender halb-historischen Thatsache zu begründen versucht. Unter den Französischen Kreuzfahrern, die im Jahre 1099 Gottfried von Bouillon nach dem heiligen Lande folgten, war auch ein Ritter aus dem mächtigen Hause Dreux. Dieser wurde in Palästina mit der Vertheidigung Bethlehems und seiner Umgebungen gegen die Sarazenen beauftragt und ließ zu diesem Zwecke ein Kastell auf einem Hügel bei Ençaddi errichten.*) Die Kreuzfahrer erlitten hier Niederlagen, und der Ritter von Dreux war bald durch die sein Kastell belagernden Sarazenen außer aller Verbindung mit dem Hauptheere gesetzt. Vierzig (!) Jahre lang bestand er alle ihre Angriffe und lebte isolirt mit seinen Reisigen; diese aber hatten eine große Anzahl Frauen, die sie bei Gelegenheit ihrer Ausfälle erbeuteten, auf das Kastell geschleppt. Sie lebten mit den Sarazeninnen, und die neue Bevölkerung wurde zahlreich. Im folgenden Jahrhundert bildeten diese Europäisch-Asiatischen Bastarde schon ein kleines Volk, das einige Zeit, nachdem die Kreuzfahrer Jerusalem verloren hatten (1187), von den Sarazenen die Erlaubniß erhielt, sich in dem Libanon anzusiedeln. Hier amalgamirten sie sich wieder mit Flüchtlingen von der Sekte des Hakim-bi-Amr-Allah (s. unten), und der Name des Herrn von Dreux wurde ihr Nationalname (Dröfen oder Drusen).

Zu den großen Unwahrscheinlichkeiten dieser Erzählung gesellt sich noch eine offenbare Lüge in Betreff des Französischen Ritters; denn Robert von Dreux (ein Sohn Ludwig des Dicken), welcher vor allen Rittern seiner Nation das Kreuz nahm, war im Jahre 1145 schon wieder in Frankreich. In demselben Jahre heirathete er Harvise d'Evreux, die Tochter des Gauthier d'Evreux, Barons von Salisbery. Robert von Dreux starb hochbejahrt im Jahre 1188.

Es scheint übrigens erwiesen, daß schon um das Jahr 1173 im Libanon eine Sekte existirte, die sich Drusen nannte. Die glaubwürdigsten Arabischen Chronisten nennen als Stifter dieser Sekte den dritten Fatimidischen Chalifen Hakim-bi-Amr-Allah, der im Jahre 996 u. Z., noch als ein Kind, in Kahira den Thron bestieg. Dieser hirnverrückte Tyrann, von dem eine Menge Lächerlichkeiten und Abscheulichkeiten erzählt werden, wollte am Ende Gott selbst seyn und ließ eine Liste herumgehen, in die Jeder, der ihn wirklich als Gott anerkannte, sich einschreiben sollte. Furcht oder Schmeichelei füllte das Register in wenigen Tagen mit 16,000 Namen. Hakim stiftete jetzt einen neuen Kultus: er untersagte den Muselmännern ihre pflichtmäßigen Gebete sammt der Pilgerschaft nach Mekka und beging die ärgsten Gottlosigkeiten; aber plötzlich verschwand er (1020 u. Z.), gemordet von seinem Wesir Hamsi, der übrigens die neue Lehre in Aegypten noch aufrecht hielt und den Namen seines Vorgängers, welcher auf Gottes Befehl regierend bedeutet, in Hakim-bi-Amrihi (auf seinen eigenen Befehl regierend) verwandelte.

Die rechtmäßigen Nachfolger Hakim's verfolgten die albernen Anhänger des Ungeheuers. Mehrere von den Letzteren flüchteten nach Syrien und wurden Apostel der neuen Sekte, die bald zu einem kraftvollen und muthigen Volke heranblieb. Nach dieser Ueberlieferung hätte es schon seit 1170 im Libanon Drusen gegeben.

Allein ihr religiöser Glaube ist vermuthlich von noch älterem Datum; Hakim-bi-Amr-Allah und nach ihm Hamsi scheinen nur eine Lehre erneuert zu haben, die der berüchtigte Hakim-Burka aus Chorasan gegen Ende des 8ten Jahrhunderts u. Z. predigte. Das Leben dieses Betrügers hat zu vielen phantastischen Legenden Stoff gegeben; obgleich die wahren Umstände desselben schon wunderlich genug sind. Die vornehmsten Dogmen, welche er predigte, waren die Seelenwanderung und die Einheit Gottes, zugleich aber das Uebergehen des höchsten Wesens in die Person Adam's, der Propheten, verschiedener ausgezeichneten Menschen und endlich des Chalifen Hakim, der letzten göttlichen Personification.**) Diese Lehre ist mit dem Glauben der Drusen beinahe identisch, und ohne Zweifel hatte der Wesir Hamsi, selbst ein Chorasaner, in seinem Vaterlande sie kennen gelernt und seinen halb stumpfsinnigen Herrn dafür eingenommen.

Man kennt bis jetzt acht Religionsbücher der Drusen. — Die merkwürdigsten sind: das Buch der Mädchen, das Buch der Geheimnisse und das Rothe Buch. Mehrere interessante Bücher sind während der Unruhen im Pauran Aegyptischen Soldaten in die Hände gefallen; einige hat man nach Europa geschickt; sie werden aber nur geringe Aufschlüsse über die Mysterien der Drusen geben, da das heiligste von allen, das rothe Buch, von kabbalistischen Zeichen und verstümmelten Phrasen wimmelt. Ihre Religion verbietet den Drusen das Proselytenmachen und jede religiöse Berührung mit anderen Sekten, daher man von ihnen selbst vielleicht niemals etwas erfahren wird.

Hier mögen nun einige möglichst treu übersetzte Stellen aus Drusischen Büchern folgen, die während der Empörung in Aegyptische Hände gefallen:

„Der Gott der Drusen will nicht, daß seine Kinder, die Akal's, sich die Mühe geben, ihn anzubeten. Er ist allein durch sich selber glorreich und verlangt keine Plagen und Beschwerden von seinen Kindern."

„Dieser Gott, der Regierer des Weltalls, ist Ali-el-Allah (der höchste Gott). Er hieß vormals auch ...*) Er hat den Weltschöpfer besiegt, der jetzt nur noch Adam der Rebell ist."

„Dieser höchste Gott ist auch Hakem-bi-Amr-Allah, ein großer Fürst, der im Jahre 375 der Hidschret in Aegypten zur Welt kam und zwanzig Jahre später hinüberwanderte."

„Um die Menschen zu unterweisen und die treuen Akal's über nichts in seiner Lehre ohne Aufklärung zu lassen, hat er ein großes Buch damit angefüllt und den Inhalt desselben bekannt gemacht." ....

„Hakim war unter verschiedenen Namen schon zehn Mal auf Erden erschienen. Als er in Jemen erschien, ließ er sich Ali nennen, verweilte aber nur sehr kurze Zeit in Arabien. Er begab sich von dort nach Indien, wo er mit trockenem Gewand aus den Fluthen des Ganges stieg. Bald darauf ging er ins Reich Marokko, und von dort nach Aegypten, wo man ihn als Gott anerkannte und wo er durch den mächtigen Hauch seines Willens die Stadt Kesitte erbaute."

„Hakim wird einst im Monat Redscheb und bei hellem Tage wiederkehren. Alsdann öffnet sich die Erde allerwärts und die Berge versinken. Alles wird gleich, die Hügel wie die kleinen Thäler, die Berge wie die großen Ebenen, die Starken und Schwachen, Armen und Reichen." (Um die Ankunft dieses großen Tages zu beschleunigen, wirft der Druse gern, wenn er an einem Abhange hingeht, Steine in die Tiefe, als wollte er sie ausfüllen.)

„Jeder Druse, der seiner Religion nicht treu geblieben, wird an jenem Tage erzittern bis ins Knochenmark; jedem Andersgläubigen wird das Haar schnell wachsen und vor Grausen sich durch einander wirren. Aber die Gläubigen werden zu jeder Zeit glücklich seyn mit Hakim und alle ihre Wünsche erfüllt sehen. Köstliche Speisen, himmlische Musik, Räucherwerk, das auf Erden gar nicht bekannt ist, weibliche Schönheiten, die alle Tage verführerischer werden, Körperkräfte, die mit dem Gelüste wachsen — kurz, jede materielle Seligkeit ist ihnen zugedacht."

Alle Nationen theilt Hakim am jüngsten Tage in vier Klassen: Ungläubige, Christen, Juden und Gläubige. Die Metuali's und Ansarier sollen mit den Christen vermengt seyn, die Juden aber mit den Muhammedanern. Jeder Ungläubige bekommt an Hals und Ohren einen bleiernen Reif, der ihn im Winter mit fürchterlicher Kälte und im Sommer mit brennendster Hitze martert. Als Zeichen der Schmach wird ihm eine hohe und spitze Mütze aus Schweinshaaren aufgesetzt.

Die Drusen haben besondere Erkennungszeichen, denen der Freimaurer sehr ähnlich. Wenn zwei Drusen einander an gewissen Zeichen als Akal's oder Eingeweihte erkannt haben, so wechseln sie zur besseren Beglaubigung noch folgende Fragen und Antworten: A. „Kennst Du in Deinem Land eine Pflanze, die von allen die beste ist?" — B. „Ja, ich kenne sie; es ist die Pflanze Alileisch." — A. „Wo wächst sie?" — B. „Sie wächst nur in den Herzen der treuen Drusen, die an die Einheit des Gottes Hakim-bi-Amrihi glauben."

Die mystische Pflanze Alileisch ist ein kleines kriechendes Gewächs mit blauen Blüthen (cuscuta repens oder minor); sie dient als Symbol des Glaubens und der Einheit, und als Pfand der Hoffnung und des Glückes. Ein kleines Bündel Alileisch ist immer über den Fahnen der Drusen befestigt, und eine eiförmige silberne Dose mit Körnern und Blüthen desselben Pflänzchens hängt am Halse der weiblichen Eingeweihten (Akalat).

Vielleicht findet man bei keiner Nation einen so lebendigen Glauben an Amulette (tiedjáb), als bei den Drusen: sie besitzen deren eine große Menge und setzen in die Kraft dieser Talismane ein so unbedingtes Vertrauen, daß ihr natürlicher Muth, wenn sie mit einem Amulet bewehrt sind, oft bis zu unerhörter Verwegenheit sich steigert. Die wohlhabendsten Drusen tragen Ringe, die angeblich durch die Kraft des Namens Salomo's bezaubert sind. Gewöhnlich von Silber, sind diese Ringe mit zwei schwarzen Steinen gefaßt: auf dem einen steht der Name des Besitzers, auf dem anderen sieht man magische Zeichen, Sterne und wunderliche Figuren.

Ich habe lange unter den Drusen gelebt, und meine Verhältnisse zu diesem so starken, tapferen, stolzen und nichtsdestoweniger sanften, gastfreien und rücksichtsvollen Volke sind nur angenehmer Art gewesen.

---

*) Diese Anhöhe heißt noch jetzt der Franken-Hügel (tell-el-fraugi).

**) Das ist ein lapsus mentis! Wie kann Hakim Burka von einem Chalifen gewußt haben, der damals noch gar nicht existirte!

*) Hier folgt ein kabbalistisches Zeichen.

England.

Buchhändler und Verleger in England. *)

Literatur und Buchhändler in England sind im Augenblick, um einen Französischen Ausdruck zu gebrauchen, très malades, und dies ist grosentheils durch das schlechte System der Buchhändler bewirkt worden. Wenn dreißig Jahre früher ein Verleger ein neues Werk zu veröffentlichen wünschte, so war die erste Frage, die er stellte, die, ob das Werk ein wesentlich gutes wäre. War er über diesen Punkt hinlänglich befriedigt, so gab er einen schönen Preis dafür. Er sah es nämlich so an, daß er bei der Veröffentlichung eines neuen Werks eine gewisse Geldsumme zu guten Interessen anlege. War dann der Verkauf auch nicht schnell, so wußte er doch, daß es sich eben sowohl in sieben oder acht Jahren wie am Tage der Veröffentlichung verkaufen würde. Der Verkauf war in der That regelmäßig und dauernd, und nur eine kleine Geldsumme war für Anzeigen zu verausgaben, um es bekannt zu machen. Der Verlag von achtzehn oder zwanzig guten Büchern war für den Buchhändler ein Vermögen; er verschaffte ihm eine regelmäßige Einnahme, ohne irgend eine außerordentliche Bemühung von seiner Seite.

Seit jener Zeit hat sich der Zustand des Handels ganz verändert. Die Buchhändler begannen mit Büchern zu spekuliren, wie die Staatspapierhändler. Sie vermochten es nicht mehr, einen Verlag von Büchern sich anzueignen, die sich allmälig verkauften; sie waren genothigt, auf einen augenblicklichen Verkauf der ganzen Auflage zu rechnen, damit sie die ausgestellten Wechsel derjenigen bezahlen konnten, welche die Materialien geliefert hatten; andere waren auch gierig, plötzlich ein Vermögen zu machen. Sie begannen dann alle Mittel zu versuchen, eine gezwungene und unnatürliche Nachfrage zu erzeugen. Eines dieser Mittel war, ungeheure Geldsummen auf Ankündigungen zu verschwenden, um den Titel beständig vor den Augen des Publikums zu erhalten. Die alteren Verleger hofften auf den Verkauf, wenn das Publikum mit dem Inhalt des Buches bekannt war, und es mußte deshalb inneren Werth haben, um es zu empfehlen; aber jetzt sehen sie nur auf einen anziehenden Titel, da die ganze Auflage verkauft seyn mußte, ehe das Publikum sich irgend eine Meinung über den Inhalt des Buches verschafft haben konnte. Dieses System führte zu einem anderen, welches auch seine übeln Wirkungen hatte, aber jetzt ganz verschwunden ist. Als Bücher nach ihrem Titel verkauft wurden, war es natürlich, nach einigen hochtönenden Namen zu suchen, die auf den Büchern prangten und die Aufmerksamkeit anzogen; die Verleger verfielen auf die Idee, Bücher von vornehmen Edelleuten schreiben zu lassen und diese zu verkaufen. Dieses System wurde am Ende zu kostspielig gefunden; denn ein Edelmann wollte seinen Namen nur für eine hohe Summe Geldes verkaufen.

Je mehr das System, Bücher nach den Titeln zu verkaufen, vorherrschend wurde, desto mehr fing das Publikum an, einzusehen, wie sehr es betrogen worden. Es ward deshalb im Kaufen stets zurückhaltender; daraus ging die Nothwendigkeit hervor, die Anzeigen zu vermehren, indem man voraussetzte, daß das Publikum, je mehr ein solches Buch ausposaunt wird, um so gieriger danach würde. Gegenwärtig verschwenden die größeren Verleger durchschnittlich eine Summe, die dem halben Honorare gleichkommt, an Ankündigungen. Eine weitere Folge dieses Systems ist die, daß die Buchhändler acht- oder zehnmal mehr neue Bücher herausgeben, als ihre Vorgänger; nicht weil eine solche verhältnißmäßig gesteigerte Nachfrage nach solchen Büchern stattfindet, sondern weil sie durch eine ausgedehntere Speculation hoffen, daß die Ausgleichung zwischen Werken, welche sich gut verkaufen, und solchen, welche durchaus keinen Absatz finden, zu ihren Gunsten ausfallen würde. Dies macht es ihnen unmöglich, den Vorrath so vieler Bücher aufzubewahren; und sie haben sich genöthigt gesehen, alle Bücherreste nach der Zeit, die sie für den Verkauf ausreichend halten, zu einem sehr niedrigen Preise an Kleinverkäufer abzugeben, um ihr Waarenlager für Aufnahme neuer Verlagswerke zu leeren. Früherhin genügte es einem Buchhändler, wenn er sein Buch in fünf oder sechs Jahren verkaufen konnte, weil es ihm während jener Zeit eine regelmäßige Einnahme abwarf; jetzt aber hält ein Verleger 3 Monate für die zum Verkauf eines Buches hinreichende Zeitfrist. Ist diese Frist verstrichen, so verkauft er, was von der Auflage übrig ist. Es ist daher hinlänglich bekannt, daß diejenigen, welche solche Bücher kaufen, vier oder fünf Monate nach dem Datum der Publication es thun, weil sie alsdann dieselben um zwei Drittheil des ursprünglichen Preises haben können. Wir müssen indessen immer einige wenige Ausnahmen machen; es giebt nämlich mehrere Buchhändler, welche reich genug sind, große Verlags-Vorräthe in der Hand zu behalten, und aus Prinzip nicht den Ueberrest verkaufen; auch giebt es solche Verleger (wir heben aus der kleinen Anzahl nur Murray, Moxon und Pickering hervor), welche genug Urtheil und Geschmack besitzen, um nur werthvolle Bücher zu veröffentlichen. Die Zahl solcher Bücher ist sehr gering; aber sie werfen den Verfassern dennoch keine anständige Honorare ab.

Ein großes Uebel, welches aus diesem System hervorgegangen, ist der Umstand, daß das Land wörtlich mit unnützen Büchern überschwemmt ist. Ein anderes noch größeres Uebel ist das, daß das Buchhändler-Geschäft auch die Literatur zu einem Geschäftszweig gemacht hat. Dadurch sind Gelehrte und viel talentvolle Schriftsteller vom Markte vertrieben worden, und eine Klasse von solchen ist aufgetreten, welche hastig Bücher fabriziren, die sich durch nichts als gutgewählte Titel empfehlen.

Eine der letzten spekulativen Methoden, welche man von Zeit zu Zeit anwandte, um einen unnatürlichen Verkauf zu bewirken, war der, Bücher mit Bildern zu füllen und sie sehr wohlfeil zu verkaufen. Man rechnete nämlich beim Verkauf einer ungeheuren Menge auf einen angemessenen Gewinn. Die Folge von allem dem ist höchst nachtheilig gewesen. Da die Erzeugnisse der Presse nicht mehr eigentlich dem Geist galten, sondern nur den Sinnen, den Augen und dem Ohr, so wurde das Publikum allmälig des Lesens mehr und mehr überdrüssig, bis es zuletzt kaum noch den Anblick gedruckten Papiers ertragen konnte. Dadurch, daß die Buchhändler das Publikum zwangen, mehr zu kaufen, als die Leser bedurften, oder als gut für sie war, sah es sich endlich genöthigt, gar nicht mehr zu kaufen. Der Zustand des Buchhandels in gegenwärtiger Season ist höchst traurig, und der Charakter der zeitgenössischen Literatur ist in diesem Jahrhundert nie so schlecht gewesen.

Es sind indessen Gründe vorhanden, die hoffen lassen, daß das Uebel nur vorübergehend ist. Das Publikum fängt an, unabhängig vom Buchhändler, seinen Geschmack für Bücher zu bilden, und hoffentlich wird die Folge davon seyn, daß die Verleger sich am Ende genöthigt sehen werden, auf das alte System mehr oder weniger zurückzukommen. Der Geschmack für leichte Lektüre beginnt der Liebe zu historischen Forschungen und Werken ernsteren Charakters den Platz zu räumen. Mächtige Kräfte sind in Bewegung, und wir können erwarten, daß, seitdem es zum Schlimmsten gekommen ist, wir am Vorabend einer großen Revolution stehen, welche den Charakter unserer National-Literatur endlich wieder zum Besseren führen wird. H. K.

*) Es sind diese Bemerkungen dem Privatschreiben eines Englischen Literaten entlehnt. Die frühere Vorsicht und der heutige Leichtsinn der Englischen Verleger und Buchhändler kontrastiren in der That schneidend; die Bemerkungen treffen aber das heutige Uebel am rechten Fleck. Auch auf manche Verleger anderer Länder finden sie ihre Anwendung.

Mannigfaltiges.

— Französische Dichter des Deutschen Rheins. Unter dem Titel „Louise" giebt Herr N. Martin in Paris eine Sammlung lyrischer Gedichte heraus, die des Verfassers in Deutschland gesammelte poetische Eindrücke wiedergeben und sich um die Gestalt einer Frau gruppiren, die der Mittelpunkt dieser Poesieen ist. Daß nicht alle Französische Dichter so unwahre und gemachte Empfindungen auf dem Rhein haben, wie Herr Victor Hugo, ersehen wir aus einem Gedichte, „le Rhin" überschrieben, das die Revue de Paris aus jenen Poesieen des Herrn Martin mittheilt. Am Schlusse dieses schonen Gedichtes, in welchem sich der Dichter eine Rheinfahrt mit seiner Geliebten denkt, heißt es unter Anderem:

Plus nous avancerons, plus les monts et les plaines
Traverront de parfums et de fraiches haleines,
Et plus tu comprendras pourquoi le nom du Rhin
Reveille tant d'echos au coeur de tout Germain:
Beau fleuve d'Allemagne, indomptable comme elle,
Comme elle genereux, profond, sombre et fidèle.

— Schiller in Amerika. In Philadelphia ist neulich eine Uebersetzung von Schiller's „Maria Stuart", von William Peter, erschienen, worüber sich die North American Review in einer etwas strengen Weise ausspricht. Weder die Uebersetzung noch das Original will dem Reviewer ganz zusagen. Da seine Bemerkungen jedoch zugleich einen Maßstab dafür abgeben, wie sehr Schiller in Nord-Amerika geschätzt ist, so theilen wir sie nachstehend mit:

„Herr Peter ist in den Vereinigten Staaten durch eine treffliche Uebersetzung von Schiller's „Wilhelm Tell" bekannt. Das gegenwärtige Werk bietet dieselben Vorzüge und Fehler dar, wie sein Vorgänger. Zu den Vorzügen gehören eine meist treue Nachahmung des Originals und durchgängige Reinheit des Englischen Style; zu den Fehlern eine mangelhafte poetische Phraseologie. Das Schauspiel dürfte im Original, so voll es auch von Schiller's schwungreichem Redeprunke ist, doch im Ganzen sein am wenigsten gelungenes Werk seyn. Es ist überhaupt zu lang. Die Handlung dehnt sich auf eine Art, die die Geduld jedes Anderen als eines Deutschen ermüden muß, und eben so ist der Dialog am Schlusse, nachdem Mariens Schicksal bekannt ist, bis ins Peinliche ausgesponnen. Auch glauben wir in diesem Drama keine sehr fein gezeichnete Charaktere zu erkennen. Die Englischen Staatsmänner, die an dem merkwürdigen Ereignis der Hinrichtung Mariens den meisten Theil hatten, gehörten zu den außerordentlichsten ihrer Zeit, erscheinen aber nicht so bei Schiller. Sie sind bloße tragische Parade-Gestalten, sprechen in denselben tönenden Jamben und machen auf den Geist keinen recht bestimmten Eindruck. Die jungfräuliche Königin selbst ist ein vages, neblichtes Ungeheuer, und ihre reizende Nebenbuhlerin nichts als ein weinerliches Phantom.

„Aber es weht uns gleichwohl ein herrlicher Duft lyrischer Poesie aus dem ganzen Stück entgegen. Die schöne Stelle, in welcher Maria ihren Gefühlen Luft macht, als sie auf kurze Zeit, vor ihrer Zusammenkunft mit Elisabeth, aus dem Kerker entlassen wird, ist in Schiller's edelster, bester Weise gedichtet. Auch die Reue Mariens in Bezug auf die Sünden ihrer Jugend ist großartig ausgedrückt. Der erhabene Charakter Schiller's äußert sich überall in den Gesinnungen seines Drama's, und wenn es auch für die Bühne nicht passend ist, so wird es doch wegen seiner rührenden, beredten Sprache und großartigen lyrischen Poesie mit einem warmen Gefühl der Theilnahme gelesen werden. Die Uebersetzung eines solchen Werkes ist ein der Sache der Literatur geleisteter Dienst, der dem Geschmack und dem Talent des Herrn Peter Ehre macht. Auch seine Uebertragung des „Kampfes mit dem Drachen" ist sehr gelungen. Das Original gehört zu den geistreichsten der kleineren Gedichte Schiller's, und die Nachbildung giebt in hohem Grade das Leben und das Feuer des Deutschen wieder."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Mittwoch den 9. Februar 1842.

Frankreich.

Fanchon das Leiermädchen.

I.

Wenn man jetzt die Feuilletons des in der Zeit Napoleon's so gefürchteten Kritikers Geoffroy liest, so fragt man sich verwundert, wie dieser Mann so lange sein Ansehen hat behaupten können? Es giebt keine andere Erklärung dafür, als die geringe Anzahl der damals erscheinenden Journale und die außerordentliche Stellung, welche das Journal de l'Empire (das jetzige Journal des Débats) einnahm. Geoffroy's Kritik war roh, ungerecht und leidenschaftlich; seine einzige Kunst bestand darin, Beleidigungen und Schmähungen in ziemlich gutem Styl zu sagen. Seine Kritik griff Alles an, was Erfolg hatte; sie bellte, biß, zerfleischte, wiederholte unaufhörlich ihre Angriffe und ließ sich durch keine Niederlage entmuthigen.

Dieser Herostrat, welcher statt der Brandfackel die Feder schwang, bespritzte alles Glänzende und Hohe mit seiner zerfressenden Tinte. Diese machte indeß doch nur Flecken, welche die Zeit wieder verwischte, und trotz aller Mühe gelang es ihm nicht, irgend etwas Bedeutendes zu vernichten. Selbst ein ganz mittelmäßiges Vaudeville, gegen welches er seine Wuth zu zwölf oder dreizehn verschiedenen Malen losließ, machte ein unerhörtes Glück. Es wurde mehr als zweihundertmal aufgeführt, und noch jetzt werden viele Leute aus den ersten Zeiten der Kaiserherrschaft sich des Namens Fanchon mit großem Vergnügen erinnern. *)

Napoleon, der damals gerade einen neuen Adel creirte, sprach sich mißfällig über ein Stück aus, in welchem ein vornehmer Herr eine Straßen-Sängerin heirathete. Sobald die Meinung des Kaisers bekannt geworden war, machte sich Geoffroy ans Werk. Er fiel über Alles her, über die Idee, den Styl, die Couplets und den „philosophischen Gedanken", wie er sich ausdrückte. Dieses Geschrei und dieser bestellte Zorn schadeten aber dem Stücke durchaus nicht, sondern reizten vielmehr die Neugier des Publikums. Dasselbe riß sich um die Plätze, und es fanden mehrere Duelle für und gegen das Leiermädchen statt. Wie sich leicht begreifen läßt, trugen zum Erfolge Fanchon's nicht wenig die Erörterungen bei, welche täglich über die größere oder geringere Authentizität der Anekdote erhoben wurden, die den Stoff des Stückes bildete. Es bestand eine Art unbestimmter Tradition; aber man wußte nichts Bestimmtes, da die Revolution und ihre Verwüstungen über diese Anekdote hinweggegangen waren. Je dunkler aber das Räthsel war, desto eifriger suchte man nach der Auflösung.

Eines Abends saß Brazier im Orchester und mochte wohl weniger an Fanchon als an das scenarium irgend eines noch ungeborenen Stückes denken, als er durch einen Ausruf seines Nachbars aus seinem Nachdenken geweckt wurde. Dieser war ein Mann von ungefähr 50 Jahren, der sich durch feinen Anstand auszeichnete. Er schien den Abenteuern des Leiermädchens eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit zu schenken, und als der Vorhang fiel, sagte er seufzend: „Arme Fanchon!" — „Sie kennen also Fanchon das Leiermädchen?" fragte Brazier. — „Sie kennen also Fanchon?" riefen alle in der Nähe befindliche Personen. — Augenblicklich wurde der Unbekannte von einem dichten Schwarme von Neugierigen umgeben, die auf die Bänke stiegen, um ihn zu sehen und zu hören. — „Sie täuschen sich", antwortete derjenige, welcher sich plötzlich einem so ungestümen Andrange ausgesetzt sah; „ich weiß nichts von dem, was Sie zu erfahren wünschen." — „Fanchon! Erzählen Sie uns Fanchon's Geschichte!" Der Unbekannte setzte sich wieder auf die Bank. Aber die Fragen und die Aufforderungen nahmen nun fast einen drohenden Charakter an. Der Nachbar Brazier's ließ sich indeß dadurch nicht irre machen; er schien den ihn umtosenden Tumult gar nicht zu beachten.

Unterdeß war der Vorhang wieder aufgezogen worden, und allmälig wurde die Stille wiederhergestellt. „Mein Herr", sagte Brazier zu seinem Nachbar, „ich muß Sie um Entschuldigung bitten; verzeihen Sie meine Unbesonnenheit." — „Die Schuld ist mein", erwiederte dieser; „ich habe mich zu laut geäußert. Indeß muß ich Ihnen gestehen, daß ich nach Beendigung des Schauspiels abermals bestürmt zu werden fürchte. Ich möchte aber nicht gern hier eine öffentliche Rolle spielen." — „Ich kann Ihnen diese Unannehmlichkeit ersparen; das Stück neigt sich seinem Ende zu; folgen Sie mir, und wir werden durch eine kleine Thür, die nur wenigen Personen bekannt ist, auf die Bühne gelangen."

Als der Unbekannte auf diesem Wege in Freiheit gelangt war, sagte er zu seinem Führer: „Ich weiß kein anderes Mittel, Ihnen für Ihre Gefälligkeit zu danken, als Ihnen die Geschichte zu erzählen, die das Publikum auf eine so zudringliche Weise von mir forderte. Wenn Ihnen etwas daran gelegen ist, so finden Sie sich morgen um elf Uhr im Café de Foy ein."

Zur bestimmten Stunde stellten sich Beide am verabredeten Orte ein. „Da Niemand da ist, der uns einander vorstellen könnte", sagte der Mann zu Brazier, „so erlauben Sie mir, Ihnen selbst meinen Namen zu sagen. Ich bin der Graf von C ... Während der Schreckenszeit wurde mein Name auf die Emigranten-Liste gesetzt. Jetzt bin ich in Paris, um die Streichung desselben durchzusetzen. Lassen Sie uns nun zu der Geschichte kommen, die ich Ihnen versprochen habe. Dazu ist aber erforderlich, daß ich mit meinen Erinnerungen auf eine Zeit zurückgehe, wo Sie kaum geboren waren: ich meine das Jahr 1773. Ich war damals mousquetaire rouge und brachte, wie alle meine Kameraden, die Zeit, welche mir der Dienst und die galanten Abenteuer frei ließen, im „Cadran bleu" zu. Der „Cadran bleu" war damals der Sammelplatz aller eleganten jungen Leute. Dort spielte man und veranstaltete Frühstücke und kleine Soupers. Die Abbés und Dichter hatten eine besondere Zuneigung für diesen Ort, und auch die Wucherer fanden sich regelmäßig ein, denn das Geld ging hier schnell aus einer Hand in die andere.

Unter den Blutegeln, die diesen Ort besuchten, zeichnete sich besonders ein kleiner, sorgfältig geputzter und gepuderter Mann, Namens Blandin, aus. Es ist unmöglich, die Menschen mit mehr Heiterkeit und Bonhommie zu ruiniren, als dieser sonderbare Mann es that. Es fehlte ihm nicht an Geist, und er nahm an allen Thorheiten Theil, deren Schauplatz der „Cadran bleu" war, aber er ließ sie von seinen Kunden bezahlen. Wenn er Geld lieh, so stellte er immer seine Einladung zu einem Souper als Bedingung.

Eines Tages war er nachlässig auf einen Stuhl hingestreckt und schien nur mit seiner Verdauung beschäftigt zu seyn, als ich plötzlich sein röthliches Gesicht erbleichen sah. Es hatte sich ihm Jemand gegenübergesetzt, der ihn auf eine ziemlich beunruhigende Weise betrachtete. Nach einiger Zeit aber brach dieser in lautes Lachen aus und wendete mir sein Gesicht zu. Ich erkannte den Chevalier Dorat. Dorat war 1773 nicht mehr jung. Die Jahre und der Kummer hatten sein Gesicht etwas entstellt, und obgleich er erst 45 Jahre alt war, so hätte man ihn doch unbedenklich für einen 70jährigen Greis halten können. „Ha! ha! Meister Blandin", rief er, „Ihr Gewissen muß Ihnen sagen, daß Sie die Stockschläge wohl verdient haben, die ich Ihnen versprochen, da Sie sich so sehr fürchten. Aber beruhigen Sie sich; ich habe Ihnen schon verziehen, daß Sie mich 14 Tage haben einsperren lassen. Merrier hat den Begründer des Journal des Dames nicht in Ihren Klauen lassen wollen; er hat meinen Wechsel bezahlt, und Sie sehen mich jetzt wieder bereit, neue zu unterschreiben."

Während Dorat so sprach, hatten Blandin's Wangen sich wieder geröthet, und sein Auge erglänzte wieder von roher Freude. „Schämen Sie sich denn gar nicht, Herr Chevalier", murmelte er, „daß Sie ein so schönes Vermögen verschwendet haben?" — „Du willst mir Moral predigen und hast mit Deinen Wucherzinsen mehr als die Hälfte meines Vermögens aufgezehrt. Indeß beklage ich mich nicht; ich brauchte Geld; Du hast es mir theuer verkauft, aber ich würde es noch theurer bezahlt haben, wenn ich gewußt hätte." — „Indeß, wenn Sie sparsam gewesen wären —" — „Höre, alter Beutelschneider, erspare mir Deine guten Lehren. Nun ich ruinirt bin, kann ich wie Du leben. Du bist ein Tropf." — „Also wenn man für die Zukunft sorgt —" — „Wenn man nicht ein Cretin wie Du bist, so brennt einem das Gold in den Händen; je mehr man ausgiebt, desto mehr möchte man ausgeben; der Aermste würde ein Verschwender werden, wenn er plötzlich zu Geld käme." — „Nein, mein Herr, er würde sich seiner Armuth erinnern und die Rückkehr derselben fürchten." — „Du bist eben so einfältig wie schurkisch. Sieh nur diese kleine Savoyarden an, die wahrhaftig nicht häßlich seyn würde, wenn man sie aus ihrem Schmutz schälen wollte. Sie schreit sich jetzt die Kehle heiser, um einige Sous zu verdienen. Ich wette, daß, wenn man sie plötzlich reich machte, das Geld wie Wasser bei ihr zerfließen würde." — „Sie kennen die Savoyarden nicht, Herr Chevalier; ich bin selbst aus dem Lande." — „Willst Du die Wette eingehen?" — „Pfui! Sie haben ja kein Geld mehr." — „Nun wohl, ich stelle Dir einen Wechsel aus, und Du leihst mir Geld." „Nun wohl, ich stelle Dir einen Wechsel aus, und Du leihst mir Geld."

*) Nach diesem Vaudeville hat Kotzebue den Operntext bearbeitet, der von Himmel mit so glücklichem Erfolg in Musik gesetzt worden, daß Fanchon nachmals in Deutschland noch viel bekannter wurde, als sie in Frankreich war.

— „Das mag seyn, aber wie sollen wir das Mädchen reich machen?" — „Das muß einer von uns Beiden thun." — „Einer von uns Beiden; ich allein kann es thun und habe wahrhaftig wenig Lust dazu. Aber doch! ich weiß ein Mittel. He, Kleine! komm her, ich will Dich reich machen."

Als das Mädchen herbeigekommen war, faßte Blandin sie bei der Hand und führte sie zu Jedem der Anwesenden. „Einen Louisd'or für meinen Schützling!" sagte er. Nach Verlauf von fünf Minuten kamen Blandin und die Savoyardin zu Dorat zurück; in ihrer Schaale funkelten ungefähr 30 Louisd'ors. „Das nennst Du das junge Mädchen reich machen?" rief Dorat verächtlich aus. „Das ist zu wenig, als daß sie es nicht sparen sollte." — Nicht wahr, ich soll 100,000 Fr. ausgeben, um 100 Louisd'ors zu gewinnen; dafür danke ich. Machen Sie sie selbst reich, wenn Ihnen das nicht genügt." — „Ich nehme Deine Herausforderung an, ich, den Du bis auf die Haut ausgezogen hast, will sie reich machen. Komme morgen zu mir, Kleine; hier ist meine Adresse."

Acht Tage später sah Blandin im „Cadran bleu" ein allerliebstes Mädchen, in welcher kaum die kleine Savoyardin wiederzuerkennen war. Sie war bekleidet mit einem scharlachrothen Atlasmieder, das reich mit Gold gestickt war, mit einem schwarzseidenen Kleide und einem koketten Hute; ihre niedlichen Hände, die mit kostbaren Ringen geschmückt waren, hielten eine Leier von Polisanderholz und Gold. Man hätte sie für ein Gemälde von Watteau halten können. „Meine Herren", sagte sie, auf eine Gruppe von musquetaires zuschreitend, „erlauben Sie, daß ich Ihnen einige Couplets vom Chevalier Dorat mit Musik vom Chevalier Piccini vorsinge?" — „Sehr gern!" rief man von allen Seiten. Sie sang einige recht geistreiche Couplets mit einer Stimme, der es allerdings an Methode fehlte, die aber rein und tönend war. Als sie geendet hatte, reichte sie den Zuhörern eine silberne Schaale, die sich bis zum Rande füllte. Mit ihren kleinen weißen Fingern schied sie alles kleine Geld aus und ließ es auf die Erde fallen; sie rief einige Bettler herbei, zu denen sie sagte: „Das ist für Euch; ich behalte nur das Gold." Sie entfernte sich hierauf. Am anderen Tage kehrte sie wieder, aber in einem noch prächtigeren Anzuge. Wie am vorigen Tage, warf sie den Armen wieder alles Silbergeld zu.

Nach Verlauf von acht Tagen sprach man in Paris nur vom Leiermädchen im „Cadran bleu"; man war außer sich über ihre Schönheit und erzählte sich Wunderdinge von ihr. Die Louisd'ors flogen ihr zu, und wer einen Blick oder ein Lächeln erhalten konnte, war glücklich.

II.

Kaum war ein Monat verflossen, als Fanchon in einer herrlichen Equipage mit zwei Lakaien und einem Läufer sich nach dem „Cadran bleu" begab. Jetzt entstand ein furchtbarer Andrang nach diesem Orte, und man scheute kein Mittel, weder Geld noch Duelle, um einen Platz in der Restauration zu erhalten. Manche brachten die Nacht in derselben zu, um Fanchon am folgenden Abend mit Bequemlichkeit hören zu können. Während eines Jahres nahm dieser außerordentliche Zulauf nicht ab. Die vornehmsten Herren suchten ihre Liebe zu erwerben, ohne daß es Einem gelungen wäre.

Ist das Glücksrad einmal in Bewegung gesetzt, so dreht es sich rasch. Der Zufall fügte es, daß der Abbé von Lattaignant, als er eines Abends im Fiaker vom Kloster der Pères de la Doctrine chrétienne zurückkehrte, durch die lange Wagenreihe aufgehalten wurde, welche vor der Thür des „Cadran bleu" hielt. Er stieg aus und trat in Fanchon's Umgebung ein. Die Liebenswürdigkeit und Schönheit des Leiermädchens machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sein Gelübde vergaß, keine Couplets mehr zu dichten. Am folgenden Tage ließ die Savoyardin bekannt machen, daß sie ein ländliches Gedicht vom Abbé von Lattaignant vortragen werde. Ausrufungen der Verwunderung und lauter Beifall begrüßten diese Ankündigung; denn nicht nur war der Abbé sehr beliebt, sondern man sah auch in seiner Rückkehr zur Poesie einen Triumph des Voltaireschen und philosophischen Geistes.

Dorat war unterdeß fortwährend bemüht, seinem Schützling ein romantisches Interesse zu verleihen. Er verbreitete auf eine geschickte Weise die widersprechendsten Gerüchte über ihre Geburt und ihre Familie. Es hieß, sie sey von vornehmer Geburt, aber durch unverschuldete Unglücksfälle verarmt und deshalb gezwungen, von ihrem Talent zu leben. Andere machten sie wieder zur Tochter einer Gasthofsmagd, die der Marschall von Richelieu verführt haben sollte. In Wahrheit war sie aber, wie viele andere Savoyardinnen, von ihrem Vater nach Paris geschickt worden, um zu betteln und die Leier zu spielen.

Fanchon konnte nicht lesen, aber sie hatte Takt genug, um die Sonderbarkeit ihrer Lage zu fühlen, und sie gab ihrem Beschützer mehr als eine Veranlassung, sie in ein glänzendes Licht zu stellen. Kaum war eine Anekdote vergessen, so wurde die Aufmerksamkeit schon wieder durch eine andere auf sie gezogen. Als z. B. eines Abends Fanchon nach Hause fuhr, sah sie unter einem Thorwege eine alte Savoyardin liegen. Es war gerade ein außerordentlich kalter Winter, und die Kälte hatte die alte Frau so erstarrt, daß sie bewußtlos dalag. Fanchon glaubte, sie wäre todt. Sie ließ dieselbe indeß doch in ihren Wagen tragen und fuhr mit ihr nach ihrem Hotel. Es gelang ihr auch, diese wieder ins Leben zu rufen, obschon sie in ein hitziges Fieber verfiel.

Das Gerücht von Fanchon's Wohlthätigkeit verbreitete sich am folgenden Tage in ganz Paris, und ganz Paris enthusiasmirte sich für die alte Frau, um die sich vorher Niemand bekümmert hatte und die man ruhig hatte erfrieren lassen. Von allen Seiten ließ man sich nach Madelon's Befinden erkundigen oder beeiferte sich, ihr Geld zu schicken, und als sie wieder genesen war, gratulirte man sich auf den Straßen zu diesem glücklichen Ereignisse. An dem Abende, wo Fanchon wieder im „Cadran bleu" erschien, wurde sie mit enthusiastischem Beifalle empfangen, und ihre Einnahme stieg auf mehr als 2000 Louisd'ors. Als sie nach Hause zurückkehren wollte, spannte man die Pferde aus, und das begeisterte Volk zog sie nach ihrer Wohnung.

Fanchon's gutes Herz hatte diesen kleinen Roman begonnen; der Chevalier Dorat endete ihn auf eine sinnreiche Weise. In ihren Phantasieen hatte Madelon häufig ihren Mann und ihre Kinder angerufen. Ein Courier, der heimlich nach Savoyen geschickt worden war, hatte die nöthigen Erkundigungen eingezogen. Als Madelon wieder ausgehen konnte, schlug der Chevalier eine Spazierfahrt vor. In der Vorstadt St. Antoine hielt der Wagen vor einem Hause von bescheidenem Ansehen. Kaum war die Thür geöffnet, als Madelon in Ohnmacht fiel. Sie hatte ihr Haus in Savoyen erkannt. Noch größer wurde aber ihre Rührung, als sie ihren Mann und ihre vier Kinder aus der Hütte hervortreten und weinend in ihre Arme stürzen sah. Diese rührende Scene wurde mit lautem Beifall begrüßt, denn 2—300 Personen waren, hinter den Bäumen versteckt, Zeugen derselben gewesen.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Das Haus des Cervantes in Madrid.

Von einem Spanier.

Das alte Madrid existirt nicht mehr. Oder wäre dies dieselbe Stadt, die schon zu den Zeiten der Griechen unter dem Namen Mantua bekannt war? Es ist kein Anlaß vorhanden, an einen so frühen Ursprung der Stadt zu glauben. Oder wollte man Madrid etwa in dem Majorilum oder Urbaria der Römer suchen? Wo wären dann die Tempel, die Rennbahnen, die Straßen und die Wasserleitungen geblieben, die zur Verschönerung desselben dienten? Nicht Ein Stein bezeugt heutzutage, daß Madrid zu jener Zeit existirt habe.

Selbst von der Herrschaft der Goten, die den Römern das Scepter in Spanien entrissen und mehrere Jahrhunderte hindurch, bis zur Invasion der Sarazenen, sich in ihrer Blüthe behaupteten, hat sich kein von älteren Geschichtschreibern erwähntes Denkmal erhalten. Und welche Ueberreste haben die Muhammedaner von ihrer Glücksperiode in Madrid zurückgelassen? Einen oder zwei Tempel von plumper Bauart nebst einigen unbedeutenden Namen. Die gewaltige Festung von Madrid, die den Armeen des Kaisers von Marokko Einhalt that und später in den Bürgerkriegen zwischen Don Pedro und Don Henriquez eine so wichtige Rolle spielte, die ungeheuren Wälle, die Thürme, die Thore, die noch unter der Regierung des Kaisers Karl existirten, von allem diesen ist jede Spur verwischt. Kaum findet man heutzutage zu Madrid ein Gebäude, das über die Zeit hinausreichte, wo Philipp II. die Residenz des Spanischen Hofes daselbst aufschlug. Dieses Ereigniß, in Folge dessen der Luxus und die Reichthümer zweier Welten dort einzogen, rief hier, wie durch einen Zauberschlag, plötzlich eine neue Stadt hervor, deren schnell emporstrebender Glanz bald den Ruhm der alten Stadt verdunkelte, und das ist ohne Zweifel eine der Ursachen des Umstandes, daß die Chroniken Madrids kaum über jene Epoche hinausreichen.

Das glänzende Schauspiel des Hofes Philipp's II. und seiner nächsten Nachfolger beschäftigt noch jetzt alle Gemüther. Als Hauptstadt eines der ausgedehntesten Reiche, die in der Welt je bestanden, als Mittelpunkt der Europäischen Politik, als Schauplatz der größten Ereignisse, als Sitz der berühmtesten Männer, ward Madrid und seine Geschichte seit jener Zeit mit den merkwürdigsten Ereignissen und mit der Geschichte der Monarchie selbst identifizirt. Die aus jener großen Epoche herrührenden Monumente hätten ewig fortdauern müssen; allein die Zeit, das Unglück des Krieges, der moderne Luxus und die Indolenz der Einwohner haben die historischen Gebäude zerstört; kaum ist noch eines davon übrig geblieben, um uns den Spanischen Hof des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ins Gedächtniß zurückzurufen. Indessen darf nicht übersehen werden, daß die Fürsten aus dem Hause Bourbon diese Einbuße durch prachtvolle Werke, die mehr dem Geschmacke der Zeit entsprachen, und die noch jetzt unserer Hauptstadt ihren gegenwärtigen Glanz verleihen, einigermaßen ersetzten. Der Palast Philipp's IV. ist zwar verschwunden, aber an seiner Stelle erhebt sich eines der prächtigsten Residenzschlösser, die in Europa gebaut sind. Der neu umgestaltete, mit den schönsten Tierrathen ausgeschmückte Palast Buen Retiro hat fast keine Spur von seiner alten Gestalt mehr. Die unter den Königen aus dem Hause Habsburg aufgeführten, in Folge der Französischen Invasion größtentheils zerstörten Gebäude sind in modernem Geschmacke wieder hergestellt worden.

Selbst die Spaziergänge, die Schauplätze der galanten Abenteuer jenes Zeitalters, sind nicht dieselben geblieben. Der geistreiche Calderon würde den Porque de Palacio in dem vernachlässigten, unangebauten Platze, der heutzutage diesen Namen führt, nicht wieder erkennen, während er den prächtigen Prado, der den alten Prado de San Hieronimo ersetzt, mit Bewunderung anstaunen würde. Aber wenn auch der moderne Luxus uns durch den Glanz, mit dem er uns umgiebt und die reellen Vortheile, die er uns gewährt, befriedigt, so sieht sich doch die Phantasie vergeblich nach Gegenständen um, die glänzende, magische Erinnerungen hervorzurufen im Stande wären. Der alten Monumente beraubt, suchen wir umsonst jene Atmosphäre des Ruhmes auf, welche sie ehemals von einem großen Manne bewohnten Oerter zu erfüllen scheint; es findet sich hier nichts, das unserer Einbildungskraft zu Hülfe käme. Ja, schon der bloße Anblick der neuen Gebäude rings umher, die uns überall

die Hand des modernen Künstlers erkennen lassen, macht alle Illusion verschwinden, die so gern den Genius der Antike aufsucht, auch wo er historisch sich nicht leicht befinden kann.

Als ich eines Morgens in der Leoner Straße spazieren ging und die Arbeit einiger Maurer bemerkte, die damit beschäftigt waren, das Haus Nr. 20 an der Ecke der St. Franciskus-Straße niederzureißen, stand ich lange Zeit in Gedanken versunken, die von der Art waren, wie ich sie eben beschrieben; plötzlich ward ich aus meinen Träumereien durch meinen Freund Robert Meliert, einen jungen Engländer von vornehmer Herkunft, geweckt, der zu der kleinen Zahl der Fremden gehört, die Spanien lediglich in der Absicht besuchen, um das Land kennen zu lernen.

„Was machen Sie denn hier?" sagte er zu mir, „und was ist's, das Sie so vertieft?" — „„Ich sehe hier ein Haus niederreißen."" — „In der That, ein sehr philosophischer Anblick." — „„Mehr, als Sie glauben."" — „Je nun, wenn das Haus etwa Ihnen gehört, so haben Sie wohl recht." — „„Das Haus gehört mir nicht, und das beim Anblick dieser Ruinen in mir erweckte Gefühl rührt gewiß weder vom Eigennutze, noch sonst aus irgend einer gemeinen Quelle her. Ja, ich zweifle sogar nicht, daß Sie dasselbe mit mir theilen werden, sobald ich Ihnen sage, daß in diesem Hause, das wir so eben vor uns hinstürzen sehen, Miguel de Cervantes Saavedra in Dürftigkeit lebte und starb."" — „Das Haus des Cervantes!"

Kein elektrischer Schlag hätte auf den Gentleman einen lebhafteren Eindruck hervorbringen können, als der eben ausgesprochene Name des unsterblichen Schriftstellers. „Ist's möglich!" rief er aus. „Wer wagt es denn, die Wohnung des liebenswürdigen Dichters, dieses Lieblings der Musen, zu entweihen?" — „„Das Interesse, mein Herr, das Interesse hat ohne Zweifel den Besitzer dieses Hauses dazu bestimmt, es niederreißen und neu aufführen zu lassen, auf Kosten eines Ruhmes, der ihm nichts einbringt."" — „Und warum bringt es ihm nichts ein? Wie können die Spanischen vornehmen Herren und gelehrten Gesellschaften es versäumen, diese letzte Reliquie ihres berühmten Landsmannes um jeden Preis zu erkaufen, um es vor dem Untergange zu bewahren?" Noch während er so sprach, nahm er sein Stammbuch in die Hand und fing an, die Façade des Hauses zu skizziren, vor dem wir Beide, von gleichen Gefühlen und Empfindungen angezogen, stehen blieben.

„„Die gelehrten Biographen und die Kommentatoren des Cervantes"", fuhr ich fort, während er mit der Zeichnung beschäftigt war, „„haben auf eine unbestreitbare Weise dargethan, daß der berühmte Mann, dessen Blut auf dem Schlachtfelde für das Vaterland floß, dessen Genius in den Gefängnissen zur Reife kam, und dessen in der Stille und in der Zurückgezogenheit vollendeten Arbeiten, trotz ihres hohen Verdienstes, die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen auf sich zu ziehen, nicht vergönnt war, mitten unter ihnen in Armuth und Dürftigkeit lebte und zuletzt in diesem Hause, in Elend und ohne Bekanntschaft, am 23. April 1616 seinen Geist aufgab."" — „Shakspeare starb an demselben Tage." — „„Aber der Englische Dichter ruht in dem prächtigen Mausoleum zu Westminster, in der Umgebung von Königen. Dagegen der Spanier, welch' ein Kontrast! sein Leichnam ward, auf sein Verlangen, in dem Nonnen-Kloster zur Dreieinigkeit beigesetzt; aber die Ungerechtigkeit, die ihn während seines Lebens unaufhörlich verfolgte, entzog ihm selbst nach dem Tode die Ehre, die mindestens seiner Asche gebührt hätte: nicht einmal die Stätte seines Begräbnisses ist bekannt. Seit der Zeit haben gelehrte Spanier das Leben des Verfassers des Don Quixote bis auf die geringsten Umstände untersucht; die Literatoren aller Nationen haben dem unsterblichen Werke ihren Beifall gespendet; eine Ausgabe desselben folgte der anderen; die Künstler stritten sich um die Ehre, die geistvollen Produkte seines Genius zu reproduziren: allein alles dies scheint kaum eine hinreichende Genugthuung für den verkannten Ruhm. Ferdinand VII. war es vorbehalten, Cervantes ein seines Rufes würdiges Monument zu errichten. Der Meißel des Spaniers Sola war bemüht, die Züge des Kriegers von Lepanto ins Leben zu rufen; und diese auf einem öffentlichen Platze von Madrid errichtete Statue wird wenigstens eine dem Andenken dieses Schriftstellers dargebrachte Huldigung bleiben.""

„Aber sollte unter solchen Umständen das Publikum in seiner Gleichgültigkeit verharren? Ohne Zweifel würde auf dem Wege einer freiwilligen Subscription dieses Haus nicht nur vor dem Untergange bewahrt, sondern sogar zum Gebrauche irgend einer literarischen Gesellschaft oder sonst zu irgend einer dem Andenken des Cervantes entsprechenden Bestimmung verwendet werden können."

„„Meinen Sie wohl? Solche in anderen Ländern dem Genie erwiesene Ehrenbezeigungen erwecken bei uns Spaniern weder Nacheifer noch Begeisterung. Sehen Sie von hier aus jenes kleine Haus No. 11. in der St. Franciskus-Straße? Es hat dem berühmten Lope de Vega angehört, der über seine Thür die philosophische Lateinische Inschrift setzte: Parva propria magna, magna aliena parva (Das Kleine, aber Eigenthümliche, ist groß; das Große, aber Fremde, ist klein); hier lebte und starb er. Wenn er nun aber, durch eine glückliche Ausnahme begünstigt, in ziemlichem Wohlstande lebte und sich des Ruhmes seiner Werke zu erfreuen hatte, ja wenn er auch bei seinem Tode durch die Trauerbezeigungen einer zahlreichen Menge geehrt wurde, die seinen irdischen Ueberresten nach der Gruft von St. Sebastian folgte, so ward er doch bald darauf von seinem Vaterlande vergessen, und obgleich sein Testaments-Vollstrecker, der Herzog von Sesa, den Wunsch äußerte, daß ihm ein anständiges Monument errichtet werde, so ist doch so viel gewiß, daß man ihm nie eines errichtete; sein Grabmal unterscheidet sich nicht von dem des gemeinen Mannes.""

„„Wenden Sie nun einmal Ihren Blick vorwärts nach der Straße Niño; dort No. 4. wohnte der geistreiche Quevedo: er starb inmitten der Verfolgungen, die er im Thurme Juan-Abad zu erleiden hatte, und ward zu Villanueva de los Infantes beerdigt, obgleich er ausdrücklich verlangt hatte, daß sein Leichnam in der Kirche San Domingo beigesetzt werde. Der in dieser Hinsicht unter den älteren Spanischen Schriftstellern am meisten Begünstigte ist Calderon. Da er sein ganzes Vermögen einer geistlichen Brüderschaft, deren Mitglied er war, vermacht hatte, so ließen ihm die Mönche ein übrigens sehr einfaches Cenotaphium auf der Stätte errichten, wo er in der Kirche San Salvador beigesetzt wurde und wo man noch das von seinem Freunde Don Juan de Alfaro gemalte Bildniß des Dichters sieht. Dies ist, wie ich glaube, das einzige Monument in Madrid, das dem Genie gewidmet worden, inmitten so vieler anderen, deren Namen an nichts als Reichthümer oder Titel erinnern. Männer dagegen, wie Mariana, Solis, Moreto, Tirso de Molina, Juan de Herrera, Velasquez und Andere, deren erhabenes Genie nicht nur vom Hofe, sondern auch von der ganzen Spanischen Nation bewundert wurde, liegen vermischt mit der unbekannten Menge, ohne irgend eine Auszeichnung. In unseren Tagen sind Jovellanos, Isla, Malender, Moratin, Cienfuegos und Maiquez auf fremdem Boden gestorben, und wenn auch die Regierung mehreren in den prächtigen Ausgaben ihrer Werke würdige Monumente errichtet hat, so ist doch die Gleichgültigkeit des Publikums in diesem Betracht dieselbe geblieben. Hiervon nur noch eine Probe:

Vor drei Jahren beschloß die Verwaltung des Königl. Fräulein-Erziehungs-Instituts in der Stadt Pastrana das Haus und den Garten Moratin's, die vom Besitzer dem Institute zum Geschenk gemacht worden waren, zu verkaufen. Stellen Sie sich nun einmal vor, daß etwa zu London das Haus Shakspeare's oder zu Paris das Molieresche öffentlich versteigert werde — zu Madrid fanden sich so wenig Gebote für das von Moratin, daß der Verkauf deshalb ganz aufgegeben wurde. Freilich ist zu bemerken, daß in den öffentlichen Anzeigen nichts davon erwähnt war, daß das Haus dem Spanischen Terenz gehört habe. Allein ist nicht dieses Stillschweigen Beweis genug, daß, wenigstens nach der Ansicht der Verkäufer, jener Umstand nichts zur Erhöhung des Werthes des Grundstückes beizutragen versprach!""

Hier ward unsere Unterhaltung durch den Zusammensturz einer starken Mauer unterbrochen, und eine Staubwolke nöthigte uns, uns von den Ruinen des Hauses von Cervantes zu entfernen.

Marokko.

Brief aus Tangier.

(Aus dem New-Yorker Journal: The New World.)

Der Name des Marokkanischen Reichs hat eine sehr unbestimmte Bedeutung. Er kann auf ein Gebiet von 3—400,000 (Engl.) Quadratmeilen ausgedehnt oder auf eines von 30—40,000 beschränkt werden. Die Schwierigkeit besteht darin, zu bestimmen, wo die Oberherrschaft des Kaiser aufhört, oder wo sich seine politische und religiöse Gewalt vor den Anmaßungen der einzelnen Scheiks (Stammhäupter) verliert. Als Beispiel möge dienen, daß das Reich Marokko in Provinzen getheilt wird, unter denen man die Provinz Sus anführt; diese gehört zu den südlichsten Distrikten, liegt an den Gränzen der großen Wüste und ist stellenweise volkreich und fruchtbar. In einigen Bezirken derselben wird die Autorität des Kaisers wirklich anerkannt; in anderen hingegen hat er auch nicht den mindesten Einfluß. Es giebt selbst in der Mitte seines Reichs Landstriche, wo man ihn durchaus nicht als Herrscher betrachtet und kaum dem Namen nach kennt. Für so unumschränkt er auch gilt, ist er daher in einigen Theilen seiner Staaten machtlos, und seine Gewalt wird in anderen durch Lokal-Gebräuche und Privilegien sehr beschränkt.

Der Boden und das Klima Marokko's bieten eine große Verschiedenartigkeit dar; der allgemeine Charakter des ersteren ist jedoch außerordentliche Fruchtbarkeit, des letzteren Milde und Gleichmäßigkeit. Es ist unmöglich, ein Land zu finden, welches größere natürliche Vorzüge genießt oder fähiger wäre, eine dichte Bevölkerung im Ueberfluß zu ernähren, wenn nicht das träge Volk und die elende Regierung Alles vernachlässigten. Provinzen, die einst mit herrlichen Villas und blühenden Städten bedeckt waren, sind in den Naturzustand zurückgekehrt, und die kleine Zahl der Bewohner, die eher ab- als zuzunehmen scheint und höchstens auf 6 Millionen angeschlagen werden kann, gewinnt ihren Unterhalt durch den sorglosen Anbau einer verhältnißmäßig äußerst geringen Strecke Landes. Sie besteht aus Nachkommen der Ureinwohner, der Brebs oder Berber, der alten Römischen und Gothischen Eroberer, der ersten Sarazenischen oder Arabischen Ankömmlinge und der nach der Einnahme Granada's aus Spanien vertriebenen Stammgenossen derselben, die man im engeren Sinne Mauren nennen kann.

Die Brebs oder Berber sind zweifelsohne Nachkommen der Kanaaniter, die durch die Israeliten unter Josua ihrer Besitzungen beraubt wurden (!). In unzugänglichen Gebirgspässen und Schluchten nistend, haben sie meistens ihre Unabhängigkeit bewahrt oder sich nur dem Namen nach unterworfen. Wo sie aber von den erobernden Sarazenen in den Thälern angetroffen wurden, sahen sie sich gezwungen, deren Sprache und Sitten anzunehmen, und haben sich auch zum Theil mit ihnen vermischt. Aus dieser Amalgamirung sind die wandernden Stämme entsprossen, die man mit Unrecht zu den Arabern zählt. Die Berber von Attas wissen nichts von der Maurischen Sprache, mit der die ihrige keine Aehnlichkeit hat.

Ein bedeutender Landstrich zwischen den Städten Fas (Fez) und Marokko ist im Besitz der wilden, unabhängigen Stämme. In der Umgegend von Fas

sind diese höchst kriegerisch und furchtbar und versperren den Weg so, daß es dem Kaiser unmöglich ist, sich in gerader Richtung von einer Hauptstadt nach der anderen zu begeben. Vor kurzer Zeit wurde der Oheim desselben in einem Scharmützel mit diesen Stämmen, nur 14 (Engl.) Meilen von den Thoren von Fas, erschlagen. Um von Fas nach Marokko zu reisen, muß man erst nach Rabat, einer großen Stadt an der Seeküste, gehen. Selbst diese war bis vor kurzem den Streifereien des Ziari-Stammes ausgesetzt und somit die einzige Heerstraße vom Norden des Reichs nach der Hauptstadt äußerst unsicher.

Die Straflosigkeit, womit man den Ziaris so lange gestattete, ihre Raubzüge auszuführen, ermuthigte sie bis zu dem Grade, daß es gefährlich ward, sich nur eine halbe Meile von den Mauern Rabats zu entfernen. Vorigen Jahr entschloß sich der Kaiser, der lange in Fas residirt hatte, sein Hoflager nach Marokko zu verlegen. Er hatte diese Hauptstadt beinahe erreicht, als zwölf Schireffs (Namensgenossen des Monarchen, denen große Achtung bezeigt wird) mit einer starken Eskorte aus Rabat zogen, um ihm zu folgen. Sie wurden von den Ziaris angegriffen und ausgeplündert. Diese letzte Beschimpfung erregte den Zorn des Kaisers; er kehrte sogleich nach Fas zurück, sammelte eine Armee von 30,000 Mann und begann den Krieg. Einige hundert Ziaris wurden gefangen genommen und enthauptet; die übrigen zogen sich ins Gebirge zurück, wo viele Hungers starben. Sieben- bis achttausend Mann Truppen wurden längs der Heerstraße aufgestellt, die jetzt sicher genannt werden kann; aber die Ziaris sind eben so wenig unterworfen, wie früher.

Der jetzige Kaiser, Muley-Abderrahman, ist aus Mangel an Charakterfestigkeit und natürlichen Anlagen unfähig, diesen Geist des Ungehorsams und der Unabhängigkeit zu bändigen; es können daher mehrere Provinzen, die seinen Vorgänger, Muley-Suleiman, als Oberherrn anerkannten, jetzt mit Recht als frei betrachtet werden. Friedliebend und träge, wie er ist, hat er auch (wie ich glaube, mit Recht) den Ruf eines Geizhalses. Während der Regierung seines Oheims stand er an der Spitze des Zollhauses zu Mogador und hatte auf diesem Posten Gelegenheit, einige Kenntniß des Europäischen Handels zu erwerben, die in Verbindung mit den von ihm gefaßten rohen und undeutlichen Begriffen des Finanzwesens und der politischen Oekonomie, ihn eher zum ersten Kaufmann seines Reichs, als zu dessen Beherrscher, geschickt machen. Sein Geiz verleitet ihn bisweilen, Grausamkeiten zu begehen, die er sonst verabscheuen würde. Der Goldurst treibt ihn auch an, den gegenwärtigen Augenblick möglichst zu benutzen und den Handel stets durch neue Beschränkungen und vermehrte Auflagen zu hemmen. Unter den Einwohnern herrscht allgemein der Wunsch, in nähere Verbindungen mit den christlichen Nationen zu treten; aber der Kaiser ist nicht Willens, die Gewißheit des heutigen Gewinns mit der Aussicht auf eine zukünftige, ungleich größere Revenüe zu vertauschen. Er hat sich hierdurch sehr unbeliebt gemacht, und mit seinem Tode sind bedeutende Veränderungen zu erwarten. Wenn die Christen nur nach Fas gelangen könnten, um die nach der Wüste bestimmten Karavanen zu versorgen, so würde, vorzüglich für baumwollene Waaren, ein ausgebreiteter Markt eröffnet werden, der jetzt ganz verschlossen ist. Unter den Mauritschen Kaufleuten zu Fas befinden sich einige der reichsten Leute in der Welt, da sie den ganzen Handel mit den zahlreichen, unternehmenden und, im Vergleich mit ihnen, kultivirten Negervölkern im Süden der Wüste in Händen haben. Ihrer Eifersucht darauf wird der Tod mehrerer Reisenden zugeschrieben; unter Anderen des Herrn Davidson, der vor drei Jahren auf ihren Antrieb ermordet wurde, als er sich anschickte, nach Timbuktu vorzudringen. Es mag immerhin etwas verfrüht erscheinen, dem Aufhören dieses Monopols entgegenzusehen; aber öftere Unterredungen mit Christen, Renegaten, Mauren, Juden und sogar mit Negern aus Sudan und Bambarra haben mich überzeugt, daß nur wenige Jahre vergehen dürften, ehe sich dies ereignet.

Die Mauren sind alle geizig. Sie streben nach Geld, das doch weder ihnen noch ihren Familien den geringsten Nutzen gewährt, indem sie es nur dadurch den gierigen Händen ihrer Machthaber entziehen können, daß sie es unter der Erde verbergen; und da das Geheimniß gewöhnlich mit dem Tode des Besitzers verloren geht, so verschwinden alljährlich auf diese Art Tausende von Münzen. Man hat mir erzählt, daß vor einigen Jahren während der großen Hungersnoth eine unglaubliche Menge Gold und Silber, welches in unregelmäßige Barren oder Kuchen eingeschmolzen war, von den Eigenthümern ausgegraben wurde und in den Seehäfen erschien, um den eingeführten Weizen zu bezahlen. Es wäre vielleicht für die Welt gut, wenn in diesem Lande alle drei oder vier Jahr eine Hungersnoth stattfände. Die Gewohnheit, Geld zu vergraben, ist allgemein, und man glaubt, daß auch der jetzige Kaiser sie befolgt. Er nimmt beständig Geld ein, während er, wenn man den Klagen seiner Offiziere und Soldaten Glauben beimessen darf, sehr langsam und karg in seinen Zahlungen ist. Er dürfte daher ohne Widerrede der reichste Monarch auf dem Erdboden seyn. Es ist bekannt, daß im verflossenen Jahrhundert einer seiner Vorgänger während einer langen tyrannischen Regierung ungeheure Schätze sammelte, von denen man bei seinem Tode nichts finden konnte.

Der Anschein der Armuth ist durchaus kein Beweis, daß Einer hier unbegütert sey, und einmal im Verdacht, werden tausend sinnreiche Martern angewendet, um ihm sein Geheimniß abzuzwingen. Gewöhnlich wird er gepeitscht oder zwischen zwei Bretter gelegt, die nach und nach durch Schrauben zusammengezogen werden. Dieses, was buchstäblich sowohl als figürlich drücken heißt, nennt man auch: ein hölzernes Dschelibiah tragen; das Dschelibiah ist nämlich ein den Mauren eigenthümliches wollenes Gewand. Ein anderes Mittel besteht darin, dem Angeklagten ein weites Paar Beinkleider anzuziehen, welches um die Hüften und Knöchel eng ist, und worein ein Dutzend oder mehr Katzen gesteckt werden. Dieses letztere hält man für sehr zweckmäßig, da es das Geld meistens zum Vorschein bringt. Der vormalige Pascha von Tangier und gegenwärtige Premier-Minister, Ben-Reis, trug mehrere Tage lang ein hölzernes Dschelibiah; da er es aber unbequem fand, so entschloß er sich, seine Reichthümer wieder von sich zu geben, worauf er sogleich seine Functionen als Minister wieder antrat und in eben so hoher Gunst stand als früher.

Der verstorbene Kaiser, Muley-Suleiman, war wegen seines „drückenden" Charakters bekannt, obgleich er weit entfernt war, die Grausamkeit seiner Vorgänger, Muley-Absolem oder Muley-Isaak, nachzuahmen. Ein Fall war besonders merkwürdig. Said-Ben-Sillah, Pascha der reichen Provinz Tedlar, hatte lange der Einkünfte, oder vielmehr der Erpressungen seines Amtes genossen, und als Maure stand nicht zu vermuthen, daß er eine solche Gelegenheit vernachlässigt hätte. Seine Zeit war aber endlich gekommen, und da ihn der Kaiser gemästet und sicher genug glaubte, so berief er ihn in die Residenz und forderte ihm Rechenschaft über seine Reichthümer ab. Der alte Pascha liebte jedoch das Geld zu sehr, um es so leicht aufzugeben. Man nahm seine Zuflucht zu der Tortur, aber er hielt bis zum Tode aus und gab den Geist auf, ohne sein Geheimniß zu verrathen. Durch die Winke eines seiner Sklaven geleitet, wurden Untersuchungen veranstaltet, die zu der Entdeckung des Schatzes führten. Er lag auf dem Grunde eines Brunnens; das Wasser wurde abgezogen, eine kleine Oeffnung an der Seite gemacht, wo sich das Geld befand, und das Wasser dann wieder hineingelassen.

Ein anderer merkwürdiger Fall trug sich unter dem jetzt regierenden Kaiser zu. Bei der Thronbesteigung desselben weigerte sich der Pascha von Tetuan geraume Zeit, die Obergewalt des Monarchen zu erkennen, wurde jedoch durch den Verrath der Einwohner und seiner Anhänger festgenommen und als Gefangener nach dem Schlosse gebracht. Sogleich wurden ihm seine Reichthümer abgefordert: er leugnete, dergleichen zu haben, worauf er die Bastonade mit 500 Streichen bekam; zum zweiten Male wurde er vorgeladen, nach seinen Schätzen gefragt und mit demselben Erfolg; dies wurde ein drittes und viertes Mal wiederholt und das beklagenswerthe, zerfleischte Schlachtopfer dann auf einen Misthaufen geworfen, um dort zu sterben. In diesem Augenblick kam ein Kaiserlicher Befehl, ihn nach Fas an den Hof zu schicken. Jedermann glaubte, daß dies mit der Absicht geschehe, ihn zu einer neuen Strafe oder vielleicht zur Enthauptung zu verurtheilen, und der arme Pascha wurde mit allen Zeichen des Schimpfes auf einen Maulesel geworfen. Bei Hofe angekommen, nahm jedoch die Sache zur Verwunderung seiner Feinde eine andere Wendung; er wurde in die Gunst des Monarchen wieder eingesetzt und zu mehreren ehrenvollen und einträglichen Aemtern ernannt.

Solche Glückswechsel hat es immer in Muhammedanischen Ländern gegeben, und selbst am heutigen Tage können die abenteuerlichsten Uebergänge aus Tausend und Einer Nacht — von der Armuth zum Reichthum, von der Sklaverei zur Macht — in diesem Lande der Unwissenheit, des Despotismus und des Aberglaubens ihre Verwirklichung finden.

Mannigfaltiges.

— Auswahl Französischer Theaterstücke. Von dem hier in der Schlesingerschen Buchhandlung erscheinenden Répertoire du Théâtre Français à Berlin ist vor kurzem die erste Serie geschlossen worden. Es umfaßt dieselbe eine Bibliothek von 250 verschiedenen Theaterstücken von der Zeit des Pierre Corneille bis auf die heutige, und da darin kein einziger Name von Bedeutung und fast kein Trauerspiel, Schauspiel oder Lustspiel fehlt, das irgend einmal Epoche gemacht, so wird diese Sammlung immer eine gern benutzte Hülfsquelle für Freunde der Französischen Sprache und Bühne bleiben, besonders da der sehr niedrig gestellte Preis (für sechs hinter einander folgende Nummern, 8 bis 9 Stücke enthaltend, ein Thaler), die Anschaffung sehr erleichtert. Allem Anscheine nach wird das Unternehmen auch vom Publikum sehr begünstigt, denn die Verlagshandlung hat sich trotzdem, daß in der neueren Zeit in Deutschland mehrere ganz ähnliche Sammlungen Französischer Bühnenstücke begründet worden, veranlaßt gesehen, eine zweite Serie herauszugeben, von welcher die bereits erschienenen ersten sechs Nummern folgende Stücke enthalten: 1) Un mariage à rompre, von Fournier und Arnould; 2) Un Monsieur et une Dame, von Xavier, Duvert und Lauzanne; 3) La Marquise de Senneterre, von Melesville und Duveyrier; 4) Renaudin de Caën, von Duvert und Lauzanne; 5) Rodogune, von Pierre Corneille; 6) Mérope, von Voltaire; 7) Le Parasite, von L. B. Picard und 8) L'humoriste, von T. Leclerq. Das Scribesche Lustspiel Une chaine bildet Nr. 7 der zweiten Serie und würde sonach, wenn im Durchschnitte immer acht Stücke für einen Thaler berechnet werden, in dieser Sammlung noch wohlfeiler seyn, als in jeder anderen Ausgabe, trotzdem, daß deren mehrere in Deutschland zu 7½ und 5 Sgr. veranstaltet worden. — Man kann sich indessen eines wehmüthigen Lächelns nicht enthalten, wenn man erwägt, daß es gerade ein Französisches Theaterstück sey — wenn auch eines voller Esprit und Geschicklichkeit — das in Deutschland solche unerhörte Konkurrenz und Wohlfeilheit im Buchhandel zuwege gebracht.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Maga Zin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Journal in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Freitag den 11. Februar 1842.

Rußland.

Eine Karnevals-Maskerade in St. Petersburg.

Von Treumund Welp. *)

'ß war Einer, dem's zu Herzen ging.
Daß ihm der Zopf so hinten hing;
Er wollt' es anders haben!
So denkt er denn: wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's gethan;
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Chamisso.

Drei Jahre hatte ich bereits in Petersburg zugebracht und allen Aufforderungen zum Besuch einer Karnevals-Maskerade tapfer widerstanden. Wußte ich doch im Voraus, was von einer Vermummungsgeschichte in unserem Norden zu gewärtigen sey! Wir haben uns zu tief in künstliche Verhältnisse verwickelt und nehmen diese viel zu ernsthaft und schwerfällig, als daß es uns möglich wäre, die Natur, selbst unter einer Kleiderverkappung, reden zu lassen. Die Maskerade des Lebens giebt uns im Einstudiren unserer Rollen zu viel zu thun, um noch nebenbei Zeit oder Lust gewinnen zu können, Scherz- und Schein-Charaktere auszuführen. Der Schein im Leben wird von uns mit zu großem Eifer, zu starker Ernsthaftigkeit aufgefaßt!

Im Süden, wo die Natur freigebiger gegen die Menschen ist, wo diese nicht gezwungen werden, für den langen, langen Winter zu sorgen, zu kargen, zu schaffen, da kann die Thorheit im Menschen sich besser behaupten und breiter machen. Hier steht es ihr besser an, mit dem Thörichten des menschlichen Treibens ein thörichtes Spiel zu treiben.

Auf das Innigste überzeugt, wie es mit dergleichen Dingen in Petersburg vollends nichts seyn könne, aus tausenderlei Ursachen, ließ sich endlich dennoch nichts mehr gegen die Behauptung aufstellen: „man müsse überall erst selbst sehen und erfahren, um absprechen zu können!"

Ich wählte zum Besuche die Maskerade der Ausländer, welche den Tag nach Ablauf des Russischen Faschings stattfindet und wo eigentlich kein Russe erscheinen darf, nach kirchlicher Observanz. Man hatte mich versichert, dies pflege die brillanteste zu seyn und biete die meisten Charakter-Masken dar, während alle Welt auf den vorgehenden Maskeraden ganz ohne Masken oder höchstens nur im Domino erscheine. Kaum hatte ich meine Absicht hier und da geäußert, den Spaß mit ansehen zu wollen, als auch schon diese und jene Vorkritiker sich hören ließen. In den vornehmsten Familien war die Sache ganz in der Ordnung, denn der Kaiser ging ja auch dorthin. Alles was zur Männerwelt gehörte, war derselben Meinung und die sogenannten Garçons sogar ultra dafür. Diese Letzteren waren es namentlich, welche immer sagten: „Wenn Sie noch auf keiner Maskerade im großen Theater waren, so sahen Sie eigentlich hier noch nichts!"

Gegen den Besuch der Maskeraden waren hauptsächlich die weiblichen Mitglieder fast aller Familien, die sich zur decenten, puristischen Partei zählen, und dazu gehörte namentlich eine gewisse vornehme Mittelklasse. Diese setzt sich meist, gleich der haute volée, stolz über alles Kleinliche hinweg und ist eingenommen genug, allen Schein, alle Nachrede meiden zu wollen. Man überging entweder die Erwähnung der Maskeraden mit Stillschweigen, oder rümpfte dabei die Nasen und Näschen. Etwanige Intime und zum Bevormunden geneigte äußerten leise anspielend: „Es stehen diese Versammlungen nicht im allerbesten Rufe, man könne höchstens unmaskirt als Zuschauer in den Logen erscheinen u. s. w."

Um Nichts zu versäumen, vielmehr Alles gründlich vom Anfange an zu beobachten, begab ich mich in Begleitung eines Bekannten gegen 11 Uhr an Ort und Stelle. Unsere Billette dankten wir der Güte des mächtigen Grafen B...f, denn ohne dieselbe würde es uns vielleicht schwer geworden seyn, dazu zu gelangen, indem der Nachfragen mehr waren, als man befriedigen konnte oder wollte. Ohne Umstände ließ man uns im bloßen Ballanzuge in das zum Saal verwandelte Parterre eintreten, wo nur erst wenige Personen sich eingefunden hatten, die, gleich uns, gänzlich maskenlos oder höchstens mit einfachem Domino versehen waren. Auch die Logen sah man nur erst hier und da besetzt. Nach und nach füllten sich die letzteren indessen dermaßen, daß überall Gedrang herrschte und nur im Parterre der Zudrang nicht allzu übertrieben war. Ein Musik-Corps befand sich im Hintergrunde der Bühne aufgestellt. Charakter-Masken zeigten sich nur wenige, darunter einige sehr kostbare. Die meisten Anwesenden waren in Domino's gehüllt; mehrere aber trugen gleich mir und meinem Begleiter Ballanzüge, ohne alle Gesichtsmaske. Damen ließen sich nur Wenige sehen, meist trugen sie Chauve-Souris und nur hier und da Charakterkostüme. Die Logen aber zeigten einen Ueberfluß an reichem Ballstaat der Damenwelt.

Gleich allen im Saale Anwesenden, wanderten wir nun stundenlang einförmig gleich Pferden an der Mangel auf und ab, sahen und ließen uns besehen. Mehrere nicht maskirte Bekannte wurden wie gewöhnlich kalt-höflich begrüßt, und einige wenige hinter Larven Versteckte machten sich das geistreiche Vergnügen: uns mit einigen Worten in verstellter Redeweise als Bekannte anzusprechen, ohne sich zu erkennen zu geben; aber auch nicht einer einzigen der anwesenden Charakter-Masken fiel es ein: sich in ihrem Charakter geltend zu machen. Getanzt wurde eben so wenig und zum Glücke pausirte die Musik nur selten und kurze Zeit, so daß die in solchen Intervallen eintretende geräuschvolle Stille, — welche in großen Versammlungen, denen laute Fröhlichkeit mangelt, so lastend auf jeden Anwesenden wirkt, — weniger auffallend wurde.

Kurz nach zwölf Uhr entstand ein Gedränge und Zusammentreten und man zischelte sich zu: „Der Kaiser und der Hof!" Wirklich waren es Se. Majestät und sein Bruder, der Großfürst Michael; Beide in Uniform und ohne Masken. In ihrem Gefolge waren Graf Benkendorf, Graf Essen und noch zwei oder drei hohe Würdenträger, ebenfalls nur in Uniform; sodann aber mehrere andere zum Hofe gehörende Herren, wie die Minister Kisseleff, Tscherutscheff und And[illegible] Domino's.

„Nun [illegible]offentlich der Ball beginnen und Leben in das todte Getriebe kommen!" [illegible] mein Begleiter, und ich hoffte wenigstens einen Charakter durchführen zu sehen: den des Kaisers! Allein wir hatten uns Beide geirrt, denn die Sache blieb wie sie war u[illegible] Anstatt des Kaisers, sah ich nur das gewandte Benehmen eines überwiegenden Mannes, der sich gern dem belebten Durcheinander einer Maskerade hingeben will und das Seinige dazu redlich beiträgt, es zu veranlassen. Daher war alle Notiznahme, waren alle Honneurs für den Kaiser verboten und es sollte Maskenfreiheit stattfinden! Allein daran war nicht zu denken; wo der Kaiser stand, bildete sich stets ein Kreis erstarrter Gaffer, der mit Mühe von einigen weiblichen Masken durchbrochen wurde, die den Kaiser fortwährend intriguirten. Man wollte wissen: die Kaiserin selbst sey anwesend und hinter schnell gewechselten Masken verborgen, die ihren Gemahl am häufigsten unter so vielerlei Gestaltungen zu necken bestrebt war.

Dies lebhafte Beispiel fand jedoch nirgends Nachfolger und ging somit an der Unbehülflichkeit zu Grunde. Der Kaiser sprach auch einige Male mit Personen in den Logen, welche dem Parterre gleich sind; allein auch dies Beispiel blieb ohne Nachahmung. Kurz, der Kaiser und — wenn ich den Versicherungen eines Unterrichteten glauben darf — auch die Kaiserin nebst einer oder der anderen Dame aus ihrem Kreise, waren die einzigen Personen im Saale, welche eine Idee zu haben schienen von dem Vergnügen, welches man sich hier schaffen konnte, wozu man aber weder den Willen noch das Geschick zeigte.

Es gehört zum Herkommen oder, wenn man will, zu den Devoirs, die sich der Kaiser gegen die Bewohner der Hauptstadt auferlegt hat, bei den Maskeraden zu erscheinen und sich in das Vergnügen seiner Unterthanen zu mischen. Offenbar gefällt sich der Monarch in dieser Art Repräsentation, denn er gab seine schöne Gastrolle auf die liebenswürdigste Art und mehr con amore als bei der Ungeschicklichkeit des Publikums zu erwarten war. Mit etwas weniger Wohlwollen au fond du coeur, müßte ihm die künstliche Unbeholfenheit des Publikums die Sache fast zuwider machen. Er müßte sich unangeregt und gelangweilt fühlen, wodurch ihm seine Rolle nur unangenehm und beschwerlich erscheinen könnte. Innere Harmonie der eigenen Gefühle scheint solchem Erfolge vorzubeugen.

Der Kaiser blieb ein paar Stunden anwesend, und sobald er den Saal verließ, war dies ein Signal für Viele, gleichfalls hinweg zu eilen. Theils waren es wohl Nachäffer des Hofes, oder ihr Vergnügen hatte nur darin bestanden: den Kaiser zu sehen, in seiner Nähe zu seyn. Letzteres ist aber in der That genug für einen großen Theil der Petersburger, um ein nec plus ultra aller Amüsements zu seyn. Oft wollte mir der Kaiser als Magnetiseur en gros erscheinen!

Da sich nun durchaus nichts Anderes auf dieser weltberühmten Maskerade begeben wollte, als das ewige unter einander herum spazieren, so langweilte

*) Entweder aus [illegible] Weber

mäßigen, dennoch aber — wie immer und überall hier — höchst theuren Restauration, schickten wir uns an, nach Hause zu fahren.

An einem Tische neben uns hatten ein Domino und eine reiche, Asiatische Phantasiemaske weiblichen Geschlechts Platz genommen. Beide flüsterten so leise zusammen, daß ich, — dos à dos der Dame sitzend, — kaum bemerken konnte, in welcher Sprache sie sich unterhielten. Einige Erfrischungen, welche Beide zu sich nahmen, wurden so behutsam und sorgfältig unter den Masken hindurch geschmuggelt, daß jede Erkennung verhindert ward. Durch die leichte Gaze waren bei der Dame jedoch ein Paar schön geformte Arme sichtbar und mithin wohl Anziehkraft für mich vorhanden, um einiges Interesse zu fassen. Kurz zuvor, ehe ich Anstalten zum Aufbruche machte, war der Begleiter dieser Dame von einem Domino abgerufen worden und diese saß allein hinter mir. Als ich nun aufstand, um zu gehen, nannte die Orientalin auf einmal ganz leise meinen Namen und bat in Französischer Sprache um einen Ritterdienst. Dieser bestand in nichts Geringerem, als ihren Wagen vorfahren zu lassen. Der Kutscher heiße Stephan, das Viergespann bestehe aus Rappen und am Eingange, nach der Newaseite hin, würde der Kammerdiener Martin zu finden seyn.

Durch die Maske wurden mir zwei hinlängliche Befehlshaber bemerkbar, in einem lebhaft glitzernden, schwarzen Augenpaare; ich eilte, — entzückt über den Auftrag, zur Erfüllung desselben, meinen Begleiter seinem Schicksale überlassend und mir den Kopf zerbrechend: wer wohl die Dame seyn möge. Daß sie meinen Namen wußte, führte auf keine Spur; ich hatte zu viel Bekanntschaften und war überdem von mehr Personen gekannt, als ich selbst wußte, wie öftere Beispiele mir bewiesen.

Vergebens frug ich an allen Eingängen nach dem Herrn Martin und beschrieb umsonst dessen, mir von der Dame bezeichnete Livrée; eben so erfolglos blieben meine Nachforschungen in Betreff der Equipage und des vortrefflichen Stephan. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Fanchon das Leiermädchen.

(Schluß.)

Madelon wurde mit Geschenken überhäuft und in Besitz des Hauses und des Gartens gesetzt. Der Abbé Lattaignant brachte die Geschichte in Verse, welche Fanchon im „Cadran bleu" sang. Die Leierkasten machten sie volksthümlich und verbreiteten sie in den Provinzen, so daß ganz Frankreich das rührende Schicksal Madelon's erfuhr und die Wohlthätigkeit Fanchon's segnete. *)

Um indeß die Bedeutung einer solchen Komödie zu würdigen, muß man sich in die damalige Zeit zurückversetzen. Watteau und Boucher hatten die ländlichen Scenen wieder in die Mode gebracht. Man mußte um jeden Preis gepuderte und frisirte Lämmer mit rosa[illegible]nen Bandschleifen haben. Schäferinnen in weiten Reifröcken hüteten diese niedlichen Heerden. Es läßt sich leicht denken, daß Madelon's Mann und Kinder in Seide gekleidet waren, und daß der Garten und das Haus in demselben Geschmacke ausstaffirt worden waren. Jedenfalls hatte dieses Abenteuer die Folge, daß es die Schäfereien mehr als je in die Mode brachte. Die Königin wollte eine Sennerhütte in Trianon haben, und selbst Ludwig XVI. übernahm eine Rolle in dieser unschuldigen Parodie, indem er im Pächterkostüm erschien. Marie-Antoinette kam ihm in kurzem Rocke entgegen und kredenzte ihm die Milch, die sie mit ihren Königlichen Händen gemolken hatte.

Inmitten ihrer Triumphe widerstand indeß Fanchon allen sie umringenden Verführungen. Selbst der Graf von Artois war bei ihr gescheitert. Die Verleumdung mußte ihr in Ermangelung eines anderen den Abbé Lataignant zum Liebhaber geben, der älter als 70 Jahre war. In der Zeit, wo Fanchon auf dem Gipfel ihres Glücks stand, führte mich Dorat zu ihr. Sie bewohnte ein herrlich meublirtes Hotel, und die vornehmsten Herren stritten sich um die Ehre, ihren Soupers beizuwohnen.

Eines Abends sah ich Dorat traurig und sorgenvoll. Er erzählte mir die Wette, die er mit dem Wucherer Blandin eingegangen. „Ach", sagte er, „meine Ahnungen waren nur zu gegründet; das arme Kind läßt sich zu einem maßlosen Luxus fortreißen und hat sich schon in Schulden gestürzt. Sie sieht nicht ein, daß die Laune und die Mode, welche sie so hoch erhoben haben, sie in ihr Nichts zurückschleudern können."

Diese Worte Dorat's betrübten mich nicht, sondern verursachten mir vielmehr eine große Freude, denn ich war damals 20 Jahre alt und im Besitze eines großen Vermögens, über das ich frei verfügen konnte. Ich war sterblich in Fanchon verliebt, wie Alle, die sich ihr näherten und, wie sie, abgewiesen worden. Ich war entschlossen, der schönen Savoyardin mein Vermögen, meinen Namen und meine Hand anzutragen. Man hat vielleicht solche Situation in Theaterstücken gemißbraucht, aber man kann sich doch einer tiefen Bewegung nicht erwehren, wenn man eine Frau mit thränenden Augen und mit zitternder Stimme sagen hört: „Wenn Sie meines Standes wären, würde ich mich glücklich schätzen, die Ihrige zu seyn. Sie würden bald diese Mesalliance bereuen, und ich will Sie nicht für Ihre Großmuth strafen."

Meine Thränen, meine Bitten erschütterten sie nicht. Verzweiflungsvoll begab ich mich nach Amerika, um im Kampfe für die Freiheit Fanchon zu vergessen. Die Abwesenheit und das Kriegsleben heilen schnell von der Liebe.

Allmälig konnte ich ruhiger an Fanchon denken; ich vergaß sie nicht, aber ich empfand keine Sehnsucht mehr.

Viele Jahre waren verflossen, als ich nach Frankreich zurückkehrte. Der Chevalier Dorat, der Wucherer Blandin und der Abbé Lattaignant waren gestorben; Niemand dachte mehr an Fanny, die aus Paris verschwunden war. Ich war aus Amerika mit liberalen und republikanischen Ideen angelangt. Die Republik bedrohte mein Leben, und ich mußte auswandern. Ich suchte eine Zuflucht in Deutschland.

Eines Abends irrte ich traurig durch die Straßen Wiens umher, als ich plötzlich eines der Lieblingslieder Fanchon's hörte. Eine erschöpfte Stimme sang die Verse des Abbé Lattaignant und begleitete sie mit einer Leier. Bis zu Thränen gerührt, näherte ich mich dem Orte, von dem die Töne ausgegangen waren, und sah beim Scheine zweier blakender Lämpchen einige Hunde einen Tanz aufführen. Eine Frau bildete das Orchester, welches so mächtige Erinnerungen in mir angeregt hatte. Ich näherte mich ihr. Krankheit und Elend leuchteten aus ihren verblühten Zügen und aus ihren abgetragenen Kleidern hervor. „Von wem haben Sie diese Verse gelernt?" fragte ich, indem ich eine Gabe in die Schale warf. Sie sah mich an, schauderte plötzlich zusammen und entfernte sich, ohne zu antworten.

Ich kehrte tief betrübt, ohne zu wissen, worüber, nach Hause zurück. Während der ganzen Nacht sann ich nach, wo ich diese Frau schon gesehen habe; es wollte aber keine bestimmte Erinnerung in mir aufkommen. Endlich erleuchtete mich eine schreckliche Klarheit. „Fanchon!" rief ich, „Fanchon ist's!" Ich stand gleich auf und durchstreifte alle Gasthäuser, besuchte am Abend alle öffentliche Plätze, konnte aber Fanchon nicht wiederfinden.

Das ist Alles, was ich von Fanchon zu erzählen habe. Noch weiß ich immer nicht, ob sie es war, die das Elend so tief erniedrigt hatte. Nach diesen Worten reichte der Graf Hrn. Brazier die Hand und entfernte sich schweigend.

III.

Als ich neulich Abends nach Hause kam, fand ich einen Brief mit unbekanntem Siegel. Er enthielt Folgendes: „Ich habe Ihnen ein Geheimniß zu offenbaren; kommen Sie also heute Abend in die Oper und begeben Sie sich in die Loge, wo eine Frau einen Strauß von rothen und weißen Kamelien in der Hand haben wird."

Das verabredete Zeichen erschien erst gegen Schluß der Oper. Als ich in die bezeichnete Loge eintrat, empfing mich eine alte Dame, die mich zum Sitzen einlud und zu mir sagte: „Sie erwarteten vermuthlich eine jüngere Fee zu finden. Verzeihen Sie mir die Täuschung, zu der ich Sie vielleicht durch meine romanhafte Einladung verleitet habe. Wenn Ihnen meine 65 Jahre und meine grauen Haare keine Furcht einflößen, so will ich Ihnen zum Danke dafür etwas von einer Person erzählen, von der Sie Ihre Leser unterhalten haben. Ich habe Fanchon gekannt und kann den beiden Kapiteln, die Sie mitgetheilt haben, ein drittes hinzufügen."

Es war nicht Fanchon, welche der Graf von Forceville in Wien getroffen hatte. Während er glaubte, daß Fanchon ins tiefste Elend versunken sey und Hunden zum Tanze aufspiele, bewohnte dieselbe unter dem Namen Madame Laurent ein hübsches Hotel im Faubourg Saint-Antoine; Sie wurde während der Revolution nicht beunruhigt. Als es endlich den Herren Bouilly und Pain beliebte, ihre Geschichte auf die Bühne zu bringen, konnte sie Zeuge ihrer Apotheose seyn. An dem Tage, wo der Graf von Forceville in Gesellschaft des Herren Brazier der Vorstellung von Fanchon beiwohnte, befand ich mich mit ihr in einer Seitenloge. Dort sah ich die Rührung der alten Frau, als sie in diesem weißköpfigen Greise denjenigen wieder erkannte, der sie einst so sehr geliebt hatte. Eine Thräne glänzte in ihren Augen und schweigend drückte sie meine Hand.

Seitdem bemächtigte sich meiner Freundin eine jugendliche Regsamkeit. Nicht nur ging sie oft allein aus, was ihr früher nie begegnet war, sondern sie nahm auch die Leier von der Wand, wo diese so viele Jahre gehangen hatte, und fang wieder die Lieder, die so oft die Gesellschaft im „Cadran bleu" entzückt hatten.

Fanchon oder vielmehr Madame Laurent war nicht so unwissend geblieben, wie Sie sie geschildert haben. Als sie das öffentliche Singen eingestellt hatte, ließ sie es sich ernstlich angelegen seyn, die ihr fehlenden Kenntnisse zu erwerben; so wurde sie mit der Zeit nicht nur eine geistreiche, sondern auch eine gebildete Frau. Jeden Abend besuchte sie mein Vater, den ihr Ansehen und ihre Volksthümlichkeit aus den Stürmen der Revolution gerettet hatten, um eine Partie Reversis bei ihr zu machen; die anderen beiden Partner waren der Abbé Moreau und ich. Eines Tages sagte mir Fanchon, daß ich von dieser Last befreit werden würde; ich hatte einen Nachfolger erhalten. In der That sah ich in Gesellschaft des Abbé einen alten Herrn eintreten, welchen jener der Herrin vom Hause vorstellte.

Der neue Ankömmling war der Graf von Forceville. Meine Freundin schien zu fürchten und zugleich zu wünschen, daß der Graf sie erkennen möge. Aber Fanchon's Stimme und Züge erweckten in ihm keine Erinnerung. Er beschäftigte sich nur mit dem Spiele, in welchem er eine ungewöhnliche Stärke entwickelte. Als die Zeit des Abendessens gekommen war, zeigte er einen eben so außerordentlichen Appetit. Beim Abschiede bat er Madame Laurent, ihr zu erlauben, einen Besuch abstatten zu dürfen. „Von morgen an erwarte ich Sie alle Abende", erwiederte diese lächelnd.

Als der Graf sich entfernt hatte, sagte sie, mit Thränen im Auge, zu mir:

*) Wer erkennt in dieser Geschichte nicht den Stoff zu Weigel's „Schweizer-Familie"? Fanchon hat uns Deutschen alle zwei gute Opern verschafft und zweien Komponisten Gelegenheit zu eben so gemüthreichen als echt nationalen (Deutschen) Melodieen geliefert.

„Ich bin thöricht; in meinem Alter sollte ich die Erinnerungen und Träume meiner Jugend vergessen haben. Und dennoch empfinde ich einen bitteren Kummer, daß der Mann, der mich einst so sehr geliebt, in meiner Nähe gesessen hat, ohne mich zu erkennen."

Ein ganzes Jahr lang brachte der Graf alle seine Abende bei Madame Laurent zu. Obgleich er seine Armuth sorgfältig zu verbergen suchte, so gehörte doch kein großer Scharfsinn dazu, sie zu errathen. Allmälig verschwanden alle Sachen von Werth, die er trug, und eines Abends schnupfte er, statt aus seiner goldenen Dose aus einer von Horn. Selbst seine Wäsche entging dieser allgemeinen Verwandlung nicht. Uebrigens schien seine Heiterkeit dadurch nicht getrübt zu werden. Eines Tages, als mein Vater und der Abbé Moreau sich nicht hatten einfinden können, sagte Fanchon zum Grafen: „Das einsame Leben ist traurig für eine Frau meines Alters; ich hätte wohl Lust, zu heirathen." Der Graf schwieg. „In einem Alter von 70 Jahren, lieber Graf", fuhr sie fort, „kann eine Frau sich wohl zuerst erklären. Wollen Sie mich heirathen?" — Der Graf faßte ihre Hand und sagte: „Ich begreife den Edelsinn Ihres Benehmens und bin Ihnen sehr dankbar dafür; aber ich kann Ihren Vorschlag nicht annehmen." — „Sie können mich also nicht lieben?" — „Im Gegentheil, ich empfinde große Zuneigung für Sie, aber in meinem Herzen lebt eine Erinnerung, die den Inhalt meines Lebens ausmacht und der ich nicht untreu werden möchte. Ich habe nur einmal in meinem Leben geliebt, und die, welche ich liebte, hat mir eine so edle Uneigennützigkeit gezeigt, daß ich auch jetzt noch den Vorwurf der Undankbarkeit fürchten würde, wenn ich meinen Namen einer anderen Frau gäbe."

Madame Laurent faßte den Grafen bei der Hand und führte ihn in ein kleines Gemach, wo eine Leier, ein seidenes Kleid und ein Sammet-Spenzer aufgehängt waren. „Fanchon!" rief der Graf. „Fanchon's Gewand! O, täuschen Sie mich nicht! Wenn Sie wirklich Fanchon sind, so sagen Sie es mir." — „Wollen Sie noch meine Hand ausschlagen?" fragte Fanchon. Der Graf sank vor ihr auf die Kniee und bedeckte ihre Hand mit Küssen.

Drei Wochen später feierte der Abbé Moreau die Hochzeit Fanchon's mit dem Grafen von Forceville. Mein Vater unterzeichnete den Kontrakt, und ich wohnte dem Hochzeitsmahle bei. Die beiden alten Eheleute verlebten noch zehn glückliche Jahre. Der Graf starb im Jahre 1809; Fanchon folgte ihm am 11. Mai 1810. Als Fanchon starb, wohnte sie rue Ménilmontant No. 7.

P. Berthoud.

Zur Geschichte der Schriften Abelard's und Heloisens.

Die Namen Abelard und Heloise sind ohne Zweifel die berühmtesten, welche je durch die Liebe eine Weihe empfangen haben. Abelard, einer der größten Philosophen, einer der größten Männer seiner Zeit, verdankt die Verewigung seines Andenkens eher seinem Liebes-Verhältnisse als seinem Genie. Auch ist gerade in den Annalen der menschlichen Leidenschaften seine und Heloisens Geschichte eine so einzig dastehende Episode. Ihre gegenseitige Hingebung ist eine jener Erscheinungen, welche wegen ihrer Außerordentlichkeit unwahrscheinlich werden, und bei welchen das ganze Ansehen der Geschichte aufgeboten werden muß, um sie glaubhaft zu machen. Sie mußten aber eben dieser Außerordentlichkeit wegen bald ein Mythos, ein Symbol, jedenfalls etwas Anderes, als sie in der Wirklichkeit waren, bei der Nachwelt werden.

Es ist der Ruhm des 19ten Jahrhunderts, daß es die hervorstechenden Individualitäten der Vergangenheit wieder erscheinen läßt, indem es mit so vieler Sorgfalt ihre Spuren und ihre Denkmäler erforscht, um sie der Gegenwart im reinen Lichte der Wahrheit zu zeigen. Abelard mußte nun auch sein schönes und stolzes Haupt aus der Mitte der Gräber erheben, um in der Mitte so vieler verjüngten Berühmtheiten zu prangen. Aber es war einer erhabenen Frau, wie Madame Guizot, aufbewahrt, die Schuld unserer Zeit gegen die Liebenden des 12ten Jahrhunderts zu bezahlen. Doch diese Arbeit, welche der edlen Frau süße Erinnerungen aus dem Anfang ihres literarischen Lebens hervorrufen mußte, war leider ihre letzte. Mit dieser unvollendeten zarten Arbeit verließ sie die Welt, wie mit einem unterbrochenen Abschiedsgruße an ihre so liebenswürdige Laufbahn. *)

Den Entwurf, welchen die scheidende Frau hinterlassen, nahm Herr Guizot auf. Man sieht dem Werke die feste Hand und den erleuchteten Blick überall an, die die Arbeiten dieses gelehrten Mannes charakterisiren; und er scheint hier ein vermehrtes Aufbieten von Fleiß für Pflicht gehalten zu haben, weil die angefangene Arbeit für ihn ein Vermächtniß der sterbenden Freundin war.

Zu derselben Zeit erhob sich eine andere beredte Stimme, die, indem sie die Philosophie des Abelard aus dem finsteren Schoß der Vergangenheit heraufbeschwor, dem Schleier der Zeit gebot, sich zu erheben. Die Einleitung zu den Ouvrages inédits, welche Herr Cousin im Jahre 1836 herausgab, meinen wir, ein Werk, das sich den schönsten Werken des Uebersetzers des Plato anreihen darf.

Madame Guizot zeichnete den Menschen in Abelard, Herr Guizot die historische Person und Cousin den Philosophen; aber Keiner hatte noch den Liebhaber der Heloise in ihm dargestellt. Man weiß, daß die Briefe der beiden Liebenden zu verschiedenen Zeiten mit strafbarer Profanation travestirt worden. Schon im 17ten Jahrhundert that dies Bussy-Rabutin, der Verfasser der „Amours des Gaules". Im 18ten Jahrhundert versündigten sich Pons und Colardeau ebenfalls, und sie fanden an Dourrigné, Zeutry, Dorat und Saurin Nachahmer.

Es war 1616, daß zum ersten Male die Werke Abelard's und Heloisens gesammelt und herausgegeben wurden. François d'Amboise hatte einige Handschriften Abelard's gekauft und sie dem verdienstvollen Gelehrten André Duchêne mitgetheilt. Dieser entdeckte durch seine selbst angestellten Untersuchungen noch andere Handschriften, und es gelang ihm, zu vereinigen:

1) Brief Abelard's an einen Freund. Die Schrift führt den Namen Historia calamitatum; A. beschreibt seine Lebensgeschichte darin.
2) Briefwechsel zwischen Abelard und Heloise.
3) Briefe Abelard's über den Ursprung der Nonnenklöster und über die darin anzuwendende Regel.
4) Verschiedene Briefe über seine theologischen Grundsätze.
5) Briefe verschiedener Zeitgenossen über denselben Gegenstand. Es sind darunter Briefe vom heiligen Bernhard, von Bérenger von Poitiers und Peter dem Ehrwürdigen.
6) Ein Buch gegen die Ketzer.
7) Kommentar über den Römerbrief. Er ist in 5 Bücher getheilt.
8) 12 Predigten für die Nonnen vom Paraclet.
9) Einleitung in die Theologie; in 2 Bücher getheilt.
10) Opuscula theologischen Inhalts, darunter die Lösung der 42 Fragen, welche ihm Heloise vorgelegt.

André Duchêne hat Anmerkungen beigegeben, die von großer Gelehrsamkeit und Gewissenhaftigkeit zeugen. François d'Amboise aber hat dieser Ausgabe eine lange und gelehrte Vorrede hinzugefügt, in welcher er sich vorgesetzt, Abelard von dem Vorwurf der Ketzerei zu reinigen. Diese etwas anspruchsvolle Vorrede, um derentwillen er sich das Verdienst der Ausgabe zueignete, hatte nicht den Erfolg, den er sich davon versprach. Sie mißfiel sehr zu Rom, und Amboise, mehr auf seine Stelle und Ruhe, wie auf die Festigkeit seiner Philosophie bedacht, beeilte sich, seine Vorrede und seinen Namen von der Ausgabe wegzunehmen, und so Duchêne wieder in die Ehre und Rechte einzusetzen, die er ihm früher so gern geraubt hätte. Auf diese Weise haben wir von dieser kostbaren Ausgabe zwei verschiedene Abdrücke. Alle Exemplare sind sich in dem Texte der Abelard'schen Schriften gleich, aber sie weichen in dem Titel und der Vorrede von einander ab. In der einen Hälfte der Abdrücke wird der Name Amboise als der des Herausgebers genannt, und es befinden sich die apologetische Vorrede und die Censuren der Pariser Theologen über Abelard's Schriften darin; in der anderen Hälfte figurirt der Name André Duchêne auf dem Titel; ein Zueignungs-Brief und eine Vorrede mit der Unterschrift Duchêne's gehen dem Texte vorher, und dieser ist außerdem von einer Sammlung von Gutachten der Alten über Abelard und Heloise (testimonia veterum) begleitet. Letzterer Abdruck ist übrigens viel schöner als der erste und offenbar jünger. Ein Exemplar dieses Abdruckes befindet sich auf der Königlichen Bibliothek; die Bibliotheken des Arsenals und St. Geneviève haben dagegen ein Exemplar von Amboise. Den Unterschied zwischen den zwei Abdrücken hat schon zur Zeit Bayle's der Unter-Bibliothekar an der Bibliothek Mazarin, Lancelot, gemacht.

Von dieser ersten Sammlung und Beurtheilung der Schriften der berühmten Liebenden gehen wir zur neuesten Bearbeitung durch den Bibliophilen Jacob und Herrn Villenave über. Ihr Werk führt den Titel: Lettres d'Héloïse et d'Abélard, traduction nouvelle par le bibliophile Jacob, précédé d'un travail historique et littéraire par M. Villenave.

Zuerst jedoch noch einige Worte über die Bearbeitungen, die zwischen jener ältesten und der neuesten liegen.

Mit Hülfe der Ausgabe von 1616 war es nicht schwer, die Briefe Abelard's und Heloisens in unsere moderne Sprache einzuführen und die Materialien für eine vollständige Lebensbeschreibung Beider zu sammeln. Der Trappist Dom Gervaise versuchte das Unternehmen.

„Im Jahre 1723", sagt der Bibliophile Jacob, „gab Dom Gervaise eine Paraphrase der Briefe Abelard's und Heloisens heraus, nachdem er vorher ihr Leben beschrieben hatte. Diese Paraphrase ist ganz von dem Gefühle des Originals entblößt, aber nichtsdestoweniger ziemlich angenehm geschrieben. Der Buchhändler Bastien, welcher fand, daß sie nicht den Namen Uebersetzung verdiene, versuchte, eine kürzere und doch genauere zu verfertigen. Seine Uebersetzung erschien 1782; sie näherte sich freilich viel mehr dem Originale, aber es fehlt ihr seine zierliche Einfachheit und bewundernswürdige Sicherheit. Der gelehrte Delaulnage endlich hatte vom Buchhändler Journier im Jahre 1796 den Auftrag erhalten, eine schöne Ausgabe der Briefe zu besorgen, und er nahm die Uebersetzung des Dom Gervaise dazu auf, die in der That eine traurige Figur neben dem Original spielte."

Die Ausgabe von Delaulnage ist zwar die beste seit 1616, aber dennoch keine vollkommen gute. Der Herausgeber hat in seinen Untersuchungen über das Leben Abelard's das Unrecht begangen, die Personen und die Zeit, die er behandelt, nach seiner eigenen Zeit zu betrachten; ja, man kann oft das Jahr 1796 darin erkennen. Auch ist an vielen Stellen seine zur Schau getragene Gelehrsamkeit nur von Duchêne geborgt, den er noch dazu nicht überall

---

*) Hierzu folgende Erklärung für den Deutschen Leser: Guizot hatte als 18jähriger Jüngling die Bekanntschaft eines Mädchens gemacht, welche zwar noch jung, doch schon einen schriftstellerischen Namen hatte. Sie schrieb aber für Journale, um ihre armen Aeltern zu ernähren. Als die Noth derselben so groß war, daß die Zeit der Schriftstellerin nicht mehr hinreichte, ihre Subsistenz zu erschwingen, erhielt sie eines Morgens einen ganz in ihrem Sinne geschriebenen Aufsatz, mit der dringenden Bitte, ihn zu unterzeichnen. Der unbekannte geistvolle Schreiber setzte seine Sendungen fort, bis nach langer Zeit ein Zufall ihn verrieth. Gleiche Richtung und die Handlung des jungen Mannes — es war Guizot, der jetzige Minister — stifteten bald ein heiliges Band zwischen Beiden, das sie viele Jahre zärtlich und wissenschaftlich umschlang, bis der Tod es zerriß. Zwischen Guizot und Abelard ist demnach nur das gleich, daß sie Beide durch ihren Geist die Liebe der Freunden erworben haben; aber wie viel edler ist die Handlung des Ersteren!

richtig versteht. Besonders gefällt er sich darin, die kühnen Profanationen des Verfassers des Origine des cultes nachzuahmen und so z. B. zu behaupten, daß der heilige Dionysius äquat dem heiligen Bacchus wäre, da man ja wisse, wie Bacchus und Diokysos eine und dieselbe allegorische Person seyen.

Herr Villenave hat vorzüglich diese Ausgabe benutzt, denn wir finden bisweilen die eigenen Worte Delaulnage's bei ihm, ohne daß er sich vielleicht selbst dieser so genauen Uebereinstimmung bewußt ist. Aber hören wir noch sein Urtheil über die zwei Jahre vorher erschienene Ausgabe von Oddoul: „Herr Oddoul", sagt er, „hat seine Vorgänger in der Uebersetzung, welche er 1838 der Arbeit von Madame Guizot beigegeben, weit hinter sich gelassen. Wir müssen diese Uebersetzung unbedingt loben, und erklären, daß sie eine Art Abdruck der lateinischen Briefe ist. Die Ausgabe Oddoul's, welche von Gigoux illustrirt ist, machte viel Glück, aber sie verdient ein noch größeres. Der sorgfältige Uebersetzer hatte den glücklichen Gedanken, die schönsten Stellen der Neueren über seinen Helden zu sammeln und sie neben die von ihm wieder aufgenommene Testimonia Veterum des Duchêne zu stellen. Oddoul zeichnet sich auch vorzüglich durch die Neuheit seiner Ansichten über den Briefwechsel aus. Mit innigem Gefühle zeigt er auf siegreiche Weise, wie man bisher so ungerecht gegen die berühmten und unglücklichen Liebenden verfahren.

Aber nach so vielen guten Herausgebern glaubte Villenave und der Bibliophile doch, daß noch etwas zu thun übrig sey. Indessen Beide haben die Aufgabe nicht recht begriffen.

Villenave hat die philosophische Seite seines Gegenstandes gar nicht berührt, daher ist Cousin für ihn fast nicht vorhanden; er kommt sehr selten auf ihn zurück. Eben so gewissenhaft verwendet er alle Entwickelung historischer Betrachtungen, welche Guizot's Werk einen so hohen Werth geben. Er hält sich meist an Delaulnage und er beschränkt sich darauf, die Historia calamitatum zu übersetzen und Reflexionen einzuschieben, wie sie der Gegenstand gerade jedesmal fordert. Auch an einzelnen Irrthümern und unbegründeten Behauptungen fehlt es nicht. Seine Uebersetzung ist im Allgemeinen leicht und fließend, aber matt und untreu. Doch hat die Arbeit ihre großen Verdienste. Villenave hat neue authentische Stücke gegeben, die er mit Klarheit und Ordnung darbietet.

Der Bibliophile wollte so treu als möglich Alles, was zum Briefwechsel gehört, übersetzen. Daher hat er den von Oddoul übersetzten Briefen auch jene Klosterregel für die Nonnen beigefügt, welche Abelard an Heloise schickte. Wir loben diesen Zusatz, weil er die Würdigung des späteren Verhältnisses Abelard's zu Heloise vervollständigen wird. Die Uebersetzung ist im Ganzen sehr treu, daher das Französische darin oft recht vernachlässigt erscheint.

Wir wollen endlich den verschiedenen Uebersetzern der Briefe eine gemeinschaftliche Frage vorlegen. Warum geben sie alle das Lateinische tu durch vous wieder? Zur Zeit Abelard's hat man auch im Lateinischen schon vos gesagt, wenn die angeredete Person sich von der schreibenden oder vom Haufen auszeichnete. Wenn daher zwischen solchen Personen tu gesprochen wurde, so war es ein Zeichen der Vertraulichkeit; es ist daher unrecht, dem Verhältniß der beiden Freunde das zärtliche toi zu rauben, das damals, wie jetzt, seinen eigenthümlichen Reiz hatte. Solche Wörtchen erleuchten noch das unter Finsterniß seufzende Herz Heloisens; sie wegnehmen aus der Sprache Abelard's, hieße einen neuen Schleier auf den verstohlenen Liebesblick werfen, welcher inmitten der ruhigen und väterlichen Ermahnungen des gealterten Freundes hervorblitzt.

Ludovic Beaufsire.

Mannigfaltiges.

— Die stehenden Armeen in Friedenszeiten. Ein Französischer Capitain, Ferdinand Durand, stellt in einer Schrift „Des tendances pacifiques de la société Européenne et du rôle des armées dans l'avenir" die Ansicht auf, daß es nothwendig sey, die Armeen in Zukunft zur Kultivirung des Landes, zur Schiffbarmachung von Strömen, zur Erbauung von Eisenbahnen, Chausseen und überhaupt zur Verbesserung öffentlicher, gemeinnütziger Einrichtungen zu verwenden, und so durch sie ein reicheres Aufblühen des industriellen Lebens zu befördern. Um diese Ansicht zu begründen, handelt er zunächst von der historischen Entwickelung der Europäischen Nationen und vorzüglich von dem Zustande der Regierung und des Französischen Volkes seit der Juli-Revolution und spricht aus, daß die erstere nur für die öffentlichen Beamten, die Armeen und überhaupt für die sorge, welche bei dem Bestehen des Staates unmittelbar betheiligt sind, das Volk jedoch überall mehr oder weniger rücksichtslos seinem Schicksal überlassen sey. Hierauf schlägt er im zweiten Buche moralische, intellektuelle und physische Besserungsmittel vor und zwar giebt er als solche eine sorgfältigere Ausbildung des religiösen Bewußtseyns, einen geordneten Unterricht und eine regelmäßige industrielle Beschäftigung an. Im dritten Buche bespricht er Frankreich speziell nach seinen inneren Zuständen und nach seinen Verhältnissen zum Auslande und zeigt, wie in der That Niemand ernstlich daran denke, Frankreich anzugreifen, wie überhaupt der Krieg bei der steigenden Bildung immer mehr unmöglich werde; sonach, schließt er im vierten Buche, ist die Erhaltung eines stehenden Heeres in seiner bisherigen Verfassung jetzt zwecklos, die Regierungen haben demnach darauf zu denken, mittelst der Armeen auch zur Zeit des Friedens für das allgemeine Beste zu wirken, und zwar giebt er die oben angedeutete Wirksamkeit ausführlich in folgendem Aufrufe an, den wir der Vorrede entlehnen, und den, wie er hofft, der König der Franzosen einst an seine Armeen richten soll: „Soldaten! das Vaterland ist außer Gefahr, kein Feind bedroht uns. Zu seiner Vertheidigung bedarf das Vaterland eure Arme nicht, doch es bedarf sie, damit es fruchtbar, damit es schöner werde. Leget eure Waffen nieder! Unser Land ist die Heimat eines tapfern Volkes, mög' es auch die Heimat eines glücklichen werden. Unter euren Händen wandle sich Frankreich zu einem Garten um. Bahnet Wege über unsere Felder, räumet den Sand und die Steine aus unseren Strömen; fället das Holz auf unseren Gebirgen, bebauet die noch öde liegenden Ländereien, trocknet die Sümpfe aus, leget Eisenbahnen an, auf ihnen verbreitet die Bildung sich jetzt über die Welt; ziehet Kanäle, bepflanzet die Berge; dann wird Frankreich euch segnen, und alle Völker werden eurer Begeisterung zujauchzen und sie nachahmen. So werdet ihr eben so groß seyn und größer als eure Väter, die in Kämpfen für das Vaterland gebitet!" Zum Schluß schlägt der Verfasser als einen naheliegenden Vortheil, der durch die stehenden Heere zu erreichen sey, die Anlegung von Kolonieen in Algerien vor.

Bibliographie.*)

Frankreich.

Bonaventure des Periers Le cymbalum mundi et autres oeuvres, réunis pour la première fois, et accompagnés de notices et de notes, par P. L. Jacob (i. e. P. Lacroix); av. une lettre à M. Schoell, contenant une clé du cymbalum, par E. Johanneau. 12. Paris. 3 fr. 50 c. — B. des Periers starb 1544 zu Paris. Sein Cymbalum mundi, contenant quatre dialogues poétiques, wurde als irreligiös von der Regierung verurtheilt und unterdrückt. Dadurch ist die erste Ausgabe (Paris 1537. 8.) so selten geworden, daß man nur ein Exemplar derselben kennt. Von den späteren vier Ausgaben ist nur Amsterd. (Paris) 1732. 8. von Werth. Vergl. auch über dasselbe Oeuvres de Voltaire. Ed. de Beuchot. T. 46. p. 466 u. f.

E. C. Delorme Description du musée de Vienne (Isère), précédée de Recherches hist. sur le temple d'Auguste et de Livie. 8. Mit 9 Lithogr. Vienne.

E. H. Langlois Essai sur la calligraphie du moyen-âge et sur les ornemens des premiers livres d'heure imprimés. 8. Mit 16 Taf. Rouen. 9 fr.

P. Pâris Les manuscrits français de la bibliothèque du roi, leur histoire et celle des textes allemands, anglais, hollandais, italiens, espagnols de la même collection. Tome 4. 8. Paris. 9 fr. — Dieser Band giebt Nachricht von 140, die vier bis jetzt erschienenen Bände überhaupt von 341 Handschriften, zugleich mit häufigen höchst interessanten und lehrreichen Erläuterungen.

Le Glay Mémoire sur les bibliothèques publiques et les principales bibliothèques particulières du département du Nord. 8. Lille. — Nicht ohne Beziehung herausgegeben auf die von dem Ministerium des Unterrichts unter dem 3 August 1841 erlassene und dasselbe ehrende Verordnung, einen Katalog der Handschriften sämmtlicher öffentlichen Bibliotheken Frankreichs auszuarbeiten, der später im Druck erscheinen soll. Von den darin besprochenen neun öffentlichen Bibliotheken sind die von Cambrai, Douai, Valenciennes und Lille die wichtigeren. Die Handschriften der Bibliothek von Cambrai wurden von Le Glay bereits früher in einem besonderen Werke (Catalogue descriptif et raisonné des manuscrits de la bibliothèque de Cambrai. Cambrai 1831. 8.) verzeichnet, zu dem er hier Berichtigungen giebt.

Guizot Washington. 12. Paris. 1 fr. 25 c. — Ist nur ein Abdruck aus Guizot's Uebersetzung der schönen von J. Sparks besorgten Amerikanischen Ausgabe der Werke Washington's (Vie, correspondance et écrits de Washington. 6 vol. 8. Paris 1839 — 40). Hr. Guizot hat indeß auch neuerdings Muße gefunden, eine literarische Arbeit dem Druck zu übergeben, unter dem Titel: Madame de Rumford (1758—1836). Paris 1841. 8. (31 Seit.), enthaltend eine sehr elegant und geistreich geschriebene Schilderung des Salons der Mad. Rumford († 1836), zu dessen Besuchern Guizot, Alex. v. Humboldt und andere Notabilitäten der Wissenschaft und Kunst gehörten. Leider ist dieselbe nicht in den Buchhandel gekommen.

Annuaire historique universel, ou Histoire politique, pour 1840. Rédigé par Rosenwald et Despres, revu par C. L. Lesur. 8. Paris. 15 fr.

Art de vérifier les dates, depuis l'année 1770 jusqu'à nos jours, formant la continuation ou troisième partie de l'ouvrage publié sous ce nom par les religieux bénédictins de la congrégation de Saint-Maur. Publié par le marquis de Fortia. Tome 17. 8. Paris. 7 fr.

Jonband Les chemins de fer et les postes dans leurs rapports comparés de progrès et de conservation en France et à l'étranger. 8. Paris.

Lambert de Ballyhier Compiègne historique et monumental. Livr. 1—5. 8. Compiègne. — Das Ganze wird aus 2 Bänden bestehen, erscheinend in 40 Liefr., à 30 c.

Discours de ce qu'a fait en France le héraut d'Angleterre, et de la réponse que lui a faite le roi le 7 juin 1537. 12. Reims. — Herausgegeben von der Société des bibliophiles de Reims. Enthält auch das Reglement und das Verzeichniß der Mitglieder.

M. N. S. Guillon Examen crit. des doctrines de Gibbon, de Strauss et de Salvador, sur Jésus-Christ, son évangile et son église. 2 vol. 8. Paris. 16 fr. — Strauß's Leben Jesu wurde nach der 3. Ausg. von Littré ins Französische übersetzt (4 vol. 8.); Salvador, ein gelehrter Pariser Israelit, gab vor kurzem eine Vie de Jésus heraus.

A. Dumas Excursions sur les bords du Rhin. 2 vol. 8. Paris. 15 fr.

de Fremainville Histoire de Bertrand Duguesclin, connétable de France et de Castille. 8. Brest.

Berault-Bercastel Histoire de l'église. Nouv. édit., augm. de sa continuation depuis 1720 jusqu'à 1830, par de Robiano. Tomes 1—5. 8. Lyon. — Eine in der katholischen Welt sehr verbreitete Kirchengeschichte.

A. Imbert de la Histoire des guerres religieuses en Auvergne pendant les 16. et 17. siècles. Tome 2. 2. partie. 8. Moulins. Preis beider Bände 20 fr.

J. M. Lehuërou Histoire des institutions mérovingiennes et du gouvernement des Mérovingiens jusqu'à l'édit de 615. 8. Paris. 7 fr.

C. Schmidt Nouveaux détails sur la vie de Gutenberg, tirés des archives de l'ancien chapitre de Saint-Thomas, à Strasbourg. 8. Strasbourg.

Lethierry Barrois Racines hébraïques, av. leurs dérivés dans les principales langues de l'Europe etc. 1. partie. 4. Paris. 10 Fr.

Carasson Traité de la compétence des juges de la paix. 2. édit. 2 vol. 8. Dijon. 17 fr.

Lao-tseu Tao-te-king. Le livre de la voie et de la vertu, composé dans le 6. siècle av. l'ère chrétienne; traduit en français, et publié av. le texte chinois et un commentaire perpétuel, par S. Julien. 8. Paris, (Duprat.) 12 fr. — Erste in Europa veranstaltete Ausgabe des ältesten und wichtigsten Denkmals Chinesischer Philosophie; in China selbst erschienen davon nicht weniger als 64 Ausgaben. Ueber die großen Schwierigkeiten der Erklärung und Uebersetzung desselben hat sich Abel-Rémusat in einer eigenen Abhandlung ausgesprochen (Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. T. 7). Das Werk ist in der Königl. Buchdruckerei gedruckt.

Matter (früher Prof. in Strasburg, jetzt inspecteur de l'université in Paris) Schelling et la philosophie de la nature. 8. Paris. 2 fr.

V. Hugo Le Rhin. Lettres à un ami. 2 vol. 8. Paris. 16 fr. — Fast gleichzeitig mit diesem von den Blättern (Magazin No. 8.) bereits vielfach besprochenen Buche erschien zu Paris ein besonderer Abdruck des Rheinliedes von N. Becker: Le Rhin allemand (½ Bog. 8.), von den Franzosen auch die Marseillaise de l'Allemagne genannt, nebst poetischer Französischer Uebersetzung (von V. L.), so wie eine Deutsche Uebersetzung der als Antwort darauf von A. de Lamartine gedichteten und zuerst in der Revue des deux mondes (1. Juni 1841) gedruckten Hymne de la paix (½ Bog. 8.).

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 19. Berlin, Montag den 14. Februar 1842.

Süd-Afrika.

Mährchen der Betschuana's.

Das Volk der Betschuana's hat einen Schatz von alten Mährchen und Erzählungen, die größtentheils sehr lang sind. Man nennt sie Schumo's oder Ueberraschungen, ein Titel, der sehr passend ist. Diejenigen, die der Missionair Hr. Casalis gesammelt, sind fast alle eine unzusammenhängende Häufung von außerordentlichen Begebenheiten und von Beschreibungen fabelhafter Thiere, ähnlich unseren Harpyien und Hippogryphen — mit einem Worte, das Groteske und das Ungeheure sind die wesentliche Grundlage derselben. Doch findet man hin und wieder sehr kostbare moralische Lehren, rührende Züge und musterhafte Beispiele in diesen Schöpfungen des Süd-Afrikanischen Geistes. Der Stil ist sehr lebhaft und gewöhnlich dem Gegenstand angemessen; die pathetischen Stellen haben einen Charakter, der nur in Ländern, wo man Alles sagt, was man denkt, nicht übertrieben erscheinen kann. Drei dieser Mährchen folgen hier als Probe.

I. Der Mord des Maßiloniane.

Zwei Brüder verließen eines Tages die Hütte ihres Vaters, um ihr Glück zu suchen. Der Aeltere hieß Maßilo, der Jüngere Maßiloniane. Nach einigen Tagereisen kamen sie zu einer Stelle, wo zwei Wege sich ihnen boten: der eine führte nach Osten und der andere nach Westen. Der erstere Weg war mit Fußspuren von Weidevieh bedeckt, der andere mit Fußspuren von Hunden. Maßilo folgte dem letzteren Wege; sein Bruder ging in der anderen Richtung. Nach einigen Tagen kam Maßiloniane bei einem Hügel vorüber, der ehemals bewohnt gewesen war, und staunte nicht wenig, eine Menge verkehrt stehender Töpfe auf demselben zu finden. Er bekam Lust, die Töpfe umzukehren, um zu sehen, ob nicht unter einem derselben ein Schatz versteckt wäre; und schon hatte er mit einer großen Anzahl Töpfe so verfahren, als ein Topf von ungeheurem Umfang an die Reihe kam. Maßiloniane gab ihm einen tüchtigen Stoß, allein er blieb unbeweglich; der junge Reisende verdoppelte seine Anstrengung — vergebens. Zweimal ist er genöthigt, seinen geborstenen Gürtel wieder zu knüpfen; der Topf scheint im Boden festgewurzelt. Aber plötzlich weicht er, wie durch Zauber, einem sehr gelinden Drucke, und ein unförmlicher Riese erscheint vor dem jungen Maßiloniane, der voll Schrecken zurückbebt. „Was störst Du mich", fragte das Ungethüm, „dieweil ich meinen Ocker anreibe?" Maßiloniane betrachtete ihn genauer und bemerkte mit Grausen, daß eines von seinen Beinen so dick war, wie ein starker Baumstamm, während das andere die gewöhnliche Proportion hatte. „Zur Strafe für Deinen Frevel sollst Du mich tragen, Söhnlein", sagte das Ungeheuer und schwang sich in demselben Augenblick auf den Rücken des Unglücklichen; dieser knickte zusammen, erhob sich wieder, that ein paar Schritte vorwärts, wankte und stürzte wieder an den Boden. Seine Kräfte verließen ihn gänzlich; aber der Anblick eines Stückes Rothwild in der Ferne gab ihm ein Mittel ein, zu entrinnen. „Väterchen", sagte er mit zitternder Stimme zu dem Scheusal, „setz' Dich einen Augenblick an die Erde; ich kann Dich nicht tragen, weil ich keinen Riemen habe, um Dich auf meinem Rücken festzubinden; ich will schnell ein Kaama erlegen, und aus seiner Haut wollen wir Riemen schneiden." Sein Gesuch ward ihm bewilligt, und er verschwand mit seiner Meute in der Ebene. Nachdem er sehr weit gelaufen war, versteckte er sich in einer Höhle; aber der dickbeinige Unhold, des Wartens müde, folgte ihm bald nach und rief, so oft er eine Fußstapfe des Jünglings erblickte, mit seiner rauhen Stimme: „Sieh da, den kleinen Fuß des Maßiloniane — sieh da, den kleinen Fuß meines Kindleins." Maßiloniane hörte ihn kommen und fühlte, wie der Boden unter seinem Tritte bebte. Von Verzweiflung ergriffen, verläßt er die Höhle, ruft seine Hunde herbei und hetzt sie gegen den Feind, indem er ihnen sagt: „Tödtet ihn, verzehret ihn ganz, aber laßt sein dickes Bein übrig!" Die Hunde gehorchten, und ihr Herr nahte bald dem unförmlichen Beine ohne Besorgniß. Er hieb es mit einer Art in Stücke, und — o Wunder! — es kam eine ungeheure Heerde schöner Kühe daraus hervor. Eine von ihnen war so weiß, wie der gefallene Schnee. Vor Freuden außer sich, treibt Maßiloniane das Vieh vor sich her und begiebt sich wieder auf den Weg nach der Hütte seines Vaters.

Der ältere Bruder, Maßilo, kam mit einer Hundeheerde, der Frucht seines Zuges, zurück. Beide Brüder begegneten einander da, wo sie sich getrennt hatten. Der Jüngere sagte, weil er das größere Glück gehabt, zu dem Aelteren: „Nimm aus meiner Heerde so viel Vieh, als Dir gefällt; nur wisse, daß die weiße Kuh Niemanden gehören kann, außer mir." Aber dem Maßilo war es eben um diese allein zu thun; er bat seinen Bruder wiederholt, sie ihm abzutreten — vergebens. Die Beiden übernachteten zweimal, und am dritten Tage kamen sie bei einer Quelle vorüber. „Laß uns hier verweilen", sprach Maßilo; „der Durst verzehrt mich. Wir wollen ein tiefes Loch graben und Wasser hinein leiten, damit es frisch werde." Als die Arbeit vollendet war, suchte Maßilo auf dem benachbarten Berge einen großen platten Stein, den er auf das Loch legte, um das Wasser vor den Sonnenstrahlen zu schützen. Nachdem das Wasser sich genugsam verkühlt hatte, trank Maßilo zuerst. Sein Bruder wollte ein Gleiches thun; aber im Augenblick, als er sich zu diesem Ende über das Loch bückte, faßte ihn Maßilo an den Haaren und hielt ihm den Kopf so lange unter dem Wasser, bis er erstickt war. Dann schöpfte er das Wasser wieder aus dem Loche, steckte den Leichnam hinein und bedeckte ihn mit dem Steine. Als Herr der ganzen Heerde ging nun der Mörder gesenkten Kopfes weiter; aber kaum war er einige Schritte vorwärts, da setzte sich ein kleiner Vogel auf das Horn der weißen Kuh und sang in klagenden Tönen: „Tsiri! tsiri! Maßilo hat den Maßiloniane getödtet wegen der weißen Kuh, die er so sehr liebte!" Der Mörder entsetzte sich und tödtete den Vogel mit einem Steinwurf; aber kaum schickte er sich an, weiter zu gehen — da saß der kleine Sänger wieder auf dem Horne der weißen Kuh und wiederholte dieselben Worte. Maßilo warf ihn von neuem mit einem Steine todt und zerschmetterte ihn dann gänzlich mit seiner Keule. Aber in geringer Entfernung von der Stelle erschien das Vöglein zum dritten Mal auf dem Horne der Kuh und sang dieselben Worte. „Da! Zauberer!" — rief Maßilo, außer sich vor Wuth — „werd' ich Dich endlich zum Schweigen bringen?" Darauf schleuderte er einen Stock gegen den verhaßten kleinen Mahner, zündete ein Feuer an, verbrannte das Vöglein darinnen und streute die Asche in den Wind. Verhoffend, der Spuk werde nicht wiederkehren, zog Maßilo stolz und keck in sein väterliches Dorf, dessen Bewohner sich schaarten, um die reiche Beute zu betrachten, die er mit sich führte. Man rief ihm von allen Seiten: „Wo ist Maßiloniane?" Er antwortete: „Ich weiß es nicht — wir sind verschiedene Wege gegangen." Eine Menge Neugieriger umringte die weiße Kuh. „O, wie schön ist sie!" rief man um die Wette; „wie fein ist ihr Haar! wie rein ihre Farbe! Glücklich der Mann, der sie besitzt!" Da trat mit einem Mal tiefe Stille ein .... auf das Horn des bewunderten Thieres setzte sich ein kleiner Vogel und sang: „Tsiri! tsiri! Maßilo hat den Maßiliniane getödtet um seiner weißen Kuh willen, die er so sehr liebte!" — „„Wie! Maßilo hätte seinen Bruder getödtet?"" .... Die Menge stob voll Entsetzen aus einander und war unfähig, sich Rechenschaft von dem abzulegen, was sie gesehen und gehört. In diesem Augenblick der Verwirrung flog der kleine Vogel zu der Schwester des Opfers und sagte ihr: „Ich bin das Herz des Maßiloniane. Maßilo hat mich getödtet; mein Leichnam ist bei dem Quell in der Wüste." *)

Arabien.

Botta's Reise im Jemen.

Der Name Jemen weckt bei Hörern und Lesern mehr als der Name irgend eines anderen Landes ein Gefühl fast wundersamen Interesses. Arabien überhaupt ist ein Wort, in welchem seit Jahrtausenden, für die kindlichen Geschlechter des leichtgläubigen Alterthums sowohl wie für den ernsteren Sinn der neueren Zeit, ein Gedanke voll Reiz schlummert. Dort, wo die Wiege der geoffenbarten Religionen war, woher die Völker den Weihrauch empfingen, den allein sie Gott oder den Göttern zu opfern für würdig hielten, dort, wo die reichsten Genüsse des Lebens sich mit dem todbringenden Samum begegnen, dort endlich, wo das edelste Metall, das kostbarste Gestein und die schönsten Thiere gefunden werden, dort, glaubten die Alten, sey auch das weiseste und kunstvollste Volk der Erde zu finden. Die heilige Schrift vergleicht den weisesten Sänger mit den Weisen Arabiens, und wenn sie die Weisheit Salo-

*) Diese Erzählung ist eine der besten von den mir bekannt gewordenen. Das Vorhandensein der Seele, ihre Unsterblichkeit und das Gewissen, welches den Mörder verfolgt, was er auch aufbieten mag, um seine Stimme zu betäuben, sind hier klar angedeutet. Man wird beim Lesen der Erzählung an den Vogel Manah der alten Araber erinnert, welcher nach ihrem Glauben aus dem Gehirne des Menschen flog, sobald dieser seinen Geist aufgab.
Anmerk. des Hrn. Casalis.

men's in das glänzendste Licht setzen will, so läßt sie die Königin von Saba aus Jemen zu ihm reisen und ihm Räthsel vorlegen, die er erräth.

Jemen aber ist es besonders, das so viele Aufmerksamkeit, ja eine Art von sehnsuchtsvoller Aufmerksamkeit auf sich zog. Denn während das übrige Arabien eine von geringen Oasen unterbrochene unabsehbare Masse von Sandebenen ist, in denen der giftvolle Samum sich kreiselt, ist Jemen, von schönerem Klima begünstigt, einer milderen Abwechselung von Gebirgen und Ebenen sich erfreuend, mit Recht als das Vaterland der Erzeugnisse gepriesen, die das menschliche Leben versüßen und schützen: als das Land der edelsten Gewürze und Arzneimittel. Die Alten nannten es das glückliche Arabien, während ganz Arabien im Nordosten Jemens das wüste und der Nordwesten das steinige Arabien hieß. Und so ist die Spitze im Südwesten der Halbinsel die glückliche zu nennen, wenn man sie physisch mit den anderen Landestheilen vergleicht; dagegen ist gerade die Spitze im Nordwesten die glückliche in unendlich höherem Sinne zu nennen, da sie die Halbinsel Sinai enthält, die Geburtsstätte der mosaischen und mittelbar der christlichen Religion.

Von einer anderen Seite betrachtet, von der politischen nämlich, ist Jemen ein sehr glückliches Land oder muß bald ein solches werden. Während es den einen Schenkel seines Dreiecks dem Indischen Ocean zukehrt, badet sich der andere im Rothen Meere, und seine Spitze tritt so nah an Afrika's Küste, daß es hier den Handel zwischen drei Welttheilen vermitteln und beherrschen muß, sobald die von so vielen Seiten gewünschte Verbindung des Rothen Meeres mit dem Mittelländischen zu Stande gebracht seyn wird. Schon haben die Engländer zu diesem Zwecke festen Fuß in Aden gefaßt, und ihnen, die so glücklich in allen Expeditionen sind, wird es sicherlich bald gelingen, den Arabischen Meerbusen zur Handelsstraße zwischen ihrem Indien, ihrem China und dem Abendlande zu machen.

Haben wir so die wichtige Stellung, welche Jemen in der Geschichte und in der Gegenwart einnimmt, aufgezeigt, so bedarf es wohl keiner weiteren Erklärung, daß eine Beschreibung des Landes in seiner neuesten Gestaltung von einem gelehrten Augenzeugen willkommen ist. Seit Niebuhr und Burckhardt haben zwar manche treffliche Untersuchungen über die Arabischen Alterthümer Licht verbreitet: Fresnel in seinem besonnenen Urtheil und seiner anziehenden Darstellung; Gesenius mit seinem scharfen und klaren Blicke; Rödiger mit seiner tiefen Sprachkunde und sicheren Kritik und auch Joseph v. Hammer haben in Bezug auf Geographie, Geschichte und Sprache des Landes viel geleistet. Aber über die Sitten der jetzigen Einwohner des Landes, deren Kenntniß gerade jetzt, wegen der bevorstehenden Bedeutsamkeit des Landes, Bedürfniß ist, vernahmen wir nur wenig. Herr Paul Emil Botta nahm sich daher vor, diese Lücke auszufüllen. Vom naturhistorischen Museum zu Paris nach Jemen gesandt, um dort Naturgegenstände zu sammeln, benutzte er seinen Aufenthalt in dem schönen Lande auch für die Völkerkunde, und er gab vor kurzem die Frucht seiner Erfahrungen unter dem Titel: „Relation d'un voyage dans l'Yémen etc." heraus. Herr Botta, der der gelehrten Welt schon durch seine vor einigen Jahren angestellten geologischen Untersuchungen im Libanon rühmlich bekannt ist, verläßt bei seiner Reisebeschreibung den Weg, den die meisten unserer neuen Reiseschriftsteller eingeschlagen; seine Reise im Jemen verhält sich zu den anderen Reisen wie das glückliche Arabien zum sandigen, steinigen, felsigen und wüsten. Die geheuchelte Anbetung der Natur in der Schweiz, der Kunst in Italien und der heiligen Stätten Palästina's; die Lobeserhebungen der Französischen Küche, der Englischen Verfassung; die Verleumdungen anderer Länder und einzelner Familien haben uns schon genug ermüdet. Es war Zeit, daß einmal ein Bericht über ein Land erscheint, der so einfach ist wie der Gegenstand, den er beschreibt, und der belehrt und aufklärt, ohne boshafte Neugierde und Schadenfreude zu kitzeln. Wir halten den Bericht für so unterrichtend, daß wir ihn auch in diesen Blättern erwähnen zu müssen glauben. Wir lassen Herrn Botta selbst sprechen, indem wir hier das erste Kapitel seiner Schrift vollständig übersetzen:

Abreise von Dschidda.

Nach einem Aufenthalte von einigen Monaten an den nördlichen Küsten des Rothen Meeres reiste ich von Dschidda auf einer großen Arabischen Barke ab, welche mit Linsen für die in Arabien stationirten Truppen beladen war. Nach einer langen Ueberfahrt, denen der Arabischen Schiffer ähnlich, welche des Morgens unter Segel gehen und des Abends Anker werfen, um die Nacht unter dem Schutze eines Felsens zuzubringen, kam ich Ende September 1836 in Hodeida an.

Ich stattete sogleich dem Statthalter, Hussein Effendi, einen Besuch ab, von welchem ich mit der Artigkeit, welche die Türken charakterisirt, aufgenommen wurde. Aber bei ihm, wie bei den meisten seiner Landsleute, war Falschheit im Hintergrunde. Dann ließ ich mich zu dem Kaufmanne Abubekr-Kathân, auf den ich einen Kreditbrief hatte, führen; dieser aufrichtige und rechtschaffene Scheich stammte aus Hadramaut und war, wie viele seiner Landsleute, nach Jemen gekommen, um sein Glück zu suchen, und hatte es auch dort gefunden. Die ersten Kaufleute Jemen's und selbst von Hedschas gehören in der That den unteren Klassen und den verachteten Stämmen Hadramaut's an, welche eine Zeit lang ihr Vaterland verlassen und dann erst zurückkehren, wenn das Geld, welches sie gesammelt haben, ihnen daselbst, wie es überall der Fall ist, eine ehrenvolle Stellung sichern und ihre niedrige Geburt vergessen machen kann. Der Scheich Kathân hatte mehrere große Barken, mit denen er auf dem Persischen Meerbusen und dem Indischen Meere Handel trieb, und das Vermögen, welches er schon besaß, gestattete ihm, an eine Rückkehr in sein Vaterland zu denken. Der Mann hatte eine schöne Physiognomie und war so einfach als möglich gekleidet, wie es im Allgemeinen die Bewohner dieser Küste sind, indem er nur ein Tuch um die Lenden und ein baumwollenes mit Seide gesticktes Käppchen auf hatte, während der übrige Theil des Körpers ganz nackt war. Er ließ mir, dem Gebrauche Jemen's gemäß, Kaffee in Tassen reichen, welche mit Weihrauch durchduftet waren, was für mich aber einen unangenehmen Geschmack hatte.

Ich mußte einige Tage in Hodeida bleiben, um die Rückkehr Ibrahim Pascha's, Neffen des Pascha von Aegypten und Statthalter des Theiles in Jemen, den die Aegypter erobert hatten, abzuwarten. Um diese Zeit hatten diese noch keine Fortschritte im Innern gemacht, und ihre Herrschaft beschränkte sich nur auf die Küstenstädte; sie wußten aber geschickt Vortheil aus der unter den Arabern herrschenden Zwietracht zu ziehen, so daß viele sehnlichst Mehmed Ali's Herrschaft herbeiwünschten, indem sie von ihr die Wiederherstellung des Friedens hofften. Schon war es Ibrahim Pascha gelungen, einen der mächtigsten Häuptlinge Jemen's, den Scheich Hassan den Jahia ben Ali Saad, den unabhängigen Herrn der Provinz Hais, auf seine Seite zu bringen. (Der, nachdem er eine lange Zeit Statthalter der Provinz Taaz für den Imam von Sana gewesen war, sich in dem Theile des Gebirges, welches man Djab-el-Akfal nennt, unabhängig erhalten und zur Zeit der Empörung von Turki-Bilmez gegen den Pascha von Aegypten und des Einfalls der Araber von Asyr eine wichtige Rolle gespielt hatte. Diese ließen ihn als Statthalter von Mocha, wo er blieb, bis die Truppen des Pascha es in Besitz nahmen. Da dieser ihn mit Schonung behandeln und belohnen wollte, weil er bei der Eroberung der Stadt keinen Widerstand geleistet hatte, so ließ er ihn als unabhängigen Herrn der Provinz Hais.)

Da es mir unmöglich gewesen wäre, im Innern ohne die Zustimmung und den Schutz des Scheich Hassan zu reisen, so sollte mich Ibrahim Pascha mit seinem Einflusse bei ihm unterstützen. Während ich seine Rückkehr abwartete, suchte ich alle Nachrichten, die mir nothwendig seyn konnten, zu sammeln.

Beschreibung der Stadt Hodeida.

Außer einer großen Anzahl von Hütten, die aus Zweigen gebaut und mit Stroh bedeckt sind, welche man Gibbi nennt, enthält die Stadt Hodeida schöne, weiß getünchte Häuser von Backsteinen, denen die flachen Dächer mit durchbrochenen Geländern von verschiedenen Zeichnungen ein gewisses Italiänisches Ansehen geben. Die Fenster sind, wie fast im ganzen Orient, von der Straße aus durch Gitter, die von Holz auf mannigfache Weise ausgeschnitten und wahrhafte Meisterstücke des Geschmacks und der Geduld sind, verschlossen. Die Thüren sind auch, wie in Dschidda, gewiß mit weit vollkommenerer Bildhauer-Arbeit versehen, als viele alte Sachen, die bei uns jetzt sehr bewundert werden.

Die Straßen sind breiter und reinlicher, als in den Aegyptischen Städten, aber die Basare sind klein und schmutzig; ich vermied es, da zu verweilen, um nicht von dem Anblick der zahlreichen Bettler, die sehr gewöhnlich an der Seite eine vom Brande ergriffene, meist unheilbare Wunde haben, unangenehm betroffen zu werden. Diese Unglücklichen verschmachten und sterben oft auf der Straße, unter den Augen der Vorübergehenden, ohne daß Jemand daran denkt, ihnen Linderung zu verschaffen. Die Stadt war damit angefüllt, obgleich drei Monate vorher die Cholera, während ihres Erscheinens von einigen Tagen, eine beträchtliche Anzahl derselben hinweggerafft hatte. Ein Französischer Arzt im Dienste Ibrahim Pascha's hatte ihm den Vorschlag gemacht, zur Aufnahme derselben ein Hospital zu gründen, und sich erboten, sie unentgeltlich behandeln zu wollen; da aber der Pascha sie hätte erhalten müssen, so schlug er es ab.

Die Bevölkerung von Hodeida ist sehr gemischt; die vorzüglichsten Kaufleute stammen, wie ich schon gesagt habe, aus Hadramaut. Man findet auch einige Juden, Armenier und Banianer daselbst. Diesen Letzteren ist die Ausübung ihres Kultus gestattet, sie dürfen aber ihre Frauen nicht in die Stadt bringen; auch bleiben sie nur so lange da, bis sie sich Vermögen erworben. Sie füttern alle Tauben der Stadt durch regelmäßige Austheilung von Korn, welches sie auf die Dächer ihrer Häuser streuen lassen; ihre Wohlthätigkeit erstreckt sich selbst auf die Hunde, deren Race genau dieselbe ist, wie im übrigen Orient; aber diese Thiere werden nicht in der Stadt geduldet, sie halten sich außerhalb der Mauern auf, wo man ihnen alle Morgen Fleisch, welches die Banianer gekauft haben, giebt.

Der merkwürdigste Menschenschlag, den man zu Hodeida und an dieser ganzen Küste bis Dschidda findet, ist der der Saumalis, welche einen vollkommen schwarzen Teint, langes Haar und ganz Europäische Züge haben. Als Bewohner der entgegengesetzten Küste, kommen sie nur nach Hodeida, um Butter, Hammel und andere Produkte ihres Landes zu verkaufen. Dieser Stamm ist schön von Gestalt, sehr stolz und muthig; ihre Sprache ist, glaube ich, dieselbe, wie die der Bicharris, eines Stammes, der zwischen dem Nil und dem Rothen Meere wohnt und mit den Saumalis viele Aehnlichkeit in den Zügen hat. Mit einem großen Stücke Baumwollenzeug, welches sie wie eine Toga tragen, bekleidet, mit sehr gut gearbeiteten Sandalen an den Füßen und einem Messer oder Dolch, den sie am Arm befestigt tragen, sind die Saumalis vorzüglich durch ihr ungeheures zerzaustes Haar, das sie auf eine besondere Weise schneiden und ordnen, merkwürdig. Einige dieser Kopfzierrathen gleichen genau denen, welche man auf Aegyptischen Denkmalen abgebildet findet.

Obgleich Hodeida nur einen kleinen Hafen oder vielmehr eine gefährliche Rhede hat, so treibt die Stadt doch einen sehr beträchtlichen Handel; er war noch bedeutender, ehe der Pascha gewissermaßen das Kaffee-Monopol an sich riß, indem er die Hälfte der Aerndte behielt und die andere den Kaufleuten überließ, ihnen aber die Einfuhr in Aegypten verbot, wo er allein das

Recht hat, ihn zu verkaufen. In Hodeida zum Theil kaufen die Schiffe Indiens und des Persischen Meerbusens auf ihrer Rückkehr von Dschidda, wo sie ihre Waaren für baares Geld verkauft haben, eine Rückfracht, welche vorzüglich aus Kaffee, Gummi, Weihrauch, Elfenbein u. s. w., Produkten der entgegengesetzten Küste, besteht. Dahin werden auch die Perlen gebracht, welche bei den Inseln und zahlreichen Klippen, Loheia gegenüber, gefischt werden. Die Banianer, ausschließlich im Besitz dieses Handels, schicken sie nach Indien, wo sie im Allgemeinen wegen ihrer schönen Rosenfarbe geschätzter sind, als die aus dem Persischen Meerbusen. Ich habe Gelegenheit gehabt, bei dem Scheich Abubekr-Kathän ein Halsband, für den Pascha von Aegypten bestimmt, zu sehen, dessen Werth auf mehr als 50,000 Franken geschätzt wurde.

Ibrahim Pascha kehrte endlich von Mocha, wohin er gegangen war, zurück; ich erhielt von ihm ein Empfehlungsschreiben an den Scheich Hassan, welches er mir um so lieber gab, weil er hoffte, daß ich bei meiner Rückkehr ihm bestimmte Nachrichten über den Zustand des Landes würde geben können.

Nachdem ich sämmtliche Vorbereitungen getroffen hatte, reiste ich am ersten Oktober des Abends in Begleitung dreier Aegyptischer Bedienten und eines Führers ab. Dieser war in der Tehama (so heißt die Ebene, welche die Küste begränzt) um so nothwendiger, weil, wenn man die bebauten Gegenden durchwandert, die Straßen den sich krümmenden Dämmen und Erdwällen, welche die Bewohner zur Abhaltung des Regenwassers um ihre Felder aufwerfen, folgen. Man kann sich leicht darin verlieren, und mehr als einmal ist uns dies trotz der Leitung des Führers widerfahren. Ich hatte meine Sachen, die von Kameelen getragen wurden, vorausgeschickt und für mich zum Reiten einen Esel gekauft, die daselbst passender zum Reisen sind, als irgend ein Thier. Sie sind sehr groß, sehr stark, gelehriger als die Maulthiere, denen sie an Wuchs fast gleichkommen und, was die Sicherheit des Schrittes betrifft, in nichts nachstehen. Sie sind auch so geschätzt, daß ihr Preis dem der Pferde gleichkömmt, ja bisweilen ihn übersteigt.

Wir durchzogen Ebenen, die theils sandig und unfruchtbar, theils mit Salzpflanzen bedeckt waren, deren die Einwohner sich bedienen, um Soda daraus zu bereiten. Sie wachsen so reichlich an dieser Küste, daß die daraus verfertigte Soda einen ansehnlichen Ausfuhrartikel geben würde, wenn man mit mehr Sorgfalt und Kenntniß an ihre Zubereitung ginge. Da die Richtung unseres Weges nach Beit-el-Fakih uns ein wenig vom Meere entfernte, so wurde der Boden besser, und wir durchzogen ein sehr gut bebautes, mit Getraidefeldern, Zuckerrohr und Indigo bedecktes Land. Diese letztere Pflanze ist sehr gewöhnlich und wächst sehr gut im Jemen; da aber der Indigo, den man daraus zieht, schlecht zubereitet wird, so hat er keinen Handelswerth. Indessen wegen seines Ueberflusses würde, wie ich glaube, für einen Europäer, der die Kunst seiner Zubereitung versteht, die Anlegung einer Fabrik eine sehr einträgliche Speculation seyn.

Um Mittag langte ich in einem kleinen Dorfe an, dessen einzelne Hütten, die in der Mitte eines Mimosenholzes zerstreut lagen, mich an die Dörfer von Sennaar erinnerten. Sie waren aus Baumzweigen gebaut und mit Stroh bedeckt, aber durch ihre viereckige Form von den Afrikanischen verschieden, indem die der Neger von Sennaar rund, oben spitz sind und Heuschobern gleichen. Die natürliche Vegetation der Umgend war auch der des innern Afrika's sehr ähnlich, und viele Pflanzen schienen mir genau dieselben zu seyn.

Gegen Abend kam ich nach Beit-el-Fakih, einer großen, ehedem blühenden Stadt, die aber jetzt ganz heruntergekommen, seitdem ihr Hafen versandet ist, in Folge dessen der Kaffeehandel nach Hodeida und Mocha sich hingezogen hat. Da ich fürchtete, von der Neugier der Einwohner belästigt zu werden, so ging ich nicht in die Stadt hinein, sondern brachte die Nacht in einem Kaffeehause zu, ähnlich denen, die man auf allen Straßen Jemen's findet. Es war eine Hütte oder vielmehr ein Schuppen von Zweigen, wo man sich Wasser, Feuer, einen Serir, eine Art Rahmen mit vier Füßen, auf welchem man schläft, und Kaffee oder Kischer verschaffen konnte. Kischer ist das Fleisch (pulpe), welches die Kaffeebohne umgiebt und im frischen Zustande dem der Englischen Kirsche gleicht; man trocknet es und bereitet ein Getränk daraus, welches die Einwohner zu jeder Tageszeit trinken; es ist gelind, zuckersüß und hat ein wenig den Wohlgeruch und das Aufregende des Kaffees.

ich bäte nur um die Vergünstigung, die Stelle des Herrn Martin bis in die Behausung meiner Sultanin vertreten zu dürfen. Dies wurde nach gebührendem Zögern gewährt, und nun bat ich um einige Augenblicke Zeit, meinen Kutscher herbei zu rufen, eigentlich aber, um zu sehen, ob ein mitleidiger Iswoschtschik mit einer Kalesche aufzutreiben seyn werde.

Das Glück war mir auffallend günstig, denn ich fand schnell, was ich bedurfte, und geleitete alsdann zuvörderst meine Dame zur Garderobe, von da aber in den Wagen.

Wird man mir es verdenken, wenn ich — im Gefühl meiner Verdienste um den Orient — um Ablegung der neidischen Maske bat, als wir die langen Straßen, welche nach der Liteina *) führen, passirten, wo meine Schöne zu wohnen angab? — Daß ich mit einer Russin zu thun habe, schien mir ziemlich sicher, denn die Liteina wird meist von der Russischen Aristokratie bewohnt, und dann sprach auch schon der Ambraparfüm hinlänglich Russisch zu meinen Geruchsnerven. Aber mich verlangte noch nach mehr Spezialitäten, namentlich war mir's um Anschauung des Gesichts zu thun, das mir jedoch standhaft vorenthalten wurde, während man, — wie es schien, — nicht ungern gestattete, daß ich den schönen, duftenden Handschuh, als Emballage einer zweifelsohne ausgezeichnet schönen Hand, bittend küßte.

Mit einer Unterhaltung wollte es auch nicht recht gelingen: meine Unbekannte wich allen Fragen geschickt durch kurze Einwürfe aus, nach denen ich stets genug zu thun hatte, neue Beweggründe zur Conversation hervorzusuchen. Dies Benehmen spannte mich natürlich um so mehr und reizte mich dermaßen, daß ich alle Keckheit aufzubieten beschloß, um hinter die Intrigue zu kommen.

Wir mochten ungefähr die Mitte der langen Liteina erreicht haben, als meine Dame auf ein ansehnliches Haus zeigte, dessen Thorweg geöffnet war, und bat: „hier vorfahren zu lassen." Dies geschah, und als ich keine Dienerschaft bemerkte, bat ich um die Gunst: „Monsieur Martin noch bis an die Wohnzimmer vertreten zu dürfen", was nach einigem Bedenken abermals huldreich zugestanden wurde.

So geleitete ich meine Gebieterin eine schöne breite Paradetreppe hinauf, bis in die bel-étage, wo ein Klingelzug zwei oder drei dienstbare Geister herbeirief.

Jetzt hoffte ich zum Eintritt geladen zu werden, und meine Neugier rechnete um so mehr hierauf, als mir das Haus gänzlich fremd war. Wo hatte die Dame wohl meinen Stand und Namen erfahren? Wer war sie? War sie so schön, als die sichtbaren Einzelheiten vermuthen ließen?

Mit Lösung dieser und ähnlicher Fragen schien ich gänzlich Schiffbruch leiden zu sollen, denn direkt gegen sonstige Gastlichkeit der Petersburger erfolgte keine Art Einladung zum Dableiben, als wir in ein erwärmtes Vorzimmer traten. In der Verzweiflung ergriff ich wie zum Abschiede die Hand meiner Unbekannten und sagte, so viel Bewegung wie immer möglich in die Stimme legend: „Indem Sie, meine schöne Maske, mir die Gunst gewährten, Sie bis hierher geleiten zu dürfen, und mich zu Ihrem Ritter ernannten, wenn auch leider nur auf kurze Zeit, so gaben Sie mir stillschweigend Ansprüche auf das Glück, zu wissen, wer mir diesen Abend unvergeßlich gemacht?"

Auf diese holprige Anrede, deren Erzwungenes, Herbeigezogenes gewiß bemerkt wurde, erhielt ich folgende Antwort: „Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß Ihr Ritterdienst am Theater endete und Sie von da ab mir freiwillig als Stellvertreter meines alten, ehrlichen Martin folgten. Dieser ist ein Muster von Discretion, und ich hoffe mit Gewißheit, Sie werden auch in dieser Tugend nicht hinter ihm zurückbleiben wollen, da Sie sonst seinen Platz so vortrefflich auszufüllen verstanden."

„Nein!" rief ich aus, „es wäre mehr als Thorheit, wollte ich mich durch dergleichen Prämissen um das Glück Ihrer näheren Bekanntschaft bringen lassen. Sie haben das grausame Recht, mich zu verabschieden, ohne mich Ihre schönen Gesichtszüge erblicken zu lassen; allein nichts wird mich abhalten, zu erfahren, wer so hart gegen mich seyn konnte!"

„Und wenn Sie nun Ihre Bitte bereuten, falls ich Ihrem Wunsche nachgäbe? Oft, ja meist, gewährt Täuschung größere Freuden, als die Wirklichkeit."

„Ich fürchte nichts! Der Geist, welcher aus Ihren Worten hervorleuchtet und den Ihre schönen Augen bestätigen, kann nicht umhin, sich auch in gleichen Zügen auszuprägen. Zudem hasse ich alle Täuschung bis in den Tod!"

„Nun, auf Ihre Gefahr, Sie zudringlicher Ritter der Wahrheit! Doch gestatten Sie mir, die Maske in meinem Zimmer ablegen zu dürfen und dort für Ihren Empfang Sorge tragen zu lassen!"

Mit diesen Worten verschwand die schlanke Gestalt ins Nebenzimmer und ließ mich sammt meinen Konjekturen geraume Zeit allein. Ich strengte mein ganzes Erinnerungsvermögen an, um zu errathen, mit wem ich es zu thun haben könne. Allein ich gelangte zu keinem Resultate; denn während ein Merkmal eintraf, widerlegte ein anderes die Vermuthung, und das Ende vom Liede war, daß ich mich vergebens abquälte, um etwas zu errathen, das ich ja nun bald erfahren sollte.

Endlich hörte ich Tritte im Nebenzimmer, und ein Kammerzöfchen erschien mit silbernem Armleuchter, mich ersuchend, ihr zur Herrin zu folgen. Der Weg führte durch einen geräumigen Salon und zwei Nebenzimmer; Alles reich und schön möblirt, so wie man es von Gams **) nur immer erwarten konnte.

Wir betraten zuletzt das Boudoir der Dame, in welchem diese noch nicht sichtbar war. Von einer schönen Lampe matt beleuchtet, stand hier jene große Menge nöthiger Ueberflüssigkeiten, die wir bei Vornehmen, namentlich bei der

Rußland.

Eine Karnevals-Maskerade in St. Petersburg.

(Schluß.)

Als ich diesen unglücklichen Erfolg meiner Mission der Dame berichtete, welche noch einsam oben im Restaurationszimmer saß, war sie außer sich.

„Gewiß", rief sie, „ist Jedinka*), mein Cousin, wieder einmal unbesonnen genug gewesen, mich in Verlegenheit zu setzen, indem er sich meiner Equipage zu irgend einem Abenteuer bedient. Ich bin untröstlich, und wäre es nicht indiskret, mein Herr, so würde ich Sie bitten, mich von Ihrer Equipage Gebrauch machen zu lassen."

Da saß ich in einer guten Dinte! Sollte ich gestehen, keine Equipage zu besitzen und durch Lohnfuhrwerk (Iswoschtschik) hierher gekommen zu seyn? Dies würde für nichts weniger als mein comme il faut gesprochen haben, und doch wollte ich gern so in den hübschen Augen meiner Unbekannten erscheinen. Daher versicherte ich dreist, meine Kalesche sey zu der Dame Disposition, und

*) Eine der angesehensten Straßen Petersburgs.

Damenwelt, zu finden ganz gewohnt sind. Es war hier Alles durch und durch comme il faut, wie ich mich je länger, je mehr überzeugte.

Während ich ein auf dem Tische liegendes Album zur Hand nahm, um meine Erwartung und Unruhe zu zerstreuen, öffnete sich eine Tapetenthür, und im elegantesten Morgen-Anzuge präsentirte sich der Gegenstand meiner Neugierde, den Kopf mit einem feinen, aber dichten Schleier bedeckt.

„Sie sehen mich bereit, Ihr Verlangen zu erfüllen, mein Herr!“ sagte die von Wohlgerüchen Duftende, „allein ich gebe Ihnen nochmals zu bedenken, was Sie aufs Spiel setzen.“

Ich eilte, die jetzt vom Handschuh befreite, wirklich schöne Hand zu küssen, und hob danach so bescheiden als möglich den neidischen Schleier.

Meine Einfalt oder Thorheit, meine Eitelkeit und mein Leichtsinn haben mir im Leben schon oft Streiche gespielt und mich in arge Verlegenheiten gesetzt. Unter den Superlativen steht der Entschleierungsmoment meiner Russin doppelt roth unterstrichen in meinem Erinnerungsvermögen! Allein ein Anderer hätte da an meiner Stelle Contenance behalten mögen! Also Frau von **! der Gegenstand von Intriguen des Offizier-Corps der Garde! Das Beispiel, wenn es galt, freche Koketterie und Schamlosigkeit zu bezeichnen!

Himmel! und wenn mein Abenteuer ruchbar würde; es wäre um alle meine Connaissancen, um allen Eintritt in die angesehensten Kreise geschehen!

Solche und ähnliche Gedanken schossen mir durch den Kopf, als ich das gar nicht häßliche Gesicht der Frau von ** erblickte. Die Dame schien sich im höchsten Grade über meine Verlegenheit zu ergötzen und brach in ein unauslöschliches Gelächter aus, da meine Sprach- und Rathlosigkeit länger anhielt, als es zu ignoriren möglich war!

Ich erinnerte mich jetzt, vor einem Jahre auf einer Dampfboottreise mit der Dame in Gesellschaft gewesen zu seyn und sie dort ganz vernachlässigt zu haben, weil mir der gewandte Capitain einen Wink über ihren Ruf hatte zukommen lassen. Sie war mir damals artig entgegen gekommen, wie dies wohl bei Reisegenossenschaften thunlich ist, und ich war viel zu bedacht auf mein Renommé in der Hauptstadt gewesen, um nicht Alles anzuwenden, eine solche Bekanntschaft mir fern zu halten.

„Revanche, mein Herr! Revanche!“ waren endlich die Worte der Dame, welche durch ihr Gelächter brachen. „Ich sah Sie heute in meiner Nähe und beschloß, Ihnen einen kleinen Streich zu spielen! Sie sind zu sehr Mann von Welt, um nicht in die Freude über das Gelingen desselben einzustimmen! Alles war mit meinem Begleiter verabredet, den ich die Ehre habe, Ihnen hiermit vorzustellen.“ Hier öffnete die Abscheuliche eine Tapetenthür, und herein trat der mir bekannte Graf R., ein roué ersten Ranges. Die Vorstellung war originell genug, und um so pikanter, als ich erst neulich den Absichten des Grafen in einer geachteten Familie im Wege gewesen war. Auch er rief „Revanche!“ und stimmte in das Gelächter der Frau von ** ein, so daß mir endlich nichts übrig blieb, als faire bonne mine und mit zu lachen; denn ich mußte mir gestehen, daß ich die einigermaßen verdiente Strafe mir recht muthwillig auf den Hals gezogen hatte und entsetzlich blind auf die schöne Leimruthe gegangen war.

Man bot mir auf allerliebste Weise die Hände zum Frieden und lud mich ein, an dem Nachtmahle Theil zu nehmen, so daß ich dies unmöglich abschlagen konnte, ohne mich noch mehr bloßzustellen, als es leider bereits geschehen war. Ueber Tische sprach ich offen und ehrlich über meine Stellung zur Gesellschaft in Petersburg und über die Sitten derselben, um auf eine Entschuldigung meines Betragens gegen die Dame auf dem Dampfboote anzuspielen.

„Schon gut, mein galanter Ritter!“ rief die Dame; „Sie gefallen sich in der Zwangsjacke unserer langweiligen Gesellschaft, ohne viel davon zu haben. Lernen Sie das innere Getriebe nur erst kennen, mein Freund! Lernen Sie einsehen, wie es oft im Hintergrunde der Prüderie aussieht, und Sie werden einen Ekel bekommen, so gut als ich. Wer Charakter genug besitzt, nicht auf jede Klatscherei zu achten, dessen Ruf wird unbarmherzig zerrissen! Doch lassen wir all dieses Fatale und kehren zu unserem Champagner zurück!“

Dieser Vorfall diente dazu, daß ich der Frau von ** in Zukunft nur um so mehr aus dem Wege ging; denn ihr Raisonnement war ja erzdemagogisch, d. h. anti-Petersburgisch! —

So hatte die trockene Maskerade doch noch ein etwas pikantes Ende genommen und, sonderbar! jetzt, wo das Peinliche jener Situation bei der Entschleierung der Frau von ** keinesweges an Lebhaftigkeit in meiner Erinnerung verloren hat, wo meine Unbehülflichkeit mir noch immer nichts weniger als schmeichelhaft vorkommen will, möchte ich doch um keinen Preis jene Erlebnisse nicht erlebt haben. Wie ganz entgegengesetzt dem damaligen Zustande, wo ich wünschte, in die Erde versinken oder mich meilenweit hinweg versetzen zu können. Oft komme ich mir fast albern vor, diese interessante Bekanntschaft, trotz allem Risiko, nicht benutzt zu haben. Wie vielmal erkannte ich das Langweilige der streng Decenten, und dennoch mochte ich den Schein nicht aufs Spiel setzen, um mich besser zu unterhalten. Warum sind diejenigen doch meist so trocken und unerquicklich, an denen die Ratze der Kritik nichts zu nagen findet, und warum muß man das Interessante, Pikante, Geistreiche so häufig in Begleitung eines makelvollen Rufes antreffen? — So oft ich noch genauere Beobachtungen anstellte, wollte mir weder das Schwarze so schwarz, noch das Weiße so weiß vorkommen, wie die Gesellschaft beides darstellte. Nur die Unduldsamkeit fand ich bei den Fehlern des Genius und des Talentes größer, als bei der Befangenheit und Einfalt. Letzteren verzieh man viel; Ersteren nichts. Ich fürchte mich fast, zu gestehen, daß es mir vorgekommen, als treibe der Tyrann im Menschen, das Gefühl eigener Gerechtigkeit, dabei stets sein ärgstes Spiel. Ich spreche hier nicht von solchen, die vorsätzlich Maskerade treiben; welche hinter der Maske der strengen Sitte größte Unsitte verbergen! Dergleichen beklagenswerthe Heuchlerseelen rechne ich nicht zur Regel; sie sind Gottlob noch überall Ausnahmen.

So viel ist sicher, wer im Norden mit der Gesellschaft gut auskommen will, zeige so wenig als möglich seine Natur ohne Maske. Diese Decenz verlangt man nun einmal! Schon die verhüllende Kleidertracht weist äußerlich darauf hin. Im Leben soll man dort also auch das rechte Maskenspiel suchen und beobachten; auf Maskeraden wird man eben nur Vermummungen, nichts als wandelnde Kleiderstücke finden.

Mannigfaltiges.

— Eschenburg's Handbuch der alten Literatur. Von diesem hat kürzlich Herr Henri Jouffroy, und zwar nach der im Jahre 1825 (Berlin bei Nicolai) erschienenen Original-Ausgabe, eine vollständige französische Uebersetzung herausgegeben. Sie führt den Titel: Manuel de Littérature ancienne, ou court apperçu des auteurs classiques, de l'archéologie, de la mythologie et des antiquités des Grecs et des Romains. Ouvrage traduit de l'Allemand par Henri Jouffroy. Da auch der ganze literarische Apparat, dessen sich Eschenburg und sein späterer Herausgeber bediente, oder den Beide dem Deutschen Publikum empfehlen, vollständig wiedergegeben ist, so wird dadurch das Französische, mit der Literatur des klassischen Alterthums sich befreundende Publikum auch mit einer Masse Deutscher Autoren bekannt, deren Namen es sonst wohl niemals auch nur hat aussprechen hören.

— Die Wissenschaft der Tabackologie. Ueber die Einflüsse des Tabacks auf den Menschen hat so eben ein praktischer Arzt in Paris, Herr Dr. Armand Grenet, eine in ihrer Art eben so neue als unterhaltende Schrift herausgegeben. *) Er begnügt sich nämlich nicht, wie Andere, die über diesen Gegenstand bereits geschrieben, die günstigen oder nachtheiligen Einflüsse des Tabacks auf den körperlichen Gesundheits-Zustand nachzuweisen, sondern er vindizirt ihm auch höhere geistige Einflüsse auf den Einzelnen, wie auf die ganze tabacktrauchende Menschheit. Deshalb giebt er auch zum vollen Verständniß der Sache, als Einleitung seiner Wissenschaft, eine Geschichte des Tabacks in Amerika und in Europa, womit er zugleich eine naturhistorische Uebersicht aller in den fünf Welttheilen wachsenden Tabacks-Arten, ihrer Bereitung, ihrer Productions- und ihrer Verkaufspreise verbindet. In Frankreich hat es der Verfasser natürlich auch noch mit einer ganz besonderen Eigenschaft des Tabacks zu thun, nämlich mit der Monopolisirung desselben zur Vermehrung der Staatseinkünfte, und dies giebt ihm ebenfalls Stoff zu eigenthümlichen Betrachtungen. Hier wollen wir als Resumé seiner Schrift folgende Schlußbemerkungen derselben mittheilen:

1) Die Ereignisse, welche die Einführung des Tabacks begleiteten, der Widerstand und die Kämpfe, welchen die Vertheidiger seines freien Gebrauchs zu begegnen hatten, sind ein mächtiger Beweis von den eigenthümlichen Eigenschaften desselben und seiner Kraft.
2) Der häusliche Gebrauch des Tabacks ist zum Bedürfniß geworden; die mäßige Befriedigung dieses Bedürfnisses hat niemals verderblich auf das Hauswesen eingewirkt; selbst der Mißbrauch zieht fast nie die Gefahren nach sich, welche man ihm zugeschrieben hat. In gewissen Lagen des Privatlebens und unter besonderen Umständen, welche die unvermeidliche Folge der gesellschaftlichen Stellung sind, kann der Mensch große Vortheile davon ziehen.
3) Die medizinische Anwendung des Tabacks kann in ungeschickten Händen gefährlich werden: die Unkenntniß seiner Eigenschaften hat schon bedauernswerthe Zufälle verursacht.
4) Da der Mensch nicht nur als Individuum lebt, sondern auch nach den Gesetzen des gesellschaftlichen Verbandes, so muß er offenbar danach streben, die Verhältnisse der allgemeinen Wohlfahrt durch alle in seinen Kräften stehende Mittel zu erleichtern, und der unmittelbare Zweck dieser Mittel muß die Verbesserung jener Gesetze seyn. Die Hindernisse, welche dem einzelnen und dem allgemeinen Nutzen entgegenstehen, können nicht hinweggeräumt, das Wechselverhältniß zwischen den Bedürfnissen und der sicheren Möglichkeit ihrer Befriedigung nach dem richtigen Urtheil der menschlichen Vernunft nicht festgestellt werden vermittelst der bloßen Kräfte des Einzelwillens, sondern es bedarf dazu der Kräfte der allgemeinen Vernunft. Die Folgen davon müssen unschätzbar seyn, und es wird dereinst die Lösung einer Frage unseres Buches ihren bescheidenen Platz unter diesen Folgen einnehmen können.
5) Denn die Reform, welche in der Art der Erhebung der Tabacks-Steuern vorgenommen werden muß, wird sicherlich den dringenderen Reformen folgen, wo nicht damit Hand in Hand gehen.

*) Influences du tabac sur l'homme, par Armand Grenet, Docteur en médecine de la faculté de Paris.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Abdruckl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Mittwoch den 16. Februar 1842.

Schweden.

Der Hof der Königin Christine zur Zeit ihrer Minderjährigkeit. Empfang zweier Gesandtschaften in Stockholm.*)

In der Jahreszeit, wo man sich der Schlitten nicht bedienen konnte, geschah das Reisen damals zu Pferde. Der Graf D'Avaux**), welcher 1634 von Seiten Frankreichs nach Schweden geschickt wurde, um den Frieden zwischen Polen und Schweden zu unterhandeln, gebrauchte 200 Pferde für sich, sein Gefolge und seine Bagage. Das Land mußte dieselben kostenfrei stellen; damals wie noch jetzt folgten Knaben und junge Mädchen denselben, um von der nächsten Station sie zurückzuführen, und Letztere ritten so tapfer wie die Ersteren. Die Gasthäuser befanden sich noch nicht in dem Zustande, um vornehme Reisende aufnehmen zu können. Diese so wie die Königlichen Personen übernachteten gewöhnlich in den an der Straße liegenden Prediger-Wohnungen. Doch waren diese Häuser lange nicht das, was sie jetzt sind. Ogier meint, daß deren Aeußeres mehr einem Gänse- oder Hühnerstall als einer menschlichen Wohnung geglichen hätte; im Innern wären jedoch immer einige recht gut ausgestattete Zimmer anzutreffen gewesen. Aus der ihm bei einem Landprediger auf einer Vergnügungs-Reise nach Fahlun gewordenen Aufnahme schließt Ogier, daß die Gastfreiheit da, wo nicht auf Geld-Ersatz im Voraus zu rechnen war, doch nicht sehr groß gewesen sey. Er erzählt, daß, als er eines Abends auf einer Vergnügungs-Reise den Weg verfehlt habe und er endlich ein Predigerhaus angetroffen, er lange vergeblich an die Thür habe klopfen müssen und ihm nur die Deutschen Worte: „Ich gebe Euch viele Reichsthaler" Eingang verschafft hätten. Er sey darauf in ein großes Zimmer geführt worden, wo die Töchter des Predigers nebst mehreren Dienstmädchen sich befunden hätten. „Erfroren und ermüdet, wie ich war", sagt er, „näherte ich mich sogleich dem Kamine, wo ein gutes Feuer brannte. Alle staunten mich schweigend wie ein Wunderthier an, und nur als ich meinen Pelz öffnete und man mein vergoldetes Degengehänk wahrnahm, entfernte sich eine der Mägde, um den Herrn des Hauses, den Prediger, der mit einem Arzt von Upsala zu Abend speiste, zu holen. Es dauerte nicht lange, so trat er ins Zimmer mit einer Miene, die dem zornigen Aussehen sehr nahe war. Ich fragte darauf, ob er Latein spreche? „Versteht sich", war seine Antwort. Man kann sich meine Freude denken, als ich dies vernahm. Nun konnte ich durch Worte mich verständlich machen. Ein tüchtiges Glas Branntwein erfrischte meine erstarrten Lebenskräfte, so daß ich meine Reise-Angelegenheiten erzählen konnte. „Ihr waret gewiß betrunken", unterbrach mich der Geistliche, „als Ihr von Euren Reisegefährten abkamt?" So beleidigend diese Frage auch war, so konnte sie mir weniger auffallen, da ich wußte, daß jener Zustand hier Keinem zur Schande angerechnet wurde. Darauf erhielt ich ein gutes Abendessen und theilte mit dem Doktor über Nacht ein und dasselbe Zimmer; glücklicherweise konnte ich mich ebenfalls Lateinisch mit ihm unterhalten. Am Morgen des anderen Tages erhielt ich von dem Geistlichen Schlitten und Pferd und hatte die übrige Reisegesellschaft bald wieder eingeholt; vor meiner Abreise mußte ich indessen noch eine tüchtige Portion Branntwein verzehren und auf die Gesundheit der damaligen Königin Christine und der Königlichen Witwe Maria Eleonora, so wie des Ambassadeurs Wohlergehen trinken. Der Doktor versicherte, daß der Branntwein ein probates Gegengift wider Melancholie und schlechtes Wetter sey." —

Branntwein und starkes Bier konnten damals bei einer guten Aufnahme nicht fehlen. Allein auch Spanische, Französische und Rhein-Weine wurden der Ambassade auf allen Nachtquartieren vorgesetzt. Starkes Bier (öl) fand sich überall, sowohl in den Städten wie in den Dörfern. Recht viel trinken zu können, gehörte zum guten Ton, und gingen die Wirthe immer mit gutem Beispiel voraus. „In Hedemora", erzählt Ogier, „wurden wir schon frühzeitig von dem Bürgermeister, bei welchem wir auf der Durchreise wohnten, geweckt, und er selbst trank, auf seinen Knieen liegend, in Spanischem Wein die Gesundheit der beiderseitigen Monarchen und des Ambassadeurs und dessen Gefolges Wohlergehen. Darauf wurde der Tisch gedeckt, wo es sehr reichlich herging und viel Französischer und Rhein-Wein getrunken wurde."

Ueber den Empfang der Ambassade zu Stockholm am 11. Dezember 1634 berichtet Ogier Folgendes: An der Barrière der Stadt hatten der Reichs-Marschall und Reichs-Rath Arel Banér, Bruder des Feldherrn, so wie Gustaf Horn, der Hof-Marschall der verwitweten Königin, zum Empfang der Ambassade sich eingefunden und hielt der Reichs-Marschall, mitten im Schnee stehend, eine lange Anrede in Schwedischer Sprache, welche darauf durch den Hof-Marschall Horn ins Französische übersetzt wurde. Darauf bestieg die ganze Ambassade die in Bereitschaft stehenden Königl. Schlitten, deren Aussehen eben nicht sehr besonders gewesen seyn soll, obgleich sie in Frankreich verfertigt waren, und hielt ihren Einzug in die Stadt.

Am 19. Januar 1635 war die feierliche Audienz bei der achtjährigen jungen Königin Christine, wo der Französische Ambassadeur Graf D'Avaux derselben vorgestellt wurde. Zwei Reichs-Räthe nebst einem zahlreichen Gefolge von jungen Edelleuten dienten der Gesandtschaft zu Führern und gingen und fuhren den Schlitten der Ambassade voraus. Das Palais der Königin, welches sich damals auf dem Riddarsholm befand, war ein altes großes, geschmackloses Gebäude; die Treppen und der Weg, welchen der Ambassadeur gehen sollte, waren mit prächtigem Tuche belegt. Das Audienzzimmer war das eigentliche Schlafzimmer der Königin. Sie saß unter einem Thronhimmel auf einer Erhöhung und erhob sich von dem Lehnsessel, sobald der Ambassadeur mit seinem Gefolge, welches denselben voranging, ins Zimmer trat; darauf grüßte sie einen jeden der Gesandtschaft mit einer leichten Verbeugung. Der Reichskanzler Graf Oxenstierna, der Königin Vormund, und die Reichs-Räthe standen zur rechten Seite des Thrones, zur Linken befanden sich die schöne Cousine der Königin, die achtzehnjährige Pfalzgräfin Christina Magdalene (später vermählt mit dem Markgrafen Friedrich VI. von Baden Durchlach), und sämmtliche Frauen der Reichs-Räthe und des Hofes. Der Ambassadeur verbeugte sich dreimal und stieg die Stufen des Thrones hinan, um die Hand der Königin zu küssen. Darauf hielt er in Lateinischer Sprache eine für die Umstände passende Rede. Die junge Königin hörte, wie es schien, mit der größten Aufmerksamkeit zu, so daß man hätte glauben können, sie hätte jedes Wort verstanden. Der Reichs-Rath Salvius trat darauf vor und beantwortete im Namen der Königin jene Rede. Der Ambassadeur übergab darauf seine Kreditive der Königin eigenhändig und ersuchte, daß sein Gefolge derselben vorgestellt werden möchte, bei welcher Gelegenheit einem Jeden derselben die Hand der Königin zu küssen zu Theil wurde. Der Abzug der Gesandtschaft erfolgte in derselben Art, wie deren Einzug und war darauf Tafel beim Ambassadeur, wozu die Schwedischen Herren mit eingeladen waren.

Am 20. Januar hatte der Ambassadeur seine Antritts-Audienz bei der verwitweten Königin Maria Eleonora, geb. Prinzessin von Brandenburg. Die Reichs-Räthe (höchste Civil-Würdenträger damaliger Zeit in Schweden) Matthias Soop und Jakob de la Gardie dienten der Gesandtschaft als Introducteure. Bengt Oxenstierna (ausgezeichneter Diplomat, wegen seiner vielen Missionen bekannt), Johann Oxenstierna, des Reichskanzlers Sohn, und Gustaf Horn waren ebenfalls anwesend. Die Gesandtschaft wurde zuerst in einem großen Saale, wo damals die Stände sich versammelten, eingeführt, der mit den Wappen aller Provinzen geschmückt war und darauf in das Audienzzimmer, doch nur wenigen von uns, erzählt Ogier, wurde es gestattet, mit dem Ambassadeur eintreten zu können. Die Königin Witwe stand in der Mitte eines großen viereckigen Zimmers, dessen Wände, Decke und Fußboden mit schwarzem Tuche ausgeschlagen war, ihr zur Rechten befanden sich die Damen des Hofes und einige der Reichs-Räthe zur Linken. Ogier erzählt, daß die ganze Gesandtschaft von dem schönen Aussehen dieser Fürstin ergriffen worden und daß es nicht möglich sey, mehr Schönheit, Majestät und Liebenswürdigkeit vereint zu sehen. Nachdem die Königin die Verbeugungen des Ambassadeurs und Gefolges erwiedert, näherte sich Graf D'Avaux ihr zum Handkuß und hielt seine Antritts-Rede in Französischer Sprache. Ogier meint, daß dem Inhalte derselben von dem Gesandtschafts-Personal wenig Aufmerksamkeit gezollt worden sey, da Alles nur die Augen auf die schöne Fürstin gerichtet gehabt hätte. Der Reichs-Rath Salvius hielt darauf die Beantwortungs-Rede und nachdem der Ambassadeur seine Kreditive (Kommungsbref) überreicht hatte, befahl die Königin, ihm zu verstehen zu geben, daß es ihr sehr leid thäte, nicht Französisch zu sprechen, um sich mit ihm unterhalten zu können. Darauf wurde das Gefolge zum Handkuß zugelassen und gnädig entlassen. Der Französische Ambassadeur und besonders Ogier scheinen von der Liebenswürdigkeit der Königin im höchsten Grade eingenommen gewesen zu seyn. Letzterer äußert, wie er sich nicht in voraus hätte denken können, so viel Herablassung mit so

*) Auszug aus Caroli Ogerii Ephemerides, sive iter Danicum, Suecicum et Polonicum 1634 — 1635.

**) Dessen Gesandtschafts-Secretair der Verfasser dieser Mittheilungen, Herr Charles Ogier, war.

außerordentlicher Schönheit und Majestät bei dieser Königin vereinigt zu sehen und an einer anderen Stelle, wo kann sich nicht vorstellen, wie geistreich und liebenswürdig diese Königin ist und wie schmerzlich tief sie den Tod ihres Königlichen Gemahls betrauert.

Während des Aufenthalts der Französischen Ambassade traf auch eine Russische Gesandtschaft in Stockholm ein. Am 30. April 1635 fand deren feierliche Audienz bei Hofe statt. Der Gesandte ließ dabei zwei Stunden auf sich warten aus dem Grunde, weil man ihm nur Einen Schlitten zur Auffahrt nach Hofe bewilligen wollte, indem es dem Schwedischen Gesandten in Moskau ebenfalls nur gestattet worden war, sich mit Einem Schlitten nach Hofe zu begeben. Gedachter Schlitten war offen und mit einem Türkischen Teppich bekleidet. Ein Schwedischer Edelmann saß vorn auf dem Schlitten als Dolmetscher, neben dem Gesandten standen auf beiden Seiten des Schlittens zwei aus seinem Gefolge. Drei Pferde, eines hinter dem anderen, zogen den Schlitten, das erste Pferd führte ein Russischer Kutscher, das zweite der Königin Leibkutscher. Vor dem Schlitten ritt der Gesandtschafts-Secretair und hielt in seiner Hand die Kredittv-Briefe des Gesandten. Die Vorstellung selbst glich ganz derjenigen der Französischen Ambassade.

Während der ganzen Zeit, wo sich die Ambassade in Stockholm aufhielt, lebte sie auf Kosten der Krone. Daß es bei den Mahlzeiten des Ambassadeurs fürstlich herging, geht aus dem Umstand hervor, daß dieselben öffentlich waren und 15—20 junge Edelleute dabei servirten halfen. Wie sehr die Person des Ambassadeurs geehrt wurde, erhellt daraus, daß selbst der Graf Johann Oxenstierna (der Sohn des berühmten Reichs-Kanzlers) demselben nach Tische bei einer Gelegenheit in Person das Handtuch überreichte, welches, wie es damals in Gebrauch war, dazu diente, nach Benetzung der Finger mit Wasser, welches die Dienerschaft in einer silbernen Schüssel herumreichte, dieselben abzutrocknen. Bei einem Besuche, welchen der Ambassadeur dem Pfalzgrafen Johann Kasimir machte, ging derselbe dem Grafen D'Avaux vom zweiten Stocke des Schlosses bis zum Anfang der Treppe entgegen und begleitete ihn beim Abschied bis an den Königl. Schlitten, welcher stets zum Gebrauch der Gesandtschaft bereit stand. Bei der Abreise erhielt der Ambassadeur und dessen Gefolge kostbare Geschenke, welche meistentheils in goldenen Ketten bestanden und in großem Werth von der verwitweten Königin ertheilt wurden. Die dem Ambassadeur von der Königin Maria Eleonora verliehene Kette mit dem Portrait des hochseligen Gemahls Gustav Adolf, reich in Brillanten gefaßt, enthielt folgende von der Königin selbst verfaßte Deutsche Inschrift:

„Sein Jugend und Ehr und dapfer unsterblich That
Im Leben und Tod mit Triumph obliget hat.

Im Uebrigen war die Lebensweise im Allgemeinen bei dem vornehmen Adel, mit Ausnahme des Essens und Trinkens, noch sehr einfach und nothdürftig. Bei dem Besuche, welchen der Ambassadeur bei den Reichs-Räthen Per Sparre und Mathias Soop machte, waren in dem Empfang- und Eßsaale keine Tapeten an den Wänden, sondern nur über den Eßtisch hing ein blauer Himmel von Zeug ausgebreitet, um zu verhüten, daß das Spinngewebe nicht ins Essen fiele: auf gleiche Weise wohnten die Räthe Curtius und Fabricius. Auch bei dem berühmten Feldherrn Jacob Pontusson de la Gardie auf seinem Schlosse Jacobdal (jetzt Ulriksdal) waren die Wände der Zimmer nur mit einigen Portraits geschmückt und die Stühle von Eichenholz. Allein bei einer Mahlzeit, welche daselbst dem Ambassadeur zu Ehren gegeben wurde, ging es luxuriös her. Dieselbe währte drei Stunden und Edelknaben servirten bei Tische. Der Wein wurde mit Zucker und Gewürz gemischt getrunken. Das Essen war, wie es damals bei allen Vornehmen Gebrauch war, stark mit Pfeffer, Zimmt, Saffran und Muskatnuß gewürzt, und weder Zucker noch Honig wurde gespart, um die Speisen so süß als möglich zu machen. Nach Tische wurde sogleich getanzt und bis spät in die Nacht fortgefahren, zu trinken. Eigenthümlich war es, daß die Vornehmen zu jener Zeit nur in der Mitte des Winters auf ihren Gütern lebten, dagegen aber den ganzen Sommer in Stockholm zubrachten.

Bei der Hochzeit des Grafen Johann Oxenstierna, Sohn des Reichs-Kanzlers, mit der Gräfin Sture war die Französische Ambassade gegenwärtig. Dem Ambassadeur wurde bei dieser Feierlichkeit der erste Platz eingeräumt und ihm galten alle Ehrenbezeugungen. Die Vermählungs-Feierlichkeit fand in einem Zimmer statt: auf der einen Seite standen die Herren, auf der anderen die Damen. Die Verwandten des Brautpaares hielten Reden, und der Braut-Vater führte darauf die Braut dem Bräutigam mit folgenden Worten zu, indem er die Hand derselben in die des zukünftigen Gemahls legte: „Ich verheirathe dich, meine Tochter, zu ehelicher und häuslicher Treue und zum gemeinschaftlichen Ehebett, zu Schloß und Riegel und zu jedem dritten Pfenning, welchen ihr besitzt und besitzen werdet in beweglichen Gütern, und zu allen Rechten, welche Uplands Gesetz feststellt und welche der heilige Erik I. gegeben, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes."

Nach Beendigung dieser Feierlichkeit setzte man sich zum Diner, dessen Dauer drei Stunden währte und durch Musik verschönt war. Es wurden sodann, stehend und mit unbedecktem Haupte, die Gesundheiten des Königs von Frankreich und der Königin ausgebracht und dabei verschiedene Anreden gehalten, so daß eine halbe Stunde zu deren Ausbringung daraufging. Nach dem Mittagstische begann der Tanz, welcher die ganze Nacht über währte und erst spät Morgens endete.

Die diplomatische Sprache damaliger Zeit war die Lateinische, die Französische dagegen weniger gebräuchlich. Die Königin Christine fing schon im achten Jahre an, die erstere zu sprechen. Die verwittwete Königin Maria Eleonora verstand nur die Deutsche Sprache; selbst der Reichskanzler und Vormund der Königin konnte nicht Französisch. Auch unter den Damen waren nur einige, die Bekanntschaft mit dieser Sprache hatten. Des Reichs-Marschall de la Gardie's Frau, die durch ihre Schönheit und ihr Verhältniß zu Gustav Adolf bekannte Ebba Brahe, sprach nur Schwedisch. Bei einer Spazierfahrt, welche die verwittwete Königin Maria Eleonora nach Ulriksdal machte, ritten zehn Edelleute vor ihrem Wagen, der von drei mit schwarzen Decken behangenen Pferden gezogen wurde. Auch die Wagen waren schwarz ausgeschlagen, die Kutscher jedoch in gelber Livree. Das Kartenspiel gehörte schon damals zu den Vergnügungen bei Hofe, und ungeachtet der großen Trauer der Königin, machte sie öfters eine Partie mit dem Französischen Ambassadeur.

Ein sonderbarer Gebrauch fand damals statt, nämlich daß die Gesandten auch direkt mit den Ständen, welche in Stockholm versammelt waren, kommuniziren konnten. Der Französische Ambassadeur wurde feierlich bei dem ernannten Stände-Ausschuß eingeführt und trug in einer drei Viertelstunden dauernden Rede sein Anliegen vor, welches sodann auch schriftlich dem Ausschuß übergeben wurde.

Stockholm war damals nur ein Drittheil so groß als jetzt, doch war der Umfang der Stadt weitläuftig genug. Der strengen Kälte wegen waren die Straßen indessen wenig belebt und Frauen ließen sich fast nie draußen sehen. Nur um in die Kirche zu gehen, betraten sie die engen und schlecht gepflasterten Straßen.

Während der Anwesenheit des Französischen Botschafters starb sein Privat-Secretair, Namens Groote. Als einem Katholiken verweigerte man ihm ein Begräbniß auf den lutherischen Kirchhöfen. Auf Befehl der Königin wurde er auf einer der Stockholm umgebenden Höhen, genannt Calvarien-Felsen, begraben und ihm ein Denkmal errichtet, wozu Quier in Lateinischer Sprache die Inschrift verfaßte. Später wurde die jetzige Katharinen-Kirche auf dieser Stelle erbaut.

Süd-Afrika.

Mährchen der Betschuana's.

II. Kammapa und Litaolane.

Vor sehr alter Zeit ging einmal das ganze Menschengeschlecht zu Grunde. Ein Ungeheuer, das man Kammapa nennt, verschlang Alle, die Großen wie die Kleinen. Dieses Thier hatte eine solche Länge, daß die schärfsten Augen kaum von dem einen Ende zum anderen sehen konnten. Nur Eine Frau blieb auf Erden übrig: diese entging der Gefräßigkeit des Kammapa, weil sie sich versteckt hatte. Sie empfing und gebar einen Sohn in einem alten Kuhstalle. Als sie ihren Neugeborenen genau betrachtete, staunte sie nicht wenig, seinen Hals mit Amuleten geschmückt zu sehen. „Da dem so ist" — sprach sie „soll sein Name Litaolane (der Prophet) heißen. Armes Kind, in was für einer Zeit bist Du zur Welt gekommen! Wie wirst Du dem Kammapa entgehen? Was werden Deine Amulete Dir nützen?" So sprechend, sammelte sie draußen einige Handvoll Dungerstroh, die ihrem Säugling als Lager dienen sollten. Als sie aber wieder in den Stall trat, wäre sie vor Schreck und Staunen beinahe des Todes gewesen: das Kind war schon zum Manne herangewachsen und hielt Reden voll Weisheit. Litaolane ging sogleich hinaus ins Freie und wunderte sich über die Stille und Oede rings umher. „Mutter" — sprach er — „wo sind denn die Menschen? giebt es Niemanden auf Erden außer Dir und mir?" — „„Mein Kind"" — antwortete die Frau zitternd — „„noch vor kurzem hat es von Menschen gewimmelt, auf Bergen und in Thälern; aber das Thier, vor dessen Stimme die Felsen erbeben, hat sie Alle verschlungen."" — „Wo ist dieses Thier?" — „„Ach, es ist ganz in unserer Nähe!"" — Litaolane nimmt ein Messer und geht, trotz der Vorstellungen seiner Mutter, um den Weltfresser zu bekämpfen. Kammapa öffnet seinen entsetzlichen Rachen und verschluckt den Litaolane; der Sohn des Weibes ist aber nicht todt; er ist, mit seinem Messer in der Hand, leibhaftig in den Magen des Ungeheuers gefahren und zerschneidet ihm die Eingeweide. Kammapa stürzt unter fürchterlichem Gebrüll zu Boden; Litaolane macht sich sofort ans Werk, um durch den Bauch des Ungeheuers eine Bahn zu brechen; aber sein spitzes Messer bedroht Tausende von Kreaturen, die gleich ihm selber eingeschlossen sind, mit dem Tode. Stimmen ohne Zahl schreien aus allen Winkeln des Bauches: „Durchbohre uns nicht!" Es gelingt ihm jedoch, eine Oeffnung anzubringen, durch welche die Völker der Erde mit ihm aus Kammapa's Bauch entkommen. Die geretteten Menschen sagen zu einander: „Wer ist derjenige, den ein Weib allein geboren und der niemals die Spiele der Kindheit gekannt hat? Welches ist seine Abkunft? Er ist ein Wunder, kein Mensch — er kann nicht mit uns zusammen wohnen; sorgen wir, daß er wieder von der Erde verschwinde." Darauf machten sie eine große Grube, bedeckten sie mit etwas Rasen und setzten eine Bank darauf. Dann schickten sie einen Boten an Litaolane und ließen ihm sagen: „Die Aeltesten Deines Volkes haben sich versammelt und wünschen, daß Du in ihrer Mitte Platz nehmest." Litaolane kam; sobald er aber dem Sitze nahe war, stieß er Einen seiner Widersacher in die Grube, und dieser verschwand für immer. Als seine Feinde diese List vereitelt sahen, versuchten sie eine andere: „Litaolane" — sagten sie — „hat die Gewohnheit, wenn der Tag heiß ist, an einem Röhricht zu ruhen; verstecken wir einen bewaffneten Krieger in dem Röhricht." Dieser tückische Kunstgriff gelang nicht besser als der erste; Litaolane wußte Alles, und seine Weisheit machte immer die Bosheit seiner Verfolger zu Schanden. Nachmals versuchten Einige, ihn in ein großes Feuer zu werfen; aber sie fielen selbst hinein. Als er eines Tages hartnäckig verfolgt wurde, kam er zum Ufer eines tiefen Flusses und verwandelte sich in einen Stein; der Verfolger, erstaunt darüber, daß er ihn so plötzlich aus dem Gesichte verloren, ergriff zufällig diesen Stein und warf ihn an das jenseitige

Ufer, mit den Worten: „So würde ich Litaolane den Kopf zerschmettern, wenn ich ihn drüben bemerkte.“ Der Stein wurde wieder Mensch, und Litaolane lachelte über seinen Widersacher, der jetzt seiner ohnmächtigen Wuth mit Scheltworten und drohenden Geberden Luft machte. *)

III. Der kleine Hase.

Eine Frau bekam Luft, von der Leber des Riamatsane **) zu essen. Ihr Mann sagte ihr: „Weib, Du bist toll; das Fleisch des Riamatsane ist gar nicht eßbar, und außerdem ist dieses Thier sehr schwer zu jagen, da es in einem Sprunge drei Tagereisen zurücklegt.“ Aber die Frau ließ nicht nach, und ihr Mann ging, da er fürchtete, sie würde krank werden, wenn ihr Gelüste keine Befriedigung fände. Er sah in der Ferne eine Heerde Riamatsane's; Rücken und Beine dieser Thiere waren wie glühende Kohlen. Er verfolgte sie mehrere Tage, und endlich gelang es ihm, sie zu erreichen, als sie eben in der Sonne schliefen. Er warf einen starken Zauber auf die Thiere, tödtete das schönste von ihnen, schnitt ihm die Leber aus und brachte seiner Frau die ersehnte Speise. Sie aß mit großem Appetit; aber bald darauf fühlte sie ihre Eingeweide wie von Feuer verzehrt. Nichts konnte ihren Durst stillen: sie lief an den See der Wüste, trank alles Waffer und blieb dann, jeder Bewegung unfähig, am Boden liegen. Am anderen Morgen erfuhr der Elephant, der König der Thiere, daß sein See ausgetrocknet sey. Er rief den Hasen und sagte ihm: „Du bist ein großer Läufer; eile und sieh, wer mein Waffer getrunken hat.“ Der Hase lief mit Windesschnelle und kam bald wieder, seinem Könige anzuzeigen, daß es eine Frau gewesen. Der Elephant ließ einen Rath der Thiere berufen: da erschienen Löwe, Hyäne, Leopard, Rhinoceros, Büffel, Antilope — und alle sprangen und hüpften um ihren König herum, daß die Wüste erbebte. Der Elephant rief zuerst die Hyäne auf und sagte ihr: „Du, deren Zahn so scharf ist, geh' und durchbohre den Magen des Weibes.“ Die Hyäne antwortete: „Nein, Herr; Du weißt ja, daß ich gewohnt bin, die Menschen nur in offenem Kampf anzugreifen.“ Dann rief er den Löwen und sagte ihm: „Du, dessen Klaue so stark ist, geh' und zerreiße den Magen des Weibes.“ Der Löwe entgegnete: „Nein; Du weißt, daß ich nur denen ein Leid anthue, die mich zuerst angreifen.“ Dann rief der Elephant den Strauß und sagte: „Du, der so gewaltige Schläge versetzen kann, geh' und hole mein Waffer.“ Der Strauß rennt fort, mit den Flügeln im Winde rudernd, und wirbelnder Staub bezeichnet seinen Weg; endlich naht er der Frau und stößt sie so heftig mit dem Fuße, daß alles eingeschluckte Waffer aus ihrem Munde sprudelt und in einem ungeheuren Bogen zurück in das Bette des Sees fällt. Die Thiere tanzten einen Reigen um ihren Gebieter und schrieen freudig: „Das Waffer des Königs ist wieder da!“ Schon hatten sie drei Nächte geschlafen, ohne zu trinken; sie lagerten sich um den See und wagten es doch nicht, das Waffer des Königs zu berühren. Nur der Hase erhob sich in der Nacht und trank: dann nahm er etwas Schlamm und beschmierte damit das Maul und die Kniee des Springhasen, der neben ihm schlief. Am Morgen bemerkten die Thiere, daß das Waffer sich etwas vermindert hatte, und schrieen alle: „Wer hat von dem Waffer des Königs getrunken?“ Der Hase sprach: „Seht ihr nicht, daß es der Springhase war? Seine Kniee sind kothig, weil er sich beim Trinken gebückt hat, und er hat so viel getrunken, daß Schlamm an seinen Lippen klebt.“ Da fuhren alle Thiere in die Höhe, tanzten um den Elephanten und riefen: „Der Springhase hat den Tod verdient, er hat sich vermessen, das Waffer des Königs zu trinken!“ Ein paar Tage nach der Hinrichtung des Springhasen fing der Hase, als er sich allein glaubte, zu singen an: „Häschen, wie bist Du verschmitzt! Dein Nachbar hat für Dich sterben müssen.“ Man hörte es und verfolgte ihn; er entkam aber und hielt sich verborgen. Nach einiger Zeit ging er zum Löwen und sagte: „Freund, Du bist sehr abgemagert; die Thiere fürchten Dich, und es gelingt Dir selten, eines zu erlegen; mach' ein Bündniß mit mir, und ich werde Dich mit Wild versorgen.“ Der Bund wurde geschlossen; nach Anleitung des Hasen umzog der Löwe einen großen Raum mit starkem Pfahlwerk und grub in der Mitte ein ziemlich tiefes Loch. Der Hase ließ den Löwen in das Loch kriechen und bedeckte es so weit mit Erde, daß nur die Zähne hervorsahen. Dann lief er und schrie in die Wüste: „Ihr Thiere! kommt, ich zeige euch ein Wunder; ihr könnt eine Kinnlade sehen, die aus der Erde wächst!“ Die Thiere kamen von allen Seiten herbei; zuerst erschienen die Gnu's, nach ihnen die dummen Kuagga's, dann die verzagten Antilopen. Auch der Affe stellte sich ein, sein Junges auf dem Rücken tragend; er ging auf das Loch zu, nahm einen spitzen Stab, räumte etwas Erde weg und sagte: „Kind, halte Dich fest an meinem Rücken — dieser Todte ist noch furchtbar!“ Mit diesen Worten kletterte er behend das Pfahlwerk hinan und eilte fort. In demselben Augenblick entflieg der Löwe dem Loche; der Hase verschloß den Eingang der Verpfählung, und alle Thiere wurden erwürgt. Die Freundschaft zwischen Beiden war jedoch nicht von Dauer; der Löwe machte seine überlegene Stärke geltend, und sein kleiner Verbündeter beschloß, sich zu rächen. „Mein Vater“ — sprach er einst zum Löwen — „wir sind dem Regen und Hagel ausgesetzt! bauen wir uns eine Hütte.“ Der träge Löwe überließ dem Hasen die ganze Arbeit: dieser nahm des Löwen Schwanz und flocht ihn so geschickt in die Pfähle und das Rohr der Hütte, daß er für immer darin stecken blieb. So hatte der Hase die Freude, seinen starken Gegner vor Hunger und Wuth sterben zu sehen: darauf schund er ihn und steckte sich in seine Haut. Von allen Seiten brachten die Thiere ihm zitternd Geschenke; man fiel vor ihm nieder und überhäufte ihn mit Ehren. Der Dünkel des Hasen wuchs immer mehr; er vergaß endlich seine Verlarvung und prahlte mit seiner List. Von dem Augenblick an wurde er verfolgt, von allen Seiten bedroht, von allen Thieren verwünscht und verabscheut. So oft er sich zeigte, rief man: „Siehe da, der Mörder des Springhasen, der Erfinder der Zahngrube, der grausame Sklave, der seinen Herrn verhungern ließ!“ Um in seinen alten Tagen einiger Ruhe zu genießen, mußte er sich endlich ein Ohr abschneiden, und erst nach dieser schmerzhaften Operation darf er es wagen, unter seinen Mitbürgern zu erscheinen, ohne die Besorgniß, erkannt zu werden.

*) Sollte diese Erzählung auf eine verworrene Sage von der Erlösung der Menschheit durch Christum gegründet seyn? Ich wage nicht, es zu behaupten; indeß würde man ohne Mühe begreifen, daß Kammapa der Satan gewesen sey. Zu allen Zeiten hat die menschliche Einbildungskraft diesen Geist in die abschreckendsten Formen gekleidet, und die Uebel, die er verursachte, sind oft mit den Verwüstungen eines Raubthieres verglichen worden. Die übernatürliche Empfängniß des Litaolane, seine Geburt in einem Stalle, sein Charakter als Prophet, seine vorzeitig gereifte Weisheit, der Sieg, den er über Kammapa davonträgt, indem er sein Opfer wurde, die Verfolgungen, denen er ausgesetzt war — Alles ist der Geschichte unseres Heilandes analog. Ich füge noch hinzu, daß die Eingebornen von dieser merkwürdigen Legende ganz und gar keine Deutung geben können. Anm. des Hrn. Casalis.

**) Eines fabelhaften Thieres.

Frankreich.

Ein Französischer Abenteurer des achtzehnten Jahrhunderts.

Alle Franzosen sind von Geburt an mit einem unwiderstehlichen Hang zu Reisen und Abenteuern behaftet; sie besaßen stets eine große Vorliebe für das Wunderbare und Außerordentliche; Stille und Einförmigkeit vertragen sich nicht mit ihrer Beweglichkeit, die sie beständig zu neuen Unternehmungen antreibt. Die Ruhe ist ihnen unerträglich, und ihrer angeborenen Rastlosigkeit, die ihnen schnell Alles verleidet, muß man zweifelsohne die mehr oder minder wahren Erzählungen der sonderbaren und seltsamen Schicksale ihrer berühmtesten Abenteurer zuschreiben. Noch heutzutage ist die Auswanderungslust und das Verlangen, anderswo sein Glück zu machen, eines der charakteristischen Zeichen der Französischen Nationalität. Hat nicht Aegypten durch den Einfluß Französischer Ideen seine Civilisation erhalten? Ist nicht ein Matrose der Königlichen Marine König von Madagaskar geworden? Erzählt nicht der Capitain Dumont-d'Urville in seiner Reise um die Welt, daß er im Königreiche Kochinchina einen alten Mandarin antraf, der noch nicht den Dialekt seines Vaterlandes, das Gaskognische Patois, vergessen hatte? Doch mit der fortschreitenden Zeit setzt uns nichts mehr in Erstaunen; es giebt der Abenteurer so viele, es glückt ihnen so leicht, daß ihre Schicksale, die uns sonst mährchenhaft erschienen seyn würden, jetzt nicht einmal mehr unsere Neugierde reizen oder den mindesten Zweifel erwecken.

Im achtzehnten Jahrhundert hatte die Luft an Abenteuern noch nicht so viel Wunder hervorgebracht, und die Männer, welche ihr Vaterland verließen, um ferne Gegenden auszubeuten oder sich daselbst niederzulassen, wurden fast wie die Heroen der alten Mythen angestaunt. Unter der Regierung Ludwig's XIV. wanderten einige Männer aus, theils durch Neugierde getrieben, theils durch Verbannung gezwungen, und trugen den Französischen Namen bis an die äußersten Enden der Welt. Der Graf Alexander von Bonneval ist ohne Widerrede der berühmteste von allen diesen Abenteurern, und wir lassen hier Einiges aus seinem romantischen, an sonderbaren Episoden so reichen Leben folgen.

Alexander von Bonneval stammte aus einer berühmten Familie und verlieh derselben noch eine Art von Berühmtheit, die in den Augen des Geschichtschreibers, der nicht in den Vorurtheilen des alten Adels befangen ist, gewiß die der Geburt aufwiegt. Er wurde am 14. Juli 1675 im Schlosse Coussac im Limousin geboren. Von seiner zartesten Kindheit an wurde er in ein Jesuiter-Kollegium eingesperrt, wo man sich vergeblich anstrengte, den Ungestum und die Flatterhaftigkeit des jungen Zöglings zu besiegen; er hatte so wenig Sinn für die Studien, daß die Lehrer seiner Familie den Rath gaben, ihn aus dem Kollegium zu entfernen. Schon lange hoffte Alexander auf seine Erlösung aus demselben; er war zwölf Jahr alt, und sein Vater, der Graf von Bonneval, ließ ihn in die Königliche Marine eintreten, um seiner los zu seyn, oder vielmehr um ihm die Erlangung der Ehren der militairischen Laufbahn zu erleichtern. Das Marine-Corps fing damals gerade an, den glücklichen Einfluß der Aenderungen zu empfinden, die das Genie des Kardinals Richelieu und Ludwig XIV. ins Werk gesetzt hatten: es stand am Eingang jener langen und glänzenden Laufbahn voller Heldenthaten, die alle Völker der Welt angestaunt haben.

Kaum war Alexander von Bonneval in die Königliche Marine eingetreten, so zeichnete er sich durch seine ritterliche Unerschrockenheit aus; seine Vorgesetzten empfahlen ihn dem Minister, der ihn kurze Zeit darauf zum Schiffs-Fähnrich ernannte. Der junge Offizier zögerte nicht, sich seines neuen Ranges würdig zu zeigen; der Hafen von Dieppe war der erste Schauplatz seiner Heldenthaten, der Kampf von la Hogue verlieh seinem Rufe neuen Glanz, und der Name Bonneval wurde zum drittenmal mit Auszeichnung genannt in dem Bericht an den König über das fürchterliche Treffen auf der Rhede von Cadix. Gerade zur Zeit als seine Vorgesetzten um einen höheren Grad für ihn sich bewarben, verließ er den Seedienst, um in das Garde-Regiment einzutreten. Er folgte darin dem Rathe einiger Freunde, die ihm das Glück der Edelleute, welche in die Französischen Garden eintreten konnten, mit den glänzendsten Farben ausgemalt hatten. Dieses Garde-Regiment bestand damals aus den reichsten Erben der großen Familien Frankreichs und war eine Schule des Vergnügens, der romantischen Tapferkeit und straibarer Liebes-Abenteuer. Der junge Graf von Bonneval mit seiner glühenden Einbildungskraft, seinem

unbeständigen und flüchtigen Charakter, war hier auf einmal in sein eigentliches Element versetzt. Sein Ruf als unerschrockener Offizier ging ihm zum Regimente voran, wo ihm der schmeichelhafteste Empfang zu Theil wurde. Die Damen des Hofes betrachteten ihn nicht mit Gleichgültigkeit, und wenn wir hier einige Seiten aus seinen Memoiren beibringen könnten, so würden wir von manchem galanten Abenteuer erzählen müssen, das in Paris und Versailles nicht geringes Aufsehen erregte. Unser Held war aber nicht der Mann dazu, seiner Unbeständigkeit zu entsagen. Was ihm heute gefiel, war ihm morgen unerträglich; er kam um seinen Abschied aus der Garde ein, und da er schon sehr in Ansehen stand, so wurde er in das Regiment „Labour" versetzt, welches bald darauf den Italiänischen Feldzug von 1701, unter Catinat's Oberbefehl, begann.

Bonneval, der so leidenschaftlich für militairischen Ruhm wie für die Freuden des Boudoirs glühte, ließ keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, vorübergehen, und Catinat lobte nach der Schlacht von Chiari öffentlich seinen Muth und seine Geschicklichkeit. Kaum war dieser Feldzug beendigt, so trug er schon darauf an, unter Luxemburg dienen zu können; in den Ebenen von Fleurus, der Belagerung von Namur und der Schlacht bei Nerwinde bedeckte er sich mit Ruhm. Die berühmtesten Feldherren Europa's, und besonders der Prinz Eugen, schätzten seine militairischen Talente und seine Tapferkeit sehr hoch; er hatte die glänzendsten Proben davon abgelegt. Die militairische Laufbahn schien ihm die glücklichsten Erfolge zu versprechen, selten aber vereinigen junge Krieger Klugheit und Mäßigung mit der Beweglichkeit und dem Ungestüm des Charakters, und Bonneval ließ in Bezug auf sein Privatleben und seine Gewohnheiten mehr als jeder Andere zu wünschen übrig. Er galt für einen großen Wüstling, für einen geistreichen und kühnen Mann, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um diesen Ruf noch mehr zu befestigen und zu steigern; ihm war nichts heilig, und man sagte vom Grafen von Bonneval: Ein Rolandsdegen, aber eine Ratterzunge.

Er beging die Unbesonnenheit, den Minister Chamillard lächerlich zu machen und ihn dadurch tödtlich zu beleidigen. „Der König von Frankreich muß von Sinnen seyn", sprach er zu seinen zahlreichen Freunden, „er verläßt sich ganz auf einen Mann, der vom Requeten-Meister nach und nach zum Staatsrath und zum Finanz-Controlleur hinaufstieg . . . Und zu all' dem Ansehen und den Ehrenstellen ist er nur gelangt, weil er vortrefflich das Lieblingsspiel des Königs, Billard, zu spielen versteht. Dieser elende Chamillard ist der abgefeimteste Schurke, der je an den Sitzungen des Staatsraths Theil nahm. Wißt ihr, daß er sich weigerte, das Finanz- und das Kriegswesen zu übernehmen, bis der König zu ihm sagte: Chamillard, ich werde Euer Hintermann seyn!" — Die Kühnheit und Bosheit Bonneval's reizten den Zorn des Finanz-Ministers, der damals allmächtig war, aufs Aeußerste; er berief aus eigener Machtvollkommenheit ein Kriegsgericht zusammen, das den Grafen Bonneval als Verräther und Verleumder zum Tode verurtheilte. Man hatte aber diesen Ausgang vorhergesehen und der Angeklagte war bereits in Deutschland beim Prinzen Eugen in Sicherheit, der den jungen Offizier schon lange seiner Verdienste wegen hochschätzte; er nahm ihn sehr gut auf und überhäufte ihn mit Ehren und Auszeichnungen.

„Ein Franzose, gleich Ihnen", sprach der Prinz zu ihm, „sah ich mich doch genöthigt, die Waffen gegen mein Vaterland zu ergreifen. Der unbeugsame Louvois hat mir geschrieben, daß ich nie wieder nach Frankreich zurückkehren dürfe: aber wir werden es doch eines Tages wieder betreten, Graf von Bonneval." — „An der Spitze von zehntausend Kaiserlichen", antwortete der Graf" — Durch den mächtigen Schutz des Prinzen Eugen gehoben, stieg der Flüchtling in kurzer Zeit zu den höchsten Aemtern in der Oesterreichischen Armee empor. Als er zum General-Major ernannt war, verwüstete er die Provence und das Dauphiné mit Feuer und Schwerdt. Im Jahre 1703 vertraute ihm der Erzherzog Karl, ein geschworner Feind des Papstes Klemens I., der ihm die Grafschaft Venaissin streitig machte, den Oberbefehl über ein kleines Heer an, und er unterstützte die Forderungen seines Herrn auf die allerkräftigste Weise. Bald aber nahm der Prinz Eugen den Beistand des General-Majors wieder in Anspruch, der auch die mühevollen Feldzüge von 1710, 11 und 12 mit Ehren durchmachte.

Die Sonne Ludwig's XIV., die durch den Ruhm und die Thaten des Prinzen Eugen etwas verdunkelt worden war, strahlte plötzlich wieder im hellsten Glanze. Frankreichs Achilles, der Marschall von Villars, trug so häufige und rasche Siege davon, daß die Feinde Frankreichs einen Waffenstillstand beantragten. Der Friede wurde zu Utrecht abgeschlossen.

Der Graf von Bonneval konnte sich nicht mit den Freuden eines ruhigen und friedlichen Lebens genügen lassen; sein stürmischer, ungezähmter Sinn riß ihn rastlos zu neuen Gefahren, zu neuen Abenteuern hin. Kaiser Karl VI., der Nachfolger Joseph's I., der durch den Prinzen Eugen von allem unterrichtet war, was der Graf für den Ruhm der Oesterreichischen Waffen gethan hatte, ernannte ihn zum General-Lieutenant und zum Mitglied des Kaiserlichen Reichshofraths. Für kurze Zeit stillten diese Ehrenbezeigungen den unersättlichen Ehrgeiz des Französischen Abenteurers; bald aber langweilten sie ihn, wie dem Kinde das oft gesehene Spielzeug zuwider wird, und er erkundigte sich beim Prinzen Albert, ob der Krieg noch lange ruhen werde. Graf Bonneval's sehnliche Wünsche wurden bald erhört.

Der Sultan, der Deutschland während der langen Kriegsjahre von 1701 an hätte bedrohen können, ließ jetzt herausfordernde Worte vernehmen; der Großwesir Ali erschien mit einer Armee von 60,000 Mann an Oesterreichs Gränzen. Karl VI. wurde anfangs von so unerwarteten Feindseligkeiten erschreckt, Prinz Eugen beruhigte ihn aber, übernahm den Oberbefehl über die Ungarischen Streitkräfte und schlug die Türken bei Temeswar und in der berühmten Schlacht von Peterwardein. Der Graf von Bonneval, sein unzertrennlicher Gefährte, hatte großen Antheil am erfochtenen Siege; in der Seite durch einen Lanzenwurf verwundet, von den Pferden zertreten, hatte er einen Anlauf des Feindes mit zehn der Seinigen zurückgeschlagen und wurde, blutend und mit Wunden bedeckt, den Händen der Janitscharen entrissen.

Sein Ruhm ertönte durch das ganze christliche Europa, und die zahlreichen Lorbeern, die er errungen, hatten ihn vor jedem ferneren Mißgeschick bewahren sollen, aber seine phantastische und ritterliche Laune stürzte ihn in neue Unannehmlichkeiten.

Er hielt sich gerade in Brüssel auf, als einige an und für sich selbst sehr unwichtige Vorfälle die losen Zungen Brabants in Bewegung setzten. Die Gemahlin des jungen Königs von Spanien hatte an einem schönen Juli-Abend den Einfall gehabt, im Garten des Palastes, von zwei ihrer Damen begleitet, spazieren zu gehen, und einige Neugierige hatten die Königin im Nachtkleide gesehen. Welch' ein Skandal, zu einer Zeit, wo die Königliche Majestät nie anders ausging, als mit all' den unzähligen Flittern der Größe behangen! Und nicht genug, daß die junge Königin mit solcher Kühnheit der Etikette des Hofes Trotz geboten hatte, sie wagte es gar noch, sich in einem Bassin zu baden. Bei diesem Spaziergange und jenen nächtlichen Erholungen war nichts vorgefallen, was die strengste Sittlichkeit auch nur im geringsten verletzen konnte. Aber der Gouverneur von Brüssel, Herr von Prié, der von verleumderischer Sinnesart und eifersüchtig auf den Empfang war, den die Brabanter der Fürstin bereitet hatten, spöttelte darüber in den abgeschmacktesten Aeußerungen, die sich bald genug in ganz Brüssel verbreiteten. Der Graf von Bonneval warf sich, als ein echter Ritter, zum Beschützer der jungen Königin auf und sprach mit der größten Verachtung von dem Gouverneur.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Kenntniß orientalischer Sprachen in England. Vor vier Jahren ungefähr übersetzte Herr Thom, der jetzt als Dolmetsch bei der Englischen Expedition in China angestellt ist, Aesop's Fabeln ins Chinesische, und zwar in die sogenannte Mandarinen- oder Gelehrten-Mundart, worauf sie dann ein Chinese in Canton in den Volks-Dialekt übertrug. Die Chinesischen Behörden verboten und konfiszirten das Buch zwar, weil es ihnen gefährliche Lehren zu enthalten schien; Herrn Thom ist es jedoch gelungen, eine zweite Auflage davon zu veranstalten, die der Französische Sinolog Herr Stanislaus Julien mit einer Einleitung ausgestattet, worin er das Werkchen Allen empfiehlt, welche die Chinesische Sprache studiren wollen. Das Londoner Athenäum spricht bei dieser Gelegenheit seine Verwunderung darüber aus, daß das Studium der orientalischen Sprachen in England, welches zum Morgenlande in so mannigfaltigen politischen und Handels-Beziehungen stehe, doch eine verhältnißmäßig so geringe Unterstützung finde, ja hier überhaupt weniger getrieben werde, als selbst in Deutschland, das fast gar keine Verbindungen mit dem Orient habe. Herr Thom würde mit seiner großen Chinesischen Sprachkenntniß ohne irgend eine Anstellung und ohne Brod geblieben seyn, wenn nicht glücklicherweise für ihn der jetzige Krieg ausgebrochen wäre. „Wir sehen", fährt das Athenäum fort, „seit beinahe dreihundert Jahren in diplomatischen und Handels-Verbindungen mit der Türkei, und doch giebt es in England nicht Einen Professor (Lehrer) der Türkischen Sprache. Die Folge davon ist, daß unsere Staatsgeschäfte in Konstantinopel von einem ausländischen Dragman besorgt werden, und der letzte skandalöse Prozeß von Pisani contra Lawson liefert eben keine erbaulichen Belege für die Zweckmäßigkeit eines solchen Zustandes. Das einzige Mittel, diesem Uebel zu steuern, besteht darin, daß die Regierung ein Kollegium oder Institut begründe, in welchem die lebenden orientalischen Sprachen gelehrt werden. Rußland, Oesterreich und Frankreich haben uns das Beispiel dazu gegeben, und dies ist einer von den Fällen, in denen wir uns mit der Rolle des bloßen Nachahmens begnügen sollten."

— Chinesische Vorstellung vom Tode. Professor Kidd in seinem vor kurzem erschienenen Werke über China erzählt folgende von ihm selbst erlebte Thatsache: Ein Chinese, einer grausamen Mordthat überwiesen, wurde zu einer lebenslänglichen Transportation verurtheilt. Seine Freunde, welche um eine Milderung seiner Strafe nachsuchten, wünschten, daß ich mich bei dem Gouverneur, mit dem ich gut stände, für ihn verwenden möchte. Ich führte die Natur des großen Verbrechens als Grund an, warum ich einem solchen Gesuche mit gutem Gewissen nicht nachkommen konnte, selbst wenn ich eines guten Erfolgs sicher wäre, und fügte hinzu, daß sie es schon für eine Gunst ansehen müßten, daß der Verbrecher nicht gehängt wurde. Dieser erwiederte mir sogleich, daß er die Transportation für eine viel härtere Strafe halte, als den Tod; denn in diesem Falle, fügte er hinzu, würden seine Aeltern, die noch lebten, ihm ein Leichenbegängniß und die gehörigen Todes-Ceremonien auf seinem Grabe anordnen können, während es ihm jetzt unmöglich sey, weil er dieser Vortheile beraubt wäre, mit seinen Aeltern und Freunden je wieder im Leben oder nach dem Tode zusammenzukommen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin
der
Literatur des Auslandes
Herausgegeben von Johann Friedrich Cotta
Nr. 91 Montag, den 8. April 1811 361

Literatur.

Ueber die Gedichte des Ossian, des Sohnes Fingals. Aus dem Gälischen übersetzt von Michael Denis. Wien, bey Bernardi. 1811. 2 Bände.

Ossian ist ein Dichter, der sich nicht mit Worten beschreiben läßt, sondern der gelesen und gefühlt werden muß. Wer ihn nicht gelesen hat, der kennt ihn nicht, und wer ihn gelesen hat, der kann ihn nicht beschreiben. Er

üben auch im bürgerlichen Leben eine absolute, oft sehr strenge Autorität: ein Maronit, der an die bürgerliche Macht der Emire appellirte, würde von ihnen gar nicht angehört werden, und sein Bischof würde diese Appellation als ein strafwürdiges Vergehen betrachten.

Vielleicht hat man diesem gewaltigen Einflusse des Klerus die Sanftheit und Unsträflichkeit der Maronitischen Sitten beizumessen; denn Verbrechen, Mord oder Verführung sind unter ihnen ausnehmend selten. Jedes Vergehen, selbst der leichteste Fehltritt, wird ohne Verzug gesühnt, und die Geistlichkeit sorgt mit großer Strenge dafür, daß weder Entzweiung noch Aergerniß unter den Christen bestehe. Bevor ein junger Mann heirathet, muß er die Einwilligung seines Pfarrers und seines Bischofs haben. Steht ihnen die Heirath nicht an, so weigern sie sich, das Paar zu trauen, und es kommt nicht zur Verbindung. Wird ein junges Mädchen Mutter, so muß der Verführer sie heirathen; man zwingt ihn dazu durch allerlei Mittel, als Entbehrungen, Fasten, Gefängniß, selbst Geißelung, und etwanige Ungleichheit des Ranges oder Vermögens kommt dabei gar nicht in Betracht.

Das Kostüm der Bischöfe ist ein langer Rock von karmoisinrother Farbe mit rothem Gürtel; der gemeine Priester trägt eine schwarze Robe mit einem Gürtel von derselben Farbe und auf dem Kopfe einen dunkelblauen Shawl, der um eine schwarze Mütze gewunden ist.

Außer den eigentlichen Geistlichen wohnen auf dem Libanon Mönche, deren Zahl 10,000 übersteigt; mehr als zwei Drittheile davon sind Maroniten. Die Unwissenheit dieser Mönche ist groß: allein sie ergeben sich wenigstens nicht dem Müßiggang oder der Bettelei. Sie bestellen eigenhändig die oft sehr ansehnlichen, zu ihren Klöstern gehörenden Grundstücke. Ihr Anzug ist eine Robe mit schwarzer Kapuze und ledernem Gürtel.

Drei religiöse Orden erfreuen sich im Libanon einer besonderen Verehrung. Diese sind die Libaniten, die Antoniner und die Halebiten. Die Ersteren, etwa 2400 an der Zahl, sind in 22 Klöster und Hospizien vertheilt. Sie stehen sämmtlich unter einem General-Superior, dem Reïs-el-Amm (Chef der Gesammtheit), dessen Rath vier Mudebbar's oder Direktoren bilden. — Die Antoniner, ungefähr 760 Mönche in 14 Klöstern, und die viel weniger zahlreichen Halebi's, welche nur 3 Klöster besitzen, haben eine gleiche Verfassung.

Zu jedem dieser Orden gehören auch einige Nonnenklöster, deren Oberaufsicht dem Reïs-el-Amm ausschließlich zukommt. Außerdem giebt es noch 8 Nonnenklöster von verschiedenen, dem Europäischen Katholizismus ergebenen Orden, die nur von dem Päpstlichen Legaten abhängen. Zu Antura steht, gegenüber dem männlichen Lazaristen-Kloster, ein weibliches dergleichen, dessen Bewohnerinnen mit den Europäischen Klöstern ihres Ordens in ausgedehnter Verbindung stehen. Ihre geistlichen Schwestern in der Schweiz und in Deutschland schicken ihnen Unterstützungen. Eine der Priorinnen des weiblichen Klosters zu Antura und zwei der Laienschwestern sind Aethiopische Negerinnen.

Ich übergehe eine große Anzahl im Libanon zerstreuter Klöster, die den Maroniten, den Lateinern, den katholischen und schismatischen Griechen angehören. Die Französischen Lazaristen-Mönche, welche das alte Jesuiten-Kollegium zu Antura besitzen, widmen sich mit vielem Eifer und großem Erfolge dem Elementar-Unterricht der jungen Syrischen Christen und selbst Europäischer Kinder, deren Aeltern im Lande angesessen sind. Dieses Kollegium stiftet das meiste Gute; aber leider wird es nicht zum Besten unterhalten. Die Franziskaner des heiligen Landes haben in El-Harissa ein sehr schönes, reizend gelegenes Kloster, dessen Insassen zahlreich sind. Auch der Jesuiten-Orden besitzt zwei Kollegien, ein altes und ein neues, die er täglich zu vergrößern sich bestrebt. Das eine ist zwei Meilen von Beirut, im Distrikte Kesruan; das andere in El-Malaka, einem neuen Dorfe bei Saleh, am westlichen Abhang des Berges.

Die Griechisch-Katholischen, von denen eine gewisse Anzahl im Libanon wohnt, stehen unter dem sogenannten Patriarchen von Antiochien, der während des Winters in Damaskus und während des Sommers bei Deïr-el-Kamar residirt. Zu seiner Gerichtsbarkeit gehören einige Bischöfe und fünf oder sechs Klöster. Die katholischen Syrer haben einen Patriarchen, der in einem Kloster des Distriktes Kesruan sich aufhält. — Der Patriarch der katholischen Armenier wohnt in dem Kloster Deïr-Mfummar in Kesruan. Dieses und das Kloster Deïr-Haschek bei Gasir sind sehr schöne Gebäude, in denen man junge Armenier erzieht, die aus allen Gegenden des Osmanischen Reiches dahin geschickt werden. — Die schismatischen, Melchitischen, Jakobitischen u. s. w. Griechen besitzen noch 17 Klöster im Libanon: die meisten liegen in geringer Entfernung von Tripolis und stehen unter dem Patriarchen zu Damaskus.

Die Wohnung des Päpstlichen Legaten war vormals in Karrubin (Kanobin); jetzt wohnt er des Sommers zu Bdinnen, oberhalb Kanobin. Sein Haus ist von den Bergbewohnern Beit-el-Awua (Haus des Windes) genannt worden, weil es frei auf einem Hügel steht. Den Winter verweilt er zu Schurkeh, einem alten Kloster oberhalb des Hügels Suk, das wegen der geheimnißvollen Gräuel der berüchtigten Hindia, einst Superiorin des Klosters, in allen Ländern (?) berühmt ist. Diese Frau, eben so schön von Ansehen als abscheulich von Charakter, behandelte die jungen Novizen, welche in das Kloster kamen, mit empörendster Grausamkeit. Viele Jahre hindurch verhallte das Jammergeschrei der Opfer dieses weiblichen Ungeheuers innerhalb der Klostermauern; endlich brachte ein zufälliges Ereigniß ihre Verbrechen an den Tag. Der Patriarch verurtheilte sie nur zur Einsperrung in ihrer Zelle; sie aber legte sich aus freien Stücken so harte Kasteiungen auf und bezeugte bis an ihren Tod, der einige Jahre später erfolgte, eine so tiefe Reue und Zerknirschung, daß die Maroniten sie jetzt als eine Heilige verehren.

Die Regeln aller jener Mönchsorden sind in Hinsicht des Fastens, des Gebetes und der äußeren Gebräuche ungemein streng. Die Maroniten haben mehrere Fastenzeiten und eine Menge einzelner Fasttage, an denen sie nur Gemüse essen dürfen, das in Oel oder Wasser gekocht ist: Butter, Käse, Milch, Eier, Fische — kurz jede animalische Nahrung ist ihnen alsdann untersagt. Noch häufiger und strenger sind die Fasten ihrer Mönche; diese haben, gleich den schismatischen Griechen, Xerophagieen oder trockene Fasten, während deren Dauer sie nur von rohem Gemüse sich nähren dürfen.

Da die Leichtgläubigkeit der Maroniten groß ist, so findet man bei ihnen allerlei Legenden, die zum Theil absolut fabelhaft sind. Ich will einige der sonderbarsten dieser Legenden anführen, von denen sie die erste mit den Türken gemein haben.

Eine Viertelmeile von dem Dorfe El-Malaka, am letzten Abhang des Libanon und am Rande des Thales von Baalbek, zeigt der Maronite dem Wanderer das riesenhafte Grabmal des Noah. Offenbar ist es der Ueberrest einer antiken Wasserleitung: aber das abergläubische Volk hat den Ort mit Mauern umgeben und in einer gewissen Epoche des Jahres pilgert man dahin. Als Noah sehr alt war, so erzählen sie, erbat er sich von Gott die besondere Gunst, sein Leben auf dem Libanon beschließen und hier sein Grab sich bauen zu dürfen. Gott bewilligte ihm dieses Gesuch, aber kurz vor seinem Tode beging der Patriarch einen Fehler, den Gott damit bestrafte, daß er die Länge des Grabes durch Verengung des von Noah ausgesuchten Hügels um ein Bedeutendes verringerte. Man konnte den Patriarchen nicht seiner ganzen Länge nach in dieses Grab legen, und mußte ihm daher die unteren Schenkel unter die oberen zurückbiegen. Dennoch ist das vergebliche Grab mindestens 120 Syrische Ellen lang.

Mitten in den Schlüften des kleinen und verödeten Berges Albaron, eine Tagereise von Deir-el-Kamar, pilgern viele Maroniten in kleinen Häuflein und ganz heimlich zu dem Grabmale des Moses. Die Umstände der Entdeckung dieses Grabes werden also erzählt: im Jahre 1655 bemerkten Maronitische Hirten, die ihre Heerden auf dem Berge weideten, daß ihnen oft einige Ziegen fehlten. Diese Thiere kamen nach ein- oder zweitägiger Abwesenheit wieder, brachten aber zum großen Erstaunen der Hirten einen balsamischen Geruch mit, der sich lange erhielt. Neugierig, die Ursach eines solchen Wunders zu ergründen, schlichen die Hirten eines Tages hinter den sich entfernenden Ziegen her und sahen sie nach tausend Umwegen durch Thäler und über Abgründe bei einer Höhle verschwinden, deren Zugang dichtes Gebüsch verhüllte. Die Hirten folgten ihren Ziegen keck in den unterirdischen Raum und bald drang der wunderbare Geruch wieder zu ihren Nasen. Mitten in der gewaltigen Grotte sahen sie ein Grab aus rohem Stein, mit einer schwarzen Marmorplatte darauf, die ein blendendes Licht ausströmte, und auf welcher die einfachen Worte standen: Musa, Chadim Allah, d. i. Mose, der Diener Gottes! Sie beeilten sich, als sie heimgekehrt waren, dem Patriarchen die Kunde zu bringen, und der wunderbare Geruch, den sie mitbrachten, zeugte für die Wahrheit ihrer Erzählung. Diese Entdeckung machte im ganzen Gebirge großen Lärm: Lateiner, Griechen, Armenier, Juden — Alle wollten das heilige Grabmal für sich allein besitzen. Die Ränke, Zwistigkeiten und Kabalen wurden am Ende so arg, daß Bekir-Pascha, Statthalter von Damaskus, den Eingang zur Grotte fest vermauern ließ, und Jedem bei harter Strafe verbot, sich dahin zu begeben. Heutiges Tages — so erzählen die Maroniten — sieht man nur noch diesen Eingang; aber wie stark auch die Mauer sey, so dringt doch in gewissen Zeiten ein köstlicher aromatischer Duft heraus.

Die Tugend der Gastfreiheit herrscht bei allen Völkern des Libanons im ausgezeichneten Grade. Welches auch die Religion, die Heimat oder der Stand des Fremden sey: er kann seiner guten Aufnahme versichert seyn, sobald er die Schwelle der Thür betreten oder unter dem Zelte sich niedergelassen hat. Man erfüllt buchstäblich die schöne Vorschrift der Sunna*): „Frage den Fremdling nicht, wo er herkommt, oder in welchem Glauben er erzogen ist: frage ihn vielmehr, ob er Hunger und Durst hat und ob er bekleidet ist."

Nur die Maroniten sind in diesem Punkte enaherzig. Ihr Glaubensgenosse wird mit Entzücken, wie ein Freund und Bruder aufgenommen; aber den Nicht-Christen, oder vielmehr den Nicht-Katholiken empfängt man in der Regel unfreundlich. Ist er nicht Ueberbringer ausdrücklicher Befehle oder eines Ferman's des Pascha's, so hat er bisweilen Noth, ein Nachtquartier zu finden.

Die Geistlichkeit bedient sich zuweilen, obwohl selten, eines Anathema's, das nur aus einem Worte besteht, und doch fürchterliche Wirkungen hat. Ein Individuum, welches dieser Fluch getroffen, findet nirgends Aufnahme oder Schutz: kein Mensch will ihm auch selbst für Geld etwas ablassen. Dieses Wort, dessen Schrecklichkeit dadurch noch erhöht wird, daß man seine Deutung der Phantasie des Bergbewohners überläßt, ist nichts Geringeres als Framassun, eine Verderbung von franc-maçon! Der Christ des Libanon hält den Freimaurer für ein entsetzliches Wesen, eine verdammte Seele, die täglich mit dem Teufel verkehrt, und den Gläubigen tausend Schlingen legt, um sie in die Hölle zu locken.

Die Maroniten genossen schon unter Türkischer Herrschaft in der Ausübung ihrer Religion einer unbeschränkten Freiheit, und Mehmed-Ali vermehrte noch ihre Privilegien. Sie durften unter freiem Himmel mit Kreuz und Fahne Umzüge halten und zu jeder Zeit läuten, obschon jeder Glockenklang den Türken zuwider ist. An Veranlassung zur Unfriedenheit hat es zwar auch nicht gefehlt; die materiellen Interessen der Maroniten waren gekränkt, obwohl weniger empfindlich, als die der muselmännischen Bevölkerung. Allein der unpolitische Aufstand vom Jahre 1840 galt auch nicht dem Urheber des Uebels; er bezweckte nur den Umsturz der Aegyptischen Verfassung. Im Juni 1840 sah

*) Sunna ist das Traditionsgesetz der Muhammedaner.

man auf dem Libanon ein bis dahin nie gesehenes Schauspiel: der Patriarch und die Bischöfe bedrohten die Insurgenten mit Anathem und Excommunication, wofern sie nicht schleunig zu ihrer Pflicht zurückkehrten, während Pfarrer, Priester und Vikare mit den Aufrührern gemeinschaftliche Sache machten, in ihren Lagern Messe lasen und sie vor dem Gefechte einsegneten.

Eine kurze Darstellung der Verwaltung des Libanon und der moralischen und politischen Lage der Maroniten im Jahre 1840 wird nicht ohne Interesse seyn.

Das ganze Gebirg ist in zehn Distrikte abgetheilt, die den Fürsten Schaab, Verwandten des Emir Beschir, zur Verwaltung anvertraut waren. Jedes Maronitische Dorf hatte seinen Schäch oder Maire, eine angesehene Person des Ortes, welche die Ordnung aufrecht hielt, das Amt eines Friedensrichters verwaltete und die Grundsteuern für den Fürsten, zuweilen auch für sich einnahm. In jedem Falle ließ er die Steuern durch ungemein lästige Exekutoren eintreiben.

Der Civil-Etat gehörte dem Klerus, welcher jedoch ohne Erlaubniß des Emir's des Distriktes kein Brautpaar trauen konnte; dies war übrigens eine leere Formalität, da die Erlaubniß in jedem Fall erfolgen mußte. Die regierenden Emire richteten Handlungen, welche der öffentlichen Ordnung zuwider waren, und Vergehen, die in Frankreich vor die Assisen kommen. Um Prozesse anderer Art bekümmerten sie sich nicht, ausgenommen, wenn die streitenden Parteien ihre Frauen oder Verwandten waren.

Zur Schlichtung der Rechtshändel hatte man drei Richter eingesetzt: Einer wohnte in Deïr-el-Kamar, der immer ein Druse war: Einer in Gasik oder Suq, ein Maronitischer Bischof; und der Dritte in Sgorta, ein Maronitischer Diakonus. Dieses Tribunal richtete nach Türkischen Gesetzen, namentlich nach denen von der Sekte Schaafei, welche dem Nicht-Muselmann am günstigsten sind. Der Patriarch oder Bischof des Bezirkes brauchte nur eine Streitsache vor sein Tribunal zu zitiren; war sie, seinem Gutachten zufolge, religiöser oder moralischer Natur, so wurde sie ihm gleich übertragen und er fällte dann sein Urtheil ohne Appellation, während man von der Entscheidung eines Richters an die Autorität des Emir Beschir appelliren konnte.

Das Gebirge Libanon könnte leicht über 30,000 Maronitische Streiter liefern; diese würden aber schwerlich gegen die Drusen sich behaupten, die, obwohl minder zahlreich, weit kriegerischer sind und eine unglaublich große moralische Macht haben. Trotz des Stolzes der alten christlichen Familien und trotz ihrer gegenseitigen Antipathie haben die Maroniten zu einer Art von Vasallendienst sich bequemen, unter die Fahnen einer Partei sich schaaren müssen, deren Interesse ihnen völlig fremd ist.

Die vornehmsten Maronitischen Familien, diejenigen, welche ob ihres alten Ursprungs und ihrer Auszeichnung einen mächtigen Einfluß auf die Christen im Gebirge besitzen, sind jetzt folgende vier: Beit-el-Kasim, Beit-Abasch, Beit-el-Dahdah und Beit-el-Kuri. Ich muß hier bemerken, daß ein gemeinschaftlicher Name in Syrien fast immer eine enge Verwandtschaft und so zu sagen, eine Gemeinschaft der Interessen und Rechte zwischen den Individuen und Familienhäuptern, die ihn führen, anzeigt. Der Vater vererbt seine Meinungen und seine Partei an den Sohn; es ist fast ohne Beispiel, daß ein Maronit oder Druse zu einer anderen Partei, als seine Vorältern, sich gehalten hätte. Unter Familie versteht man also den oft zahlreichen Verein aller Individuen, die einen gleichen Namen führen.

Die Beit-el-Kasim rühmen sich einer sehr alten Autorität im Libanon, die wenigstens aus den ersten Jahren des Islam datirt; als Beweis zeigen sie ein kostbares Autograph des Chalifen Omar vor, welches die Kopfsteuer betrifft, die der Chalif, bei seinem Einzug in Syrien, den Christen auflegte. Jetzt ist Schäch Francis Beit-el-Kasim (das Haupt der Rebellen von Beirut im Juni 1840) der Chef des Geschlechtes und zugleich der Depositar jener Handschrift, die er zuweilen selbstgefällig aus ihrem wurmstichigen Futterale hervorlangt.

Die Beit-Abasch halten sich zur Drusischen Partei der Amadi's. Sie haben eine tüchtige Zahl kraftvoller Jünglinge, vielleicht die Tapfersten unter allen Maroniten, aufzuweisen. Diese Eigenschaft scheint bei ihnen erblich; denn ihre Vorältern dienten den Kreuzfahrern auf allen ihren Unternehmungen gegen die Araber als Führer.

Ludwig IX. *) und Ludwig XII. von Frankreich ertheilten den Beni Abasch Urkunden, die nachmals von Ludwig XIV. bestätigt wurden. Ich sah mehrere der Letzteren im Oktober 1840, bei dem Schäch Jussuf-Beit-Abasch. Dieser Maronitische Häuptling hatte an der ersten Empörung, die in 14 Tagen unterdrückt ward, sehr lebhaften Antheil genommen und er dankte es nur dem persönlichen Schutze des Französischen Konsuls von Beirut, daß man ihn nicht mit anderen Rädelsführern nach Aegypten devortirte.

Die Familie Beit-el-Kuri, welche zu der Partei Dschimbelat gehört, ist eben so zahlreich, stark und angesehen, aber weniger alt, als die vorhergehenden.

Es ist eben so mit den Beit-el-Dahda, die zur Partei der Amadi's gehören.

Frankreich.

Ein Französischer Abenteurer des achtzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Von nun an haßten sich diese beiden Männer tödtlich und benutzten jede Gelegenheit, einander gegenseitig zu schaden; der Graf beschränkte sich nicht darauf, seinen Gegner überall lächerlich zu machen und ihn als Verleumder zu brandmarken, er brachte auch mehrere Pamphlete in Umlauf, wie unter anderen folgendes: „Wenn der Graf von Bonneval den Elenden kennte, der Ihre Majestät die Königin von Spanien geschmäht und verleumdet hat, so würde er demselben mit eigener Hand hundert Stockschläge aufzählen, falls sein Vater ein Edelmann gewesen; wo nicht, so sind meine Knechte noch zu gut, um ihn auszupeitschen. Alexander von Bonneval. Brüssel am 30. Oktober 1724."

Diese Drohungen seines Gegners schienen aber den Gouverneur nicht zu beleidigen, dessen scheinbare Gleichgültigkeit den Zorn und die Verachtung Bonneval's dermaßen steigerte, daß er ihm eine Herausforderung zusandte: er kannte von nun an keine Mäßigung mehr, setzte alle Rücksichten bei Seite, schmähte die Gemahlin und die Töchter des Gouverneurs, so daß dieser, zum Aeußersten getrieben, sich beim Prinzen Eugen über das Betragen des General Lieutenants beschwerte. Der Prinz aber, der den Grafen liebte und beschützte, ließ diesem nur mehr Zurückhaltung anempfehlen und forderte ihn auf, im Gouverneur wenigstens die Würde seines Amtes zu ehren. Bonneval nahm aber gar keine Rücksicht auf den weisen Rath seines hohen Beschützers, und dieser sah sich am Ende genöthigt, ihn seiner Aemter zu entsetzen und zu fünf Jahr Gefängniß zu verurtheilen. Dies Strafurtheil war zu hart, und Bonneval, der auf Versprechen baldiger Begnadigung sich nicht verließ, begab sich nach dem Haag, blieb hier einige Zeit und verfaßte auf den Prinzen Eugen ein so kühnes, boshaftes Pamphlet, daß der Wiener Hof darüber ganz entrüstet war; noch hatte man kein Beispiel einer solchen Frechheit und keine solche Verspottung der militairischen Disziplin erlebt.

Der Graf wußte sehr wohl, daß er durch seinen Angriff auf den Prinzen Eugen seine Schiffe verbrannte und nicht mehr hoffen durfte, wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden. Kurz darauf bedeutete man ihm, daß sein Leben in Gefahr schwebe, und er flüchtete sich nach Venedig. Dieser unbezähmbare Held, dieser Edelmann, dessen Name so oft in Frankreich und Deutschland das Tagesgespräch gewesen war, faßte den Entschluß, auf ewig mit den christlichen Fürsten zu brechen, von denen er seine Dienste nicht nach Gebühr belohnt glaubte. Er begab sich nach Konstantinopel, und um seinen romantischen Abenteuern die Krone aufzusetzen, ging er 1730 zum Islam über. Kaum hatten die Würdenträger des Osmanischen Reiches erfahren, daß der Held von Belgrad und Peterwardein sich der Beschneidung unterworfen habe, so eilten sie zu ihm, um ihn zu begrüßen; er nahm den Namen Achmed-Pascha an. Sobald er von einem Fieber, das nur drei Tage anhielt, wieder hergestellt war, wurde er zum Sultan geführt, der ihm viele Schmeicheleien sagte und ihn mit Ehrenbezeigungen und Würden überhäufte.

„Ich wurde zu dem Füßen Sr. Hoheit geführt, erzählt der Graf in seinen Memoiren, „und der Großherr sagte mir, er zweifle gar nicht daran, daß ich ihm eben so treu, wie früher Anderen, dienen werde. Ich leistete den Eid; als ich es gethan, überreichte mir einer der Staats-Secretaire ein Patent, das mich zum Pascha von drei Roßschweifen ernannte."

Der Sultan Mahmud und seine Minister sahen ein, von welchem großen Nutzen für die Organisation der Armee dieser berühmte Renegat seyn könne, der dreißig Kriegsjahre unter den berühmtesten Feldherren Europa's durchgemacht hatte. Er wurde zum General der Artillerie ernannt, organisirte dieses noch ganz indisziplinirte Corps auf Europäische Weise, lehrte die Kanonen richten und führte den Gebrauch der Bomben ein: die Kavallerie ordnete er in Schwadronen und führte die in Frankreich und Deutschland üblichen Manöver bei derselben ein. Mahmud bezeigte ihm für diese vortheilhaften Veränderungen seine lebhafteste Dankbarkeit und schenkte ihm das unbegränzteste Vertrauen. In dem Kriege gegen die Russen verlieh er ihm den Oberbefehl über eine Heeres-Abtheilung von 20,000 Mann, und Achmed-Pascha führte seine Soldaten oft zum Siege.

Der schreckliche Thamas-Kuli-Chan, der den Thron der Persischen Könige usurpirt und fast alle Völker Asiens unterjocht hatte, erklärte dem Türkischen Sultan um diese Zeit den Krieg. Achmed wurde von Mahmud mit dem Oberbefehl über die Armee bekleidet, welche diesem Furchtbaren gegenüber treten sollte. Die Siegesgöttin blieb ihm treu, und er trug über das Persische Heer so große Vortheile davon, daß der wilde Thamas-Kuli-Chan seinem Vorsatz entsagte, das Türkische Reich zu erobern.

Achmed wurde in Konstantinopel mit denselben Ehrenbezeigungen empfangen, die man sonst den Römischen Triumphatoren erwies; öffentlich flattete ihm der Sultan seinen Dank ab und ernannte ihn zum Statthalter von Chios und dem steinigen Arabien. Er wußte sich jedoch die Gunst nicht zu bewahren, in welcher er so verdientermaßen bei der hohen Pforte stand. Krieg war sein Element; er war zu unruhigen Geistes und verachtete zu sehr die soziale Ordnung, um eine lange anhaltende Ruhe zu ertragen. Uebel ausgelegte Worte, einige Maßregeln, die seine Feinde geschickt zu seinem Verderben benutzten, führten eine schnelle Ungnade herbei; der Sultan beraubte ihn seiner Würden und verbannte ihn in ein Paschalik am äußersten Ende des Schwarzen Meeres. Achmed ertrug diesen letzten Schlag mit mehr Gleichmuth, als man von einem so heftigen Manne hätte erwarten sollen, der Europäischen Fürsten Herausforderungen ins Angesicht geschleudert hatte. Ein Franzose von Ansehen besuchte ihn in seinem Exil und fragte ihn, warum er Muhamedaner geworden sey; nach kurzem Bedenken erwiederte der Graf Bonneval: „Ich habe mich zum Islam bekannt, damit ich meine Tage so recht nach meinem Belieben zubringen könnte, mit der Nachtmütze, in Schlafrock und Pantoffeln." — „Möchten Sie Frankreich nicht wiedersehen?" — „Ich bin alt", antwortete der Graf mit einem tiefen Seufzer, „und Sie wissen, daß der verbannte Greis sich immer nach seinem Vaterlande sehnt: es wohnt in unserem Herzen ein unwiderstehlicher Wunsch, der Wiege

*) Die Beit-Abasch verwahren, wie sie sagen, eine authentische Pergament-Urkunde Ludwig's IX. mit einem großen Siegel aus gelbem Wachse, als schriftliches Zeugniß der guten Dienste, die ein Beit-Abasch den Christen von Ptolemais geleistet hatte.

und Grab zu vereinigen trachtet. Ich wünsche Frankreich wiederzusehen, aber ich habe keine Hoffnung dazu."

Von seinen Erinnerungen, auch vielleicht von Gewissensbissen gequält, bereitete er sich vor, die Türkei zu verlassen, als er plötzlich im zweiundsiebzigsten Jahre, am 27. März 1747, starb. Der Sultan ließ ihn mit großer Pracht bestatten, und seine Feinde selbst priesen nach seinem Tode die Tapferkeit, Geschicklichkeit und Seelengröße Achmed-Pascha's.

Kommst Du, Leser, einst nach Konstantinopel, so begieb Dich nach Pera auf den Kirchhof der drehenden Derwische, nicht weit vom Schwedischen Gesandschafts-Hotel; dort wirst Du ein Grab mit der schönen Türkischen Inschrift finden:

„Allah ist ewig; möge Allah, der groß und gnädig gegen den wahren Gläubigen ist, dem verstorbenen Achmed, Chef der Bombardiere, seinen Frieden geben! Im Jahre der Hedschra 1160 (1747)."

So verlief das eben so romantische als heldenmüthige Leben des Grafen Alexander von Bonneval. In seinen hinterlassenen Memoiren schildert er sich selbst mit Freimuth und Loyalität; es tritt uns in denselben ein Mann vor Augen von schlaffer Moral, der sich durch und durch zum Spott hinneigte, der gegen die sociale Ordnung die größte Verachtung hegte, ein Verräther, der die Waffen gegen sein Vaterland trug, ein Renegat, der schmählicher Weise die Religion seiner Väter abschwur, und doch muß man seine nie wankende Tapferkeit, seinen lebhaften Geist und seinen unbeugsamen Stolz anstaunen. Auch hörte er nie auf, selbst an den fremden Höfen, denen sein Degen diente, die Ehre des Franzosen zu behaupten. Wenn man seine Memoiren gelesen, so ist man unschlüssig, ob man ihn verdammen oder beklagen, bewundern oder verachten soll. Wir wollen mit einem seiner Biographen ausrufen:

„Wenn der Gott des Weltalls mit seinem Namen das Grab und die Ruhe dieses Christ-Muselmannes beschützt, sollten wir dann seine Asche nicht in Frieden lassen?"

Mannigfaltiges.

— **Victor Hugo's Buch über den Rhein.** Wir haben nunmehr Victor Hugo's Buch Le Rhin, das wir früher bloß nach den in Pariser Blättern enthaltenen Auszügen besprochen, selbst gesehen, aber vergebens sind wir die beiden starken Bände (die übrigens ein ökonomischerer Druck sehr bequem in ein Duodezbändchen zusammenzufassen vermöchte) von einem Ende zum anderen durchlaufen, um für diese Blätter einen Stoff zu erspähen, der zur Uebertragung sich eignete. Von vorn bis hinten nichts als Wiederholungen von hundertmal anderwärts schon besser erzählten Dingen! Wie sticht diese Zusammenstoppelung von Legenden, Landschafts-Beschreibungen und Antiquitätenkram nicht schon gegen Bulwer's Pilgrims on the Rhine ab, die doch auch mehr oder weniger eine bloße Compilation sind, aber deren malerisches Detail durch den rothen Faden einer lieblichen Erzählung zusammengehalten wird. In den ermüdenden Darstellungen des Victor Hugoschen Rhin ist eben keine andere Einheit wahrzunehmen, als sein ewig wiederkehrendes Moi, das aber nicht, wie in den lyrischen Ergüssen des Dichters, den Worten erst ihre rechte Bedeutung und ihren poetischsten Reiz verleiht, sondern durch sie vielmehr die Würde und den hohen Schwung einbüßt, die wir gewohnt sind, mit des Dichters Namen in Verbindung zu setzen. Er selbst entschuldigt sich in einer langen Vorrede wegen des nichtigen Details dieser Briefe, das er sehr wohl selbst gefühlt hat; aber er meint, sie seyen die nothwendige Einleitung zu den am Schlusse des Buches befindlichen 200 Seiten über das politische Verhältniß Frankreichs und Deutschlands. Und diese 200 Seiten lange Conclusion, um derentwillen der Berg gekreißt, was ist sie? — Herr Hugo frage nun seine Landsleute oder die Deutschen, er wird überall die Antwort hören: — eine politische Schülerarbeit, eine lächerlichere Maus, als jemals von einem kreißenden Berge geboren worden! Herr Hugo hat sich, wie er sagt, berufen gefühlt, in dem Streite, der sich im vorigen Jahre zwischen den Parteien hüben und drüben erhoben, sein conciliatorisches schiedsmännisches Wort auszusprechen. „Es galt, das Recht Frankreichs zu behaupten, ohne gleichwohl die Nationalität Deutschlands zu verletzen, und ein so herrliches Problem glaubte der Verfasser, als er seine Rhein-Reise machte, lösen zu können. Diese Idee, einmal in ihm aufgetaucht, erschien ihm bald als eine unabweisliche Pflicht. Wo es gilt, eine Frage zu beleuchten, bei welcher Europa, also die ganze gebildete Welt, interessirt ist, da soll Jeder sein Licht herbeibringen, und leuchtete es auch noch so spärlich. Die menschliche Vernunft, in diesem Stücke mit dem Spartanischen Gesetz übereinstimmend, zwingt uns in gewissen Fällen, unsere Rathschläge zu ertheilen." — Welcher Art diese Rathschläge sind, die Deutschlands Nationalität nicht verletzen sollen, wissen unsere Leser bereits: Herr Hugo will uns mit Hülfe der Geschichte und Poesie — die jedoch bloß Geschichte und Poesie nach seiner eigenen Auffassung sind — begreiflich machen, daß das linke Rheinufer von Gottes und Rechts wegen den Franzosen gehöre, und daß die Deutschen aus Billigkeit, so wie vermöge der auch in Herrn Hugo recht lebhaft gewordenen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Freundschaft beider Nationen, den Franzosen diese Gränze überlassen mögen. Dagegen verspricht er uns den Beistand seiner Landsleute, um uns, sowohl Deutschland überhaupt als Preußen insbesondere, in anderen Weltgegenden schadlos zu halten. Herr Hugo, der es, wie gesagt, an Freundschafts-Versicherungen nicht fehlen läßt, sagt unter Anderem (S. XXVI der Vorrede): „Wäre ich nicht Franzose, so möchte ich Deutscher seyn." Der Verfasser erwartet darauf ein noch galanteres Schlagwort von den Deutschen, oder doch mindestens von den Bewohnern des linken Rheinufers; aber diese haben ihm auf sein Buch geantwortet: „Herr Hugo, wären wir nicht Deutsche, so möchten wir Deutsche seyn!"

Bibliographie.*)

Italien.

A. Peyron Grammatica linguae Copticae, accedunt additamenta ad lexicon Copticum. 8. Taurini, ex regio typographio. — Peyron hat darin überall den Thebaischen Dialekt zu Grunde gelegt, mit steter Berücksichtigung der beiden anderen Dialekte, des Memphitischen und Baschmurischen. Das Lexicon linguae Copticae erschien im J. 1835 (Taurini 1835. 4.).

Atti della seconda riunione degli scienziati italiani, tenuta in Torino nel settembre 1840. 4. Torino.

Codice penale per gli stati di S. M. il re di Sardegna col testo francese a fronte. 4. Torino, stamperia reale. — Das neue Strafgesetzbuch des Königreichs Sardinien, den Anforderungen unserer Zeit entsprechend redigirt, wie sich dies von Turin aus erwarten ließ, datirt aus dem J. 1836 und trat an die Stelle der bis dahin geltenden Leggi e Constituzioni di Sua Maestà (d. e. Karl Emanuel III.) vom J. 1770 (Ital. u. Französ. 2 tomi 4. Torino 1770).

A. Piola Considerazioni sulle terre incolte del Piemonte, con indicazione dei mezzi e dei metodi di dissodamento applicabili anche alle altre terre incolte d'Italia nel interesse del pauperismo. 2. edizione. 16. Torino.

G. V. Tonso Della influenza della religione cristiana sulla legislazione antica e moderna. 4. Torino.

G. Zanetti Della origine di alcune arti principali appresso i Veneziani. 8. Venezia. 1 l. 71 c.

G. Manzoni Osservazioni sulle „Voci e locuzioni italiane derivate dalla lingua provenzale" opera del p. V. Nannucci. Fasc. 1 e 2. 8. Firenze.

G. B. Campagna Sistema di psicologia empirica. 8. Brescia. 6 l. 9 c.

A. Zanchi-Bertelli Storia di Ostiglia. 8. Mantova. 3 l. 48 c. — Ostiglia ist ein Flecken im Mailandischen. Keine Literatur mochte wohl so reich an Lokalgeschichten sein, wie die Italienische.

G. Bravi Teorica e pratica del probabile. 2. edizione accresciuta. 2 vol. 8. Bergamo. 8 l. 52 c. — Die erste Ausgabe dieses mathematischen Werkes erschien Mailand 1827 in einem Bande.

L. Pilla Studii di geologia, ovvero Conoscenze elementari della scienza della terra. Parte 1. 8. Napoli.

F. Fiorer De fritide ejusque speciebus, earumque curatione: commentatio a societate medico-practica Paris. a. 1836 numismate aureo publice donata. 8. Ticini regii. 3 l. 22 c.

Plantae rariores in regionibus Chilensibus, a M. D. Bertero nuper detectae, et ab A. Colla in lucem editae. Fasc. ultimus. 4. Taurini, ex regia typographia. Mit 24 lithogr. Taf. — Besonderer Abdruck aus den Memorie della r. Accademia delle scienze di Torino.

J. Millingen Considérations sur la numismatique de l'ancienne Italie. 8. Florence, Molini. 8 l. — Der Name des berühmten Englischen Archäologen James Millingen, augenblicklich in Florenz, bürgt für den Werth dieser Schrift.

J.-C. (docteur) La théorie de l'ame, ou Classement complet des facultés de l'esprit. 8. Montiers. 6 l.

di Serradifalco (duca) Le antichità della Sicilia esposte ed illustrate. Vol. 4. (Alterthümer von Syrakus und dessen Umgebungen). Folio. Palermo. — Man will behaupten, Hr. Domenico lo Faso Pietrasanta Duca di Serradifalco dürfe eigentlich nur der Herausgeber dieses Prachtwerkes, dessen Herausgabe jedenfalls mit sehr bedeutenden Kosten verbunden ist, genannt werden, indem der Abate Rizzolo Maggiore in Palermo, ein eben so kenntnißreicher als bescheidener Gelehrter, den Text dazu geschrieben. M. Maggiore hat übrigens auch mehrere archäologische Abhandlungen unter seinem Namen herausgegeben.

B. Biondelli Atlante linguistico d'Europa. Fasc. 1 (vol. 1, parte 1). 262 p. 8. u. 4 tav. Folio. 10 l. 60 c. — Sollen 4 Bände, mit einem Atlas, werden. Hr. Biondelli hat sich bereits früher durch eine ausführliche Rezension von Grimm's „Deutscher Grammatik" in der Mailander Zeitschrift Politecnico (auch einzeln abgedruckt) als Linguist bekannt gemacht.

F. Petrarca Canzone a laude di Nostra Signora. Con alcune spiegazioni e considerazioni. Edizione 2da. 8. Milano. 1 l. 74 c. — Nur ein wohlfeiler Abdruck der von A. Marsand, ehemals Prof. in Padua, jetzt in Paris lebend, bei Didot in Paris kürzlich veranstalteten Prachtausgabe. Marsand's ausgezeichnete Petrarka-Bibliothek, von ihm beschrieben in dem Werke: Biblioteca Petrarchesca formata, posseduta, descritta ed illustrata da A. Marsand. Milano 1826. Folio, kaufte der jetzige König der Franzosen für seine Privat-Bibliothek an. Ein anderes sehr verdienstvolles Werk ist das von M. bearbeitete und auch in diesem Blatte von Herrn Prof. Witte in Halle besprochene Verzeichniß der Italiänischen Handschriften der Pariser Bibliothek (I manoscritti italiani della regia biblioteca Parigina descritti ed illustrati. 2 vol. 4. Parigi 1835. 24).

G. Moroni Le cappelle pontificie, cardinalizie e prelatizie; opera storico-liturgica. 8. Venezia. — Vergl. über den Verf. „Bibliographie" in Nr. 9.

Del celibato fisicamente considerato, commentario. 8. Lucca. — Der Verf., ein Dr. E. Pistelli, bekämpft darin die Meinung, daß die Ehelosigkeit der Gesundheit nachtheilig sey.

Collana degli storici armeni tradotti e illustrati. Tomo I. Storia di Mosè Corenese; versione italiana illustrata dai monaci armeni mechitaristi, ritoccata quanto allo stile da N. Tommaséo. 8. Venezia, tipografia armena di San Lazzaro. 3 l. 84 c. — Der Historiker Moses von Chorene ist unter den Armenischen Schriftstellern der bekannteste und wichtigste. Ausgaben des Armenischen Textes erschienen zu Amsterdam, Venedig 1733 und 1827 (letztere gleichfalls von den Mechitaristen auf St. Lazaro besorgt und besonders zu empfehlen), Konstantinopel und Kalkutta.

Dissertazioni della pontificia Accademia romana di archeologia. Vol. 3. 4. Roma, tipogr. della R. C. A. Mit 10 Taf. — Die Reihe der Abhandlungen eröffnet die von der Akademie gekrönte Preisschrift über die Kalenden der Römer (Commentatio de calendis Romanorum) eines Deutschen Gelehrten, des Hrn. J. Kayserli, aus dem in Rom so intelligent vertretenen Hannover. Präsident der Akademie ist der Marchese L. Biondi, beständiger Secretair der Ritter Ph. E. Visconti.

G. B. Brocchi Giornale delle osservazioni fatte ne' viaggi in Egitto, nella Siria e nella Nubia. Opera inedita postuma. Fasc. 1 e 2 (vol. 1, fasc. 1 e 2). 8. Bassano. Jedes Heft 87 c. — Das Ganze ist berechnet auf 16 Bände, erscheinend in 32 Heften, nebst 30 Kupfert. Vor die 400 ersten Subskribenten erhalten das Portrait des Verf. unentgeltlich.

E. de Renzi Istoria della medicina lppocratica ed allo spirito di essa conservata sempre in Italia; memoria. 8. Napoli. — S. de R. ist ordentlicher Arzt der Königl. Armen-Hospitäler in Neapel und Verfasser einer Topografia e statistica medica della città di Napoli. 2. edizione. Napoli 1832. 8.

I miracoli della Madonna, testo di lingua citato a penna, recato a buona lezione. 8. Parma. — Einziger, so viel uns bekannt, moderner Ausgabe eines im 15. Jahrh. vielfach gedruckten Buches (gewöhnlich unter dem Titel: Miracoli della gloriosa vergine Maria), das zu den sogenannten testi di lingua gezählt wird. Hain führt in seinem Repertorium bibliographicum, dem vollständigsten Werke über die Drucke des 15. Jahrh., sechzehn verschiedene Ausgaben auf (darunter auch die Mailander von 1481, welche Ausgabe, wenn nicht etwa ein Druckfehler in der Jahreszahl, der älteste bekannte datirte Druck Mailands seyn würde), die wir noch um einige vermehren könnten.

L. Blanco Epitome de' volumi Ercolanesi. 2 tomi 8. Napoli. — Ueber die in Herculanum aufgefundenen Papyrusrollen erscheint bekanntlich in Neapel ein Prachtwerk unter dem Titel: Herculanensium voluminum quae supersunt (6 Bände Folio). Welchen Nutzen ein Italiänischer Auszug aus diesem Werke irgendwie haben könne, ist nicht wohl abzusehen.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Montag den 21. Februar 1842.

Frankreich.

Die jüngste Schwester.

Von George Sand.

Der Pfarrer einer kleinen Stadt der Lombardei, wo ich einige Zeit verlebte, hatte drei Nichten, die alle eine angenehme Bildung und eine gute Erziehung hatten. Sie waren Waisen und ohne Vermögen; ihr Oheim hatte sie bei sich aufgenommen, in dessen Haus sie durch ihre Sparsamkeit, ihren gutmüthigen Charakter und ihre Liebe nicht nur Glück und Frohsinn, sondern auch einen größeren Wohlstand einführten. Der gute Alte brachte ihnen dafür so viel Tugend bei, daß sie dem Gedanken, sich zu verheirathen, den sie bis dahin wohl im Stillen genährt haben mochten, entsagten. Er machte ihnen begreiflich, daß sie in Betracht ihrer Armuth nur Männer finden könnten, die weit unter ihnen stehen würden, oder die selbst so arm seyn würden, daß Noth und Elend das Loos des neuen Hausstandes seyn müßten. „Armuth ist keine Schande", sagte er oft in meiner Gegenwart; „Schmach über den, welcher diejenigen nicht achtet, die sie mit Würde tragen, oder denen nicht sein Erbarmen schenkt, die unter ihr erliegen. Aber Entbehrungen sind eine harte Schicksalsprobe. Ist es nicht Verwegenheit, den Frieden und die Ruhe seiner Seele auf das Spiel einer so schrecklichen Prüfung zu setzen?" Es gelang ihm so wohl, daß er ihre Gemüther zu einem wahrhaft bewundernswerthen Zustande der Ruhe und Würde erhob. Wenn er das Antlitz der einen verdüstert sah, so sagte er in der scherzhaften Italiänischen Weise: „Was machst du, kleine Nichte? Geh' weg vom Fenster, denn wenn die jungen Männer, die vorübergehen, dich so sehen, so werden sie glauben, du schmachtest nach einem Manne."

Und augenblicklich erglänzte das schwermüthige Gesicht des Mädchens wieder im Lächeln der Unschuld und des gerechten Stolzes. Es läßt sich leicht denken, daß diese Familie in der strengsten Zurückgezogenheit lebte. Die jungen Mädchen wußten zu gut, daß sie selbst den Blick der Männer vermeiden müßten, da sie der Ehelosigkeit geweiht waren. Wenn vielleicht auch heimlich eine Neigung aufsproßte, so wurde sie auch heimlich bekämpft und unterdrückt; wenn sich auch zuweilen die Sehnsucht regte, so fand doch kein Austausch unter ihnen statt, obgleich sie sich zärtlich liebten. Aber die Festigkeit und die Selbstachtung waren so stark, daß ein heimlicher Wetteifer sie antrieb, jeden Samen der Schwäche zu ersticken, ohne ihn aufgehen zu lassen. Eigenliebe, aber eine rührende und achtungswerthe Eigenliebe, hielt die Tugend der jungen Einsiedlerinnen wach. Man muß wohl glauben, daß die Tugend kein gewaltsamer Zustand schöner Seelen ist, daß sie in reiner Luft von selbst keimt und wächst; denn ich habe nie wie hier Gesichter gesehen, die so sehr der Blässe, nie Blicke, die so sehr der Düsterheit, nie Gestalten, die so sehr jedes abschreckenden Scheins entbehrten. Sie waren frisch wie drei Alpenrosen und unaufhörlich in Bewegung, entweder mit der Haushaltung oder mit milden Werken beschäftigt. Wenn sie sich auf den Treppen des Hauses oder in den Gängen des Gartens begegneten, begrüßten sie sich mit einer freundlichen Neckerei, schüttelten sie sich herzlich die Hände. Ich wohnte in der Nähe und hörte ihre frischen Stimmen in jedem Winkel des Pfarrhauses zwitschern. An Festtagen kamen sie in einem niederen Saale zusammen, um sich abwechselnd eine fromme Geschichte vorzulesen, worauf sie einen Psalm sangen. Durch die Kränze von weißen Rosen und scharlachfarbenen Winden hindurch, welche die Kreuze des offenen Fensters umschlangen, sah und hörte ich die niedliche Gruppe. Die herrlichen blonden Haare und die natürlichen Blumen, mit denen sich die Mädchen in der Lombardei schmücken, machten sie zu einer Trias christlicher Grazien.

Die jüngste war die hübscheste. Ihr Benehmen hatte mehr natürliche Eleganz, ihr Geist war gebildeter; ich würde auch sagen, ihr Charakter war edler, wenn ich nicht durch die Annahme, daß der folgende hochherzige Zug nicht allen dreien möglich gewesen wäre, in meinen Erinnerungen die schöne Einheit der drei jungen Mädchen zu zerstören fürchtete.

Arpalice hieß die jüngste von ihnen. Sie liebte die Botanik und pflegte ein Beet exotischer Pflanzen, das an der Mauer lag, welche ganze Sonne hatte und die Wärme bis zur Nacht bewahrte. Nach der anderen Seite der Mauer hin lagen die Fenster eines hübschen Nachbarhauses, das eine reiche Englische Familie für den Sommer gemiethet hatte. Lady C... hatte zwei Söhne bei sich, von denen der eine schwindsüchtig war, den sie durch die reine Luft der Gebirgsgegend wiederherzustellen hoffte; der andere, der im Alter von 25 Jahren stand, war ein schöner, hoffnungsvoller junger Mann von rechtlicher und großmüthiger Gesinnung. Der junge Mann sah von seinem Fenster aus Arpalice die Blumen begießen, und um sie nicht zu verscheuchen, beobachtete er sie, so lange er dort wohnte, durch eine Oeffnung der Gardine. Er verliebte sich in sie, und Alles, was er von ihr und ihrer Umgebung erfuhr, riß ihn so sehr hin, daß er um ihre Hand anhielt, mit Einwilligung der Lady C..., welche, da sie ihren ältesten Sohn hinsiechen sah und durch Strenge den anderen von sich zu entfernen fürchtete, ihre aristokratischen Vorurtheile zum Opfer brachte. Groß war das Erstaunen in der Englischen Familie, als der Pfarrer, nachdem er seine Nichte befragt, höflich dankte und rundweg das Anerbieten eines vornehmen Mannes, eines großen Vermögens und, was mehr sagen wollte, einer ehrenhaften Liebe ausschlug. Der junge Lord glaubte, daß der Stolz der Pfarrerfamilie durch die Eilfertigkeit seiner Bewerbung verletzt worden sey. Er bezeigte einen so tiefen Schmerz, daß Lady C... sich entschloß, selbst Arpalice aufzusuchen und sie inständigst zu bitten, ihre Schwiegertochter zu werden. Die Schönheit, die Verständigkeit und die Anmuth des jungen Mädchens machten einen solchen Eindruck auf sie, daß sie fast den Kummer des Sohnes theilte, als sie dieselbe unerschütterlich fand.

Der junge C... wurde krank, und zu gleicher Zeit starb sein Bruder. Der Aufenthalt der Englischen Familie verlängerte sich in der kleinen Stadt. Der Pfarrer ging zu Lady C..., bot ihr zarte Tröstungen an, erkundigte sich nach dem Befinden des jungen Mannes und bemühte sich, durch die echteste Theilnahme ihre traurige Lage zu lindern. Kaum war Lord C..., der sein Bett an das Fenster hatte stellen lassen, um Arpalice zu beobachten, genesen, als er in den Garten des Pfarrhauses schlich, in den Blumen, welche Arpalice pflückte, zärtliche Briefe verbarg, ihr andere zuspielte, ihr in die Kirche folgte und ihr mit einem Worte auf eine unablässige, geheimnißvolle und romantische Weise den Hof machte, worüber sie nicht böse werden konnte, da er zuvor die Lauterkeit seiner Absichten bewiesen hatte.

Ein Monat verfloß so, und eines Morgens war Arpalice verschwunden. Großer Schrecken und großer Lärm entstand im Pfarrhause. Schon liefen die beiden Schwestern händeringend auf die Straße, um Nachrichten von der Entflohenen einzuziehen; da trat der Pfarrer bewegt, aber nicht betrübt aus seinem Zimmer hervor; er sagte ihnen, sie möchten sich ruhig verhalten, den Leuten keine Verwunderung zeigen und sich selbst nicht beunruhigen. Er selbst habe, sagte er, Arpalice in einem Geschäfte nach Bergamo geschickt, und er bäte seine lieben Nichten, ihn nicht eher darum zu befragen, als bis ihre Schwester zurückgekehrt sey.

Drei Tage nachher reiste die Englische Familie nach Venedig und von da nach Wien. Der junge Lord schien bestürzt, aber er wollte nicht dulden, daß seine Mutter ihre Bewerbung erneue. Während sie östlich in der Richtung nach Brescia reisten, schlug der Pfarrer den Weg nach Westen ein, und am folgenden Morgen war Arpalice ins Pfarrhaus zurückgekehrt. Sie sah sehr bleich aus, und sie sagte, daß sie krank sey, aber sie war so mild und heiter wie gewöhnlich. Sie bat ihre Schwestern, sie nicht zu befragen, und erst nach einem halben Jahre, als die Farbe der Gesundheit wieder auf ihren Wangen blühte, durfte der Pfarrer ihr keusches Geheimniß verrathen. Arpalice hatte Lord C... geliebt, aber aus Zartgefühl für ihre Schwestern hatte sie ihn nicht heirathen wollen.

Folgendes ist der Brief, den der Pfarrer in seinem Schlüsselloche gefunden hatte, an dem Tage, wo Arpalice geflohen war. Als der gute Mann ihn mir vorlesen wollte, war er so gerührt, daß er ihn nicht beenden konnte und ihn mir auf den Schoß warf mit den Worten: „Da ist er; ich vermag es nicht, obgleich ich ihn auswendig weiß."

Ich habe mit seiner Erlaubniß eine Abschrift von dem Briefe gemacht: ich lasse sie folgen:

„Mein Onkel, tadeln Sie mich nicht wegen der Schwäche, die mich besiegt; ich habe Alles gethan, um sie zu bekämpfen. Diese Leidenschaft, welche man Neigung nennt (ich übersetze wörtlich), muß schwerer zu bekämpfen seyn, als ich glaubte. Gewiß beliebt es Gott, mich zu prüfen, um mich zum Gefühl der Furcht und Demuth zurückzuführen. Ach, mein guter Onkel! bewahren Sie mein Geheimniß. Nichts in der Welt hätte mich bewegen können, meinen armen Schwestern zu entdecken, warum ich krank bin; aber Sie sind mein Beichtiger und mein Vater in Gott; Ihnen muß ich mit Beschämung gestehen, daß der Kummer mich besiegt hat. Ich bin so unklug gewesen, mehrere Briefe des jungen Mannes anzunehmen; verbrennen Sie dieselben, daß ich sie nicht wiedersehe; sie haben mir zu weh gethan. Sie haben den Lebensmuth meiner Tage und die Ruhe meiner Nächte gestört. Ich habe das Gift der Schmeichelei in meine Seele dringen lassen, und einen Augenblick, traurig und sonderbar genug! ist mir die Achtung dieses Fremden werthvoller geworden als

rte Segnungen meiner Familie. Während die zarteſten Liebkoſungen meiner Schweſtern, während Ihre wohlwollenden Worte mich kaum einer geheimen Schwermuth entriſſen, trieben mir die unſinnigen Sachen, die mir Mylord ſchrieb und die ich im Geheimen verſchlang, das Feuer ins Geſicht, und mein Herz wogte auf, als ob es zerſpringen wolle. O, mein theurer Onkel! wie mächtig iſt doch das Lob, wie ſchwach und gebrechlich unſer Herz, wenn wir es öffnen. Die Schwäche, die mein Herz ſo plötzlich überfällt, während ich mich feſt glaubte, iſt ein Geheimniß für mich. Ich begreife nicht, wie ein junger Mann, den ich nicht kenne, mir einen Augenblick lang mehr Neigung hat einflößen können als Sie und meine Schweſtern? Eine ſo ungerechte, ſo blinde Empfindung kann nur eine Nachſtellung des Satans ſeyn."

„Als ich ihn das erſtemal abwies, ſagten Sie mir, ich möchte mich wohl bedenken; Sie forderten mich auf, meiner Neigung zu folgen; Sie wiederholten mir die heiligen Worte: „Es iſt geſchrieben, die Frau ſoll Vater und Mutter verlaſſen." Ich weiß, daß dies das Geſetz der alten Zeiten iſt; aber jetzt, wo es ſo viele heirathsfähige Mädchen giebt, die ſich nichts Beſſeres wünſchen, glaube ich nicht, daß es den Männern ſchwer wird, ſich häuslich einzurichten, und an dieſem erſten Tage, wo mein Geiſt ruhig war und ich nichts für Mylord fühlte, ſchien es mir, als müſſe ich aus Mitleid für meine beiden armen Schweſtern eine von der übrigen ſo verſchiedene Stellung ausſchlagen. Seine Mutter hat mir allerdings geſagt, daß ſie dieſelben ausſtatten und mit ſich nehmen wolle: Sie, mein Onkel, können Ihren Stand nicht verlaſſen, und ich habe den Gedanken nicht ertragen können, mich von Ihnen und dem kleinen Hauſe, in dem wir glücklich leben, zu trennen, um ſchöne Kleider zu tragen und im Wagen einherzufahren, in Ländern, die ich nicht kenne. Sodann ſagte ich mir, daß, da das Vermögen mich nicht zur Heirat mit Mylord würde bewegen können, ich auch nicht hoffen dürfte, durch Mittheilung des Vermögens meine Schweſtern zu tröſten, wenn ſie in meiner neuen Familie nicht das Glück finden ſollten. Wer kann Alles wiſſen! Ich wäre vielleicht in der Ehe glücklich geweſen, und meine Schweſtern würden, wenn ſie das geſehen, vielleicht auch gewünſcht haben, ſich zu verheiraten, und vielleicht hätten ſie es nicht gekonnt. Und hätten ſie ſich auch verheiratet, ſo würden ſie vielleicht keine glückliche Ehe geführt haben. So wäre unſer friedliches Daſeyn zerſtört worden, ſo hätte ſich unſer Glück in Sorgen, in Sehnſucht, in Mißvergnügen ohne Ende und Abhülfe verwandelt. Gewiß war mein Kopf geſund: ich ſah an dieſem Tage plötzlich und ſo klar, als ob ich in einem Buche laſe, alle Uebelſtände dieſer Heirat; ich bewies ſie Ihnen und überredete Sie, mich in meinem Entſchluſſe zu befeſtigen, wenn ich ſchwankend werden ſollte. Aber nach meiner Weigerung wurden die Klagen Mylords ſo laut, daß ſie meine Vernunft einſchläferten, und obgleich ich ihm weder durch meine Handlungen noch durch meine Worte oder Blicke die geringſte Hoffnung gegeben, ſo fiel ich doch heute auf meinem Zimmer in Ohnmacht, nachdem ich ihm in harten Ausdrücken geſchrieben, er möchte mich in Ruhe laſſen und nie hoffen, meine Meinung zu ändern, und als ich wieder zu mir gekommen war, zerfloß ich in Thränen, als ob man mir Ihren Tod oder den einer meiner Schweſtern hinterbracht hätte. Erſchreckt über dieſe Schwäche, und da ich die plötzliche Gewalt dieſer Neigung nicht begriff, ſah ich wohl ein, daß es Zeit ſey, einen unwiderruflichen Entſchluß zu faſſen, da ich meiner ſelbſt nicht ſicher war. Ich habe alſo am Schluſſe meiner Antwort an Mylord in wenigen Worten bemerkt, daß ich mich entfernen und nicht eher zurückkehren würde, als bis er das Land verlaſſen hätte. Ich fügte hinzu, daß ich zu ſehr ſeiner Ehre vertraue, um zu glauben, daß er ein junges Mädchen lange ohne Zuflucht, fern von ihrem Hauſe und ihren Aeltern umherirren laſſen würde. Ich hoffe, daß er mich nicht auf ſeine Abreiſe wird warten laſſen, und daß Sie, mein theurer Onkel, mich abholen werden, ſobald er ſich auf den Weg gemacht haben wird."

„Denken Sie aber nicht, mein Onkel, daß das Opfer meine Kräfte überſteige, und möge Ihre zu nachſichtige Güte Sie nicht auch diesmal bewegen, mich meinem Entſchluſſe abwendig zu machen. Im Namen des Himmels! wenn Sie mich lieben, wenn Sie mich ſchätzen, wenn Sie glauben, daß meine Hoffnung nicht von dieſer Welt iſt, und daß ich werth bin, nach dem Ruhme Gottes zu ſtreben, ſo ſagen Sie meinen Schweſtern nicht ein Wort: ſie würden ſich mir zu Füßen werfen und, ohne mich zu beugen, meinen Kampf erſchweren. Hören Sie mich, theurer Onkel, mein theurer Beichtiger, ich weiß, was ich thue. Ich leide, aber ich kann leiden, nachdem ich eine Nacht im Gebete zugebracht."

Hier zeigte die Schrift eine Unterbrechung und im Folgenden eine feſtere Hand.

„Mein Onkel, ſcheiten Sie mich nicht. Ich habe Ihnen verſprechen müſſen, nie unſerem Herrn oder der Jungfrau Maria oder den Heiligen ein Gelübde zu leiſten, ohne Sie vorher zu fragen. Verzeihen Sie mir, ich habe geſehen, daß Sie ſchwächer für mich ſind als ich ſelbſt, und ich habe mich durch ein unwiderrufliches Gelübde beim Sonnenaufgange verpflichtet, im Jungfrauenſtande zu verbleiben. Ich habe nicht leichtſinnig gehandelt, das verſichere ich Ihnen. Ich habe den heiligen Geiſt gebeten, mich zu erleuchten; ich habe meine Zeit gewählt. Der Morgenſtern glänzte, und es war noch dunkle Nacht. Ich ſagte zu mir, ich werde mich bedenken, bis die Helle des Tages dieſen Stern verſcheucht hat. Ich kniete nieder vor meinem Fenſter, dem Sonnenaufgange zugewendet, welcher das Zeichen iſt der Ankunft des Menſchenſohnes auf Erden; ich fühlte, daß die Gnade zu mir herniederſtieg. Ja, ich fühlte es, denn je mehr die Kühle des Morgens meine zerſchlagenen Glieder erquickte, deſto mehr fühlte ich gleichſam einen Hauch des Himmels mein Herz erleichtern, und je mehr der Oſten ſich entflammte, deſto mehr fühlte ich meine Hoffnung und meinen Glauben ſich wieder beleben. Endlich, als der erſte Strahl der Sonne die Hecke des Gartens überſchritten hatte, wurde ich von einer Art von Verzückung ergriffen, glaubte ich, das Antlitz des Herrn in dieſer Feuerkugel ſtrahlen zu ſehen; mein Herz verging in Seufzern des Glücks, und ich ſtand auf in unwillkürlicher Bewegung, indem ich die Arme gegen ihn ausbreitete und ausrief: „Ich ſchwöre!"

„Alles iſt geſagt, mein Onkel; von der Heirat darf nicht mehr geſprochen werden; ſeit einer halben Stunde fühle ich mich ſo freudig geſtimmt, daß ich wohl einſehe, daß ich das gute Theil ergriffen und den Willen Gottes erfüllt habe. Weder Sie noch meine Schweſtern ſollen mir ein Verdienſt daraus machen. Wenn Sie auch nicht da wären, ſo würde ich doch Gott dieſe Seele frei erhalten, die bis jetzt nur ihn angebetet und in dieſer Liebe weder Leiden noch Täuſchung noch Schrecken gefunden hat."

„Jetzt reiſe ich nach Brescia; ich werde bei unſerer blinden Couſine abſteigen; ich werde ihr ſagen, daß Sie mich geſchickt haben, um eine Altardecke zu kaufen, und ich werde Sie erwarten, mein theurer Onkel."

Als Giulia und Luigina von dieſem Briefe Kenntniß erhielten, wollten ſie ſich in Arvalice's Arme ſtürzen. Aber der Pfarrer, der zum Vorleſen die Stunde gewählt hatte, wo Arvalice ihre Blumen pflegte, bat ſie, nicht davon zu ſprechen. „Verdoppelt Eure Aufmerkſamkeit und Zärtlichkeit gegen ſie", ſagte er. „Machet ſie noch glücklicher, als Ihr ſie jetzt macht, wenn es möglich iſt. Laſſet ſie zuweilen in zarten Fällen hören, daß Ihr wiſſet, welcher außerordentlichen Tugend ſie fähig iſt. Aber verſprechet mir, daß Ihr Euch nie über dieſen Gegenſtand ausſprechen wollt." Sie verſprachen es und blieben ihrer Verpflichtung treu. Als ich den Pfarrer fragte, warum er dieſes Schweigen ſo ausdrücklich gefordert habe, ſagte er zu mir: „Jede erhabene That hat eine natürliche Erklärung, und die natürliche Erklärung ſchließt die erhabene That nicht aus. In Arvalice lebt ein unendlicher, ein ehrenwerther Stolz, wenn ich ſo ſagen darf. Zugleich iſt in ihr ſo viel Glauben und Geradheit, daß ſie ihr Opfer als eine ganz geringe Sache betrachtet, während ihr Schwanken, ihre Neigung zu dem jungen Manne und die Sehnſucht, die ſie erſtickt hat, ihr als eine Schwäche erſcheint, über die ſie erröthet. Und ich, der ich alle Falten des Herzens kenne, weiß, daß ihre Schweſtern, wenn ſie die Größe ihres Muthes gerühmt hätten, ſie mehr gedemüthigt als erfreut haben würden. Wer weiß, ob der Kopf der beiden Anderen nicht von eitler Neugierde entflammt ſeyn würde, wenn dieſe gefährliche Unterhaltung in Gang gekommen wäre. Wer weiß, ob Arvalice's Liebe nicht aus der Aſche erſtanden ſeyn würde? Ueberdies ſind alle mit dieſer Ueberraſchung zufrieden: ich habe Giulia und Luigina ſagen wollen, wie viel Dankbarkeit und Bewunderung ſie ihrer Schweſter ſchuldig wären. Hatte ich es nicht geſagt, ſo würde ich Arvalice der verdoppelten Liebe beraubt haben, die ſie als Lohn ihrer großen That verdient. Aber ſolche Tragödien müſſen in der tiefſten Stille des Bewußtſeyns abgemacht werden und nur Gott zum Zeugen haben."

„Uebrigens", fügte er hinzu, „ſind meine Nichten durch eine unwandelbare Zärtlichkeit vereinigt geblieben. Das Pfarrhaus hat nichts von ſeiner Reinlichkeit verloren, der Garten nichts von ſeiner Schönheit. Arvalice iſt friſcher als je, wie Sie ſehen; noch immer wird geſungen, noch immer gelacht; noch immer wird die Nachfolge Chriſti vorgeleſen und gebetet, und Gott ſegnet die einfachen Herzen. Wenn aber Jemand bei uns heiterer und zufriedener mit ſeinem Schickſale iſt als die Anderen, ſo iſt es ſicherlich Arvalice."

Italien.

Aus dem Leben eines Muſikers.

Blangini iſt todt, in Stille, Vergeſſenheit und eigener Abſpannung geſtorben, ein anmuthiger Komponiſt, der ſeine Blüthentage gehabt, der ſeine Jugend mit Königen und Königinnen zugebracht an den Höfen von Frankreich und Deutſchland, und der wenigſtens drei Wochen der Liebhaber der ſchönen Fürſtin Pauline geweſen. Er war ein geiſtvoller Menſch, naiv wie ein Kind, enthuſiaſtiſch wie ein Italiäner, liebte die Muſik bis zur Thorheit, die Malerei, ohne etwas davon zu verſtehen, und die Frauen mit allen galanten Feinheiten, die Senſerade heißt.

Felix Blangini wurde geboren 1781 zu Turin; ſein Vater war Juriſt, das ganze Erbgut, welches er ſeiner Familie hinterließ, beſtand in einigen, nicht muſikaliſchen, Noten, aus denen ein Anrecht auf die Herrſchaft Toricella für ſie hervorgehen ſollte. Blangini warf die Noten ins Feuer und wollte lieber die Tonleiter ſpielen lernen, als nach Italiäniſchen Herrſchaften jagen, die im Werthe nicht höher ſtänden, als die Spaniſchen Schlöſſer. Seine Mutter, eine Genueſerin aus adligem Geſchlechte, war, ungeachtet ihrer beſchränkten Vermögensumſtände, ſehr gaſtfrei gegen die emigrirten Franzoſen von 1792. „Durch dieſe Gaſtfreundlichkeit", ſagte Blangini, „hat ſie uns auf würdige Weiſe die Thore Frankreichs geöffnet." Unter den adligen Verbannten, die zu dem Herzen und zur Börſe der Madame Blangini ihre Zuflucht nahmen, gedenken wir der Frau von Saint S... mit einem Worte. Sie hatte während des Exils ſelbſt zu Turin den Herrn von Tro... geheirathet. Berauſcht von dem Glücke der Flitterwochen, beſchloſſen die jungen Gatten, nach Frankreich zurückzukehren. Madame Blangini wußte ihnen für dieſe gefährliche Reiſe hundert Louisd'ors zu verſchaffen. Sie reiſten ab, der Mann zu Land, die Frau zu Meer, entſchloſſen, keine Mühſal und Gefahr zu ſcheuen, um nur das geliebte Vaterland wiederzuſehen. Sie langten zur Zeit des höchſten Schreckens in Paris an und fanden ſich, um ſich in der Furcht vor der Guillotine alsbald aufs neue zu trennen. Die junge Frau verkleidete ſich als Dienſtmädchen und arbeitete bei einer Näherin in aller Ruhe; wohin ſich Herr von Tro... begab, weiß man nicht. Doch ſeine unglückliche Gattin be-

reute nur zu bald, sich von ihm getrennt zu haben; die Aätherin, bei der sie sich aufhielt, las die Zeitungen. In diesen findet sie eines Tages, daß Herr von Tro... zum Tode verdammt ist; sie eilt zu Fouquier-Tinville: „Mein Gemahl soll morgen sterben", ruft sie; „man gewähre mit den Tod mit ihm." — „Bürgerin", antwortet der Präsident, „dieser Wunsch empfiehlt Dich; laß Dir die Haare abschneiden, wir gewähren Dir den Tod, Du bist seiner würdig." Hierauf begab sie sich zu ihrem Manne; sie brachten die letzten Stunden gemeinsam zu; man erwies ihnen die Gunst, sie in einem Wagen zum Richtplatz zu führen, und sie starben, ohne zu klagen.

Mit sieben Jahren wurde Blangini Chorknabe in der Kathedrale zu Turin. Man unterrichtete ihn im Latein und in der Musik; der Abbé Ottani lehrte ihn die Tonleiter, und er studirte mit solchem Eifer, daß er im Alter von zwölf Jahren ein Kyrie komponirte und in der Trinitätskirche ausführte, welches man einfach und ansprechend fand. Ungefähr aus derselben Zeit schreibt sich seine große Vorliebe für das Violoncell, die ihn das ganze Leben hindurch begleitete. „Sehen Sie", sagte er, indem er den Bogen mit Begeisterung ergriff, „in dieses Violoncell haben sich nach und nach alle meine Hoffnungen, meine Leidenschaften versenkt; in diesem Violoncell leben Seelen, die ich wie durch ein Wunder plötzlich wieder auferwecken kann; in ihm ruht mein Leben, denn mein Leben ist nichts als Erinnerung. So oft ich will, beim ersten Bogenstriche, sehe ich das Bild meiner angebeteten Pauline vor mir aufsteigen." — „Wohlan denn", sagte ich, „beschwören Sie es." — „Nein, nein: ich spiele das Violoncell, wenn ich allein bin."

Der Hof zu Turin war eifrig fromm; Blangini wuchs zwischen Kirchengesängen und Weihrauchsdüften auf; doch er beklagte sich nie hierüber, er pries vielmehr die glücklich, die in ihrer Jugend Gott lieben gelernt, weil diese Liebe in allen Tagen des Unglücks ihnen ein schützendes Asyl ist. Doch neben der Kirche stand ein Theater, das Theater Carignano. Blangini verbarg sich eines Abends, als man Fioravanti's Amor Imaginario gab, unter dem Gewande des Abbé Ottani und gelangte so in dasselbe. Er war entzückt über die schmelzende, einschmeichelnde Musik; das Stück blieb lange Zeit sein musikalisches Brevier, und noch fast ein halbes Jahrhundert später, erzählt er, wenn er, in Gedanken versunken, seine Finger achtlos über das Klavier gleiten ließ, klangen ihm zu seiner großen Verwunderung die süßen Melodieen dieser Oper entgegen. Nach Fioravanti begeisterte ihn Paësiello durch seine Nina. „Diesen Opern", pflegte er zu sagen, „verdanke ich das Wenige von Harmonie, was sich in meinen Arbeiten zerstreut vorfindet. In Erinnerung an sie bin ich einfach und naiv geblieben; ich hätte mehr Geräusch in der Musik machen können, doch ich habe gefürchtet, die Schatten der alten Meister würden aufwachen und mir grollen." — Ich schließe mich in dieser Skizze den vier oder fünf Büchern Memoiren Blangini's an, welche Herr von Villemarest leider in ein einziges zusammengezogen hat. Ich bedaure, daß Blangini, der eine höchst lebendige, veranschaulichende Erzählungsweise hatte, sich der Feder eines Anderen bedient hat; wenn irgend wann, so sollte man in der Darstellung des eigenen Lebens sich nur auf sich selbst verlassen, weil Niemand das warme Interesse dafür hat, welches nothwendig ist, wenn Alles in dem richtigen Lichte erscheinen soll. Ich will mich bemühen, wenigstens ein möglich getreues Gesammtbild der Erscheinung Blangini's und seines Lebensganges zu geben, und füge noch bei Gelegenheit seiner Kindheit folgende Aeußerung von ihm hinzu: „Wie geschieht es, daß, wenn ich mich kaum der Ereignisse von gestern erinnere, die Tage meiner Kindheit, wie auf den Zauberspruch einer Fee, stets ungetrübt vor mir auftauchen? Mein Gedächtniß haftet so fest an jener Zeit, daß ich noch sehe, wie ich in dem leinenen Rocke in der Kathedrale von Turin vor dem Pulte stehe, vor dem ich einst als Chorknabe mit meiner hellen Stimme sang; ich weiß noch, was ich zu jeder Stunde des Osterfestes gethan, an dem ich die Epistel sang; ich sehe die gewundenen Säulen um den Altar stehen, ich sehe die Königlich Sardinische Familie in ihrer feierlichen Andacht auf erhöhter Tribüne stehen; die Täuschung ist so groß, daß ich selbst den glühenden Dampf der prachtvollen silbernen Weihrauchbecken athme."

Im sechzehnten Jahre eilte Blangini nach Bologna, sich weiter zu bilden, als ein General, genannt Bonaparte, ganz Italien in Verwirrung stürzte. Madame Blangini, bald ohne Zufluchtsort und Hülfsquellen, beschloß, nach Frankreich zu reisen. Sie war musikalisch gebildet und dachte in den südlichen Städten mit ihren sechs Kindern Konzerte zu geben. Die ganze Familie brach an einem Freitage auf, ungeachtet der Bitten Blangini's, welcher von Jugend auf eine Scheu vor dem Freitage hatte (er ist an einem Freitage gestorben). Die Reise ging zwei Tage gut, doch am dritten hatten sie eine gefährliche Begegnung zu bestehen. Sie waren eben wieder in den Wagen gestiegen, nachdem sie gegen fünf Stunden gelaufen waren, als der Vetturino zu pfeifen, falsch zu pfeifen anfing, wodurch Blangini schon in Verzweiflung kam. Gleich darauf hören sie ein Rufen: Ferma! Ferma! Blangini, der den Muth eines Familienhauptes bekommen hatte, stieg eilends vom Wagen; er sah sich zwei maskirten, mit Flinten versehenen Männern gegenüber, die ihn zu Boden warfen. Alle verließen den Wagen. Die Räuber plünderten ohne Mitleid und ließen zuletzt Blangini niederknien, um ihn zu erschießen. Nur durch die Thränen und Wehklagen der Mutter und der Schwestern bewegt, begnügten sie sich, ihm Alles bis auf das Hemd zu nehmen, ihn ein wenig mit Schnee zu reiben und unbändig zu lachen. „Reicht dies nicht hin, um einen Groll gegen die Freitage zu rechtfertigen?"

In Nizza gab die Familie ihr erstes Konzert. Man besuchte es zahlreich, größtentheils aus Neugier; man wollte die arme Mutter sehen, die sich selbst und ein halbes Dutzend noch unerzogener Kinder verbannte, die sämmtlich Musiker waren, sangen und spielten. Nachdem man so sich den Betrag der Ueberfahrt verschafft hatte, schiffte man sich nach Marseille ein; man gab Konzerte zu Marseille, Montpellier, Lyon, in allen Städten des Südens; diese Wanderung währte lange und war gesegnet von Gott und der heiligen Cäcilie.

Endlich versuchte man sein Glück in Paris. Blangini, der stets zum Aberglauben hinneigte, hielt es bei dem Gasthause, bei dem sie abstiegen, für ein gutes Zeichen, daß dasselbe „Hôtel de la Providence" hieß. Bald nach ihrer Ankunft zog die kleine Karavane in die Straße Cherche-Midi; sie lebte von der Vergangenheit, machte Vorkehrungen, in Paris Konzerte zu geben, übte ein, liebte sich und betete zu Gott unter Begleitung des Piano, der Guitarre und des Violoncells.

Alle Abende zwischen neun und zehn Uhr hörte Blangini über sich eine alte Melodie mit unbeschreiblicher Anmuth singen. Oft währte diese Musik, die aus einer anderen Welt herabzuklingen schien, bis gegen Mitternacht. Er begnügte sich lange Zeit, still zu hören, ohne sich um den Sänger zu kümmern; doch endlich trieb ihn die Neugier zu der Thür seines melodischen Kunstgenossen. Er klopfte zitternd und wurde von einer alten Dame von mehr als achtzig Jahren empfangen, die à la Pompadour gekleidet war und noch das Lächeln, die Unterhaltungsweise und die schönen Manieren der alten galanten Zeit hatte: es war die Marquise von Saint-Simon; sie nahm den jungen Musiker in ihren Schutz, brachte ihm die nöthige Weltkenntniß und Weltsitte bei und führte ihn bei den Trümmern des Adels ein, der wieder aufzublühen anfing.

Zu öffentlicher Anerkennung als Musiker gelangte Blangini erst im Jahre 1799. Er gab an jedem Dekadi ein Morgen-Konzert; man sprach von ihm, man erzählte sich das Unglück seiner Familie, und sey es aus Neugier, sey es durch Zufall, sey es um der Vortrefflichkeit der Musik willen, man besuchte seine Konzerte. Er kam, kaum achtzehn Jahr alt, in die Mode, und so gab es bei seiner Mutter stets Brod für einen Tag im voraus, was seit langer Zeit nicht der Fall gewesen war. Im folgenden Jahr, 1800, fing er seine Romanzen zu sammeln an, und aus jener Zeit vorzüglich stammen seine reizenden Nokturnen und Kanzonetten, die noch jetzt mannigfach wiederklingen. Von der Romanze erhob er sich zur komischen Oper, doch da er sah, daß, für ihn wenigstens, die Romanze einträglicher war, kehrte er zu ihr zurück. Einzelne Romanzen Blangini's sind weltbekannt geworden, wie dies bei leichten Productionen, die vom Herzen kommen und zum Herzen dringen, oft geschieht. Der Graf von Segur erzählt, daß er das Lied „Il est trop tard" in Sicilien habe singen hören. Bald war Blangini sehr gesucht, um Gesang-Unterricht zu ertheilen und in hohen Häusern zu singen. Noch kein Musiker hatte einen so glänzenden Kreis von Schülerinnen. Die Königin von Spanien, die Königin von Westphalen, die Königin von Holland, die Fürstin Pauline, die Herzogin von Berry, die Fürstin Poniatowski, die Gräfin von Argenv, die Marschallin Ney, die Herzogin von Rovigo, die Marquise von Polignac, die Herzogin von Broglie, kurz fast alle Frauen seiner Zeit, die durch Rang, Schönheit oder Geist ausgezeichnet waren, haben mit ihm gesungen. Er hatte keine Stunde frei, er besuchte an einem Abende zehn Salons und hatte, wenn er endlich ganz abgespannt heimkehrte, kaum Kraft genug, um seine Mutter und seine kleinen Schwestern zu küssen, die vor Freude und Dankbarkeit weinten. Dies, sagte er, war der süßeste und ruhmvollste Augenblick seines Tages. Kaum nahm er sich Zeit zum Schlafen. Während der vier oder fünf Stunden der Nacht, die er in seinem Gemache zubrachte, wachte er oft, um auf eine Romanze, Nokturne oder Kanzonette, bisweilen selbst auf eine Oper zu sinnen. Doch die Oper hat stets außer dem Bereich seiner Kräfte gelegen; zu einer Oper bedarf man Zeit und Ruhe, Blangini hat stets im Sturme gearbeitet; seine Nokturnen waren sein wahrer Ruhm, sie hat Jedermann gesungen, in Paris und in der Provinz, im Theater und auf der Straße, am Hofe und in der Mansarde.

Durch den blendenden Kreis der schönen Frauen, all' der Königinnen der Welt und der Mode, ging er nicht, ohne vielfache Wunden im Herzen davonzutragen; doch als echter Schüler Plato's sah er in der Liebe nur einen Engel mit weißen Flügeln, der die keuschesten Himmelsdüfte in die Seele streut, er war mehr als platonisch, er war Petrarka. Er liebte schweigend und verrieth sein Herz selbst durch keinen Blick, man liebte ihn eben so, und Alles wurde in Liedern abgethan. Mit besonderer Wärme gedachte Blangini noch im Alter der edeln Frauen, die er in der Jugend gekannt.

1805 hatte sich die kleine Karavane etwas zerstreut, eine Schwester, welche die Violine spielte, war nach Deutschland gereist, eine andere, welche wie ein Engel sang, kehrte nach Italien zurück. Blangini selbst wünschte zu reisen, um sich nach dem Getöse, welches ihn in Paris rastlos umschwirrte, einigermaßen zu sammeln. Er ging nach Deutschland, wo er am Münchener Hofe den damals regierenden Herzog von Sachsen-Koburg traf, von dem er zum Kapellmeister ernannt wurde. Nachdem er mit allen hohen Personen des Hofes gesungen hatte, kehrte er nach Paris zurück, mehr auf sein Kostüm stolz als auf seinen Erfolg. Der Herzog hatte ihm ein förmliches Kostüm als Maestro gegeben, ein grünes Gewand mit karmoisinrothem Kragen und gleichen Aufschlägen, einen dreistützigen Hut mit goldener Quaste und einen Offiziers-Degen mit dem Porte-Epée. Nach seiner Rückkehr nach Paris eröffnete man ihm die Pforten der großen Oper; er komponirte die Oper Nephthalis und ließ sich dabei geben, als ob es eine zweistimmige Nokturne wäre. Das Gedicht war zur Composition wenig geeignet, doch ungeachtet der Fehler des Textes und der Musik wurde das Stück mit enthusiastischem Beifalle aufgenommen; als der Vorhang fiel, forderte man stürmisch die Namen des Dichters und des Komponisten, und kaum hatte man Blangini genannt, als das ganze Haus von einem Rufe wiederhallte: Qu'il paraisse, qu'il paraisse! und Blangini trat schüchtern aus den Coulissen. In jener schönen Zeit des Kaiserthums sah man nichts als Titusköpfe, es war dies

eine allgemeine Schmeichelei, die man Napoleon machte; Blangini hatte sich die Haare nicht abschneiden lassen, sie fielen lang und ungepudert auf seine Schultern herab, wie die Trauerweide. Als das Parterre die kleine, zierliche, bestürzte Figur sah, die in dem Walde von schwarzen Haaren halb verloren war, brach es in ein Gelächter aus. Dessenungeachtet war dieser Augenblick für Blangini entzückend. „Ich war nie beglückter", sagte er, „es müßte denn gewesen seyn, wenn ich meine Mutter umarmte. Doch dieser Erfolg war vorübergehend; nach Verlauf von sechs Monaten war von der ganzen Musik nichts übrig, als eine Arie, welche Madame Branchu gesungen hatte und die Mehul sehr liebte: Votre coeur est-il inflexible?

Von der großen Oper kehrte er zur komischen zurück mit den „gerächten Frauen", welche ziemliches Glück machten. Andere komische Opern folgten ohne sonderlichen Effekt; nur von dem „jungen Onkel" haben sich einige glückliche Erinnerungen erhalten.

Um dieselbe Zeit wurde er in die Reihe der Hofmusiker Napoleon's aufgenommen. Herr von Segur, der Ober-Ceremonienmeister, Herr von Talleyrand, der Premier-Minister, und Napoleon selbst empfingen ihn wie das verwöhnte Kind der Frauen und des Genies, doch noch besser wurde er von Paulinen empfangen, die von dem Strahle seiner Augen eben so scharf wie von seinen Tönen getroffen war. Er gab sich der Liebe zu ihr gänzlich hin, und die Fürstin war entfernt, dies beschwerlich zu finden, sie lächelte allen seinen Schöpfungen Beifall zu. „Dies war das schönste Duett meines Lebens." Vor ihren Augen schrieb er die Nokturne, die so viel gesungen wurde: Se non lontano del mio diletto, die Romanze, welche sie selbst gedichtet hatte: Il faut partir, le ménestrel vient de l'apprendre, und manches frische, niedliche Lied, welches den Morgen seiner Entstehung nicht überlebte.

(Schluß folgt.)

Asien.

Ein Blick auf das heutige Jerusalem.

Von Ferdinand Perrier.

Die Ebene von Ramleh (Rama), die man passiren muß, um von Nordwesten her nach Jerusalem zu kommen, gewährt im Frühling den entzückendsten Anblick. Sie ist einige Monate hindurch ein unabsehbarer Teppich von frischem Grün, mit Tulpen, Anemonen und tausend anderen Blumen emaillirt. Später verwandelt sich die Ebene in ein ungeheures, mit den reichsten Aerndten bedecktes Kornfeld. Ist aber die Aerndte eingethan, hat der glühende Sonnenstrahl sämmtliche Pflanzen verdorrt, so erscheint dem trauernden Blicke nur ein nacktes, röthliches Erdreich, auf dem stellenweise ein Oelbaum mit seinem bleichen Laube oder eine Terebinthe mit ihrem unbeweglichen Schatten sich erhebt. Im äußersten Hintergrund der Ebene zeichnen sich die seltsam gezackten blauen Gipfel der Berge von Judäa.

Beim Dorfe Schobat verläßt man die Ebene, um die ersten Hügel hinanzusteigen. Der Weg schlängelt sich durch enge Thäler, die ein Aufenthalt wilder Thiere und mit Schlagholz, duftendem Geisblatt und stachlichem Strauchwerk bewachsen sind. Je weiter man aber vorwärts dringt, desto mehr vermindert sich die Vegetation, desto dürrer und steiniger wird die Straße. Nur zwei Stunden Weges von Jerusalem kommt eine letzte grüne und blumige Oase: es ist das Thal Kariat-el-Anep (Trauben-Dorf), auch Thal des Jeremias genannt. Das Dorf lehnt sich an einen Felsen zur Rechten des Weges und reicht in ein herrliches kleines Thal hinab, dessen Gärten ein Bach bewässert. In einem tiefen Engpaß am Eingang des Thales hauste der berüchtigte Straßenräuber Abu-Gosch mit seiner Bande vor der Aegyptischen Herrschaft und lauerte den Pilgern auf.

Von Kariat-el-Anep bis Jerusalem sieht der Reisende nur kleine vulkanische Berge, aschgraue steinige Hügel und ausgezackte, über einander gethürmte Blöcke von einer Art Basalt. In den Spalten dieser Steinmassen wachsen nur Dornen und Disteln — die ganze Gegend ist ein Bild der traurigsten Verödung. Jerusalem erscheint nicht eher, bis man fast vor seinen Mauern steht; man erblickt aber nur einen weiten, mit weißlich-grauen Häusern besäeten Raum, aus denen hin und wieder schlanke Minarets emporragen.

Ist der Wanderer durch das Thor Bab-esch-Scham oder Bab-el-Amud eingetreten, so erinnern ihn die zackigen Mauern mit ihren Thürmchen und ihren Löchern zum Herunterwerfen von Steinen sogleich an die Zeiten der Kreuzzüge und des Mittelalters. Alle diese Mauern ziehen über Hügeln aus Schutt und Trümmern in Schlangenwindungen um die Stadt. Die Gassen sind größtentheils eng, krumm und schlecht gepflastert; die Basars zeigen nichts Bemerkenswerthes, und die meisten Kaufläden enthalten nur Speise-Artikel. Die Bevölkerung kann man höchstens auf 18,000 Seelen anschlagen; bei Gelegenheit hoher Feste wird aber der bis dahin leblose Ort sehr lebhaft und geräuschvoll. Um die Weihnachtszeit strömen Tausende von Pilgern aus allen Gegenden herbei und steigern die Bevölkerung zuweilen auf das Vierfache. Die meisten dieser Pilger sind Russen, Griechen und Armenier.

Die Kirche des Heiligen Grabes ist ein großes Gebäude in Byzantinischem Styl, das von Konstantin's Mutter Helena zuerst gegründet und zu verschiedenen Zeiten vergrößert wurde. Sie schließt die Schädelstätte (Golgatha), das Grab Christi, das des Joseph von Arimathia und mehrere andere Kapellen, die an Orten stehen, wo verschiedene Scenen des Leidens Christi vorgefallen seyn sollen, in ihre Mauern ein. Man staunt, daß man auf einem verhältnißmäßig engen Raume so viele imposante Erinnerungen vereinigt findet. Auf der Via dolorosa hat fromme Leichtgläubigkeit einigen Bauwerken, die augenscheinlich modern sind, wie z. B. der Arkade Ecce homo, dem Hause der Veronika und dem des „gottlosen Reichen", traditionelle Authentie gegeben.

Die Via dolorosa führt uns zur Stadt hinaus nach dem Oliven-Garten, der auf halber Höhe eines ziemlich schroffen Hügels (des Oelbergs) liegt. Dieser Hügel wird durch das gewöhnlich ausgetrocknete Bette eines Gießbachs, des Kidron, der nur in der Regenzeit sein schlammiges Wasser reißend dahinwälzt, von einer anderen Anhöhe getrennt, die man hinabgestiegen ist. Der Raum zwischen beiden Hügeln erweitert sich allgemach und bildet das lange, aber in seiner größten Breite nur einige hundert Fuß messende Thal Josaphat. Den Garten des Oelbergs umzieht eine niedrige Mauer, nur wenige Fuß hoch; er enthält fünf abgestorbene Oelbäume und ein paar andere, die jünger aussehen. Oben auf dem Hügel betrachten die Pilger mit Ehrfurcht den „Stein der Himmelfahrt" und die Fußstapfe des Erlösers im Felsen.

Das Thal Josaphat endet an dem nur von Zeit zu Zeit fließenden Brunnen Siloah oder Bir-Ajub (d. i. Beer-Jobb, Hiobs-Brunnen). Man kommt bei den sogenannten Gräbern des Josaphat und des Absalon vorüber; letzteres bildet einen steinernen Kubus mit einer Pyramide darauf, die vier Seiten hat. Das Ganze ist in einen einzigen Felsenblock im Hügel gehauen.

Mannigfaltiges.

— Nachträgliche Notiz. Es verdient nachträglich bemerkt zu werden, daß die in der letzten Nummer des „Magazins" erwähnte treffliche Schrift unseres großen Sprachforschers Franz Bopp: „Ueber die Verwandtschaft der Malayisch-Polynesischen Sprachen mit den Indisch-Europäischen" nicht schon, wie dort und auch auf dem Titel der Schrift angegeben ist, im vorigen Jahre, sondern erst ganz kürzlich ausgegeben worden.*) Auch fügen wir berichtigend hinzu, daß Herr Professor Schott nicht (wie Herr Prof. Zeune annimmt) ein Schüler Bopp's zu nennen sey. Das Sprachgebiet des berühmten Sanskrit-Lehrers und das des wackeren Sinologen berühren sich kaum und liegen einander viel ferner, als man aus der Gränznachbarschaft Indiens und China's schließen sollte. Auf seinem Gebiete, zu welchem auch der Bereich der sogenannten „Tatarischen Sprachen" gehört, hat Herr Prof. Schott ebenfalls nicht unwichtige selbständige Resultate erlangt: namentlich hat er die Verwandtschaft des Türkischen, Mongolischen, Tunguisischen u. s. w. zuerst entdeckt und bewiesen, so wie vor kurzem auch die Sprache der an der Wolga wohnenden Tschuwaschen dem Türkischen Stamme vindizirt.

— Eine Mailänder Zeitschrift. Die in Mailand erscheinende Fama fügt ihrem Titel immer die Jahreszahl hinzu und heißt darum in jedem Jahre anders. La Fama del 1842 ist, streng genommen, ein anderer Titel als La Fama del 1841. Es liegen uns die neuesten Nummern dieser Zeitschrift vor, die neben Erzählungen und Aufsätzen vermischten Inhalts auch Korrespondenzen aus allen Ländern und Städten enthält, in welchen sich Italiänische Opern-Gesellschaften befinden. Dadurch ist die Zeitschrift ein wahres Magazin für die Oper des In- und Auslandes geworden. Auch die Berliner Italiänische Gesellschaft wird darin fleißig besprochen, und wir können aus den Zusammenstellungen dieses Blattes leicht den Schluß ziehen, daß sie zu den besseren gehört, die sich jetzt im Auslande befinden. Ja, wenn wir es nicht schon aus eigener Erfahrung wüßten, so könnten wir es durch die Fama erfahren, daß Signora Assandri und Signora Marziali zwei eben so kunstreiche als graziöse Sängerinnen seyen, um deren Besitz wir von manchem Italiänischen Theater-Publikum beneidet werden. Ganz unbegreiflich erscheint uns das Interesse, das die Leser jener Zeitschrift an allen Specialitäten und Details der Aufführungen auf fremden Bühnen nehmen. So wird z. B. über eine Vorstellung der Capuleti e Montecchi, die am 12. Januar d. J. auf dem Königstädtischen Theater in Berlin stattgefunden, Nachstehendes berichtet: „Erster Akt. Kavatine von Vitali (Tebaldo) einiger Applaus, aber da der Künstler unpäßlich war, so konnte er nicht den Effekt hervorbringen, den man von diesem Musikstück erwartete; Kavatine der Assandri (Romeo), großer Beifall beim ersten Tempo und am Ende; Kavatine der Marziali (Giulietta), sehr angenehm und großer Applaus; Duett von Romeo und Giulietta, unendlich applaudirt (applauditissimo) bei jeder Strophe und Hervorruf beider Künstlerinnen. Großer Beifall nach dem Largo des Finales, und auch die Stretta wurde applaudirt, die jedoch nicht den gewohnten Effekt machte, weil sie den ersten Abend etwas zu rasch im Tempo genommen wurde. Zweiter Akt. Arie der Giulietta, vortrefflich und mit einem Beifall, der nicht aufhören wollte; Duett von Tebaldo und Romeo, applaudirt. Dritter Akt. Das Ganze machte außerordentliches Vergnügen und der Beifall steigerte sich daher mit jeder Scene. Nachdem der Vorhang gefallen war, wurden die Assandri und die Marziali gerufen." — Heißt das nicht die Gewissenhaftigkeit der Abend-Zeitung in ihren Theater-Berichten aus Flachsenfingen und Neu-Adsera noch bei weitem übertreffen?

*) Berlin, bei Ferdinand Dümmler. Gedruckt in der Druckerei der Königl. Akademie der Wissenschaften.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Französische Straße Nr. 72), in der Provinz [illegible] im Auslande bei den Postämtern.

Prof. Arnstein.

№ 23. Berlin, Mittwoch den 23. Februar 1842.

Frankreich.

Der Kölner Dom, nach der Darstellung einer Französischen Frau. *)

Ich habe immer ganz besonders alterthümliche Kirchen geliebt und muß den Grund zu dieser Vorliebe in einem eigenthümlichen Umstande aus meiner Kindheit suchen. Ich glaube, Jeder von uns würde nach einiger Selbsterforschung durch sein ganzes Leben hindurch die Spuren eines ersten mächtigen Eindrucks verfolgen können, der einen verborgenen Nerv vibriren, eine innere Triebfeder thätig werden ließ und dadurch eine spätere Richtung unserer Gedanken oder eine Bewegung unserer Gefühle bestimmte. Goethe spricht in seinen „Memoiren" (Wahrheit und Dichtung) mit Wohlgefallen von dem Einfluß, den ein kleines, von seinen Aeltern ihm geschenktes Theater auf seine Einbildungskraft ausgeübt hat. Es ist nicht nothwendig, ein großer Dichter zu seyn, um etwas Aehnliches zu empfinden. Jeglicher Mensch, wer er auch sey, die weiteste Fassungskraft wie der engste Hirnschädel, ist begabt mit einer geheimen Sehnsucht nach dem Unendlichen, die durch verschiedene Steigerungen endlich selbst zur Poesie wird; die rohesten Naturen können durch Gefühlsschwingungen bewegt werden, die ihnen oft selbst unbekannt sind; kein menschliches Wesen, für so unbegabt man es auch halten mag, wird jemals völlig unempfänglich seyn für die verschiedenen Eindrücke der Kunst, sah man doch sogar blödsinnige Thränen vergießen oder Freudentöne ausstoßen beim Anhören einer schönen Musik. Was mich betrifft, so habe ich in einer mittelalterlichen Kirche zum ersten Male die unbeschreiblichen wunderbaren Gemüthsbewegungen empfunden, die mich seitdem immer durchbebten, wenn ich die Religion durch die Kunst gefeiert oder die Kunst durch die Religion geheiligt und verklärt erblickte. Die Besitzung meiner Aeltern lag nahe bei *... Zwei Mal im Jahre kamen wir durch die Stadt Chartres bei unserer Hin- und Rückreise dahin und hielten gewöhnlich in der Abenddämmerung in Chartres an; ich lief dann in die Kirche und betete von ganzem Herzen zum „lieben Gott". Das erste Mal, als ich hineintrat, wurde ich von einem naiven Erstaunen ergriffen, von einer Ueberraschung, wie ein Kind sie empfinden muß, das, kaum aus der Kinderstube entlassen, plötzlich ein Gebäude über sich gewölbt sieht, dessen ungeheure Dimensionen keine Gränzen zu haben schienen und sich in furchtbare Tiefen verloren, die auszumessen der menschliche Blick nicht hinreichte. Von Jahr zu Jahr wurde ich jedoch vertrauter mit der großen Kirche: meine Augen gewöhnten sich an ihre Ausdehnung und lernten ihre Verhältnisse richtiger schätzen. Mein innerer Sinn entdeckte eine Schönheit nach der anderen; in dem Maße, wie meine Erkenntniß durch die mir erklärten Worte der Schrift hell erleuchtet ward, in dem Maße, wie Gott mir mehr und mehr offenbar wurde durch sie, in demselben Maße offenbarten sich mir die Geheimnisse seines Tempels, und jeder Fortschritt, den ich im Leben machte, war in gewisser Weise geweiht durch ein tieferes Eindringen, ein innigeres Verständniß zu den Wundern der Kirche. Lange Zeit nachher, nachdem der naive Glaube meiner Kindheit mich längst verlassen, um ohne Zweifel in einer unschuldigeren Seele Wohnung zu nehmen, gleich einem Schwarm junger Bienen, der die alte Zelle verläßt, um sich auf einen Baum voll neuer Blüthen niederzulassen — lange Zeit nachher habe ich nie unterlassen, wenn ich durch Chartres kam, in die Kirche zu treten und dem Spender des Weihwassers einige Sous in die Hand zu drücken, damit er meinetwegen in einem düsteren Winkel eine geweihte Kerze anzünde. Ich weiß nicht, welchen frommen Aberglauben ich an diese kleine friedliche Flamme knüpfte, die während einiger Stunden in dem Dunkel des schweigsamen Gewölbes ein Lichtpunkt seyn sollte, durch dessen Vermittelung mein Gedankengebet sich mit den Gedanken aller derer vereinigte, die an dieser Stelle beteten und weinten. Ich weiß nicht, welche traurige und doch sanfte Rührung meine Seele erfüllte; — und noch jetzt, wo ich über jene kindische Regung lächle, frage ich mich doch oft, ob denn Alles Irrthum und Lüge sey in dem Glauben an eine geheimnißvolle Gemeinschaft der Seelen, in dem Wunsche, fortlieben zu können, gleichviel, in welcher Weise, in dem Leben des Weltalls, das in Gott verborgen ist? ..... An alles dies dachte ich zurück, neulich, als ich in Köln ankam und die Pfeiler seiner Kathedrale sich vor mir in die blaue Luft emporstreckten. — Unter den Städten, die der Rhein mit seinen Wellen badet, ist Köln die älteste und merkwürdigste. Seit der Zeit, wo die Römer dort eine „Kolonie" gründeten, die der Stadt ihren jetzigen Namen gab, ist es im Schoße von Deutschland der Mittelpunkt der Civilisation gewesen. Der Einfluß seines Handels und seiner Politik hielt sich aufrecht inmitten der Revolutionen. Herrin der Schifffahrt auf einem großen Flusse, hielt Köln den Handel mit England, Frankreich, Spanien und selbst mit dem Orient, dessen Produkte ihm über Italien zukamen, in Händen. Und für uns, die wir die Religion und die Kunst über Politik und Handel stellen; für uns, die wir in dem Leben der Völker das göttliche Prinzip, die Bewegung suchen, die zu Gott strebt, für uns hat Köln ein noch höheres Interesse, denn von ihm aus verbreitete sich die Gothische Baukunst über Deutschland, es war die Heimat des christlichen Genius der Kunst. Köln hat die schönsten Tempel des Katholizismus erbaut und hat einen mächtigen Impuls gegeben zu jener Sehnsucht nach dem Unendlichen, dem Ueberirdischen, die das Mittelalter beseelte und sich in diesen mysteriösen Tempelbauten einen Ausdruck verschaffen mußte, von denen die meisten unvollendet geblieben sind, wie glühende Seufzer auf die beängstigte Brust zurücksinken, wenn es ihr an Kraft fehlt, sie bis zum Himmel dringen zu lassen.

Seit den frühesten Zeiten Deutscher Geschichte waren die Kölner, ein thätiges, kluges, treuherziges Volk, berühmt wegen ihres religiösen Eifers und wegen der auffallenden Pracht, die sie dem Gottesdienst geweiht hatten. Eben so wie Rom wurde Köln die heilige Stadt genannt; eben so wie Rom besaß es, wie man sagt, so viele Kirchen und Kapellen als das Jahr Tage zählt. Als 1162 seine alte Kathedrale, die von Karl dem Großen gegründet war, die Reliquien der heiligen drei Könige von Friedrich Barbarossa zum Geschenk erhielt, faßte man den Gedanken, sie in einem Tempel zu bewahren, der des Königs der Könige würdig sey, und nachdem achtzig Jahr später die alte Kathedrale von einer Feuersbrunst zerstört war, wurde 1248 der Grundstein zu der neuen durch den Erzbischof Konrad von Hochstetten gelegt. Albert der Große, der gelehrte Doktor der Theologie vom Orden der Dominikaner, gilt bei den Meisten, und gewiß mit einigem Rechte, für den unbekannt gebliebenen Architekten, der den riesigen Bauplan entwarf und der nach dem Volksglauben häufige Zusammenkünfte mit dem Teufel hatte. Albert der Große lebte bekanntlich lange Jahre in Köln; er starb dort 1280. Er beschäftigte sich vorzüglich mit Architektur, und der Uebergang des Maurischen Styls zum Gothischen, den man an einzelnen Stellen des Kölner Doms verfolgen kann, scheint die Meinung zu rechtfertigen, daß er der Erfinder des Plans sey, denn dieser Priester, so durstig nach Wissenschaft, war gewiß der Einzige unter den Kölnern, seinen Zeitgenossen, der die Architektur der Araber kannte. Wie dem auch sey, ein Werk, nach so ungeheurem Maßstabe begonnen (die Thürme sollten 500 Fuß Höhe erreichen), konnte nur langsam fortschreiten; das Chor war kaum vollendet, als der Volksgeist sich schon nach einer anderen Richtung bewegte, und das weite Schiff der Kirche blieb verlassen, öde stehen, wie eine Sandbank, von der die Wellen sich zurückwälzen. Napoleon, den gleichfalls die Sehnsucht nach dem Unendlichen verzehrte und der vielleicht eine geheime Verwandtschaft mit dem plötzlich unterdrückten Emporsteigen, der unvollendeten Größe dieses majestätischen Denkmals fühlen mochte, wollte es vor dem Verfall schützen und erließ demzufolge seine Befehle. Aber sein Wille blieb diesmal ohne Erfolg, weil die Französischen Künstler das Meisterstück des Mittelalters für ein Produkt der Barbarei, für eine Verirrung, eine Mißgeburt der Kunst hielten, nicht werth, die geringste Sorge darauf zu verwenden.

Aber bald sollte eine Reaction eintreten. Die Nachahmung des Griechischen und Römischen Styls gerieth in Mißkredit, und das Studium des Mittelalters brachte unsere alten Kathedralen wieder zu Ehren. Der katholische Glaube, der übrigens in Köln nur wenig geschwächt war, belebte sich mit neuem Eifer in Folge der damals zwischen Rom und Preußen obschwebenden Differenzen, wie dies eine gewöhnliche Wirkung eines auch noch so geringen Widerstandes ist, und als man nun auf einem Kornboden in Darmstadt den ersten Bauplan der Kathedrale wiederfand, ein Pergament, 13 Fuß lang, da sahen die Kölner in diesem Zufall einen Fingerzeig des Himmels, ein sicheres Zeichen, daß die jetzt lebende Bevölkerung bestimmt sey, die ruhmwürdige Aufgabe der Vollendung des Domes zu übernehmen, bestimmt sey, diese Schuld der Vergangenheit abzutragen. Man überredete sich, daß der Schlußstein dieses Gebäudes ein Bürge für das Heil und Glück des Landes seyn würde. Alle Gemüther entflammten sich, alle Gedanken richteten sich auf ein Ziel. Ein Verein konstituirte sich. Ein Mann von bedeutendem Talent, Herr Zwirner, ward gewählt, um das Werk zu leiten. Die Berechnungen wurden gemacht: zehn Jahre Zeit und sieben Millionen Thaler werden nöthig seyn. Ein Aufruf ist durch ganz Deutschland wiederhallt. Man hat das Deutsche Na-

*) Die liebenswürdige, den aristokratischen Kreisen Frankreichs angehörende Verfasserin steht in genauer Beziehung zu den beiden Europäischen Celebritäten: Franz Liszt und George Sand. Nach dem Beispiel der Letzteren schreibt sie unter Deutschem Namen, Daniel Stern, hat aber, wie fast alle Damen, mehr Reflexions- als Produktionsgabe.

tionalgefühl angerufen *), das durch Trennungen und Meinungsverschiedenheiten sehr geschwächt war, aber durch unsere thörichte, unkluge Prahlerei und durch die Möglichkeit eines Krieges wieder neu belebt worden ist. Die Kirche zu Köln wird nicht nur ein prächtiger Tempel seyn, den die Gläubigen dem Herrn errichten, in den Augen der Deutschen wird sie auch ein Friedensbogen, die Weihe eines Familienbundes, ein Denkmal für die Einigkeit der Völker unter himmlischem Schutze seyn, wie der Thurmbau zu Babel ein Denkmal der Uneinigkeit unter Gottes Verdammungsurtheil war. Und damit ihr nicht den Verdacht gegen mich faßt, als zeichnete ich euch die Sache mehr in poetischer als in wahrer Beleuchtung, damit ihr nicht zweifelt an diesen religiösen und zugleich patriotischen Gefühlen der Deutschen, wird es hinreichend seyn, euch mit wenigen Worten eine Feierlichkeit zu erzählen, der ich vor einiger Zeit beiwohnte; eine rührende Feierlichkeit, ein Symbol der wiedergeborenen Deutschen Brüderschaft, dieser Einigkeit der Köpfe und Herzen, der Begeisterung und des Willens, die, wie sie sich jetzt darstellt, man kann es weissagen, der Vorbote einer drohenden Vereinigung seyn wird.

An einem schönen Herbsttage, geschmückt mit allen den eigenthümlichen sanften und ernsten Reizen der Rheingegend, die die Seele gleichsam empfänglicher machen für religiöse Empfindungen, landete ein buntbeflaggtes Schiff bei Köln. So weit, wie man es hatte sehen können, war es von den Kanonen der Stadt begrüßt worden, und eine neugierige Volksmenge eilte ans Ufer, um es zu empfangen. Ich glaubte, irgend eine hohe Person, eine Königliche Hoheit oder wenigstens Durchlaucht befände sich auf dem Schiffe, und blieb ruhig in meinem Zimmer, als unser Freund R. hastig eintrat: „Sie lieben unsere alte Kathedrale", sagte er, „sehen Sie, dort kommt ein Tribut, den man ihr zollt; es sind Bausteine aus den Steinbrüchen von Schwaben, es ist ein symbolisches Geschenk, ein köstliches Pfand der Sympathie. Sie müssen mit ansehen, mit welchen Ehren wir es empfangen; ich komme, Sie abzuholen. Die Uebergabe der Steine an den Verein wird gleich erfolgen; ich bin überzeugt, daß dabei schöne und fromme Dinge gesagt werden, denn wir sind alle so bewegt und glücklich wie die Kinder." — Ich folgte ihm. Nachdem wir mit einiger Mühe und durch die sichtlich aufgeregte und theilnehmende Volksmenge gedrängt hatten, stiegen wir an Bord. Eine treffliche Musik führte Nationallieder aus; ein Männerchor sang das berühmte Lied vom Dr. Arndt: „Wo ist des Deutschen Vaterland." Reden, durch Gefühl und Ausdruck merkwürdig, wurden gehalten. Und endlich sprach der Abgeordnete von Stuttgart einige Strophen, von denen ich euch ein paar mittheilen will, damit ihr beurtheilen könnt, wie innig das Symbolische der Gabe von diesen einfachen Menschen aufgefaßt wurde und wie fern sie dem hyperbolischen Declamationstone blieben, den eine ähnliche Veranlassung in Frankreich unfehlbar hervorgerufen haben würde. (Hier folgt eine Uebersetzung in Prosa aus dem in der Kölner Zeitung und im Morgenblatt mitgetheilten Gedichte von Gustav Schwab.)

Diese ernste, einfache Feier, diese Männer, die, von einem religiösen und patriotischen Gedanken beseelt, aus der Ferne gekommen waren, diese bedeutungsvollen Reden, diese brüderlichen Umarmungen — die Kunst, die Religion und das Vaterland durch ein und dieselbe Festlichkeit gefeiert — alles das schien mir nicht unserem Jahrhundert anzugehören. Ich glaubte mich in die schönen Zeiten Griechenlands zurückversetzt. Der Inhalt dieses Festes war so hehr, seine Form so edel und rein, wie es nur immer möglich ist bei unseren modernen Gewohnheiten. Was dem Schauspiel an Glanz und Pracht ermangeln mochte, um es mit den Festen des Alterthums, wie unsere Phantasie sie uns vorzaubert, vergleichen zu können, wurde doppelt ersetzt durch die Erhabenheit der christlichen Ideen und durch die Größe des Gottes, dessen Namen man anrief. — Ich bin diesem Lande fremd: der Zufall schleuderte mich einen Tag dahin; ich war nicht gestern und werde nicht morgen dort seyn; mein Leben hat keine Wurzeln dort gefaßt, ich habe keine Erinnerungen dort vorgefunden und habe kein Recht, dort eine Hoffnung keimen zu lassen, aber so mächtig ist die geheime Gewalt der Kunstschöpfungen, wenn sie den ewigen Gefühlen der Menschheit geweiht sind, so mächtig vermag die Manifestation eines großen Gedankens auf uns einzuwirken, daß ich an diesem Orte mehr als jemals zuvor tief empfunden habe, was Vaterlandsliebe ist; diese unerklärbare Liebe, die durch Flüsse und Berge begränzt wird und die mehr an der Scholle hängt, als an der Sprache und dem Stamme. Ich habe gefühlt, daß ich die Erde liebe, auf der die ehrwürdige Kathedrale ihre von frommen Seufzern ermüdeten Flügel ausruht, daß ich ihn liebe, den Boden, von ihrem steinernen Geäder durchzogen. Ich habe gefühlt, daß sie meine Brüder waren, diese unbekannten Menschen, über die sie ihre schützenden Bogen zusammenwölbt, die sie umschlungen hält in ihren weiten Räumen, die wie die Hoffnung emporsteigen und zuweilen in Liebe zu erbeben scheinen, wenn das Licht des Himmels aufflammt oder erlischt in ihren dunklen Tiefen, wie der Glaube strahlt oder schwindet in den Finsternissen des Herzens.

Wenn, wie es zu hoffen steht, Köln das Ziel seiner Anstrengungen erreicht, wenn das Innere von Deutschland sich regt zu gemeinsamer Thätigkeit, wenn die Gläubigen sich vereinigen und ihren Eifer verdoppeln, wenn diese erhabene Protestation gegen den Materialismus und Skeptizismus des Jahrhunderts sich erhebt — wer könnte die ganze Wirkung vorherbestimmen, die ein solches Werk hervorbringen würde auf die Generation, die es vollbracht, und auf die Geschlechter, die aus ihrem Schoße hervorgehen werden? Die Kathedrale von Köln wird durch ihre wunderbare Größe, durch die Reinheit ihres Styles und durch die erhabene Einfalt ihres Schmuckes der erste Tempel der Christenheit werden. Die St. Peterskirche in ihrer Pracht ist schon nicht mehr das Werk des ursprünglichen Christenthums: das Göttliche ist nicht allein herrschend darin, man fühlt die Verwandtschaft mit dem Irdischen. Die Peterskirche mit ihrem etwas heidnischen Prunk, ihrem blendenden Lichte, den runden Linien ihrer den Römern entlehnten Kuppeln, ist ein Symbol der Päpstlichen Gewalt. Man erinnert sich dort mehr der Kaiser und der Großen der Erde, die sich beugen mußten unter der Oberherrschaft eines Priesters, als der Lehre dessen, der da sagte; „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" — Es scheint mir, als athmete man überall den Weihrauch der Könige aus dem Morgenland, aber man sucht vergebens die duftigen Oele der demüthigen Magdalene. Die Kirche von Köln wird dagegen in ihrer Vollendung ein Symbol des Christenthums darstellen, frei von aller Theilhaftigkeit an den vergänglichen Dingen dieser Welt. Und vielleicht wird das Volk, betroffen von diesem sichtbaren Zeichen, ergriffen von Verehrung, den Athem der ewigen Religion fühlend, hineintreten, anfangs nur wie das Kind in die Kathedrale zu Chartres, erstaunend über die Größe des Denkmals, dann gefesselt von den Wundern, die die Kunst darin verrichtet hat; endlich wird das Volk niederfallen auf seine Knie, überwunden, zerknirscht, wie St. Paul vor dem Geiste Gottes, in einem neuen Aufschwung des Glaubens zu ihm sich erhebend.

*) Vergl. die geistreiche Schrift von Levin Schücking: Der Dom zu Köln und seine Vollendung. Köln bei Boisserée.

Italien.

Aus dem Leben eines Musikers.

(Schluß.)

Pauline ernannte ihn zu ihrem Musik-Direktor, Josephine, um Paulinens Willen zu brechen, zu ihrem Kammer-Komponisten. Was war zu thun? Zweien Herren zu dienen, ist schwer, doch zweien Herrinnen, das muß alle Harmonie zerstören. Blangini wählte nach seinem Herzen. Die Fürstin reiste nach Nizza; er folgte als großer Herr in einer Hof-Equipage. Ungeachtet seiner Liebe, hatte auch die Eitelkeit an diesem Entschlusse Theil: er freute sich nach solch' einer Verwandlung im voraus über das Staunen derer, die ihn bei seinem ersten Aufenthalt in Nizza gesehen hatten.

Die Tage, die Blangini hier an der Seite der reizenden Pauline verlebte, waren die schönsten seines Lebens. Er erschrak vor seinem Glücke; er wagte kaum, es für wirklich zu halten. Welche herrlichen Spaziergänge am Meer und in den Gärten! welche seligen Abende, in Träumen, im Gesang mit Paulinen verloren! Nach ihrem Gemahl, dem Fürsten Borghese, war nie die Frage. Man amüsirte sich aus voller Seele: der ganze Hof lebte in einer göttlichen Zwanglosigkeit. Am Abende hatte Blangini viel zu thun; Musik, immer Musik! Trat ein Würdenträger von Nizza ein, schnell klang eines der heitersten Ritornelle; kam eine vornehme Dame, sie wurde mit einer Serenade begrüßt. Der Erzbischof von Genua, der Kardinal Spina, Großalmosenier der Fürstin, wurde gleich den Uebrigen mit den Akkorden profaner Musik empfangen. Am Sonntage errichtete man einen Altar im Konzertsaale, um an ihm die Messe abzuhalten: Blangini spielte das Piano, welches die Orgel vorstellte; Pauline lauschte, nachlässig auf das Sopha gestreckt, man weiß nicht, ob mehr dem Priester oder dem Musiker. Man ist niemals schön, ohne etwas ketzerisch zu seyn. Doch in diesem von Musik und Liebe erfüllten Palaste, der einem Feenschlosse glich, lebte Blangini gleichwohl nicht ohne Unruhe. Er wußte sehr wohl, daß, wenn Napoleon das Geheimniß entdeckte, der arme Blangini in Gefahr kam, als Lieutenant seine Nokturnen den Spaniern vorsingen zu müssen. Auf der anderen Seite sah er sich rathlos, Pauline wollte stets amüsirt seyn. Eine schöne Frau zu amüsiren, die nichts zu gewinnen, nichts zu verlieren hat, ist eine Aufgabe für ein Genie ersten Ranges; und Blangini konnte öfter als Titus sagen: Diesen Tag hab' ich verloren. Pauline wollte, daß er für Niemand als für sie singe. Eines Abends erfährt sie, daß er beim Präfekten von Nizza sich befinde und dort musizire; auf der Stelle schickte sie einen Kammerdiener ab, mit dem Befehl, ihn im Gesang zu unterbrechen und nach Hause zu bringen. Der Befehl wurde buchstäblich ausgeführt.

Wo standen Sie in Ihrem Gesange? empfing ihn Pauline bei der Rückkehr.

Ich sang gerade eine Arie aus Naphtali, doch ich konnte sie nicht vollenden: beim Präfekten glaubte man, Ihr Schloß stehe in Flammen, so viel Lärmen machte der Kammerdiener.

Das Schloß in Flammen wäre nichts gewesen; ich langweilte mich, das ist das Geheimniß. Nehmen Sie Ihre Arie bei der Note wieder auf, bei der Sie dieselbe fallen gelassen.

Blangini mußte gehorchen.

Ein ander Mal, als sich die schöne Frau langweilte, rief sie Blangini: Maestro, heute Abend wollen wir uns verkleiden und inkognito zu der Zigeunerin gehen, von der man hier so viel spricht. Ich möchte gern wissen, ob ich für einen Thron oder für eine Hütte bestimmt bin. Verkleiden Sie sich als Mönch; ich gehe als Benediktinerin.

Am Abend verließen die Fürstin und der Musiker schweigend den Palast. Sie begaben sich zu Fuß in die Behausung der Zigeunerin, welche die Zukunft entschleierte, und meldeten sich als Bruder Pancratius und Schwester Agnes an. Die Zigeunerin erkannte, wenn nicht Blangini, doch Pauline, welche bis auf die Fingerspitzen eine Fürstin war.

Ei! ei! sagte sie, diese Schwester ist nicht so fromm, wie sie thut.

Ich frage nicht, was ich bin; ich frage, was ich seyn werde, sagte Pauline, indem sie der Zigeunerin die Hand darreichte.

Was Du seyn wirst? was Du seyn wirst? wiederholte die Alte, indem sie die Linien der Hand und die Gesichtszüge prüfte: ich glaube, Du wirst keine Kalender-Heilige seyn. Sterben wirst Du auf dem Schlachtfelde, das heißt Deiner Schönheit. Siehe, die Lebenslinie schließt vor dem funfzig-

sten Jahre. — Und wo werd' ich sterben? — In Italien. — Ich will in Frankreich sterben. — Dazu vermag ich nichts. — Die Alte weiß nicht, was sie schwatzt, wendete sie sich an Blangini; ich kehre nächstens nach Neuilly zurück und lebe dort bis an mein Ende; nicht wahr, Bruder Pancratius?

Blangini trat heran und fragte die Zigeunerin: Und ich, wo werde ich sterben? — Wo willst Du sterben? — In Italien, meinem wahren Vaterlande. — Du stirbst in Frankreich.

Ich sehe wohl, lachte Pauline, daß es das Schicksal nicht gut mit uns meint, und man trifft leicht die Wahrheit, wenn man das Gegentheil von dem sagt, was wir uns wünschen. Doch ich möchte gern wissen, weshalb ich mit vierzig Jahren sterben soll.

Schönes Kind, lächelte die Zigeunerin, wenn eine schöne Frau das erste weiße Haar bekommt, so ist ihr Tagewerk auf Erden vollbracht.

Doch wer wird mich zwingen, in Italien zu sterben?

Meine Kunst ist sehr beschränkt; sie ergründet die Ursachen nie. Doch, fügte sie mit einer Verbeugung hinzu, ohne Zweifel der Fürst, Ihr erlauchter Gemahl.

Kommen Sie, rief Pauline Blangini zu und eilte sehr verstimmt von der Alten hinweg, die durch Zufall fast die Wahrheit vorausgesagt hatte. Das Schicksal, das sie Blangini vorhervorkündigt hatte, traf weniger zu: er sollte in der Verbannung sterben, doch er starb von Niemand verfolgt, aus dem Reiche seines alten Ruhms zwar ohne Zweifel verbannt, doch die Sibylle sprach nicht metaphorisch.

Während seines Aufenthalts in Nizza machte Blangini eine Reise nach Mailand, in der Hoffnung, zu musikalischer Production angeregt zu werden. In Mailand erfuhr er, daß Mozart's Sohn daselbst lebe; aus Verehrung für den Vater besuchte ihn Blangini, doch er war überrascht, einen Mann von mürrischem Aussehen zu finden, der, in Ziffern verloren, statt auf ein Gespräch einzugehen, nur einzelne Worte vor sich hinmurmelte.

Sie sind der Sohn des großen Mozart, mein Herr? — Ja. — Sie sind in dies Vaterland der Künste gekommen, geschützt durch den Schatten Ihres Vaters ...

Mozart der Jüngere sah ihn groß an und schien ihn nicht zu verstehen.

Ich hoffte ein Piano oder eine Violine in Ihrem Zimmer zu finden.

Bleiben Sie mir mit den Violinen fern! Ich liebe die Musik nicht.

Wie? Sie sind nicht Musiker?

Bewahre mich Gott! Ich bin Banquier, mein Herr. Sehen Sie her, das ist meine Musik.

Damit griff Mozart in einen mit Thalern gefüllten Beutel und ließ die Stücke über den Tisch klirren.

Alles ging in Nizza vortrefflich; doch Napoleon, etwas verdrießlich über das Duett, gab Befehl, einen der beiden Spielenden abzuberufen. Pauline wollte Blangini nicht reisen lassen. „Ich improvisire die Worte zu einer Nokturne, und Sie machen die Musik dazu,' was geht dies Se. Maj. meinen Bruder an? Ich werde nur der Gewalt der Bajonnette weichen." Napoleon, der den Eigensinn seiner Schwester kannte, begnügte sich, ihren Gemahl, den Fürsten Borghese, ihr zu schicken; dies war schlimmer als die Bajonnette. Pauline, die seine nahe Ankunft erfuhr, wollte ihr Glück bis zum letzten Augenblick genießen; sie bestieg die Karosse mit Blangini und fuhr langsam durch die ganze Stadt, indem sie sich nachlässig an den Musik-Direktor anlehnte, der zwar keinen Grund sah, sich hierüber zu beklagen, und doch heimlich vor der nächsten Zukunft zitterte.

Der Gemahl veranlaßte Blangini alsbald, anderweitig zu singen, und dieser kehrte in einer nicht eben glänzenden Equipage nach Paris zurück; doch er machte weder in der Romanze noch in der Oper jetzt sonderliches Glück. Hierauf begab er sich als Musik-Direktor des Königs von Westphalen nach Deutschland. Nach Verlauf eines Jahres gab ihm der König, unzufrieden mit seiner Kapelle, den Auftrag, mit 100,000 Francs in Frankreich oder Italien drei Sänger für dieselbe zu engagiren. Blangini machte eine herrliche Reise; er kehrte allein zurück und fiel in Ungnade, doch damals war der König selbst schon in Ungnade; man schrieb 1814.

Blangini schloß sich allen Parteien willig an, nur nicht der Partei der Könige, die nicht bezahlen; er ging nach Paris zurück. Für welchen König sollte er singen? Sollte er sich zum Franzosen machen? sollte er Bayer bleiben? oder wieder Italiäner werden? Der Undankbare! Er sang für die Engländer. Hierin hat Blangini Unrecht gethan, das Talent bedarf eines Vaterlandes wie der Muth; Blangini hat nie ein Vaterland gehabt, dies ist die traurigste Stelle seines Lebens.

Im Jahre 1817 ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Intendanten seiner Kapelle, bald darauf die Herzogin von Berry zu ihrem Musik-Direktor. Er heiratete eine der schönsten Frauen von Paris, doch damals war die Zeit seines Ruhmes, wenn nicht die seines Glückes, bereits vorüber. Man singt nicht immer dasselbe Lied.

Pauline hatte ihn nicht vergessen: sie schrieb ihm, daß sie ihn in Italien erwarte; wie sollte er es über sich vermögen, so vieler Schönheit und Liebe nicht zu willfahren, wie vermögen, sich von so vieler Schönheit und Liebe zu trennen? Er blieb bei seiner Gattin, doch weilten seine Träume noch täglich bei der, die vom Throne bis in sein Herz herabgestiegen war.

Blangini kam aus der Mode; sein Name, der einst so geglänzt, sank in Vergessenheit. Eine Zeit lang tröstete er sich mit der nackten äußeren Ehre, die er genoß; Ludwig XVIII. hatte ihn in den Adelstand erhoben; ja, wenn Mozart oder Palestrina dies gethan hätte. Der arme Mensch! In seinen letzten Jahren fühlte er sich von allem irdischen Ruhm so entblößt, daß er sich bewarb. Zum Glück hatte ihn die Musik noch nicht ganz verlassen, sie blieb ihm, wie in der Jugend, Trost und Rettung; sie war ihm eine Geliebte, die er anzubeten nie abließ, doch er führte sie nicht mehr in Gesellschaft, denn dort sprach man, sie habe graue Haare bekommen. Seine späteren Compositionen nahm er sich nicht mehr die Mühe aufzuschreiben, doch es waren noch manche unter ihnen, deren sich der Liebhaber Paulinens nicht zu schämen brauchte. Benserade, der seine Blüthenzeit am Hofe Ludwig's XIV. gehabt hatte, Benserade, das Schooskind des Ruhmes und des Glücks, fand zuletzt keinen Verleger mehr für seine niedlichen Verse, doch er behielt wenigstens eine Kohle, mit der er sie an die Wände seines Zimmers schrieb, an denen man sie später lesen konnte; Blangini hielt es nicht für werth, seine Melodieen noch aufzuzeichnen; meine eigene Frau, sagte er, hat Besseres zu singen. Es giebt kein traurigeres Schauspiel, als einen Künstler, der am Todesbette seines Ruhmes steht und noch Gluth im Herzen fühlt.

Es ist vielleicht als ein Irrthum Blangini's zu bezeichnen, daß er durch Nachbildung der Einfachheit der alten Meister groß zu werden hoffte. Um mit der Einfachheit Glück zu machen, bedarf man fast des Genie's. Blangini's Einfachheit trägt selten den Charakter der Genialität an sich. Er hatte ohne Zweifel Talent, doch sein Unglück war die Berühmtheit, die er mit achtzehn Jahren erlangte; er hat Alles, was er in der Seele trug, in Nokturnen und Kanzonetten vergeudet; er hat seine Melodieen, wenn sie kaum in ihm aufgetaucht waren, mit vollen Händen in die Welt hinausgestreut und den Baum um seiner Blüthen willen gefällt, ohne die Frucht abzuwarten. So ist der Baum ohne Früchte geblieben, doch Blangini hat sich wenigstens an den duftigen Blüthen seines Frühlings berauscht.

Vor sieben oder acht Jahren traf ich Blangini an einem Winterabend in Gesellschaft, in die er sich äußerst ungern begab; wir waren schnell mit einander befreundet, er hatte eine zutrauliche, sich leicht anschließende Natur; in mir sah er mit schmerzlichem Lächeln einen armen Reimer, der seine Zeit mit fruchtlosen Träumen von künftigem Ruhme verlor. Am anderen Morgen bot' ich in aller Frühe meine Thür öffnen. Ich ermunterte mich und rufe: Wer kommt? — Blangini holt Sie zu einer Reise ab. — Zu einer Reise? und wohin? — In meine Thebais; doch kleiden Sie sich schnell an, der Postillon wartet. Eine halbe Stunde steige ich Ihre Treppe; Teufel, weshalb wohnen Sie so hoch? Doch im Grunde ist dies ein gutes Zeichen.

Ich machte Licht und betrachtete Blangini mit einigem Mißtrauen, doch ich fand ihn vollkommen ernst; so entschloß ich mich ohne längeres Besinnen, ihm zu folgen. Seine Equipage war mehr die eines Englischen als eines Italiänischen Reisenden. Wir gingen auf sein Landgut, welches in der Mitte des schönen Waldes von Orleans lag. Unsere Fahrt war ungeachtet des Schnees höchst angenehm; wir brachten zwei Monate in Gesellschaft der Wolfe, eines benachbarten Pfarrers und einer niedlichen Tochter Blangini's zu. Ueber Schweigen hatte man nie zu klagen; wenn die Unterhaltung ausging, so fiel die Musik ein, und selbst Nachts hauchte eine Aeolsharfe ihre wehmuthigen Klagen in unsere Träume.

So lebte Blangini von der Welt zurückgezogen im Walde von Orleans; die theuren Zeugen seines alten Glücks, sein Violoncell und das Gemälde der Fürstin Pauline, hatte er stets bei sich. Er lebte als gastfreier Einsiedler und war von der ganzen Umgegend sehr geliebt; die Armen machten einen Umweg von zwei Meilen, um nur an seiner Thür anklopfen zu können.

Zum letzten Male hab' ich Blangini vor einem Jahre gesehen; ich traf ihn zufällig in einer Modehandlung; er war ganz der Alte, düster und doch lächelnd, unruhig, bewegt, das Auge voll Feuer.

Willkommen, mein theurer Blangini; was machen die Nokturnen?

Sie schlafen; ich bin jetzt bei meinem Requiem.

Und Ihr geliebtes Violoncell?

O, mein Violoncell! Wie viele Thränen hab' ich über dasselbe vergossen seit unserer Fahrt in den Wald von Orleans! Ich hoffe, Gott wird mir in der Todesstunde so viele Kraft lassen, daß ich es zerbrechen kann; denn, fügte er mit einem wehmüthigen Lächeln hinzu, ich wollte nicht, daß ein Anderer das Geheimniß der Thorheiten meines Herzens erfuhre.

Arsène Houssaye.

Rußland.

Rückblick auf einige literarische Erscheinungen des Jahres 1840.

Von N. Gretsch.*)

I. Erscheinungen in Rußland.

Wißt Ihr, welche Unterhaltung für mich die langweiligste und mißfälligste ist? Ein Gespräch mit Landwirthen über Wetter und Aerndte: ihre ewigen Klagen über das laufende Jahr, ihre stete Erhebung des verflossenen. Dies sage ich aber durchaus nicht vom gegenwärtigen allein; ich wette, daß auch in dem jetzt begonnenen Jahre, wenn die Aerndte, wie höchst wahrscheinlich ist, eine gesegnete seyn wird, Jene doch nicht aufhören werden, zu klagen und das vorige zu preisen. Und wolltet Ihr ihnen dann etwa zurufen: Aber so seyd doch nur billig; seht selber, wie Euer Roggen hier steht! — so geben sie Euch zur Antwort: Roggen hin, Roggen her! Was für Sömmerung hatten wir aber vergangenes Jahr! Heuer mögen wir gar nicht hinsehen!

Geht es nun nicht eben so mit den Journalisten, wenn sie von den Er-

*) Obwohl seit der Publication dieser Notizen schon ein zweites Literatur-Jahr verflossen, [illegible]

zeugnissen der Gegenwart Rechenschaft abzulegen haben? Ewige Klagen über Dürre und Dürftigkeit der heurigen Literatur, mit Declamation über den Reichthum und die Fülle der früheren Jahre! Und gerade in derselben Lage befinde ich mich jetzt selber. Als Einleitung zur Darstellung der Erzeugnisse von 1841 soll eine Uebersicht der Ausbeute des verflossenen Jahres dienen, da ja, so zu sagen, die Gegenwart aus der Vergangenheit hervorwächst; und dieses verflossene Jahr erinnert auch in Hinsicht auf Literatur an eine der mageren Pharaonischen Kühe. Was zu thun? Seufzen und lamentiren, wie die Steppenwirthe thun, und beim Mißwachse des Roggens mit der Hoffnung auf die Zukunft und mit dem Gedeihen des heurigen Sommerkorns uns trösten.

Das Jahr 1840 war in der That überaus dürftig an neuen Original-Erzeugnissen in unserer Literatur. Fortsetzungen, Uebersetzungen, Umdrucke von Journal-Artikeln, Produkte der kenntnißlosen Belletristik bilden einen großen Theil der etlichen Hundert Ankündigungen, welche unser Bücher-Verzeichniß füllen. — Ueberschlagen wir indeß, d. h. betrachten wir auch die Erzeugnisse unserer Literatur in doppelter Beziehung: erstens hinsichtlich der selbständigen Erzeugnisse selbst und deren Urheber: zweitens hinsichtlich der sie Vertreibenden und der sie Begehrenden.

— — Hier zählt der Ref. ein Dutzend Werke aus der strengwissenschaftlichen oder, wie er sie bezeichnet, „gelehrtliterarischen" Abtheilung auf, darunter: eine „Einleitung in die Philosophie", von Prof. Karpov, eben so bemerkenswerth wegen seiner gewissenhaften Bearbeitung, als wegen der Seltenheit ähnlicher Erscheinungen in Rußland — eine „Anleitung zur empirischen Psychologie", vom Prof. Wlad. Nowizki — eine aus Tatarischen Quellen geschöpfte, aber in Hinsicht auf Gelehrheit zum Erbarmen unbefriedigende „Geschichte Dschengis-Chan's" — vorzügliche Materialien zur Geschichte und Statistik des 17ten Jahrhunderts in dem von der archäographischen Kommission herausgegebenen Werke „Ueber Rußland, unter der Herrschaft von Alexei Michailowitsch Romanow" — eine beachtenswerthe „Uebersicht der Russischen Besitzungen jenseits des Kaukasus", von Schopen — die „Bemerkungen über die Tschuwaschen und Tscheremissen", von Mad. Fuchs — „Eine Reise in Aegypten und Nubien", von A. S. Norov — aus dem Chinesischen übersetzt: „Der Seidenbau in China" — durch schöne Stiche ausgezeichnet: des verstorbenen Swinjin „Bilder von Rußland." — Wenn aber der Ref. hier am Schlusse sagt: „Erwähnen muß ich noch der „Vorlesungen über die Russische Sprache", welche im letztverflossenen Winter eine zahlreiche Zuhörerschaft von Gebildeten aller Stände angezogen, deren allbekannter Aufmunterung sie gewürdigt wurden, und welche jetzt, im Druck erschienen, von den Journalen heftig getadelt werden — der Lauf der Dinge!" — so hält wohl nur eine zu große Bescheidenheit ihn ab, sich selber zu diesen Vorlesungen zu bekennen, die auch im Auslande bekannt zu werden verdienen.

Aus der schönen Literatur wird mit Recht zuerst Lermontov's „Held unserer Zeit" genannt, als zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der ganzen Russischen Literatur überhaupt gehörig und von einem Talente zeugend, dessen zu hoffende Reife jene dereinst wahrhaft bereichern werde. Diesem Werke an die Seite stellt Ref. die „Erzählungen", von Mad. Jukowa, indem er sagt: „Ihre Erzählungen geben uns eine Reihe Schilderungen, von einer verständigen Frau nach dem Diktat ihres Herzens aufgezeichnet: einfach, wahr, lebensvoll, lieblich und voll Keuschheit. Männer vermögen selten, die Regungen des weiblichen Verstandes und Herzens darzustellen: sie streifen nur die Oberfläche, halten äußerliche Zeichen für das wahre Wesen selbst, nennen dieses Gefühl Eifersucht oder Grillen und lassen den innigtreuen Blick des Weibes (versteht sich, in Angelegenheiten des Herzens) nur als List und schlaue Tücke gelten. Ein Glück für uns, wenn dann und wann ein weibliches Wesen mit Verstand und Gefühl uns sagt und deutet, was und wie es eigentlich im Innern solcher Pandorabüchse hergeht!

„Ferner, zu den besseren Romanen gehört „der Bürger", von Baschuzki. Wollten wir eine umständliche Beurtheilung schreiben, so wären wir verpflichtet, diesen Roman von allen Seiten zu beleuchten: unter Hinweisung auf seine Schönheit auch seiner Mängel zu gedenken: hier bei unserem flüchtigen Ueberblicke jedoch sind wir dieser unangenehmen Verbindlichkeit überhoben und wollen daher nur das sagen, daß in diesem Romane viel Natur, viel Verstand und Beobachtung niedergelegt: daß in demselben die Sitte, die Manier, Denk- und Ausdrucksweise der gebildeten Welt wirklich in ihrer gegenwärtigen Gestalt vorgeführt sind, und nicht so, wie in den Romanen, deren Verfasser, wenn sie einem vornehmen Empfangzimmer ins Fenster gucken wollen, auf der Auffahrt auf die Kutschenböcke klettern und von solchem pythischen Dreifuße herab verkünden, was sie erschaut. — Schade nur, daß im vorliegenden Romane etliche Vorgänge und Ereignisse unwahrscheinlich, unglaubhaft sind, so z. B. schon sein Anfang: Ein Mann, welcher sich von der Welt und Gesellschaft zurückzieht, flüchtet . . . wohin? auf den Trödelmarkt, wo er eine Allerweltsbude auftut! — Neben solchen Ungereimtheiten treffen wir aber in Baschuzki's Buche auf manche Vorzüge des Geistes und der Erzählung, so daß jene nichts zu bedeuten haben, im Vergleiche mit denen, welche unsere vorjährigen Machwerke in Ueberfülle zieren. So findet in einem derselben Napoleon Bonaparte nach der Schlacht bei Borodino in einem herrschaftlichen Landhause eine kranke Dame mit ihrer Tochter, in der gar nicht vorhandenen Stadt Jems (Ems!) geboren, führt sie mit sich nach Moskau, zieht mit ihnen vom Petrowskischen Schlosse in den Kremel zurück und aus diesem in jenes, bis er zu guter Letzt, nach Absingung einer Arie von Rossini und nach einem sehr gelehrten Raisonnement über den, damals noch gar nicht stattfindenden, wechselseitigen Unterricht — das Mädchen heiratet, nachher aber, wegen Verdachts der Spionage in Moskau sie sitzen läßt, wo die Aermste, eines Söhnleins genesen, ins Kloster geht. — Derlei absonderliche Ungeheuerlichkeiten erscheinen um so unerklärlicher und ärgerlicher hier in diesem sonst sehr gut geschriebenen Romane des Verfassers, der einen ehrenvollen Platz in unserer Literatur verdient. — In einem anderen Romane spielen Studenten einer Deutschen Universität auf ihren Spaziergängen vor der Stadt im Monat Mai . . . Schneeball. — In einem dritten wohnt der Sohn einer stolzen Gräfin, ohne deren Wissen verheiratet, mit seiner Frau im Hause der Mutter unter dem Schutze eines Signalglöckchens auf einer Feder, welches aus dem Vorzimmer in sein Schlafgemach geht), und seine Frau kommt dort sogar mit Zwillingen nieder. Plötzlich aber ist irgend Etwas an der Feder verdorben; das Glöckchen meldet die Annäherung der Gräfin Mutter nicht: sie sieht, daß sie schon längst zur Großmama avancirt ist. Und alles das hat sich kaum 30 Schritte weit vor ihr gestaltet, ohne daß sie während des ganzen Verlaufs mehrerer Jahre nur das Allergeringste davon wahrgenommen!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Die Zukunft der Französischen Poesie. Herr Sainte-Beuve theilt in der Revue des deux Mondes vom 15. Januar bei Gelegenheit einer Anzeige der kürzlich erschienenen „Poesieen" von Mademoiselle Louise Bertin ein recht gründliches kritisches Wort über die neueren lyrischen Dichter der Franzosen mit und gedenkt dabei auch der in unserem Magazin bereits erwähnten Abhandlung Du Principe de la Poésie et de l'Education du Poète, von dem jetzt in Berlin lebenden Französischen Literaten, Herrn Paul Ackermann. Herr Sainte-Beuve theilt die Ansicht des Letzteren, daß der Französischen Poesie ein zweites 17tes Jahrhundert bevorstehe, indem er dessen Worte wiederholt. „Herr Ackermann", sagt er, „der ungeachtet seines Deutschen Namens doch ganz und gar Franzose ist und der in der Ferne sich mit unserer Poesie und ihrer modernsten Form so gründlich beschäftigt, wie es nur mit Hinsicht auf eine vollendete Epoche der Literatur ein systematisch verfahrender geistreicher Gelehrter thun könnte, spricht sich folgendermaßen aus: Wir sind fest überzeugt, daß der Französischen Literatur ein neues 17tes Jahrhundert vorbehalten ist; es muß dasselbe jedoch durch die Ideen, durch sittliche Kraft und durch wissenschaftliche Kunst (science artiale) vorbereitet werden. Die Uebergangs-Epoche, das zweite 16te Jahrhundert, in welchem wir uns jetzt befinden, hat mit einem Ronsard begonnen; hüten wir uns also, daß es nicht mit einem du Bartas und Malherbe endige!" Herr Ste. Beuve glaubt jedoch, daß es nicht von der Gegenwart abhänge, bestimmen zu wollen, daß dieser oder jener Ausgang herbeigeführt werde; dies sey vielmehr durch die glückliche Erscheinung des Genius, so wie durch die Richtungen des Staatslebens bedingt, mit welchen mehr oder weniger auch die der Literatur zusammenhängen.

Schriften über die Bestimmung der Frauen. Die Frivolität des Französischen Familienlebens oder vielmehr der völlige Mangel an Interesse für dasselbe und die daraus entspringende Vernachlässigung der Kindererziehung von Seiten der Mütter hatten vor einiger Zeit ein treffliches Buch von Aimé Martin über die Mutterpflichten hervorgerufen, dessen auch in diesen Blättern gedacht wurde. Der Zweck desselben war, den St. Simonistischen Emancipations-Ideen entgegenzuwirken und den wahren Beruf der Frauen, der ihnen wie alles Naturgemäße auch zu innerer Beseligung gereichen müsse, in der menschlichen Gesellschaft darzustellen. Die Grundsätze dieses Werks sind von einer Englischen Dame adoptirt und auf die dortigen Familien- und Erziehungs-Verhältnisse übertragen worden, denn auch in England hat bei der Ausbildung der jungen Mädchen eine eitle, auf die Aneignung äußerlicher gesellschaftlicher Talente gerichtete Tendenz die Oberhand gewonnen, und wenn auch dort die Familienbande noch heiliger gehalten und mehr gepflegt werden als in Frankreich, so vermißt man doch jenen für das ganze Leben nachwirkenden sittlichen und religiösen Einfluß einer mütterlichen Erziehung, wie sie seyn soll. Die Wichtigkeit solcher Einwirkung und die traurigen Folgen ihrer Vernachlässigung werden von der Englischen Verfasserin mit steter Rücksichtnahme auf Aimé Martin's Buch eindringlich hervorgehoben. Ihr Werk nun ist wiederum ins Französische übersetzt worden, und zwar von einer Polin, Frau v. Trembizka, der Verfasserin von Polnischen Denkwürdigkeiten und einigen anderen Schriften. Die Uebersetzerin hat ihre Arbeit der Fürstin Wiedrope gewidmet, aber nicht angegeben, daß sie diese Mission de la femme aus einem Englischen Original übertragen; wenn indeß nicht schon die häufige Beziehung auf Englische Sitten im Verlauf des Buches und die vielen Motto's aus Englischen Schriftstellern den Ursprung verriethen, so geben ihn die beiden Vorreden, welche ohne Abänderung mit übersetzt sind und auf den ersten Anblick seltsame Widersprüche zu enthalten scheinen, deutlich genug zu erkennen. Das Englische Werk scheint nämlich bereits zwei Auflagen erlebt zu haben. Die gesunden Ansichten über die Bestimmung des Weibes, welche darin enthalten sind, und die klare, einfache Ausführung derselben verdienen, daß es auch außerhalb Englands gelesen werde, und die fließende Französische Uebersetzung der Mad. Trembizka dürfte ihm überall noch leichteren Eingang verschaffen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Freitag den 25. Februar 1842.

Frankreich.

Meine Erlebnisse während der Revolution.

Von Ch. Lacretelle.*)

I. Erinnerungen aus der Zeit der konstituirenden Versammlung.

Ich war zwei Jahre in Paris, und da ich in den philosophischen Zirkeln lebte, so sah ich der „sanftesten und menschlichsten der Revolutionen" mit der glühendsten Sehnsucht entgegen. Wie harter Schicksalsprüfungen bedurfte es, um mich von diesem jugendlichen Optimismus zu heilen! Ich glaubte mich unter die Athener zur Zeit des Perikles und Platon versetzt, oder vielmehr ich konnte diesen mein Bedauern nicht versagen, wenn ich sie mit meinen aufgeklärten Landsleuten verglich: dies waren meine Träume, bis der Anblick der in frierlichem Umzuge herumgetragenen Köpfe mich überzeugte, daß ich einem Tauriſchen Opferdienste beiwohnte; die Verbrennung der Schlösser versetzte mich in die Zeit der Jacquerie und die höllische Orgie des 5. und 6. Oktobers in die Zeit der schmutzig-gräßlichsten Katastrophen des Griechischen Kaiserthums zurück. Indeß sanken unsere Hoffnungen nicht sogleich; wir schrieben die Ausschweifungen des Pöbels nur den Todeszuckungen der entnervten Monarchie und den Nachwirkungen des Feudaldruckes zu. Aber mit welchem Glanze strahlte in unseren Augen die konstituirende Versammlung, in welcher eine vierzehnhundertjährige Vergangenheit, gestützt auf die Autorität der Religion, die Erinnerungen des Ritterthums, geistreichen Ton und angenehme Manieren, gegen eine große, aber bloß an herrlichen Hoffnungen reiche Gegenwart ankämpfte!

Von der Eröffnung der Generalstände in Versailles an drängte sich die studirende Jugend mit außerordentlichem Eifer zu dem größten der redneriſchen und politischen Turniere, das die Welt je gesehen hat. Meistentheils mußte man die Reise zu Fuße machen, denn die Wagen reichten nicht hin für die Anzahl der Neugierigen. Als in Folge der Ereignisse des 5. und 6. Oktobers die Nationalversammlung nach Paris verlegt wurde, stieg unsere Theilnahme noch, obgleich wir jetzt noch härtere Prüfungen zu bestehen hatten. Gegen Mitternacht begaben wir uns, oft beim schlechtesten Wetter, nach der Kirche der Feuillants, um hier Plätze für den nächsten Mittag zu erobern. Oft mußten wir sie Leuten streitig machen, welche ganz entgegengesetzte Absichten und Interessen bewegten, denn wir bemerkten bald, daß ein großer Theil der Tribunen besoldet war, und daß die grausamen Scenen, die uns schmerzlich erschütterten, unsere Gegner mit Freude erfüllten. Ich kann den Abscheu nicht beschreiben, mit welchem ich den Weibern zuhörte, die später die Strickerinnen genannt wurden, wenn sie den mörderischen Doktrinen Robespierre's Beifall zuriefen und beim Klange seiner kreischenden Stimme aufjauchzten. Die Peinlichkeit unseres Bivouacs wurde indeß bald durch unseren liebenswürdigen und geschickten General gemildert: diesen Titel hatten wir nämlich Maret, dem nachherigen Herzoge von Bassano, gegeben. Er redigirte ein Journal, das unter dem Namen des Moniteur bald das imposanteste der parlamentarischen Archive wurde. Durch seine Vermittelung wurde ich zur Redaction eines anderen Journals berufen, das ebenfalls später eine große Berühmtheit erlangte, zur Redaction des Journal des Débats.

Wir erhielten nun Jeder eine Journalisten-Loge, die sehr geräumig war, so daß ich 10—12 Plätze an die vornehme Gesellschaft, besonders an Damen, vertheilen konnte. Außer dem mächtigen Interesse dieses parlamentarischen Kampfes, in dem das Schicksal ihrer Familie, ihrer ganzen Kaste entschieden wurde, fesselten sie auch die einzelnen Redner, an denen sie oft einen sehr lebendigen Antheil nahmen. Solche Zuschauerinnen, die durch Anmuth, prächtigen Schmuck und oft auch durch Jugend und Schönheit glänzten, hielten, wie einst auf den Turnieren, den ritterlichen Muth der Kämpfer aufrecht. Indeß nahmen die Damen nicht immer für ihre Männer am lebhaftesten Partei.

Meine Loge war auf der rechten Seite und brachte mich in beständige Berührung mit dem aristokratischen Theile, dessen Meinungen ich nicht theilte, dessen Fall mir aber großartig schien. Wie stolz war ich junger Provinzbewohner, wenn die angesehensten Redner zu mir kamen und mir für die Genauigkeit und zuweilen auch für die Kunst meiner Berichterstattung ihren Dank sagten! Damals gab es noch keine Stenographen, und die Phantasie mußte zuweilen dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen.

Nichts war weniger imposant, als der Ort der Berathungen einer Versammlung, die eine neue Gesellschaft gründen wollte. Die Einfachheit des Saals entsprach der Strenge der Reformen, die von hier ausgingen. Man hatte eine Reitbahn gewählt, die an den Garten der Tuilerien stieß und über deren Stätte jetzt die Straße Rivoli hinweggeht. Man gelangte in dieselbe durch das Kloster des Feuillans, wo man noch viele schöne Glasmalereien sah, welche die Dankbarkeit der Mönche dem Andenken Heinrich's III. geweiht, welcher sie bereichert hatte, um sie den Jakobinern entgegen zu stellen. Später zerstörten Jakobiner einer anderen Art diese Kunstdenkmäler. Aber in dem Saale glänzten großartige Gestalten und hülferische Namen. Die Blicke waren vorzüglich auf d'Espréménil gerichtet, diesen beredten Tribun der Aristokratur, der seit kurzem mit aristokratischem Stolze [illegible] der Popularität abgeworfen hatte, und der jetzt, wo er seiner Stelle nicht mehr genügen war und durch Eifersucht gegen seine Mitkämpfer verwundet wurde, noch als kaustischer Schöngeist ohne Kraft und Schwung zeigte. Mit Gleichgültigkeit und Verachtung blickte man jetzt auf den Kardinal Roban, den das Publikum früher thörichterweise gegen die liebenswürdige und verleumdete Königin in Schutz genommen hatte. Andere Prälaten beobachteten Ruhe und Heiterkeit unter dem Zischen und den Verwünschungen des Volkes. Seine Zuneigung schien das Publikum den jungen Kriegern vorzubehalten, die für die Freiheit Amerika's gekämpft hatten. Fast alle hatten sich der Sache des Volks geweiht. Auch sah man berühmte Seeleute, Veteranen des Ritterthums, wie Dambly, Lautrec und den geistreichen Vicomte von Mirabeau, der von aristokratischer Gesinnung und Sarkasmen übersprudelte, der immer bereit war, sein Schwerdt zu ziehen, und dessen ungeheurer Körper-Umfang den Karikaturisten vielfache Nahrung gab, die ihn als Tonne darstellten.

Wen hätte nicht die Größe und Neuheit eines Drama's entflammen sollen, das die schlagendste Wirklichkeit reproduzirte, eines Drama's, das 1200 Schauspieler zählte und in welchem das Geschick der Könige und der Völker entschieden wurde! Die Begeisterung adelte Alles. Der Glaube an die alten Ueberzeugungen kämpfte mit dem Glauben an die neuen Lehren. Wie schön war die Freiheit in diesen großartigen und stürmischen Vorspielen, wenigstens in dieser Versammlung. Dieselbe war mit einer despotischen Gewalt ausgerüstet, obgleich sie den Despotismus haßte. Das persönliche Interesse wurde meistens durch die allgemeine Begeisterung erstickt. Es schien, als ob man die eigene Achtung nur durch große Opfer gewinnen könne. Die Minorität des Adels, welche sich mit der Volkspartei verbunden hatte, verlor viel, aber sie verlor mit Freudigkeit. Die Majorität der Versammlung wurde in einer denkwürdigen Nacht von dem Fieber der Uneigennützigkeit ergriffen, welches sie bis zum Wahnsinn fortriß. Alle diese Ereignisse betäubten, während so vieles bisher Bestehende zusammenstürzte: Fast jedes Dekret machte den Eindruck einer schrecklichen Lawine, und dennoch freute man sich, daß durch ihren zerstörenden Niedersturz Platz für die ewigen Pyramiden der Freiheit gewonnen worden war. Sie dauerten nur zwei Tage, aber der Grund konnte ein dauerhafteres Gebäude tragen. Die legislative Art zertrümmerte alle alten Eichen, aber oft tönten aus ihnen seufzende und prophetische Stimmen hervor.

Die Freiheit verklärte damals Alles, selbst die Seele eines Mirabeau. Die Schandflecke seines Privatlebens wurden in seinen und fast auch in unseren Augen verwischt. Freilich war die Uneigennützigkeit, welche die allgemeine Trunkenheit hervorrief, nicht sein Gesetz, aber er fühlte seine Kraft, und seine Kraft konnte unser Heil bewirken. Mit der Macht eines Tribunen und Revolutionairs hatte er auch eine mäßigende Gewalt zu vereinen gewußt, die er allein besaß. Er war wahrhaftig nicht schön wie Alcibiades, aber er besaß dessen Biegsamkeit. Er hatte die Anmuth, die Geschmeidigkeit und die oft verrätherische Höflichkeit des Hofmanns. Er war der Liebling des Volks, aber wenn es die Umstände erforderten, trat er ihm auch stolz entgegen. „Man entferne die Frauen", sagte er am 5. Oktober, „sind wir hier, um uns ihren Gesetzen zu unterwerfen?" Man hat Mirabeau zum Typus der ersten wie Robespierre zum Typus der zweiten Revolution gemacht. Wie es scheint, hat man dadurch bloß den Unterschied des Löwen vom Tiger andeuten wollen.

Mirabeau war der wahrste Ausdruck der Sitten eines verderbten Jahrhunderts, aber durch seine ungebändigte Seele, welche der edelsten und der niedrigsten Leidenschaften fähig war, so wie durch seine umfassenden und positiven Kenntnisse, gehörte er einer anderen Epoche an. In der konstituirenden Versammlung besaß er allein produktives Genie. Aber seine Beredsamkeit hatte weder die Autorität, welche die Reinheit der Seele, noch den fortdauernden Reiz, welchen die Reinheit des Geschmacks verleiht. Er war nur stellenweise ein Demosthenes. Die meiste Aehnlichkeit hatte er mit dem Kardinal [illegible], aber er war dem Kardinal Retz im Großen. Vor Allem war er der

*) Nach dessen [illegible] erschienen.

Schüler des berühmten Lekain. Er wußte selbst aus seinen Fehlern Vortheil zu ziehen. Seine Häßlichkeit hatte einen tragischen Ausdruck und verschwand, wenn er erhaben wurde. Sein Donner grollte dumpf und schwer, ehe der Blitz einschlug.

Doch möchte ich Mirabeau nicht zum Typus der konstituirenden Versammlung machen. Im Allgemeinen war sie aus den Lehren des 18ten Jahrhunderts rein hervorgegangen. Ihre Philosophie war ihr vielmehr von Rousseau als von Voltaire überkommen und hatte eine gewisse mürrische Strenge. Es waren stolze Geister, glühende Seelen, obgleich sie durch das Eis einer dunkeln und absprechenden Metaphysik erkältet worden waren. Die Zeit war eine wüthende Feindin der Vergangenheit und verachtete fast die Lehren der Geschichte. Sie entwickelte ihre Irrthümer auf eine logische Weise, d. h. sie führte sie zu allen Konsequenzen fort. Ihr Rigorismus ließ einige zwanzig Jansenisten eine zu große Herrschaft gewinnen, die selbst verwundert waren, daß sie unter so vielen Philosophen figurirten, und die mindestens dem Glaubensbekenntniß des Savoyardischen Vikars anhingen. Diese Jansenisten waren tugendhafte Menschen, Männer von starker Ueberzeugung, welche sich aber zu sehr vom Parteihaß fortreißen ließen, der nie verblendeter, als wenn er mit etwas Theologie aufgestutzt ist. Ihnen wurde die Leitung der meisten Reformen übertragen, und sie führten sie auf eine strenge Weise durch. Inmitten so vieler ehrlicher Träumer hingen sie dem unpraktischsten Traume an: sie wollten dem Schlusse des 18ten Jahrhunderts die ursprüngliche Kirche geben.

Diese Majorität wurde oft fortgerissen, oft unterstützt durch die jungen Adeligen, die auf eine wunderbare Weise die Hofmanieren mit den Prinzipen der Amerikanischen Freiheit vermischt hatten. Unglücklicherweise herrschte wenig Harmonie zwischen Lafayette, der ihr Anführer und Leiter hätte seyn sollen, und den Gebrüdern Lameth, die nach dieser Rolle strebten. Diese stießen den Wagen der Revolution, während jener seinen Lauf, wenn auch nicht aufhalten, doch mäßigen wollte.

Barnave! Ach, wie schön war er anzusehen, der junge Deputirte, den die Natur zum Staatsmann geschaffen zu haben schien. Er besaß alle Anmuth der Jugend, ohne ihr Feuer oder vielmehr ohne die Flamme, denn er brannte nach innen. Er bestand eine harte Probe, in welcher gewöhnliche Geister unterliegen; er nahm nämlich ein grausames Wort zurück, welches ihm während der ersten Mordscenen entschlüpft war. Er war ruhig, aber nicht kalt; positiv, aber nicht trocken; und wenn er in einer Debatte hervortrat, so erstickte er das Geschrei durch die Macht einer konzentrirten Verachtung. Seine klare, bestimmte Sprache, deren Stärke immer mehr zunahm, zerstreute alle Wolken und erzwang oft das Dekret. Aber erst nach Mirabeau's Tode und nach der Rückkehr des Königs von Varennes zeigte er sich des ersten Ranges werth. Erfüllt von Achtung für das Unglück der Königlichen Familie, wurde er ihr unerschrockenster Vertheidiger. (Schluß folgt.)

Rußland.

Rückblick auf einige literarische Erscheinungen des Jahres 1840.

Von N. Gretsch.

(Schluß.)

Doch verstoßen nicht alle Romane bei uns so wider die Wahrscheinlichkeit; vielmehr dürfen etliche derselben de jure als die sorgfältigsten und genauesten Relationen aus den Akten, sogar einschließlich der Namensunterschrift bezeichnet werden: So finden wir in einer dieser sprechend ähnlichen und naturgetreuen Abbildungen unseres Lebens nicht allein sämmtliche von den Helden erworbene Orden sorglichst verzeichnet, sondern auch das Rezept der Arznei, mit welcher die Heldin glücklich kurirt worden, zu Nutz und Frommen Aller gewissenhaft mitgetheilt; und erst am Ende des vierten Bandes erlangt der sanfte bebrillte Jüngling, zum Lohne für die Sittsamkeit und Beciferung, womit er der Hand einer jeden achtbaren Dame sich genähert, wie nicht minder für die Leiden, welche ein schlechtdenkender Nebenbuhler, der ihn sogar in einem Duelle (diesem fato inevitabili jedes Russischen Romans) anschießt, ihm bereitet — das Händchen der Vielgeliebten nebst angemessenem Zubehör. — Sollen wir nun noch eine Stufe niedriger steigen? Nein, der Todtgeborenen Schlummer wollen wir nicht stören!

Erfreut wurden wir noch am Ende des Jahres durch das Erscheinen von Grizko Osnowjanenko's Roman „Pan Chal'avskij" *), in welchem die Kleinrussischen Sitten des vorigen Jahrhunderts mit ungekünstelter Heiterkeit und anpassender Einfachheit dargestellt sind, aber leider auch mit ermüdender Wortmacherei, vielen Wiederholungen und starken Verletzungen der Anforderungen des guten Geschmacks und des Anstandes. Denn nicht Alles ist gut, was lächerlich ist. Gogol und Osnowjanenko haben in den Sitten und Gebräuchen (ohne die Sprache) von Kleinrußland eine frische Ader unserer Poesie und Romantik bloßgelegt. Schade nur, daß sie zugleich so viele mißrathene Nachahmer zu Tage förderten, die ihnen Abbruch thun, ohne doch für sich selber Ruhm oder sonst ein werthhaltiges Erz auszubeuten.

Aber es giebt noch ein anderes Kauderwälsch bei uns, welches äußerst bemüht ist, in der Russischen Sprache einen Platz zu erringen: die Kunstsprache der Seeleute. Da hat man einen solchen Roman, er ist gut, dieser andere auch und vielleicht noch mancher — das ist wahr — nur keine Möglichkeit, einen einzigen zu lesen. Diese Brom- und Trum-Segel, Bitingen, Kubrilen, Rangouten und Spangouten, meine Herren von der Marine, sind wohl ganz interessant bei einer Voyage zur See, aber äußerst ermüdend für Landratten, wie die meisten Ihrer Leser! — In diesem Genre erschien 1840 ein Roman in 3 Bänden, „Lieutenant Sizkj", als Versuch eines talentbegabten Verfassers, welchem wir versichern können, daß er es in der Literatur zu Lande viel weiter bringen würde, als zu Wasser.

Aus dem Vorrathe von verschiedenartigen einzeln abgedruckten Erzählungen müssen wir, sowohl wegen des Inhalts, wie um der Schreibart willen, „die Tatarina", vom Baron Korff, und „Erzählung und Ereigniß", von Oserezkovskj hervorheben. Besonders ist die Erzählung des letzteren Werkchens außerordentlich anziehend durch Wahrheit und reizende Einfachheit.

Unter den Gedichten verdienen eine rühmende Erwähnung: G. Strugovschtschikov's schöne Uebersetzung von Goethe's „Römischen Elegieen"; eine neue Ausgabe von Ssläpuschkin's Gedichten, mit einer sehr lieblichen Schilderung seines Lebens, einfach, natürlich, geistvoll, ihm selber ganz eigenthümlich zugehörig; als das allerköstlichste poetische Geschenk dieses Jahres aber: „Die Werke von Denis Wassiljewitsch Dawidov", welcher mit der Feder wie mit dem Degen gleich ehrwürdig seinen Namen dem dankbaren Gedächtnisse des Vaterlandes eingezeichnet.

Die Ehre der Taschenbücher wurde, wie immer, durch „die Morgenröthe" und durch den „Almanach von Odessa" würdig vertreten. Letzterer scheint jedoch leider eingehen zu wollen.

Bulgarin's Reise in Finnland und Schweden regte auch Andere an, auf dieser Seite einmal zu sehen, weshalb denn eigentlich so Mancher bis ans Ende der Welt ziehe. Das verflossene Jahr brachte uns zwei dergleichen Reisebeschreibungen, die aber flüchtig und achtlos zusammengeschrieben sind. Dagegen veröffentlichte ein junger Marine-Offizier seine Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, als „Eindrücke eines Seemanns", wobei nur zu bedauern, daß das Werkchen so kurz ist.

An Fortsetzungen erschienen: „Die Geschichte Peter's des Großen", von Golikov, Band 13: „G. Dawidov's Reisen", Bd. 2; „die Russische Geschichte", von Ustrjalov, Bd. 4; „Russische Sagen", von G. Malarov, Bd. 3: G. Passek's „Skizzen von Rußland."

Gehen wir nun zu den unfreiwilligen Erzeugnissen der Literatur, zu denjenigen über, welche die Literaten nicht aus Beruf, oder als eine Art von Uebung, sondern auf Verlangen des Publikums, oder auf Bestellung des Bücherhändlers, der nur den Abgang seiner Waare wünscht, liefern — zu den neuen Auflagen und zu den Uebersetzungen; so erlebten erstere „der Pilger", von Weltmann; Polewoi's „Abadonna" und Solov's „Leonidas", so wie „Dawidov's Werke" und Kruilov's und Chemnitzer's Fabeln; übersetzt aber wurden: „Das Lob der Narrheit" — dieses für alle Jahrhunderte unvergängliche Werk des Erasmus von Rotterdam; das Stereotypbild der armen Menschheit: „Die Abderiten", von Wieland; dazu die Romane von Marryat und die von Paul de Kock — des Letzteren „Un jeune homme charmant" erfreute sich sogar nicht bloß einer doppelten Ausgabe, zu Petersburg und Moskau, sondern auch mehrfacher Russischer Nachahmungen. — Wahrlich, wir verstehen es, selbst aus der oberflächlichsten Kenntniß fremder Sprachen Nutzen zu ziehen.

Von der dramatischen Literatur ein anderes Mal.

Ueberblicken wir jetzt nochmals den Vorrath vom vorigen Jahre, so wenden wir uns zur Literatur des laufenden, im nächsten Hefte des Courier, mit der schmeichelnden Hoffnung, daß die bevorstehende Aerndte reichlicher und ergiebiger ausfallen werde, und dürfen schon jetzt sagen, daß die Vorboten solcher künftigen Literatur bereits erschienen sind: im akademischen „Kalender" nämlich, welcher genau und sorglich zusammengestellt und dies Mal mit einer interessanten „Uebersicht der auf Russischem Boden errichteten Denkmale" bereichert ist — so wie in dem schönen, in der Typographie des Generalstabes erschienenen „Gedenkbuch" — und in dem herrlichsten aller unserer jemals erschienenen Almanache, in der „Morgenröthe". Heiteres Morgenroth kündet einen schönen Tag — nicht wahr?

Nein! ich lobe den Morgen erst, wenn sich der Abend.

II. Erscheinungen im Auslande. *)

Betrachten wir ferner die Erzeugnisse der ausländischen Literaturen, so dürfen wir uns mit dem Gedanken trösten, daß nicht bei uns allein die Klagen über Dürftigkeit und Unergiebigkeit am Platze sind. Auch jenseits des Meeres, wo seit lange schon alle Pfade gebahnt sind, wo man nicht für ein einzelnes Publikum, sondern für die gesammte Lesewelt arbeitet, macht sich hin und wieder eine ungewöhnliche Stockung in der Literatur bemerklich. Die Menge entschädigt nicht für den Gehalt.

Nach einer Aufzählung und kurzen Würdigung des Hervorstechendsten aus dem französischen Kataloge, „der an Neuem sehr Wenig und an Gutem noch Weniger bietet, da Chateaubriand auf seinen Lorbeern schweigt, Lamartine sich der Politik zugewandt und Victor Hugo, der erste jetzt lebende Dichter Frankreichs, obzwar genial, geistvoll und mit tiefem Gefühle wie mit kräftigem Ausdrucke begabt, nicht immer dem reinen Geschmacke folgt und allzu oft das Recht des Lyrikers benützt: von sich selber zu sprechen" — geht Herr Gretsch zur Deutschen Literatur über, indem er sagt:

„Sündlich wäre es, hier von Stockung und Dürftigkeit reden zu wollen! Hier wimmelt es von Neuigkeiten, strotzen die Bücherladen von frischen Erzeugnissen aller Richtungen der menschlichen Kenntnisse und Beschäftigungen,

*) Der Accent soll ein verschieden hörbares e oder i andeuten.

*) Wir lassen nun hier auch noch einige Bemerkungen des Hrn. Gretsch über einige Erscheinungen der Deutschen und der Französischen Literatur folgen, die jedenfalls das Interesse einer Erörterung, wenn auch nicht immer der richtigen Auffassung gewähren.

überraschend durch den Umfang wie durch die Zahl ihrer Artikel, durch die Emsigkeit der Arbeiter, wie durch die Geduld der Leser. Aber erschienen denn auch klassische, Jahrhunderte überdauernde Werke, oder doch wenigstens solche, die des ersten Platzes würdig sind? Ja, das ist etwas Anderes. Die Klopstock, Goethe, Schiller werden nicht alle Jahr geboren. Der ungemessene Ueberfluß in der heutigen Deutschen Schönwissenschaftlichkeit zwängt uns in die Beschränkung auf Namhaftmachung nur einiger der vorzugsweise nennenswerthen Erscheinungen — indeß ohne eine künftige Nachholung des hier Uebergangenen unthunlich zu machen."

Dieser, wenn auch etwas mißlichen, so doch gewiß richtigen Würdigung folgt die etwas flüchtige Aeußerung über die als bestes Gewächs unseres vierziger Jahrganges obenangestellte Tieckſche „Vittoria Accorombona", mit den Worten: „Diesen schönen Liebling pflegte und putzte der Dichter mit zärtlicher Hand 13 Jahre lang. In die Gespräche der Helvin mit den Ersten ihres Jahrhunderts streut er die Diamanten und Perlen seiner Beobachtungen und Gedanken. Die Schreibart ist klassisch. Dieser Roman ist in ganz Deutschland mit einmüthigem Entzücken bewillkommnet worden. (!) Und selbst die Fledermäuse der Literatur, welche, in ihrer Impotenz zu eigenem Schaffen, über jedwede Meisterschöpfung herfallen, haben sich für dieses Mal in ihre Höhlen verkrochen. Die Journale des von Tieck in seinen Novellen verfolgten jungen Deutschlands wagen nicht, ihn zu tadeln." — Dann werden Lewald's „Katie" und Dingelstedt's „Unter der Erde" lobend erwähnt; von Steffens „Was ich erlebte" heißt es: „Einige Kritiker stellen es über Goethe's „Wahrheit und Dichtung", das Publikum erwartet die Fortsetzung mit Ungeduld." — Bei Gelegenheit der dem Inhalte nach noch interessanter befundenen „Erinnerungen aus meinem äußeren Leben", von E. M. Arndt, giebt Herr Gretsch die Notiz, daß mit einer Uebersetzung von Arndt's „Stimme der Wahrheit" das Russische Journal „Der Sohn des Vaterlandes" *) eröffnet worden.

Der 5te Band von Varnhagen's „Denkwürdigkeiten ꝛc." veranlaßt Herrn Gretsch, den Geschichtsschreibern zuzurufen: „Schreibt Alles, oder schreibt nichts!" — Die Beziehungen des Verfassers, als Diplomaten am Wiener Kongresse, zu seiner Regierung und zu so manchen der fremden Gewaltigen haben, so meint nämlich Ref. — dem Verf. die allergrößte Behutsamkeit aufgenöthigt und somit seiner Schrift ihren Werth zum Theil genommen. Nicht ohne Grund habe der verstorbene Immermann den Verf. le Marquis Peu-à-Peu genannt. — „Herrlich aber ist die Fassung, welche Varnhagen seinen Bildern gegeben: ein Musterstil, wunderbar leicht und angenehm. Viele der Skizzen und Bildnisse sind äußerst ergötzlich und interessant. Uebrigens hat der Verf. auch dadurch Ansprüche auf unsere Beachtung, daß er sich noch in schon vorgerückten Jahren zur Erlernung unserer Sprache und zur Beschäftigung mit unserer Literatur gewendet hat. Das ist schön, und wir sind ihm dafür sehr dankbar. Doch hat er nur mit UnGrund vermeint, unsere Schriftsteller beurtheilen zu dürfen. Denn, ist es wohl möglich, einen Dichter, dessen man nur mit Hülfe von Grammatik und Wörterbuch Herr wird, recht zu begreifen und zu würdigen? Als Antwort auf diese Frage kann sein Puschkinscher Artikel im „Sohn des Vaterlandes" von 1838 dienen. Noch vermögen wir auch nicht, zu begreifen, welches Vergnügen es für denselben ist, die allerleersten und abgeschmacktesten unserer Erzählungen in seine Muttersprache zu übersetzen. Hierdurch hat er uns einen schlechten Dienst erwiesen: Die Deutschen Kritiker bekamen durch diese Produkte, da sie ihnen als Musterwerke vorgelegt wurden, eine nachtheilige Meinung von unserer Literatur und fällten daher ein hartes Urtel über dieselbe." **)

Jakobs, Raumer, Strombek, Laube sind die vorzüglicheren der weiter namhaft gemachten Schriftsteller. Etwas seltsam klingen die folgenden Schutzworte zu Merkel's „Charakteristiken": „Viele merkwürdige Einzelheiten über Livland, Deutschland, Dänemark u. s. f., verständig und geschmackvoll vorgetragen. Aber, was vermag nicht literarische Feindseligkeit! (!) Merkel hat während seines zweimaligen Aufenthalts in Deutschland (von 1796 bis 1806 und 1816) durch schonungslos scharfe Kritiken mit seiner rücksichtslosen Wahrheit (?) die dortigen Gelehrten und Literaten aufs äußerste gegen sich erbittert. Deshalb findet nun kein Werk des Verf., sey es auch noch so interessant, noch so verständig geschrieben, Eingang in die Deutsche Literatur. Es zu tadeln, oder zu schmähen, ist zwar nicht thunlich, aber man beobachtet das tiefste Schweigen über jedes; und auf alle Vorwürfe wegen dieser Nichtbeachtung des ausgezeichneten Schriftstellers entgegnet man: Was für ein Schriftsteller ist denn das? der steht ja nicht im Conversations-Lexikon!" ***) — Von „Heine über Börne" sagt Gretsch: „Der Verf., durch die stürmischen Ereignisse von 1830 nach Frankreich entführt, wollte, nachdem er sich lange Zeit als gleichgesinnter Freund und Kollege zu Börne und den übrigen Koryphäen des sogenannten jungen Deutschlands gezählt, von dieser Partei offenkundig sich lossagen, indem er die Verbindungen veröffentlichte, welche zwischen ihm und Börne in Deutschland und in Paris stattgehabt. Das Buch ist sehr scharf, geistvoll und ergötzlich geschrieben. Die Deutschen Demagogen sind darin von der lächerlichsten Seite, als alberne Zerrbilder und Narren, dargestellt. Man kann sich denken, welches Geschrei über den Verf. erhoben worden; man hat ihn mit Scheltworten überschüttet, aber widerlegen hat man ihn nicht gekonnt, und er hat seinen Zweck erreicht: er hat sich von dem Vorwurfe einer Gemeinschaft mit Leuten, welche ihrem Vaterlande, dessen Gesetzen und Sitten fremd gesinnt, befreit und recht ordentlich über einige ungeschlachte Landsleute sich lustig gemacht, welche nach einer Melodie mit den gewandten Franzosen zu tanzen gedachten."

Schließlich gedenkt Ref. unserer vorherrschenden Neigung zur Lyrik, auf Kosten der Dramen und Epopöen, bedauert dabei, unter Aufzählung der bedeutenderen hierher gehörigen Namen, daß selbst Rückert gegenwärtig nur Mittelmäßiges geliefert, erkennt aber dennoch an, daß wir uns die Liebe zur Poesie, bei richtigem Gefühle für das Treffliche und Wahre erhalten haben, und giebt zum Belege hierfür Becker's Lied „Der Deutsche Rhein", mit dem Entzücken, welches dasselbe von allen Enden Deutschlands her begrüßt und die falschen Patrioten zuschandengemacht, die ihre Hoffnung auf Frankreich setzen und den Sänger zu früh verlachen; denn „Ehre und Wahrheit behalten im edeln Deutschland die Oberhand!" (Russky Wjästnik.)

Nord-Amerika.

Einige Nachrichten über neuere Amerikanische Schriftsteller.

Seba Smith hat sich durch die launigen „Briefe des Majors Jack Downing" einen großen Ruf erworben. Ein volksthümlicheres Produkt ist wohl selten erschienen; es trägt das Gepräge der echten Nationalität. Zwar ist daran eine gewisse Rohheit nicht zu verkennen, aber eben so wenig ein natürlicher Humor, sarkastischer Witz und eine dem Amerikaner eigene gesunde praktische Lebensweisheit. Seine Gedichte, wovon „Powhatan" zu nennen ist, sind weniger ansprechend.

Alexander Slidell-Mackenzie, Lieutenant in der Marine, machte sich durch das Werk: „Ein Jahr in Spanien" bekannt. Es wurde anfangs im Vaterlande des Verfassers wenig beachtet, bis ein glücklicher Stern die Aufmerksamkeit des Londoner Buchhändlers Murray darauf lenkte, der es nachdrucken ließ. Das beifällige Urtheil der Englischen literarischen Blätter munterte den Verfasser auf, „The American in England" herauszugeben, welches seinen Ruf befestigte. Sein Stil ist nachlässig und sogar ungrammatisch, aber pikante Beschreibungen und scharfer Beobachtungsgeist haben ihm viele Leser erworben.

Park Benjamin hat sich als Redacteur des „American Monthly Magazine", des „New Yorker" und jetzt der „New World" einen Namen gemacht. Unter seinen Gedichten sind besonders die Sonnette gelungen; aber der immerwährende Federkrieg, in den er verwickelt ist, verhindert die völlige Entfaltung seines poetischen Talents.

John P. Kennedy, Verfasser der Romane „Swallow Barn", „Horse-Shoe Robinson" und „Rob of the Bowl", die sich durch originelle Ideen und pittoresken Stil auszeichnen, aber durch zu große Breite ermüden, da ihr Interesse größtentheils von der Lokalität abhängt. In der Amerikanischen Lesewelt ist er sehr beliebt.

Henry Wadsworth Longfellow, Professor der neueren Sprachen an der Harvard-Universität; ein enthusiastischer Bewunderer der Deutschen Literatur. Er scheint sich Jean Paul zum Muster genommen zu haben und wird daher von seinen Landsleuten mehr gelobt als verstanden. Sein Roman „Hyperion" spielt an den Ufern des Rheins und liest sich fast wie eine Uebersetzung aus dem Deutschen. Seine Nachbildungen mehrerer Gedichte Goethe's, Chamisso's und Uhland's sind mitunter vortrefflich zu nennen.

Nathaniel P. Willis besitzt bedeutendes Talent und hat sich in den verschiedenartigsten Fächern: im Roman, in Reisebeschreibungen, im Drama und in zahllosen Gedichten, mit Glück versucht, obgleich er wegen seines gezierten, preziösen Stils manche Anfeindungen erleiden mußte. Die „Pencillings by the way" und „Inklings of adventure" hatten vielen Erfolg; weniger die „Letters from under a bridge", und das Schauspiel „Tortosa" möchte sein schwächstes Produkt seyn. Die Sucht nach dem Ungewöhnlichen ist schon an den Titeln seiner Werke wahrzunehmen; doch fehlt ihm nur ein ernsteres Streben und tieferes Studium, um Großes zu leisten.

Epes Sargeant, Verfasser des Trauerspiels „Velasco", das sich durch schöne Sprache und effektvolle Scenen auszeichnet. Das Drama scheint jedoch auf dem Boden Amerika's nicht einheimisch werden zu wollen; der vielen Versuche ungeachtet, hat es dennoch kein Stück aufzuweisen, welches, als Ganzes betrachtet, den Meisterwerken des Auslandes auch nur entfernt zur Seite gestellt werden könnte.

John Sanderson, Professor der Lateinischen und Griechischen Sprache an der Hochschule zu Philadelphia. Von ihm erschien vor einiger Zeit eine Reihe von Briefen, unter dem Titel: „Der Amerikaner in Paris", die großes Aufsehen machten. Sie enthalten einen wahren Schatz von charakteristischen Zügen und Anekdoten, sind lebhaft und pikant geschrieben und zeigen dabei eine Freiheit von Vorurtheilen und eine Ungenirtheit, die bei der Stellung des Verfassers in Erstaunen setzt.

Robert M. Bird, bekannt durch die Romane: „Calavar", „The Infidel", beide aus der Geschichte Mexiko's, „Nick of the Woods", eine Beschreibung des wilden Lebens der ersten Ansiedler Kentucky's, u. a. m. Er ist

---

*) Seiner Tendenz nach in ziemlich modernem Sinne patriotisch, besonders zwar für Russische Geschichte, indeß auch für das ganze Ausland sehr aufmerksam — in ruhigem, gesetztem, nur in Sachen der Wissenschaftlichkeit zuweilen etwas vornehmem Ton gehalten.

**) Hier ist Herr Gretsch wieder einmal etwas zu sehr das Organ seiner literarischen Partei. Die Erzählungen, die Herr v. Varnhagen aus dem Russischen mitgetheilt, haben keineswegs eine ungünstige Meinung über die Russische Literatur in Deutschland verbreitet. Im Gegentheil haben dieselben, wie uns aus persönlicher Erfahrung bekannt, vielfaches neues Interesse dafür erweckt. Herr v. Varnhagen hat jedoch zufällig Manches übertragen, was die literarischen Gegner des Herrn Gretsch geschrieben — und daher die etwas unfreundlichen Bemerkungen.
D. R.

***) Da steht er allerdings; ja, es wäre ihm selbst vielleicht angenehmer, wenn er nicht

raktere auf eine widrig-rohe Art gezeichnet. Kräftige Phantasie möchte ihm indeß nicht abzusprechen seyn.

John Neal, ein höchst excentrischer Schriftsteller. Südliche Gluth und kühner Ideenschwung zeichnen seine Werke aus, aber der ordnende Verstand fehlt, und originelle Gedanken verlieren sich in einem Chaos von Unsinn. Die tollen, halb spukhaften Einfälle und der sarkastische Humor Neal's erinnern nicht selten an E. T. A. Hoffmann, dem er jedoch an Genialität und Sprachgewandtheit nachsteht.

William Landor erwarb sich durch seinen „Stanley" großen Ruf und wurde von der Presse als ein Amerikanischer Godwin gepriesen. Er besitzt viel Talent, mit noch größerer Affectation verbunden; seine Schreibart ist gewählt und sentenziös, dabei steif und etwas pedantisch; im Gegensatz zu Neal, überwiegt bei ihm der Verstand die Phantasie. In der Schriftstellerwelt ist er noch neu, und man hegt daher von ihm große Erwartungen.

George D. Prentice, Redacteur des „Louisville Journal", hat sich durch kräftigen Witz und populäre Dialektik großen Einfluß, besonders auf den westlichen Theil der Vereinigten Staaten, zu verschaffen gewußt. Als Dichter wäre er im Stande, Bedeutendes zu leisten, wenn nicht politische Kämpfe seine ganze Thätigkeit in Anspruch nähmen. Bei der Präsidenten-Wahl von 1840 hat er unter Anderem durch beredte, auf die Leidenschaften und Vorurtheile des Volks berechnete Zeitungs-Artikel nicht wenig zum Siege der Whig-Partei und zur Niederlage der Demokraten beigetragen.

George P. Morris, ein bekannter Liederdichter und Herausgeber des „New York Mirror". Seine Verse zeichnen sich durch Leichtigkeit und Singbarkeit aus und haben ihm, in Verbindung mit Russell's Musik, eine außerordentliche Beliebtheit verschafft. Mehrere seiner Gedichte, als: „Woodman, spare that tree!" u. a., sind National-Lieder geworden.

John Pierpont, Geistlicher zu Boston, dessen „Airs of Palestine" sich durch zierliche Versification und schöne Gedanken bemerkbar machten. Auch die „Ode an Napoleon" ist gelungen, aber seine neueren Gedichte sind weniger glücklich; überhaupt ist ein höherer poetischer Geist bei ihm nicht wahrzunehmen. In der neuesten Zeit hat er sich zum Verfechter der Mäßigkeits-Vereine aufgeworfen und besteht mit den Gegnern derselben, in Versen und Prosa, ritterliche Kämpfe.

Edmund Flagg gab ein Werk unter dem Titel: „The Far West" heraus, das einige recht anziehende Schilderungen der neuen Staaten am Mississippi-Strom enthält, und ist auch als Dichter nicht unbekannt. Er hat viele literarische Kriege bestanden und redigirt jetzt ein politisches Blatt in Vicksburg.

John P. Steffens erregte zuerst durch seine „Reisen im Orient" Aufmerksamkeit, die durch seine „Forschungen und Entdeckungen in Central-Amerika" verdoppelt wurde. Sein Werk darüber ist auch in Europa mit vielem Interesse aufgenommen worden, indem es die Existenz eines Volks beweist, das schon Jahrhunderte vor Gründung des Mexikanischen Reichs bedeutende Fortschritte in der Kultur gemacht und die erstaunenswürdigsten Denkmäler derselben hinterlassen hat. In diesem Augenblick ist der Verfasser auf einer zweiten Reise nach Yucatan begriffen.

W. S. W. Ruschenberger, ein Pennsylvanier von Deutscher Herkunft, machte als Wundarzt auf der Kriegsfregatte „Peacock" eine Reise um die Welt, die er auf eine sehr anziehende Weise beschrieben hat. Seine Angaben über das Missionswesen auf den Sandwich-Inseln haben heftigen Widerspruch gefunden, sind aber durch die Berichte anderer, gleichfalls unparteiischer Beobachter im Wesentlichen bestätigt worden.

Joseph C. Neal hat durch seine „Charcoal Sketches" einen ausgebreiteten Ruf und den Namen des „Amerikanischen Boz" erlangt. Diese Skizzen sind aber in der That nichts als niedrig-burleske, karikirte Polizei-Berichte, die mit den geistvollen Lebensbildern des Engländers auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit haben. Nur dem mangelhaften Geschmack des lesenden Publikums und der Verbindung des Verfassers mit einer politischen Clique ist ihre Popularität zuzuschreiben.

Mannigfaltiges.

— **Der Philosoph und der Eierkuchen.** Ein trauriges aber lehrreiches Beispiel von der Nützlichkeit der Kenntniß gewöhnlicher Dinge auch für Gelehrte und Philosophen hat der unglückliche Condorcet geliefert: seine Unwissenheit hinsichtlich der Bestandtheile eines Eierkuchens war zufällig die Ursache seines Unglücks und seines Todes, wie Folgendes lehrt.*) Condorcet floh als Geächteter (1793) während der Französischen Revolution aus Paris und kam ärmlich verkleidet in ein Wirthshaus, wo er sich etwas zu essen bestellte. Der Wirth war nicht im Gastzimmer, sondern irgendwo in seiner Behausung beschäftigt, und die Wirthin, welche dem augenscheinlich armen Wanderer nicht zumuthete, ein ordentliches Essen bezahlen zu können, fragte Letzteren: ob er einen Eierkuchen (omelette) haben wollte? und auf seine Bejahung fragte sie ferner: wie viel Eier sie dazu nehmen sollte? — Der Philosoph, welcher sich wohl niemals um solche Kleinigkeiten (Bestandtheile eines Eierkuchens!) bekümmert hatte, antwortete verlegen: „Ein Dutzend!" — Die erstaunte Wirthin, — ganz verdutzt über einen Menschen, der zwölf Eier nebst den anderen zum Eierkuchen gehörigen Zuthaten von Mehl, Fett ꝛc in Einer Mahlzeit verzehren wollte, — hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihrem Manne die drollige Neuigkeit von dem ungeheuren Hunger des Fremden mitzutheilen. Der Wirth aber schöpfte Verdacht gegen den Letzteren, — verfängliche Fragen und verwirrte Antworten thaten das Ihrige, — der unglückliche Philosoph wurde verhaftet und nach Paris gebracht, wo er im Kerker sein Leben durch Gift endigte, welches er unter dem Ueberzug der Knöpfe seiner Kleidung versteckt bei sich getragen hatte.

*) Man vergleiche damit, was Herr Janin darüber mittheilt: Nr. 13 des Magazins in dem Artikel über Horaz.

Bibliographie.*)

Holland.

A. de Wilde Nederduitsch-Maleisch en Boendaneh woordenboek. Uitgegeven door T. Roorda. 3. Amsterdam.

L. F. J. de Spiegel Résumé des négociations, qui accompagnèrent la révolution des Pays-Bas autrichiens; av. les pièces justificatives. 3. Amsterdam.

Verhandelingen over de natuurlijke geschiedenis der Nederlandsche overzeesche bezittingen, door de leden der natuurkundige commissie in Oost-Indië en andere schrijvers. Aflev. 12. 13. Folio. Leiden. — Bearbeitet von ausgezeichneten Naturforschern, hat dies kostbare Werk keinen geringen wissenschaftlichen Werth.

F. A. G. Miquel Commentarii phytographici, quibus varia vel herbaria capha illustrantur. Fasc. 2. Folio. Lugduni Batav. — Von Demselben erschien ferner: Monographia eyeadearum. Folio. Trajecti ad Rhen.

F. van Limburg Brouwer (Prof. in Gröningen) Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs. Tome 2. 3. Groningue.

W. H. Suringar (Mitgründer und Vorsteher der Niederland. Gesellschaft für moralische Verbesserung der Gefangenen) Religieuse und moralische Betrachtungen. Ein Handbuch für Gefangene. Eine von dem Niederl. gemeinnützigen Verein gekrönte Preisschrift. Frei aus dem Holländischen übertragen. 3. Leeuwarden.

P. F. de Siebold Bibliotheca Japonica, s. selecta quaedam opera Sinico-Japonica. gr. 4. Lugduni Batav. — Dieses linguistische Werk schließt sich den übrigen von Herrn von Siebold über Japan publizirten Prachtwerken (Nippon; Fauna Japonica; Flora Japonica) würdig an. Es ist den Manen Wilh. v. Humboldt's gewidmet und nur in wenigen Exemplaren gedruckt. Die damit verbundene Lagogie in bibliotheeam Japonicam ist zugleich von bibliographischem Interesse. Se. Majestät der König von Preußen verlieh dem Verfasser neuerdings den Rothen Adler-Orden dritter Klasse.

Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau. Recueil publié par G. Groen van Prinsterer. 1. Sér. Tome 1. 2. édit. 3. Leide. — Die erste Ausgabe hat 7 Theile (Leide 1835—30).

C. Leemans (Vorsteher des Museums der Alterthümer zu Leyden) Monumens égyptiens du musée d'antiquités des Pays-Bas à Leide. Livr. 2. Folio. Leide.

M. C. van Hall Het leven en karakter van den admiraal J. H. van Kinsbergen. 3. Amsterdam.

J. C. de Jonge (Reichs-Archivar im Haag) Geschiedenis van het Nederlandsche gezag in Indië. Deel 4. Stuk 2 (vom Jahre 1605 bis zum Utrechter Frieden im J. 1713). 3. 's Gravenhage en Amsterdam.

J. C. Sepp Natuurlijke historie van Suriname en Guiana (Holländ. u. Französ.). Afler. 9. 4. Amsterdam.

Burgerlijk Wetboek; met aanteekeningen door C. L. Scholler. Afler. 2. 3. Utrecht.

W. J. van Hamelsveld Nederlandsche Pandecten, of verzameling van wetten in het koningrijk der Nederlanden. Voorgezet door P. Simons. Deel 9. 3. Amsterdam.

J. R. Thorbecke (Prof. in Leyden) Aanteekening op de Grondwet. 2. uitg. Deel 1. 3. Amsterdam.

Bijdragen voor vaderlandsche geschiedenis en oudheidkunde, verzameld en uitgegeven door J. A. Nijhoff (Vorsteher des Provinzial-Archivs von Geldersland). Deel 3. 2. stukje. 3. Arnhem.

W. Bilderdijk Vaderlandsche Orangeyucht, en dichtstukjes op zee. 2. verbeterde druk. 3. Amsterdam. — Die erste Ausgabe dieses Gedichts erschien (Amsterd.) 1805. Von derselben giebt es einen in Leipzig veranstalteten unvollständigen Nachdruck, der dadurch von der Original-Ausgabe zu unterscheiden ist, daß er ein gedrucktes Titelblatt hat, während jene ein in Kupfer gestochenes. Willem Bilderdijk gilt bei seinen Landsleuten förmlich allgemein für den ausgezeichnetsten Dichter Hollands: jedenfalls ist er einer der fruchtbarsten Holländischen Schriftsteller. Im J. 1833 gab ein Herr B., in Utrecht, ein leidenschaftlicher Verehrer Bilderdijk's, „des Einzigen", ein sehr sorgfältig gearbeitetes Verzeichniß seiner Werke und der seiner (zweiten) Frau, die auch als Schriftstellerin auftrat, heraus (Lijst der werken uitgegeven door of met bijdragen vanwege of wijlen Mr. W. Bilderdijk, en Vr. K. W. Bilderdijk, chronologisch; en register der stukken in die werken voorkomende, alphabetisch gerangschikt. Amsterdam 1833. 3.). Der hiesigen Königl. Bibliothek möchten von den einzeln erschienenen Bilderd.-eben nicht allzu viele fehlen. Geboren zu Amsterdam 1750, starb Bilderdijk in Haarlem 1831. Ein Verein errichtete ihm daselbst ein Denkmal, dem der damalige König von Holland (Wilhelm I.) seinen Beifall, aus Achtung für den verstorbenen Dichter, dessen Büste, gearbeitet von Meyer, hinzufügte.

De Vrije Friesche Mengelingen, uitgegeven door het provincial Friesch Genootschap, ter beoefening der Friesche geschied-, oudheid- en taalkunde. Deel 2, 3. stuk. 3. Leeuwarden.

P. P. Roorda van Eysinga Handboek der land- en volkenkunde, geschied-, taal-, aardrijks- en staatkunde van Nederlandsch Indië. Boek 2. 3. Amsterdam.

B. C. Koekkoek Herinneringen en mededeelingen van eenen landschapschilder. 3. Mit Kupfern. Amsterdam. — Verfasser dieser „Erinnerungen" ist kein Anderer als der berühmte Holländische Landschaftsmaler B. C. Koekkoek (geb. 1803), der darin eine von ihm gemachte Reise beschreibt, mit untermischten, mehr künstlerischen Betrachtungen.

C. Huijgens Cluijsenaer. Dichtstuk, voor het eerst uitgegeven door W. J. A. Jonckbloet (Mitglied der Maatschappij van Letterkunde zu Leyden). 3. 's Gravenhage. — Constantijn Huijgens ist ein Holländischer Dichter des 17. Jahrhunderts (geb. 1596, gest. 1687) und Verfasser der „Korenbloemen", von welchem Werke der genannte Bilderdijk eine Ausgabe mit Anmerkungen besorgte (6 deel. 12. Leyden 1825). Obiges Gedicht war, wie schon der Titel ergiebt, bisher noch nicht gedruckt.

A. de Vries Brief aan A. D. Schinkel, over Guichard's Notice aar le Speculum humanae salvationis, met drie bijlagen tot staving der onbetwijfelbaarheid van het verband van Junius wegens de uitvinding der boekdrukkunst, en ter wederlegging der meening dat Coster koster zou geweest zijn. 3. 's Gravenhage. — Irrthümlich treten in Holland einzelne Schriftsteller auf, welche die Meinung vertheidigen, daß die Buchdruckerkunst durch den Coster erfunden worden. Guichard's „Notice" erschien 1840 in Paris; Schinkel ist der Verleger der Schrift.

Wie was Willem de Eerste, en wat is ons vaderland aan hem verschuldigd? Een karterlijk woord voor alle waldenkende vaderlanders, die de ware verdiensten van den voormaligen vorst op regten prijs weten te schatten. 3. Amsterdam. — Eine gut gemeinte Broschüre von geringem Umfang, betreffend den erfreulich bedeutenden und gegenwärtig hier in Berlin lebenden König der Niederlande, die deutschen Verfasser zu hoben scheint, der vor einiger Zeit die nachfolgende schrieb: Een woord aan Nederlands volk, by de op handen zijnde terugkomst van Nederlands voormaligen koning. 3. Amsterdam.

J. H. Royaards Geschiedenis der bevoering en vestiging van het Christendom in Nederland. 3. Utrecht. — Vereint mit M. C. Kist gibt Royaards, Prof. in Utrecht, ein Archief voor kerkelijke geschiedenis, inzonderheid van Nederland (bis 1841 12 Theile) heraus.

J. A. C. Rovers Memoria Hemsii. 3. Trajecti ad Rhen. — In Holland stirbt nicht wohl ein irgendwie bedeutender Gelehrter, ohne daß nicht früher oder später eine, oft mehrere Biographieen desselben erschienen. Die angezeigte des berühmten Holländischen Philologen von Hemsde ist die vollständigste erschienene.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Montag den 28. Februar 1842.

Italien.

Ueber Paganini, bei der Nachricht von seinem Tode.

Von Franz Liszt.*)

Paganini hat die Augen geschlossen. In ihm ist einer jener mächtigen Lebenshauche erloschen, welche die Natur zurückzurufen sich zu beeilen scheint: mit ihm verschwindet ein Phänomen, einzig in der Sphäre der Kunst.

Sein Genie, welches weder Meister noch Gleiche kannte, war so groß, daß es nicht einmal Nachahmer haben konnte; die Spur der Bahn, welche er zurückläßt, — Keiner wird sie betreten; mit seinem Ruhme verbindet sich kein anderer Ruhm, sein Name gehört zu denen, welche allein genannt werden. Der schattenlose Glanz seines Rufes, das Königthum ohne Einschränkung, das die öffentliche Meinung ihm bei Lebzeiten zusprach, der ungeheure Abstand, den sie zwischen ihm und denen, welche ihm zu folgen wagten, erkannte, sind Dinge, die ohne Zweifel niemals in ähnlichem Grade in dem Lebensgange (destinée) eines Künstlers vorgekommen sind.

Als Paganini, vierzig Jahr alt, aus seiner Zurückgezogenheit mit einem Talent, das den höchsten Grad der Vollendung erreicht hatte, hervortrat, sah man sein Erscheinen in gewisser Hinsicht für ein übernatürliches an. Er erregte ein so lebhaftes Aufsehen, er ergriff die Einbildungskraft in so hohem Grade, daß diese nicht bei der Wirklichkeit stehen zu bleiben vermochte. Er gab Veranlassung, daß die Mährchen von Zauberei und Magie des Mittelalters wieder auflebten; man trug die Wunder seiner Kunst auf die Ereigniße seines Lebens über, man wollte ein unerklärbares Genie durch Thatsachen erklären, die noch unerklärbarer waren; wenig fehlte daran, daß man glaubte: er habe seine Seele dem Satan verkauft oder zum wenigsten seine Frau erwürgt und aus einer ihrer Sehnen die vierte Saite gemacht, auf welcher er seine bezaubernden Melodieen spielte.

Er durchzog Europa, eine begeisterte Menge anziehend, welche ihm das Gold zu Füßen ausschüttete und seinen Namen als schönsten Lohn Künstlern zutheilte, die sich auf anderen Instrumenten auszeichneten. Nun sah man Paganinis des Piano's, Paganinis des Cello, der Guitarre u. s. w. Die Violinisten strengten sich an, seine Geheimnisse zu errathen, sie studirten im Schweiße ihre Angesichts die Schwierigkeiten, welche er spielend geschaffen hatte; allein das Publikum bemitleidete ihre Anstrengungen und erwies ihnen nicht einmal die Ehre, von ihrer Unbedeutendheit zu sprechen. Welch' ein seltenes Glück! Der Stolz Paganini's, wenn er Stolz besaß, konnte bis zur letzten Stunde auf unerreichbarer Höhe athmen, er wurde nicht durch Ungerechtigkeit gestört, nicht durch Gleichgültigkeit beunruhigt; er stieg in das Grab, ohne auch nur von fern den lästigen Schatten eines Ruhmes-Erben gewahr worden zu seyn.

Würden wir es glauben, wenn wir nicht Zeugen davon gewesen wären? Dieser Künstler, im Triumph getragen, erhoben, vergöttert, dieses Talent, dem das Volk so freigebig gab, was es oft den größten Männern verweigerte: Reichthümer und Ruhm, dieser Mann, welcher solche Begeisterung hervorrief, ging unter der Menge umher, ohne sich mit ihr zu vermischen, Niemand kannte die Aufregungen, die sein Herz schlagen machten; sein Leben warf keinen Strahl auf das Leben Anderer, er hatte mit anderen Menschen keine Gemeinschaft der Gedanken oder der Gefühle, er schien fremd jeder Sympathie, fremd jeder Leidenschaft, ja er schien fremd seinem eigenen Genie, denn das Genie ist die Macht, Gott der menschlichen Seele zu offenbaren, und Paganini hatte nie einen anderen Gott, als eine finstere und gereizte Persönlichkeit.

Mit Bedauern spreche ich diese strengen Worte aus. Uebrigens weiß ich sehr wohl, daß man eben so unwillkommen ist, wenn man die Todten tadelt, als wenn man die Lebenden lobt, und daß, unter dem Vorwande, das Grab zu ehren, bei dem Urtheil über ein Individuum, unmittelbar auf die Lüge der Apotheose die Lüge der Verleumdung zu folgen pflegt; auch weiß ich, daß man einige Handlungen der Wohlthätigkeit anführen kann, welche jene Anklage zu widerlegen scheinen. Allein was bedeuten vereinzelte Handlungen in einem ganzen Leben? Im Guten wie im Bösen kann der Mensch nicht konsequent seyn. Nun frage ich, wenn ich das Wort Egoismus nicht in dem engsten, sondern in einem weiteren Sinne nehme und ihn auf den Künstler noch mehr als auf den Menschen beziehe, habe ich nicht Grund, zu sagen, daß für Paganini der Ausgangspunkt sowohl als das Ziel immer ein beschränkter Egoismus war?

Wie dem auch seyn mag, Friede seinem Andenken! Er war groß; eine jede Größe trägt in sich ihre Freisprechung (toute grandeur porte avec elle son absolution). Wissen wir wohl, um welchen Preis dem Menschen die Größe verliehen worden?

Wird die Leere, welche Paganini zurückläßt, wohl so bald wieder ausgefüllt werden? Sind die wesentlichen und zufälligen Ursachen, welche dasjenige ausmachen, was ich gern seine Souverainetät nennen möchte, sind sie von der Art, daß sie sich wiederholen können?

Wird das von ihm errungene künstlerische Königthum in andere Hände übergehen?

Ist der Artiste-Roi noch möglich?

Ich nehme keinen Anstand, zu sagen: eine Erscheinung wie die von Paganini wird sich nicht wiederholen können. Die eigenthümliche Verbindung eines kolossalen Talentes mit allen Umständen, die am geeignetsten waren, ihn mit dem Wunderbaren (prestige) zu umgeben, wird in der Geschichte der Kunst eine vereinzelte Thatsache bleiben. Der Künstler, welcher es heute versuchen würde, die Gemüther dadurch in Erstaunen zu setzen, daß er sich, wie es Paganini that, in ein absichtliches Geheimniß hüllte, indem er um sein Leben einen ehernen Reifen zöge, würde nicht mehr überraschen; und wenn wir bei ihm sogar ein unschätzbares Talent voraussetzen wollten, das Andenken an Paganini würde immer gegenwärtig seyn, um ihn des Charlatanismus und des Plagiats anzuklagen. Außerdem erwartet das Publikum von dem Künstler, welchen es adoptiren soll, heutzutage etwas Anderes; es sind andere Wege, auf denen es möglich ist, einen gleichen Ruhm und eine höhere Macht zu erreichen.

Die Kunst zu betrachten nicht als ein sicheres Mittel, zu egoistischen Vortheilen zu gelangen, zu einer unfruchtbaren Berühmtheit, sondern als eine sympathische Gewalt, welche die Menschen einander näher bringt und vereinigt; sein Leben zu jener hohen Würde zu erheben, deren Ideal das Talent ist; den Künstlern begreiflich machen, was sie seyn können und müssen; die öffentliche Meinung durch das Uebergewicht einer edlen Lebensweise zu beherrschen — dies ist die Aufgabe, die sich ein Künstler stellen muß, welcher sich stark genug fühlt, auf das Erbtheil Paganini's Anspruch zu machen.

Diese Aufgabe ist schwer, allein sie ist nicht durchaus unmöglich. Allen Ehrbestrebungen (ambitions) stehen heutzutage breite Wege offen; ein Jeder, der seine Kunst einer Ueberzeugung oder Gesinnung weiht, darf sich eines sympathischen Verständnisses versichert halten. Jedermann ahnt eine neue Gestaltung der politischen Zustände der Gesellschaft. Ohne die Bedeutung des Künstlers in den socialen Umbildungen zu übertreiben, ohne in pomphaften Ausdrücken, wie man es so oft gethan hat, seine Mission und sein Apostolat zu verkündigen, glauben wir, daß auch ihm in den Anordnungen der Vorsehung seine Stelle angewiesen ist, daß auch er berufen ist, für seinen Theil an einer dauerhaften und sittlichen Schöpfung mitzuarbeiten.

Möge daher der zukünftige Künstler — und zwar von ganzem Herzen — auf jene egoistische und eitle Rolle Verzicht leisten, in welcher, wir glauben es, Paganini ein letztes und berühmtes Beispiel war; möge er seinen Zweck nicht in sich, sondern außer sich setzen, möge ihm die Virtuosität ein Mittel, nicht ein letzter Zweck seyn, möge er sich daran erinnern, daß, wie ein alter Wahlspruch sagte: Der Adel verpflichtet (noblesse oblige), eben so sehr und mit noch mehr Recht wir heutzutage sagen können:

„Das Genie verpflichtet."

Franz Liszt.

*) Wir verdanken diese Mittheilung, deren Französisches Original der Verfasser für die Pariser Gazette Musicale gearbeitet, dem noch hier anwesenden gefeierten Virtuosen, der durch sein beredtes Wort uns zwar schon bewiesen, daß er des sprachlichen Gedankens eben so mächtig sey, wie des musikalischen, der jedoch nicht von uns scheiden wollte, ohne uns zugleich

England.

Unterhaltungen mit und über Thomas Campbell.

Von einem Amerikaner.*)

Meine erste Zusammenkunft mit Campbell fand in einem literarischen Zirkel bei dem Doktor Beattie statt. Er ist etwas unter der mittleren Größe; seine Physiognomie zeugt von starken Gefühlen und jenem Eigensinn (fastidiousness), der sich in Allem, was er unternimmt, bemerkbar macht. Die

*) Aus The Glory and the Shame of England, von C. Edwards Lester. — Man vergl. die vor kurzem von uns aus [illegible]

Augen sind groß, durchdringend und von dunkelblauer Farbe, die Nase ist gebogen und der Ausdruck des ganzen Gesichts ernst. Im Umgang glänzt er nur, wenn er aufgeregt wird, dann aber reißt er den Zuhörer durch die ganze Gewalt des Witzes, der Phantasie, der Gelehrsamkeit und des Enthusiasmus hin.

Ich forderte ihn auf, Amerika zu besuchen, wo man ihn mit Jubel empfangen würde. „Ach", erwiederte er, „es würde mich nichts glücklicher machen, als dorthin zu gehen. Ich möchte aber inkognito reisen, denn ich hasse das Gewühl, den Lärm und das Gepränge. Ich habe immer gewünscht, das Atlantische Meer zu überschreiten, und heutzutage will eine Reise nach New-York fast nicht mehr sagen, als eine nach Paris. Ich fürchte aber, daß ich zu alt bin, um sie anzutreten, ich fürchte, die Zeit dazu ist vorüber; und dennoch kann ich mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß ich zu alt sey, um etwas vorzunehmen, was ich wünsche. Mein Herz, glaub' ich, ist so jung wie je, aber der gebrechliche Körper erinnert mich daran, daß Dichter eben so gut wie andere Menschen alt werden müssen. — Doch ich habe mit Ihnen noch Manches über Columbia zu reden. Wollen Sie mich besuchen? Wollen Sie etwa Sonnabend bei mir frühstücken? Sie werden freilich nicht viele Unterhaltung finden, denn ich bin ein alter Mann. Da Sie Amerikaner sind, so werd' ich, Ihrer vernünftigen Gewohnheit, früh aufzustehen, zufolge, Sie bitten, vor meiner gewöhnlichen Frühstückszeit vorzusprechen. Diese ist sonst um halb zwölf Uhr; kommen Sie aber um halb eilf, und dann will ich selbst Yankee *) werden und Ihnen so viele Fragen vorlegen als möglich."

Es lag in seinem Benehmen eine Offenherzigkeit und ungezwungene Einfalt, die mich entzückte. Der Doktor Beattie kam in diesem Augenblick zufällig an uns heran und wurde eingeladen, an dem Frühstück theilzunehmen. „Ich werde dies nur unter einer Bedingung thun", erwiederte er; „Sie müssen Beide übermorgen um sechs Uhr bei mir zu Mittag speisen. Es werden nur noch ein oder zwei Freunde gegenwärtig seyn, und ich hoffe, einige Stunden auf eine angenehme Weise zu verleben."

Auf nichts thut sich der Engländer mehr zu Gute als auf die Gastfreiheit, und es giebt auch nichts, worauf er größere Ursache hätte, stolz zu seyn. Als wir bei dem Doktor Beattie eintrafen, fanden wir Alles aufs schönste angeordnet; denn Keiner versteht besser als der Engländer, was sich bei einer solchen Gelegenheit geziemt, und indem er den Gast mit jedem Gegenstande des Luxus und der Annehmlichkeit versorgt, verhindert er ihn nicht, sich dabei ganz heimisch zu fühlen. Man fällt ihm nicht mit Höflichkeitsbezeigungen beschwerlich; man redet ihm nicht zu, dieses zu kosten oder jenes zu versuchen — eine Gewohnheit, die bei uns nur zu allgemein ist! Ein Zuschauer könnte den fremden Gast nicht vom Freunde unterscheiden; man behandelt ihn mit dem höchsten Zartgefühl, mit ungezwungener, einfacher Herzlichkeit. Das Gastmahl scheint weniger zum Prunk als zum Comfort bestimmt — das einzige Wort, welches den Begriff ausdrücken kann.

Nachdem wir eine Stunde im Familienkreise sehr angenehm verbracht hatten, wurde ich mit Campbell und unserem Wirth allein gelassen, und ich kann versichern, daß der beste Theil dieses prächtigen Gastmahls, mit den Irländern zu reden, erst dann anfing, als das Gastmahl zu Ende war. Die beiden Dichter schienen von gewohnter Begeisterung beseelt. Ich möchte wünschen, Ihnen ihr Gespräch ganz wiedergeben zu können, wenn es sich mit Schicklichkeit thun ließe. Aber es mischten sich darin zu viele Ausbrüche der Phantasie und des Witzes, zu viele Aeußerungen des höchsten und zartesten Gefühls, als daß ich wagen könnte, es zu schildern. Es glich den Schattirungen des Lichts auf einer Sommerwolke, die der Pinsel des Malers nicht festzuhalten vermag.

Es giebt im Umgang Etwas, das mir noch verächtlicher erscheint als die Schmeichelei selbst: wenn man nämlich den Ausdruck wahrer Hochachtung, aus der Fülle des Herzens entsprungen, jenem niedrigen Laster zuschreibt. Ich machte den Gefühlen Luft, die ich so lange für diese Männer gehegt, und hatte Ursache, zu glauben, daß meine Gesinnungen von ihnen verstanden und anerkannt wurden.

Ein theurer Freund, dessen Augen seit langer Zeit durch Blindheit den Schönheiten der Natur verschlossen waren, äußerte einst den Wunsch, mit mir eine Pilgerreise nach den Gegenden zu machen, die das Genie Campbell's in klassischen Boden verwandelt hatte. Er hatte mit dessen Werken die innigste Bekanntschaft erworben und fühlte das Bedürfniß, an ihrem Schauplatz neue Begeisterung zu schöpfen. Wir verbrachten im Herbst 1833 mehrere Wochen an den Ufern des schönen Sees, wo die Trümmer des Schlosses noch zu sehen sind, welches einst der Oneida-Häuptling bewohnte. Von keiner Amerikanischen Gegend könnten schönere Legenden erzählt werden. Sie war Zeuge mancher erbitterten Kämpfe in den Gränzkriegen zwischen den Franzosen und Engländern, und in der Folge zwischen den Engländern und unserem eigenen Volke. Der Herbst hatte angefangen seine düstere Melancholie über die Landschaft zu verbreiten, und die stillen Ufer waren im gelben Licht des „Indischen Sommers" **) gebadet. Es war eine dankbare Aufgabe für mich, die uns umgebende Natur demjenigen zu schildern, der mich zuerst mit ihr vertraut gemacht hatte. Ich empfand im vollen Maße die Freude, des Blinden Auge zu seyn. Wir pflegten täglich die Urwälder zu durchstreifen und uns in ihrem feierlichen Schatten unter fallendem Laube auszuruhen, wobei wir „Gertrude von Wyoming" lasen. In diesen dichten Wäldern, wo man keine Töne hört, als den Gesang der wilden Vögel und das Eichhörnchen, wie es seine Nüsse knackt, entfernt von der geräuschvollen Welt, fühlte ich zum erstenmale das Genie Campbell's in seinem ganzen Umfange.

Nachdem ich diese Anekdote erzählt hatte, näherte sich Campbell, der bisher am Fenster gestanden hatte, dem Tisch, nahm mich bei der Hand und sagte, indem er sie mit Wärme drückte: „Gott segne Sie, mein Herr! Sie machen mich glücklich, obgleich ich Thränen vergieße. Ich kann vor meinen Feinden stehen, ohne zu zittern, aber Sie müssen es mir verzeihen — dies ist mehr als ich tragen kann."

Wir Alle schwiegen, denn es schien uns, daß ein lautes Wort den Zauber lösen würde. Doktor Beattie nahm zuerst das Wort: „Wenn dies nicht „the feast of reason and the flow of soul" ist", bemerkte er, „so giebt es kein solches Ding auf Erden."

„Ja!" rief Campbell, „dieses ist eine wahre Herzensergießung und mir lieber als alles Lob, das man mir je gezollt hat. Ich muß gestehen, es übermannt mich, wenn ich daran denke, daß ich in jenen öden Gegenden, in der Entfernung von dreitausend Meilen, solche Leser habe; in Gegenden sogar, die ich nie selbst erblickt. Ich muß noch nach Amerika gehen. Aber vergessen Sie nicht, Ihrem blinden Freunde zu sagen, daß Campbell ihn eben so innig liebt als Gertruden. Eine solche Wanderung wie die seinige ist meinem alten Herzen mehr werth als das schönste Monument. Gott vergebe mir! Ich bin dessen zwar nicht würdig, aber es gewährt mir dennoch Freude."

Ich fragte ihn, welche Tageszeit er für geistige Arbeit am günstigsten halte? „Das", erwiederte er, „hängt sehr von der Gewohnheit ab. Ich bin jedoch der Meinung, daß selbst die Gewohnheit dem Gelehrten keine Tageszeit so kostbar machen kann, als die Morgenstunden. Ich habe immer gefunden, daß ich alsdann das Meiste leisten konnte; die Gedanken sind klarer und natürlicher, die Seelenkräfte frischer und lebhafter. Ich war immer zeitig auf und pflegte schon vor dem Frühstück mit der Arbeit fertig zu seyn. Es liegt etwas in der Stille des Morgens, besonders in der Stadt, welches die Geistesanstrengungen erleichtert; auf dem Lande ist wieder ein Spaziergang Morgens der Hauptgenuß des Lebens. Ich merke, glaub' ich, sogleich den Unterschied zwischen Schriften, die vor oder nach dem Frühstück geschrieben sind, vorzüglich, wenn ich sie selbst geschrieben habe."

Ich erkundigte mich, ob er die Zeit eben so angenehm in London zubringe, als auf dem Lande? „Nun ja", entgegnete er „London gefällt mir wohl, aber man kann hier nicht immer das thun, was man wünscht. London ist ein großer Maelstrom, es verschlingt Alles: der Reichthum, der Handel, die Literatur, die Regierung, Bücher, Schriftsteller, Damen — kurz Alles, was zur Existenz eines Briten gehört, befindet sich in London. Man mag aus Neigung oder zur Erholung auf dem Lande verweilen, aber sobald man etwas unternehmen will, muß man nach London kommen. Hier finden Sie jede Bequemlichkeit, jeden Gegenstand des Luxus, den Ihnen die ganze Welt darbieten könnte. Fast Jedermann, den es die Mühe lohnt, zu kennen, lebt hier, oder ist wenigstens während der Saison — eine Phrase, die, wie Sie gehört haben müssen, eine besondere Bedeutung hat — hier gegenwärtig. Ich wohnte mehrere Jahre lang zu Sydenham, einer reizenden Ortschaft in der Grafschaft Kent, und wäre gern auf dem Lande geblieben; aber vor zwanzig Jahren mußte ich, um meine literarischen Pläne auszuführen, dem Strome folgen und mich in der Hauptstadt niederlassen. Jetzt würde es mir schwer fallen, sie wieder zu verlassen; ich könnte nicht von meinen Londoner Freunden entfernt leben — gewiß nicht, ohne unseren guten Freund, den Doktor, einen Tag um den anderen zu sehen."

Die Unterhaltung plötzlich auf einen neuen Gegenstand lenkend, rief er mit großer Wärme aus: „Ich liebe Amerika sehr und war nahe daran, selbst Amerikaner zu werden. Mein Vater hielt sich in seiner Jugend einige Zeit in Virginien auf; aber aus irgend einer Ursache, die ihm wohl selbst am besten bekannt war, kehrte er vor Anfang des Revolutions-Krieges nach Europa zurück. Mein Oheim, der den Vater nach Amerika begleitete, erwählte es zu seinem zweiten Vaterlande; ein Sohn desselben war Distrikts-Anwalt unter der Administration Washington's. Mein Bruder, Robert Campbell, ließ sich in Virginien nieder und heiratete eine Tochter Ihres berühmten Patrick Henry *), starb aber schon vor 30 Jahren. Ja, wenn ich kein Schotte wäre, so möchte ich Amerikaner seyn!"

Wir kamen jetzt auf den Verfasser der „Pickwick Papers"; Campbell entfernte sich, um ein Billet an Dickens aufzusetzen, und Beattie theilte mir unterdessen einige anziehende Nachrichten aus dem Leben des Dichters mit.

„Campbell war nur zwölf Jahr alt, als er die Universität Glasgow bezog, wo er sich gleich bemerkbar machte. Das Jahr darauf gewann er dem besten Schüler der Universität den Preis und das damit verbundene Stipendium ab; die Aufgabe war, eine Komödie des Aristophanes zu übersetzen, und sein Mitbewerber hatte beinahe doppelt sein Alter. Den zweiten Preis gewann er durch die Uebersetzung einer Tragödie des Aeschylus, wobei sich kein Nebenbuhler mit ihm in die Schranken wagte. Während der sieben Jahre, die er auf der Universität zubrachte, war er stets der glückliche Bewerber, und als er zum letztenmal den Preis erhielt, erklärte der Professor der Griechischen Literatur öffentlich, er habe das beste Erzeugniß geliefert, das je auf jener Hochschule erschienen sey.

„Campbell's Freunde wünschten, er möchte sich irgend einem Stande widmen; aber seine Liebe zur Dichtkunst und zur Belletristik gaben seinen Beschäftigungen eine andere Richtung. Nachdem er Glasgow verlassen, hielt er sich längere Zeit in den romantischen Gebirgen von Argyleshire auf. Hier nahm bei ihm der poetische Geist an Kraft zu und bemächtigte sich ganz seiner Seele.

---

*) Der Name Yankee bedeutet eigentlich nur die Bewohner Neu-Englands, wird aber mit Unrecht auf die ganzen Ver. Staaten angewendet. Erstere haben den Ruf, sehr neugierig zu seyn und Fremde auf eine wahrhaft inquisitorische Weise auszufragen.

**) In Nord-Amerika stellt sich gegen Ende des Oktobermonats ein Sprößlommer ein, der

*) Ein ausgezeichneter Amerikanischer Redner zur Zeit der Revolution und Gouverneur

Sie würden dort noch Leute finden, die Ihnen erzählten, wie der junge Campbell jene wilde Gegend allein durchwanderte, die Gesänge anderer Dichter laut hersagend oder seine eigenen im Stillen ausdenkend. Mehrere seiner damals geschriebenen Pieces, die er bei Herausgabe seiner Werke nie einer Stelle würdigte, gehen noch heutigen Tages in Schottland im Manuskript von Hand zu Hand; unter anderen „das Todtenlied des Wallace", welches man nicht in der Londoner Ausgabe seiner Schriften findet. Campbell ist überhaupt bei Allem, was er bekannt macht, sehr eigen und hat Vieles geschrieben, das von seinen Freunden bewundert, von ihm selbst aber durchaus nicht geschätzt wird.

„Aus Argyleshire zog er nach Edinburg, wo er sich bald auszeichnete und mit den berühmten Männern bekannt wurde, die zu jener Zeit die Schottische Hauptstadt zierten. Hier genoß er der Freundschaft und des Umgangs mit einigen der ersten Geister des Jahrhunderts. Unter diesen günstigen Auspizien gab er im Alter von einundzwanzig Jahren die „Pleasures of Hope" heraus, und schwerlich möchte ein zweites von einem Jüngling in diesen Jahren geschriebenes Gedicht aufzuweisen seyn, das mit so geläuterter Philosophie eine so klassische Schönheit und sittliche Größe verbindet. Es war eine wunderbare Erscheinung!

„Nachdem Campbell zwei oder drei Jahre in Edinburg zugebracht hatte, begab er sich nach dem festen Lande. Er bereiste den größten Theil Deutschlands, besuchte die Universitäten und widmete sich dem Studium der Deutschen Literatur und dem Umgang mit den Heroen derselben. Er ist von Bewunderung für diese durchdrungen und spricht oft von den beiden Schlegel und dem ehrwürdigen Klopstock, der bald nachher starb. Während dieser Zeit arbeitete er unverdrossen und sammelte einen unglaublichen Vorrath geistiger Schätze, die seitdem seine Werke bereichert haben.

„Es ist eine interessante Thatsache, daß während seines Aufenthalts zu Wien eine dort von seinen Freunden beabsichtigte Ausgabe der „Freuden der Hoffnung", wegen der Stelle, wo von Kosciuszko und dem Falle Polens die Rede ist, von der Regierung verboten wurde. In Hamburg traf Campbell einige landesflüchtige Irländer, deren Treuherzigkeit, Unglück und Enthusiasmus ihn zu dem rührenden Liede: „Der Verbannte von Erin" begeisterten. Es wurde nach der Melodie einer Alt-Irischen National-Ballade in Musik gesetzt und wird nur mit der Sprache selbst untergehen.

„Er schaute von den Klostermauern auf das blutige Gefilde von Hohenlinden nieder. Seine Ode: „Die Schlacht von Hohenlinden", wurde damals geschrieben, zum Theil im Kloster selbst; sie macht die Schrecken jenes mörderischen Tages fast wieder gut. An Majestät und kriegerischer Erhabenheit übertrifft sie gewiß Alles, was die Englische Sprache in diesem Fache aufzuweisen hat.

„Vom festen Lande zurückgekehrt, besuchte er zum erstenmal London, wohin ihm sein Ruf bereits vorhergegangen war. Er wurde bald eine Hauptperson in den literarischen Zirkeln der Hauptstadt und vermählte sich hierauf mit Miß Sinclair, einer Dame von Schottischer Abkunft und durch persönliche Reize ausgezeichnet. Den glücklichsten Theil seines Lebens brachte er in der Einsamkeit Sydenham's, im stillen, häuslichen Kreise zu. Hier schrieb er sein großes Werk: „Gertrude von Wyoming", wurde aber bald wieder nach London berufen und hat seitdem nicht aufgehört, unsere Literatur mit Werken zu bereichern, die auf die späteste Nachwelt kommen werden."

In diesem Augenblick kehrte Campbell mit seinem Brief an Dickens zurück.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Meine Erlebnisse während der Revolution.

Von Ch. Lacretelle.

I. Erinnerungen aus der Zeit der konstituirenden Versammlung.

(Schluß.)

Barnave opferte sich auf, um der Revolution die Königliche Familie zu entreißen. Ich werde dabei zu Grunde gehen, sagte er, und er ging zu Grunde. Er war überzeugt, daß die konstituirende Versammlung den Selbstmord an sich vollzog, indem sie sich so eilig auflöste und die Wiedererwählung ihrer Mitglieder nicht gestattete. Diese Entscheidung war vorzüglich das Resultat eines Vertrags zwischen den Royalisten, die über ihre endlosen Niederlagen erbittert waren, und den Jakobinern, die unter der Fahne des kalten Rhetors Robespierre auf die Republik losgingen. Unter so großen Talenten und so vielen Berühmtheiten vergaß man diesen zu fürchten. „Robespierre", sagte er, „verbirgt seinen Ehrgeiz und seine künftige Macht unter der Langenweile, die er uns einflößt; aber er sagt kein Wort, das nicht bezweckte, ein blutdürstiges Volk zu bilden, das ihm die Art in die Hand geben soll." — Sie sollte bald niederfallen auf diesen angehenden Pitt, auch auf Thouret und Chapelier, zwei Männer, die, ohne die mächtigen Wirkungen des Redners hervorzubringen, doch durch die Klarheit ihrer Auseinandersetzungen bezauberten. Robespierre hatte schon in seinem Herzen den Tod allen Mitgliedern einer Versammlung geschworen, in der man durch Gähnen auf seine kalten Grausamkeiten antwortete. Er schonte nicht einmal die, welche damals seine Freunde schienen, wie Pétion und Buzot.

Die Versammlung erhielt einen großen Glanz durch die besiegten Adeligen der Minorität. Ihre Festigkeit war auf eine harte Probe gesetzt worden. Ich hatte sie in Versailles im vollen Glanze eines Kostüms erscheinen sehen, welches an die Herrlichkeit des Mittelalters erinnerte, während die Deputirten des dritten Standes in ihrem Pächter- oder Schreiber-Anzuge freigelassene Sklaven tung und ihre stolzen Reden, wie Unrecht man gethan hatte, die Unterscheidungen des Mittelalters wiederaufzufrischen. Der Groll ging sogar so weit, daß man den Adeligen die bedeutungslosen Titel ihrer Ahnen nahm.

Als ein Theil der Majorität Neigung zur Mäßigung zeigte, wollte die unkluge Minorität ihm nicht beistehen. Ihre Reihen waren durch unbesonnene Ausscheidungen, besonders aber durch die Emigration, gelichtet worden. Diese Minorität schien nur ihre Sieger in ihren Fall hineinreißen zu wollen.

Nachdem sie den ungeheuren Fehler begangen hatte, sich mit den wüthendsten Demokraten zu verbinden, um die Verwerfung der zwei Kammern herbeizuführen, beging sie den noch größeren Fehler, mit Robespierre für die Nichtwiedererwählung ihrer Mitglieder zu stimmen. Sie selbst stürzte sich in das Schwerdt. Wie oft habe ich solche Diminutiv-Machiavels sagen hören: „Es steht noch nicht schlimm genug; die wahre Ordnung kann nur aus der größten Unordnung hervorgehen. Das Schlimmste wäre, wenn eine schwankende Ordnung, deren Ursprung abscheulich ist und welche nur die Krisis aufhält, sich festsetzte!"

Die beiden Anführer der privilegirten Stände, Cazalis und der Abbé Maury, glänzten auf eine ganz verschiedene Weise: der Eine zog sein Talent aus seinem ritterlichen Herzen, der Andere aus seinem gebildeten Geiste. Dieser verdankte den Philosophen seinen ersten Ruhm. Als die Revolution heranzog, wurde er von politischen Bedenklichkeiten über die Konsequenzen ihrer Lehre befallen; aber in seinem Privatleben und in seinen vertrauten Reden, die oft sehr cynisch waren, gab er sich nicht mit Bedenklichkeiten ab. Als Redner habe ich ihn an korrektem und blühendem Ausdruck von Niemand übertroffen gesehen. Sein gewaltiges Gedächtniß ließ es nicht an historischen Autoritäten und treffenden Citationen fehlen, aber seine Logik war nicht stichfest. Er ließ sich auf zu viele Abtheilungen und Unterabtheilungen ein, wie dies die Kanzleiredner meistens thun, die er dann wieder vergaß. Daher brachte er auch alle Berichterstatter in Verzweiflung.

Cazalis stand unter dem Einflusse einer beständigen Begeisterung, aber seine Heftigkeit ging nicht bis zur Wuth, weil der Adel der Seele ihn zügelte. Sein Blick war funkelnd, und seine Gesten hatten mehr etwas Militairisches als etwas Oratorisches oder Komödiantenhaftes. Sein Ausdruck war rasch, einschneidend, oft malerisch, aber immer gehaltvoll. Montesquieu war sein Leitstern. Er hatte zu viel Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit, um ein vollständiger Parteimensch zu seyn. Der Abbé Maury verweigerte jede Konzession; Cazalis ergab sich in die Umstände, zu denen ihm seine Vernunft und seine Redlichkeit rieth. Daher kam es, daß er oft das laute Murren der Partei erregte, für die er sich opferte. Das Murren verfolgte ihn sogar bis Koblenz, wohin er seinen Freunden folgte. Sein Talent, wie das Barnave's, nahm immer noch zu, und es schien, als ob diese beiden Redner, welche die Schwachheit gehabt hatten, sich in einem Duell zu begegnen, sich immer mehr einander annähern wollten.

Einen großen Nachdruck erhielt das rednerische Talent des Abbé Maury, Cazalis und anderer Redner durch die Unerschrockenheit, deren sie beständig bedurften. Wie sie ein stolzes oder lebendiges Wort ertönen ließen, brach ein Donner von den Tribünen auf sie los. Außerhalb der Versammlung wurden sie durch das Zischen und Geschrei der furchtbaren Gruppen, die sich auf der Terrasse der Feuillans versammelten, verfolgt. Der Abbé Maury vertheidigte sich durch originelle und ungeistliche Witze, welche die Menge entwaffneten und die Megären belustigten. Cazalis setzte dem Geschrei eine offene und martialische Haltung entgegen. Oft dienten ihm auch Deputirte der anderen Partei als Schutzwehr.

Die Majorität zeigte vielen Edelmuth gegen die Mitglieder der rechten Seite. Noch sehe ich Barnave, wie er ruhig auf der Tribüne stehen blieb, als ein Deputirter, vor Wuth schäumend, ausrief: „Fallen wir mit dem Säbel über alle diese Schufte her." Nach kurzer Unterbrechung fuhr Barnave mit diesen Worten fort: „Ohne auf wahnsinnige Aeußerungen, die nur ein Gegenstand des Mitleidens für die Versammlung seyn können, zu antworten, fahre ich in meinem Raisonnement fort."

Man betrachtete allgemein als zwei feindliche Brüder den Grafen und den Vicomte von Mirabeau. So viel steht fest, daß dieser seinen Bruder in satirischen Schriften, an denen er Antheil hatte, nicht geschont hatte. Der Vicomte hatte sich an der Spitze seines Regiments einer indisziplinarischen Handlung schuldig gemacht. Man war entzückt, als der Graf auf die Tribüne stieg, um ihn zu vertheidigen, was er mit der Wärme brüderlicher Freundschaft that. Andere Deputirte der rechten Seite wurden durch die Willfährigkeit der Majorität von Kapital-Anklagen gerettet. Wie groß erschien die Versammlung an solchen Tagen! wie verschieden vom Konvente, der Ströme Bluts vergoß und sich in seinem eigenen badete!

Ich habe noch nicht von einer anderen Partei gesprochen, welche berufen schien, das Steuerruder zu führen, ohne es je fassen zu können. Diese Partei nannte sich die monarchische und wollte die Englische Verfassung zum Muster ihrer Reformen machen. Aber sie hatte sich durch die übereilte Entlassung einiger ihrer Mitglieder, namentlich Mounier's und Lally-Tollendal's, selbst den Todesstoß gegeben, und zwar nach den Attentaten des 5. und 6. Oktobers. Stanislaus von Clermont-Tonnerre und Malouet hatten ihren Unwillen besser zu bemeistern gewußt und sich für das gemeinschaftliche Heil aufgespart. Die Mäßigung war großartig im Munde Clermont-Tonnerre's. Kein anderer Redner zeichnete sich so sehr durch gesunde Logik und mäßige Eleganz aus. Auf seiner Stirn war Schwermuth zu lesen; er schien ein frühes Ende zu ahnen. Die einzige Huldigung, welche die Versammlung seinen Tugenden und seinem Geiste brachte, war, daß sie ihn dreimal zu ihrem Präsidenten ernannte. Diese Ehre theilten zwei Männer, die mit seinen Prinzipien übereinstimmten, der Abbé von Montesquiou und der Marquis von Bonnay. Alle drei

wurde gezwungen, die Erziehung, die man an einem Französischen Hofe erhält, ehrend anzuerkennen. Malouet fehlte zuweilen Geschicklichkeit und das richtige Maß. Der Marquis von Beauharnais übertraf Alle bei einer merkwürdigen Gelegenheit, nämlich in der Sitzung, wo die Flucht der Königlichen Familie bekannt wurde. In der heftigen Aufregung waren einige Vorsichtsmaßregeln beschlossen worden, als der junge Mann mit unvergleichlicher Ruhe sagte: „Die Versammlung geht zur Tagesordnung über"; und die Versammlung beschäftigte sich mit einem wichtigen Gesetze.

Es gab in der That keinen Pöbel in dieser Versammlung. Ein Freund Turgot's, Boisgelin, Erzbischof von Aix, der sich der monarchischen Partei anschloß, hielt bei Gelegenheit des Verkaufs der geistlichen Güter eine vortreffliche Rede, deren Eingang das Feuer einer Catilinarischen Rede hatte. Lange unbemerkte Talente erhoben sich plötzlich. Sollen wir in den letzten Rang stellen Lafayette und Bailly, oder zwei Charaktere wie Lanjuinais und Boissy d'Anglas, oder einen Rechtsgelehrten wie Tronchin oder den Herzog von la Rochefoucauld-Liancourt? Die Menge der ausgezeichneten Männer ist so groß, daß es schwer ist, keinen zu vergessen. Scheint nicht das 18te Jahrhundert an seinem Schlusse auf eine würdige Weise repräsentirt? Findet man noch viele Roués des Regenten, oder viele Höflinge von Madame Pompadour oder Madame du Barry, oder viele Anhänger der Selbstsucht, welche Helvetius und die materialistische Schule gepredigt hatten? Kann man glauben, einem Diner des Baron Holbach beizuwohnen? Fühlt man nicht den Hauch der Freiheit, der auf die Geister einwirkt wie die scharfe und reine Luft der Alpen, welche die Schläge des Herzens fieberhaft beschleunigt? Sieht man nicht auch, daß sie sich von Tage zu Tage des Schwindels, der einem abenteuerlichen Aufschwunge folgt, mehr zu erwehren bemüht waren, und daß sie für die Freiheit eine athembarere und stärkendere Luft suchten? Man hat mir vorgeworfen, daß ich die konstituirende Versammlung in meiner Geschichte derselben zu streng gerichtet habe. Mußte ich aber nicht eine Verfassung verdammen, die in den wesentlichsten Punkten verfehlt war, und die Gründe ihres schnellen Unterganges angeben? In dem Augenblicke, wo ich meine Geschichte schrieb, wurde diese Verfassung nach der Italischen und Hispano-Lusitanischen Halbinsel verpflanzt. Ich sah die unbesonnenen Liberalen dieser Länder sich auf dieses schwache Schilf stützen, das sie für eine Eiche gehalten hatten. Ja sogar bei uns hatte man nicht übel Lust, zu derselben zurückzukehren. Darum darf indeß nicht verkannt werden, daß die Mitglieder der ersten und größten unserer politischen Versammlungen die Väter oder wenigstens die Ahnen der Freiheit sind, deren wir uns erfreuen, und die Begründer der gesellschaftlichen Verbesserungen, welche bis dahin nur in den Träumen der Weisen gelebt hatten. Sie haben denselben eine so feste Begründung gegeben, daß die Anarchie und Volkstyrannei, daß ein mächtiger Despotismus und 25 Jahre unaufhörlicher Kriege und unbegränzter Eroberungen, daß zwei ungeheure Invasionen die Grundlagen der Freiheit nicht haben zerstören können. Selbst die Restauration hat einen mächtigen Stützpunkt in ihnen gefunden und ist erst dann untergegangen, als sie dieselben antasten wollte.

Mannigfaltiges.

— Einige Bemerkungen über den Artikel „Der Kölner Dom, nach der Darstellung einer Französischen Frau." *) Die Französische Frau, „die liebenswürdige, den aristokratischen Kreisen Frankreichs angehörende Verfasserin" ꝛc. ꝛc., hat nur für Franzosen geschrieben, denen alles leicht Hingeworfene recht ist, sobald es nur ihre Eigenliebe nicht verletzt. Wenn aber das geistreiche farbenvolle Gemälde, das im Grunde nur die Franzosen erinnern soll, den ihnen ganz abhanden gekommenen kirchlichen Sinn wieder zu pflegen, in einem vielgelesenen Deutschen Blatte übersetzt erscheint, so möchte man nur einige der ärgsten Entstellungen wenigstens berichtigt sehen. Daß eine geistreiche liebenswürdige Schriftstellerin sich um die Zeitfolge der Ereignisse nicht kümmert und einen Zwischenfall, der eher verzögernd auf den Fortbau des Doms wirkte, zum Hauptbeförderungs-Mittel der Angelegenheit macht, darf ihr nicht vorgeworfen werden; sie macht hierin von dem nie bestrittenen Vorrechte der Frauen Gebrauch, sich um die Zeit nicht zu kümmern. Allein Gerechtigkeit sollte doch auch von liebenswürdigen Frauen, auf deren Wort bei Sachen der Kunst und des Gefühls wir Alle gewiß großes Gewicht legen, im Lobe und im (stillschweigenden) Tadel aufrichtig geübt werden. Daß Napoleon, „den die Sehnsucht nach dem Unendlichen (ja wohl!!) verzehrte", auch nur für die Erhaltung des Vorhandenen am Kölner Dome Mittel angewiesen, oder auch nur ernstliche Befehle, die bekanntlich ihr Gewicht hatten, hierfür erlassen habe, davon ist nichts bekannt geworden. Nachdem Französische Truppen den Dom zum Heumagazin gemacht und durch Entwendung des Bleies von der Bedachung den Verfall beschleunigt hatten, nachdem die Domkirche, von dem größern Theile ihrer Einkünfte entblößt, zur einfachen Pfarrkirche herabgesetzt und wegen ihrer Erhaltung an die Stadtkasse verwiesen war, wurden auf die dringende Verwendung des Kirchenvorstandes die nothwendigsten Reparaturen des von den Franzosen erst geplünderten Daches veranschlagt und die Kosten, zu ⅛ jährlich, auf das Budget der Stadt gebracht, so daß im J. 1813 nur das Dach und ein Theil der Fenster erträglich wieder in Stand gesetzt waren. Was seitdem unausgesetzt von unseren Königen erst für die Erhaltung und nun auch für den Fortbau des Doms geschehen ist, das wollen wir Anderen zu rühmen überlassen und nur dem gänzlichen Stillschweigen der liebenswürdigen Frau gegenüber erwähnen, daß schon in den Jahren 1824—35 die aus der Staatskasse bewilligten Gelder fast drei Viertheile der ganzen Verwendungssumme ausmachten, während durch die Kathedral-Steuer, die Kollekten und Geschenke noch nicht ¼ gewonnen wurden. Das und viel Anderes, was den Dom und Dombau betrifft, hätte der Freund R. der liebenswürdigen Frau aus einem kleinen, schon im J. 1837 erschienenen Büchelchen des kunstsinnigen De Noël: „Der Dom zu Köln", leicht mittheilen können. Aber es hätte sie vielleicht in ihren Phantasieen gestört! — †

*) Nr. 22 des Magazins. — Diese Gegenbemerkungen wurden uns von einem hochgeehrten Leser unseres Blattes eingesandt.

— Schottland's Geschichte in Volksliedern. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts blühte in Schottland die Volkspoesie so herrlich wie die Deutsche nur in der sangreichsten Zeit des Mittelalters, und durch Burns reicht sie selbst bis in die neuesten Tage. Dichtkunst und Gesang haben überall mit der geistigen Entwickelung der Völker gleichen Schritt gehalten. Wo sich alte, einfache Sitten lange erhielten, wie in Schottland, dessen mittelalterliche Clan-Verfassung bis zur Niederlage des Prätendenten Karl Eduard bestand, da finden wir auch die Poesie im Munde des Volkes fortlebend und stets neue Blüthen treibend. Der Schottische Hochländer ist noch heutzutage ein Sohn der Natur; Jagd, Fischfang und Viehzucht sind seine Hauptbeschäftigungen; mit der modernen Kultur, mit dem Stuben- und Bücherleben kömmt er wenig in Berührung. Das geistige Band aber, welches diese Naturmenschen zusammenhielt, ist aufgelöst, und so erstirbt auch allmälig die Frucht desselben, der Volksgesang, der sich an den ethischen Wechselverhältnissen der Clanschaften entzündete und nährte und wiederum diesen seine Wärme und Begeisterung mittheilte. Das verunglückte Unternehmen des letzten Stuart, welches im Jahre 1746 mit der Schlacht bei Culloden endete, brachte auch dem Schottischen Lehnswesen den Untergang. Die Clans büßten den Beistand, den sie dem Prätendenten geleistet hatten, mit dem Verlust ihrer alten Lehnsrechte, und von da an tritt Schottland erst in die Epoche ein, welche im Germanischen und Romanischen Europa schon ein paar Jahrhunderte früher begonnen hatte. Nicht ein Jahr hatte der Krieg gedauert, der auf Karl Eduard's Landung in Schottland folgte, aber dieser kurze Zeitraum ist reich an Volksgesängen und Kriegsliedern, die durch jene Begebenheit hervorgerufen wurden. Aus diesen Liedern hat der Schotte Wilson kürzlich in einer von ihm in London gehaltenen Vorlesung eine Geschichte jener Rebellion zusammengesetzt, indem er ein jedes derselben an der ihm zukommenden Stelle in seinen historischen Vortrag einreihte und sie nach ihren National-Melodieen absang. Man könnte glauben, daß dies einen komischen Eindruck hätte hervorbringen müssen; aber es wird in den Englischen Berichten versichert, daß die Wirkung vielmehr erhebend und hinreißend gewesen sey. Wir besitzen auch in Deutschland ähnliche Talente. Wer erinnert sich nicht der eigenthümlich bewegenden Art, womit C. v. Holtei bei Vorlesung seiner Liederspiele die Gesänge derselben vorzutragen wußte! Ihm würde gewiß eine Nachahmung des Wilsonschen Versuchs sehr wohl gelingen; aber die Deutsche Nation zählt unter ihren Volksliedern gerade am wenigsten historische, und es möchte schwer seyn, für irgend eine bedeutende Begebenheit oder Epoche in der Deutschen Geschichte so viel aus dem Munde des Volks hervorgegangene oder doch in Melodie und Inhalt ganz volksthümlich gewordene Gesänge aufzufinden, um daraus ein lebendiges geschichtliches Gemälde zu bilden. Von den herrlichen Gesängen Deutscher Dichter aus den Jahren 1813 und 1814 sind nur wenige so populär geworden, daß man sie noch heut vom Volke singen hört. Herr Wilson zog übrigens auch von den das Unternehmen von 1745ein leitenden Ereignissen und Zuständen, bis auf den früheren, verunglückten Restaurationsversuch Jakob's III., im Jahre 1715, so viel in seinen Vortrag mit hinein, als zur Erläuterung mancher Jakobitischen Volkslieder nöthig war, die zum Theil schon in jenem Zeitraum von 1715 bis 1745 entstanden. Die Hingebung, mit welcher die Schottischen Hochlande an dem Hause Stuart hingen, sucht ihres Gleichen in der Geschichte, und aus dem Enthusiasmus und der Fülle von Gesängen, die diese Zeiten in Schottland hervorriefen, läßt sich auf die Innigkeit und Wahrheit des Gefühls schließen, welches die ritterlichen Clans und ihre treuen Vasallen beseelte. Die Englischen Kavalier- und Puritaner-Lieder des siebzehnten Jahrhunderts lassen sich in keiner Hinsicht mit jenen Schottischen Gesängen vergleichen, deren Poesie eben so mannigfach an Inhalt wie in der Form ist. Man findet unter diesen die erhabensten Hymnen und die humoristischsten Lieder, bald Pathos, bald Satire, hier die eleganteste Sprache, dort rohe, unpolirte lyrische Ergüsse. Ihre Melodieen sind eben so originell und charakteristisch wie ihre Verse. Wie wildes Feuer durchflogen sie das Land und verstärkten die Gluth, an der sie selbst sich entzündet hatten, ins Unendliche; aber von wem sie zuerst gedichtet und gesungen worden, das ist, mit sehr wenigen Ausnahmen, unbekannt; so recht als wären sie der Gesammt-Empfindung der Nation selbst entquollen. Mit der historischen Ausfüllung, durch welche Herr Wilson die Reihe dieser Volkslieder in seiner Vorlesung mit einander verband, war das Londoner Auditorium im Ganzen auch zufrieden; nur wünschte man, daß er in seinen humoristischen Anekdoten nicht den Schottischen Dialekt so hätte verwalten lassen. Der Engländer liest zwar die gedruckten Lieder von Burns und die volksthümlichen Gespräche in Walter Scott's Romanen, aber das gesprochene Schottisch wird ihm schwer zu verstehen. Es geht ihm damit gerade so wie dem Deutschen mit manchem seiner Dialekte.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 26. Berlin, Mittwoch den 2. März 1842.

Asiatischer Archipelagus und Australien.

Der Malayische Sprachstamm.

In Nr. 21 dieses „Magazins" befindet sich ein mir sehr freundlich gesinnter Aufsatz des Hrn. Dir. Prof. Jeune, an den ich einige Bemerkungen zu knüpfen mir erlauben muß. Der Name des verewigten Geh. Staatsministers Wilh. von Humboldt und mein geringfügiger Name sind dort mit der Verkündigung der dem Hrn. Prof. Bopp eigenthümlich angehörenden Idee einer allgemeinen Verwandtschaft zwischen dem Malayischen Sprachstamme und den Sanskritischen Sprachen so nahe verknüpft, daß der von den Umständen nicht genau unterrichtete Leser glauben kann, wir theilten diese Meinung. Der uns zu früh entrissene große Sprachkenner hat diese Verwandtschaft nicht gesehen; er hat diese Sprachen in ihrer Eigenthümlichkeit dargestellt, ihren genau individualisirten Charakter in dem ganzen Verlaufe seines großen Werks („über die Kawi-Sprache") entwickelt und sie als einen besonderen Sprachstamm, unter dem Namen des Malayischen, dem Sanskrit-Sprachstamme entgegengesetzt. Der Theil des Mal. Sprachstammes, welcher den Ostindischen Archipelagus einnimmt, ist aus historischer Zeit her, durch Ereignisse, die im Allgemeinen bekannt sind und im Einzelnen durch W. v. Humboldt *) eine ausführliche, gründliche Untersuchung erfahren haben, reich mit Sanskritwörtern ausgestattet. Diese sind für sie ein todter, äußerlicher Stoff, gleich der Fluth Arabischer Wörter im Persischen: und W. v. Humboldt hat mit der ganzen Schärfe seiner Kritik dieses dargethan (Bd. 2. S. 48—62), und sein Interesse an diesem Resultate laut ausgesprochen; Hr. Prof. Bopp, der in dem Werke des Dahingegangenen Alles umstößt, was seinen Zwecken entgegen ist, zieht von diesen Wörtern so viele zu seiner ursprünglichen Sanskrit-Verwandtschaft hinzu, als er jedesmal gebrauchen kann. Eine ganz andere Bewandtniß aber hat es mit einigen nicht in die uns zugängliche historische Epoche fallenden, auf entfernteren Punkten des Mal. Völkerkreises, namentlich Madagaskar, den Philippinischen Inseln und in den Südsee-Sprachen, sichtbaren dem Sanskrit näher oder entfernt ähnlichen Wörtern. Die geringe Zahl derselben hat W. v. Humboldt mit Unparteilichkeit angegeben, und ich habe gleich unparteiisch einige hinzugefügt (Bd. 2. S. 228 — 230. Bd. 3. S. 779 — 782). Solche Analogieen müssen sich zufällig, bis zur Täuschung ähnlich, zwischen jeden zwei Sprachen der Welt finden; die Arithmetik kann dies leicht beweisen. Sie treten aber auch zwischen verschiedenen Sprachstämmen zum Theil mit dem scheinbaren Anspruche einer uralten historischen Geltung auf, ja einer Geltung, die bis auf die Zeit der Sprachschöpfung hinabgehen könnte. Die Semitischen Sprachen bergen in ihrem Schoße weit mehr solchen Stoff, der für Hrn. Prof. Bopp so verführerisch war, als die Malayischen, Sanskrit-Anklänge der schlagendsten Art; **) und dies ist eine allgemein bekannte Thatsache. Ich kann dasselbe Verhältniß zwischen den Mal. Sprachen und denen der Australneger nachweisen. Diese höchst wichtige allgemeine Erscheinung, die [redacted] Hauptzügen Amerikanischer Sprachähnlichkeit und Sprachverschiedenheit zusammengefaßt werden muß, verspricht der Wissenschaft der Sprachen und der Ethnographie einen noch unbekannten Satz zu liefern; und mit diesem Interesse verfolge ich sie. Meine philologische Ausbildung, welche ich einem hochbegabten Lehrer, Aug. Böckh, verdanke, meine Geistesrichtung und das große Vorbild W. v. Humboldt's verhindern mich, die Eigenthümlichkeit der Sprachen und die wichtigen Resultate, welche die Wissenschaft von der die höchsten geistigen Kräfte in Anspruch nehmenden Erforschung ihres individuellen Charakters erwartet, einer Alles nivellirenden Sanskrit-Liebhaberei aufzuopfern. Jene kleine Partie eigenthümlicher Sanskrit-Aehnlichkeiten und Anklänge war es, die W. v. Humboldt, nach meiner eigenen Angabe, in einem besonderen, kleinen Kapitel seines Werkes untersuchen wollte. ***) Wenn jene allgemeine Verwandtschaft, welche Hr. Prof. Bopp behauptet und schon wenige Wochen nach dem Erscheinen des Humboldtschen Werkes entdeckt hat, zwischen den Mal. und Sanskr. Sprachen bestände, so hätte der große Geist W. v. Humboldt's während der Reihe von Jahren, wo er die Oceanische Sprachwelt neben der Sanskritischen, mit dem regsten Hinblicke von der einen auf die andere, vor Augen hatte, sie gewißlich gefunden; und es hätte dazu für ihn nicht eines abgesonderten späten Exkurses seiner Forschung bedurft. Er hat aber vielmehr die Oceanische Welt als einen eigenthümlichen Sprachtypus hingestellt; und sein Werk ist, wie ich schon gesagt habe, voll von den Nachweisungen ihres selbständigen Organismus und durchdrungen von dem großartigen Interesse für ihn. Einfache Sanskrit-Aehnlichkeiten, ohne Gewaltthätigkeit und Künstelei, außer den von W. v. Humboldt und mir aufgezeigten, hat Hr. Prof. Bopp kaum einige geliefert. Die steten Mittel, durch welche er, ganz abgesehen von der großen Willkür in der Ueberführung der Begriffe (der Wortbedeutungen), seine allgemeine Verwandtschaft der Mal. Sprachen mit den Sanskr. hervorbringt, sind jene unerhörten, von ihm selbst ausgesprochenen Grundsätze: daß diese Sprachen die Sanskrit-Grammatik abgeworfen haben, *) daß in ihnen die Sanskritwörter zertrümmert seyen, so daß er von einem Sanskritworte, je nachdem es ihm bequem ist, bald das Vordertheil, bald das Hintertheil und bald die Mitte für abgeworfen annimmt. Und außer diesen Mitteln, und oft mit ihnen zugleich, bedient er sich der vielfachen und komplizirten Gestaltungen des Lautwechsels, welchen er in einem besseren Stadium seiner ruhmvollen Laufbahn zu einer Wissenschaft erhoben, später aber mit steigender Willkür zu seinen Zwecken verwandt hat. Diese Willkür trug er vorzüglich zur Schau in der Ausübung des Richteramtes über Sprachen, deren Kenntniß ihn meist nur nach den Forschungen Anderer und nur oberflächlich berühren konnte, wohin die Slavischen und noch in viel höherem Grade die Celtischen gehören.

Dieser oberflächlichen Abschöpfung der Sprachen abhold, gewohnt, die Sprachen, mit denen ich mich beschäftige (deren ich eine reiche Zahl, rings um die Erde, aufweisen kann), vermittelst eigener Arbeiten und bis zu praktischer Kenntniß zu durchdringen, werde ich die Schrift des Hrn. Prof. Bopp durch eine Vertheidigung der Selbständigkeit der Sprachen und des Mal. Sprachstammes insbesondere gegen den Pansanskritismus beantworten; und ich bedaure, eine allgemeine Kritik der Sprachvergleichung und Vergleichungsmittel, welche zu so erschreckenden Resultaten geführt haben, von meiner Schrift nicht trennen zu können. Es gilt für mich dort, eine Hand, die meinen Arbeiten zerstörend zu folgen und meine Mühen mit ihrem berühmten Namen zu bedecken droht, für die Zukunft von mir fern zu halten. Hier wollte ich nur den Namen eines hochgefeierten Mannes, dessen dankbares und begeisterndes Andenken mich auf meiner Laufbahn begleiten wird, vor einem Mißbrauche bewahren.

Es sey mir erlaubt, da Hr. Prof. Bopp so nachdrücklich auf die Aehnlichkeit der Zahlwörter in beiden Sprachstämmen hinweist ****), diese Zeilen mit einigen Worten Du Ponceau's in einem Briefe an Pickering zu schließen. *****) Nachdem Du Ponceau den merkwürdigen, noch nicht völlig erklärten Irrthum besprochen hat, daß Barton in seinen New views of the origin of Indian tribes die Zahlwörter der Bambara-Neger als die der Nanticoke-Sprache von Nord-Amerika aufführt †), sagt er: „But it is not the less true, that, if the same observation should occur to an European, he might be incautiously led to the conclusion, that the American languages were nearly connected with those of the Negroes of Africa; then the inference would be drawn, that the American race was evidently derived from the African, theories would arise without end, and ingenious arguments would be found, a priori, to prove the migration of the Africans to this Continent; and even the physical causes would be discovered, which turned their black colour into red, and the wool of their heads into hair."

Buschmann.

*) Im ersten Buche der Kawi-Sprache, das den Titel führt: über die Verbindungen zwischen Java und Indien.

**) Ich erinnere an das Arabische ard-un Erde, sett-un 6 (sâdis-un der sechste), nah'-un 7.

***) Ich habe dieses selbst (Bd. 3. S. 781) in meinen Nachträgen zu dem Werke zu thun versprochen und habe dazu schon den wichtigsten Stoff gesammelt.

*) Und eine andere Grammatik angenommen haben, muß er hinzusetzen; denn diese Sprachen haben, wie jede Sprache, Ausdrücke für die vielfachen grammatischen Kategorieen.

**) Die Form für die 3 ist nach H., B. und mir dieselbe; an die Aehnlichkeit der 3 denkt H., ich habe sie für zu entfernt erklärt; alle übrigen Aehnlichkeiten gehören Bopp's Methode allein an.

***) Beide sind ausgezeichnete Erforscher der Nord-Amerikanischen Sprachen; die Stelle ist in Pickering's neuer Ausgabe von Eliot's Massachusetts grammar. Boston 1822. 8. p. LV — LVI.

†) Ich bemerke, daß diese Zahlwörter völlig identisch sind und keiner Buchstaben-Verwechselung zur Construction ihrer Aehnlichkeit bedürfen.

Frankreich.

Meine Erlebnisse während der Revolution.

Von Ch. Lacretelle.

II. Erinnerungen aus der Schreckenszeit.

Bei düsterem, regnichtem und kaltem Winter kehrte ich in einer Dilegence, deren einziger Passagier ich war, nach Paris zurück, der einst so glänzenden

Stadt, die Niemand mehr zu besuchen wagte. Der Einlaß hatte keine Schwierigkeiten, und ich sagte zu mir mit Virgil: „Das Thor des Avernus ist dem Eintretenden geöffnet; wer darf aber hoffen, es wieder zu verlassen?“ Ich suchte in einem Hotel garni eine vortreffliche Wirthin auf, die ich vor fünf Jahren verlassen hatte, um mich nach Liancourt zu begeben. Ihre besorgliche Theilnahme gab mir eine gewisse Sicherheit, die nicht ganz der Klugheit gemäß war. Ich durchstreifte Paris wie eine fremde Stadt. Der Stempel des Schreckens war allen Gesichtern aufgedrückt, obgleich der Schrecken nicht offiziell angekündigt war. Die Gesichter verbargen sich unter den Hüten, und man wagte nur verstohlen seinen Bekannten einen Wink zu geben. War das zu verwundern? Es war kaum zwölf Tage her, daß das Blut nicht mehr in Strömen floß, und die Gefängnisse, welche durch die zahlreichen Hinrichtungen entvölkert waren, schienen bereit, neue Opfer aufzunehmen. Eines Abends war ich allein in meinem Zimmer, traurigen Gedanken hingegeben, als ich an meine Thür klopfen hörte. Ich fürchtete, daß man mich ins Gefängniß schleppen wolle; wie groß war meine Freude, als ich die Stimme meines Freundes Maret erkannte. Wir hatten uns vor einigen Monaten, zwar ohne Kälte und ohne Bitterkeit, getrennt, aber wir hatten gleichsam unsere Freundschaft vertagt. Unsere Meinungen, die lange Zeit übereingestimmt hatten, ließen sich nicht mehr vermitteln. „Mein lieber Lacretelle“, hatte Maret gesagt, „ich sehe, daß wir uns bald nicht mehr werden verständigen können; der Sturm zieht heran: wenn einer von uns des anderen bedarf, dann wollen wir uns wiedersehn“; wir umarmten uns hierauf zärtlich und schieden mit zerrissenem Herzen. Jetzt bekleidete Maret eine wichtige Stelle im Departement der auswärtigen Angelegenheiten und stand in großem Ansehen bei den Ministern Roland und Lebrun, die entschlossen waren, die Wiederkehr der Blutscenen um jeden Preis zu verhüten. „Sie sind unvorsichtig, mein Freund“, sagte er zu mir, „Sie hätten Rouen nicht verlassen und noch weniger sich hier zeigen sollen. Sie sind gesehen und denunzirt worden. Ich habe die Gefahr noch abwenden können, aber es könnten neue Denunciationen erfolgen. Wie können Sie hoffen, in einem Hotel garni in Sicherheit zu seyn? Kommen Sie zu mir; ich werde Sie in einem abgelegenen Zimmer verbergen, wo Sie nichts zu fürchten haben.“ — Ich war sehr gerührt, aber ich bedachte, daß eine solche Zuflucht weder mir noch ihm hinlängliche Sicherheit böte. Maret bot mir hierauf eine Geldunterstützung an, aber da ich noch im Besitz von 3—600 Fr. Assignaten war, so schlug ich auch dieses Anerbieten aus. Indeß hatte doch sein Besuch das Resultat, daß ich ihm versprach, nur Abends und in meinen Mantel gehüllt auszugehen. Sieben oder acht Monate später wurde Maret, als er sich als Gesandter nach Neapel begeben wollte, unterwegs angehalten und als Gefangener nach Olmütz geschleppt.

Ich war nicht so vorsichtig, wie ich versprochen hatte. Der Sieg bei Jemappes, der den Schrecken unserer neuen Heere etwas minderte, machte auch uns unbesorgter. Die Rückkehr der liebenswürdigen Familie le Sénéchal veranlaßte mich, meine früheren Verbindungen mit derselben wieder anzuknüpfen. Da die Vermögensumstände derselben jeden Tag einen neuen Schlag erlitten und ihre Güter unter Sequester gelegt worden waren, so ließ ich mich durch meine Unerfahrenheit in Geschäften nicht abhalten, mich, so viel ich konnte, zu ihrem Besten zu verwenden. Bald wurde die Gefahr der gegen mich so gastfreundlichen Familie noch dringender. Der Gemahl der jungen und schönen Mad. d'Audiffret, der auf die Emigranten-Liste gesetzt worden war, suchte eine Zuflucht bei seinem Schwiegervater. Er wurde eines Tages eingezogen, aber glücklicherweise nur in Folge einer unbestimmten Anklage; es galt nun, Zeugen für ihn zu stellen. Ich erbat mich zu diesem Dienste, und es gelang mir auch, Andere zu finden. Der Marquis d'Audiffret wurde am folgenden Tage in Freiheit gesetzt, und ich konnte mich um so mehr der Freude über diesen kleinen Triumph hingeben, als mein bevorzugter Nebenbuhler, der Chevalier Florian, sich dieser Gefahr nicht hatte aussetzen wollen.

Alle persönlichen Gefahren wurden während des langen und schrecklichen Prozesses des Königs vergessen. Ich verfolgte den Verlauf desselben mit einer unbeschreiblichen Angst. In einem der damaligen Journale, die alle unter der Censur der Guillotine standen, entwarf ich eine Schilderung der letzten Augenblicke Ludwigs XVI. Da es die einzige war, in welcher sich einige Theilnahme für den König zu erkennen gab, so wurde sie vielfach reproduzirt und in alle Sprachen übersetzt. Dort findet sich auch die Aeußerung, welche dem Abbé Edgenworth, dem Beichtvater des Königs, zugeschrieben wurde: „Sohn Ludwigs des Heiligen, steige zum Himmel auf.“ Dieser bekannte sich später nicht zu derselben, und ich weiß in der That nicht mehr, von wem sie herrührt.

Meine Tage verflossen in der Einsamkeit bis zur Abendzeit, wo ich bei Mad. le Sénéchal speiste. Oft war dies meine einzige Mahlzeit, denn durch den Verlust meines Portefeuilles war ich in die äußerste Noth gerathen, und es hielt schwer, für mich Beschäftigung in Journalen zu finden. Ich schätzte mich glücklich, daß ich einige Geschichtsstunden bei der Tochter eines kleinen Buchhändlers erhielt.

Ich fand denn doch noch eine Zuflucht in den Journalen. Einige derselben steckten damals Nothsignale für die Girondisten aus, die ihre Katastrophe herannahen sahen. Ich liebte sie nicht und hatte sie gemeinschaftlich mit André Chénier ziemlich heftig in der legislativen Versammlung angegriffen. Indeß hatten einige derselben mit großer Unerschrockenheit beim Prozesse des Königs gestimmt. Auch das Talent Vergniauds machte einen lebhaften Eindruck auf mich. Endlich ließ sich nicht bezweifeln, daß der Sturz der Gironde die Aechtung jedes menschlichen Gefühls herbeiführen müsse. Ich schrieb mehrere Artikel für sie, besonders aber gegen ihre Feinde. Das Honorar für diese Artikel, obgleich es sehr mäßig war, kam mir ungemein zu Statten.

In der Nacht des 31. Mai wurden wir durch den Lärm der Trommeln und durch das Läuten der Sturmglocke aus dem Schlummer geweckt. Meine Section, die der Filles-Saint-Thomas, war vom besten Geiste beseelt, aber gerade viele der muthigsten National-Gardisten hatten flüchten müssen. Ich verließ meine Wohnung und durchstreifte Paris, aber ich sah nie eine unsinnigere und farblosere Insurrection. Wo ich Wüthende zu finden erwartete, sah ich nur einfaltige Menschen, welche noch weniger als ich wußten, weshalb sie die Insurrecten unterstützten. Voller Hoffnung kehrte ich zu meiner Section zurück. Im Saale hatten sich nur wenige Zuhörer zusammengefunden, und man hörte mit gleichgültiger Miene einen Jakobinischen Redner an, welcher erklärte, der Grund der Insurrection sey die Austreibung der Jakobiner und die Reinigung des Konvents. Er wollte losdonnern, aber seine Begeisterung wurde durch die allgemeine Unaufmerksamkeit und Mißbilligung erkaltet. Ich stieg auf die Tribune, um ihm zu antworten, aber ich erhielt nur schüchternen Beifall. Als ich von der Tribune stieg, traten die Kanoniere, die Janitscharen des Konvents, mit brennender Lunte und unter schrecklichem Geschrei ein. Sie reichten dem Grafen von Estaing den Arm, und kündigten ihn als einen Bundesgenossen der Insurrection an. Die Kanoniere wurden bald die Herren der Section, aber ohne ihren Haufen durch neue Insurgenten vergrößern zu können.

Nach dem Siege des Berges dauerte es noch einige Zeit, ehe der Schrecken offen hervortrat. Er entwarf erst seine Proscriptions-Listen, die umfassend und vollständig waren, als ob der Tod sie selbst entworfen hätte. Der Klub der Jakobiner und alle Mordblätter denunzirten Tausende von Verdächtigen. Marat schien sich zu schämen, daß er nur 300,000 Köpfe gefordert. Was mich betraf, so hatte ich meinen früheren Verbrechen noch ein neues hinzugefügt: ich hatte gegen den 31. Mai protestirt.

Madame le Sénéchal hatte in Montrouge ein Haus und einen Garten gemiethet. Als sie hier eingerichtet war, dachte sie daran, mir eine Zuflucht zu eröffnen, obgleich ihr Schwiegersohn, der Marquis d'Audiffret und ihr alter Freund Broussé Desfaucherets schon bei ihr wohnten. Jeder war damals geneigt, sich über die scheinbare Ruhe zu täuschen, welche auf den 31. Mai folgte, oder vielmehr man machte sichs zum Gesetz, sich zu betäuben. Es wäre zu grausam für uns gewesen, den schon so unerfreulichen Frühling zweier jungen und liebenswürdigen Personen durch unsere Befürchtungen noch mehr zu verdüstern. In den Tagen der Barmherzigkeit, welche uns der Berg schenkte, ließen wir es daher auch nicht an gemüthlichen Unterhaltungen und anmuthigen Spielen fehlen.

Madame d'Audiffret hatte die meiste Sympathie mit mir. Uebrigens ist auch der Wunsch zu gefallen, wenn sich keine Eitelkeit hineinmischt, ein guter passe-partout. Ich hoffte Mlle. Sophie zu gefallen, und ich glaube, daß es mir gelang. Mein Nebenbuhler, der Chev. Florian, war wie ausgetauscht; er sprudelte nicht mehr von boshaften Einfällen über, die sonst einen so starken Kontrast mit seinen zartfühlenden Schäfern bildeten. Sehr begründete Befürchtungen hatten sein Talent unterdrückt und seine Liebe erstickt. Er entfernte sich verdrießlich, wenn unsere Spiele anfingen. Eines Abends überraschte er uns, als wir wohl oder übel ein Sprüchwort aus dem Gilblas improvisirten. Der Oberst Baraguay-d'Hilliers stellte den Capitain Roland dar, ich Gilblas und die niedliche Madame d'Audiffret die alte Hebe, welche den Komödianten zum Trinken einschenkte. Ich habe nie eine so düstere und erbitterte Gestalt gesehen als die Florians: er war ein Unglücksprophet mit gesträubtem Haar. Er hatte einer Sitzung der Jakobiner beigewohnt und die blutdürstigen Vorschläge derselben angehört, welche nur zu bald in Beschlüsse verwandelt werden sollten. Er schien ein Vergnügen daran zu finden, uns in Angst und Schrecken zu setzen. Fast hätte er uns Allen den Tod prophezeit, und das wäre auch ganz gut gewesen, wenn wir die Mittel gehabt hätten, zu fliehen. Mad. le Sénéchal machte ihm dies auch auf eine milde Weise bemerklich. Nach seiner Entfernung wollten wir die angefangene Scene fortsetzen, aber es war uns nicht möglich.

Die Henkersfrist, die uns zugestanden worden war, dauerte nur sechs Wochen, und schon in den letzten Tagen wußten wir nicht mehr, wie wir uns aufrecht erhalten sollten. Alle unsere Hülfsmittel waren erschöpft, [redacted] unserer Verzweiflung nahmen wir zum Domino unsere Zuflucht. Wir [redacted] eben bei diesem Spiele, als ein Mitglied des revolutionairen Ausschusses von Montrouge, ein Schulmeister, der dem Sohne von Mad. d'Audiffret Schreib-Unterricht gab, erschreckt hereinstürzte. Er meldete uns, daß dem Ausschusse ein Verhaftungs-Mandat gegen einen gewissen Saint-Charles zugegangen sey. Saint-Charles war aber der Name, den man mir in den meisten Gesellschaften, besonders bei Mad. le Sénéchal gab. Die Identität war augenscheinlich; ich mußte mich schleunigst entfernen, denn die Ueberbringer des Mandats folgten dem hinkenden Boten auf dem Fuße. Ich flüchtete so eilig, daß ich mich ohne meinen Hut entfernen mußte, der nicht gleich zu finden war. Ich eilte durch die Felder, in der Hoffnung, eine Zuflucht in Fontenay-aux-Roses bei Herrn und Mad. Souard zu finden, in deren Haus ich seit fünf Jahren ein- und ausgegangen war. Mad. Souard öffnete mir selbst und fand es sehr unpassend, daß ich sie in Gefahr bringen wolle. Was war da zu thun? Mir blieb nichts übrig, als die Nacht in einem der Steinbrüche zuzubringen, oder nach Paris zurückzukehren. Ich entschied mich für den letzteren Ausweg. Die Nacht war angebrochen, und ich war sicher, bei meiner guten Wirthin im Hotel de Suède ein Unterkommen zu finden. Ich wanderte also nach Paris zu, aber meine Ermüdung und die Folgen eines Falls machten meinen Marsch sehr beschwerlich. Ich hatte vergessen, daß ich ohne Hut ging, und da es schon elf Uhr vorbei war, konnte ich leicht einer Patrouille in die Hände fallen. Da kam mir plötzlich der Gedanke ein, die Nacht im Wachtgebäude der schrecklichen Gemeinde zuzubringen. Da ich selbst zwei oder dreimal auf Wache gezogen war, so

hatte ich den Dienst genau beobachtet; ich wußte, daß ich ungehindert eintreten und mich auf einem Feldbette niederlegen konnte. Ich that dies, und Niemand bekümmerte sich um mich.

Nachdem ich am folgenden Tage einen neuen Hut gekauft hatte, begab ich mich zu meiner Wirthin, der ich meine Lage eröffnete; sie erschrak keineswegs, aber sie empfahl mir, nur Abends auszugehen. Ich befolgte diese Warnung mehrere Tage lang. Wenn eine Haussuchung stattfinden sollte, so benachrichtigte mich meine Wirthin davon, und ich flüchtete dann wieder in das Wachthaus. Mehrmals theilte ich auch mein Asyl mit Herrn d'Audiffret. Ich glaubte die Wissenschaft der Proskribirten in ihrer ganzen Ausdehnung zu besitzen, und das flößte mir ein zu großes Vertrauen ein. Nach einiger Zeit ging ich aus und las im Palais-Royal die Journale. Ich hatte mir aus irgend einem Zettel eine Art Sicherheits-Karte fabrizirt, denn man wurde arretirt, wenn man eine solche nicht vorzeigen konnte; ich konnte sie aber nicht erhalten, weil ich den Bürgereid nicht geleistet hatte; glücklicherweise konnten viele Sansculotten nicht lesen und ließen sich durch meinen Zettel täuschen. Zweimal wurde das Palais-Royal umringt, während ich mich in demselben befand; alle Ausgänge waren mit Pikenmännern besetzt, und man wurde nicht herausgelassen, wenn man seine Sicherheits-Karte nicht vorzeigen konnte. Auf- und abgehend beobachtete ich diejenigen, welche durch die Art, wie sie die Karten hielten und sie zu lesen versuchten, ihre Unwissenheit bekundeten. Ich ging bei ihnen mit dem Stolze der Unschuld vorüber und erhielt meine vermeintliche Sicherheits-Karte auf die höflichste Weise zurück.

Zuweilen besuchte ich ein Kaffeehaus in der Nähe des Théâtre Feydeau mit meinem Freunde Bourgeuil, einem Vaudeville-Dichter. Ich spielte dort eines Tages mit ihm eine Partie Dame, als der Generalstab der revolutionairen Armee, d. h. die Elite der Räuber, eindrang; unter ihnen befand sich Jourdan, der Kopfabschneider von Avignon. Unter lauten Flüchen und den schrecklichen Scherzen des Père Duchesne ließen sie ihre langen Säbel klirrend auf den Boden fallen. Sie verkündeten, daß sie das Kaffeehaus von den Aristokraten reinigen wollten und befahlen, Niemand ohne Vorzeigung der Karte herauszulassen. Ich hielt mich für verloren, setzte aber dennoch die Partie mit der größten Ruhe fort. Die revolutionaire Bande ließ eine Bowle Punsch kommen, und während ihrer Libationen bemerkte ich, daß einer derselben mich aufmerksam betrachtete. Ich erkannte ihn: es war einer meiner Landsleute, der Bruder eines Advokaten, der Secretair meines Vaters gewesen war. Ich wußte, daß er ein gutes Herz und einen schwachen Kopf hatte, mein Entschluß war also bald gefaßt. Ich redete ihn an und umarmte ihn auf die zärtlichste Weise. Diese Begrüßung schien ihn zu erfreuen, und er lud mich ein, mit ihm zu trinken. Ich nahm dieses Anerbieten an und wurde so genöthigt, mit zwei oder drei seiner Gefährten anzustoßen. Da sie von ihren Heldenthaten sprachen, so glaubte ich Blut zu trinken. Ich schlug meinem Freunde vor, uns zu entfernen, um die Unterhaltung über unsere Jugenderinnerung fortzusetzen; indem ich ihm den Arm reichte, entrann ich dem Abgrunde.

Als ich meiner guten Wirthin erzählte, welcher Gefahr ich entronnen war, sagte sie: „So geht das nicht länger, ich muß Ihnen durchaus eine Sicherheitskarte verschaffen." — „Aber", sagte ich, „man wird es mir zum Verbrechen machen, daß ich keine habe, und daß ich nicht in der bestimmten Zeit den Bürgereid geleistet habe." — „So sagen wir", erwiederte sie, „daß man Ihnen Ihr Portefeuille gestohlen hat." — Ich wartete den Erfolg ihrer Bemühungen ab, obgleich ich keine Vorstellung davon hatte, wie sie vom Revolutions-Ausschuß eine Gefälligkeit erhalten wollte. Sie war aber eine eben so gewandte als furchtlose Frau. Unter den Mitgliedern des Ausschusses befand sich auch ihr ehemaliger Friseur. Meine Wirthin erzählte ihm mein Mißgeschick: „Das wundert mich nicht", sagte dieser, „denn als ich ihn bei Dir so heftig gestikuliren und mit sich selbst sprechen sah, kam es mir vor, als ob es nicht richtig in seinem Kopfe sey." — „Das ist freilich wahr", erwiederte meine Wirthin, „er ist dumm wie ein Gelehrter, aber ein guter Kerl und ein guter Patriot." — Diese Unterhaltung, die mir wiederberichtet wurde, war zwar nicht schmeichelhaft für mich, aber sie beruhigte mich: Ich begab mich, wie es abgemacht worden war, zum Bürger Calvet. Ich weiß nicht, ob er unterdeß andere Nachrichten über mich eingezogen hatte, aber er schien mir kalt und verlegen. Ich suchte indeß die gute Meinung, welche er von meiner Dummheit hatte, nach Kräften zu rechtfertigen. Er hörte achselzuckend an und sagte dann: „Ich kann Deine Angelegenheit nicht besorgen, denn ich muß bei einem aristokratischen Millionair die Siegel anlegen, aber ich will Dich an den Bürger Chrétien empfehlen." Die Haare stiegen mir zu Berge, denn dieser war einer der blutdürstigsten Tiger, den der erste Konsul später nach Cayenne deportiren ließ. Er betrachtete mich von Kopf bis zu den Füßen, und ich sah, daß ich das Glück hatte, ihm nicht bekannt zu seyn. Er fragte mich, an welchem Tage ich meine Karte erhalten habe; ich hütete mich, eine bestimmte Antwort zu geben, und stammelte nur: „Vor ungefähr 3 oder 4 Monaten." — „Wir wollen sehen", antwortete er, indem er ein ungeheures Register aufschlug. Bei jeder Seite, die er umschlug, betrachtete er mich wie ein Tiger, der auf seine Beute losstürzen will. „Hast Du gehofft, diese Nacht in Deinem Bette zu schlafen?" antwortete er endlich.

Wir waren auf diesem Punkte, als ein Zwischenfall die Scene änderte. Der General en Chef der revolutionairen Armee, Ronsin, hielt mit seinem Gefolge seinen Einzug. Er war außer sich und hatte einen Musikus des Théâtre Feydeau beim Kragen gepackt. „Bürger", sagte er, „ich denunzire Euch einen schändlichen Aristokraten, der mich im Café Chéron Räuber-General genannt hat." Den Angeklagten schien diese Beschuldigung gar nicht aus der Fassung zu bringen. „Ja", antwortete er, „ich habe Dich Räuber und General der Räuber genannt." Allgemeine Entrüstung erhob sich in der Versammlung, alle schienen auf ihn losstürzen zu wollen; er aber fuhr mit derselben Ruhe fort: „Die Aristokraten haben uns Sansculotten genannt; was haben wir gethan? Haben wir diesen Namen unseren ärmeren Brüdern gelassen: nein, wir haben ihn angenommen. Robespierre und Danton sind Sansculotten. Unsere braven Männer des Berges rühmen sich, eine Sansculotten-Seele zu haben. Schämte sich der brave Lepelletier, dieser Märtyrer der Freiheit, dessen Name jetzt eine Section trägt, des Namen eines Sansculotten? Jetzt nennen sie uns Räuber: warum sollen wir einen Namen ablehnen, der sie in Schrecken setzt!" Diese beredte Anrede brachte eine außerordentliche Wirkung auf die Versammlung hervor, und der General Ronsin wurde dadurch aus seiner Fassung gebracht.

Ronsin war vor der Revolution ein hungerleidiger Schriftsteller gewesen; ich hatte ihn früher im Café de Foi gesehen, wo er mir nolens volens seine Verse mitgetheilt hatte; auch war ich einer der Subskribenten seiner Jeanne d'Arc gewesen. Ich benutzte eine günstige Gelegenheit, mich zu äußern und das Wohlwollen einer so wichtigen Person zu gewinnen. Ich sprach mit Begeisterung von seiner Jeanne d'Arc und von einem anderen Drama: „la ligue des fanatiques et des tyrans". Ronsin war entzückt von dem Tribute, den ich seinem Ruhme zollte; er erkannte mich und fragte mich auf eine freundliche Weise, was ich hier suche. „Eine Sicherheitskarte", antwortete ich, „die mir der Bürger Chrétien ausstellen will." — „Gieb sie ihm", sagte Ronsin, „er ist ein guter Patriot." — Ich erhielt sie.

In der ersten Freude über mein unverhofftes Glück hielt ich mich für unverwundbar. Ich durfte jetzt die Barrière passiren und fürchtete nicht mehr, mich nach Montrouge zu begeben. Aber das Gesetz über die Verdächtigen wurde erlassen, und ich war in 6 oder 7 dieser zahlreichen Kategorieen inbegriffen. Ich hatte die Petitionen der 8000 und der 10,000 unterzeichnet, ich war Grenadier der Filles-Saint-Thomas gewesen und hatte mich noch anderer schwerer Verbrechen schuldig gemacht; ich hatte an der Schilderhebung des Herzogs von Liancourt in Lyon Theil genommen und mich seiner Emigration angeschlossen. Ich wollte meine Gastfreunde nicht länger Gefahren aussetzen.

Es war damals die Zeit der berühmten Requisition der 1,200,000 Mann vom Alter von 18—20 Jahren. Ich war 27 Jahr alt, aber es war nichts leichter als sich in die Listen eines Regiments eintragen zu lassen. Uebrigens hatte ich auch Schulden gemacht und lebte seit einem Vierteljahre auf Kredit bei meiner Wirthin. Ich faßte daher einen festen Entschluß und machte mich zum Soldaten der Republik, obgleich ich ein ganz unkriegerischer Mensch war und sie mich als Stiefmutter behandelt hatte. Ich nahm Abschied von meiner Adoptiv-Familie, indem ich eine, wenn auch nicht heroische, doch entschlossene Miene annahm. Mit meiner dienstfertigen Wirthin setzte ich mich ins Reine, indem ich ihr eine Anweisung auf mein kleines Erbtheil gab, das ich bis dahin meinen Schwestern überlassen hatte; sodann schnürte ich mein kleines Bündel, in welches ich eine Iliade mit Französischer Uebersetzung, zwei Bände von Bozant, und Epiktet, dieses Brevier der Geächteten, aufnahm.

England.

Unterhaltungen mit und über Thomas Campbell.

Von einem Amerikaner.

(Schluß.)

Am bestimmten Tage fand ich mich zum Frühstück beim Verfasser der „Gertrude" ein. Seine Zimmer befinden sich in der zweiten Etage eines schönen Hauses in Lincoln's Inn Fields. Er kam mir an der Hausthür entgegen und schien in einer wahrhaft poetischen Stimmung zu seyn. Seine Kleidung bestand aus einem blauen Rock, weißer Weste, weißen Beinkleidern und einer hellblauen Kravatte.

„Es freut mich, Sie zu sehen", rief er mir zu; „vorige Nacht ließ ich meine Phantasie Ihren ganzen Welttheil, vom Plymouth-Felsen bis zu den Ufern des Stillen Meeres, durchfliegen. Es fielen mir tausend Sachen ein, worüber ich mit Ihnen reden wollte, aber ich fürchte, sie alle wieder aus dem Gedächtniß verloren zu haben. Doch wir werden schon etwas finden, worüber wir uns unterhalten können, wenn wir erst eine Tasse Kaffee haben und der Doktor gekommen ist."

Er führte mich in seine Bibliothek, einen großen Saal, der auf einen schönen Garten hinter dem Hause hinausgeht. Ich könnte Alles, was ich in London gesehen habe, eher beschreiben als Campbell's Studierzimmer. Es hat ein höchst poetisches Ansehen; Alles ist in der schönsten Verwirrung aufs Gerathewohl umher zerstreut. Als ich eintrat, fühlte ich mich gleich behaglich, wie es die ganze Umgebung schien. Vor dem Kamin lag das Fell eines ungeheuren Afrikanischen Tigers (den er, wie ich glaube, selbst geschossen); es fehlten weder Ohren noch Schnauze, und die Flecke glänzten so hell wie im Leben. Dies bildete natürlich eine sehr romantische Fußdecke.

„Ich halte mehr von diesem Fell", bemerkte er, „als von einem Landgut in Devonshire. Wenn ich mich hier an den alten Tisch niedersetze, finde ich eine nie versiegende Quelle der Begeisterung in dieser Tigerhaut. Sie ist mir beinahe so viel werth als meine eigene Haut."

Der Kamin-Sims glich einem Museum; er war ganz mit Indianischen Pfeilen, Mineralien und anderen Merkwürdigkeiten aus dem Wyoming-Thale bedeckt. Die Büchersammlung ist zahlreich und enthält eine Menge seltener Werke in verschiedenen Sprachen. Campbell zeigte mir Exemplare aller Ausgaben seiner Schriften, die je in England, auf dem Festlande oder in Amerika

erschienen waren. Ich kann mich nicht mehr genau der Zahl erinnern, sie war aber sehr bedeutend.

Die Wände waren alle mit Gemälden behangen, wovon einige von hohem Werth. Ich bemerkte darunter das in Kupfer gestochene Portrait der Königin, nach Sully. Er erzählte mir, daß, als die illustrirte Ausgabe seiner Gedichte herauskam (eines der schönsten Werke, das je aus der Londoner Presse hervorging), er ein Exemplar derselben an Ihre Majestät sandte, die ihn dagegen mit ihrem Bildniß beschenkte, das von ihr selbst unterzeichnet ist.

Endlich kam der Doktor, und Campbell befahl seinem Bedienten, das Frühstück anzurichten. Nach wenigen Augenblicken wurde es hereingebracht, und wir nahmen am kleinen, runden Tische Platz, der in der Mitte der Bibliothek steht. Bei diesem Mahl muß man den Engländer treffen; alle Etikette wird da zur Seite gelegt, man ist zutraulich, einfach, zwangels — mit einem Wort: hier allein kommt man mit dem Herzen des Briten in nähere Berührung.

„Hier, meine Herren!" nahm unser Wirth das Wort, „hier ist Kaffee und Thee, geröstetes Brod, Eier und die Krone der Schottischen Kochkunst: eine Tasse Marmelade. Alles sehr einfach. Ich mache nie Staat; das liebe ich nicht. Ich sagte meiner guten alten Tante, daß heute zwei Freunde bei mir frühstücken würden, und daß sie eine Schottische Pastete machen müsse, wie wir sie in Edinburg und in den Bergen von Argyleshire zu essen pflegten. Sie sehen, was sie mir zubereitet hat."

Campbell machte die Honneurs mit dem ganzen Enthusiasmus eines Dichters. Er schenkte uns Kaffee ein, erzählte Anekdoten und sprach über Schottland, Walter Scott, Burns und Wallace. Ich fühlte, es sey die schönste Stunde meines Lebens. Im Laufe des Gesprächs wurde Aaron Burr erwähnt.*) „Burr muß eines der glänzendsten Talente in der Welt gewesen seyn", meinte Campbell. „In der Staatskunst und der Intrigue war er Meister, aber er war ein herzloser Wüstling. Wenn je ein Mensch mit der tiefsten Blutschuld beladen in die Ewigkeit einging, so war es Aaron Burr. Ich kann ihm den Mord Hamilton's nie verzeihen.**) Es giebt Wenige in Amerika, für die ich so viele Ehrfurcht empfinde, wie für Hamilton. Der Arme! welcher Wahnsinn konnte ihn antreiben, sich so aufzuopfern?"

Campbell nimmt großen Antheil am Schicksal der Indianischen Volksstämme. „Die Welt", sagte er, „wird nie Ihre Behandlung der unglücklichen Wilden vergessen; wie sind sie vor den Fortschritten der Weißen zurückgewichen! Ich kann mir kein traurigeres Schauspiel denken, als einen tapferen Häuptling, der als Greis von jenseit des großen Mississipi, wohin Ihr ihn getrieben habt, zurückkehrt, um seine Bogensehne auf den Gräbern seiner Vorältern zu zerreißen, und nun die weiten Gefilde beschaut, die ihnen einst zugehörten, wo sie einst den wilden Hirsch im Dickicht der Wälder hetzten; er findet die hohen Bäume niedergehauen und die Felder in den Händen der bleichen Sieger.***) Wenn ich einen solchen Indianer auf dem Gipfel eines grünen Berges in Neu-England stehen sahe, so würde ich eine schöne Säule unter den Ruinen eines Reichs aufrecht stehend zu erblicken glauben."

Wir kamen hierauf auf arme Schriftsteller zu sprechen. „England", sagte Campbell, „ist eines Umstandes wegen sehr merkwürdig — vielleicht mehr als andere Nationen. Es läßt seine Schriftsteller Hungers sterben, nachher aber vergöttert es sie und weiht ihnen Altäre. Nach meiner Meinung wäre es besser, wenn man einen Theil des Geldes, das die bewundernde Nachwelt an ihren Grabern verschwendet, dazu angewandt hätte, ihnen Brod zu verschaffen, dessen ein Dichter eben so gut bedarf, als seine weniger ätherischen Anbeter. Es ist wahr, ein Schriftsteller müßte sehr ätherisch seyn, wenn er nicht bei einer so nahrungslosen Speise, wie das Lob der Menge, Hunger fühlte."

Campbell hat auch zu einer Epoche seines Lebens Mangel gelitten; jetzt besitzt er aber, wie ich höre, ein hübsches Vermögen, das ihm nach dem Tode eines Verwandten zugefallen ist. Er schreibt nun die letzten Seiten seiner Biographie des Petrarka, woran er mehrere Jahre gearbeitet hat.

Es giebt in Amerika drei Männer, denen er die größte Bewunderung zollt, — Channing, Irving und Bryant. Von Channing sagte er: „Ueber seine Theologie kann ich natürlich kein Urtheil fällen — solche Sachen verstehe ich nicht — aber in Hinsicht seines Stils halte ich ihn jedem anderen jetzt lebenden Prosaiker überlegen. Ich habe sein letztes Werk (über die Sklaverei), das Sie mir neulich gaben, gelesen; es ist prachtvoll! Welche Einfachheit in der Beredsamkeit und dem Raisonnement! Als ich es durchgelesen hatte, rief ich mit den Worten Chatterton's aus:

> Der Mann hat recht — er redet wahr —
> Ist großer als ein König!

„Irving ist ein reizender Schriftsteller. In Allem, was aus seiner Feder hervorgeht, findet man vollkommene Schönheit, rein-klassischen Geschmack und das feinste Gefühl. Einige seiner Skizzen gehören zu den lieblichsten und rührendsten, die je geschrieben worden. Er besitzt nicht die Kraft, die Beredsamkeit Channing's: hierin hat dieser keinen Nebenbuhler; aber eben so wenig als Irving je Channing's „Sklaverei" hervorgebracht hätte, würde dieser es vermocht haben, „das gebrochene Herz" zu schreiben. Es giebt Saiten im menschlichen Herzen, die sie beide nicht berühren; aber es giebt wohl keine Seele, die nicht durch die Werke beider tief bewegt würde.

„Bryant halte ich für Ihren größten Dichter; es hat mich immer in Erstaunen gesetzt, daß er nicht bedeutendere Werke geliefert hat. Er könnte sich, glaube ich, auch in längeren Gedichten gleich bleiben, denn einige seiner Stücke sind die schönsten, die je in Amerika erschienen. Die „Thanatopsis" ist sein herrlichstes Werk; er hat nie ein ähnliches geschrieben, und es ist nicht zu übertreffen. Ich lese nie die Endzeilen der Thanatopsis, ohne mich besser zu fühlen; es liegt darin ein menschenfreundlicher Geist, der die schöne Moral tief ins Herz einprägt.

> So live, that when thy summons comes to join
> The innumerable caravan that moves
> To that mysterious realm, where each shall take
> His chamber in the silent halls of death,
> Thou go not like the quarry slave at night
> Scourg'd to his dungeon; but, sustain'd and soath'd
> By an unfalt'ring trust, approach thy grave,
> Like one who wraps the drapery of his couch
> About him, and lies down to pleasant dreams.

„Ist es nicht merkwürdig, daß Einer, der fähig ist, solche Verse zu schreiben, sich damit zufrieden geben kann, eine politische Zeitung in New-York herauszugeben?" *)

Ich wünschte sein Urtheil über Mrs. Sigourney zu vernehmen. Er hatte nie von ihr gehört. „Aber", bemerkte er, „daß ist durchaus kein Beweis, daß sie nicht eine vortreffliche, ausgezeichnete Schriftstellerin sey, denn in der heutigen literarischen Welt bin ich ein vollkommener Ignorant. Das vergangene Zeitalter kenne ich besser; aber nach dem, was Sie mir über die Schriften der Sigourney gesagt haben, werde ich sie gewiß lesen. Ich habe oft Halleck's „Marko Bozzaris" bewundert; es ist ein höchst lebhaftes, geniales Gedicht. Drake's „Amerikanisches Banner" ist gut, und Whittier hat einige sehr schöne Sachen geschrieben; eben so Pierpont und Dana, aber ein großer Dichter mangelt Ihnen noch immer: der poetische Geist scheint wie der Reichthum und die Freiheit über Ihr ganzes Land verbreitet, denn wie ich höre, ist jeder Amerikaner Dichter."

Campbell versteht dies besser als die meisten Engländer, und in dieser einzigen Bemerkung liegt der Schlüssel zum Amerikanischen Volks-Charakter. Ich bin überzeugt, daß es kein Land auf Erden giebt, wo ein so allgemeiner poetischer Geist herrscht, wie in Amerika (!). Die Majestät der Natur in ihren verschiedenartigen Gestalten, der wilde, jugendliche Anblick, den das Land darbietet, Alles trägt dazu bei, die Begeisterung im Volke zu erwecken und zu nähren.

*) Aaron Burr war im Jahr 1801 Vice-Präsident der Ver. Staaten, wurde nachher in eine Verschwörung verwickelt und mußte nach Europa flüchten. Er kehrte erst später in sein Vaterland zurück, wo er vor einigen Jahren gestorben ist. Seine Memoiren sind von Davis herausgegeben worden.

**) Der General Alexander Hamilton, einer der größten Staatsmänner Amerika's, wurde (zu Hoboken, bei New-York) im Duell von Burr getödtet.

***) Pale-faces (blasse Gesichter) werden die Weißen von den Indianern genannt.

Mannigfaltiges.

— Leopold von Buch. Die treffliche Charakteristik des Lebens und der Werke des großen Geologen, die der leider viel zu früh verstorbene Professor Friedrich Hoffmann in Berlin hinterlassen, ist sowohl ins Englische als ins Französische übertragen worden, wodurch die Gelehrten sowohl des einen wie des anderen Landes in Stand gesetzt wurden, die Verdienste unseres berühmten Landsmannes um die Naturwissenschaft ihrem ganzen Umfange nach zu würdigen. Das Edinburger New Philosophical Journal hat zuerst eine Englische, und seitdem hat auch die Bibliothèque Universelle de Genève (vom Dezember 1841) eine Französische Uebersetzung der Arbeit Hoffmann's geliefert, die zugleich eine Uebersicht der Fortschritte der geologischen Wissenschaft seit dem Ende des 18ten Jahrhunderts darbietet.

— Uebersetzungen von Uebersetzungen. Wir haben schon zuweilen in diesen Blättern auf solche nicht selten vorkommende Fälle aufmerksam gemacht. Etwas Aehnliches liegt uns jetzt in der medizinischen Literatur vor, nämlich eine von der Buchhandlung J. A. Barth in Leipzig angekündigte Uebersetzung der Ténotomie sousentanée von Philips. Dr. Philips aus Lüttich ist ein Schüler unseres berühmten Landsmanns, des geheimen Medizinalraths, Professor Dieffenbach. Er hat sich als solcher selbst in der Schrift dargestellt, die er über die Chirurgie des Letzteren herausgegeben; insbesondere jedoch hat er das, was er von dem Meister in Berlin an tenotomischen Operationen gelernt, im Auslande, und zwar zuerst in St. Petersburg, alsdann aber in Belgien und Paris, allerdings mit großer Geschicklichkeit geübt und gelehrt. Was ist es nun anderes als die Uebersetzung einer Uebersetzung — obwohl nicht im wörtlichsten Sinne — wenn, nachdem Professor Dieffenbach seine Muskeldurchschneidungs-Theorie dem medizinischen Publikum vollständig dargelegt, die denselben Gegenstand behandelnde Französische Arbeit eines seiner Schüler ins Deutsche zurück übertragen wird! Wir zweifeln, daß eine ähnliche Erscheinung umgekehrt, d. h. die Uebersetzung der Deutschen Arbeit eines Schülers von Dupuytren oder Guerin ins Französische, auch nur möglich sey.

*) Bryant ist Redakteur der „Evening Post".

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumeriert auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Freitag den 4. März 1842.

Belgien.

Gerlache über Karl V.

Je nachdem die Grundsätze, die Stellung, die Interessen der verschiedenen Historiker verschieden sind, gestalten sich Helden und Ereignisse unter ihrer Feder um. Wo ist die Wahrheit zu finden bei den oft so grellen Widersprüchen der einzelnen Darstellungen! Unparteilichkeit ist die erste Forderung, die man an den Historiker stellt; doch eine Unparteilichkeit, die sich bis zur Indifferenz gegen den geschilderten Gegenstand erhebt, ist unmöglich. Der individuelle Standpunkt des Historikers wird stets seinen Schriften eine eigenthümliche Färbung geben, doch dies kann unbeschadet der Wahrheit geschehen, sobald derselbe nicht die Gelegenheit sucht, in den dargestellten Ereignissen nur eine Grundlage für seine eigenen Gefühle, Ansichten und Grundsätze zu gewinnen. Die Geschichte des Königreichs der Niederlande von dem Präsidenten des Cassationshofes in Brüssel, Herrn von Gerlache, von der vor kurzem die zweite Ausgabe erschienen, darf Anspruch darauf machen, unter den vorzüglichsten Werken, in denen diese Verleugnung der persönlichen Neigungen und Lieblings-Ideen herrscht, genannt zu werden. Sie behandelt die funfzehn Jahre, während welcher das Reich der Niederlande bestand, schickt ihnen eine gedrängte Uebersicht der Haupt-Epochen der Entwickelung der Belgischen Kultur voraus und giebt zum Schluß einen Abriß der Geschichte Belgiens seit der Revolution von 1830 bis zur Gegenwart. Wenige Werke, die Geschichte der Belgischen Revolution von Nothomb ausgenommen, haben sich in Belgien eines so glücklichen Erfolges erfreut. In der zweiten Ausgabe hat der Verfasser besonders die Grundzüge der Belgischen Geschichte bis 1814 erweitert, und er behandelt hierin die Zeit Philipp's des Guten, Philipp's II., Ferdinand's und Isabella's, Maria Theresia's und die Revolution von Brabant mit großer Vorliebe. „Bei Besprechung der Revolution im 16ten Jahrhundert", sagt Herr von Gerlache, „hatte ich Karl V., dessen Politik zu so höchst widersprechenden Urtheilen Anlaß gegeben, und die man zum Verständniß der Regierung Philipp's II. und des ganzen 16ten Jahrhunderts wohl durchschauen muß, mit viel zu flüchtigen Zügen gezeichnet." Diesem Mangel ist gegenwärtig glänzend abgeholfen, und wir heben diesen, wie uns scheint, sehr gelungenen Abschnitt hier zur Mittheilung heraus.

„Am 24. Februar 1500 wurden Philipp der Schöne und Johanna zu Gent durch einen Sohn beglückt, den man bei uns Karl von Luxemburg nannte und der später unter dem Namen Karl V. über die ganze Erde bekannt wurde. Karl verlor seinen Vater im Alter von sechs Jahren; er wurde mit funfzehn Jahren mündig gesprochen und empfing hiermit von Maximilian von Oesterreich, seinem Vormunde, die Herrschaft über die Niederlande. Ein Jahr darauf starb sein Großvater mütterlicher Seite, Ferdinand der Katholische, und Karl wurde in Folge des Wahnsinns der Johanna, seiner Mutter, König aller Spanischen Länder, die zum erstenmale unter einem Oberhaupt vereinigt wurden, König von Neapel und Sicilien und bereits Herr eines ansehnlichen Theiles der von Columbus neu entdeckten Welt. Im Jahr 1519 starb Maximilian, und Karl trat die reiche Erbschaft seines Großvaters väterlicher Seite an und wurde noch in demselben Jahre durch die Wahl der Deutschen Fürsten Kaiser von Deutschland. Um dieselbe Zeit triumphirte Cortez über Montezuma, und einige Jahre später entdeckte Pizarro das mächtige Goldland Peru. Durch dieses Zusammentreffen außergewöhnlicher Umstände gestaltete sich das ungeheure Reich Karl's V., von dem man sagte, die Sonne gehe in ihm nicht unter. Und der Geist des Kaisers war der Stellung würdig, die von Gott ihm geworden.

Die Geschichte Karl's V. ist die Geschichte Europa's in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Um ihn gruppiren sich als Verbündete oder als Feinde alle große Männer der Zeit: Soliman II., Franz I., Heinrich VIII., Clemens VII., Luther. Hatte Karl, der die Zügel so vieler Königreiche in den Händen hielt, der sich von so vielen Ereignissen umwogt sah, und dem man so große Fähigkeit einräumt, nun einen entschiedenen Plan in seinen politischen Unternehmungen, oder ließ er sich vom Strome der Ereignisse fortreißen und verfolgte nur selbstische Zwecke? Dies hört man oft fragen, und man ist über diesen Punkt noch durchaus nicht einig. Ich will versuchen, nicht durch spitzfindige Vermuthungen, sondern durch eine einfache Darstellung der Thatsachen zur Aufhellung desselben beizutragen.

Die Philosophen, welche die Reformation als den Beginn der höheren wissenschaftlichen Bildung betrachten, wollen in dem beständigen Feinde des Protestantismus nur einen Despoten sehen, der die freie Entwickelung des menschlichen Geistes aufzuhalten strebte. Die Französischen Schriftsteller zeigen fast alle einen Groll gegen den glücklichen Nebenbuhler Franz I. und den Sieger von Pavia. Meine eigenen Landsleute endlich haben einen der größten Männer, den Belgien hervorgebracht hat, nur sehr schwach vertheidigt. „Karl", sagt Robertson in seiner Geschichte Karl's V., „war von unersättlichem Ehrgeize erfüllt; obgleich die in seiner Zeit allgemein verbreitete Ansicht, er habe das phantastische Projekt gehabt, ganz Europa zu einer Monarchie zu vereinigen, sich durchaus nicht erweisen läßt, so steht doch fest, daß die Begierde, sich als Eroberer auszuzeichnen, ihn allein in die ewigen Kriege stürzte, welche seine Länder aussaugten und ihm nicht Zeit ließen, für die Ausbildung der Künste, der Wissenschaften und der inneren Verwaltung Sorge zu tragen, für die Gegenstände, welche das Hauptziel eines Fürsten sind, der auf das Glück seiner Völker bedacht ist." Die Schrift Robertson's ist nichts als eine fortlaufende Anklage Karl's, in der sich die Leidenschaft tückischer Weise hinter scheinbarer Gründlichkeit und Unbefangenheit verbirgt. Die Autorität Robertson's hat auf den größten Theil der neueren Historiker ihren Einfluß geübt. Chateaubriand in seinen historischen Studien und Dewez in seiner allgemeinen Geschichte Belgiens fällen mit anderen Worten dasselbe Verdammungs-Urtheil.

Um die Politik Karl's zu begreifen, muß man sich zunächst den Zustand Europa's in der Epoche, in der er auftrat, und die damals herrschenden Ideen vergegenwärtigen. Die Osmanische Macht war seit der Eroberung Konstantinopels beständig gewachsen, und sie stand den christlichen Mächten gefahrlich gegenüber. Als Franz I. sich um die Kaiserkrone bewarb, gelobte er, alle Kräfte Frankreichs und Deutschlands zum Kampfe gegen die Ungläubigen zu vereinigen. Doch seine Versprechungen machten auf die Wahlfürsten keinen Eindruck, indem sie mit Recht überzeugt waren, er werde seine Armeen vielmehr gegen Italien und die Niederlande führen. In der That waren Deutschland, Italien und Spanien damals mehrfach höchst gefährdet. Angefeuert durch den doppelten Fanatismus der Verbreitung ihrer Religion und der Eroberung und angeführt durch den größten Mann, der auf ihrem Thron gesessen, standen die Türken auf dem Gipfel ihrer Macht. 1521 bemächtigte sich Soliman Belgrads und der wichtigsten Festungen Ungarns; im folgenden Jahre zwang er die Johanniter-Ritter, Rhodus zu verlassen; 1526 besiegte er die Ungarn in der blutigen Schlacht von Mohacz, in der König Ludwig II. fiel, Karl's Schwager; 1529 belagerte er Wien mit einem Heere von 250,000 Mann; die Belagerung wurde aufgehoben, doch Soliman kehrte bald mit einem noch größeren Heere zurück; Karl eilte mit 120,000 Mann zur Rettung Wiens herbei, und nur mit Mühe gelang es ihm, die Türken zum Rückzuge zu zwingen. Hätte Soliman, der allein eben so viele Truppen zum Kampfe stellen konnte, als die Europäischen Fürsten in Gesammtheit, gesiegt, so wäre vielleicht ganz Europa muhammedanisch geworden. (!) Auch fühlte Soliman sehr wohl, daß Karl V. als das Haupt der Christenheit und als sein alleiniger Gegner zu betrachten war; und während seine Armeen Deutschland bedrohten, zogen seine mächtigen Flotten, die Barbaroßa befehligte, gegen die Küsten von Spanien, Italien und Sicilien und verwüsteten Städte und Felder.

Mitten unter diesen Verwirrungen hatte in Deutschland die Reformation begonnen; sie fand zahlreiche Anhänger unter den Reichsfürsten, dem Volke und der Geistlichkeit, und diese große Umwälzung, deren ganze Bedeutung man zu ahnen anfing, griff in den Gang der politischen Ereignisse eben so störend ein, wie in den der religiösen. Wir betrachten zunächst die Mittel, mit welchen Karl V. der wachsenden Macht der Osmanen entgegenwirkte. Im Jahre 1530 gab er den Johannitern Malta und stellte so eine der wirksamsten Schutzwehren der Christen gegen die Ungläubigen wieder her. Zwei Jahre später versammelte er ein mächtiges Heer, welches halb aus Katholiken, halb aus Protestanten bestand, die vereint gegen den gemeinsamen Feind vor Wien zogen. 1534 erwirbt er Tunis und bricht die Fesseln von 22,000 christlichen Sklaven. 1541 belagert er Algier; seine Flotte und ein großer Theil seiner Armee werden durch einen furchtbaren Sturm zerstört; gleichwohl thut er Alles, was in seinen Kräften steht, um die Christenheit vor Seeräuberei zu schützen. Seine Diplomatie bleibt mit seinen Handlungen vollkommen im Einklang.

In fast allen Verträgen mit Franz I. berücksichtigt Karl die Interessen der Religion. Er will, daß Franz der Verbindung mit den Ungläubigen und mit den Ketzern entsage. Unerschütterlich in dem steten Wechsel glücklicher und unglücklicher Ereignisse, behält er Ein Ziel im Auge: die Erhaltung des Katholizismus. Ich leugne nicht, daß hierbei politische Interessen mit einwirkten. Karl war Kaiser, und es galt, die Verbindung der verschiedenen Staaten

aufrecht zu erhalten, die durch den religiosen Zwiespalt aus einander fielen. Gleichwohl behandelte er Luther anfänglich mit vieler Milde; nicht, weil er, wie Robertson sagt, sich der Reformation anschließen wollte, sondern weil er eine Lehre kennen zu lernen wünschte, die nichts als die Mißbräuche wegzuräumen sich rühmte. Die Unentschiedenheit, die ihm von beiden religiösen Parteien vorgeworfen wird, beweiß nur, daß er die Unversöhnlichen zu versöhnen bestrebt war. Was konnte ihm bei solch einer Verwickelung die Politik, was der gesunde Sinn rathen? Mit seinen Nachbarn in Frieden zu bleiben, um die entfernteren mächtigen Feinde zu bekämpfen. Diejenigen, welche Karl vorwerfen, er habe vierzig Jahre lang Europa's Frieden gestört, scheinen nicht zu wissen, was er gethan, um den Krieg mit Frankreich zu vermeiden. Sein Unglück war, daß die Interessen Frankreichs den seinen stets entgegen waren und er doch um jeden Preis mit Frankreich hätte in Frieden bleiben wollen. Wilhelm von Croy, sein Erzieher, ein gewandter Staatsmann, hatte ihm vorzüglich eingeschärft, er solle mit dieser kriegerischen Nation in Frieden zu bleiben suchen. Diese Lehre befolgte er. Einer der ersten seiner Akte war eine Gesandtschaft an Franz I., die ihm einen Friedens- und Bundes-Vertrag vorschlagen mußte, der 1516 zu Noyon abgeschlossen wurde. Doch das Uebergewicht, welches Karl durch die Erlangung der Kaiserkrone erhielt, erregte die Eifersucht des Französischen Königs. Voll von Ehrgeiz, ruhmgierig, stolz auf den Sieg von Marignano, die Jugend seines Gegners verachtend, suchte er Streit und ließ Karl zunächst durch den Grafen von Lamarck, Herzog von Bouillon und Herrn von Sedan, reizen, indem dieser die Gränzen von Luxemburg verwüsten mußte; Karl gab dem Grafen von Nassau Befehl, den Uebermuth des Herrn von Lamarck zu züchtigen: dieser verheerte das unglückliche Herzogthum Bouillon; hierauf brach der Krieg in Mailand aus; die Kaiserliche Armee trug den berühmten Sieg bei Pavia davon, der den Vertrag zu Madrid veranlaßte, welchen Franz unterzeichnete, um das Gefängniß zu verlassen und um ihn alsbald zu brechen.

Er bildete mit den Venetianern und Clemens VII. einen Bund gegen den Kaiser. Von dieser Zeit an bis zum Ende seines Lebens hatte Karl, wenige kurze Zwischenzeiten ausgenommen, beständig zu kämpfen, entweder gegen die Protestanten, die Türken und Franzosen nach einander oder gegen alle zugleich: und überall, wo er Türken und Protestanten traf, traf er auch die Armeen Frankreichs oder die Intriguen der Französischen Diplomatie. Franz I. war ein Freund all' seiner Feinde. Die Deutschen protestantischen Fürsten hatten 1531 einen Bund zu Schmalkalden gebildet, angeblich, um ihre Unabhängigkeit gegen den Kaiser zu vertheidigen, in der That, um sich von allen Verpflichtungen gegen den loszusagen, der in seinem Krönungseide die katholische Religion zu wahren und gegen alle Feinde zu vertheidigen hatte schwören müssen. Franz ließ sie wissen, er sey bereit, sie zu unterstützen, obgleich er formell versprochen hatte, es nicht zu thun. Franz schloß einen Bund mit Soliman, und 1535 sah man die Türkischen Gesandten in Paris. Dieser monströse Bund trug bald seine Früchte. „Paul III.", sagt Michaud in seiner Geschichte der Kreuzzüge, „suchte Karl V. und Franz I. zu versöhnen: er ermahnte vorzüglich Franz, seinen Bund mit Soliman zu brechen; er stellte ihm vor, daß der Sultan Anstalten treffe, Italien mit seinen Truppen zu überschwemmen; er drängte ihn, sich mit den übrigen christlichen Fürsten gegen den gemeinsamen Feind der Christenheit zu vereinen. Franz kannte die Plane Soliman's sehr wohl, doch da er nur seinen Haß gegen Karl fühlte, so unterstützte er sie: er schickte Jean Joreslier an ihn, mit dem Auftrage, ihn zu einem Einfall ins Königreich Neapel zu bewegen, indem Franz selbst zu gleicher Zeit die Lombardei angreifen wolle. Soliman kam diesem Wunsche nach, und bei seinen Truppen befanden sich Raynaldy und Jean Joreslier, der Französische Gesandte, selbst. Herreras in der allgemeinen Geschichte Spaniens Th. IX. p. 247 geht in der Darstellung des Bündnisses zwischen Franz und Soliman noch weiter. „Der König von Frankreich", sagt er, „hatte sich mit dem Türken verbündet, er drang in den Sultan, seine Flotte unter dem Oberbefehl Barbaroßa's nach Italien zu senden und vorzüglich die Staaten des Kaisers anzugreifen, wo möglich auch die Küsten von Spanien zu beunruhigen. Hierauf rüstete Soliman eine mächtige Flotte und sandte sie unter Barbaroßa nach Frankreich, der den ausdrücklichen Befehl bekam, Franz I. in Allem zu gehorchen. Barbaroßa reiste am 23. April 1543 von Konstantinopel ab und eilte mit 130 Galeeren nach Kalabrien, schiffte seine Truppen aus und nahm Rogozio. Obgleich der größere Theil der Einwohner bei der Nachricht von seiner Ankunft geflohen war, verübte er zahlreiche Grausamkeiten, machte alle Gefangenen zu Sklaven, plünderte die Stadt und steckte sie in Brand. In Messina und an mehreren Orten der Küste Kalabriens bis zum Hafen von Ostia verübte er ähnliche Gräuel: hierauf wandte er sich nach der Provence, um die Befehle des Königs zu empfangen."

Durch diese und ähnliche Expeditionen bestrebte sich Franz, Europa zu retten, denn dies, versichert Herr Dewez, war seine Absicht. Sobald die Muhammedaner jedoch das erstemal mit ihren unzählbaren Schaaren in Europa erschienen und sich rühmten, berufen zu seyn, mit dem Schwerdt und dem Koran die Welt zu bessern, erstarrte die Christenheit vor Schrecken. Karl schätzte sich überglücklich, als es ihm gelungen war, Soliman zu zwingen, die Belagerung von Wien aufzuheben und ohne Kampf sich zurückzuziehen. Der Bund mit den Muhammedanern, über den die Französischen Geschichtschreiber so leicht hinspielen, war ein Verbrechen an der Menschheit, ein Verbrechen an der Religion, ein Verbrechen am Völkerrecht, das ganz Europa mißbilligte, vor dem Franz erröthete und das er deshalb bei jedem neuen Vertrage leugnete. „Die Nachkommen des heiligen Ludwig", sagt Herr von Bonald, „waren Waffenträger der Enkel Muhammed's. Seit Franz I., die Interessen seines Landes ganz vergessend, Kaiser von Deutschland werden wollte, gestaltete sich die Französische Politik vollkommen um, und es war Alles, selbst die Ehre verloren. Dies war die Politik der Rache, welche mit der Politik der Liebe seine ganze Herrschaft hindurch die Urheberin fast aller seiner Thaten war." „Franz I.", sagt Leti, „schloß alle Verträge mit christlichen Fürsten, vorzüglich mit Karl V., nur mit der Absicht, sie zu brechen. Mit Soliman allein verfuhr er ehrlich. In Folge seiner Verbindung mit ihm, berief er die Türken dreimal nach Italien, forderte sie oft auf, in Ungarn einzudringen, und hatte seine Freude daran, zu sehen, wie sie Kirchen und Klöster zerstörten. Er unterstützte die Lutheraner durch Truppen und Geld. Mit einem Worte, er war die Haupt-Ursache der raschen Entwickelung des Protestantismus in Deutschland, des Sturzes der Römischen Kirche in England und des Aufkommens der Kalvinisten in Frankreich, und zu allem diesen trieb ihn die Rachsucht gegen Karl."

Es wäre leicht, hier der Zeugnisse noch mehr aufzuführen, doch ich glaube hinreichend dargethan zu haben, daß man die Politik Karl's V. verkannt hat, indem man sie nach den Ideen unseres Jahrhunderts maß. Um der Macht der Osmanen hinreichend stark entgegenzutreten, mußte Karl die Parteien unterdrücken, die den Frieden des Reiches untergruben: und das war der stete Bestimmungsgrund seiner Handlungen. Diesem Streben widmete er sein Leben; er erlag unter der Last, weil er nicht blos Türken und Protestanten zu bekampfen hatte, sondern auch katholische Fürsten, die zu eifersüchtig auf seine Macht waren, um das System seiner Regierung zu begreifen, welches das Wohl der gesammten Christenheit zum Ziele hatte. Man nimmt gewöhnlich an, daß Karl nach der Schlacht von Pavia im Siegesrausche nur eifrig darauf bedacht war, Eroberungen in Frankreich zu machen. Doch diese Behauptung wird theils durch seine Handlungsweise, theils durch seine eigenen Worte widerlegt. Folgendes schreibt er an Lannoy nach Empfang der Siegesnachricht: „Da Sie mir den König von Frankreich gefangen haben, den ich wohl zu verwahren bitte, kann ich mich frei gegen die Ungläubigen wenden. Ich habe es stets gewünscht. Helfen Sie mir meine Angelegenheiten ordnen, damit ich Gott und der Christenheit diene, eh ich zu alt dazu werde."

Daß Karl V. seine Macht zu vergrößern strebte, daß er von großem Ehrgeiz erfüllt war, wollen wir nicht leugnen, doch der Ehrgeiz des Genies ist nur ein Bewußtseyn seiner Kraft; er hatte große Zwecke, und stets voll kräftigen Vertrauens auf die Sache, für die er stritt, hielt er, siegend oder besiegt, fest an ihr; er hatte jene Kraft des Willens, welche die Mutter großer Männer und großer Thaten ist: er hat nie, wie Franz I., einen Krieg unternommen, um ihn alsbald wieder aufzugeben; nie seine Staatsgeschäfte dem Vergnügen geopfert oder die Leitung derselben seinen Günstlingen und Maitressen überlassen; stets mit sich einig, schreitet er unaufhaltsam seinem Ziele zu; Menschen können seine Plane kreuzen, Elemente und Krankheiten seine Soldaten aufreiben, er wankt nicht und findet neue Mittel, die alten Ideen zu verfolgen. Nachdem er seine Armeen lange seinen Generalen anvertraut hatte, stellt er sich an ihre Spitze, und die Generale staunen über sein Feldherrntalent. Meist ruhig und nachdenkend, war er im Augenblick der Gefahr kühn und erfinderisch: er zeigte sich kraftvoll, gewandt, war stets der Erste im Feuer: auf seinen langen beschwerlichen Märschen stets an der Spitze des Heeres, theilte er Entbehrungen, Anstrengungen und Gefahren mit demselben, weil er wußte, wie sehr die Gegenwart des Feldherrn den Muth des Soldaten anfeuert. Er beherrschte Alle, die ihn umgaben, und was für Männer dienten ihm! Gattinara und die beiden Granvella's saßen in seinem Rathe: Lannoy, Pescara, der Herzog von Alba, der Connetable von Bourbon führten seine Armeen und Doria seine Flotten. Es ist bekannt, daß er den Connetable und den Admiral Franz entzog, der seine besten Generale den Intriguen seiner Mutter und seiner Höflinge opferte.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Französische Zeitungs-Annoncen zur Zeit der Revolution.

Privat-Anzeigen in politische Zeitungen aufzunehmen, war zuerst in England Sitte; in Frankreich schreibt sich die große Ausdehnung, zu der dieser Gebrauch gediehen ist, erst seit etwa zehn Jahren her. Die älteren Zeitungen schlossen die Anzeigen nicht aus, doch sie hatten so viel des Bedeutenderen für ihre Spalten, daß sie denselben nur einen sehr geringen Raum zuweisen konnten. Gleichwohl ist es nicht uninteressant, ihre erste Entwickelung zu verfolgen, zumal, wenn sich dieselbe an eine so großartige Krise des sozialen Lebens anlehnt, wie sie am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts stattgefunden. Sie gewährt einzelne Lichtblicke in den Privatverkehr der Nation; und wenn ein Archäologe in Entzücken ausbrach, als er in den Straßen von Pompeji die Ankündigung eines Gladiatorenkampfes fand, zu dem die Bürger am Tage des Unterganges der Stadt eingeladen wurden, wie sollten wir nicht nach einem halben Jahrhundert mit dem größten Interesse einen Anschlag-Zettel lesen, der wie durch ein Wunder erhalten ist und den Republikanern von 1793 eine neue Schrift aus Marat's blutiger Feder anzeigt, oder eine Nummer der Sentinelle du Peuple, die der Girondist Louvet an die Straßenecken anheften ließ?

Vor 1789 trat die Privat-Anzeige in den Journalen höchst schüchtern und bescheiden auf, sie fand nur Raum auf dem blauen Umschlage des „Merkur" oder auf der letzten Seite der „Gazette de France" und des „Journal de Paris." Ein Journalprospektus suchte den Leser zwar günstig zu stimmen, doch er trat nicht mit so überschwenglichen Ansprüchen auf, wie dies jetzt geschieht, wo das erste Blatt jedes neuen Journals eine Umschreibung der alten pomphaften Phrase ist: Die geistreichsten Männer unserer Zeit stimmen darin

überein, daß der Mangel eines Journals sich längst auf das nachtheiligste fühlbar gemacht, wir haben uns daher entschlossen u. s. w. Als Beispiel eines Prospekts aus jenen Tagen geben wir den des „Merkurs", dieses alten berühmten Wochenblattes für Poesie, Literatur und Philosophie, in welchem er nach der Sitzung der National-Versammlung in der Nacht des 4. August seine treuen Leser einfach von der Veränderung in Kenntniß setzt, die dem Blatte bevorsteht: „Eine neue Ordnung der Dinge", sagt er in einer Erklärung, die der Nummer vom 8. August 1789 vorgedruckt ist, „nöthigt uns zu einer Umgestaltung, von der wir das Publikum benachrichtigen müssen. Unser Journal ist von heute an keiner Censur mehr unterworfen, wir hoffen, daß es dadurch einen neuen Aufschwung in der Unterhaltungs-Lektüre und in seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit erlangen wird. Indem nun Jeder sein eigener Censor ist, ist für jeden Artikel entweder der unterzeichnete Verfaßer oder, wenn er anonym ist, Herr Imbert, der Redacteur des Journals, verantwortlich. Die gegenwärtigen Umstände schreiben uns noch eine zweite Veränderung vor; bei dem vorwiegenden politischen Interesse unserer Tage halten wir es für nöthig, den politischen Theil des Journals um einen, bisweilen um anderthalb und selbst um zwei Bogen zu erweitern, die wir dem literarischen Theile entziehen. Herr Mallet du Pan ist alleiniger Redacteur der politischen Artikel, Herr Framery der Artikel über die Oper und das Theater Monsieur's, des Bruders des Königs; Herr von Charnois der Artikel über das Französische und Italiänische Lustspiel."

Kurze Zeit darauf fühlte der „Merkur", welcher nicht mehr die unbestrittene Oberhoheit über die Französischen Journale hatte, die Nothwendigkeit, sich seinen Nebenbuhlern gegenüber, welche durch die Freiheit der Presse schnell aufgetaucht waren, durch neue bedeutende Namen mehr Geltung zu verschaffen, er gewann Marmontel, Laharpe und Chamfort, alle drei Mitglieder der Akademie. Mir fällt ein Blatt von 1790 in die Hände, dasselbe führt folgenden Titel: „Sonnabend, den 20. November 1790. Französischer „Merkur", in seinem literarischen Theil verfaßt und redigirt von den Herren Marmontel, de Laharpe und Chamfort, Mitgliedern der Akademie, und von den Herren Framery und Perquin; in seinem historischen und politischen Theil von Herrn Mallet du Pan, Bürger von Genf. Alle Bücher sind an Herrn von Laharpe zu adressiren, alle poetische Artikel an Herrn Perquin, alle musikalische und die vermischten Anzeigen an Herrn Framery." Mit welchem Muthe Mallet du Pan, Rousseau's Landsmann, den Kampf unterhielt, ist bekannt. Er vertheidigte sich gegen alle Angriffe, selbst gegen die Barnave's, durch einfache Erklärungen, die er an die Spitze der politischen Artikel des „Merkur" stellte. „In einer Republik geboren", sagte er am 20. Januar 1790, „zwanzig Jahre lang Augenzeuge all' der Leidenschaften, des politischen Fanatismus, des Parteigeistes, der dem Aufschwunge der Freiheit entgegentritt, habe ich wenigstens vor nutzlosem Systematisiren mich zu bewahren und über den Gewaltthätigkeiten, Ungerechtigkeiten und Vorurtheilen der Revolution zu stehen gelernt, die ihr jedoch nothwendig sind, wie die wohlthuende Sonne des Frühlings verderbliche Insekten ausbrütet. Ein Republikaner von vierzig Jahren ist besonnen und läßt sich zu keinem Antheil an Verbrechen fortreißen."

In einer der nächstfolgenden Nummern des „Merkur" findet sich ein Gedicht der jungen Herzogin von Bouillon an ihren Gemahl, als er nach seiner Krankheit wieder hergestellt war. Hierzu machte die Redaction folgende Bemerkung: Diese Verse sind nett, die Idee ist gut, das Gedicht zeigt von nicht üblem Geschmack; diese Rücksichten, so wie das Alter und Geschlecht des Dichters, haben uns bestimmt, ihm die Aufnahme nicht zu versagen, obgleich es an einen Fürsten gerichtet ist.

Mitten unter die Ausbrüche des politischen Sturmes mischen sich harmlose Annoncen, etwa in folgender Weise: „Madame Bouquin hat so eben eine weiße Schminke zur Erhaltung und Verschönerung des Teints erfunden und empfiehlt sie den Damen. Dieselbe fertigt seit zehn Jahren unausgesetzt die feinsten rothen Schminken, die sie den schärfsten Untersuchungen unterwirft, und mit denen sie die vorzüglichsten Schauspieler und Schauspielerinnen der großen Theater zu Paris und in der Provinz versieht."

Nach dem 10. August wurde der „Merkur" mit einer Menge anderer Journale durch die Kommune von Paris verboten, welche nicht allein die Verhaftung der Redacteure dekretirte, indem sie ihr Verbrechen als Vergiftung der öffentlichen Meinung angab, sondern selbst die Pressen, Lettern und anderen Werkzeuge, die zum Druck dieser Journale gedient hatten, unter die patriotischen Buchdrucker vertheilen ließ. Unter diesen geächteten Blättern befand sich die „Gazette de Paris" von Durosol, das „Tagesblatt", dessen Redacteur später wie Durosol verurtheilt und guillotinirt wurde, der „Zuschauer von Charnois", der vom „Merkur" zurückgetreten war; das „Journal von Paris", die „Allgemeine Zeitung", welche 14,000 Abonnenten hatte, der „Königsfreund" und andere. Einige von ihnen tauchten bald darauf mit verändertem Titel unter veränderter Tendenz wieder auf. Das „Neue Tagesblatt" setzte an die Spitze der ersten Nummer: „Bürger, willst Du Dein Abonnement erneuern? Der alte Redacteur ist um einen Kopf kürzer gemacht (raccourci)."

Der Mercure de France wurde zum „Mercure Français, ein Blatt für Geschichte, Politik und Literatur", dessen Redaction fortan Laharpe allein besorgte und das in dieser Gestalt bis zum 1. Germinal im Jahre II. (22. März 1794) fortbestand. Es zeichnete sich unter Laharpe's Redaction vorzüglich durch die Lobeserhebungen aus, mit denen derselbe sich selbst sowohl als seine Mitarbeiter dem Publikum empfahl.

Zur Zeit der Schreckensherrschaft waren die Annoncen selten, man findet wenige im „Merkur" zerstreut, die größtentheils der Lobpreisung revolutionairer Celebritäten gewidmet waren. In derselben Nummer, in der die traurigen Debatten des Prozesses der Marie Antoinette berichtet werden, lesen wir die Anzeige, daß das Bildniß Jean Paul Marat's so eben in der Sammlung von Bildnissen großer Männer erschienen sey.

Nach dem 9. Thermidor nahm der „Merkur", um seinen revolutionairen Kreislauf zu vollenden, seine alte literarische Stellung völlig wieder an, so daß er sich nicht mehr der Politik unterordnete. Seine Herausgeber beeilten sich, anzuzeigen, daß die literarischen Artikel den ganzen Raum wieder anfüllen würden, den sie vor der „Herrschaft der Barbarei und des Vandalismus" besessen, ein Ausdruck, der seit dem Sturze Robespierre's zur Bezeichnung seiner blutigen Regierung fast sprüchwörtlich geworden war.

Das innere Gähren und Ringen, in dem ganz Frankreich in jenen Tagen hin und her wogte, ist aus der politischen Geschichte der Revolution zu bekannt, als daß wir hier Schilderungen desselben aus den Journalen auszuheben brauchten. Bezeichnend ist, daß unmittelbar auf die Listen der Verurtheilten die Theater-Anzeigen folgten, wie auch in Wirklichkeit um 6 Uhr, wenn gewöhnlich die letzten Köpfe fielen, sich die Theater öffneten. Am 6. Pluviose des Jahres II. (den 25. Januar 1794) fanden auf Anordnung des Konventes in mehreren Theatern zur Jahresfeier des 21. Januars unentgeltliche Vorstellungen statt. Uebrigens waren die Schauspiel-Direktoren so wie die Schauspieler selbst bei Ausübung ihrer Kunst nicht außer Gefahr. Die revolutionairen Journale brachten unter Anderem folgende Notiz:

„Nicolet, der Direktor des Theaters de la Gaité, und einer seiner Acteure sind verhaftet worden, der Letztere, weil er obscöne Stücke gespielt, der Erstere, weil er dies gestattet hat." Ihr Verbrechen war, daß sie sich einige Anspielungen auf die Lächerlichkeiten gewisser Freunde Duchêne's erlaubt hatten, der damals noch in vollem Ansehen stand. Der „Moniteur" war kein offizielles Journal; es gab damals überhaupt keine offiziellen Blätter. Die Journalisten waren bei ihrer Polemik in gleich großer Gefahr, wie die Staatsmänner selbst, und es sind, um nur berühmte Namen zu citiren, Duroſoi, Roucher, André Chénier unter den Royalisten, Gorsas, den seine politische Partei, die Gironde, den ersten Märtyrer der Republik nannte, Girey-Dupré, Camille Desmoulins und Philippaux hiervon traurige Belege. Zu derselben Zeit brachte der Cirkus Franconi's die komische Scene, die so populär geworden: „Wie der Schneider Nognolet zu Pferde steigen will", sie soll eine Satire auf Robespierre gewesen seyn, der es bedauerte, nicht reiten zu können, und noch in späteren Jahren Reitstunden nahm, jedoch nach mehreren vergeblichen Versuchen, das Pferd zu besteigen, davon abstehen mußte. Auch erschien damals eine Zeichnung, die später lithographirt wurde, und die den Henker Sanson darstellte, wie er von Köpfen rings umgeben dasteht und, weil er Niemand mehr köpfen kann, aus Langerweile sich selbst guillotinirt. Während der National-Versammlung traten satirische Lieder und Vaudevilles von allen Seiten hervor; man verkaufte Pamphlete an der Thür des Sitzungssaales; Epigramme gingen von Hand zu Hand, und alles dies trug durchaus nicht den blutigen Charakter der Schreckenszeit an sich.

Wenn die Revolution daher nach der Prophezeiung Vergniaud's wie Saturn die eigenen Kinder verschlang, wenn die Götter nach Blute durſteten, so hatte der alle scherzende und spottende Geist der Gallier die Franzosen der Revolution doch nicht ganz verlassen. (F. F.)

Tscherkessien.

Beschäftigungen und Zeitvertreib der Tscherkessen.

Von einem Tscherkessischen Fürsten.*)

Der Tscherkesse, dessen Beschäftigungen auf lauter Gegenstände, die zu seiner einfachen Lebensweise nothwendig, beschränkt sind, bringt seine meiste Zeit müßig zu, oder mit Zeitvertreiben, die der Müßiggang erfunden hat. Die höheren Stände erachten es unter ihrer Würde, sich auf Wissenschaften zu legen, verabscheuen aber daneben eine weichliche Ruhe in ihren Wohnungen, daher sie die meiste Zeit zu Pferde und auf Streifzügen zubringen.

Frühling und Herbst sind für sie die rechten Jahreszeiten der Streifereien. Alsdann zieht jeder kleine Fürst mit einem Trupp junger Edelleute ins Feld, wie sie es nennen, und wählt einen geeigneten Ort, wo man für die ganze Saison des Beutemachens sich Hütten baut. Die jüngeren Leute und die Waffenknechte reiten zur Nachtzeit in den Dörfern herum und stehlen Vieh von jeder Sorte, was jedoch, wenn die Gelegenheit günstig ist, auch bei Tage geschieht. Unterdeß ziehen die besten Kämpfer nach den Gebieten entfernter Stämme, wo sie ganze Heerden Rosse wegtreiben und auch Menschen rauben. Sie kehren mit der Beute zu ihren Kameraden zurück, die, auf Unkosten der benachbarten Dörfer die ganze Nacht schmausend und zechend, mit Ungeduld ihrer warten. Sodann schickt der Anführer der Bande einen Theil seiner Leute zu einem befreundeten Fürsten, der sie freigebig beschenkt. Nicht selten reitet der Fürst selbst zu seinem ebenbürtigen Freunde und nimmt die Gaben, die bei solcher Gelegenheit aus Gefangenen oder geraubten Pferdeheerden zu bestehen pflegen, persönlich in Empfang. Ist eine solche Raubjagd glücklich, so füllen Triumphlieder und Freudengeschrei fast ohne Pausen die Lüfte, und das ferne Echo der Wälder giebt die Jubeltöne zurück.

Kommt endlich die Zeit des Aufbruchs nach den heimischen Auen, so ver-

*) Der Verfasser dieses und einiger anderen, die Tscherkessen betreffenden Artikel, die wir dem Russkij Wjestnik entlehnen, ist wirklich ein Tscherkesse aus vornehmer Familie (Fürst C. G.), der sich in Rußland Europäische Bildung erworben, ohne darum seinem Glauben und der Lebensweise seiner Väter zu entsagen.

tauscht man die Gefangenen und die erbeuteten Pferde gegen Waaren, und alsdann beginnt die Theilung, zu welchem Geschäfte Leute gewählt werden, auf deren Parteilosigkeit man bauen kann. Die Ehrfurcht vor dem Alter geht bei dieser Theilung so weit, daß ein bloßer Koch den ihm anstehenden Theil der Beute eher auswählen darf, als der Fürst, sobald jener mehr Jahre zählt. Uebrigens erhalten der Fürst und einige andere Personen noch ein Benefiz, das von der Theilung unabhängig ist. Den Köchen überläßt man die Felle der Hammel und Ochsen, welche während der Raub-Saison aufgezehrt worden sind.

Im Sommer und Winter bleiben die Kämpen daheim, füttern ihre Lieblings-Rosse und machen sich neue Waffen oder bessern die alten aus und poliren sie, bis die Zeit ihrer Freibeutereien, bei denen sie eben so sehr nach Ruhm als nach Beute geizen, wiederkehrt.

Was ich hier gesagt, bezieht sich jedoch mehr auf die Vergangenheit, als auf die Gegenwart. Seitdem die Tscherkessen beständig von äußeren Feinden beunruhigt werden, sind ihre muthwilligen Streifzüge nur noch Ausnahmen von der Regel, und besonders hat der große Durst nach Ruhm bei solchen Unternehmungen gar sehr nachgelassen.

Was den gemeinen Stand, die Ackerbauer, betrifft, so beschäftigen sich diese in den Monaten zwischen Frühlings-Saat und Heuärndte mit Anfertigung ihrer Aroba's (Bauernwagen mit zwei hohen Rädern) und anderer Werkzeuge für Haus und Feld. Viele Bauern schließen sich den Streifzügen der Ritter an oder vagabundiren auf eigene Faust, um da oder dort etwas zu erschnappen. Andere sitzen müßig daheim und sehen mit Schrecken der Aerndte, das heißt, der Zeit ihrer Plackerei, entgegen. Ist die Aerndte vorüber, so ergeben sie sich wieder dem Müßiggang, der aufs neue die Lust, fremdes Eigenthum zu stehlen oder zu rauben, in ihnen weckt. Tief im Winter holen sie sich in Schlitten Holz für das ganze Jahr und sehen dann und wann einmal nach ihrem Hausvieh.

In Tscherkessien, wie allerwärts, sind die Bewohner kärglich bedachter Gegenden arbeitsamer als die Bewohner fruchtbarer und schöner Hochebenen und wissen wenig von den unnützen Feier-Monaten, wie die eigentliche Sommerzeit bei den Letzteren heißt. Dieser Ausdruck zeugt schon für die Neigung zum Faullenzen, die so viele Uebel in ihrem Gefolge hat.

Das weibliche Geschlecht von hohem Stande beschäftigt sich immer mit Handarbeiten. Die Pflichten einer Tscherkessin sind schwer: sie näht ihrem Manne seinen ganzen Anzug, von Kopf bis zu Füßen, und außerdem ruht auf ihr allein die Last der Haushaltung. Wenn alle Speisen zubereitet sind und angerichtet werden sollen, begiebt sich jede Hausfrau, wie vornehm auch ihr Stand sey, nach der Küche und überzeugt sich, ob Alles reinlich und ordentlich hergegangen ist. Nach der Mahlzeit erstattet man ihr Bericht darüber, ob der Herr Gemahl und die Gäste zufrieden gewesen.

Da die Töchter bei den Beschäftigungen ihrer Mütter täglich zugegen sind und selber Theil daran nehmen, so gewöhnen sie sich bei Zeiten an die schweren Pflichten, die der Beruf einer Tscherkessischen Frau mit sich führt. Das Weib eines Bauern hat es noch schlimmer; diese muß ihrem Manne bei allen Feldarbeiten hülfreiche Hand leisten. Mit einem Worte: die Emsigkeit der Tscherkessischen Frauen macht Alles wieder gut, was der Müßiggang ihrer Männer verdirbt, und sie bringen ihr ganzes Leben mit Arbeiten zu, solche Stündchen ausgenommen, in denen sie einander besuchen und zusammen plaudern oder die Leute verlästern können. Neugier und Mevisance sind auch im Kaukasus Erbstücke des schönen Geschlechtes.

Mannigfaltiges.

— Neueste Nachrichten über die Deutsche Literatur. Herr Philarète Chasles spricht im Feuilleton des Journal des Débats vom 24. Februar der Deutschen Literatur alle Realität ab. Bei Gelegenheit einer Anekdote über Napoleon's Ankunft aus Moskau in Dresden im Winter des Jahres 1812, die Herr Chasles nach einer sehr anziehenden, aber unstreitig mehr poetischen als geschichtlichen Darstellung des Herrn Friedrich Förster *) mittheilt, läßt sich der Uebersetzer in einer weitschichtigen Einleitung über die Deutsche Literatur aus, deren Geschichte er ab ovo erzählt, ganz so als ob bisher noch kein Mensch in Frankreich und besonders noch kein Leser des Journal des Débats je etwas von einer solchen Literatur gehört hätte! Man denke sich, wir hätten hier die Absicht, von Herrn Philarète Chasles neuesten „Vorlesungen über die Literaturen des Nordens" zu sprechen, und fingen damit an, nicht bloß die Geschichte der Sorbonne, sondern die aller Französischen Wissenschaft, von den Benediktinern des Port Royal an bis auf die neueste Zeit, zu erzählen! Herr Chasles giebt zwar seinem Artikel auch Wolfgang Menzel's „Deutsche Literatur" als Ueberschrift, aber da in dem Artikel selbst weder von Menzel noch von seinem Buche die Rede ist, so hat er das letztere, dessen Jahreszahl beim Titel absichtlich nicht angegeben ist, augenscheinlich nur genannt, um eine gute Gelegenheit zu haben, ganz neue Nachrichten über die Deutsche Literatur zu geben. Der letzteren fehlt es also an aller „Realität". Und zum Beweise führt Hr. Chasles an, daß Deutschland den zwar mittelmäßigen und erfindungsarmen, aber doch wahrheitstreuen und aus dem Leben gegriffenen Schilderungen einer Misters Inchbald, einer Frau von Riccoboni und Frau von Tencin nichts an die Seite zu stellen habe! Der gute Herr Chasles hat sich, wie es scheint, von Madame Henriette Hauke geb. Arndt, von Madame Karoline Pichler, von Madame Jaunp Tarnow und vielen anderen, unseren schönen Leserinnen wohlbekannten Namen dieser Art niemals etwas träumen lassen! Er nennt zwar unsere Roman-Schriftsteller Trommlitz, van der Velde, Hauff und Spindler, aber augenscheinlich hat er nur über die beiden Letzten einige dunkele Kunde, sonst würde er sie wohl nicht Alle zusammen in das Reich des Phantastischen bannen, „wo Schafe wie Menschen, Menschen wie Wolken und Wolken wie Bäume erscheinen." Schillers dramatische Personen, sagt Herr Chasles, strotzten „von Fichte'scher Philosophie und von ästhetischen Studien", und auch diejenigen seiner Dramen, die sich im gewöhnlichen bürgerlichen Leben bewegten, wie „Kabale und Liebe" und „die Räuber", seyen doch darum von der Wirklichkeit nicht weniger entfernt, indem die Personen dieser Stücke eine Sprache redeten oder mit einemmale vom Dichter einen Schwung bekämen, wie Beides mit der Natur derselben ganz unverträglich sey. Herr Chasles beweist jedoch bei dieser Gelegenheit, daß er z. B. die „Räuber" gar nicht kenne, denn er nennt dieses Stück „les Voleurs" und meint, der Französische Uebersetzer desselben habe geglaubt, ihm eine höhere Stellung zu geben, indem er den Titel desselben fälschlich durch les Brigands wiedergegeben!

*) Deutsche Pandora. Stuttgart, 1841.

Bibliographie. *)

Frankreich.

J. F. Champollion le jeune Dictionnaire égyptien en écriture hieroglyphique, publié d'après les manuscrits autographes, par Champollion Figeac. Livr. 1. Texte. Paris. 25 fr. — Eine Grammaire égyptienne erschien früher.

J. P. Gama Esquisse hist. du service de santé militaire en général, et spécialement du service chirurgical depuis l'établissement des hôpitaux militaires en France. 8. Paris. 8 fr.

Girault de Prangey Essai sur l'architecture des Arabes et des Maures en Espagne, en Sicile et en Barbarie. Mit 25 Kupfert. 8. Paris.

E. Garcin Nour, dictionnaire provençal-français. 2 vol. 8. Draguignan.

C. Fourier Oeuvres complètes. Tome 5. Théorie de l'unité universelle. Vol. 4. 2. édit. 8. Paris. — Eine gründliche Würdigung des Systems von Fourier und eine Zusammenstellung der betreffenden Literatur findet sich in: L. Reybaud Etudes sur les réformateurs contemporains St.-Simon, C. Fourier et R. Owen (2. édit. augmentée d'une bibliographie raisonnée. Par. 1841. 8.), einer von der Pariser Akademie gekrönten Schrift.

C. Duval Souvenirs de la terreur, de 1788 à 1793; précédés d'une introduction historique, par C. Nodier. Tome 4. 8. Paris. 7 fr. 50 c. — Die Introduction von Nodier ist noch nicht erschienen.

Extraits du roman d'Antar (Arabischer Text). 12½ Bog. 8. Paris, Didot. — Obgleich Auszüge, sind dieselben dennoch das Vollständigste, was bisher von dem Arabischen Text dieses so berühmten Romans gedruckt worden. Von J. Hamilton hat man eine verkürzte Englische Uebersetzung desselben (4 vol. 8. London 1819. 20). Vgl. J. v. Hammer in den „Wiener Jahrbüch. der Literatur" Bd. 5. Diese „Auszüge" gehören übrigens zu einer Reihe von Chrestomathien, die Didot unter den Auspizien des Ministeriums des Unterrichts und mit Unterstützung von Pariser Professern für mehrere orientalische Sprachen herausgiebt.

C. Lacretelle Dix années d'épreuves pendant la révolution. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

A. Billaut (menuisier de Nevers) Poésies, précédées d'une notice biogr. et littér. par F. Denis, et accompagnées de notes, par F. Waguien. Edit. complète. (Livr. 1.) 8. Nevers. — Erscheint in 20 Liefer. à 50 c. Adam Billaut, gewöhnlich Maître Adam genannt und so auch in bibliographischen Werken aufgeführt, war ein Tischler zu Nevers († 1662) und gerade zu seiner Zeit eines nicht unbedeutenden Rufes als Dichter. Zuletzt wurden seine Gedichte von Pissot herausgegeben (Oeuvres de Maître Adam Billaut, menuisier de Nevers; édition soigneusement revue d'après celle originale de 1644 etc. par N. L. Pissot. Paris 1806. 8.; wonach der Titel bei Quérard zu berichtigen).

Valéry (Verf. den Voyages hist. et littér. en Italie, Voyage en Corse etc. u. Italie confortable) Curiosités et anecdotes italiennes. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

Mémoires de la société ethnologique. Tome 1. 8. Paris. 10 fr. — Daraus ist besonders abgedruckt: G. d'Eichthal Hist. et origine des Foulahs ou Fellans.

Les quatre livres des rois, traduits en français du 12. siècle, suivis d'un fragment de moralités sur Job etc., publiés par Leroux de Lincy. 4. Paris, imprim. roy. — Gehört zu der Collection de documens inédits sur l'hist. de France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique, und zwar zur 2. Serie: Hist. des lettres et des sciences.

Recueil de mémoires de médecine, de chirurgie et de pharmacie militaires, rédigé sous la surveillance du conseil de santé, par Bégin, Jacob et C. Broussais. Vol. 31. 8. Paris.

C. Ducresne dominus Ducange Glossarium mediae et infimae latinitatis, cum supplementis integris D. P. Carpenterii et additamentis Adelungii et aliorum digessit G. A. L. Henschel. Tom. 1. Fasc. 4 (Schluß des Bandes). 4. Paris, Didot. — Verdienstlicher Nachdruck eines für den Gelehrten unentbehrlichen und nicht häufig vorkommenden Werkes. Das Ganze soll 5 Bände bilden, erscheinend in 32 Liefer. à 5 fr.

Quadro elementar das relações politicas e diplomaticas de Portugal com as diversas potencias do mundo desde o principio da monarchia portugueza até aos nossos dias, ordenado e composto pelo visconde de Santarem. Tomo 1. 8. Paris. — Gedruckt auf Befehl der Portugiesischen Regierung. Während fast sämmtliche größere Europäische Staaten über ihre diplomatischen Beziehungen zu anderen Staaten, ihre Verhandlungen und Verträge mit denselben besondere Werke besitzen, fehlte der Portugiesischen Literatur bisher noch ein Werk der Art. Niemand ist wohl besser im Stande, ein solches genügend herzustellen, als der Vicomte de Santarem, Minister des Auswärtigen unter Don Miguel und jetzt in Paris nur der Literatur lebend, der seit Jahren dazu gesammelt und sich bereits durch andere schätzbare literarische Arbeiten um sein Vaterland verdient gemacht hat.

P. M. Quitard Dictionnaire étymologique, hist. et anecdotique des proverbes et des locutions proverbiales de la langue française en rapport av. des proverbes et des locutions proverbiales des autres langues. 8. Paris. 8 fr.

F. X. P. Garnier Régime des eaux ou Traité des eaux de la mer, des fleuves, rivières navigables et flottables et autres eaux de toute espèce. 3. édit. Tome 4. 8. Paris. 8 fr.

L. Puissant Traité de géodésie, ou Exposition des méthodes trigonométriques et astronomiques applicables à la mesure de la terre et à la construction du canevas des cartes topographiques. 2. édit. Tome 1. Mit 11 Kupfert. 4. Paris. Preis des Werks in 2 Bänden 40 fr.

Catéchisme en langue créole, précédé d'un essai de grammaire sur l'idiome usité dans les colonies françaises; par Goux. 12. Paris.

Recueil des actes académ. du palais de Besançon. Nouv. édit., corrigée etc. par T. Delamy. 12. Besançon.

J. M. Quérard Bibliographie Voltairienne. 8. Paris. 12 fr. — Besonderer Abdruck aus der demnächst erscheinenden 20. und letzten Lieferung von Quérard's France littéraire. Sie enthält nicht weniger als 1181 Artikel, fast durchgehends mit erläuternden Bemerkungen.

L. Alauzet Essai sur les prisons et le système pénitentiaire. 8. Paris. 4 fr. 50 c. — Eine von der Académie des sciences morales et politique gekrönte Schrift.

A. Potton De la prostitution et de la syphilis dans les grandes villes, dans la ville de Lyon en particulier; de leurs causes etc. 8. Paris. 6 fr.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Alber u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Montag den 7. März 1842.

England.

Blicke auf die neueste Englische Literatur.

Nach Phil. Chasles.*)

Die großartigen und glänzenden Erscheinungen im Gebiete der Literatur sind auf dem Britischen Eilande völlig verschwunden; einzelne werthvolle Erzeugnisse treten zwar noch hin und wieder ans Tageslicht, im Ganzen aber lebt dort der Geist, so zu sagen, nur vom Kleinhandel und fristet kümmerlich sein Daseyn. Unter dem unaufhörlichen Peitschenknallen von mehr als dreitausend Tagesblättern wird Europa's geistige Fortentwickelung gehemmt und in tiefen Schlaf versenkt. Wo, frage ich, hätte jetzt England einen Byron, Schottland einen Walter Scott, Deutschland einen Goethe, Italien einen Silvio Pellico aufzuweisen? Die Verschmelzung aller Völker und aller Sprachen, von den Gränzen des Russischen Reiches bis zu den Orkadischen Inseln, von Cadix bis zur Dalmatischen Küste hin, geht langsam und auf bedauernswerthe Weise von Statten, mit einer Art geschäftiger Trägheit und mit anhaltend schwachem Geräusch. Alle diese Bäche oder Ströme haben, nachdem sie geraume Zeit in einem ebenen oder steilen Bette dahingeflossen, endlich einen und denselben Abhang gefunden, von dem sie sich in einen gemeinsamen Abgrund hinabwälzen; da suchen sich ihre Gewässer zu vereinigen, minder rein und klar, weniger brausend, ohne eigenthümliches Gepräge, ohne unterscheidende Farbe. Bald ist der Augenblick da, wo dieser gewaltige See der Europäischen Literatur alle jetzt nur noch in schwachem Maße vorhandenen selbständigen und besonderen Aeußerungen in sich verschlingen wird. Italien und Spanien haben sich zu allererst in ihn gestürzt; man verfertigt zu Venedig philosophische Romane; in Florenz werden Mythen geschrieben; die Geschichtserzählung, nett ausgeputzt mit neuem und alterthümlichem Gewande, bricht sich in Iberiens Hauptstadt Bahn. Der nämliche Wechsel und Austausch zeigt sich weiter nach dem Norden hin: Großbritanien erborgt von seinen Nachbarn den Schreckens-Roman, Deutschland versucht es mit der Lehre vom Staatshaushalte, der es das Bürgerrecht und allgemeine Gunst zu verschaffen sich bestrebt. In London kommen geistliche Schauspiele zum Vorschein, in Stuttgart Nachahmungen Bulwer's. Carlyle fährt fleißig fort, Deutsches Element auf heimischen Boden zu verpflanzen; die zu Berlin und Leipzig herauskommenden Wochen- und Monatshefte dürfen es sowohl an Stärke als an Pünktlichkeit dreist mit denen von London und Edinburg aufnehmen. Dieses unvermeidliche Ineinanderfließen und Gemisch aller geistigen Thätigkeit dient aber am Ende doch zu nichts weiter, als zu einer ganz entsetzlichen Verdunkelung und fast unbedingten Vertilgung jeder wahrhaft bedeutsamen geistigen Größe. Es will bedünken, als unterwerfe sich der wissenschaftliche Sinn, so wie die Schönheit oder die Kraft des Stils, aus freiem Antrieb jenem Gesetze der allgemeinen Gleichheit, und als würden wir sammt und sonders von dem geistigen Zustande Nord-Amerika's bedroht. Hat man Carlyle und Bulwer in England, Tieck und Schelling in Deutschland, Pellico und Manzoni in Italien angeführt, was bleibt dann übrig? Und selbst unter diesen Namen sind mehrere bloß der Abglanz strahlenderer Sonnen, der Wiederhall mächtigerer Stimmen; die hervorragendste, die innerste, in ihm nur wurzelnde und aus ihm stammende Eigenschaft des Geistes, die Ursprünglichkeit, geht immer mehr und mehr verloren. Nur noch ein schwankes und mattes Licht irrt hin und her an Europa's literarischem Horizont, als der letzte Schimmer, der sich nur sanft hinschlängelt und mit knapper Noth wieder zu beleben sucht an der Spitze des nahe verlöschenden Holzstoßes.

So blutwenig Gedanken und ein so schauderhafter Schwall von Worten; die schier ganz vergessene Kunst, zu schreiben, und doch wieder die zügellose, zum äußersten Gipfel gediehene Wuth, die armseligste Idee der Oeffentlichkeit zu überliefern; die Buchdruckerkunst, selbst sich aus gewerblichem Interesse durch die Masse unnützer Produkte erniedrigend; die neuen Bibliotheken, welche unter der Wucht von einer eben solchen Unzahl Bücher fast zusammenbrechen wie die alten Bibliotheken; in dieser Sündfluth hohler Redensarten keine Spur von eigenthümlicher schöpferischer Kraft, jedwede Meinung erschüttert oder zerstört; endlich eine allgemeine Auflösung ohne Ziel und Zweck umherstreifender oder entfesselter Geister: wem wäre es möglich, diese Lage der Dinge zu bestreiten? England hat lange diesem Unwesen Widerstand geleistet; gleichwohl ist es in den Strudel mit hinabgezogen und von dem allgemeinen Uebel ergriffen worden. Spürt man noch in etwas geringerem Grade dessen geistige Erschlaffung und Abzehrung, so hat es dies seiner bewundernswürdigen insularischen Lage zu danken, die es ihm gestattet, nagelneue Anekdötchen in grundschlechte Werke einzustreuen, den matten und eintönigen Stil durch merkwürdige Begebenheiten zu würzen und ein Interesse von gestern hübsch einzuschmuggeln in die heut mitgetheilte, nur wenig anlockende Reise. Nicht darf jedoch geleugnet werden, daß unter diesem eiteln Tand gar mancher seltene und schätzenswerthe Fund gemacht wird. Unter den mehrfachen auf Japan, Korea, Tübet, Afganistan, auf die Jonischen Inseln und Sibirien bezüglichen Erzählungen wird man mit manchen besonderen Einzelnheiten bekannt, die um ihrer Neuheit oder um der Umständlichkeit willen, mit der sie vorgetragen werden, sowohl unterhaltend als belehrend sind und Beachtung verdienen. Unter den erst kürzlich veröffentlichten Reisen wollen wir die des Kennedy nach Texas hervorheben, nicht als ob sie unantastbare Wahrheiten enthielte, sondern weil sie auf eine seltene und gefällige Weise beschrieben ist. Die civilisirte Welt hat jüngst in Texas eine neue Gesellschaft, ähnlich allen übrigen Gesellschaften, durch nachdrückliches Handeln, durch Ausdauer und Ungerechtigkeit entstehen und das Uebergewicht erlangen sehen. Das starke Geschlecht hat das schwache vor sich hergejagt, und die Ueberlegenheit des Geistes wie des Körpers hat Alles zu Boden geschmettert. Dies ist so der Lauf und die Ordnung der Welt. Haben die Männer der Weisheit, die Philosophen, dieser Thatsache wesentliche Aufmerksamkeit geschenkt? Oder vielmehr, giebt es überhaupt noch Philosophen? Man möchte beinahe hieran zweifeln, nach dem zu urtheilen, was vorgeht. Die Epoche, wo man am meisten druckt, ist die, wo man am wenigsten denkt; der Gedanke kann dem Eilmarsche und Vogelflug der Presse nicht folgen, und eine unreife Geburt, stirbt er auch schnell wieder dahin.

Bulwer schweigt. Marryat überschwemmt den Markt mit seiner leichten Waare, mit seinen die Linie der Gewöhnlichkeit nicht überschreitenden Dichtungen: Theodor Hook ist todt. Campbell taucht keine Feder mehr ein. Thomas Moore veranstaltet eine neue Ausgabe seiner Werke, Southey beschäftigt sich mit der Umarbeitung und Verbesserung der seinigen. Die bedeutenden, noch vor zwei Jahrzehenden so überaus gefeierten Namen treten allmälig zurück und werden gar bald von der Scene verschwunden seyn; die Vergangenheit geräth in Vergessenheit, und die Zukunft bietet nur schwache Hoffnungen dar. Niedere Gewinnsucht, die sich im raschen Verlauf und Absatze kundgiebt, macht dem geistigen Leben in England, gleichwie in Frankreich, vollends den Garaus. Dort, wie hier, ist man förmlich darauf versessen, das literarische Zeug so geschwind wie möglich anzufertigen und es um einen möglichst hohen Preis loszuschlagen, und alles dies in gehörigen, regelmäßigen Zeitabschnitten, just wie der Handwerker seine Arbeit zum bestimmten Termine überbringt. Marryat und Ainsworth stehen an der Spitze dieser Makulatur-Lieferanten. Diese Herren verschmähen es, erst lange über einen Roman nachzudenken; aus dem Stegreife schreiben sie ihn hurtig nieder, wie es ihnen eben in den Kopf kömmt, zerschneiden und zerstückeln ihn nach Belieben, unbekümmert um den Zusammenhang und die Geduld des Lesers. Solche Fetzen und Bruchstücke, mit welchen man allgewöhnlich dem Publikum aufwartet, die sich die Mehrzahl desselben aus purer Oekonomie gern gefallen läßt, einer Oekonomie, um derentwillen der Schriftsteller hübsch der Ruhe pflegen kann und sich nicht übermäßig anzustrengen braucht, sind eine wahre Pest für die Kunst. Dieses lockere und schwache Gewebe, dieses ohne Ebenmaß in den einzelnen Gliedern flugs aufgerichtete Gebäude, diese sorglose, diese hastige und aus ungestümem Drange, nur etwas zum Besten zu geben, entspringende Schmiererei nimmt nunmehr den Platz ein, welchen ehedem die Gesetze einer vernünftigen und reiflich erwogenen Bearbeitung, einer bündigen und klaren Uebersicht der besonderen Theile, ihrer Einheit und ihres letzten Zwecks behaupteten. Der Schriftsteller hat bloß die vorliegende Nummer seines Romans und die zwanzig Guineen im Auge, die er damit erwirbt; um die vorhergehenden und folgenden Seiten ist es ihm nicht zu thun. Jede frühere Nummer ist ein Gewaltstreich, eine Taschenspielerei und süße Lockspeise. Ganz allerliebst von Euch: Ihr hascht nach Knalleffekt, Ihr haltet gewaltsam die Spannung des Lesers auf, Ihr opfert die Wahrheit um der Ueberraschung, die Natürlichkeit um des Unerwarteten willen; Ihr laßt den Vorhang in dem Momente fallen, wo die Aufregung des Lesers bis zum höchsten Gipfel gestrigert worden ist, wo sein Herz schauert und bebt, wo der Held seine Seele aushauchen soll, wo die Heldin gerührt und erweicht wird. Jämmerliche Spiegelfechterei! Wie könnte man wohl so blind ins Gelag hinein, so ohne irgend einen Plan, ohne Prüfung und Durchsicht, so gewissen- und bewußtlos, ich will nicht sagen Meisterwerke, sondern selbst nur interessante und geschickte Sachen schreiben?

*) Herr Chasles ist zwar Professor eben sowohl der Deutschen, als der Englischen Literatur; man muß ihm jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er von der letzteren wirklich eine tiefere Kenntniß besitze, während sie ihm sonnen in Bezug auf Deutsche Literatur nämlich abgeht.

Harrison Ainsworth, der Verfasser des Crichton, des Towers von London, des Turpin und des Jack Sheppard, nimmt sich kaum die Mühe, die vorhergehende Nummer zu überlesen. Im Tower von London z. B. erscheint der Held, den wir eine Weile vorher triefend wie eine Katze und fast eine Leiche vorfanden, wieder lebend, hübsch munter und seelenvergnügt, ohne daß man erfährt, auf welche Art er gerettet worden, warum er lebt, noch was er eigentlich beginnen will, indem er aus seinem Gefängniß und aus der Themse geradesweges zur Königin Elisabeth wandert. Mindestens tausend Beispiele ließen sich noch anführen von ähnlichen Ungereimtheiten, Unbesonnenheiten, Versehen und Vergeßlichkeiten, von Ereignissen, deren Wahrheit bald entschieden behauptet, bald wieder bestritten wird, und was für Charaktere endlich stoßen uns nicht hier und da auf, die einerseits kaum flüchtig entworfen und andererseits schon völlig fertige Figuren sind.

Dieser neue Romandichter, Ainsworth, dem seine Verehrer einen ausgebreiteten Ruf haben verschaffen wollen, zieht es vor, kecke und kühne Sprünge zu machen, die Dinge buntscheckig über und durch einander zu wurfeln, statt ihren ruhigen und naturgemäßen Verlauf mit Aufmerksamkeit zu verfolgen; es liegt ihm mehr an einer auf plötzlichen Eindruck berechneten und um so eher ergreifenden, als an der in den Gränzen der Vernunft und Wahrheit gehaltenen Darstellung, und grobsinnliche Ausschmückung gilt ihm höher als die künstlerische Feile und Vollendung. Als das Haupt der in Uebertreibungen sich gefallenden Schule und derjenigen Schriftsteller, denen die Deutschen recht passend den Titel „Donnerer und Blitzeschleuderer" (?) verliehen, sucht er κατ' ἐξοχήν von aller Regel abzuweichen, zimmert sich abgesondert von den Uebrigen seinen Thron zurecht und greift stets nach dem Wunderlichen und Außergewöhnlichen. Auf diese Weise hat er uns der Reihe nach mit den Thaten und Schicksalen eines Diebes, eines Räubers und eines Quacksalbers bewirthet, stets mit plumpen, rohen Zügen seine Gemälde ausstaffirend und dadurch jedesmal auch bei seinen Leuten des Eindrucks sicher, der einzig und allein das Ziel seines Strebens ist; denn nur der große Haufen, die gemeinen Geister, die, welche bei etwas Gutem und Ausgeführtem schnell ermüden und einschlafen, die Viii, nicht minorum, sondern minimarum gentium, diese sind's hauptsächlich, denen er sich zuwendet, die er sich befreunden will. In seinem jüngsten Roman, einem artigen, mit mancherlei Zierrathen wohl verbrämten, nicht aber durch das Bild der unglücklichen Johanna Gray gehobenen Geschichtchen, sind seine begünstigten Personen weder dieses reizende, von einem traurigen Geschick heimgesuchte Geschöpf, weder Elisabeth noch Marie, sondern ein armer mißgestalteter Zwerg, Namens Kit, und drei riesenhafte Wächter des Tower, Og, Gog und Magog, uneheliche Söhne Heinrich's VIII. von einem Fischweibe, wie der Autor vorgiebt. Köstliche Ausgeburten, die man noch unlängst in Frankreich liebte, jetzt hingegen, als gar zu erbärmlich, mit den Füßen wegstößt. Dies also sind die Personen, auf welche Ainsworth die meiste Sorgfalt verwandt, die er mit besonderer Vorliebe behandelt hat, auf die er so oft als möglich wieder zurückkömmt. Ein Zwerg von drei Goliaths umringt, dies scheint ihm ein himmlischer Genuß; wir begreifen wahrhaftig nicht, wo das Ergötzliche oder Erhabene in einem Gegenstande dieser Art liegt. Er würde wahrlich besser gethan haben, Johanna Gray auf eine ihrer würdigere Weise denken und handeln zu lassen, jenes bezaubernde Wesen mit dem warmen und edlen Gemüthe, mit dem scharfen und verständigen Kopfe, jenes mit so hoher Tugend und mit solcher Engelsschönheit ausgerüstete Mädchen, welches keinen Heroismus erheuchelte, sondern durch und durch eine große Seele war. Die neue Geschichte kennt keinen Namen, der sich dem ihrigen vergleichen ließe. Wir finden kein zweites Beispiel von einer siebzehnjährigen Jungfrau, die auf Befehl ihrer grausamen Muhme ihr junges, unschuldiges Haupt auf den Henkerblock legen muß, dafür, daß sie den Rathschlägen ihres Vaters, ihrer Verwandten, der Bischöfe, des Adels und der vornehmsten Männer des Staats Gehör geschenkt. „Ihr Tod", bemerkt Mackintosh sehr richtig, „würde hinreichen, ein Jahrhundert zu ehren und zu schänden." Schon durch den Titel seines Werkes, welcher „der Tower von London" und nicht „Johanna Gray" lautet, zeigt der Dichter, daß er von seinem Stoff nicht einmal eine richtige Anschauung hat.

Demnach haben die Engländer während des Jahres 1841 auf dem Felde des Romans so gut wie nichts oder nur Geringes geleistet. Doch still! Bald soll's anders kommen, schon beginnt es einen feierlich ernsten Anstrich zu gewinnen, so ernst, daß man dabei nach Herzenslust wird gähnen und Fliegen fangen können. Charles Dickens, der sich meist nur in der niederen Komik bewegt und hierin einer gewissen leicht fließenden Schreibart nicht ermangelt, setzt seine Erzählungen und Romane weiter fort, deren Werth jedoch nicht mit den Jahren wächst und die über kurz oder lang ausbeuten müssen den spärlichen Schatz der Volkssprache und jenes Kauderwälsch, welches man auf den Straßen und aus dem Munde lächerlicher Spießbürger vernimmt. James, einer der trockensten und unfruchtbarsten Köpfe, die je an die Bearbeitung des Romans gegangen, fährt fort, Scenen aus der Geschichte in eher weitschweifige, als geistreiche Novellen umzuwandeln — ein Loos, das hauptsächlich Froissart's beste Darstellungen trifft. Diese Gattung des Romans, welche eigentlich doch nichts Anderes ist als eine verdorbene Geschichte, hat die Wirkung, daß der Leser sich seinen alten Freunden, den Chronikschreibern des Mittelalters, wieder in die Arme wirft. Knechtischer Nachäffer eines bereits aus der Mode gekommenen Erfolgs, Hintermann und Nachtreter eines Walter Scott, hat dieser Herr James, der eben erst ein neues Opfer, einen ganz prächtigen Stoff, die Jaquerie nämlich, erwischt, aus den abgenutzten Chroniken schon mehr denn funfzig Bände zusammengeschmiedet, in denen nicht eine Spur von Interesse und Geschmack zu entdecken ist, die indeß einen recht lieben guten Verleger gefunden haben, der alles Mögliche thut, um sie zur Hälfte wenigstens unter die Leute zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Belgien.

Gerlache über Karl V.

(Schluß)

Eben so merkwürdig wie die umfassende und tiefe Einsicht Karl's war seine ungemeine Thätigkeit. Er bemerkte Alles selbst und belebte Alles durch seine Gegenwart: zu einer Zeit, in welcher die Communication so beschwerlich war, eilte er mit bewundernswerther Schnelligkeit aus Spanien nach Italien, nach Deutschland, in die Niederlande, bald um neue Truppen zu werben, bald um sich des Beistandes seiner Verbündeten zu versichern, bald um die Pläne seiner Feinde zu kreuzen. Und während der Herrscher in Frankreich bei der Ausübung seiner absoluten Macht kein Hinderniß fand, mußte Karl höchst vorsichtig gegen die Belgischen, Deutschen, Italiänischen, Spanischen Völkerschaften verfahren, da sie alle ihre eigenthümlichen Gesetze, Sitten, Einrichtungen und Privilegien hatten. Karl, den man sich bemühte, als kalt, verschlossen, egoistisch darzustellen, war voll innerer Erregtheit, voll Begeisterung und Edelmuth. Seine Expedition nach Tunis erinnert an die Helden der Kreuzzüge. Die Rüstung zu derselben hatte unendliche Summen gekostet; doch als Karl die 22,000 Sklaven vor sich sah, die er ihren Henkern entrissen hatte, rief er freudig bewegt: Welch reicher Ersatz ist dies für die Kriegskosten! Er ließ Geld und Kleider an diese Unglücklichen vertheilen, ohne zu fragen, welcher Nation und Religion sie angehörten, und ließ sie sämmtlich auf seinen eigenen Schiffen in ihr Vaterland zurückführen.

Wie Napoleon, besaß Karl V. die Gabe der Rede, wie er, glaubte er lange, ein Werkzeug in den Händen des Schicksals zu seyn, das unwandelbar seiner Bestimmung entgegengehe; wie er, suchte er die Einbildungskraft des Volkes zu entflammen, indem er gewisse glückliche Tage zu Festtagen erhob, so den 24. Februar, seinen Geburtstag, an dem er sich zum Kaiser krönen ließ, an dem er die Schlacht von Pavia gewann und an dem er die eiserne Krone aus den Händen des Papstes empfing.

Sein Leben war einem Sturme zu vergleichen, daher war der Kaiser am Ende desselben sehr ermüdet. Alle Pläne, die er nicht ausgeführt, vererbte er auf seinen Sohn. Karl war der wahre Gründer der Spanischen Macht. Philipp führte nur die Ideen seines Vaters weiter und großentheils mit den Männern, die sich der Vater herangebildet. Man rühmt Franz I. sehr des Schutzes wegen, den er den Wissenschaften angedeihen ließ; Karl liebte sie auch und belohnte sie großsinnig. Unter seiner Regierung nahm die Spanische Literatur einen Aufschwung, der sie fast der Italiänischen gleich stellte. Karl zog den berühmten Andreas Alciatus, den Wiederhersteller des Studiums des Römischen Rechts, nach Pavia, ehrte Titian und Guicciardini durch seine Freundschaft, achtete alle große Gelehrten und Dichter seiner Zeit und suchte sie auf: Julius Scaliger, Herkules Bentivoglio, Bernardo Tasso, Hieronymus Vida und viele Andere. Auch er war nicht ohne Schwächen, doch er hatte ein viel zu feines Gefühl, als daß er seine Maitressen öffentlich an den Hof gezogen hätte. Eine Frucht verbotener Liebe war sein Sohn Don Juan, der Sieger von Lepanto, den der Ruhm zum rechtmäßigen Erben des Kaiserlichen Namens machte, und seine Tochter Margaretha, eine Frau von bewundernswerthem Charakter, welche einen Alexander Farnese der Welt schenkte.

Man hat gegen Karl V. verschiedene Hauptvorwürfe gebildet; ich will mich bestreben, die vorzüglichsten kurz zu beantworten. So tadelt man sein Benehmen gegen Franz I., als dieser sich als Gefangener in Madrid aufhielt, seine Strenge gegen den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen und die Züchtigung der Genter. Was den ersten Punkt betrifft, so weiß man, daß Franz I., als er durch den Vertrag von Madrid seine Freiheit wieder erlangt hatte, sich weigerte, denselben zu halten und namentlich das Herzogthum Burgund dem Kaiser zu überlassen, indem er vorgab, was in dem Munde eines absoluten Monarchen wunderbar genug klang, daß die Burgunder selbst sich der Uebergabe widersetzten. Als der Kaiser sich über diesen Wortbruch beklagte, sandte Franz Briefe an ihn, in denen er sich beleidigt stellte, daß der Kaiser ausbreite, er sey wortbrüchig dem Gefängniß entsprungen. Karl antwortete ihm, er behaupte nicht, daß Franz heimlich Spanien verlassen habe, doch er begreife nicht, weshalb Franz, wenn er fühle, daß er den Vertrag nicht halten könne, sich nicht wieder zur Haft gestellt habe, da der Vertrag alsdann so gut wie nicht geschlossen, und da die Rückkehr in die Gefangenschaft für diesen Fall ausdrücklich als sechster Artikel des Vertrages von Franz gelobt sey.

Den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen beraubte Karl der Freiheit, doch er vollstreckte hierbei nur das Kriegsgesetz. Sie hatten sich gegen ihren rechtmäßigen Herrscher aufgelehnt; selbst als Kaiser erkannten sie ihn nicht an und nannten ihn spottend nur Karl von Gent. Somit hatte Karl allen Grund, die Fürsten der Möglichkeit, ihm zu schaden, zu berauben, zumal da sie die Häupter der protestantischen Liga waren, auf die er nie bauen durfte, und zumal da er durch Franz mit Recht mißtrauisch wurde.

Der Aufstand der Genter ist ein Ereigniß, das uns näher berührt und bei dem wir länger verweilen müssen. Die verwittwete Königin von Ungarn, Statthalterin der Niederlande, berief die Generalstaaten zusammen, erklärte ihnen, daß der König von Frankreich Artois mit einem ansehnlichen Heere angegriffen habe und Flandern und Brabant bedrohe; sie fügte hinzu, da sie nicht stark genug sey, ihn aufzuhalten, so habe sie die Deputirten der Provinzen berufen, damit diese sich berathschlagten, wie das Land zu retten sey. Die Generalstaaten antworteten, sie seyen außer Stande, in dieser Angelegenheit zu rathen, doch würden sie sich Allem unterwerfen, was die Königin und die Ritter des goldenen Vließes gut fänden, und seyen erbötig, behufs der Kriegskosten eine angemessene Summe zusammen zu schießen. Man stellte diese Summe auf 1,200,000 Fl.

seß, wovon der vierte Theil auf Flandern fiel. Ganz Flandern zahlte, nur Gent weigerte sich und erklärte, es sey gegen seine Privilegien, ihm eine Steuer aufzulegen, in die es selbst speziell nicht gewilligt habe. Von Seiten der Kaiserlichen Partei wurde eingewendet, die Minorität habe sich stets dem Gutachten der Majorität zu fügen; die Auflage sey von den Generalstaaten von Flandern gebilligt, und auch Gent werde durch dieselben vertreten; Gents Widerspruch sey nicht bloß im Provinzialrechte von Flandern nicht begründet, sondern es sey zugleich eine Auflehnung gegen die Oberhoheit des Kaisers; und wenn die Kommune von Gent auch besondere Rechte habe, so verstehe es sich, daß bei Einräumung derselben vorausgesetzt sey: daß das Wohl des gesammten Landes durch dieselben nie gefährdet werden solle. Dazu ergab es sich noch, daß das Privilegium, welches Maria von Burgund in ihrer Unmündigkeit sich hatte abdringen lassen, von Maximilian aufgehoben war. Und die Stockung des Handels, welche die Genter vorschützten, wurde mit Recht nicht berücksichtigt, da die übrigen Städte, welche ganz in denselben Verhältnissen lebten, ihren Antheil gleichwohl gezahlt hatten. Doch die Genter schickten Unterhändler an die benachbarten Städte, um sie zur Empörung gegen den Kaiser aufzureizen; ja, was noch schlimmer ist, und was von gleichzeitigen, durchaus glaubwürdigen Schriftstellern bezeugt wird, sie schickten eine Gesandtschaft an Franz I. und boten ihm die Oberhoheit über Flandern an. Franz I. hoffte durch seine Großmuth den Kaiser zur Abtretung Mailands geneigt zu stimmen und entdeckte ihm selbst die Verschwörung. Die Unruhe in Gent wuchs täglich. Karl durchzog Flandern, und von mehreren Seiten bedrängt, vorzüglich aber in der Absicht, den Gentern die Mittel zum offnen Aufstande abzuschneiden, vernichtete er ihre sämmtlichen Privilegien.

Als Belgier durch Sprache, Erziehung, Sitten und durch alle Gefühle, die den Menschen an den Ort knüpfen, an dem er seine Kindheit verlebt, begünstigte Karl die Belgier vor allen seinen Unterthanen und hatte stets einige von ihnen in seiner Begleitung. Wenn es wahr wäre, daß Karl, wie Robertson ihm vorwirft, nichts zur Verbesserung der Verwaltung seiner Länder beigetragen, so wäre die Schuld davon seinen Feinden beizumessen, welche ihm nicht Zeit hierzu gelassen; allein der Vorwurf ist, zumal was Belgien betrifft, durchaus ungegründet. „Nie", sagt Rémy, „hat Jemand den Geist, den Charakter und die Sitten der Niederländer besser gekannt; und nur deshalb konnte er ihnen so herrliche Gesetze über kirchliche und bürgerliche Verwaltung, über Bestrafung von Verbrechen, über Handel und Gewerbe geben, Gesetze, welche der größte Theil der Europäischen Nationen nachzuahmen gesucht hat." Ungeachtet seiner fortwährenden Kriege schützte er den Niederländischen Handel zu Land und zu Meere, so daß er während seiner Regierung auf das herrlichste blühte. Antwerpen erhob sich zur Beherrscherin des Handels der Welt. Niederländer leiteten die Handelsverbindung zwischen Europa, Indien und Amerika. Sie hatten somit allen Grund, wenn sie, als man vorschlug, Franz I. dafür, daß ihm der Kaiser Mailand nicht überlassen wollte, durch die Abtretung der Niederlande zu entschädigen, den Kaiser dringend baten, sie nicht zu verlassen.

In Belgien hatte Karl seine glänzende Laufbahn begonnen, in Belgien wollte er sie beschließen. Am 25. Oktober 1555 versammelte er die Generalstaaten in Brüssel und übergab Nachmittag um drei in einer feierlichen Sitzung die Regierung der Niederlande und der Franche-Comté an Philipp. Er begab sich in die Versammlung, begleitet von Philipp, seinem Sohne, von Marien, seiner Schwester, von Philibert, Herzog von Savoyen, und vielen Edelleuten und verbündeten Fürsten. Er nahm auf einer Estrade zwischen seiner Schwester und seinem Sohne Platz. Der ganze Saal war erfüllt von Deputirten der Provinzen. „„Ich", erzählt Pontus Heuterus, dem wir die ganze Scene entlehnen, „ich war so glücklich, mich ungesehen unter dieselben mischen zu können; ich war damals noch nicht volle 20 Jahre alt. Nach kurzem Schweigen nahm Philibert im Namen des Kaisers das Wort: „Ihr wißt", begann er, „von wie schweren körperlichen Leiden unser Herr und Kaiser seit langer Zeit heimgesucht ist. Nicht sein Alter nöthigt ihn, sich von den Staatsgeschäften zurückzuziehen, nur die unerträglichen Schmerzen, welche alle Adern, alle Nerven seines Körpers durchdringen, und an denen jede ärztliche Hülfe scheitert. Ein guter und gerechter Gott hat gewollt, daß der Kaiser sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen und zu leiden nicht aufhören solle. Die kalte feuchte Luft dieses Landes verschlimmert seinen Zustand; er hat daher beschlossen, zu versuchen, ob der mildere gesundere Himmel Spaniens wohlthätiger auf ihn einwirkt. Er hofft die Reise dahin noch in diesem Winter unternehmen zu können und will deshalb die Regierung der Belgischen Provinzen hiermit in die Hände seines Sohnes niederlegen."

Man giebt gewöhnlich an, Karl habe, niedergeschlagen über das Mißlingen mehrerer politischen Unternehmungen, sich vom Kampfplatz zurückgezogen und gesagt: Das Glück sey wie die Weiber, nur den Jünglingen gewähre es seine Gunst, doch die Greise mißhandle es. Dies stimmt zum Charakter Karl's wenig, dessen ganzes Leben ein ewiger Wechsel von Kämpfen, Triumphen und Mißgeschicken war.

Nachdem der Kaiser die Belgier so ihres Eides gegen ihn hatte entbinden lassen, nachdem er ihre Treue belobt und für den Beistand gedankt, den sie ihm in Glück und Unglück geleistet, fügte Bruselius hinzu: „Es bleibt übrig, ein Wort von der Religion unserer Väter zu sprechen. Der Kaiser bittet, ja er befiehlt auch, mit der treusten Sorgfalt über ihr zu wachen, daß ihre Reinheit nicht durch die Neuerer getrübt werde; er will, daß ihr der Kirche gehorsam bleibet, daß ihr ihren Vorschriften buchstäblich nachkommt, denn sie sind für die Wohlfahrt und den Frieden Aller gegeben. Der Kaiser hat diesen wichtigen Punkt seinem Sohne Philipp auf das schärfste eingeprägt, und er thut es jetzt nochmals, indem er von ihm Abschied nimmt. Was bei euren Nachbarn vor euren Augen geschieht, diene euch zur Lehre. Wenn ihr eurem alten Glauben treu bleibt, so werden eure Thaten stets gesegnet seyn, und ihr werdet nichts von den Leiden der Völker erfahren, die ihre Altäre verlassen und sich der Wuth der Sektirer preisgeben. Der Kaiser fordert nichts Neues von euch, wenn er euch bittet, eure Religion als den Grund und die Stütze aller eurer Gesetze zu betrachten und sie zu vertheidigen wie euer eigenes Leben. Wenn ihr sie umstürzt, so führt ihr euren eigenen Sturz herbei, wenn sie blüht und gedeiht, gedeiht auch ihr. Wenn ihr den Katholizismus in seiner alten Gestalt bewahrt, so bewahrt ihr die Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit mit ihm, die euch der Kaiser nächst den Gesetzen Gottes am wärmsten empfiehlt. Alle Belgische Provinzen, wie verschieden sie auch durch Sitten, Gebräuche, Gesetze und Sprache sind, bilden ein Ganzes; wie die Glieder eines Leibes bedürfen sie eine der anderen; nur in diesem Vereine können sie jedem Feinde entgegentreten, und nur die Religion ist ihre gemeinsame Grundlage."

Die Belgier waren bestürzt, daß sie der treuen Obhut des Kaisers bei so gefährlichen Umständen entbehren sollten; ein junger, kräftiger und kriegerischer König (Heinrich III.) herrschte in Frankreich, und Frankreich hatte nie aufgehört, auf unser Glück und unsere Freiheiten eifersüchtig zu seyn. — Hierauf erhob sich der Kaiser, die rechte Hand auf einen Stock gestützt, die linke auf die Schulter Wilhelm's von Nassau (desselben, der später gegen Philipp II. auftrat), und gab ein Zeichen, daß er reden wolle. Er begann mit sehr schwacher Stimme; doch als er einen Blick auf seine Vergangenheit warf, als er von seinen Anstrengungen, seinen Gefahren, seinen Thaten, seinen großen Entwürfen sprach, da erhob sich seine Stimme, sein Auge belebte sich, und seine Worte tönten feierlich wie die eines Sterbenden mitten in dem tiefen Schweigen der Versammlung, die ihre Bewegung kaum verbergen konnte. „Meine Freunde", sagte er, „Mehrere von euch entsinnen sich der Zeit, als ich vor vierzig Jahren, von Maximilian, meinem Großvater, mündig gesprochen, in diesem Saale, zu derselben Stunde, kaum funfzehn Jahr alt, die Regierung antrat. Ein Jahr darauf erbte ich von Ferdinand dem Katholischen, meinem Großvater mütterlicher Seite, eine zweite Krone; meine Mutter lebte, und sie war noch jung, doch ihr wißt, wie ihr die Trauer über den frühen Tod ihres Gemahls den Geist getrübt hatte, und mit siebzehn Jahren eilte ich übers Meer, um Spanien in Besitz zu nehmen. Vor sechsunddreißig Jahren endlich, als der Kaiser Maximilian starb, bewarb ich mich um die Deutsche Krone in der Absicht, Deutschland und meine übrigen Länder, vorzüglich mein theures Vaterland, sicherer zu schützen und unsere heilige Religion gegen die Ungläubigen aufrecht zu erhalten. Doch die Ketzereien Martin Luther's von der einen Seite und der Neid fremder Mächte von der anderen haben mich an der vollständigen Ausführung meiner Pläne gehindert. Allein Gott hat mir beigestanden, daß ich meinen Feinden nicht unterlegen bin, und ich habe mein Werk vollbracht, so gut ich konnte. Neun Mal bin ich in Deutschland gewesen, sechs Mal in Spanien, sieben Mal in Italien, zehn Mal in Belgien, viermal in Frankreich, zwei Mal in England, zwei Mal in Afrika, dies macht vierzig Reisen oder Feldzüge. Kleinere Touren, auf denen ich in Friedenszeiten meine treuen Städte oder Provinzen besucht, lasse ich unerwähnt. Meine häufige Abwesenheit hat mich genöthigt, mich durch meine Schwester Maria, die auch hier gegenwärtig ist, bei euch vertreten zu lassen; ich selbst weiß, und ihr wißt, wie sie dieses Amt verwaltet hat. Es ist wahr, ich bin in viele Kriege verstrickt gewesen, doch ich darf es behaupten, ich habe keinen begonnen, ohne dazu gezwungen zu seyn. Jetzt, nach all diesen Kämpfen und Sorgen, schmerzt mich Nichts mehr, als daß ich euch nicht in sicherem Frieden hinterlassen kann. Zu wiederholten Malen war ich entschlossen, mich der Bürde der Staatsgeschäfte zu entledigen, doch wenn ich die Bedrängniß meiner Völker, die Zerrüttung des Christenthums sah, hab' ich diesen Tag stets weiter hinausgeschoben. Ich glaube, kein Verbrechen in meiner Regierung verübt zu haben, um dessentwillen mein Namen in der Geschichte geschmäht stehen könnte, doch ich glaube mich mehr als eines Sieges rühmen zu dürfen, dessen die Nachwelt mit Freude denken wird. Seid einig! gehorchet den Gesetzen! hütet euch vor den Sektirern, die in den benachbarten Ländern umherziehen. Ich selbst, ich weiß es, die Unerfahrenheit meiner Jugend, der Stolz meines Alters, die allgemeine Schwäche der menschlichen Natur hat mich zu manchen Fehlern verleitet; sie schmerzen mich all: in der Tiefe meines Herzens, und ich bitte Anwesende und Abwesende, sie mir zu verzeihen." Hierauf wandte er sich zu seinem Sohne Philipp, empfahl ihm die Belgier nochmals und sank, vom Gefühl überwältigt, mit zitternden Knieen und erlöschender Stimme auf seinen Sitz zurück. Die ganze Versammlung brach in Thränen und lautes Schluchzen aus.

Philipp hat in einer kurzen Anrede die Anwesenden, den Bischof von Arras an seiner Statt zu vernehmen, da er weder des Flamändischen noch des Französischen hinreichend mächtig sey. Perrenot de Granvella erklärte, Philipp gelobe für die Verwaltung und Vertheidigung der Niederlande nach besten Kräften zu sorgen: er hoffe, daß die Belgier ihn hierin mit Liebe und Treue unterstützen würden, und gedenke vorzüglich über die Aufrechthaltung der katholischen Religion zu wachen.

Endlich sprach Maria, die Schwester Karl's V. und Statthalterin der Niederlande, Worte des Abschiedes, in denen sie Rechenschaft über ihre Regierung ablegte.

So entkleidete sich Karl V., der zwei Welten mit seinem Ruhme erfüllt hatte, aller weltlichen Pracht, schloß sich in ein Kloster ein und unterzog sich allen Beschwerden des mönchischen Lebens. Nach seinem Tode beging Philipp seine Leichenfeier zu Brüssel auf eine Weise, die eines solchen Sohnes und eines solchen Vaters würdig war. Man hatte die Trauerfahnen mit Inschriften geziert, welche an die großen Thaten Karl's gegen die Türken und Ketzer erinnerten. Wir führen nur eine von ihnen an, die, welche für sein ganzes politisches Wirken bezeichnend scheint: „Er kämpfte gegen die Feinde des Christenthums auf eigenen Antrieb und im Dienste des Glaubens, nur

gereizt oder beleidigt ergriff er die Waffen gegen Bekenner des christlichen Namens."

Tscherkessien.

Die Verpflegung Verwundeter und Kranker bei den Tscherkessen.

Von einem Tscherkessischen Fürsten.*)

Die Gebräuche, welche der Tscherkesse am Krankenbette beobachtet, sind die vornehmsten Ueberreste aus der heidnischen Zeit und werden mit geringer Modification im ganzen Kaukasus fortgepflanzt. Einen Verwundeten von vornehmem Stande bringt man gewöhnlich nach der Wohnung des Herrn desjenigen Dorfes, welches dem Orte, wo er die Wunde empfangen, zunächst liegt. Der Herr des Dorfes ladet den Patienten ein, bei ihm zu bleiben, und wenn er ihn ja zurückweist, so geschieht es nicht ohne sehr erhebliche Gründe.

Ehe der Kranke ins Haus getragen wird, erhöht man die Schwellen der Thüren vermittelst aufgenagelter dicker Bretter. Ein Mädchen, das jünger als 15 Jahre seyn muß, nimmt einen Kuhfladen in die Hand und zieht damit rings an der inneren Mauer des Hauses eine Linie, um den Kranken vor der schädlichen Einwirkung böser Augen zu schützen. An das Bett des Leidenden stellt man eine Tasse mit Wasser und einem Hühner-Ei, desgleichen einen eisernen Hakenpflug mit einem Hammer von demselben Metalle. Wer den Kranken zum ersten Male besucht, der tritt vor das Bett, schlägt mit dem Hammer dreimal auf den Pflug, besprengt die Bettdecke ein wenig mit dem Wasser, in welchem das Ei liegt, und spricht dazu: „Gott verleihe Dir wieder Gesundheit." Alsdann entfernt er sich wieder etwas vom Bette und nimmt den Platz ein, der seinem Alter und Stande zukommt.

Beim Hinein- und Herausgeben schreiten die Besucher vorsichtig über die erhöhte Schwelle, um nicht mit dem Fuße daran zu stoßen, was für eine böse Vorbedeutung gilt. Jeder Besuchende schlägt so stark mit dem Hammer auf den Pflug, daß Alle im Hause den Schall vernehmen. Wenn der Besuchende ein Brudermörder oder der Mörder eines unschuldigen Menschen ist, so soll der Schlag des Hammers keinen Schall geben, und das Ei in dem Wasser soll bersten, sobald er die Finger eintaucht.

Viele sind von der Abgeschmacktheit dieser Gebräuche überzeugt, aber Alle ohne Ausnahme vollziehen sie sehr gewissenhaft. Man sagt, daß in früheren Zeiten offenkundige Mörder unschuldiger Personen keinen Kranken besuchen durften; denn es herrschte der Glaube, daß ihre Anwesenheit dem Kranken schädlich seyn könne, und noch jetzt sind Viele dieser Meinung: da aber viele notorische Mörder unter den Besuchenden sich befinden, so schreiben die Pfleger des Patienten jede schlimme Wendung, die sein Uebel nimmt, der Anwesenheit solcher Leute zu und werden in ihrem Wahne noch bestärkt, wenn sie das im Wasser liegende Ei geplatzt finden, ohne zu bedenken, daß es schon durchs Wasser allein, besonders in winterlicher Zeit, oder durch einen plötzlichen Stoß an die Schale zum Platzen kommen konnte.

Ist der Kranke ins Haus gebracht, so ruft man unverzüglich eine heilkundige Person, die so lange bei ihm bleibt, bis er wiederhergestellt ist. In dem Dorfe, wo ein Kranker liegt, sammeln sich Leute von jedem Stande, aus der Nähe und Ferne, und jeden Abend wird er mit Besuchen überhäuft. Väter und Mütter halten es für schicklich, ihre Töchter an Krankenbetten zu schicken, und bisweilen geht auch von Seiten des weiblichen Personals im Hause, wo der Kranke liegt, eine Einladung zu diesem Zwecke vorher. Während aber Jungfrauen zu solchen Besuchen sogar aufgemuntert werden, ist es verheiratheten Frauen streng verwehrt, an das Krankenbett einer fremden Person zu treten.

Mit Anbruch der Dämmerung sammelt sich die ganze Schaar der Besucher, und ein allgemeiner Gesang beginnt in der Wohnung des Leidenden. Der Haufe stellt sich in zwei Parteien, von denen jede die andere zu überbieten sucht. Anfänglich singt man Lieder, die für eine solche Gelegenheit passen: dann aber geht man zu gewöhnlichen Liedern über, wenn nämlich der Patient außer Gefahr und munter ist; im entgegengesetzten Falle werden die Lieder der ersteren Art bis zur gänzlichen Erschöpfung des Sängerchors abgeheult. Ist der Gesang vorüber, so schreitet man zu allerlei erheiternden Spielen und Scherzen, an denen besonders die Mädchen Theil nehmen. Das beliebteste dieser Spiele ist das Händeschlagen! Einer von den männlichen Besuchern macht den Anfang, indem er zu einem der Mädchen hintritt und verlangt, daß sie ihre Hand ausstrecke; er schlägt ihr auf die flache Hand, worauf sie zu einem der Männer tritt und ihm auf die flache Hand schlägt. Nach und nach kommt die Reihe an alle Uebrigen, und so geht es ziemlich lange fort, weil kein anderer Zeitvertreib in diesen Gesellschaften den jungen Männern — und vielleicht auch den Mädchen — so viel Vergnügen gewährt.

Dem Händeschlagen folgen noch verschiedene andere, von Lärm, Geschrei und großer Aufregung begleitete Spiele. Endlich hören alle diese kurzweiligen Scherze nachgerade auf, und man singt wieder mit heiseren Stimmen Gesänge, die sich auf den Zustand des Patienten beziehen. Zum Abendessen beladet man die Tische mit Speisen und Getränken, letztere in Kruken für die ehrenwerthen Gäste und in ungeheuren Eimern für das Volk. Ist die Abendmahlzeit eingenommen, so singt man abermals einige heitere Lieder, und dann entfernt sich Alles, mit Ausnahme derjenigen Personen, die zur Wartung des Kranken nothwendig sind, um am nächsten Abende wiederzukommen.

Diese Tscherkessischen Soiréen oder Kränzchen setzen sich so lange fort, bis der Kranke genesen oder gestorben ist, nur versteht sich's, daß, wenn keine Hoffnung zur Wiederherstellung vorhanden, wenn die Auflösung des Kranken sichtlich herannaht, der Frohsinn von der Gesellschaft weicht. Aber die Gesänge werden selbst am letzten Abende seines Lebens nicht unterbrochen. Der Kranke selbst nimmt an den Spielen Theil und stimmt in die Gesänge ein, wenn ihm dies nur irgend möglich ist. Tritt ein geehrter Besucher oder eine Jungfrau ins Zimmer, so verläßt er jedesmal das Bette, oder er setzt sich wenigstens im Bette aufrecht.

Ich sah einen Kranken, der dem Tode schon ganz nahe war, bei unserem Eintreten mit solcher Anstrengung sich zusammenraffen, daß er eine Ohnmacht bekam. Es war ein ergreifender Anblick, seine Konvulsionen zu sehen, und drei Tage später verschied er, hochgepriesen ob seiner Standhaftigkeit und Seelengröße.

Wenn ein Leidender stöhnt, sein Gesicht verzieht und beim Eintreten Besuchender ruhig liegen bleibt, so verliert er die Achtung des Volkes und setzt sich Spöttereien aus; diese Rücksicht macht die Tscherkessen unglaublich standhaft.

Ist ein Kranker wieder genesen, so giebt der Herr des Hauses, wo er behandelt worden, ein Gastmahl und schenkt ihm Waffen und ein vollständig angeschirrtes Pferd. Auch der Arzt, der ihn kurirt hat, empfängt ansehnliche Geschenke, und außerdem gehören ihm alle Häute der Ochsen und Hammel, die während der Krankheit im Hause verzehrt worden sind. Der Genesene beschenkt die Frau, welche im Verlaufe seiner Kur die Binden, Lappen u. s. w. ausgewaschen hat, die Personen, welche seiner gewartet haben, und das junge Mädchen, das mit obenerwähnter unsauberer Substanz die Wände des Hauses gezeichnet. Endlich verehrt er, wenn er Fürst ist, dem Hausherrn selbst sieben freie oder im Kampf erbeutete Personen, und es wird ein Bündniß zwischen Beiden geschlossen.

In den niederen Ständen heilscht man fast immer mit dem Arzte, der die Kur eines Kranken übernimmt: bei Vornehmen geschieht dies selten, denn ein Edelmann, der Sitte versteht, hält Unterhandlungen solcher Art für schimpflich.

Uneigennützige Beobachtung des Schicklichen führt bei den Tscherkessen öfter zu Handlungen wahrer Seelengröße. Ein junger Ritter und selbst ein Krieger von niederem Range ist bereit, um des Ruhmes willen sich zu opfern: er stürzt sich allein in ganze Haufen der Feinde und kämpft so lange, bis er todt oder schwer verwundet niedersinkt. Verliert er sein Leben, so bestattet ihn der erste edelgesinnte Mann, der seinen Körper findet, auf eigene Kosten und vollzieht dabei alle Gebräuche, welche die Religion den Anverwandten des Gefallenen zur Pflicht macht. Findet er ihn verwundet, so nimmt er ihn zu sich ins Haus, verpflegt ihn aufs beste, bezahlt den Arzt, der ihn behandelt, und schenkt dem Wiedergenesenen ein schönes ganz angeschirrtes Pferd, sammt der vollständigen Rüstung eines Kriegers. Alles dies thut er nur um der Ehre willen, ohne auf eine Vergeltung zu rechnen. Der Ehrgeiz und das Streben nach Auszeichnung bestimmt den Tscherkessen oft, mit wahrer Selbstverleugnung Gutes zu thun und die Unschuld zu schützen; aber dieser edle Zug wird leider durch verkehrte Begriffe von Ruhm nur allzu oft entstellt: um bloßen Ruhmes willen vergießen die Tscherkessen Ströme des eigenen und fremden Blutes, wenn ihr Beginnen gleich dem Vaterlande durchaus keinen Nutzen bringt und göttlichen und menschlichen Rechten zuwiderläuft.

*) Fürst P. S. — Vgl. Nr. 27 des Magazins.

Mannigfaltiges.

— Goethe in Amerika. Wir haben kürzlich (Nr. 16 des Magazins) eines strengen Urtheils der North-American Review über Schiller's Maria Stuart erwähnt; ein noch strengeres fällt dieselbe Zeitschrift in ihrem neuesten Hefte (Jan. 1842) über Goethe's Egmont, von welchem im vorigen Jahre in Boston eine Englische Uebersetzung erschienen. Goethe, behauptet der Amerikaner, habe die Freiheit des Dichters, sich der Geschichte zu seinen Zwecken zu bedienen, in dieser Tragödie auf das tadelnswürdigste gemißbraucht. Um den Charakter des Niederländischen Freiheits-Helden darzustellen, wie er wirklich war, citirt der Reviewer Schiller's Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, aus welcher er Alles mittheilt, was auf Egmont persönlich Bezug hat. „Was sollen wir nun", fügt der strenge Amerikaner hinzu, „zu dem Dichter sagen, der uns Egmont, den Gemahl einer erlauchten Frau und Vater von neun Kindern, den Patrioten, Helden und Staatsmann, den von einem ganzen Volke bewunderten und geliebten, als den schamlosen Liebhaber eines von ihm verführten Mädchens aus niederem Stande darstellt, und der, um den tragischen Eindruck einer großen, blutigen Katastrophe zu erhöhen, uns die Vergiftungsgeschichte der willkürlich erfundenen Herzallerliebsten giebt? Es war traurig genug für den armen Egmont, daß ihm Alba das Haupt abschlagen ließ, aber noch trauriger ist es für ihn, daß sein Charakter von Goethe so mißhandelt wurde." — Unser Amerikaner geht hier augenscheinlich in seinen Forderungen an die Kunst viel weiter, als er zu gehen berechtigt ist. Was poetisch wahr ist, braucht es darum nicht auch historisch zu seyn. Der Goethesche Egmont ist allerdings nicht der historische, aber darum braucht sich dieser seines Doppelgängers nicht zu schämen; er kann ihm vielmehr zum Danke verpflichtet seyn: denn gerade durch den menschlich schwachen, durch den romantischen Egmont Goethe's ist in Vielen erst (namentlich in Deutschland) das Interesse für den historischen Egmont geweckt worden, und auch unser Amerikaner würde vielleicht gar nicht auf die Idee gekommen seyn, sich über den Charakter des Helden durch Schiller's Geschichte näher zu unterrichten, wenn ihm dieser nicht durch Goethe's Tragödie so nahe gebracht worden wäre.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Mittwoch den 9. März 1842.

Polen.

Von den Polnischen Rugi, Reichstagen und Provinzial-Sitzungen.*)

I. Von den Rugi.

Rugi hießen die Prüfungen der Gesandtschafts-Instrumente, welche die Wahl der zu so wichtiger Function berufenen Männer beglaubigten: die Instrumente selbst hießen Lauda. Sie wurden den Gesandten (Landboten) gleich bei der Wahl auf den Landtagen ertheilt, erwarben diesen das Anrecht auf eine Wojewodschaft und sonstige Vortheile.

Die Rugi bildeten den ersten Theil der Thätigkeit des Reichstages, indem der Gesandte, welcher nicht ordnungsmäßig gewählt oder kondemnirt war, aus der Zahl der Genossen gestrichen wurde. Manchmal dauerten solche Prüfungen zwei bis drei Tage, wenn nämlich zwei gesandtschaftliche Parteien aus einem Kreise auf den Reichstag gekommen waren. Jede Partei zeigte ihr Laudum als gültig und mühte sich, die andere zu verdrängen; doch wagte der Kondemnirte, auch wenn er keinen Widerspruch fand, seine Wahl selten zu verfechten, damit er nicht nachher in zu enge Berührung mit den Säbelhelden der rivalisirenden Partei käme. Wenn man es irgendwo wagen konnte, einer feindlichen Partei unter die Augen zu treten, so war es auf dem vor Gewalt wenigstens während der Dauer sicherstellenden Reichstage selbst.

Der Marschall des alten Stabes mit den Gesandten, gegen die sich keine Protestation hören ließ, war der Vorwurfsrichter. Weil gewöhnlich Jeder entweder eine berechtigte oder unberechtigte Gegenpartei fürchtete, so war nichts natürlicher, als daß er um Freunde warb, die ihn im Nothfalle retten könnten; deshalb herrschte bei diesen Rugi ein ungemeiner Tumult, da von einer Seite zur Removirung des Gesandten von seiner Function, andererseits, ihn zu halten, alle Kraft angestrengt wurde. In solchem Falle arbeiteten die beiderseitigen Freunde an der Besänftigung der Gegner und brauchten dabei als Mittel: Bitten, Drohungen, Versprechungen und baares Geld. Wenn bei den aufgeregten Parteien Alles nicht fruchtete, mußte, besonders wo die Macht des Magnaten gegen den Gesandten bewies, der rechtswidrig Gewählte oder Kondemnirte das Feld räumen und gern oder ungern die Gesandtenrunde verlassen.

War jeder der Gesandten gerechtfertigt, dann schritt man erst zur Wahl eines Marschalls. Wenngleich Jemand in prozessualischen Verwickelungen oder in einer Condemnation sich befand, was übrigens keine Seltenheit war, so erhob sich vor der Wahl eines Marschalls dennoch Niemand gegen ihn — und nachher schadete ihm solche Anklage nicht mehr; denn die ganze Stube sprach für ihn, indem der Gesandte durch die beendete Marschallswahl in Aktivität getreten und also jetzt nicht mehr zurückgedrängt werden könne. Der Ankläger mußte schweigen, und der Gesandte blieb in seiner Function.

II. Von den Reichstagen.

August III. war in jeder Beziehung ein guter Herr, aber so unglücklich, daß unter seiner dreißigjährigen Regierung kein einziger Reichstag ordentlich zu Ende ging. Widerspenstige Parteien und fremde Höfe lösten die Verhandlungen auf, dadurch, daß sie den Reichstag dem Individuum unterordneten; die Schuld wurde gewöhnlich auf den König gewälzt und gegen die unglückselige Regierung geeifert; es gäbe, hieß es, gar keine Regierung im Lande, der König sitze auf dem Thron wie ein Götze, ohne Kenntniß der öffentlichen Interessen, er wisse von nichts, verstehe nichts und habe alle Regierungsgeschäfte einem Sachsen übertragen. Die mißverstandene Freiheit habe sich so weit verirrt, daß sie alle Bande des Rechts zu lösen drohe und nicht einmal eine Besserung der Unordnung zulassen wollte, damit die Ohnmacht des Landes ein Ende erreichte.

Wahr ist es, daß der König sich um die öffentlichen Interessen im Einzelnen wenig kümmerte, aber im Allgemeinen zielte er dahin, daß der Staat aus der alten Verwirrung zu neuem Ansehen und größerer Militairkraft emporkäme; er befaßte sich nicht mit Projekten und speziellen Anordnungen, denn er kannte das Polnische Recht nicht. Aber so viel er durch seine Gnadenspenden, durch Errichtung von Aemtern und Starosteien wirken konnte, that er mit löblichem Eifer; er nahm alle diejenigen auf, die ihm zu öffentlichen Aemtern fähig schienen, versöhnte die Feindseligkeiten unter ihnen und beschwichtigte den Haß gegen seine eigene Person oder gegen seinen Minister, ohne welchen er als Sachse sich nicht bewegen konnte, und der auch auf keine Weise in die Polnischen Angelegenheiten ohne Berathung mit den Großen des Landes und nach deren Dezision eingriff, doch, wenn es darauf ankam, bei seiner individuellen Meinung muthig beharrte. Im Allgemeinen wirkte der Hof nur dahin, die Eintracht unter den Magnaten zu begründen, um wenn auch nur Einen Reichstag durchzubringen. Aber diese Arbeit blieb von Seiten des Königs sowohl als des Ministers und aller der Großen, die vereint mit dem Könige für Reichstags-Beschlüsse thätig waren, vergebens; denn die Gegenparteien, welche gemeinsam mit Jenen beriethen und die Materie des Reichstags verschlugen, eiferten unter der Hand gegen das Unheil der Reichstage und suchten heimlich immer Jemanden heraus, der die Verhandlungen unterbrach und sich den Versammlungen entzog. Zu solcher Auflösung der Reichstage brauchte man nicht Personen, die mit Vernunft begabt waren und Liebe für das Gemeinwohl in sich trugen; nein, dessen bedurfte es nicht. Leicht erhob sich ein Gesandter, in dessen Kopf es so finster war wie die Nacht, ohne auch nur scheinbare Ursachen der Spaltung im Gesandtenzimmer und schrie: „Keine Eintracht auf dem Reichstage!" — Und das reichte hin, allen Anderen die Befugniß zu weiteren Verhandlungen zu nehmen. Wenn der Marschall nach dem Grunde der Auflösung fragte, so wurde kurz geantwortet: „Ich bin Gesandter und willige nicht ein." Hiermit setzte sich der Protestirende wie ein stummer Teufel; auf alle Bitten und alles Eindringen der anderen Gesandten um Angabe einer Ursache der Hemmung des Reichstages antwortete er nur: „Ich bin Gesandter"; dann entfernte er sich aus der Gesandtenstube, brachte das Manifest über die Ungültigkeit in die Kanzlei und bediente sich dabei irgend eines Prätextes. Die zur Auflösung bestimmenden Ursachen waren manchmal plausibel, wie damals, als Rußland im Kriege mit dem Könige von Preußen sein Militair über ganz Polen zerstreut hatte. Die Störer der Reichstags-Verhandlungen brauchten den Vorwand, daß unter der Waffe eines fremden Soldaten die Freiheit beschränkt werde, der Reichstag also nicht frei seyn könne und folglich nicht stattfinden dürfe.

Manchmal waren diese Ursachen sehr ungeschickt und fremdartiger Natur. Im Jahre 1750 legte der Wojewode von Podolien, welcher vom Hofe zum Reichstags-Marschall designirt war, zu diesem Zwecke die Wojewodschaft nieder. Die dem Hofe contraire Partei benutzte diese Erfindung des adeligen Senators, wiewohl dieselbe dem Gemeinwohl nicht nachträglich war, als Ursache zur Auflösung des Reichstages. Aehnliche Gründe führten im Jahre 1772 zu gleichen Erfolgen, als der Sohn des Grafen Brühl aus dem Warschauer Gebiet einen Gesandtschaftsposten repräsentiren sollte; man wollte ihn für keinen Polnischen Edelmann ansehen, obgleich er durch das Tribunal-Dekret als solcher anerkannt war. Endlich beschlossen die Polnischen Großen mit dem Könige, doch wenigstens Einen Reichstag abzuhalten; die Parteien hatten ihre Theilnahme zugesichert, die Zwistigkeiten waren beigelegt, und man sah dem Reichstage als einem gemeinsamen Heile mit Sehnsucht entgegen; es war ein Marschall gewählt worden, die Rugi waren beendigt und eine Militair-Vermehrung bis auf 60,000 Mann beschlossen; die ganzen sechs Wochen hindurch ging Alles ordentlich und ohne Unterbrechung.

Am letzten Tage, als Nichts mehr zu thun übrig war, als das ganze Werk durchzulesen und zu unterschreiben, da vertieften sich die verschiedenen Gesandten in die Besprechung ihrer Privat-Angelegenheiten so lange, bis die Dämmerung begann und man weder zum Lesen noch zum Schreiben sehen konnte; umsonst bat der Marschall und viele andere dieser hochgeborenen Oratoren, ihre Privat-Angelegenheiten bis zum anderen Reichstage zu verschieben und dem lange begehrten Erlösungswerk durch die Unterschrift seine Gültigkeit zu geben; diese Bitten wurden nicht gehört; man perorirte, bis vollständiges Dunkel eingetreten war. Da hörten die Perorationen auf; der Marschall, in freudiger Hoffnung eines glücklichen Erfolges, befahl, Licht zu bringen, aber die wiederholt gebrachten Fackeln wurden mit großem Lärmen, daß es nicht zieme, bei Licht zu verhandeln, verbeten und durch die der Thür zunächst befindlichen Personen mit Tüchern, Mützen ꝛc. ausgelöscht. Der Marschall saß mit den Gesandten bis 10 Uhr im Finstern und forderte wiederholt neues Licht; da er sich aber überzeugte, daß die Sache nicht von der Ungeschicktheit der Diener abhänge, sondern daß man die Auflösung des Reichstags wolle, verabschiedete er sich mit den zarten Worten: „Wer daran schuld ist, stet diabolus in dexteris ejus."

Dies war der einzige Reichstag, der die gesetzliche Zeit hindurch währte und worauf dennoch ohne Manifest beschlossen wurde. Andere wurden kurz nach der Marschallswahl aufgelöst, oft auch vor derselben, manche schleppten sich 2 bis 3 Wochen hin; der Reichstag in Grodno gehört zu denen, wo die Schuld

*) „Sitten und Gewohnheiten unter August III." Herausgegeben von Gr. E. Raczynski.

der Auflösung auch auf den Hof gewälzt wurde, der zu diesem Ende einige Gesandte erkauft haben sollte. Einer von diesen, welcher des Nachts seine Quantität Dukaten genommen hatte, erhob am anderen Tage in der Stube laut die Stimme und entdeckte die versuchte Bestechung; zum Beweise warf er das genommene Gold hin mit der Aufforderung an die Anderen, dasselbe zu thun. Doch statt diesen Heroismus zu billigen, entstand ein großes Getöse, indem man ein Gericht gegen den Gesandten forderte, der als Kalumniant aufgetreten sey. Die von beiden Seiten entstandenen Unruhen wurden durch die Aufhebung der Sitzung beendigt. Den anderen Tag wurde ein von drei Personen unterzeichnetes Manifest über die Ungültigkeit des Reichstages vorgezeigt, und ob die Angabe des Gesandten wahr oder ein erdichteter Grund zur Auflösung des Reichstages sey, wurde nicht untersucht, der Reichstag selbst aber aufgelöst. Die Gesandten hätten ein Vergehen, wie die Auflösung des Reichstages, niemals gewagt, wenn sie nicht gewußt hätten, daß der Störer der Verhandlungen meistens durch ein sicheres Geleit vom Orte der Berathungen entlassen werde; bemächtigte man sich seiner Person, dann geschah es häufig, daß er zu Tode geprügelt wurde. Niemand wäre dann für ihn aufgetreten, wenn nicht ein Edelmann von geringer Autorität und natürlich ohne Erfolg. Die Möglichkeit, zu entkommen, war aber in der Hofpartei und der Czartorysk'schen leicht gegeben, indem den Fliehenden entweder die eine oder die andere Partei unter dem Scheine der Vertheidigung der Freiheit in Schutz nahm; denn diese war das allgemeine Losungswort und darauf gegründet, daß der Edelmann auf den Landtagen und der Gesandte auf den Reichstagen von seiner Stimme keine Rechenschaft zu geben nöthig hätte. Man konnte also ungestraft die Reichs- und Landtage aufheben. Dabei war dies weit sicherer in Beziehung auf den ersteren, weil derselbe aus einem gewählten Ausschusse bestand und eine Mäßigung vorwalten ließ, die auf dem Landtage nicht gekannt wurde. Dieser ward gewöhnlich mit dem größten Tumulte abgehalten; die Uebermacht der trunkenen Menge errang sich das entscheidende Votum, und es wurde oft nöthig, daß der, welcher den Anstoß zur Aufhebung der Verhandlung gegeben hatte, sich vor der Waffe der Anderen, wenn er nur sein Manifest in der Kanzelei unterschrieben hatte, eiligst flüchtete. Dann erst bekam man das Manifest vor Augen; es wurde einstimmig beschlossen, die Geschäfte zu sistiren, ehe dem Rechte der Freiheit Eintrag geschehe. Nierozwalam, die pupilla libertatis genannt, war die Formel, welche Alles über den Haufen werfen konnte. Erreichte man den Kontradizenten, so wurde mit ihm gefochten oder er auch wohl getödtet, ehe er das Manifest vorbrachte.

Wie man zur Auflösung der Reichstage nicht besonderer Ursachen bedurfte, so achtete man noch weniger auf eine zeitweilige Hemmung der Berathung; mit Leichtigkeit wurde die sogenannte Aktivität aufgehoben. Auf dem Reichstage im Jahre 1738 hielt ein Gesandter die Stube drei Tage lang in solcher Hemmung, weil die Großpolen das Projekt zur Gleichstellung der Abgaben gemacht hatten, indem sie verlangten, daß dieselben von den Neußischen Wojewodschaften eben so wie von den übrigen gezahlt würden. — Jene waren nämlich früher frei davon gewesen, und deshalb sträubte sich der Wolhynische Gesandte aus Kräften gegen die Zahlung, bis er durch das Uebergewicht der Anderen zum Schweigen gebracht wurde. Solche Hemmungen der Aktivität ereigneten sich oft, selbst wenn der sprechende Gesandte nur aus Unvorsichtigkeit ein die Gegenpartei beleidigendes Wort aussprach. Der Beleidigte rächte sich dann an der ganzen Stube. Man ging an seinen Sitz; der Marschall, die Gesandten und die aus dem Senate Delegirten baten um Wiederherstellung der Aktivität, erweichten ihn mit Bitten und Schmeicheleien, bis er endlich nachgab. Sodann wurde dem Hochgebornen eine Lobrede gehalten, daß er aus Erbarmen über das Vaterland die Berathungen möglich gemacht habe — während er doch wegen des verursachten Verlustes an kostbarer Zeit bei jedem knieend Verzeihung hätte erbitten müssen. Diese Abnormität war nur damit zu entschuldigen, daß von Hause aus die Auflösung des Reichstages entschieden war.

Weil also die Reichstage ganz nutzlos waren, verloren sie auch alle frühere Wichtigkeit und Erhabenheit, so daß während der Verhandlungen die arbitri, welche auf hohen Bänken assistirten, mit Aepfeln nach den perorirenden Gesandten warfen, besonders, wenn die gehaltene Rede den Wünschen nicht entsprach. Der unterbrochene Redner wandte sich dann an den Marschall und rief: Protestor, mein gesandschaftlicher Charakter ist verletzt vom arbiter. Der Marschall und alle Gesandte erkannten darin eine Verletzung der Majestät des Staates, nicht nur des Kopfes des Redners, und drangen auf exemplarische Bestrafung dieser Insolenz des arbiter. Aber die Ermittelung des Thäters war unmöglich; denn der, welcher vielleicht von der dritten Bank den Wurf gethan hatte, nahm bei der Untersuchung den Schein der tiefsten Unschuld an oder verlor sich im Gedränge. Als Ankläger trat auch selbst der Mitwissende nicht auf, weil solche Unterbrechung Allen eine erwünschte Belustigung gewährte. — Der Marschall mochte die härtesten Strafen androhen, sie wirkten nicht, er erhielt keine Antwort und kam eben so wenig dem Thäter auf die Spur. Gewöhnlich endete er seine Untersuchungen damit, daß er den Redner aufforderte, selbst den Thäter zu nennen, wenn er dessen Bestrafung wolle. Die Peroration hatte dann ebenfalls ein Ende wegen der Besorgniß des Redners, von einem anderen Pfeile heimgesucht zu werden. Auch kamen oft Unterbrechungen der Reden dadurch vor, daß die arbitri einander von der Bank stießen und die Fallenden Einige von den Anderen mit herabschleuderten, wodurch gewöhnlich ein allgemeines Gelächter entstand.

Die Reichstags-Sitzungen begannen gewöhnlich zur zehnten oder elften Vormittagsstunde und dauerten bis 8, 9 oder 10 Uhr Abends. Die Meisten trugen also Viktualien in der Tasche, damit bei den Anstrengungen des Kopfes der Magen nicht unberücksichtigt bliebe. Während der gehaltenen Reden wurde Flaschenbier herumgereicht, welches wie Englisches moussirte und beim Oeffnen der Flaschen über die Köpfe der Anwesenden hinwegbrauste. Die hierdurch herbeigeführte Störung wurde um so größer, wenn ein schalkhafter Heiduck, in einer Hand das Glas, in der anderen die Flasche, diese absichtlich dort öffnete, wo der Haufe am dichtesten war.

So lange die Session dauerte, blieben die Senatoren mit dem Könige im Senat, der gewöhnlich bis zur Marschallswahl saß; nach dieser wohnte er täglich der Gesandtschafts-Sessionen einige Stunden bei. Die Gesandtenstube hatte mit der Senatsstube folgenden Zusammenhang: hatten die Gesandten einen Marschall gewählt und eine Verhandlung abgeschlossen, so schickten sie aus ihrer Zahl 2 oder 4 Gesandte von jeder Provinz mit Nachrichten zum Könige und Senat über das, was geschehen war. Beim Eintritt in den Senat meldeten die Gesandten dem Hofmarschall den Grund ihrer Ankunft, dieser machte die Meldung an den ganzen Senat, und der König ließ die Gesandten in die Mitte treten. Die Delegirten ließen dann durch einen von ihnen die spezielleren Zwecke ihrer Ankunft auseinandersetzen, und nach beendigter Rede des Delegirten drückte der Groß-Reichskanzler von Seiten des Thrones und der Hofmarschall von Seiten des Senats die Zufriedenheit über die Mittheilungen aus. Zugleich ernannte der Reichskanzler Senatoren, nämlich zwei aus jeder Provinz, in die Gesandtenstube und bat sie um Vereinigung mit dem Senat. Nach der Vereinigung beider Stuben hielt der Reichstags-Marschall eine Rede an den König und den Senat, worin er seine Wahl zum Stabe ankündigte und seinen Eifer ausdrückte, mit seinen würdigen Kollegen aus allen Kräften für das Gemeinwohl zu wirken. Der Reichskanzler begann dann, mit den prunkendsten Lobsprüchen den Reichs-Marschall zu überschütten, und lud Alle zum Handkuß des Königs. Nach dieser Ceremonie kehrten die Gesandten in ihre Stube zurück.

Weder der König noch der Senat hatten eine vox activa, und deshalb gab es in der Senatsstube auch keine Instructionen; die ganze Gesetzgebung, welche dem Ritterstande angehörte, hatte ihren Platz in der Gesandtenstube. Wenn im Senate ein Senator oder Minister über die vorliegende Sache eine Bemerkung machte, so geschah es nur in berathender Weise, und das nannte man passiv sprechen, doch eigentlicher precative; denn der Senator konnte seine Rede nicht anders beschließen als mit der Bitte, das zu bessern, was ihm irrthümlich beschlossen zu seyn schien. Wenn solche Bitten vom Throne und vielen Senatoren unterstützt wurden, so hatten sie manchmal Erfolg, manchmal aber auch nicht, weil alle Instruction von der dauernden Eintracht der Gesandten abhing; wenn also Einer der Verbesserung sich widersetzte, mußte der einmal gefaßte Beschluß bleiben.

III. Von den Provinzial-Sitzungen.

Wenn der Reichstag sich in die Länge zog, dann wurde zur Anregung eines Verhandlungs-Objektes geschritten, nach dessen Acceptation die Gesandten zu den Provinzial-Sitzungen zurückkehrten und erst die gefaßten Beschlüsse in dem auf einen bestimmten Tag angesetzten Reichstage in pleno prüften. In den Zwischentagen hatte der König mit dem Senate Ruhe. Aber diejenigen Senatoren, welche sich für das eingeleitete Objekt interessirten, jagten von einer Provinz zu der anderen, um jeder der einzelnen Sitzungen beiwohnen zu können. Obgleich sie nicht aktiv seyn konnten, so influirten sie doch durch ihre Freunde auf den Gang der Verhandlungen.

Diese Provinzial-Sitzungen wurden gewöhnlich in Klöstern, meistens bei Dominikanern, Dispensaten, Bernhardinern, Kapuzinern, Reformaten und Barfußkarmelitern abgehalten, weil diese reichere Bibliotheken und andere Disizinen hatten. Nach den Provinzial-Sitzungen kamen an einem bestimmten Tage wieder die Gesandten auf das Schloß des Königs und versammelten sich in der Gesandtenstube, wo die in den Provinzen verhandelten Gegenstände in pleno entwickelt und konkludirt wurden. Und wenn die Organisation des Gegenstandes, wenn sie von einer Provinz getroffen war, der anderen nicht gefiel und zurückgewiesen wurde, dann wurde in der Gesandtenstube eine neue Bearbeitung desselben Stoffes unternommen. Die dritte und mächtigste aller Versammlungen war die der Magnaten, welche die Oeffentlichkeit repräsentirten, und von deren Parteien die Gesandten abhingen. Was hier berathen wurde, das ward zum Beschluß in der Provinzial- und Gesandtschaftsstube. Die Hofpartei und die Czartorysk'sche bildeten zwei Seiten, worein der ganze Staat getheilt war. War ein Gesandter für beide indifferent, entweder aus Ehrlichkeit oder Mangel an Autorität, so nahm er an den Berathungen keinen Theil, sondern ersann sich Vergnügungen, anstatt sich Tage und Nächte in Parteikämpfen zu plagen.

Ich habe gesagt: jeder Reichstag mußte durch einseitige Willensäußerung aufgelöst werden — wozu, wird man fragen, bedurfte es denn so vieler Mühe? und es diene darauf Folgendes zur Antwort: Die Hofpartei wollte wenigstens einen Reichstag durchbringen und machte dazu die entschiedensten Anstrengungen; aber die Contrairen suchten durch Bestechungen, während sie für die Auflösung stimmten, sich aber den Anschein gaben, als seyen sie im Einklange mit der Hofpartei, ihre Freunde zum Umsturz der begonnenen Verhandlungen zu bewegen; sie billigten Alles, gaben selbst die besten Projekte an, versöhnten die halsstarrigen Gesandten und jammerten nach Auflösung des Reichstags gleichwie die Königliche Partei über das Unheil des Vaterlandes. Wurde ihre Bosheit verrathen, so fand sich immer ein mächtiger Beistand, der die vermeintliche Freiheit in Schutz nahm.

Nach jedem aufgelösten Reichstage folgte ein senatus consilium, wo der Stoff für den nächsten Reichstag vorgeschlagen, fremde Gesandte, meistens Türkische und Tatarische, aufgenommen und die Kurländische Geistlichkeit mit der Investitur beschenkt wurden; auch wurden Senatoren ernannt, die zur

Seite des Königs bleiben sollten, ferner Gränzrichter, und einer von den Bischöfen wurde zum Präsidenten der Kommission von Radomsk ernannt. Das senatus consilium dauerte 5 Tage bei ununterbrochener Assistenz des Königs. Dieser gute Monarch that Alles, was von ihm verlangt werden konnte, selbst zu schleunigen Senats-Berathungen kam er aus Sachsen nach Warschau und kehrte sogleich nach der Verhandlung nach Sachsen zurück, wo er meistentheils residirte, mit Ausnahme der Zeit, wo in Polen Reichstage angeordnet waren.

England.

Blicke auf die neueste Englische Literatur.

(Fortsetzung.)

Bei jedem neuen Buche, welches Herr James die Gewogenheit hat dem Publikum an den Hals zu schleudern, wäre man versucht, an ihn die Frage zu richten, welche eine Dame an den Schauspieler Mathews stellte: „Wann wohl werden Sie einmal anfangen, mir Vergnügen zu machen?“ Ein anderer Romandichter, der ein gut Theil seines Rufes seiner spröden Vorliebe für die methodistischen Sitten und Gebräuche seiner Zeit zu verdanken hatte, Herr Ward, ein Greis, der schon sein sechsundsiebzigstes Lebensjahr angetreten, hat einen neuen Roman unter dem Titel Clifford veröffentlicht. Letzterer ist, wie seine früheren Romane, bloß eine fortlaufende Reihe von Unterhaltungen, die jedoch uns nicht mehr sonderlich behagen können, indem sie schon ein bischen veraltet sind. „Welchen Roman wünschen Sie, daß man Ihnen vorlese?“ fragte man eine Frau, deren Augenlicht schon schwächer geworden war. — „Ich bitte, den Grandison“, war die Antwort. „Wenn ich auch dabei einschlummern sollte, so würde ich trotzdem nichts einbüßen; denn ich bin gewiß, daß ich die Leutchen beim Erwachen noch tüchtig schwatzend zwischen ihren vier Pfählen finden werde.“ — Clifford ist ein Charles Grandison in gesteigertem Grade, in dem die Redseligkeit das Vorherrschende und Ueberwiegende ist und wo es vor lauter Geplauder zu keiner That kömmt. Durch eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, die man sonst nicht bei Schriftstellern von vorgerückten Jahren anzutreffen pflegt, zeichnen sich darin etliche Liebes-Scenen durch die Anmuth und Grazie aus, die ihnen der Verfasser zu verleihen weiß. Im Allgemeinen aber wird man in diesem Werke eine gewisse Mißstimmung wahrnehmen, als den deutlichen Ausdruck der üblen Laune eines Autors von zweitem Range, den es stark erbittert, daß er diesen enggezogenen Kreis nicht habe überschreiten können, und welcher hartnäckig dabei verharrt, die natürlichen Gränzen seiner Fähigkeiten für eine Unbill und gesetzentliche Zurücksetzung der Gesellschaft zu betrachten, inmitten welcher er lebt. Das wüthende Geschrei, welches von dem sogenannten Mittelpunkt der schriftstellerischen Welt stets gegen die Kritik und deren Handhaber erhoben wird, die ewigen Schmähungen und Zornausbrüche, die diese armen Menschen von jener Klasse zu erdulden haben, lassen erst recht die Schwächen, die Blößen, zugleich aber die Unheilbarkeit der niedrigen Gesinnung und die Unverbesserlichkeit der geringfügigen Leistungen des verwundeten Skribiers zum Vorschein kommen. — Um seinem Aerger Luft zu machen, hat Herr Ward, nach dem Beispiele gewisser Französischer Bühnendichter, in seine eben erwähnte Arbeit einen Rezensenten von Fach, unter dem Namen Sir John Paragraphus, eingeschwärzt, diesen armen Kerl mit einer Unzahl lächerlicher und abgeschmackter Eigenheiten überschüttet, gräßlich verhöhnt und ihn seinen Haß und seine Verachtung aufs tiefste empfinden lassen. Mit einem Worte, diesem Patron ist eine so überschwängliche Fülle von Dummheiten, Thorheiten, Gebrechen, Lastern und bodenloser Niederträchtigkeit aufgebürdet, daß, meiner Treue, eine ganze Legion von Einfaltspinseln und schlechtem Pack über und über daran genug hätte. „Selbst nicht das leiseste Gefühl für Anstand, feine Sitte und für Ehre“, ruft Herr Ward, „steckt in dem Gerippe dieses Wichts, nicht ein Schimmer von Poesie, nicht ein Fünkchen Phantasie, nicht eine Erinnerung an ernstere Studien, ja nicht ein Schatten von wirklichem Geiste.“ Das ist denn doch ein bischen zu hart und ein non plus ultra rasenden Ingrimms. Bilden aber die Kritiker heutzutage wohl einen Stand für sich? Mit nichten; alle Welt treibt dieses Geschäft und glaubt sich dazu befugt und befähigt. Ist die Journalistik der Gegenwart einer besonderen Klasse sachkundiger Männer überwiesen? Befindet sie sich noch in den Händen solcher, die ihr alle ihre Kräfte, ihr ganzes Leben widmen, deren Daseyn an sie geknüpft, durch sie bedingt ist? Behüte! Vielmehr Jeder dünkt sich jetzt ein geborener und vollendeter Kritiker, Jeder, sagen wir, der nur den Gänsekiel führen kann und eine starke Lunge besitzt, um auf gut Glück drauflos zu fudeln und zu schreien. Die Zeit des Zunft- und Kastenwesens ist für immer dahin; der Geist der allgemeinen Freiheit, der alle unsere Verhältnisse durchdrungen, hat auch die Kritik nicht verschont, und dieser Tummelplatz der streitlustigen Presse ist jedwedem Kämpen offen, sey er noch so entblößt von Witz und Verstand, von Kenntnissen und Sinn für Billigkeit. — Gevatter Seifensieder, und Niemand anders, kann und wird uns Lichte machen, Gevatter Schuster Stiefeln, Gevatter Schneider Röcke und Hosen u. s. w., dies steht, meint der alte Attische Scheim, ein-für allemal fest, Keiner wird sich einfallen lassen, die Kunst oder das Handwerk, das er nicht erlernt, auszuüben; indeß das Philosophiren ist eines Jeden Sache, da redet Jeder tapfer mit hinein, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, das ist so ein bonum commune, das Keinem ausschließlich, sondern Allen insgesammt gehört.

Cecil, ein von einem Ungenannten herrührender, ziemlich gut geschriebener und anziehender Roman, bildet den vollkommensten Gegensatz zu dem Werke des Herrn Ward. All jenes vorher berechnete und abgezirkelte Sichgehenlassen, alle jene Feierlichkeit und Abgemessenheit, wie sie der Engländer selbst in den einfachsten Handlungen und im gewöhnlichen Leben beobachtet, alle die schroffen Abgränzungen und Absperrungen der verschiedenen Gesellschafts-Klassen gegen einander, findet man in diesem zierlichen und mitunter prächtigen Gemälde wiedergegeben, das von Vielen angestaunt wurde, ohne jedoch, wie uns bedünken will, in der That von der hervorragenden Beredsamkeit zu seyn, die man ihm zuerkannt hat.

Unter den Büchern, die mit Beifall begrüßt werden, obwohl ich nur eine geringe Anzahl davon der Aufnahme in die Literatur-Geschichte für würdig erachte, stelle ich oben an die Denkwürdigkeiten des Schauspielers Mathews und die der Familie Colman, die jüngst erst gedruckt werden sind. Der Britische Bühnenkünstler, welcher, so zu sagen ein losgerissenes Glied des Staatskörpers, außer allem Verband mit den übrigen Kreisen lebt, der vermöge dieser unüberstreigbaren Schranke, und mit dem Bannfluch beladen, in keinen einzigen der höheren Zirkel zugelassen und insonders von der ehrsamen Bürgerschaft wie eine Giftpflanze gemieden wird, der aber auch öfters aus dem tiefen Schlamm, in welchen ihn Verkehrtheit und Ungerechtigkeit hinabgestoßen, durch die ihm auf der Bühne gezollten Huldigungen und hin und wieder wohl auch durch unbefangene, gewichtige, so schnödes Verfahren geißelnde Stimmen wieder zu Ansehen erhoben wird, der Schauspieler also, sagen wir, nimmt in jener hierarchischen und wunderlich geordneten Welt eine ganz sonderbare Stellung ein, die sich mit keiner anderen vergleichen läßt. Es giebt nichts Abenteuerlicheres, nichts Seltsameres, nichts Bunteres, nicht ein an Ereignissen reicheres und bewegteres Leben als das eines Kean, Sheridan Knowles, eines Colman und Mathews, keinen rechtschaffeneren, reineren, sittlicheren, züchtigeren Wandel, zugleich aber auch kein zufriedeneres und mit anständigerem Genus verknüpftes Daseyn, als das einer O'Neil, einer Siddons, eines Kemble und eines Macready. Je seltener die Gunst und die Auszeichnung ist, welche man diesen Letzteren auch außer dem Theater schenkt, desto verdienter, desto wohl erworbener muß sie sicher seyn. Theuer genug erkauft durch ihre strengen Tugenden und ihre großen Talente, erscheint ihre Werthschätzung als eine ganz natürliche und nothwendige und erhebt sie auf gleiche Stufe mit ihren übrigen Mitbürgern. Unter den Schauspielerern sind es aber, wir müssen es bekennen, keinesweges die Klügeren und Würdigeren, sondern gerade die närrischen und unkeuschen Gesellen, die uns am meisten ergötzen und auf die wir begierig unsere Blicke heften. Was würde man nicht darum geben, könnte man Kean's Denkwürdigkeiten wieder erhaschen oder Nelly Gwynn's eigenhändig geschriebene Bekenntnisse, jener Königin sämmtlicher Bretterheldinnen der Vergangenheit und Gegenwart, welcher Karl II. aus seiner Loge Diamanten zuwarf, die sie in ihrer Schürze auffing, jener Coulissen-Ninon, eben so geistreich und hübsch als Fräulein von Lenclos, jenes Mädchens, das stets ihren blitzenden Einfällen einen Grau unverschämter Drolligkeit beizumischen pflegte, wodurch man immer von neuem an ihr früheres Gewerbe als Orangen-Händlerin erinnert wurde; die mit nicht zu schildernder Keckheit und Kaltblütigkeit ihre beißenden, neckenden und jedesmal treffenden Witze anzubringen wußte. Selbst der geringste Zug aus ihrem Leben verschafft uns einen klaren Begriff von dem ganzen Treiben ihrer Zeit. Eines Tages z. B., als sie in ihrem Vierspänner Londons Straßen und Plätze nach allen Richtungen durchkreuzte, ward sie vom Pöbel, der die Equipage der Herzogin von Portsmouth, der Geliebten des Königs und Katholikin, zu erkennen glaubte, eine weite Strecke verfolgt, mit einem Hagel von Steinen beworfen und mit den entsetzlichsten Schmähungen überhäuft. „Nieder mit der papistischen Buhldirne!“ drang es mit höllischem Gebrüll aus allen Kehlen. Nelly ließ den Wagen anhalten, und indem sie ihren engelschönen Kopf über den Kutschenschlag hinausbeugt, sagt sie: „Ihr irrt Euch, meine guten Freunde, ich bin die evangelische Maitresse!“ Wir wagen nicht, ihre frechen Worte unversehrt zu wiederholen, wir suchen sie lieber zu mildern, sie würden für unser Ohr viel zu derb und viel zu roh klingen. Im Triumph ward sie nach Hause begleitet.

In Ermangelung der Memoiren dieser klugen und dreisten Dame, besitzen wir dafür die Briefe von Garrick, Miß Bellamy, Mrs Kemble und die hinterlassenen Papiere einer ganzen Familie, welche, im Souffleur-Loche groß gezogen, im Glanze der Oellampen aufgewachsen, inmitten der pappenen und leinwandnen Wälder, welche die Bretterwelt bilden und bedecken, ihr Ruhelager aufgeschlagen hatte, wir meinen die Colmans, Verwandte der beiden Lords Bath und Pulteney. Der Colmansche Stamm verzweigte sich in drei Geschlechter, von denen das erste vertreten wurde durch einen zwar armen, jedoch munteren, hübschen und überaus einnehmenden jungen Mann, der später zum Britischen Gesandten in Florenz ernannt wurde und ein großer Liebhaber von Gemälden und Kunstseltenheiten war; das zweite durch dessen Sohn, Verfasser der eifersüchtigen Frau und der heimlichen Ehe, Gründer, Direktor und Eigenthümer des Haymarket-Theaters; das dritte durch den jüngeren, kürzlich verstorbenen Colman, Schöpfer von zwanzig unsittlichen und belustigenden Possen, ein arger Schlemmer in seiner Jugend, dramatischer Aristarch in seinen alten Tagen und eben so schonungslos hart gegen andere Bühnendichter, als er nachsichtsvoll gegen sich selber gewesen. Wenigstens war aber seine übertriebene kritische Strenge mit keiner gleißnerischen Maske umkleidet. Er treibe, äußerte er unverhohlen, sein Geschäft, ohne es eben hochzuachten und daran zu glauben. Da in England das Amt eines Theater-Censors (examiner of plays) demjenigen, welcher es ausübt, zwar kein festes Einkommen, wohl aber einen der Anzahl der beurtheilten Werke verhältnißmäßig entsprechenden Gewinn gewährt, so machte sich Colman mit außergewöhnlichem Eifer daran, auch nicht ein einziges Manuskript, nicht einen längeren Gesang oder ein kleineres Lied, ja kaum eine Aenderung im Dialog durchzulassen, ohne sofort seine Kralle daran zu legen und vorweg seine Gebühren zu erheben. Während

er mit der einen Hand schmutzige und zotenhafte Lieder niederschrieb und mit der anderen die zahmsten und unschuldigsten Späße seiner dramatischen Kollegen ohne Gnade und Barmherzigkeit ausstrich; indem er von dem hier für die Umarbeitung etlicher Zeilen einen Schilling und von jenem dort für die Verhallhornung einer wider den Anstand laufenden Situation eine Guinee verlangte, war er wegen seiner Unerschütterlichkeit in dieser zwiefachen Stellung bei weitem komischer geworden, als alle Personen seiner Stücke zusammengenommen. Man kann aus der etwas gedehnten Schrift des Herrn Peake (Memoirs of the Colman Family, 2 vol.) ersehen, mit wie leichtfertiger und sogleich in die Augen springender Unverschämtheit dieser muntere und ungenirte Patron an einem und demselben Tage den Frommen und Reinen spielte, um sein Vortheilchen, welches ihm das Censiren verschaffte, wegzuschnappen, und eine Sekunde darauf sich in einen schmierigen Cyniker umwandelte, um mit seinen eigenen poetischen Erzeugnissen einen Haufen Geld zu erobern. Hier ein kleiner Beleg für seine merkwürdige Kritikasterei: Das Wörtchen Engel merzte er unter dem Vorwande aus, daß die göttlichen Boten durch die Bibel heilige Weihe empfangen hätten und es demnach ein Frevel wäre, wollte man einem theatralischen Liebhaber erlauben, also seine Dulcinea zu tituliren. Er wollte platterdings nicht, daß man auf der Bühne „Ach Himmel!" und Aehnliches ausriefe; denn, meinte er, auf solchen Vokativen laße eine schwere Sünde. Im Uebrigen aber war das Männlein übermüthig, sackgrob, keck, kriechend, wo es was zu erwischen galt, und immer mit einem Regimente passender, oft aber auch recht plumper und beleidigender Späße auf dem Platze. Sicher lauter Eigenschaften, mit denen man sich tüchtig durch's Leben durchfechten kann und welche bei ihm die Stelle der Tugenden vertraten, auf die er ohnehin keine Ansprüche machte.

Sein Vater, dessen eifersüchtige Frau, in der Nachbildung von Kotzebue, sich jetzt noch auf der Deutschen Bühne behauptet, und dessen heimliche Ehe, wozu Cimarosa seine herrliche Musik geliefert, ein allgemein beliebter und vielfach benutzter Stoff geworden ist, besaß viel mehr Talent als der Sohn. Ein frostiger Kopf, ohne alle Tiefe und ohne Schwung, jedoch mit manchen wirksamen Mitteln ausgerüstet, war ihm in der Erfindung und Verkettung der Situationen und in deren raschem Ineinandergreifen jene Gewandtheit eigen, welche man fast durchgängig bei den Franzosen, selten aber bei den Engländern antrifft. Auch könnte man aus dem Werke von Peake einen Auszug von mindestens einem halben Bande machen, der über die Ministerherrschaft des Lord Bath, Robert Walpole und William Pitt und über den mächtigen Einfluß, welchen ein Goldsmith, Sheridan und Cumberland auf das Theater ausübten, ein reizendes und eigenthümliches Licht verbreiten würde.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Der Russische Komponist Kaschin. *)

Zu Ende des Jahres 1841 verstummte für immer die Nachtigall Russischer Gesangweisen, Danilo Nikititsch Kaschin.

In einer Bauerhütte geboren, die zu G. J. Bibikov's Besitzungen gehörte, zeigte der junge Kaschin schon früh ungewöhnliche musikalische Anlagen. Sein Herr vertraute seine Bildung dem berühmten Virtuosen Sarti, einem Italiäner, der die Russischen National-Melodieen sehr liebte. Unter der Leitung dieses ausgezeichneten Lehrers, Direktors an der Kapelle des Fürsten Tawritscheßkji, machte Kaschin reißende Fortschritte und nahm Theil an dem erhabenen Chore „Herr Gott, Dich loben wir", welcher, akkompagnirt von taktmäßig einfallendem Kanonendonner, zu Jassy abgesungen wurde. Entzückt von seinen Fortschritten, schenkte ihm der edle Bibikov die Freiheit. Ich war in einer Gesellschaft bei Feder Grigorjewitsch Karin, einem großen Liebhaber der Literatur und der schönen Künste, als Kaschin, vor Freude fast außer sich, zu uns hereinstürzte und ausrief: „Gawril Iljitsch hat mir ein neues Leben geschenkt — ich bin frei!" Von den vertrauten Freunden Kaschin's war es mir zuerst beschieden, ihm mit vollem Pokale zu dieser großmüthigen Handlung seines ehemaligen Herrn zu gratuliren. Seit jenem Tage sind fast 45 Jahre verflossen; aber für solche Momente des Entzückens giebt es keine Vergangenheit: sie bleiben uns vor den Augen, im Gedächtniß, in der Seele! Unser großer Violinist Chandoschkin lebte noch, als die ersten Russischen Lieder-Compositionen Kaschin's ans Licht traten. „Kaschin", sagte er, „will meine Lieder ausstechen; ich fürchte nichts — es ist schwer, mit dem Fortepiano über die Violine zu siegen. Aber er wird's weit bringen!" Und so kam es auch. Obschon ein leidenschaftlicher Freund der Musik, will ich doch nicht auf eine kunstgerechte Beurtheilung des Talentes Kaschin's mich einlassen. Er gab die vaterländischen Weisen aus tiefster Seele wieder, und noch jetzt klingen sie in meinem Herzen nach. Ich sage nur, daß er auch die Musik zu meinen beiden Singspielen: „Natalia, die Bojaren-Tochter" und „die schöne Olga" komponirt hat. An dem Chorgesang ersterer nahm der damals junge Rupini Theil. Auch dieser hat die Russische Gesangweise innigst erfaßt; er kann euch sagen, was für Wirkungen Kaschin's Musik hervorbrachte. Selbst alle Ausländer, insonderheit die Söhne Albion's, waren von seinem Talente begeistert. Als Schüler Sarti's hielt sich Kaschin immer an die klassische Musik. Als ich vor drei Jahren in Moskau war, spielte er mir ein Duett aus Sarti's Armida vor und vergoß Thränen dabei.

Kaschin verstand die Französische Sprache aus dem Grunde und las Ariost und Tasso mit Begeisterung im Original. Eine Zeit lang war er Kapellmeister an dem Theater zu Moskau und Lehrer der Musik an dortiger Universität. Wo hat sein Chor: „Der Beschützer von Peter's Hauptstadt" seit dem unvergeßlichen Jahre 1812 keinen Wiederhall gefunden? wo sind die übrigen Weisen, die er damals komponirte, nicht nachgeklungen? Noch vor vier Jahren verfaßte er zu einem Texte, den unser Schukovskji, sein beständiger Freund, eigens für ihn schrieb, den herrlichen Chor: „Preis sey dem Höchsten im Himmel."

Fünfundvierzig Jahre lang habe ich mit Kaschin Umgang gehabt und kann sagen, daß, wenn seine Friedfertigkeit allen Menschen zu Theil geworden wäre, derjenige Friede, den Voltaire l'impraticable paix de l'abbé de St. Pierre nennt, überall sich verwirklichen müßte. Wegen seines milden und harmlosen Wesens war Kaschin im vollsten Sinne des Wortes der Liebling der Moskauer. Ihre Liebe begleitete ihn über die Schranken dieses Lebens hinaus; Einer von ihnen, A. M. Titov, ließ seine Hülle auf eigene Kosten ehrenvoll beerdigen und ihm in dem Donischen Kloster neben der Ruhestätte seines eigenen Bruders, der bei Lebzeiten sein Freund gewesen, ein Grabmal errichten. Die Gesundheit Kaschin's war schon seit der Zeit seiner Gefangennehmung in Moskau erschüttert. Als Napoleon's Heere in der alten Zarenstadt einzogen, wurde er an der Wiege seiner Kinder ergriffen und fortgeschleppt. Die jungen Französischen Krieger geriethen über die schwermüthigen Melodieen seiner Russischen Lieder in Entzücken. Einmal forderten sie ihn auf, einen Walzer zu spielen; Kaschin entgegnete mit den Worten Tasso's:

Ich trage jetzt nur Jammer in der Seele.

Sie legten ihm Geld hin. „Das nehme ich nicht", sagte er. „Wenn es an der Zeit ist, so ertheile ich Unterricht fürs Geld; aber in der Noth meines Vaterlandes will ich keine Schätze sammeln — in den Tagen seiner Betrübniß keine Töne der Freude anschlagen."

Sergei Glinka.

*) Aus dem Русскій Вѣстникъ.

Mannigfaltiges.

(Geschichte der Censur. Ein Werk mit diesem Titel, gut geschrieben, dürfte wohl überall in Europa auf ein zahlreiches Publikum rechnen, mit Ausnahme jedoch von England, wo man die Censur nur als eine exotische Pflanze kennt. Ein Französischer Verleger, Herr Eugen Vanel in Paris, der das Interesse, das eine solche Geschichte zu erregen vermag, sehr wohl zu würdigen weiß, hat darauf eine ganz eigenthümliche Speculation begründet. Er hat nämlich eine Aufforderung an junge Schriftsteller (Appel aux jeunes Auteurs) erlassen, die Geschichte der Censur zu schreiben und sie gemeinschaftlich mit ihm in Form einer Actien-Unternehmung zu publiziren. Der Vertrag, den er ihnen zu diesem Behufe vorschlägt, ist so origineller Art, wie er wohl noch nicht im Buchhandel und in der Literatur vorgekommen; wir theilen daher hier eine Uebersetzung der uns vorliegenden Statuten mit: „1) Die Geschichte der Censur wird in 100 Lieferungen à 25 Cent. erscheinen und vier starke Oktav-Bände bilden. Wöchentlich erscheint eine Lieferung. 2) Wer sich als Mitarbeiter bei der Redaction betheiligen will, subskribirt auf 13 Exemplare, von denen eines gratis erfolgt und die übrigen 12 in monatlichen Raten während des Verlaufes der Publication, welche zwei Jahre dauern wird, zahlbar sind. 3) Den subskribirenden Mitarbeitern wird ein Rabatt von 20 pCt. sowohl auf den Betrag ihrer Subscription, als auf alle Exemplare bewilligt, deren Verkauf durch die Administration sie veranlassen. Es braucht wohl kaum hinzugefügt zu werden, daß es den Herren Mitarbeitern freisteht, über ihre 13 Exemplare nach Gutdünken zu verfügen und sie zu verkaufen, an wen und wie es ihnen beliebt. 4) Jede Subscription giebt einen Anspruch auf 30 Seiten Mitarbeit, vertheilt auf mehrere Artikel, und auf ein Prozent Avance vom Ertrag der ersten Ausgabe, die zu 3000 Exemplaren abgezogen wird. 5) Diejenigen Mitarbeiter, die auf 26 Exemplare, statt auf 13 subskribiren, erhalten dadurch einen zweifachen Antheil an der Redaction wie am Avance. 6) Jeder Subskribent wird als solcher zugleich Actionair des Unternehmens, ohne indessen zu einer größeren Zahlung, als zu der des Subscriptions-Betrages, der, wie oben angegeben, in monatlichen Raten berichtigt wird, verpflichtet zu seyn. 7) Jeder Artikel dieser „Geschichte der Censur" wird von seinem Verfasser unterzeichnet, und die Namen sämmtlicher Mitarbeiter werden in alphabetischer Ordnung auf die Umschläge der hundert Lieferungen gedruckt. 8) Die zu bearbeitenden Artikel werden von dem Haupt-Redacteur bezeichnet, der sich dabei das Recht vorbehält, darin, wenn er es für angemessen erachtet, von den Verfassern Abänderungen vornehmen zu lassen. Diese Bedingung ist unumgänglich, um dem Unternehmen Erfolg zu sichern. 9) Da die drei ersten Lieferungen bereits gedruckt sind, so können die Herren Mitarbeiter daraus leicht den Geist des Werkes kennen lernen. 10) Die Anzahl der Mitarbeiter wird nicht über funfzig seyn. Ist diese Zahl erreicht, so wird jeder neue Beitritt streng versagt. 11) Bis zu der gänzlichen Räumung der ersten Auflage wird jährlich eine Sitzung stattfinden, in welcher der Direktor von seiner Geschäftsführung Bericht erstatten und den Status des Unternehmens vorlegen wird. 12) Nachdem die erste Auflage ganz verkauft ist, wird der Direktor immerwährender Eigenthümer der Werkes."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 30. Berlin, Freitag den 11. März 1842.

Frankreich.

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Napoleon's.

Von Emil Marco de Saint-Hilaire.

Schon als Konsul pflegte Bonaparte fast täglich eine oder zwei Stunden Nachmittags dem vertraulichen Umgange und Gespräche in den Tuilerieen zu widmen, zu dem er nur eine kleine Anzahl von Personen zuließ. Gewöhnlich waren es seine Kollegen, die beiden Konsuln Lebrun und Cambacerès, ferner Generale, seine Adjutanten, die Staatsräthe, die sein besonderes Zutrauen genossen, und die ausgezeichnetsten Mitglieder des Instituts, wie Lacepede, Berthollet, Monge u. s. w. Die Unterhaltung währte längere oder kürzere Zeit, je nachdem die Tagesarbeit den Alles lenkenden Gebieter mehr oder weniger ermüdet hatte, und es ging dabei entweder traurig oder lustig zu, je nachdem die Tagesereignisse fröhlicher oder betrübender Art waren. Zuweilen endete jene auf eine ganz natürliche Weise damit, daß der erste Konsul auf seinem Lehnstuhle einschlief und Niemand, selbst Madame Bonaparte nicht ausgenommen, ihn aufzuwecken wagte; so oft er aber munter und bei guter Laune war, wußte er dem Gespräche ein ungemeines Interesse zu verleihen, je nachdem er dem Gegenstande Geschmack abgewann. Mitunter sprach er selbst längere Zeit hinter einander; sein lebhafter Vortrag und die originelle Wendung seiner Einfälle blieben Jedermann im Gedächtnisse, und mehrere Personen schrieben, wenn sie nach Hause kamen, die von ihm vernommenen Reden fast wörtlich auf. Wir haben eine Probe davon in den Papieren eines hohen Beamten vor uns, dem der Kaiser zur Zeit seiner Allgewalt sehr gewogen war. Aus diesem historischen Archive wollen wir unseren Lesern folgende interessante Gespräche und Anekdoten mittheilen:

Moreau pflegte von Zeit zu Zeit den kleinen Tuilerieen-Zirkel zu besuchen. Der erste Konsul erwies ihm stets große Auszeichnung und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, Moreau's große Kriegskenntniß rühmend hervorzuheben. Eines Abends sprach er mit ihm von dessen berühmtem Rückzuge, der vielleicht am meisten zur Begründung des Ruhmes des Siegers von Hohenlinden beigetragen. Der Letztere lehnte das Lob des Mannes ab, den er damals als seinen Nebenbuhler betrachtete, und gleichsam als wenn es einer Entschuldigung bedürfte, daß er mit einer Französischen Armee vor einem an Zahl überlegenen Feinde sich zurückgezogen, sagte er: „Was wollen Sie, Bürger erster Konsul, ich konnte nicht anders." — „„Ich weiß es sehr wohl"", erwiederte Bonaparte; „„Sie hatten zu viel Feinde auf dem Hals, und Ihre eigenen Kräfte waren zu sehr getheilt: kurz, die Entscheidung hängt von der Stärke des Heeres ab."" — „Das ist allerdings wahr", versetzte Moreau; „aber, Bürger erster Konsul, Sie haben uns durch Ihre Feldzüge in Italien bewiesen, daß der Grundsatz auch seine Ausnahmen erleide. Oft wird die geringere Zahl durch die Tapferkeit, die vortheilhafte Stellung, die Disziplin der Truppen und ganz besonders durch das Talent des Anführers bedeutend aufgewogen." — „„In einem Treffen mag's wohl seyn; allenfalls auch in Einer Schlacht; allein in einem längeren, sich hinziehenden Kriege nie, oder mindestens sehr selten."" — „Sie führen demnach die ganze Kriegswissenschaft auf ein einziges Prinzip zurück: daß man mehr Truppen als der Feind ausheben müsse? Wozu diente alsdann die Taktik, die Strategik und alles Uebrige, was lediglich dazu erfunden worden, die Ueberlegenheit der Zahl auszugleichen?"

„„Verstehen wir uns recht, General"", versetzte Bonaparte, „„ich bin weit entfernt, zu behaupten, daß man nicht auch mit einer an Zahl kleineren Armee über eine größere den Sieg davontragen könne. Die Siege werden der Tapferkeit und der Mannszucht der Truppen, der Hingebung der Offiziere, vielleicht auch dem hervorragenden Geiste des Oberbefehlshabers zuzuschreiben seyn. Sind diese Siege entscheidend, so wird allerdings dadurch auch der ganze Feldzug entschieden seyn; allein wenn der Krieg sich in die Länge zieht, wenn er mehrere Jahre dauert, so muß unfehlbar die schwächere Macht der stärkeren unterliegen. Jede neue Erfindung im Kriegs-System, wenn sie an sich gut ist, verschafft demjenigen den Vortheil, der sie zuerst in Anwendung bringt. Friedrich hat über die größere Zahl seiner vielfachen Feinde lediglich dadurch triumphirt, daß er ein neues Kriegs-System, daß er seine gewaltige Schlachtordnung der unvollkommenen Heeres-Entwickelung seiner Gegner und insbesondere seine strenge Mannszucht der Zügellosigkeit, die in ihren Reihen herrschend war, entgegensetzte. — Aber wir, wir haben die Schule Friedrich's hinter uns gelassen, weil wir absichtlich ein neues System gründen. Gegen methodischen Strategik, jener Taktik, mit allen ihren im voraus berechneten Bewegungen und Anordnungen, setzten wir die schnellen Märsche und die Alles überraschenden Manöver entgegen. In den ersten Kriegen, welche die Republik zu bestehen hatte, hatten wir es mit Generalen aus der Schule Friedrich's zu thun. Diese warteten, bevor sie sich in eine Schlacht einließen, zuerst ab, daß ihr Plan vollkommen gereift war; sie begaben sich auf keinen Marsch, ehe sie nicht auf der Karte sorgfältig das Terrain studirt hatten; alle ihre Bewegungen waren im voraus aufgezeichnet, und selbst die unsrigen wurden von ihnen vorher berechnet und festgestellt. Wenn sie eine Schlacht lieferten, so hatten sie eigentlich ein mathematisches Problem auf dem Papiere zu lösen, von dem sie nur eine Anwendung auf das Terrain machten. Was haben wir diesem Kalkül entgegengesetzt? Ein neues System, ein System, das nicht einmal diesen Namen verdient. — Der Feind hatte unsere Tagemärsche und Etappen eben so wie die seinigen genau berechnet, wir sollten am bestimmten Tage auf dem Terrain anlangen, wo er uns begegnen wollte. Aber wir hatten unsere Etappen verdoppelt, ja verdreifacht und verdierfacht, und er begegnete uns acht oder vierzehn Tage früher, auf einem Terrain, das seine Generale nicht vorher studirt hatten. Ließen sich dieselben auf eine von uns angebotene Schlacht ein, so geschah dies nur, indem sie vorher ihre Linien- und Reserve-Truppen sorgfältig entwickelten und alle Vorsichtsmaßregeln trafen, die ihre Kriegswissenschaft ihnen vorschrieb; mittlerweile aber ereignete es sich, daß einer unserer Husaren-Obersten, begierig, sich die Generals-Uniform zu erwerben, eine Schwenkung machte, um sich mit fünf oder sechshundert Pferden, wie Kellermann zu Marengo, plötzlich auf den Punkt zu werfen, wo er Unordnung bemerkt hatte, und hier eine Bresche zu bewirken, deren Folgen sich bis zu den äußersten Reihen fühlbar machten. Wenn etwas Aehnliches sich zutrug, so waren die feindlichen Generale auf einmal wie vom Blitze getroffen. „„Darauf waren wir nicht gefaßt!"" äußerten sie dann naiver Weise. Und auf diese Art haben sie zehn Schlachten gegen uns verloren. Alles dies war also nur das natürliche Resultat des Eifers, der Tapferkeit und des Enthusiasmus der jungen Soldaten, der jungen Offiziere und der jungen Generale. Die Erfahrung allein hat aus der Kriegswissenschaft ein System gemacht, und um dieses System in wenige Worte zu fassen, sage ich: Die Kriegskunst besteht darin, auf einem gegebenen Punkt in kürzerer Zeit mehr Kräfte als der Feind zu konzentriren. Alle Kriegswissenschaft beruht darauf, auf einem Schlachtfelde den Punkt ausfindig zu machen, wo der entscheidende Schlag geführt werden muß, und daselbst alle Kräfte in Masse aufzustellen. Das ist das Geheimniß des großen Feldherrn. Mit einer kleinen Armee dem Feinde doch beständig überlegene Massen auf dem Angriffspunkte entgegenstellen und ihn hier, selbst wider seinen Willen, zum Angriffe nöthigen, darin besteht die große Kunst. Damit gewinnt man Schlachten und triumphirt in einem, in zwei oder in drei Feldzügen; aber wenn uns der Feind an Zahl wahrhaft überlegen ist, so muß man ihm endlich, früh oder spät, dennoch unterliegen, da die Siege zwar langsamer, aber doch eben so gewiß als die Niederlagen, uns am Ende von selber aufreiben, da im Allgemeinen die Menschenmassen sich zuletzt, wär's auch nur durch ihre entgegengesetzten Eigenschaften, geltend zu machen wissen, und da endlich im Kriege mit der Zeit selbst der Unerfahrenste durch den Erfahrenen belehrt wird.""

* * *

An den Tagen, wo das Institut, und zwar die Klasse der exakten Wissenschaften, seine Sitzungen hielt, sah der erste Konsul es gern, daß eines der Mitglieder dieser gelehrten Gesellschaft Abends zu ihm kam, um ihm Bericht von dem abzustatten, worüber diskutirt worden war. Als Kaiser machte er sich selbst zum Protektor aller Klassen des Instituts, aber zugleich wollte er den Titel eines Mitgliedes der Klasse der physikalischen und mathematischen Wissenschaften (Section der Mechanik), den er als General erhalten hatte, nicht aufgeben. Er war nämlich mittelst geheimer Abstimmung am 3. Nivôse im Jahre VI (26. Dezember 1798), als er, nach dem Frieden von Campo Formio aus Italien zurückkehrend, dem Direktorium seinen Plan zur Eroberung Aegyptens vorlegte, zum Mitgliede der Akademie erwählt worden. Den anderen Tag (am 6. Nivôse) erschien er zum ersten Mal im Institut, indem er neben Herrn Prony Platz nahm, den er später zum Baron erhob; als Antritts-Arbeit unternahm er, in Verbindung mit dem Letzteren und Monge, ein mechanisches Problem, unter dem Namen „cachet typographique", zu untersuchen. Der von Napoleon hierüber abgestattete Bericht ist in den Archiven des Instituts aufbewahrt.

Als Konsul nahm Napoleon an den Sitzungen des Instituts bei, die

damals im Louvre in dem unter dem Namen des „viereckigen Salons" bekannten Ausstellungs-Saale gehalten wurden. Er begab sich gewöhnlich direkt von den Tuilerieen aus dahin, indem er seinen Weg durch die große Gallerie nahm. Bei seinem Eintritt in den Saal ward die Sitzung aufgehoben, ihm die Präsidentschaft eingeräumt und die Diskussion von neuem eröffnet. Als Kaiser besuchte er nur zwei oder drei Mal das Institut, aber nichtsdestoweniger gefiel es ihm, seinen Namen an der Spitze aller Listen der Mitglieder der Klasse, zu der er gehörte, figuriren zu lassen. Auch liest man in den 1803 bis 1813 erschienenen Jahrbüchern des Instituts an der Spitze des Namens-Verzeichnisses: „Se. Majestät der Kaiser und König, Protektor", und in der ersten Linie der für die Klasse der mathematischen Wissenschaften bestimmten Abtheilung: „Der Kaiser, zum Mitglied ernannt am 3. Nivôse im Jahre VI." Später, im Jahre 1814, gehörte Napoleon zur Zahl der mittelst einer Königl. Ordonnanz Ludwig's XVIII. aus der Akademie gestoßenen Mitglieder des Instituts.

Wenn man eine Sache besonders genau kennt, so spricht man auch gern davon. So liebte es der berühmte Cuvier, über Naturwissenschaften zu sprechen; er sprach sehr schön, aber zuweilen etwas zu lang. Obgleich Napoleon in Allem das Konzise liebte, hörte er doch gern den Gelehrten zu, wofern sie nur ohne zu viele Umschweife zu den Schlußsätzen gelangten, deren Mittheilung ihn interessirte. Eines Tages machte Cuvier, als Mitglied einer Deputation, dem Kaiser seine Aufwartung zu St. Cloud. Kaum hatte dieser ihn bemerkt, als er ihm aufs freundlichste entgegenrief:

„Guten Tag, Herr Cuvier", sagte er im gefälligsten Tone zu ihm; „es freut mich sehr, Sie zu sehen. Apropos, was haben Sie vergangene Woche im Institut gemacht?" — „„Sire, wir haben uns viel mit dem Runkelrübenzucker beschäftigt."" — „Er! ei! das ist schön. Und glaubt das Institut, daß der Boden Frankreichs für den Anbau der Runkelrübe geeignet sey?"

Um diese so einfache Frage zu beantworten, begann Cuvier, als wahrhafter Gelehrter, eine geologische Untersuchung über den Boden; sodann ging er zur Naturgeschichte der Runkelrübe über, und als er endlich zum Schlusse kam, hatte der Kaiser schon lange nicht mehr zugehört. Nur das Stillschweigen des Professors machte den Ersteren auf seine Zerstreuung aufmerksam.

„Ganz vortrefflich, Herr Cuvier", sagte er; „aber glaubt das Institut, daß der Boden Frankreichs für den Anbau der Runkelrübe geeignet sey?"

Der Gelehrte, in der Meinung, daß ein zufälliger Umstand den Kaiser zerstreut hätte, begann hierauf seine Dissertation wieder ab ovo und setzte sie bis ans Ende fort. Napoleon aber dachte abermals an etwas Anderes. Als Cuvier endlich fertig war, entließ er ihn mit den Worten: „Ich danke Ihnen sehr, Herr Cuvier. Sobald ich Berthollet sehen werde, werde ich ihn fragen, ob die Herren des Instituts glauben, daß der Boden von Frankreich für den Anbau der Runkelrübe sich eigne."

* * *

Der Kaiser hatte keine bestimmte Zeit, weder fürs Schlafengehen, noch fürs Aufstehen. Zuweilen befand er sich um vier Uhr Morgens schon auf. Die Minister mußten sich des Sommers um sechs und des Winters um acht Uhr in den Tuilerieen einfinden. Nur Einer, der Marine-Minister, Herzog Decrès, der während der Restauration von seinem Kammerdiener ermordet wurde, kam nie zur rechten Zeit. Obgleich Napoleon ihm sehr geneigt war, so fuhr er ihn doch hart an, wenn er des Morgens zu lange auf sich warten ließ. — „Sind Sie krank, mein Herr Herzog?" fragte er ihn ziemlich ironisch. — „„Nein, Sire."" — „In der That, Sie haben eine angeborene Krankheit: die Faulheit."

* * *

Nach seiner Vermählung mit Marie Louise, begleitete Napoleon die junge Kaiserin nach Cherbourg. Es wurden damals in dem Hafen wichtige Arbeiten ausgeführt. Der Kaiser schiffte sich eines Morgens mit dem Marine-Minister ein, um eine neue Schleuse zu besichtigen. Während der Ueberfahrt unterhielt er sich vertraulich mit einem alten Seemann, dem er zum Abschied die Stelle eines Hafen-Capitains überwiesen. Als man in der Nähe der Schleuse angekommen war, untersuchte Napoleon sorgfältig die kostspielige Arbeit; hierauf wandte er sich an den alten Seemann: „Nun, was meinen Sie wohl dazu?" — „„Sire, ich glaube, daß man viel Geld ins Wasser geworfen."" — „Wie? Glauben Sie nicht, daß eine solche Mole hinreichend gegen die Strandsteine schütze? Man hat mir es doch versichert." — „„Sire, wer das behauptet hat, ist ein Ignorant.""

Bei diesen Worten wandte sich Napoleon mit Lebhaftigkeit gegen den Marine-Minister: „Sie hören es, Herr Herzog, ich habe ihm dies nicht vorgesagt."

England.

Blicke auf die neueste Englische Literatur.

(Fortsetzung.)

Die Wuth, Biographieen zu verfertigen, ist in Großbritanien noch immer nicht gedämpft. Einige gute Sachen, wie das Leben Friedrich's des Großen von Lord Dover und das Clive's von Malcolm, ragen als bedeutende, aber vereinzelt dastehende Erscheinungen aus einem Meere von weitschweifigem und gehaltlosem Zeuge hervor, aus einer Unmasse von ungeschickt und buchstäblich wieder aufgewärmten Korrespondenzen, bombastischen und lügnerischen Lobeserhebungen. Ein Mann von Fähigkeit, von dem man im Ausland nicht viel weiß, Gleig, ein Anglikanischer Geistlicher, ein heftiger Tory und schon seit langer Zeit Mitarbeiter an Fraser's Magazin, hat gleichfalls diesen Fehler nicht vermieden, und man darf sein Leben des Warren Hastings geradezu ein mißrathenes Werk heißen. Es ist wahrlich zum Erstaunen, wie es insonders einem Diener der Kirche in den Sinn kommen konnte, die Unterlassungs- und Begehungssünden, deren sein Held bezichtigt wird und welche das Zehngebot mit Verdammniß belegt hat, von Anfang bis zu Ende vertheidigen zu wollen. Wer vermächte wohl einen Mohren weiß zu waschen?

Meinen schönsten Gruß dem liebenswürdigsten, harmlosesten, schwatzhaftesten, selbstgefälligsten und doch nicht ermüdenden Erzähler, dem trefflichen Samuel Pepys, Secretair der Admiralität unter Karl's II. und Jakob's II. Regierung, der uns die Form seiner neuen Perrücken, den Hochgenuß, welchen ihm ein gut zubereiteter Pudding gewährte, und die überraschende Scene schildert, die sich bei Ueberreichung einer Halskrause an die Kammerzofe seiner Frau Gemahlin in seinem Hause zugetragen. Heil dem Braven, daß er unwillkürlich mit den geheimen Berichten über seine häuslichen Verhältnisse die wichtigsten Mittheilungen über Lady Cleveland und Nelly Gwynn in Verbindung gebracht, daß er uns die verborgensten Einzelnheiten, mit einem Worte das gesammte Getriebe und Räderwerk einer ganz wunderlichen Zeit erschlossen. Es giebt schwerlich irgend einen gewissenhaften Beobachter des Menschengeschlechts, der sich nicht in seiner Seele gefreut hätte über die jüngst geschehene Ankündigung zweier neuen Bände, Samuel Pepys Briefwechsel und Memoiren enthaltend. Seine Zeitgenossen verstümmelten seinen Namen in Peeps, das so viel als Thürhorcher bedeutet, eine Bezeichnung, die auf keine geschichtliche Person jemals besser paßte. Schade nur, daß die biedere, freuherzige Haut inzwischen ein wenig gealtert hat; er hat in diesen letzten Bänden zwar ein schön Theil von seinen unschuldigen Fehlern, dafür aber auch an Frische und Interesse eingebüßt. Er ist nicht mehr so lächerlich, aber auch nicht so ergötzlich. Er betrachtet nicht mehr die geleckten Schönen an Karl's II. Hofe mit der Begierde und Lüsternheit, der unmittelbar darauf die ärgsten Gewissensqualen und zerknirschende Reue folgten und wodurch er eben so ungemein komisch wurde. Nicht mehr wandert er aus dem Gottestempel in den Musentempel, aus Angst, unter den zündenden Blicken der hübschen Nelly den erbaulichen Eindruck, welchen der Kanzelredner auf ihn gemacht, wieder zu zerstören. Sogar seine Perrücke hat schon eine sehr ernste und würdige Miene angenommen. Es ist nicht mehr die unordentliche Perrücke eines lockeren Gesellen, eines Herumtreibers in allen Schenken und Kneipen, nicht mehr die modische Perrücke eines Hofschranzen, sondern eine Perrücke von bedächtigem und ehrbarem Wesen, ganz so wie sie sich eben für einen ergrauten Beamten schickt und eignet. Bei großen und starken Geistern ist die männliche Reife und das spätere Alter die Periode der vollen Aerndte, es ist die Epoche, wo sich in ihnen die mächtigsten und erhabensten Gedanken entwickeln, diese sind gewissermaßen der letzte Laut, der Schlußstein und Inbegriff ihrer reichen Erfahrung, ihres viel bewegten Lebens; wogegen Leute von geringer Bedeutung mit dem Greisenalter wieder zur Kindheit zurückkehren, und zu dieser Klasse gehört Pepys.

Inzwischen darf der Geschichtsforscher jenes allerdings nur geringfügige Werk nicht ganz von der Hand weisen und wird er noch manches fruchtbare Körnchen daraus sammeln können. So gewinnt z. B. das Ende der Regierung Jakob's II. und der Anfang der Regierung Wilhelm's III. ziemlich frisches und helles Licht durch die freilich nur aus Bruchstücken zusammengefügten Briefwechsel jener Epoche und insbesondere durch Pepys Tagebuch über seine amtliche Reise nach Tanger. Jedoch spürt man's in diesen neuen Bänden, wie sein sonst so inbrünstiger Eifer selbst für die kleinlichsten und gewöhnlichsten Dinge allmälig ermattet, wie immer mehr und mehr hinschwindet jene unerschöpfliche Regsamkeit, welche Pepys in seiner guten Zeit ausgezeichnet hatte, da er des Morgens, die Mandoline in der Hand, die Arie, deren Text und Musik von ihm selber herrührt, wiederholt:

„Junge Schönheit, weich' von hinnen!"

wie er alsdann sein Frühstück verzehrt und, noch den letzten Bissen im Munde, schleunigst ins Büreau rennt, um sich in seinen bestäubten, bis zu Thurmeshöhe aufgespeicherten Papieren mit Wollust zu vergraben; wie ergrimmt er ist über die arge Sittenverderbniß, wie geduldig jedoch er sich drein ergiebt, sobald diese Verderbniß von oben ausgeht; wie er nach gethaner Arbeit im Park auf und nieder spaziert, um mit seinem hübschen, aus braunrothem Kamelot gefertigten Rock zu prunken; wie er da Lady Castlemaine allerhand Artigkeiten sagt und diese ob seiner Zudringlichkeit nicht wenig stutzt; wie er behend mitten in eine Gruppe hineinschlüpft, um die neuesten Stadtklätschereien zu erfahren; wie er als ein Mann der Wissenschaft bei einem Büchertrödler etliche faule und wurmstichige Schmöker nach minutenlangem Feilschen endlich erhandelt, wie er mit leerem Magen und trockener Zunge eiligst auf seine Wohnung zusteuert, um an der Seite seiner Ehehälfte und deren Kammerdame sein Mittagsmahl zu halten; wie er nach der Tafel, das heißt punkt drei Uhr, ins Theater geht, um dem himmlischen Lumpenvolke Sr. Majestät unseres guten Königs Bewunderung zu zollen; wie er von da wieder nach Hause trippelt, um Abendbrod zu speisen und mit was für ungeheurem Appetit einzuhauen! wie er sodann, dem plenus venter zum Trotz, ohne Weiteres auf sein Zimmer stürzt, um bis in die späte Nacht zu arbeiten; und wie er erst noch, bevor er sich in Morpheus Arme wirft, um auszuruhen von diesem seltsamen Treiben, von den vielfach anstrengenden und doch nur eitlen Thaten, sein Gebet verrichtet und seiner Eva, um sie zu besänftigen, bei seiner Treu und Seligkeit

Bekanntmachung über die Einführung des Gesetzes über die Ausgabe neuer Banknoten vom 30. August 1924

Vom 30. August 1924

Auf Grund des § 1 Abs. 2 des Gesetzes über die Ausgabe neuer Banknoten vom 30. August 1924 (Reichsgesetzbl. II S. 235) wird bestimmt:

Das Gesetz über die Ausgabe neuer Banknoten vom 30. August 1924 (Reichsgesetzbl. II S. 235) tritt am 1. September 1924 in Kraft.

Berlin, den 30. August 1924

Der Reichspräsident
Ebert

Der Reichsminister der Finanzen
Dr. Luther

Der Reichsminister des Innern
Jarres

Der Reichsminister der Justiz
Dr. Marx

Der Reichsminister für die besetzten Gebiete
Dr. Fuchs

Der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft
Graf Kanitz

Der Reichsminister für Wirtschaft
Dr. Hamm

Der Reichsminister für Arbeit
Dr. Brauns

Der Reichsminister für Verkehr
Oeser

Der Reichsminister für Wiederaufbau
Dr. Oeser

Der Reichsminister für Post
Dr. Stingl

Der Reichsminister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung
Dr. Becker

Der Reichsminister für Volkswohlfahrt
Dr. Hamm

Der Reichsminister für Gesundheit

das ihnen so leicht dünkt und das ihnen das Honorar, welches sie gestern erst ihrem Sprachmeister gezahlt, schon morgen wieder doppelt oder dreifach eintragen soll. Ja, wenn sie auch nur immer die Sprache, aus der sie übersetzen wollen, wirklich gelernt hätten! Oft genug sind uns schon Arbeiten dieser Art vorgelegt worden, die ein selbstredendes Zeugniß dafür waren, daß die Uebersetzer nicht bloß die fremde Sprache, sondern auch Deutsch nicht verstehen. Es mag wohl hin und wieder vorkommen, daß unsere Leser auch in diesen Blättern auf Artikel stoßen, die (wie z. B. der in der vorigen Nummer über die Polnischen Reichstage) von Ungeübtheit der Feder zeugen; wir können bei der strengsten Kritik nicht immer Alles dieser Art zurückweisen; aber dies giebt doch nur einen schwachen Begriff von der wirklichen Gestalt, in welcher uns manchmal Uebersetzungen vorgelegt werden. Ganz aus dem Leben gegriffen erscheinen uns daher auch nachstehende Bemerkungen des oben erwähnten Aufsatzes der Deutschen Vierteljahresschrift: „Wie selten, daß man an unseren Uebersetzern von vornherein dem Trieb und dem Vermögen begegnet, in unserer an Mitteln und Wegen so unerschöpflichen Sprache ungefähr die Parallele zu finden für den fremden Ausdruck, das fremde Bild; wie selten das Bewußtseyn, daß sich zwei Sprachen, und wären sie noch so verwandt, nicht oft auch nur im kleinsten Punkte decken, das Gefühl, wie häufig man die eigene Sprache beleidigt, wenn man der oberflächlichen, trügerischen Uebereinstimmung der fremden Form leichtsinnig vertraut. — Seit man Bücher fabrizirt wie Calicots, seit mit dem falschen Schmuck und den Surrogaten kostbarer Gewebe auch eine wohlfeile Literatur zur Unterhaltung und Belehrung sich immer weiter und tiefer in die Volksmassen verbreitet, seitdem mußte sich eine ganze literarische Fabrikbevölkerung bilden und immer mehr anwachsen: ein erschreckendes Heer von Proletariern, die in ihrem Hunger und ihren rohen Gelüsten beim Umsturz einer höheren herrschenden Literatur nur gewinnen können oder dies doch meinen. Die niedrigste Klasse dieser Arbeiter bilden die gemeinen, die Duzendübersetzer, Individuen, deren Dienstleistung dem Fabrikherrn für so einfach gilt, daß man sie bei jeder Maschine anstellen kann, ob darauf Holz oder Metall, Seide oder Wolle so oder anders gebildet wird. Bei der todten Maschine ist das Endergebniß erstaunlich sicher und gleichförmig; bei der lebendigen leider nicht minder. Kandidaten der Theologie übersetzen medizinische, Leute, die nie auch nur gethan haben, als ob sie etwas studirten, übersetzen theologische, geographische, mathematische, technische Schriften. Ein fallirter Kaufmann dolmetschte seconde (Sekunde) mit „die Zweite" durch eine ganze Abhandlung Arago's hindurch. Schüler, die gerade von Lateinischen Schmitzern herkommen, alte und junge Damen mit höchst verfänglichem Briefkonzept greifen nach schöngeistiger Literatur. Jene haben Biergelder, diese Nadelgelder im Auge, indem sie die krausen Phrasen des Französischen Romans aus dem Deutschen Sprachschatz Stift vor Stift auf die Orgelwalze übertragen, so daß die kleinsten Triller und Passagen der fremden Melodie sich quiekend und stammelnd wiederholen. Es ist Thatsache, daß Mancher, wenn er eine Uebersetzung übernimmt, kein Wort von der Sprache versteht, in der das Buch geschrieben ist. Er lernt sie am Uebersetzen, und wenn er sich auch durch die ersten Blätter mit Wörterbuch und Grammatik mühselig durchschlägt — Uebung macht den Meister. Der Tagelöhner treibt ja auch nicht gleich am ersten Tage seine Kurbel mit dem wahren Vortheil, mit dem echten ausgiebigen Schwung. Kurz, wie zu den untersten Dienstleistungen in einer Fabrik Jeder taugt, wenn er nur gesunde Arme und die gemeine Vernunft aufweist, so glaubt sich Jeder zum Uebersetzer befähigt, der einen Deutschen Vater hat und gut oder übel durch eine Schule gelaufen ist."

— Professor Porson. Adam Clarke erzählt, daß dieser Philolog, nächst Bentley der größte in England, diejenigen Stellen, die er aus den alt-klassischen Autoren anführte, immer zu übersetzen pflegte. Dies zeugt von einem besonderen und höchst lobenswerthen Zartgefühl. Obwohl er oft vermuthen mochte, daß derjenige, mit dem er sich unterhielt, die angeführte Stelle verstehe, so suchte er ihn doch, im Fall ihm der wahre Sinn derselben unbekannt seyn sollte, dadurch aus der Verlegenheit zu bringen, daß er sanft hinzufügte: „nach meiner Ansicht muß der in Rede stehende Passus so und so aufgefaßt werden", wodurch er seinem Zuhörer zugleich die Ehre erwies, ihm zu zeigen, daß er ihn mit der Stelle schon im voraus vertraut glaube. Wie vortheilhaft zeichnet sich das Benehmen dieses großen Kenners der alten Sprachen vor dem vieler neueren Philologen aus, welche sowohl im Gespräche als vom Katheder herunter so manchen schwierigen Griechischen Text anzuführen pflegen, ohne ihn zu übersetzen? Und diesen soll ein Studirender, der oft noch im ersten Semester ist, verstehen! Der wahrhaft gebildete Mann wird niemals eine Stelle citiren, um zu citiren, noch weniger, um seine Gelehrsamkeit zu zeigen, sondern um zu belehren und belehrt zu werden. Es ist übrigens bekannt, daß, wie Bentley immer Lateinisch, so Porson immer Griechisch dachte, und daß er in seinen letzten Tagen das Griechische viel geläufiger sprach, als seine Muttersprache.

Bibliographie.*)

England.

Patient Grissill: a comedy by Thomas Dekker, Henry Chettle and William Haughton. Reprinted from the black-letter edition of 1603. With an introduction and notes. London: printed for the Shakespeare Society 1841. 8. — Mit diesem eben dem scheidenden von der Shakespeare Society veröffentlichten Werke beschließt dieselbe das erste Jahr ihrer Wirksamkeit. Jedes Mitglied, deren Zahl nicht tausend übersteigen soll, zahlt einen jährlichen Beitrag von 1 Pfund und erhält dafür die von der Gesellschaft im Laufe des Jahres gedruckten Werke. Unter den wenigen Subskribenten aus Deutschland bemerkt man den Namen L. Tieck's, des großen Kenners Shakespearischer Poesie und Besitzers einer werthvollen dramatischen Bibliothek. Das edirte Stück, von Zeitgenossen Shakespeare's geschrieben, ist nach dem Exemplar des Herzogs von Devonshire herausgegeben von J. P. C., d. i. J. Payne Collier, dem unermüdlichen Bearbeiter der Englischen dramatischen Poesie. Collier ist gegenwärtig beschäftigt, eine Gesammt-Ausgabe der Werke Shakspeare's zu besorgen, und bereits sind zwei Bände derselben fertig (à 12 s.). Ueber die als Vorläufer dieser Ausgabe von ihm erschienene interessante kleine Broschüre: Reasons for a new edition of Shakespeare's works, ist früher in diesem Blatte berichtet.

J. Reddie An historical view of the law of maritime commerce. 8. Edinburgh. 14 s.

J. Finn Sephardim; or the history of the Jews in Spain and Portugal. 8. London. — Sephardim heißen die Juden Spaniens und Portugals im Gegensatz von Aschkenasim, wie die Juden Deutschlands genannt werden.

S. Laing (Verf. von A journal of a three years' residence in Norway and A tour in Sweden) **Notes of a traveller on the social and political state of France, Prussia, Switzerland, Italy and other parts of Europe, during the present century.** 8. London. 16 s.

Memorials of the great civil war in England, from 1646 to 1652. Edited from original letters in the Bodleian library of the most eminent persons of the times by H. Carv. 2 vol. 8. London. 1 l. 8 s.

J. Brasse A Greek gradus; or a Greek, Latin and English prosodical lexicon: containing the interpretation, in Latin and English, of all words which occur in the Greek poets, with the quantity of the syllables verified by authorities. 2. edit., revised and correct. by F. E. J. Valpy. 8. London. — Eine Lateinische Bearbeitung dieses Buches erschien zu Göttingen von Siedhof.

Thomas Manton One hundred and ninety sermons on the 119. psalm. 2. edit., with a complete index and a life of the author by W. Harris. 3 vol. 8. London. 1 l. — Manton war nach dem Urtheil des Erzbischofs Usher einer der besten Kanzelredner Englands. Auch seine Works (5 vol. Lond. 1681—1725. Folio) enthalten fast nur Predigten.

Transactions of the Zoological Society of London. Vol. 2. Part 3. 4. London. 12 s. Kolor. 17 s. 6 d.

R. Mant History of the church of Ireland. 2 vol. 8. London. 1 l. 14 s.

O. Goldsmith Deserted village; with 80 etchings by members of „the etching club". gr. 8. London. — Hiervon sind nur 250 Exemplare gedruckt, und die Platten sollen vernichtet werden. Die geringste Ausgabe kostet 3 Guineen, die bessern 10 und 12 Guineen. Dieser Luxusausgabe werden die anderer klassischen Werke folgen.

Nautical almanac for 1843. Published by authority. gr. 8. London. 3 s.

Hart Annual army list. Corrected to Decemb. 27th. 8. London. 20 s. — Die alte, so ärgerlich irrthümliche Rangliste Englands.

J. Nash Mansions of England in the olden time. Series 2. Folio. London. 4 l. 4 s. Kolor. 10 l. 10 s.

W. H. Burnley Observations on the present condition of the island of Trinidad and the actual state of the experiment of Negro emancipation. 8. London. 3 s.

W. Alexander An abridgement of the acts of the parliament of Scotland, from the reign of James I., in 1424, to the union with England, in 1707. With notes and references. gr. 8. London. 1 l. 1 s.

Aeschyli tragoediae superstites et deperditarum fragmenta ex recensione G. Dindorfii. Tomus 2. Annotationes. 8. Oxford. Preis beider Bände 16 s.

J. Barr Anglican church architecture, with some remarks upon ecclesiastical furniture. 8. Oxford. 3 s.

Synodalia. A collection of articles of religion, canons and proceedings of convocations in the province of Canterbury, from the year 1547 to the year 1717. With notes, historical and explanatory, by E. Cardwell. 2 vol. 8. Oxford. 19 s.

G. Pilcher A treatise on the structure, economy and diseases of the ear; being the Essay for which the Fothergillian medal was awarded by the Medical society of London. A new and improved edition. 8. Mit 18 Kupfert. London. 12 s.

A. Cooper A treatise on dislocations and fractures of the joints. New edit. by B. Cooper. 8. Mit 130 Holzschn. — In diese neue Ausgabe wurden des Verfassers sehr beträchtliche nachgelassene Zusätze aufgenommen. Zugleich erschien die 6. Aufl. der Lectures on surgery. 8. 7 s.

Transactions of the Entomological Society of London. Vol. 2. Part 1. 8. London. 6 s.

R. Bentley Correspondence. 2 vol. 8. London. 2 l. 2 s. — Nur 250 Exemplare gedruckt. Wie sich diese Sammlung Bentleyscher Briefe zu der ebenfalls nur in wenigen Exemplaren gedruckten und sehr seltenen, von E. Barnes besorgten (R. Bentleii et doctorum virorum epistolae, partim mutuae. Lond. 1807. 4.) verhalte, müssen wir einstweilen unentschieden lassen.

Acta concilii Tridentini, a. 1562 et 1563 usque in finem concilii Pii IV. pont. max. et alia multa circa dictum concilium fragmenta. A Gabriele cardinale Paleotto descripta; nunc primum in lucem vindicata e cod. manusc. olim penes Fridericum comitem de Gualtherd. Edente J. Mendham. 8. London. 18 s. — Ein selbständiges Werk über das Konzil von Trient gab Hr. Mendham im J. 1834 heraus (Memoirs of the council of Trent. Lond. 1834. 8.). Guilford's, des bekannten Philhellenen und Gründers der Universität Korfu, ausgezeichnete Handschriften-Sammlung wurde 1830 in London von Evans versteigert; jene Handschrift steht auf Seite 3 des Auctions-Verzeichnisses.

Catalogue of printed books in the British Museum. Edited by A. Panizzi (Custos des Brit. Museums). Vol. 1. Folio. London. Geb. 1 l., roh 18 s. — Die Bibliothek bildet nur eine einzige Abtheilung des vielumfassenden Britischen Museums. Ein Katalog der Bücher derselben erschien bereits im J. 1787 (Catalogus librorum impressorum, qui in Museo Britannico adservantur. 2 vol. Fol. Lond.). Darauf im J. 1813 u. folg., unter demselben Titel in 8 Oktavbänden. Hierher ist auch der prachtvoll gedruckte und nicht in den Buchhandel gekommene Katalog der dem Brit. Museum einverleibten Bibliothek Georg's III. zu rechnen (Bibliothecae regiae catalogus. 3 vol. Lond. 1820—29. Fol.). Die Handschriften finden sich in zahlreichen Werken beschrieben.

Select papyri in the hieratic character, from the collections of the British Museum. Edited by E. Hawkins (Custos des Brit. Museums). Part. 1. Plat. 1—34. Folio. London. 1 l. 1 s.

W. Moore Journal of a tour in Greece and the Ionian islands, in the spring of 1838; with remarks on the recent history, present state and classical antiquities of those countries. 2 vol. 8. Mit Kupf. Edinburgh. 1 l. 4 s.

J. Burke (Verf. der Peerage u. s. w.) **and B. Burke A general armory of England, Scotland and Ireland, founded upon Guillim, Nisbett and Edmondson.** gr. 8. London. Subscrpr. 1 l. 11 s. 6 d.

J. Adolphus The history of England, from the accession to the decease of king George III. Vol. 3. 8. London. 14 s.

H. Cavendish Debates of the house of commons, during the 13th parliament of Great Britain, commonly called the unreported parliament etc. Drawn up from the original manuscr. By J. Wright (Verf. der Parliamentary history of England). Vol 1. 8. London. 1 l. 3 s.

Den nachfolgenden neu erschienenen Werken sind wir nicht im Stande die Titel vollständiger anzugeben. England entbehrt nämlich, zur Schande des Englischen Buchhandels, eines die neuen Erscheinungen seiner Literatur genau verzeichnenden Blattes. Sowohl Bent's Advertiser, als Low's Circular und Longman's List sind unvollständig und ungenügend. Unter diesen drei Blättern ist indeß die von dem Buchhändler Hrn. L. D. Weigel in Leipzig empfohlene Longman's List ohne Zweifel das unvollkommenste. Hr. Longman, der Vorsteher der weitberühmten Buchhandlung Longman, Brown and Co., würde sich den Dank nicht nur Englands, sondern des gesammten Auslandes, das sich für Englische Literatur interessirt, erwerben, wenn er sich entschließen wollte, statt jenes unvollkommenen Verzeichnisses, nach dem Muster der von Beuchot redigirten Bibliographie de la France, eine gleich vollkommene Bibliographie für England (mit Einschluß von Schottland und Irland) herauszugeben. Dieselbe müßte von einem anerkannten Manne redigirt werden, und zwar würde sich Niemand besser dazu eignen, als W. T. Lowndes, der Verfasser des ausgezeichnetsten Englischen bibliographischen Werkes.

S. Sharpe History of Egypt under the Romans. 8. 7 s. — **Barclay Agricultural tour in the United States and Upper Canada.** 8. 7 s. 6 d. — **Moore Vocabulary of western Australia.** 8. 4 s. 6 d. — **Kinnebrook Etchings of the runic monuments.** 8. 10 s. 6 d. — **Martin Civil costume of England, from the conquest to 1814.** 4. Kolor. 2 l. 12 s. 6 d. — **W. Tait Magdalenism, an enquiry into prostitution in Edinburgh.** 2. edit. 8. 6 s.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., herzustellen, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz wie im Auslande bei den löblichen Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Montag den 14. März 1842.

Frankreich.

Meine Erlebnisse während der Revolution.

Von Ch. Lacretelle.

III. Die wohlthätigen Folgen des 9. Thermidor und mein Antheil an denselben.*)

Man findet jetzt vielfach die Ansicht verbreitet, daß die allgemeine Befreiung mit dem Tode Robespierre's angefangen habe. Allerdings weckte dieser die ersten Hoffnungen, aber es bedurfte eines vollen Jahres zur vollständigen Durchführung des Sieges, den wir uns zweimal entschlüpfen ließen. Noch waren wenige Verdächtige aus den Gefängnissen entlassen worden, und das Auffliegen eines Pulver-Magazins im Lager von Grenelle, das den Royalisten zugeschrieben wurde, hätte fast das Signal zu neuen Mordscenen gegeben. Die Höhle der Jakobiner ertönte schon wieder vom Gebrüll der hungrigen Tiger.

Unsere Freude läßt sich kaum beschreiben, als wir aus sicheren Anzeichen die Freiheit der Presse erkannten, welche sie durch die Gewalt der Ereignisse wiedererlangt hatte, wie sie dieselbe durch diese verloren, nämlich durch die Censur der permanenten Schaffotte. Wir, die wir vor zwei Jahren nur mit der verzweiflungsvollen Aussicht geschrieben hatten, eine wüthende Partei noch mehr aufzubringen, ohne der unsrigen mehr Muth einflößen zu können, wir sahen jetzt wieder einer besseren Zeit entgegen. Nach Verlauf einiger Wochen erfüllte ein versöhnendes Dekret unsere Hoffnungen und ermunterte uns zu neuen Forderungen. Unsere Feder führte eine Menge unverhoffter Freilassungen herbei, obgleich Mad. Tallien größeres Verdienst dabei hatte als wir. Zu den Kämpfen der Presse und der Tribüne kam indeß damals noch eine andere Art von Kämpfen, die freilich mehr athletischer als militairischer Natur waren. Die Thermidoristen, welche von Billaud-Varennes und den Jakobinischen Kohorten heftig bedrängt wurden, die vom Erwachen des Löwen sprachen und sich im Garten der Tuilerieen und des Palais-Royal zusammenrotteten, kamen auf den Gedanken, einen Theil der Jugend an sich zu ziehen. Der Deputirte Fréron, vor kurzem noch ein schrecklicher Bergmann, verfaßte oder ließ vielmehr durch einen der Unsrigen einen Aufruf verfassen, der wie ein Echo durch unsere Blätter ging. Ich will nicht die epische Trompete ansetzen, um die Heldenthaten der sogenannten jeunesse dorée zu erzählen. Ihre Waffe war gerade keine edle, aber auch keine mörderische, es war ein Rohrstock; wir marschirten mit der Melodie eines Gesanges, welche nur geeignet war, Schrecken einzuflößen, nämlich des Réveil du Peuple. Die Menge verstärkte zwar nicht mehr die Reihen derer, die wir Terroristen nannten; indeß durften wir ihnen keine Gelegenheit lassen, die Haufen der Pikenmänner an sich zu ziehen. Wenn sich Abends ein Haufe bilden wollte, so ertönte alsobald das Gebrüll des Réveil du Peuple, denn es ist nicht zu leugnen, daß auch wir brüllten. Sodann schritten wir zum Angriffe mit den Stöcken, der gewöhnlich die schnelle Flucht unserer Feinde herbeiführte. So brachten wir es durch einen zwei- bis dreimonatlichen Feldzug dahin, daß der Konvent keine andere Eskorte mehr hatte, als die unsrige. Wir waren jetzt das Volk der Tribünen, d. h. das souveraine Volk, die Diktatoren in allen Theatern, die Orakel aller Kaffeehäuser, die Redner aller Sectionen und die Ehrenträger der öffentlichen Meinung. Wir jagten alle Jakobiner und Jakobinerinnen aus dem Klub, was nicht ohne Gewaltthätigkeit abging, und wir holten den Gott Marat aus dem Pantheon und warfen ihn in einen Rinnstein.

Trotz dieser neuen Anarchie machte das Gute doch rasche Fortschritte. Die Verdächtigen strömten in dichten Schaaren aus den Gefängnissen. Die Thermidoristen, welche dem Einflusse mehrerer reizender Frauen unterworfen waren, streuten die Freiheit mit vollen Händen aus. In allen Straßen sah man Umarmungen, obgleich die Erinnerung an die Gefallenen noch viele Thränen entlockte. Die Trauer und die Fröhlichkeit kämpften noch mit einander; man genügte beiden Gefühlen entweder abwechselnd oder zu gleicher Zeit. Die menschliche Natur, die noch vor kurzem so schrecklich entstellt gewesen war, schien gereinigt und veredelt zu seyn; die Dämonen waren verschwunden, die Engel hatten ihre Stelle eingenommen. Die ruinirten Familien waren doch noch reich genug, um ihre Leidensgefährten zu unterstützen; alle gute Herzen fanden vollkommene Absolution, und alle Fehler wurden vergessen. Man suchte das Vergnügen und fand es ohne Mühe, weil man seine beiden gefährlichsten Feinde, den Luxus und den Stolz, ausgestoßen hatte.

Die kriegerische Jugend wurde bei allen improvisirten Festen nach dem Ausgange der kleinen Kämpfe sehr huldvoll aufgenommen; nie war es leichter gewesen, ein Held zu seyn. „Du sollst nicht tödten!" war ein streng beobachteter Artikel unserer zehn Gebote. Wenn ich nie vorher so empfänglich für die Reize der Schönheit gewesen, so war der Grund der, daß mir die Schönheit nie mit so naiver Anmuth geschmückt erschienen war. Die schönen Französinnen hatten sich in Griechinnen umgewandelt, freilich nicht ohne einige Leichtfertigkeit; aber die Lacedämonischen Jungfrauen hatten ja ihre Reize noch weniger verhüllt, und J. J. Rousseau erzählt, nach dem Zeugnisse des guten Plutarch, daß sie durch ihre Tracht die Blicke zur Keuschheit zwangen.

Die wiedererwachte Vergnügungssucht in dieser Trauerzeit hat strengen Tadel hervorgerufen, der durch die Erfindung eines Balls der Opfer und durch die Aeußerung: „Wir tanzen auf den Gräbern", gerechtfertigt erscheinen mag. Möglich, daß einige junge Gecken so gesprochen, aber die Witwen und die Waisen hielten sich von allen fröhlichen Versammlungen fern. In diesen wurde aber der Haß der Parteien gemildert und der aristokratische Stolz gebändigt. Hätten sich nur einige Städte des Südens, in denen furchtbare Rachescenen vorfielen, zu solchen heiteren Zerstreuungen bequemen wollen! Uebrigens war auch die Frivolität mehr scheinbar als wirklich vorhanden. Gegen die gemeinsamen Gefahren traf man sehr ernste Verabredungen, und damals bildete sich ein starker Bund gegen die noch übrigen Häupter der Hydra, welche der Schwanz Robespierre's genannt wurden.

Die Schriftsteller, welche an der Spitze der Partei standen, kamen auf den Gedanken, gemeinschaftliche Schritte zu verabreden. Die Idee dieser Vereinigung, die wichtige Folgen hatte, ging von den Brüdern Bertin aus. Wenn man nach dem etwas bacchischen Aeußeren dieser Versammlungen, die bei einem kleinen Restaurateur auf dem Platz des Louvre stattfanden, so wie nach den lebhaften Epigrammen, die hier abgeschossen wurden, hätte urtheilen wollen, so hätte man nur unbedeutende Resultate erwarten dürfen. Und doch war durchaus das Gegentheil der Fall. Die Aufgabe war, den Konvent von der seit zwei Jahren betretenen Bahn des Schreckens und der Anarchie abzutreiben: auf seinem Rückzuge durfte man ihn aber nicht zu sehr beunruhigen, durfte man nicht zu oft auf die Vergangenheit zurückkommen. Alle bestehende Gesetze waren noch ein vollständiges Zeughaus des Schreckens. Die Herrschaft Tiber's und Domitian's war nicht so reich an legislativen Mordwaffen; hätten sie uns Journalisten getroffen, so würden auch noch manche andere Köpfe gefallen seyn.

Auch in unserem kleinen Ausschusse herrschte Uneinigkeit: die beiden Bertin, Dussaut, La Garde, Hochet und ich waren der Meinung, daß wir uns auf das Nothwendigste beschränken sollten, nämlich die revolutionairen Gesetze eines nach dem anderen anzugreifen. Diese Meinung war vorherrschend. Michaud, welcher der verbannten Dynastie sehr ergeben war, wollte weiter gehen; indeß ließ er seine Gedanken mehr errathen, als daß er sie deutlich ausgesprochen hätte, und störte also unsere Pläne nicht.

Aber wir hatten einen ungebändigteren Geist unter uns, nämlich Richer de Serisy; er war älter als wir und schien viel gelebt zu haben; seine bleiche Gesichtsfarbe und seine erloschenen Augen schienen keinen heftigen Charakter anzudeuten; aber seine Feder sprühte Flammen: er war ein Camille Desmoulins in entgegengesetztem Sinne. Unter dem Titel eines öffentlichen Anklägers, den die Revolutionaire verhaßt gemacht hatten, verfolgte er sie aufs Aeußerste. Er maskirte seinen Royalismus nicht. Bald wurde er der Koryphäe der Salons, aber in unseren Ausschuß trat er erst später ein.

Sechs oder acht Monate lang gab uns der Champagner nur vernünftige Gedanken ein und störte unsere Eintracht nicht. Wir hatten nicht nöthig, auf Dolche zu schwören, um das Geheimniß zu bewahren; erst nach Verlauf von zwei Jahren verlautete etwas. Nun spreche man noch von der Geschwätzigkeit der Journalisten! Unser Angriffsplan wurde im voraus unter uns entworfen; diesen wurden die Scharmützel, jenen die regelmäßigen Angriffe zugetheilt. Unser Einfluß erstreckte sich auch auf die Salons, die Sectionen und die Deputirten. Oft lieferten wir ihnen die Reden und hatten dann das Vergnügen, sie in unseren Blättern als Proben vollendeter Beredtsamkeit zu rühmen.

So erwirkten wir, oder vielmehr die öffentliche Meinung, deren Organe wir waren, allmälig die Abschaffung des Gesetzes der Verdächtigen, die Befreiung der 70 des Föderalismus angeklagten Deputirten und die Wiederaufnahme der Deputirten, die außer dem Gesetz erklärt worden waren; es gelang uns sogar, die Rückgabe der nicht verkauften Güter an die Familien der Verurtheilten, die Freiheit des Gottesdienstes und die Vernichtung der Constitution von 1793 durchzusetzen. Durch die Unterstützung der Gironde wurde uns sogar eine neue Constitution zugestanden, welche wenigstens zwei Kammern anerkannte, die Staats-Gewalten trennte und uns die bürgerliche Freiheit wie

Am meiſten wurden die Hoffnungen der Terroriſten durch die ununterbrochenen Siege unſerer Armeen niedergeſchlagen. Es war zur Ehre Frankreichs und der menſchlichen Herzen erwieſen, daß die Guillotine nicht das einzige Werkzeug des Sieges war. Schon waren unſere Armeen bis zum Rhein vorgedrungen und hatten ſchöne Departements dem Franzöſiſchen Gebiete hinzugefügt. Die Völker kamen allmälig von dem Abſcheu zurück, den ihnen das Blut-Syſtem eingeflößt hatte; ſie glaubten wieder mehr an die Freiheit, ſeitdem wir die unſrige wiedererlangt hatten. Erſtaunt ſah man den neuen Wohlfahrts-Ausſchuß ehrenvolle Friedens-Traktate mit zwei abſoluten Fürſten, den Königen von Preußen und Spanien, abſchließen, und ohne England wäre ein allgemeiner Frieden zu Stande gekommen. Noch mehr verwundert war man, daß der ſchreckliche Konvent mit den letzten Anführern der Vendée, mit Charrette und Stofflet, und ſogar mit denen der Chouannerie unterhandelte.

Indeß waren die Verlegenheiten und Schwierigkeiten im Innern ungeheuer. Die Aſſignaten hatten mit dem Schaffott einen einigen Bund geſchloſſen gehabt; dieſes allein hatte ſie al pari erhalten. Da ſie ſich fortwährend um Milliarden vermehrten, ſo hätten die Blutantheile der revolutionairen Gerichtshöfe gleichen Schritt mit ihnen halten müſſen. Jetzt fielen die Aſſignaten mit furchtbarer Schnelle, und nur das Bedürfniß hielt ſie noch einigermaßen. Alle neuen Emiſſionen erdrückten die früheren, und die Waaren ſtiegen zu einem furchtbaren Preiſe. Der Konvent hatte ſich während der Schreckenszeit die Verpflichtung auferlegt, die Hauptſtadt zu ernähren, wie das einſt die Römiſchen Tyrannen gethan hatten. Obgleich er jetzt andere Prinzipien angenommen hatte, wagte er doch nicht, ſich dieſer Verpflichtung zu entziehen. Dies war aber das ſicherſte Mittel, Paris auszuhungern. Zwar lieferte man uns das Brod zum Preiſe des Maximums, aber dieſer Preis war ſo gut wie nichts. Ich erinnere mich, ſplendiden Gaſtmählern beigewohnt zu haben, wo jeder Gaſt ſein Brod aus der Section mitbringen mußte, und dies war ſo ſchlecht und übelriechend, daß es allen Appetit benahm. Dagegen war Paſtetengebäck ziemlich reichlich vorhanden. (Schluß folgt.)

Das Theater-Leſe-Comité.

Früher gab es bei allen Theatern ein Leſe-Comité, deſſen Machtſpruch der Dichter ſein Werk unterwerfen mußte. Dieſe Einrichtung wäre vortrefflich geweſen, wenn man einen Verein von wohlunterrichteten, unparteiiſchen und gewiſſenhaften Richtern gebildet hätte; allein durch welches unerhörte Privilegium hätte ſich das Theater in Beſitz ſolch einer Fundgrube von Talenten und Tugenden ſetzen können, die ſonſt überall als die höchſte Seltenheit bewundert werden?

Das Leſe-Comité war ſeit ſeiner Begründung nur ein willkommenes Organ für Gönnerſchaften und eine Quelle der Gewinnſucht. Um ſich ihren Actionairen angenehm zu machen, gaben die Direktoren ihnen einen Platz in dieſem Tribunal, und ſo erfüllte ſich daſſelbe, anſtatt mit beleſenen Kunſtrichtern, mit Rentiers und Kaufleuten. Die Reſtauration, welche es liebte, ihre Anhänger zu ermuthigen und ihre Dichter zu belohnen, zumal wenn es ohne Koſten geſchehen konnte, kam auf den Gedanken, ſich ein Recht über die Leſe-Comités beizulegen und in dieſelben durch einen Miniſterial-Befehl Männer, deren politiſche Geſinnungen man vollkommen kannte, einzuführen, Männer, deren Staats-Ideal die Monarchie war; wie hätte bei ſo ehrenwerther Geſinnung ſich die kleine Zugabe, die für einen Kunſtrichter nothwendig iſt, Geſchmack und Einſicht, nicht von ſelbſt finden ſollen? Für jede Sitzung zahlte die Direction den Mitgliedern zwanzig Francs; ſomit hatte die Regierung ihren Günſtling gebührend belohnt.

Die Sitzungen ſelbſt boten größtentheils mehr Humor, als das genialſte Vaudeville, welches in ihnen verleſen wurde.

Zur feſtgeſetzten Stunde war der Saal für die Sitzung eingerichtet. Die für die Richter beſtimmten Lehnſtühle waren im Halbkreiſe um einen ungeheuren Tiſch geordnet, der mit Dintenflecken beſtreut war und über dem eine große Lampe hing. Den Richtern gegenüber erwartete ein einzelner Stuhl den Leſer.

Der Leſer iſt der Einzige, der voll Erwartung zur beſtimmten Stunde eintrifft; er kommt ſogar einige Minuten früher, wie ein angehender Liebhaber zum Rendezvous. Das Manuſkript unter dem Arme, geht er mit langen Schritten und pochendem Herzen auf und nieder, und die Hoffnung auf Annahme, die Furcht vor Zurückweiſung des Gedichtes führt ihm hundert neue Luſt- und Trauerſpiele an der Seele vorüber.

Ein kurzer behaglicher Alter langt zuerſt an; er ſummt eine Melodie aus der letzten komiſchen Oper, und wie er den öden Saal ſieht, bricht er in den kurzen Monolog aus, der wie ein Stoßſeufzer klingt: „Meine Kollegen, wie immer, noch nicht da? Wehe, daß ſich die Sitzung nur nicht der Richter wegen zerſchlägt!“ — Man findet dieſe Beſorgniß verzeihlich, wenn man weiß, daß Herr B. kein anderes Einkommen hat, als die zwanzig Francs, die ihm für jede Sitzung werden. Der Verfaſſer dreier Strophen zu Ehren Ludwig's XVIII. vor den hundert Tagen, hätte er nach der Rückkehr Napoleon's von Elba verfolgt werden können; doch es geſchah nicht. Bei der zweiten Wiedereinſetzung der Bourbonen verlangte er den gebührenden Lohn für ſeine Treue; er forderte die Konzeſſion zu einer Tabackshandlung, man gab ihm einen Platz im Leſe-Comité.

Herrn B.'s Stirn entwölkt ſich nach einer Stunde banger Erwartung. Seine Kollegen langen nach und nach an.

Der Erſte tritt ſehr mißgelaunt ein: „Wiſſen Sie, daß unſere Kaſſe tägl[ich] Geſtern nur ſiebenhundert Francs; es iſt entſetzlich!“ Dies iſt Herr D., Hutmacher und Theater-Actionair.

Der Zweite ſcheint nicht in glücklicherem Humor: „Wer konnte das ahnen? Die Wechſel auf R. ſind um hundert Centimen geſunken. Seit dem Beginn dieſes Monats gelingt mir kein Geſchäft. Ach, dieſe Vaudevilliſten, wie glücklich ſind ſie! Beim Champagner reimen ſie ihre Poſſen, und ihre Stücke mögen gut oder ſchlecht ſeyn, Etwas tragen ſie immer ein.“ Dies iſt Herr V.; er macht Wechſelgeſchäfte und iſt Theater-Actionair.

„Entſchuldigen Sie, meine Herren“, tritt ein Dritter ein; „eine höchſt wichtige Berathung hat mich bei einem Kranken zurückgehalten, der ohne Zweifel die Nacht nicht überleben wird. Ach, ich verliere einen werthen Gönner in ihm.“

„Ich, meine Herren, habe eine Eskorte kommandirt. Fünf Stunden zu Pferde bei unausgeſetzten Regengüſſen! Das heißt ſich mannhaft zeigen. O, ich bin halb todt!“

Jeder bringt ſeine Entſchuldigung und zeigt in derſelben, wie herrlich er zur Prüfung poetiſcher Werke geſtimmt iſt. So wie die Verſammlung vollzählig iſt, rührt der Präſident die Klingel, und die Sitzung beginnt.

„Wie viele Stücke haben wir heute zu hören?“ fragt ein Mitglied. — „Drei.“ — „Und wer ſind die Verfaſſer?“ — „Keiner hat ſich genannt.“ — „Dann hätte man uns die Unbequemlichkeit des Herkommens ſparen ſollen. Man verfährt bei der Gewährung der Leſeprobe zu wenig ſtreng.“

„Still, ſtill! Urtheilen wir nicht, ehe wir gehört haben!“ fällt Herr B. ängſtlich ein, der noch immer an die Möglichkeit glaubt, daß die Sitzung nicht zu Stande kommt. „Wie oft haben wir es erlebt, daß junge unbekannte Männer uns Stücke brachten, die herrliche Kaſſe machten.“ — „Selten, ſelten! Doch im Grunde iſt es nicht unmöglich.“

Der Verfaſſer des zuerſt eingeſchriebenen Stücks tritt ein, grüßt ehrfurchtsvoll, ſetzt ſich zitternd, entwickelt ſein Manuſkript und fängt mit unſicherer Stimme zu leſen an. Nach der letzten Strophe ſeines Vaudeville's wiederholt er ſeine tiefen Verbeugungen und zieht ſich zurück.

„Nun, meine Herren“, beginnt der Präſident, „was halten Sie von dem Stücke?“ — „Es iſt nicht ganz ohne Werth“, antwortet Herr B. — „Doch es iſt ſehr ſchwach“, murmelt Herr D. — „Sagen Sie, es iſt entſetzlich“, fügt Herr B. hinzu. — „Was mich betrifft“, läßt ſich der vierte Richter, Herr Benoit, vernehmen, „ich ſtimme gegen das Stück, weil es in einem Garten ſpielt. Die Stücke, welche in Gärten ſpielen, ſind zu naiv und gefallen ſelten.“ — „Und Sie, Herr Xavier, was urtheilen Sie?“ — „Ich“, antwortete Xavier, indem er ſeine von Brillantringen blitzende Hand zwiſchen die halbaufgeknöpfte Weſte ſchiebt, „ich dringe darauf, das Stück zurückzuweiſen, weil es keine Rolle für Demoiſelle Karoline enthält.“

Die Stimmen werden gezählt, und man findet, daß das Stück einſtimmig zurückgewieſen iſt.

Es folgt die zweite Vorleſung. Dieſes Stück iſt unglücklicherweiſe in drei Akten geſchrieben und hält die Richter ſomit ſehr auf, die heute noch andere Geſchäfte vor ſich haben. „Schwach“, „mittelmäßig“, „entſetzlich“, ſind nach beendigter Leſung die drei erſten Urtheile.

„Was mich betrifft“, ſagt Herr Benoit, „ich ſtimme gegen das Stück, weil es in einem Salon ſpielt. Die Stücke, welche in Salons ſpielen, ſind froſtig und reuſſiren ſelten.“ — „Und Sie, Herr Xavier?“ — „Ich? ich halte es für unmöglich, daß ein Stück Glück macht, in dem Demoiſelle Karoline keine Rolle hat.“

Das zweite Stück theilt das Loos des erſten.

Beim Beginn des dritten entſchlummert das Comité, ſanft gewiegt von der monotonen Stimme des Leſers. Sobald dieſe nicht mehr ſummt, erwachen die Richter; keiner läßt ſich merken, daß ihm etwas Menſchliches paſſirt iſt. Der Hutmacher, der Wechsler, der Arzt und der Kriegsheld bleiben unerſchütterlich bei ihrer Achtserklärung.

„Was mich betrifft“, ſagt Herr Benoit, „ich ſtimme gegen das Stück, weil es in einem Palaſte ſpielt; die Stücke, welche in Paläſten ſpielen, ſind zu anſpruchsvoll und gefallen ſelten.“ — „Und Sie, Herr Xavier?“ — „Ich verwerfe es unbedingt. Ich begreife nicht, wie ein Autor glauben kann, auch nur das geringſte Talent zu beſitzen, wenn er nicht einmal verſteht, für Demoiſelle Karoline, die Perle unſeres Theaters, eine Rolle zu ſchreiben.“

So ging es im Leſe-Comité her. Dergleichen triftige Gründe entſchieden über das Schickſal der Dichter und Gedichte. Doch es gab Mittel und Wege genug, dieſe Herren zu gewinnen. So hatte es ein junger Dichter durch Liſt ſo weit gebracht, Herrn B.'s Schuldner zu werden. Alsbald präſentirte er ſich dem Comité mit Manuſkripten beladen. „Bewirken Sie die Annahme meiner Stücke“, ſagte er zu B., „von ihr hängt es allein ab, daß ich Sie bezahle. Ich habe kein Geld und keine andere Ausſicht, Geld zu bekommen.“ B. verſprach den Mitgliedern des Comité's Gegengefälligkeiten; des jungen Dichters Arbeiten wurden angenommen, und er iſt gegenwärtig einer unſerer geachtetſten Schriftſteller.

Ein Verfaſſer, der in der Mode war, ſtand über den Launen des Comité's. Rougemont behandelte daſſelbe, wie es ihm eben gefiel; er improviſirte vor ihm bisweilen ein Vaudeville, indem er ein Heft weißes Papier in der Hand hielt und that, als ob er läſe.

Théaulon trat einſt vor ein Comité, welches ſehr übel gelaunt war. Er ſchlug ſein Manuſkript auf und las den Titel: „Die Gefangene des alten Thurmes, Drama in zwei Akten.“ Die Richterſchaft konnte ein leiſes Murmeln nicht unterdrücken. „Gefällt Ihnen dieſer Titel nicht?“ fragte der Verfaſſer. — „Wir ſtoßen uns nicht ſowohl an den Titel“, begann der Präſident ruhig, „die Dramen haben in neueſter Zeit kein Glück gemacht; wir könnten Ihnen fünf bis ſechs aufzählen, die ſämmtlich durchgefallen ſind. Das Pu[blikum will arbeiten?]

„Weiter nichts?“ lächelte Théaulon, indem er gelassen sein Manuskript wieder in die Tasche steckte und ein anderes hervorzog. „Der Weise ist für jedes Schicksal vorbereitet: Die Husaren, Vaudeville in einem Akt.“ Das Stück war sehr nett und wurde mit Acclamation angenommen.

Coupigny ist eine von den Gestalten, die in den Lese-Comités sich mit dem größten Ansehen bewegt haben. Ein leidenschaftlicher Fischer, versäumte er die Sitzung oft, weil seine Angel noch immer leer geblieben war; ein eben so eifriger Pfleger seiner Leiblichkeit, verlor er seine zwanzig Franken oft, weil er eine gute Mahlzeit nicht verlieren wollte. Ja, er war ein geistvoller Mensch und ein liebenswürdiger und gesuchter Tischgenosse. — Als Freund Talma's, hoffte er in des großen Tragikers Testament gesetzt zu werden; doch Talma starb, und von Coupigny war im Testament nichts zu lesen. Da rief er in seiner Enttäuschung vor zahlreichen Zeugen aus: „Wie, selbst nicht ein kleines Legat! Ein Mensch, bei dem ich zwanzig Jahre lang wöchentlich zweimal gegessen habe! Welche Undankbarkeit!“

Zur Zeit nun, als Coupigny bei Talma speiste und zum Lese-Comité am Theater der Rue de Chartres gehörte, trat ein junger Mann auf, der reich und geistvoll war, doch die unglückliche Leidenschaft hatte, Vaudevilles zu schreiben. Derselbe ist längst von diesen jugendlichen Irrthümern zurückgekommen; er hat sich dem strengen Dienste der hohen Politik gewidmet und ist gegenwärtig ein geachteter Staatsmann.

Der junge Autor, in seiner Ungeduld, sich auf den Brettern zu sehen, beschloß, den Mitgliedern des Comité in ihren Schwächen zu schmeicheln. Er kannte Coupigny's Liebhabereien: die Fischerei und die guten Mahlzeiten. Er lud ihn ein, führte ihn in seine herrlichen Besitzungen in der Nähe von Paris, zeigte ihm seine großen Teiche und einen Bach, der von Fischen wimmelte, und sagte schließlich: „Ich gebe Ihnen volle Freiheit, in meinen Gewässern zu fischen, und bitte, daß Sie mich zu Mittage besuchen, so oft es Ihre Zeit erlaubt.“ Von diesem Augenblicke an war Coupigny für die Vaudevilles seines jungen Gönners entzückt, der dem gesammten Lese-Comité mehrere glänzende Bankette gab. Seine Stücke wurden aufgeführt, und was war ihr Geschick! — Werfen wir einen Schleier über die Vergangenheit eines Staatsmannes.

Doch eines Tages las der Abgott des Comité's ein Stück von mehr als gewöhnlicher Mittelmäßigkeit. Der Titel desselben war: Karl XII. bei Pultawa. Nach geschlossener Vorlesung waren die Richter in größter Verlegenheit.

„Das können wir nicht annehmen“, sagten sie, „doch wir können einen Mann, der uns mit Freundlichkeiten überhäuft, nicht beleidigen.“

„Einen Mann“, setzte Coupigny hinzu, „der einen so ausgezeichneten Koch hat und so herrliche Karpfen.“ Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Meine Herren, überlassen Sie die Angelegenheit mir; ich verpflichte mich, sie zur Befriedigung beider Theile zu ordnen.“

Der Autor wurde gerufen, und Coupigny begann:

„Mein Herr, Ihr Stück ist voll des höchsten Interesses, es enthält eine feingegliederte Behandlung, einen lebendigen, geistvollen Dialog und eine wahrhaft unerhörte Gewandtheit. Es zeigt unbedingt von bedeutendem Talent ... doch leider ... der Stoff ist so groß, so überwältigend, unsere Kräfte so gering; wir wollten nicht, daß Sie sich der Gefahr eines zweifelhaften Erfolges aussetzten. Unser Theater bedarf für den Augenblick einer Arlequinade. Laporte hat das Publikum lange nicht in einer neuen Rolle begeistert. Wir hatten beschlossen, das erste Stück, welches wir annähmen, solle für ihn bestimmt seyn. Darum, wären Sie vielleicht geneigt, sich den Wünschen des Theaters zu fügen und Ihr herrliches Schauspiel als Arlequinade für Laporte zu arrangiren? Sie haben zu viel Geist, als daß es Ihnen nicht möglich seyn sollte. Sie bilden Karl XII. zum Arlequin, die Fürstin zur Colombine und den Zar zu Pierrot um. Nach dieser kleinen Aenderung muß Ihr Stück unfehlbar den größten Effekt machen.“

Coupigny sprach diese Worte mit dem tiefsten Ernste. Der junge Autor ging auf den Vorschlag ein, und bald darauf erschien sein Karl XII. zu Pultawa als Arlequinade.

Ist es nicht reizend, zu denken, daß der Held dieses theatralischen Abenteuers morgen Minister seyn kann?

Nach solchen Mißbräuchen mußten die Lese-Comités natürlich eingehen.

Eugen Guinot.

England.

Blicke auf die neueste Englische Literatur.

(Schluß.)

1752 geboren und 1803 gestorben, hatte Ritson Gelegenheit, Frankreichs Zustände innerhalb der Jahre 1791 und 93 zu sehen. Das scheußliche Ungeheuer, welches der Dolch einer hochherzigen Jungfrau zu spät leider von dem Schauplatz seiner Ruchlosigkeiten hinwegräumte, war für ihn durchaus kein Gegenstand des Schreckens und Abscheues, Robespierre entzückte ihn sogar; die Lehren und Grundsätze des Pater Duchesne und eines Babeuf blendeten ihn und schienen ihm ein Wort des Heils und der Erlösung. Meister Johann Jakob's (Rousseau) Luftgebäude galt ihm als Muster und Vorbild, wonach die Gesellschaft sich zu richten und zu ordnen habe, Diderot's Träume waren das Element, in dem er lebte und webte. Ritson trachtete nach einer Umwälzung und Umbildung aller menschlichen Verhältnisse, nach einer sogenannten Weltreform, und er zweifelte nicht, daß man mit ein bischen gutem Willen, mit etlichen Dutzend Henkern mehr, mit ein Paar Millionen Köpfen weniger und mit vortrefflichen, auf dem Papier gezeichneten Gesetzen, die Menschheit auf den richtigen Pfad hinlenken. Geäfft und im Stich gelassen von seiner trostlosen und unanwendbaren Logik, und doch wiederum vermöge seines stolzen, selbstischen und hartnäckigen Charakters, vermöge seines befangenen Sinnes weder fähig noch gewillt, sich den einmal herrschenden Weltgesetzen und Gewohnheiten zu fügen, versuchte es jener Heils-Apostel, da er sich zur Aenderung der bestehenden Verhältnisse zu schwach fühlte, auf einem beschränkteren Gebiete wenigstens, in der Orthographie nämlich, sein Neuerungs-Werk in Ausführung zu bringen. Er drang darauf, daß man in dem persönlichen Fürwort I (ich) sich des kleinen i statt des großen I bediene, er verdoppelte das einfache e in den Partizipien des Perfekts und schrieb z. B. nicht settled, baked, sondern setteed, bakeed, und schmetterte mit Donnerkeulen in die dummen Pinsel drein, die sich erdreisteten, die üblichen Formen zu vertheidigen und beizubehalten. Doch, wie gesagt, trotz seiner großartigen Lächerlichkeiten, trotz seines seltsamen und aller Regel widerstrebenden Wesens, muß man ihn doch der Reihe jener Männer beizählen, welche der vaterländischen Literatur von ersprießlichem Nutzen waren und sich als deren wahrhafte Wohlthäter erwiesen. Die von ihm gesammelten Altenglischen Romanzen, Volksgesänge und auf Robin Hood bezüglichen Bruchstücke sind ohne Frage von dem bedeutendsten Werth, nicht bloß für die Geschichte der Poesie, sondern für die Geschichte überhaupt.

Nächstens werden in London (wenigstens hat sich ein solches Gerücht verbreitet) ganz neue und sehr interessante Memoiren veröffentlicht werden, Charles Molloy Westmacott's von ihm selbst geschriebene Biographie. Ist Westmacott in den Denkwürdigkeiten, die man mit Spannung erwartet, aufrichtig zu Werke gegangen, hat er nicht aus gewissen Rücksichten manches Ereigniß entweder ganz verschwiegen oder entstellt, so müßte er uns ein köstliches Gemälde von dem bunten Getriebe seiner Epoche liefern, wir würden hierdurch eine klare Uebersicht gewinnen von den mannigfaltigen Beziehungen, in denen er zu den verschiedensten und schnurstracks einander entgegengesetzten Personen stand, wir würden die Ursachen erfahren, die ihn bestimmten, eben jene Verbindungen anzuknüpfen und wieder abzubrechen — kurz und gut, es würde uns möglich werden, den Gesammtcharakter der Dinge und Menschen, unter denen er sich bewegte und selbst thätig mitwirkte, zu erfassen und zu erkennen. Denn schwerlich hat Jemand Gelegenheit gefunden, das Englische Leben unter so mannigfaltigen und seltsamen Gestalten zu schauen, wie gerade er. Ihm haben Adel und Bürger, Hoheiten und Leute niederen Ranges, Gelehrte, Künstler, Handwerker, Wucherer die Hand gedrückt. Sein Kabinet war gleichsam der verabredete Ort, wo alle Leidenschaften zum Kampfe oder zur Versöhnung zusammenströmten, wo Racherpläne geschmiedet oder unterdrückt, wo Feindschaft, Gehässigkeit, Groll jeder Art und Farbe weiter angeschürt oder erstickt wurde.

Der böse Leumund will die Herkunft des gefürchtetsten Haupts unter der Englischen Literatur der Gegenwart nicht so ganz in der Ordnung finden und nennt ihn ein uneheliches Kind einer hübschen Porter-Verkäuferin, Susanne Molloy, und des berühmten Bildhauers Dick Westmacott. Papa sorgte zwar für seine Erziehung, vermachte aber seine ganze Habe seinem rechtmäßigen Sohne Richard und Erben seiner Kunst, und unser Charles Molloy wanderte nun zwar mit einer gehörigen Fracht Kenntnisse, aber mit leerem Quersacke, nicht einen Pfifferling im Beutel, nach allen vier Himmelsgegenden, um irgendwo Fortuna's Gunst zu erhaschen. Die gesellschaftlichen Zustände Großbritaniens bieten einem Abenteurer weniger Mittel, sich durchzuflicken, als Frankreichs zerrüttete und verwirrte Verhältnisse, die man am Ende selbst nur ein langes und fortdauerndes Abenteuer heißen möchte. Dagegen bedarf ein Englischer Gil Blas viel Kopf und Muth. Bildhauer, Musiker, Dichter, Decorationsmaler, Schauspieler, Redacteur und Direktor mehrerer Tagesblätter, ist Westmacott vielleicht der einzige Brite, der sich heute rühmen könnte, eine Komödie geschrieben, in demselben Stücke eine Rolle gespielt und hierzu die Decorationen angefertigt zu haben. Ermüdet und übersättigt von dieser allerdings an Erfahrung bereicherten Lebensweise, von diesem unstäten Herumtummeln und von diesem Herumgreifen in so ungleichartigen Fächern und Beschäftigungen, wählt er endlich ein wichtiges, aber gefährliches Amt. Die Tories hatten, da sie sich überall von der radikalen Partei überflügelt und sogar mit Untergang bedroht sahen, einen kühnen Vertechter vonnöthen: Westmacott hatte in diesem Kampfe eine Stellung gewonnen, in welcher er Alles wagen durfte, und er that es auch. Ein heftiger und zu öfteren Malen ungerechter Gegner Bulwers und der ganzen Whig-Presse, behauptete er sich auf seinem Posten mit einer Zähigkeit und einer Vermessenheit, die fast alle Gränzen überschritt. Jedoch mit Undank belohnt und vernachlässigt von denen, die er mit so warmem, ja übertriebenem Eifer vertheidigt hat*), wird er es in seiner bald erscheinenden Schrift sicher nicht an so manchen das Interesse fesselnden Aufschlüssen fehlen lassen. Aber auch noch eines anderen wackeren Streiters ist der Torysmus beraubt worden, nicht durch dessen Abtrünnigkeit, sondern durch den Tod. Es ist dies der viel betrauerte Theodor Hook, einer der drolligsten Menschen und feinsten Köpfe. Keinesfalls verdient der Hingeschiedene den Titel, welchen ihm seine Freunde und die nachbetende Tages-Presse mit ihrem abgedroschenen Gemeinplatz beilegen: er war nach unserem Dafürhalten kein mighty spirit (ein mächtiger Geist), wohl aber ein Mann von unerschöpflichem Witz, Humor von ungemeiner Gewandtheit, Beweglichkeit, Schalkhaftigkeit und Schlauheit, ein Welt- und Lebemann comme il faut — lauter Tugenden und Fehler, die sich in seinen Werken wiederholen und es ihm nie an Stoff gebrechen lassen. Er hatte nur einen kurzen Athem, daher ihm auch stets kleine Erzählungen besser geriethen, als längere, durch einen, oder mehrere Bände fortlaufende Romane. Er war der

*) Beispiels in dem von ihm unter dem Titel „The Age“ (das Zeitalter) verfaß-

Schöpfer und Verleger des John Bull, jenes durch Kraft der Polemik und beißende Satire so höchst ausgezeichneten Tory-Blattes. Als Sittenmaler kann sich Hook mit Smollet oder Fielding nicht messen; es mangelt ihm die an Bulwer so sehr zu lobende Kunst der fast durchweg wahren und schönen Farbengebung, der fast überall gehörigen Vertheilung von Licht und Schatten; auch ist ihm nicht die reizende Mannigfaltigkeit eigen, wodurch uns dieser Dichter immer frisch und neu erscheint und uns so unwiderstehlich anzieht. Dafür indeß hat er sich als einen vollendeten Meister gezeigt in der Schilderung und Zeichnung der den verschiedenen Gesellschafts-Klassen eigenthümlichen Lächerlichkeiten und insbesondere der Albernheiten, die man zu Hauf beim Englischen Mittelstande antrifft. Er hat mit der liebenswürdigsten Laune von der Welt, mit unnachahmlicher Grazie, jene unter der lieben guten Bürgerschaft eingerissene Wuth, es in allen Stücken den Adligen nachthun zu wollen, tüchtig aufs Korn genommen: er hat die linkische und täppische Nachäfferei der Sitten und Gewohnheiten der Aristokratie, jenes anmaßende eckige und gespreizte Wesen, jene fruchtlose Abquälerei, die erträumten Vorbilder zu erreichen, jenes beständige und possierliche Herunterplumpen von so schwindelnder und vergebens erstrebter Höhe, mit einer Treue, Lebendigkeit und Anmuth wiedergegeben, daß man ihn vor lauter Entzücken immer an den Hals drücken und tüchtig abküssen möchte. — Bevor wir uns von diesem Schelm trennen, wollen wir von den Milliarden loser und toller Streiche, die sein ganzes Leben ausfüllen, wenigstens einen einzigen mittheilen. Als ein Jugendfreund des bereits genannten Komikers Mathews pflegte er häufig auf der Bühne den Vorstellungen beizuwohnen. Einst führte man gerade ein Zauberspiel auf, worin etwa in der Mitte des zweiten Aufzuges aus der Tiefe eine gewaltige Orakelstimme emporbringen sollte. Die zur Verstärkung des Eindrucks nöthige Waffe, das Sprachrohr, war plötzlich verschwunden. Der Augenblick nahte, die Zuschauer, welche das Stück kannten, stopften sich schon im voraus die Ohren zu, um von den Schmettertönen nicht betäubt zu werden. Der Künstler, dem die Rolle des Orakels zugetheilt war, lief in allen Ecken und Winkeln umsonst nach seinem Instrument herum und schwitzte Blut vor Angst. Hook hatte es weggemaust. Der Moment war gekommen, er stieß in die Tuba, daß fast die Wände wankten, „Burdett for ever!" (es lebe Burdett). Dieser so unerwartete Ruf wurde mit unauslöschlichem Gelächter, aber auch mit Hutschwenken und Begeisterung vom gesammten Publikum erwiedert; es war just die Zeit, wo die aura popularis (Volksgunst) jenes Mannes, der gegenwärtig zu einer politischen Null herabgesunken und schon ganz verschollen ist, den höchsten Gipfel erstiegen hatte. Voll Zorns entriß das Orakel dem Dieb die Tuba, jagte ihn unter Schmähreden von dannen und spielte seine Rolle zur Zufriedenheit der Anwesenden.

Nun auch Theodor Hook, dieses wenigstens in der Genre-Malerei so hervorragende Talent, zu Grabe getragen, da wir auf Englands literarischem Markt keine andere Waaren finden, als gleich Pilzen hervorschießende Kinderschriften, Encyklopädieen für die reifere Jugend, Compilationen, Kommentare, langweilige Bücher moralischen Inhalts, ohne Tiefe und Erhebung, ohne Geist und Wahrheit — was? was, fragen wir, bleibt da noch für die Zukunft zu hoffen, wenn's der gnädige Gott nicht bessert, wenn er den armen Leuten nicht noch bei guter Zeit einen richtigen Geschmack und Takt beibringt, wenn er ihnen nicht einen ganz anderen Geist einbläst oder den, den sie jetzt besitzen, wenigstens umknetet? Glaubt Einer wohl, daß es sich der Mühe verlohne oder seinem Leser einen absonderlichen Genuß bereite, wenn er ihm eine Legion verbrauchter Wortspiele auftischt und deren Entstehung, Bedeutung und tiefen Gehalt eines Langen und Breiten erörtert? Oder hat man jemals schon von Büchern gehört, wie zum Exempel von einem „Pantheon der Hausfrauen"? Allen Respekt vor den treuen, zärtlichen Gattinnen und liebenden Müttern, wir wissen sie nach Verdienst zu schätzen und zu würdigen, wir ehren ihr stilles bescheidenes Wirken. Aber paßt es wohl, daß man darüber bis ins Unendliche salbadere? Ja, werden sie nicht selbst so lächerliche Huldigungen unwillig verschmähen? Verlangen sie, daß man ihnen Tempel und Altäre erbaue, daß man ihnen göttliche Ehre erweise? Kann es ein Interesse haben, zu erfahren, wie gut Madame M. zu kochen, Madame N. zu waschen, Frau Y. Strümpfe zu stricken und ihre Wirthschaft zu besorgen weiß? — Gehen wir nun weiter und prüfen wir genauer die in den Läden ausliegenden Sächelchen. Was erblicken wir wohl? Eine Sündfluth jämmerlicher Alfanzereien, dummes, läppisches Zeug, offenbar die Frucht hohlen Eigendünkels oder gemeinen Eigennutzes. „Bilder aus dem Leben", das ist so das prunkende Aushängeschild dieses Schundes, dessen Haupt-Fabrikant und Lieferant vorzugsweise ein gewisser Herr Winslow ist. So hat dieser brave Mann in verschiedenen Zeitläuften ausgeheckt: Die Aerzte — die Parlaments-Mitglieder — die Pairs des Königreichs — die Geistlichen in London. — In eine jede solcher Fratzen, die stets zu mindestens tausend Exemplaren gedruckt werden, flicht er sicher fünfundzwanzig Schock lebendiger nomina propria ein, und unter diesen kann man ganz gut tausend Narren herausrechnen, die sich förmlich reißen nach der Komödie, vor lauter Wonne, daß der Verfasser so gütig gewesen, auch ihnen hierin eine Rolle, wenngleich eine untergeordnete, zuzutheilen. Herr Winslow ist eine wahre Seele von einem Menschen, er krümmt Niemand ein Haar, er lobt Jedermann, er entdeckt an jedem seiner Helden Tugenden, wovon sie bis dahin selber nichts geahnt. Seine Anekdötchen riechen ein wenig stark nach Unwahrscheinlichkeit. Aber das schadet nichts, wenigstens sind sie in zahlreicher Menge vorhanden, und mit der bequemen Manier, das erste Beste, was ihm der Zufall in die Hände spielt, flugs aufzufischen und nach dem Gaumen seiner leckeren Abnehmer zuzurichten, erplündert er sich eine Existenz, die man nur beneiden kann.

Erwägen wir nun, was in der neuesten Zeit die Engländer auf dem Felde der Geschichte geleistet haben, so können wir auch da, wie beiläufig schon oben angedeutet, ihnen just nichts Erkleckliches nachrühmen. Archibald Alison's Geschichte Europa's z. B. ist allerdings eine fleißige und gründliche Arbeit, krankt aber an einer oft unerträglichen Weitschweifigkeit und ist mit Details überladen. Noch viel weniger fühlen wir uns bewogen, die von den beiden Herren George Moor Bassey und Thomas Horne geschriebene Geschichte Napoleons, ungeachtet ihres Enthusiasmus für ihren Helden, mit Beifall zu begrüßen; denn es sind nur ein Paar werthlose, oberflächliche und durch Wortschwall ermüdende Produkte, und eine dritte, mit der uns, wie verlautet, Carlyle binnen kurzem beschenken will, wird vielleicht nicht besser ausfallen. Möchten überhaupt schon einmal die guten Engländer aufhören, dem Kaiser Weihrauch zu streuen; mögen sie ihn noch so sehr preisen und feiern, mögen sie ihn immerhin „den Letzten" unter den großen Männern nennen, niemals wird es ihnen glücken, sich von der schweren Schuld, die sie gegen ihn begangen, zu reinigen. Auch wünschten wir schon um deswillen diesen seltenen Geist von allem pomphaften Flitterstaate entkleidet zu sehen, damit sein wirklicher Werth in desto strahlenderem Lichte hervortrete.

Das finstere Ungewitter, welches sich unlängst über den Himmel der bischöflichen Kirche zusammengezogen, der Riß, welcher dieses Gebäude erlitten, die gewaltige Spaltung, die mitten in seinem Schoße ausgebrochen, haben die alten, gottlob so lange schlummernden theologischen Zänkereien wieder erweckt, die Feder der beiden feindlichen Parteien, d. h. derer, welche fest an dem Anglikanismus halten, und wiederum derer, die mehr zum Papstthum hinneigen, mächtig in Bewegung gesetzt und die Dinte in Strömen fließen lassen. Aufs neue hat man von der einen Seite die abgenutzten, lästigen Declamationen wider die Verderbtheit der Römischen Curie angestimmt, man hat die Nothwendigkeit der hierdurch im sechzehnten Jahrhundert hervorgerufenen kirchlichen Umwälzung nachgewiesen; und auf der anderen Seite haben die Doktoren Pusey, Keble u. s. w. als Vordermänner der Traktarianer, so genannt, weil sie zu Gunsten ihrer Meinungen mit zahllosen Flugschriften (Tracts for the Times) die Englisch-protestantische Kirche überschütten, den Wiederabdruck einer vollständigen Bibliothek Anglo-katholischer Theologie angeregt. Welch' ein Gewinn, was für eine Bereicherung, fragen wir, erwächst der Literatur aus solchem Streite! Wahrlich eine höchst traurige! Gönnen wir zum Schluß ein Plätzchen noch einem äußerst witzigen, leider nur zu wenig bekannten Gedichte: „Welch' eine Logik! und welch' eine Kritik! Was für eine Analyse und was für geschickte und fleißige Unterabtheilungen! Gen Mittag und Südost, können unsere Männlein noch viel feinere Unterschiede auftreiben, als selbst das dünnste Härchen ist. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit wissen sie pro und contra zu reden und zu widerlegen, was sie eben behaupteten; sie drehen bloß die Hand und zeigen, daß das Schwarze weiß sey, und wieder umgekehrt. Sie haben kräftige, ja glänzende Beweisgründe, um der Welt zu offenbaren, daß ein Pferd kein Mensch ist, daß ein Lord recht gut eine Gans seyn könne, ein Richter eine Truthenne, eine Magistratsperson ein Kalb und ein Comité aus Raben bestehen. Mit Vernunftschlüssen in Schulden gerathen und mit Warnungen bezahlen, bei meiner Treu ein köstliches Gewerbe!"

Philar. Chasles.

Mannigfaltiges.

— Englisches Urtheil über Deutschen Liberalismus. Von Rotteck's Weltgeschichte ist eine Englische Uebersetzung erschienen.*) „Das Original ist in mehr als 100,000 Exemplaren in Deutschland verbreitet", mit diesen Worten empfehlen die Verleger (Longman u. Co.) ihr Unternehmen; die Englische Kritik ist jedoch der Meinung: auf den Absatz in England werde dieser Umstand schwerlich einen bedeutenden Einfluß üben. Die Monthly Review sagt mit Bezug auf Rotteck's Werk: „Bei uns in Großbritanien herrscht weder unter den Wohlhabenderen, welches doch die Käufer umfangreicher Werke sind, ein solcher Ton des philosophischen Liberalismus, noch selbst unter den niederen Klassen ein so dogmatischer Radikalismus, wie in manchen anderen Ländern, wo gleichwohl die Presse nicht frei ist. Der in England öffentlich gepredigte oder in den Zeitungen vertheidigte Liberalismus der extremsten Art hat doch immer eine praktische Gestalt und weist direkt auf sein Ziel hin; derjenige dagegen, dem auf dem Kontinente und besonders in Deutschland gehuldigt wird, wo hauptsächlich Professoren und Privat-Docenten seine Vertheidiger sind, erscheint uns zu spekulativ und hüllt sich auch nur allzuoft in den Schleier einer mysteriösen Phraseologie ein, was mit unserer Art, zu denken, zu sprechen und zu handeln, im direktesten Widerspruch ist. Dr. Rotteck mag immerhin unter den spekulativen Gelehrten seines Vaterlandes ganz vortrefflich angeschrieben seyn: bei uns wird er sich schwerlich eines großen Publikums zu erfreuen haben." — Dieses Englische Urtheil ruht allerdings auf ganz falschen Prämissen, denn Rotteck, wenn er auch keine bloß pragmatische Geschichte geschrieben, war doch nichts weniger als ein spekulativer Philosoph, aber es giebt doch mit wenigen Zügen das Bild, das in England überhaupt von Deutscher und Englischer Art, die Geschichte aufzufassen, so wie von Englischem und Deutschem Liberalismus, verbreitet ist.

*) General History of the World. By Ch. Von Rotteck, LL. D. 4 vols. London, 1842.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Mittwoch den 16. März 1842.

China.

Gefangenschaft eines Engländers in China. *)

John Lee Scott, dem wir die kürzlich erschienene Geschichte seiner Abenteuer in China verdanken, war einer von vier Marine-Eleven an Bord des „Kite", einer Brig von 281 Tonnen, die Herr John Noble befehligte. Dieses Schiff segelte im Juli 1839 nach Bordeaux, von da im Oktober mit einer Ladung Wein nach Mauritius (Isle de France), und zu Anfang des Jahres 1840 nach Madras, wo die Regierung sich seiner bediente, um der gegen China bestimmten Flotte Vorräthe zuzuführen. Der „Kite" erreichte Tschusan bald nach der Eroberung dieser Insel, machte dann einige Abstecher, scheiterte aber unweit der Mündung des Yang-tsy-kiang. Der Capitain und sein Kind kamen ums Leben; Herr Noble rettete sich mit Einigen von der Mannschaft auf dem Jolly-Boot, und Andere, zu denen Scott gehörte, waren eben beschäftigt, aus zerstreuten Balken, die sie sammelten, eine Flöße zu zimmern, als sie sich plötzlich zu ihrer nicht geringen Verwunderung von Chinesischen Böten, darunter zwei große, mit Soldaten angefüllte, umgeben sahen. Die armen Schiffbrüchigen wurden zu Gefangenen gemacht, und führten als solche fünf Monate lang ein nicht eben beneidenswerthes, in der ersten Zeit sogar schreckliches Leben. Wir theilen unseren Lesern einige Auszüge aus der lebendigen und schmucklosen, nur leider sehr nachlässigen Erzählung des jungen Seemannes mit, die unter den jetzigen Umständen das Interesse eines Jeden erregen muß. Nachdem der Verfasser erzählt, auf welche Weise man ihn und seine Leidensgefährten an die Küste schleppte, fährt er fort:

„Wir stiegen etwa um drei Uhr des Morgens ans Land. Die Chinesen gaben uns durch Zeichen zu verstehen, daß sie, wenn wir ihnen gutwillig folgten, uns zu essen geben wollten; so gingen wir ihnen nach, bis wir ein Dörfchen erreichten, das aus einem ansehnlichen Hause von Backsteinen und aus einer Anzahl elender Lehmhütten bestand. Ein ganzer Haufe Männer, Weiber und Kinder strömte uns entgegen. Wir wurden in einen Vorbau gebracht, dessen eine Hälfte ein ungeheurer Büffel bewohnte. In der anderen Hälfte stand ein Rohrbett mit Vorhängen gegen die Strechfliegen. Man setzte uns gekochten Reis und eine Art von eingemachter Pflanzenkost vor; wir begnügten uns aber mit dem Reis und einem Topfe Thee, denn das Gemüse war so abscheulich, daß es Keiner genießen konnte. Unterdeß kam ein Mann — vermuthlich der Vorgesetzte des Dorfes — mit einem beschriebenen Papier, that uns durch Zeichen kund, daß der Inhalt uns beträfe, und setzte hinzu, wir müßten ihm noch einige Notizen liefern. Ich suchte ihm Zeit und Ursache unseres Schiffbruchs zu erklären, in der Hoffnung, daß er den Bericht an die Obrigkeit des Distriktes schicken würde, um ihn dann nach Tschusan gelangen zu lassen. Als es hell am Tage war, sprachen wir einige Mal den Namen Ning-po aus; die Chinesen erboten sich, uns den Weg dahin zu zeigen, und so brachen wir auf, in dem Wahn, daß es nach Ning-po gehen sollte. Da ich ohne Beinkleider war und meine ganze Kleidung in einem Flanellhemde und einem schwarzen seidenen Tuch um meinen Kopf bestand, gaben sie mir ein Stück Matting; allein dieses wurde mir bald zur Last; ich warf es von mir und ging als Sansculotte weiter. Wir wanderten in diesem Aufzug durch ein sehr wohl angebautes Land; an jeder Seite waren ausgedehnte Felder mit Reis, Baumwolle und verschiedenen anderen Gewächsen, die ich nicht kannte. Nachdem wir eine Strecke von fünf oder sechs Engl. Meilen gerade vorwärts geschlendert waren und sehr wenige Häuser bemerkt hatten, aus denen aber allemal eine Schaar Menschen hervordrang und uns begaffte, gelangten wir zu einem Kreuzwege. Hier erschien ein neuer Haufe Chinesen, die uns durchaus nicht weiter lassen wollten; da aber unsere Führer uns winkten, ihnen getrost zu folgen, drängten wir Jene zurück, bis der Haufe größer wurde und uns zwang, stehen zu bleiben. Leider war kein rechter Gemeingeist unter uns; denn die Laskaren (Indischen Matrosen) fielen in ihrer Angst vor den Chinesen auf die Kniee. Wir wurden von den immer zahlreicher werdenden Angreifern aus einander gerissen und sämmtlich als Gefangene fortgeschleppt; nur Vier rannten davon, ohne zu wissen, wo sie hinlaufen oder was sie anfangen sollten."

Der Vorgesetzte der wenigen Laskaren, die mit den Engländern fortgeführt wurden, machte einen thörichten und erfolglosen Versuch, sich mit einem rostigen alten Messer die Kehle abzuschneiden. Die vier Ausreißer wurden bald eingeholt und derb abgeprügelt, ja sogar mit Speeren verwundet.

Man trennte die Gefangenen von einander und behandelte sie immer schlechter. Der junge Scott entging einmal mit genauer Noth der Gefahr, von dem Speer eines Soldaten durchstoßen zu werden. Als er in einem großen Dorfe ankam, band ihm Einer die Hände auf den Rücken, legte ihm einen Strick um den Hals und führte ihn so, wie einen Ochsen, weiter. Zuweilen gab er sich verloren; dann schien es ihm wieder unmöglich, daß die Chinesen so grausam seyn könnten, ihn und die Uebrigen kaltblütig zu morden, da sie als Schiffbrüchige in ihre Hände gefallen waren. Allein was für Barmherzigkeit durfte er noch hoffen, als man ihn auf den Hof eines Hauses führte, ihn zuerst an einen Pfeiler, dann aber an einen Baum festband und in dieser Lage dem Hohn des Pöbels preisgab, der sich einen Spaß daraus machte, den Gefesselten zu erschrecken und zu verspotten? Einige gaben ihm durch Geberden zu verstehen, man werde ihm den Kopf abhauen, Andere, er werde seine Augen, seine Zunge und Nase hergeben müssen.

„Eine Zeitlang", so berichtet der Verf. „umgab mich eine Anzahl häßlicher alter Weiber, denen es eine Freude zu seyn schien, mich zu quälen; aber meine ärgste Peinigerin war weder alt noch häßlich, sondern eine große schön gewachsene Person — die schönste Chinesin, die ich bis dahin gesehen. Endlich kam ein Mann, knüpfte mich vom Baume los und führte mich eine kurze Strecke weit. Ein Zweiter brachte einen Steinblock, und ein Dritter wurde abgeschickt, um, wie ich vermuthete, eine Art zu holen. Vor dem Block sollte ich niederknieen; allein ich war entschlossen, mein Leben nicht so fein ruhig zu opfern, und widersetzte mich dem Befehle. Der Bote kehrte bald zurück, der Block wurde wieder fortgeschleppt und ich aus dem Dorfe geführt. Ein Dutzend Bewaffneter führte mich einen Kanal entlang und an einer Brücke vorbei, wo ich einige meiner Unglücksgefährten erblickte. Ich konnte, da ich so schnell fortgerissen ward, nur ein paar flüchtige Worte mit ihnen wechseln. Von Zeit zu Zeit wurde ein wenig Halt gemacht; ich hielt jeden Halt für den letzten meines Lebens, aber man führte mich immer weiter, bis wir eine Stadt erreichten. Hier ging es auf ein Gebäude los, das mir der Gerichtshof zu seyn schien und in dessen hinterem Raume ein halb mit Holzasche gefülltes Gemach war. In dieses Gemach mußte ich eintreten. Hier fand ich wieder drei Individuen von der Mannschaft, die in demselben kläglichen Zustande waren; aber man versagte uns nicht etwas mitleidigen Beistand. Als ich durch Zeichen andeutete, daß meine Hände zu fest gebunden seyen, band mich einer der Chinesen los; dann entfernte er sich und brachte uns eine Schürze voll Kuchen, darauf ein Gefäß mit Wasser, dessen wir sehr bedurften, da wir in einer glühenden Sonne lange marschirt waren. Kaum hatten wir unsere Mahlzeit beendigt, als einige der Soldaten hereinkamen und einen meiner Mitgefangenen hinausführten; da ich fast Alles beobachten konnte, was vorging, so sah ich mit den unheimlichsten Gefühlen, wie die Soldaten ihn niederknieen ließen, und sich rings um ihn herum stellten. Einer von ihnen kam auf einen Augenblick wieder herein und hatte ein Körbchen voll Asche. Jetzt war ich fast überzeugt, unser letzter Augenblick sey gekommen; ich wähnte meinen Gefährten schon enthauptet und nahm an, die Asche sey nur geholt worden, um an der Stelle von Sägestaub das Blut einzusaugen. Bald wurde ich selbst abgeholt; allein es geschah bloß, um mir, statt der Stricke, Fesseln anzulegen. Ich bekam Hand- und Fußschellen; die an meinen Knöcheln waren durch eine Kette von fünf oder sechs Ringen mit einander verbunden. Um den Hals wurde mir noch ein eisernes Band gelegt, mit einem daran befestigten Stocke, der wiederum durch ein Hängeschloß an meine Handschellen befestigt war."

Unser junger Seemann wußte nicht, ob er über diese Fristung seines Lebens sich freuen oder betrüben sollte. Er wurde wiederum an einen Pfosten gebunden und sah bald seine Gefährten in einem ähnlichen Zustande. Von Zeit zu Zeit reichte man ihnen etwas Reis; auch bemerkten sie einen Chinesen, der gleich ihnen gefesselt war.

Herr Scott wurde nach einiger Zeit von diesem Pfosten wieder losgebunden, in ein Boot gesetzt und rasch einen Kanal entlang bugsirt. Er sah, wie dieser Kanal nach allen Richtungen sich verzweigte, und bemerkte unzählige sehr künstlich gebaute Wasserräder zur Wässerung der Reisfelder. Einige dieser Maschinen werden von Menschen, andere von Büffeln umgedreht. Man kam bei mehreren Städten vorüber; auf dem Wege wurden noch einige seiner Gefährten mit Scott zusammengebracht, und eine Magistratsperson fragte sie durch Geberden, ob sie am Bord ihres Schiffes Opium oder Feuerwaffen gehabt hätten. Sie verneinten dies und erhielten darauf ein Nachtquartier.

Der Erzähler fährt fort: „Als ich am anderen Morgen erwachte, fand ich mich in einem Tempel; außerhalb des Gitters war eine geräumige Halle, und zu beiden Seiten standen einige Reihen Sitze. Mauern und Dach waren

Schiffe, welche, wie man sagt, durch die Luft fahren, und Wagen, welche ohne Pferde laufen, und Menschen, welche mit Flügeln fliegen, und Kanonen, welche Steine wie Berge werfen, und Maschinen, welche Wasser wie Berge heben, und Brücken, welche über Meere gehen, und Bücher, welche Bilder wie Menschen haben, und Bilder, welche Bücher wie Menschen haben, und Menschen, welche Bücher wie Bilder haben, und Bilder, welche Menschen wie Bücher haben, und Menschen, welche Menschen wie Menschen haben, und Bücher, welche Bücher wie Bücher haben, und Bilder, welche Bilder wie Bilder haben, und Menschen, welche Bilder wie Menschen haben, und Bücher, welche Menschen wie Bücher haben, und Bilder, welche Bücher wie Bilder haben, und Menschen, welche Bücher wie Menschen haben, und Bücher, welche Bilder wie Menschen haben, und Bilder, welche Menschen wie Bilder haben, und Menschen, welche Menschen wie Bücher haben, und Bücher, welche Bücher wie Bilder haben, und Bilder, welche Bilder

Der Konvent verfolgte am folgenden Tage den Sieg nicht und nahm sogar eine drohende Petition der Terroristen an; er gab eine unschlüssige Antwort, welche den Muth der Aufrührer wieder aufrichtete und die jungen Leute erbitterte. Man hatte einige Gefangene gemacht, und unter ihnen auch einen Mörder des Deputirten Ferraud. Er wurde von einer Militair-Kommission verurtheilt und zum Tode abgeführt, aber eine Schaar seiner Genossen befreite ihn und führte ihn im Triumphe nach der Vorstadt St.-Antoine. Das war das Signal eines neuen Kampfes. Für die Nacht wurde eine neue Schilderhebung angekündigt. Die Sectionen, die sich sonst nicht sehr thätig bei der Vertheidigung des Konvents zeigten, blieben diesmal versammelt. Der Wohlfahrts-Ausschuß arbeitete ununterbrochen. Die jungen Leute und viele National-Gardisten eilten zu seinem Schutze herbei und blieben die ganze Nacht auf diesem Posten; sie forderten unter lautem Geschrei das Zeichen zum Angriff und die Entwaffnung der Vorstadt St.-Antoine.

Die Häupter des Konvents waren zu diesem Hauptschlage entschlossen und hatten seit zwei Tagen einige Truppen nach Paris gezogen. Man mag sich wundern, daß an den Aufständen der Hauptstadt nie die Truppen Theil nahmen, aber alle Parteien fürchteten die militairische Herrschaft, und der Konvent nahm jetzt nur seine Zuflucht zu den Soldaten, weil er die Anmaßung einiger jungen Brauseköpfe fürchtete. Noch sah er sie treu, aber auch bereit, sich jeden Augenblick zu empören. Während der Konvent ruhig eine mächtige Offensive vorbereitete, wollten die jungen Leute den Kampf beginnen und mit eigenen Kräften entscheiden. Mit Tages-Anbruch rückten sie, 1500 Mann stark, in die Vorstadt ein und nahmen die Flinten und Piken weg, die ihnen nicht streitig gemacht wurden. Bald aber erhoben sich Barrikaden hinter ihnen, die ihnen den Rückzug abschnitten. Sie mußten kapituliren, und man eröffnete ihnen nur die Barrikaden, nachdem sie die Flinten und Piken wieder ausgeliefert hatten.

Der Beginn des Tages war nicht günstig, aber der Konvent hatte kräftigere Angriffsmittel zusammengezogen. Es war ein ganz neues Schauspiel, als man statt der insurrectionellen Piken zehntausend Soldaten über die ungeheuren Boulevards dahinziehen sah, nachdem sie das souveraine Volk entwaffnet hatten.

Während dieser vier Tage hatten meine Freunde, die Journalisten und ich, öftere Berathungen gehabt, um die Mittel zur kräftigen Durchführung des Kampfes zu verabreden. Wir gingen mit gutem Beispiele voran und ergriffen selbst die Waffen. Diesmal erwarteten wir etwas Heroisches. Wir hatten uns durch ein fröhliches Mahl zum Kampfe vorbereitet. Ich erinnere mich, daß einer unserer Kameraden, der uns nicht im Trinken Bescheid thun wollte, bei dieser Gelegenheit äußerte: „Ich fürchte, mir zu viel Muth zu trinken.“ Nach dem Essen entfernten sich Alle, um ins Gefecht zu ziehen. Hochet und ich, wir strebten nach der Ehre, in den Vorderreihen zu glänzen, und eilten nach dem Punkte des Boulevard, welcher der Vorstadt am nächsten liegt. Es bekam uns übel; wir stießen auf einen vorgeschobenen Posten der Insurgenten, und da wir Beide die Uniform der National-Garde trugen, so wurden wir augenblicklich umringt, und schon ertönte der Ruf: „An die Laterne!“ Glücklicherweise sah ein Kavallerie-Oberst, der in der Nähe postirt war, unsere gefährliche Lage und ließ einige Reiter anrücken. Die Insurgenten ließen uns los, und mit Hülfe unserer Befreier zwangen wir den Posten zum Rückzuge.

Man benachrichtigte uns, daß die Insurgenten sich des Hauses und des Gartens von Beaumarchais bemächtigt hatten, welche eine Ecke der Vorstadt bildeten. Es wurden Freiwillige aufgerufen, um diesen wichtigen Posten wieder zu erobern; es wurde eine Leiter herbeigebracht, und Hochet und ich klommen zuerst hinauf, in der Erwartung, heftigen Widerstand zu finden. Aber der Ruhm floh uns, denn wir fanden nur eine zitternde Kammerfrau, die vor uns entwich. Auch diesmal ließ es der Feind nicht zum Kampfe kommen. Gegen 7 Uhr Abends kapitulirte die Vorstadt und ließ sich ruhig entwaffnen. War der Sieg auch nicht streitig gemacht worden, so war er dennoch entscheidend. Durch unsere Einwirkung auf die öffentliche Meinung hatten wir viel dazu beigetragen. Aber bald überflügelte uns diese und riß uns mit sich fort: man ist nie mehr Sklave einer Partei, als wenn man sie zu leiten glaubt.

Süd-Amerika.

Das Mahl des Patagoniers und des Gaucho.

(Aus Reise-Erinnerungen von Jacques Arago.)

Er besteigt sein Roß, eilt in die Weite, da ist er schon am Horizont.

Jener furchtbare Wind, der Pampero, der vielleicht die unermeßlichen Flächen Paraguay's und Patagoniens so geebnet hat, jener so zu sagen periodische Orkan, der das Tauwerk der Schiffe zerreißt und diese auf die zerwühlten Küsten schleudert, jene zermalmenden Windstöße, die mit ihrem Geheul die Stimmen der Menschen und das Gebraus der sich aufthürmenden Wogen ersticken, sie übertreffen nicht an Schnelle den Patagonier, wenn er sich einen Renner nach seinem Gefallen auswählen konnte.

Das Roß des Patagoniers ist der einzige Freund dieses unbändigen Centauren, der die bewohnten Oerter haßt und flieht, wie wir die Einsamkeit und die Wüste fliehen würden. Doch nein, ich irre mich, der Patagonier hat noch andere Freunde; ein Nebenbuhler des Gaucho's, seines Nachbarn, ist er mit einem Dolch, der in einer Scheide an seinem unbesohlten Lederstiefel steckt, mit einer Schlinge voller Knoten, einer anderen mit Kugeln und mit einer Stutzbüchse bewaffnet. Die Büchse, der Dolch, die Schlingen, das Roß und die Wüste, das sind die Angehörigen des Patagoniers: er sehnt sich nach keinen Tiger, der Patagonier bleibt allein aufrecht auf diesem stiefmütterlichen Boden, den er als sein unbestreitbares Eigenthum betrachtet. In dem beständig kampfgerüsteten Leben gegen die Natur-Phänomene, die auf diesem seltsamen Theile der neuen Welt lasten, beugt er nur sein Haupt vor dem Orkan; wenn der Sturm über die Ebene daherbraust, dann legt sich der Patagonier auf den Boden nieder, klammert sich an einen Felsenzacken oder an die Trümmer eines Baumstumpfes fest und wartet ruhig, bis der Aufruhr sich gelegt und der letzte Seufzer der Windsbraut verklungen ist. Dann besteigt er von neuem sein treues Roß, das während des Unwetters still an seiner Seite niedergeduckt verharrte; mit einem Sprunge setzt er über die tiefsten Abgründe, wirft sich in die reißendsten Ströme, erreicht schwimmend das entgegengesetzte Ufer und erweckt ein grauenerregendes Echo durch das schreckliche Kriegsgeschrei, das er in seiner Ungeduld ausstößt.

Es wird beantwortet, und von wem? Ein Jaguar springt hervor, der geschmeidigste, der listigste, der kühnste jener Race von Tigern, die Hindostan verwüsten, den Tod in die Afrikanischen Karawanen tragen und die Einöden Süd-Amerika's bevölkern. Da wären nun die beiden Kämpfer; nur einer von ihnen wird sein Mittagsmahl einnehmen, und das wird der Patagonier seyn; der hungrige Tiger wird bald den Boden mit seinem Blute tränken, und Schaaren gieriger Raben, die schon die Lüfte durchkreisen, werden sein Eingeweide zerfleischen. Der Patagonier schwingt seine Kugel-Schlinge und umgarnt damit die Kniegelenke seines Feindes; der Tiger stürzt zu Boden, der Patagonier dringt auf ihn ein, durchbohrt ihm das Herz, schlitzt ihm den Bauch auf, und ein herrliches Fell ohne Makel ist seine Sieges-Trophäe, die er nach Buenos-Ayres oder Montevideo zum Verkauf trägt. Doch fehlt, jetzt beginnt er die Vorbereitungen zu seinem Mittagsmahl.

Mit zwei Schlägen seines elliptischen Feuerstahls, in den er mit seinen Fingern greift, setzt er den Zunder in Flammen, schichtet Gesträuch auf, das der verzehrende Athem des Südwindes gedörrt; das Feuer faßt, die Flamme wirbelt empor; schnell löst er mit seinem Dolche ein Hüften- oder Schulterstück des getödteten Tigers ab und wirft es in die Gluth; der Braten röstet und wird schwarz gefärbt vom Qualme des schwelenden Reisigs; mit der Hand oder mit der Spitze des Stilets reißt der Patagonier ihn noch halb blutig aus den Flammen heraus, und die Mahlzeit geht vor sich. Ueber seinem Haupte flattern in gedrängten Schaaren Raubvögel umher, harrend auf ihr Jägerrecht, ihr Geschrei gleicht dem Gebraus des Wasserfalls, der in einen Abgrund hinunterstürzt.

Jetzt ist der Hunger gestillt, nun will er trinken. Wo aber findet er eine Lache, eine Quelle, einen Wassersturz oder einen Fluß? Der Sklav wird es seinem Herrn anzeigen, das Roß wird den Patagonier dahin führen; er richtet einige Worte an dasselbe, aufmerksam lauscht es, bäumt sich, schlägt den Boden mit seinen Hufen, öffnet und schließt seine Nüstern, athmet stark, indem es sich im Kreise herumdreht, und bleibt endlich nach einer bestimmten Richtung hin stehen; nach jener Gegend zu muß eine Quelle oder ein Fluß sich befinden. Der Patagonier wirft eine Decke auf den Rücken seines treuen Reisegefährten, schwingt sich hinauf, die Haut des besiegten Tigers hinter sich befestigend, dann eilt er mit Sturmesschnelle davon und denkt nicht mehr an das, was er hinter sich zurückläßt.

So besteht das Mittagsmahl des Patagoniers noch heutzutage aus dem klaren Wasser des Stromes und aus dem zähen Fleische des Tigers. Manchmal geschieht es freilich auch, daß der Tiger eine Mahlzeit hält und davon nicht viel für die Geier und schwarzen Adler der westlichen Cordilleren übrig läßt. Habt ihr nun Lust, meine Freunde, mir nachzufolgen und einige Ausflüge in diese öden Pampas zu wagen, wie ich es vor kurzem that? Man lernt dort Gemüthsbewegungen aller Art kennen, und nach einem Siege, wie dem obengeschilderten, glaubt mir, scheint euch das strenge, salzige Fleisch des Tigers zart und saftreich. Der echte Gastronom kann erst dann die Speisen klassifiziren, wenn er alle gekostet hat; unternehmt also immerhin eine Reise nach Patagonien; wägt aber nicht vorher alle Gefahren eines solchen Unternehmens ab, denn ich weiß, ihr seyd furchtsam genug, um schon im voraus einen Vorschlag abzulehnen, den ich euch nur in eurem eigenen Interesse mache.

Ich gedachte ja wohl in dieser flüchtigen Erzählung, wo ich nur bei einigen Haupt-Thatsachen verweilte, schon des Gaucho's, welcher der Nebenbuhler, wenn nicht der Besieger des Patagoniers ist. Auch der Gaucho nährt sich oft vom Fleische des Tigers, öfter aber noch von dem des Pferdes, zu dem er weniger schwer gelangt und das auch saftiger ist. Glaubet mir aufs Wort, ich habe zwei Beefsteaks von Tiger- und von Pferdefleisch gekostet, und jetzt, wo ich euch von jenen Jagden und Mahlzeiten erzähle, kommt es mir vor, als sey meine Verdauung noch nicht beendigt. Das Gedächtniß des Magens ist ein unglückseliges Geschenk der Natur. Da nun aber beim Mahl des Patagoniers der Gänge nicht viele sind und es fast eben so schnell wie der Pampero vorübergeht, so werdet ihr mir gestatten, euch noch zum Diner des Gaucho einzuladen, bei dem, was den Tiger anbelangt, fast eben so verfahren wird. Ich wünsche euch, wie gesagt, in alle Herrlichkeiten meiner langen Wanderschaft einzuweihen, leiht mir also ein aufmerksames Ohr.

Der Gaucho beginnt seinen Ritt wie der Patagonier. In den Pampas der Umgegend hat er sein Pferd von seinen und nervigen Schenkeln gezähmt, und zwar ohne es aufzuzäumen, ohne Hülfe des Zügels, nur durch die Stimme, den Blick und die Kraft der Fäuste. Der Gaucho macht Jagd auf den Jaguar, seines Felles wegen, und auf den wilden Strauß, dessen Federn er an die Europäischen Schiffe verkauft, die bei Montevideo anlegen. Um letzteren zu besiegen, dazu gehört nur Geschick und Behendigkeit; wie viel kaltblütiger Muth zum Kampfe mit dem Jaguar gehört, wißt ihr, und wenn

Heldenthaten eines Patagoniers und eines Gaucho, die sich eines Tages in einem Kaffeehause einander herausforderten, sich dann beide in die Wüste begaben und sich aus Eitelkeit, um ihren Muth als Bezwinger wilder Bestien zu zeigen, in die entsetzlichsten Gefahren stürzten. Nur einer dieser beiden Gegner kehrte in den Schoß seiner Familie zurück, und zwar der Gaucho. In meinen Reisen um die Welt berichte ich ausführlich über die Heldenthaten des Gaucho und des Patagoniers, man kann sie dort nachlesen.

Hat man den Kirchhof von Montevideo verlassen, der eine Viertelmeile westlich von der Stadt liegt, so befindet man sich in der Wüste; der Gaucho stürzt sich in das Innere der Steppen, welche an die unermeßlichen Wälder gränzen, die in Brasilien beginnen, hier aufhören und sich neben einem Strich Landes hinziehen, der vielleicht noch vor wenig Jahrhunderten ein Strombett war. Jetzt aufgemerkt, die Erde bebt, eine Lavine wälzt sich mit furchtbarem Getöse heran, undurchdringliche Wolken Staubes steigen auf und verschleiern den Tag; diese Lavine besteht aus Myriaden von wilden Pferden, deren Race sich noch immer forterhält, trotz des lebhaften Krieges, den die Europäer und die Eingebornen gegen sie führen. Ihr merkt vielleicht jetzt, daß der Gaucho zu Mittag essen will. Seine Schlinge ist an einer Schnalle des Stückes Leder befestigt, das dem Reiter statt Sattels dient, und welches unter dem Bauche des Thieres fest zusammengebunden ist; der Gaucho spornt sich selbst durch sein rauhes, kurz abgestoßenes Geschrei und wählt mit dem Auge mitten aus dem erschreckten Haufen das Opfer aus, das seiner Eßlust genügen soll; die unselige Schlinge wird geworfen, die wilde Heerde entflieht eilenden Laufes, nur ein Pferd bleibt gefangen, um den Hals gefesselt, zurück und macht vergebliche Versuche, seine verlorene Freiheit wieder zu erlangen, denn das Roß des Gaucho bietet die ganze Kraft seiner Muskeln und Sehnen auf, um seinen gefangenen, sterbenden Bruder festzuhalten. Warum aber ein Pferd zu dem Mahle eines einzigen Menschen tödten? Dieselbe Frage hat sich auch der Gaucho gethan und sich daher mit einer anderen Schlinge versehen, derjenigen nämlich, die, mit Kugeln beschwert, an den beiden Enden eines zweiten Riemens sich befindet, dessen er sich zugleich auch als Mantelsack bedient. Diese Schlinge wirft er um die Beine des schon gefesselten Thieres, das Pferd stürzt, und nun setzt sich der Gaucho ganz gemächlich auf seine gefesselte Beute, schneidet aus ihrem Schenkel ein ansehnliches Beefsteak heraus, löst dann den Riemen auf und giebt dem verwundeten Rosse die Freiheit wieder, das unter furchtbarem Wiehern entflieht.

Trockene Kräuter und Gesträuche werden schnell in Flammen gesetzt, der Gaucho ißt von dem frischen Fleische, und bricht die Nacht herein, so streckt er sich auf den Boden nieder, eingehüllt in seinen Poncho, der aus einem runden Stück buntscheckigen Tuches besteht, in dessen Mitte ein Loch zum Durchstecken des Kopfes geschnitten ist; dann ladet er sein Roß ein, sich neben ihm niederzulegen; es befolgt den Wink des Herrn, horcht aber beständig, ob auch kein Tiger naht, und legt seinen Kopf auf irgend ein weißgebleichtes Pferdegerippe, das die Geier und Raben verlassen haben. Der rüstige Jäger macht es sich bequem, schläft ein, ruht aber nur kurze Zeit, denn er sehnt sich nach neuen Gefahren und neuen Siegen. Pferde-Beefsteaks, Tiger-Koteletten, Gebratenes vom Strauße und klares oder trübes Wasser sind die Bestandtheile eines Gaucho- und Patagonier-Mahles. Gelüstet euch nach den Leckerbissen eines solchen Schmauses, so lade ich euch dazu ein: gedenkt aber der anstrengenden Irrfahrten und der Kämpfe, wodurch ihr dieselben erkaufen müßt, und bei denen das Blut aus mehr als Einer Wunde strömt. Freilich entschädigt sich der kühne Bewohner dieser Gegenden für die magere Kost der Wüste, wenn er siegreich in Montevideo oder Buenos-Ayres anlangt. Hier setzt er sich auf eine Bank, ißt ein Stück Rindfleisch, eine Sardelle, einen Rettig, eine Zwiebel, etwas Knoblauch und trinkt wenigstens klares Wasser dazu. Wollt ihr Theil nehmen an dieser Mahlzeit, so rüstet euch zur Reise, es ist gar nicht weit, nur ungefähr zweitausendsechshundert Meilen, bis nach Patagonien.

Zu den Würzen eines so beschriebenen Mahles in der Wüste gehört nicht bloß das Geheul des Pampero, der die Gesträuche entwurzelt, gegen die sonst ein Windstoß nichts ausrichtet, oder das Brüllen des Jaguars, der sich so gut zu vertheidigen versteht mit seinen Zähnen und Krallen und seinen Sprüngen, die dem Herabstürzen des Wasserfalls gleichen, sondern auch noch der fürchterlichste Regen, den die Südwinde über diesen großartigen Wüsten zusammentreiben. Man kann sich keine Vorstellung von einem Unwetter machen, wie es diese Einöden durchtost, hier, wo tausend Echo's die Stimme des Sturmes oder vielmehr die eines zornentbrannten Gottes wiedertönen. Dort unten am Horizont zeigt sich ein fast kaum bemerkbarer schwarzer Punkt; er steigt höher empor, wächst an, dehnt sich aus und scheint von seiner eigenen Masse niedergedrückt, die sich mit ernster Majestät fortbewegt. Ueber die Erde ergießt sich ein bleicher Schimmer, das Meer färbt sich mit einem unsicheren, nicht zu beschreibenden Wiederschein, es braust nur fieberhaft auf, es wälzt seine Wogen nicht mehr weiter fort und scheint auf den Ausgang des Kampfes zu harren, der sich jetzt vorbereitet; über die Erde lagert sich eine erstickende Hitze, die einem die Glieder lähmt, ohne daß die Sonne schiene. Kein Blättchen rührt sich, kein Sandkörnchen wirbelt vom Boden empor, kein Säuseln der stummen Lüfte unterbricht die Todtenstille; überall herrscht die vollkommenste Ruhe, man könnte glauben, das Nichts mit seiner Unbeweglichkeit sey hereingebrochen. Ein schneller Blitz zerreißt die Masse, die über eurem Haupte schwebt, das Rollen des Donners zeigt euch an, daß von dort oben die Lavine auf euch niederstürzen wird, und rings nichts, was euch vor ihrer Wuth schützen könnte, weder ein Wald mit seinem dichten Laubdach, noch ein Baum mit schirmenden Aesten und starken Wurzeln, kein Gemäuer von Menschenhänden erbaut, keine Felsenhöhle, kein Hügelzug, denn in diesem weiten Patagonien ist Alles eben, flach, abgeplattet.

Jetzt seyd auf eurer Hut! Dicke Tropfen fallen herab, als Vorboten des himmlischen Zornes. Der Patagonier flüchtet sich, oder vielmehr der Instinkt seines Rosses leitet ihn auf eine feste rauhe Stätte; hier bleibt das Pferd stehen, mit offenen Nüstern und gesenktem Kopfe, unheimliche Klagelaute ausstoßend. Der unerschrockene Reiter denkt nicht mehr an Tiger, an Schlingen und Kugeln; er steigt ab, bindet seinen Hut fest unter dem Kinn zu, hüllt sich Gesicht und Kopf in seinen Poncho ein und setzt sich unter den Bauch seines treuen Gefährten. Nun öffnen sich alle Schleusen des Himmels; es fallen nicht etwa Wassertropfen pfeilschnell aus den Wolken hernieder, nein, ganze dichte Wassermassen ohne Zwischenraum noch Unterlaß; es ist, als hätte der Ocean seine Schlünde geöffnet, und als hätte ihn Gottes Hand über euer Haupt losgelassen, um die Erde zu verschlingen. Die Wellen werden vom Orkan fortgeschleudert, der hin und her stürmt, so daß, wie auf dem Meere, Ebbe und Fluth eintritt. — Das ist die Sauce zu dem Mahle, an dem ich euch oben Theil nehmen ließ, und ich zweifle nun gar nicht mehr daran, daß ihr Lust bekommt, nach Patagonien zu reisen. Das Schiff stößt in die See, steuert nach Süd-Westen hin ... glückliche Reise und glückliche Wiederkehr!

Mannigfaltiges.

— Lope de Vega. Derselbe Französische Literat, Hr. Damas-Hinard, von dessen Uebersetzung des Calderon, als der ersten erträglichen Version, die in Französischer Sprache von diesem Dichter erschienen, wir vor kurzem gesprochen, hat jetzt ein Leben Lope de Vega's geschrieben, das sich ebenfalls von allen Biographieen dieses Dichters, die bis jetzt vorhanden sind, auf das vortheilhafteste unterscheidet. Unter Anderem hat auch Herr Fauriel das Leben Lope de Vega's beschrieben und die Jugendjahre desselben so dargestellt, wie er sich angeblich selbst in dem dialogisirten Roman „Dorothea" gezeichnet. Der Held dieser „Dorothea" ist aber ein seiner Sitten halber eben nicht sehr ehrenwerther Charakter: ein junger Mann nämlich, der sich von zwei Frauen, die in ihn verliebt sind, unterhalten läßt und der von ihnen goldene Geschenke und andere Pretiosen annimmt, die sie selbst von ihren reichen Anbetern erhalten haben. Ein so verächtlicher Weiberheld sollte nun auch der berühmte dramatische Dichter gewesen seyn, und zwar versichert es Herr Fauriel, ohne für seine Behauptung eine andere Quelle, als eben die scheinbar aus dem Leben gegriffene Darstellung der „Dorothea" anzuführen. Nun wirft aber Herr Damas-Hinard das höchst unkritische Verfahren dieses Biographen nach. Ersterer bemerkt nämlich: „Ein Spanischer Schriftsteller läßt in einem Roman eine der darin auftretenden Personen Folgendes sagen: „„Bei dieser Gelegenheit muß ich Ihnen gestehen, daß ich niemals etwas von jenen schlauen Kritikern gehalten, die, wenn sie etwa in einem Lustspiel einen Liebhaber über und über verliebt sehen, sogleich zu verstehen geben, daß sich der Dichter selbst in seinem Helden abgezeichnet; es ist dies ein Urtheil, das eines wahrhaft verständigen Kritikers ganz unwürdig ist. Die Wahrheit der Darstellung, sey es nun eines Gefühls oder einer Handlung, beweist nur einen einzigen Umstand: nämlich das Talent des Dichters. Darum konnte auch Catull sagen, daß seine Schriften zwar von Sinnlichkeit strotzten, sein Leben jedoch keusch sey."" — „Und welcher Spanische Dichter", fügt Hr. Damas-Hinard hinzu, „hat dies geschrieben? Lope de Vega. Und in welchem Werke? In Dorothea, Akt I, Scene 5; in derselben „Dorothea", die Herrn Fauriel, dem feinfühlenden und Allem nachspürenden Kritiker, zum Faden gedient, um seinen Roman von Lope de Vega's Jugendleben auszuspinnen!" — Wir werden nächstens im „Magazin" auf diese gestvolle Arbeit des Herrn Damas-Hinard näher zurückkommen.

— Ein Pröbchen Italiänischer Kritik. Von dem Cavaliere Londonio ist im vorigen Jahre in Mailand unter dem Titel: „Frammenti della seconda parte del Laocoonte di Lessing, traduzione dall' originale tedesco, con note ed un appendice", eine zweite Auswahl der bedeutendsten Stellen aus dem genannten Werke unseres großen Kritikers erschienen. Der Beisatz Frammenti kann sich natürlich nur auf die Italiänische Bearbeitung, nicht auf das Original beziehen, welches ein vollständiges, in sich abgeschlossenes Werk ist. Ein Italiänischer Kritiker, P. Selvatico heißt er, hat sich dadurch zu der Bemerkung verführen lassen, daß die nach dem Tode der berühmten Schriftsteller gesammelten hinterlassenen Werke dem Rufe derselben immer nur schadeten; er unterstützt diese Bemerkung mit sehr eindringlichen Gründen und wendet sie auch auf den Laokoon an. Er meint, man fände in diesen „Fragmenten" nur unentwickelte Gedanken, die nicht von einem gemeinsamen Bande zusammengefaßt wären (pensieri non ancora serrati da vincolo commune), Ansichten, welche der Verf. ohne weiteres Besinnen aus der Feder hätte niederregnen lassen. Ihre Ausführung und Durcharbeitung, meint er, würde Lessing noch ungeheure Mühe gekostet haben; so nackt dahingestellt, seyen sie nur Lästerungen gegen die Kunst. Zum Belege führt er einige Prinzipien an, die Lessing zur strengen Abscheidung der Gränzen der Malerei und Poesie aufgestellt hat und die längst in das Gesammtbewußtseyn der gebildeten Welt übergegangen sind, z. B. daß Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste sey, und daß sie nur allein körperliche Schönheit nachahmen könnten; daß die Zeitfolge das Gebiet des Dichters, so wie der Raum das Gebiet des Malers sey u. s. w. Alle diese Aufstellungen erklärt er für verworren oder falsch.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Let ratur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 33. Berlin, Freitag den 18. März 1842.

Frankreich.

Philosophie und Leben in ihren gegenseitigen Einwirkungen im heutigen Frankreich.

Mit wie glühendem Eifer die Philosophie oft auch in den Schulen getrieben wird, sie hat von hier aus noch einen weiten Weg zu durchlaufen, ehe sie die Literatur im weiten Sinne beherrscht, ehe sie zum Fortschritt der Menschheit beiträgt. Seit dem Jahrhundert, welches sich in Frankreich das philosophische genannt hat, ist dort die Philosophie in ihrem Kredit und ihrer Popularität gesunken. Man philosophirt über Alles, doch die Philosophie will man nicht: Sie steht bei dem gemeinen Verstande in Verdacht als unnütz und zu Zweifeln verleitend, und die positiven Wissenschaften werfen ihr Vagheit und sich überall eindrängende Anmaßung vor. Wir versuchen durch einzelne Züge auf die Unmöglichkeit einer Verleugnung aller Philosophie hinzuweisen und haben zunächst das Wesen derselben mit einigen Andeutungen zu bestimmen, nicht sie zu definiren, denn eine Definition der Philosophie ist erst bei tiefer und umfassender Kenntniß derselben möglich.

Der menschliche Geist besitzt ursprüngliche Kräfte und Begriffe, deren er sich erst durch ihren Gebrauch bewußt wird. Er erkennt zunächst das Daseyn mannigfaltiger Gegenstände und sein eigenes Daseyn im Kreise derselben. Er bemerkt, daß die Gegenstände Eigenschaften haben, daß sie entstehen und vergehen, daß sie Einflüsse üben und erleiden, daß sie Ursachen und Wirkungen sind. Alle diese Erkenntnisse setzen die Begriffe von Existenz, Ursache, Wirkung u. s. w. voraus und die Fähigkeit, durch die Anschauungen der äußeren Sinne, vermittelst der ursprünglichen Begriffe, Erkenntnisse zu erreichen. Diese drei Punkte, die Fähigkeit, der ursprüngliche Begriff und die vermöge beider gewonnene Erkenntniß, sind der erste Inhalt der Philosophie. Wenn sie sich darauf beschränkt, sie als Fakta festzustellen, sie zu zählen und zu definiren, so ist sie beschreibend; wenn sie weiter geht und den Umfang der Fähigkeiten, die Gattung der Begriffe, die Wahrheit der Erkenntnisse untersucht, ist sie transscendent. Und wie nun Fähigkeiten, Begriffe und Erkenntnisse jeder Wissenschaft als Grundlage oder als Mittel unentbehrlich sind, so ist die Philosophie von Bedeutung für Jeden, und wo sie fehlt, entbehrt der menschliche Geist des Bodens, auf dem er seine anderen Bauten aufführt.

Die beschreibende Philosophie kann Psychologie genannt werden. Wenn sie sich die Analyse des Denkvermögens zur Aufgabe stellt, so heißt sie Logik, wenn sie die des Willens bezweckt, Moral-Philosophie. Erhebt sie sich zu einer absoluten Kritik des Geistes und seines Inhalts, insofern dieser in Wahrheiten besteht, die gesetzgebend selbst über den Dingen stehen, so gebührt ihr der vielgefürchtete Namen Metaphysik.

Die Metaphysik setzt die Untrüglichkeit unserer Erkenntnisse voraus, ihr muß eine Prüfung derselben demnach vorangehen. Dieses ist die höchste Stufe der Psychologie oder der Ausgangspunkt der Metaphysik. Insofern sie untersucht, ob unsere Erkenntniß mit dem Wesen der Dinge übereinstimmt, heißt sie Ontologie, und insofern sie das Wesen der Wesen selbst zu ihrem Gegenstande macht, hat sie von Leibnitz den Namen Theodicee empfangen. Die Erforschung des zur Erkennung der Gegenstände nöthigen Mittels ist somit zur Erforschung der Gegenstände selbst unerläßlich. Ein Beispiel möge dies noch mehr verdeutlichen.

Der Geist besitzt eine Fähigkeit, die wir die Fähigkeit der Abstractionen nennen. Vermöge ihrer lösen wir von den einzelnen Objekten gewisse Eigenschaften los, bilden aus ihnen Begriffe und legen diesen Begriffen Namen bei. Diese Begriffe sind die abstrakten Begriffe der Logik, diese Namen die abstrakten Wörter der Grammatik. Die Abstractionen sind nicht wirklich vorhanden, sie bestehen nur in unserem Geiste. Betrachten wir nun mit Rücksicht auf diese Bemerkung unsere Begriffe, so tritt uns zunächst ein höchst wichtiger Begriff entgegen, der des Raumes. Wie gewinnen wir ihn? Durch Abstraction? Dann wäre der Raum nicht wirklich vorhanden, denn die Abstractionen sind nicht vorhanden. Angenommen, der Raum existirt nicht, so haben wir ein Ergebniß, das für die Erkenntniß der Gegenstände von größter Wichtigkeit ist, und es wäre nur durch Prüfung unserer Kräfte gewonnen. Freilich muß ich alsbald hinzufügen, daß es ein großer Irrthum ist, die Existenz des Raumes zu leugnen, und daß dieser Irrthum durch eine Verwechselung der durch Abstraction gewonnenen Begriffe mit den ursprünglichen entstanden ist, zu welcher wahrscheinlich die grammatische Bezeichnung der Abstrakta Veranlassung gegeben hat, bei der eigentlich abstrahirte und ursprüngliche Begriffe zusammengefaßt werden.

Diese Wissenschaft nun, welche in so inniger Beziehung mit dem Leben steht, welche die Grundlage aller Wissenschaften zu seyn bestimmt ist und Aufschlüsse über die Interessen des menschlichen Geistes zu erringen sich bestrebt, liegt vom Volke vergessen und bisweilen verachtet, sie, die noch vor einem Jahrhundert von den beiden Herren der Zeit, Voltaire und Friedrich, einen Platz zwischen der Poesie und dem Herrscherruhm erhielt. Verschiedene Gründe haben diese Lossagung von der Philosophie veranlaßt und entschuldigen sie bis zu einem gewissen Grade. Der Hauptgrund von allen ist, die Philosophie besteht in einem das persönliche Interesse verleugnenden Reflektiren über den Geist und die Natur; doch unser Jahrhundert will sein Interesse nicht verleugnen. Es hat zu viel zu thun, um zu reflektiren. Es verlangt entschiedene Prinzipe, doch nur insofern die Anwendung derselben gegeben ist; es liebt Ideen, doch es will sie praktisch bestätigen. Es lebt von einem so mächtigen Strome von Ereignissen umtost, daß es kaum Zeit und Ruhe gewinnt, sich zur Reflexion zu sammeln. Es ist zu bedrängt mit Geschäften, als daß es nicht stets ein klares, sicher erreichbares Ziel vor Augen haben und auf gut Glück der Wahrheit nachjagen sollte, die vielleicht niemals gefunden wird.

Die große Aufgabe, das ewige Schlagwort in Frankreich ist die Revolution. Die sowohl, welche in der Stille über neuen Entwürfen für die Zukunft brüten, als die, welche durch ein allmäliges Fortschreiten gewaltsame Krisen zu vermeiden streben, als die, welche mit besonnenem konservativem Sinne das Bestehende mit dem ersehnten Neuen zu vermitteln streben, als die endlich, welche in blindem Eifer für das Prinzip überall den offenen Brand der Empörung anschüren möchten: Alle wiederholen, je nach ihrer Stellung, ihrem Charakter, ihrem Vaterlande, ihren Talenten verschieden, das eine große Wort Revolution, und ein Unterschied besteht nur darin, daß die Einen eine unbedingte, die Anderen eine bedingte, die Einen eine augenblickliche, die Anderen eine allmälige, die Einen eine gewaltsame, die Anderen eine ruhig besonnene Revolution fordern. Bei diesem allgemeinen Zustande der Gesellschaft bleibt zu untersuchen, in wie fern die rein philosophische Speculation mit Recht vernachlässigt wird, oder ob auch sie bei diesem Schauspiel des Jahrhunderts eine nützliche Rolle übernehmen könnte.

Jede Revolution gestaltet die Gesellschaft und die Regierung um. Damit solch' eine Umgestaltung möglich werde, muß die Grundlage, auf welche die Gesellschaft oder die Regierung sich stützt, erschüttert seyn. Diese Grundlage ist erschüttert, sobald das Vertrauen, die Ehrfurcht, mit der man sie bisher betrachtet hat, schwankt, sobald die Kritik sie zu untergraben anfängt.

Die Grundlage eines Staates ist eine Religion, eine Ueberlieferung (die Religion selbst ist eine solche) oder ein großes hergebrachtes, ursprünglich selbstisches Interesse, welches die Zeit zu einem Rechte gestempelt hat, oder eine nationale Gewöhnung. Die Religion kann wahr, die Ueberlieferung verständig, die Gewöhnung nützlich, das Recht durch sein Alter hinreichend geheiligt seyn, — sobald eine dieser schützenden Grundsäulen durch den Zweifel morsch gemacht wird, wankt das Gebäude. Geschehe es nun mit Recht oder Unrecht, der Geist der Revolution rührt in unseren Tagen an der Religion; die Wahrheit des Christenthums wird in Frage gestellt. Die Ueberlieferung, sie mag das politische Gesetz, die Kirche, die Sitten oder das gemeine Leben betreffen, sie wird einer zersetzenden Kritik unterworfen, und ein Theil derselben wird nach dem anderen als untauglich vernichtet. Wird das persönliche Interesse im Stande seyn, den erschütterten Glauben an die Religion, an die Ueberlieferung zu ersetzen? Dies ist nicht der Schlachtruf, den Völker erheben, wenn sie die Zukunft zu erobern ausziehen. Nur die Vernunft vermag das Verlorene wieder zu geben, und die Vernunft in ihrer reinsten Reinheit, auf ihrer höchsten Höhe ist Philosophie. Alle Ideen, die gegenwärtig im Streite mit einander begriffen sind, können in ihrem Grunde nur philosophisch seyn. Die Philosophie ist somit nichts Entbehrliches, sie ist der stillschweigende Boden, dem alle Prinzipe entsprießen, welche die Zeit die ihren nennt; sie ist der Geist des Zeitgeistes, der sich in seinen Zerstörungen wie in seinen Schöpfungen rastlos bethätigt. Wenn diejenigen, welche in die Kämpfe des Jahrhunderts verstrickt sind, daher die Philosophie verleugnen, so verleugnen sie den eigenen Führer, weil sie ihn nicht bemerken, weil sie ohne Führer zu schreiten meinen. Doch sie mögen sich hüten, die philosophischen Ideen als für die praktische Ausführung untauglich darzustellen, da sie hierdurch dem politischen Streben, das sie vertreten, den Stab brechen, insofern dieses jedenfalls auf einer philosophischen Idee beruht.

(Schluß folgt.)

China.

Gefangenschaft eines Engländers in China.

(Schluß.)

Die Gefangenen mußten auf dem Wege noch Allerlei erdulden. Endlich erreichten sie Ning-po, wo noch andere Englische Gefangene sich befanden, darunter auch Capitain Anstruther, dessen Schicksal jedem Zeitungsleser bekannt ist. Dieser sagte Scott und seinen Gefährten, ihr Leben sey so ziemlich gesichert, aber die Chinesen würden sie Alle nicht eher herausgeben, bis die Engländer Tschusan geräumt hätten.

Mistreß Noble und die Leute, welche in das Jolly-Boot sich gerettet hatten, wurden ebenfalls nach Ning-po gebracht. Sie hatten fast noch schlechtere Behandlung erfahren, als Scott und seine unmittelbaren Gefährten. Die arme Lady war ebenfalls gefesselt und sogar in einen Käfig gesteckt worden, wie die Männer!

„Unser Schließer", sagt Herr Scott, „war ein alter Mann mit schielendem Blicke, der immer ein Stück Thymian oder ein anderes Kraut im Munde hielt ..... Nach dem Abendbrodte schloß man uns für die Nacht. Kurz bevor es finster ward, schlug man in unserer Nähe an ein großes Gong, dem viele kleinere Gongs antworteten. Waren diese Töne verhallt, so begann ein Knabe draußen vor der Thür mit einem Stock auf ein Stück Bambus zu schlagen, und so ging es ohne Unterbrechung die ganze Nacht fort. Dieser gräuliche Spektakel war ein sehr wirksames Mittel gegen den Schlaf. Am Morgen öffnete der Schließer unsere Käfige und nahm uns die Fesseln von den Händen, so daß wir einmal gerade stehen und unsere Glieder ausstrecken konnten. Das Gefängniß war in vier kleinere Gemächer abgetheilt, von denen wir in unseren Käfigen drei ausfüllten. In dem vierten Gemach waren einige Chinesische Gefangene, die man aber zur Nachtzeit in einen anderen Theil des Kerkers führte. Außerhalb befand sich ein bedeckter Gang mit einigen Oefen, in welchen der größere Theil der eingesperrten Chinesen seinen Reis und andere Lebensmittel kochte. Alle hatten Ketten an ihren Füßen, waren aber sonst frei. Sie gaben uns zu verstehen, daß sie wegen Verkaufs oder Genusses von Opium eingesperrt seyen. Einige von ihnen gehörten zu einer angesehneren Klasse; diese waren gut gekleidet und speisten bei dem Mandarin des Ortes. Zwei Gefangene von gemeinerem Stande hatten ihre Zöpfe verloren und Einer seine Nase, welcher Defekt ihm nicht eben ein vortheilhaftes Ansehen gab.

Aus diesem Kerker wurden die Gefangenen mit der Zeit nach einem anderen transportirt, der schmutzig und voll Ungeziefer war; allein hier bediente man sie reichlicher mit Speisen und die Behandlung war im Ganzen leidlich gut, bisweilen komisch. Der Verf. erzählt die Umstände, welche diese Veränderung begleiteten, mit folgenden Worten:

„Nach unserem Abendessen traten einige Mandarinen in unser Gefängniß, von denen der Eine ein kleines Brett trug, auf welchem einige Chinesische Charaktere standen. Der Kerkermeister folgte ihnen, machte die Kette los, die durch alle Käfige ging, und führt fünf von den Gefangenen aus dem Gemache. Bald kehrte er wieder, um fünf Andere zu holen; endlich kam auch ich an die Reihe. Man führte mich in einen kleineren Raum, wo das eiserne Halsband und die Handschellen mir abgenommen wurden. Hier hieß mich der Kerkermeister auf einer kleinen Bank niedersitzen; ich schaute umher und bemerkte Mrs. Noble, die in einem Winkel am Eingang stand. Ich wünschte sie zu sprechen, da ich sie seit unserem Schiffbruch nicht gesehen hatte; ich stand auf und war im Begriffe, zu ihr zu gehen; aber meine Hüter verwehrten es mir, und Einer sagte zu meiner Verwunderung auf Englisch: „Nicht dürfen! nicht dürfen!" Ich sagte ihm: „Sprechet ihr Englisch!" Er entgegnete: „„Jä, Serr!"" aber die anderen Fragen, die ich ihm stellte, wollte oder konnte er nicht beantworten. Als ich einen neuen Versuch machte, auf Mrs. Noble loszugehen, wiederholte er seine erste Bemerkung und drückte mir seine Hand auf die Schulter, damit ich sitzen bliebe. Ich mußte mich dabei befriedigen, daß ich ein paar Zeichen mit ihr wechselte. Ich blieb übrigens nicht lange an diesem Orte, denn bald führte man mich in den offenen Raum vor dem Kerker, wo ich in eine von mehreren bereit stehenden Sänften stieg. Diese waren von vorn offen und die Enden der Bambusstangen durch einen Querstab mit einander verbunden, den die Träger, niederkauernd, auf ihre Schultern legten; dann hoben sie die Sänfte vom Boden auf, und trabten sehr schnell mit uns vorwärts. Mehrere Soldaten schritten vorweg, um die Straßen frei zu machen. Einige der Straßen, die ich passirte, waren ziemlich breit und alle mit losen unverkitteten Platten gepflastert. Die verschiedenen Gewerke schienen ihre besonderen Straßen zu haben; die Färber wohnen im einen Theile der Stadt, die Kupferschmiede in einem anderen u. s. w. Einige Läden waren sehr gut ausgestattet und alle nach der Straße zu ganz offen. Auf den Thürpfosten der größtentheils hölzernen Häuser las man Namen und Geschäft der Besitzer in großen, theils vergoldeten, theils mit lebhaften Farben bemalten Schriftzeichen, was den Straßen ein freundliches Ansehen gab. Hin und wieder sah ich einen Götzentempel mit herrlich bemalter und geschmückter Façade, auf dessen Dach mehrere Figuren standen ..... Am Ende der Straße befand sich gewöhnlich eine Pforte in einem Bogengang; diese wird zur Nachtzeit geschlossen, um die Besitzer der Läden vor Dieben sicher zu stellen. In den Fleischerläden hingen Schweine von erstaunlicher Fettigkeit; auch Gemüse, Fische und Geflügel jeder Art waren in den breiten offenen Straßen, wie auf einem Markte, ausgeboten. Ich passirte in meiner Sänfte mehrere Brücken, die über schwarze schlammige Stellen führten, aus welchen, wie auch aus den Straßen selbst alle zweiundsiebenzig Wohlgerüche von Köln sich entwickelten. Nachdem wir unzählige Straßen zurückgelegt hatten, machten meine Träger endlich Halt."

Die Mandarinen gaben den Gefangenen zu verstehen, daß sie binnen sechs Tagen in Tschusan seyn würden; es wurden aber sechzehn Wochen daraus. Indessen behandelte man sie forthin weit besser; die Ketten wurden ihnen abgenommen und sie durften sich sogar muthwillige Scherze zur Ergötzung des alten Kerkermeisters erlauben. Bisweilen ergriffen sie einen betrunkenen Chinesischen Soldaten, befestigten ihn mit seinem eigenen Zopf an das Gitter und ließen den Kerl so lange brüllen, bis ein Kamerad ihn erlöste. Einmal bemeisterten sie sich eines Theetopfs, der einem Soldaten gehörte, und behielten ihn ein paar Tage lang, bis der Eigenthümer ihn ausfindig machte; dieser mußte aber seinen Topf mit hundert Pice einlösen, da der Kerkermeister auch dieses Mal die Partei der gefangenen Barbaren nahm. Als sie eines Abends ihr Mahl verzehrten, sah Einer der Soldaten zum Fenster hinein, und machte ihre linkischen Versuche, mit den Speisestäbchen zu essen, spottweise nach. Entrüstet über diese Impertinenz, sprang Einer der Gefangenen auf, füllte ein Gefäß mit Wasser und schüttete es dem Soldaten, ehe er sich's versah, durch das Gitter ins Gesicht. Dieser fluchte, drohte mit der Faust und lief davon. Da sie bemerkten, daß ihr Wagestück keine nachtheiligen Folgen für sie hatte, so beschlossen sie, hinführo jeden lästigen Gaffer in ähnlicher Art zu bedienen; Jeder, der für sein Maulaffiren nicht zahlen wollte, wurde mit Wasser übergossen, wovon sie immer einen Vorrath in ihrer Stube hatten. Diese Späßchen amüsirten den alten Kerkermeister ganz ungemein; er rief nicht selten eine Anzahl Leute herbei, damit sie die Engländer beschauen möchten, stellte sich dann hinter Erstere und winkte seinen Gefangenen: doch hütete er sich, daß er selbst nichts abkriegte, und bezeugte den Maulaffen, wenn sie ihre nasse Begrüßung empfangen hatten, sein aufrichtiges Beileid.

Die Matrosen bekamen, trotz aller Vorsichtsmaßregeln von Chinesischer Seite, mehr zu sehen, als ihnen erlaubt war; und nur der obwaltende Krieg und die Scheelsucht der Regierung mochten das Volk daran hindern, noch angenehmer und gastfreier zu seyn.

„Eines Tages", so erzählt Herr Scott, „kam ich in das Zimmer eines Offiziers, den ich mit drei Anderen speisen sah; ich lud mich durch Geberden zu Gaste, allein sie gestatteten mir keine Theilnahme an ihrer Mahlzeit. Mitten auf dem Tische stand eine große Bowle, die eine mit Vegetabilien und sehr klein geschnittenem Fleisch angefüllte Suppe enthielt. Um die Bowle herum standen große Schüsseln, die klein geschnittenes Geflügel und Schweinefleisch, gepökelte Fische und Vegetabilien in kostbarer, dicker Fleischbrühe enthielten; zwei kleine Schüsseln, die eine mit gesalzenen Seegarneelen (shrimps), die andere mit einer Art Seegras, und ein kleines Becken mit weißem Speck, wovon die Offiziere kleine Quantitäten in ihren Reis mengten. Der sehr schöne und weiße Reis befand sich in einem hölzernen Gefäße, aus welchem die Bedienten ihren Herren immer frischen Vorrath schöpften. Die Speisestäbchen bestanden aus hartem, schwarzem, dem Ebenholz ähnlichem Holze, und die Becken und Schüsseln waren von jenem schönen, durchsichtigen Porzellan, das wir so hoch schätzen. Hinter jedem Stuhle standen zwei Bedienten, die ihren Herren mit großer Pünktlichkeit aufwarteten. Als die Offiziere sich erhoben, nahmen die Diener auf ihren Stühlen Platz und aßen die Ueberbleibsel. Sie folgten dem Beispiel ihrer Herren, indem sie mich von der Mahlzeit ausschlossen, verabreichten mir aber mit Vergnügen große Tassen mit heißem Wasser, daß sie, wenn ich nicht irre, Thee nannten; auch bemerkte ich in der That einige Theeblätter auf dem Boden der Tasse. Da ich eben gar nichts zu thun hatte, schlenderte ich dem Eingang zu, und bemerkte mir gegenüber ein Gebäude, aus dem eine Menge Stimmen durch einander sich hören ließen. Ich sah ein kleines Mädchen zur Thür herauskommen und bald wieder hineingehen; da wollte ich die schöne Gelegenheit ergreifen und ihr folgen: aber das weibliche Personal stürmte hervor und schlug mir unter großem Geschrei die Thür vor der Nase zu. Auf den Lärm kamen die Offiziere herbei und führten mich unter lautem Lachen wieder ab. So war mein Versuch, die Wohnung Chinesischer Damen zu sehen, vereitelt worden."

Wir schließen unsere Auszüge mit der Freilassung der Gefangenen, als sie in Folge des kurzen Waffenstillstandes nach Tschusan abgeführt wurden.

„Vor dem Thore fanden wir eine große Menge Volk versammelt, das uns jedoch ruhig vorbeiziehen ließ. Wir wurden durch ein anderes Stadtviertel eskortirt, dessen Straßen eine solche Volksmenge an beiden Seiten besetzte, daß ich nicht begreifen konnte, wo sie Alle hergekommen seyn mochten. Endlich gelangten wir zum Stadtther, an welchem die Behörden versammelt waren. Die Mauer war ungefähr 18 Fuß dick und 25 Fuß hoch; allein das Baumaterial hatte eine so lockere Struktur, daß eine Drehbasse sehr bald Lücken hineingeschossen hätte. Als wir den Fluß erreichten, wurde jede Sänfte in ein besonderes Boot gesetzt, und so ruderte man uns quer über einen Arm des Flusses, der sich hier in zwei Arme theilt. Darauf ging es am linken Ufer des anderen Armes weiter; er hatte (der Arm oder der ganze Fluß?) ungefähr die Breite der Themse bei Westminster."

Etwas weiter lesen wir Folgendes: „Fast jeder Zollbreit Landes war angebaut; nur ganz unfruchtbare Striche, besonders die Abdachungen der Hügel, hatte man zu Begräbnißplätzen benutzt. Die aus hohem Grase und Gestrüpp hervorschimmernden weißen Leichensteine müssen im Sommer eine recht malerische Wirkung hervorbringen. Die Särge waren an den Boden gestellt, und zum Theil mit einem lückenhaften Flechtwerk überdeckt; andere Gräber hatten viereckige Grabmäler aus Backsteinen, mit einer dicken Platte von rothem Stein darüber; an einigen hatten die Backsteine sich verschoben, und der Sarg war von der eingesunkenen Platte beschädigt. Auch sah ich vornehmere Grabmäler aus Bruchsteinen, die ziemlich geschmackvoll verziert waren. Wegen des dünnen Holzes an den Särgen verbreiteten die Begräbnißplätze einen fatalen Geruch. Wir setzten bald zu Fuße, bald in den Sänften unsere Reise fort; die Offiziere

erlaubten den Trägern kaum einmal, zu rasten, und schlugen sie mit Stöcken oder mit der plumpen Scheide ihrer Schwerter, wenn sie einmal ohne Erlaubniß stehen blieben."

Rußland.

Etwas über die heutige Russische Kritik.

Von N. Polewoi.

Nachdem die politischen Stürme Europa's ausgetobt hatten, begannen die Kämpfe in Wissenschaft und Literatur. Es gab eine fürchterliche Aufregung, einen allgemeinen Aufstand. Das ganze künstlerische, wissenschaftliche, literarische Europa wurde in seinen Grundfesten erschüttert. Die Anhänger des Neuen hoben selbst im Orient Truppen aus und zogen unter dem Feldgeschrei: „Shakspeare! Goethe, Schelling!" triumphirend in die Hauptstadt des niedergeschmetterten Klassizismus ein. Viele Vertheidiger des Alten deckten ruhmvoll mit ihren Leibern den Kampfplatz; Andere ergaben sich dem Feind auf Gnade und Ungnade; wieder Andere wurden gefangen oder zersprengt und verschollen für immer. Wie merkwürdig waren diese Begebenheiten, wie reich an mannigfaltiger Belehrung! Und zu was für End-Resultaten haben sie gleichwohl geführt!

Die Thatsache, daß bei aller Zerrüttung und Ungerechtigkeit, welche die literarische Revolution der letzten zwanzig Jahre auf ihrem Gewissen hat, doch einige große und neue Wahrheiten entdeckt worden sind — und schon eine Wahrheit verdient Anerkennung — muß uns mit den Ereignissen dieses Zeitraums versöhnen. Aber man muß auch gestehen, daß die Gegenwart in vielen Dingen nur ein Uebel mit dem anderen vertauscht hat. Jeder, der die literarischen Zustände nicht aus höherem Standpunkte betrachten kann, sehnt sich nach der guten alten Zeit zurück, und wird gern mit Fenelon sagen: „Wenn ich beide Hände voll Wahrheit hätte, ließe ich sie geschlossen."

Vor Allem vereinigen wir uns darüber, daß es unnütz ist, etwas Geschehenes zu beklagen; denn was erfolgt ist, das hat erfolgen müssen. Der Mensch muß mit Opfern erkaufen, was ihm Heil bringt. Wir können schon jetzt das Gute und Treffliche ahnen, welches der Zukunft beschieden ist; aber unsere Gegenwart hat, mag man nun die Literatur oder die Wissenschaft ins Auge fassen, einen traurigen und unerquicklichen Charakter.

Kein Zweifel darüber, daß es uns gelungen, die alte, eng begränzte, unwahre Theorie des Schönen gänzlich zu annulliren, kein Zweifel, daß wir den alten Richterstuhl der falschen literarischen Kritik umgestürzt haben; ist aber an seiner Stelle ein neuer errichtet, der größere Autorität verdiente? Hat man eine neue Theorie gegründet, die mehr den Stempel der Wahrheit trüge, als die alte? Keinesweges. Dafür giebt es wohl zehn eigenmächtige Tribunale, von denen jedes den anderen widerspricht: ein jedes schreibt seine Satzungen nieder, hebt sie wieder auf und publizirt neue, die bei den übrigen kein Gehör finden. Sollte man den heutigen Zustand der literarischen Theorie und Kritik mit einem Worte bezeichnen, so ergäbe sich als das einzig passende: Prinziplosigkeit. Wir haben jetzt eine Unzahl Aesthetiken, und das Wesen der Kunst ist noch ein eben so großes, wo nicht ein größeres Räthsel, als früher. Wir können dreist sagen, was sie nicht seyn kann, aber noch hat Keiner festgestellt, was sie in der That ist. Dieselbe Konfusion herrscht in den wissenschaftlichen Theorieen und in der Philosophie selber ....

Wir haben — ich wiederhole es — die alten Autoritäten vernichtet, die alten Götzen von ihren Gestellen herabgestürzt; allein wir selber bemerken schon, daß unsere neuen Götzen nur allzu deutliche Merkmale der menschlichen Unvollkommenheit an sich tragen, daß Viele von ihnen schon halbverstümmelt dastehen, wie die alabasternen Statuen in den Alleen irgend eines verödeten Gartens. Daher kommt es, daß ganze Haufen an nichts glaubender Zerstörer auf alles Neue, was dem Publikum zur Erbauung geboten wird, wie rasend losstürzen, daß Viele in den abgeschmacktesten Verirrungen untergehen und an dem Fortbestehen des menschlichen Ruhmes, der geistigen Menschenwerke gänzlich verzweifeln ..... Die aller Regeln beraubte, verwirrte, verbogene Kunst schämt sich, noch ferner eine Muse zu heißen; auch gleicht sie in der That weniger einer künstlerischen Gottheit, als einer halbtrunkenen Bacchantin mit zerzausten Haaren.

Beschuldige mich keiner Uebertreibung, o Leser! nenne nicht meine Klagen das Gestöhn eines abgelebten, hinter der Zeit zurückgebliebenen Menschen, sondern frage Dich selbst auf Dein Gewissen, blicke vorurtheilsfrei um Dich herum und entscheide selbst, ob die Gegenwart nicht einem Trümmerhaufen gleicht, auf welchem ein Schwarm Abergläubiger und frecher Zerstörer sein Wesen treibt? Ja, beweist nicht die Unfruchtbarkeit des wahren Talentes selber und daneben die Mittelmäßigkeit fast aller heutigen Produkte, daß wir nach Erschließung vieler Geheimnisse der Kunst die freche Talentlosigkeit frei haben eintreten lassen, und daß in Ermangelung jeder Grundregel die Kunst zum Handwerk herabgesunken ist? Unser Schönheits-Ideal ist Bizarrerie, Barbarei und Unnatur.

Was ich hier gesagt habe, gilt nicht Rußland allein, sondern auch dem übrigen Europa. Wir haben die literarische Revolution unserer Vorbilder im Westen mitgemacht, und sind jetzt eben so weit gekommen, wie jene: es giebt bei uns keine Theorie, keine Regeln mehr; die Poesie ist ein Mechanismus geworden und Trümmerhaufen überdecken das Feld der Kunst. Alles will mit Originalität kokettiren — sogar in der Rechtschreibung. Betrachten wir nur die Russische Journal-Kritik im verflossenen Jahre!

In einem unserer Journale hat man uns unförmliche Bruchstücke der Hegelschen Philosophie geboten, und das in einer Sprache, welche die Herausgeber selbst kaum verstehen dürften. Voll Eifer, das Alte zu vernichten, und fortgerissen von ihrer konfusen Theorie, aber doch fühlend, daß irgend eine Autorität ihnen nothwendig sey, haben diese Herren ein barbarisches Wehe über Shakspeare gerufen, sich selber winzige Idealchen geschaffen und, statt zu argumentiren, gelärmt und gescholten.

Ein anderes Journal ist ihnen direkt entgegengetreten. Offenherzig erklärend, daß alle frühere Philosophie und Alles, was der Menschengeist bis heute gedacht und gethan, abgeschmacktes Zeug sey, hat dieses Journal eine Inspirations-Philosophie erfunden, bei der die Vernunft betheiligt ist, welche über die Verderbniß der in irdische Eitelkeit versunkenen Brüder Wehe ruft, und die Russen ermahnt, Russen zu bleiben, als ob wir nicht zugleich auch Glieder der großen Familie der Menschheit seyn könnten. In seinem glühenden Eifer hat der Herausgeber sogar eine eigene Russische Sprache ersonnen, und seiner Theorie zufolge kann er an der Parodie der Odyssee aus reinem und redlichen Herzen kein Vergnügen finden; dagegen sieht er in einer gewissen Theorie der Wärme und Kälte, die kaum ein Lächeln des Mitleids verdient, die Entschleierung aller großen Geheimnisse der Natur!

Das dritte Journal hat zwischen diesen beiden eine Art von Mittelweg eingeschlagen. Ein ganzes Jahr lang hat es sich aufgebläht, als sollte irgend was Entschiedenes und Positives zu Tage kommen; es begann mit der Nachricht, daß das Abendland mit seiner Kunst und Philosophie abgestorben sey und schon in Fäulniß übergehe, und speiste doch ein ganzes Jahr lang seine Leser mit Brocken von dem abendländischen Leichenmahle. Seine kritischen Artikel glichen der Vorlesung irgend eines jungen Dozenten, welcher eine schülerhafte Dissertation zur Hand nimmt, auf das Katheder steigt, und also anhebt: „Meine Herren, wir werden die vorliegende Schrift nach den erhabensten Regeln der Theorie und der Wissenschaft prüfend durchgehen, jedoch erst das nächste Mal: für heute — entschuldigen Sie!" Der Dozent macht einen Bückling, steigt feierlich vom Katheder und die Versammlung löst sich auf.

Endlich hat noch eine vierte kritische Autorität im vergangenen Jahre ein Journal geführt. Der Herr Redacteur erklärt schon lange ganz unumwunden, daß er an keine Theorie glaubt, keine Regeln in der Kunst zuläßt, und in der Wissenschaft nur ein Aggregat von Experimenten sieht, welches mit jeder neuen Entdeckung sich verändert, daß der menschliche Geist ein Eichhörnchen sey, welches unaufhörlich im Rade herumlaufe und für seinen strapazirenden Kreislauf eine Haselnuß bekomme, nämlich — den Scherz! Zufolge dieser Grundsätze scherzt und spaßt der ehrenwerthe Journalist schon Jahre lang über Alles, und scheint er es ja einmal ernstlich zu meinen, so glaubet ihm nicht — es ist eine bloße Mystification, über die er selber bald lachen wird.

Ich bin weit entfernt, die Russischen Kritiker verdammen zu wollen; nach meiner Ueberzeugung haben sie einen redlichen Zweck — ich enthalte mich sogar, Jemanden namhaft zu machen: denn ich will von der Sache sprechen und nicht von Personen. In ihren Meinungen sieht man die Spuren der letzten zwanzig Jahre; in ihnen reflektirt sich das jetzige West-Europa. So philosophirt in England irgend ein halbreifer Zögling der Deutschen Weisheits-Schule; so ersinnt in Frankreich ein kleiner Abbé seine inspirirte Philosophie; so wollen gewisse abendländische Kritiker eigenmächtig die Probleme der Theorie lösen, und wälzen den Stein des Sisyphus; so haben endlich gewisse Andere den Entschluß gefaßt, über Alles zu spotten, und diese kleiden sich bald in das Kostüm des Figaro, bald fliegen sie und summen als Wespen oder Hummeln. Lassen wir sie Alle in Ruhe; ein Jeder thue, was ihm gefällt. Wir für unseren Theil wollen nur andeuten, was für eine Grundlage wir der heutigen Kritik wünschten, oder zum wenigsten, welche Grundlage die Kritik des Russkji Wjestnik haben soll.

Vor Allem sagen wir aufrichtig, daß wir weit entfernt sind, ein Ideal der Kritik schaffen zu wollen; denn ein solches kann man nur sich vorstellen, seine Verwirklichung ist keinem Menschen gegeben. Nach unserer, auf Erfahrung und historischen Blick gegründeten Ueberzeugung besteht aber die Aufgabe der Kritik in jedem Zeitalter nur darin, daß sie neu erworbene Erkenntnisse dem schon früher Bekannten hinzufügt. Das Schwierigste bei diesem Geschäfte ist, unparteiische Loslagung seiner selbst von den Leidenschaften und Vorurtheilen der Gegenwart, die den Menschen beständig mit sich fortreißen.

In den literarischen Ereignissen der letzten zwanzig Jahre haben wir den Uebergang von einem Zustand der Dinge zum anderen, vom Alten zum Neuen gesehen. Die Menschheit schreitet vorwärts; hat sie aber eine hohe Stufe der Entwickelung erreicht, so kommt ihr auf einmal der Gedanke, ein noch weiteres Vordringen sey jetzt unmöglich; sie will stehen bleiben und ihren Sieg feiern, vergißt aber, daß sie eben durch ihr Verweilen nur in eine stärkere Strömung kommt, die sie zu dem unbekannten gesuchten Ziele fortreißt. In der politischen Geschichte der Völker sind solche Uebergänge schon klar bezeichnet; in der Geschichte des Geistes, des Wissens, der Literatur wird man sie eben so klar erkennen. Die klassische Welt des Alterthums ging in Rom unter; es erschien die Scholastik, die in den neueren Klassizismus überging, und dieser unterlag wieder einer Umwälzung, die man mit Unrecht als romantisch bezeichnet. Jede Umwälzung begleitet ein Heer von Auswüchsen und ungezügelten Leidenschaften, und sie düngt mit den Leichen ihrer Ideen den Gottesacker, der Vernunft und Erkenntniß heißt. Die heutige Zeit ist ein Uebergang von der stürmischen romantischen Umwälzung zu einer friedlichen Periode, zu dem stillen Wiederaufbau der alten positiven Ideen. Unsere Nachkommen werden wieder eine Zeit des Klassizismus erleben, und ihre Nachkommen das Gebäude Jener von neuem niederreißen — hierin besteht das Leben des Menschen und das Leben seines Geistes.

Wenn wir vom Wiederaufbau der früheren Ideen sprechen, so meinen wir die Ideen der Menschheit und nicht die klassischen, die scholastischen oder

romantischen. Ueberzeuget euch von dem unsterblichen Leben der Menschheit, davon, daß alle Völker ihre Glieder, daß alle Zeitalter verschiedene Stadien ihres Wachsthums sind, daß der Mensch noch nichts Absolutes, noch nichts unbedingt und für immer Gültiges, aber auch nichts unbedingt Ungültiges zu Tage gefördert hat, und daß Alles, was ihm irgend einmal ehrwürdig gewesen, seinen lauteren Ursprung hatte, und durch die Geschichte, oder, mit anderen Worten, durch Zeit und Oertlichkeit gerechtfertigt worden ist. Entsaget der abgeschmackten Ansicht, daß unsere Vorältern unverständig gewesen seyen, und dem noch absurderen Wahne, als sey irgend ein Individuum dazu erkoren, eine neue Geschichte des menschlichen Geistes zu begründen. Es ist ja drollig, wenn ein wachthabender Korporal sich einbildet, mit ihm beginne eine neue Geschichte, während selbst der große petit caporal nur das Haupt in der Geschichte seines Zeitalters war.

Ist aber der Wiederaufbau früherer Ideen nicht ein neuerer Klassizismus? O ja, aber ein um mehrere Prozent besserer, als der alte; ein Klassizismus, der Shakspeare zu schätzen weiß, und Corneille Gerechtigkeit wiederfahren läßt, der die philosophische Mechanik des Condillac mit der Philosophie des Eklektizismus der Menschheit vertauscht, der die verderbliche Gottlosigkeit der Encyklopädisten mit dem göttlichen Strahle der Religion vernichtet, die Bedingungen des Friedens zwischen Glauben und Vernunft, Klassizismus und Romantik ausfindig macht und, das Leben der Menschheit historisch durchdringend, in Allem Zahl, Maaß und Gewicht unverändert sieht.

Eine Kritik, die auf solche Prinzipien gegründet ist, scheint uns würdig der großen geistigen Fortschritte unseres Zeitalters, welche gleich Sonnenstrahlen überall durch das finstere am Horizonte der Gegenwart zusammengezogene Gewölk gedrungen sind. Eine solche Kritik schilt die philosophische Geschichte des Menschengeistes nicht eine Thorheit, und läßt sich's nicht einfallen, eine Wissenschaft der Wissenschaften von Grund aus zu bauen. Sie huldigt keinem Gegenstande der Verehrung unbedingt, sey es in der Poesie, in Kunst oder Wissenschaft: sie schätzt die Geisteswerke des Indiers Wjâsa, des Briten Shakspeare, die erhabenen Tempel von Gothischem Styl, die Riesenbauten des Aegypters und die kunstreichen Werke des Griechen. Durch Erfahrung belehrt, reißt sie nicht den Lorbeer vom Haupte irgend eines begabten Zeitgenossen, ist aber im Zuerkennen der Lorbeern desto vorsichtiger. Macht man Dershawin seinen Kranz streitig, so setzt sie ihn nicht leichtfertiger Weise auf Puschkin's Haupt, und zählt ihn nicht darum zu den Allerwelts-Dichtern, weil unsere kleinliche nationale Eitelkeit ihn so qualifizirt. Eine solche Kritik giebt die älteren Kunst-Prinzipien nicht ungeprüft dem Hohne preis, sondern ergänzt sie mit den neuen Entdeckungen des Menschengeistes. Eine solche Kritik endlich versteht im vollen Sinne das Wort **Volksthümlichkeit**, weil sie überzeugt ist, daß jedes Volk seine geistige und moralische Selbständigkeit bewahren müsse, ohne darum die übrigen Völker für geistlos oder moralisch todt zu erklären.

Mannigfaltiges.

— **Napoleon's Plan zur Eroberung von Indien.** Ein Französischer Gelehrter, Herr von Hoffmanns, hat kürzlich in Französischen Archiven das diplomatische Aktenstück aufgefunden, welches den Plan enthält, wonach Napoleon zu Anfang dieses Jahrhunderts in Gemeinschaft mit Rußland und Oesterreich die Engländer aus Ostindien vertreiben wollte. Im Eingange dieser von dem ersten Konsul entworfenen Note heißt es: „Die Engländer aus Hindostan unwiederkehrlich zu verjagen; diese schönen und reichen Länder von dem Britischen Joche zu befreien; dem Gewerbfleiß und dem Handel der civilisirten Staaten Europa's und insbesondere Frankreichs neue Wege zu eröffnen: das ist der Zweck einer Expedition, welche das erste Jahr des neunzehnten Jahrhunderts und die Regierungs-Oberhäupter, die ein so nützliches und glorreiches Werk unternehmen, unsterblich machen würde. Die Mächte, welche dabei mitwirken sollen, sind: die Französische Republik und der Kaiser von Rußland, die zusammen eine Armee von 70,000 Mann nach den Ufern des Indus senden; ferner der Deutsche Kaiser, der den Französischen Truppen den Durchmarsch und die Mittel gewährt, die Donau hinunter bis zu deren Mündung ins Schwarze Meer zu fahren. Sobald der Expeditions-Plan definitiv festgestellt ist, wird der Kaiser Paul Befehl ertheilen, daß sich in Astrachan eine Armee von 35,000 Mann versammele, worunter 25,000 M. regulairer Truppen von allen Waffengattungen und 6000 Kosaken. Dieses Armee-Corps schifft sich auf dem Kaspischen Meer ein und wird nach Astrabad geschafft, wo es die Ankunft der Französischen Armee abwartet. Astrabad wird das Hauptquartier der beiden vereinigten Heere, die dort ihre Munitions- und Proviant-Magazine errichten. Dort soll auch der Centralpunkt aller Communicationen zwischen Hindostan, Frankreich und Rußland seyn. Von der Rhein-Armee wird ein Corps von 35,000 Mann aller Waffengattungen detaschirt werden, und diese nehmen ihren Marsch durch Oesterreich auf die oben angegebene Weise u. s. w." — Der übrige Theil der Note handelt von der Dauer des Marsches und der Ueberfahrt der Französischen Armee, die auf fünf Monate höchstens berechnet wird, „dergestalt, daß, wenn das Corps zu Anfang des Monats Mai 1801 abgeht, es gegen Ende des September an seinem Bestimmungsort angelangt seyn kann." Ferner werden die Mittel angegeben, die namentlich an Munition, Pferden ꝛc. aufgeboten werden müßten, und endlich wird auch von den Proclamationen gesprochen, die an die Chans und an die übrigen Fürsten der Länder, welche die Französische Armee zu passiren habe, erlassen werden sollten. Am Schlusse dieses Planes sind auch einige Einwürfe dagegen angegeben, doch werden dieselben sämmtlich von Napoleon widerlegt. *)

*) Man vergleiche darüber: de Hoffmanns: Memoire de Leibnitz à Louis XIV., sur la conquête de l'Egypte, eine Schrift, die bekanntlich zur Ergänzung der von Herrn Dr. Guhrauer in Deutschland zuerst publizirten interessanten Denkschrift Leibnitzens über die Eroberung Aegyptens dient.

Bibliographie. *)

Algier.

Herr Naudet, General-Direktor der Königlichen Bibliothek zu Paris, hatte an den Conseils-Präsidenten und Kriegs-Minister die Bitte gerichtet, derselbe wolle veranlassen, daß künftig von allen in Algier gedruckten Werken zwei Exemplare an die Königl. Bibliothek eingesandt würden. Diese Bitte hat der Minister nicht nur genehmigt, sondern er hat zugleich Befehl nach Algier gegeben, wenn auch nicht alle, doch die meisten und wichtigeren der früher dort gedruckten Werke nachträglich einzusenden. Bereits ist demnach eine erste Sendung in Paris eingetroffen, und dies ein Verzeichniß der interessanteren der damit eingegangenen neuen Werke. — Buchdruckereien scheinen nur in Algier zu existiren; Buchhandlungen dagegen giebt es auch in Bona (Luyardo u. Co.) und Oran (Bresnard u. Co.).

Lokman Fables, adaptées à l'idiôme d'Alger, suivies de la prononciation et du mot-à-mot interlinéaire. Par J. H. Delaporte. Alger 1834. 8. 4½ Bog. — Die beste Ausgabe des Lokman verdankt man Hrn. Prof. Rordiger in Halle, einem der grundlichsten jetzt lebenden Kenner des Arabischen.

Possessions françaises dans le nord de l'Afrique. Administration des finances. Tableau alphabétique des marchandises dénommées au tarif général des douanes de France, indiquant les droits dont elles sont passibles à leur arrivée en Afrique, publié par les soins de la direction centrale des finances. Alger 1836. 4. 9½ Bog.

Institutions du droit Mahométan, relatives à la guerre sainte. Dissertation de H. Reland, traduite du latin en français, par C. Solvet. Alger 1838. 8. 2½ Bog.

J. H. Delaporte Principes de l'idiôme arabe en usage à Alger, suivis d'un conte arabe av. la prononciation et le mot-à-mot interlinéaire. 2. édition. Alger 1839. 8. 10½ Bog. u. 3 Tab.

Abou'lfeda Description des pays du Maghreb, texte arabe, accompagnée d'une traduction française et de notes, par C. Solvet. Alger 1839. 8. 12½ Bog.

Parnasse Oriental, ou Dictionnaire historique et critique des meilleurs poètes anciens et modernes de l'Orient, contenant, outre les principaux traits de leur vie, un examen impartial et des extraits de leurs productions les plus estimées. Par le baron Antoine Rousseau. Alger 1841. 8. 10½ Bog.

Alger. Chroniques de la régence, traduites d'un manuscrit arabe, intitulé: El-Zohrat-El-Nayerat, par Alphonse Rousseau. Alger 1841. 8. 13½ Bog.

Italien.

Canti popolari toscani, corsi, illirici, greci, raccolti e illustrati da N. Tommaseo. Con opuscolo originale del medesimo autore. Fasc. 8. 9 (vol. 2, fasc. 3. 4). 8. Venezia. Jedes Heft 1 l. 20 c.

G. Casalis Dizionario geografico-storico-statistico-commerciale degli stati di S. M. il rè di Sardegna. Fasc. 30—34 (vol. 8, fasc. 1—4; vol. 9, fasc. 1). 8. Torino. Jedes Heft 2 l. 50 c. — Das 28. u. 29. Heft sind noch nicht erschienen.

Enciclopedia italiana o dizionario della conversazione, opera originale italiana. Fasc. 34. 35 (vol. 4, fasc. 6. 7), enthaltend Ben—Ber. 8. Venezia. Jedes Heft 1 l. 75 c. — Tavole. Fasc. 11. 1 l. 75 c.

Fabbriche antiche di Roma, disegnate, descritte e pubblicate da F. Tarenal. Fasc. 41. Folio. Milano. 3 l. 50 c.

Le fabbriche e i monumenti cospicui di Venezia, illustrati da L. Cicognara, da A. Diedo e da G. A. Selva. 2. edizione con notabili aggiunte e note. Fasc. 49. 50 (tomo 2, fasc. 22. 23). Folio. Venezia. Jedes Heft 3 l. 20 c.

Le fabbriche più cospicue di Milano, pubblicate per cura di F. Cassina. Fasc. 7, parte 1. Folio. Milano. 3 l. 22 c.

Fasti gymnasii Patavini ieonibus exornati, ab anno 1756 usque ad 1797 a F. M. Colle elucubrati notisque aucti, et usque ad 1840 perducti a J. Vedova. Fasc. 3 (vol. 1, fasc. 3). 4. Patavii. 3 l. 22 c. — Fortsetzung des ältern Werkes von Facciolati (2 Bände. Patav. 1739. 4.). Colle gab früher heraus eine Storia delle studio di Padova (4 Bände. Padova 1824. 25. 4.) und Vedova eine Biografia degli scrittori padovani (2 Bände. Padova 1832. 8.).

G. B. Somis di Chiavrie (conte) Giunte torinesi al Vocabolario della Crusca. Disp. 2—4 (Bol—Pes). 4. Torino. Jede Liefr. 2 l.

Memorie storiche della città di Monza, compilate sull' opera di A. F. Frisi, e continuate da G. Marimonti. 8. Monza. 7 l. 81 c. — Frisi's Memorie storiche di Monza erschienen zu Mailand 1794 (3 Bände 4.).

L. Z. Quaglia Monografia delle bocche da fuoco di bronzo adottate nell' artiglieria di S. M. Carlo Alberto rè di Sardegna, ossia loro descrizione, dimensioni, tavole di tiro, uso e analogia con quella delle principali potenze estere. Parte 2, disp. 3 (Schluß des Werks). 8. Genova.

di Villarosa (marchese) Notizie di alcuni cavalieri del sacro ordine gerosolimitano, illustri per lettere o per belle arti. 8. Napoli.

P. Predari Origine e vicende dei Zingari, con documenti intorno le speciali loro proprietà fisiche e morali, la loro religione, i loro usi e costumi, le loro arti e lo attuali loro condizioni politiche e civili in Asia, Africa ed Europa; con un saggio di grammatica e di vocabolario dell' arcano loro linguaggio. 8. Milano. 2 l. 61 c. — Die in verschiedenen Ländern herausgegebenen Schriften über das geheimnißvolle Volk der Zigeuner bilden bereits eine nicht unbedeutende Literatur.

J. Cujacii Opera, ad Parisiensem Fabrotianam editionem diligentissime exarata, in tomos 13 distributa, auctiora atque emendatiora. Fasc. 70—86. 4. Prati, ex officina Giachetti. Jedes Heft 2 l. 50 c. — Diese Ausgabe scheint in Deutschland ziemlich unbekannt geblieben zu seyn.

Raccolta dei più celebri poemi eroi-comici italiani, con cenni biografici su i rispettivi autori. Disp. 21—30 (vol. 1, disp. 21—29; vol. 2, disp. 1). 4. Firenze. Jedes Heft 84 c., für Nichtsubskrib. 1 l. 12 c.

L. Cibrario Storia della monarchia di Savoia. Vol. 2. 8. Torino. 6 l. 25 c.

Vita del conte e senatore Andrea Bentivoglio, scritta da Gior. Sabadino degli Arienti, e pubblicata con note di G. Giordani. 8. Mit dem Portrait des Bentivoglio. Bologna. — Bisher ungedruckt. Sabadino degli Arienti, der bekannte Italienische Novellenschreiber (1473), war der Secretair des A. Bentivoglio und schrieb auch seine Novelle Porrettane zunächst zur Unterhaltung seines Herrn im Bade von Porretta.

Della vita e delle opere di Giuseppe Ceracchi scultore romano, elogio storico. 8. Rimini. 1 l. 50 c. — Verfasser ist, wie aus der Dedication hervorgeht, J. Montanari. Der Bildhauer Ceracchi wurde 1800 in Paris guillotinirt, als einer der Haupturheber des gegen Napoleon's Leben gerichteten Komplotts der Höllenmaschine. Unter seinen Werken ist die Büste Napoleon's, der ihm dazu in Italien gesessen, das berühmteste. Das Original befindet sich gegenwärtig in München.

Prati Di un calendario runico della pontificia università di Bologna. 4. Bologna. 3 l. 46 c.

Poesie scelte, scritte in dialetto milanese da C. Porta e da T. Grossi. Edizione illustrata. Disp. 27—30. 8. Milano. Jede Liefer. 30 c.

Appendix lexici totius latinitatis ab A. Forcellini elucubrati, et in tertia editione Patavina ab J. Furlanetto aucti et emendati. 4. Patavii. — Aeußerst reichhaltiger Nachtrag von Furlanetto selbst, zu der von ihm besorgten 3. Ausgabe (4 Bände 4. Patav. 1827—31) des berühmten Lateinischen Wörterbuchs von Forcellini. Hr. Furlanetto ist sehr unzufrieden mit dem in Deutschland veranstalteten Abdruck derselben.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: G. Moroni Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica. Vol. 10. 11 (Car—Chi). Jeder Band 7 l. 70 c. — L. Tettoni e F. Saladini Teatro araldico. Fasc. 27—30 (vol. 2, fasc. 1—4), enthaltend die Familien Sanmazzaro, Salazer, Trivulzio, Soderini, Patrologi, Gonzaghi, Crescenzi u. a. Jedes Heft 2 l. 17 c.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Montag den 21. März 1842.

Ostindien.

Loustannau, der Französische Mahratten-General. *)

In dem letzten Jahre der Herrschaft Mehmed Ali's über Syrien konnten alle Reisenden in Seida, an der Pforte des Französischen Hospizes, einen höchst merkwürdigen Greis sehen. Er saß gewöhnlich in der Sonne, auf den Steinplatten am Eingang; man erkannte ihn leicht an seiner edeln martialischen Physiognomie, seiner verstümmelten und beständig mit einem rothen Taschentuch umwickelten linken Hand, seinem silberweißen Bart und Kopfhaar. Auf dem von Alter und Leiden gefurchten Antlitz lag so viel Würde und Größe, daß viele fremde Personen vor dem ihnen unbekannten Greise verwundert stehen blieben.

Dieser so interessante Mann war der General Loustannau. Im Flecken Aidens (Depart. der Nieder-Pyrenäen) von ziemlich unbemittelten Aeltern geboren und schon früh von einem leidenschaftlichen Hange, in fernen Zonen sein Glück zu suchen, angespornt, faßte er den Plan, nach Amerika zu gehen. Seine Familie widersetzte sich lange diesem Vorhaben; da aber nichts seinen Entschluß erschüttern konnte, erhielt er endlich die ersehnte Zustimmung und ging als 20jähriger Jüngling nach Bordeaux, um sich dort einzuschiffen. Einige unvorhergesehene Hindernisse machten ihn ungeduldig, und da gerade ein nach Ostindien befrachtetes Schiff, die „Sartine", im Begriff stand, die Segel zu lichten, gab er die Reise nach Amerika auf und ging den 17. Sept. 1777 an Bord dieses Schiffes, das Herrn Saint-Lubin, welcher im Auftrage Ludwig's XVI. den Mahratten ein Schutz- und Trutzbündniß gegen England vorschlagen sollte, nach Indien brachte. Nach einer glücklichen Ueberfahrt landete die „Sartine" in dem kleinen Hafen Schaul bei Bombay, welcher den Mahratten angehörte.

Um diese Zeit war der Paißwah oder Kaiser der Mahratten ermordet worden. Der Argwohn fiel auf den Prinzen Ragowa, seinen Bruder, welcher sich des Thrones bemeistern wollte. Da die Fürstin gerade schwanger war, so beschloß man, daß, wenn sie mit einer Tochter niederkäme, die Herrschaft auf Ragowa übergehen sollte; seine Intriguen hatten keinen größeren Erfolg. Die Fürstin gebar einen Sohn, der unter dem Namen Sabaï-Maduran als Kaiser ausgerufen ward. Zum Regenten wählte man nicht Ragowa, sondern den Radscha Nassapbernis. Jetzt warf Ersterer die Maske ab, empörte sich mit einigen anderen Radscha's und bekämpfte den Nassaphernis. Zweimal geschlagen, floh er nach Bombay, schmeichelte dem Britischen Ehrgeize, erhielt Truppen sammt Munition und erschien ein zweites Mal in offenem Felde, um seinen Neffen zu entthronen. Aber schon hatten Nassaphernis und die mächtigen Radscha's Sindschah und Holkar ihre Heere vereinigt und marschirten dem Prätendenten entgegen.

Im Verlaufe dieser Unruhen war Herr Saint-Lubin, weil er nichts zum Abschlusse bringen konnte, wieder nach Europa gereist. Ihn ersetzte Herr von Montigny, der die Mahratten wenigstens bewegen sollte, eine Armee Spahi's auszuheben, bis Frankreich ein Geschwader nach Indien schicken würde. Loustannau wünschte bei den Mahratten Dienste zu nehmen und erhielt auf sein dringendes Gesuch von Herrn von Montigny einen Empfehlungsbrief an Herrn Noronhe, einen Portugiesischen Offizier und General in Mahrattischen Diensten, der ihn sehr gut empfing, aber wegen seiner Jugend nicht beim Heere anstellte. Loustannau folgte den Bewegungen des Heeres und war Zeuge von den beständigen Vortheilen, welche Noronhe's Unklugheit die Engländer erkämpfen ließ. Obwohl dem Feinde dreifach überlegen, räumten die Mahratten überall das Feld. Vergebens war es den Radscha's gelungen, die Engländer zu umzingeln; diese hatten sich auf einer Anhöhe verschanzt und daselbst einige Batterieen errichtet, die in den Reihen der Mahratten große Verwüstungen anrichteten. Loustannau bemerkte eine andere Anhöhe, welche die Stellung der Engländer beherrschte, und meldete dies sogleich dem Portugiesen Noronhe, der seine Mittheilung mit Stolz und Hohn aufnahm. Von diesem Benehmen des Generals heftig gereizt, wendete sich Loustannau vermittelst eines Dolmetschers direkt an einen Mahrattischen Häuptling und verbürgte sich mit seinem Kopfe für den Erfolg, wenn man ihm einige Kanonen anvertrauen und es ihm überlassen wollte, sie zu richten. Der Mahrattische Häuptling machte seinen Bericht an den Radscha Sindschah, der sogleich ein Corps von 3000 Reitern und 10 Feldstücke unter Loustannau's Befehl stellte. Der Erfolg übertraf noch seine Erwartungen; die Engländer wurden auf allen Punkten geschlagen und zersprengt.

Trotz der Eifersucht des Generals Noronhe kam bald ein Tschokadar mit goldenem Stabe zu dem jungen Franzosen ins Lager: Loustannau wurde dem Nassaphernis, den Radscha's Sindschah und Holkar vorgestellt und empfing fürstliche Geschenke von ihnen, namentlich: ein ganz angeschirrtes Pferd, einen kostbaren Säbel und eine Börse mit 3000 Rupien.

Herr von Montigny reiste, wie sein Vorgänger, unverrichteter Sache nach Frankreich zurück; Loustannau aber blieb im Dienste der Mahratten und schloß bald einen Vertrag mit dem Vice-König Sindschah, worin dieser ihm den absolutesten Oberbefehl über ein auszuhebendes Corps von 3000 Mann zusicherte, das den Namen Französisches Corps führen sollte.

Der unter so bedenklichen Auspizien begonnene Krieg wurde mit Ruhm beendet, und bald zwangen die Radscha's, von dem heldenmüthigen Loustannau angeführt, ihre Feinde zu einem schimpflichen Vertrage. Die Engländer verpflichteten sich, denselben Ragowa, dem sie Beistand geleistet hatten, an die Mahratten auszuliefern, alle Städte und Festungen herauszugeben, deren sie zu Anfang des Feldzuges sich bemeistert, und bis zur gänzlichen Erfüllung des Vertrages Geiseln zu stellen.

Indeß wurden die Feindseligkeiten doch bald wieder erneuert. Ein Corps von 15,000 Engländern und Spahi's unter General Garder kam der Armee in Bombay zu Hülfe. Als die Nachricht von dem Anmarsche des Generals zu den Mahratten gelangte, wollte Sindschah im ersten Treffen die Geiseln an Mundstücke von Kanonen binden lassen; aber der menschenfreundliche Loustannau eilte 15 Meilen weit herbei, und seine Fürsprache wirkte so viel, daß die Unglücklichen zu dem Leben auch ihre Freiheit und reiche Geschenke bekamen.

Loustannau's Edelmuth und hochherzige Tapferkeit lockten viele Europäer und Eingeborne unter seine Fahnen. Er marschirte mit Sindschah gegen den Feind. Im Gefechte bei Schassipaker stürzte sich Loustannau an der Spitze eines Haufens seiner wildesten Rulja's mit gezücktem Säbel in die Reihen der Englischen Spahi's, die alsbald das Feld räumten. Auch den Engländern wurde eine gänzliche Niederlage beigebracht. Die abziehende Britische Artillerie feuerte noch einige Mal, um die Fliehenden zu decken, und eine Kartätschenkugel verstümmelte Loustannau's linke Hand; dessenungeachtet fuhr er fort, zu kämpfen, und nahm drei feindliche Geschütze. Er mußte eine lange Kur bestehen; vier Finger und die Hälfte des Daumens waren ihm abgeschossen. Um diese Entstellung zu verbergen, ließ er sich eine Hand von Silber machen, die vortrefflich gearbeitet war. Als er mit dieser neuen Art von Hand zum ersten Male an der Spitze seines Corps erschien, warf sich ein Priester zu den Füßen seines Pferdes nieder und rief entzückt: „Die Prophezeiung ist erfüllt! denn im Tempel des Gottes Siwa steht geschrieben, daß die Mahratten auf den höchsten Gipfel ihres Ruhmes steigen werden, wenn ein Mann aus dem fernen Abendlande, dessen Hand von Silber, sie anführt!"

Loustannau wurde jetzt eine Art von Halbgott. Von allen Seiten erhielt er die reichsten Geschenke an Edelsteinen und Diamanten. Nassaphernis schenkte ihm einen prächtigen Palast, der bald mit königlichem Luxus ausgestattet war. 30 kostbar angeschirrte Elephanten und 150 der schönsten Ostindischen Pferde füllten seine Ställe. Ein Corps von 2000 Rulja's wurde seine Leibgarde; auch erhielt er vier Kanonen mit dazu gehöriger Mannschaft. Der vornehmste Radscha ließ am Eingang des Palastes zwei kolossale silberne Hände aufpflanzen, damit Loustannau's glorreicher Name allen Indiern verkündet würde. (Schluß folgt.)

*) Die hier mitgetheilte eben so romantische als interessante Lebensskizze dieses merkwürdigen Mannes bildet einen Anhang zu Herrn J. Perrier's in diesen Blättern bereits mehrfach erwähntem Werke: „Syrien unter der Regierung Mehmed Ali's."

Frankreich.

Philosophie und Leben in ihren gegenseitigen Einwirkungen im heutigen Frankreich.

(Schluß.)

Es ist wahr, der Einfluß der Philosophie erstreckt sich nicht unmittelbar auf die Massen. Um von ihnen begriffen zu werden, muß sie ihre Form und Sprache ändern. Sie wendet sich zunächst an einen engeren Kreis von Geweihten, doch durch diese vermittelt, wirkt sie auf die Literatur in ihrem ganzen Umfange, auf den Unterricht, auf den Glauben und die Sitten der Nation. Sie durchdringt die Geister, ohne daß sie selbst es fühlen; sie knüpft ihre tieferen Grundsätze an alltägliche Ideen an, und als Wissenschaft des reinen Gedan-

lend hat sie an allem menschlichen Denken Theil. Jede Revolution, welcher Art sie auch sey, kündigt sich durch den Zweifel an; der Zweifel, die Kritik greift Alles an, was die Revolution zerstören will, er schürt den Scheiterhaufen, auf dem die Menschen verbrennen, was sie einst angebetet. Und oft genug schließt die Revolution mit dem Zweifel, und nach vielfachem Versuchen, Umstürzen und Aufbauen ist ein furchtbarer Skepticismus die Frucht aller Anstrengungen. Die Philosophie schützt gegen den ungegründeten Zweifel, und sie giebt dem gegründeten Kraft genug, daß er sein Ziel nicht verfehlt. Sie stellt die Idee an die Stelle der Erfahrung. Die wahre Philosophie ist nicht einseitig abstrakt, sie vermittelt die Theorie mit dem Leben, die Neuerung mit dem Bestehenden. Und wenn wir stete Klagen führen über die Unsicherheit unserer modernen Wissenschaft, über die Zerrüttung unserer Moralität, über das Verschwinden des Glaubens; wenn die Nation sich eben so sehr scheut, auf die Autorität, wie auf die Vernunft, unbedingt zu schwören, welchen Namen verdient dies geistige Kränkeln anders als den eines philosophischen Systems, den des Skepticismus? Wenn es der Philosophie gelingt, sich gegen die beiden Gefahren, denen sie dauernd ausgesetzt ist, sicher zu stellen, gegen eine vage Verflüchtigung in Abstractionen, wie gegen einen starren Formalismus, so stellt sie alle Wissenschaften und das gesammte Leben der Nation gegen dieselben sicher.

Beim ersten Blick auf unser Jahrhundert ergiebt sich selbst dem nicht allzu tief Schauenden die Politik als Centrum der geistigen Bewegungen, doch durch die Parteien, die sich feindlich gegenüberstehen, hindurch erkennt man einen Kreis von widersprechenden, höchst vagen Ideen über das Wesen und die Bestimmung der Politik. Hundert Systeme folgen auf einander, und keines wäre, auch bei vollkommener Durchführung, im Stande, die Religion, die Kunst, die Staatsverwaltung, die Moralität und, wohlverstanden, die Gesetzgebung und die Regierung wieder herzustellen. Der Zustand der Gesellschaft bleibt unveränderlich derselbe.

Die Politik ist die Ehre Frankreichs. Um seiner inneren Kämpfe willen verdient Frankreich die Aufmerksamkeit Europa's. In seiner Schule mögen die übrigen Nationen lernen, wie man sich gegen Feinde jeder Art schützt (!), wie man sich gleich sehr gegen die Gewalt der Einzelnen wie gegen die Willkür der Parteien sicher stellt, wie man sich selbst im Glücke besiegt und in Triumphen mäßigt. Unsere Zeit hat keine große Männer, und die Menschheit ist gewöhnt, nur den Ruhm anzuerkennen, der durch Individuen repräsentirt wird. Doch wir wagen es, Frankreich zu sagen, es ist nicht stolz genug auf das, was es gethan hat, es fühlt nicht in seiner ganzen Größe, was es vermag. Die gegenwärtige Epoche scheint uns schön, und wir beneiden keine andere. Man achtet nicht auf die grundlosen Klagen über die Politik und über die Leidenschaften, welche sie nährt. Diese Leidenschaften, wie tadelnswerth die Herzen auch seyn mögen, in denen sie entsprungen, wie einseitig die Schulen, in denen sie großgezogen sind, sie bewahren stets ein gewisses parteiloses Interesse für das Gesammtwohl, eine gewisse Unabhängigkeit und Aufopferung, die hassenswerth, doch nicht verächtlich seyn kann, die die menschliche Natur zu verhärten, doch nicht zu erniedrigen vermag. Die gemeinen Speculationen eines kriechenden Servilismus entwürdigen den Menschen: die Begeisterung des echten Parteigeistes erhebt selbst den niederen Sektirer über seine Laster. Schon das Streben, für die Wohlfahrt Aller mitzuwirken, verdient Achtung, und wie hart man das Parteiwesen verdammt, in seinem Gefolge zeigen sich zwei der herrlichsten Zierden der Menschheit, die Treue und der Muth. Und wenn ich so weit gehe, selbst in den verwerflichsten Sektirungen edle Züge anzuerkennen, hab' ich nöthig zu sagen, welche Achtung die ernstgesinnte Partei, die dem Guten wirklich nachstrebt, selbst in ihren Uebertreibungen und ihrem glühenden Ehrgeiz verdient? Einem großen gemeinsamen Interesse alle persönliche Interessen unterzuordnen, seine Ruhe, seine Sicherheit, oft sein Leben für eine Sache auf das Spiel zu setzen, die, wenn sie gelingt, auch für die vollbringend wird, die sie jetzt verachten und verfolgen, welche edle Lebensbestimmung, wie erhaben über die Armseligkeiten des persönlichen Egoismus! Und wenn diese Sache wahrhaft edel ist, wenn Geister und Gemüther von dieser Ueberzeugung durchdrungen sind, wenn sie jedes Mittel billigen können, welches zur Erreichung des großen Zweckes angewandt wird, welche Befriedigung, welches Glück muß dies einem edlen Manne gewähren! So lange ein Staat Parteien besitzt, ist er voll inneren Lebens, nur der Zustand der gänzlichen Ruhe und Gährungslosigkeit ist gefahrbringend. Einmal müssen die Prinzipien der Parteien auf ihren tieferen Grund, auf das Wesen des Staates und die Bedürfnisse der Zeit zurückgeführt werden und so entweder mit einander versöhnt ein gemeinsames Ziel verfolgen oder einander Raum geben zur Erreichung des Guten, indem die Partei des Unedlen, sobald ihre innere Nichtigkeit erkannt ist, von selbst erliegt. Doch diese Versöhnung herbeizuführen, dieses Unterliegen des Schlechteren zu beschleunigen, daran muß dem Staate sehr viel gelegen seyn. Und wie kann dies geschehen, wenn nicht durch eine sorgfältige Prüfung der politischen Grundansichten, durch eine philosophische Beleuchtung der Grundwahrheiten des Lebens überhaupt? Wir glauben nicht, daß diese Sprache den Parteien der Gegenwart sehr gefallen werde; doch wir haben sie genau überlegt und können sie nicht ändern. Wir haben in den letzten Jahren mehr als einmal gesehen, wie man versucht hat, das spezielle Leben umzugestalten; man hat künstliche Pläne dazu entworfen und gewichtige Lehren ausgeklügelt, doch die Lehren sind zerstoben wie Meteore ohne inneren Gehalt, sie haben nur einen Streifen von Licht und Rauch hinter sich zurückgelassen; sie haben einzelne Vorurtheile erschüttert, einzelne Ideen ausgestreut, die Wurzel gefaßt; doch hat noch keiner der Schöpfer dieser Besserungsentwürfe durch seine Gedanken gezeigt, daß er ein Recht habe, unsere politischen Revolutionen armselig, oder den Wechsel der Constitutionen und Dynastieen, mit dem wir so bescheiden Ende und zu beginnen (!), verächtlich zu finden.

Der Charakter unserer Epoche ist vorherrschend ein kritischer. Was wird die Frucht dieser kritischen Kämpfe seyn? Der Saint-Simonismus antwortet mit seiner Formel: der Krieg muß dem Frieden Platz machen, die Abstoßung der Anziehung. Dieser Satz ist etwas allgemein. Man verspricht eine neue Zukunft, doch man weiß sie nicht zu charakterisiren, und es scheint dies natürlich, weil man wohl das abstrakte Ziel, nach dem man strebt, im Allgemeinen erkennt, doch nicht die Wege, die zu ihm führen, nicht die Gestalt, die es bei seiner Verwirklichung annehmen wird. Allein die Kritik kann nur das bereits Vorhandene von Fehlern reinigen, doch sie vermag nichts zu schaffen. Und diese innere Unkraft des rein kritischen Verfahrens, dieser Mangel an positivem Gehalt ist vorzüglich der Grund, daß die neueren Systeme zur Umgestaltung des politischen und sozialen Lebens ohne weiteren Erfolg geblieben sind.

Gehen wir von den Systemen zur Wirklichkeit über, so fragt sich zunächst, ob die Gesellschaft, für welche die Phantasie in Besserungsplänen unerschöpflich ist, in der That der Hülfe so bedarf. Wir erhalten die verschiedensten Antworten. Ueber den Zustand der Gesellschaft vor der Revolution herrscht eine Stimme der Verdammung; der ruhigste Historiker wird empört, wenn er von ihr spricht, der am mindesten Religiöse sieht in den blutigen Gräueln der Revolution nur die Gerechtigkeit der Vorsehung. Mit den Tendenzen der Revolution sind ebenfalls Alle einverstanden (!), doch über den Erfolg derselben theilen sich die Ansichten, obgleich sie auch hier darin übereinstimmen, daß die Idee derselben nicht in ihrem ganzen Umfange erreicht sey, und daher nur über das Wieweit streiten. Es wäre unbesonnen, wenn wir in diesen flüchtigen Bemerkungen ein erschöpfendes Urtheil über unser Land und unsere Zeit geben zu können meinten. Es sey daher nur angedeutet, daß bei dieser Betrachtung das politische Leben von dem bürgerlichen zu trennen ist; daß im gegenwärtigen Staate eine Gleichheit, Mäßigung und innere Ordnung herrscht, die eine Frucht der modernen Bildung ist, und daß die Moralität, soweit sie sich äußerlich im Volke darstellt, unstreitig große Fortschritte gemacht hat; freilich entdeckt ein tieferer Blick, der mehr auf die Beweggründe als auf die Erscheinungen sieht, hier des Beklagenswerthen noch sehr viel. Der Charakter unserer Gesellschaft ist die äußerste Klugheit. Sie liebt die Ordnung, sie ehrt die Arbeit, sie achtet die Moralität, doch weshalb? weil sie in Glück und Frieden leben will. Das selbstische Interesse drängt sich überall hervor; alle scheinbare Tugenden sind nur Mittel zur Befriedigung desselben. Gott allein richtet die Gedanken; wir wollen nicht behaupten, daß keine Handlung unserer Zeit aus vollkommen unselbstischer Absicht hervorgehe; doch jedenfalls nimmt die edle stets berechnende Klugheit, die Mutter aller Vortheile, den ersten Platz unter unseren Tugenden ein. Der erste Grundzug unserer Handlungen und Leidenschaften ist ein gewisses Maßhalten, welches uns von den Extremen im Guten wie im Bösen, vom Mißbrauch wie von der Aufopferung gleich fern hält. Und selbst dort, wo eine Hingebung an die Sache stattzufinden scheint, wird der Handelnde von derselben nie so weit fortgerissen, daß er nicht nebenbei, mitten in aller Begeisterung, noch Gelegenheit fände, sein edles Ich geltend zu machen. Sich eine Stellung gründen, dieselbe verbessern, das ist heute das Ziel und die Norm aller Handlungen. Bei diesem Mangel an einer tieferen Grundlage ist die Ruhe der Gesellschaft nur auf einen feinen Kalkül gebaut, die Moralität ist zu einem Theile der Staats-Oekonomie herabgesetzt. Der geringste Irrthum in dem Kalkül kann dem Gemeinwohl gefährlich werden, und mitten im Frieden herrscht keine Sicherheit. Welchen Gott soll man anbeten? Die Tradition? sie existirt nicht mehr, Alles ist neu; die Religion? man will sie im Großen und Ganzen zur Aufrechthaltung der Ordnung, doch über Dogma und Ceremoniell lächelt man: die Philosophie? man mißtraut ihr seit der Metaphysik des achtzehnten Jahrhunderts. Was wird nun aus der Elite der Gesellschaft, dieser unvermeidlichen Aristokratie, welche Glück und Erziehung über die Menge stellt? Sie ist wohlunterrichtet, sie ist aufgeklärt, sie weiß ihr Interesse mehr zu verbergen; auch sie ist höchst klug und versteht es herrlich, in Allem Maß zu halten. Sie ist entfernt von all' zu starkem Glauben, von excentrischen Leidenschaften, von Schroffheit und Unbesonnenheit; sie ist weder insolent, noch großmüthig, weder herrschsüchtig, noch reformatorisch, bisweilen betriebsam, nie unternehmend. „Nichts zu viel!" ist ihre dauernde Devise, und was begehrt sie im Grunde? Glücklich zu seyn, und das Glück ist Ruhm. Ein weiser Egoismus ist ihr Charakter.

Und gleichwohl, wie die menschliche Natur sich nie von aller Phantasie, von allen Leidenschaften lossagen kann, wie die Religion des Nutzens, so wenig wie irgend eine Religion, das menschliche Herz zu tyranisiren vermag, so ist auch diese Ruhe nicht die ehrfurchtsvoll gepflegte eines Klosters; viele Geister verdrießt es längst, daß sie nichts behalten haben, was sie glauben, was sie anbeten könnten. Die menschliche Vernunft ist nicht bloß ein Instrument zum Wiegen und Messen, sie strebt nach einem höheren Gehalte, nach dem Schönen und Wahren, und wenn ihr dies versagt ist, so kommt sie in Gefahr, durch das Gaukeln der Einbildungskraft, selbst durch die Erregung der Sinne auf Irrwege verleitet zu werden. Darum staune man nicht, wenn in der Literatur gefährliche, oft unsittliche Gedanken Raum gewinnen, und wenn arge Gedanken arge Thaten hervorrufen. Den Herzen, welche in Schmerz und Haß glühen, der Einbildungskraft, die zu ewigen Entwürfen sich begeistert, dem Laster, der Leidenschaft weiß man nichts entgegen zu setzen, als kalte Ermahnungen zur Ruhe und Mäßigung, welche höchstens ausreichen, die Bürger in einer Moliere'schen Komödie im Zaume zu halten. Doch das, was durch seinen gewaltigen Eindruck die Gemüther überwältigt, was die Kühnheit zaudern macht, den Cynismus zu erröthen zwingt, die Schönheit, die Größe, die Erhabenheit such' ich vergebens im Glauben, in den Ideen und den Thaten der Gegenwart. In den kleinlichsten Interessen zersplittern sich die Kräfte, und daß dies geschieht, daß die Philosophie, welche

allein im Glaube wäre, sie unter höherem Gesichtspunkte zusammenzufassen und durch ein ernstes Streben ihnen einen positiven Inhalt zu geben, fast alles Einflusses auf die Gesellschaft beraubt ist, dies haben die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts selbst verschuldet. Sie haben mit peinlicher Gewissenhaftigkeit nachgewiesen, daß der Glaube nichts als ein Erzeugniß der menschlichen Phantasie und des Gefühls, daß die Moralität nur ein Mittel zur Erhaltung der bürgerlichen Ordnung sey, daß es nichts Absolutes in unseren Erkenntnissen, somit keine unwandelbare Regel gebe, daß alle Wissenschaften empirisch, physikalisch sind, und daß ihr Vortheil für das Individuum und den Staat ihr höchstes Ziel und ihr letzter Grund sey. Mit einem Worte, eine rein sensualistische, materialistische, skeptische Philosophie hat die Seele aller ihrer Schätze zu entkleiden und ihr die dürre, frostige, armselige Wahrheit zu geben gesucht; und die Vernunft, der damit alle Kraft abgesprochen wurde, gefiel sich und gefällt sich noch in dieser untergeordneten Stellung.

Eine Zeit, welche den Glauben verloren hat, wird nur durch eine feste Begründung entschiedener Prinzipien gerettet, an die sie sich in allen Verhältnissen anzuklammern vermag. Die allgemeine Wissenschaft der Prinzipien ist die Philosophie. Soll die Französische Nation demnach zu einer philosophischen gemacht werden? D'Alembert oder Condorcet würden kein Bedenken getragen haben, mit Ja zu antworten. Wir antworten, daß, wenn die höher Gebildeten, die wahrhaft Denkenden alle in einer bestimmten Richtung über die großen Fragen der Natur und des Geistes reflektiren, so gehen die Ergebnisse dieser Reflexionen in die Literatur und durch sie in die Erziehung über, und so gestaltet sich der Geist der Generation um. Das Volk empfängt die Lehre, ohne den Lehrer zu kennen; es eignet sich die Gedanken der Bücher an, ohne die Bücher zu lesen. So kann die Philosophie die geheime Leiterin seiner Gedanken werden, so kann sie die Geister des Joches der Tradition entledigen und sie zur wahren Freiheit erheben, sie fühlen lassen, daß sich mehr in ihnen regt, als eine indifferente Kraft, die weder Gesetz noch Ziel in sich selbst trägt; daß vielmehr ewige unwandelbare Prinzipien in ihnen schlummern, die sie zu erwecken haben, auf die sie mit Zuversicht bauen können, durch die sie zur Wahrheit geführt werden.

Zu seinem Glücke und seinem Nachtheil ist der Mensch stets inkonsequent. Er ist nie so gut oder so schlecht, wie seine Ansichten es sind. Die höchste Vollkommenheit und die tiefste Erniedrigung, welche eine Durchführung seiner Grundsätze zur Folge haben müßte, wird durch die Schwachheit der menschlichen Natur und durch die Macht des Gewissens in ihrer Verwirklichung aufgehalten. Oft bleiben seine Ueberzeugungen starr und unfruchtbar im Geiste verschlossen und üben keinen Einfluß auf das Gemüth und die Leidenschaften. Oft entschuldigen sie dieselben und suchen selbst in den Fehlern etwas Edles zu erkennen. Auch dies kann nur in einem Mangel an scharfer Lebensbeobachtung oder in einer geistigen Erschlaffung seinen Grund haben, welche unmöglich oder doch weit seltener seyn wird, sobald die politischen, sozialen und moralischen Ideen auf feste und klare Grundsätze zurückgeführt seyn werden, welche zu hoch stehen, als daß die Leidenschaft und der Skepticismus sich an sie wagten. Unsere Zeit hat einen Haß gegen Vorurtheile und willkürliche Hypothesen aller Art, sie will somit überall das Reinvernünftige, sie will geistig frei seyn; das Streben, ihr eine tiefere philosophische Basis zu geben, scheint hiernach ihrem eigenen Bedürfniß entgegen zu kommen; und es handelt sich zunächst nur darum, die Scheu vor der Speculation zu überwinden, welche nur auf einem falschen Begriff von derselben beruht. Ein organisches Ganze von vernünftigen Ideen, eine Philosophie suchen, heißt nicht, sich ohne Steuer und Kompaß in ein gränzenloses Meer von blinden Vermuthungen stürzen und der Erde, wie aller Wirklichkeit, verlustig gehen. Denken heißt nicht träumen. Ein Volk ohne Tradition, ohne Glauben hat allen Grund, die Vernunft, als die einzige Stütze, die ihr geblieben, in ihrer ganzen Macht walten zu lassen.

Petronius erzählt, ein Römer ließ auf seinen Grabstein setzen: „Hier ruht Staberius. Er fing mit Geringem an, hinterließ dreihundert Millionen Sesterzien und wollte nie Etwas von den Philosophen wissen. Lebe glücklich, Leser, und ahme ihm nach!" Man sieht demnach, daß die Idee, welche wir als Grundzug des gegenwärtigen sozialen Lebens aufgestellt haben, nicht gerade neu ist: Von Geringem anfangen, Viel verdienen und Nichts mit den Philosophen zu thun haben. Ich begreife, weshalb Cato der Aeltere die Philosophen verachtete. In dem Zeitalter der eisernen Sitten, des starren Glaubens kann man sie entbehren. Der Pflug und das Schwerdt war für den alten Römer genug. Doch wenn man Millionen von Sesterzien aufgehäuft hat, kann man nichts Besseres thun, als die Philosophen zu hören. Bei Hinfälligkeit der Sitten, bei Kraftlosigkeit und Verweichlichung der Charaktere bedarf man eines höheren Aufschwungs der Gedanken, und im Zeitalter der Petrone ist die Frömmigkeit der Antonine nur durch die Philosophie möglich.

Charles de Remusat.

Replik auf die Diatribe des Dr. Neophobos.

Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte der Französischen Sprache.*)

Sie lieben die schöne Französische Sprache des 17ten Jahrhunderts, auch ich liebe sie. Sie sind der Meinung, daß dieselbe in unserer Zeit immer mehr ausarte; auch ich bin dieser Meinung. Aber Sie täuschen sich über die Ursachen dieses Verfalls.

Sie ereifern sich zunächst über den Gebrauch des Buchstaben K im Französischen. Der Gebrauch des K anstatt des C in solchen Worten, die aus der Geographie oder Geschichte des Orients entlehnt sind, ist aber nicht, wie Sie meinen, eine Neuerung unseres Jahrhunderts; dieselbe ist vielmehr seit 200 Jahren eingeführt. Gabriel von Sion, Gaulmin und Alle, die zu ihrer Zeit, d. h. vor 1650, über den Orient geschrieben, bedienen sich sehr häufig des K. Sie schreiben Kabel, Kufa, Kaïn, Malek, Melek. Fourmont, der ein halbes Jahrhundert später lebte, schreibt gleichfalls Tarik, Batrik, Kharam, Armenak, Khosroës u. s. w. Diese beiden Orientalisten bemühten sich, sogar gewisse Namen, welche durch den gewöhnlichen Gebrauch entstellt worden waren, wieder nach ihrer wahren Schreibweise herzustellen; sie schrieben z. B. Mohammed, Timour, Ginghiz-Khan, anstatt Mahomet, Tamerlan, Gengiscan, Perbelot, der um 1695 lebte, löste vom Worte Coran den Arabischen Artikel ab und schrieb statt l'Alcoran, le Coran.

Auch Voltaire folgte vermöge seines richtigen Taktes den Vorschriften der orientalischen Philologen; auch er war der Meinung, daß die wahre Physiognomie der Namen zur Wahrheit der Schilderung beitragen müsse. Dies setzen wenigstens folgende Aeußerungen in seinem „Essai sur les moeurs et l'esprit des nations" voraus: „Der Koran, den ich Alcoran nenne, um mich unserem falschen Gebrauche anzubequemen — Zerdust, welchen die Griechen, die alle orientalische Namen geändert haben, Zoroaster nennen — Confutzée, den wir Confucius — Serdan-pull, den wir Sardanapal nennen."

Sie beschuldigen mich sodann, daß ich die ganze Onomatologie der Geschichte umgestoßen habe, weil ich Chlodowig statt Clovis und les Francs oder Franks schreibe. Die Gründe, die mich zu dieser Reform bewogen haben, sind indeß keineswegs aus einer seltsamen Laune entsprungen, sondern sind vollkommen motivirt. Zur Zeit, wo ich anfing, mich mit Geschichte zu beschäftigen, beherrschten zwei Schriftsteller die unsrige: Mably galt als Muster für die Theorie, Anquetil als Muster für die Darstellung. Es ist aber bekannt, mit welchen ungewissen Zügen Anquetil die ersten Könige von Frankreich gezeichnet hat; für den Nichtgelehrten war es unmöglich, die Gränzscheide zwischen den Franken und Franzosen zu finden. Die wahre Auffassung unserer alten Geschichte war nicht in den Büchern zu finden, aus denen das große Publikum die National-Geschichte lernt; ich habe mir die Aufgabe gestellt, dieselbe jeder Bildungsstufe angemessen und nach ihrer vollen Wahrheit darzustellen.

An vielen Namen, welche hinlänglich Germanisch geblieben waren, habe ich nichts geändert. Ich schreibe Dagobert, Theodebert, Frédegonde, Radegonde, Theodebald. In anderen Namen habe ich bloß ein H eingeschaltet, z. B. Chlodomir, Chlothilde, Sighebert, Ingoberghe. In noch anderen habe ich bloß das C in K, oder das V in W, oder das Ch in H umgewandelt, um den Deutschen Charakter und die Deutsche Aussprache wiederherzustellen; so Theoderik, Karloman, Markowife, Audowère, Hildebert, Hilderik, Hilperik, Theodehilde. Die Namen, die ich anderen Veränderungen unterworfen habe, sind immer noch wiederzuerkennen. Die bedeutendste Veränderung, die ich vorgenommen habe und über die Sie sich am lautesten beschweren, ist, daß ich Clovis in Chlodowig umgewandelt habe. Diese Orthographie entspricht aber sowohl der Schreibweise Gregor's von Tours wie der Germanischen, die unter dem zweiten Königsstamme üblich war.

Wie mit gewissen Eigennamen, so bin ich mit den ethnographischen Benennungen aus den ersten Zeiten unserer Geschichte verfahren. Francs und Franks, sagen Sie, ist dasselbe; dies mag im Allgemeinen wahr seyn, aber dennoch müssen beide Bezeichnungen, und zwar mit verschiedener Bedeutung, in unsere Geschichte aufgenommen werden. Franks ist der Deutsche Name, der Volksname der Eroberer Galliens; Francs ist das Französische Wort, welches in unserer alten Sprache die Eigenschaft eines freien Menschen bezeichnete.

Sie meinen, auf dem jetzt eingeschlagenen Wege würden wir Joinville, Froissard, Commines, Monstrelet, Mézeray, Daniel und Voltaire verlieren. Hinsichtlich Joinville's, Froissard's, Commines' und Monstrelot's ist aber nichts zu befürchten, weil sie gar nicht vom ersten und zweiten Königsgeschlechte sprechen. Auch wegen Mézeray's können wir unbesorgt seyn, weil er selbst versucht hat, gewisse Germanische Namen wieder in ihr Recht einzusetzen. Er schreibt Mérovée und am Rande Merovec; Clovis und am Rande Clodovec. Daniel könnten wir leicht verschmerzen. Voltaire aber wollen wir selbst reden lassen; er schreibt: „Der König Hilderic wurde auf Befehl des Papstes Stephan abgesetzt — — Das Königreich Pepins oder Pipins erstreckte sich von Bayern bis zu den Pyrenäen und Alpen; Karl, sein Sohn, folgte ihm in dieser gesammten Erbschaft — — Pipin hatte sterbend seine Staaten unter seine beiden Kinder Karlman oder Carloman und Karl vertheilt — — Hludovic, welchen wir Louis nennen." —

Sie setzen voraus, daß von dem Augenblicke an, wo das Französische Schriftsprache wurde, alle Namen der älteren Geschichte eine bestimmte Form erhalten hätten, die aus dem Wesen der National-Sprache hervorgegangen wäre. Bei den Personennamen, die älter sind als die Zeit der Bildung der Sprache, also älter als das IIte Jahrhundert, fand dies aber nicht statt, da sie nur in Lateinischen Dokumenten aufbewahrt worden waren und also ohne authentische Form in der Landessprache blieben. Daher kommen die verschiedenen Varianten und die Unsicherheit der Form. Wenn auch die Namen der Merovingischen Könige jetzt festzustehen scheinen, so ist das bei den Namen der Königinnen und anderer Personen keineswegs der Fall. Die Chroniken-[illegible]

*) Vgl. die „Diatribe des Dr. Neophobos gegen die Wörterfabrikanten" in Nr. 134 des „Magazins" vom Jahre 1841

zösischen Geschichte unternahmen, sprangen sehr frei mit den Eigennamen um; sie französirten sie, wie es ihnen gerade in den Kopf kam.

Die Manuskripte der großen Chroniken, die den Namen von Saint-Denis tragen, geben hier den Ausgangspunkt. Alle Fränkische Namen treten in zahllosen Varianten auf. Man findet z. B. Clodovées, Clodouvées und nur einmal Clouis, — Theoderic, Theodoric und nur einmal Tierris, und da ist von Theodorich, König der Ostgothen, die Rede; — Cheribert, Haribert und Karibert, — Brunchilde, Brunchent und Brunchoult, — Karle und Charles, — Lothaire und Lohier, — Charlomaines und Karolomaine für Carloman, - Challes, Kalles und Kallomaine für Karl den Großen. Andere Namen erkennt man in ihrer Französischen Form kaum wieder, wie Banthent, Richent und Mahent für Bathilde, Rikhilde und Mathilde. Nicolo Gilles, der Verfasser der „Annales et chroniques de France", der populäre Geschichtschreiber am Ende des 15ten und zu Anfang des 16ten Jahrhunderts, nahm zuerst Clovis ohne Varianten an. Er bestimmte den Gebrauch für diesen Namen und einige andere.

Als die Gelehrsamkeit des 16ten Jahrhunderts sich dem Studium der Chroniken zuwandte, wurden die Namen der Epochen vor der Bildung des Französischen als eine Aufgabe betrachtet, deren Lösung man suchen müsse. Jean du Tillet und Claude Fauchet, die Väter unserer nationalen Alterthumskunde, unternahmen folgende Restitutionen: „Pharamond oder Waramund, — Merovée oder eigentlich Mervich, — Luitwich, durch Corruption verwandelt in Clodovée, dann Clovis und Loys; — Lodomire oder Chlodomire oder eigentlich Luitmeier, — Gunthram oder Guntchram, — Brunnichilde oder Brunchaut, — Karle, durch Corruption Charles." — Fauchet und du Tillet führen auch das Germanische W ein; sie schreiben Waltrogothe, Wisigarde, Walderade. Nicolas Vignier schreibt Theoderic und Theotric, niemals Thierry. François de Belleforest giebt einmal die doppelte Form Theodoric oder Thierry, schreibt aber dann immer Theodorie.

Im Anfange des 17ten Jahrhunderts sieht man den Geschichtschreiber Scipion Dupleix sich ebenfalls um die ursprüngliche Form und die Fränkische Etymologie bekümmern. Dupleix stellt dem Namen Clovis zwei alte Varianten zur Seite: Ludovic und Ludwin; auch bei anderen Namen hat er eine doppelte Form: Hilderic oder Childeric, — Haribert oder Cheribert; er zieht der gewöhnlichen Schreibweise die Orthographie der Originaltexte vor; er schreibt Brunechilde, Sigibert, Gelsuinthe, Gonthrau u. s. w. Mézeray, der nach ihm kömmt, schreibt Waramund statt Pharamond, Merovee statt Mérovée, Clodovee und Ludwin statt Clovis; er gebraucht also sogar das W, das dem Französischen Alphabet fremd ist. Nach Mézeray hören freilich diese Bedenklichkeiten auf, und Daniel, Velly und Anquetil geben den Personen des ersten und zweiten Königsgeschlechts moderne Namen. Nur trennen sie die beiden Formen Théodoric und Thierry und gebrauchen die erste für den Gothenkönig, die andere für die Merovingischen Könige, im Widerspruche mit den Chroniken von Saint-Denis, weil sie meinen, der Germanische Name komme den fremden Königen, der Französische den Französischen zu.

Man könnte sich vielleicht dieses ganz nationale Prinzip gefallen lassen, wenn die Werke dieser Geschichtschreiber alle Namen enthielten, die in den Quellen der Fränkischen Periode vorkommen, oder wenn unsere Sprache für jeden dieser Namen eine Ableitung aufzuweisen hätte. Aber Beides ist nicht der Fall. Keine Französische Geschichte enthält die vollständigen Annalen der Karolingischen und Merovingischen Zeiten. Die Bemühungen der jetzigen Zeit sind aber auf diese Quellen unserer alten Geschichte gerichtet. Was soll nun der Geschichtschreiber, der sich dem jetzigen Sprachgebrauche unbequemen möchte, mit diesen Namen machen? Viele derselben lassen durchaus keine Assimilation zu. So findet sich z. B. in Gregor von Tours der Name eines Fränkischen Edlen, den der Lateinische Schriftsteller Rauchingus nennt. Wie soll dieser französirt werden? In ihrem gegenwärtigen Zustande, ganz abgesehen von meinen Vorschlägen, ist die Fränkische Onomatologie ein Chaos der verschiedenartigsten Namen; wir finden rein-Germanische, Germano-Lateinische, Französische und halb-Französische, die zu verschiedenen Zeiten gebildet und auf die verschiedenste Weise korrumpirt worden sind. Das einzige Mittel, sich aus dieser Verwirrung zu retten, ist eine systematische Reform.

Sie rufen auch das Beispiel der Griechen und Römer an und sagen, dieselben hätten die rohe Onomatologie der besiegten Völker den Regeln und Flexionen ihrer Sprache unterworfen. Wenn Sie behaupten, daß die Griechen und Römer die fremden Namen wie ihre eigenen deklinirt haben, so stimme ich Ihnen bei; wenn Sie aber meinen, daß im Griechischen und Lateinischen die fremden Namen nicht so geschrieben worden seyen, wie das Ohr sie gehört, wenn Sie glauben, daß dieselben auf eine systematische Weise verändert worden seyen, so haben Sie Unrecht. Im Alterthum wie in unserer Zeit suchte das Ohr die fremden Namen zu fassen, der Mund sie auszusprechen, die Hand sie zu schreiben; aber alle drei konnten sich leicht täuschen, und vor allen Dingen konnte es an den entsprechenden Zeichen fehlen. Daher kommen die vielfachen Veränderungen der barbarischen Namen bei den Alten, die ganz unwillkürlich waren. Die Römer, unsere Lehrer, hatten die ernste Absicht, die Germanischen Namen möglichst treu wiederzugeben, und es gelang ihnen fast immer. Sie bewahren die Deutschen Wurzeln und hängen nur eine Endung an, um das Genus und die Declination anzudeuten; so: Ariovist-us, Inguiomer-us, Arbogast-es, Gunderic-us, Marcomer-es, Sigeric-us, Sigismund-us, Thorismod-us u. s. w. Wir, deren Sprache nicht die Endungen deklinirt, haben nicht nöthig, eine Sylbe zu ändern.

Indem Sie sich auf das Beispiel der Griechen und Römer berufen, verwechseln Sie mit den grammatikalischen Flexionen die Synkopen, welche die Eigennamen in ihrem Uebergange aus der Lateinischen Sprache in die Romanische und die Neufranzösische erlitten haben. Sie meinen, der Französische Schriftsteller müsse denselben Gesetzen gehorchen, welche durch allmälige Corruption das Romanische aus dem Lateinischen und das Französische aus dem Romanischen haben hervorgehen lassen. Wenn Sie aber als spekulativer Linguist dieses Prinzip aufstellen, haben Sie auch die Folgen bedacht, die dasselbe für die Literatur haben müßte? Vielleicht nirgends tritt das Wesen der Contraction, welche unserer Sprache ihren Stempel aufgedrückt hat, so deutlich hervor als in den Namen der vier Heiligen aus der Merovingischen Periode. Diese heißen: Ouen, Cloud, Dié und Yrier. Soll nun der Geschichtschreiber, welcher die Ereignisse des 6ten und 7ten Jahrhunderts behandelt, diese melodiösen Namen statt Audowin, Chlodoald, Deodatus und Aridius wählen? Hier handelt es sich nicht bloß um Wiederherstellung der Germanischen Namen, sondern auch um die Beibehaltung der Lateinischen Namen, in der Zeit, wo beide neben einander bestanden. Ich bin mit der einen wie mit der anderen verfahren und habe nicht den Lateinischen Namen nach unserem Sprachgebrauche umgeformt; ich habe nicht Aegidius, den Bischof von Rheims, Gides genannt.

Es fragt sich, ob es in unserer Sprache bestimmte Regeln für die Reproduction der Lateinischen Namen giebt. Wenn dieses nicht der Fall ist, muß dieselbe Freiheit der Germanischen zugute kommen. Ich gehe in die Zeit zurück, wo die Französische Akademie die Sprache regelte. Damals schrieb Corneille: Romule, Proculе, Rutile, Joile, Pompone, Métel. Cosse, Tite, Brute, Camie, Decie. Wollen Sie es beklagen, daß die Akademie diese verstümmelten Namen nicht sanctionirt hat, vor denen Sie jetzt zurückbeben würden? Was ist Französischer, Claude oder Claudius? Racine soll antworten:

Ne parlons plus ici de Claude et d'Agrippine...
Claudius à son fils les avait destinées...
Claude même lassé de ma plainte éternelle...
Cependant Claudius penchait vers son destin...
Silanus, sur qui Claude avait jeté les yeux...
La cour de Claudius en esclaves fertile...

Diese Verse unseres großen Meisters zeigen, daß der gewöhnliche Name und der restaurirte in einem Französischen Satze sehr gut neben einander stehen können. In literarischer Beziehung ist die Wahl gleichgültig, in historischer ist sie es nicht. In der Geschichte hat die historische, fremde, barbarische Form, wenn man will, eine Bedeutung, welche die andere nicht hat. Indem sie auf das Auge einen Eindruck macht, macht sie auch einen Eindruck auf den Geist. Der Name Greger von Tours sagt weniger als seine Römischen Namen Georgius Florentius Gregorius. Der Name Clovis, analog mit Amadis gebildet, steht im Widerspruch mit den blutigen Bildern der Germanischen Barbarei.

Augustin Thierry.

Mannigfaltiges.

— **Nordische Volkslieder Französisch.** Herr Xaver Marmier, der eben wieder eine neue Reise nach dem Skandinavischen Norden angetreten, hat vor seiner Abreise einen Band von ihm zum Theil in Prosa und zum Theil in Versen übersetzter Volkslieder und Gesänge Islands, Dänemarks, Schwedens, Norwegens, der Faröer und Finnlands herausgegeben.*) Das Buch ist der Frau Herzogin Helene von Orleans gewidmet, von der Herr Marmier in der Zueignung sagt, daß es ihr Patronat sey, unter dessen Auspizien er seine Reisen unternommen. In der Einleitung liefert Herr Marmier einen Beitrag zur Geschichte des Volksliedes, der jedoch zum größten Theile Deutschen Quellen, und zwar hauptsächlich Herder, entlehnt ist. Den Verdiensten unserer Landsleute um diesen Theil der Europäischen Literaturen läßt übrigens Herr Marmier, wenn er auch seine Deutschen Quellen nicht überall angiebt, doch meistens Gerechtigkeit widerfahren. „Keine andere Nation", sagt er, „hat bisher die Deutsche übertroffen, hinsichtlich des Studiums sowohl der eigenen Volkspoesie als der Volkslieder des Auslandes."

— **Ein Chinesisches Drama.** Unter dem Titel Pipaki ou histoire du Luth hat der Französische Sinolog, Herr Bazin, die Uebersetzung eines berühmten Chinesischen Drama's herausgegeben. Es wurde im Jahre 1404 zum erstenmal aufgeführt und wird seitdem in China als eines der besten dramatischen Gedichte bewundert. Für uns hat es wie alle ähnliche Werke vor Allem das Interesse, daß es uns eine Einsicht in die häuslichen Sitten der abgeschlossenen Nation giebt, die wir auf keine andere Art erhalten können. Das Motiv des Drama ist die Pietät gegen die Aeltern — eine Tugend, welche die Chinesen auf einen Grad von Raffinement getrieben haben, der für uns etwas Uebertriebenes hat. Die Charaktere sind wohl gehalten und oft in einigen Zügen mit großer Kunst gezeichnet, besonders die von zwei jungen Frauen, welche fein nüancirt sind und das Ideal weiblicher Vollkommenheit in China darstellen. Eine kritische Dissertation, welche Bazin aus der Vorrede einer Chinesischen Ausgabe des Drama übersetzt und dem Buch beigegeben hat, ist eine merkwürdige Zugabe.

*) Chants populaires du Nord. Traduits en Français et précédés d'une introduction par X. Marmier. — Paris 1842.

Redigirt von A. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Mittwoch den 23. März 1842.

Rußland.

Bücherschau vom ersten Quartal des Jahres 1841.

Von N. Gretsch.

Diese Bücherschau liefert zwar nur wenige bemerkenswerthe Nummern, die aber dafür auch um so werthvoller sind. Ohne ganz strenge Ordnung führen wir sie dem Leser vor, wie folgt:

„Lebensbeschreibung Russischer Generalissimen und Feldmarschälle", von Bantuisch-Kamenski, mit 48 Bildnissen.

Ein löbliches Werk, voll Eifers und Sorgfalt, würdig der Beachtung und der Dankbarkeit von ganz Rußland. Der Verfasser schildert das Leben und die Thaten der berühmten Russen des 18ten und 19ten Jahrhunderts, welche sich durch ihre Thaten und Dienste für Kaiser und Vaterland Unsterblichkeit erworben. Auch die Bildnisse der Heerführer verdienen Beachtung wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Originalen; denn sie sind nicht etwa Erfindungen der Phantasie, sondern genaue Kopieen von alten Abbildungen. Der 4te und letzte Band des Werks folgt nächstens.

„Ueberlieferungen vom Geschlechte der Knäsen Dolgorukov."

Lange haben wir kein Buch mit solcher Aufmerksamkeit, Begierde und Befriedigung gelesen, wie sie durch diese „Ueberlieferungen" in uns angeregt worden. Ein junger Sproß dieses edlen Geschlechts, welches durch Thaten der Mannhaftigkeit, der Rechtlichkeit und der Ehrliebe in Rußlands Geschichte glänzt, Knäs Peter Wladimirowitsch Dolgorukov, erfüllte die Pflicht des Russen und des Sohnes würdiger Ahnen, indem er diese Nachrichten von den Thaten der Knäsen Dolgorukov sammelte und veröffentlichte. Wie viele große und edle Charaktere, wie viele Handlungen der Herzensgüte und der Ehrenhaftigkeit, wie viele Dienste für's Vaterland, — wie viele Trübsal, Qualen und hingeopferte Leben, nicht bloß vor dem Feind auf dem Schlachtfelde, sondern auch mitten unter Empörungen und Partei-Spaltungen am Hofe! *). Unter den angefügten seltenen Beilagen befinden sich auch Handschreiben der Kaiserin Natalia Borisowna und des Knäs Iwan Michailowitsch, Bruchstücke von Schriften des Knäs Juri Wladimirowitsch und Briefe von Katharina II. an Knäs Dolgorukov Krutmski.

„China, seine Bewohner, Sitten, Gebräuche, Bildung", von Pater Hyacinth.

Eine Beschreibung China's von einem Augenzeugen, welche wohl in allen Zeiten die Theilnahme des lesenden Publikums anregen würde, welche gegenwärtig aber, da auf China und dessen nächstkünftiges Geschick die Blicke der gesammten gebildeten Welt gerichtet, an Bedeutung noch gewinnt. Der Russische Courier bringt auch eine umfassende Auswahl aus diesem Werke.

„Beschreibung des Finnischen Land- und See-Krieges von 1808 und 1809", auf Allerhöchsten Befehl verfaßt vom General-Lieutenant Michailowski-Danilewski, mit 20 Planen und Karten.

Der Finnische Krieg, in seinen Ausgängen und Folgen der Beachtung jedes Lesers, besonders der des Soldaten und des Russen, würdig, war bei uns bisher noch nicht mit genügender Vollständigkeit und Vollendung dargestellt. Mit allen den unentbehrlichen Hülfsmitteln und Materialien versehen, hat M. D. diese schöne Arbeit übernommen. Für die würdige Ausführung des hohen Auftrages bürgen die früheren Arbeiten des Verfassers, welchem wir die Beleuchtung des Ausgangs des großen heimischen und auswärtigen Kampfes von 1812—14 verdanken. Diese Beschreibung des Finnischen Krieges, welcher die Russischen Waffen mit Ruhm überschüttete, gewährt, außer der Unterhaltung, dem Soldaten und dem Geschichtsforscher überdies noch großen Nutzen.

„Fabeln und Erzählungen für die Kinder des Großvaters Irinei", gesammelt von Knäs W. Odojevski.

Ein Büchlein, nicht groß, ohne alle Prätension, und doch macht es uns zweifelhaft: Wer ist dieser Irinei? Weshalb erhielten diese Fabeln (skazeku) bloß die Benennung von Fabeln? Was ist das: „Fabeln für Kinder", oder „für die Kinder des Großpapa Irinei?" Kinder eines Großvaters sind keine kleine Kinderchen mehr. Je serai donc le cousin de mon oncle, sagt ein Französischer Bouffon im Vaudeville. Ja, und was für Fabeln und Erzählungen sind diese hier, von denen zwei Drittheile in Lustspielen bestehen! Schreibt für Kinder einfach, klar — wenn Ihr wollt, belustigend; aber beobachtet auch Denk- und Sprachlehre, seyd behutsam und gutherzig in Euren Kinderschriften. Das richtige Gefühl des Kindes sieht Euch leicht Eure schwachen Seiten ab und verliert das Zutrauen in Eure Worte und Lehren, wenngleich diese übrigens noch so wohlgemeint und wahr seyn mögen. Wir fragen ferner: Warum hat der geehrte Herr Verfasser sich nicht ein wenig bemüht, die Schreibart, Kenntnisse und Wissenschaft des Großpapa Irinei zu berichtigen? Bei ihm wird die heiße Zone „der schwüle Pol" genannt; die Polen heißen nicht ein Slavischer, sondern ein „Russischer" Stamm. Der Pfeffer wird folgendergestalt beschrieben: „kleine runde Kügelchen, die man zu Pulver zerstößt, die im Munde sehr bitter brennen und die Mütterchen euch nicht giebt, weil Pfeffer für Kinder nicht gesund ist" — (Kinder haben wohl ein rechtes Verlangen nach Pfeffer! *) —); den Stoff mit rothfarbiger Farbe färben; Zimmt ist eine Baumrinde von Holz; „sie entwarfen Entwürfe" u. s. w.

„Baba-Jag's Knochenbein." Eine Russische Volkssage, in acht Gesängen.

Haben Sie dies Büchlein gelesen? fragte ich einen Freund. — Ja, ich hab's gelesen. — Welcher Gesang hat Ihnen am meisten gefallen? — Der neunte.

„Altrussische Gedichte, als Ergänzung zum Kirsch-Danilov, gesammelt von M. Suchanov.

Erzählungen und Lieder, vom Herausgeber dem Volke abgehört, angenehm und anziehend, wie Spuren zu unserer Nationalgeschichte, von unverfälschter Poesie. Das Werkchen enthält 14 verschiedenartige Gedichte. Wir ersuchen den Herrn Herausgeber, seine dankenswerthe nützliche Arbeit fortzusetzen.

„Der Sturm", von Shakspeare, aus dem Englischen übersetzt von K. Satin, soll einer Stellenauswahl nebst Beurtheilung vom Russischen Kritiker erst später unterliegen; eine kleine Russische Oper von Kotlärevski fertigt derselbe, als nicht für ihn geschrieben, ihm unverständlich, ab; „Vierzig Jahre aus einem Trunkenboldsleben, oder die Folgen der Trunkenheit neben denen der Mäßigkeit", liefern ihm den Beweis, daß selbst über eine so alte Wahrheit ein Buch ohne Logik und Grammatik nur schwer zu schreiben — und dem 11ten Theile der „Allgemeinen historischen Bibliothek", enthaltend den 2ten der „Geschichte der Lombardei" von Hesse, ruft er nach: Schade, daß dieses an sich nützliche Werk so übereilt, ohne Sorgfalt, so durchaus schlecht redigirt wird! Schon auf dem Titelblatte finden wir einen ganz lächerlichen Fehler: „Von der Zeit der Französischen Lombardei bis zur Gründung des Herzogthums Mailand." — Eine dunkle, ungleiche, regelwidrige Schreibart; Schaaren von Fehlern; die Eigennamen verdreht und verstümmelt; Druckfehler ohne Zahl — schade, jammerschade ums Papier! Als besonders bemerkens- und lesenswerth folgen „Zum Einschlafen", Skizzen aus dem alltäglichen Leben, vom Grafen W. A. Sollogub. Petersburg. 428 S. Dieses Buch enthält fünf Erzählungen: „Das Brautigams-Kleeblatt" — „die beiden Studenten" — „Seresha" — „die Geschichte von einem Paar Galoschen" — und „die große Welt", welche, so verschieden sie von einander nach Maß und Werth sind, doch allesammt des Verfassers beobachtenden und gebildeten Geist, seine Kenntniß der Welt mit ihren Launen und Leidenschaften, so wie seine echt ursprüngliche, nicht bloß angenommene Gabe der Anschauung, Aneignung und Darstellung der Gegenstände nicht verkennen lassen. An eigentlicher Unterhaltung oder an Ereignissen sind die Erzählungen nicht reich; dafür unterhalten sie aber durch eigenthümliche und anziehende, mit Geist und Geschmack aufgefaßte Charaktere, durch Wahrheit der Lebensbilder, Lebensfrische der Erzählung und durch funkelnden Witz. Alles dies, im Tone der guten Gesellschaft gegeben und durch feinen Geschmack ausgezeichnet, bewährt den Verfasser als einen geistvollen, freisinnigen, gebildeten und edeldenkenden Mann. — Am besten hat uns „die große Welt" gefallen, vielleicht, weil sie länger ist als die übrigen Erzählungen, mithin das größte Detail enthält und für des Verfassers Geist und Phantasie mehr Spielraum gewährt. — Mit Vergnügen empfehlen wir dieses Buch dem Liebhaber einer angenehmen, leichten Lektüre, den Gebildeten und selbst denjenigen, welche höhere Ansprüche machen; denn es enthält viel Wahrheit, Reiz und Geist, und die wenigen darin vorkommenden, überdies nur leichten Verstöße werden durch die Vorzüge desselben vielfach aufgewogen.

(Schluß folgt.)

*) Nach dem frühen Tode Peter's II., welcher sich mit einer Prinzessin Dolgorukí verlobt hatte, wurde diese Familie unter Anna (reg. 1730—40), auf Anstiften Biron's, zum Tode verurtheilt, nachdem mittelst Folter das Geständniß erlangt worden: daß sie beabsichtigt, alle Deutschen in Rußland umkommen zu lassen.

*) Man vergleiche Russische Skizzen und Erzählungen.

Ostindien.

Loustannau, der Französische Mahratten-General.

(Schluß.)

Bald darauf rückte eine dritte Britische Armee unter den Befehlen des Generals Camac gegen die Mahrattische Gränze, bezeichnete ihr Debüt mit glänzenden Erfolgen. Es gelang dem Britischen General, den Radscha von God, einen der mächtigsten Vasallen des Raffaphernis, zur Empörung zu reizen. Die Engländer bemeisterten sich der Festung Gwalior und lieferten sie dem Rebellen aus — aber Loustannau war nicht fern. Beim ersten Gefahr-Signal zieht er mit 3000 seiner unerschrockensten Mongolen (!) und Rulja's ins Feld, verbirgt dem Feinde seinen Marsch, wirft sich wie ein Tiger auf Gwalior und erstürmt die Festung in zwei Stunden! Der empörte Radscha wurde zum Gefangenen gemacht; aber dieser Zögling dachte nur an die Erhaltung seines Lebens. Loustannau schenkte ihm aus Geringschätzung Leben und Freiheit. Ein einziger Theil des Schlosses hielt sich noch; hier hatte die Lieblings-Frau des Radscha's in einer Art von Burgverließ Schutz gesucht. Als sie ihren Mann gefangen wußte, zweifelte sie nicht, daß er getödtet worden sey, und wollte ihn nicht überleben: sie sprengte sich mit ihren Sklaven und allen ihren Schätzen in die Luft. Mehr als 300 Mahratten wurden von den herabfallenden Trümmern zerschmettert, und ein Stein verwundete Loustannau an der Schulter. Die Schmerzen seiner Wunde hinderten ihn nicht, vier Tage später das feindliche Lager anzugreifen. Vergebens stemmte sich der tapfere General Camac mit seinen Engländern gegen die Flucht der panisch erschrockenen Spahi's; er wurde überrannt und fortgerissen. Aber mitten im glänzendsten Erfolge zerschmetterte eine Kugel den linken Fuß Loustannau's. Der Britische General schickte ihm aus reiner Bewunderung des Helden seinen eigenen Wundarzt; aber Loustannau wies ihn zurück. Fragt man den edeln Greis noch jetzt, warum er dies gethan habe, so antwortet er: „Ich habe meinen Feinden nichts verdanken wollen, nicht einmal das Leben"; dann setzt er auch wohl halblaut hinzu, die Höflichkeit des Engländers sey ihm verdächtig gewesen.

Endlich wurde ein rühmlicher Friede geschlossen; die Engländer verließen den Radscha von God und verpflichteten sich, das ganze Gebiet zu räumen, das sie seit Anfang des Feldzugs eingenommen hatten.

Nach Agra zurückgekehrt, erhielt Loustannau Ehrenbezeugungen, die man bis dahin nur Fürsten und Sultanen bewilligt hatte. Raffaphernis überhäufte ihn mit Schätzen und proklamirte ihn öffentlich als den Löwen des Staates und Tiger der Schlachten. Dieser Titel blieb ihm, so lange er in Ostindien sich aufhielt.

Der Ruf von Loustannau's glänzendem Glücke fand selbst in seiner Heimat, dem Ländchen Béarn, einen Wiederhall. Viele Landsleute kamen zu ihm nach Indien; er empfing sie alle wie Brüder und sorgte dafür, daß sie mit vollen Taschen und sehr befriedigt wieder heimkehren konnten. Um dieselbe Zeit heiratete er die Tochter eines armen Französischen Offiziers, der ebenfalls nach Indien gekommen war, um seine Umstände zu verbessern, aber bis dahin ohne Erfolg gearbeitet hatte.

Unterdeß starb Raffaphernis, der bis dahin Vormund des jungen Mahratten-Fürsten Sabaje-Maduran gewesen; die Vormundschaft kam an den Radscha Sindschah, und die Wesir-Würde ging von ihm auf einen gewissen Rubeteran über, der aus Neid Alles that, was in seinen Kräften stand, um Loustannau zu stürzen.

Einer der mächtigsten Fürsten von Lahohr, Gulam-Chadir, erklärte den Mahratten den Krieg und rückte in Eilmärschen gegen Delhi vor. Die Engländer wußten von diesem Angriffe, leisteten dem Gulam-Chadir jedoch keine thätige Hülfe. Loustannau sammelte ein Heer von 55,000 Mann Fußvolk und 12,000 Reitern; eben sollte diese Armee gegen den Feind aufbrechen, als Rubeteran erklärte, er wolle die Truppen zuvor mustern. Vergebens stellte ihm Loustannau vor, wie nothwendig der augenblickliche Aufbruch sey; Rubeteran bestand auf seinem Vorhaben. Jetzt widersetzte sich Loustannau entschieden der Musterung und machte die Truppen in Gegenwart des Wesir's marschfertig.

Der Krieg wurde mit großer Erbitterung geführt. Gulam-Chadir versuchte mehrmals die schändliche List, den General Loustannau in seinem Lager ermorden zu lassen, und dieser verdankte nur der innigen Ergebenheit seiner Rulja's sein Leben. Sechs Monate waren schon verflossen, und der Krieg dauerte noch fort, immer zum Vortheil der Mahratten; aber während dieser Zeit erhielt Loustannau keinen Sold für seine Truppen und mußte Alles aus eigenen Mitteln bestreiten. Vergebens hatte er verschiedene Reclamationen an Sindschah gerichtet; alle seine Schritte waren ohne Resultat gewesen. Bald überzeugte er sich, daß nur die Rache des Rubeteran ihm jede Hülfsquelle vorenthielt, und so faßte er einen Entschluß, der vielleicht seinem unerschrockenen Charakter besser ziemte, als der militairischen Disziplin.

Loustannau schlug in einer sicheren unangreifbaren Stellung sein Lager auf, stieg mit zehn seiner ergebensten und verwegensten Rulja's zu Pferde und ritt mit verhängtem Zügel bis Delhi, wo er vor dem Palaste des Wesir's abstieg. Er ließ sechs von seinen Begleitern am Eingang zum Diwan-Saale, stürmte mit den vier Uebrigen hinein und winkte allen Anwesenden mit gebieterischer Miene, sich zu entfernen.

Sobald er sich mit Rubeteran allein sah, zog er ein Pistol aus dem Gürtel, setzte es dem Wesir auf die Brust und sprach: „Schon mehr als sechs Monate fängst Du alle Briefe auf, die ich an Sindschah schreibe, und alles dies geschieht aus Neid und Rache. Bis jetzt habe ich die Truppen bezahlt, aber mein Schatz ist erschöpft. Du mußt so lange in die Mündung meines Pistols sehen, bis Du eine Anweisung auf fünftehalb Millionen Rupien für mich und für die künftigen Bedürfnisse meiner Armee unterschrieben hast. Laß den Mann rufen, dessen Du zu diesem Zwecke bedarfst; einer von meinen Begleitern wird ihn abholen; aber beim ersten Schrei, den Du ausstößest, fällst Du leblos nieder!"

Von der furchtbaren und entschlossenen Miene Loustannau's entsetzt, willigte Rubeteran in Alles. Die Anweisung wurde sogleich unterschrieben, die Summe von 4,500,000 Rupien an demselben Tage ausgezahlt, und schon am Abend war der General wieder zu Pferde nach seinem Lager.

Der Krieg endete mit einem der blutigsten Gemetzel, in welchem Loustannau und Gulam-Chadir Mann gegen Mann kämpften; Letzterer hauchte unter einem kräftigen Säbelhieb seines Gegners, der ihm den Kopf spaltete, sein Leben aus, und das Heer marschirte im Triumphe nach Delhi zurück. Sindschah begab sich mit dem jungen Prinzen dahin und erwies Loustannau Königliche Ehrenbezeigungen. Rubeteran wurde verabschiedet.

Der Ruf Loustannau's wuchs mit jedem Tage, und eine Menge Abenteurer aus allen Ländern wollten in seinen Corps Dienste suchen. Mehrere Franzosen, die schon längere Zeit im Britischen Heere dienten, desertirten und gingen zu ihrem gefeierten Landsmann über. Die Mahratten waren damals in Frieden mit der Englischen und Ostindischen Compagnie, und letztere schickte Einen ihrer Offiziere, um die Ueberläufer zurückzufordern. Aber Loustannau verweigerte entschieden ihre Auslieferung, da er wußte, daß ein gewisser Tod ihrer wartete. Der Britische General verklagte Loustannau bei Sindschah, welcher, ohne die Beweggründe der Menschlichkeit, welche seinen Feldherrn geleitet hatten, zu achten, ihm befehlen ließ, die Schuldigen auszuliefern.

Jetzt erhob sich Loustannau und ging, von dem Britischen Abgeordneten begleitet, ins Lager. Kaum angelangt, ließ er zum Aufsitzen blasen und redete die Rulja's also an: „Man will diejenigen zurück haben, die ein edles Vertrauen zu euch geführt hat — wollt ihr sie herausgeben? Ich für meinen Theil werde meine Landsleute nicht hinopfern lassen, so lange meine Rechte den Säbel schwingen kann!" Diese wenigen Worte hatten eine solche Wirkung, daß der Krieg beinahe wieder aufgeflammt wäre; und Sindschah sagte, als er davon Kunde erhielt: „Nein, ich will lieber mit den Engländern brechen, die Loustannau immer besiegt hat, als mit meinem Löwen, den mir Keiner ersetzen wird." Es kam jedoch nicht zum Kriege.

Loustannau befand sich nun schon achtzehn Jahre in Indien. Unterdeß war die Revolution in Frankreich ausgebrochen, und gewaltige Dinge waren geschehen, deren fernen Wiederhall Loustannau's Ohr begierig aufgriff. Er hatte schon mehrere Kinder, und seine Frau lag ihm an, nach Europa zurückzukehren, um daselbst die Früchte seiner Großthaten zu genießen. Er selbst sehnte sich auch nach Frankreich zurück, aber nicht aus Bedürfniß nach Ruhe, sondern aus Eifer, auch einmal im Dienste des Vaterlandes Lorbeern zu erkämpfen. Trotz seiner außerordentlichen Freigebigkeit waren die Reichthümer, die er besaß, ungeheuer; acht Millionen Franken in baarem Gelde schickte er durch einen Handelsmann zu Tschandernagor nach Frankreich, und bevor er Delhi verließ, kaufte er für die dortige katholische Kirche Ländereien von 30,000 Rupien jährlichen Einkommens. Alle Personen, die ihm gedient hatten, wurden reichlich belohnt, und er sicherte die Wohlfahrt aller seiner Landsleute, die in Ostindien zurückblieben.

Als die Vorbereitungen zur Abreise getroffen waren, bat Loustannau den Radscha um Erlaubniß, ihn auf einige Zeit zu verlassen. Sindschah that Alles, was er konnte, um den verehrten Mann von diesem Vorsatz abzubringen. „Deine Abreise", sagte er, „ist der Triumph der Engländer, das Verderben Deines neuen Vaterlandes; Dein altes Vaterland war undankbar: es wußte Deinen Werth nicht zu schätzen; denn Du bist arm hier angekommen. Die Mahratten werden noch vier Mal mehr für Dich thun, als sie bis jetzt gethan haben; Du bist so mächtig wie ich, bist mir so theuer wie ein Vater: also denke nicht daran, von uns zu scheiden."

Loustannau fühlte sich einen Augenblick in seinem Vorsatz erschüttert; aber schon im nächsten Augenblick kehrte die alte Unbeugsamkeit wieder. Er schied, überhäuft mit Ehren und umgeben von einer wogenden Menge, die sich nun hülflos und verwaist glaubte; der religiöse Fanatismus hatte in ihm ein übernatürliches Wesen gesehen.

Als Loustannau das Land der Mahratten verließ, da wich das Glück, das ihn bis dahin ohne Unterbrechung mit seiner Gunst überschüttet hatte, plötzlich für immer von ihm, und sein ganzes übriges Leben war nur noch eine lange Reihe von Widerwärtigkeiten. Er war noch unschlüssig, wo er sich niederlassen sollte, und wollte erst nach seiner Ankunft Grundstücke kaufen. Die Reise war lang und beschwerlich; das Schiff kam mehrmals in Gefahr, zu scheitern; endlich landete es nach sieben Monaten an der Französischen Küste. Unterdeß waren die Assignaten in absoluten Mißkredit gekommen, und für die 8 Millionen Franken in Papier, die Loustannau realisirt hatte, erhielt er kaum 220,000 Franken klingende Münze! Dieses erste Unglück machte auf seinen ungestümen Charakter einen furchtbaren Eindruck; allein er besaß noch ein bedeutendes Kapital in Diamanten; von diesen verkaufte er einen Theil und ließ sich mit seiner Familie — er hatte zwei Söhne und drei Töchter — in Tarbes nieder. Bald darauf wurde ihm das liebste Kind durch den Tod entrissen. Loustannau's Schmerz über diesen Verlust war so groß, daß er in eine Geisteskrankheit verfiel, die erst nach zwei Jahren vollkommen geheilt war. Jetzt ließ er, um seiner unermüdlichen Thätigkeit Nahrung zu geben, einige Meilen von Tarbes entfernt, an der Spanischen Gränze Eisenhämmer anlegen. Ingenieure und Arbeiter aller Art wurden nach einander gerufen; Hochöfen wurden errichtet, und drei Jahre lang hatte es mit den Arbeiten immer besseren Fortgang. Loustannau's ganzes Glück bestand darin, daß er seine Anlagen beauf-

sichtigte und die Gebäude, zu denen er selbst die Pläne gezeichnet, aus dem Erdboden steigen sah.

Loustannau war nahe daran, die Frucht seiner Unternehmung zu ärndten, als der Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausbrach. Bei Gelegenheit der ersten Unfälle, die das Französische Heer erlitt, wurden Loustannau's Gebäude in Brand gesteckt, seine Hochöfen zerstört und alle seine Hoffnungen vernichtet. Der Ruin seines Vermögens war beinahe vollständig, und Loustannau hielt sich nur dadurch aufrecht, daß er die aus Indien mitgebrachten kostbaren Juwelen einen um den anderen verkaufte. So vieles Unglück zerrüttete seinen Verstand; man bemerkte öfter an ihm eine Art religiöser Manie. Seine Familie lebte bis 1815 in einer Mittelmäßigkeit, die nach einer Periode so vielen Glanzes und Wohlstandes schwer zu ertragen war.

Im Jahre 1815 wurde Loustannau's ältester Sohn, der Capitain bei der Kaiserlichen Garde war, bei Waterloo schwer verwundet. Sein Vater glaubte, ihn verlieren zu müssen, und diese bange Besorgniß schien ihm alle seine Geistieskräfte wiederzugeben. Als der theure Sohn wieder hergestellt war, sagte Loustannau sich beständig vor, daß all sein Erwerb verloren sey, und daß seine Familie nach seinem Tode empfindlich würde darben müssen.

Dieser beklemmende Gedanke weckte die ganze Energie seines Charakters von neuem, und er beschloß, wieder nach Indien zu gehen, um die Reste seiner Besitzungen zu suchen, obgleich seit seiner Abreise schon so viele Jahre hingeschwunden waren. Vergebens wollte sein Sohn an seiner Stelle abreisen. Der alte Loustannau schiffte sich im März 1816 nach Aegypten ein. Die Reisekosten bestritt er damit, daß er einen sehr werthvollen Rubin, das letzte Geschenk Sindschah's, in Paris zu Gelde machte. In Aegypten angekommen, fand er nicht die erwünschte Gelegenheit, auf dem Rothen Meere sich einzuschiffen; er ging daher nach Syrien ab und landete bei Saint-Jean d'Acre, um sich der Karawane anzuschließen, die von Damaskus nach Baroffa abgehen sollte. Aber eine gefährliche Krankheit, die ihn zu Acre befiel, zerrüttete seinen Geist von neuem; Anfälle eines religiösen Wahnsinns trieben ihn zur Verschwendung der ganzen Baarschaft, die ihm geblieben war; ja, er vernichtete selbst Kreditbriefe, die er mitgenommen. Jetzt kam eine Zeitlang das Elend mit allen seinen Schrecknissen über ihn, und der gefeierte Loustannau, der Löwe des Staates und Tiger der Schlachten, sah sich gezwungen, als Tagelöhner sein Daseyn zu fristen!!

In diesem traurigen Zustande lernte ihn Herr Kataphago, ein reicher Kaufmann der Levante, kennen und nahm ihn zu sich in sein Haus. Von Zeit zu Zeit hatte Loustannau lichte Augenblicke; alsdann erzählte er von seiner ehemaligen Größe und Herrlichkeit, mußte aber zu seinem Schmerze sehen, daß Alles, was er erzählte, seinen Hörern als eine neue Art von Wahnsinn erschien. Man schrieb nach Frankreich, man bat um Aufschlüsse über den außerordentlichen Mann; endlich kam sein Sohn, der seit zwei Jahren keine Nachricht von ihm erhalten, nach Syrien und fand seinen unglücklichen Vater fast gänzlich des Verstandes beraubt. Die Reise nach Indien war jetzt unmöglich geworden. Der Capitain hatte die letzten Trümmer des väterlichen Vermögens zusammengerafft. Er blieb in Syrien und pflegte seinen Vater mit rührender Sorgfalt, in der Hoffnung, ihn sich selbst wiederzugeben.

Um eben diese Zeit hörte die weltbekannte Lady Esther Stanhope von dem Unglück und Wahnsinn des Greises. Man weiß, wie sehr diese Frau für alles Ungewöhnliche sich interessirte. Damals von allem Zauber umflossen, den Reichthum, Schönheit und excentrische Ideen ihr geben konnten, wollte sie dem alten Loustannau und seinem Sohne ein Asyl gewähren. Beim ersten Anblick des Letzteren fand sie in ihm die überraschendste Aehnlichkeit mit einem jungen Französischen Offizier, der ehemals ihr Geliebter gewesen. In den Zeichnungen seiner Hand, an der Form seines Fußes, ja in den Sternen selbst glaubte sie zu lesen, daß Capitain Loustannau's Leben von dem ihrigen ungetrennt bleiben sollte. Indeß hatte der Capitain Indien nicht aus dem Gesichte verloren; er hoffte immer noch, dort einige Trümmer des unermeßlichen Vermögens zu entdecken, das sein Vater dort zurückgelassen. Aber Lady Stanhope hielt ihn von der Reise zurück und nahm es über sich, Alles zu thun, was in ihren Kräften stand, um den alten General wieder in den Besitz des Restes seines Vermögens zu setzen; aber in dem langen Zeitraum, der seit Loustannau's Abreise von Ostindien verflossen war, hatte sich gar Vieles verändert. Durch Lord Wellesly's (Wellington's) Siege war ein großer Theil des Mahratten-Landes Britische Besitzung geworden. Sindschah lebte nicht mehr; der junge Prinz Sahaje-Maduran war ebenfalls todt, und die Besitzungen Loustannau's befanden sich in fremden Händen.

Das Schicksal oder der Zufall hatte zwei so seltsame Individualitäten wie Loustannau und Lady Esther in einem kleinen Winkel Syriens zusammengebracht. Sie führten lange mystische Gespräche mit einander. Lady Stanhope sah in dem alten General einen Propheten, der ihren Triumph vorbereiten sollte.

Der Capitain suchte darin, daß er Haus und Güter der Lady verwaltete, eine Zerstreuung in seinem Unglück und seiner sonderbaren Existenz. Lady Esther bewies ihm bis an seinen Tod, der, wenn ich nicht irre, 1825 erfolgte, die zarteste Sorgfalt und Aufmerksamkeit. Ihre Neigung zu ihm war gleichsam eine verklärte und religiöse Liebe, die sich mit den ersten Neigungen ihrer Jugend und besonders mit der wunderlichen Idee mischte, daß sein Daseyn mit dem ihrigen nothwendig verknüpft seyn sollte. Als er gestorben war, ließ sie ihn in ihrem Garten beerdigen; jeden Tag besuchte sie zwei Mal das Grab, streute Blumen darauf und saß lange in Träumerei versunken vor demselben.

Indeß steigerte sich Loustannau's Geisteszerrüttung nach dem Tode seines Sohnes. Von den bizarren Ideen der Lady Stanhope vollends wahnsinnig

blicke versüßte. Eine Zeitlang bildete er sich ein, er sey berufen, gegen Napoleon zu kämpfen, welcher nach seiner Meinung als Antichrist wieder auf Erden erschienen war. Im Jahre 1831 behauptete er, König von Jerusalem werden zu müssen, sobald die Zeiten erfüllt seyn würden. Er hatte damals eine lebhafte Debatte mit Lady Esther; denn er bestand darauf, die gesattelte Fuchsstute sey für ihn bestimmt, wogegen Lady Stanhope beim Einzuge in Jerusalem nur die weiße Stute besteigen dürfe und, als sein Weib, zu seiner Linken und ein wenig hinter ihm reiten müsse. Man weiß, daß die sonderbare Frau beide Pferde, auf denen noch Niemand geritten war, immer gesattelt und geschirrt im Stalle hielt: eines war für den Messias bestimmt und das andere für sie selber, wenn sie ihn bei seinem feierlichen Einzuge in Jerusalem, als Königin von Palmyra und Jerusalem, begleiten sollte.

Bald nach dieser großen Kontroverse glaubte Lady Stanhope in den Sternen zu lesen, daß sie jetzt Loustannau von sich entfernen müsse; sie ließ in Abra, einem Dorfe bei Saida, zwei Meilen von ihrer Wohnung in Dschuni, ein bequemes Haus zu seiner Wohnung einrichten; aber sie widmete dem Greise nach wie vor die größte Aufmerksamkeit und ließ es ihm an nichts fehlen, was zu seiner Existenz und zu seinem Comfort nöthig war.

Lady Esther Stanhope starb im Juni 1839, wenige Tage vor der Schlacht bei Nisib, die sie auf eine erstaunenswürdige Weise prophezeit hatte. Die Zeiten ihres Wohlstandes waren auch vorüber; sie hinterließ sogar beträchtliche Schulden, und ihre Gläubiger stritten sich um die geringe Verlassenschaft. Durch den Tod seiner Wohlthäterin wurde Loustannau ganz hülflos; der Französische Konsular-Agent zu Saida ließ ihn nach dieser Stadt bringen und gab ihm eine kleine Wohnung im Vordergebäude des Französischen Hospizes. Hier fristet jetzt der ehrwürdige Greis, der in Hindostan unermeßliche Reichthümer besessen, zahlreiche Heere angeführt, große Siege erfochten, einen Haufen Franzosen und anderer Europäer bereichert — von milden Gaben sein zerfallenes Daseyn! Hier ist er noch ein Gegenstand der Bewunderung für die Einwohner und für die zahlreichen Reisenden, die jene Gegenden besuchen. Schon seit vielen Jahren glaubt man in Europa, daß er todt sey, und im geistigen Sinn des Wortes ist er es leider in der That; allein er hat auch lichte Zwischenräume in seinem stillen, andächtigen und durchaus gutmüthigen Wahnsinn. Zu seinem Glücke scheint er sein Gedächtniß fast gänzlich verloren zu haben, und von seiner ehemaligen Größe ist ihm nur noch der Titel, den er bei den Mahratten geführt, deutlich in der Erinnerung. Oft wiederholt er mit Stolz, daß man ihn den Löwen des Staats und den Tiger der Schlachten geheißen habe; und dann setzt er mit einer Art von Wehmuth hinzu: „Jetzt aber bin ich nur ein armer Bettler!“

Norwegen.

Ein Weihnachtsfest in Norwegen.

Der bloße Gedanke an ein Weihnachtsfest in einer so nordischen Gegend wird dem geneigten Leser ein Fröstlein verursachen. Er träumt sich schweigsame Wälder, große gefrorene Seen und Flüsse mit Eisdecken; das zum Feste versammelte Volk erscheint ihm in seiner Einbildung als ein Haufe blaunasiger, mit Frostbeulen behafteter, mit den Zähnen klapperuder Geschöpfe, die sich zusammenkauern, um einander warm zu halten, und Branntwein trinken, um lustig zu werden. Der Leser hat halb Recht und halb Unrecht. Freilich hat Norwegen seine meilenlangen und nächtig dunkeln Wälder, seine prächtigen Seen, seine Flüsse, die den Schaum von Wasserfällen ins Meer wälzen; aber seine Bewohner sind das munterste, aufgeweckteste, gemüthlichste, gastfreste Völkchen, das man nur sehen kann. Sie haben um Weihnachten und zu anderer Zeit ihre Gesellschaften, in denen man sich sehr wohl fühlt. Eine Menge von Lichtern erhellt das Zimmer; eine Fülle von Speisen und Wein steht auf dem Tische, und alle Gesichter verkünden die herzlichste Heiterkeit. Ich werde noch lange und voll dankbarer Gefühle des 25. Dezembers 1840 gedenken, den ich in einem Pfarrhause am Ufer des Glommon verlebte. Die Sonne strahlte an jenem Tage von einem ganz wolkenlosen Himmel über das beschneite Land, und obwohl das Thermometer 18° Reaum. unter Null zeigte, so hatte die helle kalte Luft doch etwas Wohlthätiges und Erfrischendes für Leib und Seele. Der benachbarte herrliche Wasserfall von Sarp donnerte in mein Ohr, aber das heitere Wetter schien sein furchtbares Tosen gemildert zu haben.

Nachdem ich in meiner Wohnung ein gutes Frühstück eingenommen hatte, setzte ich meine Zobelmütze auf, zog wollene Handschuhe an, warf meinen Mantel aus Sibirischem Pelz über die Schultern und glitt in einem Schlitten nach der Pfarrkirche. Eine Norwegische Kirche gewährt immer einen interessanten Anblick, obschon sie ganz ohne architektonische Zierrathen ist und auch jedes anderen Schmuckes entbehrt: diese dicken Mauern aus unbehauenem Steine, der roth angestrichene hölzerne Glockenthurm mit seinem bescheidenen Glöckchen, die hölzernen Denkmäler auf dem Gottesacker, deren Formen eben so mannigfach als geschmacklos sind, endlich die schlichte Kleidung und Haltung der Gemeinde harmoniren sehr gut zu der wilden und grandiosen Natur des Landes.

Der Gottesdienst in Norwegen scheint mir von dem in anderen lutherischen Ländern nicht verschieden. Nur an gewissen Festen, wie z. B. Weihnachten, besteht ein kirchlicher Brauch, der mir neu war und den ich, aufrichtig gesagt, nicht unbedingt gutheißen kann. Der Prediger geht nach abgehaltener Predigt in einem sehr katholisch aussehenden Mantel an den Abendmahls-

der Kirche eine Gabe an Geld, die auf den Tisch gelegt wird. Zuerst verlassen die Milizen des Distriktes ihre Betstühle, marschiren einen Mann hoch mit klirrendem Säbel um den Tisch, verneigen sich vor dem Prediger und legen ihre respektiven Beiträge nieder, die gewöhnlich in zehn bis zwölf Skilling bestehen, einer sehr kleinen, aber für so arme Leute schon bedeutenden Summe. Nach ihnen kommt die wohlhabendere Klasse, deren Gaben von zwei Mark bis zwei Thaler betragen.

Als der Gottesdienst an jenem Tage vorüber war, begaben sich Viele von uns, zu denen auch ich gehörte, einer Einladung des Predigers Folge leistend, zum Mittagessen in seine Wohnung. Nach höflichen Begrüßungen, die ich mit der biederen Wirthin, ihren hübschen Töchtern und der ganzen Gesellschaft austauschte, wurde mir eine Pfeife Tabak gereicht, die erste Aufmerksamkeit, die man jedem männlichen Gaste beweist, wenn er ein Norwegisches Haus betritt. Aber schon nach wenigen Minuten mußte ich von den Erfrischungen kosten, die in Norwegen jedem Diner vorangehen. Auf einen Tisch in demjenigen Zimmer, wo die Gesellschaft so lange verweilt, bis man zum Essen ruft, wird eine Speisetrage gesetzt, mit zwei Klärkannen, von denen die eine starken farblosen Branntwein des Landes, die andere aber Franzbranntwein enthält. Außerdem bietet man den Gästen Butterbrod, Wurst, harte Eier, dünne Schnittchen Käse und zuweilen einen Kartoffel-Salat mit Zwiebeln als Vorkost an. Ein Ausländer verdirbt sich an diesen leckeren Erfrischungen den Appetit zum Diner; der Norweger aber nimmt eine gute Quantität davon zu sich und steht noch tüchtig seinen Mann, wenn es ans eigentliche Diner geht. Die Damen bedient man mit leichteren Erfrischungen: feine Liqueurs vertreten bei ihnen die Stelle des Branntweins, und Phiolen mit eingemachten Früchten werden den gröberen Artikeln substituirt. Wir waren noch nicht lange bei der Vorkost, als der Diener das anstoßende Zimmer öffnete und ausrief: "Spiser paa bordet! (Die Speisen sind auf dem Tische!)

Diese Ankündigung wurde von Wirth und Wirthin laut wiederholt, und gleich wanderte Alles in den Speisesaal. Wir nahmen hinter einer Reihe kegelförmig aufrecht stehender Servietten und dunkelgrüner Flaschen mit vin ordinaire unsere Plätze ein, worauf das Werk der Zerstörung begann. Fische, Geflügel, frisches und gepökeltes Fleisch, Kuchen, eingemachtes Obst und Saucen machten vielmals die Runde; doch gab es auch ansehnliche Pausen, in denen man Nationallieder sang oder Gesundheiten trank. Fast drei Stunden vergingen recht angenehm bei dieser Mahlzeit, und es ereignete sich sonst keine Fatalität, als daß die Dienerschaft einigen Gästen etwas Bouillon oder Sauce auf die Kleider goß.

Nach der Mahlzeit erhebt sich zuerst ein älterer Gast und ruft: „Dank für die Bewirthung!" Alle seine Mitgäste wiederholen diesen Ausruf und verneigen sich dann vor Wirth und Wirthin, die an beiden Enden des Tisches sitzen. Bisweilen verneigt sich ein Gast nach dem oberen Ende, während sein Nachbar in entgegengesetzter Richtung eine Reverenz macht, und Beide stoßen von hinten an einander — der lächerlichste Toast, den man sich denken kann. Darauf wird in einem anstoßenden Zimmer aus Meerschaumköpfen geraucht und Kaffee geschlürft. Die Zeit zwischen dem Kaffee und dem Thee, den man um sieben Uhr reichte, verging unter allerlei geselligen Spielen und Scherzen, in deren Verlaufe wir mit Punsch und Birkop (Bischof) bewirthet wurden.

Während des Theetrinkens hatten wir Zeitvertreibe von eigener Art. Vier oder fünf Knaben in weißen Chorhemden und mit papiernen Mützen auf den Köpfen traten ins Zimmer. Der Eine von ihnen trug eine ungeheure Laterne aus Papier in Form eines Sterns, die bunt bemalt war und wie ein Mühlrad sich umschwang; ein Anderer aber eine kleine Laterne von Glas, die zwei Puppen enthielt, welche ein sitzendes Weib und ein Kind in einer Wiege darstellten. Die Wiege wurde durch eine kleine Kurbel in schaukelnder Bewegung erhalten, als ob die sitzende Frau mit dem Fuße daran stieße. Beide Knaben sangen ein Weihnachtslied, das die an sich schon sehr verständlichen Symbole erklärte.

Man entließ die Knaben mit einer kleinen Belohnung, und bald nach ihnen kam eine ganze Reihe anderer, die schon etwas größer und militairisch gekleidet waren. Diese trugen Masken und bemalte Stülphüte von Papier mit großen Troddeln. Sie stellten sich in Reihe und Glied, salutirten auf das Kommando ihres Anführers und marschirten beim Schall eines alten kupfernen Kessels wieder ab. Als diese ungebetenen Gäste uns verlassen hatten, mußte man auf neuen Zeitvertreib denken.

Unsere Wirthin und einige Damen von der Gesellschaft verloren sich allmälig aus dem Zimmer und ließen nach Ablauf einiger Zeit das männliche Personal, Einen um den Andern, in die Studirstube des Predigers bescheiden. Beim Eintreten sah man eine sehr reizende junge Dame in einem Lehnstuhl sitzen: eine leichte Schärpe von Musselin hing anmuthig von ihren Schultern, und ein Kranz schmückte ihr Haar. Die Schöne wurde Jedem, der eintrat, als eine Fürstin angekündigt, welche die Huldigung ihrer Hofleute annehmen wollte; allein diese Huldigung sollte nicht in gleißnerischen, entwürdigenden Ceremonien, sondern, aller Hof-Etikette zum Trotz, in einem herzlichen Kusse auf den Mund bestehen. Das war eine eben so überraschende als angenehme Zumuthung. Wer könnte einen Augenblick sich besinnen, wenn er eine liebreizende Fürstin küssen sollte? Wer möchte ihr nicht lieber ein Dutzend Küsse geben, als einen?

Jeder Kavalier ging, sobald er von dieser ihm bewilligten Gunst unterrichtet war, eilenden Schrittes auf die schöne Fürstin los; aber die Ceremonienmeisterin warf sich schnell dazwischen: „Halt, mein Herr!" rief sie, „noch ist eine Förmlichkeit zu beobachten; die Augen müssen verbunden seyn!" "Das war eine verdächtige Bedingung, die mehrere von den Günstlingen noch hart am Fußschemel der Prinzessin unschlüssig machte. Doch was sollten sie thun? Ein Kuß mit verbundenen Augen ist am Ende besser als kein Kuß mit offenen. Dazu war das Lächeln der Dame so bezaubernd, daß Keiner lange widerstanden hätte. Jeder überwand seine Skrupel, ließ sich geduldig zur Blindekuh machen und küßte nun, so zu sagen, im Sack. Darauf nahm man ihm die Binde von den Augen und — Puh!! Macbeth selbst konnte dem Geist nicht mit größerem Entsetzen ins Gesicht stieren, als der getäuschte Küssende dem Gegenstande, der jetzt vor ihm war. Statt des allerliebsten Mädchens mit dem niedlichen Munde, der rosigen Wange und dem wallenden Haar sah er eine plumpe muskulöse Figur in gewöhnlicher Mannskleidung, die eine mit Kienruß beschmierte Maske vor dem Gesicht hatte. O ekelhafte Täuschung, grausame Fopperei! Ich für meinen Theil konnte noch von Glück sagen; denn als die Reihe an mich kam, riß ein Freund, der mir zunächst stand, gerade in dem kritischen Moment die Binde von meinen Augen.

Da es unterdeß ziemlich spät geworden war, rief man uns zum Abendessen. Das Mahl bestand aus den Ueberresten vom Mittag, mit einigen Zugaben, und dauerte nicht lange. Wir kehrten darauf in das anstoßende Zimmer zurück, die Herren, um eine Pfeife zu rauchen, und die Damen, um vor dem Aufbruch ein vertrauliches tête-à-tête zu haben. Man befahl den Stallburschen und Knechten, unsere Fuhrwerke bereit zu halten, und ein ungeheurer Haufe von Röcken, Mänteln, Schlittstiefeln, Schärpen, Mützen und Handschuhen wurde zum Erwärmen an den Ofen gebracht.

Wir konnten unsere Pferde vor dem Hause wiehern und ihre Glöckchen klingen hören; so hüllten wir uns in unser Winterkostüm, und Alles schied unter herzlichem Händeschütteln von einander. Tak for i dag (Dank für diesen Tag) — Gud velsigne dem (Gott segne Sie) — Sov vel (Schlafet wohl) — Kom snart igien (Kommet bald wieder) — God nacht (Gute Nacht) und andere Abschieds-Formeln gingen in biederem Ton und mit herzlicher Freundlichkeit von Munde zu Munde.

Wir verließen die gastfreie Pfarrwohnung, gaben den Burschen, die unsere Pferde anspannten, einige Skilling und fuhren bei schönem Mondschein, den der Schnee noch heller machte, sehr befriedigt heimwärts. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Saubere Romane unserer Zeit. Wir haben kürzlich erwähnt, auf welche Weise jetzt in Frankreich und England Romane und Novellen durch Zeitungs-Feuilletons und eigens dazu gegründete Monatschriften (wie Ainsworth's Magazine) zuerst veröffentlicht werden. Früher war es die eben nicht sehr reizende Eigenthümlichkeit Deutscher Zeitschriften, bändelange Erzählungen in unendlichen Bruchstücken durch einen ganzen Jahrgang als stehenden Artikel mitzutheilen. In dieser Mode wären wir also den Franzosen und Engländern zuvorgekommen; es fragt sich nur, ob unsere Zeitschriften, durch ein so einflußreiches Beispiel verlockt, sich vor einem Rückfall in jene langweilige Krankheit werden bewahren können. Die Belgier, die bekanntlich in sehr vielen Stücken die Affen und Papageien der Franzosen sind, haben bereits auch angefangen, diese neue Mode mitzumachen, und so finden wir z. B. des saubern Herrn Frederic Soulié unsauberen Roman „Si jeunesse savait! si vieillesse pouvait!" in den Feuilletons mehrerer politischen Blätter, wie z. B. in dem zu Brüssel erscheinenden Globe und im Précurseur d'Anvers, abgedruckt. Da in jeder Woche nur ein Kapitel dieses dreibändigen (bisher auch in Paris noch nicht vollständig erschienenen) Romans publizirt wird, so kann man sich denken, welche lange Ergötzlichkeit den Lesern der gedachten Blätter bevorsteht. Noch eine größere Infamie, als diesen in doppelter Beziehung unmoralischen Nachdruck, gestatten sich jedoch einige andere Belgische Zeitschriften, die, wie z. B. das in Brüssel erscheinende „Muséum Littéraire", ein sittenloses Buch, das ein gewisser A. Luchet in Paris unter dem Titel Un nom de famille publizirt hatte und gegen welches die Französische Justiz eingeschritten war, so daß der Verf. zu einer namhaften Geldbuße, sein Buch aber zur Confiscation und Vernichtung verurtheilt wurde, nunmehr in einzelnen Lieferungen vollständig wiedergeben! Um nur von der politischen Gesinnung dieses Buches, dessen hauptsächlicher Zweck die Zerstörung aller Familienbande und gewissermaßen die Apologie der Blutschande ist, einen Begriff zu geben, theilen wir nachstehende Stelle daraus mit: „Nur allzu schnell sind Eure Arme, erhabene Gleichmacher von 93, müde geworden! Alles mußte niedergehauen werden! Bis auf die Wurzel mußtet Ihr jene Adels-Pflanze ausrotten und ihre Brut bis zu den Säuglingen vertilgen! Zum Tode verurtheilen, welche Thorheit! Als ob die Assisen hundert Jahre dauern könnten! Was vermag Robespierre, wo nur Attila an seinem Platz gewesen wäre, was das Beil, wo man mit Donnerkeilen tödten mußte!..." — Bliebe uns nicht die begründete Voraussetzung, einen Schriftsteller, der so etwas nicht ironisch, sondern im Ernste niederschreibt, für verrückt zu halten, so müßten wir wirklich an dem sittlichen Prinzipe des Zeitalters, dem er angehört, verzweifeln.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Redigirt von C. Reimann. Gedruckt bei M. M. Kahn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlobl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Sonnabend den 26. März 1842.

Nord-Amerika.

Die Indianer jenseits des Missisippi. *)

(Nach der Edinburgh Review.)

Als die ersten Europäer in Nord-Amerika landeten, schätzte man die wilden Stämme, die es bewohnten, auf ungefähr 16 Millionen Seelen. Diese Zahl ist allmälig bis auf zwei Millionen zusammengeschmolzen, wovon zwei Drittel zu den Gränzvölkern gehören, die mit den Weißen in beständiger Verbindung stehen und sich nicht mehr im Naturzustande, sondern in einem weit schlimmeren befinden; in die Laster des civilisirten Lebens eingeweiht, durch die unter ihnen eingeführten Krankheiten geschwächt, in ihrem Nationalgefühl und ihrer Ehre gekränkt, der weiten Gefilde beraubt, wo sie durch die Jagd ihren Unterhalt gewannen, sind jetzt diese Stämme das nackte, rohe, grausame Geschlecht geworden, als welches einige Schriftsteller, in der Absicht, das ihnen erwiesene Unrecht zu beschönigen, die ganze rothe Menschenrace dargestellt haben.

Catlin hat diese Alle hinter sich gelassen und seine Wanderungen ausgedehnt, bis er den wenigen Ueberbleibseln der hochherzigen, unverdorbenen Naturkinder begegnete; diese sah er unter den günstigsten Auspizien, um ihren wahren Zustand kennen zu lernen. Er lebte mit ihnen als ihresgleichen, hatte keine Handelspläne auszuführen und hütete sich, ihren Argwohn durch das wohlgemeinte, aber verdächtige Predigen einer neuen Religion zu erregen; die Jagdflinte und den Crayon in der Hand, zeichnete er alles Denkwürdige auf und begnügte sich damit, das zu beschreiben, was er wirklich sah, indem er weislich die Untersuchung der älteren Geschichte eines Volks, das keine Schrift kannte, aufgab. Seine Bemerkungen und Skizzen wurden nach New-York geschickt, und die Resultate derselben erscheinen jetzt zum Theil in einer Gallerie, die seit einiger Zeit in London ausgestellt ist und ungefähr 400 Abbildungen Indianischer Figuren und Scenen, mit Proben ihrer Kleidung, Handarbeiten, Geräthen und Waffen, enthält; zum Theil in vorliegendem Werke, worin sich Kupfer der meisten dieser Proben und Abbildungen befinden, die von einer sehr anziehenden, schlichten Erzählung seiner Reisen im „entfernten Westen" begleitet werden.

Den Umfang seiner Untersuchungen beschreibt der Verfasser folgendermaßen: „Ich habe in dieser Beschäftigung ungefähr acht Jahre zugebracht, während welcher Zeit ich mich meistens im Innern des Indianer-Landes aufhielt und so viel als möglich ihre Lebensweise annahm, um desto besser mit ihren abergläubischen und religiösen Gebräuchen, dem Schlüssel zu ihrem Charakter und ihrer Eigenthümlichkeit, bekannt zu werden. So besuchte ich 48 größtentheils der Sprache nach verschiedene Stämme, welche 400,000 Seelen enthalten mögen." In geographischer Hinsicht erstreckt sich das von ihm bereiste Land von der Vereinigung des Yellow-Stone- (Gelben Stein-) Flusses mit dem Missuri, im 50sten Grade nördlicher Breite, bis Pensacola am Mexikanischen Meerbusen, und vom Missisippi-Thal gegen Westen fast bis zum Felsengebirge. Wir wollen ihm nicht auf dieser ganzen Route folgen, sondern uns gleich an die Mündung des Yellow-Stone versetzen, welche so weit nach Sonnenuntergang zu entfernt liegt, daß, selbst wenn wir mit Hülfe eines Ballons in gerader Linie eine Reise dahin antreten könnten, wir doch beim Anhalten in Halifax, um die Gase zu erneuern, nur etwas über die Hälfte unseres Weges zurückgelegt haben würden. Doch selbst hier fand sich Catlin nicht außer dem Bereiche der Civilisation; er kam auf einem Dampfboote an, wohnte in dem von der Pelz-Compagnie errichteten Fort und trank am Tische des Kommandanten Portwein und Madeira. Um dieses Fort lagerten sich zahlreiche Schaaren der Crows (Krähen) und Blackfeet (Schwarzfüße), zweier der mächtigsten noch in Amerika übriggebliebenen Nationen, die noch nicht durch die Nähe der Traders (Handelsleute) des Westens verdorben sind. Obgleich unter sich in erbitterter Fehde lebend, trafen sie doch im Umkreise des Forts wie auf neutralem Boden zusammen und drängten sich in das Atelier des Malers, wo sie mit Erstaunen und Furcht die wunderbare Fertigkeit bemerkten, mittelst der er Duplikate ihrer selbst hervorbrachte. Nichts ist merkwürdiger und für den Charakter der verschiedenen Völker bezeichnender, als der Begriff, den sie sich von seiner Kunst machten. Einige erwiesen ihm eine bis zur Anbetung gesteigerte Bewunderung; nur den Würdigsten wurde erlaubt, ihre Portraits malen zu lassen, und wer zu dieser Ehre auserlesen wurde, brachte mehrere Stunden damit zu, sich aufs beste zu schmücken, um mit gehörigem Anstande zu erscheinen. Andere Stämme betrachteten diese Kunst mit Grausen — die Bilder schienen ihnen Leben zu besitzen und sie überall mit den Augen zu verfolgen; der Maler mußte dem Original einen Theil seines Daseyns geraubt haben und dieser nun dem Tode verfallen seyn. Als Catlin einige Büffel abgemalt hatte, wurde er gebeten, sie nicht wegzunehmen, weil ihnen sonst keine zur Jagd übrig bleiben würden. Unter den Sioux wurde ein Häuptling, den er abgebildet hatte, von der Furcht geplagt, sein Bild werde nach seinem Tode fortleben, ihn im Grabe quälen und am Schlafe verhindern. Ein Anderer, dessen Züge nur im Profil wiedergegeben worden, wurde von einem Nebenbuhler mit den Worten verspottet: sein halbes Gesicht sey ausgelassen, weil es zu nichts tauge. Diese Bemerkung veranlaßte einen Streit und kostete Beiden das Leben. Unter Allen wurde die Kunst als eine höchst geheimnißvolle anerkannt, und Catlin erlangte durch sie den Ruf eines „Arznei-Mannes".

Dieses Wort: „Arznei", ist die Benennung, womit die Indianer alles ihnen Unverständliche belegen, oder vielmehr die Uebersetzung mehrerer Wörter, die in ihrer Sprache dasselbe bedeuten; sie verbinden aber eigentlich damit auch den Begriff der Magie, da es sowohl Ehrfurcht als Bewunderung ausdrückt und mit ihren religiösen Gefühlen in der engsten Gemeinschaft steht. So war Catlin's Flinte, da sie ein Perkussionsschloß hatte, nicht weniger „Arznei" als sein Pinsel; das Dampfboot ist „das große Arznei-Kanot mit Augen", das seinen Weg durch die schlängelnden Flußarme findet und immer auf der Linie des tiefen Wassers bleibt — ein fallender Stern ist „Arznei" — ein gelber Bär oder weißer Büffel „sehr große Arznei" und wird fast vergöttert. Jeder Krieger hat auch einen aus Häuten verfertigten „Arznei-Beutel", den man für die Gabe des großen Geistes hält und als Talisman im Leben und im Tode bewahrt. Mit dem Verlust dieses Beutels in der Schlacht ist die größte Schmach verbunden — eine Schmach, die nur durch die Erwerbung eines zweiten von einem getödteten Feinde verwischt werden kann, in welchem Falle dieser dem Besitzer zu noch größerer Ehre gereicht. Die Verehrung eines solchen Talismans ist einem so kriegerischen Volke sehr angemessen, dem, wie den alten Skandinaviern, die Religion nichts als eine Vergötterung der Tapferkeit ist. Die Feigheit ist bei ihm, wie sie bei Jenen war, das größte Verbrechen, und die höchsten Eigenschaften bestehen darin, der Gefahr zu trotzen, den Feind zu verachten, Hunger und Schmerz zu ertragen und mit Ruhm zu sterben. Auch das von beiden Völkern geträumte künftige Leben bietet eine auffallende Aehnlichkeit dar: der Normannen-Held glaubte sich auch nach seinem Tode mit dem Kriege und der Jagd zu beschäftigen und nach vollbrachter Arbeit beim Meth-Becher in den Hallen Odin's auszuruhen; der Indianer sieht den schönen Prairieen *) entgegen, wo der große Geist seine Kinder empfängt, unzählige Büffelheerden weiden und der weiße Kaufmann sich nicht mehr aufdrängt. Die Todten werden daher auf gleiche Weise begraben und mit Mundvorrath für ihre weite Reise, so wie mit Pferden und Waffen zu ihrer Ausrüstung in jener Welt, versehen.

Diese Analogie ist bemerkenswerth — nicht, daß irgend eine Verwandtschaft oder ältere Verbindung beider Völker daraus abzuleiten sey, sondern als Beweis, wie die Religion eines Volkes aus seinen Sitten hervorgeht, da zwei Nationen in verschiedenen Zeitaltern und entgegengesetzten Hemisphären — beide jedoch aus kriegerischen Nomaden bestehend, die von der Jagd leben und sich ungefähr auf gleicher Stufe der Civilisation befinden — so in ihren Gebräuchen zusammentreffen.

Im Fort Yellow-Stone war unser Verf. Zeuge der Gaukeleien, die ein „Arznei-Mann" bei einem der Schwarzfuß-Indianer vornahm, den die Büchse eines Knistenoh gefährlich verwundet hatte. Diese „Arznei-Männer" sind die Einzigen, die sich der Würde von Priestern oder Dienern der Religion nähern, womit sie die Ausübung der Heilkunst, des Wahrsagens und der Zauberei verbinden; sie genießen bei allen Stämmen besondere Verehrung und großes Zutrauen. Ihre Kleidung besteht in der Haut eines gelben Bären, dessen Kopf den ihrigen bedeckt; ringsum hängen als Zaubermittel die ausgestopften Bälge aller möglichen seltenen und häßlichen Thiere, als Frösche, Schlangen und Fledermäuse; die Schwänze, Schnäbel und Zehen von Vögeln, Hufe von Hirschen, Böcken und Antilopen — mit einem Worte Schweife, Reste und Läppchen aller laufenden, fliegenden und schwimmenden Geschöpfe dieses Welttheils.

*) Letters and Notes on the Manners, Customs and Condition of the N. A. Indians, by George Catlin. 2 vols. London, 1841.

*) Die weiten, grasreichen Steppen in den westlichen Staaten Nord-Amerika's werden Prairien genannt.

An den Ufern des Missuri, 200 Engl. Meilen oberhalb des Forts, landete Catlin unter den Mandanen, bei denen er einige Zeit zubrachte, da er in Folge seiner geheimnißvollen Kunst, für die sie die tiefste Ehrfurcht empfanden, zu allen ihren feierlichen Ceremonien zugelassen und von den ausgezeichnetsten „Arznei-Männern" als Bruder behandelt wurde. Er nahm hier, so zu sagen, den Doktorgrad an und hieß „der große doppelte Arznei-Mann". Diese Mandanen sind oder waren vielmehr, die gebildetsten und gesittetsten der Nord-Amerikanischen Aboriginer; von mildem, arglosem Charakter, nahmen sie Fremde mit Zuneigung auf und waren unter der Benennung der „gastfreien und höflichen" Mandanen bekannt. Catlin giebt von diesem Volk eine äußerst malerische Beschreibung. Sie führen ein Leben, das durchaus keinen Anstrich Europäischer Civilisation hat und dennoch würdevoll und angenehm ist; mit allen Bedürfnissen und manchen Bequemlichkeiten des Daseyns versehen, ist es wohl dazu geeignet, die Fähigkeiten des Geistes und des Körpers, die ihre Lage erfordert, zu entwickeln und zu vervollkommnen. So werden ihre Knaben nach einem sorgfaltigen Unterrichtsplan erzogen, täglich in der Indianischen Kriegsdisziplin geübt, mit kleinen Bogen und Grasspeilen bewaffnet und in zwei Heerhaufen getheilt, welche die Manöver einer regelmäßigen Schlacht ausführen. Wird einer von ihnen von einem Pfeile getroffen, so muß er niederfallen, worauf der Sieger herbeieilt, die nachgebildete Skalpirlocke wegreißt und sie zum Beweise seines Muthes vorzeigt. So müssen die Jünglinge bei der Aufnahme unter den „Tapferen" furchtbare Prüfungen aushalten; sie werden nach viertägigen Fasten und Wachen einer Reihe freiwilliger Qualen unterworfen, wovon kein Europäer auch nur die Hälfte überleben würde, die aber nur die Standhaftigkeit des jungen Mandanen erproben und ihm seine künftige Stellung unter den Kriegern anweisen. Alle Jahre werden diese Feierlichkeiten zu der Zeit wiederholt, wo der Weidenbaum seine ersten Bluthen treibt und den Wechsel der Jahreszeiten verkündigt; sie bilden einen Theil eines großen Festes, das, wie Catlin glaubt, sich auf ihre Ueberlieferungen vom Sündenfall und von der Sündfluth bezieht. Eine den bösen Geist darstellende Figur durcheilt das Dorf und wird, nachdem sie ihre zerstörende Gewalt auszuüben versucht hat, durch den mächtigen Stab des „Haupt-Arzneimannes" gebändigt und fortgetrieben. Dieses ganze Schauspiel wird von Tänzen begleitet, welche, wie bei allen rohen Völkern, zum Gottesdienst gehören und je nach der Veranlassung Dank oder Gebet ausdrücken; der Büffeltanz findet statt, wenn das Wild fehlt und eine Hungersnoth bevorsteht, der Skalptanz nach einem Siege, dessen auserlesene Beute dem großen Geist als Opfer dargebracht wird, der Schneetanz als Danksagung für den ersten Schnee, der dem Jäger so willkommen ist, da dieser in seinen Schneeschuhen über das aufgethürmte Treibeis setzen kann, das den Büffel in seine Tiefe zieht und ihn seinem Verfolger als eine leichte Beute überliefert.

Nicht alle Mandanen aber willigen darein, sich jener furchtbaren Prüfung zu unterwerfen; es besteht auch unter ihnen eine höchst merkwürdige Menschenklasse, die verächtlich „Dandies" (Stutzer) genannt wird. Diese besitzen große, aber weibische, körperliche Schönheit, die sie nie der Gefahr aussetzen; sie entziehen sich den Beschwerden des Kriegs, enthalten sich der Büffeljagd und der kräftigen Spiele, die den Kriegern zur Erholung dienen, und bleiben immer im Lager, wie die Hummeln im Bienenschwarm — kämpfen nicht wie Männer und arbeiten nicht wie die Frauen, sondern schlendern in ihrem besten Staate herausgeputzt und mit schimmernden Zierrathen geschmückt im Dorf herum. Viele dieser Stutzer drängten sich zu Catlin und stolzierten in verschiedenen Attitüden stundenlang in der Sonne um ihn her, in der Hoffnung, ihre Reize auf seiner Leinewand verewigt zu sehen; hierin konnte er sich ihnen jedoch nicht gefällig zeigen, da der von ihm gemachte Versuch, einem dieser herabgewürdigten Wesen diese Ehre zu erweisen, unter den Häuptlingen großen Unwillen erregte. (Schluß folgt.)

Rußland.

Bücherschau vom ersten Quartal des Jahres 1841.

Von R. Gretsch.

(Schluß.)

„Gedichte der Gräfin E. Rostopitschina."*) Ein herrlicher Blumenstrauß, lieblich duftend von zarter, reiner, heiliger Dichtung, nicht durch künstliche, nicht durch gewaltsame und materielle Mittel aus dem Schoße der Erde hervorgezogen, sondern aus ihr entsprossen unter den heiligen Strahlen der Sonne der geistigen Welt — der menschlichen Seele. In diesen Gedichten finden wir nicht den scharfen, rauhen Vers, durch den die neue Schule sich abzeichnet und sich auszuzeichnen meint, mit der gewissenhaften Bearbeitung, durch welche der Männer Verse glänzen. Aber wir finden hier schöne Gedanken, tiefe Empfindung, glückliche Ausdrucksweise, der Dichterin im Fluge ihrer Phantasie entgegengetragen, nicht durch schweres Tagewerk erarbeitet. Auch Mängel finden sich darin, doch sind es nur Erdtheilchen, die, den Stängeln anklebend, mit in den Strauß hineingerathen. — Wozu aber die Ueberschrift zu jedem Gedichte!

Legenden von Polewoi bleiben, eben weil sie diesen Verfasser haben, hier (im „Russischen Courier") unbesprochen. Gewöhnlich sagt man wohl, den Herausgeber von Tagesblättern werde es leichter als anderen Schriftstellern, ihre Werke in die Welt einzuführen — indeß sehr mit Unrecht. Im eigenen Blatte können ja doch unmöglich dergleichen besprochen werden — das fühlt man; und in fremden — nun, wie es darin zugeht, das weiß man:

Den soll ich rühmen? Bin kein Narre;
Der ist da nicht aus unserer Pferre.

Von Sacharov's trefflichen, für den Geschichtschreiber und für den Ethnographen besonders werthvollen „Sagen des Russischen Volks" hat der Verfasser eine dritte, kompakte Ausgabe drucken lassen.*)

In Moskau ist das große „Französisch-Russische Wörterbuch" von J. J. Tatischtschev jetzt vollständig erschienen: ein schönes, gewissenhaft bearbeitetes Kapital-Werk, welches wir dem einsichtsvollen Fleiße N. S. Saltwanowski's und des verstorbenen A. S. Schirájev zu danken haben.

In der Liste und Betrachtung der Französischen Bibliographie aus diesem Jahrestheile bringt der Referent nichts für uns Bemerkenswerthes. Die werthvollen Werke erschienen erst im Oktober — schreibt ihm sein Korrespondent aus Paris. Balzac ist in Frankreich aus der Mode gekommen und wird nur noch in fremden Ländern gelesen, wohin der Ruf nicht so leicht und rasch fliegt, wo man vielleicht seine ersten Werke, die wirklich gut sind, noch einmal zur Hand nimmt.

Von der Deutschen Literatur sagt er: Diese hat nicht dürre und fruchtbare Zeiten in ihrem Jahreslaufe; sie fließt ununterbrochen, wie ein voller Strom zwischen abschüssigen Ufern, bisweilen wohl übertretend, nie aber mit kleinem Wasser ziehend. Schöpfe, so viel dein Herz begehrt! Nicht immer, freilich, ist dies Wasser rein und gesund, es fallen auch Schnecken, Gewürm und anderes Ungeziefer hinein, doch all' diese Brut verendet und verschwindet in dem großen Ganzen, in dem mächtigen, majestätischen, mit seinen klaren Fluthen die Gegend weit und breit hin tränkenden Strome. Becker's „Charikles" — Kohl's „Reisen in Süd-Rußland" — v. Moltke's „Briefe" — v. Hügel's „Kaschmir und die Sieks" — Mayer's „Neapel und die Neapolitaner" — sind die vollgültigen Belege dazu.

Im „Südöstlichen Bildersaal" findet er kein Altern, vielmehr noch dieselbe Frische des Verfassers, wie in dessen Briefen aus England. — Dann werden, unter Anderen, der 2te Band von Dr. Rüppel's „Reise in Abyssinien", als klassisch — „Morgenland und Abendland" besonders in Hinsicht auf Aegypten — Ehmel's „Geschichte Kaiser Friedrich's IV. und Maximilian's I." aber wegen der Toleranz und Wahrheitliebe des katholischen Verfassers rühmlich — so wie Franz Kugler's und Ad. Menzel's „Geschichte Friedrich's des Großen" als den einfachen, den patriotischen, den militairischen und den reich ausgestattete Werke liebenden Leser befriedigend anerkannt. „Börne's Leben" von Gutzkow wird als gut, geistvoll und sehr anziehend, aber zugleich als sehr leidenschaftlich geschrieben erwähnt, mit dem Zusatze: „Entschieden sprechen wir es aus, daß Börne durch seine letzten Schriften Deutschland viel Schaden zugefügt hat. Man mag wohl bedauern, daß Geburts-, Erziehungs- und Lebens-Verhältnisse seine Anlagen so verderblich gerichtet haben; ihn zu loben, oder zu rechtfertigen, vermag man nimmermehr."

Von der „Günderode" Bettinen's heißt es: flammende Blätter, erhabene Gedanken, edle Gefühle, aber, mit Permiß der Deutschen Musen! uns will doch bedünken, als ob alles dieses mehr aus dem Kopfe als aus dem Herzen, aus Eitelkeit und Selbsttäuschung, nicht aus dem Tiefinnersten einer entzückten Seele hervorgegangen. Uebrigens, wie dem auch sey, findet dieses Buch doch viele Leser und Leserinnen, über die wir (!) uns von Herzen freuen.

„Der Roland von Berlin" und eine Rezension desselben, in welcher auch Tieck und Immermann bedacht worden, preßt dem Herrn Referenten den Ausruf ab: „Also auch in dem aufgeklärten, auch in dem gelehrten Deutschland sind die großen, die von Allen verehrten Muster-Schriftsteller der Unwissenden und Unverschämten Spott', Hohn' und Schmähung unterworfen!"

Diese Schau beschließt eine ehrenvolle Erwähnung der „Memorabilien von K. Immermann" — so wie dessen „Münchhausen" — der „Charakteristik der Volkslieder", von Talvj und des Echtermeyer-Ruge'schen „Musenalmanach's", dessen Lieder theils anziehende und liebliche, theils hochtrabende und schwülstige genannt werden, in Betracht dessen, daß, wer noch liebe, nicht ans Versemachen denke, und wer vergangene Liebe besinge, leicht schon vergessen haben möge, was er während des Paroxysmus wirklich gefühlt.

Die Uebersicht der Englischen Literatur bietet in ihrer Flüchtigkeit wiederum keinen Anhaltepunkt für uns; die Hauptnamen nebst resp. Werken werden genannt und in wenigen Zeilen besprochen — bei Bulwer's „Nacht und Morgen" z. B. heißt es: „Besser ist's doch, mit Dickens' Helden Thee zu trinken!"

* * *

Nach dem Ueberblicke im ersten Heft des Journals des Ministeriums für Volksaufklärung erschienen im Jahre 1841 an periodischen Schriften in Russischer, Polnischer, Deutscher, Französischer, Italiänischer und Lateinischer Sprache in Rußland, und zwar in 32 Städten, zusammengenommen 134, nämlich 35 Hefte und 99 Blätter, darunter 73 von der Regierung, 13 von gelehrten Gesellschaften und Anstalten, 48 von Privaten herausgegebene — 4 mit theologischem Inhalte, 10 mit politischem, 8 mit politisch-literarischem und 14 theils gewerblichen, theils landwirthschaftlichen Inhalts. Die 73 haben es zwar eigentlich nur mit Verordnungen der Regierung zu thun, doch geben viele derselben eine Beilage mit geschichtlichen, Staats- und landwirthschaftlichen Nachrichten. An neuen Journalen entstanden drei: Das „Journal des Ministeriums des Kaiserlichen Hauses" — „der

*) Dieser Gedichte haben wir bereits früher in unserem Magazin erwähnt.

*) Wenn wir nicht irren, vom Kaiser von Rußland mit einem Brillantringe und einer Gehaltzulage von 1000 Rubel beehrt.

Moskowiter" — und „der Russische Courier"; begründet wurde ein solches in Berlin, dem die Materialien unter Obhut unseres Finanz-Ministers von hier geliefert werden, und vermöge dessen die Ausländer nunmehr aufhören sollen, zu bedauern, daß sie Rußland nicht kennen.

Die Vaterländischen Denkwürdigkeiten vom Januar 1842 sagen: Sämmtliche Bücher in Russischer Sprache, mit Ausnahme periodischer Schriften und Broschüren, beliefen sich im v. J. auf etwa 400, darunter 16 schönwissenschaftliche (Originale, Uebersetzungen, neue und neu aufgelegte) und 16 gelehrte Werke. Die übrigen 368 sind Schund. Alle Hoffnung beruht auf der Zukunft.

Frankreich.

Meine Erlebnisse während der Revolution.

Von Ch. Lacretelle.

IV. Der sittliche Zustand unter dem Direktorium.*)

Ich hatte die traurige Ehre gehabt, den Parteihäuptern beigezählt zu werden, und unsere Niederlage stempelte uns zu Aufrührern. Ohne meine Wichtigkeit zu übertreiben, konnte ich doch überzeugt seyn, daß die Rache des Konvents mich treffen würde. Für mich begann also wieder das Leben eines Verbannten. Mad. Le Sénéchal hatte ihr Landhaus in Montrouge nicht verlassen; diese Zuflucht blieb mir also offen; ich hätte mir aber ein Gewissen daraus gemacht, diese drei Damen bloßzustellen, welche vor 14 Jahren ihre Gastfreundlichkeit fast mit dem Leben bezahlt hätten. Ich besuchte sie nur einen Augenblick und widerstand allen ihren dringenden Bitten. Ich wanderte nach dem Thale Montmorency, ohne zu wissen, an welche Thür ich klopfen solle. Mein erster Versuch war nicht glücklich; wo ich mich zuerst hinwendete, wurde ich mit Schrecken abgewiesen. Da erinnerte ich mich, daß in einer früheren Krisis Mad. Boiffel de Monville in Jontenai-aux-Roses mir ihre Gastfreundschaft angeboten hatte. Ich wußte, daß sie jetzt in Epinai am Eingange des Thales wohnte. Ihr Gemahl, früher Parlamentsrath und später Pair von Frankreich, empfing mich in ihrer Abwesenheit und bat mich, sein Haus nicht eher zu verlassen, als bis alle Gefahr vorüber sey. Ich blieb länger als einen Monat in diesem freundlichen Asyle; ich lebte eingezogen und verließ selten den Garten. Eines Tages, als ich diesen Umkreis überschritt, hörte ich mich von einem Vorübergehenden anrufen. Es war Herr Lezay de Marnésia, mein Waffenbruder in dem Kampfe gegen den Schwanz Robespierre's. Er hatte sich zu Frau von Staël im Park von Saint-Gratien geflüchtet. Er theilte mir mit, daß diese Dame sich für mein Schicksal interessire, und daß ich nicht unter diejenigen begriffen sey, welche vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollten. Ich verdankte dieses Resultat vorzüglich Daunou, der sich meiner Reclamationen zu Gunsten der 70 Girondisten erinnerte, welche nach der Hinrichtung ihrer Freunde im Gefängniß geblieben waren und die von den Girondisten ganz vergessen wurden. Diese Nachricht gewährte mir eine große Befriedigung; aber einige Tage später erfuhr ich von Pochet, daß man einen Agenten der Prinzen, Namens Lemaitre, in Paris festgenommen und unter seiner Korrespondenz einen Brief gefunden habe, in welchem er versicherte, der royalistischen Gesinnung der drei hauptsächlichsten Sectionenführer gewiß zu seyn; er nannte Richer de Sérisi, La Harpe und Lacretelle den Jüngeren, obgleich ich ihn nie gesprochen hatte.

Dieser Zwischenfall machte mich etwas vorsichtig; meine Freunde, und besonders Herr Boissy d'Anglas, ließen mir sagen, ich möge mich noch nicht zeigen. Meinen Betrachtungen überlassen, fing ich an, einzusehen, daß es ersprießlicher für mich sey, Geschichte zu schreiben, als Geschichte zu machen. In dieser Zeit schrieb ich mit der größten Seelenruhe die „Einleitung in die Geschichte des 18ten Jahrhunderts", welche ich erst zehn Jahre später herausgab. Meine Lage war indeß keineswegs erfreulich und näherte sich ziemlich der Dürftigkeit; 12 Louisd'ors waren mein ganzer Schatz. Aber ich sah diesen Schatz sich seinem Ende nähern, als ich den Aufforderungen Herrn Suard's nachgab und mich wieder dem Journal zuwendete, dessen Eigenthümer er war.

Fast hatte der 13. Vendémiaire keine Spur hinterlassen. Von allen Todes-Urtheilen war nur eines vollstreckt worden, und zwar gegen einen Militair, Namens Lafond, der sich durch seine Offenheit ins Verderben gestürzt hatte. Alle andere Urtheile hatten Kontumazirte getroffen, denen man nicht nachforschte. Der Konvent, dessen Diktatur zu Ende ging, schien nicht zu den blutigen Maßregeln zurückkehren zu wollen, die seinen Anfang und seine Mitte bezeichnet hatten. Den Girondisten gebührte die Ehre dieser Mäßigung. Die Thermidoristen waren oft nicht wenig darüber erbittert. Nicht lange, so verließen alle in contumaciam Verurtheilten ihre Schlupfwinkel.

Die Erwählung des neuen Drittheils hatte den Konvent von den wüthendsten Bergmännern befreit und an seine Stelle Deputirte gebracht, die sich meistentheils der Gironde näherten oder die gar sich den Meinungen der gemäßigten und stillen Royalisten anschlossen, die man Feuillants nannte. Die Wahl der fünf Direktoren, denen die vollziehende Gewalt anvertraut wurde, enthielt allein eine bittere Erinnerung an die Vendémiaire-Tage. Alle hatten für den Tod des Königs gestimmt: der Konvent hatte dieses Unterpfand gefordert.

Die ersten Siege Bonaparte's in Italien verliehen der neuen Regierung einen außerordentlichen Glanz; man fand in ihm dieselbe Plötzlichkeit der Eingebung, wie sie Condé eigen gewesen war, und er war nur wenige Jahre älter als der Sieger von Rocroi. Er erzählte einen Sieg mit eben dem Feuer, mit dem er ihn erfocht, seine Armee schien von ihm geschaffen zu seyn; sie ging aus einer Niederlage hervor und war durch Entbehrungen entmuthigt, als er ihr von der Spitze der Alpen herab die Schätze Italiens zeigte, um sie bald in Besitz derselben zu setzen. Er rückte mit der Schnelligkeit Hannibal's vor, nicht um die Römer zu unterjochen, sondern um ihnen Ruhm und Freiheit zu bringen; das verkündete er wenigstens. Wir Vendémiairisten (denn wir hatten diesen Namen von unserer Niederlage entlehnt) wir konnten den unsterblichen Heldenthaten des Mannes, der uns in den Straßen von Paris mit Kartätschen hatte niederschmettern lassen, anfangs nicht ohne Aerger zuschauen. Aber wir verfolgten seine Siegeslaufbahn mit der größten Aufmerksamkeit. Es war uns angenehm, in ihm einen Mann zu sehen, welcher die Revolution beschließen konnte, der wir herzlich müde waren. Die entschiedensten Royalisten fürchteten ihn als den gefährlichsten Mitbewerber um den Thron der Bourbonen. Kein Soldat einer Republik, Cäsar vielleicht ausgenommen, hatte so gebieterisch gesprochen. Er sagte ohne Umstände meine Armee, was weder Jourdan nach der Schlacht von Fleurus, noch Pichegru nach der Eroberung Hollands gethan hatte. Er wußte die Generale, welche ihm auf der Siegeslaufbahn vorangegangen waren, in Respekt zu halten und, wenn es nöthig war, auch in Furcht zu setzen. Er lächelte zu dem schnellen Steigen und der Bereicherung einiger seiner Unterbefehlshaber und bekümmerte sich wenig um die seinige, weil er die höchste Stellung wollte; vor Allem aber war er bemüht, es ihnen nicht an Ruhm fehlen zu lassen. Er vertheilte unter sie gleichsam das kleine Geld des seinigen; aber auch dies kleine Geld wog Goldbarren auf. Alle seine Bülletins trugen das Gepräge der Unsterblichkeit; sie waren gleichsam der erste Entwurf zu mehreren Heldengedichten, ein Entwurf, in dem die Kunst nicht hervortrat, obgleich alle Einzelheiten zu einem glänzenden Schlusse kombinirt waren. Er trug hier keine taktische Künste zur Schau. Das Geheimniß seiner Operationen blieb verhüllt, so daß der Feind mehrmals auf dieselbe Weise geschlagen werden konnte. Die Ereignisse fügten es so, daß sich auch die epische Steigerung in seinen Bülletins fand; die glänzenden Siege von Millesimo und Mondovi wurden durch die noch glänzenderen von Lodi, Castiglione, Arcole und Rivoli verdunkelt. Die Klippe der rauhen und barbarischen Namen, welche Boileau für den Ruhm Ludwig's bei der augenblicklichen Eroberung Hollands fürchtete, war für die Eroberer Italiens nicht vorhanden. Ueberall harmonische Namen, berühmte Flüsse, Berge, Städte.

Bonaparte beschäftigte sich auf seinen Heereszügen mit den Rednern von Paris wie Alexander mit den Rednern von Athen. Er wußte alle Klassen, alle Geister zu verführen. Für die Republikaner zog er neue Republiken aus dem Staube der Gräber hervor. Selbst die Gunst der katholischen Partei suchte er zu gewinnen, die in Frankreich identisch mit der royalistischen war. Er wagte ehrfurchtsvoll und im Stile eines Gläubigen an den heiligen Vater zu schreiben, den er zu seinem Gefangenen machen konnte. Die Regeln der Strategie hielten ihn ab, gegen Rom vorzurücken und seine Armee bis zur Spitze des Italiänischen Stiefels vorzuschieben, denn die Oesterreicher konnten ihm von den Norischen und Jülischen Alpen aus in den Rücken fallen und ihm den Rückzug abschneiden. Er gab sich also den Anschein der Großmuth, wo er sich allein durch die Gesetze der Strategie leiten ließ; indeß hielt ihn seine Frömmigkeit doch nicht ab, den Kirchenstaat stark zu brandschatzen.

Unter seinen Kriegs-Contributionen war auch eine, die nicht gut in das Völkerrecht aufzunehmen seyn würde, nämlich die Wegführung der Gemälde, Manuskripte, Bücher, Medaillen u. s. w., welche der kostbarste Schatz jeder Nation sind. Sollen der Apollo von Belvedere, die Mediceische Venus, Laokoon, die Meisterwerke Michel Angelo's, Raphael's, Dominichino's, Correggio's vor den Triumphwagen eines Siegers gespannt werden? Eine Schande war es für die Herrscher, daß sie mit diesen Kunstwerken einen Theil der Kriegssteuer bezahlten, und der Eroberer hatte ein sonderbares Mittel zur Regeneration Italiens ergriffen, indem er dasselbe aller seiner Kunstschätze beraubte. Aber diese Trophäen paßten zu sehr in den Plan des Siegers, der die Franzosen auf jede Weise blenden wollte, ehe er sie seiner absoluten Herrschaft unterwarf. Die Künstler gaben den Dichtern das Signal der Begeisterung. Man hätte glauben sollen, daß es genüge, Apollo zu bewundern, um genial zu werden, denn damals war Apollo von den Dichtern noch nicht geächtet. Das Publikum war entzückt über diese herrlichen Zierden des Museums. Solche Eroberungen schienen das Schwert des Soldaten zu adeln. Und doch war es dasselbe Volk, welches der Zerstörung seiner Kirchen und der Denkmäler seiner monarchischen Treue, der Zertrümmerung der Statuen Ludwig's XIV. und Heinrich's IV., so wie der Entweihung der Grabmäler seiner Könige, Duguesclin's, Condé's und Turenne's ruhig zugeschaut hatte.

Bonaparte's glänzende Siege traten zu rechter Zeit ein, um uns die Schmach und das Unheil eines Bankerotts von 28 Millionen Assignaten vergessen zu lassen. Seit anderthalb Jahren verfolgte man sich gegenseitig mit der immer wachsenden und immer tiefer im Werthe sinkenden Masse dieses Papiers, auf welche die Territorial-Mandate folgten, deren Cours noch schneller fiel. Ein Schuldner konnte sich seiner Verpflichtungen mit einem Papiere entledigen, welches kaum dem hundertsten Theil des Kapitals im Werthe gleichkam. Es würde eine vollständige Aufhebung aller Schulden erfolgt seyn, wenn nicht die alte Ehre und die Redlichkeit der großen Handlungshäuser sich geweigert hätte, von diesem unredlichen Mittel Gebrauch zu machen. Die allgemeine Handelswuth führte andere Täuschungen herbei. Prachtvolle Zimmer, elegante Boudoirs wurden in Magazine von Material-, Seiden- und anderen Waaren umgeschaffen. Man hatte nur noch zu diesen Zutrauen und schlug sie beim ersten Anschein eines imaginairen Gewinns los, so daß sie beständigen Preisänderungen unterworfen waren. Man denke sich Paris von einer Armee

*) Vgl. Nr. 31 des Magazins.

von 30—40,000 Handlungsreisenden bevölkert, welche die Handelsausdrücke wohl oder übel nachäfften und sich in der diesem Stande gewöhnlichen prahlerischen Lobrednerei erschöpften. So manche Dame, welche im Theater in Marivaux's Koketten ihr Vorbild suchte, bot ihrer Nachbarin eine Partie Musselin, Kanten oder Thee an. Die Damisse und Elitanders dieser Zeit verbanden ihre leidenschaftlichen Galanterieen mit einem Pröbchen Zucker oder Zimmt. Jeder fühlte sich zum Kaufmann geboren, wie der Maler David zum Gesetzgeber.

Man ruinirte sich fröhlichen Muthes, weil man sich gemeinschaftlich ruinirte. Die Fröhlichkeit des 9. Thermidors überlebte den 13. Vendémiaire, der nur ein vorübergehender Sturm gewesen war. Der Verkauf einer kleinen Besitzung setzte in den Stand, ein halbes Jahr fröhlich zu leben. Abends versammelte man sich in dem herrlichen Garten Tivoli's, der prächtig illuminirt war und wo man die Wunder der Feuerwerkskunst anstaunte. Die Griechischen Moden waren vorherrschend: Schönheiten, welche in Griechenland hätten glänzen können und gekleidet waren, als ob sie unter Griechischen Himmel lebten, tanzten hier mit den Adjutanten, welche die Siegesnachrichten aus Italien überbracht hatten. In den Privathäusern führte der Abend neue Belustigungen und neue Spiele der Laune herbei. In dieser Zeit entstanden die improvisirten Sprüchwörterspiele, die dramatisirten Charaden und Fabeln von Lafontaine. Auch der strengste Ernst konnte nicht gegen die herrlichen Launen der Damen ankämpfen. Hatte man einen Diplomaten, so wurde er in einen Fuchs umgewandelt; die Juristen wurden in Raben, die Lieferanten in Geier metamorphosirt. Ich erinnere mich, daß ich einst bei Frau von Monville „die Fliege und die Kutsche" mit vielem Beifalle habe darstellen sehen. Unter den sechs Pferden, welche die Kutsche, d. h. einen Kinderwagen, zogen, figurirten Portalis und Barbé-Marbois.

Die drei Jahre der beständigen Siege und des ungeheuersten Bankerotts schienen ein fortwährender Venetianischer Karneval zu seyn. Als der Bankerott endlich ausbrach, und dieser Fall trat ein, als der Louisd'or den Werth von 28,000 Fr. Assignaten hatte, brachte er nicht den geringsten Eindruck hervor. Man glaubte vielmehr freier aufzuathmen, als man wieder zum Metallgelde zurückkehrte. Aber die Republik blieb mit einem Schandflecke bedeckt, der allein hingereicht haben würde, eine alte Republik zu stürzen.

Von den Pentarchen war nur Einer dem Luxus und den Vergnügungen ergeben, welche an die Regentschaft Philipp's von Orleans erinnerten; dies war Barras. Die anderen, welche streng in ihren Sitten waren, überließen ihm die Repräsentation im Palaste des Luxembourg. Carnot vertrat von Allen allein die gemäßigten Ansichten. Die Erinnerung an den Wohlfahrts-Ausschuß war ihm peinlicher, als er es gestehen mochte.

Es war damals das goldene Zeitalter der Lieferanten, worunter jedoch nicht das Zeitalter ihrer Unschuld zu verstehen ist, denn die schlechten Materialien, die sie lieferten, waren todbringend für die Gesundheit der Soldaten. Die Börsen-Spekulanten blühten nicht weniger; ihnen gehörten die schönsten Paläste, sie veranstalteten die prächtigsten Feste. Einige suchten die Sitten Don Juan's mit der Lebensweisheit Don Gusman's d'Alfarache zu vereinigen. Sie waren von lebhaftem und munterem Humor, hatten einnehmende Manieren und besaßen die vollkommenste Kenntniß der Fehler, die sie bei Anderen ausbeuten wollten. Sie spekulirten sogar in den galanten tête-à-tête's und wanderten mit philosophischer Ergebung aus einem prächtigen Palaste ins Gefängniß.

Die prachtvolle Börse bestand damals noch nicht. Die Freitreppe des Palais-Royal, der unbequemste Ort, vertrat damals die Stelle der Straße Quincampoix, der Law eine solche Berühmtheit verschafft hatte. Dort wurden alle betrügerische Geschäfte abgeschlossen und alle Bankerotte ausgebrütet. Mancher bescheidene Friseur verließ diesen Ort als Besitzer von Millionen, und mancher Millionair verlor hier in einem Augenblick die Frucht zehnjähriger Gaunereien.

Gegen diese Räubereien bot höchstens noch das Land eine Zuflucht. Die verschuldeten und durch die Revolution verarmten Eigenthümer konnten seit der Wiedereinführung des Metallgeldes höchstens gegen 12 pCt. Zinsen die Mittel zur Verbesserung ihrer Besitzungen erhalten. Und dennoch hat die Sparsamkeit und die Beschränkung der Ausgaben eine solche Zauberkraft, daß das Vermögen der Grundbesitzer das der meisten reichen Kapitalisten der damaligen Zeit überdauerte.

Mannigfaltiges.

— Dr. Kugler's Handbuch der Geschichte der Malerei. Unser Landsmann, Herr Professor Kugler, der in diesem Augenblicke noch mit der Herausgabe seiner malerischen und populairen Geschichte Friedrich's des Großen (Leipzig, J. J. Weber) beschäftigt ist, hat gegenwärtig auch die Ehre, von der Englischen Kritik viel besprochen und belobt zu werden, da seine Geschichte der Malerei von einer Dame ins Englische übersetzt worden und der bekannte Künstler und Kunstkenner, Herr C. L. Eastlake, diese Uebersetzung, unter seinen Auspizien und mit Anmerkungen versehen, hat erscheinen lassen. *) Das Athenaeum (vom 12. März) lobt die kritische Methode und das unparteiische Verfahren des Deutschen Verfassers, aber mit seiner Sprache und seinem Styl mag es sich nicht befreunden, und es ergießt sich bei dieser Gelegenheit über die Dunkelheit der Deutschen Kritik in einen Schwall von Worten, der noch unendlich dunkler, konfuser und unverständlicher ist, als uns jemals eine Abhandlung über Kunst und Kritik in Deutscher Sprache vorgekommen. Unter Anderem sagt unser konfuser Engländer, dem besonders die Worte „ästhetisch", „esoterisch", „exoterisch", „subjektiv" und „objektiv" großen Aerger verursachen: „Wir haben jedoch von Deutschlands Zukunft eine bessere Hoffnung; ja, bei weitem mehr Hoffnung als von Englands Zukunft in intellektueller Beziehung und in Sachen des Fortschrittes. Fabriken und Handel, die sich jetzt unter ihnen ausbreiten, werden die Deutschen praktischer machen und ihre ultratheoretischen Tendenzen einschränken, während dieselbe Ursache England täglich noch materialistischer machen wird, als es schon jetzt nur allzu sehr ist. Dort sehen wir noch einen Jüngling von National-Literatur, wild und wallenden Haupthaares, über die Schnur hauend und untraktirbar, doch wird die Zeit seinen fieberhaften Puls schon mäßigen und seine teutsche Farbe in ein männliches Kolorit verwandeln: Englands Literatur dagegen ist ein abgelebter Greis, dessen edelste Kräfte schon seit Jahren erschöpft sind." — Welches Raisonnement! Sollte man nicht glauben, das Alles habe einer von den Deutschen Kritikern geschrieben, deren maßlose Theorieen demselbigen Engländer zum Thema seiner Betrachtungen dienen?

*) A Hand-book of the history of painting etc. Part I., the Italian School of painting. By Dr. Franz Kugler. Translated from the German by a Lady. Edited with notes by C. L. Eastlake, Esq. R. A. — London, Murray.

Bibliographie.*)

Nord-Amerika.

P. W. Chandler American criminal trials. Vol. I. 12. Boston.

F. W. Harris A Report on the injurious insects of Massachusetts. Published agreeably to an order of the Legislature. 8. Cambridge. — Dieß schätzbare Unternehmen. Auch diese Schrift, wenngleich zunächst praktischer Tendenz, ist nicht ohne wissenschaftlichen Gehalt.

E. Hitchcock (Professor des Staates Massachusetts) Elementary Geology. 2. edition. 12. Amherst. — In keinem Lande zahlt die Geologie so viele Verehrer und Liebhaber als in den Vereinigten Staaten. So groß ist daselbst das Interesse für diese Wissenschaft, daß der Englische Geolog Lyell auf einer amtlichen Reise durch die Vereinigten Staaten in mehreren großen Städten von Personen beiderlei Geschlechts stark besuchte Vorlesungen über dieselbe halten konnte. Unter den Geologen Nord-Amerika's ist Hitchcock einer der ausgezeichnetsten und sein zuletzt herausgegebener Final Report on the geology of Massachusetts (2 vol. 4. mit Karten und Planen) wohl das bedeutendste seiner Werke.

The American Almanac and Repository of useful knowledge, for the year 1842. 12. Boston. — Erscheint seit längerer Zeit regelmäßig alljährlich (zuerst für 1830) und enthält werthvolle Beiträge zur Statistik der Vereinigten Staaten. Eine ausführliche Anzeige eines Bandes desselben gab vor mehreren Jahren Hr. Dr. Julius, der Verf. von „Nordamerikas sittliche Zustände", in der „Allgem. Preuß. Staats-Zeitung".

E. Mack The life of Gilbert Motier de la Fayette. From numerous and authentic sources. 12. Ithaca.

A. W. Bradford American antiquities and researches into the origin and history of the red race. 8. Boston.

T. Dwight The history of Connecticut, from the first settlement to the present time. 8. New York.

J. H. Lanman History of Michigan. From its earliest colonization to the present time. 18. New York.

John Adams Letters, addressed to his wife, edited by his grandson, C. F. Adams. 2 vol. 12. Boston.

R. H. Dana The seaman's friend: containing a treatise on practical seamanship, with plates; a dictionary of sea terms; customs and usages of the merchant service; laws relating to the practical duties of masters and mariners. 8. Boston.

T. Doyle Five years in a lottery office; or an exposition of the lottery system in the United States. 16. Boston. — Denselben Gegenstand behandelt: J. K. Tyson The lottery system in the United States. 2. edition. Philadelphia. 1837. 12.

R. H. Wilde Conjectures and researches concerning the love, madness and imprisonment of Torquato Tasso. 2 vol. 12. New York. — In Italien selbst sind neuerdings wichtige Dokumente über Tasso veröffentlicht worden, die Chr. Dich. Roth Stieglitz bei seinem „Torquato Tasso's Leben" (Berlin 1841. 8.) benutzt hat.

T. C. Thornton An inquiry into the history of slavery; its introduction into the United States; causes of its continuance; and remarks upon the abolition tracts of W. E. Channing. 12. Washington.

A Catalogue of the Law Library of Harvard University, in Cambridge, Massachusetts. 8. Cambridge, Folsom. — Wie die Harvard-Universität die älteste in den Vereinigten Staaten, so besitzt sie auch die reichste aller bisherigen Bibliotheken. Abgesondert davon besteht die Bibliothek der juristischen Fakultät; wodurch es erklärlich, wie ein besonderer Katalog derselben erscheinen kann. Joseph Story gehört jener Fakultät als Professor an.

Poetical remains of the late Lucretia Maria Davidson, collected and arranged by her mother; with a biography, by Miss Sedgwick. 12. Philadelphia. — Sogenannte Naturdichter, selbst der besseren Art, kommen im Allgemeinen nicht selten vor; seltener mochten die poetischen Wunderkinder sein. Als poetische Wunderkinder sind in Amerika, und auch England, die beiden Schwestern Lucretia und Margaretha Davidson bekannt. Beide, Amerikanerinnen von Geburt, wurden nicht alt (Lucretia war geboren 1808 und starb 1825, Margaretha geboren 1823 und starb 1838), und ihre poetischen Leistungen, namentlich in den frühesten Jahren der Kindheit, sind allerdings bewundernswerth. Von Lucretia's poetischem Nachlaß erschien bereits im Jahre 1829 eine Ausgabe nebst Biographie (Amir Khan and other poems: the remains of Lucretia Maria Davidson, who died at Plattsburgh, N. Y., August 27, 1825, aged sixteen years and eleven months. With a biographical sketch. By S. F. B. Morse. New York 1829. 8.), die indeß nicht so vollständig wie obige Ausgabe der Mutter und die Biographie von der durch Hrn. L. Reilstab auch ins Deutsche Publikum eingeführten Miss Sedgwick. — Margaretha's Gedichte und Biographie gab sogar ein Mann, wie Washington Irving, heraus (Biography and poetical remains of the late Miss Margaret Miller Davidson. By Washington Irving. Philadelphia 1841. 8.). Dergleichen Erscheinungen haben übrigens, streng genommen, weniger ein literarisches, als vielmehr psychologisch-physiologisches Interesse.

Mrs. L. H. Sigourney Pocahontas and other poems. 12. New York. — Lydia Sigourney hat sich als pädagogische Schriftstellerin und Dichterin einen Namen gemacht. Man vergleiche über dieselbe auch Lester's Unterhaltungen mit Campbell, in Nr. 26 des „Magazin".

F. A. Olmsted Incidents of a whaling voyage. To which are added observations on the scenery, manners and customs, and missionary stations of the Sandwich and Society Islands. 12. Mit vielen Lithogr. New York.

C. Edwards Lester The glory and the shame of England. 2 vol. 12. New York. — Gleichfalls geschriebene Reisebeschreibung, die in England Aufsehen erregt und aus der das „Magazin" einige Bruchstücke mitgetheilt hat.

Druckfehler der Bibliographie. Nr. 23 Z. 8 von oben, lies neun statt neuns. Z. 11 u. 21: interlinéaires statt interlinéaire. Z. 10 von unten: Forcellino statt Forcellini. Nr. 27 Z. 3 von unten: politiques statt politique.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Dienstag den 29. März 1842.

Frankreich.

Die Kolonie für junge Verbrecher in Mettray bei Tours.

Es giebt in Frankreich eine Klasse von jungen Verbrechern — man zählt ihrer wohl dreitausend — welche, trotzdem sie wegen Zurechnungs-Unfähigkeit freigesprochen worden, dennoch nach dem Art. 66 des Straf-Kodex *) einige Jahre in einem Corrections-Hause zubringen müssen. — Weil man aber keine besondere Anstalten für sie hat, schickt man jene Knaben entweder in die Departements- oder in die Kreis-Gefängnisse. — Diese Ungerechtigkeit ist freilich durch die Umstände geboten, aber darum nicht weniger empörend. „Was!" eiferte Herr Demetz, als er die Theilnahme für einen Plan zur Verbesserung des Zustandes der jungen Verbrecher erwecken wollte, „ihr würdet euch entsetzen, wenn man den Vorschlag machte, einen jungen Verurtheilten für ein Vergehen, auf das Zuchthausstrafe gesetzt ist, auf die Galeeren zu schicken oder in Ketten zu werfen; und doch schickt ihr mit der größten Gleichgültigkeit einen Knaben in ein Gefängniß, das für ihn tausendmal gefährlicher ist als die Galeere für einen Erwachsenen!"

Dennoch würde man die Absicht der Gründer verkennen, wenn man meinte, daß Anstalten wie die zu Mettray die Gefängnisse der jungen Verhafteten gänzlich ersetzen sollen; sie sollen sie nur vervollständigen. „Das eigentlich Drückende der Gefangenschaft, der Verlust der Freiheit, würde sich bei Arbeiten, wie sie eine Ackerbau-Kolonie erfordert, nicht erreichen lassen. Will man daher, daß die Züchtigung nicht bloß scheinbar vollzogen werde und die, welche sie verdienen, sich nicht für ungestraft halten, und soll überhaupt mit der Zurückschickung in die frühere Haft gedroht werden können, so müssen die Kolonisten, ehe wir sie aufnehmen, einer strengen Behandlung unterworfen werden." **)

Das Bedürfniß besonderer Gefängnisse für die jungen Verbrecher bleibt darum eben so dringend; nur müßte bei Bestimmung der Strafe und Behandlungsart des Gefangenen, als Belohnung einer guten Aufführung, eine Abkürzung der Gefangenschaft und die Aufnahme in die Kolonie in Aussicht gestellt werden.

Im Juni 1839 publizirte Herr Demetz das Programm der „Société paternelle", und der Vicomte von Bretignères de Courteilles, sein würdiger Mitarbeiter, trat eine Besitzung in der Gemeinde Mettray bei Tours ab, wo sie die Kolonie gründeten. Schon im Juni 1840 zählten sie 500 Unterschriften von den angesehensten Männern aus allen Gegenden des Landes. An der Spitze stehen die Namen des Königs, der Königlichen Familie, der Minister, die Namen von Pairs, Deputirten, Geschwornen der Assisen, kurz von Männern aus den höchsten Staats-Aemtern.

Der Zweck der Anstalt ist, wie es in dem angeführten Berichte heißt, „die jungen Gefangenen der Zucht der Gefängnisse zu entziehen und, statt sie einzusperren, sie frei auf dem Felde arbeiten zu lassen. Auf diese Knaben ohne alle Sitte und Erziehung, die bis jetzt nur äußere Gewalt zügeln konnte, soll durch die strengste Zucht und Gerechtigkeit, durch Ueberredung und Freundlichkeit gewirkt werden; kurz, wir setzen uns die Aufgabe, aus verwilderten, unwissenden und gefährlichen jungen Leuten gute, arbeitsame und nützliche Menschen zu machen."

Bald sah Herr Demetz ein, daß der Erfolg seines Unternehmens größtentheils in den Händen der Unter-Aufseher liegen würde, die in steter Berührung mit den Kindern seyn sollten. Dazu brauchte er auserwählte, eifrige, sehr gut erzogene junge Männer, die zugleich sich das Vertrauen der Knaben zu erwecken wüßten. Er fand sie unter jungen Leuten, die sich dem geistlichen Stande gewidmet hatten, seine drückenden Aeußerlichkeiten aber nicht ertragen konnten und mit edler Begeisterung das neue Mittel, Gutes zu wirken, ergriffen, das ihnen Herr Demetz anbot.

Er selbst zog sich mit ihnen vor drei Jahren nach Mettray zurück, um persönlich die unmittelbaren Führer seiner Kolonisten heranzubilden.

Die Gebäude, die auf nacktem Boden aufgeführt sind, hat man auf die passendste Weise eingerichtet: „Die Häuser sind von einander getrennt; jedes ist 12 Metres breit, 6 Metres 66 Centim. hoch und besteht aus einem Erdgeschoß und zwei Stockwerken. Das Erdgeschoß, das bestimmt ist, die Kolonisten aufzunehmen, wenn sie nicht auf dem Felde beschäftigt sind, ist in vier Arbeitssäle durch einen Verschlag von 1 Metre und 75 Centim. getheilt. Dieser Verschlag, der oben einen großen Raum frei läßt, dient dazu, in den Sälen eine gleiche Temperatur zu erhalten, wie viel Kinder auch immer in den verschiedenen Abtheilungen arbeiten mögen. Das erste Stockwerk enthält einen Schlafsaal für 20 Kinder. Die Hangematten, in denen sie schlafen, sind so geordnet, daß es leicht ist, sie in der Nacht zu überwachen. Sie sind weit ausgespannt, die Seile, an denen sie hängen, sehr kurz. Während des Tages sind sie längs der Wand aufgehängt und der Raum dadurch frei. Bretter, die durch Scharniere an Pfählen befestigt sind, lassen sich jeden Augenblick niederschlagen und bilden einen Tisch durch die ganze Länge des Saals, der zum Eßtisch benutzt wird. — Aus einer kleinen Stube, die in Form eines Alkoven in den Hauptsaal hineinragt, kann man, was in demselben vorgeht, beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. In dieser Wachtstube schläft der „Chef de famille". — Das zweite Stockwerk ist auf dieselbe Weise eingerichtet und kann ebenfalls 20 Kolonisten aufnehmen. — Die Nachtwache halten in jedem Schlafsaal 2 Unter-Aufseher, die sich ablösen.

Jedes Haus also beherbergt 40 Kinder, die in zwei Sectionen getheilt sind und eine Familie mit einem Ober- und zwei Unter-Aufsehern bilden . . . „Wir haben es für das beste Mittel gehalten, die Kinder an Respekt vor einander selbst zu gewöhnen, weshalb wir ihnen „ältere Brüder" zu ihren unmittelbaren Aufsehern bestellten, von denen immer einer aus einer Section gewählt wird; seine Functionen dauern einen Monat. So wollen wir sie dem Familienleben annähern und durch Erweckung brüderlicher Verhältnisse und gegenseitigen Vertrauens die Sitten der Gefängnisse austreiben, deren Einfluß noch immer zu spüren ist."

Die Häuser stehen 10 Metres von einander; zwischen ihnen sind Schuppen zur Beherbergung der Wirtschaftsgeräthe. In den Erdgeschossen und in mehreren Schuppen werden einige Handwerke getrieben, welche die Bedürfnisse der Kolonie bestreiten. Da sind Werkstätten für Grobschmiede, Hufschmiede, Stellmacher, Kupferschmiede, Holzschuhmacher, Schreiner, Schuster, Geschirrmacher, Schneider und Korbflechter. — Eines von den Häusern hat im Erdgeschoß sechs Straf-Zellen, im ersten Stockwerk ein Kabinet für den Direktor, die Wohnung und die Büreaus des Rechnungs-Beamten, des Kassirers, des Verwalters für den Ackerbau, im zweiten die Stuben der Unter-Aufseher; ein drittes Haus endlich ist zur Wohnung des Geistlichen eingerichtet. (Schluß folgt.)

*) „Wenn der Angeklagte noch nicht 16 Jahr alt ist und für zurechnungsunfähig erklärt wird, so soll er zwar freigesprochen, aber, den Umständen gemäß, entweder zu seinen Aeltern oder in ein Zuchthaus geschickt werden, wo er erzogen und so lange gehalten werden soll, als es das Urtheil bestimmt, nie jedoch länger, als bis zu seinem 21sten Jahre."

**) Diese Stelle und diejenigen, die wir noch später zu citiren Gelegenheit haben werden, sind dem ersten und zweiten Rechenschafts-Bericht der Arbeiten der Société paternelle entlehnt, die in den General-Versammlungen der Gründer zu Paris den 7. Juni 1840 und den 30. Mai 1841 von den Direktoren der Kolonie vorgelegt wurden.

Nord-Amerika.

Die Indianer jenseits des Mississippi.

(Schluß.)

Da wir in einem Mandanendorfe angehalten haben, so wollen wir in eine ihrer Wohnungen einkehren und der Familie einen Besuch abstatten. Man braucht weder anzuklopfen noch Empfehlungsbriefe vorzuzeigen; die Thür ist nie verriegelt, und Jeder, wenn auch einem anderen Stamme oder einer anderen Farbe angehörig, kann mit Zuversicht eintreten, und, falls ihm hungert, sich Speise aus dem großen Kessel holen, der immer am Feuer hängt. Das Innere der Hütte bildet ein bequemes und geräumiges Gemach von runder Form, das ungefähr 50 Fuß im Durchmesser hat; zum Theil in die Erde eingesenkt, wird es von Mauern aus aufrechtstehenden Balken gestützt, auf welchen sich das abschüssige Dach befindet, das oben mit einer runden Oeffnung versehen ist, um den Rauch aus- und das Licht einzulassen. Unter dieser Oeffnung, in der Mitte der Hütte, brennt ein Holzfeuer, um welches sich die Bewohner versammeln; die Squaws (Frauen), denen in diesem Welttheil die schwersten Lasten auferlegt werden, sind mit der Arbeit beschäftigt, die Krieger unterhalten sich oder putzen ihre Waffen. An der Wand steht ein zirkelförmiges Gerüst mit Betten, jedes mit einer Decke und einem Vorhang von Büffelhäuten versehen und durch eine Scheidewand von seinem Nachbar getrennt, woran der Besitzer seine Waffen, Zierrathen und sein persönliches Eigenthum aufhängt. „Diese Anordnung der Betten, Waffen u. s. w.", schreibt Catlin, „welche die lebhafteste Vermischung der Farben, Zierrathen, glänzenden Pfeile und Messer, Talismane und Zaubermittel darbietet; das düstere, räucherige Ansehen des Daches und der Wände; die glücklichen, obwohl unwissenden und ungebildeten Gruppen, die, um ihren friedlichen, geliebten Heerd versammelt,

ihre Pfeifen rauchen, Mährchen erzählen, mit ihren Mädchen liebeln oder ihre Kleinen herzen; diese Töpfe und Kessel, Löffel und anderes von ihnen selbst verfertigtes Kochgeschirr bilden im Ganzen für die Fremden ein höchst pittoreskes Schauspiel, das an wildem, eigenthümlichem Leben Alles übersteigt, wovon er sich je einen Begriff machte."

Die Töpfe und Kessel, von denen hier die Rede ist, sind aus Thonerde geformt, die unser Verf. selbst von ihnen zubereiten und gebrauchen sah, und ganz den Exemplaren dieser Gegenstände gleich, die man in verschiedenen Theilen jenes Kontinents ausgegraben hat, und die zur Muthmaßung Anlaß gaben, daß vor Zeiten ein untergegangenes civilisirtes Geschlecht dort gehaust haben müsse. Catlin, der sich selten in die Regionen der Hypothese versteigt, hier aber nach ihrer Bekanntschaft mit dieser Kunst, so wie nach anderen unter der rothen Menschenmasse ungewöhnlichen Dingen, urtheilt und sich auch auf einige Abweichung in der Farbe ihres Gesichts und ihrer Haare beruft, stellt die Theorie auf, daß die Mandanen nicht nur ihre Bildung, sondern auch einen Theil ihres Bluts aus Europa entlehnt haben, und legt die Frage vor: ob nicht einige der Gefährten Madok's, Fürsten von Wales, der, wenn man alten Sagen trauen darf, im Jahr 1174 mit zehn Schiffen nach dem Mexikanischen Meerbusen unter Segel ging und von dem man seitdem nie etwas gehört hat, vielleicht in den Mississippi einliefen und zu der größeren Civilisation der Mandanen beitrugen? — Uns scheinen die Fortschritte derselben aus ihrer geregelteren Lebensweise hervorzugehen. Sie haben immer in der Nähe der zahlreichen kriegerischen Sioux gewohnt, und die Noth hat sie daher gezwungen, ihre Lagerplätze in einen festen, haltbaren Zustand zu versetzen und Künste zu pflegen, die unter wandernden Völkern nicht gedeihen können. Die Lage ihres Dorfs wird als eine der Vertheidigung höchst günstige geschildert; es liegt an einer scharfen Biegung des Stroms, dessen senkrechte, 40 Fuß hohe und aus Felsen gebildete Ufer zwei Seiten des Triangels völlig sichern, so daß nur die Basis eines künstlichen Schutzes bedarf. Dieser besteht aus einer starken Pallisade und einem 3 bis 4 Fuß tiefen Graben; die Pfähle sind 18 Fuß hoch, halten einen Fuß im Durchmesser, sind fest in die Erde eingerammt und in einer solchen Entfernung von einander, daß man Flinten und anderes Wurfgeschütz durch die Zwischenräume abschießen kann. Der Graben befindet sich innerhalb der Verschanzung und deckt die Krieger, die sich darin vor den Blicken des Feindes verbergen, während sie ihre Gewehre laden und abfeuern.

Einen Feind konnten die Pallisaden unglücklicherweise nicht ausschließen — die Blattern! Diese Krankheit kam — woher ist unbekannt — gleich einem Würgengel und vernichtete fast den ganzen Stamm; Einige erlagen ihrem ersten Anfall, Andere stürzten sich in der Fieberhitze ins Wasser und starben im vergeblichen Versuch, die brennende Gluth zu löschen; noch Andere gaben sich, aus Verzweiflung und Kummer über das sie umgebende Elend, selbst den Tod. Nur dreißig blieben übrig, und diese wurden von den Sioux ermordet. Das Ende Mahtotahpe's („die vier Bären"), des tapfersten der Mandanen-Häuptlinge, dessen liebenswürdiger Charakter ihm die Zuneigung unseres Verfassers in hohem Grade erwerben hatte, wird auf folgende rührende Weise erzählt: „Dieser brave Kerl saß in seinem Wigwam*) und sah seine ganze Familie — seine Weiber und Kinder — vor sich hinsterben, nachdem er selbst von der Krankheit genesen war. Er durchirrte das Dorf und beweinte die Vernichtung seines ganzen Stamms — das Verderben seiner tapferen Genossen, deren nervige Arme sie gegen jeden Feind zu sichern schienen. Als er nach seiner Behausung zurückkam, legte er seine Todten auf einen Haufen zusammen, bedeckte sie mit ihren Pelzen, hüllte sich selbst in einen derselben und begab sich auf einen nicht weit davon entfernten Berg, wo er mehrere Tage lag, entschlossen, sich, aller Bitten der Traders (Amerik. Handelsleute) ungeachtet, zu Tode zu hungern. Er blieb dort bis zum sechsten Tage, wo er eben noch Kraft genug hatte, nach dem Dorf zurückzuschleichen; hier suchte er seinen düsteren Wigwam auf, legte sich an die Seite seiner Familie nieder, bedeckte sich mit seinem Gewande und starb am neunten Tage seiner schrecklichen Fasten."

Wir haben lange bei den Mandanen, als dem beau idéal der rothen Menschenrasse, verweilt. Das Schicksal, das sie traf, wird auch ihre Brüder erreichen, und in dieser Schilderung eines Stammes haben wir die hervorstechenden Eigenschaften aller dargestellt, indem sie nur in Nebenzügen, nach dem Klima und der äußeren Lage, von einander abweichen.

An den Gränzen der Republik Texas und westlich nach dem Felsengebirge zu liegt das Land der Kumantschen, die durch ihren wilden Unabhängigkeitsgeist berühmt sind. Ein 800 Mann starkes Dragoner-Corps unter dem General Leavenworth wurde mit der Weisung in ihr Gebiet abgeschickt, einen friedlichen Verkehr mit den Kumantschen- und Pahni-Stämmen an den Ufern des rothen Flusses (Red River) einzuleiten und die Befreiung des in ihre Gefangenschaft gerathenen jungen Martin zu bewirken, der aber nach dem Indianischen Grundsatz, die ihnen von einem Weißen erwiesene Unbill an allen Anderen zu rächen, vor kurzem ermordet worden war. Catlin begleitete diese Expedition und hat jetzt einen Feldzug zu beschreiben, der 600 von 800 Mann das Leben kostete, worunter sich der Oberbefehlshaber und die meisten Offiziere befanden, die entweder auf dem Wege oder bald nachher den Strapazen und Krankheiten erlagen. Die Kumantschen besitzen eine eigenthümliche Geschicklichkeit im Reiten; sie leben unter unermeßlichen Heerden wilder Pferde, die von Spanischer Race aus den benachbarten Ebenen Mexiko's abstammen, und man kann von ihnen wie von den Tataren, denen die Natur auf eine eben so freigebige Weise zur Stuterei dient, sagen, daß sie ihr ganzes Leben zu Pferde zubringen.

Nach unserer Ansicht muß eine Pferdejagd der anziehendste Zeitvertreib in der Welt seyn — nicht nur weil es das edelste Wild ist, sondern weil man es nur einfangen will, ohne es zu beschädigen: hierdurch wird die Sache viel schwieriger, als wenn sie entschieden wird, sobald das Wild in gehörige Schußweite kömmt. Welche Fuchs- oder Hirschjagd kann ein ähnliches Schauspiel darbieten wie eine Heerde von tausend Pferden, die in wilder, ungezügelter Bewegung, die zottigen Mähnen im Winde flatternd, einhersprengen, von einer Schaar eben so wilder Kumantschen verfolgt, die mit gespannten Sehnen und tollen Geberden ihre Rosse zum schnellsten Galopp antreiben und das Schlingseil schwingend, es mit sicherer Hand über ihre Beute werfen, worauf der Sieger dem eingefangenen Pferde sogleich auf den Rücken springt, seinem wüthenden Sträuben zum Trotze sitzen bleibt und es nach einer Stunde völlig zugeritten ins Lager bringt.

Zwischen Fort Gibson und St. Louis sah man noch im Jahre 1836 die traurigen Ueberreste der Stämme, die einst den unter dem Namen der „sechs Nationen" bekannten Bund stifteten, welcher alle inneren Fehden durch den Entschluß beseitigte, sich den eingedrungenen Weißen gemeinschaftlich zu widersetzen. Den Erfolg sehen wir: die Weißen haben jene Stämme ausgerottet; wenige derselben zählen jetzt über fünfhundert Seelen, und alle sind seit der Anwesenheit unseres Verfassers, der gewöhnlichen Verfahrungsweise der Amerikaner zufolge, nach neuen Ländern im Westen des Mississippi entfernt oder verwiesen worden. Man glaubte die Indianer zu nahe, oder man brauchte ihre Ländereien und gab ihnen andere in sicherer Entfernung, in der Meinung, daß, wenn sie nur so viele Quadratmeilen erhielten, man die Rechte des Besitzes, das Land der Heimat und der Nationalität aus den Augen setzen könne. Unter diesen Stämmen, nur noch 300 an der Zahl, befinden sich die einst hochberühmten Mohikanubs, die Mohikaner Cooper's.

Bei der Beschreibung des Zustandes der Indianer zur Zeit der ersten Entdeckung ihres Landes haben sie einige Schriftsteller als eine im Verfall begriffene Nation geschildert, die nach und nach verwilderte und an Zahl abnahm. Wir finden keinen Grund, dies vorauszusetzen, da es nur auf ihre eigenen dunkelen Sagen von früheren, mit höherem Muthe und größeren Kräften ausgerüsteten Geschlechtern beruht, wie man sie bei jedem Volke mit eben so wenig Recht antrifft. Ein anderes Raisonnement hat den Indianern auf dem von ihnen bewohnten Kontinent ein hohes Alterthum angewiesen und gründet diese Annahme auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Stämme und die Verschiedenartigkeit ihrer Sprachen. Hiergegen müssen wir erstlich bemerken, daß es ein Irrthum wäre, den Zeitraum, der dazu nöthig ist, einen neuen Stamm und eine neue Sprache bei einem unter sich in so loser Verbindung stehenden Volke, das keinen Handel, keine gemeinschaftliche Regierung, keine Hierarchie und keine Schriftzeichen besitzt, hervorzubringen, nach unserer eigenen Erfahrung bestimmen zu wollen; und zweitens, daß dennoch diese Stämme, die Sprache ausgenommen, von einander nicht viel mehr abweichen als Europäische Nationen, nach Verlauf von mehreren Menschenaltern, von ihren eigenen Vorfahren — bei unter sich so wenig verbundenen Völkern aber wiegt eine Entfernung von 200 Miles ein Menschenalter auf. So wird der Name eines Stammes, der Assineboine (d. h. Steinsieder), von dem Mangel irgend eines feuerfesten Kochgeschirres abgeleitet, das sie durch den sinnreichen Behelf ersetzen, glühende Steine auf das Wasser in ihren hölzernen Näpfen zu legen; die Blackfeet (Schwarzfüße) haben ihren Namen von der schwarzen Farbe ihrer Leggings (Kamaschen), da sie noch nicht gelernt haben, die Felle weiß zu gerben. Wir könnten noch mehrere Beispiele anführen, aber die Thatsache ist augenscheinlich, und Niemand kann Catlin's merkwürdiges und lehrreiches Werk durchlesen, noch die es begleitenden Kupfer betrachten, ohne es anzuerkennen, daß die schroffen, unterscheidenden Spuren des National-Charakters, der ungeheuren Ausdehnung des Territoriums und der großen Verschiedenheit des Klimas und der Nahrungsmittel ungeachtet, noch unverlöscht sind. „Die stolze und höhnische Krümmung der Indianischen Gesichtsbildung" ist in jedem Portrait gleich bemerkbar, und die fortwährende Wiederholung eines Vorbildes, von den Chickasaws, (spr. Tschickasahs) der Felsengebirge bis zu den Schwarzfüßen, welche an der Nordwestlichen Gränzlinie wohnen, würde beinahe zu dem Schlusse berechtigen, daß sie alle Nachkommen eines Stammvaters sind, und daß noch nicht hinlängliche Zeit verflossen ist, um durch Einwirkung der Temperatur und der Lebensweise die Aehnlichkeit mit ihrem gemeinschaftlichen Erzeuger zu vermindern.

Catlin bestrebt sich zu wiederholten Malen, die Indianer gegen die Beschuldigungen früherer Reisenden zu rechtfertigen, indem er zeigt, durch welche schwankende und falsche Angaben man ihren Charakter verleumdet hat. „Sie werden von denjenigen als gefräßig und dem Trunk ergeben geschildert, welche sie verdrängt und erniedrigt, sie mit Branntwein versorgt und ihnen diesen als das einzige Trostmittel in ihrer hülflosen Lage hinterlassen haben. Man nennt sie arm, aber können Menschen wohl so bezeichnet werden, die unermeßliche grüne Wiesen bewohnen, gute Pferde zum Reiten haben, alle gleiche Besitzer des Bodens sind, wo der große Geist sie mit Lebensmitteln zur Genüge versieht, wo sie alle in dem Genuß eines müßigen Lebens schwelgen, keine Geschäftsstunden zu beobachten, kein Handwerk zu erlernen, keine Schulden, Abgaben oder Zehnten zu bezahlen haben, und wo es keine Bettler giebt, die ihr Mitleid bei jedem Schritte in Anspruch nehmen. Dies mag man in der Christenwelt Armuth nennen, ihnen aber ist es ein Segen, weil der Uebermuth des Reichthums und der Zwang der Verhältnisse ihnen unbekannt sind." Sie werden von solchen als aller Fortschritte unfähig und blindlings den Beispielen ihrer Vorältern folgend bezeichnet, die sie nicht dazu bewegen können, ihr freies, umherziehendes Leben aufzugeben, um Dienstleute und Landbauer zu werden — von Missionairen, die sie nicht von der Anbetung des großen Geistes, der ihre Väter liebte, abzubringen vermögen, um sie zum Dienst eines neuen Gottes zu bewegen, dessen Söhne sich als ihre Todfeinde bewiesen haben! Diese Beschuldigungen scheinen uns dadurch hinlänglich widerlegt, daß sie sich die Europäischen Metalle zur Verfertigung ihrer

*) Die Indianischen Hütten werden Wigwams genannt.

Waffen schnell angeeignet haben, die Büchse trefflich zu gebrauchen wissen und seit kurzem eine eigene Geschicklichkeit darin erlangt haben, Pferde zu bändigen und zuzureiten.

Die Religion der Indianer bildet kein Lehrsystem und erscheint nicht von jenen Ceremonien umgeben, welche den Gottesdienst anderer Völker zieren; aber der Indianer ist weit davon entfernt, irreligiös zu seyn. Die künftige Welt ist für ihn die Behausung ewiger Ruhe, von seligen Geistern bewohnt, die sich der Gegenwart ihrer Gottheit erfreuen; den Tod betrachtet er als die Pforte zu einem Lande, wo die guten und bösen Thaten dieses Lebens ihren Lohn empfangen, und er weiht dem Allmächtigen in jener Stunde manches inbrünstige Gebet. Unser Verfasser spricht bei dieser Gelegenheit seine Meinung von dem sittlichen und religiösen Zustand der Indianer aus. „In diesen kleinen Gemeinden sah ich, der Abwesenheit aller Rechtspflege ungeachtet, einen Frieden, ein Glück und eine Ruhe herrschen, um die sie von Königen und Kaisern beneidet werden könnten. Die Tugend wird geschätzt, dem Unrecht gesteuert, und die eheliche, kindliche und älterliche Liebe gedeiht in dem Schoße der einfachen Natur. Ich habe warme und dauernde Freundschaftsbande angeknüpft, die ich nie vergessen werde; mit Mannern, die mich an ihr Herz nahmen und bei unserer letzten Trennung der Obhut des großen Geistes anbefahlen. Sittlichkeit und Tugend brauchen sie von der civilisirten Welt nicht zu lernen. Ich behaupte der Welt gegenüber und allem Widerspruch zum Trotze furchtlos, daß der Indianer Nord-Amerika's überall in seinem ursprünglichen Zustande ein höchst moralisches und religiöses Wesen ist; von dem Schöpfer mit der angeborenen Kunde des großen Urhebers seines Daseyns und des Weltalls ausgestattet, hat er beständig die Furcht, ihm zu mißfallen, vor Augen, und sieht einem künftigen Leben mit der Erwartung des verdienten Lohns oder der verdienten Strafe entgegen. Eine bis zur Marter und selbst bis zum Tode getriebene Selbstverleugnung hält er für das beste Mittel, das Wohlgefallen oder die Vergebung des großen Geistes zu sichern, und wendet sich deshalb nicht in studirten Phrasen, nicht in tönenden, durch Tempel und Synagogen wiederhallenden Reden zu ihm, sondern schleicht von Tag zu Tage nach einer einsamen Klause, wo er mit hungrigem Magen und gedörrter Zunge, das Gesicht mit Staub bedeckt, ein demüthiges Bekenntniß seiner Sünde hervorschluchzt und die göttliche Gnade um Verzeihung eifrig anruft."

Ihre Ehrfurcht für die Todten ist sehr auffallend. Die Mandanen wählen zum Beispiel ihre Begräbnißplätze unter dem Schatten laubreicher Bäume, oder errichten ein hohes Gerüste, wo die Leiche in Häute sorgfältig niedergelegt wird, wobei eine Decke von weichem Grase und Zweigen als Sarg dient. Der Mundvorrath wird nicht vergessen, und die Waffen und Zierrathen, der „Arzneibeutel" und die Tabackstasche des Verstorbenen befinden sich alle unter dem Leichengewande. Wenn das Ganze in Verwesung übergegangen ist, werden die Gebeine gesammelt, auf einer eigens dazu bestimmten Stelle beerdigt und der Schädel darauf gelegt; viele dieser Schädel sind der Gegenstand der zärtlichen Sorgfalt des Weibes oder der Kinder, die jeden Abend Nahrung herbeibringen und sich bei Tage ihn zur Seite hinlegen und sich mit ihm unterhalten, als ob die Seele des Verstorbenen sie umschwebte und die Zeichen ihrer Liebe empfinden könnte. Wenn bei den Sioux ein Kind stirbt, trägt die Mutter ein ganzes Jahr lang die sogenannte Trauerwiege, worin ihr Säugling vor seinem Tode lag, und verschwendet an dieses leblose Denkmal ihres Verlustes die Liebkosungen, die sie jenem zu erweisen pflegte.

In der folgenden Stelle, womit wir unsere Auszüge schließen wollen, wird der Kontrast der Rothen und Weißen beim Besuch ihrer gegenseitigen Länder auf eine anziehende Weise hervorgehoben. „Ein wilder Indianer muß, um die civilisirte Welt zu erreichen, einige Tausend Meilen in ungewohnten Fuhrwerken reisen; erhält Speisen, die ihm nicht zusagen, wird von einer Menschenmenge angegafft, der er sich nicht verständlich machen kann; sieht mit kummervollem Herzen und krankem Körper das Schauspiel des Reichthums und der Ueppigkeit der Weißen auf dem Lande und über die Gebeine seiner Vorältern, und wird am Ende seiner Reise wie ein eingefangenes Raubthier angestaunt, kritisirt, bemitleidet und mit den Namen eines Stummen, eines Wilden, und eines Bettlers bezeichnet. Der Weiße muß, um ein Indianisches Dorf zu erreichen, in Dampfböten, in Kanots, zu Pferde und zu Fuße reisen, Flüsse durchschwimmen, Moräste durchwaten, Moskiten bekämpfen, seine Mocassins *) flicken, nur Fleisch genießen und die ganze Zeit auf der Erde schlafen. An seinem Bestimmungsort angelangt, halbverhungert, halbnackt und mehr als halbkrank, muß er um eine Schlafstelle und um etwas Essen betteln und als Stummer unter Tausenden dastehen, die herbeiströmen, um ihn zu beschauen, zu kritisiren, sich über sein abgemergeltes Aussehen aufzuhalten und ihm, wie allen Weißen, den Namen eines Lügners beizulegen."

Man wird aus Obigem sehen, mit welchem Enthusiasmus unser Verf. sich der Sache der Indianer annimmt. Dieser Enthusiasmus beschränkt sich nicht einmal auf den menschlichen Theil des von ihm besuchten Gebiets; er bemitleidet das Schicksal des Büffels, der gleich seinem Jäger ausgerottet wird, und äußert die lebhafteste Bewunderung der in den wilden Naturscenen herrschenden Schönheit und Majestät. Wir sind ihm als Begleiter gefolgt, denen es um Unterhaltung und Belehrung zu thun ist, nicht aber als Kritiker, weil man Unrecht haben würde, sein Werk vor den strengen Richterstuhl der Kritik zu ziehen. Es ist flüchtig niedergeschrieben, weitläuftig und unzusammenhängend, aber man findet vollen Ersatz in der lebhaften Darstellung der Eindrücke des Augenblicks, die auf eine kunstlose, natürliche Weise wiedergegeben werden.

Als Künstler meint Catlin mit Recht, daß er in drei unter den Indianern zugebrachten Jahren mehr lernen konnte, als wenn er in New-York studirt hätte. Man findet demgemäß in seinen 400 und einigen Gemälden, so rohe, flüchtige Skizzen sie auch meistens sind, viel von dem freien Charakter der Originale und erhält die Ueberzeugung, daß sie treu nach der Natur gezeichnet sind. Im Ganzen genommen, bietet daher sein Werk ein höchst charakteristisches und vollständiges Bild einer Menschenrasse dar, die nur zu bald von der Erde verschwinden wird.

*) Die Sandalen der Indianer heißen Mocassins.

Tscherkessien.

Beerdigung und Leichenfeier bei den Tscherkessen. *)

Seitdem die Tscherkessen zum muhammedanischen Glauben übergegangen sind, ist in ihren alten Gebräuchen Vieles anders geworden; aber nirgends zeigen sie ein so entschiedenes Festhalten am Althergebrachten, wie bei Bestattungen und Leichenfeiern. Ich lasse hier eine genaue Beschreibung der Gebräuche folgen, die man bei Gelegenheiten dieser Art vollzieht.

Kaum hat ein Kranker seinen letzten Athem ausgehaucht, so erhebt man im ganzen Hause die Todtenklage: Mutter, Gattin, Kinder, Verwandte, Freunde und alle Anwesenden erfüllen die Luft mit Geheul. Die Frauen schlagen sich auf die Brust und kneifen sich ins Gesicht; die Männer kratzen sich die Stirn blutig, und die blauen Maale von den Schlägen bleiben lange an ihrem Körper; ja nicht selten bringen sie sich schwere Wunden bei.

Alle Weiber des Dorfes kommen ins Sterbehaus, um die Wehklage noch zu vermehren. Fremde Leute, die der Leiche einen Besuch abstatten, beginnen ihr klägliches Geschrei schon vor dem Eintritt ins Haus, gehen weinend an die Leiche heran und entfernen sich wieder nach kurzem Verweilen. Wer einen besonders großen Schmerz an den Tag legen will, der bleibt auch wohl im Hause oder stellt sich draußen an die Mauer und fährt mit Weinen fort.

Unterdeß wird der Leichnam von alten Männern zur Beerdigung in Stand gesetzt. Die Alten ermahnen die Angehörigen des Verstorbenen, dem Schmerze nicht über die Maßen sich hinzugeben, und rathen ihnen, diesen Schlag des Schicksals standhaft zu ertragen.

Zuerst ruft man einen Mollah, der mit Hülfe einiger seiner Schüler den Leichnam wäscht. Die Waschenden ziehen Handschuhe an, welche von demselben weißen Zeuge seyn müssen, wie der Kittel, in den man die Leiche kleidet. Mit dem Abwaschen verbindet man oft auch ein Beschneiden der Nägel des Todten. Mancher Mollah vollzieht dieses Geschäft mit besonderem Eifer und erwirbt sich dadurch große Ehrerbietung bei dem Volke.

Den Körper eines Weibes machen alte Frauen auf gleiche Art zur Bestattung fertig. Wo es keine Mollah's giebt, vertreten Leute, die ein paar Gebete herzusagen wissen, ihre Stelle. Es ist in Tscherkessien etwas Unerhörtes, daß man zur Anlegung eines Grabes jemals Arbeiter miethete; alle Bewohner des Dorfes strömen in dem Sterbehause zusammen, und von da begiebt sich eine hinreichende Anzahl Leute nach dem Begräbnißplatze, um ein Grab zu graben; bei diesem Geschäft, das ihnen als eine religiöse Pflicht erscheint, lösen sie einander ab und wetteifern mit einander. Den Körper legt man auf zusammengefügte Bretter über einem kleinen Gerüste, und zwar so, daß er nicht gerüttelt wird, überdeckt ihn mit einem kostbaren Stoffe und trägt ihn so nach dem Todtenfelde. Die Angehörigen des Verstorbenen folgen weinend hinterher, selbst die Frauen nicht ausgenommen, denen die ehrwürdigen Greise oft zureden, wieder umzukehren und nicht bis ans Grab mitzugehen. Der Trauerzug hält auf dem Wege dreimal an, und jedesmal spricht der Mollah ein Gebet. Die Begleiter der Leiche lassen sich's wetteifernd angelegen seyn, die Träger abzulösen. Ehe man den Leib in die Gruft senkt, wird über ihm ein Gebet gesprochen; darauf nimmt der Mollah die von den Leidtragenden mitgebrachten Gaben in Empfang und fragt sie wiederholt, ob sie diese Gaben gutwillig gebracht haben. Vor dem Empfange der Gaben fragt er, wie alt der Verstorbene gewesen und wie er sich im Leben aufgeführt. Man hofft, durch diese Art von Opfer die Sünden des Verstorbenen zu tilgen oder wenigstens zu vermindern. Der Leichnam wird mit dem Haupte nach Westen, dann und wann auch auf die rechte Seite gelegt, so daß sein Gesicht gegen Süden gekehrt ist. In einigen Gegenden legt man geschriebene Gebete zu dem Leichnam ins Grab.

Beim Zuschütten des Grabes sind Alle thätig, wobei immer Einer dem Anderen die hölzerne Schaufel abnimmt. Dann opfert man ein Lamm, und der Mollah liest ein Kapitel aus dem Koran. Zuweilen werden bei dieser Gelegenheit Individuen, die bis dahin Sklaven gewesen, entweder nach dem letzten Willen des Verstorbenen oder nach dem eigenen Willen der Ueberlebenden, für frei erklärt.

Ist der ganze Ritus vollzogen, so begießt man gewöhnlich das Grab mit Wasser. Dann entfernen sich Alle bis auf vierzig Schritt; nur der Mollah bleibt am Grabe zurück und spricht das Gebet Talkin, welches der Verstorbene, wenn er nicht mit Sünden belastet ist, Wort für Wort nachsprechen soll. Der Mollah begiebt sich nun wieder zu den Uebrigen und betet ein letztes Mal, worauf Alle nach Hause gehen.

Am Abend versammelt sich die Geistlichkeit im Sterbehause und betet die Nacht hindurch für die Ruhe der hingeschiedenen Seele und für die Vergebung ihrer Sünden. Nicht selten werden diese Gebete drei Nächte hinter einander fortgesetzt. Am siebenten Tage wird der erste allgemeine Gottesdienst zum Andenken des Hingeschiedenen angestellt, und am vierzigsten Tage der zweite: die Geistlichen lesen dem versammelten Volke aus dem Koran vor und empfangen dafür die herkömmliche Bezahlung; das Volk aber thut sich bei Speisen

und Getränken gütlich. Am 60sten Tage oder am Schlusse des Jahres findet oft noch eine dritte Feier zum Gedächtnisse des Verstorbenen statt. Alle bis jetzt beschriebene Gebräuche, die sich auf Beerdigung und Leichenfeier beziehen, sind, wenn man die allgemeine Verpflichtung zu anhaltender Trauerklage und die unbezahlten Arbeiten auf dem Gottesacker ausnehmen will, mit der muhammedanischen Religion zu den Tscherkessen gekommen.

Den heutigen Tscherkessen ist es fast unbekannt, wie man den Körper ihrer heidnischen Vorfahren begraben hat; es läßt sich aber annehmen, daß mit dem Körper auch die Waffen des Verstorbenen eingescharrt sind; denn noch jetzt findet man im Schoß der Erde Waffen, die mit menschlichen Skeletten zusammenliegen. Die aus alter Zeit überkommene sogenannte Große Leichenfeier ist besonders interessant.

Der Tod eines Familienvaters oder eines angesehenen Gliedes der Gesellschaft erzeugt wohl nirgends ein solches Heulen und Wehklagen wie in Tscherkessien. Nicht bloß die Verwandten und Freunde des Hingeschiedenen, sondern, wie schon bemerkt, sogar Leute, die ihn kaum gekannt haben, besuchen die Hinterbliebenen, um ihnen Beweise ihrer herzlichen Theilnahme zu geben. Bei dem Hause angelangt, wo die Frau oder die Mutter des Verstorbenen sich befindet, steigen die Besucher vom Pferde, legen ihre Waffen ab und gehen heulend, oft sogar mit einer kurzen Peitsche auf ihr entblößtes Haupt schlagend, hinein. Man kommt ihnen entgegen, nöthigt sie mit sanfter Gewalt, von der Selbstgeißelung abzulassen, und führt sie in das Haus. Hat ein Besucher keine Geißel oder Peitsche in der Hand, so läßt man ihn allein gehen, und er schreitet ruhig vorwärts, mit beiden Händen sein Gesicht verhüllend. Wenn die Besucher nicht schon weinend zu den Frauen ins Haus traten, so enthalten sich auch Letztere in ihrer Gegenwart alles Weinens und Heulens; sobald aber die besuchende Person wieder geht, erfüllen sie die Luft mit herzzerreißender Wehklage. Verwaiste Kinder wiederholen ihr Geheul oft bis zum Ablauf des Jahres vor Jedem, der sie besucht. Wer eine wichtige Abhaltung hat und seinen Schmerz nicht persönlich kundgeben kann, der schickt achtbare Personen als seine Stellvertreter.

Ueber dem Grabe eines Sohnes oder Pfleglings errichtet man einen eisernen Dreizack in Form einer Gabel auf einer Stange, an welche ein schwarzes oder rothes Stück Zeug befestigt wird. In früheren Zeiten ersetzten eiserne Kreuze, ebenfalls mit einer Zahne, diese Dreizacke.

Um Kinder und Jünglinge trauert man ein Jahr; auch die Frau trägt ein Jahr lang Trauer um ihren Mann und schläft in dieser ganzen Zeit auf keinem weichen Lager. Es verdient Bemerkung, daß der Mann nicht öffentlich um seine Frau zu weinen pflegt, indem jedes laute Zeichen von Schmerz bei ihrer Krankheit oder ihrem Tode ihn zum Gespötte macht. Die Verwandten und Freunde eines verstorbenen Mannes enthalten sich lange Zeit aller Ergötzlichkeiten und bewahren eine traurige Miene. Die Nichterfüllung aller dieser Gebräuche gilt für schändlich.

Ist ein Jahr herum, so begeht man die große Leichenfeier (trisna). Findet dieses Fest zu Ehren eines Vornehmen statt, dessen Hinterbliebene vermögend genug sind, um die Würde ihres Hauses aufrecht zu halten, so schafft man, wenn der festgesetzte Tag herannaht, einen ungeheuren Vorrath an Speisen und Getränken herbei und schickt Einladungen an die Bewohner der nachbarlichen Dörfer. Sehr ehrenwerthe Individuen werden persönlich eingeladen. Die Menge der Gäste ist oft so groß, daß man sie in einem Dorfe unmöglich unterbringen kann.

Das Fest des Trisna beginnt mit einem Pferde-Rennen. Schon vor Tagesanbruch schickt man die Rennpferde an den bestimmten Ort, woselbst ein achtbarer Mann sie in einer Reihe aufstellt und alle auf einmal rennen läßt. Den ersten Preis erhält dasjenige Pferd, welches zuerst am Ziele ankommt; den zweiten Preis das zweite, den dritten das dritte; zuweilen wird sogar dem allerletzten Pferde eine kleine Belohnung verabreicht. Haufen von Reitern kommen den zurückkehrenden Rennpferden entgegen, und jede Partei treibt ihre Renner auf dem Heimwege vor sich her. Nach der Heimkehr versammeln sich die angesehensten Gäste im Besuchzimmer, wohin man Tische bringt, die mit Speisen beladen sind. Die daselbst anwesenden geistlichen Personen sprechen vor dem Essen ein Gebet; doch kommen Geistliche nicht immer, da solche Todtenfeste, bei denen Tanz und Spiele beständig mit einander abwechseln und das ganze Volk im festlichen Schmuck erscheint, der muhammedanischen Religion zuwider sind. Solchen Gästen, die in ihren eigenen Wohnungen speisen, bringt man Tische mit Eßwaaren und Getränke in großen Gefäßen. Das Volk versammelt sich unter freiem Himmel, auf dem Hofe, unter Schuppen und um die Häuser. Auch dem Volke werden Getränke und Tische mit Speisen gebracht; damit aber Keiner ungespeist und ungetränkt bleibe, trägt man Brod, Pasteten und andere trockene Eßwaaren in Filzdecken herum und vertheilt sie unter Alle ohne Ausnahme. Besondere Aufseher sorgen dafür, daß Alles in gehöriger Ordnung und geziemender Form vor sich gehe. Die Getränke werden dem Volke in Fässern vorgesetzt. Die Aufseher führen Stäbe, mit denen sie der muthwilligen Jugend drohen, und sorgen besonders für anständige Bewirthung der Greise.

Während des Mahles steht eine bedeutende Anzahl Pferde, die mit bunten Stoffen behangen sind, auf dem Hofe. Diese werden von den Verwandten und Freunden des Verstorbenen seinem Andenken geweiht. In früherer Zeit schnitt man diesen Pferden die Spitzen der Ohren ab; jetzt begnügt man sich damit, sie in ihren kostbaren Decken zur Schau zu stellen.

Die lärmenden Volkshaufen, die wiehernden Pferde und das geschäftige schöne Geschlecht, welches diese Gelegenheit nicht unbenutzt läßt, um sich den Männern in seinem Glanze zu zeigen, auch mitunter schlau nach ihnen hinsieht, — alles dies gewährt ein sehr interessantes Schauspiel. An demselben Tage werden Waffen und Kleider des Verstorbenen im Hause zur Schau gelegt. Die jungen Fürsten und Edelleute erwarten mit Ungeduld das Ende des Mahles; eben so die guten Schützen und die flinke Jugend aller Klassen; denn Jedem von ihnen stehen allerlei Ergötzlichkeiten bevor.

Kaum hat man abgespeist, so schwingen sich die Parteigänger in ihre Sättel, umgeben die auf den behangenen Pferden sitzenden Reiter, lassen ihnen Zeit, um einen Vorsprung zu gewinnen, und jagen dann hinter ihnen her. Haben sie die Fliehenden ereilt, so bestreben sie sich, die Decken ihrer Pferde wegzureißen. Gelingt ihnen dies, so führen sie die im Winde flatternde Decke eine Zeitlang mit sich und werfen sie dann mitten unter den Haufen der Fußgänger, die um das Zeug mit einander kämpfen und dasselbe in kleine Stücke reißen.

Von einer anderen Seite galoppiren Parteigänger mit Helmen und Panzern, die aus Haselruthen geflochten sind, ins Feld. Hundert Andere ihres Gleichen stürzen ihnen nach: die Einen bestreben sich, mit ihren Trophäen das Weite zu gewinnen; die Anderen wollen ihnen diese Trophäen möglichst schnell entreißen, und wieder Andere bestreben sich, ihre Taschen mit Nüssen zu füllen. Hat am Ende keiner der Verfolger seinen Zweck erreicht, so werfen die Verfolgten ihre Helme und Panzer unter das Volk, das sich um dieselben herumbalgt.

Unterdes wird auch rüstig nach dem Ziele geschossen: Einige schießen zu Fuße aus einer Entfernung von zwei- bis dreihundert Schritt, Andere zu Pferde im vollen Galopp und gewöhnlich aus Pistolen. Wer das Ziel getroffen hat, der erhält den ausgesetzten Preis. An einem anderen Ort ist eine sehr hohe Stange aufgepflanzt, mit einer kleinen Scheibe am oberen Ende. Gewandte Reiter, mit Pfeilen und Bogen bewehrt, sprengen auf muthigen Rennern, einer hinter dem anderen, und zwar in vollkommen gerader Linie einher. Der Reiter hält keine Zügel, und nur sein linker Fuß bleibt im Bügel; den ganzen Körper aber duckt er unter die Mähne seines Pferdes. In dieser sehr schwierigen Positur jagt der Reiter wie ein Sturmwind an jener Stange vorbei, erspäht den Augenblick, wenn das Pferd in der Parallele der Stange ist, und versendet den beflügelten Pfeil, der oben in die Scheibe fährt, bisweilen auch sie entzwei schießt und wieder herabfällt. Dieses Spiel oder, besser gesagt, diese Probe ganz außerordentlicher Gewandtheit ist Privilegium der vornehmen Klasse.

An einem dritten Orte drängt sich die muthwillige Jugend um einen hohen Pfahl, der glatt gehobelt und von oben bis unten mit Fett bestrichen ist. An der Spitze dieses sehr dünnen Pfahles befestigt man ein Körbchen mit allerlei artigen Sachen, das demjenigen werden soll, der mit bloßen Händen und Füßen hinauf klimmen kann. Jeder giebt hier Beweise seiner Kühnheit, Einer stößt den Anderen hinab, Alle lärmen, zanken sich, und das Gelächter der Zuschauer vergrößert noch den Spektakel.

So wird bis zur sinkenden Nacht im Dorfe und auf allen Feldern gespielt, geschossen, herumgaloppirt. Die bunten Haufen sprengen von einem Ende zum anderen: man reißt einander vom Pferde, ringt und überkugelt sich — Alle sind von rasender Lustigkeit erfüllt. Man kann sich leicht vorstellen, daß das Leben der Wagehälse oft in Gefahr schwebt, wenn sie durch Hohlwege und Wasserrisse über das Feld jagen oder ihre Pferde nöthigen, über Zäune und Gartenmauern im Dorfe zu setzen; auch giebt es in dem wilden Freudentaumel in der That nicht selten Unglücksfälle; aber das freundliche Lächeln der Schönen hält die gewandten Reiter und Schützen für Alles, was ihnen begegnet, schadlos.

(P. B.)

Mannigfaltiges.

— Malayisch-Polynesische Sprachen. In den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" Nr. 55—57 hat Herr Professor Bopp auf den Artikel geantwortet, den Herr Professor Buschmann in Nr. 26 unseres „Magazins" gegen die bereits mehrfach von uns erwähnte Schrift des Ersteren über die Malayisch-Polynesischen Sprachen gerichtet hat. Es läßt sich nicht gut ein Auszug aus dieser Widerlegung geben, und wir müssen daher diejenigen unserer Leser, die sich für die Frage, ob wirklich eine Verwandtschaft des Sanskrit mit den zwei Welttheile verbindenden Sprachen des Asiatisch-Australischen Archipelagus vorhanden sey, interessiren, auf die genannte Zeitschrift selbst verweisen. Der Begründer der neueren vergleichenden Sprachwissenschaft hat mit taktischer Ueberlegenheit seinem jüngeren Gegner nicht bloß das Feld nicht überlassen, sondern ihm sogar das bereits früher ihm zugestandene Terrain von neuem streitig gemacht: man fühlt jedoch, daß der Obmann fehle, der den Streit definitiv zu schlichten vermag. Wer ist der Dritte in Deutschland, der hier als entscheidende Autorität einschreiten darf? Derjenige, dessen höhere Meisterschaft auch Bopp anerkennt und der diesen sowohl als Buschmann in den Stand setzte, in ein bisher ganz verschlossen gewesenes Sprachengebiet mit wissenschaftlichem Forscherblick zu dringen, hat zwar sein Werk über die Kawisprache, aus dem noch ganze Menschengeschlechter werden lernen können, uns hinterlassen, aber gleich allen Erzeugnissen einer tiefen Weisheit und eines ursprünglichen schöpferischen Geistes, gleich der Bibel, gleich Shakespeare, oder gleich Goethe's Faust, so enthält auch Wilhelm von Humboldt's großes Werk dunkle Stellen, unaufgelöste Probleme, die sowohl die eine als die andere Meinung als Beweise für sich anzuführen vermag.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den löblichen Post-Aemtern.

№ 38. Berlin, Mittwoch den 30. März 1842.

Frankreich.

Meine Erlebnisse während der Revolution.

Von Ch. Lacretelle.

V. Schreckliche Aussichten, die der 18. Fructidor eröffnet, und die Folgen desselben.*)

Als die neue Verfassung zu Stande gekommen war, fiel den Gemäßigten die Aufgabe zu, dieselbe gegen die Konvents-Deputirten, welche von den revolutionairen Gesetzen nicht ablassen wollten, zu vertheidigen. Auch gelang es dem Rathe der Alten, mehrere Beschlüsse des Raths der Fünfhundert, die einen durchaus revolutionairen Charakter hatten, zu modifiziren oder zu verwerfen. Diese Art von Veto konnte nicht mehr einen so rohen Widerstand hervorrufen, wie früher das Königliche Veto; es diente uns zum Beweise, daß wir anfingen, unter einer repräsentativen Regierung zu leben. Aber diejenigen, die an der Spitze standen, begriffen dies noch nicht.

Die Wahl eines neuen Drittheils ließ eine neue Erschütterung fürchten. Die gemäßigte Partei hatte hierbei ein so entschiedenes Uebergewicht erhalten, daß sie auf dem Punkte stand, sich von ihrer gewöhnlichen Klugheit zu entfernen, wie es auch am 13. Vendémiaire der Fall gewesen war. Dieser Tag war überhaupt eine aufregende Erinnerung, denn die öffentliche Meinung hatte die Niederlage, die sie bei dieser Gelegenheit erlitten, zu rächen gesucht. Nie waren seit 1789 die Primair-Versammlungen zahlreicher gewesen, und in einigen Städten des Südens war die royalistische Gesinnung sehr entschieden hervorgetreten. Die vorherrschende Partei waren die Jemmaps, aber ihre Hoffnungen und selbst ihre Rachsucht waren höher gestiegen als je. Das neue Drittheil, verbunden mit einem großen Theile der früheren Wähler, bildete die Majorität oder machte sie wenigstens schwankend. Es kam nur darauf an, ein Jahr zu gewinnen, um mit Hülfe eines neuen Drittheils den Sieg davonzutragen. Das Direktorium und die Reste des Konvents schauderten vor dieser Aussicht zurück, und sie waren fest entschlossen, den Kampf zu beginnen und ihre Gegner niederzuschmettern. Ihre Hoffnungen waren vorzüglich auf die Umtriebe der Royalisten im Auslande gegründet. England lieferte den verbannten Prinzen die Mittel, Agenten zu bezahlen, welche sich für eine Contre-Revolution verbürgten; diese ermangelten nicht, Männer, mit denen sie nur gesprochen hatten, wie Barbé-Marbois, Portalis u. s. w., als ihre Vertraute und Anhänger der Prinzen darzustellen. Unter den Agenten befanden sich denn auch Verräther, welche dem Direktorium das Geheimniß einer wirklich angezettelten oder nur von ihnen erfundenen Verschwörung verkauften und so Männern, die solche Waffen sehr gut zu führen verstanden, Gelegenheit und Mittel zum Angriff lieferten.

Indeß bestand unter dem Direktorium keine Einstimmigkeit. Carnot, der aufrichtigste und eingefleischteste der Republikaner, verwarf alle Maßregeln, welche bezweckten, an die Stelle der so lange herbeigewünschten Constitution eine revolutionaire Regierung zu bringen. Der vortreffliche Barthélemy, der an Letourneur's Stelle getreten war, hatte bei seinen Kollegen eine freundliche Aufnahme gefunden und war von ihnen als Opfer bezeichnet worden. Kein Hof, keine Versammlung bot je einen so düsteren Anblick dar wie der Saal des Luxembourg, in welchem drei der Pentarchen sich gegen die beiden anderen und gegen die Verfassung verschworen.

Rewbell, ein schlechter Advokat aus dem Elsaß, war einer von den Männern, welche die Tugend in der Härte suchen. Er war zugleich tückisch und grausam. Der Bankerott war das erste Resultat seiner finanziellen Weisheit. Nach dem 13. Vendémiaire hatte er den Vorschlag gemacht, Paris mit einer Kriegssteuer von 60 Millionen zu belegen. Ohne den Luxembourg zu verlassen, wurde er durch sein System der Attila der Schweiz. Der Haß sprühte aus seinen Augen und gab allein seiner schwerfälligen Figur und seiner trivialen Sprache etwas Leben.

Lareveillère-Lepaux war mit den Girondisten geächtet worden; er würde dadurch Ansprüche auf die öffentliche Anerkennung erworben haben, wenn er nicht für den Tod des Königs gestimmt hätte. Ohne seines eigenen Mißgeschicks zu gedenken, verurtheilte er talentvolle und tugendhafte Männer, welche Robespierre's Grausamkeit verschont hatte, zu einer mörderischen Deportation. Er wollte ein Philosoph seyn, aber sein philanthropischer Eifer machte ihn grausam. Er war ein geistreicher Buckeliger, der in Frankreich die Rolle Muhammed's spielen wollte. Er wollte der Oberpriester einer neuen Religion werden, die er Theo-Philanthropie nannte. Die Furien der Revolution waren die ersten Bekennerinnen derselben; er schauderte beim Namen eines Priesters, und der Name des Papstes trieb ihm den Schaum vor den Mund.

Barras war, weniger wegen seines Heldenmuthes als wegen seines Luxus und seiner Ausschweifungen, der Markus Antonius dieses Triumvirats. Er hatte den Konvent am 9. Thermidor und am 4. Prairial gerettet, ohne den Degen zu ziehen, und am 13. Vendémiaire, indem er dem General Bonaparte das Kommando übertrug. In seinen politischen Ansichten lief Alles auf sein persönliches Interesse hinaus. Als geborener Edelmann und Verwandter mehrerer eifriger Royalisten wünschte er nichts mehr, als sich zum Königthum zu bekehren, wenn die Stunde gekommen seyn würde. Einstweilen verfolgte er die des Royalismus Verdächtigen, nachdem er sie schon in Toulon hatte niederschießen lassen.

Diese drei Personen, wie verschieden sie auch an Charakter seyn mochten, waren demnach völlig einverstanden über die Schlinge, die sie über ihre Gegner auswerfen wollten. Vor Allem kam es darauf an, die vertrauensvollsten Royalisten zur Kundgebung ihrer Gesinnungen zu reizen, und die Urheber dieses Plans erfaßten jede Gelegenheit, um auch die Friedfertigsten zu erbittern. Alles diente ihnen als Vorwand, um über Contre-Revolution zu schreien; sie behaupteten, der junge und beredte Camille Jordan habe die Sturmglocke geläutet, indem er die Wiederherstellung der Glocken gefordert. Man denunzirte ihn als den Anführer einer fanatischen Partei und den entschlossensten Anhänger des absoluten Königthums.

General Pichegru, der in den Rath der Fünfhundert eingetreten war, hatte die heftigsten Anschuldigungen zu ertragen; vielleicht ermangelten dieselben mehr der Wahrscheinlichkeit als der Wahrheit. Sein Name flößte den Royalisten großes Zutrauen ein, deren Hoffnungen er mehr oder minder schmeichelte. Aber obgleich er größeren Ruhm erworben hatte als der bekannte Englische General Monk, so besaß er doch nicht dessen politische Geschicklichkeit. Er war nicht mehr Herr seiner Armee, denn man hatte ihn von der seinigen nach einer Niederlage getrennt.

Das Triumvirat benutzte jede Gelegenheit, um den Verdacht und die Drohungen gegen beide Versammlungen zu steigern. Für die Gemäßigten wurde die Lage im höchsten Grade peinlich, obgleich sie nicht ahnten, wie weit das Direktorium, das sich der Truppen versichert hatte, seine ungerechte Tyrannei ausdehnen würde. Indeß machten sie ihrer Erbitterung gegen den Staatsstreich, den sie vorbereiten sahen, in heftigen Worten Luft. Der Präsident des Direktorial-Rathes, Lareveillère-Lepaux, hatte das Manifest desselben in einer Audienz der Gesandten der Cisalpinischen Republik erlassen. Wie sehr ich auch ein Freund der Mäßigung seyn mochte, so hatte ich doch die revolutionaire Unverschämtheit dieser Rede in einem Journal-Artikel gegeißelt. Ich konnte nicht begreifen, wodurch solche Wuth-Ausbrüche und Drohungen veranlaßt waren, da das Direktorium sich eigentlich nur wegen eines von Camille Jordan ausgesprochenen Wunsches zu beschweren hatte, der noch dazu mit Gelächter aufgenommen worden war. Sollte die Gesetzgebung und die Verfassung vernichtet werden, weil sich in beiden Versammlungen etwa 20 oder 30 Männer von monarchischen Meinungen befanden, welche dieselben nicht einmal laut auszusprechen wagten? Sollte man, weil die Treue des Generals Pichegru verdächtigt wurde, sich der noch gefährlicheren Gewalt der Jakobiner unterwerfen?

Ein Staatsstreich in einer Republik oder gemäßigten Monarchie ist ein Anfall von Despotismus, der zum permanenten Despotismus führt. Will man einen solchen Staatsstreich in seiner ganzen Abscheulichkeit sehen, so halte man sich an den des 18. Fructidor. Betrachten wir den Plan desselben, der buchstäblich ausgeführt wurde.

Um 8 Uhr Morgens werden 8000 Mann unter dem Befehl des Generals Augereau in Paris einziehen. Die drei Direktoren werden zuerst ihre beiden Kollegen Barthélemy und Carnot festnehmen lassen. Diesen wird weder sein Votum für den Tod des Königs noch seine Thätigkeit als Mitglied des schrecklichen Wohlfahrts-Ausschusses von der Anklage des Royalismus retten. Jenen werden weder seine bescheidenen Tugenden, noch seine diplomatischen Verdienste, noch sein harmloser Charakter schützen. Der General Pichegru wird als Anführer der royalistischen Verschwörung bezeichnet werden. Alle Deputirte, die man proskribiren will, werden als Mitschuldige der royalistischen Verschwörung erklärt werden, obgleich zwei von ihnen für den Tod des Königs gestimmt haben. Zu den Verschwörern werden Portalis, Barbé-Marbois, Dumas, Tronçon-Ducoudray, Siméon, Boissy d'Anglas, Muraire gerechnet werden,

*) Vgl. Nr. 26 des Magazins.

so wie alle die, welche die Beweise der Mäßigung oder der Anhänglichkeit an die constitutionellen Prinzipien gegeben haben. Man wird erklären, daß die Beweise so handgreiflich sind, daß man keine Zeit mit dem Verurtheilen zu verlieren braucht. Uebrigens wird man mild gegen sie verfahren; ein Gerichtshof müßte sie zum Tode verurtheilen; sie werden aber nur zur Deportation verurtheilt werden.

Auf diese Weise äußerte sich Lavéveillère-Lepaux's Theo-Philanthropie und kündigte sich sein Priesterthum an. Indessen hätten die revolutionairen Gerichtshöfe wiederhergestellt werden müssen, wenn die Angeklagten hätten verurtheilt werden sollen. Militairs würden sich nie entschlossen haben, Gesetzgeber, Redner und ehrwürdige Greise zum Tode zu verurtheilen.

Aber das Paris des 13. Vendémiaire muß in Schrecken und Angst gehalten werden. Das beste Mittel zu diesem Zwecke wird seyn, es zu Grunde zu richten, und man erhält so zugleich Gelegenheit, es für den Vendémiaire zu strafen. Die Hauptstadt besitzt den größten Theil der Nationalschuld; man wird also mit zwei Drittheilen derselben Bankerott machen und den Rest für konsolidirt erklären, ohne ihn zu bezahlen. So ist Rewbell's Vorschlag, eine Kriegssteuer von 60 Millionen zu erheben, nicht nur verwirklicht, sondern auch übertroffen.

Aber man wird auch den Gesetzen gegen die Emigranten und die Priester wieder eine neue Kraft geben müssen. Die Genugthuung kann man Lavéveillère-Lepaux und seinem Hasse gegen die sogenannten Fanatiker nicht versagen. In Folge eines Gesetzes, das an die Stelle des geistlichen Eides eine Erklärung setzte, die Jeder leisten konnte, war eine große Zahl der sogenannten unbeeidigten Priester wieder nach Frankreich gekommen. Dies Gesetz muß also aufgehoben werden; kann man auch wohl weniger thun für das Direktorium, das sich für das Wohl der Republik opfert? Früher verbannte man die Priester; jetzt wird man sie zu Hunderten, zu Tausenden nach Sinamari deportiren. Mehrere Emigranten sind zurückgekehrt, ohne daß ihr Name von der Liste gestrichen wäre. Aus besonderer Rücksicht wird man ihnen 14 Tage Zeit lassen, um das Land zu räumen: haben sie sich innerhalb dieser Frist nicht entfernt, so wird man sie ohne weitere Formalitäten erschießen. (Schluß folgt.)

Die Kolonie für junge Verbrecher in Mettray bei Tours.

(Schluß.)

Der Direktor, die Schwestern, die beiden Stifter, 4 Unteraufseher und die Beamten bewohnen die Schulgebäude, die nur durch einen Weg von der Kolonie getrennt sind. — Die Krankenstube, das Laboratium, die Apotheke, die Wasch-Anstalt, die Küche und der Badesaal sind in demselben Hause, wo noch diesen Augenblick die Kapelle ist.

„Man hatte anfänglich geglaubt, die Schule könne zugleich zur Betstube dienen; aber man hat bald das Unzulängliche dieser Einrichtung eingesehen und nur die Mittel fehlten zur Einrichtung eines Hauses für den gemeinsamen Vater Aller." — Der Graf Léon d'Ourches, der schon 10,000 Fr. zur Gründung beigesteuert hatte, hat allen Verlegenheiten ein Ende gemacht durch ein neues Geschenk von 130,000 Fr., von dem zugleich eine Schule und eine Kapelle gebaut werden kann. Vergangenen 14. Juli gab die Grundsteinlegung zur Kapelle Anlaß zu einer sehr rührenden Feierlichkeit.

Jedes Haus, das 43 Personen faßt, hat, mit Einschluß des Mobiliars, 8300 Fr. gekostet, was für jeden Kolonisten 193 Fr. beträgt. „Es sind dort in diesem Augenblicke 6 Erziehungshäuser, von denen 4 von ungefähr 160 jungen Kolonisten eingenommen werden. Die Anzahl der Bewohner soll auf 1200, die der Kolonisten auf 300 gebracht werden. Aber, so wichtig auch die Kolonie von Mettray seyn mag, sie ist nur ein Punkt in dem weiten Plane des Gründers, der ihn bescheiden darstellt, nur wie ein Versuch, um Andere anzureizen, es besser zu machen; und wirklich besitzt Marseille schon eine ähnliche Anstalt."

„Da die Kolonie von Mettray hauptsächlich die Besserung der jungen Leute, welche von der Regierung hingeschickt werden, bezweckt, so darf man sie nicht als eine bloße Ackerbauer-Anstalt betrachten, sondern als ein Zuchthaus, in welchem der Ackerbau und die Feldarbeiten als ein wirksames Mittel der Moralisirung angesehen werden. — Die Leiter der Bewirthschaftung des Landes sind ein Ober-Aufseher des Ackerbaues, ein Gärtner, ein Aufseher über das Gespann, zwei Fuhrleute, drei Bauern und zwei Gärtnerjungen. — Die Kolonisten werden beschäftigt mit Ackerbau, Gartenbau, mit aller Art Erdarbeiten, mit Wegschaffung der Steine, Errichtung der Häuser, Unterhaltung der Wege. — Es sind keine Dienstleute bei der Aerndte da, die Kolonisten versehen allen Dienst. Gemüse, als Hauptnahrungsmittel der Kolonisten, werden auf 20 Hektaren Landes um die Wohnungen herum und in der Nähe des Wassers angebaut. Alle entfernteren Striche sollen mit Getraide bebaut werden. — Ein Aufseher der Feldarbeiten leitet den praktischen Feldbau und lehrt auch einen Kursus der Ackerbaukunde. — Jeder Arbeitssaal hat 12 Kolonisten, die von Gärtnern, Winzern, Bauern und Wallarbeitern in der Arbeit und der Handhabung der Geräthe unterwiesen werden. Die Utensilien, die den Kolonisten in die Hände gegeben werden, sind: die zweiarmige Steinhaue, die Schaufel, die Hacke und der Rechen. — Man arbeitet mit dem Dombaslichen Pflug, der Egge und der Walze. — Bei schlechtem Wetter flechten sich die Kolonisten Strohhüte und später, wenn die Schuppen fertig seyn werden, sollen sie Steine klein hauen, um die Wege zu unterhalten, da wir künftig einmal Bauaufseher und Polirer aus ihnen machen möchten.

Die Kolonisten haben täglich drittehalb Stunden Schule. Diese Zeit, die für die Entwickelung ihres Geistes bestimmt ist, soll zugleich ihrem Körper die nöthige Ruhe gewähren. Sie lernen Sittenlehre, Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, die üblichen Gewichte und Maße, etwas Zeichnen, kurz, alle Elementar-Gegenstände, die heutzutage verlangt werden, wenn man ein Handwerk mit Nutzen betreiben will. — Ein Unterricht, der auf die späteren Arbeiten der Professionisten berechnet ist, thut den Handwerkern Noth und würde, wenn er überall eingeführt wäre, den Grund zur echten Volksbildung legen.

Auch ihre Erholungsstunden haben wir zu benutzen gesucht, und hielten sie zur Musik an, meinend, daß gemeinschaftlicher Gesang wohl den Sinn für Ordnung erwecken und die Veredlung der Gemüther fördern könne. Wenn es das Wetter erlaubt, lassen wir die Knaben auch baden und schwimmen. Des Sonntags haben sie 2 Stunden gymnastische Uebungen, die aber mehr die Geschmeidigkeit als die Kraft des Körpers auszubilden bezwecken und meist militairischer Art sind. Immer sind die Knaben mit etwas Nützlichem beschäftigt und werden täglich, selbst am Sonntage so angestrengt, daß sie Abends müde sind. Sie schlafen auch ein, so wie sie sich niederlegen, und wachen erst bei Tagesanbruch auf. Die Ordnung wird streng gehandhabt. Für Nahrung, Kleidung und Schlafzeit ist nur das Allernöthigste bewilligt. Ein Jeder muß seine Aufgabe mit Genauigkeit und Gehorsam vollziehen. Die geringste Nachlässigkeit wird bestraft.

Die Strafen, welche verhängt werden, sind: Entfernung von der Ehrentafel, Zurückhaltung, Frohndienst, schwarzes Brod und Wasser, lichter Karzer und finsterer Karzer.

Herr Demetz macht bei dieser Gelegenheit Betrachtungen, die nicht bloß von den Direktoren der Gefängnisse und Zuchthäuser, sondern auch von Lehrern und Familienvätern beherzigt zu werden verdienen. „Wenn man will", sagt er, „daß eine Züchtigung heilsam sey, so muß sie der Bestrafte mit Ergebung hinnehmen und selbst einsehen, daß er sie verdient hat. Um bei dem Schuldigen diese Ueberzeugung hervorzubringen, muß die Strafe mit Ruhe und Sanftmuth und vor Allem mit der strengsten Gerechtigkeit vollstreckt werden, und immer müssen Beide, der Bestrafte und der Bestrafende, ohne Aufregung seyn. Dies läßt sich nicht erfüllen in dem Augenblicke, wo Einen der Unwille über ein Vergehen ergreift." — Der Aufgabe war um so schwerer zu genügen, als die Kolonisten in den Feldern zerstreut oder in den Werkstätten der verschiedenen Häuser beschäftigt, nicht unter der unmittelbaren Aufsicht des Direktors und gewissermaßen der Willkür der Unter-Aufseher überlassen sind. Wenn daher ein Unter-Aufseher sich über einen Knaben zu beklagen hat, so muß er ihn unverzüglich in das Sprechzimmer führen, und darf auf keine Grobheit antworten, die der Zorn dem kleinen Delinquenten eingiebt: — Die Abführung ins Sprechzimmer ist keine Schande und unsere Kolonisten gehen gern hin. Alsbald, wenn ein Kind diese Maßregel nothwendig gemacht hat, werden wir davon benachrichtigt, wir haben Zeit zu berathen und eine Untersuchung einzuleiten, wenn der Fall ernst ist. — Während dieses Aufschubs kann sich der Schuldige sammeln und der Aufseher sich beruhigen; wir können überlegen, uns besprechen und sind sicher, daß unser Urtheil, daß wir mit Kenntniß der Sachlage und bei ruhigem Gemüthe fällen, gerecht ist. — Ist das Vergehen arg, so lassen die Direktoren von einem Tribunal entscheiden, das aus den gesittetsten Kolonisten zusammengesetzt ist, und behalten sich nur das Recht vor, die Strafe wenn sie zu hart ist, zu mildern. — Hierbei haben jene Herren eine Erfahrung gemacht, die wohl verdient, mitgetheilt zu werden. — Sie haben gefunden, daß der Karzer die einzige Strafe ist, die einen moralischen Einfluß ausübt, alle andere, wie das trockene Brod u. s. w., haben nur auf die Kinder von 8 bis 9 Jahren gewirkt, die älteren aber nur erbittert. Wir zweifeln zwar nicht an dem guten Erfolge, den eine mehrtägige Absonderung bei Kindern haben muß, die an ein thätiges, geselliges und sittliches Leben gewöhnt sind, ob dieser Erfolg aber auch bei Knaben zu erwarten sey, die sündhaften Gewohnheiten nachhängen und nur durch stete Arbeit und Ermüdung im Zaum gehalten werden, lassen wir dahin gestellt seyn.

Ehrfurcht und Ehrlichkeit werden den Züchtlingen sorgsam eingeprägt. — Jeden Sonntag wird, außer der großen Messe, der Vesper und der Predigt, von einem der Direktoren ein Vortrag über praktische Moral gehalten; natürlich, daß alles Abstrakte und Metaphysische in dieser Materie unberührt bleibt.

Wir bemühen uns, den jungen Leuten durch Beispiele und Betrachtungen, die ihrer Fassungskraft gemäß sind, zu zeigen, daß Alles, was sie Böses haben thun können die Folge ihrer Vernachlässigung der religiösen Vorschriften und ihrer schlechten Erziehung war. Wir überzeugen sie von dem Segen der Tugend und lehren sie die Mittel, ihn zu erreichen. Alle Beamte sind bei den Vorträgen zugegen, um ihr Interesse zu beleben und zu lernen, auf welche Weise sie mit ihren Pflegebefohlenen zu sprechen haben. —

So viel Mühe und Hingebung trägt auch die Früchte, die man davon erwarten darf. Schon haben wir jenen Geist der Spießgesellenschaft, den unsere Kolonisten von den Gefängnissen mitgebracht hatten, großentheils unterdrückt. Wer ein Unrecht thut, wird von seinen Kameraden beschämt und verachtet. Wir können versichern, daß wir es so weit gebracht haben, daß die Guten die Herrschaft über die Schlechten üben, und daß die Kolonisten selbst die ersten sind, die einer Uebertretung, die in ihrer Abtheilung vorkommen kann, entgegen wirken. Sie arbeiten in Küchengärten, wo die Bäume voll Früchte hängen und wagen nie, sich eine zu pflücken. Es ist uns gelungen, ihnen begreiflich zu machen, daß ein Fehler, der bei jedem Anderen zu übersehen ist, bei ihnen sogleich einen ernsten Charakter bekommt. Neulich haben sie einen ihrer Kameraden, der sich unwürdig betragen hatte, gezwungen, ein Buch zurückzugeben, das er früher zur Belohnung erhalten hatte. Als uns vor einem halben Jahre der würdige Abbé Rissaur, der jetzt an der Spitze der Kolonie von Marseille steht, besuchte, forderte er unsere Kinder auf, ihm die drei Besten unter ihnen zu zeigen. Alsbald richteten sie Alle ihre Blicke auf drei Kolonisten, die vermöge ihrer unbescholtenen Aufführung den Ehrenplatz außerhalb der Reihe inne hatten. Er

stellte sie auf eine noch feinere Probe, von der wir selbst betroffen wurden, da wir einen schlimmen Ausgang fürchteten. Er fragte sie nach dem schlechtesten Subjekte. Wir erwarteten, daß die Knaben einen bezeichnen würden, dessen Wahl uns nicht zweifelhaft war. Alle blieben unbeweglich, als Einer mit verlegener Miene hervortrat und, freilich sehr leise, sagte: Ich bin es. Der würdige Abbé küßte ihn mit Zärtlichkeit und sagte zu ihm: „Mein Sohn, da du das konntest, zeigtest du mir, daß du dich täuschst; ich glaube dir nicht auf dein Wort." Seitdem betrug sich der Knabe ziemlich gut." — Wir haben unseren Kolonisten von den Unglücksfällen vorgelesen, welche die Ueberschwemmung der Rhone verursacht hatte. Alle wollten geben, was sie hatten. Wir schlugen ihnen vor, einmal einen Theil ihrer Nahrung aufzugeben und die Kosten desselben zu den Sammlungen für die Unglücklichen zu thun. Mit Begeisterung nahmen Alle den Vorschlag an, außer einem Einzigen, der darüber murrte. Seine Kameraden bestraften ihn damit, daß sie ihn verurtheilten, seine ganze Portion allein, am Ende der Tafel zu verzehren, und verhöhnten ihn so für seinen Eigennutz, daß wir ihn für auf immer gebessert halten.

Man erlaube uns, diesen Bericht mit einigen Bemerkungen über den finanziellen Zustand der Kolonie zu schließen.

Außer dem Betrage der Subscriptionen hat die Verwaltung von der Regierung zweimal Unterstützungen erhalten, jedesmal 52,000 Fr. — Sie bestimmte für jeden Kolonisten 80 Fr. als Aussteuer und 80 Cent. als tägliche Unterhaltungskosten. Dies addirt, giebt bis jetzt 315,644 Fr. 23 Cent.

Die Kosten der Unterhaltung für einen Kolonisten sind folgendermaßen berechnet:

Jährliche Kost	180 Fr.
Kleidung	90 „
Wäsche, Heizung und Licht	20 „
	290 Fr.

Es scheint, daß bei 80 Cent. täglich für einen Kolonisten die Einkünfte den Ausgaben das Gleichgewicht halten können. Aber die Kosten der ersten Einrichtung waren einestheils sehr bedeutend und von der anderen Seite sind die Erzeugnisse der Kolonie noch gering, so daß die Verwalter sich genöthigt sehen, von neuem den Edelsinn ihrer Mitbürger anzusprechen, denen der glückliche Erfolg eines Unternehmens am Herzen liegen muß, durch das die gefährlichsten Ursachen der Armuth, der Unsittlichkeit und des Verbrechens unterdrückt werden.

Rußland.

Hochzeitsgebräuche der Donischen Kosaken.

Von Wladimir Bronewskji.*)

Alle Gebräuche, die sich aufs Freien und Heirathen beziehen, sind am Don im Wesentlichen so geblieben, wie sie bei unseren Urvätern bestanden. Obschon Frauen und Mädchen in allen Gesellschaften erscheinen, obschon man sie überall sehen kann, so dürfen die jungen Männer doch, nach hergebrachter Sitte, mit den Mädchen weder Umgang noch Bekanntschaft haben; sie können sie nur sehen, mit ihnen tanzen, sie zu Tische führen und weiter nichts. Das Schmeicheln und Courmachen gilt für verächtlich, und was bei uns Buhlen und Kokettiren heißt, das findet man dort unverschämt, ja die Ehre kränkend. Mit einem Worte: Verliebtheit ist für Jünglinge ein Vorwurf und für Jungfrauen eine Schmach und Schande. Das Verheirathen eines Sohns und einer Tochter hängt ganz von dem Willen der Aeltern und Verwandten ab; man fragt weder das Eine noch das Andere um Rath, sondern spricht segnend: „Da hast Du ein Weib" — „Da hast Du einen Mann" — und Alles ist abgethan. Nach der bei uns angenommenen Meinung hat dieser Zwang, den man der Willensfreiheit junger Leute bei einem so wichtigen, über ihr ganzes Leben entscheidenden Schritte auferlegt, etwas Ungerechtes, ja Schreckliches; allein die Erfahrung zeigt das gerade Gegentheil. Für uns raffinirte Leute ist die Liebe eine wahre Qual und Marter; das untadeligste Gefühl dieser Art kann die traurigsten Folgen nach sich ziehen. Bei den Kosaken dagegen hat die Liebe durchaus keine gewaltsame Wirkungen, sie raubt Keinem den Verstand und ist die sicherste Schutzwehr gegen das Laster. Im Donischen Lande hört man nichts von Verführungen, nichts von Ehebruch oder Ehescheidung: ein sittsames Mädchen läßt sich mit keinem Lakaien, mit keinem gefangenen Franzosen (!) ein; der Mann wird seiner Frau nicht untreu, und verleitet nicht die Frau eines Anderen zur Untreue. Vater und Mutter können ihrem Sohne, ihrer Tochter nichts Böses wünschen, und da sie mehr Menschenkenntniß haben als ihre Kinder, so verstehen sie's auch ohne Zweifel, ihnen eine bessere Partie auszusuchen, als sie selber sich gewählt haben würden.

Um nicht eine ausdrückliche abschlägige Antwort zu gewärtigen, und um die Gesinnung der Aeltern eines Mädchens vorher zu erkunden, schickt man eine Freiwerberin (swächa) zu ihnen. Diese Frauen, ein nothwendiges Requisit in Städten, bilden, so zu sagen, eine besondere Gilde (wie in China). Sie gehen von Haus zu Haus, tragen Kundschaften herum, kennen jede Jungfrau und jeden ehelosen jungen Mann, haben genaue Kenntniß von ihrem Alter, ihrem Charakter, ihrem Vermögen. Wenn die Swacha in das Haus kommt, wohin sie geschickt ist, so empfiehlt sie den Aeltern des Mädchens den Jüngling auf eine geschickte Weise und gleichsam beiläufig, um ihre Absichten zu erfahren; ist das Ergebniß ein günstiges, so wählen die Aeltern des künftigen Bräutigams aus ihren Verwandten oder ehrenwerthesten Bekannten einen männlichen Freiwerber (swat). Dieser geht mit derselben Behutsamkeit zu Werke, wie die Swacha; er unterhandelt wegen der Mitgift und anderer Dinge mit ihnen. Eine direkte Unterredung zwischen den beiderseitigen Aeltern über diesen Gegenstand gilt für unanständig. Ist man einig geworden, so kommt der Swat entweder drei Tage oder eine ganze Woche darauf, von einigen Jünglingen begleitet, wieder und bringt den Aeltern der Braut Brod und Salz, zur Besiegelung des Vertrages. Dann bittet er die Aeltern, ihm ihre Hand zu reichen; der Vater bekreuzt sich, spricht: „Gott gebe, daß es zur guten Stunde sey!" wickelt das Vorderstück seines Kleides um die Hand und reicht sie dem Swat. Die Mutter verneigt sich vor einem Obras (Heiligenbilde) bis zur Erde, spricht: „Zur guten Stunde!" und giebt dem Swat ebenfalls ihre Hand. Jetzt schickt der Letztere nach dem Bräutigam. Dieser erscheint bald mit einigen Kameraden, erfährt den Inhalt des Vertrages und thut vor seinen beiden Schwiegerältern einen Fußfall. Darauf führt die Mutter, eine Muhme oder eine verheirathete Schwester die Braut ins Zimmer und stellt sie links neben den Bräutigam: dies nennt man die Brautschau (smotr newjesty). Der Swat legt Beider Hände in einander, worauf die zum Gesinde gehörenden Mädchen allerlei Brautlieder singen. Braut und Bräutigam kredenzen den Aeltern beider Theile, Jedes von seinem eigenen Weine; dann kredenzt der Swat ihnen selber: sie schlürfen etwas von dem Wein und küssen einander.

Die eigentliche Verlobung (sgwór) oder der Handschlag (rukobirje) wird durch zwei junge Frauen im Namen der Aeltern des Bräutigams und von zwei anderen im Namen seiner Schwiegerältern angekündigt; diese weiblichen Boten gehen von Haus zu Haus und laden Verwandte und Freunde ein. Ist die ganze Gesellschaft beisammen und der Bräutigam angelangt, so stellt man das Brautpaar mitten ins Gemach; die Aeltern legen ihnen wieder die Hände in einander und sagen: dotsch! wot tebjè jenich (Tochter, da hast Du einen Bräutigam); a tebjè, moi sin, newjésta (und Du, mein Sohn, hast eine Braut); da blagoslowit Gospód Bogh sojùs wasch (möge der Herr Gott euer Bündniß segnen!). Braut und Bräutigam thun einen Fußfall. Dann kommt es wieder zum Wein-Kredenzen, zu Glückwünschen und Umarmungen. Der Kuß, den die Verlobten bei dieser Gelegenheit einander geben, bindet sie für immer. Der Bräutigam beschenkt seine Braut mit Geld oder Diamanten, und sie ihn mit Arbeiten von ihrer Hand. Auch die Schwiegeraltern machen der Braut viele Geschenke an Perlen, Ringen, Armbändern u. s. w. Darauf giebt es einen Ball. Die jungen Leute bleiben den ganzen Abend im Hause der Braut; die Aeltern der Letzteren aber gehen mit ihren Verwandten ins Haus des Vaters des Bräutigams, wo man ebenfalls trinkt, singt und tanzt.

Nach der Verlobung bleiben die Verwandten der Braut bis zur Hochzeit bei ihr und arbeiten an ihrer Aussteuer. Jeden Abend besucht der Bräutigam mit seinen Freunden die Braut und bringt Fröhlichkeit in ihr Haus. Man vertreibt sich bis um Mitternacht die Zeit unter Spielen und Scherzen; doch stets mit Bewahrung der guten Sitte. Nach Anfertigung der Aussteuer, wenige Tage vor der Hochzeit, feiert man den Polterabend (djewischnik), der mit einem Balle anhebt; die jungen Leute tanzen und die Alten trinken und plaudern mit einander. An diesem Tage setzt man der Braut, statt des Torlatsch, eine Tatarische Mütze auf, mit schwarzer Pelz-Verbrämung und vielen Blumen und Federn. Nur die lange Haarflechte mit den goldenen Kettchen daran bleibt unverändert.

Zwei Tage vor der Hochzeit bittet man Gäste zu den Kissen (poduschki) oder zur Schau der Ausstattung. Die Gäste versammeln sich am Abend im Hause der Braut und tragen Kissen, Kleidungsstücke, Käßchen, Spiegel und andere leichte Dinge feierlich ins Haus des Bräutigams, indem sie dazu singen:

Schwestern, Freundinnen,
Traget von hinnen
Die Kissen, die Bettchen,
Ihr Schwestern Kästchen!

Ist man zum Hause gekommen, so wird gesungen:

Mütterchen, laß uns herein,
Du kriegst ein Schwiegertöchterlein!

Die Bettstelle mit dem Bettzeug und alles Uebrige wird in dem schön aufgeputzten Schlafgemach aufgestellt. Dann giebt es wieder einen Ball, in dessen Verlaufe die Tschiberka's (Stickerinnen) den Bräutigam und seine Braut einladen, ins Schlafzimmer zu kommen, wo sie Beide auf dem Bette Platz nehmen lassen und dem Bräutigam einen Becher Wein reichen. Dieser leert den Inhalt mit Muße, spricht bei jedem Zuge: „Das ist herber Wein; man muß ihn versüßen", und küßt [illegible] seine Zukünftige, so oft es ihm gefällt. Hat er ausgetrunken, so legt er Geld auf einem Präsentirteller. Darauf kommen auch die Gäste, Einer nach dem Anderen, setzen sich auf dasselbe Bett, und laden je Eine der Damen zu sich. Die Tschiberka's bringen Jedem von ihnen Honig und Meth; der Gast giebt ihnen dafür ein Trinkgeld und darf auch seine Erwählte küssen, wie der Bräutigam seine Braut. Jeder männliche Gast hat das Recht, so viele Damen, als ihm gefällig ist, zu sich aufs Bette einzuladen. Wenn die Stickerinnen gut bezahlt worden sind, so werfen sie einige Kissen auf das sitzende Paar, und verschaffen so dem Manne günstige Gelegenheit, einen Kuß über den Kauf zu nehmen. Zuweilen setzen die schlauen Stickerinnen irgend eine alte Frau zu dem Jüngling, und vertauschen sie dann erst mit einer jungen, wenn sie ihre Kissen über Beide gelegt haben; in solchem

*) Aus dessen sehr umfassender Geschichte des Donischen Heeres (Istoria

den Männern nur bei dieser Gelegenheit eine gewisse Freiheit im Umgange mit Mädchen gestattet; jetzt aber ladet man keine Mädchen mehr zu sich aufs Bette.

In früheren Zeiten traf man mit gebührender religiöser Stimmung die Vorkehrungen zu einer Hochzeit. Der Führer des Bräutigams (druzko) wich nie von des Letzteren Seite und belehrte ihn über seine ehelichen Pflichten. Am Abend vor dem Hochzeitstag und ehe die Sonne unterging, begab sich die Braut, in lebhafter Unruhe wegen des ihr bevorstehenden schrecklichen Tages, allein mit ihrer Wärterin auf den Gottesacker, wo sie in der Einsamkeit der Gräber niederkniete, das Gesicht an den Boden legte, und mit Thränen und Gebet ihre entschlafenen Vorältern anrief, daß sie ihr Beginnen segnen und ihre Fürbitter bei dem ewigen Vater seyn möchten. Am Tage der Trauung erschien der Sberesatoi oder Wodun Morgens in aller Frühe vor dem Bräutigam *); er war Einer von den sogenannten Koldun's (Zauberern); sein Geschäft bestand darin, daß er allerlei Hexenkünste ausführte und den Einfluß böser Geister auf Speisen und Getränke abwehrte.

Der Druzko (wörtlich: das Freundchen) und der Wosatoi führen den Bräutigam ins Gemach zu seinen Aeltern, die ihm vermittelst Heiligenbildern in kostbarer Einfassung ihren Segen ertheilen. Dann segnet ihn sein Pathe in einem anderen Gemache, ein Geistlicher liest ein Gebet und nach dem Gebete verlassen Alle mit dem Bräutigam das Haus. Der Bräutigam besteigt ein Pferd und begiebt sich im Gefolge seiner gleichfalls berittenen und bewaffneten Gefährten nach dem Hause der Braut. Dort giebt es eine andere noch bewegtere Scene: die hochzeitlich geschmückte Braut fällt vor ihren Aeltern auf die Kniee, fleht um ihren Segen und scheidet für immer von ihnen, von ihren Geschwistern, von Amme und Wärterin. Es erhebt sich ein Weinen und Wehklagen, als sollte die Braut begraben werden. Hat man sich endlich satt geweint, so läßt man die Braut auf einem Stuhle Platz nehmen, der unter den Heiligenbildern steht — dieses ist der Ehrenplatz — und setzt ihren jüngsten Bruder oder einen anderen Knaben, der eine Derjawa, d. h. eine Peitsche von Seide in der Hand hält, neben sie.

Sobald der Bräutigam mit seinem Gefolge angelangt ist und sein Gebet verrichtet hat, begiebt er sich mit dem Druzko zur Braut. Der Druzko sucht den jüngsten Bruder des Mädchens mit Gewalt von dem Platze des Bräutigams zu vertreiben; allein der Knabe vertheidigt sich nach besten Kräften mit seiner Peitsche und behauptet den Stuhl. Jetzt beginnt der Druzko, mit ihm zu unterhandeln: er legt ihm allerlei Tand und Naschereien hin, und kauft endlich den Platz für irgend ein Spielzeug. Der Bräutigam setzt sich nun selbst eine Weile auf den Stuhl und empfängt die Peitsche als Zeichen der Herrschaft über seine Frau.

Jetzt beginnt ein neues Abschiednehmen, Weinen und Heulen. Man faßt die Braut unter den Armen und hebt sie in einen Wagen. Der Bräutigam sitzt an ihrer Seite: der Druzko aber und ein Priester mit dem Kruzifix nehmen dem Paare gegenüber Platz. In einer voranfahrenden Kutsche sitzen Brautvater und Brautmutter, Freiwerber und Freiwerberin mit den gebenedeiten Heiligenbildern. Die Aeltern bleiben zu Hause und die Gespielinnen, welche die Braut angeputzt haben, zerstreuen sich nach ihren Wohnungen. Die beiden Equipagen fahren der Kirche zu. Es gilt für unschicklich, wenn die Braut in der Kirche weint: sie muß beten und, auf eine frohliche Zukunft hoffend, ihr Schicksal Gott anheimstellen. Auch der Bräutigam beobachtet ein andächtiges Schweigen, bis die Ceremonie vorüber ist.

In der Kirche angelangt, nimmt die Swacha (Freiwerberin) der Braut in der Vorhalle die Tatarische Mütze ab, löst ihren Zopf und läßt das Haar getheilt, die Schultern herabhangen. Ist die Ceremonie der Trauung vorüber, so führt man die junge Frau wieder in die Vorhalle, setzt sie auf einen Stuhl und schmückt ihr das Haupt nach der Weise verheiratheter Frauen. Das Haar wird um den Kopf gewickelt und ein sogenanntes Powoinik darum gewunden. Hierauf begiebt man sich in derselben Ordnung nach dem Hause des Gemahls.

Die Aeltern empfangen das junge Paar am Eingang und halten Brod und Salz in den Händen. Man bestreut die Neuvermählten mit Korn, Nüssen, Pfefferküchlein und Münzen, damit sie in Glück und Wohlstand leben mögen; Fürst und Fürstin (so heißen in dieser Zeit die jungen Gatten) werden mit Musik in den Saal geführt und erhalten den Ehrensitz an der Tafel. Wenn die ersten Schüsseln abgetragen sind, geleiten der Druzko, die Swacha und der Sberesatoi das junge Paar mit Musik nach dem Tscherdak oder Schlafgemache, und legen sie ins Bett. In Erwartung einer angenehmen Kunde durch die Swacha bleiben die Gäste am Tische sitzen und schmausen fort, jedoch mit einer gewissen Beklommenheit. Wenn nun die Swacha zur schicklichen Zeit (ehe der Braten aufgetragen wird) nicht erscheint und unangenehme Kunde eintrifft, so giebt es einen zügellosen Spektakel; man singt unzüchtige Lieder, in welchen die Aeltern der jungen Frau gescholten und verunglimpft werden. Die Gäste zerstreuen sich mit Unwillen und unter Vorwürfen: das Gelage hat ein Ende. Kommt aber die Swacha und bringt das klare Zeugniß der Unverdorbenheit der jungen Frau, so beginnt ein allgemeines freudiges Zechen. Der Druzko und die Swacha eilen nach dem Hause der Aeltern der jungen Frau, und erhalten für die gute Nachricht Seidenstoffe zum Geschenk, die man ihnen kreuzförmig und so, daß sie unter den Schultern durchgehen, um die Brust befestigt. Vater und Mutter folgen ihnen nach der Wohnung des Paares; die Mutter küßt ihre Tochter unter Thränen, Alle umarmen sich, und trinken auf die Gesundheit der Aeltern der Neuvermählten. Die Letztern sitzen schweigsam da, mit niedergeschlagenem Blick und dem dunkelen Purpur der Verschämtheit im Gesichte.

Die Aeltern beider Theile beschenken ihre Kinder nach besten Kräften. Sie erhalten Geld und eine Heerde Huf- oder Hornvieh; andere Anverwandte verehren ihnen Waffen, Stoffe und Geräthschaften. Der eigentliche Brautschatz besteht in einem festlichen Anzug und einem Anzug für alle Tage, ferner in Weißzeug, und allerlei Hausrath. Der Vater ist nicht verbunden, seiner Tochter einen Theil seines Vermögens zu verabreichen; er giebt ihr soviel, als sein Herz von ihm fordert. Dadurch wird allen Rechtshändeln vorgebeugt und die verwandtschaftlichen Bande bleiben heilig und unverletzt.

Die von mir beschriebenen Hochzeitsgebräuche werden insonderheit bei den Kosaken am unteren Don vollzogen. In den übrigen Theilen des Landes haben sie sich mehr oder weniger verändert und in den höheren Kreisen des Lebens sehr veredelt. Keine gebildete und wohlerzogene Kosaken-Jungfrau entschließt sich noch ferner zu der anstößigen Sitte des Bettsitzens nach Uebertieferung der Ausstattung, und kein Gast wagt es mehr, bei der Tafel und in Gegenwart von Damen ein sichtbares Zeichen der Keuschheit der Neuvermählten zu fordern. Diese und ähnliche Unanständigkeiten finden nur noch bei Hochzeiten des gemeinen Volkes statt.

*) Sberesàtoi heißt Behüter, auch Wärter; wodun aber Führer. Derselbe ist wojatoi.

Mannigfaltiges.

— Englische Gedichte von Incledon. Es ist uns ein Bändchen Englischer Poesieen zugesandt worden, das in diesen Blättern wohl einer Erwähnung werth ist, besonders da die Blumen auf Deutschem Boden gewachsen sind, die uns hier in einer Englischen Form dargeboten werden. Die „Vermischten Gedichte von Charles V. Incledon"*), einem in Wien lebenden Sohne Albions, enthalten nicht bloß Bearbeitungen Deutscher Themata, wie z. B. eine gelungene Version der „nächtlichen Heerschau" von Zedlitz, sondern auch fast auf jeder Seite Anklänge Deutscher Gefühls- und Denkweise. Wir theilen als Probe den nachstehenden Gesang mit, den der Britische Dichter mit der darunter befindlichen Anmerkung dem Amnestie-Dekrete unseres Königs gewidmet, einer Handlung der Gnade, die auch uns Alle mit Dank und Verehrung erfüllt hat:

Let vaunting nations!**)

1.

Let vaunting nations threat'ning arm,
Let faction loudly rave,
No wordy threat creates alarm
To daunt the truly brave, —
The brave who fight in honour's cause
Their native land to shield,
Who joy their lives 'neath equal laws
Or die on honour's field.

Chorus.

Then hail to him! who call'd in life
A code of equal laws,
And still'd the boist'rous waves of strife
In virtue's holy cause.

2.

Swell high the voice and loud proclaim
How great's the glor'ous deed,
That wide has spread the monarch's fame
Who captive subjects free'd,
Who bade the bonds that reason's sway
Would shroud in bigot night,
To sink before the radiant day
Whence shines eternal light.

Chorus.

Then hail to him! whose fiat bade
The gloom of mind to cease,
Who firm the base of justice laid,
And crown'd his land with peace.

*) Miscellaneous Poems by Charles V. Incledon. Vienna, 1842.

**) So universal is the admiration engendered throughout Europe by the enlightened rule of the king of Prussia, that among other admirers of this excellent monarch who have eulogized his active benevolence, (in the most perfect amnesty that ever emanated from a ruler's heart,) the author ventures to tender his tribute of admiration before the throne of the best of sovereigns.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Freitag den 1. April 1842

Frankreich.

Molière's Frühstück.

Wer das Leben Molière's kennt, dem ist auch die Anekdote von seinem Frühstück bei Ludwig XIV. bekannt; Wenige jedoch kennen die Umstände, welche dieses improvisirte Mahl herbeigeführt haben, noch wissen sie diese Auszeichnung in ihrem ganzen Umfange zu würdigen. Es finden sich in den einzelnen Erzählungen mehrfache Widersprüche, besonders scheinen die Erzähler mit der Etikette am Hofe Ludwig's XIV. nicht genau genug bekannt gewesen zu seyn. Wir versuchen die verschiedenen Irrthümer zu beseitigen und durch eine treue Darstellung der Thatsachen die schöne Regung Ludwig's, durch welche er den Lustspieldichter mit einem Male den Fürsten gleichstellte, in ihrem vollen Lichte erscheinen zu lassen.

Unter der Regierung Karl's IX. und Heinrich's III. hatte sich die Etikette zu großer Geltung erhoben. Heinrich IV. war zu gefühlvoll und leidenschaftlich, als daß er sich mit einem beengenden Ceremoniell viel hätte befreunden können. Ludwig XIII. in seiner Melancholie, bei seinen Eigenheiten und Launen zog oft den Dienst des letzten Kammerdieners der Zuvorkommenheit seiner vornehmen Herren vor. Doch Anna von Oesterreich hatte bei ihrer Erziehung am Spanischen Hofe die Quintessenz des Ceremoniells in sich gesogen, und der König, ihr Sohn, gab demselben in Frankreich nicht nur seine ganze alte Geltung wieder, sondern erhöhte sie noch. Er stellte sich als Sonne mitten unter seine Sterne, ordnete diese in vollkommener Symmetrie um sich her und erfand die Kunst, sie zu überreden, daß sie keinen anderen Glanz haben könnten, als den Widerschein der Strahlen, die von ihm ausgingen. Der König wägte seine leisesten Bewegungen, seine unbedeutendsten Worte sorgfältig ab, und jedes Sichgehenlassen, jede unwillkürliche Hingebung an einen Gegenstand wurde zum Verbrechen. Ludwig's XIV. Erziehung, sein natürlicher Geist und Geschmack zogen ihn zu den Künsten und Wissenschaften hin; er wollte nicht, daß in seinem Reiche ein Fünkchen Talent sich rege, das nicht zur Erhöhung seines eigenen Glanzes beitrüge; man braucht nicht mehr zu thun, um ein großer Fürst zu werden und ein großes Jahrhundert hervorzurufen. Molière konnte ohne die spezielle Unterstützung und Begünstigung Ludwig's XIV. unmöglich werden, was er geworden ist. Seine Feinde waren alle Höflinge, alle die zarten Schönen mit ihrem gewaltigen Anhange, alle Geistlichen und Aerzte; diesen wäre er hundertmal erlegen. Herr de la Feuillade hätte ihn nach der Kritik der Schule der Frauen ermorden lassen: bei der bloßen Ahnung des Tartuffe hätte man ihn in die Bastille geworfen. Er hätte die Poesie aufgeben oder sich auf harmlose Stoffe beschränken müssen.

Molière war Kammerdiener des Königs und hatte als solcher durch seine Functionen täglich dreimal Zutritt bei ihm. Ludwig pflegte ihn freundlich zu empfangen; er unterhielt sich mit ihm über seine Poesie und über den Erfolg derselben auf dem Theater, und so geschah es oft, daß er sich mit Molière in lange Gespräche einließ, während die Prinzen sich mit zwei Worten begnügen mußten. Ludwig XIV. liebte Molière, und er fürchtete nicht, durch die Vertrautheit, mit der er ihn behandelte, Neid zu erwecken, da ihn die ehrgeizigen Großen nicht für würdig hielten, ihn als Nebenbuhler gelten zu lassen. Welch' einen Sturm erregte darum der Tag in dem Herzen aller Höflinge, als der „Komödiant" plötzlich zum Fürstenrange erhoben wurde; sie wollten ihren Augen nicht trauen. Bevor ich diesen Augenblick schildere, hab' ich die Etikette darzustellen, die in dem Zimmer Ludwig's XIV. täglich befolgt wurde, da Ludwig's Benehmen nur durch sie vollkommen gewürdigt werden kann.

Der erste Kammerdiener schlief in einem Bette zu Füßen des Königs; er stand leise auf, eine Stunde früher als der König, kleidete sich im Vorzimmer an und eilte, den Oberkämmerer und den ersten Edelmann des Hofes zu wecken, wenn diese noch nicht erschienen waren. Eine Viertelstunde vor der Zeit, zu welcher der König befohlen hatte, ihn zu wecken, trat man in das Zimmer desselben, zündete Feuer an, löschte die Nachtlichter, öffnete die Läden, Alles ohne das mindeste Geräusch. Im bestimmten Augenblicke schlich der erste Kammerdiener an das Bett und sagte: „Sire, es ist Zeit." Hierauf öffnete er die Thür den Kammerjunkern, einer eilte in den Keller, der andere in die Küche, das Frühstück des Königs zu befehlen, der dritte blieb an der Thür stehen und ließ Niemand ein, als die, welche zum Bett des Königs Zutritt hatten. Die Zahl dieser beschränkte sich im Jahre 1664 auf den Bruder des Königs, den Prinzen Condé, den Prinzen Conti, den Herzog von Longueville, die Herzoge von Vendôme und Beaufort, die Herren von Lauzun, von Guiche, Vardes und Dangeau (von welchen die drei Letzteren im folgenden Jahre dieser Begünstigung verlustig gingen), den Beichtvater des Königs, den ersten Arzt (Vallot) und den ersten Chirurgen (Felix). Für den Bruder des Königs wurden beide Flügel der Thür geöffnet, für die Uebrigen nur einer. Man trat schweigend ein und näherte sich schweigend dem Bett, in dem der König noch lag. Dieser richtete sich auf, der erste Kammerdiener goß ihm Weingeist über die Hände, der Oberkämmerer präsentirte ihm geweihtes Wasser, der König machte das Kreuz, und hiermit war es erlaubt, zu ihm zu sprechen. Eine Viertelstunde verstrich im Gespräch; hierauf kam der Friseur Quentin, er präsentirte zwei oder mehrere Perrücken, der König wählte eine aus, welche Herr Quentin in ihrem Bau hierauf noch mehr zu vervollkommnen und dem Königlichen Haupte anzupassen eilte. Der König stand auf, zog Pantoffeln und Hauskleid an, welche ihm der Oberkämmerer überreichte, und setzte sich in einen Lehnstuhl in der Nähe des Feuers. Monsieur präsentirte ein an der einen Ecke angefeuchtetes Handtuch, zu beiden Seiten neben ihm standen Edelknaben, die kostbare Gefäße mit Wasser hielten, der König wusch sich das Gesicht und erwartete den Barbier, welcher ihn rasiren und den Schnurrbart parfumiren mußte. Diese kurzen Augenblicke waren für die Anwesenden höchst kostbar, da es während derselben erlaubt war, die ersten Gesuche vorzutragen. Der erste Edelmann nahm die Nachtmütze von den Königlichen Schläfen, und in demselben Augenblicke erklärte der König, daß er die erste Audienz zu ertheilen wünsche.

Der Kammerjunker öffnet die Thür, und die bevorzugten Courfähigen machen ihre Aufwartung. Die Herren Mazarin, Villeroi, Beringhen und einige Andere der Vertrauensleute des Königs bleiben nicht aus. Quentin schmückt den König, bisweilen übernimmt er selbst dies Geschäft. Ein Kammerdiener hält den Spiegel. Die Toilette schreitet langsam vor, und man hat Zeit genug, um lange Reden zum Könige zu halten, um ihm Neuigkeiten zu erzählen und vorzüglich, um ihn in günstige Stimmung zu versetzen. Dies ist der Augenblick, in dem die Schmeichler die größere Ungebundenheit dieses gewissermaßen häuslichen Verkehrs mit dem Könige benutzen, um einen Schritt weiter in der Vertrautheit mit ihm vorzudringen. Die Abwesenheit der Perrücke ist hierbei von ungemeiner Wichtigkeit; sobald sie erscheint, steht der König in seiner Majestät da, und jeder Schimmer der Vertraulichkeit ist entwichen. Die Kammerdiener treten mit den einzelnen Kleidungsstücken heran; „Meine Kammer!" ruft der König, und die zweite Audienz beginnt.

Die Gesandten, Herzoge und Pairs, Marschälle, General-Lieutenants, Prälaten u. s. w. erscheinen und mit ihnen im Jahre 1690 Racine. Um zu dieser größeren Audienz zugelassen zu werden, bedarf man keine ausdrückliche allgemein gültige Erlaubniß des Königs. Diejenigen Personen, welche nicht täglich erscheinen, nennt der Thürsteher dem ersten Edelmann, und dieser wiederholt die Namen dem Könige; wenn der König schweigt, so werden sie zugelassen. Die Zahl der Beamten, welche sich hierbei zum pflichtgemäßen Bericht einstellten, war sehr groß.

Während dessen beginnt der König in seinem Lehnstuhle sich langsam anzukleiden. Jedes seiner Kleidungsstücke muß mehrere Hände durchlaufen, ehe es zu ihm gelangt. Man reicht ihm zunächst die Beinkleider und die Unterstrümpfe, welche er selbst sich anlegt. Hierauf zieht ihm ein Kammerdiener die seidenen Oberstrümpfe und die Schuhe an, welche durch kostbare, mit Diamanten besetzte Schnallen verziert sind, zugleich bindet er ihm die Strumpfbänder. Der Oberkämmerer empfängt aus der Hand eines der oberen Küchenbeamten eine werthvolle Schaale mit Bouillon gefüllt, das erste Frühstück des Königs, und setzt sie auf einen kleinen Tisch zur Seite desselben. Zwei andere hohe Beamte bringen Wein und Wasser, ein dritter eine Serviette. Der erste Edelmann kostet den Wein und das Wasser und präsentirt es dem Könige, welcher sich selbst einschenkt. Das Halten und Ueberreichen der Serviette ist ein vorzüglicher Ehrenpunkt, und hierzu ist nur der Bruder des Königs oder der erste Prinz vom Geblüt berechtigt. Während des Ueberreichens selbst muß er Handschuhe und Hut ablegen, der Oberkämmerer wendet sich in tiefster Ehrfurcht zu ihm, um sie einstweilen zu halten, der erste Edelmann aber allein ist würdig, daß Monsieur aus seiner Hand die Serviette empfange, er nimmt sie daher zuvor den unteren Beamten ab.

Sobald Se. Majestät gefrühstückt haben, legen Sie das Hausgewand ab. Der Großmeister der Garderobe faßt dasselbe an dem rechten, der erste Kammerdiener an dem linken Aermel an, und so wird es ausgezogen. Der König nimmt die Reliquien ab, die um seinen Hals gehängt sind, und der erste Kammerdiener trägt sie nebst der Uhr und der Börse in das Kabinet. Hiermit beginnt das interessante Geschäft der Hemdanlegung. Das Hemd dem Könige zu reichen, ist nur Monsieur, den Prinzen von Condé und von Conti und den Herren von Longueville, in ihrer Abwesenheit aber dem Oberkämmerer gestattet.

Auch das Hemd geht erst durch mehrere Hände, ehe es von dem Bevorzugten in einer silbernen Schaale, mit weißer Seide überdeckt, dem Könige überreicht wird. Zwei Kammerdiener halten das Hausgewand nach Art eines Vorhangs ausgebreitet vor den König, der erste Kammerdiener streift den rechten Aermel, ein Edelknabe den linken auf den Arm des Königs. Der König erhebt sich im Lehnstuhl, der Oberkämmerer eilt herbei, ihm bei dem Knüpfen der Bänder behülflich zu seyn; hierauf fällt der Vorhang, und es ist den Umstehenden erlaubt, den König zu betrachten, wenn er in Hemdärmeln aufrecht dasteht.

(Schluß folgt.)

Meine Erlebnisse während der Revolution.

Von Ch. Lacretelle.

9. Schreckliche Aussichten, die der 18. Fructidor eröffnet, und die Folgen desselben.

(Schluß.)

Endlich wird man alle Adligen, die nicht ausgewandert sind, wegen des Verbrechens ihrer Geburt bestrafen; sie werden aus dem Gebiete der Republik verbannt, wenn sie nicht der Freiheit gedient haben. Ihre Güter werden konfiszirt und von dem Ertrage des Verkaufs wird ihnen ein Päckchen Waaren übergeben werden, von denen sie im Auslande leben können. Die letztere Maßregel war, wie man sagte, aus dem gesetzgebenden Genie des berühmten Sieyes entsprungen, dem es indeß nicht gelang, sie durchzusetzen. Der übrige Theil des schrecklichen Programms wurde mit geringen Modificationen angenommen: Niemand hatte nie so viel Willfährigkeit in seinem Senate gefunden. Zehn oder zwölf der Geächteten wurden durch das Mitleid ihrer Kollegen gerettet, welche ihnen Zeichen der Schwachsinnigkeit ausstellten. Auch ich wäre beinahe deportirt worden und entging dieser Strafe nur durch eine zweijährige Gefangenschaft.

Ich war zur Zeit der Katastrophe auf dem Lande in einiger Entfernung von Paris gewesen. Auf der Rückreise hörte ich meine Reisegefährten von dem großen Ereignisse der Nacht, der Verhaftung Pichegru's und so vieler Deputirten, sich unterhalten. Der Eine sagte, er habe eine Proclamation des Direktoriums gelesen, in welcher derselbe als Vaterlandsverräther bezeichnet würde. Ein Anderer sagte mit einem abscheulichen Ausdruck der Freude: „Alle Royalisten werden vertrieben oder guillotinirt werden." Ich hörte dies Alles mit düsterer, erbitterter und ungläubiger Miene an, wodurch ich inquisitorische Blicke auf mich lenkte.

Tausend Gedanken bewegten mich. Hätte ich umkehren und die Jakobiner verlassen wollen, die mir reisende Spione schienen, so würde ich ihren Argwohn erregt haben. Noch mehr bebte ich vor dem Gedanken zurück, noch einmal als Geächteter zu der Familie zu flüchten, die mich immer so gastfreundlich aufgenommen hatte. Ich konnte ja absteigen, ehe wir an den Barrièren anlangten und anderwärts auf dem Lande einen Versteck suchen. Aber Paris bot sichrere Zufluchtsstätten, und wer wußte, ob die Sachen schon so verzweifelt standen?

So kehrte ich nach Paris zurück, und die Todtenstille, die hier überall herrschte, bestätigte nur zu sehr meine schlimmsten Befürchtungen. An den Mauern der Häuser las ich die Proclamation des Direktoriums, welche seinen nächtlichen Sieg und die zahlreichen Proscriptionen verkündete. Zu meinem Schrecken las ich die Namen von Portalis, Siméon, Dumas, Barbé-Marbois, den wohlwollenden Leitern meiner Ansichten. Auch die Namen der Journalisten figurirten in großer Anzahl auf der Liste. Ich begab mich eiligst nach meiner Wohnung, um meine Korrespondenz den Flammen zu übergeben.

Ich hatte dieses Geschäft so ziemlich beendet, als ich eine Abtheilung Dragoner in den Hof rücken sah. Nicht mich suchten sie, sondern einen anderen Journalisten, der in demselben Hause wohnte und der sich auf das Dach geflüchtet hatte. Der Geruch des verbrannten Papiers zog sie in mein Zimmer und gab ihnen die Gewißheit, daß sie einen Geächteten vor sich hatten. Obgleich sie nicht den Auftrag hatten, mich zu verhaften, so betrachteten sie mich dennoch als eine gute Prise. Ihr Offizier, ohne Zweifel ein fleißiger Leser der republikanischen Journale, rief freudig aus: „Da haben wir einen Vendémiairisten und einen Anhänger Pitt's und Koburg's."

Ich wurde zum Polizei-Minister geführt und wartete in seinem Vorzimmer mein Urtheil ab. Glücklicherweise nahm er meine Gefangennehmung sehr gleichgültig auf. Er hielt mich der traurigen Ehre des Gefängnisses im Tempel und der Gemeinschaft mit Pichegru, Villot und anderen Hauptpersonen nicht für werth, sondern befahl, mich nach dem Gefängnisse des Central-Büreaus abzuführen. Ich wurde hier von dem General-Secretair Dubosc sehr freundlich aufgenommen. Dennoch visitirte man mich und durchsuchte meine Papiere. Ich bemerkte mit Schrecken, daß sich unter denselben auch ein Brief von Mad. Le Sénéchal befand, der sie kompromittiren konnte. Ich suchte ihn auf eine geschickte Weise in einen Papierkorb fallen zu lassen, aber der Polizei-Agent, der mich beaufsichtigte, bemerkte die Bewegung. Dubosc las den Brief, und obgleich in demselben mit vieler Verachtung von dem Direktorium gesprochen wurde, so erklärte er dennoch, daß er nichts Beachtenswerthes enthalte und gab ihn mir zurück.

In dem Winter, der auf den 18. Fructidor folgte, hatte die Ankunft des Generals Bonaparte in Paris, des Eroberers von Italien und, was noch mehr werth war, des Eroberers des Friedens wieder eine unbestimmte Hoffnung der Befreiung ins Leben gerufen, obgleich sich voraussehen ließ, daß dieselbe nur auf Kosten der Freiheit bewirkt werden könne, deren Namen man damals anbetete. Man freute sich boshafter Weise auf die Verlegenheit und die erzwungene Freude der Direktoren bei dem Feste, das sie einem Manne veranstalten wollten, der größere Potentaten gedemüthigt hatte, als diese traurigen Pentarchen. Wie zitterte der Attila der Schweiz, Rewbell, auf seinem Sammetstuhle, der einen Thron vorstellen sollte! Die allgemeine Stimme schien Bonaparte zuzurufen: „Nimm diesen Platz ein." — Gewiß hätte er es herzlich gern gethan, aber er wagte es noch nicht. Da hast Du, sagten die listigen und zitternden Domitiane zu ihm, eine herrliche Flotte und Deine Italiänische Armee; erobere uns in Aegypten eine schöne Kolonie. Der General nahm das Erbieten an, obgleich er es etwas weitläuftig finden mochte, mit der Beherrschung des Orients anzufangen.

Bald lenkten die Bulletins der Aegyptischen Armee und der Zauber des Wunderbaren, der an die Pyramiden geknüpft ist, allein noch unsere Aufmerksamkeit von den zahllosen Niederlagen ab, die unsere Armeen gegen die neue Coalition erlitten. Die Politik des Auslands nahm von unserer Invasion der Schweiz Veranlassung zur Erneuerung des Krieges, aber sie verband damit eine auffallende Verletzung des Völkerrechts, die Ermordung der Französischen Bevollmächtigten auf dem Rastadter Kongresse. Die Tapferkeit unserer Armee unterlag in Deutschland und Italien, und Paul I. schickte seine Heerschaaren von den Ufern des Don und der Wolga nach Italien. Oesterreich nahm seine Italiänischen Provinzen wieder in Besitz, die ihm das Schwert der Russen erobert hatte, während England sich die Herrschaft des Meeres sicherte.

Die vielfachen Niederlagen schwächten nicht den Muth unserer Armeen, und vielleicht waren unsere Soldaten und unsere Generale nie größer als in dieser Unglückszeit. Um ihre heldenmüthige Ausdauer nach ihrem wahren Werthe zu würdigen, muß man die Schändlichkeit und Liederlichkeit der Triumphatoren des 18. Fructidor in Betracht ziehen. Sie waren die personifizirte Anarchie und mußten wahnsinnige Anarchisten bekämpfen, welche die agrarischen Tollheiten eines Gracchus Babeuf mit dem Kultus Robespierre's und der Guillotine vereinigten. In ihrem Kampfe gegen diese Wüthenden, gegen die Royalisten, die sich wieder im Westen erhoben hatten, und gegen Europa hatten sie keine andere Stütze als das Phantom zweier Versammlungen, die durch ihre Zustimmung zur Proscription ihrer bedeutendsten Mitglieder sich selbst jeder Achtung und Kraft beraubt hatten.

Die Direktoren und die schwache Heerde, welche sich unter dem Hirtenstabe dieser schlechten Hirten geschaart hatte, wären beinahe das Opfer einer Partei geworden, die ihre Siege zu verfolgen pflegte. Die Jakobiner, welche Herren des Schlachtfeldes geblieben waren, bildeten eine mächtige Majorität, als die Direktoren auf den Einfall kamen, die Minorität in einer Menge von Wahlversammlungen zu vereinigen und sich zu Richtern über die Gültigkeit der Wahlen aufzuwerfen, so daß die Minorität noch einmal triumphirte. Daraus entsprang dann wieder eine Folge revolutionairer Tage, wie sie Spanien und Portugal in getreuer und monotoner Kopie reproduziren.

Das Direktorium hatte sich durch eine barbarische Deportation des Talentes Carnot's beraubt. General Hoche war in der Vollkraft seines Alters gestorben. General Pichegru, der mit sieben oder acht seiner Gefährten, unter welchen sich auch der Direktor Barthélemy befand, dem Verderben entronnen war, hatte sich nach England geflüchtet und mit den verbannten Prinzen verbündet. Am empfindlichsten war aber die Abwesenheit des Generals Bonaparte und der siegreichsten unserer Armeen. Frankreich mußte die Eifersucht der Direktoren theuer bezahlen. Die Zerstörung unserer Flotte auf der Rhede von Abukir nahm der Aegyptischen Armee jede Aussicht auf Rückkehr. General Moreau war dem Direktorium verdächtig, welches ihn dem unberühmten General Scherer unterordnete. Dieser erlitt an den Ufern der Etsch solche Niederlagen, daß Italien mit einem Schlage verloren schien. Die Armee übertrug in ihrer Verzweiflung den Befehl dem einzigen Mann, welcher den Rückzug sichern konnte. Moreau zeigte sich als großer General und unerschrockener Soldat. Er wurde von Suwarow besiegt, aber er hatte ihm imponirt und ihn zum Schwanken gebracht, was Macdonald benutzte. Dieser eilte vom südlichen Ende der Halbinsel mit einer Armee von 35,000 Mann herbei, nicht um Suwarow zu entschlüpfen, der ihn abgeschnitten hatte, sondern um diesen selbst abzuschneiden und zwischen zwei Feuer zu bringen. An den Ufern der Trebia entspann sich ein furchtbarer Kampf, in welchem Macdonald nur besiegt wurde, weil es ihm an Munition fehlte. Aber sein Rückzug glich dem des Löwen, und in den Gebirgen Liguriens vereinigte er sich mit Moreau.

Während unsere Armeen so heldenmüthig kämpften, war das Direktorium in vollständige Lethargie versunken, und als Symptom seines nahen Todes gab sich vorzüglich die finanzielle Noth zu erkennen. Rewbell war durch das Loos ausgeschieden, und Sieyes, der an seine Stelle trat, brachte ein anderes Prinzip der Auflösung hinzu. Das Direktorium, welches die beiden Versammlungen verstümmelt hatte, ließ sich durch eine Miniatur-Revolution verstümmeln. Larevellière-Lepaux, Merlin und Treilhard fielen beim ersten Windstoße. Kaum hatten beide Versammlungen ihre Sitzungen für permanent erklärt, als auch schon alle Drei ihre Entlassung einreichten.

Am merkwürdigsten war aber, daß die Jakobiner in dieselbe Erschlaffung versunken waren; ihre Kraft mußte durch die Menge gehoben werden, und diese hatte den Kampfplatz geräumt. Die Revolution suchte einen Mann und konnte ihn nicht finden.

Ich kehre jetzt zu mir zurück. Der vierundzwanzigste Monat meiner Gefangenschaft hatte begonnen, als mir ein Gendarm den Befehl überbrachte, mich zum Polizei-Minister Fouché zu verfügen. Ich glaubte schon, daß man mich nach der Insel Cléron deportiren wolle. Ich hatte mich getäuscht. Als ich in seinen glänzenden Salon eingeführt wurde, sagte er zu mir: „Bürger Lacretelle, setzen Sie sich, wir haben von sehr wichtigen Sachen zu sprechen." Diese Bevorwortung schien mir von übler Vorbedeutung; er bemerkte es und

fügte hinzu: „Um Sie vollkommen zu beruhigen, erkläre ich Ihnen, daß Sie frei sind."

Ich weiß nicht mehr, in welchen Ausdrücken ich ihm meine Dankbarkeit bezeugte; er hemmte meine Freudenäußerungen, indem er mit sehr wohlwollendem Tone sagte: „Da Sie sich viel mit politischen Erörterungen beschäftigt haben, so werden Sie vermuthlich auch die Journale gelesen haben. Was halten Sie von unserer Lage und vornehmlich von den anarchischen Vorschlägen, die in dem neuen Klub der Jakobiner gemacht werden?" Diese Frage hätte mich in einige Verlegenheit setzen können, aber die Ankündigung meiner Freiheit hob mich über alle Bedenklichkeit weg, und ich sprach ganz offen mit ihm. Er hörte mir aufmerksam und wohlwollend zu und sagte dann, meiner Ansicht beistimmend, daß der Jakobiner-Klub geschlossen werden müsse: „Das ist meine Meinung, das ist mein fester Entschluß, so wie der des Direktors Sieyes, den die Majorität seiner Kollegen für denselben zu gewinnen hofft." Hierauf bemühte er sich, mir zu beweisen, daß man nach Zeit und Umständen bald Schrecken bald Mäßigkeit anwenden müsse, und ich sah wohl ein, daß er nur darum eine Apologie seines früheren Benehmens versuchte, weil er im Begriffe stand, einen ganz entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Sodann fügte er hinzu: „Mehrere der Ideen, die Sie ausgesprochen haben, werden in dem Berichte, den ich dem Direktorium wegen Schließung der Reitbahn vorlegen will, sehr gut einen Platz finden. Sie müßten aber dabei mit großer Besonnenheit verfahren; heute sind Sie zu aufgeregt, um sich mit dieser Arbeit zu beschäftigen; machen Sie sich aber morgen daran; wir wollen dann noch einmal davon sprechen."

Ich verließ den gefürchteten Ort und den nicht weniger gefürchteten Minister in freudigster Bewegung. Ich trat den Rückweg zu Fuße an, um die süße Luft der Freiheit einzusaugen. Fast waren meine Kräfte zu schwach, und ich mußte mehrmals unterweges anhalten. Ich begab mich wieder zu der guten Wirthin, die mir schon so vielfache Beweise ihrer Theilnahme gegeben, und am folgenden Tage machte ich mich ans Werk mit dem süßen Gefühle, in dem Stil einer offiziellen Proclamation gegen die Jakobiner wüthen zu können. Ich brachte meine Arbeit dem Minister Fouché, der sie sehr lobte, aber nur einen Theil, und zwar den farb- und kraftlosesten, benutzte; ich war darauf gefaßt.

Während ich in dem Glücke schwelgte, meine theuersten Freunde wiederzusehen, sah ich mich auch von Männern aufgesucht, die mir weniger nahe standen und die eine Art politischer Rolle spielten, obgleich sie nur in zweiter Reihe figurirten; sie gehörten meistentheils zum Anhange des Direktors Sieyes. Aus ihren Mittheilungen ersah ich, daß eine neue Umformung der Regierung, d. h. des Direktoriums, und zwar durch einen General, welcher diese Revolution durch seine Armee unterstützen könnte, im Werke war. Man schwankte zwischen Moreau und Joubert, welcher die Italiänische Armee befehligte. Aber jener lehnte die an ihn ergangenen Anträge ab, und dieser wurde in der Schlacht bei Novi getödtet. Dem General Bonaparte war es vorbehalten, sich zum Herrn einer Bewegung zu machen, die nicht für ihn vorbereitet worden war.

Rußland.

Weh Dir, daß Du — ein Neffe bist!

Würdet ihr nicht, o Leser, einen Menschen wie mich beglückt nennen, der erst 25 Jahre zählt, kerngesund ist, eine ehrenvolle Anstellung, ein Kreuzchen im Knopfloch und zu Allem noch die Hoffnung hat, heute oder morgen einen alten und reichen Oheim zu beerben? Aber Alles, was ich euch hergezählt, ist mir bis auf diesen Augenblick eine Qual, und ganz besonders mein Oheim, mein — Gott verzeih mir's — unaussprechlicher Oheim!

Nöthig war es allerdings, daß die Vorsehung mir einen so kostbaren Onkel aufbürdete! Er liebt mich, liebt mich wie einen Sohn — ach, liebte er mich doch ein bischen weniger!

Ich war der einzige Sohn meines Vaters und hatte bis ins zehnte Jahr ein sehr gemächliches Leben. Ich that, was ich wollte, aß und trank, was mir mundete, schlug meinen Hofmeister und schalt meine Bonne. Väterchen verbot nie etwas. „Die Freiheit entwickelt Geist und Körper des Knaben", sprach er; „ein Knabe muß seine Freiheit haben!" Und Väterchen hatte seine Freude, wenn ich Launen bekam oder muthwillige Streiche trieb. „In dem Jungen regt sich schon jetzt ein selbständiger Geist, ein kräftiger eigener Wille", sagte er öfter; „darf man ihn wohl dieser köstlichen Naturgaben berauben?"

Mein Väterchen starb. Jetzt erschien ein liebes Onkelchen: das weinte, schluchzte, umarmte mich und sprach: „Dein Vater hat mich nicht anhören wollen, ja mein guter Rath hat ihn sogar erzürnt; ich verzeihe ihm und will an Dir zeigen, wie ich das Andenken meines Bruders ehre. Von jetzt an bist Du mein Sohn!"

Als man berechnete, wie viel mein Väterchen im Rückstande gewesen, ergab sich's, daß sein ganzer Nachlaß zur Tilgung der Schulden nicht ausreichte. Der gute Onkel bezahlte das Fehlende aus seiner eigenen Tasche und nahm mich in sein Haus.

Mein Onkel war nie verliebt gewesen und immer Hagestolz geblieben. Ich weiß nicht, ob er jemals tolle Streiche gemacht hat; nur so viel ist mir bewußt, daß er alle schwache Seiten der Jugend kennt. Ich weiß nicht, ob und wo er studirt hat; aber der Teufel weiß, was er nicht Alles versteht!

Jetzt begann eine zweite Erziehung, meine Um-Erziehung. Lebe wohl, Freiheit, und ihr anderen köstlichen Zubehöre des Naturmenschen! Nach der Theorie meines Onkels können wir, wenn wir uns einmal von der Natur entfernt haben, die Sache nicht mehr ändern und müssen seyn, was wir eben sind, d. h. wenn wir aufgehört haben, auf allen Vieren zu kriechen, müssen wir auf zwei Beinen gehen können, und damit wir dessen gewohnt werden, was wir seyn müssen, ist es erforderlich, daß wir uns früh gewöhnen. Der liebe Onkel verabschiedete meinen Hofmeister und meine Bonne und suchte mir dafür einen Deutschen aus, einen alten Mann mit rother Perrücke; der kleidete mich an, wusch und kämmte mich, verbot mir, in den Hinterhof zu schielen, andere Knaben als Steckenpferd zu gebrauchen, die Bedienten Filka und Mitka zu nennen. Ich weinte — man hörte nicht; ich versuchte, einmal selbst nicht zu hören — man stellte mich in den Winkel, gab mir kein Frühstück; und beharrte ich bei meinem Trotze, so ließ der Onkel das Spanische Rohr holen. Nichts half mir etwas, und so wurde ich am Ende sehr schmiegsam; ich lernte und wagte es nicht, meine Lectien nicht zu wissen. Mein liebenswürdiger Onkel war ganz entzückt über meine Umwandlung. „Mein Kind, Du wirst ein Mensch werden!" rief er jubelnd aus. — „Recht schön", dachte ich; „aber noch schöner, wenn ich meine Freiheit wieder hätte!"

Und ich fand sie wirklich wieder. Im 16ten Jahre schickte man mich auf die Universität Charkov. Mein Onkel weinte, als wir schieden, füllte den Wagen mit Proviant und schickte meinen Deutschen mit mir, dem er eine dicke Brieftasche einhändigte. Zu meinem Glücke starb der Deutsche gleich nach unserer Ankunft; ich wurde immatrikulirt, war mit Banknoten wohl versehen und trat in einen Kreis fröhlicher Kameraden. Nach zwei Monaten hatte ich kein Geld mehr; ich bekam drei feierliche Verweise und mußte zweimal auf einen halben Tag in den Karzer wandern. Ich schrieb meinem Onkel, das Geld sey plötzlich abhanden gekommen; ich klagte und flehte. „S'ist Schade", antwortet er und schickt mir eine lange Anweisung — wie ich auf der Universität leben solle. Bald nach seinem Briefe kommt er selber! Ich stellte mich sehr bescheiden an, weil ich glaubte, er wisse nichts: auch gab er nicht einmal durch Blicke etwas zu erkennen; aber ganz plötzlich zählte er mir Alles her, meine sauberen Streiche und meine Schulden, ja, er sagte mir sogar, wo ich das Geld durchgebracht. „Ich will Dir keine Vorwürfe machen, mein junger Freund", setzte er gütig hinzu; „mein ist die Schuld, daß ich Dir trauen konnte; die Erfahrung wird Dir nützlich seyn." Und siehe da, ich kam unter die Aufsicht eines sauertöpfischen Pädagogen, aus dessen Händen ich das benöthigte Geld empfangen sollte, und das war mir sehr fatal. Ich suchte einigen Trost darin, daß ich keine Vorlesungen besuchte; und schickte meinem Onkel ein kolossales Certifikat von dem Pädagogen, das über meine Fortschritte in einer ganzen Reihe Sprachen und Wissenschaften spezifizirte Auskunft gab. Mein Oheim schien sich darüber zu freuen; er ließ mich in den Ferien nach Hause kommen und fragte im zärtlichsten Tone, wie es mit meinen Fortschritten in den Wissenschaften stände. Ich berief mich auf das Certifikat. Er entgegnete ungemein gütig: „Freundchen, ein Certifikat ist noch kein Beweis; vielleicht hat man Dir, aus zarter Rücksicht für mich, etwas zu viel Indulgenz bewiesen. Machen wir mit dem Lateinischen den Anfang." Er schlug den Tacitus auf, und ich — hatte die Lateinischen Conjugationen bereits vergessen. Man denke sich nun das Uebrige. „Mein Freund", sagte der Onkel, „Lernen ist nothwendig, und ich lasse Dich nicht eher von der Universität, bis Du den Rang eines Kandidaten hast. Machen wir jetzt schon den Anfang, und zwar gemeinschaftlich." Der Alte häufte einen Stoß Bücher vor mir auf — fahre wohl Vakanz! Ich saß den ganzen Tag hinter Büchern — wäre so gern nach Charkov entflogen! Und als ich dorthin zurückgekehrt war, konnte ich nichts mehr thun, als mit den Vorlesungen mich plagen. Mein Onkel suchte mich persönlich wieder heim, verlebte ein halbes Jahr in Charkov, reiste, von meinen Fortschritten entzückt, wieder ab, meinte, als er mich in der Kandidaten-Montur sah und sagte, es sey jetzt Zeit, daß ich ein Amt anträte. Ich freute mich, nun einmal ausruhen zu können, weil ich ein Plätzchen im Sinne hatte, auf dem es keine Arbeit und doch eine fröhliche Existenz gäbe. Mein Onkel las mir mit langem Gesicht eine noch längere Belehrung über die Liebe zum Vaterlande, über die Pflichten des Edelmanns, seinem Vaterlande zu dienen, über den Text: Was man in der Jugend säet, das ärndtet man im Alter, und entließ mich mit einem Bündel Banknoten nach Petersburg. Dort verschnaufte ich mich ein wenig. Da mein Onkel geliebt und geehrt ward, so fand ich auch Gönner von Ansehen; ich wählte mir ein Aemtchen aus, bei dem es eine kostbar gestickte Uniform und nichts zu thun gab. Mein Onkel hatte bei unserer Trennung ein wenig geschnupft; er schien mir zu kränkeln, und so hoffte ich, es werde bald Alles nach Wunsch gehen. Ein halbes Jahr lang führte ich eine herrliche Existenz — ihr kennt die Verlockungen der Hauptstadt! Aber kaum war es mir gelungen, meine Lippe an den Zauberkelch des Lebens zu setzen, da fehlte es auch schon an einer Kleinigkeit — am Gelde! Ich schreibe meinem Oheim; er schickt mir eine große Anweisung — mich besser einzurichten. Es fanden sich brave Leute, die mir borgten; aber mein Onkel schickte nichts, was den Kredit befestigen konnte, und bald war ich außer Stand, mit Ehren vor der Welt zu erscheinen. Ich schrieb wieder an meinen Onkel — ich setzte ihn von meiner Zerknirschung in Kenntniß, und an einem schönen Morgen hielt vor meiner Wohnung ein alter Rumpelwagen, aus welchem der verehrte Onkel heraussprang — gesunder als ich selbst, der ich von Sorgen und Kummer ausgemergelt war, prall und rund, mit grauen Haaren, aber frischem Gesichte! Da gab es Umarmungen, Thränen, Verzeihung! „Mein Freund, meine einzige Hoffnung!" sagte mir Onkelchen — „Gott sey Preis, die Homöopathie hat Wunder an mir gethan — ich bin zu Dir geeilt! Ich habe Alles vorhergesehen und Dich vorsätzlich ein wenig Kapriolen machen lassen. Diese zweite Lection wird Dir auch nützlich seyn!" Gehorsamster Diener — aber zum Unglück hatte mein Onkel Alles schon so verfügt, daß Lectionen dieser Art in Zukunft nicht möglich waren. Er selbst hatte ein Amt für mich gewählt, in dem es unmenschliche Arbeit und einen sehr strengen Vorgesetzten gab, der sein alter Freund war. Zu einem anderen alten Freunde brachte er mich in Kost und Logis. Dann suchte er noch drei alte Freunde auf, bei denen ich die Woche

einmal erscheinen sollte — kurz, mein werther Oheim fesselte mich an Händen und Füßen; und vor der Abreise hielt er mir zu allem Uebrigen noch einen langen ökonomischen Vortrag. Ich war ganz zerschmettert. „Wisse, mein Freund", sagte er, „daß, wenn Du Dich im Dienste und im Lebenswandel nicht besserst, ich Dir keinen Heller vermachen werde. Ich habe 300,000 Rubel auf der Bank, die ich eventualiter zu milden Stiftungen verwende. Du weißt es, daß ich meinem Worte treu bleibe, und obwohl ich ein Testament auf Deinen Namen gemacht habe, steht es mir jederzeit frei, es zu annulliren!"

Was sollte ich thun! Ich wurde arbeitsam, schickte meinem Onkel spezifizirte Berechnungen meiner Ausgaben, Zeugnisse des Direktors über meine Emsigkeit und Belobungsschreiben seiner alten Freunde. So vergingen einige Jahre — ich kam in den Ruf eines tüchtigen Beamten, eines moralischen jungen Mannes; man gab mir ein Kreuz und drei Belohnungen. Endlich schien die Erlösungsstunde geschlagen zu haben — die Gesundheit meines Onkels verschlimmerte sich wieder. Sein Kammerdiener Zilka schrieb mir, der alte Herr sey schon mehr todt als lebendig.

Da kommt plötzlich wieder ein Brief mit meines Onkels Hand auf der Adresse! Er schreibt mir, dieses Mal habe ihn die Wasserkur gerettet; er sey jetzt gesunder als vorher; aber aus Besorgniß vor der Zukunft wolle er mich wieder in seiner Nähe haben. Nach seiner Versicherung hat er schon darauf angetragen, daß ich in unser Gouvernement versetzt werden soll, hat er sogar eine Braut für mich gefunden, ein sehr liebes, sehr wohlerzogenes, blutarmes Mädchen! Er selbst will mich in die Geheimnisse des Familienlebens einweihen und von meinem Glück als Gatte und Vater Zeuge seyn! Und was für ein Paket kommt da noch mit der Stadtpost! — Ja, leider! Alles hat seine Richtigkeit — ich bin nach der Provinz versetzt, wo mein Onkel wohnt.

Ist es nicht ein wahres Elend, meine Leser, so brave und unsterbliche Onkel zu haben! Ich kann's nicht ändern, ich reise. Fahre wohl, Petersburg, fahre wohl, o Jugend mit deinen süßen Träumen! Mein Onkel lebt nun wahrscheinlich noch seine zehn oder funfzehn Jahre, und ich wundere mich nicht, wenn ihr bis dahin einen wohlgenährten, erfahrenen Beamten in mir seht, einen Haus- und Familienvater mit dem St. Annen-Orden am Halse, einen Kandidaten zur Statthalterwürde, der mit Gewalt an Ordnung, Oekonomie und Dienstpflicht gewöhnt werden ist. Ach, Onkel! Onkel! warum hat es dem Schicksal gefallen, Dich mir zu erhalten und wider meinen Willen etwas aus mir zu machen, das Du einen Menschen nennst! Wenn noch funfzehn Jahre herum sind, habe ich meine Vierzig auf dem Rücken, und dann — gesetzt auch, mein lieber Onkel stürbe — ist es zu spät, an die Genüsse des Lebens zu denken: man muß nothgedrungen ein ordentlicher Mensch seyn. O klägliches Schicksal — o unausstehlicher Oheim!

(Русскій Вѣстникъ.)

Mannigfaltiges.

— **Deutsche Kunst in Paris.** Aus Paris vom März wird uns folgende Korrespondenz mitgetheilt: „Von Gluck bis Meyerbeer und Liszt ist der Ehrgeiz Französischer Kunstjünger gewöhnt worden, sich vor Deutscher Superiorität zu beugen; man tröstete sich mit dem, dem nebulistischen Deutschen gern vergönnten Traum-Privilegium, das ihm zu solcher Ueberlegenheit in der unpositivsten aller Künste verhalf. Wie wird es nun, wo in der positivsten Kunst, in der Malerei, wo bestimmte Form eine so bedeutende Rolle spielt, auch Deutscher Sinn mit Invasion droht! Seit mehreren Jahren werden zwei Deutsche in zwei diametral entgegengesetzten Fächern, Lehmann in der ersten historischen, Winterhalter in der frivolsten Portrait-Auffassung, in erster Linie genannt: auf dieser Ausstellung sind sie unbestritten die ersten. Winterhalter hat in seinen Portraits der Königin und der Gräfin Duchatel alle Hülfsquellen, die geschmackvolle Anordnung, Reichthum der Stoffe, musterhafte Lichtvertheilung darbieten, erschöpft. Heinrich Lehmann hat in seinem weiblichen Bildniß, in seiner durch schönen Italiänischen Typus und breite saftvolle Malerei anziehenden Traubenträgerin, in den in phantastischer Landschaft nach Victor Hugoschen Versen gruppirten badenden Frauen seinen früheren Leistungen einen vieltönigen Schluß-Akkord gegeben. Was aber Niemand zu erwarten berechtigt war, leistet er in seiner Geißelung Christi. Glücklich vermied er in der Hauptfigur widerliches Leiden und verwischte Süßlichkeit; die größte Energie in Zeichnung und Farbe, Reichthum und originelle Größe in der Composition lassen ihm den ersten Platz unbestritten. Rudolph Lehmann (sein Bruder) erinnert in seiner Chiaruccia, einem Italiänischen Mädchen, das sinnend und spinnend um ave maria durchs Kornfeld heimkehrt, an die Schöpfungen Robert's und berechtigt für so herben Verlust einst Ersatz zu hoffen. Bouterweck liefert kleine historisch-biblische Gemälde voll Innigkeit und Fleiß; Hermann Bohn eine Kleopatra, die, im letzten Strahle der Sonne fast schon erkaltet, ihr wollüstiges Leben aushaucht; in schmerzhaftem Ausdruck und Bewegung schließt sich die Wunde. Ein empfundenes, mit eigenthümlich klimatischem Detail ausgestattetes Bild von Meyer steht in der Manier Gudin wenig nach. Wen übrigens Französische Urtheile interessiren, dem glauben wir einen Dienst zu leisten, wenn wir ihm in der verwirrenden Masse verwirrter Kritiken einen Leitstern zeigen: die Kritik des geistreichen Daniel Stern (bekanntlich die Maske einer Dame von Distinction) in der Presse (bis jetzt vom 8ten und 20sten) ist gleich weit entfernt vom prolixen Gewäsch der Einen, wie von der kunstscheuen Dürre der Anderen."

— **Eine Deutsche Schrift aus Frankreich.** In Folge einer in Frankreich im Jahre 1840 gestellten Preisfrage: ob alle Menschen das Recht haben, die Bibel zu lesen und für sich selbst die Erkenntniß ihres Glaubens und ihrer Pflichten daraus zu schöpfen, waren 23 Abhandlungen eingegangen, unter denen die des evangelischen Predigers Oser in Metz das Accessit davontrug. Sie würde nach dem Ausspruche der Richter (der Herren de Felice und Jalaguier, Professoren der theologischen Fakultät zu Montauban, und Frank Courtois in Toulouse) den ersten Preis erhalten haben, wenn ihr in Form und Inhalt überwiegend Deutscher Charakter ihr nicht zum Nachtheil gereicht hätte. Dies hat nun den Verfasser bewogen, seine ursprünglich französisch geschriebene Abhandlung ins Deutsche zu übersetzen und sie unter dem Titel: „Die Bibel ist von Gott, und alle Menschen haben das Recht und die Pflicht, sie zu lesen" herauszugeben. *) Herr Oser sagt in der Vorrede: „Ob und inwiefern Straßburg, meine theure Vaterstadt, bis auf den heutigen Tag wirklich noch Pflegerin Deutschen Sinns und Deutscher Studien sey, darüber mögen nun auch meine Deutschen Kritiker urtheilen." — Es ist eine so erfreuliche, zugleich aber auch eine so seltene Erscheinung, von Elsaß und Lothringen aus eine Appellation dieser Art an Deutschen Sinn und an Deutsche Studien zu vernehmen, daß wir nicht haben unterlassen mögen, auf diese kleine Schrift hinzuweisen.

*) Saarbrücken, 1843, Verlag von Friedrich Neumann.

Bibliographie.*)

Spanien.

Duchesne Compendio de la historia de España, escrito en frances, traducido en castellano por **J. F. de Isla**, con algunas notas criticas, que pueden servir de suplemento, por el mismo traductor 2 tomos 8. Mit einer Karte von Spanien. Barcelona. 10 rs. — Ein nicht geringer Theil der in Spanien erscheinenden Bücher sind Uebersetzungen, hauptsächlich aus dem Französischen, die, einzelne Fälle ausgenommen, kein Interesse für das Ausland haben. Das obige Werk (des Jesuiten J. B. Duchesne Abrégé de l'histoire d'Espagne. Paris 1741. 12.), dient hat Isargus zum dritten Male ins Spanische übersetzt, die Geschichte Spaniens betrifft und der Uebersetzer kritische Noten hinzugefügt, glaubte wir es nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen.

L. Pardo Restauracion del poder judicial en España, y reforma economica de tribunales y administracion. 4. Málaga. 20 rs.

J. S. y M. R. Coleccion de refranes y locuciones familiares de la lengua castellana. 1 Band von mehr als 500 Seiten 8. Barcelona. 18 rs.

Galeria de hombres célebres contemporaneos ó biografias y retratos de todos los personages distinguidos de nuestros dias en la ciencia, en la politica, en las armas, en las letras y en las artes. Publicadas por **D. Pastor Diaz y F. Cárdenas.** 8. Madrid. — Unterstützt werden die Herausgeber von **A. A. Mellado, J. F. Pacheco, P. de la Escalera u. A.** Das Werk erscheint in Heften, von denen jedes eine Biographie enthält nebst Portrait, sobern es zu erlangen. Sechs Lieferungen bilden einen Band, à 20 rs. für Subskribenten. Die drei erschienenen Hefte enthalten die Biographien von Arguelles, Argüelles und Martinez de la Rosa.

Strabismo, memoria por **J. Calvo y Martin.** 8. Madrid. 8 rs. — Was in Frankreich, England und Deutschland Bemerkenswerthes über diese Krankheit erschienen, hat der Verf. sorgfältig benutzt.

Iglesia española, obra escrita en Roma y dirigida al M. R. cardenal primado, y á los M. RR. arzobispos y obispos de España por **J. F. Masdeu**, en 1813; añádese otro opúsculo del propio autor titulado „Bosquejo de una reforma necesaria en el presente estado eclesiastico en materia de jurisdicciones", y presentado al gobierno de la misma en 1789. 8. Madrid. 7 rs.

M. Breton de los Herreros. La hostelera de Pasages, drama nuevo original, en cuatro actos y en verso. 8. Madrid. 8 rs. — Gehört zu einer unter dem Titel Galeria dramática erscheinenden und theils Spanische Dramen, theils Uebersetzungen enthaltenden Sammlung; Manuel Breton de los Herreros aber gehört zu den besten jetzt lebenden Spanischen Dichtern.

J. G. Hermosilla Principios de gramatica general. 2. edicion. 8. Madrid. 12 rs.

L. de Mata y Araujo Lecciones elementales de literatura aplicadas especialmente á la castellana. 2. edicion. 8. Madrid. 10 rs.

B. Barère Libertad de mares, ó el gobierno inglés al mónstruo, traducida y comentada con el titulo de preservativo contra el monopolio y oligarquia inglesa por **M. M. Gutierrez.** 4 tomos 4. Madrid. 30 rs. — Auch dies eine Uebersetzung, mit eigenthümlichen Zusätzen und durch die gegenwärtig schwebenden Unterhandlungen der grossen Mächte über das Durchsuchungs-Recht von augenblicklichem politischen Interesse, eines ältern Französischen Werkes (**B. Barrère** La liberté des mers, ou le gouvernement anglais dévoilé. Paris 1798, 3 vol. 8. oder 1798, 1 vol. 4.). Barère war unter der Regierung Napoleon's auch Redacteur des Mémorial anti-britannique. — Man macht bemerklich, daß, da eine grosse Zahl von Exemplaren nach dem Auslande verlangt werden, die Zahl der noch vorräthigen Exemplare sehr gering sey.

Pere Serafi Obras poéticas. 4. Barcelona. 12 rs.

Poesias jocosas y serias del célebre Dr. **Vicente Garcia**, rector de Vallfogona. Nova edició, arreglada sobre la feta en lo año 1820, y anotada. 4. Mit Vignett. u. dem Portrait des Verf. Barcelona. 30 rs. — Dies, wie das vorhergehende Werk sind Theile einer Sammlung älterer **Catalonischer** Dichter (Colleccio de obras antigas catalanas, escullidas entre las de nostros millores poetas por J. M. de C. y J. R. O.) und kosten, zusammen genommen, nur 42 rs. — Wer mit der Geschichte der Spanischen Sprache und Literatur bekannt ist, der weiß, von welcher Bedeutung Jahrhunderte hindurch das Catalonische gewesen, und wie es nur in politischen Verhältnissen liegen, daß das Catalonische nicht die Stelle des Castilianischen eingenommen. V. Garcia († 1623), der berühmteste Catalonische Dichter, war zugleich der letzte aller Catalonischer Schriftsteller, dieser dasselbe zu einem blossen Dialekt des Spanischen herabsank. Die früheren Ausgaben seiner Werke (Barcelona 1700 u. 1703, beide verstümmelt, und ebend. 1820, bisher die beste) sind selbst in Spanien selten. Ein Exemplar der Ausgabe vom J. 1700 befindet sich in der hiesigen Königl. Bibliothek (La armonia del parnás etc. del Dr. Vincent Garcia. Barcelona 1700. 4.)

Von neuen für das Jahr 1842 angekündigten Zeitschriften mögen folgende erwähnt werden:

Revista de España y del extrangero. 8. Madrid. — Wird von **F. C. Mesa** (Prof. der Geschichte am Athenäum zu Madrid) redigirt und erscheint seit Januar d. J. den 15. u. 30. jedes Monats in Heften von 48 Seiten. Preis in Madrid, pro Monat 8 rs. Was wir davon gesehen haben, berechtigt eben nicht zu besonderen Erwartungen.

Boletin de jurisprudencia y legislacion. 4. Madrid. — Erscheint ebenfalls seit Januar, als Fortsetzung einer Zeitschrift unter ähnlichem Titel des Jahres 1836, am 1., 8., 16. u. 24. jedes Monats in Heften von 48 Seiten. Preis in Madrid, pro Monat 12 rs.

La España militar, periódico dedicado al ejército y milicia national. 4. Madrid. — Erscheint seit Februar zweimal im Monat in Heften von 24 Seiten. Preis, mit Abbildungen, 12 rs. pro Monat.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von **Asher u. Co.**, hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Montag den 4. April 1842.

England.

Ueber Paley's Beweise vom Daseyn Gottes.

(Nach der North-American Review.)

Paley, dieser bedeutende Philosoph Englands, den wir den Jacobi der Briten nennen können, hat seine Philosopheme in drei Werke, die „Moralphilosophie", „christliche Religionsphilosophie" und „über das Daseyn Gottes" (natürliche Theologie) überschrieben sind, vorzugsweise niedergelegt; in nachstehenden Zeilen wird jedoch nur letzterem Werke eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Lord Henry Brougham und Charles Bell haben dasselbe vor einigen Jahren neu herausgegeben, mit erläuternden Anmerkungen begleitet und ihr eigenes Philosophiren, wie es scheint, an dasselbe vorzüglich darum angeknüpft, weil sie glaubten, daß die große Popularität, deren sich Paley's Schriften in England und Nord-Amerika noch immer zu erfreuen haben, auch ihre eigenen Ansichten über philosophische Probleme dem Publikum zugänglicher machen würde. Brougham erreichte indessen in seinen, zwei dicke Bände anfüllenden, philosophischen Abhandlungen die Kürze, Präcision und überzeugende Kraft Paley's bei weitem nicht. Sie sind mehr gelehrt, als tief in die Sache eingehend, und verbreiten sich oft über Gegenstände des Wissens, die eben so wenig mit seinem philosophischen Thema zu thun haben, als das Sanskrit-Studium oder die Schiffbaukunst. So nehmen in seinem „Gespräch über das Daseyn Gottes" (a discourse of natural theology) vier Dialoge über den Instinkt und über die Struktur der Bienen-Zellen einen ganzen Band ein, von welchen schwerlich zu erwarten ist, daß sie das große Problem über den Ursprung des Bösen lösen werden. Der berühmte Physiolog und Chirurg Charles Bell suchte Paley's ohnedies schon vielgelesene Schriften durch seine geistreichen, anregenden Skizzen dem Publikum noch zugänglicher zu machen. Paley ist von praktischen Philosophen und Naturforschern hochgeschätzt und das unerreichte Muster vieler ähnlichen Abhandlungen geworden. Er geht davon aus, Beweise von dem Daseyn Gottes aus den Erscheinungen der Natur zu entwickeln, und thut dies in streng logischer Darstellung, den Schmuck der Rede verschmähend, aber dennoch anziehend und den Leser bis zu Ende festhaltend. Seine philosophischen Schriften sind nicht für Theologen und Philosophen berechnet, die in Deutschland längst über den Standpunkt des Verfassers hinaus sind, wohl aber geeignet, als Anregung und Einleitung zu einem umfassenden Studium der Naturgeschichte, so wie zur Hervorrufung und Befestigung eines gläubigen Gemüths, empfohlen zu werden. Solchen Zweck zu erreichen sind seine mehrfach in England aufgelegten und mit Kupfern ausgestatteten Werke sehr dienlich.

Paley fand indessen schon früh, ungeachtet des großen Anhangs und des festen Zutrauens, dessen er sich bei den gläubigen Gemüthern seiner Landsleute, so wie der übrigen Nationen des Kontinents, lange zu erfreuen hatte und sich noch immer erfreut, bei Philosophen und Kritikern, wie Robertson, le Grice, Croft und Pearson, Widerspruch und Entgegnung. Erst neuerdings hat man die Unfehlbarkeit seiner ganzen Beweisführung wieder in Zweifel gezogen und sie geradezu in das Gegentheil umgekehrt. Brougham's lehrreiche Bemerkungen und Zusätze hatten die Absicht, diese metaphysischen Schwierigkeiten und skeptischen Spitzfindigkeiten zu widerlegen; allein da sie ihren Zweck nur unvollständig erreichten, so unternimmt die North-American Review, die ihr bekannten aprioristischen Beweise von dem Daseyn und den Attributen Gottes näher zu beleuchten, ihre Unhaltbarkeit nachzuweisen und hiermit das Resultat festzusetzen, daß der einzig wahre Gesichtspunkt, von dem aus die Existenz Gottes nachgewiesen werden könne, in der aposteriorischen, synthetischen Erkenntniß zu suchen sey.

Wir theilen nun den interessanten Artikel der genannten Review, seinem wesentlichen Inhalte nach, hier mit:

„Die große Aufgabe der Philosophen überhaupt ist, das Daseyn Gottes zu beweisen, von welcher alle andere Probleme der menschlichen Vernunft abhängig sind, die gewissermaßen erst durch Lösung jener Aufgabe erledigt werden können. Zwei Arten der Beweisführung sind aber nur möglich, die man den Beweis a priori und den Beweis a posteriori nennt. Diese Ausdrücke sind von vorn herein unglücklich gewählt, denn man kann in einem solchen Falle unmöglich a priori schließen, ohne den vorliegenden Punkt schon als wahr angenommen zu haben; wir können von der Ursache auf die Wirkung keinen Schluß machen, um die Existenz der Ersten Ursache zu beweisen. Bezieht sich aber dieser Ausdruck nur auf die ursprünglichen, von der Erfahrung unabhängigen Begriffe der ewigen Anschauungswahrheiten, so muß man sagen, daß ein solcher Unterschied zwischen beiden Ausdrücken gar nicht vorhanden ist. Diese ersten, weiter keines Beweises bedürfenden, Prinzipien der inneren Gewißheit sind in jedem Schlusse enthalten; sie sind in jeder, von der Erfahrung abgeleiteten, Erkenntnißweise Gottes sowohl, wie in jedem anderen Beweise, als wahr angenommen. Ueberdies können wir nicht die Existenz Gottes in unserm Innern geradezu an die Spitze stellen, um für unsere Beweisführung eine Basis zu gewinnen; wir können nicht einen höheren Begriff voraussetzen, in dem alsdann das Faktum seine Begründung finden soll. Wir müssen vielmehr von unten hinauf schließen, bis wir beim ersten Prinzip aller Dinge anlangen, und jedes auf solchem Wege ausgeführte Denken muß a posteriori seyn. *)

Wenn nun auch dieser Unterschied dem Worte nach verschwindet, so ist er doch der Sache nach vorhanden. In dem einen Falle wenden wir die moralische innere Beweisführung an, deren Resultat nur ein subjektiv-logisches und daher nur ein wahrscheinliches seyn kann, obgleich diese Wahrscheinlichkeit den höchsten Grad derjenigen Gewißheit erreichen kann, deren ein auf Erfahrung gestütztes Denken nur irgend fähig ist. Im letzteren Falle aber ist das eine Glied an das andere gereiht durch die demonstrative Methode, und der Endschluß muß sich daher mit mathematischer Gewißheit ergeben.**) Natürlich können diejenigen nicht in Betracht kommen, welche das Daseyn Gottes als eine nur durch intellektuelle Anschauung zu begreifende Wahrheit annehmen; da dasselbe, nach ihrer Ansicht, weiter keines Beweises bedarf, so verschwindet ihnen die Metaphysik als eine besondere Wissenschaft. Es könnte wohl Jemand fragen, warum können diese beiden Methoden nicht neben einander bestehen, da doch die eine die andere weder ausschließt noch einschränkt, sondern ihr vielmehr noch als Stütze dient? Hierauf muß geantwortet werden, daß das Bestehen der beiden Methoden neben einander, von welchen nun der Eine diese, der Andere jene adoptirt, auf diejenige, welche wir für die richtige halten, nicht ganz ohne nachtheiligen Einfluß ist. Beide angegebene Methoden, die aprioristisch-moralische wie die aposteriorisch-demonstrative, bringen uns nicht zur wahrhaften Erkenntniß Gottes. Die erstere hat den Mangel, daß sie den Begriff Gottes verwirrt und zu einem pantheistischen macht; sie vernichtet seine Persönlichkeit und identifizirt ihn mit einem leeren Prinzip; gegen letztere aber läßt sich dies erinnern, daß sie es nur bis zu einem unvollständigen, mangelhaften Begriff Gottes bringt; sie verläßt auf einmal den Philosophirenden auf dem halben Weg, indem sie ihm die Wahrheit noch immer als mit dem Charakter der Zufälligkeit behaftet zeigt, anstatt daß sie dieselbe als eine absolute und ihrer Natur nach nothwendige darstellen sollte. Die Wichtigkeit der Methode liegt hiermit klar zu Tag; verschiedene Methoden bringen verschiedene Systeme hervor. Die Frage daher, ob die eine Methode der anderen vorzuziehen sey, hat nicht nur einen spekulativen Werth, sondern auch einen praktischen. Besonders übt sie einen unmittelbaren und praktischen Einfluß auf das religiöse Bewußtseyn aus.

Ehe wir in unseren Gegenstand selbst näher eingehen können, werden folgende einleitende Bemerkungen nicht überflüssig seyn. Der Prozeß, durch welchen unsere Ansicht über etwas sich bildet, unterscheidet sich oft sehr von dem Wesen seiner substanziellen Grundlage. Unsere Meinungen sind oft mit einem Vorurtheile behaftet, sey es durch Erziehung, oder Instinkt, oder durch irgend einen anderen äußeren Zufall. ***) Werden sie angegriffen, so vertheidigt man

---

*) Zum Verständniß der nachfolgenden Betrachtungen muß bemerkt werden, daß der Verfasser die aprioristische und aposteriorische Methode in einem anderen Sinne auffaßt, als wir Deutschen. Moralisch-aprioristisch nennt er die Methode, welche den in der Seele des Menschen vorgefundenen Begriff Gottes analytisch zur Welt herabführt und ihn mit dieser zuletzt identifizirt; die demonstrative Methode dagegen setzt zwar auch ihm auch Gott voraus, fängt aber alsdann wieder mit anderen Voraussetzungen an, und nimmt die Erfahrung zu Hülfe, und sucht auf diese Weise bis zu dem Begriffe Gottes zu gelangen. Diese Methoden aber, wie sie hier aufgefaßt sind, sind eigentlich beide aprioristische, und ihr Unterschied liegt nur in dem synthetischen oder analytischen Verfahren.

**) Von einer dritten Methode zu philosophiren, nämlich der, welche die beiden ersten in sich vereinend die immanente, durch ihren Widerspruch hervorgebrachte, Fortbewegung der Sache selber ist, von der schon Plato Anwendung gemacht, scheint der Reviewer keine Ahnung zu haben.

***) Ein neuerer Deutscher Philosoph (Hegel) will die bloß subjektive Gültigkeit der Meinung schon von der Etymologie des Wortes ableiten, indem es das Mein und nicht das Jedwedige, Allgemein-objektiv-Gültige ausdrückt. Wenn auch die Sache an und für sich richtig ist, so läßt sich doch gegen die etymologische Ableitung dieses Wortes ein Zweifel erheben; denn Mein ist eher von Meinen abgeleitet, als umgekehrt, da ersteres ein Formwort, letzteres aber ein Stoff- oder materielles Wort ist und nach den neuesten Forschungen über die Entstehung der Sprache es ziemlich allgemein angenommen ist, daß der sinnliche Mensch sich zuerst des Stoffwortes, als des anschaulicheren, und alsdann des Formwortes, als des geistigeren, bediente. Der Unterschied, welchen Kant zwischen Meinen,

sie gewöhnlich mit solchen Argumenten, welche an ihrer Bildung keinen Antheil hatten, und deren wir uns nicht eher bewußt werden, als bis uns die Gelegenheit geboten ist, von ihnen Gebrauch zu machen. Dies ist der Fall bei den Wahrheiten der Religion. Diese werden uns von unserer frühesten Kindheit her eingeprägt, oder unser Geist ist doch befangen genug, sie ohne weiteres anzunehmen. „Der Mensch", sagt Benjamin Constant, „ist von Natur ein religiöses Wesen, sobald er nur des Gebrauchs der Sprache und der Anlagen für den gesellschaftlichen Verkehr theilhaftig ist. Er nimmt seinen ersten Glauben nicht aus Vernunfterkenntniß an, sondern aus einem unbewußten unmittelbaren Naturtriebe." Alles dieses mag wahr seyn, allein eine solche religiöse Anlage giebt noch lange nicht, für sich genommen, den Beweis für die Wahrheit eines Glaubens ab. Sie kann jedoch zur Basis für eine Beweisführung gemacht werden, vermittelst welcher man alsdann durch Vernunftschlüsse bis zur völligen Ueberzeugung gelangt. Andere Beweise von gleicher oder noch größerer Kraft halten vielleicht mit ihr gleichen Schritt, und der mögliche Einwurf, daß sie bei der Bildung des religiösen Gemüths keinen Antheil hatten, ist von keiner Bedeutung. Es wird nur wenige Menschen geben, die durch diejenigen Beweise, welche die Theologen vorbringen, gleich zum ersten Mal überzeugt worden sind; ihre Beistimmung kann wohl dadurch modifizirt oder auch befestigt worden seyn; allein ursprünglich ging sie von einer anderen Quelle aus, und wurde gewiß von verschiedenartigen Einflüssen gefördert.

Der Unterschied zwischen der apriorisch-moralischen und aposteriorisch-demonstrativen Methode findet nicht nur statt bei der verschiedenen Art und Weise, wie man zur Wahrheit gelangt, sondern er bezieht sich auch auf die Verschiedenheit der Wahrheiten, welche durch dieselben bedingt werden. Historische Thatsachen beruhen auf der letzteren; abstrakte Prinzipien auf der ersteren. Die Weltschöpfung ist eben so sehr eine Thatsache, wie die Gründung einer einzelnen Stadt: sie kann nur durch Zeugnisse bewiesen werden, oder doch durch Data, welche Beobachtung und Erfahrung darbieten. Abstrakte Lehrsätze können nur zu dem führen, was ebenso abstrakt ist, es müßte denn seyn, daß mehr erschlossen wird, als die Prämissen erlauben. Die Existenz eines weltschöpferischen Gottes kann daher nur durch den rein-aposteriorischen Beweis dargethan werden: kurz das Daseyn eines außerweltlichen Gottes ist eine nur durch die Erfahrung zu erschließende Thatsache; es ist nicht eine nothwendige Wahrheit, denn wir können auch seine Nichtexistenz denken, und der idealistische Philosoph leugnet kühn seine Realität. Es kann nicht als etwas Gegebenes von dem demonstrativen Verfahren angenommen werden. Hierin ist auch das Mangelhafte des Clarkeschen Systems zu suchen. Man könnte jede Thätigkeit und jede Offenbarung dem unendlichen Wesen absprechen, dessen Existenz zu beweisen er so bemüht war. Treten anders seinen aprioristischen Prinzipien nicht Thatsachen der Erfahrung hinzu, so fällt seine Lehre mit der des Epicur zusammen, welcher zwar die Existenz Gottes zugab, ihm aber jede Einwirkung auf die Welt und jeden Zusammenhang mit derselben absprach. „Quae natura primum nulla esse potest; idque videns Epicurus, re tollit, oratione relinquit, Deos." *)

Aber wir gehen noch weiter. Die große Wahrheit, daß Gott existirt, ist schon für sich eine Thatsache von der größten Wichtigkeit; das Daseyn Gottes ist eine Realität, eine Existenz in concreto. Als solches ist es nicht ein Gegenstand des mathematischen oder abstrakten Denkens, das seine Demonstrationen mit willkürlichen Definitionen beginnt und in Abstractionen endet lässt. Man könnte die mathematische Methode ebenso gut anwenden, um das Faktum der Sündfluth, oder irgend ein anderes Ereigniß früherer vorhistorischer Zeiten zu beweisen, als in einer metaphysischen Untersuchung über das Daseyn Gottes. Wir wollen hiermit ihre Anwendung nicht etwa auf die Mathematik beschränkt wissen, auch ist uns der Nutzen ihrer Anwendung auf verschiedene Wissenschaften nicht unbekannt. Viele Grundsätze in der Ethik könnte man mit derselben Gewißheit hinstellen, wie der Mathematiker die Sätze seiner Geometrie, und zwar mit demselben anschaulichen Erfolg. Sie sind und bleiben aber doch nur abstrakte Grundsätze, und ihre Anwendung auf einen besonderen Fall, auf das moralische Leben eines Individuums, muß unzureichend und zufällig seyn. Der Grund hiervon ist klar. Wir können von einem logischen Object, von einer Denkform mit Gewißheit sprechen, sobald nur seine Eigenthümlichkeiten bekannt, und seine Beziehungen und Gesichtspunkte bestimmt sind. Besondere Substanzen und konkret existirende Dinge aber lassen sich nicht so ganz voraus bestimmen. Wir können niemals ganz sicher seyn, ob alle ihre Eigenschaften auch berücksichtigt sind, ob der Schluß, an den wir angelangt, nicht durch einen in der Definition unberücksichtigt gelassenen Punkt ein Fehlschluß seyn könnte. Auch können sich die Eigenschaften während unseres Denkakts verändert, oder doch auf eine unerwartete Weise durch äußere Einwirkungen eine Modification erlitten haben; und die Möglichkeit einer solchen Veränderung, so unbedeutend sie auch seyn möge, macht doch das Resultat zweifelhaft und zufällig. Schleudert man einen Stein aus der Hand, so wird keine mathematische Gelehrsamkeit, keine noch so große Vertrautheit mit den Gesetzen der Bewegung, den Bogen, den er machen wird, oder die Stelle, auf die er fallen wird, vorhersagen. Es giebt eine Menge von Umständen, die einerseits nicht vorhergesehen werden können, und andererseits doch das Resultat modifiziren müssen. Giebt man aber hypothetisch dem Stein ein ideales, und daher ganz genaues, Gewicht, kennt man die Kraft der schnellenden Hand genau; nimmt man ferner an, daß keine äußere Einwirkungen auf ihn influiren würden, so wird der Geometer die Richtung, die der Wurf nehmen muß, und den Punkt der Erde, den er erreichen muß, ganz genau im Voraus angeben können. Die Erfahrung wird immer dasselbe Resultat hervorbringen, und es muß daher wahr seyn.

Der Mathematiker verdankt die Präcision und Gewißheit seiner aprioristischen Berechnungen nur dem Umstande, daß er die wirkliche Welt verläßt, und sich nur mit reinen Abstractionen und Hypothesen beschäftigt, um welche, genau genommen, seine ganze Wissenschaft sich auch dreht. Wer ähnliche Resultate haben will, der muß dieselbe Methode anwenden. In dem Augenblicke, wo er diese ideale Sphäre verläßt, und in eine Welt realer Wesen und Vorfälle eintritt, wo das Wirkliche und nicht mehr das Mögliche seinen Sitz hat, da hört auch zugleich das Gebiet der Demonstration auf.

Die Frage, ob die demonstrative Methode bloß auf die Mathematik, oder ob sie auch, und wie weit sie auf die Wissenschaften des Geistes anzuwenden sind, verdient kaum weiter erörtert zu werden, da sie für das reale Leben keinen praktischen Werth hat. Was nicht schon früher in sich die Gewißheit der Anschauung hat, kann auch nicht aus mathematischen Prinzipien erwiesen werden; was aber durch intellektuelle Anschauung allein begriffen werden kann, bedarf weiter keiner Stütze. Absolute Gewißheit kömmt indessen nur demjenigen Grundsatze zu, der noch ganz allgemein gehalten ist: nur approximationsweise kann sie auf besondere Fälle angewandt werden. Die Menschen stimmen nicht immer in ihren Ansichten überein: Handlungen, welche man zu einer gewissen Zeit und unter gewissen Nationen für gut hält, sind in einer anderen Periode und unter anderen Völkern schlecht. Eine solche Verschiedenheit des Urtheils kann nur durch die soeben erwähnte Bemerkung erklärt werden. Das oberste Prinzip der Moral muß zu allen Zeiten und an allen Orten dasselbe seyn, denn die Erfordernisse des Gewissens sind allgemein, und können nicht lange verkannt werden. Aber Zweifel erheben sich oft, wenn wir diese Prinzipien anzuwenden haben, und eine falsche Anwendung bringt oft eine falsche Maxime hervor.

Wenn es nun mit dieser Ansicht von der Natur des demonstrativen Beweises seine Richtigkeit hat, so ist es klar, daß man mit ihr die Existenz Gottes nicht beweisen kann. Jedes derartige Unternehmen wird nicht ein reales Seyn, sondern ein Prinzip zu seinem Resultate haben, — nicht eine besondere Thatsache, sondern eine allgemeine Wahrheit. *) Unter dem Begriffe des höchsten Wesens denkt man sich oft etwas ganz Vages und Falsches, weil nämlich seine Existenz ein Geheimniß und sein Wesen unbekannt ist. Obgleich es etwas anmaßend erscheinen dürfte eine umfassende Definition dieses Begriffes zu geben, so sind doch einige Vorstellungen davon so offenbar falsch, daß sie ein für allemal zurückgewiesen werden müssen. Der Pantheist dehnt ihn über die ganze Natur aus: der Mystiker läßt ihn in eine abstrakte Idee zusammenschrumpfen. Auf diese Weise kann zwar diese große Wahrheit durch ein aprioristisches Denken demonstrirt werden: denn wir haben die innere Gewißheit, daß etwas existirt, und nach Spinoza schließt das Seyn Gottes alle Existenz in sich. Alle die großen Wahrheiten der Moral sind Wahrheiten, die von der Erfahrung unabhängig sind, und wenn diese das göttliche Wesen bilden, wenn seine Natur auf einige wenige ihrer Attribute eingeschränkt ist, wenn der Unterschied zwischen Substanz und Accidenz gänzlich aufgehoben ist, so wird in der That das erste Theorem der Metaphysik ein in sich selbst gewisser Grundsatz.

Clarke.

Es giebt keine bessere Beleuchtung dieser Bemerkungen, als Clarke's **) berühmtes Argument a priori. Sein Beweis, kurz gefaßt, lautet, wie folgt: „Raum und Zeit sind gleich unendlich und nothwendig, denn wir können ihre Begränzung und ihr Nicht-Seyn nicht denken; sie sind nicht in sich selbst Substanzen, sondern Attribute, und als solche setzen sie nothwendig eine Substanz voraus, ohne welche sie nicht bestehen können; und diese Substanz ist folglich unendlich und hat ihre Existenz in sich selbst."

Das Wort „Substanz" aber, wie es hier gebraucht ist, ist ganz unbestimmt gelassen; sie ist weder mit einer Persönlichkeit noch einer Intelligenz versehen. Das Argument beweist höchstens nur, daß etwas existirt, und dieses Etwas macht er geradezu zu einem besonderen Wesen. Der Trugschluß besteht in dem unlogischen Uebergang von einem Allgemeinen auf ein Besonderes, von einem Abstraktum auf ein Konkretes, wozu er keinenfalls berechtigt ist. Ueberdies muß die Behauptung, daß Raum und Zeit Attribute sind (wenn nicht gänzlich intelligenzlos), in demselben Sinne aufgefaßt werden, wie die Behauptung, daß die menschlichen Wesen in Raum und Zeit existiren. Der endliche Raum und die endliche Zeit sind Eigenschaften des Menschen, auf dieselbe Weise, wie das Ewige und Maaßlose Attribute des höchsten Wesens

---

*) Der Verfasser kommt hier im Wesentlichen mit Kant, der ihm nicht unbekannt ist, überein, unterscheidet sich aber darin von ihm, daß letzterer (Kant) das Daseyn Gottes, das er in seiner Kritik der reinen Vernunft problematisch lassen mußte, in seiner praktischen Philosophie aus dem Zweckbegriff des moralischen Subjekts zu beweisen sucht, während ersterer, wie wir dies gleich sehen werden, durch die Betrachtung der Zweckmäßigkeit der Natur (teleologischen Beweis) zu diesem Ziele gelangt.

**) Dr. Samuel Clarke, nach Locke und Newton der berühmteste und beliebteste Philosoph der Engländer, besonders bekannt als Vertheidiger der Unsterblichkeit der menschlichen Seele gegen Dodwell und ihrer sittlichen Freiheit gegen Collins, stellte statt des Shaftesburyschen subjektiven Grundsatzes der Gott ähnlichen Lust am Guten, ein objektives Sitten-Prinzip, nämlich: die der Sittlichkeit oder der eigenthümlichen Beschaffenheit der Dinge angemessene Behandlungsweise derselben auf. Schleiermacher in seiner „Kritik der bisherigen Sittenlehre" betrachtet den Grundsatz der naturgemäßen Behandlung der Dinge, als eine Erweiterung des Grundsatzes der Sympathie auf das ganze Weltall; und dann komme es wieder auf den Beweggrund dieser Sympathie an, um den wahren Werth dieser Sympathie zu bestimmen. Clarke's System kömmt in den Hauptzügen mit jenem des Zeno stoicus überein.

Glauben und Wissen macht, daß nämlich ersteres ein Dafürhalten ist mit unzulänglichen Gründen, weder subjektiven noch objektiven, das zweite ein Dafürhalten mit zulänglichen subjektiven, aber nicht objektiven, und endlich das dritte ein Dafürhalten mit zulänglichen Gründen, sowohl subjektiven als objektiven, ist ein scharfsinniger und steht noch unbestritten da.

*) De natura Deorum I. 123.

sind. Nun aber sind die menschlichen Wesen nicht nothwendig und auch nicht Selbst-Existenzen. Wenn endlicher Raum und endliche Zeit eine endliche Substanz nicht bedingen, so brauchen wir auch nicht, ungeachtet unserer Vorstellung von der Ewigkeit und Unendlichkeit, an eine unendliche Substanz zu glauben.*) Das ganze Argument beruht auf einem Mißbrauch der Sprache. Raum und Zeit sind nicht Attribute, sondern Bedingungen des Seyns. Wir können nicht denken, wenn nicht als existirend unter diesen Bedingungen; aber wir können uns recht gut vorstellen, daß die Bedingungen erfüllt sind, während die Realität noch fehlt. In Clarke's Argument ist das Requisitum mit der Realität oder der bedingten Sache verwechselt.**) (*l*) Er leitet das Daseyn eines Dinges von dem Daseyn seiner Bedingung ab, was nichts Anderes als eine Verwirrung der Ausdrücke ist. — (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Molière's Frühstück.

(Schluß.)

Während dieses ersten Theils der Königlichen Ankleidung haben die Hofleute in einem entfernteren Theile des Zimmers gestanden und leise mit einander geflüstert; jetzt wird die Unterhaltung allgemein. Jeder der Anwesenden darf zu dem Könige sprechen. Der übrige Theil der Toilette wird von dem Großmeister der Garderobe allein besorgt; er präsentirt dem Könige Halstuch, Weste, Oberkleid, Gürtel, Orden, Schnupftuch, Rock, Handschuhe und Hut. An feierlichen Tagen überreicht er ihm auch Mantel, Scepter und Krone. Wenn dies geschehen ist, kniet der König auf einen prachtvollen Teppich nieder, um zu beten; man öffnet die Thür, und die Anwesenden ziehen sich zurück.

Ludwig XIV. hörte täglich die Messe. Sobald er die Kapelle verließ, pflegte er zu speisen, und zwar um zehn bis zwölf Uhr, im Kreise seiner Familie. Die Herzoginnen saßen, die übrigen Damen standen bei Tafel. Die Tafelmusik wurde von den Herren Lulli und de la Lande dirigirt. Oft speiste Se. Majestät allein im Zimmer. Auch bei Tische fand dasselbe etwas Ceremoniell statt.

Nach dem Essen begab sich Ludwig in sein Kabinet, wohin allein sein Bruder ihn begleiten durfte; später wurde dies auch dem Dauphin, dem Herzog von Chartres und den legitimen Kindern gestattet. Fährt der König aus, um zu jagen, sich zu erholen oder sonst zu einem Zwecke, so bleibt die Etikette im Schloß in voller Geltung. Das Gemach des Königs ist ein Heiligthum, in welchem die Ampel auch in Abwesenheit des Gottes brennt. Ein Hüter steht am Eingange desselben, und die Damen, welche es besuchen wollen, haben eine ehrfurchtsvolle Verbeugung zu machen, wenn sie am Bett Seiner Majestät vorübergehen.

Nach der Rückkehr des Königs stellen sich dieselben Personen, die wir vor Mittag bei ihm gesehen haben, wiederum ein: der erste Kammerdiener zieht den rechten Stiefel aus, ein Edelknabe den linken. Diese Zeit war bei Ludwig XIV. gewöhnlich zum Vortrage von Gesuchen die günstigste. An Tagen, an welchen eine Hirschjagd stattgefunden, spricht der König hierauf noch in seinem Kabinette mit den Damen, die ihn begleitet haben, und zwar sind außer den zur Bedienung nöthigen Personen hiervon alle Männer, selbst die Prinzen, ausgeschlossen.

Am Abende geben stets, wohin der König sich begiebt, zwei Diener mit Wachskerzen auf goldenen Leuchtern vor ihm her, nur in das Schlafgemach dürfen sie ihn nicht begleiten. Wenn der König nicht unwohl ist, so pflegt er mit seiner Familie zu speisen; die Ceremonien sind dieselben wie zu Mittag. Nach dem Abendbrod begiebt er sich erst in das Gemach der Königin. Unterdeß fangen in seinem Schlafzimmer die Vorbereitungen für die Nacht an. Auf einen Tisch am Bette des Königs werden drei kleine Brodte, zwei Flaschen verschiedenen Weines, eine Flasche Wasser und mehrere kleine kostbare Teller gesetzt. Der erste Kammerdiener kostet den Wein und das Wasser. Der Lehnstuhl wird in die Nähe des Feuers gerückt. Der Friseur Quentin mischt die Schminken. Ein Kammerdiener zündet die Lichter an. Ein anderer hängt das Morgenkleid über die Lehne des Stuhles. Der König erscheint, von Hofleuten begleitet; eine vorzügliche Ehre ist noch das Geschäft des Lichthaltens während der Nacht-Toilette des Königs, und zu diesem bestimmt er täglich Jemand durch besondere Wahl. Gewöhnlich wird das Entkleiden des Königs mit Musik begleitet. Während desselben giebt er die militairische Parole für den folgenden Tag und bestimmt die Stunde, zu der er geweckt seyn will. Beim Wechseln des Hemdes, beim Waschen und ähnlichen Verrichtungen finden dieselben Ceremonien statt wie früh. Sobald der König zu Bett gegangen ist, zieht der erste Kammerdiener die Vorhänge zu und entfernt sich schweigend.

Wenn man das Verwickelte dieses Ceremoniells betrachtet und die Menge der Personen erwägt, die stets anwesend waren, so möchte es scheinen, als ob es schwierig gewesen wäre, Gesuche beim Könige anzubringen und überhaupt einen Einfluß auf ihn zu üben; gleichwohl könnten wir viele interessante Geschichtchen von Fürsten, Staatsmännern und Dichtern erzählen, welche diese einzelnen Momente trefflich zu benutzen verstanden, doch wir kehren zum Jahre 1664 und zu Molière zurück.

Molière konnte sich als Kammerdiener stets in der Nähe des Königs aufhalten. Da er jedoch erweislich einen großen Theil des Tages in Gesellschaft, am Schreibepult und an Vergnügungsörtern zubrachte, so scheint es, daß Ludwig ihn oft von seinen amtlichen Functionen dispensirt hat. Molière kam ins Schloß wie ein Freund und Hofmann; seine Stellung war nur ein Vorwand, denn eines Vorwandes bedurfte es bei diesem Hofe, der, wie unterwürfig er auch gegen den König war, jedem Anderen gegenüber den schroffsten Stolz zeigte. Der König that nichts ohne Ueberlegung. Er war sich sehr wohl bewußt, weshalb er den Verfasser des Tartuffe Molière nannte, während die übrigen Anwesenden „Herr Poquelin, Kammerdiener Sr. Majestät des Königs" sagten.

Was mußte Molière bei diesem unbeugsamen Ceremoniell leiden, wie viele glühende Aufwallungen mußte er bei diesem nüchternen majestätischen Wesen unterdrücken! Ungeachtet der üblen Aufführung seiner Frau verehrte er Armand Béjart, er sah täglich den Herrn von Guiche, den sie geliebt hatte, und den Herrn von Lauzun, mit dem sie noch in geheimem Umgange lebte. Zum Glück erwies der König dem Dichter so viele Freundlichkeit, scherzte oft in einem so heiteren Tone mit ihm, gab ihm so viele Zeichen seiner Zuneigung, daß dies seine Schmerzen einigermaßen linderte. Ludwig unterhielt sich stets von seinen Komödien mit ihm, theilte ihm einzelne Ansichten und Bemerkungen mit, die ihm während der Aufführung aufgestiegen waren, ertrug hierin jedoch jeden Widerspruch und fügte sich Molière's Meinung, indem er sagte: „Ihr müßt dies besser wissen; Ihr versteht mehr davon als ich."

Unser großer Dichter hatte damals seine Hauptwerke noch nicht geschrieben. Er arbeitete gerade an der Schule der Frauen und an der Kritik, welche auf dieses Stück folgte. Der Herzog de la Feuillade hatte zum Modell des Marquis gedient. Man kann sich seinen Zorn denken, als er sich mit allen seinen Eigenheiten auf der Bühne erblickte. Eines Morgens begegnet der Herzog dem Dichter in einer Gallerie, er öffnet die Arme und bittet um die Erlaubniß, ihn umarmen zu dürfen. Molière verneigt sich ehrfurchtsvoll, und der Herzog faßt ihn am Kopfe und reibt sein Gesicht über seine Rockknöpfe.

Im folgenden Jahre erschien die berüchtigte Schrift von Montfleuri, die Molière anklagt, seine eigene Tochter geheiratet zu haben. Zugleich suchten seine Dienstgenossen am Hofe jede Gelegenheit, sich an ihm zu reiben; sie verletzen ihn offen und zeigen ihm ihre Verachtung; sie stehen vom Tische auf, an dem er nach des Königs Wunsche mit ihnen ißt, indem sie sich weigern, an der Seite eines Schauspielers zu sitzen. Molière macht ihnen Platz, er ißt außerhalb des Schlosses. Belloc, Hofpoet und Kammerdiener, theilt dem Könige diese Vorgänge mit. Der König sinnt darauf, ihnen mit einem Male ein Ende zu machen.

Nach allen bisherigen Darstellungen des berühmten Frühstücks drängt nun der König Molière so lange durch Fragen, bis dieser die Zurücksetzung gesteht, die er erfahren hat. Hierauf fordert er sein Frühstück und setzt sich mit ihm an dasselbe, legt ihm einen Hühnflügel vor, schenkt ihm Wein ein und läßt seine Günstlinge und die Großen seines Hofes zur ersten Audienz eintreten. In dieser Erzählung wird ein doppelter Irrthum begangen. Die Einzelheiten, die wir über die erste Audienz gegeben haben, sind authentisch und in allen Schilderungen jener Zeit unveränderlich dieselben. Die erste Audienz nun giebt der König, sobald er das Bett verläßt; da jedoch Ludwig XIV. sich nicht mit Molière an den Tisch setzen konnte, bevor er aufgestanden war, so kann der vielbesprochene Theatercoup, daß plötzlich die Thüren geöffnet werden und die erstaunten Eintretenden den König mit Molière sitzen sehen, erst in dem Augenblicke stattgehabt haben, in dem der König „Meine Kammer" ruft. Und in der That konnte diese Lehre nur auf die Diener des Königlichen Hauses berechnet seyn. Die Prinzen standen zu hoch, und die Günstlinge waren zu klug, um Molière's Feinde zu scheinen. Ferner kann der berühmte Huhnflügel nur in der Phantasie der Erzähler seinen Ursprung haben, indem sich unserer früheren Erzählung gemäß nur zwei Flaschen Wein, eine Flasche Wasser und einige kleine Brodte beim Aufstehen des Königs im Zimmer desselben befanden, die stets schon am Abende zuvor auf einen kleinen Tisch vor seinem Bette gestellt wurden. Allerdings hätte es nur einen Wink Ludwig's erfordert, um den Huhnflügel herbeizuschaffen; doch hiervon wird uns nichts erzählt, und gerade durch seine Einfachheit gewinnt dieses Mahl an Bedeutung, da es sich nicht darum handelte, Molière zu bewirthen, sondern ihn auszuzeichnen. Der Hergang der Dinge ist also einfach folgendermaßen gewesen:

Ludwig XIV. steht auf, legt sein Hauskleid an und wünscht die erste Audienz zu ertheilen. Anwesend sind der Bruder des Königs, der Prinz von Condé, die Herren von Guiche, Lauzun, Beringhen, Dargeau; Molière tritt ein, er hat in dem Zimmer des Königs zu thun. Der König, durch den edlen Belloc von den Beleidigungen in Kenntniß gesetzt, die Molière erfahren muß, ruft ihm entgegen:

„Ist es wahr, Molière, daß ihr schmale Bissen in meinem Hause bekommt, und daß meine Herren Diener euch nicht geeignet finden, mit ihnen zu essen?"

„Es ist wahr, Sire, daß diese Herren Anstand nehmen, neben einem Komödianten zu sitzen; doch ich weiß ihnen diese Beschimpfung zu sparen."

---

*) Diese Kritik des Clarkeschen Beweises vom Daseyn Gottes hält, genauer zugesehen, nicht Stich, denn wenn Raum und Zeit Qualitäten oder Bedingungen des menschlichen Seyns sind, so braucht letzteres nicht eine endliche Substanz zu bedingen, sondern es hat nur als bedingtes seine Bedingung, was hier Raum und Zeit ist, zu postuliren, gerade wie die Unendlichkeit von Raum und Zeit ihre Bedingung, eine unendliche Substanz, nothwendig macht. Der Mensch, dessen Attribute, nach des Verfassers Auffassung Raum und Zeit in ihrer Endlichkeit seyn sollen, setzt allerdings, aber freilich mittelbar durch Zeit und Raum, eine endliche Substanz voraus, und diese ist er selbst, denn Gott ist eben die Identität des Endlichen und Unendlichen; er verendlicht sich im Menschen. Wäre dies nicht der Fall, so wäre Gott auch nicht unendlich, denn er fände alsdann am Endlichen seine Gränze. Das Mangelhafte an dem Clarkeschen Beweise besteht vielmehr darin, daß er solche Abstractionen, wie Zeit und Raum, die, subjektiv aufgefaßt, nur Formen der inneren und äußeren Anschauung sind und von ihrer objektiven Seite die schlechthinnige Unendlichkeit bilden, überhaupt zu Attributen Gottes macht.

Ausgabe 1 Berlin, 1. Juli 1911 Seite 3

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 41. Berlin, Mittwoch den 6. April 1842.

Italien.

Die Entstehung des Stabat mater von Pergolese.

Rossini's Composition des Stabat mater macht jetzt die Runde durch Frankreich, Italien und Deutschland. Obwohl bereits vor zehn Jahren geschrieben, ist es doch seine letzte Tondichtung. Diese würde indessen schwerlich den Namen Rossini's berühmt machen, wenn er es nicht schon durch seine dramatischen Werke wäre. Interessant mag es aber bei dieser Gelegenheit seyn, an die Entstehungsgeschichte des mit Recht berühmteren Stabat mater von Pergolese zu erinnern:

Im Jahre 1736 kam Pergolese auf einer Reise durch Italien auch nach Neapel, wo gerade die Gefangennehmung eines gefürchteten Banditen großes Aufsehen machte. Eine unerklärliche Laune trieb unseren Künstler, der Hinrichtung beizuwohnen, die am nächsten Tage stattfinden sollte; indeß, sey es, daß er die Stunde versäumt hatte, oder daß sein Herz doch zuguterletzt vor einem so barbarischen Schauspiel zurückbebte, genug, als er anlangte, war der Unglückliche schon in die Ewigkeit hinüberbefördert.

Da die Menge sich schon etwas verlaufen hatte, so konnte er sich dem Galgen nähern, an dessen Fuß er eine Frau knieen sah. Ihr lautes Schluchzen bezeugte ihren Schmerz und ihre Verzweiflung. Pergolese betrachtete mit Verwunderung ihre kostbare, obwohl etwas bizarre Kleidung. Plötzlich sprang sie auf, richtete ihr Haupt zum Himmel empor und schien zu diesem eine vorwurfsvolle Anklage und zugleich einen flehenden Anruf emporzuschicken. Pergolese war außer sich. Das war eine Raphaelische Jungfrau, eine heilige Madonna. Im höchsten Grade aufgeregt, fragte er, wer sie wäre. „Wie?" wurde ihm zur Antwort gegeben, „Sie kennen die schöne Martha nicht? Ihr Mann ist heute gehängt worden, und man kann dreist behaupten, daß er den Strick reichlich verdient hat. Seitdem er im Gefängniß saß, hat sie ihre Vernunft eingebüßt, und sie läuft jetzt, heilige Lieder singend, durch die Stadt. Aber still! sie fängt an zu singen."

In der That ließen sich jetzt einige schwache und unsichere Töne vernehmen, die aber bald stärker und wohlklingender wurden. Die lärmende Menge verstummte und hörte knieend und mit entblößtem Haupte den heiligen Litaneien zu, welche die arme Martha sang, und wiederholte im Chore: „Ora pro nobis." Thränen entströmten allen Augen, und auch Pergolese fühlte sein Herz erbeben.

Der Gesang war zu Ende; bei der Todtenstille, die seit einigen Augenblicken herrschte, konnte man den taktmäßigen Schritt der Soldaten erkennen, welche anrückten, um den Leichnam des Hingerichteten wegzubringen. Martha schien ihre Absicht zu ahnen, denn sie umschlang den Galgen mit ihren Armen. Als man sie mit Gewalt entfernte, stieß sie ein herzzerschneidendes Geschrei aus. Als der Leichnam des Banditen in den Karren geworfen wurde und weggefahren werden sollte, nahm sie einen Anlauf, um sich unter die Räder zu werfen. Pergolese, der allen ihren Bewegungen folgte, hielt sie auf, und sie sank ohnmächtig in seine Arme.

Unser Komponist, der inniges Mitleiden mit der Unglücklichen fühlte und sie nicht verlassen wollte, holte einen Louisd'or hervor und bot ihn demjenigen an, der sie nach dem nächsten Hause schaffen würde. Aber, o Schmach! kaum hat das Gold vor den gierigen Blicken der Lazzaroni geleuchtet, als sie auf dasselbe losstürzen und es sich zu entreißen suchen.

Pergolese sah diesem ekelhaften Auftritt schaudernd zu, als Martha wieder zum Bewußtseyn kam; den Arm des Komponisten krampfhaft pressend, drängte sie sich mit ihm, den sie als ihren Beschützer betrachtete, durch die gaffende Menge hindurch. Sie führte ihn nach einer Vorstadt, trat mit ihm in ein ärmliches Haus, stieg drei Stockwerke hinauf und stieß mit dem Fuße eine zerbrechliche Thür auf, aus welcher zwei in Lumpen gehüllte Kinder hervorstürzten, die ihre Mutter um Brod anschriern.

Die Verzweiflung der unglücklichen Mutter überstieg alle Gränzen, als sie alle Winkel des Zimmers durchsucht hatte, ohne irgendwo einen eßbaren Gegenstand zu finden. Plötzlich flammte aber ein Strahl der Freude auf ihrem Gesichte auf. Sie faßte ihre beiden Kinder an der Hand, kniete mit ihnen vor dem Komponisten nieder und stimmte einen Gesang an. Pergolese schaute diesem Schauspiel weinend zu; endlich aber ermannte er sich, und der Leiden dieser Unglücklichen gedenkend, stürzte er aus dem Hause und nach dem nächsten Wirthshause, von wo aus er ihnen alle nöthige Bedürfnisse sendete. Aber damit noch nicht zufrieden, verschaffte er auch der unglücklichen Familie in der Person des Grafen Spinella einen mächtigen Beschützer, der ihnen einen Zufluchtsort gab und sie vor dem Elende schützte.

Einige Tage darauf verließ er Neapel, ohne jedoch das Bild des gehängten Banditen aus seinem Gedächtnisse verdrängen zu können. Um sich zu zerstreuen, besuchte er den Krater des Vesuvs und ließ sich eine Zeit lang in Torre del Greco, einem kleinen Dorfe am Fuße des Berges, nieder. Aber der unheimliche Eindruck haftete zu fest in ihm. Hier nun, mit seinen Gedanken beschäftigt und über das furchtbare Geschick des so schönen und aufopfernden Weibes nachsinnend, faßte er den Plan zu seinem Stabat mater, welches unstreitig immer der Typus aller Stabat bleiben wird. In einem bescheidenen Zimmer, welches er in einem Hause des kleinen Fleckens bewohnte, komponirte er seine berühmte Hymne, die als sein Schwanengesang angesehen werden kann, denn er starb bald darauf, in einem Alter von kaum 33 Jahren.

England.

Ueber Paley's Beweise vom Daseyn Gottes.

(Fortsetzung.)

Cousin.

Dasselbe Argument nimmt noch eine vagere und mystischere Form an in dem System Cousin's, welcher den Trugschluß zwar anfangs zu vermeiden sucht, ihn aber am Ende beibehält. Die Ewigkeit und Unendlichkeit sind nach ihm allgemeine Vorstellungen und beide Formen des Unendlichen. Die Wirklichkeit folgert er alsdann aus der Vorstellung, und die Substanz läßt er in ihre Attribute aufgehen. Anzunehmen, daß etwas existire, weil wir eine Vorstellung davon haben *), ist eine nicht minder große Ungereimtheit, als die Behauptung, daß unser unvollkommener Begriff von dem Unendlichen das Wesen der Gottheit ausmache. Dergestalt sind die Spitzfindigkeiten, in die sich Menschen von scharfsinnigem und genialem Verstande aus Liebe zur Systemmacherei verlieren.

Die besseren Schüler Cousin's machten dieses sein Argument durch eine Modification etwas einleuchtender und minder anstößig. Ihr Philosophiren ist mit wenigen Worten folgendes: Alle große Wahrnehmungen beziehen sich auf Dinge, welche endlich, begränzt und zufällig sind; solche Vorstellungen dringen unserem Geiste nothwendig einen korrelativen Begriff von etwas auf, was unendlich, absolut und nothwendig ist. Auf dieselbe Weise, wie erstere Klasse von Vorstellungen mit der unabweislichen Ueberzeugung verbunden ist, daß etwas existire, was ihnen entspricht, so zwingen uns auch die der letzteren Art, anzunehmen, daß ein Wesen vorhanden ist, welches, mit diesen Attributen versehen, sich in dieser Form der menschlichen Seele offenbart. Es ist klar, daß dieses Argument es etwas zu weit treibt, denn wäre es richtig, so würde es eben so ungereimt seyn, die Existenz Gottes zu bezweifeln, als die Frage, ob wir wirklich sind. In unserem Selbstbewußtseyn haben wir eine unmittelbare Gewißheit von unserem Seyn, und die sinnliche Wahrnehmung giebt ein unmittelbares Zeugniß von der Wirklichkeit einer äußeren Welt. Die Erkenntniß der wahren Natur dieser beiden Objekte unseres Denkens, als begränzte und endliche, ist eine Folge der Wiedererkennung derselben, als Realitäten. In jenem Falle aber beziehen wir vermuthend die Vorstellung von einer Eigenschaft auf den Gegenstand, dem sie angehört, diese vermuthliche Beziehung jedoch kann nie zu einer Basis für eine absolute Ueberzeugung gemacht werden. Dieses ist allerdings eine Art, den Ursprung oder die erste Entwickelung unseres religiösen Bewußtseyns zu erklären, aber es reicht nicht hin, die Existenz desjenigen Wesens zu beweisen, das unser religiöses Gefühl zu seiner Grundlage hat und auf das es sich bezieht. Es verhält sich mit diesem Argument, wie mit dem, welches die Unsterblichkeit der menschlichen Seele aus dem unaufhörlichen und gränzenlosen Streben des menschlichen Geistes beweisen will **);

*) Auf ähnliche Weise polemisirt Kant gegen die Wolfische Metaphysik. Wenn man die in des Menschen Brust innewohnende Idee Gottes zu einer Vorstellung herabsetzt, so ist eine Polemik, wie „daß, wenn ich hundert Thaler in meinem Kopfe, in meiner Vorstellung habe, ich sie darum noch nicht wirklich besitze" an ihrer rechten Stelle; allein unser Bewußtseyn von Gott ist nicht eine Vorstellung, sondern ein Begriff, eine Idee, die alle Realität in sich begreift. Wie die menschliche Erkenntniß sich allmälig von der sinnlichen Wahrnehmung an in einer Stufenfolge bis zum Begriff und zur Idee, wo Denken und Seyn nicht mehr unterschieden sind, erhebt, dies kann natürlich hier nicht ausgeführt werden. Die eigenthümliche Auffassung der großen philosophischen Probleme entspringt meistens daraus, daß man in sich unterschiedene Ausdrücke, wie Wahrnehmung, Vorstellung, begreift und jene nicht genug aus einander hält.

**) Der Verfasser hat hier wahrscheinlich Kant vor Augen. Dieser nämlich will, daß der Mensch im künftigen Leben glückselig werden soll; andererseits aber sucht er die Un-

— eine Beweisführung, die gewiß für die Unsterblichkeit nicht ganz ohne Bedeutung ist, mit der es aber doch schlecht bestellt wäre, wenn wir keine bessere Beweise hätten.

Descartes.

Es bleibt uns nur noch übrig, von einem Argument zu sprechen, welches erwähnt zu werden verdient. Es ist das des Descartes. Wir halten uns bei den Hauptgesichtspunkten desselben etwas länger auf; denn obgleich man sich oft auf dasselbe berufen, so haben wir doch noch keine genaue Darstellung oder beleuchtende Kritik desselben in neuerer Zeit gesehen. Er entwickelt es an der Stelle seiner Untersuchungen, wo er nur, nachdem er Alles in Zweifel gezogen, sein eigenes Seyn und die Ideen seiner Seele als gewiß erörternd annahm.

„Woher diese Ideen kommen", philosophirt Descartes, „ist eine Frage, mit der wir vorläufig noch nichts zu thun haben. Aber ich möge schlafen oder wachen, so ist die Wirklichkeit der Ideen selbst, die meiner Seele als Objekte inwohnen, außer allem Zweifel. Es ist aber klar, daß eine Ursache wenigstens eben so viel Kraft und Realität besitzen muß, als ihre Wirkung. Denn wie könnte sie dasjenige hervorbringen und Anderen mittheilen, was sie selbst nicht besitzt? Die Ideen in meiner Seele sind Bilder und Abdrücke, welchen an der Vollkommenheit ihres Urbilds wohl etwas abgehen kann, keinenfalls aber können sie über die Größe und Vortrefflichkeit ihrer Ursache hinausgehen. Unter anderen Ideen in meiner Seele finde ich auch die Idee Gottes, und zwar als eines unendlichen, unabhängigen Wesens, als der höchsten Intelligenz und der allmächtigen Ursache aller Dinge. Je mehr ich diesen Begriff prüfe, desto mehr sehe ich ein, daß er nicht von mir allein ausgeht, daß er nicht ein bloßes Produkt meiner Einbildungskraft ist. Daher existirt Gott nothwendig: denn die Vorstellung von einem unendlichen Wesen kann nicht von mir selbst, der ich endlich bin, hervorgebracht seyn, sondern sie muß von einer anderen Substanz herrühren, welche selbst unendlich ist. Diesem Argument kann man nicht den Vorwurf machen, daß das Unendliche nicht durch eine positive Idee, sondern nur durch die Negation des Endlichen begriffen wird, wie ich die Ruhe und die Finsterniß durch die Negation der Bewegung und des Lichtes begreife. Denn in der unendlichen Substanz ist mehr Realität enthalten, als in einem Endlichen, und die Erkenntniß der ersteren ist der Zeit nach früher, als die des letzteren — d. h. ich habe eine Vorstellung von Gott, ehe ich eine von mir selber habe. Die Erkenntniß des Mangelhaften und der Unvollkommenheit kann durch mein Wissen von einem vollkommeneren Wesen herrühren, durch meine Vergleichung mit demselben sehe ich erst das Mangelhafte an mir ein.

„Es bleibt nur übrig, zu untersuchen, wie ich diese Vorstellung von Gott erhalten habe. Von meinen Sinnen kann sie nicht herrühren, denn sie entstand nicht plötzlich, so daß sie ein Gefühl der Ueberraschung in mir hervorrief, wie dies bei den Vorstellungen von äußeren Dingen der Fall ist, wenn sie zum ersten Mal auf meine Sinne einwirken. Auch kann sie nicht durch meine eigene Thätigkeit hervorgebracht seyn, denn ich kann sie weder vergrößern noch verkleinern. Sie ist unendlich, und daher kann sie nicht vergrößert werden. Verkleinert kann sie auch nicht werden, es müßte denn seyn, daß ich mich ganz ihrer entschlüge und eine andere an ihre Stelle setzte. Da diese Vorstellung demnach ihren Ursprung weder in den Sinnen, noch sonst in irgend einer menschlichen Thätigkeit hat, so muß sie eingeboren seyn, sie trägt das Gepräge ihres Urhebers an sich, das er ihr aufgedrückt, um zu zeigen, wer sie geschaffen hat. Kurz, wenn ich meine Aufmerksamkeit nach innen richte, werde ich gewahr, daß ich ein unvollkommenes, von einem Anderen abhängiges Wesen bin, und daß ich nach etwas Besserem und Höherem strebe, als mir mein gegenwärtiger Zustand darbietet; und daß Derjenige, von dem ich mich abhängig fühle, alle diejenigen Vollkommenheiten besitzt, nach denen ich strebe — sie nicht der Möglichkeit nach und in einem unbestimmten Maß, sondern in der ganzen Wahrheit und in einem unendlichen Grad besitzt. Meine Natur könnte nicht seyn, was sie ist, d. h. sie könnte nicht diesen eingeborenen Begriff von der Gottheit besitzen, existirte diese nicht wirklich, und besäße sie nicht alle diejenigen Attribute, welche meine Gedanken auf keine Weise sich vorstellen und noch weniger begreifen können. Nichts kann der Gottheit als Attribut beigelegt werden, was eine Begränzung oder Unvollkommenheit enthält. Aller Zweifel und jede mangelhafte Auffassung ihres Wesens muß daher in einer inneren moralischen Unvollkommenheit seinen Grund haben. Gleichwohl haben wir dem Zeugnisse derjenigen Kräfte ein vollkommenes Zutrauen zu schenken, mit welchen unser Schöpfer uns begabt hat, da er ein Wesen von vollkommener Wahrhaftigkeit ist, bei dem keine Täuschung stattfindet. So kommen wir durch die Betrachtung der Natur der Gottheit von dem Skeptizismus zu einem Systeme eines sicheren und begründeten Glaubens."

Diese Grundzüge zeigen schon genugsam, daß Descartes von der großen Wahrheit der Metaphysik nur als Brücke zu seinen übrigen philosophischen Untersuchungen Gebrauch machte. Er wollte zuerst dem menschlichen Erkenntnißvermögen eine sichere Basis geben, um alsdann in seinem Streben nach Wahrheit von einem radikalen Zweifel aus in das unerschütterliche Gebiet der Gewißheit zu gelangen. Er hat von vorn herein sein Argument so gestellt, daß es dem Zwecke, den er bei Aufstellung desselben vor Augen hatte, ganz entspricht; denn ihm konnte weder die äußere Welt, noch ein prästabilirtes Faktum oder Prinzip einen Beweis abgeben, nur die Gewißheit seiner eigenen Existenz und der Ideen seiner Seele konnte ihn zu seinem Zwecke führen. Würde er sein Philosophiren mit den final-Ursachen beginnen, so würde er sich dem Vorwurf aussetzen, daß er sich zuerst, um die Autorität seines Geistes zu bewähren, auf die Attribute Gottes berufe und dann wieder an erstere appellirte, um die Existenz Gottes zu beweisen; sein Beweis würde sich so nur in einem Kreise bewegen. Descartes schmeichelte sich, daß sein Philosophiren ganz a priori sey, und daß es sich alsdann zu einer vollkommenen Demonstration seines Systems erhebe. Die hervorragendsten Männer seiner Zeit betrachteten dasselbe auch als ein demonstrirtes, und selbst Locke wagte es nicht, derjenigen Schrift, in welcher er die Grundsätze des Descarteschen Systems zu widerlegen sucht, seinen Namen vorzusetzen. „Inwiefern die Vorstellung von einem höchst vollkommenen Wesen", sagt Locke, „welche der Mensch in seiner Seele sich machen kann, die Existenz Gottes beweist oder nicht beweist, das will ich hier nicht untersuchen. Denn die Menschen neigen sich, je nachdem die Beschaffenheit ihrer Gemüthsanlage und die Anwendung ihrer Gedanken verschieden ist, für die Vergewisserung derselben Wahrheit, verschiedenen Argumenten hin; ein Argument, das bei dem Einen seine Wirkung gänzlich verfehlt, ist bei dem Anderen von der größten Ueberzeugung. Doch glaube ich, dies sagen zu dürfen, daß es mit dieser Wahrheit noch schlechter bestellt wäre, als selbst mit dem Atheismus, den ganzen Nerv eines so wichtigen Punktes, wie dieser ist, auf dieser alleinigen Begründung beruhen zu lassen, und die Annahme, daß manche Menschen die Vorstellung Gottes in ihrer Seele haben (denn es ist erwiesen, daß es Menschen giebt, die sie nicht haben, andere, die noch eine schlechtere als keine haben, und die meisten eine sehr indifferente besitzen), für den einzigen Beweis des göttlichen Wesens gelten zu lassen." *) Die Unhaltbarkeit dieses Beweises ist eigentlich hier mehr angedeutet, als offenherzig ausgesprochen, aber auch schon so ist sie fatal genug. Locke's tolerantes und freisinniges Wesen ließ ihn nicht ein Argument, welches bei einigen Menschen von großem Gewicht seyn mochte, so geradezu ganz und gar über den Haufen werfen, und er begnügte sich damit, nachgewiesen zu haben, wie wenig Anspruch es auf eine Demonstration zu machen hat.

Wir sind weit entfernt, diesem oder anderen sogenannten Argumenten a priori jeden Nutzen abzusprechen. Dugald Stewart bemerkte schon längst, daß in jenen Begriffen von der Ewigkeit und Unendlichkeit so etwas eigenthümlich Wundervolles und Bemächtigendes enthalten ist, daß es eben so unmöglich ist, von ihnen zu abstrahiren, als von dem Bewußtseyn, daß wir existiren; und daß, haben wir einmal durch den Zweckbegriff die Existenz eines intelligenten und allmächtigen Schöpfers gefunden, wir uns auch sogleich genöthigt fühlen, jene Begriffe anzuwenden und Gott als eine die unendliche Ausdehnung des Raumes und der Zeit erfüllende Allgegenwart und Allmacht zu begreifen. Die menschliche Vernunft begreift so die Idee eines nothwendigen Seyns, welche vielleicht zunächst aus dieser Quelle entspringt, viel leichter, wenn sie dieselbe auf das höchste Wesen anwendet. Wer seinen Geist, kraft solcher Begriffe, von den endlichen und zufälligen Dingen dieser Welt abwendet, der kann nicht fehlen, denselben für die erhabenen Grundsätze der Gotteslehre empfänglich zu machen. Nur wenn ein Denken von dieser Natur für ein unfehlbares gehalten, wenn es als eine vollkommene Demonstration geltend gemacht wird, so stellt sich sogleich die Nothwendigkeit, seinen Werth zu prüfen, heraus, so wie sich gegen solche zu rüsten, welche diese Argumente in ihr Gegentheil umzukehren bemüht sind. Wenn man Speculationen dieser Art in ihrem wahren Lichte, d. h. als abstrakte Theorieen, welche in das Gebiet des leeren Denkens zurückzuweisen sind, betrachtet, oder wenn man sie nur dazu anwendet, daß sie dem realen Argumente, das praktische Wahrheiten zum Zwecke hat, beistehen sollen, so kann manches Gute daraus entspringen. Aber die spitzfindigen Träumereien eines genialen und philosophischen Geistes bringen Waffen ans Tageslicht, welche fast mit gleicher Wirkung für die eine wie die andere Seite gehandhabt werden können. Wenn man glaubt, daß die Anwendung derselben in einer solchen Untersuchung am rechten Orte sey, wenn man selbst die ganze Kraft des Beweises auf ihnen beruhen läßt, so sind die Einwürfe eines Hume und anderer skeptischer Philosophen ganz gehörig und untadelhaft angebracht und können nur mit gleichen Waffen bekämpft werden. Betrachtet man aber die Natur solcher Untersuchungen mit menschlicher Einsicht, und weist man das Denken in das Gebiet der Thatsachen zurück, so werden alle diese supersubtilen Schwierigkeiten, wie ein Spinngewebe vor dem menschlichen Hauch, so diese vor dem innerhalb seiner Gränzen sich haltenden gesunden Menschenverstande schwinden.

Geben wir indessen etwas tiefer in das Argument des Descartes ein, so werden wir finden, daß es sich von den übrigen, unserer Kritik bereits unterworfenen Beweisen nur wenig unterscheidet. Die in ihm enthaltene große Täuschung besteht darin, daß es annimmt, daß der umfassende Begriff Gottes, den unser Geist allmälig durch äußere Mittheilung und innere Reflexion sich bildet, ganz ursprünglich und spontan in seiner Ausbildung und seinem Wachsthum sey, da doch offenbar nur einige Bestandtheile desselben diesen Charakter besitzen. Descartes vergaß, wie schwer der Plan, alle früher gefaßte Meinungen und Vorstellungen in Zweifel zu ziehen und die Seele zu einer tabula rasa für die Aufnahme der reinen Wahrheit zu machen, in der Wirklichkeit zur Ausführung gebracht werden kann.

Die Gedanken und Eindrücke eines ganzen Lebens können nicht durch eine einzige Willensanstrengung verwischt werden. Sie lassen unvertilgbare Spuren

---

Sterblichkeit dadurch zu beweisen, daß er annimmt, daß der Mensch hier in diesem Leben in seiner Moralität, weil sie mit Sinnlichkeit affizirt ist, nicht vollkommen werden kann und es daher ein Leben geben muß, wo der Mensch zu seinem Ziele, zur vollkommenen Moralität und somit zur Glückseligkeit, welche erst durch die vollendete Tugend entsteht, gelangen kann. In diesem Satze liegt aber, daß der Mensch entweder nie zu seiner wahren Unsterblichkeit, zur Glückseligkeit, gelangen kann oder, ist letzteres der Fall, er sogleich aufhören muß, moralisch zu seyn, da nach ihm das Sinnliche die Bedingung der Moralität ist; entweder wird der Mensch nie wahrhaft unsterblich, d. h. nie glückselig, wo es alsdann auch in dem Jenseits bei einem Sollen bleibt, oder er hört in seinem unsterblichen Zustande auf, moralisch zu seyn.

*) Versuch über den menschlichen Verstand. IV. X, 7.

Ausgabe der Bücher, Schriften und Karten, welche in Folge der Verfügungen des Gesetzes vom 16. Juli 1850 über die Verhältnisse der Juden, und der Verordnung vom 13. Januar 1851 zur Ausführung des Gesetzes vom 16. Juli 1850 über die Verhältnisse der Juden, in Preußen verboten sind.

Vom 15. Februar 1851.

Auf Ihren Bericht vom 13. d. M. bestimme Ich, daß die Ausgabe der Bücher, Schriften und Karten, welche in Folge der Verfügungen des Gesetzes vom 16. Juli 1850 über die Verhältnisse der Juden, und der Verordnung vom 13. Januar 1851 zur Ausführung des Gesetzes vom 16. Juli 1850 über die Verhältnisse der Juden, in Preußen verboten sind, nur an Personen christlicher Religion erfolgen darf.

Sanssouci, den 15. Februar 1851.

Friedrich Wilhelm.

An den Staats- und Justiz-Minister Simons.

Ausgegeben zu Berlin, den 20. Februar 1851.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Es ist also ausgemacht: der Brunnen von Grenelle unterscheidet sich gewaltig von unseren gewöhnlichen Springbrunnen. Seine Quelle ist nicht an der Oberfläche der Erde, sondern unter ihrer Rinde, und der Anstoß, dem er gehorcht, hat seinen Sitz nicht allein unter der Aushöhlung, die Mulot hat graben lassen, sondern unter jedem Punkte von Paris, unter jeder Ebene Frankreichs, Europa's, jedes Kontinents; denn auf jedem Punkte jeder Ebene könnte man einen Artesischen Brunnen graben, mehr oder weniger tief als der Brunnen von Grenelle: wie man auf jedem Punkte der Oberfläche eines gesunden, normal gebauten Menschen einen Blut-Strahl erhalten würde, zwar von verschiedener Geschwindigkeit, aber immer senkrecht auf der Oberfläche. Das Wasser im Innern der Erde ist ihr Blut, und alle Ausspritzungen eines lebendigen Körpers geschehen in vertikaler Richtung.

Man erkennt nun, wie sehr der Brunnen von Grenelle das Feld unserer geologischen Forschungen erweitert hat. Die unmittelbare Ursache jener bewundernswürdigen Erscheinung sitzt im Kerne unseres Planeten und wirkt unaufhörlich auf alle Punkte der Erdrinde, strebend, sie auszudehnen und senkrecht zu erhöhen. — Sie ist also nichts Anderes als die Centralkraft des Erdkörpers, dieses ewige Bestreben desselben, sich auszudehnen, durch das alle isolirte Bergspitzen wie alle Gebirgsketten entstanden sind und noch heute sich neue Inseln bilden, durch das in Island Säulen süßen Wassers und alle Auswürfe der Vulkane emporgeschleudert werden, durch das, freilich in mildem, geräuschlosem Wirken — weit entfernt vom Mittelpunkte — alle Pflanzen in senkrechter Richtung aus dem Boden keimen.

Der Brunnen von Grenelle giebt uns eine Ahnung von der Beschaffenheit des Ausgangspunktes dieser Kraft. Im Centrum der Erdkugel muß sich eine unermeßliche Hitze entwickeln, die, je näher ihre Strahlen der Erdoberfläche kommen, immer mehr abnimmt; und doch, welche Stärke hat sie noch am Ursprung der Wassersäule, schon so nahe an der Oberfläche! — Die kolossalste Dampfmaschine, die einen ungeheuren Convoi über eine Eisenbahn hinfliegen ließe, wäre ein schlechtes Bild dafür. Und wäre eine Last von selbst hundert Wagen einer Wassersäule von 9 Zoll Durchmesser und 1700 Fuß Höhe zu vergleichen?

Welch' ein Schauspiel für unsere Einbildungskraft! Unten an der Säule arbeitet eine erschreckliche Lokomotive und Pluto heizt sie! Doch kehren wir auf die Erde zurück. Bauen wir in unserer Phantasie eine neue Eisenbahn und lassen wir eine Dampfmaschine mit hundert Wagen im Fluge der Schwalbe über sie hinschießen. Ein unbedeutendes Hinderniß beunruhige den Zug. Die bewegende Kraft, in Wuth gesetzt, erschüttert den ganzen Convoi, eine Menge von Wagen fällt um, Passagiere werden getödtet. Wir erinnern an mehr als eine traurige Erfahrung.

Aehnlicher Art ist der jüngste Unfall, der sich bei dem Brunnen von Grenelle ereignete. Wir wollen uns deutlich machen, wie er veranlaßt wurde.

Am 27. Februar vergangenen Jahres erlangte Mulot, nachdem er acht Jahre mit heldenmüthiger Ausdauer die Arbeiten geleitet hatte, daß der Brunnen Wasser gab. In den ersten 8 Monaten ließ er es nur durch einen Cylinder von geringer Höhe springen, der in eine prächtige Glocke mündete. Die Aushöhlung war fast in ihrer ganzen Tiefe mit einer Röhre von Eisenblech bekleidet. Unglücklicherweise wurde gerade, als man die letzten Anstrengungen machte und nur noch eine Lage von geringem Widerstand zu durchstechen war, der Bohrer drei bis vier Fuß mit solcher Heftigkeit heruntergestoßen, daß das Wasser plötzlich hervorsprang, ehe man noch Zeit hatte, die Röhre zu vervollständigen. Es blieben also an der unteren Mündung die Wände der gegrabenen Aushöhlung einige Fuß weit ungeschützt, und die Massen von fremden Körpern, die das Wasser stets mit sich führt, hatten Platz, sich auszubreiten. Dieser Umstand bestimmte Mulot, in den unteren Theil der eisernen Röhre noch eine kupferne, und zwar um einige Fuß weiter, hineinzuschieben.

Es dauerte drei bis vier Monate, ehe die neue Röhre fertig war. Während dieser Zeit machte man folgende interessante Beobachtungen: Das Wasser war selten klar, und kam es wirklich einmal rein, so war man sicher, daß es am folgenden Tage eine desto größere Menge jener Brocken einer schwärzlichen Materie mit sich bringen würde, wie sie von den Vulkanen vor jeder größeren Eruption ausgeworfen werden.

Ferner war die Strömung manchmal unterbrochen, einmal sogar 9 Stunden lang, und immer, wenn das Wasser wiederkam, kam es in größerer Menge, mit größerer Heftigkeit und brachte mehr fremde Körper mit sich. Diese Stockungen mit rasch darauf folgenden heftigeren Ausbrüchen zeigen deutlich den vulkanischen Charakter des Brunnens.

Dann, als Mulot die Höhe des Wasserstrahls in der Atmosphäre wenigstens annäherungsweise messen wollte und zu diesem Ende statt des obenerwähnten Cylinders eine Röhre von 40 Fuß anbrachte, stürzte sich die Säule in einem prächtigen Wasserfalle auf das Dach der Werkstätte, zerstörte dasselbe und überschwemmte, vom Winde ergriffen, den ganzen Hof des Schlachthauses. Man mußte den Strom dämpfen. Mulot setzte daher noch zwei Röhren auf und brachte die Säule auf eine Höhe von 82 Fuß, wo sie aber immer noch mit solcher Gewalt herausstrang, daß Mulot die Höhe, die sie erreichen könnte, auf 150 Fuß schätzte. Aber noch immer keine Klarheit, steter Wechsel zwischen halb reinen und ganz verunreinigten Strömungen. — Mulot setzte seine ganze Hoffnung auf die kupferne Röhre und senkte sie ein.

Die fortdauernde Heftigkeit des Wassers machte diese Arbeit sehr schwierig. Es sprang nicht allein durch die neue Röhre, sondern auch durch den Ring, der sie mit der unteren verband. Dieser Ring füllte sich bald mit Sand, und die Verengung, die schon durch die Einsenkung der kupfernen Röhre herbeigeführt war, wurde dadurch noch bedeutender.

Wenn nun der Brunnen von Grenelle bloß ein gewöhnlicher Springbrunnen gewesen wäre, so würde der Wasserstrahl durch die allmälige Verengerung des Kanals nach und nach dünner geworden seyn. An eine Zertrümmerung der Röhre wäre nicht zu denken gewesen. Denn sich anhäufender Sand zerstört die Metalle nicht. — Hätte sich endlich die ganze Röhre mit Sand gefüllt, dann wäre das Wasser weiter nicht geflossen und ruhig auf seinem Jura geblieben.

Im Reiche des Pluto aber läßt man sich nicht so leicht zurückweisen. Manchmal zwar schläft die Majestät, dann ist Alles still in seinem nächtlichen Palaste — aber wehe, wenn sie erwacht! —

In den ersten Tagen des Oktobers stockte der Brunnen. Mulot wollte dies rasch benutzen und die kupferne Rohre so tief einsenken, daß sie die ganze Aushöhlung bekleidete. Aber der Fürst der Nacht schläft nicht lange, am 6. Oktober erwachte er, wie immer, mit doppelter Lebendigkeit. Er sieht sich auf seiner neuen Besitzung um. Schon gestern hatte diese unbequeme Einschränkung, die man sich anzubringen erlaubt hatte, seinen allerhöchsten Unwillen erregt: heut findet er das Hinderniß bedeutend verstärkt. Das muß ihn in Wuth bringen, und das undurchdringlichste und elastischste Metall zerbröckelt von seinen Stößen.

Wer die Röhre gesehen hatte, mußte bezeugen, daß nur ein Blitzstrahl oder ein vulkanischer Ausbruch sie hätte zerstückeln können, und doch hat in der Nacht zum 6. Oktober kein Mensch etwas von einem Gewitter gemerkt, noch sind die Leute in Grenelle auch nur ein wenig im Schlafe gestört worden.

Nun sollte man, um den Schaden wieder gut zu machen, das unglückliche Schlachtopfer aus der Tiefe herausholen, aus einer Tiefe von der doppelten Höhe des Pantheons. So unausführbar dies scheint, die Ausdauer und das mechanische Genie Mulot's haben Mittel gefunden, die Schwierigkeiten zu besiegen. — Seitdem hat das Wasser sogar an Menge gewonnen. — Vor seinem hinterlistigen Ausfalle lieferte es 2000 Litres jede Minute, jetzt giebt es 2500. Ein solcher Erfolg reißt hin .....

Mannigfaltiges.

— Deutsche Dichter in Französischem Gewande. Den zahlreichen politischen Antipathieen, die besonders in der jüngsten Zeit in Frankreich gegen Deutschland sich gezeigt, stehen eben so viele, vielleicht noch mehr poetische Sympathieen entgegen, die, trotz so mancher Bekämpfungen, die diese von Seiten einiger stock-Französischen Zeloten erfahren müssen, dennoch sich immer geltend machen und zuletzt den Sieg davontragen. Wir wissen, daß Französische Professoren Vorlesungen über Deutsche Literatur halten; daß eine Französische Uebersetzung des Deutschen religiösen Epos den Monthyonschen Preis davongetragen hat; daß unsere besten Klassiker von Mehreren fast zu gleicher Zeit übersetzt werden. Alle diese Beweise von poetischer Sympathie für Deutschland gehen neben Victor Hugo's Le Rhin und Alfred de Musset's geharnischter Antwort auf Nik. Becker's Rheinlied freudig und triumphirend einher, und während jene Stimmen ungehört, wie in einer Wüste, verhallen, schließen die Französischen Musen mit den Deutschen einen desto festeren Freundschaftsbund. So oft auch das „Magazin" hierauf das Publikum aufmerksam gemacht hat, so hält es doch für seine Pflicht, jede neue derartige Erscheinung mit frohem Willkommen immer wieder zu begrüßen. Dies thun wir auch jetzt, wo ein Herr Zidèle Delcroix unter dem Titel Fleurs d'Outre-Rhin eine Uebersetzung von auszewählten Balladen und Legenden mehrerer Deutscher Dichter angekündigt und als Probe das Gedicht Schiller's: „Der Graf von Habsburg" vorläufig seinen Landsleuten mitgetheilt hat. Die Uebersetzung hat im Ganzen den Sinn des Originals wiedergegeben; nur ist das Metrum geändert und die Form überhaupt nach Französischer Weise phrasenreicher geworden, so daß die Uebersetzung 160 Verszeilen zählt, während im Originale sich nur 120 Zeilen finden. Gleich die erste Strophe, die im Deutschen aus 10 Zeilen besteht, ist in zwei Strophen getheilt und enthält 16 Zeilen. Wir wollen den Anfang der Uebersetzung unseren Lesern hiermit zum Besten geben:

Rodolphe de Habsbourg.

Sous les riches lambris de son palais antique,
Aix-la-Chapelle offrait un coup d'oeil magnifique:
Roi des Romains, Rodolphe au festin d'apparat
Qui ternissait, au bruit de maint joyeux vivat,
De son couronnement la fête triomphale,
Etait assis dans tout l'éclat
De la grandeur impériale.

Pour le nouveau César, le comte palatin
Sur la table posait les plats d'or, au festin;
L'électeur de Bohême, orgueilleux feudataire,
Versait à l'empereur un nectar pétillant;
Car au chef de l'empire, en ce palais brillant,
Hier, on le vit rendre hommage en tributaire.
Or, les sept électeurs, chacun dant son emploi,
Etoiles rayonnant autour de l'astre-roi,
Servent le maître de la terre.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Freitag den 8. April 1842.

Frankreich.

Ein Brief von Franz Liszt an H. Heine.*)

Aus Venedig.

I stood in Venice on the bridge of sighs.

Ja wohl! du mein Gott! Alles, wie es Byron gesungen hat und tausend armselige Nachtreter, welche auf seinem Wege einige poetische Brocken aufgelesen haben, die in ihren rohen Händen sogleich zu entsetzlichen Gemeinplätzen wurden. — Also in Venedig befand ich mich, als zu mir ein alter Bekannter aus Paris, ein großer Freund der Künste, kam, die neueste Nummer der Revue musicale, welche Ihr zweites vertrauliches Schreiben enthält, so behutsam in der Hand haltend, als ob es eine frühreife Erbeere gewesen wäre! Mein guter Freund versicherte, geraden Weges von Paris zu kommen, allein sein gerader Weg hatte ihn nach Mailand zu den Fresken Luini's, nach Brescia zu den Gemälden Moretto's, nach Verona zu dem Grabmal der Scaliger, nach Vicenza zu den von Palladio erbauten Palästen, nach Padua zu den Reliefs von Donatello geführt. Ohne Zweifel hat er ganze Wochen lang in Verzückung vor jenen Meisterwerken gestanden und bringt mir erst heute am 15. April mit sehr lobenswerther Eile Ihren Brief vom 4. Februar.

Ich sage Ihnen für alles Schmeichelhafte, was Sie mir darin sagen, meinen schönsten Dank durch einen anderen Freund, der auf der Stelle nach Frankreich zurückkehrt; allein dieser ist leider ein wüthender Naturforscher, und Gott weiß, welche Anemonen und Saxifragen er auf der Rückkehr über die Alpen aufsuchen wird? Wer mag im Voraus wissen, wie viel Tage, Monate, Jahre ihn ein Mooschen oder eine Grille am Gletscher des Grindelwald oder auf der Spitze des Gotthard zurückhalten werden! Bis dahin:

le Roi! l'âne ou moi nous mourrons!

Gleichviel: wir unterhalten uns mit einander, als ob weder Zeit noch Raum uns trennten; unsere Boten sollen Sylphiden, Gnomen, Undinen und Irrlichter seyn, es sind ja Ihre Vettern und Nichten und — wenn es mir erlaubt ist zu sagen, vielleicht auch meine Verwandten. Wenn dieser Brief Sie erreichen wird — wenn er überhaupt je in Ihre Hände gelangt — so werden jene Ihnen schon längst Alles, was er enthält, und noch etwas mehr — ins Ohr gezischelt haben.

Zuvörderst muß ich Ihnen sagen, daß Ihr Brief — doch darüber werden Sie sich nicht verwundern — kaum eine Viertelstunde in meinen Händen blieb; er war mir, ohne daß ich es gewahr wurde, entschlüpft, und ehe der Tag zu Ende ging, hatten die Musikfreunde in ganz Venedig die geistreichen Zeilen gelesen, in denen mein Freund Chopin so zierlich (élégamment), mein Freund Berlioz so unehrerbietig, die Herren Kalkbrenner und Thalberg so scharfsinnig beurtheilt und Ihr sehr ergebener Diener so phantastisch figuriren. Nun denken Sie sich aber mein Erstaunen und meine ungemein behinderte Fassung, als plötzlich meine sämmtlichen Venetianischen Freunde, die Ihre nachmittägigen Phantasieen für Ernst genommen hatten, zu mir kamen und mich bestürmten, ihnen nähere Auskunft über die verschiedenen politischen und philosophischen Phasen zu geben, welche Sie mich scherzhafter Weise haben durchlaufen lassen. Der Eine bat mich, ihm meinen Saint-Simonistischen Anzug zu zeigen; der Andere verlangte die von mir über Themata der Palingenesie zuletzt komponirte Fuge zu sehen; ein Dritter zerbrach sich den Kopf, mein Leben als ein bon diable mit meiner Strenge als Katholik zu vereinigen; ein Vierter erklärte ohne Umstände mein Piano für eine Höllenmaschine. Zuletzt wußte ich selbst nicht, auf wen ich hören sollte; es war ein förmliches Verhör, ich glaubte mich in die Zeiten der Staats-Inquisition versetzt. — Glücklicherweise fährt eben eine Barke unter meinen Fenstern vorüber, Musikanten sitzen darin, eine schöne Männerstimme singt mit Begleitung des Chors ein Volkslied, sie fahren nach dem Lido; ich rufe: Laßt uns folgen! Wir steigen in meine Gondel, Niemand denkt mehr an mich und meine Doktrinen, für diesen Abend bin ich gerettet.

Doch nein, nach der Heimkehr kommt mir Ihr Brief wieder zur Hand, ich lese ihn noch einmal und finde darin eine gewisse gestrenge Absicht, einen gewissen Ton der Ueberzeugung, der durch tausend hübsche Artigkeiten durchschimmert und mich gleichsam wider Willen zu einer ernsten Antwort zwingt. Es gehört diese vermittelst der Presse geschehende Veröffentlichung der Gedanken und Gefühle unseres innerlichsten Lebens zu den Unglückszuständen unserer Zeit, und wir Künstler thun sehr Unrecht daran, daß wir einander nicht nur hinsichtlich unserer Werke, sondern auch unserer Persönlichkeit beurtheilen und uns gegenseitig vor dem Publikum erscheinen lassen, daß wir dadurch — und noch dazu oft auf eine ziemlich rohe Weise, immer aber ungenau, in einen Theil unserer Existenz einwehen, welche die Nachforschungslust desselben, wenigstens bei unseren Lebzeiten, respektiren sollte. Diese Weise des Verfahrens zur Befriedigung der Neugier des Publikums, der eigenen Eitelkeit und eines Kursus der psychologischen Anatomie ist bei uns zur Gewohnheit geworden; Niemand hat mehr ein Recht, sich darüber zu beklagen, denn Niemand wird verschont, und außerdem muß man sagen, die Mehrzahl von uns ist gar nicht so ungehalten über eine Publizität, die, lobend oder kritisirend, ihre Namen, auf einige Tage wenigstens, in Umlauf bringt. Soll ich es Ihnen gestehen? Ich gehöre nicht zu dieser Klasse. Sobald die Kritik mich als Künstler beurtheilt, erkenne ich sie an oder weise sie zurück; in keinem Falle kann sie mich verletzen; sobald sie aber den Menschen zu beurtheilen sich anmaßt, dann regt sich in mir eine heftige Empfindlichkeit, die bei dem kleinsten Wort verweilt. Das kommt daher, wissen Sie, daß ich noch zu jung bin; die Schläge meines Herzens sind noch zu lebhaft, als daß ich eine fremde Hand geduldig daran legen lasse, um die Pulsschläge zu zählen. Das, was ich bewundere, was ich hasse, was ich hoffe, hat zu tiefe Wurzeln in meiner Seele geschlagen, als daß man sie so ohne Weiteres bloßlegen könnte. Man hat dies oft schon in feindlicher Absicht gethan; dann habe ich durch Schweigen geantwortet; Sie thun es heute mit der Hand des Freundes, und so ist es der Freund, dem ich antworten will.

Sie klagen mich an, daß ich einen schwankenden Charakter (un Caractère mal assis*) habe, und zum Beweis dafür zählen Sie eine Menge von Interessen auf, die ich nach Ihrer Meinung mit Lebhaftigkeit ergriffen haben soll; die philosophischen Pferdeställe, in welchen ich nach einander meine Steckenpferde ausgewählt. Allein, sagen Sie selbst, diese Anklagen, welche Sie auf mir allein lasten lassen, lasten sie nicht, wenn wir billig seyn wollen, auf unserer gesammten Generation? Bin ich etwa allein der Schwankende in der Zeit, in welcher wir leben? Befinden wir uns nicht vielmehr Alle, trotz unserer schönen Gothischen Fauteuils und unserer Kissen à la Voltaire, auf schwankendem Sitz (mal assis) zwischen einer Vergangenheit, welche wir nicht mehr wollen, und einer Zukunft, die wir noch nicht kennen?

Sie selbst, mein Freund, der Sie gegenwärtig Ihren Theil des Elendes der Welt so auf die leichte Schulter zu nehmen scheinen, waren Sie immer Ihrer Sache so gewiß? Als Ihr Vaterland sich vor Ihnen verschloß und Sie in unserer Mitte aufgenommen wurden, von allen Parteien wie ein tüchtiger Mitfechter begehrt, haben Sie sich sogleich und für immer entschieden? Gab es nicht im Gegentheil auch Stunden und Tage, wo Sie in Ihren Ansichten nicht fest faßen? Sie, der Sie einen hohen Beruf als Denker und Dichter zu erfüllen haben, konnten Sie immer die Strahlen Ihres Sterns ungetrübt erkennen? Irr' ich nicht, so sah ich Sie damals, als ich in aller Zurückgezogenheit den St. Simonistischen Predigten mit vielen Anderen nachging, welche ihr Theil aus dieser lebendigen Quelle besser als ich zu schöpfen verstanden und jetzt im Lehrstuhl des juste-milieu ganz behaglich sitzen, ich sah Sie, den berühmten Dichter, bis in das Allerheiligste eingeführt, und Sie schenten sich nicht, dies später zu bekennen, indem Sie dem Vater Enfantin ein schönes Buch widmeten, in welchem Sie ihn baten, mit ihm in der Ferne des Raumes und der Zeit verbunden bleiben zu dürfen. Noch später gestattete mir die Güte, mit welcher Herr Ballanche mich beehrte, bei ihm mit Ihnen zusammenzutreffen und mich zuweilen zu dem bescheidenen Echo des Ausdrucks der Bewunderung zu machen, welche in Ihrem Munde ihm schmeicheln konnte. Dort saßen wir Beide, Sie und ich, auf schwankenden Sesseln, denn, in Wahrheit, der große Philosoph hatte nicht Zeit, an die Erneuerung seiner Mobilien zu denken.

Wahr ist es, daß Sie dem Kreuz von Golgatha immer besser auszuweichen verstanden, als ich; allein Sie haben nachdrücklichst die Anklage zurückgewiesen, zu denen zu gehören, welche jenes Kreuz für den Erlöser der Welt aufgerichtet. Und die Jakobiner-Mütze! Was meinen Sie zu der? Sollte man sie

*) Herr Liszt hat die Güte gehabt, uns diesen ungedruckten Brief aus Königsberg zuzuschicken. Er hatte ihn noch als Baccalaureus (Bachelier-ès-Musique) in Venedig geschrieben, nun aber als Doktor noch einmal durchgesehen. Dies mag die verspätete Veröffentlichung erklären.

*) Im Französischen Original wird der Ausdruck mal assis und bien assis in so verschiedenen Beziehungen gebraucht, daß es schwer seyn dürfte, dafür einen entsprechenden Ausdruck in der Deutschen Sprache zu finden.

nicht, wenn man Ihre Garderobe durchsuchte, darin wiederfinden? vielleicht ein wenig verschossen, ein wenig abgetragen und beschämt darüber, daß sie sich zwischen einem altmodischen Schlafrock und durchgelaufenen Pantoffeln befindet?

O, mein Freund, ich bitte Sie, nur keine Anklagen wegen Veränderlichkeit, keine Vorwürfe! Das Zeitalter ist krank, wir Alle sind es mit ihm, und, bedenken Sie es wohl, der arme Musiker hat von Allen die geringste Verantwortlichkeit, denn er, der weder die Feder noch den Degen führt, kann sich ohne zu große Gewissensbisse seiner geistigen Neugier überlassen und sich nach allen Seiten hin wenden, von wannen er Licht zu erblicken hofft.

Zwar sitzt er oft schwankend genug auf dem Tabouret, das ihm zum Sessel dient, allein er beneidet diejenigen nicht, die in ihrem Egoismus behaglicher sitzen und die, indem sie die Augen ihres Herzens und Geistes verschließen, nur durch den Mund und den Magen zu leben scheinen. Mein Freund, nicht wahr, wir gehören nicht zu diesen und werden nie zu ihnen gehören.

Um aber diesen feierlichen Ton, welcher fast das Ansehen eines Vorwurfs gewinnt, zu verlassen, da ich Ihnen vielmehr den gefühltesten Dank schuldig bin, so rathen Sie einmal, welches eben jetzt meine Lieblings-Steckenpferde sind? Diesmal bin ich sicher, daß Sie nichts dagegen einzuwenden haben werden: dort unten die alten bronzenen Pferde sind es, jene traurigen Reisenden, die so viele Länder und Dinge gesehen und dem Fall von vier Reichen beiwohnten! Es sind dies jene Lieblinge der Großen, welche Konstantin nicht lassen wollte, er, der Rom ließ! welche Dandolo nicht ausschlug, er, der Konstantinopel ausschlug! und die Napoleon begehrte, er, der die Welt besaß. Da sind sie nun wieder in ihrer alten Wohnung; die Pforten von St. Marco öffnen sich abermals unter ihren Füßen. Allein welche merkwürdige Veränderung seit ihrer kurzen Abwesenheit! Wo ist der Doge? wo sind die Patrizier, sein Gefolge? Was ist das für eine Bevölkerung, die hier gleichgültig und schweigsam auf dem Marmorboden unter den Mosaik-Kuppeln einhergeht? Der Palast ist verlassen, der Platz ist stumm, kein Sieges-, kein Freuden-Ruf; Größe, Ungerechtigkeit, Schrecken und Ruhm sind in den Abgrund der Vergangenheit versunken. Der schwarze Schleier Faliero's liegt über der ganzen Republik ausgebreitet, eine fremdartige Sprache durchtönt die Luft, die edlen Renner erkennen die gewohnten Stimmen nicht mehr, sie erblicken nur noch dort auf der Afrikanischen Säule ihren alten Gefährten von Bronze, den geflügelten Löwen des heiligen Markus, welcher fort und fort in das Meer blickt. Doch nein, noch andere Freunde sind ihnen geblieben, hier sind ja noch die sanften Vögel, jene traulichen Tauben, die ohne Furcht um sie her fliegen und sich auf ihren unbeweglichen Mähnen niederlassen. Die geflügelte Republik, welche ihren Ursprung den symbolischen Spielen des Katholizismus verdankt, besteht noch frisch und lebendig, lange Zeit, nachdem die andere aufgehört hat, zu seyn. Der Staat, welcher mit so großer Vorsicht für sie sorgte, existirt nicht mehr, allein mitten unter dem Einsturz gedachte das Volk der geliebten Vögel. Jeder, arm oder reich, gab sein Theil, damit sie das Unglück der Zeit nicht gewahr würden, und damit sie ungestört über der sterbenden Stadt schweben möchten, gleich den Erinnerungen einer lächelnden Jugend über dem gebleichten Haupte eines entschlafenden Greises.

Waren Sie jemals in Venedig? sind Sie auf den schlummernden Gewässern in der schwarzen Gondel den Canalazzo entlang oder an dem Ufer der Giudecca gefahren? Haben Sie die Schwere der Jahrhunderte auf Ihrer betäubten Einbildungskraft lasten gefühlt? Haben Sie diese heiße und schwere Luft eingeathmet, welche uns erdrückt und in uns eine unbegreifliche Sehnsucht erweckt? Sahen Sie die Strahlen des Mondes ihre bleichen Farben auf die kleinen Kuppeln von St. Markus werfen? Hat Ihr Ohr, beunruhigt durch diese Todtenstille, sich nicht nach Geräusch gesehnt, wie sich das Auge in der Finsterniß des Kerkers nach Licht sehnt? Ja gewiß, und dann kennen Sie den Ort, wo man in der Welt die poetischste Betrübniß empfindet. Allein ich fürchte den Ton und Ausruf der sentimentalen Touristen anzustimmen; damit haben weder Sie, noch ich gern etwas zu schaffen. Schon läutet die Glocke der Kapuziner zur Mitternachtmesse; es ist dies die gewöhnliche Stunde, um die ich meine Rohr-Pfeife an der Riva de' Schiavoni zu rauchen pflege. Dann frage ich mich zuweilen, welche geheime Gewalt ist es doch, die uns zusammengeführt hat, sie, dieses arme Rohr aus den Sümpfen des Adriatischen Meeres, und mich, das Kind der Donau, um beide zerbrochen zu werden; sie durch mich noch diese Nacht, nachdem sie mir gedient hat, eine Stunde lang mich leeren Träumen hinzugeben, ich durch eine unbekannte Hand morgen, nachdem ich gedient habe — wozu? Ich weiß es nicht. Franz Liszt.

England.

Ueber Paley's Beweise vom Daseyn Gottes.

(Fortsetzung.)

Hume und andere dem kritischen Gebiete angehörige Skeptiker sind nur auf ihrem eigenen Grund und Boden furchtbar. Aus vielen Stellen ihrer Schriften, besonders Hume's, ist zu ersehen, daß ihnen das wahre Wesen ihres fein ausgesponnenen Skeptizismus nicht unbekannt war, und daß sie ihre Zweifel als eine bloße philosophische Virtuosität und als eine dialektische Uebung ansahen, ohne daß sie hofften, auf das Leben der Menschen zu influiren, oder ihre eigenen Ansichten über praktische Gegenstände umzugestalten. Viele Theisten machten den Versuch, ihnen auf ihre Prinzipien zu erwiedern, was ihnen auch, so weit es nur in einem solchen Unternehmen möglich, gelungen ist.*) Das Charakteristische solcher geistigen Kämpfe ist nun aber eben, daß der Sieg zweifelhaft bleiben muß. Nur dann erst, wenn wir den Punkt, um den es sich handelt, fest fixirt haben, ist uns die Aussicht gegeben, einen sicheren Grund und Boden für die Diskussion zu gewinnen, wodurch wir auch zugleich die Hoffnung hegen dürfen, denselben mit Erfolg zu erledigen; denn erst auf diese Weise ist der Weg gezeigt, wie man an denselben anlangen kann. Man kann unmöglich früher sagen, welchen Weg man nehmen wird, bis man weiß, wohin das Ziel der Reise geht.

Nach unserer Ansicht handelt es sich aber hier um den persönlichen Gott, den Schöpfer des Himmels und der Erde, der von der Natur, obgleich sie mit seiner Gegenwart durchdringend, *wirklich unterschieden ist*, den unendlich weisen und thätigen Urheber und Beherrscher aller Dinge. Wir haben schon gesehen, daß die streng demonstrative Philosophie oder das sogenannte apriorische Argument das Faktum einer solchen Existenz zu beweisen nicht im Stande ist; daß es nur einen abstrakten Grundsatz, wie das nothwendige Bestehen einer Idee, oder die Unveränderlichkeit eines Prinzips, beweisen kann. Descartes, Clarke und Andere, welche dieses Argument zuerst ausbildeten, sahen noch nicht ein, daß es zu einem solchen dürftigen Resultat führen würde. Denn sonst würden sie ihr Philosophiren zugleich, weil ungenügend, aufgegeben haben, denn über die Natur der Gottheit dachten sie gerade wie andere Leute. Und doch hat man in neuerer Zeit, ja selbst in unseren Tagen, dieses hinkende und ohnmächtige Resultat, als den einzigen angemessenen Begriff von Gott, festgehalten. Seine Existenz hat man wegraisonnirt in eine Abstraction; seine Natur hat man mit einer allgemeinen Idee identifizirt. Ohne diejenigen, welche solche Ansichten hegen, anklagen zu wollen, müssen wir doch gestehen, daß sie in diesen ihren Lehren, ungeachtet ihrer großen Geistesgaben und ihres vortrefflichen Charakters, sich dem Atheismus hinneigen. Das erste Dogma der Natur-Religion stellt die von der Natur unterschiedene Existenz eines individuellen Wesens auf, dessen Einheit und Persönlichkeit nicht bloße Attribute sind, welche, seinem Bestehen unbeschadet, ihm beigelegt oder abgesprochen werden können; sondern sie sind Definitionen seiner Natur, nothwendige Bestandtheile unseres Begriffes von ihm, und als solche, können sie ihm auch, ohne die ganze Wahrheit selbst zu vernichten, nicht abgesprochen werden. Dieses ist so einleuchtend, daß es kaum einer weiteren Ausführung bedarf. Eine allgemeine Idee, ein Gesetz, ein Prinzip ist ein Werk der Phantasie, eine menschliche Erfindung, ein bloßes Wort, das weder etwas Substanzielles noch etwas Reales in sich hat, und das auch nur für den Bereich des Gedankens erfunden wurde. Die großen Gesetze der Ethik liefern hiervon ein Beispiel. Der große Eindruck, den schon der Name eines moralischen Grundsatzes hervorbringt, wurde zuerst durch die Manifestirung seiner Eigenschaften in besonderen Handlungen hervorgerufen. Der einzelne Mensch ist es, dessen vortrefflicher Lebenswandel die moralische Billigung hervorruft, welche alsdann vermittelst der Ideen-Association auf diejenigen Prinzipien zurückgeführt werden, aus denen jener Lebenswandel, in Abstracto betrachtet, hervorgegangen ist. Wären diejenigen, welche, das Moralgesetz an die Stelle des religiösen Gefühls setzend, nur der Heiligkeit und Reinheit, in ihrer Abstraction, und nicht demjenigen Wesen, deren Attribute sie sind, ihre Verehrung erweisen, in ihren Prinzipien und der Anwendung derselben sich konsequent, so müßten sie nur ihrem Mitbruder göttliche Anbetung und Verehrung zu Theil werden lassen, und ihm auch nur in besonderen Fällen, und zwar insofern, als sein moralischer Lebenswandel es verdient.

Wenn wir uns bei dieser absurden und gefährlichen Lehre etwas länger aufhalten, so sind wir durch die Kühnheit, mit der die neuere Speculation dieselbe geltend zu machen sucht, hinlänglich gerechtfertigt. Der Unglaube, der unsere Zeit so sehr charakterisirt, ist nicht so plump-stachelig und verachtend, wie er uns in den Schriften der freisinnigen Philosophen des vorigen Jahrhunderts so überaus empört. Ein feiner Geschmack, wenn nicht schon gesunder Menschenverstand, muß solche ungebührliche Mittel verwerflich finden, und unsere Zeit ist auch zu raffinirt, um sie zu ertragen. An die Stelle der Frommigkeit und des Glaubens an ein höheres Wesen setzt man jetzt zwar warme, aber nichtssagende Ausdrücke der Verehrung für die Prinzipien des Rechts und der abstrakten ethischen Begriffe. An die Stelle des Aktuellen ist das Ideelle getreten; dem unmittelbaren religiosen Gefühle hat man daher alle Realität abgesprochen, während man dieselbe Phantasiegebilden und Abstractionen beigelegt hat. So versiegt die natürliche reine Quelle der dem menschlichen Herzen tief eingeprägten Ehrfurcht und Demuth schon vor dem Namen der Gottheit in einem Sumpf trüben Wortschwulstes und hochtrabenden Geschwätzes um Schatten und Scheinbilder von Dingen, welche nicht substanziell genug sind, als daß die Sprache sie beschreiben oder der Verstand begreifen könnte.

---

*) Diese Theisten sind Reid, Oswald, Beattie, Priestley, Smith, Fergusson u. s. w. Indessen können wir mit der Behauptung des Verfassers, daß genannte Theisten die skeptischen Philosophen, namentlich Hume, mit Glück bekämpft hätten, nicht übereinstimmen. Die Englischen Theisten des vorigen Jahrhunderts, deren gemeiner Menschenverstand sich wohl behaglich für Philosophie hielt, weil er, zufrieden mit der unmittelbaren Gewißheit des inneren Sinnes, sich wenig um den wissenschaftlichen Begriff bekümmert, und denen jede spekulative Auffassung der philosophischen Probleme abging, waren ganz und gar einem Manne, wie Hume, dem es durchaus an spekulativer Tiefe, wenn auch an skeptischer, nicht gebrach, nicht gewachsen. „Allein es kann auch kein Sachkundiger", bemerkt Kant (in seinen Prolegomenen zur Metaphysik 10 — 12), „ohne eine gewisse Pein zu empfinden, es mit ansehen, wie so ganz und gar alle seine (Hume's) Gegner, Reid, Oswald, Beattie u. A., den Punkt seiner Aufgabe mißkennen, indem sie immer das als zugestanden annehmen, was er gerade bezweifelt, dagegen aber mit Heftigkeit und mehrentheils mit großer Unbescheidenheit vertheidigen, was niemals zu bezweifeln in den Sinn gekommen war. Besonders aber erbärmlich ist es, zu lesen, wie sie immer und überall gegen ihn auf den gemeinen Menschenverstand sich berufen; und ich sollte doch meinen, daß Hume hierauf eben sowohl Anspruch machen konnte, als seine Gegner, und noch überdies auf etwas Anderes, was jenen ganz und gar fehlte, nämlich auf kritische Vernunft."

Wir kommen jetzt zu demjenigen Beweise vom Daseyn Gottes, den man den Beweis vom Zweckbegriff (argument from design) nennt, und der unstreitig der reichhaltigste und richtigste ist. Diesen Beweis erblicken wir allenthalben, über, um und an uns mit den Augen. Man braucht nicht hohe Felsengebirge zu ersteigen, noch in tiefe Erdschichten hinab zu dringen, um diesen Beweis zu finden; auch beruht er nicht auf sorgfältig angelegten und oft wiederholten Experimenten. Er erfordert nicht ein Studium von vielen Jahren, so daß nur Wenige seine Wichtigkeit und Unbestreitbarkeit kennen lernen können, während er dem großen Haufen unbekannt bleiben und sich ihm nur als Glauben aufdringen muß. Dies sind Schwierigkeiten, mit denen der Geolog, der Chemiker, der Astronom zu kämpfen hat. Die Sprache aber, in welcher die erhabene Lehre von der Existenz Gottes geschrieben ist, spricht zu uns von der Erde und den Himmeln herunter und ist nicht minder verständlich dem schlechtesten wie dem besten Fassungsvermögen. Er ist nicht minder klar in der Struktur eines jeden Grashalms, als in dem Mechanismus des Himmels. Er ist nicht minder deutlich in dem wahrgenommenen Objekte, als in dem begreifenden menschlichen Geiste, in der Hand, welche bildet, in dem Ohr, welches hört, und in der Lunge, welche athmet. Er tritt uns in dem Instinkte entgegen, welcher die Biene lehrt, ihre bewunderungswürdige Zelle zu bauen, und der den Vogel zu seinem Neste führt. Die Atmosphäre, welche die Erde umhüllt, bezeugt Gottes Gegenwart, und die Sonne legt Zeugniß von dem ab, der ihr Licht verliehen. — Es ist nicht etwa eine zweifelhafte Folgerung, nicht ein gesuchter und fremdartiger Denk-Prozeß, welcher alle diese Thatsachen mit dem Seyn Gottes in Verbindung bringt. Der Schluß ist so klar, der Zusammenhang so deutlich und in die Augen springend, daß wir zuversichtlich sagen dürfen, daß Niemand, es müßte anders ein durch sein eigenes Thun verstockter Verstand oder ein solcher seyn, der seinen gesunden Sinn durch logische Subtilitäten oder durch metaphysische Abstractionen ganz verdreht hat, je einen Augenblick anstand, die Existenz Gottes gleich beim ersten Anblick für die größte Evidenz zu halten. Der einfache Schluß, der hieraus zu ziehen ist, ist dieser: daß es, da eine große Anzahl von wirkenden Kräften in einem zwar verwickelten, aber doch ordnungsmäßigen Prozeß, in dem Streben nach einem Zwecke hin, zusammentreffen, ein intelligentes und thätiges Wesen geben müsse, welches diesen Zweck beabsichtigte, und welches diese wirkenden Kräfte als Mittel für seine Vervollkommnung hervorbrachte. Ordnungsmäßige Mitwirkung bedingt eine intelligente und leitende Macht. Eine Ordnung kann nun aber so vollkommen seyn, und die Anzahl der wirkenden Kräfte so groß, daß die Folgerung dasjenige wird, was man in der gewöhnlichen Sprache, freilich nicht in der logischen, absolute Gewißheit nennt. Wenn der Körperbau eines lebendigen Geschöpfes dergestalt organisirt und zusammengesetzt ist, daß alle Bewegungen und Effekte mit Leichtigkeit, und zwar innerhalb eines kleinen Umfanges, so hervorgebracht werden, daß alles und jedes dazu dient, die Existenz desselben zu erhalten und seiner Natur und Lebensweise anpassend zu machen, so muß sich nothwendig der Schluß ergeben, daß das lebendige Wesen von einem intelligenten Schöpfer mit dem größten Bewußtseyn so gebildet ist. Da man nun im ganzen Universum, mitten unter den zahllosen sich durchkreuzenden Kräften, allenthalben eine nicht minder große Angemessenheit von harmonisch zusammenwirkenden Kräften findet, welche ein großes, die ganze Natur durchdringendes und sie in eine harmonische Einheit bringendes Gesetz manifestiren, das nur die Glückseligkeit des animalischen und intelligenten Lebens beabsichtigt, so muß sich der Schluß, daß der ganze schöne Bau des Universums von einem mit unendlicher Weisheit und Güte versehenen Wesen mit der größten Absicht ins Daseyn gerufen wurde, unserem Geiste mit einer solchen Gewalt und überzeugenden Kraft aufdringen, daß selbst das Vorurtheil sie nicht zurückweisen und die Sophystik ihr nicht widerstehen kann. Als Erläuterung dieser Beweisführung theilen wir eine Uebersetzung von nachstehender Französischen Anekdote mit:

„In einer Gesellschaft beim Baron von Holbach machte einst Diderot den Vorschlag, daß man einen Anwalt wählen möchte, der die Sache des Theismus vertheidigen solle, und der Abbé Galiani wurde gewählt, welcher hierauf begann, wie folgt:

„Eine gewisse Person legte eines Tages zu Neapel in unserer Gegenwart sechs Würfel in einen Würfel-Becher und ging eine Wette ein, daß er einen Wurf von vollen Zahlen machen würde. Ich sagte, daß dies unmöglich wäre. Er warf die Würfel zweimal nach einander, und ich machte schon jetzt die Bemerkung, daß es möglich wäre. Er legte die Würfel zum dritten, vierten und fünften Mal in den Becher und warf zuletzt die Würfel mit ihren höchsten Zahlen. Beim Bachus! rief ich, die Würfel sind beschwert; und dies waren sie in der That.

„Philosophen! wenn ich die Ordnung der Natur, ihre festen Gesetze, ihre abwechselnden Veränderungen erblicke, welche sich beständig erneuern und dieselbe Wirkung hervorbringen; wenn ich wahrnehme, daß es nur eine Weise giebt, wodurch das Universum in seinem Zustand, in welchem wir es jetzt sehen, erhalten werden kann, und daß dies immer der Fall ist, ungeachtet der unendlich vielen anderen Möglichkeiten von verwirrenden und zerstörenden Zufällen, so rufe ich aus: „Gewiß ist der Würfel der Natur beschwert."

Dieses Argument ist so klar und überzeugend und läßt der Sophistik für ihre Spitzfindigkeiten so wenig Raum übrig, daß wir kaum begreifen können, wie Jemand sich nicht davon überzeugt fühlen sollte. Es ist wahr, daß diese Art der Beweisführung, genau genommen, keine eigentliche Demonstration ist. Der Schluß ist kein apodiktischer, sagt Kant; und dies ist der Hauptmangel, den er gegen das Argument a posteriori anführt. Was hat's aber mit einem solchen Einwurf zu bedeuten? Gesetzt, daß Jemand sieht, wie Franklin die im Blitze enthaltene Elektrizität dadurch bewiesen hat, daß er das Fluidum derselben auf die Erde geleitet, es offen gezeigt und mit ihm alle gewöhnliche elektrische Erscheinungen hervorbrachte, und doch seiner Lehre und seinem Beweise noch ungefähr folgende Einwände machen wollte: „Du urtheilst doch nur auf die Anwesenheit einer Sache aus deren Wirkungen; die Wahrheit derjenigen Theorie, welche der deinigen entgegengesetzt ist, ist noch immer denkbar; deine Fakten und Argumente bilden nicht eine Kette von Schlüssen, wie dies bei den Lehrsätzen des Euklid der Fall ist." Die einfache Antwort hierauf würde seyn, daß die Behauptung alle diejenige Evidenz für sich hat, der sie nach der Natur der Sache nur fähig ist. Ein Faktum kann nur durch ein anderes Faktum bewiesen werden. Was den Sinnen nicht zugänglich ist, kann nur durch seine Wirkung erkannt werden. Und wenn auch dieser Beweis keine Demonstration ist, so würde es doch von eben so viel Thorheit und Verstocktheit zeugen, ihn zu verwerfen, als die Wahrheit irgend eines Theorems in der Geometrie in Abrede zu stellen.

Neuere Entdeckungen in der Geologie liefern für unsere Behauptung schlagende Beweise, daß das gewöhnliche Argument für das Daseyn Gottes dem Charakter nach dasselbe ist, wie das in den Naturwissenschaften gewöhnlich angewandte Verfahren. Lord Brougham hat die Punkte, worin beide Wissenschaften übereinstimmen, mit so vieler Kraft und Klarheit dargestellt, daß wir nicht umhin können, seine Worte wiederzugeben:

„Es kann kein Zweifel seyn, daß die Forschung in dem engsten Sinn des Wortes ein wesentlicher Bestandtheil der Naturwissenschaften ist, und daß dieser Bestandtheil naturgemäß aus dem großen Stamme des Ganzen — ich meine der Induction, entspringt; mit einem Worte, daß die Methode für die Erforschung und Demonstration der physischen Wahrheiten die moderne Analysis oder Induction ist, welche von Bacon zuerst erfunden und dann von Newton angewandt wurde. Worin unterscheidet sich denn nun diese, hinsichtlich ihrer Natur und ihrer Begründung, von den Untersuchungen und der Beleuchtung des göttlichen Seyns? Wenn wir durch die Prüfung einiger Knochen, oder nur eines Stückchens von einem Knochen, schließen, daß ein Naturwesen vor mehreren tausend Jahren hier hauste, und zwar ein, von jedem anderen, das wir bis jetzt gesehen, total verschiedenes, — ein Wesen, von dem uns keine Nachricht, keine Tradition, sey sie mündlich oder schriftlich, geworden ist, ja das nie ein Mensch, von dem wir je gehört, gesehen, so ist es gewiß eine genaue und strenge Induction, wodurch wir zu diesem Schluß gelangen; eben so gewiß können wir aber nun, vermittelst dieses Prozesses, zu der Erkenntniß und der Einsicht in Dinge gelangen, die weder wir, noch je sonst ein Mensch gesehen. Wir hegen keinen Zweifel über das Faktum selbst; wir gehen noch weiter und halten die Existenz des Geschöpfs, dem wir einen Namen gegeben, nicht nur implicite für wahr, sondern wir legen ihm Attribute bei, bis wir durch eine stufenmäßige Induction an einen dergestalt klaren Begriff seiner Natur, Eigenthümlichkeiten und Gestalt gelangen, daß wir sie mit zuversichtlicher Gewißheit beschreiben und darstellen können; wir stellen uns vor, wie es aussah, wovon es lebte und wie es seine Gattung erhielt."

„Jetzt fragen wir, was ist der Unterschied zwischen dieser Untersuchungsweise und der, die wir für die metaphysischen Wahrheiten anwenden? Wo ist der logische Punkt, der diese zwei Gebiete der Erkenntniß trennt und dem einen den Namen der Wissenschaft beilegt, dem anderen ihn aber abspricht, das eine auf Induction beruhen läßt, das andere aber nicht? Es ist wahr, wir haben von der Existenz jenes großen Wesens, das wir für unseren Schöpfer halten, keine direkte Erfahrung; auch haben wir noch nie von einem Menschen gehört, der je eine solche Erfahrung gemacht. Aber eben so haben weder wir noch irgend ein Mensch in irgend einer Zeit die Werke dieses Wesens, jene verlorenen Urgestalten, die einst die Erde bevölkerten, gesehen; und doch läßt uns das Licht der Induction ihre Natur vollständig erkennen, so daß wir an ihre dereinstige Existenz glauben müssen, indem sie unseren Geist von der unbestreitbaren Gewißheit überzeugt, daß sie einst vorhanden und so oder so beschaffen waren. Dies ist eben die Kraft der Induction. Folgt nun aber weniger aus derselben Induction, daß ein Wesen existiren muß, welches das Auge, das sich selbst nicht hervorgebracht hat und von keinem noch so begabten Künstler durch sein Handwerk gebildet seyn kann, nothwendig geschaffen haben muß?"

Wir werden schwerlich in irgend einer der von einer Wahrheit zur anderen stufenweise fortschreitenden Naturwissenschaften einen begreiflicheren und klareren allmäligen Fortschritt finden, als in dem Argument von der Zweckbestimmung. Manchen Wirkungen sieht man deutlich an, daß ihre Ursache die menschliche Kunst seyn muß. Andere dagegen, deren Wesen menschliche Macht und Einsicht überschreitet, weisen uns nolens volens auf eine höhere Intelligenz hin, auf eine erste Ursache, die deren Angemessenheit und Zweckmäßigkeit beabsichtigte. Wir sagen, daß die Dinge den ihrem Wesen angemessenen Zweck nicht von selbst aus sich, ungeachtet der ihnen zu Hülfe kommenden Mittel, hervorbringen konnten, wenn nicht diese Mittel, einem vorherbegriffenen Plane gemäß, von einer intelligenten Ursache in dieser Absicht gewählt und angeordnet worden wären. — Selbst wenn es der jetzigen Welt an Plan und Zweckmäßigkeit abginge, so würden uns geologische Untersuchungen allein auf die Existenz eines Gottes hinführen, deren Evidenz durch denselben Denkprozeß bewiesen werden kann, wie die Cuvier's, Buckland's und Lyell's uns gezeigt haben, wie die Erde zu der Zeit beschaffen war, als der Ocean über die Gipfel ihrer höchsten Gebirge sich noch ergoß, und als derjenige Theil der Erde, der jetzt von der See bedeckt ist, noch trockenes Land war.

(Schluß folgt.)

Armenien.

Die Armenier und ihre Literatur.

Die Armenische Nation hat sich durch ihre Thätigkeit, ihre Treue und ihren industriellen Geist bei allen denen, die Gelegenheit gehabt haben, sie kennen zu lernen, einen nicht unbedeutenden Ruf erworben. Die Armenier, die sich in verschiedenen Ländern Europa's seit 1400 niedergelassen haben, sind jetzt fast in allen Städten des Orients verbreitet und beschäftigen sich mit den verschiedenen Zweigen des Handels, dem sie einen größeren Schwung zu geben suchen.

Aber abgesehen von ihrer Neigung zu Handelsspeculationen, zeichnet sich die Armenische Nation unter allen Völkern des Orients auch noch durch ihren Eifer und ihre Liebe zu den Wissenschaften aus. Ihre Schulen, ihre Kollegien, ihre Druckereien vermehren sich rasch in vielen bedeutenden Städten. Ihre berühmtesten Kollegien sind in Italien das Raphaels-Kollegium; in der Türkei die Kollegien zu Smyrna und Skutari; in Hindostan das zu Kalkutta; in Rußland das Lazarus-Kollegium in Moskau und das Vereß-Kollegium zu Tiflis u. s. w.

Die berühmtesten Armenischen Druckereien sind in Italien zu Venedig; in Oesterreich zu Wien; in Rußland zu Petersburg, Moskau, Tiflis u. s. w.; in Hindostan zu Kalkutta, und in der Türkei zu Smyrna, Konstantinopel, Skutari und zu Ortakioi.

Die Armenische Literatur wird von einer fleißigen Jugend mit Eifer gepflegt und macht fortwährend merkwürdige Fortschritte. Außer vielen berühmten klassischen Werken besitzen die Armenier jetzt Sprachlehren und Wörterbücher zum Studium der Französischen, Deutschen, Englischen, Italiänischen, Russischen, Persischen und Türkischen Sprache, so wie auch alle hierher gehörige Elementarwerke.

Vor kurzem hat sich in Konstantinopel ein wissenschaftlicher Verein gebildet, der es sich zum Hauptzwecke gemacht hat, die besten Werke anderer Nationen ins Armenische zu übersetzen. Mit einem Worte, dieses Volk vernachlässigt nichts, um sich Kenntnisse zu erwerben und sich die Wissenschaften, denen Europa seinen Ruhm verdankt, anzueignen.

In Smyrna erscheint seit einiger Zeit ein Armenisches Journal unter dem Titel: „Archalauß Araradian", d. i. die Morgenröthe des Ararat, welches in der ganzen Türkei, in Aegypten, Syrien, in der Moldau, in der Walachei, in Wien und in Indien bis nach Bombay verbreitet ist. In Bezug auf Druck und Papier giebt dieses Journal den Europäischen Blättern in nichts nach und die Kenner der Armenischen Sprache rühmen die Redaction desselben.

Die meisten Armenier wohnen im Ottomanischen Reiche und besonders in Konstantinopel; und die Türkische Regierung hat die talentvollsten derselben in allen Fächern der Verwaltung, wozu besondere Kenntnisse und eine große Geschicklichkeit gehören, angestellt. Zum Lobe dieser Nation ist noch hinzuzufügen, daß sie sich durch ihre Treue gegen die Pforte und durch ihre Achtung vor der Macht, die sie beschützt, immer ausgezeichnet hat.

Unsere Leser werden uns ohne Zweifel Dank wissen, wenn wir eine Liste der vorzüglichsten Armenischen Originalwerke und Uebersetzungen hier beifügen.

Originalwerke: „Vosgbitar Patastani", Abhandlung über das goldene Zeitalter Armeniens, in Versen; „Arpiagan Patastani", Abhandlung über Groß-Armenien und das Leben des heil. Gregors, in Versen; Historische Abhandlung über das Alterthum Armeniens: Geschichte von Hindostan; Abhandlung über die Dichtkunst; über die Mythologie, über die Kometen; Geschichte Armeniens von Moses von Chorene, ins Italiänische übersetzt u. s. w.

Die vorzüglichsten übersetzten Werke sind: Rollin's Römische Geschichte, Milton's verlorenes Paradies, der Tod Abel's von Geßner, Plutarch's Lebensbeschreibungen und einige Werke von Metastasio u. A.

(Nach dem Journ. de Smyrne.)

Mannigfaltiges.

— Französische Geschichtschreibung. Herr A. Bazin, der im Jahre 1838 eine „Geschichte von Frankreich unter Ludwig XIII." in vier Bänden herausgegeben, hat jetzt eine Fortsetzung dieser Geschichte, und zwar bis zum Tode des Kardinals Mazarin, in zwei Bänden erscheinen lassen.*) Es umfaßt diese Fortsetzung den Zeitraum von 1643 bis 1661, und bildet sonach mit jenen vier ersten Bänden zusammen eine Geschichte Frankreichs seit dem Tode Heinrich's IV. (1610) bis zur vollen Selbständigkeit Ludwig's XIV. Dieses halbe Jahrhundert stellt sich in Frankreich als eine ganz eigenthümliche Epoche dar, die eben so verschieden von der ihr vorangegangenen als von der ihr folgenden war. In dieser Epoche nämlich wurde in Frankreich die Macht des Königthums durch die der Günstlingen-Herrschaft völlig in den Hintergrund gedrängt. Mit der Ermordung Heinrich's IV. verschwand gewissermaßen das unbeschränkte Königthum, so daß Sully seufzend ausrief: „Le temps des rois est passé", bis es sich später in der Person Ludwig's XIV., der das noch berühmtere Wort: „L'état c'est moi!" aussprach, mächtiger wieder erhob, als es jemals früher gewesen. Jene funfzigjährige Epoche wird zum größten Theile von zwei Minorennitäts-Regierungen und von der Herrschaft der beiden berühmten Minister-Kardinäle ausgefüllt, und sowohl unter Concini und Luynes (Maria von Medici *), als unter Richelieu und Mazarin macht sich in Frankreich dieselbe Erscheinung geltend: nämlich das Verschwinden des Königlichen Willens in einer absoluten Monarchie. Herr A. Bazin hat die Geschichte der gedachten Epoche sowohl mit besonderer Rücksicht auf diese eigenthümliche Erscheinung als mit glücklicher Benutzung des reichen historisch-dramatischen Stoffes aufgefaßt. Wir denken nächstens auf sein Werk noch näher zurückzukommen.

*) Histoire de France sous le ministère du Cardinal Mazarin. Par A. Bazin. — Paris, 1842.

*) Man vergleiche zur Charakteristik dieser Epoche und der genannten Gestaltungen der beiden trefflichen dramatischen Dichtungen: „Maria von Medici", und „Luynes" die Herr Dr. J. Klein in Berlin kürzlich herausgegeben und die noch lange nicht so bekannt und verbreitet zu seyn scheinen, als sie es ihrem poetischen Werthe nach verdienen.

Bibliographie.*)

Frankreich.

Ibn Khallikan Vies des hommes illustres de l'islamisme, en arabe. Publiées par Mac Guckin de Slane. Tome 1, 3. partie. 4. Paris. 10 fr. Preis des hiermit vollständigen ersten Bandes 30 fr. — Dasselbe Werk giebt Hr. Dr. Wüstenfeld in Göttingen heraus. Neuerdings will Hr. Cureton, vom Britischen Museum, in London die Original-Handschrift des Ibn Khallikan entdeckt haben, worüber im „Magazin" berichtet werden.

Biographie universelle ancienne et moderne. Tome 70 (Lam—Lau). 8. Paris. 8 fr. Eine von dem Buchhändler Michaud ins Leben gerufene und von verschiedenen Gelehrten, unter denen vor Allem der Bibliothekar Weiss in Besançon zu nennen, bearbeitete biographische Encyclopädie in alphabetischer Ordnung und mit Beschränkung auf verstorbene Personen, wie sich deren keine andere Nation rühmen kann (53 Bände). Band 52—53 sind mythologischen Inhalts. Mit Band 54 beginnen dann die Supplement-Bände. Nur die Italiäner haben dieses Werk durch eine Uebersetzung, von der in diesem Augenblick die zweite Auflage in Venedig erscheint, ihrer Literatur einverleibt und gewissermaßen naturalisirt.

K. Quinet Le génie des religions. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

F. Bouillier Histoire et critique de la revolution Cartésienne. 8. Lyon. — Bouillier's wie Quinet's Buch gehören zu den von dem Französischen Klerus in der neueren Zeit verdächtigten philosophischen Schriften.

de Barante Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois. 6. édition. Livr. 13. 14. 8. Paris. — Erscheint in 100 Liefer. à 50 c., Liefer. 14 beendet den ersten Band.

J. L. Simonde de Sismondi Histoire des Français. Tome 27. 8. Paris. 6 fr. — Dieser Band geht bis zum Jahre 1726. Der Verf., Professor in Genf, erhielt kürzlich vom König der Franzosen den Orden der Ehren-Legion.

Le noble et gentil jeu de l'arbalestre à Reims. 16. — Louis XI et la sainte Ampoule. 16. — Une émeute en 1649. Mazarinade. 16. — Weitere drei Publicationen der Société des bibliophiles zu Rheims.

J. Calvin Oeuvres françaises, recueillies pour la première fois, précédées de sa vie, par T. de Bèze, et d'une notice bibliographique, par P. L. Jacob, bibliophile. 12. Paris. 3 fr. 50 c.

A. Floquet Histoire du parlement de Normandie. Tome 4. 8. Rouen. 7 fr. Für Subscr. 6 fr.

C. F. A. Leroy Traité de géometrie descriptive. 2. édition. 2 vol. 4. Mit 60 Kupft. Paris. 30 fr.

A. Bonnet Traité des sections tendineuses et musculaires dans le strabisme, la myopie etc. 8. Mit einem Atlas von 16 Kupft. Lyon. 8 fr.

Discours prononcé à l'ouverture du cours de langue et de littérature tibétaine près la bibliotheque royale. 8. Paris. — Von P. E. Jouaust. Den in Paris bestehenden Lehrstühlen für zahlreiche Sprachen und deren Literaturen fügte die Regierung neulingst auch einen für die Tibetanische Sprache und Literatur hinzu und übertrug denselben Herrn Jouaust. Bei dieser Gelegenheit erwähnen wir folgender im vorigen Jahre von J. herausgegebenen Schrift: Specimen de Gya-Tcher-Rol-Pa. Partie du chapitre VII, contenant la naissance de Cakya-Muni. Texte tibétain, traduit en français et accompagné de notes par P. E. Foucaux. Paris 1841. gr. 8. J. brachte dazu außer einem besseren Druck der Pariser Bibliothek das von ihm einer Bibliothek der kurzem erworbene Exemplar des Kah Gyur in 100 Bänden, eines Hauptwerkes der Tibetanischen Literatur, und im 18. Jahrhundert zweimal, zu Narthang und zu Derghi, gedruckt.

A. Bazin Histoire de France sous le ministère du cardinal Mazarin. 2 vol. 8. Paris. 14 fr. — Fortsetzung der Hist. de France sous Louis XIII. (4 vol. 8.) desselben Verf., welcher im J. 1840 von der Academie française der zweite Gobert'sche Preis zuerkannt wurde. (Vgl. ebenf. Mannigfaltiges.)

Mémoires de la société d'agriculture, des sciences et des arts de l'arrondissement de Valenciennes. Tome 3. 8. Valenciennes. — Enthält unter Anderem eine biographische Notiz über den zu Valenciennes 1838 gestorbenen, den Freunden bibliographischer Forschungen nicht unbekannten G. A. J. Hécart, nebst einer Bibliographie parémiographique desselben.

C. A. Sainte-Beuve Port-Royal. Tome 2. 8. Paris. — Dasselbe Thema bearbeitet gleichzeitig ein Deutscher Gelehrter, Hr. Dr. Reuchlin in Tübingen.

La Sainte Bible, ou l'ancien et le nouveau testament; version de J. F. Ostervald, publiée par la société biblique protestante de Paris. Paris. 4. 14 fr. Feine 36 fr.

Annales agricoles de la Lorraine, depuis Gérard d'Alsace jusqu'à nos jours, avec le résumé de la législation rurale de ce pays et de la législation actuelle de la France. 12. Nancy.

J. B. Richard Enrichissement de la langue française, dictionnaire de mots nouveaux etc. Livr. 2 u. letzte. 8. Paris.

A. Dinaux Iconographie lilloise. Graveurs et amateurs d'estampes de Lille. 8. Valenciennes. — Zu nur 50 Exemplaren aus den Archives du nord de la France et du midi de la Belgique abgedruckt.

L. J. Fret Antiquités et chroniques percheronnes, ou recherches sur l'histoire civile, religieuse, monumentale, politique et littéraire de l'ancienne province de Perche et des pays limitrophes. 3 vol. 8. Mortagne.

P. J. Carle Du dogme catholique de l'enfer. 8. Paris. 7 fr.

Encyclopédie des gens du monde; par une société de savans, de littérateurs et d'artistes français et étrangers. Tome 16, 1. partie (L—Leon). 8. Paris. 3 fr.

A. Morin Expériences sur le tirage des voitures et sur les effets destructeurs qu'elles exercent sur les routes, exécutées en 1837 et 1838 par ordre du ministre de la guerre, et en 1839 et 1840 par ordre du ministre des travaux publics. 4. Paris. 23 fr.

Hao-khieou-tchouan, ou la femme accomplie. Roman chinois, traduit sur le texte original par Guillard d'Arcy. 8. Paris. 7 fr. 50 c. — Chinesischer Roman, der sich durch seine sittliche Haltung vor so vielen modernen Französischen Romanen vortheilhaft auszeichnet. Im J. 1829 erschien eine Englische Uebersetzung desselben.

Mémoires du comte Rolland, lieutenant-général etc., écrits par lui-même; recueillis et mis en ordre par Vinet. 3 vol. 8. Paris. 24 fr.

C. Boyd The Turkish interpreter, or a new grammar of the Turkish language. 8. Paris, Didot. 10 fr.

Fortsetzungen u. neue Auflagen früher angezeigter Werke: Die Poésies des A. Billaut sind jetzt vollständig erschienen. 40) Bogen 8. und 10 Lieferg. — Dumas Excursions. Tome 3. 7 fr. 50 c. — Berault-Bergastel Hist. de l'église. Tome 9—12. — Reybaud Etudes sur les réformateurs contemporains. 3. édition. 7 fr. 50 c. — Timon (l. c. de Cormenin) Livre des orateurs. 12. édition. 13 fr.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., daselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 43. Berlin, Montag den 11. April 1842.

England.

Leben in Alt-England. *)

I. Die Großen im 15ten Jahrhundert.

Die inneren Kriege, die im Verlauf des ganzen funfzehnten Jahrhunderts in England wütheten, nöthigten jeden Edelmann, um die von ihm ergriffene Partei zu verstärken und seine persönliche Sicherheit zu bewahren, ein so großes Gefolge zu halten, wie es nur die Umstände erlaubten. Es versammelten sich daher Alle, die ihren Unterhalt auf diese Weise gewinnen wollten, um das mächtige Banner eines Großen oder das unscheinbare Fähnlein eines Ritters, während der Anführer, dessen Freigebigkeit seine Genossen zufriedenstellte, immer auf ihre Treue rechnen konnte, ob er gleich selbst seine Partei nach Belieben wechselte. Aus einem solchen Heer bewaffneter Anhänger bestand auch die Macht des berühmten Warwick's, des „Königmachers"; man berechnet, daß er auf seinen verschiedenen Gütern und Schlössern täglich 30,000 Mann unterhielt, so wie daß bei seinem Aufenthalt in London von seinem Gefolge zum Frühstück täglich sechs Ochsen verzehrt wurden, während alle Gasthöfe mit Lebensmitteln für dasselbe angefüllt waren.

Wenn wir überhaupt das häusliche Leben des Adels betrachten, so finden wir, daß seine Burgen nicht unbedeutenden Palästen glichen. Die Großen, vorzüglich die von höherem Rang, hatten ihre geheimen Räthe, ihre Schatzmeister, Marschälle, Konstabler, Hofmeister, Secretaire, Herolde, Boten, Pagen, Wachen, Trompeter, mit ganzen Schaaren von Sängern, Schauspielern, Possenreißern, Seiltänzern, Taschenspielern und Gauklern; endlich befand sich auch, um die erhabene Majestät der Religion über diesen fürstlichen Hofstaat zu verbreiten, in jeder Burg eine Kapelle mit Priestern und Chorknaben, und der Gottesdienst wurde mit aller Pracht einer Kathedrale verrichtet.

Aus den beiden täglichen Mahlzeiten, die man zur Zeit der Normännischen Eroberung in England eingeführt hatte und die der Adel zum Schein so lange beibehielt, waren jetzt allgemein vier geworden: Das Frühstück, welches man um 7 Uhr Morgens einnahm, das Mittagsmahl um 10, das Abendessen um 4 Uhr Nachmittags, und die sogenannten Liveries, die um 8 oder 9 Uhr Abends im Bette eingenommen wurden. Das Frühstück war, obwohl so zeitig, dennoch ein Mahl von sehr nahrhafter Beschaffenheit; es ist aber dabei zu erinnern, daß man damals schon seit drei Stunden munter war. So finden wir in dem „Familienbuch" des Grafen von Northamberland, daß während der Fastenwoche das Frühstück für den Grafen und seine Gemahlin aus folgenden Speisen bestand: ein Laib Brod in Schnitten, zwei Manchets, d. i. kleine sechslöthige Semmel von dem feinsten Weizenmehl, ein Quart Bier, ein Quart Wein, zwei Stücke Salzfisch, sechs gesalzene und vier frische Heringe, oder ein Gericht Sprotten — was gewiß eine gute Vorbereitung zu den Kasteiungen der Fastenzeit ist. An Fleischtagen hatte man statt der Fische ein Stück Hammel- oder Kalbfleisch. Die Liveries hatten, obgleich im Bette eingenommen, denselben Charakter des Ueberflusses und der Nahrhaftigkeit; sie bestanden beim Grafen Percy und bei seiner Gemahlin aus zwei Manchets, einem Laib hausbacken Brod, einer Gallone Bier und einem Quart Wein, letzteren erwärmt und gewürzt.

Während unter den höheren Klassen das Frühstück, das Abendessen und die Liveries, wie es scheint, einsame Mahlzeiten waren, betrachtete man das Mittagsmahl als ein öffentliches, wichtiges Ereigniß, das mit aller Feierlichkeit abgehalten wurde. Auch hier finden wir die Fülle und die Verschwendung jenes Zeitalters mit der ihm eigenen Rohheit und Unbequemlichkeit verbunden. Der ungeheure eichene Tisch füllte die Mitte der Burghalle aus, und um zehn Uhr Vormittags seufzte er schon unter ungestalten Massen von frischem und gesalzenem Rindfleisch, worauf Fisch und Geflügel in sonderbar zusammengesetzten Gerichten folgten. Der Gastgeber nahm seinen Sitz unter dem Thronhimmel, am oberen Ende der Tafel, ein; seinen Freunden und Anhängern oder Lehnsmännern werden Plätze ober- und unterhalb des Salzes, je nach ihrem Range, angewiesen, und da die Gabel ein in England noch unbekannter Luxus-Artikel war, so wurden die Bissen mit den Fingern zum Munde geführt, während zahlreiche Aufwärter den Gästen Wein, Bier und Ale in hölzernen und zinnernen Bechern reichten. Um diesen schwachen Umriß auszufüllen, müssen wir uns die Falken des Hausherrn und seiner Gäste denken, die auf Stangen in ihrer Nähe standen, so wie die Hunde, die unten auf dem Fußboden lagen. Da das Mittagsmahl gewöhnlich drei Stunden dauerte, so mußten zuweilen Pausen entstehen; um diese auszufüllen, griffen die Sänger zur Harfe oder zur Flöte, die Hofnarren gaben ihre Späße zum Besten, die Gaukler tanzten, und die Taschenspieler zeigten ihre Künste; oder wenn ein besserer Geschmack herrschte, so erschallte ein Lied von den Kriegen Palästina's oder ein romantisches Gedicht von irrenden Rittern durch das Getümmel und erfüllte die Seele mit einem Anklang geistigen Genusses.

Wenden wir uns von dieser Schilderung der Lebensweise des hohen Adels zu den Hoffesten, vorzüglich zu denen, wodurch wichtige Ereignisse verherrlicht wurden, so nehmen wir ähnliche Erscheinungen, nur mit höherem Glanz und größerem Geräusch verbunden, wahr. Rohe Fülle, launenhafte Abwechselung und steife Pracht bemühten sich, jede wirkliche Unbehaglichkeit gutzumachen. Bei diesen Staatsbanketten aber bemerken wir schon Anzeichen des entstehenden Bedürfnisses, neben der Befriedigung der Sinne auch der Phantasie einige Nahrung zu verschaffen. Am Ende jedes Ganges erschien eine Schüssel, unter dem Namen der „Subtilität", welche aus verschiedenen von Gelee und Konfekt gebildeten Figuren bestand, die Männer, Thiere und allegorische Charaktere in Beziehung auf das gefeierte Ereigniß darstellten und mit Inschriften in witzelnden oder räthselhaften Ausdrücken versehen waren, um die Denkkräfte der Gäste anzustrengen. Ueber die Kochkunst dieses Zeitraums können wir aus gleichzeitigen Schriftstellern nur wenige Einzelheiten erfahren; aus den Schilderungen, die Fabian von den Krönungsfesten macht, geht jedoch hervor, daß die Gerichte, obwohl verschiedenartig und kostbar, doch immer noch roh genug waren. Mandeln, Mandelmilch, Zucker, Honig, Gewürze wurden viel gebraucht, und es war starke Nachfrage nach Goldblättern, Goldpulver und hellen Farben, um die zierlichen Schüsseln zu schmücken.

Während Fürsten und Edle ein üppiges Leben oder das, was sie für solches hielten, so hoch schätzten, war die Geistlichkeit eben so sehr den Freuden einer guten Tafel ergeben; die Klöster waren wegen ihrer prächtigen Gastmähler berühmt, und der Koch spielte darin eine Hauptrolle. Die Laien machten sogar die Religion selbst der Schlemmerei dienstbar, indem sie die sogenannten „Freß-Messen" zur Ehre der Jungfrau stifteten. Diese wurden fünfmal jährlich gehalten. Am Morgen des Festes eilten die Bauern mit Speisen und Getränken beladen in die Kirche. Nachdem man eine flüchtige Messe gelesen hatte, wurden die Speisen aufgetragen, und sowohl Priester als Laien begannen den Schmaus, so daß die Kirche plötzlich in ein Wirthshaus verwandelt wurde und das Schauspiel oft mit Trunkenheit und Unfug endete. Ein Dorf wetteiferte mit dem anderen in Beiträgen zu der Freß-Messe, eine Gemeinde bestritt der anderen das Verdienst, zu Ehren der Mutter Gottes am meisten zu essen und zu trinken. Aber von allen Festlichkeiten dieser gefräßigen Zeit verdient das von George Neville, dem Bruder des Königmachers, bei seiner Wahl zum Erzbischof von York gegebene Gastmahl vorzugsweise Erwähnung. 104 Ochsen, 6 wilde Stiere, 1000 Schafe, 304 Kälber, eben so viele Schweine, 2000 Ferkel, 500 Hirsche und Rehe und 204 junge Böcke bildeten die Grundlage zu diesem Schmause. Von großem und kleinem, seltenem und gewöhnlichem, wildem und zahmem Geflügel waren 22,512 Stück vorhanden, wobei es auch nicht an Fischen, Pasteten, Torten, Eierkuchen und Gallerten fehlte. 300 Quarters (2400 Scheffel) Weizen bildeten den vegetabilischen Theil des Gelage. An Getränken war ein eben so großer Ueberfluß; sie bestanden aus 300 Tonnen Ale, 100 Tonnen Wein und einem Faß Hippokras. Obgleich manche dieser Gegenstände von Reichthum und Luxus zeugen und mit ungeheurer Mühe und großen Kosten zusammengebracht werden mußten, so scheint doch selbst bei diesem mehr als Königlichen Bankett nicht wenig Rohheit und Schlemmerei geherrscht zu haben, indem unter den Schüsseln 12 Meerschweine und Seekälber angeführt werden. Die Tischstunden waren denen der heutigen Modewelt ganz entgegengesetzt; der Adel nahm, wie schon erwähnt, das Frühstück um 7, das Mittagsmahl um 10 und das Abendessen um 4 Uhr ein; die unteren Klassen dagegen frühstückten erst um 8, speisten um 12 zu Mittag und um 6 zu Abend.

*) Aus der Pictorial History of England. London, 1841.

Ueber Paley's Beweise vom Daseyn Gottes.

(Schluß.)

Von der Ewigkeit der Welt.

Man hat unserem Argument den Einwurf gemacht, daß, nach menschlicher Einsicht, diese ungeheure Maschine des Universums, das sich unaufhörlich neu gebiert und erhält, keinen Anfang haben kann, vielmehr von aller Ewigkeit her, in einer endlosen Kette von Veränderu, Verfallen und Wiederherstellen, existirt

habe. Man wende diese Entgegnung einmal auf die Geologie an. Man sage einmal dem Geologen, daß möglicherweise die auf den Alleghanen- und Alpenfelsen gefundenen Seemuscheln in dieser Lage immer gewesen und nicht von dem Ocean hervorgebracht wären; daß die versteinerten Thiergerippe eben so von aller Ewigkeit her sind, wie die Felsen; daß der Zeit nach zwischen der organischen und unorganischen Welt kein Unterschied sey, und daß alle über den Urzustand der Erde, vermittelst geologischer Forschungen, gewonnene Erkenntniß eine reine Täuschung sey. Es wird dem Geologen ganz unmöglich seyn, einen solchen Einwurf durch eine direkte Antwort zu beseitigen. Er würde sagen, daß die Vermuthung des Antagonisten allerdings möglich sey, obgleich es großer Unsinn seyn würde, wirklich daran zu glauben; daß sie entweder ein Produkt des grübelnden Witzes sey, um die Weitreichigkeit des Disputirenden zu zeigen, oder, wenn das nicht, der Gründer derselben einen ganz eigenthümlich beschaffenen Verstand haben müsse, mit dem sich nicht streiten lasse. Wir zweifeln, ob je Jemand eine solche Hypothese aufgestellt. Diejenigen, welche metaphysische Probleme auf eine einfache Weise zu lösen suchen, thun vielleicht Recht daran, wenn sie gegen die Skeptiker ähnliche Mittel anwenden. Denn wäre es nicht höchst unsinnig, anzunehmen, daß dieser wundervolle Bau des Universums, dieses System der nach einem und demselben Gesetze sich bewegenden Welten, niemals sollte in Bewegung gesetzt, niemals nach einer Zweckmäßigkeit sollte entworfen worden seyn? Wir haben hier dadurch, daß wir beiden Hypothesen gleichen Werth beilegten, dem Atheisten mehr eingeräumt, als vonnöthen war. In der That verhält sich dieses aber nicht so, denn die Annahme, daß die Welt von aller Ewigkeit her sey, ist noch absurder, als diejenige, welche die primaire und secundaire Formation der Erdoberfläche nicht scheidet. Im ersteren Falle können wir eine solche verkehrte Ansicht geradezu widerlegen, während im letzteren der Geolog nur an die von jedem gesunden Menschenverstande zugestandene Wahrscheinlichkeit appelliren kann. Nichts ist klarer, als daß das Universum, wenn es von aller Ewigkeit her besteht, auch in alle künftige Ewigkeit fortbestehen müsse. Denn eine zerstörende Ursache ab extra kann es nicht geben, da sie sich sonst in der vergangenen Ewigkeit hätte zeigen müssen; oder, gelehrt ausgedrückt, was unendlich a parte ante ist, muß es auch a parte post seyn. Die Absurdität aber, der Totalität der Dinge eine ewige Dauer zuschreiben zu wollen, liegt zu Tag. Was lebt, ist, als Individuum, dem Tode unterworfen, und selbst die Fortpflanzung und die ewige Dauer als Gattung ist ganz zufällig und ungewiß. Keine Gattung oder Art trägt die Spur einer nothwendigen Dauer an sich, und es ist abgeschmackt, von der ewigen Existenz eines Gegenstandes zu sprechen, dessen Leben in seinem Begriffe nicht nothwendig enthalten ist. Oder, um die Sache noch klarer zu machen, führen wir die Entdeckung neuerer Astronomen an, nach welcher das ganze Sonnensystem von einem Aether durchdrungen ist, dessen Widerstand dieses ganze System zu Grunde richten muß. Eine Maschine also, welche eine so zerstörende Ursache in sich enthält, kann unmöglich von einer unendlichen vergangenen Zeit her existirt haben.

Die Atheisten *) bringen noch eine andere Hypothese vor, welche, obgleich sie wegen der vielen Widersprüche, die sie enthält, in sich schon widerlegt ist, wir doch hier anführen wollen. Sie ist: daß die der Materie inwohnende Kraft von aller Ewigkeit her alle organische Wesen und Existenzen, welche jetzt die Erde erfüllen, hervorzubringen vermögend war. Die Französischen Materialisten zeigten sich dieser Theorie vorzüglich darum so ganz besonders hin, weil sie einer lebhaften Phantasie und einem schwachen Verstande einen großen Spielraum gewährt; selbst Buffon lieh ihnen zum Theil die Autorität seines großen Namens. Es ist fast überflüssig, gegen eine willkürliche Annahme zu polemisiren, welche behauptet, daß das ganze Thierreich, der Mensch mit eingeschlossen, allmälig aus Würmern, die sich, nach dieser Ansicht, zuerst freiwillig aus dem Seeschleim entwickelt haben, sollte hervorgegangen seyn. Zu einer größeren reductio ad absurdum konnte selbst die apriorische Demonstration nicht führen. Wenn wir nun auch diese, die Entstehungsweise des animalischen Lebens betreffende Ansicht füglich übergehen können, ohne sie vorher noch lächerlicher, als sie bei ihrem ersten Anblicke schon in sich ist, zu machen, so erlauben wir uns, über derselben materialistischen Philosophen Ansicht von der Entstehung der unorganischen Natur eine flüchtige Bemerkung mitzutheilen. Die Schwerkraft nämlich soll es seyn, die, nach ihrer Ansicht, das Universum zusammengetrieben hat. Die verschiedenen Weisen, in welchen diese Kraft sich manifestirt und immer dieselben Wirkungen hervorbringt, gab dieser Theorie den Anstrich von einer Wahrscheinlichkeit. Diejenige Gravitation, die wir jetzt als eine Stützkraft (sustaining power) kennen, für ein schöpferische zu halten, ist in der That eine etwas gewaltsame Uebertragung, die von etwas mehr als Kühnheit zeigt. Jedoch ist dies noch lange nicht die einzige Schwierigkeit in dieser Hypothese.

Die Schöpfung kann nicht durch solche Mittel und wirkende Kräfte erklärt werden, welche in sich einen Theil der Schöpfung ausmachen. Wir haben durchaus kein Recht, anzunehmen, daß die Kraft, welche zu einem schon fertigen und in Thätigkeit gesetzten Maschinen-System gehört, den Theilen oder Elementen desselben inhärirt, und sich als solche manifestiren würde, noch ehe seine Theile gebildet und zusammengesetzt waren. Wenn ferner dasjenige, was man Kraft oder Eigenschaft nennt, in Wahrheit nichts Anderes ist, als ein Gesetz oder ein Verhältniß der Thätigkeit, so ist es widersinnig und widersprechend, zu behaupten, daß es die causa agens ist, welche die Thätigkeit ins Leben rief. Giebt man selbst die ewige Existenz der wüsten und anorganischen Materie nur einen Augenblik zu, so stellt sich sogleich das Postulat des Atheisten, daß die Schwere eine inhärirende Eigenschaft der Materie ist, als sich widersprechend, wenn nicht ganz und gar sinnlos, heraus. Es ist gerade so, als wollten wir behaupten, daß die regelmäßige Thätigkeit eine inhärirende Eigenschaft der Räder, Springfedern u. s. w. sey, da diese einzelnen Theile, wenn sie in einer Uhr angebracht werden, auf einander regelmäßig einwirken. Wir können wohl annehmen, daß die Undurchdringlichkeit eine nothwendige Eigenschaft der Materie sey, weil wir sie nicht anders begreifen können. Die Schwere aber ist ihr nicht so nothwendig. Dieser Ausdruck ist, genau genommen, nichts Anderes, als eine conventionelle Verallgemeinerung vieler Thatsachen. *) Wir sagen, daß ein Stein auf die Erde fällt, und daß die Erde sich um die Sonne drehe, und erklären beides darum durch die Schwerkraft, weil die Geschwindigkeit und Entfernung beider Bewegungen eine bestimmte ratio zu einander haben. Daß aber diese Gleichheit der Thätigkeit von einer verborgenen, beiden Körpern gemeinschaftlich zukommenden Eigenschaft, von der wir weder eine Erfahrung haben, noch haben können, hervorgebracht werde, ist eine ganz willkürliche Annahme, selbst dann, wenn die Körper als Theile eines und desselben Systems mit einander verbunden wären. Diese Vermuthungmacherei aber noch weiter tragen, und annehmen, daß diese den einzelnen Theilen einer Maschine nur von der Einbildungskraft beigelegte Eigenschaft auch der anorganischen Materie zukomme, heißt die Theorie in das Burleske umwandeln. Gestattet man aber der Einbildungskraft ein solches weites Feld zu, so braucht sie sich ja keinenfalls auf die Schwere zu beschränken. Wir können eben so gut annehmen, daß jedes Atom der Materie mit einem freien intelligenten Geist beseelt ist, und daß die Uebereinstimmung dieser Prinzipien die Thätigkeit der Maschine leitet. Eine solche Theorie würde eben so plausibel seyn, als die, welche die Schwere als eine der Materie immanente Eigenschaft ansieht, und der sie in der That dem Charakter nach ganz ähnlich ist. Keine von beiden ist weder eines direkten Beweises, noch einer direkten Widerlegung fähig, beide müssen in das Gebiet der Einbildungskraft zurückgewiesen werden.

In Bezug auf die Materie als solche, d. h. in ihrer Beziehungslosigkeit auf den menschlichen Geist, sind nur drei Hypothesen möglich. Erstens: daß sie todt, formlos und bewegungslos, und daß die geringste Veränderung in ihrem Zustande undenkbar ist. **) Zweitens: daß sie so beschaffen und gestaltet ist, daß eine fremde Kraft, die immer nur auf eine oder doch nur auf wenige Weisen auf sie einwirkt, indem sie demjenigen entspricht, was wir die allgemeinen Gesetze der Natur nennen, schon hinreicht, um eine große Mannigfaltigkeit von Wirkungen hervorzubringen: gerade wie das dem Mittelpunkt der Erde zugewendete Pendel einer Wanduhr eine sehr verwickelte Bewegung in dem Innern derselben hervorbringt und alle mannigfaltige Erscheinungen an ihrem Aeußern verursacht. Drittens: daß dasjenige, was man secundaire Ursachen nennt, in der That gar keine Ursachen sind, sondern nur die Fälle bezeichnen, an welchen Vorfälle und Veränderungen stattfinden, welche alle von der unmittelbaren energischen Thätigkeit einer, dieser Welt ganz und gar unverwandten, Macht vollführt werden. Die zweite und dritte Vermuthung sind gleich verträglich mit dem Dogma, welches das Seyn eines Gottes lehrt, nur daß sie sich in der Art und Weise unterscheiden, in welcher er seinen Einfluß auf die Welt ausübt. Beide Theorieen fassen ihn nicht nur als die schaffende, sondern auch als die erhaltende Kraft des Universums auf. Die dritte ist unstreitig die philosophischste Auffassung, denn sie umgeht die Schwierigkeit, der Materie eine energische Ursächlichkeit beizulegen, und braucht, ungeachtet der unmittelbaren Aufeinanderfolge oder des Zugleichseyns von zwei Erscheinungen, nicht anzunehmen, daß ein nothwendiger Zusammenhang zwischen ihnen stattfinde. Die zweite Hypothese ist indessen die verbreitetere und neigt sich jener großen Lehre hin, daß die Gottheit nicht nur in all ihren Werken unaufhörlich gegenwärtig ist, sondern dieselben durch eine unaufhörliche Kraft in Thätigkeit setzt und erhält. Die eine Erscheinung folgt ewig auf die andere: das große Räderwerk des Universums läuft niemals ab. Die Existenz Gottes leugnen, heißt in die erste Hypothese fallen, nach welcher Schöpfung und Veränderung gleich unmöglich sind und die aktuelle Natur und Erscheinung der Dinge ein unerklärbarer Traum ist.

Unendlichkeit Gottes.

Die menschliche Erfahrung, welche von einer endlichen Anzahl von Wirkungen ausgeht, kann indessen nur eine denselben angemessene Ursache beweisen. Die unendliche Macht und Weisheit Gottes kann nicht unmittelbar von den endlichen Erscheinungen, auf die allein unsere Beobachtung sich nur erstrecken kann, hergeleitet werden. Allein das Mangelhafte in diesem apostierischen Argument ist, obgleich man es ganz besonders hervorhob, lange nicht so be-

---

*) Der Ausdruck Atheist muß uneigentlich genommen werden, denn sowohl nachstehende als frühere Ansichten von der Natur der Gottheit sind, genau genommen, kein Atheismus, da sie eine höhere Kraft, welche entweder die transscendente oder immanente Ursache der Welt ist, annehmen. Die Deutsche Philosophie ist überhaupt dahin gekommen, anzunehmen, daß es weder Atheisten gibt, noch je gegeben habe.

*) Kant hält die Schwere gleichfalls für ein dem Körper nicht nothwendig zukommendes Element; er hält daher das Urtheil: „der Körper ist schwer", für ein synthetisches (Erfahrungs-Urtheil), während der Satz „der Körper ist ausgedehnt" ein analytisches (apriorisches, von der Erfahrung unabhängiges, weil der Körper nicht anders gedacht werden kann) Urtheil ist. In Wahrheit aber ist hier wie dort die Schwere mit der Schwerkraft verwechselt; letzteres ist allerdings ein ideales Verhältniß, das unser Geist von den mannigfachen Erscheinungen der realen Körper abstrahirt, und das daher denselben nicht als ein reales Element zukommt; ersteres aber kommt dem Körper eben so reell zu, wie die Ausdehnung und die Undurchdringlichkeit.

**) Diese Ansicht ist, so seltsam es auch klingen mag, die Kantische. Kant nämlich behauptet, daß wir die Erscheinung des Dinges, aber nicht das Ding selbst an sich, seiner Substanz, seinem Wesen nach, erkennen können, d. h. was wir von dem Dinge erkennen, ist nicht das Ding selbst, sondern unsere subjektive Anschauung und Meinung davon, was nun so viel ist, als das Wesen des Dinges tritt nicht aus sich heraus in die Erscheinung, sondern sein Wesen oder die Materie ist todt und bewegungslos. D. Ü.

deutend, wie man im ersten Augenblicke glaubt. Daß die unabhängige und erste Ursache existire, so wie, daß sie Attribute besitze, welche der menschliche Geist nicht begreifen kann, geht aus unserem Beweise deutlich hervor. Das Argument, welches von der Wirkung ausgeht, kann in Bezug auf die Erste Ursache in keine Verlegenheit kommen. Hier können wir gut in einer unserem früheren Verfahren entgegengesetzten Weise schließen und so das Mangelhafte daran durch ein strenges und untadelhaftes aprioristisches Argument ersetzen; welches so lautet: Der Begriff Gottes und die Realität seiner Existenz, wozu wir durch die in seinen Werken enthaltene Evidenz gekommen sind, liefern die erforderlichen Data fürs Erschließen des entgegengesetzten Charakters und setzen uns in Stand, seine unendliche Güte, Weisheit und Macht zu demonstriren. Ein jedes dieser Attribute kann leicht von dem Begriffe seiner unabhängigen Natur und primairen oder unbedingten Existenz abgeleitet werden. Jedoch erlaubt uns der Raum nicht, diesen Beweis weiter zu entwickeln, und wir verweisen den Leser auf diejenige Abhandlung Clarke's, welche die Entwickelung der Attribute Gottes zu ihrem Zwecke hat.

So hätten wir gesehen, daß das Argument von der Zweckbestimmung derjenigen Methode, von der man in den Naturwissenschaften Gebrauch macht, ganz analog ist, und daß das Resultat, zu dem es uns führt, nicht verworfen werden kann, ohne zugleich die Basis aller menschlichen Erkenntniß zu untergraben. Wenn wir es vorzüglich durch solche Beispiele beleuchteten, die aus der Geologie genommen sind, so geschah es nicht etwa darum, weil diese Wissenschaft der Beweise mehr darbietet, als andere Gebiete des Wissens, sondern weil sie treffender und schlagender sind und für ihr Verständniß eine minder große Vertrautheit erheischen. Hiermit glauben wir auch die Wahl Paley's in der Behandlung seines Gegenstandes gerechtfertigt zu haben. Seine Absicht war nur die, auf dem kürzesten und einfachsten Wege ein Argument darzustellen, welches jedem Verstande zugänglich ist, und alle metaphysischen Spitzfindigkeiten, die, weil in sich unwahr, nicht verstanden werden, zu vermeiden. Ueberdies haben sie mit in Rede stehendem Punkte gar nichts zu thun. Der Erfolg beweist indessen auch seine glückliche Wahl; denn ungeachtet daß so viele logische Metaphysiker in vorliegendem Werke Irrthümer über Irrthümer nachzuweisen suchten, steht es noch immer unwiderlegt und als in diesem Punkte die höchste Autorität behauptend da. Es bildet noch immer das Evangelium für den Beweis vom Daseyn Gottes, und Tausende von Menschen stärken sich und befestigen ihren Glauben noch immer an ihm.

Frankreich.

Eine Verschwörung unter Ludwig XIV.

Unter Ludwig XIV. wurde der Luxus ein Lebensbedürfniß; die jungen Leute von hoher Geburt wollten sich um jeden Preis auf den Reisen nach Marly auszeichnen und bei dem Spiel des Königs mit Gold um sich werfen; die Sucht, zu glänzen, wurde zum Wahnsinn. Unter den jungen Edelleuten, welche sich hinsichtlich der Eleganz und sorglosen Verschwendung ganz besonders hervorthaten, stand der Chevalier von Rohan obenan: er war der Sohn des Oberstallmeisters, Fürsten von Montbason, und der Anordner aller Festlichkeiten. Hinreißend durch Lebhaftigkeit, hatten ihn seine durchaus fürstlichen Manieren zum Herzensfreunde und Gefährten des Bruders Ludwig's XIV., Gaston's von Orleans, gemacht. Da man aber seinem Einflusse und seinen Rathschlägen die politische Unzufriedenheit, den Ehrgeiz und das ausschweifende Privatleben des Herzogs von Orleans zuschrieb, so wurde er verbannt, bald jedoch durch den Einfluß seiner Familie wieder nach Versailles zurückberufen und überall wohl aufgenommen. Nun aber verführte beleidigter Stolz den Chevalier zu allen Excessen, in deren Gefolge Gefahr lauert; die Selbstsucht wurde für ihn zur Leidenschaft. Er umgab sich mit einer wahren Luxus-Atmosphäre, und als die Erschöpfung seiner Börse ihn mit dem Sturz bedrohte, trat ihm die Versuchung zum Bösen entgegen.

In allen gesellschaftlichen Beziehungen zweiten Ranges war ein gewisser La Trueaumont der Gefährte des Chevaliers. Dieser junge, ehrgeizige, unternehmende Mann, von verderbten Sitten, war der Sohn eines Rathes der Rechnungskammer von Rouen. Er hatte sich zum Agenten aller wucherischen Anleihen der jungen Verschwender hergegeben, und seine feurige Einbildungskraft, sein erfinderischer Geist machten ihn zu einer der Haupt-Triebfedern in dem gekünstelten Leben des Chevaliers von Rohan.

Eines Abends ging an der einen Ecke des alten Hotels Saint-Pol ein wohlbeleibter Mann, auf Holländische Weise mit einem Filzhut und weiten faltigen Beinkleidern angethan, langsam auf und nieder; nur einige halb unterdrückte, in fremder Sprache gemurmelte Ausrufungen bekundeten seine Ungeduld. Es schlug eilf Uhr; Kerzenschimmer flammte hinter den hohen Fenstern der Paläste des Quartier des Tournelles, und mit ironischer, nachdenklicher Miene betrachtete der Fremde das Treiben der zahlreichen Dienerschaft, welche bei den damals so sehr Mode gewordenen Soupers aufwartete. Noch eine Stunde verstrich, da öffnete sich das Gitter eines prächtigen Gebäudes, und die Luft hallte wieder von dem Gelächter einer munteren Schaar; weiße Federbüsche, reiche Agraffen und Schleifen von den lebhaftesten Farben schimmerten im Fackelglanz der Läufer. Die Schaar zerstreute sich, die Stimmen verhallten, das Fackellicht verschwand, und bald hörte man nur noch den einförmigen Schritt der Schildwachen an den Gräben der Bastille. Nur der Chevalier von Rohan entfernte sich nicht; der nächtliche Wanderer gesellte sich zu ihm, man wechselte die für die Zusammenkunft bestimmte Parole. „Ban", sprach Rohan; „den", entgegnete der Mann mit dem Filzhut; „Enden" flüsterte ein dritter Ankömmling. „Ah, Du bist es, La Trueaumont", sagte Rohan mit leiser Stimme. — „Freilich, und in Eurem und meinem Interesse wünschte ich, daß Ihr schnell Eure Geschäfte abmachtet." — „Dort auf den Wällen tauchen drei Schildwachen auf", meinte der zuerst Gekommene. — „Eure Holländische Geduld ist erschöpft, wie ich merke, Meister van den Enden", setzte der Chevalier hinzu; „ich bin ganz der Eurige." Das Dreiblatt begab sich in die Vorstadt Saint-Antoine; bald blieb Rohan vor einer gewölbten Thür stehen, die mit einiger Bildhauerarbeit verziert war; er zog die Klingel, und sogleich öffnete ein Diener ohne Livree. La Trueaumont folgte dem Chevalier wie ein Hausgenosse, und zum ersten Mal tönte das Getäfel des kleinen Hauses nicht wieder von frohem Gelächter; die Verschwörung war hier eingezogen; es setzten jene drei Männer Leben und Ehre für ein wenig Gold aufs Spiel. Die Holländische Flotte war im Angesicht der französischen Flagge untergegangen; man wollte durch Verrätherei einen Einfall wagen, der durch die Waffen unmöglich war. La Trueaumont hatte den Plan entworfen und legte ihn dem Grafen von Monterey, einem Holländischen Diplomaten, vor, der darauf einging; der Verschwörer rühmte sich seines Einflusses in der Normandie, versprach, das Volk aufzureizen und den Fremden zwei Häfen auszuliefern; Honfleur und Quillebeuf waren dazu ausersehen. Ein Brief ohne Unterschrift skizzirte die Interessen der Parteigänger; man versprach auch die Intervention eines Fürsten. Van den Enden, ehemaliger Gymnasial-Professor, wegen Irreligiosität abgesetzt und in Pierpus sich aufhaltend, war der geheime Agent dieses verbrecherischen Traktats; eine hohe Person war mit ihm einverstanden und ließ ihn handeln. Der Chevalier von Rohan ließ sich, von Sophismen betäubt und von der Vergnügungssucht fortgerissen, in dieses antinationale Unternehmen ein. Die Gewandtheit einer Frau schien bei dem Komplotte von Nutzen, daher weihte La Trueaumont die Marquise von Villars in das Geheimniß ein, und in jener Nacht wurden die Grundlagen des Vertrages in dem kleinen Hause des Chevaliers von Rohan verabredet.

„Die Bevölkerung der Normandie ist unzufrieden und aufgeregt der Steuern wegen, sie wird sich in Masse erheben", sprach La Trueaumont. „Holland möge Schiffe ausrüsten, sie nach unseren Seeküsten senden, und bald werde ich ihnen eine Rhede öffnen, damit sie festen Fuß fassen können. Ihr, Chevalier, werdet einen Weg im Innern bahnen und einige günstige Signale in Versailles aufpflanzen." — „Du stehst mir aber dafür, La Trueaumont, daß mein Name nicht mit ins Spiel kommt!" — „Glück ohne Gefahr und schneller Sieg." — „Und die guten Dukaten von reinem Holländischen Golde wird der Graf Monterey in London auszahlen lassen", fügte van den Enden hinzu. La Trueaumont griff zur Feder, stellte die Artikel fest, stipulirte die Summen, der Vertrag war geschlossen, und der Tod erhob die Sense.

Tages darauf war Mittagstafel im engsten Kreise im Hotel von Villars; der Chevalier von Rohan erschien nicht bei derselben. Dort besprach man die Supplementar-Artikel. Um die Gefahr eines Briefwechsels ins Ausland zu vermeiden, kam man überein, daß, wenn die Verschwornen den Augenblick für günstig hielten, man zwei scheinbar unbedeutende Artikel über eine Ernennung in der Armee und über eine diplomatische Sendung in die Holländische Zeitung einrücken wolle, die als Signal zur Bewaffnung einer Flottille dienen sollten. An demselben Abend verlor der Chevalier von Rohan tausend Louisd'or im Spiel des Königs; er zahlte achthundert aus und wollte die Summe durch Holländische Dukaten vervollständigen.

„Nein", sagte Ludwig XIV., „nichts als Französisches, selbst im Gelde." — „Da Ew. Majestät diese Dukaten zurückweisen, so taugen sie zu nichts mehr", entgegnete der Chevalier, näherte sich einem Fenster und warf eine Handvoll fremden Geldes in den Park hinunter. Alle Welt sah sich an; man erzählte die Anekdote weiter, und der Holländische Agent lächelte .... Das Handgeld konnte nicht noch einmal gezahlt werden. Die Verschwornen gingen ans Werk; die Marquise von Villars spann Netze, der Chevalier von Rohan schwächte die Gewalt durch Satire und setzte sich durch Bestechung in den Besitz von Staatsgeheimnissen. La Trueaumont begab sich in die Normandie; das Aufgebot der Ritter und Edelleute, das zum Schutz der Gränzen befohlen war, begünstigte seine Unternehmungen, denn dadurch waren Versammlungen auf dem freien Lande und Bewegung in den Städten gerechtfertigt. Der Verschworne verstand es, überall zu seyn; er streute Geld mit vollen Händen bei Vergnügungs-Partieen und fachte überall die Unzufriedenheit an.

Bald darauf las man in der Holländischen Zeitung unter dem Artikel „auswärtige Nachrichten": „Der König Ludwig XIV. wird wieder zwei Marschälle von Frankreich ernennen", und: „Ein Courier aus Madrid ist in Brüssel angekommen." Kurze Zeit nachher lavirten Holländische Segel an den Küsten der Normandie. Die Seewacht ließ jedoch eine Warnung ergehen, die Polizei sandte Agenten aus, und die Bewegung der Fremden in der Nähe der Häfen von Quillebeuf und Honfleur machte die genauesten Nachforschungen dringend nöthig. La Trueaumont's häufige Reisen nach Rouen, seine Verschwendung und seine bekannten Verbindungen mit den jungen Edelleuten, die bei Hofe Zutritt hatten, alles dies erregte Verdacht. Schmähschriften, die auf geheimnißvolle Weise in den Vorstädten von Rouen verbreitet wurden, aufrührerische Anschläge an den Kirchthüren und das bald sich mehr nähernde, bald sich wieder entfernende Kreuzen der Holländer an den Küsten verstärkte den Argwohn. Der Präsident Pelet sammelte alle diese halben Anzeichen und beschloß, La Trueaumont besonders beobachten zu lassen, der den jungen Edelleuten der Umgegend kostspielige Gastereien gab und sich durch Unsittlichkeit und allerhand Inkognito verdächtig machte. Ein Edelmann erbot

sich aus Vaterlandsliebe, bei demselben die Rolle eines Spions zu spielen. Er schlich sich unter die Gäste der Lustgelage ein, folgte allen Schritten La Trueaumont's und gewann sein Vertrauen durch heftige Declamationen gegen das Regiment des Königs, spielte dann den Gewonnenen, und bald hatte dieser keine Geheimnisse mehr für ihn. Mit diesen also herausgelockten Nachrichten eilte der Präsident Pelot nach Paris, der Invasions-Plan wurde Ludwig XIV. in Versailles mitgetheilt und die Namen der Verschworenen seiner Verfügung anheimgestellt.

„Wenn es sich um eine Verschwörung gegen meine Person handelte, so würde ich Gnade ergehen lassen", sprach der König, „aber Frankreichs Wohlfahrt gilt mehr als mein Leben, ich würde meinen Beruf als König schmähen, wollte ich mit dem Verrathe einen Vergleich eingehen; die Gerechtigkeit habe also ihren Lauf." — Der Garde-Hauptmann Graf von Ayen wurde mit den Befehlen des Königs beauftragt, und der Präsident reiste eben so schnell und so geheim nach Rouen zurück, wie er von dort gekommen war. Am folgenden Tage forderte der Herzog von Brissac, Major der Leibgarde, dem Chevalier von Rohan beim Herausgehen aus der Messe den Degen im Namen des Königs ab; der Chevalier erbleichte, folgte ganz still dem Major auf sein Zimmer und wurde Abends nach der Bastille geführt. Ludwig XIV. hatte befohlen, und die Gerechtigkeit handelte mit beflügelter Eil. Der Herzog von Brissac begab sich nach Rouen und verrichtete hier den Dienst eines einfachen Offiziers der Maréchaussée, indem er La Trueaumont gefangen nahm. Der Verschwörer vertheidigte sein Leben mit dem Schwert in der Hand und konnte nur durch Blut erkauft werden. Er wurde verwundet und fiel. Man wollte ihn für das Schwert des Henkers erhalten und verband seine Wunden, aber die Ehre seiner Familie sprach lauter zu ihm als die Pflicht des Christen; La Trueaumont zerfleischte seine Wunden mit den Zähnen, streute Gift hinein und starb noch an demselben Abend. Während aber La Trueaumont sich mit Gewalt ins Grab stürzte, um das Komplott in Dunkel zu hüllen, fügte sein Neffe, der Chevalier de Préault, der die Mittelsperson zwischen der Marquise von Villars und den Verschwornen gewesen war, zum Verbrechen noch eine Niederträchtigkeit. Er erklärte, daß er auf die Projekte des Chevaliers von Rohan und La Trueaumont's nur eingegangen sey, um die Verschwörer dem Könige zu überliefern. Auch der Name der Marquise von Villars wurde so ans Licht gezogen, und sie erschien auf der Bank der Angeklagten ihrem Ankläger gegenüber. Zwei Briefe von ihr, die sich unter den Papieren des Chevaliers von Préault vorfanden, waren gültige und rechtskräftige Zeugen wider sie. Das Urtheil wurde gesprochen, es traf den Angeber eben so wohl wie sein Opfer, Allen wurde der Tod zuerkannt. Da wendete sich Frau von Villars mit Würde zu ihrem Ankläger und sprach: „Sehen Sie mich an, betrachten Sie dieses Haupt, bald wird es unter dem Beile fallen, und Sie haben es demselben preisgegeben! Diese Briefe eines verblendeten Augenblicks, Sie haben sie aufbewahrt, um sich einen Schild daraus zu machen." — „Gnade", rief der Chevalier Préault, „Barmherzigkeit!" ... „Die Zeit ist vorüber, mein Herr, denken Sie jetzt nur daran, gut zu sterben!"

Drei Gefängnisse der Bastille hörten die letzten Seufzer der Marquise von Villars, des Chevalier von Rohan und Préault's. Ein großer Name sollte beschimpft werden ... Rohan hätte seinen Kopf retten können. Die Prinzessin von Guemenée, seine Mutter, wendete Alles an, um den Abkömmling ihres Geschlechts vom Tode zu retten, aber der Leichtsinn, der ihren Sohn an den Rand des Abgrundes geführt hatte, überlieferte ihn auch dem Schwerte. Es waren gegen ihn nur Vermuthungen vorhanden. Da begab sich ein Staatsrath zu ihm in den Kerker, um ihm wo möglich ein ausführliches Geständniß zu entlocken; bei dem bekannten Charakter des Gefangenen war dies gerade keine schwierige Aufgabe. Der Rath überzeugte den Chevalier, daß untrügliche Beschuldigungen gegen ihn vorlägen, er deutete auf seinen Tod hin, schreckte ihn durch eine Hinweisung auf die Folter und gab ihm zu verstehen, daß ein offnes Geständniß ihm die Gnade des Königs auswirken würde. Der Chevalier von Rohan fürchtete die Qualen der Tortur, er glaubte den Vorspiegelungen und gestand Alles ein. Die ganze Verschwörung wurde enthüllt, der Gefangene sprach mit Vertrauen, und während er sich einbildete, daß eine Freundeshand seine Zugeständnisse aufzeichnete, um eine Bittschrift zusammenzustellen, baute der Verrath an seinem Schaffotte. Der außerordentliche Gerichtshof berathschlagte, und Rohan tröstete sich mit Lebenshoffnungen; er erschien vor seinen Richtern, und es wurde ein Verdammungs-Urtheil ohne Zeugen, auf das bloße Geständniß des Schuldigen hin, ausgesprochen. Es gab also wichtige Geheimnisse, die ein Grab besiegeln sollte. Ludwig XIV. hatte gesagt: „Das Gesetz mag strafen, aber die Anklagen sollen verstummen."

Bald ertönte vom Donjon der Bastille die Todtenglocke für die drei Verurtheilten, doch sie waren standhaft und gefaßt. Im Angesicht des Todes nimmt die Seele ihr ursprüngliches Wesen wieder an, die Hülle, womit Leidenschaft und Sünde sie umzogen, fällt ab, die Religion erkennt sie wieder und tritt tröstend herbei. Die letzte Nacht des Chevaliers von Rohan war seines hohen Namens würdig: betend am Fuße des Kreuzes, hatte er Bourdaloue's Worten gelauscht, der dem Reuigen im Namen des Heilandes Barmherzigkeit zusicherte; die heiligen Sakramente des Abendmahls und der Oelung hatten ihn gereinigt, sein Geist löste sich von der Erde los, da erinnerte ihn der Ruf zum Schaffott, daß das Leiden zu Gott führe. Der Neffe La Trueaumont's, der Chevalier von Préault, antwortete nur mit Schluchzen auf die Ermahnungen des Priesters, der bei ihm wachte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Pfennig-Magazine des Mittelalters. Herr Thomas Wright, Mitglied der historischen Gesellschaft in London (Historical society of science), hat kürzlich eine sowohl für Geschichts- als für Sprachforscher sehr interessante kleine Sammlung „populair geschriebener wissenschaftlicher Abhandlungen aus der Zeit des Mittelalters", und zwar sowohl in Angelsächsischer, als in Anglo-Normannischer und in Englischer Sprache, herausgegeben.*) „Wir thun unseren Vorfahren Unrecht", sagt der Herausgeber in der Einleitung, „wenn wir die Meinung hegen, sie hätten das Bestreben gehabt, dem Ungelehrten die Wissenschaft unzugänglich zu machen. Zu allen Zeiten haben sie vielmehr für die Nichteingeweihten Abhandlungen geschrieben, die in zwiefacher Beziehung interessant sind: sowohl weil wir daraus ersehen, auf welche Weise man damals die Wissenschaft populair machte, als weil sie ein Maßstab sind für die in jener Zeit vorbereiteten Kenntnisse überhaupt." Die Schrift des Herrn Wright beginnt mit einer höchst merkwürdigen Angelsächsischen Abhandlung über Astronomie aus dem zehnten Jahrhundert, die, wie es im Prolog heißt, nach Bede's Traktat De natura rerum gearbeitet ist und von welcher in Englischen Bibliotheken noch mehrere Handschriften existiren, die zur Belehrung und Unterhaltung der Nonnen in den Klöstern gedient. Es folgen darauf zwei große Anglo-Normannische Gedichte von Philipp de Thaun „Li Livre des Creatures" und Li Bestiaire, von denen das erstere von göttlichen und weltlichen Dingen und das zweite von der Naturgeschichte der Thiere handelt, wobei der Dichter auch manches Fabelhafte angebracht, das zu seiner Zeit über gewisse Thiere verbreitet war. Das „Bestiarium" war, wie aus dem Prolog hervorgeht, für die Königin Alice von England geschrieben. Der Prologus des „Buches von den Kreaturen" lautet folgendermaßen:

Philippe de Thaun ... ad fait une raisun
Pur proveires guarnir ... de la lei maintenir.
A sun nuefe Franceiet ... quar amender la deiet
Ki rien i ad mendit ... ne en fait ne en escrit,
A Unfrei de Thaun ... le chapelain Thun
E seneschal le rei ... icho vus di par mei.**)

Auf die Mittheilungen aus den beiden Perioden des Angelsächsischen und des Anglo-Normannischen läßt Herr Wright eine versifizirte Abhandlung aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts folgen, um welche Zeit das bis dahin von den höheren Volksklassen ausschließlich gesprochene Anglo-Normannische von dem eigentlichen Englisch verdrängt zu werden anfing, welches damals noch viel mehr als jetzt die Spuren des älteren Angelsächsischen trug. So macht Herr Wright darauf aufmerksam, daß im Englischen jener Zeit, wie früher im Angelsächsischen und heute noch im Deutschen, wie in allen Germanischen Sprachen, die Sonne (sun) weiblichen und der Mond (moon) männlichen Geschlechts gewesen, während jetzt im Englischen, eben so wie in allen Romanischen Sprachen, das Umgekehrte der Fall ist. Die Abhandlung selbst ist ein Bruchstück aus der unter Eduard I. in Versen abgefaßten Lebensbeschreibung der Heiligen. Der Herausgeber hat sich besonders um die treue und korrekte Mittheilung der verschiedenen Texte verdient gemacht; auch hat er dem Angelsächsischen und dem Anglo-Normannischen Englische Uebersetzungen hinzugefügt, die dem Ganzen zur nothwendigen Erläuterung dienen.

— Dänische Literatur des Jahres 1841. In dem diesjährigen Leipziger Ostermeß-Katalog beläuft sich die Anzahl der neu angekündigten Werke in Dänischer Sprache auf 173. Da nur wenige Dänische Bücher bei solchen Verlegern erscheinen, die nicht Mitglieder der Leipziger Buchhändler-Börse, so sind diese 173 Werke wohl als der hauptsächlichste Ertrag anzusehen, den die Dänische Literatur im vorigen Jahre geliefert. Es befinden sich darunter von H. C. Andersen: „Eventyr fortalte for Börn" (Abenteuer, für Kinder erzählt) und „Reiseskizzer" (von welchen wir im Monat Januar die Schilderung von Muhamed's Geburtagsfeier in Konstantinopel mitgetheilt); ferner von B. S. Ingemann (außer neuen Ausgaben mehrerer älteren Werke): „Folkedands-Viser og blandede Digte" (Volkslieder ꝛc.); von Oehlenschläger: Dina, eine Tragödie; von Wollert Konow (dem Norweger): „Nord og Syd" (Nord und Süd), Novelle, und endlich „Thorvaldsen og hans Värker" (Thorwaldsen und seine Werke); erster Theil, enthält 81 in Kupfer gestochene Abbildungen von Werken des Künstlers nebst erläuterndem Text. Von jenen 173 neuen Büchern sind 18, also etwa der zehnte Theil, aus dem Deutschen übersetzt oder nach Deutschen Werken bearbeitet. Hierbei befindet sich unter Anderem: „Hvad jeg oplevede", von H. Steffens; „Julefesten" (die Weihnachtsfeier) von Fr. Schleiermacher; „Lärebog i christelig Tro og Levnet" (Lehrbuch des christlichen Glaubens und Lebens) von Ph. Marheineke; „Populair Fremstelling af den Hegelske Philosophies Resultater" (Populaire Zusammenstellung der Resultate der Hegelschen Philosophie); „Danmarks Historie", von F. C. Dahlmann; „Almindelig Verdenshistorie" von Karl von Rotteck (zweite Auflage) und „Verdenshistorie i Biographier" (Weltgeschichte in Biographien) von K. W. Böttiger.

*) Popular Treatises on Science written during the middle ages. Edited from the original manuscripts by Thomas Wright Esq., M. A., F. S. A., of Trinity College, Cambridge.

**) Philipp de Thaun hat eine Abhandlung geschrieben, um Priester in den Stand zu setzen, das Gesetz aufrecht zu erhalten. Er sandte sie seinem Oheim, der sie verbessern sollte, wenn darin etwas schlecht gesagt wäre, sowohl dem Inhalt als dem Worte nach, dem Humbert von Thaun, Kaplan von Thun und Seneschal des Königs, was ich im Vorbeigehen euch sage.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Mittwoch den 13. April 1842.

Central-Amerika.

Gegenwärtiger Zustand des Freistaates Central-Amerika.

Ueber den größten Theil des Isthmus, der die beiden Kontinente Amerika's verbindet, zwischen 8° und 17° nördlicher Breite und 83—97° westl. Länge von Greenwich, erstreckt sich ein Gebiet, das im Osten von dem Meere der Antillen und der Republik Neu-Grenada, im Westen und Süden vom großen Ocean, im Norden von Mexiko begränzt wird. Der Flächenraum desselben beträgt 13,444 Quadrat-Lieues, die Bevölkerung 1,600,000 Seelen. Die Spanier gaben dieser Region den Namen Guatimala, von dem Indianischen Worte quauhitemallan (mit Bäumen bedeckt); es bildet heutzutage die Bundes-Republik Central-Amerika.

Das Klima dieses Theiles der Neuen Welt ist im Allgemeinen gesund, mit Ausnahme einiger Punkte an den Küsten, namentlich Omoa in der Bai Honduras, und Montas am Meere der Antillen, welche Orte ziemlich oft von endemischen Fiebern heimgesucht werden. Die Temperatur von Guatimala ist sehr verschieden; allein weder Kälte noch Hitze erreicht einen sehr hohen Grad. Das urbare Land hat eine fast unglaubliche Fruchtbarkeit; in gewissen Gegenden ärndtet man jährlich viermal. Im Staate Costa-Rica kann das Zuckerrohr zwölf Monate, nachdem es gepflanzt ist, schon geschnitten werden; alsdann liefert es 15—20 Jahre lang zwei Aerndten jährlich. Auf den Antillen wird es erst 18 Monate nach seiner Anpflanzung abgeschnitten und liefert höchstens vier bis fünf Jahre lang nur eine Aerndte jährlich. Guatimala hat einen Ueberfluß an Färbehölzern, an Bauholz und an Holz zu eingelegten Arbeiten, sehr gesuchte Arzneikräuter, Kakao, Gelbwurz, Baumwolle, Taback, Cochenille, Indigo, Vanille, Balsam, Gummi und Harze von jeder Art. Auch besitzt dieses Land Bergwerke, welche Gold, Silber, Blei und edle Steine liefern. Endlich akklimatisiren sich in Guatimala die Ochsen, Pferde, Maulthiere, Hammel und alles Europäische Hausvieh vortrefflich.

Das Gebiet von Central-Amerika hat 360 Lieues in der Länge und 130 in seiner größten Breite. Die Ausdehnung seiner Küsten beträgt ungefähr 500 Lieues. Dreizehn Häfen gewähren Zutritt zum Stillen Meere und fünf zum Atlantischen. Die Republik besitzt auch eine große Menge Eilande, die von dem Golfe Honduras bis zur Bai der Mosquitos zerstreut liegen. Eine Bergkette mit 35 Vulkanen, worunter jedoch viele schon ausgebrannt sind, durchzieht das Land seiner ganzen Länge nach und entsendet einige bedeutende Aeste nach Osten und Nordosten; sie giebt allen Flüssen des Landes, das so gut bewässert ist, wie nur irgend eine tropische Gegend, ihr Daseyn. Der bedeutendste von denjenigen Flüssen, die sich ins Meer der Antillen ergießen, ist der San Juan, welcher in dem See Nicaragua entspringt und an seiner Mündung einen vortrefflichen Hafen bildet.

Dieser Fluß, den der Admiral Nelson im J. 1780 oberflächlich rekognoszirte, hat seit mehreren Jahren die Aufmerksamkeit Europa's erregt, zumal seitdem man das Projekt gefaßt hat, sich seines Bettes und des Sees Nicaragua zu bedienen, um eine Verbindungs-Linie zwischen beiden Meeren herzustellen. Allein die Ausführung dieses Projekts ist immer wieder vertagt worden, weil es an Fonds gefehlt hat, aber ohne Zweifel auch, weil die Schwierigkeiten der Ausführung sehr groß sind. Der Isthmus von Panama ist zwar an der schmalsten Stelle nur 13 Lieues breit; will man aber dem Laufe des San Juan und dem See Nicaragua folgen, so muß man eine ungeheure Diagonale beschreiben und die Distanz wird verdreifacht. Die Regierung von Guatimala hat wegen ihrer bedeutenden Schuldenlast und wegen der noch fortdauernden inneren Unruhen auf ein solches Unternehmen verzichten müssen.

Obwohl dieser Theil der ehemaligen Spanischen Besitzungen erst im J. 1821 das Joch des Mutterlandes abgeschüttelt hat, so ist er seitdem doch eben so häufig von Bürgerkriegen heimgesucht worden, wie die anderen Staaten Süd-Amerika's. Gleich nach seiner Befreiung (1822) wollte Guatimala in die Conföderation von Mexiko aufgenommen seyn. Die Usurpation des Iturbide nöthigte das Land, dieses Bündniß aufzulösen, und im J. 1823 erklärte es sich ganz unabhängig von Mexiko. Anfänglich nannte sich die Republik: Vereinigte Staaten von Central-Amerika; die ausübende Gewalt bestand aus drei Mitgliedern, und die verschiedenen Provinzen bildeten nur einen Staat. Aber am 22. November 1824 fühlte der National-Kongreß die Nothwendigkeit, die Verfassung zu revidiren; er veränderte die ersten Statuten, bewilligte den Provinzial-Gewalten einen größeren Wirkungskreis und nahm alle Prinzipien des Föderalismus an. Die Republik wurde jetzt in fünf Staaten und einen Föderal-Distrikt eingetheilt, in welchem der Kongreß zusammentreten sollte. Es schien, als hätte Alles unter dieser neuen Verfassung rasche Fortschritte machen sollen. Die Regierung und die Bürger arbeiteten in edlem Wetteifer an der Begründung einer dauernden Wohlfahrt des Landes. Die Sklaverei wurde abgeschafft, und der Staat machte sich anheischig, die Eigenthümer für das, was ihre Sklaven gekostet, schadlos zu halten; aber die Bürger nahmen keine Entschädigung, weil sie es für ihre Pflicht hielten, den Grundsätzen der Moral und der Gerechtigkeit, welche der neuen Gesellschaft als Basis dienten, uneigennützig zu huldigen.

Diese Eintracht dauerte nur kurze Zeit. Im J. 1826 brach ein furchtbarer Krieg aus. Die alten Familien, durch das Monopol bereichert und von dem Spanischen Hofe mit Gunstbezeugungen überhäuft, sahen sich ihres ganzen Ansehens beraubt; sie besaßen keine Sklaven mehr und hatten an den öffentlichen Geschäften nur sehr beschränkten Antheil. Diese beklagten die Vergangenheit und verlangten eine Centralisation, in der Hoffnung, einen Theil ihrer Privilegien wiederzuerobern. Guatimala, früher die Residenz des General-Statthalters, wurde der Brennpunkt der Centralisten oder vielmehr der Aristokraten; Priester und Mönche thaten ihnen Vorschub. Die Plebejer dagegen, die seit der Emancipation des Landes mit denjenigen, welche sich vorher ihre Herren nannten, gleiche Stufe einnahmen, hielten das Prinzip der Föderation energisch aufrecht; sie regierten, wenigstens in ihren respektiven Staaten; sie nahmen an der Abfassung der Gesetze Theil; und es war ihnen einleuchtend, daß sie alle diese Vortheile verlieren müßten, wenn sie die Centralisation zuließen. Unter dem Einflusse dieser beiden einander entgegengesetzten politischen Meinungen, von denen jede ausschließlich herrschen wollte, brach ein Bürgerkrieg aus, welcher von 1826 bis 1829 die Republik verheerte. Der Staat San Salvador wurde das Hauptquartier der Föderalisten; von hier aus richteten sie ihre Unternehmungen gegen Guatimala. Die Aristokraten erschienen selten im Gefechte; allein sie fanden für ihr Gold in allen Ständen ergebene Leute, die an Muth und Wildheit mit den Föderalisten wetteiferten. Beide Parteien verheerten Alles mit Feuer und Schwert; endlich im J. 1829 trugen die Föderalisten den Sieg davon.

Von dem General Morazan befehligt, überrumpelten sie Guatimala; sie tödteten oder zerstreuten die Chefs der Gegenpartei; sie zerstörten die Klöster, verjagten die Mönche und entsetzten sogar den Patriarchen von Guatimala seiner Stelle. Nach einem so vollständigen Siege wurde General Morazan, das Haupt der Expedition, zum Präsidenten der Republik ernannt; und während der achtjährigen Amtsführung dieses unerschütterlichen Mannes blieb das föderative System unangefochten. Als aber seine Zeit abgelaufen war, erhob man von allen Seiten eine Menge Beschuldigungen gegen ihn; er sollte die öffentlichen Einkünfte zum Besten seiner Partei verschleudert, seine Gewalt auf das sträflichste gemißbraucht, eine lebenslängliche Präsidentenwürde erstrebt haben u. s. w. Man machte ihm zum Verbrechen, daß er das Gesetzbuch von Louisiana eingeführt und aus der Ehe einen bloßen bürgerlichen Akt machen wollte. Die Centralisten, welche bei dem Volke wieder Gunst erlangt hatten, suchten diese Beschuldigungen zu verbreiten, um eine neue Präsidentenwahl zu verhindern, und ein unvorhergesehener Umstand förderte ihre Pläne in außerordentlichem Grade.

Im Jahre 1837 brach ganz plötzlich die Cholera in Guatimala aus und wüthete, wie in Europa, ganz besonders unter den niederen Ständen. Die in den Vorstädten von Guatimala wohnenden Indianer und Mulatten wurden besonders stark von der Seuche heimgesucht. Um das Uebel wirksamer zu bekämpfen, ließ die Regierung die besten in Europa angewandten Kurmethoden bekannt machen und in den von der Epidemie angesteckten Dörfern sogar Heilmittel unentgeltlich vertheilen. Aber, sey es nun, daß die Heilmittel schlecht angewendet wurden, oder daß die Epidemie zu stark war — die armen Indianer wurden nach wie vor zu Tausenden ihre Opfer. Die Priester, welche den machiavellistischen Plänen der Gegenpartei nach Kräften förderlich waren, redeten den Armen vor, die Föderal-Regierung habe den Beschluß gefaßt, sie auszurotten; die Heilmittel, die man ihnen zuschicke, seyen Gift, und eine Menge Ausländer seyen angekommen, um das Volk zu vergiften und die heilige Kirche zu zerstören. Ein panischer Schrecken bemeisterte sich alsbald dieser schwachen und abergläubischen Leute. Man hörte sie von allen Seiten über Verrath schreien; von Rache gespornt, erschlugen sie mehrere Richter, die man nach ihren Kantonen geschickt hatte, um Livingston's Gesetzbuch in Kraft treten zu lassen; darauf rüsteten sie sich, von gewandten Führern angereizt, zum Marsche gegen Guatimala. Damals war General Morazan zu San Salvador, und Guatimala hatte nicht 500 Mann Besatzung.

Mitten in dieser kritischen Lage verkündeten die Schildwachen vor dem Alten

Ihere von Guatimala am 1. März 1838 die Annäherung eines starken Indianer-Heeres. Ein junger Mensch von 19 bis 20 Jahren befehligte das Heer; dieser Jüngling, der vermöge eines unerhörten Glückes einer der einflußreichsten Häuptlinge von Central-Amerika geworden ist, war Rafael Carrera.

Aus der Ehe eines Mulatten und einer Indianerin, die auf dem Markte von Guatimala Obst verkaufte, entsprossen, trat Rafael, kaum 12 Jahre alt, als Tambour in das Regiment des Obersten Aycinena, der für die Sache der Centralisten kämpfte. Nach der Einnahme von Guatimala und dem Triumphe des Generals Morazan, des Hauptes der Föderalisten, zerbrach Rafael seine Trommel und wurde Schweinehirt in dem Dorfe Matasquilla. Er heiratete darauf ein junges Mädchen von seinem Stamme und setzte seine obskure Lebensweise fort, bis der Ausbruch der Cholera und die ausgesprengten bösen Gerüchte eine Empörung der Indianischen Stämme veranlaßten. Man wählte den Jüngling Carrera, weil er schon als Knabe ein Krieger gewesen, zum Häuptling der Bande. Wir haben schon bemerkt, daß die Regierung damals über sehr wenige Truppen verfügen konnte; außerdem dachte Niemand an die Möglichkeit ernsthafter Folgen eines Indianer-Aufstandes; man begnügte sich also, einige Detaschements Reiterei und Fußvolk gegen die Empörer zu schicken. Diese wurden aus einem Hinterhalt überrumpelt und mußten um Verstärkung aus Guatimala nachsuchen. Als die Verstärkung ankam, glaubten die Empörer keinen Widerstand leisten zu können und zogen sich in die Wälder zurück; die Soldaten der Republik aber wollten, da sie keine Feinde zu bekämpfen hatten, wenigstens ihre Brüder rächen; sie metzelten ohne Erbarmen Frauen, Kinder und Greise nieder, die in den Dörfern der unglücklichen Indianer zurückgeblieben waren. Unter diesen Opfern befand sich auch das Weib Carrera's.

Von diesem Augenblick an war Carrera nicht mehr ein bloßer Häuptling einer Bande, sondern die Seele der Insurrection; er eilte von Dorf zu Dorf, um seine Stammesgenossen aufzuwiegeln und Rache an den Spaniern zu nehmen. Er appellirte an ihren alten Haß, an ihren Aberglauben, ihre Habsucht, und man schenkte ihm Gehör; er zeigt ihnen ihre gemordeten Frauen und Kinder, zeigt ihnen die von dem Feinde entweihten Bilder der heiligen Jungfrau; dann zählt er ihnen alle die Schätze auf, welche Guatimala beherbergt. „Folget mir", sagt er ihnen, „und ihr werdet eure Rache kühlen, werdet alle Schätze derer besitzen, die euren Untergang geschworen haben." Die Energie, welche der junge Häuptling bei dieser Gelegenheit entwickelte, die Ueberzeugung, welche aus allen seinen Worten sprach, und die fortwährenden Ermahnungen der Priester brachten bei sämmtlichen Indianerstämmen eine elektrische Wirkung hervor. Tausende, fast nackte oder nur mit Kitteln bekleidete Menschen eilten von allen Seiten herbei und schaarten sich unter die Fahne des jungen Mannes, der ihnen das Versprechen gab, sie aus dem Zustande dreihundertjähriger Erniedrigung zu erlösen. Ein Heiligenbild auf jeder Stange vertrat bei den einzelnen Stämmen die Stelle einer Fahne; aber alle diese einfachen und wilden Naturkinder waren ohne Feuergewehr; sie trugen kupferne Aexte, Streitkolben aus hartem Holze und Lanzen, an denen statt des Eisens ein spitzer Stein befestigt war. Es gelang Carrera nur mit Mühe, einige hundert Mann Kerntruppen um sich zu sammeln, die mit schlechten Flinten bewaffnet waren; da diese Flinten größtentheils keine Schlösser hatten, so mußten die Leute das Zündpulver mit dem Feuer ihrer Cigarren anstecken. Das Losungswort lautete: „Es lebe die Religion! Tod den Ketzern! Tod den Ausländern!" Jeder hatte einen großen Baumzweig an seinem Strohhute befestigt, und ihre Reihen waren so dicht, daß man sie aus der Ferne für einen sich vorwärts bewegenden Wald ansehen konnte. Hinter den Bewaffneten kamen Frauen und Kinder mit Säcken von allerlei Sorte, um, wie sie sagten, die Beute unterbringen zu können.

Als Carrera so mit seinem Heerhaufen gegen Guatimala anrückte, zog eine Abtheilung Föderalisten auf einem anderen Wege ebendahin, um die Gewalt Morazan's wiederherzustellen. Die Lage der Centralisten wurde sehr bedenklich: ohne irgend ein Vertheidigungs-Mittel zu haben, sahen sie sich zu gleicher Zeit von ihren erklärten Feinden und von Bundesgenossen, die nicht minder furchtbar waren, als ihre Feinde, angegriffen. Indem die Centralisten die Indianer zur Empörung reizten, hatten sie nicht von fern daran gedacht, daß dieses Volk sie auch nur in die kleinste Verlegenheit setzen könnte. Verweigerte man ihnen jetzt den Einzug in Guatimala, so mußte man sich dessen versehen, daß sie zu den Feinden übergingen. Die Regierung parlamentirte mit Carrera, um seine wahren Absichten zu erfahren: er verlangte die Absetzung aller föderalistischen Häuptlinge; die Entlassung aller Truppen und aller Beamten, welche Morazan's Autorität anerkannten, die Rückberufung des Erzbischofs u. s. w. Eben so lautete das Pogramm der Centralisten. Unter diesen Bedingungen verbürgte Carrera die Ruhe der Stadt und das Eigenthum aller Bürger.

Sobald man die Forderungen der Indianer erfahren hatte, erhielten alle Ueberreste der föderalistischen Truppen in Guatimala den Befehl, abzugehen: Diejenigen, die ihnen Hülfe leisten wollten, begaben sich, weil sie zu wenig zahlreich waren, wieder auf den Rückmarsch; die Anhänger Morazan's unter den verschiedenen Klassen der Bürgerschaft verließen die Stadt, und die Indianer zogen unbehindert ein. Es waren ihrer 12,000; aber beim Anblick dieses halbnackten, bunt durch einander laufenden, undisziplinirten Gesindels, das ein gräßliches Geheul ausstieß und alle Gegenstände, die ihm ins Auge fielen, schon mit dem Auge verschlingen wollte, erkannten die Centralisten den ungeheuren Fehlgriff, den sie begangen hatten. Sobald die Indianer in Guatimala eingedrungen waren, konnte Carrera selbst sie nicht mehr im Zügel halten; sie drohten Jedem, der ihnen begegnete, bemeisterten sich aller Gegenstände, die ihnen zur Hand waren, und zerstörten die kostbarsten Dinge, um sich in ihre Trümmer zu theilen. Einige Häuser und Magazine wurden von ihnen rein ausgeplündert; und ihre brutale Wildheit wäre dabei schwerlich stehen geblieben, hätten nicht die Chefs der Centralisten Mönche und Priester zu ihnen geschickt, um sie zu besänftigen. Diese thaten, wie immer, wenn ihre Interessen betheiligt sind, vortrefflich ihre Schuldigkeit; sie liefen mit Skapulieren in den Händen durch die Reihen der Indianer, vertheilten Reliquien und Heiligenbilder unter sie, erzählten ihnen von den Wundern der heiligen Jungfrau und ermahnten sie zur Mäßigung; darauf sammelten sie das Hauptheer auf dem vornehmsten Platze von Guatimala, wo die Kathedrale und der erzbischöfliche Palast stehen. Der Anblick dieser prachtvollen Gebäude setzte die Indianer, die bis dahin nur kleine Dorf-Kapellen gesehen hatten, in maßloses Staunen; sie fielen auf die Kniee und sangen einstimmig das Salve Regina. Sodann kleidete man Carrera in ein mit Gold verbrämtes Kleid und lud ihn selber und die übrigen Häuptlinge zu einem Tedeum, das in der Kathedrale abgesungen ward. Sobald die Pforten des Domes geöffnet waren, stürzten die Indianer, geblendet von allen den Kostbarkeiten, die sich ihren Blicken darboten, in den Tempel. Einige wollten die Kandelaber von vergoldetem Kupfer fortschleppen, Andere machten die Gemälde los; wieder Andere begnügten sich damit, daß sie ihre groben Heiligenbilder an die Seite der kostbaren Gemälde hingen.

Alle diese Scenen des Aberglaubens und der Barbarei flößten den Centralisten große Besorgnisse ein, für den Fall, daß die Indianer noch länger in der Stadt verweilten. Sie beschlossen, dieses Gesindel um jeden Preis sich vom Halse zu schaffen, und lagen deshalb Carrera an, daß er seine Armee zurückzöge; denn seine Anwesenheit war hinführo unnütz, da die Föderalisten den Ort verlassen hatten und die Ordnung wiederhergestellt war. Aber Carrera antwortete denen, die ihn zum Abzuge nöthigen wollten, ganz naiv: „Wollt ihr, daß ich Leute, die mir in der Hoffnung auf sichere Beute gefolgt sind, mit leeren Händen wieder abziehen lasse!" Die Frage war kategorisch; man durfte nicht säumen, und sofort wurde ein Lösegeld stipulirt. Zum Glücke waren Carrera's Ansprüche nicht übertrieben; er forderte 12,000 Piaster für seine Truppen (einen Piaster auf den Mann), 1000 Piaster für sich selbst, tausend Gewehre für seine besten Krieger und das Patent eines Oberstlieutenants. Die Centralisten fügten sich ohne Schwierigkeit in diese Bedingungen; sie ertheilten Carrera sogar den Titel eines Statthalters des Distriktes Ixcta, und Guatimala sah sich um diesen Preis von einer sonst unvermeidlichen Plünderung befreit.

Indessen sammelte Morazan, von der Empörung unterrichtet, die in dem Föderal-Distrikte ausgebrochen war, alle disponible Truppen und marschirte gegen Guatimala. Er zog ohne den geringsten Widerstand in die Stadt ein; er setzte die centralistischen Behörden ab, verjagte alle Häupter der Partei und versprach Jedem, der Carrera todt oder lebendig einliefere, eine Belohnung von 1000 Piastern. Darauf setzte er Leute seiner Partei in alle öffentliche Aemter ein und zog in dem Glauben, Alles beruhigt zu haben, nach San Salvador zurück.

Carrera, entrüstet darüber, sich als einen Räuberhauptmann behandelt zu sehen, von den Mönchen noch mehr gereizt und von einigen centralistischen Offizieren unterstützt, marschirte jetzt gegen die Föderal-Truppen; er überraschte sie an verschiedenen Punkten und bemeisterte sich der Stadt Antigua, wo er Waffen jeder Art, Kanonen und Gewehre vorfindet. Von hier aus schickte er sich an, gegen Guatimala zu ziehen, als eine von dem General Salazar befehligte Division des Heeres der Föderalisten ihm den Weg versperrte, seine Indianer schlug und beinahe ihn selber zum Gefangenen gemacht hätte. Dieser Gefahr entronnen, organisirte Carrera seine Banden von neuem und ergriff die Offensive. Von diesem Augenblick an hielten Carrera und Morazan einander unaufhörlich im Schach und bestanden Beide alle Wechsel des Kriegsglücks. Aber ein unvorhergesehenes Ereigniß gab Carrera eine Wichtigkeit, die er noch nicht gehabt hatte.

Zu Anfang des Jahres 1839 sagten die Staaten Honduras und Costa-Rica sich plötzlich von der Föderation los. Als nun die Häupter der Centralisten zu Guatimala die Gegenpartei geschwächt sahen, pflanzten sie ungesäumt ihre alte Fahne auf und riefen Carrera mit seinen Indianern zu Hülfe. Dieser kam eiligst herbei, zog an der Spitze von 1500 Mann in Guatimala ein und verjagte zum zweiten Mal sämmtliche föderalistische Behörden. Jetzt ist es um diese Partei geschehen; ihre Spaltungen haben ihr den Todesstoß gegeben; die Republik steht am Rande eines Abgrundes. Nur der Staat San Salvador erkennt noch Morazan's Autorität; er braucht aber nur zwei oder drei Niederlagen im Felde zu erleiden, so ist auch die Ergebenheit seiner alten Anhänger für ihn verloren; in den Staaten Honduras und Costa-Rica herrscht die größte Anarchie.

Unterdeß feiert Carrera, auf die Aristokratie von Guatimala gestützt, seinen Triumph; die Regierung hat ihm den Titel eines Brigade-Generals gegeben; er gebietet seinem nur aus Negern, Mulatten und Indianern zusammengesetzten Heere mit schrankenloser Willkür. Carrera ist gegenwärtig der oberste Häuptling in Guatimala; er setzt die ihm mißfälligen Beamten nach Belieben ab und läßt die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, mit denen er unzufrieden ist, in Haft bringen. Er zieht ins Feld, endet die Feindseligkeiten oder schließt Waffenstillstände, wie es ihm ansteht; seine Soldaten vollziehen seine Befehle pünktlich, denn er ist gleichsam ihr Abgott. Die Indianer nennen ihn unseren Erlöser oder den Sohn Gottes, und alle Bewohner Guatimala's bereifern sich, seinen Wünschen zuvorkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschland.

Der Reichstag und seine Session 1877.

Die Eröffnung des Reichstags durch den Kaiser am 9. d. M. hat sich in Berlin zu einem Ereigniß gestaltet, wie es die Hauptstadt des Reiches noch nicht gesehen hat. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, um den Kaiser zu sehen, und Tausende, die keine Karten zu den Tribünen erhalten hatten, waren schon Stunden vorher auf den Straßen, durch welche der Zug kommen sollte. Es war ein Bild, wie es in Berlin kaum. Die Spalt bis tiefen vor dem Schloß und dem Dom, und die Fenster und Balkone der Häuser waren dicht besetzt. Als der Kaiser in seinem Wagen, begleitet von einer Escadron Kürassiere, durch das Brandenburger Thor in Berlin einzog, da brach ein Jubel los, der nicht enden wollte. Die Hüte, mit den Bäumen geschmückt, flogen in die Luft, und Hurrahrufe ertönten, daß es weithin durch die Straßen hallte. Der Kaiser dankte mit Verneigungen nach allen Seiten, und man sah ihm an, daß er sich freute über den Empfang, den ihm seine Hauptstadt bereitete. Er ritt, wie gesagt, begleitet von einer Escadron Kürassiere, durch das Brandenburger Thor in Berlin ein, und ihm folgten die Prinzen des Hauses, die Generale und Adjutanten, die Minister und Staatssekretäre, die Gesandten und Botschafter, die Deputationen der Armee und Marine, und dann kam der Kaiser in seinem Wagen

übernehmen sollte. Ich nahm seinen Antrag an und begab mich nach seinem schönen Landgute, zwei Meilen von Auxerre.

Ich habe mich nie persönlichem Wohlbefinden überlassen können, wenn es mit der allgemeinen Lage des Landes im Widerspruch stand. So war mein Leben zwischen angenehmen und peinlichen Eindrücken getheilt. Durch Bonaparte's Rückkehr aus Aegypten erhielt freilich die Hoffnung wieder die Oberhand. Schon konnte man in ihm den Diktator erkennen. Mit welchem Vergnügen betrachtete ich jeden seiner Schritte und lauschte ich auf jedes seiner Worte! Mit welcher Freude sah ich in seinem Gefolge die drei geschicktesten Männer, nämlich Talleyrand, den in Ungnade gefallenen Minister des Direktoriums; Fouché, den unzuverlässigen Minister dieser Gewalt, und Lucian Bonaparte, den glänzendsten Redner der Fünfhundert! Auch zweifelte ich nicht, daß Sieyes, trotz seines Mißtrauens, sich ihm anschließen würde.

Endlich kam die Katastrophe zum Ausbruch; als ich den Ausgang erfuhr, war meine Freude nicht so allgewaltig wie am 9. Thermidor. Ich bedauerte den Untergang der Freiheit, aber die Ordnung wurde doch wieder hergestellt, und die Menschheit konnte doch wieder freier aufathmen. Wir kehrten wieder nach Paris zurück, wo ich es mir vorzüglich angelegen seyn ließ, einige meiner Leidensgefährten aus der Gefangenschaft zu erlösen. Ich ließ zu ihren Gunsten in meinem alten Journale zwei Briefe drucken, die im Publikum einen sehr günstigen Eindruck machten. Der General Bonaparte sah hierin eine Gelegenheit, sich den Theil des Publikums zu verpflichten, dessen Wünsche ihn trugen. Indeß erlaubte die Klugheit noch nicht, alle Freilassungen auf einmal zu bewilligen, sondern man mußte sich um jede einzeln bewerben. Ich besuchte den Polizei-Minister Fouché fast täglich und war fast jedesmal so glücklich, mit zwei, drei, vier Freilassungen heimzukehren.

Paris und Frankreich gingen aus einem Chaos hervor; man wollte jetzt Ordnung um jeden Preis, wie früher Freiheit um jeden Preis. Der Kredit erhob sich wieder, und selbst die Geldgier unterstützte sein Wiederaufkommen. Der Börsenwucher nahm einen patriotischen Anstrich an. Da das konsolidirte Drittheil vor dem 18. Brumaire auf 7 vom Hundert gefallen war, so war es leicht, seine Kapitalien zu vervier- und verfünffachen. Als der Kaiser einst Talleyrand fragte, wie er so reich geworden, antwortete dieser: „Nichts ist einfacher; ich habe den Tag vor Ihrer Erhebung zur Macht viel Renten gekauft." Diese Antwort betrachtet man als die Aeußerung eines Höflings, dennoch enthält sie die Wahrheit.

Die Entdeckung dieses neuen Paktolus erhöhte die Freude aller glücklichen Verschwörer des 18. Brumaire. Sie versammelten sich persönlich bei einem berühmten Restaurateur des Boulevard, Namens Rose. Da ich noch einigen politischen Ruf hatte, so wurde ich oft zu diesen splendiden Gastmählern eingeladen, denn der gastronomische Luxus hatte die Revolution und selbst die Schreckenszeit überdauert. In diesen Versammlungen waren Alle von glänzenden Hoffnungen belebt, glühten Alle von Ehrgeiz. Dennoch vermuthete ich nicht, daß ich hier eine Pflanzschule von künftigen Grafen, Herzogen, Großwürdenträgern, Fürsten und selbst Königen sähe. Die größte Geschicklichkeit bestand darin, sich einem einflußreichen Manne zu nähern. Jeder beeilte sich, Sieyes' Fahne zu verlassen, und wenn seine Gesundheit ausgebracht werden sollte, so wurde sein Name nur leise gemurmelt und fast durch das hartnäckige Husten der Gäste erstickt.

Es war auch die Rede davon, aus mir einen jener gutmüthigen und ehrfurchtsvollen Grafen zu machen, welche der Direktor Sieyes unter dem Namen der Tribunen erdacht hatte. Roederer und Regnault de Saint-Jean-d'Angely, welche beauftragt waren, dem Kaiser eine Liste der Tribunen vorzulegen, hatten auch meinen Namen mit ehrenvoller Erwähnung aufgeführt. Aber dieser Name erinnerte ihn an den Vendémiaire. „Ich will ihn nicht", sagte er, „er ist Bourbonnist."

Der gewandte Ehrgeiz hatte damals einen großen Vortheil. Indem er für sein Vermögen und seine Eitelkeit arbeitete, schien er nur einer gerechten Bewunderung nachzugeben. Der Schimmer eines großen und gerechten Ruhmes umhüllte die Schwachen; überdies waren sie berufen, große Leiden zu mildern. Der erste oder vielmehr einzige Konsul erhörte bald ihre Wünsche, bald kam er ihnen zuvor. Sieyes war still von seinem konsularischen Sessel herabgeglitten; Cambacérès und Lebrun waren zu klug, um wirklich etwas seyn zu wollen.

Nie war eine Diktatur verständiger und zugleich fester als die des Generals Bonaparte, mit Ausnahme des letzten Jahres, welches durch den Tod des Herzog von Enghien befleckt wurde. Für einen Mann wie Napoleon war die Erhebung zum Kaiser ein Sturz; er war Schöpfer gewesen und wurde nun Nachahmer. Der bescheidene Park von Malmaison, wo so viele Pläne zur Befreiung entworfen worden waren, lächelte mir mehr zu, als der große Park von Versailles, wo die Zurücknahme des Ediktes von Nantes unterzeichnet worden war. Die bescheidenen Feste Malmaison's und der Tuilerieen wurden in jeder Familie wiederholt, als die Siege von Marengo und Hohenlinden bekannt wurden. Nach dem Luneviller Frieden, der den Kontinental-Krieg endete, und nach dem Frieden von Amiens, durch welchen England seine Erschöpfung bekannte, brach die allgemeine Freude noch lauter hervor.

Die freudigste Zustimmung begrüßte ebenfalls die beiden kühnsten Thaten der konsularischen Gewalt: die Rückkehr der Emigranten und die feierliche Wiederherstellung der katholischen Kirche.

Der Code civil war ein Werk, das mehr Zeit erforderte. Ich stimme nicht für die absolute Gewalt, aber man muß gestehen, daß sie in dieser Zeit allein ein solches Werk ausführen konnte. Bonaparte lieferte zu der Arbeit der Juristen eine werthvolle Beisteuer von Erfahrungen und Einsichten. Er sanctionirte seine Schöpfung durch die Wiederherstellung der Königlichen Gerichtshöfe. Zugleich verbesserte er einen wesentlichen Fehler der konstituirenden Versammlung, den nämlich, daß sie die Departements-, Distrikts- und Munizipal-Räthe fast ganz von der ausübenden Gewalt abgelöst hatte. Er setzte die Präfekturen ein und stellte dadurch die Centralisation wieder her, selbst auf eine übermäßige Weise.

Alle diese Wohlthaten wurden uns nicht unentgeltlich gegeben. Sie kosteten uns unsere Lieblingsträume, unsere Leiden und Kämpfe, durch welche wir gehofft hatten, die Freiheit zu erobern. Das ganze politische Leben war in dem einen Manne absorbirt. Die gesetzgebende Körperschaft war stumm, schon vermöge ihrer Verfassung. Das Tribunat wetteiferte mit dem Staatsrath an Ergebenheit für die oberste Gewalt. Als unter Benjamin Constant's Aufspizien eine schwache Opposition hervortrat, stieß der erste Konsul die freche Minerität aus, welche gewagt hatte, einige Amendements in Vorschlag zu bringen; die Uebrigen führten sich seitdem sehr artig auf, wodurch sich aber der erste Konsul nicht abhalten ließ, das unnütze Räderwerk später zu unterdrücken. Der Senat berieth sich bei verschlossenen Thüren oder berieth sich vielmehr gar nicht. Er war eine Maschine, welche der erste Konsul und der Kaiser unaufhörlich in Bewegung setzte. Fünf oder sechs Stimmen oder vielmehr Kugeln trugen in der Stille die Ehre der Opposition davon.

Auch die periodische Presse hatte sich beugen müssen. Als der erste Konsul den dritten oder vierten Theil der Blätter unterdrückte, sahen die anderen wohl ein, daß sie nur unter der Bedingung der strengsten Discretion würden existiren können. Man konnte noch gegen die Philosophie des 18ten Jahrhunderts donnern, aber auch sie vertheidigen, obgleich ihre Apologie nicht mehr Mode war. Man konnte für oder gegen die Duchesnois und Georges Partei nehmen, obgleich die eine sich der Gunst des Publikums erfreute und die andere von Bonaparte bevorzugt wurde. Man konnte Talma kritisiren und bewundern. Die Literatur benutzte das Schweigen, das der Politik auferlegt war, und diente als Vermittlerin der Siege und Eroberungen.

Mannigfaltiges.

— Peter Schlemihl in Russischem Gewande. Das Meisterwerk unseres Chamisso hat, nachdem es schon in vier West-Europäische Sprachen — ins Holländische, Englische, Französische und Spanische — übersetzt worden, nun auch in Rußland seinen Dolmetscher gefunden, und zwar in der Person eines jungen Orientalisten, Herrn L. Samoilov, dessen Uebersetzung 1841 erschienen ist, unter dem Titel: Tschúdnya Pochoždénia Petra Schlemilja (Wunderbare Begebenheiten des P. Sch.). Ein Rezensent in der Nordischen Biene verbindet mit der Anzeige und Charakteristik des Buches eine kurze Biographie des Dichters, der den Russen bis jetzt fast nur als Naturforscher und Theilnehmer an einer Russischen Weltumsegelung bekannt war. Ueber das Werk selbst läßt er sich also vernehmen: „In dieser Erzählung hat der Verfasser sich ganz wiedergegeben, als Poet, Gelehrter und Naturforscher, mit der gefälligen Darstellungsweise des Franzosen die schöpferische Phantasie des Deutschen paarend." Der Rez. lobt die Treue und Geschicklichkeit des Russischen Uebersetzers, macht sich aber mit großem Rechte darüber lustig, daß auf den sechs lithographirten Bildern, welche die Russische Uebersetzung zieren, Peter Schlemihl mit einem Schatten versehen ist, da doch alles Interesse der Erzählung eben auf seine Schattenlosigkeit sich gründet!

— Zur Geschichte der Völkerwanderung. Herr August Neugarede, Baron von Fayet, hat Studien „über die alten Völker Europa's und über ihre ersten Wanderungen" herausgegeben, die wegen ihrer populairen Darstellungsweise, des gelehrten Apparats ungeachtet, mit dem sie umgeben sind, vielleicht eine größere Verbreitung finden werden, als es bei solchen Werken der Fall zu seyn pflegt. *) Der Verfasser bekämpft die alten Völkerwanderungs-Theorieen, wonach die Bewohner Europa's alle dem Kaukasus und dem mittleren Asien entsprungen seyn sollen. Dasjenige jedoch, was er bei dieser Gelegenheit über die Verschiedenheiten des Menschengeschlechts und über den Ursprung der Sprachen beibringt, scheint uns sehr oberflächlich und dürfte wohl kaum hinreichend seyn, den bekämpften Theorieen gegenüber eine neue auch nur mit einem Anscheine von wissenschaftlicher Färbung zu begründen. Gründlicher wird der Verfasser, wo er über die antehistorischen Migrationen hinweg zu den historisch beglaubigten Völkerwanderungen gelangt. Gallien bildet ihm den Mittelpunkt, um welchen sich das alte Italien, Iberien, Germanien, Britanien und Sarmatien gruppiren. Von allen diesen alten Landschaften sind dem Werke Karten beigegeben, und diese sowohl als die ganze Darstellung, die einer Geschichte Frankreichs bis zum Ende der Regierung Ludwig's XIV. als Einleitung dienen soll, sind auf eine gewisse Gedankenrichtung der Franzosen sehr wohl berechnet. Gallien dehnt sich nämlich bis an die Ligurischen Alpen (Gallia cisalpina) einerseits und bis an den Rhein andererseits, so wie über ganz Belgien aus. Schon diese Karten also können dem Buche bei einem gewissen Publikum, das es mit der Wissenschaft nicht so genau nimmt, eine günstige Aufnahme verschaffen.

*) Des anciens peuples de l'Europe et de leurs premières migrations. Par Auguste Nougarède de Fayet, avocat à la cour royale de Paris. — Paris, Didot, 1841.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Löblichl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Freitag den 15. April 1842.

Frankreich.

Freiheit, Wissenschaft und Emancipation.

Von Jules Lerour. *)

Wo ein Unterdrückter ist, da ist ein Unterdrücker; die Existenz des Einen bedingt die des Anderen und ruft sie hervor.

Ein Freund von mir, Seiden-Fabrikant zu ***, überschüttete mich neulich in einem langen Briefe mit den bittersten Klagen und den freudigsten Hoffnungen. Die Gegenwart war ganz Finsterniß, die Zukunft ganz Licht. Nie habe ich das Paradies und die Hölle glücklicher geschildert gefunden. Doch die Brücke zwischen Hölle und Paradies, das Fegefeuer, war dem scharfsichtigen Auge meines Freundes ganz entgangen. Bei seinem unumschränkten Vertrauen auf die Zukunft und seiner unumschränkten Verdammung der Gegenwart mußte er an die Möglichkeit der Existenz und des Herannahens eines Mannes glauben, der in sich allein die ganze Macht des Fegefeuers vereinte, der, mit einem Worte, ein Heiland, ein Gottmensch wäre. Ich wollte meinem Freunde antworten und überlegte zunächst, worin in Wahrheit die Freiheit bestehe. Da gewahrte ich eine Menge von Unterdrückten, von Sklaven auf der Erde, die nicht so genannt werden, und die es gleichwohl sind. Ich sah vor Allem, daß der Tyrann selbst ein Sklave ist. Hieraus schien sich mir das für Herren und Sklaven glückbringende Resultat zu ergeben, daß, wenn die Vernunft über die Leidenschaften und die Unwissenheit der Menschen den Sieg davontrüge, der Herr zum Sklaven sagen würde: „Mache dich frei, ich muß der Herrschaft entledigt seyn", und der Sklave zum Herrn: „Gieb mich frei, ich muß frei seyn." Ich sah, daß die Befreiung der Unterdrückten keine Empörung, kein ausdrückliches Gesetz forderte, sondern nur eine Umwandlung der Denkungsart, der Moralität des Unterdrückers wie des Unterdrückten, einen geistigen Fortschritt. Ich antwortete meinem Freunde:

„Joseph, unsere Seelen sind Schwestern, ich sehe es, doch sie sind in verschiedenen Schulen erzogen, sie haben die Milch verschiedener Methoden in sich gesaugt; ist es darum noch zu verwundern, wenn die deine mit Zweifeln kämpft, wo die meine schon feste Zuversicht errungen hat? Doch du wirst siegreich aus diesen Zweifeln hervorgehen, und ich wünschte nur zu diesem deinem nahen Triumphe beitragen zu können. Du glaubst an einen Messias, ich erwarte keinen; du hoffst auf die Wissenschaft, ich suche sie. Ich glaube an die höchste Wahrheit, die absolute Wahrheit, an Gott; du siehst, du träumst nur die relative. So scheint ein unübersteiglicher Abgrund uns zu trennen, und gleichwohl scheint dies nur, in Folge der verderblichen Methode, mit der du philosophirst.

Du unterbrichst mich, du sagst: „Man bedarf der Zeit und der Muße, wenn man sich mit der Wissenschaft beschäftigen will; man muß in seiner Jugend eine gewisse Vorbildung empfangen haben. Wir, die wir weder Latein noch Griechisch gelernt haben; wir, denen die Geschichte unbekannt ist, denen eine unendliche Menge von Spezial-Wissenschaften verschlossen bleibt, denen Zeit und Muße stets gemangelt hat und stets mangelt, wir sind auf ewig von den Schätzen der Wissenschaft, wie von den irdischen Schätzen, ausgeschlossen! Dies ist unser Loos, das Loos des dritten Standes! Wir leben nur von der Hoffnung, zertreten von Unterdrückung und Elend. Wird diese Zeit der Ungleichheit, kann sie bestehen? Die Seele hat keinen Punkt, wo sie von ihren Zweifeln ausruhen, wo sie sich erheben könnte. Der Zweifel und ewig der Zweifel umlagert die Menschheit. Fluch über die Menschheit! Wenn sie wenigstens lieben könnte, doch die Selbstsucht hat ihr Herz ausgetrocknet, unter dem Zweifel ist es gewelkt. Wie ist sie demnach zu retten? Bedarf sie eines Erlösers, der sie aus Aegypten führt, oder eines Erlösers, der für sie am Kreuze stirbt? Ich glaube, sie bedarf Beider. Sie muß das Joch, das auf ihr lastet, durch Liebe und Intelligenz brechen." Dies sind deine eigenen Worte, Joseph; ich wiederhole sie hier nur, weil ich das Ziel, gegen das ich ankämpfe, dir noch einmal scharf vor die Augen halten muß, um dich ganz dir selbst zu enthüllen.

Joseph, Joseph! Du bist verblendet von deinen eigenen Irrthümern und von den Irrthümern Anderer; auch du erfreust dich an dem süßen Geschäfte, dich selbst weiß zu waschen. Du siehst alles Uebel nur außer dir, in dem Anderen, nichts in dir! Wie das Volk, dem du angehörst, lebst du in Unterdrückung und Elend! Das Herz der Menschheit unter Zweifeln hingewelkt, von Selbstsucht vertrocknet! Und nur ein Erlöser kann sie retten, zugleich ein Moses und ein Christus! Höre mich an! Banne einen Augenblick diese Gedanken, an die du gewöhnt bist; leihe mir ein Ohr, welches hört, ein Auge, welches sieht, und ein freies Herz, und wenn ich dich am Schluß meines Briefes nicht von deinen Irrthümern überzeugt habe, so will auch ich an einen neuen Heiland glauben, einen Gottmenschen, der uns zu retten kommen muß, um die Blinden sehend, die Tauben hörend zu machen und die Todten zu erwecken!

Du unterdrückt, du zertreten von Elend? Bist du ein Sklave, der sich selbst nicht angehört? Woher kommen diese schmerzvollen Hinblicke, die du unaufhörlich über das Geschick der gesammten Menschheit wirfst? Woher die heißen Herzschläge, die dir der Anblick jeder Ungleichheit entlockt? Woher die Hoffnung, mit der du dich nährst? Wenn man von Unterdrückung und Elend zertreten lebt, hat man keine Einsicht, keine Liebe, kein Herz, keine Hoffnung, man sieht nur sich selbst und begehrt nur zu sterben. Wohl habe ich wahre Sklaven unter unseren Standesgenossen gesehen, doch ihnen gehörst du nicht an. Wir gehören zu den Wenigen aus dem dritten Stande, welche unter der linken Brust Etwas schlagen, im Kopfe Etwas denken fühlen, doch ein Sklave, zertreten von Unterdrückung und Elend, kannst du nicht seyn. Zertreten von Unterdrückung und Elend ist eine Phrase, die dir selbst deinen wahren Zustand verbirgt, und deren traurige Folge nur ist, daß du dich alles Nachdenkens über denselben enthältst, weil du vorurtheilsvoll überzeugt bist, daß du doch zu keinem Ziele gelangen könntest, und daß deine Rettung nur durch die bewirkt werden könne, die nicht in derselben Unterdrückung leben. Was soll ich glauben? Was soll ich thun? rufst du aus; nur die Hoffnung hält mich aufrecht, daß Jemand kommen muß, der meine Fesseln bricht, daß die Ungleichheit nicht ewig dauern kann. Diese Hoffnung entsteht dir nicht durch dein eigenes Gefühl, sondern du bildest sie dir nach den Klagen Anderer. Du weißt nicht, was du thun, was du glauben sollst, Joseph, weil es dir gefallt, den eigenen Geist ruhen zu lassen und von Anderen zu erwarten, was du selbst dir gewähren kannst. Dies ist der Grund deiner Leiden, deines Elends, deiner Unterdrückung. Dein Körper ist mit der Ausübung deines Handwerks beschäftigt; dein Geist, dein Herz sind unthätig, und so sehe ich es im Geiste, wie du in deiner Langeweile, der Folge deiner Unthätigkeit, nach allen Seiten hinhörst und dir dein eigenes Leiden konstruirst. Du hoffst in Wahrheit nichts, als daß die Unthätigkeit deines Geistes und Herzens einmal enden wird, daß du plötzlich von einem allmächtigen Blitze wirst getroffen werden, der dich unaufhaltsam zur Thätigkeit, zum Denken fortreißt; doch ich versichere dir, daß du auf diesen Blitz noch lange warten kannst, daß du dich selbst täuschest und auf diese Art deine Schmerzen vergeblich einzuschläfern strebst. Zwischen dem Schauspieler und dem Zuschauer ist eine scharfe Kluft gezogen. Höre denn auf, Zuschauer zu seyn, betritt selbst die Bühne, das heißt, wage selbständig zu seyn und selbständig zu denken. Gehe nicht fragend und lauschend durch die Gesellschaft und laß dir von jedem Anhänger eines anderen Systems eine andere Meinung aufbürden; daher nur stammt deine Ungewißheit, daher dein Zweifel. Gewinne dir selbst einen festen Standpunkt; „ich weiß nichts, ich kann nichts wissen, ich habe nicht studirt, darum frage ich", mit diesen Worten blendest du dich selbst, verlierst deine Zeit, und Hannibal ist vor den Thoren!

Wie solltest du wissen, was du zu thun, was zu glauben hast, so lange deine Seele, dein Herz nicht den ersten Entschluß fassen, dieses Wissen sich selbst zu erkämpfen. Du bleibst Zuschauer, Zuhörer und bist nicht einmal im Stande, dich für einen den verschiedenen Parteien angehörenden Schauspieler zu entscheiden; denn um dich entscheiden zu können, mußt du dich zum Richter machen; doch um zu richten, mußt du ein Gesetz, eine Ueberzeugung, einen Glauben haben, nach dem du abwägst, auf welche der beiden verschiedenen Seiten du dich stellen sollst. Doch wenn du diesen Glauben hast, bevor du Andere hörst, weshalb hörst du nicht auf ihn allein? weshalb brichst du selbst nicht die Fesseln der Unthätigkeit, die dein Herz zusammenpressen? Ist es recht, ist es gut, wenn man leidet, selbst die Hände in den Schoß zu legen und geduldig zu erwarten, ob nicht ein glücklicher Zufall uns die Worte eines

*) Es sind diese Betrachtungen einer Reihe von Briefen über die Sklaverei entlehnt, die der Verfasser angefangen hat, in der Revue Indépendante zu veröffentlichen. Herr Lerour, bekannt durch seine historisch-philosophische Encyklopädie, so wie durch seine Theilnahme an vielen Regenerations-Bestrebungen der heutigen Französischen Gesellschaft, geht in diesen Briefen von der Ansicht aus, daß nicht blos der Sklave, sondern auch sein Herr erst wahrhaft frei werde durch Emanzipirung des Ersteren. Die Sklaverei drücke nicht blos den Unterdrückten, sondern auch den Bedrücker — sofern er nämlich angefangen, Mensch in der rechten Bedeutung des Wortes zu seyn; ja, das Bedürfniß, den Sklaven frei zu sehen, könne und müsse bei ihm noch viel lebhafter seyn, als bei dem Freizulassenden selbst. Das Nachfolgende — eine Einleitung zum Ganzen — kann zugleich als Beweis dienen, daß der Verfasser, ein Mann des Gedankens, weit entfernt davon ist, den ausschweifenden Theorieen der unpraktischen Sozialisten Frankreichs und Englands zu huldigen. D. R.

Mannes zuführt, aus denen wir ersehen, daß er besitzt, was wir entbehren, doch was wir selbst, was du selbst eben so gut besitzest, wie er, das Heilmittel deines Leidens?

Hilf dir selbst, und dir wird der Himmel helfen. Wenn du fühlst, daß du leidest, so trägst du in dir selbst den heilenden Balsam und bedarfst keines Vermittlers, keines Erlösers; du würdest kein Leiden fühlen, wenn du ihn nicht besäßest. Der Sklave weiß nicht, was Sklaverei ist, doch Epiktet weiß es; einzelne Handwerker wissen nicht, daß sie einer Verbesserung ihrer Lage bedürfen, doch Joseph weiß es. Und wenn Joseph es weiß, so sieht man ihn unthätig, unentschieden, angstvoll sich an jeden Vorübergehenden wenden, damit der ihm die ersehnte Arznei reiche, die er selbst von Anfang besessen. Dies heißt, sein Eigenthum wegwerfen und einem Schatten nachjagen, dies heißt, seine Leiden verdienen, ja verdienen, daß man von Anderen um derselben willen verhöhnt werde.

Du verkennst den Grund deines Unglücks. Während derselbe in dir selbst liegt, suchst du ihn außer dir. Während derselbe die Trägheit deines Geistes ist, die durch die dauernde Hoffnung, von Anderen zerstört zu werden, sich selbst unzerstörbar macht und dir nur durch stete Zerstreuungen erträglich wird, überredest du dich und willst mich überreden, er liege einzig und allein in den äußeren Umständen, der Unterdrückung und dem Elende, welches auf dem Volke und auf dir lastet. Und wenn du in der Beurtheilung deiner selbst so sehr irrst, wie soll ich dir bei den scheinbar entschiedenen und tiefblickenden Urtheilen über die Anderen, über die Welt, die Menschheit, die Vergangenheit trauen? Alles, was du auch hierüber urtheilst, ist durchaus falsch, und ich wünschte dich auch hiervon überzeugen zu können.

„Die menschliche Seele, schreibst du mir, „hat keinen Ort, wo sie sich von ihren Zweifeln erholen könnte. Die Menschheit irrt ohne Kompaß über das Meer der Zeitalter dahin. Weder die Wissenschaft noch die Liebe sind ihre Leiterinnen. Die Selbstsucht hat ihr Herz ausgetrocknet, unter den Zweifeln ist es hingewelkt.“ Nichts mehr? Hierin sehe ich nichts Böses. Nur begreife ich nicht, wie du bei diesem düsteren Gemälde noch die feste Hoffnung auf einen Erlöser bewahrt hast.

Ohne Scherz, Joseph, ich sehe das Leben anders, als du es siehst. Ich sehe rings um mich eine Menge von Seelen, welche mit einer gewissen Angst nach der Wissenschaft, dem Glauben suchen, doch nur durch ihre Augen und Ohren, nicht durch ihre Geister, und welche sie darum nicht finden. Ich weiß, daß es auf Erden eine zweite Schaar giebt, welche das lehrt, was sie Wissenschaft nennt und was in nichts als in einer ungestalten Vermischung von Irrthum und Wahrheit besteht. Ich weiß endlich, daß eine dritte Schaar vorhanden ist, deren Heut die ewige unwandelbare Wiederholung des Gestern ist. Doch wodurch haben diese Unthätigen, diese Aufgeblasenen und diese Blinden ein Recht, sich ewig über den Zweifel zu beklagen, der die Menschheit bei ihren Handlungen gefesselt hält, und ewig nur auf die Nothwendigkeit eines Erlösers hinzuweisen?

Lassen wir die Aufgeblasenen und die Blinden, das heißt, die beiden letzten der von mir entwickelten Kategorieen, bei Seite. Es steht fest, daß sie es nicht sind, die vom absoluten Zweifel sprechen; indem die Einen, selbst wenn sie die Unhaltbarkeit ihrer Lehre einsehen, sie nicht zugeben, die Anderen über höhere Wahrheiten nie nachdenken. Betrachten wir vielmehr die Unthätigen, sie, deren Körper arbeitet, doch deren Geist in ewiger Langenweile lebt. Welche Anstrengungen haben diese Unthätigen auf irgend einem Felde der Wissenschaft, ich sage nicht ertragen, sondern gekostet, daß sie behaupten wollen, die Menschheit müsse ewig mit Zweifeln kämpfen? Nach Belehrung dürstend und durch ihre Leiden dazu gedrängt, haben sie sich das Vergnügen gemacht, Etwas zu sehen, zu hören, zu lesen; doch was haben sie gehört, gelesen, gesehen? Die Gelehrten, die Blinden, von denen ich eben gesprochen habe. Und weil die großartige Mischung von Wahrheit und Irrthum, die sie von diesen empfangen, sie nicht entzückt hat, sie nicht aus ihrer geistigen Unthätigkeit gerissen, sie nicht belehrt hat, was sie thun und glauben sollen, so sind sie mit ihrer Entscheidung fertig und meinen, die ganze Menschheit steuere, wie jene, auf einem ungeheuren Meere von Irrthümern umher, es sey Alles ungewiß, Alles erbärmlich, es bedürfe Alles des Heilandes. Wenn einzelne Männer von tiefem Geiste dies von den Wissenschaften gesagt haben, welche jene lehren, und welche die Unthätigen eifrig suchen, um sie alsbald mit Widerwillen und für immer von sich zu stoßen, ist es recht, dieses in seiner Beschränkung vollkommen richtige Urtheil zu einem allgemeinen zu erheben?

Ja, die Welt wird heute wie immer durch die Wissenschaft in ihren Handlungen, Sitten, Gebräuchen und Gesetzen beherrscht; die Intelligenz gebietet, das Herz gehorcht; der Kopf denkt, der Arm führt aus; dies ist das unwandelbare Gesetz. Doch was man gewöhnlich unter dem Namen Wissenschaft begreift, ist nur eine verworrene Anhäufung von Wahrheit und Irrthum, die man in eine Menge von Unterabtheilungen, oder Spezial-Wissenschaften, zersplittert, zwischen denen die härtesten Widersprüche stattfinden, indem die eine befiehlt, was die andere untersagt, die eine anpreist, was die andere verachtet. Somit hat man ein Recht, zu sagen, daß die Gesammtheit dieser Wissenschaften aller Gewißheit entbehrt, daß der Mensch, welcher sich in sie stürzt, von ewigen Zweifeln verfolgt wird und keine Stelle findet, wo er ausruhen und sich erholen könnte. Doch wer aufhört, bloßer Zuschauer, Zuhörer und Leser zu seyn, er, glaube mir, er kann nicht länger das traurige Opfer der Ungewißheit und des Zweifels seyn; er fühlt sich bald für alle Zeiten geheilt. Ihm entgehen die festen Standpunkte nicht, von denen aus er die irrige Wissenschaft zertrümmern und die neue, wahre sich aufbauen kann. Und an welchen Platz in der Menschheit er denn auch durch seine Geburt gestellt seyn mag, welches seine Lage, sein Glück oder sein Unglück seyn mag, diese wahre unerschütterliche Wissenschaft wird er sich stets leicht bewahren können. Zu ihr sind Alle berufen, Alle auserwählt.

Bei dieser Gelegenheit hab' ich dir noch einen Vorwurf zu machen, werther Freund. Dir fehlt es an Liebe zu deinen Mitmenschen. Indem du den Grund all' deiner Leiden außer dir suchst, giebst du dich selbst dem „entsetzlichen Egoismus“, über den du so jammerst, im höchsten Maße hin. Die ganze Nation scheint dir in zwei große Theile gespalten, von denen der eine dir das absolute Glück, der andere das absolute Unglück repräsentirt. Der Arbeiter-Stand, die Armen, sind die Schafe, die Reichen die Schlächter. Du siehst nichts als Himmel und Hölle. Und bei den vielen Klagen über den Egoismus Anderer fühlst du den eigenen nicht. Und selbst, wenn ein Theil der Gesellschaft egoistischer wäre als der andere, unter dem Gewande des Egoismus wie unter dem der Selbstverleugnung kann ein menschliches Herz schlagen. Und so kann der Egoist, wie der Anspruchsloseste, sein Wohl nur in dem Wohle Aller sehend, zu dieser neuen Wissenschaft durchdringen, welche als der wahre Moses und Christus aufsteht, um die Welt zu erlösen; eines anderen Erlösers bedürfen wir nicht.

Somit scheint dein Brief in Wahrheit ganz von Irrthümern erfüllt zu seyn. Es reicht nicht hin, daß man sich unterdrückt fühlt, um sich der Unterdrückung zu entledigen, um zu schmähen und zu verdammen. Weißt du nichts von den Kindern, welche Tische und Schränke schlagen, an die sie sich stoßen? Die Ungleichheit, welche schwer auf dem Volke lastet, ist eben so sehr eine Folge seiner eigenen Handlungsweise als der Handlungsweise seiner Herrscher. In der That, ich weiß nicht, ob ich mehr lachen oder dem tiefsten Mitleid mich hingeben soll, wenn ich gewichtige Weise im großen Bewußtseyn ihrer Unträglichkeit deklamiren höre, an dem Unglück des Volkes, an seiner Unwissenheit, seinen Lastern sogar seyen einzig die Regierenden Schuld, das Volk selbst stehe jedem Vorwurf unzugänglich da. Doch ein heiliger Zorn ergreift mich, wenn ich dieselben hochweisen Herren gegen die Reichen mit allerlei Schmähworten anstürmen sehe und auch von ihrem vielgescholtenen Stolze und ihrer Selbstsucht die Regierung als alleinigen Grund angeben höre. Hat eine Regierung je die Macht besessen, meinen durch klare Ueberzeugung gewonnenen Willen zu beherrschen?

Doch man entgegnet mir, das Volk darf nicht träge, unwissend und zaghaft seyn, wie wird es sonst die ihm zustehende Macht bewahren? Wird es sich nicht dem Joche des blinden Gehorsams hingeben? und so selbst die beklagenswerthe Ursache der Exzesse werden, deren sich die Regierung schuldig machen kann? Man sagt, daß einige der Römischen Kaiser nur so grausame Tyrannen gewesen sind, weil sie die Schlaffheit ihrer Unterthanen mit Abscheu erfüllt habe. Jedenfalls trägt der Beherrschte an allen Thorheiten und Gewaltthätigkeiten der Regierung mit große Schuld und kann sich selbst somit nur um seiner Passivität willen anklagen, nicht den Grund seines Unglücks in Anderen suchen.

Du wirfst mir vielleicht vor, daß ich stets wieder auf denselben Gedanken zurückkomme; doch ich mußte ihn nach einander von allen Seiten betrachten, weil ich dir zeigen mußte, daß in ihm der alleinige Anstoß ausgesprochen liegt, der dich in deinem Fortschreiten hemmt; daß diese Zeit der Ungleichheit, diese Unterdrückung, dieses Elend allerdings so lange währen wird, als Menschen von deinem Geiste und deinem Herzen verfahren wie du; daß deine Klagen somit grundlos sind. Du gehörst zum Volke, Joseph, und du thust wie das Volk. Den Theil der Macht und der Wissenschaft, in dessen Besitz und Recht du geboren bist, giebst du selbst auf und klagst alsdann, daß du machtlos seyst, daß dir der Weg zur Wissenschaft verschlossen sey. Indem das Volk sich des Gebrauchs seiner eigenen Geisteskräfte und seines Herzens begiebt, werden ihm diese überflüssig, und der Weg zur Wahrheit wird ihm allerdings unzugänglich; in verderblicher Thatlosigkeit siecht es dahin, von Gefahren umringt. So leidest du wie das Volk, so klagt ihr, so werdet ihr von Ungewißheit und von Zweifeln umhergetrieben, so hofft ihr auf einen Gott, der euch retten soll. Doch genug, du hast mich verstanden. Du erwartest die Verbesserung deiner Verhältnisse von der Wissenschaft, und die Wissenschaft gehört dir, sobald du selbständig dazu thust, sie in Besitz zu nehmen.“

Jules Leroux.

Central-Amerika.

Gegenwärtiger Zustand des Freistaates Central-Amerika.

(Fortsetzung.)

Neulich starb Carrera's Mutter, und er verlangte, obschon der Gebrauch abgeschafft ist, daß man die kostbare Hülle der ehemaligen Obsthändlerin im Innern der Kathedrale beisetze; dies geschah, man feierte ihr Leichenbegängniß mit der größten Pracht, und die Kosten desselben wurden aus dem öffentlichen Schatze bestritten. Besäße Carrera einen höheren Grad von Bildung, so könnte er der Diktator von Guatimala werden, wie Francia es lange Zeit in Paraguay gewesen ist; allein er kann nicht einmal lesen und schreiben; auch ist zu befürchten, daß die beständigen Unruhen, denen das Land preisgegeben ist, ihm zur Nachholung des Versäumten kaum Zeit lassen werden.

Rafael Carrera zählt jetzt (im Jahre 1840) erst 23 Jahre: er ist ein Mann von Mittelgröße, ohne Bart und schmächtig gebaut, wie alle Indianer. Sein schwarzbraunes Gesicht hat ungewöhnlichen Ausdruck, sein Auge den lebhaftesten Glanz. Mit der Geschmeidigkeit eines Jaguars vereinigt er den Muth eines Löwen; sein Körper ist von Wunden gefurcht, und kürzlich hätte man ihm eine Kugel ausschneiden müssen, die ihm fürchterliche Qualen verursachte.

Die Unterhaltung Carrera's ist rasch und gleichsam stoßweise; er spricht immer nur von den Zerwürfnissen der Republik und von dem General Morazan, seinem persönlichen Feinde. Da er keine Art von Erziehung genossen hat, so ist ihm Alles unbekannt, was außer der Sphäre seines Wirkens liegt: das Gebiet von Guatimala und der Isthmus von Panama sind seine Welt. Uebrigens ist ihm viel daran gelegen, daß man im In- und Auslande wisse, daß sein Charakter nicht so grausam und blutdürstig ist, wie seine Feinde ihn ausschreien; er affektirt sogar eine gewisse Feinheit in seinem Wesen, spricht immer mit Würde und zeigt seinen Anhängern, obwohl ohne Ostentation, daß er seine hohe Stellung begreift; denn alle Tage giebt er sich Mühe, die Kenntnisse zu erwerben, die ihm fehlten. In der ersten Zeit waren alle Befehle, die aus seinem Hauptquartier ergingen, mit einem bloßen Namenstempel versehen; jetzt unterschreibt er sie immer eigenhändig und leserlich genug. Carrera dreht nach Auszeichnung in seinem Aeußeren und verlangt, daß Alle, die ihm nahen, ihm Huldigung beweisen. Er ist enthaltsam und ökonomisch, lebt ohne Prunk und sorgt für kluge Verwendung der Staats-Einkünfte. An seine Truppen verwendet er nicht ein Viertheil von dem, was Morazan an die seinigen verwendet hat. Wenn es sich von öffentlichen Angelegenheiten handelt, so sagt er alle Mal: „Ich werde dies thun, werde diese und jene Anordnung treffen", ohne sich darum zu bekümmern, ob der Kongreß gutheißen wird, was er zu thun gedenkt. Carrera kennt nur die Gewalt, und da er sie in Händen hat, so ist nichts für ihn ein Hinderniß; aber alle seine Handlungen sind offen und ehrlich; er hat das Wohl des Landes im Auge und ist seiner Partei aufrichtig ergeben.

Die Centralisten, die Mönche und Priester, den Erzbischof an ihrer Spitze, herrschen heutzutage durch Carrera's Vermittelung, den sie als ihr Werkzeug betrachten. Sie haben zu Guatimala einen Kongreß organisirt, der sich in bestimmten Ausdrücken von der Föderation unabhängig erklärt hat, und sie können sich in dieser Lage leicht behaupten; denn Guatimala zählt für sich allein so viele Bewohner, als die übrigen Staaten zusammengenommen; Carrera's stehendes Heer giebt ihren Streitkräften noch größeren Zuwachs.

Die neue Regierung von Guatimala besteht aus einem Präsidenten oder Chef des Staates und einem gesetzgebenden Körper. Dieses Kollegium hat den alten Spanischen Gesetzen wieder Ansehen verschafft, das Recht der Erstgeburt und die geistlichen Zehnten erneuert. Nur dreißig Deputirte, von denen die Hälfte Geistliche sind, bilden diesen Kongreß, den man eher ein Inquisitions-Gericht nennen könnte: so eifrig treiben diese Leute Alles von sich, was Neuerung oder Fortschritt ist. Ihr Versammlungs-Lokal ist mit den Bildnissen alter berühmter Spanier und mit dem Wappen der Republik geziert, welches, als poetisches Emblem der unruhigen Lage des Landes, drei feuerspeiende Vulkane von Gold vorstellt. Der Präsident des Kongresses ist ein Schützling Carrera's; Letzterer scheint wenig danach zu fragen, was die Herren treiben; denn er weiß recht gut, daß er für null und nichtig erklären kann, was ihm gefällt.

In seiner heutigen Verfassung zählt Guatimala 4 große und 22 kleinere Städte, 24 Flecken ohne eigene Behörden und 327 Dörfer. Die Volkszahl beträgt 322,000 Seelen, und die Einkünfte reichen an 300,000 Piaster.

Man suche in keinem der 7 Distrikte dieses Freistaats Betriebsamkeit oder höhere Bildung: Trägheit und Fahrlässigkeit herrschen im ganzen Lande; der Feldbau wird dem Zufall überlassen; alle tropische Pflanzen wuchern mit seltener Ueppigkeit, und doch exportirt dieser Staat nichts; ja er bringt kaum so viel hervor, als zu seiner eigenen Consumtion hinreicht. Der Kaffee und die Kakao-Bohne könnten den Ackerbauern etwas Bedeutendes einbringen, und doch widmet Niemand diesen beiden Erzeugnissen seine Sorge. Die Industrie blüht eben so wenig. Im Jahre 1793 zählte der Distrikt Zacatapequez 1000 Webstühle, die 2,000,000 Ellen Stoffe lieferten; sie konsumirten 50,000 Pfund Flachs und 60,000 Arroben Baumwolle; 1000 bis 2000 Weber waren stets beschäftigt, ungerechnet die vielen Leute, welche beide Artikel zum Weben vorbereiteten. Heutiges Tages zählt man in dem ganzen Distrikte, dem einzigen, der noch etwas Betriebsamkeit aufzuweisen hat — nicht 100 Webstühle mehr. „Alles ist reich, Alles ist prächtig, wenn man einen Blick auf unsere Landschaften wirft", sagte der Vice-Präsident Don José del Valle, ein Mann von großem Verstande — „Alles ist arm und elend, wenn man den Zustand unserer Industrie und unserer Künste prüft." Der Binnenhandel ist Null; denn es giebt weder Landstraßen, noch Pfade, noch Wirthshäuser.

Nur Guatimala und seine Umgebungen machen eine Ausnahme von der Regel: hier findet man einige Thätigkeit; hier werden, Dank den aufgeklärten Bemühungen der „patriotischen Gesellschaft", mehrere der zweckmäßigen Europäischen Erfindungen im Gebiete der Landwirthschaft in Anwendung gebracht. Diese ganz junge Stadt (denn sie zählt nicht 70 Jahre) setzt uns mit ihren großartigen Verhältnissen und prachtvollen Gebäuden in Staunen. Nachdem wir die elenden Barracken gesehen haben, die über das Gebiet der Republik verbreitet sind, fragen wir mit Recht, wie diese Stadt so majestätisch herangedeihen konnte. Ihre Geschichte ist folgende:

Die glänzenden Thaten des Fernando Cortez in Mexiko verbreiteten sich bald unter allen Stämmen, die im Süden des mächtigen Reiches Montezuma's wohnten, und die Könige von Cachiquel, welches Reich den größten Theil der General-Capitainerie Guatimala begriff, hielten es für gerathen, dem sieghaften Feldherrn ihre Glückwünsche zu bringen und sich als Vasallen Spaniens zu erklären. Cortez nahm ihre Vorschläge mit Freuden an und beauftragte seinen Lieutenant Pedro de Alvarado, Guatimala statt seiner in Besitz zu nehmen.

Am 13. November 1523 marschirte Alvarado mit 300 Spaniern und einem bedeutenden Corps Mexikanischer Hülfstruppen von Mexiko ab, durchzog die volkreichen Distrikte Soconusco und Tezala und hielt am 14. Mai 1524 seinen Einzug in die Hauptstadt des Landes Cachiquel, die heutzutage nur noch ein kleiner Flecken ist. Er verweilte eine Zeitlang in dieser Residenz, um seine Armee von ihren Strapazen ausruhen zu lassen, und setzte darauf längs der Küste des Stillen Oceans seine kriegerische Wanderung fort, alle Völker vernichtend, die sich ihm widersetzten oder die Oberherrlichkeit Spaniens nicht anerkennen wollten. Endlich, am 14. Juli 1524, erreichte er ein großes Plateau der Cordilleren, von den Indianern Amolonga (Quelle des Wassers) genannt, das zwischen zwei riesigen Vulkanen lag, von denen einer, gleich dem Vesuv, Flammen und Lava, der andere kochendes Wasser ausspie.

Diese malerische Lage, die Milde des Klimas, die majestätische Nähe der beiden Vulkane und vor Allem die üppige Fruchtbarkeit des Bodens bestimmten Alvarado, hier eine Stadt zu gründen, welche der Hauptort dieser neuen Erwerbung Spaniens werden sollte. Der 25. Juli, als Jahrestag des heiligen Jakob, des Schutzpatrons von Spanien, wurde zu dieser Einweihung ausgewählt. Die Soldaten Alvarado's zogen mit Musik und fliegenden Fahnen in eine kleine improvisirte Kapelle, um für ihren Erfolg Gott zu danken und ihn zu bitten, daß er seine Gnade über die zu gründende Stadt ausgießen möchte. An demselben Tage ernannte Alvarado Alkalden und Regidor's; er bewilligte Jedem, der Grundbesitz wünschte, ein Stück Land und gab der werdenden Stadt den Namen Santiago de los Caballeros.

Ungeachtet dieser frommen Einweihung erfreuten sich Santiago und Guatimala nicht lange der Gunst des Schicksals. Acht Jahre nach der Gründung der Stadt (1532) drang ein wüthender Löwe aus den Cordilleren hervor und griff Menschen und Vieh an.*) Mehrere Jagden wurden gegen das Ungeheuer unternommen; man setzte Belohnungen für Diejenigen aus, die das Land von ihm befreien würden; aber der Löwe fuhr mit seinen Verwüstungen fort, bis ihn endlich ein Hirt durch einen Büchsenschuß tödtete.

(Schluß folgt.)

England.

Leben in Alt-England.

II. Ein Stutzer zu Ende des 16ten Jahrhunderts.

Das Ende des sechzehnten Jahrhunderts zeichnete sich, bei der Zunahme des Luxus unter einer weiblichen Regierung, durch die Entstehung der Stutzer aus. Diese merkwürdige Erscheinung jenes Zeitalters verdient eine besondere Schilderung. Die Lebensweise eines Stutzers war folgende:

Er stand zwar eine Stunde später als die arbeitende Klasse, aber dennoch nach unseren Begriffen erstaunlich früh auf, nahm das Frühstück ein, ordnete seine Kleider, Zierrathen und Waffen, ließ sich die Bartspitzen und den Schnurrbart kräuseln und parfümiren und begab sich dann auf den großen Sammelplatz aller Müssiggänger, den St. Pauls-Kirchhof. So wie die schöne Welt nach und nach eintraf, bemühte er sich, den zierlichen Schnitt seines Wammses und seiner Pluderhosen, die schöne Farbe seines schwarzen Baretts, die reiche Stickerei seiner Ketten und Schärpen, die kostbare Arbeit seines silbergriffigen Degens und Dolches bemerkbar zu machen, und sobald er des Hin- und Herschlenderns müde war, stand ein Mittel gegen die nordische Langeweile in den zahlreichen Bücherläden am Kirchhof zur Hand, wo er gewöhnlich mit Bekannten zusammentreffen konnte, die gemächlich umherstanden oder lagen, das letzte Werk untersuchten und kritisirten und die neuesten Kupferstiche durchblätterten. Waren die Bücher mit Gothischen Lettern und steifen, grimmigen Holzschnitten, die unseren heutigen Alterthümlern so theuer sind, für den Geschmack unseres Stutzers zu gelehrt, so waren die Tanz- und Fechtschulen für ihn offen, wo er sich in den Ringeltanz mischen oder einen aus den Französischen und Italiänischen Schulen neu eingeführten Stoß mit dem Rappier versuchen konnte. So verging die Zeit, bis ihn ein gewisses Etwas, das dem Hunger ähnlich war, daran erinnerte, daß es jetzt Zeit sey, sich mit einer Pfeife zu erquicken, deren Gebrauch damals allgemein war; und er hatte nicht weit zu gehen, um einen Tobacco-ordinary, das Urbild unserer Cigarren-Divans, zu finden. Das Rauchen bestand jedoch nicht aus den kurzen, scharfen, eiligen Zügen, wie zur jetzigen Epoche der Zeitersparniß, sondern war ein langsamer, feierlicher Akt, wobei die Wollust bis aufs Aeußerste getrieben wurde. Der Raucher nahm zuerst seinen Apparat heraus, den er immer bei sich trug und der aus einem mit Löffel, Zangen und Räumnadel versehenen silbernen oder goldenen Tabackskasten bestand; nachdem er die Pfeife mit Tabak gefüllt hatte, der, um den Geschmack der Nikotianischen Epikuräer zu befriedigen, so trocken wie Zunder seyn mußte, begann er seine Operationen und blies den Rauch langsam sowohl aus Mund als Nase hinaus, um zwei Sinnen auf einmal zu schmeicheln. Unterdessen war die Mittagsstunde, 11 Uhr, herangekommen. Er begab sich daher nach irgend einem beliebten ordinary (table d'hôte), wo Diners zu dem Preis von einem Shilling die Person bereitet wurden, und beim Eintritt in den Saal war sein erstes Bestreben, seinen Rang dadurch kundzugeben, daß er sich zu einem Sitz jenseits der Aequinoctial-Linie des Salzfasses drängte. Besaß er dazu eine hinreichende Dosis Unverschämtheit, so eignete er sich, um seine Wichtigkeit zu zeigen, einen doppelten Antheil an den Speisen und an der Unterhaltung zu und benahm sich mit einer Rohheit, die man heutzutage kaum in einer Gesellschaft Fuhrleute dulden würde; wenn es

*) Da Amerika keine eigentliche Löwen hat, so muß hier wohl ein Puma gemeint seyn. Immer bleibt es auffallend, daß ein Exemplar dieser Raubthier-Gattung, die sonst lange nicht so furchtbar ist, wie der Löwe der alten Welt, in der alten Geschichte der Kolonie gewissermaßen Epoche machen konnte.

ihm jedoch nicht gefiel, in Folge dieser liebenswürdigen Gewohnheiten mit einem Nachtisch von kaltem Eisen vorlieb zu nehmen, so wußte er genau, wie weit er gehen durfte, ohne sich eine Herausforderung zuzuziehen, da alle Veranlassungen zum Duell in dem Handbuch Vincenzio Saviolo's systematisch aufgezählt waren. Nach dem Essen kamen Karten zum Vorschein, worauf sehr hoch pointirt wurde, so wie Pfeifen, ohne welche das beste Diner unvollständig war. Sobald die Zeit zur Eröffnung des Theaters herankam, wurden die Pferde der Schauspielliebhaber durch ihre Reitknechte an die Thür des Wirthshauses gebracht, und nachdem unser junger Geck in den Globe eingetreten war, bestieg er die Bühne, miethete einen Stuhl und steckte eine neue Pfeife an, wobei er auch bemüht war, seine Figur und seinen Putz aufs Beste zur Schau zu stellen. Wenn es ihm indessen hierdurch nicht gelang, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, so fing er an, laut zu sprechen, schimpfte auf das Stück, die Schauspieler und den Verfasser, vielleicht mitten in einer der rührendsten Scenen Shakspeare's; und wenn die durch ein solches Betragen gestörten Zuschauer ihren Unwillen an den Tag legten, zog er sich mit einer Miene hochadliger Verachtung gegen die Plebejer des Parterres zurück, um andere Abenteuer aufzusuchen. Nachdem er den Tag in diesen oder noch zweideutigeren Frivolitäten zugebracht hatte, begab er sich zu einer verhältnißmäßig frühen Stunde nach Hause, da es damals weder sicher noch gewöhnlich war, sich so lange aufzuhalten, bis die Mitternachtsstunde schlug; und während er seinen Weg durch die finsteren und öden Gassen verfolgte, mußte er sich scharf nach den „Günstlingen des Mondes" *) umsehen, die draußen schon geschäftig waren. Oft wurde sein einsamer Gang durch eine Rotte der Stadtwache aufgehalten, die Partisanen auf den Schultern, ihre Schritte durch eine einzige Laterne beleuchtet und den Constable an ihrer Spitze, mit seinem langen Amtsstab bewaffnet; und da der Befehl, alle „umherschweifenden Leute" **) aufzugreifen, auf diesen Fall eine Anwendung zu haben schien, so wurde unser nächtlicher Wanderer, seinem stattlichen Putz zum Trotze, bisweilen auf eine unangenehme Weise zur Rede gestellt. Es gab ja auf den Straßen Diebe, die, wie er, in Sammet und Seide gekleidet, dem Räuberhandwerk oblagen.

Dies war die Lebensweise eines Mannes von gutem Ton während der Regierung der gefeierten Queen Bess.

Mannigfaltiges.

— **Deutschlands und Frankreichs Einfluß in Italien.** Die Franzosen haben die Stimmung der Deutschen Nation in Bezug auf das linke Rheinufer auf eine Weise kennen gelernt, wonach es ihnen vortheilhaft scheint, von dem Plane, dieses Deutsche Gebiet zu erobern, gänzlich abzustehen. Es kann indessen nicht fehlen, daß sie dafür auf eine andere Weise entschädigt zu werden suchen. Herr M. T. v. Partouneaux, der so eben eine Histoire de la conquête de la Lombardie par Charlemagne et des causes qui ont transformé, dans la haute Italie, la domination française en domination germanique sous Othon le Grand, herausgegeben, ruft seinen kriegslustigen Landsleuten ins Gedächtniß zurück, daß vor tausend Jahren der Französische Einfluß in Italien mächtig gewesen und durch die Deutsche Herrschaft daraus verdrängt worden sey. Dieselbe Thatsache, fährt Herr Partouneaux fort, habe sich seitdem noch zweimal wiederholt. Im 16ten Jahrhundert gewannen die Franzosen Italien und verloren es wieder; im Anfange des jetzigen Jahrhunderts fand die dritte Aufführung desselben historischen Drama's, und zwar mit mehr Glanz und Ruhm als die beiden ersten Male, statt. Frankreich hat sich in Italien Siegeskränze errungen: aber Deutschland hat zuletzt immer die Herrschaft des Landes behauptet. Mit Berücksichtigung des letzten Punktes fragen sich jetzt die Franzosen ernstlich: „Sollen wir noch einen vierten Versuch machen, und wer wird alsdann gewinnen?" Herr Partouneaux, der es mit seinem Vaterlande gut meint, giebt auf diese Frage folgende Antwort: „Aller guten Dinge sind drei, und Frankreich wird sehr klug handeln, wenn es an eine solche Eroberung gar nicht mehr denkt." Ob die Franzosen diesen Rath befolgen werden, muß die Zeit lehren. Für Deutschland kann es nicht gleichgültig seyn, wer in Italien die Hegemonie behält; denn da die politische Bedeutung dieses Landes sich eigentlich nur darauf beschränkt, daß es der Zankapfel zwischen Oesterreich und Frankreich ist, so muß Deutschland oder die Macht, die in Süd-Deutschland vorherrscht, wie Menzel sagt, Italien nothwendig an und in der Hand haben, so lange Frankreich, sey es nach dem Besitze Italiens, sey es auch nur nach einer freien Operationslinie gegen Deutschland, von dieser Seite her trachtet. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Gründer des Hauses Habsburg Italien aufgegeben und sich selbst überlassen hatte; erst seine Nachfolger sahen sich genöthigt, wieder nach Italien hinüber zu greifen, um die Franzosen daraus zu entfernen, weil es sonst in Französischen Besitz gekommen und Deutschland in der Flanke beständig und gefährlich bedroht hätte.

— **Deutsche und Englische Kunst unserer Zeit.** Bei Gelegenheit einer Besprechung der ausgezeichnet schönen Abbildungen Spanischer Bauwerke, die kürzlich unter dem Titel „L'España artistica y monumental" in Madrid erschienen, macht die Foreign Quarterly Review folgende Bemerkungen über die Kunst in England im Vergleiche zu der in Deutschland: „Warum besitzen wir in England keinen lebenden Künstler, der uns so herrliche Fresken herzustellen vermag, wie sie Cornelius und mehrere andere Deutsche Meister in Deutschland geliefert? Der Grund scheint uns sehr nahe zu liegen, und zwar glauben wir, der Mangel an großen Künstlern sey dem Mangel einer entsprechenden Kunstbeschützung zuzuschreiben. Man sagt zwar, daß das Englische Klima ein unbesiegliches Hinderniß für Freskomaler sey; wir glauben dies jedoch nicht und zweifeln auch nicht am Gelingen, wenn nur erst der rechte Künstler kömmt. Hoffentlich wird man, wenn es uns an einem solchen fehlt, dem Meister Cornelius gestatten, uns den Weg zu zeigen. England ist keineswegs über seinen Unterricht hinaus, denn es besitzt, seitdem sich das Grab über Hilton geschlossen, keinen Künstler, der als Historien-Maler genannt zu werden verdiente. Unsere Maler liefern ganz hübsche Sachen, aber auch nichts weiter; und daß die Englische Kunst in unserer Zeit keine Fortschritte mache, das hat leider die letzte Ausstellung der Königlichen Akademie mehr als hinlänglich bewiesen."

*) „Minions of the moon". First Part of King Henry the Fourth. Act I. Scene II.

**) „Comprehend all vagrom men". Much Ado about Nothing. Act III. Scene III.

Bibliographie. *)

England.

J. O. Halliwell An account of the European manuscripts in the Chetham library, Manchester. 8. Manchester. — Die Chetham Library ist eine öffentliche Bibliothek in Manchester. — In den wichtigeren der in diesem Verzeichnisse beschriebenen Handschriften werden zunächst eine Handschrift (Nr. 6711. 4. Pergament) der Reise des John Mandeville gehören, mit den Schlußworten: Translatus in Anglicum de lingua Gallicana; wodurch, nach Halliwell's Meinung, der selbst die neueste Ausgabe des Englischen Textes jener Reise besorgt hat (London 1839. 8.), die bekannte Streitfrage, in welcher Sprache ihr Verfasser sie geschrieben, für immer entschieden wird (man vergl. auch C. Schönborn Bibliographische Untersuchungen über die Reise-Beschreibung des Sir John Mandeville. Breslau 1840. 4.). Eine Handschrift der Flores historiarum des Matthäus Westmonasteriensis (Nr. 6712. 4. Pergament) erhält durch den Umstand besonderen Werth, daß sie früher Eigenthum eben des Klosters, in welchem Matthäus als Mönch lebte, des Klosters St. Peter zu Westminster, gewesen, und darfte bei einer etwaigen neuen Ausgabe dieses Geschichtschreibers nicht zu übersehen seyn. Zu den wichtigeren gehört ferner die Handschrift Nr. [illegible] (Folio. Papier), vorzugsweise Altenglische Gedichte enthaltend, darunter die anderweitig, handschriftlich und gedruckt, nur unvollständig vorhandene Romance of Torrente of Portyngale vollständig (nur wenige Blätter einer gedruckten Ausgabe sind in Douce's Sammlung auf der Bodleianischen Bibliothek). — Auch zwei Handschriften des Terenz und eine Handschrift des Justin bewahrt die Bibliothek.

J. F. Royle On the production of isinglass along the coasts of India, with a notice of its fisheries. 8. London.

W. Kinnebrook Etchings of the runic monuments in the isle of Man. With remarks. 8. London. 10 s. — Der Titel dieses Werks ist in Nr. 30 unvollständig angegeben worden. Durch die Beschränkung auf die Insel Man gewinnt es an Wichtigkeit.

Catalogue of the preparations illustrative of normal, abnormal and morbid structure, human and comparative, constituting the anatomical museum of St. Langstaff. 8. London. 10 s.

J. B. Fraser Mesopotamia and Armenia, from the earliest ages to the present times; with illustrations of their natural history (Edinb. cabinet library. Vol. 22). 8. Mit 1 Karte u. Holzschnitten. Edinburgh. 5 s.

The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh manuscripts. With an English translation and notes by Lady Charlotte Guest. Part 4. 8. London and Llandovery. 8 s. — Eine ausführliche Anzeige der ersten drei Theile dieser für die Literaturgeschichte des Mittelalters höchst bedeutenden Sammlung gab die Allgem. Preuß. Staats-Zeitung des vorig. Jahrg.

Homeri Ilias Graece, litera digamma restituta ad metri leges redegit et notatione brevi illustravit T. Shaw Brandreth. 2 vol. 8. London. 1 l. 1 s. — In derselben Weise gab R. Payne Knight Ilias und Odyssee heraus (London 1820. 4.).

T. S. Green A treatise on the grammar of the Greek New Testament dialect. 8. London. 10 s.

H. Hallam The constitutional history of England from the accession of Henry VII. to the death of George II. 4. edition. 2 vol. 8. London. 1 l. 4 s.

J. Syme (Prof. in Edinburg) Principles of surgery. 3. edition enlarged. 8. Mit 64 Holzschnitt. u. 14 Kupfert. 1 l. 4 s.

Memoirs of the life and writings of M. T. Sadler. 8. London. 14 s.

F. Strong (Königl. Bayerischer u. Hanov. Konsul in Athen) Greece as a kingdom, or a statistical description of that country, from the arrival of king Otho in 1833 down to the present time. Drawn up from official documents and other authentic sources. 8. London. 15 s. — Das Werk ist dem Könige von Griechenland dedizirt, und die Behörden waren angewiesen, dem Verf. auf alle mögliche Weise zu unterstützen.

G. Dunbar (Prof. des Griechischen in Edinburg) An attempt to ascertain the position of the Athenian lines and the Syracusan defences, as described by Thucydides, in books VI. and VII. of his History. 8. Edinburgh. 2 s. — Eine allerdings sehr spezielle Erläuterungsschrift des Thucydides.

C. Bell (Prof. der Chirurgie in Edinburg) Practical Essays. Part 2. 8. Mit Kupf. Edinburgh. 7 s. 6 d.

J. S. Buckingham The slave states of America. 2 vol. 8. Mit Stahlstichen. London. 1 l. 11 s. 6 d.

G. B. Airy (Königl. Astronom in Greenwich) Mathematical Tracts. 2. edition corrected. 8. London. 15 s.

G. Johnston A history of the British sponges and lithophytes. 8. Edinburgh. 20 s. — Von demselben Verfasser hat man eine History of the British zoophytes (Edinb. 1838. 8.).

Transactions of the institution of civil engineers. Vol. 2. Part 3. 4. London.

Papers on subjects connected with the duties of the corps of royal engineers. Vol. 3. London.

H. Nicolas A history of the orders of knighthood of the British empire, and of the medals, crosses and clasps, for naval and military services. To which is added a history of the royal order of the Guelphs of Hanover. 4 vol. 4. London. 7 l. 17 s. 6 d. Prachtausgabe 10 l. 10 s.

Die in Oxford erschienenen Aristotelis Opera ex recensione I. Bekkeri (11 vol. 8. 3 l. 11 s. 6 d.) sind ein Nachdruck der ordinären Berliner Ausgabe. Das neueste in Deutschland nachgedruckte Englische Originalwerk möchte dagegen Bulwer's letzter Roman (Zanoni. 3 vol. 8. London. 1 l. 11 s. 6 d.) seyn.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Tytler History of Scotland. Vol. 6. 6 s. — Reeve Conchologia systematica. Vol. 1. 2 l. 5 s. Kplcrirt 3 l. 10 s.

China.

Esop's Fables written in Chinese, by the learned Mun Mooy Seen-Shang, and compiled in their present form (with a free and literal translation), by his pupil Sloth (Robert Thom). Canton 1840. XIV. IV. 104 Seit. Zelte. — Enthält neben den Fabeln des Aesop auch deren von Phädrus, Barlandus u. A. Es ist dies das erste Buch, in dem man den Versuch gemacht hat, der zugleich vollkommen gelungen, Europäisches und Chinesischen Druck neben einander zu stellen. — Als diese Fabeln zum ersten Male (1837—38) zu Canton erschienen, veranlaßten die Mandarinen, die sich dadurch getroffen fühlten, deren Verbot.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Montag den 18. April 1842.

Syrien.

Von dem Harem und den Frauen des Orients.

Nach Ferdinand Perrier.*)

Man hat schon oft und viel über die Frauen des Orients und über die Sitten des Harems geschrieben, und dennoch macht man sich gewöhnlich, ungeachtet der vielen Schriften hierüber, oder vielmehr eben deswegen, in Europa eine eben so falsche als übertriebene Vorstellung davon. Mehrere Reisende haben den Harem, den einige uneigentlich Serail nennen, als ein furchtbares Gefängniß geschildert, in welchem ein eifersüchtiger Tyrann unglückliche und schöne Frauen grausam gefangen hält und sie des Genusses der freien Luft beraubt; andere haben daraus einen Ort der Prostitution, ein ekelhaftes Lupanar gemacht, in welchem der Besitzer, von seinen Eunuchen umgeben, sich den zügellosesten Ausbrüchen seiner bestialischen Natur überläßt; noch andere Reisende behaupten sogar, darin gewesen zu seyn und darüber als Augenzeugen sprechen zu können. Diese letztere Behauptung wird bei denjenigen, die einige Zeit im Orient gelebt und die Sitten der Muselmänner in der Nähe betrachtet haben, keinen Glauben finden können.

Das Wort Harem bedeutet theils die Zimmer oder die Wohnung, die von den übrigen Gebäuden abgesondert liegt und von Frauen bewohnt ist, theils die Frauen selbst. Reiche und Arme sprechen auf gleiche Weise, wenn sie auch nur Eine Frau oder gar nur eine Sklavin haben, von ihrem Harem.

Die Harems, welche viele Frauen enthalten, sind nicht so gewöhnlich, als man sich allgemein einbildet. Harems von zwanzig Frauen sind schon selten, um so mehr solche, welche diese Zahl überschreiten; und nur die Fürsten und Paschas besitzen die Mittel, einen derartigen Luxus zu entfalten und ein so zahlreiches Personal zu unterhalten. Das Gesetz erlaubt nur vier rechtmäßige Frauen; aber es ist fast ohne Beispiel, daß in einem und demselben Harem mehr als eine oder zwei solche sich befinden. Alle übrige Frauen sind weiße oder schwarze Sklavinnen, die der Herr gekauft hat, um sie zu seinen Favoritinnen zu machen und um sie für den besonderen Dienst bei seinen Genahlinnen zu verwenden. Andere Sklavinnen sind das Eigenthum der Frauen, welche dieselben für ihr eigenes Geld gekauft haben; denn eine jede derselben ist stolz darauf, eine große Anzahl Sklavinnen zu besitzen; oft ist es sogar der Fall, daß die Letzteren andere untergeordnetere Sklavinnen zu ihrem Dienste haben. Da jedes durch Geld erworbene Eigenthum nothwendiger Weise (in dem weitesten Sinne des Wortes) die Benutzung des gekauften Gegenstandes bedingt, so hat der Herr des Harems, als solcher, dieses erworbene Recht nur über die Sklaven, welche ihm gehören. Dies ist jedoch nicht mit den von seinen Frauen gekauften Sklavinnen der Fall; diese sind und bleiben für ihn Fremde, und er muß sie, wenn er seinem Gesetze treu seyn will, aus einem doppelten Grunde achten: erstens sind sie das Eigenthum eines Anderen, und dann verbietet es ihm seine Moral, eine Frau, die ihm nicht gehört, zu begehren.

Der Harem oder die Wohnung der Frauen hat, in Betreff der Eintheilung der Zimmer, nichts, was ihn von den übrigen Gebäuden unterscheiden könnte; die Fenster gehen gewöhnlich nicht nach der Straße, sie gehen meistens nach den inneren Höfen oder nach den von sehr hohen Mauern umgebenen Gärten. Sie sind beständig mit Stäben vergittert oder mit schönen Holz-Skulpturen verdeckt; manchmal hat das Fenster, außerhalb der Mauer, einen Vorsprung in Gestalt eines Balkons oder eines leichten Pavillons. Man nennt diesen Vorbau Muscharabia, welcher gewöhnlich nach einem vortrefflichen Arabischen Styl erbaut und von Arabesken oder anderem Schnitzwerk überladen ist. Auf dem kleinen Divan dieses Balkons ausgestreckt liegend, kann die Frau Alles, was draußen vorgeht, sehen, ohne selbst gesehen zu werden. In Syrien, wo man auf den Terrassen der Häuser einen großen Theil der Abende und sogar der schönen Sommernächte zubringt, errichtet man um diese Terrassen leichte Mauern, die aus in die Breite gelegten hohlen Cylindern von gebranntem Thon gebildet werden. Durch diese transparenten Mauern blickt die Frau auf die nächsten Umgebungen, ohne den eifersüchtigen Argwohn ihres Herrn zu wecken.

Bei den wohlhabenden Muselmännern ist die allgemeine Einrichtung eines Harems, der von einer gewissen Anzahl von Frauen bewohnt wird, fast überall dieselbe. Mehrere kleine abgesonderte Zimmer befinden sich an den Seiten eines großen Saales, der mit Divans möblirt und mit Springbrunnen, Blumen und Orangenbäumen geschmückt ist: dies ist der Versammlungsort der Frauen und der Empfangssaal des Herrn des Harems; auch ist sein Platz daselbst immer für ihn bereit und in einer Ecke des Divans durch einige wollene Kissen angedeutet.

Jede Frau oder Sklavin bewohnt eines dieser kleinen Zimmer, deren Thüren nach dem gemeinschaftlichen Saale führen. Sie sind gewöhnlich in zwei Hälften getheilt, so daß die Herrin, die mit ihren Sklavinnen oder Begleiterinnen in demselben Zimmer schläft, sich beliebig von ihnen trennen oder sie allein lassen kann, wenn sie den Besuch ihres Sidi (Herrn) erwartet.

Die Erscheinung desselben in dem Harem ist immer ein Gegenstand der Freude für die Frauen. Jede bemüht sich, durch eine geschmackvolle Toilette seine Blicke auf sich zu ziehen und ihm zu gefallen. Immer wird ein Blumenstrauß oder einige Früchte, die er besonders liebt, auf seinen kleinen Divan gelegt, um ihn zu erquicken und zu erfrischen. Sobald er in den Saal tritt, gehen ihm alle entgegen, umringen ihn und begrüßen ihn ehrerbietig; alle machen sich eine Freude daraus, seine kleinsten Wünsche zu errathen und zu befriedigen. Nur die rechtmäßigen Frauen dürfen, wenn der Herr sich gesetzt hat, auf dem Divan Platz nehmen. Die übrigen müssen stehen bleiben, bis er es ihnen erlaubt, sich zu setzen. Eine schwere Strafe und ein demüthigendes Zeichen der Ungnade würde es für diejenige seyn, welche er stehen ließe oder der er nicht mit der Hand gnädig zuwinkt, sich auf den Divan zu setzen.

Die Ehre, den Sidi zu bedienen, gehört besonders den rechtmäßigen Frauen und den Favoritinnen. Sobald er eingetreten ist, bringt eine von ihnen sein Nargileh, eine andere überreicht ihm den Sorbet oder den Kaffee. Zwei der jüngsten Sklavinnen setzen sich auf den Teppich zu seinen Füßen und schaukeln sich, indem sie dazu singen und einen ungeheuer großen Fächer von schwarzen Straußfedern bewegen, um ihm kühle Luft zuzuwehen.

Der Muselmann, welcher öffentliche Aemter oder Geschäfte zu besorgen hat, bringt den ganzen Tag gewöhnlich außerhalb des Harems zu. Er bleibt alsdann in seinem besonderen Divan, wo er Audienz giebt und Besuche empfängt. Hierher bringt man ihm seine Mittagsmahlzeit, welche er sehr häufig mit denjenigen theilt, die eben bei ihm sind, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie reich oder arm sind; aber wenn der Abend kommt, oder wenn er Ruhe nöthig zu haben glaubt, zieht er sich in seinen Harem zurück. Alsdann können weder Besuche noch Geschäfte, es müßten denn Sachen von der höchsten Wichtigkeit seyn, ihn hierin stören. In dieser Hinsicht genießt der Orientale die Freuden des Lebens besser, als der Europäer. Wenn der Türke in den Harem eingetreten ist, errichtet er zwischen der äußeren Welt und sich eine Scheidewand; er gehört sich alsdann ganz allein; denn es muß eine sehr ernste und sehr dringende Angelegenheit seyn, wenn ein Eunuche oder eine Lieblings-Sklavin ihn zu stören wagen sollte. Die Abendmahlzeit wird gewöhnlich im Harem eingenommen. Die Frauen bedienen ihren Sidi mit einer Sorgfalt und Aufmerksamkeit, welche man im Occident für niedrig und sklavisch halten würde; so sehr kontrastiren sie mit unseren Sitten und Gebräuchen.

Die Orientalen, welche mit den Fingern essen, waschen sich die Hände immer vor und nach der Mahlzeit; in den reichen Familien bringen drei Sklavinnen die Wasserkanne und die Handtücher. Die Frauen haben dieses Amt im Harem; die eine bringt erstens eine reichgestickte Serviette, welche sie zusammengefaltet in den Händen hält; dann läßt sie sich auf ein Knie nieder, breitet dieselbe ganz aus und legt sie auf die Kniee des Herrn. Eine andere bringt die Wasserkanne und das zum Aufnehmen des Wassers bestimmte Gefäß, kniet neben ihm nieder und gießt das Wasser tropfenweise auf seine Hände. Eine dritte reicht ihm hierauf eine neue Serviette zum Abtrocknen und besprengt ihm manchmal den Bart mit Rosenwasser. Der Herr ißt allein oder mit einer oder zweien seiner Frauen, welche er dazu einladet, während die übrigen sich bemühen, ihn durch Gesang oder Musik zu erheitern und zu erfreuen. Die Muselmännischen Frauen einer gewissen Klasse verachten den Tanz und überlassen diese in ihren Augen unedle Kunst den Almees, die sie als ein Gewerbe treiben.

In Abwesenheit des Herrn hält eine strenge Etikette die Harmonie unter den Frauen eines und desselben Harems aufrecht. Die Verletzung dieser Etikette ist selten und wird sogleich bestraft. Die Furcht, dem Sidi zu mißfallen, seine Ungnade sich zuzuziehen, und eine beständige Aufsicht erhalten die Ordnung und den Anstand weit besser, als strenge Maßregeln, welche daselbst ganz unbekannt sind. Der Muselmann, und besonders der Türke, gewährt

*) Aus dessen in diesen Blättern bereits mehrfach erwähntem Werke: La Syrie sous la domination de Méhémet-Ali.

gewöhnlich den Frauen seines Harems allen Luxus, den sein Vermögen gestattet. Gewöhnlich aus Vorsicht, und um nicht mit seinen Reichthümern zu prahlen, beobachtet er für sich in seiner Wohnung und in seinen Sitten die größte Einfachheit und gestattet sich den Luxus höchstens nur in seinen Waffen und seinen Pferden, um seine Schätze zu Verschönerung der Wohnung seiner Frauen und zur Befriedigung ihrer Wünsche aufzusparen.

Man hat sich also in Europa sehr getäuscht, wenn man die Frauen des Orients für unglücklich hielt. Von Kindheit an in dem Harem ihrer Mutter erzogen, wünschen sie nur sehnsüchtig den Augenblick herbei, wo sie diesen verlassen und in den eines Herrn und Ehemannes übergehen können; dieser Augenblick ist für sie die Erfüllung aller ihrer Träume und Wünsche. Sie können gewiß nicht die Genüsse entbehren, welche sie nicht kennen, und statt das Loos der Europäischen Frauen zu beneiden, ziehen sie allgemein das ihrige jenem weit vor.

Jenes beständige Bedürfniß der Freiheit, jene Thätigkeit, mit welcher die Frauen des Occidents an den Sorgen und Mühen ihrer Männer Theil nehmen, scheint den Orientalinnen mehr bemitleidenswerth als beneidenswerth, weil in den Augen der Letzteren die Ruhe, die Sorglosigkeit und die stillen Freuden des Harems das wahre Glück ausmachen. Uebrigens entbehren sie nicht ganz einer gewissen Freiheit und sind auch nicht beständig eingeschlossen. Sehr oft besuchen sich die muselmännischen Damen gegenseitig in ihren Harems. Alsdann verwehrt ein weißer, an der Thür aufgehängter Schleier während der ganzen Dauer des Besuchs dem Herrn den Eintritt, und dieses Zeichen ist für ihn eben so heilig, als einst für den Spanier die Sandale des Beichtvaters, welche dieser an der Thür des Zimmers seiner Frau zurückgelassen hatte. Sie treffen sich auch sehr häufig im Bade. Hier können sie den Neid der anderen Frauen erregen, ihre Geschmeide und ihre Kleider zur Schau tragen und mit der großmüthigen Freigebigkeit ihres Herrn prahlen. Das Bad ersetzt für sie jedes Schauspiel; es ist eines ihrer größten Vergnügen und zugleich eines ihrer größten Bedürfnisse. In Syrien sind diese Anstalten, deren es in jeder Stadt sehr viele giebt, von Mittag an nur von den Frauen besucht; ein an der Thür aufgehängter Teppich verbietet jedem Manne den Eintritt und schützt das Vergnügen, die Spiele, die muthwillige Freude der Frauen, die sich hier ungestört belustigen, bis in die Nacht, vor einem zudringlichen Blicke, vor jeder lästigen Beaufsichtigung, selbst vor der des Eunuchen.

Ihre Beschäftigungen im Innern des Harems sind im Allgemeinen sehr wenig anstrengend, und alle ihre Gewohnheiten haben einen verweichlichenden und zur Unthätigkeit verleitenden Charakter. Zwar beschäftigen sich einige mit Stickereien und leichten Nadelarbeiten; aber die meisten bringen gewöhnlich ihre Zeit damit zu, daß sie das Nargileh rauchen, spielen oder Konfekt essen, das sie ausgezeichnet gut zu bereiten verstehen.

Eine vollkommene Unverletzlichkeit, die durch die Gesetze und die Sitten geheiligt ist, umgiebt den Harem und die Frauen im Orient mit einer geheimnißvollen Atmosphäre. Die Muselmänner sind hierin so gewissenhaft, daß unter ihnen niemals von ihrem Harem oder von ihren Frauen die Rede ist. Ein Fremder muß sich sehr hüten, die Unterhaltung auf diesen Gegenstand zu leiten.

Dieser geheimnißvolle Schleier, diese finstere Eifersucht hat ohne Zweifel im höchsten Grade die Neugierde gewisser Reisenden erregt, welche die lächerlichsten Erzählungen hierüber verbreitet haben. Die christlichen und jüdischen Frauen werden manchmal, aber mit viel Vorsicht, in den Harem zugelassen. Von diesen Frauen haben verständigere Männer einige wahrhafte Nachrichten, welche hierüber bekannt geworden sind, erhalten.

Ich habe zwar gesagt, daß in den äußeren Formen des Harems der größte Anstand herrscht. Ich bin aber weit davon entfernt, behaupten zu wollen, daß eine eben so große Mäßigung in ihren Sitten wirklich existirt.

Ich will die abgedroschene Frage über den Einfluß und über die Resultate der Vielweiberei hier nicht erörtern: ich werde mich bloß auf einige Bemerkungen über die häuslichen Sitten der Orientalen in Vergleich mit denen des Europäers beschränken.

Der Letztere, mit einer beweglichen und stets thätigen Phantasie und mit feinerem, durch die Civilisation ausgebildeten Instinkt begabt, sucht in dem gegenseitigen Verhältniß der Geschlechter etwas Anderes, als einfache sinnliche Befriedigung: er will dieser die Genüsse des Herzens und Geistes hinzufügen. Wenn nach einer zu raschen Aufeinanderfolge sinnlicher Eindrücke Uebersättigung eintritt, so wird die feurige Einbildungskraft des Europäers diesem tausend Mittel an die Hand geben, seine erloschenen Begierden wieder zu beleben und nach Genüssen zu suchen, welche zwar nicht natürliche Genüsse sind, die aber fast niemals auf eine schimpfliche Weise die Gesetze der Natur verletzen. Die geistigen Genüsse sind dem Orientalen unbekannt; sein Instinkt ist zu grob, um Geschmack daran zu finden. Er sucht also in den ehelichen Verhältnissen durchaus nichts Anderes, als die Befriedigung der Sinne an und für sich, und nichts weiter. Die Verfeinerungen des Europäischen Leichtsinns sind ihm fremd; sie würden für ihn vielleicht sogar schwere Sünden seyn. Die Mannigfaltigkeit, welche die Wahl ihm gestattet, ersetzt sie zwar; aber er macht sich kein Gewissen daraus, noch schämt er sich, seine erschöpften physischen Kräfte durch die stärksten Droguen und Reizmittel, so oft er kann, wieder zu beleben. Die erste Frage, die ein Araber oder ein Türke, wenn er nicht zu den Gebildeten gehört, an einen Europäischen Arzt thut, wird immer die seyn, ob er ein Maguhn habe. Der Verkauf dieses Mittels ist öffentlich, und er ist der einträglichste Handel ihrer Droguisten.

Aber in Folge dieser Reizmittel zur Wiederbelebung der Kräfte, die mit den Begierden nicht zurückkehren, tritt besonders in den höchsten Klassen und, merkwürdig genug, vornehmlich bei den Türken, welche die meisten Frauen haben, Uebersättigung ein. Alsdann gerathen sie, aus Verdruß, ihren thierischen Instinkt, der ihnen zum Bedürfniß geworden, nicht befriedigen zu können, trotz der Mannigfaltigkeit der Wahl, in die schimpflichsten Verirrungen.

Dasjenige Laster, welches immer ein Schandfleck des Orients gewesen, ist in ganz Syrien, besonders bei den Türken und muhammedanischen Arabern, selbst bei denen, welche die zahlreichsten Harems besitzen, verbreitet. Man darf also dieses Laster nicht dem Mangel an Frauen zuschreiben, wie es der gelehrte Professor Lallemand behauptet; denn gerade in den untersten Klassen der Bevölkerung zeigt es sich am seltensten. In gänzlichem Widerspruche mit unseren Sitten, schließen die Regierungen die Augen bei diesen scheußlichen Ausschweifungen. Obgleich weniger zahlreich als in Konstantinopel, wurden dennoch schändliche Anstalten dieser Art in Syrien geduldet, wie sie es in Aegypten noch sind, während die Prostitution in allen Staaten Mehmed Ali's streng verboten wurde. *)

(Schluß folgt.)

Central-Amerika.

Gegenwärtiger Zustand des Freistaates Central-Amerika.

(Schluß.)

Im Jahre 1536 legte eine Feuersbrunst die Häuser von Guatimala, die fast sämmtlich von Holz und mit Schilf bedeckt waren, in Asche; aber am 11. September 1541 setzte ein noch fürchterlicheres Ereigniß die Bewohner in Schrecken und Bestürzung. Schon drei Tage lang wüthete ein furchtbarer Gewittersturm: Regen und Hagel fielen unter Donnern und Blitzen beständig herab. Am 12ten um 2 Uhr Morgens verspürte man eine Erderschütterung, die immer gewaltiger wurde, und bald sah man einen ungeheuren Strom siedenden Wassers aus dem Krater des Vulkans hervordringen. Dieser Strom zermalmte die Felsen, entwurzelte die Bäume; jedes neue Hinderniß vermehrte noch seine Kraft und sein Ungestüm: endlich stürzte er wie eine Lawine auf die Stadt, riß die Häuser nieder und begrub die schlafenden Einwohner unter ihren Trümmern. Nur der kleinste Theil der Bevölkerung entrann diesem Unglück. Auch die Witwe des Stifters (Pedro de Alvarado) kam in jener entsetzlichen Nacht um's Leben.

Nach dieser Katastrophe verließen die namhaftesten Bewohner von Guatimala ihre Stadt, welche offenbar dem Wasser-Vulkane (V. del Agua) zu nahe lag, und bauten sich zwei Leguas weiter, an den Ufern des Rio Pensativo, an, wo sie vor jedem ähnlichen Unglück geschützt zu seyn hofften. Im J. 1542 wurde das Fundament der neuen Stadt gelegt, und bald wanderte die ganze Bevölkerung dahin. Dieses zweite Guatimala lag in einem engen Thale, das an beiden Seiten von hohen Bergen eingeschlossen und von zwei Flüssen bewässert war, welche die herrlichste Vegetation erzeugten; allein die Bewohner genossen der Sicherheit, die sie hier hatten finden wollen, nur kurze Zeit. Obschon diese Stadt über zwei Jahrhunderte sich erhielt, so haben ihre Annalen doch eine fast ununterbrochene Reihe entsetzlicher Unglücksfälle aufzuweisen. Wir wollen sie in gedrängter Kürze erzählen.

Drei Epidemieen, die in den Jahren 1558, 1601 und 1686 die Gegend heimsuchten, rafften drei Mal ein Zehntheil der Bevölkerung hinweg. Von 1563 bis 1650 setzten zwanzig Erdbeben die Stadt in Schrecken und zerstörten ihre vornehmsten Gebäude. Das Erdbeben vom 18. Februar 1651 war so gewaltig, daß in den Umgebungen Guatimala's mehrere Wälder von der Erde verschlungen wurden und Raubthiere eine Zuflucht in der Stadt suchten. Von 1717 bis 1721 gab es unaufhörliche Erdstöße und Ausbrüche, Aschenhaufen thürmten sich in den Straßen von Guatimala, und die meisten Gebäude sanken in Trümmer. Alle diese Unfälle waren jedoch nur ein Vorspiel des fürchterlichen Drama's vom 29. Juli 1773.

Am Morgen des 23sten war das Meer an den Küsten sehr unruhig: unterirdische Explosionen brachten die beiden Vulkane in Gährung; der eine spie Wasser, der andere Lava und Asche. Im ganzen Thale sah man Erdrisse, aus denen mit Pech und Schwefel geschwängerte Dünste emporwallten. Endlich, nach fünftägiger angstvoller Erwartung, öffnete sich der Abgrund; die Stadt mit ihren Reichthümern und mit 8000 Familien verschwand in den Eingeweiden der Erde, und Ströme glühenden flüssigen Lehmes wälzten sich für immer über die Ruinen. Dessenungeachtet — sollte man es für möglich halten! — bestanden diejenigen Bewohner, die das Verderben verschont hatte, hartnäckig darauf, in ihren vereinzelten Häusern zu bleiben, und es bedurfte erst eines neuen Erdstoßes (13. Dezember 1773), um sie ein für alle Mal zur Auswanderung zu bestimmen.

Am 16. Januar 1774 beschloß man feierlich eine Verlegung des Sitzes der General-Capitainerie nach dem acht Leguas entfernten Thale Las Vacas. Der König von Spanien billigte diese Verlegung; er gestattete sogar zehn-

*) Die sämmtlichen Scheichs und Ulemas versammelten sich 1834 in Kahira, um bei Mehmed Ali auf die Abschaffung der Prostitution in seinen Staaten anzutragen. Verschiedene Intriguen, von den Frauen einiger Aegyptischen hohen Beamten angezettelt, weil sie darüber aufgebracht waren, daß ihre Männer die Prostitutionshäuser besuchten, hatten diesen Schritt der Scheichs veranlaßt. Aber die Aepalte (Monopol-Steuern), womit der Vice-König die Prostitution belegt und die er einem Administrator in Pacht gegeben hatte, waren ein großer Zweig seiner Einkünfte, und er befahl daher den Scheichs, sie möchten überlegen, auf welche andere Weise er zu seinen Einkünften wieder kommen könnte, und alsdann würde er ihrem Wunsche willfahren. Man kam dahin überein, daß die Summe, welche das Monopol der öffentlichen Frauen einbrachte, durch eine direkte Steuer anderer Art ersetzt werden sollte. Alsdann vertrieb man mit Gewalt diese Frauen aus allen Städten Aegyptens; man lud sie schaarenweise auf Kähne und deportirte sie bis an die Gränzen Nubiens. Mehrere, die entschlüpft waren und ihr vormaliges Gewerbe wieder begonnen hatten, wurden in Säcke genäht und in den Nil versenkt. Dieselbe Execution fand den 11. Juni 1839 in Syrien statt. Koreinie, Pascha von Adana, ließ sieben Prostituirte in leinene Säcke nähen und ins Meer werfen.

jährigen Erlaß der Lokal-Zölle zum Besten der neuen Stadt, und die Behörde wurde am 1. Januar 1776 installirt. Die beiden zerstörten Städte sind jedoch nie gänzlich verlassen worden: Guatimala la Vieja zählt jetzt noch 2300 Einwohner, deren Häuser um ein Franziskaner-Kloster gruppirt sind, und in Guatimala la Antigua findet man mitten unter den Ruinen eine Bevölkerung von 8—9000 Seelen.

Das jetzige Guatimala liegt auf einem sanft abgedachten Plateau, welches eine ungeheure, von Bergen umzogene Ebene beherrscht. Die benachbarten Felder sind wohl angebaut, und überall befördern Wässerungs-Kanäle ihre natürliche Fruchtbarkeit. Das Klima Guatimala's ist ein beständiger Frühling; seine milde und reine Atmosphäre erinnert an die schönsten Maitage im mittäglichen Europa. In den umliegenden Thälern dagegen herrscht eine Temperatur wie in der Schweiz; denn hier findet man ewige Gletscher und köstliche frische Quellen. An den Gestaden des Oceans ist die Atmosphäre eben so glühend, wie unter dem Aequator. Dieser Verschiedenheit des Klima's auf einem sehr beschränkten Striche dankt man es, daß die Märkte von Guatimala mit den mannigfachsten Früchten und Gemüsen immer reichlich versorgt sind.

Aus einer gewissen Entfernung betrachtet, gewährt Guatimala im Sonnenglanz des Tages und im purpurnen nächtlichen Wiederscheine der Feuer, die dem nahen Vulkane entsteigen, einen entzückenden Anblick. Im Innern zeichnet sich Guatimala vor allen anderen Städten Süd-Amerika's durch Eleganz und Reinlichkeit aus. Die wohlgepflasterten, schnurgeraden und 12 Metres breiten Straßen sind alle von Kanälen mit frischem Wasser durchschnitten. Der vornehmste öffentliche Platz ist ein großes Viereck, dessen Seiten 150 Metres in der Länge haben. Die von einem Italiänischen Architekten in modernem Styl erbaute Dom-Kirche steht an der Ostseite, und eine schöne Fontaine aus Stein ziert die Mitte dieses Platzes, von welchem vier große Straßen ausgehen.

Die Häuser von Guatimala sind wegen der häufigen Erdbeben nur ein Stockwerk hoch, aber sehr räumlich gebaut, und ihre ganze Einrichtung ist dem Klima sehr angemessen. Jede Wohnung besitzt einen oder mehrere Gärten, Höfe und Plattformen, auch Fontainen mit frischem klaren Wasser. Diese zum Theil gepflasterten und von Gallerieen umgebenen Höfe und Gärten sind mit den mannigfachsten Blumen und Büschen geziert. Das Innere der Häuser ist nach einem fast gleichförmigen Plane abgetheilt, wie in den alten Spanischen Residenzen. Ein großer, von mehreren Thüren durchbrochener Saal steht mit verschiedenen Gemächern in Verbindung; in diesem Raume giebt man große Gesellschaften und Familienfeste.

Die Bewohner Guatimala's sind bigott; jedes Haus schmückt ein Bildniß des Erlösers, der heiligen Jungfrau, oder sonst einer heiligen Person, und über jeder Thür liest man Gebete und Anrufungen verschiedenen Inhalts. Obwohl die neue Constitution Freiheit in der Ausübung jedes Kultus proklamirt hat, so erhält doch kein Fremder in einem Hause Zutritt, bevor er auf der Schwelle sein katholisches Glaubensbekenntniß gesprochen hat. Man wird leicht begreifen, daß unter dem Einflusse solcher Ideen alle Kirchenfeste in Guatimala mit großem Pomp gefeiert werden. Nicht nur die vornehmsten Mysterien der Religion, sondern auch eine Menge von Heiligen und geweihten Gegenständen erhalten in Kirchen und Privathäusern einen besonderen Kultus. Man begiebt sich zu dieser oder jener Señora, um die Novena zu feiern, die sie gestiftet hat;*) an einem solchen Tage verwandeln sich die Salons in Oratorien. Am Weihnachtstage giebt es kein Haus in Guatimala, wo man nicht, je nach dem Geschmack oder dem Wohlstand der Familie, eine mehr oder weniger malerische und kostbare Darstellung der Huldigung an der Krippe zu schauen bekäme. Am ersten Januar besucht Jeder ohne Ausnahme die Neujahrs-Messe, und mitten unter den Gebeten und Kniebeugungen gratulirt man einander gegenseitig. Dasjenige Fest aber, welches die Andacht der Bewohner Guatimala's im höchsten Grade erweckt, ist die Jahresfeier der Empfängniß der heiligen Jungfrau.

Die einzigen nicht religiösen Volksfeste in Guatimala sind Stiergefechte, jämmerliche Parodieen derer von Sevilla und Madrid. Guatimala besitzt noch kein Theater; die politischen Wirren haben den Ausbau eines schon lange begonnenen Schauspielhauses unterbrochen. Wenn eine Gesellschaft von Liebhabern oder wandernden Schauspielern Vorstellungen geben will, so verwandelt man einen Hofraum in eine Bühne, was auch ohne Schwierigkeit angeht, da alle Höfe großer Häuser von bedeckten Gallerieen eingeschlossen sind. Uebrigens ist der freie Himmel bei allen Zusammenkünften der Guatimalefer eine große Wohlthat, da Männer und Frauen beständig Cigarren rauchen und sonach jede Versammlung bald in eine dichte Wolke von Tabacksqualm eingehüllt ist.

In Guatimala erscheint keine Zeitschrift, und obwohl die Stadt seit 1678 eine Universität besitzt, so werden Literatur und Wissenschaft doch wenig geachtet. Mönche und Barbiere tragen alle Neuigkeiten umher und entstellen sie nach Belieben auf die seltsamste Weise. Nur von dem, was die Regierung unternimmt, erhält man genauere Kunde. Ist Alles ruhig, so bemerkt man in den Straßen weder Patrouillen noch Schildwachen; bedroht aber Morazan die Stadt, oder steht eine Verschwörung innerhalb ihrer Mauern zu befürchten, so werden alle Zugänge bewacht; an jeder Straßenecke steht eine Schildwache, und des Abends hört man beständig „Wer da!" rufen und Flintenschüsse fallen; denn die Indianer Carrera's machen sich solche Augenblicke der Unruhe zu Nutze, morden und plündern. Sobald die Nacht einfällt, verriegelt jeder Bewohner sein Haus und öffnet keinem Menschen. Wehe dem Fremden, der zu seinem Einzug in Guatimala den Abend gewählt hat! Der Hausbesitzer, an den er empfohlen ist — denn es giebt keine öffentliche Herberge in der Stadt — wird ihn unter keiner Bedingung aufnehmen; er muß auf einer Hauptwache der Indianer bleiben, wo sein Leben und seine Börse in größter Gefahr sind.

*) Novena heißt ein neuntägiges Gebet zu Ehren irgend eines Heiligen.

Zwei Häfen, der eine im Norden, der andere im Süden, setzen Guatimala mit beiden Weltmeeren in direkte Verbindung; diese beiden Häfen, von welchen der eine Golfo Dulce und der andere Iztapa heißt, sind noch auf keiner Karte eingetragen; es sind zwei armselige Rheden ohne Schutz, in denen sehr wenige Schiffe einlaufen und für welche in nautischer Beziehung noch gar nichts geschehen ist. In Iztapa schiffte sich Pedro de Alvarado ein, um Pizarro die Schätze von Peru streitig zu machen. Die übrigen bewohnten Städte dieses Staates, die noch einige Erwähnung verdienen, sind: Chiquimala, Coban, Socomesco, Guezaltenango, Totonicopan und San-Miguel. In dem Staate San Salvador, wo Morazan einen Rest von Autorität bewahrt, findet man außer der gleichnamigen Hauptstadt keine Stadt von Bedeutung. Diese liegt am rechten Ufer des Bernadillo, zwischen schönen Tabak- und Indigo-Pflanzungen; sie hat eine Bevölkerung von 26,000 Seelen und publizirt ein Wochenblatt. Matapas, obwohl in einem metallreichen Distrikte belegen, Sonsonate, Isalco und San-Vicente, die wegen ihrer Vulkane die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen, verdienen es kaum, daß man ihrer erwähnt.

Die Hauptstadt des Staates Honduras, der von dem Mulatten Ferrara befehligt wird, zählt nicht über 12,000 Seelen. Alle übrige Städte liegen zerstreut und sind durch ungeheure Wälder und Moräste von einander geschieden; die Bevölkerung ist dünn gesäet und träge. Das von Goldminen umgebene Corpus hat keine Arbeiter, um sie auszubeuten. In dem Staate Costa-Rica, wo der Vice-Präsident, Don Diego Vigil, Morazan und Carillo einander die Obergewalt streitig machen, rechtfertigt nichts den emphatischen Namen (reiche Küste), den dieses Gebiet durch die ersten Spanier erhielt. Seine Bergwerke sind fast gänzlich verlassen, und seine Häfen werden nur selten von Europäischen Schiffen besucht; aber die Wälder sind noch immer prachtvoll, die Landschaften malerisch und die Wiesen von unvergleichlicher Fruchtbarkeit. Unter der Spanischen Herrschaft war Cartago die Hauptstadt dieser Provinz; allein die Republikaner haben, um jede Spur ihrer ehemaligen Knechtschaft auszulöschen, den Sitz der Regierung nach San José verlegt, einer ganz neuen Stadt am Stillen Ocean, deren Straßen sehr breit, aber mit kleinen unscheinbaren Häusern besetzt sind. Die einzige blühende Stadt des Staates, Alhuela, zählt 10,000 Einwohner.

In dem Staate Nicaragua, dessen Klima heiß und feucht ist, herrschen beständige Fieber. Gewitter und Erdbeben sind häufig, besonders in der Regenzeit. Granada ist die Hauptstadt, Leon aber, mit seiner prächtigen Kathedrale und zahlreichen Bevölkerung, die vornehmste Stadt des Landes, das auch in Realejo am Stillen Ocean einen der schönsten Häfen des weiland Spanischen Amerika's besitzt. Trotz dieser Vortheile und der üppigen Vegetation ist Alles traurig und hinschmachtend.

Die Republik Central-Amerika hat sich also in fünf einander feindselige, von der Anarchie aufgeriebene, von Schulden ruinirte Staaten zerstückelt, die ohne Finanzen, ohne Handel und Industrie sind, und von denen die beiden vornehmsten — Guatimala und Honduras — unter den Schutz der Indianer sich begeben müssen! Welches Schicksal würde dieser Republik drohen, wenn die Indianer, ihrer Kraft sich bewußt, für den Druck, unter welchem ihre Race seit mehr als drei Jahrhunderten seufzt, endlich Rache nehmen wollten; wenn sie die ausgearteten Nachkommen der alten Eroberer vertrieben oder niedermetzelten, und sich selber zu Herren des Landes machten, das nie aufgehört hat, ihr Eigenthum zu seyn? Scheint nicht Carrera mit seinen despotischen Handlungen, mit den blutigen Hinrichtungen, die er ohne rechtliche Form verhängt, andeuten zu wollen, daß er die Rolle eines Befreiers der Indianer spielen möchte? Wir glauben nicht, daß seine Pläne so weit reichen, und sind im Interesse der Civilisation weit entfernt, so etwas zu wünschen; aber die schändliche Unterwürfigkeit, welche ihm von Seiten der Centralisten in Guatimala bewiesen wird, könnte ihm sehr wohl einen solchen Gedanken eingeben. Er brauchte alsdann nur mit den Mosquito's, den Poyal's, den Tauka's und Jambo's, lauter unabhängigen Stämmen im östlichen Guatimala, eine Allianz zu schließen, und seine Macht würde bald fest gegründet seyn. (F. u. R.)

Rußland.

Helena Glinskaja, von N. Polewoi.

Dieses Russische Drama in fünf Akten, die neueste Schöpfung eines eben so vielseitigen als geistreichen Schriftstellers, ist, während sein Erfolg auf der nordischen Bühne sehr glänzend gewesen, von der nordischen Biene hart mitgenommen worden. Ein Herr M—tsch hat, obwohl im Uebrigen zur Partei des Verfassers sich bekennend, die Mängel seines Drama's so freimüthig und rückhaltlos getadelt, daß Herr Bulgárin sich genöthigt gesehen, in einer Note zu erklären, er könne mit der Ansicht des Kritikers „nicht ganz einverstanden seyn."

Das Stück spielt in einer sehr dramatischen Epoche der Russischen Geschichte. Nach dem Tode des Großfürsten Wassilji Joannówitsch wurde das Reich, ob der Minderjährigkeit seines Sohnes, durch eine aus Bojaren gebildete Regentschaft verwaltet. An der Spitze dieser Regentschaft stand eine junge Witwe, die Großfürstin Helena Glinskaja, aus Litthauischem Geschlechte, eine Nichte des Verräthers Glinski, ein schlaues, arglistiges und

leidenschaftliches Weib. Ihre rechte Hand war der Fürst Obolenskji-Owtschina, dem sie zum Aergerniß des Hofes und des ganzen Volkes ihre Liebe schenkte. Die Minderjährigkeit des Großfürsten, das seit Olga's Zeiten nicht wieder vorgekommene Beispiel einer den Thron beherrschenden Frau, der geheime Liebesbund dieser Frau mit einem Unterthanen, der Haß des Volkes gegen sie, wie überhaupt gegen das ganze Geschlecht der Glinskji — alles dies mußte Unruhen und höfische Intriguen erzeugen. Die Großen des Hofes, welche schon in den letzten Jahren der Herrschaft Wassilji's die Regierung an sich gerissen hatten, umgaben die Wiege des Nachfolgers und den Thron seiner Mutter mit Empörung. Jede Partei strengte sich an, über die andere zu siegen; aber Alle zumal haßten den Liebling der Regentin, einen klugen und verschlagenen, aber grausamen Menschen.

Unterdeß verzehrte sich im Kloster Susdal eine durch Tugend und weibliche Anmuth ausgezeichnete Frau, die erste Gemahlin Wassilji's, in ihrem Kummer. Solomonia war wegen Unfruchtbarkeit von ihrem Gemahle verstoßen und mit Gewalt zur Nonne gemacht worden. Wassilji empfand großen Verdruß darüber, daß ihm ein Nachfolger fehlte; wenn er die Vögel in den Lüften sah, rief er nicht selten aus: „Ihr seyd glücklicher als ich: denn ihr habt Kinder und ich habe keine!" Von Helena's Schönheit gefesselt, that er einen in der Russischen Geschichte bis dahin unerhörten Schritt — er trennte sich von seiner Gemahlin, mit welcher er zwanzig Jahre lang in Eintracht gelebt hatte. Dem Volke war es jedoch nicht unbekannt, daß die Vorsehung, gleichsam zur Strafe Wassilji's, der Solomonia einen Sohn schenkte: bald nach ihrer Einsperrung ins Kloster gebar sie einen Knaben, der den Namen Georgij erhielt. Ueber das Schicksal dieses Knaben schweigt die Geschichte.

Helena Glinskaja, Fürst Obolenskji-Owtschina und Solomonia sind drei Hauptpersonen, auf die man ein Drama gründen kann. An ihnen hat die Phantasie eines Dichters schon Stoff genug. Allein sie sind bei weitem nicht Alles: man nehme noch die Fürsten Jurji Joannówitsch und Andrei Joannówitsch, Beide Oheime des jungen Herrschers, welche durch die Nachstellungen der Großen und Obolenskji's Grausamkeit ihrer Freiheit beraubt wurden und im Gefängniß vor Hunger und Folterqualen starben. Man vergesse auch nicht das seltsame Schicksal des Fürsten Michail Glinskji, des Oheims der Helena, welcher, nachdem er wegen Verraths zehn Jahre im Kerker gesessen, der erste Rathgeber des Zars wurde, der ihn sterbend für die kräftigste Stütze seines Throns erklärte. Ein verständiger und im Unglück stolzer Magnat, war er gleichwohl für seine Nichte, ihren Anbeter und die Großen ein Gegenstand des Hasses und verschmachtete ebenfalls im Kerker! Außerdem hat diese Epoche eine Reihe anderer ausgezeichneter Magnaten aufzuweisen, die gegen Helena, Obolenskji und alle Littbauer Haß nährten. Zu Allem rechne man noch die Wendung, welche das Schicksal Helena's und ihres Günstlings nahm — sie wurde vergiftet, er durch Hunger getödtet — und es entrollt sich ein ganzes Gewebe von Personen und Zuständen, aus welchem eine kunstreiche Hand ein Drama voll Handlung, Leben und Leidenschaften gestalten könnte. Hier haben wir Liebe, Haß, Intriguen, Leiden und Kämpfe; wir haben einen Hof, Magnaten, endlich ein Volk, das mit Furcht und Beben von Allem Zeuge war und wegen des endlosen Abstandes zwischen ihm und den handelnden Personen nicht vorher sehen konnte, wohin dies Alles am Ende führen würde.

Es bedurfte, wie der Rezensent bemerkt, nur einer so vertrauten Bekanntschaft mit jener Epoche, wie Herr Polewoi, nach dem 6ten Bande seiner Geschichte des Russischen Volkes zu schließen, sie besitzt, und der Gabe, die Erzählung in Handlung umzusetzen — so wäre eines der anziehendsten historischen Dramen fertig gewesen. Er muß aber mit Bedauern hinzufügen, daß seine Erwartungen sehr getäuscht worden sind. Statt eines treuen Bildes jener Epoche, die der Verf. so glücklich gewählt, fand der Rez. zusammengeflickte und nur den Russischen Sitten angepaßte Bruchstücke aus allen erdenklichen Dramen und selbst Romanen. „Alles beweist", sagt er, „daß Herr Polewoi ein sehr glückliches Gedächtniß hat; aber zum Unglück ist auch unser Gedächtniß ziemlich treu: denn als wir das neue Drama aufführen sahen, begrüßten wir uns in einem fort mit alten Bekannten — einmal war es Shakespeare, ein anderes Mal Walter Scott, ein drittes Mal Puschkin, oder Kukolnik, oder selbst Ostérov."

Der Rezensent belegt nun sein Urtheil mit mehreren Beispielen und zeigt auch besonders, daß die Geister und dämonischen Wesen, welche Herr Polewoi von Shakespeare erborgt, übel motivirt sind und entweder kalt lassen oder statt des Grausens ein Lächeln erwecken. Von den Charakteren ist nach seiner Meinung der Helena's, als einer feurigen und leidenschaftlichen Frau, die um ihrer Liebe und des geliebten Gegenstandes willen Alles vergißt, besser als jeder andere gezeichnet. Das Endergebniß des Herrn M—tsch lautet wie folgt: „So ist denn Herrn Polewoi's neues Drama eine mißlungene Schöpfung, eine dramatische Mosaik, eine Anhäufung gehaltloser Effekte, schlecht gezimmert und schlecht zusammengeleimt. Viele unnütze Einschiebsel erkälten die Handlung und dehnen sie in die Länge — diese Einschiebsel sollen nur zu Verstärkung der Effekte dienen. Ganze Personen, welche das Drama sehr gut entbehren könnte, sind allein um der Effekte willen da." ....

„Als wir die Helena Glinskaja auf der Bühne geschaut und dann im Repertoir wieder durchgelesen hatten, fragten wir uns lange: Was wollte nur der verehrte Polewoi mit diesem Drama sagen? Welches ist der Grundgedanke, um den alle fünf Akte sich drehen? Ohne Zweifel gar keiner — der Autor wollte ein Drama schreiben, das alle mögliche Effekte enthielte, und damit genug! Er hat eine Puppe geformt und mit allen erdenklichen Lappen ausgeputzt: die Puppe ist ziemlich bunt geworden, ein ganz artiges Spielwerk, aber auch nur ein Spielwerk; sie mag Kindern Freude machen — ein Erwachsener sieht sie an und lächelt."

Zu diesem von uns ausgezogenen Artikel bemerkt nun Herr Bulgárin in seiner dämpfenden Note, ohne auf irgend etwas näher einzugehen: „Wir unseren Theils sind überzeugt, daß Helena Glinskaja ein vortreffliches Drama ist: der Charakter Helenens ist überall meisterhaft durchgeführt, der Charakter Mariens *) sehr schön gezeichnet, und das Ganze hat ein allgemeines Russisches Interesse. Gebe uns Gott noch mehr solcher Stücke, wie Helena Glinskaja!" Diese mit einem begeisterten Ausrufe schließende Erklärung muß allerdings etwas auffallen, da Herr Bulgárin anfänglich nur sagt, daß er mit des Kritikers Meinung nicht ganz übereinstimme.

Mannigfaltiges.

— Justinus Kerner. Herr Henri Blaze, der seinen Landsleuten schon manche interessante Studien in Bezug auf die Deutsche Literatur, namentlich über Goethe und Schiller mitgetheilt, giebt in einem der neuesten Hefte der Revue des deux Mondes ein anmuthiges Bild von Justinus Kerner, dem Dichter und dem gutmüthigen Schwärmer in der Welt der Somnambulen. Um den Wohnort Kerner's zu schildern, beginnt Herr Blaze seine Darstellung mit einer recht gelungenen Paraphrase von Bürger's Weibern von Weinsberg, die ihn nach dem der „Weibertreue" gegenüber gelegenen idyllischen Hause des Schwäbischen Dichters führen. Hier hat Herr Blaze mit einem Französischen Reisegefährten eine, wie es scheint, sehr freundliche Aufnahme gefunden, denn der Dank dafür spricht sich in der ganzen Darstellung aus, die uns übrigens mit dem äußeren und inneren Leben Kerner's vertrauter macht, als wir es bisher durch irgend eine Deutsche Mittheilung waren. Aber nicht bloß mit Kerner selbst, sondern auch mit dessen Freunden Uhland und Schwab macht Herr Blaze bei dieser Gelegenheit seine Französischen Leser bekannt, denen er hier zugleich die Geschichte der Seherin von Prevorst zum erstenmale überliefert. Das Ganze ist eine sehr dankenswerthe Studie, und wir können nur den Wunsch hinzufügen, daß Herr Blaze fortfahren möge, mit gleicher Achtung vor Deutscher Sitte und Deutscher Tradition, die Geschichte unserer Poesie und das Leben unserer Dichter seinen, wie es scheint, für solche Darstellungen immer empfänglicher werdenden Landsleuten zu schildern. Gewiß wird dadurch die Kenntniß unserer Zustände in Frankreich und folglich auch die Achtung vor denselben ungleich mehr gefördert, als durch sämmtliche Reisebeschreibungen Französischer Touristen an Rhein, Donau und Spree. Allerdings werden die überdeutschen Zeitungsschreiber in Schwaben und anderen oberdeutschen Gauen darüber lächeln, daß wir auf solche, von einem Franzosen herrührende Würdigungen überhaupt noch einen Werth legen; wir lassen uns jedoch darin nicht irre machen. Ja, wir glauben, trotz aller kleinen Kriege der Journalisten von hüben und drüben, daß eben in der vermehrten Achtung, die Frankreich vor Deutschlands geistigem Ringen und Streben bekömmt, die größte Bürgschaft für die Aufrechthaltung des gegenseitigen Friedens liegt.

— Justus Liebig. Der Name des Professors Justus Liebig in Gießen ist wohl jetzt einer der gekanntesten Deutschen Namen im Auslande. Seine Wissenschaft hat den Vortheil, nicht bloß ins Leben überzugehen, sondern sogar das Leben selbst, organisches Pflanzenleben, hervorzurufen und zu fördern, und daher kömmt es, daß sie verbreiteter ist, als irgend eine andere. Nicht bloß in Deutschland findet sich ein großes Publikum rationeller Landwirthe, sondern auch in Frankreich, und noch mehr in England und Nord-Amerika. In den Vereinigten Staaten ist Liebig's Lehrbuch der organischen Chemie auf mehreren Hochschulen den Vorträgen über landwirthschaftliche Kultur zum Grunde gelegt, und die North-American Review hat bereits über einige Werke berichtet, die auf Liebig's Theorie weitergebaut sind. Dr. Lyon Playfair hat unter Liebig's Augen dessen Manuskript ins Englische übersetzt **), und die Quarterly Review sagt bei Gelegenheit einer Anzeige dieser Uebersetzung: „Wir freuen uns, zu erfahren, daß von diesem überaus schätzbaren Werke die zweite Auflage bereits unter der Presse ist und zu wohlfeilerem Preise ausgegeben werden wird; ferner, daß in Frankreich zwei Auflagen desselben vergriffen waren, daß eine dritte Auflage des Originals kürzlich in Deutschland erschienen und daß es in Amerika nachgedruckt ist. Der Verfasser hat für sein Werk die Danksagungen des Britischen Vereins (British Association) empfangen, und Dr. Daubeny, der ausgezeichnete Professor der Chemie in Orford, der bei der letzten Versammlung des gedachten Vereins in Devenport über landwirthschaftliche Chemie zu berichten hatte, sprach es mit anerkennender Offenheit aus, daß er dem Berichte des Professors Liebig, auf welchen er sich bezog, nichts Wesentliches hinzuzufügen habe. Professor Johnston in Durham hat einen Kursus sehr interessanter, jetzt im Druck erscheinender Vorlesungen über den Gegenstand gehalten, worin er den Landwirthen unserer nördlichen Distrikte die von Professor Liebig aufgestellten Prinzipien erklärt und dringend empfohlen hat."

*) Maria ist die Frau des Fürsten Obolenskji.

**) Organic Chemistry, in its applications to agriculture and physiology. By Justus Liebig, Professor etc. Translated from the german MS. of the author by Dr. Lyon Playfair. London, 1840.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Donnerstag den 20. April 1842.

Schweden.

Die Eröffnung der von Gustav III. hinterlassenen geheimnißvollen Kisten.

Gustav III. hatte am 23. Juni 1788 vor Ausbruch des damaligen Finnischen Krieges eigenhändig sein Testament aufgesetzt und darin folgende Disposition gemacht: „Ich habe dem Herrn von Rosenstein, Kanzlei-Rath und Ritter meines Nordstern-Ordens, Informator meines vielgeliebten Sohnes, des Kronprinzen, und Einer der Achtzehn der Schwedischen Akademie der Wissenschaften, anbefohlen, im Fall ich vor Ablauf des Krieges, der das Land jetzt bedroht, sterben, oder mir dasselbe Schicksal werden sollte, wie Gustav Adolf und Karl XII., der Universität zu Upsala eine große Kiste zu übergeben, welche ich seiner Obhut anvertraut habe und welche kuriose Bücher und Schriften enthält, die ich während meiner ausländischen Reisen gesammelt habe, jedoch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß die Eröffnung unter keiner Bedingung früher geschieht, als 50 Jahre nach meinem Tode. Dies ist mein letzter Wille und Befehl. Stockholms Schloß, den 23. Juni 1788. Gustav."

Dem Königlichen Willen gemäß, wurde der Universität Upsala somit nach dem Tode des Königs (den 29. März 1792) die gedachte große Kiste nebst einer kleineren verschlossen und mit den Siegeln des damaligen Regenten, Karl Herzog von Südermanland, nachherigen Königs Karl XIII., und der beiden ernannten Testaments-Vollstrecker, des Erzbischofs von Troil und des Landhauptmanns von Ugglas, versehen, übergeben. Gleichzeitig erhielt die Universität auch ein Paket mit dem Königlichen Siegel versehen und mit der eigenhändigen Aufschrift Gustav's III., daß solches zugleich mit jenen Kisten erst 50 Jahre nach seinem Tode eröffnet werden solle, und außerdem wurden die Schlüssel zu den Kisten unter Gustav III. eigenes Handsiegel der Universität überlassen.

Es war sonach dem 29. März dieses Jahres vorbehalten, den letzten Willen Gustav's III. in Ausführung zu bringen. Zu dem Ende hatte der akademische Senat durch den Kanzler der Universität, den Kronprinzen von Schweden, dazu die Genehmigung des Königs eingeholt. Nachdem diese erfolgt war, hatten die Universitäts-, sowie die höheren Civil- und Militair-Behörden zu Upsala am Morgen des 29. März in dem alten Bibliothek-Gebäude der Universität sich versammelt, um in Gegenwart des, so viel die Räume es gestatteten, zugelassenen Publikums zu diesem Akt zu schreiten.

Zuerst wurde nun das Paket eröffnet. Darin fand sich ein eigenhändiges Königliches Schreiben Gustav's III. in Schwedischer Sprache abgefaßt, folgenden Inhalts. *)

„Indem ich der Bibliothek der Universität zu Upsala diese meine Schriften schenkte (skiänkeer statt skänker), glaube ich von der Vernichtung mehrere kuriose und interessante Anekdoten meiner Regierung zu retten, welche sonst hätten verschwiegen werden müssen, indem das schuldige Zartgefühl für die jetzt lebenden Personen mich gezwungen hätte, die Papiere zu vernichten, welche ihnen Verdrießlichkeiten hätten zuziehen können, aber nach funfzig Jahren ihnen keinen Nachtheil mehr bringen können, sondern besonders dazu dienen werden, die Geschichte dieser Epoche aufzuklären. Diese Papiere sind verschiedener Art; theils bestehen sie in Briefen, theils in Memoiren, theils in Lappalienſachen, theils in mir zugestellten Projekten. Viele haben Bezug auf Lustbarkeiten bei Hofe, welche in meiner Jugend und zu Anfang meiner Regierung, theils von mir selbst, theils von meinen Geschwistern oder anderen Hofleuten angestellt worden sind, und welche über den damaligen Zeitgeschmack, über das damalige Leben und die Art des Umganges Aufschluß geben. Ebenfalls finden sich Briefe von fremden Mächten und von Frauen, deren Bekanntschaft ich während meines Aufenthalts in fremden Ländern gemacht habe. Von diesen sind eine große Anzahl von drei geistvollen und vornehmen Französinnen geschrieben, nämlich von Armande Septimanie de Richelieu Comtesse d'Egmon, Tochter des namkundigen Marschall Herzogs von Richelieu, der Genua befreite und Mahon einnahm; einer der behaglichsten Herrn an Ludwig's XIV., Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. Hof**); ihre Mutter war eine Prinzessin aus dem Lothringischen Hause, vermählt mit le Comte d'Egmon Grand d'Espagne (d'Espagne im Original), sie starb im Herbst 1773. Die Andere ist Henriette de Sanchon Comtesse de Boufflers, bekannt wegen ihres Verstandes, ihrer wissenschaftlichen Bildung, der freundschaftlichen Verbindung mit dem verstorbenen Prinzen von Conti und ausgezeichnet dadurch annoch, daß sie die erste Französin war, welche nach dem Frieden von 1763 nach England (Aengland im Original), hinübereiste. Die Dritte ist N. N. de Noaille Comtesse de La Marque, Tochter des alten Marschalls de Noaille, der die Französischen Armeen unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. kommandirte und der die Schlacht bei Denia gewann; sie ist Witwe von dem letzten Comte de La Mark, dem Sohn des Ambassadeurs bei König Karl XII. Der Titel Comte de La Mark ist von seiner Tochter aus erster Ehe auf das Arembergsche Haus übergegangen. Von diesen Damen sind die meisten Briefe. Alle diese Papiere liegen in großer Unordnung, indessen alle diejenigen, welche von meinen Jugendjahren herrühren bis 1780, befinden sich meistentheils in dem schwarzen Koffer, der auf dem Boden der Kiste steht. In diesen Koffer befinden sich auch die Briefe des seligen Königs, der verwittweten Königin, meiner Geschwister, der Könige von Frankreich, Ludwig XV. und Ludwig XVI., des Königs von Preußen, des Königs von Spanien u. s. w., so wie viele Papiere, welche die Revolution betreffen, auch Briefe vom Reichs-Rath Grafen Karl Scheffer, welche Antwortschreiben sind auf diejenigen, welche ich an ihn geschrieben und welche meine Originalschreiben mir nach seinem Tode durch den Reichs-Marschall Grafen Karl Bonde zurückgegeben worden sind. Diese befinden sich in einem eigenen Konvolut in der großen Kiste. Wenn dieselbe nach 50 Jahren geöffnet wird, so ist mein Wille, daß die Universität einen durch seine wissenschaftliche Bildung und Vorliebe zur Geschichte bekannten Gelehrten ausersehe, der diese Papiere ordnet, sie einbinden läßt und daß sie mit den Palmschiöldschen Sammlungen in einem trockenen Zimmer der Bibliothek aufbewahrt werden. *) Sollte Jemand Anekdoten über meine Geschichte oder dasjenige, was kurios darin wäre, zum Druck befördern wollen, so würde ich das mit Vergnügen gewähren.

„Ich gebe übrigens der Universität hierdurch einen neuen Beweis meiner Anhänglichkeit, welche ich immer für sie gehegt habe, seitdem ich in meiner Jugend ihr vorgestanden, und welche während der Unmündigkeit meines Sohnes noch in höherem Grade zugenommen hat. Ich wünsche, daß meine Nachfolger auf dem Schwedischen Thron immer dieselbe Liebe zu einer Einrichtung hegen mögen, welche so nützlich und so ehrenvoll für das Reich ist. Stockholms Schloß, den 23. Juni 1788. Gustav."

Nächstdem schritt man nun zur Eröffnung der großen Kiste und des daraufstehenden Koffers, welche beide verschlossen und mit einer eisernen Kette an der Wand befestigt waren. Zuerst wurde die große Kiste geöffnet, deren Inhalt folgender ist:

1) Ein Paket, versiegelt mit des Königs Handsiegel und folgender Aufschrift:

„Papiere, versiegelt bei meiner Abreise nach Italien 1783 im September. Alle die, welche mit einem Kreuze † bezeichnet oder worauf Freimaurer-Papiere steht, sollen nur von dem regierenden Könige (af min ärt) aus meinem Geschlecht eröffnet werden. Stockholm, den 23. Juni 1788. Gustav."

Es fanden sich außerdem folgende Konvolute bei:

a) Mit der Aufschrift: „Papiere 1780, 1781, 1782 und 1783."
b) idem: „Papiere 1780—1783."
c) idem: „Manuscrits de feu Beijlon remis entre mes mains (dem Originale nachgeschrieben) 1779."
d) Des Hof-Kanzlers Freiherrn Sparre's Korrespondenz und andere Briefe während meiner Reise nach Spaa 1780.
e) Verschiedene Briefe und Papiere vom Jahre 1781.
f) Briefe und Papiere 1780.
g) Briefe während der Reise in Finnland 1783.
h) Mit der Aufschrift: „Dieses Konvolut wird unerbrochen in die eigenen Hände des Königs oder Eines der Brüder Sr. Majestät, der Herzöge von Südermanland oder Ostgothland, oder der Excellenzen und Reichs-Räthe Grafen Bielke, Grafen Stockenström oder Freiherrn Falkenberg überliefert." (Das Konvolut ist versiegelt mit dem Sparreschen Familien-Siegel.)
i) Mit Aufschrift: „Papiere von 1781."
k) idem: „Papier à remettre au Comte de Creutz ou à son décès au Baron de Rammel si je venais à mourir avant mon retour. Drottningholm, le 25. Septembre 1785. Gustav." (Mit zwei Königlichen Siegeln versehen.)

*) Die Orthographie dieses Schreibens beweist, daß Gustav III. gleich anderen großen Männern wenig Werth auf Erlernung derselben gelegt.

**) Ludwig ist im Original Loudvich geschrieben.

*) Der anbefohlenen genauen Anordnung ist so weit nachgekommen, daß der Professor Geijer und der Akademie-Adjunkt Wingqvist die Ausführung übernommen haben.

l) Mit gleicher Aufschrift, datirt Drottningholm den 25. Sept. 1783.
m) Verschiedene Briefe vom Jahre 1781.
n) Mit der Aufschrift: Papiers concernants (dem Original nachgeschrieben) la rupture du mariage de Mon frère le D. d'Ost. et Mlle la Csse de W. 1782.
o) idem: gleichlautend wie Litt. k. Drottningholm, den 25. Sept. 1783.
p) Verschiedene einzelne Briefe, so wie das Projekt zu den Anordnungen eines Vertheidigungs-Planes zu Lande. Sodann vier verschiedene Briefpakete unter Nr. 1 mit der Aufschrift: „Freimaurer-Papiere, alle von den Jahren 1780—1781 †." — Nr. 2 mit der Aufschrift: „Papiers maçonniques †", betreffend des Obersten T. Sendung nach Deutschland und B. Reuſenberg 1782. — Nr. 3 mit Aufschrift: „Freimaurer-Papiere †", so wie Nr. 4 mit Aufschrift: „Papiers (maçonniques et secrets ist überstrichen) qui sont de l'année 1780."

Alle diese genannten Konvolute, mit Ausnahme desjenigen unter Litt. p, sind mit Königlichen Siegeln versehen.

Papier-Konvolute.

2) Mit der eigenhändigen Aufschrift des Königs: „Des seligen Herrn Reichs-Raths und Reichs-Marschalls Grafen Liewen's hinterlaſſene Papiere 1781 (die Jahreszahl ist undeutlich) im Dezember." Ohne Petschaft versiegelt.
3) Mit derselben Aufschrift. Versiegelt mit zwei Königl. Siegeln.
4) Dokumente, betreffend Höpken's und Carleson's Türkische Reise und anderen Inhalts; unversiegelt.
5) Mit derselben Aufschrift wie Nr. 2 und 3.
6) Ohne Aufschrift mit vier Königl. Handsiegeln und
7) Ohne Aufschrift mit fünf Königl. Handsiegeln mit schwarzem Siegellack, welche theils von Gesandten, so wie theilweise von anderen Personen an den König gerichtete Briefe enthalten.
8) Ohne Aufschrift versiegelt mit zwei Königl. Handsiegeln und ähnlichen Inhalts als die beiden vorhergehenden.
9) Mit der Aufschrift: „Au Roi très-humblement", mit zwei freiherrlichen Siegeln mit schwarzem Siegellack versiegelt, betreffend Akten in Bezug auf den Finnischen Krieg 1742.
10) Ohne Aufschrift zusammengerollt und versiegelt ohne Petschaft. Die Orens-Rede, welche der Reichs-Rath Graf Karl Friedr. Scheffer beim Ritterschlag gehalten.
11) Ohne Aufschrift zusammengerollt und mit einem Königl. Siegel versehen. Vorschlag zur Errichtung eines Discont-Comptoirs.
12) Zusammengerollt und versiegelt mit zwei privaten Siegeln mit der Aufschrift: „Au Roi très-humblement." Des Prinzen Gustav's eigenhändige Briefe in seiner Jugend an den Grafen Scheffer.
13) Mit der Aufschrift: „Verschiedene Akten, betreffend Finnlands Vertheidigung sechs Stück während 1745 bis 1750."
14) Ohne Aufschrift und mit drei schwarzen Königl. Siegeln versehen. Verschiedene Briefe des Kardinals de Bernis und andere Papiere.
15) Unversiegelt ohne Aufschrift: „Königliche Instruction für den Reichs-Rath Höpkens und Kanzler Woronzow's Briefe, betreffend die Russische Expedition 1739."

Ein Beutel von Leinewand.

16) Unversiegelt mit des Königs eigenhändiger Aufschrift: „Papiere, welche ich in Haga den 23. Juni 1788 vor meiner Abreise nach dem Russischen Feldzug eingelegt habe."
17) Unversiegelt, mehrere nicht rangirte Papiere.
18) Unversiegelt, verschiedene Briefe oder Papiere, gesammelt während der Reise im Jahre 1784, in abgesondertem Umschlag und einige lose Papiere.
19) Mit des Königs Siegel versehen, mehrere nicht rangirte Papiere.
20) Gleichfalls.
21) Ein Beutel in Wachstuch, ebenfalls.
22) Ein größerer Pappkasten, ebenfalls.
23) Ein hölzerner Kasten mit den Buchstaben J. B. S, und privaten Siegeln, welche erbrochen waren, aber der Kasten wieder zugenagelt. Mehrere Briefe, Theaterstücke, Poesieen und Konzepte anderer Art.
24) Ein größerer runder Koffer von Leder. Zwei Portefeuilles mit verschiedenen, theils versiegelten, theils unversiegelten Konvoluten, betreffend des Königs Briefwechsel mit Königlichen und anderen Personen. Intrigues 1768—1772; fêtes de la Cour 1776—1777. Auf dem Deckel des Koffers befinden sich die Buchstaben G. P. S.
25) Verschiedene lose Papiere, hauptsächlich betreffend Finnlands Vertheidigung.

B. In der kleinen Kiste fanden sich vor: ein Beutel von bunter Leinwand, versiegelt und verschiedene unrangirte Papiere und Briefe enthaltend, worunter das Original-Konzept des Königs zur Oper „Gustav Wasa" und der Prolog in Französischer Sprache.

Beim flüchtigen Ueberblick des Inhalts dieser von Gustav III. der Nachwelt überlassenen Papiere scheint es, als hätte es nicht eines funfzigjährigen Wartens bedurft, um sie ohne Nachtheil zu publiziren. Es läßt sich indessen unmöglich ein richtiges Urtheil feststellen, bevor diese Papiere einer genauen Prüfung unterworfen worden. Da dem berühmten Geschichtsforscher, Professor Geijer, der Auftrag geworden ist, diese Schriften näher zu untersuchen, so läßt sich erwarten, daß diejenigen, welche ein erhöhtes Interesse haben, der Oeffentlichkeit nicht entzogen werden, und werden wir nicht unterlassen, zur Zeit über die zu unserer Kenntniß kommenden Dokumente auch in diesen Blättern zu berichten. Edt.

Syrien.

Von dem Harem und den Frauen des Orients.

(Schluß.)

Man müßte also die erste Ursache dieses scheußlichen Schandflecks in der moralischen Erziehung der Frauen des Orients, in ihrer Verklosterung und in ihrem in Beziehung auf den Mann untergeordneten Verhältnisse suchen. Trotz der geringen Erziehung und der grobsinnlichen Leidenschaften des Mannes, würden, wenn die Frau ihm etwas Anderes, als physische Reize und thierische Genüsse bieten könnte, oder wenn sie es verstände, diese durch die Reize des Herzens und Verstandes zu erhöhen, ohne daraus eine Handlung sklavischer Gehorsams gegen die Stimme des Mannes zu machen, die Uebersättigung und der Ueberdruß weit seltener seyn. Die glühende Leidenschaft, welche Türken und Araber, Syrer und Aegypter, die mit jenem Laster sich befudelt haben und ihres Harems überdrüssig sind, für Europäische Frauen von mittelmäßiger und sehr oft von weit geringerer Schönheit, als ihre eigene Frauen, im Allgemeinen empfinden, ist für unsere Behauptung ein schlagender Beweis. Nur für die Europäischen Frauen scheinen sie die Liebe zu kennen; eine in Bezug auf ihren Charakter zwar sonderbare Liebe, die sich gewöhnlich bei dem Einen durch Heftigkeit *), bei dem Anderen durch eine gränzenlose Freigebigkeit und Verschwendung offenbart. Während eines sechsjährigen Aufenthalts im Orient habe ich gesehen, daß hohe Türkische Beamte, welche in ihren Harems die schönsten Georgischen und Tscherkessischen Sklavinnen hatten, oft beträchtliche Summen verschwendeten, um mit einer Europäerin eine Liebes-Intrigue anzuspinnen und durchzuführen. Ich könnte hiervon zahlreiche Beispiele anführen. Ein solcher Zustand ist nicht schwer zu erklären; er ist die Folge von der socialen Stellung der Frau im Orient.

Das Gesetz Muhammed's hat sie so tief unter den Mann gestellt, daß es sogar behauptet, sie sey für moralische und geistige Erziehung nicht empfänglich, und daß mehrere Gelehrte bezweifelt und sogar geleugnet, daß die Frau eine vernünftige Seele wie der Mann habe.

Unter dem Einflusse solcher Ideen kann die Frau weder das Gefühl ihrer Pflichten, noch Würde, noch Achtung vor sich selbst haben. Wenn sie vielleicht während einiger Jahre ihrer frischen Jugend eine auf die Sinne begründete Herrschaft über ihren Herrn erlangt, so ist diese Herrschaft nur von kurzer Dauer, weil sie weder durch die Vernunft, noch durch irgend eine Eigenschaft des Herzens oder des Geistes aufrecht erhalten wird. Sodann hören die Reize und die Schönheit der Orientalinnen oft schon in den Jahren auf, wo sie für die Frau des Occidents erst beginnen; kaum haben sie die Kinderschuhe abgelegt, so werden sie auch schon verheiratet; man sieht viele Frauen, die mit 26 oder 30 Jahren Großmütter und schon verblüht sind. Die Bemerkung bezieht sich fast allgemein auf alle eingeborene Frauen; dies ist jedoch mit den Fremden, z. B. mit den Georgierinnen und den Tscherkessinnen, nicht der Fall.

In der beständigen Aufsicht, unter welcher sie lebt, in der Menge von eifersüchtigen Vorsichtsmaßregeln, die man ergreift, um sie den fremden Blicken zu entziehen und ihr jeden Umgang mit anderen Männern abzuschneiden, kann die Frau des Harems nur ein sehr einfaches und vernünftiges Verfahren ihres Herrn erkennen. Da ihre Tugend und ihre Treue gegen ihren Mann durch kein moralisches oder religiöses Prinzip befestigt ist, so ist es natürlich, daß ihr Herr ihren Besitz für sich zu sichern sucht.

Durch den Charakter und das Temperament auf die Sinnenlust angewiesen, ist sie überzeugt, daß, wenn sie nicht durch die Furcht davon abgeschreckt wird, sie bei der ersten Gelegenheit unterliegen werde; denn sie ist dazu geschaffen, und es ist ihre Bestimmung, wie die der Rose, gepflückt zu werden.

Wenn Damen eines Harems zum ersten Male den Besuch von Europäerinnen empfangen, so bezeugen sie ein sonderbares Erstaunen über ihre Sitten; sie machen ihnen die naive Frage, wie ihre Männer es ihnen erlauben können, andere Männer zu sehen, und bei der Antwort, daß man nach den Europäischen Sitten seine ehelichen Pflichten nicht verletzt, wenn man mit einem anderen Manne allein spricht, können sie sich von ihrem Erstaunen nicht erholen; denn eine Albernheit ist für sie der Gedanke, daß ein Mann und eine Frau allein seyn können, ohne sich einer unwiderstehlichen Neigung hinzugeben.

Da die Sittlichkeit der Frau des Harems nur auf der Bewachung derselben und auf den strengen Vorsichtsmaßregeln, mit denen sie umgeben ist, beruht, so verräth sie ihren Herrn, sobald sie eine Gelegenheit findet, es mit Sicherheit thun zu können und die Aufmerksamkeit der Wächter zu täuschen. Was man auch davon sagen möge, es geschieht sehr selten, daß das Innere eines, wenn auch wenig zahlreichen Harems entweiht werde; die Schwierigkeiten, dort eindringen zu können, sind zu groß; übrigens bewachen sich die Frauen, die fortwährend zusammen sind, gegenseitig selbst mit zu großer Eifersucht, als daß dieser Fall oft vorkommen könnte. Man kann also dreist behaupten, daß die Meisten, welche vorgeben, heimlich hineingekommen zu seyn, gelogen haben, besonders wenn sie, fremd im Lande, weder die Sprache noch die Gebräuche desselben kennen. Der vertraute Umgang eines Christen, eines Fremden

*) Vor einigen Jahren verliebte sich ein Albanesischer Häuptling in eine junge Europäerin, die Tochter des Konsuls M. N. in Kahira. Da er den Gedanken nicht ertragen konnte, sie an einen Anderen verheiratet zu sehen, so tödtete er sie mitten auf einer Straße in Kahira durch einen Pistolenschuß. Er wurde auf der Stelle, dem Hause ihres Vaters gegenüber, erhängt.

mit einer Muhammedanerin ist nach dem Gesetzbuch der Muselmänner eines der größten Verbrechen. Der Christ oder der Franke, welcher das Innere des Harems entweiht hat, kann sogleich getödtet werden, und wenn er später ergriffen wird, so wird er, nach den Capitulationen, der Europäischen Gerichtsbarkeit entzogen und durch die Türkische Behörde zum Tode verurtheilt. Die Frau wird mit einem Hahne in einen Sack gesteckt und in das Meer versenkt. Wenn der Ehebrecher ein Muselmann und nicht verheiratet ist, so wird er mit einer starken Bastonnade auf die Fußsohlen bestraft; wenn er aber verheiratet ist, so verurtheilt ihn das Gesetz ausdrücklich zur Steinigung; meistens jedoch wird ihm der Kopf abgeschnitten. Die Furcht vor einer schrecklichen Strafe und die Schwierigkeit, mit einander zu korrespondiren, machen die Intriguen seltener, als man glauben sollte. Es giebt jedoch einige Beispiele hiervon, aber sie finden fast immer außerhalb des Harems statt. Vermittelst einer bestochenen Sklavin, einer alten Handelsfrau, die Zutritt im Harem hat, oft auch vermittelst der Badefrauen beginnen die Einleitungen hierzu. Da die Frau fast niemals schreiben und lesen kann, und da es ihr folglich unmöglich ist, sich durch Briefe mitzutheilen, so ersetzt ihre Phantasie diese Kunst und verständigt sich mit ihrem Geliebten vermittelst der Blumen. Die symbolische Sprache der Blumen ist im ganzen Orient ein Studium; es ist eine Sprache, welche Regeln, Erklärungen und mannigfache geistreiche Combinationen hat. Eine nachlässig hingeworfene Blume, eine während des Vorbeigehens auf der Straße oder unter den Fenstern eines Harems in der Hand gehaltene Blume ersetzen manchmal vollkommen den Briefwechsel. So ist eine von einer Frau hingeworfene rothe Tulpe eine leidenschaftliche Erklärung von ihrer Seite.

Dieser Hang der orientalischen Frauen zur Sinnenlust und zum Vergnügen, welcher für sie ein wahres Bedürfniß geworden ist und den sie so selten befriedigen können, verleitet sie gewöhnlich, obgleich aus einer entgegengesetzten Ursache, zu denselben Verirrungen wie die Männer. Fast alle Frauen des Harems, Türkische oder Arabische, treiben mit einander selbst Unzucht, und zwar ohne Scham und Schande; sie machen daraus sehr selten ein Geheimniß. Es ist sogar dem Herrn nicht unbekannt, der nach seinen Ansichten darin nichts Uebles, sondern vielmehr ein Pfand der Sicherheit zu erblicken pflegt.

Um solche Ausschweifungen, welche das muhammedanische Gesetz ausdrücklich für strafbar hält, zu verhindern, unterwirft man in gewissen Ländern des muhammedanischen Afrika's und Asiens die Frauen in noch zartem Alter einer Art Beschneidung, die vielmehr eine Castration ist, um dieses feurige Temperament zu unterdrücken. Dieses Verfahren findet in Syrien nur in drei bis vier Dörfern statt, deren Bevölkerung ursprünglich aus Aegypten stammt, wo diese Sitte allgemein gebräuchlich ist.

Die Muselmänner scheinen das durch das muhammedanische Gesetz der Frau zugetheilte niedrige Loos und demnach die moralische Stumpfheit, in welcher sie schmachtet, gefühlt zu haben. Der gesunde Menschenverstand und die öffentliche Meinung haben nach und nach gewisse Phasen des Lebens der Frau mit größerer Aufmerksamkeit behandelt. Es sind Gebräuche eingeführt worden, welche sie durch eine sonderbare Anomalie mit dem Geiste des Gesetzes mit einigen chevalereskeu Prärogativen bekleidet haben, als ob der Instinkt der Menge errathen hätte, daß es nöthig wäre, ihren Stand etwas zu erhöhen, um sie des Mannes würdiger zu machen und sie durch andere Bande, als die einer sklavischen Gefälligkeit für seine Wünsche und Begierden, an ihn zu fesseln.

Wenn bei den orientalischen Völkern die Unfruchtbarkeit zu allen Zeiten ein Unglück für die Frau war, so ist es noch heute so bei den Muselmännern; aber es ist noch mehr als ein einfaches Unglück; es ist eine Schande und eine Art Fluch. Sobald eine Frau Mutter ist, so macht sie gewissermaßen einen Theil der Familie aus, der sie bisher fremd war. Die schwangere Sklavin erlangt gerade deshalb ihre Freiheit; ihr Herr kann sie, ohne ihr ihre Existenz gesichert zu haben, weder verkaufen noch zurückschicken; denn sie hat ein Recht auf das Brod und das Salz der Familie. Ihr Kind hat gleiche Rechte mit dem der legitimen Gattin; und besonders wenn es ein Knabe ist, wird die Lage der Mutter schöner und glücklicher. Auch die Mütter selbst sind stolz darauf, Söhne zu haben, und es giebt kein Mittel, das die Weiber nicht anwenden, um die Schande der Unfruchtbarkeit zu vermeiden. Ihre Kinder sind für sie der Gegenstand einer unendlichen Sorgfalt, und wenn irgendwo anders das Herz einer Frau für die mütterliche Liebe unempfindlich seyn könnte, so würde im Orient das Interesse allein hinreichen, sie durch die Wohlthaten, die mit dem Zustande, Mutter zu seyn, verknüpft sind, im höchsten Grade zu entwickeln. Es geschieht sehr selten, daß ein Türke die Gattin, die ihm einen Sohn geboren hat, verstößt. Wenn sie alt, häßlich und schwach ist, findet sie fast immer einen Platz am Heerde und genießt das Brod des Hauses. Man muß jedoch gestehen, daß der Araber in dieser Hinsicht weniger gewissenhaft ist, und obgleich die öffentliche Meinung im Allgemeinen die Verstoßung einer Frau, von der man einen noch lebenden Sohn hat, für strafbar hält, so sieht man doch den Araber oft diese Meinung verachten.

Die Mütter säugen ihre Kinder selbst. Muhammed hat nicht gewollt, daß sie ohne ernste Gründe und den Befehl des Herrn diese Sorge einer Fremden überlassen. Die Zeit der Entwöhnung ist von dem Phropheten auf das vollendete zweite Jahr festgesetzt, und in dem Falle, wo eine Amme nöthig ist, erhält diese nach neueren Gesetzen gewisse Familienrechte.

Das Eigenthumsrecht, die Achtung für das, was einer Frau gehört *), ist eine Prärogative, welche die Gewohnheit, die später zum Gesetz wurde, der Frau bewilligt hat, um die so unsicheren Bande, die sie an ihren Ehemann knüpfen, dauerhafter zu machen. Das schöne Recht der Ungestraftheit des Hiardek-el-harem, die Begnadigung, die dem Verdammten zu Theil wird, welcher die Schwelle der Wohnung der Frauen berührt und sie um ihren Schutz angerufen hat, stammt ohne Zweifel ebenfalls von jener instinktartigen Protestation der Masse des Volks gegen die Stellung her, welche das Gesetz des Korans der Frau angewiesen hat.

Uebrigens setzt die Orientalin selbst Alles in Bewegung, um ihren Mann oder ihren Herrn an sich zu ketten und um ihn so lange als möglich unter ihrem Einflusse gefangen zu halten. Sie kennt tausend Mittel, ihn zu reizen und ihn durch verführerische Liebkosungen, denen er nicht widerstehen kann, an sich zu ziehen. Die Toilette ist eines der großen Mittel, welches sie anwendet. Die Form der Kleider verändert sich niemals; aber sie wählt die Farben aus, welche ihr am besten stehen und welche ihrem Sidi am meisten gefallen. Sie vertheilt ihre Geschmeide und tausend andere Kleinigkeiten an ihrer Coiffure und an an ihrer Kleidung mit künstlerischem Geschmack, um dadurch ihre Schönheit zu erhöhen und in seinen Augen vortheilhafter zu erscheinen.

Zu allen Zeiten haben die Orientalen schwarze, große, lebhafte und mit langen Wimpern beschattete Augen leidenschaftlich geliebt; sie vergleichen dieselben mit den Augen der Gazellen; auch haben alle Frauen die Gewohnheit, sich die Augenbrauen mit Antimonium (Tholl) schwarz zu färben. Dieses Verfahren, welches den Augen einen reizenden Glanz giebt, ist im Orient sehr alt; denn die Bibel spricht schon davon **) und die Römischen Damen haben diese Sitte ohne Zweifel von den Orientalinnen gelernt.

Die Damen des Harems färben sich auch die Zehen, die Nägel und bisweilen die Hände mit einer glänzenden Orangenfarbe, mittelst eines Pulvers Henneh ***), womit sie des Abends, wenn sie sich schlafen legen, die Finger einreiben.

Die Orientalen haben eine leidenschaftliche Liebe zu Wohlgerüchen, von der wir uns keine Vorstellung machen können; sie haben alle sinnliche Genüsse gern, und vorzüglich die wohlriechenden Blumen. Die Frauen verstehen es, diese Liebhaberei der Männer zu ihrem Vortheil zu benutzen und verbrauchen beständig starkduftende Essenzen, besonders Rosenöl. Wenn ein Harem oder eine Gesellschaft von dicht verschleierten Frauen über die Straße geht, verbreitet sich oft um sie herum eine balsamische Atmosphäre. Perrier.

*) Der Adel der Scherifs oder Eyladrasahl, die von dem Propheten abstammen, ist weit angesehener, wenn er sich von den Frauen herschreibt, als der, der durch die Männer fortgepflanzt wird. Es giebt noch tausend andere Beispiele von den Prärogativen der Frauen.

*) Buch der Könige II. K. 9. V. 30. Und als Isabel das erfuhr, schminkte sie ihr Angesicht und schmückte ihr Haupt.

**) Dieses Pulver gewinnt man aus der Pflanze, welche die Botaniker Lawsonia alba nennen.

Italien.

Tasso in Frankreich. ***)

Tasso war sechsundzwanzig Jahr alt, als er sich gegen Ende des Jahres 1570 nach Frankreich begab. Er begleitete den Kardinal Ludwig von Este, Sohn des Herkules von Este, Herzogs von Ferrara, der ihn seit fünf Jahren in die Zahl seiner Edelleute aufgenommen hatte, ihm Muße zur Arbeit gewährte und dem er sein schönes Epos Rinaldo widmete, das er mit siebzehn Jahren gedichtet hatte. Der Kardinal war vom Papst Gregor XIII. an Karl IX. geschickt, um die Interessen des Katholizismus zu verfechten und dem gefährlichen Fortschreiten des Protestantismus entgegen zu wirken, dem bereits ein großer Theil der Prinzen von Geblüt, des hohen Adels und einige der ersten Dichter und Schriftsteller beigetreten waren. Zugleich wollte er seine Güter besuchen und das Erzbisthum Auch, welches ihm von dem Kardinal Hippolyt II. übertragen war. Tasso wurde zur Theilnahme an dieser Gesandtschaftsreise aufgefordert, weil man voraussetzte, daß der König, dessen Liebe zur Poesie und dessen eigenes Talent bekannt war, ihn gern sehen würde. Es würde schwer seyn, von dem Auftreten eines Kardinals von Este im sechzehnten Jahrhundert heute eine entsprechende Schilderung zu entwerfen. Die Zahl seiner vornehmeren und geringeren Begleiter betrug achthundert; sie Alle hat er je nach ihrer Stellung und ihren Verdiensten in seinem Testament mit Legaten bedacht. Eines Tages sandte er dem Könige unter anderen prachtvollen Geschenken vierzig herrliche vollständig angeschirrte Kriegsrosse, deren Sättel und Decken mit Gold brodirt waren und die von vierzig in Seide und Gold gekleideten Reitknechten geführt wurden.

Vor seiner Abreise schrieb Tasso jenes zugleich überraschende und rührende Testament, welches noch in der Bibliothek zu Ferrara aufbewahrt wird. Er bestimmte, die erotischen Poesieen, die er auf eigenen Antrieb, nicht die, welche er für Andere gedichtet, zu veröffentlichen; ihnen die Rede beizufügen, die er bei Eröffnung der Akademie zu Ferrara gehalten, und bestimmte von ihm näher bezeichnete Stücke des befreiten Jerusalems, mit dessen Abfassung er noch beschäftigt war. Mit der Durchsicht des Ganzen beauftragt er den Marquis Scipio Gonzaga, nachmals Kardinal, Dominikus Pensiero und Johann Baptista Guarino und fordert sie auf, ohne Scheu Alles zu streichen, was ihnen unpassend scheine, doch bei Zufügungen und Aenderungen höchst vorsichtig zu verfahren. Was er in seinem Hause zurückgelassen, bat er, zu verkaufen, so wie auch die Gegenstände, die er bei dem Juden Abraham Levi für fünfundzwanzig Pfund als Pfänder zu stehen hatte, und sieben seine Teppiche, die

***) Aus Valéry's Curiosités et anecdotes italiennes, einem Buche, das vielerlei historische und literarische Kuriositäten aus Italien, jedoch in etwas bunter und ermüdender Zusammenstellung, enthält.

Bernardo Taſſo 1544 in Flandern gekauft hatte und die bei Geraldini, einem Juden, der um ſeiner Dienſte willen, die er dem Herzoge von Ferrara geleiſtet, geadelt war, ebenfalls verſetzt waren. Mit dem Ueberſchuſſe des Erlöſes befahl er ſeinem Vater Bernardo Taſſo ein Denkmal zu ſetzen, für das er eine herrliche Inſchrift beſtimmte, welches jedoch nie ausgeführt wurde. Im Fall man bei Vollſtreckung dieſer ſeiner Wünſche irgend auf Schwierigkeiten ſtieße, bat er, ſich an die eccellentissima madama Leonora zu wenden, in deren Gunſt er volles Vertrauen ſetze.

Die Alpen machten in ihrer Erhabenheit und Mannigfaltigkeit einen tiefen Eindruck auf ihn; er zog Naturſchönheiten dieſer Art dem milden Reize lachender Thäler und blühender Triften bei weitem vor. Die Einförmigkeit unſerer Ebenen ermüdete ihn ſehr. Den Ruf aber, der über die ſchöne Umgebung von Paris, nach der Picardie und Normandie hin, zu ihm gedrungen war, fand er ſpaßhaft. „Diejenigen", ſagte er, „welche dergleichen lieben, würden ohne Zweifel den Gemälden Michel Angelo's und Raphael's die Arbeiten eines Anſtreichers vorziehen, welcher eine ungeheure Fläche recht ſchön roth oder blau färbte." Ungeachtet ſeiner Vorurtheile als Italiäner, pries er jedoch die Schönheit unſerer Flüſſe, die vortheilhafte Richtung und Regelmäßigkeit ihres Laufes, ſo wie die betriebſame Schifffahrt im Innern des Landes, welche zu dem Reichthume der Nation beſonders beitrug. Unſere alten Kirchen überraſchten ihn durch ihre große Anzahl, durch ihren Umfang und die Feſtigkeit ihres Baues, ſie waren ihm ein Zeugniß für die Frömmigkeit unſerer Vorfahren; doch ihre Bauart fand er plump und ihre Bildſäulen und Gemälde roh. Dagegen fand er die Idee und das Kolorit der aus farbigen Gläſern zuſammengeſetzten Fenſter ausgezeichnet und freute ſich, daß die Kunſt der Glasſchleiferei und Malerei, die man in Italien nur zur Freude der Trinker pflegte, in Frankreich zur Verherrlichung der Gotteshäuſer beitrug. Taſſo vergaß, daß dieſe Art der Verzierung faſt die einzige war, welche bei dem ſogenannten Gothiſchen Style möglich iſt, da derſelbe nur ſchmale Flächen darbietet, und daß die Gemälde eines Raphael's oder Michel Angelo's durch den Reflex der rothen und blauen Gläſer ſehr verloren hätten. Auch unſere Glocken gefielen ihm ſehr; doch ſetzte er die Pariſer Kirchen, ſelbſt Notre-Dame, unter den Dom zu Mailand und andere Italiäniſche Dome.

Wie Montaigne, bemerkte er die Aehnlichkeit, welche Paris und Mailand durch ihr Aeußeres, durch ihren Reichthum und ihren Handel mit einander zeigten, obwohl er die letztere Stadt allerdings für minder bedeutend erklärte. Viel litt er durch die Unbeſtändigkeit der Temperatur, die vom Morgen bis zum Abend alle Abſtufungen vom Januar bis zum April durchlief; und er meinte, daß ſchon hierdurch die Unbeſtändigkeit des Volkes hinlänglich erklärt ſey. Auch geſtand er ein, daß der Wind für die Unbequemlichkeit, die er bereite, durch den Vortheil wiederum entſchädige, welchen die vielen Windmühlen bringen, die er in Bewegung ſetze; unter dieſen wird denen auf dem Montmartre und einigen anderen in der Gegend von Paris die Ehre zu Theil, von ihm in einem Briefe an den Grafen Herkules von Contrari zu Ferrara citirt zu werden.

Um die Mitte des Januars 1571 wurde Taſſo durch den Kardinal von Eſte, Karl IX. vorgeſtellt. Der junge Fürſt, deſſen Schickſal bald darauf eine ſo traurige Wendung nehmen ſollte (im folgenden Jahre brach die Pariſer Bluthochzeit aus), wußte die Verdienſte des Sängers des befreiten Jeruſalems zu würdigen; ſie waren Brüder in der Kunſt. Nach der Angabe des anonymen Verfaſſers der Biographie Taſſo's, die ſeinem Gedichte in der ſchönen Venediger Ausgabe von 1760 vorgedruckt iſt, wußte ihm der König vorzüglich Dank, daß er die Großthaten unſerer Nation in ſeinem Gottfried gefeiert hatte. Folgende Anekdote, die Manſo und ein Franzöſiſcher Biograph Taſſo's, der Abbé de Charnes, ein geiſtvoller Schriftſteller des ſiebzehnten Jahrhunderts, erzählt, mag von dem Vertrauen, welches der Dichter bei dem Könige genoß, Zeugniß geben. Ein Dichter von einigem Rufe hatte ſich ein großes Verbrechen zu Schulden kommen laſſen, welches ihm die Verurtheilung zum Tode zuzog. Von Mitleid bewegt und voll Achtung für des Unglücklichen Talent, beſchloß Taſſo, beim Könige um Gnade für ihn zu bitten. Als er im Louvre ankam, erfuhr er, daß der König ſo eben den Befehl gegeben habe, die Sentenz unverzüglich zu vollſtrecken, und daß er geſchworen, auf Niemandes Bitten den Schuldigen zu begnadigen. Gleichwohl eilte er zu ihm, er trat mit lachendem Geſicht ein und ſprach: „Ew. Majeſtät komme ich zu bitten, einen Unglücklichen unverweilt ſterben zu laſſen, der durch ſeinen tiefen Fall gezeigt hat, wie die Hinfälligkeit der menſchlichen Natur über alle Macht der Philoſophie und Poeſie den Sieg davon trägt." Der König, überraſcht durch dieſe Wendung Taſſo's und durch ſeine Art zu bitten, ſchenkte dem Unglücklichen das Leben. Andere Gunſtbezeugungen, welche Taſſo vom Könige zugedacht waren, wies er, wie ſeine Biographen lobend erwähnen, mit edler Uneigennützigkeit zurück.

Die beiden folgenden Anekdoten, die uns ebenfalls der Abbé de Charnes aufbewahrt hat, zeigen die zwangloſe Art, in der Taſſo mit dem Könige umging. Eines Tages fragte er Taſſo, wen er für den Glücklichſten halte unter Allen, die er kenne. Der König hoffte auf eine Schmeichelei von Taſſo's Seite, der den Glanz und die Vergnügungen des Franzöſiſchen Hofes kennen gelernt habe und darum nicht anſtehen könne, Karl IX. für den größten der Könige und den glücklichſten der Menſchen zu erklären. Doch Taſſo war hierzu nicht Hofmann genug, er antwortete ſchlicht, er kenne Niemand, der glücklicher ſey als Gott. Dieſe Antwort verwirrte den König nicht; er fragte weiter, wodurch der Dichter wohl glaube, daß die Menſchen Gott am nächſten kämen in ſeinem Glücke, ob vielleicht durch den Beſitz unumſchränkter Macht, und ſomit der Möglichkeit, Allen Gutes zu thun. Taſſo antwortete mit gleicher Ruhe, daß die Menſchen nur durch die Tugend Gott ähnlich würden. Ein andermal wurde Taſſo in Geſellſchaft beim Könige gefragt, was er für das größte Unglück halte. Nach meinem Urtheil, erwiederte Taſſo, iſt das größte Unglück der Welt der Zuſtand eines Greiſes, der ſich geſtehen muß, ſeine Lebenszeit verloren zu haben.

Katharine von Medici, für welche die Beſchützung der Wiſſenſchaft und Kunſt eine angeerbte Pflicht war, empfing den Dichter des befreiten Jeruſalems ſehr huldreich. Ohne Zweifel erfreut, ihre ſchöne Mutterſprache aus dem Munde eines jungen und berühmten Dichters wieder zu hören, ſchenkte ſie ihm ihr Portrait, welches durch einen ihrer kunſtvollen Meiſter zierlich ausgeführt war. Und ungeachtet das Original funfzig Jahr alt war, muß das Portrait noch reizend geweſen ſeyn, da es Taſſo in einem leidenſchaftlichen Sonnette beſingt.

Er wurde genau befreundet mit Ronſard, dieſem Opfer Boileau's, welchen Herr von Sainte-Beuve in unſeren Tagen ſo geiſtreich in ſeine alten Rechte wieder einzuſetzen verſucht hat. Die Dichter laſen ſich ihre Verſe gegenſeitig vor; Ronſard bereitete damals gerade die Ausgabe ſeiner Werke vor, welche 1572 bei Gabriel Buon zu Paris erſchien (6 Bände, 16.); und Taſſo fuhr fort, zu Hauſe und auf Reiſen, zu Pferde und in den Herbergen an ſeinem unſterblichen Gedichte zu arbeiten, von dem Frankreich einen großen Theil hat entſtehen ſehen. Eine große Anzahl Stanzen wurde zu Chaalis abgefaßt, einer reichen Abtei des Kardinals von Eſte, die zwei Meilen von Senlis entfernt lag und dem Kardinal 36,000 Livres eintrug. Menage in ſeinen Osservazioni sull' Aminta nennt die Abtei Chablis, und man hat dieſe Angabe irrig oft wiederholt; Chablis iſt durch ſeinen weißen Wein berühmter geworden, als Chaalis durch Taſſo. Die Abtei lag in einem reizenden Thale, ſie war von mächtigen Tiefen und Waldungen umgeben, und ſo begreift man, weshalb der Dichter die Landſchaften des Orients ſo wenig treffend geſchildert hat, da er ſich der tiefen Eindrücke, die er in Frankreich und Italien empfangen, nicht erwehren konnte. Die Waldungen von Chaalis grenzen an den Wald von Ermenonville, und die Pilger, welche den letzteren beſuchen, ſollten an Chaalis nicht vorüber gehen, welches bei gleichen Schönheiten ebenfalls Erinnerungen an einen großen Dichter bietet und an den Dichter des größten Epos, in dem ein Franzöſiſcher Held gefeiert wird.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Deutſche Philoſophie in Frankreich. Unter dem Titel „Vorleſungen über die Kantiſche Philoſophie" hat Herr Victor Couſin eine Kritik der „Kritik der reinen Vernunft" ſo eben erſcheinen laſſen.*) Es wurden dieſe Vorleſungen von ihm ſchon im Jahre 1820 in der Sorbonne gehalten, wo ſie zur Zeit mit großer Begierde gehört wurden und zuerſt in Frankreich die Aufmerkſamkeit auf die Deutſche Philoſophie lenkten. Niedergeſchrieben wurden ſie damals von dem jetzigen Requetenmeiſter im Staatsrath, Herrn Paravey, und von dem jungen Jacq, der 1830 in den Julikämpfen ſeinen Tod fand und deſſen Manen Couſin einen Band ſeiner Ueberſetzung des Plato gewidmet; doch hat der Verfaſſer ſie jetzt für den Druck beſonders durchgeſehen und Einzelnes, das ihm ſeitdem in einem anderen Licht ſich darſtellte, verändert oder hinzugefügt. Herr Couſin wiederholt in der Einleitung den ſchon oft von ihm vernommenen Ausſpruch, daß er keinem beſonderen philoſophiſchen Syſtem huldige, ſondern ſich vielmehr auf der großen Straße bewege, auf der die ganze Menſchheit einherſchreite, und gleichwohl nimmt er für die „neue Franzöſiſche Philoſophie", als deren Leiter er ſich ſelbſt anſieht, das ausſchließliche Verdienſt einer Methode in Anſpruch, deren hoher Werth von Sokrates und Descartes gewürdigt, aber von Kant vergebens erſtrebt worden ſey. „Wenn man", fügt er hinzu, „in Dingen, welche die ganze Menſchheit intereſſiren, durchaus auch patriotiſch ſeyn will, ſo wird man in unſerer Darſtellung der Philoſophie wahrnehmen, daß darin das Vaterland des Descartes keineswegs dem des Leibniz hintangeſtellt ſey." Couſin, der das „Bewußtſeyn", als das höchſte Moment des Menſchengeiſtes, allen von ihm als „Hypotheſen" bezeichneten neueren Syſtemen, eben ſo wie dem alten Franzöſiſchen Skeptizismus, ſiegreich gegenüberſtellt, giebt gleichwohl bei jedem Schritte zu, daß er zu ſeinen Reſultaten nur mit Hülfe der Deutſchen Philoſophie gelangt ſey. Dies iſt beſonders in einem Augenblicke merkwürdig, wo der mit dem Namen Eklektismus bezeichnete Standpunkt des Herrn Couſin gerade ſeinen entſchiedenſten und, wie es ſcheint, nicht ohne Erfolg wirkenden Gegner in Herrn Leroux gefunden, der ſeinerſeits ebenfalls die großen Verpflichtungen anerkennt, die er der Deutſchen Philoſophie ſchuldet. Leroux hat mit Couſin das Gemeinſame, daß Beide den Ausgangspunkt ihrer Philoſophie in Gott, dem Schöpfer und dem Regierer der Welt, finden, aber während Couſin an das Gegebene anknüpft und aus den ihm von Deutſchland überlieferten Syſtemen diejenigen Momente ſich wählt, die ſeiner „Methode" eben zuſagen, iſt Leroux bemüht, die Grundlagen eines völlig neuen Syſtemes zu befeſtigen, um an demſelben von der Erde hinauf zum Himmel zu gelangen.

*) Leçons sur la philosophie de Kant. Par V. Cousin. Tome premier. Paris 1842.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Freitag den 22. April 1842.

Spanien.

Leben und Dichtungen Lope de Vega's.

Nach Damas-Hinard.

Noch bis zu dieser Stunde fehlt es an einer befriedigenden Darstellung des Lebens Lope de Vega's. Montalvan, des Dichters Freund und Schüler, hat wohl eine ihn selber ehrende Lobrede auf seinen Meister, nicht aber eine eigentliche Geschichte seines Strebens und Wirkens, seiner Schicksale und sonstigen Lebensverhältnisse hinterlassen. Alle folgende Biographen, sowohl heimische als auswärtige, haben sich ganz nach Montalvan gerichtet und ihn bloß abgeschrieben. Was uns betrifft, so haben wir, mit Beachtung einiger merkwürdigen Einzelnheiten, mancher anziehenden Erinnerungen, die wir aus Montalvan's „Fama postuma" *) (Nachruf) entlehnt, uns hauptsächlich an Lope selbst gewandt und an der Quelle unsere Nachrichten gesammelt. Wir haben uns sorgfältig bei den Vorreden zu seinen Arbeiten, bei deren Zueignungen, bei seinen verschiedenen poetischen Erzeugnissen und insbesondere bei seinen Briefen Raths erholt; und gestützt auf diese unsere Nachforschungen, tragen wir kein Bedenken, endlich eine Biographie zu veröffentlichen, der man vor den übrigen mindestens den Vorzug größerer Vollständigkeit und Genauigkeit einräumen dürfte.

Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wohnte in dem Dorfe Carrievo, dem wichtigsten Orte des eben so genannten, im Gebirge von Burgos gelegenen reizenden Thales, nebst seiner Frau und seinem Sohne ein braver Hidalgo (Edelmann), Felix de Vega, welcher seine Zeit theilte zwischen der Pflege der schönen Wissenschaften und der, die sein kleines Erbgut erheischte. Allem Anscheine nach war unser Felix von sehr empfänglicher Gemüthsart und besaß heftige Leidenschaften; denn kaum hatte ihm eine kleine hübsche Jungfer den Kopf warm gemacht, als er auch flugs Weib und Kind sitzen ließ und mit Helenchen nach Madrid entwischte. Indeß seine bestürzte und entschlossene Gattin, Francisca Fernandez, die höchst wahrscheinlich von jenen tapferen Asturierinnen abstammte, welche die Spanischen Minnesänger in ihren Liedern gefeiert haben, jagte dem flüchtigen Liebespaare nach, erhaschte es wirklich und führte den sauberen Herrn Gemahl aus den Armen der verhaßten Nebenbuhlerin wieder in die ihrigen zurück. Dieser Wiederversöhnung hatte unser Dichter sein Daseyn zu danken, und er nannte sich mit Hindeutung auf dieses Ereigniß „das Kind der Eifersucht".

Lope Felix de Vega erblickte zu Madrid, dicht am Guadalarara-Thore, den 25. November 1562 das Licht der Welt, just am Namenstage des heiligen Lope, Bischofs von Verona, dessen Namen er, einem Spanischen Gebrauche zufolge, erhielt. Seine Geburt ging der William Shakespeare's um achtzehn Monate vorher. Darf man Montalvan trauen, so war Lope in Wahrheit und in vollem Ernste das, was man gemeinhin ein Wunderkind heißt. Er war noch nicht einmal zwei Jahr alt, als sich schon in dem Glanze und Feuer seiner Augen ein unbegränzter Verstand offenbarte. Noch bevor er reden konnte, war sein Geist schon rege und thätig, und in Ermangelung der Sprache suchte er sich dadurch zu helfen, daß er seine Gedanken durch Zeichen, Mienen und Geberden ausdrückte. Bereits als fünfjähriger Knabe wußte er Latein und machte Verse in der Muttersprache; da er jedoch nicht fähig war, sie niederzuschreiben, so diktirte er sie seinen Gefährten, denen er dann ihre Mühe mit seinem Morgenbrodte bezahlte oder öfters gar die niedlichen Eingebungen seiner Muse gegen Spielzeug und allerhand Bilderchen umtauschte. Gewährt es nicht einen ganz eigenthümlichen Reiz, zu sehen, wie diese kindischen Neigungen und eine so frühe Reife des Geistes sich friedlich mit einander vertragen?

Nachdem der Unterricht in den Anfangsgründen beendet war, wurde der junge Lope in die Kaiserliche Schule von Madrid gebracht, wo er innerhalb einer Frist von zwei Jahren die Grammatik und Rhetorik erlernte. Ungefähr in seinem eilften oder zwölften Jahre verfertigte er (er selbst theilt es uns mit) kurze viraktige Lustspiele in der vor Alters üblichen Spanischen Form. Und als ob diese mannigfaltigen Arbeiten seinem rastlosen Eifer, seinem unvergleichlichen Triebe zur Thätigkeit noch nicht genügt hätten, lernte er noch außerdem singen, tanzen und fechten, in welchen Stücken er ebenfalls alle seine Mitschüler übertraf; eine Vielseitigkeit, die uns in ihm eine jener überaus begünstigten und gewaltigen Naturen erblicken läßt, welche allenthalben so selten sich finden, ja kaum auf Italiens gesegnetem Boden, auf dem doch ein Leonardo da Vinci, ein Michel Angelo und ein Galilei entsprossen sind. Gerade während der Studienzeit hatte Lope das Unglück, Vater und Mutter zu verlieren und der Obhut einiger entfernten Verwandten überlassen zu bleiben. Einer von ihnen, statt sich der armen Waise lebhaft anzunehmen, entblödete sich nicht, ihm sogar sein mäßiges Erbe zu rauben. Aber ein noch viel schlimmerer Umstand für den bedauernswerthen Burschen war der, daß ihm just in dem Augenblicke seine Aeltern starben, wo er besonders einer liebevollen und wachsamen Leitung bedurfte. — Noch lange nicht war der Jüngling zu einem homo sui juris, d. h. zu einem selbständigen Manne, herangediehen, als ihn schon die Lust ergriff, sich in der Welt umzuthun. Da er indeß nicht für sich allein und auf eigene Faust ein Vorhaben von solcher Wichtigkeit ausführen mochte, so verband er sich zu diesem Zwecke mit einem Schulfreunde, Namens Fernan Muñoz, der, laut Montalvan, auch seinerseits einen mächtigen Hang zu Reisen und Abenteuern fühlte. Beide raffen nun in aller Stille ihre ganze Baarschaft und diejenigen Dinge, worüber sie verfügen können, zusammen und machen sich eiligst auf den Weg. In Segovia angelangt und ohne Zweifel stark ermüdet durch einen so weiten Marsch, kaufen unsere Wanderer für funfzehn Goldstücke einen prächtigen Hengst zur Fortschaffung ihrer Personen und ihres Gepäcks, reiten im Triumph durch Lavaneza und dringen bis zu der an der Gränze von Galicien gelegenen Stadt Astorga vor. Hier ruhen sie von ihren Anstrengungen aus. Höchlichst erstaunt, zu sehen, daß die Welt denn doch ein bischen größer sey, als sie es vermuthet, daß ihr Seckel fast eben so leer war wie eine Kirchmaus, zum Theil es auch wohl beklagend und sich gar sehr hinter den Ohren kratzend, jetzt die Freuden und Bequemlichkeiten, die sie bis dahin im Schoße der Ihrigen genossen, entbehren zu müssen, berathen sich die entronnenen Vögelein, was zu beginnen, und siehe da — — sie breiten ihre Schwingen aus und flattern dem gewohnten Neste zu. Doch halt! Die Strecke, die sie zum gewünschten Ziel zurückzulegen haben, ist immer noch weit genug: der Magen sucht auf ungestüme Weise seine Rechte geltend zu machen, knurrt und beißt ganz fürchterlich, und sie wissen sich aus ihrer Noth nicht anders herauszubeißen, als daß sie in aller Schnelle die Habseligkeiten von Werth, die sie bei sich führen, zusammenklauben, um sie irgendwo loszuschlagen. Sie gehen demnach, der Eine, um die letzten Dublonen zu verwechseln, der Andere, eine güldene Kette zu veräußern, in den Laden eines Goldschmieds. Dieser wackere Mann, welcher — so glaubt wenigstens Montalvan — nicht stets bei seinen Einkäufen all die nöthige Vorsicht und eine gar zu ängstliche Gewissenhaftigkeit beobachtet haben mochte, wittert gerade da Unrath und zeigt sofort die verhungerten Ausreißer bei der Behörde an. Nach etlichen Minuten werden sie gepackt. Zum Glücke war der Corregidor (Polizeirichter), in dessen Hände sie gefallen waren, ein Mann von Sinn und Verstand. Er erkannte ohne viel Mühe, daß er es mit ein Paar unschuldigen Buben zu thun habe, vermahnte sie ernstlich wegen ihres thörichten Streichs und schickte auf der Stelle, unter Begleitung eines Alguazils (Polizeidiener), ihren Angehörigen die beiden berühmten Reisenden wieder zu, die sich rühmen durften, Galicien und Astorga entdeckt zu haben. Trotz diesem Auszuge unseligen Angedenkens, war Lope nicht von seinem Reisefieber geheilt. Er verweilte nur kurze Zeit in seiner Vaterstadt, saß da ordentlich wie auf glühenden Kohlen, und ehe er für immer daselbst bliebe, dachte er, zuvor noch einen Umlauf um das Erdenrund zu unternehmen. Und wahrhaftig, kaum hat er das funfzehnte Lebensjahr überschritten, als er sich von neuem auf die Beine macht; diesmal aber nicht mehr in der Eigenschaft eines Reisenden, sondern als Soldat, den Degen zur Seite, das Gewehr über der Schulter, auf dem Haupt den mit stolzer Feder geschmückten Hut. Er wollte in Portugal und in Afrika unter den Befehlen des Marquis von Santa-Cruz, eines der bedeutendsten Feldherren jener Zeit, dienen. Er bewies sich stets beherzt und tapfer. Er selbst erzählt es uns irgendwo mit einer gewissen Selbstzufriedenheit, daß er, immer der Erste beim Angriff, jedesmal zuletzt den Kampfplatz räumte. Ungeachtet seines glänzenden Muths, gelang es Lope dennoch nicht, auf der kriegerischen Laufbahn sonderlich vorwärts zu kommen, und er kehrte, dieses Gewerbes überdrüssig, bald wieder nach Madrid zurück. Jetzt (1578) wählte er das Amt eines Edelknaben und Geheimschreibers bei Don Geronimo Maurique de Lara, Bischof von Avila und Groß-Inquisitor, dem nämlichen, welcher als Päpstlicher Botschafter dem von Don Juan d'Austria über die Ungläubigen bei Lepanto erfochtenen Seesiege beigewohnt hatte. Herr in seiner gegenwärtigen Stellung, fern vom Gewirre des Kriegs, konnte Lope um so ungestörter des Umgangs seiner Muse pflegen; und da er ebenfalls seine Fähigkeit in einer Gattung von Werken, welche damals vorzugsweise im Schwange war, bekun-

*) Dieses Werk hatte er zum Preise des Dichters verfaßt und im Jahre 1636, etliche Monate nach dessen Tode, herausgegeben.

den wollte, dichtete er mehrere Eklogen (Hirtengedichte), wie auch das Schäferspiel „Jacinto".*) Seine Eklogen sind heutzutage nicht mehr aufzufinden, dagegen besitzen wir das eben erwähnte Schäferspiel. Beurtheilt man es als die Arbeit eines Knaben, der erst sechzehn Sommer zählte, erwägt man außerdem, daß es gerade zu einer Zeit geschrieben wurde, wo die neuere Schaubühne nur sehr schwache Erzeugnisse, geschweige denn vollkommene Muster aufzuweisen hatte, ja eigentlich so gut als noch gar nicht vorhanden war: so wird man sicher einen entschiedenen Beruf für die dramatische Poesie an diesem Erstlingsprodukte erkennen. Don Geronimo, welcher trotz dem strengen Ernste, den sein ausgedehnter und schwieriger Geschäftskreis erforderte, keineswegs gleichgültig gegen die Kunst war, hegte wahrscheinlich dieselbe Meinung. Indem er nach diesen günstigen Anfängen die Aufgabe vorher ahnte, welche dereinst Lope zu lösen hätte, und da er merkte, welch einen Nutzen so glückliche Naturanlagen aus einer tüchtigeren und durchgreifenderen Durchbildung ziehen könnten, schickte er den jungen Menschen auf eigene Kosten zur Vollendung der höheren Studien auf die Universität von Alcala. So lange er athmete, hat Lope diesem seinem hochherzigen Beschützer und Wohlthäter die tiefste Ehrfurcht, die aufrichtigste Dankbarkeit, die unverbrüchlichste Treue bewiesen, und unter dem Einfluß dieser edlen Gesinnung hat er später aus Garceran Maurique, einem Vorfahren des biederen Bischofs, den vorzüglichsten Helden und so zu sagen den Rinald seiner „Eroberung Jerusalems" geschaffen.

Auf der Hochschule von Alcala widmete sich Lope mit dem beharrlichsten Fleiße der Weltweisheit, Gottesgelahrtheit und den mathematischen Wissenschaften. Zugleich eignete er sich — wir führen buchstäblich seine Worte an — fast unwillkürlich und wie von dunkler Schicksalsmacht dazu getrieben, mehrere fremde Sprachen an, wie z. B. die Italiänische, Portugiesische und Französische, deren Kenntniß ihm später die Mittel zur Bereicherung der vaterländischen verschaffte.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Tasso in Frankreich.

(Schluß.)

Tasso und Ronsard gingen mit dem Lobe, welches sie sich gegenseitig spendeten, nicht allzu sparsam um. Vorzüglich erhob Tasso Ronsard's Gedicht auf die Vermählung Heinrich's II., welches, ohne den Geschmack des Dichters bloßzustellen, nicht eben zu den unübertroffenen Gedichten gehört. Nach einer treffenden Bemerkung Guinguené's war sich die Nation zu Ronsard's Zeiten über den Charakter unserer Sprache selbst noch nicht klar. Ronsard verkannte ihn und hielt die Kraft für ihren Hauptvorzug; so ist es erklärlich, wie seine Gedichte, in denen ein falsches Streben nach kräftiger Darstellung vorwog, schon die nächsten Nachkommen kalt ließen. Auffallend ist es, daß in den Ausgaben der Werke Ronsard's, welche der von 1572 folgten, das Lobgedicht auf Katharina von Medici und das auf Margaretha, die Schwester Heinrich's II. und Gemahlin des Herzogs von Savoyen, fehlt. Wahrscheinlich haben die beiden Frauen des Dichters Eigenliebe irgend wie verletzt, und er wußte sich nicht anders als durch die Verleugnung seines früheren Lobes zu rächen. Doch unrecht ist es, daß diese Verse auch in dem Ergänzungsbande zu Ronsard's Werken von 1617 fehlen, in den sonst alle Gedichte, die er in späteren Ausgaben, oft mit sehr richtigem Gefühl, ausgeschieden, aufgenommen sind.

Auch die Universität bezeugte, nach Menage's Bericht, Tasso mehrfach ihre Achtung, so daß er sich mit seinem Empfang in Frankreich vollkommen befriedigt fühlen konnte. Es mag jedoch zu dieser freundlichen Aufnahme nicht bloß sein großes Talent und seine Stellung bei dem Kardinal, dem Verwandten des Königs, sondern auch vorzüglich der Umstand beigetragen haben, daß die französische Sprache und Literatur damals in Frankreich mit vieler Vorliebe getrieben wurde. Die Sitten der Damen bei Hofe glichen denen der Frauen des Decameron. Die Königin Margarethe und die Herzogin von Nevers, welche die Köpfe ihrer Geliebten, La Mole und Coconas, die unter dem Beile des Henkers gefallen, in ihrem Wagen vom Richtplatz führen und sie mit eigenen Händen begraben, erinnern an die Sicilianerin, die, nachdem sie den Ort, an dem der Leichnam ihres von ihren Brüdern ermordeten Geliebten liegt, im Traume gesehen, heimlich ihn zu begraben eilt, ihm den Kopf abschneidet und diesen in einem Glasgefäß aufbewahrt, das sie unaufhörlich mit ihren Thränen benetzt.

Zugleich hat Tasso während seines Aufenthalts in Frankreich eine kleine Schrift in Prosa verfaßt. Dies ist das ausführliche bereits citirte Schreiben an den Grafen Herkules von Contravi, einen der Vornehmsten am Hofe zu Ferrara, der ihn aufgefordert hatte, ihm die Eindrücke zu schildern, die er auf der Reise empfangen, und dessen Wunsch zu erfüllen, er diese gedrängte Parallele zwischen Frankreich und Italien entwarf, die von vieler Beobachtungsgabe und selbst von einer schärferen Berücksichtigung der bürgerlichen und Verwaltungs-Verhältnisse zeugt, als man sie sonst bei einem Dichter zu finden gewohnt ist. Fast nur den Teint der Französischen Frauen und die Feinheit ihrer Züge lobt Tasso mit einigem Wohlgefallen; die Gestalt unserer Männer scheint ihm nicht so groß, wie Cäsar, Polybius und andere Historiker es angeben, er findet sie nicht größer als die Italiäner. Er scherzt über den schmächtigen Wuchs unserer jungen Edelleute und läßt sich sogar herab, die Dürftigkeit ihrer Waden zu belachen. Ueber den Adel selbst fällt er ein sehr hartes Urtheil. Wenn er sich im Kriege tapfer zeigt, sagt er, so ist dies nicht seiner Muthe zuzuschreiben, sondern einer gewissen anerzogenen militairischen Fühllosigkeit; die Künste und Wissenschaften vernachlässigt er ganz, diese sind allein in den Händen des niederen Volkes. Doch wie eine Dame ihren vielleicht natürlichen Adel verliert, wenn sie stets in vertrautem Umgange mit Einem aus der Hefe des Volkes lebt, so verliert auch die Philosophie viel von ihrer ursprünglichen Würde, sobald sie nur von Köpfen gepflegt wird, die mit den höheren Kreisen des Lebens durchaus nicht vertraut sind.

Tasso rühmt die Güte unseres Rind- und Hammelfleisches und bewundert unseren Reichthum an Geflügel und an Fischen. Das Französische Vieh stellt er höher als das Italiänische, während Herr von Chateaubriand in unseren Tagen nachgewiesen hat, daß das Vieh der Romagna durch Größe und edle Gestalt sich vor dem nordischen auszeichnet. Die Französischen Pferde waren damals die schönsten in Europa. Seit Abschaffung der Turniere hat man nicht mehr die alte Pflege auf sie verwandt, und so haben wir auch diesen Ruhm verloren. Daß unsere Weine vorzüglicher sind als die Italiänischen giebt Tasso zu, obgleich er eingesteht, daß er durch das Süße und Pikante der Italiänischen Weine sich so verwöhnt habe, daß er auch jetzt noch sie vorziehe. Er preist unsere Weine vorzüglich, weil sie viel Kraft und wenig Berauschendes haben, und nennt sie deshalb den direkten Gegensatz der Nation. Der Gartenbau scheint bei uns noch auf sehr niedriger Stufe gestanden zu haben, da Tasso unsere Früchte jeder Vergleichung mit den Italiänischen unwerth nennt. Zwar stand unser berühmter Olivier de Serres damals in der Fülle seiner Kraft, doch noch bereitete er erst in der Stille durch sorgsames Lesen und Beobachten sein Théâtre d'Agriculture vor; und dieses hat erst durch die Achtung und die Begünstigungen, die Heinrich IV. dem Verfasser erwies, Einfluß erlangt. Fortgerissen von dem Bestreben, Analogieen zwischen der Natur des Landes und dem Charakter des Volkes nachzuweisen, behauptet Tasso, die ebene, flache Beschaffenheit unseres Landes lasse auf eine niedere Gesinnung der Bevölkerung schließen, und dieser Schluß werde durch die Geschichte bestätigt, insofern Frankreich häufig von kriegerischen Angriffen fremder Völker heimgesucht worden sey, doch nur sehr selten die ihm widerfahrenen Beleidigungen durch freiwillige Angriffe gerächt habe. Ich glaube, daß wir durch die vielen ruhmvollen Kriege zur Zeit der Revolution und des Kaiserthums gezeigt haben, ob Tasso zu diesem Schluß auf Mangel an kriegerischem Muthe berechtigt war.

Nachdem Tasso sich ein Jahr in Frankreich aufgehalten, sah er sich im Dezember 1571 noch vor der Abreise des Kardinals von Este genöthigt, nach Italien zurückzukehren. Wahrscheinlich hat er bei seiner freien Weise, über Personen und Zustände zu urtheilen, mehr als Eine Französische Eitelkeit verletzt. Als Grund seiner plötzlichen Abreise und der Ungnade, in die er beim Kardinal gefallen, wurden seine Neugier, mit der er in die tiefsten und wichtigsten Staatsgeheimnisse zu dringen bestrebt war, und einige Indiscretionen angeführt. Er selbst hat, sonderbar genug, den Grund dieser Ungnade in seinem Eifer für die katholische Religion gesucht, welcher größer gewesen sey, als der des Kardinals. Diese seine Begeisterung für den Katholizismus, die an Fanatismus gränzte, hat Tasso am deutlichsten in seinem unvollendeten Tagebuche, welches 1817 in der Biblioteca italiana zum ersten Male gedruckt ist, ausgesprochen. Hier giebt er als alleiniges Mittel zur Wiederherstellung der religiosen Unruhen in Frankreich die gänzliche Unterdrückung der Hugenotten an. Er tadelt Heinrich III. bitter, daß er den Protestanten den Frieden von 1576 bewilligt habe, und stellt die Ausrottung der Ketzerei als die erste Pflicht des Regenten dar. Hiernach könnte man glauben, so sehr sich das Gefühl dagegen sträubt, Tasso habe das Verfahren in der Bartholomäusnacht heimlich gebilligt, gegen das selbst das sonst im Gehorsam verknöcherte Gewissen einzelner Hofbeamten sich auflehnte.

Der Anblick unserer bürgerlichen und religiösen Kämpfe wirkte auf Tasso tief. Er kam zwanzig Jahre später mit hohem Pathos auf sie zurück in jenen schönen Versen seines Gedichtes, welche vielmehr eine Vorherverkündigung der Französischen Revolution und des Todes Ludwig's XVI. als, was sie wirklich waren, eine Anspielung auf die Ermordung Heinrich's III. scheinen: „Frankreich, welches jetzt blüht, geschmückt durch den Reichthum der Natur und der Kunst, wird dann zerrüttet stehen und in schwarzen Gewändern. Kein Ort wird unentweiht bleiben von ruchlosen Gräueln, keine Stadt wird dem Entsetzen entgehen. Verwaist wird die Krone liegen, das Reich wird in Unterdrückung hinsiechen. Der schönste Zweig des Königlichen Stammes wird abgehauen und der Stamm vom Blitze zerschmettert werden."

Der Kardinal wollte sich den Anschein geben, als ob er Tasso nur entfernte, weil er ihn zu einer Sendung gebrauchte, er ließ ihn darum zugleich mit seinem Secretair Manzuoli reisen, den er in Geschäften nach Rom sandte. Doch muß seine Unzufriedenheit mit dem Benehmen seines Edelmannes groß gewesen seyn, da er seine ganze frühere Liberalität gegen Tasso verleugnet zu haben scheint. Nach dem Berichte Guy Patin's nämlich, lieh sich dieser bei seiner Abreise von Paris zehn Thaler; und ein Schreiben des Dichters, welches als Facsimile in einer neueren Ausgabe seiner Schriften abgedruckt ist, enthält seinen Auftrag an Moriz Cattanee, seinen Freund, in Rom, die beiliegenden zwei Thaler an Ronsard zu schicken, als dessen Schuldner er Paris habe verlassen müssen. Auch zeigt folgende Stelle aus einem Werke jener Zeit, in welchen Verhältnissen Tasso überhaupt bisweilen am Französischen Hofe gelebt haben mag, an dem künstlerische Verdienste so ungleich belohnt wurden: „Der Herr Admiral von Joyeuse gab eine Abtei für ein Sonnett. Die Verse, welche Desportes im Schweiße seines Angesichts machte, trugen ihm eine jährliche Rente von 10,000 Thalern ein. An demselben Hofe starben mehrere Dichter, Redner und Historiker vor Hunger. An demselben

*) In Frankreich wurden solche Schäferspiele bereits seit Anfang des 15ten Jahrhunderts aufgeführt. Torquato Tasso's „Aminta" fällt ins Jahr 1572. Uebrigens haben sich sowohl vor als nach ihm mehrere seiner Landsleute und auch andere Nationen in dieser Dichtungsart versucht.

Ich habe Ihnen Ihre Frage beantwortet, ich habe Ihnen meine Meinung gesagt, ich habe Ihnen meine Gründe angegeben, ich habe Ihnen meine Ansicht bewiesen, ich habe Ihnen meine Ueberzeugung mitgetheilt, ich habe Ihnen meine Gesinnung offenbart, ich habe Ihnen meine Absicht erklärt, ich habe Ihnen meine Bedingungen vorgelegt, ich habe Ihnen meine Hand gereicht, ich habe Ihnen meine Liebe geschworen, ich habe Ihnen mein Herz geschenkt, ich habe Ihnen mein Leben geweiht, ich habe Ihnen meine Treue gelobt, ich habe Ihnen meine Dienste angeboten, ich habe Ihnen meine Freundschaft aufgedrungen, ich habe Ihnen meine Gastfreundschaft gewährt, ich habe Ihnen meine Gesellschaft aufgenöthigt, ich habe Ihnen meine Gesellschaft entzogen, ich habe Ihnen meine Gesellschaft gekündigt, ich habe Ihnen meine Gesellschaft aufgesagt, ich habe Ihnen meine Gesellschaft verboten, ich habe Ihnen meine Gesellschaft verleidet, ich habe Ihnen meine Gesellschaft verekelt, ich habe Ihnen meine Gesellschaft verhaßt gemacht, ich habe Ihnen meine Gesellschaft unerträglich gemacht, ich habe Ihnen meine Gesellschaft unmöglich gemacht, ich habe Ihnen meine Gesellschaft unausstehlich gemacht, ich habe Ihnen meine Gesellschaft unleidlich

sind wider Ihren eigenen Vortheil: Sie müssen wünschen, daß die Griechen so spät als möglich frei werden, an wen sollten Sie sonst noch Ihre Philhellenen-Mützen verkaufen?"

Dieser Scherz des gutmüthigen Alten erregte allgemeine Heiterkeit.

„Unsere kleinen Staatsmänner", hebt der hoffnungsvolle Journalist mit gewichtigem Doktortone an, „hätten dieses neue politische Verbrechen theuer bezahlen sollen; es ist ein Verrath an der Französischen Nation."

„Gemach! Gemach!" unterbricht ihn der Vaudevillist; „alles dieses kann nicht lange währen; ich weiß, daß sich Dinge vorbereiten, vor denen die Welt erstaunen wird."

„Er hofft", raunt der Gelehrte seinem Mitspieler am Dominobrette ins Ohr, „daß man seine Stücke annehmen wird."

„Unsere Pairs-Kammer", sagt der Maschinist, „hat sich trefflich über Wasser gehalten. Die Minister knirschen über diese Niederlage."

„Teufel, meine Herren", beginnt der Schlächter, „mein Karabiner und meine Jagdflinte hängen geladen bei mir zu Hause; mir ist zu Muthe, als ob nächstens ein schöner Tag kommen würde, an dem ich sie herabnehme und auf die losfeuere, welche die Rechte der ersten Nation der Welt schmälern zu dürfen glauben."

Dieser Ausgang des Gespräches jagt dem edlen Soufflot einigen Schreck ein, indem er Remonstrationen zwar für erlaubt, doch Flintenschüsse für ein Verbrechen hält.

Nicht allein in dem Café du Commerce der Vorstadt Montmartre hielt die Politik täglich, so zu sagen, offene Tafel. Die vornehmeren Kaffeehäuser waren Versammlungsplätze manches in der That ernsten Klubs. Man besprach Artikel in denselben, die man in die Journale einrücken wollte, und theilte sich gegenseitig Anschläge mit, nach denen man auf die Menge einzuwirken gedachte. Im Café Lemblin versammelten sich Bonapartisten, zugleich stellten sich Republikaner und sogar Anhänger der Gironde ein. Im Café de Valois, in dem sich hohe Offiziere versammelten, kam man nie aus dem Staunen über die Frechheit der Pamphlete und über die Popularität Beranger's. Im Café de Foy herrschte der am meisten friedliche Geist; alle Ideen, die zu veralten anfingen, fanden hier einen Zufluchtsort, doch man sprach stets nur mit leiser Stimme.

Steigen wir in tiefere Regionen hinab, in die eigentlichen Kneipen, in denen der gutmüthige Pariser früher froh war, wenn ihn Niemand beim Trinken seines verfälschten Weines und beim Singen seiner obscönen Lieder störte, so finden wir zur Zeit der Revolution auch hier eifrige Gespräche über Krieg und Frieden, Seewesen und Finanzen, und man war gewohnt, seiner Ansicht, wenn man sie mit Worten nicht hinreichend geltend machen konnte, mit Faustschlägen den gehörigen Nachdruck zu geben. Der Ort, in dem sich die Maurer und Steinmetzer versammelten, war nicht etwa eine gewöhnliche Bude, in der jeder Trinker ohne Durst sich nach Belieben breit machte; ihr Weinhändler war eine Art von Garkoch, bei dem man täglich zweimal frisches Fleisch fand, nur à table d'hôte speiste und an dessen Fenstern zu lesen war: Boulion à tout heure. Sein Lokal zerfiel in zwei Piecen, die Trinkstube und den Salon. Im Salon befanden sich sechs bis acht Tische, mit Wachsleinwand bedeckt und mit hundert plebejischen Namen und anderen Verzierungen überstäet. Doch bei allem Republikanismus, den diese Gäste in Bezug auf den Staat hegten, bewahrten sie unter einander doch die strengste Aristokratie. Im Grunde des Salons stand ein Tisch, der mit weißen, wenn auch mit Wein und Sauce oft befleckten Tüchern bedeckt war; dieser war für die aus Paris gebürtigen Meister bestimmt, und kein Anderer durfte an ihnen Platz nehmen.

Emil Vanderburch.

Mannigfaltiges.

— **Schelling in Frankreich.** Herr Pierre Leroux, der Gegner und Bekämpfer des Cousinschen Eklektismus, von dem wir in der vorigen Nummer dieses Blattes gesprochen, theilt in dem neuesten Hefte der Revue Indépendante (April 1842) ein Fragment seines bisher noch ungedruckten Werkes „Von Gott, oder vom Leben in den besonderen Seyn und im allgemeinen Seyn" mit. Veranlaßt findet er sich dazu, wie er ausdrücklich sagt, durch die Rede, mit welcher Schelling in Berlin seine Vorträge über Philosophie der Offenbarung einleitete. Diese Rede selbst, und zwar in einer gelungenen Uebersetzung, eröffnet in würdiger Weise die Zeitschrift, in welcher das oben erwähnte Fragment Leroux's enthalten ist, von dem augenscheinlich auch die einleitenden Worte zu dem Schellingschen Vortrage herrühren. Einige Verwechselungen von Namen und Verhältnissen müssen wir dem Franzosen dabei schon zu gut halten. So heißt es unter Anderem gleich im Eingange: „Schelling, der das Stillschweigen, das er länger als ein Vierteljahrhundert beobachtete, endlich gebrochen, hat München verlassen, wo er in der Zurückgezogenheit mit dem Titel eines Secretairs der Akademie der Künste lebte, und ist nach Berlin gekommen, um Hegel's Lehrstuhl einzunehmen, der durch den viel zu frühen Tod von Friedrich Gans, einem direkten Schüler Hegel's, erledigt worden." Hier sind fast so viel Irrthümer, als Worte, doch führen wir diese nicht etwa an, um die Inkompetenz des Herrn Leroux darzuthun, da wir weit davon entfernt sind, zu denen zu gehören, die den Franzosen gewisse geographische Irrthümer, z. B. wenn sie die Deutsche Hauptstadt Flachsenfingen mit der Residenz Schöppenstädt verwechseln, gar nicht vergeben können. Ist doch trotz aller Unklarheit in den Details, die Hauptsache, auf die es eigentlich ankömmt, den Franzosen stets bekannt und klar, mag es sich nun um eine wissenschaftliche, industrielle oder politische Frage handeln. Schelling wird besonders darum von Herrn Leroux mit solchem Jubel begrüßt, weil dieser in ihm einen mächtigen Verbündeten in der Bekämpfung des Eklektismus, jenes Französischen Bastards der Hegelschen Philosophie, zu erblicken glaubt. „Wahrlich", so ruft die Revue Indépendante, „es ist etwas Großes, ja, wir möchten sagen, etwas Providentielles in dieser Wiedererscheinung des berühmten Erweckers so vieler Geister, nachdem er so lange in der Zurückgezogenheit sich befunden. Das philosophische Deutschland der letzten funfzig Jahre kömmt uns wie ein Gedicht vor, dessen Schluß nun bald zu erwarten und dessen vornehmster Held, bevor das Gedicht zu Ende geht, noch einmal wieder erschienen ist."... Weiterhin bemerkt Herr Leroux in dem Vorwort zu seiner eigenen Abhandlung: „Schelling sagt in seiner Rede: Das Heil der Deutschen ist in der Wissenschaft. *) Wir haben in ähnlicher Weise von Frankreich immer gesagt: Das Heil der Franzosen ist in der Wissenschaft. Und wir fügen hinzu: Das Heil der Franzosen und der Deutschen ist in einer gemeinsamen Wissenschaft. Aber um zu dieser wünschenswerthen Uebereinstimmung zu gelangen, ist es nicht nöthig, daß eines der beiden Völker sich zum Schüler des anderen mache und die Form des anderen annehme. Es ist bloß nöthig, daß, begeistert von der Wahrheit, die keine Form hat, jedes der beiden Völker dazu gelange, mehr und mehr diese Wahrheit als Religion in sich aufzunehmen. Wenn erst die Wahrheit von unserem Geiste den Schleier weggenommen, so liegt wenig daran, daß sich die Einen auf der rechten und die Anderen auf der linken Seite des Altars befinden: die Wahrheit wird immer im Centrum seyn. Ja, Schelling hat Recht: unser Heil ist in der Wissenschaft! Nicht England, nicht Rußland, nicht Amerika ist es, die der Wissenschaft ihre Richtung geben und in einer Synthese die verschiedenen Wissenschaften zusammenfassen werden, welche heutzutage nicht bloß unter sich getrennt und abgetheilt, sondern auch, disjecta membra, zerstreut und in analytischer Weise zerlegt sind, ohne den Gedanken der Einheit auch nur als möglich zuzulassen. Frankreich und Deutschland sind es, die zusammen den neuen Allianz-Traktat der Menschheit entwerfen und abschließen werden. Deutschland und Frankreich bilden den Centralkörper Europa's. Deutschland repräsentirt den Norden, Frankreich den Süden. Kommen diese beiden großen Völker dazu, sich unter einander zu verstehen, so ist über Europa entschieden und der Fortschritt der Civilisation gewiß."

*) Man vergleiche den einleitenden Artikel zu unserer diesjährigen ersten Nummer, wo wir diese Stelle aus Schellings Rede ebenfalls wiedergegeben.

Bibliographie.*)

Schweden.

Morgon-väckter. Några ord i anledning af „Strauss och evangelierne"; tros-bekännelse af Fredrika Bremer. 12. Stockholm. 20 sk. — Wir die Romane der bekannten Verfasserin, ist auch diese ihre neueste, gegen „Strauß Leben Jesu" gerichtete Schrift sofort ins Deutsche übersetzt worden.

Emilie Carlén Rosen på Tistelön. Berättelse från skärgården. 2 del. 8. Stockh. 2 rb. 6 sk. — Neben den Romanen von Fredrika Bremer haben sich die Romane der Demoiselle Flygare, jetzigen Frau Carlén, daher auch Flygare-Carlén genannt, die Anerkennung des Schwedischen und Deutschen Publikums zu erwerben gewußt.

Gabriele Almanac. Sista nordförmågot emot konung Ludvig Filip i Frankrike, hösten 1840. Roman af författaren till Törnrosens Bok (i. e. Almquist). Del 2. 12. Stockh. 1 rb. 16 sk. — Es ist zu bedauern, daß der Verfasser C. J. L. Almquist von dem ihm unstreitig eigenen ausgezeichneten Talent zur Belletristik keinen besseren Gebrauch macht.

A. Fryxell Berättelser ur Svenska historien. Del 10. Drottning Christina. Afdeln. 2. 12. Stockh. 2 rb. — In diesem Werke findet man gründliche Forschung vereinigt mit einer höchst ansprechenden Darstellung, wodurch es in Schweden zu einem Lieblingsbuche geworden. Fryxell ist auch Verfasser einer Schwedischen Grammatik (6. Aufl. Stockh. 1837. 8.).

J. Hedenborg Turkiska nationens seder, bruk och klädedräglar. Häft 12. 4. Mit 4 Kupfl. Stockh. — Der Herausgeber ist viel und lange im Orient gereist.

J. Rholand Fäderneslandets historia, i sammandrag för begynnare. 4. förbättrade uppl. 8. Stockh. 1 rb. 20 sk.

Sveriges store män, snillen, statsmän, hjeltar och fosterlandsvänner. Teckn. af C. G. Westerling. Lithograph: J. Carden. Redacteur: G. H. Mellin (guter Stahlstich u. Porträtzeichner). Häft 13. 4. Mit 3 Kupf. Stockh. 12 sk.

Porträtter af namnkunniga Svenske män och framstammar. Häft 18. 4. Mit 3 Kupf. Stockh. Subscr. 24 sk. Ladenpr. 1 rb. 8 sk.

Runa. Ny skrift för fosterneslandets fornminnen, utgifven af R. Dybeck. Häft 1. 4. Mit 5 Kupfl. Stockh. 1 rb. 16 sk.

O. Nyblads Förteckning öfver Stockholms-traktens coleoptrer. 8. Stockh. — Abdruck aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissensch.

E. G. af Klint (Königl. Marine-Capitain) Lärobok i navigations-vetenskapen. 8. Mit 9 Kupfl. — Dazu: Nautiska och logarithmiska tabeller. 4. Stockh. Subscr. 5 rb. 32 sk. Ladenpr. 12 rb. — Eine eigene Zeitschrift für Seewesen (Tidskrift i sjöväsendet) erscheint in Carlskrona.

Minnen af J. F. Kjellander. Dikter. — Philosophiska uppsatser. — Utdrag ur bref. 8. Mit dem Portrait des Verf. Subscrpr. 1 rb. 24 sk. Ladenpr. 2 rb. 16 sk.

Die beste allgemein wissenschaftliche Zeitschrift Schwedens sind noch immer die zu Lund erscheinenden Studier, Kritiker och Notiser, eine andere nämlich erscheint seit 1841 in Upsala, mit dem Titel: Frey. Tidskrift för vetenskap och konst. — Von den einzelnen wissenschaftlichen Zweigen gewidmeten Zeitschriften haben auch für das Ausland Interesse: Hygiea. Medicinsk och pharmaceutisk månads-skrift (Stockh.); Physiographiska Sällskapets Tidskrift (Lund); Botaniska Notiser (ebend.); Tidskrift för Bergsmän (Carlstad); Kongl. Krigs-Vetenskaps Akademiens Handlingar och Tidskrift (Stockholm). Diese Königl. Akademie der Kriegs-Wissenschaften ist ein Schweden eigenthümlich angehörendes Institut. Etwas Aehnliches wird Preußen künftig in dem so eben unter dem Protectorat Sr. Maj. des Königs hier gegründeten Militairischen Verein besitzen. Damit derselbe von möglichst großem Nutzen sey, ist zu wünschen, auch er wollte mit seinen sonstigen Zwecken die Herausgabe einer militairischen Zeitschrift verbinden. (Vergl. außerdem oben unter: Klint.)

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Montag den 25. April 1842.

Italien.

Sospiri. Blätter aus Venedig von F. G. Kühne.*)

Sospiri, Seufzer? Wir brauchen dabei nicht etwa an die verrufene Seufzerbrücke zu denken, sondern an Venedig überhaupt, an den Gegensatz der alten Größe und des jetzigen Verfalls, der in diesen geistreichen Anschauungen durchgehends festgehalten wird. Man höre: „Einem Uebergange über den Styx glich die Nachtfahrt, und hier ist lauter Traumwelt Gestorbener. Daß man als wacher Geist hier unter Schattenmenschen wandelt, dies Bewußtseyn wird auch da o Fabel oder löst sich im Schmerz eines unendlichen Mitgefühls. Die Seele ist so lange beängstigt, bis sie den Ausweg findet, sich dieser ganzen Welt gleichzusetzen und einzustimmen in den allgemeinen Chorgesang, der um Verlorenes klagt. Er wird nicht laut, dieser Schmerz, aber in tausend bleichen Gesichtern hat er seine stille Pantomime, in der zerlumpten Herrlichkeit sein Kostüm, in den langen Flügeln morscher Paläste seine Decoration, in dem Moderduft, der gen Himmel steigt, hat er den Athemzug seiner verborgenen Seele. — — Hier erst begreife ich, wie ich nur Sinn habe für Gegenwärtiges, wirklich Lebendiges, das der Augenblick beseelt. Nennt dies Venedig Vergangenheit oder Zukunft, nennt es Traum oder erfundene Möglichkeit, es bleibt mir gleich unverständlich; ich kann nur fassen, was ein Erlebniß meiner selbst ist. Ehe mir diese Welt nicht zur Erinnerung geworden, kann ich wohl umkommen im Moder der Erinnerungen, in der Qual des Kombinirens, aber nichts verstehen von all den Räthseln dieser Seltsamkeit. Hier ist kein Orient, kein Occident, kein Mittelalter, wie Du es nach Germanischen Ueberlieferungen kennst, auch Italien findest Du hier nicht; hier ist ein Gewebe von Außerordentlichkeiten, das jenseits bekannter Größen liegt. Alles starrt und stiert Dich an. Hieroglyphen können nicht quälender seyn. So wirst Du gejagt von tausend Fragen umher, ohne deren Beantwortung das ganze Daseyn Venedigs keine Möglichkeit, keine Wahrheit wird. Warum? warum? schreit Dein denkender Mensch, bis Du müde zusammensinkst. Und wenn Du aufwachst, staunend um Dich blickst, den Traum wieder als Wirklichkeit vor Dir siehst, dann wirst Du irre an Dir selber. Und in der That weiß man nicht mehr, wer hier eigentlich Recht hat, zu fragen, das Recht hat, zu existiren, die bleiche Majestät der versunkenen Herrlichkeiten oder der Mensch von heute, der wie ein Fragezeichen sich vor ihnen krümmt und müht. Die Ruinen sind still wie der ewige Gram, den ich mir selbst auf Gottes Antlitz denke. Sie fragen nicht, sie antworten nicht, sie reichen stumm gen Himmel. Man muß ihnen ihr Geheimniß ablauschen; ausrechnen läßt es sich nicht."

Als eines dieser schrecklichen Traumbilder, welches das Morgenroth einer humanen Zeit verscheucht hat, wollen wir, mit Uebergehung der bekannten Bleidächer, die unterirdischen Gefängnisse, die Brunnen genannt, anführen, von denen hier folgende Beschreibung gegeben wird: „Sie wurden idyllischer Weise die Brunnen genannt, weil sie zwei Fuß tief unter Wasser standen. Eiserne Stäbe schieden sie vom Meere, doch ward Dir keine Aussicht damit gewährt, nur zur Einsicht zwang man Dich, zur Einsicht in die heroische Jämmerlichkeit des menschlichen Witzes. Dasselbe Gitter, durch welches die salzige Fluth hineindrang, gewährte Dir eine kümmerliche Helle. Es fehlte dort nicht an Abwechselung; Du konntest ein mannigfaltiges, ein amphibienartiges Leben führen. Es ward Dir nicht zugemuthet, den ganzen Tag, die ganze Nacht im Meerwasser zu stehen, vielmehr war ein hölzernes Gestell mitten in diesem nassen Jammer errichtet. Dies Gestell war Dein Stuhl, Dein Tisch, Dein Bett; dort breitete man Dir den Strohsack aus, mit Tagesanbruch erhieltst Du Suppe und Brod, wonach Du freilich schnell greifen mußtest, sollte es nicht ein Raub der großen Seeratten werden, die es selbst Deinen Händen vielleicht noch entrissen. Von diesen Gemächern sind jetzt die allertiefsten vermauert; einige ließ das mildere Zeitalter übrig als historische Merkwürdigkeit, um die Grausamkeit früherer Jahrhunderte nicht ganz aus dem Gedächtnisse der Menschen zu tilgen. In einem dieser Gewölbe ließ sich Lord Byron, wie man sagt, einen halben Tag einsperren, um die Schauer eines solchen Zustandes durchzufühlen. — — Ich weiß nicht, lag in der raffinirten Grausamkeit, die dies ersann, oder in der Duldsamkeit, die dies ertrug, mehr Entartung menschlicher Gottähnlichkeit! Und in diesen Behältern hat Mancher ein hohes Alter erreicht. Casanova erzählt von einem Kollegen, der dort — soll man sagen saß, oder schwamm, oder hing? — Dieser war in seinen besten Jahren, ein Vierziger, als man ihn in diesen Brunnen der Weisheit steckte, und er lebte dort volle 37 Jahre. — — Und dieser Zeitgenosse Casanova's, dieser sein Kollege, der in den Kellern schwamm, während er oben unter dem heißen Bleidache die Gedanken der Freiheit ausbrütete, war ein lustiger Franzose. Wer darf nun noch an der Unsterblichkeit der menschlichen Seele zweifeln, da schon hienieden die Kreatur im Stande ist, diese sterbliche Ewigkeit von 37 Jahren zu überdauern?"

Ein anderes Bild: „Da lag die mondbeglänzte Fläche des Markusplatzes wie ein fertig Bild vor mir. So sollte seine Beleuchtung immer seyn; nicht die Sonne mit ihrem hellen Glanze, nicht der Tag mit seinem hellen Bewußtseyn, nur der Mond, der halbwache Träumer, giebt hier das rechte Licht; in diesem Abglanz eines ehedem bewegten Lebens dehnt und streckt sich Alles wie im geisterhaften Schlaf. Hier ist der Schoß der Republik, hier sind alle ihre Thaten in Stein versteinigt, hier ist das Herz Venedigs, aber in starrem Krampf gefesselt. Du meinst, man höre sie schnarchen die großen Todten, die mit ihren riesigen Leibern auf einen Zauberspruch des neuen Lebens harren. Ein stilles Aechzen läuft die lange Reihe der Arkaden hinunter, bis Alles wieder in bodenlose Stille sinkt und sein Geheimniß in sich selber birgt. Am tiefsten schläft St. Markus selber. Die Kuppel, sein schwergedrücktes Haupt, hängt gramgebeugt. Er war schon längst ein alter Mann, der keif und starr im Lehnstuhl saß, mumienhaft still, nicht mehr wissend, was mit ihm geschah. Die Geschlechter der Menschen schwirrten um ihn her wie Mückengezücht, das der Tag bringt und nimmt; er hatte früher einen guten Wedel in der Hand, zwei Löwenflügel, damit schlug er Alles todt, was ihn störte. Aber seit lange saß der Alte wie gelähmt im Sorgenstuhl, die Kirche ist sein Polster, seine Lehnen sind die alten und neuen Prokuratien, die links und rechts mit ihren Linien hinunterreichen. Eine blutrothe Sonne ging über Venedig auf; der Alte schlief bei Tag und Nacht. Man nahm ihm sein Spielzeug, die vier ehernen Pferde, die er vor sich stehen hatte, er merkte es nicht. Auf den Standarten, die er sich wie eine Reitgerte aufgepflanzt, hing ein tobendes Geschlecht, die rothen Jakobinermützen, man fuhr Geschütz vor ihm auf, der Donner der Französischen Kanonen zersprengte die Mosaik zu seinen Füßen; der Alte blieb starr und taub. Jetzt aber, in der Mondnacht, wo die Geister sich dehnen und leise umgehen, jetzt ist vielleicht seine Stunde, jetzt kann der schlafende Riese vielleicht erwachen und sein Haupt heben, — und wäre es auch nur, um laut aufzugähnen! — Du stehst und horchst. Mit dem Glockenton vom Thurm regt es sich in den alten Gliedern. Wollen die Todten auferstehen? Die Säulen möchten sich von ihren Quadern lösen, die Standarten auf dem Platze schwanken, unter den Schwiebbögen läuft es wie geschäftige Hast, der schwindelhohe Campanile zittert. Es ist Alles Schein, Du selbst nur zitterst, der Ton der Zeit ruft dich aus verlorenen Gedanken zurück, damit Du im Anblick der gramgebleichten Herrlichkeiten nicht selbst zu Stein erstarrst."

Treffend aufgefaßt und elegant geschildert ist auch der Charakter der Venetianischen Regierung und des Volkes: „Nie war eine Staatsform so national wie die Venetianische. Nach außen oft der tobendste Lärm, wilde Seeschlachten mit Türken und Genuesen; hier im Herzen des Reichs um St. Markus herum, die Piazzetta entlang, in den weiten Hallen der Prokuratien, in den Blutadern der Stadt, den verschlungenen Kanälen mit der flüchtigen Hast der stummen schwarzen Gondeln, überall die verhängnißvolle Scheu, das wunderbare Gefühl einer unsichtbaren, allgegenwärtigen, unentfliehbaren Macht. Volk und Staat waren eins im Bedürfniß dieses Glaubens. Die Majestät Venedigs erschien nicht persönlich, hier wußte man nicht, was König und Kaiser hieß, an eine angestammte, forterbliche Machtvollkommenheit war hier kein Glaube zu finden. Venedig selbst war die lebendige Majestät, und St. Markus vertrat diese Majestät im Himmel. Der erwählte Doge war nur der ceremonielle Vertreter des Begriffs Venedig, die eigentliche Macht lag nicht in seiner Hand, die Macht war das allwaltende Geheimniß, das unsichtbar tausend Arme waffnete. Im Reiz dieses Geheimnisses fühlte sich das ganze Leben getragen, in der Mystik dieses Daseyns gefiel sich Alles, was Venetianisch hieß. Dieser Staat nannte sich Republik, aber der Begriff Republik war nie weniger antik, nie gleich romantisch gefaßt. — Das Geheimniß regierte Venedig in unsichtbarem Dunkel als rascher ungeahnter Eingriff in das Schicksal der Einzelnen, einer Machtvollkommenheit Gottes nicht unähnlich. Der Glaube an den alten „Ueberall und nirgends" war hier Staatsform geworden. Diesen Schauern eines geheimnißreichen Waltens war das ganze Leben anheimgefallen, für den gemeinen Mann, für das ganze Volk lag darin eine Wollust, ein leidenschaftliches Wohlgefühl. Das predigen mir diese Steine, das lese ich in der Symbolik dieser räthselhaften Architektur. Menschenglück war also hier nicht

*) Leipzig 1841

ausgeschlossen, nach seiner Art war auch hier der Mensch Werkmeister seines Schicksals, und er liebte dies sein Werk!"

Spanien.

Leben und Dichtungen Lope de Vega's.

(Fortsetzung.)

Jedoch alle jene Gegenstände, was für Schwierigkeiten sie immerhin dem gewissenhaft studirenden darbieten, und wie volle Arbeit sie ihm auch auflegen, konnten trotzdem einem so strebsamen und feurigen Geiste, der wo möglich den ganzen Umfang menschlichen Wissens zu seinem Eigenthume hätte machen mögen, keine Genüge leisten. Natürlich, daß eine dermaßen dürstende und lechzende Seele, und hätte sie der Himmel mit dem hellsten Verstande ausgerüstet, auf Irrthümer und Abwege gerathen muß, und auch unser Lope entging dieser Gefahr nicht. Was thut er? Er umarmt mit Inbrunst, wie ein zärtlicher Vater sein geliebtes Kind, den Hokuspokus, der zu jener Zeit gerade sogar die ersten Denker berückte; er stürzt sich über Hals und Kopf in die sogenannte große Kunst, auch er trachtet, das gewaltige Geheimniß, das die großen und kleinen Geister unaufhörlich beschäftigt, zu ergründen, auch er ringt, den Stein der Weisen zu finden, und martert sich zum Verderben seiner edleren Kräfte und Fähigkeiten, mit jenem unnützen alchymistischen Plunder ab. Er ist umlagert von dem zur Erforschung und zum endlichen Gewinn jenes sauberen Schnickschnacks erforderlichen Rüstungen; ein wahrer Jammer ist es, ihn da mitten unter den dampfenden Ofen, Destillirkolben, Schmelztiegeln, Retorten und Phiolen sitzen und schwitzen zu sehen; zu sehen, wie ihm dicke Angsttropfen über Stirn und Wangen rinnen, wie er mit fahlem Antlitz vom ersten Hahnenschrei bis in die finstere Nacht hinein ununterbrochen bläst, pustet, keucht und herumwirthschaftet. Er würde, er sagt es selbst unverhohlen, bei diesem Treiben zuletzt bestimmt den Verstand eingebüßt haben, hätte sich nicht zu seinem Glücke noch rasch genug eine Thorheit anderer Art seiner bemeistert. Diese Thorheit — unter obwaltenden Umständen aber ein erquickendes Labsal, ein wirksames Heilmittel — war keine andere, als die, welche einst den Urheber seines Daseyns bewog, unbekümmert um seine Ehehälfte mit Fräulein Helene aus dem Thale von Carriedo zu verschwinden; diese Thorheit war eine Leidenschaft, die über kurz oder lang einen jungen Mann von so warmem und empfindsamem Herzen ergreifen und fesseln mußte, kurz und gut es war — die Liebe. Wer war nun die holde Zauberin, die sich rühmen konnte, den Günstling der Musen angelockt und ihm die ersten Stoßseufzer erpreßt zu haben? Welcher Gesellschaft-Klasse, welchem Range und Stande gehörte sie an? Wo, wann, unter welchen Verhältnissen — lauter wichtige Fragen — begann jene Verbindung? Es läßt sich hierauf durchaus nichts Gewisses erwiedern, Alles läuft nur auf unsichere Vermuthungen hinaus, und wir verspüren keine Lust, in diesem Betracht irgend ein Mährchen zu ersinnen. In der Nähe eines Kirchenfürsten, und zumal eines Groß-Inquisitors, fand es Lope weder schicklich noch gerathen, den angesponnenen Liebeshandel weiter fortzusetzen. Er verließ demnach das Amt, das er bei dem ehrwürdigen Bischofe verwaltete und trat in gleicher Eigenschaft, d. h. als Geheimschreiber, in die Dienste Don Friedrich's von Toledo, Enkels des berühmten oder vielmehr berüchtigten Herzogs von Alba. Im Hause dieses neuen Gebieters war es, wo er seine Arcadia, eine Nachahmung von Montemajor's „Diana" schrieb, welcher selbst wieder des Neapolitaners Jakobo Sannazaro „Arcadia" zum Vorbilde gedient hatte. Verschiedenen etwas geheimnißvollen Ausdrücken Montalvan's zufolge, glaubt man, daß Lope in seiner Arcadia, unter dem Schleier der Dichtung, Toledo's Liebesverhältniß mit einer sehr vornehmen Dame besungen habe. Er selbst tritt da unter der Gestalt eines gewissen Belardo auf — ein poetischer Beiname, unter welchem er zu wiederholten Malen erscheint und der überhaupt für ihn zu einer stehenden Bezeichnung geworden ist. Denn nicht bloß, daß er sich selbst unter dieser Maske in der „Elloge an Marylis" und am Schluß mehrerer seiner Lustspiele, insbesondere im Hidalgo Bencerrage, in den Esclavos libros (die freien Sklaven) u. s. w. einführt, sondern er wird auch von Anderen in vielen ihm zu Ehren verfaßten Stücken also geheißen.

Nach mehrjähriger Trennung, während welcher er die süßesten Stunden in der Gesellschaft seiner Herzenskönigin verlebte, kehrt er wieder zum Bischof von Avila zurück, und dieser leutselige Mann, statt dem untreu gewordenen Schützling zu grollen, empfängt ihn mit offenen Armen; um so mehr, als Lope ihm beichtet, daß er, des unnützen und sündhaften weltlichen Treibens müde, das Bedürfniß fühle, eine würdigere und gottgefälligere Laufbahn zu wählen, daß er die Absicht habe, Priester zu werden und unter seinen Augen sich zu diesem hochwichtigen Amte vorzubereiten. Er fingt, betet, fastet, liest in einem fort die heilige Schrift, der Tag, wo er nach diesen frommen Uebungen endlich die Weihe, nach der er so sehr geschmachtet, erhalten sollte, ist vor der Thür. Siehe, da beschleicht ihn meuchlings der Böse, packt den heiligen Bruder beim Schopf und stürzt ihn hohnlachend aus allen seinen Himmeln in den Pfuhl irdischen Gelüstens hinunter. Ein junges hübsches Mädchen ist es, welches er irgendwo erblickt hat, welches ihm seine Sinne umnebelt, ihm andere Triebe einflößt, ihn gänzlich seiner erhabenen Braut, der Kirche, vergessen macht, an das er sich fest anklammert und dessen Gatte er endlich wird (1584). Das junge Weibchen, Donna Isabella, war die Tochter des Don Diego d'Urbina, Wappenherolds am Königlichen Hofe. Montalvan liefert eine so vortheilhafte Schilderung von dieser Dame, daß man Lope's Zuneigung zu ihr sehr erklärlich und verzeihlich findet. Er nennt sie „schön ohne falschen Prunk, geistreich ohne Anmaßung und tugendhaft ohne Heuchelei." Man sollte also denken, daß Lope durch ihren Besitz der Glücklichste der Menschen geworden. Leider war dem nicht so, ein düsterer Stern, wie sich die Spanischen Dichter ausdrücken, gestattete es nicht. Denn kaum beginnt der überselige Gemahl die ehelichen Freuden zu schmecken, als er urplötzlich ergriffen und ins Gefängniß geschleppt wird. Was war der Grund dieser Einkerkerung? Auch in diesem Punkte hat man sich in allerhand Muthmaßungen verloren. Unserem Dafürhalten nach hatte jenes Ereigniß mehr als eine Ursache. Nennen wir nur vorweg die bekanntere, und alsdann versuchen wir, die übrigen anzugeben.

Um jene Zeit (1585), erzählt Montalvan, lebte zu Madrid einer jener Hidalgos, von denen die Spanischen Romanschreiber uns mit ihrer unerschöpflichen Laune ein so putziges und lächerliches Bild entworfen haben. Es war bemeldetes Individuum ein blutarmer Kerl, der nichts zu brechen und zu beißen hatte und, obwohl ohne die mindeste Beschäftigung, doch von früh bis spät im Trabe blieb, überall herumkroch und roch, besonders in den Spielhäusern steckte, und der ohne Erwerbzweig, und um nicht ganz zu verhungern, dem einen jenem Spielkumpan, welcher gerade ein anständiges Häuflein erbeutet, etliche Groschen abborgte und seine Anleihen stets mit mehr oder weniger schlechten Späßen, die er sich gegen Abwesende erlaubte, bezahlte. Eines Tages traf Lope ein gleiches Loos. Er war just nicht gegenwärtig, und der schlaue Kauz, der wahrscheinlich irgend wem eine bedeutendere Summe abzutragen hatte, beschloß auf Lope's Rechnung seine Schuld zu tilgen. Er räusperte sich, öffnete die Schleusen seines Witzes und belustigte die wackere Zuhörerschaft dergestalt, daß Alles vor Kichern berſten mochte. Lope war sogleich hiervon benachrichtigt, und er nahm, als ein Mann von Geist und wie es einem Dichter ziemt, seine Rache. Er verfertigte in Form einer Romanze ein so beißendes Spottgedicht, daß er den schnöden Possenreißer damit völlig zu Schanden machte und die Lacher auf seine Seite brachte. Der Hidalgo schnaubte Feuer ob dieses argen Frevels und forderte Lope zum Zweikampf heraus. Lope nahm ihn an; und da er in demselben Grade waffengeübt als tapfer war, verwundete er den Gegner. Dies ist nun eine allgemein bekannte Thatsache, die den Hauptpunkt der Anklage bildete. Das ist aber noch nicht Alles. Einige Bemerkungen Montalvan's zwingen mich zu der Vermuthung, daß Lope Schulden gehabt. Nun darüber dürfte man auch eben nicht so sehr erstaunen, wie wenig er sonst die gräulichen Schlupfwinkel, in welchen der Hidalgo gewöhnlich verkehrte, besucht haben mochte. Eben so wenig sollte es mich überraschen, wenn ihm etwa ein ungefügiger und hartnäckiger Gläubiger stark zugesetzt und ihn zuletzt der Freiheit beraubt hätte. In einer Elegie endlich, die er, obwohl früher geschrieben, erst später in das zweite Buch der Arcadia einschaltete, stößt man auf etliche Verse, welche die wahrhafte, oder wenigstens die vornehmlichste Ursache seiner Plackereien enthüllen könnten. „Heil!" ruft er, „drei Mal Heil dem, welcher mit einer Mißgestalt und von der Natur vernachlässigt zur Welt gekommen ist!" Darauf beschwert er sich über die Menge von Neidern, welche ihm sein kaum im Entstehen begriffener Ruf verschafft habe. Sodann sagt er uns, wie gerade die, denen er sein ganzes Vertrauen geschenkt, ihn verrathen und verleumdet hätten u. s. w. u. s. w. Ohne Zweifel handelt es sich da um eine Nebenbuhlerschaft, um eine entdeckte Liebesgeschichte. Die Dame nun, welche hierin die erste Rolle spielte, hat, so denken wir, dem zwar armen, aber blühenden und wunderschönen Lope vor dem reichen und mächtigen, indeß minder von der Natur begünstigten Anbeter den Vorzug gegeben, und der kecke junge Mensch hatte den Einfall, seine Beute dem erlauchten Herrn wegzukapern; jedoch beging Lope die Unbesonnenheit, seine Eroberung und seinen Plan einem falschen Freunde mitzutheilen, der, eifersüchtig auf dessen Talent und Sieg, Alles haarklein ausgeplaudert und so Lope in die Falle gebracht. Jetzt fragt es sich, wer diese Frau war? Ob vielleicht gar jenes edle Geschöpf, zu dessen Ehre die Arcadia geschrieben war? Der vornehme Mann, sollte es etwa Don Federigo von Toledo seyn? Endlich der treulose, schadenfrohe Freund, wäre es irgend ein Tischgenosse des Dichters? Ich weiß auf alles dies nichts Bestimmtes zu antworten, und werde ich mich wohl hüten, in dieser Angelegenheit eine feste und entschiedene Meinung auszusprechen. Jedoch würde ich mir auf diese Weise immer noch ganz gut Lope's hastigen Austritt aus Toledo's Diensten, seine Rückkehr zum Bischof, ja selbst sein Vorhaben erklären, Geistlicher zu werden, um hierdurch sich gegen die drohende Rache zu schützen.

Wie dem auch immer sey, nach überstandener mehrwöchentlicher Haft sah sich Lope genöthigt, durch eine Maßregel, die ihm die Klugheit gebot, so glaube ich wenigstens, nicht aber, wie Herr Fauriel meint, laut richterlichem Erkenntniß, sich von Madrid zu entfernen. Doch hatte er zu seinem Troste einen Freund gefunden, welcher, nachdem er freiwillig seine Gefangenschaft getheilt, ihm auch in die Verbannung folgen wollte. Dieser edle und hochherzige Gefährte, dem bald darauf Lope Gelegenheit hatte, die an ihm bewiesene Treue unter ähnlichen Umständen zu vergelten (er rettete ihn aus dem Thurme von Serranos, wo er eingekerkert war), und dessen Namen er durch öftere Erwähnung in seinen Werken der Vergessenheit entrissen, hieß Claudio Conde.

Lope wandte sich nach Valencia, woselbst ihm, da er schon eines ansehnlichen Rufes genoß, ein sehr schmeichelhafter Empfang zu Theil wurde. An vielen Stellen seiner Schriften erwähnt er in dankbarer Erinnerung der guten Stadt und ihrer Bewohner. Valencia war damals, gleich Sevilla, die Nebenbuhlerin Madrids; man traf dort ganz vortreffliche Gelehrte und Künstler, sie zählte unter ihren Bühnendichtern Männer von überaus hohem Verdienst, unter Anderen den berühmten Guillen de Castro, den Nämlichen, welcher zu allererst die Großthaten des Don Rodrigo Diez de Vivar (Cid) besungen und mit welchem Lope das engste Freundschaftsbündniß knüpfte. Meiner Meinung nach arbeitete Lope von der Zeit an hauptsächlich fürs Theater, oder wenigstens

hatte er häufige Zusammenkünfte mit Guillen und den übrigen Fachgenossen, um sich gemeinschaftlich mit ihnen über die Regeln und Grundsätze zu berathen, welche bei der Abfassung eines Bühnenwerkes zu berücksichtigen seyen. Dann und wann verließ er Valencia und machte Ausflüge in die benachbarten Spanischen Provinzen, nie jedoch, ohne einen reichen Schatz von Erfahrungen und Beobachtungen zu sammeln. Sobald sich die Vorsehung einen Menschen zur Erfüllung irgend einer wichtigen Aufgabe erkoren hat, fügt sich ihm Alles zu seinem Nutzen und Frommen; aus Allem zieht er Gewinn, ja sogar aus seinen Widerwärtigkeiten.

Was ist nun mittlerweile aus Donna Isabella geworden? O, das Bild ihres heißgeliebten Gatten war nicht eine Minute aus ihrer Seele geschwunden, sie lebte, sie athmete nur für ihn. Trotz ihres zarten und schwächlichen Körperbaues, trotz ihres steten Uebelbefindens, säumte sie doch nicht, so oft sie nur konnte, zu ihrem Lope zu eilen, um ihn zu trösten und sich an seinem Anblicke zu weiden und zu erquicken. Meist trafen sie in Valencia selbst oder in irgend einem Flecken der Umgegend zusammen, jedoch immer heimlich und verstohlen, just wie ein schuldbewußtes und straffälliges Liebespaar. Leider trugen diese ununterbrochenen und anstrengenden Besuche nur dazu bei, Isabellens ohnehin durch Kummer und Harm angegriffene Gesundheit vollends zu untergraben. Einmal schickt sie sich wieder zur Reise an, obwohl schon völlig erschöpft, an allen Gliedern fast gelähmt, und erlangt endlich, bereits mit dem Tode ringend, das ersehnte Ziel. Lope war gerade nicht gegenwärtig, weil er sie gar nicht erwartet hatte. Man meldet ihm schnell die Ankunft seiner Frau und die Gefahr, in welcher sie schwebe; er rennt aus allen Leibeskräften rasch herbei, um Isabellens — letzten Seufzer zu vernehmen, die wahrscheinlich bloß deshalb gekommen war, um in seinen Armen ihre edle Seele auszuhauchen.

Lope war durch diesen ungeheuren Verlust aufs tiefste betrübt und förmlich zu Boden geschmettert. Als den reinsten Ausdruck seines unheilbaren Schmerzes und zur Verherrlichung des ihm geraubten Kleinods dichtete er jene rührenden, an die Hingeschiedene gerichteten Verse (Egloga en la muerte de doña Isabel de Urbina), welche eben so sehr sein eigenes schönes Gemüth, als die Tugendgröße der Verblichenen im hellsten Glanze erscheinen lassen. Er fleht sie an, so viel als möglich die Stunde ihrer Wiedervereinigung zu beschleunigen; er beschwört sie, beim Beherrscher des Schattenreichs für ihn ein gutes Wörtchen einzulegen, daß er auch ihn bald von dieser Welt abrufen möge, indem er mit einer feinen und geistvollen Wendung hinzufügt, daß die Wünsche eines neuen Gastes stets um so willfähriger gewährt würden.

Philipp II. war damals mit seiner großartigen, jedoch fehlgeschlagenen Unternehmung gegen England beschäftigt, um die abtrünnigen Lästerer des christkatholischen Oberhauptes zu züchtigen und Maria Stuart's schmählichen Tod zu rächen, den sie erst kurz zuvor durch Henkershand erlitten. Die gesammte Jugend Spaniens schaarte sich von allen Seiten mit brennender Gier zu diesem heiligen Kampfe zusammen und ließ sich für die Armada anwerben. Auch unser unglückliche Lope fehlte nicht; er hegte die Hoffnung, sein ihm seit Isabellens Ableben lästig gewordenes Daseyn mindestens auf eine würdige Weise, auf dem Felde der Ehre, zu endigen, und in Begleitung seines biederen Claudio Conde segelte er von dannen. Indeß noch hatte seine Stunde nicht geschlagen, und neue Prüfungen harrten seiner. Zu Lissabon begegnete er einem älteren Bruder, von dem er lange schon nichts mehr gehört und der sich zum Range eines Alferez (Fähnrichs) emporgeschwungen hatte. Zu einer höheren Auszeichnung sollte es dieser aber nicht bringen, indem er gleich zu Anfang des Krieges in einem Scharmützel mit etlichen Holländischen Schiffen umkam. Wenige Tage hernach zerschellte ein tobender Sturm und der Heldenmuth des Admirals Franz Drake die unüberwindliche Flotte. (Deus flavit et dissipati sunt.)

Wenn glücklicherweise die Dichter, wie Lord Holland bei dieser Gelegenheit bemerkt, regere und wärmere Empfindungen als andere Leute haben, so besitzen sie hierdurch auch mehr Mittel, ihre Qualen zu lindern und erträglicher zu machen. Selbst in den peinlichsten Lagen des Lebens lassen sie sich nicht von der Bürde des Ungemachs erdrücken; die Muse ist die Schutzgöttin, welche sie da aufsucht, Balsam in das wunde Herz träufelt und sie in lichtere und reinere Höhen emporhebt. Auch Lope erschien die Muse in seiner Trübsal; sie mahnte ihn, dem nagenden Gram zu entsagen, das sorgengebeugte Haupt aufzurichten und sich in ihrer Gemeinschaft neu zu kräftigen und zu erfrischen. Er schenkte dieser freundlichen Aufforderung Gehör. Und siehe da! während der Muße, welche eine lange dauernde Seefahrt mitunter wohl gestattet, schrieb er die Schönheit Angelica's, ein Gedicht in zwanzig Gesängen. Sicher gehört eine gewaltige Gluth der Phantasie, ein unermeßlicher Reichthum schöpferischer Kraft und inneren Lebens dazu, um unter so störenden Verhältnissen ein Werk des Geistes zu Stande zu bringen. Ich meine hiermit nicht etwa die düsteren Gestalten, die ihm immer noch vorschwebten, nicht die grausame, noch keineswegs erloschene Erinnerung seiner bisherigen Schicksale, sondern einzig und allein das bunte Getümmel und Gewirre, worin er sich befand, das laute Lärmen der ihn umgebenden Streitgenossen, mit einem Worte das rauhe, den Künsten des Friedens und am allerersten der Poesie abholde Kriegshandwerk überhaupt. Hören wir jedoch, wie Lope sich selbst hierüber im zweiten Gesang seiner „Philomele" äußert: „Das Brausen der von Sturmeswuth gepeitschten Wogen ersetzte mir das süße Geplätscher sanft hinrieselnder Bächlein. Der aus donnernden Feuerschlünden hoch aufsteigende und mit den Wolken sich vermischende Dampf sollte dem Dichter vergegenwärtigen jene heiteren, reinen, von lieblichem Blumen- die Stelle des anmuthigen Zwitscherns der Waldvögelchen, und statt mit grünem Laub geschmückter Bäume erblickte er überall nur thurmhohe Masten, Segel, Stangen und mit Theer bestrichene Taue." —

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Theophilanthropen. *)

Sansculottischer Republikanismus, verbunden mit humanistischer Schwärmerei, Robespierre, verschmolzen mit Anacharsis Cloots, riefen eine moralische und religiöse Sekte ins Leben, welche den Kultus der Natur feierte.

Zuerst hatten die Bekenner des neuen Glaubens als Theoanthropophilen auftreten wollen; aber die Aussprache dieses Wortes war zu schwierig: sie nannten sich daher Theophilanthropen oder Anbeter Gottes und Freunde der Menschen.

Seinem Handbuche zufolge, glaubte der Theophilanthrop an die Existenz Gottes und an die Unsterblichkeit der Seele, diese beiden Feuersäulen, welche jede Religion erleuchten. Länger war sein Credo nicht.

In ihrem Vaterunser, wie es ein Jünger entwerfen, fehlten die Sätze: „Der du bist im Himmel", weil Gott überall sey; — „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern", weil hier die Menschen gleichsam als Beispiel für Gott hingestellt würden, und — „Führe uns nicht in Versuchung", weil Gott dadurch in einen Teufel verwandelt würde. Dieses Vaterunser, das mehrere Theophilanthropen angenommen hatten, umfaßte zwölf Verse, die, in Prosa gebracht, also lauteten:

„Schöpfer der Menschen, der Welten und der Himmel, Dein Name werde geheiligt! er werde es aller Orten! Auf Erden, am Firmamente geschehe Dein Wille! Herrsche, herrsche allein! Halte den Mangel ab! Möge unter Deinen väterlichen Augen das Getraide auf den Feldern sich mehren und unseren dringenden Bedürfnissen genügen! In unsere Herzen hat Deine Gerechtigkeit die Barmherzigkeit gelegt. Wir verzeihen — — verzeihe Du, Gott, dem, der Dich beleidigt! Schone die Schwäche und habe Erbarmen mit dem Irrthume; lindere die Last unserer vergänglichen Leiden und lasse jeden Gerechten nach seinem Tode in Deinem Schoße ruhen — — Alle haben Ansprüche auf das Glück."

Ihre Dogmen waren aus den Quellen aller möglichen Religionen geschöpft, aus dem alten und dem neuen Testamente, aus den Indischen Vedas, aus dem Koran, der Griechischen Theogonie, aus Sokrates, Cicero, Seneka, Mark Aurel, Zoroaster, Aristoteles, Isokrates, William Penn, Young und Zenelen. Ihre Religion war eine Quintessenz von Eklektizismus, Toleratismus und unbestimmten Sätzen.

Katholiken, Protestanten, Juden, Muhammedaner konnten Theophilanthropen werden, ohne das Eigenthümliche ihrer Religion aufzugeben. Die Theophilanthropie erklärte sich für eine Sekte, welche alle andere zulasse. Die Gläubigen sagten: „Unsere Brüder, die Katholiken", und sie predigten vor allen Dingen Eintracht.

In den ersten Monaten des Jahres 1797 wurde die Theorie scharf abgeprägt und zur Ausführung geschritten.

Das Oberhaupt war La Réveillère-Lepeaux, den die Lästerzungen den theophilanthropischen Muhammed oder La Réveillère-laidpeau nannten. Auch wurde er der Papst der citoyens-filous-en-troupe genannt. „Diese Bezeichnung ist wahrscheinlich dadurch entstanden", sagt einer ihrer Feinde, „daß die theophilanthropischen Versammlungen immer von Spitzbuben wimmelten, welche die Taschen ihrer Nachbarn leerten."

Man darf indeß nicht ungerecht seyn; La Réveillère-Lepeaux war der Prophet, der Bürger Haüy aber der eigentliche Begründer. Haüy verbreitete die neue Lehre durch die hundertzüngige Presse, während der theophilanthropische Muhammed ihr eine Form und einen Ritus gab.

An der Ecke der rue des Lombards, rue Denis No. 34, wurden die ersten Sitzungen gehalten. In diesem provisorischen Lokale wurden in jeder Dekade zwei religiöse und moralische Feste gefeiert, und die aufzunehmenden Mitglieder mußten Haß dem Königthume und der Anarchie, Treue und Anhänglichkeit der Republik und der Verfassung vom Jahre III schwören.

Auch die Liturgie war schon in Kraft gesetzt. An den Wänden waren Tabellen mit großer Schrift aufgehängt, auf welchen die Tugenden verzeichnet standen, die gerade an der Tagesordnung waren, z. B.:

„Wir glauben an die Existenz Gottes und an die Unsterblichkeit der Seele."

„Betet Gott an, liebet Euresgleichen, machet Euch dem Vaterlande nützlich."

„Gut ist Alles, was zur Erhaltung oder Vervollkommnung des Menschen dient."

„Böse ist Alles, was zu seiner Zerstörung oder Verschlechterung beiträgt."

„Kinder, ehret Eure Väter und Mütter, gehorchet ihnen gern."

„Erleichtert ihr Alter. Väter und Mütter, unterrichtet Eure Kinder."

„Frauen, sehet in Euren Männern die Häupter des Hauses."

„Männer, liebet Eure Frauen, und machet Euch gegenseitig glücklich."

---

*) Der gegenwärtige Artikel führt die in Lacretelle's Erlebnissen vorgekommene Erwähnung dieser in der Französischen Revolution neu entstandenen Religions-Partei weiter aus (S. Nr. 38 des Mag.). Das Stiften eines neuen Glaubens ist in Frankreich 1830, wo die St. Simonisten es in ähnlicher Weise versuchten, eben so mißlungen, wie 1797. Asien scheint es vorbehalten zu bleiben, die Geburtsstätte der Religionen zu seyn, aber auch dort ist die Zeit zur Begründung völlig neuer Glaubenssysteme vorüber. Am allerwenigsten

Der Tempel Gottes, sagten die Theophilanthropen, sey die ganze Natur, aber er bedürfe dennoch steinerner, von Menschenhänden aufgerichteter Tempel. In ihrem religiösen Gebäude hatten sie einen einfachen viereckigen Altar errichtet, der mit einem rothen, goldgestickten Teppiche bedeckt war, auf welchen sie, je nach den Jahreszeiten, Körbe mit Blumen oder Früchten setzten. Auch war eine Kanzel oder vielmehr eine Tribüne vorhanden. An Festtagen wurden die Wände mit Tapeten ausgeschlagen.

Es wurden die Hymnen älterer Dichter oder eigens dazu verfertigte gesungen. Alle Dekaden fanden die Uebungen „des Tages und der Ruhe" statt. Während des Gesanges legten Knaben oder ein Lektor in himmelblauer Tunika, mit rosenrothem Gürtel und weißem Gewande Blumen auf den Altar nieder. Die Hymnen wechselten mit den Jahreszeiten. Diese Hymnen waren mit Anrufungen nach Art des „Oremus" gemischt. Zwei waren für das Vaterland bestimmt. War der Gottesdienst zu Ende, so verkündete es der Lektor mit den Worten: „Das religiöse und moralische Fest ist beendet."

Außerdem wurde die Geburt der Kinder mit einer Hymne und einer Anrufung des Familienhauptes gefeiert. Gegen Ende des Gottesdienstes wurde das Kind in die Versammlung gebracht; der Vater oder ein Verwandter ertheilte ihm den Namen und hob es zum Himmel auf. Meistens waren ein Pathe und eine Pathin zugegen, welche sich für die künftige Moralität des kleinen Weltbürgers verbürgten.

Die Hochzeiten wurden mit mehr Ceremonien gefeiert. Nach dem Schlusse des gewöhnlichen Festes erschienen die Gatten vor dem Altar; sie waren von Kränzen und Bändern umschlungen, deren Enden die Aeltesten der beiden Familien hielten. Das Familienhaupt sagte zum Gatten: „Sie nehmen N... zur Gattin?" — Der Gatte antwortete: „Ja." — Zur Gattin: „Sie nehmen N... zum Gatten?" — Die Gattin antwortete: „Ja." — Das Familienhaupt hielt eine Rede über die Pflichten der Ehe, und das Hochzeitsfest beschloß den Tag.

Bei einem Todesfalle wurde in dem Tempel eine Tafelle mit den Worten aufgehängt: „Der Tod ist der Anfang der Unsterblichkeit." Vor den Altar wurde eine mit Laub geschmückte Urne gestellt. Der nächste Verwandte des Verstorbenen schickte den Theophilanthropen seiner Versammlung einen Brief zu, der ungefähr so lautete:

„Einer Eurer Brüder hat seine Tochter verloren."

„In Gemäßheit des sechsten und letzten Abschnitts der Gebräuche der Theophilanthropen, die in ihrem Handbuche pag. 30 beschrieben sind, wird einer der Lektoren an dem religiosen und moralischen Feste, das am nächsten Sonntag, 7. Mai alten Stils, am Oktodi, 18. Floréal des Jahres V, um 11 Uhr Morgens in der rue Denis No. 34 gefeiert wird, das Andenken der Verstorbenen den Anwesenden in Erinnerung bringen."

„Der Vater ladet Sie ein, mit ihm eine Blume auf die Urne seiner Tochter niederzulegen und den Schöpfer zu bitten, daß er sie in seinen väterlichen Schoß aufnehmen möge."

Freunde und Verwandte versammelten sich: das Familienhaupt hielt eine Rede, worauf man die Leichenhymne anstimmte und die Anwesenden Blumen auf das Grab der Verstorbenen streuten.

Besondere Feste waren das der Gründung der Republik, das der Volks-Souverainetät, das der Jugend, das der Gatten, das des Ackerbaues, das der Freiheit, das des Alters. Auf diese Weise hing der Kultus der Philanthropen mit der Republik zusammen. Da ihre Priester für alle Handlungen der Regierung beteten, so gewannen sie auch den unmittelbaren Schutz derselben. Die katholischen Tempel wurden ihnen gemeinschaftlich mit den ersten Besitzern eingeräumt, und bald wurde in einer und derselben Kirche von 6—11 Uhr Morgens der katholische und von 11 Uhr an der theophilanthropische Gottesdienst gehalten. Die „Verwaltung des theophilanthropischen Gottesdienstes" ließ für diesen Fall folgende Anzeige an die Mitglieder der Gemeinden ergehen: „Wir benachrichtigen Euch, Bürger, daß wir in der nächsten Dekade den Tempel zur Ausübung unseres Gottesdienstes in Besitz nehmen werden. Wir fordern Euch demnach auf, den Euren um 11 Uhr Morgens einzustellen, wie es ein Beschluß des Departements der Seine anordnet." Gedruckte Billette wurden herumgeschickt, um die Bürger zu den außerordentlichen Festen einzuladen. Die Tapeten wurden fortwährend von dem Patrioten Palloy entliehen. Friedens-Offiziere erstatteten Bericht über den Verlauf der Sitzungen, welche Maßregel bald auch auf den katholischen Gottesdienst ausgedehnt wurde. Bei den theophilanthropischen Ceremonien traf es sich oft, daß Neugierige auf die Altäre stiegen; viele nahmen auch die Hüte nicht ab oder sprachen laut, wodurch Störungen veranlaßt wurden.

Die gemeinschaftliche Benutzung der Kirchen erregte indeß Zwistigkeiten zwischen den Katholiken und Theophilanthropen. Zuweilen wollten diese zu früh eintreten, zuweilen lieferten jene den Schlüssel zu spät ab. Eine höhere Entscheidung beendete den Streit. Die Schlüssel wurden dem Kommissarius übergeben, der die Gerichtsbarkeit über die Gemeinde hatte, und dieser überlieferte sie den Beamten der beiden Kulte. Auch die anderen Verhältnisse wurden gesetzlich geregelt. Die katholische Gemeinde und die theophilanthropische Verwaltung zahlten jede einen Beitrag zur Erhaltung der Kirche.

Wenn die Theophilanthropen enthusiastische Anhänger fanden, so fehlte es ihnen auch nicht an Feinden. Die Katholiken verabscheuten diese Menschen, welche die Messe, so zu sagen, Französisch hielten, als Heiden. Eine Frau, welche gefragt wurde, was die Theophilanthropen in einer Kirche machen wollten, antwortete: „Es sind Christen, welche Ketzerei treiben wollen." — Ihr eifrigster politischer Gegner war Jourdan, Mitglied des Rathes der Fünfhundert, der den Beinamen Jourdan-Carillon, Jourdan-les-Cloches erhalten, weil er in öffentlicher Sitzung auf Wiederherstellung der Glocken angetragen hatte.

Als Napoleon erster Konsul geworden war und aus dem Konkordat eine politische Frage gemacht hatte, wurde die Sekte der Theophilanthropen abgeschafft. Der Kultus der Natur war auch in die Departements, selbst ins Ausland gedrungen. Aber eines Tages empfingen die Präfekten folgendes vom 16. Vendémiaire des Jahres X datirtes Umlaufsschreiben:

„Es ist der Wille der Regierung, Bürger Präfekt, daß sich die unter dem Namen der Philanthropen bekannten Gesellschaften nicht mehr in den National-Gebäuden versammeln sollen. Sie beauftragt mich, Sie zur Vollstreckung anzuhalten; ich werde Bericht erstatten über das, was Sie thun werden, und bitte Sie, mich pünktlich davon zu benachrichtigen.

Der Minister der allgemeinen Polizei, Fouché."

Der Gehorsam konnte nicht verweigert werden. Die Feinde der abgeschafften Religion hatten natürlich nun gewonnenes Spiel und rächten sich für die Verfolgungen, die sie erlitten hatten, durch Hohn und Spott. Unter den damals gegen la Réveillère-Lepeaux, den Anführer der filous-en-troupe, veröffentlichten Schriften befindet sich auch eine, welche „das Testament seines Todes" betitelt ist. Hier sind unter anderen Vermächtnissen auch folgende erwähnt:

„Ich vermache dem Oberbeamten des Palais-Egalité meine vollständigen Werke, welche nicht mit denen des père Bossu zu verwechseln sind. Sie finden sich insgesammt bei meinem Buchhändler."

„Wie werth mir auch mein Buckel seyn mag, den ich niemals verlassen habe, so vermache ich ihn dennoch Barras, meinem grausamsten Feinde, damit er mich immer auf dem Rücken habe."

„Ich vermache Chénier, meinem Kollegen im Institut, 100,000 Fr., damit er zu meinem Ruhm und meiner Ehre eine Ode nach seiner Manier dichte."

„Ich vermache Euch, meine theuren Philanthropen und braven Jakobiner, 500,000 Fr., damit Ihr Eure Gesellschaften wiederherstellen und die Wiedereinführung der menschlichen Opfer beschleunigen könnt."

(France littéraire.)

Mannigfaltiges.

— Wohlfeile Ausgaben französischer Klassiker. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Französischen Verleger für literarische Arbeiten ziemlich bedeutende Honorare zahlen und denselben eine sehr geschmackvolle äußere Ausstattung geben. Dies mögen die Ursachen seyn, warum die Französischen so wie die Englischen Bücher, im Vergleich mit den Deutschen, einen sehr hohen Preis haben, wodurch es nicht Jedem möglich gemacht wird, sich eine große Bibliothek anzuschaffen. Die Französischen Buchhändler, deren Publikum zwar die ganze Welt ist, haben jetzt nichtsdestoweniger eingesehen, daß dieser hohe Preis der Bücher einen geringeren Absatz zur Folge hatte, und haben sich entschlossen, durch billigere Preise die Literatur zum größeren Gemeingut zu machen. Sie wollen nämlich die vollständigen Werke der neueren Schriftsteller in einer neuen und geschmackvollen Ausgabe so wohlfeil verkaufen, daß es nicht theurer seyn soll, sie zu kaufen, als sich zum Lesen derselben in einer Leihbibliothek zu abonniren. Es sind deshalb schon Kontrakte abgeschlossen worden mit den berühmtesten Schriftstellern, welche, um den Erfolg dieses Versuchs zu sichern, sich dahin vereinigt haben, ihre Honorar-Ansprüche außerordentlich zu mäßigen. Nach dieser neuen Verkaufs-Methode ist so eben in Paris bei Furne, Dubochet, J. Hetzel und Paulin die erste Lieferung einer verbesserten Ausgabe der Oeuvres de Mr. de Balzac, welche mehr als die eines anderen Schriftstellers in chronologischer Folge gelesen werden sollten, erschienen. Die 80—90 Bände, welche die Werke Balzac's in der gewöhnlichen Ausgabe umfassen, werden jetzt in der neuen Ausgabe von demselben Format nur 12 Bände bilden, d. h. jeder dieser Bände wird den Inhalt von 5—6 Bänden der früheren Ausgaben umfassen. Jeder Band besteht aus 10 Lieferungen, von denen jede 30 Centimen (ungefähr 4 Sgr.) kosten soll.

— Typographische Alterthümer in Paris. Das Konservatorium der Königl. Bibliothek zu Paris hat jetzt in dem Pyramiden-Saal in zwei großen Schauspinden mehrere der ältesten Drucke, die für die Geschichte der Buchdruckerkunst äußerst wichtig sind, aufgestellt. Darunter befindet sich eine Offenbarung Johannis ohne Datum; ein Blatt von einem alphabetischen Donat, auf welchem der Artikel „Ars moriendi" steht, ohne Datum; die Bibel von Guttenberg, Mainz 1450; Bruchstücke eines Kalenders von 1457, der 1804 in den Archiven von Mainz aufgefunden wurde; die Psalmen, Mainz 1457, von Fust und Peter Schöffer gedruckt; das letzte Blatt der Lateinischen Bibel, gedruckt zu Bamberg 1460; ein Lactantius, im J. 1465 im Kloster Subiaco in der Römischen Campagna von den Mainzer Buchdruckern Konrad, Sweynheym und Arnold Pannartz gedruckt, welche die Buchdruckerkunst nach Italien verpflanzten; Ciceronis Epistolae familiares, in Venedig 1469 von Johann von Speier gedruckt; das erste zu Paris 1470—1472 von Michael Freiburger, Ulrich Gering und Martin Krantz gedruckte Buch; das erste in Holland 1473 gedruckte Buch; das erste in England 1490 von William Caxton gedruckte Buch u. a. m.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Mittwoch den 27. April 1842.

Algier.

Die Häuser der Mauren in Algier.

Die Stadt Algier, die ungefähr eine Stunde im Umfang hat, zählt etwa 4000 Häuser, die alle in demselben Geschmacke erbaut sind.

Etwas, was man in den Staaten der Berberei an keinem Hause erwarten darf, ist eine schöne Façade (die Moscheen sind vielleicht die einzigen Gebäude, die sich dieses Vorzuges, gleichsam als eines Privilegiums, zu erfreuen haben); kein Haus erweckt von Außen irgend eine Idee vom orientalischen Luxus, vielmehr sind die Wohnungen, des Armen sowohl wie die des Reichen, ja selbst der Palast des Deys, äußerlich gar nicht geschmückt. In der That wird auch, was diesen Punkt betrifft, von den dortigen Architekten eben kein großer Aufwand an Geist und Talent gefordert.

Die Häuser haben keine Oeffnungen nach Außen, den Eingang und einzelne kleine Luken abgerechnet. Oberhalb des Eingangs erhebt sich gewöhnlich eine Art Balkon, der ganz eingeschlossen von eisernem oder hölzernem Gitterwerk, das grün angestrichen und so dicht ist, daß man von Außen her unmöglich die Person, die hinter demselben steht, erkennen kann. Uebrigens bemerkt man hier weder besondere Verzierungen, noch irgend eine Inschrift, noch sonst ein in die Augen fallendes Zeichen, woran man das Haus, das man aufsucht, zu erkennen vermag. (Mittlerweile sind jedoch zu Algier eine große Zahl von Straßen numerirt worden.)

Der innere Hof der Häuser zu Algier ist gewöhnlich geräumig und mit weißem Marmor gepflastert. Wenn das Wetter schön ist, so wird der Boden mit reichen Teppichen belegt. Gewundene Gothische Säulen, gleichfalls aus Marmor, zuweilen jedoch aus Sandstein, unterstützen eine Gallerie, die, nach Innen sich wendend, als ein Communicationsmittel für die vier Zimmer dient, die ihr Licht nur von dem Eingange aus erhalten, der eben zu diesem Zwecke groß und hoch eingerichtet ist. Uebrigens muß man einräumen, daß die ganze Bauart ihrem Zwecke völlig entspricht, einerseits, indem die Gebäude angenehm frisch und kühl sind, und andererseits dadurch, daß keine innerhalb befindliche Person von Außen gesehen werden kann, wenigstens insofern nicht etwa irgend ein Neugieriger die benachbarten Terrassen ersteigt, um zu erspähen, was in dem Innern eines Wohngebäudes sich zuträgt. In der That aber wird es für höchst unanständig gehalten, wenn man auf den Terrassen spazieren geht, einen neugierigen Blick in den Hof eines nachbarlichen Hauses zu werfen.

Abgesehen von der Größe der Häuser und dem verschiedenen Reichthum der inneren Ausschmückung und Verzierungen, kann man gar wohl behaupten, daß, wer Ein Maurisches Haus gesehen, sie gleichsam alle gesehen hat. Wie in der ganzen Berberei und im Orient überhaupt, ist auch zu Algier das öftere Weißen der Häuser allgemein im Gebrauch. Die Bauart sowohl als das Material, aus dem die Gebäude bestehen, machen dies nothwendig; die Nachlässigkeit irgend eines Bewohners in dieser Hinsicht würde nicht nur die Sicherheit des einzelnen Hauses, sondern selbst den allgemeinen Gesundheitszustand gefährden, zumal beim Herannahen der heißen Jahreszeit. In der Regel pflegen im April und September die Häuser zu Algier von Innen mit Kalk angestrichen zu werden. Dieses Weißen erstreckt sich selbst bis auf das Innere der Keller; es werden dabei die Terrassen, so wie alle übrige wagerecht liegende Oberflächen, jedesmal dreifach mit Kalk bestrichen, während die der Luft ausgesetzten, senkrecht sich erhebenden Wände, sowohl von Innen als von Außen, nur einfach bestrichen werden. Die öffentliche Verwaltung läßt unter alle Einwohner, deren Dürftigkeit notorisch ist, die nöthige Masse Kalk, die zum Weißen der Häuser erforderlich ist, umsonst vertheilen.

Ich war eines Tages in dem Falle, eines jener Häuser, die in der Nähe der Straße Bab-el-Ued gelegen sind, zu besuchen. Ich hatte nämlich die Bekanntschaft zweier Brüder gemacht, die als junge Leute ein Geschäft in der Divansstraße etablirt hatten und von denen der Eine etwas Französisch sprach. So oft ich vor ihrem Laden vorbeiging, war ich genöthigt, mich daselbst etwas aufzuhalten und von der Pfeife und dem Kaffee Gebrauch zu machen, den man mir, der Sitte gemäß, anbot. Diese wiederholten Höflichkeiten sowohl, als überhaupt das freie und herzliche Benehmen, das beiden Brüdern eigenthümlich zu seyn schien, ermuthigten mich, da ich einesmales von dem älteren Bruder, Sidi-Hamed, aufgefordert wurde, ihn wegen eines von ihm geführten Prozesses zu einem Advokaten zu begleiten, die Gelegenheit zu benutzen und meinem Bekannten den Wunsch zu erkennen zu geben, das Innere eines Maurischen Hauses zu sehen. Hamed gewährte alsbald meine Bitte und bestellte mich auf den nächsten Freitag (nar el jama), den Moscheentag, nach dem Mittaggebete. Zur bestimmten Stunde fanden wir uns vor seiner Wohnung ein. In dem Hause angekommen, nachdem wir durch eine starke Thür gelangt, die mit großen kupfernen Nägeln und einem eleganten Thürklopfer von demselben Metall versehen war, befanden wir uns parterre in einem Vorhause, dessen Elegang durch das daselbst herrschende Halbdunkel nur zu gewinnen schien. Dieses Vordergebäude (skifa) bildet einen Theil des Hauses in Gestalt eines länglichen Vierecks, welches übrigens die gewöhnliche Form aller einzelnen Abtheilungen der Maurischen Häuser ist; von beiden Seiten erhoben sich kleine Säulen in weißem Marmor, unterhalb deren Bänke von Mauerwerk fortliefen, die mit Teppichen belegt waren; hier, wo eine köstliche angenehme Kühle herrscht, fern von den inneren Zimmern, pflegt der Hausherr die fremden Gäste zu empfangen und denselben den Kaffee nebst der Pfeife anzubieten; nur selten gelangt man weiter.

Nachdem Hamed die Negerin Belika, die uns geöffnet, zu den Frauen geschickt hatte, um denselben anzuzeigen, daß ein rumi (Christ) das Haus besuchen würde, und sie an ihre Pflicht zu erinnern, sich in ihren Zimmern abgesondert zu halten, forderte er mich auf, ihm zu folgen. Wir gelangten zur ersten Etage, vermittelst einer Treppe, deren sehr hohe Stufen mit Platten von Fayence belegt waren, mit Zeichnungen in verschiedenen Farben ausgeschmückt.

Diese erste Etage, oder vielmehr dies Halbgeschoß, bestand aus einem viereckigen Hofe, der mit Platten von weißem Marmor, in sechseckiger Form, gepflastert war. In der Mitte des Umkreises erblickte man eine Fontaine, ebenfalls aus weißem Marmor, in Gestalt einer schönen Vase, über welcher ein Halbmond angebracht war. An den vier Ecken des Hofes, unter freiem Himmel, bemerkte man in dem Marmor angebrachte Oeffnungen, die zum Abflusse des Regenwassers bestimmt sind. Um den Hof herum lief eine prächtige viereckige Gallerie, die auf eleganten gewundenen marmornen Säulen ruhte und den Hof von den einzelnen zur Gallerie gehörigen Pieces trennte, die zu verschiedenen Hausbedürfnissen, wie zur Küche, zum geheimen Gemache u. s. w., bestimmt sind.

In der zweiten Etage, deren nach dem Hofe hinausgehende Gallerieen dazu dienen, den einzelnen Zimmern Luft und Licht zu verschaffen, hatte ich die Muße, eine Kolonnade zu bewundern, die der des Halbgeschosses ähnlich war, deren einzelne Bogen aber mit seltsamen Arabesken verziert und an dem Obertheile mit Platten von blauer und gelber Farbe belegt waren, auf welche die Strahlen der Sonne fielen und durch ihre Brechung einen merkwürdigen Effekt hervorbrachten. Uebrigens waren die Wände der Gallerie, und selbst der Fußboden, mit Platten von derselben Art bedeckt, auf welchen meine Stiefeln mit einem Getöse wiederhallten, das mich in Verlegenheit setzte.

Nachdem mich Hamed einen Augenblick verlassen hatte, um sich nach dem für die Frauen bestimmten Theile des Hauses, den man in der That gewissermaßen als ein Gefängniß betrachten kann, zu begeben und mit seiner Mutter und seinen Schwestern (verheiratet ist er nicht) zu sprechen, holte er mich wieder ab und ließ mich in zwei oder drei Zimmer eintreten, die in demselben Geschmacke verziert waren und deren mit Holz ausgelegter und mit Bildhauer-Arbeit geschmückter Plafond allerlei Einfassungen von reizender Zeichnung und merkwürdigem Effekte darbot. Diese roth und blau gemalten oder vergoldeten Zierrathen gewährten in ihrem Halbdunkel den Anblick von tausend phantastischen Bildern und ein bewundernswürdiges Spiel von köstlichen Farben und zauberhaften Nüancen. Wir durchkreuzten diese Zimmer, indem wir auf dichten Teppichen gingen, die ich Bedenken tragen mußte, mit meinen Stiefeln zu betreten. Was die Mauren betrifft, so pflegen sie sowohl beim Eintritt in ihre Wohnzimmer als in ihre Läden ihre Schuhe auszuziehen, bevor sie den Fuß auf den Teppich oder die Matte setzen, die den Boden bedeckt.

Endlich führte mich Hamed in ein schönes Zimmer, das zierlicher als die übrigen ausgeschmückt war, dessen kleines, viereckiges, mit einem Gitter versehenes Fenster nach dem Meere hinausging und eine bewundernswürdige Aussicht gewährte. Uebrigens bemerkte man hier weder Gemälde noch Kupferstiche, noch Tapeten, ja nicht einmal Stühle; nur hier und da einen Spiegel. Dafür lief aber um das ganze Zimmer ein breiter langer Divan, der, mit Teppichen bedeckt, nur einige Fuß hoch über dem Boden sich erhob.

„Setze dich nieder und ruhe dich aus", sagte Hamed zu mir, indem er mit gutem Beispiele voranging; „es muß dir sehr heiß seyn; ich selbst empfand heute den starken Eindruck der Sonnenhitze und leide an einem schrecklichen Kopfschmerz!" Ich folgte dem Beispiele Hamed's, das heißt, ich legte mich viel mehr, als ich mich setzte, auf das Rubebett, indem ich dabei meine Stie-

sein verwünschte, die mich hinderten, die Ruhe zu genießen, deren ich in der That bedurfte, und die mein Wirth, mit gekreuzten Beinen, auch bereits völlig zu genießen schien. „Warum ziehst du dir solche Stiefeln an?" fragte er mich. „Es ist dir dabei nicht recht wohl zu Muthe." — „„Sehr wahr"", erwiederte ich; „„allein, was will man machen! Es ist einmal so Mode in meinem Vaterlande."" — „Ja, wenn diese Mode auch in deinem Vaterlande bequem seyn mag, so ist sie es doch nicht bei uns, und dein eigener Wille ist die Ursache deiner Leiden; siehe nur einmal, wie bequem wir es uns machen", fügte er hinzu, indem er mir die Weite seiner Pantalons von feiner Leinwand zeigte, so wie seine Schuhe, die so leicht an- und auszuziehen waren, und seinen nackten, von allen Banden freien Hals; „fürwahr, ihr seyd mehr Sklaven, als wir es waren; denn ihr seyd es trotz eures freien Willens." Allerdings muß man einräumen, daß, bis auf einige Ausnahmen, die Mauren leiblich bewundernswürdig gestaltet sind; der Körper wird bei ihnen keineswegs in seiner freien Entwickelung gestört, wie bei uns; auch bemerkt man bei ihnen keine so auffallende Häßlichkeiten und Verunstaltungen, keine Buckel, keine Verkrümmungen und Steifheiten; vielmehr zeigt sich ein gewisser Adel in ihrem Gange, Anstand in ihren Bewegungen, Gewandtheit und Anmuth in ihrem Gesichtsausdruck.

Da Hamed meine Verlegenheit bemerkte, ihm eine schickliche Antwort zu geben, so lenkte er höflicher Weise die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand und fragte mich, ob ich Kaffee trinken wolle? Auf meine Bejahung schlug er die Hände gegen einander, und da auf dieses Signal Selika erschienen war, so gab er ihr die erforderlichen Befehle. Nach Verlauf einiger Minuten brachte ein junger Neger Tassen herbei, nebst langen Pfeifen mit Ambra-Mundstücken, und ein schönes kleines Kohlenbecken von Silber, in welchem glühende Kohlen waren.

Mittlerweile hatte sich der Sklave, nachdem er sich seines Auftrages entledigt und uns die Pfeife gereicht, die er selbst angezündet, ohne Weiteres auf dem Teppich in unserem Zimmer niedergekauert und mischte sich vertraulicher Weise in unsere Unterhaltung. Erstaunt über dieses Benehmen, gab ich Hamed meine Verwunderung darüber zu erkennen, der mir darauf erwiederte, daß die Neger in der Berberei, obgleich leibeigen, dennoch eine ziemlich große Freiheit genössen, daß ihre Beschäftigungen im Ganzen sehr unbedeutend, daß die Zahl der von einem Muselmann besessenen Sklaven mehr einen Luxusartikel bildete, als dazu diente, seine wahren Bedürfnisse zu befriedigen. Als Beleg führte er mir die Thatsache an, daß viele Mauren einen eigenen Sklaven dazu hätten, um für ihre Pfeifen Sorge zu tragen, einen anderen, um ihre Waffen im Stande zu erhalten, so wie einen dritten, um ihre Pferde zu füttern, und daß in der That nach dem, was er bei uns wahrgenommen, ein einziger unserer Domestiken für sich allein eben so viel Arbeit verrichte, als sechs oder acht dieser Sklaven zusammengenommen. Hieraus schloß Hamed mit hinlänglichem Grunde, daß die Neger in der Berberei, bis auf die einzige Ausnahme, daß sie sich nicht selber angehören, hundert Mal glücklicher wären, als unsere Bedienten, da jene im Allgemeinen mit Schonung und Güte behandelt und gewissermaßen mehr als Familienglieder, denn als Sklaven betrachtet werden. „Uebrigens", fügte Hamed hinzu, „steht es einem Neger, der Ursache hat, sich über seinen Herrn zu beschweren, frei, von demselben zu verlangen, daß er ihn auf dem Markte wieder verkaufe." Was den letzteren Punkt betrifft, so weiß ich zwar nicht, wie die Sachen gegenwärtig unter der Französischen Herrschaft zu Algier stehen mögen, aber die Behauptung Hamed's fand ich mehrere Mal zu Tunis und Tripolis bestätigt, auf deren Märkten ich oft Herren sah, die genöthigt waren, ihre Neger oder Negerinnen wieder zu verkaufen.

Da es schon spät war und ich besorgen mußte, lästig zu werden, so verabschiedete ich mich von meinem Wirthe, nicht ohne ihm meinen lebhaften Dank für die mir erwiesene Gefälligkeit und Freundlichkeit ausgedrückt zu haben. (F. F.)

Spanien.

Leben und Dichtungen Lope de Vega's.

(Fortsetzung.)

Nach seiner Rückkehr von dieser Expedition traurigen Angedenkens trat Lope, wie ich vermuthe, hinter einander bei zwei oder drei vornehmen Spanischen Herren, die sich in Italien niedergelassen, als Secretair ein. Er brachte in diesem Lande einige Jahre zu und benutzte seinen Aufenthalt, um die vorzüglichsten Städte, z. B. Neapel, Florenz, Mailand, kennen zu lernen, deren Sitten und Gebräuche er in mehreren seiner Stücke geschildert hat. Sodann kam er wieder nach Madrid mit dem Grafen von Lemos, demselben, welcher die Ehre hatte, auch Cervantes' Gönner zu seyn, und verheiratete sich bald darauf zum zweiten Male mit Donna Juana de Guardio, einem Mädchen, wie es heißt, von seltener Schönheit und nicht minder durch ihre sittlichen Eigenschaften ausgezeichnet, also dem Anscheine nach eine zweite Isabella.

Ungefähr zwischen 1590 und 1592 beginnt Lope erst recht für die Bühne thätig zu seyn. Außer seinem entschiedenen Berufe für sie, der ihm endlich zum klaren Bewußtseyn kommen mußte, bestimmte ihn auch noch ein anderer Grund dazu. „Die Dürftigkeit", sagt er irgendwo, „und mein liebes Ich, wir Beide schlossen einen brüderlichen Bund zur Anfertigung und zum Handel mit Versen."

Hier noch eine andere Ursache, um derentwillen er sich besonders der Theaterschriftstellerei zuwandte. Zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts war in Spanien für den Verfasser eines Buches beinahe gar keine Aussicht vorhanden, selbst einen mittelmäßigen Gewinn daraus zu ziehen. Die Verleger zahlten entweder gar nicht oder nur ganz erbärmlich. Indeß seyen wir nicht ungerecht und bekennen wir, daß sie durch die Lage der Dinge genöthigt waren, ein wenig zu knausern. Nach der damaligen Landesverfassung war auf den Nachdruck keine Strafe gesetzt; es war dies vielmehr etwas ganz Gewöhnliches und Erlaubtes. Vernünftigerweise mußte also ein Madrider Buchhändler äußerst behutsam bei Uebernahme eines Werkes seyn, welches bereits den folgenden Morgen vom ersten besten Verleger in Valencia oder Saragossa, ohne dem Autor einen rothen Heller gegeben zu haben, zum Verkaufe angeboten werden konnte. Mit Bühnenstücken hingegen war es anders beschaffen; diese gewahrten dem Dichter, wenngleich keinen glänzenden, so doch einen sicheren und hinlänglichen Vortheil. Der Geschmack und Sinn für Schauspiele hatte sich in Spanien auf eine merkwürdige Art entwickelt; er war in gleich starkem Grade in den höheren Gesellschaftsklassen wie im niederen Volke lebendig.

Es gab mindestens vierzig Komödianten-Truppen, darunter allein sechs in Madrid und in der Umgegend, welche sammt und sonders ganz gute Geschäfte machten; auch findet man heutzutage noch in jener Stadt zwei prächtige Säle, welche damals zu Aufführung von Theaterstücken erbaut worden sind. Ja, die Leute hatten einen solchen Heißhunger danach und vorzüglich nach Neuigkeiten, daß die Direktoren hieran stets einen erschrecklichen Vorrath in Bereitschaft und ihren Beutel offen halten mußten. Noch bevor die Sachen ganz fertig waren, kauften sie sie zu festen Preisen, bezahlten eine jede mit fünfhundert Realen, mithin nach unserem Gelde etwa zweiunddreißig Thaler; ein Betrag, der für jene Zeit auf beinahe funfzig Thaler anzuschlagen ist. Freilich wohl war diese Summe nichts Außerordentliches; doch für einen Schnellschreiber, wie Lope, der im Nothfall höchstens vierundzwanzig Stunden zur Vollendung eines Stückes bedurfte, blieb dieses Geld seiner Wirksamkeit immer ein gar hübscher Erwerbszweig. Er fuhr also muthig mit dieser Beschäftigung fort und feierte unglaubliche Triumphe. Sein weiberühmter Landsmann und Zeitgenosse, Cervantes, spricht sich über dessen glänzende Erfolge also aus: „Kaum war das Naturwunder (monstruo de naturaleza), der große Lope de Vega, erschienen, so hatte er auch schon mit einem Griffe die Alleinherrschaft im Reiche der Komik errungen; er machte seinem unumschränkten Willen alle übrigen Lustspieldichter unterthan und erfüllte die Welt mit gelungenen, anständigen, feinen und sittlichen Komödien." Und gewiß ist dieses Urtheil nur ein billiges und fern von jeder Uebertreibung. Lope's Stücke überschritten die engeren Gränzen des heimatlichen Bodens und fanden willkommene Aufnahme auf fast allen Europäischen Bühnen. Man spielte sie in Neapel, Mailand, Wien, Brüssel, Konstantinopel, ja sogar in Amerika, und sie wanderten so in der That in alle Welt hinaus.

Schweigen wir nun auf eine Weile von dem Dichter, und belauschen wir einmal Lope in seinem Familienleben. Seine zweite Ehe war gesegneter als die erste, nur daß ihm der Wunsch, Kinder zu besitzen, mehrere Jahre hindurch unerfüllt blieb. Da endlich, 1599, beschenkte ihn seine Gattin mit einen munteren Knaben, den er Carlos nannte, und drei oder vier Jahre später ward sein Glück durch die Geburt eines zweiten Sohnes, den er nach sich Lope hieß, verdoppelt. Da wir Lope's sanfte Gemüthsart schon von früher her kennen, so läßt sich denken, mit wie inniger Zärtlichkeit er an den Kindern hängen mußte, in welch unbeschreiblicher Seligkeit er schwamm. Carlos, der Erstgeborene, war für ihn gleich von vornherein ein Gegenstand ernstlicher Besorgniß. Kaum vermochte der Kleine zu lallen und ohne Nachhülfe sich auf den Beinen zu halten, als der herzensgute Vater schon ängstlich forschte und überlegte, welcher Laufbahn er ihn zuführen sollte, ob der wissenschaftlichen oder kriegerischen; und als er ihn malen ließ, begehrte er vom Künstler, daß er neben dem Gemälde als sinnbildliches Abzeichen einen auf einem Buche ruhenden Helm anbringen möchte, — worunter der Wahlspruch zu lesen war: „Fata sciunt" (Dies ist der höheren Mächte Geheimniß). Hierdurch also deutete Lope im Verborgenen auf die zwiefache Stellung hin, welche dereinst das Kind einnehmen sollte, und in der, wie wir wissen, er sich selber rühmlichst hervorthat.

So wie Carlos Verstandeskräfte allmälig zu wachsen und zu reifen begannen, so strebte Lope eifrigst dahin, die heiligen Wahrheiten des Glaubens, von denen er selbst tief durchdrungen war und die den innersten Kern seines Wesens ausmachten, in die jugendliche Brust zu pflanzen. Mit wie einfachen, aber gewichtvollen und ins Herz greifenden Worten widmet er Carlos seine eben beendigten „Hirten von Bethlehem". „Diese Prosa und diese Verse", sagt er, „mit welchen ich den zur Erlösung der Menschheit erschienenen Gottessohn feiere, eignen sich ganz für dein Alter. Wenn dir gnädiglich ein langes Leben vergönnt seyn sollte und du kommst später einmal dazu, das weltliche und sündhafte Treiben gewöhnlicher Hirten, wie ich es in der Arcadia geschildert, zu lesen, so wirst du da sicher erkennen, von welchen Irrthümern ich umstrickt war, und was für reinere Empfindungen mich bei dem Werke, das ich dir hier empfehle, beseelten. Fange die Bekanntschaft Christi mit seiner Kindheit an, prüfe emsig, welch' tugendhaften und gottgefälligen Pfad er schon im Knabenalter gewandelt, und er wird dir der trefflichste Lehrmeister, das schönste Muster für das deinige seyn; er wird dir zeigen, wie auch du zu wandeln habest. Er schütze und behüte dich! Dein Vater."

Als ein wahrhaft frommer Mann hört er nicht auf, den Himmel für die Wonne zu preisen, deren er in seinem häuslichen Kreise genießt, und als ein echter Dichter weiß er zugleich seinen Gefühlen stets den würdigsten Ausdruck zu geben. Man höre blos die süßen und rührenden Zauberklänge, in welchen er z. B. in dem Briefe an den Doktor Mathias de Porras sein seliges Glück besingt: „Die Liebesstürme waren endlich beschwichtigt, ich hatte nicht mehr ihr rasendes Toben zu fürchten. Jeden Morgen bei Tagesanbruch

kann auf die Bestellung, gestellt von wo man will, Rücksicht und Acht [illegible] Schwierigkeiten, Hindernisse und Verzögerungen [illegible] Bestellung und Lieferung [illegible] Bestellung [illegible] Lieferung [illegible] Bestellung [illegible] Lieferung [illegible] Bestellung [illegible]

die er mit goldverbrämten und seidenen Gewändern kleidete, sie trägt nun einen Kittel von grobem Stoffe! Sie, die so zart gebaut, schläft auf der harten, bloßen Erde! Welcher Kummer, welche Pein für den, der sich um Marcela mehr noch wie ein Liebhaber, denn als ein Vater besorgte (mas galan que padre)! Jedoch ungeachtet der Strenge der Ordensregel war nicht alle Gemeinschaft zwischen Beiden aufgehoben. Ueberdies kam Lope jede Woche, zu einem bestimmten Tage, nach der Karmeliter-Kapelle Messe lesen. Während der Spende des heiligen Mahles hatte ohne Zweifel zwischen diesen beiden Seelen — die eine so groß und schön bei allen ihren Schwächen, die andere durch und durch rein, keusch und frei von irdischen Trieben, nur in des Himmels Höhen schwebend — ein geheimnißvoller Austausch unnennbarer Empfindungen statt; und Beide fühlten sie, obschon unter verschiedenen Verhältnissen und aus ganz abweichenden Ursachen, die wohlthuende und erhebende Wirkung sühnender Buße. (Schluß folgt.)

England.

Luther, als Held eines Epos.

Robert Montgomery ist einer der fruchtbarsten Englischen Dichter neuester Zeit; denn für ihn ist ein poetisches Werk, das meistens epischen Inhalts ist, keine schwerere Arbeit, als ein Vaudeville für den unermüdlichen Dramatiker Scribe. Er schüttelt eine Iliade von sich „stans pede in uno", und mit derselben Leichtigkeit entwirft er eine Odyssee. Seine vielen epischen Gedichte: „Satan", „The Omnipresence", „Woman", „The Messiah" u. a., an die man eher einen arithmetischen als rhythmischen Maßstab anlegen muß, scheinen in England in einem hohen Werthe zu stehen; denn „Woman" (das Weib) hat bereits die fünfte, „Satan" die zehnte und „The Omnipresence" (die Allgegenwart) die einundzwanzigste Auflage erlebt. Diesen Lieblingen des Englischen Publikums hat sich in der jüngsten Zeit ein neues Produkt aus der schöpferischen Feder Rob. Montgomery's angereiht, das den Titel „Luther" führt, und auch dieses ist, ehe das Publikum noch Zeit gehabt, es durchzulesen, schon in einer zweiten Auflage erschienen. Nach der Theilnahme zu schließen, die diese Werke Montgomery's in England finden, sollte man glauben, daß ihr Verfasser einer der größten Sterne am poetischen Himmel Albions sey. Ein Rezensent des Athenaeum ist jedoch keineswegs dieser Meinung, und besonders trifft das ganze Gewicht seines strengen Tadels das letzte Erzeugniß Montgomery's, nämlich den „Luther". Er sagt: „Montgomery ist darin größer als Homer, daß er die Kunst, Andere einzuschläfern, im höchsten Grade besitzt, und hätte er in den Tagen geblüht, wo Könige und Fürsten die Poesie statt des Mohns gebrauchten, so würde er unter den Barden einen sehr hohen Rang eingenommen haben. Vielleicht ist das Gedicht „Luther" als ein Versuch anzusehen, die einschläfernden Kräfte der Englischen Muse wieder zu erneuern. Der Griechische Philosoph Chrysippos schrieb einst Kinderlieder, und Montgomery mag jetzt Wiegenlieder dichten. Wenn der „Luther" etwa die Absicht hat, ein allgemeines Interesse an der Reformation zu erwecken, so wird er denselben Erfolg haben, wie der im J. 1793 gemachte Versuch, die Tapferkeit der Englischen Truppen durch eine Uebersetzung des Tyrtäos anzuspornen. Der Uebersetzer (der Montgomery jener Zeit) machte den ersten Versuch mit seinen Liedern an einem Regimente, dessen Oberster, mit einem klassischen Geschmacke begabt, an die Wirksamkeit des vorgeschlagenen Zaubermittels einen starken Glauben hatte. Die Oden waren vortrefflich: nur fehlte ihnen das Feuer und die Gluth des Originals. Man erzählt, daß, ehe noch die zweite Strophe zu Ende gesungen, das ganze Bataillon, sowohl Gemeine als Offiziere, eingeschlafen war."

Wir haben in diesem Gedichte (um die einzigen guten Verse unter vielen Tausenden anzuführen) nichts gefunden, als:

Eitelkeit und Hoffahrt.
Und diese Quälerei mit leeren Worten.

Der Stil ist so schwerfällig und unverständlich, daß man das Ganze nur mit vieler Mühe zu lesen vermag. Wir glaubten Opium zu essen und schliefen ein. Der Leser mag aus folgender Stelle, die eine der verständlichsten ist, über den Schwulst und das Dunkel des Ganzen ein Urtheil fällen.

Allüberall, wo wir auch immer leben,
Umschwebet ein mysteriöser Aether
Stets tönidend und mit unerforschtem Dunkel
Das stolze Forscherauge der Vernunft.
Das Wissen hier in dieser niedern Welt,
Es stehet mitten zwischen Licht und Schatten;
Jedoch die edle Einfalt, die sich kennt,
Sie kniet im Schatten der geheimen Gnade
Und fleht das Herz um Mitleid und um Liebe.

Die Freundschaft Luther's mit Melanchthon giebt dem Dichter eine unendliche Menge sentimentalen Unsinns an die Hand, unter welchem wir jedoch diesen kostbaren Juwel gefunden haben:

Die Neigung bildet den Pokal der Seele.
Gleich einem Konsonant, der einsam steht.
So ist der Mensch auch ohne Liebe stumm.

Der Verf. selbst scheint ein so geringes Vertrauen auf die Kraft und den Geist seiner Production zu haben, daß er bescheiden die Erwartung ausspricht, daß die Macht, welche er „das ewige Leben" nennt, ihm diese wichtige Eigenschaft mittheilen werde. Wir sind weit davon entfernt, die Macht der göttlichen Vermittelung voreilig zu beschränken; aber was in der Sprache dunkel, schwach und sinnlos ist, kann eben so wenig durch ein Wunder stark, hell und verständlich gemacht werden, als zwei mal zwei fünf seyn kann. Wenn Milton den heiligen Geist anruft, so ist dies ganz verschieden; er bittet zu Anfange seines majestätischen Gedichts um Erleuchtung und Hülfe, nicht aber am Schlusse um Kraft und Verstand, um seine Schwächen damit bedecken zu können.

Deutschland muß es bedauern und England muß sich schämen, daß Luther, der verständige und kräftige Mann, der das Dunkel des Mittelalters gelichtet, in solche Finsterniß poetischer Mystik gefallen ist. Es bleibt ein unerklärliches Wunder, wie dieser poetische Luther in England so viel Theilnahme hat finden können, daß er eine zweite Auflage erlebte, da es doch ganz gewiß ist, daß kein Exemplar nach China ausgeführt worden, wo die Einfuhr von Opium gesetzlich verboten ist.

Tale tuum carmen nobis, divine poëta,
Quale sopor!

Mannigfaltiges.

— Christoffel Dauber von Jenua. Wer der Mann mit diesen Namen sey, werden unsere Leser schwerlich errathen. So nannten nämlich unsere Deutschen Vorfahren zu Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ihren großen Zeitgenossen, den Entdecker der neuen Welt, Christoph Columbus. Im Gegensatze zu den einheimischen Gelehrten-Namen, die gewöhnlich ins Griechische oder Lateinische übersetzt wurden, eignete man sich die fremden Namen durch deren Verdeutschung an, wodurch denn mitunter gar wunderliche Käuze, wie dieser Christoffel Dauber von Jenua, zum Vorschein kamen. Die von Jobst Ruchamer im Jahre 1508 aus dem Italiänischen ins Deutsche übersetzten Reisebeschreibungen (Nürnberg, gedruckt durch Georgen Stüchsen) enthalten auch eine der ältesten in Deutscher Sprache uns überlieferten Darstellungen von der Entdeckung von Amerika. Das Werk des ehrlichen Ruchamer („der freyen künste vnd artzeneien Doctoren ꝛc.") führt den Titel: „Newe vnbekanthe landte Und ein newe welte in kurtz vergangen zeythe erfunden", und das vierte Buch desselben ist folgendermaßen überschrieben: „Hie anhebet das vierde Buche. Und ist von der schiffarthe des Kuniges von Castilia, von Inseln vnd Landen in kürtze erfunden." Wir wollen unseren Lesern zur Probe das erste Kapitel dieses Buches (das 84ste des ganzen Werkes) mittheilen:

„Wie der Kunige von Hispania rüstet, oder beraythe zway schieffe, dem Christoffel Dawber, von Jenua zu faren gegem nidergang.

Diser Christoffel Dawber von Jenua was ein manne lang vnd gerade, was grosser vernunfft, hette ein lang angesicht, nachvolgte vnd anhienge lange zeythe den Allerdurchleuchtigsten kunigen von Hispania, an alle erthe vnd ende so sie hin rayten, begerde, das sie jme solten helffen zu rüsten vnd belastigen etwan ein Schieffe, erbothe sich, er wölte finden gegen dem nidergange Inseln, anstossende an Indya, daselbst dann die menge ist der Edelen gestapnen, vnd Specereyen, vnd auche des goldes, welches man leychtlich möchte überkummen. Der Kunig vnd Kunigin, vnd auch alle die vorgenssen in Hispania, hetten lange zeyte ein spyle, oder kurtzweyl an disem fürnemen dies Christoffels. Vnd zu letzste nach siben jaren oder vber siben jare, vnd nach seynem manigualtigen begeren, biten, vnd anlangen, wurden sie zu gefallen seynem willen, vnd rusten jme ein Raue (Nave) das ist ein grosses schieffe, vnd zwey Gravele, mit welchen er hinweg fure von Hispania, vnd also anfenge sein rayse, oder schieffarthe, vmb die ersten tage des September, das ist des Herbstmondes, im MCCCCXCIJJ. Jare."

— Wie viel oder wie wenig ein gedrucktes Buch zu bedeuten hat. Ein Französischer Bibliograph hat folgende Berechnung angestellt: Von 1000 Büchern, welche erscheinen, bringen 600 die Kosten nicht auf, 200 tragen gerade so viel ein, als sie kosten, 100 werfen einen mäßigen und 100 einen ansehnlichen Gewinn ab. Von diesen 1000 Büchern sind 650 bis zu Ende des ersten Jahres ein Gegenstand des Handels und 150 bis zu Ende des zweiten; nur 50 davon haben nach sieben Jahren noch einen Werth, und von höchstens zehn wird nach Verlauf von 50 Jahren noch gesprochen. Unter den 50,000 Schriften, die im 17ten Jahrhundert erschienen, giebt es nur 50, die heutzutage noch berühmt sind und von neuem gedruckt werden. Von den 50,000 Französischen Schriften des 18ten Jahrhunderts hat die Nachwelt auch nicht mehr bewahrt als von denen des 17ten. Seit 3000 Jahren werden Bücher geschrieben, aber in der ganzen Welt zählt man nicht mehr als 500 Autoren, die dem vernichtenden Urtheil der Zeit entgangen sind. Sind jedoch die Tausende vergessener Schriften ohne allen Nutzen gewesen? Hat nicht vielmehr jede, mehr oder weniger, dazu beigetragen, den Geist der Menschheit auf den Standpunkt zu fördern, auf welchem er sich jetzt befindet, und sind nicht die unvergessenen Schriften eben nur die Quintessenz der vergessenen, die Repräsentanten der verschiedenen Epochen, in welchen sie selbst nur einzelne, wenn auch die vornehmsten Glieder des großen Ganzen waren?

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Freitag den 29. April 1842.

England.

Ueber die Identität des Organismus der verschiedenen Menschen-Racen.

Stammt das menschliche Geschlecht von einem Urvater ab, oder sind die verschiedenen, in ihren inneren und äußeren Kennzeichen so abweichenden Racen auch von mehreren Erzeugern abzuleiten? Diese Frage ist oft aufgeworfen, aber noch nie auf eine genügende Art beantwortet worden. Die mosaische Urkunde spricht nur von einem Menschenpaar, das von Gott selbst nach seinem Ebenbild erschaffen und bestimmt war, sich in endlosen Generationen fortzupflanzen und die ganze Erde zu bevölkern. Sie ist, obgleich jedenfalls als eine uralte, weitverbreitete Tradition höchst beachtenswerth, von vielen Gelehrten bestritten, ja gänzlich verworfen, von eben so vielen aber auch vertheidigt worden, die sie, abgesehen von ihrem geheiligten Ursprung, auch durch die Gründe der Vernunft, der Wahrscheinlichkeit und der allgemeinen Analogie zu unterstützen suchten. In diesem Sinne sind auch zwei Werke abgefaßt, die neuerdings in England und Nord-Amerika erschienen sind, und wovon das erste den Titel: „Interesting facts, connected with the animal kingdom etc. by Dr. Hall"; das zweite den der: „Crania Americana, by Dr. Morton" führt. Sie gehören zu den merkwürdigsten, über diesen Gegenstand herausgekommenen Schriften und enthalten so viele neue und interessante Angaben und Thatsachen, daß eine Uebersicht derselben unseren Lesern gewiß nicht unwillkommen seyn dürfte.

Der Doktor Hall bekennt sich, wie gesagt, zu der Meinung derjenigen Naturforscher und Physiologen, die das Menschengeschlecht von einem Paar ableiten, und bemüht sich, alle Abweichungen in der Farbe, der Gestalt und den Fähigkeiten desselben durch die Wirkung natürlicher, zufälliger Ursachen zu erklären. Die allgemeinen Bedingungen des Lebens sind, nach seiner Ansicht, bei allen Menschenracen unter gleichen Umständen dieselben, und eine eben so große Verschiedenartigkeit wie bei ihnen findet auch im Thierreich statt. Wie abweichend sind z. B. die Farben der Kaninchen, der Katzen, der Pferde u. s. w., die oft von Lokalverhältnissen abhängen. Die Schweine sind in Piemont schwarz, in Norwegen weiß, in Bayern hingegen röthlich-braun; dies ist wenigstens der Bericht Blumenbach's, einer der besten Quellen über diesen Gegenstand. „Kein Naturforscher", bemerkt er, „hat je seinen Unglauben so weit getrieben, die Abstammung des zahmen Schweins vom wilden Eber zu bezweifeln; ich nehme nun keinen Anstand, die Behauptung aufzustellen, daß der Unterschied zwischen dem Schädel der Neger und dem der Europäer nicht größer ist, als zwischen dem des wilden Ebers und dem des zahmen Schweins."

Einigen unserer Leser ist es vielleicht unbekannt, daß weiße Neger unter den schwarzen Stämmen Afrika's angetroffen werden. „Meine Aufmerksamkeit", schreibt Dr. Hall, „wurde vor einigen Tagen auf einen Patienten im Hospitale für Augenkranke gelenkt, der die Gesichtsbildung und das krause, wollige Haar eines Negers hatte; die Hautfarbe war jedoch weiß, das Haar gelb, und andere Eigenthümlichkeiten überzeugten mich, daß er ein echter Albino sey. Auch wurde mir bemerklich gemacht, daß sich gegenwärtig in der Nähe Londons ein Kind befindet, dessen Gesicht, Hände, Arme und Nacken weiß, jedoch die Beine und ein Theil des Unterleibes schwarz sind. Vor einigen Jahren wurde ein Kranker nach einem der Londoner Hospitäler gebracht, der zum Theil weiß, zum Theil schwarz war."

Wenn man nun auch sagen würde, daß diese seltenen Fälle von Krankheiten oder irgend einer unbekannten Ursache herrühren und als lusus naturae gar nicht in Betrachtung kämen, so ist dagegen zu erwiedern, daß man dergleichen charakteristische Züge und Abweichungen vom gewöhnlichen Lauf der Natur oft bei einem ganzen Geschlecht oder bei einer Familie bemerkt und sogar Beispiele vorhanden sind, daß sich diese auf deren Nachkommen fortgepflanzt haben. Eine merkwürdige Veränderung fand unter anderen im physischen Charakter der Junge (Funges) statt, welche Sennaar erobert haben, und ob sie gleich von den Schilluk-Negern abstammen, nicht mehr die eigenthümlichen Unterscheidungszeichen der echten Negerrace besitzen. Es muß jedoch zugestanden werden, daß die in fernen Zeitaltern entstandenen, charakteristischen Abweichungen, welche jetzt das Merkmal zahlreicher Völker geworden sind, ein schwer aufzulösendes Problem bilden, zu dessen vollständiger Erforschung unsere gewöhnlichen wissenschaftlichen Hülfsmittel ungenügend sind.

Aber so verschiedenartige Erscheinungen das menschliche Geschlecht auch darbietet, finden wir dasselbe doch weit höhere Merkmale seiner Identität

Man betrachte z. B. die Sprache, die Einbildungskraft, das Denkvermögen, die Ahnung eines künftigen Lebens, die Idee einer Gottheit! Alles dieses haben Schwarze, Rothe und Weiße mit einander gemein. In dem Schädel, dem Gehirn, der Nervenkraft der entlegensten Nationen sind hinlängliche Spuren der unter ihnen bestehenden Verwandtschaft wahrzunehmen. Der Doktor Hall wirft die wichtige Frage auf: ob man einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Schädel eines Negers und eines Europäers entdecken könne? und indem er sie beantwortet, behauptet er zugleich, daß es nöthig sey, die Crania der wirklichen Vertreter ihres Geschlechts in Betracht zu ziehen; nicht aber der mißhandelten, herabgewürdigten Afrikaner, deren Schädel in unseren Museen aufbewahrt werden, und die zu den unglücklichen, entarteten Geschöpfen gehören, die an der Küste von Sklavenhändlern geraubt worden oder Nachkömmlinge von Sklaven sind. Das Zeugniß vieler Reisenden beweist, daß die schwarzen, wollhaarigen Bewohner des Innern öfters schöne Züge haben, die von den Europäischen kaum zu unterscheiden sind; wogegen Individuen unter anderen Nationen angetroffen werden, welche die charakteristische Gesichtsbildung der Afrikaner besitzen. So beschreibt Leder den Schädel eines Thüringers, der, obgleich im Herzen Europa's von Europäischem Stamm entsprossen, mit allen Kennzeichen der Negerrace versehen war.

Die Untersuchungen des Doktors Morton sollen jedoch beweisen, daß man, ohne zu Ausnahmen seine Zuflucht zu nehmen, die Lehre der Einheit des menschlichen Geschlechts durch allgemeine Gründe und unbezweifelte Typen ganzer Nationen unterstützen kann. Der Hauptzweck seines Werks ist der, genaue Abbildungen der Crania einiger vierzig Indianischer Nationen zu geben, worunter sich Peruaner, Brasilianer, Mexikaner und Bewohner aller Regionen Nord-Amerika's, vom Atlantischen bis zum Stillen Meer und von den Küsten Florida's bis zu den Polarländern, befinden. Er hat hierbei besondere Aufmerksamkeit auf die Abnormitäten der Schädel gerichtet, die durch mechanische Verrichtungen unter einigen Stämmen, als den Peruanern, Karaiben, Natches und den Bewohnern des Oregon-Gebiets, hervorgebracht werden, und aus dem Ganzen eine Masse zur Naturgeschichte des Menschen höchst merkwürdiger Thatsachen zu Tage gefördert. In der Bezeichnung der verschiedenen Abarten desselben hält er sich an Blumenbach's Theorie, nach welcher der Mensch in 22 Familien getheilt wird, die zu fünf Hauptracen, nämlich der Kaukasischen, der Mongolischen, der Malayischen, der Amerikanischen und der Aethiopischen, gehören.

Die Kaukasische Race besteht aus der Kaukasischen, Germanischen, Arabischen, Lybischen, Nilotischen und Hindostanischen Familie und wird durch eine helle Hautfarbe, mit feinem, langem Haar, unterschieden. Der Schädel ist groß und ovalförmig, der Vordertheil desselben voll und erhaben, das Gesicht im Verhältniß zum Kopfe klein, von ovaler Gestalt, mit wohlproportionirten Zügen, die Nasenknochen gebogen, das Kinn voll und die Zähne senkrecht. Diese Race zeichnet sich durch ihre Fähigkeit aus, eine hohe intellektuelle Ausbildung anzunehmen.

Die Mongolische Race enthält die Mongolisch-Tatarische, Türkische, Chinesische, Indo-Chinesische und Polarische Familie und wird durch gelbliche oder olivenfarbige, straff über die Gesichtsknochen gezogene Haut, mit langem, schwarzem, schlichtem Haar und dünnem Bart, charakterisirt. Die Nase ist breit und kurz, die Augen klein, schwarz und enggeschlitzt, die Augenbrauen gebogen und wellenförmig, die Lippen aufgeworfen, die Backenknochen breit und flach und die Kinnlade hervorstehend. Der Schädel ist länglichoval, an den Seiten flach, und die Stirn niedrig. In intellektueller Hinsicht sind die Mongolen scharfsinnig, nachahmungsfähig und der Ausbildung sehr zugänglich.

Die Malayische Race besteht aus der Malayischen und Polynesischen Familie und zeichnet sich durch eine dunkele Gesichtsfarbe aus, die von schwarzgelb ins Dunkelbraune spielt. Das Haar ist schwarz, grob und schlaff, und die Augenlieder schräg hinaufgezogen. Der Mund und die Lippen sind groß, die Nase kurz und breit und scheint an der Wurzel abgebrochen. Das Gesicht ist platt und ausgebreitet, die obere Kinnlade und die Zähne vorstehend, der Schädel hoch und viereckig oder gerundet, die Stirn breit und niedrig. Diese Race ist thätig und sinnreich und besitzt alle Eigenschaften eines wandernden, räuberischen, seefahrenden Volks.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Leben und Dichtungen Lope de Vega's.

(Schluß.)

Im nächstfolgenden Jahre hatte der alte Mann den Schmerz, daß sich auch sein zweiter Sohn Lope von ihm entfernte, der nach Carlos' Tode dessen Stelle in des Vaters Herzen einnahm. Dieser spürte, wie wir vermuthen, absonderliche Lust, die Dichtkunst zur Aufgabe seines Lebens zu machen; indeß Lope warnt ihn ernstlich, ja diese gefahrliche Richtung zu verlassen. Die eindringlichen Worte, mit welcher er ihm das Schäferspiel „Jacinto", die erste Frucht seiner Muse, zueignet, lautet also: „Will's das Unglück oder aber deine angeborene Zähigkeit, daß du Verse schreibest (dagegen möge dich Gott schützen!), so sey mindestens die Poesie nicht deine einzige Beschäftigung. Ist es mir erlaubt, mich selbst als Beispiel anzuführen, so wirst du wohl auch dann, wenn dir gar ein langes Leben beschieden seyn sollte, schwerlich deinem Vaterlande so viele Dienste leisten, als ich. Und bei allem dem, was habe ich damit gewonnen? Ein schlichtes Häuschen, eine wohlschmeckende Kost für mich oder sonst liebe Gäste und einen artigen Garten, den ich zur Erholung pflege und bebaue. Der Ruhm, wähnst du, wird mir Ersatz genug bieten! Glaub' dies ums Himmelswillen nicht. Erinnere dich nur der von einem Gelehrten der Gegenwart herrührenden sinnbildlichen Bezeichnung der Nichtigkeit und Hinfälligkeit menschlicher Größe, bestehend in einem an einem Baume befestigten Spiegel, gegen welchen Kinder Steine schleudern, mit dem darunter angebrachten Spruche: periculosum splendor! (Ein gar eitel, schlüpfrig Ding ein weithin schallender Name!) Ich habe neunhundert Theaterstücke, zwölf Bände verschiedentlichen Inhalts theils in gebundener, theils in ungebundener Rede zusammengeschrieben, und eben so viel Werke anderer Gattung, so daß, was bereits gedruckt ist, noch lange nicht dem gleich kömmt, was ich noch der Oeffentlichkeit zu überliefern hätte. Und was für einen Lohn, denkst du wohl, habe ich von diesen fürchterlichen Anstrengungen eingeärndtet? Anfeindungen, Haß, Neid, Tadel, hämische Krittelei, allerhand Qualen und Ungemach; ich habe die edle Zeit vergeudet, ich bin alt und grau geworden, ohne drum klüger geworden zu seyn und ohne dir was Anderes hinterlassen zu können, als diese unnützen Ermahnungen. Ich widme dir das vorliegende Stück besonders deswegen, weil ich es in den Jahren verfertigt, in denen du dich jetzt befindest, und damit du erkennen mögest, an wie großen Mängeln es leidet, trotz dem starken Beifall, den es davongetragen. Ueberhaupt empfehle ich dir, mich ja nicht zum Muster zu nehmen, indem dir da wohl der rohe Haufen zujauchzen und zuklatschen würde, während du dir nur bei einem geringen Theil einsichtsvoller Leute Achtung verschaffen dürftest. Gott beschütze dich!" — Mit diesen Rathschlägen mochte es Lope, wie einer seiner früheren Biographen bemerkt, nicht gar so ernst gemeint haben. Indeß der Sohn befolgte sie buchstäblich und wurde Soldat in einem Alter von sechzehn Jahren, mithin fast in demselben, wo einst sein Vater in die Kriegsdienste getreten war. In einem schon erwähnten Gedichte sieht Lope, als er einem Freunde diesen Vorgang erzählt, was für Ein- und Vorwürfe er zu gewärtigen hätte. „Was!" ruft dieser mit erstaunter Miene, „Euren Sohn, Euren einzigen Sohn, den schickt Ihr in die Welt, anstatt ihn bei Euch zu behalten?" — „Was wollt Ihr!" erwiedert der arme Lope, „ich zwinge ihn ja nicht, es ist sein eigener Wille; er liebe, sagt er mir, das muntere Kriegsleben." — Der junge Mensch reiste also ab, mit Empfehlungen an den Marquis von Santa Cruz ausgerüstet, Sohn oder Enkel jenes berühmten Heerführers, unter welchem der greise Dichter ungefähr ein halbes Jahrhundert früher den Portugiesischen Feldzug mitgemacht hatte.

Mittlerweile wuchs seine Tochter Feliciane immer mehr heran und bildete sich zu einem recht hübschen und liebenswürdigen Mädchen aus. Er beschloß also, sie mit einem jungen Mann aus guter Familie, einem gewissen Luis Usátequi, zu verheiraten, der, wie mich sein Name vermuthen läßt, aus irgend einer der nördlichen Spanischen Provinzen stammen mußte. Da Don Luis sich nur einer äußerst mäßigen Habe zu erfreuen hatte, demnach nothgedrungen auf eine hinreichende Mitgift rechnen mußte, Lope aber unglücklicherweise das mit seinem Schriftstellern leicht erworbene Geld eben so schnell aus seinen Taschen wieder ausfliegen lassen, so befand er sich in der That in einer recht großen Verlegenheit. Was nun thun? An wen sich wenden? Er sann hin und her, da endlich dachte er an König Philipp IV., von dem er bis dahin noch nie Etwas begehrt hatte, und er richtete an ihn eine Bittschrift in Reimen, folgenden Inhalts: „Sire, Lope sagt, daß er für Euren Großvater (Philipp II.) gegen Großbritanien gestritten. Er that damals nichts Gutes und noch weniger von dieser Zeit an, da aber zeigte er Eifer, Ausdauer und Muth. Eurem Vater hat er nicht mit dem Degen, dafür aber mit der Feder gedient. Hat er sie nicht dazu benutzt, den Ruhm dieses Fürsten von einem Ende der Welt zum anderen zu verkünden, so ist es die Schuld seines schwachen Talents *), nicht aber seines Wunsches, seinem Könige zu dienen. Lope besitzt eine Tochter und eine bedeutende Anzahl Jahre. Die Musen haben ihm Ehre, aber keine Schätze verliehen; er ist arm an baarem Vermögen, reich an Forderungen, die Andere auf ihn aufzuweisen haben. Gott ist der Schöpfer und Erzeuger aller Dinge, die Sonne mit ihren erwärmenden Strahlen macht sie wachsen und gedeihen, der König ist der Hülfsbedürftigen Hort und Stütze: seyd Ihr nun, allergnädigster Herr, der Gründer und Mehrer meines Glücks, mein Erlöser aus der Noth. Ich stehe in Unterhandlung mit einem Bräutigam. — Das Schicksal ist nur nicht gewogen und bedroht mich, der Glaube allein hält mich noch aufrecht und stählt mich. Vergönne mir, mächtiger Philipp, bloß ein klein Theilchen Deiner Schätze; und möge es da mehr Gold und Diamanten eintragen, als mir Reime zu Gebote stehen!" — Unmöglich wär's, den Beistand eines Königs mit mehr Würde und edler Offenheit anzusiehen; und trotz der traurigen Verfassung, in welcher sich damals Spaniens Finanzen befanden, glaubt man gern, daß Philipp IV. auf eine hochherzige Weise des Dichters Begehren erfüllt habe.

*) Eine bescheidene Ausflucht des Dichters. Lieber war an Philipp III. nichts zu loben. Ein förmlicher Sklave seines Günstlings, des Herzogs von Lerma, ließ er Spaniens Handel und Gewerbe gänzlich in Verfall gerathen und sich 1609 sogar zur Vertreibung der Moriscos, jener fleißigen Ackerbauer und Gewerbtreibenden, bereden.

Nachdem Marcela und seine Kinder von ihm geschieden waren, sagte auch Lope seinerseits der Wirksamkeit für die Bühne ein Lebewohl. Freilich zögerte er mit diesem Schritte ein wenig, er ward ihm ein bischen sauer, doch endlich überwand er sich und brach gänzlich mit dem Theater, für das er volle vierzig Jahre, von 1590 bis 1630, thätig gewesen. Uebrigens hatte er sogar in seinem spätesten Alter nichts von seiner Erfindungskraft und Leichtigkeit in Arbeiten eingebüßt; und als Beweis seines noch immer frischen und starken Geistes theilen wir hier einen Zug mit, den uns Montalvan erzählt. Sie verbanden sich zur Anfertigung eines Stückes, unter dem Titel: „Die Tertiarier (der dritte Orden) des heiligen Franziskus" und zwar in der Art, daß jeder einen Akt liefern, der dritte hingegen zur Hälfte von Beiden geschrieben werden sollte. Gleich nach dieser Uebereinkunft geht jeder an sein Geschäft und legt Hand an's Werk. Um den ergrauten Meister zu überholen, steigt Montalvan schon um zwei Uhr des Morgens aus dem Bette, arbeitet in aller Hast und ist nach acht Stunden fertig. Mit leuchtendem Antlitz und siegestrunken läuft er schnurracks zu Lope. Er findet ihn im Garten, da er eben von einem Pomeranzenbaume den Reif, welcher die Nacht über darauf gefallen, abputzt. „He, holla!" schreit Montalvan ganz entzückt, „ich habe meinen halben Akt beendigt." — „Und ich", entgegnet Lope trocken, „den meinigen." — „Wann denn?" fragt Montalvan überrascht. — „Je nun, um fünf Uhr stand ich auf und machte mich an meine Aufgabe; darauf, weil's noch früh an der Zeit war, dichtete ich eine Epistel von funfzig dreizeiligen Strophen, verzehrte mein Frühstück und eilte sodann hierher, um meine Pflanzen zu begießen. Doch ich weiß nicht, wie mir ist, ich fange an, müde zu werden." —

Ich bitte, wohl zu bemerken, daß ihm damals wenig zu den Siebzigen fehlte, sonst wäre das für einen Lope de Vega ein Kinderspiel und eine Kleinigkeit gewesen. — Eine so ungeheuere, fast an's Fabelhafte streifende Gewandtheit, eine so ungewöhnliche Fruchtbarkeit, wie sie ihm eigen war, erklärt es allein, wie er in einem Zeitraume von vierzig Jahren funfzehnhundert Stücke, und unter diesen über hundert sogar binnen Tagesfrist, zu Stande bringen konnte. Man braucht keine Zweifel gegen diese Angabe *) zu hegen; denn sie rührt von Lope selbst her und findet sich in einer Ekloge an seinen edelmüthigen Jugendgefährten und bevorzugten Freund seines Alters, Claudio Conde.

Zum Lohne für seine unermeßlichen, fast alle menschliche Begriffe übersteigenden Anstrengungen wurde der alternde Lope mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft. Gottlob hatte er also seine Zeit nicht nutzlos verbracht, wie es da eben in der dem Sohne gehaltenen Ermahnungsrede heißt, gottlob ist ihm also schon bei seinen Lebzeiten die schuldige Anerkennung seiner Verdienste zu Theil geworden. Die Inquisition stellte ihn an die Spitze ihrer Familiaren. 1628 erhob ihn Papst Urban VIII. durch ein eigenhändiges Schreiben zum Malteser-Ritter und zum Doktor der Theologie. Der König und die Königin von Spanien ließen, so oft sie ihm auf dem Wege begegneten, ihren Wagen anhalten, um den berühmten Greis deutlicher in Augenschein nehmen zu können. Was ihm nicht minder schmeicheln durfte, war die allgemeine Liebe, die er genoß. Sein Bild war in allen Häusern zu treffen, sein Name tönte in Aller Munde und war zu einem stehenden Ausdruck geworden. Um etwas Schönes, Gutes, Seltenes oder Merkwürdiges zu bezeichnen, sagte man sprüchwörtlich: „Just wie Lope!" So wie er sich nur auf den Straßen Madrid's blicken ließ, füllten sich auch im Nu alle Fenster, Erker und Thüren mit Neugierigen, die ihn zu sehen verlangten. Frauen, Kinder, bejahrte Leute gingen hinter ihm her und wiesen sich ihn mit Stolz und Freudigkeit einander zu. Alle umringten ihn, Alle segneten ihn als den großen Dichter, der den Ruhm des Landes vermehrt und gesichert, als den edlen Menschen, dessen Tugenden man nachzueifern hätte.

Von gesundem, kräftigem Baue und ununterbrochen die ihm heilsamen Leibesübungen fortsetzend, erreichte Lope, verschont von körperlichen Leiden und Gebrechen, ein sehr hohes Alter. Jedoch zu Anfang des Jahres 1633 traten ihn ein paar schwere Unfälle, von denen schon Einer, wie Montalvan behauptet, ohne sich indeß näher hierüber zu erklären, vermocht hätte, selbst den festesten Charakter zu beugen und niederzudrücken. Von der Zeit an war er in düstere Schwermuth versunken. Den 6. August, nachdem er in Gemeinschaft Montalvan's und eines anderen Freundes zu Mittag gespeist, sprach er unumwunden das Verlangen aus, durch einen schleunigen Tod seiner Qualen überhoben zu werden. Es währte nicht lange, und sein Wunsch ward erhört. An

*) Montalvan und nach ihm sämmtliche Kritiker haben die Zahl von Lope's Theaterstücken auf achtzehnhundert gesteigert. Allein außer dem Dichter selber haben wir noch einen tüchtigen Gewährsmann an dem Doktor Fernando Cardoso, Vega's Busenfreund, welcher in der auf ihn gehaltenen Leichenrede nur von funfzehnhundert spricht. Montalvan's Irrthum möchte aber vielleicht daher entsprungen seyn, daß er in seiner übergroßen Verehrung für seinen Lehrer dreihundert dramatische Kleinigkeiten, Zwischenspiele u. s. w., die wohl nie aufgeführt worden, zu den 1500 größeren Sachen ohne Weiteres hinzurechnete und dadurch Lope's Ruhm zu erhöhen glaubte.

einem Freitag, am achtzehnten desselben Monats (er hatte den Tag vorher gerade ein Sonett auf das Hinscheiden eines Portugiesischen Edelmanns gedichtet), erwachte er wie gewöhnlich sehr früh, stand schnell auf, las die Messe, befeuchtete seine Gartengewächse, und obgleich unpäßlich, wollte er doch weder die Fasten übertreten, noch sich die Geißelung ersparen. Des Abends ging er in's Schottische Kollegium, um da der Vertheidigung verschiedener Streitsätze aus dem Gebiete der Medizin und Philosophie beizuwohnen. Sein Uebelbefinden wurde immer größer, so daß er zuletzt genöthigt war, sich nach Hause bringen zu lassen. Man legte ihn in's Bett, man gab ihm zum Abführen ein, man ließ ihm zur Ader und wandte mehrere andere Mittel an, damit er sich wieder erholen möchte. — Alles umsonst. Am nächstfolgenden Sonntage, den 20sten, um die Dämmerungsstunde, hatte der Leibarzt des Königs alle Hoffnung zur Wiedergenesung verloren, und Lope, im Gefühl seines nahen Todes, begehrte die letzte Oelung. Nach Beendigung dieser traurigen Feierlichkeiten sandte er nach seiner Tochter Feliciana, um ihr seinen Segen zu ertheilen. Hierauf richtete er ernste und innige Abschiedsworte an seine ringsum versammelten Freunde und ermahnte sie zum Frieden, zur Einhelligkeit, zu gegenseitiger Duldsamkeit und wahrhaft christlicher Liebe. „Der echte Ruhm", äußerte er gegen Montalvan, „liegt in der Tugend, und gern gäbe ich allen mir geschenkten Beifall drum, wäre ich mir bewußt, nur eine einzige gute That mehr verübt zu haben." Sodann sich einem Marienbilde zuwendend, welches stets die andächtigste Stimmung in ihm hervorgerufen, flehte er zur heiligen Jungfrau, ihm ferner Schutz und Gnade angedeihen zu lassen, und bat sie um günstige Fürsprache bei dem, den sie mit seinen Armen umschlungen hatte und vor dessen Richterstuhl er nun bald erscheinen werde. Er war schon ganz erschöpft und sank ohnmächtig zurück. Er brachte eine sehr unruhige Nacht zu. Den folgenden Tag war er zwar noch bei völligem Bewußtseyn, aber kaum mehr fähig, sich deutlich auszudrücken, und die Anwesenden sahen mit bangem Herzen dem ernsten Augenblicke seines Ablebens entgegen. Kniend und mit gefalteten Händen weinten und beteten sie für das Heil seiner Seele. Ein Geistlicher gewährte ihm trostreichen Zuspruch. Der Sterbende, die Augen nach oben gekehrt, die Lippen auf den Gekreuzigten geheftet, lauschte mit heiliger Inbrunst jedem Wort des Priesters — da hörte man plötzlich unter leisem Stöhnen die Namen Jesus und Maria ausrufen. Es waren die letzten Laute. Der Geist des großen Dichters hatte sich den irdischen Fesseln entwunden.

Prachtvoll war das Leichenbegängniß. Der Herzog von Sessa, den Lope zu seinem Testaments-Vollstrecker erwählt hatte, zeigte sich eines so hohen Beweises von Vertrauen würdig. Nicht zu schildern ist, welch' unbegränzten Eifer alle Klassen und Stände ohne Unterschied verriethen, das Andenken des Verstorbenen zu ehren. Was Madrid nur an vornehmen Herren, betitelten Personen, an Dichtern, Gelehrten und Künstlern besaß, Alle schlossen sie sich dem Zuge an, Alle hielten sie es für eine Pflicht gegen den Verblichenen, selbst dessen Angehörige, seine Tochter, seinen Neffen, seinen Eidam mit gebührender und größtmöglicher Hochachtung zu behandeln. Sämmtliche fromme Brüderschaften hatten sich, ohne vorher erfolgte Einladung, aus freien Stücken zur Theilnahme an dem Trauerakt eingefunden. Die Fenster und Balkone waren mit Zuschauern übersäet, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen war ein solches Wogen und Drängen der von allen Seiten zusammenströmenden Volksmassen, daß es dem Leichenzuge entsetzliche Mühe kostete, sich Bahn zu brechen und die eingeschlagene Richtung nicht zu verlieren. Marcela zu Gefallen hatte man sich auf einen Augenblick von dem geradehin zum Gottesacker führenden Wege entfernt und eine Seitenwendung nach dem Karmeliter-Kloster genommen. Es war ihr heißester Wunsch, sie fühlte das lebhafteste Bedürfniß, dem, welchen sie mit so rührender Zärtlichkeit angehangen, noch einmal wenigstens ihre Huldigung darzubringen. Bei den Barfüßerinnen angelangt, ward dem Verblichenen nach üblicher Landessitte das Antlitz enthüllt, einige Minuten angehalten, wonächst es ohne Unterbrechung nach der St. Sebastians-Kirche ging. Hier ward die Todtenmesse unter feierlicher Stille gelesen, Niemand wagte durch laute Aeußerung des Schmerzes die heilige Handlung zu stören; so wie aber der Augenblick erschienen war, wo die sterbliche Hülle der Erde übergeben werden sollte — da war es den Tausenden, welche sich versammelt hatten, um Zeuge dieses betrübenden Schauspiels zu seyn, unmöglich, länger ihre Gefühle zu unterdrücken, und überall erblickte man thränenbenetzte Wangen, überall hörte man seufzen darüber, daß Spanien seinen ersten und bedeutendsten Dichter verloren.

Lope war zwar nur von mittler Größe, jedoch wohlgestaltet und sehr behend in seinem Wesen. Die Gesichtsbildung war sehr schön und gefällig, und übte sie einen ganz besonderen Reiz durch die stattliche Adlernase. In Betreff seiner eigenen Person, wie auch in seinen Kleidungsstücken und sonstigen Sachen, beobachtete er eine fast peinliche Sauberkeit und Nettigkeit; sogar mit dem feinsten Vergrößerungs-Glase würde man schwerlich weder an seinem Leibe, noch an seinem Anzuge irgend ein Stäubchen, eine Feder oder dergleichen haben entdecken können. Hübsche Möbeln, kostbare Bücher und Gemälde waren sein Steckenpferd und sicher der Hauptgrund seines beständigen Geldmangels. Wenig um seinen eigenen Nutzen bekümmert, entwickelte er dafür in den Angelegenheiten seiner Freunde einen beispiellosen Eifer, eine kaum glaubliche Thätigkeit. In der Gesellschaft war er gegen die Männer höflich, ohne kriechend, gegen die Frauen artig und zuvorkommend, ohne lästig zu seyn, und die Liebenswürdigkeit selber im Gespräche. Man konnte es gar nicht satt bekommen, ihm zuzuhören; denn erstens strömten ihm die Worte nur so, sie schüttelten sich ihm förmlich aus den Aermeln, und dann waren es nicht bloß wohlklingende Redensarten, leeres Geplauder, sondern es steckten kernige Gedanken darin. Bitterböse konnte er werden, wenn Jemand nach dem Alter eines Mädchens forschte, es sey denn, daß er eine Heirat im Sinne hatte; unerträglich waren ihm Schnupfer und vorzugsweise diejenigen, welche in Gegenwart ihrer Vorgesetzten beständig ihr Döslein aus der Tasche hervorholten; es verdroß ihn stark, wenn sonst verständige Leute, wenn insonders Geistliche zu Zigeunern, alten Weibern und dem übrigen Wahrsagerpack wie vernarrt hinliefen, um diese Betrüger oder Selbstbetrogenen über ihre Zukunft zu befragen; auch mochte er es nicht dulden, daß die Männer die Frauen lästerten, indem er hierin eine grobe Verletzung des Geschlechts erkannte, welchem wir unsere Mutter zu verdanken hätten; vollends ein Gräuel aber waren ihm grauköpfige Gecken, welche die wenigen Haare, die der Sturm der Zeit noch nicht von ihrer Glatze weggefegt, trotz den jungen Herrchen zustutzen, einsalben und mit wohlriechendem Wasser benetzen, oder wohl gar färben und übertünchen. — Von der Natur mit schneidendem Witz wohl versorgt und darum ein gewandter Schütze, welcher stets seines Zieles gewiß seyn durfte, machte er gleichwohl von diesen Gaben keinen Gebrauch, und obschon öfters gekränkt und verunglimpft, schlug er nie mit den Waffen der Satire den Gegner aus dem Felde; den einen Fall ausgenommen, wo er, wie man sich erinnern wird, jenen erbärmlichen Hidalgo eben so aufs Maul wie kurz darauf mit seinem Degen auf die Finger klopfte. „Ich habe von jeher", sagt er in einem Stücke (La viuda de Valencia), „die Satire verabscheut. Meiner Meinung nach versündigt sich der Verfasser einer Satire mehr gegen sich selbst, als gegen diejenigen, gegen welche sie gerichtet ist. Diese Gattung von Dichtwerken paßt lediglich für boshafte und tückische Menschen." Und in seiner neuen dramatischen Kunst giebt er den Dichtern folgende beherzigenswerthe Winke und Lehren. „Ritzet und stechet nur hübsch leise und fahrt bloß sanft über die Haut hin, aber hütet Euch, mit Ingrimm das Schwert tief in die Brust zu bohren, denn wer beschimpft und schmäht, verscherzt sich die Gunst der Welt, noch darf er auf Fortdauer seines Namens zählen." — Und überdies mit wem wohl sollte Lope anbinden, er, welcher das Gebot der Liebe bei jedem Schritt und Tritt auf seiner weiten Lebensreise so gewissenhaft befolgte? Wie äußert er sich doch eines Tages gegen Montalvan? „Ich bin mit ganzer Seele denen zugethan, welche mich lieben, und bin fern, die zu hassen, die mich hassen." Nicht genug, daß er es verschweren, jemals das Feld der Satire zu betreten, verschaffte es ihm vielmehr einen seltenen Genuß, wo es sich nur thun ließ, in seinen Stücken das Lob aller derer zu verkünden, welche als Gelehrte, als Künstler, als Staatsmänner oder Krieger ihr Theil zur Vermehrung des vaterländischen Ruhmes beigetragen. Dies war in seinen Augen eine der wichtigsten Aufgaben, sie galt ihm für eine Bürgerpflicht. Er suchte jede Gelegenheit hervor, sie zu erfüllen, und war stolz darauf. Keiner seiner Landsleute wurde indeß in einem solchen Grade von ihm geschätzt und gepriesen, und zwar mit vollem Rechte, als Cervantes, der einzige unter seinen Nebenbuhlern, den er im Ernste zu fürchten hatte. Er erblickte in ihm einen vollendeten Meister in der Anwendung des edlen und gebildeten Ausdrucks, er erhob ihn in gleichen Rang mit Homer und Virgil und erinnerte unaufhörlich auf die schmeichelhafteste Weise an die glorreiche Wunde, welche dieser große Schriftsteller in der Schlacht bei Lepanto empfangen. „Mag er auch nur eine Hand haben", sagt Lope irgendwo, „doch hat er durch sie Unsterblichkeit errungen." Zur Steuer der Wahrheit sey es indeß bemerkt, daß der gefeierte Dichter des Don Quijote als ein erleuchteter Kopf, als ein Mann, in dessen Herz gemeine Sehnsucht keine Stelle fand, die ihm von Lope gespendeten Huldigungen zu öfteren Malen erwiederte. Es waren ein Paar verwandte Geister, die im Bewußtseyn ihres eigenen und gegenseitigen Werthes sich zu einander hingezogen fühlten, ein Paar hellleuchtende Sterne, die in friedlicher Gemeinschaft ihre Bahn durchwandeln durften, ohne daß der eigene durch des anderen Glanz verdunkelt wurde.

Wie wäre es uns möglich, erst Lope's menschenfreundlichen Sinn, seine Wehmuth beim Anblicke leidender Mitbrüder, sein Streben, ihnen über seine Kräfte hinaus Hülfe zu leisten und sie aus ihren Nöthen zu befreien, wie, fragen wir, wären wir im Stande, diese schönen Seiten seines Gemüths in würdiger Weise zu schildern? Nie klopfte ein Bedrängter an seine Thür, ohne wenigstens eine kleine Unterstützung zu erhalten; selbst nichtsnutzige Bettler, deren Schelmerei er recht gut mit seinem scharfen Auge durchschaute, hatten ihn doch sofort überrumpelt, sobald er nur einen Blick auf ihre Fetzen und ihre weinerliche Miene warf. Bloß, um nicht gar zu viel Zeit einzubüßen, hatte er der Vorsicht halber stets auf seinem Arbeitstische die Münze in Bereitschaft, die er vertheilen wollte. Kam irgend ein greiser zerlumpter Priester, so bekleidete er ihn von Kopf bis Fuß. Einmal vergaß er sich in diesem Punkte so weit, daß er seinen ganzen Anzug weggab, und als er ausgehen wollte, fand er nichts, womit er sich auf geziemende Weise hätte bedecken können.

Ich habe des Eifers gedacht, mit welchem er sich seiner Verpflichtungen als Mitglied der Madrider geistlichen Brüderschaft entledigte. Zu der Zahl dieser Verbindlichkeiten, erwähnte ich, gehörte die, die Verstorbenen zur Ruhestätte zu geleiten. Bei einer dieser Leichenbestattungen, da man eben den Friedhof erreicht hatte, äußerte Lope, obwohl schon hoch an Jahren, den Wunsch, selbst den Todten zu begraben. Gern wollte man seinem Alter diesen beschwerlichen Dienst ersparen; jedoch umsonst, er beharrte bei seinem Vorhaben. Hurtig nimmt er seinen Mantel von den Schultern, steigt in die Gruft, um den Leichnam zu empfangen, bringt ihn in die passende Lage und zieht sich erst dann zurück, nachdem er mit frommem Sinn zuerst etliche Häuflein Erde ins Grab geworfen. Man sah, meint Herr Fauriel, sehr häufig, daß Lope, gekrümmt unter der Last der Leiche irgend eines armen Priesters, dieselbe mit peinlicher Anstrengung zu Grabe trug, sie da absetzte und ein Gebet für sie zum Himmel emporsandte, und wie er auf diese Art, aus übermäßigem, wahrhaft rührendem Drang zu gottseligen Werken, das Amt des Priesters und Todtengräbers zugleich verwaltete. Wir erlauben uns gegen diese Behauptung

einen bescheidenen Einwurf. Denn erstens erwähnt der Doktor Candoso nur des einzigen Falles, wo Lope die Rolle des Todtengräbers übernommen, und zweitens denken wir, daß, hätte er dieses Geschäft öfters verrichtet, er wohl nicht so leicht funfzehnhundert Stücke hinterlassen haben würde.

Theilen wir zuletzt einen Vorfall mit, wodurch sich uns Lope's Seelenadel am klarsten offenbart. Eines Tages begegnet ihm ein Mensch, der Himmel weiß wer, auf der Straße, und ohne Ehrfurcht vor seinem Stand, ohne Achtung für sein silberweißes Haupt und seinen gefeierten Namen, beleidigt er ihn auf eine schändliche Weise. Lope stellt ihm sein Unrecht vor. Jener, dadurch noch mehr in Harnisch gebracht, brüllt: „Nun gut, seyd Ihr damit unzufrieden, so gehen wir!" (zum Kampfe.) — „Ja, gehen wir", erwiedert alsbald der ehemalige Soldat, „gehen wir nun — zum Altar, ich, um die Messe zu lesen, Ihr, um mich hierbei zu unterstützen." — Welch' eine Geistesgegenwart, welch' eine Selbstbeherrschung! Erblickt man in diesem Zuge nicht eine wirklich heroische Größe?

Doch halten wir inne, es ist Zeit, daß wir aufhören. Täuschen wir uns nicht, so haben wir ein deutliches Bild von Lope geliefert. Offen liegt jetzt sein Leben vor uns da; man kennt nunmehr seine Schicksale und Verhältnisse, seine Sitten, seine Neigungen und Bestrebungen, mit einem Worte sein ganzes inneres und äußeres Wesen, und man wird mit uns die Ueberzeugung gewonnen haben, daß trotz der Schwächen, deren sich einmal ein solcher Feuergeist, ein so bewegliches und erregbares Gemüth nicht entschlagen kann, der unsterbliche Dichter zugleich ein musterhafter Mensch und ein großartiger Charakter war.

Damas-Hinard.

Kaukasien.

Das Land Abchasien im Kaukasus.

Abchasien beginnt am Fuße der Berge Swanet und Kabard und erstreckt sich in einer Länge von 60—70 Werst bis zum Schwarzen Meere. Es besteht aus vier großen Distrikten: Abschav, mit 18 Wohnorten und 8900 Seelen; Abchas, mit 15 Wohnorten und 6700 Seelen; Bjyb, wo man 33 Wohnorte und 15,600 Seelen zählt, und endlich Jybeld, in welchem Distrikte 33 Dörfer mit 12,500 Seelen sich befinden. Die ersten drei Distrikte haben die Oberherrlichkeit des Russischen Kaisers anerkannt und werden von erblichen Häuptlingen regiert. Der gegenwärtige Häuptling von Abchas, Fürst Michael Scharwaschidse, hat den Titel eines Russischen General-Majors. Früher war Abchasien den Königen von Imeret unterthan, welche die Verwaltung des Landes dem Fürsten Scharwaschidse übertrugen. Nachmals sagten sich die Häuptlinge des Landes von Imeret los; einer derselben, Kelassi-Bei, ging zum Islam über und huldigte dem Sultan. Durch die Einverleibung der Festung Suchum-Kala mit dem Russischen Gebiete wurde die Autorität der Pforte in Abchasien vernichtet.

Der Volksstamm, welcher dieses Land bewohnt, wird für den ältesten im Lande jenseits des Kaukasus gehalten. Sein heimischer Name ist Absne; die Grusier nennen ihn Abchas. Nur ein kleiner Theil der Bewohner bekennt sich zur Griechischen Kirche; ein anderer nicht eben großer Theil, darunter fast alle Verwandten des Fürsten, ist muhammedanischen Glaubens; die Uebrigen sind Götzendiener. Viele Trümmer von alten Kirchen und Klöstern, die man in Abchasien sieht, bezeugen, daß die christliche Religion einst hier geherrscht habe. Geschriebene Gesetze haben die Abchasen nicht; auch fehlt ihnen ein eigener Schriftcharakter: sie bedienen sich der Türkischen (Arabischen) Buchstaben. Ihre Sprache ist von den übrigen Idiomen der Trans-Kaukasier verschieden, aber mit vielen Tscherkessischen Wörtern vermengt.

Der regierende Fürst residirt in Souch-Su. Seine Einkünfte sind sehr unbedeutend. Er bezieht sie nur von den Bauern, die ihm eigentlich angehören, und verlangt nichts von denjenigen Bewohnern, die unter der Gerichtsbarkeit seiner Verwandten und der verschiedenen Gutsherren des Landes stehen. Jede Bauerhütte liefert dem Gewalthaber jährlich eine Kuh, eine Krute Wein und drei Urojai Getraide als Abgabe.

Die Abchasen haben keine so regelmäßige Gesichtsbildung wie die Tscherkessen: sie sind mittler Statur und hager, aber kraftvoll; ihr Haar ist schwarz, doch findet man nicht selten blonde Individuen. Mit der äußersten Unwissenheit verbinden sie einen grausamen, arglistigen und rachsüchtigen Charakter. Ihre Tracht ist der Tscherkessischen sehr ähnlich. Sie wohnen in Hütten aus geflochtenem Reisig, die sie mit Lehm überkleiden. Ihre Beschäftigungen sind: Acker- und Weinbau, Vieh- und Bienenzucht, Fischfang und sehr wenig Seidenbau. Auf den Feldern zieht man Kukurus (eine Art Hirse), Flachs, Hanf, auch etwas Gerste, Reis und Weizen. Die Produkte ihres Gewerbfleißes sind sehr unbedeutend: sie machen Flinten, Dolche und Säbel aus Türkischem Eisen, verfertigen dickes Tuch, Filzmäntel und grobe Zeuge aus Baumwolle, Hanf oder Flachs. Der Handel ist hauptsächlich ein Tauschhandel; sie vertauschen Kukurus (s. oben), Eibenholz, Palmen- und Schiffbauholz, Honig und Wachs gegen Eisen, Salz, Waffen, Schießpulver, Seiden- und Baumwollenstoffe, Safian und einige Tuche. Das unter ihnen zirkulirende Geld ist Russisch und Türkisch; Maße und Gewichte sind Türkisch.

Abchasien hat einen Ueberfluß an Schiffbauholz, Palmen- und Eibenholz. Das Schiffbauholz ist von vorzüglicher Güte; die Türken zimmern sich ihre Schiffe aus demselben. Zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts ließ der damalige Abchasische Fürst Kalat-Bei ein Schiff von 70 Kanonen bauen, das er dem Sultan verehrte. Von ihren einheimischen Metallen bearbeiten die Einwohner bis jetzt nur Blei-Erz, das man in einem Berge unweit der Quelle des Gumista und im Berge Jeswäß, gegenüber dem Dorfe Alakua, vorfindet.

Abchasien hat drei Festungen mit Russischen Garnisonen; diese Festungen heißen: Suchum-Kala, Gagry und Pitzunda.

(P. Bucharew.)

Mannigfaltiges.

— Türkisches Urtheil über Europäische Sitten. Unter den Auspizien des Französischen Ministeriums erscheinen jetzt (wie wir bereits Nr. 27 des Magazins in der Bibliographie angezeigt haben) umfangreiche Chrestomathien der lebenden morgenländischen Sprachen, deren resp. Herausgeber Namen führen, die dafür bürgen, daß wir hier mehr als gewöhnliche zusammengeraffte Lesestücke zu erwarten haben. Die Türkische Chrestomathie, die in das morgenländische und abendländische Türkische Idiom zerfällt, hat Herrn Quatremère zum Herausgeber und ist jetzt unter der Presse. Von der letzteren Abtheilung liegen uns Proben vor, die zwei verschiedene Gesandtschaftsberichte enthalten, und zwar der eine von einem Türkischen Gesandten in Frankreich im Jahre 1720, der andere von dem Gesandten, der Napoleon im Jahre 1807 auf seinem Feldzuge in Preußen und Polen begleitete; beide niemals in Türkischer Sprache gedruckt. In dem ersteren sehen wir nun Vieles historisch bestätigt, was Montesquieu und D'Argenson den Muhammedanern in ihren fingirten Lettres Persanes und Lettres Cabalistiques in den Mund legten. So tadelt z. B. Mehemed-Effendi, der Gesandte von 1720, die von ihm übrigens bewunderte Pracht von Versailles und Marly, indem er sagt, wenn man Alles zusammennehme, so sey es doch nur Eitelkeit und Prunk; der Sultan von Frankreich könnte aber sein Geld zu nützlicheren Dingen recht gut gebrauchen. Er beschränkt sich dabei nicht blos auf politische Betrachtungen und Angelegenheiten seiner Mission, sondern verbreitet sich auch über viele Einzelheiten des Französischen Lebens. „Die Frauen", sagt er, „die im muhammedanischen Paradiese so übel davonkommen, indem 70 der schönsten einem einzigen Frommen zufallen, haben ihr Paradies in Frankreich, wo manche 70 und mehr Anbeter findet, selbst wenn sie nicht fromm ist. Ja viele sind gar nicht fromm, aber ich glaube doch, sie müssen Heilige seyn, denn sie wirken große Wunder."

Bibliographie.*)

Belgien.

B. Delepierre Marie de Bourgogne. Folio. (In Roth und Schwarz auf Chines. Papier gedruckt, mit Vignetten ꝛc.) Bruxelles. 8. 12 Th. — Typographisches Meisterwerk. Kein Wort ist darin abgebrochen und doch der Zwischenraum zwischen den einzelnen Worten derselbe. Dabei, wie alle Schriften des Verf., von historischem Werthe.

F. Roquette Esquisse d'une histoire des arts en Belgique, depuis 1660—1840. Tome I. 12. Anvers.

J. F. Boussard Les voyages pittoresques et politiques de P. P. Rubens, depuis 1599 jusqu'en 1633, rédigés sur les manuscrits de la bibliothèque de Bourgogne, précédés de la chronique rimée des ducs de Brabant. 18. Brux. — Boussard ist es, der im J. 1839 die Legende de P. P. Rubens, ou fragmens épistol. sur la relig on, la peinture et la politique, extraits d'une correspondance inédite etc. (Brux. 8.) herausgab, die sich später als unecht und ein elendes, jesuitisches Machwerk erwiesen (im J. 1840 gab darauf E. Gachet die echten Lettres inédites de P. P. Rubens heraus).

A. Borgnet Etudes sur André Vesale, précédées d'une notice hist. sur sa vie et ses écrits. 8. Gand. — Der große Anatom Vesalius (geb. 1514. gest. 1564) ist ein Belgier von Geburt. B.'s Schrift über ihn erschien unter den Auspicien der Medicinischen Gesellschaft zu Gent. — Dieselbe Gesellschaft giebt unter ihrem Namen auch eigene Annales et Bulletin heraus (bis zum Jahre 1842 9 Bände 8.).

C. et A. Morren Recherches sur la rut éfaction des eaux et leur oxygénation par les animalcules et les algues. 4. Mit vielen Kupf. Brux. 8. 3 Th. — C. Morren Histoire littér. et scientifique des tulipes, jacinthes, narcisses, lis et fritillaires, et fragments d'une histoire de l'horticulture belge. 18. ebend. 8. 12 Gr.

M. L. Perrot Revue de l'exposition des produits de l'industrie nationale en Belgique, pendant l'année 1841. 8. Brux. 8. 2 Th. 18 Gr. — Auswärtige Regierungen schicken eigene Abgeordnete zu jener Ausstellung nach Brüssel. Ein sehr zu empfehlendes Werk über die auf so hohem Standpunkte stehende Belgische Industrie ist: N. Briavoinne De l'industrie en Belgique. 2 vol. 8. (Angezeigt in der Allg. Preuß. Staats-Zeitung 1841.)

M. L. Polain (Archivar der Provinz Lüttich) Esquisses ou récits historiques sur l'ancien pays de Liége. 8. édit. 8. Brux. 2 Th. 4 Gr. — Ders. Liége pittoresque, ou description hist. de cette ville et de ses principaux monuments. 8. ebend. 2 Th. 4 Gr.

Correspondance de Marguerite d'Autriche, duchesse de Parme, avec Philippe II, suivie des interrogatoires du comte d'Egmont et de quelques autres pièces, publiés, pour la première fois, par le baron de Reiffenberg. gr. 8. 8. 7 Th. 4 Gr. — Erste Publication der Société des Bibliophiles de Belgique, von der nur 200 Ex. in den Buchhandel gegeben. — Die Interrogatoires du comte d'Egmont sind selbst in dem bekannten Supplément à l'histoire de Strada (2 vol. Amst. 1724. 8.) nicht abgedruckt, über dieses Werk, beiläufig bemerkt, Barbier (Dictionn. des ouvrages anonymes) sich im Irrthum befindet, ein Irrthum, der ihm vielfach nachgeschrieben worden.

H. Delmotte Oeuvres facétieuses. gr. 8. Mit Vignetten ꝛc. Mons. 3 Th. 12 Gr. — Delmotte, Bibliothekar der Stadt Mons, starb 1836, erst 37 Jahr alt. Unter seinen kleinen poetischen Werken sind einige in dem Dialekt von Mons geschrieben. D.'s Biographie des berühmten Musikers Orland de Lassus bei Hr. Dehn, mit Zusätzen vermehrt, ins Deutsche übersetzt.

F. V. Goethals Histoire des lettres, des sciences et des arts en Belgique et dans les pays limitrophes. Tome I. 8. Mit Kupf. Brux. 3 Th. 12 Gr. Ohne Kupf. 2 Th.

A. Lacroix Chronique du Hainaut et de Mons. 4. Mit Holzh. Druckt. in Roth u. Schwarz gedruckt. Mons. 3 Th. 12 Gr. — Ders. Épisode du regne de Jean de Bavière, surnommé Jean sans pitié 8. ebend. 2 Th.

A. Quetelet (Direktor der Königl. Sternwarte in Brüssel) Annuaire de l'observatoire royal de Bruxelles pour 1843, 9. année. 18. Brux. 18 Gr.

Oudvlaemsche gedichten der 12., 13. en 14. eeuwen, uitgegeven door F. Blommaert. Deel 2. 8. Gent. — Soll der Beachtung unserer Deutschen Sprachforscher hiermit empfohlen seyn.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Comp. daselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Montag den 2. Mai 1842.

Spanien.

Rückblick auf den politischen Zustand Spaniens beim Ausbruch des Bürgerkrieges.

Von Loning, Capitain a. D.

Die Glaubens-Armee. — Graf España. — Das Salische Gesetz. — Die Pragmatica Ferdinand's VII.

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen unseres Jahrhunderts ist ohne Zweifel der letzte Spanische Erbfolgekrieg. So wie der 30jährige Krieg das theure Deutsche Vaterland verwüstete und in seinen Grundfesten erschütterte, so wüthete in den letzten sechs Jahren der Bürgerkrieg im herrlichen Spanien. Haß und Rache haben hier die heiligsten Bande der Natur zerrissen; die nächsten Verwandten erflehten sich oft gegenseitig den Tod, und der Bruder gab dem Bruder, unter den gräßlichsten Verwünschungen, den Todesstoß. Mancher half jene Fluren zerstören, die ihn als Kind ernährt, und legte mit frevelnder Hand Feuer an jene Hütte, welche ihm einstens Obdach gewährt hatte. Zeichen solcher Zerstörung trug man als Trophäe umher, um mit schadenfrohem Lächeln sich der dabei geleisteten Hülfe rühmen zu können. Religion und Freiheit dienten zum Vorwande der kriegführenden Parteien, die alle verübte Gräuel mit diesen heiligen Namen zu rechtfertigen suchten.

Das Feuer innerer Zwietracht, welches seit dem Jahre 1823 unter der Asche glimmte, loderte wüthender als je auf bei der ersten Gelegenheit, die sich darbot, und die durch den Despotismus geschlagenen Wunden sollten auf das fürchterlichste gerächt werden, sobald die Umstände es nur zuließen.

Spanien, welches allen Umwälzungen des übrigen Europa's fremd geblieben, fühlte sich mit seiner Inquisition und seinen sonstigen Gesetzen glücklich, weil es jene zur Aufrechthaltung seiner Religion für nöthig, diese aber für hinreichend hielt, Gerechtigkeit zu handhaben, und es würde noch bis heute fortfahren, in dem alten Gleise sich fortzubewegen, wenn es nicht durch Napoleon's Einbruch aus seinem tiefen Schlummer geweckt worden wäre.

Brachte auch diesem Welteroberer der Spanische Krieg keinen Gewinn, so hat er doch durch denselben erfolgreich auf Spanien eingewirkt. Auch hier wurden jetzt die Französischen Grundsätze mehr und mehr bekannt und faßten an vielen Stellen Wurzel. Und obgleich ganz Spanien sich damals vereinigte, den verhaßten Fremdling über die Pyrenäen zurückzuwerfen, so hielt man es doch für nöthig, wegen der von ihm hervorgerufenen politischen Aufklärung, dem Lande eine andere Verfassung zu geben.

Die in Cadix versammelten Cortes brachten im Jahre 1812 eine Constitution zu Stande, an welcher die geachtetsten Männer und Vertheidiger des Vaterlandes Theil nahmen. Dies führte eine gänzliche Umwälzung der Dinge herbei, und man hoffte, daß es von nun an Spanien gelingen würde, sich dem übrigen gebildeten Europa gleichstellen zu können. Aber bald sah es sich in seiner Hoffnung getäuscht. Anstatt das früher genehmigte und durch das Blut von Tausenden erkaufte neue Staats-Gesetz zu bestätigen, trat König Ferdinand VII., sobald er selbst seine Ketten zerbrochen, es mit Füßen und warf die Fackel der Zwietracht unter die Spanische Nation, die sich mit so großem Heldenmuthe für ihn geopfert und ihm dadurch den Weg zum Throne gebahnt hatte.

Wem sind nicht die Ereignisse des Spanischen Freiheitskrieges bekannt? Wer hat wohl die Namen Castaños, Mina, la Romana und den des unsterblichen Vertheidigers von Saragossa, Palafox, nennen hören, ohne ihnen im Herzen einen Tempel des Triumphs zu bauen? Haben wohl die Namen der Helden Roms und Griechenlands mehr Ansprüche auf unsere Bewunderung, als die der eben genannten? Erstaunte da nicht die ganze Welt, als rohe Guerillas sich den tapferen, mit Ruhm gekrönten Kriegern Frankreichs widersetzten? Als das Echo der Freiheit und Unabhängigkeit vom fremden Joche von der Sierra Morena bis zum Kaukasus wiederhallte, daß auch sie es waren, die den letzten schon sterbenden Funken des Patriotismus in den Herzen der Deutschen wieder anfachten? —

Nach Ferdinand's VII. Zurückkunft aus Frankreich und nach Aufhebung der in Cadix verfaßten Constitution trat er despotischer auf, als es je ein Spanischer König gewagt hatte.

Hätte er dem Volke das neue Gesetz gelassen, so würde es sich an solches gewöhnt haben, und Spanien, welches allmälig von seinen im Freiheitskampfe tief geschlagenen Wunden sich erholte, wäre den übrigen Ländern in Kultur nach und nach gleichgekommen und jetzt eines der glücklichsten Reiche. Es war aber vom Schicksal anders beschlossen. Fanatiker hielten Ferdinand in Ketten, die er nie sprengte. Er gab der Kirche alle ihr früher gehörende Güter zurück, die die Cortes 1812 als Staats-Eigenthum erklärt hatten, und sah lieber Mönche im Ueberfluß bei sich, als jene Helden, die mit ihrem Blute die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes erfochten und ihm von neuem das Spanische Scepter in die Hände gegeben hatten. In beinahe fünf Jahren bekam die Armee keinen Sold, weil alle Kassen erschöpft waren und da, wo man es hätte nehmen können, sich selbst der Weg versperrt hatte. Dadurch entstand schon damals eine militairische Coalition, welche der durch Abschaffung der Constitution beleidigte Theil unter sich gebildet und mit dem die nach dem Auslande geflüchteten Afrancesados in Verbindung standen.

Der General Lacy fiel als Opfer seines unzeitigen Eifers und durch die Hand des Obersten, jetzigen Christinischen General-Lieutenants, Don Manuel Llauder, welcher dem unglücklichen Lacy Alles zu verdanken hatte. Castaños, damaliger General Cataloniens, der auf Llauder's Dankbarkeit gegen Lacy rechnete, suchte diesen aus, Lacy zu verfolgen. Llauder aber verstand den Wink des menschenfreundlichen Castaños nicht, sondern fiel wie ein Wolf über seine Beute her und befleckte sich mit dem Blute des Beschützers seiner Jugend! Auf kurze Zeit wurde hierdurch nun das Feuer der Zwietracht bedeckt, welches jedoch einige Jahre später desto wüthender um sich riß. Die Expeditions-Armee, welche unter dem Oberbefehl des Grafen de la Abisbal in Cadix sich nach Amerika einschiffen sollte, um die aufrührerischen Spanisch-Amerikanischen Provinzen wieder zum Gehorsam zu bringen, wurde, wie bekannt, selbst untreu; sie ließ in Cadix die unterdrückte Constitution hoch leben und zwang den König, dieselbe anzunehmen und zu beschwören. Bald darauf entstand in den Nord-Provinzen eine Königlich gesinnte Armee, bekannt unter dem Namen ejercito de la fé (Glaubens-Armee), welche, der alten Verfassung treu, sich erbot, den König in seine alten Rechte wieder einzusetzen, und es auch, vermöge der Französischen Intervention, dahin brachte, daß der König nicht allein aus seiner Quasi-Gefangenschaft zu Cadix befreit wurde, sondern auch unumschränkter als vorher in seiner Gewalthandhabung blieb. Hierdurch entstand der unauslöschliche Haß der Royalisten und Liberalen, die sich gegenseitig mit den Namen Serviles und Negros beschimpften: ein Haß, der nur durch einen langen Frieden und eine milde Regierung, oder durch gänzliche Aufreibung der einen oder anderen Partei gelöscht werden kann. Wer die Bewohner Spaniens kennt und Muße gehabt, sie in Friedenszeit zu beobachten, wird diese Meinung theilen. Die siegende Partei in diesem Lande wird ihren Sieg stets mit den schrecklichsten Racheopfern bezeichnen, und eine jede Regierung wird sich, bei den besten und aufrichtigsten Gesinnungen, zu schwach fühlen, solche zu hindern. Ein Kapuziner wagte zu Barcelona im Jahre 1830 auf der Kanzel zu sagen: daß man nicht allein die jetzigen Negros ermorden, sondern sie sogar bis ins vierte Geschlecht ausrotten müsse, wenn man in Spanien Ruhe haben wolle. Durfte ein Mann, der nur Frieden und Versöhnung predigen sollte, solches sagen, ohne dafür bestraft zu werden, was hatte man dann von den ungebildeten royalistisch gesinnten Laien zu erwarten? Und was Parteienhaß vermochte, habe ich Gelegenheit genug gehabt, in den Jahren 1830—1833, in verschiedenen Hauptstädten Spaniens zu beobachten, weil meine Stellung als Offizier der Königlichen Garde mich zwang, mit beiden Parteien zu verkehren. Ich beneidete deshalb oft die Bewohner einer stillen, in der Nähe von Cataloniens Hauptstadt liegenden Karthause, die ich zuweilen ihrer angenehmen Lage wegen besuchte, um dem geräuschvollen Barcelona zu entfliehen; der Ruhe und den Träumereien mich hingebend und wünschend, so wie die Mönche in einer einsamen Zelle, abgesondert von der übrigen Welt, die durch Parteiwuth und Eigennutz der Menschen entehrt ward, leben zu können, wo der Royalist den Liberalen, der Liberale den Royalisten und die Regierung beide Parteien mit argwöhnischen Blicken beobachtete. In Catalonien wurden sie von dem General Graf España im Zaume gehalten, welcher mit despotischer Hand Alles, ohne Unterschied, niederdrückte, was sich ihm widersetzte. Die Kerker Barcelona's waren, vorzüglich nach der Juli-Revolution, mit Unglücklichen angefüllt, deren Vergehen meistens den Richtern selbst unbekannt blieben. Der Lauscher brauchte nur ein unbedachtsam gesprochenes Wort weiter zu erzählen, und man schmachtete am anderen Tage im Gefängnisse. Auf der Post wurden, von einem dazu bestellten Beamten, Briefe erbrochen, welche an für verdächtig gehaltene Personen gerichtet waren; ja es kam zu dieser Zeit so weit, daß der Vater seinen Kindern nicht mehr traute und ein Jeder seinen eigenen Schatten fürchtete. Oeffentliche Häuser wurden nach und nach leer, auch einige der schönsten Kaffeehäuser mußten geschlossen werden, weil deren Bewohner früher zur Constitutions-Partei gehört hatten, und man befürchtete, daß sie von neuem zu Versammlungsplätzen Gleichgesinnter dienen möchten.

eine Handlung, die alle vier Akte und vier Verwandlungen umfaßt, bedeutet eine Leistung, die nicht nur Bewunderung, sondern auch Dankbarkeit verdient. Und diese Dankbarkeit gebührt vor allem Herrn Direktor Hellmesberger, der sich zum Regisseur des Werkes gemacht hat. Was Hellmesberger in der Regie geleistet hat, ist geradezu erstaunlich. Er hat es verstanden, die Handlung, die sich in einem Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren abspielt, so zu gestalten, daß sie nicht nur klar, sondern auch spannend wirkt. Er hat es verstanden, die Gestalten, die sich in dieser Zeit verändern, so zu gestalten, daß sie nicht nur glaubhaft, sondern auch sympathisch wirken. Er hat es verstanden, die Szenen, die sich in verschiedenen Ländern abspielen, so zu gestalten, daß sie nicht nur verschieden, sondern auch einheitlich wirken. Er hat es verstanden, die Massenszenen, die sich in großen Räumen abspielen, so zu gestalten, daß sie nicht nur prächtig, sondern auch übersichtlich wirken. Er hat es verstanden, die Ballettszenen, die sich in verschiedenen Stilarten bewegen, so zu gestalten, daß sie nicht nur reizvoll, sondern auch harmonisch wirken. Er hat es verstanden, die Gestalten, die sich in verschiedenen Stilarten bewegen, so zu gestalten, daß sie nicht nur reizvoll, sondern auch harmonisch wirken. Er hat es verstanden, die Gestalten, die sich in verschiedenen Stilarten bewegen, so zu gestalten, daß sie nicht nur reizvoll, sondern auch harmonisch wirken.

Die Hauptrolle Nora Nash und ist Sandra von Ruse, von Wolfram,

weise auf der niedrigsten Stufe der Menschheit befinden müsse; wogegen es erwiesen scheint, daß eben dieses Volk schon vor den Zeiten der Inkas bedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht hatte. Diese Thatsache steht also mit dem phrenologischen System in starkem Widerspruch; um so mehr, da Morton, obschon selbst Phrenolog, dennoch überzeugt ist, daß diese Crania nicht durch künstliche Mittel zusammengepreßt sind, wie bei einigen Stämmen der Nord-Amerikanischen Indianer, als den Flat-heads (Flachköpfen) und a. m., der Fall ist.

Von dieser barbarischen Gewohnheit giebt der Verfasser eine genaue Beschreibung. Außer der Niederdrückung des Kopfes wird auch das Gesicht dadurch erweitert und vorgebogen, die Entfernung zwischen den Seitenknochen vergrößert und eine auffallende Unregelmäßigkeit des Schädels hervorgebracht; der allgemeine Umfang desselben wird jedoch nicht vermindert, und auch die Geisteskräfte scheinen, gegen alle Erwartung, nicht dabei zu leiden, wie das einstimmige Zeugniß aller Reisenden beweist. Im Jahr 1839 machte der Doktor selbst in Philadelphia die Bekanntschaft des Vollblut-Indianers Tschenuk, der 20 Jahr alt war und drei Jahre bei den Missionairen zugebracht hatte. Er war der Englischen Sprache mächtig, besaß mehr Geistesanlagen als die meisten seiner Landsleute, war gesprächig, heiter und wohlgesittet; der Schädel aber war bei ihm, wie bei allen seinen Stammesgenossen, durch mechanische Einrichtungen zusammengepreßt. Die Verhältnisse desselben waren wie folgt: länglicher Durchmesser 7,3 Zoll, Seiten-Durchmesser 6,0, Frontal-Durchmesser 6,1, Entfernung der Backenknochen 6,1 Zoll, Gesichtswinkel ungefähr 73 Grad. Nach der Bemerkung unseres Verfassers wird diese verrenkte Form der Schädel nie, selbst nach Verlauf von mehreren Generationen, angeboren, sondern muß immer künstlich hervorgebracht werden.

Um auf Peru und dessen neuere Bewohner zurückzukommen, so nahmen diese, d. h. die Inkas, um das 11te Jahrhundert von jenem Lande Besitz, in welche Zeit auch die Auswanderung der civilisirtesten Nation Mexiko's, der Toltéker, aus ihren Wohnsitzen fällt, weshalb auch die neueren Peruaner von diesen abgeleitet werden. Sie sind den anderen Indianern sehr ähnlich, von mittler Größe, mit wohlgebildeten Gliedmaßen und kleinen Händen und Füßen. Das Gesicht ist bei ihnen rund, die Augen klein, schwarz und etwas von einander entfernt, die Nase klein, der Mund ein wenig breit, die Zähne äußerst schön, die Farbe dunkelbraun und das Haar lang, schwarz und grob. Mit bedeutenden Fortschritten in der geistigen und materiellen Ausbildung vereinigten die Inkas die Gebräuche roher und grausamer Wilden. Das Band der Ehe war bei ihnen verachtet und die Vielweiberei erlaubt, obwohl nicht vorherrschend. Sinnlichkeit und Schmutz waren ihnen eigenthümlich; das Haar ihrer Mumien wimmelt noch von getrocknetem Ungeziefer. Der Kindesmord war gewöhnlich. Ihr religiöses System zeichnete sich durch Einfachheit aus, und der blutige Götzendienst der Aztekischen Mexikaner war ihnen unbekannt. Sie glaubten an *einen* Gott, an die Unsterblichkeit der Seele und an künftige Belohnungen und Strafen, errichteten den Sternen und dem Monde Tempel und weihten Jungfrauen, nach Art der christlichen Nonnen, ein. Aber so vortheilhaft sich auch ihre religiösen Gebräuche von denen der benachbarten Völkerschaften unterscheiden, so waren dennoch ihre Begräbnißfeierlichkeiten unmenschlich und schaudererregend. Bei dem Tode eines Häuptlings wurde eine Anzahl menschlicher Opfer — Weiber, Knaben, Diener — mit ihm begraben, um ihn in die andere Welt zu begleiten.

Die Form und die Verhältnisse eines neuen Peruanischen Schädels weichen in mancher Hinsicht von einem alten ab; er ist von geringer Größe und fast viereckiger Gestalt. Das Hinterhaupt ist sehr zusammengedrückt, zuweilen vertikal, die Seiten sind aufgedunsen und die Stirn etwas erhöht, obwohl sehr zurückweichend. Die Crania sind äußerst ungleich, aber das Resultat der Vermessung von 23 Exemplaren der rein Peruanischen Race giebt für den mittelen inneren Umfang 73 Kubikzoll, welches wahrscheinlich weniger ist als bei irgend einem jetzt existirenden Volke, die Hindus nicht ausgenommen. Die Vorderkammer hält im Durchschnitt 32 Kubikzoll, die Hinterkammer 42, die Wirbelregion 12; bei letzterer war der größte Umfang 20,3 Kubikzoll, der geringste 9,25. Der mittele Gesichtswinkel ist 75 Grad. Die Köpfe von 9 Peruanischen Kindern scheinen beinahe, wenn nicht völlig, so groß zu seyn wie die von Kindern anderer Nationen in eben dem Alter.

Die neueren Peruaner wurden von einer Handvoll Spanier unter Pizarro unterjocht. Diese Thatsache ist den Anhängern der Phrenologie sehr erwünscht, da sie die Schlüsse derselben über den Einfluß der Schädelbildung auf Geisteskräfte im Allgemeinen zu rechtfertigen scheint.

Wir wollen noch eines der von Morton untersuchten Schädel gedenken, der gegen die obenerwähnten stark absticht. Er gehörte einem Huronen aus einer der fünf Nationen des Iroquois-Bundes an. Diese Stämme waren stolz, kühn und rachsüchtig, unermüdlich in der Verfolgung ihrer Feinde und unerbittlich in der Wiedervergeltung für zugefügtes Unrecht. Ihre religiösen Begriffe waren undeutlich, ihre Schlauheit und Vorsicht sprüchwörtlich. Sie wurden endlich, im Jahr 1779, von den Anglo-Amerikanern unterworfen und fast ausgerottet. Die wenigen durch berauschende Getränke herabgewürdigten Ueberbleibsel derselben befinden sich noch im Staate New-York. Die Verhältnisse der Schädel dieser Völker werden folgendermaßen angegeben: innerer Umfang im Durchschnitt 88, Wirbelregion 15, Vordertheil 31,5, Hintertheil 50 Kubikzoll.

Ohne uns in die weiteren Beschreibungen der Crania anderer Völkerschaften, als der Chileser u. s. w., einzulassen, wollen wir noch einige der allgemeinen Schlüsse des Verfassers anführen. Er findet die geistigen Fähigkeiten der großen Amerikanischen Familie denen der Kaukasischen und Mongolischen Race sehr untergeordnet. „Sie sind nicht nur der Bildung abgeneigt, sondern unfähig, abstrakte Ideen zu begreifen. Sie fassen einfache Wahrheiten begierig auf, verwerfen ohne Weiteres Alles, was einige Untersuchung oder Analyse erfordert. Die Nähe Europäischer Institutionen hat seit zwei Jahrhunderten kaum irgend eine merkliche Veränderung in ihrer Denkweise und ihren Sitten hervorgebracht, und in ihrem geselligen Zustande stehen sie wahrscheinlich noch auf derselben Stufe, wie in den ersten Zeiten ihrer Existenz. Sie haben wenige oder gar keine Verbesserungen in der Bauart ihrer Wohnungen und ihrer Fahrzeuge zu Stande gebracht. Sie finden weder an den Wissenschaften noch an den Künsten Geschmack, und selbst wenn sie der Wohlthaten der Erziehung und der Segnungen eines civilisirten Lebens genossen haben, so verlieren sie doch nie die angeborene Liebe zu ihren eigenen National-Gebräuchen und kehren bei der ersten Gelegenheit zu ihnen zurück. *) Ihre Geisteskräfte scheinen anderer Art zu seyn als die der Weißen, und beide Racen können nie in engere harmonische Verbindung treten."

Die folgende aus dem Werke des Prof. Morton entlehnte Tabelle giebt eine merkwürdige Uebersicht der Verschiedenheit in dem inneren Umfang der von ihm untersuchten Schädel, die zu allen fünf Menschenracen gehören.

Racen.	Zahl der Schädel.	Mittler innerer Umfang in Kubikzoll.	Maximum.	Minimum.
1) Kaukasische	52	87	109	75
2) Mongolische . . .	10	88	93	69
3) Malayische	18	81	89	64
4) Amerikanische . .	147	80	100	60
5) Aethiopische . . .	29	78	94	65

Mit einer einzigen Ausnahme gehörten die Mitglieder der Kaukasischen Race der niedrigsten und ungebildetsten Volksklasse an: unter ihnen befanden sich 6 Anglo-Amerikaner, 7 Deutsche, Holländer und Schweizer, 7 Irländer und Schotten (Celten), 4 Engländer, 1 Guanche (Lybier), 1 Spanier, 3 Hindus und 23 von unbekannter (Europäischer) Herkunft.

Die Mongolen bestanden aus Chinesen und Eskimos, wobei zu bemerken, daß Letztere im Durchschnitt 80, Erstere nur 82 Kubikzoll maßen.

Die Exemplare der Malayischen Race bestanden aus 13 eigentlichen Malayen und 5 Polynesiern, deren mittler Inhalt nur wenig von einander abwich.

Die Aethiopier waren alle reine Neger, worunter 9 geborene Afrikaner.

In Hinsicht der Amerikanischen Race, wovon oben die Rede war, ist der Umstand höchst bemerkenswerth, daß die Peruaner die kleinsten Köpfe, die Mexikaner größere und die wilden Stämme die größten von allen haben, wie folgende Tabelle zeigt:

Toltekische Völker	Peruaner	76 Kubikzoll
	Mexikaner	79 „
	Wilde Stämme . .	80 „

„So verschiedenartig" — schreibt der Doktor Hall — „ist das menschliche Geschlecht an Farbe, an Gestalt und an Seelenkräften; und doch ist Morton nach jahrelangen, mühevollen Forschungen zu dem Schluß gekommen, daß es dem Ursprung nach zu *einem* Genus gehört. Die geographische Ausbreitung des Menschen ist gewiß eines der anziehendsten Probleme in der Geschichte; in den ältesten Urkunden werden unbewohnte Gegenden nur selten erwähnt; Meere und Bergrücken haben der Bevölkerung des Erdbodens nur geringe Hindernisse entgegengestellt. Die Lage der Menschen in so ungleichen Verhältnissen ist weniger die Wirkung der Nothwendigkeit, als der Wahl. Der Eskimo, von einer Atmosphäre umgeben, in welcher das Quecksilber gefriert, liebt seine Schneewüsten und sehnt sich, in einem nach unseren Begriffen freundlichen Klima, zu ihnen zurück. Dem Bewohner der brennenden Sandebenen Afrika's, von der Sonnenhitze erdrückt und vor Durst verschmachtend, erscheint seine Heimat als das Paradies unter allen anderen Ländern. In der ausgedörrten Provinz Chaco (Paraguay), die von den Spaniern als eine Wüste geschildert wird, hausen vierzig Indianische Stämme, die keinen anderen Erdtheil für so reizend und so beneidenswerth halten. Hierbei muß der Umstand nicht übersehen werden, daß die größten Völkerwanderungen in den gemäßigten Zonen stattgefunden haben und wir nur selten eine Polarische Völkerschaft nach dem Süden oder die Bewohner der heißen Regionen nach einem kälteren Klima übersiedeln sehen. Nur bei den civilisirten Nationen der neueren Zeit, bei denen die Reiselust und der Unternehmungsgeist keine Gränze kennen, finden wir Ausnahmen von dieser Regel."

Die Thatsache, daß der Europäer, der an der Spitze der geistigen Stufenleiter steht und unter allen Racen den am zartesten gebildeten Hirnschädel besitzt, sowohl in der heißen als in der kalten Zone existiren kann, scheint ein starker Beweis seines gemeinschaftlichen Ursprungs mit den Eingebornen aller Extremitäten des Erdballs zu seyn. Ohne jedoch noch länger bei diesem Gegenstand zu verweilen, geben wir zum Schluß das Resultat der Forschungen und Untersuchungen Morton's und Hall's in den eigenen Worten des Letzteren:

„Die Bevölkerung unserer Erde durch die drei Söhne Noah's wird durch den Zustand der von ihnen abgeleiteten Racen auf eine merkwürdige Weise bestätigt. Nach der Meinung Cuvier's und anderer gelehrter Physiologen besteht das menschliche Geschlecht nur aus drei Urarten, der Kaukasischen, Mongolischen und Aethiopischen. Diese Zahl stimmt mit der der Noachiden überein; wenn wir daher den Mongolischen Stamm dem Japhet, und den Aethiopischen dem Ham zuschreiben, so wird der Kaukasische, als der edelste, dem Sem, dem ältesten Sohne Noah's, zugehören, der selbst von Seth, dem

*) Man sehe dagegen die Bemerkungen Catlin's über die N. A. Indianer, in Nr. 3. des Magazins.

dritten Sohne Adam's, abstammte. Ihrer Bestimmung, sich über den ganzen Erdboden auszubreiten, zufolge, war auch natürlicherweise anzunehmen, daß sie verschiedenen Geschlechtern das Leben geben würden, jedes mit den für seinen Wirkungskreis passenden körperlichen und geistigen Eigenschaften ausgerüstet. Daß aber die Forschungen derjenigen, die an die mosaische Geschichte glauben, und derjenigen, die sie bezweifeln, die Wahrheit derselben durch die scharfe Absonderung dieser drei Racen in moralischer und physischer Hinsicht einstimmig bestätigen, muß als ein genügender Beweis der geheimnißvollen, in der ganzen Natur herrschenden Verwandtschaft betrachtet werden und uns davon abhalten, die Handlungen des Allweisen nach den Regeln der menschlichen Vernunft zu beurtheilen."

Italien.

Das weibliche Element in der Literatur des Mittelalters.*)

Ein im vergangenen Jahre unter diesem Titel erschienenes Büchlein handelt von dem Kultus, welchen das Mittelalter den Frauen erwies, und von der muthmaßlichen Quelle, aus welcher dieser Kultus unter allen civilisirten Nationen sich verbreitete. Das Wort **Weiblichkeit** (muliebrità) ist aber unpassend gewählt, da es, als Attribut einer Literatur, mit **Verweichlichung** gleichbedeutend wird; und wie weit der Verfasser entfernt ist, etwas Anderes als das edlere Erotische darunter zu verstehen, davon überzeugt er uns bald, indem er selbst die Göttliche Komödie, den erhabensten Ausdruck des Mittelalters, ein weibliches Werk (opera muliebre) und eine hehre Apotheose der Liebe nennt.

Die Liebe war gewiß das vornehmste Element der Poesie in mittelalterlicher Zeit; hierüber sind die Meinungen nicht mehr getheilt. Allein wie hat man sich dieses Phänomen zu erklären? Mehrere, besonders Deutsche Schriftsteller betrachten die Huldigung, welche das Mittelalter dem weiblichen Geschlechte bewies, als eine Wirkung des Christenthums; denn das Christenthum löste, wie sie sagen, die Fesseln der Knechtschaft, in denen das Weib schmachtete, gestand der Frau gleichen moralischen Werth wie dem Manne zu, veredelte die Geschlechtsliebe und änderte die Bedingungen der Gesellschaft und der Familie gänzlich. Um aber die Falschheit dieser Meinung einzusehen, braucht man nur zu bedenken, daß die Emancipation der Frauen im Christenthum eine Herstellung der Gleichheit im Leben bezweckte, nicht eine Aufhebung derselben; und wurde diese Gleichheit nicht wiederum aufgehoben, als man das Weib zu vergöttern anfing und ihr die Herrschaft über jeden Willen zuerkannte? Eine Lehre, wie die christliche, mußte jene abgöttische Liebe zu dem anderen Geschlechte, die einen Kultus der Frauen dem Kultus des höchsten Wesens an die Seite stellte, nothwendig mißbilligen. Eben darum entstanden auch, sobald das Ritterthum, die erste Quelle jener sublimirten Liebe, dem Christenthume die Hand bot, mönchische Ritter-Orden, und das Cölibat wurde proklamirt.

Französische Geschichtschreiber, denen das Irrige dieser Ansicht einleuchtete, suchten den Ursprung des mittelalterlichen Frauen-Kultus anderwärts und glaubten ihn bei den Mauren in Spanien zu finden, deren feuriges, großmüthiges, zartsinniges Naturell sie zu einer solchen schwärmerischen Verklärung der Geschlechtsliebe geführt haben sollte. In der Poesie der Troubadours entdeckten sie einen innigen Zusammenhang mit den Schöpfungen des Arabischen Dichtergeistes. Dieser Hypothese steht aber die große Verschiedenheit der Sitten und des Temperamentes entgegen, welche bei den Arabern eine sinnliche und polygamische Liebe erzeugt hat, bei den Europäern aber eine Art von mystischer, über jeden materiellen Genuß erhabener Anschauung. Dieselbe Verschiedenheit zeigt sich in der Poesie; diese ist rein, keusch und fast überirdisch bei den Troubadours — wollüstig empfindsam bei den Morgenländern. Wenn also die Verehrung des Weibes im Mittelalter weder vom Christenthum noch von dem Einflusse der Mauren herzuleiten ist, so muß man den Hypothesen derer, welche annehmen, jene Idee sey durch die Germanischen Völker verbreitet, oder ein Erzeugniß des Feudalismus, einigen Werth zugestehen. Herr Ajello bekennt sich zur ersteren Hypothese; allein er modifizirt sie in seiner Weise, indem er den Feudalismus, die Römische Artigkeit und den Geist des Christenthums dabei mitwirken läßt. Aus der Amalgamation aller dieser Elemente entsteht ihm jene erhabene begeistert andächtige Liebe, die eine lange Periode hindurch Gesetze, Verfassungen und beinahe die Religion selber vertreten mußte. Bei den Germanen, einem Volke, das unter einem sehr rauhen Himmel geboren war und ganz im Kriege lebte, mußte eine solche Liebe, nach seiner Meinung, gewiß entstehen; die getrennte und feudale Lebensweise gab ihr, indem sie das Ritterwesen schuf, noch größere Nahrung, und die Römische Urbanität und das Christenthum veredelten jenes Gefühl im höchsten Grade.

Wenn aber die Liebe, so wie sie im Mittelalter verstanden wurde, ein nothwendiges Produkt des Ritterthums war, so können wir uns nur mit Mühe den Glauben beibringen, daß sie eher von den Germanen gelehrt worden sey, als von den Mauren, welche Europa mehr als jede andere Nation das Beispiel einer abenteuerlichen und ritterlichen Lebensweise gegeben. Wenn nun das Ritterthum, wie wirklich der Fall, eine vorgerückte Civilisation im Mittelalter beurkundet, so konnte es nicht aus der Invasion rauher und barbarischer Horden erwachsen, dergleichen die alten Germanen gewesen.*) Die christliche Religion mißbilligte unstreitig den übertriebenen Kultus des Weibes, sie aber gewiß auch dem Ritterthum, das die rohe Gewalt heiligte, entgegenkämpft. — Und wenn sie in diesem Kampfe nicht obsiegte, so zeugt dieser Umstand von dem Uebergewicht des Zeitalters über die religiösen Ideen, welches Uebergewicht eben den geistlichen Ritterorden, einer sonderbaren Verbrüderung des Prinzipes der Gewaltthätigkeit mit dem der Liebe und Menschenfreundlichkeit, ihr Daseyn gab. Daher ist das Christenthum, statt auf den vorherrschenden Geist des Mittelalters einzuwirken, vielmehr von diesem modifizirt worden. Auch konnte die Römische Urbanität in ihrer Amalgamation mit dem barbarischen Elemente des Nordens nicht besser ein solches Resultat erzeugen; denn entweder war jenes erhabene Gefühl schon früher in ihr, und in solchem Falle darf man die Ursache nicht außer ihr suchen; oder es war durchaus nicht in ihr, und alsdann wurde sie natürlich unwirksam. Wir können es in der That kaum begreifen, warum man so viele disparate Prinzipien zusammenwirken läßt, um ein so einfaches Faktum zu erklären. War die Verehrung der Frauen eine Frucht des Ritterlebens, warum dann der Ursache von Etwas nachspüren, das nur die Offenbarung einer anderen Thatsache ist? Und war dies andere Faktum eine Frucht der Mischung verschiedener sozialer Elemente, wie Herr Ajello will — was nützen dann so lange Untersuchungen, um eine natürliche Entwicklung des menschlichen Geistes zu erklären? Auch hat der Verfasser einen solchen Einwurf vorhergesehen und ihm mit der Bemerkung, daß er nicht die wahre und eigentliche Ursache der Frauen-Verehrung (muliebrità), sondern mehr ihre historische Form suche, begegnen wollen. Ob er nun diese gefunden habe oder nicht, lassen wir unentschieden, wie gelehrt und gewissenhaft seine Untersuchung uns auch scheinen möge. Jedenfalls wünschten wir, daß Herrn Ajello's Beispiel unter uns mehr Nachahmung fände; denn die Philosophie der Geschichte, früher eine bei uns heimische Pflanze, ist jetzt in Italien exotisch geworden und findet äußerst wenige Pfleger. (Rivista Europea.)

*) Della muliebrità dei tempi di mezzo. Von Giambattista Ajello.

*) Diese Einwendungen scheinen uns nicht sehr begründet. Man weiß aus Tacitus und anderen Römischen Autoren, wie sehr die alten Germanen, selbst in ihrem rohesten Zustande, das Weib geachtet haben; und diese Achtung konnte sich wohl zu einer Art von Kultus steigern, als das mittelalterliche Christenthum, welches in der heiligen Jungfrau das vollkommenste und edelste Wesen nächst Gott verehrte, zu den Germanischen Stämmen kam. Die fast göttliche Verehrung der Mutter Christi (der Gottesgebärerin, wie sie bei Griechen und Slawen heißt) datirt aus einer noch früheren Periode, als die Bekehrung der Germanischen Stämme. A. d. Uebers.

Mannigfaltiges.

— **Die Belgischen Gränzboten.** Das in Brüssel unter dem Titel „die Gränzboten" von Dr. J. Curanda herausgegebene Deutsche Journal erweist sich immer mehr als eine tüchtige Pflanzschule Deutschen Geistes in dem vom Französischen, dort antigermanisch sich zeigenden Einfluß noch allzusehr beherrschten Belgien. Eine Reihe trefflicher Aufsätze von Deutschen und Belgischen Schriftstellern (unter den Letzteren nennen wir nur die Herren Professor Altmeyer und Dr. A. van Hasselt) ist ganz dazu geeignet, die beiden Nationen einander näher zu bringen, wenn nämlich in Deutschland die Hindernisse, welche die im Ausland erscheinenden Deutschen Zeitschriften hier noch zu finden pflegen, so viel als möglich beseitigt werden. Daß die Gränzboten selbst keinen Anlaß zu solchen Hindernissen geben werden, scheint uns aus den bisherigen Lieferungen genügend hervorzugehen, denn so jugendlich und kräftig auch die Gesinnung ist, die sich darin zu erkennen giebt, haben wir doch nichts bisher wahrgenommen, was nicht auch in Preußen, seitdem ein Königliches Wort hier die Presse freier gemacht, hätte gedruckt werden können. In Belgien scheint man es der neuen Zeitschrift an Theilnahme nicht fehlen zu lassen. Wenigstens geht dies aus einem uns vorliegenden Flamändischen Journal hervor, das unter dem Titel „de Noordstaar" (der Nordstern) in Antwerpen erscheint. In diesem werden die „Gränzboten" als eine willkommene Erscheinung zur Erreichung gemeinsamer Zwecke, nämlich der Pflege des lange in Belgien vernachlässigten Deutschen Elements, mit Jubel begrüßt. Der Herausgeber fügt hinzu:

„Wy hebben des te meer grond om te gelooven dat deze edelmoedige pooging gelukken zal, omdat dezelve in Hoogduitschland met den besten byval is ontvangen en in België aenmoediging en toejuiching vindt by ieder die een regt vaderlandsch hart in zynen boezem voelt kloppen. Hier en daêr weet men dat de tyd is gekomen op welken België moet ophouden onder beide betrekkingen van stoffelyke welvaert en zedelyke ontwikkeling, een wingewest van Frankryk te zyn. De **Grenzboten**, door de beste letterkundigen van België en van Duitschland opgesteld, zyn gewis bestemd om ook het hunne in het groote werk onzer volstandige herboring bytedragen." **)

**) „Wir haben um so mehr Grund, zu glauben, daß dieses edelmüthige Unternehmen einen glücklichen Erfolg haben werde, als dasselbe in Deutschland (hier zum Unterschiede von dem Niederdeutschen Brabant, Flandern und Holland „Hochdeutschland" genannt) mit Beifall begrüßt worden und in Belgien Aufmunterung und Zuspruch bei Jedem findet, dem ein wahrhaft vaterländisches Herz im Busen schlägt. Hier wie dort weiß man, daß die Zeit gekommen, in welcher Belgien aufhören muß, in Hinsicht sowohl seiner materiellen Wohlfahrt als seiner moralischen Entwickelung eine Provinz Frankreichs zu seyn. Die „Gränzboten", von den besten Literaten Belgiens und Deutschlands gegründet, sind gewiß dazu bestimmt, auch das Ihrige zu dem großen Werk unserer vollständigen Wiedergeburt beizutragen."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumeriert auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Mittwoch den 4. Mai 1842.

Süd-Amerika.

Gottes- und Menschenfurcht.

„Als nach der Eroberung Peru's durch die Spanier einige merkwürdige Ermordungen in einer Provinz der Quechuas vorgekommen waren, schickte der Gouverneur von Cusco einen Richter ab, um die Vorfälle zu untersuchen. Dieser hatte das Zeugniß eines Curaca (eines begüterten Grundbesitzers, von dem mehrere Aermere abhängen) zu vernehmen; um die Wahrheit sicherer von ihm zu erfahren, wollte er ihn zuvor auf das Kreuz schwören lassen. Doch der Indianer antwortete, hierüber erstaunt: „Glaubt ihr, ich habe mich taufen lassen, um zu schwören wie die Christen?" Hierauf forderte ihn der Richter auf, bei der Sonne, dem Monde, bei seinen Göttern zu schwören. „Du irrst", erwiederte ihm der Curaca, „wenn du meinst, ich dürfe diese schönen Namen entheiligen, die wir Indianer nur mit Ehrfurcht zu nennen pflegen."

„Welche Bürgschaft giebst du uns demnach, daß du uns die Wahrheit sagst?" — „Es muß dir genügen", entgegnete der Indianer, „daß ich dir mein Wort gebe; dies genügt bei unseren Indischen Richtern stets. Um jedoch einigermaßen deinem Willen nachzukommen, will ich bei der Erde schwören und sagen, sie soll sich aufthun und mich verschlingen, wenn ich lüge." Als ihn der Richter hierauf, mit diesem Eide zufrieden, weil er keinen anderen erlangen konnte, über die Mordthaten befragte, antwortete der Curaca mit Allem, was er von dem Ereigniß wußte. Doch als er sah, daß von denen, welche den Streit begonnen hatten, gar nicht die Rede war, diese aber waren die Erschlagenen selbst, so bat er um die Erlaubniß, den ganzen Vorfall von Anfang bis Ende darstellen zu dürfen; „denn ich muß fürchten", sagte er, „mein Wort gebrochen und dir nicht die ganze Wahrheit gesagt zu haben, wenn ich nur einfach auf deine Fragen antworte, weil du mich stets nur in Betreff der einen Partei befragst." Der Richter wandte ihm ein, daß es für seinen Zweck genüge, wenn er nur die ihm vorgelegten Fragen beantworte. „Wenn es dir genügt, erwiederte der Curaca, „so genügt es doch mir nicht, und ich muß meinen Eid halten." Als der Richter nach seiner Heimkehr nach Cusco hier von diesem Auftritt erzählte, erregte er allgemeine Bewunderung."

Diesen Zug hat uns Garcilaso de la Vega überliefert; er schickt ihm folgende Betrachtungen voran: „Die Inkas und alle Völker ihres Reiches haben die edle Gewohnheit, nie zu schwören, während wir im öffentlichen und Privatleben bei jeder Gelegenheit mit Eiden fertig sind, so daß das Schwören bei uns fast zur Gewohnheit herabgesunken ist. Die Indianer hegten die tiefste Ehrfurcht vor dem Namen des Pachacamac und der Sonne und nannten sie nur während ihrer religiösen Andachten. Wenn sie einen Zeugen zu vernehmen hatten, so begnügten sie sich, wie schwer das zu untersuchende Verbrechen auch war, ihn einfach zu fragen: „Willst du dem Inka die Wahrheit gestehen?" Der Zeuge antwortete: „Ja, ich will es." — „Habe denn Acht", fuhr der Inka fort, „daß du nicht das Geringste verheimlichst. Erzähle, was du weißt." — „Das werde ich", versprach der Indianer aufs neue und erzählte, ohne von dem Richter unterbrochen zu werden, den ganzen Hergang der Sache. Sehr selten geschah es, daß bei dergleichen Aussagen Jemand zu lügen wagte, weil dies Volk in seinem Götzendienst sehr religiös ist. Auch zieht jede Lüge, sobald sie erwiesen ist, augenblicklich den Tod nach sich, nicht des Unheils wegen, das sie hervorruft, sondern nur um des Wortbruches willen und um des Mangels an Ehrfurcht, die man gegen den Inka zeigt. Da die Indianer nun wußten, daß vor einem christlichen Richter sprechen, dieselbe Bedeutung habe, wie vor den Inka treten, so bewährten sie auch später die reinste Wahrheitsliebe."

Ich glaube nicht, daß Jemand einen Grund sehen wird, anzunehmen, diese Erzählung sey von Garcilaso erdichtet. Doch es fragt sich, woher die Indianer solche Richter und solche Zeugen genommen haben. Wir kennen beinahe nichts Aehnliches. In den aufgeklärtesten Ländern Europa's wird der Eid entheiligt, theils durch die Irreligiösität der Zeugen, theils durch die Richter selbst, welche, nachdem sie den Eid abgenommen haben, durch ihre Fragen gleichwohl zeigen, daß sie den Eid nur für eine sehr schwache Bürgschaft halten.

Große Historiker und Publizisten, die ihr uns über die Charaktere der Völker aufklärt, dieser Punkt wäre einen Augenblick eures Nachdenkens werth. Es handelt sich darum, zu untersuchen, ob wir in Wahrheit die kupferbraunen Wilden um Etwas zu beneiden haben, sie, die nicht schreiben können, die keine Bibliotheken, keine Journale besitzen. Ich, der ich nicht Ansprüche darauf mache, in dem aufgeklärtesten Jahrhundert zu leben, und noch weniger, für eines seiner bedeutendsten Lichter zu gelten, bekenne ohne Scheu, daß dies in der That der Fall zu seyn scheint.

Und was ist es, was wir entbehren und was die Bewohner Peru's besitzen? Die Furcht. Doch es giebt viele Gattungen der Furcht; ich bin weit entfernt, meine Zeitgenossen anzuklagen, daß sie die Furcht überhaupt nicht kennen. Sind die Worte: „Er hat Furcht; sie haben Furcht", heute nicht der gewöhnlichste und, ich gestehe es, der wahrhafte Grund, den man von allen Gattungen von Thaten und Ereignissen angiebt? Die Furcht an sich mangelt uns keineswegs. Im Gegentheil, wir könnten eine Menge von Arten der Furcht aufzählen, wenn dies nicht ermüdend wäre. Man fürchtet für seine Ruhe, für seinen Ruf, für sein Glück, für seine Interessen, seine Leidenschaften, für Alles, was man besitzt und was man hofft. Und bei all' dieser Furcht, die uns mit tausend Netzen umstrickt, welche Furcht fehlt uns bei ihr?

Man sprach früher von Gottesfurcht, man hielt diese für vereinbar mit dem höchsten Muthe, man applaudirte dem Vers des Corneille als erhaben: „Ich fürchte Gott und weiß drum nichts von andrer Furcht." Doch der Fortschritt der Aufklärung, der so manche Furcht mit sich gebracht hat, scheint uns diese eine entrissen zu haben: man spricht nicht mehr von ihr. Man hat erkannt, daß der Aberglaube des Menschen unwürdig ist, daß er eine Quelle unreifer Vorstellungen ist und die Freiheit und Kraft der menschlichen Natur beeinträchtigt. Da nun der Aberglaube in der That auf einer mißverstandenen Gottesfurcht beruht und man es für entsetzlich hält, für abergläubisch zu gelten, so hat man beschlossen, um auf das Kürzeste und Sicherste diesem Unglück zu entgehen, die Gottesfurcht unter die Vorurtheile der alten Zeit zu rechnen. Die Gränze zwischen Aberglauben und Religion zu ziehen, schien zu schwer. So hat die Furcht vor dem göttlichen Gerichte der Furcht vor dem irdischen weichen müssen, gleichsam um das Sprüchwort zu rechtfertigen, man kann eine Furcht nur durch die andere heilen.

Rousseau klagt die Philosophen an, in dem Eifer, mit dem sie alle religiöse Vorurtheile ausgerottet, hätten sie zugleich die wahre Grundlage des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft untergraben. Dies lag sicher nicht in ihrer Absicht; sie wollten den Staat nur auf einem anderen Grund und Boden aufbauen, doch sie glaubten nie, daß ein Volk ohne Redlichkeit, ohne Selbstbeherrschung und gegenseitiges Vertrauen bestehen könne. Sie belegten die religiösen Vorurtheile mit dem Banne, weil sie für die Ausübung des Guten andere Beweggründe, nach ihrer Ueberzeugung bessere, freie, nur aus der unumschränkten Wahl der Vernunft entspringende, an deren Stelle setzen wollten. Doch nun ist die alte Grundlage zwar zerstört, doch die neue läßt noch immer vergeblich auf sich warten; und nach vierundzwanzig Jahren der Versuche und Anstrengungen, nach unzähligen Schriften über die Rechte und Pflichten, bleibt Rousseau's Wort immer noch in Kraft: Philosoph, deine Moralgesetze sind sehr schön, doch zeige mir ihre Weihe, um derentwillen sie dem Volke heilig sind.

Man entgegnete Rousseau, daß die Religion, wenn sie einiges Gute hervorgebracht habe, der Grund von unendlich vielen Mißbräuchen und Uebeln geworden ist, und diese Antwort schien richtig. Doch wandte schon Montesquieu ein, die Frage sey nicht, ob es bei einem bestimmten Menschen oder einem bestimmten Volke besser sey, daß es keine Religion habe, als daß es durch dieselbe zu Mißbräuchen verleitet werde; sondern welches das größte Unglück sey, daß das menschliche Geschlecht durch die Religion bisweilen zu Mißbräuchen verleitet werde, oder daß es die Religion überhaupt nicht kenne. So muß die Frage in der That gestellt werden; dies erkennt man heute immer mehr, und die Zahl derer, welche sie im Sinne des Verfassers des Geistes der Gesetze lösen, wird täglich größer. Eine Partei vertheidigt, so gut sie kann, die Grundsätze des achtzehnten Jahrhunderts. Sie wagt nicht mehr zu sagen, daß die Religion ein gefährliches Hirngespinst ist, daß die Freiheit überall genügt, und daß die Menschen desto freier sind, je tugendhafter sie sind; doch wenn sie es nicht mehr sagt, so glaubt sie es oder handelt doch so, als ob sie es glaubte. Die Beschränkung, mit welcher diese Partei ihre religiöse Ansicht aussprechen muß, ist schon ein Beweis, daß sie nicht die herrschende ist. Der Widerstand, den sie findet, ist eben so groß, wie der Schrecken, den sie einflößt. Die Einen machen alle mögliche Anstrengungen, um die Herrschaft der Religion in ihrem ganzen früheren Umfange wiederherzustellen; die Anderen sinnen auf Mittel, die Menge auf andere Weise eben so einzuschüchtern, wie es früher durch die Religion geschehen ist. Auch dies hat Montesquieu schon als nothwendig erkannt: „Je mehr die Religion unterdrückt ist", sagt er, „desto mehr müssen die bürgerlichen Gesetze unterdrücken. In Japan herrschte eine Religion, welche fast gar keine Dogmen hatte, und da sie kein Paradies und keine Hölle vor den

Geistern eröffnete, so mußten deshalb die Gesetze mit größter Strenge abgefaßt seyn und mit größter Pünktlichkeit vollstreckt werden." Und gleichwohl ist Japan noch glücklich zu preisen: es giebt etwas noch Schlimmeres als bis zur Grausamkeit strenge Gesetze, dies ist die materielle Macht, die in die Hände der Willkür kommt, weil die moralischen Kräfte fehlen. Dieses Schauspiel hat die Welt schon einmal während des Römischen Kaiserreiches gegeben. Soll sie es wiederholen? Diese Frage ist identisch mit der, ob die Religion die Herrschaft über die Gemüther wieder übernehmen soll, welche sie nicht verlieren kann, ohne daß der ganze Zustand der bürgerlichen Welt zerrüttet wird.

„Zwei Bande halten uns unter der Herrschaft der Moralität gefesselt: die öffentliche Meinung und die Selbstachtung. Allein sobald wir Alles abgestreift haben, was eine gewisse Folgerichtigkeit in unser Thun brachte, sobald wir unser Leben an kein einziges, wenn auch noch so dürftiges, doch entschiedenes Prinzip knüpfen, setzt uns die Reflexion, das Raisonnement in einen fieberhaften Zustand, der uns dem Verbrechen zugänglich macht." Als Frau von Staël diese Zeilen schrieb, hat sie, ohne es zu wollen, das Verdammungsurtheil über die Lage der Gesellschaft ausgesprochen, die so viele Revolutionen uns herbeigeführt haben. Unter den Banden, die den moralisch guten Menschen umschlingen, übergeht sie das wichtigste, das, auf welches man sonst am meisten zu bauen pflegte. Die berühmte Frau hat die Religion nicht verachtet, doch sie fand sie in ihrer Zeit nicht vor, und so schwieg sie von ihr. Sie sieht nur zwei Bürgen der Moralität: die öffentliche Meinung und die Selbstachtung. Doch wenn wir keine festere Schutzwehr gegen das Verbrechen besitzen, so sind wir ihm unrettbar preisgegeben. Wie viele Menschen giebt es, die in Wahrheit sich selbst achten? die ein Recht haben, sich zu achten? Was ist die Selbstachtung bei dem größten Theile der Menschen anders, als ein Eingehen auf die Idee, welche sich Andere von uns machen? Man sieht demnach, daß zuletzt Alles auf die Meinung ankommt. Und wenn sich erweisen läßt, daß diese nicht als festes Gesetz gelten kann, daß sie schwankt und irrt und sich bisweilen sogar für das Verbrechen begeistert, was soll alsdann aus der Moralität werden?

Doch wir kehren zu Garcilaso und Peru zurück. „Dieses Volk", sagt er, „ist in seinem Götzendienst äußerst fromm." Ohne diese Frömmigkeit wäre die Macht der Inkas nur eine roh despotische gewesen; mit ihr hatte sie, deren Gesetzbuch in Drako's Sinne abgefaßt war, beinahe nie zu strafen. „Ich bin überzeugt", sagt unser Erzähler, „wenn man die ungemeine Strenge der Gesetze der Inkas an sich betrachtet, so wird man, da fast auf jedes geringste Verbrechen der Tod gesetzt war, sie ungerecht und barbarisch nennen. Doch wenn man andererseits die Früchte betrachtet, welche diese Strenge ihrem Staate trug, so sieht man, daß die Gesetzgeber sehr weise Männer waren, welche der sittlichen Verderbtheit in ihrem Staate zuvorzukommen und das Böse mit der Wurzel auszurotten bestrebt waren; denn es ist begreiflich, daß Menschen, welche von Natur das Leben lieben, aus Furcht vor der unvermeidlichen Strenge ihrer Gesetze besonnen handeln. So geschah es, daß oft im ganzen Reiche des Inka in einem Jahre nur ein einziges Verbrechen bestraft werden mußte. Daß das Volk die Gesetze für göttlich hielt, trug viel dazu bei, seine Ehrfurcht vor ihnen noch zu vergrößern. Denn so wie es seine Herrscher für Söhne der Sonne hielt und die Sonne für Gott, so war es überzeugt, daß die geringsten Gebote der Herrscher von Gott selbst ausgingen. Die Sonne, sagten sie, gebietet dem Inka, ihrem Sohne, und der Inka offenbart ihren Willen dem Volke. Wer ein Gesetz desselben demnach bricht, der frevelt unmittelbar an der Gottheit selbst und wird von ihr gestraft, auch wenn sein Vergehen geheim bleibt. So geschah es nicht selten, daß die, welche sich schuldig fühlten, sich selbst vor Gericht anklagten.

Die Bewohner von Peru waren ein Volk, welches in der Kindheit lebte; daher gebrauchten ihre Gesetzgeber die Furcht zum Haupthebel der Moralität. Allein diese Furcht war, wie man sieht, eine völlig religiöse. Die religiöse Furcht aber kann den Geist zwar zu einseitigen Vorstellungen verleiten, doch sie kann das Herz nicht verderben. Man betrachte die alten Deutschen, dieses stolze, unabhängige Volk; bei ihnen war das Bestrafen, Einkerkern und Hinrichten nur ein Recht der Priester; sie hielten es für eine Schmach, einen anderen Menschen, selbst ihr Oberhaupt, zu fürchten, doch sie beugten ihr Haupt schweigend unter der Hand der Diener Gottes, der ihre Schlachten lenkte (Tac. Germ. VII).

Es liegt im Begriff eines Menschen, der vor nichts Furcht hat, jedenfalls etwas Großartiges. Die berühmte Devise: „Nichts glauben und Alles wagen!" imponirt der Einbildungskraft, und daher ist die Bewunderung der Menge zu erklären, welche sie vor Verbrechern zeigt, die, nachdem sie Alles Heilige verhöhnt haben, zuletzt, um ihr Leben zu krönen, ohne mit den Augenwimpern zu zucken, den Kopf auf den Block legen. Doch wer sieht nicht, daß dergleichen nur Abscheu erregen muß? Man verbanne die Furcht, und die menschliche Gesellschaft löst sich auf. Denn für jedes Bedürfniß, das der Mensch hat, hat er eine besondere Furcht, und wie viele Bedürfnisse hat er nicht? Wenn der Mensch demnach verdammt ist, zu fürchten, so handelt es sich nur darum, seine Kraft auf bestimmte würdige Gegenstände hinzulenken und sie in feste Gränzen einzuschließen. Geht sie zu weit, so erniedrigt und entwürdigt sie den Menschen. Es bleibt daher für alle Gesetzgeber und Herrscher eine Haupt-Aufgabe, bei Erregung der Furcht in ihren Unterthanen höchst besonnen zu verfahren, um sie vor geistiger Unkraft und Verknechtung zu bewahren. — Hierauf, wendet mir Jemand ein, ist man gegenwärtig wenig bedacht. Welche Gattung der Furcht gäbe es heute, die man nicht so viel als möglich ausbeutete? — Eine einzige giebt es, sie, die nie entwürdigen kann, die Furcht Gottes; und nur weil sie fehlt, ist man genöthigt, jede andere Furcht so zu mißbrauchen. (B. U.)

Spanien.

Rückblick auf den politischen Zustand Spaniens beim Ausbruch des Bürgerkrieges.

Von Lening, Capitain a. D.

(Fortsetzung.)

In den Städten erlaubte Graf España alle alten Gebräuche, derzüglich die, welche zur Belustigung und Zerstreuung des Volkes dienten, und welche in dem südlichen Europa sehr häufig sind, obgleich er im Herzen all' diesem Unfug abgeneigt war. Uebrigens war er als General sehr streng, besonders fühlten dies die Truppen unter seinem Kommando. Es war keinem Soldaten vom Feldwebel an erlaubt, sich in Schenken umherzutreiben. Nur in Gesellschaft von wenigstens sechs Kameraden durften sie ihre Kasernen verlassen, um die wenige freie Zeit, die ihnen übrig blieb außerhalb derselben zu genießen. Da Graf España den Oberbefehl über die vier Garde-Infanterie-Regimenter hatte, so hielten immer zwei Regimenter Garnison zu Barcelona, die alle wichtige Festungswerke besetzt hielten, als Montjuich las Atarasanas und die Citadelle. Zu dieser Garde wurden blos Leute genommen, die weder lesen noch schreiben konnten, und man gerieth oft in die größte Verlegenheit, abgehende Unteroffiziere durch neue zu ersetzen. Leute, welche nie in Städten sich aufgehalten, aus den Königreichen Castilien, Galicien, Aragonien, aus den Provinzen Asturien und Estremadura waren, fand er nur tauglich zu seiner ihm untergebenen Garde. Aber nicht allein die Soldaten hatten an ihm einen strengen General, sondern auch die Bürger, weil vor der jetzigen Constitution die Spanischen General-Capitaine in der Provinz, der sie vorstanden, die höchsten Civil- und Militair-Behörden vorstellten. Sie waren sogar Präsidenten der obersten Gerichtshöfe, Audiencias genannt, wenngleich sie größtentheils kein Wort von der Jurisprudenz verstanden, wie ich dies öfter tadelnd aus dem eigenen Munde des Grafen España vernommen habe. Die Strenge des Grafen España verschonte sogar seine eigene Familie nicht. Sowohl gegen seine Gattin, als gegen seine Kinder zeigte er sich als Despot, und sein ganzes Hauswesen wurde auf militairische Weise geleitet.

Einige Charakterzüge aus dem Familienleben dieses originellen Mannes sind dem Leser vielleicht angenehm.

Als der Graf España General-Kommandant der Garde war, geschah es, daß ein seiner Tochter gehöriger Affe mehrere Male entsprang, aber stets wieder aufgefangen ward. Der Graf España ließ den Affen als Deserteur behandeln und, nachdem der Affe den Versuch zur Flucht zum dritten Mal gemacht, denselben vor ein aus Soldaten und Unteroffizieren bestehendes Kriegsgericht stellen, welchem der Graf selbst als Auditeur beiwohnte, er wurde zum Tode verurtheilt und wirklich, gegen alles Bitten und Flehen seiner Tochter, am Ufer des Manzanares, wo man ihn wiedergefangen, erschossen.

Als General-Capitain von Catalonien ließ España einen Kaufmann zum Mittagessen einladen, weil er vernommen, daß derselbe sich auf eine ungebührende Art gegen ihn geäußert habe und unter Anderem namentlich gesagt haben sollte: „Der General España habe ihm nichts zu befehlen." Der Kaufmann, nichts Böses ahnend, folgte der Einladung des Grafen und stellte sich zur gehörigen Zeit zum Essen ein. Während der Tafel wurde, wie immer, gescherzt und munter gezecht, und der Kaufmann diente zur besonderen Zielscheibe des Witzes. Das Gespräch wurde vom General auf das Militair geleitet, und zwar so, daß er es anbringen konnte, mehrere Gäste zu bereden, von der wachthabenden Mannschaft den Rock und die volle Rüstung anzulegen. Die Reihe kam zum Schluß an den Kaufmann, der sich anfangs weigerte, den Militairrock anzuziehen, jedoch auf besonderes Verlangen des Generals sich endlich dazu bequemte. Der General sah während der ganzen Zeit öfter nach der Uhr. Als nun der Kaufmann in voller Rüstung dastand und seiner schönen militairischen Haltung wegen vom General gelobt wurde, rief die vor der Schloßthür stehende Schildwache zum Ablösen. Der General drang nun in den Kaufmann, sich auch zur wachthabenden Mannschaft zu verfügen, da keine Zeit mehr da sey, daß der Soldat, dem die Rüstung gehöre, sich ankleiden könne. Der Kaufmann, dem vielleicht nun erst seine Sünden einfielen, machte gute Miene zum bösen Spiele und stellte sich bei der Wachtmannschaft in Reihe und Glied auf. Der wachthabende Offizier aber, der bereits vom General seine Instructionen erhalten, ließ den Kaufmann zwei Stunden Schildwache stehen und nach Verlauf derselben wieder ablösen. Der Kaufmann mußte sich alsdann wieder nach dem Speisesaal begeben, wo die ganze Tischgesellschaft noch versammelt war, und wurde vom General mit folgenden Worten angeredet: „Nun hoffe ich, werden Sie nächstens nicht mehr sagen, der General España habe Ihnen nichts zu befehlen. Dem Soldaten, der Ihnen seine Uniform und Rüstung geliehen, bezahlen Sie 4 Thaler, weil er sie wieder zu reinigen hat. So rächt sich für dieses Mal der General Graf von España. Hüten Sie sich in Zukunft, und sprechen Sie nicht immer, was Sie denken. Leben Sie wohl." Diese lakonische Rede war dem Kaufmanne genug, der froh, so billig davongekommen zu seyn, eiligst nach Hause eilte.

España liebte sehr eine gut besetzte Tafel und war in dieser Beziehung verschwenderisch, so genau er auch sonst war. Er sah gern Gäste um sich und hielt offen Tisch für seine Freunde und Bekannte. Sein Lieblingsgericht waren junge Erbsen, die man im südlichen Spanien Jahr ein Jahr aus stets haben kann. Eines Tages hatte España ein Gericht Erbsen bei der Köchin bestellen lassen. Der Zufall will, daß seine Gemahlin in die Küche kommt, als die Köchin eben mit dem Ausschälen der Erbsen beschäftigt ist. Die Erbsen aber sind der Gräfin ganz zuwider geworden, und sie befiehlt der Köchin, dieselben

wegzulaſſen. Man ſetzte ſich, nach Franzöſiſcher Sitte, um fünf Uhr zu Tiſch. Der General ſieht ſich, nachdem bereits mehrere Gerichte aufgetragen worden, vergebens nach den Erbſen um und ſchickt deshalb den bei Tiſch aufwartenden Diener in die Küche, um ſein Lieblingsgericht heraufzuholen, der Bediente kommt mit der Nachricht von der Köchin zurück, daß die Gräfin ſich für heute die Erbſen verbeten habe. Der General erwiedert hierauf nichts und bleibt die ganze Zeit bei guter Laune. Nach Tiſch aber läßt er den wachthabenden Offizier zu ſich rufen und giebt ihm den Befehl, für den Abend keine Frau aus dem Palais zu laſſen, möge ſie auch ſeyn, wer ſie wolle. Der Offizier, der wohl wußte, daß der General mit dergleichen nie zu ſcherzen pflegte, läßt auf dem Vorplatz, dem einzigen Zugange nach allen Abtheilungen des Hauſes, wo immer eine Schildwache ſtand, einen alten bärtigen Grenadier ſtellen und verſchärft noch die Conſigne des Generals. Die Gräfin iſt mit ihrer Tochter auf den Abend vom Grafen Santa Coloma zum Ball gebeten. Beide, feſtlich geſchmückt, ſind eben im Begriff, wegzugehen, als ſie, auf den Vorplatz gelangt, mit einem Atras Señoras (zurück meine Damen) von der Schildwache zurückgewieſen werden. „Ich bin ja die Gemahlin des Generals", antwortete die Gräfin aufgebracht und verſuchte von neuem, weiter zu gehen. Die Schildwache aber läßt ſich nicht abſchrecken und ſperrt, das Bajonet fällend, beiden Damen den Weg. Die Gräfin, außer ſich vor Wuth, eilt zum Grafen, um ſich über das Benehmen der Schildwache zu beklagen. Dieſer aber entgegnet ihr: „Beruhigen Sie ſich, meine liebe Frau, es geht dieſes Alles ganz natürlich zu. Sie befehlen Ihrer Köchin, ich meinen Soldaten." Hierauf kehrt er ihr den Rücken und geht ins Theater. Die Gräfin verließ mit ihrer Tochter am folgenden Tage Barcelona und zog nach ihren Beſitzungen auf der Inſel Mayorca.

Gab es auch viele Menſchen, die gegen den Grafen España aufgebracht waren, ſo mußten ſie ihm doch das Recht widerfahren laſſen, daß die Sicherheits-Polizei, ſo wie manche andere Einrichtung, während ſeiner Verwaltung, ſowohl in Barcelona als im übrigen Catalonien, die beſte von ganz Spanien war. Man konnte zu der Zeit die Straßen Barcelona's mit offenem Beutel und ohne alles Bedenken durchwandern, was früher nicht der Fall geweſen war. So ungefähr ſtanden die Sachen, als die Krankheit des Königs und die bald darauf folgende Amneſtie Alles in die größte Verwirrung brachte und mit einem Male allen geſellſchaftlichen Verkehr brach und Partei gegen Partei aufregte.

Als die Nachricht von der gefährlichen Krankheit des Königs kund wurde, glaubte man auch bald die Nachricht ſeines Todes zu vernehmen. Aber anſtatt des Dekrets vom Ableben des Königs erſchien eine Proclamation, unterzeichnet von der Königin Chriſtine, worin dieſelbe, wegen der Krankheit ihres Königlichen Gemahls, vom Könige zur Regentin des Landes erhoben wurde.

Kein anderer Ausweg bot ſich der Königin Chriſtine, um dem Thronfolge-Geſetze ihres Königlichen Gemahls, welches das von Philipp V. eingeführte Saliſche aufhob, Kraft und Wirkung zu geben, als ſich der liberalen Partei in die Arme zu werfen. Den Weg zu dieſer Partei konnte ſie ſich nur mit einer Gnadenhandlung bahnen, wodurch ſie allen wegen politiſcher Vergehen aus Spanien Verbannten die Thore der Heimat öffnete. Hierdurch ſchuf ſie für ihre älteſte, zur Nachfolgerin Ferdinand's beſtimmte Tochter einen Anhang, der dem des Don Carlos nicht allein gewachſen war, ſondern ihm auch zu jeder Zeit kühn entgegentreten konnte.

In Barcelona, wo ich mich mit meinem Regimente befand, war man ſehr geſpannt auf die Ankunft des Correo (Briefpoſt) von Madrid, der gewöhnlich gegen ein Uhr Nachmittags zu kommen pflegte. Am Tage der Nachricht der Amneſtie aber verſpätete er ſich um mehr als zwei Stunden, weshalb eine Menge von Neugierigen den Rambla-Platz vor dem Poſthauſe anfüllten. Endlich hieß es el correo! el correo! Während die Poſtkutſche durch den Volkshaufen fuhr, warf der darin ſitzende Courier mehrere Exemplare jenes Dekrets heraus, welches die Amneſtie ankündigte. Ein plötzliches Viva Fernando septimo (Es lebe Ferdinand VII.)! Viva Maria Christina (Es lebe Maria Chriſtina)! Viva la augusta princesa (Es lebe die erlauchte Prinzeſſin)! erſcholl von allen Seiten. Mit Blitzesſchnelle verbreitete ſich das Gerücht der Amneſtie in der Stadt und in der umliegenden Gegend. Die Verſammlungen auf den öffentlichen Plätzen und in den Kafferhäuſern wurden zahlreicher, und nur die Truppen blieben, auf Befehl des General-Capitains, in ihren Kaſernen konſignirt. Endlich aber durchbrach der politiſche Wellenſchlag den ihm geſetzten Damm und ergoß ſich, wie ein tobendes Element, durch die ganze Stadt. Mönche und royaliſtiſch geſinnte Bürger wurden an demſelben Tage noch ſehr mißhandelt. Wenn die Erſteren ſich nur ſehen ließen, ward ihnen ſchon zugerufen: Mueran los frailes (Tod den Mönchen)! Abajo los frailes (Nieder mit den Mönchen)! Fuera los frailes (Weg mit den Mönchen)! Man warf mit Steinen nach ihnen, und ſie wagten ſich nicht mehr aus ihren Klöſtern. Der Niña (dem Kinde) wurden Vivas gebracht. Es galt aber nicht der Tochter Ferdinand's, ſondern der früher unterdrückten Conſtitution, die, um ihre Benennung zu vermeiden, immer la niña genannt wurde.

In allen Provinzen wurden in großer Eile diejenigen Perſonen aus dem Staatsdienſte entlaſſen, welche für die Sache der Königin keine Theilnahme zeigten. Nur in Catalonien hatte man es noch nicht gewagt, Hand an den Grafen España zu legen. Einem Kabinets-Courier, der ihn ſchleunig nach Madrid abrief, folgte ein zweiter mit der Ordre, Catalonien bis auf weiteren Befehl zu verwalten. Als die Ankunft des erſten Couriers und ſeine mitgebrachte Depeſche kund wurde, ſah ſich Graf España auf einmal in ſeinem Landſitze Serria, wo er ſich gerade aufhielt, von Tauſenden von Bauern umzingelt. Mit dem Rufe: „Es lebe der unumſchränkte König! Es lebe die Religion! Nieder mit den Negros! Es lebe Don Carlos de España!" hielten ſie ihn belagert, um ihn nicht ziehen zu laſſen, bis ſie, durch die Ankunft des zweiten Boten, vom General ſelbſt beruhigt wurden und aus einander gingen.

Der Miniſter Zea-Bermudez, Verfechter des Syſtems des aufgeklärten Despotismus, hielt den Schritt, dem Grafen España ſo geraden Weges auf den Leib zu rücken, für zu übereilt und ſchickte ihm deshalb ſchleunigſt den zweiten Boten nach, deſſen Depeſchen ganz im Gegenſinne des erſteren handelten.

So lange Graf España blieb, hielten ſich auch ſeine oder die Anhänger des Königs, und der Royalismus hatte noch eine feſte Stütze, auf die ſicher zu bauen war. Hätte España gewollt, ſo würde der Infant Don Carlos in Catalonien als Regent anerkannt worden ſeyn, denn ſechstauſend Mann Infanterie und zwei Regimenter Kavallerie ſtanden zu ſeinem Dienſte und waren mit Leib und Seele ihrem General ergeben. Vom Gobernador Graf de Villemur aufgefordert, für den Don Carlos öffentlich ſich zu erklären und aufzutreten, antwortete er immer: Ich darf und kann es nicht! Man wurde mißtrauiſch gegen ihn, und als man ihm immer dringender zuſetzte, zeigte er endlich jenen Brief des damaligen Infanten Don Carlos vor, worin dieſer ihm drohte, als Freiwilliger ſeines Königlichen Bruders gegen ihn zu marſchiren, falls er ſich unterſtände, bei Lebzeiten Ferdinand's etwas gegen dieſen für Jenen zu unternehmen. Aus dieſer ſo großen Treue und Anhänglichkeit des Don Carlos an ſeinen Königlichen Bruder kann man mit Zuverſicht entnehmen, daß es eine gemeine Verleumdung war, die ihn als Verräther an ſeinen Bruder zu brandmarken ſuchte.

Endlich gab die Königin Chriſtine den Feinden des España Gehör. Er wurde durch Lauder, geweſenen Vicekönig von Navarra, in ſeiner Anſtellung als kommandirender General Cataloniens abgelöſt, ohne daß man im geringſten ſeine Entlaſſung geahnt hatte. Mit ihm ſtürzte ſein ganzer Anhang, mit ihm auch die letzte Don Carlos Rechte anerkennende Behörde!

Der erſte Gewaltſchritt Lauders war die Entwaffnung der Voluntarios-Realistas. Mehrere Stabsoffiziere, unter Anderen auch der Oberſt des 7ten Infanterie-Regiments, Don Joſe Sagarra, der jüngſt erſt in Catalonien an der Sache des Don Carlos zum Verräther geworden, aber dennoch einer der tüchtigſten Offiziere der Spaniſchen Armee, wurden ihres Amtes entſetzt, um anderen aus dem Exile kommenden Platz zu machen. Wie ſchimpflich wurden nicht jetzt von der Königin Chriſtine jene Männer behandelt, welche bei mehreren Gelegenheiten, aus Anhänglichkeit an ihren Königlichen Gemahl, geblutet hatten! Ohne weitere Umſtände und ohne die geringſte Schonung wurden ſie wie Waaren eingepackt, um unter fernen Himmelszonen für ihre Anhänglichkeit zu büßen.

Da alle wegen politiſcher Vergehen Gefangenen ihre Freiheit bekamen, ſo wurde unter anderen auch ein armer Glaſer, Bürger von Barcelona, von ſeiner Familie mit Sehnſucht erwartet. Aber wie groß war das Erſtaunen, als man erfuhr, daß er, ſtatt eines reichen Kaufmanns, das Schaffott beſtiegen! Dieſer hatte ſein Leben für eine große Summe Geldes erkauft und ſich nach Frankreich geflüchtet, die Sache aber verſchwiegen, damit ſeine in Barcelona zurückgelaſſenen Verwandten nicht ſeinetwegen zu leiden hätten. Sein Todesurtel war bekannt geworden und der Tag der Hinrichtung angekündigt. Man konnte alſo, um ſich ſelbſt nicht zu verrathen, dieſe nicht aufſchieben, und ſo fand man den unglücklichen Glaſer, der ſein Leben mit keinem Gelde erkaufen konnte, ganz geeignet, dieſem Höllenplan zu dienen. In Spanien werden alle zum Tode Verurtheilte mit einem ſchwarzen leinenen Kittel, woran eine Kapuze hängt, die Kopf und Geſicht bedeckt, bekleidet; ſie ſind auf dieſe Weiſe nicht zu erkennen und legen dann den letzten Weg auf einem Karren ſitzend zurück. Drei Tage und drei Nächte nach angekündigtem Todesurtel ſind dem Unglücklichen vergönnt, ſich auf ſein ſchreckliches Ende vorzubereiten. Während dieſer Zeit waren die Mönche früher unaufhörlich beſchäftigt, Alles aufzubieten, die Seele des Verurtheilten für den Himmel zu gewinnen. Der Kerker, worin der Unglückliche ſich befindet, wird in eine Art Kapelle verwandelt, wo er das Bild des Gekreuzigten ſtets vor Augen haben kann. Beim Glaſer aber hatte man aus guten Gründen die öffentliche Capilla (ſo nennt man dieſes Verfahren mit den Verurtheilten) weggelaſſen und ſeine Hinrichtung bis zum ſpäten Abend aufgeſchoben, um alles Aufſehen zu vermeiden; auch hatte man nicht verſäumt, das Gerücht auszuſtreuen, als wenn der vermeintliche Kaufmann ein ſo verſtockter Sünder ſey, daß er den Troſt unſerer heiligen Religion verſchmäht habe. Daher kam es denn auch, daß dieſer Frevel nicht eher bekannt wurde, als bis der für todt gehaltene Kaufmann kraft der Amneſtie ſich bei der Behörde zu Barcelona meldete und ſo die Sache erſt entdeckt wurde. Obgleich unſchuldig an dem Tode des Glaſers, ſo nahm ſich doch dieſer Kaufmann der Familie des Glaſers an und heiratete deſſen junge und liebenswürdige Witwe!!! Der Fiskal des Militairgerichts, bei welchem alle wegen politiſcher Vergehen Angeklagte ſich ſtellen mußten, hatte, durch Gold geblendet, ſich zu dieſer Schandthat verleiten laſſen, nicht aber der Graf España, den viele ſeiner Feinde ſpäter deshalb anklagten.

Graf España ſchiffte ſich noch am Abend deſſelben Tages, wo er durch Lauder vertreten, auf der Spaniſchen Kriegsbrigg „la Mahonesa" ein und landete am folgenden Morgen zu Palma auf der Inſel Mayorca, von wo er ſich verkleidet nach Italien flüchtete.

* * *

So ſtanden damals die Sachen, als die pragmatiſche Sanction Ferdinand's anfing, in Kraft und Wirkung zu treten, was ſo wichtige und unberechenbare Folgen nach ſich zog. Die pragmatiſche Sanction Ferdinand's, zu Gunſten ſeiner Tochter und die Aufhebung des von Philipp V. eingeführten Saliſchen

Gesetzes waren es, die die Veranlassung zu jenem unseligen Bürgerkriege gaben, der vor kurzem noch und sechs Jahre hindurch das herrliche Spanien verheerte.

Obgleich die Frage über die Legitimität des Don Carlos schon mehrfach von Sachverständigen erörtert worden ist, so wage ich es doch, sie von neuem aufzunehmen und nach meiner Ansicht und schlichtem Verstande auseinanderzusetzen, da ich Thatsachen zu erzählen vermag, die ich theilweise selbst erlebt und theils von anderen glaubwürdigen Augenzeugen vernommen habe.

Ferdinand VII. warf die durch Philipp V. im Jahre 1713 in Spanien eingeführte Thronfolge um, nach welcher der Dynastie Bourbon-Anjou, so lange noch ein männliches Mitglied dieses Geschlechtes vorhanden, der Thron dieses Reiches zugesichert ist. Wer die Aufhebung veranlaßt, ist bis heute noch ein Geheimniß; aber auf ihm lastet das Blut so vieler Tausende, auf ihm lastet der Strom der Thränen der verlassenen Waisen und Witwen! — Daß weibliche Herrschsucht, Ränke und Rache hierbei nicht außer Spiel geblieben, unterliegt keinem Zweifel. Das gegenseitige Benehmen der Portugiesischen und Neapolitanischen Prinzessinnen blieb den Bewohnern Spaniens kein Geheimniß. Als Ehefrau mit Ferdinand das Bett und den Thron zu theilen, nachdem die tugendhafte Amalia von Sachsen, dritte Gemahlin Ferdinand's, zu einem besseren Leben übergegangen, oder allein als Freundin und Rathgeberin ihm zur Seite zu stehen, waren vielleicht zu gegründete Ansprüche der Prinzessin von Beira, als daß sie hätte glauben können, eine andere werde mehr als sie das Herz ihres Königlichen Freundes fesseln. Wie sehr es ihrem herrschsüchtigen Charakter zuwider seyn mußte, sich durch Charlotte von Neapel, Gemahlin des Infanten Francisco de Paula, verdrängt zu sehen, ist leicht zu begreifen; zumal, da es dieser äußerst stolzen, wenig liebenswürdigen, aber ränkevollen Prinzessin gelang, ihren Königlichen Schwager und Oheim zu überreden, sich zu einer vierten Heirat zu entschließen, welche er auch bald nachher mit einer ihrer Schwestern, Maria Christina von Neapel, am 11. Dezember 1829 vollzog; einige Monate nach seiner Vermählung, als sich bei Maria Christina die ersten Zeichen der Schwangerschaft zeigten, ließ er die pragmatische Sanction bekannt machen. Sie wurde datirt vom 29. März 1830 und am 5. April desselben Jahres publizirt. Hierdurch legte Ferdinand nicht nur deutlich den Haß an den Tag, den er gegen seinen Bruder Don Carlos hegte, sondern bestärkte noch die öffentliche Meinung darin, daß er immer ein Sklave seiner Frau gewesen. Ob Philipp's V. Benehmen, da er das Salische Gesetz in Spanien einführte, oder ob das Ferdinand's, der das von Philipp eingeführte umwarf, ohne vorher eine Zusammenrufung der Cortes abzuwarten, Tadel verdiene, ist eine Frage, zu deren Beantwortung ich meine Leser auf die Geschichte hinweise. Philipp von Anjou hatte bei seinen Schritten weiter nichts im Auge, als der Thronfolge eine Festigkeit, Sicherheit und Bestimmtheit zu geben, die vorher in den Castilianischen Königreichen nicht gewesen war. Auch ist diese Feststellung nicht ungesetzmäßig geschehen, sondern alle die hierzu erforderlichen Formen wurden beobachtet, um dem neuen Gesetze Kraft zu geben.

(Schluß folgt.)

Australien.

Einfluß des Christenthums und der Europäischen Bildung auf die Bewohner von Otahaiti.

Der ausgezeichnete Naturforscher C. Darwin, der in den Jahren 1832—1836 die bekannte wissenschaftliche Expedition der Schiffe „Adventure" und „Beagle" nach den südlichsten Theilen von Amerika begleitete, hat diese in der Form eines Tagebuches unter dem Titel: „Journal of researches into the geology and natural history etc." beschrieben. Es befinden sich darin nachstehende Angaben über den Charakter der christlich gewordenen Otahaitier:

„Die verschiedenen Berichte, die ich vor meinem Besuche dieser Inseln gelesen hatte, flößten mir ein lebhaftes Verlangen ein, mich durch den eigenen Augenschein über den moralischen Zustand des Völkchens zu überzeugen. Der Eindruck hängt immer von der Meinung ab, die man sich vorher gebildet. Ich hatte mir die meinige vorzüglich aus folgenden Werken verschafft: aus den Untersuchungen über Polynesien von Ellis, aus der Reisebeschreibung von Beechey und der des Herrn von Kotzebue. Der Erstere betrachtet die Dinge aus ihrem günstigen Gesichtspunkt, der Letztere zeichnet sich durch seinen Eifer gegen das von den Missionairen angewandte System aus. Indessen hat sich die Meinung, welche mir durch Beechey und Kotzebue beigebracht wurde, als gänzlich falsch erwiesen. Ich glaubte, auf ihre Berichte, daß die Otahaitier ein finsteres und trauriges Volk geworden wären, und daß sie nur unter fortdauernder Furcht vor den Missionairen lebten; aber ich fand nichts dieser Art, es sey denn, daß man Respekt und Furcht für synonym halten wolle. Die Unzufriedenheit ist so wenig eine allgemeine Neigung dieses Völkchens, daß man schwerlich in Europa unter einem Volke so viele heitere und zufriedene Gesichter finden kann.

Nach Allem, was ich bemerkt habe, scheint mir die Moral und die Religion der Otahaitier höchst achtbar. Kotzebue und noch strengere Tadler greifen das Missionswesen und die durch dasselbe bewirkte moralische Richtung hart an. Aber sie vergleichen den jetzigen Zustand der Insel nicht mit dem vor zwanzig Jahren, ja nicht einmal mit dem von Europa in der Gegenwart, sondern mit dem Ideal von höchster Vollkommenheit, welches uns die heilige Schrift darbietet. Sie verlangen von den Missionairen das, was die Apostel selbst nicht vollführen konnten. So oft sich ein Moment findet, in welchem die Insulaner hinter jenem Ideal zurückbleiben, fällt man mit Vorwürfen über die geistlichen Lehrer her, während es doch nicht mehr als billig wäre, ihnen das durch sie schon gestiftete Gute in Anrechnung zu bringen. Diese Gestrengen vergessen wie Otahaiti vor der Einführung Europäischer Gesittung aussah. Blutige Kriege, in denen weder Greise noch Kinder geschont wurden, Götzendienst, Trug, Ausschweifungen ohne Beispiel, Kindermord und Menschenopfer waren hier zu Hause; und alles dies ist nach und nach dem heilbringenden Einfluß unserer Lehrer gewichen. Man hat sehr übel von der Sittsamkeit der jetzigen Insulanerinnen gesprochen; aber man hat die Scenen vergessen, welche von Cook und Banks beschrieben werden und worin die Großmütter und Mütter der gegenwärtigen Generation eine so verächtliche Rolle spielen. Wohl sollte man aber auch bedenken, daß der Einfluß der Mütter und ihr Beispiel an jedem Orte und zu jeder Zeit auf die Sitten der Töchter am stärksten wirkt.

Papieti, welches als die Hauptstadt der Insel gelten kann, da die Königin und die Regierung ihren Sitz daselbst haben, ist 7 Engl. Meilen von Matavai entfernt und der beste Hafen. Capitain Fitzroy verfügte sich mit mehreren von unserem Gefolge dahin, um dem Sonntags-Gottesdienste beizuwohnen. Dieser wurde zuerst in der Landessprache und sodann Englisch abgehalten. Herr Pritchard, Chef der Mission, leitete ihn. Die Kirche ist ein großer Saal aus Holz. Sie war überfüllt von einer Gemeinde aus Männern und Frauen jedes Alters, die alle hübsch gekleidet waren. Ich gestehe, daß ich mehr Andacht erwartete: der allgemeine Anblick jedoch erinnerte an eine Englische Landkirche. Der Gesang war sehr ansprechend, aber die Predigt in der Otahaitischen Sprache schien mir sehr übel klingend.

Es ist ungefähr zwei Jahre, daß ein Englisches Schiff von den Einwohnern der kleinen Inseln, die damals unter der Königin von Otahaiti standen, geplündert wurde. Die Engländer forderten Entschädigung, die man auch in der Summe von 3000 Dollars bewilligte. Da sie noch nicht bezahlt waren, forderte sie Fitzroy in einer Audienz bei der Königin. Diese berief eine Versammlung von Notabeln der Insel und legte ihnen die Angelegenheit vor. Wir waren bei der Berathung zugegen, und ich mußte erstaunen über den gesunden Verstand, über die klaren Gründe und die Entschlossenheit, die sich hier zeigten. Die Rechtlichkeit und die Ergebenheit für die Königin befeuerten ihren Eifer, durch eine Subscription das Geld aufzubringen, damit die Königin nicht in Verlegenheit komme, obgleich die gedachten Inseln nicht mehr zu Otahaiti gehören.

Mannigfaltiges.

— Karl der Große und Napoleon. In einem Vortrage, den der alte Jouy vor kurzem (5. April) in der Französischen Akademie hielt, stellte er einige Aehnlichkeiten zusammen, die Karl der Große und Napoleon mit einander gehabt. Beide sind die einzigen Monarchen, die über Frankreich als Kaiser regierten, und wie Herr Jouy versichert, der jedoch hinzufügt, daß er die Data nicht selber verifizirt habe, ward der Eine gerade um tausend Jahre, nicht einen Tag mehr oder weniger, später geboren als der Andere. Karl machte seine Söhne und Napoleon seine Brüder zu Königen. Karl's Kämpfe gegen die Hunnen werden mit denen Napoleon's gegen die Russen verglichen. In beiderlei Kämpfen ging eine große Stadt in Feuer auf, und, was in der That ein seltsames Zusammentreffen ist, in beiderlei Kriegen fiel ein Liebling des Feldherrn, Berich, der Waffengefährte Karl's, und Duroc, der General-Adjutant Napoleon's, die Beide den Titel Herzog von Friaul führten. Beide Kaiser wurden von Päpsten gesalbt, beide schlossen mit diesen ein Konkordat, und beide gaben ihren Söhnen den Titel eines Königs von Rom. Beide endlich waren zweimal vermählt, und Beiden war gewissermaßen der Stern ihres Lebensglückes mit der ersten Ehe untergegangen.

— Baron's Französische Literatur-Geschichte. Zu den schätzbaren Originalwerken, die vor kurzem in Belgien erschienen, gehört eine Geschichte der Französischen Literatur bis zum 17ten Jahrhundert, von A. Baron, Professor an der freien Universität und Studien-Direktor des Athenäums in Brüssel. *) Von den uns vorliegenden, kompreß, aber auch elegant gedruckten beiden Bänden **) umfaßt der erste die Zeit bis zum 16ten Jahrhundert und der zweite dieses Jahrhundert selbst bis zum folgenden, das von Ludwig XIV. seinen Namen hat. Jedem Bande ist eine reiche Sammlung von „Pieces à l'appui" angehängt, welche Proben aus allen Literatur-Epochen enthält und mit einer Uebersetzung der überaus merkwürdigen Disputation Alkuin's mit Pipin, dem zweiten Sohne Karl's des Großen, über verschiedene Materien der Philosophie beginnt. Das Ganze schließt mit einer biographischen und bibliographischen Notiz über alle in dem Buche citirte Schriftsteller. Der Verfasser zeigt sich überall auch mit den Deutschen Literar-Historikern vertraut; seine Ansichten sind rationell und ungefärbt von National-Vorurtheilen, doch möchte wohl sein etwas sorgloser Styl in Frankreich manchen Anstoß geben.

*) Histoire abrégée de la Littérature Française depuis son origine jusqu'au XVIIe siècle, par A. Baron. — Bruxelles. 1841.

**) Der Preis derselben ist im Verhältnisse zu dem der in Paris erscheinenden ähnlichen Werke allerdings billig, wenn auch theuer im Vergleiche zu den Nachdrucks-preisen desselben Verlages (Meline, Cans u. Co.) Das Buch ist bei den Herren A. Asher u. Co. in Berlin für 3 Thlr. zu haben.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 54. Berlin, Freitag den 6. Mai 1842.

Frankreich.

Der Artesische Brunnen bei Paris.

Dritter Artikel. *)

Der Ursprung des Wassers, das in Grenelle gewonnen wird, kann bei Keinem, dem darüber ein Urtheil zusteht, mehr einem Zweifel unterliegen. Wir haben an den Gesetzen der Hydraulik selbst nachgewiesen, wie bloß aus kontinuirlichen gekrümmten Röhren, die aber noch nirgends in der Erdrinde gefunden und bisher nur künstlich angebracht wurden, das Wasser herausspringen kann und es absurd ist, den Behälter für unsere gewaltige Wassersäule auf der Erdoberfläche zu suchen. Ihre Quelle liegt nirgends anders als in den Eingeweiden der Erde; ihre Heftigkeit, ihre Hitze, die plötzlichen Stockungen, der Schwefelgeruch, die ausgeworfenen schwärzlichen Brocken: alle diese Umstände setzen sie den Vulkanen an die Seite, die an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten durch die Gewalt der Centralkraft gebildet worden sind. Das aber unterscheidet den Brunnen von den Vulkanen, daß er kein Produkt einer natürlichen und freiwilligen Explosion ist, sondern durch eine künstliche Operation hervorgerufen wurde, die an die vulkanischen Regionen streifte. Darum ist auch der größte Theil der ausgeworfenen Masse Wasser. Dieses nämlich bildet die oberste Schicht jener Regionen, wie alle vulkanische Ausbrüche zeigen, die immer mit Strömen von Dämpfen anfangen.

Vor wenigen Wochen brachten die Zeitungen folgende Nachricht: „Drei Jahre sind seit der letzten Explosion des Vesuvs verflossen. In dieser Zeit hatte der Krater desselben ein ganz eigenes Ansehen. Es bildete sich in ihm eine Art Trichter, dessen Boden lange verschlossen war. Vor einem Jahre ungefähr öffnete er sich, und seitdem strömte unaufhörlich ein weißer dichter Rauch aus. Jetzt hat der Rauch plötzlich eine röthliche Farbe angenommen, was einen baldigen Ausbruch befürchten läßt. — Uebrigens zeigen sich auf der nördlichen Seite des Trichters unzählige Spalten, aus denen der Rauch noch weit dichter kömmt, als aus der Mitte."

Versetzen wir nun auf den Grund des Brunnens von Grenelle eine Hitze, wie sie sich unter dem Vesuv entwickelt, so haben wir statt einer Wassersäule eine Dampfsäule.

Noch einen wesentlichen Unterschied jedoch zwischen beiden Vulkanen dürfen wir nicht unberührt lassen. Der künstliche Krater des Brunnens hat zur Befestigung seiner Wände eine cylindrische Bekleidung bekommen, während der natürliche des Vesuvs, ohne diesen Schutz, der Willkür der emporspringenden Massen preisgegeben ist. Sie stoßen die Wände ab oder zertrümmern an ihnen. Alle Stücke aber können nicht zur Oeffnung herausgeworfen werden, die schwereren fallen wieder hinunter und verstopfen den Lava-Strom, doch nur auf einige Zeit. Dann, indem sie sich der emporschleudernden Kraft entgegenstemmen, vermehren sie sie im Stillen und rufen endlich einen neuen Ausbruch hervor.

Man beobachtet zwar in Grenelle ähnliche Stockungen, aber sie sind lange nicht so anhaltend und selten total. Auch die doppelt so starken Strömungen, die ihnen zu folgen pflegen, haben nichts Schreckliches im Vergleich zu denen der natürlichen Vulkane. — Diese schwächeren Wirkungen lassen sich aus zwei Ursachen erklären: einmal ist, wie wir eben gesagt haben, der Krater von Grenelle fast in seiner ganzen Länge geschützt und beschränkt durch eine Metall-Röhre; dann sind die fremden Körper, die das Wasser mit sich führt, als Sand, Asche und Thon, so fein vertheilt, daß sie bequem ausgeworfen werden und sich schwer zu dichten Massen anhäufen.

Es ist also wahrscheinlich, daß der Sprudel von Grenelle bleiben wird, was er ist: ein aufsteigender Strom von geringer Veränderlichkeit und fast ununterbrochener Dauer. Eben so aber steht's auch mit der zerriebenen und erweichten Menge von Sand, Asche und Thon im Strome selbst. Das Wasser scheint immer trübe zu bleiben. Fremde Körper in solcher Verdünnung und Vermengung werden stets von der letzten Schicht der Erdrinde mit heraufgebracht werden. — Welches aber ist die Beschaffenheit dieser letzten Schicht? Die Sonde Mulot's hat uns darüber aufgeklärt. Sie hatte sich mit unerhörter Geschwindigkeit nur durch ihre eigene Schwere eingesenkt, und diese Sonde, diese dicke Eisenstange von 1700 Fuß Länge, wäre immer weiter gefallen und bis in die Eingeweide unseres Planeten gedrungen, wenn sie nicht, als sie eben die letzten festeren Schichten durchbohrt hatte, das Wasser zum Springen gebracht hätte. Der Strom stieß sie wieder herauf, da sie im Wasser an Gewicht verlor.

Die letzte Schale der Erdrinde, die unter allen festen Hüllen des Planeten liegt, ist also nur eine weiche zerreibbare Masse, ein Uebergangs-Körper, der von der zugleich heißen und nassen Einwirkung der Centralkraft weich erhalten wird. Sie entspricht genau der inneren Knochenhaut, die bei Menschen, Säugethieren und Vögeln die inneren Wände der Röhrenknochen bekleidet. Die große sphärische Knochenmasse aus Granit, die überall das Gerüst der Erdrinde bildet, ist eben so inwendig mit einer Haut überzogen, die zwischen jener Rinde, welche mit der Atmosphäre in Berührung kommt, und dem, was man das Mark im Innern der Erde nennen könnte, liegt, die Elementar-Verbindungen vermittelt und alle spätere Bildungen vorbereitet. Diese zwischenliegende Schicht hält auch schon ihrer Masse und dem Grade ihrer Festigkeit nach die Mitte zwischen der knöchernen Schale und dem, was wir das lebenbedingende Mark der Erde nennen möchten. Wenn nun durch die ganze Dicke dieser Schale ein vulkanischer Brunnen gebohrt wird, entweder mit Gewalt von unten nach oben durch das gesteigerte Ausdehnungsbestreben, oder friedlicher durch Menschenhand von oben nach unten, so werden Dämpfe, Gas und Wasser auf die Erdoberfläche geschleudert werden und aus der inneren Belegung der Erdrinde zerbröckelte und zerriebene Stücke mit sich fortreißen, die zu heißer Lava geschmolzen sind. — Wenn nun, wie in Grenelle, die emporschleudernde Kraft nur eine geringe Hitze entwickelt, dagegen beim Vesuv dieselbe Kraft, weil sie aus einer weit größeren Tiefe wirkt, die äußerste Gluth hervorruft: so sind beide Erscheinungen, da sie aus gleichartigen Ursachen hervorgehen, nur durch ihre Intensität unterschieden. — Immer ist es die Zwischenschicht, welche die Masse zu den Auswürfen hergiebt. — Wenn dem nicht so wäre und die verschiedenen Körper, aus denen diese in Grenelle zusammengesetzt sind, von den Wänden der unteren Mündung abgespült würden, so könnte man mit Recht fürchten, daß mit nächstem einmal das Schlachthaus mit seinen Umgebungen zusammenstürzen würde. Seit den 14 Monaten, daß der Brunnen springt, hat er — freilich nicht so lärmend als der Vesuv — nicht aufgehört, Tag und Nacht eine unendliche Menge erweichter, ursprünglich fester Körper auszuwerfen. Es müßte also wohl eine drohende Lücke unter den Lagen entstanden seyn, auf denen der Boden und die Häuser jenes Stadttheils ruhen. (Schluß folgt.)

*) Vgl. Nr. 40 und Nr. 41 des Magazins.

Spanien.

Rückblick auf den politischen Zustand Spaniens beim Ausbruch des Bürgerkrieges.

Von Loring, Capitain a. D.

(Schluß.)

Philipp V. leistete für sich und seine Nachkommen Verzicht auf den Französischen Thron. Die zu diesem Zwecke in Madrid versammelten Cortes und der Staatsrath von Castilien (supremo consejo di Castilla) gaben ihre Genehmigung, und das ganze Land gab seinen Beifall zu erkennen, weil hierdurch für die Zukunft dem Staate mehr Sicherheit gegeben wurde. Ferdinand hingegen begnügte sich mit dem feigen Rathe noch feigerer Minister, die ihrem Ehrgeiz und ihrer Habsucht die Ruhe und den Wohlstand ihres Vaterlandes opferten und ihrem Königlichen Gebieter in allen seinen Wünschen die bereitwilligsten Dienste leisteten. Colomarde, zu der Zeit der erste Minister und Liebling Ferdinand's, war zufrieden, wenn er beim täglichen Kartenspielen freundlich von seinem Könige behandelt wurde, weshalb er oft die dringendsten Geschäfte vernachlässigte, um dieses Vergnügens nicht beraubt zu werden. Gebrandmarkt bleibt daher in der Geschichte dieser Minister Ferdinand's, so wie auch seine Helfershelfer, die sämmtlich feig genug waren, ihren Gebieter in allen seinen Wünschen zu unterstützen.

Daß in früheren Zeiten auch Frauen den Thron beider Castilien bestiegen, ist gewiß, aber nur dann bestiegen sie ihn, wenn keine männliche Erben der Hauptlinie vorhanden waren, wie Doña Sancha (sprich Santscha), Tochter Alfons V., Doña Urraca, Tochter Alfons VI., Doña Berenguela, Tochter Alfons IX. von Castilien, gethan haben. Diese Letzte verheirathete sich mit Alfons IX., König von Leon. Beide Alfonse waren als Abkömmlinge Ferdinand's I. von Castilien mit einander verwandt; darum wurde die schon geschlossene Ehe Berenguela's für ungültig erklärt, ihre in der Ehe erzeugten Kinder, wovon der älteste der nachherige Ferdinand der Heilige, aber von den

im Jahre 1204 in Leon versammelten Cortes und von dem Papste als eheliche Kinder anerkannt. Berenguela zog sich, nach aufgelöster Ehe, nach Castilien zurück, wo ihr minderjähriger Bruder Heinrich I., dessen Vormundschaft sie übernahm, nach ihres Vaters Tode den Thron bestiegen hatte. Als kurze Zeit hernach Heinrich I. durch ein Unglück sein Leben verlor, wurde Berenguela Königin von Castilien. Sie aber ließ ihren ältesten Sohn von Leon nach Castilien bescheiden, stellte ihn den versammelten Cortes als König vor, setzte die Vormundschaft, die sie bei ihrem Bruder geführt, bei ihrem Sohne fort und blieb nichts als Verweserin des Reichs.

Durch Ferdinand den Heiligen oder III. wurden die beiden Reiche von Castilien und Leon mit einander verbunden, und diese wiederum mit dem Königreiche Aragon durch Ferdinand, den Katholischen genannt, der sich mit Isabel von Castilien vermählte. In dieser Ehe wurden mehrere Kinder erzeugt, starben aber alle früh, so daß von allen Königlichen Geschlechtern Spaniens nichts übrig blieb, als die Infantin Johanna, die Blödsinnige (Juana la loca), die sich mit Philipp dem Schönen, Erzherzoge von Oesterreich, vermählte. Aus dieser Ehe entsproß Karl I. (V. als Deutscher Kaiser), wodurch die Habsburger bis zum Tode Karl's II. den Spanischen Thron behaupteten, nachdem sie demselben, Philipp den Schönen mitgerechnet, sechs Könige gegeben hatten.

Ob noch wirklich männliche Nachkommen des alten Königshauses damals vorhanden gewesen, als die Habsburger den Spanischen Thron bestiegen, wie einige Chroniken es behauptet haben, ob der bekannte Admiral von Castilien, Don Juan Tomas Henriquez de Cabrera, Graf von Malgar, wirklich in gerader Linie von Friedrich von Castilien, Sohn Alfons' II., abstammte, ist sehr ungewiß. Friedrich wurde auf Befehl seines Bruders, Peter des Grausamen, zu Sevilla ermordet. Er war Zwillingsbruder Heinrich's II., welcher Peter dem Grausamen auf dem Throne von Castilien folgte. Dieser Heinrich II. war Urgroßvater der Königin Isabel der Katholischen.

Durch das Testament Karl's II. zu Gunsten des Herzogs Philipp von Anjou, eines Enkels Ludwig's XIV., Königs von Frankreich, gelangten die Bourbons auf den Spanischen Thron. Mit dem Utrechter Frieden aber erhielt das erwähnte Testament erst seine volle Gültigkeit und machte dem Spanischen Erbfolgekrieg, nachdem er bereits 12 Jahre gedauert hatte, ein Ende. Erst nach diesem Frieden wurde Philipp von Anjou als der V. von allen Mächten Europa's anerkannt. Die ganze sogenannte coronilla de Aragon, wozu Catalonien, Valencia, die Balearischen Inseln und das eigentliche Aragon gehörten, verlor ihre Privilegien, weil Philipp V. sie als eroberte Provinzen ansah. Das Einzige, was er ihnen ließ, war das Salische Gesetz, das durch Jakob (Jaime) I., König von Aragonien, in einer Cortes-Versammlung zu Lerida im Jahre 1273 schon eingeführt worden und bisher als Grundgesetz in diesem Königreiche bestanden hatte. Er dehnte es über die ganze Spanische Monarchie aus, weil, wie ich vorher schon bemerkt habe, in den Castillianischen Königreichen kein eigentliches Thronfolgegesetz vorhanden war. Philipp V. ließ das Salische Gesetz dem Staatsrathe vorlegen, übergab es dann dem Rathe von Castilien zur Durchsicht, und beide Theile beriethen es hierauf mit den eigens versammelten Cortes. Die Geschichte beweist, wie günstig dieses Gesetz aufgenommen ward. Es bestand aus den 5 folgenden Hauptpunkten:

1) Die männlichen Nachkommen der neuen Königlichen Dynastie sollen den weiblichen in der Thronfolge vorgezogen werden.
2) Die weiblichen Nachkommen können nur dann zur Thronfolge gelangen, wenn es gänzlich an männlichen Nachkommen fehlt, auch sollen
3) im Fall eine Nebenlinie zur Thronfolge gelangt, die männlichen Erben den weiblichen vorgezogen werden.
4) Im Falle, daß kein männlicher noch weiblicher Erbe vorhanden, soll, zum Vortheil des Staats, eine allgemeine Aufforderung geschehen, damit der Thron immer von Prinzen besetzt werden kann, welche durch Erklärung ihres Rechts ihre Ansprüche geltend machen können. Beim Mangel an diesen, soll dem Hause Savoyen die nächste Thronfolge zugesichert werden.
5) Alles, was, an Gesetzen vorhanden, mit diesem im Widerspruche steht, soll für immer aufgehoben bleiben.

Diese fünf Artikel wurden von den Cortes in die Gesetzgebung aufgenommen, unter dem §. 7 im 5ten Buche der Gesetz-Sammlung eingetragen und allen Mächten Europa's zugeschickt. Sie wurden durch den Utrechter Frieden von allen Fürsten bestätigt, ausgenommen von dem Deutschen Kaiser Karl VI., der sie aber auch späterhin annahm, da von Seiten Philipp's V. die Pragmatica zu Gunsten seiner Tochter bestätigt wurde.

So handelte Philipp V. Ob Ferdinand VII. bei Aufhebung des Salischen Gesetzes und Einführung der Pragmatica sich eben so benommen, werden wir sehen.

Hofkabale und weibliche List, wie ich schon vorher bemerkt, verleiteten Ferdinand, die pragmatische Sanction am 29. März 1830, wo sich die ersten Zeichen der Schwangerschaft bei seiner vierten Gemahlin zeigten, bekannt zu machen. Ob die Liebe zu seiner Frau, durch die Hoffnung, bald Vater zu werden, noch verstärkt, oder ob Rache ihn dazu bewog, ist ein Geheimniß; so viel aber ist gewiß, daß sein Wille Widerstand fand, und daß er mehrere Mitglieder des Staatsraths und des Raths von Castilien (supremo consejo di Castilla) ihrer Stellen entsetzte, weil sie, als Männer von Ehre, ihm sein Vorhaben widerriethen und, die schrecklichen Folgen dieser Veränderung vorhersehend, ihn auf die noch kaum geheilten Wunden, welche der Bürgerkrieg dem Vaterlande geschlagen, hinwiesen.

Aber Ferdinand wollte es, und sein Wille mußte geschehen! Er unterschrieb die Pragmatica und mit ihr das Todesurtheil der Spanischen Jugend!! Die widerspenstigen Räthe mußten ihre Schuld in Verbannung, einige sogar im Kerker büßen, und neue feige Kreaturen traten an ihre Stellen.

Dem Infanten Don Carlos Maria Isidor, zweitem Sohne Karl's IV. und ältestem Bruder Ferdinand's, wurden hierdurch alle Ansprüche auf den Thron für sich und seine Nachkommen, die er, insofern Ferdinand ohne männliche Erben mit Tode abgegangen, gehabt hätte, abgesprochen. Der einzige Fehler, den Don Carlos nach Bekanntmachung der Pragmatica begangen, ist: nicht gleich dagegen protestirt zu haben. Ob Feigheit oder die Hoffnung, durch Sanftmuth und Güte seinen Bruder eines Besseren zu überzeugen, ihn davon abgehalten, überlasse ich dem Urtheile meiner Leser, denen ich es an Gelegenheit nicht werde fehlen lassen, diesen in jetziger Zeit so oft erwähnten Mann näher kennen zu lernen. Uebrigens hatte Don Carlos damals keine geeignete Gelegenheit, zu protestiren, weil er, im Schlosse bei seinem Bruder wohnend, das gute Verhältniß dadurch aufgehoben hätte; auch war es ja noch nicht bestimmt, daß Maria Christina eine Tochter gebären würde. Hätte sie ihrem Königlichen Gemahl einen Sohn geboren, so würde alles Protestiren des Don Carlos umsonst gewesen seyn; auch hätte er sich dadurch seinem Bruder feindselig gegenüber gestellt.

Wie man mit Don Carlos verfahren, wenn er gegen diese Handlung seines Bruders protestirt hätte, bleibt freilich ungewiß; daß man aber durch Einkerkerung ihn für sein Betragen gezüchtigt haben würde, ist anzunehmen, da in der Zeit kein Bedenken getragen ward, Hand an einen Königlichen Prinzen zu legen.

Daß die Minister Ferdinand's es später einsahen, ein National-Verbrechen begangen zu haben, indem sie gegen ihren Gebieter *allzu dienstfertig* waren, beweist ihr Benehmen bei der Krankheit des Königs im Monat September 1832.

Ferdinand VII., geplagt von der Gicht, welche ihm zur Brust gestiegen, erkrankte am 17. September 1832 so sehr, daß er einige Zeit ohne Bewußtseyn und ohne das geringste Lebenszeichen daniederlag. Am 18. September erholte er sich indeß wieder. Es war an diesem Tage, wo er das Dekret unterschrieb, welches das am 29. März 1830 über die Thronfolge gegebene widerrief. Ich kann diesen Verfall, weil er mir von mehreren Augenzeugen gleichlautend erzählt worden ist, hier näher mittheilen.

Als am 18. September 1832 der König von seiner schweren Krankheit sich etwas erholt hatte, kam der ehemalige Staats-Minister Graf Alcudia aus den Königlichen Gemächern in den Saal, wo die übrigen Minister versammelt waren. Er rief den Justiz-Minister Colomarde bei Seite und theilte ihm heimlich mit, wie die verabredete Sache sich verhalte, und die Maßregeln, die er bereits getroffen, und beschied ihn augenblicklich zum Könige. Colomarde begab sich auf der Stelle zu seinem Monarchen, welcher ihm gleich beim Eintritte Alles wiederholte, was Alcudia ihm über den Zustand der politischen Angelegenheiten gesagt hatte. Der Minister Colomarde unterbrach den König und sagte ihm, daß er sich nicht beunruhigen möge, obgleich er wisse, daß die Revolutionairs, unterstützt von einigen Fremden, den Versuch machen wollten, das Gesetz de Partida aufrecht zu erhalten. „Das Glück, das wir von den Fremden nun zu erwarten haben, kennen Ew. Majestät; das Einzige aber, was ich befürchte, ist, daß es ohne Blutvergießen nicht abgehen wird." Die Königin, welche zugegen war, machte bei diesen Worten eine Bewegung und sagte: „Alles, nur nicht das, ich will kein Blut" (todo menos eso, yo no quiero sangre). — „Giebt es denn gar kein Mittel, das Unglück, welches *uns* bedroht, abzuwehren?" fragte der König den Minister. — „*Es giebt kein anderes Mittel*", antwortete Colomarde, „als das Gesetz de Partida, welches durch die Pragmatica wieder in Wirkung getreten, aufzuheben und so alle Unternehmungen und Pläne der Revolutionaire zu vereiteln." (Leyes de Partida heißen die Gesetze von Castilien, die der König Don Fernando I. sammeln ließ.)

„Ich wünsche und habe von jeher immer das Beste meiner Nation gewollt", antwortete der Spanische Monarch; „durch Deinen Rath überzeugt, wünsche ich, daß Du augenblicklich ein Widerrufungs-Dekret aufsetzest, und befehle Dir, es Keinen eher wissen zu lassen, als nach meinem Tode. Trage Sorge, daß es bis dahin weder veröffentlicht werde, noch aus dem Justiz-Ministerium herauskomme." (Die Königliche Familie von Spanien nennt alle ihre Untergebenen Du.)

„Es muß nothwendig auch den anderen Ministern mitgetheilt werden", antwortete Colomarde; „ein Dekret von solcher Wichtigkeit kann nie bekannt gemacht werden, noch Gültigkeit erlangen, wenn die dazu erforderlichen Formen nicht beobachtet werden. Und wenn ich das Unglück hätte, dies allein zu verantworten, so würde es mir nicht an Feinden fehlen, die mich nachher beschuldigten, meinen Herrn und König hintergangen zu haben. Ich erachte deshalb die Gegenwart der übrigen Minister für nöthig, und kann dann dieses Dokument vorgelesen und darauf von Ew. Majestät unterschrieben werden."

„Du hast Recht", erwiederte der König; „aber auch in diesem Falle empfehle ich Dir von neuem die größte Verschwiegenheit."

Der Minister Colomarde fragte hierauf den König, zu welcher Zeit er wohl alle Minister empfangen könne, um bei der Vorlesung und Unterschreibung des Widerrufungs-Dekrets des Gesetzes de Partida gegenwärtig zu seyn? Der König antwortete: „Heute Abend präcise 6 Uhr."

Colomarde begab sich hierauf zu seinen Kollegen, machte sie mit dem Wunsche des Königs bekannt und setzte folgendes Widerrufungs-Dekret auf:

„Da ich wünsche, meinen Völkern einen Beweis meiner väterlichen Liebe zu geben, so widerrufe ich das von mir gegebene Gesetz Nr. 2., 15te Abhandlung der 2ten Partida und alle sonstige Klauseln, welche in meinem Testamente diesem meinem letzten Entschlusse zuwider wären. Es soll dieses meinen letzten

Willen enthaltende Dekret im Justiz-Ministerium bis zu meinem Todestage niedergelegt werden." St. Ildefonso, den 18. September 1832."

Colomarde suchte durch dieses Dekret seine begangenen Fehler wieder gut zu machen und, wo möglich, den schon in der Ferne drohenden Bürgerkrieg dadurch abzuwehren.

Die Anhänger des Salischen Gesetzes, so wie die der Pragmatica, hatten — eine jede Partei für sich — schon engere Verbindungen angeknüpft. Beide schienen der Regierung gefährlich werden zu wollen, insbesondere die Letzteren, wegen ihrer Verbindung mit den Liberalen.

Zu der vom Könige dazu bestimmten Stunde versammelten sich sämmtliche Minister und begaben sich zum Monarchen, und um dessen Bett sich stellend, wurde ihnen das von Colomarde abgefaßte Dekret von diesem selbst vorgelesen. Nachdem der König es genehmigt, gab ihm die Königin zum Unterschreiben eine Feder in die Hand und legte einen Schreibkasten auf das Bett, damit der Monarch bequemer schreiben könne. Nachdem dieser das „Yo el Rey" (Ich der König) bereits geschrieben, fragte er den Justiz-Minister, ob er seinen Namen noch dazu setzen sollte, worauf ihm dieser erwiederte, daß, obgleich es nicht nöthig, bei einem so wichtigen Dekrete es doch auch nicht schaden könnte. Der König schrieb hierauf seinen Namen „Fernando" hinzu und gab es alsdann dem Justiz-Minister zurück.

Die Krankheit des Königs nahm von Tage zu Tage zu. Die Revolutionaire benutzten diese Gelegenheit, sich bei der Königin mehr beliebt zu machen, um sie hernach als Werkzeug ihrer eigenen Partei gebrauchen zu können.

Die Ankunft des Infanten Don Francisco de Paula und seiner Gemahlin Carlota, aus Sevilla, von wo sie bei der ersten Nachricht von der gefährlichen Krankheit des Königs schleunigst abgereist waren, trug nicht wenig zu dieser günstigen Aufnahme der Liberalen bei. Da die ränkevolle Carlota vom letzten Dekrete Ferdinand's Kunde erhalten, so entzündete sich in ihren Adern ihr südliches Blut. Sie stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen, brachte das ganze Schloß in Aufruhr und beschimpfte vor aller Welt den Grafen Alcudia mit den schmutzigsten Ausdrücken, welche die Spanische Sprache nur aufzuweisen hat. Damit noch nicht zufrieden, suchte sie dem Könige gegen das ganze Minister-Kollegium Argwohn einzuflößen und es als gefährlich darzustellen. Sie erlangte ihren Zweck. Das bisherige Ministerium wurde abgesetzt und Zea-Bermudez, Spanischer Gesandter am Großbritanischen Hofe, durch ein Königliches Dekret vom 1. Oktober zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Zea-Bermudez vertrat nun die Stelle des Grafen Alcudia. Zu gleicher Zeit wurde ihm die Präsidentschaft des Ministerraths übertragen. Durch ein anderes Königliches Dekret vom 6. Oktober 1832 übertrug der König, während seiner Krankheit, der Königin die Regentschaft.

Hierdurch erreichten die Liberalen ihren Zweck und vermochten es von nun an, wieder aufzukommen. Sie benutzten die Regentschaft der Königin, um sich dieser schwachen Frau gänzlich zu bemächtigen und sie als ihr Spielzeug handeln zu lassen. Es gelang auch dieser Partei, der Königin das so berühmte Amnestie-Dekret vom 15. Oktober 1832 abzulocken. Die Königin würde sich einen unsterblichen Namen hierdurch erworben und von allen Zungen die gerechtesten Lobsprüche erhalten haben, wenn ganz andere Gründe, wie die bekannten, das Amnestie-Dekret bewirkt hätten. Großmüthig konnte sie den Feinden ihres Gemahls und den ihrigen verzeihen; aber es mußte nicht mit Aufopferung der Freunde des Königs geschehen, da die Liberalen bereits anfingen, sich allmälig der ersten Staatsämter zu bemächtigen.

Den Männern der Restauration von 1823, wenn sie auch gänzlich der Königin ergeben waren, blieb nichts Anderes übrig, als sich entweder ihren erbitterten Feinden auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, oder eine Gegenpartei zu bilden, die den Liberalen selbst unter den Liberalen ein Damm seyn sollte. Von dieser Zeit schreibt sich die Entstehung der Exaltados und Moderados, und der Gegenpartei dieser beiden, der — der erklärten Karlisten.

Obwohl die Grundsätze der Moral unveränderlich sind, so ändern sich doch unsere Begriffe von Ehre und Schande fortwährend mit dem wechselnden Zustande der bürgerlichen Gesellschaft. Dies geschah auch in Spanien.

Die General-Capitaine, so wie die Intendanten der Provinzen, die seit 1823 ihre Stellen versahen, wurden abgesetzt und ihre dem Könige geleisteten Dienste als Verrath am Vaterlande angesehen.

Am 31. Dezember 1832 waren schon alle Regierungsstellen von neuen Beamten besetzt und die Pragmatica Ferdinand's, die drei Monate vorher von ihm widerrufen war, von neuem als gültig erklärt.

Am 4. Januar 1833 übernahm der König wiederum die Zügel der Regierung und zollte der Königin öffentlichen Dank für ihre geleistete Hülfe. Ein Königliches Dekret hieß alle Handlungen der Königin während ihrer Regentschaft gut und bestätigte sie.

Die Königlichen Freiwilligen der Provinz Toledo empörten sich um diese Zeit; sie wurden geschlagen, ihre vorzüglichsten Chefs gefangen genommen, die Rädelsführer hingerichtet und sämmtliche Volontarios Realistas von ganz Spanien aufgelöst und entwaffnet. Hierdurch sahen die Liberalen ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt. Es war dies ihr erster Sieg, die erste Stütze zu ihrem neuen Gebäude.

Den wirklichen Liberalen diente die Thronfolge Isabel's nur zum Vorwande. Sie wurden die eifrigsten Verfechter der Pragmatica, um zu Anstellungen und hohen Aemtern zu gelangen und ihre eigentliche Absicht desto besser zu bemänteln.

Der früher von ihnen verwünschte Ferdinand wurde nun von ihnen bis zu den Wolken erhoben. Man fing an, breite Sammetbänder um die Hüte zu tragen, mit der Devise: „Viva Fernando, Isabel y Christina" so wie auch Knebelbärte, um ja für Anhänger der neuen Ordnung zu gelten, welches sie dadurch zu rechtfertigen suchten, daß schon Karl IV. dieselben Maßregeln ergriffen hätte, um das Salische Gesetz aufzuheben.

Karl IV. bestieg, wie bekannt, nach dem Tode seines Vaters Karl III. den Spanischen Thron. Die herrschsüchtige Königin Maria Louise, seine Gemahlin, bange, ihren kränklichen Gemahl bald zu verlieren, in welchem Falle dessen ältester Bruder Ferdinand, König von Neapel, das Spanische Scepter führen würde, da noch kein männlicher Erbe aus ihrer Ehe entsprossen war, suchte daher alles Mögliche aufzubieten, um die Aufhebung des Salischen Gesetzes zu bewirken und so nach Absterben ihres Gemahls die Krone auf das Haupt ihrer ältesten Tochter zu bringen, die nachher Gemahlin König Johann's VI. von Portugal wurde, damit sie die bei ihrem Gemahle geführten Zügel der Regierung bei ihrer Tochter fortführen könne.

Die bereits abgefaßten Akten zur Aufhebung des Salischen Gesetzes wurden den damals in Madrid versammelten Cortes vorgelegt, aber von diesen nicht genehmigt, sondern ins Archiv gethan. Daß Karl IV. seinen Entschluß nicht durchsetzte, lag wohl darin, daß die Höfe von Frankreich, Neapel und Parma energisch dagegen protestirten und Karl zu einer Aenderung seines Entschlusses bestimmten.

So wie Augenzeugen erzählen, soll sich dieser sonst so schwache Monarch bei dieser Gelegenheit sehr Königlich benommen haben. Maria Louise konnte diese Widerspenstigkeit ihres Gemahls nie vergessen: daher auch der Haß, den sie ihr ganzes Leben hindurch gegen ihren ältesten Sohn Ferdinand hegte.

Ferdinand's Vater zog zum wenigsten die Cortes zur Ausführung seines Vorhabens zu Rathe; Ferdinand aber begnügte sich, sie erst dann zusammen zu berufen, als die Pragmatica bereits drei Jahre existirt und die Zusammenberufung keinen anderen Zweck hatte, als seiner ältesten Tochter Maria Isabel Luisa den Huldigungseid als Prinzessin von Asturien zu leisten, was auch den 20. Juni 1833 in Madrid geschah.

Diese Cortes-Versammlung hieß por estamentos, d. h. nach Standesordnung. Sie enthielt eine gewisse Anzahl von Prälaten und Granden, die durch ihren Rang hierzu befugt sind, um den Klerus und die Ritterschaft zu vertreten. Die Bürgerklasse (estado llano) hatte auch ihre Sprecher oder Vertheidiger, es waren die Abgesandten (deputados) von 37 Städten, welche damals noch das außerordentliche Privilegium hatten, Deputirte nach den Cortes zu schicken, der einzige Rest ihrer alten Freiheiten, der ihnen bis zu Ferdinand's Zeiten übrig geblieben war. Jetzt herrscht in ganz Spanien eine ganz andere Verfassung. Die städtischen Deputirten wurden früher vom Magistrate (ayuntamiento) gewählt, ohne daß das Volk daran Antheil nahm. Diese Magistratsstellen wurden theils vom Könige vergeben, theils waren sie in einigen Familien erblich. An der Spitze der städtischen Ayuntamientos stand ein Corregidor, ein vom Könige eingesetzter Beamter, der auch zu gleicher Zeit Präsident des Stadtrathes und Polizeirichter der zweiten Instanz war.

Von einer Cortes-Versammlung, wie diese, konnten Ferdinand und Christine leicht erlangen, was sie nur wünschten, denn die meisten der Deputirten waren von der Regierung abhängige Leute, auch war vom Anfange 1833 kein alter Beamter mehr an seiner Stelle, es sey denn, daß er durch eine unaufgeforderte Anerkennung der Prinzessin seine politische Meinung kundgethan und deswegen einen höheren Posten erhalten hatte. Was die Festlichkeiten bei der Huldigung der Infantin Maria Luise Isabel anbetrifft, so gingen sie eben so kalt als geschwind vorüber. Mehrere Prälaten, unter anderen auch der Kardinal Erzbischof von Toledo, waren nicht zu dieser Cortes-Versammlung erschienen. Der Erzbischof von Toledo, als Primas von Spanien, hätte den Eid der Cortes empfangen müssen. Seine Stelle vertrat der vom Könige hierzu erwählte Patriarch von Indien. Auch fehlte bei dieser Festlichkeit der nach Portugal verbannte Infant Don Carlos und dessen ganze Familie. Letzterer protestirte damals, in seinem Namen und Namens seiner drei Söhne, öffentlich gegen diese eigenmächtige Handlung seines Bruders und ließ diese Protestation durch den damaligen Spanischen Gesandten am Portugiesischen Hofe, Don Luis de Cordova (nachherigen General), in folgendem Schreiben seinem Königlichen Bruder zukommen:

Declaration.

Ich Karl Maria Isidor von Bourbon, Infant von Spanien, überzeugt, daß meine Ansprüche auf den Spanischen Thron, so wie ich Ew. Majestät überlebe und Selbe keine männliche Erben hinterläßt, durchaus legitim sind, erkläre hiermit, daß weder mein Gewissen noch meine Ehre es mir erlauben, Ew. Majestät Thronfolge-Gesetz zu beschwören oder anzuerkennen.

Hier zu den Füßen Ew. Majestät

Ew. geliebter Bruder und treuer Unterthan

Der Infant Don Carlos von Bourbon.

Im Palais zu Ramalhao, den 29. April 1833.

Der König von Neapel, Ferdinand II., ließ durch seinen Gesandten eine am 18. Mai 1833 zu Neapel geschriebene Protestation einreichen und bestätigte damit die, welche von seinem Vater schon am 22. September 1830 eingeschickt worden war.

Karl X., als Haupt der Familie Bourbon, war schon im April 1830, durch seinen Botschafter, Grafen St. Priest, gegen die Umwerfung des Salischen Gesetzes eingekommen; auch der damalige Herzog von Orleans, nunmehrige König der Franzosen, schickte dem oben erwähnten Botschafter eine Protestation zu.

Hat nicht von nun an ein jeder Nachfolger Ferdinand's das Recht, mit der Thronfolge zu schalten und zu walten wie er will, da Ferdinand sich das Recht angemaßt hat, damit nach Willkür handeln zu können!

Wird nicht ein Jeder, der seine Familie schätzt und liebt, dem Don Carlos das Recht zugestehen und, wie er, für ihr zeitiges Interesse sorgen und dahin trachten, daß seine Güter nicht zersplittert werden oder gar in fremde Hände gerathen?

Hat Isabel II., wenn sie Königin bleiben sollte, nicht das Recht, sobald sie mündig wird, ihre Hand einem Fremden zu geben, der weder Spanier, noch Mitglied ihrer Familie ist? Würde hierdurch nicht für immer der Nachkommenschaft des Don Carlos, so wie der seines Bruders, des Infanten Don Francisco de Paula, der Weg zum Throne versperrt seyn, wenn Fremde sich des Spanischen Thrones bemächtigten? Gewiß! denn käme er in fremde Hände, so würden diese ihn zu behalten wissen. Die Nachkommen Philipp's V. müßten in den Privatstand zurücktreten, ihr Name würde aufhören und mit der Menge sich vermischen.

Dies Alles veranlaßt mich, Don Carlos als den rechtmäßigen Erben Ferdinand's VII. anzusehen, und ich weigerte mich deshalb, und mit mir 45 Offiziere des 1sten Garde-Infanterie-Regiments, der Infantin Maria Isabel Luisa als Prinzessin von Asturien den Huldigungseid zu leisten. Wir Alle wurden unseres Dienstes entlassen, genau von der Polizei beobachtet und nach allen Gegenden Spaniens vertheilt. Mir gelang es, vom Englisch-Hannoverschen Prokonsul zu Barcelona einen Reisepaß zu erhalten, und ich kam glücklich am 3. Mai 1833 nach Perpignan. Zwei Jahre und acht Monate hatte ich als Lieutenant bei der Spanischen Garde gedient; jetzt aber faßte ich den Entschluß, so wie der immer mehr und mehr absterbende Ferdinand VII. die Augen geschlossen haben würde, mich den Vertheidigern der Rechte des Don Carlos anzuschließen, um für Legitimität mein Blut und Leben zu wagen.

Türkei.

Der Araber und sein Roß. *)

Ein Türkischer Kavallerie-General, Dano Pascha zu Mardin, stand schon seit lange in Unterhandlung mit einem Arabischen Stamme wegen einer Stute vom Geschlecht Menegbi **); endlich vereinigte man sich zu dem Preise von 60 Beutein oder nahe an 2000 Thalern. Zur verabredeten Stunde trifft der Häuptling des Stammes mit seiner Stute im Hofe des Pascha's ein. Dieser versucht noch zu handeln; aber der Scheich erwiedert stolz, daß er nicht einen Para herablasse. Verdrießlich wirft der Türke ihm die Summe hin, mit der Aeußerung, daß 30,000 Piaster ein unerhörter Preis für ein Pferd sey. Der Araber blickt ihn schweigend an und bindet das Geld ganz ruhig in seinen weißen Mantel; dann steigt er in den Hof hinab, um Abschied von seinem Thiere zu nehmen; er spricht ihm Arabische Worte ins Ohr, streicht ihm über die Stirn und Augen, untersucht die Hufe und schreitet bedächtig und musternd rings um das aufmerksame Thier. Plötzlich schwingt er sich auf den nackten Rücken des Pferdes, welches augenblicklich vorwärts und zum Hof hinausschießt.

In der Regel stehen hier die Pferde Tags und Nachts mit dem Palam oder Sattel aus Filzdecken. Jeder vornehme Mann hat wenigstens ein oder zwei Pferde im Stalle bereit, die nur gezäumt zu werden brauchen, um sie zu besteigen; die Araber aber reiten ganz ohne Zaum, der Halfterstrick dient, um das Pferd anzuhalten, ein leiser Schlag mit der flachen Hand auf den Hals, es links oder rechts zu lenken. Es dauerte denn auch nur wenige Augenblicke, so saßen die Aga's des Pascha's im Sattel und jagten dem Flüchtlinge nach.

Der unbeschlagene Huf des Arabischen Rosses hatte noch nie ein Steinpflaster betreten, und mit Vorsicht eilte es den holprigen, steilen Weg vom Schlosse hinunter. Die Türken hingegen galoppiren einen jähen Abhang mit scharfem Geröll hinab, wie wir eine Sandhöhe hinan; die dünnen, ringförmigen, kalt geschmiedeten Eisen schützen den Huf vor jeder Beschädigung, und die Pferde, an solche Ritte gewöhnt, machen keinen falschen Tritt. Am Ausgange des Orts haben die Aga's den Scheich beinahe ereilt; aber jetzt sind sie in der Ebene, der Araber ist in seinem Elemente und jagt fort in gerader Richtung; denn hier hemmen weder Graben noch Hecken, weder Flüsse noch Berge seinen Lauf. Wie ein geübter Jockey, der beim Rennen führt, kömmt es dem Scheich darauf an, nicht so schnell, sondern so langsam als möglich zu reiten; indem er beständig nach seinen Verfolgern umblickt, hält er sich auf Schußweite von ihnen entfernt; dringen sie auf ihn ein, so beschleunigt er seine Bewegung; bleiben sie zurück, so verkürzt er die Gangart des Thiers; halten sie an, so reitet er Schritt. In dieser Art geht die Jagd fort, bis die glühende Sonnenscheibe sich gegen Abend senkt; da erst nimmt er alle Kräfte seines Rosses in Anspruch; er lehnt sich vorn über, stößt die Zersen in die Flanken des Thiers und schießt mit einem lauten „Fallah!" davon. Der feste Rasen erdröhnt unter dem Stampfen der kräftigen Hufe, und bald zeigt nur noch eine Staubwolke den Verfolgern die Richtung an, in welcher der Araber entfloh.

Hier, wo die Sonnenscheibe fast senkrecht zum Horizont hinabsteigt, ist die Dämmerung äußerst kurz, und bald verdeckt die Nacht jede Spur des Flüchtlings. Die Türken, ohne Lebensmittel für sich, ohne Wasser für ihre Pferde, finden sich wohl zwölf oder funfzehn Stunden von ihrer Heimat entfernt, in einer ihnen ganz unbekannten Gegend. Was war zu thun? als — umzukehren und dem erzürnten Herrn die unwillkommene Botschaft zu bringen, daß Roß und Reuter und Geld verloren sind. Erst am dritten Abend treffen sie, halb todt vor Erschöpfung und Hunger, mit Pferden, die sich kaum noch schleppen in Mardin wieder ein; ihnen bleibt nur der traurige Trost, über dieses neue Beispiel von Treulosigkeit eines Arabers zu schimpfen, wobei sie jedoch genöthigt sind, dem Pferde des Verräthers alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und einzugestehen, daß ein solches Thier nicht leicht zu theuer bezahlt werden kann.

Am folgenden Morgen, als eben der Iman zum Frühgebete ruft, hört der Pascha Hufschlag unter seinen Fenstern, und in den Hof reitet ganz harmlos unser Scheich. „Sidi!" ruft er hinauf: „Herr, willst du dein Geld oder mein Pferd?" —

*) Nach den höchst lebendig und lehrreich schildernden „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839." (Berlin, Posen und Bromberg, 1841).

**) Von Kohilan, dem Lockpferde des Propheten Salomon, sind die vorzüglichsten Enkel die Kinder Menegbi's, demnächst die Teraf, die Dzelevi, die Sakali u. v. a. Auf der Flucht von Medina ritt Muhammed einen Kohilan von der Linie Menegbi.

Mannigfaltiges.

— **Warnung.** Von dem berüchtigten Roman Le nom de famille, von A. Luchet, kündigt die Buchhandlung des Herrn L. Fort in Leipzig eine Deutsche Uebersetzung an. Wir warnen namentlich Leihbibliotheken, die sich nicht der Verantwortlichkeit aussetzen wollen, moralisches Gift zu verbreiten, vor dem Ankaufe derselben. In Frankreich hat das Gericht, vor welches das genannte Buch durch die Sitten-Polizei gezogen wurde, die Confiscation desselben angeordnet und den Verf. zu einer bedeutenden Strafe verurtheilt, der er sich nur durch Entweichung nach England entziehen konnte. In Brüssel hat die Redaction einer Zeitung (des Journal de Bruxelles) dem Belgischen Verleger, der auf dem Umschlage des von ihm nachgedruckten *Nom de Famille* gesagt hatte, daß dieser Roman von ihr gelobt worden sey, wegen dieser ehrenrührigen Imputation einen Injurien-Prozeß gemacht.

Bibliographie. *)

Frankreich.

de la Faye Catalogue complet des républiques imprimées en Hollande in-16, av. des remarques sur les diverses éditions. 16. Paris. 2 fr. — Neuer verbesserter Abdruck einer ältern, ursprünglich in Sallengre's Mémoires de littérature (2 vol. la Haye 1715. 17. 8.) erschienenen bibliographischen Arbeit, in nur 125 Exemplaren (Sedez-Format der Republiken), veranlaßt von einem Verehrer (J. E.) Elzevirischer Drucke. Brunet, in dem Essai bibliographique sur les éditions des Elzevirs (Paris 1822. 8.), hat jene Republiken, auf de la Faye's Arbeit verweisend, mit Stillschweigen übergangen. So war eine Zeit, wo Bücherfreunde dieselben eifrig sammelten, und es finden sich deren mehr oder weniger in allen größeren Bibliotheken. Vergl. auch Ebert Allgem. bibliographisches Lexikon, unter: Respublicae Elsevirianae.

Leroux de Lincy Le livre des proverbes français; précédé d'un essai sur la philosophie de Sancho Pança par F. Denis. 2 vol. 18. Paris. 7 fr.

de Barante Tableau de la littérature française au 18. siècle. 6. édition. 12. Paris. 3 fr. 50 c.

A. Balbi Abrégé de géographie. 3. édition revue. 8. Mit 24 Karten. Paris. 21 fr.

Complément du Dictionnaire de l'académie française, publié — et précédé d'une préface par L. Barré. 4. Paris, Didot. 25 fr. — Bekanntlich hat die Französische Akademie in ihr Wörterbuch (6. édit. 2 vol. Par. 1835. 4. 36 fr.), mit Ausschließung aller technischen Ausdrücke, nur die Ausdrücke des gewöhnlichen Lebens aufgenommen. Jene technischen Ausdrücke der Französischen Sprache nun möglichst vollständig zu sammeln, war die Aufgabe obigen Werkes, das von Hrn. Barré im Verein mit mehreren namhaften Gelehrten bearbeitet worden.

C. de Rémusat (vormaliger Minister des Innern) Essais de philosophie. 2 vol. 8. Paris, Ladrange. 15 fr. — Vergl. Nr. 23. 24. Andere Erscheinungen im Gebiete der Philosophie sind: V. Cousin Philosophie de Kant. Tome 1. 8. Paris, Ladrange. 7 fr. (Vergl. Nr. 17) und A. Gibon Cours de philosophie. Tome 2. 2. partie (Schluß des Werks). 8. Paris. 4 fr. (Vergl. 1841 Nr. 134.) Der philosophische Buchhändler in Paris ist Hr. Ladrange.

C. Perrault Mémoires, contes et autres oeuvres; précédés d'une notice sur l'auteur par P. L. Jacob, bibliophile, et d'une dissertation sur les contes des fées par le baron Walckenaer. 12. Paris. 2 fr. 50 c.

C. Lenormant Musée des antiquités égyptiennes, ou Recueil des monumens égyptiens, architecture, statuaire, glyptique et peinture; accompagné d'un texte explicatif. Livr. 14 (u. letzte). Folio. Paris. 10 fr. Das vollständige Werk 140 fr.

Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi et autres bibliothèques, publiés par l'Institut roy. de France. Tome 14. 4. Paris. 20 fr.

A. Granier de Cassagnac Voyage aux Antilles françaises, à St.-Domingue et aux États-Unis de l'Amérique. 1. partie. Les Antilles françaises. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

H. Stephanus Thesaurus graecae linguae. Post editionem anglicam novis additamentis auctum ordineque alphabetico digestum tertio ediderunt C. B. Hase, G. Dindorfius et L. Dindorfius. Vol. 3. Fasc. 1. Folio. Paris, Didot. 12 fr.

Jaubert (comte) et E. Spach Illustrationes plantarum orientalium, ou Choix de plantes nouvelles ou peu connues de l'Asie occidentale. Livr. 1. Mit 10 Kupfert. 4. Paris. 15 fr.

Annales de l'institution royale agronomique de Grignon. Livr. 10. 8. Paris. 5 fr.

J. Lisfranc Clinique chirurgicale de l'hôpital de la Pitié. Tome 1. 8. Paris. 5 fr.

J. M. Bolleux Commentaire sur le code civil. Revu et précédé d'un précis de l'histoire du droit civil par F. F. Poncelet. 3. édition. Tome 1. 8. Paris. 5 fr.

J. M. Quérard La France littéraire, ou Dictionnaire bibliographique des savans — de la France —, plus particulièrement pendant les 18. et 19. siècles. Livraison 20 (Vol—Z). 8. Paris, Didot. 7 fr. 50 c. — Hiermit ist endlich dies klassische bibliographische Werk (10 vol. 150 fr.) beendet.

H. Duval-Pineu Histoire de France sous le règne de Charles VI. Tomes 1. 2. 8. Paris. 14 fr.

Oeuvres complètes de Pierre de Bourdeilles, abbé de Brantôme, et André de Bourdeilles. Édition revue et augmentée d'après les manuscrits de la bibliothèque royale, av. notices littéraires, par J. A. C. Buchon. Tome 2. 8. Paris. 10 fr. — André de Bourdeilles ist der ältere Bruder des Pierre de B., bekannter unter dem Namen Brantôme (geb. 1534, gest. 1614). Seine Schriften werden gewöhnlich denen Brantôme's beigedruckt.

P. C. F. Daunou Cours d'études historiques. Tomes 1. 2. 8. Paris. 16 fr. — Aus Daunou's Nachlasse herausgegeben von Taillandier und auf etwa 16 Bände berechnet.

J. Julliany Essai sur le commerce de Marseille. 2. édition augmentée et continuée jusqu'en 1841. Tome 1. 8. Marseille et Paris.

Mémoires d'agriculture, d'économie rurale et domestique, publiés par la société royale et centrale d'agriculture. Année 1841. 8. Paris. 6 fr.

C. Sauvage et A. Buvignier Statistique minéralogique et géologique du département des Ardennes. 8. Mit 3 Kupfert. Mézières. 10 fr.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Montag den 9. Mai 1842.

Australien.

Grey's Expedition in das Innere von Australien.

Capitain Grey, früher beim 83sten Regimente und jetzt Statthalter von Süd-Australien, eröffnete gegen Ende des Jahres 1836 dem Lord Glenelg seine Absicht, eine Expedition zur Erforschung der Westküste von Australien vom Swan-River (Schwanenfluß) aufwärts zu unternehmen. Der Staats-Secretair für die Kolonieen nahm den Vorschlag günstig auf, änderte aber den ihm vorgelegten Plan dahin ab, daß die Expedition beim Prince-Regent's-River, an der Nordwestküste, ihre Erforschungen zuerst anfangen sollte, da sowohl eine bedeutende Strecke jener Küste als das Innere des großen Kontinentes noch unbesucht oder sehr unvollkommen rekognoszirt waren. Man durfte aber mit Grund hoffen, daß schiffbare Flüsse die westlichen Theile Australiens durchschnitten und bewässerten. Herr Grey und Lieutenant Lushington schifften sich, begleitet von einem Wundarzt und Naturkundigen, Herrn Walker, und zwei Freiwilligen von den Königl. Sappeurs und Mineurs, auf der Kriegsschaluppe „Beagle" ein, die nach der Australischen Küste bestimmt war; und nach einer dreijährigen Abwesenheit lieferte der Capitain einen so interessanten Bericht über seine und seiner Gefährten Beobachtungen und Abenteuer, daß die Regierung ihm obenerwähnte ehrenvolle Charge übertrug. *)

Als die Expedition die Mündung des Prince-Regent's-River erreichte, ging man sofort ans Land, in der Hoffnung, einige aufmunternde Entdeckungen zu machen. Aber bald verirrten sich die kühnen Abenteurer in dem pfadlosen Lande, das ihnen nicht einmal Wasser lieferte, um ihren brennenden Durst zu stillen. Selbst einige ihrer Hunde kamen ums Leben, und man liest mit Theilnahme von der verzweifelnden Angst der Wanderer, bis sie nach unglaublichen Anstrengungen den Schooner wieder erreicht hatten. Von dem Grade des Durstes, der sie quälte, mag folgende Stelle einen Begriff geben:

„Wir waren etwa fünf Viertelstunden gegangen und hatten in dieser Zeit nur zwei Engl. Meilen zurückgelegt, als wir plötzlich an den Rand des ausgetrockneten Bettes einer mit Schilfgras bewachsenen Lache kamen. Diese lag mitten in einer kleinen Ebene, wo wir die Fußstapfen Eingeborner im Sande sahen — ein erfreulicher Anblick, der uns zu verkünden schien, daß wir einmal wieder in die Regionen animalischen Lebens traten. Wir fanden bald in einer Gegend des Sumpfes viele Fußstapfen von Frauen und Kindern, und dieser Umstand machte die Nähe eines Wassers höchst wahrscheinlich. Mehrere in das Bett des Sumpfes gegrabene Brunnen fanden wir jedoch trocken, und wir befürchteten schon, wieder getäuscht zu seyn, als Kaiber plötzlich aus einem dicken Röhricht hervorguckte und mir winkte. Ich eilte zu ihm und fand ihn mit dem Kopfe in einem kleinen Loche feuchten Schlammes steckend! Da mein Zureden vergebens war, zog ich ihn endlich an den Haaren heraus und rief nun die Uebrigen herbei. Kaiber hatte von der dicken Flüssigkeit so viel geschluckt, daß ihm der Bauch ganz angeschwollen war. Ich nahm nun ebenfalls etwas von diesem feuchten Schlamme in den Mund, da ich ihn aber ob seiner Dicke nicht hinunterschlucken konnte, drückte ich das Wasser durch ein Taschentuch aus. Wir hatten drei Mal 24 Stunden lang den brennendsten Durst gelitten, und so male man sich die Freude, womit diese Pfütze von uns begrüßt ward! Jeder warf seine müden Glieder mit einem „Gott sey Dank!" an den Boden und verschlang mit Wollust einige Mundvoll von der schlammigen Flüssigkeit, indem er betheuerte, dieses Wasser sey das herrlichste, was er in seinem ganzen Leben getrunken habe."

Kaiber, der selbst ein Eingeborner war, verwaltete bisweilen das Amt eines Führers. Auch hatten sie einen Eingebornen zum Koche, einen schlauen Kerl, der für Alles, was er nicht verstand, gern Gründe entdeckte. So z. B. konnte er nicht begreifen, warum ein weißer Mann sich freiwillig so schrecklichen Entbehrungen unterzog. Hier eine Probe seiner Fragen und Bedenken:

„Ich zündete ein Feuer an und legte mich nieder. Imbat stellte die Speisen zum Feuer und sagte dann: „Wie kann es euch, der viel Geld und genug zu essen hat, in den Sinn kommen, so weit in die Wildniß zu wandern?" Diese Naseweisheit ärgerte mich, und ich gab ihm keine Antwort. Er fuhr fort: „Ihr seyd abgemagert, eure Schenkel sind wie Stecken, euer Bauch ist eingeschrumpft — ihr könntet euch zu Hause dick und satt essen: warum seyd ihr nicht dort geblieben?" — „„Halt's Maul!"", rief ich zornig; „„du weißt und verstehst nichts!"" — „Ich verstände nichts?" entgegnete er; „ich verstehe, wie man sich dick und fett erhält; die jungen Frauen sehen mich gern und sagen: Imbat ist ein gar schöner und praller Mann — von euch aber sagen sie: er ist dürrbeinig! Wozu wisset ihr so viel, wenn ihr nicht dabei fett bleiben könnt? Ich verstehe, wie man zu Hause bleibt, und nicht, wie man sich in der Wildniß herumtreibt." — „„Du verstehst, wie man seine Zunge gebraucht, Plappermaul!"", entgegnete ich, worauf Imbat, seinen Aerger vergessend, laut lachte."

Von dieser spaßhaften Scene wenden wir uns zu einer schrecklichen. Capitain Grey war eines Tages nur von zwei Personen, Korporal Coles und einem jungen Manne vom Kap, begleitet; der Letztere hatte in die Rinde der Bäume Einschnitte machen sollen, damit die kleine Gesellschaft auf ihrer Rückkehr Merkzeichen hätte, war aber seiner Pflicht nur unregelmäßig nachgekommen und wurde deshalb zurückgeschickt, um noch einige Bäume zu zeichnen. Wir lesen nun weiter:

„Da unser Gefährte längere Zeit ausblieb, als ich erwartet hatte, rief ich ihn laut, erhielt aber keine Antwort und ging daher um einige Felsen, welche den Baum vor meinen Blicken verhüllten, um ihn, wo möglich, zu erspähen. Da stand er plötzlich dicht vor mir, laut- und athemlos vor Schrecken, und ein Wilder, der seinen Speer in einem Wurfstabe stecken hatte, rannte hinter ihm her. Gleich darauf kam eine Schaar anderer Wilden zum Vorschein; jeder Baum, jeder Felsen schien seine schwarzen Bewohner wie durch Bezauberung von sich zu geben. Einen Augenblick vorher hatte die feierlichste Stille in diesen Wäldern geherrscht; wir hatten gewähnt, auf Meilenweite rühre sich kein menschliches Wesen: jetzt ertönte ein fürchterliches Geheul, und wilde bewaffnete Männer umgaben uns an allen Seiten.

„Es lag in dieser Ueberraschung etwas Grauenvolles: der gewisse Tod schien uns ins Gesicht zu schauen. Das entschlossene Benehmen unserer Gegner ließ mich sofort vermuthen, daß mein Begleiter vom Kap, statt beherzt stehen zu bleiben und Coles und mich um Hülfe zu rufen, wie ein Feigling davongelaufen war. Diese Vermuthung bestätigte sich als vollkommen richtig.

„So galt es denn einen Kampf auf Tod und Leben; Flucht war unmöglich und an Capitulation mit solchen Feinden kein Gedanke.

„Ich feuerte zuerst einen Lauf meiner Doppelflinte über den Kopf des Wilden, der meinen ohnmächtigen Diener verfolgte; denn ich hoffte, der Knall werde ihn vertreiben. Ich erkannte ihn als den langen weiß bemalten Kerl, den wir im Lager bereits gesehen. Mein Schuß hemmte seinen Lauf nicht; er kam uns immer näher zu Leibe, und sein Speer sauste an meinem Kopfe vorbei. Während er aber einen anderen Speer in seinen Wurfstab steckte, traf ihn eine Kugel aus meinem zweiten Laufe in den Arm. Er zog sich hinter den Felsen zurück, allein die Anderen rückten immer näher.

„Ich ließ meine zwei Begleiter hinter einige benachbarte Felsen, die eine Art schützender Brustwehr längs unserer Fronte und rechten Flanke bildeten, sich zurückziehen, während ich selbst die linke Flanke einnahm. Meine beiden Läufe waren jetzt entladen, und ich hieß meine Begleiter, Jeden für sich Feuer geben, während ich wieder lud; aber zu meinem Entsetzen meldete Coles, der mit meiner Jagdflinte bewaffnet war, das tuchene Futteral, womit er sie bedeckt hätte, um sie vor dem Regen zu schützen, habe sich verwickelt. Während er sich anstrengte, das verwünschte Futteral abzureißen, mußte ich in einem sehr kritischen Augenblick seine Dienste entbehren. Der andere Mann war vor Schrecken so gelähmt, daß er nur die Worte herstammeln konnte: „O Gott — Herr! seht nur — seht, wie sie kommen!"

„Die Speere der Eingebornen umsausten uns jetzt beständig, und wir schienen ohne Rettung verloren. Der weißbemalte Mann leitete ihre Bewegungen; er stellte sich hinter einen etwa 30 Yards entfernten Felsen und schleuderte einen Speer mit so fürchterlicher Kraft und Sicherheit, daß ich nur durch einen Seitensprung mein Leben rettete; so streifte die Waffe im Vorbeifliegen meinen Rücken. Ein anderer wohlgezielter Speer aus einer anderen Hand würde mir die Brust durchbohrt haben, allein ich parirte ihn mit dem Schaft meiner Flinte, von dem er ein Stück abschlug.

„Alles dies geschah in wenigen Sekunden, und noch hatte außer mir Keiner gefeuert. Der weißbemalte Kerl ermunterte die Uebrigen durch Geschrei und Geberden zum Angreifen. Ich sah, daß nur ein Mittel uns retten konnte; so gab ich Coles mein Gewehr, um es wieder vollständig zu laden, und nahm die Jagdbüchse, die er noch nicht von ihrem Futteral befreit hatte. Ich riß das Futteral ab und schritt gegen den Standort meines weißbemalten Gegners los. Noch hatte ich kaum zwei Schritte gethan, als drei Speere mich gleichzeitig trafen. Ich fühlte mich in der Hüfte schwer verwundet, wußte aber nicht genau, wo die anderen Spieße getroffen hatten. Ich sank halb ohnmächtig

*) Journals of two Expeditions etc. (Tagebuch über zwei Entdeckungsreisen im nordwestlichen und westlichen Australien.) Von George Grey. Zwei Bände.

zusammen; allein das triumphirende Jauchzen der Angreifer trieb mich wieder auf die Beine. Man zog mir den Speer aus der Wunde, und ich ging festen Schrittes auf meinen Hauptgegner los, der mir unter wüthendem Geschrei mit seiner Keule drohte. Als ich dem Felsen nahte, hinter welchem nur sein Kopf und Arm zu sehen waren, floh er nach einem anderen und machte dabei die geschickten Bewegungen, womit der Eingeborne von Australien seinen Feind in Verwirrung bringt; aber mit einem Male fuhr ihm die Kugel meiner Büchse zwischen den Schultern in den Rücken, so daß er tief stöhnend vorwärts niederstürzte. Die Wirkung dieses Schusses war elektrisch. Der Tumult des Kampfes hörte auf: es wurde kein Speer mehr geworfen, kein Schrei mehr ausgestoßen. Die Wilden verloren sich ohne alles Geräusch, Einer um den Anderen. Ich stand allein bei dem Sterbenden, und als ich die dunkeln Felsen und Wälder plötzlich so still vor mir liegen sah, hätte ich fast glauben mögen, das Ganze sey nur ein schrecklicher Traum gewesen."

Der Wilde starb, und die Wunde des Hauptmanns war schwer. Sie verursachte ihm viele Leiden und viel Unbehaglichkeit auf der Fortsetzung seiner Wanderungen.

Ein neues Land, Gegenden, die immer nur von wilden Thieren und fast eben so wilden Menschen durchwandert worden sind, müssen eine Menge unvorhergesehener Schwierigkeiten und Gefahren bringen; man erlebt Täuschungen und schreckliche Zufälle, welche den begeistertsten und entschlossensten Entdecker wankend machen könnten. So z. B. hatten die Reisenden zum Transport ihrer Vorräthe von Timor kleine Klepper kommen lassen; allein diese Pferdchen erwiesen sich weit unbrauchbarer als die Ebenländischen Poney's. Die Lasten, die man ihnen zu tragen anmuthete, waren viel zu schwer für sie; auch hatten sie nicht einmal Eisen, um ihre Hufe auf scharfem Gestein und abhängigen Klippen zu schützen, und in vielen Gegenden wuchs kaum etwas Futter für sie. Viele dieser Klepper starben, und im besten Falle waren sie ungezähmt. Es giebt zwar auf dem Austral-Kontinente zahlreiche fruchtbare Landstrecken, besonders wo der Boden so hoch ist, daß er von den sonst vorherrschenden Sümpfen frei bleibt. Allein es ist schwer, solche Flecke zu erreichen, über die Moore zu gelangen und die felsigen Abhänge zu erklettern, von denen sie umgeben sind. Der folgende Auszug mag einen Begriff von den Abenteuern geben, welche die Gesellschaft mit ihren Pferden hatte:

„Die Klepper, obschon schwach, schleppten ihre Lasten besser, als ich gehofft hatte. Das erste Pferd wurde von dem Bewahrer unserer Vorräthe sicher geführt; ich folgte mit dem zweiten, war aber nicht so glücklich. Ich hatte ungefähr drei Viertheile des Abhangs erstiegen, als plötzlich bei einer Wendung um eine scharfe Felsenkante die Last gegen den Felsen stieß und das Pferd von dem Stoße seitwärts niederstürzte. Anfangs glaubte ich, das arme Thier werde unfehlbar in den Abgrund stürzen; allein glücklicher Weise wurde es im Fortrollen bald gehemmt. Da lag es nun auf einem platten Felsen von ungefähr fünf Fuß Breite — an einer Seite gähnte ein Abhang von 150 Fuß, an der anderen erhob sich das vorragende Felsenstück, und ich saß zu Häupten des Pferdes, um seine Bewegungen zu hemmen. Sein langer Schweif flatterte im Winde über dem Abgrund; das wilde feurige Auge glänzte unter der zurückgestreiften zottigen Mähne, und dabei schlug es, die dringende Gefahr nicht kennend, wild mit den Füßen aus. Tief unten im Thale brauste ein Gießbach — die ganze Scene war schauerlich schön. Ich zerschnitt den Sattelgurt, der nun mit der Last hinabrollte und krachend tief unten auf einen Felsen fiel. Selbst jetzt wäre das Thier noch verloren gewesen, hätte es nicht ein wildes Gebirgsland zur Heimat gehabt; aber so fühlte es sich kaum frei, als es klug um sich sah, bedächtig aufstand und nun zitternd an meiner Seite stehen blieb ..... Ich mußte öfter über die Theilnahme lächeln, welche einige meiner Leute den Pferden, die sie so lange geführt, bewiesen, so oft letzteren ein Unfall zustieß. Besonders belustigend waren die Ausrufungen des alten Matrosen Ruston, der, je nachdem sein Pferd mit diesem oder jenem Theile des Körpers in Morast einsank, einem Gefährten zubrüllte, er möge doch kommen und seines Pferdes Backbord oder Steuerbord flott machen helfen. Einmal rief er in äußerster Bestürzung über die eingebildete Gefahr seines Kleppers: „Bei Gott, Sir, er wird mit dem Hintertheven auf den Grund gehen!"

Die Expedition hatte auch ihre erfreulichen Augenblicke, z. B. wenn große Flüsse entdeckt wurden und üppige tropische Landschaften dem Blicke sich enthüllten. Einen der Flüsse nannten sie Gleneig; in seiner Nachbarschaft dehnte sich eine Landschaft aus, die also beschrieben wird:

„Der Pik, den wir erstiegen hatten, gewährte uns eine wunderschöne Aussicht: gegen Norden floß der Prince-Regent's-River, und das gute Land, welches unser Auge beherrschte, reichte bis zu den Buchten, die mit jenem großen schiffbaren Strome in Verbindung stehen. Südlich und südwestlich schlängelte sich der Gleneig durch eine der lachendsten und fruchtbarsten Gegenden. Der üppige tropische Pflanzenwuchs zeigte sich jetzt, im höchsten Stadium der Regenzeit, am vortheilhaftesten. In verschiedenen Gegenden stieg Rauch aus Hütten Eingeborner empor; das Land lag wie eine Landkarte zu unseren Füßen. Wenn ich bedachte, daß alle diese Schätze der Natur inmitten zweier schiffbaren Flüsse lagen, und daß der Küstensaum auf einer Ausdehnung von nur 30 Englischen Meilen drei der schönsten Häfen enthielt, in welchen die Fluth 37½ Fuß hoch stieg, so mußte ich mir gestehen, daß wir in einem von der Natur vorzugsweise begünstigten Lande uns befanden."

Herr Grey begab sich nach der Insel Mauritius (Isle de France), wo er von seiner Speerwunde ganz hergestellt ward, und kehrte darauf nach Australien zurück, um das begonnene mühevolle Entdeckungswerk mit neuem enthusiastischen Eifer fortzusetzen. Auch dieses Mal gab es wieder Unfälle in Menge. Die folgende Stelle kann einen Begriff von den Leiden der Expedition und von dem Geiste geben, der ihren Führer beseelte.

„Unser ganzer Aufenthalt in diesem Lande war durch Leiden und Strapaz bezeichnet. Hitze, Wunden, Hunger, Durst und viele andere Dinge hatten uns im Bunde gemartert. Unter solchen Umständen hätte man denken sollen, wir schieden sehr leichten Herzens von diesen Küsten; aber so ist es bei weitem nicht gewesen. Als die Poney's aufgebrochen, alle übrigen Vorräthe fortgeschafft waren und außer einigen zerstreuten Hütten aus Baumrinde, jungen Kokospalmen, einem Brodfruchtbaum und einigen anderen nützlichen Bäumen und Pflanzen keine Spur unseres Aufenthalts in diesem Thale mehr übrig blieb, fiel es mir sehr schwer, den Fleck zu verlassen. Ich bedachte, was für ein Segen diese Pflanzen mit der Zeit werden könnten, wenn sie so fort gediehen, und rief ich mir in die Erinnerung zurück, wie viele Sorgfalt mit ihrer Verpflanzung in den Boden, wo sie jetzt stehen, verbunden gewesen, so würde ich von Herzen gern ein paar Jahre meines Lebens ihrer gewartet haben, bis sie ihre volle Reife erreicht hätten. Besonders fesselte ein großer Kürbis meine Aufmerksamkeit. Die tropische Wärme und der Regen, wie auch das jungfräuliche Erdreich, in welchem sie steht, hatte diese Pflanze besonders üppig gedeihen lassen: sie kroch nicht am Boden hin; ihre langen Schößlinge rankten sich an den Bäumen hinauf. Die jungen Kokospalmen wuchsen zwischen den wilden Pflanzen und Rohrarten bescheiden empor, ohne ihren eigenen Wert zu kennen. Die meisten dieser Pflanzen hatte ich selbst gesteckt und war Zeuge ihrer baldigen Entwickelung gewesen — jetzt mußte ich sie ihrem Schicksal überlassen. Unter solchen Gedanken machten wir uns wieder auf den Weg ins Thal hinab und schifften uns auf den Böten ein."

Als Capitain Grey zu Perth wieder ankam, wohin er sich, von Kalber begleitet, in Eilmärschen begeben hatte, um für seine Gefährten Beistand und Lebensmittel zu erhalten, war er so verändert, daß seine vertrautesten Freunde ihn nicht wieder erkannten. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Der Arteſiſche Brunnen bei Paris.

(Schluß.)

Aber beruhigen wir uns, lassen wir unsere Phantasie nicht ins Ungemessene schweifen, geben wir ihr, wie überall, wo wir den Gegenstand unserer Forschungen nicht mit den Sinnen erreichen können, durch Vernunftschlüsse, die auf Grundbegriffe und Analogieen gebaut sind, eine feste Richtung! Wenn wir nicht mehr zu bezweifeln wagen, der Brunnen von Grenelle ein sehr kleiner künstlicher Vulkan ist, so müssen wir ihm — natürlich in verringertem Maßstabe — alle Eigenschaften zugestehen, welche die großen Vulkane zeigen. — Wir kennen z. B. die Geschichte des Vesuvs. Plinius war Zeuge und Opfer seines ersten Ausbruchs. Seitdem hat er, vorzüglich in den ersten darauf folgenden Jahrhunderten, zu unzähligen Malen so ungeheure Mengen von verkalkten, geschmolzenen oder gepulverten Massen ausgeworfen, daß damit ganze Gegenden dicht bedeckt, ja zwei große Städte verschüttet worden sind. — Dabei ist auf keinem Punkte der umliegenden Gegenden der Boden etwa gesunken oder geborsten; er hat sich im Gegentheil durch die öftere Bedeckung mit Lava erhöht. Dasselbe ist der Fall beim Aetna und bei allen thätigen Vulkanen; alle haben eine Hebung, keine Senkung des Erdreichs bewirkt.

Auch die fürchterlichsten Erdbeben, das von Lissabon, von Kalabrien, von den Antillen, die doch ebenfalls nur vulkanische Erschütterungen waren und sich bald entfernter, bald näher an der Oberfläche dämpften, schleuderten Felsen von ihrer Stelle, zertrümmerten Gebäude, verringerten aber die Höhe des Bodens nicht im mindesten.

Hieraus darf man schließen, daß durch keine vulkanische Gährung Aushöhlungen in den festen Lagen der Erdrinde entstehen; den Inhalt der Auswürfe giebt allein die innere Belegung her, die über die ganze innere Fläche der Erdhülle verbreitet und in allen Punkten mit ihr verbunden ist. Sie läßt sich zwar sehr leicht ablösen, ergänzt sich indeß bald wieder durch das Zusammenwirken der beiden großen Massen mit entgegengesetzten Eigenschaften, der starren, zusammenhängenden und der unruhigen, losen, welche in ihr mit einander verbunden werden und in einander übergehen.

Wir haben also nie zu fürchten, daß Paris durch die unterirdische Thätigkeit des Vulkans einmal versinken wird; selbst die Gebäude auf dem Schlachthofe werden unerschüttert stehen bleiben und die armen Thiere, die man dort zusammenbringt, in aller Ruhe den Rest ihrer Tage genießen können. Aber mit alledem sind die Wünsche, Bedürfnisse und Hoffnungen der Stadt noch nicht erfüllt. Man hat ihr klares Wasser versprochen — wird man je welches bekommen? Höchst wahrscheinlich nicht. Erstens spritzt das Wasser stoßweise heraus, und zweitens gehören die fremden Körper, die es mit sich führt, einer weichen Schicht von geringem inneren Zusammenhange an. — Wir haben es gezeigt, der Wasserstrahl von Grenelle läßt sich sehr gut mit einer Dampfsäule vergleichen, die von einem lebhaften Feuer durch einen Schornstein verworren und unregelmäßig in die Höhe steigt. Jeder Dampf von dieser Art, jeder Rauch, der sich bei Verbrennungen entwickelt, vermischt mit den Wasserdünsten, die er enthält, mehr oder weniger fremde Körper, an denen die Gestalt, Masse und Dicke des Kanals, durch den er geht, keinen Antheil hat.

Eine neue Röhre also von anderer Masse und noch größerer Stärke würde jener inneren Belegung der Erdrinde nichts anhaben, aber in den unteren Schichten derselben müßte man durch die Senkrechte, die dem Wasserstrahle angewiesen ist, ein horizontales Filtrum legen. Nur unter dieser Bedingung würde das Wasser so rein und klar kommen als in St. Ouen, in St. Denis und aus den kleineren Arteſiſchen Brunnen. Da aber diese Vorsichtsmaßregel

unausführbar iſt, ſo wird das Waſſer des Brunnens von Grenelle immer mehr oder weniger ſchlammig ſeyn, und wenn man dabei beharrt, noch eine Röhre in die urſprüngliche einzuſenken, ſo wird man faſt ganz nutzlos viele Mühen, Gefahren, ja nicht zu berechnende Unfälle überwinden müſſen. Jüngſt am 6. März während der Kriſe, von der wir im vorigen Artikel ſprachen, hätte ſich ohne Zweifel, wäre ſchon eine neue Röhre dageweſen, das Unglück vom 6. Oktober wiederholt.

Beide Kriſen, die vom 6. März wie die vom 6. Oktober, waren durch eine Stockung des Stromes eingeleitet, während welcher der bis zur äußerſten Heftigkeit geſteigerte Ausbruch ſeinen Ablauf nahm. Eben ſo folgen auch in der Atmoſphäre gerade auf die größte Stille die ſchrecklichſten Gewitter. Was wird nun geſchehen, wenn Mulot daran arbeiten wird, die neue Röhre in die Aushöhlung zu bringen, und ihn wieder eine Stockung der Strömung überraſcht? Wenn das Waſſer wieder zu ſpringen anfängt, wird die neue Röhre vielleicht zerbrochen und verſtümmelt werden, wie ihre Vorgängerin.

Ich ſage: vielleicht, denn ich ſuche mich, ſo viel als immer möglich, zu beſchwichtigen, und will nicht gerade leugnen, daß Mulot's Röhre, da das Eiſen, aus dem ſie gearbeitet werden wird, weit ſtärker und härter iſt, als das Kupfer der früheren, eher den vulkaniſchen Stoß aushalten, ja ihn vielleicht überwinden könnte. Möglich wäre das nun wohl, aber nicht wahrſcheinlich. Die Wuth eines Vulkans! damit drücken wir das Furchtbarſte aus, was wir uns denken können. Iſt ſie nicht, was die Griechen in ihrer Kosmogonie den Krieg der Titanen gegen die Götter nannten? Es iſt wahr, die Titanen haben viel von ihrer Macht verloren, aber wüthen ſie nicht noch in den Eingeweiden des Veſuvs, und, ich erinnere wieder daran, haben ſie nicht in Grenelle am 6. Oktober einen metallenen Cylinder zerdrückt, den man vorher einem Druck von 20 Atmoſphären ausgeſetzt hatte, ohne daß er merklich verändert worden wäre? Wo ſollen wir nun Mittel finden, uns gegen die hölliſchen Mächte zu verwahren?

Doch laſſen wir die mythologiſchen Bilder bei Seite, enthielten ſie auch eine ſinnige Wahrheit, ſprechen wir lieber die Sprache gründlicher Wiſſenſchaft. Ein feſter Körper von großer Ausdehnung und vieler Oberfläche, ein eiſerner Cylinder, den man 1700 Fuß tief einſenken will und durch einen aufſteigenden Strom von ungewöhnlicher Heftigkeit zwängt, muß einen bis ins Unendliche wachſenden Gegendruck ertragen. Wenn nun der Strom auf Augenblicke anhält und immer voll und mit vermehrter Kraft zurückkommt, wird er dem einfachen Drucke eines fremden Körpers weichen? Nein, er wird ihn mit Macht zurückſtoßen und, wenn er ihn nicht los werden kann, ſchonungslos zertrümmern. Dann holt die Trümmer wieder aus einer Tiefe von 600 Fuß, und da ihr dieſe Röhre größer und dicker gemacht habt als eure ehemalige kupferne, werdet ihr ſie noch herausbringen können? Und wenn ihr wirklich davon abſtehen müßt, was wird aus eurem Wunderwerke, eurem ſtaunenswerthen Brunnen von Grenelle werden, von dem ihr für uns ſo viel Nutzen, für euch ſo viel Ruhm erwartet? Wird er unwürdig untergehen müſſen, vergeſſen und vernachläſſigt?

Wenn uns nun auch unſer Vertrauen zu dem mechaniſchen Genie Mulot's nicht täuſcht und es ihm wirklich gelingt, den Cylinder längs der ganzen Aushöhlung anzubringen, was iſt damit gewonnen? Wird darum das aufſteigende Waſſer weniger Sand, Aſche und Thonbrocken mit ſich bringen? Nein, behaupte ich, da die eiſerne Röhre in eine Erdſchicht mündet, die ganz aus jenen Materien beſteht. Statt jeder Verbeſſerung haben wir dann nichts als einen Strahl von kleinerem Durchmeſſer, darum aber von größerer Höhe. Und deshalb ſollte man ſich großen und vielen Gefahren ausſetzen? Jeder vernünftige Menſch wird rathen, das Unternehmen aufzugeben.

So ſoll man alſo den Brunnen von Grenelle verſtopfen, weil er nichts nützt und nur Koſten macht? Ich weiß nicht, ob dies möglich ſeyn würde, ſo viel aber weiß ich, daß es ſehr Schade wäre um das wunderbare Phänomen. Freilich iſt das Waſſer zu trüb, als daß es zu wirthſchaftlichen Zwecken könnte verwendet werden; aber wäre es nicht möglich, andere Anwendungen zu erſinnen, bei denen die Trübung nichts ſchadet, vielleicht gar vortheilhaft iſt? Zwei liegen auf der Hand.

Die erſte wäre folgende. Kein Movens iſt den Mechanikern lieber als ein Waſſerſturz, und als ſolchen kennen wir den Brunnen von Grenelle. Keiner, der von großartigen Erſcheinungen ergriffen wird und ihn im vorigen Jahre den Fall machen ſah, hat ihn vergeſſen können. Er ſchlug das Dach ein, das ihn auffing. Dabei ſprang er nur 40 Fuß hoch und hätte noch weit über 80 gebracht werden können. Wie viel Fabriken und Mühlen könnten von ſolcher Kraft getrieben werden, die ſich immer gleich bleibt, ſey's Tag oder Nacht, Winter oder Sommer! Und was hat es da zu bedeuten, ob das Waſſer klar oder trüb iſt? Uebrigens, wenn es durch ſeinen Fall ſchon ſeine Dienſte gethan hat und auf den Boden gekommen iſt, könnte man es ja noch in kleinen Bächen durch eine dürre Ebene, z. B. durch die Greneller leiten, die es beſonders durch ſeine Wärme und die Ablagerung der beigemiſchten Maſſen fruchtbar machen würde. Denn es iſt bekannt, daß diejenigen Felder die fruchtbarſten ſind, deren Dünger vulkaniſchen Urſprungs iſt.

Eine zweite Verwendung des Brunnenwaſſers, die mir noch wichtiger ſcheint, iſt dieſe.

Geſetzt, man hätte den Mittelpunkt des Marsfeldes für den paſſendſten Platz in Paris gefunden, einen Arteſiſchen Brunnen zu graben, und die geologiſchen Erſcheinungen wären hier ganz dieſelben geweſen wie im Schlachthauſe. Eine Sonde, 1700 Fuß tief eingeſenkt, hätte auch hier die großartige Fontaine hervorgerufen; aber die ſchwarzen vulkaniſchen Brocken wären ebenfalls mit ausgeworfen worden und würden, weil ſie ohne Aufhören und in ungeheuren Mengen gekommen wären, alle Hoffnungen, die man auf den Brunnen ſetzte, ſo niedergedrückt haben, daß man ihn ſich ſelbſt überlaſſen hätte. Was wäre geſchehen? Das Waſſer, das ſich unaufhörlich rings um die Achſe ſeines Strahls ergoß und nirgends einen raſchen und begränzten Abfluß hatte, würde hier und dort ſeine Beimengungen abgelagert haben, am meiſten natürlich um ſeine Mündung herum. Nach und nach hätte dieſer Wall den Waſſerſtrahl ganz eingehüllt und ſich ſo lange erhöht, bis das Waſſer nicht mehr hätte hinausſpringen können. Unter den Augen der Bewohner der Militairſchule wäre im Laufe der Zeit ein kleiner Damm entſtanden, der ſich bald mit einer üppigen Vegetation bedeckt hätte. So wäre die Mitte des Marsfeldes mit dem maleriſchſten Schmucke geziert geweſen.

Nun! Grenelle kann denſelben Schmuck und noch zierlicheren bekommen, nicht im Hofe des Schlachthauſes, aber eine kleine Strecke davon mitten auf dem davorliegenden Platze, auf jenem Rundell, von dem man zugleich die Ausſicht nach der Militairſchule und dem Hôtel der Invaliden hat. Nichts iſt leichter, als das Waſſer durch eine Röhre, die einige Fuß tief in der Erde fortläuft, dahin zu leiten. Unter dem Rundell müßte die Röhre unter einem rechten Winkel aufwärts gebogen werden und ſich etwas über das Pflaſter des Platzes erheben. Das Waſſer würde aus dieſer neuen Mündung herausſpringen, und zwar mit geringerer Gewalt als auf Mulot's Arbeitsplatze. Die horizontale Schwenkung möchte ſeine Heftigkeit etwas gemildert haben; doch wird der Strahl ſeine ſechzig Fuß erreichen können, da er ja im vorigen Jahre, nachdem er auf 80 Fuß gebracht war, noch höher zu ſteigen im Stande war. Doch überlaſſen wir es dem Strahle ſelber, ſich ſeine Gränze zu beſtimmen! Wie auf dem Marsfelde würde er ſich hier nach und nach durch allmälige Ablagerung der ihm beigemengten vulkaniſchen Maſſen ſelbſt mit einer Vertikalröhre umbauen, die ſtückweiſe, damit ſie nicht zuſammenſtürzte, inwendig mit Metall bekleidet werden müßte. Es wäre nun darauf zu ſehen, daß ſich Waſſer und Ablagerungen ſo regelmäßig als möglich auf den Seiten des entſtehenden Kegels vertheilten, damit der Strahl, den man ſymmetriſch in eine Glocke zerſtieben laſſe, auf keiner Stelle tiefe Rinnen mache. Sobald ſich eine zu bilden anfängt, ſey man bei der Hand, die Stücke, die ſich entfernen wollen, wieder zum Kegel zurück zu bringen. Täglich würde der Strahl an Divergenz verlieren, der Kegel an Feſtigkeit und Maſſe gewinnen; die Zeit wäre dann gar nicht fern, wo man, während am Fuße und in der Mitte des Kegels ſich eine lebhafte Vegetation entwickelten, aus der Spitze das Waſſer kommen ſähe, durch die Höhe an Gewalt vermindert, ruhig in ſich zurückfallend und die innere Fläche des Kegels befruchtend.

So hätten wir eine Pyramide aus Waſſer und Blumen. Welch' prächtigen und lieblichen Anblick zugleich würde ſie gewähren! Was wäre neben ihr der Obelisk des Seſoſtris? Ein todter Stein, der nicht zum Gemüthe ſpricht. Die Pyramide von Grenelle aber würde jeden ergreifen, der nicht nur zu denken, ſondern auch zu empfinden weiß.

An dieſe Gefühlvollen wende ich mich; in ihre Hände lege ich den Wunſch, den ich eben ausgeſprochen habe. Möchten ſie mich darin unterſtützen, an die Stelle erfolgloſer Arbeiten eine ſo anſprechende Anlage zu ſetzen. Männer, vor deren ſchönen Beſtrebungen und Kenntniſſen ich die größte Achtung habe, wollen unſerem Brunnen eine gemeinnützige Beſtimmung geben. Sie wäre ohne Zweifel jeder anderen vorzuziehen, wenn er ihr nicht ſelbſt, wie eine vierzehnmonatliche Erfahrung zeigt, widerſtrebte. Eine Erwartung, die man von ihm hatte, wird er immer unerfüllt laſſen, dagegen hat er in Fülle, Hitze und Kraft unſere Hoffnungen übertroffen. Darum kann er aber auch nicht auf Klarheit Anſpruch machen.

Seine wahre Beſtimmung war wohl groß, wir können ſagen, erhaben. Dem menſchlichen Geiſte ſollte er die Urkraft, das Geheimniß aller Bewegung enthüllen: das allgemeine Streben, ſich auszudehnen. Darum hat die Natur den Hauptſitz der Intelligenz, Paris, gewählt, wo ſie aus dem ſenkrechten Waſſerſtrahl den großen Heerd der Expanſionskraft der Erde erkennen ließ. Solche Auszeichnung ſollte die Einwohnerſchaft von Paris nicht von ſich weiſen, ſondern zur Schau tragen und verewigen. Ein Denkmal, wie ich es angegeben habe, möchte der paſſendſte Ausdruck ihrer Dankbarkeit ſeyn. Wenn es ſich bildet, ſich befeſtigt, ſich unter der künſtleriſchen Hand des Menſchen mit Geſträuchen und Blumen ſchmückt, immer iſt es der tiefe Grund aller Bewegung, der frei vor den Augen ſeiner Bewunderer thätig iſt. Es iſt, als wollte er ihnen ſagen: die Lebenskraft, die ſich in euch, im ganzen Menſchengeſchlecht, im ganzen Univerſum regt, ich zeige ſie euch in ihrer einfachſten Thätigkeit, in dem Beſtreben alles Seyenden, ſich ins Unendliche auszudehnen. Nehmt dies als einen Anknüpfungspunkt für euer Nachdenken. Geht allen Linien nach, die von ihm auslaufen, und ihr werdet ohne Mühe zu dem einen Wahren und Einfachen, zum Univerſalwiſſen kommen.

Die Wahrheit iſt einfach, liegt offen und frei,
Die Lüge hüllt ſich in Künſteleі;
Doch wer für Alles die Löſung fand,
Der fand für Alles zugleich auch das Band.

* * *

N. S. Im April. Seit Abfaſſung dieſes Aufſatzes (Ende März) haben wieder neue und wichtige Erſcheinungen die in demſelben ausgeſprochene Behauptung beſtätigt. Der Brunnen von Grenelle hat ſich, ſcheint es, die Aufgabe geſtellt, zu zeigen, wie er unmöglich gewähren kann, was man von ihm verlangt: ein reines, klares Waſſer. Seine Auswürfe einer ſchwärzlichen verkalkten Materie hören nicht auf. Das Baſſin, das von ihnen gewöhnlich erſt in 10 bis 12 Tagen gefüllt wurde, war jetzt ſchon in 3 Tagen voll, von Sonnabend den 2. April bis den folgenden Dienſtag. Es iſt klar, daß, wenn die Erſcheinung wirklich einmal aufhören ſoll, ſie eher allmälig ab- als zunehmen müßte.

Da man eben die neue Röhre anfangen will und das Glücklichste, was man erwarten kann, ist, daß sie nichts nützt, Alles aber darauf hindeutet, daß sie Unheil bringen wird, so halte ich es für meine Pflicht, meine Besorgnisse und die Begründung derselben laut auszusprechen. Ich habe der Akademie der Wissenschaften eine Abschrift meines Aufsatzes überreicht. Ich fordere sie dringend auf, die Menge, die Wichtigkeit und vor Allem die Beharrlichkeit der Thatsachen zu erwägen.

Möge die Akademie ihren Einfluß benutzen und einem Versuche steuern, den Jedermann für ein große Unklugheit halten wird. Möge sie Herrn Mulot auffordern, statt dessen etwas Anderes zu erfinden, das seines mechanischen Genies würdig ist und durch dessen Ausführung das prächtige Geschenk, das die Natur den Einwohnern von Paris gemacht hat, erhalten und verschönert wird. So wird die Akademie den Segen ihres Wissens und Einflusses bewähren. Azaïs.

Napoleon und der Marquis von Saint-Simon.

Nach der Capitulation von Baylen hatte Madrid von den Französischen Truppen geräumt werden müssen, und Joseph Bonaparte hatte sich nach Burgos zurückgezogen, um hier die Unterstützungen seines Bruders abzuwarten. Napoleon, der die Bedenklichkeit dieser Ereignisse vollkommen erkannte, beschloß, einen entscheidenden Schlag zu vollführen. Die Kaiserliche Garde wurde auf der Post an Ort und Stelle transportirt, und er selbst rückte im Sturmschritt vor, indem er Alles zermalmte, was sich ihm in den Weg stellte. Bei Somma-Sierra hatte sich der Feind auf einen Bergrücken verschanzt, aber während die Französische Infanterie hinauf stürmte, erklommen die Polnischen Lanciers unter dem heftigsten Kugelregen mit ihren Pferden die steilen Höhen und eroberten die feindlichen Batterieen. Die Spanier zogen sich nach Madrid zurück. Napoleon verfolgte sie und kam fast gleichzeitig mit ihnen vor den Thoren der Hauptstadt an. Der Widerstand war hier organisirt worden, und die Soldaten, welche von den Bürgern unterstützt wurden, vertheidigten sich mit vielem Heldenmuthe. Sie unterlagen, aber die Franzosen hatten den Sieg theuer erkaufen müssen. Napoleon ließ den städtischen Behörden nun eine Capitulation antragen, welche diese auch annahmen.

Unter den Namen, welche unter der Capitulation standen, bemerkte der Kaiser den des Marquis von Saint-Simon. „Dieser Offizier", sagte er zum Fürsten von Neufchâtel, „ist ein Franzose; er hat gegen sein Vaterland gefochten. Er muß festgenommen und nach der Strenge unserer Kriegsgesetze gerichtet werden. Ich verbiete ausdrücklich, sich für ihn zu verwenden."

Auf einen so bestimmten Befehl war nichts zu erwiedern. Berthier begab sich zum General Belliard, der zum General-Gouverneur von Madrid ernannt worden war, und überbrachte ihm den Befehl. Dieser wollte verschiedene Milderungsgründe zu Gunsten des Marquis geltend machen; er berief sich auf die Capitulation, welche ratifizirt worden war, aber der Fürst von Neufchâtel erwiederte ihm: „Es ist der Wille des Kaisers."

Da unter diesen Umständen nichts weiter zu thun war, so wurde um 11 Uhr Abends ein Kriegsgericht zusammen berufen, vor welches der Marquis von Saint-Simon geführt wurde. Es war ein siebzigjähriger Greis von würdevoller Haltung. Zu seiner Vertheidigung gab er folgende Lebensskizze: „Als Sohn des Marquis von Saint-Simon hatte ich mich seit meiner frühesten Jugend dem Kriegshandwerk gewidmet und glaube nie die Gesetze der Ehre aus den Augen gesetzt zu haben. In dem Amerikanischen Kriege habe ich den Admiral Cornwallis mit seinem ganzen Armee-Corps gefangen genommen. Im Jahre 1789 gehörte ich als Adels-Deputirter der konstituirenden Versammlung an. Hier erklärte ich mich offen gegen das Dekret, welches die Vorrechte meiner Kaste aufhob; ich verweigerte meine Zustimmung und verließ mein Vaterland. Als Spanischer Grande erster Klasse und seit 1770 naturalisirter Spanier begab ich mich nach Spanien und nahm hier Dienste. Mehrere ehrenvolle Wunden bezeugen, daß ich gegen mein Adoptiv-Vaterland nicht undankbar gewesen bin. Später wurde ich ohne mein Zuthun von der Emigranten-Liste gestrichen. Ich benutzte diese Gunst der Umstände, um mich nach Paris zu begeben, wo ich eine offizielle Ausfertigung dieses Beschlusses forderte; aber man wollte mich verpflichten, den Eid auf die Verfassung zu leisten. Ich verweigerte diesen, weil ich das Land meiner Wahl nicht aufgeben wollte. Als dem Minister meine Bedenklichkeiten hinterbracht wurden, entschied er, daß ich die Ausstreichung erlangen könne, ohne den Eid zu leisten. Ich kehrte nach Spanien zurück und nahm an der Vertheidigung meines neuen Vaterlands Theil."

Das Kriegsgericht war der Meinung, daß der Marquis von Saint-Simon die Eigenschaft als Franzose nicht verloren habe; er wurde einstimmig zum Tode verurtheilt.

Seine Tochter hatte, als sie die Einziehung ihres Vaters erfahren, sich nach dem Generalstabe begeben. Als sie des Generals Belliard ansichtig wurde, stürzte sie auf ihn, um ihn über das Schicksal ihres Vaters zu befragen. Dieser wollte es ihr anfangs verhehlen, konnte aber ihren dringenden Bitten nicht widerstehen und sagte zu ihr: „Ja, Fräulein, Herr von Saint-Simon ist verurtheilt worden, aber alle Hoffnung ist noch nicht verloren. Sollte ich auch den Zorn des Kaisers auf mich laden, so werde ich Ihnen doch behülflich seyn, die Begnadigung Ihres Vaters zu erlangen. Steigen Sie augenblicklich mit meinem Adjutanten in meinen Wagen und suchen Sie zum Kaiser zu gelangen, der bei Tagesanbruch eine Musterung über seine Garden hält."

Sie kamen noch zu rechter Zeit an, denn als der Kaiser durch die letzte Reihe seiner Grenadiere schritt, stürzte Fräulein von Saint-Simon aus dem Wagen, fiel vor dem Pferde des Kaisers mit dem Ausrufe: „Gnade, Sire, Gnade!" nieder und sank dann ohnmächtig hin.

Napoleon hielt an und fragte mit dem Tone übler Laune: „Wer ist diese junge Dame? Was will sie?" Da trat der Adjutant vor und sagte: „Sie ist die Tochter des Marquis von Saint-Simon, der in dieser Nacht zum Tode verurtheilt worden ist. Der General Belliard hat die Hinrichtung aufgeschoben, und ich sollte —" — „Ich hatte den Befehl ertheilt", erwiederte der Kaiser mit schrecklicher Stimme.

Aber der Blick des Kaisers war auf das junge Mädchen gefallen, das bewußtlos zu den Füßen seines Pferdes lag, und sein Zorn machte einem wohlwollenden Mitleiden Platz. „Meine Herren", sagte er, „man trage Sorge für Fräulein von Saint-Simon und sage ihr, daß die Strafe ihres Vaters gemildert ist."

In der That wurde der Marquis von Saint-Simon bloß zur Haft in der Citadelle von Besançon verurtheilt. Seine Tochter begleitete ihn und pflegte ihn mit der größten Zärtlichkeit. Die politischen Ereignisse des Jahres 1814 gaben Beiden die Freiheit. Marco de Saint-Hilaire.

■

Mannigfaltiges.

— Die drei Menschenstämme. Der Amerikaner Dr. Hall *nimmt* mit Cuvier drei Menschenstämme an: den Mongolischen, den er von Japhet, den Aethiopischen, den er von Ham, und den Kaukasischen, den er von Sem herleitet. (S. Mag. Nr. 32.) Wenn aber Hall dem Kaukasischen den Vorzug giebt, weil er vom ältesten Sohne Sem abstamme, so muß bemerkt werden, daß nicht Sem der älteste Sohn Noah's ist, sondern Japhet. Gewöhnlich werden zwar die Brüder Sem, Ham und Japhet angeführt, z. B. Genes. 5, 32. 6, 10. u. s. w., aber dies geschah wohl, weil Sem Stammvater des Semitischen Verfassers dieser Erzählung war; denn 9, 24. wird Ham ausdrücklich der jüngste und 10, 21. Japhet der älteste genannt, so daß die Alterfolge Japhet, Sem und Ham ist. Gewöhnlich werden von Japhet die Kaukasier, von Sem die Asier und von Ham die Neger abgeleitet. Doch wir lassen diese Ableitung dahingestellt seyn und bemerken nur, daß, wenn drei Hauptstämme der Menschheit waren, diese in den mosaischen Urkunden weit frühere Begründung finden müssen, nämlich Genesis 6, 2 und 4. in den Nachkommen Adam's, den Söhnen der Elohim und dem Stamme der Nephilim. Denn als Kain flüchten muß, fürchtet er sich vor anderen Menschen, welche doch also schon da seyn mußten. Zeune.

— Soult und die Arabische Literatur. Dem greisen Feldherrn, Marschall Soult, war es noch beschieden, in seinem fortwährend thätigen Staatsdienste auch andere Lorbeern als die der Kriegsthaten zu sammeln. Es ist seine Protection der Arabischen Sprachwissenschaften, die jetzt seinen Namen auch an gelehrte Werke knüpft. Als Minister des Krieges die Angelegenheiten Algiers leitend, fördert er mit besonderer Aufmerksamkeit und Munificenz alle Bestrebungen, die zur Aufklärung der jetzigen muhammedanischen Bewohner Algiers dienen können, und veranlaßt zugleich Forschungen und Thätigkeiten für die Aufklärung der früheren Bewohner dieses in seiner Geschichte noch so wenig gekannten Landes. Eines der wichtigsten Werke, die unter dem Schutze, oder vielmehr auf Befehl, des Ministers bald ans Licht treten werden, ist die Geschichte der Berbern von dem berühmten Ibn Chaldun. Marschall Soult hat mit der Herausgabe des Werkes den Baron Mac Guckin de Slane beauftragt, einen Gelehrten, der seit Jahren unermüdlich für die orientalische Literatur ist und der sich besonders zur Aufgabe gestellt zu haben scheint, die handschriftlichen Geschichts- und geographischen Werke der Araber herauszugeben. Der Text des Ibn Chaldun ist schon unter der Presse, und auch an einer Französischen Uebersetzung, die ihn begleiten soll, arbeitet der Herausgeber. Nach den früheren Arbeiten des Barons zu schließen, darf man von dem Werke einen großen Fortschritt in der historischen Beleuchtung Nord-Afrika's erwarten, besonders da der Minister dem Verfasser gestattet, noch Anhänge hinzuzufügen, die sich über die drei ersten Jahrhunderte der muhammedanischen Herrschaft in Afrika verbreiten. Herr M. G. d. Slane erklärt im neuesten Heft des Journal Asiatique, daß er die e Vergünstigung dazu benutzen werde, noch nicht bekannte wichtige Stellen aus den handschriftlichen Werken Noweiri's, Ibn-el-Athir's, Ibn-el-Abbar's und anderer Arabischen Historiker hier zu veröffentlichen. Von Ibn Chaldun sind bis jetzt nur wenige Bruchstücke durch den Druck dem Publikum zugänglich geworden, und zwar nur in größeren Werken, wie in der Arabischen Chrestomathie von De Sacy, zerstreut. Ein etwas größeres Ganze über die Eroberung Siciliens durch die Araber von Ibn Chaldun hat vor kurzem der junge Französische Gelehrte Noël de Vergers herausgegeben, worüber wir im „Magazin" berichtet haben und worauf wir vielleicht ausführlicher zurückkommen werden.

— Berichtigung. Die in dem Artikel „Gottes- und Menschenfurcht" (Nr. 33 des Magazins) zitirte Stelle eines Französischen Tragikers ist nicht, wie es dort heißt, von Corneille, sondern aus Racine's „Athalie".

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 56. Berlin, Mittwoch den 11. Mai 1842.

Frankreich.

Brief aus Paris über die Identitäts-Philosophie und die Phänomenologie des Geistes. *)

Paris, 1. Mai 1842.

Zuvörderst danke ich Ihnen, werther Freund, für die lehrreiche, die Schellingsche Philosophie betreffende Unterhaltung, mit der Sie uns in Ihrem letzten Schreiben erfreut haben. Je weniger ich mich im Stande sehe, Ihnen mit gleichem Dienst entgegenzukommen, desto mehr fühle ich mich verpflichtet, die Lücke mit Erkenntlichkeitsbezeugungen irgendwie auszufüllen.

Ehe ich indessen an die hiesigen Zustände gehe, erlauben Sie mir, daß ich die neue philosophische Bewegung in Deutschland und Ihre, obwohl nur angedeuteten Einwendungen gegen unsere die Hegelsche Philosophie betreffenden Bemerkungen in einigen Worten berühre. Diese Digression, welche ich meiner Deutschen, der hier so verachteten und verkannten Metaphysik zugewandten Natur nicht versagen kann, bitte ich mit Nachsicht zu beurtheilen.

Was nun zunächst die Schellingsche Philosophie betrifft, so muß mein Urtheil darüber um so vorsichtiger seyn, als ich voraussetzen kann, daß Sie in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe, das Ihrige schon auf das wahrscheinlich viele neue Aufschlüsse enthaltende Endergebniß der Vorlesungen über Offenbarungsphilosophie werden stützen können. Eine merkwürdige Erscheinung ist es immer, daß der Gründer der Philosophie des 19ten Jahrhunderts, derjenige, gegen welchen als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt fast alle neuere Bestrebungen auf dem Gebiete der Philosophie in Deutschland gleichsam gravitiren, jetzt am Ende seiner Laufbahn sich die hochwichtige Aufgabe beimißt, die Unhaltbarkeit einer Lehre nachzuweisen, welche er vor vierzig Jahren in das philosophische Bewußtseyn seiner Zeitgenossen einzuführen berufen war. Obgleich die Keime einer positiven historischen Ansicht in den früheren Schriften Schelling's nicht zu verkennen und die Konsequenzen, welche die spätere spekulative Philosophie aus dem ursprünglichen Prinzip seines früheren Standpunkts gezogen hat, nicht so unvermeidlich seyn dürften, als Hegel und seine Schule behaupten, so hatte ich doch eine so entschiedene Sprache von seiner (Schelling's) Seite nicht erwartet. In der That ist der Ruhm, den vermeintlichen Urheber der philosophischen Schule für ihre Fahnen gewonnen zu haben, der glänzendste Triumph, welchen die Häupter der historischen Richtung feiern konnten. Indessen glaube ich, daß demjenigen, welcher die Dinge mit Unbefangenheit zu betrachten im Stande ist, jene Begebenheit keinesweges als der immer deutlicher hervortretenden allgemeinen Tendenz der modernen Wissenschaft widersprechend erscheinen kann.

Das Streben nach einer durch objektive Thatsachen vermittelten Erkenntnißweise im Gegensatz zu der abstrakt logischen Vernunftwissenschaft dürfte, ungeachtet der scheinbaren Regungen der letzteren, tiefer im Charakter und Geiste unserer Zeit wurzeln, als man auf den ersten Blick meinen sollte. Wenn im vorigen Jahrhundert die Abstraction von allem durch Geschichte und den Zusammenhang natürlicher Verhältnisse Gegebenen den Ausgangspunkt für alle Untersuchung abgab und die subjektive Richtung, welche ausschließlich das Individuum und seine Vernunft zur Quelle aller Erkenntniß und hiermit aller socialen Verhältnisse machte, den vorherrschenden Einfluß auf alle Zweige des Wissens und Handelns ausübte, so scheint es dagegen unserem Zeitalter vorbehalten, die reine Vernunfterkenntniß wieder in ein angemessenes Verhältniß zur objektiven historischen Wirklichkeit zu bringen und die höchsten Wahrheiten und Erkenntnisse wieder in den Besitz ihrer historischen Autorität zu setzen, deren die menschliche Denkfreiheit sie beraubt hatte. Dieses in der wesentlichen Einheit der menschlichen Natur gegründete Bedürfniß der Versöhnung der subjektiven Vernunfterkenntniß mit der objektiven Betrachtungsweise der Dinge, welche verkannt oder doch nicht gehörig gewürdigt zu haben der Hauptmangel jener abstrakten negativen Richtung seyn dürfte, hat besonders seit dem Umschwung des Jahrhunderts auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Lebens in den mannigfaltigsten Formen und Gestaltungen sich manifestirt und Geltung zu machen versucht. Daß die Philosophie als der geistigste Ausdruck der Zeit-Bedürfnisse und Interessen dem Einflusse dieser allgemeinen Tendenz des Zeitgeistes sich nicht entziehen konnte, liegt in der Natur der Sache; ja, man könnte sagen, daß die Identitäts-Philosophie in ihrem ersten Auftreten, im Gegenhalt der negativen Betrachtungsweise, die erste Konzession war, welche das Ich dem Nichtich, die subjektive Vernunft der objektiven Wirklichkeit zu machen genöthigt wurde in der Sphäre der Wissenschaft; dies wird der hochgefeierte Urheber derselben anzuerkennen jetzt gewiß nicht anstehen.

Während der Kritizismus Kant's die Frage nach dem Verhältnisse zwischen Subjektivität und Objektivität also löste, daß alle Verhältnisse zwischen beiden aufhören und das erkennende Ich dem Objekt, als einem unerkennbaren Jenseits, gegenüber sich ganz indifferent verhalten mußte, um sich in seiner subjektiven Sphäre in desto größerer Freiheit zu ergehen — und Fichte's Wissenschaftslehre diesen Gordischen Knoten der Philosophie zu durchhauen den kühnen, aber vergeblichen Versuch machte, indem sie die ganze Außenwelt als Vorstellung und That des denkenden Ich zu begreifen sich bestrebte; — so war es Schelling vorbehalten, jenes große Problem der Philosophie unter den Gesichtspunkt der Versöhnung, Einigung und Harmonie zu bringen, von welchem aus allein eine genügende Lösung desselben sich versprechen läßt, ohne daß das Objekt geleugnet, noch das Band zwischen demselben und unserer Vorstellung aufgehoben zu werden braucht. In dem Identitäts-System ist das Objekt wieder zu seinem Rechte gelangt und als selbständige, von dem denkenden Ich unabhängige Existenz anerkannt. Denn da dasselbe, bekanntlich von der unbedingten Einheit des Unwissens und Unseyns, des Idealen und Realen ausgehend, beide als unterschiedene, jedoch einander durchdringende und ergänzende Offenbarungsweisen der absoluten Idee auffaßte, so trat an die Stelle der bisherigen subjektiven Erkenntnißweise, welche alle Erscheinungen des Lebens bloß in ihrer Beziehung zum Erkennenden und als Mittel für die Realisirung seiner Interessen betrachtete, jene objektive Betrachtungsweise der Dinge, welche jedes einzelne Phänomen, sowohl der Real- als Intellektual-Welt, als unmittelbaren Ausdruck einer Idee, als Darstellung eines göttlichen Urbildes, die ihren Werth in sich selber hat, zu erfassen sich bestrebt. In dieser Wechseldurchdringung des Idealen und Realen erscheint Alles als That, Aeußerung einer Kraft, die dem erkennenden Geiste homogen ist.

Diese lebendige, frische, konkrete, alle Erkenntniß durch Begriffe und Schlüsse ausschließende Anschauungsweise der Dinge, welche das ganze Universum auf das lebendige Prinzip der That zurückführt und im Prozesse des Werdens zu erfassen trachtet, muß um so mehr als das unterscheidende, charakteristische Merkmal der Schellingschen Philosophie festgehalten werden, als die ihr entgegengesetzte abstrakt logische Erkenntnißweise Hegel's, welche, so objektiv auch ihr Verfahren erscheinen mag, dennoch wieder gänzlich in den Subjektivismus zurücksinkt, auf sie als ihren Ausgangspunkt und ursprüngliches Prinzip sich stützen zu können meint. Obgleich nicht zu leugnen ist, daß die frühere Entwickelungsstufe der Schellingschen Philosophie den Keim zu beiden entgegengesetzten Erkenntnißweisen in sich enthält, so glaube ich doch, daß das reale lebendige Prinzip, welches das ganze System bewegt, nur alsdann in seiner wahren Bedeutung erfaßt werden kann, wenn dieselbe als Vorbereitungsstufe zu einer geschichtlichen Philosophie betrachtet wird, deren höhere Vollendung dem Urheber selbst vorbehalten scheint.

Sie sagen in Bezug auf unsere Einwürfe gegen die Dialektik Hegel's, „daß, wenn die Sache, der Inhalt bewiesen ist, auch die dialektische Methode dargethan sey"; aber das ist eben der Streitpunkt. Wenn wir mit Hegel bona fide annehmen müßten, daß er die Sache bewiesen habe, so hätten wir allerdings kein wohlbegründetes Recht, an der Richtigkeit seiner Methode, welche ja in diesem Falle hinlänglich sich bewährt hätte, zu zweifeln. Die Methode steht und fällt mit der Sache. Daher scheint mir auch die Polemik derjenigen, welche sich unbedingt der dialektischen Methode unterwerfen, aber doch die Resultate derselben bekämpfen zu müssen glauben, der nöthigen Selbständigkeit und Freiheit zu ermangeln. Mehrere angesehene Gegner des Hegelianismus haben dieses System mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen versucht. Aber dieses Verfahren, welches nur hinreicht, die inneren Widersprüche des zu bekämpfenden Systems aufzudecken, und mithin nur negativen Werth hat, kann unmöglich von einer positiven Kritik, welche nicht bloß zerstörend, sondern auch aufbauend zu wirken beabsichtigt, adoptirt werden. Dadurch, daß ich mich der Waffen meines Gegners bediene, sey es auch nur, um ihn selbst zu bekämpfen, erkenne ich die Brauchbarkeit derselben an und mache hiermit ihm eine Konzession, durch welche ich mir desto mehr vergebe, je vollkommener dieselben sind. Außerdem ist die Benutzung fremder Waffen Anerkenntniß der eigenen Schwäche, insofern als sie Mangel an Zutrauen zu den eigenen verräth.

*) Wir geben hier abermals von der Feder des geschätzten Korrespondenten, dem wir bereits mehrere ähnliche Artikel verdanken, einige Betrachtungen über Deutsche Philosophie, an welche sich später die versprochenen Mittheilungen über die neueren philosophischen Bestrebungen der Franzosen knüpfen sollen. Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß wir, als parteilose Organe der Wissenschaft und der Literatur, auch jede der hier folgenden Entwickelung entgegengesetzte Ansicht bereitwillig in diesen Blättern aufnehmen werden.

Die Hegelsche Logik beruht auf der Voraussetzung der Identität des Denkens und Seyns, welche zu beweisen die Aufgabe der Phänomenologie des Geistes ist. Wenn nun aber nachgewiesen werden könnte, daß die Phänomenologie diesen Beweis nicht geführt habe, so würde das Grundprinzip der Logik und somit die Basis des ganzen Systems als eine petitio principii dastehen. Die Phänomenologie scheint mir daher der Kardinalpunkt zu seyn, um den sich jede gründliche Kritik des Hegelschen Systems zu drehen hat.

Ohne hier in eine kritische Beleuchtung der Hegelschen Phänomenologie einzugehen, will ich nur einige Punkte aus der Encyklopädie hervorheben, welche deutlich beweisen dürften, wie leicht Hegel es mit jener vermeintlichen Identität von Seyn und Denken genommen hat. Encykl. §. 19. sagt Hegel: „Die Logik ist die Wissenschaft der reinen Idee, das ist, der Idee im abstrakten Elemente des Denkens", die logische Idee ist das Denken als die sich entwickelnde Totalität seiner Bestimmungen, die es sich selbst giebt. „Die Logik ist daher insofern die schwerste Wissenschaft, als sie es mit reinen Abstractionen zu thun hat." Wie kann aber unter Voraussetzung der Identität von Denken und Seyn noch von einem abstrakten Denken die Rede seyn? Das Denken kann nur in seiner Trennung, Abstraction von der Objektivität, wenn es als sich rein in sich zurückziehend betrachtet wird, abstrakt genannt werden. Während das vermeintliche Resultat der Phänomenologie als Identität von Denken und Seyn, d. h. als eine Einheit, welche beide Elemente, die äußere Natur und den Geist, obgleich als aufgehobene, in sich zusammenfaßt, sich darstellen soll, so befremdet es sehr, wenn nun die Logik, die an jene Voraussetzung anknüpfen soll, von der einen Potenz der Identität, nämlich, dem realen Daseyn, das erst wieder in der Natur auftritt, abstrahirt und bloß das andere Element, das Denken in seiner Reinheit und Abstraction, erfaßt. Entweder ist also in dieser Argumentation ein offenbarer Widerspruch, dergleichen man bei einem so konsequenten Denker wie Hegel nicht voraussetzen kann, oder es ist hier die Identität nicht als Einheit von Denken und Seyn, sondern in einem anderen Sinne gefaßt.

In der That ist Identität bei Hegel nur ein leeres Wort, und als das eigentliche Resultat der Phänomenologie ergiebt sich einerseits nur die Unselbständigkeit der Gegenstände, Negation und Leugnung alles realen Daseyns, andererseits die Allmacht und Apotheose des Begriffes. Aber auch schon die Art und Weise, wie Hegel die Lösung der Aufgabe sich vorstellt, zeigt, wie sehr er die eigentliche Natur und Bedeutung derselben verkannt hat. Indem er nämlich der Lebendigkeit der intuitiven Methode Schelling's die abstrakte Geistigkeit des immanenten Denkens substituirt hat, erscheint bei ihm die Identität auch nicht als lebendige und konkrete Einheit der That, bei welcher die Verschiedenheit gar wohl bestehen kann, sondern als abstrakte unterschiedslose Gleichheit. Er will nachweisen, daß Subjekt und Objekt dasselbe sey; sie sollen sich gleichsam wie zwei kongruente Dreiecke decken, dermaßen in einander aufgehen, daß die Logik das mit dem Denken identische Seyn mit den Denkbestimmungen mitbestimmt und mithin die Qualitäten des einen Moments auf das andere übertragen werden. Logik I. pag. 33 heißt es daher: „Die Wissenschaft enthält den Gedanken, insofern er eben so sehr die Sache an sich selbst ist, oder die Sache an sich selbst, insofern sie eben so sehr der reine Gedanke ist." Gedanke und Sache ist nach Hegel eben so dasselbe, wie z. B. Seyn und Nichts dasselbe seyn soll. Diesen Nachweis, mit welchem die Philosophie nichts zu thun hat, konnte auch Niemanden zu führen in den Sinn kommen, als wer alles Reelle leugnet und das bloß Gedachte schon als Seyendes ansieht. Denn ich sehe nicht ein, wie die Anerkennung der Selbständigkeit des äußeren realen Daseyns mit der angeblichen Voraussetzung von der Identität des Seyns mit dem Denken und dem daraus folgenden Resultate, wonach der Begriff sich als das Absolute wissen soll, sich vertragen soll. Allein die Selbständigkeit der Gegenstände, welche sich der äußeren und inneren Erfahrung auf die mannigfaltigste Weise aufdringen, läßt sich nicht so von vornherein verneinen. Wenn daher Hegel den Begriff und Gegenstand als Momente des Bewußtseyns erklärt und nachgewiesen haben will, wie das Bewußtseyn zum reinen Wissen sich erheben müsse, welches den Gegenstand als sich selbst weiß oder, was ihm dasselbe ist, sich mit ihm eins weiß, so sieht jeder Unbefangene leicht ein, daß durch diese angebliche Dialektik nicht die Entstehung der objektiven Welt, sondern nur der Entwickelungs-Prozeß der Kategorieen der Hegelschen Logik erklärt werde, während die Gegenstände selbst in ihrer bestimmten Realität unbegriffen bleiben. Wird der logische Begriff als die Objektivität und Realität des Gegenstandes selbst bestimmt, welchen er durch seine immanente Entwickelung aus sich selbst erzeugt, und hiermit in der Natur und Geistesphilosophie aller reale Inhalt auf die Form reduzirt, so darf es auch nicht mehr befremden, wenn auf diesem Standpunkt des reinen Denkens, welches über sich selbst nicht hinauszukommen vermag, um sich durch die Erfahrung zu realisiren, der ganze unendliche Reichthum des Lebens als immerwährende monotone Wiederholung einer und derselben Denkform erscheint. Mithin durfte es klar seyn, daß die große Frage nach dem Verhältniß zwischen Seyn und Denken, Objektivität und Subjektivität auf diesem Standpunkt nur demjenigen als genügend beantwortet erscheinen kann, welcher nicht einsehen will, daß dieselbe in diesem System vermittelst einer geschickten Sophistik umgangen und ignorirt werde und daher die Erledigung derselben noch von der Zukunft zu erwarten stehe.

In meinem nächsten Briefe denke ich Ihnen Manches über den jetzigen Zustand der historischen, philosophischen und staatswissenschaftlichen Studien in Frankreich mitzutheilen; ich freue mich sehr darauf, mich über diesen reichhaltigen Gegenstand gegen Sie aussprechen zu können. In der That ist es eine sehr interessante Erscheinung, daß auch das Französische Publikum, welches bisher mit beiden Augen der Zukunft zugewandt war, anfängt, einzusehen, daß die Gegenwart von der Vergangenheit nicht absolut geschieden werden könne. Während in Deutschland die historische Tendenz in dem neu erwachten Studium des Rechts, der Theologie und der strengen Wissenschaft überhaupt ihren Ausgangspunkt hat, so kann man sagen, daß in dem geistreichen Nachbarvolke die Sehnsucht nach historischen Aufschlüssen zuerst auf dem Gebiete der schönen Literatur und der praktisch-socialen Wissenschaften sich kund gab. Daher haben auch Chateaubriand und Walter Scott auf die Entwickelung der historischen Studien in Frankreich einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt . . . . . .

v. G.

Nord-Amerika.

Skizzen aus dem Leben in den Vereinigten Staaten.

1. Die Mäßigkeits-Vereine.

Die Neigung zu berauschenden Getränken scheint den Menschen unter jedem Himmelsstriche zu charakterisiren. Im hohen Norden, in den gesegneteren Ländern der gemäßigten Zone und in den brennenden Gegenden des Aequators, unter den verschiedenartigsten Verhältnissen und bei den ungleichsten Fortschritten der Kultur ist dieser Hang mehr oder weniger vorherrschend. Der Russe hat seine Wodka, der Kirgise seinen Kumys, der Chinese seinen Sam-schu, der Brasilianer seinen Cairas; ja es giebt selbst unter den Inseln des neuentdeckten Polynesiens keine, deren Bewohner nicht ein Mittel erfunden hätten, sich durch Zubereitung eines narkotischen Saftes von Zeit zu Zeit der Sorgen des irdischen Lebens zu entschlagen und einen, wenngleich kurzen, Zustand überirdischen Wohlbehagens hervorzubringen.

Und so hat auch Amerika seinen Rum und seinen Whisky. Die außerordentliche Ergiebigkeit des Türkischen Weizens (Indian corn, Mais), aus welchem diese Getränke hauptsächlich destillirt werden, und die hieraus entspringende Wohlfeilheit derselben waren Ursache, daß sie sich unter allen Volksklassen noch mehr verbreiteten als in anderen Ländern. Vor 20 Jahren war ihr Gebrauch allgemein; in jedem Hause stand eine Flasche beständig auf dem Tische, aus der sich die Mitglieder der Familie und Fremde ohne Umstände einschenkten. Der Dämon der Unmäßigkeit war Meister im Lande und forderte täglich seine Opfer; Männer, die das Vertrauen ihrer Mitbürger zu den höchsten Ehrenstellen im Vaterlande berufen hatte, ließen sich von dem unseligen Beispiele hinreißen und endeten oft, durch eigene Schuld, die glänzend begonnene Laufbahn im Elend und in der Verachtung. *)

Das Uebel war aufs Höchste gestiegen, als in der öffentlichen Meinung eine Reaction dagegen stattzufinden anfing. Es bildete sich in Boston eine Gesellschaft, deren Mitglieder sich verbindlich machten, allen geistigen Getränken zu entsagen, indem die Schädlichkeit derselben, sowohl in moralischer als in physischer Hinsicht, erwiesen sey. Zuerst fand diese Neuerung wenig Anklang, aber nach und nach gewann sie Anhänger, und nach einigen Jahren war die ganze Union, von Maine bis Louisiana, mit Mäßigkeits-Vereinen bedeckt.

So weit gut. Aber es liegt in der Natur des Amerikaners, sich immer zwischen Extremen zu bewegen; fängt einmal eine Idee an, populär zu werden, so wird ihre Ausführung bis ins Aeußerste getrieben und jedes Maß und Ziel dabei überschritten. Es sonderte sich eine Partei von Temperance-Männern par excellence ab, die, mit den bisherigen ruhigen und stufenweisen Fortschritten der Grundsätze des Vereins nicht zufrieden, eine noch durchgreifendere Reform zu bewerkstelligen suchten und sich völlige Enthaltsamkeit (total abstinence) von allen berauschenden Getränken, wozu auch Wein, Bier und Cider gezählt wurden, zum Gesetze machten. Jetzt kam auch die Religion, ein in den Vereinigten Staaten noch weit mächtigerer Hebel als in anderen Ländern, ins Spiel. Man predigte die Doktrinen der Total abstinence von der Kanzel herab; an vielen Orten schloß sich die Geistlichkeit in Masse an dieselben an, und Manche ersetzten sogar beim Abendmahl den Wein durch gefärbtes Wasser. In Neu-England, der Wiege des Puritanismus, hatten diese Bemühungen den meisten Erfolg, so daß im Staate Massachusetts ein Gesetz beide Häuser der Legislatur passirte und die Genehmigung des Gouverneurs erhielt, wodurch aller Kleinhandel mit Getränken, in geringeren Quantitäten als funfzehn Gallonen, verboten wurde.

Diese Schritte erregten natürlich auch einen Geist des Widerspruchs, der mehr als einmal dem ganzen System ein Ende zu machen drohte. In Massachusetts bildeten sich zwei Parteien, der Temperance- und der Anti-Temperance; letztere trug in den Wahlkämpfen von 1839, durch die Erwählung des Richters Morton zum Gouverneur, den Sieg davon, und das gehässige „Funfzehn-Gallonen-Gesetz" mußte abgeschafft werden. Aber die Vereine, an deren Spitze Männer wie Delavan und Pierpont stehen, lassen sich hierdurch von ihren Bestrebungen nicht abschrecken und fahren in neuester Zeit fort, mit Eifer und Beharrlichkeit gegen „König Alkohol" ins Feld zu ziehen.

Daß bei diesem Kriege bisweilen höchst exzentrische Scenen vorfallen, kann man sich leicht denken. Im vergangenen Frühjahr trafen zu Baltimore sechs eingefleischte Säufer in der Schenke zusammen, besprachen ihr bisheriges Leben und die durch den heillosen Hang zum Trunke zu Grunde gerichteten Hoffnungen ihrer Jugend und faßten plötzlich den Entschluß, dem verführerischen Laster zu entsagen, ihre Lebensweise zu ändern und sich fortan auf Wasser zu beschränken. Sie bilden die Gesellschaft der Reformed Drunkards (gebesserten Trunkenbolde), an die sich bald Hunderte, ja Tausende anschließen, und senden

*) Wir wollen nur den verstorbenen Daniel D. Tompkins, Gouverneur von New-York und Vice-Präsident der V. St. 1823—1829, anführen, den dieses Laster allein der Aussicht beraubte, Präsident der Nord-Amerikanischen Republik zu werden.

aus ihrer Mitte Deputirte nach allen Hauptstädten des Landes aus, um die neuangenommenen Grundsätze zu verkünden und durch ihr Beispiel zu beweisen, daß auch in der tiefsten Erniedrigung die Hoffnung zum Besseren noch nicht verloren sey. Diese Deputirte sind meistens aus den untersten Volksklassen gewählt und halten im echten Volkstone Reden, die von barocken Ideen und drolligen Wendungen strotzen und eben dadurch für den großen Haufen desto eindringlicher sind; gewiß ist es, daß diese ungeschlachten Mäßigkeits-Apostel der Sache mehr Anhänger verschafft haben, als es bisher hochgestellte, einflußreiche Männer vermochten. Sie predigen unermüdet auf öffentlichen Plätzen, Märkten und Quais, wodurch auch diejenigen mit der Lehre bekannt werden, die deren gerade am meisten bedürfen und auf die man ehedem weniger Gelegenheit hatte, einzuwirken.

Auf welche Art dieses endigen, ob die total abstinence-Partei einen völligen Sieg davontragen wird, oder ob die von ihr genährten Hoffnungen dennoch fehlschlagen werden, ist schwer vorauszusehen. Die von ihr gemachten übertriebenen Ansprüche dürften leicht den Geist des Widerstandes aufs Höchste steigern und diesem die Möglichkeit darbieten, nicht nur das schon Erreichte über den Haufen zu werfen, sondern auch das alte Uebel in seinem ganzen Umfange wieder herzustellen. Dieses wäre in jedem Falle für die Menschheit ein Unglück; denn es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Gutes bewirkt und Resultate erlangt worden sind, die in Erstaunen setzen. So hat sich die Zahl der Branntweinbrennereien im Staate New-York von 600 bis auf 200 vermindert, und auch in New-Jersey, Connecticut, Massachusetts hat sie stark abgenommen. Dennoch sieht man, besonders in den größeren Seestädten, noch immer eine Völlerei, wovon man in Europa kaum einen Begriff hat *), und die nur zu sehr beweist, daß die Wirksamkeit der Mäßigkeits-Vereine einer noch weit allgemeineren Ausbreitung fähig ist.

Australien.

Grey's Expedition in das Innere von Australien.

(Schluß)

Wir fügen zu den bisher gelieferten Auszügen noch einige von gemischter Art, die aber manches höchst Beachtenswerthe darbieten. Die folgende Beschreibung hat ein geologisches Interesse; sie ist gewissen Phänomenen gewidmet, die Einige für anomal halten.

„Mehrere Morgen Landes in dieser hoch liegenden Gegend waren beinahe ganz mit hohen isolirten Sandsteinpfeilern von den seltsamsten, phantastischsten Formen überdeckt. An einer Stelle stand der regelmäßige Flügel eines Gebäudes, mit einer Reihe massiver Säulen zu beiden Seiten; an einer anderen Stelle erhob sich ein Piedestal, mit einem Aufsatz, der wie die Füße einer zertrümmerten antiken Statue sich ausnahm. Einige dieser verwitterten Säulen waren von lieblich duftenden Pflanzen umrankt; ihren Sockel aber verhüllte eine dichte Vegetation, die das Sonderbare ihres Ansehens noch vermehrte. Ich selber maß zwei derselben und fand sie 40 Fuß hoch. Da sie sämmtlich ungefähr gleiches Niveau hatten, so muß das umliegende Land in irgend einer entfernten Periode wenigstens eben so hoch gewesen seyn.

„Von der Spitze eines dieser Pfeiler überfah ich das Land rings umher und bemerkte an jeder Seite Spuren derselben Abfallung des Bodens, die in der That so ausgedehnt war, daß es mir sehr schwer wurde, davon Rechenschaft zu geben; allein das Brausen von Wasser, welches ich zu meinen Füßen hörte, setzte mich bald außer aller Verlegenheit; denn ich überzeugte mich nun, daß die Erde unter mir von Strömen durchwühlt wurde. Als ich hinabstieg und in eine Felsenspalte kroch, fand ich unter der Oberfläche eine Höhle, die den Trümmern über der Oberfläche vollkommen glich; nur war diese Höhle überwölbt, und ein Bach strömte hindurch, der in der Regenzeit ein starker Strom werden muß. Es blieb mir jetzt kein Zweifel, daß jenes Dach, ehe noch viele Jahre vergingen, einstürzen würde, und daß die gegenwärtigen Strebepfeiler finsterer Höhlen ans Tageslicht hervortreten und in grün bekleidete von der Sonne bestrahlte Säulen sich verwandeln würden. In diesem Zustande mögen sie unter dem beständigen Einflusse atmosphärischer Ursachen allmälig verwittern, und das von den Strömen durch eine Reihe ähnlicher Höhlen fortgerissene Material mag, in den Ocean abgeführt, auf Sandbänken sich ansetzen, um in irgend einer entfernten Epoche einen neuen, aus den Trümmern einer alten Welt gebildeten Kontinent zu erzeugen."

Naturforscher, deren Bestrebungen hauptsächlich dem Thierreiche gewidmet sind, finden in Herren Grey's Werk viel interessanten Stoff, obschon es in den wilden unwegsamen Regionen Australiens fast gar keine sehr gefährliche und giftige Thiere giebt. Schlangen sind die vornehmste Ausnahme von der allgemeinen Regel. Hier eine Anekdote von ihrer Raubgier:

„Herrn Lushington's Aufmerksamkeit wurde auf eine sonderbare mißgestaltete Masse gelenkt, die sich aus einem Gebüsche unbehülflich vorwärts bewegte. Er feuerte — das unförmliche Wesen fiel, er ging darauf los und fand, daß es eine große Schlange, eine Art Boa war, die ein kleines Kängaru umstrickt hatte. Das Kängaru war jetzt völlig todt und plattgedrückt von den Windungen der Schlange, die, von dem Knall überrascht, ihren Körper wieder zu entrollen im Begriffe stand, als Herr Lushington sein Pistol zog und ihr durch den Kopf schoß. Die Schlange war gelblich braun gefärbt und acht Fuß sechs Zoll lang. Das Kängaru fanden wir sehr köstlich; Herr Walker aß auch ein Stück von der Schlange und versicherte, sie sey so wohlschmeckend wie ein Aal nur etwas zäher."

Schließlich noch einige Bemerkungen über die Urbewohner Australiens, denen der Vers. weit günstigere Zeugnisse giebt, als alle seine Vorgänger. Seinem Bericht zufolge, sind diese Wilden ein verständiges Volk und besitzen die Gabe rascher Auffassung. Sie lernen ohne große Mühe lesen und schreiben. Ihre Neugier wird jedoch viel weniger gereizt, wenn sie von civilisirten Völkern etwas erfahren, als wenn andere Völker, die ungefähr in demselben Kulturzustande sich befinden, wie sie selber, Gegenstand der Erzählung sind. Herr Grey berichtet uns folgenden Zug von Theilnahme, die einige Australneger ihm bewiesen: „Als diese Leute hörten", sagt er, „daß ich von den Eingebornen im Norden verwundet worden war, konnte keine Protestation von meiner Seite sie überzeugen, daß ich aus bloßer Wißbegier und nicht aus Beweggründen der Rache jene Gegend wieder besuchte, auch drangen sie sehr in mich, die Feindseligkeiten nicht eher zu beginnen, bis ich einen Ort Namens Yal-gar-in, etwa 10 Tagereisen nordwärts, passirt haben würde; dann, meinten sie, könnte ich Alles niederschießen, was mir zu Gesicht käme." Ohne Zweifel waren die wohlmeinenden Rathgeber mit dem jenseits des erwähnten Ortes wohnenden Stamm im Kriege.

Ein anderer befreundeter Stamm gab unserem Verfasser den auffallendsten Beweis von einem Aberglauben, den man vielleicht nur bei den Australiern findet:

„Eine Art von feierlichem Zuge kam des Weges daher; voran schritten zwei Frauen, denen ein Strom Thränen über die Backen lief. Die eine derselben, schon ein bejahrtes Weib, ging auf mich zu, sah mich forschend an und rief in einer Art Ekstase: gua, gua, bundo bal (ja, ja, er ist's wirklich)! Darauf schlang sie ihre Arme um mich und weinte sehr, den Kopf auf die Brust senkend. Obschon ich ganz und gar nicht wußte, was das bedeuten sollte, ließ ich mir doch, aus bloßem Mitleid, ihre Liebkosungen gefallen, so unangenehm sie mir fielen; denn die Frau war alt, häßlich und äußerst schmutzig. Das jüngere Weib kniete zu meinen Füßen nieder und weinte ebenfalls. Durch meine Hingebung kühn gemacht, küßte mich die Alte endlich auf beide Wangen und ließ mich endlich los mit der Versicherung, daß ich der Geist ihres Sohnes sey, den eine Speerwunde in der Brust unlängst getödtet hätte. Das jüngere Weib küßte mich aber nicht, sey es nun aus Zartgefühl oder aus eingebildeter Abneigung von meiner Seite.

„Nachdem die Alte zurückgetreten war, kamen auch mein Vater und meine Brüder und umarmten mich auf ihre Weise, d. h. sie schlangen mir die Arme um den Leib, lehnten ihr rechtes Knie an mein rechtes Knie, ihre Brust an die meinige und blieben einige Minuten lang in dieser Stellung. So lange die Ceremonie dauerte, nahm ich, wie bei den Australiern Sitte ist, eine feierliche und melancholische Miene an.

„Der Glaube, daß weiße Individuen die Seelen verstorbener Schwarzer seyen, ist unter den Australiern gar nicht selten. Da sie selber nie auf den Gedanken kommen, ihr Heimatland zu verlassen, so begreifen sie auch nicht, wie es Anderen einfallen kann; sehen sie daher Weiße, die plötzlich in ihrem Lande erscheinen und an bestimmten Orten sich niederlassen, so glauben sie, diese Leute müßten in irgend einem früheren Daseyn Zuneigung zu dem Lande gefaßt haben, und ziehen daraus den Schluß, die Ansiedler seyen in irgend einer früheren Periode ebenfalls schwarze Leute und ihre Stammesgenossen oder Blutsverwandte gewesen. Physiognomische Aehnlichkeiten, mögen sie nun wirklich vorhanden oder eingebildet seyn, vollenden die Täuschung."

Die Lust, welche der Australier am Gesange findet, giebt sich aus folgender lebendigen Schilderung zu erkennen:

„Ein bejahrter Australier kömmt des Abends mit Hochgefühl im Herzen nach Hause; er schlägt die Beine unter und setzt sich vor dem Feuer auf seine Fersen. Dann verlangt er von seiner Frau einige Stücke Quarz nebst einigen gedörrten Kängaru-Sehnen, wetzt und polirt seine Speere und singt dazu:

Will spießen seine Leber,
Spießen seine Lung';
Will spießen sein Herz,
Spießen seine Lende!

Nach einer Weile prüft er die Spitze des Speers, und hat er sie recht scharf befunden, so knurrt er sich Beifall. Nun stimmen seine Frauen ihr Lied an:

Ha, die holzköpfigen,
Krummbeinigen,
Dürftendigen Kerle —
Ha, die kreuzlahmen,
Stockbeinigen,
Dürftendigen Kerle!

Den alten Sänger ergreift jetzt noch größere Mordlust; er wetzt seinen zweiten Speer und singt weiter:

Will spießen ihre Leber,
Spießen ihr Gedärm;
Will spießen ihre Herzen,
Spießen ihre Weibchen! u. s. w.

Von seinem Thema wild entflammt, steckt er seinen Speer in den Wurfstock, schwingt denselben in der Luft und antizipirt den ganzen Kampf des folgenden Tages. Dann zucken Erinnerungen an die Thaten seiner Jugend durch seine Seele; die greuliche Arie verwandelt sich in eine Art Rezitativ, und er erzählt den Seinigen irgend einen gefeierten Kampf entflohener Zeiten. Die ganze Jugend aus der Nachbarschaft strömt herbei — der alte Herr wird immer lauter und fürchterlicher — zuerst nimmt er seine Speerspitze unter den Arm und setzt sich auf die Seite, um einen Sterbenden darzustellen, jedoch unter wüthendem Gesange — dann wird er lebhafter, steckt seinen Sper in den Wurfstock

*) Man darf jedoch nicht vergessen, daß in diesen Städten die unterste Volksklasse größtentheils aus Einwanderern, namentlich Irländern, besteht.

und schwingt ihn mit besonderer Anmuth. Jetzt kommt das junge weibliche Personal schüchtern herbei, um zu sehen, was vorgeht u. s. w."

Was die wissenschaftlichen Ergebnisse beider Expeditionen und die geographischen Entdeckungen des Herrn Grey und seiner Gefährten betrifft, so kann man allerdings nicht sagen, daß sie den Erwartungen des gelehrten Publikums ganz gleich gekommen sind. Die wackeren Reisenden hatten so viele Unfälle, daß man sich noch wundern muß, wie sie so viel zu bewerkstelligen im Stande gewesen. Zehn Flüsse, darunter einige sehr bedeutende, wurden von ihnen entdeckt; allein ihre Mündungen konnten sie nicht genau ermitteln, daher das Problem, auf was für Weise jene Flüsse in den Ocean sich ergießen, noch ungelöst bleibt. Zwischen Kap Cuvier und dem Schwanenflusse rekognoszirte die Gesellschaft ein Land mit sehr ausgedehnten fruchtbaren Distrikten, von welchem der größte und gesegnetste Provinz Viktoria betitelt ward.

Rußland.

Der Talisman des Glückes.

Worin besteht das Glück? Diese Frage, die viele weise Männer in Verlegenheit gesetzt hat, ist nach meiner Meinung schon lange entschieden. Es besteht darin, daß man möglichst gemächlich und behäbig auf Erden leben könne. Dazu sind nun erforderlich: ein wohlbestelltes Häuschen oder, wo möglich, ein Haus; eine wohlgefüllte Kasse; ein wohlbesetzter Tisch, eine brave Frau, brave Freunde, ein ansehnlicher Rang oder mindestens eine ehrenvolle Stelle und ein guter Name in der Gesellschaft. Alles dies ist leicht aus einer Prämisse abzuleiten: sie heißt Wohlstand oder, unverblümt geredet — Geld.

Es scheint also keinem Zweifel zu unterliegen, daß der ganze Talisman des Glückes in dem leichtesten und sichersten Mittel, sich Geld zu verschaffen, enthalten seyn müsse. Dieser Talisman muß aber daneben die wunderbare Eigenschaft haben, daß er mit dem Gelde auch die Mittel zu allem dem an die Hand gebe, was man fürs Geld allein nicht immer erlangen kann. Wir kennen Leute, die Geld genug besitzen und immer für Schelme passiren; nun giebt es zwar so viele Schelme auf Erden, daß man sich fast mit ihnen befreunden könnte; aber noch immer finden wir dieses Prädikat unrühmlich, und somit kann es zu einem vollkommenen Glücke hinderlich seyn. Mein Talisman tilgt solche Flecken aus unserer Glückseligkeit und wäscht den Mohren in der Seele reiner als der Chlor das Linnenzeug.

Seine wunderbarste Eigenschaft ist aber diese: mein Talisman dringt, wie der feinste Aether, in alle Körper; er stärkt sie wie die Kälte — das Grund-Element des Lebens nach einem neueren Systematiker — er zersetzt sie, wie das Scheidewasser Gold und Silber zersetzt.

Meine Leser verlangen schon ungeduldig die Lösung des Räthsels, und ich will ihre Wißbegier nicht lange martern: mein Talisman des Glückes ist — ein dummes Gesicht.

Ja, meine Herren, ein dummes Gesicht, und zwar ein aufs Höchste potenzirtes, wenn es möglich ist. Es giebt häßliche, verzerrte Gesichter; ich aber spreche von dummen. Ein häßliches und dabei von Geist belebtes Gesicht ist zu meinem Zwecke untauglich. Wenn der Unterschied zwischen einem unangenehmen und einem dummen Gesichte euch verborgen bleibt, so weiß ich nicht, wie ich ihn euch erklären soll.

Es giebt Gesichter, bei deren Anblick man unwillkürlich ausruft: „Puh! welch' eine Fratze!" Von solchen ist nicht die Rede. Es giebt andere, die man schon beim ersten Anblick ohrfeigen möchte. Diese sind auch nicht gemeint. Es giebt endlich Gesichter, bei deren Anblick man unwillkürlich ausruft: „Ach! welch' ein Tölpel!" Diese allein sind die rechten — die Talismane des Glückes.

Es versteht sich, daß ich, wenn ich von einem dummen Gesichte rede, nicht sagen will, der Besitzer desselben solle ein Dummkopf seyn! Es hat zwar Sophisten gegeben, die da behaupteten, Dummheit sey zum Glücke nothwendig. Das ist aber falsch: so wie ein schönes Gesicht oft einer häßlichen Seele als Hülle dient; wie ein gescheidtes Gesicht zuweilen einem ausgemachten Dümmling angehört (!): so muß ein tölpelhaftes, um als Talisman des Glückes brauchbar zu seyn, eine Mixtur von Eigenschaften bedecken, deren Namen und nothwendige relative Quantität folgendes Rezept darstellt:

℞ Gewissenlosigkeit,
℞ Unverschämtheit,
℞ Niederträchtigkeit,
℞ Zudringlichkeit.

Alle diese Ingredienzien sind klein zu stoßen im Mörser der Intrigue, zu filtriren durch das Sieb der Schlauheit und anzufeuchten durch Auspressung solcher Geistestheilchen, die einen Genius aus dem Menschen machen, wenn es auf Mittel zu Erreichung eines Zieles ankommt.

Besondere Umstände der Zeit oder des Ortes erheischen wohl einige Abänderungen in dieser Vorschrift; aber die vornehmste, überall statthafte und unumgängliche Bedingung ist: ein dummes Gesicht als Deckel der Mixtur! Mit diesem wirkt die schwächste Dosis besser, als der Klang des Silbers, und ohne dasselbe wirkt die stärkste nicht besser, als nasses Schießpulver.

Ich würde viel Zeit gebrauchen, wenn ich euch alle Experimente, Beobachtungen und Folgerungen herzählen wollte, die mich zur Entdeckung dieses Geheimnisses geführt haben. Auch gedenke ich dies in einem eigenen Buche zu thun: fürs erste begnügt euch mit ein paar Aphorismen:

Ein dummes Gesicht parirt, wie ein mächtiger Schild, die Hiebe des gefährlichen Feindes; es macht ihn sorglos und verschafft Dir Mittel, ihn zu vernichten.

Kommst Du mit der Schlauheit in Konflikt, so denkt sie nicht daran, vor Dir auf ihrer Hut zu seyn.

Hat Dich Einer wegen Betruges in Verdacht, so ruft man ihm überall zu: „Ich bitte Sie — wie kann ein Mensch mit solch' einem Tölpelgesicht betrügen!" Giebt man Dir einen Nasenstüber und Du läßest Dir's gefallen, so verachtet man Dich nicht als einen Menschen ohne Ehre; man sagt höchstens: „Er ist ein Tölpel; er versteht's nicht!"

Sagst Du eine verdächtige Wahrheit oder eine grobe Schmeichelei, so zürnt man Dir niemals und glaubt Dir sogar; es rettet Dich Dein dummes Gesicht.

Hast Du ein dummes Gesicht, so giebt man Dir Geld in Verwahrung, dessen Empfang Du ableugnen kannst. Ein hübsches Mädchen reicht Dir gern ihre Hand, denn sie hofft, Du werdest der gehorsamste und gefügigste Eheherr seyn. Dein Vorgesetzter vertraut Dir ein Geschäftchen, das er keinem Anderen zu vertrauen wagt, und Du kannst ihn mit schönem Profit verkaufen. Ein Freund vertraut Dir ein Geheimniß, womit Du ihn bei Gelegenheit zu Grunde richten kannst. *)

Setzest Du ein dummes Gesicht auf, so kannst Du hinter demselben, wie hinter einer Chinesischen Mauer, vor jeder Gefahr sicher, eine Mine unter Deinem Nachbarn graben und über den hinwegschreiten, der auf seinem Wege gefallen ist. Du kannst unschädliche Lästerungen zirkuliren lassen, Deinen Vordermann aus dem Wege stoßen, daß er im Kothe stecken bleibt — kurz, alle die harmlosen Kniffe ausführen, die da nothwendig sind, um das Glück zu erjagen. Keiner ist vor Dir auf seiner Hut, Keiner zürnt auf Dich; man sagt höchstens: „Dieser Mensch ist ein deutlicher Beweis davon, wie sehr das Glück die Dummen begünstigt!"

(Русский Вестникъ.)

Mannigfaltiges.

— Der große Brand von London. Dem unermeßlichen Unglück, das vor einigen Tagen die Stadt Hamburg und deren so wie den Deutschen Handel überhaupt traf, ist nur dasjenige zu vergleichen, das im Jahre 1666 unter der Regierung Karl's II. die Stadt London und deren damals eben aufblühenden Welthandel heimsuchte. Der Brand von London dauerte nur ungefähr eben so lange, wie der von Hamburg; er brach nämlich in der Nacht vom Sonntag (2. September) aus und wüthete bis zum Donnerstag, während der in Hamburg in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag zum Ausbruch kam und am Sonntag das Ende seiner furchtbaren Verheerungen fand. Die City von London, in der das Feuer wüthete, war damals jedoch noch winkeliger, enger und daher noch feuergefährlicher gebaut, als die jetzige Altstadt Hamburgs; nicht weniger als 13,200 Häuser, 87 Kirchen und 26 Hospitäler gingen zu jener Zeit in Flammen auf. Doch gerade dieses fürchterliche Unglück trug vielleicht mehr als irgend ein späteres Ereigniß zur Vergrößerung Londons bei, denn die nicht zum Kaufmannsstande gehörenden Einwohner der Stadt bauten sich nun, und zwar viel prächtiger und bequemer, in der Nähe der Königlichen Residenz von Westminster an und legten dadurch den Grund zu dem herrlichen Westende der Stadt, das seitdem hinsichtlich des Reichthums mit der City rivalisirt. Letztere wurde ausschließlich vom Handelsstand zu seinen Zwecken wieder hergestellt und bietet daher auch jetzt noch den unregelmäßigen und unschönen Anblick dar, den sie vor dem Brand hatte. Man versäumte es, bei dem Wiederaufbau der Häuser dafür zu sorgen, daß den Straßen eine Gestalt gegeben werde, die bei ausbrechenden Feuersbrünsten minder gefährlich ist — ein Beispiel, dem man hoffentlich bei dem Wiederaufbau des abgebrannten Theiles von Hamburg nicht folgen wird. Was der Londoner Handelsstand im Jahre 1828 ausführte, nämlich die Anlegung großer Docks im Hafen, wodurch die Speicher mit feuergefährlichen Waaren in der engen Stadt bedeutend vermindert wurden, das wird wohl nun in Hamburg zu Stande kommen, wo es, so oft die Zeit ein gemeinnütziges Unternehmen erheischte, niemals an dem Sinn und an den Mitteln dazu fehlte.

— Methodisten in den Vereinigten Staaten. Im Jahre 1766 hielt Philipp Embury die erste methodistische Predigt, die in Amerika vernommen wurde, jedoch vor nicht mehr als fünf Zuhörern, in einem von ihm gemietheten Privathause. Bald darauf kam Capitain Webb von Großbritanien an und riß durch seine Predigten zahlreiche Versammlungen hin. Im Jahre 1769 landeten die Herren Bradman und Pillmore, Sendlinge des Gründers der Methodisten-Sekte, in Philadelphia und stifteten große Gemeinden, sowohl in dieser Stadt, als im Lande. Seitdem haben sich die Methodisten in Nord-Amerika so ausgebreitet, daß sie jetzt dort 34 sogenannte Konferenzen zählen, die von sechs Bischöfen präsidirt werden; ferner besitzen sie 3732 umherreisende, 7123 angesessene und 270 emeritirte Prediger. Im Jahr 1841 hat sich die Zahl der reisenden Prediger um 275 vermehrt, die der angesessenen um 303 und die der Gemeinde-Mitglieder um 43,962.

*) Die Russische Satire ist eben nicht sehr fein, wie man sieht.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz in der Buchhandlung bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Freitag den 13. Mai 1842.

Frankreich.

Die Pariser Polizei nach der Juli-Revolution.

Es ist nichts Außerordentliches, wenn irgend eine Institution im Laufe der Zeit nicht bloß im Charakter, sondern auch in ihrem Zweck eine andere wird; denn dies ist eine Erscheinung, die täglich vor unseren Augen stattfindet. Das Verderben ergreift diese so gut wie andere Werke des Menschen, und die Fälle sind sehr selten, wo ein Institut, wie die Freimaurerei, dadurch ein anderes wird, daß es seinen Wirkungskreis erweitert und sich edlere und höhere Zwecke vorsetzt, als es bei seiner ersten Gründung vor Augen hatte. Wir dürfen uns also nicht darüber wundern, daß in verschiedenen Ländern die Institution der Polizei, deren erster großer Zweck die Beschützung der rechtschaffenen und fleißigen Leute durch die stete Wachsamkeit der Gesetze war, vor dem Ende des letzten Jahrhunderts zu einem Werkzeug der Unterdrückung und Tyrannei ausgeartet. Das aber gereicht zum Erstaunen, daß in Frankreich die Verderbniß des ganzen Polizei-Systems so weit gehen konnte, daß sie, nachdem das große Erdbeben der ersten Revolution den ganzen Bau bis auf den Grund erschüttert hatte, nur eine Masse unrichtiger Ansichten, falscher Prinzipien und gefährlicher Befugnisse zurückließ, woraus nicht ein guter und fester Stein sich aussondern ließ, um damit den Grund zu einem neuen Gebäude der öffentlichen Sicherheit und der wahrhaft moralischen Beschützung des Landes zu legen.

Herr Gisquet, dessen Memoiren im vorigen Jahr erschienen, war früher selbst Polizei-Präfekt und sucht nun in diesen Memoiren sich und seine Verwaltung zu rechtfertigen; bei der Gelegenheit wird uns ein Blick in das ganze Getriebe der Pariser Polizei gewährt, der sehr lehrreich ist. Zuerst erhalten wir einen Ueberblick über den ganzen Organismus der Polizei-Präfektur, ihre verschiedenen Büreaus und den Geschäftskreis derselben. Herr Gisquet ward im Dezember 1831 zum Chef der Polizei ernannt, nachdem er schon früher einen Posten in der Präfektur bekleidet, erst als General-Secretair und dann als interimistischer Präfekt. Zuvörderst entfernte er einige untaugliche Subjekte, die sich durch Privatgunst Stellen im Polizei-Departement zu verschaffen gewußt, für die sie nichts weniger als geeignet waren. „So", sagt er, „waren lahme und alte Leute mit Functionen beauftragt, welche Schnelligkeit und Kraft erfordern; Kurzsichtige wurden zu Inspectionen gebraucht, wo man gut sehen mußte, und Harthörige zu Agenten, wo es zu hören galt." Nachdem er diese Mißbräuche abgeschafft, betrug die Zahl der in der Polizei-Präfektur angestellten Beamten — mit Ausschluß aller Stadt-Sergeanten, Inspektoren, Nacht-Aufseher, kurz Aller, die unter dem Ausdruck Polizeimacht begriffen werden, so wie auch der Inspizienten der Hotels und möblirten Wohnungen, und der geheimen Agenten oder Spione — also mit Ausschluß aller dieser, nicht weniger als 1140. Welch' ein schreckliches Bild bekommen wir von dem Zustand einer Gesellschaft, die so viele Menschen braucht, bloß um die Maschine, durch die sie in äußerlicher Ordnung erhalten wird, zu leiten! Nehmen wir aber diesen Stab von 1140, mit allen den Brigaden von Stadt-Sergeanten, Inspektoren, Nacht-Agenten und Spionen, nebst den militairischen Patrouillen, die Herr Gisquet auch erwähnt, dann können wir nicht umhin, zu fragen: Ist dies Alles nothwendig? Ist das Pariser Volk wirklich so unruhig und zügellos, daß es ohne diese furchtbare Macht nicht im Zaum gehalten werden kann? oder liegt der Fehler im System?

An der Spitze der ganzen Einrichtung steht natürlich der Polizei-Präfekt selbst, in dessen Privat-Kabinet oder Büreau neunzehn Schreiber sind. Der Geschäftskreis derselben umfaßt folgende Gegenstände: „Die Eröffnung und Registrirung aller Depeschen, Briefe und Dokumente, deren Zahl sich im Durchschnitt auf mehr als 2000 täglich beläuft, so wie ihre Vertheilung an die verschiedenen Unter-Büreaus, auf die sie sich beziehen; ferner die Korrespondenz des Präfekten mit Ministern und anderen Beamten über politische Angelegenheiten; die Anfertigung und Klassifizirung der auf Politik bezüglichen Listen; die Redaction eines Auszugs aus den von den geheimen Agenten eingeschickten Berichten; die Abfassung eines biographischen Repertoriums von allen Personen, die in politischen Angelegenheiten eine Rolle gespielt (dieser Bericht existirte nicht vor Herrn Gisquet's Verwaltung, und zur Zeit seiner Abdankung umfaßte er bereits mehr als zwölftausend Namen); die Korrespondenz und die administrativen Maßregeln in Betreff der fremden Flüchtlinge."

Eine große Veränderung, die Herr Gisquet beim Antritt seiner Functionen in den Geschäften der Präfektur traf, ist folgende: Vor ihm wurden alle Papiere und Berichte, außer denen, die unmittelbar für das Büreau des Präfekten bestimmt waren, sofort an die anderen Büreaus, in deren Geschäftskreis sie gehörten, eingesandt; die untergeordneten Agenten verfuhren in den verschiedenen Angelegenheiten, die in ihr Fach gehörten, wie ihnen gut dünkte, außer in sehr schwierigen Fällen, wo sie es für nothwendig hielten, ihren Chef vorher zu befragen, und eine Menge kleinerer Mißbräuche riß ein, abgesehen davon, daß der Präfekt von Vielem, was unter der Sanction seines Namens vorging, keine Ahnung hatte. Herr Gisquet bestimmte zuerst, daß alle Briefe und Berichte durch sein eigenes Büreau gehen sollten, um sich so eine allgemeine Kenntniß aller Mittheilungen, welche die Polizei täglich bekam, so wie der besonderen Angelegenheiten, welche jedes von den untergeordneten Büreaus beschäftigten, zu sichern.

Das Büreau des General-Secretairs der Polizei enthielt neunundzwanzig Schreiber, und die Arbeiten desselben bezogen sich besonders auf die Regulirung des ganzen Instituts, so wie auf die Anstellung, Beförderung und Entlassung aller Beamten; außerdem aber war die Prüfung der Statuten anonymer Gesellschaften, die Leitung der Munizipal-Garden und des großen Corps der Feuermänner, die Oberaufsicht über alle öffentliche Schauspiele und Ceremonien, Theater, Spielhäuser, öffentliche Ausrufer, Zettelankleber, so wie Alles, was sich auf Religion (so weit die Polizei sich darum zu kümmern hatte), auf die Stempel-Verwaltung, den Verkauf von Schießpulver und Verfolgung von Deserteuren bezog, dem Büreau des General-Secretairs zugewiesen.

Wir übergehen die übrigen Büreaus, deren Geschäfte mehr von der Art sind, wie sie einer jeden Polizei zukommen, um auf die eigentlich interessante Seite unseres Gegenstandes, die Macht und die politische Thätigkeit der Französischen Polizei, einzugehen. Diese ihre politische Thätigkeit, die in der ungeheuren Masse ihrer politischen Agenten und Spione hervortritt, ist ein Uebel, das in gerader Linie aus den Tagen vor der ersten Revolution herstammt. Die Bastille ward zwar zerstört, aber das System, das sie und andere Gefängnisse unter den Königen des ancien régime anfüllte, blieb in seiner vollen Kraft; die willkürliche Gewalt ging aus den Händen der Monarchen in die von Demagogen über, aber die Eifersucht und der Argwohn willkürlicher Gewalt lieferte dieselben Resultate; die Demagogen wurden von dem Fuß eines gewaltigen Usurpators niedergetreten, aber der Despot brauchte dasselbe Heer von Spionen, das den anarchischen Tyrannen, deren Nachfolger er war, unentbehrlich gewesen. Sein Fall führte die alte Dynastie auf den wankenden Thron zurück, von der, da sie gern die ganze alte Zeit zurückgeführt hätte, sich nicht erwarten ließ, daß sie den einzigen Theil des alten Systems, der die Sündfluth überlebt hatte, zerstören würde; und nun, da eine neue Revolution noch einmal die Gesellschaft in ihren Grundfesten erschüttert hat, bietet gerade der zerrissene, unsichere Zustand aller Institutionen einen Vorwand, wo nicht einen Grund dar zur Aufrechterhaltung eines Systems, das man für die einzige Schutzwehr gegen den Fall des ganzen Baues hält. So scheuen sich die Menschen, den Epheu, der zur Zerstörung eines alten Gebäudes beigetragen hat, abzuschneiden, aus Furcht, die Mauern, welche zum Theil von dem, was einst ihr Verderb war, getragen werden, könnten auf die Häupter derer zusammenstürzen, welche sie wiederherstellen wollen.

Wie wichtig und nützlich die Wirksamkeit eines Pariser Polizei-Präfekten sein, wie er aber auch über seine Sphäre hinübergreifen und sogar constitutionellen Rechten gefährlich werden kann, zeigt folgendes Beispiel:

Der Winter 1831—32 in Paris war ein sehr unglücklicher. Die ersten Folgen einer großen Umwälzung dauerten noch in ihrer ganzen Verderblichkeit fort; die politischen Factionen tobten noch ungezügelt, die öffentliche Ordnung konnte kaum erhalten werden, die zerstörenden Wirkungen der Erschütterung von 1830 auf den öffentlichen Kredit wie auf die Privathülfsquellen hatten Tausende beschäftigungslos gemacht, während die nothwendigen Lebensbedürfnisse enorm theuer geworden waren und eine drohende Hungersnoth alle andere Uebel verschlimmerte. Das Wetter war kalt, regnig und stürmisch, und Herr Gisquet beschloß, für die Erleichterung der Noth der unteren Klassen etwas zu thun. Aber wie erreichte er diesen löblichen Zweck? Nicht durch öffentliche Subscriptionen, nicht durch Staatszuschüsse. Nein! Als Polizei-Präfekt verordnete er, daß alle Hausbesitzer in Paris Rinnen an ihren Häusern machen ließen. Es war dies eine sehr nothwendige und angemessene Bestimmung für die Französische Hauptstadt, welche damals erst ein ebenes Pflaster an der Seite der Straßen für die Bequemlichkeit der Fußgänger bekommen hatte. Auf dieses Pflaster ergoß sich vor dem Edikt des Herrn Gisquet alles Regenwasser und geschmolzener Schnee von den Dächern der Häuser, und hätte

die Regierung, welche die Trottoirs anlegte, oder die Legislatur auch eine Summe für die Rinnen und Traufen angewiesen, so wäre die Maßregel ganz gut gewesen. Aber der Polizei-Präfekt, welcher den Armen helfen wollte, ohne die Finanzen zu belästigen, befahl, daß jeder Hausbesitzer in Paris auf seine Kosten diese Artikel an seinem Hause machen lasse, und so energisch betrieb er die Ausführung seiner Verordnung, daß noch vor Ende von sechs Monaten von den 40,000 Häusern, welche damals die Hauptstadt enthielt, 20,000 mit den vorgeschriebenen Einrichtungen versehen wären. Da die durchschnittliche Kostensumme für jedes Haus 4—500 Franken betrug, so ward eine Summe von 15—20 Millionen durch Vermittelung des Polizei-Präfekten unter die Arbeiter vertheilt. Einige Eigenthümer behaupteten zwar, Herr Gisquet habe kein Recht, die Pariser Wirthe mit einer Steuer von 15—20 Millionen zu belegen, und brachten die Sache vor die Gerichte; aber Herr Gisquet vertheidigte die Gewalt, die er sich herausgenommen, mit Kraft und Erfolg, und der Cassationshof entschied für ihn, indem er sich auf das Gesetz vom August 1790 berief, welches die Munizipal-Behörden ermächtigt, „Alles, was die Sicherheit und Bequemlichkeit der Passage auf den Straßen, Quais und öffentlichen Plätzen betrifft, anzuordnen." Das Gesetz selbst ist allerdings sehr unbestimmt und zweideutig, aber die Auslegung desselben ist noch gefährlicher, und der Gerichtshof erkannte hierdurch der Polizei das Recht zu, alle mögliche Arten von Steuern, unter dem Vorwande, daß sie für die Bequemlichkeit der Straßen-Circulation zu sorgen habe, nach ihrem eigenen Ermessen auszuschreiben. Daß ein Mann im Stande seyn sollte, ohne die Einwilligung irgend einer repräsentativen Körperschaft die Hauptstadt seines Landes unter irgend einem Vorwande zum Belauf von achthunderttausend Pfund Sterling in einem Jahre zu besteuern, würde man wenigstens in England gar nicht begreifen.

Doch um gegen Herrn Gisquet und die Polizei, die er in Schutz nimmt, gerecht zu seyn, muß man den Zustand von Paris um die Zeit, wo er sein Amt antrat, ins Auge fassen, einen Zustand, der wohl geeignet ist, die Bewilligung so ausgedehnter Befugnisse an die Munizipal-Behörden zu rechtfertigen. Während schon die Armuth und das Elend der niederen Klassen, die Theurung der Lebensmittel und der Mangel an Beschäftigung, der der letzten Revolution folgte, große Schwierigkeiten darbot, schienen die politischen Factionen sich einzubilden, daß nunmehr alle Schranken aufgehoben seyen und sie sich alle mögliche Exzesse und Machinationen erlauben könnten. In dem Buche des Expräfekten finden sich in den Kapiteln, die den Jahren 1831 und 32 gewidmet sind, Komplotte von Bonapartisten, Karlisten und Republikanern, eines lächerlicher als das andere und doch jedes bedeutend genug, um auf die öffentliche Ordnung störend zu wirken und Leben und Eigenthum zu gefährden. Wir finden eine Menge öffentlicher Blätter mit der Vertheidigung der Verschwörer und Mörder, die an diesen Komplotten Theil nahmen, beschäftigt; wir finden Sachwalter, die ihre Sache nicht als bloße Advokaten, sondern als Parteigänger führen; wir finden Assisen, welche sie freisprechen oder ihre Verbrechen mit mehr als Nachsicht behandeln. Die Göuner und Vertheidiger der Verschwörer bildeten sich ein regelmäßiges Verhaltungs-System. Vor ihrem Verhör ward ein allgemeiner Schrei des Unwillens zu ihren Gunsten und gegen die Polizei, von der sie verhaftet worden, erhoben. Sie wurden als die loyalsten, unschuldigsten und tugendhaftesten Personen dargestellt: man behauptete, die ganze Verschwörung sey ein Machwerk der Polizei, die darin einen Vorwand suche, politische Feinde einzufangen, und nachdem die Journale eine Zeit lang in diesem Stil gelärmt, nahmen ihn die Advokaten vor Gericht auf und versuchten, die Sache einer im voraus eingenommenen Jury eben so darzustellen. Sobald aber das Verhör vorüber war, nahmen die Dinge eine ander Gestalt an, je nachdem der Angeklagte verurtheilt oder freigesprochen ward; stets rühmte sich seine Partei offen seiner Schuld: war er freigesprochen, so ward er als einer von den Aposteln der Sekte fetirt und auf den Armen getragen; war er verurtheilt, so ward er als ein Märtyrer ausgerufen und beklagt, und neue Komplotte folgten auf die, welche eben vereitelt worden. So ward in wenigen Monaten Lyon mehrere Tage lang vom Pöbel besetzt; man machte einen Plan, Paris in verschiedenen Quartieren anzuzünden, ein Bonapartisches Komplott ward entdeckt und vereitelt, die Thürme von Notre-Dame wurden von Brandstiftern angesteckt und mehrere Polizei-Agenten bei den Bemühungen, die Flammen zu löschen und die Verbrecher zu verhaften, getödtet und verwundet, und bei einer Karlistischen Verschwörung zum Ueberfall des Schlosses wurden, als sie in dem Augenblick der Auflösung unterdrückt ward, mehrere Hundert von den Theilnehmern festgenommen.

Wir kommen nun zu einem der interessantesten Kapitel in Herrn Gisquet's Werk, das von den geheimen politischen Agenten handelt. Das Spionirsystem war von jeher der rechte Arm der Französischen Polizei. Wenn man einen Blick in die authentischen Memoiren aus den letzten Tagen Ludwig's XIV. und der ganzen Regierung Ludwig's XV. und XVI. wirft oder die bewährten Werke, die uns ein Bild vom ancien régime geben, nachliest, so wird man finden, daß dieses Spionirsystem sich auf alle Stände und Klassen der Gesellschaft erstreckte, daß vom Premierminister bis zum niedrigsten Kammerdiener jeder Mann einen Spion um sich hatte, und man hat sogar Grund anzunehmen, daß selbst der Monarch auf seinem Thron nicht über die Späherblicke der Polizei erhaben war, und daß seine Worte und Handlungen seinem lieutenant-général de la police berichtet wurden. Man muß das tableau de Paris und die verschiedenen Artikel in diesem außerordentlichen Werk, die sich mittelbar oder unmittelbar auf die Polizei unter Ludwig XV. beziehen, so wie einige von den vielen Berichten über die verschiedenen Französischen Gefängnisse, namentlich die Bastille, studiren, wenn man sich von dem Umfang des Spionirwesens jener Zeit einen Begriff machen will. Wir nennen hier nur eine Klasse von Spionen, deren Operationen bei dem Fall jenes berüchtigten Gefängnisses, das so lange für die Franzosen ein Gegenstand des Schreckens und Abscheus war, an den Tag kamen. Dies waren die Wirthe von verrufenen Häusern jeder Art. Wir finden in einem nach der Zerstörung der Bastille eine Zeitlang periodisch erschienenen Werk, genannt La Bastille-Dévoilée, auf das man sich wohl verlassen kann, einige von den regelmäßigen Berichten dieser Personen an einen hohen Beamten, dessen Namen wir nicht wissen, an den sie aber unter der Bezeichnung: „Votre Grandeur" schreiben. Wir können hier nicht in die Details dieser seltsamen, aber widerlichen Papiere eingehen, welche nicht weniger für eine Statistik der Unsittlichkeit als für die Kenntniß der alten Polizei Frankreichs von Werth sind. Eine Stelle jedoch können wir zu übersetzen wagen, die eine Probe davon giebt, wie genau die Polizei von Allem, was in Paris vorging, unterrichtet ward. In dem Tagebuch einer Dame finden wir Folgendes:

„16. Juli. — Herr Veron, Juwelier, der mir einen ziemlich großen Apfel zeigte, von Pappe gemacht, mit Gold bedeckt und schön bemalt. Der Stiel des Apfels war von Diamanten, und rings herum stand in Buchstaben, die aus Diamanten gebildet waren: „Ich gebe ihn der Schönsten", und an der Spitze des Apfels war eine Rose in Diamanten. Ich war nicht im Stande, den Namen der Dame, für welche dies Geschenk bestimmt war, noch den des Herrn herauszubekommen. Er sagte mir nur, daß es ein Mann sey, der *oft* in einer Miethkutsche und ohne einen Bedienten zu ihm kam; er sey ein sehr reicher Edelmann; er habe ihn nicht zu Hause gefunden, um sich Geld zu holen, da er auf das Land nach Chatou gegangen sey, das ihm gehöre. Wenn Ew. Hoheit diesen Herrn oder die Damen, die er besucht, kennt, so werden Sie seine Maitresse beim Anblick jenes Schmucks entdecken (*Bastille Dévoilée*, troisième livraison, p. 139.)

In einem anderen Werk, welches Mémoires sur la Bastille heißt, und das voll von schätzbaren Nachrichten ist, obgleich es durch den heftigen Ton des Kompilators etwas entstellt wird, finden wir eine kuriose und unverschämte Alternative, die ein Spion Ludwig XIV. selbst und der Frau von Maintenon vorschlug. Ein Mann, Namens Binache, der wahrscheinlich mit Falschmünzerei beschäftigt war, hatte das Pariser Volk zu überzeugen gewußt, daß er das Geheimniß besitze, die Metalle umzuwandeln. Einer von seinen Gehülfen, Namens Saint-Robert, ward als Spion bei ihm gebraucht und verrieth sein wirkliches Treiben der Frau von Maintenon und durch sie dem König, aber zugleich „stellte er der Frau von Maintenon die Alternative, daß, wenn die Regierung von seiner Mittheilung keinen Gebrauch machen wolle, man ihm erlauben solle, dem Binache anzuzeigen, daß er verrathen sey, da in diesem Fall Binache ihn ganz gewiß mit wenigstens hunderttausend Livres belohnen würde."

Es ließen sich viele noch auffallendere Beispiele von doppelter Spionage anführen, wo der Mouchard der Polizei Anzeige von einem Verbrechen und dem Verbrecher Anzeige machte, daß er entdeckt sey, und so von Beiden eine Belohnung erpreßte; aber was ließ sich von den zu einem solchen Dienst verwendeten Werkzeugen erwarten, als daß die, deren Geschäft es war, ihre Gefährten zu verrathen, auch ihren Brodherrn verrathen würden. Als man D'Argenson vorwarf, daß er seine Polizeistellen mit Schurken und Vagabunden besetze, antwortete er: „Man schaffe mir ehrliche Leute, welche sich zu solchen Diensten hergeben, und ich will sie an die Stelle derer setzen, die ich jetzt brauche."

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Skizzen aus dem Leben in den Vereinigten Staaten.

II. Die Boarding-Houses.

Die Vereinigten Staaten befinden sich in einem Zustande der Transition. Nichts ist festgestellt, Nichts für die Dauer begründet; eine ewige Veränderungssucht, ein stetes Verlangen nach Neuerungen herrscht unter allen Volksklassen. Staatseinrichtungen, die anfangs als der Gipfel menschlicher Weisheit gepriesen wurden, findet man nach wenigen Jahren schon veraltet und einer durchgängigen Reform bedürftig; neue Gesetze werden begehrt, eingeführt und eben so schnell wieder abgeschafft, ohne daß man ihnen Zeit vergönnt, eine wohlthätige oder schädliche Wirkung zu äußern. Institutionen, die seit 30 Jahren im Gange gewesen, Länderein, die seit 20 Jahren bebaut worden sind, sieht man schon als verbraucht (worn out) an und eilt, sie mit besseren zu vertauschen. Aus den älteren, östlichen Staaten*) strömen Tausende alljährlich nach dem Westen, theils um im neuen, noch wenig kultivirten Lande schneller ihr Glück zu machen, theils auch nur in der Hoffnung auf ein Leben voll Abenteuer und Abwechselung. Das Geschrei nach Change! hat mehr gethan, die demokratische Partei zu stürzen, die schon zwölf Jahre (ein für Amerika unermeßlich langer Zeitraum!) geherrscht hatte, als der durch die falschen Maßregeln des Kabinets und unsinnigen Speculationen der Banken herbeigeführte Staatsbankerott und die unerhörte, durch die ganze Union waltende Finanznoth.

Bei einer solchen Stimmung sind natürlich Anhänglichkeit an die Heimat und Liebe zur Häuslichkeit seltene Erscheinungen. Der Amerikaner ist ein Zugvogel oder vielmehr ein Nomade, der an keine Wohnstätte gebunden ist und sich nur auf der Wanderung glücklich fühlt. Er verläßt in der Jugend mit Gleichgültigkeit

*) Unter dem Namen der östlichen Staaten versteht man im engeren Sinne Neu-England, im weiteren alle im Osten der Bergrücken des Alleghany liegende Staaten.

das Land seiner Geburt und die Gräber seiner Väter und verkauft im reiferen Alter mit demselben Gleichmuthe den von ihm urbar gemachten Boden, die Wiege seiner Kinder und den Schauplatz seiner Leiden und Freuden, um sich tausend Meilen davon wieder anzusiedeln und eine neue Laufbahn zu beginnen. Die Lust, sich in der Welt umzusehen, ist für ihn unwiderstehlich; wenn man daher die trefflichen, durch keine innere Schlagbäume, durch kein Paß- und Polizeiwesen gehemmten Verbindungen, die Eisenbahnen, Kanäle und ungeheuren schiffbaren Flüsse bedenkt, wodurch Geschäfts- und Vergnügungsreisen fast für Jeden möglich gemacht werden, so ist es kaum zu verwundern, daß man zu einigen Zeiten, besonders des Sommers, das lebhafte Bild einer Völkerwanderung vor Augen sieht. Die Dampfböte und Stages sind zum Erdrücken voll, die Landstraßen mit Auswanderern bedeckt; die reichen Pflanzer aus New-Orleans und Alabama begeben sich nach dem Norden, um den Verwüstungen des gelben Fiebers auszuweichen; die westlichen Kaufleute suchen in New-York, Boston und Philadelphia ihre Waaren aus, und die Farmers sehen sich in Illinois, Missuri und Jowa nach neuen Ländereien um. Von den Ufern des Penobscot bis zu denen der Sabine, von den Savannen Georgia's bis zu den Prairieen des Mississippi herrscht eine allgemeine Bewegung.

Dieses rege Leben und Treiben erheischt auch größere Anstalten zur Aufnahme und Beherbergung der Reisenden, als man in Europa kennt. Nicht nur findet man in allen nur einigermaßen bedeutenden Städten Hotels in zahlloser Menge und von ungeheurem Umfange *), sondern auch Hunderte von Boarding-houses oder Logierhäusern, die man zu den eigenthümlichsten Erscheinungen des Amerikanischen Volkslebens zählen kann. Solche Häuser giebt es für alle Stände, in der größten Mannigfaltigkeit; von den anspruchslosen, von Holz gebauten und ärmlich möblirten an, wo Handwerker und andere unbemittelte Personen für 2 Dollars die Woche Kost und Wohnung erhalten, bis zu den prächtig-verzierten und elegant ausgestatteten Palästen Broadway's und Arch-Street's **), wo die wöchentliche Miethe auf 8, 10, 12 und mehr Dollars steigt. Die Lebensordnung bleibt sich aber in allen so ziemlich gleich, denn die Versuche einiger Nachäffer der Englischen Aristokratie, die Sitten der vornehmen Welt aus London nach Amerika zu verpflanzen, haben einen zu geringen Erfolg gehabt, um hier in Betracht zu kommen.

Um halb acht Uhr Morgens wird die erste Glocke geläutet, zum Zeichen, daß es für die Bewohner des Boarding-house Zeit sey, aufzustehen, indem das Frühstück in einer halben Stunde fertig seyn werde. Nachdem dieses aufgetragen ist, ertönt die zweite Glocke, und die Gäste strömen in den Speisesaal, wo Jeder seinen bestimmten Sitz einnimmt. Kaffee, Beefsteaks, heiße Weizen- oder Maiskuchen (corn cakes) und Butter findet man in den ärmlicheren Häusern; in den besseren kommen noch Eier, Schinken, verschiedene Arten Backwerk, Thee und in New-Orleans auch Wein dazu. Man setzt sich ohne Weiteres hin, langt zu, und nach wenigen Augenblicken ist alles Eßbare verschwunden; in einer Viertelstunde höchstens ist der Saal wieder leer, wenn nicht zufällig ein Nachzügler übrig bleibt, der sich im Aufstehen verspätet hatte. In den feineren Häusern wird dann um 11 Uhr ein zweites Frühstück (Lunch) eingenommen und um 3—4 Uhr zu Mittag gespeist; bei den geringeren aber fällt das erste weg, und man ißt schon um eins oder halb zwei. Fleisch, Fisch, Geflügel Pies (Obstpasteten), Puddings, Gemüse, Butter, Käse, Salat (Suppe nur ausnahmsweise) kommen hier zum Vorschein und werden gleichfalls mit seltener Schnelligkeit verzehrt. Das gewöhnliche Getränk ist dabei Wasser, indem, außer in New-Orleans, nur auf Verlangen Wein gereicht und dieser dann besonders bezahlt wird. Das Abendessen ist dem Frühstück sehr ähnlich, und nach demselben versammeln sich die meisten Boarders im Gesellschaftszimmer, um dort den Abend gemeinschaftlich zuzubringen. Die jungen Leute musiziren, die älteren spielen Karten ***); zuweilen entspinnt sich ein politischer Wortkampf, der mit einem großen Aufwande von Beredtsamkeit geführt wird und an dem auch die Damen mit vielem Eifer theilnehmen.

Daß es bei unverheiratheten Leuten allgemein Sitte ist, in dergleichen Häusern zu leben, versteht sich schon von selbst; aber auch Eheleute und ganze Familien wohnen hier in großer Anzahl. Der Ursachen könnte man viele aufzählen, als: die hohen Miethen, die Schwierigkeit, gutes Gesinde anzutreffen, die Bequemlichkeit, aller Hausstands-Sorgen und Beschäftigungen entledigt zu seyn; auch läßt sich nicht verkennen, daß in Städten, deren Einwohner, so zu sagen, aus allen Theilen des In- und Auslandes zusammengeschneit sind, eine solche Einrichtung das einzige Mittel darbietet, gesellige Verbindungen herzustellen.

Ein Boarding-house stellt eine Welt im Kleinen vor. Man findet Menschen aus allen Ständen, von dem verschiedenartigsten Charakter; es bilden sich kleine Koterieen, wobei es denn an Intriguen und Klatschereien nicht fehlt — übrigens ist Zwangslosigkeit und Ungenirtheit an der Tagesordnung, und der Senator, der Staatsbeamte oder der Millionair wird nicht mit größerer Auszeichnung behandelt, als der jüngste Advokat oder der ärmste Handlungsdiener, ja! wenn diese Unterhaltungsgabe, angenehme Manieren und Dreistigkeit besitzen, so spielen sie eben so leicht als jene die Hauptrollen in der Gesellschaft. Es fällt überhaupt Keinem ein, auf Rang oder Vermögen zu pochen, denn mit Ausnahme einiger aristokratischen Zirkel ist der Gleichheitsgeist den Amerikanern zur anderen Natur geworden.

Für den Europäer, der gewohnt ist, seinen eigenen Heerd zu besitzen, und es nicht liebt, freundschaftliche Verbindungen in einem Augenblick anzuknüpfen und abzubrechen, hat diese Lebensweise freilich manche unangenehme Seite: dem Amerikaner aber behagt sie, und sie wird daher vorherrschen, bis sich mit der zunehmenden Bevölkerung des Landes eine zahlreichere dienende Klasse bildet, die den mittleren und höheren Ständen die Sorgen des Haushalts erleichtert. In Neu-England ist dies schon jetzt theilweise der Fall, in Virginien und den Carolina's ersetzen die Negersklaven in mancher Hinsicht das Europäische Gesinde, in den anderen Staaten der Union ist jedoch das obenbeschriebene System noch im vollen Gange und wird, allem Anschein nach, noch lange fortdauern.

*) Unter diesen zeichnet sich Astor-House in New-York aus, das Eigenthum eines Deutschen, Namens Johann Jakob Astor oder Aster, der vor 30 Jahren als armer Pedlar (Hausirer) nach Amerika kam.

**) Broadway ist die fashionabelste Straße in New-York, wie Arch-Street in Philadelphia.

***) In einigen streng religiösen Häusern ist dies jedoch nicht gestattet, und man vertreibt sich statt dessen die Zeit mit dem Absingen geistlicher Lieder.

England.

Chronologische Uebersicht der bekanntesten Erdbeben.

Die Theorie der Erdbeben ist noch sehr unsicher. Anaxagoras (ums J. 435) vermuthete, Erdbeben entständen durch unterirdische Wetterwolken, deren Blitz die ihn einschließende Wölbung erschütterte. Kircher, Descartes nahmen viele große mit einander in Verbindung stehende, unterirdische Höhlungen an, von denen einige Wasser enthalten sollten, die anderen aber Dünste, aus entzündlichen Substanzen wie Salpeter, Pech, Schwefel u. s. w. entwickelt. Diese Hypothese erhielt sich bis 1749—50, als man in London und mehreren anderen Theilen Englands ein Erdbeben verspürte. Damals kam Dr. Stukeley, der viele elektrische Experimente angestellt hatte, auf die Muthmaßung, ein Phänomen dieser Art dürfte wohl nicht den im Schoß der Erde erzeugten Dämpfen oder Gährungen, sondern der Elektrizität zuzuschreiben seyn. Fast gleichzeitig sprach der Italiäner Beccaria, ohne etwas von Stukeley's Entdeckungen zu wissen, diese Ansicht aus, und Dr. Priestley's Experimente haben Beider Hypothese bestätigt. Es ist aber doch wahrscheinlich, daß die ungeheure durch unterirdische Feuer in Dampf verwandelte Wassermasse derjenigen Kraft, welche Erdbeben erzeugt, großen Zuwachs geben müsse. Wir theilen hier aus den besten Quellen ein chronologisches Verzeichniß aller derjenigen Erdbeben mit, die man als die zerstörendsten und denkwürdigsten aufführt.

	Vor Chr.
Dasjenige, welches aus der Halbinsel Euböa eine Insel machte	425
Einige Orte im Peloponnes von Erdbeben verschlungen	372
Die in Rom entstandene Erdspalte, in welche M. Curtius mit seinem Rosse sprang	358
Duras in Griechenland und zwölf Städte Campaniens erschüttert	345
Lysimachia mit seiner ganzen Bevölkerung untergegangen	283
	Nach Chr.
Fürchterliches Erdbeben in Kleinasien, das 12 Städte zerstörte	17
Katastrophe von Pompeji und Herkulanum	79
Vier Städte in Asien, zwei in Griechenland und zwei in Galatien umgestürzt	107
Antiochien zerstört	114
Nikomedien und Cäsarea zerstört	126
In Asien, Pontus und Macedonien, 150 Orte beschädigt	357
Nikomedien wiederum demolirt und seine Einwohner unter den Trümmern begraben	358
Ein fast in der ganzen Welt verspürtes Erdbeben	543
Eines in Konstantinopel, bei dem Tausende ums Leben kommen	558
In Afrika viele Städte zerstört	560
Fürchterliches Erdbeben in Syrien, Palästina und Kleinasien; über 300 Städte zerstört und unzählige Menschen umgekommen	742
In Frankreich, Deutschland und Italien	801
Konstantinopel zerstört und ganz Griechenland erschüttert	936
Ein Erdbeben in ganz England	1089
Eines in Antiochien; viele Städte zerstört	1114
Catanea in Sicilien zertrümmert und 15,000 Personen erschlagen	1137
Heftige Erdstöße zu Lincoln	1142
In Calabrien eine Stadt mit allen ihren Bewohnern ins Meer gestürzt	1186
Wieder ein Erdbeben durch ganz England	1274
Eines in Neapel, das 40,000 Menschen ihr Leben kostet	1456
Eines in England, das einen Theil der St. Pauls-Kirche und des Temple zerstört	1580
In Japan mehrere Städte verwüstet	1596
Furchtbare Erderschütterung in Calabrien	1638
Eine in China; in Peking allein 200,000 Menschen begraben	1662
Starkes Erdbeben in Irland	1690
Erdbeben auf Jamaika, wo Port-Royal gänzlich zerstört wird, dessen Häuser 40 Faden tief in die Erde sinken	1692
Eines auf Sicilien, das 54 Städte und 200 Dörfer zerstört. Von Catanea und seinen 18,000 Einwohnern bleibt keine Spur; im Ganzen über 100,000 Menschen umgekommen	1693

Palermo beinahe zerstört und 6000 Menschen umgekommen	1726
Zu Peking in China 100,000 Menschen von der Erde verschlungen	1731
Eines in Ungarn, das einen Berg umstürzt	1736
Lima und Callao zerstört; 18,000 Personen unter den Trümmern begraben	1746
Adrianopel beinahe ganz demolirt	1752
Zu Kahira die Hälfte der Häuser und 40,000 Menschen verschlungen	1754
Kahira ganz verwüstet	April 1755
Großes Erdbeben in Lissabon. In ungefähr acht Minuten die meisten Häuser und über 50,000 Bewohner von der Erde verschlungen. Die Städte Coimbra, Porto und Braga leiden schrecklich und St. Ubes wird gänzlich zerstört. In Spanien fällt ein großer Theil von Malaga in Ruinen. Eine Hälfte von Fez in Marokko zerstört und mehr denn 12,000 Araber umgekommen. Ungefähr die Hälfte der Insel Madeira verwüstet und 2000 Häuser auf der Insel Mercelin im Archipelagus umgestürzt. Dieses schreckliche Erdbeben erstreckte sich 3000 Engl. Meilen weit, sogar bis Schottland	Nov. 1. 1755
Eines in Syrien, das sich über 10,000 □Miles erstreckte: Baalbek zerstört	1759
Eines zu Martinico, bei welchem 1600 Personen umkommen	Aug. 1767
Guatimala mit 80,000 Einwohnern verschlungen	Dez. 1773
Auf Taurien 15,000 Häuser umgestürzt und eine Menge Menschen erschlagen	1780
Messina und eine Anzahl Städte in Italien und Sicilien zerstört; 40,000 Menschen umgekommen	1783
Artschindschan gänzlich zerstört und 12,000 Menschen unter den Trümmern begraben	1784
Zu Borgo di San Sepolcro, eine Erdspalte, die viele Häuser und 1000 Personen verschlingt	1789
Arges Erdbeben in Sicilien	1791
Eines in Neapel; der Vesuv verschüttet die Stadt Torre del Greco	1794
In der Türkei, wo 10,000 Menschen in drei Städten umkommen	1794
Das ganze Land zwischen Santa Fé und Panama, mit Einschluß der Städte Cusco und Quito, zerstört; 40,000 Menschen in einer Sekunde umgekommen	1797
Erdbeben zu Konstantinopel, das unzählige Gebäude umstürzt und bis in die Wallachei sich erstreckt	1800
Starkes Erdbeben in Holland	Jan. 1801
Im Königreich Neapel, wo 20,000 Menschen ihr Leben einbüßen	1805
Auf den Azoren, wo ein Dorf versinkt und ein See kochenden Wassers an seine Stelle tritt	1810
Fürchterliches Erdbeben zu Caracas	1812
Mehrere verderbliche Erdbeben in Indien	1819
Eines zu Messina	Okt. 1826
Eines in Spanien, das Murcia verheert und 6000 Menschen ihr Leben kostet	März 1829
Im südlichen Syrien, wo Tausende von Menschen in ihren Häusern erschlagen werden	Jan. 1837
Zu Martinique, wo beinahe die Hälfte von Port-Royal zerstört wird	Jan. 1839
Auf Ternate; die Insel verwüstet und Tausende der Bewohner umgekommen	Febr. 1840
Fürchterliches Erdbeben am Berge Ararat; in einem Distrikte Armeniens 3137 Häuser umgestürzt und mehrere 100 Personen getödtet	Juli 1840
Großes Erdbeben zu Zante, wobei viele Menschen ihr Leben einbüßen	Okt. 1840

(English Rev.)

Mannigfaltiges.

— Nathan der Weise in Konstantinopel. Oeffentlichen Blättern zufolge hat die Griechische Schauspieler-Gesellschaft, die jetzt in Konstantinopel Vorstellungen giebt, am 26. März d. J. eine Neugriechische Uebersetzung von Lessing's „Nathan" unter dem Titel „der weise Judengreis" auf die Bühne gebracht. Es wird erzählt, daß bei der am folgenden Tage stattgefundenen Wiederholung des Stückes auch viele Türken erschienen waren, die, so weit sie dem Griechischen zu folgen vermochten, mit gespannter Aufmerksamkeit und wachsender Theilnahme zuhörten. Schienen sie auch über die Freimüthigkeit des Juden vor dem Sultan Saladin etwas verwundert, so waren sie doch von der Erzählung von den drei Ringen ganz entzückt, und mit Jubel stimmten sie zuletzt in den Beifall der Versammlung ein. Für die Manen des edlen Lessing ist dies in der That kein kleiner Triumph. Der Zusammenstellung der drei Religionen in seinem Drama lag allerdings der Gedanke zum Grund, die durch Glaubensdogmen Getrennten in dem Bewußtseyn der Menschenwürde und der gemeinsamen Gottesfurcht mit einander zu vereinigen; aber an die Belehrung der Türken dachte er gewiß nicht. Welcher Sieg für die Europäische Civilisation, wenn sie die Muselmänner des 19ten Jahrhunderts zu Bewunderern von Saladin und zwar von Lessing's Saladin macht! Nun ist auch an diese die vom Vater gestellte schöne Aufgabe gerichtet, nach den Worten Nathan's:

.... Und gewiß
Daß er euch alle drei geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwei nicht drücken mögen,
Um einen zu bevorzügen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bei euren Kinder-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weiser Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen.

Bibliographie.*)

Dänemark.

Hiermit geben wir eine Auswahl aus den Erscheinungen der Dänischen Literatur während einer längeren, die letzten Monate des J. 1841 und die ersten des J. 1842 umfassenden Zeitraumes. — Wir freuen uns, an die Spitze derselben ein wichtiges bibliographisches Werk stellen zu können.

Almindeligt Dansk-Norsk Forlagscatalog. Udgivet af Forlagsforeningen i Kjöbenhavn. — Catalogus librorum in Dania et Norvegia editorum accuratus eos, qui sumtus fecerunt, distributus. Editionem curavit Societas Bibliopolarum Hauniensis. Hauniae 1841. 8. — Alphabetisches Verzeichniß der in Dänemark und Norwegen erschienen, noch gegenwärtig im Buchhandel zu habenden Werke, nebst wissenschaftlichem Repertorium, redigirt von J. Fabricius, einem Beamten der Königl. Bibliothek, und herausgegeben von dem „Verlagsverein". Dieser Verein wurde im J. 1839 von Kopenhagener Buchhändlern gestiftet, zu dem Zwecke, gemeinschaftlich die Herausgabe solcher Werke zu fördern, deren Verlag zu übernehmen für den Einzelnen bedenklich oder unmöglich sein möchte. Er besitzt ein Grundcapital von 10,000 Rbd., getheilt in 100 Actien. — Ein specielles von ihm herausgegebenes Werk ist:

T. H. Krolow Almindeligt Forfatterlexicon for Kongeriget Danmark med tilhörende Bilande, fra 1814 til 1840. Hefte 1 (A—Bohr). 8. Kjöbenh. — Eine Fortsetzung von: Nyerup og Kraft Almindeligt Litteraturlexicon for Danmark, Norge og Island (2 Dele 4. Kjöbenh. 1818. 19), und auf 6—7 Hefte berechnet.

Aktstykker for forste Dele kildil oplysning iser af Danmarks indre Forhold i aldre Tid. Samlede af Kgrn. Rittn literaire Selskab. 4. Odense. — Wenige von historischem als vielmehr linguistischem Interesse. Die darin abgedruckten Urkunden, aus dem 15. Jahrhundert u. folg., sind, einige wenige in Lateinischer Sprache ausgenommen, sämmtlich in Altdänischer Sprache. — Im J. 1836 gab die Fünensche liter. Gesellschaft folgendes Werk heraus: Stemmer fra den danske Kirkes Reformationstid. Odense. 4.

C. F. Allen Haandbog i Fædrelandets Historie, med stadigt Hensyn paa Folkets og Statens indre Udvikling (Getreute Preisschrift). Andet Udg. 8. Kjöbenh.

S. Dreyer Revisio criticа cariorum borealium in tertio sub imperio Danico jacentibus inventarum. 8. Hafniae. — Dreyer ist nach Hornemann's Tode mit der Fortsetzung der auf Kosten der Regierung erscheinenden „Flora Danica" beauftragt.

J. L. Flamand Det oldenborgske Kongehaus. Hefte 3 (Christian II.). 4 (Frederik I.). 8. Kjöbenh.

Forhandlinger ved de skandinaviske Naturforskeres andet Möde, det holdtes i Kjöbenhavn fra den 3. til den 9. Juli 1840. 8. Kjöbenh. — Auf derselben wurde beschlossen, daß die nächste Versammlung der Skandinavischen Naturforscher im J. 1842 zu Stockholm stattfinden solle. — Einer von den Herren Berzelius, Efström u. Retzius in der Schwed. Staats-Zeitung kürzlich erlassenen Bekanntmachung zufolge ist deren Anfang auf den 15. Juli bestimmt.

Forteguelse over det Classenske Litteraturselskabs og det kongl. chirurgiske Academies forevrede Bogsamlinger, udgiven af Directionen for det Classenske Litteraturselskab. 8. Kjöbenh.

C. Hauch Svend Grathe, eller Kongemödet i Roeskilde, original Tragoedie. 8. Kjöbenh.

H. Hertz Svanehamren, romantisk Skuespil i 3 akter. 8. Kjöbenh. — Ueber beide noch lebende Dichter (Hauch u. Hertz) vergl. man das „Conversations-Lexikon der Gegenwart".

E. A. Wellhuth Danmark og St. Croix i deres commercielle Forhold til hinanden. 8. Kjöbenh.

L. Holberg Niels Klims underjordiske Reise. Fra Latin oversat af N. V. Dorph. Med historiske og litterariske Oplysninger af E. C. Werlauff (Ober-Bibliothekar der Königl. Bibliothek in Kopenhagen). 8. Kjöbenh. — Das Lateinische Original (Nicolai Klimii iter subterraneum des berühmten Holberg (geb. zu Bergen in Norwegen 1684, g. 1754) erschien zuerst im J. 1741 und wurde bald in viele Sprachen übersetzt.

J. H. F. Jahn De danske Auxiliairtropper, et krigshistorisk Udkast. Afdel. 2. Tropperne i den spanske Successionskrig. 8. Kjöbenh.

F. M. Lange Udvalg af danske og udenlandske Criminalsager og af mærkelige Forhandlinger om samdanne, samlet efter Retsacter og fra andre Kilder. Bind 7. 8. Kjöbenh.

L. C. Müller Ausgara Lexnet. 8. Kjöbenh.

H. Pontoppidan Reise til Sydamerika. 8. Kjöbenh.

J. L. Rohmann Udvigt over Trykkefrihedens Historie i Danmark. 8. Odense.

Statistisk Tabelværk, udgivet af den dertil allergnaadigst anordnede Commission. Hefte 4. Fetir. Kjöbenh.

Det kongl. danske Videnskabernes Selskabs historiske og philosophiske Afhandlinger. Deel 6. 4. Mit 11 Kupfert. Kjöbenh. — Die gedruckten Abhandlungen der Königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften theilen sich bekanntlich in die histor. u. philosoph. und die naturwissensch. u. mathematischen Abhandlungen.

Zum Schlusse noch Einiges über die Zeitschriften Dänemarks. Die einzige allgemein wissenschaftliche Zeitschrift ist: Tidsskrift for Litteratur og Kritik, udgiv. af F. C. Petersen (seit 1839 in monatlichen Heften). Von den für einzelne Wissenschaften erscheinenden Zeitschriften erwähnen wir: Bibliothek for Læger (Aerzte), udgiv. af Directionen for det Classenske Litteraturselskab, redig. af C. Otto; Naturhistorisk Tidsskrift, udgiv. af H. Krøyer, und Historisk Tidsskrift, udgivet af den danske historiske Forening ved Selskabets Bestyrelse, redig. af C. Molbech. Auch in Dänemark hat das Seewesen seine besondere Zeitschrift: Archiv for Söevæsnet, udgiv. af H. B. Dahlerup.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Dienstag den 17. Mai 1842.

Frankreich.

Die philosophische Bewegung in den Französischen Provinzen.

Als nach der Revolution die Privilegien der einzelnen Provinzen in der regelmäßigen und gleichförmigen Organisation untergingen, welche ganz Frankreich in einer Verwaltung und einer Hierarchie zusammenfaßte, wurde Paris der Mittelpunkt aller Macht und aller Interessen, und demzufolge auch der Brennpunkt der literarischen und wissenschaftlichen Bewegung des ganzen Landes. Die religiösen Genossenschaften, welche dem wissenschaftlichen Studium sich widmeten, wurden geächtet; mit ihnen verschwanden die Bibliotheken und Sammlungen. So kam es, daß Frankreich nur noch einen Mittelpunkt geistiger und wissenschaftlicher Bildung hatte, während England zwei bedeutende Universitäten zählte und Deutschland von solchen wimmelte. Daher die immer wachsende geistige Verarmung der Provinzen, welche genöthigt sind, alle strebsame Geister nach der Hauptstadt zu senden.

Seit zwei Jahren sind nun, um das lähmende Uebergewicht der Hauptstadt zu brechen und um die eigenthümliche Entwickelung der großen Provinzen zu fördern, mehrere vollständige Universitäten gegründet worden. Caen, Straßburg, Dijon und Toulouse waren so ziemlich die einzigen Städte, wo fast alle Fakultäten vereinigt waren; in manchen bedeutenden Städten, wie Lyon und Bordeaux, war nicht für den höheren Unterricht gesorgt, oder doch nur auf eine sehr mangelhafte Weise, wie in Rennes und Montpellier. Jedenfalls war es dem wahren Interesse der Wissenschaften nicht angemessen, die Fakultäten getrennt von einander zu lassen. Eine sogenannte spezielle Bildung kann nur Praktiker bilden. Auch die Professoren mußten bei einer Vereinigung der Fakultäten gewinnen; es war zu erwarten, daß sie gegenseitig auf einander einwirken und ein heilsamer Wetteifer unter ihnen geweckt werden würde. Die projektirte Maßregel war also durchaus zu billigen. Straßburg, Dijon, Besançon, Lyon, Toulouse, Bordeaux, Rennes und Caen besitzen jetzt eine Rechtsschule, eine medizinische Schule ersten oder zweiten Ranges, eine literarische Fakultät und eine naturwissenschaftliche.

Die neuen Fakultäten können bis jetzt nur als Kolonieen angesehen werden, welche die wissenschaftliche Bildung der Hauptstadt in den Provinzen repräsentiren. Indeß haben die Vorlesungen guten Fortgang, und es werden Revüen gegründet und Bücher herausgegeben. Wir sehen freilich nur noch Anfänge, aber der Impuls, der einmal gegeben ist, wirkt fort. Viele Abhandlungen über die ältere Philosophie, mehrere Uebersetzungen Deutscher Bücher, eine allgemeine Geschichte der Scholastik, eine Geschichte des Cartesianismus, zwei Abhandlungen über allgemeine Philosophie sind die Resultate des neuen Strebens, und wenn man sich von dem gegenwärtigen Zustande der Philosophie in Frankreich eine richtige Vorstellung machen will, so darf man diese Arbeiten nicht bei Seite liegen lassen.

Der eigenthümliche Antheil der einzelnen Provinzen tritt noch nicht so deutlich hervor, daß man jeder die Werke vindiziren könnte, die sie hervorgebracht hat, und hieraus auf ihre Zukunft schließen dürfte. Rennes ist die einzige Stadt, welche eine bedeutende Anzahl von Werken als Kontingent gestellt hat; nach ihr kömmt Lyon; die neu errichteten Fakultäten zeichnen sich am meisten aus. Die Universitäts-Professoren haben meistens nur Abhandlungen und größtentheils über sehr spezielle Gegenstände geschrieben. Die freien Philosophen haben die umfassendste Thätigkeit gezeigt und allgemeine Geschichten der Philosophie oder vollständige Systeme veröffentlicht. Es hat sich keine neue Schule gebildet, aber die philosophische Wissenschaft ist mit manchem guten Werke bereichert worden.

Eines der besten, vielleicht das beste, was die Provinz hervorgebracht hat, ist die Schrift von Henri Martin über Platon's Timäus.*). Aus dem Wuste verworrener und widersprechender Kommentarien, welche über diese Schrift vorliegen, hat er ein klares und übersichtliches Werk gebildet, das verhältnißmäßig auch kurz ist, obgleich es aus zwei starken Bänden besteht. Herr Martin ist indeß weniger ein Philosoph, als ein gelehrter Philologe, und seine Ansichten über Platon's Lehre sind nicht immer stichhaltig. Er ist indeß nicht der Einzige, welcher die Französische philosophische Gelehrsamkeit in der Provinz repräsentirt; einer seiner Kollegen an der literarischen Fakultät zu Rennes, Herr Riaux, der Herausgeber der Nibelungen, hat eine gelehrte und gewissenhafte Untersuchung über den Parmenides veröffentlicht. Ferner hat Berger eine Darstellung des Systems des Proklus gegeben und E. Saisset eine Entwickelung der skeptischen Lehre des Aenesidämus. Man fängt jetzt an, auf die Quellen zurückzugehen, und begnügt sich nicht mehr mit Citationen aus dritter Hand.

Gehen wir zu den Uebersetzungen neuerer Werke über, so kömmt nur Deutschland in Betracht, das indeß in den Provinzen Frankreichs noch wenig bekannt ist. An enthusiastischen Anhängern und an Gegnern fehlt es der Deutschen Philosophie nicht, aber nur Wenige haben über sie ein selbständiges Urtheil. Herr Tissot in Dijon, welcher den besten Abriß der Deutschen Philosophie geschrieben, hat es fast allein übernommen, die bedeutenderen Werke zu übersetzen. Ihm verdanken wir die Uebersetzung der Geschichte der alten Philosophie von H. Ritter, so wie der meisten Werke von Kant. Leider sind diese Uebersetzungen nicht fehlerfrei und tragen alle die Spuren zu großer Flüchtigkeit. Neben ihm ist Ch. Bénard, Professor der Philosophie in Rouen, zu erwähnen, der Hegel's Aesthetik herausgegeben und darin jedenfalls eine glückliche Wahl getroffen hat. Denn während die Wissenschaft des Schönen die allgemeinste Anziehungskraft übt, ist das Studium derselben in Frankreich bis jetzt äußerst unfruchtbar gewesen.

Xavier Rousselot, der in Troyes ansässig ist, hat sich auf ein weitaussehendes Unternehmen eingelassen und die Geschichte der Philosophie im Mittelalter zu schreiben versucht, die indeß viel zu wünschen übrig läßt. Von Bouillier, Professor der Philosophie zu Lyon, haben wir eine vortreffliche Monographie über Cartesius.*)

Wenn wir von den Handbüchern und Kollegienheften abstrahiren, so finden wir in der Provinz vorzüglich nur zwei spekulative Philosophen, von denen der eine ein junger Mann ist: Blanc-Saint-Bonnet, der andere aber, Bautain, längst einen größeren Ruf hat. Das Werk des Ersteren ist unter dem merkwürdigen Titel: „Von der geistigen Einheit oder von der Gesellschaft und ihrem Zwecke jenseits der Zeit" (de l'unité spirituelle ou de la société et de son but au-delà du temps) erschienen. Dasselbe hat einige Analogie mit Lamennais' letzter Schrift, der „Skizze einer Philosophie"; denn wie diese, will es die Wissenschaft gänzlich erneuern und eine neue vollständige Synthese aufführen. Der Verfasser geht darauf aus, nicht etwa die Vernunft und die Offenbarung, sondern die Vernunft und die Tradition zu versöhnen; er will mit Hülfe der natürlichen Vernunft eine Metaphysik aufführen, welche durchaus mit der christlichen Metaphysik übereinstimmen soll. Alle diese Philosophen laufen demselben Irrthum nach, dem Christenthum ohne Mysterium; alle ihre Systeme drehen sich um zwei Punkte: die Dreieinigkeit in Gott, und außer Gott der Gegensatz und der Kampf der beiden Prinzipien. Von diesem Gesichtspunkte aus mühen sie sich dann ab, mit Hülfe der beiden Prinzipien, welche die Welt beherrschen, in derselben das Bild und den Ausfluß der drei göttlichen Personen aufzufinden. Ein verworrener und mystischer Pantheismus ist gewöhnlich das Resultat. Wir wollen ein Beispiel seines Philosophirens anführen: „Die Kausalität", sagt er, „ist das Prinzip, welches die Welt individualisirt, die Liebe das Prinzip, welches sie vergöttlicht. Gott gab den Namen der Seele dem Wesen, das er von sich selbst abstrahirt hatte. Die Welt, die durch diese Abstraction aus Gott hervorgegangen ist, kehrt durch die vergöttlichende Liebe wieder in ihn zurück." Aus den beiden Prinzipien der Macht und der Liebe leitet er dann die Beziehungen des Mannes und des Weibes unter sich und zum Schöpfer ab. Der Mann ist die Macht, die Frau die Liebe. Die Frau ist geschaffen, um die Liebe der Macht des Mannes zu seyn, der Mann, um die Macht der Liebe der Frau zu seyn. Diese Liebe der Macht und diese Macht der Liebe machte anfangs nur ein einziges Prinzip aus. — Aus einer Seele schuf Gott zwei. — — Wenn diese beiden Seelen sich wiederfinden, so vereinigt sich keine mit etwas Fremdem, sondern vielmehr mit etwas, was sie im Ursprunge besaß. Bei dieser Aufwärmung der Platonischen Liebe scheint der Verfasser übersehen zu haben, daß Platon diese Ansicht dem Aristophanes in den Mund gelegt hat.

Das Werk von Saint-Bonnet ist der Erstlings-Versuch eines jungen Mannes. Bautain giebt uns dagegen in seiner Moralphilosophie**) die Früchte einer gereiften Erfahrung. Bautain ist bekanntlich ein Zögling der Normal-Schule, wo er der Mitschüler von Damiron und Jouffroy war. Im Jahre 1815 oder 1816 wurde er nach Straßburg geschickt, wo er bis zum vergangenen Jahr blieb. Den Antrag, in Paris Philosophie zu lehren, hat er in dieser Zeit immer von der Hand gewiesen.

In Paris weiß man es nicht, wohl aber in Straßburg, daß er das Haupt einer Schule ist. Er hat hier Bekehrungen zu Stande gebracht, von denen

*) Études sur le Timée de Platon par Th. H. Martin, professeur à la faculté des lettres de Rennes. Paris.

*) Histoire et Critique de la révolution cartésienne, par F. Bouillier, professeur à la faculté des lettres de Lyon. Paris.

**) Philosophie morale par J. F. Bautain. 2 vol. Paris. 1842.

einige wunderbare Folgen gehabt haben; beinahe hätte er ein Schisma hervorgerufen, und sein Bischof hatte sich genöthigt gesehen, ihn zu widerlegen. Er hat sein ganzes Leben der Ausarbeitung eines vollständigen Systems der Philosophie gewidmet, von welchem die Vorrede im Jahre 1833 und die beiden ersten Bände sechs Jahre später unter dem Titel: Experimental-Psychologie erschienen. Seine Vorrede machte Sensation in der philosophischen Welt. Er griff in derselben alle philosophischen Schulen an. Obgleich er ein Zögling der Normal-Schule war, so fiel er doch schonungslos über den Eklektizismus her, den er einen Synkretismus nannte, d. h. die Zusammenpaarung widersprechender Lehren und die Negation der Philosophie überhaupt. Als Priester tadelte er den Unterricht in den Seminarien; man lehrte der Geistlichkeit, wie er sagte, nur eine Art von philosophischem Rationalismus. Selbst Cartesius verschonte er nicht und stellte seine Philosophie als eine unfruchtbare und antichristliche Theorie dar, welche die Geistlichkeit mit vollem Rechte 150 Jahre lang abgewiesen, und auf welche sie jetzt aus Unwissenheit zurückkomme.

Bautain ist nicht Katholik wie de Lamennais, Saint-Bonnet und Buchez, welche dem Dogma der Dreieinigkeit treu bleiben, um sich von den Gebeten der Kirche zu befreien. Bautain ist reiner Katholik, der nicht zugiebt, daß man als Philosoph bezweifeln könne, was man als Christ glaubt. An die Stelle der Vernunft setzt er die Offenbarung, welche an die Patriarchen und später an Moses und an die Propheten ergangen ist, die Offenbarung, welche durch das Wort des Evangeliums erklärt, fortgeführt und vervollständigt worden ist. Die Philosophie steht für ihn weder über dem Glauben, noch kömmt sie demselben gleich. Die Philosophie ist die Dienerin der Theologie; sie ist die heilige Exegese; sie darf nur die geoffenbarten Wahrheiten unter der Autorität der Kirche erkennen. Er faßt also die Philosophie, wie die Scholastik sie gefaßt hatte; er giebt sich nur mit ihr ab, um sie zu vernichten, um die menschliche Vernunft zu bekriegen und sie vor dem Glauben zu demüthigen. „Das Wort Gottes", sagt er, „soll dem Philosophen die Prinzipien, die Grundwahrheiten der Wissenschaft liefern: seine Sache ist's, diese Prinzipien zu entwickeln, diese Wahrheiten ins rechte Licht zu stellen, d. h. sie aus der Erfahrung zu beweisen und dadurch dem Geiste die Ueberzeugung von dem zu geben, was er zuerst auf Autorität hin und dunkel aufgenommen hatte." Drei Wege führen uns zu diesem Ziele: die Sinne, die Vernunft und der innere Sinn oder das Gewissen. Aber die Vernunft ist für Bautain nur die Fähigkeit, Folgerungen aus unseren Beobachtungen zu ziehen und das Wort und die Thaten der Menschen zu beurtheilen. Nicht aus uns selbst haben wir die Kenntniß der Prinzipien und der Grundwahrheiten, sondern wir verdanken sie dem Glauben, ohne den die Vernunft nichts vermag.

Diesem modernen Philosophen sind die des Mittelalters in vielen Punkten überlegen. In ihrer Zeit verbot man der Vernunft, die Wahrheiten der Religion zu erörtern, aber man leugnete nicht die Vernunft selbst; man war damals wenigstens der Ansicht, daß man der Vernunft bedürfe, um zu begreifen, daß es eine Offenbarung gebe. Man sagte damals in den Schulen, daß man mit denen nicht streiten könne, welche die Prinzipien leugneten, und daß der Geist nicht Geist sey, ehe er die Prinzipien kenne. Die scholastischen Philosophen, welche Bautain so sehr verachtet, wußten wohl, daß Gott nur durch ein Wunder einen vernunftlosen Geist erleuchten könne, und daß dieses Wunder damit beginnen müsse, daß der Geist in den Besitz der Prinzipien gesetzt würde, d. h. daß ihm die Vernunft verliehen und er dadurch in den Stand gesetzt würde, die Sprache zu verstehen und die Offenbarung zu begreifen.

Hiernach kann man schon die Erkenntniß-Theorie Bautain's beurtheilen. Er ist durch sein Prinzip verdammt und kann nur aus einem Irrthum in den anderen fallen. Nicht glücklicher ist er in den Erklärungen, die er vom Willen und der Bewegung giebt. Die medizinischen Studien, die er getrieben, scheinen einen unglücklichen Einfluß auf ihn gehabt zu haben. Er maskirt alle moralische Erscheinungen mit Namen, die er der Chemie entlehnt, und wenn er einen bizarren Vergleich zwischen den Gesetzen des Geistes und denen der Materie entdeckt hat, so glaubt er die Sache selbst gesagt zu haben. Für die Einwirkung der Seele auf den Körper findet er z. B. folgende Lösung: „Die Substanzen können sich eben so wenig durchdringen wie die Centra: die Substanz Geist kann also nicht auf die Substanz Körper einwirken; aber es giebt zwischen dem Geiste und dem Körper eine Vermittelung, durch welche die Verbindung zu Stande kommt. Dieses Mittelglied ist nicht eine Substanz, denn sie würde Körper oder Geist seyn: sondern sie ist das unmittelbare Produkt beider Substanzen, des Körpers und des Geistes, die sich in Bewegung setzen." Was ist nun dieses Mittel, das keine Substanz ist, aber eine Thätigkeit hat? Bautain nennt es einen Geist. Wenn die Seele thätig ist, läßt sie ihre Ausstrahlung oder ihren Geist aus sich heraus. Die Ausstrahlung der Seele ist ein psychischer; aber diese beiden Geister sind ein und derselbe Geist. Das Wort Geist wird übrigens hier im chemischen Sinn gebraucht.

Kürzlich ist nun von Bautain die schon erwähnte Moral-Philosophie erschienen. Der erste Theil enthält nur die Psychologie; und zwar ist diese bei ihm nichts als eine Beschreibung der Empfindungen, Leidenschaften und Bedürfnisse des Menschen. Etwas Eigenthümliches tritt darin nicht hervor, und der größte Theil seiner Bemerkungen würde besser in ein synonymisches Lexikon passen als in eine Philosophie der Moral. Dieser Theil seines Werkes ist ein Studium der menschlichen Natur nach einem Dictionnaire. Der zweite Theil ist von größerer Bedeutung; hier wird das Thema der Freiheit und des moralischen Gesetzes abgehandelt. Hinsichtlich der Freiheit nähert er sich der Ansicht Malebranche's und schreibt das Gute und selbst das Böse Eingebungen zu, die auf uns einwirken; er läßt uns kein anderes Recht, als das Recht, beizustimmen oder abzuweisen. Seine Ansicht über das moralische Gesetz ist einigermaßen überraschend, da er sich als einen so entschiedenen Gegner des gestellt, daß er der Vernunft die Kenntniß der Prinzipien versage, und daß er ihr nur die Fähigkeit zugestehe, Folgerungen und Anwendungen zu machen; aber die Macht der Vernunft ist so groß, daß sie ihn zwingt, zu gestehen, die Ideen des Seyns und der Existenz, die Begriffe der Ursache und der Wirkung, der Zeit und des Raums u. s. w. wären a priori für die Vernunft vorhanden. „Sie kann diese Grundgesetze nicht aufgeben", sagt er, „ohne sich selbst aufzugeben." Freilich erklärt er später, daß es außer dem Prinzipe der Moral, das in uns ruhe, noch eine Regel der Moral gebe, welche in der Schrift enthalten sey, und daß die innere Stimme durch die äußere beglaubigt und bestätigt werde. Dadurch wird aber die erste Ansicht nicht umgestoßen.

Bautain nennt das natürliche Gesetz den Ausdruck des höchsten Willens; d. h. er schreibt das Gute dem Willen und nicht der Natur Gottes zu. Bekanntlich bekannten sich die Barfüßler aus Verehrung für Duns Scotus zu dieser Ansicht, während die Dominikaner der entgegengesetzten Meinung waren. Da Bautain nicht Barfüßler ist, so hatte er eigentlich keinen Grund, zu behaupten, daß der Wille Gottes das Gute und das Böse mache, und daß das Gute das Böse werden könne, wenn Gott es wolle.

Die Errichtung der philosophischen Lehrstühle in den Provinzen wird vielleicht noch ein Resultat haben, das bis jetzt noch nicht beachtet worden ist. Viele Städte haben philosophische Traditionen, die wieder zu Ehren gebracht werden können. Straßburg z. B. ist die Vaterstadt Tauler's, des mystischen Philosophen des 14ten Jahrhunderts. Der philosophische Professor findet hier eine Bibliothek von 140,000 Bänden, welche die Manuskripte Tauler's, Hugo's von St. Victor und Gerson's enthält. Zieht er der Geschichte aber die spekulative Philosophie vor, so darf er nur auf Deutschland hinblicken. Auch finden sich in Straßburg selbst noch Institutionen Deutschen Ursprungs: das protestantische Gymnasium und das protestantische Seminar. Ferner finden sich hier Gelehrte, denen beide Literaturen zugänglich sind; so: Delcasso, Rauter, Colin, der Uebersetzer Pindar's, Lehr, der Uebersetzer Pfeffel's, Wilm, der mit einer Geschichte der Deutschen Philosophie beschäftigt ist. In dieser Mittelstellung zwischen Frankreich und Deutschland ist also dem philosophischen Professor seine Bahn vorgezeichnet.

Lyon ist ebenfalls eine mystische Stadt. Gerson wollte hier sterben, Saint-Martin gründete hier seine Schule; aber Lyon ist eine zweite Hauptstadt geworden und nimmt an der allgemeinen Bewegung Frankreichs Theil. Die literarische Stadt, die poetische Königin des Südens ist Toulouse. Die Bewohner von Toulouse sind begeistert für ihre Stadt, für ihre Poesie, für ihre Religion; hier war der Brennpunkt der religiösen Streitigkeiten Languedoc's. Toulouse bewahrt noch die Briefe von Basville, welche uns ein getreues Bild des Todeskampfes des neuen Manichäismus geben, im Manuskripte. Die religiöse Begeisterung hat sehr abgenommen, seitdem die Stadt fast ausschließlich von Katholiken bewohnt wird; aber der Protestantismus ist rund herum gelagert, in Montauban, Castres, Sainte-Foix, und wenn der alte Streit wieder aufleben sollte, so könnte Toulouse noch seine Theologen, seine Inquisitoren und seine Ketzerrichter stellen. Die große Rechtsschule, welche Cujatius hervorgebracht hat, lebt nur noch in der Erinnerung. Dagegen hat die medizinische Schule zu Montpellier ihren alten Glanz bewahrt; dieselbe repräsentirt das spiritualistische Element in der Medizin. Lordat ist hier in die Fußstapfen von Sanrage, Borden, Laraze, Barthez, Lerol, Lamure getreten und bemüht sich, das Uebergewicht der materialistischen Schule von Paris zu bekämpfen. Aus Montpellier ging auch Bérard hervor; der Gegner von Cabanis, der Verfasser der „neuen Beziehungen zwischen dem Physischen und Moralischen des Menschen"; derselbe suchte die Nothwendigkeit einer Unterscheidung zwischen den physischen und physiologischen Erscheinungen nachzuweisen. Die Aufgabe des philosophischen Professors wird hier seyn, die spiritualistische Tradition von Barthez und Stahl fortzusetzen und zu erweitern und sich mit der philosophischen Schule gegen den medizinischen Materialismus von Broussais und Magendie zu verbinden.

In Rennes hat der philosophische Professor die Wahl zwischen Cartesius und Abélard. Will er die wahren Prinzipien der neueren Philosophie verbreiten, so möge er die Werke des Vaters derselben erklären. Will er weiter zurückgehen und ältere Erinnerungen auffrischen, so möge er Abélard citiren. An diesen knüpft sich die ganze Geschichte der Scholastik. An Hülfsmitteln wird es nicht fehlen, denn die Kapitel haben ihre alten bibliothekarischen Schätze bewahrt.

Wenn aber die Philosophie sich in Frankreich mehr verbreiten und einen bedeutenderen Einfluß auf die allgemeine Bildung erlangen soll, so bedarf es noch großer Anstrengungen. Bis jetzt hat die philosophische Bewegung in den Provinzen kaum noch etwas Eigenthümliches aufzuweisen; sie hat der Aufforderung, welche an sie ergangen ist, noch nicht entsprechen können, und die Bücher, welche sie uns zusendet, berechtigen noch nicht zu allgemeinen Schlüssen. Die meisten Schriften über die alte Philosophie sind in der letzten Zeit aus der Provinz hervorgegangen. Dies Resultat war vorherzusehen, denn das Bedürfniß nach Neuerungen ist in Paris mehr verbreitet als anderwärts; Paris ist die Heimat der Improvisation. Die Speculation ist freilich anziehender als die Geschichte, aber die Geschichte ist die Schule der Speculation, und in dieser Beziehung ist der Fortschritt der historischen Studien in den Provinzen der höchsten Anerkennung werth. (R. d. d. M.)

Die Pariser Polizei nach der Juli-Revolution.

(Fortsetzung.)

Wir kehren zur Gegenwart zurück. Herr Gisquet sagt in dem Kapitel,

aus wirklich reuiger Gesinnung, als meine Feinde meinen Leib, so wird es mir nicht schwer, ihnen zu vergeben. Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrer Heirath, Herr Graf, und hoffe, Sie werden Ihre Gemahlin glücklich machen. Ich habe Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß ich Ihnen Ihre Beleidigung vergebe, und daß ich Sie bitte, mir die meinige zu vergeben. Ich bitte Sie, Herr Graf, mir Ihre Hand zu reichen, damit ich sehe, daß Sie mir Ihre Beleidigung vergeben haben." Der Graf ergriff die Hand des Sterbenden, drückte sie an seine Lippen und sagte: „Ich vergebe Ihnen, Herr Baron, und bitte Sie um Verzeihung." Der Sterbende antwortete: „Ich vergebe Ihnen, Herr Graf, und bitte Sie um Verzeihung." Er schwieg, und sein Athem ging schwer. Nach einer Weile sagte er: „Ich habe Ihnen noch eine Bitte zu machen, Herr Graf, und ich hoffe, Sie werden sie mir nicht abschlagen

könne aber ein solches Geheimniß nicht verrathen, wenn man ihr nicht eine große Belohnung verspreche und die kleine Summe von tausend Franken gleich im Voraus bezahle. Wiewohl ich zu ihrer Wahrhaftigkeit sehr wenig Vertrauen hatte, waren doch ihre Angaben so sicher und bestimmt, die Namen mehrerer legitimistischer Personen, von denen sie diese Nachricht haben wollte, so geschickt ausgewählt, und überdies mußten es ihr ihre früheren Verhältnisse so leicht machen, die Geheimnisse der Partei zu entdecken, daß ich die Gelegenheit, der Regierung einen wichtigen Dienst zu leisten, nicht muthwillig wegwerfen wollte. Die verlangte Summe ward also der Baronin geschickt, und den folgenden Tag meldete sie mir, daß die Herzogin von Berry unter dem Namen einer Madame Bertin in einem Schlosse bei Arpajon verborgen wäre. Ich wußte positiv, daß die Mutter Heinrich's V. in Nantes oder innerhalb weniger Lieues von dieser Stadt versteckt sey. Die Nachricht der Baronin war also nur eine in der Absicht Geld zu erschwindeln fabrizirte Lüge."

Außer dieser Baronin finden wir wenige Seiten weiter eine Gräfin de B—, und durch das ganze Buch des Herrn Gisquet eine Menge Personen von Rang und Erziehung, die unter den Kundschaftern der Polizei genannt werden. Doch wir müssen hierüber weggehen, um Einiges über die näheren Verhältnisse des Herrn Gisquet zu seinen Spionen mitzutheilen.

„Die Agenten", sagt er, „machten mir ihre Berichte schriftlich oder mündlich. Sie schrieben, wenn die Sache nicht dringend war; in gewissen Fällen jedoch, wo ein Aufschub von Nachtheil seyn konnte, suchten sie einen Vorwand, zu mir zu gelangen. Wenn es mir unmöglich war, sie selbst sogleich zu empfangen, ward ein einzelner Schreiber meines Kabinets zu ihrer Vernehmung angewiesen, wobei ich dafür sorgte, daß er den besten Theil der Zeit nicht wußte, zu wem er sprach. Es war mir eben so sehr als meinen Agenten darum zu thun, daß sie sowohl einander als den Beamten der Präfektur unbekannt blieben. Sie unterzeichneten ihre Berichte mit einer Chiffre oder einem falschen Namen, den ich Jedem anwies und wozu ich allein den Schlüssel hatte."

Wir finden, daß diese Agenten aus den geheimen Fonds, welche die Kammern bewilligen, bezahlt werden, und Herr Gisquet versichert, daß der Theil dieser Summe, der, womit alle geheimen Ausgaben der Polizei bestritten wurden, sich nicht ganz auf 220,000 Franks jährlich belief. Wir bezweifeln Herrn Gisquet's Angabe durchaus nicht, aber es wäre wohl der Mühe werth, zu untersuchen, was aus dem Rest jener für geheime Zwecke bewilligten Summe ward — einer Summe, die sich auf nicht weniger als 1,500,000 bis 2,000,000 Francs jährlich beläuft — wie viel von dieser Summe zur Bestreitung der Polizei über die Polizei dient, und wieviel auf die diplomatische Polizei, die man an den verschiedenen Höfen Europa's hält, verwendet wird.

Man kann sich denken, daß Herr Gisquet ein Kapitel, das einen so tiefen Einblick in die inneren Verhältnisse der Präfektur gewährt, nicht schließen konnte, ohne in eine Vertheidigung des Systems einzugehen, das er fortführte, obwohl nicht ins Leben rief, eine Vertheidigung, die sinnreich und geschickt genug ist, aber jenen Zweck, die bürgerliche Freiheit, beständig aus dem Gesicht verliert, die eine der besten Bürgschaften und in der That die sicherste Grundlage der sozialen Ordnung ist. Verbrechen jeder Art zu verhindern, ist gewiß einer der wichtigsten Zwecke einer rechtmäßigen Polizei — ein Zweck, dem die Entdeckung und Bestrafung des Verbrechers untergeordnet ist. Aber die Gerechtigkeit kennt keine krummen Wege, zu ihrem Zwecke zu gelangen; ihr Gang ist ein gerader und offener, und sie erreicht ihr Ziel so, eben sowohl mit größerer Sicherheit als mit größerer Würde. Daß der politische Zustand Frankreichs und anderer Länder häufiger Verbrechen erzeugt und also eine größere Thätigkeit zur Repression derselben erfordert, mag wahr seyn; aber es ist die Frage, ob nicht ein der bürgerlichen Freiheit so nachtheiliges Polizeisystem die Uebel, die es zu heilen vorgiebt, erzeugen hilft und ob es überhaupt das Verbrechen zu hindern vermag. (Schluß folgt.)

Ostindien.

Die hohe Schule zu Delhi.

Die berühmte Schule zu Kalkutta, Fort William, ist seit mehreren Jahren verfallen, nachdem sie, besonders durch die von ihren Lehrern besorgten Ausgaben klassischer Werke des Morgenlandes, Vieles geleistet hatte. Jetzt haben die Engländer ein neues College zu Delhi gegründet, welches sich wahrscheinlich schon wegen der näheren Verbindung mit Europa dauernder erhalten wird. Diese Schule zerfällt in zwei Abtheilungen. In der einen werden die Wissenschaften des neueren Europa, die Englische Sprache und mit ganz besonderer Rücksicht das Hindostanische gelehrt; in der anderen stehen die alten Sprachen des Morgenlandes, Sanskrit, Arabisch und Persisch, oben an. Das Lehrer-Personal besteht schon aus 20 Professoren, unter welchen, wie sich erwarten läßt, mehrere eingeborene Gelehrte. Zwei Colleges von niederem Range sind dem von Delhi untergeordnet; das eine zu Mirat, das andere zu Bareilly.

Wie viel eine Regierung durch zweckmäßige Maßregeln zur Belebung und Hebung einer Sprache thun kann, die in ihrem Lande gesprochen wird, zeigt recht deutlich der neue Aufschwung, den das Hindostanische seit wenigen Jahren in einem großen Theile der Indischen Halbinsel genommen hat. Ein Griechischer Grammatiker sagte einst zu dem schriftstellernden Kaiser Hadrian, er könne wohl Menschen, nicht aber Wörtern das Bürgerrecht in seinen Staaten durch Kaiserliches Machtwort geben. Sehr wahr! Allein wenn die Autorität des Herrschers auch keine neue Wörter in den Sprachverband eindrängen kann, so kann sie doch die schon eingebürgerte Sprache bilden und veredeln. Daß die Hindostanische Sprache noch vor kurzer Zeit sehr wenigen Antheil an der Literatur genommen haben muß, und daß sie jetzt durch einen Schritt der Englischen Regierung sich von der niederen Stufe eines bloßen Volksdialekts zur literarischen Wichtigkeit erhebt, mag ein Brief des Direktors der Schule zu Delhi, Herrn Boutros, an Herrn Garcin de Tassy in Paris zeigen. Wir entnehmen diesem Schreiben, welches sich im neuesten Hefte des Journal Asiatique befindet, folgende Stelle:

„Das Hindostanische hat seit zwei Jahren eine Wichtigkeit erlangt, die es früher nicht hatte. Es ist jetzt nämlich die amtliche Sprache der Provinz Bahar und der westlichen Provinzen geworden, d. h. der Länder von Rajmahal bis Hardwar, am Fuße des Himalaya. Diese Sprache wird nicht bloß von einer Bevölkerung von beinahe 40,000,000 gesprochen, sondern wird auch in ganz Indien verstanden. Sie wird künftig auch die Sprache der Gerichte und der offiziellen Blätter auf Befehl des Englischen Gouvernements seyn .... Seit sechs Monaten habe ich 20 Uebersetzer ins College aufgenommen; sie übersetzen ins Hindostanische die berühmtesten Werke der Araber und Perser, die klassischen Schriftsteller des Sanskrit und auch manches Werk aus dem Englischen, das Naturwissenschaft, Staatshaushaltung, Geschichte oder Philosophie zum Gegenstand hat; natürlich auch solche, die sich auf Jurisprudenz und besonders auf das Anglo-Indianische System der Gesetzgebung beziehen, nach welchem das Land in diesem Augenblick verwaltet wird. Eine treue Uebersetzung des Ramajana und des Mahabarata würde von bedeutendem Interesse seyn. Ich will einstweilen vorsichtsweise Abkürzungen aus diesen berühmten Gedichten zu übersetzen anfangen lassen; ich werde aber bald zur Uebertragung des Ganzen schreiten ...."

Das beste bis jetzt erschienene Lexikon in Englischer Sprache ist von John Shakespear, den wir in diesen Blättern schon öfters als einen bedeutenden Gelehrten des Arabischen erwähnt haben. Das Lexikon in der 3ten Auflage befindet sich auf der hiesigen Königlichen Bibliothek, und wahrscheinlich auf keiner zweiten Bibliothek in Deutschland, da der Preis sehr hoch ist.

Mannigfaltiges.

— Frauen-Versicherungs-Verein. Unsere Zeit kann mit Recht die Zeit der Assekuranzen und Versicherungen genannt werden; denn Alles, was den Stempel der Ewigkeit nicht an der Stirn trägt, sondern dem Wechsel der Zeit unterworfen ist, wird gegen Zerstörung und Vernichtung dadurch zu schützen gesucht, daß man Vereine gründet, die diesen edeln Zweck verwirklichen sollen. Zu einem der originellsten Versicherungs-Vereine aber wird durch folgende Broschüre, die so eben in Paris erschienen ist, eingeladen: „Des femmes artistes, élégantes et attachées aux théâtres et d'une Association mutuelle ayant pour but d'assurer leur présent et de garantir leur avenir." Die Damen, die bisher bemüht waren, nur ihre Schönheit zu konserviren, können jetzt einer heiteren Zukunft entgegensehen; denn durch den in dieser Broschüre vorgeschlagenen Verein soll ihr ganzes gegenwärtiges und künftiges Leben versichert werden; und vielleicht ist man hiernach sogar zu der Hoffnung berechtigt, daß ihnen noch als Zugabe die ewige Jugend gewährt werde, so daß alsdann mancher verliebte Jüngling, der sein geliebtes Mädchen bisher nur mit einem poetischen Gleichnisse seine „Göttin" nennen konnte, in ihr wirklich ein himmlisches und göttliches Wesen umarmen wird. Leider aber muß zugleich bemerkt werden, daß noch nicht allen Damen, sondern für jetzt nur den schönen theatralischen Künstlerinnen, deren Leben freilich am meisten von den Launen des Schicksals zu leiden hat, dieses schöne Loos zu Theil werden wird. Nichtsdestoweniger empfehlen wir aber die kleine Schrift, die unstreitig von großem Nutzen ist, nicht nur den auf dem Titel genannten Frauen, sondern auch allen denjenigen, welche sich zum Wohle der Menschheit mit der Lösung sozialer und ökonomischer Fragen beschäftigen.

— Literarisches Eigenthum in England. Der „Allgemeinen Preß-Zeitung", die sich fortwährend als eine tüchtige und unermüdliche Vertheidigerin der Rechte des Schriftstellers sowohl als der Presse überhaupt ausweist, entlehnen wir Nachstehendes: „Einen neuen Fortschritt der Anerkennung des literarischen Eigenthums haben wir aus England zu berichten, und fast scheint es, als ob die Uebereinstimmung der Gerichtshöfe ein internationales Recht anzubahnen bestissen wäre. Die Herren Scott und Geary in London, welche eine Anthologie unter dem Titel „Book of the Poets" herausgegeben, hatten darin mehrere Gedichte von Thomas Campbell ohne dessen Zustimmung abgedruckt und wurden von demselben wegen Verletzung seines Autorrechtes gerichtlich belangt. Die Verklagten mußten die Thatsache zugestehen, glaubten aber sich mit der gewöhnlichen Ausflucht dieser Klasse von Nachdruckern gegen die Verurtheilung schützen zu können, „daß das Werk zu einem großen Unternehmen gehöre, durch welches die nationale Entwickelung der Poesie in England zur Anschauung gebracht werden solle, daß dasselbe Gedichte von allen Dichtern des 19ten Jahrhunderts enthalte, und daß eine solche Auswahl den Absatz der Werke des Herrn Campbell nicht nur nicht beeinträchtigen, vielmehr denselben beträchtlich fördern würde, wie denn auch eine buchhändlerische Usance bestehe, welche die Veranstaltung von Anthologieen gestatte, ohne daß bisher die Dichter darüber Klage erhoben hätten." Der Englische Gerichtshof, in fast wörtlicher Uebereinstimmung mit dem Leipziger Handelsgerichte in Bezug auf Dr. Kurz Handbuch der Deutschen Nationalliteratur, erklärte jedoch, daß die Idee allein kein Eigenthum begründe und der gute Zweck keinen Eingriff in fremde Rechte entschuldige, weshalb der Beklagte sich allerdings des Nachdrucks schuldig gemacht habe, wogegen der Autor, als welcher am besten im Stande sey, über den ihm zugefügten Schaden zu urtheilen, zur besonderen Ausführung seiner diesfallsigen Ansprüche verwiesen wurde."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (⅙ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 59. Berlin, Mittwoch den 18. Mai 1842.

England.

Thomas Fuller, ein Geistlicher der Englischen Hochkirche.

(Nach der Edinburgh Review.)

Seit kurzem hat man in England wieder angefangen, den Werken Thomas Fuller's, eines der originellsten Schriftsteller des 17ten Jahrhunderts, einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Daß sie deren nicht unwürdig sind, geht schon aus dem Urtheil hervor, das Männer wie Coleridge und Lamb darüber fällten. Ersterer stellt sogar an Geistesumfang und Fülle der Gedanken nur Shakespeare über ihn; und wie selten man auch der Meinung eines Kritikers beipflichten mag, der sich oft durch den ihm eigenen Enthusiasmus zu Aeußerungen verleiten läßt, die der kältere Verstand mißbilligt, so können wir doch mit Sicherheit behaupten, daß es nicht viele Schriftsteller giebt, deren Geist und Charakter ein anziehenderes Studium darbietet, als Fuller's.

Wir wollen mit einer kurzen Skizze seines Lebens beginnen. Er wurde im Jahre 1608 zu Aldwincle in Northamptonshire geboren, wo sein Vater Geistlicher bei der St. Peterskirche war. Schon im zwölften Jahre seines Alters bezog er die Universität Cambridge, wurde 1624 Baccalaureus und 1628 Magister Artium. Kurz darauf zum Prediger an der St. Benediktskirche ernannt, erwarb ihm sein Rednertalent bald eine ausgebreitete Popularität und schnelle Beförderung. 1631 erhielt er eine Präbende bei der Kathedrale zu Salisbury und gab in demselben Jahr sein erstes Werk heraus, ein Gedicht, das ganz den Stempel seiner Zeit trägt. Sogar der Titel schmeckt nach der Liebe zur Alliteration, die den Verfasser charakterisirt. Es heißt: „David's heillose Sünde, herzliche Reue und harte Strafe", und ist jetzt äußerst selten. Es möge in Frieden ruhen, da die Prosa-Schriften Fuller's ihm ein besseres Recht auf das Andenken der Nachwelt verschafft haben.

Nachdem er die Priesterweihen erhalten, wurde er Pfarrer zu Broad-Winsor in Dorsetshire, ging im Jahre 1635 nach Cambridge, um den Grad eines Baccalaureus der Theologie anzunehmen, und kehrte dann zu seiner Gemeinde zurück, wo er sich verheiratete, aber seine Gattin nach drei Jahren im Kindbette verlor. In der Stille von Broad-Winsor beschäftigte er sich mit mehreren Werken, wozu er schon auf der Universität den Plan gemacht hatte; aber der Einsamkeit überdrüssig und ungeduldig, etwas über die öffentlichen Angelegenheiten zu erfahren, begab er sich nach London, wo ihm sein Talent als Prediger bald zu einer Lektorstelle am Savoy verhalf. Im Jahre 1640 gab er seine „Geschichte des heiligen Krieges" heraus, die ihm etwas Geld und noch mehr Ruhm erwarb. Der Kirchen-Versammlung, die um diese Zeit nach Westminster berufen wurde, wohnte er gleichfalls bei und hat uns eine genaue Schilderung ihres Verfahrens hinterlassen. 1642 predigte er in der Westminster-Abbey am Jahrestage der Huldigung des Königs, was ihn zu einigen im royalistischen Sinne abgefaßten, sehr kecken Anspielungen auf die damaligen Ereignisse veranlaßte. Die Predigt wurde gedruckt, gab der Parlaments-Partei großen Anstoß und machte den Redner bei ihr nicht wenig verhaßt, obgleich damals sein bestes, populärstes Werk: „Der heilige und weltliche Stand" herausgekommen war. Da er dem Parlament nur unter gewissen Bedingungen den Eid leisten wollte, mußte er London verlassen und begab sich zu dem König nach Oxford, wo er sich aber bei der royalistischen Partei eben so unbeliebt machte, wie bei der des Parlaments; ein Beweis seiner Freimüthigkeit und Mäßigung, nicht aber seiner Weltklugheit.

Während seines Aufenthalts zu Oxford wohnte Fuller in Lincoln-College, entging jedoch dem Loose nicht, das zu jener Zeit der Reihe nach alle Parteien traf. Er wurde zur Sequestrirung verurtheilt und aller seiner Bücher und Handschriften beraubt. Dieses Unglück wurde zum Theil durch die Großmuth der Lords Beauchamp und Middlesex ersetzt, und von dem als tapferen Feldherrn bekannten Sir Ralph Hopton erhielt er die Stelle eines Kaplans bei der Armee, auf welchem Posten er den Stoff zu seinem Werk: „The Worthies of England" sammelte. Es scheint, daß er bisweilen „die Kirchentrommel" *) eben so gut wie die Prediger Cromwell's zu schlagen wußte, indem er bei der Belagerung von Basinghouse die Royalisten zu einer so hartnäckigen Vertheidigung anfeuerte, daß die Republikaner unter Sir William Waller abziehen mußten. Nachdem die Königlichen Truppen nach Cornwall hineingetrieben worden, nahm Fuller in Exeter Zuflucht und war bei der Belagerung dieser Stadt gegenwärtig. Hier trug sich eine Begebenheit zu, deren Zuverlässigkeit er verbürgt, und die von ihm auf eine so originelle Weise erzählt wird, daß wir sie in seinen eigenen Worten mittheilen. „Als die Stadt Exeter durch die Heerhaufen des Parlaments blokirt wurde, so daß nur die Südseite nach der See offen war, fand man in jener Richtung eine unglaubliche Menge Lerchen, die an Zahl den Wachteln in der Wüste glichen, obgleich ihnen, Gott sey Dank! weder in der Ursache noch in der Wirkung ähnlich, indem sie keineswegs durch den Zorn Gottes zum Verderben der Menschen hinabgesandt wurden, wie ihre heilsame Verwandlung in gesunde Speise beweiset. Hierüber kann ich mit Auge und Mund Zeugniß ablegen. Um meine Glaubwürdigkeit zu bewahren, will ich keine Zahl angeben, da ich weiß, daß ich, wenn ich auch unter der Wahrheit bliebe, doch den Glauben übersteigen würde. Sie waren so fett als zahlreich, so daß zu dem Preise von zwei Pence das Dutzend die Armen kein wohlfeileres, die Reichen kein wohlschmeckenderes Gericht haben konnten, nachdem sie zu Suppe gekocht worden. Man hat dafür mehrere natürliche Ursachen herausfinden wollen — die Hauptursache aber war die göttliche Vorsehung."

Nach der Einnahme von Exeter ging Fuller noch einmal nach London; es wurde ihm aber verboten, das Predigeramt auszuüben, und er nahm daher die Stelle eines Kaplans beim Grafen von Carlisle an. Während der Jahre 1648 und 49 beschäftigte er sich hauptsächlich mit der originellsten seiner Arbeiten, der „Pisgah-Aussicht auf Palästina und dessen Gränzen, mit der daselbst aufgeführten Geschichte des Alten und Neuen Testaments." Das Werk ist mit einigen seltenen Kupfern geziert, bei welchen der Künstler mit dem Verfasser an sinnreichen Ideen wetteifert, und welche den Geist der Zeit eben so darstellen wie der sie begleitende Text. Hierauf gab Fuller mehrere geistliche Reden und Aufsätze heraus, die längst der Vergessenheit anheimgefallen sind, und vermählte sich 1654 zum zweitenmal mit der Schwester des Lord Baltinglaß. Aber er wünschte wieder die Kanzel zu besteigen und wandte sich deshalb an den bekannten John Howe, den Kaplan Cromwell's, um die Erlaubniß dazu von der sogenannten Prüfungs-Kommission (Court of Triers) zu erhalten. „Sie sehen", sagte Fuller zu ihm, „daß ich gar wohl beleibt bin und durch eine sehr enge Pforte gehen soll. Ich bitte Sie daher, mir einen Schub zu geben, um mir durchzuhelfen." Howe gab ihm den besten Rath, und als ihn die Kommissare fragten: „ob er das Werk der Gnade in seinem Herzen verspüre?" antwortete Fuller mit einem vorsichtigen Gemeinplatz: „er könne den Allwissenden zum Zeugen nehmen, daß er sich sogar aus seinen Gedanken ein Gewissen mache"; womit er wahrscheinlich sagen wollte, daß er nicht ohne die genaueste Prüfung seiner Beweggründe das heilige Amt angetreten habe. Mit dieser Antwort waren sie zufrieden, und es war vielleicht für Fuller gut, daß er sich nicht weitläuftiger darüber ausgelassen hatte.

Im Jahre 1656 gab er die „Kirchengeschichte von Großbritanien", nebst angehängter „Geschichte der Universität Cambridge und des Waltham-Klosters" heraus. 1658 ernannte ihn der Lord Berkeley, einer seiner vielen Gönner, zu seinem Kaplan und beschenkte ihn mit der Pfarre Cranford, in der Grafschaft Middlesex. Unmittelbar vor der Restauration wurde er in die Lektorstelle beim Savoy und in die Präbende zu Salisbury wieder eingesetzt und bald nach jenem Ereigniß zum Königlichen außerordentlichen Kaplan und Doktor der Theologie ernannt. Er hatte eine Bischofsmütze im Auge, als der Tod im Jahre 1661 seinen irdischen Aussichten ein Ende machte.

Fuller ist einer der wenigen bändereichen Schriftsteller, die nie langweilig werden; wo wir auch hingerathen, finden wir immer Etwas, das die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Das Thema mag noch so trocken und unfruchtbar seyn, er belebt es immer durch irgend eine unerwartete Wendung, eine unterhaltende Eigenheit in den Gedanken und im Ausdrucke; die magerste Thatsache veranlaßt ihn entweder zu einer körnigen Bemerkung, einem originellen Schluß, einer sinnreichen Anspielung oder einer launigen Anekdote; wenigstens zu einer scherzhaften Alliteration oder einem drolligen Wortspiel. Wir haben hiervon ein merkwürdiges Beispiel in den Kapiteln seines „heiligen Krieges", wo er uns, wie er sagt, „eine Pisgah-Aussicht auf Palästina" giebt; und ein wo möglich noch schlagenderes in seiner „Beschreibung Jerusalems". Diese Aufsätze, die unter anderen Händen nur aus einer trockenen Reihe topographischer Notizen bestehen würden, sprudeln von dem unerschöpflichsten Witz über und werden durch endlose frappante Anspielungen belebt. Als Beispiel mögen folgende Auszüge dienen:

„Nain, wo unser Erlöser den Sohn der Witwe wieder ins Leben rief, so daß sie zweimal Mutter ward und doch nur einen Sohn hatte. — Der Berg Carmel, der Jüdische Parnaß, dem die Propheten so oft zusprachen.

*) „When pulpit, drum ecclesiastic,
Was beat with fist, instead of a stick."
Hudibras.

Apfel, das beim Falle seiner Mauern 27,000 Soldaten Benhadad's sowohl den Tod als auch Grabsteine gab. — Tyrus, die Königliche Börse (Royal Exchange) der Alten Welt. — Der Strom Kischon, der Besen, wodurch Sisera's Heer weggefegt wurde. — Gilboa, der Berg, den David verfluchte, weder durch Thau noch durch Regen getränkt zu werden; aber vor kurzem wurden einige reisende Engländer, die den Berg erstiegen, tüchtig durchnäßt; David verfluchte ihn nämlich nicht im prophetischen Geist, sondern in poetischer Entzückung. — Gilgal, wo das Manna aufhörte; die Israeliten waren bis dahin Tischgenossen der Engel gewesen. — Gibeon, dessen Einwohner den Josua mit einem falsch-datirten Paß betrogen. Wer hätte es gedacht, daß Nagel-Schuhe *) so viele Hinterlist bedecken könnten? — Gaza, deren Thore Simson wegtrug und wo er im Hause Dagon's zum Spott dienen sollte, aber ein Trauerspiel aufführte, das die Bühne niederriß und ihn selbst mit allen Zuschauern erschlug. — Makphelah, wo die Patriarchen begraben sind, deren Körper zum Besten ihrer Nachkommen von dem Lande Besitz nahmen. — Edrei, das Land des Og, auf dessen gigantische Gestalt die Rabbiner noch gigantischere Lügen aufgethürmt haben. — Pisgah, von wo aus Moses das gelobte Land erschaute; hier begrub ihn der Engel und begrub auch das Grab, damit es nicht Veranlassung zum Götzendienste geben möchte."

Die Haupteigenthümlichkeit seiner Schriften ist zweifelsohne der Witz, obgleich, wie Coleridge bemerkt, dieser Umstand ihn des Lobes beraubt hat, das der praktischen Weisheit seiner Betrachtungen, so wie der Schönheit und Mannigfaltigkeit der aus seinem Stoff hervorgehenden Wahrheiten, gebührt. Außer der Spielerei mit Worten und Phrasen gefiel sich Fuller, nach der Aufzählung Barrow's, am meisten „in treffenden Anspielungen auf bekannte Anekdoten, in wohlgewählten Anwendungen populärer Redensarten, in derber Ironie, verstellter Einfalt, sonderbaren Vergleichungen und drolligen Raisonnements." In diesen war er unübertrefflich, wie aus einigen kurzen Auszügen hervorgehen wird.

Ueber die Jesuiten sagt er: „Die Mildthätigkeit dieser Väter ist so groß, daß sie Keinem Böses nachtragen — sondern es ihm sofort wiedervergelten." Ueber einige in zweideutigen Ausdrücken verfaßte Kirchengesetze, in denen die Tugend Gefahr läuft, durch unreine Beschreibungen der Reinheit befleckt zu werden: „Es ist wirklich zu bewundern, wie die jungfräulichen Kanonisten eine solche Kenntniß der Obscönität erwerben konnten." Ueber den wunderbaren Sarg der heil. Audry bemerkt er schlau: „Unter den Trümmern der Wälle von Grantchester (Cambridge) wurde ein Sarg von weißem Marmor mit dazu gehörigem Deckel gefunden, auf welchen ihr Körper so genau paßte, als ob (wie man zu glauben geneigt seyn wird) jener eigens dazu verfertigt worden." Bei Gelegenheit der Maxime des Machiavell: „der Geschichtschreiber müsse von keiner Religion seyn", bemerkt er: „Machiavell selbst war am besten zum Historiker geeignet." Ueber die ungewöhnliche Verbindung großer Gelehrsamkeit mit großem Reichthum in dem berühmten Selden äußert er sich: „Herr Selden hatte einige Münzen der Römischen Kaiser, noch weit mehr aber der Englischen Könige." Zu großes Bestreben, sich nach der Mode zu kleiden, rügt er so: „Wären einige unserer Stutzer mit den Israeliten in der Wüste gewesen, als vierzig Jahre lang ihre Kleider nicht alt wurden, so hätten sie sich geärgert, so lange bei einer Mode bleiben zu müssen." Die Hofnarren werden von ihm auf folgende witzige Art treffend charakterisirt: „Dieses Amt kann Keiner übernehmen, der nicht Witz hat, und wird Keiner übernehmen, dem nicht der Witz (der Verstand) fehlt." Nachdem er uns belehrt hat, daß der ungehorsame Sohn von seinen eigenen Kindern mit derselben Münze bezahlt wird, erzählt er Folgendes: „Einer beklagte sich, daß nie ein Vater einen so ungehorsamen Sohn gehabt, als er. „„Ja!"" entgegnete dieser, mit mehr Wahrheit als Schicklichkeit, „„mein Großvater.""" Ueber Geistesmangel bei sehr großen Leuten bemerkt er: „Bei Solchen, die vier Stock hoch bauen, steht oft die Dachkammer leer"; und über Blödsinnige: „Sie haben mitunter so kleine Köpfe, daß der Verstand darin keinen Raum hat; mitunter so große, daß sie für so vielen Raum keinen Verstand haben." Und wieder: „Gewöhnlich hängt die Natur in der Physiognomie eines Dummkopfes ein Schild aus, und es liegt darin Grund genug, ihn als verdächtig festzunehmen. Es giebt aber auch einige, deren Gesichter gangbar seyn würden, wenn sie sich durch Sprechen keine Blöße gäben; denn man weiß, daß die Glocke gesprungen ist, wenn man sie schlagen hört."

Von solcherlei drolligen Raisonnements sind die Schriften unseres Verfassers voll. Was kann seltsamer seyn als der Grund, den er in seinem „Charakter einer guten Frau" über die Reihenfolge der Ermahnungen Pauli an Männer und Weiber (im dritten Kap. der Epistel an die Kolosser) angiebt? „Der Apostel räth zuerst den Weibern, ihren Männern zu gehorchen, und dann erst diesen, ihre Weiber zu lieben. Gewiß war es passend, den Weibern zuerst dieses Gebot zu verkünden, da es das schwerste ist und jene daher mehr Zeit nöthig haben, es lernen. Aus derselben Ursache fangen wir mit dem Charakter einer guten Frau an." Auf eine nicht weniger humoristische Art kommentirt er die Lehre: Laß nicht die Sonne über deinen Zorn untergehen. „Der Zorn, bis zum Morgen bewahrt, bringt, gleich dem Manna, Fäulniß und Verwesung hervor; das Manna erhielt sich aber am Sabbath, wogegen der Zorn gerade dann am schädlichsten ist. Paulus spricht: „„Laß nicht die Sonne über deinen Zorn untergehen"", um die Gegenfüßler in einer anderen Welt von deiner rachsüchtigen Natur zu benachrichtigen. Wir müssen aber lieber den Sinn als die Worte des Apostels zu Herzen nehmen, mit möglichster Schnelle uns des Zorns zu entledigen; nicht aber buchstäblich die Erlaubniß zu haben vermeinen, bis Sonnenuntergang zornig zu bleiben. In diesem Falle müßte unser Zorn mit den Tagen an Länge zunehmen, und den Grönländern, bei denen der Tag ein Vierteljahr dauert, würde Zeit genug zur Rache übrigbleiben."

(Schluß folgt.)

*) Clouted shoes, wurden damals von geringen Leuten getragen.

Frankreich.

Die Pariser Polizei nach der Juli-Revolution.

(Schluß.)

Die zahlreichen Angriffe auf das Leben eines weisen und guten Königs, welche trotz dieses ganzen Heers von Spionen, Beamten und Agenten, ohne vorhergegangene Entdeckung oder rechtzeitige Verhinderung, stattgefunden, so wie die große Masse von Verbrechen und Lastern, die fortwährend in der Französischen Hauptstadt grassirt, zeigen deutlich, wie wenig jenes System als Repressionsmittel ausrichtet. Wir haben zwar keinen deutlichen Beweis dafür, daß die Wirksamkeit desselben das Verbrechen auf direktem Wege vermehrt, aber wer die Details des Herrn Gisquet gelesen hat, kann nicht zweifeln, daß es indirekt so wirken muß. Wir möchten auf das ganze Polizei-System, mit geringer Abänderung der Worte, den Vorwurf anwenden, den Herr Gisquet dem über den verschiedenen Zweigen der Verwaltung stehenden Spionirsystem macht: „Die Art Inquisition, die über Personen von allen Klassen und Lagen ausgeübt wird, hebt alle Moral und alles Vertrauen zwischen den rechtschaffenen Mitgliedern derselben Staats-Gesellschaft auf."

Welches ist in der That das Bild von Paris, wie wir es in diesem Werke bekommen? Jeden Stand, jede Gesellschaft, jeden Salon sehen wir von Spionen verschiedener Art und Stellung bewacht; die zufälligsten Worte, die unschuldigsten Ausdrücke, die Scherze einer Abendgesellschaft, das Geplauder einer Hausfrau, die Frivolitäten eines Geken werden behorcht und der Polizei berichtet; jedes öffentliche Büreau von Anderen beobachtet — ja die Polizei-Präfektur selbst, die Quelle und das Centrum alles Spionirens, von den geheimen Agenten anderer Behörden unter verschiedenen Vorwänden besucht und erforscht; jeder Minister läßt das Benehmen seiner Kollegen auskundschaften; noch höhere Personen — denn das wird uns deutlich zu verstehen gegeben — beobachten dasselbe System gegen Alle; und um das ganze außerordentliche Schauspiel voll zu machen, sehen wir Minister, Beamten, die Chefs und ihre Untergebenen, Alle sammt und sonders von den schlechten Werkzeugen, die sie zu dem schlechten Geschäft brauchen, betrogen und geplündert. Wo ist das gegenseitige Vertrauen unter einem solchen System? Wo ist edle Aufmerksamkeit und Offenheit? Wer kann seinem Nachbar vertrauen? Wer kann vor seinem Diener ohne Scheu sprechen? Wer kann irgend Jemanden als Freund betrachten? Wenn einer eine Privatansicht über Politik ausspricht, wenn einer eine Weste von eigenthümlicher Farbe trägt, so riskirt er zu den Zwölftausend eingetragen zu werden, die in dem von Herrn Gisquet erwähnten: Répertoire biographique de tous les individus qui ont figuré dans les affaires politiques prangen. Wenn einer seine Wohnung ändert, wird er der Polizei angezeigt; wenn ein Freund aus der Provinz uns besucht, müssen wir das wunderbare Faktum dem Kommissarius des Quartiers mittheilen. *) Jedes Wort, jeder Schritt, den wir thun, wird bewacht; wir wissen nicht, ob der Spion an unserer Thür, in unserem Hause, an unserem Tische sitzt; aber wir fühlen, daß die Polizei überall ist, nicht sowohl uns zu schützen als uns zu bewachen, nicht sowohl für als gegen uns. Es waltet ein großer Unterschied zwischen weiser Vorsicht und ungerechtem Verdacht, und Jemanden als Feind behandeln, heißt nur zu oft, ihn dazu machen. Wir fürchten, daß es in Frankreich so ist. Herr Gisquet verbirgt nicht, daß das Volk einen allgemeinen und sehr natürlichen Abscheu vor der Polizei hat; wer weiß ob nicht ein Theil dieses Hasses auf die Regierung, die sich ihrer bedient, übergehen mag!

Ehe wir schließen, werfen wir noch einen Blick auf den Theil der Polizei, gegen den sich am wenigsten einwenden läßt, wir meinen die geheime Kriminal-Polizei, die in Frankreich die „Sicherheits-Brigade" heißt. Sie ward ursprünglich von dem berüchtigten Vidocq organisirt, dessen Memoiren wir bei dieser Darstellung mit denen des Herrn Gisquet verbunden hätten, wenn sie nicht mehr Spitzbubengeschichten als Notizen über die Polizei lieferten; aber Herr Gisquet hielt es nach seinem Amtsantritt für zweckmäßig, in diesem Zweige des öffentlichen Dienstes große Veränderungen zu treffen, und er versichert, daß dieselben sich als eine Verbesserung erwiesen haben. Es mag vielleicht seltsam scheinen, aber es lag ein großer Schatz von Philanthropie in dem Charakter des Herrn Vidocq und viel Wahrheit in seiner eigenthümlichen Theorie, daß wenige Menschen, wenn auch noch so schlecht, unverbesserlich sind. Er sagt: „Das Diebsgewerbe würde nicht als Gewerbe existiren, wenn die unglücklichen Geschöpfe, welche die Gerechtigkeit einmal verurtheilt hat, nicht der Schande und Verachtung preisgegeben wären. Die Gesellschaft zwingt sie, zusammenzuhalten; sie schafft ihre Verbindung, ihre Gewohnheiten, ihre Stärke." Mit solchen Gesinnungen ward Vidocq, nachdem er die abenteuerliche Laufbahn eines Französischen Spitzbuben durchgemacht, mehreremal die Galeeren gekostet, aber die äußerste Strafe des Gesetzes vermieden hatte, durch eine außerordentliche Verkettung von Umständen Chef der Sicherheits-Brigade und entwickelte in dieser Eigenschaft ohne Zweifel viel Geschick, Redlichkeit und Glück. Es war natürlich genug, daß Vidocq nach dem gewöhnlichen Spräch-

*) Wir müssen hier darauf hinweisen, daß diese Ansichten und insbesondere die letzten Bemerkungen der Englischen Review angehören, nach welcher wir diese ganze Darstellung geben und welcher im Vergleich mit der ausgedehnten Freiheit und Unabhängigkeit der Person und des Hauses, an die der Engländer gewöhnt ist, diese auch bei uns bestehende und also gar nicht mehr auffallende Sitte natürlich ganz neu erscheinen muß.

wort, das sich in seiner eigenen Person realisirte, verfuhr und, als er im Amte war, einen Dieb miethete, um den anderen zu fangen; aber wir können in dem Urtheil über sein Verhalten nicht Herrn Gisquet beipflichten, welcher anzunehmen scheint, daß seine Gewohnheit, fast nur Personen zu brauchen, welche auf nicht sehr freundlichem Wege mit der Justiz bekannt geworden waren, aus einem Rest von kameradschaftlicher Gesinnung, der ihm noch aus alter Zeit geblieben war, hervorging. Fürs erste wußte Vidocq, daß solche Agenten das Leben, die Sitten und den Umgang der Personen, gegen die sie gebraucht wurden, besser als jeder Andere kennen mußten, und daß sie demgemäß, wenn es nur gelänge, sie an Treue zu gewöhnen, Vortheile, deren nur sie sich rühmen konnten, zur Erfüllung ihrer Dienstpflichten mitbrächten. Er wußte ferner, daß er der Mann sey, der sie zu brauchbaren Subjekten machen könne, und überdies glaubte er mit Recht der Gesellschaft einen großen Dienst zu leisten, wenn er eine Menge Leute, die bis dahin nur durch Verletzung des Gesetzes ihr Leben gefristet, für die Erhaltung desselben interessire.

Als aber Herr Gisquet seinen Sitz an der Polizei-Präfektur nahm, war Vidocq von der Bühne schon abgetreten; die Mittel, die er hinterlassen, waren nun in weniger erfahrenen Händen weniger anwendbar geworden, und lieferten daher fast alle mit seinem System verbundene Nachtheile ohne die Vortheile desselben. Herr Gisquet erkannte daher sehr richtig, daß ein besseres und respektableres System organisirt werden könne; aber das Verfahren, das er einschlug, scheint uns weder gerecht noch klug. Nachdem er Vidocq auf wenige Monate wieder in Aktivität gesetzt, entließ er ihn noch einmal und beschloß plötzlich, alle Personen, die um irgend eines Vergehens willen Strafe gelitten, aus dem Dienst der Polizei zu entlassen. Vidocq's ganze Brigade, mit sehr wenigen Ausnahmen — darunter viele Männer, die, seitdem sie eine sichere Beschäftigung bekommen, sich musterhaft betragen hatten — wurden wieder beschäftigungslos in die Welt hinausgestoßen. Als Motiv dieses schonungslosen Akts führt Herr Gisquet an, daß eine wünschenswerthe Moralität in allen Zweigen der Verwaltung hergestellt werden sollte. Eine schöne „Moralität" nach Allem, was von den Spionen und von den geheimen Agenten und verrätherischen Schwindlern gesagt wurde, welche abwechselnd ihre Freunde, ihre Herren und ihre Partei verrathen und sogar die Polizei selbst täuschen! Gewiß, wenn man sieht, welchen Gebrauch die Franzosen zuweilen von dem Worte Moralität machen, so möchte man glauben, die Sittenlehre sey nur ein Traum. Der nächste Schritt des Herrn Gisquet war ein durchaus tadelloser: bis dahin waren die Leute, welche die Sicherheits-Brigade bildeten, von dem Polizei-Präfekten ganz unabhängig, indem sie sowohl ihre Bestallung als ihren Gehalt von dem Chef oder Capitain der Brigade empfingen und sämmtliche Ausgaben des Corps aus den geheimen Fonds bestritten wurden. Dies Alles hörte unter dem neuen Präfekten auf; die Brigade ward aus ordentlichen Leuten, hauptsächlich alten Soldaten, neu gebildet; Jeder ward von dem Präfekten selbst ernannt; das Gehalt ward ein für allemal festgesetzt und in das öffentliche Budget der Präfektur aufgenommen und ein geordnetes, verantwortliches Corps nach guten Prinzipien zum Schutz der friedlichen Bürger gebildet und disziplinirt.

Hierbei blieb aber Herr Gisquet nicht stehen; er fand, daß die neue Polizei, da sie in keiner Verbindung mit den Leuten stand, gegen welche sie zu agiren berufen war, zwar zum Schutz des Eigenthums und zur Verhinderung des Verbrechens behülflich seyn könne, dagegen aber nicht im Stande sey, Verbrechen zu entdecken oder alle Schleichwege der Spitzbuben in einer großen Hauptstadt zu verfolgen. „Gleich von vorn herein", sagt er, „bemerkte ich, daß es nothwendig sey, einen Fonds zu besonderen Belohnungen für Angeber zu bestimmen, die nur mit dem Chef der Brigade kommuniziren und die gelegentlich für die Sicherheits-Polizei das thun, was die geheimen Agenten für die politische." Diese Leute sind entweder Personen, die mit Dieben verkehren, oder selbst Diebe, welche die Gewißheit einer hohen Belohnung zum Verrath ihrer Mitschuldigen lockt; um ihnen diese Gewißheit zu bieten, ließ man das Versprechen großer Belohnungen für Dienste, die der Polizei geleistet würden, so viel als möglich unter sie verbreiten. Es scheint, daß es nicht so viel „Ehre unter den Dieben" giebt, als man erwartet hätte, denn diese Mittel thaten gute Wirkung. Aber Herr Gisquet ging noch weiter. Außer den Angebern, die nur zufällige oder gelegentliche Werkzeuge waren, giebt es, sagt er uns, „andere Individuen, die in fast beständiger Verbindung mit der Sicherheits-Brigade stehen und die den Polizei-Inspektoren dazu dienen, die Diebe zu bewachen, dem Anstifter irgend eines begangenen Verbrechens nachzuspüren und verdächtige Individuen zu beobachten und zu verfolgen. Diese Hülfstruppen werden nach demselben Maßstab und in derselben Weise, wie die Angeber, bezahlt und je nach ihren Fähigkeiten verwendet."

Wir wollen ein Beispiel von dem Geschick dieser Agenten und dem richtigen Urtheil, welches sie sich vermöge ihrer Erfahrung aus einigen schwachen Spuren bilden können, anführen.

In der Nacht des 5. November 1831 ward das Medaillen-Kabinet der Königlichen Bibliothek erbrochen und seines kostbarsten Inhalts beraubt. Als Herr Gisquet den Ort durchsuchte, fand er, daß die Diebe in ein benachbartes Haus eingetreten und durch ein leeres Zimmer auf dem fünften Stock über das Dach des alten Schatzgebäudes nach einem Theil der Bibliothek vorgedrungen waren, von wo aus sie das Schieferdach acht bis neun Fuß hinaufkletterten, bis sie das Fenster eines an das Dach stoßenden Zimmers erreichten. Sie hatten dann vermittelst falscher Schlüssel und Dietriche, eine Anzahl von Thüren geöffnet, bis sie endlich, geradezu auf ihr Ziel losgehend, die große Halle erreichten. Das Medaillen-Kabinet, das durch eine starke inwendig verriegelte, eichene Glasthür von der großen Halle getrennt ist, lag nun vor ihnen, und die Oeffnung desselben war vermittelst eines Bohrers und einer Handsäge schnell bewirkt. Ihren Rückzug nahmen sie durch eines von den großen Fenstern, das auf die Richelieustraße hinausgeht, und als Herr Gisquet mit seinen Agenten in der Bibliothek ankam, lag noch daselbst eine Blendlaterne und ein besonders feiner und kompakter Strick. Die Agenten und Spione untersuchten sofort auf den Befehl des Präfekten die erbrochene Thür und die Geräthe, mit denen das Verbrechen begangen worden, und erklärten dann ihrem Chef, daß sie in ganz Frankreich nur drei Männer wüßten, welche fähig wären, einen solchen Diebstahl zu begehen: Fossard, ein zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilter Sträfling, der aber aus Brest entlaufen war; ferner Dronillet, einer von Fossard's Freunden, der zu zwanzigjähriger Galeerenstrafe verurtheilt, aber begnadigt worden war, und Coupriant, den man in England glaubte. Es fand sich, daß die beiden ersten die Räuber waren; sie wurden später verurtheilt, Fossard zu lebenslänglicher Zwangsarbeit und Dronillet zu gleicher Strafe auf zwanzig Jahre.

Eine Thatsache, welche diese merkwürdige Verhandlung betrifft, müssen wir noch berühren. Nach seiner Verhaftung, die man einem bloßen Zufall verdankte, leugnete Fossard fortwährend das Verbrechen mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die um so größeren Eindruck machen mußte, insofern er als schon entlaufener Sträfling seine Strafe durch Geständniß nur wenig erschweren konnte, da der Diebstahl sein Leben nicht in Gefahr brachte. Unter diesen Umständen trug Herr Gisquet, welcher begierig war, der unschätzbaren Medaillen und Antiquitäten wieder habhaft zu werden, kein Bedenken, dem Verbrecher nicht bloß eine Umwandlung seiner Strafe, sondern sogar eine große Belohnung anzubieten, wenn er seine Schuld eingestehen und den gestohlenen Schatz zurückgeben wolle. Fossard aber beharrte hartnäckig auf seinem Leugnen, und da sich kein Mittel zeigte, ihn zu überführen, so ward er nach Brest geschickt, um daselbst seine frühere Strafe zu bestehen. Er war nur wenige Tage in diesem Hafen, als er die Kühnheit hatte, zwei Briefe in Französischem Rothwälsch an zwei seiner Freunde zu schreiben, worin er sie bat, ihm eine Summe von 25,000 Francs zu senden, und ihnen eine Kirche nannte, die nach seiner Meinung leicht ausgeplündert werden könne. Er bestimmte sogar den Tag, an welchem das Attentat versucht werden solle, und versprach, zu dieser Zeit auf dem Platze zu seyn. Durch verschiedene Mittel erlangte man endlich bessere Kunde, und ein Theil der gestohlenen Gegenstände ward wieder herbeigeschafft; aber ehe man zu diesem Resultat kam, hatten leider schon viele von den Medaillen den Charakter, der ihnen ihren antiquarischen Werth gab, verloren.

Trotz der Schwierigkeit, in diesem Fall ein Geständniß herbeizuführen, und der gänzlichen Unkunde der Polizei in Betreff der ersten Schritte der Diebe: trotz einer Menge anderer Fälle, wo aller Scharfsinn des Herrn Gisquet und seiner Agenten durch kühne Verbrecher zu Schanden gemacht war, behauptet doch der Expräfekt, daß sein System die Entdeckung und Verhinderung des Verbrechens besser erreiche, als das Vidocqsche. Es wird uns erlaubt seyn, daran zu zweifeln, obwohl wir zugeben, daß ein Institut, für das jeder auch noch so geringe Zuwachs von Würde und Achtbarkeit ein Fortschritt ist, nur dabei gewinnen konnte, wenn, an der Stelle eines Corps von überführten Schurken, Leuten von gutem Ruf das Amt, über die Sicherheit der Hauptstadt zu wachen, anvertraut ward. (F. Q. R.)

Ostindien.

Kampf mit einer Löwin.

(Aus Addison's Hours in Hindostan.)

Lieutenant Carlyle war einer der edelsten und hochgesinntesten Jünglinge, die jemals nach Indien abgegangen sind, dabei von blühender Schönheit und kühnstem Unternehmungsgeiste. Er zählte gerade sechzehn Jahre, als er England verließ. Wir waren mit einander aufgewachsen.

Es vergingen etwa zehn Jahre — da stürzte eines Tages ein anscheinend fremder Mann auf mein Zimmer, drückte mir die Hand und begrüßte mich mit großer Herzlichkeit. Ein paar Augenblicke dachte ich, der Fremde irre sich in meiner Person, und wollte ihm dies bemerken, als ein eigenthümliches Lächeln sein Gesicht erheiterte: da erkannte ich plötzlich meinen vortrefflichen alten Freund wieder. Ja, dieses abgemagerte, vor der Zeit gealterte Antlitz war kein anderes als das meines Percival Carlyle; ich entdeckte noch Spuren seiner edeln Züge; der Glanz des sprechenden Auges war nicht völlig erloschen — aber ach! Jugend und Gesundheit waren hingeschwunden. Anfangs glaubte ich, die verzehrende tropische Sonne, harte Krankheiten, vielleicht auch ein regelloses Leben hätten diese athletische Constitution zerrüttet. Percival errieth meine Gedanken und hub an:

„Du entsetzest Dich über die Veränderung, die mit mir vorgegangen. Ich erwartete nichts Geringeres; allein ich glaubte Dich wenigstens vorbereitet, da ich Dir in einem Briefe angezeigt hatte, was für ein Unglück mir begegnet ist."

Der Brief war verloren gegangen, und auch auf anderem Wege hatte ich in der ganzen langen Zeit von meinem liebsten Jugendfreund keine Kunde erhalten. So erzählte er mir denn mündlich und ungefähr mit folgenden Worten sein gräßliches Schicksal:

„Ich befehligte ein Detaschement, das wenigstens funfzig Engl. Meilen von jeder anderen Europäischen Station entfernt in Kantonnirung lag. Meine einzige Erholung war die Löwenjagd, auf die ich von Zeit zu Zeit auszog; und es gelang mir, mehrere dieser prächtigen Thiere zu erlegen, die hier so zahlreich und so kühn waren, daß sie oft unseren Zelten sich näherten und unseren Mundvorrath fortschleppten.

„Eines Morgens saß ich mit meiner nie fehlenden Büchse auf einem flinken Arabischen Hengst und begleitet von einem Dutzend Soldaten zu Fuß, als

Einer meiner Leute plötzlich die Spuren von Löwentatzen in der sandigen Ebene entdeckte. Das Thier war anscheinend einem dichten Dschongle zugeschritten, welches etwa 200 Ellen entfernt vor uns lag. Ich saß ab, um die Fußklapfen genauer zu prüfen, als ein plötzlicher Schrei des Schreckens mich aufzuschauen nöthigte. Da stand eine majestätische Löwin, die unterdeß aus dem Dickicht hervorgesprungen war, in geringer Entfernung gerade vor mir. Ich durfte keinen Augenblick verlieren; ich wollte mich wieder aufs Pferd schwingen, aber mein Araber hatte beim Anblick der gräulichen Bestie in gestrecktem Galopp das Weite gesucht. Auch meine Leute waren geflohen. Ich stand dem Ungeheuer allein gegenüber. Die Löwin peitschte mit dem Schweif ihre Seiten; sie beabsichtigte offenbar einen Angriff. Es blieb mir nur ein Rettungsmittel. Nachdem ich vergebens meine Leute zu Hülfe gerufen hatte, legte ich meine Büchse an und feuerte, als das Thier eben einen Satz vorwärts that. Die Löwin verweilte etwas, warf den Kopf in die Höhe und stieß ein entsetzliches Gebrüll aus. Dies überzeugte mich, daß ich sie verwundet hatte, aber leider, leider — nicht tödtlich! Sie starrte mir wüthend ins Gesicht. Jetzt war mein Muth gebrochen; ich warf die Büchse weg und rannte wie unsinnig davon. Allein die Löwin stürmte hinter mir her, und ich konnte ihr nicht entrinnen. In meiner Verzweiflung warf ich mich an den Boden, und das Ungeheuer sprang in seiner Hast über mich hinweg. Ich hörte einen Schuß fallen, und ein durchdringender Schrei des Thiers verkündete mir, daß es wieder getroffen war; doch wagte ich nicht gleich, aufzuschauen. Erst nach einer halben Minute lüftete ich ein klein wenig den Kopf und sah, wie die Löwin ihre Tatze leckte, durch welche ohne Zweifel die zweite Kugel gefahren war. Auch strömte vieles Blut aus ihrer Kinnlade, die mein Schuß verwundet hatte. Das Thier saß nach Art der Hunde auf seinen Hinterbeinen und stand sichtlich große Qualen aus. Aber kaum bemerkte die Löwin meine ganz leise Bewegung, als sie wieder aufsprang; und im nächsten Augenblick fühlte ich ihre Zähne in meinem Rückgrat, während sie mit einer von ihren Tatzen das Fleisch von meiner rechten Schulter riß. Sie hob mich vom Boden und trug mich dann, trotz der starken Verwundung ihrer Kinnlade, so leicht davon, als wär' ich eine junge Katze gewesen. Vergebens sträubte ich mich mit aller Kraft der äußersten Verzweiflung; vergebens brüllte ich meinen Leuten zu, daß sie feuern möchten. Allem Anschein nach scheuten sie sich, dies zu thun, weil sie mich statt des Thieres erschießen konnten. Ach, wie wenig kannten sie meine Gefühle in diesem Augenblick! Ein schneller Tod, eine Erlösung von den unsäglichen Qualen, die ich litt, wäre mir die größte Wohlthat gewesen.

„So wurde ich wohl ein hundert Ellen weit fortgeschleppt, bis die Löwin, von eigenen Schmerzen gefoltert, mich fallen ließ, zu mir niederduckte und das aus meinen Wunden strömende Blut gierig zu lecken begann. Ich fühlte, wie ihre Zunge, einem Reibeisen gleich, über die gebissenen Theile fuhr und die Wunden noch weiter aufriß. Ich fühlte ihren warmen Hauch, als sie den Rachen an meine zerfleischte Schulter lehnte. Sie brauchte nur einen Biß in meine Kehle zu thun, der ihr Zahnschlund so nahe war, und ich hatte ausgelitten! Ich erhob mich etwas und kehrte mich ihr dergestalt zu, daß meine Kehle dicht an ihrem Gebiß war. Allein die Bestie drückte ihre Tatze auf meinen entblößten Schulterknochen — ein neuer und wo möglich noch ärgerer Schmerz — und warf mich wieder auf den Rücken. Dann leckte sie mein Blut von neuem, und ich lag stöhnend unter ihr.

„Unterdeß mochten meine Leute sich wieder gesammelt haben und durch Lärm die Löwin in ihrem Genusse stören; denn sie sprang plötzlich wieder auf, biß mir tief in den linken Arm und zerrte mich so vorwärts. Wenn ich an diese neue Marter denke, so ist mir, als erlitte ich sie noch einmal. Offenbar wollte mich das Thier bis in seinen Schlupfwinkel zerren, um etwa seinen Jungen etwas Leckeres zu bringen. Zwei Mal riß das Fleisch von meinem Arm; die Löwin biß ein drittes Mal ein, und zwar so gewaltig, daß es ihr gelang, mich bis in das Dschongle zu bringen. Hier rastete sie wieder. Ein paar Schüsse wurden ohne Erfolg nach ihr abgefeuert. Auf die Länge schien sie zu argwöhnen, daß ihre Beute ihr wohl entrissen werden könnte: sie trat einige Schritte zurück, öffnete den ungeheuren Rachen und stürzte sich mit der ganzen Wucht ihres Körpers auf mich. Ich fühlte ihren Zahnschlund, allein er blieb ungeschlossen; ich fühlte die Last ihres Körpers, allein sie war regios. Im nächsten Augenblick hörte ich Menschenstimmen. Man erlöste mich von der Wucht und hob mich vom Boden auf. Die Löwin lag todt vor mir; sie hatte in demselben Augenblick verendet, als sie mich erwürgen wollte. Ich fiel in eine tiefe Ohnmacht; man legte mich in ein Palankin und trug mich fast 300 Engl. Meilen weit in ein Lazareth, wo ich zwei Jahre lang behandelt wurde. Zu meiner vollständigen Genesung empfahl man mir die Rückkehr nach der Heimat."

Mein armer Freund ist nicht mehr. Den Gefahren des Orients entkommen, hat er in seinem Vaterlande ein Grab gefunden. Friede seiner Asche!

Mannigfaltiges.

— Neue Art von Wörterbuch. Der unter uns lebende, bei der von der Königl. Akademie der Wissenschaften besorgten, von Herrn Professor Preuß geleiteten Herausgabe von Friedrich's des Großen Schriften ebenfalls beschäftigte junge Französische Gelehrte, Herr Paul Ackermann, hat so eben eine neue Frucht seiner literarischen Studien an das Licht treten lassen. Es ist von ihm ein Wörterbuch erschienen, wie es bisher noch keines in irgend einer Sprache giebt, nämlich ein Dictionnair der Antonymen oder Gegenwörter.*) Gleichwie ein synonymisches Wörterbuch diejenigen Wörter zusammenstellt, die einen gleichen oder ähnlichen Sinn haben, so sind hier die Wörter gruppirt, die einander widersprechen oder sich doch gegenüberstehen, besonders in der höheren Schreibart und in der poetischen Redeweise. Die sogenannten Gegenwörter werden jedoch, wenige Ausnahmen abgerechnet, vom Herausgeber nicht selbst erklärt, sondern er erläutert sie durch Stellen aus den Französischen Dichtern und Prosaisten der Jahrhunderte Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. Man könnte daher das Buch auch ein „Dictionnair der Antithesen" nennen, und dieses selbst kann wiederum als Beweis dienen, wie reich die Französischen Schriftsteller an solchen antithetischen Wortstellungen sind, die bei ihnen so wesentlich die Symmetrie des Styles, den Rhythmus des Gedankens bilden helfen.

Nach dem bekannten philosophischen Prinzip, daß erst durch den Widerspruch die Totalität des Begriffs zu ihrer Geltung komme, stellt Herr Ackermann in der Einleitung seines Werkes die Ansicht auf, daß „um von einer Sache Alles zu sagen, was sie ist und nichts weiter, als was sie ist, nothwendig auch gesagt werden müsse, was sie nicht ist." „Indem ich also" — fügt er hinzu — „einem Worte die Ausdrücke gegenüberstelle, die eine negative Bedeutung seines Sinnes haben, werde ich es mit der größten Genauigkeit definiren. Die Antithese begränzt und erläutert die These; die Verneinung ist die Probe auf die Bejahung. Nachdem ich alle Negationen eines Begriffes ausgeschieden, gelange ich zur vollständigen Darstellung und zur begriffsmäßigen Erkennung des Wahren."

Der Herausgeber hat seine Gegenwörter in drei Klassen abgetheilt, in „korrelative", d. h. in solche Wörter, die sich zwar gegenseitig modifiziren, jedoch nicht geradezu negiren, ferner in „oppositionelle", d. h. in solche, die sich zwar gegenseitig ausschließen, jedoch noch eine logische Verbindung, ein Verhältniß des Aufeinanderwirkens zulassen, und endlich in „contraire", d. h. in solche, die einander direkt und vollständig negiren. Im Ganzen sind in diesem Wörterbuche 1400 Antonyme zusammengestellt, wodurch die doppelte Anzahl von Begriffen erläutert wird, doch lassen sich leicht noch unzählige andere „Gegenwörter" in der Französischen wie in jeder gebildeten Sprache auffinden, und der Verfasser sagt selbst, daß er hier nur einen ersten Versuch mittheile, den er vielleicht später zu einem vollständigen Werke erweitern werde.

Um eine Probe davon zu geben, wie Herr Ackermann sein Thema, an das sich in der That manche interessante Belehrung knüpfen läßt, behandelt hat, wählen wir aus seinem Buche eine Aufeinanderfolge von Gegenwörtern, in welcher sich alle drei oben angeführte Unterscheidungen, so wie ein Beispiel gemischter Art, befinden:

284. *Cor.* **Comme — de même.**

„Comme la plupart des citoyens, qui ont assez de suffisance pour élire, n'en ont pas assez pour être élus; de même le peuple, qui a assez de capacité pour se faire rendre compte de la gestion des autres, n'est pas propre à gérer par lui-même." Montesq. Esprit de Lois. II. 2.

285. *Opp.* **Commencements — progrès.**

„Aussi avez-vous vu que dans leurs commencements, et même bien avant dans leurs progrès, la pauvreté n'était pas un mal pour eux." Bossuet. Disc. sur l'hist. univ. IIIe part. VI.

286. *Contr.* **Commencement — fin.**

„La vertu, l'attention, la vigilance sont nécessaire à la Chine: elles y étaient dans le commencement des dynasties, elles manquaient à la fin." Montesq. Esprit des Lois. VII. 7.

287. Commencer — finir.

„Impatient pour eux que la cérémonie
Ne commence bientôt, ne soit bientôt finie."
Corneille. Rodogune. V. 2.

„Il commence, il est vrai, par où finit Auguste;
Mais crains que l'avenir détruisant le passé,
Il ne finisse ainsi qu'Auguste a commencé."
Racine. Britannicus. I. 1.

„Elle finit enfin sa narration, et je commençai la mienne."
Le Sage. Gil Blas. X. 2.

„Ainsi Charles XII, à dix-huit ans, commença et finit cette guerre en moins de six semaines."
Voltaire. Hist. de Charles XII. l. II. (p. 73.)

„On verra qu'à commencer par l'éléphant et à finir par la taupe, tous les animaux quadrupèdes ont sept vertèbres dans le cou, et qu'aucun n'en a ni plus ni moins." Buffon. Quadrupèdes. Le Lion.

*) Dictionnaire des antonymes ou contremots. Ouvrage fondé sur les écrivains classiques, destiné à la jeunesse et aux écrivains français. Par Paul Ackermann, Membre de la Société Linguistique de Paris. — Paris et Berlin (Dümmler). 1843.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 60. Berlin, Freitag den 20. Mai 1842.

Rußland.

Leben und Weben im Russischen Volke.*)

In den Sprüchwörtern und Sittensprüchen der Russen ist, wie in denen aller Völker, viel geschichtliche Ueberlieferung enthalten. Von Munde zu Munde übergegangen, haben sie sich im Volke ganze Jahrhunderte lang erhalten und werden sie noch heute wiederholt, obschon nicht bei wenigen die ursprüngliche Bedeutung verloren und ihr ganzer Sinn für das Volk dunkel, fast unverständlich geworden ist. Viele derselben erläutern die Denk- und Lebensweise der Vorfahren und geben mitunter in zwei, drei Worten Zeugniß von irgend einem geschichtlich wichtigen Ereignisse oder den Umriß von dem Charakter irgend eines bedeutenden Zeitgenossen.

So hat das Joch der Tataren unvergängliche Spuren ihrer Herrschaft im Volke hinterlassen: „Der Gast zu unrechter Zeit ist schlimmer als der Tatar" — ruft der Wirth bei einem ungelegenen Besuche, zu dessen Abwartung er keine Zeit hat. — „Nach (Seit) dem Tatarn fehlt's nicht an Zufluchtsörtern" ist ein Sprüchwort, dessen Ursprung man wohl daher ableiten muß, daß die Einbrüche und Ueberfälle der Tataren, bei welchen Alles dem Feuer und dem Schwert, dem Tode oder der Gefangenschaft anheimfiel, die Bewohner der verheerten Gegenden zwangen, in den Wäldern und Bergen Zuflucht zu suchen, aus denen zurückgekehrt, sie gewöhnlich die Mehrzahl der Häuser in den Städten verödet fanden, indem deren Besitzer erschlagen oder in die Gefangenschaft abgeführt worden. — „Bewahr' uns Gott vor ihm, wie vor dem tückischen Tatar" oder: „Der ist schlimmer als der schlimmste Tatar!" brandmarkt noch heutzutage den verrufenen Bösewicht. — Herrscht in einem Hause Unordnung, liegen die Sachen zerstreut an ungehörigen Stellen umher, so sagt man: „Mamay's Schlachtfeld!" oder: „Hier hat wohl Mamay Krieg geführt!" — Hat Jemand sein Wort oder das Versprechen gegeben, Etwas zu thun, dies aber nicht erfüllt, so heißt es: „Er hat mich verfasant" — welches Sprüchwort daher entstanden zu seyn scheint, daß die Rjäsanschen Fürsten oft ihr Wort verriethen und auch in der Kulikowschen Schlacht nicht bloß nicht mit Dimitri Donskoi fochten, sondern Oleg, ihr Führer, sogar dem Mamay versprach, mit ihm sich zu verbinden. Wie ein Sprüchwort von Mamay's Einfalle, so konnte ja auch sehr leicht ein solches vom Verfahren der Rjäsanschen Knäse sich erhalten und auf die Nachwelt übergehen. — Demjenigen, welcher auf fremde Rechnung oder um Nichts sich kümmernd lebt, gilt die Frage: „Was ist's mit dem? Der hat wohl ein Stück Tarchans-Land gefunden?" wodurch an die Gnaden- oder (Tatar-) Tarchans-Briefe erinnert wird, mittelst deren den Landbesitzern verschiedene Vortheile und Vorrechte verliehen wurden.

Folgende Sprüchwörter beziehen sich auf die Zeit von Joann's des Schrecklichen Regierung, die sich auch im Volksandenken tief eingeprägt hat. Von einem mürrischen, streitsüchtigen Weibe, oder auch Manne, sagt man: „Ein Temrukisches Gesicht — eine andere Temruka!" Offenbar also ist auf das Volk die Erzählung von einer zweiten Gemahlin Joann Wassiljewitsch's übergegangen, welche die Tochter eines Tscherkessen-Fürsten Temruk und, wie aus der Geschichte ersichtlich, von finsterer, wilder Gemüthsart gewesen. — Um einen lange vorübergegangenen Zeitpunkt zu bezeichnen, sagt man: „Ja, das ist gewesen, als der Schreckliche Kasan genommen." — Steht ein Haus leer und unbewohnt und in Verfall, so meint der Volkswitz: „Das steht da, wie konfiszirt." — Auch das Andenken an die Opritschniki (Trabanten, ursprünglich der alten Zare — dann privilegirte Personen) hat sich erhalten. Wer, Mann oder Frau, in einer Gesellschaft sich nicht gefiel oder nach Möglichkeit sich absonderte, von dem hieß es: „Die leben wie Opritschnik's." (Bekanntlich sagten sich diese von ihrer Familie und Verwandtschaft völlig los.)

Aberglaube ist allen Völkern angeboren, gebildeten wie ungebildeten — vom gemeinen Manne rede ich nicht; der ist allerwärts derselbe. Oder zeigt mir doch ein Volk ohne Aberglauben, ohne Vorurtheile! Ein solches giebt es nirgends auf der ganzen Erde: in größerem oder in minderem Maße findet sich bei allen Völkern Aberglaube. So auch in Rußland. Ueber die ganze Gesellschaft sind Aberglauben und Vorurtheile in Ueberfluß ausgegossen; sie sind in Rußland nur nicht so auffallend, weil dort Alle von Kindheit auf an sie gewöhnt sind.*) So z. B. glaubt unser gemeiner Mann, ohne jemals zu zweifeln, an Besprechungen und Maale; ja selbst bei weitem gebildetere Kreise dürfen hiervon nicht ausgeschlossen werden; und wenn man nur den Aberglauben sorgfältig beobachtet und verfolgt, so kann man sehr Anziehendes, ja auch viel Nützliches entdecken. Unsere volksthümlichen Heilweisen lassen sich in zwei Arten theilen: Erstens giebt es nicht nur Leute, welche allerlei nützliche Kräuter und deren Heilkraft kennen, sondern auch Andere, welche sogar durch Magnetismus heilen, ohne selber es zu wissen. Die Wasserkur, welche die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa erst jetzt auf sich gezogen, ist ein altbekanntes Russisches Volksheilmittel. Die zweite Art, zu heilen, bilden die Besprechungen, worin, nach den Versicherungen der betreffenden „Aerzte und Aerztinnen", die gesammte Kraft der Heilkunst eingeschlossen ist. Doch haben die Wunderärzte neben diesen Besprechungen auch andere Mittel. Am gewöhnlichsten wenden sie das Besprengen und Bespritzen mit Wasser, unter vielerlei abergläubischen Gaukeleien, an. Ich will, so weit dergleichen mir bekannt geworden, eine solche rein volksmäßige Kur durch Wasserbesprengung beschreiben.

Im gemeinen Leben wird fast jede Krankheit, ohne alle Frage nach ihrem Ursprunge, dem bösen Blicke oder Zauber zugeschrieben. Zauber heißt jede unbekannte Krankheit; man meint, ein Böswicht hab's Einem angethan oder habe etwas vergiftet. Hysterie und Hypochondrie nennt der gemeine Mann die Angst, aus Bosheit losgelassen. Selbst wenn eine junge Frau keine Kinder bekommt, schreibt man's fremder Bosheit zu. Jedes plötzliche Erkranken kommt auf Rechnung des bösen Blicks. Diese Meinung ist so allgemein, daß es dazu sogar örtliche verschiedene Benennungen giebt: In Kursk und Moskau sagt man: Vom bösen Blick getroffen — in Sibirien: beschrieen; hier glaubt man sogar, daß man vom Beschreien sterben könne. Für Anzeichen der Bezauberung durch bösen Blick gelten Gähnsucht, Zieber-Frost und Gluth, bei Kindern Schlaflosigkeit. Die Heilung geschieht auf mancherlei Weise; allermeist besorgen dieselbe Hebammen. Uebrigens verstand vor Alters fast jede einigermaßen bejahrte Frau das Besprengen und Waschen; half dieses aber nicht, so rief man die kluge Frau**) herbei. Das einfache Besprengen besteht darin: daß man stillschweigend etwas Wasser in irgend ein Geschirr füllte, eine kleine Kohle und die Petschinka (ein Klümpchen gebrannten Thons) hineinthat, dazu 3 bis 9 Mal zwei oder drei Finger voll Salz, und Etwas murmelte, was, auf Befragen, für ein Gebet ausgegeben wurde. War alles dies gethan, so mußte der Kranke unversehens besprengt werden. Diese Ueberraschung nebst dem kleinen Schrecken brachte dann wohl eine Nervenerschütterung und somit auch oft Besserung für den Kranken zuwege. — War jedoch das Uebel ernstlicher, so wurde, anstatt des Vorstehenden, zum Zeichendeuter und Wunderdoktor geschritten. Das Hauptheilmittel dieses Mannes war ebenfalls Wasser. Wo möglich, mußte Quellwasser genommen werden; doch nahm man auch Flußwasser, welches vom Wundermanne mit eigener Hand, oder von seinen gläubigen Kunden, oder von anderen zuverlässigen Leuten geschöpft wurde. Hierzu nämlich mußte man bei Sonnenaufgang ausgehen und das Gefäß verdeckt tragen. (In Sibirien nahm man gewöhnlich einen Tujes, Deckelkrug aus Birkenrinde, dazu.) Zum Flusse gekommen, schöpft man schweigend und ohne umzublicken, stromabwärts, verdeckt den gefüllten Krug augenblicklich wieder, geht schweigend, und ohne sich umzusehen, nach Hause zurück und übergiebt hier das Wasser dem heilkundigen Manne. Dieser nimmt es, steckt ein Messer hinein, tritt in eine Ecke und spricht seinen Zauberspruch darüber. Ich selber habe Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie das Wasser besprochen wird, und bin Zeugin gewesen, von solcher Gaukelei sowohl, als von dem Vertrauen in die Kraft derselben. Ich sah aber auch, daß der oder die Besprechende zuerst anfing zu gähnen, dann allerlei Verzerrungen und Geberden zu machen, und wie bisweilen ihnen selbst Thränen aus den Augen rollten. Sobald der Mann seinen Spruch beendet hat, wird das Wasser wieder zugedeckt und zur festgesetzten Zeit der Kranke damit übergossen. Die Kenner meinen zwar gewöhnlich, die Besprechungen würden besser frühmorgens vorgenommen, doch geschehen dergleichen auch Abends. Todtkranke begoß man zwei Mal am

*) Nach den Beobachtungen einer Dame. — Vergl. Magazin 1841 Nr. 104 u. 108.

*) Dieses setzt die Verfasserin bei ihrem Leserkreise in so starkem Maße voraus, daß sie allen Ernstes und umständlich, sogar wiederholentlich, auseinandersetzt, wie und warum alle Quacksalbereien, Besprechungen und Zaubersegen eitel Gaukelspiele seyen. Was die Vers. vom Volksglauben in Betreff des Todtenwurms, der Spinne, des Salzverschüttens, Messerverschenkens, Ohrenklingens und der Kometen anführt, stimmt so völlig mit der Deutschen Volksmeinung überein, daß wir es, als bekannt, hier übergehen.

**) Wörtlich: „Kerzin."

Tage: beim Morgen- und beim Abendroth; auch gab man solchen wohl von dem besprochenen Wasser zu trinken. Kinder wusch und begoß man in gleicher Weise.

Außer diesen Bädern, welche nicht gleich Schaden stiften mögen, kennen die alten Leute im gemeinen Volke, wie gesagt, auch heilsame Eigenschaften vieler Kräuter, welche in der Arzneikunde vielleicht großen Nutzen gewähren würden, wenn diese Afterärzte sie nicht sorgfältig geheim hielten: Sie geben solche stets entweder zermahlen oder ausgekocht und bezeichnen sie, da sie von Botanik nichts wissen, nothwendigerweise mit ihren am Orte gerade üblichen Namen. Bei der weiten Ausdehnung Rußlands zeigt auch das Pflanzenreich die äußerste Mannigfaltigkeit, so daß viele Gewächse, die man in Sibirien antrifft, in den Großrussischen Gubernien gar nicht oder Pflanzen von ein und derselben Gattung hier und dort sogar in verschiedenen Gestalten gefunden werden. So z. B. der Wermuth (artheмisia absinthium) und das Farrnkraut (polypodium filix mas), wie sie in den Sibirischen Bergen wachsen, erscheinen vom gewöhnlichen Aussehen dieser Pflanzen so abweichend, daß der Unkundige irrigerweise beide für ganz andere Gewächse halten kann. (Ueber diese Heilkräuter verspricht die Verfasserin später noch besonders Etwas zu veröffentlichen.) Nur die am allermeisten angewendeten will ich erwähnen: Bei ihren Besprechungen und Räucherungen bedienen sich jene Winkelärzte einer unter dem allgemeinen Namen von Zauberkraut bekannten Pflanze, deren Namen in den anderen Gubernien ich nicht kenne, ja, von der ich nicht einmal weiß, ob sie außerhalb Sibirien überhaupt vorkommt. Ihr Stengel ist dünn, und ihre Blätter ähneln denen der Preißelbeere (vaccinium vitis idaea), sind jedoch rund. Der Thymian (thymus serpillum) ist allerorten unter diesem Namen bekannt. Beide Kräuter werden von den kundigen Wirthen stets vorräthig gehalten, um damit alle Kranke, nicht nur die Kinder, sondern auch die Thiere im Hause und selbst die Vögel zu beräuchern. Das sogenannte Peterskreuz, welches angeblich nicht von Jedwedem, sondern nur von besonders Glücklichen gefunden wird, näht man sich in die Kleider ein; denn wer solches bei sich trägt, dem kann keine unreine Macht etwas anhaben. Blätter und Wurzel dieses Krautes sind kreuzähnlich. Zum Beräuchern braucht man in Sibirien auch noch das Rohr- (Rieth- oder Beutel-) Meisen*)-Nest. Die kleine Meise hält sich in den dichten Sibirischen Wäldern, rundet ihr Nestchen aus den allerweichsten Flaumfedern zur Gestalt eines Gänse-Ei's ab und befestigt es zwischen Baumzweigen, wobei sie an einer Seite eine kleine Oeffnung zum Ein- und Ausgange für sich selber läßt. Diese Nester nun suchen die zum Thierfange in den Wäldern lebenden Jäger, die ihren Fund mit den Freunden theilen. Beiläufig gesagt, gilt von dieser Meise, daß sie ihr Weibchen nie verläßt — daher das Sprüchwort: „Eifersüchtig wie eine Meise." — Manchmal schneiden auch unsere Naturärzte dem Kranken die Nägel an Händen und Füßen, machen behutsam eine Oeffnung in ein Ei, thun die Nägelabschnitzel da hinein, verkleben die Lücke mit Wachs und legen das Ei so in den Wald, damit irgend ein Vogel dasselbe, und mit ihm zugleich die Krankheit — forttrage.

Zu kranken Kindern wurde vor Alters niemals ein wirklicher Arzt gerufen, sondern man kurirte sie einzig durch Beräuchern, Waschen und Baden, unter obligaten Besprechungen; bisweilen nur wandten die Bademütter Kräuter und allerlei Salben an. Meist wurde die Krankheit dem Beschreien zugeschrieben. Wenn ein Kind zufällig schrie, anstatt zu schlafen, so ging man zum Salzfasse, schüttete das Salz aus demselben heraus, schöpfte mit ihm etwas Wasser, wohinein man 3—9 Mal zwei oder drei Finger voll Salz that; und hiermit wusch man das Kind, indem man erst ausspuckte und dann sprach:

„Neidisch' Lod! böser Blick!
In den oden Wald zurück!"

Eben so bespritzte und wusch man mit diesem Wasser die Zugbänder an drei Thüren.

Die Räucherung wurde auf mancherlei Art vollzogen: meist schabte man drei Schwellen ab, nahm aus den Ecken von dem Moose, mit welchem die Wände bekleidet waren, that etwas Zauberkraut, Thymian, so wie Meisennest, hinzu und beräucherte mit dieser Mischung das Kind. Dauerte etwa dennoch die Schlaflosigkeit fort, so wurde etwas Flachs genommen, zu langen Fäden gedreht, mit diesen des kranken Kindes Hände, Füße und ganze Leibeslänge gemessen, dann dieselben auf die Ofenthür gelegt und angezündet, das Kind aber in diesen Rauch hineingehalten. — Hatte man wegen der Bezauberung eine bestimmte Person in Verdacht, so suchte man sich entweder Haare von ihr oder ein Stückchen von ihrer Kleidung zu verschaffen und räucherte dann hiermit, nebst einer Zulage von Thymian und Zauberkraut. Doch mußte der Lockendiebstahl jedenfalls so ausgeführt werden, daß der Verdächtigte nicht das Mindeste gewahr wurde. (Fortsetzung folgt.)

*) Parus pendulinus.

England.

Thomas Fuller, ein Geistlicher der Englischen Hochkirche.

(Schluß.)

Von allen Formen des Witzes gefällt sich Fuller am wenigsten in der satirischen. Er verband mit einem heiteren Temperament die gränzenloseste Gutmüthigkeit, und bei Keinem war der Spott so von aller Bosheit frei, so durch Herzensgüte und wahre Bonhommie gemildert, als bei ihm. Dieser Charakter gab sich sogar in seiner äußeren Erscheinung kund; er hatte gelbes Haar, blaue lachende Augen und ein offenes, jovialeS Gesicht. Er war von der heitersten Natur, und dieser Natur war der Scherz eine Nothwendigkeit — er scherzte über jeden Gegenstand, zu jeder Zeit, unter allen Umständen. Mit dem besten Herzen in der Welt, konnte er das traurigste Ereigniß nicht wiedererzählen, ohne es ins Lächerliche zu ziehen. So die Beschreibung eines „kläglichen Unfalls", der einer Gemeinde Katholiken in Blackfriars zustieß. „Die Predigt fing an, sich zur Mitte, der Tag, zum Ende zu neigen, als plötzlich der Fußboden einbrach, worauf sie versammelt waren. Er gab kein barmherzigwarnendes Aechzen vorher von sich, sondern er krachte, brach und stürzte, Alles in einem Augenblick. Viele wurden erschlagen, Mehre verletzt, Alle erschreckt. Trauriges Schauspiel, Fleisch und Blut verschiedener Personen vermischt zu sehen, das Gehirn der Einen im Kopfe der Anderen! Diesem fehlte das Bein, Jenem der Arm; ein Dritter war ganz, es fehlte aber der Athem, der ihm unter den Ruinen ausgepreßt worden." Hat man je einen Unglücksfall auf eine so lustige Weise erzählt?

Ein anderes Beispiel dieser Eigenthümlichkeit findet man in seinem Bericht über die Verhaftung und den Tod der Haupttheilnehmer an der Pulver-Verschwörung, woraus wir einige Auszüge geben wollen. „Catesby, Percy, Rockwood, die beiden Wrights und Thomas Watson schweiften unterdessen in der Umgegend Londons herum, den Ausgang der Sache erwartend. Da sie so lange gesessen, ohne etwas auszubrüten, fingen sie an, zu fürchten, daß die Eier verdorben seyen. Zwischen Furcht und Hoffnung eilten sie mit ihrer Dienerschaft aufs Land, durch Warwick und Worcester nach Staffordshire. Aus Verräthern wurden sie Räuber, brachen in Ställe ein und nahmen die Pferde daraus weg. Mehrere ihrer Leute aber stahlen sich als lobenswerthe Räuber von ihren Herren weg, diese ihrem Schicksale überlassend. Die benachbarten Grafschaften und ihr eigenes Gewissen erhoben sich gegen jene schwelgerischen Prasser, die man noch nicht als Hochverräther kannte. Endlich holte sie Sir Richard Walsh, Sheriff von Worcestershire, zu Holbeck im Hause des Herrn Littleton ein, wo, als sie sich zur Wehre setzten, die beiden Wrights getödtet, Rockwood und Winter aber hart verwundet wurden. Percy und Catesby wehrten sich tapfer ihres Lebens, da sie wußten, die Viertheilung sey das einzige Quartier, das sie zu hoffen hätten *); und als ob sie es verschmähten, Anderen als sich selbst den Rücken zuzukehren, stellten sie sich Rücken gegen Rücken und hielten sich so die Angreifenden vom Leibe. Viele Schwerter wurden gezückt, aber das Pulver mußte die That vollbringen und die Kugel abschießen, die Beiden den Garaus machte. Nie wurde der Tod zweier bösen Menschen von allen Guten so betrauert, deswegen, daß sie nicht länger lebten, um zur Entdeckung ihrer heimlichen Genossen gezwungen zu werden. Es ist nicht zu vergessen, daß einige Stunden vor ihrer Verhaftung, als diese Verschworene nasses Pulver im Gasthof trockneten, ein Müller zufällig herbeikam, der das schwarze Mehl auf dem Heerde nicht bemerkte und durch Hinwerfen eines Holzscheits das Pulver anstreckte, so daß der Schornstein nebst einem Theil des Hauses aufflog und Alle erschreckt, einige auch beschädigt wurden; namentlich wurden Catesby und Rockwood im Gesicht stark verbrannt. Sie trugen daher auf ihren Körpern nicht die Stigmata, die Zeichen unseres Herrn Jesu Christi, sondern den Stempel ihrer eigenen Gottlosigkeit. Wohl konnten sie nach diesem kleinen unfreiwilligen Vorschmack beurtheilen, wie gut der Kelch ihrer Grausamkeit schmeckte, den Andere bis auf den Boden ausleeren sollten. Die Uebrigen wurden in London feierlich angeklagt, verurtheilt und hingerichtet. Die That war so schwarz, der Beweis so klar, daß sie sich durchaus nicht rechtfertigen konnten. Tresham starb im Gefängniß, wodurch er einem schändlicheren Ende zuvorkam. — Sie baten Alle um das Zeugniß, daß sie als Römisch-Katholische stürben. Meine Feder soll ihnen diese letzte Bitte erfüllen und Allen, die es angeht, bezeugen, daß sie im Römischen Glauben lebten und starben. Und obgleich die Abscheulichkeit ihres Verbrechens mit einigem Recht die Härte gegen sie bis zur Grausamkeit steigern konnte, wurden sie doch mit so vieler Gunst behandelt, daß die meisten ihrer Kinder oder Erben, wenn nicht seitdem durch eigene Schuld enterbt, noch heutzutage der väterlichen Besitzungen genießen."

Die historischen Werke Fuller's sind eine Karrikatur des Faches, zu welchem sie eigentlich gehören: seine Methode selbst besteht — wenn wir uns eines solchen Ausdrucks bedienen dürfen — in der Verachtung aller Methode. Er gefällt sich in unaufhörlichen Abschweifungen; jede merkwürdige Thatsache, jede launige Anekdote verleitet ihn dazu, wenn sie mit den von ihm erzählten Ereignissen auch nur in der entferntesten Verbindung steht. Seine „Worthies (Ehrenmänner) of England" zum Beispiel sind das Ergebnis einer Wanderung durch alle Grafschaften des Königreichs, mit dem Hauptzweck, Nachrichten über deren vornehmste Familien und die daraus hervorgegangenen ausgezeichneten Männer mitzutheilen, wobei sich aber der Verfasser in endlosen Plaudereien über die Naturgeschichte und Geographie, über die Produkte, Gesetze, Sitten und Sprüchwörter derselben ergießt. Man muß daher seine „Historien" nicht nach den gewöhnlichen Regeln beurtheilen, sondern sie als eine Fundgrube von Materialien für andere, weniger exzentrische Schriftsteller betrachten. Sie sind Unterhaltungsschriften, in denen sich Weisheit und Unsinn, wichtige Fakta und abgeschmackte Fabeln, gründliche Bemerkungen und drollige Einfälle, feiner Witz und lächerliche Wortspiele, große Schönheiten und große Nachlässigkeiten das Gleichgewicht halten. Als Unterhaltungsschriften giebt es in der Englischen Sprache wenige, die einem Liebhaber unserer älteren Literatur größeren Genuß gewähren könnten; Enthusiasten wie Charles Lamb aber müssen in ihrer üppigen Fülle schwelgen.

*) Dieses ist im Englischen ein Wortspiel auf quarter, Quartier, Pardon und quartering, Viertheilung.

In sittlicher und religiöser Hinsicht verdient der Charakter Fuller's unsere Hochachtung; sein fröhliches Temperament und seine immerwährende Heiterkeit stachen sehr gegen die Strenge ab, die der geistliche Stand in jenem Zeitalter oft zur Schau trug, aber sein Lebenswandel zeugte von wahrhafter, eingewurzelter Frömmigkeit. Unter dem Mantel des Leichtsinns verbarg sich die tiefste Ehrfurcht für alles Geheiligte, und der unwiderstehlichen Fröhlichkeit ungeachtet, die er selbst über seine religiösen Gedanken und Gefühle verbreitete, glich doch seine Laune der des Spötters so wenig, als das schuldlose Lächeln eines Kindes dem Hohngelächter eines Dämons. In allen Beziehungen des häuslichen und geselligen Lebens war er untadelhaft. Der Bigotterie war er durchaus abhold, und seine Mäßigkeit machte ihn wie gewöhnlich den Eiferern beider Parteien verhaßt. Der Hochkirche aufrichtig ergeben, mißbilligte er dennoch (wie aus seiner „Kirchengeschichte" hervorgeht) die Härte, womit man die Puritaner behandelte, und ließ sich durch alle gegen ihn ausgestreute Verleumdungen in dieser Gesinnung nicht irre machen. Doch erhob er sich nicht immer über die Vorurtheile seiner Zeitgenossen; er glaubte an Hexen, so wie an das Königliche Vorrecht, den Kropf zu heilen, wobei aber vielleicht sein Royalismus über seine Philosophie den Sieg davontrug. Gegen die sinnlosen Legenden und mährchenhaften Wunder der Römischen Kirche zeigt er die unbedingteste Verachtung, aber in diesem Fall kam sein Protestantismus seiner Vernunft zur Hülfe, und man kann wohl mit Recht annehmen, daß ersterer bei ihm den Ausschlag gab.

Er hatte, wenn man den darüber fast traditionell gewordenen Angaben trauen darf, das erstaunenswürdigste Gedächtniß. Man erzählt von ihm, daß er 500 fremde Wörter wiederholen konnte, nachdem er sie einmal gehört, und im Stande war, eine Rede auf gleiche Weise verbatim herzusagen. Einst machte er sich verbindlich, vom Temple-Bar bis zum Ende Cheapside's (ungefähr 1 Englische Meile) zu gehen und bei seiner Rückkunft jedes Schild *) an beiden Seiten der Straße, sowohl vor- als rückwärts, der Reihe nach zu nennen. Diese Aufgabe soll er genau ausgeführt haben, und wenn man bedenkt, daß damals jeder Laden ein Schild hatte, so war dies ein ziemlich starkes Kunststück. Daß aber diese Berichte in manchem Betrachte falsch und übertrieben sind, geht aus einer von ihm selbst erzählten Anekdote hervor. „Kein Lebender", schreibt er, „hat je gehört, daß ich auf die Gedächtnißkunst Anspruch mache, der ich sie vielmehr als Pfiff, nicht aber als Kunst, verachte, welche in der That mehr Einbildung als Gedächtniß beweiset. Ich muß gestehen, daß, als ich vor etwa zehn Jahren von der Kanzel zu St. Dunstan's hinabstieg, Jemand (der nachher ein Buch darüber schrieb) in der Sakristei, vor glaubwürdigen Leuten, behauptete, er habe mir im Sydney-College die Gedächtnißkunst gelehrt. Ich entgegnete, es sey dem nicht so, da ich mich nicht erinnern könne, ihn je gesehen zu haben; welches, wie mir scheint, eine praktische Widerlegung war."

Von einem in seinen Schriften so exzentrisch erscheinenden Menschen sind auch im Privatleben die seltsamsten Züge zu erwarten, doch übersteigt folgende Nachricht über seine Schreibmethode allen Glauben. „Er hatte", erzählt man, „die Gewohnheit, die ersten Worte jeder Zeile erst niederzuschreiben, dann aber oben wieder anzufangen, die offenen Stellen nach und nach auszufüllen und das Ende der Zeilen mit dem Anfang so zu verbinden, daß der Sinn vollständig herauskam und kein Unterschied gegen eine auf gewöhnliche Weise verfaßte Schrift dabei zu bemerken war." Es kann seyn, daß er einmal ein solches Kunststück zur Unterhaltung seiner Freunde ausführte, aber daß es bei ihm Gewohnheit war, ist gewiß nicht anzunehmen.

Wir wollen mit dem Urtheil schließen, das ein höchst kompetenter Kritiker, der verstorbene geniale Charles Lamb, über unseren Verfasser fällt. „Die Werke Fuller's werden gewöhnlich nicht unpassend mit dem Namen quaint **) bezeichnet, indem er von Natur eine solche Neigung zu Witzspielen hatte, daß es ihm, glaub' ich, schwer gefallen seyn würde, sich ohne sie zu behelfen. Aber sein Witz ist nicht immer ein lumen siccum, das bloß überrascht; er dringt im Gegentheil nicht selten in die Tiefen des menschlichen Gefühls und der menschlichen Leidenschaften. In Hinsicht der Lebhaftigkeit seines Styls und des beständig auf eine so glückliche Weise in die Erzählung verwebten laufenden Kommentars kann man ihn mit Recht unvergleichlich nennen."

*) Zu jener Zeit waren die Schilder mit Gemälden oder Figuren versehen, die meistens auf das Gewerbe des Eigenthümers Bezug hatten.

**) Das Wort: quaint, hat eine etwas unbestimmte, schwer wiederzugebende Bedeutung. Ehedem bezeichnete es einen hohen, über den Bereich der gewöhnlichen Kunst hinausgehenden Grad der Feinheit und Eleganz; jetzt bedeutet es mehr dieselben, in Spitzfindigkeit und Gezwungenheit ausgeartete Eigenschaften. Gesuchte Anspielungen und pedantische Citationen, das ewige Geklingel der Alliterationen und Antithesen, Witzeleien, Pointen und Wortspiele aller Art gehören in das Gebiet der „quaintness."

Frankreich.

Ist der Erfinder der Dampfmaschine ein Franzose oder ein Deutscher?

Es ist ein sehr natürlicher Wunsch, daß man von der Dampfmaschine, die durch ihre allgewaltigen Wunderkräfte Jedermann in Erstaunen setzt, den ersten Erfinder, d. h. denjenigen, der die erste Idee zur Benutzung des Dampfes als Maschinen-Bewegungsmittels hatte, gern kennen lernen will. Nach den Untersuchungen der Englischen Gelehrten nahm man bisher allgemein an, daß die Dampfmaschine die Erfindung eines Engländers, des Marquis von Worcester, sey, bis der berühmte Physiker Arago in Paris in seinem Annuaire 1829 mit unwiderleglichen Gründen zeigte, daß nicht der Marquis von Worcester, sondern Salomon de Caus diese Erfindung gemacht habe. Wer ist aber dieser Mann? Arago sucht in der genannten Schrift zu beweisen, daß Salomon de Caus ein Franzose gewesen sey, und auch E. Gros hat in seinem neuesten Werke: Les premières machines à vapeur en France, aus welchem Arago in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 18. April d. J. einige Notizen mittheilte, diese Ansicht ausgesprochen, und eine Berliner Zeitung hat sie ohne Weiteres nachgesprochen. Für die Wissenschaften selbst ist es zwar einerlei, ob eine wichtige Erfindung von einem Deutschen oder einem Franzosen gemacht ist; allein jede Nation ist gewissermaßen verpflichtet, die Erfindung eines der Ihrigen auch als ihr geistiges Eigenthum zu betrachten, so wie ein solches Eigenthum einer anderen Nation zu respektiren. — Worauf stützen sich Arago's Beweise für seine Behauptung? etwa auf beglaubigte, urkundliche, biographische Nachrichten, die seine Nationalität außer allen Zweifel setzen? *) keineswegs; sondern lediglich auf einzelne Ausdrücke des von Salomon de Caus in französischer Sprache geschriebenen und in Frankfurt a. M. 1615 gedruckten Werkes: „Raisons des forces mouvantes etc." Arago sagt: „Es ist wenig wahrscheinlich, daß ein Deutscher in seinem Vaterlande Französisch geschrieben haben sollte. Außerdem kommt noch hierzu, daß Salomon de Caus in der Dedication an Ludwig XIII. sich nennt: de Vostre Majesté le très-obéissant subject, und daß in dem Königlichen Privilegium die Worte stehen: Nostre bien aimé Salomon de Caus, maistre ingenieur, estant de présent, au service de Nostre cher et bien aimé cousin le prince électeur palatin, nous a fait dire etc. désirant gratifier le dict de Caus, comme estant nostre subject etc. etc. Folglich, so schließt Arago, war Salomon de Caus offenbar ein Franzose."

Dies sind die sepnsollenden Beweise Arago's, die von mehreren Deutschen Journalen und auch von einigen Deutschen Lehrbüchern der Physik als genügend auf- und angenommen worden sind. Dagegen ist ein anderer Gelehrter und zwar schon im Jahre 1833 aufgetreten, der eben so triftige und vielleicht noch schlagendere Beweise für die Deutsche Nationalität des Salomon de Caus aufgestellt hat, und trotzdem hat keine Zeitung in die Posaune zu stoßen gewagt, um den Deutschen zu verkündigen, daß sie jetzt einen berühmten Landsmann mehr zählen können. Der Mann, der das Deutschthum des Erfinders der Dampfmaschine vertheidigt, ist der Professor Baumgartner in Wien, der in seiner Zeitschrift für Physik 1833 Bd. II. S. 190. Folgendes den Behauptungen des berühmten Französischen Physikers entgegengestellt: „Ich kann nicht umhin, meine Bedenklichkeiten gegen Arago's Gründe hier anzuführen und zugleich, da ich so glücklich war, in der Wiener K. K. Universitäts-Bibliothek das Caussche Werk, welches Arago die Gründe seiner Behauptung an die Hand gab, nicht nur im Original, sondern auch in einer von dem Verf. selbst besorgten Deutschen Uebersetzung zu finden, das beizufügen, was mir dafür zu sprechen scheint, daß Salomon de Caus ein Deutscher und kein Franzose war: 1) Alle Gründe Arago's beweisen den behaupteten Satz nicht; 2) andere viel triftigere Gründe thun dar, daß Salomon de Caus ein Deutscher war.

Der Umstand, daß Jemand Französisch schreibt, beweist nicht, daß derselbe ein Franzose sey, denn sonst müßten Leibnitz, Euler, Friedrich II. und andere große Männer der Deutschen Nation, die ihre Werke in Deutschland Französisch schrieben, Franzosen seyn, und dies ist noch Keinem beigefallen, behaupten zu wollen.

Die Worte: le très-obéissant subject sind eben so wenig in ihrem eigentlichen Sinne zu nehmen, als der Begegnungsgruß der Deutschen und der gleichlautende der Franzosen: gehorsamer Diener, oder als das ähnliche der Namensunterschrift vorhergehende Prädikat, das man sich in einem Briefe giebt. Daß dies wirklich so sey, beweist der Umstand, daß sich Salomon de Caus in der Deutschen Uebersetzung seines Werkes nicht den gehorsamsten Unterthan des Königs von Frankreich, sondern schlechtweg: Euer Königl. Majestät unterthänigsten Salomon de Caus nennt; und im Sinne der Deutschen Sprache ist ein großer Unterschied zwischen dem, der sich Jemandes Unterthänigsten und jenem, der sich Jemandes Unterthan nennt. Arago selbst scheint das meiste Gewicht darauf zu legen, daß der König von Frankreich von Caus sagt: comme estant nostre subject; allein diesem Grunde läßt sich ein anderer für die Behauptung, Caus sey ein Deutscher, gegenüber stellen, der als gewichtiger anerkannt werden muß, weil er aus Caus' eigenem Munde kommt. Der Titel des in Deutscher Sprache herausgegebenen Werkes lautet nämlich so: „Von gewaltsamen Bewegungen, Beschreibung etlicher sowol nützlichen als lustigen Maschinen, benebens unterschiedlichen abrißen etlichen Höllen oder Grotten und Lust Brunnen durch Salomon de Caus, churfürstlicher pfalzischer Inginer und Baumeister, erstlich in Französischer, jetzund aber in unsere Deutsche Sprach an Tag gegeben."

*) Daß auf den Artikel: „Caus" in der Biographie universelle, wonach dieser in der Normandie geboren seyn soll, nicht das mindeste Gewicht zu legen sey, geht schon daraus hervor, daß Arago, der doch Beweise für die Bestätigung seiner Behauptung suchte, es nicht der Mühe werth gehalten hat, ihn zu benutzen. Der Grund aber, warum der Verf. jenes Artikels Caus einen Norman genannt hat, scheint darin zu liegen, daß es in der Normandie eine Landschaft giebt, die den Namen Caux führt. Es ist augenscheinlich, daß dieses Wort die Veranlassung gegeben hat, den Erfinder der Dampfmaschine, dessen Namen mit dem Namen der Normannischen Landschaft einige Aehnlichkeit hat, für einen Bewohner der Normandie und somit für einen Franzosen zu erklären. Man sieht es dem Artikel auf den ersten Blick an, daß er nur nach den Druckjahren und nach Verlagsorten der von Salomon de Caus herausgegebenen Schriften stückweis zusammengewürfelt ist. — Die übrigen Schriften von Caus sind: La perspective avec la raison des ombres et miroirs, Londres 1612. fol. — Hortus Palatinus, Francf. 1620. fol. — Institutiones harmoniques, Francf. 1615. fol.

— Wie könnte der Verf. sagen: „in unsere Deutsche Sprach", wenn er sich nicht zu den Deutschen rechnete?"

Diese von Baumgartner gegen Arago aufgestellten Gründe lassen sich noch mit einem vermehren, der keineswegs einen unbedeutenden Beleg für die Deutsche Nationalität Salomon's de Caus darbieten dürfte. Nämlich die Form des Namens „Caus" deutet, wenn sie auch nicht geradezu dem Genius der Französischen Sprache widerstrebt, dennoch weit mehr auf einen Deutschen Ursprung hin.

Wir sprechen zum Schlusse noch den frommen Wunsch aus, daß gelehrtere Männer hierdurch sich angeregt fühlen möchten, der Frage, ob Salomon de Caus ein Franzose oder ein Deutscher sey, gründlichere Forschungen zu widmen, damit der Deutschen Nationalehre die Erfindung der Dampfmaschine, der Triebfeder der jetzigen Welt, unwiderleglich vindizirt werde, und vielleicht wäre hierzu unser berühmter Physiker, Herr Prof. Dove, geneigt, da er schon einmal im Jahre 1836 in einer Sitzung der Berliner geographischen Gesellschaft über diese Erfindung und über Caus gesprochen hat. Wenn es alsdann diplomatisch erwiesen seyn wird, daß Salomon de Caus unser Landsmann ist, wird auch die dankbare Nachwelt ihre Pflicht nicht vergessen, dem großen Manne ein Denkmal zu setzen, das seiner wunderbaren Erfindung würdig seyn wird.

Mannigfaltiges.

— **Deutschlands und Frankreichs geistiger Einfluß auf einander.** „Ueber die Kunst in Deutschland" hat ein Franzose, Herr Hippolyt Fortoul, ein Werk in zwei Bänden herausgegeben, in welchem er sich besonders ausführlich mit dem Zustande der bildenden Kunst in München, demnächst aber auch mit den Kunstschulen in Düsseldorf, Berlin und Dresden beschäftigt. *) Bei Gelegenheit einer kritischen Anzeige dieses Werkes spricht sich der Pariser Semeur in folgender charakteristischen Weise über den Einfluß aus, den Frankreich und Deutschland gegenseitig auf einander geübt: „Von allen uns umgebenden Ländern ist Deutschland dasjenige, das wir am spätesten kennen gelernt. Unser Nationalstolz hat es lange Zeit verschmäht, sich mit unserer überrheinischen Nachbarin zu beschäftigen; wir verlangten eben nur so viel von ihr zu wissen, als hinreichend war, um uns über sie lustig zu machen. Deutschland trug allerdings selbst einen Theil der Schuld: es sorgte gleichsam dafür, sich in unseren Augen herabzuwürdigen, indem es seine eigene Sprache über die unsrige vernachlässigte. Leibnitz, Friedrich der Große und andere ausgezeichnete Deutsche ihrer Zeit schrieben Französisch, und unsere Literatur war in Deutschland Alleinherrscherin. Heutzutage hat sich dies Alles sehr geändert. **) Deutschland hat sich seinen langen Schlaf gänzlich aus den Augen gerieben. Goethe, dieser Fürst der neueren Dichter, hat den Zauber, unter welchen die Deutsche Jungfrau gebannt war, völlig gelöst, und wie in dem bekannten Märchen die „Schöne im Hain", ist sie von ihrem hundertjährigen Schlummer voll jugendlicher Anmuth erwacht. Deutschland hat nun seinerseits das Scepter der Intelligenz ergriffen, und so haben wir unsere stolze Unaufmerksamkeit wohl aufgeben müssen. Man hat nicht umhin gekonnt, dasjenige zu bewundern, was man so lange für unwerth gehalten; ja, auf die bisherige Gleichgültigkeit folgte sogar ein gewisser Enthusiasmus. Diese plötzliche Leidenschaft fängt indessen schon an, nachzulassen: die Entzauberung beginnt, und zwar alles dies, ohne daß wir eigentlich jemals recht gewußt, was Deutschland sey. Seine Philosophie wird beinahe ignorirt, seine Literatur nur wenig oder schlecht gekannt, und seine Kunst ist bisher noch von keinem Franzosen studirt worden. Diese Lücke, das Studium der Deutschen Kunst nämlich, ist nunmehr von Herrn Fortoul ausgefüllt."

— **Liszt in St. Petersburg.** Die Severnaja Pschela (Nordische Biene) widmet diesem Künstler mehrere Artikel, die Alles, was die Berliner Journale über sein Spiel gesagt, an Begeisterung übertreffen. Nachdem der Russische Kritiker in einem dieser Artikel bemerkt, daß selbst Paganini keine solche Triumphe gefeiert, fährt er fort: „Und welcher Unterschied zwischen Beiden! Paganini beherrschte das bezauberndste aller Instrumente — Liszt aber wurde das undankbarste von allen (!) zu Theil, und er hat, die Natur selbst überwindend, etwas, das Keiner auch nur ahnen konnte, daraus gemacht. Sein Verdienst ist größer als das Paganini's, weil er auf seinem Wege zur Vollkommenheit mit größeren Schwierigkeiten ringen mußte ..... Liszt's Spiel ist nach unserer Meinung ein treuer Abdruck unserer Zeit, eine romantische Welt, in welcher die Phantasie keine andere Schranken kennt, als die des Kunstsinns, keine andere Gesetze, als den Willen des Genius, der, alle Theorieen umstürzend, immer Neues und noch nicht Dagewesenes hervorbringt, ein gränzenlos wunderbares Etwas aus der Kunst macht! Sein Spiel ist in der musikalischen Sphäre, was Goethe's Faust in der Deutschen Literatur, was die entzückenden Hymnen Tegnér's in der Schwedischen ..... Wir haben einigen Begriff von dem Mechanismus der Gabe der Rede; wie aber Liszt mit den Fingern spricht — dieses Problem soll noch gelöst werden. Er singt mit den Fingern ein Duett aus Don Juan; er erzählt mit den Fingern die Deutsche Ballade „Erlkönig". Das sind wahre Wunder! .... Man muß das Antlitz des Künstlers sehen, sein Auge, wenn er spielt — da ist Alles Geist und Seele! Habt Ihr niemals den Genius beim Schaffen belauscht, so kommt, gesetzt auch, Ihr liebtet die Musik nicht, und schauet, wie Liszt spielt!" — Auch der Wohlthätigkeitssinn des Künstlers wird von der Nordischen Biene sehr gepriesen. „In Liefland", — bemerkt dieselbe, — „wo die ärmeren Bürgerklassen der Musik leidenschaftlich zugethan sind, hat Liszt, um sie des lange ersehnten Genusses nicht zu berauben, besondere Konzerte für die Schuljugend und für die Bürger gegeben, weniger als einen Rubel Papiergeld als Eintrittspreis genommen und die ganze Einnahme — den Armen geschenkt! Ueberall wenden sich die Herzen dem Künstler zu, weil er selbst ein Herz hat ..... Ihr fragt vielleicht, ob Liszt auch Feinde habe? Ach, wie könnt Ihr zweifeln! Wer ein genialer Virtuos, ein vortrefflicher Mensch und zu Allem noch ein geistvoller Schriftsteller ist — der sollte ganz ohne Feinde seyn? Das wäre dem Laufe alles Irdischen zuwider!"

*) De l'art en Allemagne, par M. Hippolyte Fortoul. Paris, 1842.

**) Nicht so ganz, denn noch immer bedient sich hier und da die Deutsche Wissenschaft der Französischen Sprache, doch vertritt diese dann allerdings nicht die Stelle des Deutschen, sondern die des Lateinischen, als eines allen Gelehrten der Welt zugänglichen Idioms. Größere Verwunderung wird es vielleicht in Frankreich erregen, daß Aug. Wilhelm v. Schlegel, den man überall gewohnt ist, zu Deutschlands ersten Schriftstellern zu zählen, so eben (Bonn, 1842) eine Sammlung von „Essais littéraires et historiques" herausgegeben.

Bibliographie.*)

Holland.

Nederlandsche Muzen-Almanak. Jaargang 1842. 8. Mit Kupfern und Portraits. Amsterdam, Laarman. 3 fl. 50 c.

J. L. C. Schroeder van der Kolk Bijdragen tot anatomie van den atelopus kakang (oxytiorhus javanicus), benevens een naschrift over de tot het geslacht atelopus behoorende soorten, door J. van der Hoeven. 8. Mit 3 Kupft. Leyden. 1 fl. 25 c.

W. R. van Hoëvell (Predikant zu Batavia auf Java) Batavia in 1840. Episode uit de geschiedenis van Nederlands Indie. 8. Groningen. 1 fl. 25 c. — In Batavia erschien früher von demselben Verfasser: Geschiedkundig overzigt van de beoefening van kunsten en wetenschappen in Nederlands Indie. Gegenwärtig giebt er, seit einigen Jahren, eine „Zeitschrift für das Niederl. Indien" (Tijdschrift voor Nederlands Indie) heraus.

Verhandelingen van het genootschap ter bevordering der genees- en heelkunde te Amsterdam. Deel 1. 1. stuk. 8. Amsterdam. 3 fl. 40 c.

Jr. F. van Vervoy Enige gedenkwaardige geschiedenissen, tot aanleidinge der aankomelingen, sommatischer wijze beschreven —; dit alles na den ouden stijl. Uitgegeven door het provinciaal Friesch genootschap, ter beoefening der Friesche geschied-, oudheid- en taalkunde. 8. Leeuwarden. 3 fl. 60 c.

J. Brand van Langerack en Cabauw Iets over de gevangenissen in het koningrijk der Nederlanden. 2. druk, vermeerderd met en bijvoegsel. 8. Amsterdam. 1 fl.

Natuurkundige verhandelingen van de Hollandsche maatschappij der wetenschappen te Haarlem. 2. verzameling. Deel 1. 4. Mit Kupf. Haarlem. 6 fl. 50 c.

W. Vrolik Recherches d'anatomie comparée sur le chimpansé. Folio. Mit 7 illuminirten Tafeln. Amsterdam. 24 fl. 75 c.

Deridis Samii quae supersunt. Edidit J. C. Hulleman. 8. Trajecti ad Rhen. 2 fl. 50 c. — Die Fragmente dieses Griechischen Historikers sind hierin zum ersten Mal gesammelt.

J. C. Voorduin Geschiedenis en beginselen der Nederlandsche wetboeken, uit oorsprookelijke, grootendeels onuitgegeven staatsstukken opgemaakt en aan den Koning opgedragen. Deel II. 8. Utrecht. D. I—II 72 fl. 85 c.

L. S. A. Heltrop Bibliotheek voor genees-, heel-, scheik- en artsenijmengkunde, of alphabetische naamlijst van alle boeken, geschriften en stukken, betreffende ontleedkunde, geneeskunde, heelkunde, verloskunde, artsenijmengkunde, scheikunde, kruidkunde, natuurkunde en vee-artsenijkunde, welke in Nederland verschenen zijn, van het jaar 1790 tot 1840. Deel 1. 8. 's Gravenhage. 6 fl. 75 c. — Nirgendwo ein bibliographisches Werk, neben den selbstständig erschienenen Werken auch alle in Zeit- und Gesellschaftsschriften gedruckte Abhandlungen verzeichnet.

N. Beets Leven en karakter van Johannes Henricus van der Palm. 8. Mit Portrait. Leyden. 2 fl.

Volledig woordenboek der Nederduitsche, Fransche, Engelsche en Hoogduitsche talen, naar de nieuwste bronnen bewerkt door eene vereeniging van taalkundigen, onder toezigt van G. Vermeulen. Allerer. 1. 8. 's Gravenhage. Subscriptionspr. 90 c. Ladenpr. 1 fl. 2 c.

A. Meurslage Maleisch leesboek voor aanstaande zeevaarders. 12. Leyden. 1 fl. 35 c.

G. Groen van Prinsterer Vaderlandsche zangen. 8. Leyden. 1 fl.

L. P. C. van den Bergh Verhandeling over de oude wijze van strafvordering in Gelderland, Holland en Zeeland, voornamelijk in de 13. en 14. eeuw. 8. Leyden. 1 fl. 40 c.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Roorda van Eysinga Handboek der land- en volkenkunde — van Nederlandsch Indie. Boek 2. Subscrpr. 7 fl. 90 c. Ladenpr. 9 fl. 87 c. — Nijhoff Bijdragen voor vaderlandsche geschiedenis. Deel 2. 3. stuk. 1 fl. 25 c. — De vrije Fries, mengelingen, uitgegev. door het provinc. Friesch genootschap, ter beoefening der Friesche geschied-, oudheid- en taalkunde. Deel 2. 3. stuk. 60 c. — Verhandelingen over de natuurlijke geschiedenis der Nederlandsche overzeesche bezittingen. Allerer. 14.

Allgemein wissenschaftliche Zeitschriften sind: Algemeene vaderlandsche Letteroefeningen (Amsterdam); De Recensent, ook der Recensenten (ebend.); Algemeen letterlievend Maandschrift (Rotterdam) und Algem. Kunst- en Letterbode (Haarlem). Der Medizin sind gewidmet: Archief voor geneeskunde, herausgegeben von J. F. Heije (Amsterd.) und Boerhaave. Tijdschrift voor genees-, heel-, verlos- en artsenijmengkunde, herausgeg. von G. C. van de Kasteele und L. S. A. Heltrop (vergl. eben) ebend.; der Natuurgeschiedtes Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis, herausgeg. von J. van der Hoeven u. W. H. de Vriese (Leyden); der Münzkunde: Tijdschrift voor algem. munt- en penningkunde, herausgeg. von P. O. van der Chijs (ebend.); der Kriegskunst: De militaire Spectator, herausgeg. von J. C. van Rijneveld (Breda); dem Seewesen endlich: Tijdschrift, toegewijd aan het zeewezen, herausgeg. von J. C. Pijnacker u. J. Bt. Odeeen (Medemblik).

China.

J. M. Callery Systema phoneticum scripturae sinicae. 2 vol. gr. 8. Macao 1841. — Mit diesem Werke soll eine neue Aera in dem Studium der Chinesischen Sprache beginnen. Der Verf. will darin bis zur Evidenz bewiesen haben, daß die Chinesischen Charaktere rein phonetische Zeichen seyen, analog denen der alten Aegypter; es bedürfe nach seiner Methode nur des Studiums einiger wenigen, um danach die richtige Aussprache und Schreibung aller übrigen zu kennen. Dies der Inhalt des ersten Bandes. Der zweite Band giebt dann die Chinesischen Charaktere in phonetische Familien geordnet und macht auf diese Art die so voluminösen Wörterbücher des Chinesischen gewissermaßen entbehrlich. Das Werk, die Frucht 7jähriger Studien in China, ist nur in wenigen Exemplaren gedruckt, von denen zwei Drittel sofort in China und Indien abgesetzt werden. Für Europa hat der Verf. einige Exemplare in Paris bei F. Didot bevenirt, woselbst der Preis eines Ex. 30 Francs.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Montag den 23. Mai 1842.

Frankreich.

Erwiederung auf das Schreiben aus Paris über Deutsche Philosophie.

Geehrter Herr Redacteur! In Nr. 56 Ihres Blattes theilten Sie aus Paris einen kritischen Brief mit, der sich über die Schellingsche und Hegelsche Philosophie ausläßt und ersterer vor letzterer den Vorzug giebt. Wie Sie nun noch immer Ihr Literaturblatt als ein parteiloses Organ der Wissenschaft und unterhaltenden Belehrung praktisch bewährt haben, so erklären Sie auch hier in einer hinzugefügten Anmerkung, daß Sie für die Aufnahme einer jeden den in dem Briefe ausgesprochenen Entwickelungen entgegengesetzten Ansicht bereitwillig wären. Auf diese Zusicherung gestützt, wage ich es, komme ich gleich der beredten Darstellung und der überzeugenden Kraft des genannten Briefes nicht gleich, einige darin gemachte Ausstellungen an der Hegelschen Philosophie zu berichtigen oder doch zu modifiziren.

Der geistreiche Verfasser sagt: „Dieses in der wesentlichen Einheit der menschlichen Natur gegründete Bedürfniß der Versöhnung der subjektiven Vernunfterkenntniß mit der objektiven (worunter nach dem früher Gesagten der Verfasser die historische versteht) Betrachtungsweise der Dinge, welche verkannt oder doch nicht gehörig gewürdigt zu haben der Hauptmangel jener abstrakten negativen Richtung seyn dürfte, hat besonders seit dem Umschwung des Jahrhunderts auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Lebens in den mannigfaltigsten Formen und Gestaltungen sich manifestirt und Geltung zu machen versucht." Daß Hegel in seiner Philosophie das früher geistig und natürlich Gewordene, überhaupt das Historische, nicht beachtet und mit derselben nicht vereinbart haben soll, dies ist ein Vorwurf, den sie, so sehr er auch unter ihren Gegnern Wurzel geschlagen zu haben scheint, nicht verdient und der überhaupt dem Wesen wie dem Grundprinzipe derselben ganz und gar widerstrebt. Denn gerade dieses philosophische System ist es, welches alle frühere Philosophieen zu ihrem Rechte bringt und sie in der Entwickelung des menschlichen Geistes als nothwendig und hiermit wahr anerkennt. Für den Standpunkt der Weltanschauung derjenigen Zeit, in welcher sie sich erhoben, enthalten sie die ganze Wahrheit, aber nicht für ein fortgeschrittenes Zeitalter; damit nun der menschliche Geist auf denjenigen Standpunkt, auf welchem er sich jetzt befindet, gelangen konnte, waren alle frühere geistige Stufen des menschlichen Bewußtseyns nothwendig. Um also den Geist und die Wissenschaft unserer Zeit in ihrer Wahrheit zu begreifen, ist es unumgänglich nothwendig, daß man erst die verschiedenen früheren Entwickelungsstufen des menschlichen Erkennens gehörig erfaßt habe. Von dieser Nothwendigkeit ging nun auch das Prinzip der Hegelschen Philosophie aus und suchte sie auch durch ihren Inhalt zu bewähren. Die Philosophie Hegel's ist eigentlich nichts Anderes, als ein begriffener Eklektizismus aller früheren Philosophieen, der aber von dem Prinzipe und der Weltanschauung unserer Zeit belebt und durchdrungen ist und somit von selbst sich zu einem Systeme gestaltet hat. Hegel würde niemals seine Wissenschaft der Logik, die eigentlich nur eine Zusammenstellung der in der Entwickelung des menschlichen Geistes allmälig aus einander hervorgegangenen Definitionen Gottes ist, ins Daseyn gerufen haben, hätte er nicht die enorme Kenntniß der Geschichte der Philosophie, so wie der anderen Wissenschaften, besessen, und wäre er nicht von der Nothwendigkeit ihres Bestehens durchdrungen gewesen. Alles früher geistig Gewordene besteht daher in seinem Systeme der Wissenschaften fort, und die Weglassung desselben würde sogleich eine bedeutende Lücke im letzteren hervorbringen.

Der Verfasser sagt ferner, „daß, da Hegel die Sache, den Inhalt nicht bewiesen habe, auch die dialektische Methode nicht dargethan sey." Daß aber dieser Philosoph die Sache nicht bewiesen habe, dies kann auf keine Weise zugestanden werden. Denn da bei ihm Form und Inhalt, Methode und Wissenschaft identisch sind, erstere aber, d. h. die Resultirung zweier Entgegengesetzten in eine sich bewahrheitende höhere Einheit, durch die alltägliche Erfahrung sich bestätigt und bewährt, so ist es allerdings eine befremdende Erscheinung, wie ein historischer Philosoph der Erfahrung sich gegen den Inhalt jener Philosophie sträuben kann. Höchstens könnte er die Identität von Form und Inhalt bestreiten, aber diese wird doch auch im Verlaufe derselben bewiesen. Allerdings hat der Verfasser Recht, wenn er die Gegner des Hegelianismus darum tadelt, weil sie seine Methode adoptiren und seinen Inhalt verwerfen; denn da Form und Inhalt vermittelst der Methode identisch wird, so begehen sie hiermit eine contradictio in adjecto. Aber auch der historische Philosoph ist nothwendig gezwungen, wenn er nur einen Blick auf die Entwickelung des philosophischen Geistes wirft, Form und Inhalt der Hegelschen Philosophie anzuerkennen; denn wie wollte er leugnen, daß Parmenides, der das Seyn (ὄν) als das Prinzip der Welt annahm, und daß Demokrit, welcher das Nichts (μὴ ὄν) als das Prius aller Dinge behauptete, in Heraklit, der das Werden (γίνεσθαι) an die Spitze alles Erkennens stellte, ihre Einheit gefunden haben? Und ist dies nicht derselbe Gang in der Hegelschen Logik?

Hierauf sucht der Verfasser nachzuweisen, daß sich Hegel, nachdem er in der Phänomenologie des Geistes die Identität von Denken und Seyn bewiesen zu haben meint, in der Logik, die auf dieser Identität beruht, widerspreche, und zwar in den Worten: „Die Logik ist die Wissenschaft der reinen Idee, das ist, der Idee im abstrakten Elemente des Denkens, die logische Idee ist das Denken als die sich entwickelnde Totalität seiner Bestimmungen, die es sich selbst giebt; die Logik ist daher insofern die schwerste Wissenschaft, als sie es mit reinen Abstractionen zu thun hat." Genauer zugesehen, ist dieser Widerspruch nur ein scheinbarer. Die Phänomenologie bringt es allerdings bis zur Identität von Denken und Seyn, aber nicht in der Form des Wissens, sondern auf psychologischem Wege; sie weist nach, daß es selbst für das gemeine Bewußtseyn in den höheren Sphären des wissenschaftlichen Erkennens einen Punkt giebt, wo Denken und Seyn zusammenfallen. Die Logik aber fängt mit dem Denken an, und hat mit dem psychologischen Bewußtseyn, welches noch die Farbe der Erfahrung an sich trägt, gar nichts mehr zu thun; ja gerade sie erst hat jene Einheit in der Sphäre des Denkens nachzuweisen, wie dies die Phänomenologie in der Sphäre des empirischen Bewußtseyns gethan. Erst die Idee ist die wahrhafte Einheit von Denken und Seyn.

Wenn nun der kritische Briefsteller in seiner übrigen Polemik gegen die Hegelsche Philosophie mit dem Grundprinzip derselben, nämlich mit der Identität des Denkens mit dem Seyn, nicht zufrieden ist, so ist dieses mehr subjektives Gefühl, als eine wahrhafte Widerlegung. Ohne diese Identität würde alles Suchen nach Wahrheit ein vergebliches Bemühen seyn; man könnte immer sagen, „wie kannst du die Sache begriffen haben, da doch das Wesen der Sache ein ganz anderes ist, als das Wesen deines Denkens; zeige mir den Punkt, wo sie coincidiren." Diejenigen, welche für den Dualismus kämpfen, meinen, der Natur hiermit einen Gefallen zu thun, indem sie dieselbe als eine selbständige Macht dem Menschen gegenüberstellen. In der That aber wird sie erst in dem Idealismus zu ihrer Wahrheit erhoben; während die dualistische Philosophie sie zu einer ungeistigen und hiermit todten Potenz macht, erhebt sie der Idealismus zu einer geistigen lebendigen Macht, die durch so viele Stufen des menschlichen Bewußtseyns, wie die sinnliche Wahrnehmung, Einbildungskraft und verständige Auffassung, als ein selbständiges und vom Denken separirtes Wesen erscheint, bis sie endlich mit dem Wissen, als der höchsten Kraft des menschlichen Geistes, zusammenfällt und erst so begriffen wird. Diese Identität ist aber nun nicht bei Hegel, wie der Verfasser es meint, eine abstrakte unterschiedslose Gleichheit, sondern sie ist eine solche, wo die Verschiedenheit gar wohl bestehen kann; jede Kategorie hat vielmehr ihren Unterschied an sich, und gerade dieser Unterschied, dieses negative Moment, ist es, was die Bewegung und was die Dialektik in dem wissenschaftlichen Erkennen hervorbringt. Allerdings giebt es nach dieser Philosophie einen Endpunkt, wo der Unterschied verschwindet; dieser Endpunkt ist der absolute Geist; aber auch dieser ist, wenn auch nicht unterschieden, so doch verschieden von der objektiven Welt. Diejenigen, welche Gott als absolut unterschieden haben wollen, mögen allerdings in der Hegelschen Philosophie einen Mangel erblicken; allein einerseits verfallen sie hierdurch in solche Schwierigkeiten, und andererseits verendlichen sie Gott dadurch so sehr, indem sie ihm durch seinen Unterschied eine Gränze setzen, daß es kaum zu begreifen ist, wie sie sich bei dieser Weltanschauung beruhigen können. Wenn nun endlich der Verfasser noch behauptet, daß Hegel, indem er „das Bewußtseyn zum reinen Wissen sich erheben lasse, welches den Gegenstand als sich selbst weiß oder sich mit ihm eins weiß", die Entstehung der objektiven Welt noch nicht erklärt habe, so hat er insofern Recht, als Hegel es hier in diesen Worten nicht gethan hat; wohl aber ist dieses an der Stelle der Logik geschehen, wo er die logische Idee in ihr Andersseyn, in die Natur, umschlagen läßt, wo zugleich die Nothwendigkeit dieses Umschlagens angegeben ist, indem die Idee, damit sie sich selbst gegenständlich werde, sich aus sich selber entlassen, ihr eigenes Selbst sich gegenübersetzen und sich selbst äußerlich werden müsse.

Wenn ich nun auch das Hegelsche System gegen jenen Pariser Brief in Schutz genommen, so will ich keinenfalls damit sagen, es sey absolut vollkommen und keiner Verbesserung bedürftig, nein, es hat seine Mängel, die man bereits mehr oder minder einzusehen anfängt; auch habe

ich manchen Entgegnungen jenes kritischen Briefes, indem ich sie mit Stillschweigen überging, meine Zustimmung gegeben. Nur dies muß gesagt werden, daß das philosophische System Hegel's unter den im Verlaufe der Geschichte des menschlichen Geistes hervorgetretenen Philosophieen noch immer das beste und intensiv wie extensiv das vollkommenste ist. Denn, meines Erachtens, darf und kann der Werth oder Unwerth eines philosophischen Systems nicht danach beurtheilt werden, ob es den Begriff Gottes, der Welt, des ewigen Fortlebens der Seele u. s. w. der gemeinen Vorstellung mehr oder minder mundgerecht gemacht, denn hierüber wird man ewig dafür und dawider raisonniren können; sondern seine Verehrung oder Verdammung hängt vorzüglich von dem Umstande ab, ob seine Grundprinzipien, von denen nun allerdings auch oben berührte Wahrheiten ihre Gestaltung erhalten, von der Art sind, daß die exakten Wissenschaften und die Kunst in ihrer Wahrheit erkannt, in ihrer Tiefe erfaßt und endlich, und worauf es am meisten ankommt, ob in ihnen, kraft dieser Prinzipien, das Göttliche und Ewige erkannt wird, und nicht, wie dies allerdings in manchen philosophischen Systemen der Fall ist, das Daseyn und die Fortbildung derselben der menschlichen Vortheile und Interessen halber für nothwendig gehalten werden. Und in dieser Beziehung, muß man sagen, hat der Hegelianismus große Vorzüge aufzuweisen, Vorzüge, die vielleicht nur noch im Schellingianismus zu finden sind. J. L. S.

Rußland.

Leben und Weben im Russischen Volke.

(Fortsetzung.)

Bemerkte man etwa, daß ein Kind um Mitternacht aufwachte, so sagte man: „Es hat die Nachtschwalbe." Dann trug die Mutter es drei Morgen hinter einander zu den Hühnern in den Stall, legte es in ihren Rockschooß, wiegte es so ganz leise und sprach:

„Morgenröthe mein, Du Westerin.
Nimm den kleinen Spuk hin!"

Gegen Schlaflosigkeit legt man dem Kinde auch ein Schnittchen Brod, eine Mannstreublüthe (centaurea benedicta Lap.), ein Knöchelchen von der Gestalt einer alten Silberkopeke, aus dem Kopfe eines Spanferkels oder eines Fisches, in die Wiege — dem Mädchen überdies noch eine Spindel, dem Knaben einen Bogen nebst Pfeil, damit er die Nachtschwalbe schießen möge — und das Alles heißt in der Volkssprache: der Schlaf.

Ist Jemand durch Schreck erkrankt, so legt man den Stein, welchen das gemeine Volk den Donnerstrahl nennt (er ist meist schwarz oder dunkelgrau, sieht aus wie eine Lanzenspitze oder wie ein unregelmäßiges längliches Dreieck und findet sich im freien Felde, doch öfter noch in Paide-Steppen), in Wasser und begießt mit letzterem den Kranken, unter der gehörigen Besprechung — oder man führt ihn auch wohl, zur Zeit des Läutens, auf den Glockenthurm und stellt ihn dort gerade unter die Glocke.

Neben vielen solchen abergläubischen Gebräuchen haben sich bis heute auch folgende Vorurtheile erhalten: Nicht selten wird ein Kind in einem zarten Häutchen geboren, welches man gemeiniglich das Hemdchen nennt — (die Ursache dieser Erscheinung weiß jeder Arzt zu erklären). Dieses Hemdchen gilt dem Volke für ein untrügliches Glückszeichen und wird deshalb in die Kleider, oder in ein Beutelchen, welches man unausgesetzt bei sich trägt, eingenäht. Daher sagt man von demjenigen, dem Alles glückt: „Er ist im Hemdchen geboren." Manchmal trägt man ein solches Hemd auch aus Freundschaft, Anderen zum Glücke, bei irgend einem wichtigen Vorhaben. — Ist ein Kind kränklich oder stirbt wem oft ein solches, so verkauft man es an irgend Jemand, doch am liebsten an einen alten Mann oder an eine alte Frau. Der Käufer stellt sich unter das Fenster, durch dieses wird ihm das Kind zugereicht, wogegen man 5 oder 10 Kopeken erhält; und hierfür steckt man ein Licht in der Kirche auf. Der Käufer aber giebt der Mutter das Kind mit den Worten zurück: „Lebe, mir zum Glück!" — Vor Ablauf des ersten Jahres schneidet man keinem Kinde das Haar, dann aber geschieht dies an etlichen Orten sogar mit einiger Feierlichkeit: Man setzt nämlich den kleinen Menschen auf einen Sattel und stutzt ihm so die Härchen. — Wenn eine Schwangere die Eßlust verloren, so nimmt man von Bettlern vierzig Almosen, d. h. 40 Brodschnitten — mitunter jedoch auch nur eine einzige — und verzehrt sie. Außerdem aber geht die Mutter des Ehemannes, oder sonst Jemand von der Familie, in ein fremdes Haus und sucht dort ein Stück Brod heimlich, so daß die Hausfrau es nicht gewahr wird, wegzunehmen. Solches Brod — meint man — bringt die Eßlust wieder. Auch wenn nach sonst einer Krankheit Jemanden der Appetit fehlt, nimmt man das Almosen von den Bettlern. So lange Eins den Schlucken hat, streiten und warten dessen Schutzengel und der Teufel mit einander ab, wessen von ihnen Beiden man eingedenk seyn werde — und deshalb spricht der mit dem Schlucken Behaftete jedes Mal gewissenhaft: „Herr, gedenke mein, wenn Du in Dein Reich kommen wirst!" — Die Seife, mit welcher ein Leichnam gewaschen worden, hebt man auf, um sie als Heilmittel gegen erfrorene Hände zu gebrauchen. — Wer schon mehrere Kinder verloren hat, nimmt, zu besserem Glücke, die ersten Personen, die ihm begegnen, sobald er aus dem Hause getreten, zu Pathen, und wenn sie auch Bettler sind.

Die Badestube gilt noch immer für einen unreinen und nicht geheuern Ort, den selbst der Kühnste niemals, am wenigsten Abends, allein betritt. Alles Badegeräth, jeder unversehens in die Badestube gebrachte oder mit Badewasser gefüllte Eimer und Zober gilt für unrein; für solches giebt es kein reinigendes Gebet. In früherer Zeit pflegte man die Schwangere bei Annäherung der Wehen ins Bad zu führen, damit sie dort entbunden wurde und nahm, um sie dort nicht allein zu lassen, das Heiligenbild dahin mit. Sobald dann die heftigsten Wehen eintraten, ließ man die Bademutter, wenn auch nur auf kurze Zeit, sich entfernen, wobei diese einen Badebesen oder einen Stock in einem Winkel aufstellte, um durch ihn die Wöchnerin und das Kind behüten zu lassen. — Die Erklärung dieses abergläubischen Wesens meint die Verfasserin in der gewöhnlichen Lage der ländlichen Badehäuser am Wasser und entfernt von allen anderen Gebäuden, so wie in dem Umstande zu finden, daß jene nicht, wie diese, geweiht werden — was dem noch unwissenderen Geschlechte der Vorzeit alle die seltsamen, zum Theil sinnlosen Vorstellungen, Vorurtheile und Erdichtungen eingegeben, unter deren Einflusse nachher die Jugend bis heutigen Tages auferzogen worden. — Den im Wege gefundenen alten Achsnagel, oder Schaftragt man fein säuberlich heim, als Mittel gegen die Wanzen. Zu gleichem Zwecke dient folgender wunderlicher Gebrauch: Am Abende des letzten Fleischtages vor den Petersfasten *) nimmt das erstgeborne Kind des Hauses einen Löffel und füllt ihn mit Butter und Quarkkäse, während das jüngste die Ofenkrücke hervorsucht und sich rittlings auf dieselbe setzt. Dann verlassen Beide das Haus und umreiten, resp. umgehen, es drei Mal, wobei der Aeltere an jeder Ecke desselben Halt macht, den Infanteristen fragt: „Womit beschließest Du das Fleischessen?" und, auf die Antwort: „Mit Butter und Quark" — die weitere Frage thut: „Aber womit schließen die Wanzen?" worauf vom Anderen erwiedert wird: „Die Wanze verzehrt die Wanze." — Haben Beide so ihre abenteuerliche Fahrt vollbracht, so verschmaust der Träger des Löffels den Inhalt desselben. — Auch das Ei, mit welchem man am ersten Ostertage den ersten Glückwunsch gewechselt hat, bewahrt man auf, indem man glaubt, dieses faule nie — und, wenn etwa ein Feuer entstände, brauche man nur jenes in die Gluth zu werfen, um sie zu bewältigen. — Die durch Blitz entzündete Feuersbrunst aber löscht man mit Milch **) und Kwaß (dem bekannten weinsäuerlichen Nationaltranke).

Ehedem ertheilten die erfahrenen und die alten Leute der Jugend mancherlei Lehren, die gewöhnlich verschiedene abergläubische Vorsichtsmaßregeln enthielten: z. B. wenn eine Braut zum Hochzeitkranze geführt wurde, so empfahl man ihr angelegentlichst, danach zu trachten, daß sie zuerst auf die Fußbank trete; denn, wenn ihr dieses glücke, so werde sie auch künftig im Hause höher stehen. — Fand sich Jemand etwa in einem Hause, in welchem es zufolge der Volksmeinung verdächtige Leute gab, so mußte er bei jeder gereichten Speise und bei jedem Getränke unbemerklich übers Kreuz hauchen oder leise sprechen: Elle und Scheere — denn die Elle mißt und die Scheere schneidet alles Böse ab. — Ging man zu irgend einem Geschäft oder Besuche nach einem anderen Hause, so mußte man, bevor man eintrat, dreimal das Thürband berühren und sagen: „Wie dieses Band schweigt, mögst auch Du gegen mich schweigen!" Beim Eintritte mußte man sich sogleich umsehen und denken oder sagen:

„Ich bin der Wolf.
Du bist das Schaf;
Ich esse Dich, ich verschlinge Dich —
Du fürchte mich!"

Im ganzen häuslichen Leben wimmelt es dermaßen von abergläubischen Wahrnehmungen, daß es dem gemeinen Manne kaum möglich ist, nur einen einzigen Schritt ohne dergleichen zu thun. Riecht es plötzlich nach Weihrauch, so stirbt Jemand im Hause; knistert ein Vorderwinkel des Hauses oder der Querbalken über der Thür, so glaubt man, dies gelte einem Sterbefalle — ist's aber eine hintere Ecke, so vertreibt es einen Lebenden, und der Wirth oder ein anderer Bewohner muß dann das Haus verlassen. — Ist für einen Leichnam das Grab zu groß gegraben, oder bleibt die Leiche lange warm, so wird man bald eine zweite im Hause sehen. — Mißrathen die Osterbrode oder andere Vorbereitungen zu diesem Feste, so bedeutet das dem Hausherrn nichts Gutes: bekommen die Brode aber Köpfe (Blasen, Beulen?), so merke man genau, wo diese aufgegangen: denn entstanden sie im Ofen, so zeigen sie einen Gewinn — bildeten sie sich dagegen nach dem Ofenloche zu — einen Verlust an. Dieselbe Bemerkung gilt, wenn der Grützbrei im Topfe überkocht. — Springen aus dem Feuer im Ofen Kohlen heraus oder fällt in demselben das brennende Holz nach vorn herunter, so kommen Gäste. Eine Todesbotschaft oder Ankündigung einer Trennung bedeutet der Rabe, der sich aufs Dach des Hauses setzt, die Holzkräke und der Specht. Eule und Kukkuk fliegen zur Leiche herbei oder verkündigen eine Feuersgefahr; überhaupt bringt Käuzchen-, Horn- und Nachteulen-Flug nimmer etwas Gutes. Fängt etwa eine Henne an, wie ein Hahn zu krähen, so wird die dabei Ertappte sofort abgeschlachtet — kann man aber die Uebelthäterin nicht ermitteln, so pflegt man zu rufen: „Kräh' dich um den Hals!" Nächtliches Gluken der Hennen bedeutet Krieg, oder Rekrutenaushebung. — Schreit der Hahn Abends zu ungewöhnlicher Zeit, so muß man ihn von seiner Sitzstange herunterholen und ihm die Füße befühlen: sind sie warm, so giebt's Neuigkeiten oder Besuch; sind sie aber kalt: eine Leiche. — Picken die Hühner oder anderes Geflügel das Futter bei Nacht auf, so entsteht Theurung der Lebensmittel. — Das Loch, welches ein Hund gräbt, bedeutet ein frisches Grab; und wenn er auf ein Haus zuläuft und heult, so steht nicht minder ein Todesfall bevor. Das Geheul von Hunden, welche dabei die Köpfe in die Höhe strecken, ist der Vorbote eines Brandunglücks. — Die Schwalben bringen zwar dem Hause,

*) welche am 2. (14.) Juni beginnen und 3 Wochen 5 Tage dauern.

**) Dies führt Toppe in seiner Epochenlehre sogar mitten in einer Folge von unbestrittenen und unbestreitbaren Wahrheiten, wie ganz dazu gehörig, auf.

an dem sie nisten, Glück, Zufriedenheit, Reichthum; fliegen aber sie, oder Sperlinge, blos in eine Stube hinein, so müssen die Anwesenden auf einen Todesfall oder auf ein Feuer gefaßt seyn. Auch Tauben bedeuten etwas Gutes, und Schaden: Glück. — Benagen die Mäuse das frischgebackene Brod von oben nach unten, so fällt — benagen sie es aber von unten nach oben, so steigt der Brodpreis; und gehen diese kleinen Näscher sofort in medias res, so hält sich auch das Brod zum Mittelpreise. Das von denselben zernagte Kleid verkündigt Krankheit, Tod oder Schaden. — Wenn das Kätzchen sich wäscht, kommt Besuch von derselben Seite her, an welcher das Pfötchen ist, mit dem es gerade wäscht; streckt es eine Hinterpfote in die Höhe, so kommt ein lieber Gast, wenn die so ausgestreckte warm — ein ungern gesehener dagegen, wenn sie kalt ist; endlich, hält das Thier im Schlafe das Schnäuzchen frei aufwärts, so wird es warmes Wetter; sucht es aber sein Plätzchen am Ofen und verdeckt es den Kopf, so wird es eben so gewiß kalt. — Etwas Gutes bedeutet es, wenn ein Wiesel sich im Hause hält. — Läuft Euch unterweges im Felde oder Walde ein Wolf über den Weg, so ist das gut; thut's aber ein Fuchs oder Hase, so habt Ihr Hemmniß oder keinen Erfolg für Euer Geschäft zu besorgen. — Hast Du etwa beim Essen Jemanden das Salz zu reichen, so thu' es lächelnd, sonst werdet Ihr Beide Euch entzweien. Dasselbe droht Dir unfehlbar, wenn Du Jemanden eine Nadel giebst, ohne vorher mit ihr einige Stiche zu thun. — Bespuckst Du aus Versehen Dich selber, so trägt Dir das ein neues Kleid, oder sonst etwas Neues, indeß vielleicht auch eine Verleumdung ein. — Ziehst Du Dein Hemd oder ein Kleid verkehrt an, so wirst Du Dich betrinken, oder wohl gar Schläge bekommen. — Zuckt Dir die Stirn, so bekommst Du Jemand zu essen oder wirst ein Geschenk machen. Das Zucken der rechten Augenbraue zeigt Dir das Wiedersehen mit einem Freunde an — das der linken Zusammentreffen mit einem Feinde — das der Nasenwurzel: eine Leiche — unter den Augen hat es Thränen zur Folge — am Munde dagegen: ein Geschenk, etwa an Naschwerk — an der rechten Hand: Geld-Einnahme, an der linken jedoch Ausgaben. — Brennen der Zungenspitze verräth ein Gespräch mit einem Reisenden — Glühen in der rechten Wange: daß Andere Gutes von uns sprechen und uns loben — in der linken aber: daß Jemand uns scheite.

An Hauskobolde, unreine Wald- oder Wassergeister und Russalken *) glaubt das Volk noch heutigen Tages. Der Hauskobold heißt in Sibirien Sussädko oder auch Hausherr; man scheut sich, ihn zu erzürnen, und bittet ihn oft, das Haus zu hüten, indem man ruft:

Lieb' Väterchen Sussädko mein,
Behüt' uns unsern Viehstand fein!

Wenn er eines der Thiere nicht leiden mag, so beseitigt er es bei nächtlicher Weile, reitet und quält es und nimmt ihm sein Futter weg. Sehen dagegen Pferde und Kühe hübsch fett und glatt aus, so beweist das, daß der Hausgeist sie lieb hat, sie putzt und füttert und ihnen Schweif und Mähne kämmt und flechtet. Die bekannte Krankheit, welche den Hühnern den Hals verdreht, veranlaßt den gemeinen Mann zu dem Glauben, der Hausherr drehe jenen die Hälse um. Wenn im Hause Eins sterben oder Jemand dasselbe verlassen soll, so meldet jener es durch Heulen an. — Gegen das Gefühl, welches manche Leute, vorzugsweise vollblütige, bei Nacht zuweilen überkommt, als ob eine schwere Last auf ihnen läge, so daß sie, selbst bei wiedererlangter voller Besinnung, eine Zeitlang weder eine Bewegung zu machen, noch ein einziges Wort zu sprechen vermögen — giebt das kundige Alter den Rath: wenn auch nur (!) in Gedanken, ein Gebet zu lesen. Sagst Du nun etwa: dergleichen Erstarrung werde durch Blutandrang erzeugt, so lächeln die gutmüthigen Alten, belehren Dich des Besseren: daß an solchen Zufällen einzig und allein der Kobold Schuld habe — und fragen, trifft etwa sie selber ein Anfall treuherzig, wie immer: „Ist es zum Bösen oder zum Guten!" — fest überzeugt, eine Antwort zu bekommen: zum Guten — oder zum Bösen. Viele gemeine Leute reden sich selber ein, den Kobold schon gesehen zu haben, wie er z. B. Feuer schlug — und beschreiben ihn als ein winziges und zottiges altes Männchen; für seine Wohnung halten sie den Platz unter oder hinter dem Ofen, wohin sie deshalb auch kleine Bröckchen für ihn zu bringen pflegen.

Der Waldkobold ist in den Streichen, welche die Verfasserin von ihm berichtet, seinen Deutschen Kollegen durchaus ähnlich. Körperlich wird er als ein großer gesunder Bauer beschrieben. Die von ihm irre geführten ziehen Schuh und Strümpfe ab, schütteln sie aus, wenden die Brandsohlen ihrer Bast- oder Leder-Schuh oder Stiefeln nach innen, suchen nun, indem sie den Segen sprechen, den Weg und finden diesen auch unfehlbar wieder. Alle Waldkobold-Geschichten, meint die Verfasserin, entstehen nur, indem der gute Bauersmann auf dem Heimwege, gedankenlos in sich hineindämmernd, von seinem Gespann sich hinbringen läßt, wohin dieses eben den Weg nimmt, oder indem der Reiter im Kittel unterweges dem Fläschchen so fleißig zuspricht, daß er darüber Weg und Steg verliert. Nimmt man hierzu noch die besondere Liebhaberei dieser Bauern, anstatt auf der Landstraße zu bleiben, Neben- und Umwege zu suchen, so ist es gewiß nicht allzu verwunderlich, wenn sie darüber ganz in die Irre gerathen oder, vielleicht wirklich von einem Spaßvogel irre geführt, das schadenfrohe Gelächter dieses (ja selbst den Ruf eines Käuzchens, einer Horneule) für das Gelächter des Waldkobolds nehmen und diese Geschichte, von Munde zu Munde verschönert und vergrößert, Geschlecht nach Geschlecht erreicht und alle mit einander überdauert.

In den nördlichen Gubernien hört man nur wenig von Russalken und Feen; diese sind mehr im Süden heimisch: hier und in Kleinrußland erzählt man sich von ihnen die wunderlichsten Geschichten. Im Norden glaubt man dagegen mehr an einen Wassergeist, welchen der Aberglaube unter die Mühlen und in die Wirbel und Löcher in Flüssen und Seen versetzt. Werden nun an solchen Stellen Badende von der Strömung fortgerissen, so daß sie rettungslos untergehen, so hält man, kommen später die Leichname der Ertrunkenen mit blauen Flecken zu Tage, diese letzteren für Merkmale einer ihnen widerfahrenen unnatürlichen Gewaltthätigkeit. Dann und wann sieht Jemand aus dem Volke auch wohl Wasser-Weiber, die sich das Haar flechten. Soll eine Wasserfrau entbunden werden, so holt ihr Mann in Gestalt eines gewöhnlichen Menschen eine Hebeamme hinunter, welcher keinerlei Leides geschieht, vielmehr ihre Bemühung baar bezahlt wird, und welche bei solcher Gelegenheit dort unten eine Menge von ihren eigenen Sachen und Wirthschafts-Geräthen wieder zu sehen bekommt, die ihr früher verloren gegangen. Dergleichen grobe Lügen und noch viele andere ganz abgeschmackte Ungereimtheiten wurden früher solchen alten Frauen blindlings geglaubt. Die Müller gelten überall für bekannt und einverstanden mit den Wassergeistern.

(Schluß folgt.)

*) Wald- und Wasser-Nymphen, über welche mehr zu finden im Magazin von 1837

Nord-Amerika.

Die Sklaven in den südlichen Staaten der Union.*)

Das in der Anmerkung genannte Buch in zwei starken Bänden enthält Buckingham's Reise durch verschiedene Gegenden der vorzüglichsten Sklaven-Staaten der Union: der Gegenstand scheint unsere Aufmerksamkeit mehr zu verdienen, als desselben Verfassers Nachforschungen in den nördlichen und mittleren Provinzen, die ohnehin von Jedermann besucht werden, der über den Atlantischen Ocean reist. Von Charleston in Süd-Karolina ausgehend, gelangte der Reisende auf einem Umwege nach Neu-Orleans. Von Neu-Orleans ging er nach Natchez, von wo aus er eine Fortsetzung seiner Reise den Mississippi hinauf, so wie nach den zu dessen Stromgebiete gehörenden Gewässern, beabsichtigte; indessen kehrte er, da man ihm davon abzurathen, wieder nach den nördlichen Staaten, durch die oberen Distrikte der Alleghany-Kette, zurück, wobei er die verschiedenen berühmten Quellen so wie die vorzüglichsten Orte Virginiens besuchte.

Der Zweck Buckingham's bei dieser Reise war, gleich wie bei seiner nördlichen, einerseits: die Beförderung seiner „Temperance and Seaman's Friend Societies" (Gesellschaften der Mäßigkeits- und der Seemanns-Freunde) zu erzielen, und zweitens Vorlesungen über Syrien, Palästina oder sonst irgend ein interessantes Land zu halten. Hierdurch ward er natürlich gehindert, die gewöhnliche Straße der sonstigen Reisenden einzuschlagen, da es öfter seinem Zwecke entsprach, eine Stadt nur deshalb zu besuchen, weil sich ihm daselbst eine Aussicht oder eine Wahrscheinlichkeit für eine Zuhörerschaft darbot, und so machte er denn recht eigentlich eine Reise in die Kreuz und Quere — indem er durch die malerischen Gegenden der südlichen Seeküste die zahlreichen Ströme hinauf und herab fuhr, welche die verschiedenen Staaten, wie Georgien, Alabama u. s. w., bewässern, und nicht minder auf elenden, erbärmlichen Wegen die inneren Sandwüsten und Fichtenwälder, so wie die herrlichen, romantischen Distrikte des Alleghany-Gebirges, durchzog, wo Fremde so selten sind, daß es ein wichtiges Ereigniß in der Lebensgeschichte eines Eingebornen bildet, Jemanden aus der „Alten Welt" je gesehen zu haben.

Interessant erscheint uns insbesondere Folgendes über die Sklaven-Verhältnisse und deren Einfluß auf die öffentlichen und gesellschaftlichen Zustände. Die Thatsachen sprechen an und für sich ziemlich deutlich. Staaten, deren Gründung weit vor die Revolution hinaus fällt, befinden sich jetzt in einer Lage, die davon zeugt, daß sie im höchsten Grade zurück sind: — ungeheure Landstriche liegen unangebaut da, oder ihr Anbau hat kaum begonnen; die Straßen im Natur-Zustande befindlich; der Boden meilenweit Einöde; die einzigen Spuren menschlicher Industrie zeigen sich nur spärlich in dem Fällen von Waldbäumen zur Oeffnung von Straßen. Das Unzureichende der Sklavenarbeit ist sprüchwörtlich bekannt; in die Augen fallend ist der nachtheilige Einfluß derselben auf die öffentliche Meinung. Da in Folge der Sklaverei alle Lohnarbeit überhaupt als herabwürdigend gilt, so unternimmt es Keiner, selbst von den Geringsten unter den Weißen, sein Leben damit zu erhalten. Unter diesen betreiben Einige die höheren Handwerke; Andere lassen sich in die wildesten, unüberlegtesten Speculationen ein; diejenigen, welche einiges Vermögen besitzen, leben oder wollen leben von ihrem Einkommen; endlich der Leichtsinn im Schuldenmachen, das Vorauskaufen der Lebensmittel und die Neigung, Ein glückliches Jahr zum Maßstabe aller übrigen zu machen, diese Eigenschaften zeichnen hier den Besitzer von Ländereien fast allenthalben aus und bilden die Hauptcharakteristik des Sklavenhalters. Am meisten in Berührung kam unser Verfasser mit den Wirthshaus-Inhabern und Landkutschern. Dieselben stellt er uns in einem sehr schlimmen Lichte dar, so wie insbesondere auch die Hotels. Der Weiße als Eigenthümer dünkt sich zu hoch, um selber seinem Geschäfte vorzustehen, welches vielmehr Haushaltern und Negersklaven überlassen wird, die zum größten Theil ungeschickt, träge, unaufmerksam und unredlich sind. Das Uebel und das Unglück des Aufenthalts in einem solchen Hotel wird noch gesteigert durch die farbigen Diener der Gäste, die Alles stehlen, was ihnen unter die Hand kömmt; ja zuweilen wird das Haus selbst, sey es aus Leichtsinn oder aus Rachsucht der Sklaven, von Letzteren angezündet. Ein Fall dieser Art ereignete sich zu Augusta, wo die Buckinghamsche

*) The Slave States of America. Von J. S. Buckingham, Verfasser von „America,

Familie im Nachtkleide flüchten mußte und, trotz der aufopfernden Bemühungen ihres Europäischen Bedienten, ihre Baggage zu retten, mehr als „tausend Dollars an Werth" verlor, außer „Zeichnungen, Skizzen, Mineralien, einem Herbarium und einer Flora, die kein Geld ersetzen kann."

„Zufolge der über die Veranlassung des Feuers eingeleiteten Untersuchung", erzählt uns Herr Buckingham, „durfte man wohl vermuthen, daß dasselbe nicht zufällig entstanden, sondern vielmehr von einigen der zum Hause gehörenden Sklaven angelegt worden war. Der Besitzer desselben, Judge Hale, war ein humaner, lieber Mann; aber er wohnte in einem anderen Hause, beinahe eine Meile von dem Hotel entfernt, und hatte die Verwaltung desselben Anderen überlassen; hierzu kam, daß er in der letzten Zeit unwohl gewesen und einige Tage das Hotel nicht besucht hatte. Mittlerweile übten der Verwalter und seine Gehülfen, die minder gerecht und billig als ihr Gebieter waren, wie man sagt, eine ungebührliche Strenge über die Sklaven oder wenigstens über einige unter denselben aus, und Einsperrungen und Auspeitschungen kamen sehr häufig vor. Unter solchen Umständen pflegen die Sklaven die Häuser ihrer Tyrannen niederzubrennen, und oft gelingt es ihnen dadurch, es zu einem Verkaufe ihrer eigenen Personen zu bringen, wobei sie, der gegenwärtigen tyrannischen Behandlung entkommend, wenigstens die Hoffnung auf eine bessere haben."

Uebrigens ist es nicht so leicht, als man glauben möchte, zu entscheiden, ob die Sklaven oder ihre Gebieter durch das Fortbestehen der Sklaverei mehr gewinnen oder verlieren. Unser Verfasser macht den gewöhnlichen hierher passenden Unterschied zwischen Land- und Haussklaven. Die Hausklaven, sagt er, sind, in physischer Hinsicht, häufig besser daran, als die Bedienten in England — ; sie bekommen bessere Kost, haben weniger zu thun und fühlen sich vielleicht selbst glücklicher, so daß es wohl zu bezweifeln ist, ob nicht Manche darunter, wenn man ihnen die Freiheit anböte, dieselbe ausschlagen würden. Die Lage der Landsklaven wechselt dagegen mit dem Charakter ihres Gebieters oder Verwalters, so wie mit der Beschaffenheit der zu erzielenden Produkte, da der Anbau mancher derselben weniger mühsam als der anderer ist, während die Kost je nach der Billigkeit der Lebensmittel verschieden ausfällt. Die kleinen Hütten der Landsklaven sind ziemlich gut gebaut und nett eingerichtet. Die armselige und knappe Sklavenkleidung dagegen schien Buckingham's Mitleid zu erregen, allein er vergißt dabei das warme Klima. Die Behandlung derselben findet er im Allgemeinen nicht grausam. Die Sklaven haben in dieser Hinsicht ihre eigenthümlichen Mittel, ihre Gebieter im Zaume zu halten. Wir haben bereits die Gewalt des bei ihnen gebräuchlichen Feueranlegens kennen gelernt; ein anderes ihnen zu Gebot stehendes Mittel ist, mit „Schmollen" zu drohen; wird dasselbe in der That angewendet, so macht sich der Sklave dadurch nicht nur seinem Eigenthümer unnütz, sondern er vereitelt auch jeden weiteren Verkauf, da Niemand einen „schmollenden" Neger kaufen will. Außerdem bilden, wie aus manchen zufälligen Umständen sich ergiebt, das eigene Interesse und die öffentliche Meinung eine Schutzwehr gegen die strenge Behandlung der Sklaven, und auf diese Weise kommt es selbst bei Dieberei und Brandstiftung, den beiden häufigsten Verbrechen der Sklaven, meist nur zu einer oberflächlichen Untersuchung.

„Was die Sklaven in den Stand setzt", sagt unser Verfasser, „solche schändliche Praktiken meist ungestraft zu verüben, ist die Weigerung der bestohlenen Parteien selber, so wie des Hausherrn, bei dem die Dieberei vorgefallen, irgend eine strenge Untersuchung gegen die Person des Verbrechers einzuleiten, da die Entdeckung des Diebes dem Eigenthümer mehr Gefahr droht, als jenem selbst. Würde nämlich der Dieb als solcher überführt, so könnte ihn erstlich der Gebieter nicht den Handen der öffentlichen Gerechtigkeit überliefern, ohne des für denselben gezahlten Kaufpreises verlustig zu gehen; er könnte ihn aber auch zweitens nicht etwa selber mit einiger Strenge bestrafen, da er dadurch nur Haß gegen sich erregen und die Sklaven selbst dazu bestimmen würde, am Ende gar das Haus niederzubrennen oder sonst auf eine andere Weise das Eigenthum zu zerstören; endlich, wenn er je die Absicht hat, den auf der That Ertappten zu verkaufen, so würde die Ueberführung und Bestrafung desselben nur dazu beitragen, den Preis herabzusetzen. Aus diesen Gründen wird daher bei solchen Ereignissen gewöhnlich ein Auge zugedrückt, und der glückliche Dieb, der dieses sieht, wird dadurch nur ermuntert, bei jeder vorkommenden Gelegenheit sein schändliches Handwerk fortzutreiben."

Ueber die Kosten, so wie über die Emancipation der Sklaven, hören wir noch Folgendes: „Im Laufe der mit einem Manne aus Kentucky angeknüpften Unterhaltung, der, mit dem Anbau von Getraide und Viehmästen beschäftigt, selbst ein bedeutender Sklavenhalter war und an allen den Angriffen gegen die Abolitionisten Theil nahm, versuchte es derselbe, zu zeigen, daß, Alles genau berechnet, die Sklaverei am Ende mehr den Eigenthümern als den Sklaven zum Unglücke und zur Plage gereiche, da dieselbe ihre Kapitalien verschlänge, ihre Interessen aufzehrte und sich als ein beständiges Hinderniß für die Fortschritte des allgemeinenen Wohlstandes erweise. Er sagte, daß er die Arbeit des freien Weißen mit der des Negersklaven nicht nur durch angestellte Rechnung, sondern durch thatsächlichen Versuch verglichen, und daß er die Sklavenarbeit immer als die theuerste erkannt habe. So würde es zum Beispiel, um einen guten männlichen Sklaven zu erhandeln, 2000 Dollars kosten. Da nun das Diskonto in Kentucky zehn Prozent beträgt, so würde dies auf 200 Dollars jährliche Kosten anzuschlagen seyn; wollte man indeß das Leben versichern lassen, so würde es wenigstens noch fünf Prozent kosten, also 300 Dollars jährliche Kosten betragen. Zügt man hierzu noch die nothwendigen Unterhaltungskosten im gesunden Zustande, so wie die Ausgaben in Krankheitsfällen, nebst der Besoldung der weißen Aufseher, die je einer Abtheilung von Sklaven vorgesetzt sind, und andere zufällige Ausgaben, so dürfte wohl, wenn man Interessen, Versicherungs-, Unterhaltungs- und Bewachungskosten zusammenrechnet, ein Sklave auf nicht weniger als 300 Dollars oder 100 Pfd. Sterling (700 Thlr.) jährlich zu stehen kommen, und doch würde er am Ende nicht mehr als die Hälfte der Arbeit eines Weißen verrichten, der für dieselbe Summe gemiethet werden könnte, ohne daß es einer Auslage an Kapital oder der Verpflichtung zur Pflege in Krankheitsfällen bedürfte."

„Derselbe Herr trug uns zwei Beispiele von listiger Arbeitsscheu vor, die sich auf seinem Gute ereignet hatten. Ein männlicher Sklave nahm nämlich absichtlich Medizin, die er zu dem Zwecke aus dem Dispensatorium stahl, um sich krank zu machen und so der Arbeit zu entgehen, und als er von dem Arzte untersucht wurde, fand es sich, daß er seine Zunge mit Senf bestrichen, um dadurch das Ansehen eines gefährlich Kranken zu erhalten. Ferner, eine Sklavin brachte, um nicht für ihren Gebieter arbeiten zu dürfen, eine solche Geschwulst an ihren Armen hervor, daß sie das Mitleid aller derer erregte, die sie sahen; inzwischen wurde dieselbe Person, die, zu Bette liegend, den ganzen Tag über stöhnte und ächzte, dabei ertappt, wie sie des Nachts für einige Leute in der Nachbarschaft, von denen sie besondere Bezahlung erhielt, Kleider wusch (zu welchem Zwecke sie fast bis mitten an den Leib in einem hinter den Bäumen versteckten Weiher stand); sodann bekannte sie, um der Peitsche zu entgehen, daß sie die Geschwulst an ihren Armen hervorbrachte, indem sie sie in einen Bienenstock hineinließ und sie daselbst so lange hielt, bis sie von den Bienen ganzlich durchstochen waren; wenn aber die Geschwulst sich zu legen begann, so wiederholte sie das Mittel, um jene von neuem zu beleben und frisch zu erhalten."

„„Wenn die Dinge sich so verhalten"", fragte ich hierauf, „„warum giebt man den Sklaven nicht lieber die Freiheit?"" Ich erhielt zur Antwort: daß man allerdings vor einiger Zeit in Kentucky allgemein dafür gestimmt war, es zu thun, besonders, da man sah, daß der Nachbarstaat Ohio, ohne Sklaven, weit schnellere Fortschritte im Wohlstande machte, als Kentucky mit denselben; und daß wahrscheinlich in wenigen Jahren die Sklaven-Emancipation in der That durchgehen würde; daß man aber kürzlich, durch das Eingreifen der Abolitionisten in den nördlichen Staaten sich verletzt fühlend, beschloß, keine fremde Eingebung von Anordnungen oder irgend eine Einmischung in die „inneren Institutionen" zuzulassen. Hierzu gesellte sich noch der Beistand der übrigen südlichen Sklavenstaaten, die gemeinschaftliche Sache mit der Bevölkerung von Kentucky machten und zu dem Entschlusse sich vereinigten, nichts in Folge von Drohung oder Zwang zu unternehmen, sondern vielmehr die geeignete Zeit ruhig abzuwarten und sodann unabhängig und frei von aller Einschüchterung zu handeln."

Mannigfaltiges.

— **England im Jahre 1841.** Das neueste Heft der Monthly Review (Mai, 1842) enthält bereits eine kritische Anzeige von Friedrich von Raumer's kürzlich erschienenem „England im Jahre 1841", bekanntlich einem Nachtrage zu „England im Jahre 1835", von welchem Buche eine zweite Auflage nothwendig geworden. Das Supplement ist, wie der Reviewer sich ausdrückt, „mit charakteristischer Leichtigkeit, aber auch nicht ohne eine gewisse Autoritäts-Miene" abgefaßt und behandelt eine unzählige Menge von Dingen, „die, so interessant auch viele derselben dem Deutschen Leser seyn mögen, doch dem Englischen aus Zeitungen und anderen Quellen so bekannt sind, daß eine Uebersetzung wohl nicht nöthig ist." Gleichwohl unterläßt die Review nicht, ihrer Anzeige sogleich eine ganze Phalanx von Auszügen aus dem Raumerschen Buche anzuhängen, was jedenfalls ein Beweis ist, daß Manches darin enthalten, was allerdings ins Englische übersetzt zu werden verdient. Besonders angesprochen hat den Reviewer folgender Passus über Englands Weltstellung: „Ich kenne keine größere Aufgabe in der Weltgeschichte, als die, welche England obliegt, und welche es bereits gelöst hat oder (ich lebe der Ueberzeugung) noch lösen wird. Alexander's des Macedoniers geniale Entwürfe fielen mit seinem frühzeitigen Tode zu Boden. Rom gründete seine Macht lediglich auf das Schwert und den Untergang anderer Völker, um dann selbst an langer, selbst verschuldeter Krankheit dahin zu sterben. Der Muhammedanismus war, im Verhältniß zum Christenthume, nur ein verwerflicher Rückschritt und Napoleon's Reich nur ein Meteor hochmüthiger Tyrannei. Das Päpstliche Reich des Mittelalters hatte einen ewigen Inhalt für Erziehung des Menschengeschlechts; doch erstreckte es sich damals bloß auf Europa und verfiel in mancherlei Irrthümer. Die Irrthümer sind aber nicht das Wesen, und dies Wesen wird alle Kunststücke politischer Seiltänzer überdauern. England ist das erste, die ganze Erde umfassende, alle Völker verbindende Reich. Aber in der räumlichen Ausdehnung liegt keineswegs das Hauptgewicht und der Hauptwerth, sondern in der höchsten materiellen Thätigkeit, verbunden mit wissenschaftlichen Fortschritten und der löblichsten Sorgfalt für religiöse Entwickelung. England ist das Auge des Geistes, welches sich nach allen Himmelsgegenden richtet, durch alle Zonen bewegt und der Menschheit eine großartige Zukunft bereitet. Vor dieser edeln, allumfassenden, glorreichen Bestimmung verlieren die so laut und so heftig geführten Streitigkeiten der einheimischen Parteien alle Bedeutung oder sind nur der Schatten zu dem höheren Lichte."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Mittwoch den 25. Mai 1842.

Frankreich.

Franz Liszt über Meyerbeer's Hugenotten.

Nachstehendes Fragment einer „Revue Musicale de l'Année 1836", die sich aus der Feder Liszt's in dem Französischen Journal le Monde vom Jahre 1837 befindet, hat in diesem Augenblicke ein zwiefaches Interesse für uns, sowohl des Beurtheilers als des Beurtheilten halber. Die „Hugenotten" hatten sich auch bei uns einer Aufnahme zu erfreuen, wie sie kaum lebhafter in Paris gewesen seyn kann. Allgemein sprach sich die Ansicht aus, daß es der Deutsche Charakter der Musik sey, der ihr so entschiedene Vorzüge vor allen anderen, in den letzten Jahren durch Vermittelung der Französischen Hauptstadt uns zugekommenen dramatischen Tondichtungen verleihe. Wir freuen uns, diese Ansicht in dem Urtheile Liszt's bestätigt zu finden, der nicht bloß durch seine Stellung in der musikalischen Welt, sondern auch weil er selbst gleichsam mitteninne zwischen Deutschem und Französischem Geiste steht, der kompetenteste Kritiker für ein Werk wie die Hugenotten scheint:

— „Der Succeß der Hugenotten in Paris gehörte zu den glänzendsten in den Annalen des Theaters. Von dem Schöpfer Robert's hatte das Publikum Großes zu erwarten; es war keine geringe Aufgabe für Meyerbeer, sich auf der von der öffentlichen Meinung ihm angewiesenen Stufe würdig zu behaupten, und er hat mehr gethan: er hat sicheren und kräftigen Schrittes seinen Weg fortgesetzt, das Beifallsgeschrei der Menge hat ihn nicht schwindlig werden lassen, er ist zu einer Höhe gelangt, auf der Wenige seiner Mitstrebenden ihn erreichen können. Wir sprechen es ohne Rückhalt aus: Meyerbeer's neues Werk, wenn auch nicht so populär als das nächstvorhergegangene, ist ihm bei weitem überlegen. „Robert der Teufel", diese schöne und große Schöpfung, hat nichtsdestoweniger Unvollkommenheiten und Mängel, wie sie jedem Erzeugniß einer Uebergangsperiode eigen zu seyn pflegen; man fühlt darin ein gewisses Schwanken zwischen der Italiänischen und Deutschen Form, die Unsicherheit eines im hohen Grade eklektischen Geistes, der, seiner Individualität sich nicht jederzeit bewußt, Bedenken trägt, sich der eigenen Eingebung zu überlassen.

„Robert erinnert uns an jene Baudenkmäler des Mittelalters, die in einem Jahrhunderte begonnen, in einem anderen vollendet worden: ihr Anblick ist großartig und ergreift, der Mangel an Einheit und Uebereinstimmung fällt dem gewöhnlichen Zuschauer nicht auf, aber der Künstler entdeckt bald zwei sich widersprechende Eingebungen, zwei Gedanken, die sich wie zum Kampfe begegnen und kein homogenes Ganze hervorgehen lassen. Die Partitur der Hugenotten hingegen, wiewohl gleicherweise entstanden, ist ein freieres, vollkommeneres, in höherem Sinne dramatisches Werk. Die Instrumentation ist wo möglich noch gelehrter, die Wirkungen des Orchesters überhaupt so kunstvoll berechnet und vermannigfaltigt, daß uns bei jeder neuen Darstellung ein neues Gefühl des Erstaunens, der Bewunderung für die Kunst des Meisters ergreift, welcher mit tausend in ihrer Zartheit fast unbemerklichen Nüancen das reiche Gewebe seines Tongedichts zu schmücken verstand.

„Die Partie Marcel's, des reinsten Typus plebejischen Stolzes und religioser Hingebung, scheint uns die am meisten vollendete und ausgetragte zu seyn; nichts gleicht der einfachen Feierlichkeit jener Musik, welche die moralische Größe des Mannes aus dem Volke so sprechend ausdrückt, und die, eben durch ihre Einfachheit, durch die edle Würde des Gedankens und der Form ergreifend, von Anfang bis zu Ende der Oper hervorragend bleibt. Ueber alles Lob erhaben ist die Scene der Waffenweihe; sie gehört zu jenen seltenen Kunstwerken, bei denen das Urtheil, das der mächtige Eindruck des Augenblicks dem Gefühle Aller abnöthigt, von der bedächtigeren Kritik des anderen Tages bestätigt wird. Von gleich unwiderstehlicher Wirkung ist das berühmte Duo des vierten Aktes; diese Bilder der Liebe und des Todes — diese Anrufe zum Kampfe, diese Ahnungen des schrecklichen Gemetzels, welche sich zwischen die berauschenden Zauberworte eines ersten Geständnisses drängen, bemächtigen sich wechselsweise des erschütterten Gemüthes und lassen es aufgeregt, hingegeben der Macht einer Situation von der höchsten poetischen Wirkung. Es spricht ein riesiges Talent aus diesem schönen Tonstücke, und was vielleicht einzelnen Phrasen des Gesanges an Originalität und Würde abgeht, ist mehr als ersetzt durch den Reichthum und die Neuheit der Begleitung.

„Ueberflüssig dürfte längeres Verweilen bei den Details einer Oper erscheinen, die auf eine so gelehrte Weise von Berlioz analysirt worden und noch immer den Kritikern zur Nahrung dient; wir wollen sie nicht vergrößern helfen, jene Plage der Kunst, jenen Heuschreckenschwarm, der, wie der Aegyptische, nur benagt und verfinstert. Sagen wir's mit Einem Worte: wir bemerken in Meyerbeer's Laufbahn ein fortwährendes Aufsteigen, wir sehen die Ergebnisse einer emsigen und ausdauernden Arbeit, wie sie jenen Komponisten nicht genug zu empfehlen wäre, die, ohne seiner eminenten Fähigkeiten theilhaft zu seyn, sich der Pflicht fortgesetzten Lernens überhoben glauben.

„Dem Verfasser des Crociato, des Robert und der Hugenotten scheint die Lösung der großen Aufgabe vorbehalten, die definitive Vereinigung der Italiänischen Musik mit der Deutschen zu verwirklichen. Er gehört der einen wie der anderen an; er ist, um mich eines schönen Gleichnisses von Jean Paul zu bedienen, ein prächtiger Baum, der in Deutschland wurzelt und dessen reich belaubte Aeste nach Italien hinüberreichen.

Franz Liszt."

England.

Die große Feuersbrunst von London.

Nach Englischen Berichten.*)

Am 2. September (alten Stils) 1666 brach die große Feuersbrunst aus, die in den Annalen Londons Epoche macht. Im Laufe des vorhergehenden Jahres war die Stadt von einer verheerenden Pest heimgesucht worden, welche vom Mai bis zum September wüthete und, den Todtenlisten zufolge, über 68,000 Individuen hinraffte; und die Zeit hatte kaum angefangen, die Spuren eines solchen Unglücks zu verwischen, als jenes Ereigniß aufs neue allgemeinen Schrecken verbreitete.

Obgleich die Entstehung der Feuersbrunst in tiefer Dunkelheit verborgen ist, so stimmen doch alle Angaben in dem Punkte überein, daß sie in Pudding-Lane, einer engen Gasse östlich von Fish-Street-Hill **), in dem Hause des Königlichen Hof-Bäckers Farryner, ausbrach. Man findet darüber in den Memoiren des Admiralitäts-Secretairs Pepys einen anziehenden Bericht, den wir hier im Auszuge mittheilen wollen.

„Um drei Uhr Morgens", schreibt er in seinem Tagebuche, „weckte man mich mit der Nachricht, daß in der City ein großes Feuer ausgebrochen sey. Ich stand auf und ging ans Fenster, wo es mir in der Gegend von Mark-Lane ***) zu seyn schien; da ich aber an keine Gefahr dachte, so legte ich mich wieder schlafen. Als ich um sieben aufstand, schien das Feuer abgenommen zu haben; aber bald darauf hörte ich, daß in der vergangenen Nacht über 300 Häuser abgebrannt seyen, und daß in diesem Augenblicke ganz Fish-Street bis zur Londoner Brücke in Flammen stehe. Ich begab mich sogleich nach dem Tower, bestieg eine der höchsten Stellen und sah, daß der Brand sich von dieser Seite der Brücke nach der gegenüberliegenden verbreitet hatte ****); ich nahm daher ein Boot und fuhr unter der Brücke durch, um das Feuer mehr in der Nähe zu betrachten. Jedermann war bemüht, seine Güter zu retten; die armen Leute blieben so lange in ihren Häusern, bis sie von der Gluth versengt wurden, und flüchteten sich dann in die Böte oder kletterten von einer Treppe zur anderen. Auch die Tauben schienen ihre Wohnungen ungern zu verlassen; sie flogen so lange an den Fenstern und Balkons herum, bis sie sich die Flügel verbrannten und niederstürzten.

„Nachmittags verbreitete sich das Feuer, bei zunehmendem Winde, an beiden Seiten; auf die Themse fiel ein Feuerregen herab, wodurch mehrere entfernt stehende Häuser angezündet wurden. Als wir es nicht länger auf dem Wasser aushalten konnten, gingen wir nach einer kleinen Schenke auf der Bankside, den drei Kranichen †) gegenüber, wo wir bis zum Abend blieben.

---

*) Wir theilen diese Notizen hier mit, weil sie in diesem Augenblicke einen interessanten Vergleichungspunkt mit den Ereignissen des unglücklichen Brandes von Hamburg darbieten. Einzelne Momente, wie die Dauer und die Art der Ausbreitung des Brandes, die Sprengungen durch Pulver und der Wahn, daß Mordbrenner die Flammen anfachten, haben sich in Hamburg fast ganz so wiederholt, wie sie uns die Geschichte der Londoner Feuersbrunst aus dem J. 1666 erzählt.

**) Fish-Street-Hill führte von der alten Londoner Brücke nach Gracechurch-Street.

***) Pepys' Büreau befand sich in Seething-Lane, östlich von der Brandstätte und ganz in der Nähe des Towers.

****) Die Londoner Brücke war damals noch mit Häusern überbaut, die eine Straße bildeten, in der sich viele Läden befanden.

†) Die Bankside liegt am südlichen Themseufer; das Wort der drei Kraniche (Three cranes Wharf) an der Southwark-Brücke, etwas über eine Viertelmeile (Engl.) von der Londoner.

Wie es dunkler wurde, schien das Feuer mehr und mehr anzuwachsen; durch die Straßen, auf den Thürmen, zwischen den Kirchen und Häusern loderte eine furchtbare, grimmige, blutige Flamme (a horrid malicious bloody flame) auf, die einem gewöhnlichen Brande gar nicht ähnlich sah. Ein feuriger Bogen erstreckte sich von einem Ende der Brücke bis zum anderen und den Berg von Fish-Street hinauf, bei welchem Anblick wir uns der Thränen nicht enthalten konnten. Kirchen und Häuser standen in einer Flamme, die ein schreckliches Prasseln verursachte, während die brennenden Gebäude mit Getöse zusammenstürzten."

Wie aus anderen Schriften zu entnehmen ist, trieb ein starker Ost-Nord-Ostwind, der schon seit acht Tagen ohne Unterlaß geweht hatte, die Flammen stromaufwärts in das Herz der Stadt hinein, während sie nach Osten zu nur langsame Fortschritte machten. Am Montag brannte schon ganz Gracechurch-Street, so wie Lombard- und Fenchurch-Street, und in westlicher Richtung erstreckte sich das Feuer bereits von der Thames-Street nach Garlick-Hythe und Cannon-Street *); hierauf drang es nach Cornhill vor und ergriff die Börse nebst den übrigen Gebäuden dieser Straße. **) In Evelyn's Memoiren wird der Zustand der Stadt um diese Zeit folgendermaßen beschrieben:

„Die Feuersbrunst war so allgemein und das Volk so bestürzt, daß man fast keinen Löschungs-Versuch machte; die Leute liefen wie wahnsinnig, mit lautem Klagegeschrei, umher, ohne an die Rettung ihrer Habseligkeiten zu denken. Die Themse war mit Gütern bedeckt, welche zum Theil auf die Böte und Leichter geladen wurden, während man andere auf Karren und Wagen nach den Feldern hinausführte, so daß diese mehrere Meilen weit mit Möbeln und Geräthen aller Art besäet waren und Zelte errichtet wurden, um den Menschen sowohl als den Gütern zum Obdach zu dienen. Der Himmel glich einem feurigen Ofen, und man konnte den Wiederschein mehrere Nächte lang 40 (Engl.) Meilen in der Runde wahrnehmen. Ich bitte Gott, daß ich nie etwas Aehnliches sehen möge; es brannten auf einmal über 10,000 Häuser. Das Krachen der wüthenden Flammen, das Wehklagen der Weiber und Kinder, das Einstürzen der Häuser, Thürme und Kirchen glich einem furchtbaren Sturme; die Luft war überall so heiß, daß man sich zuletzt der Brandstätte nicht zu nähern wagte, sondern unthätig zusehen mußte, ohne das Feuer aufhalten zu können, welches sich zwei Meilen in der Länge und eine in der Breite erstreckte. Die Ausdehnung der Rauchwolken hat man auf 50 Meilen berechnet."

Die Aufregung, die Raserei, die Verzweiflung der Menge wurde noch vermehrt durch das gänzlich unwahre Gerücht, daß das Feuer angelegt sey, und zwar durch Katholiken, die angeblich auch in mehreren Stadttheilen den Brand von neuem geschürt hätten. Inzwischen wurden bereits am Montag einige Häuser in Whitefriars niedergerissen ***), und man schlug vor, diese Maßregel auf alle Gebäude anzuwenden, die an beiden Seiten der Fleet von der Themse bis zur Holborn-Brücke lagen. Es hielt so schwer, Transportmittel anzuschaffen, daß man 5, 10, 20 und sogar 30 Pfd. Sterl. für einen Karren gab, um Gegenstände von Werth nach den Feldern zu retten. Während der Nacht verbreiteten sich die Flammen von Cornhill nach Cheapside, wovon der größte Theil in Asche gelegt wurde; die zwischen ihr und der Themse befindlichen Straßen, so wie auch viele gegen Norden liegende, erfuhren dasselbe Schicksal. Am Dienstag erreichte das Feuer um die Mittagsstunde die St. Paulskirche, stürzte sich dann den Ludgate-Hill hinunter und vertrieb die Arbeiter, die damit beschäftigt waren, die Häuser an der Fleet niederzureißen; gegen 5 Uhr stand auch Fleet-Street in Flammen. ****) Die Nacht von Dienstag auf Mittwoch war noch schrecklicher als die vorige; das Feuer drang mit unerhörter Schnelligkeit und unwiderstehlicher Gewalt nach Westen vor, während hinter ihm der Schauplatz seiner früheren Verwüstungen noch in heller Gluth auflohderte. Doch gerade in dieser Nacht fing der Wind an, sich zu legen, und das Feuer wurde zwischen 2 und 6 Uhr Morgens bei dem Tempel, in Fetter-Lane †) und an der Holborn-Brücke aufgehalten. In Shoe-Lane wurde man seiner indessen erst um 12 Uhr Meister, und in der Umgegend von Cripplegate ††) brannte es bis zum Abend fort. Dem Feuer wurde vorzüglich dadurch ein Ziel gesetzt, daß man die ihm zunächst stehenden Häuser mit Pulver in die Luft sprengte. Ein Faß Pulver wurde unter jedes Haus gelegt; die Explosion hob das Gebäude ein paar Ellen hoch über die Erde und schleuderte es dann in Trümmern nieder. Diese Operation war für die Zuschauer mit weniger oder gar keiner Gefahr verbunden.

Aber obgleich man am Mittwoch der Feuersbrunst in allen Richtungen Herr wurde, so war doch, wie man sich leicht denken kann, die Lage der Abgebrannten eine höchst traurige. Jetzt erst that sich die ganze Größe des Unglücks kund. Es waren zwar nicht mehr als 6 bis 7 Personen in den Flammen umgekommen, aber außer dem Leben hatten die Einwohner von London fast Alles verloren. „Diese armen Leute", schreibt Evelyn, „waren um Moorfields und St. George's-Fields *) bis nach Highgate **) mehrere Meilen im Umkreise zerstreut; einige in Zelten, die übrigen in elenden Hütten und Baracken; Viele, die noch vor wenigen Tagen mit allen Annehmlichkeiten des Luxus umgeben waren, sahen sich jetzt ohne Kleider, ohne Betten und fast ohne Speise. In Islington ***) und Highgate lagerten 200,000 Menschen von allen Ständen unter freiem Himmel, um ihre aus dem Feuer geretteten Habseligkeiten herum, und obgleich sie vor Hunger und Entblößung dem Tode nahe waren, so sprachen sie doch Niemanden um Hülfe an. — Ich fand es unmöglich, durch die engeren Straßen zu passiren; der Erdboden und die Luft, der Rauch und die feurigen Ausdünstungen gaben noch eine solche Hitze von sich, daß mir die Haare versengt und die Füße mit Blasen überzogen wurden. Die Nebengassen waren ganz mit Schutt angefüllt, und man konnte nur an den Ruinen einer Kirche, oder an einem noch stehenden Thurm, die Stelle wiedererkennen, wo man sich befand". Die allgemeine Verwirrung wurde noch durch das Gerücht gesteigert, daß die Franzosen und Holländer in England gelandet seyen und nächstens in London einrücken würden. Der Schrecken und die Wuth, welche diese Nachricht erweckte, waren so groß, daß man Truppen nach den Feldern schicken mußte, um das Volk zu bewachen und einen Tumult zu unterdrücken.

Nach Maitland's Geschichte von London nahmen die abgebrannten Gebäude den Raum von 436 Acres Land ein, nämlich: 400 Straßen, Gassen u. s. w., 13,200 Häuser, die Kathedrale von St. Paul, 86 Parochialkirchen, 6 Kapellen, das Stadthaus (Guildhall), die Börse, das Zollgebäude, mehrere Hospitäler und Bibliotheken, 52 Companies Halls (Versammlungs- oder Amthäuser der Zünfte), 3 Stadtthore, 4 steinerne Brücken und 4 Gefängnisse; so daß der Verlust an Waaren und Mobilien auf 10,730,500 Pfd. Sterl. geschätzt wurde. Im Ganzen brannten drei Viertel des innerhalb der Mauern befindlichen Stadttheils und wenigstens die Hälfte des übrigen ab.

So groß das Unglück den Zeitgenossen auch erschien, wies es sich doch in der Folge als ein Segen für London aus. Die Stadt stieg mit erneuertem Glanze aus dem Schutt empor und ging einer Reihe stufenweiser Verbesserungen entgegen, die in unseren Zeiten einen nie geahnten Höhepunkt erreicht haben, und die Pest, die früher fast alle Jahre dort gewüthet hatte, wurde, wie es scheint, durch die reinigende Flamme aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben, da sie seit dieser Zeit aus England verschwand. Um aber das Andenken des großen Brandes zu verewigen, errichtete die Meisterhand Wren's, des Erbauers der neuen St. Pauls-Kirche, die unter dem Namen des Monuments bekannte Säule, auf welcher, zur Ehre der Menschheit, die frühere Inschrift, daß das Feuer durch Rachsucht der „Papisten" angelegt und geschürt worden, bereits seit längerer Zeit verschwunden ist.

Rußland.

Leben und Weben im Russischen Volke.

(Schluß.)

Eine in Sibirien von Vielen treuherzig geglaubte Sage ist: daß vor Jahren verschiedene wilde Thiere mit einemmale ihre Lagerstellen verlassen haben und anderswohin gegangen seyen — ein Waldgeist habe nämlich diese Thiere an einen Herrn Vetter verspielt, der sie in sein Reich übergesiedelt. — Meteore sind fliegende Feuerschlangen, welche dem Hause, dem sie zufliegen, Reichthum, aber freilich keinen dauernden, bringen. Sobald man sie ankommen sieht, setzt man ihnen gewöhnlich Milch hin. Die Erzeugung der feurigen Schlangen fabelt man sich, ziemlich albern, mittelst eines Ei's zusammen, das ein Hahn, wenn er älter als drei Jahre geworden, legt. Solches Ei ist übrigens leicht zu erkennen, denn es ist länglich, und also einer Schlange gar nicht unähnlich. Es wird von einem Menschen, der etwas Böses vorhat, weggenommen, und sechs Monate lang in Busen getragen. Dann kriecht die feurige Schlange aus, und bringt dem Hause ihres Beherbergers großen Reichthum; daher man von den schnell Reichgewordenen zu sagen pflegt: „Ja, die Schlange hat ihm das Geld zugeschleppt." Eine andere Meinung ist die: man müsse ein solches Ei, unter Verlagung eines Spruchs, in Dünger vergraben; dann werde nach Verlauf von sechs Wochen die Schlange auskriechen. Mit dieser aber gehe man ja fein säuberlich um, und erzürne sie niemals, denn sonst zündet sie unfehlbar das Haus an. Es ist also immer nicht gut, einen dreijährigen Hahn zu halten. Kleinere Meteore und Sternschnuppen sind unreine, von den Engeln aus dem Himmel herabgestürzte Geister. — Auch das Nordlicht muß, wo man an dasselbe nicht recht gewöhnt ist, zu schlimmen Botschaften dienen; man schließt von ihm z. B. auf nahedrohenden Krieg.

Vor Alters glaubte man ferner, daß es Leute gebe, welche aus Haß ein Gespenst in's Haus bringen — und hütete sich deshalb besonders, Zimmerleute oder Töpfer zu Feinden zu bekommen. Ein solches Gespenst ließ dann im ganzen Hause Niemanden ungeneckt: Gewöhnlich gingen alle seine Thaten vom Ofen aus, von woher es mit Allem, was ihm gerade handlich war, mit Steinen, Kacheln, Brennholz und Geschirr, um sich herumfeuerte — nicht bloß bei Nacht sondern auch am hellen Tage. Zur Abhülfe dessen suchte man irgend

---

*) Lombard-Street liegt westlich, Fenchurch-Street östlich von Gracechurch-Street. Garlick-Hythe befindet sich im Westen der jetzigen Southwark-Brücke, ungefähr halben Weges zwischen der London-Brücke und der St. Paulskirche, und Cannon-Street zwischen Thames- und Lombard-Street.

**) Die nach dem großen Brande neuerrichtete Börse (Royal Exchange) wurde bekanntlich im J. 1838 zum zweitenmal ein Raub der Flammen.

***) Whitefriars liegt bei dem Tempel, im Westen der Blackfriars-Brücke.

****) Fleet-Street erstreckt sich in westlicher Richtung von Ludgate-Hill nach dem Strand.

†) Der Tempel liegt an der Themse, hinter Fleet-Street, welche durch Fetter-Lane mit Holborn verbunden wird.

††) Shoe-Lane befindet sich zwischen Farringdon-Street und Fetter-Lane; Cripplegate bildet dagegen den nordöstlichen Theil der alten Stadt.

*) Diese Felder sind längst in Straßen verwandelt, die nördlich von Cornhill und westlich von Bishopsgate liegen.

**) Das Dorf Highgate ist gegenwärtig 2 Meilen nördlich von London entfernt.

***) Islington war damals ein Dorf im Nord-Westen von London; jetzt bildet es unter dem Namen Pentonville einen Theil der Stadt.

eines braven Mannes, eines gerade vorüberkommenden Greises, oder eines bewährten Herenmeisters habhaft zu werden. Dieser trat dann in's Haus, untersuchte Alles genau, vom Dache bis zum Ofen, und nahm nicht selten den letzteren sogar aus einander, bis er richtig irgend einen Wechselbalg hervorzog (der natürlich*) beizeiten zurechtgelegt worden) und auf welchen nun dieser Wackere losschlug, bis das Gespenst an mehreren Stellen zerplatzt war — wonächst jener den Wirthen noch einige seiner unfehlbaren Lehren ertheilte, und Ruhe und Frieden im Hause hergestellt waren.

Woher diese und ähnliche Gespenstergeschichten und deren Deutungen bei uns gekommen, ist schwer zu finden; jetzt ist uns Vieles klar und verständlich, was früher für Zauber galt: Wie viele Stückchen vermögen wir gegenwärtig mittelst Elektrizität auszuführen — des Magnetismus ganz zu geschweigen, der ja selbst heutzutage noch, und sogar von ziemlich Gebildeten, für Zauberei angesehen wird. Ist es doch auch bekannt genug, wie vor Alters fast jeder über seine Umgebung durch Kenntnisse und Fähigkeiten Hervorragende mehr oder minder nicht nur von Anderen, sondern zuletzt gar von sich selber für einen Wundermann gehalten wurde, und zwar so zuversichtlich, daß er diese Ueberzeugung Angesichts des ihm drohenden Scheiterhaufens nicht verleugnen mochte. Dergleichen kam aber nicht etwa bloß im Auslande, sondern auch in Rußland noch vor anderthalb Jahrhunderten, vor. Gab es nicht noch vor 50 Jahren bei uns so wenige Fabriken, daß wir fast Alles aus Polen, Preußen, Oesterreich u. s. f. einführen mußten? Hierbei nun nahmen unsere Kauf-, Amt- und selbst Fuhrleute in den fremden Ländern so manches in Rußland völlig Unbekannte wahr, und wurden danach nicht allein mit besonderer Achtung, sondern sogar mit einer gewissen Scheu angesehen. Daher auch das Sprüchwort:

Frage nicht den Mann in Jahren,
Sondern frage, wer weit gefahren.

Bauchredner gab es bei uns ebenfalls schon lange, und gewiß haben die meisten von ihnen selten eine Gelegenheit vorbeigelassen, ihr sorglam geheimgehaltenes Talent für sich nutzbar zu machen. — Eben so erklärlich ist das bis zum heutigen Tage Lieblingssache des gemeinen Volks gebliebene Schätzesuchen. Daß mancher Schatz wirklich gefunden worden, ist nicht zu bestreiten; man denke nur an die Zeit der Tatarenherrschaft, in welcher der Besitz alles Eigenthumes so überaus unsicher, stets gefährdet war — an die davon hinterbliebene Gewohnheit, besonders alter und geiziger Leute, ihre Baarschaft und Kostbarkeiten zu verscharren — so wie an das von Räubern vergrabene Raubgut. So wird man es nicht allzu auffallend finden, daß das Schätzesuchen, obwohl das Schätzevergraben seltener geworden, noch immer nicht außer Gebrauch gekommen, zumal ja oft genug die Kinder eines wohlhabenden Mannes nicht wissen und erfahren, wo der Vater sein Geld verwahrt, bis dieses sich dann doch manchmal in irgend einem Schutt- oder Schlammhaufen vorfindet. War doch ehedem dergleichen nicht nur zur Leidenschaft, sondern sogar zur vermeintlichen Pflicht geworden, so daß die Alten sagten: „Spare Dein Geld für den schwarzen Tag!" und ihr Ersparniß in aller Stille verscharrten. Beim Schätzefinden ging es verführerisch genug her: die Betrüger und Gaukler, welche hieraus ein Gewerbe machten, pflegten dabei allerlei Geschichten von früheren Schatzgräbereien zu erzählen und alle ihnen irgend bekannten Gebräuche und Formeln zu beobachten; denn der Schatz war ja vielleicht nicht so schlechtweg verborgen worden, sondern vielmehr mit gewissen Besprechungen: von wem und wie er gehoben — wem er zu Theil werden solle. Diese Zauberlegen waren mannigfaltig. Merkte man aber etwa, daß Jemand einen Schatz vergraben wollte, so belauerte und belauschte ihn natürlich seine ganze Umgebung, wiederholte sich jedes seiner Worte sorglich und nachdenklich und fand demnächst nicht selten das Verborgene mit leichter Mühe. Von den hundert und aber hundert Schatzgräbergeschichten hier nur folgende: Ein Greis, welcher sein Ende nahe fühlte, vergrub seine Baarschaft unter die Stubendiele. Seine Schwiegertochter aber hatte ihm das Vorhaben abgemerkt, bei dessen Ausführung in einem Versteck ihn belauscht und gehört, wie er dabei sprach: „Die Hand, die Dich verscharrt, scharr' auch Dich wieder aus." — Bald nachher starb der Alte, und kaum lag er auf dem Tische"), so machte die Schwiegertochter, als das ganze Haus schlief, den Psalterjänger bei der Leiche betrunken, hob die bewußte Diele auf, legte den Leichnam neben diese Oeffnung, und scharrte furchtlos mit dessen Hand den Schatz aus dem Boden. — Lautete der Spruch: „Für den Glücklichen", so zeigte sich der Schatz als Hund, Katze, Henne; dann mußte man dieser Erscheinung folgen, und da, wo sie stehen blieb, unverweilt mit verkehrter Hand auf irgend Etwas, mit den Worten schlagen: „Komm' heraus!" — worauf entweder der Schatz sofort herauskam, oder man doch unfehlbar da, wo er vorhin verschwunden war, nachgraben mußte. — Allbekannt ist wohl die Farrnkrautblume (Alraunwurzel?) welche nur ein Mal im Jahre, nur in der Nacht zum Johannistage, blüht und das Schatzheben so wunderbar erleichtert, leider aber fast unerreichbar ist, da alle Schrecken der Macht der Finsterniß dies Kleinod hütend umbrauen. — Es gab auch Schätze, die Vielen bekannt waren, aber nicht gehoben werden konnten, weil hierzu unüberwindliche, unausführbare Bedingungen gesetzt worden, z. B. „Sey dessen, der vierzig und ein Lied singt ohne den süßen Freund." Kein Dichter und kein Sänger unter all' unseren Altvordern hat vermocht, diese Bedingung zu erfüllen, und der Schatz ist unberührt geblieben. Heute giebt's dieser süßen Freunde so viele nicht mehr.

K. A. Awdäjewa.

*) Die Verfasserin sagt: „wahrscheinlich". Leider fehlt überhaupt alles dieses Eingehen, alle sinnige Deutung und durchaus alle logische Ordnung.

**) nach Landessitte.

Türkei.

Ein Tag und eine Nacht am Euphrat.

Von W. F. Ainsworth.

An dem Morgen, als das Dampfboot, welches den Namen des Stromes führt, dessen Wellen es zuerst durchschnitt, die Stadt Annah verlassen hatte, legte es wenige Engl. Meilen unterhalb dieser malerischen kleinen Stadt beim Ufer an, das aus flachem, im Hintergrunde von einer niedrigen Felsen-Terrasse begränzten Rasengrunde bestand. Ich landete mit einigen Andern, um die Felsen zu untersuchen, in denen ich eine Menge Versteinerungen organischer Körper entdeckte, merkwürdige Ueberreste aus einer Weltperiode, die noch weit über Assyriens oder Babylons Blüthezeit hinaus liegt. Ich verweilte lange bei diesem Geschäft, füllte meine Taschen emsig mit Exemplaren der Versteinerungen, und als ich zurückkehrte, war das Boot abgefahren! Es glitt pfeilschnell über den breiten Strom, war schon außer dem Bereiche des Rufens und verschwand auch bald aus meinem Gesichtskreis.

Es bedurfte keines langen Nachsinnens, um das Gefährliche meiner Lage einzusehen. Ich war nicht an demjenigen Ufer des Flusses, auf welchem Annah erbaut ist, und vor mir lag eine vermuthlich fast unbewohnte oder höchstens von räuberischen Beduinen bewohnte Gegend. Ich hatte keine Waffen; aber in meiner Tasche befanden sich zum Glücke vier Gasi's, kleine Goldstücke, von denen jedes vier Shilling werth ist. Zwei dieser Stücke barg ich sofort in meiner Uhrtasche: die beiden anderen aber ließ ich, für den Fall, daß sie verlangt werden sollten, in der Hosentasche. Sodann warf ich alle meine gewichtigen Raritäten von mir und ging in forcirtem Marsche vorwärts, um, wo möglich, das Dampfboot einzuholen, obschon es 14 Engl. Meilen in der Stunde zurücklegte und ich nur 4 Engl. Meilen; aber ich wußte wenigstens, daß es die Nacht anlegen sollte. Als ich ungefähr eine Stunde lang marschirt war, kam ich zu einem Dorfe, vor welchem eine Gruppe Fellah's (Arabischer Bauern) bei einem Kornschober saß. Der Weg nahm eine solche Wendung, daß ich ihnen unbemerkt nahte. Sie staunten sehr beim Anblick eines Fremden und waren, wie die Araber bei solcher Gelegenheit überhaupt zu seyn pflegen, anfangs erschrocken und mistrauisch, dann aber, als sie keine Gefahr mehr besorgten, hochfahrend und arglistig.

Ich wünschte vor Allem lebhaft, einen Führer zu bekommen, der mir, da der Fluß viele Krümmungen macht, den nächsten Weg zeigen und mich gegen Räuber beschützen konnte; darum setzte ich den Fellah's mit Hülfe des wenigen Arabisch, dessen ich Meister war, meine Bedürfnisse aus einander, und versprach ihnen ein Geschenk, wofern sie mir gefällig seyn wollten. Sie bedeuteten mir, es sey unmöglich, bei Tage zu gehen, indem die Beduinen den Weg unsicher machten; wenn ich aber bis zum Abend warten wollte, so würde ich einen Führer bekommen. In diesen Vorschlag konnte ich schon darum nicht eingehen, weil eine zu große Distanz vor mir lag; ich ging also geradeswegs zum Schäch des Dorfes, den ich im Kreise seiner Familie fand und der mich ebenfalls argwöhnisch aufnahm. Nach einigem Wortwechsel verständigten wir uns dahin, daß ich der Lieblingstochter des Schächs ein Halstuch schenken und einen Gasi für den Wegweiser bei ihm deponiren sollte. Der Führer, dem ich zugewiesen ward, zog seine Schuhe aus, und nun ging es in raschem Tempo vorwärts.

Als wir ungefähr zwei Stunden marschirt waren, begegneten wir einem anderen Fellah; mein Führer zog seine Schuhe wieder an und es entspann sich ein lebhaftes Gespräch zwischen Beiden, das, wie ich aus ihren Geberden abnehmen konnte, um meine Person und um die anderen Gasi's sich drehte, die ich etwa in meinem Besitz haben könnte. Ich drang in meinen Führer, vorwärts zu eilen; er aber lachte und verlangte noch Geld; so sah ich mich denn gezwungen, ihn zurückzulassen und allein weiter zu gehen. Von diesem Punkte an bemerkte ich keine Dörfer mehr, bis ich das Thal Hodeida erreichte. Das Land war niedrig und wellenförmig, mit kiesigem, von Wermuth und einigen Gräsern bewachsenen Boden, unabsehbar ausgedehnt und ohne ein lebendes Wesen. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach ein Stück Marschboden mit frischem Pflanzenwuchs die traurige Einöde.

Am Abend gelangte ich zum Fuße eines niedrigen Höhenzugs, der mehrere Engl. Meilen weit nach Westen sich erstreckte. Da der Fluß in derselben Richtung divergirte, so war die Annahme natürlich, daß er nach Durchbrechung des felsigen Bollwerks seinen östlichen Lauf fortsetzen würde. Ich faßte daher den Plan, über die Hügel zu gehen; doch that ich es mit einigem Zögern, weil ich mich der Befürchtung nicht erwehren konnte, die Ufer des Flusses, dessen Wasser in einem so heißen und dürren Lande zu meiner Erhaltung nothwendig war, nicht wieder erreichen zu können. Ich ging durch ein felsiges Thal, in welchem ein Trupp Schakals vor mir hersprang, und in wenig mehr als einer Stunde hatte ich den Gipfel erreicht, von wo die Aussicht auf ein anderes, aber schönes, grünenderes, vom Euphrat bewässertes Thal sich mir eröffnete. Der Fluß hatte eine Wendung um die Anhöhen gemacht und floß nun kaum drei Engl. Meilen entfernt zu meinen Füßen.

Allein vergebens folgte mein lechzender Blick dem langen Streifen weißen Lichtes. Kein Dampfboot war zu sehen und kein einziges Dorf; nur hin und wieder rückten Wasserleitungen in den Strom vor und bewiesen, daß die heutige Einöde in früherer Zeit ein civilisirtes Land gewesen ist.

Einen Augenblick wurde mir ordentlich bange. Die Nacht fiel ein, und wäre das Land wellenförmig oder hügelig gewesen, so hätte mich die Hoffnung über eine Anhöhe um die andere getragen; allein diese endlose Ebene erschien mir, der ich den ganzen Tag nichts gegessen hatte, wie der Ocean einem Schiffbrüchigen. Mein einziger Trost war, daß ich Wasser bekommen konnte, und ein frischer Trunk that mir jetzt mehr Noth als jemals.

Als ich in die Ebene hinabgestiegen war, hatte die glühende Sonne eben den Horizont verlassen. Der Abend wurde kühl und angenehm, und jetzt erst bevölkerte sich die bis dahin ausgestorbene Gegend mit lebenden Wesen. Füchse von Tatarischer Race und Wölfe sahen mir von Zeit zu Zeit mürrisch ins Gesicht, als wollten sie mich herausfordern, und eine Menge Schakals tummelten sich auf der Ebene herum. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Heinrich Luden über die Französische Revolution.** Von der im Jahr 1839 erschienenen Histoire du règne de Louis XVI., pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française, von **Joseph Droz**, ist jetzt eine Deutsche Bearbeitung in Jena bei Friedrich Luden herausgekommen, der zugleich Uebersetzer des Werkes ist und dessen Vater, der Deutsche Geschichtschreiber **Heinrich Luden**, eine etwa zwei Bogen starke, höchst interessante Vorrede dazu geschrieben.*) Bald nach dem Erscheinen des Originals haben wir in diesen Blättern einen Artikel darüber geliefert, der die Ueberschrift trug: „Konnte die Französische Revolution aufgehalten oder geleitet werden?“ **) Diese Frage ist es ebenfalls, mit welcher sich die Vorrede Luden's hauptsächlich beschäftigt, und zwar, um die Ansicht zu entwickeln, daß die unter Philosophen und Historikern gäng und gäbe Behauptung, es habe nicht in menschlicher Macht gelegen, die Französische Revolution zu verhüten, als einen Irrthum darzustellen. In dieser Beziehung heißt es zunächst: „Niemand wird leugnen: jede Revolution ist ein großes, eine Revolution wie die Französische ein unermeßliches, ja das schrecklichste Unglück, das über ein Volk hereinbrechen kann. Daher muß nicht nur der Regierenden, sondern auch der Regierten, nicht nur der Herrscher, sondern auch der Unterthanen Wollen und Streben seyn, Revolutionen abzuwenden. Dieses Streben wäre vergeblich, wenn Revolutionen als unvermeidlich anerkannt werden müßten. Ob sie aber abgewendet werden können, und, wenn sie abgewendet werden können, durch welche Mittel: die Beantwortung dieser Fragen hängt von der Erkenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse im Leben der Menschen ab, von einer richtigen Auffassung der Ursachen einer Revolution. Falsche Ansichten verleiten zu falschen Maßregeln; falsche Maßregeln führen das Unglück näher herbei.“

Zu diesen falschen Ansichten in Bezug auf die Französische Revolution zählt Luden besonders auch die, daß dieselbe durch Verschwörungen bewirkt worden: „Nein“, fügt er hinzu, „Verschwörer vermögen keine Revolution zu bewirken, und die Französische Revolution ist so wenig als irgend eine andere durch Verschwörer herbeigeführt worden. Aber auch eine andere Meinung ist, wenngleich ehrenwerth, doch nicht minder unglücklich und falsch: die Meinung, daß die Französische Revolution durch eine gewisse Klasse von Schriftstellern herbeigeführt worden sey, die in Frankreich Philosophen genannt werden. Von Philosophen, wie der Deutsche das Wort zu gebrauchen pflegt, ist nicht die Rede. Philosophen sind Schriftsteller, die sich mit dem Leben beschäftigen, wie es gewesen, wie es ist, mit gesellschaftlichen Einrichtungen, Verhältnissen und Ansichten, die in der Kirche und im Staat durch Satzung, Gesetz, Sitte und Brauch bestehen und in Anwendung gebracht werden, nicht, wie der Historiker, um sie im Zusammenhange, nach dem Gange der Dinge, in ihrem Ursprung, ihrer Entwickelung, ihren Folgen, zu erkennen, zu begreifen, auch nicht, wie der Publizist, um sie in ihrer Stellung zu einander und zu den Bedürfnissen der Zeit zu würdigen und für ihre Verbesserung zu arbeiten, sondern um sie, gleichgültig gegen Ursprung und Folgen, einzeln an das Maß ihres Verstandes, ihrer Einsichten und Wünsche zu legen und mit allgemeinen Gründen zu beurtheilen, zu loben, zu tadeln, zu verwerfen. Diese Meinung ist, wie sie eben genannt worden, allerdings ehrenwerth, weil sie die Macht des Geistes anerkennt, das Wort für mehr als einen Schall achtet. Sie geht weit. Rede und Schrift sollen die Stärke haben, die größte Gewalt zu brechen oder zu vernichten und alle Kräfte eines ganzen Volkes zu Kampf, Sieg und Eroberung zu vereinigen. Das scheint für das Geistige im Leben, für eine Herrschaft des Gottes im Menschen über das Thier im Menschen, von einer Achtung zu zeugen, die Achtung verdient. Dennoch ist sie unglückselig, diese Meinung. Wenn sie sich der Gewaltigen der Erde, wenn sie sich der Regierungen bemächtigt, ist es so natürlich als nothwendig, daß sie entgegen zu wirken suchen, um sich selbst und den Zustand der Dinge zu erhalten, in welchem sie sind, was sie sind, zu dessen Erhaltung sie sich verpflichtet fühlen. Ist die Französische Revolution durch Rede und Schrift bewirkt worden, so könnten ja auch überall durch Rede und Schrift Revolutionen bewirkt werden. Um dieses Unglück abzuwenden, ist nothwendig Rede und Schrift unter Aufsicht zu stellen. Welche Maßregeln man aber ergreifen mag; jede wirkt nachtheilig auf das Leben, gleich nachtheilig für die Regierungen wie für die Regierten. Wie die Pflanze zum fröhlichen Gedeihen der Luft und des Lichtes bedarf, so bedarf der Geist zu gedeihlicher Entwickelung der Freiheit in Rede und Schrift. Wird ihm die Freiheit geraubt oder verkümmert, so verdumpft oder verkrüppelt er, wird bitter oder treibt seine Kraft in allerlei Auswüchsen, die das Leben hemmen und verdummen. Hörcherei, Aufpasserei, Späherei, Verdrehungen, Verdächtigungen, Verbote und Strafen können nicht ausbleiben; thörichte Leidenschaften werden in der Gesellschaft aufgeregt, vor welchen Freudigkeit, Gemeinsinn, Vaterlandsliebe, viele Tugenden zurückweichen.“

Der Verfasser führt einige Ereignisse aus seinem eigenen Leben an. Unter Anderem giebt er auch nachstehende, ihn betreffende Notiz aus der Zeit Napoleon's: „Meine Schriften haben nie Anstoß erregt. Im Jahre 1808 schrieb ich anonym „Ansichten des Rheinbundes“. Mein Freund Danckwerts in Göttingen übernahm den Verlag dieses kleinen Buches. Der Censor, Schlözer, gab das Manuskript zurück. Auf dem Titelblatte standen folgende Worte von seiner Hand, mit seinem Namen unterschrieben: „Dieses Buch ist in den allerbesten Grundsätzen, wie ich sie seit 40 Jahren gelehrt habe. Ich würde untröstlich seyn, wenn es nicht gedruckt würde. Da ich aber nicht weiß, was hisce temporibus in quae nos reservavit irate Deus erlaubt ist, so kann ich das Imprimatur nicht ertheilen.“ Ich ließ die Schrift in Jena, wo damals kein Professor unter Censur stand, drucken. Herr Danckwerts, der Verleger, wurde gerichtlich vernommen. Auf seine Versicherung aber, daß der Verfasser nicht im Königreiche Westphalen lebe, ward alle Nachforschung aufgegeben; das Büchlein behielt auch in einer zweiten Auflage freien Umlauf. Bei allen übrigen Schriften habe ich keine Hindernisse gefunden; und doch kann ich versichern, daß ich während des Schreibens niemals an die Censur gedacht habe, und daß ich durchaus nicht anders geschrieben haben würde, wenn auch keine Censur in der Welt gewesen wäre. Eine Beschränkung jedoch bin ich der Wahrheit schuldig. Meine Geschichte des Deutschen Volkes ist in Erfurt mit Königlich Preußischer Censur gedruckt worden. In den zwölf Bänden sind mir zwei sehr anständige Wörter („große Herren“) gestrichen, ohne daß der Sinn des Satzes im Mindesten verändert worden wäre.“

Endlich sagt Luden zur Widerlegung der Meinung, als sey die Revolution ein unvermeidliches, unwiderstehliches Verhängniß gewesen, das die Franzosen ergriffen und welchem sie blindlings hätten folgen müssen: „Eine Reihe von Jahren hindurch nannte man dieses Verhängniß den revolutionairen Zeitgeist; aber schwerlich hat irgend Einer, der das Wort gebrauchte, sich selbst verstanden, schwerlich gewußt, was er sagte. Revolutionair! Vor der Revolution hat es keine revolutionaire Menschen, keine revolutionaire Gesinnung gegeben. Die Revolutionaire sind Kinder, nicht Väter der Revolution. Die Revolution, als sie eingetreten war, hatte große Feinde, welche sie mit dem bittersten Ingrimm zu unterdrücken suchten: gegen dieselben erhoben sich Andere in großer Zahl, das Französische Volk gegen die Privilegirten. Es entstand ein furchtbarer Kampf. In demselben waren die Vertheidiger der Revolution Revolutionaire, die Feinde derselben Gegenrevolutionaire. Die Namen waren Parteinamen und haben als solche ihre Bedeutung. Eben so wenig aber als es ohne eine Revolution Gegenrevolutionaire geben kann, eben so wenig kann es Revolutionaire geben. Die Annahme, daß Menschen, die ihres Verstandes mächtig sind, ohne Weiteres, wenn der gemeine Ausdruck verstattet ist, ins Blaue hinein eine Revolution wollen, ersinnen, erstreben, zur Herbeiführung einer Revolution Ränke schmieden, ist eine Verleumdung der menschlichen Natur. Jeder Mensch wünscht und strebt, desto kräftiger, je tiefer er sich seiner bewußt wird, zu bestehen und zu gedeihen; er verlangt, um zu bestehen und zu gedeihen, Licht und Raum; er fordert eine solche Stellung, in welcher er frei und gesichert ohne Nachtheil Anderer für eigene Zwecke die Kräfte ausleben kann, die in ihm sind: eben deswegen kann eine Gesammtheit von Menschen, ein gesellschaftlicher Verein, eine Gemeinde, ein Staat, ein Volk, ihren Gesammtwillen nur auf Ordnung und Sicherheit richten, und Niemand, weder die Gesammtheit noch der Einzelne, kann eine Vernichtung der bestehenden Verhältnisse, kann eine Revolution wollen. Aenderungen, Verbesserungen mögen gewünscht und erstrebt werden, von Einzelnen, von Vielen, von Allen: eine Revolution von Niemand. Wird ein Haus zu klein für eine Familie, so bauet man an; wird es unbequem für Leben und Geschäfte, so bauet man um; ist es verfallen, so bessert man aus; ist keine Ausbesserung mehr möglich, so reißt man ein und bauet ein neues: wer dieses versäumt, über den fällt das alte zusammen. Niemals aber ist das Einreißen die Lust oder der Zweck des Eigenthümers. Und ein Zeitgeist? ein revolutionairer Zeitgeist? Wie Menschen schneiden die unendliche Linie der Zeit, so weit wir sie übersehen, willkürlich in Stücke, um uns bequemer umzusehen, um verständlicher mit einander zu sprechen. Wir nennen einen solchen Abschnitt ein Menschenalter. Wie nun, hat jedes Menschenalter etwa einen eigenen Geist? einen Zeitgeist, der bald in dieser, bald in einer anderen Gestalt erscheint, unter Anderem auch als Revolutionair, um alle Welt in den Abgrund einer Revolution zu treiben? Aber wo hatte denn dieser unsaubere Geist vorher gehaust? wer hatte ihn gesandt? wo waren die früheren Zeitgeister geblieben? und wie kam es, daß jener revolutionaire Geist bei seiner launenhaften Erscheinung Alles wie mit Besen gekehrt und zu seiner Aufnahme geschmückt fand? Nein, es ist ein wunderliches Gerede, dieses Gerede vom Zeitgeist. Es giebt nur einen Geist, der das Leben der Menschheit ist, der sich im Leben der Völker nach den Gesetzen seines eigenen Wesens entwickelt, der sich in den verschiedenen Völkern verschieden, in späteren Zeiten anders als in früheren offenbart, der aber immer derselbe bleibt und niemals revolutionair wird. Der Zeitgeist war nur der Herren eigener Geist, in dem die Zeit sich revolutionair bespiegelte. Er war indeß eine schöne Erfindung, dieser revolutionaire Zeitgeist, für die Unwissenheit nämlich, die sich ein weises Ansehen zu geben wünschte, für die Trägheit, die das Forschen scheuete und doch mit einem klugen Gesicht ein Wort drein reden wollte. Was auch geschehen mochte: es war der Zeitgeist! Wo immer sich der alte Maulwurf rührte: es war der revolutionaire Zeitgeist! Damit war Alles auf das Beste abgethan, und wir wußten, woran wir waren.“

*) Geschichte der Regierung Ludwig's XVI., in den Jahren, da die Französische Revolution verhütet oder geleitet werden konnte, von Joseph Droz. Aus dem Französischen. Vorrede von Heinrich Luden. — Jena, 1842.

**) Magazin Nr. 40 und 41 vom Jahre 1839.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Freitag den 27. Mai 1842.

Frankreich.

Die Jungfrau von Orleans.

Resultate der neuesten Forschungen.*)

Seit dem Jahre 1819 haben die Herren Buchon, Petitot, Monmerqué und der berühmte Guizot bändereiche Sammlungen Französischer Memoiren herausgegeben, welche vieles Licht über die Geschichte des Mittelalters verbreiten. Man findet darunter auch einige wichtige Aufschlüsse über das Leben und die Thaten der Jungfrau von Orleans, wodurch man zu einem richtigeren Begriff ihres häufig entstellten und mißverstandenen Charakters gelangt. Bekanntlich wurde im J. 1456, fünfundzwanzig Jahre nach der Verurtheilung Johanna's, auf Befehl Karl's VII. ein neues Gericht gehalten, um ihr Andenken von der Schmach des ersten zu reinigen, bei welcher Gelegenheit mehrere ihrer Verwandten und Waffengenossen als Zeugen auftraten. Von diesen merkwürdigen Aussagen, so wie von den Verhandlungen des ersten Prozesses, existiren in den Bibliotheken zu Paris und Genf handschriftliche Kopieen, die von Barante und Sismondi kommentirt worden und worauf wir folgende biographische Skizze dieses Wundermädchens gründen.

Die Aeltern Johanna's, Jacques d'Arc und Isabelle Romée, waren arme Bauern zu Domremy an der Lothringischen Gränze. Sie hatte eine Schwester, die, wie es scheint, als Kind starb, und drei Brüder. Nach ihrer eigenen Erklärung war sie 19 Jahr alt, als sie zuerst am Französischen Hofe erschien, und obgleich man einem Frauenzimmer nicht verargen könnte, einige Jahre wegzuleugnen, so wurde doch diese Aussage durch mehrere Zeugen bestätigt, und ihre Geburt muß demzufolge in die Jahre 1410 oder 1411 gefallen seyn.**) Sie erhielt eine ihrem Stande angemessene Erziehung; man ließ sie weder Schreiben noch Lesen, wohl aber Spinnen, Stricken, das Pater noster und das Ave Maria lernen und von ihrer frühesten Kindheit an die Heerden ihres Vaters hüten. Weit davon entfernt, eine außerordentliche Unerschrockenheit zu zeigen, ging ihre Blödigkeit so weit, daß die Anrede eines Fremden sie außer Fassung brachte. Sie war ihren Nachbarn nur als ein einfältiges, gutmüthiges Mädchen bekannt, die immer bereit war, Kranke zu warten oder arme Wanderer zu unterstützen, welche der Zufall in ihr Dorf führte. Ihre außerordentliche Frömmigkeit machte sie jedoch bald zum Gegenstande der Aufmerksamkeit und vielleicht des Spottes. Man sah sie zuweilen ganz allein auf dem Felde niederknieen und beten; sie fand kein Vergnügen an den Spielen ihrer jungen Gefährtinnen, sondern eilte nach vollbrachtem Tagewerk in die Kirche, wo sie sich vor dem Altare hinwarf und ihre Gebete vorzugsweise an die Mutter Gottes und die Heiligen Katharina und Margarethe richtete. Jeden Sonnabend, oder noch öfter, machte sie eine Pilgerreise nach einer kleinen, der heil. Jungfrau geweihten Kapelle, die sich in einer kurzen Entfernung vom Dorfe befand. Oft begab sie sich auch nach einer ehrwürdigen Buche, deren alterthümliche Zweige sich am Saume des Waldes Bois Chenu ausstreckten und an deren Fuß ein klarer Bach vorüberrauschte. Den Fluthen dieses Baches wurde eine heilsame Wirkung zugeschrieben, und der Baum selbst war unter dem Namen l'Arbre des Dames oder l'Arbre des Fées bekannt, weil einige alte Weiber im Dorfe die Zusammenkünfte der Feen unter seinem geheimnißvollen Schatten belauscht hatten. Aus demselben Grunde war die Buche durch den katholischen Gottesdienst geheiligt; einmal jährlich hielt der Priester von Domremy eine Prozession um den Baum, während die jungen Leute ihn mit Kränzen behingen und die Nacht mit Gesang und Tanz zubrachten.

Die Zeiten, worin Johanna lebte, mußten einen feurigen Geist sowohl himmlischen als irdischen Dingen zuwenden. Sie hatte ihr zehntes Jahr erreicht, als ein schwachsinniger König durch den schändlichen Vertrag von Troyes die Erbfolge seines Reichs den Engländern überließ; zwei Jahre nachher starb dieser unglückliche Fürst (Karl VI.), und der unmündige Heinrich von England wurde in Paris, Rouen und Bordeaux zum Monarchen Frankreichs ausgerufen, während der rechtmäßige Erbe, der Dauphin, seinen Hof jenseits der Loire halten mußte und nur von Wenigen als Karl VII. anerkannt wurde. 1423 kam die Nachricht von der Niederlage bei Crevant; 1424 fiel die Blüthe des Französischen und Schottischen Adels bei Verneuil, und 1425 wurde La Hire nebst seinen tapferen Gefährten aus der Champagne vertrieben. Die Streitigkeiten zwischen dem Regenten Bedford und seinem Verbündeten, Philipp von Burgund, gewährten zwar dem Lande eine kurze Erholung, aber diese Fehden wurden geschlichtet, und Bedford kehrte mit der Absicht nach Frankreich zurück, den Schauplatz des Krieges jenseits der Loire zu verlegen und die letzten Hoffnungen der Armagnacs (so nannte man die Partei Karl's) zu zerstören.

Auch das ferne Domremy konnte den Unruhen und Trübsalen dieser harten Zeit nicht entgehen. Die Bewohner des Dorfes waren, mit einer einzigen Ausnahme, eifrige Armagnacs, einige ihrer Nachbarn hingegen nicht weniger eifrige Burgunder. Die Anhänglichkeit Johanna's an ihren König war nach ihrem eigenen Geständniß so groß, daß sie seinem einzigen Widersacher in Domremy den Tod zu wünschen pflegte. Nach der Vertreibung der Königlichen Truppen aus der Champagne hatten die Aeltesten ihres Dorfes, wie alle Anderen, ihren Nacken unter das Burgundische Joch beugen müssen, aber die Kinder behielten den früheren feindseligen Geist bei und rotteten sich oft in Schaaren zusammen, um die kleinen Burgunder der nahen Ortschaft Marey zu überfallen; Johanna erzählt in ihrem Prozesse, daß sie ihre Brüder oft blutig und zerschlagen aus diesem Scheinkriege zurückkehren sah. Bei einer Gelegenheit wurden die Bauern von Domremy durch den Einfall eines Burgundischen Streif-Corps genöthigt, die Flucht zu ergreifen und das Vorübergehen des Sturmes anderswo abzuwarten. Johanna suchte mit ihren Aeltern in einem Wirthshause der Stadt Neufchateau Schutz, wo sie sich 14 Tage aufhielt und wahrscheinlich ihren Unterhalt durch Arbeit verdiente; dieses ist der einzige Grund zu der von Monstrelet, einem Chronikenschreiber der Burgundischen Partei, erzählten und von Hume und anderen Historikern nachgeschriebenen Anekdote, daß Johanna mehrere Jahre als Magd in einer Schenke gedient habe.

Der feurige Geist Johanna's, durch den zwiefachen Zunder des religiösen und politischen Enthusiasmus entflammt, fing bald an, sich in lebhaften Träumen zu äußern, die nach und nach eine bestimmtere Gestalt annahmen; sie glaubte die Stimmen ihrer Schutzheiligen zu hören, wie sie ihr befahlen, den Thron Frankreichs wiederherzustellen und die fremden Eroberer zu verjagen. Diese Erscheinungen fanden, nach ihrem eigenen Berichte, von ihrem 13ten Jahre an zu verschiedenen Zeiten statt und erfüllten sie anfangs mit Furcht, später aber mit überschwenglichem Entzücken. Zuweilen nannte sie diese himmlischen Gäste, die sie als den Erzengel Michael („un vrey preud'homme"), die heil. Katharina und die heil. Margarethe erkannte: „meine Stimmen"; zuweilen belegte sie dieselben mit dem Ehrentitel: Messire, und gelobte, zum Dank für solche Zeichen der göttlichen Gnade, sich fortan dem jungfräulichen Stande zu weihen.

Unterdessen fand ein ehrlicher Landmann an ihrer Schönheit Gefallen; er wünschte sie zu heiraten und wurde in seinem Gesuch von ihren Aeltern eifrig unterstützt, von Johanna jedoch standhaft abgewiesen. Der verliebte Bauer hatte bald seine Ueberredungskunst erschöpft und nahm zu einer sonderbaren List Zuflucht; er gab vor, sie hätte ihm die Ehe versprochen, und zitirte sie vor das Tribunal zu Toul, um die Uebereinkunft zu erfüllen. Die Jungfrau ging selbst nach Toul, wo sie ihre Vertheidigung persönlich führte, und da sie die Nicht-Existenz eines solchen Versprechens mit einem Eide bekräftigte, so wurde sie von den Richtern freigesprochen.

Ueber ihre hartnäckige Weigerung erzürnt, hielten sie ihre Aeltern, wie sie sagt, „en grant subjection", da diese auch durch einige Reden erschreckt wurden, die sie von Zeit zu Zeit über die ihr vom Himmel anvertraute Sendung fallen ließ. Gegen den Einwohner von Domremy, dessen Tod sie gewünscht hatte, weil er die Partei des Dauphins nicht begünstigte, äußerte sie: „Gevatter, wenn Ihr kein Burgunder wäret, so könnt' ich Euch was erzählen." Einem anderen Nachbar rief sie zu: „Es befindet sich jetzt zwischen Vaucouleurs und Colombey eine Jungfrau, die den König von Frankreich krönen lassen wird"; und gab oft zu verstehen, daß sie nach Frankreich gehen müsse*). Der ehrliche Jacques und sein Weib fürchteten, daß die lebhafte Einbildungskraft ihrer Tochter durch die Kriegsknechte irre geleitet seyn möchte, und daß diese sie überreden dürften, die Heimat zu verlassen und ihnen in den Krieg zu folgen. „Glaubte ich, daß sich so etwas ereignen würde", sagte der Vater zu einem seiner Söhne, „so solltest Du sie lieber ersäufen, oder wenn Du es nicht könntest, so thäte ich es mit eigenen Händen."

Die Schranken, die das Geschlecht und der Stand Johanna's ihr in den Weg legten, würden sie gewiß noch lange an der Ausführung ihrer Trän-

*) Zusammengestellt in der Quarterly Review, nach welcher wir diesen Artikel in abgekürzter und mehr übersichtlicher Form bearbeitet haben.

**) Petitot hat, vielleicht durch einen Druckfehler, 19 in 29 verwandelt und dadurch sowohl Hume als Rapin irre geleitet.

*) Unter dem Namen Frankreich wurden damals nur die Provinzen verstanden, welche die Kron-Domainen bildeten, die anderen hießen im Allgemeinen das Französische Königreich. (Supplém. aux mém. de Jeanne d'Arc.)

mereien verhindert haben, wenn nicht eine neue kritische Wendung in den damaligen Ereignissen eingetreten wäre. Nach der Rückkehr des Regenten Bedford wurde ein mächtiges Heer gegen den Dauphin ausgesandt und das Kommando dem tapferen Grafen von Salisbury anvertraut, unter welchem die berühmten Feldherren Talbot, Fastolf und Gladsdale standen. Salisbury eroberte fast ohne Widerstand Rambouillet, Pithiviers, Jargeau, Sully und andere Oerter und schritt dann zur Belagerung von Orleans, einer Stadt, die den Uebergang über die Loire und den Zutritt zu den südlichen Provinzen beherrscht und die wichtigste war, welche sich noch in den Händen der Franzosen befand. Beide Parteien erkannten, daß hier die Französische Monarchie ihren letzten Kampf bestehen müsse; sobald Orleans unterworfen war, konnten die Truppen Bedford's das offene Land jenseits der Loire überschwemmen und den König nöthigen, sich in die Berge der Auvergne oder Dauphiné's zu werfen. Auf diesen Schauplatz richteten daher nicht nur Frankreich und England, sondern ganz Europa ihre Blicke; auf diesem Boden sollte der Kampf, auf der einen Seite um die Herrschaft, auf der anderen um die Unabhängigkeit Frankreichs gefochten werden.

Im Oktobermonat 1428 wurde Orleans zuerst vom Grafen Salisbury blokirt; da jedoch seine Absichten schon früher vorauszusehen waren, so hatten sowohl Karl VII. als die Einwohner selbst das Aeußerste gethan, einen langen, hartnäckigen Widerstand vorzubereiten. Ein tapferer Offizier, der Sire de Gaucourt, wurde zum Gouverneur ernannt, und zwei der berühmtesten Feldherren des Jahrhunderts, Pothon de Saintrailles und Dunois, Bastard des Königlichen Hauses Orleans, waren mit einem zahlreichen Gefolge in die Stadt eingerückt. Einen ähnlichen Geist zeigten die Bürger; sie trugen nicht nur große Summen zur Vertheidigung bei, sondern ließen auch ihre Vorstadt Portereau, so wie alle Weinberge und Gärten im Umkreis einer halben Meile, dem Boden gleich machen, damit sie dem Feinde nicht zum Schutze dienen möchten. Die waffenfähigen Männer wurden in Rotten eingetheilt, die übrigen trugen Reliquien in Prozession von einer Kirche zur anderen, um die Gnade und den Beistand des Himmels zu erflehen.

Salisbury begann seinen Angriff mit dem Sturm des Brückenkopfs, dessen er sich nach einer heftigen Gegenwehr bemächtigte. Hierauf vertrieb Sir William Gladsdale, einer der ausgezeichnetsten Anführer der Englischen Armee, die Belagerten aus zwei Thürmen, die er mittelst eines Bollwerks mit dem Brückenkopf verband und in ein Fort verwandelte, auf welchem er eine Batterie der Stadt gegenüber aufstellte. Aber die Thätigkeit Gladsdale's wurde dem Oberbefehlshaber verderblich. Wenige Tage nachher besuchte Salisbury die Werke und bestieg einen der eroberten Thürme, wo ihm eine von den Stadtmauern abgeschossene Kanonenkugel eine tödtliche Wunde beibrachte. Sein Nachfolger, der Graf von Suffolk, beschloß nach mehreren vergeblichen Angriffen, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln und die Stadt mit Forts oder „Bastillen" zu umgeben, um sie durch den Hunger zur Uebergabe zu zwingen. Mit diesen Arbeiten beschäftigte man sich den ganzen Winter, während öftere Stürme auf der einen und Ausfälle auf der anderen Seite den feurigen Muth der Belagerer und die unerschütterliche Standhaftigkeit der Belagerten bewiesen. Des unvollendeten Zustandes der Englischen Tranchéen halber konnten bisweilen noch Zufuhren und Verstärkungen nach Orleans gebracht werden, und da die leichte Reiterei der Franzosen das platte Land verwüstet hatte, so fand nicht selten im Britischen Lager eine eben so große Theurung und Hungersnoth statt, wie in der Festung selbst; im Ganzen nahmen jedoch in letzterer die Vorräthe und die Truppenzahl schneller ab, als sie ersetzt werden konnten, die feindlichen Linien schlossen sie mit neuen Thürmen und Redouten immer enger ein, und es war augenscheinlich, daß, wenn kein energischer Rettungsversuch geschähe, sie im bevorstehenden Frühjahr unterliegen müsse.

Die Nachricht von dieser Belagerung entzündete die warme Einbildungskraft des Mädchens von Domremy zu ihrer höchsten Gluth. Wie schon erwähnt, war der Enthusiasmus Johanna's zweierlei Art: der politische trieb sie an, den König aus seiner gegenwärtigen dringenden Noth zu erlösen, der religiöse aber, seine Ansprüche auf den Thron durch eine feierliche Krönung zu heiligen. Denn so lange sein Haupt nicht zu Rheims mit der alten Krone geschmückt und mit dem heiligen Oel gesalbt war, wurde Karl von der Geistlichkeit und dem Volke nicht als König, sondern nur als Dauphin, nicht als wirklicher Regent, sondern nur als rechtmäßiger Erbe angesehen. Deshalb richteten sich die bisher unbestimmten Visionen Johanna's auf zwei Gegenstände, zu deren Erfüllung sie sich vom Himmel auserlesen glaubte: Orleans zu entsetzen und den Dauphin in Rheims zu krönen; wir können nicht umhin, den furchtlosen Muth zu bewundern, der sie vor einer solchen Aufgabe nicht zurückweichen ließ. Sie entschloß sich, nach der benachbarten Stadt Vaucouleurs zu gehen und ihre Visionen dem dortigen Gouverneur, Baudricourt, einem eifrigen Anhänger Karl's, zu entdecken, um unter seinem Schutze dem König vorgestellt zu werden. Da sie die Einwilligung ihrer Aeltern nicht erwarten durfte, so begab sie sich zuerst, unter dem Vorwand eines kurzen Besuchs, zu ihrem Oheim, Durand Laxart, der in dem Dorfe Petit Burey, zwischen Vaucouleurs und Domremy, wohnte und dem sie ihre Eingebungen und Absichten mittheilte. Die Kraft und der Ernst ihrer Reden hatten auf den ehrlichen Landmann eine solche Wirkung, daß er sich anbot, an ihrer Stelle nach Vaucouleurs zu gehen und ihren Auftrag an den Sire de Baudricourt auszurichten. Seine Verheißungen der göttlichen Hülfe durch die Vermittlung eines Bauermädchens wurden jedoch von dem strengen alten Krieger mit der größten Verachtung aufgenommen. „Gebt Eurer Nichte ein Paar Ohrfeigen", erwiederte er, „und schickt sie ihrem Vater zurück."

Durch den schlechten Erfolg ihres Oheims keineswegs außer Fassung gebracht, begab sich die Jungfrau in seiner Gesellschaft selbst nach Vaucouleurs und erlangte mit Mühe Zutritt zum Gouverneur, der, ihrer Beredsamkeit ungeachtet, fortfuhr, ihre Anträge und Bitten zu verhöhnen. Hier aber zeigte Johanna die Energie und Willenskraft, wodurch der Sieg, wenn er nur irgend möglich ist, fast immer errungen wird. Sie blieb zu Vaucouleurs, ermahnte den Gouverneur zu wiederholten Malen, die Stimme Gottes nicht zu vernachläßigen, und brachte ihre übrige Zeit unter heißem Gebet in der Kirche zu. Einmal faßte sie den Plan, die Reise von 150 Lieues anzutreten, wünschte aber wenigstens einen Brief von Baudricourt mitzunehmen, welcher endlich einwilligte, zu schreiben und die Entscheidung dem Könige zu überlassen. Auf ihn hatte sie wenigen oder gar keinen Eindruck gemacht, wohl aber auf andere Bewohner von Vaucouleurs, von denen Einer, Jean de Metz, später endlich über diese Ereignisse vernommen wurde. „Kind!" rief er ihr auf der Straße zu, „was thust Du hier? Müssen wir uns nicht darein ergeben, den König verjagt zu sehen und Engländer zu werden?" — „Ich bin hierher gekommen", entgegnete das Mädchen, „um den Sire de Baudricourt zu bitten, mich dem Dauphin vorzustellen; er achtet meiner nicht, und doch ist es nothwendig, daß ich vor Mitte der Fasten in Gegenwart des Dauphins stehe, wenn ich auch, ehe ich ihn erreiche, die Füße wund gehen und auf den Knien hinkriechen müßte. Denn Keiner auf dieser Erde, weder König, noch Herzog, noch Tochter des Königs von Schottland *), ich allein bin auserkoren, das Französische Reich wiederzugewinnen, obgleich ich lieber an der Seite meiner armen Mutter spinnen möchte. Aber gehen muß ich, weil der Herr, mein Gebieter, es so befiehlt." — „Und wer ist der Herr, Dein Gebieter?" fragte de Metz. — „Der Himmelskönig!" antwortete sie. De Metz erklärte sich durch ihren begeisterten Ton überzeugt, gab ihr die Hand und versprach, sie selbst zum König zu begleiten. Er erkundigte sich, wann sie die Reise anzutreten wünschte? „Lieber heute als morgen", erwiederte die Heldin.

Ein anderer Edelmann, Bertrand de Poulengy, entschloß sich gleichfalls, sie zu begleiten, und die Macht der öffentlichen Meinung zwang endlich Baudricourt in ihre Reise einzuwilligen. Der Ruf Johanna's war auch zu dem Herzoge von Lothringen gedrungen, welcher sie zu sich berief, um ihn von einer Krankheit zu heilen; sie erklärte aber, daß ihre Sendung weder diesen Fürsten noch einen solchen Gegenstand beträfe, und der Herzog entließ sie mit einem Geschenk von 4 Livres. Diese Gabe war ihr, wie es scheint, um so mehr willkommen, da sich Baudricourt durchaus weigerte, die Kosten ihrer Reise zu tragen; er übergab ihr nichts als ein Schwert und sagte beim Abschiede nur: „Va, et advienne que pourra". Ihr Oheim hatte Geld geborgt, um ein Pferd zu ihrem Gebrauch zu kaufen, und die übrigen Unkosten wurden durch Jean de Metz bestritten, wofür ihn nachher der König entschädigte. Johanna selbst legte auf den Befehl ihrer „Stimmen" männliche Kleidung an und trug während ihrer ganzen Unternehmung keine andere.

Auf die Nachricht, daß ihre Tochter schon in Vaucouleurs sey und in den Krieg ziehe, eilten Jacques d'Arc und seine Gattin in der größten Bestürzung aus ihrem Dorfe herbei, ohne sie jedoch zurückhalten zu können. „Ich sah diese Leute in der Stadt", erzählt Jean de Metz, „sie schienen mir arbeitsam, ehrlich und gottesfürchtig zu seyn." Johanna erklärte später bei ihrem Prozesse, ihre Aeltern seyen vor Kummer außer sich gewesen, aber sie habe ihnen nachher geschrieben und ihre Verzeihung erlangt. Es ist zu glauben, daß sich keiner von ihren Brüdern unter der Reise-Gesellschaft befand, obgleich einer derselben, Pierre d'Arc, in der Folge in Touraine bei ihr ankam.

Johanna zog am ersten Fastensonntage, den 13. Februar 1429, aus Vaucouleurs aus. Ihre Eskorte bestand aus 6 Personen: den Sires de Metz und de Poulengy mit ihren Dienern, dem Königlichen Boten Colet de Vienne und dem Schützen (Partichier) Richard. Es war keine kleine Unternehmung, eine so weite Strecke zurückzulegen, wo man jeden Augenblick Englischen oder Burgundischen Truppen begegnen konnte und, um ihnen auszuweichen, breite Ströme durchwaten, in dichte Wälder eindringen und ungebahnte Nebenwege aufsuchen mußte. Die Jungfrau kümmerte sich weder um Gefahren noch um Mühseligkeiten; sie klagte nur, daß ihre Begleiter nicht jeden Morgen still halten wollten, um Messe zu hören. Diese fühlten dagegen nicht selten ihr Vertrauen wanken und unruhige Zweifel in ihren Seelen aufsteigen; mehr als einmal fiel ihnen der Gedanke ein, daß sie nur die Führer einer Wahnsinnigen oder einer Zauberin seyen, und sie kamen in Versuchung, sie einen Steinbruch hinunter zu stürzen oder allein auf der Landstraße zu lassen. Johanna entging jedoch glücklich allen Gefahren, setzte zu Gien über die Loire und befand sich endlich in Freundes Land. Hier verkündigte sie Allen, die ihr begegneten, sie sey von Gott gesendet, um den König zu krönen und die gute Stadt Orleans zu befreien. Diese Nachrichten begannen sich bald zu verbreiten, erreichten selbst Orleans, und wie ein Ertrinkender nach jedem Strohhalm greift, so begrüßten die armen hartgedrängten Belagerten den letzten schwachen Hoffnungsschimmer, der ihnen Rettung versprach.

Auf irdische Hülfe konnten sie sich in der That nicht mehr verlassen. Der König hatte auf ihre wiederholten Bitten mit Mühe ein Heer von 3000 Mann zusammengebracht, aber die Soldaten waren muthlos und dem Dienste abgeneigt. Als sich diese Truppen der Stadt näherten, stieß Dunois mit 1000 Mann von der Besatzung zu ihnen; sie wurden jedoch von nur 2000 Engländern unter Sir John Fastolf aufs Haupt geschlagen und ließen 500 Todte auf dem Wahlplatz. Dieses Treffen fand am 12. Februar, den Tag vor der Abreise Johanna's aus Vaucouleurs, statt und hieß: die Häringsschlacht.

*) Man unterhandelte damals die Vermählung des Dauphins Ludwig (Sohns Karl's VII.) mit der Tochter des Königs von Schottland, Jakob I., der neue Hülfstruppen zu schicken versprach.

weil Falstaff einen großen Transport Salzfisch nach dem Britischen Lager geleitete, der während der Fastenzeit gebraucht werden sollte, und den die Franzosen aufzufangen hofften.

Um ein so schmachvolles Unglück wieder gutzumachen und den Geist des Heers zu beleben, schien die Hülfe eines Helden oder Propheten nöthig zu seyn. Karl VII. konnte gewiß nicht für den ersteren gelten. Er war damals erst 27 Jahr alt und hatte nie weder staatskluge Entschlossenheit noch kriegerisches Feuer gezeigt. Den Vergnügungen ergeben, erwählte er gewöhnlich ein einsames Schloß zu seinem Aufenthalt und übertrug die Sorgen der Regierung dem Rathe oder einem begünstigten Minister. „Ich habe niemals", rief einst La Hire aus, „ein Königreich auf eine so lustige Weise verlieren sehen." Obgleich Karl zuweilen so von Geld entblößt war, daß sein Haushofmeister, nach der Erzählung eines alten Dichters, bei Gelegenheit eines Königlichen Banketts nichts als zwei Hühner und ein kleines Stück Hammelfleisch anschaffen konnte, so wurde er doch hierdurch in seiner Gemüthsruhe nicht gestört, und weder seine eigenen Entbehrungen noch die Leiden seines Volkes hatten je vermocht, ihn zu kühnen, kräftigen Thaten anzufeuern. Später wachte er freilich aus dieser Lethargie auf und glänzte als tapferer Feldherr und weiser Regent; aber von dieser plötzlichen merkwürdigen Veränderung, welche nach Sismondi ins Jahr 1439 fällt, entdeckt man in dem Leben Johanna's von Arc keine Spur. (Fortsetzung folgt.)

Türkei.

Ein Tag und eine Nacht am Euphrat.

(Schluß.)

So brennend mein Durst war, so konnte ich es doch unter diesen Umständen nicht wagen, durch das Dickicht bis zum Rande des Wassers vorzudringen. Endlich schnitt ich mir aus einem Gebüsche einen Stock, der mir in Ermangelung jeder anderen Waffe ein recht willkommener Besitz war. Es gelang mir mit seiner Hülfe, den durstigen vierbeinigen Mitbewerbern einen Trunk Wasser streitig zu machen; darauf ging ich weiter, bis die Finsterniß mich überholte. Ich beschloß, bis zum Ende der nächsten Wasserleitung zu gehen und daselbst in einiger Sicherheit vor Raubthieren bis Mitternacht, um welche Zeit der Mond aufgehen mußte, zu schlafen.

Wie sehr staunte ich, als ich, auf eine dieser Ruinen aus alter Zeit losschreitend, unter einer Bogenwölbung ein angezündetes Feuer sah, bei welchem ein alter Beduine und ein Knabe saßen. Bei meiner Annäherung sprang der Alte auf, ergriff die Keule, die in seinem Gürtel steckte, und rüstete sich zum Kampfe. Ich sah ihn lachend an, warf meinen Stock von mir und setzte mich zum Feuer. Der Knabe brachte mir Wasser in einem Kruge und steckte ein Bündel nasses Stroh in Brand, um die Mosquitos abzuwehren, die gleich einer Wolke über der Flamme hingen, während der alte Mann mir Brod reichte. Auf meine Fragen erhielt ich zur Antwort, das Dampfboot sey am heutigen Tage vorüber gefahren, und der Alte versprach, er wolle mein Führer seyn, sobald der Mond aufgehen würde.

Ich hatte mich niedergelegt, um bis dahin einiger Ruhe zu genießen, als ein anderer Araber sich einstellte. Er war auf Plünderung gegangen, brachte aber nichts als werthlose Dinge mit. Obschon dieser Umstand mir keinen vortheilhaften Begriff von meinen Wirthen beibrachte, so schlief ich doch fest ein, bis ein Kneifen an meiner großen Zehe mich weckte. Als ich die Augen aufschlug, hing ein groteskes Gesicht, vom Monde beleuchtet, über dem meinigen. Der andere Mann und der Knabe waren fort; auch vermißte ich meinen Stock (ein begreiflicher Umstand); allein der Alte war gegenwärtig. Ich stand auf, und wir gingen schweigend unseres Weges. Vor dem Schlafengehen hatte ich meinem Wirthe und Führer einen Gast geschenkt und bei dieser Gelegenheit meine leere Börse gezeigt; aber Beduinen lassen sich von solcher List nicht berücken. Ich erwartete daher jeden Augenblick, daß noch einige *ungebetene* Führer zu uns stoßen würden: meine einzige Hoffnung war, die Habsucht des alten Mannes würde ihn dazu bestimmen, daß er mich als *seine* Prise betrachtete und, um den Gewinn mit Niemanden theilen zu müssen, selber den Versuch machte. Diese Hoffnung ging glücklich in Erfüllung.

Unser Weg führte immer den Euphrat entlang, der sich jetzt, als die Landschaft zu beiden Seiten im Mondlicht breite Schatten auf seine leuchtenden Gewässer warf, besonders vortheilhaft ausnahm. Bald mußten wir einige Hügel ersteigen; als wir den Kamm derselben erreicht hatten, legte sich mein Führer an den Boden und rekognoszirte das vor uns liegende nackte Hochland. Ich setzte mich unterdeß nieder. Als seine Rekognoszirung beendigt war, murmelte er vor sich hin: „Keine Araber" (als wär' er selbst keiner gewesen). Darauf kam er, setzte sich dichter zu mir, als mir angenehm war, und befühlte die stählernen Schnallen meiner Hosenträger (denn ich trug keine Weste), die wie Silber im Mondlicht glänzten. Das Zittern seiner Hand gab mir zu erkennen, daß er nichts Gutes im Schilde führte. Ich sprang auf und ergriff einen Stein; er aber erhob mit einer Hand seine Keule und streckte die andere Hand aus, Daumen und Zeigefinger an einander reibend, wie man in vielen Gegenden der Welt zu thun pflegt, wenn man Geld fordert. Er war ein großer und gliederstarker Mann, aber schon alt und ziemlich steif: sein Auge war roth und triefend, seine Nase lang, seine Stirn „schurkenhaft niedrig". Unser beiderseitiger Vortheil erheischte jedoch Aufrechthaltung des Friedens. Ich behielt meinen Stein in der Hand, blieb außer dem Bereich seiner Keule und begann nun auf eine seltsame Weise mit meinem Gegner zu unterhandeln. Zuerst verlangte er Geld; ich sagte ihm, daß ich keines mehr habe: dann wollte er mein *Roß*; ich entgegnete, daß ich nicht meinen Kopf der Sonne aussetzen könne; endlich nahm er mit einer Arabischen Schärpe fürlieb, die ich um meine Hüften trug. So war das Vertrauen einstweilen wieder hergestellt.

Wir gingen jetzt einen Hohlgrund hinab, und dann über einige niedrige Hügel. Auf dem Gipfel derselben erblickte ich zu meiner Freude — denn es war eben Tagesanbruch — den Euphrat mit bewohnten Eilanden, die in ihm zu schwimmen schienen, und zwischen meinen Standpunkt und dem Flusse war das Land wohlangebaut und bevölkert.

Mein Führer ging nur bis zu diesem Flecke mit mir; denn er fürchtete sich eben so sehr vor den Fellah's, als wären es Türkische Behörden gewesen. Ich stieg allein die Hügel hinab; aber mein Mißgeschick war damit noch nicht ganz am Ende; denn einige Fellah's, die auf einem benachbarten Felde arbeiteten, stürzten mir, als sie mich bemerkt hatten, in größter Eile entgegen, um mir den Weg abzuschneiden. Sie waren mit kleinen Aexten bewaffnet, die sie über meinem Haupte schwangen. Ich sagte ihnen, man hätte mich auf den Hügeln rein ausgeplündert, und so begnügten sie sich mit dem Tuche, das ich um meinen Hals trug. Es war das dritte und letzte, das ich zu vergeben hatte.

Eine kurze Strecke weiter kam ich zu einigen Hütten. Hier wurde ich von Arabischen Frauen ungemein freundlich empfangen und mit Milch bewirthet. Diese Frauen sagten mir zu meiner großen Freude, das Dampfboot sey nicht fern und hinter einem der Eilande. So war es auch; ich war noch nicht viel den Fluß abwärts gewandert, als ich zwischen den säulenartigen Dattelbäumen die Röhre hervorschimmern sah. An der Seite, wo ich ging, waren jedoch keine Häuser, und es verging mehr als eine Stunde, ehe ich die Aufmerksamkeit der Araber auf der Insel erregen konnte. Kaum hatte ich dies gethan, so wurde meine Ankunft am Bord des Dampfboots bekannt. Man hatte in der vergangenen Nacht Leute ausgeschickt, die mich suchen sollten; ein kleines Boot kam mir entgegen gerudert, und in wenigen Momenten war ich wohlbehalten an Bord, wo meine Freunde mich herzlich bewillkommten. Ich hatte in Allem über 30 Engl. Meilen zurückgelegt und auf diesem verzweifelten Marsche den wahren Charakter der Araber kennen gelernt, die mit all' ihrer gepriesenen Gastfreiheit und Hochherzigkeit keine Gelegenheit zum Rauben unterlassen, so oft es ungestraft geschehen kann. (Ainsworth's Magazine.)

Griechenland.

Die Presse in Griechenland.

Zur Beförderung des öffentlichen Unterrichts in Griechenland, für dessen Gedeihen die gegenwärtige Regierung so außerordentlich bemüht ist, haben sich mehrere Vereine gebildet, die zunächst den Zweck haben, die besten Elementar-Schulbücher, die in Frankreich, England, Deutschland, in der Schweiz oder in Italien herauskommen, ins Neugriechische zu übersetzen. Diese Uebersetzungen werden, nachdem sie von einem besonderen Comité geprüft und gebilligt worden, dem Drucke übergeben und gratis unter die Schüler vertheilt oder zu sehr niedrigen Preisen verkauft. Die Königl. Druckerei zu Athen, die hauptsächlich zu dem Zwecke angelegt wurde, zur Entwickelung der allgemeinen Bildung beizutragen, liefert außer den Werken, die auf Kosten der Regierung herausgegeben werden, auch Bücher für den Elementar-Unterricht oder sonst gemeinnützliche Schriften, unter Anderem eine „Anthologie der nützlichen Wissenschaften", ein periodisches Sammelblatt, das dazu bestimmt ist, den Geschmack und die Liebe zu den Wissenschaften unter den ärmeren, arbeitenden Volksklassen zu verbreiten. Das mit der Druckerei in Verbindung stehende lithographische Institut liefert vortreffliche geographische Karten von Griechenland und sehr genaue Pläne von den alten und neuen Städten dieses Landes. Die Königl. Druckerei hat sieben Pressen, wobei sich eine Schnellpresse befindet. Eine eigene Gießerei liefert derselben die für ihre Drucke nöthigen Typen; die lithographische Anstalt besteht aus neun Pressen. Außerdem giebt es zu Athen noch funfzehn Buchdruckereien und zwei Schriftgießereien, so daß die Stadt im Ganzen einunddreißig Pressen beschäftigt.

Gegenwärtig werden in Griechenland zwanzig Journale herausgegeben, von denen sieben der Besprechung politischer Gegenstände, die übrigen aber den Wissenschaften, der Kunst, der Literatur oder der Staatswirthschaft gewidmet sind. Gesetzlich müssen die Herausgeber der politischen Zeitungen eine Caution von 5000 Drachmen (ungefähr 1000 Thlr.) stellen. Dagegen die Journale, die der Literatur, oder die Blätter, die der Mittheilung von gewerblichen Nachrichten gewidmet sind, brauchen keine Caution zu leisten; inzwischen läßt man doch zu, daß auch Zeitschriften letzterer Art sich mit politischen Fragen beschäftigen, wofern dieselben nur im Interessen besprochen werden. Athen, als die Hauptstadt des ganzen Reiches, liefert die meisten von diesen Journalen. Zwei unter denselben betrachtet man als Organe der Regierung: den „Gesetz-Anzeiger" und den „Griechischen Courier", ein halb offizielles Blatt, das in Griechischer und Französischer Sprache herauskömmt. Die Englische Politik wird durch die „Minerva" vertreten, ein Journal, das ungefähr vierhundert Abonnenten zählt und alle zwei Tage erscheint. Rußland, das stets einen so großen Einfluß auf Griechenland übt, besitzt zu Athen ein höchst gewichtiges Organ, das „Jahrhundert" (Aeon); dasselbe erscheint alle zwei Tage und zählt ungefähr fünfhundert Abonnenten. Hierbei ist zu bemerken, daß die „Minerva" und das „Jahrhundert" die beiden ältesten und bedeutendsten Zeitungen des Landes sind. Frankreich, das für die Befreiung Griechenlands so thätig mitgewirkt, war bisher durch den „Volksfreund", ein Journal von scharfer, beißender Politik, repräsentirt, das aber jetzt zu erscheinen aufgehört. Der „Griechische Beobachter (l'Observateur grec)", ein Blatt, das neulich begonnen und in Griechischer und Französischer Sprache herausgegeben wird, scheint in die Fußstapfen desselben treten zu wollen.

Hieraus besteht nun die politische Presse von Athen; ja, man könnte sagen, von ganz Griechenland; denn die in den übrigen Städten erscheinenden Journale sind nur von sehr geringer Bedeutung. Uebrigens finden wir noch zu Athen: den „Unabhängigen (l'Indépendant)", die „Biene", den „Zephyr", kleine Journale, die, der Literatur und der Mittheilung von Neuigkeiten gewidmet, wöchentlich Ein Mal erscheinen; ferner den „Sokrates", ein Wochenblatt, das literarische und philosophische Fragen behandelt; die „Wespe", eine politische Flugschrift, als Nachahmung der Französischen „Wespen" von Carr; den „Neuen Aeskulap", ein medizinisches Journal; den „Rhadamanthus", eine der Vertheidigung der Interessen der Kandioten gewidmete Wochenschrift; das „archäologische Journal"; den „Lehrer", ein der Verbreitung der besten Methoden des öffentlichen Unterrichts gewidmetes Journal; den „Kompilator", eine monatlich erscheinende literarische Revüe, und endlich die „Fama", ein ausschließlich den Gewerbs-Nachrichten gewidmetes Blatt. Zu Nauplia, einer kleinen Stadt in Argolis, die, auf einer Landzunge in dem gleichnamigen Meerbusen gelegen, anfangs zur Residenz der Regierung erwählt worden war, kommt ein juristisches Journal heraus; zu Patras, dem Hauptorte von Achaja, erscheint der „Minos", ein der Tages-Intelligenz und den Neuigkeiten gewidmetes Blatt; Syra, der Hauptort der Cykladen, dessen Bevölkerung an Zahl die von Athen übersteigt, besitzt zwei Druckereien, und es erscheinen daselbst zwei Journale, von denen das eine der Politik, das andere hingegen den gewerblichen Anzeigen und den Schiffs-Nachrichten gewidmet ist.

Mannigfaltiges.

— Ist Salomon de Caus Franzose oder Deutscher? Der Herr Verfasser des Aufsatzes: „Ist der Erfinder der Dampfmaschine ein Franzose oder ein Deutscher?" in Nr. 60 dieser Blätter hat mit weit mehr Patriotismus als Beweiskraft das Deutschthum des de Caus dargethan. Viele Leser werden wohl durch die angeführten Worte Baumgärtner's überzeugt worden seyn, daß de Caus kein Deutscher gewesen. Baumgärtner giebt zu, daß die Worte comme estant nostre subject schlagend sind; aber er will sie durch einen anderen Beweis aus dem Felde schlagen, und zwar durch die Titelworte der Deutschen Ausgabe des Werkes, welche angeblich von de Caus selbst herrühren. Wenn Baumgärtner jedoch keine bestimmte Nachweisung hat, daß die Uebersetzung vom Verfasser selbst herrührt, so geben diese Titelworte durch ihre ganze Fassung nicht nur keinen Beweis für die Deutsche Abkunft des de Caus, sondern gegen dieselbe. Ein kleines, nur zweibuchstabiges Wörtchen dieses Titels scheint auch trotz seiner Kleinheit doch ein großes Wort für Arago's Meinung zu reden. Es ist das Wörtchen de. Es heißt: „durch Salomon de Caus." Warum sagt ein Deutscher Edelmann nicht Salomon von Caus? Würden Goethe oder Humboldt auf Deutschen Werken sich Wolfgang de Goethe und Alexander de Humboldt nennen? *) Auch die Worte Ludwig's XIII: „estant de présent au service etc." lassen schließen, daß der Französische Ingenieur aus Französischen in Pfälzische Dienste übergetreten. Vor Allem wäre demnach nachzuweisen nöthig, daß die Uebersetzung von de Caus selbst geschrieben ist; aber selbst wenn dieses geschehen, ist noch kaum mehr als das Gleichgewicht zwischen den beiden Annahmen hergestellt. Denn der Verfasser kann, nachdem Deutschland sein Adoptiv-Vaterland geworden, zu seinen Deutschen Lesern wohl sagen: in „unsere Deutsche Sprach". Würde Chamisso die Deutsche Sprache nicht die seine nennen dürfen? Wenn aber Baumgärtner den Umstand, daß de Caus Französisch geschrieben, mit der Bemerkung zu entkräften sucht, daß Leibnitz, Euler und Friedrich II. auch Französisch schrieben und dennoch nichts weniger als Franzosen waren, so liegt in dem Vergleich des berühmten Gelehrten ein Anachronismus. Zwischen de Caus und Leibnitz liegt das goldene Zeitalter der Französischen Literatur und der allgewaltige Einfluß Ludwig's XIV. Durch beide wurde das Lateinische von den Höfen der Fürsten, aus der Diplomatie und aus den Studierstuben vieler Gelehrten verdrängt und das Französische an seine Stelle gesetzt, das nun bald in alle gebildete Kreise drang und die Sprache des Schriftstellers wurde, der auf ein vornehmes und zahlreiches Publikum rechnete. So war es nicht unter Ludwig XIII., und de Caus würde Lateinisch geschrieben haben, wenn er in einer anderen als seiner Muttersprache geschrieben hätte. Jedoch ein Umstand scheint bei der Polemik ganz außer Acht geblieben zu seyn, der nämlich, daß Deutschland auf de Caus, wie auf seinen Landsmann, stolz seyn kann, wenn er auch in Frankreich geboren ist. Ein Deutscher Fürst war es ja, der ihm einen ehrenvollen Wirkungskreis schuf, Deutschland war es, wo der Schauplatz seiner Thätigkeit lag; hier erhielt er Aufmunterung, Lohn und Anerkennung bei seinem mühvollen und erfolgreichen Streben für die Wissenschaft, und mit Recht kann Deutschland auch die Schöpfungen, die es hervorgerufen und begünstigt hat, die seinigen nennen, mag auch die Wiege ihres Urhebers in der Normandie gestanden haben. Dasjenige Land, in welchem ein großer Mann zufällig das Licht erblickt, hat weit weniger Ansprüche an seinen Ruhm, als dasjenige, welches ihm Gelegenheit bot, Licht zu verbreiten. Lt.

*) Das Wörtchen de ist nicht immer Adels-Prädikat, wie das Deutsche „von". Vor allen Niederdeutschen (d. h. Holländischen und Flamändischen) und also auch vor den meisten Flandrisch-Französischen Namen ist es der bestimmte Artikel, und die Namen de Vlyem, de Driend (Devient), de Potter, de Paus ꝛc. sind Bürger-Namen wie Lasteur, Lami, Lepotier und Lepape. De Caus kann eine Variante von dem gleichlautenden de Kaas sein, was auf Niederdeutsch „Käse" heißt. D. R.

— Abnehmende Zahl der Engländer in Paris. Französische Journale machen die Bemerkung, daß sich jetzt lange nicht mehr so viele Bewohner der Britischen Inseln in der Französischen Hauptstadt aufhalten, als noch vor wenigen Jahren. Eines derselben giebt Folgendes als Ursache an: „Die Engländer wohnten in Paris, um zu ökonomisiren. Bekanntlich muß man, um zu ökonomisiren, steinreich seyn, und das sind die Engländer alle. Aber das Heilmittel selbst hat jetzt einen Rückfall in ihr heimatliches Leiden herbeigeführt. Seit zehn Jahren sind nämlich alle Gegenstände des Luxus und der täglichen Consumtion um das Dreifache im Preis gestiegen, und sie kosten jetzt in Paris eben so viel als in London. Deshalb ziehen nun alle Engländer nach Italien, wo immer noch sehr wohlfeil leben ist, im Vergleiche mit England. Nach der Schweiz gehen sie schon seit längerer Zeit nicht mehr, denn dort rechnen die Hotels bereits seit mehreren Jahren nach Pfunden und Shilling Sterling. Sollte es aber einmal dahin kommen, daß es überall auf dem Kontinent so theuer ist, als in Großbritanien, nun — dann bleiben die Engländer zuhause und ökonomisiren dort, so gut es gehen will."

Bibliographie. *)

England.

C. W. Isenberg Grammar of the Amharic language. 8. London: printed for the Church Missionary Society.

J. L. Krapf Vocabulary of the Galla language. 8. London: printed for the Church Missionary Society. — Die Herren Isenberg u. Krapf sind Missionare im Dienste der Church Missionary Society, welche über der Religion die Wissenschaft nicht gering schätzen. I.'s Grammar schließt sich an dessen Dictionary of the Amharic language. Lond. 1841. 4. (Die darin am Ende der ersten Abtheilung, auf S. 197—212, befindliche List of proper names, Abyssinian and foreign enthält viele höchst werthvolle geographische u. historische Bemerkungen). K.'s Vocabulary schließt sich an dessen An imperfect outline of the elements of the Galla language. Lond. 1840. 8. an. Außerdem gab J. auch ein Vocabulary of the Dankali language (London 1840. 8.) heraus. Durch genannte Werke ist die Sprachwissenschaft, insbesondere die Kunde der Afrikanischen Sprachen, als wesentlich gefördert zu betrachten.

Extracts from the accounts of the revels at court, in the reigns of queen Elizabeth and king James I., from the original office books of the masters and yeomen. With an introduction and notes by P. Cunningham. 8. London. — Siebente Publikation der Shakespeare Society (vergl. Nr. 311.

Georgii Choerobosci Dictata in Theodosii canones, necnon epimerismi in psalmos. E codicibus manuscriptis edidit T. Gaisford. 3 tom. 8. Oxonii, e typographeo academico. 1 l. 7 s. — Von dem Kommentar des Choerobosc zum Theodosius waren bisher nur Bruchstücke, in Bekker's Anecdota graeca und anderwärts, gedruckt; durch diese vollständige Ausgabe desselben erwirbt sich der um die Griechische Literatur bereits vielfach verdiente Gaisford ein neues Verdienst. Die „Epimerismi" nehmen den 3. Theil ein.

Codex Exoniensis. A collection of Anglo-Saxon poetry, from a manuscript in the library of the dean and chapter of Exeter, with an English translation, notes and indexes by B. Thorpe. gr. 8. London: published for the Society of the Antiquarians. 20 s. — Ein anderes ebenfalls von Thorpe neuerdings herausgegebenes Werk ist:

Ha halgan Godspel on Englisc. The Anglo-Saxon version of the holy gospels, edited from the original manuscripts by B. Thorpe. 8. London. 12 s.

Hansard Parliamentary debates: 3. series. Vol. 60. Comprising the period from the third day of February to the third day of march 1842. First volume of the session. 8. London. 1 l. 10 s.

K. S. Mackenzie Narrative of the second campaign in China. 8. London. 10 s. 6 d.

The annual Register, or a view of the history and politics of the year 1840 (Vol. 82). London. 18 s. — Obgleich die Jahreszahl 1841 auf dem Titel, doch erst kürzlich ausgegeben.

W. J. Hooker (früher Prof. in Glasgow, jetzt Direktor des Königl. botan. Gartens zu Kew bei London) Icones plantarum; or figures, with brief descriptive characters and remarks, of new and rare plants, selected from the author's herbarium. New series. Vol. 1. Part 1. 8. London. 14 s.

D. Stevenson A treatise on the application of marine surveying and hydrometry to the practice of civil engineering. 8. Edinburgh. 15 s.

H. Merivale (Prof. der polit. Oekonomie in Oxford) Lectures on colonization and colonies. Delivered before the university of Oxford in 1839, 1840 and 1841. Vol. 2. 8. London. 12 s.

H. Miller The old red sandstone: or new walks in an old field. 2. edition, enlarged. 8. Edinburgh. 7 s. 6 d. — Den hierin beschriebenen merkwürdigen Fossilien hat Professor Agassiz ihre Stelle unter den Fischen angewiesen und daraus eine eigene Gattung, unter dem Namen „Pterichthys", gebildet.

B. Brodie Lectures on the diseases of the urinary organs. 3. edition, with alterations and additions. 8. London. 12 s.

Report of the eleventh meeting of the British Association for the advancement of science; held at Plymouth in July 1841. 8. London. 13 s. 6 d. — Die nächste Versammlung wird in diesem Jahre, mit dem 22. Juni ihren Anfang nehmend, zu Manchester stattfinden.

Biographia Britannica literaria; or Biography of literary characters of Great Britain and Ireland, arranged in chronological order. Anglo-Saxon period. By T. Wright. 8. London. 12 s. — Erscheint unter Aufsicht der Society of Literature und soll bis zum Schlusse des 17. Jahrhunderts fortgeführt werden. S. 328—37 dieses Bandes findet sich eine Bibliographical list of editions of anonymous books in Anglo-Saxon and of works specially illustrating the Anglo-Saxon language and history.

P. Duff Sketch of the geology of Moray. 8. Elgin. 8 s. 6 d.

M. Elphinstone An account of Caubul and its dependencies in Persia, Tartary and India; comprising a view of the Afghaun nation and a history of the Dooraunee monarchy. New and revised edition. 2 vol. London. 1 l. 8 s.

Britannia after the Romans: being an attempt to illustrate the religious and political revolutions of that province in the fifth and succeeding centuries. Vol. 2. 4. London. 10 s.

A. Burnes Cabool: being the personal narrative of a journey to, and residence in, that city in the years 1836, 7 and 8. 8. Mit vielen Abbild. London. 18 s. — Letztes Werk des berühmten Reisenden, der zu Kabul den 2. November 1841 bei dem daselbst gegen die Engländer ausgebrochenen Aufstande seinen Tod fand.

J. Bischoff A comprehensive history of the woollen and worsted manufactures, and the natural and commercial history of sheep, from the earliest records to the present period. 2 vol. 8. London. 1 l. 6 s.

D. Stewart Elements of the philosophy of the human mind. New edition. 8. London. 9 s.

W. Carpenter A comprehensive dictionary of English synonymes. 3. edition, greatly enlarged. 8. London. 3 s.

T. Moule The heraldry of fish; notices of the principal families bearing fish in their arms. 8. London. 1 l. 1 s. — Hierbei machen wir auf ein früheres bibliographisches Werk desselben Verf. aufmerksam: Bibliotheca heraldica Magnae Britanniae. An analytical catalogue of books on genealogy, heraldry, nobility, knighthood and ceremonies. London 1822. 8.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Low Domestic animals of Great Britain ist jetzt vollständig erschienen (2 vol. 4. Mit 32 Kupft. 16 guineas). — Bentham Works. Part 19. 6 s. — Tytler History of Scotland. Vol. 7. 6 s.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. daselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Montag den 30. Mai 1842.

Italien.

Sicilianische Skizzen.

I. Palermo, das Glückliche.

Palermo verdient noch jetzt den Namen, der ihm vor zwei Jahrtausenden beigelegt wurde; jetzt, wie vor zwei Jahrtausenden, ist es das glückliche Palermo.

Wenn es eine Stadt in der Welt giebt, welche alle Bedingungen des Glücks in sich vereinigt, so ist es die sorglose Tochter der Phönizier, Palermo-Felice, welche die Alten, in einer Seemuschel sitzend, wie die Göttin der Liebe, darstellten. Gelegen zwischen dem Monte Pellegrino, der die Stadt vor der Tramontana schirmt, und der Bergkette der Bagherie, die sie gegen den Sirocco schützt, hingestreckt am Ufer eines Golfs, der nur den von Neapel als Nebenbuhler fürchtet, umkränzt von einem grünen Gürtel von Orangen- und Granatbäumen, von Cedern, Myrthen, Aloe's und Lorbeerrosen; im Besitze der Erbschaft der Sarazenen, die ihr die Paläste, der Normannen, die ihr die Kirchen, der Spanier, die ihr die Serenaden hinterlassen haben, ist die Stadt poetisch wie eine Sultanin, anmuthig wie eine Französin, liebeglühend wie eine Andalusierin. Ihr Glück ist eine Gunst der Götter, welche die Menschen nicht zerstören können. Die Römer haben sie in Besitz genommen, die Sarazenen sie erobert, die Normannen sich in ihr festgesetzt, die Spanier sie nur eben verlassen, und allen diesen Herren, die sie zu ihren Anbetern machte, hat sie mit demselben Lächeln zugelächelt; sie ist eine Courtisane, welcher nur die Kraft immer verlangender Wollust gegeben ist.

Die Liebe ist die Hauptbeschäftigung in Palermo; an allen anderen Orten lebt man, arbeitet man, denkt man, handelt man, spekulirt man, kämpft man; in Palermo liebt man. Die Stadt bedurfte eines himmlischen Beschützers; man denkt nicht immer an Gott und hat also eines Bevollmächtigten nöthig, der statt unserer an ihn denkt. Man glaube aber ja nicht, daß sie sich einen strengen, mürrischen, tadelsüchtigen Heiligen auserwählt habe. Nichts weniger als das; sie hat sich eine junge, schöne, gütige Jungfrau auserkoren. Denn ein Weib, wie keusch und heilig es auch seyn mag, hat immer etwas von der Natur der Magdalena an sich; einem Weibe, wäre es auch als Jungfrau gestorben, ist immer eine Ahnung der Liebe aufgegangen.

Als wir daher nach einem anstrengenden Marsche, der uns durch verbrannte und von Erdbeben durchwühlte Wüsteneien geführt hatte, von einer Anhöhe herab Palermo gewahr wurden, das sich in den bläulichen Meereswellen spiegelte, stießen wir einen Freudenschrei aus; beim Anblicke Palermo's vergißt man Alles; Palermo ist ein Ziel; es ist der Frühling, der auf den Winter folgt, die Ruhe nach der Anstrengung, der Tag nach der Nacht, der Schatten nach der Sonne, die Oase nach der Wüste.

Beim Anblicke Palermo's verging uns alle Müdigkeit; wir vergaßen die hartrabenden Maulesel und die Flüsse mit den tausend Krümmungen; wir vergaßen die Gasthäuser, deren geringster Uebelstand noch der ist, daß der Reisende in ihnen nichts zu essen und zu trinken findet; wir vergaßen die Wege, die in jedem Winkel, hinter jedem Felsenvorsprunge einen lauernden Banditen bergen; wir vergaßen Alles, um nur Palermo zu sehen und den frischen Meereshauch einzuathmen.

Wir stiegen auf einem Wege hernieder, der einerseits von hohem Schilfrohr eingefaßt war, andererseits vom Meere bespült wurde. Der Hafen war voller Schiffe, die vor Anker lagen, der Golf voller kleiner Segelschiffe. Eine Meile vor Palermo zeigten sich schon die weinumrankten Landhäuser, die von Palmen beschatteten Paläste. Alles hatte einen wunderbar festlichen Anstrich, und in der That trafen wir gerade zum Feste der heil. Rosalie ein. Je näher wir der Stadt kamen, desto schneller schritten wir zu, denn Palermo zog uns an wie der Magnetberg in Tausend und einer Nacht. Nachdem es uns von weitem seine Dome, seine Thürme, seine Kuppeln gezeigt, eröffnete es uns seine Vorstädte. Wir durchwanderten eine am Meere gelegene Promenade und kamen dann an ein Thor von Normannischer Bauart; die Schildwache, anstatt uns anzuhalten, grüßte uns, als ob sie uns hätte sagen wollen, daß wir willkommen wären.

Ganz Palermo hatte einen festlichen Anblick; Fahnen wehten aus allen Fenstern, große Bandstreifen hingen von allen Balkons herab; Säulengänge und hölzerne Pyramiden, behängt mit Blumenkränzen, dehnten sich in der ganzen Länge der Straßen aus. Vor dem bischöflichen Palaste stand ein 45 bis 50 Fuß hohes Gerüst, in der Form der Porzellan-Pyramiden, auf welchen die Bonbons zum Dessert servirt werden; es war mit blauem Taffet überzogen und mit silbernen Frangen geschmückt; auf der Spitze erhob sich eine Frauengestalt, die ein Kreuz hielt und von Engeln umgeben war: es war der Wagen der heiligen Rosalie.

Um 3 Uhr besuchten wir die Promenade der Marine; es ist dies die Promenade für die Wagen und Reiter, wie die Flora für die Fußgänger. Hier, wie in Florenz und Messina, machen alle Wagen um 6 oder 7 Uhr Abends ihren giro. Es läßt sich nichts Entzückenderes denken als diese Promenade, die von einer Reihe von Palästen begränzt wird und vom Golfe aus die Aussicht auf das Meer eröffnet, so wie auf die Höhenzüge, die sie umschließen und beschützen. Von 6 Uhr Abends bis 2 Uhr Morgens weht der greco, ein frischer Nordostwind. Das ist die Stunde, wo Palermo erwacht, aufathmet und lebendig wird. Fast die ganze Stadt versammelt sich auf diesem schönen Quai im bunten Gemisch der Wagen, Fußgänger und Reiter, und Alles schwatzt, spricht, singt und lärmt durch einander wie ein Schwarm munterer Vögel, tauscht Blumen, Rendezvous und Küsse aus. Alle streben nach ihrem Ziele, die Einen nach der Liebe, die Anderen nach dem Vergnügen. Alle trinken aus dem schäumenden Kelche des Lebens und fragen gleich wenig nach der einen Hälfte Europa's, welche sie beneidet, wie nach der anderen, die sie bedauert.

Neapel tyrannisirt Palermo, vielleicht, weil es eifersüchtig ist. Was fragt aber Palermo nach der Tyrannei Neapels? Neapel mag ihm sein Geld nehmen, seine Ländereien zur Unfruchtbarkeit verdammen, seine Mauern niederreißen, seine Marine wird es ihm doch nicht nehmen, auch nicht seinen greco, der es am Abend erfrischt, nicht seine Palmenbäume, die es am Morgen beschatten, nicht seine Orangenbäume, die beständige Düfte streuen, nicht den Liebesdrang, der es in süße Träume wiegt.

Man sagt: Neapel sehen und sterben. Man müßte sagen: Palermo sehen und leben.

Um 9 Uhr stieg eine Rakete in die Luft; sie gab das Signal zum Feuerwerke, welches vor dem Palast Buttera veranstaltet wurde. Als dies zu Ende war, vertheilten sich die Spaziergänger; ein Theil blieb, ein anderer begab sich nach der Flora. Wir schlossen uns diesen an, und nach 10 Minuten waren wir am Thore dieses Spazierganges angelangt, der als einer der schönsten botanischen Gärten Europa's bekannt ist. Er war glänzend erleuchtet; an den Zweigen hingen buntfarbige Lampen, und auf den freien Plätzen hatten sich Musik-Corps aufgestellt, welche den Bürgern und dem Volke zum Tanz aufspielten. Wir blieben hier bis 10 Uhr. Um diese Zeit öffnen sich die Thüren der Kathedrale und lassen die Brüderschaften, die Corporationen, die Heiligenkästchen und die Reliquien herausströmen. Wir begaben uns also nach der Kathedrale. Diese ist ein herrliches Gebäude aus dem 12ten Jahrhundert, von halb Normannischer, halb Sarazenischer Bauart und ungemein zierlich bis in die kleinsten Theile ausgeführt. Die Thüren standen offen und der Chor strahlte ein blendendes Licht von sich. Wir durchwanderten den inneren Raum drei- oder viermal nach seinem ganzen Umfange und blieben nur dann und wann stehen, um die 80 Säulen von orientalischem Granit zu zählen, welche die Decke tragen, und um die Marmor- und Porphyr-Grabmäler zu betrachten, in denen einige der früheren Herrscher schlafen.

Als Mitternacht herannahte, ließen wir uns nach dem Corso fahren, der um diese Stunde beginnt und dessen Schauplatz die Straße Cassero ist. Diese ist die längste Straße, und sie durchschneidet die Stadt in ihrer ganzen Länge. Als die Emire sich in Palermo festsetzten, wählten sie zu ihrer Residenz ein altes Schloß, das am Ostende gelegen ist; dies befestigten sie und nannten es el Cassaer; daher der Name Cassero. Auch heißt sie, wie die fashionable Straße von Neapel, die Straße von Toledo.

Nun denke man sich diese lange Straße von einem Ende zum anderen erleuchtet, nicht bloß die Fenster, sondern auch die erwähnten Säulengänge und Pyramiden; man denke sie sich gefüllt von einem Ende zum anderen von den Wagen der vielen Fürsten, Herzoge, Marquis, Grafen und Barone, in diesen Wagen die schönsten Frauen in den prächtigsten Festkleidern, sodann auf beiden Seiten die dichten Volksreihen, welche ihre gewöhnlichen Lumpen unter einer Sonntags-Toilette verbergen, und man wird eine Vorstellung von dem nächtlichen Corso des St. Rosalien-Tages haben.

An einem solchen Festtage brach die Revolution des Jahres 1826 aus. Der Fürst de la Cattolica wollte sie unterdrücken und ließ einige Neapolitanische Regimenter vorrücken. Aber das Volk stürzte sich auf sie, und ehe sie zum Angriff schreiten konnten, hatte es sie über den Haufen geworfen, entwaffnet und zerstreut. Nun durchflogen die Insurgenten die Stadt, indem sie dem Fürsten den Tod schworen. Der Fürst flüchtete zu einem seiner

Freunde, der eine Villa in Bagherra hatte: aber das Volk stürzte ihm nach. Von Zimmer zu Zimmer verfolgt, verbarg sich der Fürst in einem Bette. Er wurde nicht gefunden, und das Volk entfernte sich wieder. Als aber der Fürst aus seinem Versteck hervorkam, sah ihn ein Kind, das hinter der Thür stand. Dieses rief die Mörder zurück, und der Fürst wurde getödtet.

Derselbe war einer der vornehmen Herren Palermo's, wie auch der Fürst von Buttera, aber er war nicht so beliebt wie dieser. Beide hatten sich durch maßlose Verschwendung zu Grunde gerichtet, aber der Fürst Buttera wurde es nicht gewahr und hatte wahrscheinlich bis zu seinem Tode keine Ahnung davon, denn seine Pächter hatten ihm eine bedeutende Summe ausgesetzt. Der Fürst de la Cattolica dagegen war beständig im Kampfe mit seinen Gläubigern; in seiner größten Noth ließ er sich eine Ordonnanz ausstellen, welche ihm 80 Jahre zur Bezahlung seiner Schulden zugestand. Mit dieser schickte er seine Gläubiger zum Teufel.

Da der Fürst von Buttera um jene Zeit nicht mehr lebte, so war nur der alte Fürst von Paterno vermögend, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen und dem Blutbad Einhalt zu thun. Als der General Pepe im Auftrage der provisorischen Regierung vor die Stadt rückte, bewirkte der Fürst, daß beide Theile einen Vertrag unterzeichneten. Die Bedingungen wurden auf einem Amerikanischen Schiffe, das im Hafen lag, erörtert und angenommen. Einer der Artikel besagte, daß die Neapolitaner ihren Einzug ohne Musik halten sollten. An dem Stadtthore gab nichtsdestoweniger der Tambour-Major das gewöhnliche Zeichen, und die Musik begann; da stürzte ein Mann aus dem Volke auf den nächsten Tambour und durchstach seine Trommel mit einem Messer. Man wollte ihn verhaften; da aber ein Aufstand zu fürchten war, so mußte der General Pepe den Tambours befehlen, die Trommel nicht zu rühren, und der Artikel kam, mit Ausnahme dieser kurzen Unterbrechung, zur Ausführung.

Der Traktat wurde aber dennoch, nicht nur in einem, sondern in allen seinen Artikeln, verletzt. Zunächst verweigerte das Neapolitanische Parlament die Ratification, und als nach dem Einrücken der Oesterreicher der Kardinal Gravina zum General-Lieutenant von Sicilien ernannt worden war, wurde Alles, was seit der Entfernung des Erbprinzen von der Insel vorgegangen war, für ungültig erklärt. Es kamen hierbei merkwürdige Dinge vor. So hatte z. B. die Stadt Messina einen Antheil an den Kommunal-Steuern, und davon deckte sie einen Ausfall der Grundsteuer. Neapel bemächtigte sich dieses Antheils und forderte, daß die Stadt auch den Ausfall zahle. — Der Fürst von Villa-Franca hatte eine Besitzung, welche er zum Reisbau verwendet hatte und welche ihm jährlich 6000 Unzen (72,000 Fr.) einbrachte; hiernach war seine Steuerquote abgemessen worden. Da machte man in Neapel die Entdeckung, daß die zum Reisbau nöthigen Bewässerungen der Gesundheit der Einwohner schädlich seyen, und ließ deshalb dem Fürsten die Andeutung zugehen, diese Bodenbenutzung aufzugeben; der Fürst gehorchte und baute nun Weizen und Baumwolle, die indeß einen weit geringeren Ertrag gaben und wodurch seine Einnahme von 72,000 Fr. auf 6000 sank. Dennoch mußte er dieselbe Abgabe zahlen, nämlich 900 Unzen, also 3000 Fr. mehr, als ihm seine Besitzungen einbrachten.

Im Jahre 1831 wurde Sicilien von furchtbaren Heuschreckenschwärmen heimgesucht; die Grundbesitzer wollten zusammentreten, um sie zu vertilgen. Da aber Versammlungen von Menschen über eine gewisse Zahl nicht gestattet sind, so ließ man ihnen von Neapel anzeigen, man wolle gegen Einführung einer neuen Auflage die Vertilgung der Heuschrecken übernehmen. Die Auflage wurde trotz aller Reclamationen eingeführt. Gleichwohl aber vertilgte man die Heuschrecken nicht, welche von selbst abzogen, nachdem sie die Aerndten abgefressen hatten; die Auflage wurde nicht wieder aufgehoben.

Solche Vorfälle haben einen unauslöschlichen Haß zwischen den Sicilianern und Neapolitanern erzeugt, einen Haß, der ungleich tiefer wurzelt als der der Engländer und Irländer oder der der Holländer und Belgier. In der letzten Zeit hat derselbe freilich etwas abgenommen. Als der jetzige König auf den Thron gelangte, begab er sich auch nach Sicilien und schickte seiner Ankunft die Begnadigung von zwanzig politischen Verurtheilten voraus, die ihn, in lange weiße Gewänder gekleidet und Palmenzweige in der Hand haltend, bei seiner Landung begrüßten. Von dem Wagen, der ihn nach dem Palaste fahren sollte, wurden die Pferde ausgespannt und er im Triumphzuge dahin geführt.

Einige Zeit später kam er den Erwartungen der Sicilianer noch mehr entgegen, indem er seinen Bruder mit dem Range eines Vice-Königs nach Sicilien sendete. Der Graf von Syrakus war noch ein sehr junger Mann, und seine Jugend flößte anfangs seinen Unterthanen Furcht ein, die durch einige leichtsinnige Streiche noch vermehrt wurde. Aber der Jüngling bildete sich schnell zum Manne und bereitete eine sociale und artistische Wiedergeburt des armen und schönen Siciliens vor. Zwei Jahre nach seiner Ankunft athmete die Insel schon freier, und der Jüngling war der Abgott der Sicilianer geworden. Leider ist aber der Graf von Syrakus schon seit längerer Zeit wieder nach Neapel zurückberufen.

A. Dumas.

Frankreich.

Die Jungfrau von Orleans.

(Fortsetzung.)

Nach der Häringsschlacht äußerten mehrere Höflinge die Meinung, der König müsse Orleans seinem Schicksal überlassen und sich nach der Provinz Dauphiné oder Languedoc zurückziehen; zum Glücke Frankreichs aber erlangten minder kleinmüthige Rathschläge die Oberhand, deren Verdienst von einigen Historikern und allen Dichtern der berühmten Agnes Sorel zugeschrieben wird. Es thut uns leid, zur Widerlegung eines Irrthums beitragen zu müssen, den Schiller durch die Zauberkraft seines Genies geheiligt hat; aber aus historischen Urkunden geht mit Gewißheit hervor, daß Agnes erst 1431, nach dem Tode Johanna's, bei Hof erschien. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die nach dem Jahre 1439 im Charakter des Königs bemerkte Veränderung durch ihren Einfluß bewirkt wurde *); selbst diese Hypothese indessen wird nicht durch das Zeugniß gleichzeitiger Schriftsteller unterstützt.

Um diese Zeit hielt Karl VII. sein Hoflager zu Chinon, dem ehemaligen Lieblings-Aufenthalt Heinrich's II. von England und seines Sohnes, Richard Löwenherz, in dessen Nähe sich die Thürme des Klosters zu Fontevrault erheben, wo die Gebeine dieser Monarchen ruhen. Die halbverfallenen Wälle Chinon's bieten in ihrer mittelalterlichen Majestät noch immer einen höchst romantischen Anblick dar, und der Wanderer läßt sich gern die altertümliche Burghalle zeigen, in welcher, der Sage zufolge, die Jungfrau von Orleans den ihrem Fürsten zuerst empfangen wurde.

Dieses Schloß liegt aber nicht, wie Schiller annimmt, an dem nördlichen Ufer der Loire **), sondern südlich von diesem Flusse, zwischen Tours und Saumur. Auf ihrem Wege dahin blieb Johanna in einer Entfernung von wenigen Lieues, im Dorfe St. Catharine de Fierbois, stehen und ließ den König von ihrer Ankunft und ihren Absichten benachrichtigen. Die Erlaubniß, in ein Wirthshaus zu Chinon einzukehren, wurde ihr leicht gegeben; schwieriger war es, Zutritt zum Könige zu erlangen. Zwei Tage überlegten seine Räthe die Sache; einige hielten Johannen für eine Zauberin und Abgesandtin Satan's, andere betrachteten sie als eine wahnwitzige Enthusiastin, noch andere glaubten, daß man in der äußersten Noth kein noch so wenig versprechendes Rettungsmittel von der Hand weisen müsse. Es wurde eine Kommission ernannt, um sie auszufragen; diese stattete einen günstigen Bericht ab, und mehrere Hofleute, die sie aus Neugier besucht hatten, kamen so von ihrer natürlichen Beredsamkeit, ihrem begeisterten Tone und ihrer ungekünstelten Frömmigkeit durchdrungen zurück, daß Karl sie endlich zu sich berufen ließ. Um die bestimmte Stunde wurde die arme Bauerdirne von Domremy in den stattlichen, von funfzig Fackeln beleuchteten und mit Rittern und Edelleuten angefüllten Palastsaal eingeführt. Der König wollte sie auf die Probe stellen und stand deshalb in einfacher Kleidung unter dem Haufen verborgen, während einige prächtig geschmückte Hofleute die oberste Stelle einnahmen. Es ist indessen nicht unwahrscheinlich, daß Johanna sein Bildniß gesehen oder eine Beschreibung seiner Züge erhalten hatte; sie trat festen Schrittes vor, erkannte den König auf den ersten Blick und beugte das Knie vor ihm mit den Worten: „Gott schenke Euch langes Leben, edler König!" — „Ich bin nicht der König; er ist dort", sagte Karl, indem er auf einen seiner Edelleute deutete. — „Im Namen Gottes!" rief sie aus, „Ihr seyd es, und kein Anderer. Sehr edler Herr Dauphin, ich bin Johanna die Jungfrau, von Gott gesandt, Euch und Eurem Reiche beizustehen; auf sein Gebot verkündige ich Euch, daß Ihr in Rheims gekrönt und sein Statthalter in Frankreich werden sollet. Edler Dauphin!" fügte sie hinzu, „warum wollt Ihr mir nicht glauben? Ich sage Euch, Gott hat mit Euch, Eurem Lande und Eurem Volke Mitleiden; der heil. Ludwig und Karl der Große legen ihre Fürbitten für Euch ein." — Karl zog sie hierauf bei Seite und erklärte nach einer kurzen Unterredung, das Mädchen habe ihm Geheimnisse offenbart, die nur ihm selbst und Gott bekannt wären, und die, wie er später einem seiner Günstlinge, dem Herrn de Boissy, mittheilte, aus den Worten bestanden: „Ich sage Dir, im Namen des Herrn, daß Du der wahre Erbe Frankreichs bist." Kurz vorher hatte der König allein in seiner Kapelle sein Gebet verrichtet und die göttliche Hülfe nur in dem Fall angefleht, wenn er der rechtmäßige Thronerbe sey. Ein solches Zusammentreffen der Ideen bei einem so naheliegenden Gegenstande ist leicht aus natürlichen Gründen zu erklären.

Dieses Wunder scheint auch auf den König keinen sehr starken Eindruck hervorgebracht zu haben, da seine früheren Zweifel über die vermeinte Sendung Johanna's nach wenigen Tagen wiederkehrten, und man wird in der That finden, daß nur die Masse des Volks und der Armee ihr festen Glauben schenkte, während bei denjenigen, die in ihrer Nähe standen, das Zutrauen zu ihr bald abnahm. Sie bewunderten gewiß den hohen Flug ihres Patriotismus und ihrer Frömmigkeit, fanden sie aber natürlicherweise mit Krieg und Politik gänzlich unbekannt und in allen weltlichen Geschäften so unschuldig wie ihre eigene Heerde. „C'estoit chose merveilleuse", schreibt ein alter Chronist, „comme elle se comportoit et conduisoit en son faict; veu que en autres choses elle estoit la plus simple bergère que on veit oncques." Aber die Menge, die aus der Ferne zusah, nahm bald etwas Uebernatürliches an ihr wahr, und es verbreitete sich überall der Ruf ihrer Wunderkräfte. Ihre Reise von 120 Lieues, größtentheils durch feindliches Land, ohne einen Feind anzutreffen oder durch ein einziges Hinderniß aufgehalten zu werden, wurde als

---

*) Bekanntlich schrieb Franz I. unter das Portrait Agnes Sorel's folgende Zeilen:

Gentille Agnes! plus d'honneur tu mérites,
La cause étant de France recouvrer,
Que ce que peut de dame un cloître ouvrer
Close nonain, ou bien devot ermite.

**) „Wir wollten jenseits der Loire uns ziehen;
Und der gewalt'gen Hand des Himmels weichen."

Der Dichter scheint dieses Chinon mit einem anderen Chateau-Chinon, im alten Herzogthume Burgund, dem jetzigen Depart. der Nièvre, verwechselt zu haben.

ein Zeichen des himmlischen Beistandes angesehen. Ferner gab man vor, daß Baudricourt nicht eher in ihre Reise eingewilligt habe, bis sie ihm eine neue Niederlage verkündigte, welche ihre Landsleute an demselben Tage erlitten, und er bald darauf die Nachricht von der Häringsschlacht erhielt — ein Mährchen, das durch bloße Vergleichung der Daten widerlegt wird. Ein anderer Zufall, der sich zu Chinon ereignete, trug viel zur Vergrößerung ihres Rufes bei. Ein Soldat hatte ihr im Vorübergehen einen unanständigen Scherz zugerufen, welches sie ihm mit den Worten verwies: solche Reden wären für einen Menschen nicht passend, der seinem Ende so nahe seyn dürfte. An demselben Nachmittag ertrank dieser Soldat beim Versuche, den Fluß zu durchwaten, und der Verweis Johanna's erhielt im Volksglauben die Bedeutung einer Prophezeiung.

Um jeden Zweifel zu beseitigen, ließ Karl durch mehrere Doktoren der Universität Poitiers eine Prüfung anstellen, die sehr zu Gunsten der Jungfrau ausfiel, und aus Vaucouleurs liefen eben so zufriedenstellende Nachrichten über ihr früheres Leben ein. Auch wurde einer alten, dem Merlin zugeschriebenen Prophezeiung erwähnt, der zufolge Frankreich durch ein Mädchen errettet werden sollte, und deren Kunde sogar nach dem entlegenen Domremy gedrungen war, wo sie gewiß dazu beitrug, die Einbildungskraft Johanna's zu entflammen. Die Worte dieser Lateinischen Prophezeiung wurden als genau auf sie passend betrachtet; die verheißene Heldin sollte a nemore cauto kommen, und der Wald bei Domremy hatte den Namen Bois Chenu; sie sollte über arci tenentes triumphiren, und dieses Wort schien die Engländer zu bezeichnen, die im Mittelalter durch ihre Geschicklichkeit als Bogenschützen bekannt waren.

Es fand noch eine zweite Untersuchung statt, auf die das Volk viel Gewicht legte, da man zu jener Zeit allgemein glaubte, daß der Teufel mit einer ganz unbefleckten Person in keinen Bund treten könne. Die Königin von Sicilien, Schwiegermutter Karl's, und die vornehmsten Damen des Hofs erklärten sich über diesen Punkt zufrieden, und die Doktoren zögerten daher nicht länger, ihren Bericht dem Könige zu übergeben. Sie thaten, ohne sich auf das Wunderbare der Sendung Johanna's einzulassen, den Ausspruch, daß sie nichts an ihr bemerkten, was einer katholischen Christin nicht zukäme, und daß der König, in Betracht der Noth seiner guten Stadt Orleans, ihre Dienste ohne Sünde annehmen dürfe.

Sogleich wurde der Befehl gegeben, sie zu ihrem neuen Stande auszurüsten; sie erhielt einen vollständigen Ritterharnisch, weigerte sich aber, ein anderes Schwert zu gebrauchen, als ein mit fünf Kreuzen bezeichnetes, welches, wie sie sagte, im Kirchengewölbe von St. Catharina zu Fierbois lag und von einem dahin gesandten Boten wirklich auf derselben Stelle gefunden wurde, wie sie es beschrieben hatte. In Folge dessen verbreitete sich das Gerücht, sie sey nie in Fierbois gewesen, und eine göttliche Eingebung habe ihr das Werkzeug des künftigen Sieges offenbart. Unter ihrer eigenen Anleitung, oder, wie sie erklärte, unter der Anleitung ihrer „Stimmen", wurde ein weißes, mit Lilien besäetes Banner angefertigt, in welchem die von einer Glorie umgebene Figur des Heilandes, mit der Inschrift: Jhesus Maria, prangte. Ein tapferer, erprobter Ritter, Jean d'Aulon, wurde zu ihrem Waffenträger (écuyer) ernannt; außerdem hatte sie einen Beichtvater, zwei Herolde und zwei Pagen, welche nachher fast alle in ihrem zweiten Prozeß auftraten.

Ueber diese Prüfungen und Vorbereitungen waren zwei Monate verflossen, und erst um die Mitte des Aprilmonats zeigte sich die Jungfrau den in Blois versammelten Truppen. Sie hielt ihren Einzug zu Pferde, in voller Rüstung, aber mit unbedecktem Haupte, und weder ihre hohe, anmuthige Gestalt, noch die Kunst, womit sie ihren Zelter ritt und ihre Lanze schwang, blieb unbemerkt. Der Ruf war ihr vorhergegangen, hatte die Krieger mit der Hoffnung auf göttlichen Beistand erfüllt und sie über ihre wiederholten Unglücksfälle getröstet; Viele, die aus Verzweiflung den Waffen entsagt hatten, ergriffen sie wieder, und auf diese Art versammelten sich gegen 6000 Mann. Karl hatte sich von neuem auf seinen Lieblingssitz Chinon zurückgezogen und es den tapferen Anführern Bussac, Culant, La Hire überlassen, den Feldzug zu eröffnen. Es war bei Hofe nicht klar bestimmt worden, ob Johanna bloß dazu dienen sollte, die Truppen anzufeuern und zu begeistern, oder sie zu leiten und anzuordnen; aber der steigende Enthusiasmus der Leute räumte ihr auf einmal eine Gewalt ein, der die Feldherren nicht widerstehen konnten. Sie fing damit an, die Sitten des Lagers zu verbessern, ließ alle Weiber von schlechtem Rufe wegjagen und forderte die Soldaten auf, sich durch Beichte und Gebet zur Schlacht vorzubereiten. Selbst La Hire, ein roher Soldat, der, im Lager aufgewachsen, stets mit Flüchen um sich warf, wich ihrem Einfluß und ging brummend und fluchend in die Messe.

Aus Blois diktirte die Jungfrau einen Brief an die Englischen Feldherren vor Orleans, worin sie ihre Sendung verkündigte und ihnen unter Androhung der himmlischen Rache befahl, dem Könige Karl alle Städte zu übergeben, die sie in seinem Reiche besetzt hielten. Sie fügte sich nachher bei ihrem Verhöre, daß man in diesem Briefe statt der von ihr diktirten Worte: Rendez au Roi, fälschlicherweise: Rendez à la Pucelle geschrieben habe. Die Englischen Anführer behandelten diese Aufforderung mit Verachtung und drohten, den Ueberbringer derselben, als den Abgesandten einer Zauberin und Verbündeten des Teufels, verbrennen zu lassen, wovon sie jedoch durch eine Botschaft von Dunois abgehalten wurden, der ihnen sagen ließ, er würde an einem Englischen Herold Repressalien ausüben. Aber ihrem hochmüthigen Tone und ihrer affektirten Geringschätzung zum Trotze, fing eine Empfindung der Ungewißheit und Furcht an, das Gemüth ihrer Truppen und ihr eigenes zu erfüllen. Das Gerücht von der wunderbaren Jungfrau war schon früher zu ihnen gedrungen; wenn sie wirklich vom Himmel gesandt war, welches schreckliche Schicksal stand denen bevor, die ihr zu widerstehen wagten; wenn aber, wie sie selbst vorgaben, Alles durch Zaubermittel und Hexenkunst veranstaltet war, so bot der Kampf gegen die Mächte der Finsterniß auch keine sehr ermuthigende Aussichten dar.

Die Französischen Generale hatten in Blois Lebensmittel gesammelt, um sie in das ausgehungerte Orleans hineinzuschaffen, welches aber, der weit überlegenen Englischen Armee gegenüber, keine leichte Unternehmung schien. Johanna bestand darauf, längs dem nördlichen Ufer der Loire zu marschiren; ihre Kollegen schlugen hingegen das südliche Ufer vor, da die Englischen Bastillen an dieser Seite schwächer waren. Unfähig, ihren Widerstand zu besiegen, und ihrem Feldherrntalent wenig trauend, benutzten diese ihre Unbekanntschaft mit der Lokalität, um sie zu überreden, daß sie sich schon auf dem nördlichen Ufer befänden: als man daher nach einem zweitägigen Marsch im Angesicht der belagerten Stadt ankam, sah Johanna sich mit Erstaunen durch die Fluthen der Loire von derselben getrennt und ergoß sich in zornigen Vorwürfen. Die Nacht brach an, es erhob sich ein Sturm, und der Wind war ungünstig: die Anführer riethen einstimmig zum Aufschub: die Jungfrau aber befahl, daß alle Vorräthe sogleich an Bord der von Dunois bereit gehaltenen Kähne geschafft werden sollten, und versprach, daß der Wind sich ändern würde. Dieses geschah wirklich, und der Transport erreichte glücklich Orleans, während die Englischen Befehlshaber in ihren Verschanzungen eingeschlossen blieben, zum Theil durch den Sturm zurückgehalten, zum Theil durch einen Ausfall der Bürger beschäftigt und vielleicht den Wunsch hegend, daß ihre Truppen erst Johannen in der Nähe sehen möchten, um sich von dem Schrecken zu erholen, den ihnen das ungewisse Gerücht eingeflößt.

Nachdem es ihnen so mit der ersten Zufuhr geglückt, begaben sich die Französischen Feldherren nach Blois zurück, um eine zweite nach Orleans zu geleiten, wozu sie das nördliche Ufer der Loire zu wählen versprachen. Johanna warf sich auf die inständige Bitte des Dunois und der Bürger in die belagerte Stadt, wo sie denselben Abend, von dem tapferen La Hire und 200 Lanzenträgern begleitet, einrückte, ohne daß die Englische Bastille zu St. Jean-le-Blanc ihr das geringste Hinderniß in den Weg zu stellen wagte. Sie wurde als die Retterin, als der Schutzengel der Stadt empfangen: die Einwohner drängten sich mit Freudengeschrei um sie her, um nur ihre Rüstung, ihr heiliges Banner, ihr weißes Schlachtroß zu berühren. So spät wie es war, begab sich doch die Jungfrau von Orleans (wie sie von jetzt an heißen muß) zuerst nach der Kathedrale, wo ein Te Deum bei Fackellicht gesungen wurde: hierauf bezog sie die ihr bestimmte Wohnung, die sie, ihrer Gewohnheit zufolge, als einer der achtbarsten und tadellosesten Damen der Stadt gehörig, ausgewählt hatte. Dieses Haus existirt noch in der Rue du Tabourg, Nr. 35, und obgleich man die innere Einrichtung verändert hat, so wird doch die Fronte für dieselbe gehalten, wie zu den Zeiten Johanna's.

Der auf das Volk von Orleans durch ihre erste Erscheinung hervorgebrachte Eindruck wurde durch ihr Betragen an den folgenden Tagen bestärkt und vergrößert. Ihre körperliche Schönheit, die Reinheit ihrer Sitten, ihre Frömmigkeit, ihre entschlossene Willenskraft und ihr unverzagter Muth in Allem, was ihre Sendung betraf, verglichen mit ihrer bei jedem anderen Anlasse gezeigten Einfalt und Demuth, der Eifer, womit sie ihre Landsleute sowohl zu bessern als zu befreien suchte, — alles dieses würde selbst in unserem Zeitalter Außerordentliches seyn und schien damals übernatürlich. Von der baldigen Aufhebung der Blokade war sie überzeugt und wünschte nur, daß es ohne Blutvergießen ablaufen möchte. Sie ließ einen zweiten Warnungsbrief in die Englischen Linien hineinwerfen und stellte sich selbst auf der Brücke dem feindlichen Fort Tournelles gegenüber, wo sie ihnen mit lauter Stimme zurief, sich zurückzuziehen, wenn sie nicht Schmach und Unglück davontragen wollten. Sir William Gladsdale, den die Franzosen Glacidas nennen, kommandirte noch immer in dieser Gegend; er sowohl als seine Soldaten antworteten der Jungfrau mit Spöttereien und Schmähungen und riethen ihr, nach Hause zu gehen und ihre Kühe zu melken. Sie wurde von dieser Beleidigung zu Thränen gerührt, aber es zeigte sich bald, daß die Engländer ihre wirklichen Befürchtungen durch Spott zu bemänteln suchten. Als am vierten Tage eine neue Zufuhr mit Lebensmitteln im Angesicht der Stadt erschien — als die Jungfrau mit La Hire zum Empfang derselben ausrückte — zeigte sich kein Mann von den Englischen Bastillen; eine lange Reihe von Wagen und Heerden zogen ungehindert bei ihnen vorbei, und der Geist der Sieger schien bereits auf die Besiegten übergegangen zu seyn.

So weit hatte die Jungfrau ihren Erfolg dem Schrecken ihres Namens zu verdanken; aber jetzt stand ein Kampf vor der Thür. Denselben Nachmittag machte ein Theil der Garnison und der Bürger, durch das wiederkehrende Glück ermuthigt, einen Ausfall gegen die Englische Bastille St. Loup. Johanna hatte sich nach dem Einrücken des Convois zur Ruhe begeben, und die Anführer, die ihrer Sendung mißtrauten und ihre Einmischung ungern ertrugen, sandten ihr keine Nachrichten über das sich entspinnende Gefecht. Sie wurde aber durch eine freundschaftliche oder, wie sie glaubte, durch eine himmlische Stimme davon in Kunde gesetzt und befahl ihrem Schildknappen, sie zu waffnen. Unterdessen hörte man ein Getümmel auf der Straße; man schrie, daß die Feinde in diesem Augenblick den Franzosen großen Schaden zufügten. „Mein Gott!" rief die Jungfrau, „warum hat man mich nicht früher geweckt? Das war sehr übel gethan! Meine Waffen! Meine Waffen!" Dann ließ sie ihr Pferd kommen, sprengte im vollen Galopp durch die Straßen und stürzte sich, sobald sie das Schlachtfeld erreicht hatte, in das dichteste Handgemenge. Weit davon entfernt, von der sie umgebenden Gefahr eingeschüchtert zu seyn, schien sie begeistert und von der Hoffnung auf göttlichen Beistand belebt. Ihr weißes Banner schwenkend, rief sie ihren Landsleuten zu, ihr zu folgen, und diese, obgleich geschlagen und im vollen Rückzuge

begriffen, begannen einen neuen Angriff. Drei Stunden lang wüthete der Kampf am Fuße des St. Loup; aber Talbot, der den Seinigen zu Hülfe kam, wurde von dem Marschall Boussac zurückgehalten, und es gelang Johannen endlich, das Fort zu erstürmen. Man machte fast keinen Gefangenen; die Besatzung wurde, der Fürbitten der Jungfrau ungeachtet, größtentheils niedergehauen, und es gelang ihrer Frömmigkeit, nur einige Wenige, die in der Kirche Saint-Loup Priesterkleider angelegt hatten, vom Tode zu retten.

Am folgenden Tage, den 5. Mai, wurde das Fest der Himmelfahrt Mariä gefeiert; man dachte an keinen neuen Ausfall, sondern widmete den ganzen Tag öffentlichen Dankgebeten. Johanna ermahnte die Soldaten zur Buße und befahl, daß sich keiner ihrem Banner anschließen möchte, ohne erst gebeichtet zu haben. Ihre Stimme schien ihnen den Willen des Himmels zu verkündigen, und zum erstenmal vielleicht kamen wahr empfundene, obgleich nicht immer ehrerbietig ausgedrückte Worte des Gebets über die Lippen dieser rohen Krieger. So hat man ein Gebet des tapferen La Hire aufbewahrt, welches er kurz vor der Schlacht hielt: „Gott! ich bitte Dich, heute das für La Hire zu thun, was Du ihn bitten würdest für Dich zu thun, wenn er Gott und Du La Hire wärest."

Denselben Nachmittag hielten die Feldherren einen Kriegsrath, zu welchem sie Johanna nicht einluden; ein Beweis, wie wenig sie an ihre Sendung glaubten. Sie beschlossen, die Englischen Bastillen am südlichen Ufer anzugreifen, da diese die schwächsten waren und die Verbindungen mit der Provinz Berri abschnitten. Johanna gab nach einigem Widerspruch ihre Einwilligung und passirte am folgenden Morgen, in der Begleitung La Hire's und anderer Anführer, den Fluß, wo sie, ohne die Verstärkungen abzuwarten, den Angriff gegen die Bastille des Augustins begann. Die Engländer leisteten hartnäckigen Widerstand und jagten, von der Garnison des Forts St. Jean-le-Blanc unterstützt, die Franzosen in die Flucht. Die Jungfrau wurde zuerst durch die Fliehenden fortgerissen, wandte sich aber bald wieder gegen die Feinde, und als diese die vermeinte Zauberin mit emporgehobenem Banner auf sich zuschreiten sahen, so eilten sie in ihre Verschanzungen zurück. Unterdessen wurden die Franzosen durch frische Truppen verstärkt, die Bastille des Augustins wurde mit Sturm genommen, die Besatzung niedergehauen und das Gebäude den Flammen übergeben. Bei dieser Gelegenheit wurde die Jungfrau am Fuße verwundet. (Fortsetzung folgt.)

Luther und Calvin
vor dem Richterstuhle der Französischen Kritik.

Herr Audin hat jetzt auf seine Histoire de Luther, die vor zwei Jahren erschien, eine Histoire de Calvin folgen lassen, die sich eben so wie das erste Werk durch gründliche historische Forschungen auszeichnet. Dessenungeachtet aber läßt sich dieses Buch nicht mit so großem Vergnügen lesen, wie die Histoire de Luther. Die Geschichte Luther's von Audin ist zu gleicher Zeit ein wissenschaftliches und unterhaltendes Buch; die Geschichte Calvin's von demselben Verfasser ist nur ein geschichtliches Buch, ein gutes Werk mit religiösen Controversen. Die Ursache, warum das erste Werk ein größeres Interesse gewährt, als das letzte, liegt nicht an Herrn Audin, sondern an dem Unterschiede des Gegenstandes.

„Der Reformator Luther", heißt es in einer uns vorliegenden Französischen Kritik, „ist durch seine Eigenschaften ein volksthümlicher Charakter, einer von jenen großen Männern, die sich in dem Gedächtnisse und der Phantasie der Völker ein ewiges Denkmal errichten, und deren Lebensgeschichte ein nothwendiges Interesse und eine Sympathie erregt, der die größten Feinde ihrer Ansichten nicht zu widerstehen vermögen. Man kann gegen die theologischen Fragen gleichgültig seyn; ja, man kann den kühnen Gegner, ich möchte fast sagen, den muthigen Besieger des Römischen Katholizismus hassen; aber man kann dem armen Kinde des armen Bergmannes, das singend von Haus zu Haus um Almosen bittet und das, als berühmter Mann und Freund der größten Fürsten, sich immer mit Dankbarkeit der guten Dame erinnert, die seinen frommen Gesängen täglich einen freundlichen Blick und ein Almosen gab, seine Theilnahme nicht versagen.

„Und wenn der demüthige Sächsische Mönch, der Sohn des armen Bergmannes, ganz allein der Kirche Roms den Krieg erklärt, durch nichts Anderes unterstützt, als durch seinen Glauben und seine begeisterte Kühnheit, bewunderst du ihn da nicht? Und fühlst du dich nicht von einer tiefen Regung ergriffen, wenn der aufrührerische Mönch, als er zum Reichstage nach Worms abreist, wo ihn vielleicht der Scheiterhaufen des Johannes Huß erwartet, das wunderherrliche Lied, dessen Musik und Text er improvisirt hat: „Ein' veste Burg ist unser Gott!" donnernd anstimmt! Luther gehört der ganzen Menschheit an, deren herrlichstes Produkt er ist. Er ist nicht bloß Theolog; er vergießt fromme Thränen unter Schmerzen; er empfindet eine entzückende Freude für das Glück, welches Gott ihm schickt; und bei Tische singt der Vater der Reformation, umgeben von seiner theuren Katharine, von seinen kleinen Kindern und von seinen ernsten Schülern, mit lauter Stimme und ohne zu fürchten, der Welt ein Aergerniß dadurch zu geben:

„Wer nicht liebt Weib, Wein und Sang,
Der bleibt ein Narr sein Leben lang."

Ganz verschieden von dieser Charakterisirung Luther's ist das Gemälde, welches derselbe Französische Kritiker von Calvin entwirft. „Calvin", sagt er, „gleicht als historische Person Luthern in nichts; dieser ist ein Volksheros, jener nur ein Sektirer. Calvin kann in seinem ganzen Leben nichts thun, als argumentiren, predigen, dogmatisiren und hassen; er kann weder singen, noch lachen, weder weinen, noch lieben; seine Begeisterung hat keine andere Quelle, als den Stolz; sein Glaube kein anderes Prinzip, als ein unbedingtes Vertrauen in die Unfehlbarkeit seiner prädestinirten Vernunft. Sein Gott ist der todte Buchstabe der Schrift, die von einem Juristen erklärt wird, seine Religion ein Gesetzbuch, sein Kultus die Heuchelei. In dem ganzen Leben dieses Reformators findet man keine Handlung, die vom Herzen ausgeht, kein Wort, das die Phantasie beschäftigt, kein Gefühl, das bei Anderen eine zärtliche Regung erweckt; man findet nur das Gesetz, die Verpflichtung, den Zwang und das Raisonnement, aber niemals die Liebe. Calvin lehrt Gott nicht lieben, sondern fürchten; denn der Gott Calvin's ist der härteste, unbeugsamste Herr, und der Priester hat sich bemüht, seine Seele nach dem Bilde seines Gottes zu formen." *)

Mannigfaltiges.

— Mustersammlung Deutscher Prosa. Von Mistreß Sarah Austins in diesen Blättern bereits erwähnten Englischen Uebersetzungen Deutscher Prosaisten (Fragments of German Prose Writers) ist in New-York ein sehr eleganter Abdruck erschienen. Kritiker und Künstler, Novellisten und Geschichtschreiber, Dichter und Philosophen finden sich in diesem Buche auf überaus geschickte Weise zusammengestellt, so daß jeder Geschmack etwas zu seiner Befriedigung findet, weshalb auch in England sowohl als in Nord-Amerika der Uebersetzerin viel Beifall zu Theil geworden. Inzwischen kann es nicht fehlen, daß auch Manches, was die Ehre der Auswahl nicht verdient hätte, in dem Buche sich findet. Die Kupferpfennige sind in einer reichen Literatur nothwendig in größerer Anzahl als die Goldstücke, und nicht immer ist des Ausländers Auge geübt genug, um den Werth aller Münzen genau zu kennen. Wer jedoch künftig im Ausland eine Arbeit dieser Art veranstalten will, dem sind jetzt die Mittel dazu ungemein erleichtert durch die treffliche Mustersammlung Deutscher Prosa, deren erster Theil so eben von Gustav Schwab herausgegeben worden **) und die von 160 Schriftstellern über 200 Mittheilungen enthalten wird: „das Mährchen, die Sage und Erzählung neben der historischen Darstellung, der Biographie und Schilderung; die Betrachtung, Abhandlung und Rede neben dem Brief und dem Gespräche; das Idyll und die Parabel neben der Satire und der zwanglosen und humoristischen Form der Gegenwart; kurz alle Erscheinungsweisen Deutscher Prosa in einer Mannigfaltigkeit, wie sie die chronologische Folge der Verfasser am natürlichsten hervorbrachte." Wir unsererseits können die Schwabsche Sammlung, die sich überdies durch große Wohlfeilheit bei eleganter Ausstattung bemerklich macht, als ein überaus reichhaltiges, sittlich, sprachlich und literarisch belehrendes, so wie in jeder Beziehung unterhaltendes Werk empfehlen.

— Ein Gothaisches Manuskript in England. Herr J. F. Stanford hat „Ausflüge in Thüringisch Sachsen" herausgegeben, deren Mittelpunkt die Städte Gotha und Koburg sind, so daß das Ganze wohl als eine dem Prinzen Albert dargebrachte Huldigung zu betrachten ist. ***) Was man jedoch in diesem Buche unter seinem Titel kaum suchen dürfte, ist die Korrespondenz Friedrich's des Großen und Voltaire's mit der Herzogin Louise von Gotha, gebornen Prinzessin von Meiningen, eine Korrespondenz, von der auch in Deutschland kürzlich Mehreres veröffentlicht worden, die hier aber zum erstenmale „nach gestatteten Abschriften aus den Herzoglichen Archiven" †) vollständig mitgetheilt wird. Diese Briefe, obwohl nur eine Zugabe, sind jedoch die Hauptsache an dem Buche, das ohne dieselben wohl schwerlich ein so großes Publikum gefunden hätte, als das Buch bereits zu haben scheint. Eine zweite Zugabe zu des Herausgebers Briefen aus Thüringen und Tagebuchs-Auszügen ist ein Abriß der Geschichte der Herzoglichen Familien Sachsen-Koburg und Gotha, von der Zeit Ernst's des Frommen bis auf unsere Tage. Diese historische Zugabe hat allerdings auch ein allgemeines Interesse für England, dessen regierendes Haus jetzt so innig verwebt mit dem Hause Koburg-Gotha ist, daß dort die künftigen Generationen diese Namen stets mit denen Braunschweigs und Hannovers zusammen nennen werden.

---

*) Diese Strenge der Französischen Kritik gegen den dogmatisch strengen Calvin ist selbst zu einer Art von Dogma geworden, ohne Rücksicht auf die vielen großen Geistes-Eigenschaften des Reformators, der unter Anderem als Bildner der Französischen Sprache fast eben so hoch steht, wie Luther als Bildner der Deutschen. In einem Artikel über den Kalvinismus, den Lerminier im neuesten Hefte der Revue des deux Mondes bei Gelegenheit einer kritischen Anzeige der kürzlich vom Bibliophilen Jacob herausgegebenen Französischen Schriften Calvin's mittheilt, spricht er sich in gleicher Weise verurtheilend über Calvin aus, wie es in den vorstehenden Bemerkungen geschieht.

**) Die Deutsche Prosa von Mosheim bis auf unsere Tage. Eine Mustersammlung mit Rücksicht auf höhere Lehranstalten herausgegeben von Gustav Schwab. Erster Theil. Von Mosheim bis Wilhelm von Humboldt. — Stuttgart (Clesching) 1843.

***) Rambles and Researches in Thuringian Saxony. By J. F. Stanford, M. A. — London 1843.

†) Copied by permission from the Ducal Archives.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Mittwoch den 1. Juni 1842.

Frankreich.

Eine neue Ausgabe der „blauen Bibliothek".

Sprachliche und andere Bemerkungen von Dr. Neophobus. *)

Ein gewaltiges Fragezeichen war noch vor kurzem für die Gelehrten die Ergründung dessen: woher Riquet à la Houpe und Aschenbrödel, diese allerliebsten Kinder-Epopöen, uns zugekommen seyen? Erst nach langen und hochwichtigen Erörterungen, nach Vernehmung der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, wurde auf gut schulmeisterlich entschieden — und, ich glaube, die Sache als Prinzip in unserer Universitäts-Bildung festgestellt: daß Blaubart sein Triennium am Kollegio zu Benares absolvirt habe; daß die weißen Kiesel, mittelst welcher der Däumling so sinnreich seinen Weg in die Verbannung bezeichnet, Strandkiesel vom Ganges gewesen, und daß der hochberühmte Spruch: „Zieh' die Strippen, Heinz ꝛc." einzig und allein dem Sanskrit entnommen seyn könne. Zwar verstößt der „Marquis von Carabas" ein wenig gegen die Lokalfarbe der Hindus, doch weiß man ja aus tausend Beispielen mehr als hinlänglich, wessen der Interpolatoren Verwegenheit von jeher fähig gewesen; auch soll man den Orientalisten (die ja zum Heil unserer Ausbildung so hübsche Dinge lehren) eben sowohl durch, nicht bloß auf die Finger sehen.

Sonnenklar ergiebt sich nun aus diesen geistvollen Entdeckungen, daß alle Bilder der menschlichen Einbildungskraft, gleich wie der heilige Strom, von Tübet's Hochebenen herabkommen, und daß wir in unserer kläglichen Ohnmacht nimmer zu der großartigen Dichtung vom gestiefelten Kater uns aufgeschwungen haben würden, hätte nicht den unsterblichen Typus dazu die neuere Zeit den Sagen eines alten Volkes gestohlen, welches durch seinen Mahagoni-Teint, seine aufgeschlitzten Nasen, seine Schielänglein so vortheilhaft von unserer Race absticht und noch immer von Zeit zu Zeit sich herabläßt, unsere Volks-Bühnen mit seinen Bajaderen und Jongleurs zu versorgen. Ich bin aber doch nicht ganz so absolut in meinen Ansichten (nur muß ich vor Allem zugestehen, daß ich auch keinerlei Recht habe, dies zu seyn): vermöge natürlichen Gerechtigkeitssinns aufrichtig geneigt, Indien zu geben, was Indiens, und Perrault, was Perrault's ist, zolle ich mit Vergnügen einer der verehrungswürdigsten Civilisationen der alten Welt meine Ehrfurcht; doch nun und nimmer (sofern mir dies nämlich vergönnt werden möchte) gebe ich von dem Glauben ab, daß dem Menschen nie und nirgends die liebenswürdige Gabe, seine eigenen Märchen zu ersinnen, gefehlt habe, und ich will ihm auch durchaus nicht rathen, dieser anscheinend allersichersten Schadloshaltung für sein Jammer-Dasein jemals zu entsagen.

Himmelweit waren die Völker in den Flegeljahren von den Vortheilen unserer so überaus vervollkommneten Bildung entfernt: Was wußten sie denn, frage ich bloß, von der Sonnenbahn, oder etwa gar von einem Kometen-Durchgange? Nicht eine Ahnung hatten die armen Schächer von unserer glorreichen Kunst, die trennenden Strecken zu kürzen, indem wir die feurigen Wagen paarweis zusammenkoppeln und sie auf der Bahn von Eisen dahin schleudern, um die Welt bis an ihre äußersten Enden in Gedankenschnelle der Gier des Spekulanten, der Ehrsucht des Eroberers zu überliefern. Unbegreiflich würde es ihnen geblieben seyn, daß es ein unerläßliches wissenschaftliches Erforderniß, das Leben einer ganzen Generation zu verbrauchen, um einen Brunnen nach dem Mittelpunkte der Erdkugel hin auszubohren, und die Lebenszeit einer zweiten, um denselben wieder zuzuschütten. — Die guten Seelen kannten eben von der ganzen Schöpfung nichts weiter, als deren liebliche Mysterien, und sie erfreuten sich dieser, ohne deren Erklärung zu unternehmen. Das Wirken einer wohlthätigen Macht, welches ihren Blicken überall klar ward, genügte ihnen vollkommen, um durch diese universale Thatsache alle Zweifel zu lösen und von allen Erscheinungen Rechenschaft zu geben. Da noch jede ihrer Forschungen auf eine Entdeckung hinauslief (weil sie mit einer solchen enden mußte), so war auch jede ihrer Wahrnehmungen eine neue und behielt zugleich den Reiz der Neuheit lange Zeit. Damals bestand die Poesie noch nicht in mühseligem und peinlich abgemessenem Ausdrucke eines gesuchten Gedankens, sondern sie war der unbefangene Ausdruck der Gedanken von einfachen Menschen, welche lebhaft empfanden, d. h. die für alles zum positiven Leben nicht Gehörende natürliche Sprache. Selbst die Sprache der neuen Vergesellschaftungen mußte im Wesentlichen durchaus poetisch seyn, denn sie war noch wesentlich arm, und die Sprachen bereichern sich stets nur auf Kosten ihrer poetischen Natur.

Zum Verständnisse dieses Satzes, wie befremdend er auch erscheinen dürfte, genügt ein Augenblick Aufmerksamkeit: Zu Bezeichnung der unmittelbaren, ersten und am häufigsten eintretenden Bedürfnisse des leiblichen Lebens sind so wenige Wörter erforderlich, daß schon drei bis vier Hundert diesem unentbehrlichen Bedarf Genüge thun: das Leben des Gedankens aber und der Einbildungskraft ist unermeßlich anspruchsvoller, und da dieses die Wörter, welche es braucht, nothgedrungen lediglich dort sucht, wo solche vorhanden, d. h. eben in jenem ursprünglichen und einzigen Wörtervorrathe, so verwendet sie dieselben zu einem neuen Gebrauche nur, indem sie ihnen eine bildliche Bedeutung beilegt, welche mit der Zeit gerade so allgemein verständlich wird, als die ursprüngliche: und diese bildliche Bedeutung eben ist dasjenige, was die Poesie der noch im Entstehen begriffenen Sprachen ausmacht.

Ferner: des Wortes ganzer Werth besteht anfangs in dem Gebrauche, den sein Schöpfer von ihm macht; es stellt den lebenden Begriff, welcher bei Aufnahme des Wortes mit ihm verbunden worden ist, dar — während heutzutage nur noch ein Wortkadaver vorhanden, ein Wort, des dasselbe früher belebenden Gedankens beraubt, welches, nur noch ein vertragemäßig anerkanntes Zeichen, meist in dem Maße mehrdeutig und unsicher ist, daß auch die Gewandtesten viel Mühe aufwenden müßten, um seinen uranfänglichen Sinn wieder aufzufinden. — Nicht aus Mangel, im Gegentheil aus Ueberfülle an Beispielen will ich nur drei geben, welche gleich sämmtlich in einer einzigen der alltäglichsten Redensarten enthalten sind. Wie oft hört man nicht: Dieser Mensch ist detestable, execrable, abominable. Und was will der große Haufe hiermit sagen? Dieser Mann ist so verderbt, daß vom öffentlichen Bewußtseyn sein Zeugniß verworfen wird; daß die fromme Scheu seiner Nebenmenschen ihn von der Theilnahme an allem Heiligen ausschließt; daß seine verhaßte Schlechtigkeit sogar in den drohendsten aller Prophezeien- und Orakel-Sprüche nicht vorhergesehen worden! — Mit nichten. Die leichteste aller leichten wörtlichen Beleidigungen soll damit ausgesprochen werden — oft einzig und allein auf das Aeußere eines Mannes, vielleicht des wackersten, bezogen — weiter Nichts. Schwerlich verbindet, wie gesagt, die Mehrzahl heutigen Tages eine andere Meinung mit all' jenen Wörtern, die, zu abgenützten Münzen mit abgegriffenem Stempel und Abschnitte geworden, all' das Poetische verloren haben, welches ursprünglich in ihrer bloßen Verlautbarung schon gelegen. Daher dürfen wir die Wörterbücher der ganz besonders gebildeten Völker mit den alten Wappenbüchern vergleichen, worin das Roth, Schwarz, Grün in den Schilden der edlen Ritter durch Kunst-Ausdrücke und Zeichen, welche nur den Wappenkundigen verständlich, angedeutet sind. So bleibt wohl das Zeichen für die Eingeweihten, doch die Farbe muß man nimmermehr suchen.

In jenem goldenen Zeitalter, welches nur Urvölker und durch lange Barbarei neuerstandene belebten, als alles Wort sich erst bildete, auf jeden besonderen Eindruck seine Bezeichnung selbst einen Anschein von Uebertreibung warf — da gewöhnte sich auch der Gedanke leicht, an das dreiste Bild zu glauben, unter welchem jener ihm erschien; das Wunderbare des Ausdrucks spiegelte sich in den alltäglichsten Vorkommenheiten: die schöne und mächtige Frau wurde, kraft ihrer weisen Rathschläge und schirmenden Gäte, eine schützende — die häßliche und boshafte Alte zur feindseligen Fee. Der gestrenge Zwingherr seiner Lehnsträger, von diesen gleich dem bösen Wolfe gefürchtet, kam keineswegs damit davon, daß ihm in den lebensgetreuen Volksschilderungen der Name jenes Unthiers beigelegt wurde — die bewegliche und geschmeidige Gläubigkeit der Frauen und Kinder nahm vielmehr gar keinen Anstand, auch die Gewohnheiten, die blutigen Gelüste und nächtlichen Jagden, ja endlich selbst die Gestalt des Namensvetters ihm beizulegen. Der fremdländische Feind durfte nicht mit der bloßen Vernichtung der festen Plätze, mit der sich von selbst verstehenden Plünderung und Verheerung der eroberten Städte sich begnügt haben — selbst am Kissen des Enkelsäuglings in der Wiege ließen Mütter und Ammen das Gespenst erscheinen. Die Bezeichnung „Wärwölfe" (ogres), grausigen Andenkens! ist nichts als eine volksthümliche Verketzerung von Ungarn (Hongres, Hongrois) (!), aus welchen die thörichte Bauernfurcht ehedem Kinderfresser gebildet, in Erwartung unserer Generation, deren Auf-

*) Wir haben von diesem Pseudonymus, der eben so, wie es Carrite Englisch that, Französisch „jeanpaulisirt", früher bereits einige (von Ihnen beantwortete) treffende Bemerkungen gegen die sprachlichen Neuerungen Französischer Historiker mitgetheilt. Der gegenwärtige Artikel hat hauptsächlich die Tendenz, die Franzosen wieder einmal an ihren alten Märchenschatz zu erinnern, was ein um so größeres Interesse gewinnt, wenn wir es mit dem zusammenhalten, was gleichzeitig ein Französischer Kritiker (S. Mannigfaltiges) über die Bemühungen Tieck's zur Wiederbelebung der Deutschen Märchenwelt sagt.

klärung und nationale Einheit sich beeilen sollte, jene Völkerschaft durch die Kosaken vertreten zu lassen. Indien hat bei diesem Allen nichts zu schaffen, und das allezeit dienstfertige Intervenniren der Anbeter Brahma's in der, übrigens so naturwüchsigen Verfassung unserer hübschen Feenmärchen ist nur eine Gelehrtengeschichte, die niemals den anderen die Wage halten wird.

Alles Volk hat seine Poesie: die kleinen Kinder würden ohne ihre lustigen, erstaunlichen und schauerlichen Märchen verbauern und verdumpfen; alle Frauen bedürfen der Romane in Büchern zu Lückenbüßern in ihrem eintönigen Leben ohne Liebes-Abenteuer und süße Täuschungen; alle Männer, die aufgeklärtesten der alten Civilisationen nicht ausgeschlossen, können ohne mehr oder minder übertreibende Geschichten nicht auskommen, verlieben diese auch nur der Erhabenheit ihrer Abstammung einigen Glanz durch etliche epische Lügenmärchen. Eine Sammlung aller dieser merkwürdigen schriftlichen Ueberlieferungen ist die wahre Volksbibliothek; und hier suchen und finden wir den gesammten Schatz an Naivetät und Größe des Volks in seiner Gesinnung, an Kraft und Anmuth in seinen Erfindungen, an Fügsamkeit und Eigenthümlichkeit in seiner Sprache vor jenen Tagen der sogenannten Vervollkommnung, welche leider mit dem schmachvollen Zwielichte des Verfalls so nahe zusammentreffen. Hier finden wir den Stempel des Volksgeistes und Wesens unvertilgbar ausgeprägt. Diese Bücher, die von unserer grämlichen Erfahrung, unserer Altklugheit verschmäht werden, gleichsam ein offenherziges Archiv der guten alten Zeit, bewahren in sich alles dasjenige, was sich das Greisenalter der Nationen, wie der Menschen, von der Vergangenheit gern erhält; die lachende Erinnerung an die ersten Freuden, das rührende Andenken an die erste Liebe, das Gedächtniß eines ersten glücklichen Erfolges mit seiner Trunkenheit, mit seinen Hoffnungen — alle Wonnen der zur Erkenntniß der Dinge erwachenden Seele und alle, wenngleich scharfschneidende, so doch auch vergängliche Schmerzen, welche eine tausendmal grausamere Enttäuschung nur allzu bald in Vergessenheit bringen soll. Die Schreibart ist hier freilich nicht die starke Seite, denn sie ermangelt aller schulgerecht ausgegrübelten Kunstgriffe, die zuletzt doch nur eben sich selber statt der naiven Arbeit des Gedankens hinstellen; aber sie ist einfach, klar, sagt das, was sie eben sagen will, und läßt sich ohne Kopfbrechen begreifen. Nur mit Mühe freilich würde man hier einen Zug finden, der etwa eine große Bewunderung verdiente — das ist wahr; noch weit ergiebiger jedoch würde es ganz gewiß seyn, hier nur eine einzige Stelle ausfindig machen zu wollen, welche das Mitgefühl ausschließe oder es zurückstieße. Man kann durchaus nichts lesen, was dem Gedächtnisse freundlichere, rührendere, ja, ich trage kein Bedenken, noch hinzuzufügen: dem Lebenswandel ersprießlichere Erinnerungen hinterließe. Welches Herz wäre so gänzlich abgestumpft, daß es nicht noch leise erbebte beim Namen der schönen Magellone und ihres Herzensfreundes Peter von Provence, der bei ihrem Anblicke „mit großer Sorge suchte, in welcher Weise er beginnen möchte, zu ihr zu reden, weil er nicht mehr wußte, ob er in den Lüften, oder auf der Erde; denn also thut die Liebe ihren Unterthanen." — Unschuld und Herzhaftigkeit, Freimuth und getreue Rechtschaffenheit, Ausdauer und Hingebung, alle diese Hauptcharakterzüge unserer erfahren strahlen unauslöschlich in den heutzutage so vernachlässigten Chroniken der blauen Bibliothek, gleich den Hieroglyphen auf des Königs Rhamses Obelisken: sie sind jederzeit dort zu lesen, nur bedarf es einer Seele, um sie zu entziffern. Auch wird hieran Niemand seine Mühe nutzlos verwenden; furchtlos erkläre ich's unseren gelehrten Gesellschaften allzumal ins Angesicht: Griseldens Sanftmuth und Ergebung, der Genovefa von Brabant muthvoll bestandene Proben haben mehr vortreffliche Sittenlehren ins Volk gebracht, als all' die politischen, statistischen, ästhetischen, philanthropischen und humanistischen Bücher zusammengenommen, welchen man jahraus, jahrein die fruchtlosen Verschleuderungen des Herrn von Monthyon so gewissenhaft zutheilt, jemals abwerfen werden. Dies wußte das Volk recht gut, als es sich noch des so treffend urtheilenden und feinen Gefühls erfreute, welches allen Völkern von Natur einwohnt, so lange sie noch nicht aufgeklärt, d. h. verderbt sind. Gegenwärtig steht's freilich anders: Das Volk mag von der „blauen Bibliothek" nichts mehr wissen: Dank der immer weiter schreitenden Emancipationsbildung, hält es nur noch auf anstößige Reimereien, schmutzige Lieder, Romane voll Ausschweifungen und Zügellosigkeiten, Träumereien aufwieglerischer Tollköpfe, Hirngespinnste von Spitzfindigen, die an nichts glauben. Die menschliche Gesellschaft soll aber weitergehen; sie geht auch, und ihr wißt ja, wohin. Unsere machtlosen Hände können sie nimmer anhalten in der feurigen Bahn, auf welcher das Jahrhundert sie im Sturme dahinschleift. Als der Engel der Finsterniß das Verderben der Menschheit zu vollenden kam, fühlte er die Nothwendigkeit, daß er unter ganz neuer Gestalt zu erscheinen habe. Da verkündete er, daß er das Licht bringe; er nannte sich Lucifer.

Ich meine nun wahrlich nicht etwa, daß ein Volk, in Englische Institutionen eingepfercht, zwischen dem sport und dem steamer, den hustings und dem budget, dermaleinst geneigt seyn werde, den kostbaren Schatz unserer Ueberlieferungen, Erlustigungen und Ruhmesglorien erstaunlich wohlwollend aufzunehmen. Giebt es aber irgendwo, in einer vergessenen Oase, welche das Netz von Schienen mit seinen glühenden Maschen noch nicht zusammenzuschnüren und zu ersticken droht, ein Häuflein Kinder des alten Frankreichs, getreu den lieblichen Erinnerungen aus ihrer Wiege, im Herzen noch freudig erbebend beim Klange der mütterlichen Stimme ihrer Heimat, o so bringt ihnen doch, bitte ich, einfach und anmuthig, wie sie eben ist, die blaue Bibliothek.*)

*) Eine neue Ausgabe dieser ehemals im Volke so allgemein verbreiteten Sammlung wird so eben von der Buchhandlung Colomb de Batines in Paris angekündigt.

Die Jungfrau von Orleans.

(Fortsetzung.)

Es blieb jetzt am jenseitigen Ufer nur ein einziges Fort, die „Bastille des Tournelles", in den Händen der Engländer; aber es war das stärkste von allen, von einem tiefen Graben umgeben und von dem tapferen Gladsdale an der Spitze seiner besten Truppen vertheidigt. Die Französischen Feldherren beschlossen, sich mit den gesicherten Verbindungen zwischen der Stadt und den Provinzen zu begnügen und weitere Angriffe bis zur Ankunft neuer Schaaren auszusetzen. Hierin wollte jedoch Johanna auf keine Weise einwilligen. „Ihr habt Euren Rath", sprach sie, „und ich habe den meinigen; der Rath des Herrn wird erfüllt werden, der des Menschen aber untergehen." Mit ihr waren, was ihre Kollegen mehr als den himmlischen Rath fürchteten, die Herzen der Truppen sowohl als des Volks. Bitten und Gründe wurden vergebens gegen sie verschwendet; endlich besetzte der Sire de Gaucourt mit einigen Soldaten das Burgundische Thor, durch welches Johanna hinausmarschiren mußte, und weigerte sich standhaft, es zu öffnen. „Ihr seyd ein böser Mann!" rief die Jungfrau, „aber Ihr mögt wollen oder nicht, meine Krieger werden kommen und siegen, wie sie vorher gesiegt haben." Durch ihre Heftigkeit aufgeregt, stürzte sich das Volk und sogar die Soldaten auf Gaucourt und drohten, ihn in Stücke zu reißen; er mußte nachgeben; die Jungfrau zog von einer zahlreichen Menge Bürger und Kriegsleute begleitet aus und setzte in Kähnen über die Loire, um die Tournelles zu erstürmen. Da Dunois, La Hire und Gaucourt den Angriff jetzt unvermeidlich fanden, so entschlossen sie sich, auch daran theilzunehmen, und ihr Betragen während der Schlacht bewies zur Genüge, daß ihre Abneigung dagegen nicht aus Mangel an Tapferkeit herrührte.

Von dem nördlichen Ufer aus waren die Englischen Befehlshaber, Suffolk, Talbot und Fastolf, Zeugen dieser Vorbereitungen und des panischen Schreckens ihrer eigenen Truppen. Sie konnten diese weder überreden, ihre Verschanzungen zu verlassen und ihren Gefährten zur Hülfe zu eilen, noch die ihrer besten Vertheidiger beraubte Stadt anzugreifen, und Gladsdale wurde daher seinen eigenen Hülfsquellen überlassen. Außer der Stärke seiner Verschanzungen gehörte seine aus 300 Mann bestehende Garnison zu der Blüthe der Englischen Armee; die Franzosen wurden mit einem ununterbrochenen Bolzen- und Kugelregen empfangen und, als sie den Wall zu ersteigen suchten, mit Aexten, Piken und Hammern von den Sturmleitern hinabgestürzt. Der Angriff hatte um zehn Uhr Morgens angefangen, und die Jungfrau befand sich wie immer in den vordersten Reihen; als gegen Mittag der Muth ihrer Truppen zu sinken schien, ergriff sie selbst eine Leiter, um den Wall zu ersteigen. In diesem Augenblick wurde sie durch einen Pfeil zwischen dem Halse und der Schulter verwundet; sie fiel in den Graben zurück, und die Feinde drangen ein, um sich ihrer zu bemächtigen; sie wurde jedoch durch ihre Landsleute befreit und von dem Schlachtfelde weggetragen. Als sie auf die Erde gelegt und entwaffnet wurde, preßte ihr der Schmerz einige Thränen aus, bis sie durch eine Vision getröstet wurde. Mit eigenen Händen zog sie den Pfeil heraus, ließ sich schnell verbinden und eilte nach einem kurzen Gebet an die Spitze der Truppen zurück. Diese hatten, über ihre Verwundung bestürzt, die den Glauben an ihre übernatürlichen Kräfte nicht verminderte, den Kampf aufgegeben; jetzt griffen sie, durch ihre Rückkehr ermuthigt, zum zweiten Male an, während die Briten erstaunt waren, die halb todt Geglaubte wieder vor sich zu sehen. Einige der Letzteren meinten sogar die Gestalten des Erzengels Michael und des Schutzheiligen von Orleans an der Seite der Franzosen fechtend zu sehen, während die Klügeren durch die Nachricht beunruhigt wurden, daß ein neues Französisches Corps die Festung angegriffen habe. Der unerschütterliche Gladsdale beschloß, sich von den äußersten Wällen zurückzuziehen und seine ganze Kraft in den Tournelles oder Thürmen selbst zu konzentriren. Er stand eben im Angesicht Johanna's. „Ergieb Dich!" rief sie ihm zu, „ergieb Dich dem Könige des Himmels! Glacidas! Deine Worte haben mich schwer beleidigt, aber ich habe Mitleiden mit Deiner Seele und mit den Seelen Deiner Mannschaft." Ohne diese Aufforderung zu beachten, setzte der Engländer seinen Weg über die Zugbrücke fort, als eine Kanonenkugel von den Französischen Batterieen sie niederbrach und Gladsdale mit seinen tapfersten Rittern in den Wellen begrub. Die Stürmenden drangen jetzt ohne Widerstand in das Fort ein; von den Vertheidigern waren schon 300 getödtet, der Ueberrest ergab sich.

Am Schlusse dieses blutigen Tages kehrte die Jungfrau im Triumph nach Orleans zurück; die Glocken wurden geläutet, in den Kirchen erschallte das Tedeum, und freudiger Jubel begrüßte die einrückenden Sieger. Ein entgegengesetztes Gefühl herrschte in den Britischen Reihen. Der Graf von Suffolk rief einen Kriegsrath zusammen. Durch die Verstärkungen der Franzosen und ihre eigenen Verluste waren die Belagerer jetzt der Zahl nach die Schwächeren geworden; auf jedem Gesichte zeigte sich Muthlosigkeit; sie hatten keine Hoffnung mehr, die Stadt einzunehmen, und wußten, daß eine fortdauernde Blokade sie neuen Niederlagen aussetzen würde. Mit schwerem Herzen entschlossen sie sich daher, die Belagerung aufzuheben. Am folgenden Morgen, Sonntag den 8. Mai, gingen ihre großen Forts: London und St. Lorenz, so wie ihre anderen Verschanzungen, die Frucht monatlanger Arbeiten, in Flammen auf, während die Englischen Truppen sich in Schlachtordnung den Stadtmauern näherten und der Garnison einen Kampf im offenen Felde anboten. Da diese Herausforderung abgelehnt wurde, so begannen sie in guter Ordnung den Rückzug nach Mehun-sur-Loire, ließen aber aus Mangel an Transportmitteln ihre Kranken und Verwundeten nebst ihrer Bagage zurück. Die Garnison und die Bürger von Orleans schickten sich an, sie zu verfolgen;

Johanna wollte ihnen jedoch nicht erlauben, den Sonntag zu entheiligen. „Im Namen Gottes!“ rief sie, „laßt sie ziehen; wir aber wollen hingehen und Gott danken.“

Auf diese Weise hatte die Heldin den ersten Theil ihres Versprechens erfüllt — sie hatte Orleans entsetzt. Dieses geschah nur 7 Tage nach ihrer Ankunft, von welchen sogar 3, als Festtage, nur dem Gebete gewidmet waren. Noch heute wird der Jahrestag ihrer Befreiung von der Stadt Orleans gefeiert; der Magistrat zieht in Prozession durch die Straßen, in der Kathedrale erschallt ein Tedeum, und von der Kanzel wird eine Rede zu Ehren der Jungfrau gehalten *).

Der zweite Theil der Sendung Johanna's, den König in Rheims zu krönen, war noch auszuführen. Nach wenigen Tagen erschien sie wieder als dieselbe einfache Schäferin vor Karl an seinem Hoflager zu Tours, ihn anflehend, sich ihrer Leitung anzuvertrauen und sie in den Stand zu setzen, ihren Auftrag zu erfüllen. „Als die Jungfrau Johanna an den König trat“, schreibt eine gleichzeitige Chronik, „umfaßte sie seine Kniee mit den Worten: „„Edler Dauphin! kommt, Euch in Rheims salben zu lassen; ich werde sehr angetrieben, Euch zum Hingehen zu vermögen, und braucht Ihr nicht zu zweifeln, daß Ihr dort Eure heilige Salbung empfangen werdet.““ Nun dachte der König sowohl als drei oder vier seiner vornehmsten Hofleute, ob es wohl Johannen mißfallen würde, wenn man sie fragte, was ihr die Stimmen verkündigt hätten! Dies bemerkte sie bald und sagte: „„Im Namen Gottes! ich weiß wohl, was Ihr denkt und was Ihr wegen der Stimmen fragen wollt. Ich will es Euch sagen; als ich nach meiner Gewohnheit betete, beklagte ich mich, daß man meinen Worten nicht trauen wollte; worauf mir die Stimme zurief: Tochter, geh, geh, ich werde Dir beistehen, geh! und wenn ich diese Stimme höre, so bin ich wunderbar beglückt.““ Hiermit hob sie die Augen gen Himmel und gab das größte Entzücken zu erkennen.“

Des glänzenden Erfolges der jungen Heldin ungeachtet, willigte der König doch nicht ein, sogleich nach Rheims zu ziehen; es schien ihm vielmehr nöthig, sich vorher aller Festungen an der Loire zu bemächtigen, die noch in Händen der Engländer waren. Auch hieran nahm das Mädchen einen entscheidenden Antheil. Man fing mit der Belagerung von Jargeau an, wohin sich Suffolk mit mehreren hundert Mann zurückgezogen hatte; nach einigen Tagen war eine Bresche in die Wälle geschossen, und am 12. Juni gaben die Französischen Trompeten das Signal zum Sturm. Johanna befand sich immer unter den Ersten und stand im Begriff, den Wall zu ersteigen, als ein ungeheurer Stein ihren Helm traf und sie in den Festungsgraben hinunterstürzte. Sie erhob sich sogleich, zwar nicht unbeschädigt, aber doch unerschrocken, und fuhr fort, ihre Landsleute aufzumuntern. „Vorwärts! vorwärts! meine Freunde“, rief sie, „der Herr hat sie in unsere Hände gegeben.“ Der Sturm wurde mit frischem Muth und vollständigem Erfolg erneuert, die Stadt genommen und fast die ganze Besatzung, den menschenfreundlichen Bemühungen Johanna's zum Trotz, niedergemetzelt. Viele wurden nach der Schlacht mit kaltem Blut ermordet, wenn man sich wegen des Lösegeldes nicht einigen konnte. Das Schicksal Suffolk's giebt einen treffenden Begriff von den Sitten des Ritterthums. Von einem Französischen Offizier hitzig verfolgt, wandte er sich um und fragte ihn: „ob er von adliger Herkunft sey?“ — „Ja!“ erwiederte dieser, der Guillaume Regnault hieß. — „Seyd Ihr Ritter?“ — „Der bin ich nicht.“ — „So will ich Euch zu einem machen“, rief Suffolk; gab ihm den Ritterschlag und ergab sich ihm dann als Gefangener.

Der Fall Jargeau's hielt die Besatzungen von Beaugency und Meun von weiterer Gegenwehr ab, und Talbot, dem jetzt der Oberbefehl zugefallen war, setzte mit den Ueberresten des Englischen Heers den Rückzug nach der Seine fort, wo sich ihm Fastolf mit einer Verstärkung von 4000 Mann anschloß. Zu derselben Zeit erhielten die Französischen Anführer eine gleiche Verstärkung unter dem Kommando des Connetable's Richemont. Dieser war durch die Kabalen des Königlichen Günstlings, La Tremouille, vom Hofe entfernt worden, und Karl verbot ihm sogar, sich zu nähern; er rückte aber dennoch heran, und Johanna schlug in ihrem loyalen Eifer vor, ihm entgegenzugehen und ihn anzugreifen. Dieses Ansinnen wurde jedoch mit allgemeinem Widerwillen aufgenommen, und da Johanna endlich die Nothwendigkeit erkannte, einen Bürgerkrieg zu vermeiden, so versprach sie, den Connetable willkommen zu heißen und sich für ihn beim Könige zu verwenden, wenn er den Eid der Treue leisten würde. Sie zogen dann mit vereinten Kräften weiter, um das feindliche Heer auf seinem Rückzug einzuholen, und erreichten es am 18. Juni beim Dorfe Patay. So sehr hatten sich die Briten während der letzten Wochen verändert, einen so panischen Schrecken hatte ihnen die Idee einer übernatürlichen Gewalt eingeflößt, daß die Schlacht in einem Augenblick entschieden war. Der tapfere Fastolf selbst ergriff beim ersten Feuer die Flucht, wofür er später des Hosenband-Ordens beraubt wurde: Talbot verschmähte es, dem Feinde den Rücken zu kehren; er wurde, zu Fuße fechtend, von den Seinigen verlassen und nebst dem Lord Scales zum Gefangenen gemacht, während über 2000 Mann bei der Verfolgung das Leben einbüßten.

Der Sieg bei Patay gab dem Verlangen Johanna's: der König möge sich in Rheims krönen lassen, neues Gewicht, und so abgeneigt er auch allen persönlichen Anstrengungen war, so konnte er doch den Bitten der begeisterten Prophetin und den Wünschen der siegreichen Truppen nicht länger widerstehen. An der Spitze von 10—12,000 Mann verließ er das Thal der Loire, in der Begleitung Johanna's sowohl als seiner tapfersten Feldherren und weisesten Räthe. Sie erschienen zuerst vor Auxerre, welches seine Thore schloß, aber sie mit Mundvorrath zu versorgen versprach, und näherten sich dann der Stadt Troyes, deren Besatzung alle Unterhandlungen von sich wies.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieser Gebrauch wurde nur während der unruhigsten Zeiten der Revolution ausgesetzt. (Suppl. aux mém.)

Schweiz.

Die Presse in der Schweiz.

In keinem Lande Europa's hat die Französische Revolution von 1830 so viel Bewegung hervorgebracht, als in der Schweiz. Bis dahin hatten die zweiundzwanzig Kantone treu an jener Verfassung gehalten, die sie sich 1815 unter dem Einflusse des Auslandes gegeben. Seit 1830 aber tauchen an allen Enden Unzufriedene auf, das Volk schreit nach Reformen, und trotz dem Einspruch der Nachbarstaaten ändern die meisten Kantone ihre Verfassungen, wie es das Volk will.

Die acht rein demokratischen Kantone sind geblieben, wie sie 1815 beschaffen waren, nur daß die Außer-Schwyzer gleiche Rechte mit den Inner-Schwyzern verlangten. — Die beiden demokratischen repräsentativen Kantone Graubündten und Wallis haben ebenfalls mehrere Bestimmungen ihrer Constitution verändert. Die fünf repräsentativen Kantone: St. Gallen, Aargau, Thurgau, Waadt und Tessin, haben die Gränze ihrer Repräsentation erweitert; auch Genf, das bis jetzt an seiner Verfassung von 1815 nicht gerüttelt hatte, mußte der Volksbewegung vom 22. Dezember 1841 nachgeben und seine konstituirende Versammlung ernennen, um eine zu ausgedehnte Repräsentation zu hintertreiben. Die drei repräsentativen Kantone mit bevorzugten Hauptorten: Zürich, Basel und Schaffhausen, sind gezwungen worden, eine Menge Landbewohner in den Rath aufzunehmen: ja, die Bürgerschaft von Basel, die sich nicht dazu verstehen wollte, mußte es geschehen lassen, daß sich der Kanton in zwei unabhängige Staaten spaltete. Die aristokratischen Republiken Bern, Luzern und Freiburg sind repräsentative Kantone geworden.

Alle diese Veränderungen, wie zeitgemäß sie auch seyn mögen, sind doch nicht ohne harte Kämpfe durchgesetzt worden; man erinnere sich nur der heftigen Bewegungen, die bald in Basel, bald in Bern, bald in Zürich stattfanden. Inmitten dieser Kämpfe mußte die Presse nothwendig an Lebhaftigkeit gewinnen. Schon im sechzehnten Jahrhundert hatten die Predigten Zwingli's und Calvin's eine große Bewegung in die Schweizer Presse gebracht: die politischen Reformen von 1830 haben ihr einen neuen Anstoß gegeben, und der Deutsche Zoll-Verein, der die materiellen Interessen der Schweiz berührt, erhält die Presse ebenfalls in Bewegung. Die kürzliche Aufhebung der Klöster im Aargau hat die alten Religionsstreitigkeiten wieder erweckt, und in diesem Augenblicke setzt der Verfassungsrath in Genf die ganze Eidgenossenschaft in Unruhe. Es wird daher nicht ohne Interesse seyn, zu untersuchen, wie die Schweizer Presse unter der Macht so verschiedener Einflüsse sich gestaltet hat.

Im Jahre 1817 gab es in der Schweiz nur 34 Druckereien; 1830 stieg ihre Zahl auf 71, 1834 auf 93, 1841 endlich gab es deren 107. In gleichem Grade nahmen die Journale zu: 1817 hatte man, die Rechenschafts-Berichte und periodischen Sammlungen ungerechnet, 16 politische Zeitschriften; 1830 zählte man schon 29, 1834 — 49, und seit 1841 hat man 70. Im Ganzen sind diese Unternehmungen freilich nicht sehr einträglich; ja mehrere Journale können sich nur durch die Unterstützungen der Partei halten, deren Organ sie sind; denn in einem Lande, das in so viele Parteien gespalten ist, als die Schweiz, will jede Meinungsschattirung repräsentirt seyn. So gehörten 1841 den verschiedenen Gattungen der Liberalen 45, den Konservativen 25 Zeitungen.

Zwölf von diesen Zeitungen erscheinen in Französischer, drei in Italiänischer Sprache; die Graubündtner, bei denen die Rhätische Sprache noch heute gebräuchlich ist, haben seit einiger Zeit ein Journal, das in dieser Mundart, welche ihre Ahnen, die Etrusker, sprachen (?), geschrieben ist. Sie hat sich eben so gut als das Italiänische der modernen politischen Ausdrucksweise anzupassen gewußt. Die übrigen Journale der Schweiz — und dies ist der größte Theil — erscheinen Deutsch. Die Schweizer Presse hat weder die allgemeine Wichtigkeit noch die Verbreitung der Presse der übrigen Europäischen Staaten: ja, man kann sagen, es giebt in der Schweiz nicht ein einziges großes Journal, nach dem Begriffe, den man mit diesem Wort verbindet. Der Grund davon liegt in Folgendem: Jeder Kanton hat seine eigene Post und belegt die fremden Zeitungen, die durch sein Gebiet gehen, mit starken Steuern, so daß der Preis des Abonnements bald aufs Doppelte gestiegen ist. In Folge dieser sich häufenden Steuern, welche die Verbreitung der Zeitungen sehr erschweren, beschäftigen sich die Schweizer Journale nur mit lokaler Polemik, die in Deutschen und Französischen Blättern meist Nebensache ist. Die Schweizer Neuigkeiten geben sie bis ins kleinste Detail, vom Auslande aber wissen sie sehr wenig. — Die 70 Zeitungen, die existiren, liefern wöchentlich zusammen nur 138 Nummern von einer größeren oder kleineren Zahl von Exemplaren, je nach der Menge ihrer Abonnenten.

Ausgezeichnet aber ist die Schweizer Presse vor allen Blättern, die gegenwärtig in Europa erscheinen, durch ihren ungehobelten Stil und ihre groben Schimpfreden; hierin nähert sie sich sehr der Nord-Amerikanischen. Wenn man die Schweizer sieht, so gebildet, höflich und gefällig, wird es Einem schwer, zu glauben, wie wenig der Ton ihrer Journale zu ihrem geselligen Benehmen paßt. Zur Zeit der Differenzen der Schweiz mit Oesterreich und Frankreich wurden die Gesandten dieser Mächte mit „Schlingel“, „Esel“, „Bagabunden“ traktirt; auch der Päpstliche Nuntius entging solchen Injurien

nicht. Das Volksblatt von Basel-Landschaft, das vom Pfarrer Waller redigirt wird, sagte damals: „Es mag nur kommen, dieses Louis-Philippchen, wir wollen ihm die Kappe waschen"; dann fügte es hinzu: „auch vor den Deutschen Prinzchen ist uns nicht bange." Uebrigens müssen sich die hohen Beamten der Schweiz selbst diese schonungslose Behandlungsweise gefallen lassen, besonders zur Zeit der Wahlen. Ein Fremder, der die Journale liest, muß glauben, die Schweiz sey von lauter Räubern und Landaussaugern regiert, und doch giebt es keine Nation, die sich rühmen dürfte, mehr unbescholtene und uneigennützige Männer an der Spitze der Verwaltung zu haben. Um einen Begriff von den Schimpfreden zu bekommen, muß man den Züricher Volksboten lesen. In diesem Blatte heißen die Vertheidiger der konservativen Grundsätze: „schlechte Hunde, Erzschelme, Canaillen, giftige Kröten, wüthende Ochsen." Ganz kürzlich noch hat der Vierwaldstädter Bote Biographien veröffentlicht, voll der stärksten Beleidigungen gegen die ausgezeichnetsten Männer, deren sich die Schweiz rühmt. So versteht man heute die Freiheit im Vaterlande Wilhelm Tell's. Die Volks-Blätter wollen alle dem Aaraner Boten nachahmen, der von Zschocke redigirt wird und an 20,000 Abonnenten hat. Dies Journal versteht es, mit so viel Geist als Geschmack die Verkehrtheiten der Konservativen durchzuhecheln; aber da den Nachahmern fast immer der Geist fehlt, beschränken sie sich darauf, Grobheiten zu sagen und gemeine Lügen zu erfinden.

Was indeß bis zu einem gewissen Grade den schlimmen Zustand der Schweizer Presse entschuldigt, ist, daß sie größtentheils aus einer Zeit der Kämpfe, der Revolution und der Zerstörung hervorgegangen ist. Bis zu den Ereignissen des letzten Novembers hatten die Genfer Zeitungen große Mäßigung und vielen Anstand bewahrt, seit jener kritischen Epoche aber geben sie sich eben so gut wie die anderen zu Ausfällen, Beleidigungen und persönlichen Anschuldigungen her. Zwei neue Blätter (La Constituante Génevoise und Le Représentant) sind so eben, gleichsam zur Verstärkung der bisherigen, in Genf zugekommen, „um", wie sie sagen, „den Folgen einer glorreichen Revolution die rechte Färbung zu geben." Genf steht nichtsdestoweniger an der Spitze der intellektuellen Bewegung in der Schweiz, vermöge der zahlreichen periodischen Schriften, die monatlich daselbst erscheinen und unter denen die Bibliothèque universelle de Genève, eine der besten und ältesten wissenschaftlichen Sammlungen Europa's, den ersten Platz einnimmt.

Die Aufhebung der Klöster in Aargau, die mit solcher Beharrlichkeit von den antikatholischen Journalen gefordert wurde, hat die Tagsatzung in ernste Verlegenheiten gebracht. „Das Schweizerische Volk darf nicht ruhen", sagte die Dorfzeitung von St. Gallen, „so lange die Klöster existiren, so lange der Päpstliche Nuntius unter uns wohnt." Die Klöster sind nun zwar zerstört und die Mönche zerstreut worden, aber der Nuntius wohnt immer noch in Luzern und will zur Sühne jenes Frevels die Jesuiten daselbst einführen und ihnen die Leitung des öffentlichen Unterrichts übergeben. Seinerseits verlangt auch Oesterreich 2 Millionen Francs Entschädigung für die zerstörten Klöster, da es die frommen Stiftungen als Eigenthum des Hauses Habsburg ansprich. So, wie man sieht, verwickelt sich der Streit immer mehr, und die Zänker auf beiden Seiten thun ihr Möglichstes, ihn zu erhalten, denn die Katholiken sind fast eben so zahlreich als die Reformirten. Die Schweiz zählt jetzt 2 Millionen Einwohner, davon sind 883,000 Katholiken, 1,290,000 Reformirte. Wenn diese Letzteren nun in den verschiedenen Theilen der Eidgenossenschaft auch ergebene Freunde haben, wie die Zeitungen von Genf, Waadtland, Solothurn, Bern, Appenzell, Glarus und die Unionszeitung, die einen erbitterten Krieg mit dem Ultramontanismus führen, so eifern auf der anderen Seite für die Katholiken: die Aargauer Zeitung, die überall in Ansehen steht, die Luzerner mit ihrer strengen und makellosen Orthodoxie, der Aarauer Schweizerbote, der die aufgehobenen Klöster in Seminare verwandelt haben will, der Beobachter der östlichen Schweiz, der geradezu glauben machen möchte, daß die Schüler des Loyola jetzt nicht mehr zu fürchten wären und ohne alle Gefahr zugelassen werden könnten, endlich die katholische Kirchenzeitung, die von dem Kanonikus Geiger, einem der ausgezeichnetsten Schriftsteller des katholischen Deutschlands, redigirt wird. Die Waffen sind, wie man sieht, fast gleich und darum der Erfolg noch immer schwankend.

Noch eine andere, nicht weniger wichtige Frage beschäftigt, wie wir gesagt haben, die Schweiz und ihre Journale. Soll sie dem Zollverein der Deutschen Staaten beitreten oder die Unabhängigkeit ihres Handels bewahren? Die Zeitungen der Französischen Schweiz weisen den Anschluß der Schweiz an das Deutsche Zollsystem bestimmt zurück, während einige Blätter der Deutschen Seite diese Vereinigung wünschen. Der Advokat von Muralt, ein ausgezeichneter Staats-Oekonom, hat in einer Folge von Aufsätzen, die fast alle Schweizer Blätter abdruckten, zu zeigen versucht, wie der Grundsatz der Freiheit, nach welchem sich die Handels-Verhältnisse der Schweiz mit den übrigen Ländern gestaltet haben, unendlich vortheilhafter sey, als das unbequeme Zoll-System Deutschlands mit seinen Einschränkungen und Verboten.

Andererseits haben die liberalen Zeitungen, die der Unabhängigkeit der Schweiz aufrichtig ergeben sind — und ihrer sind nicht wenig — nachdem sie die Frage vom politischen Standpunkte aus besprochen hatten, erklärt, daß der Anschluß der Schweiz an den Deutschen Zollverein geradezu die Beschlüsse des Westphälischen Friedens aufhebe und die durch denselben anerkannte Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz vernichte. „Der Deutsche Zollverein", sagen sie, „hat Deutschland eine politische und nationale Einheit gegeben, die alle Erwartungen übertraf, er hat den Deutschen Staatskörper wiederhergestellt, und ein Anschluß der Schweiz wäre eine Rückkehr zum alten Reich."

Dies wäre eine kurze Schilderung von den Fortschritten der Schweizer Presse und den Gegenständen ihrer Diskussionen während der letztvergangenen Jahre.

Und diese Papierstreifen, welche die Welt durchfliegen, trotz ihrer Irrthümer, ihrer Beleidigungen und Klatschereien sind sie nicht zu verachten. Sie tragen in ihren Falten, wie jener Römer in seiner Toga, Krieg und Frieden, Elend und Wohlhabenheit!

Mannigfaltiges.

— Tieck und die romantische Bewegung, vom Französischen Standpunkt. Die Revue de Paris (vom 22. Mai d. J.) enthält einen ausführlichen, dem Leben und den Dichtungen Ludwig Tieck's gewidmeten Artikel mit der Unterschrift V. de M.... Früher bereits hat Herr Marmier die Franzosen mit dem Deutschen Dichter bekannt zu machen gesucht, doch dieser Schriftsteller, der meistens nur Aeußerliches auffaßt und darstellt, gab auch von Tieck kein Bild, welches der für Deutsche Literatur-Zustände empfängliche Theil der Franzosen als eine erschöpfende Charakteristik hätte betrachten können. Nicht so V. de M...., der, einige kleine Irrthümer abgerechnet, über seinen Gegenstand sehr unterrichtet ist, wenn er nicht etwa, wie Herr Henri Blaze in seinem kürzlich erwähnten Artikel über Justinus Kerner, die Deutsche Quelle verschweigt, aus der er seine Materialien und sein Urtheil hauptsächlich geschöpft.*) „Das literarische Leben Tieck's", sagt unser Französischer Kritiker, „zerfällt in drei Epochen. In den Dichtungen der ersten ist der Einfluß Schiller's noch vorherrschend, in denen der letzten offenbart er das Talent eines anmuthigen und sinnreichen Erzählers. Wir werden uns weder bei der einen noch bei der anderen dieser beiden Epochen lange aufhalten; die Kritik braucht auf Tieck's Jugendarbeiten wie auf die Leistungen seines Alters weniger tief einzugehen, weil diese auf Deutschland einen verhältnißmäßig nur geringen Einfluß geübt; aber die Dichtungen, die er zwischen den gedachten beiden Epochen herausgab, nehmen unsere ernsteste Aufmerksamkeit in Anspruch. Seine durch den Kultus des Mittelalters inspirirten Arbeiten sind es hauptsächlich, denen er die ausgezeichnete Stellung verdankt, die er in der Geschichte der Deutschen Poesie einnimmt." — Der Gedanke, fährt unser Franzose fort, die Deutsche Nationalität aus dem poetischen Chaos zu retten, in welches sie durch die von Goethe begünstigte Nachahmung Griechenlands, Italiens und des Orients gerathen, sey es hauptsächlich gewesen, der Tieck und seine Mitstrebenden zu dem Urquell zurückgeführt, aus welchem die Deutschen Minnesänger des 13ten Jahrhunderts geschöpft. „Kaiser Oktavianus" und „Genovefa" werden als die gelungensten Versuche Tieck's in einer Richtung bezeichnet, in welcher Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano seine tüchtigsten Mitkämpfer gewesen, doch auch die ganze neuere Dichterschule der Deutschen, Uhland an der Spitze, zeige die Spuren dieses Einflusses. „Es ist zu bedauern", fügt Herr V. de M.... hinzu, „daß die zu späte Rückkehr Frankreichs zu seiner älteren Poesie, obwohl von großen Schriftstellern und ausgezeichneten Kritikern unterstützt, für die Französische Literatur nicht die fruchtbaren Resultate gehabt, die der mit den Forderungen der Gegenwart mehr in Einklang gebrachte Versuch Tieck's in Deutschland hervorrief." — Ueberaus merkwürdig, weil aus einer Französischen Feder geflossen, sind demnächst folgende Schlußworte unseres Kritikers: „Unglücklicherweise scheint es nicht mehr die Entwickelung seines National-Genius zu seyn, was sich Deutschland zur Aufgabe macht.**) Nachdem es aus Tieck's Arbeiten dasjenige, was sie Kräftigendes und Belebendes darboten, so geschickt sich anzueignen verstand, hat es die Ideen einer anderen Schule, der Goetheschen, die nicht aufgehört hat, dem Pantheismus ihres Meisters zu huldigen, und die jetzt die Literatur zu beherrschen strebt, keiner ähnlichen Analyse und Läuterungs-Probe unterworfen. Nachdem sie ein erstes Uebermaß glücklich bekämpft, dürften unsere Nachbarn mit dem zweiten nicht so leicht zu Rande kommen. Aber dem sey, wie ihm wolle, Einheit, Einheit ist es vor Allem, wozu man die Deutschen auffordern muß; jene Tendenz einer vornehmen Unthätigkeit, die es von Goethe hat und die sich in Deutschland über die Maßen entwickelt, kann nur durch einen intelligenten Kultus der Nationalität bekämpft werden. Es ist zu wünschen, daß die ausgezeichneten Geister, die Deutschland noch besitzt, gegen jene Zersplitterung der poetischen Kraft ankämpfen und die Kunst auf einen besseren Weg leiten mögen. Bis dahin müssen wir die romantische Bewegung, deren Leiter Tieck war, ungeachtet ihrer Verirrungen, als die letzte Epoche der Ordnung und einflußreichen Wirksamkeit betrachten, welche die Poesie jenseits des Rheins gehabt."

---

*) Die „Friedlichen Blätter" von Dr. D. F. Strauß haben, nach Angabe eines Korrespondenten der Augsburger Allg. Zeitung, dem Herrn Blaze bei seinem Artikel über Justinus Kerner als Leitfaden gedient.

**) Man sollte meinen, daß diese Entwickelung gerade jetzt in viel höherem Maße stattfinde, als zu irgend einer früheren Epoche, die Zeit der Kriege von 1813—15 abgerechnet; der Französische Beurtheiler hat jedoch nicht das politische, sondern nur das poetische Deutschland im Auge. Letzteres war allerdings früher vereinigt und stark, als ersteres; ja, ohne das gemeinsame Band ihrer Poesie, ihrer Literatur und ihrer Wissenschaft hätten sich vielleicht auch die Deutschen jener begeisterten Zeit nicht so einig und mächtig gefühlt, als sie es waren.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Freitag den 3. Juni 1842.

Rußland.

Ueber Kunst und Literatur in ihrem Verhältnisse zur Gesellschaft.

Von N. Polewói.*)

Was man auch sagen möge, so kann doch nur unsere Eigenliebe uns den Wahn beibringen, als gehöre die Kunst eben so zum Alltagsleben, wie alles Positive und Materielle; als wäre das Vergnügen an ihren Schöpfungen für Jedermann eben so wesentlich, wie das Vergnügen an sinnlichen Eindrücken. Singet nur und spielet auf eurer Leier, Poeten! Meißelt nur eure Phantasiegebilde aus dem Marmor, ihr Bildhauer! Suchet nur Töne aus den Tiefen eurer Seele und laßt sie vermittelst eures Violinbogens in andere Seelen übergehen, ihr Musiker! Traget eure Ideale auf die Leinwand, ihr Maler! Die Leute werden eure Sänge und Klänge anhören, werden eure Bildwerke und Gemälde ansehen; aber alle eure Schöpfungen werden das Ohr und das Auge immer nur auf Augenblicke in Anspruch nehmen, nie ein wesentliches Glück ausmachen, an welches der Mensch sich gleichsam festklammerte, das er zu seinem Daseyn nothwendig glaubte. Willst Du, o Künstler, etwas leisten, was den Menschen wahrhaft wichtig ist, was sie für nützlich oder gar für nothwendig halten — so steige von Deinem Piedestal, auf welchem Du die Bewunderung des Volkes zu erwerben gedenkst: mische Dich unter den Haufen, unter die Frohnknechte der Eitelkeit, die dienstbaren Geister der Caprice! Bist Du ein Maler, so fertige keine Gemälde, sondern Tierrathen für die Wände — siehe, jener reiche Banquier hat keinen Pendant für die Zwischenräume seiner Fenster: er muß ein Bild haben, das gerade zwei Ellen hoch und anderthalb Ellen breit sey, mit goldenem Rahmen! Bist Du ein Bildhauer? nun wohl, im Garten desselben Mäcens sind Statuetten für den Pavillon nöthig und Karyatiden für den Balkon und Vasen für den künstlichen Hügel! Macht euch Beide auf: es gilt, einen gewissen Herrn zu portraitiren und zu modelliren — einen Herrn, vor dessen Bild und Büste die Nachkommen einen Augenblick verweilen und etwa fragen werden: „Wer zum Henker ist denn da abkonterfeit?" Jener Große giebt einen Ball, und es ist neue Musik zu einer neuen Quadrille nöthig: wirf Deine Symphonie in die Ecke und zerarbeite Dich an einer Tanzmusik, o Komponist! Da hast Du ein dummes Libretto — schreibe die neue Musik dazu, oder passe nur eine alte der neuen Montirung an. Und was wird man bei Dir bestellen, Poet? Was wird man Dir in Arbeit geben, Literat? Besinnt euch einmal: könnt ihr uns nicht auch mit eurem Talente ein wenig amüsiren? Wir bezahlen euch dafür. Erfindet wo möglich etwas, das zum Nutzen und Vergnügen sey.

Du mußt Dir nicht einbilden, Leser, daß man nur in unserer Zeit so mit den Künstlern spreche: so ist's immer gewesen. Du mußt nicht glauben, es habe jemals oder irgendwo ein goldenes Zeitalter für Künstler und Dichter existirt, in welchem die Kunst den wesentlichen Elementen der Gesellschaft uninteressirt sich beimischte. Nein, ein solches Zeitalter ist noch nie gewesen, wie überhaupt kein goldenes: schon dieses glänzende Epitheton verkündet, daß die Sache nur im Hirn der Dichter existirt habe.

Aber gerade hierin liegt auch der Beweis des erhabenen Ursprungs der Kunst und ihrer absoluten Nothwendigkeit, ob zwar nicht für die Leute, so doch für die Menschheit. Hülflos verachtet, für Unverstand erklärt, hat sie aus der Seele des Menschen sich losgerungen, ist sie ein Bedürfniß seines Geistes geworden, offenbart sie sich in reinem Geistesdrang, ohne Berechnung. Die Kunst schafft nicht auf Bestellung, übergiebt uns ihre Schöpfungen nicht zum Zeitvertreibe, zwingt uns unwillkürlich zu enthusiastischer Bewunderung derselben. Wenn sie kein Glied in der Kette unserer Lebensbedürfnisse seyn kann, so ergiebt sich eben hieraus, daß ihr Reich nicht von dieser Welt ist. Bei den Menschen findet sie keinen Lohn, und ihre Schöpfungen selbst sind ihr die vornehmste, die großartigste, die einzige Vergeltung. Sollen wir darüber zürnen? Ist überhaupt irgend etwas Großes, Schönes und Erhabenes materiell und irdischer Natur? Sind die heiligen Wahrheiten der Religion selber einem Jeden zugänglich — die unsterblichen Thaten edler Selbstaufopferung einem Jeden möglich oder nur begreiflich? Sehet die Gestirne: ihr Lichtstrahl nur ist uns gegeben; sie selber bleiben am Himmel, gehören der Erde nicht an. Und wenn ihr Licht in den armen irdischen Wassern sich spiegelt, so zittert es und wird unlauter. Ein Kind des Staubes mit Erinnerungen an seine himmlische Heimat, muß der Künstler oft vor den Menschen sich erniedrigen um der Bedürfnisse seines materiellen Daseyns willen; aber selbst in solchem Falle verfehlt er sein Ziel, und das aufgetragene Werk begeistert Niemanden, wenn er handwerksmäßig daran arbeitete und ohne Begeisterung für das Ideal nicht verstand, ihm Seele einzuhauchen. Ganze Zeitalter gingen für die Kunst verloren, weil sie nur der Eitelkeit und Habsucht knechtisch fröhnte; denn wie die frische Luft durch den Athem eines Volkshaufens faulig wird, so muß die Kunst verwesen, wenn sie den Gifthauch irdischer Eitelkeit einzieht.

Mit dem bis jetzt Gesagten haben wir die folgenden Wahrheiten beleuchten wollen, die zu jeder Zeit und allerwärts unverändert geblieben sind:

Das wahrhaft Künstlerische, in wahrhaft großartigen Kunstwerken Dargestellte kann nicht allgemeines und materielles Bedürfniß der Menschen werden, und befriedigt seiner Natur nach dann erst die Forderungen der Menschheit, wenn es selbständig und unabhängig entstanden ist. Daher der ewige Kampf zwischen den verschiedenen Generationen.

Da übrigens die Kunst und ihre Leistungen, wie Alles auf dieser Welt, in gewissem Betrachte den Bedingungen der Materialität unterworfen sind, so nehmen sie auch nothwendig das Gepräge ihrer Zeit und ihres Ortes an. Doch genügen sie dann nur der Menschheit, wenn dieses Gepräge ihnen minder stark aufgedrückt ist.

Hieraus ergeben sich zwei nothwendige Folgerungen: die Kunst muß um so mehr gefallen, je mehr sie die ewigen künstlerischen Wahrheiten mit den Erfordernissen des Zeitalters vereinigt. Beweist sie aber dem Zeitalter zu große Indulgenz, so fällt sie, wird zum Gewerbe und erwirbt sich die Verachtung ihrer Zeitgenossen, ja des großen Haufens selber.

Leider reißen die Nothwendigkeit, die Verhältnisse, auch Schwäche und Leidenschaften den Künstler nicht bloß zu unwillkürlicher, sogar zu vorsätzlicher Erniedrigung fort. Immer hat es Mißbräuche gegeben, und diese Mißbräuche werden nie ein Ende nehmen.

Man werfe einen Blick auf die Kunst und die Künste in Griechenland, wo sie entstanden, in Rom, wohin sie aus Griechenland verpflanzt wurden, in dem weltberühmten Zeitalter Leo's X. und in dem hochmüthigen Zeitalter Ludwig's XIV. Eine stolze selbständige Kunst machte sich in der Gesellschaft geltend und bezeichnete ihr Daseyn mit unsterblichen Meisterwerken. Dergleichen Schöpfungen blieben fast immer unerkannt, und viele Ursachen, vor Allem aber die menschliche Schwäche und Leidenschaftlichkeit, zogen die Kunst von ihren Idealen zur platten Wirklichkeit herab. Das achtzehnte Jahrhundert zeigt sie uns überall in einem dienstbaren handwerksmäßigen Zustande; allein sie erwarb sich den Schutz der Vornehmen und Reichen, sie wurde ein angenehmes Spielwerk des großen Haufens, ein allgemeiner nationaler Zeitvertreib.

Als die politischen Stürme der neueren Zeit ausgetobt hatten, da begannen die Stürme der intellektuellen Welt und reflektirten sich glühend in den Ideen und Ansichten vom Schönen und von der Kunst. Hat man aber diese neuen Ideen bis jetzt in selbständigen, von nichts Irdischem bedingten Schöpfungen verkörpern können? Nein — und die Ursachen davon sind theils in den Künstlern selber zu suchen, theils in ihren Zeitgenossen, theils endlich in der Kürze der Periode, die von der Zeit der Umwälzung bis auf unsere Zeit verflossen ist.

Man sagt uns, wir leben ungewöhnlich rasch, und in unserer Zeit werde in einzelnen Jahren Vieles zur Vollendung gebracht, was ehemals Jahrhunderte erfordert habe. Ist diese Meinung nicht ein Wahn? Sollten die Natur und das Leben von ihrer gewohnten Regel abgewichen seyn? Nein, beide sind immer noch dieselben, wie der Mensch immer noch derselbe ist, und die Ordnung der Begebenheiten ruht noch auf ihren alten Prinzipien. Die ganze Täuschung der Andersdenkenden hat, nach meiner Meinung, ihre Quelle in dem Umstande, daß wir die Periode der Umwälzung noch nicht ganz durchgelebt haben. Von ihrem stürmischen Fluge erschreckt, wollen wir uns die Ueberzeugung beibringen, daß sie schon am Ziele sey; aber in der That ist nur erst die Zerstörung am Ziele; der Wiederaufbau hat noch gar nicht begonnen, und die Gegenwart ist eben derjenige Moment des Sturmes, wo die Wogen, nachdem sie verheerend die Küste überfluthet, zurücktreten und sich anstoßen.

Dieses Zurücktreten der moralischen Wogen erklärt die vermeintliche stürmische Eile in unserem Leben. Sie giebt zugleich Aufschluß über einen anderen Irrthum, als ob diese Eilfertigkeit des Lebens intellektuelle Großthaten erzeuge, die man früher nicht einmal zu denken gewagt, über den Wahn, als bewegten

*) Bildet die Einleitung zu dessen Kritik des Romanes Mathilde, von Sue, und wird einen neuen Beweis von der scharfsinnigen Auffassungsweise dieses gediegensten der neueren Russischen Literaten geben.

wir uns jetzt mit Riesenschritten auf dem Schauplatz der neuen Entdeckungen, der Künste und Wissenschaften. Sie erklärt uns endlich das bunte Gemengsel der Meinungen, die Mischung des Alten und Neuen.

Wenden wir uns den heutigen Gebieten der Kunst und Literatur zu, so finden wir in der That gleichsam einen größeren Durst nach denselben, als wollte die Gesellschaft mit ihnen die Leere ausfüllen, welche sie empfinden muß, nachdem die großen historischen Ereignisse sie an starke Regungen der Seele gewöhnt haben und diese Ereignisse für unsere Zeit vorübergegangen sind. Drei Generationen drängen einander auf der Erde: die Großväter, Zeugen des Schlusses des 18ten Jahrhunderts, mit ihren altfränkisch modellirten Ideen; die Väter, welche von den großen Umwälzungen der ersten drei Lustra unseres Jahrhunderts Zeugen gewesen; die Enkel, welche, auf den Scheideweg zweier Zeitalter gestellt, erst anfangen zu leben und Nahrung fordern für ihren unerfahrenen Geist, für ihr jugendliches, von Eindrücken jeder Art fortgerissenes Gemüth. Diese drei Generationen finden wir auch in der heutigen Kunst und Literatur. Die Wucht von Ideen, welche auf die ältere geistige Kultur sich gestürzt, durch Zerstörung des Alten eine Leere geschaffen, die von einem früheren Zeitalter beschafften Mittel vernichtet, nicht neue Bedürfnisse aufgedeckt hat: ist vermöge aller dieser Wirkungen Schuld daran, daß Wissenschaften, Kunst und Literatur ungeheurer Leistungen, einer Herrschaft über die Zeitgenossen und reißender Fortschritte sich rühmen. Aber schaut nur mit Bedacht um euch — ist die Richtung, welche Literatur und Kunst in ihrem Verhältnisse zur Gesellschaft nehmen, nicht immer noch so, wie sie im vorigen Jahrhundert gewesen?

Wie tief läßt die heutige Kunst sich herab, um die Unruhe und Langeweile der Gesellschaft mit starken Eindrücken, mit Neuheit, Bizarrerie und Unförmlichkeit zu beschwichtigen. Sehet, wie sie sich entstellt, um dem Geschmacke ihrer Zeitgenossen zu genügen, ein Zeitvertreib des Müßiggangs und eine Ergötzung der Eitelkeit zu werden. Und die Literatur? Arme Literatur — was für eine Rolle spielt sie jetzt, wo sie den Geschmack des Zeitalters zu beherrschen wähnt, während sie eigentlich seine Sklavin ist! Wir trösten uns mit dem festen Glauben, daß mittlerweile, ungesehen, unbemerkt, eine neue Periode heranschreitet, aber eine Periode eingestandener Erbärmlichkeit, die darum nur verächtlicher wird, weil sie ihre Ohnmacht kennt, ihre Erniedrigung fühlt und die ärgsten Mißbräuche gestattet, in der Hoffnung, dadurch ihre sogenannte Herrschaft über die Gesellschaft zu befestigen. Man sagt, die Literatur sey immer ein Spiegel, in welchem die Zeitgenossen sich reflektiren. Sehr wahr, aber welche Literatur? Die Literatur der Menschheit ist von der der Gegenwart immer merklich unterschieden.

Wie soll man nun dahin gelangen, daß man beide Literaturen unterscheiden könne? Durch Hinzunahme älterer Erfahrungen und Aufmerksamkeit auf das Jetzt.

Als im vorigen Jahrhundert eine handwerksmäßige Klassizität das Publikum erfreute, eine wässerige Poesie die Salons überschwemmte, als Künstler die Boudoirs ihrer Gönner abzeichneten und Musiker armselige Liedlein herleierten — da gestaltete sich in Deutschland eine neue Bahn für den Menschengeist durch Lessing, Goethe, Kant und mehrere Gewaltige im Gebiete der Tonsetzkunst. Selbst in Frankreich, wo die Gegenwart immer der Würgengel von Allem war und seyn wird, was der Menschheit angehört, wo die sociale Existenz immer die rein menschliche sich unterwirft, gehörten Rousseau, Beaumarchais, Saint-Pierre, Chateaubriand nicht der Gegenwart an. Eine unsichtbare, unmerkliche Regung erzeugte, unabhängig von der Gesellschaft, Meister in allen Gebieten, die eine Umwälzung vorbereiteten. Diese Umwälzung ward bewerkstelligt, und die Urheber traten, als sie ihren Beruf erfüllt hatten, vom Schauplatz ab. Bevor nun eine neue Generation von Bildnern der Menschheit zu Errichtung eines neuen Gebäudes sich rüstet, zieht die gleichzeitige Literatur, eine Sklavin der Gesellschaft, aus fremden Siegen, fremden Erwerbungen ihren Nutzen und modelt sie nach dem Geschmacke, den Bedürfnissen des großen Haufens. So erklären sich die drei bedeutendsten Fächer der heutigen Literatur: Drama, Roman und Journalistik — ihr mächtiger Einfluß und ihr wunderlicher Charakter.

Es kann für unsere Mitwelt in der That nichts Passenderes geben als diese drei Gattungen: das Drama, welches in der Tragödie seine Großartigkeit verloren hat, in der Komödie um kleinliche Intrigen sich dreht und im Vaudeville Gelächter erregt — der Roman, eine prosaische Epopöe, ein Bild der kleinlichen Verhältnisse der Menschheit — das Journal, eine Alles wissende Encyklopädie zum häuslichen Bedürfniß, ein Allerwelts-Plappermaul, ein Weiser in modischem Gewande.

Und diese drei vornehmsten Gattungen — Drama, Roman und Journal haben Alles in Beschlag genommen und — sind so tief gesunken als nur möglich. Der Betrug wird sorgfältig geheim gehalten, aber kein Sophisma bedeckt ihn länger. Aufgeklärte Beobachter sehen den traurigen Zustand der Literatur, und ihr naher Fall bleibt ihnen nicht verborgen — man ist schon bis zum letzten Akte der jämmerlichen Farce gekommen. Nur gemiethete Beifallklatscher halten sie noch aufrecht, nur die konvulsivischen Grimassen der Schauspieler erregen noch die Aufmerksamkeit des gähnenden und schlaftrunkenen Publikums. Nichts kann ferner der Journalistik eine Stütze seyn, nichts rettet mehr das heutige Drama, und nur scheusliche Mißgeburten gewinnen von Zeit zu Zeit noch dem Romane einiges Publikum. Die armen Sünder Journal und Roman hatten einander vergebens so fest umklammert, daß gleichsam ein Leib aus zweien entsteht — ihr Untergang ist unabwendbar!

Man hat den Roman das Epos der neuesten Literatur genannt. Das ist eine falsche Bezeichnung. Der Roman gehört zu den prosaischen Literatur-Gebieten: er ist eine in die gesellschaftlichen Verhältnisse herabgezogene Epopöe. Sein Ursprung fällt in die Zeiten des Verfalls der Griechischen Literatur, und eben so war der Anfang ihres Sinkens im neuesten Klassizismus die Epoche der Erneuerung des Romanes. Er hat Kräfte gewinnen müssen in dem Maße, als die Literatur der Menschheit in Verfall gerieth. Auch diese Literatur-Gattung hat zwar in einigen genialen Schöpfungen sich emporschwingen können: dies bezeugen Cervantes, Walter Scott und Victor Hugo. Aber schon die Natur des Romans und sein Gegenstand — die Prosa des Lebens, die Analyse der Leidenschaften, die ins Kleinliche gehende Ausmalung der Verhältnisse, weisen ihm unter den künstlerischen Leistungen die niedrigste Stelle an. Als die Analyse eine Liebhaberei der Gesellschaft wurde, als sämmtliche Gattungen der Kunst sich durch einander mengten und unsere musivische Kultur statt des Schönen und Wahren etwas Bizarres und Monströses verlangte: da gestattete man dem Romane jede Willkür, jede Frechheit und Zügellosigkeit. Zu den Reizungen der Eitelkeit kam eine noch niedrigere — die Gewinnsucht: der Roman ward eine literarische Waare, seine Abfassung eine kaufmännische Speculation. Aergeres als er sich selbst angethan, kann ihm Niemand mehr anthun; tiefer als er schon gesunken ist, kann er nicht mehr sinken.

Wir wollen nicht gerade behaupten, daß der neueste Roman zum Mechanismus der Literatur und zur Analyse des Menschen gar nichts beigesteuert habe. Allein der ganze Novellen-Kram, mit dem uns England und besonders Frankreich überschwemmen, alle Veränderungen, alle Variationen, die dieser Literaturzweig in neuester Zeit erfahren hat, sind nur eine dem Zeitalter bewiesene Willfährigkeit. Menschen jeder Nation und jedes Gewerbes — Indier und Indianer, Araber, Matrosen, Ritter, Advokaten und Spitzbuben, Aerzte und Henker, sogar höllische Teufel haben den Schauplatz betreten, und dieser Schauplatz ist abwechselnd ein Schiff, ein Tribunal, ein Thurm, ein Salon des vorigen Jahrhunderts, das Boudoir einer Buhlerin, die Dachstube eines Bürgerschäpchens, das Atelier eines Künstlers, ein künftiges Zeitalter, ja die Unterwelt selbst gewesen. Seiner Form nach erschien der Roman als Reisebeschreibung, Geschichte, Memoiren, Tagebuch, Dissertation; er preßte sich in eine kleine Erzählung zusammen oder dehnte sich über mehrere Oktavbände aus: er nahm alle Leidenschaften, alle Gewerbe, alle gesellschaftliche Verhältnisse in seinen Schutz und warf auch wieder Alles über den Haufen, wurde zur Parodie und Satire.

Allein, wir wiederholen es, der Roman vermag nichts mehr über die Welt; Alles ist an ihm Gegenstand des Ekels und Ueberdrusses geworden; selbst seine Form hat etwas Widerliches, Unerträgliches für uns. Er wagt es kaum noch, im Volumen eines Buches zu erscheinen; er hat sich im Feuilleton der Journale ein Plätzchen erbettelt, auf daß man ihm beim Frühstück, beim Thee einige Aufmerksamkeit schenke, und bringt zwischen politischen Neuigkeiten, Berichten über Kriminal-Prozesse, Anzeigen von Stearin-Lichten, künstlichen Zähnen u. s. w. seinen Kram zu Markte.

Bei einer solchen Verfassung des Romanes muß uns jede neue Phase, die er annimmt, als etwas Neues und Unerwartetes merkwürdig seyn, und um so mehr, wenn er einen so überaus glänzenden Erfolg hat, wie Mathilde, der neueste Roman des Herrn Sue. Im Feuilleton einer Zeitschrift mehrere Monate lang stückweise mitgetheilt, hat dieses Werk die Leser gefesselt, mit sich fortgerissen. Die Buchhändler haben sich beeilt, sämmtliche Stücke wieder zusammenzusetzen, und sieben Ausgaben des Buches sind zur Befriedigung der Neugier des Publikums nicht ausreichend gewesen.

Das Entzücken der Leser ließe sich begreifen, wäre Mathilde eine Schöpfung, wie die Romane Walter Scott's oder selbst Victor Hugo's, hätte der Verfasser sie als ersten Versuch ans Licht gestellt, hörten wir nach ihrer Lesung einen Ausruf der Bewunderung, des Mitgefühls unserer Leser. Von dem Allen ist nichts der Fall: Mathilde ist ein Gewebe kleinlicher gesellschaftlicher Verhältnisse und durchaus keine Schöpfung, welche die Bürgschaft der Fortdauer in sich trägt; ihr Verfasser, seine Geistesrichtung, seine Ansicht vom Leben sind längst bekannt; und Jeder, der den Roman gelesen, muß aufrichtig sagen, daß ihm weder im Herzen noch im Geiste etwas davon zurückgeblieben ist. Für uns Russen ist Mathilde auch merkwürdig wegen des Lärms, den sie gemacht, wegen der Gier, womit unser Publikum danach gegriffen, und wegen der großen Aufmerksamkeit, die unsere Salons, die Leute unserer großen Welt ihr bewiesen haben. *)

Frankreich.

Die Jungfrau von Orleans.

(Fortsetzung.)

Der Armee mangelte es an Artillerie, und man fing schon an, auf einen Rückzug über die Loire zu sinnen, als sich die Jungfrau von neuem im Kriegsrath zeigte. „Die Stadt ist Euer", rief sie, „wenn Ihr nur noch zwei Tage vor ihr verweilen werdet!" Die Räthe Karl's gaben nach; Johanna bestieg ihr Roß und befahl der ganzen Mannschaft, Balken und anderes Holzwerk zusammenzuhäufen, um die ersten Approschen zu bilden. Die Bürger von Troyes beobachteten sie von den Wällen herab und dachten an

*) Der Verf. knüpft nun an diese Vorbemerkungen eine ausführliche und recht launige Beurtheilung des erwähnten Romanes, dessen Erfolg in Rußland fast unglaublich gewesen. Der spekulative Buchhändler, der die beiden letzten Bände des Werkes früher erhielt als Andere, druckte sie sofort in Petersburg nach, verkaufte 1000 Exemplare, verdoppelte den Preis der übrigen und setzte für diesen doppelten Preis noch einige hundert Exemplare ab! Das Werk wird auch bald in zwei oder drei Russischen Uebersetzungen erscheinen.

ihre bei Orleans verrichteten Heldenthaten, die das Gerücht schon ins Wunderbare gezogen hatte; die Leichtgläubigsten meinten, einen Schwarm weißer Schmetterlinge wahrzunehmen, die um ihr Banner schwebten; Andere fingen an, sich zu erinnern, daß sie Franzosen wären, daß Karl ihr rechtmäßiger Herrscher sey, und daß es Rebellion seyn würde, ihm zu widerstehen. Unter dem Einfluß dieser Gefühle erboten sie sich, zu kapituliren, und am folgenden Tage zog der König in Troyes ein.

„Das Beispiel neuerweckter Treue" verbreitete sich nach Chalons und Rheims, wo das Volk die Burgundischen Besatzungen verjagte und Karl VII. proklamirte. Am 16. Juli hielt dieser seinen triumphirenden Einzug in die Stadt Rheims und wurde am folgenden Tage feierlich gekrönt und gesalbt. So hatten sich die Traumgebilde des armen Hirtenmädchens von Domremy verwirklicht! So hatte sie ihr doppeltes Versprechen binnen drei Monate erfüllt! Während der Krönung stand die Jungfrau mit ihrem Banner in der Hand am Hochaltare, an der Seite des Monarchen. „Warum wurde Dein Banner so vor allen anderen ausgezeichnet?" fragte man sie bei ihrem Verhöre. „Es hatte die Gefahr getheilt", antwortete sie, „und ihm gebührte es, den Ruhm zu theilen."

Nachdem die heilige Handlung vollbracht war, kniete die Jungfrau mit thränenden Augen vor dem neugekrönten Fürsten nieder. „Edler König!" sprach sie, „der Wille Gottes ist jetzt vollbracht, der Euch nach Rheims zu führen und dort zu salben gebot, um der Welt zu zeigen, daß Ihr der wahre König und rechtmäßiger Besitzer des Reichs seyd." Ihre Sendung war zu Ende, ihre Visionen verschwanden, und sie bat den König, sie zu ihren Aeltern zurückzuschicken, um wie früher ihre Heerden zu weiden. In diesen Gefühlen wurde Johanna ohne Zweifel durch das unerwartete Zusammentreffen mit ihrem Vater und ihrem Oheim bestärkt, die nach Rheims gekommen waren, um Zeugen ihres Triumphs zu seyn.*) Aber der König und seine Feldherren hatten, so wenig sie auch selbst an ihre übernatürlichen Kräfte glauben mochten, die Wirkung derselben auf die Truppen und das Volk erfahren und sahen sich jetzt im Begriff, ihre beste Verbündete zu verlieren. Sie sparten keine Mühe und keine Bitten, um sie zu überreden, den Gedanken an die Heimat zu entsagen und bei der Armee zu bleiben, und erreichten endlich ihr Ziel. Von dieser Zeit an bewies Johanna, wie man bemerkt hat, denselben Muth in der Schlacht und dieselbe Standhaftigkeit in Gefahren wie früher, aber sie äußerte nicht länger dieselbe Ueberzeugung, nach dem Willen und unter der Leitung des Himmels zu handeln.

Der König wünschte angelegentlichst, sich gegen seine Retterin erkenntlich zu zeigen; sie schlug aber alle Belohnungen für sich und ihre Familie aus und bat nur für ihren Geburtsort um völlige Freiheit von allen Auflagen. Dieses für den Geber und die Empfängerin so ehrenvolle Privilegium wurde durch eine Königliche Ordonnanz vom 31. Juli 1429 ertheilt und durch eine zweite vom J. 1459 bestätigt, welche drei Jahrhunderte in Kraft blieb. Im Steuer-Register des Königreichs wurde bis zur Revolution dem Namen jedes Dorfes gegenüber die Summe ausgefüllt, die es dem Schatze zu entrichten hatte; bei dem Artikel Domremy bemerkte man aber immer: „Néant, à cause de la Pucelle."

Das von Troyes und Rheims gegebene Beispiel wurde von Laon, Compiègne, Beauvais und anderen Städten befolgt, die dem König ohne Widerstand die Thore öffneten. Während des Marsches auf Paris trug sich jedoch ein Ereigniß von übler Vorbedeutung zu, das von Barante auf folgende Weise erzählt wird: „Der Sieg hatte die Franzosen übermüthig gemacht, so daß sie sich tausend Unordnungen hingaben; nichts konnte sie zurückhalten. Selbst der Jungfrau wurde nicht mehr gehorcht. Eines Tages begegnete sie einigen Gendarmen, die mit einer losen Dirne Unzucht trieben, worüber sie in so großen Zorn gerieth, daß sie anfing, sie mit der flachen Klinge so stark zu schlagen, bis das Schwert zerbrach. Dieses war das Schwert, welches sie in der Kirche zu Fierbois entdeckt und womit sie so viele Siege erfochten hatte. Alle waren darüber bekümmert, sogar der König. „„Ihr hättet"", sagte er zu Johannen, „„einen derben Stock nehmen und damit losschlagen sollen, ohne Euer Schwert aufs Spiel zu setzen, welches, wie Ihr sagt, Euch vom Himmel zugesandt wurde.""

Der König rückte mit seiner Armee gegen Paris vor und erblickte endlich von den Höhen von St. Denis die Thürme seiner alten Hauptstadt. Durch die Entfernung des Regenten Bedford ermuthigt, schritt man im September 1429 zum ersten Angriff, auf derselben Stelle, wo jetzt die Rue Traversière steht. Die Jungfrau betrieb ihn mit Eifer und feuerte die Soldaten durch die Hoffnung an, die folgende Nacht in den Mauern von Paris zuzubringen; aber die Kriegslust des Königs war bereits abgekühlt, und man konnte ihn nicht bewegen, sich dem Wahlplatz über St. Denis hinaus zu nähern. Einige seiner Feldherren waren über seine Abwesenheit niedergeschlagen, andere auf den Ruhm der Jungfrau eifersüchtig, und ihre Anstrengungen wurden daher bei dieser Gelegenheit schlecht unterstützt. Sie wurde durch einen Pfeil schwer verwundet und ihr Bannerträger an ihrer Seite getödtet; dennoch weigerte sie sich, das Zeichen zum Rückzug zu geben, und fuhr, auf dem Boden liegend, fort, die Soldaten zum Angriff aufzumuntern, bis sie der Herzog von Alençon gegen Abend überredete, sich von dem Schlachtfelde wegtragen zu lassen.

Durch dieses Mißlingen entmuthigt und es als eine Warnung des Himmels betrachtend, weihte die Jungfrau ihre Rüstung vor dem Grabe des heil. Denis dem Höchsten und beschloß, sich aus dem Kriege zurückzuziehen. Erneuerte Bitten gewannen zum zweitenmal über ihr eigenes Urtheil die Oberhand, und sie willigte ein, dem Könige noch ferner zu dienen. Karl, der sich schon nach den friedlichen Schatten von Chinon sehnte, nahm den erlittenen Unfall zum Vorwand seines Rückzugs und begab sich mit seinen Truppen in Eilmärschen wieder hinter die Loire, obgleich Amiens, Abbeville, St. Quentin und andere wichtige Städte des Nordens nur seine Annäherung abwarteten, um ihm die Thore zu öffnen. Dieses Benehmen ist von den meisten Französischen Geschichtsschreibern, aus Achtung für seine späteren Thaten, beschönigt, von Sismondi aber mit gerechter Strenge bloßgestellt worden.

Den Winter verbrachte Johanna meistens am Hoflager zu Bourges oder zu Mehun-sur-Yevre, wo sie der König mit ihrer Familie in den Adelsstand erhob und ihr gestattete, die Französischen Lilien in ihrem Wappen zu führen. Um diese Zeit erschien bei Hofe eine andere Seherin, welche sich Katharine nannte und in der Absicht von La Rochelle gekommen war, das Volk durch ihre Reden zu bewegen, dem Könige sein Geld anzubieten. Sie war, wie sie erklärte, im Stande, die zu unterscheiden, die ihre Schätze verheimlichten, und hatte, wie das Mädchen von Orleans, ihre Visionen, bei welchen ihr eine weiße, in Gold gekleidete Frau erschien. Einem Monarchen mit gierigen Hofschranzen und einer leeren Schatzkammer konnte eine solche Mission nicht anders als willkommen seyn; Johanna aber hegte von Anfang an ein starkes Mißtrauen, so zu sagen einen Brodneid, gegen diese Nebenbuhlerin im Prophetenamte. Sie wünschte die weiße Frau zu sehen, und Katharine versprach, sie ihr zu zeigen; aber obgleich sie mehrere Nächte an ihrer Seite wachte, so konnte sie doch nichts erblicken. Hieraus war indessen kein Schluß zu ziehen, da Johanna eben so wenig ihre Erscheinungen Anderen mittheilen konnte; um dem Streite ein Ende zu machen, erklärte sie also, sie habe ihre Schutzheiligen, Margarethe und Katharine, um Rath gefragt, welche ihr den Betrug der Larochellerin entdeckt hätten. Sie ermahnte daher den König, die vorgebliche Prophetin nach Hause zu schicken, um ihrem Hausstande vorzustehen und ihre Kinder zu warten. Inwiefern der König und die Seherin diesen Rath befolgten, ist uns unbekannt, da wir das weitere Schicksal Katharinens nirgends verzeichnet finden.

Im Frühjahr wurde der Feldzug wieder eröffnet, aber Karl VII. ließ sich noch immer nicht bewegen, das Kommando seiner Armee zu übernehmen, bei der sich auch weder die Königlichen Prinzen, noch der Connetable, noch andere Anführer höheren Ranges befanden. Die Jungfrau sah sich daher von rohen Abenteurern umgeben, die an Geld und Lebensmitteln Mangel litten und sich keiner Disziplin unterwerfen wollten. In einigen Gefechten zeigte Johanna ihre gewohnte Tapferkeit und verbreitete denselben Schrecken unter die Feinde wie früher. Der Herzog von Gloceſter mußte eine Proclamation erlassen, um seinen Truppen Muth einzuflößen; sie ist vom 3. Mai 1430 datirt und, wie ihr Titel zeigt, in dem barbarischen Latein des Mittelalters abgefaßt: „Contra capitaneos et soldarios tergiversantes, incantationibus Puellae terrificatos."

Als Karl im vergangenen Jahr die Pikardie verließ, hatte er Guillaume de Flavy, einen tapferen, aber selbst in jenen rohen Zeiten durch Härte und Unbarmherzigkeit berüchtigten Offizier, zum Kommandanten der neueroberten Festung Compiègne ernannt.*) Diese wurde jetzt von dem Herzoge von Burgund mit einer mächtigen Armee belagert; Johanna beschloß, ihr zu Hülfe zu eilen, und warf sich am 24. Mai mit Laintrailles, Chabannes, Valperga und anderen namhaften Rittern in die Festung. Denselben Abend machte sie an der Spitze der Besatzung einen Ausfall. Sie fand den Feind zerstreut und unvorbereitet; zweimal trieb sie ihn von seinen Verschanzungen, bis sie endlich durch die überlegene Zahl genöthigt wurde, das Zeichen zum Rückzuge zu geben, wobei sie selbst den Ehrenposten in der Arrièregarde wählte. Nie hatte sie größere Unerschrockenheit bewiesen; als sie sich aber dem Stadtthor näherte, fand sie es theilweise geschlossen, so daß nur Wenige zugleich eindringen konnten; Schrecken verbreitete sich unter ihren Truppen, die nicht so sehr daran dachten, ihr beizustehen, als sich selbst zu retten, und sie sah sich bald von Feinden umgeben. Diese wichen jedoch vor ihr zurück, und sie hätte sich noch durchschlagen können, wenn nicht ein Schütze aus der Pikardie sie von hinten an ihrem scharlachsammetnen Rock vom Pferde gezogen hätte. Sie erhob sich wieder und erreichte den äußeren Graben; hier wurde sie aber überwältigt und mußte sich dem Lionel, einem Soldaten von der Schaar Johann's von Luxemburg, ergeben. Die Wälle von Compiègne sind längst vermodert, der Graben ist der Erde gleich gemacht, selbst die alte Brücke ist von einer neuen ersetzt worden, aber die Stelle, wo sich diese Katastrophe zutrug, wird noch immer dem durchreisenden Fremden gezeigt.

Die Nachricht von der Gefangenschaft Johanna's erfüllte die Engländer und deren Anhänger mit einer ihrer früheren Angst entsprechenden Freude: in Paris wurde auf Befehl des Herzogs von Bedford das Tedeum gesungen. Die Franzosen gaben ihren Verdacht zu erkennen, daß ihre Anführer, vorzüglich Guillaume de Flavy, die Jungfrau aus Neid dieser Gefahr wissentlich ausgesetzt hätten. Es fand zwar gegen Flavy keine bestimmte Anklage statt, nach einiger Zeit wurde er aber von seiner eigenen Gattin ermordet, die bei ihrem Prozesse den Beweis seines Verraths lieferte und deshalb freigesprochen wurde.

---

*) Unter den alten Urkunden zu Rheims befindet oder befand sich die Rechnung für den Unterhalt des Jacques d'Arc, welcher von dem Könige bestritten wurde. Er wohnte im Wirthshause zum gestreiften Esel („l'ane rayé"), und die Rechnung belief sich auf 24 Pariser Livres. Das Haus existirt noch und wird noch immer als Gasthof benutzt, der Name ist aber in „la Maison rouge" umgeändert worden.

*) „Flavy étoit vaillant homme de guerre, mais le plus tirant et faisoit plus de tirannies et horribles qu'on pust faire, comme prendre filles, malgré tous ceulx qui en vouloient parler, les violer, faire mourir gens sans pitié et les rouer."
(Mémoires de Duclercq.)

Die gefangene Heldin wurde zuerst nach dem Quartiere Johann's von Luxemburg geführt und dann nach einander nach den Festungen Beaurevoir, Arras und Le Crotoy, an der Mündung der Somme, gebracht. Zweimal versuchte sie, zu entkommen; zuerst brach sie sich einen Weg durch die Mauer, wurde aber ergriffen und noch strenger bewacht. Das zweite Mal warf sie sich von dem Thurm des Kerkers hinab und wurde besinnungslos am Boden liegend gefunden. Sie erklärte in der Folge, daß ihre „Stimmen" ihr von diesen Versuchen abgerathen, nach dem Mißlingen derselben aber sie getröstet hätten.

Unterdessen wünschten sie die Engländer in ihre Hände zu bekommen und kauften sie daher dem Johann von Luxemburg für die Summe von 10,000 Livres ab. Ihre Behandlung in dieser neuen Gefangenschaft wird folgendermaßen von Barante beschrieben: „Johanna wurde nach Rouen geführt, wo sich der junge König Heinrich und die ganze Englische Regierung befanden. Sie wurde in den Schloßthurm geworfen; man ließ einen eisernen Käfig für sie verfertigen und ihr die Füße zusammenfesseln. Die Englischen Schützen, die sie bewachten, beleidigten sie auf die roheste Weise und versuchten sogar, ihr Gewalt anzuthun. Der Herr von Luxemburg, dessen Gefangene sie gewesen war, besuchte sie einst in der Gesellschaft des Grafen von Warwick und Stafford. „„Johanna!"" sagte er scherzend, „„ich bin gekommen, Dich auszulösen."" — „„Ach, mein Gott! Ihr spottet meiner"", erwiederte sie, „„Ihr habt dazu weder den Willen noch die Macht. Ich weiß recht gut, daß die Engländer mich tödten werden, da sie nach meinem Tode Frankreich zu erobern hoffen; aber wenn es noch 100,000 Goldaus mehr gäbe als jetzt, so werden sie doch dieses Land nicht bekommen."" Ueber diese Worte erzürnt, zog Stafford seinen Dolch, um sie zu durchstoßen, wurde aber durch Warwick davon abgehalten." (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Arme Literaten in England und Deutschland. Der „literarische Fonds" (The literary fund) heißt ein Verein, der seit einigen Jahren in London zur Unterstützung verarmter, namentlich aber bejahrter und erkrankter Literaten besteht, und der bereits eine recht ausgedehnte Wirksamkeit erlangt hat, da er die reichsten Mitglieder der Aristokratie, so wie die angesehensten Schriftsteller, Buchhändler und Kaufleute unter seinen Mitgliedern zählt. Die Königin selbst hat sich zur Patronin dieses Vereins erklärt, zu dem sie jährlich 100 Guineen beiträgt, und bei der letzten großen Jahres-Versammlung (11. Mai) nahm Prinz Albert, der ebenfalls 100 Pfd. schenkte, als Vertreter der Königin den Vorsitz beim Festmahl ein. Herzoge und Marquis, Erzbischöfe und Bischöfe, so wie der Preußische Gesandte und mehrere andere fremde Diplomaten, waren erschienen und gaben Alle ihre lebhafte Theilnahme an den Zwecken des Vereins zu erkennen. In der doppelten Eigenschaft eines fremden Diplomaten und eines berühmten Englischen Schriftstellers war Washington Irving anwesend, der sich bekanntlich als Gesandter der Vereinigten Staaten nach Spanien begiebt. Irving selbst sprach einige Worte zum Dank für den von Sir Rob. Inglis auf ihn und die Amerikanische Literatur ausgebrachten Toast. Demnächst sprachen auch Thomas Campbell, der dem anwesenden Hallam und den Englischen Geschichtschreibern ein Hoch ausbrachte, Thomas Moore, der für den von Lord Mahon ausgebrachten Toast „Moore und die Dichter Englands!" auf verbindliche Weise dankte, und James, welcher an diesem Abend die Ehre hatte, an die Spitze der Englischen Novellisten gestellt zu werden und in ihrem Namen für den Antheil zu danken, den der Verein auch an dem Geschick der ärmeren Novellisten nehme. Die bei dieser Feier stattgefundene Sammlung gewährte die ansehnliche Einnahme von 1110 Pfund (7300 Thaler), die zu den Zwecken des Institutes verwendet werden. Es scheint uns dies ein Beispiel, das in anderen Ländern wohl nachgeahmt zu werden verdient. Man hat in den letzten 25 Jahren auf dem Kontinent und besonders in Berlin so viele Vereine, wie namentlich die Bibel-Gesellschaften, die geographische Gesellschaft, den historischen Verein ꝛc., nach dem Muster von England gestiftet, daß es in der That sehr nahe liegt, den Wunsch auszusprechen, daß auch der „literarische Fonds" ein Seitenstück in Deutschland und wo möglich in Berlin finden möge. Wir sind überzeugt, daß es nur eines Impulses bedürfe — allerdings eines kräftigeren, als wir ihn durch unsere schwachen Worte zu geben vermögen — um etwa mit einem der hier bereits bestehenden literarischen Vereine eine ähnliche Tendenz verbunden zu sehen. Daß es an dem Bedürfnisse nicht fehle, wird wohl Niemand behaupten wollen, der einmal einen Einblick in das häusliche Leben der zahlreichen Klasse gethan, die durch Neigung, Gewohnheit oder Beruf darauf hingewiesen ist, ihren Unterhalt auf literarischen Wegen zu finden. Es ist mit dem armen Literaten viel schlechter bestellt, als mit dem armen Künstler, welcher Letztere immer einem bestimmten Fache angehört und daher auch leichter Theilnahme unter seinen Fachgenossen oder Beschäftigung für seinen Fleiß findet, während von dem Literaten immer vorausgesetzt wird, daß er das, was er ist, eigentlich nur nebenbei, außerdem aber auch noch Gelehrter, Beamter ꝛc. sey und also unmöglich verhungern könne. In manchen Fällen trifft dies allerdings zu, doch in den meisten nicht; denn je mehr in unserer Zeit der Kreis der Gebildeten und folglich auch das Bedürfniß der literarischen Unterhaltung sich erweitert hat, um so mehr haben auch Einzelne Gelegenheit und Aufforderung gefunden, ihre ganze Lebensrichtung der literarischen Thätigkeit zuzuwenden. Sollen diese nun allein, während für kranke und arme Handwerker, für kranke und arme Künstler durch ihre Genossen, so wie durch Vereine mancher Art gesorgt wird, von demselben Publikum verlassen werden, zu dessen Belehrung und Erheiterung sie in besseren Tagen beigetragen? Deutschland setzt jetzt seinen großen Männern Denkmale aller Art; aber eine der schönsten Huldigungen, dem Genius und der Presse dargebracht, würde die Stiftung eines Vereines seyn, der dem verdienten Literaten die Sorgen des Alters und die Bürde schwerer Krankheit erleichterte!

Bibliographie.*)

Frankreich.

H. Ternaux-Compans Notice sur les imprimeries qui existent ou qui ont existé hors de l'Europe. 8. Paris. 2 fr. 50 c. — Besonderer Abdruck aus den Nouv. Annales des voyages (Januar 1842). Hr. Ternaux-Compans, der Herausgeber der Bibliotheque americaine (Par. 1837. 8.) und der Bibliotheque asiatique et africaine (ebend. 1841. 8.), war einer derartigen Arbeit vorzugsweise gewachsen. Um vieles vollständiger, als H. Cotton A typographical Gazetteer (2. edit. Oxford 1831. 8.), ist dieselbe ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte der Verbreitung der Typographie. Gelegentlich gewinnt dadurch auch die eigentliche Bibliographie.

A. A. Monteil Histoire des Français des divers états aux cinq derniers siècles. Nouv. édition, augmentée d'une préface de J. Janin. Livr. 1. 2. 8. Paris. — Im Ganzen werden 120 Lieferungen, à 30 c., oder 8 Bände, mit 24 Kupf., erscheinen.

Nouveau recueil de contes, dits, fabliaux et autres poésies inédites des 12., 14. et 15. siècles, pour faire suite aux collections Legrand d'Aussy, Barbazan et Méon; mis au jour pour la première fois par A. Jubinal. Tome 2. 8. Paris. 8 fr.

L. P. A. Gauthier Recherches nouvelles sur l'histoire de la syphilis. 8. Paris.

J. G. Agardh Algae maris mediterranei et adriatici, observationes in diagnosim specierum et dispositionem generum. 8. Paris. 3 fr. 50 c.

J. J. Bourassé Archéologie chrétienne, ou précis de l'histoire des monumens religieux du moyen-âge. 2. édition. 8. Tours. 3 fr.

T. Foisset Le président de Brosses, histoire des lettres et des parlemens au 18. siècle. 8. Dijon et Paris.

L. A. H. Boyer Recherches sur l'opération du strabisme, mémoire présenté à l'académie roy. des sciences. 8. Paris. 3 fr. Relié. 4 fr.

Mary-Lafon Tableau historique et littéraire de la langue parlée dans le midi de la France, et connue sous le nom de langue romane-provençale. Ouvrage couronné par l'Institut. 18. Paris. 2 fr. 50 c.

Description des machines et procédés consignés dans les brevets d'invention, de perfectionnement et d'importation, dont la durée est expirée et dans ceux dont la déchéance a été prononcée; publiée par les ordres de M. le ministre du commerce. Tome 44. 4. Mit 18 Kupfert. Paris. 15 fr.

J. H. Merle d'Aubigné Histoire de la réformation du 16. siècle. 2. édition. Tome 1. 8. Paris.

P. Flourens Recherches expérimentales sur les propriétés et les fonctions du système nerveux dans les animaux vertébrés. 2. édition, corrigée, augmentée et entièrement refondue. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

T. Olivier Théorie géométrique des engrenages destinés à transmettre le mouvement de rotation entre deux axes situés ou non situés dans un même plan. Mit 4 Kupfert. Paris. 10 fr.

Annales de la société séricicole, fondée en 1837, pour la propagation et l'amélioration de l'industrie de la soie en France. 3. numéro. Année 1841. 8. Paris. 15 fr.

Charpente de la cathédrale de Messine, dessinée par Morey, gravée et lithographiée par H. Roux aîné. Folio. Mit 18 Kupf. Paris.

Contes populaires des anciens Bretons, précédés d'un essai sur l'origine des épopées chevaleresques de la Table ronde. Par T. de la Villemarqué. 2 vol. 8. Paris. 15 fr. — Derselbe gab früher auch die Volkslieder der Bretagne heraus: Barzaz-Breiz. Chants populaires de la Bretagne recueillis et publiés av. une traduction franç. etc. par T. de la V. 2 vol. 8. Par. 1839.

A. de Saint-Priest (comte) Histoire de la royauté considérée dans ses origines, jusqu'à la formation des principales monarchies de l'Europe. 2 vol. 8. Paris. 15 fr.

Ministère de la guerre. Tableau de la situation des établissemens français dans l'Algérie en 1840. 4. Mit 9 Kart. Paris, imprimerie roy. 1841. — Am Ende des Bandes befindet sich eine ziemlich, wenn auch nicht durchaus vollständige (man vermißt z. B. darin S. A. Marcelli Africa Christiana. 2 vol. Brixiae 1817—18. 4.), 22 Seiten, mit doppelten Kolumnen, einschlagende Bibliographie Algérienne, ou catalogue d'ouvrages relatifs à l'Algérie.

Revue rétrospective normande. Documens inédits pour servir à l'histoire de Rouen et de la Normandie. Recueillis et publiés par A. Pottier. 8. Rouen.

F. Barrier Traité pratique des maladies de l'enfance, fondé sur de nombreuses observations cliniques. Tome 1. 8. Paris. 10 fr.

Catalogue général des livres composant les bibliothèques du département de la marine et des colonies. Tome 4. Histoire et belles-lettres. 8. Paris, imprimerie roy. — Vermöge einer sehr sinnreichen Einrichtung verzeichnet dieser eine Katalog die Bücher elf verschiedener Bibliotheken. Davon sind zwei in Paris (Hôtel du ministère und Dépôt general des cartes et plans), zwei in Cherbourg, zwei in Brest, eine in Lorient, zwei in Rochefort und zwei in Toulon. Ein fünfter Band wird die Table alphabetique des auteurs et des ouvrages anonymes enthalten. Ueber die in den französischen Kolonieen (Martinique, Guadeloupe, Guiana, Senegal, Bourbon, Pondichery) befindlichen Bibliotheken wird ein besonderer Katalog erscheinen.

C. F. H. Barjavel Dictionnaire historique, biographique et bibliographique du département de Vaucluse. 2 vol. 8. Carpentras. 15 fr. 50 c.

Mémoires de la société des antiquaires de la Morinie. Tome 3. 1839—40. 8. Saint-Omer.

Muséum d'anatomie pathologique de la faculté de médecine de Paris, ou musée Dupuytren, publié au nom de la faculté. 2 vol. 8. u. Atlas. Folio. Paris. 14 fr.

Voyage autour du monde sur la frégate la Vénus, pendant les années 1836—1839, publié par ordre du roi, sous les auspices du ministre de la marine; par A. du Petit-Thouars. Tome 7 (Physique, par U. de Tessan. Tome 2). 8. Paris. 9 fr.

J. Droz Histoire du règne de Louis XVI pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française. Tome 3. Appendice: Mirabeau et l'assemblée constituante. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Voyage au pole sud et dans l'Océanie — sous le commandement de Dumont d'Urville. Tome 1. 2. partie. — Planches. Livr. 2—4. — Leider ist auch der Admiral Dumont d'Urville unter den Personen, welche den 8. Mai d. J. auf der Versailler Eisenbahn ums Leben gekommen. Noch kürzlich hatte der Marine-Minister verordnet, daß die in Nr. 3 angegebenen sechs Abtheilungen durch zwei neue (Physique. 2 Bde. m. Kupft., und Hydrographie. 1 Bd. m. Kpft.) vermehrt werden sollten. D. d'U. selbst hatte, außer der Leitung des Ganzen, die alleinige Bearbeitung der Abtheilungen Hist. du voyage und Philologie übernommen.

Der Buchhändler Gautier de Lisle, in Paris, zeigt an, daß er den Hrn. Quérard die wenigen noch übrigen Exemplare von dessen überhaupt nur in 250 Ex. gedruckten Bibliographie voltairienne (vergl. Nr. 27) käuflich an sich gebracht und den Preis auf 7 fr. 50 c. herabgesetzt habe. Nach ihm wäre dieselbe kein bloßer Abdruck des betreffenden Artikels aus der France littéraire, sondern hätte vor jenem eigenthümliche Vorzüge.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (⅞ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Montag den 6. Juni 1842.

England.

Annäherungen zwischen der Englischen und der Deutschen Philosophie.

Es ist bekannt, daß sich die seit der Kantischen Epoche eingetretene Spaltung zwischen der Deutschen Philosophie und der aller übrigen Völker im Verhältniß zu keinem anderen Lande entschiedener ausgebildet und erhalten hat, als im Verhältniß zu England. Frankreich hat früher durch die Vermittelung von Villers und der Frau von Staël, später besonders durch die Cousin's, manche Einwirkungen von der Deutschen Philosophie aufgenommen, und so empfänglich aufgenommen, daß jetzt eines der Kantischen Werke nach dem anderen, in ihrer vollen Ausführlichkeit, in Französischem Gewande erscheinen können; in Italien haben Mehrere, und besonders Galuppi, der Deutschen Philosophie eine ausgedehnte Rücksicht und Kritik zugewandt; und in den nordischen Reichen hat nicht nur Kant, sondern haben auch Fichte, Schelling und Hegel Anerkennung, ja selbst eifrige Verehrer und Fortbildner gewonnen. Nur England hat Alles dieser Art abgelehnt. Die wenigen Uebertragungen Deutscher philosophischer Werke sind mehr als kalt aufgenommen worden; und ungeachtet einzelner Zustimmungen, an welchen es freilich auch hier nicht gefehlt hat, ist es doch im Allgemeinen bei dem Urtheile geblieben, welches Mackintosh, der die Deutsche philosophische Literatur sehr genau und aus den Originalwerken kannte, in die Worte zusammengefaßt hat, die Deutschen seyen metaphysisch-toll (metaphysically mad). *)

Diese völlige Entfremdung nun ist unstreitig um so mehr zu beklagen, da Deutsche und Engländer, dem ganzen Grundcharakter ihres Geistes nach, inniger als andere Völker mit einander verwandt und vermöge dessen vorzugsweise geeignet sind, auch in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen einander die Hände zu reichen und zu fördern. Auch ist es keineswegs wahr (was man so oft bei uns wiederholt hat), daß in England und Schottland der philosophische Geist gänzlich erstorben sey. Die Werke von Mackintosh, Thomas Brown, Herschel, Abercrombie, Douglas, Hamilton, Whewell und Anderen liefern sehr schätzenswerthe Beiträge zu einer gesunden Theorie der menschlichen Erkenntniß; und, was die Hauptsache ist, wenn die Engländer auch nicht so viele, gleich Meteoren aufgegangene und dann wieder untergegangene Systeme, wie wir in den letzten funfzig Jahren, aufzuweisen haben, und wenn selbst die ersten unter ihren Forschern (wie allerdings nicht zu leugnen ist) bei weitem nicht tief genug eindringen: so ist (wie namentlich mehrere neuerlich bekannt gewordene Briefsammlungen bezeugen) die Philosophie, welche sie einmal besitzen, durch alle Stände verbreitet: ist bei ihnen in weit größerer Ausdehnung in Saft und Kraft übergegangen und für das praktische Leben fruchtbar geworden. Wir könnten uns also einen Verkehr mit diesem uns geistig so nahe verschwisterten Volke immer gefallen lassen.

Eben dieser Geistesverwandtschaft wegen aber ist auch mit Sicherheit vorauszusetzen, daß die Trennung nicht bleibend seyn werde: nur wie ein vorübergehendes Zürnen zwischen Solchen, die ihrem tiefsten Grundcharakter nach bestimmt sind, Freunde zu seyn, und dies auch wieder werden, sobald, von der einen oder von beiden Seiten, die theilweise Verdunkelung des geistigen Blickes einer klaren Anschauung Platz gemacht hat. Hierfür nun hat sich in der neuesten Zeit eine, wenn auch fürerst nur noch ferne Aussicht eröffnet durch zwei kürzlich erschienene Werke: „Die Philosophie der induktiven Wissenschaften" **) von Whewell, und Beneke's „System der Logik als Kunstlehre des Denkens" ***). Nicht nur, daß die philosophische Forschung beider Völker einmal wieder auf Einem Punkt zusammentrifft, sondern (was besonders merkwürdig ist) bei diesem Zusammentreffen steht der Engländer auf der Deutschen, der Deutsche auf der Englischen Seite.

Whewell's „Geschichte der induktiven Wissenschaften" ist durch Littrow's Uebersetzung bei uns allgemein bekannt geworden. Dieser nun hat der Verf. das eben bezeichnete, bis jetzt in Deutschland noch wenig bekannte Werk folgen lassen. Dasselbe hat in England, von verschiedenen Seiten her, sehr verschiedene, ja geradezu entgegengesetzte Beurtheilungen erfahren: namentlich, während die Quarterly Review (N. 85, June 41, p. 177—238) seines Lobes voll ist, stellt es die Edinburgh Review (January 42, p. 265—317) als ein durchaus mißlungenes dar. Ein Theil dieses Gegensatzes möchte wohl, wie bei Allem in England, auf die Rechnung der politischen Parteiungen zu setzen seyn: indem sich Whewell, besonders in seinem Buche über die Englische Universitäts-Erziehung *), sehr entschieden als Konservativen kundgegeben hat. Hierzu sind dann naturwissenschaftliche Gegensätze gekommen: namentlich der zwischen der Emissions- und der Undulations-Theorie, wo sich Whewell gegen Newton erklärt hat. Allem dem schloß sich endlich noch der sogleich näher zu bezeichnende Gegensatz der Erkenntniß-Theorie an: für welche Whewell, so viel uns bekannt geworden ist, selbst unter seinen wärmsten Lobrednern keine Zustimmung gefunden hat.

Die Opposition, in die Whewell zu der sonstigen Englischen Philosophie tritt, ist um so interessanter, da sie gerade die Punkte trifft, welche man als die Hauptpunkte der von Baco und Locke her ununterbrochen verfolgten Richtung betrachten kann: die Inductionen und die angeborenen Ideen. Wir nehmen über die Theorie des Verfassers einen kurzen Ueberblick. Nach derselben machen die Auffassung und die Ansammlung der Thatsachen nur den passiven Theil des Inductionsprozesses aus, geben nur die Materie dafür; der aktive Theil aber, oder die Form desselben, muß aus einem Dem entgegengesetzten Urquelle, aus dem ursprünglichen Besitzthume des Geistes, abgeleitet werden. Schon für die Bildung der Wahrnehmungen macht sich das gleiche Verhältniß geltend. Die Sensationen liefern für dieselben nur die Materie; aber wie keine Materie ohne Form existiren kann, so können auch die Sensationen nicht Wahrnehmungen werden ohne eine formal bildende Kraft des Geistes (some formative power of the mind), oder bestimmter, eine intellektuelle Anschauung (idea), welche dieser in die Wahrnehmungen hineinbildet (informs). So sehen wir nur Schatten und Farben und Gestalten; aber die Umrisse, durch welche sie in bestimmte Objekte getheilt, die Conception, vermöge deren sie als solide Körper betrachtet werden, in verschiedenen Abständen von Einander, diese erhalten wir nicht durch die Sinne. „Und indem wir die Umrisse der Körper ziehen, indem wir sie in verschiedene Abstände von uns versetzen, verfährt der Geist in Einstimmung mit gewissen nothwendigen allgemeinen Verhältnissen, welche in der intellektuellen Anschauung **) des Raumes enthalten sind. In gleicher Weise, wenn wir, beim Anblick der Bewegungen der Nadel gegen den Magnet, die Ausübung einer anziehenden Kraft auffassen, bilden wir diese Auffassung, indem wir diese Bewegungen auf die Idee der Ursache zurückführen. Sinnliche Empfindungen für sich haben ohne einen Akt des Geistes, welcher dasjenige erschließt, was eine Idee genannt worden ist, keine Form. Wir können keinen Gegenstand sehen ohne die Idee des Raumes; wir können nicht zwei sehen, ohne die Idee der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit, und Raum und Verschiedenheit sind keine sinnliche Empfindungen". — Eben dieses Verhältniß nun wendet der Verfasser auch auf die Bildung der Inductionen an. Diese sind keineswegs zu begreifen als bloße Summirungen der Thatsachen; sondern es muß dabei ein neues geistiges Element ihnen aufgebildet werden (superinduced). Aus den intellektuellen Grundanschauungen (fundamental ideas) nämlich entwickeln sich abgeleitete intellektuelle Anschauungen (ideal conceptions), d. h. bestimmte abstrakte Vorstellungen, welche die Subjekte unserer allgemeinen Erkenntniß, die Grundlagen der demonstrativen Wahrheit sind. So ist die intellektuelle Anschauung des Zirkels abgeleitet aus den Verhältnissen der Grundanschauung des Raums; die der gegenseitigen Anziehung aus denen der Ursachen ꝛc. Haben wir nun diese erworben, so trifft es sich oft, daß wir die durch unsere Sinne gelieferten Thatsachen vermöge ihrer verbinden können; und dann sagt man, daß die Wahrheit, zu welcher wir in dieser Art geführt werden, aus den beobachteten Thatsachen durch Induction gewonnen sey. Vorher sind zwar Thatsachen da; aber sie sind viele und unverbunden; und erst die intellektuelle Anschauung, welche der Entdecker darauf anwendet, giebt ihnen Verbindung und Einheit. — Was endlich die Anzahl und den Schematismus dieser eingeborenen Ideen betrifft, so entscheidet sich der Verfasser weder für eine früher entworfene Kategorientafel, noch unternimmt er eine eigene Deduction aus irgend einem Prinzip, sondern bestimmt sie (hierin ist er wieder entschieden Engländer), wie er sie

*) In einem Brief an Dugald Stewart; vgl. Memoirs, Vol. I, p. 370.

**) The philosophy of the inductive sciences, founded upon their history. In 2 voll. Lond. 1840.

***) Berlin bei Dümmler, 1842. 2 Theile.

*) On the principles of english university education, 2d ed. Lond. 1838.

**) Das Englische Idea ist weder unser „Begriff" noch unsere „Anschauung". Wir haben es daher durch „intellektuelle Anschauung" auszudrücken gesucht; im Folgenden werden wir dafür, der Kürze wegen, das Wort „Idee" brauchen.

gerade braucht für seine logische Auffassung der Naturwissenschaften. Im Anschließen an diese nennt er als fundamentale Ideen: den Raum, die Zeit (mit Einschluß der Zahl), die Ursache (mit Einschluß von Kraft und Materie), das Außerunsseyn der Objekte und der Media der Wahrnehmung bei den — aus Locke bekannten — sekundären Eigenschaften, die Polarität (oder den Gegensatz), die chemische Zusammensetzung und Affinität, die Substanz, die Aehnlichkeit und natürliche Verwandtschaft, die Mittel und Zwecke (worauf sich die Idee der Organisation stützt), die Symmetrie und die Lebenskräfte.

Steht nun in dieser Weise der Englische Forscher, der Hauptsache nach, auf der Deutschen Seite, so finden wir dagegen Beneke's „System der Logik" auf der Englischen. Hierher gehört zuerst schon gewissermaßen die entschieden praktische Richtung desselben. Der Verfasser will, den gewöhnlichen aristotelisch-scholastischen Bearbeitungen gegenüber, welche man mit vollem Rechte der Unfruchtbarkeit angeklagt hat, eine Wissenschaft von fruchtbarer praktischer Anwendung, eine wahre Kunstlehre des Denkens geben. „Schon Baco (sagt er in der Vorrede) hat es bekanntlich auf das Bestimmteste ausgesprochen, daß die in seinem Organon geltend gemachte Methode für die Erkenntniß und Behandlung der geistigen Welt gerade eben so wohl anwendbar sey, als für die der materiellen. Dessenungeachtet aber, und obgleich dieselbe für die letztere nun schon seit länger als zwei Jahrhunderten so überaus reiche Frucht getragen hat, ist sie für die geistige Welt so gut wie gar nicht benutzt worden; selbst nicht für unsere Logik: welche doch hiefür sowohl unmittelbar das günstigste Feld darbot, als sich namentlich auch dadurch empfehlen mußte, daß ja in dem Maße, in welchem sie vollkommener ausgebildet wird, durch sie, als Werkzeug, zugleich auch die Ausbildung der übrigen philosophischen Wissenschaften vervollkommnet wird." Demgemäß hat er „alle Formen und Verhältnisse des Denkens nicht abstrakt, und wie sie in der ausgebildeten Seele fertig vorliegen, sondern genetisch-lebendig und bis zu den tiefsten Grundfaktoren durchsichtig dargestellt. Indem wir das Denken, aus den mehr besonderen Entwickelungen, vor unseren Augen werden seyn, die Prozesse, durch welche, die Gesetze, nach denen dies geschieht, auf der Grundlage sorgsamer Beobachtung klar-bestimmt auffassen, gewinnen wir hierin unmittelbar die Mittel, nicht nur für eine tiefere Beurtheilung des Denkens, sondern auch für die Erzeugung seiner Vollkommenheiten, wie weit dieselben irgend auf der Grundlage der in jedem Falle gegebenen Geisteskräfte möglich sind, und für die Vermeidung und Hebung seiner Unvollkommenheiten."

Während sich jedoch die bisher bezeichnete Einstimmigkeit mit der bei den Engländern vorherrschenden Richtung mehr auf die Ausführung bezieht, zeigt sich noch eine andere, eng damit zusammenhängende, aber bei weitem tiefer greifende. Der Verf. ist ein entschiedener Gegner aller der spekulativen Systeme, wie sie, in so zahlreicher und rascher Folge, von Fichte her bei uns aufgerichtet worden sind. Dieser Gegensatz muß sich natürlich auch in Bezug auf die hier bearbeitete Wissenschaft aussprechen. Der Verf. klagt die in der bezeichneten Richtung liegenden Bearbeitungen der Logik an, daß sie, aus falschen spekulativen Voraussetzungen heraus, dem menschlichen Geiste phantastisch Entwickelungsgesetze angedichtet, welche mit dem wahren Entwickelungsgesetze desselben im entschiedensten Widerspruche stehen. In Angemessenheit hierzu, bringt er namentlich auch auf die Aufhebung der in jenen Systemen beliebten Verbindung zwischen der Logik und der Metaphysik: indem die Aufgaben beider Wissenschaften, wenn auch in manchen Punkten aneinandergränzend, doch grundwesentlich von einander verschieden seyen und es demnach auf die Lösung von beiderlei Problemen verwirrend und verkehrend wirken müsse, wenn man dieselben (wie dort geschieht) von vorn herein zusammenwirft. Im Gegensatze hiermit, will er die Logik, da sie rein mit der Innenwelt, den Thätigkeiten des erkennenden Subjektes, und deren Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, zu thun habe, streng für sich und als angewandte Psychologie behandelt haben.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Jungfrau von Orleans.

(Schluß.)

Die Ahnung Johanna's war nur zu gegründet; ihr Schicksal war schon entschieden. Hätte man sie als Kriegsgefangene hinrichten lassen, so wäre diese Handlung, obgleich jedem Gesetze der Menschlichkeit und des Rechts widerstreitend, doch durch die Sitten des Jahrhunderts und das Beispiel der Franzosen selbst zu entschuldigen gewesen; aber ihre Feinde wollten sich an der Jungfrau für frühere Verluste rächen, sie in der öffentlichen Meinung herabwürdigen und als Hexe und Verbündete des Teufels brandmarken. Sie entsagten daher den Ansprüchen, die sie nach dem Kriegsrecht auf ihre Gefangene besaßen, um sie als Zauberin vor dem geistlichen Tribunal anzuklagen. Zu diesem Zwecke fanden sie ein passendes Werkzeug in Pierre Cauchon, Bischof von Beauvais, der ganz in ihrem Interesse war und den die Universität Paris unterstützte. Der Bischof wurde zum ersten Ritter ernannt; Jean Lemaitre, General-Vikar der Inquisition, war der zweite, und Estivet, Kanonikus von Beauvais, verrichtete das Amt des öffentlichen Anklägers. Der Gerichtshof hielt seine Sitzungen zu Rouen, wo sich fast 100 Doktoren der Theologie einfanden, um mit ihrem Rathe behülflich zu seyn.

Der Prozeß wurde durch unverzeihliche Handlungen des Betrugs und der Gewaltthätigkeit, und durch die offenkundige Absicht, die Angeklagte zu verurtheilen, bezeichnet. Wie zu Poitiers, wurde eine geheime Untersuchung veranstaltet, die denselben Erfolg hatte, und deren Zuschauer, wie man erzählt, der Regent Bedford aus einem anstoßenden Zimmer war. Ein Priester, Namens Nicolas l'Oiseleur, erhielt den Auftrag, Johannen zu besuchen und sich ihr als Landsmann und Anhänger des Königs Karl vorzustellen, in der Hoffnung, ihr Vertrauen zu erwerben und unter dem Siegel der Beichte ihr auch die verborgensten Geheimnisse zu entlocken. Ein Bürger von Rouen wurde nach Domremy geschickt, um Nachrichten über ihr früheres Leben einzuziehen; da diese jedoch alle günstig ausfielen, so wurden sie beim Prozesse unterdrückt. Auf gleiche Weise wurden die Antworten, die zu ihrer Rechtfertigung dienten, in dem schriftlichen Berichte entstellt oder ausgelassen; man gab ihr keinen Vertheidiger und wandte jeden Kunstgriff an, um sie zu verstricken, und jede Drehung, um sie einzuschüchtern. Wenn aber die Französischen Schriftsteller noch heutigen Tages diesen Prozeß als einen Schandfleck des Britischen Namens betrachten, so müssen wir dagegen bemerken, daß Johanna von ihren eigenen Landsleuten die meisten Verfolgungen zu erdulden hatte. Ihr unversöhnlichster Feind, der Bischof von Beauvais, der Genosse desselben, Lemaitre, der boshafte Estivet und der verrätherische l'Oiseleur — Richter, Ankläger, Spion, Alle waren Franzosen. Allein dessenungeachtet bleiben die Englischen Machthaber, der Herzog von Bedford und der Kardinal von Winchester, mit einer nur zu schweren Verantwortlichkeit belastet.

Am 21. Februar 1431 wurde Johanna zum erstenmal vor ihre Richter geführt. Das Tribunal war in der Schloßkapelle zu Rouen errichtet, wo sie in kriegerischer Tracht, aber mit Ketten beladen, erschien und in ihren Antworten denselben furchtlosen Geist an den Tag legte, womit sie Orleans vertheidigt und Jargeau erstürmt hatte, während ihr heller Verstand den Mangel an Erziehung ersetzte und die listigen Kunstgriffe zu Schanden machte, womit man sie zu umgarnen suchte. So wurde sie z. B. gefragt: ob sie die Gnade Gottes besäße? Wenn sie dieses bejaht hätte, so würde man sie des Hochmuths und der Selbstgenügsamkeit angeklagt, im entgegengesetzten Falle aber, ihrem eigenen Geständnisse nach, als schuldig anerkannt haben. „Es ist eine große Sache", erwiederte sie, „eine solche Frage zu beantworten." — „Eine so große Sache", fiel einer der Beisitzer, Jean Fabry, ein, der von Mitleiden gegen sie gerührt wurde, „daß die Gefangene, dem Gesetze nach, sie nicht zu beantworten braucht." — „Ihr thätet besser, zu schweigen", rief der Bischof von Beauvais zornig dem Fabry zu und wiederholte seine Frage. „Wenn ich nicht die Gnade Gottes besitze", sprach sie, „so bitte ich Gott, daß Er mich ihrer würdigen möge; wenn ich sie besitze, so möge Er mich darin erhalten."

Ferner wurde sie gefragt: „ob die Heiligen ihrer Visionen, Margarethe und Katharine, die Englische Nation hassen?" Wenn Johanna diese Frage bejahte, so würde ihre Antwort als Lästerung erschienen seyn, da eine solche Parteilichkeit seligen Geistern übel anstehen würde; wenn sie sie aber verneinte, so war der Einwurf bereit: „Warum haben sie Dich denn gegen uns ausgesendet?" Die Jungfrau erwiederte: „Sie lieben, was Gott liebt, und hassen, was Er haßt." — „Haßt Gott denn die Engländer?" fuhr der unerbittliche Bischof von Beauvais fort. — „Ob Gott sie liebt oder haßt, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß der König von Frankreich sie alle aus diesem Lande vertreiben wird."

Die beiden Punkte, worauf sich ihre Feinde und Richter (gleichbedeutende Namen!) hauptsächlich verließen, waren der Feenbaum zu Domremy und ihr geheiligtes Banner, durch welche man sie mit bösen Geistern und Zauberkünsten in Verbindung zu bringen hoffte. In Betreff des ersteren erwiederte Johanna, daß sie oft mit den anderen Mädchen ihres Dorfs in Prozession um den Baum gezogen sey, aber nie dort ihre Visionen gehabt habe. In Hinsicht des Banners erklärte sie, daß sie es in der Schlacht getragen habe, um die Lanze und das Schwert zu sparen, da sie Keinen mit eigener Hand zu tödten wünschte. Hierauf bestürmte man sie mit weiteren Fragen:

„Als Ihr zuerst das Banner nahmt, fragtet Ihr, ob es Euch den Sieg in jeder Schlacht verschaffen würde?" — „Die Stimmen", antwortete sie, „geboten mir, es ohne Furcht zu nehmen, und Gott würde mir helfen."

„Welches half am meisten: Ihr dem Banner, oder das Banner Euch?" — „Der Sieg möge von mir oder von dem Banner gekommen seyn, er gehörte dem Herrn allein."

„War die Hoffnung des Sieges auf Euer Banner oder auf Euch selbst gegründet?" — „Sie war auf Gott gegründet, und auf Niemand anders."

„Wenn ein Anderer das Banner getragen hätte, würde es mit demselben Erfolge geschehen seyn?" — „Ich weiß es nicht; ich muß es Gott überlassen."

„Warum wurdet Ihr eher als Andere auserkoren?" — „Es war der Wille Gottes, daß ein einfaches Mädchen die Feinde des Königs in die Flucht schlagen sollte."

„Pflegtet Ihr nicht die Soldaten durch die Worte zu ermuthigen, daß alle Banner, die dem Eurigen ähnlich wären, ihnen Glück bringen würden?" — „Ich pflegte ihnen bloß: Stürzt Euch kühn unter die Engländer! zuzurufen und dann mich selbst unter sie zu stürzen."

Die Klarheit und Genauigkeit ihrer Antworten über diesen Punkt bilden einen merkwürdigen Gegensatz zu dem unbestimmten und widersprechenden Bericht, den sie über ihre erste Unterredung mit dem Könige giebt. Zuerst weigerte sie sich, diesen Gegenstand zu berühren, weil ihre „Stimmen" es ihr verboten hätten; in der Folge ließ sie geheimnißvolle Winke über einen Engel fallen, der dem König eine Krone überbracht habe, und schien zuweilen diese phantastische Krone mit der wirklichen Krönung in Rheims zu verwechseln. Es war augenscheinlich, daß in diesem Falle ihre Urtheilskraft und ihr Gedächtniß von ihrem Enthusiasmus überwältigt wurden. Aus dem ganzen Verhör ging jedoch keine einzige Thatsache hervor, worauf man eine Anklage

der Zauberei gründen konnte. Ihre Antworten waren alle so geradsinnig und aufrichtig gewesen, daß, als man vorschlug, weitere Offenbarungen durch die Folter zu erzwingen, nur der Verräther L'Oiseleur und noch ein Beisitzer des Tribunals sich zu Gunsten dieses grausamen Verfahrens aussprachen. Wie man erzählt, machte die Treuherzigkeit der Antworten Johanna's auf einen beim Prozesse gegenwärtigen Engländer einen so starken Eindruck, daß er sich nicht enthalten konnte, auszurufen: „C'est une bonne femme — si elle était Anglaise!"

Ihrer Unschuld zum Trotze, oder vielleicht noch mehr darüber aufgebracht, faßten die Richter zwölf Anklagepunkte der Zauberei und Ketzerei ab, die von der Universität Paris bestätigt wurden. Am 24. Mai 1431, dem Jahrestag ihrer Gefangennahme, wurde Johanna nach dem Kirchhof von St. Ouen geführt, wo man zwei Gerüste errichtet hatte; auf dem einen befand sich der Kardinal von Winchester, nebst dem Bischofe von Beauvais und den übrigen Prälaten; das zweite war für die Jungfrau und einen Prediger, Namens Erard, bestimmt. Dieser hielt eine Rede, worin er sie mit den wüthendsten Vorwürfen überhäufte, die sie geduldig ertrug; als er aber ihren König einen Ketzer und Schismatiker nannte, rief sie aus: „Sprecht von mir, aber nicht von dem Könige; er ist ein guter Christ. Bei meiner Treue, Herr! ich schwöre es Euch zu und will mit dem Leben dafür einstehen, daß er der edelste aller Christen und kein solcher ist, wie Ihr ihn beschreibt." Der erzürnte Bischof befahl, sie zum Schweigen zu bringen, und der Prediger fuhr mit seiner Rede fort. Am Schlusse wurde ihr eine Abschwörungsformel zum Unterzeichnen vorgelegt. Man mußte ihr zuerst die Bedeutung des Wortes: Abschwörung (abjuration) erklären, worauf sie entgegnete, daß sie nichts abzuschwören habe, da sie in Allem nach dem göttlichen Gebote gehandelt; man bestürmte sie jedoch mit Bitten und Beweisgründen und machte sie zugleich auf den Henker aufmerksam, der bereit stand, sie im Weigerungsfalle zum Tode zu führen. Sie rief daher endlich: „Ich will lieber unterzeichnen als verbrannt werden!" und bekräftigte das Dokument mit ihrem Kreuz. Um ihr in der öffentlichen Meinung zu schaden, wurde in der Folge ein Bekenntniß veröffentlicht, welches in vielen Punkten von dem ihr vorgelegten und durch sie unterzeichneten abwich.

Nachdem man auf diese Art die Unterwerfung Johanna's erzwungen hatte, sprach der Bischof von Beauvais im Namen des Tribunals ihr Urtheil aus. Zum Zeichen der „Gnade und Mäßigung" wurde ihr Leben verschont, aber der Rest desselben sollte im Kerker verbracht werden, „au pain de douleurs et à l'eau de l'angoisse." Johanna hörte diesen Spruch mit Festigkeit an und sagte: „Nun denn, Ihr geistlichen Herren! führt mich in Eure Gefängnisse, damit ich nicht länger in den Händen dieser Engländer bleibe." Sie wurde indessen nach demselben Kerker zurückgebracht.

Man hatte keineswegs die Absicht, ihres Lebens zu schonen, sondern hoffte nur, sie durch einen kurzen Aufschub und erheuchelte Milde noch tiefer herabzuwürdigen. Sie hatte versprechen müssen, die Kleidung ihres Geschlechts wieder anzulegen; während der Nacht wurden aber, wie man sagt, ihre Kleider weggenommen und männliche an deren Statt zurückgelassen, so daß ihr keine Wahl blieb, als sich der verbotenen Gewänder zu bedienen. So wird diese Anekdote gewöhnlich erzählt; wir fürchten aber sehr, daß sich düstere, schauerliche Umstände im Hintergrunde befinden. Ein Priester, Martin L'Advenu, der vor ihrem Tode ihre Beichte entgegennahm und der bei der Revision ihres Prozesses verhört wurde, sagte aus, daß ein Englischer Lord (un milourt d'Angleterre) in ihr Gefängniß eingedrungen sey und Gewalt versucht habe; bei seinem Weggehen fand man sie mit entstelltem Antlitz und in Thränen gebadet, und sie nahm ihre Zuflucht zur männlichen Kleidung, um ihre Ehre besser vertheidigen zu können.

Ob man nun bei dieser schändlichen Begebenheit Betrug oder Gewalt gebrauchte, der Zweck blieb sich gleich: einen Vorwand zu größerer Strenge zu finden; denn nach den Regeln der Inquisition wurde nicht die Ketzerei in der ersten Instanz, sondern der Rückfall zur Ketzerei mit dem Tode bestraft. Sobald der Bischof von Beauvais von dem Kleiderwechsel Johanna's in Kenntniß gesetzt wurde, eilte er nach dem Kerker, um sie des Vergehens zu überführen. Er fragte sie: ob sie wieder ihre Stimmen gehört habe? „Ja!" erwiederte Johanna, „die heil. Katharine und Margarethe haben mir die Schwäche vorgeworfen, womit ich die Abschwörungsformel unterzeichnete, und mir befohlen, die Kleidung wieder anzulegen, die ich nach der Bestimmung Gottes trug." Dies war genug; der Bischof und seine Genossen erklärten sie für eine versteckte Ketzerin; jetzt konnte keine Gnade, selbst kein Aufschub mehr gewährt werden.

Am 30. Mai bei Tagesanbruch erhielt der Beichtvater, Martin L'Advenu, den Befehl, sie in ihrer Zelle zu besuchen und auf das ihr zugedachte Loos vorzubereiten: denselben Tag auf dem Marktplatze zu Rouen lebendig verbrannt zu werden. Als die Jungfrau zuerst dieses fürchterliche Urtheil vernahm, verließ sie auf einige Augenblicke der Muth; sie brach in ein klägliches Geschrei aus, zerraufte sich das Haar und rief Gott zum Richter des ihr zugefügten Unrechts an. Aber sie beruhigte sich binnen kurzer Zeit, beichtete und nahm das heilige Abendmahl. Um 9 Uhr bestieg sie in weiblicher Kleidung den Karren des Henkers und wurde durch eine Englische Kriegerschaar nach dem Richtplatze geleitet. Auf dem Wege warf sich ihr der elende Priester L'Oiseleur, der unter dem Siegel der Beichte ihr Vertrauen gewonnen und gemißbraucht hatte, zu Füßen, bekannte seine Schuld und flehte sie um Verzeihung an *). Auf dem Marktplatze (wo jetzt ihr zu Ehren eine Statue errichtet ist) stand bereits der Holzstoß, und der Bischof von Beauvais erwartete, mit dem Kardinal von Winchester und anderen Prälaten, sein Schlachtopfer. Erst wurde eine Predigt gehalten, dann der Urtheilsspruch verlesen; hierbei flossen ihre Thränen von neuem, sie kniete jedoch mit ihrem Beichtvater nieder und forderte ein Kreuz. Es war keines bei der Hand, und man schickte deswegen nach einer nahen Kirche; unterdessen brach ein Englischer Kriegsknecht seinen Stab entzwei und bildete daraus ein Kreuz, welches sie inbrünstig an die Brust drückte. Die übrigen Soldaten murrten über den langen Aufenthalt. „Nun, Priester!" riefen sie dem L'Advenu zu, „sollen wir hier zu Mittag essen?" Endlich gab man ihrer grausamen Ungeduld nach; die Unglückliche wurde an den Pfahl gebunden und ihr eine Mütze mit der Aufschrift:

Heretique Relapse, Apostate, Idolatre.

aufgesetzt. Der Bischof von Beauvais näherte sich ihr, sobald der Scheiterhaufen in Brand gesteckt war. „Durch Euch", sagte sie zu ihm, „bin ich zu diesem Tode gekommen"; sie fuhr bis ans Ende fort, die Wahrhaftigkeit ihrer „Stimmen" zu behaupten, denen sie als Verkündigern des göttlichen Willens gehorcht habe. Als die Flamme zunahm, befahl sie L'Advenu, sich zu entfernen, hielt aber noch immer das Kreuz empor, damit ihr letzter Blick auf das Zeichen der Erlösung fallen möchte. Ihr letztes Wort war: Jesus! Mehrere Prälaten und Beisitzer hatten sich, mit Grausen erfüllt, hinwegbegeben, andere waren zu Thränen gerührt; der unbarmherzige Kardinal Beaufort aber ließ die Asche und die Gebeine der Ketzerin zusammenlesen und in die Seine werfen. So starb Johanna von Arc — im Tode die Märtyrerin wie im Leben die Vertheidigerin ihres Vaterlandes.

Die Frage liegt nahe: welche Schritte der König von Frankreich während dieser ganzen Zeit zu ihrer Rettung gethan hatte? Nie war ein Herrscher einem Unterthanen so viel schuldig, wie Karl VII. der Jungfrau von Orleans: er scheint sie aber gleich nach ihrer Gefangennehmung ganz vergessen zu haben! Wir hören von keinem Versuch, sie zu befreien, von keinem Vorschlag, sie auszulösen; weder einen Protest gegen ihre Verurtheilung, noch eine Drohung, Repressalien zu gebrauchen, und nach ihrem Tode giebt sich nicht einmal ein Zeichen des Bedauerns kund! Karl fuhr fort, auf seinen Schlössern jenseits der Loire zu schlummern, wo er, mit Vergnügungen beschäftigt, die Heldenthaten derjenigen vergaß, der er seine Sicherheit verdankte.

Dem Französischen Volke hingegen blieb ihr Andenken theuer, und man nährte lange die Hoffnung, daß sie noch am Leben seyn möchte. Diese Stimmung benutzte im Jahre 1436 eine Betrügerin, die sich für die aus der Gefangenschaft entkommene Johanna d'Arc ausgab, ihren Wohnsitz zu Metz aufschlug und sich mit einem Ritter aus guter Familie, dem Sire des Armoises, vermählte. Es geht zu unserem Erstaunen aus einer gleichzeitigen Chronik hervor, daß die beiden noch am Leben befindlichen Brüder Johanna's jene als ihre Schwester anerkannten, und noch größeres Erstaunen verursachen andere Dokumente, nach welchen sie zweimal Orleans besuchte und als die Retterin der Stadt begrüßt wurde. Die Rechnungsbücher des Schatzmeisters von Orleans enthalten folgende Posten: 1) für beim Empfange der Jungfrau und ihres Bruders im Jahr 1436 ausgelegte Gelder; 2) für Wein und Erfrischungen an „Dame Johanne des Armoises" im Juli 1439; 3) für ein Geschenk von 210 Livres, welches der Stadtrath am 1. August desselben Jahres dieser Dame in Betracht ihrer bei der Belagerung geleisteten Dienste überreichte. Die Echtheit dieser Urkunden scheint unzweifelhaft; wir sind indessen außer Stande, darüber einige Aufklärung zu geben. Die Brüder der Jungfrau konnten vielleicht aus dem Betrug Gewinn zu ziehen hoffen; wie aber die Bürger von Orleans, die sie so genau gekannt und an ihrer Seite gefochten hatten, sich in ihrer Person zu irren vermochten, scheint uns unerklärlich, da sie auch keinen Grund hatten, eine Täuschung zu begünstigen.

Das Interesse, welches uns Johanna einflößt, erstreckt sich auf das Haus, das sie bewohnte, und die Familie, aus der sie entsproß. Ihr Vater starb vor Kummer über ihre Hinrichtung; ihre Mutter lebte noch lange in großer Dürftigkeit. Zwanzig Jahre nachher erhielt sie von der Stadt Orleans eine Pension von 3 Francs monatlich, „pour l'aider à vivre." Johanna's Brüder nannten sich mit ihren Nachkommen: Du Lis, von dem ihnen verliehenen Wappen, der Lilie von Frankreich. Ihr Geschlecht soll mit Coulombe du Lis, Prior von Coutras, im Jahr 1760 ausgestorben seyn; anderen Nachrichten zufolge, existiren noch zu Nancy und Straßburg Zweige dieser Familie. Die Hütte Johanna's zu Domremy wurde von Montaigne besucht; er fand die Wände mit rohen Abbildungen ihrer Heldenthaten bemalt, und der Feenbaum blühte noch unter dem Namen: l'Arbre de la Pucelle. Das Haus diente im Jahre 1817 als Pferdestall, ist aber vor kurzem von dem Conseil-général des Departements angekauft und diesem unwürdigen Gebrauch entrissen worden.

Aus dem Vorhergehenden ist der wahre Charakter Johanna's leicht zu erkennen. Feste Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache, unerschütterlicher Muth auf dem Schlachtfeld und dem Scheiterhaufen, entschlossener Wille in Allem, was sich auf ihre Sendung bezog, Sanftheit und Demuth in allem Uebrigen, klare, gesunde Vernunft, welche die Sophistereien ihrer Richter nicht verwirren konnten: dieses sind die hervorstechendsten Züge desselben. Die neuere Geschichte stellt keinen reineren, hochherzigeren, uneigennützigeren Charakter dar. Wenn aber einige Französische Historiker, mit einem Enthusiasmus, der dem ihrigen wenig nachgiebt, ihr die Talente und die Geschicklichkeit eines Feldherrn und Staatsmanns zuschreiben, so müssen wir ihnen unseren Glauben versagen. Eine solche Geschicklichkeit wäre bei einem ungebildeten, unerfahrenen Landmädchen nicht weniger übernatürlich gewesen, als die von ihr geschilderten Visionen. In der That verhält es sich aber ganz anders. In Staatssachen wurde Johanna's Stimme nie gehört: im Kriege beschränkten sich ihre Vorschläge fast ohne Ausnahme darauf, sich in die dichtesten Schaaren der Feinde

*) In der Folge flüchtete er sich nach Basel, wo er plötzlich starb. (Quicherat, Procès de Jeanne d'Arc.)

zu stürzen, oder öftere Gebete an den Allmächtigen zu richten. Nach den ersten Tagen scheint keiner der Fürsten, Feldherren oder Prälaten den geringsten Glauben an ihre Sendung beibehalten zu haben; man betrachtete sie höchstens, ihres Einflusses auf das Volk und die Armee wegen, als ein nützliches Werkzeug. Und hierin liegt, nach unserer Meinung, ein hinlänglicher Beweis der Reinheit und Ehrlichkeit ihrer Absichten. Einem Betrüger gelingt es immer am leichtesten, die zu täuschen, auf die er Gelegenheit und Muße hat, seine Künste auszuüben, während die entfernter stehende Menge gewöhnlich unberührt bleibt. Bei Johanna war gerade das Gegentheil der Fall.

Von der Person der Jungfrau hat sich kein authentisches Abbild erhalten. Die Frauen und Mädchen der Stadt Orleans hatten ihre Statue auf der Brücke errichtet; diese wurde aber in den Religionskriegen des 16ten Jahrhunderts zerstört, und die beiden ersten Portraits, aus den Jahren 1606 und 1612, weichen sehr von einander ab. In neueren Zeiten hat eine junge Prinzessin die Form und die Züge der Jungfrau auf eine bewundernswürdige Weise wiedergegeben, und künftigen Geschlechtern wird dieses anziehende Kunstwerk zum schönsten Denkmal zweier hohen Seelen — Mariens von Württemberg und Johanna's von Arc — dienen.

Anekdote aus dem Leben Michael Montaigne's.

Im Jahre 1571 wurden dem Parlament zu Bordeaux ein Dutzend Bauern übergeben, die man des Herens anschuldigte. Mehrere gestanden im Verhör ihren Bund mit dem Satan ein, und die Richter waren im Begriff, der Erbitterung des Volkes durch ein Todesurtheil Genüge zu leisten. Herr von Montaigne sah voll Mitleidens auf die Thorheit dieser armen Teufel, die ihm vielmehr Nießwurz als Schierling zu verdienen schienen, und er wollte nicht in ein Verdammungs-Urtheil einstimmen, gegen das seine Vernunft sich auflehnte. Er blieb demnach aus den folgenden Gerichts-Sitzungen weg und schützte Unpäßlichkeit vor.

Nun befand sich unter seinen Dienern ein sehr stiller und bigotter Mensch, Namens Pierre Billaud, dessen Bruder einer der angeblichen Herenmeister war. Seit der Verhaftung seines Bruders ging er schwermüthig umher und vernachlässigte seinen Dienst, der sonst nur durch die regelmäßigen Andachtsübungen unterbrochen wurde, bis er eines Tages in den Haushofmeister drang, ihm ein geheimes Gespräch mit Herrn von Montaigne auszuwirken. Dieses wurde ihm zugestanden. Herr von Montaigne empfing ihn freundlich: „Du bist traurig", redete er ihn an, „weil du deinen Bruder so lieb hast. Es freut mich, daß ich es wenigstens beim Parlamente durchgesetzt habe, daß du und deine Angehörigen wegen dieser schmachvollen Anklage nicht auch noch auf die Folter kommen sollen."

„Ach, gnädiger Herr, das ängstet mich nicht, doch ..." — „Nun?" — „Gnädiger Herr, der Kellermeister sagt, Sie sind zu gut, um meinen Bruder sterben zu lassen; Sie werden ihn retten, er wird begnadigt werden."

„Das sollte er nach meinem Wunsche; allein ..."

„O, thun Sie es nicht!" rief Billaud, indem er auf die Kniee stürzte und die Hände bittend emporstreckte; „im Namen des allmächtigen Gottes und des heiligen Michael, Ihres Schutzpatrons, thun Sie es nicht!"

„Wie! Unglücklicher, du forderst den Tod deines Bruders!" — „Ja, gnädiger Herr, zu seinem eigenen Wohle; er ist ein Herenmeister." — „Zu seinem Wohle! Was heißt das! und woher weißt du, daß er ein Herenmeister ist?"

„Eines Tages, im Walde von La Vanguyon, hat er mir den Teufel gezeigt in Gestalt eines großen schwarzen Bockes; ich schlug ein Kreuz und lief, was ich laufen konnte, und als ich mich hierauf umkehrte, war er nicht mehr zu sehen. Sie sehen, gnädiger Herr, er ist ein Herenmeister."

„Nun, du wenigstens bist es nicht; doch sag' mir, weshalb willst du, daß er verbrannt werden soll?"

„Ich habe einen Traum gehabt, und den hat mir Wilhelm, der Reitknecht, erklärt. Ich habe die heilige Jungfrau gesehen."

„Ich wünsche deinen Traum nicht zu hören, doch die Auslegung, und was hat dir Wilhelm gesagt?"

„Mein Bruder wird in jener Welt verdammt werden, wenn er hier nicht verbrannt wird; doch wird er verbrannt, so reinigt ihn die Flamme, und Gott wird barmherzig gegen ihn seyn."

Michel Montaigne heftete einige Augenblicke den scharfen, durchbohrenden Blick auf seinen Diener, der oft plötzlich sein Gesicht belebte; doch bald sah er, daß sich hinter dieser offenen Stirn keine Tücke verbergen konnte, und er fuhr in zutraulichem Tone fort: „Sag' mir, Billaud, hat nicht dein Bruder einige Morgen Landes zu sehr billigem Preise an Wilhelm verkauft?" — „Ja, gnädiger Herr." — „Und hierauf hat er ihm gedroht, sie auf gerichtlichem Wege zurückzufordern?" — „Ich glaube, es sind einige Zänkereien über diesen Punkt vorgefallen." — „Gut denn. Du kannst gehen. Ich wollte deinen Bruder retten, doch es ist mir nicht gelungen; in vierzehn Tagen wird er verbrannt; hierüber kannst du ruhig seyn."

„Ich habe noch eine Bitte, gnädiger Herr." — „Und die ist?" — „Erlauben Sie mir, daß ich zum Wohl der Seele meines armen Bruders eine Wallfahrt zur Kirche unserer lieben Frauen unternehme. Morgen mit Tagesanbruch möchte ich sie antreten und den ganzen Weg baarfuß machen." — „Reise, wann du willst." Mit freudestrahlendem Gesicht dankte Pierre. „Wie glücklich die Thoren sind", sprach Montaigne, indem er ihm nachsah; „wenn seine Füße zerkratzt sind, so hat seine Seele den Frieden wieder."

An demselben Tage wurde Wilhelm, der Reitknecht, verabschiedet und dachte nie mehr daran, Träume auszulegen.

Mannigfaltiges.

— Hegel und Schelling in Frankreich. Herr Pierre Leroux, unstreitig einer der gedankensprudelndsten Köpfe des heutigen Frankreichs, hört nicht auf, die Bewegungen der Deutschen Philosophie zum Thema seiner Betrachtungen zu machen und daran immer von neuem die Prophezeiung zu knüpfen, daß wir einer Zeit entgegen gehen, wo es nicht mehr eine oder mehrere Deutsche Philosophieen, nicht mehr eine oder mehrere Französische Philosophieen, sondern überhaupt nur eine Philosophie, die zugleich Religion sey, geben werde. In dem neuesten Hefte der Revue Indépendante setzt er seine Artikel über Schelling's in Berlin gehaltene Vorlesungen fort, die er, so viel ihm auch Widersprechendes darüber zu Ohren gekommen, fortwährend als eines der folgenreichsten Ereignisse in der Geschichte der philosophischen Wissenschaft darstellt. Es erscheint ihm von der höchsten Wichtigkeit, daß der Gründer der Identitäts-Philosophie auf dem Lehrstuhle Hegel's selbst die Lehren bekämpft, denen diese Philosophie zur Grundlage gedient. Namentlich aber ist es die Hegelsche Gottes-Idee, gegen welche Leroux auftritt und deren Schwächen er in seinem neuesten Artikel zusammenstellt. Er hat Hegel nicht im Originale gelesen und daher auch Manches von ihm gar nicht, Manches nur durch die Interpretation seiner Schüler und Uebersetzer, und daher entstellt oder unvollständig, kennen gelernt, aber was er von ihm weiß, das verarbeitet er mit zersetzendem Verstande, und unstreitig ist Leroux schon jetzt ein viel gefährlicherer Gegner Hegel's und seiner Schule als irgend einer derjenigen, die in Deutschland gegen den einen oder die andere aufgetreten. Seine Quellen für Hegel sind hauptsächlich Cousin, Lerminier, Barchou de Penhoen, Tissot, Ahrens und Heinrich Ritter (dessen Geschichte der Philosophie ins Französische übersetzt ist); ferner Littré's Uebersetzung des Lebens Jesu von Strauß; die in Französischer Sprache erschienene Schrift von Gros gegen Michelet's Buch über die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele; eine Italiänische Uebersetzung von Hegel's Philosophie der Geschichte und eine Französische von dessen Aesthetik, die ihm in der Handschrift vorgelegen, und endlich viele mündliche Unterhaltungen mit Deutschen Schülern Hegel's in Paris, die sich entweder an Leroux gewandt, um ihn zu berichtigen, oder an die er selbst gegangen, um sich zu belehren. Unter Anderem ist auch in der „Phalange", dem Blatte der Fourieristen, der durch seine Deutschen Journal-Aufsätze bekannte Elsässische Schriftsteller Herr A. Weill mit Briefen an Leroux hervorgetreten, um ihn wegen seiner Ansichten über Schelling's gegenwärtige Stellung zur Philosophie zu berichtigen. Leroux acceptirt diese Berichtigung nur, insofern sie ihm neue Waffen gegen die Hegelschen Lehren liefert, wobei ihm besonders das von Weill angeführte Stichwort der Neu-Hegelianer: „Sans l'homme, dieu n'aurait jamais existé, même s'il existait" trefflich zu Statten kömmt. Was dagegen Schelling betrifft, so hört er nicht auf, sich als dessen Geistesverwandten zu betrachten, obwohl er das Resumé, das die Augsburger Allg. Zeitung von der Offenbarungs-Philosophie geliefert, mit der im Druck erschienenen ersten Vorlesung Schelling's nicht recht in Einklang zu bringen vermag. „Achtungsvoll", fügt er hinzu, „achtungsvoll wollen wir abwarten, daß sich Schelling selbst vollständiger erkläre. Sollte er bei seiner Idee von einer dritten Periode des Christenthums unveränderlich beharren, so werden wir darum sein Werk nicht minder als das größte betrachten, das einem Denker unseres Jahrhunderts zu vollenden gegeben war, und so getrennt wir auch in unserem Glauben von ihm bleiben, werden wir ihm doch diesen Glauben selbst zum Theil verdanken. Denn wer vermag darzulegen, auf wie viele direkte und indirekte Wege Schelling's Gedanken seit funfzig Jahren in Frankreich sich verbreitet und unseren Geist durchdrungen haben, selbst dann, wenn die Nahrung, die wir nahmen, nicht von ihm bereitet war! Sollte Deutschland, das von dem Leben dieses Philosophen seit einem halben Jahrhundert lebt, ihn in diesem Augenblicke verkennen, wie es der Fall zu seyn scheint, werden wir darum doch nicht aufhören, zu sagen, was wir denken. Ja, man wisse es nur: Schelling thut keinen Rückschritt! Auch er schließt sich jener Phalanx großer Geister an, welche unter verschiedenen Formeln einen neuen, einen allgemeinen Glauben verkündigen." — Um den „Abriß von der Lage der Philosophie in Deutschland", den Leroux in seinen neuesten Betrachtungen mittheilt, wenigstens seinem Gedankengange nach zu resumiren, geben wir hier die Kapitels-Ueberschriften seiner dreizehn Abschnitte: I. Die Vorlesungen Schelling's nach der Augsb. Allg. Zeitung. II. Der rationalistische Protestantismus. III. Die aus der Schellingschen Schule hervorgegangenen Mythologen. IV. Die Hegelianer. V. Einige Momente des Hegelschen Evangeliums. VI. Wohin es mit der Hegelschen Schule gekommen. VII. Hegel's System ist nichts weiter als eine Kritik. VIII. Warum Schelling jetzt wieder das Wort nimmt. IX. Die Lehre des Herrn Enfantin ist von Hegel entlehnt. X. Schelling glaubt an ein neues Christenthum. XI. Schelling's Ansicht über die bisherigen Epochen des Christenthums ist unrichtig. XII. Schelling hat Recht gegen Hegel. XIII. Schluß.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 68. Berlin, Mittwoch den 8. Juni 1842.

Schweden.

Eines Schweden Urtheil über Deutschland im Jahre 1841.*)

Reisebeschreibungen, die in der Schwedischen Literatur sonst etwas Seltenes waren, sind in der letzten Zeit — wie so manches Andere — immer zahlreicher geworden und scheinen durch den ernsten und gründlichen Ton, den sie angenommen, gänzlich den bekannten (Schwedischen) Vers zu widerlegen:

„Es giebt nichts auf der ganzen Welt,
Worauf man sich so wenig darf verlassen,
Als das, was uns ein Reisender erzählt,
Der reist, um eine Reise zu verfassen."

Diese ernste Richtung zeigt sich auch in der Arbeit, von der hier die Rede ist. Der Verfasser der neuesten Reise durch Deutschland, Herr J. W. Snellman, hat seinen Lesern keine romantische Abenteuer zu erzählen, — er kokettirt nicht mit Gefühlsergüssen und beschäftigt sich und den Leser im Allgemeinen nur äußerst wenig mit seiner werthen Person, wofür wir ihm ganz besonders verbunden sind. Statt dessen scheint sein Bestreben dahin gerichtet, uns ein möglichst deutliches, getreues und anschauliches Bild von den verschiedenen Deutschen Staaten zu liefern, die er durchreist, und zwar nicht nur von ihrem Aeußeren — d. h. ein Bild, welches sich auf die Schilderung von Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten, den gewöhnlichen Gegenständen der Reisebeschreibungen, beschränkt, — sondern auch von ihrem Inneren, dem politischen, sittlichen und wissenschaftlichen Leben. Ueber die Zuverlässigkeit seiner Angaben wollen wir hier nicht sprechen; es wird jedoch Alles so ungeschminkt und anspruchslos hingestellt, daß der Leser dem Verfasser unwillkürlich sein Vertrauen schenkt.

Seine Reise ging über Kopenhagen, Kiel, Hamburg, Bremen, Osnabrück und Münster nach Düsseldorf, — von hier den Rhein hinauf bis Bingen, — alsdann über Mannheim, Heidelberg, Stuttgart, Tübingen, Lindau und Augsburg nach München, — ferner nach Regensburg und von hier auf der Donau nach Wien, — und endlich über Prag, Dresden, Leipzig, Halle und Magdeburg nach Berlin, wo der Verfasser Abschied vom Leser nimmt.

Es ist dies ungefähr dieselbe Tour — jedoch in umgekehrter Ordnung — die ein anderer Schwedischer Tourist, Herr Rydqvist, in seiner „Reise durch Deutschland" beschreibt, und ein Vergleich zwischen der Art und Weise, wie Beide denselben Gegenstand aufgefaßt, nicht uninteressant. Herrn Snellman's Schilderungen sind mannigfaltiger und seine Darstellungsweise lebhafter, — wogegen die des Herrn Rydqvist vollständiger und konkreter sind, besonders, wo es sich um Gegenstände der Literatur und Kunst handelt, denen er eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Ueber Kopenhagen, Hamburg und die ganze Reise bis Düsseldorf erfährt man eigentlich nichts Anderes, als was andere Reisebeschreibungen bereits mitgetheilt haben. In Düsseldorf hält der Verfasser an, um einige Reflexionen über die Deutsche Nation, über den Nationalgeist, so wie über Preußen, seine Institutionen und seine Verhältnisse zu den übrigen Deutschen Staaten zu machen.

In Bezug auf den Deutschen Nationalgeist sagt der Verfasser unter Anderem: „Der Franzose ist stolz auf seinen Muth, seine Sprache und seine Bildung, weil die Nation in der That kriegerischen Muth besitzt, ihre Sprache wirklich die der gebildeten Kreise Europa's ist und ihre geselligen Formen überall Eingang gefunden. Die Schriftsteller suchen Frankreichs Ehre darin, an der Spitze der Völker Europa's zu stehen, während Französische Sitte und Literatur dem vorigen Jahrhundert den Stempel aufdrückten, wie Frankreichs politische Entwickelung dem gegenwärtigen. — Der Engländer glaubt höher zu stehen als alle Nationen in Europa, weil dies in Bezug auf bürgerliche Freiheit, aufgeklärte Religiosität und materiellen Wohlstand in der That der Fall ist, — lauter Umstände, welche die Nation stark machen müssen und die jeder Einzelne begreift und fühlt. Der Engländer will dies Alles jedoch nur für sich allein besitzen, und sein Selbstgefühl ist nichts als ein beleidigender Stolz; — der Franzose hingegen hält sich für berufen, alle Welt mit dem glücklich zu machen, was er selbst besitzt, und seine Urbanität ist ein Bestandtheil der Französischen National-Eitelkeit. — Wendet man sich nun nach Deutschland, so hält es eigentlich schwer, das Hervorstechende des Deutschen National-Charakters ausfindig zu machen. Die Gelehrten dieses Landes sagen zwar, „die Deutschen seyen Europa's intelligenteste Nation"; es würde jedoch schwer werden, irgend Jemand im Volke herauszufinden, der sich dieser gerühmten „Intelligenz" recht bewußt wäre; aber nur das kann als etwas Hervorstechendes, Nationales charakterisirt werden, dessen das ganze Volk sich lebhaft bewußt ist. Man wird also sehr leicht finden, was die Gelehrten mit dieser Intelligenz par préférance meinen: sie deuten auf die vielen Bücher, Schriftsteller und Buchdrucker. Keine Nation ist im Stande, so viel staubige Bibliotheken, so viel dumpfige Hörsäle, so viel blakende Studirlampen aufzuweisen. Ja, die Gelehrten können noch weiter gehen, Deutschlands Schuhmacher — sich auf Hans Sachs berufend — zum Beweise anführen und auch versichern, das Volk sey dauptsächlich spekulativ, zu welcher Versicherung Leibnitz, Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Andere den Beweis liefern. Es kann nicht geleugnet werden, das dieser spekulative Geist sich an der Hinneigung des Volkes zu religiösen Speculationen und zum Sektenwesen kundgebe, obgleich England hierin Deutschland durchaus nichts nachgiebt. Dann läßt sich wohl noch als ein hervorstechender Zug des Deutschen National-Charakters die Neigung, zu gehorchen und zu dienen, anführen. Mit einem anderen, gelinderen Ausdruck ist dies jene Genügsamkeit und Zufriedenheit mit dem Bestehenden und Gegenwärtigen, die schon Tacitus an den Germanen pries." *)

Der Verfasser entwickelt nun diesen Grundzug des Deutschen National-Charakters näher und weist nach, wie Deutschlands Zersplitterung in viele kleine Staaten der Entwickelung der Deutschen Intelligenz förderlich gewesen, wie diese hingegen bei der Deutschen Genügsamkeit die Ausbildung eines eigentlichen National-Charakters verhindert habe, da die Deutschen niemals als Nation hätten auftreten, sich also auch niemals als eine solche fühlen und Einfluß auf andere Völker hätten erwerben und üben können.

Die Preußischen Zustände finden im Allgemeinen nicht die warme Anerkennung, die der Verfasser Vielem zollt, was er in Deutschland antrifft; wahrscheinlich sind die Uebergangszustände daran schuld, in welchen sich dieses Land gegenwärtig befindet, — Zustände, die jeder Regierungswechsel herbeizuführen pflegt.

Der Verfasser berührt die Preußische Armee, die Provinzialstände, die Kommunal-Verfassung u. s. w. Was diese letztere betrifft, so sagt er, die Bauern wären der Meinung, daß diejenigen, welche die Staatsmaschine im Gang erhalten, auch wohl die Kommunal-Angelegenheiten besorgen könnten, und die theuer bezahlten Beamten hätten Zeit genug dazu. Auch hier zeigt sich also, daß ein Interesse für die Kommune nur existiren kann, wenn überhaupt ein Interesse für den Staat vorhanden ist, denn diese tragen, erwecken und ergänzen sich gegenseitig. Der Verfasser hält dafür, daß ein Vergleich zwischen dem Preußischen und dem Schwedischen Bauern in Bezug auf Bildung nicht zum Nachtheil des Letzteren ausfallen würde, trotz des Mangels der Volksschulen in Schweden und trotzdem, daß schwerlich angenommen werden könne, die Schwedischen Geistlichen seyen in religiöser Hinsicht eifriger und aufgeklärter als die Preußischen. Der Unterschied rührt nach der Ansicht des Verfassers hauptsächlich von den Staatsverfassungen her, von denen die Schwedische dem Bauern und dem Schweden überhaupt einen höheren Grad von Selbständigkeit und Selbstbewußtseyn einflößt." **)

---

*) Tyskland; Skildringar och Omdömen från en Resa 1840 — 1841, af J. W. Snellman. Stockholm, 1842. — Wir geben diese Bemerkungen und Auszüge nach der Schwedischen Zeitschrift Dagligt Allehanda. Sie enthalten allerdings manches Irrige, ja zuweilen sogar ungerechte Wort, das wir nur hier und da durch eine Anmerkung berichtigt haben, aber wir halten die Mittheilung um so weniger zurück, als es erstlich eine neue Erscheinung für uns ist, uns in einem Spiegel zu betrachten, den eine Schwedische Hand geschliffen, und als zweitens der Deutsche Organismus wohl zu gesund, um nicht selbst die derbste, für ihn nicht berechnete Kost ohne Empfindlichkeit vertragen zu können.

*) Der Schwedische Vers. kennt in der That das Deutsche Volk sehr wenig, wenn er eben sagt: „Es würde schwer werden, irgend Jemand im Volke herauszufinden, der sich dieser gerühmten Intelligenz recht bewußt wäre." Denn dieselben Volksklassen, die in Frankreich auf ihre Sprache und politische Entwickelung, in England auf ihre bürgerliche Freiheit und aufgeklärte Religiosität stolz sind — dieselben Volksklassen wissen in Deutschland auch sehr wohl, daß in ihrem Lande das, was man Volksbildung nennt, viel verbreiteter, d. h. weit mehr in die Massen der kleinen Städte und der Landbewohner eingedrungen sey, als irgend wo anders. Und kennt denn der Schwedische Stammverwandte die aufzeichneten Merkmale des Deutschen Volkscharakters nicht: Ausdauer, Redlichkeit und Treue, Charaktermerkmale, die auch in Frankreich und England so anerkannt werden, daß darum vorzugsweise Deutsche Handwerker, Deutsche Arbeiter dort aufgesucht sind? Ein Volk, das sich solcher Eigenschaften bewußt ist, darf auch wohl auf seine Nationalität stolz seyn. Uebrigens hat die neuere Zeit schon Manches gethan, um den durch die politische Zersplitterung Deutschlands herbeigeführten Uebelständen abzuhelfen, und allem Anschein nach wird die nächste Zukunft immer mehr Einheit und Bewußtseyn dieser Einheit herbeiführen.

**) Wenn dasjenige, was uns neuere Reisende (wir erinnern nur an den Engländer

Von seiner Fahrt den Rhein hinauf liefert der Verfasser ein recht lebhaftes Gemälde, auch enthält die Beschreibung seiner Reise durch Schwaben nach München recht viel Interessantes. München scheint jedoch vor den Augen des Verfassers keine Gnade gefunden zu haben. Vom Leben daselbst macht er keine vortheilhafte Beschreibung, und selbst die öffentlichen Gebäude der Bayerischen Hauptstadt sind nicht nach seinem Geschmack. Von den Kunstschätzen in München, so wie von denen in Wien, Dresden und Berlin, erhalten wir nur eine flüchtige Uebersicht, die nichts zu seyn scheint, als ein trockener Auszug aus den Katalogen. Herrn Rydqvist's Schilderung von München ist dagegen vollständiger und — wir sind versucht zu sagen — gerechter.

Wien indeß, welches Herr Rydqvist auf seiner Reise nicht berührte, schildert der Verfasser mit so warmen, lebhaften und entzückenden Farben, daß der Leser die größte Lust bekommt, sich durch eigene Anschauung zu überzeugen, ob der Verfasser die Wahrheit gesagt. Die Leserinnen, denen seine Arbeit in die Hände fällt, werden das Gemälde von Wien sicher für den Glanzpunkt derselben halten und den Verfasser mit besonderem Interesse in den Volksgarten, Sperls Garten oder den Großen Zeisig begleiten, um Strauß und Lanner zu hören, oder auf seinen munteren Ausflügen nach dem Augarten und dem Helenenthal.

Das Gemälde, welches der Verfasser von der Oesterreichischen Monarchie entwirft, ist nicht so heiter wie das von der Hauptstadt. Freilich hat die Regierung die Industrie des Landes auf alle Weise zu heben gesucht, die Lage der Bauern wird dagegen als in jeder Beziehung beklagenswerth dargestellt. In Ungarn — erzählt der Verfasser — kann der Bauer seine Scholle nicht ohne Erlaubniß des Herrn verlassen; Grundeigenthum hat er nicht, und die bewegliche Habe kann ihm jeder Edelmann nehmen; — er hat keine persönlichen Rechte, und es giebt keinen Richterstuhl, der sich seiner annähme.

Auch in anderen Theilen der Monarchie ist der Bauer mannichfaltigen Lasten unterworfen. In Oesterreich muß er 60, in Böhmen, Mähren, Galizien 70 pCt. seiner Erndte theils an den Staat, theils an den Gutsherrn oder an die Kommune zahlen und ist außerdem noch zahllosen Erpressungen der niederen Beamten ausgesetzt, welche gering besoldet und daher leicht zu Unterschleifen geneigt sind.

Dresden — und Sachsen überhaupt — hat der Verfasser übergangen; dagegen liefert er von Berlin eine ziemlich ausführliche, wenn auch eben nicht vortheilhafte Beschreibung. Er rügt ganz besonders die dort herrschende Affectation, das Haschen nach Witz und das anspruchsvolle Zurschautragen überlegener Bildung, welches Alles den Umgangston steif und gezwungen mache.*)

Dann widmet der Verfasser den Deutschen Universitäten und dem Stande der Wissenschaft einen eigenen, lesenswerthen Artikel. Selbst ein Akademiker, betrachtet der Verfasser jene mit ganz besonderer Aufmerksamkeit, und von jeder Universität, die er auf seiner Reise passirt, weiß er dem Leser etwas Besonderes zu erzählen. Hier nun beschäftigt er sich mit der Berliner Universität und giebt eine Schilderung der Professoren, der Vorlesungen, des Examenwesens und des Studentenlebens auf den Deutschen Hochschulen überhaupt.

Was der Verfasser von der Preußischen Censur sagt, muß uns Schweden in der That den Mund wässerig machen. Dort hängt nämlich Alles vom Belieben und Gutdünken der Censoren ab, so daß also Presse und Volk gänzlich unter der Vormundschaft der Regierung stehen. Der Verfasser führt verschiedene Folgen dieser Vormundschaft an, welche sich auch die Regierungen der anderen Deutschen Staaten zu verschaffen gewußt, und bemerkt unter Anderem, daß der Deutschen Wissenschaft die Censur weniger durch direkte Verbote, als durch den Zwang geschadet, den sie den Gelehrten auferlegt, die stets auf ihrer Hut seyn müssen und gezwungen sind, mit ihren Grundsätzen und Lehren auf dem rein abstrakten Gebiete zu verharren, ohne ihre Theorieen durch die Anwendung auf die Wirklichkeit sicherer und fruchtbringender machen zu können.

Der Verfasser läßt sich alsdann auf eine Untersuchung des Gehaltes und der Wirkung von Deutschlands wissenschaftlichen Bestrebungen ein und kommt zu dem Resultat, „daß Deutschland — wenn man die Reformation ausnimmt — eigentlich in keinem Zweige der Wissenschaften reformirend aufgetreten ist; — daß es auf die Bildung der Romanischen Stämme wenig eingewirkt, wogegen Frankreich und England den größten Einfluß auf die Deutschen Wissenschaften geübt, — und daß diese selbst eigentlich nur erst durch die Reformation eine direkte Wirkung auf das Deutsche Volk gehabt."

In letzterer Beziehung sagt der Verfasser: „Es ist natürlich, daß die Wissenschaften hier, wie überall, theils durch die Gesetzgebung, theils auf dem Wege der Industrie, theils unmittelbar die Nation bildeten. Aber gerade diejenigen Wissenschaften, in denen Deutschland am meisten excellirt und welche unmittelbar auf die allgemeine Bildung influiren, die spekulativen nämlich, sind fast außer aller Berührung mit dem Volke geblieben. Die Philosophie sowohl als die Theologie sind immer nur Schulsysteme gewesen. Sie haben in einer oder der anderen Form an dieser oder jener Universität geherrscht, wo ein begabter Mann eine Schule um sich versammelte. Sie haben sich auch vielleicht bei mehreren Universitäten, ja auch wohl — wie die Systeme der kritischen Philosophie — bei allen Eingang verschafft, jedoch nur, bis eine neue Schule die alte verdrängt, ohne daß dergleichen merkbar auf Staat oder Kirche eingewirkt hätte. Die wenigen politischen Veränderungen in Deutschland seit dem Westphälischen Frieden sind nur Folgen äußerer Veranlassungen gewesen, — und die Fortschritte, welche einzelne Deutsche Staaten in ihrer inneren Organisation gemacht, sind durch fremden Impuls und nach ausländischen Mustern geschehen. Die protestantische Kirche hatte sich, nachdem sie eine feste, gesetzliche Stellung und Form errungen, gegen allen Einfluß von der wissenschaftlichen Seite her abgeschlossen; — wenigstens steht gegenwärtig die wissenschaftliche Theologie dem Volksglauben daselbst so fern, daß die geringe Einwirkung, welche die Kirche durch die Wissenschaften erfahren, gegen die Kluft, die beide trennt, gänzlich verschwindet."

„Diese Erscheinungen haben sämmtlich ihren Grund in Deutschlands politischer Zersplitterung und in der damit in Verbindung stehenden politischen Unbedeutendheit der Deutschen als Nation. Man muß zugeben, daß in Deutschland die Wissenschaften mehr verbreitet sind als in irgend einem anderen Lande, — daß die spekulative Wissenschaft auf einem weit höheren Standpunkte steht als in Frankreich und England, — daß sich die Volksbildung, so weit diese durch Schulen und Religionsunterricht gebracht werden kann, mit der jedes anderen Europäischen Landes zu messen vermag; — dies Alles ist jedoch wegen der politischen Unbedeutendheit der Nation verhältnißmäßig ohne Einfluß auf das Ausland geblieben. Auch hat die geringe politische Entwickelung im Innern, die mit der Wirksamkeit einer Nation nach außen hin stets gleichen Schritt hält, die Wissenschaften vom frischen Leben und der Wirklichkeit abgedrängt und die Deutsche Speculation zu einer esoterischen Lehre für die Schule gemacht, während sie doch die Wirklichkeit umfassen und umgestalten soll. Die absoluten Formen des Staates auf der einen und die der Kirche auf der anderen haben allen Zusammenhang der Wissenschaft mit beiden abgeschnitten. Eine solche schulmäßige, rein theoretische Richtung der spekulativen Wissenschaft mußte auch auf die übrigen Wissenschaften wirken, so daß auch diese mehr schulmäßig als frei angebaut wurden und des Impulses ermangelten, den ganz besonders die induktiven Wissenschaften aus dem wirklichen, praktischen Leben her bedürfen."

„Von der anderen Seite mußten wieder die Wissenschaften um so mehr zur Welt der Abstraction hinübergeführt werden, als dies Verlassen der Wirklichkeit mit den Lehren des Protestantismus übereinstimmt, die alles Irdische als eitel, den Menschen als sündhaft und nur den Glauben als heilbringend darstellen, — so daß also die Vorliebe der Deutschen zu Speculationen und religiösen Grübeleien ebensowohl ihren Grund in den Formen des Staates und der Kirche, als in der Eigenthümlichkeit des Deutschen Volkscharakters hat, obschon natürlich jenes mit diesem im Zusammenhang stehen muß. Ursache und Wirkung sind hier, wie überall, gegenseitig, und wir begnügen uns gern, wenn wir durch die hier entworfene Skizze ihre Wechselwirkung auf einander der Wahrscheinlichkeit gemäß nachgewiesen haben."

England.

Annäherungen zwischen der Englischen und der Deutschen Philosophie.

(Schluß.)

Dies führt uns unmittelbar zu dem tiefsten Momente, in Hinsicht dessen wir die hier vorgetragenen Forschungen als in der Richtung der Englischen Philosophie liegend bezeichnen möchten, obgleich für eine mehr äußerliche Betrachtung der Schein des entschiedenen Gegentheils entstehen kann. Dies ist des Verfassers psychologische Grundansicht. Bekanntlich hat derselbe, eben so wie Herbart, wenn auch zum Theil aus anderen Gründen und in anderer positiver Fortwirkung, den angeborenen abstrakten Vermögen der bisherigen Psychologie den Krieg erklärt und eine durchgreifende Umbildung ihrer Methode unternommen. Der Säugling in seiner ersten Lebenszeit (sagt er) versteht noch nicht, urtheilt noch nicht, schließt noch nicht, zeigt sich noch in keinerlei Beziehung vernünftig ꝛc. Wie also sind wir berechtigt, ihm auch schon in dieser Zeit Verstand, Urtheilskraft, Schlußvermögen, Vernunft ꝛc. beizulegen? — Was man von einem Schlummern dieser Kräfte und von ihrem allmäligen Erwachen gesagt hat, kommt auf bloße Bilder zurück, für welche sich in keiner Art eigentliche Erfolge angeben lassen. Diese Annahmen sind also jedenfalls vorrilig; und sie zeigen sich bei genauerer Prüfung als durchaus falsch. Das Angeborene ist von viel mehr elementarischem Charakter. In ihm existiren noch in keiner Weise die Formen, welche das Verstehen oder Begreifen, das Urtheilen, das Schließen, die vernünftige Ueberlegung ꝛc. charakterisiren; vielmehr sind diese sehr abgeleitete Produkte, welche zu ihrer Bildung eine Menge von vorgängigen Prozessen voraussetzen. Wie parador es also auch beim ersten Hören klingen mag: dem Menschen ist kein Verstand, keine Urtheilskraft, kein Schlußvermögen, keine Vernunft ꝛc. angeboren. Die in dieser Art fälschlich substantiirten Formen bilden sich ursprünglich nicht in den Vermögen oder Kräften, sondern in den bewußten oder erregten Entwickelungen: ursprünglich werden nicht (wie man gewöhnlich angenommen hat) die Begriffe durch den Verstand, die Ur-

---

Laing) über die Trunksucht der Schwedischen Bauern, so wie über die Statistik der Verbrechen unter ihnen, berichteten, mit den Zuständen Deutscher Landleute verglichen wird, so möchten letztere weit über die Ersteren zu stellen seyn.

*) Es ist diese Ansicht unseres Schweden bekanntlich auch in Deutschland sehr verbreitet, es mag also immerhin etwas Wahres daran seyn. Aber eine Frage hat uns immer schon auf dem Herzen gelegen, die hier vielleicht nicht am unrechten Orte ist: Wenn Berlin wirklich so anspruchsvoll und sich seiner überlegenen Bildung so bewußt, wie kömmt es, daß man nirgends so bereit ist, fremde Vorzüge anzuerkennen, die Eigenthümlichkeiten anderer Länder und anderer Deutschen Städte gelten zu lassen, als gerade in Berlin? Wir haben hier niemals ein so lächerliches Urtheil über Wien oder München, über Hamburg oder Leipzig, über Frankfurt a. M. oder Stuttgart, über Königsberg oder Köln gehört, wie es oft anderwärts vernommen wird, wenn von Berlin die Rede ist. Weder in Berliner Zeitschriften noch auf Berliner Theatern haben wir je eine Neigung bemerkt, andere Deutsche Stämme zu verspotten; immer macht man sich vielmehr auf eigene Kosten lustig. Wie reimt sich dies mit jenem anspruchsvollen Wesen, mit der verschmähenden kritischen Miene? Oder geschieht es etwa aus „bewußter Ueberlegenheit", wenn Berlin die fremden Kritteleien ruhig über sich ergehen läßt und sie nur durch bereitwillige Anerkennung erwidert?

theile durch die Urtheilskraft ꝛc., sondern, umgekehrt, der Verstand durch die Begriffe, die Urtheilskraft durch die Urtheile ꝛc. gebildet, d. h. durch dasjenige, was von den Bildungen der Begriffe, Urtheile ꝛc. im Inneren der Seele als Kraft zurückbleibt. Später kehrt sich dann freilich das Verhältniß um; die Begriffe werden durch den Verstand gebildet, d. h. durch die Reproduction oder das Wiederbewußtwerden der von früheren Begriffbildungen her zurückgebliebenen Kräfte; und der Fehler liegt also hier, wie so häufig, darin, daß man zu spät zu beobachten angefangen hat.

Aber treten diese Lehren nicht vielmehr in den entschiedensten Gegensatz mit der Englischen Philosophie! die ja, im Anschließen an Locke, welcher der Lehre von den abstrakten angeborenen Vermögen eine bestimmtere Ausprägung und Haltung ertheilt hatte, fortwährend streng daran festgehalten und darauf alle ihre Untersuchungen gleichsam als auf ihren Mittelpunkt bezogen hat. Man denke nur an die im vorigen Jahrhunderte mit so großem Eifer verfolgten Untersuchungen über die Kräfte oder Vermögen, in welchen die moralische Beurtheilung ihren Ursprung habe. — Allerdings stehen die von dem Deutschen Forscher vorgetragenen Lehren mit den Resultaten der bisherigen Englischen Philosophie in dieser Beziehung im entschiedensten Gegensatze; aber gewiß nicht mit deren Geiste, oder mit der Richtung, in welcher sie von Locke her ununterbrochen fortgearbeitet hat. Es läßt sich vielmehr mit der vollsten Entschiedenheit nachweisen, daß die gleichen wissenschaftlichen Bestrebungen (zur Auflösung des Zusammengesetzten und Zurückführung des Abgeleiteten auf seine Grundfaktoren), aus welchen die Aufdeckung der den angeborenen Ideen zum Grunde liegenden Erschleichung hervorgegangen war, in ihrem weiteren Verfolge auch zur Aufdeckung der Erschleichung führen mußten, auf welcher die Annahme abstrakter angeborener Vermögen ruht. Daß dies in England bisher nicht geschehen ist, haben wir lediglich der Lähmung und Stockung zuzuschreiben, welche dort überhaupt für die philosophische Forschung eingetreten ist. An einzelnen Ahnungen davon fehlt es auch bei den Englischen Philosophen nicht. Namentlich finden sich dieselben bei Mackintosh, welcher, wenn er sich ganz hätte der Philosophie widmen können *), gewiß ebenfalls auf diese Reform gekommen seyn würde: so daß sich also ihre wesentliche Bedingtheit von dem durch Locke gegebenen Anstoß her allerdings gewissermaßen selbst geschichtlich nachweisen läßt.

Es leuchtet auf den ersten Anblick ein, wie fruchtbar sich diese Reform namentlich auch für die Logik erweisen muß. Daß diese, ungeachtet der seit Baco's Zeit so oft wiederholten Anstöße, und ungeachtet der unzähligen Bemühungen, welche sich, bei dem hohen Interesse der Aufgabe, auf deren Lösung gerichtet haben, bisher noch nicht Kunstlehre des Denkens geworden war: davon liegt die Schuld allein in der bisherigen Methode der Psychologie, welche allen Versuchen, diese letzte wahrhaft als Naturlehre des Geistigen auszubilden, unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellte. Indem wir aber dasjenige, was man bisher als das Ursprünglichste betrachtet hat, jetzt als ein sehr weit Abgeleitetes erkannt haben und zu den wahrhaft elementarischen Entwickelungen zurückzugehen in den Stand gesetzt sind, können auch die Vorschriften der Kunstlehre eine allen Vergleich größere Sicherheit, Bestimmtheit, Genauigkeit und tiefer greifende Wirksamkeit gewinnen.

Es würde der Bestimmung des vorliegenden Blattes unangemessen seyn, wenn wir den Verfasser bei seiner Kritik der früher in ihren Umrissen dargestellten Theorie Whewell's begleiten wollten. Wir bemerken also nur ganz im Allgemeinen, daß er dieselbe (Th. II., S. 19 ff.) Schritt vor Schritt genau beleuchtet und nachweist, daß die allgemeinen Sätze, mit deren Bildung die Inductionen zu thun haben, rein vermöge der Zusammenfassung der Erfahrungen zu Stande kommen müssen und können, ohne daß dafür etwas aus einem von ihnen unabhängigen und ihnen streng gegenüberliegenden Quell hinzuzukommen brauchte. Und hier verleugnet sich dann allerdings auch bei dem Verf. der Deutsche Nationalzug nicht: die entschiedene Richtung, nicht sowohl auf das Aeußere und die Produkte, welche für dieses gewonnen werden können, als auf das Innere und ein tiefer eingehendes Begreifen der Natur desselben. Der Deutsche Forscher hat überall nicht weniger, als Whewell, Herschel, Abercrombie ꝛc., die praktische Anwendung im Auge. Aber während sich diese Letzteren beinahe ausschließend nach der objektiven Seite hin wenden, sich mit der Aufstellung von Regeln beschäftigen, wie die Naturwissenschaften zu erweitern und sicher auszubilden seyen, sehen wir Jenen vorzugsweise auf das Subjektive gespannt: auf die innerliche Ausbildung des Geistes, welche zu solchen und anderen (namentlich philosophischen) Erkenntnissen befähigt. Namentlich gehört hierher, was er S. 26 ff. über die Natur und den Erwerb der Erfindungskraft für Inductionen beibringt.

Die Vertauschung der Rollen also, von der wir geredet haben, ist freilich keine vollkommene; und ungeachtet ihrer möchte immer noch ein Gegensatz der Nationalität übrig bleiben, aber ein solcher, der zu gegenseitiger Ergänzung einladet und gewissermaßen hindrängt. Indem wir also diese „Annäherungen zwischen der Englischen und der Deutschen Philosophie" willkommen heißen, sprechen wir den Wunsch aus, daß dieselben nicht bloß vorübergehende seyn, sondern durch längere Andauer die philosophischen Denker beider Völker in den Stand setzen mögen, vermittelst der bezeichneten Ergänzung einander in der Errichung des gemeinsamen Zieles zu fördern.

*) Dies ist bekanntlich mehrmals sein sehnlicher Wunsch gewesen, und nur die damaligen politischen Verwickelungen seines Vaterlandes, deren Entwirrung er seine Mitwirkung nicht entziehen wollte, haben ihn davon zurückgehalten. — Um, zum Beweise für die aufgestellte Behauptung, nur Eine Stelle von mehreren anzuführen: in den Schlußbemerkungen zu seiner trefflichen Schrift: „A general view of the progress of ethical philosophy, chiefly during the seventeenth and eighteenth centuries" bekämpft Mackintosh die Kantische Annahme einer angeborenen praktischen Vernunft. Der Charakter und die Würde des menschlichen Geschlechtes (sagt er hierbei) hängt nicht ab von dem Zustande, in welchem der Mensch geboren wird, sondern von dem, welchen er zu erreichen, oder dem er sich anzunähern bestimmt ist, und durch die Annahme also, daß das Moralische keine ursprüngliche Thatsache im Menschen ist (no original fact in human nature), sondern sich erst entwickelt nach den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur, kann der Hoheit derselben kein Abbruch geschehen. Nur darauf kommt es an, daß dasselbe ein nothwendiges und allgemeines Element der menschlichen Natur bilde, aber nicht darauf, daß es der Bildung und Ableitung nicht unterliege (its being unformed and underived). — Hier ist, dem Wesentlichen nach, ganz das Prinzip jener psychologischen Reform ausgesprochen.

Italien.

Sicilianische Skizzen.

II. Volkscharakter und Volksleben.

Nicht leicht hat die Geschichte ein Volk aufzuweisen, welches, gleich dem Sicilianischen, in verschiedenen auf einander folgenden Zeiträumen so viele Schicksalswechsel erfahren, einer so großen Menge fremder Eroberer zur Beute gedient hätte. Im Alterthume waren es zuerst die Phönizier, die sich jenes Eilandes bemeisterten, welches deren Stammgenossen, die Karthager, den daselbst bereits nach Ilions Fall eingedrungenen Griechen wieder zu entreißen suchten. Doch konnten die Tyrischen Abkömmlinge, welche so lange mit den Hellenen um den Besitz der Insel gekämpft und ihn endlich erlangt hatten, dieselbe nicht gegen das mächtige Rom behaupten, dessen Herrschaft sie 212 vor Chr. Geb. mit der Einnahme von Syrakus durch Marcellus zufiel. Ungefähr um die Mitte des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung kam Sicilien in die Gewalt der Vandalen, späterhin in die der morgenländischen Kaiser, welche ihrerseits den Arabern, und diese wiederum den Normannen weichen mußten. Indeß auch diese waren genöthigt, die Insel zu räumen und sie den Deutschen abzutreten, die ebenfalls von den Franzosen verjagt wurden, bis Letztere durch ihr gehässiges Betragen, durch den schändlichen Druck, mit dem sie die Unterworfenen belasteten, den Verlust nicht allein ihres Besitzthums, sondern auch ihres Lebens herbeiführten. Mit Schaudern denkt man jenes gräßlichen, unter dem Namen der Sicilianischen Vesper bekannten Ereignisses, da die rachedürstigen Bewohner Palermo's, und bald darauf auch die der übrigen Städte, am Ostermontage 1282, um die Vesperstunde, wie grimmige Tiger auf ihre Peiniger losstürzten und sie ohne Unterschied des Standes, Geschlechtes und Alters niedermetzelten. Nunmehr ward der Aragonische König Peter III. zum Gebieter von Sicilien ausgerufen, von dem es zunächst seine Söhne, alsdann seine auf den Aragonischen Thron gelangten Seitenverwandten erbten, bis es zuletzt das in Spanien regierende Bourbonsche Fürstengeschlecht erhielt, bei dessen Sprößlingen es denn auch, die kurze Unterbrechung vom Utrechter Frieden bis 1735, wo es die Habsburger inne hatten, abgerechnet, bis zum heutigen Tage verblieben ist.

Mit Recht und mit Erstaunen fragt man, wie alle diese Vorgänge, diese vielfachen Umwälzungen, diese Fügsamkeit unter das bald von hier, bald von dort aufgezwungene Joch bei einem Volke möglich gewesen, welchem die Natur einen so starken Hang zur Unabhängigkeit eingepflanzt, welches für die Freiheit nur zu leben und zu athmen scheint? Indeß ist es hier nicht unsere Absicht, die Gründe dieses seltsamen Widerspruchs zu erforschen und zu entwickeln; bleiben wir bloß bei der Thatsache stehen, daß in den Sicilianern das Gefühl für Freiheit ungemein wach und rege ist, jedoch daß diese auch da, wie überall, sich in zwei Gattungen sondert, in eine geistige, allgemein umfassende, auf alle Kreise der Gesellschaft sich erstreckende und in eine sinnliche, rein persönliche, auf den Einzelnen als solchen sich beschränkende Freiheit. Daß diese das Ziel des niederen Volkes ist, während jene, als die edlere, die höheren und gebildeten Stände im Auge haben, darf wohl erst nicht bemerkt werden. Gestatte man dem Sicilianischen Bauer, sein Heimatland in die Kreuz und Quere zu durchstreifen, ein Messer im Gürtel und eine Flinte über der Schulter, und der Mann wird hiermit hinlänglich zufrieden seyn; er begehrt weiter nichts als Ungebundenheit seines Willens, ohne zu ahnen, worin das Wesen echter Freiheit liege. Geben wir einen Begriff von der Art und Weise, wie die Neapolitanische Regierung diesem doppelten Verlangen entspricht.

Es befindet sich in Palermo ein großer Platz, welchen man den Neumarkt heißt; derselbe war ehemals eine einem Bollwerk ähnliche, von lauter engen, dunkeln Straßen durchschnittene Häusermasse und von einer ganz eigenthümlichen Bevölkerung, den sogenannten Conciapelle, bewohnt, welche in ihren Sitten und Gebräuchen Manches mit den Catalonieru in Marseille gemein hatten. Seit undenklichen Jahren zahlten diese Leute keine Steuern, und mangelt es zwar an einem ausdrücklichen Zeugniß, an einer schriftlichen Urkunde in Betreff dieses Vorrechtes, so hat man dennoch Ursache, zu glauben, daß es in jenen schrecklichen Zeitpunkt hinaufreicht, wo die Franzosen mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurden, und daß man es den Conciapelle zum Lohn für die Dienste gewährt haben mochte, welche sie bei dieser Gelegenheit geleistet. Uebrigens führten sie stets Waffen bei sich, ja schon als Kinder, fast in dem Augenblicke, da sie die Wiege verließen, empfingen sie eine Flinte, von der sie sich alsdann erst trennten, wenn sie ins Grab sanken.

Im Jahre 1820, wo die von den Carbonari in allen Italiänischen Staaten angezettelte Verschwörung auch in Neapel zum Ausbruch gekommen war, erhoben sich die Conciapelle zu Hauf gegen ihre Oberherren und thaten Wunder; nachdem jedoch schon im Frühling des nächsten Jahres die Oesterreicher, als die Wächter und Schirmer der Sicherheit der Halbinsel, den Aufruhr erstickt, die Cortes-Verfassung aufgelöst und dem damaligen König, der bereits

mehrmals dergleichen Wechselfälle erlebt, wieder seine volle, unumschränkte Gewalt zurückgegeben hatten, wurde der General Runziante abgeschickt, um die Sicilianer wegen dieser neuen Vesper zu züchtigen. Man bezeichnete ihm die Conciapelle als die heillosesten Empörer der ganzen Stadt Palermo, und es ward beschlossen, die Geisel der öffentlichen Rache über sie zu schwingen. Demgemäß ließ der General Runziante während einer prächtigen Nacht, da die Conciapelle, in seligen Träumen von ihren alten Gerechtsamen schwelgend, behaglich neben ihren Flinten schliefen, am Eingange jeder Straße Geschütz aufführen und ihre sämmtlichen Wohnungen durch eine Truppenschnur umzingeln. Beim Erwachen sahen die armen Teufel zu ihrem Entsetzen, daß sie Gefangene waren. So beherzt und tapfer sie auch sonst waren, diesmal half es ihnen nichts, indem sie aller Vertheidigungsmittel entbehrten und sich so auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Denn das erste Geschäft des Generals war es, sie ihrer Waffen zu berauben, ihrer kostbarsten Habseligkeiten, ihrer theuersten Gefährten. Ueber dreißig schwer beladene Wagen hatten an ihren Flinten zu schleppen, denen sie in stummer Betrübniß wehmüthige Blicke nachsandten. Hierauf verbannte man sie außerhalb der Mauern Palermo's, mit dem strengen Verbote, daselbst niemals zu übernachten; bloß am Tage erhielten sie die Erlaubniß, zur Besorgung ihrer Angelegenheiten etliche Stunden daselbst zuzubringen. Kaum hatten die trostlosen Menschen in bejammernswerthem Aufzuge die Thore überschritten, als unter dem Vorwande der Eintreibung rückständiger Abgaben, die sie, wie bekannt, bisher gar nicht hatten entrichten dürfen, ihre Häuser als Staatseigenthum erklärt und dem Erdboden gleichgemacht wurden.

Der Raum, den diese sonst eingenommen, bildet gegenwärtig, wie ich eben gesagt, den Neumarkt-Platz. Zu wiederholten Malen bin ich über denselben gegangen und habe beinahe immer die Treppe, welche zur Strada-Nova (neue Straße) führt, mit jenen Unglücklichen bedeckt gefunden, welche düsteren Antlitzes und bewegungslos ganze Stunden auf den Stufen dasitzen, um den leeren Ort zu betrachten, auf dem einst ihre Häuser gestanden.

Die der heiligen Rosalie gewidmeten Festlichkeiten erwecken eine ungewöhnliche Begeisterung in Sicilien, wo überhaupt der Heiligendienst in eine wahrhafte Abgötterei ausgeartet ist; jede Stadt hat da ihren bevorzugten Heiligen, und sie fordert von allen Fremden, daß sie ihm die nämliche Verehrung zollen, wie sie selber. Da nun die, solchen Schutzheiligen erwiesenen Huldigungen mitunter ein bischen sehr seltsamer Art sind, so ist es im Allgemeinen für Jedermann, welcher nicht mit der von Kehllauten wimmelnden Sprache der niederen Klasse vertraut ist, äußerst gefährlich, sich gerade an solchen Tagen, wo die feierlichen Umzüge der Heiligen statthaben, mitten in die dichten, hinterhereilenden Volksschwärme hineinzuwagen. Nicht lange vor meiner Ankunft in Syrakus geschah es, daß ein Engländer bei einem solchen Anlaß das Opfer eines von ihm begangenen Irrthums wurde.

Der Brite war ein Flotten-Offizier und ans Land gestiegen, um in der Umgegend der Stadt Agosta zu jagen. Nach etwa fünf bis sechs Stunden kehrte er von seinem Ausfluge, auf dem er manch hübschen Fang gethan, die Flinte unterm Arme, die Jagdtasche auf dem Rücken, fröhlich und guter Dinge wieder heim, als er plötzlich auf einem Nebenwege mit lautem Lärmen eine wie von Hirnwuth ergriffene Menge auf sich zusteuern sieht, welche in frommem Eifer ein in Weihrauch-Wolken gehülltes und mit Rossen, auf deren Köpfen weiße Federbüsche prangen, bespanntes Brettergerüst nachstößt, worauf der riesenhohe und von Gold strotzende St. Sebastian, einem Gotte gleich, dasteht. Beim Anblick dieser geräuschvollen Prozession lehnte sich der Offizier an eine Wand und verhielt sich, aus lauter Begierde, ein für ihn durchaus neues Schauspiel mit anzusehen, und den Heiligen vorüberziehen zu lassen, mäuschenstill; da er aber eine Uniform und Flinte trug, so galt seine Ruhe gerade für eine Gleichgültigkeit und für einen Mangel an schuldiger Ehrerbietung, und brüllte ihm der erbitterte Haufen zu, sofort das Gewehr zu präsentiren. Trotz der ernsten Mahnung rührte sich der Engländer auch nicht einen Zoll breit von seinem Platze, weil er nicht ein Sterbenswörtchen von dem verstand, was man ihm sagte. Darauf beginnt das Volk, die Fäuste zu ballen, und donnert ihm mit furchtbarem Getöse den Befehl zu, dem Märtyrer die militairischen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Der Engländer, welcher nicht zu enträthseln vermag, was man eigentlich von ihm wolle, beginnt ob dieses endlosen Zurufens am ganzen Leibe wie ein Espenlaub zu zittern und macht Miene, das Weite zu suchen; indeß erkennt er bald die Unmöglichkeit, sich durch den Knäuel hindurchzuwinden, in den er sich verwickelt sieht, und mit stets wachsendem Geschrei, mit immer drohenderen Geberden deuten die Einen auf seine Flinte, die Anderen auf den Heiligen hin. Jedoch das Bewußtseyn seiner völligen Unschuld führt den Engländer auf den Gedanken, daß nicht Er, sondern der Heilige selber Gegenstand dieser Aufregung seyn müsse. Zudem erinnert er sich, in den Mittheilungen der Mistreß Clarke über Italien gelesen zu haben, daß da die Gewohnheit herrsche, die Heiligen, mit denen man unzufrieden wäre, zu schmähen, ja sogar zu schlagen. Gewissermaßen verwandt mit diesem wunderlichen Brauche war der bei den alten Römern, daß den sieggekrönten und im Triumph in die Stadt einziehenden Helden seine Soldaten durch Spottlieder zu verhöhnen pflegten, gleichsam um ihn so an die Wandelbarkeit des Glücks zu mahnen und damit er nicht, vom Glanze geblendet, sich selbst überschätzen möchte.

Wie gesagt, unserem Offizier schien die Erinnerung an jene von seiner Landsmännin erzählte sonderbare Sitte ein Lichtstrahl, der das Dunkel seiner Ungewißheit zerstreuen, ein wahrer Rettungsengel, der ihn aus seiner peinlichen Verlegenheit mit einem Schlage befreien sollte. Aha! meint er, ohne Zweifel hat St. Sebastian irgend eine Uebelthat verübt und man will ihn dafür bestrafen. Das ungestüme und ununterbrochene Hinweisen auf seine Schußwaffe befestigte ihn vollens in seinem Wahne, und er bildet sich ein, Gott weiß was für einen Lohn einzuärndten, wenn er zu den Pfeilen, mit welchem der Körper des Heiligen von oben bis unten bedeckt ist, noch eine Kugel zugesellte. Demgemäß legt er an, zielt auf die Figur, und im Nu ist der Kopf vom Rumpfe getrennt. Aber noch war derselbe nicht zur Erde heruntergerollt, als auch schon der Schütze, von zwanzig Messerspitzen durchbohrt, leblos zu Boden sank.

Gehen wir ein bischen weiter zurück und führen wir ein noch viel seltsameres Ereigniß an.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gab es in Messina einen Richter, Namens Cambo. Derselbe bewies eine beispiellose Ausdauer, den unermüdlichsten eisernen Fleiß in seinen Arbeiten, erfüllte mit strenger Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit seine Pflichten als Bürger, vorzugsweise aber diejenigen, welche sein Amt erheischte, und hatte er sich der allgemeinsten Achtung, besonders derer, die ihn genauer kannten, zu erfreuen. Diesem Mann war es schlechterdings unmöglich, einen Vorwurf zu machen, ausgenommen den, daß er die zu jener Zeit in Sicilien geltenden Gesetze ein wenig zu buchstäblich auslegte und handhabte, und zwar so buchstäblich, daß wir unsererseits durchaus kein Bedenken tragen, ihn geradezu einen verknöcherten, aller gesunden Vernunft entbehrenden Berufsmenschen zu heißen, einen Mann, in dessen Augen die Titel, Paragraphen und Artikel seines Codex höheren Werth hatten, als die Erhaltung des Lebens eines Unschuldigen. Daß unser Urtheil nicht zu hart ist, und daß auch hier wieder der alte Spruch: „Summum jus summa injuria", sich bewährt, wird folgender Vorfall lehren. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— Philosophie in Belgien. Herr N. J. Schwartz, Professor an der Universität Lüttich, hat ein „Handbuch der Geschichte der alten Philosophie" herausgegeben, das erste dieser Art, das in Französischer Sprache in Belgien erscheint.*) Es ist nämlich nach Art der Handbücher bearbeitet, welche die Professoren Deutscher Universitäten häufig zum Gebrauche ihrer Vorlesungen im Druck erscheinen lassen — eine Sitte, die bisher in Belgien nicht beobachtet worden. Herr Schwartz selbst ist ein Deutscher, wie dies nicht bloß aus seinem Namen, sondern auch aus der Richtung seiner Studien hervorgeht, da er als Quellen seiner Schrift nur Deutsche Philologen und Philosophen, nämlich Hermann, H. Ritter, Brandis, Fries ꝛc., benutzt und angiebt. Gleichwohl hat er sich gehütet, um nicht mit der geistlichen Aufsichtsbehörde seines Landes und seiner Universität in Kollision zu gerathen, die neuere Philosophie auch nur entfernt zu berühren, und es ist ihm daher auch das unbedingte Lob der unter klerikalischem Einfluß erscheinenden Belgischen Zeitschriften zu Theil geworden.

— Nachdruck in der Schweiz. In der Schweiz ist so eben in Französischer Sprache ein kleines Manifest über den Nachdruck erschienen, das den Herausgeber des Phare du Léman in Nyon (Neus), einem Waadtländischen Städtchen am Genfer See, Herrn Oskar Hurt-Binet, zum Verfasser hat.**) Das Schriftchen behandelt indessen weniger den Nachdruck, als einen dem Buchhandel der Schweiz sehr empfindlichen Uebelstand, nämlich die von Frankreich sehr erschwerte Einfuhr von Büchern, die in der Schweiz gedruckt sind, und den dadurch fast unmöglich gewordenen Verkehr mit denselben jenseits der Gränze, während diesseits alle Erzeugnisse der Französischen Presse mit Leichtigkeit zirkuliren, da sie, eben so wie die meisten übrigen Dinge, abgabenfrei eingeführt werden. Herr Hurt-Binet fordert die Französische Regierung auf, noch bevor sie einen Vertrag mit Belgien abschließe, um dem dortigen Nachdruck zu steuern, einen anderen mit der Schweiz einzugehen, wo allerdings nicht nachgedruckt werde, wo aber die Pressen jeden Augenblick bereit seyen, in die Fußstapfen der Belgier zu treten, falls ihnen nicht endlich gewährt werde, was Recht und Billigkeit erheischten: nämlich Reciprocität im freien Verkehr mit den in Frankreich wie in der Schweiz gedruckten Büchern. Der Französische Minister des öffentlichen Unterrichts hat die Schrift des Herrn Hurt-Binet in sehr freundlicher Weise aufgenommen und versprochen, das Seinige zu thun, um die Sache zu fördern. — Es ist von der Französisch redenden Schweiz gewiß sehr löblich, daß sie nur im äußersten Falle sich entschließen will, Frankreichs Bücher nachzudrucken; aber die Frage liegt sehr nahe, warum in der Deutsch redenden Schweiz immer noch einige Schlupfwinkel geduldet werden, die sich mit dem Nachdruck von Deutschlands Büchern beschäftigen, da doch der Deutsche und der Schweizer Buchhandel längst schon auf dem Fuße der Reciprocität stehen und in Deutschland nirgends die Bücher der Schweiz nachgedruckt werden? Allerdings sind die ehrenwertheren größeren Buchhandlungen und Buchdruckereien in der Deutschen Schweiz jenem Nachdruckertreiben nicht minder abhold, als man es bei uns ist; aber sollte nicht, Deutschland gegenüber, eben so gesetzlich ein Zustand hergestellt werden können, wie er, Frankreich gegenüber, zwar aus freien Stücken aufrecht erhalten wird, jedoch, wie man sieht, auch in einen vertragsmäßigen, gesetzlichen verwandelt werden kann?

*) Manuel de l'histoire de la philosophie ancienne, par N. J. Schwartz, Professeur etc. — Liége, 1842.

**) De la Contrefaçon littéraire, par Oscar Hurt-Binet. Nyon, 1842.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Freitag den 10. Juni 1842.

Italien.

Machiavell als Lustspieldichter.

Der „Florentinische Geheimschreiber", Dante's, Petrarka's und Boccaccio's berühmter Landsmann, Nicolò Machiavelli, verdankt seinen Ruhm zwar lediglich seinem thätigen Eingreifen in die staatlichen Verhältnisse seines Vaterlandes und Italiens überhaupt, so wie dem Einflusse seiner mannigfachen dahin einschlagenden Schriften insbesondere, ohne deren Vermittelung sein Name vielleicht niemals bis zu uns gedrungen wäre; doch sollte man darüber billig nicht ganz außer Acht lassen, daß er auch als Dichter Fähigkeiten an den Tag gelegt, welche allein ihm gewiß nicht minderen Ruhm gebracht hätten, wenn er sich nur auf diese Thätigkeit hätte beschränken wollen. Viele — mit welchem Rechte, bleibt freilich dahingestellt — haben von Machiavell als von einem großen Geschichtschreiber geredet; Alfieri hat ihn einem Tacitus verglichen, dem nur das Volk gefehlt, das die Italiäner seiner Zeit nicht gewesen.

.... So äußert sich ein Italiäner, der gern die Gegenwart durch Erinnerungen an die Vergangenheit möchte erstarken machen, und dessen Betrachtungen über Machiavell (in der Mailänder Rivista Europea), ihrem wesentlichen Inhalte nach, wir hier mittheilen wollen.

Zuvörderst versucht derselbe eine kurze Rechtfertigung von Machiavell's Grundsätzen, gestützt auf dessen Lebensverhältnisse und Schicksale in den höchsten Ehrenstellen des Staats und als armseliger Dorfschulmeister, der sein tägliches Brod elendiglich erarbeiten, kümmerlich zusammenbringen mußte — gestützt vornehmlich auf diese Dürftigkeit nach Verwaltung der einträglichsten, mit allen Reizen der Bestechung verbundenen Aemter. Dann verweist er auf den unverkennbar reichen Dramenstoff in der damaligen Zeit, indem er ausruft:

„Eine merkwürdige Zeit, fürwahr, die Machiavellische Lebensperiode *) — reich an gewaltigen Begebenheiten, gesegnet mit strahlenden Großthaten, fruchtbar an nachtschwarzen Missethaten — mehr als jeder gleich lange Zeitraum dramatisch, vermöge epochemachender Persönlichkeiten und Vorgänge: jene Zeit, welche das Ritterthum und die unabhängigen Städte-Verfassungen, die edelsten Institutionen des Mittelalters in Italien, zu Grunde gehen sah; welche die Frömmeleien Ludwig's XI., jenes gekrönten Tartüffe, wie die thörichten Ritterstreiche Franz' I. mit angesehen und Zeugin der großartigen Pläne Julius' II., dieses echt Italiänischen Papstes, so wie der unerhörten Gräuelthaten des Herzogs Valentin gewesen; welche den Päpstlichen Stuhl von einem Alexander VI. besudelt und die Schätze der Kirche durch Leo's X. verschwenderische Prachtliebe verschleudern sah — die Zeit, in welcher England vor dem dreifachen Königinnenmorde jenes Heinrich zusammenschauderte, der mit derselben Hand erst für den katholischen Glauben wider Luther kämpfte und dann die Urkunde vollzog, durch welche die Römische Kirche für alle Zeiten von der Anglikanischen getrennt wurde — während auch Deutschland in seinen Grundvesten erschüttert ward durch die ins Leben tretenden Lehren des Wittenberger Mönchs .... Wahrlich, eine rechte Zeit für das politische Lustspiel im Sinne des Aristophanes!

„Zu allem Obigen nun noch Machiavell's Stellung zu den Machthabern Italiens von seinem 25sten Lebensjahre an, und das ganze Wesen des eben so sicher blickenden, als fein unterscheidenden Mannes mit einer Zweifelsucht, gleich der Goethe's, „dieses sorglosesten Skeptikers der Neuzeit" — und man wird es kaum befremdend finden, daß Jener inmitten der Verderbniß, welche an Italiens Innerstem nagte, inmitten zahlloser Edel- und Schandthaten, erhabenster Selbstopferung, nichtswürdigster Verrätherei, leichtfertigster Waghalsigkeit, sorgsamst berechnender List — die Menschen und der Menschen Weise viel zu gründlich kennen und verachten gelernt, um nicht ihre Thorheiten zu belachen oder ihre Verirrungen zu beklagen. Befremden vielmehr wird, daß derselbe, obgleich Dichter aus natürlichem Triebe, mit der tiefeinschneidenden Sprache, wie das Lustspiel sie haben soll, begabt und ein Nebenbuhler von Tacitus, der schon in einem einzigen Worte ein ganzes Bild zu geben wußte — nicht mehr als vier Lustspiele geschrieben, und auch diese nur, um Frau **) und Kinder vor Mangel zu schützen.

„Er vermochte auch in seiner funfzehnjährigen Verbannung nicht, vom einzigen Dichten und Trachten seines ganzen Lebens, vom Gedanken an das Vaterland, sich loszumachen, und verschmähte deshalb den Wettkampf, in welchem er sich gewiß bald bis zu den Meister-Malern des öffentlichen und des häuslichen Lebens, bis zu den Aristophanes und Goldoni, Bahn gebrochen haben würde. Vergebens erheiterte er sich in seiner freiwilligen Verbannung auf dem kleinen Familiengute zwischen Florenz und Siena (wie er selber erzählt) damit, den Kranichen Schlingen zu legen, den Krammetsvögeln Netze zu stellen und vor Tagesanbruch schon aufzustehen, um Leimruthen zu beschmieren; die Zeit zu tödten, indem er, am Rande einer Quelle sitzend, sich damit unterhielt, mit den Holzhauern Dante, Petrarka und die Dichter, welche er die kleineren nennt, z. B. Tibull, Ovid, Catull, zu lesen, deren Liebeslust ihm die seinige zurückrief und ihn eine Zeitlang an dieser Erinnerung sich erfreuen ließ. Vergeblich suchte er Erheiterung darin, daß er ins Wirthshaus an der Landstraße ging, um mit den Reisenden zu plaudern, ihnen Neuigkeiten aus ihrer Heimat abzufragen, mancherlei Liebhabereien und Grillen der Menschen sich anzumerken und dann, nach dem Mittagessen, in dasselbe Wirthshaus zurückzukehren, um dort, dem Wirthe, dem Fleischer, einem Müller und zwei Kalkbrennern sich anschließend, für den ganzen übrigen Tag ins Dreikart- oder ins Trictrac-Spiel sich zu vertiefen, wobei tausend und aber tausend Zwistigkeiten und beleidigende Worte vorfielen, obwohl meist nur um einen Quattrin gestritten wurde. Endlich Abends, zu Hause wieder angelangt, trat er in die altehrwürdigen Dome der großen Männer der Vorzeit und schrieb von den Fürstenthümern, wie solche erworben, wie behauptet und wie verloren werden.

„Nach 43 Jahren ehrenvollsten Lebens befand er sich in einer sorgenschweren Lage; da schrieb er die „Mandragora" und vereinte nun in sich den besten Lustspieldichter seiner Zeit mit deren scharfsinnigstem Politiker. In fünf Aufzügen und in ungebundener Rede verfaßt, hat sie etwas damals unlängst Vorgefallenes zum Gegenstande: Ein Ehemann läßt sich durch die List eines Pseudo-Arztes, welcher von dessen Frau als Liebhaber übel aufgenommen worden, verleiten, dieser einen Alraunwurzeltrank (Mandragora) beizubringen, um dem Mangel an Kindersegen abzuhelfen; zugleich aber muß er sich darauf den Umarmungen seines zärtlich gewordenen Weibes entziehen, was zu allerlei komischen Scenen Anlaß giebt.

„Solcher Muthwille wird den mit der damaligen Literatur Vertrauten nicht befremden *), der Witz aber, mit dem Machiavell sein Stück gewürzt, verschaffte diesem einen wahrhaft wunderbaren Erfolg, indem es das erste Mal geschah, daß ein Dramatiker, der sich von der Nachahmung der Alten losgemacht und die Natur in puris aufgegriffen hatte, so entschiedenen Beifall fand. Die Akademiker von Florenz stritten sich um die Rollen, und Leo X. ließ sich nicht nur die Schauspieler, sondern auch die Decorationen zu dem Stücke von dort nach Rom kommen. — Jetzt, nach einer so geraumen Zwischenzeit, unter unseren von den damaligen so durchaus verschiedenen Zeitumständen, muß freilich die Mandragora etwas frostig erscheinen; doch würde man die Schuld hiervon nur mit Unrecht dem Talente Machiavell's zuschreiben, denn die Gutmüthigkeit des Nikeas, die Verliebtheit des Kallimachos, die allerliebste Offenherzigkeit der neuen Lucrezia, deren Sittsamkeit das Ganze noch vor vielen Klippen bewahrt — der Schmarotzer Ligurius und die Verschlagenheit des Dieners Sirus spiegeln die Sitten der damaligen Florentiner so getreulich und so geistvoll, daß wir uns dadurch vollständig in jene Zeit zurück versetzt glauben und die Begeisterung seiner Zeitgenossen sehr erklärlich finden. Da ist z. B. ein Auftritt, dessen Molière selbst sich nicht geschämt haben würde, (den er vielleicht auch gekannt hat): wie etliche Worte unverstandenen Lateins jeden Zweifel des Ehemanns über die Wunderkräfte des Schelmendoktors und seines sauberen Mutelchens zerstreuen. **)

„Die anderen drei Lustspiele, von denen zwei keinen Titel haben, und das dritte, Clizia, eine Nachahmung des Plautus, sind nicht minder unterhaltend, sinnvoll und ergötzlich.

„Später hin wandte Machiavell sich den strengeren geschicht- und staatswissenschaftlichen Arbeiten wieder zu, so daß er das Lustspieldichten gänzlich aufgab. Inzwischen gewann er in einem Venetianischen Lotto 3000 Ducati, zu welcher gar nicht zu verachtenden Abhülfe seiner Dürftigkeit Guicciardini noch beitrug, indem er in Modena die Mandragora aufführen ließ. Hierzu dichtete M. die Canzonen des Intermezzo zwischen den Aufzügen. Dennoch starb er, mit seinen Gönnern, den Medicäern, bei seinen Landsleuten in Ungunst gefallen, in Dürftigkeit.

*) Machiavell wurde am 3. Mai 1469 geboren und starb am 22. Juni 1517.

**) Marietta Corsini.

*) M. bittet übrigens selber, in naivster Weise, ihn zu entschuldigen: Ich wollte mich erheitern und fand nichts Anderes, da es mir versagt worden, in anderen Werken andere Kräfte zu bekunden, denn mein Bestreben ärndtet nimmer Lohn. Der Lohn, auf den ich hoff', ist, daß man scheint treu', und lächt' und scherze, was man sieht und hört. (Prolog.)

**) Non manco sterilitatis sunt etc. Der Aufz. der Mastr.

„Sein Ruhm nach seinem Tode war seinem Glücke im Leben gleich: bald bis zu den Sternen emporgetragen, bald tief in den Koth getreten. In seiner Familiengruft in Sta. Croce lag er zwei Jahrhunderte lang, ohne irgend einer ehrenden Auszeichnung gewürdigt zu seyn, bis die Stimme eines angesehenen und edelgesinnten Engländers unter einem philosophischen Fürsten seine kalte Asche wieder ins Leben rief, indem dieser ihm in jener Kirche, zwischen Michelangelo und Galileo, ein Grabmal mit dem gewiß nicht kärglichen Nachrufe setzen ließ:

„Tanto nomini nullum par elogium."

Sicilianische Skizzen.

II. Volkscharakter und Volksleben.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens, da Cambo wie gewöhnlich noch vor Tagesanbruch des Arbeitens halber sich aus dem Bette erhoben hatte, vernimmt er von der Straße her einen Schrei um Hülfe, rennt schleunigst an seinen Erker und öffnet das Fenster in demselben Augenblick, wo Jemand einem Anderen mit einem Dolche niederstreckt. Der Angefallene erbleicht bald nach schwachem Röcheln, und der Mörder, den Cambo zwar nicht kennt, dessen Gesichtszüge er aber noch immer Zeit gehabt, sich einzuprägen, entspringt in voller Hast und läßt das Eisen in der blutenden Wunde stecken. In einer Entfernung von funfzig Schritten fühlt er sich durch die Scheide beläßigt und wirft sie weg; hierauf schwingt er sich rasch wie der Blitz in eine Quergasse und ist verschwunden. Fünf Minuten später tritt ein Bäckerbursche aus einem Hause, stößt mit dem Fuße auf das Futteral des Dolches, hebt es auf, begukt es von allen Enden und Ecken, thut es arglos in die Tasche und wandert seines Weges weiter. Vor Cambo's Wohnung angelangt, welcher fortwährend verborgen hinter dem Vorhange seines Erkers geblieben war, sieht er den Todten vor sich da liegen. Seine erste Sorge war, zu entdecken, ob vielleicht noch einiges Leben in ihm wäre, um ihm in diesem Falle hülfreiche Hand zu leisten; er lauscht also, ob der Puls noch schlage, er rüttelt an ihm hin und her, richtet den oberen Theil des Körpers in die Höhe, bemerkt aber gar bald, daß er einen entseelten Leichnam vor sich habe. In demselben Augenblicke nähert sich eine Streifwache dem Schauplatze des Verbrechens, und der Bursche, um nicht als Zeuge in diese Mordgeschichte verwickelt zu werden, läuft auf und davon und stürzt sich über Hals und Kopf in einen Durchgang. Trotzdem war seine Flucht nicht so schnell, daß nicht die Spur hätte verfolgt werden können. Die Wache, nachdem sie die Leiche vorgefunden, bewegt sich auf das Haus zu, wo der vermeintliche Mörder hineingeschlüpft, umzingelt es, sucht in allen Winkeln herum, und ertappt richtig den armen Scheim. Er wird durchsucht, leider beherbergt seine Jacke die verhängnißvolle Scheide; man vergleicht sie mit der in der Brust des Getödteten sitzenden Klinge, beide passen vollkommen zu einander, und es ist nicht der geringste Zweifel, daß der Bäcker die ruchlose That verübt habe.

Cambo hat Alles mit angesehen, den Frevel selber, die Flucht des wirklichen Mörders, die Ergreifung des Unschuldigen, und ungeachtet dessen bleibt er stumm wie ein Klotz, erwähnt nicht eine Silbe zu Gunsten des Angeklagten, und läßt ihn, ohne Einspruch dagegen zu thun, ruhig ins Gefängniß abführen. Nach Verlauf von wenigen Stunden erhält er durch den Vorsteher der Gerichtsbehörde eine amtliche Anzeige von dem Vorgefallenen. Ganz in der herkömmlichen Weise macht er sich mit feierlichem Ernste an sein Geschäft, schreitet zur Vernehmung der Zeugen, setzt ein Protokoll über ihre Aussagen auf, begiebt sich alsdann in den Kerker, um den Verhafteten zu verhören, schreibt dessen Antworten und die ihm vorgelegten Fragen mit der sorgfältigsten Genauigkeit auf, rückt aber drum doch nicht um ein Haar vorwärts, weil der Unglückliche, wie natürlich, das ihm aufgebürdete Verbrechen vollständig leugnet.

Der Prozeß beginnt, Cambo sitzt dem Gerichtshofe vor, die Zeugen werden vorgefordert und fahren fort, den Angeklagten zu belasten; jedoch die Hauptschwerniß seiner scheinbaren Schuld bietet das vermaledeite Futteral, welches man bei ihm vorgefunden. Cambo setzt dem Bäcker arg zu, sucht ihn auf diese und jene Art zu fangen, doch die Wahrheit siegt über alle die Kniffe und Kunstgriffe, womit er ihn zu umstricken und ihm ein Geständniß zu entlocken sich bemüht. Weinend beschwört der Arme den Himmel, ihn von dem gräßlichen Verdacht zu reinigen, die Makellosigkeit seines Gewissens und die Böswilligkeit seiner Verleumder der Welt zu enthüllen, und ihn endlich von seinen unverdienten Qualen zu erlösen. Indeß sollten diese sich noch steigern. Da er immer beim Leugnen beharrt und der hirnlose Cambo sich umsonst in seinen Kreuz- und Querfragen erschöpft, sich eigentlich selber nur zum Besten hat, indem er ja gleich von vorn herein bloß das Maul aufzusperren brauchte, und so nicht bloß dem armen Jungen all sein Ungemach, sondern sich für seinen Theil eine ganz überflüssige Arbeit erspart haben würde, so rückt ein neuer Feind gegen den Wehrlosen ins Feld. Es ist dies der öffentliche Anwalt, ein wahres Ungethüm an Jungendrescherei und ein unerreichbarer Meister in spitzfindelnder Beweisführung. Dieser großartige Geist vermag sein Opfer an der rechten Stelle zu packen: er bringt allerhand Scheingründe zur Feststellung der That auf, erklärt die Selbstvertheidigung des Bäckerburschen für offenbare Verstocktheit und Hartnäckigkeit und trägt in Form Rechtens auf Anwendung der Folter an. Dieses Gesuch wird Cambo vorgelegt und ohne Zaudern unterzeichnet: er „bewilligt". Der Gefangene wird nun auf den Wippgalgen gespannt, und schon beim dritten Zuge empfindet er einen so heftigen Schmerz, daß er ihn nicht mehr aushalten kann und sich als den Mörder bekennt. — Cambo verdammt ihn zum Tode. Der Verurtheilte reicht ein Gnadengesuch ein, es wird ihm abgeschlagen und drei Tage nachher wird er gehängt.

Sechs volle Monate sind seit dieser Begebenheit verstrichen, da wird der eigentliche Thäter in dem Augenblicke ergriffen, wo er einen anderen Mord verübt. Da doch schon einmal sein Schicksal entschieden ist, so macht er auch gar kein Geheimniß aus seinem früheren Verbrechen, und bedauert es nur, daß statt seiner ein ganz Unschuldiger habe büßen müssen. Was ihn jedoch, fügt er hinzu, ganz außerordentlich erstaune, sey dies, daß das Todesurtheil gerade von Cambo ausgesprochen worden, der Alles habe mit ansehen müssen, weil er, trotz seiner Angst und Eile, mit welcher er gleich nach dem Morde entwichen, doch recht gut dessen Person hinter seinem Fenster-Vorhange erkannt habe. Man erkundigt sich bei dem Richter, ob der Bösewicht nicht noch der Kurzweil halber der Behörde einen Zopf anzudrehen suche, und Cambo erwiedert mit großer Gelassenheit, daß jener die volle Wahrheit sage, daß er wirklich das blutige Ereigniß, welches sich dicht vor seinem Hause zugetragen, von Anfang bis zu Ende gesehen.

König Ferdinand IV. hört von diesem seltsamen Vorfalle; er befand sich zu jener Zeit gerade in Palermo, weil ihn die Franzosen unter dem General Championnet aus Neapel, welches in die sogenannte Parthenopäische Republik umgewandelt worden war, vertrieben hatten. Er läßt Cambo vor sich kommen. — „Warum", redet er ihn an, „habt Ihr, da Ihr mit allen den Umständen vertraut waret, unter welchen das Verbrechen vollführt wurde, weshalb, frage ich Euch, habt Ihr an einem völlig Unschuldigen die Todesstrafe vollstrecken lassen und den, der es wirklich verübt, verheimlicht?" — „Sire", entgegnet Cambo, „weil das Gesetz ausdrücklich bestimmt, daß der Richter über seine Obliegenheiten nicht hinausgehen, daß er weder Zeuge noch Ankläger seyn dürfe; ich hätte demnach dem Gesetze zuwider gehandelt, würde ich den Schuldigen angeklagt oder zu Gunsten des Unschuldigen gezeugt haben." — „Aber", meint Ferdinand, „wenigstens stand es doch in Eurer Macht, ihn nicht zu verurtheilen." — „Keineswegs, die Beweise waren hinreichend, die Folter bei ihm anzuwenden, und während dieser hat er ja selber sich als schuldig bekannt." — „Schon gut", äußert der König, „Ihr habt Euch an's Gesetz gehalten, also nicht Euch, sondern jenes trifft der Vorwurf der Grausamkeit." Die Folter ward abgeschafft und der Richter beibehalten. Gewiß eine außerordentliche Nachsicht von Seiten des Königs; wir an dessen Stelle würden unbedenklich dem weisen Richter eben so wie der Folter den Laufpaß gegeben haben.

Etwas, was mich am meisten bei meiner Ankunft in Sicilien überraschte, war der vollkommene Gegensatz, die gänzliche Verschiedenheit, die ich zwischen dem Wesen der Bewohner dieser Insel und dem der Neapolitaner wahrgenommen; bloß eine Ueberfahrt von höchstens vierundzwanzig Stunden trennt die beiden Hauptstädte, eine Meerenge von ungefähr vier Meilen die beiden Königreiche von einander, und doch sollte man glauben, daß sie Tausende von Meilen von einander entfernt wären. In Neapel meint man mitten in einen ungeheuren Bienenschwarm oder ans Ufer eines reißenden Stromes gerathen zu seyn, ein solches Summen, Schwirren und Rauschen hört man da überall, die Leute schreien und lärmen da ohne Unterbrechung und ohne eigentlichen Grund darauf los, gleich viel, ob sie was Wichtiges oder ganz Unbedeutendes einander mitzutheilen haben; und dann beobachte man nur das Arbeiten mit Händen und Füßen, das rastlose Drehen der Augen und überhaupt die Geberden, womit sie ihre Worte begleiten. Dagegen in Messina oder Palermo fast Grabesstille, die Menschen sehr gemessen in ihrer Körperhaltung; überaus karg mit ihren Worten, ja beinahe ganz schweigsam und verschlossen. Richtet einmal an den Palermitaner eine Frage, so ertheilt er Euch, wenn es nur angeht, durch ein bloßes Zeichen, und öffnet er ja schon den Mund, durch ein einfaches Wort oder im besten Falle durch eine kurze Redensart Bescheid, während der Neapolitaner zu jeder Minute und herzlich gern mit seinen Antworten zu Diensten steht, ja sogar, wenn ihm vor lauter Geschäften die Sohlen unter den Füßen brennen. Hat er aber Zeit, nun, dann fängt er erst an, zu schwatzen und auszupacken, hundertmal mehr als Ihr zu wissen verlangt, die Zunge ist in ewiger Bewegung, auch er legt Euch Fragen vor, wer Eure Ahnen, Aeltern, Geschwister und Verwandten wären, woher Ihr kommt, was Euch in seine Vaterstadt geführt, ob Ihr noch lange da verweilen werdet und Ihr könnt Euch Glück wünschen, den unermüdlichen Plauderer auf gute Manier vom Halse zu schaffen. Allerdings tobt und schreit auch der Sicilianer und läßt es an Geberden nicht fehlen, indeß immer nur im leidenschaftlichen und gereizten Zustande, der Neapolitaner thut dies aber bei allen Gelegenheiten; wesentliches Bedürfniß des Einen und gleichsam seine zweite Natur ist es, zu lärmen, die des Anderen sich still und ruhig zu verhalten.

Die beiden hervorstechendsten Charakterzüge des Sicilianers sind Tapferkeit und Uneigennützigkeit. Der Fürst von Buttera, den man als das Vorbild der hochadligen Klasse Palermo's bezeichnen darf, lieferte an einem und demselben Tage zwei rühmenswerthe Beispiele von jenen beiden Tugenden. Es hatte in Palermo ein Aufruhr statt, welcher durch eine arge Geldnoth hervorgerufen ward. Das Volk starb, buchstäblich genommen, Hungers. Es dachte, daß es am Ende noch viel schrecklicher wäre, langsam zu verschmachten, als einen gewaltsamen, aber schleunigen Tod zu erdulden, daß es wenigstens so desto eher und sicherer das Ziel seiner Leiden erreichen könne. Der König und die Königin, deren Kasse auch eben nicht in einer sonderlich günstigen Verfassung war, ermangelten der nöthigen Mittel zum Ankauf von Getraide und und hatten überdies wenig Lust, die Auflagen zu vermindern. Zu ihrem Schutze also und um die Empörer zu Paaren zu treiben, hatten sie in jeder Straße Geschütz aufpflanzen lassen. Eine der Kanonen deckte das äußerste Ende der

Toledo-Straße, an der Stelle, wo sie den Platz berührt, auf welchem der Königliche Palast sich befindet. Das Volk in seiner gräßlichen Verzweiflung ging, unbekümmert um die Kanone, geraden Schrittes auf den Palast zu. Der Artillerist, die brennende Lunte in der Hand, hielt sich bereit, das Feuermeer ausströmen zu lassen; das Volk, hierdurch nicht geängstigt, rückte immer vorwärts; der Soldat, um zu zeigen, daß er Ernst mache, bringt die glimmende Lunte dem Zündloche näher. In dem nämlichen Augenblick kommt Fürst Hercules von Buttera von einer Quergasse her, und ohne einen Laut zu äußern, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, springt er auf den Hals der Kanone hinauf und kauert sich daselbst nieder. Da er seiner Leutseligkeit wegen die Liebe des Volkes in vollem Maße besaß, so jauchzte ihm der Haufe freudetrunken zu und erfüllte die Lüfte mit Hurrahgeschrei. Der Fürst giebt ein Zeichen, daß er zu sprechen wünsche: der Artillerist senkt wie versteinert die Lunte, die er dreimal aus Zündloch herausbewegt, ohne daß es der Fürst der Mühe werth geachtet, sich drob zu beunruhigen, zu Boden, die Menge steht wie verzaubert mit offenem Munde da und hört. Der Redner setzt sodann in einem ausführlichen und umständlichen Vortrage aus einander, wie der Hof selber, da er aus Neapel, welches eine Beute der Franzosen geworden, keinen Groschen mehr bezöge und überdies noch von seinen lieben Beschützern, den Engländern, bis auf die Haut ausgeplündert, lediglich auf die winzigen Einkünfte von Sicilien angewiesen wäre und fast dieselben Entbehrungen zu ertragen hätte, als seine Unterthanen. Er erzählt, daß König Ferdinand auf die Jagd gehe, um sich seine Nahrung zu holen, und daß er erst vor einigen Tage einem Mittagsmahle beigewohnt, welches bloß aus einem vom Könige geschossenen Wildpret bestanden. Die anfangs über das Herrscherhaus ergrimmte Menge erwacht allmälig aus ihrem Taumel; sie begreift vollkommen die Richtigkeit und Billigkeit der angeführten Gründe, wird weicher und versöhnlicher gestimmt, so daß sie zuletzt, ihrer eigenen Leiden vergessend, aufs innigste das Schicksal der Königlichen Familie beklagt. Schnell entladen sie ihre Gewehre, legen sie über die Schulter, und voll Wehmuth zerstreuen sie sich.

Ferdinand und Caroline hatten von ihren Fenstern aus diesem merkwürdigen Auftritt mit zugeschaut; sie wußten nicht, wie sie sich dankbar genug gegen *den* beweisen sollten, welcher durch den gewaltigen Einfluß, den er auf das Volk ausübt, und bloß durch das Gewicht seiner Worte jene wilden Gemüther plötzlich gebändigt und so einem großen, nicht zu berechnenden Unglück vorgebeugt. Sie entbieten den Fürsten zu sich, und dieser, als ein offener, um das Wohl seines Vaterlandes besorgter Mann, scheut sich nicht, in klarer und bündiger Uebersicht das Herrscherpaar mit der traurigen Zerrüttung des öffentlichen Schatzes bekannt zu machen und den Wunsch hinzuzufügen, daß ihr Haushalt wo möglich noch mehr eingeschränkt würde. Darauf tragen sie ihm einstimmig den Posten eines Finanzministers an. „Sire", erwiederte der Fürst in gebückter Stellung, „ich habe bis jetzt nur mein eigenes Vermögen verwaltet, und dieses ist bereits aufgezehrt." Bei diesen Worten macht er eine ehrfurchtsvolle Verbeugung vor den beiden Gebietern, die er gerettet, und kehrt zurück in seinen am Meeresstrand erbauten Palast, mehr ein König denn Ferdinand selber.

Drei Jahre nach Murat's selbst verschuldetem Falle und der durch Oesterreich bewirkten Zurückberufung Ferdinand's auf den Thron von Neapel, also 1818, trat für die Sicilischen Grundeigenthümer eine bedeutsame und von sehr üblen Folgen begleitete Veränderung dadurch ein, daß man die Majorate und *Substitutionen* abschaffte.*) Diese schiefe Maßregel vernichtete mit einem Schlage die sämmtlichen großen Grundherren, ohne drum ihre Pächter oder Verwalter zu bereichern; bloß die Gläubiger fanden hierbei ihre Rechnung.

Unglücklicherweise waren diese Gläubiger fast lauter Wucherer und Blutsauger, denen es ein leichtes Spiel war, Leuten, welchen es ordentlich ein Schimpf galt, sich mit ihren Angelegenheiten zu befassen, hundert, oft gar hundertundfunfzig Prozent für ihre Darlehen abzuzwacken. Nicht selten geschah es, daß Manchen jener Adligen ihre Güter völlig unbekannt waren, weil sie sie niemals eines Besuchs würdigten und ununterbrochen entweder in Neapel oder Palermo blieben. Einst fragte man den Fürsten von P., in welcher Gegend das Grundstück läge, dessen Namen er führte. „Alle Wetter!" erwiederte er, „so ganz genau weiß ich es nicht; mir däucht jedoch, es befindet sich zwischen Girgenti und Syracus." Es war ein grober Irrthum, die Besitzung lag zwischen Messina und Catana. (Schluß folgt.)

*) Unter Substitution versteht man diejenige Handlung, wonach eine Hinterlassenschaft, statt auf den nächst berechtigten, auf den nachfolgenden Erben übergeht, sobald jener nämlich entweder vorher stirbt, oder freiwillig seine Ansprüche aufgiebt. Es finden sich indeß noch mehrere andere Bedingungen, unter welchen die Substitution geschehen kann.

Spanien.

Die Presse in Spanien.

Es giebt keinen Gemeingeist mehr in Spanien; man gehorcht jeder Regierung, die es versteht, Furcht einzuflößen. Die ursprüngliche Energie der Spanischen Nation scheint sich in dem Unabhängigkeitskriege gegen Napoleon erschöpft zu haben. Bei allen Revolutionen, die seit jener Epoche die Halbinsel erschüttert haben, ist die Gewalt immer in den Händen desjenigen geblieben, der die Armee zu gewinnen wußte, und das Volk hat nach einander die Herrschaft des unumschränkten oder des constitutionellen Königs, der Cortes oder Christinens, Isabellens oder Espartero's anerkannt. Der Siegesherzog regiert jetzt allein deshalb, weil er das Heer personifizirt, und Don Carlos oder Christina würden an seiner Stelle seyn, wenn sie sich einer größeren Anzahl Regimenter versichert hätten. Constitutionen und constitutionelle Grundsätze sind für Spanien noch Worte ohne Sinn; sie dienen nur dazu, die parlamentarischen Debatten zu beleben, ohne daß Jemand darauf Werth legte. Die Idee, von einer Charte, einer Constitution beherrscht zu werden, von einem abstrakten Wesen, das weder Leben noch Willenskraft besitzt, geht über den Horizont des Spaniers; die Constitution ist ihm nichts mehr als ein Wisch (papeleta). Dieses ist wenigstens die Gesinnung der Massen.

Aus dieser Gleichgültigkeit, aus dieser politischen Indolenz, erheben sich indessen einige aufgeklärte Männer, welche ihrem Lande Institutionen zu verleihen wünschen, die der Bildungsstufe anderer Europäischen Völker entsprechen. Sie sind es, die in den Kammern glühende Freiheitsreden halten, Zeitungen herausgeben, Lehrstühle errichten, gelehrte und literarische Gesellschaften organisiren; von einer kleinen Anzahl Freunde umringt, die gleich ihnen liberalen Meinungen ergeben sind, glauben sie sich stark genug, der ganzen Nation einen Impuls zu geben; aber ihre Reden bleiben ohne Wirkung und ihre Journale ohne Abonnenten. Es bestehen nämlich zwischen diesen ausgezeichneten Männern und den Massen nicht jene gegenseitigen Beziehungen, die in anderen Ländern stattfinden und ohne welche kein Fortschritt möglich ist. Aus dieser Ursache bleibt Spanien, den auf der Tribüne gehaltenen, tönenden Vorträgen zum Trotze, bei seinem alten Schlendrian stehen, und die Existenz der Presse ist deshalb immer schwankend.

Unter den Cortes stieg im Jahre 1820 die Zahl der politischen Journale schnell bis auf 64. Nach der Wiederherstellung der unumschränkten Monarchie beschränkte sich die periodische Presse wieder auf zwei offizielle Blätter: die Gaceta de Madrid, welche nur dreimal wöchentlich erschien und nicht in den Provinzen zirkulirte, und den Mercurio, mit der halboffiziellen Zeitung: la Estafeta de San Sebastian. Die Provinzialblätter enthielten nur Anzeigen und lokale Verordnungen. Außerdem bestanden noch vier naturwissenschaftliche oder medizinische Zeitschriften; eigentliche literarische Blätter aber waren unbekannt. Zu Anfang des Jahres 1834 gab es in Spanien 98 periodische Schriften, von denen 1835 nur noch 77 übrig waren. Die Regentschaft Espartero's flößte der Presse neues Leben ein; man gab sich der Hoffnung auf bessere Zeiten hin, und mehrere Journale bildeten sich unter diesen Auspizien; aber ihre Zahl fing bald an, täglich abzunehmen. Durch die Verfolgungen, denen die Spanische Presse jetzt ausgesetzt ist, werden ihre Reihen noch mehr gelichtet.

Gegen Ende des Jahres 1841 zählte Spanien nicht mehr als 60 politische Blätter; von diesen besitzt die Hauptstadt Madrid 14, welche die verschiedenen Nüancen der Parteien: als der Regierung, der Moderados, der Exaltados, der Republikaner, so gut es gehen will, ausdrücken. Die Aristokratie hat sich aus Furcht der neuen Gewalt angeschlossen und ist noch mit keinem eigenen Organ versehen; die Geistlichkeit aber hat zu starke Wunden erlitten, um sich wieder erheben zu können.

Die Gaceta de Madrid ist das offizielle Journal der Regierung; sie begnügt sich damit, die Verordnungen des Gouvernements und die Sitzungen des Kongresses aufzuzeichnen, ohne sich mit Polemik zu befassen. Außerdem sind die Morgenzeitung: el Espectador, und die Abendzeitung: el Patriota, die anerkannten Organe der Regierung; sie sind beide eifrige Anhänger Espartero's und wüthende Vertheidiger aller Maßregeln des Ministeriums. In den Reihen der gemäßigten Opposition findet man: el Castellano, dem die Einigkeit zum Lieblingsthema dient, und el Eco del Commercio, ein optimistisches Blatt, dem alle Ereignisse im Rosenlicht erscheinen; dann folgen: el Independiente und el Conservador de das Mundos, welcher den Frieden und die Moral predigt. Der Correo Nacional legt eine offene, schneidende Opposition an den Tag; er tadelt selbst die Mitglieder der Oppositions-Partei in beiden Kammern, wirft ihnen ihre Schwäche und Uneinigkeit vor, und findet, daß sie sich zu viel mit Personen und zu wenig mit Grundsätzen beschäftigen. In einem seiner neuesten Hefte macht er von dem Zustande des Landes folgende Beschreibung: „Meuchelmord, Raubthaten, Diebstähle ohne Zahl, freche Contrebande, Sittenverfall, Verwirrung und Ordnungslosigkeit in allen Zweigen der Administration: dieses sind die Nachrichten, die uns die heutige Post überbringt. Nie hat man so viel geraubt, so viel gemordet; nie haben sich die Gewalthaber so feige, so pflichtvergessen gezeigt." Der General Mendez Vigo hat dieses Bild von der Tribüne herab durch den Ausruf gerechtfertigt: „Es giebt in Spanien weder Recht noch Gerechtigkeit!" *)

Der Corresponsal, welcher dieselbe Bahn wie der Correo Nacional verfolgt, behandelt die Opposition mit der größten Verachtung; er erklärt sie für unfähig, zum Wohle Spaniens beizutragen. Diesen Organen der ernsten Opposition folgen: die halb ernste, halb komische Abendzeitung la Postdata und der Fray Gerundio, der eine launige Kritik der Regierungsmaßregeln enthält und dessen Witzworte im Geschmack des Cervantes und des Licentiaten Vioriera dem Pöbel sehr zusagen, der die Ausfälle des Redacteurs belacht, ohne seine weiteren Absichten zu verstehen. Das von der Geistlichkeit herausgegebene Journal: el Catolico, wagt nur die Beschwerden einer unterdrückten Partei auszusprechen.

An der Spitze der radikalen Opposition stehen: el Huracan und la Hoja Republicana; von der Macht Espartero's erdrückt, können jedoch diese Blätter ihre Aufgabe nicht verfolgen. Die neue Spanische Constitution hat zwar die Presse unter den Schutz der Jury gestellt; wer bekümmert sich aber in Spanien

*) Aus dem Berichte der Königl. Audiencia zu Barcelona geht hervor, daß im J. 1841 2031 Kriminalfälle bei diesem Gerichtshofe vorkamen, unter denen sich 160 Mordthaten, 1 Vatermord, 24 Selbstmorde, 6 Kindermorde, 5 Mordversuche, 23 zufällige Mordthaten, 314 schwere Verwundungen, 49 Brandstiftungen, 496 Diebstähle und 813 Contrebandefälle befanden.

um die Constitution? Espartero hat die Gewalt in Händen und gebraucht sie; wenngleich die Jury ein gehässiges Blatt freispricht, so wird es doch durch beständige Schikanen zum Schweigen gebracht. In den Provinzen folgen die General-Capitaine dem Beispiel ihres Oberherrn; der in Bilbao herausgegebene Vizcaino Originario hat aufgehört, weil seine Polemik dem Geiste politico dieser Stadt [illegible]; der Redacteur des Popular ist ohne Umstände aus Barcelona vertrieben worden; die Centinela de Aragon wurde von der Jury freigesprochen, erhielt aber die Weisung, ihr Erscheinen bis auf weiteren Befehl einzustellen; der Redacteur der Tribüne zu Valencia hat erklärt, daß er zu wenig Freiheit genösse, um sein Blatt fortsetzen zu können. Der Herausgeber der Republikanischen Zeitung zu Teruel ist auf 8 Jahre nach den Philippinischen Inseln verwiesen worden. Meistens publiziren die unterdrückten Journale in unbestimmten Fristen fliegende Blätter, um bessere Zeiten abzuwarten; denn bei der allgemein herrschenden Einschüchterung hält es schwer, neue Redacteure und Kapitalisten zu finden, welche die zur Caution nöthigen Fonds vorschießen. Um ein politisches Journal in Spanien herauszugeben, muß man eine Summe von 10,000 Realen baar oder 40,000 Realen in Inscriptionen der vierprozentigen Rente deponiren. Der Huracan erscheint jetzt ohne Titel; el Peninsular, der gleichfalls dem Machtspruch des Regenten erlegen war, ist des Verbots ungeachtet wieder aufgelebt; an der Spitze seines Blattes ist der zweite Artikel der Constitution folgendermaßen abgedruckt: todos los Españoles PUEDEN Imprimir, y publicar libremente SUs ideas, sin previa censura, con sujecion a las Leyes. ART. 2°.*); und da man Sorge getragen hat, alle Buchstaben, woraus der Titel: el Peninsular besteht, durch größere Schrift auszuzeichnen, so wird der Regierung auf diese Weise ungestraft Trotz geboten.

Zwei andere in Madrid erscheinende Blätter flößen, ob sie gleich der gemäßigten Oppositionspartei angehören, dem Regenten mehr Unruhe ein als alle übrige: sie sind nämlich beide für das Heer bestimmt. Sie vergleichen die Siege und Entbehrungen desselben mit der Vernachlässigung, worin es jetzt schmachtet: der Sold ist seit mehreren Monaten rückständig, und im verflossenen strengen Winter haben sich die Soldaten mit leinenen Beinkleidern behelfen müssen. Von diesen beiden Organen, welche die Macht des Regenten untergraben, hat die España militar den unterdrückten Grito del ejercito ersetzt, el Archivo militar hingegen schon längere Zeit existirt. Die España militar dringt auf eine gänzliche Reform in der Armee; sie will dem Günstlingswesen ein Ziel setzen, den Soldaten mit seinen Pflichten als Staatsbürger bekannt machen, ihn von dem tödtenden Müssiggange der Garnisonen befreien und nach Verlauf seiner Dienstzeit als nützliches Mitglied der Gesellschaft entlassen. Der Archivo weist die Unrechtmäßigkeit der über die Aufrührer des 7. Oktobers verhängten schrecklichen Strafen nach und zeigt, daß sie mit der Ordenanza del ejercito im Widerspruch stehen, welche bisher als das unumstößliche Gesetzbuch der Armee betrachtet wurde.

Sogenannte Revüen haben in Spanien nie Wurzel fassen können; wie sollte auch eine ohne Unterlaß von Emeuten, Empörungen und Bürgerkriegen erschütterte Gesellschaft sich mit ernsten Arbeiten von einigem Umfange befassen? Seit 1820 hat man in dieser Art mehrere fruchtlose Versuche gemacht; dessenungeachtet ist seit kurzem Herr Moron, Professor der Geschichte am Athenäum zu Madrid, mit der Revista de España y del Extrangero hervorgetreten, welche sich mit philosophischen Untersuchungen über die Lage Spaniens und den Geist seiner Institutionen beschäftigen und die im Auslande zu Stande gebrachten Erweiterungen der verschiedenen Wissenschaften und Künste einheimisch machen soll. Nach dieser Revista, deren Erfolg uns sehr problematisch scheint, folgen die gemeinnützigen Zeitschriften: el Mentor español, Volksblatt; el Gabinete de Lectura, Familien-Journal; el Boletin industrial, el Panorama universal, mit Kupfern und Beilagen: endlich la Revista del Teatro, deren Text, gleich den Beiblättern (Feuilletons) der politischen Journale, aus Französischen Werken entlehnt ist. (Schluß folgt.)

*) Alle Spanier haben die Freiheit, ihre Meinungen dem Drucke zu übergeben und zu veröffentlichen, ohne vorhergängige Censur, nach Maßgabe der Gesetze.

Mannigfaltiges.

— Luther's Tischreden als historische Quellenschrift. Im Pariser Semeur erhebt sich Jemand, um auf die unbeglaubigte Authenticität von Luther's Tischreden aufmerksam zu machen. Er findet sich dazu veranlaßt, weil der Französische Historiker Herr Michelet seinen „Memoiren Luther's" jene Tischreden häufig zum Grunde gelegt und durch willkürliche Zusammenstellungen einzelner Aeußerungen in denselben eine wahrhafte Karrikatur des Reformators geliefert hat. Auch Herr Lavallée hat in seiner „Geschichte der Franzosen", durch dieselbe Quelle verleitet, den glaubensstarken Mann in einen Beförderer des Materialismus verwandelt und ihn gleichsam als den älteren Bruder von Rabelais und Diderot dargestellt. Der Semeur macht nun den Franzosen bemerklich, daß die „Propos de table" nichts weiter als Anekdoten, aus der Erinnerung niedergeschrieben, „anas" über Luther seyen, die zum erstenmale zwanzig Jahre nach seinem Tode (1566) erschienen, ihm selbst niemals zu Gesicht gekommen seyen und überall Spuren ihrer unauthentischen Abfassung an sich trügen. Niemand hat jemals dafür eingestanden, daß die darin Luther in den Mund gelegten Worte wirklich so von ihm gesprochen worden; vielmehr lasse sich wohl annehmen, daß die Herausgeber vieles falsch Aufgefaßte niedergeschrieben und Manches hinzugefügt hätten, was ihrem eigenen und dem Geschmacke ihrer Zeit besonders zugesagt. Der Semeur legt besonders darauf ein starkes Gewicht, daß Luther selbst seine Freunde beschworen, nichts, weder bei seinem Leben noch nach seinem Tode, als von ihm gesagt oder geschrieben, ohne seine Genehmigung drucken zu lassen, weil dies Worte ohne authentische Beglaubigung seyn würden.*) Auch wird darauf aufmerksam gemacht, daß selbst Kalvinistische Schriftsteller des 16ten Jahrhunderts, die zu den heftigsten Gegnern des Lutherthums gehört, wie Amandus Polanus und Gisbert Voëtius, und nicht minder der katholische Theolog Pistorius, erklärt hätten, man könne die Tischreden nicht als Zeugniß gegen Luther anführen, da dieser sie nicht verfaßt und sie nicht einmal gesehen habe; wie denn auch der erste Herausgeber der Tischreden, Aurifaber, sich darüber beklagt, daß man in späteren Auflagen Vieles daran geändert, und daß er nicht mehr für das einstehen könne, was man als „Luther's Tischreden" bezeichne. Hieraus sey nun zu schließen, was solchen Schriftstellern, wie Michelet und Lavallée, die ihre Weisheit über Luther hauptsächlich aus den Tischreden geschöpft, für Glauben zu schenken. Unstreitig ist als das beste Französische Buch, das bisher über den Deutschen Reformator und die Reformation erschienen, das des Herrn Audin zu betrachten.

*) Luther's Werke von Walch Th. XII. S. 27.

Bibliographie.*)

Nord-Amerika.

Herodotus from the text of Schweighaeuser; with English notes. Edited by C. S. Wheeler. 2 vol. 12. Boston.

J. Story (Prof. der Rechte an der Univ. zu Cambridge) Commentaries on the law of partnership, as a branch of commercial and maritime jurisprudence, with occasional illustrations from civil and foreign law. 8. Boston. — Story's berühmtestes Werk sind die Commentaries on the constitution of the United States, seine juristischen Schriften sind in Deutschland als ausgezeichnet anerkannt.

T. Pickering Reports of the cases argued and determined in the supreme judicial court of Massachusetts. Vol 22. 8. Boston.

J. L. Wendell Reports of cases argued and determined in the supreme court of judicature, and in the court for the correction of errors, of the State of New York. Vol 23. 8. Albany.

Reports of cases argued and determined in the supreme court of the State of New York. Vol. 1. 8. Albany.

F. Lieber Essays on property and labor as connected with natural law and the constitution of society. 12. New York. — Der Verf., ein geborner Berliner, hat sich vorzüglich durch seine Bearbeitung des Leipziger Conversations-Lexikons für Amerika, unter dem Titel Encyclopedia Americana (13 vol. Philadelphia 1830—32. 8.), als Schriftsteller einen Namen gemacht.

R. M. Hartley An historical, scientific and practical essay on milk, as an article of human sustenance; with a consideration of the effects consequent upon the present unnatural methods of producing it for the supply of large cities. 12. 258 Seit. New York. — So ausführlich möchte dieser in das Gebiet der Grundherrn-Polizei gehörende Gegenstand bisher noch nicht behandelt worden seyn.

Gems from American femal poets, with brief biographical notices, by R. W. Griswold. 12. Philadelphia.

B. F. Barrett (Prediger der Swedenborgianer in Neuyork) A course of lectures on the doctrines of the New Jerusalem Church, as revealed in the theological writings of E. Swedenborg; delivered in the city of New York during the winter of 1840—41. 12. New York. — Nach dem Christian Almanac für das J. 1842 leben gegenwärtig 5000 Swedenborgianer in den Vereinigten Staaten.

T. Savage The Amazonian republic, recently discovered in the interior of Peru. 12. New York.

V. Mott (Präsident der medizin. Fakultät der Univ. zu Neuyork) Travels in Europe and the East, embracing observations made during a tour through Great Britain, Ireland, France, Belgium, Holland, Prussia, Saxony, Bohemia, Austria, Bavaria, Switzerland, Lombardy, Tuscany, the Papal States, the Neapolitan Dominions, Malta, the Islands of the Archipelago, Greece, Egypt, Asia Minor, Turkey, Moldavia, Wallachia and Hungary, in the years 1834, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41. 8. New York.

J. Torrey and A. Gray A flora of North America —; arranged according to the natural system. Vol. 2. Part 2. 8. New York.

L. Nordheimer (Prof. an der Univ. zu Neuyork) and W. W. Turner A complete Hebrew and Chaldaic concordance to the Old Testament, comprising also a condensed Hebrew-English lexicon: with an introduction and appendices. Part 1. Folio. New York. — Vollständig mit 9 Lieferungen. Prof. Nordheimer ist ein Deutscher Israelit und als Verfasser einer ausführlichen Hebräischen Grammatik, in Englischer Sprache, bereits vortheilhaft bekannt (vergl. Jahrbücher für wissensch. Kritik 1838. Bd. 2. Nr. 80).

B. Ferry The climate of the United States and its endemic influences. Based chiefly on the records of the medical department and adjutant general's office, United States army. 8. New York.

Nr. 51 u. 52 der „Magazine" enthielten einen längeren Artikel „Ueber die Verschiedenheit der Organismen der verschiedenen Menschen-Racen", zum Theil nach Morton's Crania Americana. Wir haben kürzlich Gelegenheit gehabt, ein Exemplar dieses kostbaren Werkes zu sehen, und geben hier, im Interesse der Bibliographie, den genauen und vollständigen Titel desselben: S. G. Morton (Prof. der Anatomie in Philadelphia) Crania Americana; or, a comparative view of the skulls of various aboriginal nations of North and South America: to which is prefixed an essay on the varieties of the human species. Illustrated by 78 plates and a colored map. Philadelphia, Dobson 1839. — Folio. Es ist dem Engländer J. C. Prichard (in Bristol), dem Verf. der Researches into the physical history of mankind, gewidmet.

Süd-Amerika.

Coleccion de obras y documentos relativos á la historia antigua y moderna de las provincias del Rio de la Plata, illustrados con notas y disertaciones por Pedro de Angelis. 6 vol. Folio. Buenos-Ayres, Imprenta del estado 1836—7. Ueber diesen Theil der Neuen Welt das wichtigste und bedeutendste Werk. Obgleich vor Jahren erschienen, möchte dasselbe dennoch keineswegs so bekannt seyn, wie es nach seiner Wichtigkeit verdient. Indem zeigt gerade jetzt der Buchhändler He. J. M. Smith, in London, an, daß er sich durch die Güte des Herausgebers im Besitz von sechs Exemplaren befinde, die er das Ex. für 6 Pfd. 6 Sh. verkaufe. Es dürften dies überhaupt die ersten Exemplare seyn, die in den Buchhandel gekommen, da das Werk auf Kosten der Argentinischen Republik gedruckt und nicht für den Handel bestimmt worden, und grössere öffentliche Bibliotheken sollten diese Gelegenheit, jenes Werk zu erwerben, nicht unbenutzt lassen. — Mit Stolz erinnern die Italiäner daran, daß P. de Angelis, der Herausgeber des Werkes, ihr Landsmann, nämlich ein geborner Neapolitaner.

Druckfehler der Bibliographie. Nr. 66. Z. 3 v. unten, lies: Lieferg. Z. 11: Petit-Thouars.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Montag den 13. Juni 1842.

Nord-Amerika.

Urtheil der Amerikanerin Mrs. E. F. Ellet*) über sechs Deutsche Novellisten.

Mitgetheilt von Dr. M. Wiener.

Unserem an großartigen Weltereignissen, an macht- und segenbringenden Erfindungen merkwürdigen Jahrhunderte blieb es vorbehalten, das Band geistigen und merkantilen Verkehrs um die ganze civilisirte Welt zu schlingen; denn durch die Anwendung der Dampfkraft sind nicht allein die verschiedenen Länder einander bedeutend näher gerückt, auch der Ideen-Austausch der Völker ist ein sich frei bewegender, universeller geworden. Die Presse, dieser mächtige Träger des leuchtenden Gedankens, wird aus einem Lande in das andere, über Gebirge, über Meere hinüber und herüber, mit Blitzesschnelle getragen! Der Schriftsteller schreibt nicht mehr für sein Volk allein, er tritt vor das Forum der Welt; nicht mehr von seinen Landsleuten allein wird er beurtheilt, sondern sein Richter ist die gesammte civilisirte Menschheit! Wer hätte es sich wohl noch vor einem Jahrzehend träumen lassen, daß ein Amerikaner, sey er auch Gelehrter von Fach, es der Mühe für werth halten würde, seine Landsleute mit der Kritik irgend eines Zweiges Deutscher Belletristik bekannt zu machen? Und doch ist das, was ich hier mitzutheilen mir ein Vergnügen mache, nicht das Geistesprodukt eines gelehrten transatlantischen Philologen, sondern die Mittheilung einer Dame, die viel zu bescheiden ist, um auf obiges Prädikat Ansprüche zu machen, die sich vielmehr eine Kenntniß der Deutschen Literatur anzueignen strebte, weil es ja dem Gebildeten jedes Landes und Himmelsstrichs fühlbares Bedürfniß geworden ist, sich die Geistesschätze aller Nationen zu eigen zu machen, wenn zu ihrem Besitze nichts weiter als das Studium fremder Sprachen nöthig ist. Die von ihren Landsleuten als gediegene Novellistin hochgeschätzte, sehr geistreiche Frau hat sich unsere, für den Ausländer gewiß nicht leichte Sprache so vollkommen zu eigen gemacht, daß ich sie anfangs für eine Landsmännin hielt. Hauptsächlich ihrer Bemühung haben die Amerikaner eine Bekanntschaft mit den besseren Erzeugnissen unserer Literatur zu verdanken, während sie bis dahin, außer Zimmermann's klassischem Werke „Ueber die Einsamkeit", nur Werke wie „Die Lügen des Herrn von Münchhausen", „Rinaldo Rinaldini" ꝛc. in schlechten Uebersetzungen kannten.

Mrs. Ellet's mir mit vieler Freundlichkeit mitgetheilte Beurtheilung einiger unserer Novellisten, namentlich Spindler's, Hauff's, Zschokke's, Tromlitz's, Tieck's und J. P. Lyser's, zeigt von vielem kritischen Talente und ist, wenn auch in manchen Stücken abweichend von der unter uns herrschenden Meinung, dennoch mit Tiefe abgefaßt, pikant und jedenfalls lehrreich, da sie dem Deutschen Autor die Klippen andeutet, die er zu meiden haben müßte, wenn er dahin streben wollte, über des Vaterlandes Gränzen hinaus, jenseits des Atlantischen Oceans, bekannt und populär zu werden.

Die Kritiken sind von Schriftproben begleitet, die ich, zurückübersetzend, dem Deutschen Leser mitzutheilen für überflüssig hielt.

„Der Zufall hat es gewollt", — beginnt Mrs. Ellet, — „daß gerade die extravagantesten Erzeugnisse der neueren Deutschen Dichtungen zur Kenntniß des Amerikanischen Lesers gekommen sind. Man hat von ihnen ein sehr ungerechtes Urtheil auf die Gesammtmasse der Deutsch-prosaischen Literatur gefällt! — Wahr ist es, daß der besten und begabtesten der verschiedenen Schulen Eigenheiten ankleben, die ihre Geistesprodukte für den Gaumen des Amerikanischen Lesers ungenießbar machen; dieser, gewöhnt an Novellen voll überraschender Ereignisse und Charakter-Erhabenheit, wird sich schwerlich bei intellektuellen Gastmählern erbauen, die der Stolz der ästhetischen Gelehrten Deutschlands sind, wo die metaphysischen Kräfte, mit beinahe vollkommener Hintenansetzung von Phantasie und Herz, nur zu reichlich bedacht sind. Werke dieses Gepräges müssen nothwendig von uns unberücksichtigt bleiben, so lange eine so bedeutende geistige Verschiedenheit im Charakter beider Nationen stattfindet. — Aber es giebt in Deutschland auch Schriftsteller, gleich frei von den Grundsätzen einer willkürlich angenommenen Aesthetik und von der Uebertreibung und dem Mystischen der veralteten Schule! Diese Literaten haben in den letzten Jahren des Auslandes Blicke auf sich gezogen und werden ohne Zweifel den Ruf ihrer vaterländischen romantischen Literatur von den Vorurtheilen befreien, die gegenwärtig auf ihn geworfen sind."

„Die Liebe zum Wunderbaren und Uebernatürlichen, die uns früher umwunden hielt, hat die Macht nicht länger, uns für Geschmackssünden blind zu machen. Selbst Hoffmann's Name — ein seltener Genius und Hauptleiter auf dem phantastischen Pfade — wird nur noch als warnendes Beispiel citirt, wie selbst die fruchtbarste Phantasie durch ungebundene Freiheit nutzlos wird. Es kann hier unsere Absicht nicht seyn, das allmälige Entstehen reinerer Geschmacksprinzipien in Deutschlands prosaischen Dichterwerken Schritt vor Schritt nachzuweisen, doch wollen wir das Charakteristische einiger Deutschen Novellisten hervorzuheben suchen, solche Namen wählend, die am wahrscheinlichsten in Amerika populär zu werden versprechen."

„Keiner ihrer Novellisten wird höher gestellt, als Spindler; er ist verdientermaßen berühmt, wenn wir ihm gleich das Prädikat verweigern müssen, das einige Deutsche Kritiker ihm beilegten, indem sie ihn den „Schiller der Novellisten" nannten. Er entbehrt die schaffende Kraft, die Philosophie und Klarheit dieses großen Dichters, wenngleich die Fruchtbarkeit seiner Phantasie und sein Vermögen, Sitten und Charaktere zu malen, gerechte Anerkennung verdient."

„Seine Gemälde des Mittelalters ergreifen uns durch die düstere Färbung, mit der er Alles portraitirt, was wir mit den strahlendsten Bildern romantischer Ehre, ritterlichen Werthes und Einfachheit zu verbinden gewöhnt sind."

„In seinen Erzählungen ist der Faden glücklich geschürzt und stets interessant durchgeführt; seine Scenen sind überraschend gruppirt und lassen durch die strenge Individualisirung, mit der er seine Personen vorführt, einen bleibenden Eindruck im Leser zurück."

„Von seinen zahlreichen Erzählungen, die einige und zwanzig Bände füllen, haben die umfangreicheren historischen Gemälde den meisten Werth. Unter diesen Produkten dient eines seiner frühesten, trotzdem aber das vollkommenste — „der Jude" — als eine gute Probe seiner Vorzüge und seiner Mängel als Novellist. Die Details sind in diesem Werke so auf einander gehäuft, daß eine Analysirung derselben die Anstrengung des geduldigsten Lesers ermüden würde. Es kann in der That kaum eine zweite Erzählung gefunden werden, wo das Interesse so zertheilt wäre, daß wir beinahe durch das Gewirr betäubt werden. Wir haben hier Helden genug für ein halbes Dutzend Romane! Einen ehrgeizigen, prachtliebenden Prälaten — ein brillantes, aber charakterloses Weib, mit ihren Werkzeugen und ihren Schlachtopfern — einen wilden, gesetzlosen Banditen-Häuptling — einen abtrünnigen und einen gläubigen Juden — eine liebenswürdige, unglückliche Jüdin — einen adeligen, moralischen Helden — ein schönes, geistreiches Mädchen, das seine Gattin wird ꝛc. — Alle diese Hauptpersonen sind von einem Troß Nebenpersonen so dick umschwärmt, daß der Leser seine Aufmerksamkeit auf das Höchste steigern muß, um sie mitten in dem Gewühle, das ihn zu erdrücken droht, im Auge zu behalten. — Das Interesse, welches den Leser durch solch' Labyrinth bis ans Ende führt, muß gewaltig seyn, und daß wir dort voll Theilnahme anlangen, halten wir für keinen geringen Triumph des Autors."

„Er giebt uns ein sehr genaues, lebendiges, obgleich finsteres Gemälde jenes Zeitalters, von dem Luxus und der Habsucht der Pfaffen, von der Gewaltthätigkeit und den Räubereien des Adels sowohl, als seiner gesetzlosen Untergebenen. Die Charakterzeichnungen von Thierre und Wallrath sind bewundernswürdig; eben so vortrefflich sind der Herzog, der Jude Ben David und einige der Edelleute gezeichnet: Regina ist eine liebliche Schöpfung. Leider können wir nicht dasselbe von dem Helden und der Heldin sagen. Dagobert's Liebe zur Esther macht keine Art von Fortschritt durch die vier Bände, und es ist ein ärmlicher Kunstgriff, daß der Verfasser zuletzt unsere Erwartung täuscht, indem er ihn Regina heiraten läßt. — Der Hauptfehler der Novelle ist ihr Mangel an Einheit. Die Fahrten des älteren Frosch, die Liebe und die Abenteuer des jüngeren, die folgereichen Versuche der Banditen, die Judenverfolgung und die Verhandlungen des Vehmgerichts sind zu einem Gewebe vermischt, führen jedoch nicht zu einem Endpunkte. Wenn ein peinlicher Eindruck im Leser zurückbleibt, so ist dies dem starken Lichte zuzuschreiben, in welchem uns Spindler die Fehler des Feudal-Systems vorführt, der ungeschmückten Wahrheit, in denen er die Gebrechen der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zeigt."

„Tromlitz, obgleich an Erfindungsgabe Spindler untergeordnet, gleicht ihm an Talent, seine Personen zu individualisiren, und im Zeichnen der Eigenthümlichkeiten verschiedener Länder und Zeitalter. Seine Muse ist übermäßig fruchtbar, und obgleich er nicht für einen Novellisten von großem Talente gehalten werden kann, sind seine Werke doch reich an Interesse und nehmen die Imagination stark in Anspruch. Gleich Spindler ist er nur zu sehr

*) Lebt in Columbia, im Staate Süd-Carolina.

zu Anhäufung von Charakteren geneigt, übertrifft ihn jedoch in Portraitirung hiſtoriſcher Perſonen und in der Manier, in welcher er, durch kraftvolle Beiſpiele, den Einfluß verſchiedener Zeiten und Umſtände auf den menſchlichen Geiſt darzuthun ſucht. Das dramatiſche Intereſſe, das er ſeinen Erzählungen einverleibt, und die Kühnheit ſeiner Erfindungen haben ihm einen Erfolg bereitet, den weniger allgemein-populäre Eigenſchaften zu erringen verfehlt haben würden; doch wiſſen wir nicht, ob ſeinen in Deutſchland und Italien ſpielenden hiſtoriſchen Charaktergemälden ein gleicher Grad von Anerkennung geworden iſt."

„Mehrere von Zſchokke's Erzählungen ſind überſetzt, in den Tagesblättern publizirt und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Er iſt in Wahrheit ein Lieblingsſchriftſteller Deutſchlands und der Schweiz und wird, als Novelliſt, unter die Klaſſiker gezählt. Er wurde 1771 zu Magdeburg geboren; in einem frühen Alter ſeiner Aeltern beraubt, wurde er bei Verwandten erzogen. Noch ſehr jung lernte er den Mangel älterlicher Sorgfalt und Liebe tief empfinden; er ſah nie ohne Thränen — ſagt ſein Biograph — ſeine Spielgefährten von liebenden Aeltern mit Zärtlichkeit behandelt und erhob ſich oft in der Nacht von ſeinem Lager, kniete nieder und betete brünſtig, daß ihm des Vaters Geiſt erſcheinen möchte. Seiner Kindheit iſolirte Lage erweckte in ſeinem Geiſt einen Grad von Selbſtvertrauen, einen entſchloſſenen Willen und einen Haß gegen Unterdrückung; Eigenſchaften, durch die er ſich ſein ganzes Leben hindurch ausgezeichnet hat. Ausgeſchloſſen von jeder Quelle äußeren Glückes, beſchränkte er ſich mit Vorliebe auf die Schöpfungen ſeiner Phantaſie. Dieſe romantiſche Geiſtesrichtung wurde durch die Erzählungen eines alten Matroſen noch mehr kultivirt, der ihm die Abende mit Erzählen wilder Abenteuer zu Waſſer und zu Lande, durch die wunderbaren Geſchichten von Robert Pierrot, Robinſon Cruſoe ꝛc., verkürzte. — Die Phantaſie des jugendlichen Zuhörers erhielt einen ſo großen Hang zum Wilden und Wunderbaren, daß er ſich einbildete, zu einem zweiten Robinſon auserkoren zu ſeyn. Er ſah mit Sehnſucht der Zeit entgegen, wo er ſeine projektirte Reiſe nach den Südſee-Inſeln antreten würde, unterzog ſich ſeemänniſchen Studien und eröffnete ganz ernſtlich ein Journal, in das er alle außergewöhnliche Ereigniſſe einzutragen beſchloß."

„Jugendträume eines zwölfjährigen Knaben realiſiren ſich jedoch ſelten! Umſtände machten in der That einen Wanderer aus ihm, wenn auch nicht in der Weiſe, wie er es ſich gedacht hatte. 1795 reiſte er durch Deutſchland dem Süden zu. Beim Eintritt in die Schweiz fühlte er ſich wie in eine neue Welt verſetzt. Er weinte Freudenthränen beim Anblick ihrer Berge, ihrer reichen Wälder, Waſſerfälle und glänzenden, blauen Ströme. Er bereiſte jeden Theil des Landes und ſcheute keine Anſtrengung, ſich mit den Sitten, Gebräuchen und dem Charakter des Volkes bekannt zu machen, in deſſen Mitte er ſeine Tage zu beſchließen wünſchte. Aufgefordert, die Leitung einer Lehranſtalt zu übernehmen, und ſpäter zum Bürger der Schweiz ernannt, wurde er von den Statthaltern mehrerer Schweizer Kantone mit adminiſtrativen Aemtern bekleidet, bis er zuletzt, mißvergnügt über das Benehmen des Berner Senates, vom Geſchäftsleben ſich zurückzog. — Seitdem lebt er im Schoße ſeiner Familie, den Vergnügungen des Landlebens und literariſchen Forſchungen ſich widmend."

„Seine Werke ſind von gehaltreicherer Vortrefflichkeit, als es bei ſchreibſeligen Autoren zu ſeyn pflegt. Seine Erzählungen feſſeln uns nicht ſo ſehr durch überraſchende Ereigniſſe, wie durch einfachen Pathos und zarte Charakterſchilderung. Eine ſatyriſche Ader, im Ganzen ergötzend und von richtigem Takte zeigend, zieht ſich durch mehrere ſeiner Novellen hin; nur zuweilen artet ſie in Karikatur aus und verſtößt gegen die beſtehenden Formen des geſellſchaftlichen Lebens. Auch er theilt den beklagenswerthen Fehler vieler ſeiner Landsleute — eine Vorliebe für das Sentimental-Philoſophiſche und einen Hang zu ermüdenden Grübeleien, was er in ſeine Dialoge mit einflicht, oft auf die Gefahr hin, dadurch langweilig zu werden. Einige ſeiner Novellen, wie „Eros", „die Verklärungen" ꝛc., ſind augenſcheinlich deshalb verfaßt, um einige Theorien zu veranſchaulichen, deren Argumente mit der Erzählung verwebt ſind. Diejenigen, welche am meiſten von dieſem Tone ſentimentalen Philoſophirens frei ſind, wie „Florette", eine liebliche Erzählung von der Jugendliebe Heinrich's IV.; „Blätter aus dem Tagebuche eines Landpfarrers"; „Der todte Gaſt"; „'S iſt ſehr möglich"! — „Der Abend vor der Hochzeit", und mehrere andere ſind entzückend."

„Ein anderer Fehler Zſchokke's iſt die häufige Hintenanſetzung des Wahrſcheinlichen. „Das blaue Mirakel"; „Tantchen Rosmarin"; „Die Walpurgisnacht"; „Die Nacht in Bresmagweifel" u. ſ. f. leiden ſämmtlich an dieſen Gebrechen."

„Viele ſeiner Geiſtesprodukte verherrlichen manche moraliſche Wahrheit oder enthalten Tugendlehren: „Des Landpfarrers Tagebuch" preiſt die Zufriedenheit und die fromme Fügung unter den Willen der Vorſehung. „Die Bohne" richtet ihre Pfeile auf weibliche Schwatzhaftigkeit und auf die Lächerlichkeiten einer überſpannten Phantaſie. „Der todte Gaſt" geißelt den Aberglauben. „'S iſt ſehr möglich" zeigt die Vorzüge eines nüchternen, beſonnenen Geiſtes in den Wechſelfällen des menſchlichen Lebens, anſchaulich gemacht durch die Geſchichte eines Staatsmannes, der ſich durch ſeine Mäßigung und ſeinen Argwohn auf des Glückes Beſtändigkeit auszeichnet und ſeine Stellung bei jedem Regierungswechſel während und nach der Franzöſiſchen Revolution behauptet."

(Schluß folgt.)

Italien.

Sicilianiſche Skizzen.

II. Volkscharakter und Volksleben.

(Schluß.)

Vor Einführung des Franzöſiſchen Geſetzes in Sicilien war ein daſiger Freiherr verſtorben, und deſſen Erbe, welcher die Hinterlaſſenſchaft nicht sub beneficio inventarii*) anzutreten brauchte, bemächtigte ſich erſt alles deſſen, was er vorfand, ſodann ſchickte er nach den Gläubigern, um wegen ihrer Forderungen ein Abkommen mit ihnen zu treffen; ſie machten den Vorſchlag, ſich mit den Intereſſen begnügen zu wollen. Dem neuen Herrn ſchien dieſes Anſinnen nicht anders als billig und vernünftig, und gern ging er darauf ein. So ſchön auch ein ſolcher Vorſchlag klang, der übrigens häufig genug gemacht wurde, war er im Grunde doch nichts weiter als eine ſchamloſe Prellerei, indem jene Halsabſchneider, vermöge der ungeheuren Zinſen, welche ſie nahmen, öfters ſchon vor Rückempfang der verborgten Gelder den zehnfachen Betrag derſelben erbeutet hatten. Was nun noch außerdem in ihre Klauen fiel, war alſo offenbar ein recht ſauberer und gar nicht wegzuwerfender Gewinn, den trotzdem jene Gleißner zu bemänteln und ſich ſelber dem geäfften Schuldner als liebe, gutmüthige Seelen darzuſtellen wußten, die nur aus reiner Menſchenfreundlichkeit ſo ſchonend gegen ihn handelten.

Doch von dem Augenblick an, wo der Staat die Aufhebung der Majorate und Subſtitutionen verkündete, da nahmen die Dinge eine ganz andere Wendung; die Gläubiger legten Beſchlag auf die Ländereien, die jüngeren Brüder wurden ihrerſeits Gläubiger der Erſtgeborenen; es mußte behufs der gleichmäßigen Vertheilung des Erbes zur Veräußerung der Güter geſchritten werden, und binnen kurzer Friſt wimmelte es in Sicilien von Verkäufern, mangelte es dagegen an Käufern. Die natürliche Folge hiervon war, daß die Grundſtücke bedeutend an Werth verloren, ja daß derſelbe ſogar um achtzig Prozent fiel. Ferner hörten dieſe Beſitzungen, über welchen Prozeſſe in unſäglicher Anzahl ſchwebten, nach und nach auf, bebaut zu werden; ſie blieben endlich ganz brach liegen, und das vom Himmel geſegnete Sicilien einſt die Frucht- und Kornkammer Italiens, das es mit dem Ueberſchuß des für ſeine eigenen zwölf Millionen Bewohner nöthigen Vorrathes reichlich verſorgte, ärndtete von nun an kaum noch ſo viel Getraide, um die zwölfmalhunderttauſend Menſchen zu ernähren, die ihm geblieben. Dazu kam, daß die Steuern nicht um einen Pfifferling ermäßigt, ſondern nach wie vor in gleichem Umfange erhoben wurden.

Auch giebt es unſerer feſten Ueberzeugung nach in der ganzen Welt äußerſt wenig Länder, die ſo arm und ſo unglücklich wären als Sicilien. Dieſe Dürftigkeit rührt daher, daß außer dem Ackerbau auch Handel und Gewerbe faſt ganz darniederliegen, und die traurige Wirkung hiervon wieder iſt, daß dort die höheren Lebensbedürfniſſe keine Befriedigung finden, indem unter ſo kläglichen Verhältniſſen weder Kunſt, noch Wiſſenſchaft, noch überhaupt wahre Bildung gedeihen kann.

Ich habe irgendwo bemerkt, daß in Sicilien nicht, wie anderwärts, die Gaſtwirthe für den Magen der Reiſenden bedacht wären, ſondern umgekehrt, die Fremden den Herbergseignern ihre Nahrung zuführen. Dieſe Behauptung, die ſich dem erſten Anſchein nach freilich ein bischen ſpaßhaft und widerſinnig ausnimmt, beruht nichtsdeſtoweniger auf ſtrenger Wahrheit. Die Reiſenden verzehren in der That nur das, was ſie eben mitbringen, während die Wirthe die zurückgelaſſenen Brocken begierig auffammeln und verſchlucken. Schon aus dieſem einzigen Beiſpiele, aber noch mehr aus folgendem, erhellet genugſam, daß die Küche in Sicilien nur noch einen ſehr niederen Rang einnimmt, ja kaum auf der Anfangsſtufe der Vervollkommnung ſteht. Es iſt faſt gar nicht zu glauben, wie faſt- und kraftlos ſelbſt in den beſſeren Gaſthöfen die allereinfachſten und gewöhnlichſten Speiſen zubereitet werden, und man meint, was wenigſtens den Geſchmack anlangt, etwas ganz Anderes zu genießen als gerade das, was Einem unter dieſem oder jenem Namen aufgetiſcht wird. So fand ich auch einmal an der Ladenthür eines Fleiſchhändlers mit ellenlangen Buchſtaben aufgeſchrieben: „Hier iſt ſtets friſche Blutwurſt zu haben." Weil dies gerade mein Leibeſſen iſt, ſagte ich bei meiner Rückkehr in den Gaſthof zum Kellner, daß er mir zum anderen Morgen welche beſorgen möchte. Man brachte mir die beſtellte Waare auf einem ſauberen Teller, ſie hatte ein recht anlockendes Ausſehen; wie ich ſie jedoch beſchnüffelte, ſchien mir der Geruch ein wenig abſonderlich und platterdings von dem verſchieden, den ich erwartet hatte. Da ich ſchon früher durch mancherlei eben nicht erfreuliche Ueberraſchungen im Bereiche der Küche, durch manche Erfahrungen, die ich beinahe mit jedem Griffe mit der Gabel gemacht, ein bischen gewitzigt worden war, ſo ſchnitt ich wohlweislich erſt ein kleines Stückchen von meiner Blutwurſt ab und koſtete es mit den Spitzen der Vorderzähne. Alle Hagel! war das eine Speiſe! hätte ich mit vollem Munde drein gebiſſen, ich hätte mich wahrhaftig für vergiftet gehalten. Ich ließ den Wirth rufen. „Wie nennen Sie dies?" fragte ich ihn, auf das Ding hinzeigend, welches mir einen ſolchen Ekel eingeflößt hatte. — „Nun, Blutwurſt", erwiederte er mit der holdſeligſten Miene von der Welt. — „Sind Sie deſſen auch gewiß?" — „So gewiß, als ich mich jetzt der Ehre erfreue, mit Ihnen zu ſprechen." — „Aber womit macht man denn hier in Palermo die Blutwurſt?" — „Womit? Du gütiger Gott!

*) Das beneficium inventarii iſt eine dem Erben vom Geſetze gewährte Rechtswohlthat, vermöge welcher er die Erbſchaft wieder zurückweiſen darf, ſobald er ſie nur unter Vorbehalt des Inventariums angetreten, d. h. mit der Erklärung, er wolle ſich erſt durch Prüfung des Inventariums überzeugen, ob ihm aus der Hinterlaſſenſchaft durch die darauf haftenden Laſten Schulden und nicht etwa mehr Schaden als Nutzen erwachſen könne.

Mit Schweinsblut, Chokolade und Gurken." — Ich wußte, was ich brauchte und hatte nicht nöthig, noch weiter zu forschen. Ich vermuthete, die lieben Leutchen da haben einmal von einem Französischen Reisenden jener Speise erwähnen hören, und daß sie, weil er ihnen keinen gehörigen Aufschluß der hierzu erforderlichen Zuthaten und über die ohnehin verwickelte Zubereitungsart ertheilen konnte, sich unmittelbar von Paris die darauf bezügliche Vorschrift haben kommen lassen. Danach nun mochten sie aufs Gerathewohl den widerlichen Brei zusammengerührt haben, der Einem gegenwärtig unter dem prunkenden Titel „Blutwurst" als ein köstliches und besonders auserlesenes Gericht vorgesetzt wird.

Etwas, worauf die Sicilianer ungemein stolz und eingebildet sind, ist die Schönheit und Trefflichkeit ihrer Früchte; jedoch verdienen unter diesen bloß die Pomeranzen, Feigen und Granatäpfel ausgezeichnet zu werden, wogegen die anderen lange nicht so gut und kaum zu essen sind. So oft Fremde es wagen, an letzteren Ausstellungen zu machen, so rücken die Sicilianer gleich mit einem recht ergötzlichen Einwand hervor, wodurch sie jene Klagen mit einem Schlage zu beseitigen glauben. Sie weisen nur, um die Ehre ihrer Früchte zu retten, und ob dieses thörichten Dünkels völlig gleichgültig gegen die Schmach, welche einst ihre Stammgenossen erduldeten, auf die traurige Stelle ihrer Jahrbücher hin, wo erzählt werde, daß Kaiser Justinian's Feldherr Narses die Longobarden unter Alboin hauptsächlich dadurch zu einem Einfall in Italien bewogen habe, daß er ihnen erst Sicilische Früchte zum Kosten überschickt. Sollte sich diese Angabe wirklich gedruckt finden, und wäre jenes Volk in der That durch nichts sonst zur Eroberung des herrlichen Italiens angelockt worden, so bliebe freilich nichts Anderes zu sagen, als daß entweder die Sicilischen Früchte zu jener Zeit besser waren, als sie es heutzutage sind, oder aber, daß die Longobarden stets eine besondere Vorliebe für Weinäpfel gehabt haben.

Alex. Dumas.

Spanien.

Die Presse in Spanien.

(Schluß.)

Ihrer immerwährenden Ausfälle gegen Frankreich ungeachtet, ahmen doch die Spanier den Franzosen in Allem nach; ihre constitutionellen Ideen, ihre geistlichen Reformen, ihre Vorschläge wegen Aufhebung der Klöster und allgemeiner Gütertheilung stammen alle aus Frankreich. Madrid hat zwei Theater, wo das Französische Drama unumschränkt herrscht: außer einigen der Opernbühne der Italiäner entlehnten Stücken, gehören die anderen sämmtlich den Franzosen. Die Herren Scribe, Alexander Dumas u. s. w. haben den Lope de Vega, den Calderon, den Guillian de Castro, den Tirso de Molina, den Moratin und auch Martinez de la Rosa von der Bühne verdrängt, und während man durch einen sonderbaren Kreislauf der Ereignisse in Paris den Cid, dieses echt Spanische Drama, wieder vornimmt, zeigt das Theater de la Cruz die Vorstellungen der „Fesseln", der „Tochter des Regiments", des „Antony", des „Fräuleins von Belleisle", des „Glöckners von St. Paul", der „Höhle von Aby" an; denn es giebt kein noch so schlechtes Französisches Theaterstück, das nicht gleich für die Spanische Bühne bearbeitet würde. Fünf oder sechs Uebersetzer, unter denen Breton de los Herreros, Ventura de la Vega, Rodriguez Rubi die ersten Stellen einnehmen, haben diese Lieferung übernommen, und sie lassen ihre Konsumenten nie Mangel leiden. Umsonst versucht das fruchtbare Talent Zorrilla's und Antonio Gil y Zarate's mit dieser fremden Einfuhr zu konkurriren; der wirklichen Erfolge dieser Schriftsteller ungeachtet, gelingt es ihnen nicht, das Vorurtheil des Publikums zu besiegen. Man verlangt vor Allem Uebersetzungen Französischer Stücke.

Die Arbeiten der Presse empfinden natürlich den Einfluß dieser betrübenden Stimmung; der Spanische Buchhandel nährt sich jetzt fast ausschließlich von der Französischen Literatur. Folgendes ist ein Verzeichniß neuerschienener Werke: System der Seelenfähigkeiten, von Laromiguière, ehemaligem Professor der Philosophie an der Sorbonne; allgemeine Geschichte nach Ségur, Anquetil und Lesage, in 30—40 Quartbänden; Mazeppa, von Lord Byron; die blutige Nacht, von d'Arlincourt; Tausend und eine Nacht, von Galland, mit Kupfern; Geschichte Kaiser Karl's V., von Robertson; allgemeine Geschichte der Civilisation in Europa, von Guizot; Mignet's Geschichte der Französischen Revolution; die berühmten Frauen Frankreichs.

Von dem Buchhändler Oliva in Barcelona werden angekündigt: Lebensbeschreibung berühmter Männer; die Geschichte der Englischen Revolution, von Guizot; Leroy's medizinisches Handbuch; das Memorial von St. Helena; der Einsiedler, von d'Arlincourt; das Kind des Karnevals, von Pigault-le-Brun; der letzte Abencerrage; André; Leone Leoni; Indiana; Nôtre Dame de Paris.

In den Provinzen ist die Tagespresse ohne Einfluß und ohne Wichtigkeit, indem die General-Capitaine Sorge tragen, alle Blätter zu unterdrücken, die eine zu leidenschaftliche Politik zeigen. Der Nacional von Cadix beschränkt sich darauf, Klagelieder über den Verfall des Hafens anzustimmen. In Sevilla giebt es zwei Zeitungen, die sich nur mit den materiellen und munizipalen Angelegenheiten ihrer Provinz befassen. Das Boletin von Murcia ist ganz dem Bergwesen gewidmet; die Journale der ehemaligen Baskischen Provinzen sind verboten und der Vizcaino originario, so wie die Centinela de Aragon, wie schon erwähnt, ohne gesetzliches Urtheil unterdrückt worden; in Galicien erscheint ein Magazin der nützlichen Wissenschaften; in Malaga sind zwei Blätter damit beschäftigt, sich gegenseitig zu widersprechen; Valencia, Jaen, Valladolid und andere Städte besitzen zwar Journale, die aber unbedeutend sind oder sich nur kurze Zeit erhalten. Der Mostrador von Sevilla ist gleich nach seiner Geburt verschieden; der Defensor del Pueblo in Albacete weiß nicht, wen er angreifen soll; Toledo und Granada geben jede ein Echo heraus, das nirgends wiederhallt. Außer Madrid besitzt die Presse nur in Barcelona einflußreiche Organe.

In der Hauptstadt Cataloniens erscheinen vier Zeitungen: das republikanische Blatt: el Constitucional, Anhänger der souverainen Junten und Lobredner der Zerstörung der Citadelle von Barcelona; der noch exaltirtere Popular; der gemäßigte Liberal Barcelones, giebt täglich eine Beilage heraus, die dazu bestimmt ist, eine Unterhaltungs-Bibliothek zu bilden; endlich das geschwätzige, pointirksame Oppositions-Journal: la Ley. Barcelona, welches drei Theater besitzt, gehört auch zu den Haupt-Vereinigungspunkten der literarischen Thätigkeit; die Uebersetzungs-Fabriken sind immer vollauf mit Arbeit versehen; überdem wird hier das Album pintoresco universal herausgegeben, an dessen Redaction Don Pedro de Madraza, Eugenio de Ochoa, Pedro Pidal, Patricio de la Escosura und Antonio Segovia theilnehmen, die, wie der Prospektus sagt, heutzutage die Ehre der Spanischen Literatur aufrechthalten.

Dieses ist ungefähr der jetzige Zustand der Spanischen Presse. Wir haben der Schriften keine Erwähnung gethan, die seit einiger Zeit von den in den Hauptstädten entstandenen Lyceen oder literarischen Gesellschaften herrühren, weil ihre Versuche noch zu unbedeutend sind; wir haben auch die Journale nicht angeführt, welche die Studenten der verschiedenen Universitäten herauszugeben beabsichtigen, und wovon eines: el Hongo, schon in Barcelona erschienen ist. Sie werden zu keinem Resultate führen und nach einigen Tagen wieder verschwinden. Dasselbe herkömmliche Elend, über welches sich schon Gil Blas beklagt, herrscht noch heute unter den Spanischen Studenten; ihren Aufschneidereien und Oppositions-Versuchen zum Trotze, bemerkt man immer auf der letzten Seite der politischen Blätter, unter den Annoncen, demüthige, an die Großmuth des Publikums gerichtete Anliegen, wie folgende:

„Un joven cursante de esa corte desea encontrar para pesar ratos diarios en escribir en alguna oficina, almacen, o fabricacion, o bien cuidar en alguna cosa domestica. Sabe afeitar."

„Ein junger Studirender hiesiger Residenz wünscht einige Stunden täglich als Schreiber in einem Büreau, einem Laden oder einer Fabrik Beschäftigung zu finden; er könnte auch im Hausstande nützlich seyn. Er versteht das Rasiren."

Am Ende dieses Artikels müssen wir noch dreier vor kurzem aus der Madrider Presse hervorgegangener Werke gedenken: das erste enthält die Annalen der Inquisition, von ihrer Gründung bis zur gänzlichen Abschaffung durch Christina von Bourbon; das zweite giebt einen historischen Ueberblick der Spanischen Gesetzgebung seit der Herrschaft der Gothen; das dritte endlich ist der Geschichte der Regentschaft Christinens gewidmet. Bis jetzt sind erst einige Hefte dieser merkwürdigen Schriften erschienen, welche nach ihrer Beendigung eine genauere Analyse verdienen dürften.

Dänemark.

Die Riesen-Gräber in Dänemark.

In verschiedenen Theilen Dänemarks findet man Hügel, die von den Einwohnern „Riesengräber" genannt und als aus alten Zeiten herrührende Monumente betrachtet werden. Ihre Zahl ist bedeutend und beweist, daß der Gebrauch, die Erde über die Grabmäler aufzuschütten und aufzuthürmen, während vieler Jahrhunderte fortgedauert haben muß. Daß dies Letztere der Fall sey, läßt sich aus der Verschiedenheit entnehmen, die man in der Bauart der Hügel und in den Gegenständen, die sie enthalten, bemerkt hat. Zuweilen findet man nämlich in denselben nur Skelette, zuweilen irdene Vasen mit Asche oder verbrannten Knochen, zuweilen endlich finden sich beide Arten von Grabmälern zugleich auf einer Stelle. Nach der ehemaligen Sitte gab man den Verstorbenen einige Gegenstände, die ihnen angehörten, mit ins Grab, wie zum Beispiel Waffen, Handwerkszeug, Schmucksachen, Amulette oder Talismane. In den letzten Zeiten des Heidenthums bestanden diese Gegenstände aus Bronze, zuweilen aus Gold, seltener aus Silber oder Eisen; in den früheren Zeiten hatte man Schmuckwerke aus Bernstein, und die Waffen und Handwerkszeuge bestanden aus Stein oder Knochen, niemals aus Metall. Diese Umstände geben uns ein Mittel an die Hand, die alten nordischen Grabhügel nach ihren verschiedenen Perioden von einander zu unterscheiden.

Da wir einräumen müssen, daß der Gebrauch des Eisens den zu den Gothen gehörigen Völkerschaften, als den Vorfahren der jetzigen Dänen und Schweden, die die Skandinavische Halbinsel seit wenigstens zweitausend Jahren bewohnen, bekannt gewesen, so muß man den Ursprung der ältesten dieser Grabhügel über diese ferne Zeit hinaus versetzen, so daß sie selbst die ältesten uns aufbewahrten Traditionen an Alter überragen.

Man hat in der neuesten Zeit eine große Zahl dieser Hügel aufgegraben und in einigen derselben bis gegen zwanzig Skelette gefunden. Im Jahre 1836 wurden durch Vermittelung des Herrn Hage von Stege zwei dergleichen bei Byen auf der Insel Möen aufgedeckt. An dem äußersten südlichen Ende eines jeden Grabhügels befindet sich ein Eingang, der zu einem engen Passe führt, durch welchen man in ein im Mittelpunkte des Hügels gelegenes Zimmer gelangt; Der Engpaß sowohl als das Zimmer sind aus platten, nicht behauenen Steinen aufgeführt. Die Länge dieser Grabzimmer beträgt vierzehn bis sechzehn Ellen, die Breite vier oder fünf und die Höhe drittehalb Ellen. Die hier entdeckten Hirnschädel wurden vom Dr. Eschricht untersucht und sind ihrer Form nach

Mr. Hall Pearson, Mr. Thomas Pearson, Mr. Thomas Pearson, jun., Mr. Robert Pearson, Mr. Richard

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Mittwoch den 15. Juni 1842.

England.

Die Faustliteratur in England.

Von Heinrich Künzel.

Kein Deutsches Kunstwerk hat so viele Uebersetzer und Erklärer gefunden, als der Goethesche Faust in England, und es scheint fast, als ob jeder deutschkundige Engländer seine Uebersetzungskunst gerade an dem größten und schwierigsten Deutschen Gedichte versuchen wollte. Indessen sind die gedruckten Uebersetzungen noch die wenigsten; es giebt viele mir bekannte Engländer, die seit Jahren ihr vollendetes Manuskript des Faust im Pult liegen und sich nur durch die schon gedruckten Uebersetzungen von der Veröffentlichung der ihrigen haben abhalten lassen. Die Deutsche Bibliothek mancher Engländer besteht oft nur aus einer vollständigen Sammlung aller Ausgaben des Faust und der Deutsch geschriebenen Kommentare, und es nimmt uns in der That Wunder, daß bei dieser Faustomanie es noch kein Engländer versucht hat, eine Reihe von Vorlesungen in London oder auf den Universitäten über Faust zu eröffnen. Lord Francis Leveson Gower (jetzt Lord F. Egerton), als er 1822 die erste Uebersetzung des Faust veröffentlichte, ließ sich nicht träumen, daß ihm bis zum Jahre 1841 neun andere Uebersetzer nachfolgen und eine wunderschön gedruckte Volks-Edition in „Smith's Standard Library" für zwei Shilling erscheinen würde. Diese Uebersetzung von Lewis Filmore, der in Devonport lebt, ist ausdrücklich für diese schöne wohlfeile Ausgabe Englischer und ausländischer Klassiker gearbeitet. In der Vorrede bemerkt der Uebersetzer Folgendes: „Die gegenwärtige Uebersetzung wurde durch die nachfolgenden Betrachtungen hervorgerufen: Was auch immer die verschiedenen Verdienste der bestehenden Uebersetzungen des Faust seyn mögen, sie gleichen sich alle in Einem Punkt — sie sind alle zu einem sehr hohen Preise veröffentlicht worden. Mehr als eine war mit Illustrationen versehen, und deswegen konnte man sie nur für Personen existirend betrachten, welche mit eben dem Luxus in der Literatur wie sonst im Leben sich bewegen können. — — Der Name Goethe's ist nun so allgemein in England bekannt, und Anspielungen auf ihn und seine Worte sind in unserer Literatur so häufig — vorzugsweise in unserer periodischen Literatur — geworden, daß die Zahl derjenigen unter dem lesenden Publikum nur sehr gering ist, welche nicht etwas von ihm wissen und nicht begierig wären, etwas mehr von ihm zu erfahren." — Der Uebersetzer theilt in der Vorrede eine kurze Charakteristik der einzelnen Personen, wie auch eine Analyse des Goetheschen Drama's mit, die dem gewöhnlichen Leser einen Schlüssel zu diesem metaphysischen Gedichte bietet. Dann bemerkt er über die verschiedenen Bearbeiter: „Die Tragödie unseres Marlowe fand eine große Anzahl von Nachfolgern, aber sie sind beinahe alle ausschließlich Deutsche. Der Gegenstand scheint einen eigenthümlichen Reiz für ein Volk zu haben, dessen Schriftsteller sich so sehr durch den Geist metaphysischer Forschung ausgezeichnet haben. Bei keiner anderen Nation, außer bei der Deutschen, konnte ein Gelehrter, ein Doktor, ein Lehrer zum Helden eines epischen oder dramatischen Gedichtes werden. Wie Aaron's Zauberstab, so hat auch das Drama Goethe's alle übrige verschlungen; aber es mag hier erwähnt werden, daß die einzelnen Abenteuer des Faustischen Lebens als Grundlage für Gedicht und Drama von den folgenden Deutschen Schriftstellern benutzt wurden, von Lessing, Müller, Klinger, Bechstein, J. D. Hoffmann, Grabbe, Nicolaus Lenau, Lenz, Schreiber, von Soden, Holtei, Rosenkranz, Pfizer, Harro Harring, Berkowitz, Schöne, Chamisso, Voigt."

Um einen Begriff zu geben, wie man in England anfängt, selbst in Volks-Editionen die einzelnen Charaktere zu erläutern und mit anderen bekannten der eigenen Literatur zu vergleichen, theilen wir das über Mephistopheles Bemerkte mit. „Mephistopheles als der Geist des Bösen besitzt natürlich eine noch unbegränztere Intelligenz als Faust selbst, aber durchaus keine moralische Eigenschaften; er ist jeder Sympathie oder Neigung vollkommen unfähig. „Es ist ihm auf die Stirn geschrieben, daß er keine Seele lieben kann." Er hat Leidenschaften, aber nur die der Wuth und des Hasses. Seine Rede ist kalt, verachtend und höhnisch; schnell im Handeln und gewandt in der Erreichung seiner Zwecke. Während er als Wesen durchaus keiner physischen, noch menschlichen, oder göttlichen Einschränkung unterworfen ist, hat er auch keine Gewissensbisse, ob er gleich zuweilen vorgiebt, sie zu empfinden, wie in der Scene, wo Faust zuerst Margarethe auf der Straße begegnet. Er ist von dem Prinzip des Bösen, wie es im Lucifer Miltons verkörpert ist, eben so verschieden, wie der gegenwärtige Zustand der Welt von dem Zustand des Paradieses. Er hat nichts von der Größe und Erhabenheit des Bösen, welcher der Verführer des Menschen war, als noch irdische Wesen mit Engeln umgingen und mit ihrem Schöpfer verkehrten, und wo all das, was er von der Erde kannte, Eden war. Aber Mephistopheles ist der Geist des Bösen, den Formen der künstlichen Gesellschaft angepaßt, in angemessener Gestalt, um unter der dichtgedrängten Menge in volkreichen Städten umherzuwandeln, eine Gestalt, welche man ohne Ueberraschung auch am Spieltisch einheimisch sehen oder auf offenem Markt laut schwatzen hören könnte, stets bereit, jede Bewegung zu verhöhnen, welche den Menschen über das wilde Thier erhebt, der nur der Tugend zu begegnen wünscht, um sie zu verlachen und zu zerstören. Die Absicht des Miltonischen Luciefers ist, den Menschen zu einer großen, allgemeinen Sünde zu verleiten, deren Hauptgröße in der Uebertretung eines Gebotes besteht. Mephistopheles aber gebraucht eine elende, verächtliche und detaillirte Schlechtigkeit und spricht und handelt auch so; er ist eben so bereit, den Wucherer wie den Kuppler zu machen, wie es den Leidenschaften seines Opfers am meisten gemäß seyn mag; in diesem Drama spielt er beide Rollen. Hat der dramatische oder epische Dichter die Thätigkeit des bösen Prinzips nöthig, so muß er ihm eine menschliche, wenigstens eine körperliche Gestalt geben, und will er diese Gestalt in dem gewöhnlichen Weltleben auferstehen lassen, dann muß sie von der des gefallenen Geistes weit verschieden seyn. —

„Dessen Gestalt noch nicht verloren hatte
Die erste Reinheit ganz, so wie die des
Erzengels!"

Den Geist, auf dessen Stirn

„Des Donners tiefe Narben eingefurcht",

konnte man nicht als thätiges Wesen in einer Gesellschaft auftreten lassen, wo Alles einförmig, gemeinplätzig und conventionell ist, und Mephistopheles ist deshalb mehr übereinstimmend an Gestalt mit den Wesen geformt, welche ihn umgeben. Sein Aussehen ist demnach auch gemeiner, damit es mit seiner herabgewürdigten Thätigkeit übereinstimmt; er ist nicht länger der Versucher des ganzen Menschengeschlechts, sondern der eines Individuums. Kurz er ist klüger als erhaben und hat mehr den Spleen eines der niederen bösen Geister, als die erhabene Energie ihres Oberhauptes. Er spricht und handelt mehr wie ein Talleyrand, denn als Lucifer."

Je mehr Uebersetzungen bereits von einem Kunstwerk vorhanden sind, desto größere Ansprüche muß man an jede neue stellen, indem es sonst entweder als Anmaßung oder Unwissenheit zu betrachten wäre, die Zahl mit einer nichtssagenden neuen zu vermehren. Das Verständniß des Faust ist in England besonders durch die Anmerkungen und Erklärungen gefördert worden, welche die prosaische Uebersetzung Hayward's begleiten. Dieser deutschkundige Jurist, der auch Savigny's „On the vocation of our age for legislation and the science of law" übersetzte, kam selbst nach Deutschland herüber, um sogar die Lokalitäten in Augenschein zu nehmen, besonders die des Harzes. Zwar enthalten alle andere Uebersetzungen, welche wir gleich unten aufzählen werden, Anmerkungen, die ihren eigenthümlichen Werth haben, wie die von J. Birch, der mit ausdauernder Gründlichkeit oft sehr von allen abweichende originelle Erklärungen gegeben: keine sind aber so allgemein verständlich und mit denen Deutscher Erklärer so übereinstimmend, als die Hayward's. Die Anmerkungen zur vorliegenden Ausgabe zeichnen sich durch Anführungen und Vergleichung ähnlicher Stellen aus Englischen Dichtern mit denen Goethes aus, und die aus Shakespeare, Milton, Byron, Shelley, Wordsworth u. s. w. gewählten sind in der That recht sehr überraschend.

Wir heben die Stellen Englischer Dichter, welche mit dem Goetheschen Prologe im Himmel verglichen werden, als Probe heraus: „Es scheint von den ältesten Zeiten her, von denen wir Kunde haben, eine natürliche Neigung vorherrschend gewesen zu seyn, die Idee der Musik mit der Bewegung der Sphären zu verbinden. Philosophen haben es durch eine natürliche Verwandtschaft zu erklären gesucht, welche zwischen Regelmäßigkeit und Harmonie zu bestehen scheint; Dichter haben dies indessen mehr wörtlich erklärt und in zahllosen Fällen die sichtbare Schönheit der Bewegung mit der hörbaren Schönheit des Tons verknüpft. Eine erhabene Stelle haben wir bereits aus der heiligen Schrift angeführt (das erste Kapitel des Hiob); der größte Theil derselben enthält die reinste und erhabenste Poesie, welche die Erde besitzt. Aber auch von profanen oder vielmehr weltlichen Poeten (da wir das erste Wort auf Hoherpriester der Dichtkunst nicht gern angewandt sehen), ist von dieser Einheit unzählige Mal gesprochen worden. Wenn irgend etwas von ausgezeichneter Schönheit über irgend einen Gegenstand angeführt wird, so werden wir gewöhnlich finden, daß es von Shakespeare herrührt. Die Stelle, worin er jene Idee ausspricht, wird Jedem auffallen:

„— — Wie ist des Himmels Zier
Mit goldnen Sternen reichlich aufgelegt;
Der kleinste Feuerball, den du erblickst,
Singt in Bewegung einem Engel gleich,
Und stimmt ins Chor der jungen Cherubim.
Die Seelen, die unsterblich, haben auch
Solch' eine Harmonie; doch eingehüllt
In grobe Kleidung der Vergänglichkeit,
Vernehmen wir sie nicht."

Goethe stellt die Sonne dar, wie sie ihren Gesang „nach alter Weise im Brudersphären Wettgesang" hören läßt, und Shakespeare meint, daß jeder Sternenball „in den Chor der jungen Cherubim einstimmt", von denen man voraussetzen kann, daß sie in gleicher Weise den Gesang erwiedern.

Kein Dichter hat häufiger von dieser himmlischen Harmonie gesprochen, als Shelley, und zahlreiche Stellen könnten von ihm angeführt werden. Eine mag genügen:

„Jane. — — Während unsrer Rede
Erschallt ein neuer Klang; welch' dustrer Ton ist's?
Panthea. Das ist Musik der Welt, die sich bewegt,
Und auf den Saiten der bewegten Luft
Aetherisches Getön vernehmen läßt.
Jane. Vernimm das Echo, wenn die Musik schweigt.
Welch' silberreine Töne, wie erweckend,
Die uns durchschauernd in der Seele beben,
Gleich hellen Sternen an dem Winterhimmel,
Die auf der Meeresfläche sich bespiegeln."

Auch die Stelle in Milton's „Ode auf die Geburt Christi" gehört hierher, wo es heißt:

„Ja, solche Musik ward
Nur früherhin vernommen, wenn
Des Morgens Söhne den Gesang anstimmten.

In einem Anhang theilt Filmore eine kurze Notiz über Lenau's Faust mit und eine treffliche größere Analyse des Faust von Marlowe, die wir, obgleich es bereits im Deutschen eine vollständige Bearbeitung dieses ältesten Faust-Gedichts giebt, des hohen Interesses wegen, hier anfügen:

„Man nimmt an, daß Doktor Faust um 1560 starb; die Tragödie Marlowe's wurde zuerst 1604 gedruckt, war aber bereits zwei oder drei Jahre früher geschrieben und aufgeführt worden. Marlowe ist demnach der Erste, welcher diesen Charakter zum Gegenstand eines Drama's wählte. Es beginnt mit einer Rede des Chorus, in welcher der Geburt und der Aeltern des Faust und der Ueberlegenheit seiner Kenntnisse Erwähnung gethan wird:

„Er stammt von Aeltern ab, gemeiner Herkunft,
In Deutschland ward zu Rhodes er geboren;
Er ging dann später hin nach Wittenberg,
Wo ihn erzog ein naher Anverwandter.
So tief gelehrt ward er als Theologe,
Daß bald der Doktor seinen Namen schmückte.
Bald übertraf er im gelehrten Streit
Sie alle, bis er überschwoll an Klugheit
Und Einbildung in überirdischen Dingen.
Da hoben seine wächsernen Schwingen ihn
Weit über sein Bereich, und es beschlossen
Die Himmel seinen Sturz; denn er verfiel
Dem Teufelswesen; statt mit edlem Wissen,
Füllt er sich nun mit arger Zauberkunst."

Die eigentliche Handlung beginnt dann mit einem Selbstgespräch des Faust in seinem Arbeitszimmer, worin er über den Werth der verschiedenen Zweige des menschlichen Wissens, über Logik, Medizin, Jurisprudenz und Gottesgelahrtheit philosophirt, aber von allen sich nicht befriedigt findet und erklärt, daß er der Magie den Vorzug einräume, da sie Macht gewähre und Genuß verschaffe.

„O welche Welt des Nutzens und Vergnügens,
Der Macht, der Ehre und der Allgewalt
Eröffnet sich dem Blick des regen Künstlers!
Was sich bewegt zwischen den ruh'gen Polen
Gehorcht dann meinen Worten; Kaiser, Kön'gen
Gehorcht man nur in einzelnen Provinzen,
Doch seine Herrschaft, die sie übertrifft,
Erstrecket sich so weit der Menschen Wünsche."

Sein Diener Wagner tritt ein, den er nach seinen Freunden Valdes und Cornelius, die sich mit dem Studium übernatürlicher Wissenschaft befassen, absendet, um sich deren Beistand zu erbitten. Nach Wagner's Weggang erscheint ein guter und ein böser Engel; der erstere ermahnt ihn, seine magischen Bücher bei Seite zu legen und seine Forschungen einzustellen, der andere drängt ihn, darin fortzufahren. Er bleibt unerschütterlich in seinem Entschluß; der Genuß, den er vom Besitz überirdischer Macht erwartet, hat einen mächtigen Einfluß für ihn:

„Ich lasse Geister suchen, was ich wünsche,
Erschließen mir, was mir noch dunkel ist;
Vollzieh'n für mich das kühnste Wagstück; fliegen
Gen Indien soll ich sie nach Gold und Silber;
Nach Perlen tauchen in den Ocean;
Des neugefund'nen Welttheils Winkel soll ich
Nach auserles'nen Früchten sie durchstreifen."

Indessen verlangt er mit eben so großer Sehnsucht nach Kenntnissen wie nach Genüssen; denn er sagt:

„Die fremde Weisheit sollen sie mich lehren
Und die Geheimnisse der fernen Kön'ge."

Hierauf erfolgt eine Unterredung mit Valdes und Cornelius, in welcher sie ihm die Vortheile des Studiums der Magie auseinandersetzen: Valdes spricht von der Herrschaft über Geister, die fähig sind

„Uns zu beschützen, wenn es uns gefällt,
Gleich Deutschen Rittern mit den starren Lanzen,
Gleich Riesen Lapplands tretend uns zur Seite";

die zuweilen aber auch in anziehenderen Gestalten auftreten:

„Oft Frauen gleich und unverletzten Mädchen,
Die durch die hohen Augenbrauen selbst
Der Königin der Liebe überstrahlen."

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Urtheil der Amerikanerin Mrs. E. F. Ellet über sechs Deutsche Novellisten.

(Schluß.)

„Hauff hat Zschokke's einfachen Pathos mit dem Scheine größerer Realität in seinen Novellen. Wahr ist es, daß sie einen romantischen Ton haben, der zuweilen an Extravaganz streift, doch ist er, wo er die Gränzen nicht überschreitet, wahrhaft ergreifend. Eine seiner schönsten Erzählungen: „Die Bettleren am Pont des Arts", ist durch die Schilderung einer Begebenheit entstellt, die sowohl gegen Wahrscheinlichkeit, wie gegen Decorum verstößt. Der Verfasser geht in seiner Bemühung zu weit, unser Mitgefühl für ein begabtes Mädchen in Anspruch zu nehmen, das, bis zur gänzlichen Ueberwältigung, von ungewöhnlichen Schicksalen verfolgt wird, bis sie zuletzt zu einem Rettungsmittel, leider auf Kosten aller edlen Gefühle! greift.

„In dem „Juden Süß" hat Hauff eine bessere Erzählung geliefert, insoweit Erfindung und Plan betheiligt sind. Lea ist eine vollkommene Originalschöpfung. Als die Schwester eines einflußreichen Juden, der, obgleich Günstling des Landesherrn, von dem Volke gehaßt wird, hat sie, abgeschlossen von der Welt und unbekannt mit ihren Mängeln, gelebt. Obgleich ihr Bruder hinterlistig, selbstisch und lasterhaft ist, war er doch immer bedacht, sie vor Verführung und Lastern zu schirmen. Ihre kindliche Sanftmuth, ihr natürlicher Verstand, ihre Anhänglichkeit, ihre Aufopferung, kurz alle ihre edlen Gefühle und ihre Charaktergröße sind herrlich gezeichnet und geben uns einen Charakter, vollkommen neu in Phantasiegemälden.

„Ludwig Tieck ist ein Genius ganz verschiedener Art; er erscheint uns als ein unter klassischem Himmel gepflegter Geist, der sich gewaltig erhob, die Thorheiten seiner Generation zu geißeln. Fast jede Erzählung, die in den vor uns liegenden acht Bänden enthalten ist, bringt uns die Erläuterung irgend eines Irrthums oder eines populär gewordenen Fehlers. Er begnügt sich nicht allein damit, die fehlerhaften Tendenzen seiner Zeit anschaulich zu machen, er führt den großen Haufen vielmehr von seinen seltsamen Abschweifungen zurück und leitet ihn auf den Pfad der gesunden Vernunft. Eine reiche Aernote bot sich seinen Arbeiten dar, nicht allein in Fehlern, die von dem Deutschen National-Charakter unzertrennlich sind, sondern auch in solchen, zu denen sie von falschen Lehrern und selbstgenügsamen Führern geleitet wurden. Für seine Bemühungen, die Fehler zu verbessern, hat Tieck die immerwährende Dankbarkeit der Vernünftigen verdient, nicht allein unter seinen Landsleuten, sondern aller derjenigen, die aus seinen Lehren Vortheil zogen. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, empfehlen sich seine Arbeiten noch durch die auf reine Moralität gegründete philosophische Wahrheit, die er ihnen einzuprägen sucht, und durch einen herrlichen Styl, der seine Werke so werthvoll macht, wie nur irgend etwas in der Deutschen Literatur gefunden werden kann.

„Es gebricht uns hier an Raum, in eine Analyse auch nur einer seiner Novellen einzugehen, wir müssen uns mit der Erwähnung einiger seiner besten begnügen. In: „Die Reisenden", und „Die Wundersüchtigen" deckt er die Absurditäten moderner Philosophie auf. In: „Des Dichters Leben" ist des Fanatismus Gewalt auf die menschlichen Leidenschaften kräftig geschildert. „Der Hexensabbath" giebt uns ein überraschendes Bild katholischer Bigotterie. „Das Zauberschloß" hat eine Auswahl gutgezeichneter Charaktere, enthält manche belustigende Erlebnisse und stellt den Hang zum Aberglauben in ein gehöriges Licht. Eine sehr einfach angelegte Erzählung, die jedoch ungemein interessirt, führt den Titel: „Musikalische Leiden und Freuden". In ihr finden wir eine Mannigfaltigkeit von Abenteuern, welche die Vergnügungen und Beschwerden der Musiker schildern. Die Hauptgeschichte handelt von einem jungen Grafen, der sich in eine Sängerin verliebt, die er nur einmal gehört hat, und der er mehrere Jahre, ohne sie zu finden, nachreist, obgleich er von ihr nichts weiter als den Nacken und ihr feingeformtes Ohr gesehen hat. Endlich findet er sie in der Tochter eines Musikers wieder und erfüllt sein Gelübde, indem er ihr Hand und Vermögen bietet. Der Dialog — und Dialoge machen einen ungewöhnlich großen Bestandtheil der Tieckschen Novellen aus — enthält viele kritische Bemerkungen über die großen Meister in der Musik. — „Die Verlobung" ist eine herrliche Erzählung. — „Der Jahrmarkt", so wie die Reisenden und mehrere andere, haben wenig Interesse für nichtdeutsche Leser, da die Geißelhiebe der Satire die in ihnen geschilderten Thorheiten und Gebrechen des Deutschen, kleinstädtischen Lebens treffen. — „Pietro von Albano", die Geschichte des berüchtigten Zauberers, ist anziehend durch die Kraft der Darstellung und die reiche Färbung, gehört aber als Zaubergeschichte nicht zu der Klasse oben erwähnter Novellen. Tieck weicht hier von der reinen Einfachheit ab, die ihn sonst charakterisirt. Diese Erzählung ist mehr für den Geschmack solcher Leser berechnet, die sich an Hoffmann's Wildheit ergötzen, und die nur lesen, um eine trübe Stunde durch überraschende Phantasie-Schöpfungen zu verscheuchen. Der interessanteste Theil derselben ist die Beschreibung von Crescentia's Wiederbelebung durch Zauberkünste; ihr halbtodter, halblebender Zustand und die Sehnsucht, mit der sie sich zu der Ruhe, der man sie entrissen, wieder zurücksehnt.

„Selten geschieht es, daß Tieck der Liebe zum bloßen Zeitvertreibe genügt; seine Erzählungen führen gewöhnlich in ruhiger gelassener und gleichmäßiger Weise bis ans Ende, was gewiß keinen Tadel verdient. Einer seiner Hauptzwecke ist, einen herrschenden Fehler der Literatur zu verbessern (to correct a prevailing vice in letters); er beobachtet seine eigenen Vorschriften, indem er die Einfachheit der Natur oder die nüchtere Vernunft überschreitet. Seine Erzeugnisse sind darauf berechnet, Gutes zu bewirken, das fortdauern wird, wenn die seltsamsten Ausgeburten der Imagination längst aufgehört haben werden, uns in Erstaunen zu setzen.

„Wir geben freudig den Verdiensten J. P. Lyser's unsere Anerkennung; obgleich sein Ruf im eigenen Vaterlande sich erst zu begründen anfängt, blicken wir auf den jungen Autor als auf ein vielversprechendes Talent. Außer den beiden vor uns liegenden Bänden haben wir nur wenige seiner Erzählungen gelesen, sie alle aber geben Zeugnisse von einer lebhaften Einbildungskraft und einem verfeinerten Geschmacke. Sein kräftiger Styl, sein Darstellungsvermögen, das er mit Einfachheit verbindet, sind Vorzüge, die, wir bekennen es gern, sehr angenehm auf uns einwirkten. Er vermeidet Weitschweifigkeit im Beschreiben und Detailliren, diese Erbsünde der Deutschen Schriftsteller: drängt im Gegentheil seinen Stoff so zusammen, daß dadurch seine Erzeugnisse einen von fast allen Deutschen Schriften verschiedenen eigenthümlichen Charakter erhalten. Seine „Kunst-Novellen" sind Novitäten in der Romanwelt, die kaum für Werke der Einbildungskraft genommen werden können. Des Autors Absicht ist, in jeder Novelle den Charakter und die Manier irgend eines Tonkünstlers oder Malers zu veranschaulichen. Die Ereignisse sind größtentheils der Biographie des Künstlers entlehnt, und wenn irgend etwas von Seiten des Verfassers hinzugethan ist, so dient dies dazu, das stets nach dem Leben gezeichnete Gemälde mehr zu vervollständigen.

„Der Leser wird mit den meisten der berühmten Deutschen und Italiänischen Tonkünstler bekannt gemacht: Händel, Tartini, die Familie Bach, Palestrina, Mozart, Bellini, Gluck und Haydn. Das Leben und die Schicksale des Französischen Malers Callot sind zu einer schönen Erzählung verwebt, die des Lesers Theilnahme schon ihres romantischen Interesses wegen in Anspruch nehmen wird, bevor er noch die Kunst gewahrt, mit welcher der Charakter dieses wunderlichen, originellen Künstlers enthüllt und dargestellt ist. — Tartini's heimliche Ehe, seine Flucht und sein Einsiedlerleben im Kloster, sein Traum, in dem er bekanntlich mit dem Teufel Violine spielt und die Welt gewinnt; sein zufälliges Entdecktwerden zu Assisi von den Verwandten seiner Frau, während er hinter einem Vorhange in der Kirche spielt, ist von Lyser sehr glücklich bearbeitet worden.

„Das uns gegebene Bild von Händel ist ein wahrhaft edles und geistvolles. Dieser große Komponist wird uns als ein Mann von erhabenen, ehrenwerthen Gesinnungen geschildert, mit einer Seele, tief gefärbt mit derselben Größe, die aus seinen Compositionen hervorleuchtet, während sein Benehmen rauh ist und er, zu nicht geringer Belustigung der Londoner großen Welt, durch Spötteleien gereizt, des Landesherrn Mißfallen auf sich zieht. Seine Vernachlässigung der Formalitäten und Etikette des aristokratischen Lebens hatte ihn zu einem Fremdling in Carlton-House gemacht. Die Schilderung seines Empfanges daselbst von Seiten Georg's II., im Beisein des Hofes, gleich nach Aufführung des Messias, und die rauhe Antwort des Meisters auf des Monarchen huldreiche Komplimente sind höchst unterhaltend. Händel nahm für sein Werk einen höheren Lohn, als die Ehrenbezeugungen des Hofes, in Anspruch. Als der König ihm dankt „für die angenehme Unterhaltung, die er ihnen durch den Messias bereitet hatte", ist seine Antwort: „Sire! Ich habe mich nicht bemüht, Sie zu unterhalten, sondern Sie besser zu machen!"

„Die stete Bemühung des Autors geht dahin, uns klar zu machen die wahre und erhabene Sphäre der Kunst, ihre Gewalt und ihren Beruf, das menschliche Herz zu erheben, ihn vor Versuchung zu schützen durch Hinleitung zu edlen Genüssen. „Von ihrer reinen, heiligen Gegenwart ist alles Gemeine verbannt!" — Er stellt ihre wahren Jünger mit einer Würde umgeben dar, die das Gute und Schöne in einer entarteten Welt zu Ehren bringt. Ein trauriges Beispiel hat er uns von einem Geiste gegeben, ausgerüstet für die Pflichten, welche die Kunst auferlegt, und für die Genüsse, die sie zusichert, der aber irregeleitet wird durch Leidenschaften, der, abgezogen von ihrem stillen Pfade, in die Schrecken des Unglaubens und Wahnsinns gestürzt wird. Es ist Friedemann Bach, der Sohn des großen Sebastian. Die Erzählung beginnt mit einem lebendigen Gemälde des jungen Mannes, versunken in Ausschweifung und Intrigue, das Schlachtopfer einer Kokette, unbezähmbaren Leidenschaften preisgegeben, sich selbst verabscheuend und zurückbebend vor dem reinen Auge seines würdigen Vaters. Dieser fromme, zärtliche, alte Mann bildet einen bewunderungswürdigen Kontrast zu seinem Sohne; dasselbe thut sein jüngerer Bruder Philipp Emanuel Bach, ein talentvoller Jüngling, der frei von den Untugenden ist, die den unglücklichen Friedemann beflecken. Sebastian's Ermahnungen, die er an den Sohn richtet, mit dessen Vergehungen er noch unbekannt ist, in dessen Besitz er sich noch glücklich preist, sind charakteristisch und ergreifend.

„Mozart's Don Juan ist vom Verfasser in einem sehr geistreichen, ergötzenden Styl gehalten; die darin vorkommenden Scenen belehren uns über die erste Aufführung dieser Oper und über die Umstände, die ihre Composition und Darstellung begleiteten. Wir wissen nicht, wie viel Faktisches an der Erzählung ist, aber der Charakter des großen Komponisten, grillenhaft, doch gutherzig, ist nach dem Leben gezeichnet. — Die Skizze von Bellini schildert bewunderungswürdig den empfänglichen Künstler, der nur dann komponiren konnte, wenn er gehörig verliebt war, doch ist Lyser in Beziehung auf den geliebten Gegenstand im Irrthum; wir kennen auch nicht Eine Autorität für die Voraussetzung, daß er die Malibran liebte.

„Die Geschichte von Joseph Haydn schildert dessen früheres Leben und ist mit entschiedenem Humor erzählt, eine Eigenschaft, die Lyser unbestreitbar in nicht geringem Grade besitzt. Er nimmt Gelegenheit, manche lustige Anekdoten von verschiedenen Künstlern einzuflechten, wie zum Beispiel die von Maria Antoinette in der Novelle: „Gluck in Paris" erzählte, von dem berühmten Tänzer Noverre, der zu Gluck ging, um auf die Scythischen Tänze in seiner „Iphigenia in Tauris" zu schimpfen. Als er behauptete, daß kein Tänzer der großen Oper zu solcher Musik tanzen könne, wird Gluck wüthend, hebt den kleinen Tänzer in die Höhe, tanzt mit ihm durchs ganze Haus, Treppen auf und ab, dabei stets das Scythische Ballet singend, bis er ihn zuletzt auf die Straße hinausgetanzt hat. Hier, vollkommen athemlos von der unfreiwilligen Anstrengung, fragt er ihn ganz trocken: „Herr! unterstehen Sie sich jetzt noch, zu behaupten, daß sich nach meiner Musik nicht tanzen läßt?"

„Die kritischen Bemerkungen über die Manier der verschiedenen Künstler bilden den werthvollsten Theil der Erzählungen. Zuweilen sind sie mit etwas Deutscher Philosophie ausstaffirt, doch hält sich Lyser im Allgemeinen von diesem Fehler freier, als man anfangs erwartet.

„Wir hören, daß eine Englische Uebersetzung dieser interessanten Erzählungen vorbereitet und sehr bald veröffentlicht werden wird. Ungemein freuen würde es uns, wenn Werke dieser Art bei uns populär würden; eine viel höhere Kenntniß, als die des bloßen Geschichtlichen, würde durch sie auf angenehme Weise dem jugendlichen Gemüthe mitgetheilt werden."

Frankreich.

Eine Erinnerung aus Korsika.*)

Im Jahre 1793 konnte Frankreich, während es auf dem Festlande den vereinigten Kräften von ganz Europa standhielt, seinen Kolonieen die Unterstützung, deren diese höchst dringend bedurften, nicht zukommen lassen. Die Französische Marine war so gut wie vernichtet, und, um das Mißgeschick aufs Aeußerste zu steigern, gerade die ausgezeichneten Offiziere hatten sich gezwungen gesehen, auszuwandern: die Einen, und zwar die Mehrzahl, um dem rechtmäßigen Königthume treu zu bleiben, die Anderen, um einer grausamen Revolution nicht zu dienen, welche nach dem den Schlachtfeldern geweihten Blute dürstete.

Die Engländer hatten nicht ermangelt, unsere bürgerlichen Spaltungen, so wie die Schwäche unserer Hülfsquellen für den Seekrieg, zu nützen, um unsere Kolonieen an sich zu reißen. Auch Korsika, Ludwig's XIV. schöne Beute, im Angesichte von Toulon, hatte ihre Begierde erregt. Indeß, wenn sie auch wirklich Landungen daselbst bewerkstelligten und sogar glücklich genug waren, vom Lande Besitz zu nehmen, so blieben dies doch immer nur rasch vergängliche Erfolge, welche nicht vermochten, der Gesinnung der Landes-Einwohner auf die Dauer zu widerstehen. Der bekannte Paoli, dessen Wille den meisten seiner Landsleute als Gesetz galt, war der Briten getreuer Bundesgenoß. Dieser General trieb die Korsen unablässig an, zu Gunsten der Engländer die Waffen zu erheben und allen mit der Gegenpartei Verbundenen nachzustellen.

Zu den Letzteren gehörte ein junger Französischer Lieutenant, Landsmann und Liebling Paoli's, der ihn an Kindes Statt bei sich behalten wollte. Dieser Offizier war jedoch für alle Versprechung wie für alle Verlockungen taub und rüstete sich, um der letzteren endlich überhoben zu seyn, zur Rückkehr in seinen Standort auf dem Festlande. Als er sich darauf bei Paoli beurlaubte, gerieth dieser an dergleichen Widerstand wenig gewöhnte General, da er alle seine Bemühungen verloren sah, dergestalt in Eifer, daß Beide mit einander sehr unzufrieden sich trennten. Nun besorgte der Lieutenant, welcher mit des alten Korsen Denk- und Handlungsweise hinlänglich bekannt war, dieser möchte seine Abreise geradezu verhindern; und nicht mit Unrecht, denn kaum zwei Stunden nach dem stürmischen Abschiede benachrichtigte den jungen Mann ein Freund, daß der General in seiner absonderlichen Vaterliebe so eben Befehl zur Verhaftung desselben gegeben. Augenblicklich erkannte hiernach der Offizier, daß, trotz der nicht unbeträchtlichen Entfernung, der einzige hier noch offene Zufluchtsort die Festung Calvi war, wo sich seine Familie einige Monate früher nach Marseille eingeschifft hatte und eine Französische Besatzung lag. Sofort begab sich der Bedrängte deshalb auf den Hof eines ihm bekannten Schäfers und theilte ihm seine Bedrängniß mit. Dieser wackere Mensch, Namens Marmotta, ein Korse in der besten und wahrsten Bedeutung des Wortes, d. h. für die Wohlthaten, welche er früher von des Lieutenants Familie genossen, noch empfänglicher, als er für eine Beleidigung selbst gewesen wäre — rief: „Wie, Herr Lieutenant, Sie wollte man verhaften? So lange Marmotta und seine Leute noch Kraft genug haben, ein Gewehr zu führen, soll man das wohl bleiben lassen!"

Am folgenden Tage um zwei Uhr Morgens finden wir den Flüchtling, unter Bedeckung von etwa funfzehn bis an die Zähne bewaffneter Bauern, bereits auf dem Wege nach Calvi, oder doch in der Richtung dahin; denn um jede Bewegung mit Leuten von Paoli's, der herrschenden Partei, zu vermeiden, mieden sie auch die eigentliche Straße. Da aber damals auf der ganzen Insel nur zwischen Bastia und Ajaccio (über Corte) eine wirkliche Straße zu

*) Nach der Gazette du Midi, die als Quelle für diese Anekdote den weiter unten genannten Offizier bezeichnet.

finden war, für alle andere Punkte dagegen von der Regierung erst jetzt so und so viel Millionen votirt werden, deren Verwendung annoch abzuwarten — so können wir uns die Beschwerlichkeiten unserer Reisenden kaum allzu verdrießlich vorstellen, sofern wir von den Felsen, Abgründen und Hohlwegen, auf welchen dort nur selten zwei Mann neben einander gehen können, irgend einen Begriff haben. So hatten Jene denn bei Sonnenuntergang gerade die Bergkette überschritten, welche das Eiland von Norden nach Süden durchschneidet, und machten nunmehr Halt, um den Morgen lieber in den Mais abzuwarten, als sich jetzt noch weiter zu wagen, was sowohl der Schäfer wie der Offizier als unzeitig erkannten. Unter dem Schutze eines gewaltigen Feuers und ringsum aufgestellter Wachen überließen sie sich dem stärkenden Schlafe.

Nach einem vierstündigen, ungestörten Marsche am nächsten Morgen tauchte Calvi's ragender Festungsbau auf seinem hohen Vorgebirge von Granitfelsen, in einer Entfernung von nur noch fünf Stunden, vor der Männer Blicken empor. Nun wußte sich der Lieutenant, der aus guter Quelle seine Notizen hatte, sicher und bestand deshalb, trotz allem Widerstreben Marmotta's und dem Abrathen der ganzen Mannschaft, darauf, Alle zu entlassen und die geringe Strecke bis zur Festung allein zurückzulegen. Dankbar drückte er des Schäfers Hand und bezeigte den übrigen Gefährten ebenfalls seine Erkenntlichkeit. Dann verloren sie sich gegenseitig bald aus den Augen. Der Weg war jetzt minder schlecht, und der junge Offizier wünschte sich schon innerlich Glück, des alten Generals Nachstellungen so gut entgangen zu seyn, als er, kaum eine Stunde entfernt, rechter Hand eine Abtheilung Infanterie erblickte, welcher ein ganzer Schwarm von Plänklern voranzog. Da er nur annehmen konnte, daß diese Truppen zur Einschließung von Calvi bestimmt seyen, so wandte er sich augenblicklich links, obwohl er sich somit wiederum in wilde Bergschlünde vertiefen mußte, zwischen deren steilaufsteigenden Felswänden er nicht nur das ersehnte Asyl aus den Augen, sondern alsbald, in den wirren Engpässen, auch die Richtung gänzlich verlor.

So irrte er bereits eine volle Stunde umher, ohne irgend einen anderen Anhaltpunkt zu haben, als, wie er es nannte, seinen guten Stern. Diesem vertraute er indeß rückhaltlos und, wie es plötzlich den Anschein gewann, nicht vergeblich; denn unversehens stand wenige Schritte von ihm ein junger Bursche, welcher einen holzbeladenen Esel vor sich hertrieb. „Hr, Freund! Bin ich noch weit von Calvi?" fragte der Offizier. — „Nein, Herr, sind Sie erst über den schwarzen Berg hier, so können Sie Calvi schon sehen und sind in drei Viertelstunden drin." — „Danke. Aber ich bin hier fremd: könntest Du mich nicht aus diesen verwünschten Engpässen hinausbringen?" „Warum nicht, ich will selber nach Calvi." — „Gut denn. Aber der Feind streift hier herum, und wenn Du mich etwa verrathen wolltest, wehe Dir!" — „Sie können mir immer trauen; ich geb' Ihnen mein Wort, und das, Herr, hat noch kein ordentlicher Korse im Stiche gelassen! Uebrigens braucht' ich Ihnen ja gar nichts zu versprechen; wollt' ich Ihnen aber wirklich schaden, verlassen Sie sich drauf, dann macht ich mir aus all' Ihren Drohungen nicht so viel . . .!"

Ueber diese eben so prunklos gesprochenen, als einfach tüchtigen Worte zugleich erstaunt und erfreut, folgte der junge Soldat seinem unbekannten Führer ohne Zaudern und traf mit ihm zur angegebenen Zeit wohlbehalten in der Vorstadt von Calvi ein. Hier gelang es ihm nicht ohne Schwierigkeit, den wackeren Burschen zu bewegen, ein Goldstück anzunehmen, weshalb er ihn, von diesem offenen und entschiedenen Wesen vollends eingenommen, nach seinem Namen fragte.

„Ich heiße Napolino", — antwortete der Führer.

„Napolino? den Namen brauch' ich mir nicht erst aufzuschreiben", sagte der Lieutenant, seine Brieftasche wieder einsteckend. „Nach zehn Jahren kannst Du mich in Paris finden und sollst sehen, daß ich ihn nicht vergessen haben werde." Ohne auf des Offiziers letzte Worte sonderlich zu achten, antwortete der Eseltreiber: „Das kann sich wohl einmal treffen", — bedankte sich wiederholentlich und trieb, seelenvergnügt über den größten Schatz, den er jemals sein genannt, nach Hause.

Der Andere ruhte, ungeachtet seiner mühevollen Reise, nur kurze Zeit in der Vorstadt aus und stieg dann geradenweges zur Festung hinauf, um dem Befehlshaber den üblichen Besuch abzustatten. Unterweges mußte aber die Rücksicht auf diese Artigkeit dem Triebe der Wißbegierde, dem Hange zur Selbstbelehrung in jedem Augenblicke, weichen: er machte die Runde durch sämmtliche Werke und begann zuletzt sogar, den Festungsplan aufzunehmen. Da meinten etliche auf ihn aufmerksam Gewordene, einen Spion oder allermindestens doch einen Englischen Offizier in ihm zu sehen, welcher die Befestigungen auskundschaften wolle. Sie schrieen Verrath! und plötzlich trat des General-Kommandanten von Calvi Adjutant *) zu dem von allen Seiten Umringten, indem er ihn im Namen des Generals verhaftete. Unser Freund war jedoch in seine Lieblingsbeschäftigung dermaßen vertieft, daß er erst durch den wiederholten und allerdings sehr vernehmlichen Zuruf: „Herr, Sie sind mein Arrestant!" zur vollen Erkenntniß seiner Lage gebracht wurde.

„Wie!" rief er nun seinerseits, „darum also wäre ich dem alten Paoli durchgegangen, daß ich jetzt hier, in dem einzigen Platze, den wir noch behalten haben, in meinem eigenen Vaterlande und als Französischer Soldat arretirt werden sollte? Das kann doch nicht möglich seyn, Herr Adjutant; hier haben Sie meine Karte mit meinem Namen."

Kaum hatte Letzterer die Karte überflogen, so gab er sie dem Lieutenant zurück, indem er ihn als den besten Freund seines älteren Bruders herzlichst begrüßte und Arm in Arm mit ihm zum General ging, welcher den Fremden nicht bloß mit größter Zuvorkommenheit aufnahm, sondern ihn auch während dessen dreitägigen Aufenthalts in seinem Hause und an seiner Tafel behielt, so daß derselbe nun auch nach Gefallen zeichnen konnte, ohne wieder mit einem Verhaftbefehle bedroht zu werden. Dann schiffte er sich im dortigen Hafen ein, den er zum ersten und letzten Male sah, und später kam die Nachricht von seiner glücklichen Ueberfahrt daselbst an. Bei seinem Regimente fand er den freudigsten Empfang, denn er übte auf seine Waffenbrüder insgesammt ein fast wunderbares Uebergewicht.

Weiter jedoch können wir den Schritten unseres jungen Helden unmöglich folgen; wir finden ihn 1814 (wie man längst schon errathen) auf dem Kaiserthrone, und unsere Erzählung knüpft sich erst an das Ende dieses verhängnißschweren Jahres wieder an:

Der Mann, welcher halb Europa sich unterworfen, vor welchem ganz Europa gebebt und dessen Heeresmassen den Persischen des Xerres erst den Glauben an deren einstiges wirkliches Daseyn vindizirt, hatte so eben ein ganz bescheidenes Häuflein gemustert: sein Bataillon auf Elba — da meldete man ihm Jemand, der um die Gnade, vorgelassen zu werden, gebeten, seinen Namen aber durchaus nicht habe nennen wollen. Bonaparte befahl, ihn einzuführen, und erkannte den Eintretenden als seinen Korsischen Führer aus Calvi wieder.

„So also hältst Du Dein Versprechen?" — „Ich gab Ihnen mein Wort, und das hat noch kein ordentlicher Korse im Stiche gelassen!" — „Seitdem sind 21 Jahre vergangen. Weshalb kommst Du erst jetzt zu mir, nun ich nichts mehr für Dich thun kann?"

„Sire, die Ehre, Sie zu sehen, ist mir schon genug. In besseren Zeiten, früher, bin ich nicht zu Ihnen gekommen, obgleich mir's alle Welt vielmal gerathen hat, weil ich meinte, ich käme doch nicht vor, denn Ew. Majestät würde mich längst vergessen haben."

„Freund, die Furcht war grundlos, ich verzeih' Dir's aber; wie sollst Du mich richtig beurtheilen können, da die Nächsten um mich mir so vielfach Unrecht gethan und mir mit so großem Undanke gelohnt haben."

Napolino verließ mit großen Thränen in den Augen des Kaisers Zimmer. Am anderen Morgen empfing er durch Napoleon's Intendanten ein höchst erfreuliches Geschenk als Andenken.

Mannigfaltiges.

— Die orthopädischen Institute zu Paris. Ueber diesen Gegenstand hat ein hiesiger praktischer Arzt, der selbst Direktor eines erfolgreichen gymnastisch-orthopädischen Institutes ist, Herr Dr. H. W. Berend, eine kleine Schrift herausgegeben *), die nicht bloß für Mediziner, sondern auch für Laien, welche sich über den jetzigen Standpunkt der Orthopädie unterrichten wollen, ein näheres Interesse hat. Im Gegensatze zu Deutschland, wo die orthopädische Kunst, nachdem Heine, der sie zuerst zu einer Wissenschaft erhob, in Holland seinen Wohnsitz genommen, hauptsächlich von Laien geübt wird, hat in Frankreich schon seit längerer Zeit die wissenschaftliche Chirurgie dieses Gebietes fast ausschließlich sich bemächtigt, und eine große Zahl ausgezeichneter Aerzte, gleich bedeutsam durch ihre praktischen Leistungen wie durch wissenschaftliche Forschungen, hat dort jener Disziplin ihre Kräfte gewidmet und bewundernswerthe Erfolge erzielt. In diesem Augenblicke zählt Paris besonders vier Männer, die sich in diesem Zweige der Wissenschaft einen Namen erworben. Wir theilen darüber aus der Einleitung der Berendschen Schrift die nachstehenden Worte mit: „Seitdem vor mehreren Jahren der verdiente, geistreiche Pravaz sich von Paris nach Lyon übergesiedelt und Lafond London zu seinem Aufenthaltsorte gewählt hat, ragen unter den Pariser Orthopäden besonders vier, auch im Auslande oft genannte Namen hervor: Guérin, Bouvier, Duval, Tavernier. Alle vier haben die Literatur ihres Faches mit gediegenen Schriften bereichert, welche von dem schönen Streben zeugen, diesen Zweig der Medizin möglichst zu vervollkommnen. Bei einem Verein so wirksamer Kräfte, so wie bei der in Frankreich herrschenden Vorliebe für Spezialitäten überhaupt, ist es nicht zu verwundern, wenn einheimische und fremde Praktiker sich des Rathes der Pariser Orthopäden bedienen, denen eine so reiche und schätzenswerthe Erfahrung der seltensten Beobachtungen zu Gebote steht. In dieser Hinsicht erblicken wir in Paris eine wahrhaft erfreuliche Kollegialität. Die gefeiertsten klinischen Lehrer, Mitglieder des Institut de France, der Académie de Médecine, halten es nicht unter ihrer Würde, wo der Fall es erheischt, sich des Rathes eines erfahrenen Orthopäden zu bedienen, und so sah ich öfter in einer chirurgischen Abtheilung des Hôtel Dieu, welcher der würdige Brescheț vorsteht, Herrn Duval wirken, so Bouvier und Guérin in vielen anderen öffentlichen Krankenhäusern, und wie sehr auch das Gouvernement die Wichtigkeit des Gegenstandes begriffen, geht aus der Errichtung einer besonderen orthopädischen stationären und ambulatorischen Klinik im Hôpital des enfans malades hervor, in welcher wir Guérin's klassische Vorträge hörten."

*) Namens Louis Flach, dem wir diese wörtlich wahre Erzählung verdanken. Er lebt noch gegenwärtig, rüstig und jugendmuthig, in seiner Vaterstadt Calvi. Unter dem Kaiser Napoleon war er Intendant. (Anmerk. der Gaz. du Midi.)

*) Berlin, 1842. Aus Rust's Magazin Bd. LIX. Heft 3. besonders abgedruckt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Freitag den 17. Juni 1842.

Frankreich.

Die Philosophie in Frankreich und ihre Gegner.

Von Ch. de Rémusat.*)

Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ist ein geschlossenes Ganzes, ein festumgränztes System, während die der Gegenwart einen ganz anderen Charakter trägt und die Frage: Welches ist die Philosophie unseres Jahrhunderts? sich nicht so bestimmt beantworten läßt. Das Eigenthümliche unseres Jahrhunderts ist, daß es alle Ideen, alle Theorieen hat frei schalten lassen. Der menschliche Geist hat sich nach allen Richtungen hin ausgedehnt; das Reich der Geister kennt weder Bevorrechtete noch Geächtete; die Kritik hat Alles erfaßt. Die Verantwortlichkeit, dieses Attribut der Menschheit, welches die modernen Institutionen den Staatsgewalten aufzuerlegen suchen, ist eine unvermeidliche Nothwendigkeit aller Systeme geworden; denn auch die Systeme sind Gewalten, und nicht die Politik allein strebt nach Gerechtigkeit und Freiheit.

Eine absolute und exklusive geistige Herrschaft ist in Zukunft nicht mehr möglich; die Rechte des Menschengeistes würden sich dagegen sträuben. Aber die Wahrheit soll doch die Oberhand behalten. Es geht im Reiche des Geistes wie in unseren politischen Versammlungen zu. Alle Meinungen sind repräsentirt, und eine herrscht, jedoch nicht ohne Kontrolle; sie muß ihre Ansprüche unaufhörlich geltend machen und nachweisen. Also aus der freien Versammlung aller philosophischen Theorieen muß mit der Zeit ein allgemeines Votum zu Gunsten einer Theorie hervorgehen, die durch fortwährende Erörterung herrschen und das lebendige Prinzip der Vervollkommnung in sich enthalten wird.

Ehe wir weiter gehen, steht uns noch ein Bedenken im Wege. Unsere Zeit ist stolz auf ihre Vernünftigkeit, Frankreich meint wohl gar den Gipfel erstiegen zu haben, und dennoch bekümmert man sich im Allgemeinen so wenig um die Philosophie. Im Namen der Vernunft ächtet man die Wissenschaft des Denkens. Nicht etwa, als ob nicht eine gewisse Philosophie lange Zeit wegen ihrer Resultate in Ansehen gestanden; nämlich diejenige, welcher die sogenannten liberalen Ideen zugeschrieben werden. Die Philosophie des 18ten Jahrhunderts ist populär geblieben, aber mehr nach ihren Folgerungen als nach ihren Prinzipien. Man weiß ihr Dank, daß sie die Vorurtheile zerstört, aber man bekümmert sich nicht mehr um sie, nun die Vorurtheile gestürzt sind.

Sie ist indeß nicht die erste, welche in Frankreich aufgetreten; man kann sogar sagen, daß Europa die Philosophie von Frankreich erhalten hat. Nachdem sie als Scholastik in den Pariser Schulen geherrscht, überwältigte sie durch Descartes' Aufruf das 17te Jahrhundert. Sie war vielleicht mehr verbreitet als gekannt, aber sie stand in allgemeiner Achtung. Bewunderung und Vertrauen kamen der Physik wie der Metaphysik des großen Reformators entgegen.

Die Philosophie von Descartes war, wie man gesagt hat, die Reflexion in ihrer absoluten Freiheit. Aber in Folge der Furchtsamkeit, welche alle Geister in der letzten Regierungshälfte Ludwig's XIV. ergriff, in Folge auch der Einwirkung der Geistlichkeit, welche Alles schwächt, was sie berührt, und nie die Konsequenzen aus einem Prinzipe zieht, blieb diese Freiheit ziemlich unfruchtbar. Die Freiheit, die getreue Bundesgenossin der Philosophie, ist oft eine schlechte Leiterin in der Physik. Auch wurde Descartes' Lehre durch Newton verdrängt, wie die Hypothese durch das Experiment. England bekehrte Frankreich zu seiner Physik und gewann auch bald in anderen Punkten ein Uebergewicht. Die langen religiösen und politischen Streitigkeiten, der Abfall vom Katholizismus, der Anstoß, der von Baco ausging, hatten in England die Experimental-Philosophie und die Skepsis hervorgerufen. Im Gefolge der Newtonschen Physik kam diese Philosophie über das Meer. Als Descartes' System der Welt gefallen war, wurde auch seine ganze Philosophie gestürzt. Ueberdies war der Cartesianismus der Bundesgenosse der Theologie geworden, die ihn wenigstens nicht verleugnete, und so wurde er in das Schicksal der Theologie mit hineingezogen.

Die Ursachen, welche die Philosophie des 18ten Jahrhunderts zur Herrschaft brachten, sind bekannt. Aber es verdient bemerkt zu werden, daß sie gleichzeitig mit einer Revolution der physischen Wissenschaften erschien, so wie ferner, daß sie ihre Sache mit der Denkfreiheit verbündete, indem sie durch die Kritik und die Beobachtung die bestehenden Meinungen erschütterte. Daher ihre beiden unterscheidenden Charaktere: die Analogie der Methode, der Ansichten, der Folgerungen mit den physischen Wissenschaften, so wie andererseits ihr inquisitorischer, angreifender, skeptischer Geist.

Auch Descartes hatte sich zur Freiheit der Prüfung bekannt, aber er war bescheiden in seiner Sprache und hatte kein Aufheben von seiner Kühnheit gemacht; es ist die Frage, ob alle seine Anhänger die stolze Verachtung, die unter seiner unverwüstlichen Ruhe hervorblitzte, durchschaut haben. Er hatte die Freiheit gegründet, ohne den Aufruhr hervorbrechen zu lassen. Nach seinem Tode hatte er ohne Anfechtung geherrscht: er war eine Autorität geworden. In Frankreich wenigstens war seine Kühnheit dadurch, daß ihn die Theologie adoptirt hatte, verdeckt worden. Auch Descartes hatte den Beobachtungsgeist zu Ehren gebracht. Ist er nicht unter den Neuern der erste Beobachter des Gedankens? Die Beobachtung ist in der That die Elementar-Methode der Metaphysik wie der Physik. Da aber die Thatsachen der einen Wissenschaft nicht derselben Art sind wie die der anderen, so unterscheidet sich die äußere Beobachtung von der inneren, und die eine kann nicht die Stelle der anderen einnehmen. Sodann giebt auch die Beobachtung nur das Material der Wissenschaft. Das vergaßen Baco's Nachfolger, daß vergaßen Locke und seine Französischen Schüler, und so wurde die Experimental-Philosophie die siegreiche Feindin der wahren Philosophie, welche in ihrem Siege über die Scholastik die Thatsachen an die Stelle der Worte, die Beobachtung an die Stelle des Raisonnements gesetzt hatte.

Faßt man dies, so ist das Schicksal der Philosophie des 18ten Jahrhunderts erklärt. Man begreift dann, daß sie immer kühner auf dem Pfade der freien Prüfung vorschreiten muß: man begreift dann, daß sie mit immer steigender Heftigkeit die spekulativen, religiösen, spiritualistischen Ideen angreifen und sich immer entschiedener den empirischen, sensualistischen, materialistischen zuwenden muß.

Sehen wir, wohin dieser Weg sie geführt hat. Das vergangene Jahrhundert, das nur Eine Philosophie kannte, theilte sich in zwei Parteien: die der Freunde und die der Feinde der Philosophie. Eine blinde und hartnäckige Opposition führte die Theologen und ihre Schule dazu, jede Philosophie zu leugnen; auf entgegengesetztem Wege kamen die Philosophen zu demselben Resultate. Wir haben die Französische Schule aus der Ansicht hervorgehen sehen, daß der Geist der Prüfung keine andere Norm hat, als die Erfahrung, daß aber diese rein äußerliche Erfahrung die einzige Quelle der Gewißheit ist. Mit diesem Prinzipe erweiterten sie ihr Terrain und machten vielfache Entdeckungen. Ihre Anwendungen wurden so zahlreich, so nützlich und zuweilen auch so erstaunlich, daß sie die Aufmerksamkeit des Jahrhunderts fesselten. Die Naturwissenschaften schienen bald vorzugsweise zur Wahrheit berufen, ihre Methode wurde als die einzig richtige gefeiert. Dieser Erfolg verblendete sie; sie vergaßen, was sie der Philosophie verdankten. Sie hatte ihnen doch die Bahn eröffnet und ihnen den leitenden Faden in die Hand gegeben. Später begab sich die Philosophie sogar ins Gefolge der Naturwissenschaften. Entweder um die theologische Schule zu ärgern, oder aus Enthusiasmus für die Triumphe der Physik, entlehnte sie jener ihre Formen, ihre Anschauungsweise, ihre Sprache; eingepfercht in einem engen Empirismus, machte sie sich selbst zur Naturwissenschaft.

Als sie sich so degradirte, hatte sie weder Macht noch Bedeutung. Sie hatte abgedankt; die Physik nahm sie nun beim Worte und behauptete thörichterweise, daß sie allein noch in der Welt wäre. Das letzte Ziel der Philosophie des vorigen Jahrhunderts war die Vernichtung jeder Philosophie. Selbst der Name gerieth in Vergessenheit, und es kam so weit, daß bei der Gründung des Instituts im Jahre 1795 in der Klasse der politischen und moralischen Wissenschaften eine Section der Analyse der Empfindungen und der Ideen errichtet wurde; von einer philosophischen Section war gar keine Rede.

Eine Reaction trat allerdings bald ein und man fing an, wieder zu den wahren Prinzipien der Philosophie zurückzukehren; indeß ist die Rehabilitation der Philosophie doch erst begonnen. Sie wird vorzüglich von zwei Seiten angegriffen, von den Theologen und von den gläubigen Anhängern der Schule des vorigen Jahrhunderts. Beide leugnen die Philosophie. Diese

*) Aus dessen „Essais de Philosophie" (2 vol., Paris 1842), die uns von dem Verfasser das Bild eines achtungswerthen Popularphilosophen geben. Die „Essais" sind aus einzelnen, zu verschiedenen Zeiten erschienenen Abhandlungen hervorgegangen, welche sich über die mannigfachsten Gegenstände verbreiten: über Descartes, Reid und Kant; über eine Vermittelung zwischen den drei genannten Philosophen Frankreichs, Schottlands und Deutschlands; über die Ideologie; über die Intellektual-Philosophie; über das Urtheil; über die Materie; über den Geist und über die Ursachen des Skeptizismus. Das Bestreben des Verfassers, der den Eklektiker V. Cousin als seinen Herrn und Meister anerkennt, dessen Ansehen, beiläufig bemerkt, auch in Frankreich in der letzten Zeit einen gewaltigen Stoß erhalten hat, ist, nicht in die Tiefe zu graben, sondern die Philosophie mit dem esoterischen Lebenskreise zu vermitteln, und für diesen Zweck dürfte der Standpunkt wohl ausreichen.

suchen ihre Argumente in dem Geiste, den die Lehren jener hervorgerufen haben, doch haben sie das vor ihren Gegnern voraus, daß sie ein höheres Bedürfniß des menschlichen Geistes anerkennen. Nur halten sie die Philosophie für unfähig, dieses Bedürfniß zu befriedigen. Die Naturforscher dagegen, die Empiriker suchen die höheren Elemente des Menschengeistes zu zerstören und erkennen nur diejenige Philosophie an, welche sie wegleugnet.

Der Gemeinplatz der Theologen ist lange die Revolution gewesen, d. h. die Revolution im schlechten Sinne. Sie greifen die Philosophie als materialistisch an und sagen, der Materialismus sey falsch und verderblich. Dies zugegeben, ist die Anklage doch nur gegen eine bestimmte Philosophie, nicht gegen die Philosophie überhaupt gerichtet. Wenn nun eine auftritt, welche beweist, daß sie nicht materialistisch sey, was will man dann einwenden?

Was nun die Naturforscher und die praktischen Leute betrifft, so steht allerdings die Philosophie in Verbindung mit einigen Ansichten der Theologen; sie bestätigt einige ihrer Meinungen und spricht zuweilen selbst ihre Sprache. Dies genügt, um sie in den Verdacht zu bringen, daß sie sich zu deren politischen und socialen Grundsätzen bekenne. Dies Argument steht mit dem, welches die Revolution gegen die Philosophie hergeben muß, auf gleicher Stufe. Die Philosophie muß indeß hier jede Solidarität ablehnen. Wie will man übrigens auch den Zusammenhang der praktischen Resultate klar machen, ohne das Prinzip selbst hervorzukehren? Wie will man wissen können, wohin die Philosophie führt, ohne zu fragen, was sie an und für sich ist?

Wird die Frage so gestellt, so behaupten die Naturforscher, daß die Philosophie an und für sich nicht die Wahrheit sey, sondern daß ihre Wissenschaft allein die Wahrheit enthalte. Außerhalb des Kreises eines sehr beschränkten Empirismus giebt es, wenn wir ihnen glauben wollen, keine Philosophie. Die Gründe dieser Ansicht schöpfen sie aus der Geschichte oder aus dem Wesen der Philosophie: d. h. sie heben die Schwäche und die Widersprüche der Systeme hervor.

Diese Ansicht kommt ungefähr auf dasselbe hinaus, wie die der Theologen. Wir diese läßt sie die Verschiedenheit der menschlichen Meinungen nicht gelten. Sie leugnet die Realität und die Möglichkeit der Erkenntniß, d. h. jede Philosophie, ausgenommen die des Zweifels oder die der Sinne.

Die Verschiedenheit der Systeme beweist indeß nicht, daß alle falsch sind, sondern nur, daß das Wahre, wenn es vorhanden, nicht allgemein anerkannt ist. Wären aber auch alle falsch, so würde sich daraus noch nicht folgern lassen, daß das Wahre nicht gefunden werden könne. Bis Ende des vorigen Jahrhunderts war die wahre Chemie noch nicht hervorgetreten; folgte daraus, daß die Chemie nicht möglich sey? Aber alle Systeme haben Recht, wenn sie sich widerlegen und führen also zu allgemeiner Ungewißheit. Dann müssen wir entweder zum Skeptizismus kommen, oder wir müssen annehmen, daß in allen Systemen etwas Wahres enthalten sey, in keinem aber die vollständige Wahrheit, woraus sich nur ergeben würde, daß die Philosophie noch nicht vollendet, sondern in einem beständigen Entwickelungs-Prozeß begriffen ist. Dann muß sie aber auch existiren.

Gewiß, sie existirt; das wird man uns zugeben; aber man wird ihre Existenz mit den Schranken der äußeren Erfahrung umschließen wollen. Man wird sagen, daß sie nur unter den Bedingungen wie die Naturwissenschaften möglich ist, daß sie selbst eine Naturwissenschaft werden muß. Das ist im Grunde die fixe Idee, welche sich unter dem philosophischen Unglauben der Naturforscher, Praktiker und Weltleute verbirgt.

Fragen wir, um die Selbständigkeit der Philosophie zu erweisen: Welches sind die Gegenstände, mit denen sie sich beschäftigt? Nicht Plato und Aristoteles, sondern das Menschengeschlecht wird uns antworten, daß es die wesentlichen Ideen der menschlichen Vernunft sind, die Ideen, ohne welche diese nicht gedacht werden kann. Hat eine Schule diese Idee erfunden? Nein, sie sind im Geiste vorhanden, sie entstehen in demselben und Niemand hienieden hat sie hineingelegt. Sie sind nicht gelernt, denn sie sind nie vergessen worden.

Jeder Mensch hat das Bewußtseyn seiner selbst und die Wahrnehmung dessen, was nicht Er ist; er vergewissert sich, daß das, was er in sich, und was er außer sich beobachtet, nicht ein und dasselbe ist. Sein Gedanke erscheint ihm als etwas Verschiedenes von den Gegenständen, die er denkt: ist der Gedanke einmal gebildet, so wird er unabhängig, bleibt unberührt von ihrem Wechsel. So werden wir wenigstens zur Möglichkeit einer Unterscheidung des Geistes und der Materie geführt. Das ist aber nicht Alles. Sey es, daß der Mensch sich in seinem Bewußtseyn spiegelt, sey es, daß er vermittelst der Sinnlichkeit beobachtet, so wird er zur Idee seiner Existenz und einer äußeren Existenz geführt, er begreift, daß die Dinge sind oder nicht sind, er erhebt sich zur Idee der reinen Existenz. Die Existenz aber nimmt Formen an, tritt in Beziehungen. Die Begriffe des Ich und des Nicht-Ich, des Denkens, der Existenz, der Persönlichkeit, des Guten und Bösen, der Ursache und Wirkung, alle diese Begriffe, woher sie auch kommen mögen, ob sie wahre oder falsche Vorstellungen der Wirklichkeit seyen, sind unzertrennlich vom menschlichen Geiste. Sie gehören nicht nur der Gattung, sondern auch dem Individuum. Adam konnte sie so gut fassen wie Malebranche. Wenn man diese Begriffe hat (und man hat sie, wenn man Mensch ist), wenn man sie faßt (und man faßt sie, wenn man sie hat), so ist man fähig, sie absolut zu fassen; so erhebt man sich zur Idee der Existenz des Guten, der höchsten Ursache.

Diese Ideen sind nun der Gegenstand der Philosophie. Woher kommen sie? Wie bilden sie sich? Welches sind sie? Wem entsprechen sie außerhalb des Menschen? Das sind die großen Aufgaben der Wissenschaft, und man kann diese nicht eher leugnen, ehe man nicht alle Grundgedanken aus dem menschlichen Geiste ausgemerzt hat.

[illegible] daß die Ideen des Theismus und des Spiritualismus Träumereien sind, so wäre immer noch nichts verloren. Die Ideen, welche dazu dienen, diese Hypothesen zu stützen, würden dennoch unzerstörbar bleiben und die Basis der Philosophie bilden. Die Philosophie ist nur die Anwendung des Gedankens auf den Gedanken. Aber der Gedanke enthält Alles, was gedacht werden kann. Das Vertrauen auf das, was gedacht ist, gehört mit zum Gedanken; mit anderen Worten, die Idee des Seyns, die Idee der Wirklichkeit begleitet jede andere Idee. Würde auch die Philosophie auf die Ideen beschränkt, so würde sie immer noch die Ontologie behalten.

Wenn der Gegenstand der Philosophie nothwendig gegeben ist, so bleibt nur noch die Einwendung, daß der fragliche Gegenstand nicht erkannt werden kann, da der Mensch kein Mittel dazu hat. Was heißt das aber, daß die Gegenstände der Philosophie nicht erkennbar sind? Nichts anderes, als daß sie nicht gesehen werden können. Sie sollen aber auch nicht gesehen, sondern gedacht werden.

Wenn man den Naturforschern glauben wollte, so wäre in ihrer Wissenschaft Alles mit den Händen zu greifen und der Geist ganz aus derselben verbannt. Gäbe die äußere Wahrnehmung, und nur sie allein, sichere Wahrheiten, so würde auch ihnen nur ein außerordentlich kleiner Theil zufallen. Sehet doch mit Euren Augen, bewaffnet Euch mit Eueren schärfsten Instrumenten, untersuchet dann und folget nur Euren Sinnen; wie viel werdet Ihr dann wohl von der physischen Natur erkennen? sehr wenig. Glaubet nur, daß wenn Ihr sie studirt, Ihr derselben mehr gebet, als Ihr von ihr empfanget. Es ist ein größerer Unterschied zwischen den Ideen, mit denen Ihr die Wissenschaft ausführt und dem äußeren Material der Wissenschaft, als zwischen dem Geiste des Buches und dem Buchstaben desselben. Die Natur ist nur der Buchstabe, die Empfindung betrachtet ihn und die Vernunft liest ihn.

Wir dürften so zu dem Resultate gekommen seyn, daß der menschliche Geist nicht die nothwendigen Ideen und das Recht, diese Ideen zu denken, weggeben kann, ohne sich eines Selbstmordes schuldig zu machen. Dann muß man aber auch der Philosophie ein Daseyn außerhalb des Skeptizismus zugestehen. Sie existirt also, und der Keim derselben ist in dem einfachsten intellektuellen Akt des einfachsten Menschen vorhanden.

Es dürfte nun noch die Frage entstehen, warum der Philosophie die Einheit, Klarheit und Sicherheit fehlt, auf welche die Mathematik und die Naturwissenschaften so stolz sind: Einerseits ist wohl die Schwierigkeit und die Unermeßlichkeit des Gegenstandes daran Schuld. Andererseits ist aber auch die Willkür nicht so groß, wie man meint. Die Systeme sind keine Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes. Die Geschichte der Meinungen des Menschen über die wichtigsten Fragen der Menschheit ist die Geschichte des Menschen selbst, und da er Gegenstand der Wissenschaft ist, so gehört seine Geschichte zu der Wissenschaft. Nur etwas bleibt noch zu thun, und das wäre, eine Philosophie der Philosophien zu Stande zu bringen, die die einzelnen Systeme vermittelte und ergänzte, und dahin scheint auch der philosophische Geist jetzt zu streben.

In der letzten Zeit ist eine Veränderung auf dem Gebiete der Philosophie vorgegangen, welche weder dem Skeptizismus noch der Gleichgültigkeit zugute gekommen ist. Die Kritik hat die Lehren der vorigen Philosophie erschüttert und da Zweifel hervorgerufen, wo früher völlige Gewißheit herrschte. Aber diese Lehren waren selbst Negationen erhabener oder nothwendiger Wahrheiten, und die Gewißheit ging aus dem Uebersehen der Grundelemente des Geistes hervor. Hier Zerstören, war nur Aufbauen. Der Zweifel war hier die Rückkehr zum Glauben.

Die strenge Kritik, welcher die Systeme des letzten Jahrhunderts unterworfen worden sind, hat ihre Unzulänglichkeit nachgewiesen. Sie sind in unseren Schulen gestürzt und sogar aus der Literatur, der Poesie und der Politik vertrieben. Nur in den Experimental-Wissenschaften behaupten sie sich noch. Auch auf die moralischen Ideen, auf die Prinzipien eines Theils des Volks wirken sie noch fort. Sie sind also noch mächtig genug, um sie nicht zu ignoriren, und die Philosophie darf daher die Kritik noch nicht aufgeben. Aber sie darf auch nicht vergessen, daß noch mehr von ihr gefordert wird, daß man positive Resultate von ihr erwartet. Es ist jetzt die Zeit einer großen und gefahrvollen Erfahrung. Die Menschen sind jetzt dahin gekommen, daß sie sich nur von der Vernunft wollen regieren lassen; sie erkennen keine andere Autorität mehr an. Welche Aufgabe für die Vernunft und also auch für die Philosophie, welche die höchste Potenz der Vernunft ist!

England.

Die Faustliteratur in England.

(Fortsetzung.)

Sie beschließen, zusammen zu speisen und sich ferner zu berathen. Nach einem kurzen Auftritt zwischen Wagner und zwei Schülern folgt die Citation Lucifer's durch Faust, unter Donner und Blitz; ein Dämon erhebt sich, aber in einer zu abscheulichen Gestalt, und Faust befiehlt ihm deshalb, sich in einen Franziskanermönch zu verwandeln; er gehorcht indessen nicht, sondern erscheint als Mephistopheles. Faust befiehlt ihm, zu dienen, aber Mephistopheles entgegnet, daß er seine Wünsche ohne die Erlaubniß Lucifer's, seines Gebieters, nicht befriedigen könne. Faust fragt ihn:

„Trug er denn nicht die auf, wie zu erscheinen?
Meph. Ich kam hierher auf eigenen Betrieb.
Faust. Erhebest du dich nicht auf mein Beschwören?
Meph. Zwar war's der Brauch; durch Zufall nur erscheint's.
Vernehmen wir, daß einer Gottes Namen,

Die Schrift und seinen Heiland Christum abschwört,
Des Seele zu besitzen, fliegen wir
Herzu; wenn solche Mittel er gebraucht,
Dann ist er in Gefahr, verdammt zu werden."

Faust giebt ihm dann seinen Entschluß zu verstehen: hätte er so viele Seelen wie es Sterne giebt, er würde sie für zwanzig Jahre des Vergnügens und der Wollust verpfänden; er bittet Mephistopheles, die Zustimmung Lucifer's zum Vertrage einzuholen und eilt hinweg. Nach einem anderen Auftritt elender Spaßmacherei zwischen Wagner und einem Possenreißer, erblickt man Faust in seinem Studierzimmer, er wartet auf die Erscheinung des Erzfeindes und kämpft mit Gewissensbissen. Da besuchen ihn die zwei Engel aufs neue und er empfängt ihre verschiedenen Ermahnungen. Er bleibt aber unverändert, und bei der Ankunft des Mephistopheles unterschreibt er mit seinem Blut einen Vertrag, durch den er nach Ablauf von zwanzig Jahren auf die Bedingung hin, sich unbegränzter Macht und Genusses während dieses Zeitraums zu erfreuen, seine Seele dem Bösen verschreibt. Das Dokument in seiner Rechtsform ist ausführlich mitgetheilt. Während Faust unterschreibt, rinnt das Blut, welches er sich durch Ritzen seines Armes verschafft, zu Buchstaben zusammen, und er liest die Aufschrift: Homo fuge (Mensch fliehe)! Da entbietet Mephistopheles eine Anzahl Geister herbei mit „Kronen und reichen Kleidern", welche tanzen, um „sein Herz zu erfreuen". Nachdem das Dokument gehörig „unterzeichnet, gesiegelt und überliefert ist", fordert Mephistopheles den Faust auf, ihm Fragen vorzulegen. Er wünscht darauf hin, zu wissen, wo die Hölle ist. Die Antwort des Mephistopheles ist moralisch und poetisch schön:

„Die Hölle ist unbegränzt, an Einem Orte nicht.
Doch wo wir sind, da ist die Hölle auch;
Wir müssen ewig da seyn, wo sie ist.
Doch sollte sich die ganze Welt einst tilgen,
Und jegliches Geschöpf geläutert werden,
Wird nur die Hölle da seyn, wo kein Himmel."

Faust verlangt nach dem Besitze der Schönheit, und der Erzfeind verspricht, seinen Wunsch zu erfüllen:

„Dein Herz soll haben, die dein Aug' begehrt,
Und wär' sie keusch auch wie Penelope,
Wie Saba's Herrin weise, oder schön
Wie Lucifer vor seinem Fall."

Er giebt ihm darauf ein magisches Buch und verschwindet.

Die nächste Scene zeigt Faust und den Erzfeind in einer Unterredung; Faust wird wiederum wegen des Geschehenen von Gewissensbissen gepeinigt; die einzige Erwiederung, die er auf seine Klagen erhält, ist die:

„Es war dein eigner Wunsch; Faust, dank die's selbst."

Die zwei Engel treten ein und Faust ist wieder ohne Reue:

„Nicht Reue fühlet mein verstocktes Herz,
Kaum kenn' ich Glauben, Himmel und Erlösung;
Es liegen vor mir Gift und Schwert und Strick,
Ein gift'ger Dolch, das Leben mir zu nehmen,
Ich hätte längst die blut'ge That vollzogen,
Wenn nicht die Lust Verzweiflung stets besiegt.
Hört ich Homer, den blinden, nicht mir singen
Von Alexander's Lieb', Oenone's Tod?
Und hat nicht, der die Mauern Thebens baute,
Mit süßem Spiel auf der melod'schen Harfe
Musik gemacht mit meinem Mephistopheles?"

Faust und Mephistopheles gerathen dann in einen langen Streit über die Dunkelheiten der alten Astronomie, und die Scene schließt mit einem Maskenspiel der sieben Todsünden.

Der nächste Auftritt zeigt Faust in Rom, wo der Papst Hadrian seinen Nebenbuhler Bruno absetzt und ein Kardinal-Konzilium zusammenruft, um die Strafe desjenigen in den Gesetzen einzuführen, welcher die Päpstliche Würde ohne die Wahl der Kirche angenommen. Faust sendet Mephistopheles ab, um die berathenden Kardinäle in einen tiefen Schlaf zu versenken; er selbst und der Erzfeind, als zwei dieser heiligen Körperschaft verkleidet, kehren zum Papste zurück und verkündigen ihm, daß das Todesurtheil über Bruno gesprochen worden sey. Der Papst übergiebt ihnen denselben, und sie senden ihn auf einem flüchtigen Roß nach Deutschland zum Kaiser. Hierauf folgt ein Bankett, wo Faust auf seinen eigenen Wunsch unsichtbar bleibt, aber verschiedene phantastische Streiche spielt, wie den, daß er den Teller und das Glas des Papstes wegzieht, so oft dieser zu essen und trinken versucht. Er schließt seine Späße damit, daß er ihm einen tödtlichen Schlag versetzt, wofür er förmlich mit „Glocke, Buch und Wachskerze" verflucht wird. Die Scene ist dann nach Deutschland versetzt, wo er vom Kaiser herzlich empfangen wird, für den er die Gestalten des Darius und Alexander und dessen Geliebte, vielleicht „Campaspe", heraufbeschört. Zugleich rächt er sich an einigen spitzen Bemerkungen eines der Höflinge damit, daß er ihm ein Paar Hirschhörner an seinen Kopf zaubert. Dies führt zu einem Anschlag auf Faust's Leben, den dieser Höfling (Benvolio) und seine Gefährten zusammen berathen. Faust tritt mit einem „falschen Kopf" auf, den jene abschneiden; während sie aber über den Erfolg ihres Anschlags vor Freuden außer sich sind, springt er unverletzt auf, und überliefert sie dem Mephistopheles und andern Teufeln zur Qual. Späterhin verkauft er einem Pferdehändler ein Bündel Stroh, das dieser für ein Pferd hält. Als der aber sein erkauftes Roß in einen Strom reitet, verschwindet es, und nur ein Bündel Stroh bleibt zurück, das auf dem Wasser dahinfluthet. Er spielt verschiedene andere Streiche; man muß indessen gestehen, daß diese Scene sowohl wie die, welche zwischen den untergeordneten Charakteren stattfinden, völlig jedes Interesses und jedes Humors baar und ledig sind. Bei einem Fest, welches er zwei oder drei Schülern giebt, läßt er auf deren Wunsch die Gestalt der Helena in aller ihrer Schönheit erscheinen, in die er sich selbst verliebt.

So läßt auch Goethe im zweiten Theil des Faust denselben in Gegenwart des Hofes die Schatten von Helena und Paris beschwören und er wird auf gleiche Weise von ihrer Liebenswürdigkeit überrascht. Nachdem Helena wieder verschwunden und der Schüler Abschied genommen, tritt ein alter Mann ein, der Faust inbrünstig bittet, zu bereuen, so lange es noch Zeit sey; Mephistopheles aber droht, ihn augenblicklich zu vernichten, wenn er es thäte. Nachdem seine Gewissensbisse sich wieder gelegt haben, verlangt er vom Erzfeind, ihm den Besitz Helena's zu verschaffen. Sein Wunsch wird augenblicklich erfüllt, und Helena erscheint zwischen zwei Liebesgöttern.

Faust bricht in die folgende leidenschaftliche Anrede aus

„Ist dies das Antlitz, welches tausend Schiffe
Nach Ilium trieb und Thürme dort zerstörte?
O süße Helena, mit einem Kusse
Mach' mich unsterblich; ihre Lippen rauben
Die Seele mir, gut wieder meine Seele!
Hier will ich wohnen, hier auf diesen Lippen
Ist Seligkeit, und ohne sie Verderben."

Dann fährt er fort:

„O, du bist schöner denn der Abendhimmel,
Gehüllt in vieler tausend Sterne Schönheit;
Und flammender bist du denn Jupiter,
Als Semele, der armen, er erschien.
Ja lieblicher als der Monarch des Himmels
In Are hufa's luftern blauen Armen.
Nur du, nur du sollst meine Buhle seyn."

Dies ist der letzte Genuß, den die Zauberkunst dem Faust gewährt; der Termin ist beinahe verstrichen, und je mehr er sich nähert, desto fürchterlicher steigern sich seine Angst und seine Gewissensbisse. Er erzählt den Schülern, die zum Besuche kommen, was er gethan hat:

„O Mephistopheles und Lucifer,
Für ihre Kunst gab meine Seel' ich hin!
Alle. Gott verhüt' es!
Faust. Verhüt' es Gott, doch Faustus hat's gethan."

Sie gehen hinweg, um für ihn zu beten, und lassen ihn mit seiner Todesangst allein kämpfen. Die guten und bösen Engel besuchen ihn; der eine erinnert ihn an das, was er verloren, der andere zeigt ihm das, was da kommen wird. Die Beschreibung der Höllenqualen, die der böse Engel giebt, ließt sich wie eine Stelle im Dante. Bei ihrem Verschwinden schlägt die Glocke elf, und Faust's Selbstgespräch wird nur durch den Schlag der Glocke unterbrochen, welche ihm die noch kurze Zeit verkündigt, die zwischen ihm und dem ablaufenden Termin liegt. Er betet und ruft die Gebirge an, ihn zu bedecken. Die Glocke schlägt zwölf, und er wird in Stücke zerrissen. Seine zwei Schüler sammeln am Morgen seine zerstreuten Glieder, und das ganze Stück schließt mit den vom Chor gesprochenen Versen:

„Gefället ist der Stamm, der aufwärts strebte,
Versengt Apollo's Lorbeer, der zuweilen
Zur Zierde diente dem gefeierten Manne;
Faustus ist hin. Daß er der Hell' ein Opfer
Verfiel, mag jeden Weisen lehren,
Daß er mit unerlaubten Dingen umging,
Die, weil sie viel', verwegne Geister lesen,
Die uns des Himmels Macht doch nicht gestattet." — —

(Schluß folgt.)

Rußland.

Die Französische Kolonie in Moskau.

Inmitten des nomadenlagerartig hingestreuten Häuser-Wirrwarrs mit Namen Moskau, nur wenige Schritte von den Asiatischen Mauern des Kreml, findet sich der Franzose urplötzlich in die Heimat versetzt, indem er das Europäische oder, eigentlicher, das Französische Viertel betritt, welches die Marschallbrücke heißt, obschon hier die Marschälle längst den Modisten das Feld geräumt und von einer Brücke auch nicht die geringste Spur mehr zu entdecken. Hier ist der Mittelpunkt des Luxusverkehrs; von oben an bis unten in dieser Straße, welche eine Anhöhe hinunter führt, herrscht Frankreich nebenbuhlerlos. Die anderen Europäischen Mächte sind lediglich durch zwei oder drei Pastetenbäcker aus dem Kanton Waadt vertreten, welche sich noch obendrein alle erfindliche Mühe geben, um auch als Franzosen zu erscheinen. Alles Uebrige ist reines Gewächs der rue Vivienne, das bei seiner Verpflanzung an die Ufer der Moskwa von seiner Pariser Ursprünglichkeit nicht das Mindeste verloren hat. Denn wahrlich — man betrachte nur einmal diese weithinblitzenden Magazine — die heimischen Verführungskünste sind keineswegs aus der Art geschlagen: von außen derselbe Aufwand von Spiegelscheiben nebst gleicher Vollkommenheit im Schaustellen, und innen dasselbe verlockend gefällige Wesen bei gleicher Handlungsdiener-Artigkeit.

Von der Höhe überschaut die Kirche das Treiben zwischen ihr und dem anderen Gränzpunkte ihres Sprengels, dem Schauspielhause. Innerhalb dieser beiden Pole bewegt sich das Europäische Element der Russischen oder Asiatischen Welt, deren Achse der Kreml bildet. Von Mittags zwölf bis Abends sechs Uhr füllen die Marschallbrücke lauter Fußgänger und Fuhrwerke, die durchaus nichts Moskowitisches zeigen. Haltung, Tracht, ja selbst die Sprache dieser Menge ist so durchaus Französisch, daß, bemerkte man gewisse Abweichungen, so manche Extravaganzen im Anzuge nicht, welche immer den Nichtfranzosen verrathen — wären nicht die auf der Wildbahn laufenden Pferde neben denen mit dem gebogenen Kamme oder die an lange Zugseile angespannten mit ihren unaufhörlich „Vorgesehen!" schreienden Zwergreit-

haben — erschiene nicht zwischendurch ein bärtiges Musikgesicht: so könnte man in der That auf dem Boulevard de Gand zu seyn vermeinen; so breit ist der Fahr-, so sauber der Fußweg, so belebt dies bunte Durcheinander. Dieses echt Französische Aussehen vervollständigt besonders auch der erst neuerdings angelegte Spiegelscheibengang im Geschmacke der Véro-Dodatschen und der Panorama-Galerieen, welchen die Parfüm-, Kleinodien- und Schirmhändler bereits über und über besetzt haben.

Die beiden Wendepunkte dieser zierlichen Stadt in der Stadt, Kirche und Schauspielhaus, sind gleichfalls außerordentlich anmuthige Erscheinungen. St. Louis ist ganz und gar eine Schöpfung der Kolonie, welche durch sie mehr Geschmack und wahres Kunstverständniß an den Tag gelegt, als man dessen an den kirchlichen Bauten im Mutterlande heutzutage gewöhnlich entfaltet — schade nur, daß das Gebäude noch nicht vollendet dasteht. Eine hübsche kleine Basilika, nach Russischem Brauche mit, wenn auch nicht meisterhaft, so doch freundlich gemalten Wölbungen; mit einer Doppelreihe von Kronleuchtern längs ihrer ganzen Tiefe; mit einer Emporkirche für die Orgel und den Sängerchor über der Eingangsthür, vor welcher letzteren ein Säulen-Portal und eine steinerne Freitreppe sich erheben; mit glänzend gefirnißten Eichenbänken und buntem Holzfußboden, erscheint sie im Innern eben so frisch und sauber, als, im Abstiche davon, außen ihre noch unbeworfenen Backsteinmauern und die Vorderseite mit zwei nur entfernt thurmähnlichen Holzgerüsten freilich einen äußerst bescheidenen Anblick gewähren. Doch ist die Gemeinde keineswegs gewillt, bei diesem unvollendeten Zustande es bewenden zu lassen; denn sie hält überall, und wär' es auch nur aus Eigenliebe, darauf, den Eingeborenen wie dem Auslande gegenüber jederzeit mit Würde aufzutreten. — Vaterlandsliebe ist mir überhaupt als der unterscheidende Zug dieses Miniatur-Frankreichs in Moskau erschienen; durch die vorwaltende Geschäftsbetriebsamkeit, so wie selbst durch Handelsnebenbuhlerschaften, hat das Andenken an das gemeinsame Heimatland nicht erstickt werden können. Mehr als alle Franzosen, die ich außerhalb Frankreichs getroffen, sind die Moskauer Landsleute im Herzen und in den Sitten dem Stammlande treu geblieben; und, freudig erkläre ich's hier: diese Anhänglichkeit findet noch jeden Tag ihre Belohnung; ihr verdanken unsere Brüder die Achtung und das Ansehen, deren sie sich erfreuen.

Die Stellung der Franzosen in Moskau ist mitnichten der Art, wie man sie wohl voraussetzen möchte und wie sie in den aristokratischen Städten den Fremden durch ihre Handelsbeziehungen gewöhnlich gestaltet wird: ihr Verkehr mit den Russen ist durchaus nicht bloß kaufmännischer Natur; es finden sich zwischen beiden Völkern mehrere Annäherungs- und Uebergangspunkte. Viele unserer Landsleute, welche sich in der Kolonie niedergelassen, nachdem sie als öffentlich angestellte oder als Hauslehrer eine Zeitlang unter der herrschenden Nation gelebt haben, stehen vermöge ihrer geistigen Fähigkeiten oder ihres beliebten Benehmens noch gegenwärtig in eben so angenehmen als ehrenden Beziehungen zu den verschiedenen herrschaftlichen und hohen Häusern. Andere, die sich mittelst ihrer Betriebsamkeit in wahrhaft glänzenden Vermögens-Verhältnissen befinden, stehen den Eingeborenen der höheren Klassen nicht nach. Mehrere haben mit hohen öffentlichen Aemtern zugleich Stand und Rang im Staate erhalten. Alle zusammen endlich werden vermöge des guten Tons, welcher ihre Nationalfestlichkeiten auszeichnet, zu gewissen Zeiten die Wirthe der vornehmsten und höchstgestellten Russen. Diese festlichen Zusammenkünfte haben gewöhnlich Wohlthätigkeit zum Zwecke, indem dabei für die bedürftigen Mitglieder der Kolonie Unterstützungen eingesammelt werden. Ein Ausschuß der angesehensten Kaufherren leitet die Vorbereitungen dazu. Die letzte Festlichkeit lieferte einen Reinertrag von 13,000 Fr. Außerdem wird alljährlich eine Subscription zu gleichem Zwecke veranstaltet, welcher auch mehrere katholische Russen — unter ihnen eine Dame, deren Name mit entsetzlichen Zügen unaustilgbar in unsere Geschichtstafeln eingebrannt: die Frau Gräfin von Rostopschin — beizutreten pflegen. Und so umsichtig hält die Verwaltung dieser Gelder Haus, daß die Kasse noch niemals leer gewesen und in der ganzen Kolonie gegenwärtig auch nicht ein einziger Nothleidender zu finden ist, was die Achtung für unsere Landsleute natürlich nur steigert. (L'Univers.)

Mannigfaltiges.

— Wallisische Literatur. Von der, von Lady Charlotte Guest unter dem Titel „Mabinogion" herausgegebenen Englischen Uebersetzung des Llyfr Coch o Hergest und anderer Wallisischer Handschriften ist so eben die vierte Abtheilung erschienen, die ein nicht minder ehrenvolles Zeugniß für die Forschungen und den Geist der Herausgeberin ist, als die bereits früher erschienenen Abtheilungen. Sie enthält die Sage von „Kilhwch und Olwen", „deren Gleichen oder Gegenstück bisher noch in keiner anderen Sprache aufgefunden worden." Das Ganze trägt ein ausschließlich Britisches Gepräge und ist augenscheinlich eine der ältesten Dichtungen des Mabinogions. Mehrere darin enthaltene Wortformen sind selbst den gründlichsten Wallisischen Literaturkennern unerklärbar, obwohl sie mit anderen untermischt, die noch heutzutage in Wallis gäng und gäbe sind. Kilhwch, der Held der Sage, ist ein Verwandter von König Arthur, der um Olwen, die Tochter von Yspaddaden Penkawr, freit. Aber nicht bloß sie zu gewinnen, „deren Busen schneeiger ist als die Brust des weißen Schwans", sondern auch sie nur aufzufinden, ist eine mit so vielen Abenteuern und Heldenthaten verbundene Aufgabe, wie sie kaum irgend ein anderer Ritter bestanden. Doch mit dem Beistande von Arthur's Rittern, und zuweilen sogar des Königs von der Tafelrunde selbst, wird Olwen endlich das Weib des glücklichen Kilhwch. — Interessant ist, daß, gleichzeitig mit dieser Publication auf Britisch-Wallisischem Gebiete, auf Französisch-Wallisischem, nämlich in dem alten Bretagnischen Armorica, ein nicht minder interessantes Buch erschienen. Herr Th. de la Villemarqué, der früher schon bei den bekannten Literatur-Festen in Abergavenny, als ein von Armorica abgesandter Barde, mit dem Sängerpreise gekrönt worden, hat jetzt nämlich zwei Bände „Contes populaires des anciens Bretons" herausgegeben und dazu eine „Einleitung über den Ursprung der Ritter-Epopöen der Tafelrunde" so wie eine interessante Untersuchung über die Verwandtschaft oder vielmehr über die Identität des eigentlich Wallisischen und des Bretagnischen geschrieben.

Bibliographie.*)

Italien.

Almanacco nautico per l'anno 1842, pubblicato da V. Gallo. 8. Venezia 1841. 2 l. 61 c.

G. Tonello Corso ristretto di navigazione teorico-pratica. 3. ediz. riveduta, corretta e considerabilmente aumentata. 2 vol. 8. Trieste 1842. 3 l. 22 c.

F. Mutinelli Annali urbani di Venezia dall' anno 810 al 12 maggio 1797. Fasc. 1 (vol. 1, fasc. 1). 4. Venezia 1841. 2 l. 17 c.

A. Roncetti Cenni biografici sopra alcuni celebri individui della nobile famiglia da Rio. 8. Padova 1841. 3 l. 22 c.

Cenni intorno alla formazione della carta topografica degli stati di Sua Maestà il Rè di Sardegna in terraferma; opera del r. corpo di stato maggiore generale. 4. Torino 1841.

I. Michela Descrizione e disegni del palazzo dei magistrati supremi di Torino, preceduta da alcuni cenni storici. Folio. Mit 18 Kupfert. Torino 1841.

L. Cibrario Della economia politica del medio evo. 2. edizione emendata ed accresciuta. 8. Fasc. 1 e 2 (vol. 1, fasc. 1 e 2). Torino 1841. Jedes Heft 1 l. 52 c.

Ugo Foscolo Lettere edite ed inedite a varii suoi amici. Coll' aggiunta della sua vita. 2. edizione. 16. Mit dem Portrait des Verf. Torino 1841. 1 l. 30 c.

V. de' Conti Notizie storiche della città di Casale di Monferrato. Vol. 3. 8. Casale 1841. 4 l. 50 c.

G. Girardi Storia fisica del Friuli. Vol. 1 e 2. 8. San Vito 1841. 3 l. 44 c.

C. Stradivari Sulla educazione dei bachi da seta e sulla coltivazione del gelso. 8. Milano 1841. 1 l. 74 c. — Eine von dem Istituto lombardo di scienze, lettere ed arti gekrönte Preisschrift.

C. I. Petitti (conte) Sul lavoro de' fanciulli nelle manifatture. 4. Torino 1841. — Der Graf Petitti hat sich bereits durch andere philanthropische Schriften über die Armuth, die Gefängnisse u. s. w. bekannt gemacht.

G. Casaccia Vocabolario genovese-italiano. Dispensa 1—4. 8. Genova 1841. Jede Lief. 50 c.

G. Olivieri Dizionario domestico genovese-italiano. 12. Genova 1841. 3 l.

C. Desplace (fils) Manuel topographique et médical de l'étranger aux eaux de Savoie. 8. Annecy.

Moïse de Khorène Histoire d'Arménie; texte arménien et traduction française par P. E. le Vaillant de Florival. 2 vol. 8. Venise, typographie arménienne de Saint-Lazare 1841. 20 l. 88 c. (Vergl. Nr. 21.)

G. Gherardini Elementi di poesia. 2. edizione milanese riveduta. 8. Milano 1841. 3 l.

F. Tarotti Intorno a Niccolò de' Lapi, ovvero i Palleschi e i Piagnoni di M. d'Azeglio. Con illustrazioni storiche. 12. Milano 1842. 3 l. (Vergl. Nr. 9.)

A. Risso Nouveau guide du voyageur dans Nice, et notice sur l'histoire civile et naturelle de cette ville. 12. Nice 1841.

G. Cappelletti L'Armenia. Tomo 1. 8. Firenze 1842. 3 l. 70 c.

Atti dell' accademia delle scienze di Siena, detta dei Fisio-Critici. Tomo 10. 4. Siena 1841.

F. M. Avellino Congetture sopra un' iscrizione sannitica, lette all' accademia ercolanese. 8. Napoli 1841. — Zu denjenigen Gelehrten des Auslandes, welchen Se. Maj. der König von Preußen kürzlich den Verdienst-Orden für Wissenschaft und Kunst verliehen, gehört auch Hr. Avellino in Neapel.

F. Galluppi Considerazioni filosofiche su l'idealismo transcendentale e sul razionalismo assoluto. 4. Napoli 1841.

M. Marini (Vorsteher der Vatikan. Archive) Diplomatica pontificia, ossiano osservazioni paleografiche ed erudite sulle bolle dei papi. Folio. Roma 1841. — Enthält Bemerkungen über Alter, Form u. s. w., auch verbannene, handschriftliche wie gedruckte, Sammlungen der Päpstlichen Bullen; beiläufig über Alter, Widerächtigkeit u. s. w. der Päpstlichen Register.

E. Repetti Dizionario geografico, fisico, storico della Toscana, contenente la descrizione di tutti i luoghi del granducato, ducato di Lucca, Garfagnana e Lunigiana. Fasc. 29 e 30 (vol. 4, fasc. 2 e 3). 8. Firenze 1841. Jedes Heft 1 l. 62 c.

R. Mastriani Dizionario geografico-storico-civile del regno delle due Sicilie. Fasc. 19—22. 8. Napoli 1841.

J. Nardi Delle istorie della città di Firenze. Libri inediti tratti ora in luce da' codici originali, e annotati per cura e opera di L. Arbib. 8. Firenze 1841.

R. Varchi Lezioni sul Dante e prose varie, per la maggior parte inedite, tratte ora in luce dagli originali della biblioteca Riccardiana per cura e opera di G. Gazzi e L. Arbib. 2 vol. 8. Firenze 1841. 16 l. 80 c.

Memorie istoriche della città di S. Agata de' Goti per l'epoca dal principio dell' era volgare sino al 1840. 4. Napoli 1841. — Aggiunte alle memorie istor. della città di S. Agata de' Goti. 4. Napoli 1841.

A. Zobi Notizie storiche riguardanti l'I. e R. stabilimento dei lavori di commesso in pietre dure, di Firenze. 8. Firenze 1841. — Geschichte der in Florenz bestehenden Steinmosaik-Fabrik und Beschreibung der bedeutendern aus ihr hervorgegangenen Werke.

G. Moroni Delle pontificie funzioni della settimana santa, e del solenne pontificale di pasqua. 12. Venezia. 1842. 1 l. 62 c. (Vgl. Nr. 9.)

Saggi di naturali esperienze fatte nell' accademia del Cimento. 3. edizione fiorentina preceduta da notizie storiche dell' accademia stessa di V. Antinori, e seguitata da alcune aggiunte di G. Gazzeri. 4. Firenze 1841. — Die Accademia del cimento, gestiftet im J. 1657 zu Florenz, hat wesentlich zur Förderung der Naturkunde beigetragen. — Diese Saggi, ein Werk des Grafen L. Magalotti, erschienen zuerst im J. 1666, dann öfter, und wurden in mehrere Europ. Sprachen übersetzt.

Vincentius e dru. Cesati Stirpes italicae variorum vel novae descriptionibus iconibusque illustratae. Fasc. 1. Folio. Mediolani 1841.

Archivio storico italiano, ossia raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi riguardanti la storia d'Italia. Vol. 1. 8. Firenze, Vieusseux 1842. — Zur Herausgabe dieses „Archivs" haben sich mehrere Italiänische und einige ausländische Geschichtsforscher vereinigt. Redacteur desselben ist Hr. Peliseri, der Herausgeber des Cavalcanti. Den Hauptinhalt obigen Bandes bilden die Florentinische Geschichte des Jacopo Pitti.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: d'Azeglio Reale Galleria di Torino. Fasc. 22 (tomo 3, fasc. 21. — Raccolta dei più celebri poemi eroicomici italiani. Disp. 21—30 (vol. 2, disp. 2—30).

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Montag den 20. Juni 1842.

Syrien.

Die Völker des Libanons, nach Ferdinand Perrier. *)

Die Metualis.

Die Metualis oder Motualis sind Anhänger Ali's, wie die Türken Anhänger Omar's sind; aber diese Sekte der Syrischen Metualis, die eine in Europa noch wenig gekannte Nation bilden, weicht in ihrer Religion und in ihren Sitten von den übrigen Anhängern Ali's wesentlich ab. Ich werde von ihnen erzählen, was ich aus den Quellen ihrer Geschichte geschöpft, d. h. was ich von den Aeltesten unter ihnen, die sich ein Vergnügen daraus machen, die alten Bücher, die von ihrer ehemaligen Macht erzählen, zu erklären, erfahren habe. Ihre Geschichte ist seit einigen Jahrhunderten mit der Geschichte Syriens verflochten, und es giebt in diesem Lande vielleicht keine Stadt, kein Dorf, keinen Weiler, von welchen die Metualis nicht eine Legende oder eine interessante Anekdote zu erzählen wissen. Was ich davon sagen werde, ist, ob es gleich großentheils ihren Büchern entlehnt ist, ohne historische Wichtigkeit; denn meistens fehlen die Zeitangaben dazu. Ich empfand ein unendliches Vergnügen, als ich zwei alte graubärtige Metualis mir von ihrem ehemaligen Ruhme, von der Macht ihrer Vorfahren in Syrien und von ihren Kriegen erzählen, dann von ihrer gegenwärtigen Erniedrigung, von den Verfolgungen, welche sie unter dem schrecklichen Dschezzar erduldeten, und endlich von dem Verfall ihrer Nation reden hörte.

Einige Jahre vor den inneren Kriegen, die im vorigen Jahrhunderte Omar-el-Daher erregt hatte, waren die Metualis in Syrien noch zahlreich und stark, und ihre Bevölkerung war wenigstens doppelt so groß, als sie jetzt ist. Sie wurden damals von ihren eigenen Makaïehs oder Gemeinde-Vorstehern regiert. Als die bürgerlichen Unruhen des Scheichs Omar-el-Daher gestillt waren und diese kleine Nation, die schon Vieles geduldet hatte, kaum anfing, sich von ihren Verlusten zu erholen, kam sie unter die schreckliche Herrschaft des Achmed-Dschezzar, der ihren Untergang vollendete.

Nachdem die Plackereien dieses Pascha's von Acre lange und grausam sie gedrückt hatten, griffen sie endlich zu den Waffen; anfangs bekämpften sie mit Glück die Truppen Dschezzar's und bemächtigten sich mehrerer wichtigen Festungen, die, wie Adlerneste, auf dem Gipfel steiler Felsen im Belad-Bischara erbaut waren. Da der schlaue Pascha sah, daß er durch die bloße Gewalt gegen seine Feinde nichts ausrichten konnte, so bestach er einige Häuptlinge derselben und streute den Samen der Zwietracht unter ihnen aus. Bald gab es in ihren Operationen keine Einheit mehr; die Verräther korrespondirten mit Dschezzar und benachrichtigten ihn von Allem, was bei ihnen beschlossen wurde. Der Pascha gewann bald die Oberhand wieder; er bedrängte die Empörer kräftig und ließ diejenigen spießen, die in seine Hände fielen; darauf belagerte er die merkwürdige Festung Nabatieh mit 7000 Mann und drei Geschützen. Einige hundert Metualis hatten sich darin eingeschlossen und vertheidigten mit Erbitterung diesen wichtigen Posten, der das Land beherrscht. Die Lage dieser Festung ist außerordentlich romantisch; während der Kreuzzüge auf einer Anhöhe erbaut, die sich gegen Westen steil erhebt, hängt sie in einer Höhe von mehr als 900 Fuß über dem Flusse Kasmieh oder dem alten Leontes. Einige Steinblöcke, welche auf der einzigen zugänglichen Seite herabgerollt würden, wären hinreichend, um das Anrücken einer ganzen Armee zu hindern. Dieses Mittel wandten auch die Belagerten an; aber die Verräther, die sich unter ihnen befanden, zeigten dem Pascha Dschezzar eine Art unterirdischen Weges an, der unter dem Thore der Festung hinführte und den die Belagerten vermauert hatten.

Dschezzar ließ während der Nacht zwei Geschütze daselbst aufführen, welche er einige Male in den Hohlweg hinein abfeuerte. Der Wiederhall dieser Kanonenschüsse, die von allen Echos der Felsen wiederholt wurden, war so stark und so furchtbar, daß die Metualis glaubten, der Pascha ließe durch Minen den ganzen Felsen sprengen. Aus Furcht, unter den Trümmern der Festung begraben zu werden, ergaben sie sich an Dschezzar und erbaten sich nur ihr Leben als Gnade; aber der erzürnte Pascha ließ nichtsdestoweniger den Meisten die Köpfe abschneiden und außerdem die Verräther, die ihm zur Eroberung des Platzes verholfen hatten, vor seinen Augen, von den Felsen in die Wellen der Kasmieh stürzen. Die Einnahme der Festungen Nabatieh und El-Schekif war der letzte gegen die Metualis geführte Todesstreich; sie zerstreuten sich, und der Pascha von Acre ließ sie wie wilde Thiere einsperren.

Alle, die man ergreifen konnte, wurden an den Thoren von Acre und Saida gepfählt; ihre Güter wurden konfiszirt, und die Behörde ihrer Vorsteher oder Makaïehs wurde nun abgeschafft. Die Rache des Paschas vertrieb die meisten Metualis, vernichtete ihre durch die Zeit geheiligten Vorrechte und zerstörte so für immer den Einfluß, den sie sich unter den Völkerschaften des Landes erworben hatten.

Diese Sekte zählt gegenwärtig nur noch 40—43,000 Seelen, welche in Verbindung mit den Christen zweihundert bis zweihundertundfunfzig Dörfer auf der südlichen Seite und in den äußersten Verzweigungen des Libanons bewohnen. Tausend bis tausendzweihundert Familien bewohnen Balbek und seine Umgebungen, als die Dörfer Fischeh, Ras-el-Ain u. a. in den reizenden Thälern des Antilibanons.

Die vorzüglichsten Dörfer der Metualis sind Safa, Tinata, Kames, Lubia-Aska, Daharieh, Megaire; in dem Dschebel-el-Menaiter sind Belad-Dschebail und der ganze Strich, welcher Klim-el-Teffach (Aepfelland) heißt, so wie Belad-Bischara, Klim-el-Tinmar, Gebach, Dschebel-Bischan und Belad-el-Schekif, von Metualis bewohnt.

Die Metualis sind zwar muthig und tapfer, aber in einem geringeren Grade, als die Druſen. Was ihnen jedoch besonders eigenthümlich, das ist eine verschwenderische Freigebigkeit und beständige Ausübung einer großmüthigen Gastfreundschaft gegen die Fremden. Aus Furcht, sich zu verunreinigen, lassen sie indessen selten den Bekenner einer fremden Religion in ihre Häuser eintreten. Wenn ein Fremder ein Gefäß berührt, das den Metualis gehört, so muß dieses Gefäß, das durch die Berührung unrein geworden ist, zerbrochen oder durch Feuer oder fließendes Wasser gereinigt werden. Um die Gastfreundschaft auszuüben, ohne sich zu verunreinigen, haben die Metualis in allen ihren Dörfern Gasthäuser errichtet, welche Mensuhls heißen; die Fremden und Reisenden, ihre Dienstleute und ihre Thiere werden darin mit der edelsten Großmuth und ganz umsonst aufgenommen. Neben diesem Vorurtheile haben die Metualis aber den sonderbaren Glauben, daß sie, wenn sie außerhalb ihrer Häuser mit Fremden und Andersdenkenden verkehren, dadurch nicht verunreinigt werden können; vielmehr schlafen, essen und rauchen sie mit den Druſen, Muselmännern und Christen zusammen. Nur die Gegenwart eines Fremden im Innern ihres Hauses oder auch nur auf der Schwelle ihrer Thür macht das ganze Haus unrein. Uebrigens sind die Metualis selbst, im Allgemeinen, äußerst schmutzig.

Sie dürfen vier rechtmäßige Frauen heirathen und so viele Konkubinen halten, als sie ernähren können; ihre Ehe wird fast ohne alle Feierlichkeit vollzogen, und, was dem fast allgemeinen Gebrauche im Orient entgegen ist, es kennen sich die beiden Ehegatten schon vor der Heirat. Der Jakl, eine Art Richter und öffentlicher Schreiber, macht den Vermittler zwischen den Parteien, die ihm, jede für sich, den Auftrag geben, die Ehe abzuschließen. Mit dieser Vollmacht versehen, begiebt er sich mehrere Male zu dem jungen Manne und zu der Jungfrau, bis es ihm gelingt, die Angelegenheit, zur Zufriedenheit beider Theile, zur Entscheidung zu bringen; alsdann übernimmt er auch noch das Amt des Priesters, Richters und Notars, setzt den Kontrakt auf und vereinigt die jungen Eheleute durch Auflegung seiner Hände auf ihre Köpfe und durch Aussprechung eines Gebetes, wobei eine sonderbare Umtauschung der Worte stattfindet; hierzu ist eine große Geläufigkeit der Zunge erforderlich. Wenn er die Worte ohne Fehler ausspricht, so wird die Ehe glücklich seyn, und die beiden Gatten werden viele Kinder bekommen; wenn er aber stammelt oder einen Fehler macht, so kündigt der Jakl den Neuvermählten an, daß sie Kummer und Elend zu erleiden haben werden.

Die Metualischen Frauen haben im Allgemeinen einen schönen Wuchs, schwarze Augen, ein lebhaftes und ausdrucksvolles Gesicht und dichtes schwarzes Haar. Da sie sehr sinnlich sind, so machen sie sich kein Gewissen daraus, die Wachsamkeit ihrer Herren und Männer zu täuschen. Um diesen zu gefallen und in ihren Augen schöner zu erscheinen, wenden sie tausend Mittel an. Diese Frauen sind jedoch wenig anziehend; denn die Reinlichkeit ist bei den Metualis keine sehr geschätzte Eigenschaft; wenn sie ausgehen, halten sie ihr Gesicht dicht verschleiert; mit den übrigen Theilen des Körpers ist dies jedoch nicht der Fall, und wenn sie auf dem Felde arbeiten, sind sie gewöhnlich sehr wenig bekleidet. Wenn sie dann einen Christen oder Türken gewahr werden, so bücken sie sich nieder, das Gesicht gegen die Erde geneigt, ziehen ihr einfaches Dschubeh oder leinenes Kleid über den Kopf, um sich dadurch noch dichter zu verschleiern, und lassen ohne Scham den übrigen Theil des Körpers unbedeckt. Es scheint,

*) Aus dessen in diesen Blättern bereits mehrfach benutztem Werke: La Syrie sous la domination de Méhémet-Ali jusqu'en 1840. Die Artikel über die Druſen und Maroniten befinden sich in Nr. 13 u. 21 des Magazins.

daß die Schamhaftigkeit, so wie die Schönheit, ganz conventionell und veränderlichen Regeln unterworfen ist. In Ober-Aegypten, in der Umgegend der Hauptstadt Syut, sieht man die Aegyptischen Frauen sich im Nile baden und in einem vollkommenen Zustande der Nacktheit an dem Ufer umherlaufen; wenn aber eine Barke vorbeifährt, oder wenn sie einem Manne begegnen, so kauern sie sich nieder und verbergen das Gesicht mit den Händen; denn nach ihrer Meinung besteht die Scham besonders darin, ihr Gesicht den Augen der Männer zu entziehen. Die Schönheit ist denselben Irrthümern oder vielmehr denselben Conventionen unterworfen. So lieben die Metualis, wie alle andere Orientalen, wohlbeleibte, volle Körper an ihren Frauen; hierin besteht, nach ihrer Ansicht, das Ideal der Schönheit. Ein Metuali sagt in seiner bilderreichen Sprache von einer Frau, welche er liebt und welche er für äußerst schön hält: „Die Seele meiner Seele hat schwarze Augen, wie die Gazelle; ihr Mund ist ein Korallenzweig; ihre Haut ein Milchgefäß und ihr Antlitz ein Vollmond."

Die Metualis können ihre Frauen verstoßen; aber sie dürfen die verstoßenen nicht wieder annehmen. Einer verstoßenen Frau ist es erst nach drei Monaten und zehn Tagen erlaubt, sich mit einem anderen Manne wieder zu verheiraten; für ihre Ernährung und Erhaltung hat während dieser Zeit ihr Mann zu sorgen, der, wenn er keine Kinder von ihr hat, ihr nichts Anderes zu geben verpflichtet ist, als das bedungene Witthum. Eine Witwe darf sich erst nach vier Monaten und zehn Tagen wieder verheiraten; die Erben oder die Kinder des verstorbenen Mannes müssen sie während des Witwenstandes erhalten. In diesem Falle bestimmt wiederum der Zaki als Richter die der Witwe oder der verstoßenen Frau zu zahlende Summe; diese Summe, welche jedesmal nach dem Vermögen des Mannes festgesetzt wird, heißt Nakat-el-edde (Witwengeld.) Eine Metualische Frau, welche ihr Mann zurückgelassen hat, um eine Reise zu machen, kann sich nur erst dann wieder verheiraten, wenn sie sichere Nachricht über seinen Tod erhalten hat; dieser Gebrauch ist dem muselmännischen Gesetz entgegen, welches einer Frau die Wiederverheirathung gestattet, wenn sie innerhalb dreier Jahre und dreier Monate von ihrem Manne weder Nachrichten, noch Unterstützung erhält.

Uebrigens findet die Verstoßung bei den Metualis nur nach sicheren Beweisen der Untreue der Frau statt; der Ehemann muß diese Beweise dem Zaki anzeigen. Hierauf spricht dieser die Trennung der beiden Ehegatten aus; die Frau kann jedoch in keinem Falle und unter keinem Vorwande auf Trennung antragen.

Bei den Metualis besteht noch außerdem eine sogenannte zeitweilige Ehe, welche sie Zuog-el-mota (Ehe des bloß sinnlichen Genusses) nennen. Es ist jedem Manne, der von seiner Familie entfernt oder auf Reisen ist, erlaubt, sie mit einer Jungfrau, einer Witwe oder mit einer verstoßenen Frau einzugehen. Diese Ehe dauert nur eine bestimmte Zeit, wofür eine nach beiderseitigem Uebereinkommen als Mitgift festgesetzte Summe gezahlt wird: die Frau trägt alle Folgen derselben. Eine solche Klausel darf im Orient, wo die Kinder stets die Freude der Mutter und oft die Quelle ihres Wohlstandes sind, nicht sonderbar scheinen; das Leben ist daselbst übrigens leicht, und die Bedürfnisse sind nur gering.

Zum Abschluß dieses sonderbaren Kontrakts sind der Zaki und zwei Zeugen nöthig. Die Gatten geben sich gegenseitig eine Flasche Wasser, vielleicht zum Zeichen der kurzen Dauer dieser Verbindung. Nach Ablauf der festgesetzten Zeit zerbricht man die zwei Flaschen, und die Ehe ist aufgelöst. Wenn beide Theile freiwillig einverstanden sind, sie zu verlängern, so behält man die Flaschen; aber von diesem Augenblicke an hat der Mann, so wie die Frau, das Recht, die Verbindung aufzulösen, sobald sie ihnen nicht mehr zusagt. Die Metualis können sich auf diese Weise überall, wo sie sich befinden, verheiraten. Da sie sehr geistreiche Anekdoten erfunden haben, um alle ihre Gewohnheiten und Gebräuche zu rechtfertigen, so will ich hier mittheilen, was sie über den Ursprung dieser sonderbaren Ehe erzählen. „Diese Gewohnheit", sagen sie, „ist sehr achtungswerth; denn sie stammt von dem Imam Ali. Dieser heilige Prophet hatte einen Lieblingsausdruck, den er bei jeder Gelegenheit in einer allzu bildlichen, unübersetzbaren Sprache zu wiederholen pflegte. Er sagte: „Das Cölibat ist die Hölle" (Rissat el azeb meinar dschahannen uhala ukan leila uakda), und der Imam war seiner Lehre treu. Aber Omar-Ebn-el-Kotab wollte ihn eines Tages versuchen und ihn seinen Grundsätzen untreu machen. Deshalb lud er den Imam Ali zu einer Unterhaltung ein, ließ sehr spät am Abend das Essen auftragen und bereitete ihm vielerlei Hindernisse, um ihn an der Rückkehr in sein entferntes Zelt zu hindern, in der Hoffnung, ihn auf diese Weise zu täuschen und ihn sein Sprüchwort vergessen zu machen. Aber in der Nacht stand Ali, der den Geist Gottes hatte, leise auf, öffnete die Thür des Zeltes, das dicht neben dem Zelte Omar's stand, und brachte die Schwester dieses dahin, daß sie ihm erlaubte, ihr Lager mit ihm zu theilen. Am Morgen stand Omar-Ebn-el-Kotab freudig auf und fragte Ali mit spöttischer Miene, wie er die ehelose Nacht hingebracht habe? „Beim Propheten, Du täuschest Dich", antwortete der Imam; „frage vielmehr Deine Schwester." Omar, wüthend hierüber, ergriff sogleich seinen Handschar, um seine Schwester zu ermorden; aber der Prophet Ali hielt ihn am Arm zurück und sagte: „Du darfst Deine Schwester nicht tödten; sie ist jetzt meine Frau und trägt in ihrem Schoße eine kostbare Frucht, welche Abbas heißen und das Haupt einer berühmten Chalifen-Familie werden wird." Das Kind, welches zur Welt kam, wurde wirklich das Haupt der großen Chalifen-Dynastie der Abassiden, und unser Prophet setzte von jetzt an, zur Bequemlichkeit derjenigen, welche, wie er, von ihrer Familie entfernt seyn würden, die Ehe, Zuog-el-mota genannt, ein."

Diese Anekdote der Metualis über den Ursprung jener berühmten Dynastie, aus welcher 37 Chalifen hervorgingen, stimmt durchaus nicht mit der von Arabischen Historikern geschriebenen Geschichte dieser Familie überein. Nach ihnen war der erste der Abassidischen Chalifen Abu-el-Abbas-Safah, Urenkel des Abbas, des Oheims des großen Propheten Muhammed *); der zweite war der berühmte Abu-Dschafar-el-Mansur. Man wird bemerken, daß die Metualis in ihren Lieblingsgeschichten sich bisweilen von der historischen Wahrheit zu entfernen scheinen.

Die Metualis trinken nur aus irdenen Töpfen und bedienen sich niemals der schöngeformten Vasen, die in Syrien zum Abkühlen des Wassers gebräuchlich sind. Der Grund, den sie hiervon angeben, ist einer der sonderbarsten. Wenn das Wasser, sagen sie, durch die kleinen Löcher dieser Vasen läuft, so macht es ein Geräusch, das wie der Name Abubekr klingt, ein Name, der ihnen verhaßt ist. Aus demselben Grunde vermeiden sie es, das Wort Abu (Vater) auszusprechen; sie bedienen sich statt dessen gewöhnlich des Türkischen Wortes Baba.

Die Metualis haben Beamte, welche Makaïehs heißen. Ehemals waren diese mächtig, regierten ihre Unterthanen wie Emirs und zahlten den Paschas von Acre einen Tribut; jetzt aber sind die Makaïehs nur noch einfache Dorf-Vorsteher ohne Macht.

Wenn die Metualis außerhalb ihres Gebietes sind, so nehmen sie mehrere Gebräuche der Muselmänner an. Ihre Lehrer oder Priester heißen Ajummats oder erste Lehrer. Zwölf Imams waren die Stifter ihrer Religion. Der erste ist Ali, und die übrigen sind seine Abkömmlinge bis in das elfte Geschlecht. Diese Imams heißen bei ihnen noch die zwölf Lehrer der Welt.

(Schluß folgt.)

England.

Die Faustliteratur in England.

(Schluß.)

Wir kommen nun auf die verschiedenen Uebersetzungen des Faust zurück, und da es jedenfalls interessant ist, Proben dieser verschiedenen Uebersetzungen mit einander zu vergleichen, so theilen wir solche nach der Zeitfolge der Erscheinung der Uebersetzungen mit und wählen den Gesang Raphael's im Prolog:

„Die Sonne tönt nach alter Weise
In Brudersphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick giebt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag;
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag."

Lord Francis Egerton gab diese Verse im Englischen so wieder:

„The sun his ancient hymn of wonder
Is pouring out to kindred spheres,
And still pursues with march of thunder,
His pre-appointed course of years.
Thy visage gives thy angels power,
Though none its dazzling rays withstand,
And bright as in their natal hour
Creation's dazzling realms expand."

In diesem Lobgesang des Erzengels offenbart sich die höchste Poesie; Lord Francis hat diese Stelle mit poetischem Schwung und in glücklich gewählten Worten übertragen. Er erlaubte sich, in der zweiten Strophe die Sonne anzureden mit „Dein Antlitz" thy visage, was der poetische Uebersetzer sich erlauben durfte. Dagegen bleibt „Obgleich keiner ihren blendenden Strahlen widerstehen kann" wegen der bloß äußerlichen Auffassung weit hinter dem metaphysischen „ergründen mag" zurück.

Keiner aller neueren Englischen Dichter war durch die gründliche Kenntniß unserer Sprache und Sitten und durch sein schöpferisches Dichtervermögen mehr berufen, den Goetheschen Faust durch eine klassische Uebersetzung in England einzubürgern, wie Coleridge, der selbst sein ganzes Leben hindurch faustartig gerungen hat. Er läßt auch hier und da von einem solchen Vorsatze etwas fallen, aber es blieb bei ihm, wie mit so vielem Anderen, nur frommer Wunsch. Auch Lord Byron wäre durch seine eigenen inneren Kämpfe berufen gewesen, den Faust von Goethe zu übersetzen; allein seine drängende, unruhige, vulkanartige poetische Schöpfungskraft gestattete ihm nicht, sich ruhig einem fremden Faust anzuschmiegen, und er zog es daher vor, eine ähnliche Idee im Manfred darzustellen. Auch von Shelley haben wir gerade den Prolog im Himmel und die Walpurgisnacht. Die obige Stelle lautet in seiner Uebersetzung:

„The sun makes music as of old
Amid the rival spheres of Heaven,
On its predestined circle rolled
With thunder-speed: the Angels even
Draw strength from gazing on its glance,
Though none its meaning fathom may:
The world's unwithered countenance
Is bright as at Creation's day."

Glauben wir nicht eine Stelle aus Shakspeare zu lesen? Schade, daß es Shelley nicht vergönnt war, länger zu leben. Er war der Geist, der durch die Tiefen der Gedankenwelt von seinem dunkeln Schicksale geleitet hindurchgeschritten, der sich bei höchster Originalität mit künstlerischer Ruhe an einen

*) Abu-el-Abbas war der Sohn Muhammed's, der der Sohn Ali's war, und dieser letzte Enkel des Abbas war der Oheim des Propheten.

fremden ebenbürtigen Geist anschmiegen konnte. Man hat dies auch in England anerkannt, und seine Uebersetzungs-Fragmente fanden die verdiente Würdigung; allein man wandte oft ein, er hätte die Deutsche Sprache zu wenig gekannt, um dieser Aufgabe gewachsen zu seyn; er hätte sich das Deutsche erst prosaisch übersetzen lassen müssen, ehe er es in Poesie tauchte. Diesem Vorwurf kann aber aufs bestimmteste widersprochen werden; denn aus seinen Briefen stellt es sich heraus, daß er mit dem Deutschen, das freilich damals in England noch nicht so verbreitet war, wie jetzt, hinlänglich vertraut war. So schreibt er an Mr. Gisborne am 22. Oktober 1821 von Pisa aus: „Ich habe, seit ich Sie gesehen, Schiller's „Jungfrau von Orleans" gelesen, ein schönes Stück, wenn der fünfte Akt nicht so sehr an Interesse verlöre." Ein andermal läßt er sich von Horatio Smith in Paris einen „Deutschen Faust" kaufen. An denselben Mr. Gisborne schreibt er unterm 16. April 1822: „Ich habe wieder über und über den Faust gelesen und immer mit Empfindungen, wie sie keine andere Dichtung hervorruft. Er macht die Melancholie tiefer und vermehrt den Umschwung der Ideen und scheint mir deshalb ein unpassendes Studium für den zu seyn, der eine Beute der Vorwürfe seines Gedächtnisses ist und der Täuschungen einer Einbildungskraft, welche nicht gezügelt werden kann. Und doch scheint das Vergnügen mit den Gefühlen zu sympathisiren, welche nur Wenige kennen, ob sie gleich ihren einzigen Reiz aus der Verzweiflung ziehen und aus der Verachtung des geringen Guten, das wir in unserem gegenwärtigen Zustande erreichen können, mehr den Schmerz zu lindern, der mit diesen Gefühlen verbunden ist. Vielleicht setzt das ganze Mißvergnügen über das Geringere (um einen platonischen Sophismus zu benutzen) das Gefühl eines gerechten Anspruchs auf das Größere voraus, so daß wir Bewunderer des Faust also auf dem rechten Wege nach dem Paradiese sind. — — Haben Sie Calderon's Magico Prodigioso gelesen?" fährt er fort „ich finde eine schlagende Aehnlichkeit zwischen Faust und diesem Drama, und wenn ich den Unterschied, den Coleridge macht, anerkenne, so würde ich sagen Goethe war der größte Philosoph und Calderon der größte Dichter. Cyprian im Magico Prodigioso liefert augenscheinlich den Keim zum Faust, wie Faust ihn zu vielen Gedichten geliefert haben mag, obgleich sie im Bau und Plan verschieden sind wie die Eichel von der Eiche. Ich habe — stellen Sie sich meine Anmaßung vor — verschiedene Scenen aus beiden übersetzt und zwar zur Grundlage eines Aufsatzes für unser Journal. Mit den Uebersetzungen aus Calderon bin ich wohl zufrieden, welche mir in der That wenig Mühe machten; aber bei denen aus Faust fühle ich wohl, welche unvollkommene Darstellung bei all der Freiheit, die ich meiner Einbildung verstattete, wie Goethe im Englischen geschrieben haben würde, meine Worte gewähren. Nur Coleridge ist eines solchen Werkes fähig."

Zu interessant ist der fernere Inhalt des Briefes, um ihn nicht mitzutheilen. Er schildert den Eindruck, den damals die in England bekannt werdenden Zeichnungen von Moritz Retzsch selbst auf geniale Dichter wie Shelley machten. „Wir haben hier eine Uebersetzung einiger Scenen und in der That der ausgezeichnetsten gesehen, welche jene staunenerregenden Radirungen eines Deutschen Meisters (von Retzsch) begleiteten. Die Uebersetzung ist nicht schlecht, und hinlänglich treu, aber wie schwach! Und wie unzulänglich, Faust darzustellen. Ich habe nur die in dieser Uebersetzung ausgelassenen Scenen zu übersetzen versucht und würde Ihnen die der „Walpurgisnacht" senden, wenn ich wüßte, daß Ollier die Kosten der Sendung auf meine Rechnung schreiben würde. Was sind das für Radirungen! Ich kann mich nie an ihnen sattsehen, und ich fürchte, dies ist die einzige Art, Faust zu übersetzen. Ich verstand nie vollkommen die Brockenscene, bis ich die Radirung sah; und dann Margaretha in dem Sommerhaus mit Faust! Der Künstler macht sein Glück ordentlich beneidenswerth, daß er solche Dinge mit Ruhe skizziren kann."

Das größte Verdienst um die Erklärung des Faust erwarb sich Hayward, der alle Deutsche Kommentare verschmolz und die Forschungen und Anschauungen, die er auf einer zu diesem Zweck in Deutschland unternommenen Reise gewonnen, in seinen Anmerkungen niederlegte. Seine Uebersetzung ist in Prosa; aber er verstand es, das poetische Kolorit nicht ganz zu verwischen. Er hat den Faust in England am populärsten gemacht. Die obige Stelle lautet in seiner Uebersetzung:

„The sun chimes in, as ever, with the emulous music of his brother spheres, and performs his prescribed journey with the roll of thunder. His aspect gives strength to the angels, though none can fathom him. Thy inconceivably sublime works are glorious as on the first day."

Die Uebersetzung von J. S. Blackie hat ihr selbständiges Verdienst. Obige Stelle lautet bei ihm:

The sun doth chime his ancient music
To brethren spheres' contending song,
And on his fore appointed journey,
With thunder-pace he rolls along.
Strength drink the angels from his glances,
Though no one comprehend him may;
God's works of grandeur unconceived,
Are bright as on creation's day."

Der Rechtsgelehrte Dr. Anster in Dublin hat sich in seiner poetischen Uebersetzung, die nicht die Metren des Originals streng beibehält, große Freiheiten erlaubt; seine Uebersetzung ist mehr eine Paraphrase; er spinnt eine Zeile oft in drei aus; allein sie ist poetisch höchst gelungen und läßt sich sehr angenehm lesen. Eine der letzten Handlungen des vor kurzem abgetretenen Whig-Ministeriums war die Beförderung des Dr. Anster auf die Königliche Pensions-Liste, und zwar, wie die Zeitungen meldeten, wegen seines Verdienstes als Uebersetzer des Faust.

In seiner Uebersetzung lautet die obige Stelle:

„The sun, as ever, in vast accord, as wont of old,
Joins in sweet rivalry his brother spheres;
And all their fore-ordained journey hold,
Closing their course in deep-toned thunder-airs.
The glorious sight nerves the angelic soul;
Yet none may fathom the display
Incomprehensible: the wondrous whole
Sparkles, as on Creation's day."

Dieser Uebersetzung sind auch die Zeichnungen von Retzsch im trefflichen Nachstich beigegeben.

Sollen wir noch ein Urtheil über die Uebersetzung fällen, welche uns zu dieser Uebersicht Veranlassung gegeben, so kommt es uns vor, als ob die Bekanntschaft mit seinen vielen Vorgängern die Uebersetzung Mr. Filmore's beeinträchtigt hätte. Seine Arbeit ist nicht übereilt, übertrifft oder erreicht indessen die besten der bereits erschienenen Uebersetzungen nicht.

Im Interesse der Faust-Literatur in England wünschen wir, daß noch einmal ein großer Dichter unser großes Gedicht zum klassischen Eigenthum der Englischen Literatur mache. Der gewöhnlichen Uebersetzungen giebt es doch mehr als genug; eine unübertreffbare existirt noch nicht, und es kommt uns, wenn wir die jetzigen Dichter alle mustern, vor, als ob der beste Uebersetzer noch nicht in so kurzer Zeit zu erwarten wäre.

Wir bemerken nur noch, daß Leopold Bernays mit vielem Fleiß und Einsicht den so schwierigen zweiten Theil des Faust prosaisch übersetzt hat und Herr J. Birch ihn mit Beibehaltung der Original-Versmaße in Lieferungen herausgiebt. Die letztere Uebersetzung zeichnet sich durch ihren poetischen Werth sehr vortheilhaft aus und wird poetisch die prosaische von Bernays ergänzen, wie es die Anstersche des ersten Theils in Bezug auf die Prosa-Uebersetzung von Hayward thut.

„The sun as in the ancient days,
Mong sister stars in rival song,
His destined path observes, obeys,
And still in thunder rolls along.
New strength and full beatitude
The angels gather from his sight,
Mysterious all — yet all is good,
All fair as at the birth of light!"

Der Honorable Robert Talbot zeigt in seiner Uebersetzung hinlängliche Kenntniß der Deutschen Sprache; auf seine poetische Gewandtheit lassen wir aus folgender Probe schließen:

„Still, while his brother spheres, the sun
Chimes, as of old in rival song:
As his predestined course is run,
In thunder still he rolls along!
His glance the angels' strength supplies,
Tho' none to sound his depths have power!
Creation's wondrous works arise,
Glorious, as in their natal hour!"

Jonathan Birch, der sich viele Jahre in Memel aufhielt und erst im reiferen Mannesalter nach seiner Vaterstadt London zurückkehrte, hat seine Uebersetzung dem Kronprinzen, jetzigen König von Preußen gewidmet. Die Uebersetzung ist mit außerordentlicher Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit durchgeführt, und die Anmerkungen enthalten manche, wenn auch nicht immer entschieden in die Augen leuchtende, doch stets originelle, neue Auffassung vieler Stellen. So erklärt er die Stelle in dem Monologe Faust's. „O Tod! ich kenn's, das ist mein Famulus!" so, als ob Faust glaube, der Tod klopfe wirklich, was Faust so tief erschütterte; während gewöhnlich diese Zeile, wie die nachfolgende: „Daß diese Fülle der Gesichte der trockne Schleicher stören muß", auf den bald darauf eintretenden Wagner bezogen wird. Eben jene Gewissenhaftigkeit, in die Absichten des Dichters tief einzudringen, beeinträchtigte hier und da die poetische Rundung, den Schwung und Fluß, während freilich das ein alle andere Uebersetzungen übertreffendes Verdienst des Herrn Birch ist, daß er meistens die Original-Metren streng beibehalten hat. Die angezogene Stelle lautet bei Birch:

„The sun, in soft accord, as wont of old,
Joins in sweet rivalry his brother spheres;
And all their fore-ordained journey hold,
Closing their course in deep-toned thunder-airs.
The glorious sight nerves the angelic soul;
Yet none may fathom the display
Incomprehensible: the wondrous whole
Sparkles, as on Creation's day."

Frankreich.

Dr. Neigebaur's Handbuch für Reisende in Frankreich. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, bei Volckmar. 1842.

„Frankreich" — sagt der Verf. in seinem Vorwort — „ist ohne Widerrede das Land, wohin die meisten Deutschen Reisenden ziehen. Lockt auch Italien den Kunstfreund, den Gelehrten mehr an, ist auch England dem Kaufmann, dem Politiker vielleicht wichtiger, so liegt doch Frankreich näher, es ist zugänglicher, die Sprache allgemein bekannt und die Reise mit weniger Zeit- und Kosten-Aufwand zu machen, besonders da Paris, in der Regel doch das eigentliche Ziel der meisten Reisen nach Frankreich, von der Deutschen Gränze überall in ein paar Tagereisen zu erreichen ist."

Bei der Abfassung dieses Werkes hatte Herr N., wie bei seinen übrigen so erprobt nützlichen Reisehandbüchern nach der Schweiz, Italien und England, weniger die Gelehrten und Geschäftsleute als die Mehrzahl der gebildeten Reisenden im Auge, welchen das Vergnügen einer Reise nach Frankreich Hauptzweck ist; dennoch werden es auch solche Reisende mit Nutzen gebrauchen, die ein ernsterer Zweck dahin führt; denn die ausführlichste und gründlichste Beschreibung eines Landes kann dem Gelehrten in seinen Forschungen und dem Geschäftsmann in seinen Speculationen keinen größeren Vorschub thun als eine kurzgefaßte, die nichts Weitschweifiges überhebt, auch ist ein so großes

Zwecke reisender nicht leicht von so schreckbarer Einseitigkeit, daß ihm alle Nebenzwecke uninteressirter Wißbegier gleichgültig seyn sollten.

Der 484 Seiten starke und äußerst zierlich gedruckte Duodez-Band zerfällt in zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: Kurzer Ueberblick der Geschichte von Frankreich, nebst chronologischer Uebersicht. — Allgemeine Beschreibung von Frankreich (Geographisch-statistische Uebersicht — Kunstfleiß und Handel — Staats-Einkünfte — Religion — Bewaffnete Macht — Verfassung — Adel — Staats-Verwaltung — Rechtspflege — Oeffentlicher Unterricht — Zustand der Wissenschaften und der Kunst. (Unter den ausgezeichneten Philologen auf orientalischem Gebiete vermißt man hier die Namen Saint-Martin, Champollion d. J., Abel-Remusat, E. Burnouf.) — Verzeichniß der vorzüglichsten Zeitschriften — Münzen, Maße und Gewichte — Postwesen — Reiserouten — Literarische Nachweisungen).

Vielleicht hätte der Verf. wohl gethan, dieser ersten Abtheilung auch einen kleinen ethnographischen Abschnitt beizugeben, der nicht sowohl von den hinlänglich bekannten allgemeinsten Zügen des Französischen National-Charakters als von den Schattirungen desselben in verschiedenen Provinzen handelte. Besonders vermissen wir ungern eine Schilderung der Breton's, dieses kleinen Trümmervolkes im nordwestlichen Winkel, bei welchem die alte Sprache der Gallischen Celten bis auf unsere Zeit sich fortgepflanzt hat und dessen Sitten ebenfalls noch viel Eigenthümliches zeigen.

Die zweite Abtheilung enthält Beschreibungen der merkwürdigsten Orte Frankreichs in alphabetischer Ordnung. Der Stadt Paris sind allein über 100 Seiten gewidmet. Unter den berühmten Personen von Caen ist die edle Heldin Charlotte Corday vergessen. Ueber den kleinen Freistaat Andorre in den Pyrenäen hat Michel Chevalier einen sehr interessanten Artikel geliefert, der im „Magazin" (1837) mitgetheilt worden ist.

Dürfen wir einem Gerüchte glauben, so beabsichtigt der geschätzte Verfasser, für immer von Deutschland Abschied zu nehmen und in einem der vier Länder sich niederzulassen, die er seinen reiselustigen Landsleuten in gewissem Sinne zugänglicher, vielleicht selbst anlockender gemacht hat. Möchte eine eben so gewandte Feder — falls Herr R. die seinige in diesem Gebiet hinfüro feiern ließe — nach demselben oder ähnlichem Plane die Pyrenäische Halbinsel und die nordischen Reiche bearbeiten! — — ö — —

Scribe's Heirat.

Als der Großrezensent von Frankreich sich verheiratete, bildete dieses Ereigniß in allen literarischen und sozialen Salons den Stoff der Unterhaltung auf mehrere Tage, zumal da er, der Alles rezensirte, auch seine eigene Heirat vor sein kritisches Tribunal brachte. Dies ist jetzt vergessen; aber seit einigen Tagen liefert in den Salons und den Theatern ein ähnliches Ereigniß den Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung. Scribe hat sich verheiratet. Da die Veranlassung zu dieser Heirat von Umständen begleitet ist, die nicht uninteressant genannt werden können, so dürfen wohl auch diese Blätter der Sache mit einigen Worten erwähnen. Herr Merle, ein witziger Journalist und Freund des Herrn Scribe, erzählt in einem Pariser Morgenblatte die Geschichte der Heirat auf folgende Weise:

„Der geistreiche und gelderiche dramatische Schriftsteller, Herr Scribe, der in seinen Lustspielen eine Mariage de Raison, eine Mariage d'Inclination und eine Mariage d'Argent gestiftet und außerdem so viele Kaiserliche Obersten, Marquis aus dem ancien régime, Dandys, Notare, Diplomaten und Banquiers verheiratet hat, dachte endlich selbst daran, sich zu verehelichen; er hat vor einigen Tagen eine junge und hübsche Witwe zur Frau genommen, die ihm eben so viel Liebenswürdigkeit und Anmuth, als Thaler mitbringt. Man sagt, daß sie ein Witthum von 200,000 Franken besitzt, wovon die Hälfte den zwei Kindern gehört, die sie mit ihrem ersten Manne, Herrn Biolay, einem Liqueur-Fabrikanten, hatte. Die Wittwe Biolay, gegenwärtig Madame Scribe, stammt aus einer sehr guten und achtbaren Familie; sie ist die Nichte des Abbé Marduel, ehemaligen Pfarrers von Saint-Roch. Die Heirat ist in der Kirche von La Villette vollzogen worden, und eine leichte Berline hat die Neuvermählten, auf dem Wege nach La Ferté-sous-Jouare, auf das Schloß Séricourt, das prächtige Eigenthum Scribe's, wo das neue Ehepaar die Flitterwochen zubringen will, entführt. — Die Veranlassung zu dieser Heirat kann dem Herrn Scribe den Stoff zu einem guten Lustspiel liefern. Man weiß, daß dieser Dichter Einkünfte besitzt, die sich auf nicht weniger als 100,000 Fr. jährlich belaufen; daraus folgt, daß er oft in Verlegenheit ist, wie er seine Kapitalien unterbringen soll. Ungefähr vor drei oder vier Jahren hatte Herr Scribe 200,000 Fr. liegen; er sprach hierüber mit seinem Notar, der ihm einen reichen Weinhändler in La Villette als Schuldner vorschlug, der ein Grundstück von 800,000 Fr. an Werth als Hypothek besaß. Nur sollte die dem Darleiher dargebotene Hypothek in die zweite Klasse kommen, da eine Hypothek von ebenfalls 200,000 Fr., welche die Mitgift der verheirateten Tochter des Eigenthümers war, bereits in der ersten Klasse stand. Dieser Vorschlag gefiel dem Herrn Scribe nicht, und man nahm auf die Sache weiter keine Rücksicht. Acht Tage nach dieser Verhandlung mit seinem Notar wurde dem Herrn Scribe eine junge Dame gemeldet, die ihn in einer Privat-Angelegenheit zu sprechen wünschte. Diese Dame, die ihn sogleich durch die Anmuth ihrer Persönlichkeit und durch ihr ausgezeichnetes Benehmen bezauberte, war Madame Biolay, die Tochter des Weinhändlers, den man für die Unterbringung der 200,000 Fr. vorgeschlagen hatte. Sie sagte zu Herrn Scribe, indem sie ihm ein von ihr und ihrem Manne unterzeichnetes Papier überreichte: „Mein Herr, Sie wollten 200,000 Fr. ausleihen; Sie nahmen meinen Vater als Schuldner an; aber Sie verlangten die erste Hypothek; ich biete sie Ihnen an. Da mein Mann und ich Willens sind, meinem Vater zu helfen, so wollen wir gern unsere Rechte aufgeben und sie an Sie abtreten, um den Abschluß eines Geschäfts zu beschleunigen, das meinen Vater aus einer großen augenblicklichen Verlegenheit reißen kann." — Herr Scribe ward gerührt von dieser kindlichen Liebe und von dem Anerbieten, die erste Hypothek abzutreten; er gab der Mad. Biolay einen Brief an seinen Notar, und die Anleihe kam zu Stande. Seitdem sind jedoch die 200,000 Fr. zurückgezahlt worden, und Herr Scribe hatte nur das Andenken an Mad. Biolay behalten, die er nicht wieder gesehen. Als er vor einigen Monaten bei seinem Notar zu Mittag aß, kam das Gespräch auf jene 200,000 Fr., und Herr Scribe erkundigte sich mit scheinbarer Gleichgültigkeit nach der hübschen Frau, die zu ihm gekommen war, um dieses Geschäft abzumachen. Sein Notar theilte ihm mit, daß sie schon seit zwei Jahren Wittwe wäre. Herr Scribe schien über diese Nachricht erfreut und trug seinem Notar auf, ihr in seinem Namen einen Heiratsantrag zu machen, der so gut aufgenommen wurde, daß aus der Madame Biolay jetzt eine Madame Scribe geworden ist."

Mannigfaltiges.

— Literarische Ehrenschuld. Der kürzlich (Nr. 66 des „Magazins") von uns ausgesprochene Wunsch, daß auch in Deutschland ein Fonds zur Unterstützung alter und verdienter Literaten auf ähnliche Weise begründet werden möge, wie er seit einigen Jahren in England existirt, hat insofern Anklang gefunden, als sehr viele Deutsche Blätter unseren Artikel in ihre Spalten aufgenommen. Die von Dr. Hermes mit vielem Takt redigirte Kölnische Zeitung macht dazu folgende Anmerkung: „Wer erinnert sich bei diesem Wunsche nicht an Karl Lappe, den lieblichen Sänger des klassischen Liedes „So oder So", an den angenehmen Erzähler Anton Wall, der so vielen Hunderten von Lesern unzählige Stunden angenehmer Unterhaltung gewährte, an Ignaz Aurelius Feßler und, noch aus der jüngsten Zeit, an den Bühnendichter Vogel, welche alle bei unvorhergesehenen Unglücksfällen auf eine leider nur zu demüthige Weise an das Wohlwollen der Deutschen Nation sich zu wenden genöthigt waren, um in ihrem größten Bedrängnisse einige Linderung erlangen zu können!"

— Ein Vertheidiger Deutschlands in Manchester. In dem zu Manchester erscheinenden North of England Magazine hat sich ein Deutscher, vermuthlich ein dort wohnender Kaufmann, zur Vertheidigung seines von Herrn Laing in dessen „Notes of a Traveller" angegriffenen Vaterlandes erhoben. Herr Laing nennt die Deutschen in seinem Buche „unterrichtete Sklaven" (educated slaves), worauf ihm von unserem Landsmann entgegnet wird, daß man die Engländer mit viel größerem Rechte Sklaven, aber „ununterrichtete", nennen könne, denn nirgends sey die Sklaverei des gemeinen Mannes, die Unterdrückung der menschlichen Freiheit zu Gunsten einer sich überarbeitenden Industrie, ärger als in dem fabriken- und bergwerkreichen England. „Die Thiere des Feldes haben doch ihre Zeit der Ruhe und des Genusses, der Vogel wirbelt in der Luft seine Freude und seine Lust, aber der Englische Arbeiter muß ruhen — nur um zu arbeiten, arbeiten — um nur Luft einzuathmen, oder vielmehr Luft einathmen, nur um zu arbeiten." Als charakteristischen Zug der Deutschen führt ihr wackerer Vertheidiger an: „The strongest feeling in the soul of the German is the feeling of his dignity as man." — „Was am lebhaftesten die Seele des Deutschen erfüllt, ist das Gefühl der Menschenwürde" — ein Gefühl, von welchem bei dem zum Thier herabgewürdigten gemeinen Engländer oder Irländer kaum eine Spur anzutreffen sey. „Des Deutschen Nationalität", heißt es dann weiter, „ist allerdings schwächer, als die des Engländers; er ist mehr Mensch als Deutscher, aber gerade dieserhalb bin ich stolz darauf, ein Deutscher zu seyn. Unser Gesichtskreis wie unser Herz werden dadurch erweitert. Wir beschränken unsere Theilnahme nicht auf die engen Gränzen unseres Landes; vielmehr nehmen wir jeden Ausländer mit Achtung auf, und wenn wir in die Ferne reisen, thun wir es mit dem Vorgefühl, daß Gutes unter allen Völkern zu finden sey. Darum ist auch der Deutsche ein so eifriger und erfolgreicher Erforscher der Wahrheit in allen Theilen der Welt. Dem bloßen „Nützlichkeitssucher", wie Herr Laing Einer ist, entgeht freilich das innere Leben der Deutschen, welches die Quelle ihres Charakters ist: kein Wunder also auch, wenn er nicht weiß, was eigentlich ihre individuelle Unabhängigkeit begründet." — Schließlich findet sich unser Deutscher Landsmann auch noch veranlaßt, die Studirenden von Bonn und Heidelberg gegen die abgeschmackte Anschuldigung zu vertheidigen, daß sie auf den Landstraßen umherziehen und — betteln. Herr Laing war nämlich eben so einfältig wie Herr Alex. Dumas *), einige „fechtende" Handwerksburschen für Studirende zu halten; oder, was noch wahrscheinlicher ist, er hat diese einfältige Geschichte dem Herrn Dumas aufs Wort geglaubt und nachgeschrieben.

*) Wir haben darüber in den vorjährigen Nummern des Magazins berichtet.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 74. Berlin, Mittwoch den 22. Juni 1842.

Afghanistan.

Alexander Burnes' Nachrichten über Kabul.*)

Das in der Anmerkung genannte, kürzlich erschienene Werk des den Afghanen zum Opfer gefallenen berühmten Reisenden ist weniger tief und wissenschaftlich, als die früheren Erzeugnisse seiner Feder. Masson war in Erforschung und Beschreibung der Alterthümer von Afghanistan sein Vorgänger; Lieutenant Wood veröffentlichte die merkwürdigeren Fakta, die mit der Reise den Indus hinan verbunden waren, und der verstorbene Dr. Lord hatte den Auftrag, die Geschichte der Mission nach Kabul zu schreiben. Erst nach dem Tode dieses Gelehrten beschloß Burnes, seine eigenen Erinnerungen an die Erlebnisse der Mission auf ihrem Zuge durch ein Land, welchem die neueren Ereignisse eine so traurige Berühmtheit verliehen, zu sammeln und zu ordnen. Die Mission nach Kabul sollte eigentlich nur Handels-Zwecke verfolgen, der Möglichkeit, den Indus zu beschiffen, nachforschen und vermittelst dieses Flusses und der zinspflichtigen Völker Märkte für Britische Waaren in Central-Asien eröffnen. Obgleich nun politische Wirren und militairisches Unglück die Richtung des an Sind und Afghanistan geknüpften Interesses, das für die Engländer ursprünglich ein rein merkantilisches war, verändert haben, so erscheinen die Zwecke jener Mission doch immer noch wichtig genug, um die Aufmerksamkeit des Europäischen Publikums zu erregen. Auch ist wohl anzunehmen, daß der Handel den kriegerischen Unternehmungen bald wieder folgen, die geschlagenen Wunden heilen, die aufgeregten Gemüther besänftigen und die Segnungen der Civilisation und des Friedens verbreiten werde.

Die größten Schwierigkeiten der Beschiffung des Indus bieten sich in dem Delta dieses Stromes dar. Seine Mündungen verändern sich beständig, so daß z. B. derjenige Arm, durch welchen Burnes (1831) in den Fluß einfuhr, im Jahre 1836 gänzlich von Schlamm verstopft war. Ein merkwürdiges Resultat dieser durch den treibenden Schlamm erzeugten Veränderungen bot sich der Gesellschaft nach ihrer Ausschiffung an der Küste von Sind.

„Hier hatten wir Gelegenheit, ein Fahrzeug zu untersuchen, das im Delta des Indus stecken geblieben war und nun, etwa 20 Engl. Meilen vom Meere entfernt, in der Nähe des Forts Wikker, auf trockenem Lande festsaß. Dieses Schiff befand sich hier seit der Zeit der Kalora's, derjenigen Dynastie, die vor der heutigen über Sind regierte. Es ist gegen 70 Fuß lang und 24 breit und scheint eine Kriegsbrigg von 14 Kanonen gewesen zu seyn. Die Eingebornen nennen es Armat, woraus man abnehmen kann, daß dieses Fahrzeug ein Portugiesisches gewesen und den Namen Armada geführt habe. Auch befand sich auf demselben ein katholisches Kruzifix, und man weiß, daß die Portugiesen im J. 1555 Tattá einäscherten, obschon dieses Schiff einer weit späteren Periode ihrer Geschichte angehören mag. Wir gruben sechs kleine Kanonen von Erz, ungefähr zwanzig Flinten-Läufe und 400 Kugeln und Sprengkugeln, die letzteren mit Pulver gefüllt, aus dem Kielraum. Das Schiff steht jetzt aufrecht, und eine große Tamariske ist aus seinem Verdeck herausgewachsen!"

Sind war unter der Herrschaft der Emir's eines der unglücklichsten Länder im Osten. In dem früher blühenden, aber jetzt zerstörten Emporium Tattá sehnten sich die Eingebornen nach den Wohlthaten des Britischen Schutzes. „Diese Wohlthaten", sagt Jacquemont, „kann Niemand würdigen, der nicht von dem Elende der Hindu's unter ihren muhammedanischen Despoten Zeuge gewesen."

„Als wir", sagt Burnes, „unseren geräuschlosen Einzug hielten, jubelte uns das Volk sein Willkommen zu und flehte uns an, „diese Wüste zu beleben." Ein Mann sagte: „Was giebt es in dieser Wildniß zu schauen? Sie kann nur unter den Engländern blühend werden." Andere flüsterten uns zu, ihre Beherrscher seyen blind; und ein mit Räucherwerk Handelnder lud uns dringend ein, sein Rosenwasser zu kaufen, indem es hier zu Lande gar keine Käufer mehr gäbe. Die Leute sagen auch mit bitterem Schmerze, von Kurátschi bis Hyderabad sey dem Armen gar nichts und dem Reichen nur die Hälfte des Seinigen geblieben."

Schikarpuhr war, als die Mission dahin kam, noch wenig bekannt. Sein Handel, der von den Gränzen des Chinesischen Reiches bis zur Türkei sich erstreckt, mußte wohl die Aufmerksamkeit der Reisenden auf diese Stadt richten.

„Schikarpuhr", sagt Burnes, „ist eine für den Handel auf dem Indus höchst wichtige Stadt. Diese Wichtigkeit entspringt aber nicht aus etwanigen Vorzügen ihrer Manufaktur-Waaren, sondern aus den sehr weit verzweigten Geldgeschäften, die sie mit vielen entfernten Stapelorten des Orients betreibt. Die Stadt liegt nahe an der Nordgranze des Landes Sind, 28 Engl. Meilen gerade westlich vom Indus und ungefähr eben so weit von dem Fort Bekker. Gegen Norden erstreckt sich die Gränze von Sind bis Kelan, auf der Straße nach Kandahar und Kelat, über den wohlbekannten Paß Bolan. Die Kaufleute nennen Schikarpuhr und Dera Ghaß Chan, eine höher liegende Stadt, die „Pforten von Chorassan", welcher Name hier das Königreich Kabul bezeichnet. In jeder Richtung führen Handelsstraßen nach Schikarpuhr; aber der Verkehr geht nur über Land vor sich, obschon sämmtliche Kaufleute der Stadt darin einstimmen, daß ihr Gewinn durch eine Wasser-Communication sehr gefördert würde."

Die Reisenden kamen bald in einige Verlegenheiten, da eine bloße Handels-Mission dem Orientalen etwas schwer Begreifliches ist:

„Als wir eines Tages rasch vorwärts ruderten, lief uns ein Mann am Ufer nach und nöthigte mich mit seinem angstvollen Zurufe, das Boot anhalten zu lassen. Seine Bitte bestand darin, daß wir, da wir jetzt Herren des Landes geworden seyen, ihm doch zum Wiederbesitze gewisser Grundstücke verhelfen möchten, die man zur Zeit des Nadir-Schach (also vor mehr als 100 Jahren) seiner Familie entrissen habe. Er versicherte uns ein Mal über das andere, wir besäßen die Macht, dies zu thun, wenn nur der gute Wille uns nicht fehlte. Es war uns unmöglich, diesen Mann (wie viele Andere bei ähnlichen Gelegenheiten) zu überzeugen, daß wir durchaus nicht um die inneren Angelegenheiten des Landes uns bekümmerten. Vergebens suchte ich den Leuten öfter die Zwecke unserer Unternehmung zu erklären: Mehrere ließen ihr Staunen laut werden; Andere, besonders die Häuptlinge, hörten mir schweigend zu; aber augenscheinlich glaubte mir fast Niemand."

Die Entdeckung von Kohlengruben am Indus hat bereits eine Dampfschifffahrt auf diesem wichtigen Flusse veranlaßt. Diese kann mit der Zeit ganz Inner-Asien umgestalten, und gewiß wird sie einige der bedeutendsten Hindernisse des Handels, welche die beschwerliche Schifffahrt stromaufwärts erzeugt hatte, beseitigen.

„Die Schätze des Mineralreichs von Kala-Bagh — sein Steinsalz, seinen Alaun und Salpeter — brauche ich nicht ferner zu erwähnen; ich sage nur, daß wir eine Reihe Untersuchungen anstellten, um Kohlen zu entdecken, und daß der beste Erfolg unsere Bemühungen krönte. Wir fanden Kohlen bei den Städten Schekerora und Mekeb, so wie auch an nicht weniger als zwölf anderen Orten in der Richtung von Kohat gegen Ghiani; und Lieutenant Wood war so glücklich, an drei Stellen des östlichen Ufers Kohlenlager zu entdecken, die 25—30 Engl. Meilen vom Flusse entfernt liegen. Ueberall waren die Lokalitäten, wo man dieses Material entdeckte, tiefe ausgetrocknete Rinnsale und Betten von Winterströmen. Herr James Prinsep sagt in seinem offiziellen Bericht über die am westlichen Ufer entdeckten Kohlen, vier Spezimina derselben hätten die schönste Form mineralischer Kohle gehabt, ohne alle Beimischung von Vegetabilischem. Es freut mich, daß die unternehmenden Parsen von Bombay schon jetzt mit Dampf auf dem Indus bis Kala-Bagh fahren; von welchem Punkte aus sie der Stadt Kabul ihre Bedürfnisse zu Lande übermachen."

Als die Expedition Kabul erreichte, fand sie Dost Muhammed Chan voll Besorgniß, an einer Seite von den Persern und an der anderen von den Sikh's überfallen zu werden. Die folgenden Bemerkungen können einiges Licht auf die Ereignisse der Folgezeit werfen:

„Nach dem Kampfe mit den Sikh's bei Dschemrud zogen beide Theile wieder ab; die Gegenwart der Briten hatte also die gute Wirkung, den Gräueln des Krieges ein Ende zu machen. Kaum war aber die Ruhe im Osten hergestellt, als die Perser von Westen her in Afghanistan eindrangen und Herat belagerten. Diese Belagerung hoben sie erst in Folge einer wirklichen kriegerischen Demonstration von unserer Seite (im Persischen Golfe) wieder auf; die Demonstration machte aber einen verderblichen Eindruck in Kabul, welchen die Gegenwart eines bald darauf anlangenden Russischen Agenten noch vermehrte. Im Osten war Dost Muhammed's Furcht vermindert, im Westen aber war sie gesteigert; und in diesem Zustande bearbeitete man den Fürsten so, daß er endlich dem Britischen Gouvernement entfremdet ward."

Kabul ist jetzt wegen seiner Säbelklingen eben so berühmt, wie Damaskus im Mittelalter gewesen; doch beschreibt Burnes ewige Persische Klingen, die vorzüglicher waren als alle in Afghanistan fabrizirte.

*) Cabool; being a Personal Narrative of a Journey to, and Residence in that City, in the years 1836, 7 and 8. London 1842.

„Drei sehr schöne Klingen wurden uns von einer verarmten Witwe, deren Mann ein Durani-Häuptling gewesen, zur Ansicht überschickt. Der eine dieser Säbel war auf 3000 und von den anderen beiden jeder auf 1500 Rupien abgeschätzt. Der erstgenannte stammte aus Abbas des Großen Zeit; was ihm besonders einen hohen Werth gab, war der Umstand, daß das sogenannte Wasser auf ihm, wie eine Strähne Seide, über die ganze Klinge hinlief. Auf der zweiten Klinge waren die Wasserlinien nicht gerade, sondern undulirend. Die dritte hatte statt der Linien nur dunkle Flecken. Alle diese Säbel waren leicht und bogen sich schön; die beste Klinge hatte die stärkste Krümmung; der Stahl an allen dreien klang wie Glöckchen und soll um so besser werden, je älter er wird. Eine Probe der Echtheit einer Säbelklinge ist, wenn man mit Gold darauf schreiben kann; eine noch zuverlässigere Probe, wenn sie einen Knochen oder ein in die Luft geworfenes seidenes Tuch entzweihaut."

Nach kurzem Aufenthalt in Kabul machte Burnes eine Exkursion nach Kohistan, wo die Tadschiken ihn gastlich aufnahmen. Der bedeutende Antheil, den diese wilden Bergbewohner an der neuesten gräßlichen Katastrophe genommen, giebt der Beschreibung ihrer eigenthümlichen Sitten ein besonderes Interesse: „Es ist sehr zu beklagen, daß ein so unruhiger und rachsüchtiger Menschenschlag wie die Tadschiken dies schöne Land bewohnt; und doch sind dieselben Tadschiken im übrigen Afghanistan der friedlichste Theil der Bevölkerung. Im Gebirge sind ihre Blutfehden endlos: keine Woche vergeht ohne Kampf oder Mord, und man hat mir versichert, daß Mancher aus Furcht vor seinen Feinden zwei bis drei Jahre lang in seiner kleinen Burg abgesperrt bleibt; ja daß Einzelne schon acht bis zehn Jahre dieser freiwilligen Einkerkerung sich unterzogen haben. Selten sieht man einen Tadschik ins Bad oder auf die Jagd gehen, oder nur ausreiten, ohne daß ein Theil seiner Clan's ihn schützend begleitet. (Schluß folgt.)

Syrien.

Die Völker des Libanons, nach Ferdinand Perrier.

Die Metualis.

(Schluß.)

Alle Metualis erwarten mit Sehnsucht die Ankunft des Muhdi (Führers) aus dem Stamme Ali's. „Dieser Muhdi oder Messias wird die ganze Welt beherrschen; er wird alle diejenigen tödten, welche ihn verleugnen werden; dann wird er die Seinigen verherrlichen und das Gericht Gottes auf der Welt halten." Der Messias, den sie, so wie viele Perser, erwarten, ist Muhammed-el-Mehdi oder Muhdi, der zwölfte und letzte ihrer Imams, welcher, wie sie erzählen, plötzlich verschwand, nachdem er dem Chalifen von Babylon bei Karbela eine Schlacht geliefert hatte. Die Türken im Gegentheil sagen, daß dieser Imam im Kampfe getödtet und sein Leichnam auf dem Schlachtfelde gefunden wurde. Aber nach dem Glauben der Metualis wurde er schnell nach Arabien entführt, wo er einst siegreich und im Triumphe wieder erscheinen wird, um das Geschlecht der Imams wieder auf den Thron zu setzen und alle die Lügner zu tödten, die ihn nicht anerkennen werden. Die Metualis nennen diesen Messias auch Sahab-Zaman (Herr der Zeit), weil er keineswegs todt ist, sondern weil er die Zeit lenkt und sie nach Belieben aufhält, bis der Augenblick gekommen ist, wo er als Stellvertreter Muhammed's erscheinen wird.

Die Metualis von Arach halten für seine Rückkehr prächtige gesattelte und geharnischte Pferde bereit.*) Niemand darf diese Rosse besteigen, die für die Anhänger dieser Sekte ein Gegenstand der Verehrung sind. Manche Metualis geben einen Theil ihres Geldes her, das für die Ankunft des Muhdi aufbewahrt wird.

Zwischen den Muselmännern, die man Ahl-assounehs (Sunniten, Männer von dem Gesetz Muhammed's) nennt, und den Metualis, die im Gegensatz zu Jenen Ahl-el-eischias (Schiiten, Männer von der ketzerischen Sekte) heißen, hat immer eine große Spaltung bestanden. Diese Letzteren kennt man auch unter dem Namen Arafads (Verwerfer), weil sie das Recht Abubekr's und Omar's auf das Chalifat verwerfen. Aber die Metuali's rechnen sich diese Benennung zur Ehre, weil sie das falsche Gesetz und die gottlose Erbfolge Abubekr's anzunehmen sich weigern.

Derselbe Haß besteht auch zwischen ihnen und allen anderen christlichen und Drusischen Völkerschaften Syriens.

Das Schisma der Metualis wird auf verschiedene Weise erzählt. Sie selbst sind hierüber nicht immer einer und derselben Meinung.

Kurz vor dem Tode des Propheten Muhammed (11 J. nach der Hedschra und 632 nach Chr. G.) rief er seine Schüler zu sich und erklärte ihnen, daß ihm ein Engel erschienen sey, um ihm seinen Nachfolger zu bezeichnen, und daß er ihm befohlen habe, zum Vertheidiger des Gesetzes seinen Schwiegersohn Ali zu wählen (welcher seine Tochter Fatima geheiratet), weil Ali mit seiner Familie verbunden und ein frommer Mann wäre. Der Prophet starb bald darauf, nachdem er diese Worte gesagt hatte. Aber Abubekr, Muhammed's Schwiegervater, der auf die Lehrer des Gesetzes und auf die Befehlshaber der Armee einen großen Einfluß hatte, ließ sich gegen den Willen des Propheten zu seinem Nachfolger erwählen. Er wurde von Omar und Osman, welche die Hoffnung hegten, ihm später zu folgen, lebhaft unterstützt; denn Abubekr war sehr alt. Ali, der sich in seinen Hoffnungen getäuscht sah, zog sich nach Arabien zurück. Auf Abubekr folgte Omar und auf Omar Osman. Nach dem Tode Osman's machte Ali, welcher die Wahl des Propheten für sich hatte, mit den Waffen in der Hand seine Ansprüche geltend und wurde von vielen Provinzen als Chalif anerkannt. Viele andere jedoch folgten der Partei der Nachkommen der ersten Chalifen.

Andere Metuali's erzählen die Geschichte der Nachfolge Ali's auf eine andere Weise; aber im Allgemeinen hüten sie sich, die andere Erzählung, die sich zwar auf ein altes glaubwürdiges Buch stützt, gänzlich anzunehmen.

Als nämlich, nach der Erzählung dieses Buches, Muhammed auf dem Todtenbette lag, versammelten sich seine Jünger um ihn. Ali hatte dessen älteste Tochter Fatima geheiratet. Abubekr, Omar und Osman vereinigten sich mit ihm und hielten Rath unter einander. Einstimmig erwählten sie Ali, der seinen Schwiegervater fragen sollte, welcher von ihnen nach seinem Tode als Chalif folgen sollte; aber der Imam Ali entschuldigte sich und wollte diesen bedenklichen Auftrag nicht ausrichten. Man schickte dann Osman-Ebn-Hofan ab, welcher den sterbenden Propheten fragte, welcher von ihnen sein Nachfolger seyn sollte? „Abubekr", antwortete der Sterbende, „und nach ihm Omar-Ebn-el-Kotab." Er schwieg; und Osman brachte diese Antwort zurück. Ali schickte ihn noch einmal zu dem Propheten zurück, um zu erfahren, wer nach Omar folgen sollte. „Der, welcher fragt", sagte Muhammed; hierauf wandte er seinen Kopf um und verschied bald darauf. Später entstand ein großer Streit darüber, ob Osman oder Ali gefragt hätte, und man konnte sich hierüber weder verständigen noch diese Schwierigkeit erklären.

Nach dem Tode des Propheten ward Abubekr sein Nachfolger, und nach diesem kam Omar. Hierauf folgten Ali und Osman, von denen Jeder seine Anhänger hatte und an einem anderen Orte regierte. Ali machte sich zum Herrn der Stadt Kufi im Arabein (Hedschas); er wurde sehr mächtig, und seine Soldaten oder Anhänger waren Metualis, d. h. Soldaten Ali's, Mitregenten Ali's (von dem Zeitworte toala, herrschen, regieren).

Die Türken nannten sie später Uzulbals oder Rothköpfe, im Gegensatze zu Dschesilbals oder Grünköpfe, den Anhängern Omar's. Ali hatte allen seinen Anhängern befohlen, ein Stück rothen Zeuges, als Erkennungszeichen in den Gefechten, auf dem Turban zu tragen.

Der erste Apostel in der Sekte der Metualis, der sich in Syrien niederließ, war Abu-Abdallah-Muhammed, genannt el Scheid el-ewel oder der erste Märtyrer. Er war mit seinem Gefährten Abu-dar-el-Arabi*) und einigen anderen Jüngern aus dem Arach abgereist. Abu-Abdallah-Muhammed leitete seinen Ursprung aus dem Arabischen Stamme der Beni-Sabas her. Er ließ sich anfänglich mit seinen Begleitern in Dschesin, vier Meilen von Saida nieder; nachdem er hier mehrere Proselyten gemacht hatte, begab er sich von da nach Sarfand, dem ehemaligen Sarepta, und warb bald so viele Schüler um sich, daß er zu Dschesin sieben große Moscheen konnte erbauen lassen, von denen jetzt noch drei existiren. Er war mit seinem Jünger Abudar das Haupt der Religion Ali's in Syrien. Bald jedoch luden ihn die muselmännischen Lehrer von Damaskus, die wegen des glücklichen Erfolges, den er daselbst hatte, gegen ihn aufgebracht waren, ein, nach Damaskus zu kommen, um daselbst zu predigen und seine Lehre gegen sie zu vertheidigen. Vertrauungsvoll begab sich Abu-Abdallah dahin, setzte ihnen seine Lehren aus einander und vertheidigte eifrig das Recht der Nachfolge Ali's; aber den Intriguen seiner Gegner gelang es, das Volk gegen ihn aufzuwiegeln und ihn als einen Ungläubigen und Gotteslengner zum Feuertode verurtheilen zu lassen. Abu-Abdallah wurde in eine mit Theer und Oel bestrichene Leinwand gehüllt, auf ein ganz dürres Brett gebunden und so langsam verbrannt. Seitdem umwickelt man alljährlich am zweiten Tage der Rückkehr von Mekka ein Brett mit getheerter Leinwand und das Volk verbrennt es auf der Straße, Verwünschungen gegen die Familie Ali's dabei ausrufend und laut schreiend: „Gott verbrenne das Brett und verfluche die Anhänger Ali's." Allah y arak el Kasba! Allah y allan el Arafad!

Muhammed-Abu-Abdallah hatte einen Nachkommen gleichen Namens, welcher einige Jahre später ebenfalls zu Damaskus hingerichtet wurde, und den die Metualis el Scheid el trine oder den zweiten Märtyrer nennen.

Die Nachkommen Ali's und seine Anhänger wurden unter den Chalifen Mahonia und seinem Sohne Jezid grausam verfolgt. Der Imam Hussein, einer der Enkel Ali's, wurde auf Befehl Jezid's des Sohnes Mahonia's in Damaskus verhaftet. In seinem engen Gefängnisse erhielt er nur so viel Nahrung, als nöthig war, um ihn nicht vor Hunger sterben zu lassen. Der Chalif Jezid hatte dabei die Absicht, ihn langsam und ohne grausame Hinrichtung umzubringen. So lange er im Gefängnisse schmachtete, trug er die Brust entblößt und die Hände waren ihm auf dem Rücken festgebunden. Als er eines Tages von einem brennenden Durste gepeinigt wurde, seufzte er und bat flehend um einen Tropfen Wassers. Einer seiner Wächter, Namens Hubr, der Mitleiden mit seinem Zustande hatte, näherte sich dem Fenster seines Gefängnisses und fragte den Imam Hussein, was er zu seiner Erquickung thun könnte. „Im Namen des Propheten, gieb mir einen Tropfen Wassers", sagte Hussein. Als der Soldat dem heiligen Imam, den er als einen Ungläubigen betrachtete, diese Erquickung darreichen wollte, fürchtete er, gegen seinen Glauben zu sündigen; aber der Imam, der seine Bedenklichkeit bemerkte, sagte ihm mit einem begeisterten Tone, daß er ihm für diese gute Handlung das Paradies verspräche. Hubr nahm sodann einen Krug Wasser

*) Lady Esther Stanhope scheint in Bezug auf die christliche Religion denselben Aberglauben gehabt zu haben; denn auch sie erwartete die Wiederkehr des christlichen Heilandes und hielt für ihn beständig eine weiße Stute mit marokkanischem Sattel bereit. Mit dem General Lowstannau stritt sie sich darüber, ob er oder sie auf der rechten Seite des Heilandes, wenn er seinen Einzug in Jerusalem feiern würde, reiten sollte.

*) Dieser Abubar ist jedoch nicht der gleichnamige Freund des Propheten.

und versuchte, diesen dem Gefangenen durch das Fenster zu überreichen. Es war dem Imam jedoch unmöglich, das Gefäß dem Soldaten abzunehmen; denn seine Hände waren gebunden und sein Gefängniß verschlossen. Hussein bat darum den Wächter, das Wasser ihm auf das Gesicht und die entblößte Brust zu gießen, während er den Mund öffnen würde, um so wenigstens einige Tropfen zu empfangen. Als das Wasser auf seine glühende Brust herabfloß, fühlte er einige Erquickung. Er dankte dem Wächter für seine Gabe und sagte zu ihm: „Ja, du heißest mit Recht Huhr; von nun an sollst du und deine Nachkommen immer Huohr heißen, und keine Bitte, die ihr in dringender Noth thut, soll euch jemals abgeschlagen werden." (Huohr heißt gut, treu, mitleidig.)

Jeder, der den Namen Huhr oder Huohr führt, ist jetzt ein Gegenstand tiefer Verehrung bei den Metualis und hat das Recht Alles zu erlangen, um was er bittet. Zum Andenken an das Leiden ihres Imam's haben die Metualis bis heute die Gewohnheit beibehalten, ihre Brust entblößt zu tragen und beim Trinken das Gefäß von den Lippen etwas entfernt zu halten. Wenn einige Tropfen Wassers auf die nackte Brust fallen, so trocknet sie der fromme Metuali nicht ab; er betrachtet dies als eine glückliche Vorbedeutung.

Mahomia, Jezid's Sohn und Nachfolger im Chalifat, machte einen seiner Wesire, Namens Hadschai-Ebn-Jussuf, einen wilden Fanatiker, zum Gouverneur oder Elkumdar von Arabien, der bald der grausamste Verfolger der Metualis und aller Nachkommen Ali's wurde. Eine seiner barbarischsten Handlungen bestand darin, daß er große Gruben graben und darin alle Metualis, die man ihm zuführte, Männer, Weiber und Kinder, lebendig begraben ließ, damit sie so eines langsamen Todes sterben sollten.

Nachdem dieser grausame Hadschai-Ebn-Jussuf unzählige Gräuelthaten im Arach begangen hatte, schickte ihn sein Herr nach Damaskus, um die Verfolgungen gegen die Anhänger Ali's, die dort vor ihm entflohen waren, fortzusetzen. Er stellte sogleich die sorgfältigsten Untersuchungen an und entdeckte endlich den Schlupfwinkel des Imam's Zain-el-Abedin (Stern der Frommen). Dieser Zain war der Sohn Hussein's, des Sohnes Hassan's, welcher der Sohn Ali's war, der Fatima, die Tochter des Phropheten Muhammed geheiratet hatte.

Ich wiederhole hier die Genealogie nach der Weise der Metualis, die es niemals unterlassen, wenn sie von ihren Imams sprechen. Ich wollte, ich könnte der Erzählung auch die eigenthümliche Naivetät wiedergegen, die in der Erzählung des alten Metuali lag, der mir diese Geschichte mit tiefer Rührung mittheilte.

Hadschaï ließ den heiligen Imam zu sich kommen. Er konnte ihm keine Gewalt anthun, noch ihn öffentlich hinrichten lassen, weil Zaïn-el-Abedin vom Stamme Muhammed's und von der Familie des Propheten war. Hadschaï ging ihm entgegen und verschwendete an ihn die größten Ehrenbezeigungen, um ihm während des Gespräches durch tausend verfängliche Fragen Schlingen zu legen, und um so einen Grund zu haben, ihn anzuklagen und ins Gefängniß stecken zu lassen. Der Imam Zaïn, welcher den Geist Gottes besaß, bemerkte bald die böse Absicht Hadschaï's, den er übrigens als den grausamsten Verfolger der Metualis kannte, und war so vorsichtig mit seinen Antworten, daß er den ihm gelegten Fallstricken auswich. Da sich Hadschaï in seiner Erwartung getäuscht sah, so ließ er an allen Thoren von Damaskus heimlich Männer, die ihm treu ergeben waren, aufstellen, die, wenn Zaïn ausgehen würde, ihm folgen und ihn an einem entfernten Orte ermorden sollten. Das Thor Dubaja wurde jedoch unbesetzt gelassen, weil es sehr wenig besucht war. Hadschaï bot dem Imam Zaïn, um seine Falschheit unter dem Scheine des Wohlwollens zu verbergen, ein prächtiges Geschenk an. Er ließ dem Imam die Wahl zwischen einer schönen weißen Sklavin, einem gesattelten Pferde und einer Lanze oder einer tausend Goldstücke enthaltenden Börse. Die weiße Sklavin hatte den Befehl erhalten, den Imam zu reizen, daß er sie vor den übrigen Geschenken wähle; aber der Imam sagte ihr: „Mädchen mit den goldenen Haaren, dein Lächeln ist süßer als der Honig, deine Augen sind die Sonne der Nacht, du bist eine Hori des Paradieses; aber wozu kannst du in den Zeiten der Unterdrückung, mitten unter den Gefahren, die in diesem Palaste das Haupt Zain's-el-Abedin bedrohen, wozu kannst du ihm nützlich seyn?" Hierauf nahm er die Lanze und das Schwert, und schwang sich geschwind in den Sattel. Hadschaï, unzufrieden mit der Wahl, welche der Imam getroffen hatte, machte gute Miene zum bösen Spiel, als dieser Abschied von ihm nahm. Aber in dem Augenblicke, wo er den Palast verließ, wandte sich der Imam noch einmal nach dem Statthalter um und fragte ihn: „Hadschaï, welches ist das sicherste Thor, um glücklich aus Damaskus zu kommen?" Das heilige Gesetz der Gastfreundschaft erlaubte dem Hadschaï nicht, seinen Gast zu belügen und in Gefahr zu bringen. Er war also wider seinen Willen genöthigt, ihm das Thor Dubaja zu nennen. Zaïn-el-Abedin kam glücklich aus Damaskus und begab sich wieder nach dem Arach. Seit dieser Zeit heißt dieses Thor bis auf den heutigen Tag Bab-el-Salam (das Thor des Heils).

Die Metualis haben eine schändliche, nach ihren Gesetzen jedoch erlaubte Gewohnheit. Wenn ein Vater in dringender Noth ist, so kann er seine Kinder auf dem Sklavenmarkte zum Verkauf ausstellen. Dieser abscheuliche Handel ist nicht selten. Als im September 1839, nach dem Syrischen Feldzuge, die Aegyptische Regierung die rückständigen Steuern mit Strenge eintrieb, wurden von unglücklichen Metualis aus der Umgegend Balbecks viele junge Mädchen von 12—15 Jahren in Homs und Hamah zum Verkauf ausgestellt. Sie wurden für den Preis von 1000 bis 1200 Piaster angeboten; aber die Käufer wollten diesen Preis nicht zahlen. Elf dieser armen Geschöpfe wurden zu Hamah und sieben zu Homs für 700 bis 900 Piaster verkauft. Die Käufer verdroß es aber, daß der Vater nach einem Jahre und bei Zurückzahlung der empfangenen Summe sein Kind wieder zurückfordern darf.

Unter den Metualis gab es einst fürstliche Familien, welche das Ansehen der Emire hatten. Die Türkischen Statthalter und Paschas haben ihnen jedoch nach und nach alle Macht genommen und den größten Theil ihrer Güter konfiszirt; aber sie haben ihnen nicht leicht den Einfluß rauben können, den diese Familien auf die Metualischen Völkerschaften ausübten. Jedes Mitglied dieser Familien kann bloß vermittelst seines angesehenen Namens mehrere Dörfer und mehrere hundert Mann aufbieten, um eine Privatbeleidigung zu rächen. Ich will hiervon einige Beispiele erzählen.

Der Emir Kandschar, das Haupt einer alten Familie in der Nähe Balbecks, der sich in seinem Stolze gekränkt fühlte, daß er im J. 1834 wie ein gemeiner Bauer zum Aegyptischen Kriegsdienst gezwungen wurde, desertirte bald darauf und ging in seine Heimat zurück. Trotz der strengen Befehle, die Ibrahim Pascha gegeben hatte, die Deserteurs hart zu bestrafen, traf man dennoch keine Maßregel, ihn zu verhaften. Der Statthalter that, als wüßte er nicht, was aus ihm geworden wäre; denn man sah bestimmt voraus, daß er eine ernste Empörung erregen würde, wenn man Soldaten abschicken wollte, die sich seiner mit Gewalt bemächtigen sollten.

Emir Kandschar bebaute ungestört seine Felder, und unternahm keine Verdacht erregende Handlung, so lange die Aegyptische Regierung in Syrien mächtig war. Aber sobald die Gebirgsvölker des Libanons im April 1840 sich empörten, nahm Emir Kandschar die Maske ab. Er hatte Privatbeleidigungen zu rächen, und die Rache eines Metuali ist seine heftigste Leidenschaft. Kandschar brach mit 300—400 Reitern auf und vereinigte sich mit den empörten Maroniten, die vor Beirut lagerten. Dieser Emir, der in ganz Syrien als ein Mann von außergewöhnlichem Muthe und Kraft bekannt ist, that den Aegyptern vielen Schaden. Er hielt zahlreiche Convois mit Lebensmitteln und Kriegsmunition an und machte den Weg nach Damaskus unsicher. Aber diese erste Empörung des Libanons wurde, wie Jedermann weiß, in wenigen Tagen unterdrückt. Fast alle Häuptlinge unterwarfen sich, und baten Mehmed Ali demüthig um Gnade. Kandschar aber, der sich nicht ergeben wollte, weil er damals noch Alles zu fürchten hatte, fuhr fort, mit seinen Leuten in den unzugänglichsten Gegenden des Libanons umherzustreifen und den Aegyptern so viel als möglich Schaden zuzufügen. Man hatte sich seiner noch nicht bemächtigt, als die Englisch-Türkischen Schiffe vor Beirut erschienen. Jetzt begann die Empörung von neuem, angeschürt durch das Geld und die Versprechungen der Engländer. Kandschar ergriff zuerst die Waffen und zog mehrere Maroniten-Dörfer in seinen Plan. Bei den letzten Ereignissen, welche den Verlust Syriens für Ibrahim Pascha herbeiführten, spielte Kandschar eine wichtige Rolle und trug das Meiste zur allgemeinen Empörung der Völker des Libanons bei.

Schon im J. 1839 hatte sich der berühmte Metuali-Häuptling Hussein-el-Schibib, genannt Mollem-el-Pars (Herr des Flintenschusses) unerhörte Räubereien und Grausamkeiten erlaubt. Länger als vier Monate machte er den Weg von Akre nach Beirut unsicher, indem er Alles ermordete, was ihm in den Wurf kam, sogar die ärmsten Wanderer. Sein gewöhnlicher Zufluchtsort war die verfallene Festung Medschel-Zimain, die auf einem sehr steilen Felsen, eine Meile von Sur liegt, und von wo er den Weg beherrschte. Sobald er einige Reisende bemerkte, so erwartete er sie am weißen Vorgebirge bei Rakura und versperrte ihnen den Weg. Dann stürzte er mit der Wildheit eines Tigers auf seine Opfer, und warf Alles, sowohl Menschen als Vieh, nachdem er sie grausam gefoltert hatte, von einem mehr als zweihundert Fuß hohen steilen Felsen ins Meer. Man schickte zu seiner Verfolgung zweimal einige Compagnieen Aegyptischer Soldaten aus, die sich in diese gefährliche Engpäße wagten und von allen Seiten einen Kugelregen empfingen. Die Soldaten konnten von ihren Waffen keinen Gebrauch machen, da sie ihre Feinde nicht sahen. Jedes Mal, wenn man Hussein entfernt glaubte, stürzte er, wie ein Raubvogel auf die Dörfer herab, plünderte und brandschatzte sie, ermordete das Vieh und kehrte mit Beute beladen in sein Felsennest zurück. Zur Zerstreuung seiner Bande mußte man eine große Expedition unternehmen. Emir Mahmud, der Enkel des Emirs Beschir, umstellte den Berg mit einigen tausend Mann, während die Kavallerie alle Thäler der Umgegend besetzte. Hussein-el-Schibib entwickelte jetzt seine größte Kühnheit. Von einem kleinen Theile seiner Bande begleitet, ließ er seine Leute fortwährend auf die Maroniten des Emir's schießen, während er allein auf einer anderen Seite nahe zu seinen Feinden herankroch. Unter dem Vorsprunge eines Felsens versteckt, konnte er unter ihnen wählen, und sechs Maroniten-Häuptlinge fielen, von seinen Kugeln durchbohrt, als sie eben mit ihren Soldaten heranrückten. Sie hatten bald den schrecklichen Mollem-el-Hars erkannt, und bückten sich einen Augenblick nieder. Dieser Umstand begünstigte die Entweichung Husseins, welcher seinen Leuten sogleich auf die Felsen zu fliehen befahl. Man konnte nur fünf gefangen nehmen, welche auf der Stelle niedergemetzelt wurden. Nachdem Hussein mit derselben Verwegenheit noch zwei Mal allein in der Nacht mitten in das Bivouac der Maroniten eingedrungen und mehrere Soldaten mit eigener Hand ermordet hatte, sah er sich endlich genöthigt, sein Heil in der Flucht zu suchen. Aber auf seinen Kopf wurde von Scherif Pascha ein Preis gesetzt. Der Räuber entfloh nach dem Ledscha, wo er die Unklugheit beging, die Gastfreundschaft eines Bekannten in Anspruch zu nehmen. Dieser aber, durch die versprochene Summe verlockt, verletzte die heiligen Gesetze der Gastfreundschaft und verrieth seinen Freund. Mitten in der Nacht sah sich Hussein von Beduinen umgeben, die ihn entwaffneten, ihm Hände und Füße banden und ihn nach Damaskus entführten, wo ihm auf Befehl des Scherif Pascha der Kopf abgeschlagen wurde.

Man kann noch tausend Beispiele anführen von der grimmigen Natur der Metualis, die zwar weichlich zu seyn scheinen, aber durch das Gefühl einer Beleidigung gereizt, die Wildheit eines Tigers entfalten.

Nord-Amerika.

Skizzen aus Nord-Amerika.

III. Die Auswanderer nach dem „Far West". *)

Zu zwei regelmäßig wiederkehrenden Zeitperioden, im Frühjahr während der Monate März und April, im Herbst in den Monaten Oktober und November, sehen die Bewohner der Haupt-Uebergangspunkte des Mississippi-Stroms, als: Memphis, Alton und vor allen St. Louis, lange Züge Auswanderer vom Osten her über den Riesenfluß setzen, dessen gegenüberliegende Ufer durch die vom frühen Morgen bis zum späten Abend thätigen Dampffähren verbunden sind. Kleine und große Wagen, theils an Geräumigkeit und zweckmäßiger Einrichtung den Englischen wenig nachstehend, theils aber auch von der einfachsten Bauart, mit Pferden und Ochsen bespannt und mit Weibern, Kindern, Betten, Hausgeräth und Lebensmitteln beladen, machen das Haupt-Corps aus, während die Männer zu Fuß und zu Pferde die Vor- und Nachhut bilden. Sie kommen meistens aus den zwischen den Alleghany-Gebirgen und dem Mississippi liegenden Staaten, aus Ohio, Indiana, Kentucky und Tennessee, und sind Alle nach den westlichsten Gränzen von Missuri, Arkansas und Jowa, Einige sogar nach Texas und den Quellen des Red-River bestimmt. Es giebt zwar in jenen Staaten noch Millionen Acre unbebauten Landes, die eine zehnmal stärkere Bevölkerung im Ueberfluß ernähren könnten, ohne daß diese nöthig hätte, Hunderte von Meilen entfernt, unter dichten Urwäldern und grasreichen Prairies, eine neue Heimat aufzusuchen; aber die Sucht nach Veränderung, die Hoffnung eines freien, zwanglosen Lebens und die Erwartung, im gerühmten Westen ein Eldorado zu finden, treibt von Jahr zu Jahr Tausende an, sich neue Wohnplätze an den äußersten Vorposten der kultivirten Welt zu erwählen. Die schönen Ufer des Ohio, des Miami, des Cumberland, erst seit wenigen Jahrzehnten dem Naturzustande entrissen und mit den Früchten der Civilisation ausgestattet **), werden schon von den Söhnen der ersten Ansiedler verlassen, die neuen Ankömmlingen aus den nordöstlichsten und mittleren Staaten Platz machen, um das Gewerbe ihrer Väter auf einem anderen Schauplatz fortzusetzen, Wälder zu lichten, Wüsten urbar zu machen und die Samen der Gesittung anzupflanzen.

Man kann diese Emigranten in drei Klassen eintheilen. Die erste besteht aus wohlhabenden Familien, die, von ihren Sklaven und Viehheerden begleitet, größtentheils aus Virginien, Kentucky und Tennessee auswandern, um in Missuri oder Arkansas Baumwollen- oder Tabacks-Plantagen anzulegen, wozu der Boden in diesen Staaten besonders geeignet ist, da er an Fruchtbarkeit das östlich vom Mississippi liegende Land weit übertrifft. Diese Klasse ist der Zahl nach die kleinste. Die zweite schließt die Farmers (kleine Gutsbesitzer oder Landeigenthümer) ***) ein, die ihre Besitzungen in den älteren Staaten verkauft haben und nun mit Sack und Pack nach dem Westen ziehen, in der Absicht, dort um einen geringen Preis neue, ausgedehntere Ländereien anzukaufen. Sie kommen meistens aus den Freistaaten (Illinois, Indiana, Ohio) ****), zum Theil auch aus Kentucky, Maryland und Virginien, sind zwar nicht reich, haben aber doch einen gewissen Wohlstand und einige Bildung, und lassen oft vorher durch ein Mitglied der Familie nach gehöriger Prüfung die Wohnstätte aussuchen, wo sie sich anzusiedeln gedenken. Die Uebrigen folgen dann im Frühling oder im Herbste nach, und bereden oft durch ihre glänzenden Schilderungen der neuen Heimat die zu Hause gebliebenen Freunde und Verwandten, sich ihnen anzuschließen. Sie können im Durchschnitt als unternehmende, abgehärtete, anstellige Leute, mit gesundem Verstand und praktischen Kenntnissen begabt, charakterisirt werden, und wissen sich in alle Lagen und Verhältnisse auf eine Art zu finden, die den an ein conventionelles Leben und an eine gewisse Routine gewöhnten Europäer in Erstaunen setzt.

Die dritte Klasse ist schlechtweg Gesindel zu nennen. Sie besteht aus den sogenannten Squatters †), Menschen ohne Habe und Gut, die unter manchen Entbehrungen die weite Reise zurücklegen, sich auf dem ersten besten, ohne Eigenthümer daliegende Stück Land niederlassen, es urbar machen, ein Blockhaus ††) bauen und so ihre Lage allmälig erträglicher zu machen streben. Das wilde von Privatpersonen noch nicht an sich gebrachte Gebiet gehört nämlich der Regierung, die es von Zeit zu Zeit öffentlich verkaufen läßt, wobei nach dem neueingeführten Preemptionsgesetz der Squatter das Vorrecht hat, den von ihm besetzten Strich zu dem Minimum-Preis von 1 Dollar 25 Cents per Acre zu erstehen. Aber auch vor Erlassung jenes Gesetzes wußten sich die Squatters dieses Recht zu verschaffen, indem sie sich gewöhnlich in großer Anzahl am Auctionsplatz einfanden und eine so drohende Miene zeigten, daß selten Einer wagte, sie zu überbieten. Können sie nun auch jenes Minimum nicht erschwingen, so sind sie eigentlich verbunden, ihr Land aufzugeben und den Wanderstab wieder zur Hand zu nehmen; in den meisten Fällen aber finden sie sich nicht gutwillig darein, sondern bleiben so lange vi et armis auf ihren Wohnstellen, bis ihnen die Zahlung möglich wird oder ein anderer Käufer sich mit ihnen abfindet. Diese „Amerikanische Tataren", wie sie Cooper nennt, sind ein sonderbarer Menschenschlag, — ein wahres Nomadenvolk, das, außer der Sprache, fast jedes Kennzeichen seiner Europäischen Abkunft verloren hat und eine Art von Mittelding zwischen dem kultivirten Menschen und dem Wilden bildet. Hier findet man die wahren Screamers und Roarers *), die echten Backwoodsmen **), „half horse and half alligator" ***), die in Bird's Romanen und Mrs. Trollope's Reisebeschreibung mit so vieler Vorliebe dargestellt werden. Sie sind nicht bösartig, besitzen vielmehr eine gewisse Gutmüthigkeit, sind aber im höchsten Grade roh und jedem gesetzlichen Wesen fremd; sie setzen ihr eigenes Leben und das Leben Anderer mit dem größten Leichtsinn auf das Spiel, und werden im Zürnen nicht selten zu dem entsetzlichsten Gewaltthatgeleten hingerissen. Das „Lynch law" ****) steht bei ihnen in höherer Achtung als die Constitution der Vereinigten Staaten, und obgleich ihnen selbst die Freiheit über Alles geht, so sind sie doch, durch einen sonderbaren Widerspruch, der Mehrzahl nach eifrige Vertheidiger der Negersklaverei. Wehe dem unglücklichen Abolitionisten, der in ihre Hände fällt! Er hat von Glück zu sagen, wenn er nur ausgezogen, geprügelt und mit Theer und Federn bestrichen (tarred and feathered) wird; im schlimmsten Falle aber steht ihm das Schicksal des bekannten Methodisten-Predigers Lovejoy bevor, der im November 1837 in Alton das Opfer der Volkswuth wurde. So lange die weiten Gefilde des Westens und Südens für diese Menschenmasse einen Abfluß bilden, so lange das fruchtbare Texas jeden kühnen Abenteurer mit offenen Armen empfängt, wird sich dieser Schwarm halbwilder Proletarier ohne nachtheilige Folgen aus dem Schooße der Republik absondern; versucht man aber dereinst, ihn in die engen Schranken des kultivirten Lebens einzuzwängen, so steht sehr zu befürchten, daß er die Bande der Gesetze sprengen dürfte, um einen erbitterten Kampf der Barbarei mit der Civilisation zu beginnen.

Mannigfaltiges.

— **Ein Mittel, die wildesten Pferde zu zähmen.** In seinem auch in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnten Werke über die Nord-Amerikanischen Indianer erzählt Herr Catlin Folgendes: „Einer Landessitte gemäß habe auch ich oft den Versuch gemacht, junge Thiere auf eigenthümliche Art zu zähmen, und es ist mir jedesmal gelungen. Ich bedeckte nämlich mit meiner Hand die Augen des Kalbes (vom wilden Büffel) und blies dabei einige starke Athemzüge in die Nasslöcher des eben erst gefangenen jungen Thieres; dieses folgte uns nun sogleich, als wäre es seit langer Zeit an uns gewöhnt, es schmiegte sich meinem Pferde so zärtlich an, wie es nur instinktmäßig der mütterlichen Kuh zu folgen pflegt. Es ist dies eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die mir in dem wilden Lande vorgekommen. Ich wohnte zahlreichen Büffel-Jagden mit den Leuten der Pelz-Compagnie bei, und jedesmal wurden mehrere junge Gefangene auf diese Weise eingebracht, die oft fünf bis sechs Engl. Meilen den Fußstapfen unserer Pferde folgten, bis in das Fort der Pelz-Compagnie und in den Stall, in welchen unsere Pferde geführt wurden." — Durch diese Erzählung kam ein Herr A. J. Ellis bei seinem Aufenthalt in dem an Pferdezucht reichen Yorkshire auf den Gedanken, ob dasselbe Verfahren nicht auch bei schwer zu bändigenden jungen Pferden anzuwenden sey, und in einer so eben erschienenen kleinen Schrift †) versichert er, daß, zum Erstaunen mehrerer großen Pferdezüchter, die er dazu veranlaßte, einige Versuche dieser Art vollkommen gelungen seyen. Das Einblasen in die Nasslöcher soll den Pferden ein überaus angenehmes Gefühl erwecken und sie zusehends geschmeidiger machen, besonders wenn ihnen anfangs die Augen verdeckt worden. Herr Ellis, dem die Pferdezucht etwas ganz Fernliegendes, ist der Meinung, daß die Irländischen und Französischen horse-charmers, die angeblich das wildeste Pferd bändigen, indem sie gewisse mysteriöse Worte zu ihm sprechen, ein ähnliches Verfahren beobachten mögen, wie das oben beschriebene, und fordert nun seine Landsleute auf, dasselbe auch in weiteren Kreisen zu erproben. Ein Gleiches wünschen wir durch Mittheilung dieses jedenfalls wohl unschädlichen Mittels zu einer Zeit, wo sich so viele Pferdezüchter in unserer Stadt befinden, zu erreichen.

---

*) Vgl. I. u. II. in Nr. 36 und Nr. 37 des Magazins.

**) Die ersten Niederlassungen in Kentucky und Ohio fallen in die 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts; sie wurden aber erst 1789 und 1801 in die Union aufgenommen.

***) Das Wort Farmer bedeutet im Englischen ursprünglich einen Pächter, wird aber in Amerika von Leuten gebraucht, die ihr eigenes Land bauen.

****) Die Staaten, wo die Sklaverei aufgehoben ist, werden vorzugsweise freie (free states) genannt.

†) Squatter wird von dem Zeitworte to squat, niederhocken, abgeleitet.

††) Log cabin, eine aus Baumstämmen errichtete Hütte.

*) Schreier, Brüller.

**) Urwaldsbewohner.

***) Halb Pferd und halb Alligator (Krokodil). So heißen besonders die Kentuckier.

****) Das Lynch law kann am besten durch Faustrecht übersetzt werden und geht von dem Grundsatz aus, daß der Volkswillen über allen geschriebenen Gesetzen steht.

†) Horse-training. By A. J. Ellis, B. A.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Freitag den 24. Juni 1842.

Frankreich.

Jouffroy über den Menschen und dessen Bestimmung.

Adolph Garnier, von den Schülern des kürzlich in der Blüthe seines Lebens verstorbenen Jouffroy der einzige, der sich ebenfalls dem philosophischen Unterrichte widmet, hat es wenige Tage nach dem Tode seines Lehrers in einer seiner Vorlesungen übernommen, die Verdienste zu schildern, die sich derselbe um die Philosophie erworben. Der Vorlesung Garnier's, die so eben im Druck erschienen, entnehmen wir zunächst die Worte der Anerkennung, die darin Jouffroy als Menschen und Denker zu Theil werden.

„Ein umfassender Geist", heißt es dort, „der alle Theile des Wissens in sich aufnahm und sie vereinigte, ohne sie zu verwirren, ein Scharfsinn, dem auch nicht der subtilste Unterschied entging, eine Einbildungskraft, welche die fernsten Küsten des Denkens mit Licht und Farben belebte und doch nie einer schönen Erfindung die Wahrheit opferte, eine unversiegliche, gefällige, glänzende Beredsamkeit, eine Wärme des Gefühls, die, weil sie aus dem Herzen stammte, auch ohne die Schminke der Declamation zum Herzen sprach, ein leiser Hauch von Schwermuth, ein tiefes sittliches und religiöses Gefühl, völlige Gleichgültigkeit gegen die Reize der Welt, die feste Hoffnung auf ein künftiges besseres Leben — dies sind die Tugenden des Geistes und des Herzens, die wir an Jouffroy am Anfang wie am Ende seiner leider sehr kurzen Laufbahn bewundert haben. Ich bin seinem Unterrichte von der ersten bis zur letzten Vorlesung gefolgt — diese wie jene waren Zeugen für die Täuschungen des Lebens und die Unsterblichkeit der Seele."

Was die tiefsten Denker aller Zeiten und Völker zu lösen versuchten, die Frage: was ist der Mensch? wo kommt er her? wo geht er hin? hat auch Jouffroy's Geist ohne Unterlaß beschäftigt. Was er darüber dachte, versucht Garnier in Folgendem wiederzugeben:

„Der berühmte Lehrer fängt damit an, die gewöhnlichen Meinungen über diesen Punkt zusammenzutragen. Es war dies ein Charakter seiner Methode. Er war überzeugt, daß alle sittliche Probleme schon halb vom gesunden Menschenverstande gelöst würden, und daß mit dessen Aussprüchen die Philosophie nie in Widerspruch stehen dürfe. Nun unterscheidet die Menge im Menschen zwei Grundbestimmungen: Seele und Körper. Sie hat diese Unterscheidung ausgesprochen, ehe es noch eine Wissenschaft gab. Jetzt wurzelt jene Ansicht, die so alt ist, daß es schwer seyn würde, eine ältere zu finden, nicht nur noch immer im Volksbewußtseyn fest, sondern ist auch von der Wissenschaft anerkannt. Denn was sind die letzten Gründe, bei denen die gelehrten Forscher unserer Tage im Studium des Menschen stehen geblieben sind? Was haben sie gefunden? Zweierlei: Materie und Lebenskraft.

„Die Lebenskraft bewirkt, daß sich die unendlich kleinen materiellen Theilchen an einander legen; werden sie von ihr verlassen, so löst sich der Körper auf, die Theilchen verlieren ihren gegenseitigen Zusammenhang und fallen den physikalischen und chemischen Gesetzen anheim, deren Macht sie die Lebenskraft auf einige Augenblicke entzogen hatte. Ihrer Natur nach sind die Theilchen nicht befähigt, eine Lebensfunction zu verrichten; sie könnten sich nicht einmal mit einander verbinden, ließe sie nicht die Lebenskraft eines dem anderen entgegenwirken. Also muß in jener geheimnißvollen Schöpfungsstunde des Menschen die Lebenskraft eher dagewesen seyn als der Körper. Denn sie ist die Ursache des Körpers, nicht der Körper die ihre.

„Das Leben ist also vom Körper verschieden. Es fragt sich: ist es einfach? muß es auf eins oder auf mehrere Prinzipe zurückgeführt werden? Bei manchen Lebenserscheinungen kann ich mir keine Rechenschaft von den Ursachen geben, aus denen sie hervorgehen, bei anderen kann ich es. Ich weiß z. B. nicht, wieso ich verdaue, wieso mein Blut zirkulirt, ob beide Phänomene von derselben oder von verschiedenen Ursachen abhängen. Ich möchte diese Ursache, oder vielmehr beide Ursachen, die negative Kraft im Körper nennen. Aber ich erinnere daran, diese Kraft ist nur eine Hypothese; ich kann keineswegs entscheiden, ob sie wirklich von jeder anderen äußeren Kraft, z. B. von der Schwere, verschieden oder nicht gar Gott selbst ist.

„Wenn ich aber eine Bewegung mit meinem Arme mache, brauche ich dafür nach keiner wahrscheinlichen Erklärung zu suchen: ich weiß bestimmt, daß ich selbst der Grund dieser Bewegung bin. Denn ich bin mir derselben bewußt, wie ich es weiß, wenn ich denke, empfinde oder will. Bin ich aber selbst die Ursache meiner Gedanken und Willensäußerungen, dann muß ich natürlich diese Ursache kennen, und da ich auf der anderen Seite die Ursache der Verdauung und des Blutumlaufs nicht kenne, so kann ich diese Ursache nicht seyn.

„Die Functionen also, die das Leben bedingen, zerfallen in zwei streng von einander getrennte Gruppen. Die einen schreibe ich einem Wesen zu, das ich kenne und Ich heiße, die Anderen einer Kraft, die mir ganz und gar unbekannt ist und von der ich nur weiß, daß sie nicht Ich ist. Das Leben also geht von zwei Prinzipien aus, es ist nicht einfach, sondern zweifach. Das eine dieser Prinzipe bin ich, das andere bin ich nicht.

„Doch sind darum, nach dem Gange der Natur, die beiden Prinzipe nicht von einander unabhängig. Das Ich muß gewisse Geschäfte übernehmen, damit das physische Leben nicht stocke, z. B. damit die Ernährung des Körpers vor sich gehe, und wiederum muß die negative Kraft, oder wie sie immer heißen mag, ihre Functionen treu erfüllen, damit der Körper ein brauchbares Werkzeug für die Eindrücke und den Willen des Ich sey. — Darum greift die Psychologie oder die Lehre vom Ich oft über in die Physiologie oder die Lehre vom physischen Leben, darum auch maßt sich die Physiologie an, die Psychologie aus sich zu entwickeln. Aber obgleich beide Disziplinen sich gegenseitig unterstützen müssen, sind ihre Gegenstände doch sehr verschieden. — Mit Messer und Mikroskop geht man an die Beobachtung physiologischer Thatsachen: damit sich psychologische ergeben, darf der Geist nur auf sich selber reflektiren. Diese zwei Arten der Forschung erfordern jede ein anderes Talent und sind wahrscheinlich nie von einem und demselben Manne mit gleich glücklichem Erfolge betrieben worden. — So urtheilt Jouffroy über die Natur des Menschen, und die Deutlichkeit und Schärfe, mit der er den Unterschied zwischen Psychologie und Physiologie feststellt, wird selbst noch in der schwachen Skizze durchblicken, die ich eben davon entworfen habe.

„Der Mensch ist also nicht der Leib, nicht einmal die ganze Lebenskraft des Leibes ist er, sondern von beiden Prinzipen des Lebens dasjenige, das sich selbst erkennt und das wir das Ich nannten."

Von Jouffroy's Ansicht über die Bestimmung des Menschen giebt Garnier folgenden Abriß:

„Die Bestimmung eines Dinges", sagte Jouffroy, „ist aus dem Wesen desselben ersichtlich. Der Mensch ist unterschieden von der Materie, er ist unterschieden von der Lebenskraft des Körpers: sein endliches Schicksal kann also nicht mit dem des Körpers zusammenfallen. Ferner ist dem Menschen das Bedürfniß, zu handeln, zu erkennen und zu lieben, angeboren, darum strebt er nach Macht, Wissenschaft und nach dem Besitz dessen, was er liebt. In diesen drei Richtungen bewegt sich seine Thätigkeit, anfangs getrieben von der blinden Gewalt des Instinkts. Später aber arbeitet er mit freiem Willen und dem Bewußtseyn eines Zweckes den drei Zielen entgegen. Dies ist die Periode der Selbstbeherrschung — aber — unter der Macht des Egoismus. Endlich gewinnt der Mensch die Ueberzeugung, daß, da Jeder nach Realisirung seiner Wünsche streben soll, das Wohl des Einzelnen aufgeht in das allgemeine, und daß die Freiheit des Einen von der Freiheit eines Anderen nicht geschmälert werden darf. Durch diese Ueberzeugung wird der Mensch zu einem sittlichen Wesen und verdrängt den Egoismus, der in ihm an die Stelle des Instinkts getreten war, durch seine Unterwerfung unter die Weltordnung. In der Anerkennung dieser Ordnung erhebt sich die Vernunft zu Gott, und ihr gehorchend, gehorcht sie ihm.

„In letzter Instanz ist die Bestimmung des Menschen die vollkommene Ausdehnung seiner Macht, seiner Erkenntniß und seiner Liebe. Auf Erden aber versperren ihm Schranken den Weg dazu. Da gebraucht er seine Freiheit, um gegen die Hindernisse zu kämpfen, und die Gränzen seiner Wirksamkeit machen ihn zur Persönlichkeit, indem sie in ihm das Bewußtseyn seiner Freiheit erwecken und ihn lehren, ein Verdienst im Kampfe zu finden. — Die Bestimmung des Menschen auf Erden ist also, zu ringen, d. h. seine Freiheit zu gebrauchen. Diese Bestimmung aber kann nicht die ganze seyn, so wenig, als der Knoten eines Drama's ohne die Entwickelung das ganze Drama ist; noch ist des Kampfes Lohn der Kampf selbst, vielmehr verlangt die endliche Bestimmung die Vernichtung des Widerstandes, die Ruhe nach der Arbeit, den Preis nach dem Siege, die vollkommene Realisirung der Bestrebungen der Menschheit."

Wir wollen nicht schließen, ohne einige Einzelheiten über die letzten Augenblicke Jouffroy's zu erwähnen. Die Worte, welche Garnier berichtet, sind von der Art, daß sie auch für einen weiteren Kreis Interesse haben.

„Nie trennte sich Jouffroy von dem Gedanken an die geistige Natur des Menschen und die Unsterblichkeit, die seiner warte. Sicher ist unserem Lehrer seine Todesstunde durch dieses Vertrauen auf die Vorsehung, durch diesen Glauben an eine bessere Welt, den er auf so feste Grundlage baute, erhellt worden. Dieser Satz war ihm nicht bloß ein Satz der spekulativen Philosophie, den er außerhalb des Hörsaals vergaß, ein praktischer Glaube war es,

der ihn ins Leben begleitete. — In einer Gesellschaft geistreicher Spötter fragte ihn einmal ein Anhänger des materialistischen Skeptizismus, ein Satiriker aus dem vorigen Jahrhundert, der fest überzeugt war, der Spiritualismus sey nur ein Mantel, den Professoren Anstands halber nur anziehen, so oft sie den Katheder besteigen: „Glauben Sie denn im Ernste an ein anderes Leben?" — „Mein Herr", antwortete Jouffroy, „ich bin meines zukünftigen Lebens so gewiß, als meines jetzigen; nie hat mir das eine oder das andere nur einen Augenblick Zweifel gemacht."

Was hat man von dem geistigen Zustande einer Gesellschaft zu denken, in der selbst der Spiritualismus — wir sagen nicht einmal das Christenthum — noch eine Maske für die wahre Gesinnung seyn soll?

Afghanistan.

Alexander Burnes' Nachrichten über Kabul.

(Schluß.)

„Blut für Blut", ist das Motto der Tadschiken und ihre Norm: und da sie dieser Norm stets mit Strenge folgen, so vergrößert jede frische Gewaltthat die Zahl der Fehden und breitet das von ihnen erzeugte Unheil immer weiter aus. Kinder, die denselben Vater und dabei verschiedene Mütter haben, sind gewöhnlich Feinde unter einander; und es ist sehr charakteristisch, daß ein Wort für Vetter in ihrer Sprache auch einen Widersacher bezeichnet. So oft eine Empörung ausbricht, pflegt die Regierung den Verräther zu vertreiben und seinen Vetter an seine Stelle zu setzen. Fragst Du die Eingebornen von Kohistan, warum so verzweifelte Gewohnheiten bei ihnen festgewurzelt sind, so sagen sie Dir mit feierlichem Ernste, die Maulbeeren mit ihrer erhitzenden Eigenschaft seyen Schuld daran: denn diese Frucht ist gedörrt und gemahlen die allgemeine Speise der Bevölkerung. Die Tadschiken sollen das beste Fußvolk in Afghanistan seyn; sie sind ein schöner kerngesunder Menschenschlag und lieben die Jagd eben so sehr wie den Krieg. Wenn es Noth thut, marschirten wohl 20,000 von ihnen, mit Schießflinten wohlbewaffnet, ins Feld. Dost Muhammed beherrscht sie mit eisernem Scepter und hat viele ihrer bedeutendsten Kämpfer hinrichten lassen. Viele Andere, denen Unabhängigkeit und gesetzlose Freiheit mehr als ihre Besitzungen am Herzen lagen, sind aus dem Lande geflohen und bauen jetzt die Felder zwischen den Sümpfen von Kundus und Balch."

Als Herr Burnes nach Kabul zurückgekehrt war, hatte er eine angenehme Ueberraschung: es kam ein Bote von Murad-Bei, dem klugen, aber argwöhnischen Häuptling von Kundus, dessen Härte gegen die Europäer Burnes selbst auf seiner früheren Reise und nachmals Dr. Gerard und Herr Beigne empfindlich gefühlt hatten. Murad's Bruder litt an einer Krankheit, die ihn mit gänzlicher Erblindung bedrohte, und er wünschte angelegentlichst besseren Rath, als die einheimischen Aerzte ihm geben konnten. Dr. Lord und Lieutenant Wood wurden abgeschickt, um die vortreffliche Gelegenheit zu nützen; und damals entwickelte Dr. Lord jenes diplomatische Talent, das seine rasche Beförderung und seinen frühen Tod herbeiführte. Der folgende Auszug aus Dr. Lord's Schreiben an Burnes enthält einen interessanten Bericht über seine erste Unterhaltung mit dem furchtbaren Murad-Bei:

„Er hatte das Ansehen eines ganz schlichten und guten alten Mannes. Er kam aus seiner Thür und die Stufen hinab, um uns zu empfangen, reichte uns seine Hand, hieß uns eintreten und wies uns am oberen Ende der Halle einen Sitz an, während er selbst und die wenigen Hofleute, welche sitzen durften, zu beiden Seiten sich niederließen. Die Meisten blieben unter zwei Säulen stehen, welche das obere Ende der Halle von dem unteren schieden. Der Emir fragte nach unserem Befinden und sagte, er rechne sich's als eine Ehre, daß er von Firindschi's (Franken, Europäern) besucht werde. Nach einigem Hin- und Herreden langte ich Ihren Brief hervor, den er las, und von dem er nach der Durchlesung sagte, daß er sehr freundlich geschrieben sey. Ich bemerkte dann, Sie schickten ihm auch einige Geschenke, die Sie ihn, trotz ihrer Geringfügigkeit, anzunehmen ersuchten. Diese waren ihm, wie er versicherte, sehr überraschend — er betrachtete schon unsere Ankunft als etwas Großes und wünschte nichts weiter. Er prüfte jedes Geschenk sehr aufmerksam, und war, wie ich später von dem Mirsa hörte, sehr befriedigt. — Murad-Bei knüpfte darauf die Unterhaltung wieder an, erkundigte sich nach der relativen Größe von Firindschistan (Europa) und Hindostan, nach unserer Macht und Stellung in dem letzteren, und ob dieses Land noch andere Könige habe als die unsrigen. Ich fand hier Gelegenheit, der Könige zu gedenken, die wir pensionirt hatten, was ihn sehr zu überraschen schien. Einer von seinen Mirsa's erklärte ihm, es sey die Politik der Briten, wenn sie ein Land eroberten, Jeden an seiner Stelle zu lassen, damit das Volk nicht in Verzweiflung käme und die Britische Oberherrschaft desto lieber gewönne. Er fragte ferner, ob die Russen oder die Engländer mehr Klugheit besäßen: worauf derselbe Mirsa gleich antwortete, die Engländer seyen bei weitem das klügste Volk in ganz Firindschistan — eine Behauptung, zu deren Widerlegung ich keinen Beruf fühlte. Endlich beurlaubten wir uns, und ich besuchte nun zunächst meinen Patienten, dessen Zustand mir leider fast hoffnungslos scheint, da er in einem Auge schon seit acht Jahren eine vollkommene und im anderen seit achtzehn Monaten eine unvollkommene Amaurosis hat. Ich sagte ihm aufrichtig, das eine Auge müßte ich ganz aufgeben, und für das andere hätte ich nur geringe Hoffnung; da aber seine Gesundheit überhaupt und seine Verdauungswerkzeuge insonderheit sehr angegriffen schienen, so müsse ich erst eine Zeitlang für diese sorgen, bevor ich ihm über die Wiedererlangung seiner Sehkraft eine bestimmte Erklärung geben könnte. In diesem Sinne habe ich die Kur nun angefangen."

Obschon diese Kur allerdings fehlschlug, so bewiesen doch der Patient und Murad-Bei dem Dr. Lord warme Erkenntlichkeit für seinen Eifer und ergaben sich in das Unabwendbare. In einem anderen Briefe schreibt der Doktor:

„Sie werden auf die Nachricht vorbereitet seyn, daß ich meinen Patienten als hoffnungslos aufgegeben habe; allein die Resignation, womit er und Murad-Bei dieses Geschick ertragen, ist weit größer, als Sie und ich erwartet hätten, und macht dem Charakter der Usbeken große Ehre .... Er antizipirte meine letzte Erklärung über seinen Zustand, indem er mir am Abend des 17ten sagen ließ: „Er fühle, daß es in seinen Sternen geschrieben sey, nicht wieder sehend zu werden, und wolle sich in den Willen Gottes ergeben .... Ich machte ihm einen Abschiedsbesuch; er sagte mir, Alles, was ich für ihn gethan, sey ihm sehr angenehm gewesen, und er fühle sich mir zeitlebens verpflichtet; auch bat er mich, so lange sein Gast zu bleiben, als es mir im Lande gefiele. Dann kam er auf seinen traurigen Zustand zurück, brach in Thränen aus und klagte sich laut der vielen Verbrechen an, die er begangen habe, die Hand Gottes in dem Urtheil erkennend, das ihn getroffen. Die Scene war pathetisch und komisch in wunderlicher Mischung. Ich fühlte aufrichtige Sympathie mit dem armen Alten und mit seinem Sohne, einem schönen funfzehnjährigen Knaben, der an dem Schmerze seines Vaters den innigsten Antheil nahm."

Man weiß von den Usbeken so wenig, daß einige Auszüge aus Dr. Lord's kurzem Bericht über ihre Sitten und Gewohnheiten dem Leser nur willkommen seyn werden. Ihre Gesetze in Ehesachen sind sonderbar genug:

„Der Mann verkauft hier seine Frau, wenn er ihrer müde geworden ist; allein er muß sie zuerst ihrer eigenen Familie anbieten und den Preis bestimmen. Wenn ihre Familie sie nicht kaufen will, so hat er die Freiheit, sie an jeden Anderen abzulassen. Stirbt ein verheiratheter Mann, so wird sein ganzes Harem das Eigenthum seines ihm zunächst stehenden Bruders. Dschandad, ein Parfumhändler von Kabul, mit dem ich über diesen Gegenstand sprach, erzählte mir folgenden von ihm selbst erlebten Fall: Als ich eines Tages, von Ghamiabad zurückkehrend, in dem Dorfe Turnab ein Nachtquartier wählte, fand ich drei Männer in lebhaftem Gespräche. Ich erkundigte mich nach dem Gegenstand desselben und erfuhr, daß Einer von ihnen im Begriffe war, sein Weib an einen Anderen zu verhandeln. Bald darauf trat der Vorgesetzte des Dorfes zu mir und sagte mir halblaut, er wolle die Frau käuflich erwerben, wofern ich ihren Preis und Besitz mit ihm zu theilen gesonnen sey; denn er habe sie gesehen und sehr schön gefunden. Ich schlug ein; wir kauften sie für 70 Rupien, wovon Jeder die Hälfte erlegte, und das Weib blieb die erste Nacht bei mir. Am nächsten Morgen kam Chuda Berdi und sagte mir, Compagnenschaft im Besitze einer und derselben Frau sey doch etwas Mißliches. Er fragte mich, wie ich es wohl zu halten gedächte? Ich schlug ihm vor, die Frau einen Monat lang mir zu überlassen; den nächsten Monat solle sie bei ihm zubringen. In diesen Vorschlag ging er aber durchaus nicht ein; denn, bemerkte er, wenn ein Sohn oder eine Tochter zur Welt kämen, so würde ein Streit darüber entstehen, wem von uns das Kind angehörte. Er verlangte fünf Rupien Profit auf seinen Antheil, wenn ich das Weib gänzlich zu besitzen wünschte, und versprach mir fünf Rupien auf den meinigen, wenn ich sie ihm ganz überließe. Ich willigte in das Letztere, und seitdem ist die Frau sein Eigenthum."

Während Dr. Lord in Kundus verweilte, stellte Burnes über die verschiedenen Völker, welche den Afghanen benachbart wohnen, sehr umfassende Untersuchungen an und erhielt auch manche schätzbare Belehrung; uns aber interessirt mehr sein Bericht über das Leben in Kabul, und wir wenden uns darum zu seiner Beschreibung der Damen dieser Stadt.

„Als ich eines Tages mit Dschebar Chan plauderte, wurde Husa Begum, die berühmte Gemahlin Schach Sudscha's, erwähnt und dabei bemerkt, daß sie eine sehr kluge Frau gewesen und eine schöne Summe Geldes hinterlassen habe. „„Dies Letztere"", sagte der Nabob mit großer Emphase, „„ist der klarste Beweis ihrer Klugheit, den es nur geben kann.""" Ich glaube nicht, daß unsere Damen im Westen mit diesem Kriterium zufrieden seyn würden. Der Nawab und sein Bruder stehen übrigens Beide in dem Rufe, ihr weibliches Personal ziemlich knapp zu halten; und namentlich tadelt man an dem Ersteren, daß er seinen Frauen nur ein geringes Nadelgeld bewilligt, welches, beiläufig bemerkt, hier zu Lande surchi sifidi, Roth und Weiß, d. h. rothe und weiße Schminke, genannt wird; denn beide Schönheitsmittel sind bei den hiesigen Damen sehr beliebt. Wenn man das schöne Geschlecht hier im Freien sieht, macht es einen geisterhaften traurigen Eindruck; aber das Leben im Harem soll dessenungeachtet recht fröhlich seyn, besonders an Winterabenden, wo die Frauen um einen niedrigen viereckigen Tisch sich lagern, der von unten durch Steinkohlen erwärmt ist, und einander artige Märchen erzählen. Man sagt hier, die häuslichen Freuden, die man zur Winterzeit in Kabul genieße, machen Jeden vor äußeren Feinden unbesorgt. Ich muß übrigens bemerken, daß die Frau bei den Afghanen bedeutende Autorität hat: als Dost Muhammed einst wegen des Benehmens seiner Brüder in Kandahar unruhig war, schrieb er an seine gleichfalls dort anwesende Schwester und ersuchte sie, die jungen Leute etwas zu zügeln."

Man darf aus Burnes' Nachrichten mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß die Usbeken in einem Kampfe gegen die Briten mit den Afghanen nicht gemeinschaftliche Sache machen würden.

„Die Gebirgs-Region des Hindu-Koh im Norden von Kabul bietet dem Fürsten eben so große Hindernisse, seine Macht auszudehnen, als Anderen, ihn anzugreifen. Der Beherrscher von Kundus, Murad-Bei, hat keine Sympathie für Dost Muhammed Chan, weil er seine Nachbarschaft fürchtet; denn der

fürst von Kabul würde, wenn er nicht anderswo beschäftigt wäre, ohne Zweifel einen erfolgreichen Einfall in sein Land machen können. Die unabhängigen kleinen Usbeken-Staaten, westlich von Kundus und Balch, stehen in geringer oder in gar keiner Verbindung mit einander und würden dem ersten Angreifer zur Beute. Bochara im Norden ist durch seine entfernte Lage in der Wüste und durch den Ruf seines Handels und seiner frommen Geistlichkeit geschützt. Der Regent dieses Staates schickte neulich einen Gesandten nach Kabul, um dessen Beherrscher wegen seiner glücklichen Kämpfe mit den Sikh's zu gratuliren. Der Emir von Kundus weissagte sich, und vermuthlich mit Recht, wenig Gutes aus einem Bündnisse, das ihn zwischen zwei Mächte stellte, von denen jede für sich allein ihn zermalmen konnte; aber sein Argwohn ist jetzt beseitigt oder doch auf einige Zeit in Schlaf gelullt, und es sind zwischen Kabul und Kundus Geschenke und Freundschafts-Bezeugungen ausgetauscht worden."

Der Charakter des Dost Muhammed ist sehr gut gezeichnet; man kann das, was Burnes über diesen Fürsten sagt, kaum lesen, ohne die Politik zu beklagen, die einen solchen Mann absetzte und einen stumpfsinnigen Wüthling, wie Schach Sudscha, an seiner Stelle ernannte.

„Dost Muhammed besitzt eine rasche Auffassungs-Gabe; seine Menschenkenntniß ist sehr groß, und er kann nicht lange getäuscht werden. Er hört die Klagen eines Jeden an, und zwar mit einer Schonung und Gelassenheit, die man höher schätzt, als seine Gerechtigkeit. In geringfügigen Dingen entscheidet er noch jetzt nach dem Gesetze; aber in wichtigen Dingen hat die Nothwendigkeit seine Entscheidungen herbeigeführt, obschon es nicht zu allgemeiner Unzufriedenheit geschah, da nur der wohlhabendere und also viel kleinere Theil seiner Unterthanen dabei betheiligt war. Nichts giebt seine Ueberlegenheit besser zu erkennen als die Geschicklichkeit, womit er, bei so sehr verkümmerten Hülfsquellen, Alles um sich her anordnet. Da eine rasche Handlung ihm verderblich seyn könnte, so ist seine Vorsicht ausnehmend groß, und sein Argwohn ist so leicht angeregt, daß er beinahe zur Schwäche wird, obschon einige Ueberlegung ihm sein Selbstvertrauen zurückgiebt. Friede mit seinen Nachbarn im Osten würde die Macht des Emirs gewiß befestigen und ihn in Stand setzen, seine Armee und Ausgaben einzuschränken; da aber sein Ruf seine Macht überflügelt hat, so kann er eher die Besitzungen seiner wirklichen Nachbarn begehren als ihre Freundschaft."

Die den Handel betreffenden Verfügungen des Dost Muhammed sind ziemlich lästig, aber den Kaufleuten weniger drückend, als die Einrichtungen benachbarter Fürsten.

„Wenn es im Interesse des Staates liegt, die Zölle um ein Bedeutendes zu erhöhen, so muß der Handel einen Stoß bekommen. Gegenwärtig nehmen die Transito-Gebühren des Landes immer noch zu, und drohen mit der Zeit ganz unerschwinglich für den auswärtigen Handel zu werden. Einige Plackereien finden jedoch nicht mehr statt, seitdem das Zollamt nur unmittelbar unter dem Chef steht. Kabul kann sich nicht mehr rühmen, nur eins von vierzig zu nehmen, wie Bochara thut; aber in Vergleichung mit Persien, Hirat, Kandahar und dem Pendschab steht es bei der Handelswelt immer noch in gutem Rufe. Ein Jude aus Bhawelpuhr, der hier wohl als Autorität gelten kann, sagte mir, die Kaufleute würden in Kabul eben so behandelt, wie unter den Königen von Israel; die Afghanen seyen ohne Vorurtheile; sie drückten den Handel nicht, und die Gebühren, die der Emir kürzlich verlangt habe, könne jeder Regent, der sich in einer schwierigen Lage befände, mit Recht fordern. Der Europäer wundert sich darüber, daß Kaufleute noch Märkte besuchen, wo die Zölle so mancher Veränderung unterworfen sind; allein es giebt gewisse allgemeine Gränzlinien, die der Regent nie überschreiten darf, wenn die Handelsstraße durch sein Land nicht verlassen werden soll. Die Zollgebühren von Kabul betragen jetzt zwei Lak und 20,000 Rupien (also 220,000 Rupien) jährlich, während sie früher nur 82,000 betrugen; man kann aber nicht mehr als 15,000 bis 20,000 Rupien auf die gesteigerten Eingangszölle rechnen. Jetzt wird der Gewinn von Waaren, die aus Indien nach Kabul kommen, auf 50 Prozent berechnet, und wandern sie weiter bis Bochara, so werfen sie 100 Prozent ab. Die Kaschmir-Shawls, welche nach Persien und nach der Türkei gehen, werden über Kabul und Bochara nach Meschis transportirt; die Kaufleute machen lieber diesen Umweg, als daß sie sich den Plackereien aussetzen möchten, die sie in Kandahar und Hirat erfahren würden."

Italien.

Das Konservatorium in Mailand.

Von Fetis.*)

Nur in Mailand, Bologna und Neapel giebt es jetzt noch Konservatorien, denn in Venedig, das früher mehrere derselben hatte, findet sich keines mehr vor, und Neapel besitzt nur noch ein einziges.

Mailand, das gegen Ende des funfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eine so berühmte, von Gafori geleitete Musikschule besaß, folgte nicht dem Beispiel Neapels und Venedigs in der Bildung von Konservatorien; die erste Idee der Errichtung einer derartigen Schule ging erst von Napoleon nach der Bildung des Königreichs Italien aus. Auf den Wunsch des Prinzen Eugen Beauharnais organisirte Asioli ein solches Institut, und da dieser selbst ein anmuthiger Komponist, ein sanfter und bescheidener Künstler, zwar ohne tiefe Studien war, der aber das, was ihm an Gelehrsamkeit abging, durch Thätigkeit zu ersetzen verstand, so gab er dem Mailändischen Konservatorium gleich von seiner Entstehung an eine ganz vortreffliche Richtung. Der Vice-König hatte ihn zu seinem Kapellmeister ernannt; aus unbekannten Beweggründen legte er ihm aber nur den schwankenden Titel eines Studien-Censors des Konservatoriums, nicht den eines Direktors bei, der den Begriff einer ausgedehnteren Machtvollkommenheit in sich schließt, ohne welche man unmöglich bedeutende Resultate in einer Kunstschule erzielen kann. Doch verlieh Asioli's besondere Stellung zum Vice-König und die Gunst, in welcher er bei Hofe stand, ihm mehr Einfluß und Ansehen in dem Konservatorium, als seine Nachfolger je besessen haben. Die meisten zum Unterricht für die Schüler bestimmten Elementarwerke sind aus seiner Feder geflossen, auch standen mehrere gute Professoren ihm zur Seite, wie Minoya für den Gesang und Rolla für die Violine.

Als Asioli sich im Jahre 1813 zurückzog, folgte ihm der Komponist Federici, der aber wenig Talent bei der künstlerischen Leitung der Schule an den Tag legte. Obgleich er das Amt eines Censors des Konservatoriums vierzehn Jahre hindurch bekleidete, so hat er doch nur wenig Verdienstvolles geleistet. Er starb 1827, und zu seinem Nachfolger wurde Basily ernannt, ein Mann von vielem Verdienste und früher Kapellmeister zu Loretto. Kaum eingeführt, übersah Basily seine Stellung gleich vom richtigen Gesichtspunkt aus, und da er erkannte, daß weder seine Macht noch sein Einfluß bedeutend genug seyen, um die Ausführung der Verbesserungs-Projekte durchzusetzen, die er im Sinne trug, so wurde ihm gleich von Anfang an dieses erst mit Eifer gesuchte Amt verleidet, und als man ihm nach Fioravanti's Tode die Stelle eines Kapellmeisters in der St. Peters-Kapelle des Vatikans anbot, so nahm er sie mit Freuden an und reichte seine Entlassung als Censor des Mailändischen Konservatoriums ein.

Sein Nachfolger Baccaj ist noch gegenwärtig Censor dieser Schule und bekannt als Komponist der Oper „Giulietta und Romeo" von Zadig, so wie von verschiedenen anderen Werken, die in Italien mit Beifall gegeben werden. In Paris hat er, als ausgezeichneter Gesanglehrer, sich anderthalb Jahr aufgehalten und Gelegenheit gehabt, die trefflichen Orchester-Ausführungen des dortigen Konservatoriums kennen zu lernen und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der künstlerischen Bewegung daselbst vor allen anderen Europäischen Städten der Vorrang gebührt, trotz der mannigfachen Ursachen, die auch hier auf tausenderlei Art zur Entwürdigung der Kunst beitragen. Man hätte glauben sollen, daß, nach den empfangenen Eindrücken zu schließen, Herr Baccaj einen regeren Geist in seinen neuen Wirkungskreis übertragen würde, doch ist leider, wie schon erwähnt, zu wenig Macht, Unabhängigkeit und Einfluß mit der Stelle eines Studien-Censors des Mailändischen Konservatoriums verbunden, als daß der Inhaber dieses Postens die hinsterbende Existenz dieser Schule aus ihrer Lethargie aufzurütteln vermöchte. Herr Baccaj fühlt eben so, wie sein Vorgänger Basily, seine schiefe Stellung, doch geduldiger als jener, ergiebt er sich darein. Seine Beschäftigungen sind mehr die eines Administrators, als die eines Führers auf den schwierigen Pfaden der Kunst. Er giebt nicht einmal selbst die Compositionsstunden, sondern ein Herr Peter Ray, der, schon seit längerer Zeit Vice-Censor, ein Schüler von Sala und Pietini ist und auch seine Laufbahn als dramatischer Komponist gemacht hat. Er ist ein vorzüglicher Mensch mit guten Schul-Traditionen, nur ein wenig lässig, wie die meisten Italiänischen Musiker der gegenwärtigen Zeit.

Die eigentliche Machtvollkommenheit, der Titel als Direktor und die Ober-Administration des Mailändischen Konservatoriums liegen in den Händen des Grafen Borromeo, Nachkommen der berühmten Familie, aus welcher der heilige Karl Borromeo abstammte. Der Graf ist einer von jenen eifrigen Kunstliebhabern, die man noch hier und dort in einigen großen Städten Italiens antrifft, und man hat mir versichert, daß er zuweilen dem unzureichenden Fonds des Konservatoriums aus seiner eigenen Börse aushilft. Er korrespondirt mit der Oesterreichischen Regierung über Alles, was sich auf die Verwaltung der Schule bezieht, er trägt auf Zuschuß an, oder auf nothwendige Modificationen in Bezug auf die Einrichtungen und auf das Reglement; doch sollen seine Noten über diese Gegenstände immer von Berichten, Aufsätzen, oder motivirten Vorschlägen des Censors begleitet seyn.

Die ökonomischen Angelegenheiten des Instituts sind einem Verwalter anvertraut, der unter der Oberaufsicht des Grafen Borromeo steht, der das Ausgabe-Budget entwirft und es der Regierung zur Genehmigung vorlegt. Im Anfang eines jeden Monats legt der Verwalter dem Direktor eine Uebersicht seiner Administration vom vergangenen Monat und einen Bericht über den Zustand seiner Kasse vor, und der Direktor schließt alsdann die Rechnung ab.

Das Patronat eines in der Gesellschaft so hochgestellten Mannes, der zu gleicher Zeit auch ein Freund der Künste ist, hat zweifelsohne sehr viel für sich und kann einer Schule nur ersprießlich seyn, deren Bedürfnisse unablässig die Hülfe und den Schutz der Regierung in Anspruch nehmen; wenn aber einer Schule, wie das Mailändische Konservatorium, ein Direktor, Censor, oder wie er sonst heißen mag, vorsteht, dem insbesondere die künstlerische Leitung übertragen ist, so muß demselben auch hinreichende Macht verliehen seyn, seine Persönlichkeit in Ansehen zu setzen, wenn er einen heilsamen Einfluß auf die Lehrer und Schüler ausüben soll, er muß ausführen können, was ihm gut dünkt, und seine Einrichtungen müssen einzig dadurch, weil er sie für nützlich hält, Gesetzes-Kraft haben. Wenn er aber im Gegentheil nur eine untergeordnete Stellung einnimmt, wenn er sich immer nur darauf beschränken muß, vorzuschlagen, Berichte zu machen, und er dann erst lange auf den Beschluß der Machthaber warten soll, wenn endlich seine Untergebenen wissen,

*) Fetis der Aeltere, von dem diese Abhandlung herrührt, ist bekanntlich selbst Direktor des Konservatoriums in Brüssel. Der jüngere Fetis, sein Sohn, lebt in Paris und schreibt musikalische Kritiken für dortige Blätter.

daß man gegen seine Anordnungen appelliren kann, und daß dieselben trotz ihrer Verdienstlichkeit ohne Kraft sind, so werden nie durch ihn erfreuliche Resultate für das Ganze gewonnen werden, er wird erschlaffen und in der Unmöglichkeit, das zu verwirklichen, was man von ihm erwartet, ganz unvermeidlich sein Ansehen einbüßen. Die regelmäßige Verwaltung ist trotz ihrer Nützlichkeit doch nur Nebensache bei einem Kunst-Institute, nur der hohe Geist des ihm vorgesetzten Künstlers kann dasselbe befruchten, und darum muß dieser geistigen Einwirkung die höchste Freiheit in allem Thun gestattet seyn. Es wäre also unumgänglich nöthig, daß der Censor des Mailändischen Konservatoriums den Titel eines Direktors führte und auch wirklich jene damit verbundene Macht besäße, daß er, mit einem Worte, unumschränkt im Gebiete der Musik herrschte; denn die Nöthigung, erst alle seine Vorschläge nach Wien zu senden, verschiebt für lange Zeit die Lösung der meisten sich darbietenden Fragen, und der Mangel an jeder gegenwärtigen Autorität ist einzig Schuld an der Lethargie, an welcher die Konservatorien dahinkranken.

Die Zöglinge des Mailänder Instituts werden in der Anstalt logirt und verpflegt. Sie sind funfzig an der Zahl, zwanzig weibliche und dreißig männliche; die beiden Geschlechter wohnen durchaus getrennt und werden nur in den Proben und in den öffentlichen Uebungen vereinigt. Vierundzwanzig Zöglinge werden auf Kosten der Regierung ausgebildet, andere sind halb freie Pensionäre und bezahlen den Mehrbetrag, und die übrigen erlegen einen jährlichen Beitrag von ungefähr 600 Franken. Dafür erhalten sie Unterricht im Gesange oder auf dem von ihnen erwählten Instrumente, werden bekleidet, beköstigt und logirt und empfangen alle zu ihren Studien nothwendige Gegenstände. Es wird kein außerhalb der Schule wohnender Schüler in den Unterricht derselben aufgenommen, daher sind die Zöglinge nicht zahlreich genug, um ein vollständiges Orchester oder einen ganzen Chor zu bilden, und das Konservatorium kann nur ein Konzert geben, wenn alle Lehrer mit den Schülern zusammenwirken und Hülfe vom Theater in Anspruch genommen wird; aber auch dann besteht das Orchester nur aus zwölf Violinen, vier Bratschen, drei Violoncells, vier Contrebässen und den nöthigen Blase-Instrumenten, und der Chor zählt nie über dreißig Sänger.

Es sind am Konservatorium zwei Violin-Lehrer angestellt, die ungefähr jeder nur drei bis vier Schüler unterrichten, ein Lehrer für das Violoncelle, einer für den Baß, desgleichen für die Oboe, Flöte, Klarinette, für das Fagott, für Horn und Trompete; dann ein Solfeggien-Lehrer für die Knaben, ein anderer für die Mädchen, ein Klavierlehrer, einer zur Begleitung, ein Gesanglehrer für die männlichen und einer für die weiblichen Zöglinge, und endlich noch ein Lehrer für Declamation und Literatur. Der Studien-Censor ist mit dem Compositions-Unterricht beauftragt, und der Vice-Censor versieht das Amt eines Elementar-Lehrers für die Harmonie und den Kontrapunkt und eines Kustos der Bibliothek.

Diese Lehrer beziehen nur ein sehr unbedeutendes Gehalt, der Studien-Censor selbst empfängt nur ungefähr 2900 Fr., daher werden auch trotz der Strenge des Reglements von 1824 die Stunden nur lässig und unpünktlich gegeben. Bei meinem Besuche im Konservatorium fehlten allein vier Lehrer auf ihren Posten, obgleich dem Reglement nach ihr Unterricht schon seit einer Stunde begonnen haben sollte. Die ganze Dauer des Unterrichts beträgt täglich nur zwei Stunden; im Sommer wird er um zehn ein halb Uhr, im Winter um elf ein halb geschlossen. Dem Reglement zufolge sind die Lehrer verpflichtet, sowohl beim Beginn wie beim Schluß der Stunden, ihr Dortseyn selbst in ein Buch anzuzeichnen, doch wird diese Vorschrift nicht streng in Ausführung gebracht, weil man für die Lehrer, welche man wegen Versäumniß entlassen wollte, schwer einen Ersatz finden würde.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Flamändische Literatur.** Die in Brüssel erscheinenden „Gränzboten", die in der letzten Zeit auch einen trefflich geschriebenen und erfolgreichen Aufruf zur Unterstützung der abgebrannten Hamburger brachten, enthalten in ihrer Nr. 16 einen lesenswerthen Artikel über die Flamänder und ihre Literatur, aus der Feder des Herrn J. Kuranda. Nachdem der Verfasser der Verdienste eines Willems gedacht, des Uebersetzers von „Reinaerd de Vos", der im Jahre 1824 zuerst die Fahne der flamändischen Bewegung in Sprache und Literatur aufgepflanzt und dem sich Ledeganck, Blommaert, Serrure, Rees, Schayes, van Duyse, Conscience, Delaet und Andere angeschlossen, so daß jetzt die Fortdauer der flamändischen Literatur, deren Daseyn noch vor zehn Jahren bezweifelt wurde, als gesichert angesehen werden kann, fährt er folgendermaßen fort: „Mich dünkt, das vorige Jahrhundert, wo die Deutsche Poesie sich aus den Fesseln der Französischen Herrschaft losmachte, ist nicht minder dramatisch und großartig, als die Schlachtenzeit von 1812 und 13, und Lessing ist kein geringerer Held als der Cheruskr Hermann. Jener Arnold von Winkelried, der die Spitzen von hundert Lanzen in seine Brust drückte, ist nicht bewundernswerther, als diese jungen Flamänder, welche die Lanzen des Spottes und der Verhöhnung, mit welchen man ihnen überall entgegenkam, nicht achteten und vorwärts drangen. Und will man wissen, wie weit sie vorgedrungen, und wie sie die Wahlstatt behaupten, so braucht man nur die Presse zu überschauen und die Zahl der Journale zu zählen, welche seit dem Anfange der Flamändischen Bewegung ins Leben traten und allmälig ihre Zahl immer stärker vermehrten, um den immer größer werdenden Raum, die immer wachsende Theilnahme ausfüllen und befriedigen zu können. Gegen dreißig periodische Blätter sind seit den letzten Jahren in flamändischer Sprache hervorgetreten und — bestehen! Darunter sind ungefähr fünf, die sich mit literarischen Interessen beschäftigen: Das Kunst- en Letterblad, von Dr. Snellaert in Gent redigirt, der Nordstar (Nordstern) von Vankerckoven in Antwerpen herausgegeben, der Middelaer, der in Lowen erscheint und unter der Redaction des Abbé David steht; das Belgisch Museum von Willems habe ich bereits erwähnt.*) Wie nun aber in Belgien (gleich Frankreich und England) jedes Journal eine gewisse Partei vertritt, so ist dies auch selbst auf dem kleinen Gebiete der flamändischen Interessen der Fall. Gent mit seinen Journalen zeigt noch immer theils literarische theils politische Sympathieen für Holland. Der Antwerpner Nordstar gehört der liberalen Partei an, während der Middelaer die katholischen Ideen vertritt. Letzteres ist von Bedeutung; denn welcher politischen oder religiösen Ansicht man auch immer ist, so muß man dem Klerus in Belgien das Zugeständniß machen, daß er es hauptsächlich ist, welcher die alte Landessprache aufrecht hält; die aus der Kammer und den Gerichts-Verhandlungen verbannte Sprache hat eine Zuflucht auf der Kanzel gefunden, und das beredte Wort macht hier mehr Eroberungen als das gedruckte — welches so Viele nicht lesen können! Vergleicht man den Flamänder mit dem Elsäßer, so steigert sich die Hochachtung mit der Bewunderung für die Kraft und Unerschütterlichkeit, mit der jener seine alte Sprache vertheidigt, um so höher. Wie kalt und indifferent zeigt sich Elsaß in Bezug auf seine angeerbte Muttersprache, eine Sprache, die von dreißig Millionen gesprochen wird und einen Schiller und einen Goethe hat. Und mit welcher rührenden Treue hängt der Flamänder an der seinigen, die nur ein kleines Häuflein zählt und ihre großen Lichter erst erwartet."

*) Das Belgisch Museum ist eine Quartalschrift für flamändische Geschichte und Philologie, welche gewissermaßen das Centrum der flamändischen Gelehrten bildet.

Bibliographie.*)

Schweden.

P. Thomasson (Bauernsohn und Schwed. Naturdichter) De tre blommorna, poëm i fyra sånger. 8. Norrköping. 12 sk.

Från Stockholm till Göteborg. Pittoreska syner från Göta kanal och dess närheter. Ritningar: C. J. Billmark. Lithograph: C. Carbon. Redacteur: Oscar Ödd. Häft 2. Hefte. Stockh. Subscr. 1 rd., Ladenpr. 1 rd. 24 sk. — Unter dem angenommenen Namen „Oscar Ödd" schreibt der Dr. Sturzenbecher.

Styrelsens öfver slöjdföreningen och arbetsinrättningarne till Kongl. Majestät afgifna berättelse, angående slöjdväsendet i riket åren 1838 och 1839. 4. Mit 20 Tab. Stockh. — Es ist bekannt, wie sehr man sich in Schweden hochlöblichen Orts für das Gesängnißwesen interessirt, so daß der Kronprinz Oskar selbst als Schriftsteller darüber auftrat.

Kongl. Vetenskaps-Academiens handlingar, för år 1840. 8. Stockh. 1 rd. 16 sk.

C. A. Nicander Poesie italiane. 8. Stocolma. 72 sk. — Abdruck aus des Dichters († 1839) „Poetischen Werken".

Tre svar i Småland. Roman af författaren till Törnrosens Bok (i. e. Almqvist). Del 1. 8. Jönköping. 1 rd. 8 sk.

Biographiskt lexicon öfver namnkunnige Svenska män. Band 8. Andra Häftet. 8. Upsala. 24 sk. — Das Vollständigste der Art, was die Schwed. Literatur besitzt, und durch die darin enthaltenen literarischen Artikel für den Literator unentbehrlich.

Sveriges nu lefvande ridderskap och frälse. Ritningar: N. C. Wetterling. Lithograph: J. Carbon. Redacteurs: G. H. Mellin. Andra Häftet. 4. Stockh. 12 sk.

Diplomatarium Dalekarlicum. Urkunder rörande landskapet Dalarne, samlade och utgifne af C. G. Kröningsvärd och J. Lidén. Del 1. 4. Stockh. Subscr. 2 rd. 32 sk. Ladenpr. 4 rd. 16 sk.

J. W. Snellman Tyskland, skildringar och omdömen från en resa 1840—1841. 12. Stockh. 2 rd. 16 sk. (Vergl. Nr. 68.)

Forme de gouvernement, établie par les états de Suède et acceptée par le roi le 6 juin 1809. Nouv. édition, avec les changemens approuvés par le roi et les états-généraux aux diètes subséquentes, jusqu'à celle de 1840—1841 inclusivement. 4. Stockh.

C. Nordblad Skeppslikarens; eller anvisning att förekomma och behandla alla de ut- och invärtes sjukdomar, som allmännast inträffa under sjöresor till närmare och aflägsnare länder; på anmodan af Gefle sjömanna-sällskap författad. 8. Gefle. 1 rd. 8 sk.

J. O. Wallin Predikningar öfver de årliga sön- och högtidsdagarnes evangelier. Efter hans död utgifven. Del 1. Andra uppl. 8. Stockh. 2 rd. 24 sk. — Der Erzbischof Wallin († 1839) war auch einer der ersten Kanzelredner Schwedens. In Deutscher Uebersetzung erschienen von ihm: Predigten und Reden bei feierlichen Gelegenheiten. Aus dem Schwed. von J. Meyblich. Berlin 1838. 8. Obigem Bande ist Wallin's Leben, von B. v. Beskow, beigedruckt.

Anthologie ur Svenska Skalder, med kritiska anmärkningar. Utgifven af Fr. Cederschiöld. Andra Häftet. 8. Lund. 1 rd. 16 sk. — Eine Auswahl einiger Schwedischen Gedichte, nebst einer getreuen Uebersetzung, zur leichteren Erlernung der Schwedischen Sprache. Herausgegeben von U. W. Dieterich. 8. Stockh. 32 sk. — U. W. Dieterich ist auch Verfasser einer „Anleitung z. Schwedischen Grammatik" (Stockh. 1840. 8.).

Handlingar rörande Sveriges inre förhållanden under konung Gustaf I. Band 1. Andra Häftet. 8. Stockh. Subscr. 1 rd. 16 sk. Ladenpr. 1 rd. 32 sk. — Herausgeber dieser Sammlung ist, so viel wir wissen, ein Herr Thyselius.

P. Alfort Handbok för brunnsgäster. Häft 1: Beskrifning öfver Sveriges förnämsta helsobrunnar. 12. Stockh. 32 sk.

E. G. Geijer (Prof. in Upsala und Schwedens bedeutendster jetzt lebender Historiker) Valda skrifter. Del 1. 8. Stockh. 2 rd. 32 sk.

Fortsättningen u. neue Auflagen früher angezeigter Werke: Sveriges stora män. Häft 14. 15. — (Almqvist) Gabrielle Mimanne. Del 3. 1 rd. 24 sk. — Fryxell Berättelser ur Svenska historien. Del 7. 8. uppl. 2 rd. 32 sk.

Nr. 69. Z. 14 v. unten, lies: Hantzsche. — Nr. 72. Z. 31 v. oben Anoecy 1841.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Nyhr u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Jägerstraße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Montag den 27. Juni 1842.

Frankreich.

Zur Geschichte Heinrich's IV. und seiner Vorfahren von Navarra.

Beim Tode des Franz Phöbus, der wegen seiner Schönheit diesen Beinamen führte, fiel das Königreich Navarra im Jahre 1483 an Katharina, seine junge Schwester, die Tochter des Gaston de Foix, Fürsten von Viana, und der Magdalene, einer Tochter Karl's VII. von Frankreich. Damals bestand das Königreich aus sechs Provinzen; fünf davon lagen in Spanien und die, welche Nieder-Navarra hieß, in Frankreich, hart an den Pyrenäen. Katharina vermählte sich, im Widerspruch mit den Wünschen ihrer Edelleute, welche lieber eine Verbindung mit Castilien gesehen hätten, mit Jean d'Albret, einem jungen Edelmann, welcher im Besitz von ausgedehnten Herrschaften war, die an den Französischen Theil ihres Königreichs stießen. Diese Ehe war in jeder Beziehung eine unglückliche; Katharina war von Charakter leidenschaftlich und ehrgeizig, während Johann die Ruhe literarischer Beschäftigungen den Händeln und Sorgen eines Königreichs vorzog. Ferdinand der Katholische, welcher nach dem Spanischen Theil Navarra's begierig war und den indolenten Charakter des Königs wie die Unpopularität Katharina's kannte, fand leicht einen Vorwand zu einem Kriege. Ludwig XII. von Frankreich, mit dem der König von Navarra ein enges Bündniß geschlossen, war damals in Zwist mit Papst Julius II. Ferdinand erklärte, daß Jean d'Albret in Folge dieses Bündnisses als ein Feind der Kirche denuncirt und in den Bann gethan worden sey. Indem er vorgab, die Sache des Papstes zu führen, schickte er eine Armee unter dem Herzog von Alva, welche bald sein Gebiet eroberte und Katharina und Johann zwang, auf der Französischen Seite der Pyrenäen eine Zuflucht zu suchen. „Als Jean d'Albret", sagte damals Katharina zu ihrem unglücklichen Gatten, „wardst Du geboren, als Jean d'Albret wirst Du sterben. Wäre ich König und Du Königin gewesen, so hätten wir noch zur Stunde Navarra regiert." Sie machten einen schwachen und fruchtlosen Versuch, ihr Land wiederzuerobern, unter der Regentschaft des Kardinal Ximenez. Geistig gebrochen, nahm ihre Gesundheit rasch ab, und Keiner von Beiden überlebte lange den Verlust ihrer Krone. Johann starb am 23. Juni 1517, und Katharina folgte ihm am 12. Februar des folgenden Jahres. Ihre Körper ruhen neben einander in der Kathedrale von Lescar in Bearn. Heinrich II. folgte ihnen in dem kleinen Theil von Navarra, der ihnen geblieben war, mit dem Titel eines Königs. Seine Gattin, die Großmutter Heinrich's IV., ist durch den Einfluß merkwürdig, den sie zu Gunsten der Bekenner der reformirten Religion ausübte. Margarethe von Angoulême (wie man sie vielleicht am passendsten nennt, um sie von Heinrich's IV. Gattin zu unterscheiden), die Lieblingsschwester Franz' I., der er stets die zärtlichen Namen ma mignonne und la Marguerite des Marguerites gab, ward am 11. April 1492 in Angoulême geboren. An dem Hofe Ludwig's XII. erzogen, ward sie früh nicht bloß durch ihre ausgedehnten allgemeinen Kenntnisse, sondern vorzüglich durch ihre Sprachenkunde berühmt. Außer dem Italiänischen und Spanischen, den Modesprachen jener Zeit, verstand sie Griechisch und Latein, und nach einigen ihrer Biographen soll sie auch im Hebräischen Unterricht genommen haben. Dies geschah wahrscheinlich zu der Zeit, wo die Beförderer einer Reform in der Kirche ihre Konvertiten belehrten, wie nützlich, wo nicht nothwendig, es sey, die heiligen Bücher in der Ursprache lesen zu können. Siebzehn Jahr alt, ward sie an den Herzog Karl von Alençon vermählt, einen Prinzen, der in Erziehung und Charakter tief unter ihr stand und, als er 1525 starb, sie als kinderlose Witwe zurückließ. Kurz vor diesem Ereigniß hatten die Lehren der Reformation in mehreren Theilen Frankreichs Fuß gefaßt. Der Zustand der Gesellschaft und die Sitten der Geistlichkeit waren ihrem Fortschritt sehr förderlich. Die niederen Stände verachteten und haßten die Priester wegen ihres schlechten Lebenswandels, wegen der Laster, denen sie offen und ungescheut fröhnten, und wegen ihrer völligen Gleichgültigkeit gegen Alles, was ihre eigene Bequemlichkeit und Vergrößerung unberührt ließ. Wie sollten in Krankheit und Kummer, wo die Tröstungen der Religion uns am nothwendigsten sind, diejenigen sie darzureichen fähig seyn, deren ganzes Leben mit den Lehren, die sie im Munde trugen, im krassesten Widerspruch stand? Die höheren Klassen, empört über die allgemeine Unwissenheit des Klerus und über die absurden und widersprechenden Lehren, die man vor ihnen aufstellte, verloren entweder allen Glauben, oder sie begnügten sich mit Beobachtung und Theilnahme an einigen von den wichtigeren Ceremonien ihrer Religion. Andere, die sich durch niedrigere Motive leiten ließen, sahen den maßlosen Reichthum des Klerus mit neidischen Augen an und suchten begierig nach einem Vorwand, sich einen Theil dieses Reichthums anzueignen. Eine der vorzüglichsten Bemühungen der Reformatoren war es, durch Vorschrift und Beispiel zu einem fleißigen Studium der todten Sprachen aufzumuntern. Auf die heiligen Schriften, die noch nicht ganz übersetzt waren, beriefen sie sich, um den göttlichen Ursprung der Lehren, die sie predigten, nachzuweisen. Aus dieser Quelle allein konnten sie das reine Christenthum, frei von allen den Verfälschungen, womit theils Unwissenheit, theils Herrschbegier es überladen hatten, wiederherstellen. Sie wußten, daß Unwissenheit die Quelle jedes Irrthums sey, und richteten daher ihre frühesten Bemühungen auf Entfernung derselben. Sie sahen ein, daß die übermüthigen Ansprüche der Römischen Priester nur dadurch abgewiesen werden könnten, indem man der Welt zeigte, daß das, was man aus dem Worte Gottes ableiten wollte, nicht aus dieser Quelle stamme, sondern nur eine von Menschen ersonnene Observanz war. Kein Wunder also, daß das Studium der heiligen Sprache unter den Römischen Priestern die größte Bestürzung erregte. Sie sahen, daß ihre Macht dadurch erschüttert und ihr Einfluß bedeutend vermindert, wo nicht ganz zerstört würde, und daher erklärten sie laut das neue Studium für sündlich, die, welche es beförderten, für Ketzer, und benutzten ohne Scheu jeden Einfluß, den sie besaßen, um die wachsende Forschung zu hemmen. Der große Jurist Konrad Heresbach versichert, er habe einen Mönch öffentlich und in vollem Ernst sagen hören, „daß eine neue Sprache entdeckt worden, genannt Griechisch, vor der man sich sehr in Acht nehmen müsse, da sie die Mutter aller Ketzerei sey — er habe in Vieler Händen ein in dieser Sprache geschriebenes Werk gesehen, genannt Neues Testament, ein Buch, voll von Widersprüchen und Bosheit. Was die Hebräische Sprache betreffe, so würden Alle, die sie lernten, bald Juden werden."

Franz I. verachtete das boshafte Geschrei derer, welche das Studium dieser Sprachen anfeindeten, und konnte durch keine Vorstellung dahin gebracht werden, seine Macht zur Verfolgung derer, welche sie lehrten, herzugeben. In wie weit dieser passive Schutz der Reformatoren dem Einfluß seiner Schwester zuzuschreiben ist, wissen wir nicht, aber daß dieser Einfluß nicht unbedeutend war, können wir aus ihrem anderweitigen Benehmen schließen. Sie hatte den Bischof von Senlis und Beichtvater des Königs, Guillaume Parvi, vermocht, die „Horae" ins Französische zu übersetzen; dies that er, sagt Bayle, „nachdem er die bornirtesten Partieen darin ausgemerzt." Sie erschütterte ferner die Sache des Papstes, indem sie nach Paris Roussel, einen Doktor der Sorbonne, und zwei Augustiner, Bertault und Courault, drei ausgezeichnete Prediger, rief, „welche die Wahrheit etwas kühner, als man gewöhnt war, verkündeten." Um dieselbe Zeit predigte der Bischof Guillaume Briçonnet von Meaux, unterstützt von Jacques Fabri und Guillaume Farel, den Bewohnern von Meaux eine reinere Lehre. Zwei Jahre hindurch blieb diese Thätigkeit ungehemmt, wo nicht ganz unbekannt über die unmittelbare Nachbarschaft hinaus, und die Handwerker von Meaux wurden einige der frühesten und zugleich eifrigsten Anhänger der reformirten Religion. Im Jahre 1523 ward diese Stadt der Schauplatz der ersten Religions-Verfolgung in Frankreich, und als viele ihrer Lehrer sich den Drohungen ihrer Verfolger fügten oder ihr Heil in der Flucht suchten, bewiesen die Wollkrämpler und die Tuchverfertiger die Stärke ihres Glaubens, indem sie lieber Alles ertrugen, als daß sie die einmal angenommenen Lehren aufgaben, und Gefängniß, Geißelung, ja selbst den Tod dem Abfall oder der Flucht vorzogen. Im Jahre 1525 trat Jean le Clerc, ein Handwerker in Meaux, unwillig über die Anbetung, welche das katholische Volk den Bildern der Jungfrau und der Heiligen zollte, als entschiedener Bilderfeind auf. Wegen seines Eifers und des Schadens, den er anrichtete, ward er öffentlich gepeitscht, mit einem rothen Eisen gebrandmarkt und aus der Stadt getrieben. Als er es in Metz eben so machte, ward er daselbst eingekerkert und dann verbrannt.

Dieser Vorfall in einer der Provinzen blieb wahrscheinlich dem übrigen Frankreich unbekannt und machte also kein Aufsehen; aber als man am Pfingstfest 1528 in Paris entdeckte, daß ein Bild der Jungfrau in der Rue des Rosiers aus seiner Nische herausgenommen, durch den Koth geschleppt und in Stücken zerbrochen worden, da kannte die Wuth des Volks keine Gränzen. Es hatte mit Freuden alle Beschuldigungen gegen die Priester und Mönche angehört, weil diese verachtet und gehaßt wurden, aber ganz andere Gefühle erregte die Beschimpfung dessen, was Jahrhunderte hindurch der Gegenstand tiefer und inniger Verehrung gewesen. Franz, der in allen die gelehrten Sprachen betreffenden Streitigkeiten die Reformation unterstützt hatte, machte hier mit dem Volk gemeine Sache. Er ließ ein silbernes Bild von der Höhe

des zerbrochenen machen und begab sich am 11. Juni 1528 in Begleitung aller Prinzen, Kronbeamten, fremden Gesandten, einer Anzahl Bischofe und des Klerus der Stadt an jenen Ort, um es mit großem Pomp in der Nische, welche die frühere Statue eingenommen, aufzustellen.

In dem Jahre, das diesem Ereigniß vorherging, ward die verwittwete Margarethe d'Alençon die Gattin Henri d'Albret's, Königs von Navarra, und im Jahre 1528 brachte sie Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrich's IV., zur Welt. Sich ruhig in ihrem kleinen Königreich niederlassend, richtete sie im Verein mit ihrem Gatten alle ihre Kräfte auf die Wohlfahrt und Beglückung ihrer Unterthanen. Ackerbau, Handel, Literatur und die schönen Künste wurden gepflegt und aufgemuntert. Ihr Hof ward inzwischen ein Asyl für die verfolgten Hugenotten. Sie rettete Berquin und Dolet eine Zeitlang vor den Martern des Pfahls; Calvin fand bei ihr einen Schutz, den er vergebens anderswo suchte, vor den Verfolgungen des Parlaments und der Sorbonne. Der strenge Ascetiker war seiner Beschützerin dankbar und scheute sich nicht, zu erklären, „quod deus (illâ) usus fuerit ad regnum suum promovendum." Wenn sie schon hierdurch den Haß und die Feindschaft der Katholiken erweckte, so ward diese noch gesteigert durch die Herausgabe eines Andachtsbuchs, betitelt: „Der Spiegel der sündhaften Seele" (Le Miroir de l'Ame pécheresse), welches die ausgebreitetste Bekanntschaft mit der heiligen Schrift verrieth. Um das Buch und seine Lehren zu bekämpfen, hätte man die Citate aus der Bibel angreifen müssen; es unangefochten lassen durfte man auch nicht, wenn man sich nicht den Schein der Uebereinstimmung geben wollte. Um also das Buch mit gutem Grunde verurtheilen zu können, ohne das Ansehen der heiligen Schriften anzugreifen, kam man auf folgenden Ausweg: Das Parlament hatte verordnet, daß jedes Werk den Namen des Verfassers auf dem Titelblatt tragen müsse, und überdies, daß, wenn es von göttlichen Dingen handle, es vor dem Druck der Approbation der theologischen Fakultät unterworfen werden müsse. Diese beiden Bestimmungen waren hier verletzt worden, und die Sorbonne war also berechtigt, es in ihre Liste der verdächtigen Bücher aufzunehmen. Das Buch war jedoch so sehr geschätzt und gesucht, daß es im Jahre 1533 in Paris mit dem Namen der Verfasserin abgedruckt ward und außerdem noch in Lyon 1538, 1547 und 1549 erschien. Sein Ruf blieb nicht auf Frankreich beschränkt: im Jahre 1548 erschien eine Englische Uebersetzung davon, deren Verfasserin keine geringere Person war, als die nachherige Königin Elisabeth, die damals sechzehn Jahr alt war.

Die bekannte Liebe Franz des Ersten zu seiner Schwester hielt eine Zeitlang ihre Feinde im Zaum. Im Jahre 1533 aber führte das Collège de Navarra in seinem Theater in Paris ein allegorisches Stück auf, wo Margarethe die Hauptrolle spielte. Sie ward dargestellt, wie sie sich in ein Ungeheuer von Grausamkeit verwandelte, während ihr eine Furie eine Französische Uebersetzung des neuen Testaments überreichte. Diese offene Beschimpfung machte den König wüthend, welcher seine Absicht aussprach, sowohl die Anstifter als die Theilnehmer an diesem Skandal verhaften und streng bestrafen zu lassen. Margarethe aber, die den Bruch zwischen Katholiken und Hugenotten eher zu heilen als zu erweitern wünschte, bewog ihren Bruder, obwohl mit Mühe, seine Absicht aufzugeben, so wie sie überhaupt im Verein mit dem König und Du Bellay sich bemühte, die Unterschiede zwischen den beiden Parteien auszugleichen und so sie, wo möglich, mit einander zu versöhnen, aber natürlich vergebens. Auch in den letzten Jahren ihres Lebens fuhr diese treffliche Fürstin fort, die Protestanten zu beschützen, die Wissenschaften aufzumuntern und ihr einziges Kind Jeanne sorgfaltig zu erziehen. Sie starb den 21. Dezember 1549. Es ist noch ein Buch vorhanden, das ihren Namen trägt, das Heptameron, welches nicht blos mit ihren übrigen Schriften, sondern mit ihrem ganzen Charakter und Lebenswandel so sehr in Widerspruch steht, daß ihre Autorschaft mit Recht bezweifelt worden. Croix-du-Maine sagt, indem er davon spricht: „Ich weiß nicht, ob genannte Prinzessin jenes Buch geschrieben, um so mehr als es von ziemlich kühnen Ausdrücken und bedenklichen Worten voll ist." Hallam sagt: „Die Französischen Novellen, die der Margarethe, Königin von Navarra, beigelegt werden, sind, obwohl in einer freien Sprache, doch in einem weniger ausgelassenen Ton als alle frühere geschrieben: sie verrathen durchweg jenes Bestreben, den Klerus, besonders die Ordensgeistlichkeit, in einem gehässigen oder lächerlichen Licht darzustellen, wie es sich von den Grundsätzen ihrer berühmten Verfasserin erwarten läßt." Denkt man sie sich nur als die standhafte Freundin der reformirten Religion und die musterhafte Mutter Jeanne d'Albret's, so wird man freilich nicht umhin können, ihre Autorschaft zu bezweifeln; aber man darf nicht vergessen, daß, als sie noch die Gattin des Herzogs von Alençon war, sie zwar immer ein unbescholtenes Leben führte, daß aber damals die religiösen Dinge sie viel weniger als später beschäftigten. Auch herrschte damals die Manie, Boccaccio's Erzählungen nachzuahmen, und unter vielen Mitbewerbern ist Margarethe von Navarra die Einzige, deren Ruf als Erzählerin den eleganten, aber üppigen Italiäner erreicht. Einiges kommt auch auf Rechnung der Zeit, in der sie lebte, einer Zeit, wo man selbst in den höchsten und gebildetsten Zirkeln öffentlich von Dingen sprach, welche gegenwärtig die schönen Zuhörerinnen nicht ohne Erröthen anhören könnten. Ja es ist bekannt, daß die Unterhaltung selbst am Hofe der jungfräulichen Königin von England nur wenige Jahre später von der Art war, wie man sie jetzt in viel niederer Sphäre als der des Königthums nicht ertragen würde. Der Verfasser von Margarethens Leben in der Biographie Universelle geht, indem er von diesen Erzählungen spricht, sogar so weit, zu versichern, „daß ihr Styl immer noch decenter sey als der einiger Predigten jener Zeit, wie der Barlette, Maillard und Menot."

Jeanne d'Albret, Margarethens Tochter, war, wo möglich der reformirten Religion noch ergebener und noch eifriger im Dienst derselben als ihre Mutter, konnte aber bei Lebzeiten ihres Vaters den Bekennern derselben nur von geringem Nutzen seyn. Sie war noch sehr jung, als der Kaiser Karl V. sie für seinen Sohn Philipp zur Ehe verlangte. Ihre Verwandten und die Coeln von Navarra suchten eifrig diese Verbindung zu Stande zu bringen, um dadurch den Spanisch gewordenen Theil von Navarra wieder mit dem Königreich Navarra zu vereinigen. Franz aber, welcher erkannte, wie gefährlich es sey, einen so mächtigen König in irgend einem Theile Frankreichs Fuß fassen zu lassen, widersetzte sich dieser Verbindung und hielt die Johanna unter strenger Bewahrung in Plessis-le-Tours. Um die Möglichkeit einer solchen Verbindung abzuschneiden, eilte er, trotz der Bitten ihrer Freunde, sie mit Wilhelm von der Mark, Herzog von Cleve, zu vermählen. Die Braut ward mit großer Eile abgeholt und die Ceremonie den 15. Juli 1540 in Chatellerault vollzogen. Die Feste bei dieser Gelegenheit waren so mannigfaltig, daß nach de Sponde Karl's V. Krönung weniger gekostet haben soll. „Der König gab ein prächtiges Hochzeitfest", sagte Sismondi, „bei welchem der Päpstliche Nuntius, die Gesandten von England, Portugal, Venedig und Sachsen zugegen waren; des Kaisers Gesandter hatte sich entschuldigt." Die ungewöhnliche Jugend der Braut, die erst zwölf und ein halbes Jahr alt war, machte die Ehe zu einer nur ceremoniellen, obgleich Franz sie durch gewisse Anordnungen unauflöslich zu machen suchte. Er bestand darauf, „que l'époux, en présence de témoins, entrât dans le lit de l'épousée. Tout ce que la reine de Navarre put obtenir pour sa fille, fut que des matrones entourassent le lit pendant tout le temps qu'ils y seraient ensemble, ensorte que cette prétendue consommation ne fut qu'une vaine cérémonie." So erzählt Sismondi.

(Schluß folgt.)

Italien.

Das Konservatorium in Mailand.

(Schluß.)

Zu viel Unterricht drängt sich bei dieser Einrichtung des Konservatoriums auf wenige Stunden zusammen, und so sind die Schüler, die an verschiedenen Kursen theilnehmen, genöthigt, ihre Zeit auf dieselben zu vertheilen, statt daß sie sonst einem Gegenstand länger beiwohnen könnten. Da nun in den langen Sommertagen der Unterricht schon um zehn ein halb Uhr geschlossen ist, so sind die Zöglinge hinsichtlich ihrer Studien dann ganz sich selbst überlassen, weil die Aufsicht über sie sich nur auf eine rein polizeiliche beschränkt. Im Pariser Konservatorium dauern die Lectionen in ununterbrochener Folge von des Morgens um neun Uhr bis Nachmittags um drei Uhr: in Brüssel wird der Tag in vier Lehrperioden eingetheilt, wovon jede zwei Stunden währt, von acht Uhr Morgens bis vier Uhr des Nachmittags: dreimal in der Woche wechseln die Lehrgegenstände nach einander in den Stunden ab, und vier hundert zwanzig Zöglinge können abwechselnd am Unterricht im Solfeggiren, auf irgend einem Instrument, im Gesange, in der Harmonie- oder Compositionslehre, oder in der Begleitung Theil nehmen. Aus diesen beständigen Studien entwickelt sich so eine Art von Musik-Atmosphäre, wo der Wetteifer durch beständige Thätigkeit immer lebendig erhalten wird. Es hat mich unangenehm berührt, diese Thätigkeit in den Italiänischen Konservatorien nicht anzutreffen, die doch von Zöglingen besucht werden, welche mit ungleich schnellerer Fassungskraft begabt sind als die der Niederlande. Man scheint hier zu schlummern, und eine gewisse Art von Muthlosigkeit macht sich auf den Physiognomieen bemerkbar.

Ich erwähnte schon, daß die Zahl der Pensionaire des Mailändischen Konservatoriums weder für das Orchester noch für den Chor hinreichend ist. Weil nun Herr Baccaj die Nothwendigkeit eingesehen, die Hülfsmittel für diese beiden Haupt-Elemente der Konzerte zu vermehren, so hat er den Vorschlag gemacht, Lehrvorträge für Schüler außerhalb des Institutes einzurichten und dieselben dann zu veranlassen, daß sie bei Proben und Konzerten mit den Pensionairen zusammenwirken. Er hat seine Ansichten über diesen Gegenstand dem Direktor mitgetheilt, der, wie ich glaube, der Regierung darüber einen Bericht abstattete, aber Gott weiß, ob man darauf eingehen wird. Unterdessen macht die Schwierigkeit, die Hülfsmusiker zu besolden, ohne welche eigentlich gar kein Orchester da wäre, die Proben sehr selten und hemmt so die Fortschritte. Gerade als ich mich in Mailand befand, bereitete man sich im Konservatorium zu dem Konzerte der Preisvertheilungen vor; ich wurde aufgefordert, der letzten Generalprobe beizuwohnen, und folgte mit Vergnügen dieser Einladung.

Früher ist aus dem Mailänder Konservatorium Judith Grisi hervorgegangen, die, ohne eine Sängerin ersten Ranges zu seyn, doch einer Schule Ehre machen konnte. Seitdem wurde dort die Strepponi und, wenn ich nicht irre, auch die Frezzolini ausgebildet, die beide zu dem Besten gehören, was Italien jetzt besitzt. Ich weiß nicht, welcher böse Dämon gegenwärtig über der Anstalt waltet, denn ich hörte auch nicht eine einzige Stimme, die etwas für die Zukunft verspräche, und die Mangelhaftigkeit der Preisgekrönten setzte mich in Erstaunen. Ein junges Mädchen aus München, das, wie ich glaube, von der Königin von Bayern beschützt wird, leistete noch das Beste, obgleich ihr Gesang auch noch sehr unvollkommen war. Die Uebrigen standen unter der Mittelmäßigkeit, und der Chor war auch nicht besser als die Soli.

Ein Violinist, fast noch Kind, erregte bei den Personen, die gleich mir der Probe beiwohnten, einen außerordentlichen Enthusiasmus. Er schien mir von einer glücklichen Begabung, doch hatte er weder Ton noch Bogenführung.

Wenn je bei dem jungen Künstler die Natur siegen sollte, so muß seine Ausbildung noch einmal von vorn an beginnen: denn ich bemerkte an ihm auch nicht die geringste Spur von Schule, das heißt von den Grund-Prinzipien des Violinspiels. Herr Baccaj, der die Ausführung leitete, trat seinen Platz am Dirigenten-Pulte einem jungen Manne ab, der bei einer Ouvertüre von seiner Composition selbst den Takt schlagen sollte. Die Musik war ganz in der Mode-Form abgefaßt, nicht sehr ergiebig an Gedanken und weder besser noch schlechter geschrieben als so vieles Andere, was ich in Italien hörte. Der junge Komponist schien viel Sicherheit und viel Zutrauen in seine eigene Kraft zu besitzen, vielleicht zu viel für seine Zukunft. Doch kann man über einen ersten Versuch noch kein Urtheil fällen.

Ich war im Ganzen sehr schlecht von der allgemeinen Ausführung erbaut, die Proben werden aber auch mit so geringer Sorgfalt betrieben, daß nichts Besseres zu erwarten steht. Hauptsächlich drängte sich mir dabei die Ueberzeugung auf, daß der Censor des Konservatoriums nicht hoch genug gestellt ist, um seinen Untergebenen das Vertrauen und die Achtung einzuflößen, die ihm allein die Mittel an die Hand geben könnten, eine gänzliche Reform des gewohnten Schlendrians durchzusetzen. Herr Baccaj gab das Tempo an, doch glaubte die erste Violine ebenfalls das Recht zu haben, ihr Zeitmaß geltend zu machen, und so bemerkte man alle Augenblicke eine unangenehme Schwankung, die erst nach einigen Takten sich verlor. Auf solche Weise wurde ein Chor von Haydn zweimal von Anfang bis zu Ende wiederholt. Und das nannte man probiren. Ich glaubte nicht anders, als daß man gleich bei den ersten Bogenstrichen einhalten müsse, um zusammen zu kommen und das Stück pünktlich und energisch anzugreifen. Man hätte gewisse Stellen zwanzig Mal wiederholen müssen, um Nüancirung und Vollendung zu gewinnen; aber Niemand merkte, daß dies nöthig sey. Herr Baccaj entschuldigte die sonderbare Nachlässigkeit damit, daß man, um bessere Ausführungen zu erzielen, die Proben vervielfältigen und in die Länge ziehen müßte: dafür würden nun die zu Hülfe genommenen Musiker Entschädigung verlangen, zu welcher das Konservatorium nicht vermögend genug sey. Dann wäre auch nie Zeit, sich solchen Studien hinzugeben, denn wenn von Proben die Rede sey, so hätten die Italiäner immer etwas Anderes zu thun. Die Liebe zur Kunst ist nicht mehr so lebendig in ihnen, um sie an der Ausübung dieser Pflicht Vergnügen finden zu lassen.

Man begreift leicht, daß es bei solchen Gewohnheiten schwierig seyn möchte, die Bildung der Künstler, der Zöglinge und des Publikums zu verbessern. Es schien auch Niemand die erwähnten Unvollkommenheiten zu bemerken, die mich so versetzten; man ist so daran gewöhnt, daß man etwas Besseres gar nicht einmal begreift. Wenige Tage nach jener Probe, welche die letzte war, fand ich in Bologna in einem Journal Alles gelobt, was ich hier getadelt habe. Das Konzert war danach herrlich ausgefallen, und die Fortschritte des Konservatoriums ließen nichts zu wünschen übrig.

Ein anderes Mal sprechen wir von der Musikschule in Bergamo, die der achtungswerthe Simon Mayr leitet, so wie von dem musikalischen Lyceum in Bologna, dem Rossini wieder Leben einhauchen will; dann werde ich auch noch einige interessante Details über das Konservatorium in Neapel hinzufügen, das allein alle die berühmten Schulen überdauert hat, womit diese Stadt einst versehen war. (Gazette Musicale. *)

Belgien.

Aus der Chronik von Brüssel.

Fast alle Belgische Geschichtschreiber schieben die Gründung Brüssels viel zu weit zurück. Wäre es hier am rechten Orte, so würden wir nicht bloß erklären: daß, sondern auch darthun, warum die zwei oder drei Stellen, welche man aus ein paar alten Chronisten gewöhnlich heranzieht, um Brüssels Daseyn schon im siebenten oder doch im achten Jahrhunderte zu behaupten, weit mehr aus wunderlich übertriebenem Eifer für das Fleckchen Erde, wo unsere Wiege gestanden, als mit kritischer Sorgfalt oder Scharfsicht auf diese Stadt angewendet werden. Hiervon für jetzt also nur so viel: Erstens ist St. Vindicianus, Bischof von Cambray und Arras, weder, wie Haräus will, zu Brüssel am 11. März 695, noch, zufolge Baillet's Annahme, 706, oder endlich, nach der genügsamsten Lesart, im Jahre 712 geboren; das Broselia, dessen im Leben jenes Heiligen Erwähnung geschieht, ist vielmehr ein Weiler in der Nähe von St. Omer. Zweitens ist Karl der Große in Begleitung Papst Leo's III. gegen Ende Dezembers 804, als er sich von Quiercy nach Aachen begab, nicht durch Brüssel gekommen, und wäre dies auch nur, unter Anderem, deshalb unterblieben, weil ein solcher Umweg in einem Lande, wo eigentlich noch gar kein Weg war, Karl dem Großen, zumal in seinen damaligen Umständen, sicherlich nicht genehm gewesen. Drittens hat auch Kaiser Otto 976 ein Hoflager zu Brüssel nicht gehalten, und der Name Bruolisela in einem von ihm noch vorhandenen Schriftstücke paßt viel bequemer auf die Stadt Bruchsal im alten Bisthum Speier.

Ein hohes Alter ist schön für eine Stadt, wie für ein Geschlecht, und ehrenvoll bleibt der Ahnenstolz, welcher den Vaterlandsfreund zu hohen Thaten begeistert; ich möchte aber weder auf ein Vorurtheil der Menge so viel, noch auf die Würde der Geschichte so wenig Rücksicht nehmen, um zu den zahlreichen, nun und nimmer wegzuleugnenden Ruhmesquellen meines Vaterlandes eine eingebildete fügen zu wollen; dessen bedarf Belgiens Gegenwart kaum minder als seine Vergangenheit: es hieße Wasser ins Meer tragen. Mithin bescheiden wir uns, streichen etwa 200 Jahre sogenannter Brüsseler Stadtgeschichte und geben ruhig zu, daß die Wiege Brüssels mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt ist, der mit gleichem Dunkel verhüllt: wann, wie und durch wen es erbaut worden — indem wir auch anerkennen, daß die Ableitung des Namens so streitig, als nur möglich, und deshalb das Klügste ist, das halbe Schock durchweg willkürlicher Erklärungen ja nicht noch obendrein zu vermehren.

Unserer Meinung nach läßt sich Brüssels Daseyn erst seit 978 oder 980 in der Geschichte nachweisen: damals wurde der Leichnam der heiligen Gudula in die Kirche von St. Géry gebracht. Diese Kirche stand ziemlich im Mittelpunkte einer von zwei Armen der Senne, im unteren Theile der gegenwärtigen Stadt, gebildeten Insel; und unter ihren Mauern hatte sich eine Anzahl Häuser gruppirt, die von neubekehrten Familien bewohnt wurden. Hierzu fügt die Sage noch, daß in der Nachbarschaft der Insel sieben große Grundeigenthümer *) gewohnt, welche alle öffentliche Macht sich angeeignet und somit die in der Geschichte der Stadt so berühmt gewordenen sieben Patrizier-Geschlechter begründet haben. Außer Zweifel gesetzt scheint jedoch nur so viel zu seyn: daß Herzog Karl von Lothringen, Bruder des Königs von Frankreich und Vetter des Kaisers, neben St. Géry ein Schloß bauen lassen, in welchem er sich einige Zeit aufgehalten. Sein Eidam Lambert, Graf von Löwen, ließ ums Jahr 1010 die Kirche umbauen und da, wo heutigen Tages das Gotteshaus von St. Michael und Gudula steht, den Grund zu einer großen Kapelle legen.

Der Anwachs von Brüssel muß rasch von Statten gegangen seyn, denn schon 1044 finden wir es, durch Lambert Baudry, Grafen von Löwen, in einem ziemlich weiten Umkreise befestigt. Die damalige Linie zählte 7 befestigte Thore, wovon das letzte 1760 verschwunden ist. In dieser Einschließung enthielt die Stadt wohl noch keine beträchtliche Einwohnerzahl; wenigstens nach den Kirchen zu urtheilen, welche hierfür im Mittelalter überhaupt den einzigen annähernden Maaßstab bieten; denn Brüssel selbst hatte damals nur die beiden von St. Géry und St. Michael. In der Umgegend erhoben sich freilich noch die Kirchen Unserer lieben Frau von Laeken und St. Petri von Uccle. Bei der Einweihung der St. Michaeliskirche (1047) durch Gerhard, Bischof von Cambrai, versetzte dieser den Leichnam der heil. Gudula hieher und stiftete und dotirte Graf Lambert (auf Anregung seiner Gemahlin Oda, Tochter Gothlo's, Herzogs von Nieder-Lothringen, und Schwester Papst Stephans IX.) ein Kapitel von 12 Kanonicis. — Das Stift der Benediktinerinnen zum Forst, als Priorei der Abtei von Affligem, schreibt sich von 1107 her; 1238 wurde diese Priorei Abtei. Am 15. Oktober 1131 weihte Papst Innocenz II. die Kirche Johannis des Täufers zum Sumpfe, im Beisein einer großen Versammlung von weltlichen und geistlichen Würdenträgern, unter Anderen Gottfried's des Bärtigen, Grafen von Löwen und ersten Herzogs von Brabant, so wie des hochberühmten Abts von Clairvaux, des heil. Bernhard.

Von Gottfried dem Bärtigen erhielten die Caudenbergs Fürstenrechte, und ihr Haupt übte unter dem Titel Vicomte oder Burggraf eine Spezialgerichtsbarkeit über den Borgendael zwischen dem alten Hof (jetzt Königsplatz) und der Abtei Caudenberg. An die Eigenschaft als Schlosshauptmann oder Vicomte von Brüssel knüpften sich mehrere Vorzüge, die bis 1794 Geltung behielten.

Eine 1291 vom Herzoge Heinrich I. gegebene Charte, welche alle Kirchen und Kapellen der Stadt unter die Gerichtsbarkeit von St. Gudula stellte, bestimmte zugleich deren Anzahl und läßt uns ersehen, daß Brüssel außer den drei bereits genannten damals auch schon die Kirchen St. Jakob am Caudenberg, St. Nicolai, St. Katharina und St. Petri der Aussätzigen, hatte. Danach, in Verbindungen mit Berechnungen, deren Ausführung hier uns viel zu weit führen würde, darf man die damalige Bevölkerung der Stadt auf 30,000 Einwohner anschlagen, wobei die Kirche „Unserer lieben Frau de la Chapelle" außer Ansatz bleibt, denn diese Kirche lag zu jener Zeit noch außerhalb der Mauern. Noch in demselben Jahre wurde N. D. de la Cambre für die Cistercienser-Nonnen gestiftet; eine edle Frau Namens Gisela war deren erste Aebtissin. 1210 machte die Ausdehnung der Vorstadt „Unserer lieben Frau de la Chapelle" durch Ansiedelung einer zahlreichen Bevölkerung von Wallonischen Arbeitern, die Vergrößerung der Kirche gleiches Namens und deren Erhebung zur Pfarrei nothwendig.

Die erste Belagerung Brüssels berichtet die Chronik vom Jahre 1213. Heinrich I. hatte sich mit dem Könige von Frankreich Philipp August gegen die Deutschen, Engländer und Flamänder verbündet; und, um dieses Bündniß zu trennen, rückte Ferrand, Graf von Flandern, mit den besten eigenen und mit des Grafen von Holland Kriegsvölkern, nebst etlichen tausend Englischen Bogenschützen, welche Graf Salisbury, des Königs von England Bruder, führte, vor Brüssel, und zwar an der Nordseite, da, wo jetzt die neue Eisenbahn-Station ist. Und so kräftig ging der Flämische Herr zu Werke, daß er den Herzog wirklich auf seine Seite brachte, ja, zur Sicherung dieses neuen Bundes, sogar dessen beide Söhne als Geiseln erhielt, die er nach Gent abführte und im Grafenschlosse so zu sagen gefangen hielt. Daß die Flamänder und ihre Verbündeten von jenseits des Kanals die Stadt selbst betreten, scheint das Schweigen der Chronisten hierüber nicht annehmen zu lassen.

Der Bau von St. Gudula begann 1221 unter Heinrich I., welcher zwei Jahre später daselbst ein zweites Kapitel von 10 Kanonicis stiftete;

*) Wir nehmen mit Vergnügen diese Gelegenheit wahr, die, wie es scheint, in Deutschland noch wenig gekannte Pariser Gazette Musicale, die sehr viele tüchtige Männer unter ihren Mitarbeitern zählt, dem Freunde der musikalischen Literatur zu empfehlen.

*) Der Berghe, der Roelof, Tiermont, Steenweghe, Sweerts, Roodenbeek und

beendet wurde er erst 1273, nach funfzigjährigen Anstrengungen und Opfern jeder Art. Doch erscheint selbst dieser Zeitraum nicht unverhältnißmäßig lang, wenn man nur bedenkt, wie arm der Herzogliche Schatz, wie spärlich die Hülfsquellen der Gemeine, wie unvollkommen die Werkzeuge unserer Altvorderen gewesen, und, wenn man sieht, wie prachtvoll großartig diese Kirche dessenungeachtet geworden: ein ehrwürdiges Seitenstück zu so manchen erhabenen Denkmälern der älteren Zeit, vor deren Unternehmung oder Ausführung selbst unsere Zeiten noch zaghaft zurückweichen. Uebrigens ist es auch bekannt, daß zu jenem Bau die ganze Bevölkerung mit frommer Freigebigkeit beigesteuert, wie sie eben vermochte: durch Arbeit, Geld oder Gaben an Naturalien. Zu den schwersten Arbeiten wurden die Verbrecher und armen Sünder verwendet. Die Lohnarbeiter, aus Flandern, England, Deutschland, Italien und Frankreich herangezogen, bekamen täglich 1 Sol; die freiwilligen Arbeiter empfingen ihre Beköstigung an einem Orte Namens Cten-Gat, nahe der Berlaimontstraße. Alle schliefen unter Zelten rings um die Kirche. Mönche sorgten für Ordnung und Ruhe unter diesen zahlreichen Schaaren, die sich, besonders in Zeiten der Noth oder des Geldmangels, wiederholentlich bis zu strafbaren Ausschweifungen hinreißen ließen.

Um diese Zeit erweiterte Brüssel sich dergestalt, daß Löwen eifersüchtig wurde.

Im Jahre 1228 wurde das Kloster St. Petri op Brüssel, für die aus den Kreuzzügen schaarweis zurückkommenden Aussätzigen, gegründet: desgleichen die Propstei St. Jakob am Caudenberg, an deren Stelle früherhin eine Kapelle gestanden. Im folgenden Jahre bekamen die Brusseler eine Art von Strafgesetzbuch und neuen Vorrechten, wodurch die Entwickelung der öffentlichen Wohlfahrt ansehnlich gefördert wurde. 1230 begann der Pfarrer von Molenbeek auf dem damals noch außerhalb der Stadtmauer liegenden Grund und Boden seiner Pfarrei das große Beghinenstift. (Der Abt Mann, ein um die Freunde der Belgischen Geschichte wohlverdienter Gelehrter, hat irgendwo ausfindig gemacht, daß die fünf ersten Beghinen Töchter eines Pächters im Dorfe Goyck, drei Stunden von Brüssel, gewesen.) Diese Stiftung gewann einen reißendschnellen Fortgang, die Gesammtzahl der Beghinen überstieg bisweilen 1000. — Den Fischmarkt schuf 1280 Herzog Johann I. mit Beinamen der Siegreiche; 1288 ließ er auf dem Sandplatze die Kirche N. D. des Victoires bauen, in Folge seines Sieges bei Wöringen (am 5. Juni) über die verbündeten Grafen von Geldern, von Luxemburg, von Zaugement und den Erzbischof von Köln, wobei die Brüsseler sich ganz besonders tapfer gehalten, aber auch ihre besten Streiter verloren hatten. Gleichzeitig ließ derselbe in der St. Gudulakirche die Kapelle der drei Magier bauen und führte auch die jährliche Prozession am Palmsonntage ein, welcher „Umgang" dann mehrere Jahrhunderte lang abgehalten worden ist, indem beritt'ne Bürger mit Siegeswagen die Stadt durchzogen. In einem Turnier tödtlich verwundet, starb der Held von Wöringen am 4. Mai 1294 und ward zu Brüssel bei den Barfüßern beigesetzt. Sein Grabmal, schon im 16ten Jahrhundert während der Glaubenswirren, durch die Guisen beschädigt, ist mit einer Menge anderer geschichtlich merkwürdiger Denkmale bei der Beschießung Brüssels im Jahre 1695 völlig vernichtet worden.

Sein Sohn und Nachfolger Johann II. legte um 1310 den Grund zu einem neuen Schlosse, da, wo jetzt der Königsplatz und die demselben an der Mittagseite zunächststehenden Hotels befindlich. Von Philipp dem Guten 1452 verschönert, durch Karl von Oesterreich 1513, so wie durch Herzog Albrecht und Isabella 1605 und 1618 vergrößert und beträchtlich erweitert, wurde es, nachdem es 1731 abgebrannt, 1778 gänzlich zerstört. 1306 rückte der Herzog, bei Gelegenheit eines Aufstandes, als Sieger in die Stadt, vernichtete deren Privilegien, setzte ihren ganzen Rath ab und führte mehrere Neuerungen ein, welche den Bürgerkrieg zwar augenblicklich erstickten, doch begann 1313, da Löwen und Brüssel gegen die wachsende Macht jenes und des Adels sich verbanden, die Unordnung von neuem.

Die Magdalenenkirche in der Straße gleichen Namens war durch die Templer gegründet worden, welche ein daranstoßendes Haus bewohnten: als dieser Orden 1312 aufgehoben wurde, blieb die Kirche den Gläubigen geöffnet, ihr Wohnsitz aber, in welchem sie einen wahrhaft morgenländischen Aufwand entfaltet hatten, wurde den Säckelbrüdern *), den sogenannten Schuld-Brüdern, geschenkt. Im demselben Jahre setzte Johann II., in der Versammlung von Cortenberg, den Souverainen Rath von Brabant ein, dessen Verleihungen nachher eine so hohe Wichtigkeit erlangt haben: am 27. Oktober starb er zu Tervueren.

1321 erfolgte die Eintheilung der 50 und etlichen Brüsseler Gewerke in „neun Nationen" mit den Namen ihrer Patrone. —

1326 verzehrte ein Brand das ganze Sandplatz-Viertel. — Viel hatten Brüssel und Brabant von dem Kriege zu leiden, welcher 1333 zwischen Herzog Johann III. und Louis von Nevers, Graf von Flandern, um den Besitz von Mecheln entstand. Die Brabanter hatten einen Theil der Landschaft von Alost verheert, daher rückten die Flamänder gegen Brüssel an, verbrannten auf ihrem Zuge die Abtei Affligem und den Flecken Asche; doch wurde bei Heleten, unweit Zellik, ihre Reiterei fast gänzlich vernichtet. Dieser Sieg, in Verbindung mit Philipp's VI. von Frankreich Vermittelung, beendete die Feindseligkeiten. Auf Philipp's dringende Vorstellungen verlobte auch der Herzog seine drei Töchter: Margarethe an Ludwig von Male, Johanna an Wilhelm von Holland, Maria an Reinhold von Flandern.

*) Bußererden.

1346 ließ Wilhelm von Dugenvoorde, Herr von Dugben, neben dem Herzoglichen Schlosse ein Hotel bauen, welches später an die Familie von Oranien Nassau gekommen ist, nach dem Brande des Fürstenhofs 1731 den Generalstaaten von Belgien zum Aufenthalte gedient hat und, durch Karl von Lothringen fast von Grund aus neu aufgeführt, gegenwärtig die Museen und die Bibliothek von Burgund enthält.

Besonders merkwürdig in Brüssels Geschichte ist das Jahr 1356: Johann III. war kaum gestorben und hatte seine Staaten seiner Tochter, Johanna, Gemahlin Wenzeslaw's von Luxemburg, hinterlassen, so drang Ludwig von Mali, der, als Johanna's Schwager, einen Theil vom Herzoglichen Nachlasse in Anspruch nahm, mit bedeutenden Streitkräften in Brabant und, nach einem Siege bei dem Weiler Schent unterhalb Anderlecht, in Brüssel selbst ein, ließ sich hier zum Herzoge ausrufen und durchzog dann als Triumphator die Städte Nivelles, Tirlement Diest u. s. f. Doch diese rasche Eroberung hatte nicht Bestand: Eberhard T'Serclaes, ein tapferer und einsichtsvoller Edelmann, näherte sich, an der Spitze einer entschlossenen Mannschaft, bei nächtlicher Weile (24. Okt.) der Hauptstadt, und erklimmte, von seinen Freunden drinnen unterstützt, ohne große Hindernisse die Wälle in der Nähe der „Sturmstraße", erreichte die Hauptwache, riß die auf dem großen Markte aufgepflanzte Flandrische Standarte herab, und jagte so in wenigen Stunden die ganze Besatzung aus der Stadt; welchem Beispiele die übrigen Städte Brabants schleunigst nachkamen. Als Anerkennung — wie man erzählt — des Muthes, welchen damals die Brüsseler Küchenjungen bewiesen, indem sie den Feind, in Ermangelung schärferer Waffen, mit ihrem Handwerkzeuge verfolgten, ließ der Stadtrath auf das Flandrische Thor die Steinbilder zweier solcher Helden für und vom Heerd mit Bratspießen in der Rechten stellen, welche den Flamändischen vom Scheldeufer mehrere Jahrhunderte lang das trutzige Antlitz zugekehrt, bis sie bei der Zerstörung des Thors, 1784, verschwanden.

Mannigfaltiges.

Neue Ausgabe von George Sand's Schriften. Die Verfasserin kündigt diese neue Ausgabe (in 10 Bden. à 3½ Fr.) in einem von ihr selbst geschriebenen und unterzeichneten Prospektus an. Sie fordert darin auf, ihre Werke von neuem zu prüfen, um ihr eine Antwort zu ertheilen, die man ihr seit zehn Jahren schuldig geblieben sey. „Seit zehn Jahren", sagt sie, „habe ich in einer Reihe von Romanen, die ich allerdings nicht die Prätension habe, für etwas sehr Wichtiges und Tiefes zu halten, meinen Zeitgenossen eine Anzahl sehr aufrichtig gemeinter Fragen vorgelegt, auf welche die Kritik bisher nichts anders zu antworten gewußt, als daß es sehr indiskret von mir sey, die Wahrheit erforschen zu wollen." Die Verfasserin geht nun die Reihefolge ihrer Romane durch, indem sie sagt, „Indiana" und „Valentine" beschäftigten sich mit der Frage, welches die sittliche Tendenz der Ehe sey, wie sie heutzutage (in Frankreich) verstanden werde, worauf ihr geantwortet worden, sie sey ein gefährlicher Frager und folglich ein unmoralischer Schriftsteller. Diese Art, die Frage zu umgehen, habe sie um so mehr verwundert, als sie bei den Kritikern, die solche Antwort ertheilten, vergebens auch nur eine Spur von Religion oder von positivem Glauben gesucht habe. In der „Lelia" habe sie darauf die Frage aufgestellt, was unter Liebe zu verstehen sey, aber dadurch sey die Kritik gar in Harnisch gebracht worden; man habe sie ein verkehrtes Gemüth, einen abscheulichen Charakter, eine obscöne Feder genannt, die das Phantom einer Frau aufgestellt, welche in den Herzen der Männer unserer Zeit vergeblich nach Liebe sucht und sich am Ende in eine Wüste flüchtet, um dort von der Liebe der heiligen Therese zu träumen. Dabei habe sie jedoch eben so wenig etwas Arges im Sinne gehabt, als bei der Dichtung ihres bald darauf erschienenen Romanes „Jacques", in welchem dieselbe Frage im Namen eines Mannes gestellt werde, die in „Lelia" im Namen einer Frau aufgeworfen sey. Demnächst habe sie eine neue Frage zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht: im „Spiridion" nämlich hätte sie ihr Jahrhundert gefragt: welches seine Religion sey? Man habe ihr darauf geantwortet, daß es diesem Stoff an Aktualität fehle. Dieselben Kritiker, die ihr früher ihren sogenannten Atheismus vorgeworfen, hätten nun gar gelehrte und väterliche Vorwürfe an sie gerichtet, daß sie die Prätension eines Glaubens habe und sich ein philosophisches Ansehen geben wolle. „Bleiben Sie Künstlerin", habe man ihr bei dieser Gelegenheit von allen Seiten zugerufen: wie Voltaire zu seinem Perrückenmacher sagte: machen Sie Perrücken. Endlich habe sie einen Roman „Le compagnon du tour de France" (Der Französische Handwerksbursch) geschrieben und darin die Frage aufgeworfen, was eigentlich das soziale Recht unserer Zeit sey, und auf welche Weise man auch den Proletariern gerecht werden könne, und darauf habe man ihr geantwortet, daß sie zu viel zu wissen verlange, daß sie dem Pöbel den Hof mache, daß sie ein Sende des Christenthums geworden, und daß man zu allen Zeiten die Gerechtigkeit gekreuzigt habe. Aus sämmtlichen Antworten dieser Art habe sie jedoch weiter nichts ersehen, als daß die Französische Kritik nicht berufen sey, die Räthsel der Zeit zu lösen. Darum richte sie ihre Fragen noch einmal an ihre Zeitgenossen, die gewiß nicht Alle so dächten, wie jener König Dagobert, von dem es in einem alten Lied heiße:

Apprends, lui dit le Roi,
Que je n'aime pas les pourquoi.

Redigirt von A. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr. Vierteljahrsbuch, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Mittwoch den 29. Juni 1842.

Frankreich.

Handschriften in Französischen Bibliotheken.

Wenn wir uns an dem Andenken eines großen Mannes erfreuen, denken wir selten daran, welch ein Zusammentreffen oft zufälliger Umstände dazu gehört hat, um seinen Ruhm auf uns zu bringen. Große Thaten reichen nicht hin, um einen Namen unsterblich zu machen: die Ueberlieferung erlischt leicht, und es mag große Individuen und Völker gegeben haben, von denen wir selbst den Namen nicht wissen. Und wenn der große Mann auch einen Darsteller findet, der seine Verdienste der Nachwelt auf würdige Weise überliefern will, so hängt es noch von tausend Kleinigkeiten ab, ob sein Werk erhalten wird. Ein Wurm, der ein Blatt desselben zernagt, kann das Andenken eines großen Mannes unersetzlich zerstören. Bei uns freilich scheint, vermöge der großen Vervielfältigung nützlicher Werke durch den Druck, keine Gefahr zu seyn, daß bedeutende Personen und Handlungen in Vergessenheit fallen: es steht im Gegentheil zu fürchten, daß nur zu viel des Mittelmäßigen mit auf die Nachwelt gebracht werde. Gleichwohl reicht häufig der Druck auch nicht hin, selbst um gute Werke zu erhalten. Wir erinnern nur an die Inkunabeln und ersten Ausgaben der Klassiker, die fast gänzlich verschwunden sind, wir erwähnen Desargues, einen Mathematiker, der neben Fermat und Descartes glänzte, den man zu den Zierden Frankreichs zählen konnte, und dessen Schriften, die in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gedruckt wurden, so vollkommen verloren sind, daß man sie größtentheils nur noch aus Citaten kennt. Wenn man hierbei noch die geringe Festigkeit unseres Papiers in Anschlag bringt, so kann man mit Sicherheit behaupten, daß die Bücher, welche nicht wiederholt aufgelegt werden, in wenigen Jahrhunderten vermodert und vergessen sind; unseren Celebritäten droht somit das schwärzeste Geschick.

Obgleich nun die alten Manuskripte in der Regel auf Pergament geschrieben waren, so waren doch auch sie auf mannigfache Weise der Zerstörung ausgesetzt; dazu bestanden gewöhnlich von den einzelnen Werken nur wenige Abschriften; und so sehr der Verlust so vieler ausgezeichneter Schriften zu beklagen ist, so muß man sich, wenn man den Weg betrachtet, auf dem sie durch so viele barbarische Hände bis zu uns gelangt ist, nur wundern, daß noch so viele erhalten sind. Die Alten besaßen Bibliotheken von Manuskripten, die nicht minder zahlreich waren, als unsere größten Sammlungen von Druckwerken. Die Bibliothek zu Alexandrien enthielt siebenhunderttausend Handschriften, und die späteren Arabischen Bibliotheken waren eben so bedeutend. Kriege und der Fanatismus der ersten Christen zerstörten viele dieser wichtigen Denkmäler des Alterthums. Später erwarben sich die Mönche manches Verdienst um die Erhaltung alter Werke, doch wird auch dieses häufig zu hoch angeschlagen, da man in den meisten Klöstern nur auf das Abschreiben und Aufbewahren kirchlicher Werke bedacht war, in einigen sogar die herrlichsten Werke des Alterthums nicht einmal aufgenommen werden durften.

Frankreich kann mit Stolz zwei der Männer sein nennen, die vorzüglich zur Erhaltung der Klassiker beigetragen haben: Loup de Ferriere und Gerbert; Beide haben im neunten und zehnten Jahrhundert die größten Anstrengungen nicht gescheut, um sich von allen Seiten klassische Werke zu verschaffen. Doch bald nachdem Gerbert die Abtei von Bobio verlassen hatte, vernachlässigten die Mönche die von ihm gesammelten Schätze; sie löschten Cicero's Abhandlung von der Republik aus, um einen Traktat des heiligen Augustin auf dasselbe Pergament zu schreiben. Die geringe Achtung, welche die Mönche vor den Werken des klassischen Alterthums hatten, erhellt vorzüglich aus den Bibliotheks-Katalogen, die wir von den reichsten Abteien noch besitzen. Die Bibliotheken zu Clairvaux und Citeaux, die aus mehreren tausend Bänden bestanden, hatten die verschiedenartigsten Schriften der scholastischen Weisheit, doch von Klassikern nur einige Fragmente. In den berühmtesten Klöstern ließ man ausgezeichnete Sammlungen zu Grunde gehen. Bezeichnend hierfür ist eine Anekdote, welche uns Benvenuto da Imola, ein alter Erklärer des Dante, aufbewahrt hat. „Boccaccio de Certaldo", sagt er, „mein verehrter Lehrer, wurde, als er sich in Apulien aufhielt, durch den Ruhm des Klosters von Monte-Cassine angezogen, die Bibliothek desselben zu besuchen, die man ihm als sehr reich geschildert hatte. Er bat einen Mönch ehrfurchtsvoll (denn er war sehr bescheiden), ihm die Bibliothek zu öffnen. Dieser wies auf eine Leiter und rief barsch: Steig' hinauf, sie ist offen. Boccaccio fand weder Riegel noch Thür vor dem Bibliothekszimmer; er sah das Gras aus den Fenstern wachsen und die Bücher mit einer dichten Staubdecke überzogen. Erstaunt fängt er an die Bücher zu lesen und findet die kostbarsten alten Handschriften in völlig verwahrlostem Zustande: bald fehlte der Einband, bald war der Rand abgeschnitten, bald waren ganze Blätter herausgerissen und so fort. Als er hierauf, trauernd, daß die herrlichsten Werke in solche Hände gefallen sind, Thränen im Auge, das Kloster verlassen will, trifft er einen Mönch und fragt ihn, weshalb diese kostbaren Bücher in so schlechtem Zustande seien? Dieser erzählte ihm, daß einige Mönche, um ein paar Groschen zu verdienen, die Einbände von den Handschriften ablösen und kleine Psalmbücher daraus machten, die sie an die Knaben verkauften, und daß sie die Ränder der Bücher abschnitten um eine Art Talismane daraus zu machen, welche die Frauen um ein Geringes von ihnen erkauften."

Bei dem hohen Preise, in dem besonders im Anfange des Mittelalters der Papyrus und das Pergament stand, scheint es oft zu entschuldigen, wenn man ältere, freilich stets wichtigere Schriften auslöschte. Einen merkwürdigen Beleg für diesen Mangel an Schreibmaterialien hat Herr Champollion-Figeac entdeckt, indem er in einer Bulle Johann's VIII. an Karl den Kahlen vom Jahre 876 am oberen Rande Arabische Schrift aufgefunden hat. Der Papst, in Verlegenheit, worauf er schreiben sollte, hatte einen Papyrus abreiben lassen, den bereits die größten Feinde des Christenthums gebraucht hatten. Es ist bekannt, wie wichtige Entdeckungen durch das Studium dieser Palimpseste in neuerer Zeit besonders durch den Kardinal Mai gemacht worden sind.

Nach Erfindung der Buchdruckerkunst achtete man die Handschriften nicht mehr; häufig scheute man die Mühe des Kopirens, man schickte die Handschrift selbst in die Druckerei und zerstörte sie so. Als man jedoch anfing, kritische Ausgaben zu besorgen, erkannte man das Bedürfniß, auf die Handschriften zurückzugehen, und suchte dieselben mit vieler Sorgfalt auf. Im funfzehnten Jahrhundert wurde die noch bestehende Königliche Französische Bibliothek gebildet. Ludwig XI. legte den Grund zu derselben; Karl VIII. und Ludwig XII. ließen die Handschriften in ihr aufbewahren, die sie aus den Bibliotheken des Königs von Neapel und des Herzogs von Mailand entnommen hatten. Heinrich II. und Diana von Poitiers liebten die schönen Bücher sehr, und man sieht nicht ohne einige Verwunderung auf den Deckeln der besten Griechischen Handschriften der Königlichen Bibliothek den zunehmenden Halbmond und die Gestalt der Diana als Jägerin, welches bekanntlich die Embleme dieser berühmten Schönheit waren. Hierauf wurde die Bibliothek noch durch die Handschriften des Marschall Strozzi bereichert, welche Katharina von Medici sich zugeeignet hatte und die Heinrich IV. nach dem Tode dieser Fürstin von ihren Gläubigern wieder an sich kaufte; und später erhielt sie durch die Sorgfalt de Thou's, Dupuis, Carvaci's, Colbert's, deren Obhut sie nach einander anvertraut wurde, manchen bedeutenden Zuwachs, so daß sie schon zur Zeit der Revolution durch die Anzahl, das Alter und die Wichtigkeit ihrer Handschriften eine der ansehnlichsten Bibliotheken Europa's war. Während der Schreckenszeit erlitt die Bibliothek einen beklagenswerthen Verlust. Mehrere Unbesonnene, welche versicherten, diese Bücher enthielten die Geschichte des Französischen Adels, rissen hunderte von Handschriften aller Art aus der Bibliothek, und man verbrannte sie öffentlich mitten in Paris auf dem Vendome-Platze mehrere Tage hindurch. Ohne die edle Kühnheit der Konservatoren würde der Verlust weit größer gewesen seyn. In der Folge wurde die Pariser Bibliothek ungemein bereichert, indem die großen Schätze der in Paris aufgehobenen Klöster fast alle in ihr niedergelegt wurden. Gegenwärtig enthält sie ungefähr achtzigtausend Manuskripte, und wenn man hierzu noch die rechnet, welche die Bibliothek des Arsenals, des Instituts, die Mazarinische und andere enthalten, so kann man behaupten, daß keine Stadt Europa's an Manuskripten so reich ist.

Während die Königliche Bibliothek in ihrem ersten Wachsen begriffen war, wurden die Bibliotheken der Klöster in den Provinzen durch eine Menge frommer Vermächtnisse bereichert. In unruhigen Zeiten gab man die Bücher in Klöster und Kirchen zur Aufbewahrung, weil dies die einzigen gesicherten Orte waren. Ludwig der Heilige ließ seine Bibliothek, anstatt sie seinem Nachfolger zu hinterlassen, unter vier Klöster vertheilen. Unglücklicherweise wurden diese Asyle, die man in gewöhnlichen Kriegen so ehrt, in den Religionskriegen um so schonungsloser geplündert, und das sechzehnte Jahrhundert sah einige der ältesten Bibliotheken Frankreichs durch den blinden Fanatismus der Calvinisten zu Grunde gehen. Viele dieser so zerstreuten Handschriften gingen für immer verloren: andere kamen später in Italien, besonders im Vatikan, wieder zum Vorschein. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert bildeten sich in der Provinz noch ähnliche Sammlungen von Handschriften; öffentliche Bibliotheken gab es noch nicht, selbst die Königliche war nur für Wenige zugänglich. Nach dem Tode der einzelnen Gelehrten, welche mit großer Sorgfalt ihre

Sammlungen vervollständigten, fielen diese gewöhnlich durch Erbschaft an die Klöster, und hier lagen sie vergraben und für jeden Gebrauch unerreichbar.

Gegenwärtig werden nicht blos die Schätze der Pariser Königlichen Bibliothek, sondern auch die der zahlreichen Bibliotheken in den Provinzialstädten selbst zweiter Ordnung dem Gelehrten bereitwillig zur Benutzung geboten. Leider befinden sich in den letzteren noch sehr viele Manuskripte, deren Werth man noch nicht beurtheilen kann, ja deren Inhalt man noch nicht kennt, da bei der Ruhe, welche ihre Lesung erfordert, sich noch Niemand an sie gewagt hat. Und wenn die Regierung von den Kommunen die Kataloge ihrer Handschriften forderte, so ist es auch nicht selten geschehen, daß diese, in der Furcht, ihrer Schätze beraubt zu werden, die Verzeichnisse nur in den allgemeinsten, unbestimmtesten Ausdrücken abfaßten, daß dieselben den literarischen Werth der Werke vielmehr verdecken als herausstellen.

In einer kleinen Anzahl von Städten hat man in neuester Zeit allerdings Kataloge herausgegeben, in denen die Handschriften mit genügender Ausführlichkeit besprochen werden; doch auch diese sind, meist durch die Unkenntniß derer, die sie verfaßt haben, in vielen Fällen unbrauchbar. Es war Zeit, daß man etwas Bestimmtes über den Reichthum und den Werth der Bibliotheken in den Departements erfahre. Diese Nachforschungen, die für die Literaturgeschichte von sehr hoher Bedeutung sind, konnten nur durch die Regierung angeordnet werden. In unserer Zeit, in der Alles der Politik untergeordnet ist, und in der nur wenige ausgezeichnete Staatsmänner neben ihren politischen Bestrebungen auch noch auf andere Interessen eingehen, bedurfte es eines Ministers, dem Wissenschaft und Bildung wahrhaft am Herzen lagen, wenn die Regierung auf die in den Bibliotheken vergrabenen Handschriften achten sollte. Es gehörte ein gewisser Muth dazu, ernstliche Nachforschungen in den Bibliotheken anzuordnen. Das Ausland hat so oft behauptet, nur Paris besitze Handschriften, und die Franzosen haben dies so oft wiederholt, daß sich kaum sonderliche Ergebnisse von diesen Nachforschungen erwarten ließen. Zum Glück hatten die ersten Versuche einen unerwarteten Erfolg, und dies bestimmte Herrn Villemain, die Veröffentlichung eines allgemeinen Katalogs sämmtlicher Handschriften der Departements zu unternehmen. Für diesen Zweck wurde eine Kommission ernannt, welche aus den Herren Leclerc, Hase, Reinaud, Danton und Ravaissons und einem Secretair, der über den Druck zu wachen hat, besteht. Die genannten Namen bürgen für die Sorgfalt, mit der dies Unternehmen ausgeführt wird. Die Kommission hat alsbald nach ihrer Ernennung in der Mitte des Septembers ihre Arbeiten begonnen. Man hat Instructionen veröffentlicht, Gelehrte in die einzelnen Departements geschickt, befähigte Hülfsarbeiter angenommen und die Arbeiten mit solchem Eifer verfolgt, daß sich der erste Band bereits unter der Presse befindet und für den zweiten ein bedeutendes Material vorliegt.

Dieses höchst dankenswerthe Unternehmen hat den doppelten Zweck, die vorhandenen Manuskripte zu erhalten und eine genaue wissenschaftliche Kenntniß derselben vorzubereiten. Die Resultate, die dasselbe bis jetzt gezeigt hat, übertreffen alle Hoffnungen, und dieses Werk, welches nur in wissenschaftlichem Interesse begonnen wurde, wird hierdurch zu einem wahrhaft patriotischen: Frankreich kann dem Auslande gegenüber mit Stolz auf dieses Inventarium seiner literarischen Reichthümer hinweisen, und noch kein Staat von gleichem Umfange hat es gewagt, ein Gesammtverzeichniß seiner Handschriften zu entwerfen, wie viele einzelne Bibliotheks-Kataloge sonst auch vorhanden sind. Besonders für die Geschichte des Mittelalters bieten diese Nachforschungen die reichste Ausbeute, und es ist von ihnen noch Aufklärung über manche dunkle Züge dieser interessanten Epoche zu erwarten.

In diesem Gesammt-Kataloge wird besonders bei den Handschriften, die noch nie gedruckt sind, oder bei denen es überhaupt nicht zweckmäßig erscheint, sie ganz zu drucken, der Inhalt in seinen Hauptumrissen auf das genaueste angegeben, damit Jeder, der sich mit der Bearbeitung eines verwandten Stoffes beschäftigt, ersieht, ob er dieselbe für seinen Zweck brauchen kann oder nicht. Zugleich wird nach den Schriftzügen und sonstigen Merkmalen der Handschrift das Alter derselben bestimmt, was bekanntlich oft mit großen Schwierigkeiten verbunden ist; die Sprache derselben wird bis auf die speciellsten Dialekt-Verschiedenheiten sorgfältig angegeben; der Name des Verfassers, der sich oft in der Handschrift nicht findet, wird beigesetzt, und wenn dieselbe unvollständig ist, werden die Stücke bezeichnet, die sie mit anderen desselben Inhalts gemein hat. Ferner werden nach dem ausdrücklichen Wunsche des Herrn Villemain kürzere noch nicht herausgegebene Stücke, Briefe berühmter Männer und sonst merkwürdige Stellen dem Kataloge eingereiht; wodurch derselbe neben seiner bibliographischen Bedeutung auch eine reinwissenschaftliche erhält.

Noch scheint jedoch der Eifer und, man muß sagen, die Begeisterung, mit der dieses Unternehmen begonnen ist, größer zu seyn als die Mittel, die den Unternehmern zur Verfügung stehen. Allein es läßt sich nicht zweifeln, daß, wenn ein Mann von der literarischen Bedeutung des Herrn Villemain den ersten Band der Kammer gedruckt einreicht, diese aus dem ansehnlichen Fonds, der auf den Betrieb des Herrn Guizot für die Veröffentlichung von Denkmälern, die auf die Französische Geschichte Bezug haben, ausgesetzt ist, die Fortsetzung des Werkes durch genügende Unterstützungen begünstigen wird. Wir zweifeln nicht, daß man im Auslande, vorzüglich in Deutschland und England, diese unsere glückliche Idee sehr bald aufnehmen und ähnliche Werke herausgeben wird.

G. Libri.

Zur Geschichte Heinrich's IV. und seiner Vorfahren von Navarra.

(Schluß.)

Der Bräutigam kehrte nach Deutschland zurück, und die Braut blieb bei ihren Aeltern. Im Jahre 1513 sandte der Herzog von Cleve einen Herold an Franz I. und ließ sich seine Frau ausbitten, indem er zugleich dem Könige anzeigte, daß Umstände ihn zwangen, das bisher zwischen ihnen bestandene Bündniß abzubrechen. Franz erwiederte, er wolle nunmehr dem König und der Königin von Navarra die freie Disposition über ihre Tochter lassen, und empfahl dem Herzog, sich an sie zu wenden. Die Ehe ward nachher für nichtig erklärt, und der Herzog von Cleve verband sich mit einer Tochter des Römischen Königs Ferdinand. Im Jahre 1548 ward Johanna die Gattin Antons von Bourbon. Die ersten Früchte dieser Ehe waren zwei Söhne, welche jung starben, und zwar unter Umständen, die den Verdacht des alten Henri d'Albret geweckt zu haben scheinen, welcher, als er ihre bevorstehende dritte Niederkunft erfuhr, sie nach Pau holen ließ. Johanna, welche sich damals zu Compiegne in der Picardie befand, in welcher Provinz ihr Gatte Gouverneur war, folgte dieser Mahnung und brachte am 13. Dezember 1553 Heinrich IV. zur Welt. Von dieser Zeit ab lebte sie nur ihrem Sohne und den Uebungen ihrer Religion: ihre Zurückgezogenheit und der Abfall der Menge steigerten ihre Begeisterung dafür und den Eifer, womit sie sich der Bekenner derselben annahm. Ihr Gemahl, der seine Zeit in frivolen Händeln oder unglücklichen Intriguen verbrachte, schien sie ganz vergessen zu haben. Sie wußte auch, wie wenig die reformirte Religion ihm am Herzen liege und wie leicht er durch die Verführungen eines Hofes zu gewinnen sey, der über die Mittel, die Hugenotten auf seine Seite zu ziehen, sich kein Gewissen machte. Ein Schriftsteller sagt von ihm: „Dieser Fürst wechselte die Religion und die Partei mit derselben Leichtigkeit, wie er von einer Maitresse zur anderen überging.“ Im Jahre 1561 ward er zum General-Lieutenant des Königreichs ernannt, einer Würde, die ihm fast gleiche Macht mit der herrschsüchtigen Katharina zu geben schien und zu der er wahrscheinlich nie erhoben worden wäre, wenn man nicht seine Apostasie antizipirt hätte. Auch glaubte man, sein Abfall würde den vieler Anderen nach sich ziehen, jedenfalls aber würde er, wenn es gelänge, ihn zum Uebertritt zu bewegen, von seiner edlen Gattin entfernt werden, deren wohlverdienter Einfluß bei den Hugenotten dann nothwendig abnehmen mußte. Um ihn von seiner Partei loszumachen, benutzte man auch seine Eifersucht auf den höheren Einfluß seines Bruders, des Prinzen von Condé, bei den Hugenotten. Einer der schlauesten Politiker, der Kardinal von Ferrara, war es, der das Geschäft übernahm, aber dabei selbst nicht hervortrat, sondern sich zweier Männer von äußerst unwürdigem Charakter, die aber persönliche Günstlinge Anton's von Bourbon waren, Philipp Lenencourt, Bischof von Auxerre, und François d'Escars, als Unter-Agenten bediente. Diese sprachen ihm zuerst von dem Spanischen Theil des Königreichs Navarra, worauf er im Namen seiner Gattin Anspruch machte, und zeigten ihm, daß er dies nur als Geschenk von Philipp II. erhalten könne, daß aber Philipp vielleicht dazu gebracht werden könne, wenn er der katholischen Sache einen ausgezeichneten Dienst leiste. Dies wirkte: Der Bourbon wünschte nichts sehnlicher als den Königstitel, und der bloße Gedanke, ein wirklicher König zu werden, ließ ihn gierig auf ihre Vorschläge horchen. Nachdem so der Weg gebahnt war, trat er kurz darauf in geheime Unterhandlung mit dem Kardinal von Ferrara, Prospero Santa Croce, dem Nuntius des Papstes, und Chantonnay. Der Letztere gab zwar niemals seine Ansprüche auf die Krone von Navarra zu und redete ihn auch nicht anders an, als mit dem Titel eines Herzogs von Vendome, beschwichtigte aber des Herzogs Ungeduld, indem er ihm sagte, daß, wenn auch Navarra nie wieder sein werden könne, doch Philipp aus Eifer für die Religion ihm das Königreich Sardinien verleihen würde, von wo er leicht seine Eroberungen über Tunis und die Afrikanische Küste ausdehnen könne. Eine noch reichere Lockspeise jedoch ward ihm gezeigt: er sollte sich von seiner Gattin scheiden, wozu sie ihm als Ketzerin gerechten Grund gebe; dann müsse es ihm mit Hülfe der mannigfaltigen und mächtigen Einflüsse, die zu seinen Gunsten geltend gemacht werden könnten, leicht werden, die Hand Maria Stuart's, verwitweten Königin von Frankreich und regierenden Königin von Schottland, so wie präsumtiven Thronerbin von England, zu erlangen. Diese lockenden und schmeichelnden Aussichten gewannen ihn gänzlich: er fing seitdem an, sich von seinen alten, treuen Freunden loszumachen und gab sich ohne Rückhalt den Machinationen der entgegengesetzten Partei hin. Ihr Triumph war bald ein vollständiger, als er offen seinen Religionswechsel erklärte. Um Beweise seiner Aufrichtigkeit zu geben, schickte er sein Weib nach Bearn und trennte sie von ihrem Sohne, von welchem er auch seine früheren protestantischen Lehrer entfernte und sie durch Katholiken ersetzte. Er selbst eilte nach Paris, um ein öffentliches Schauspiel seines Abfalls zu geben, und am 21. März 1561 figurirte er in der großen Prozession, die am Palmsonntage nach Notre-Dame strömte. Ungefähr sechs Monate später sehen wir ihn in Begleitung des Connetable de Montmorency und des Herzogs von Guise Rouen belagern, eines der stärksten Bollwerke der Hugenotten. Der Prinz Condé hatte die Vertheidigung dieser Stadt dem Montgommery anvertraut, der mit 800 Veteranen, die Bürger ungerechnet, einen entschlossenen, aber fast hoffnungslosen Widerstand leistete. Eine Verstärkung von 300 Englischen Soldaten, welche Elisabeth herüber schickte, traf am 9. Oktober ein. Am 15. desselben Monats bekam der König von Navarra eine Wunde in der Schulter von einer Büchse, die um so gefährlicher war, als die Chirurgen die Kugel nicht herauszuziehen vermochten. Inzwischen ward die Belagerung so kräftig fortgeführt, daß die Einnahme der Stadt sich sicher vorhersehen ließ. Der Herzog von Guise, der nicht gern einen der bedeutendsten Handelsplätze Frankreichs der Plünderung seiner Truppen preisgeben mochte, bot eine ehren-

volle Concessionen an. Die hugenottische Geistlichkeit widersetzte sich jedem Vergleich und erklärte, der Himmel würde ein Wunder thun, wenn menschliche Mittel nicht verhindern könnten, daß sie den Römlingen in die Hände fielen. Sie theilten ihren Fanatismus den Bürgern mit, und die guten Absichten de Guise's wurden vereitelt. Schon hatte man drei Minen unter den Mauern spielen lassen und große Breschen gemacht, und am 26. Oktober war der Sturm angesetzt. Montgommery und die Englischen Truppen entflohen zu Wasser. Die Stadt ward genommen und acht Tage lang den Schrecken der Plünderung und der Zügellosigkeit der Soldateska preisgegeben. Trotz der Schmerzen seiner Wunde bestand der König von Navarra darauf, in die eroberte Stadt einzuziehen, und es ward eine Art Sänfte für ihn bereitet: aber da sein Zustand schlimmer geworden, so transportirte man ihn zu Wasser nach Audelos. In seinen Zieber-Phantasieen schilderte er den Höflingen, die sein Schmerzenslager umringten, die Orangenhaine seines künftigen Sardinischen Königreiche und den goldenen Sand seiner Flüsse, bis am 17. November 1562, 35 Tage nach seiner Verwundung, der Tod seinen Träumen und Leiden ein Ziel setzte. Seine Maitresse, Caroline de Rouet, ehemals eine der Ehrendamen Katharina's, pflegte und wartete ihn bis an sein Ende.

Unmittelbar nach dem Tode ihres Gatten verlangte Johanna ihren Sohn zurück, mit welchem sie ferner in Bearn blieb, über die Interessen ihres Königreichs wachend und Heinrich sorgfältig in ihrem Glauben auferziehend. Im Jahre 1567 gab sie auf die Bitte der Bearner Stände ein Edikt zur Einführung des Kalvinismus in ihren Staaten. Im Jahre 1569, beim Beginn des dritten Bürgerkriegs, als der Tod Condé's, der in der unglücklichen Schlacht bei Jarnac gefallen war, die Hugenotten ganz muthlos machte, eilte Johanna zu ihnen nach Saintes, wohin die Armee sich zurückgezogen, und brachte ihnen eine Verstärkung an Leuten und eine durch Verpfändung ihrer Juwelen und eines Theils ihrer Länder herbeigeschaffte Summe Geldes mit. Sie war von Heinrich, der damals funfzehn und ein halbes Jahr alt war, begleitet und stellte ihn den versammelten Truppen als einen Vorkämpfer ihrer Sache vor, der sein Leben der Vertheidigung derselben weihen werde. Sie haranguirte die Chefs und Soldaten mit einer durch Enthusiasmus inspirirten Beredsamkeit; sie sprach kühn von ihren Hoffnungen und dem Vertrauen, das sie hege, daß ihnen der göttliche Beistand, wenn er nöthig sey, nicht fehlen würde, und schwor bei ihrer Seele, ihrer Ehre und ihrem Leben, daß sie nie die heilige Sache verlassen oder aufgeben wolle. Im Jahre 1571 machte man ihr Vorschläge in Bezug auf die Verbindung Heinrich's mit Karl's Schwester, Margarethe. Die Motive, welche die schlaue Katharina und ihren brutalen Sohn bewogen, diese Partie zu betreiben, scheinen ungewiß. Sie hofften vielleicht, die Besorgnisse der Hugenotten einzuschläfern, oder sie mochten erwarten, daß Heinrich, wie sein Vater, zur katholischen Partei herübergezogen werden könnte. Die Politik allein konnte die Königin von Navarra nicht bestimmen, wenn die Interessen ihrer Religion auf dem Spiele standen, und Johanna konnte zu keiner Entscheidung über diesen wichtigen Punkt kommen, ohne vorher die bedeutendsten protestantischen Theologen über die Rechtmäßigkeit einer Ehe zwischen zwei Personen von verschiedenen Glauben zu befragen. Die Antworten hierauf waren nicht einstimmig, aber doch von der Art, daß sie kein Bedenken trug, sofort nach Paris zu gehen zur Anordnung der nöthigen Präliminarien. Die Art, wie sie behandelt wurde, das Benehmen Katharina's und die schreckliche Sittenlosigkeit des Hofes beschreiben am besten ihre eigenen unwilligen Worte in einem Briefe an Heinrich vom 8. März 1572.

„Ich muß das Geschäft in einer ganz anderen Art als ich gehofft und erwartet hatte, führen: denn ich habe weder die Freiheit, mit dem König noch mit Madame (Margarethe) zu sprechen, sondern nur mit der Königin-Mutter, die mich sehr nachlässig behandelt. — Was Madame betrifft, so sehe ich sie nur bei der Königin, einem sehr ungelegenen Ort, von wo sie sich nicht wegrührt und nur in den Stunden, die mir unbequem sind, in ihr Zimmer geht. — Da ich also sah, mein Sohn, daß die Sache nicht vorwärts kam, und daß man mich dazu bringen will, die Dinge zu übereilen, so habe ich dreimal mit der Königin davon gesprochen, die weiter nichts thut, als sich über mich lustig machen, und, wenn ich fortgehe, Jedem das Gegentheil von dem sagt, was ich ihr gesagt habe; so daß meine Freunde mich tadeln und ich nicht weiß, wie ich die Königin Lügen strafe; denn wenn ich zu ihr sage: Madame, man sagt, ich hätte Ihnen diese oder jene Aeußerung gethan, so leugnet sie es mir doch geradezu, lacht mir ins Gesicht und behandelt mich so, daß Du sagen kannst, ich sey geduldiger als Griseldis. Wenn ich sie verlasse, bin ich von einem Schwarm Hugenotten umgeben, welche mit mir sprechen, mehr um zu spioniren als um mir beizustehen .... Ich bin überzeugt, wenn Du wüßtest, was ich zu leiden habe, Du würdest mich bemitleiden, denn man überhäuft mich mit allen möglichen Grobheiten und mit leeren und spöttischen Reden, statt mit mir zu verhandeln, wie es die Wichtigkeit der Sache erfordert .... Sie (Margarethe) ist schön und vernünftig, aber in der abscheulichsten und verderbtesten Gesellschaft, die es je gegeben, auferzogen. — Deine Cousine, die Marquise (die Gattin des jungen Prinzen Condé), ist so verwandelt, daß keine Spur von Religion in ihr ist, außer, insofern sie nicht zur Messe geht; denn sonst lebt sie, wenn man die Abgötterei ausnimmt, ganz wie die Papisten, und meine Schwester (die Prinzessin Condé) noch schlimmer."

Nachdem sie den Wunsch ausgesprochen, daß er heiraten und seine Gattin von dem zügellosen Leben des Hofes entfernen möge, fügt sie hinzu. „Hier sind es nicht die Männer, die sich um die Frauen, sondern die Frauen, die sich um die Männer bewerben; wenn Du hier wärest, würdest Du ohne große Gnade Gottes nicht entkommen."

Nach mancherlei Verzögerung wurden die Heirats-Artikel von Johanna zurück, wo der heuchlerische Karl sie mit Aufmerksamkeiten und Liebkosungen überhäufte.

Er nannte sie seine Großtante, sein Alles, seine Vielgeliebte. Er rührte sich nicht weg von ihr und unterhielt sie stets mit so viel Aufmerksamkeit und Ehrfurcht, daß Jeder darüber erstaunt war. Des Abends, als er sich zurückzog, sagte er zu seiner Mutter: „Nun, Madame, was meinen Sie, spielte ich meine Rolle nicht gut?" — „Ja", antwortete sie ihm, „aber das ist nichts, wenn es nicht fortdauert." — „Lassen Sie mich nur machen", sagte der König, „und Sie werden sehen, daß ich sie ins Netz bekomme."

Johanna d'Albret jedoch war der katholischen Partei zu gefährlich, um lange bei Hofe bleiben zu dürfen: ihre Anwesenheit stand den blutigen Plänen im Wege, die jetzt der Ausführung nahe waren, und ihre Wachsamkeit hätte gewiß nicht verfehlt, etwas von dem, was im Werke war, zu entdecken; sie mußte also entfernt werden. Eine Kreatur Katharina's, ein Parfümier aus Florenz, Namens René, übernahm diesen Auftrag. Er führte ihn aus vermittelst eines Paar Handschuhe, das mit einem feinen und starken Gift durchzogen war, so daß Johanna nach einer Krankheit von wenigen Tagen starb. Der König heuchelte großen Kummer, und es wurden der Leiche alle mögliche Ehren erwiesen. Es hatten sich Gerüchte von ihrer Vergiftung verbreitet, und um diese zum Schweigen zu bringen, befahl man die Oeffnung des Körpers. Die Aerzte und Andere, welche der Untersuchung beiwohnten, erklärten, es sey keine Spur von Gift zu finden, der Tod aber sey durch ein Geschwür in der Seite veranlaßt, welches inwendig gesprungen sey. Das hätte ein kühner Mann seyn müssen, der es wagte, eine andere Ansicht auszusprechen, als eine solche, die jeden Verdacht vom Hofe entfernte. Es ist möglich, daß Johanna eines natürlichen Todes gestorben ist: aber wo Karl's und Katharina's Namen mit der Entfernung irgend Jemandes, der ihren Plänen im Wege stand, verbunden sind, müssen wir das Schlimmste fürchten. Auch war René einer von den Schlächtern der Bartholomäusnacht und rühmte sich seines Antheils an Johanna's Tod. So starb die Mutter Heinrich's IV., von der d'Aubigné sagt: „Sie hatte von dem Weibe nur das Geschlecht, eine Seele von ganz männlichem Schlage, einen Geist, der die wichtigsten Angelegenheiten kräftig zu führen verstand, ein Herz, unüberwindlich im Leiden." Wäre ihr Leben geschont worden, das spätere Verhalten ihres Sohnes wäre ein ganz anderes gewesen. Kurz nach ihrem Tode finden wir, daß Heinrich das Ereigniß der Königin von England, Elisabeth, mittheilte und um die Fortdauer des Schutzes und der Freundschaft bat, die sie seiner Mutter geschenkt.

Inzwischen wurden die Vorbereitungen zu Heinrich's Vermählung fortgesetzt; die Dispensation des Papstes war in Betreff der Punkte, welche von den Protestanten für sich ausbedungen worden und die der Hof bewilligt, nicht befriedigend; doch beide Parteien kamen überein, alle kleinere Schwierigkeiten zu beseitigen und die Ceremonie schleunigst zu vollziehen. Margarethe war damals achtzehn Jahr alt, schön und wohlerzogen, aber, wie zu fürchten ist, schon von der schamlosen Unkeuschheit verdorben, die sie von allen Seiten umgab. Sie zeigte den größten Widerwillen gegen die Ehe, indem sie erklärte, sie liebe den Herzog von Guise, hätte ihm ihr Wort verpfändet und würde ihn heiraten, und nur ihn, und die entschiedenste Abneigung gegen Heinrich aussprach, den sie, sowohl in der Politik als in der Religion, als den Gegner ihres Geliebten ansah. Karl's Drohungen zwangen sie, nachzugeben. Am 18. August ward die Ceremonie mit großer Pracht vom Kardinal von Bourbon vollzogen; aber die Stimmung des Volks gab sich sehr deutlich zu erkennen, als die Hugenotten, vollständig bewaffnet, in Paris einzogen, so wie auch der König von Navarra und sein Gefolge sich sträubten, die Messe zu hören, und das Murren der aufgeregten Menge sie auf dem ganzen Wege von Notredame nach dem Louvre verfolgte. „Man bemerkte bei dieser Gelegenheit", sagt d'Aubigné, „daß, als der Kardinal Margarethe fragte, ob sie den König von Navarra zu ihrem Gatten wünsche, sie keine Antwort gab, und daß Karl, dies bemerkend, seine Hand auf sie legte und sie zwang den Kopf zu senken, was für ihre Einwilligung genommen ward und was die einzige Einwilligung war, die sie gab." Ein solcher Anfang ehelichen Lebens ließ weder Glück, noch Treue erwarten. Beide Parteien wurden einander bald überdrüssig; sie lebten kurze Zeit zusammen und trennten sich dann, bis endlich eine Scheidung durchgesetzt ward und Heinrich wieder heiratete. Die Bartholomäusnacht folgte bald darauf, und keine Sprache ist stark genug, um den ganzen Abscheu auszudrücken, den die kaltblütige Verrätherei und Grausamkeit verdient, die an allen Anstiftern und Werkzeugen dieses beispiellosen Aktes der Treulosigkeit haftet. Es ist nicht mehr als billig, der Katharina von Medici Alles, was von ihrem neueren Vertheidiger, Signor Alberi, zu ihren Gunsten angeführt worden ist, ungeschmälert zu lassen. Auch muß man hinzufügen, daß sie wirklich — unter anderen Reformen — dem Papst Pius IV. vorschlug, die Bilderverehrung abzuschaffen, das Abendmahl in beiden Gestalten zu gestatten, die Psalmen in der Landessprache singen zu lassen und das Frohnleichnams-Fest aufzuheben. Sie hatte also reformatorische Gesinnungen, doch waren wohl die Motive derselben nur politischer Art. (F. Q. R.)

Italien.

Sicilianische Skizzen.

III. Masken-Rache.

Folgendes ist die Geschichte des jungen Grafen Rizzari und der Leonore von Bruca, deren funfzigster Jahrestag vor kurzem in Sicilien begangen wurde.

Nach vielen Hindernissen war es Rizzari, der, als der jüngste

lungen, die Hand Leonorens, einer kaum achtzehnjährigen reichen Erbin, zu erhalten. Allein Rizzari hatte einen jungen Kavalier zum Nebenbuhler, und zwar einen furchtbaren Nebenbuhler, einen Sicilianer. Bekanntlich aber sind Sicilien und Korsika die beiden klassischen Länder der vendetta (Rache).

Die Hochzeit ward in der Kapelle des zwischen Syrakus und Catania gelegenen Dorfes Bruca gefeiert. In dem Augenblicke, als der Bräutigam den symbolischen Fingerreif der jungen Braut anstecken wollte, erhob sich ein sardonisches Gelächter in der Kapelle; es war ein so gellender Ton, daß man ihn auf allen Punkten des ganzen Umkreises, durch das Gemurmel der versammelten Menge hindurch, vernahm: aber zugleich lag etwas so Fremdartiges, Entsetzliches darin, daß man ihn eher für das Geschrei einer Furie, als für das Gelächter eines Menschen hätte halten mögen. Ein so seltsames, außerordentliches Ereigniß hatte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf sich gezogen; aber, zum großen Erstaunen der Menge, war es unmöglich, zu entdecken, wo das höllische Gelächter ausgebrochen war.

Die priesterliche Einsegnung ward vollzogen, und man vergaß bald den sonderbaren Vorfall, der die imposante Feierlichkeit für einen Augenblick unterbrochen hatte.

Alle Zimmer des Schlosses zu Bruca waren, mit Ausnahme des Brautgemaches, der geladenen Menge geöffnet. Als der Tag sich neigte, ward die Villa herrlich erleuchtet, und das Fest verwandelte sich in einen prächtigen Ball, der in den geschmückten Sälen des Herzogs, so wie in den Räumen vor dem Schlosse, veranstaltet war. . .

Leonore, die sich in dem Bewußtseyn, einem Gatten ihrer eigenen, freien Wahl anzugehören, glücklich fühlte, suchte keineswegs die Freude, die ihre Seele erfüllte, zu verbergen; Zufriedenheit leuchtete aus allen ihren Blicken, und ihr liebenswürdiger Frohsinn verbreitete die lebhafteste Heiterkeit unter den Gästen.

Während des Balles, in dem Augenblicke, als Alles von Vergnügen berauscht war, traten zwei Masken in dem gewöhnlichen Anzuge der Landleute in den Saal und führten die lieblichsten Tänze aus, Blumenguirlanden hin und her schwingend. Da es sich bald ergab, daß Niemand sie kannte, so forderte man die beiden Bauern auf, sich zu erkennen zu geben; sie gaben aber durch Zeichen zu verstehen, daß sie sich nur vor dem Bräutigam allein demaskiren, vor der übrigen Gesellschaft dagegen im Inkognito bleiben wollten. Sogleich entfernten sie sich, und der Graf folgte ihnen.

Die zauberhaften Töne einer reizenden, herrlichen Musik gaben von neuem das Signal zum Tanze und zum Frohsinn. Die Abwesenheit des Grafen ward kaum bemerkt. Nur Leonore allein suchte ihn mehr als Ein Mal mit ihren Augen und schien verwundert darüber, daß sie ihn nicht zurückkommen sah.

Es waren etwa zwanzig Minuten verflossen, als die beiden Masken sich wieder einfanden; sie hatten ihren Anzug verändert und sich in Trauergewänder gehüllt, aber man konnte die beiden unbekannten Tänzer leicht in ihnen wiedererkennen. Eine dritte Person, in ein weißes Kleid gehüllt, ward von ihnen getragen. Sie traten langsamen, gemessenen Schrittes in die Mitte der versammelten Menge.

Diese Trauer-Erscheinung in einem von lautem Jubel und heiterem Vergnügen belebten Kreise erregte bald den allgemeinen Unwillen der Anwesenden. Indessen wagte es Niemand, den so seltsam erscheinenden Aufzug zu stören, da man glaubte, er geschähe mit Bewilligung des Hausherrn. Als die Masken in der Mitte des Saales angekommen waren, setzten sie den von ihnen getragenen Dritten zur Erde nieder und führten um ihn her groteske Trauertänze aus.

Leonore, die immer mehr darüber erstaunt und bestürzt ward, daß sie ihren Bräutigam nicht zurückkommen sah, gewahrte und hörte nichts von diesem traurigen Zwischenspiel. Von einer geheimen Angst ergriffen, blickte sie verzweifelt um sich her und fragte zitternd nach ihrem Bräutigam.

In diesem Augenblicke hatten die Masken ihr seltsames Spiel beendet. Sie traten zu Leonore hin, und der Eine von ihnen zupfte sie am Aermel ihres bräutlichen Gewandes und sagte ihr mit ziemlich lauter Stimme, so daß die meisten Gäste es hören konnten: „Venite a piangere le nostre e le vostre miserie!" (Beweinen Sie unser und Ihr Unglück!)

Bei diesen Worten sank Leonore, von Schauder ergriffen, in die Arme ihrer Stiefschwester. Ein allgemeines Gemurmel verbreitete sich unter den Anwesenden. Man zweifelte nicht daran, daß die beiden Masken die Ursache der Bestürzung und der Ohnmacht der Braut wären. Allein Jene waren bereits verschwunden.

Inzwischen bemerkte man mit Erstaunen, daß das auf der Erde liegende, in sein weißes Gewand gehüllte Individuum fortfuhr, die Todtenrolle zu spielen: es bewegte kein Glied und schien selbst den Athem an sich zu halten. Die Neugier trieb einige Personen dahin, einen Arm der Maske aufzuheben, aber dieser fiel schwer zur Seite nieder, und die Hand war kalt! Eine düstere Ahnung bemächtigte sich der Umstehenden; man enthüllte das Gesicht der geheimnißvollen Maske. O Himmel! es war ein Leichnam, und zwar der Leichnam des Grafen Rizzari.

Wie sollen wir die Schreckensscene beschreiben, die dies Schauspiel im Schlosse hervorrief! Unruhe und Bestürzung verbreiteten sich unter den Anwesenden: überall vernahm man Ausbrüche des Erstaunens, Geschrei des Entsetzens; hier zogen Männer den Degen und riefen Rache; dort fielen von Schrecken ergriffene Frauen in Ohnmacht oder flehen verzweiflungsvoll nach den verschiedensten Richtungen hin.

Leonore war noch nicht zu sich gekommen: sie kannte noch nicht den ganzen Umfang ihres Unglücks. Die Freunde des Grafen trugen sie nach dem Brautgemache.

Hier war das Verbrechen begangen worden. Die Unordnung, in welcher Stühle und Tische umherstanden, zeigte an, daß ein heftiger Kampf hier stattgefunden: die Mordinstrumente lagen auf der Erde, und auf dem Brautbette fand man einen Cypressenzweig, als ein untrügliches Zeichen einer vorher bedachten und mit Ueberlegung ausgeführten Rache.

Alle Untersuchungen, alle Nachforschungen waren vergebens. Man entdeckte keine Spur von den Urhebern des gräßlichen Verbrechens. Der Verdacht fiel auf den Kavalier, aber man erfuhr bald, daß er Italien verlassen hatte.

Er kehrte nie wieder zurück.

Leonore vermochte sich nach dem harten Schlage, der sie betroffen, nicht wieder zu erholen. Sie zog sich in ein Kloster zurück, wo der Tod, als der liebste Freund der Unglücklichen, ihren Leiden bald ein Ende machte.

Mannigfaltiges.

— Das Pennsylvanische Gefängniß-System. Ueber das Gefängnißwesen hat Herr A. Allier, General-Secretair der Pariser Gesellschaft zur Beaufsichtigung und Beschäftigung der entlassenen Strafgefangenen ꝛc. (Société de patronage), so eben eine Schrift herausgegeben, die über einen jetzt viel besprochenen Gegenstand, die Verbesserung der Gefängnisse, sehr viel Belehrendes enthält. Herr Allier empfiehlt ein gemischtes System von Gefängniß-Einrichtungen, ein System, das auch in unserem Vaterlande den meisten Beifall zu finden scheint, nämlich dasjenige, wonach die Sträflinge zwar des Nachts getrennt in besonderen Zellen sind, am Tage jedoch in gemeinschaftlichen Arbeits-Sälen beschäftigt werden. Ein Aufsatz in der Revue Indépendante spricht sich entschieden, wiewohl nicht gegen die Vorschläge des Herrn Allier, doch gegen das Pennsylvanische Isolirungs-System aus. „Die Schrift sagt (heißt es in dem gedachten Artikel): es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Ich meinerseits möchte lieber mit Spitzbuben und Mördern zusammen leben, als unwiderruflich von allen meinen Mitmenschen getrennt seyn. Die Einsamkeit hat eben so schändliche und unheilvolle Laster im Gefolge, als das unkontrollirte Beisammenseyn." — Herr Allier ist der Meinung, daß in den Pennsylvanischen Gefängnissen nicht mehr Selbstmorde und Geisteszerrüttungen vorkommen, als in Straf-Anstalten anderer Art. Dem werden jedoch in der Revue Indépendante folgende Berichte entgegengesetzt:

„Im Penitentiary von Philadelphia zählt man unter 812 Sträflingen 16 Geisteskranke. In diesem Penitentiary giebt es jedoch Verurtheilte auf 11 Tage, auf 15 Tage, auf einen oder zwei Monat, und mehr als zwei Drittel der Entlassenen haben nicht länger als zwei Jahre darin zugebracht. Andererseits zählte man im Staate New-York, so wie in den übrigen Vereinigten Staaten, in zwanzig Jahren nicht mehr als Einen Geisteskranken unter 3000 Sträflingen, die in freier Luft und gemeinschaftlich arbeiteten.

„In England hat der Londoner Alderman, Sir Peter Laurie, in öffentlicher Versammlung erklärt, daß in dem Zellen-Gefängnisse von Milbank unter 366 Sträflingen seit zwei Jahren fünf Monaten 14 Personen geisteskrank geworden, während in den übrigen Gefängnissen Londons nicht ein einziger Fall von Geisteszerrüttung in derselben Zeit vorgekommen, obwohl manche derselben über 1500 Sträflinge enthalten. Ja, in Milbank werden nur die auf kurze Zeit verurtheilten Verbrecher eingesperrt, woraus unwidersprechlich hervorgeht, daß es nicht bloß die Isolirungen auf längere Zeit sind, die den Wahnsinn erzeugen.

„Am 3. Januar 1842 hielt der Lord-Präsident der Assisen von London eine Rede an den Gerichtshof und die Geschwornen, worin er sagte, daß auf der Insel Jersey, wo es ein Zellen-Gefängniß ebenfalls für kürzere Verhaftungen giebt, die Nothwendigkeit erkannt worden, dieses Straffystem abzuschaffen, da sich die Isolirung, wie aus vielen ärztlich konstatirten Fällen hervorgeht, überaus nachtheilig auf die Gesundheit gezeigt hat. Einige Sträflinge waren dergestalt in Verzweiflung gerathen, daß sie dadurch vollkommen blödsinnig wurden; Andere, durch große Aufregung überspannt, waren wahnsinnig geworden. Der Präsident fügte hinzu: er könne die in Jersey gesammelten Erfahrungen nur bestätigen und müsse das barbarische Isolirungssystem als vor Gott und Menschen unverantwortlich bezeichnen.

„In Frankreich sind bei den politischen Gefangenen des Mont St. Michel unter zwanzig Sträflingen, die seit 15 Monaten nach dem vollständigen Isolirungs-System behandelt wurden, ein Selbstmord (Steuben) und drei Wahnsinns-Ausbrüche (Austen, Charles und Bardon) vorgekommen, ohne der übrigen Krankheiten zu gedenken.

„In Lausanne hatte man gleiche furchtbare Resultate. Es zählte das Pönitentiär-Gefängniß 24 Geisteskranke, von denen 13 bald nach ihrer Einsperrung Symptome von Geistes-Abwesenheit zeigten, 9 wurden nach einigen Monaten wahnsinnig und 2 nach zwei Jahren."

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Redigirt von A. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn

Magazin

für die

Litteratur des Auslandes.

Redigirt von J. Lehmann.

Zweiundzwanzigster Band.

Juli bis Dezember.

1842.

Berlin,
gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Inhalts-Verzeichniß.

Spanien.

September: Ein noch nicht geſehenes Wunder der Alhambra (116).

Oktober: Die Diplomaten von Madrid. Nach der Revue de Paris (123).

November: Das letzte Auto-da-Fe in Granada (131).

Dezember: Sevilla (156).

Frankreich.

Juli: Deſtutt de Tracy. Ein Blick auf ſein Leben und ſeine philoſophiſche Wirkſamkeit. Von Mignet. — Pariſer Schnurren. I. Die Frau mit dem Todtenkopf. II. Rougemont (78). Anna von Oeſterreich, Ludwig XIV. und Kardinal Mazarin (80). Revolutionsbilder. I. Der Favrasſche Prozeß. Von Joſeph Droz (85). II. Ein Brief von Madame Roland an den General Servan (87). Die ſittlichen Begriffe und Zuſtände unſerer Zeit. — Der Provinzialiſt in Paris (89). Balzac's Romane (90).

Auguſt: Janin's Nachruf an den Herzog von Orleans (91). Zur Phyſiologie und Charakteriſtik der Frauen (92). Die jüngere Hegelſche Schule, nach dem Urtheile eines Franzöſiſchen Philoſophen. — Der Schlaf. Vom Dr. Marchal (93). Der Franzöſiſche Anglomane (97). Spinozismus und Chriſtenthum (100). Frau von Stael und ihr Buch über Deutſchland. Von Alfred Michiels. — Künſtler-Protection während der Schreckenszeit (101). Die Lyrik in Frankreich von 1830 bis 1841 (103). Vom Geiſt der Religionen. Von Edgar Quinet. — Das ſtatiſtiſche Büreau in Frankreich (104).

September: Der Franzöſiſche National-Charakter von einem Engländer gezeichnet (105). König Ludwig Philipp. Von J. Janin (106). Die Auffaſſung der Natur nach der Speculation und der Empirie (110). Biographie des Teufels (112). Chantage, eine neue Art von Gaunerei (113). Neue Kritik der Gallſchen Schädellehre (115). Der Tod des Kardinal Richelieu (117).

Oktober: Aus dem Leben des Dragoners Thereſe Figueur, genannt Sans-Gêne (119). H. Bouchêtté, Franzöſiſcher Philoſoph (120). Die Flöte und ihre Virtuoſen (121). Ueber den Teppich von Bayeux. Von Heinrich Bolzenthal (122). Die Langweiligen (124). Ueber das Recht, Kunſtwerke durch den Abdruck zu vervielfältigen (125). Erwiederung. An den Redacteur des Magazins für die Literatur des Auslandes (128). Buſſy-Rabutin (129).

November: Die Stadt Straßburg im Jahre 1770 (131). Aus dem Leben des Konvents-Mitgliedes Barère. Nach Carnot d. J. (132). Ein Wort über Bücherliebhaberei. Von Charles Nodier (133). Heinrich IV. und Landgraf Moritz der Weiſe. — Die Werfte und die Straf-Anſtalten von Breſt (137). Ein Afrikaniſcher Chalif als Verbannter in Frankreich (138). Der Morgen eines Franzöſiſchen Miniſters (140). Die Schottiſche Philoſophie in Frankreich. Von W. Hamilton (142).

Dezember: Ueber den Einfluß des Zeitgeiſtes auf die Franzöſiſche Literatur im 17. 18. und 19. Jahrhundert (144). Ein bisher unbekannter Brief von Voltaire (145). Ueber die Verfaſſerin der Adèle de Sénange (147). Der Virtuoſenführer (148). Phyſiognomik und Schädellehre auf die Muſik angewendet (149). Die Marionetten. Von Charles Nodier. — Ueber einige Vorurtheile gegen die Medizin. Von Dr. Reveillé-Pariſe (151). Die Philoſophie des 18ten Jahrhunders und die Unſterblichkeit der Seele. Aus dem Briefwechſel der Dlle. Cochois und des Marquis d'Argens (153). Der Magnetismus in Paris (154). Thiere und Pflanzen während der diesjährigen totalen Sonnenfinſterniß. Vom Prof. Marcel de Serres in Montpellier (156).

Schweiz.

Juli: Simonde de Sismondi (87).

September: Die Gletſcher-Expedition der Herren Agaſſiz und E. Deſor (115).

November: Der Temperatur-Zuſtand im Innern der Gletſcher (134).

Italien.

Juli: Italiäniſche Muſik-Zuſtände der Gegenwart. Von Fetis (82). Der Italiäniſche Philoſoph Rosmini (84).

Auguſt: Blondelli's Atlas der Europäiſchen Sprachen (92). Die Italiäniſche Kirchenmuſik. Von Fetis (95).

Oktober: Neuere Italiäniſche Dichter. I. Vincenzo Monti (118).

November: Neuere Italiäniſche Dichter. II. Silvio Pellico (139).

England.

Juli: Voltaire's und Friedrich's Briefe in England (80). Zanoni, ein philoſophiſcher Roman von Bulwer. — Aus dem Leben Jeremy Bentham's (81). Die letzten Tage König Karl's II. (83). Kurze Jahren in dem Omnibus eines Schriftſtellers. I. Kunſt und Natur. II. Engliſche Sonntagsfeier (84). Bentley's Briefwechſel (85). Adelicia von Löwen, die ſchöne Maid von Brabant (86). Ueber das literariſche Eigenthum in England (90).

Auguſt: Ein ungedruckter Brief von Walter Scott (91). Ueber Entſtehung und Verbreitung der Steinkohlen (94). Einige Worte über den Puſeyismus. — Schule und Kirche in Schottland (96). Kanzel und Welt. Nach der Monthly Review (98). Einfluß der Fabrik-Arbeit auf die Geſundheit (102).

September: Licht- und Schattenſeiten der Bevölkerungs- und Gewerbs-Zunahme (106).

Oktober: Spaniſche und Engliſche Zigeuner (128).

November: Grieb's Engliſch-Deutſches Wörterbuch (132). Zur neueſten Literatur Englands. Zweiter Beitrag (135). Der Anblick eines Seehafens. Von Cap. Baſil Hall (141).

Dezember: Zur neueſten Literatur Englands. Dritter Beitrag (149). Utopien, von Thomas Morus (153). Anatomie des Schlafes, oder die Kunſt, ſich nach Willkür feſten und erfriſchenden Schlaf zu verſchaffen. Von Dr. Ed. Binns (155).

Belgien.

Juli: Die St. Bartholomäusnacht, nach der Darſtellung des Herzogs von Alba. Von Gachard in Brüſſel (88).

Auguſt: Die geneigte Ebene auf der Eiſenbahn bei Lüttich (99).

November: Die Irren-Kolonie in Gheel (139).

Dezember: Die Steinkohlen-Production im Hennegau, verglichen mit der in anderen Ländern (148).

Dänemark.

Auguſt: Die Königliche Geſellſchaft für Nordiſche Alterthumskunde in Kopenhagen. Jahresbericht 1841 (98).

Schweden.

September: Ein Hoffeſt im Jahre 1692 (108).

November: Kämmerer Laßmann, der neueſte Roman von Frau Emilie Carlén (136).

Dezember: Schwediſches Landleben. Geſchildert von einem Amerikaniſchen Dichter (152).

Norwegen.

Dezember: Die Aufhebung des Norwegiſchen Adels. Nach der Zeitſchrift „Frey" (145).

Finnland.

Juli: Die Götter- und Zauberlehre der Finnen. Aus finnländischen Blättern (86).

September: Der finnische Bauer. Vom Finnländer Runeberg (114).

Dezember: Aus der Chronik der finnländischen Universität (143).

Polen.

August: Die Wahl des Königs in Polen (94).

September: Polnische Sagen und Märchen (105).

Oktober: Grzegorz von Sanok (121).

Rußland.

Juli: Die innere Kirgisenhorde (82). Die Prisuti (Anstalten für verwahrloste Kinder) in Rußland. Von A. Baschuzki (87).

August: Die Mineralbäder des Kaukasus (100). Der Russische Wasserträger. Von Th. Bulgárin. — Die drei Palmen. Russische Sage nach Lermonteff (103).

September: Der Palast der Krymschen Chane in Baktschisarai (107). Eine Chinesische Gesandtschaft am Russischen Hofe im Jahre 1731 (109).

Oktober: Bilder aus der Russischen Mongolei (119). Russische Denkwürdigkeiten. Aus den Zeiten Peter's des Großen (122).

November: Der Russische Buchhandel von Treumund Welp (135). Peter der Große und Leibnitz (136). Eine Russische Schriftstellerin (138).

Dezember: Noch ein Wort in Sachen des Russischen Buchhandels (146). Die geistige Beredsamkeit in Rußland (150).

Illyrien.

Oktober: Russische Mittheilungen über die Literatur der Illyrier und Slowaken (126).

Ungarn.

September: Zur Geschichte der geistigen Entwickelung Ungarns (116).

Moldau und Wallachei.

September: Einiges über den gegenwärtigen Zustand der Wallachei (110).

Oktober: Wie sich in der Moldau und Wallachei die Römische Sprache hat erhalten können (127).

November: Untergang der Selbständigkeit der Wallachei durch die Bojaren (140).

Griechenland.

August: Griechenlands heutige Zustände (97).

Türkei.

Oktober: Zustand der Aufklärung bei den Bulgaren (129).

Arabien.

Juli: Beleuchtungen zur Lebensgeschichte des Averroes. Aus Hebräischen Quellen von F. Lebrecht. Erste Beleuchtung (79). Zweiter Artikel. Die Beschuldigung und Strafbarkeit des Averroes (83).

August: Beleuchtungen zur Lebensgeschichte des Averroes. Dritter Artikel. Schriften des Averroes und ihre Aufnahme im Abendlande (93).

September: Beleuchtungen zur Lebensgeschichte des Averroes. Vierter Artikel. Stimmen der Araber über einzelne Momente seines Lebens und über seine Schriften (108).

Oktober: Orientalische Legenden. 1) Die Schöpfung. 2) Die Engel. 3) Die Erschaffung des Menschen (130).

November: Orientalische Legenden. 4) Adam und Eva (131). 5) Die Erbsünde (132). 6) Folgen der Erbsünde. 7) Die Kaaba (133). 8) Kain und Abel (134).

Persien.

Juli: Der Chalif Omar und die Juden (84).

Bucharei.

September: Bochara in seinem heutigen Zustande (113).

Beludschistan.

Dezember: Nahimdad, der Brahui. Skizze aus dem Leben, von Mrs. Postans (147).

Ostindien.

August: Schah Nadir's Zug gegen den Großmogul (102).

China.

September: Noch ein Wort über den soi-disant Sinologen, Herrn Pauthier (112). Callery's encyklopädisches Wörterbuch der Chinesischen Sprache (114).

November: Nan-king und der Ta-kiang (143).

Dezember: Etwas über militairische Examina bei den Chinesen (144). Einkünfte des Chinesischen Reiches (152).

Asien.

Dezember: Hamilton's historische Forschungen in Kleinasien (150).

Algier.

Oktober: Oberst Scott bei Abd-el-Kader (120).

Aegypten.

Oktober: Kosseir am Rothen Meere (124).

Afrika.

September: Die Neger-Könige auf der Westküste von Afrika (109).

Süd-Afrika.

Dezember: Moffat's Aufenthalt unter den Beschuanas und Matabilis (153). Moffat's Skizzen aus Süd-Afrika (154). Thomas Arbouffet's Bericht aus dem südlichen Afrika (155).

Russisches Amerika.

Juli: Das Gebiet Unalaschka (88).

Nord-Amerika.

Juli: Skizzen aus dem Leben in Nord-Amerika. IV. Die Dampfschifffahrt auf dem Mississippi und Ohio (78). Der Ursprung der rothen Menschenrace, nach den Sagen und Ueberlieferungen der Indianer (79).

August: Sitten und Gebräuche der Nord-Amerikanischen Indianerstämme. Von Dr. M. Wiener (99).

September: John Quincy Adams' Urtheil über den Charakter des Hamlet (117).

Oktober: Die Finanzen der Vereinigten Staaten (118). Ein gebildetes Indianervolk in Louisiana (123). Neueste statistische Nachrichten über die Vereinigten Staaten von Amerika (127).

November: Der Amerikanische Dichter Longfellow (134). Ein Amerikanischer Paar (142). Boz über Amerika 1 und 2 (143).

Dezember: Boz über Amerika 3 und 4 (144). Die Mormonen und ihr Prophet (146).

Texas.

August: Erinnerungen an Houston. Von einem Deutschen Reisenden (92).

Süd-Amerika.

September: Don Juan Manuel de Rosas, Haupt der Argentinischen Republik (107).

Westindien.

September: Die Neger-Republik auf Hayti. Vom Dr. Wiener (111).

Oktober: Wanderungen eines Deutschen durch Cuba, im Winter des Jahres 1841. Vom Dr. Wiener (126).

November: Wanderungen durch Cuba. Zweiter Artikel. Das Innere der Insel (134).

Australien.

Oktober: Teichelmann und Schürmann in Süd-Australien (125).

Bibliographie.

Juli: Frankreich (78). England (87). Belgien (90).

August: Spanien (96). Frankreich (99). Italien (102). Nord-Amerika (108).

September: Frankreich (114). Holland (117).

Oktober: England (123). Belgien (126). Schweden (129).

November: Frankreich (132). Italien (138). Nord-Amerika (141).

Dezember: Holland. — Holländisch-Ostindien. — England (144). Belgien (147). Spanien (150).

Mannigfaltiges.

Juli: Lerour über Jean Paul, Börne und Heine. — Die Revue Indépendante und die Allgemeine Zeitung. — Nachdruck in Nord-Amerika. — Nachdruck in Belgien. — Französisches Kunstblatt. — Rosenkranz über den Einfluß des Französischen Theaters. — Der Nabulist und der Landprediger. — Zur Geographie von Rußland. — Filippi's Italiänische Sprachlehre. — Deutscher Literary-Fund. — Berühmte Belgier. — Das Magazin für die Literatur des Auslandes im Inlande. — Deutsche Studien in Frankreich. — Plato und Goethe. — Deutscher Geist in England. — Zur Charakteristik des Deutschen Genius. — Krieg gegen den Nachdruck in Nord-Amerika. — Bulwer's neuestes Werk. — Ein Russischer Vertheidiger der Madame Lafarge. — Washington Allston.

August: Die Theilung der Türkei. — Madame Lafarge in Rußland und England. — Französische Erbfolge in den zwei letzten Jahrhunderten. — Bibliothekarische Schätze. — Drei Vorschläge zur Erleichterung des Dienstes auf Bibliotheken. — Amerigo und Amerika. — Die Gränzboten. — Die großen Chroniken der Belgier. — Goethe's Faust Flamändisch. — Tischendorf's Ausgabe des Ephremschen Kodex. — Der Russische Georg Sand. — Leichte Russische Literatur. — Rosenkranz über Lerour. — Finnland und die Finnen. — Ein wiedererweckter Russischer Schriftsteller. — Lady Charlotte Guest und Herr von Villemarqué. — John Banim. — Berichtigung. — Die neuen Bauten in Paris und Berlin. — Englische Memoiren-Literatur. — Englische Hexameter.

September: J. G. Kohl in Oesterreich. — Parlamentarischer Kunstbericht. — Orientalische Indolenz. — Neue Englische Romane. — Jahrbücher für Slawische Literatur. — Schriftsteller Honorare in Italien. — Neue Art von Reliquien-Verehrung. — Was aus den bekannteren St. Simonisten geworden. — Quinet und ein Deutscher Autor von 1818. — Bücher-Einband als Rezension. — Die Deutschen Taschenbücher. — Englisches Urtheil über Kohl's ethnographische Schilderungen. — Das „Magazin" und das Journal Asiatique. — Wo ist des Briten Vaterland? — Die neue Kabbala. — Der Fürst des Nicolo Machiavelli. — Thomas Arnold über das Studium der neueren Geschichte. — Die Briefe des Junius. — Berichtigung zweier historischer Anekdoten. — Portugiesische Orthographie. — Czechisch und Deutsch in Böhmen.

Oktober: Der Konvent und das Théâtre Français. — Die Braut von Messina, Englisch. — Mendelssohn's Phädon Polnisch. — Vanini's Werke, Französisch. — Lappland und die Lappen. — Rußlands Bedarf an Büchern des Auslandes. — Australische Sprachen. — Berichtigung einer Berichtigung. — Peruanische Räuber und Bluthunde. — Petersburger Skizzen, von Treumund Welp. — De Goethe und de Caus. — Uebersetzungs-Literatur. — Straßburgs Verrath an Frankreich. — Vorzüge der Deutschen vor der Französischen Wissenschaft. — Neueste Erscheinungen der Illyrischen Literatur. — Tunguśische Barden. — Russisches Urtheil über die Italiänische Oper. — Eine Audienz beim Pascha von Aegypten. — Van der Noot und Vonck.

November: Deutsch in Ungarn und im Banat. — Ein Urtheil aus Frankreich über Deutsche Literatur. — Strauß und die Hegelsche Logik in Frankreich. — Deutsche Literatur in Italien. — Pittaval in Frankreich und in Deutschland. — Nachdruck in Nord-Amerika. — Charles Lamb's Erzählungen nach Shakespeare. — Typographische Reform Deutscher Bücher. — Polewoi's dramatische Werke. — William Ellery Channing. — Aus dem Moniteur. — Barthold's dreißigjähriger Krieg. — Philosophie in Frankreich. — Slawische Forschungen. — Die Stadt Tschin-kiang-fu in China. (143)

Dezember: Herrmann's Handbuch. — Spanisches Theater. — Philipp II. und die Schleßer. — Mosaikbild der Französischen Geschichte. — Die Thronentsagung Karl's V. — Shakespeare-Literatur in Deutschland. — Danneker und Gustav Schwab. — Kraftproben Kaiser Peter's I. und König August's II. — Richard Monkton Milnes. — Manfred Deutsch. — Peter der Große im Englischen Parlament. — Deutschlands und Frankreichs Landwirthschaft. — Der verheirathete Feuilletonist. — Janin als Englischer Schriftsteller. — Neuer Roman von Bez. — Englische Adelsfamilien. — William Howitt's Besuch bei Uhland. — Bibliopolisches Jahrbuch. — Eine unbekannte Erzählung Voltaire's. — Ein neues Werk von Barrow. — Der Tod als Wirthshausschild.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumeriet auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 78. Berlin, Freitag den 1. Juli 1842.

Frankreich.

Destutt de Tracy.

Ein Blick auf sein Leben und seine philosophische Wirksamkeit.

Von Mignet.*)

Antoine Louis Claude Destutt de Tracy wurde am 20. Juli 1754 geboren. Er stammte aus einer ausländischen Familie, die sich während einer der großen militairischen Krisen der alten Monarchie nach Frankreich begeben und ihrem Adoptiv-Vaterlande eine Reihe ausgezeichneter Kriegsmänner geliefert hatte. Sein Vater fiel in der Schlacht bei Minden, wo er die Gendarmerie des Königs befehligte. Seine Mutter begab sich hierauf mit dem kaum achtjährigen Sohne nach Paris, um sich ganz der Erziehung desselben widmen zu können. Nachdem derselbe hier den Grund zu seiner klassischen Bildung gelegt, begab er sich nach der Universität Straßburg, die damals in hohem Rufe stand. Tracy bildete sich hier zu einem vollkommenen Edelmanne nach damaligen Begriffen aus, d. h. er lernte fechten, reiten, schießen, tanzen und suchte überhaupt in allen Körperübungen den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen. Der nachherige Philosoph erfand hier einen Contre-Tanz, der noch jetzt seinen Namen trägt.

Nachdem er seine Erziehung vollendet, trat er in die mousquetaires des Königlichen Hauses ein. Er erhielt bald eine Compagnie im Regiment Dauphin-cavalerie, und im Alter von 22 Jahren war er schon zweiter Oberst des Regiments royal-cavalerie. Trotz seiner Stellung blieb er indeß den neuen Ideen, welche alle Geister beherrschten und sogar in die Kirche und bis zu den Thronen gedrungen waren, nicht unzugänglich. Der alte Voltaire galt damals in ganz Europa für den Oberpriester der neuen Religion; Tracy hatte ihm in Ferney einen Besuch abgestattet und bei dieser Gelegenheit die Auszeichnung erlebt, daß Voltaire die Hand auf seine herrliche Stirn gelegt hatte.

Durch den Tod seines Großvaters wurde er Graf von Tracy in Bivernais, Edelherr von Paray-le-Frésil in Bourbonnais und Besitzer eines bedeutenden Vermögens; er vermählte sich mit Fräulein von Durfort-Civrac, einer nahen Verwandten des Herzogs von Penthièvre, welcher ihm das Kommando des Regiments übertrug, das seinen Namen führte. Er war 35 Jahr alt, als die Revolution ausbrach. Da er den Interessen seiner Provinz ergeben war und sich den Ideen angeschlossen hatte, welche damals Frankreich beherrschten, so nahm er thätigen Antheil an den Operationen der Stände des Bourbonnais und wurde am 24. Januar 1789 vom Adel der Provinz zu einem der drei Deputirten für die Generalstände erwählt. Da er durch sein Mandat gebunden war, so konnte er sich erst am 28. Juni mit der Majorität des Adels in den Saal der Gemeinen begeben. Als er frei seinen Ueberzeugungen folgen durfte, setzte er sich in der konstituirenden Versammlung auf dieselbe Seite mit dem Herzog von La Rochefoucauld und dem General Lafayette. Er schloß sich wie seine Freunde allen großen Maßregeln an, welche von dieser Versammlung ausgingen.

Bald kam die Zeit, wo die Revolution die Angriffe Europa's abzuwehren hatte. Die meisten Offiziere verließen die Armee, um auszuwandern, und die, welche blieben, um die Revolution zu vertheidigen, wurden verdächtig. Tracy hatte das Glück gehabt, dem Regimente Penthièvre, das er seit länger als zehn Jahren befehligte, das vollkommenste Vertrauen einzuflößen. Gern wäre er an der Spitze desselben in den Kampf gezogen, aber er durfte es nicht. Herr von Narbonne, damaliger Kriegs-Minister, der ihm befreundet war, ernannte ihn gegen seinen Wunsch zum General-Major und stellte die Kavallerie der Nord-Armee, an deren Spitze Lafayette stand, unter seinen Befehl.

Ehe er zu seiner Bestimmung abging, begab er sich nach den Tuilerieen, um vom Könige Abschied zu nehmen. An demselben Tage, in derselben Stunde stellte sich auch ein Mann von vornehmer Geburt vor, der emigriren wollte. Die Aufnahme, welche sie fanden, war sehr verschieden; der, welcher nach Koblenz abging, wurde mit der zuvorkommendsten Höflichkeit behandelt, der, welcher nach der Gränze zog, um sein Vaterland gegen die Angriffe des Auslandes zu vertheidigen, erhielt kein Wort, keinen Blick.

Während er bei der Armee war, stürzte der Thron zusammen. General Lafayette, welcher einen verunglückten Versuch gemacht hatte, die erschütterte Verfassung zu stützen, sah sich genöthigt, zu entweichen. Den Tag vor seiner Entfernung von der Armee theilte er seinem Freunde Tracy seinen Entschluß mit. Derselbe war zu sehr durch die Umstände geboten, als daß dieser ihn hätte mißbilligen können; aber er selbst hielt es nicht für angemessen, ihm beizutreten, da seine Gefahr nicht so augenscheinlich war. Er legte nicht einmal seine Stelle nieder und ließ sich nur von dem General, der am nächsten Tage flüchtig wurde, einen Urlaub geben. Während dieser die Gränze überschritt, schlug unser Held den Weg nach Paris ein. Er begab sich mit seiner Familie nach Auteuil, wo er Condorcet, Cabanis, Madame Helvetius und andere theure Freunde fand. Hier beschäftigte er sich mit den Wissenschaften und mit der Erziehung seiner Kinder.

Dem Zuge des Jahrhunderts folgend, suchte er sich zunächst von den sinnlichen Erscheinungen und von den Gesetzen der physischen Welt Rechenschaft zu geben. Es war gerade die Zeit, wo der analytische Geist des Jahrhunderts schöpferisch hervortrat. Wenige Jahre hatten genügt, um die alte Konjektural-Chemie über den Haufen zu werfen und die Phlogistik in die Reihe der Chimären zu stellen; Bergmann, Priestley, Cavendish, Berthollet, Lavoisier waren aufgestanden. Tracy studirte eifrig die neue Theorie, welche in die innere Zusammensetzung der Körper eindrang, die alten Elemente auflöste und die bis dahin unerklärbaren Erscheinungen des Athmungs-Prozesses und der Verbrennung der Körper erklärte. Tracy wurde einer der eifrigsten Adepten der neuen Wissenschaft. Indeß war sein Geist doch zu umfassend, als daß er in der Schule Lavoisier's hätte gänzliche Befriedigung finden können. Nachdem er die Erscheinungen der Materie studirt, bemühte er sich um die Gesetze des Geistes.

Den großen Aufgaben der moralischen Welt forschte er indeß nicht im Kreise seiner Familie und in der Mitte seiner Freunde nach. Er hatte ungefähr ein Jahr in Auteuil gelebt, als er seinen Studien gewaltsam entrissen wurde. Am 2. November 1793 umzingelte eine Abtheilung der revolutionairen Armee unter dem Befehl des berüchtigten Generals Ronsin sein Haus in Auteuil und führte ihn nach der „Abtei" in Paris ab. Hier blieb er sechs lange Wochen. In diesem Aufenthalte nahm er seine unterbrochenen Studien auf und ging vom Studium der Natur zum Studium des Menschen über.

In dem Augenblicke, wo Tracy sich an diesen Gegenstand machte, hatte der philosophische Geist schon eine vollständige Revolution bestanden. Der Ausgangspunkt war noch immer der Mensch, aber nicht der Gedanke, sondern die Sinne. Tracy nahm, wie Condillac, das Gefühl nicht nur als ursprüngliches Element des Verstandes an, sondern auch als einziges. Alle Fähigkeiten und alle Thätigkeiten des menschlichen Erkenntnißvermögens wurden auf die Sinne zurückgeführt. Deren nahm er vier hauptsächliche an: die Wahrnehmung, das Gedächtniß, das Urtheil und den Willen, d. h. das Vermögen, Gegenstände, Erinnerungen, Beziehungen und Begierden zu empfinden.

Die drei ersten Thätigkeiten bildeten das Erkenntnißvermögen des Menschen; die letzte gab ihm das Vermögen, zu handeln. Alle vier waren nur durch die Vermittelung der Sinne möglich. Die äußeren Gegenstände machten nämlich einen Eindruck auf die Nerven, und die Nerven pflanzten ihn, vermöge einer ihnen eigenthümlichen Bewegung, bis zum Gehirn fort. Das Gehirn, das mit einer eigenen Kraft begabt war, die Tracy indeß nicht erklärte, nahm diesen Eindruck auf, der hier eine Empfindung wurde, wenn der Gegenstand gegenwärtig, eine Erinnerung, wenn er abwesend war, eine Beziehung, wenn mehrere Gegenstände ihm das Bild ihrer Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit zuführten, ein Schluß, wenn mehrere Beziehungen vorhanden waren; wenn er Begierde im Gehirn erregte, so rief er eine andere nervöse Bewegung hervor, die von Innen nach Außen ging, um sie zu befriedigen, und die That hervorbrachte, wie die andere Bewegung die Erkenntniß. Also Wissen und Wollen waren die Resultate zweier organischer, von Außen erzwungener Thätigkeiten, die von einander abhingen.

Dies war die Ideenlehre Tracy's, welche die Grundlage seiner Moral bildete. Aus der vierten Thätigkeit des Verstandes oder Willens entsprangen für den Menschen die Rechte und Pflichten, welche sein Betragen regeln und bestimmen. Der Ursprung dieser Rechte waren die wohlverstandenen Bedürfnisse der Natur; der Ursprung der Pflichten die wohlangewendeten Mittel, welche dem Menschen zur Befriedigung dieser Bedürfnisse gegeben waren. In diesem Moral-System war die Freiheit des Menschen nur die Macht, seine Wünsche zu befriedigen, die Tugend nur die Klugheit, sie seinen Kräften entsprechend abzumessen, und das Glück entsprang aus dem Gebrauch dieser Freiheit, wenn sie durch den Verstand und die Tugend geregelt wurde.

Diese Moral bedurfte einer Sanction. Tracy war auf folgende verfallen.

*) Vorgetragen in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in Paris.

„Jede Pflicht setzt eine Strafe voraus, welche durch deren Verletzung bedingt wird, ein Gesetz, welches sie verhängt, einen Gerichtshof, welcher das Gesetz verwirklicht. Die Strafe für die schlechte Anwendung seiner Mittel ist die Ueberzeugung, daß sie weniger günstige Wirkungen oder gar nur zerstörende hervorbringen. Die Gesetze, welche die Strafe verhängen, sind die des wollenden und handelnden Wesens, sind die Bedingungen seiner Existenz. Der Gerichtshof, der die Gesetze vollstreckt, ist der der Nothwendigkeit selbst, gegen welche es keine Appellation giebt."

Tracy war von der Analyse der Chemiker und den strengen Formeln der Mathematiker ausgegangen. Nachdem er die Empfindung durch alle ihre Folgerungen und Umbildungen verfolgt, hatte er seine ganze Theorie in eine Reihe algebraischer Gleichungen gebracht. Er sagt: „Das Produkt der Thätigkeit des Denkens oder Wahrnehmens ist = Erkenntniß = Wahrheit. In einem zweiten Werke, an welchem ich jetzt arbeite, zeige ich, daß man dieser Gleichung noch diese drei anderen Glieder hinzufügen muß: Tugend = Glück = Empfindung der Liebe; und in einem dritten werde ich beweisen, daß man noch diese anderen drei hinzufügen muß: Freiheit = Gleichheit = Philanthropie." — Ob diese Theorie im Menschen noch ein thätiges Prinzip bestehen lasse, um über die Empfindung zu reflektiren, um das Urtheil hervorzubringen, um den Willen zu erzeugen, um die Tugend zu üben, das wußte er nicht. Da er die Existenz dieses thätigen Prinzips nicht geometrisch erweisen konnte, so resignirte er auf dasselbe. Nach seinem Systeme war der Gedanke und der Wille das alleinige Resultat der physischen Organisation. Er wünschte sich Glück, daß er die Ideologie zu einem Theil der Zoologie und den menschlichen Geist zu einem Bestandtheile der menschlichen Physik gemacht; hat er aber nicht auf diese Weise den Menschen, der zu seinen Handlungen durch seine Begierden und zu seinen Begierden durch seine Empfindungen genöthigt wird, eben so zur Knechtschaft verdammt, wie er ihn zur bloßen Materie gemacht? Die spirituelle Substanz war unter seinen Händen verschwunden und hatte unversehens die schaffende Intelligenz und den freien Willen ebenfalls eskamotirt.*)

Er war früh zu allen Konsequenzen seiner Lehre gelangt, stellte sie aber erst später in ihrer ganzen Ausdehnung dar. Er theilte sie zunächst Cabanis mit, durch dessen Freundschaft er als freies Mitglied dem Material-Institut zugesellt wurde. Er wurde in der Klasse der moralischen und politischen Wissenschaften der Abtheilung für die „Analyse der Ideen" beigegeben. Einen Augenblick stand er auf dem Punkte, sich dem Waffenhandwerk wieder zuzuwenden. Die Expedition nach Aegypten wurde im Stillen vorbereitet, und der General Caffarelli du Falga machte ihm im Namen des jungen Siegers von Italien den Antrag, sich derselben mit dem Grade eines General-Majors anzuschließen. Dieser Antrag hatte etwas Verführerisches für ihn, und er bat sich einige Tage Bedenkzeit aus; endlich siegte aber doch die Liebe zu den Wissenschaften.

Als Mitglied und Secretair des Ausschusses für den öffentlichen Unterricht trug er viel zur Reorganisation des nationalen Unterrichts in Frankreich bei. Nach dem 18. Brumaire, zu dem seine Freunde der Gesellschaft von Auteuil, deren Haupt Sieyès war, mächtig mitgewirkt hatten, wurde er zum Senator ernannt. Seine politischen Pflichten zogen ihn jedoch nicht von den wissenschaftlichen Beschäftigungen ab, und im Jahre 1801 gab er seine Schrift über die Ideologie heraus, welche seine Theorieen über den Charakter, die Zahl und die Wirksamkeit der Geistesthätigkeiten, so wie über die Natur der Ideen, die Macht der Gewohnheiten und den Werth und die Wirkung der Zeichen, enthält.

Ein Jahr später knüpfte er das Band einer alten Freundschaft fester durch die Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem Sohne des Generals Lafayette. Fortdauernd blieb er in der engsten Verbindung mit seinen Freunden von Auteuil, welche sich durch ihre philosophische Opposition gegen den allmächtigen Herrn Frankreichs bemerklich machten. Ihre geistige Unabhängigkeit beunruhigte aber denselben, und im Jahre 1803 hob er die Klasse der moralischen und politischen Wissenschaft, der sie fast alle angehörten, auf. Die Gesellschaft von Auteuil dauerte nichtsdestoweniger fort und gab auch die Freiheit ihres Denkens nicht auf. Bis zum Tode von Madame Helvetius hatte sie sich bei dieser ausgezeichneten Frau versammelt. Hier erschien Sieyès zuweilen, und hier trafen sich gewöhnlich Cabanis, Volney, Garat, Chénier, Ginguené, Daunou, Tracy, welche den Grundsätzen des 18ten Jahrhunderts und den Traditionen von 1789 treu geblieben waren.

(Schluß folgt.)

*) Der tiefe Verstandesmensch, mag er nun einer naturwissenschaftlichen Algebra huldigen, wie Destutt de Tracy, oder auf der Leiter der Logik zur Selbst-Apotheose emporklimmen, wie Feuerbach, wird niemals im Stande seyn, den vollständigen Menschen, der nicht blos Verstand, sondern auch Herz hat, der nicht blos des eigenen Geistes, sondern auch der Abhängigkeit desselben von einem außer ihm wirkenden höheren Geiste sich bewußt ist, in seiner ganzen Sittlichkeit anzuerkennen. D. R.

Pariser Schnurren.

1. Die Frau mit dem Todtenkopf.

Als einmal der alten Gazette de France die Neuigkeiten ausgegangen waren, erfand einer ihrer geistreichen Redacteure eine, die bald die Runde um die Welt machte und Paris länger als einen Monat beschäftigte. — Es war darin von jener berüchtigten Frau mit dem Todtenkopf die Rede, die eben in Paris angekommen war und demjenigen, der trotz ihrer scheußlichen Mißgestaltung, den Muth haben würde, sie zu heiraten, eine Mitgift von mehreren Millionen anbot. — Man hatte seine Adresse in einem Hause der Plumet-Straße abzugeben, und kaum war die Anzeige gemacht, als der Portier des bezeichneten Hauses sich nicht mehr vor der Masse von Besuchern zu retten wußte, die sich anmelden ließen. Er verstand nicht das Geringste von all den dringenden Fragen, mit denen er bestürmt wurde. Aber was half es ihm, wenn er versicherte, daß keine Frau von der angegebenen Physiognomie im Hause wohne! Immer antwortete man ihm: „Aber ich habe es ja in der Zeitung gelesen."

Nachmittags hielt er es am gerathensten, sich in dem Büreau der Gazette de France Auskunft zu holen. Dort fand er die lustigen Urheber der Neuigkeit, und da bekanntlich der Cerberus aus der Fabel nicht der Einzige ist, der sich durch Kuchen besänftigen läßt, gelang es jenen Herren, den Portier in ihr Interesse zu ziehen und ihn zu bestimmen, daß er die Anwesenheit der Frau mit dem Todtenkopfe nicht mehr in Abrede stellte, jedoch jedem Nachfrager erklärte, daß sie, ohne Ausnahme, Niemanden sprechen wolle. Ihre Anbeter müßten an sie schreiben, sie mit ihren persönlichen Vorzügen und ihrer gesellschaftlichen Stellung bekannt machen, und würden ebenfalls brieflich von ihr erfahren, welche Wahl sie getroffen habe.

Am folgenden Tage brachte die Gazette de France einen zweiten Artikel, der die Erklärung der Frau enthielt, daß sie unter keinen Umständen vor einem ihrer Bewerber je den Schleier lüften würde, der ihr Gesicht verhülle; so sicher sey sie, durch ihre Häßlichkeit selbst die Unerschrockensten abzuschrecken. Und doch wünsche sie — eine Penelope neuer Gattung! — sich zu verheiraten.

Dessenungeachtet brachte der Briefträger der Stadtpost von diesem Tage an Briefe über Briefe in die Plumet-Straße, die regelmäßig jeden Morgen nach dem Büreau der Gazette getragen wurden und dort unbeschreiblichen Jubel erregten. Ein ganzes Lexikon heiratslustiger Männer mit authentischen Berichten über ihre Verhältnisse hätte man da herausgeben können. Indeß diente die Gazette der Frau mit dem Todtenkopf weiter zum Vermittler und ließ sich von ihr ersuchen, eine allgemeine Antwort zu publiziren, da es ihr unmöglich sey, so Vielen zu antworten als ihr Herz und Hand angeboten hätten.

Nicht wenig Leute in der guten Stadt Paris nahmen diesen Scherz, der sich wohl einen ganzen Monat hinzog, für Wahrheit. In den Salons, in den Kaffeehäusern stritt man sich herum, ob die Frau existire oder ein Hirngespinnst sey; junge Müßiggänger bauten goldene Luftschlösser für den Fall, daß die Wahl sie träfe, ja, was dem Ruhme der Frau die Krone aufsetzte, sie wurde auf die Bühne gebracht.

II. Rougemont.

Am gewandtesten in dem, was man „Pariser Schnurren" nennt, war der verstorbene Rougemont. Keiner wußte, wie er, dabei ernst zu bleiben. Einmal foppte er auf grausame Weise einen seiner Vorgesetzten, freilich auf seine eigene Kosten, wie sich zeigen wird, wenn man uns erlaubt, dies Abenteuer aus seiner Jugend zu erzählen.

Rougemont war sehr jung, fast noch in den Kinderschuhen nach Paris gekommen, und, nicht recht nach Wunsch, in einem Büreau der Polizei-Präfektur angestellt worden. Seine Talent entdeckend, trug ihm der Chef seiner Abtheilung auf, irgend einen Bericht auszuarbeiten. Als Rougemont fertig ist, bringt er ihm die Arbeit. Der Chef antwortet nur: „Gut, ich werde es durchlesen." Tages darauf läßt er Rougemont rufen, und giebt ihm die Arbeit mit den Worten zurück: „Junger Mann, Ihr Bericht ist im Ganzen nicht übel", aber in manchen Stellen fehlt noch die rechte Klarheit, verbessern Sie hier und da noch etwas." — Rougemont bringt seine neue Arbeit, und der Chef sagt wie das erste Mal: „Gut, ich werde es durchlesen." Bald läßt er ihn wieder rufen und macht neue Ausstellungen, diesmal nun die entgegengesetzten. — „Mein Lieber", sagte er zu ihm, „diesmal ist's freilich schon besser, aber Sie sind von einem Extrem ins andere gefallen — aus der Charybdis in die Scylla" setzte er, vergnügt über den Beweis seiner Gelehrsamkeit, hinzu. — „Ich habe hier und da mehr Deutlichkeit von Ihnen verlangt, heute muß ich an eben den Stellen über zu große Breite klagen. Uebrigens lassen sich die Veränderungen mit geringer Mühe anbringen, rücken Sie mehrere Sätze zusammen und ich habe fast nichts mehr an Ihrer Arbeit auszusetzen. Sie sehen ein, daß nicht die kleinste Nachlässigkeit darin bleiben darf, da sie wahrscheinlich der Polizei-Minister, vielleicht gar der erste Konsul zu sehen bekommt."

So war nun Rougemont zu einer dritten Bearbeitung seines Berichtes verurtheilt, und brachte ihn drei Tage darauf dem strengen Kritiker, der, nachdem er ihn wiederum genau durchgelesen hatte, unseren Freund mit Lobeserhebungen überhäufte. „Ganz gut so" sagte er zu ihm, „Sie hätten meine Anweisungen nicht besser benutzen können." — Da wußte sich Rougemont nicht mehr zu halten. „Mein Herr" sagte er, „es war immer derselbe Bericht, den ich die Ehre hatte, Ihnen zu überreichen." — Verlegen biß sich der Chef in die Lippen, ohne ein Wort zu sagen; aber nach einem Monat war Rougemont aus dem Büreau verabschiedet.

Es würde ein sehr interessantes Buch geben, wenn man in einer heiteren und lebendigen Sprache alle die kleinen Dramen zusammenstellte, die Rougemont aus dem Stegereife aufführte. Diese Art, sich zu amüsiren, ist jetzt etwas aus der Mode oder hat wenigstens einen anderen Charakter bekommen. In unseren Tagen sind die Mystificationen keine unschuldigen „kindlichen Scherze" mehr, das hat Alles einen großartigen Zuschnitt. Man sieht ehrbare Bürger jeder Art mit eben der Gefälligkeit unseren Spaßvögeln den Faden halten, als die guten Leute gethan hatten, die Rougemont einmal anführte, wie ich sogleich erzählen will.

Eines Morgens, es mag zwanzig Jahre her seyn, geht Rougemont in Gesellschaft zweier Freunde über den Pont-Neuf, der damals noch nicht, wie

heute, mit Wachen geziert war. Da kommt ihm plötzlich ein spaßhafter Einfall, an dessen Ausführung er sich sogleich macht. Ohne selbst seinen Freunden, die er zu unbewußten Theilnehmern seines Planes macht; ein Wort zu sagen, kauft er sich bei einem Krämer zwei Knäuel Bindfaden. So ausgerüstet, stellt er sich auf die Terrasse der Brücke neben die Statue Heinrich's IV. und fängt sein Manöore an. Einer seiner Begleiter nimmt das Ende des einen Knäuels und geht damit bis an die Ecke des Quais Conti und der Dauphine-Straße, der andere mit dem Ende des zweiten Knäuels über die Brücke bis zum Quai des Lunettes, Rougemont selbst hält die beiden anderen Enden, so daß auf zwei Punkten die Passage über die Brücke gehemmt ist. Fußgänger und Wagen bleiben vor dem Faden stehen, da Rougemont mit seiner imposanten Figur und seinem Kreuze der Ehrenlegion für einen Ober-Ingenieur gehalten wird, der eben eine Ausmessung vornimmt. Und wirklich mißt er mit dem größten Ernste die Entfernungen und nimmt auf Augenblicke die Fäden in den Mund, um sie aufzuzeichnen. Bald ist Rougemont von einer ungeheuren Menge jener glücklichen Neugierigen umringt, für die Alles ein Schauspiel ist.

Mit der größten Höflichkeit fragte er die Umstehenden, ob vielleicht Einer von ihnen die Güte haben möchte, einen Augenblick die Fäden zu halten, weil er sich mit seinen Gehülfen zu besprechen hätte. — Anstatt eines Einzigen, den er verlangte, boten sich ihm zehn mit der größten Bereitwilligkeit an, und derjenige, den er wählte, war nicht wenig durch diesen Vorzug geschmeichelt. Er hielt sich fast selbst für einen Ingenieur und ahnte nicht im Geringsten, was vorging. — Nachdem Rougemont so losgekommen war, ging er zu seinen beiden Freunden, erlöste sie auf dieselbe Weise, indem er auch hier die beiden Fäden zweien Gefälligen übergab, auf die er sich verlassen zu dürfen meinte. Darauf schlichen sich die drei Freunde in das Café Conti, von wo aus sie, zu ihrer größten Freude, beobachteten, wie die Menge um die ausgespannten Schnüre sich immer vergrößerte und ihre gefälligen Substituten noch eine gute halbe Stunde auf ihrem Posten aushielten. Nichts mag in der That komischer gewesen seyn, als die wachsende Unruhe derselben, als sie den Ingenieur immer noch nicht zurückkommen sahen, nachdem sie bereits über eine Viertelstunde gestanden und durch ihr Manöver die Passage aufgehalten hatten.

Nord-Amerika.

Skizzen aus dem Leben in Nord-Amerika.

IV. Die Dampfschifffahrt auf dem Missisippi und Ohio.

Auf nichts thut sich der Amerikaner mehr zu gut, als auf seine „schwimmenden Paläste"; aber man kann auch billigerweise nicht umhin, ihm hierin Recht zu geben. Die Dampfböte des Ostens sind schon in Rücksicht ihrer bequemen Einrichtung und gefälligen Bauart den Europäischen überlegen, und könnten als vollkommen betrachtet werden, wenn nicht die Fahrzeuge ihnen den Vorrang streitig machten, die auf dem Missisippi und Ohio die Verbindungen zwischen Pittsburg, St. Louis und New-Orleans unterhalten. Seit dem ersten bescheidenen Versuche, der im Jahre 1811 stattfand, hat ihre Zahl auf diesen Flüssen mit beispielloser Schnelligkeit zugenommen, so daß sie sich nunmehr auf wenigstens 400 belaufen soll. Sie messen von 100 bis 600 Tonnen und darüber und sind mithin von sehr verschiedener Größe, aber die Bauart bleibt sich bei allen ziemlich gleich, seitdem die alten Böte theils verunglückt, theils zusammengebrochen, theils endlich nach Texas verkauft oder zu Fluß-Gasthöfen *) eingerichtet worden. Die neueren, jetzt allein gebräuchlichen Dampfböte haben sämmtlich Maschinen mit hohem Druck und bestehen aus zwei Stockwerken. Das untere ist für die Mannschaft und die Deck Passengers bestimmt, welche ein sehr geringes Passagegeld entrichten, sich jedoch selbst beköstigen und beim Holzaufladen behülflich seyn müssen. Das obere Stockwerk oder die Kajüte ist höchst elegant eingerichtet; vorn befindet sich das Büffet, dann folgt die Herren-Kajüte (Gentlemen's cabin), die zugleich als Speisesaal dient, und das Hintertheil des Schiffs wird von der Damen-Kajüte eingenommen, deren Zutritt den männlichen Passagieren nur in dem Fall erlaubt wird, wenn sie dort Verwandte oder Angehörige haben, oder auch eine besondere Einladung erhalten. Ehedem waren die Schlafstellen offen und nur durch Vorhänge von dem Speisesaal geschieden; jetzt aber hat man an beiden Seiten des letzteren mehr oder minder geräumige Zimmerchen (state rooms) angebracht, wovon jedes gewöhnlich zwei Betten enthält, und die mit grünen Jalousieen versehen sind, um bei heißer Witterung die Luft frei zirkuliren zu lassen. Auf diese Art können die größeren Fahrzeuge 100 bis 120 Passagiere bequem unterbringen; dennoch ist bisweilen der Andrang so stark, daß man im Speisesaal temporaire Betten aufstellen muß.

Die besuchtesten Reiserouten sind: von New-Orleans nach Pittsburg (am Ohio) 2000 Meilen **), nach St. Louis (am Missisippi) 1200 M., nach Nashville (am Cumberland) 1300 M., nach Florence (am Tennessee) 1370 M., nach Little-Rock (am Arkansas) 940 M., und Tschula (am Yazoo) 600 M.; von St. Louis nach Cincinnati (am Ohio) 700 M., nach Prairie du Chien (am Missisippi) 500 M., nach Fort Leavenworth (am Missuri) 400 M. u. s. w. Diese weiten Räume werden in unglaublich schneller Zeit durchflogen; so fährt man von New-Orleans nach St. Louis bei günstigem Wasserstande nicht selten in vier Tagen, während vor Einführung des Dampfes diese Reise stromaufwärts zwei bis drei Monat dauerte. Der Preis ist mäßig (mit Beköstigung ungefähr 30 Dollars), und eine solche Reise bildet im einförmigen Leben des westlichen Ansiedlers eine angenehme Episode. Das Frühjahr oder der Herbst ist dazu der günstigste Zeitpunkt; im Winter wird man oft durch Treibeis, im Sommer durch das niedrige Wasser aufgehalten. Im letzteren Fall muß man seine Zuflucht zu kleineren Dampfböten nehmen, die alsdann von Passagieren überfüllt sind.

Beim Einschiffen auf einem der „floating palaces" — diese Benennung ist sehr passend, da auch das Schwert des Damokles nicht fehlt — trägt man zuerst Sorge, eine so weit als möglich von den Dampfkesseln entfernte Schlafstelle auszusuchen; erstens, um weniger von der Hitze zu leiden, zweitens aber der größeren Sicherheit wegen, da sich die Folgen einer Explosion oft nur auf die nächsten Umgebungen der Maschine erstrecken. Nach langem Harren ertönt die erste Glocke; die Passagiere eilen mit ihren Habseligkeiten an Bord; die zweite Glocke wird geläutet, und bei der dritten stößt das Dampfschiff majestätisch vom Ufer ab. Nach der ersten Aufregung fängt man an, unter der Reisegesellschaft Bekanntschaften anzuknüpfen; die Raucher treffen im sogenannten Gesellschaftssaale (social hall) zusammen, die Whistliebhaber setzen sich an den Kartentisch, für Freunde der Lektüre befindet sich auf vielen Böten eine Leihbibliothek und in der Damen-Kajüte steht ein Flügel, der indessen, da die Musik in diesem Welttheil noch nicht sehr in Aufnahme ist, meistens unbenutzt bleibt. Von New-Orleans bis Baton-Rouge, zum Theil auch bis Natchez, sieht man an beiden Ufern des Stroms niedliche Städtchen und schöne, wohlbebaute Baumwolle-Plantagen; von dort aber bis zur Mündung des Ohio fährt man an endlosen Wäldern entlang, deren Einförmigkeit nur von Zeit zu Zeit durch den Anblick neuangelegter Dörfer mit hölzernen, weiß bestrichenen Häusern, unterbrochen wird. Auf dieser Strecke beginnt der Dämon der Langeweile die Reisenden zu plagen; man zählt die Stunden seit der Abfahrt, äußert seine Unzufriedenheit mit dem langsamen Gang des Schiffs, das gegen einen 6 Meilen starken Strom nicht mehr als 9—10 Meilen die Stunde zurücklegt, und verspricht, sich bei nächster Gelegenheit einen „crack steamer" *) auszusuchen. Die einzige Abwechselung gewährt ein Wettlauf mit anderen Dampfböten, der bisweilen mit dem Auffliegen eines von ihnen endet, das Anstoßen gegen einen schwimmenden Baumstamm oder eine Sandbank, oder eine Störung in der Maschinerie, die fast auf jeder Reise stattfindet. Endlich gelangt man zur Mündung des Ohio; geht nun die Bestimmung nach St. Louis, so setzt man die Fahrt in nördlicher Richtung auf dem Missisippi fort — um Cincinnati und Pittsburg zu erreichen, biegt man dagegen rechts in den Ohio ein, dessen reizende Landschaften einen höchst vortheilhaften Kontrast mit den flachen Ufern des Missisippi bilden.

Die Schattenseite dieser großartigen Verbindungsmittel ist die damit verknüpfte Gefahr. Selten vergeht eine Woche, ohne daß Zufall oder Unvorsichtigkeit ein Unglück veranlassen. Wenn nur einige Menschenleben dabei eingebüßt werden, so macht dieses durchaus keinen Eindruck; nur eine Katastrophe wie die des „Ben Sherrod", wo 200, des „General Brown", wo 150, der „Moselle", wo über 100 Passagiere umkamen, bringt eine, bald vorübergehende, Sensation hervor. Aus solchen Unglücksfällen einen Schluß gegen den Nutzen der Dampfschifffahrt überhaupt zu ziehen, würde dem Amerikaner eben so wenig einfallen, wie er daran denken würde, dem Handel zu entsagen, weil die Kaufleute dem Bankerott ausgesetzt sind, und wenn man die Vortheile bedenkt, welche das ganze Land im Westen der Alleghanies aus dieser Erfindung gezogen hat, so wird eine solche Stimmung leicht erklärlich. Man vergleiche nur den Zustand desselben vor vierzig Jahren mit dem gegenwärtigen. Schon vor Ende des 17ten Jahrhunderts hatten die Franzosen, von Kanada aus, die ersten Niederlassungen in den jetzigen Staaten Illinois, Missuri und Indiana gegründet, und dazu äußerst günstige Lokalitäten, als St. Louis am Missisippi, Peoria am Illinois, Kaskaskia am Flusse gleiches Namens und Vincennes am Wabash, erwählt; dennoch betrug die Bevölkerung im Anfang dieses Jahrhunderts kaum 10,000 Seelen, während sie sich nach dem letzten Census auf mehr als eine Million beläuft. Die Hauptursache dieses frappanten Gegensatzes liegt in der durch die Gewalt des Dampfes erleichterten Communication. Vor seiner Einführung hatten die wenigen angebauten Punkte fast keine Verbindung unter sich, und die mächtigen Gewässer des Missisippi, des Ohio und des Missuri wurden nur von flachen Kähnen beschifft, die sich mit Mühe und Anstrengung den Strom hinauf arbeiteten. Vor vierzig Jahren war eine Flußreise von 1000 oder 2000 Engl. Meilen eine mit unglaublichen Strapazen verbundene Unternehmung; jetzt ist sie eine Spazierfahrt. Damals sah man auf den Fluthen des „Vaters der Ströme" und der „Belle Rivière" **) nur einige ärmliche Piroguen, und die unbedeutenden Französischen Forts bildeten kaum bemerkbare Punkte in der menschenleeren Wildniß; aber wie durch einen Zauberschlag hat sich die Scene verändert. Die Ufer des Ohio sind von der Vereinigung des Alleghany mit der Monongahela bis zu seiner Mündung mit Städten und Dörfern bedeckt, und auch die Wälder des Missisippi beginnen, sich allmälig zu lichten; von Tag zu Tage entstehen neue Niederlassungen, während die älteren mit reißender Schnelligkeit an Ausdehnung und Bevölkerung zunehmen. Nach wenigen Jahrzehnten wird der Westen die Hauptrolle in der Union spielen und der Sitz der Regierung von den Gestaden des Potomac nach der Gegend von Cincinnati oder St. Louis verlegt werden.

*) Alte Dampfboote werden mitunter am Ufer festgemacht und als Wirthshäuser benutzt, welches besonders in neuangelegten Städten der Fall ist, wo noch keine ordentliche Gasthöfe existiren. Das beste Hotel in der ganzen Republik Texas befand sich im J. 1839 auf einem solchen Schiffe, dem „Warsaw", im Hafen von Galveston.

**) Wo hier von Meilen die Rede ist, werden immer Englische gemeint.

*) A crack steamer ist ein durch schnelle Fahrten berühmtes Dampfboot, das jedoch meistens ein unglückliches Ende nimmt.

**) Missisippi (Meschasebeh) bedeutet in der Indianer-Sprache: Vater der Ströme oder der Gewässer, der Ohio heißt bei den Franzosen: la belle Rivière.

Mannigfaltiges.

— Lerour über Jean Paul, Börne und Heine. In Paris ist eine Sammlung der von Ludwig Börne in seinen letzten Lebensjahren zum Theil in beiden Sprachen und zum Theil bloß Französisch geschriebenen Aufsätze mit einer Einleitung von Cormenin und einer Lebensskizze Börne's erschienen.*) Es befinden sich darin die Philippiken gegen H. Heine und Wolfgang Menzel (le gallophobe), die Einleitung zu der Zeitschrift la Balance, welche Börne 1835 herauszugeben versuchte, und noch fünf andere Aufsätze, meist literarischen Inhalts. Pierre Lerour, der Alles mit Begierde ergreift, was seinem Gedanken einer innigen Vereinigung und gegenseitigen geistigen Durchdringung Frankreichs und Deutschlands entspricht, weist triumphirend auf Börne hin, der in seiner Einleitung zur Balance Worte ganz gleicher Tendenz ausgesprochen, — Worte, die jedoch 1835 ungehört in Frankreich verhallt sind, während sie jetzt bei allen Franzosen, die nicht den borrirten Gesichtskreis der Rheingränze haben und die seit kurzem immer zahlreicher zu werden beginnen, Wiederhall und Anklang finden.

Die Antipathieen Börne's und Heine's berührend, spricht sich Herr Lerour folgenderweise aus: „Der Dualismus in Deutschlands Literatur ist gewissermaßen in den beiden Schriftstellern repräsentirt, die wir in Paris näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Heine hat bis an die äußersten Gränzen den Skepticismus Goethe's getrieben, während Börne etwas von Schiller in seinen Adern hatte. Der Eine war in den Tempel Hegel's eingedrungen, und als er gewahrte, daß die Deutsche Philosophie sich schließlich zu einer Art von Fatalismus gestaltete, wagte er es zu sagen und uns Franzosen darauf hinzuweisen, daß wir den unsicheren Nachrichten, die uns Herr Cousin aus Deutschland mitgebracht und die dieser in ein mysteriöses Gewand gehüllt, wie es einst die Aegyptischen Priester mit ihrer Wissenschaft machten, keinen Glauben schenken sollten. Damit hat Heine der Philosophie nur einen Dienst erwiesen. Börne dagegen, der mehr Achtung für den Gang hatte, den die Vorsehung befolgt, wollte uns und sich selbst die Katastrophe verbergen, die den Glauben seines Deutschen Vaterlandes bedroht. Er schwärmte für die Zukunft, was sich mit der Achtung vor der Vergangenheit recht gut vereinigen läßt, und im Namen der Vergangenheit, im Namen der Zukunft, vertheidigte er den heiligen Schatz der Intelligenz, den Gott dem großen Deutschen Volk anvertraut hat. Der Hauptsache nach hatte er allerdings Recht: die Deutsche Wissenschaft wird und kann nicht mit dem Nichts endigen. Er hatte auch Recht mit Bezug auf die Zukunft: die Prolegomena des Volkes, das einen Leibnitz, einen Kant und so viele andere Denker hervorgebracht, das einen Schiller, einen Goethe und so viele andere Dichter erzeugte, haben eine große Bestimmung, einen hohen Endzweck. Aber Heine hatte seinerseits ebenfalls Recht mit Bezug auf die Gegenwart, so wie hinsichtlich der Form oder der Manifestation mancher neuern Erscheinung; er hatte Recht, sofern man die Zukunft ganz außer Acht läßt .... Darum war es Unrecht von Börne, mit Ironie oder bloß mit Ironie jenem humoristischen Spötter zu begegnen, den Edgar Quinet mit dem kleinen Teufel verglichen, der auf dem Straßburger Münster in Stein gehauen und der sich lustig zu machen scheint über alle die gravitätischen Figuren, die vom Boden unten bis zu ihm hinauf eine über die andere stehen und die von Stockwerk zu Stockwerk bis zu seinen Füßen sich erheben. Allerdings ist es Pflicht, diese gravitätischen Figuren gegen die Verspottung in Schutz zu nehmen, dieses ganze Deutschland zu vertheidigen, das durch eine Art diabolischer Ironie in eine Richtung à la Voltaire endigt; es ist Pflicht, die Vergangenheit zu vertheidigen, indem man sich die Zukunft reservirt; aber dazu fehlte es Börne an Kraft. Börne hatte sich zu viel in der mittleren Region der politischen Literatur bewegt; er vertheidigte die Vergangenheit mehr mit Gefühlen als mit Gründen, und die Gegenwart hat er nicht richtig zu würdigen vermocht."

In Widerspruch mit dieser Verweisung Börne's in die bloß politische Region sagt Herr Lerour an einer anderen Stelle, wo er von dessen den Manen Jean Paul's gesetztem Denkmal spricht: „Es scheint uns, daß sich Börne, seiner ganzen Natur nach, zu Jean Paul hingezogen fühlen mußte. Ihrem innersten Wesen nach waren sie einander sehr ähnlich. In demjenigen, was uns von diesen beiden edeln Schriftstellern zu lesen vergönnt war, haben wir weder die entschiedene Färbung des Philosophen, noch den bloßen Poeten oder Künstler angetroffen, sondern eine liebenswürdige Mischung, in welcher sich Philosophie und Poesie begegnen. Beide sind halb Denker und halb Dichter, komplizirte Naturen, in welchen der Enthusiasmus und die Reflexion um den Vorrang streiten, ohne daß jemals eine dieser beiden Eigenschaften wirklich vorherrscht und sich bis zu dem charakteristischen Standpunkt erhebt, dem das Genie dann unwiderruflich seinen Namen giebt. Ihre Art zu arbeiten deutet ebenfalls auf geistige Verwandtschaft. Ihre Schriften gehören keinem bestimmten Genre an; vielmehr gaben sie uns eine Vereinigung aller bekannten Genres; sie ließen ihrer Eingebung, ihrer Phantasie freies Spiel; die ruhige Composition in der Kunst kannten sie nicht; Jean Paul schrieb seine Romane ganz eben so wie Börne seine Briefe. — Aus allem diesen ist indessen eine wichtige Folgerung zu ziehen. Ist nicht Jean Paul der Deutscheste der Deutschen, und zwar so Deutsch, daß man ihn für unübersetzbar erklärt? Wie kömmt es nun, daß Börne, sein Seitenstück in so vielen Dingen und mit denselben komplizirten Eigenschaften begabt, nicht bloß übersetzbar ins Französische, sondern auch unserer Eigenthümlichkeit so sehr analog ist, daß er unter unseren Schriftstellern einen Ehrenplatz einnimmt? denn die vorliegenden, aus seiner Feder in Französischer Sprache geflossenen Schriften werden in unserer Literatur mitzählen. Ist dies nicht ein Argument und ein Symbol für die innige Vereinigung, die zwischen Frankreich und Deutschland stattfinden kann und stattfinden muß? Börne ist auf diese Art zu einem lebenden Beweise für die von ihm aufgestellte Thesis geworden; er hat durch sich selbst den edeln Gedanken verwirklicht, der ihm von der Jugend bis zum Tode das Herz bewegte."

*) Fragmens politiques et littéraires, par Ludwig Boerne.

Bibliographie.*)

Frankreich.

J. Cruveilhier Anatomie pathologique du corps humain, ou description et figures lithographiées et coloriées des diverses altérations morbides dont le corps humain est susceptible. Livr. 41 (u. letzte). Folio. Paris. 11 fr.

L. de Laborde Commentaire géographique sur l'Exode et les Nombres. Folio. Mit 10 Kart. 20 fr.

Les coutumes de Beauvoisis; par P. de Beaumanoir, jurisconsulte français du 13. siècle. Nouv. édition, publiée, d'après les manuscrits de la bibliothèque roy., par le comte Beugnot. 2 vol. 8. Paris. 16 fr. — Mémoires et lettres de Marguerite de Valois. (Vgl. Nr. 76 des Mag. Art. Frankreich.) Nouv. édition, revue sur les manuscrits des bibliothèques du roi et de l'arsenal, et publiée par F. Guessard. 8. Paris. 9 fr. — Zwei von der Société de l'Histoire de France herausgegebene Werke. Diese Gesellschaft wurde im J. 1834 gestiftet, und der von ihr herausgegebenen für die Geschichte Frankreichs wichtigen Werke ist bereits eine ziemliche Reihe. Unter ihren Mitarbeitern bemerkt man auch eine Mademoiselle Dupont, welche mit ungemeiner Sorgfalt die Herausgabe der Mémoires de P. de Fenin und der Mémoires de P. de Commynes besorgt hat. — Außerdem erscheinen im Namen der Gesellschaft ein Bulletin (seit 1834) und ein Annuaire historique (seit 1837).

G. Sand Oeuvres. Nouv. édition, revue par l'auteur et accompagné de morceaux inédits. (Tomes 1 et 2.) Indiana et Jacques. 12. Paris. 7 fr. (Vgl. Nr. 76 des Mag. Art. Mannigf.) — Der Verfasserin neuester Roman ist Horace (2 vol. 8.), welcher die Veranlassung zur Gründung der Revue Indépendante gegeben. — Von andern namhaften Romanschreibern erschienen in der letzten Zeit: H. de Balzac Mémoires de deux jeunes mariées. 2 vol. 8. — A. Dumas Aventures de Lyderic. 1 vol. 8. — C. P. de Kock Ce monsieur. 2 vol. — E. Sue Thérèse Dunoyer. 2 vol. 8. — F. Soulié Eulalie Pontois. 2 vol. 8.

Duranton Cours de droit français suivant le code civil. Tome 18. 2. édit. 8. Paris. 8 fr. 50 c.

A. Brierre de Boismont De la menstruation considérée dans ses rapports physiologiques et pathologiques. 8. Paris. 6 fr.

L'entrée du roy notre sire en la ville et cité de Paris. 18. Reims. — Histoire chronologique, pathologique du très-noble — pain d'épice de Reims. 18. Reims. — Les lépreux à Reims. 15. siècle. 18. Reims. — Mémoires de F. Maucroix, chanoine et sénéchal de l'eglise de Reims. 18. Reims. — Vier neue Publicationen der Société des bibliophiles zu Rheims.

Mémoires de l'Académie roy. des sciences de l'Institut de France. Tome 13. 4. Paris. 23 fr.

Papiers d'état du cardinal de Granvelle, d'après les manuscrits de la bibliothèque de Besançon. Publiés sous la direction de C. Weiss. Tome 3. 4. Paris, imprim. roy. 12 fr. (Vgl. Nr. 9 des Mag. Art. Spanien.) — Gehört zu der Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique, und zwar zur 1. Serie: Histoire politique.

de Santarem Recherches historiques, critiques et bibliographiques sur Amérie Vespuce et ses voyages. 8. Paris.

Statistique de la France, publiée par le ministre de l'agriculture et du commerce. Agriculture. Tomes 3 et 4. gr. 4. Paris, imprim. roy. 1841.

J. H. Schnitzler De la création de la richesse, ou des intérêts matériels en France. 2 vol. 8. Paris. 15 fr. — Ist die zweite Abtheilung von dessen Statistique raisonnée et comparée de la France und handelt im ersten Bande von der Production oder der Industrie, im zweiten Bande von der Circulation oder dem Handel in Frankreich. Die erste Abtheilung (intérêts moraux), ebenfalls in 2 Bänden, wird auch noch im Laufe dieses Jahres erscheinen und dann dies Werk die beste lesbare Statistik Frankreichs seyn.

Aeschyli et Sophoclis Tragoediae et fragmenta, graece et latine cum indicibus. Edid. E. A. J. Ahrens et L. Bouloew. 8. Paris., Didot. 15 fr.

C. Jacob Application de l'algèbre à la géométrie, suivie de la discussion des courbes d'un degré supérieur au second. 8. Mit 13 Kpft. Paris et Metz. 9 fr.

Chronique rimée des troubles de Flandre à la fin du 14. siècle, suivie de documens inédits, relatifs à ces troubles, publiés d'après un manuscrit de la bibliothèque de M. Dacos, à Lille; par E. Le Glay. 8. Lille. 6 fr. — In nur 100 Ex. gedruckt.

Leibnitz Oeuvres. Nouv. édit., collationnée sur les meilleurs textes, et précédée d'une introduction, par A. Jacques. Séries 1 et 2. 2 vol. 12. Paris. 7 fr.

F. A. Pouchet Recherches sur l'anatomie et la physiologie des mollusques. Livr. 1. 4. Mit 1 Kpft. Paris.

Les noëls bourguignons de B. de La Monnoye (Gui-Barôzai). Publiés pour la première fois, av. une traduction littérale en regard du texte patois, et précédés d'une notice sur La Monnoye et l'histoire des noëls en Bourgogne. Par F. Fertiault. 12. Mit Musikbeil. Paris. 3 fr. 50 c.

Blanqui Bibliographie des principaux ouvrages d'économie politique. 8. Paris. 5 fr. — Abdruck aus des Verf. Histoire de l'économie politique, in nur 20 Ex., von denen nicht ganz die Hälfte zum Verkauf bestimmt.

Amédée Thierry Histoire de la Gaule sous l'administration romaine. Tome 2. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

Mémoires de B. Barrère, membre de la constituante, de la convention etc.; publiés par H. Carnot et David. Tomes 1 et 2. 8. Paris. 15 fr. — Vorangeht eine Notice hist. sur Barrère, von Carnot, die auch besonders abgedruckt. Im Ganzen werden 4 Bände erscheinen.

Mexique et Texas. Documens officiels publiés par le Noticioso de ambos mundos, de New-York, du 2 avril. 4. 2 Bog. Paris. — Der Noticioso de ambos mundos scheint eine zu Neuyork in Spanischer Sprache herauskommende Zeitung zu seyn.

Nouvelle Bibliothèque bleue, ou légendes populaires de la France, précédées d'une introduction, par C. Nodier, et accompagnées de notices littéraires et historiques, par Leroux de Lincy. 12. Paris. 3 fr. 50 c. (Vergl. Nr. 65 des Magazins Art. Frankreich.)

Serre Traité sur l'art de restaurer les difformités de la face, selon la méthode par déplacement, ou méthode française. 8. Mit einem Atlas von 36 Kupft. 4. Montpellier. 17 fr.

J. C. Fulchiron (Deputirter des Rhone-Departem. u. sehr eifriger Katholik) Voyage dans l'Italie méridionale. Tome 2. Etats romains en 1841. 1. partie. 8. Paris.

Philostrati Epistolae quas ad codices recensuit et notis illustravit J. F. Boissonade. 8. Paris. et Lips. 6 fr.

L. de la Saussaye Numismatique de la Gaule narbonaise. 4. Mit 23 Kpft. Blois. 30 fr. — Hr. de la Saussaye (in Blois) erhielt die durch den Tod des berühmten Numismatikers Dupuet († d. 8. Mai 1842 zu Paris) erledigte Stelle in der Par. Akademie; M.'s Stelle an der Königl. Bibliothek erhielt Hr. Dumersan.

A. Saisset Histoire de la vie et des ouvrages de B. de Spinoza, fondateur de l'exégèse et de la philosophie modernes. 8. Mit Portrait. Paris. 7 fr. 50 c.

F. Magendie Recherches philosophiques et cliniques sur le liquide céphalo-rachidien ou cérébro-spinal. 4. Paris. 15 fr.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Encyclopédie des gens du monde. Tome 16. 2. partie (Leu—Lou). 5 fr.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Dieses Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 79. Berlin, Montag den 4. Juli 1842.

Arabien.

Beleuchtungen zur Lebensgeschichte des Averroes.

Aus hebräischen Quellen, von F. Lebrecht.

Die Königl. Bibliothek zu Berlin, welcher in der neuesten Zeit durch die Munifizenz unseres erhabenen Monarchen ein so großer Schatz Altindischer Handschriften zugewendet worden ist, hat vor kurzem auch in einem anderen Zweig der morgenländischen Literatur einen erfreulichen Zuwachs erhalten. Der verewigte Wilken schmückte seine letzten Tage noch mit dem Verdienste, die große Lücke, welche sich in der hebräischen Literatur fühlbar machte, zu vermindern. Kurz vor seinem Hinscheiden bewirkte er den Ankauf einer Sammlung rabbinischer Schriften von mehreren hundert Bänden, die aus der hinterlassenen Bibliothek des jüdischen Gelehrten J. Moser in die Buchhandlung Asher übergegangen war und worunter die werthvollsten Werke aus diesem Fache sind. Diese Erwerbung, welche freilich nur einen großen Anfang zur Ausfüllung jener Lücke gemacht, hat die Bibliothek mit den auserlesensten Werken *) für Bibelstudium, für Philosophie und Geschichte des Mittelalters und für Gesetzes- und Sittenkunde des Judenthums bereichert und hat für den Forscher des Mittelalters überhaupt den Zugang zu sonst sehr seltenen Quellen eröffnet. Auch mehrere vortreffliche Handschriften sind dabei, worunter einige Werke des Averroes, die sich meines Wissens auf keiner Deutschen Bibliothek befinden. Ich war beauftragt, diese Werke zu katalogisiren, und konnte mich bei der Arbeit nicht enthalten, manchmal wißbegierige Blicke in das Innere der Bücher, besonders der handschriftlichen, zu werfen, und hatte die Freude, manchen Fund zu machen, der später das Element zu größeren Ganzen über das Mittelalter werden könnte. Vorläufig bitte ich meine gebildeten Leser, die bescheidene Ausbeute nicht zu verschmähen, welche ich über Averroes gemacht zu haben glaube.

Wer ist aber Averroes? Sein Name prangt in allen Werken der Historie, jeder Geschichtsschreiber der Philosophie weiß von ihm zu erzählen, und tausend Conversations-Lexica sagen ihm: „Dignus, dignus es intrare in nostro docto corpore!" Allein gerade weil er so von Hand zu Hand ging, ohne daß eine einzige dieser Hände fähig war, die Quelle zu erreichen, ist er einer umlaufenden Münze gleich abgenutzt, entstellt, verstümmelt und geprägelos geworden. Von Leo Africanus, der so viel zu viel von Averroes weiß, bis auf Leo Hallenkis, der so viel zu wenig von ihm weiß, haben Alle, die von ihm gesprochen, gar keine Quellen oder nur die albernsten Klatschmärchen als Quelle benutzt. Leo Africanus, der, wie ein blindes Huhn, aus dem Miste Arabischer Schriftsteller Körner gepickt, aber stets nur die faulen gefunden hat, und der noch dazu manches Korn aus dem Misthaufen seiner eigenen Erfindung beigetragen haben mag, hat lange Zeit, wie so viele andere schlechte Geschichtskrämer, die vom Islam zum Christenthume übergegangen sind, als Orakel für die Geschichte berühmter Araber gegolten, bis Reiske zuerst ihn entlarvte und nach und nach auch Andere zeigten, daß er auf sehr wenig Vertrauen Anspruch machen kann.

Dennoch ließ man bis auf die neueste Zeit nicht ab, ihm alle Fabeln aus dem Leben Averroes' nachzuschreiben, obgleich Bayle in seinem historischen Lexikon sie schon lächerlich macht. Erst im Jahre 1840 sind zwei Gelehrte, unabhängig von einander, mit kurzen, aber beglaubigten Lebensbeschreibungen des Philosophen, die ganz aus dem Arabischen Schriftsteller Ibn Abu Osaibia geschöpft sind, hervorgetreten. Wüstenfeld in seiner „Geschichte der Arabischen Aerzte" und Pascual de Gayangos in seiner „History of the mohammedan dynasties in Spain, from the text of Al-Makkary" haben, der Erstere einen Auszug, der Zweite eine vollständige Handschrift von Ibn Abu Osaibia's berühmtem Werke: „Lebensbeschreibungen der Arabischen Aerzte" vor sich gehabt; und dieser Araber lebte kurz nach Averroes, war selbst ein gelehrter und geschätzter Arzt und zeichnet sich durch eine bei den Arabern seltene Unparteilichkeit und Freimüthigkeit aus.

Aber auch er hat manche Unrichtigkeit aufgenommen, und es kann erst mit ihm als Grundlage und durch Vergleichung anderer beglaubigter Dokumente, vorzüglich aber durch eine fleißige Lektüre der Werke des Averroes, die Aussicht auf eine kritische, von allen Fabeln gereinigte Lebensbeschreibung des berühmten Mannes gebildet werden, den man den letzten der Philosophen bei den Arabern nennen könnte. Unsere Materialien zu einer solchen sind nicht unbedeutend, aber sie sind noch nicht so zur Ordnung gereift, daß wir einen Versuch damit vor dem Publikum wagen dürften. Vielleicht aber könnte die Beleuchtung einzelner Punkte die Theilnahme gelehrter Leser für sich gewinnen und ich durch begründeten Beifall oder begründeten Widerspruch zu einer umfassenden Arbeit aufgemuntert werden, nachdem ich eben durch solche vor den Augen des Publikums gemachte Versuche mich meines Gegenstandes noch tiefer und allseitiger bemächtige.

Erste Beleuchtung.

Averroes' Verbannung unter die Juden.

In den besten Werken findet man mit aller Breite die tragische Behandlung ausgemalt, welcher der Philosoph von seinem König unterworfen ward, weil er Philosoph war, der König aber keine Philosophen, sondern fromme Leute in seinen Staaten haben wollte. Er wäre, erzählt man, nach der Judengasse in Cordova verbannt worden, dort hätte er unter den Juden leben müssen, wo sich aber Moses Maimonides, sein Schüler, edelmüthig seiner angenommen, wäre sodann von den Kindern mit Steinen geworfen worden, als er sich aus der Judengasse herausgewagt, und hätte nach Fez fliehen müssen, wo ihn Gefängniß und eine muhammedanische Inquisition erwarteten. Hier lassen ihn einige Historiker öffentlich seine Ketzereien widerrufen, einige stellen ihn im Halseisen vor die Moschee, wo ihm alle Gemeindeglieder ins Gesicht spucken; andere grausamere Geschichtschreiber lassen ihn rädern, während noch andere ihn begnadigen und im Gefängniß sterben lassen. Von diesem Allen ist nur so viel wahr, daß Averroes wegen seiner Aristotelischen Philosophie in Untersuchung kam und mit mehreren anderen Leidensgenossen drei Jahre lang vom Hofe des Almanzor verbannt wurde, und zwar nach einem ihm angewiesenen Orte.

Wie hieß aber dieser Ort? war es wirklich die Judengasse? Den Ort nennt uns Ibn Abu Osaibia und zwar verschieden bei Wüstenfeld und Pascual de Gayangos, aber in beiden, nach meiner folgenden Vermuthung, falsch. Doch zuerst von der zweiten Frage, die mit der ersten genau zusammenhängt.

Nach dem Berichte des berühmten jüdischen Geschichtschreibers Abraham ben David (gewöhnlich Abraham ben Dior) wohnten unter der Herrschaft der Mohaden keine Juden und keine Christen in Andalusien. Dies scheint zwar Uebertreibung, aber es ist gewiß, daß unter dem ersten König aus der Dynastie der Mohaden unter Abdalmumen, um 1160 (wo Abraham ben Dior schrieb), die Juden zum größten Theil ausgewandert waren. Schwerlich aber gab es noch 1195, wo die Strafe über Averroes verhängt wurde, in Cordova Synagogen, obgleich einige Judenfamilien dort gewohnt haben mögen. Daß man ihn also zwingen wollte, unter den Juden zu leben, und zwar in Cordova, ist sonach falsch; es wäre höchstens noch die Annahme möglich, man habe ihn in das öde verlassene Judenquartier verbannt, um dort in der Einsamkeit über seine philosophischen Verbrechen nachzudenken. Aber man wird weiter finden, wie überhaupt die Sage von der Judengasse entstanden ist.

Wenn in Cordova keine Juden um jene Zeit waren, so war auch Averroes' edler Freund Maimonides nicht da. Hier könnte man mir jedoch entgegnen, daß nach dem Berichte mehrerer Arabischen Geschichtsschreiber Maimonides ja öffentlich sich zum Islam in Spanien bekannte. Allein abgesehen davon, daß dieses Geschichtchen der Araber aus dem Leben Maimonides eben so viel Werth hat, wie die Wundergeschichten der Juden, so ist es jedem auch nur oberflächlich in das Leben dieses Mannes Blickenden bekannt, daß er schon 1165 nicht mehr in Spanien war und von 1169 bis zu seinem Tode Aegypten, wo er Leibarzt Salaheddin's und seiner Söhne war, nicht verließ. Ob Maimonides der Freund, der Schüler des Averroes war, ob sie sich überhaupt persönlich kannten, ist noch die Frage. Gewiß aber ist, daß Maimonides, der so viele Arabische Philosophen und so oft in seinem More Nebuchim anführt, von Averroes schweigt und nur einmal, in einem noch dazu verdächtigen Anhang seiner Briefe, von dem Kommentare des Averroes zu Aristoteles spricht. Hielten wir diesen Ausspruch für echt, so würden wir ihn gerade zu einem Beweise geeignet finden, daß Averroes weder Lehrer noch Freund des Maimonides war. Uebrigens kann jeder Bewunderer des Maimonides diesen angeblichen edlen Zug gegen Averroes aus seinem Charakter streichen, ohne ihm in der Meinung der Nachwelt zu schaden. Maimonides' Charakter ist so voll von hochherzigen Zügen, daß der besagte und noch viele andere weggestrichen werden können, ohne eine Blöße zurückzulassen.

Ich habe bisher die große Unwahrscheinlichkeit gezeigt, daß in Cordova ein von einer jüdischen Gemeinde bewohnter Stadttheil damals existirte; ich gehe jetzt dem Lügenberichte näher zu Leibe, indem ich aufgefunden zu haben

*) Wilken hat das ganze ihm eingereichte Verzeichniß dem berühmten Literarhistoriker Zunz vorgelegt, und nach dessen Auswahl sind die Bücher der Königl. Bibliothek einverleibt worden.

glaube, wie er nach und nach entſtanden iſt. Hören wir zuerſt Wüſtenfeld in ſeinem angeführten Werke Nr. 191:

„Mit Mühe entgingen ſie (Averroes und ſeine Mitangeklagten) dem Tode und wurden nach el-Neſâba verbannt, einem Orte in der Nähe von Cordoba, wo nur Juden wohnten.“ So die von Wüſtenfeld benutzte Handſchrift des Ibn Abu Oſaibia XIII, 67.

Wenn dieſer Araber, der ſo leicht nichts aus der Luft greift, behauptet, in der Stadt el-Neſâba haben damals nur Juden gewohnt, ſo iſt das freilich ein unwillkommener Strich durch die Rechnung, die ich oben von der Statiſtik der Juden in Andaluſien unter den Mohaden gemacht habe. Jedoch derjenige, welcher die Schreib- und Druckfehler erfunden hat, bedachte auch mich, und ich könnte, um meine Behauptung zu retten, ohne Umſtände mich unter ſeinen Schutz ſtellen, wäre ich nicht zu ſtolz, ihm mein Heil zu verdanken. El-Neſâba iſt nämlich ein Schreibfehler in der Handſchrift Wüſtenfelds; wäre es aber das nicht, und Ibn Abu Oſaibia erſchiene jetzt in ſeiner Verklärung, um die Orthographie des Namens zu ſchützen, ſo würde ich ihm in aller Ehrfurcht ſagen: „Verklärter Herr! ich bin mit der Topographie Cordova's und ſeiner Umgegend zur Zeit der Mauren ſo ziemlich bekannt, aber ein el-Neſâba weiß ich nicht.“

Mit Nichtwiſſen jedoch kann man weder Städte zerſtören, noch aufbauen: ich werde daher Ibn Abu Oſaibia mit ihm ſelber vergleichen, indem ich ihn durch eine andere Handſchrift ſprechen laſſe. Bei Pascual de Gayangos nämlich (Appendix XIX) erzählt er ſo: „Einige Zeit nachher ward Almanzor gegen Averroes ſehr aufgebracht, und er ließ ihn nach Allſalah, اليسالة, verbannen, einer Stadt nahe bei Cordova, die früher von Juden bewohnt war (a town close to Cordova formerly inhabited by Jews).“

Durch dieſe Variante haben wir ſchon einen ſtarken Fortſchritt auf dem Wege zur Ermittelung des Wahren gemacht. Bei Wüſtenfeld heißt es nur „einem Orte“, und es wäre einem Gegner noch zu ſagen erlaubt, daß el-Neſâba etwa ein großes Dorf war, aus den 3000 großen Dörfern, die ſich in der Blüthezeit Cordova's wie Töchter und Enkelinnen um die Mutterſtadt lagerten. Aber hier heißt es ausdrücklich „einer Stadt“, und eine Stadt in der Nähe Cordova's mit dem Namen Allſalah giebt es eben ſo wenig wie eine mit dem Namen el-Neſâba. Daß ich das „formerly“ nicht unbenutzt laſſen werde, verſteht ſich von ſelbſt. Um aber der Vermuthung vorzubeugen, als könnte der Stadttheil, wo die Juden wohnten oder wo ihre Synagogen und Schulen waren, den Namen el-Neſâba oder Alifalah gehabt haben, bemerke ich noch, daß das Judenquartier eine Vorſtadt von Cordova bildete und bab-al-Jehudi hieß, ſo wie das Thor ſelbſt, welches von der inneren Stadt dahin führte. Letzteres war jedoch eifrigen Moslems ein Aergerniß, und man nannte das Thor mit einer leichten und witzigen Veränderung bab-al-hodi, d. h. „das Thor des guten Wandels“, oder „porta directionis“, oder geradezu „Koransthor“. Die genannte Vorſtadt lag im Norden, nicht weit von der berühmten Aſſafa. Zwiſchen beiden lag noch Mesged-omm-Moslema. Dieſe drei Vorſtädte nahmen die ganze Nordſeite ein, während auf der Oſtſeite ſieben, auf der Weſtſeite neun Vorſtädte lagen. Im Süden trat die Stadt bis an den Strom, auf deſſen linkem Ufer aber wieder zwei ſehr große Vorſtädte lagen.

Bevor ich meine Anſicht über die Verbannungsſtadt des Averroes ausſpreche, muß ich Folgendes erzählen: „Unter den werthvollen Büchern, die an die Königliche Bibliothek auf die oben angeführte Weiſe gekommen ſind, befindet ſich eines mit Namen „Jedah Laderech“ (sabionetae), welches in der Mitte des 14ten Jahrhunderts in Spanien von einem berühmten Rabbinen Menachem ben Serach geſchrieben wurde. Dieſes Werk, welches größtentheils über den Ritus der Juden handelt, hat auch eine literarhiſtoriſche Einleitung. In dieſer nun, Fol. 15, wird von einer berühmten Hochſchule der Stadt Aliſana geſprochen, wobei der Verfaſſer Folgendes ſagt: „Und es war dieſe Stadt ganz von Juden (bewohnt). Und wir haben eine Ueberlieferung, daß ſie von den Entkommenen (Schweriih) aus den Erulanten Jeruſalems ſind, die die Stadt erbaut und ſich dort niedergelaſſen haben.“

Was Menachem über Gründung und Koloniſirung der Stadt Aliſana ſagt, giebt er ſelbſt nur als aus alter Tradition geſchöpft an. Nicht ſo das Vorhergegangene, daß ſie ganz von Juden bewohnt wurde. Für dieſe Angabe giebt es aber auch andere beſtätigende Data, wenigſtens ſolche, welche darthun, daß Aliſana die größte Gemeinde im 11ten und 12ten Jahrhundert war. Der berühmte Talmudlehrer, Rabbi Iſaac Alfaſi*), zog aus Nord-Afrika nach Andaluſien, beſuchte anfangs Cordova, fand es aber für ſeine Zwecke nicht geeignet und ging nach Aliſana, welches durch ihn zur erſten Hochſchule der Welt wurde und die jüdiſche Bevölkerung noch mehr hob. Und als der mächtige Juſuf ben Taſchfin die Juden ſeiner Staaten zum Islam bekehren wollte (1106—7), wandte er ſich mit ſeiner Aufforderung an die Gemeinde von Aliſana, die aber ſeine Räthe zur Zurücknahme der Aufforderung bewog.

Der Leſer wird nun errathen haben, wohin ich mit der Epiſode aus dem Jedah Laderech wollte. Dieſes Aliſana heißt bei den Arabern eben ſo اليسانة, woraus die Spanier Lucena gemacht haben. Der Schreibfehler النسابة, el-Neſaba bei Wüſtenfeld, und اليسالة, Alifala bei Pasc. d. G., aus dem gewiß richtigeren اليسانة iſt ein ſehr leichter, und diejenigen, welche andere Handſchriften des Ibn Abu Oſaibia vergleichen können, werden vielleicht in einer die richtige Lesart finden, und die der künftige Herausgeber des Werkes berückſichtigen muß, ſelbſt wenn alle Handſchriften dagegen ſind. Lucena liegt wenige Meilen ſüdlich von Cordova und iſt durch mehrere Treffen zwiſchen den Chriſten und Mauren berühmt. Zur Zeit der Ungnade des Averroes war es verödet, da ſeine jüdiſchen Einwohner vertrieben waren, eine neue Bevölkerung aber ſich nur ſchwach einſtellen konnte, da wegen der unaufhörlichen Bürgerkriege und wegen des Vertilgungskrieges gegen die Chriſten die Einwohner Spaniens täglich mehr dezimirt wurden.

Wenn es mir in den Augen des Leſers gelungen iſt, den richtigen Namen des Verbannungsortes herzuſtellen, ſo darf ich auch hoffen, daß man mir beiſtimmen wird, wenn ich vermuthe, daß das, was von den Juden des Ortes bei den Arabiſchen Erzählern geſagt wird, dem Märchen von der Judengaſſe und Maimonides die Entſtehung gab. Der erſte Schriftſteller nannte getreulich die Stadt und ſagte, daß „früher“ nur Juden darin wohnten; der zweite ließ das „früher“ weg; der dritte auch den Namen der Stadt, und der vierte machte die Judengaſſe von Cordova daraus. Sonſt iſt vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur ein Schritt, Leo Africanus mit ſeinen Getreuen machten umgekehrt vom Lächerlichen der Judengaſſe und den Steinwürfen der Buben nur einen Schritt zum erhabenen Maimonides, der damals, mit Ruhm und der Gunſt ſeines Fürſten gekrönt, in Aegypten und ſchon an 40 Jahre fern von Cordova lebte.

*) Auch das Werk dieſes Mannes (Halacholh) iſt in der ſchönen Amſterdamer Ausgabe bei der neuen Acquiſition der Bibliothek.

Frankreich.

Deſtutt de Tracy.

(Schluß.)

Wenn auch aus dem Inſtitute verbannt, ſetzte er doch ſeine Arbeiten fort. Durch Uebertragung ſeiner Lehre auf den Ausdruck der Ideen kam er auf ſeine „allgemeine Grammatik“ und ſeine „Logik.“ Seine Abhandlung über den Willen umfaßte zugleich die politiſche Oekonomie, in welcher er ſich zu den Grundſätzen Smith's bekannte, und in welcher er den Werth der Arbeit, die Theorie der Münzen, die Natur und den Einfluß der Abgaben ſehr ſcharfſinnig würdigte. Im Jahre 1806 verfaßte er ſein letztes Werk, welches ſeine politiſchen Anſichten enthielt, aber damals nicht erſcheinen konnte.

Dieſes Buch war ein Kommentar des großen Werks, das ſein Schöpfer in einer Anwandlung gerechten Stolzes proleın sine matre creatam nannte, und von dem Voltaire, der Seinesgleichen nicht gern ſchmeichelte, ſagt, „Monteſquieu habe in demſelben dem Menſchengeſchlechte ſeine natürlichen Rechte, die es verloren gehabt, wiedergegeben.“ Bei der Kommentirung des „esprit des lois“ nahm Tracy ſeinen Ausgangspunkt viel mehr von der reinen Vernunft als von der praktiſchen Erfahrung. Er ſetzt hier zugleich ſein eigenes Syſtem aus einander. Nach ihm giebt es nur zwei Arten von Regierungen: die allgemeinen und die beſonderen Regierungen. Die beſonderen ſind auf die particulairen Intereſſen gegründet, die allgemeinen haben als Entſtehungsgrund den Willen und als Zweck das Intereſſe Aller. Da der Menſch ein geſelliges Weſen iſt und in der Vereinigung mit Seinesgleichen nichts an Freiheit verliert und viel an Kraft gewinnt, ſo iſt, ſeiner Anſicht nach, die menſchliche Geſellſchaft in fortwährender Entwickelung nach den Geſetzen der Vernunft begriffen. Demgemäß giebt er eine Geſchichte und eine Theorie der Geſellſchaft. Die Geſchichte zeigt ihm drei Stufen der Civiliſation, denen drei Regierungsformen entſprechen. Auf der erſten Stufe ſtehen die reine Demokratie und der unbeſchränkte Deſpotismus; dieſelben ſind unförmliche Skizzen einer beginnenden geſellſchaftlichen Ordnung. Auf der zweiten Stufe ſtehen die Ariſtokratie und die Monarchie, welche mehr Bildung unter den Privatleuten, mehr Mäßigung in den Geſetzen und weniger Strenge in den Strafen zulaſſen. Auf der dritten Stufe ſteht die Repräſentativ-Regierung unter einem oder mehreren Häuptern, die vollkommene Regierungsform, welche aus dem allgemeinen Willen entſpringt und auf ihn gegründet iſt, die zum Prinzip die Vernunft und als Mittel die Freiheit hat, die als Zweck das Glück erſtrebt, und wo die Führer des Staates Diener der Geſetze ſind.

Für dieſe Regierungsform giebt er ſeine Theorie, welche das abſolute Recht ſo zu organiſiren ſucht, daß Alles vermieden würde, was ſo vielen bisherigen Conſtitutionen den Untergang gebracht hatte. Tracy trennt die verſchiedenen Gewalten und beruft zur Theilnahme an ihrer Uebertragung alle Bürger, indem er ihnen das Recht ertheilt, die Wähler zu wählen, welche die Beamten ernennen. Die geſetzgebende Gewalt vertraut er einer zahlreichen Verſammlung von Repräſentanten, die in Sectionen zerfallen, ſich theilweiſe erneuern und wollen innerhalb der Verfaſſung; die vollziehende Gewalt überträgt er einem Kollegium einiger Staatsmänner, welche ſie nur zeitweiſe üben und handeln für Alle in den Gränzen des Geſetzes. Ueber dieſen beiden Körperſchaften ſteht eine dritte, welche zum Erhalten beſtimmt iſt. Sie beſteht aus Männern, die durch das Alter und die Erfahrung gereift ſind, und hat die Aufgabe, die geſetzgebende Verſammlung von Verletzung der Verfaſſung durch ihre Geſetze und das vollziehende Kollegium von Verletzung der Geſetze durch ſeine Handlungen abzuhalten. Sie verifiziren die Wahlen, richten die Verbrechen gegen den Staat und ſind das oberſte Gericht für die Beamte, welche ſie abſetzen können.

Die Verfaſſung ſelbſt ſoll aber den Entwickelungen der Geſellſchaft folgen und ſich ihren Veränderungen anbequemen, um von Zeit zu Zeit die unterbrochene Harmonie zwiſchen der alten Regel und den neuen Bedürfniſſen wiederherzuſtellen. Wer ſoll aber ändern? Hier verbindet Tracy die Vergangenheit mit der Zukunft auf eine ſinnreiche Weiſe, durch Zuſammenberufung eines

Konvents, dessen einziger Zweck ist, den gesellschaftlichen Kontrakt zu revidiren. Er glaubte so die National-Souverainetät in ihrer ganzen Ausdehnung organisiren zu können, ohne zur Verwirrung zu kommen, die Gewalten vollständig trennen zu können, ohne sie gegen einander aufzureizen, und das Grundgesetz revidiren zu können, ohne zu einer Revolution seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Das Werk hatte übrigens ein merkwürdiges Schicksal. Da es in Frankreich nicht gedruckt werden konnte, schickte er es jenseits des Meeres an seinen Freund Jefferson. Dieser übersetzte es selbst ins Englische. In Frankreich erschien es erst im Beginn der Restauration.

Nach dem Tode seines Freundes Cabanis wurde er zu dessen Nachfolger in der Académie française gewählt. Doch beschränkte er sich von jetzt an nur auf die strenge Erfüllung seiner Pflichten. Von dem Sturze des Kaisers erwartete er die Rückkehr der Freiheit; indem er für seine Absetzung stimmte, hatte er geglaubt, für die Ideen der konstituirenden Versammlung zu stimmen. Als er zum Mitgliede der Pairs-Kammer ernannt wurde, erhob er sich gegen die wüthende Reaction von 1815 und weigerte sich, an den politischen Prozessen Theil zu nehmen.

Unterdeß schien aber auch die Theorie, der er sich angeschlossen, sich ihrem Ende zu nähern. Gassendi und Hobbes hatten sie ohne Erfolg dem 17ten Jahrhundert dargeboten; in England wurde sie hierauf zum Gebrauch des 18ten Jahrhunderts erneuert, welches das Bedürfniß der Analyse hatte; nach dem Kontinent kam sie durch Voltaire, wo sie Condillac in ein System brachte und Helvetius sie populair machte; Saint-Lambert und Volney verbreiteten sie in Form von Katechismen; hierauf stützte sie Cabanis auf die Physiologie, und Garat und Laromiguière wurden ihre geistvollen Apostel; Tracy endlich vervollständigte die Lehre, welche der philosophische Glaube eines ganzen Jahrhunderts gewesen war und demselben zwar beschränkte, aber energische Ideen und hochherzige und kühne Empfindungen gegeben, in allen ihren Theilen und trieb sie zu ihren äußersten Konsequenzen; aber nun war sie erschöpft, sie konnte nicht mehr den geistigen Bedürfnissen genügen und die unersättliche Wißbegierde des Menschengeschlechts nicht mehr aufhalten. Auch war schon zu Tracy's Zeit eine neue Bahn in der Philosophie gebrochen worden, Kant, den Tracy zu widerlegen versuchte, hatte die inneren Gesetze des menschlichen Geistes einer tiefen Analyse unterworfen und die Grundgesetze der Moral wiederhergestellt. Zugleich hatte Reid die Thätigkeiten der Seele beobachtet und sie an thätige Aeußerungen geknüpft, welche aber so verschieden von den Gefühlen waren, wie Kant's Formen der Vernunft sich von den äußeren Gegenständen unterschieden, die erst von jenen ihre Regel und ihr Gesetz empfingen. Während der Spiritualismus in ganz Europa triumphirte und die unbeugsame Regel der Pflicht an die Stelle der zweideutigen Moral der Nützlichkeit setzte, begann zugleich die alte Lehre in Frankreich zu wanken. Cabanis, eine ihrer festesten Stützen, gab sie auf, indem er, anstatt das Leben zum Resultate der Organisation und den Gedanken zu einer rein mechanischen Thätigkeit des Gehirns zu machen, beiden die Seele zum Prinzip und zum Grunde gab. Zugleich wurde sie durch Laromiguière und Maine de Biran modifizirt. Royer-Collard griff sie kräftig an, und wenn er auch kein neues System begründete, so bereitete er doch eine Revolution vor. Der Eklekticismus trug endlich in Frankreich vollständig den Sieg davon.

Tracy war indeß zu sehr von der Wahrheit seiner Ansichten überzeugt, um sich von diesen Neuerungen im mindesten erschüttern zu lassen. Er blieb seinen Theorieen unverbrüchlich getreu; er glaubte, daß die Menschheit einer vorübergehenden Verirrung unterliege und wieder zur Wahrheit zurückkehren werde. Im Jahre 1832 wurde er der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften wiedergeschenkt, aber er erschien nur einmal in ihren Sitzungen. Zu seinem philosophischen Kummer kam allmälig auch noch körperliche Schwäche; er starb den 9. März 1836 im Alter von 82 Jahren.

Sein Charakter, um doch auch von diesem ein Wort zu sagen, war ein redlicher und wahrer. Er war frei von jeder Uebertreibung, ausgenommen vielleicht nur den Abscheu gegen jede Lüge. Seine außerordentliche Höflichkeit war mit dem Bestreben gemischt, solchen Leuten zu mißfallen, die er nicht schätzte. Er konnte in eben so hohem Grade zurückstoßen wie liebenswürdig seyn. Man nannte ihn deswegen Tétu de Tracy, und er hörte diesen Namen gern. In seiner äußeren Erscheinung zeigte sich ein merkwürdiger Gegensatz demokratischer Einfachheit und feudaler Manieren; in diesen war er hinter seinen Ideen zurückgeblieben. Sein aufbrausender Muth hatte sich im Laufe der Zeit etwas abgekühlt, ohne ihn indeß sehr vorsichtig zu machen. Fast ein Jahr lang litt er an völliger Blindheit; da ihm dieser Zustand unerträglich wurde, entfernte er sich eines Morgens heimlich aus seiner Wohnung in der Straße Anjou-Saint-Honoré und begab sich in einem Fiacker nach dem Arsenal, wo ein berühmter Augenarzt wohnte. Er ließ sich operiren und kehrte mit verbundenen Augen nach Hause zurück. Da er nicht die gehörigen Vorsichtsmaßregeln beobachtete, so wurde er nicht vollständig wieder sehend. Ferner trieb ihn die Neugierde in einem Alter von 76 Jahren in die Straßenkämpfe der Juli-Tage. Tracy hatte viele Freunde und benahm sich gegen sie auf die edelste Weise. Hier nur ein Beispiel. Als im Jahre [illegible] der Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausbrach, verlor der Akademiker Bitaubé eine Pension von 2000 Thaler, die er seit der Zeit Friedrich's II. bezogen hatte. Als Tracy dies hörte, begab er sich zu ihm und sagte: „Mein theurer Kollege, ich weiß, daß Ihre Pension jetzt suspendirt ist; erweisen Sie mir den Gefallen, mich während des Krieges zu Ihrem Banquier zu machen." Herr von Tracy war mit einem Worte nicht bloß Philosoph, sondern auch ein guter Bürger und vortrefflicher Mensch.

Mignet.

Nord-Amerika.

Der Ursprung der rothen Menschenrace, nach den Sagen und Ueberlieferungen der Indianer.

Der Ursprung und die frühere Geschichte der einst so zahlreichen Volksstämme, die sich bei der ersten Erscheinung der Europäer an den Gestaden der neuen Welt im Besitze des ungeheuren westlichen Kontinents befanden und im Laufe unbekannter Jahrhunderte auf dem ganzen Raume von der Beringo-Straße und der Baffins-Bai bis zur äußersten Spitze des Feuerlandes ausgebreitet hatten — dieser Gegenstand, der schon die Aufmerksamkeit des Columbus, Peter Martyr's und ihrer Zeitgenossen beschäftigte und sie mitunter zu den abentheuerlichsten Vermuthungen veranlaßte, ist seitdem von ausgezeichneten Ethnographen und Philologen aller Nationen mit besonderer Vorliebe behandelt worden, wobei sie sich jedoch zum Theil auf mangelhafte Angaben stützten, die sie zu einer Menge widersprechender Theorieen hinrissen. Ihre Forschungen wurden in der neuesten Zeit mit vervorpelter Thätigkeit fortgesetzt und haben zu Resultaten geführt, welche zuweilen den gewagten Hypothesen älterer Schriftsteller eine faktische Grundlage verleihen, während nicht selten der helle Lichtstrahl, der in die bisher unergründete Dunkelheit der Amerikanischen Vorzeit geworfen wird, den Anstoß zu neuen, fast eben so gewagten Schlüssen und Folgerungen giebt. So haben die von Rafn herausgegebenen Denkschriften die oft bezweifelte Thatsache bestätigt, daß die nordöstlichen Ufer der jetzigen Vereinigten Staaten schon im 10ten und 11ten Jahrhundert von kühnen Normännischen Seefahrern besucht wurden, deren Beschreibung des von ihnen entdeckten Landes sowohl mit den Berichten späterer Reisenden, als mit dem heutigen Zustande dieser Gegenden auf eine überraschende Weise übereinstimmt; so hat Stephens höchst merkwürdige Schilderungen der Ruinen und Monumente Central-Amerika's geliefert, die als Spuren einer untergegangenen Civilisation das Interesse des ganzen gebildeten Publikums erregten und deren Verzweigungen man auch weiter nördlich, sogar bis Illinois und Missuri hinauf, gefunden haben will; so hat Morton die Schädel der verschiedenen Indianer-Racen unter sich verglichen und das Ergebniß daraus abgeleitet, daß sie alle einem Urtypus zugehören; während uns Catlin ein lebhaftes Bild derjenigen unter diesen Völkerschaften giebt, die, fern von dem entsittlichenden Einfluß der Weißen, ihre Nationalsitten und Gebräuche in ursprünglicher Reinheit beibehalten haben, und Stone in seiner Biographie Sa-go-je-wat-ha's (Red-Jacket's) ein trauriges Beispiel der moralischen und physischen Vernichtung zeigt, unter welcher die unglücklichen Aboriginer seit dem Augenblick dahinschwanden, wo die unerbittlichen Puritaner, das Schwert in der einen, die Bibel in der anderen Hand, an der Küste von Massachusetts landeten. Diesen Werken schließen sich zwei vor kurzem in New-York erschienene Schriften an, deren Inhalt ihrer Wichtigkeit wegen eine Notiz verdient und wovon wir daher, mit Benutzung der Londoner Monthly und Bostoner North American Review, eine gedrängte Uebersicht folgen lassen.

Wir fangen mit den Oral Tales (Mündlichen Ueberlieferungen zur Charakteristik der Nord-Amerikanischen Indianer) an. Der Verfasser oder Uebersetzer dieser Sagen, Herr Schoolcraft, ist der gelehrten Welt bereits durch seine früheren literarischen Arbeiten bekannt. Er war viele Jahre lang Chef des Indianischen Departements im Gouvernement der Vereinigten Staaten und hatte in seiner offiziellen Stellung vielfache Gelegenheit, eine genauere Bekanntschaft mit dem eigentlichen Wesen der sogenannten Wilden zu erlangen, die durch seine Heirat mit einer Dame von Indianischer Herkunft noch vermehrt wurde. Sie betrachteten ihn, so zu sagen, als ihren Landsmann und bewiesen gegen ihn ein Vertrauen und eine Offenheit, denen sie sich, durch schmerzliche Erfahrungen belehrt, im Umgange mit den längst als feindselig erkannten Weißen selten hinzugeben pflegen. Auf diese Art hat Schoolcraft einen reichen Schatz von Materialien gesammelt, die sich auf ihre mündlichen Ueberlieferungen, ihre Hieroglyphen, ihre Musik und Dichtkunst und den grammatikalischen Bau ihrer Sprachen beziehen.

In den von ihm mitgetheilten Sagen ist Wahrheit so mit Dichtung vermischt, daß es schwer, wenn nicht unmöglich ist, erstere von letzterer zu unterscheiden. Sie verrathen meistens ein hohes Alter, da von neueren Erfindungen und Ereignissen noch durchaus keine Rede ist. Sie gehören noch den Zeiten an, wo Kieselsteine als Pfeilspitzen, irdene Töpfe als einziges Hausgeräth und Thierfelle als Kleidung dienten. Die jungfräuliche Natur ist noch unentweiht; kein Baum ist gefällt, und von allen Pflanzengattungen werden nur Taback und Mais erwähnt. Alle sichtbare Gegenstände, Thiere, Sträucher u. s. w. sind mit Vernunft und Sprachfähigkeit begabt und besitzen überdies noch geheime Kräfte, die ihnen unmittelbaren Einfluß auf das Schicksal des Menschengeschlechts verschaffen. Diese Neigung, Thiere und sogar unbelebte Gegenstände in eine so vertraute Verbindung mit sich selbst zu bringen, ist den Völkern der rothen Race vorzugsweise eigen und zeigt sich nicht nur in ihren Ueberlieferungen, sondern auch in ihren noch bestehenden abergläubischen Gebräuchen und Vorurtheilen; der Grund dazu liegt in dem einsamen Jägerleben der unermeßlichen Wälder und Prairies, wo sie, nur von der Natur umgeben, ihren phantastischen Grübeleien ungestört nachhängen und mit der Einsamkeit wie mit einem befreundeten Geiste verkehren.

Die Sage von den himmlischen Schwestern gehört zu den anziehendsten in ihrem ganzen Mythen-Cyklus. Der Held derselben, Waupih, oder der weiße Falke, ist ein Jäger, der sich, von der übrigen Welt getrennt, im dichten Walde aufhält. Einst entdeckt er in einer entlegenen Prairie die Spur gewisser ihm unbekannter Wesen, die nur die Erde zu berühren scheinen, ohne

ihren Wohnsitz hier aufzuschlagen. Dieses erregt seine Neugier; er belauscht sie und hört bald eine sanftschwellende Musik von den himmlischen Sphären herabtönen; durch einen Zauberring getragen, schwebt ein Korb zur Erde nieder, worin sich zwölf schöne Schwestern, die Töchter der Sterne, befinden, welche zusammen einen Tanz aufführen. Wie in allen Märchen, übertrifft die jüngste ihre Schwestern an Liebreiz; Waupih entbrennt für sie in heftiger Leidenschaft und stürzt aus seinem Versteck hervor, um sich ihrer zu bemächtigen, worauf die erschreckten Jungfrauen in ihren Korb zurückeilen und sich damit wieder zum Himmel emporschwingen. Vermittelst zauberischer Kräfte nimmt jetzt Waupih verschiedene Thiergestalten an, um sich der Geliebten zu nähern; und da die himmlischen Schwestern fortfahren, die Erde zu besuchen, so gelingt es ihm endlich in Form einer Maus, die Schöne zu ergreifen, die von den Uebrigen ihrem Schicksal überlassen wird. Der Jäger gewinnt durch seine Liebkosungen das Herz seiner Sternenbraut, und die irdischen Freuden genügen ihr so lange, bis sie einen Sohn zur Welt bringt; jetzt äußert sich wieder die Einwirkung ihrer höheren Abkunft, und sie beschließt, ihrem Gatten und seiner Erde zu entfliehen. Sie bereitet in der Stille einen Korb, begiebt sich während der Abwesenheit Waupih's nach dem Zauberring in der Prairie und steigt mit dem Kinde zu den Sternen auf. Er hört die wohlbekannten Töne der himmlischen Musik und eilt herbei; aber es ist zu spät — seine Geliebte ist mit ihrem Sohne verschwunden. Einsam und trostlos bleibt Waupih auf der Erde zurück. Nach vielen Jahren treibt endlich die natürliche Sehnsucht nach der Heimat, welche die Sternentochter bewogen hatte, die Erde zu verlassen, ihren Sohn an, diese zu besuchen. Die Bewohner der Sterne willigen ein, daß Mutter und Sohn niedersteigen, um Waupih in ihr strahlendes Reich aufzunehmen. Er hört von neuem entzückende Töne, umarmt noch einmal die Geliebte und ihren Sohn und begleitet sie in ihre himmlischen Behausungen, wohin er das Bein, den Flügel oder den Schweif aller Thiere mitnimmt, die er getödtet hat, und die als Proben der irdischen Erzeugnisse dienen sollen. Ein großes Fest wird zu Ehren des Fremdlings veranstaltet, der jedem Sterne eine von den mitgebrachten Proben überreicht. Kaum haben sie jedoch die Geschenke berührt, als sie in den Vogel oder das Thier verwandelt werden, dessen Glieder sie ergriffen hatten, und in wilder Verwirrung durch den Himmel stürmen, während Waupih mit seiner Gattin und ihrem Sohn als weiße Falken zur Erde fliegen.

Diese Sage scheint eine mythologische Bedeutung zu haben und sich auf eine traditionelle Astronomie zu beziehen; andere haben dagegen einen moralischen Charakter und können als Allegorieen betrachtet werden, während noch andere Hexen- und Spukgeschichten sind, in denen der große Geist, Manitto, und ein neckisches Wesen, Namens Manabosho, Hauptrollen spielen. So wird in dem „Zauberer des Sees" ein Dämon dargestellt, dessen schädliche Kräfte durch die siegende Gewalt der Unschuld überwunden werden, und der zuletzt getäuscht, entwaffnet und in einen Baum verwandelt wird. Noch eine höchst bizarre Sage enthält die Abenteuer eines gewissen Dschamo. Dieser ist dem Tode verfallen; da er aber von unten auf abstirbt, so läßt er sich in dem Augenblick, wo der Tod ihm bis zum Halse gedrungen ist, den Kopf abhauen, um für diesen noch das Lebensprinzip zu erhalten. Es kann nämlich nur mit Hülfe des „unsterblichen Hauptes" ein magischer Wampum-Gürtel*) gewonnen werden, der sich im Besitze einer ungeheuren Bärin befindet und durch zahllose Hindernisse und Schrecken bewacht wird. Tausende haben umsonst versucht, sich dieses Talismans zu bemächtigen, bis es zehn Brüdern gelingt, seiner durch Unerschrockenheit oder List habhaft zu werden. Aber sie werden von der Bärin verfolgt und sind im Begriff, zu unterliegen, als ihnen Manitto im Traum die Kunde von dem unsterblichen Haupte offenbart. Die Brüder nehmen zu ihm ihre Zuflucht; die Bärin wird besiegt und in Stücke geschlagen, aus welchen das jetzige Bärengeschlecht entstanden ist, und das Haupt vereinigt sich wieder mit seinem neubelebten Rumpfe.

Man findet in diesen Märchen auch öftere Andeutung über die Weise, auf welche die verschiedenen Thiere und Vögel ihre eigenthümliche Gestalt und Farbe erhielten, die, wie alle Erscheinungen der belebten und unbelebten Natur, immer besonderen Ursachen zugeschrieben werden. Der Rothspecht sieht, auf einem Baume sitzend, die vergeblichen Bemühungen eines Kriegers, das von ihm bekämpfte Ungethüm zu erlegen, ertheilt ihm Rathschläge, die zu einem glücklichen Schlusse führen, und wird zur Belohnung mit dem Blute des Getödteten besprützt, welchem Umstande die Spechte ihre rothen Köpfe zu verdanken haben. Der ungeschickte Gang der Ente, ihr aufgestützter Schwanz und ihre zurückstehenden Beine rühren alle von einem Fußtritte her, den sie deswegen von Manabosho erlitt, weil sie im Schlaf immer ein Auge offen hielt, statt sie beide zu schließen. Zu derselben Zeit gab Manabosho sämmtlichen Vögeln und Thieren ein Fest; diejenigen, welche sich zur gehörigen Zeit einfanden, wie der Bär und das Opossum, nahmen den besten Theil des Mahles weg, weshalb ihre Nachkommen sich noch durch ihre fette, wohlgenährte Gestalt auszeichnen, während der Dambirsch, der Marder u. s. w. sich mit den Resten begnügen mußten und daher bis auf den heutigen Tag ihre Magerkeit und ihr verhungertes Aussehen beibehalten haben.

Es erhellt aus diesen Beispielen, daß die Indianer, ihrem gewöhnlichen stoischen Gleichmuth und schweigenden Ernste zum Trotz, sich bisweilen dem Spiel einer regen Phantasie hingaben und die Einsamkeit ihrer Wigwams mit Sagen und Erzählungen belebten, die sich von Mund zu Munde ganze Menschenalter hindurch fortpflanzten und, da sie sich zum Theil auf ihre frühere Geschichte und eigenthümlichen Religionsgebräuche beziehen, für das Studium ihrer Alterthümer von hoher Wichtigkeit sind. (Schluß folgt.)

*) Die sogenannten Wampum-Gürtel werden aus blauen und weißen Muscheln verfertigt und von den Indianern als eine Art von Talisman betrachtet.

Mannigfaltiges.

— Die Revue Indépendante und die Allg. Zeitung. Die Augsburger Allgemeine Zeitung enthielt vor kurzem einen längeren aus Paris vom 31. Mai datirten Artikel über die Revue Indépendante, den wir mit um so größerer Begierde gelesen, als wir gewohnt sind, in dieser Zeitung gerade über Französische Literatur-Zustände recht geistvolle, wenn auch nicht immer von persönlichen Motiven freie oder tief in die Sache eingehende Berichte zu finden. Eine Erscheinung, wie die Revue Indépendante, ein Journal, das, statt mit dem gewöhnlichen Geklätsch über politisch: Partei-Intriguen, in Frankreich den Muth hat, mit der Erörterung philosophischer Fragen, besonders auch so weit Deutschland dabei betheiligt ist, seine Spalten zu füllen, darf allerdings darauf Anspruch machen, daß ein Blatt, wie die Allgemeine Zeitung, ausführlich darüber berichte. An Ausführlichkeit hat es nun freilich nicht gefehlt, aber wir müssen gestehen, daß wir im Namen der vielgerühmten Deutschen Gründlichkeit ein wenig roth geworden, indem wir daran dachten, daß dieser Artikel der verbreitetsten Deutschen Zeitung auch in Frankreich von denjenigen gelesen werden könne, die er so oberflächlich beurtheilt. Es galt zunächst und vor Allem, das Verhältniß festzustellen, das Pierre Leroux zu den heutigen Fractionen der Deutschen und der Französischen Philosophie einnimmt, und uns eine Schilderung seiner geistigen Wirksamkeit zu geben, die, wenn man auch mit seinen Ansichten nicht einverstanden ist, doch jedenfalls die höchste Beachtung verdient. Statt alles dessen sagt uns jedoch der Berichterstatter der Allg. Zeitung:

„Er (Leroux) scheut sich nicht, über den Rhein zu streifen, das Labyrinth Deutscher Philosophen schreckt ihn nicht ab, er sucht Hegel, er sucht Schelling mitten in ihren Systemen auf, wenn er auch dabei mitunter den Rückweg, die Rückkehr zu sich selbst, vergißt oder verliert, wenn er nur die unklarsten Eindrücke und kaum halbe Urtheile sich rettet. Allen Anläufen und Entdeckungsfahrten eines solchen philosophischen Columbus zu folgen, lohnte die Mühe wohl nicht; es genüge, seine gegenwärtige Stellung zu bezeichnen, so fest als es ihre eigene Unfestigkeit eben zuläßt. Herr Leroux, der den leichtsinnigen Eklektizismus einer Französischen Modephilosophie eben so sehr verschmäht als die oberflächliche, an Epikureismus streifende Eudämonologie materialistischer Denker, hat sich aus allerlei eigenen und noch mehr aus allerlei fremden Elementen eine Art System gemacht, für das schwerlich einer der geprägten Kunstausdrücke passend erfunden werden möchte und welches sich am besten mit seinen eigenen Worten charakterisirt. An der Spitze desselben steht überall „das Ideal". Darunter begreift er, dünkt mich, sofern es überhaupt zu begreifen ist, die Perfektibilität, auf die er als auf einen sehr unsicheren Grundsatz seiner Lehre gefallen ist, Perfektibilität des Staates und des Menschen, der Religion und der Philosophie."

Das klingt wahrlich gerade so, als ob einer der zahlreichen Französischen Touristen bei Gelegenheit einer Rheinfahrt ein Urtheil über die nicht bloß unverstandene, sondern auch ungelesene Deutsche Literatur abgäbe! Jener Berichterstatter beklagt den Irrthum Leroux's, mit philosophischen und poetischen Idealen eine Revüe stützen zu wollen, welche wirkliche Stoffe, tägliche Bewegung und thätigen Eingriff heische. Aber wie kann es einen wirklicheren Stoff als denjenigen geben, den sich Herr Leroux zur Aufgabe gemacht, nämlich die Wiedererweckung der religiösen Ideen in Frankreich, die Umgestaltung der Philosophie, die dort bisher nur negirte und zerstörte, zu einer positiven Wissenschaft, zu einer Theologie und Religion? Wir haben bereits öfter darauf hingewiesen, welche Stellung zwischen Schelling und Hegel Leroux durch sein System, dem es bisher allerdings an einem logischen Schematismus gebricht, wie ihn die Schule erheischt, zu gewinnen sucht. In dem letzten Hefte der Revue Indépendante (Juni 1842) liefert er dazu einen neuen Stützpunkt in einer Abhandlung „Du Christianisme". Es besteht dieselbe zum größten Theil aus einem Dialoge zwischen dem Philosophen und einem Katholiken, worin der Erstere nachzuweisen sucht, daß der große Gedanke der Offenbarung, nämlich der eines außerweltlichen und doch auch mit der Welt identifizirten Gottes, der Menschheit allgemeinstes und unveräußerlichstes Eigenthum sey, daß es jedoch einer Reorganisation des Christenthums bedürfe, um diesen Gedanken in seiner Reinheit herzustellen und ihn zum Grundpfeiler der mit der Philosophie identisch gewordenen Religion zu machen. Auf den ersten Blick wird man wahrnehmen, daß Leroux, obwohl der philosophisch-religiösen Bewegung angehörend, die sich jetzt gleichzeitig an verschiedenen Punkten zu erkennen giebt, sich doch wesentlich von den aus der Schule Hegel's hervorgegangenen jungen Bilderstürmern unterscheide, die zwar, dem Systeme ihres Meisters getreu, in den vollständigen Gegensatz desselben aufgehen, aber jeder Möglichkeit eines positiven Resultates den Weg abschneiden. Nun mögen wir zwar keineswegs aussprechen, daß Leroux Allen genügen werde, die sich mit bloßen Negationen und mit ausschließlicher Verwerfungen auf den unfehlbaren eigenen Geist nicht wollen abspeisen lassen, aber so viel ist doch gewiß, daß jener Berichterstatter in der Allg. Zeitung nicht einmal eine Andeutung davon gegeben, daß Leroux eine eigenthümliche Stellung in der Behandlung der philosophischen Zeitfragen einnehme, und noch viel weniger die Bedeutung der Revue Indépendante, die er als ein in den Pariser Lesekabinetten unaufgeschnitten bleibendes Journal abzufertigen meint, auch nur annähernd bezeichnet habe.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 80. Berlin, Mittwoch den 6. Juli 1842.

England.

Voltaire's und Friedrich's Briefe in England.

Ein Englisches Buch, Rambles and researches in Thuringian Saxony, von Stanford *), bringt uns so eben köstliche, bisher unbekannte Briefe zweier, geistig nahe verwandter Männer an dieselbe Fürstin, die berühmte Herzogin Luise Dorothee von Gotha, geborne Prinzessin von Meiningen: 13 Briefe von Voltaire und 8 Briefe von Friedrich dem Großen; freilich nur die Blüthenlese aus reichen Schätzen, denn die gesammten Briefe von Voltaire sollen über 200 Nummern zählen, die von Friedrich bestehen in 69 vertraulichen Briefen und in einem offiziellen Schreiben. Beide Korrespondenzen unterscheiden sich dadurch von einander, daß der König, auch wenn seine Feder den vertraulichsten Ton anstimmt, immer doch die Politik im Hintergrunde hat, d. h. das Wohl seines Staats; Voltaire dagegen verwebt seine Huldigungen in den Kampf gegen die Justiz- und Jesuiten-Frevel seines Vaterlandes, oder gegen ähnliche Unbilden, und in die unmuthigen Aeußerungen über Friedrich den Großen, nachdem der Scharfrichter Meyer in Berlin seine Akakia, eine schmähliche Schrift gegen Herrn v. Maupertuis, den Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, an drei Straßenecken auf Allerhöchsten Befehl verbrannt.

Friedrich's gesammte Briefe an die Herzogin von Gotha dürften bald vollständig der Lesewelt zu Gute kommen und dann eine ausführlichere Besprechung fordern; an den Voltaireschen Briefen möge Herr Beuchot in Paris, welcher durch seine, 70 Text- und 2 Register-Bände umfassende, wahrhaft klassische Ausgabe von Voltaire's sämmtlichen Werken sich selbst ein dauerndes Monument errichtet hat, einen eben so willkommenen Schatz heben und mit den anderweitig seitdem aufgefundenen Briefen seines Autors einen interessanten Supplement-Band füllen.

Voltaire schreibt an die Herzogin von Gotha zuerst aus Berlin, den 23. Mai 1751, indem er ihr die Dresdener Ausgabe seiner Werke verehrt, in welcher mehr als 200 Seiten von seiner eigenen Hand verbessert oder umgedruckt waren, von welcher Art außerdem nur noch zwei Exemplare ausgegeben wurden: an den König von Preußen und an die Kronprinzessin von Polen. Schon dieses einleitende Blatt zu näherem Verhältniß ist in dem feinsten Ton gehalten; noch schöner aber sind die folgenden Mittheilungen. Der Brief vom 12. Januar 1754 beginnt mit einem poetischen Anfangs-Gebet für die kranke Herzogin; in welchem Tone, wird man aus einem der folgenden Sätze ersehen: „Je suis donc votre aumonier, Madame! et votre Altesse Sérénissime se fait lire mes oeuvres théologiques, quand elle veut s'édifier. Que n'étais-je là pour lui lire Jeanne pendant sa convalescence! Il me semble que j'aurois encore eu la force d'en faire deux ou trois chants pour l'amuser, mais loin d'elle je n'ai pas le courage d'être gai." — Die Krone der hier gebotenen Auswahl dürfte der Brief vom 12. April 1754 seyn, welchen die Freunde Voltairescher Muse gewiß in dem übrigen Zusammenhange gern aufsuchen werden.

Diese Voltaireschen und Friedrichschen Briefe haben indessen außer dem ästhetischen Interesse noch einen historischen Werth: sie zeigen, wie Gotha damals die Augen aller Geister von Geschmack auf sich gezogen, ein Menschenalter zuvor, ehe Friedrich's Nichte von Braunschweig, in Preußischer Gesinnung, den wissenschaftlichen Hof in Weimar schuf.

Also verdient das Buch des Herrn Stanford, arm an sich und, ohne Geschmack und Takt, mehr zusammengestellt aus erborgten Brosamen, als mit selbständigem Geschick verfaßt, den allgemeinen Dank, daß es die feine und die literarische Welt, durch Friedrich's und durch Voltaire's Briefe nach Gotha, auf die seltene Herzogin und auf den Kreis ihrer gleichgekannten Umgebung schauen läßt.

Aus England dürfte uns, in einiger Zeit, noch ein anderer Schatz der Art zukommen, nämlich: Friedrich's des Großen Briefe an die Gemahlin des Polnischen General-Lieutenants Grafen Sforzewski, welche Briefe, der Familie dieser Dame vor Jahren (wie man glaubt, in Paris) abhanden gekommen, gegenwärtig in rechtmäßigem Besitze des namhaftesten aller jetzt lebenden Autographen-Sammler, des Herrn Upcott, auf „Autograph Cottage" bei London sich befinden. Die Gräfin Sforzewska, deren Nachkommen noch jetzt im Großherzogthum Posen blühen, gehörte zu den wenigen Frauen, welche sich einer vertraulichen Korrespondenz mit dem Könige rühmen konnten. Wann diese Korrespondenz begonnen, ist nicht genau anzugeben: gewiß aber bald nach dem siebenjährigen Kriege, denn schon im Februar 1767 schreibt Friedrich an Voltaire über sie mit Theilnahme:

„Il y a ici une comtesse polonaise. Elle se nomme Skorzewska: c'est une espèce de phénomène. Cette femme a un amour décidé pour les lettres; elle a appris le latin, le grec, le français, l'italien et l'anglais; elle a lu tous les auteurs classiques de chaque langue, et les possède bien. L'ame d'un bénédictin réside dans son corps: avec cela elle a beaucoup d'esprit, et n'a contre elle que la difficulté de s'exprimer en français, langue dont l'usage ne lui est pas encore aussi familier que l'intelligence. Avec pareille recommandation vous jugerez si elle a été bien accueillie. Elle a de la suite dans la conversation, de la liaison dans les idées, et aucunes des frivolités de son sexe. Ce qu'il y a d'étonnant, c'est qu'elle s'est formée elle-même sans aucun secours. Voilà trois hivers qu'elle a passé à Berlin avec les gens de lettres, en suivant ce penchant irrésistible qui l'entraîne. Je prêche son exemple à toutes nos femmes qui auraient bien une autre facilité que cette polonoise à se former; mais elles ne connoissent pas la félicité de ceux qui cultivent les lettres: et parce que cette volupté n'est pas vive, elles ne la reconnoissent pas pour telle."

In der öffentlichen Versammlung der Akademie der Wissenschaften vom 26. Januar 1769 verlas der Hofrath Francheville „Betrachtungen über den Ursprung der Polacken" von der Gräfin Sforzewska, welche selbst zugegen war; — und bei der ersten Theilung Polens bewies dieselbe Dame, welche 1770 ihren Gemahl durch den Tod verloren hatte, sich so Preußisch gesinnt, daß auf ihr dringendes Gesuch ihre Güter in Polen mit zu dem Preußischen Antheil gezogen wurden.

Nach den der gräflichen Familie Sforzewski verbliebenen Briefen des Königs an die 1773 verstorbene und in der Gruft der St. Hedwigs-Kirche zu Berlin beigesetzte Generalin Gräfin Sforzewska, wird die dem Herrn Upcott gehörige Sammlung eine höchst schätzbare Bereicherung der Friedrichs-Literatur werden.

Preuß.

*) Vgl. Nr. 44 des Magazins, Art. „Mannigfaltiges".

Frankreich.

Anna von Oesterreich, Ludwig XIV. und Kardinal Mazarin. *)

Frankreich hatte im Mai 1643 einen König von nicht voll fünf Jahren, Ludwig XIV.; zu seiner Seite wuchs der noch um zwei Jahr jüngere Philipp, Herzog von Anjou, sein Bruder, auf; beide standen unter der Vormundschaft ihrer Mutter, der unumschränkten Beherrscherin des Reiches. Die Königliche Familie lebte zu Paris, im Louvre, umgeben von ihren Dienern und von einem zufriedenen und treuen Volke. Die leiblichen Reste des letzten Königs befanden sich nicht daselbst; man hatte, gegen sonstige Gewohnheit, das Schloß Saint-Germain, auf welchem Ludwig's XIII. Leiche lag, schon am Morgen nach seinem Tode verlassen, und die Eile des ganzen Hofes, der Königin nach Paris zu folgen, war so groß, daß man kaum die drei Personen, welche bei der Leiche bleiben mußten, wenn man das Ceremoniell nicht offen verletzen wollte, einen Fürsten, einen Offizier der Krone und den ersten Edelmann der Kammer, hatte zurückhalten können. Karl Amadeus von Savoyen, Herzog von Nemours, der Marschall von Vitry und der Marquis von Souvray erfüllten diese Pflicht am Sarge des Monarchen. Das Herz desselben wurde den Jesuiten übergeben, seine Eingeweide wurden in die Kirche Notre-Dame zu Paris gebracht, und fünf Tage nach seinem Tode wurde sein Leichnam, seinem eigenen Willen gemäß nur von den Mitgliedern seines Hauses begleitet, von Saint-Germain in die Kirche Saint-Denis geführt, woselbst er über einen Monat auf die Bestattungsfeierlichkeit warten mußte. Bei dieser Feierlichkeit wurde des Namens Richelieu wieder gedacht. Der Kardinal von Lyon, des Ministers Bruder, der sich seit einigen Jahren größtentheils in seiner Diöcese aufhielt, kam an den Sarg seines Herrschers, um seine Amtsverrichtungen als Groß-Almosenier auszuüben. Doch in Paris war man wenig zur Trauer gestimmt; man feierte Freudenfeste; der Thronwechsel, das Auftreten der Regentschaft in Person der Königin, der Sieg von Rocroi, welcher plötzlich wie ein segenverkündendes Vorzeichen mit dem Beginn der neuen Regierung eintraf, alles dieses versetzte die Geister in eine Art von Trunkenheit. Der letztere besonders vereinigte Alles in sich, was die Ge-

*) Erstes Kapitel der Histoire de France sous le ministère du Cardinal Mazarin, von A. Bazin. Paris, 1842.

mürber aufregt. Das Geſicht des ſterbenden Königs, welches ihm den bevorſtehenden Kampf und Sieg angekündigt, das ſchnelle Zutreffen des Ereigniſſes, die Jugend des Siegers rechtfertigten das Entzücken, von dem das Volk ergriffen wurde. Im College von Navarra befand ſich damals ein junger Mann, der Philoſophie ſtudirte und wenige Monate zuvor nach Paris gekommen war, nur um der Rückkehr und dem Tode des Kardinals Richelieu beizuwohnen; er hieß Jacques Benigne Boſſuet. Wenn man ihn faſt ein halbes Jahrhundert ſpäter hört, wie er von der Poeſie die glühendſten Bilder entlehnt, um den erſten Sieg des großen Condé zu ſchildern, ſo kann man nicht zweifeln, daß dieſe Begeiſterung nur ein Nachklang des Jubels war, von dem ſein Herz bei dem Ereigniſſe ſelbſt erfaßt wurde.

Der letzte Niederländiſche Feldzug hatte den Grafen von Harcourt und den Marſchall von Gniche in Beſitz der bereits früher gewonnenen Plätze gelaſſen, nicht ſo Lens und la Baſſée. Sobald die Feinde in ihr Land zurück gekehrt waren, rüſteten ſie ſich eifrig zu einem neuen Angriff, den der Sieger von Hennecourt, Don Francisco de Mello, mit dem General Beck und dem Grafen von Fuentes leiten ſollte. Kurz vor dem Tode Ludwig's XIII. hatte man beſchloſſen, dieſem Angriff, den man vorausſah, den Namen und die Begeiſterung des jungen Armee-Chefs, eines Prinzen von Geblüt, entgegenzuſtellen, um den ſich, wie man hoffte, der geſammte Adel ſchaaren würde. Zu ſeinem Begleiter beſtimmte man den Marquis du Hallier, der ihn mit Rath unterſtützen ſollte. Unter ihm dienten als Feldmarſchälle die Herren de Gaſſion, de la Ferté-Senneterre und d'Eſpenan. Die Armee des Marſchalls von Gniche, die ſich zu Arras verſammelt hatte, ſtand zu ſeiner Dispoſition. Die Feinde waren bereits ausgerückt, als der Herzog von Enghien ſich auf ſeinen Poſten nach Amiens begeben konnte. Sie marſchirten in einzelnen Corps, überſchritten die Gränze an verſchiedenen Orten, bis ſie ſich in Rocroi ſammelten. Die Stadt war ſchwach beſetzt; achtundzwanzigtauſend Mann der kräftigſten Spaniſchen Truppen umzogen ihre Mauern. Der Herzog von Enghien eilte mit achtzehntauſend Mann Fußvolk und ſiebentauſend Reitern herbei. Auf dem Marſche empfing er die Nachricht vom Tode des Königs; anſtatt durch dieſelbe niedergeſchlagen zu werden, ſchöpfte er aus der gänzlichen Freiheit, die ihm fortan bei ſeinem Unternehmen geboten war, nur um ſo größeren Muth. Er berief ſeinen Kriegsrath und trug darauf an, die Stadt zu entſetzen. Jean de Gaſſion, der ein Fähnlein Soldaten heimlich in dieſelbe geführt hatte, gab über ihre Lage genaue Nachricht. Alle Offiziere, außer ihm ſelbſt und dem Freiherrn von Sirot, erſtem Feldhauptmann der Reiterei, ſtimmten nur dafür, die Beſatzung der Stadt durch Zuführung neuer Hülfstruppen zu verſtärken. Der Herzog nahm die Gefahr der Schlacht auf ſich, und ſchon am folgenden Tage ſtand er im Angeſichte der Spanier, die ſchlachtbereit ihm entgegentraten und ihre Kanonen von der belagerten Stadt auf die Franzoſen umwandten. Den ganzen Abend, die ganze Nacht lagen die Armeen ſchweigend einander gegenüber. Die Einen erzählen, der Herzog habe bis zum hellen Morgen friedlich geſchlafen; die Anderen rühmen ihn, er habe die ganze Nacht wachend mit Vorbereitungen zur Schlacht zugebracht. Durch einen Ueberläufer hatte man erfahren, daß das Corps des General Beck zu den Feinden ſtoßen wollte; ihm galt es daher zuvorzukommen. Sobald die Sonne aufging, ritt der Herzog an den Reihen ſeines Heeres hinunter, gab ihnen ſeinen Namen zum Schlachtruf und ließ das Geſchütz löſen. Der rechte Flügel der Franzöſiſchen Armee, durch den Ungeſtüm Gaſſion's und des Herzogs ſelbſt fortgeriſſen, drängte die Feinde zurück, der linke wurde zum Weichen gebracht: der Marquis von Senneterre, der ihn befehligte, wurde verwundet und gefangen. Hierauf gab der Freiherr von Sirot, ohne die Ordre des Herzogs abzuwarten, der Reſerve, die er kommandirte, den Befehl zum Angriff und war, wie er ſich ſelbſt beſcheiden ausdrückt, ſo glücklich, den Feind zurückzuſchlagen. Jetzt war das Centrum des Spaniſchen Heeres zwiſchen das Corps des Herzogs und das des Freiherrn von Sirot eingeſchloſſen. Der linke Flügel deſſelben war in die Flucht geſchlagen, der rechte in gänzliche Unordnung gebracht. Dieſes Centrum beſtand aus der alten Spaniſchen Infanterie, die ſich in den Niederländiſchen Kriegen geübt hatte und viertauſendfünfhundert Mann ſtark war. Es war mehrfach von vorn, von den Seiten und im Rücken angegriffen worden, doch ſtand es unverrückt. Endlich, nachdem es zwei Stunden den Platz behauptet hatte, und nachdem zweitauſend Mann und unter dieſen zwei Hauptleute gefallen waren, wurde es zum Weichen gebracht. Die Spanier ließen ſechstauſend Todte auf dem Platze; eine faſt eben ſo große Anzahl von Gefangenen blieb in den Händen des Siegers, der den Sieg mit zweitauſend Todten erkaufte. Der General Beck beeilte ſeinen Marſch, doch kam er nur noch früh genug, um die Flüchtlinge zu ſammeln und ihren Rückzug bis Marienburg zu decken. Rocroi kam in die Macht der Franzoſen, die Franzöſiſche Gränze wurde beſetzt, und der junge Held trug durch Zufall den Ruhm der Schlacht faſt allein davon, da der Marquis du Hallier ſo wie der Marquis de la Ferté-Senneterre, ſchon beim Beginn der Schlacht verwundet worden waren und ſich hatten zurückziehen müſſen.

Solch ein Schutz ſtand der Regentſchaft zur Seite, und noch drohten ihr keine große Gefahren. Der Onkel des Königs, der ſo oft gefehlt hatte und dem ſo oft vergeben war, ſchien für die nächſte Zukunft nicht zu fürchten. Die Achtung, die man gegen den Herzog von Orleans hegte, ſpricht ſich vollkommen aus in einem Worte des Fürſten Guémené, eines geiſtvollen Mannes, der anders als nach den Schilderungen ſeiner Frau gekannt zu werden verdiente. Eines Tages reichte ihm der Herzog die Hand, um ihm beim Herabſteigen von einer Eſtrade, die man auch das Schaffot nannte, behülflich zu ſeyn; „Ich bin der erſte ihrer Freunde", ſagte Guémené, „dem Sie dieſen Dienſt erweiſen." Das einzige Verdienſt, das man ihm bis dahin hatte anrechnen können, war die edle Treue, die er gegen ſeine Gemahlin bewahrte, welche er in Lothringen geheirathet hatte, doch auch dies verſchwand damals. Die Fürſtin Margarethe war in Folge der von dem verſtorbenen Könige gegebenen Erlaubniß nach Frankreich gekommen; eine neue Hochzeit war noch am Tage ihrer Ankunft auf dem Schloſſe Meuden gefeiert worden, und ſo blieb von dieſem langen Abenteuer nichts übrig als eine häusliche Einrichtung zwiſchen zwei Gatten, deren Leidenſchaft längſt verkühlt war. Der Prinz von Condé wollte nichts als Geld, der Herzog von Enghien war berauſcht von ſeinem jungen Ruhme; der Herzog von Longueville, ſeit einem Jahre wieder verheirathet mit der Tochter des Prinzen von Condé, war mit der Ehre zufrieden, daß man ihn zur Leitung der Friedensunterhandlungen gewählt hatte. Flüchtlinge und Verbannte kehrten von allen Seiten zurück, und das Parlament hob die gegen ſie ausgeſprochenen Urtheile nach Gefallen auf. Noch nie war das Hofperſonal ſo ſchön, ſo jung und ſo heiter geweſen. Alle Langeweile, aller Schrecken, der zuvor auf ihm gelaſtet hatte, ſchien den Reiz der gegenwärtigen Vergnügungen nur zu erhöhen. Das Parlament war ſtolz darauf, daß es einen Akt vollführt hatte, der nur der unumſchränkten Gewalt zuſtand, und die Verurtheilten zurückberufen, ja ſogar diejenigen, welche aus ihrer Mitte entfernt waren, wieder in dieſelbe aufgenommen und Lecoigneur, dem entſetzten Präſidenten, einen Platz neben ſeinem Nachfolger eingeräumt. Das Volk erwartete den Frieden und war ſtolz auf den Sieg. Alles dieſes ſchien ein allgemeines Wohlbehagen des Staates zu bekunden, und man ließ es an ſpeziellen Gunſtbezeugungen nicht fehlen, welche die allgemeine Freude erhöhten. Man gewährte Alles, man verweigerte Nichts, ſagt der Kardinal von Retz. Ein Höfling erklärte, daß ſich die ganze Franzöſiſche Sprache gegenwärtig auf die fünf Worte beſchränkte: Die Königin iſt ſo gut.

Die einzige Beſorgniß, welche die Geiſter ergreifen mußte, die mit dem Gange menſchlicher Angelegenheiten vertraut ſind, war die, welche ſich bei jedem Thron- und Gunſtwechſel einſtellt, bei dem es nicht bloß alte Fehler zu vergeſſen, ſondern ſie gut zu machen gilt: die Schwierigkeit, alte Freunde zufrieden zu ſtellen, und die Nothwendigkeit, früher oder ſpäter gegen ſie aufzutreten. Selten iſt eine große oder kleine Revolution ausgebrochen, deren erſter Keim ſich nicht auf dieſen Punkt zurückführen ließe. Die Königin Anna von Oeſterreich hatte in ihren unglücklichen Jahren oft ohne ihre Veranlaſſung erfahren müſſen, wie ſich Männer um ihretwillen kompromittirten, und ihre eigentlichen Diener hatten ſtets die größte Treue gegen ſie gezeigt. Ja ſogar die, welche unter der Regierung des Kardinal Richelieu in Ungnade gefallen waren, glaubten einen Anſpruch auf Entſchädigung machen zu dürfen. In dieſer bedrängten Lage regte ſich die Selbſtſucht und der Haß bald von allen Seiten. Man wollte haben, oder man drohte zu nehmen. Die, welche nichts verloren hatten, erglühten in Neid, wenn ſie das Glück der anderen ſahen. Schon in den erſten Tagen begann die Königin im Inneren ihrer Gemächer mit der Ausgleichung früherer Verſehen oder Zurückſetzungen. Die Marquiſe von Senecey nahm ihren Platz als Ehrendame wieder ein, der durch die Gräfin Baſſac beſetzt war; dieſe wurde nach Poitou zurückgeſandt, obgleich ſie die Königin zuletzt achten gelernt hatte. Die Marquiſe wurde zugleich zur Gouvernante des Königs ernannt. Frau von Hautefort wurde Kammerfrau der Königin. Doch zugleich zeigte dieſe ſchon, daß ſie bei ihren Gnadenbezeugungen ſehr Maaß halten würde, und man konnte vorausſehen, daß ſie darum früh des Undanks werde beſchuldigt werden. Dem Marquis von Châteauneuf, der ſeit zehn Jahren in Angouleme gefangen ſaß, der um verſchiedene Vergehungen, die er im Gefolge der Königin verübt hatte, und um des Verſtändniſſes mit ihren Vertrauten willen in den Kerker gekommen war, ertheilte ſie nur die Erlaubniß, ſich auf eines ſeiner Landgüter zurückzuziehen. Er glaubte und man verſicherte ihm, dies geſchehe nur in Rückſicht auf den Willen des verſtorbenen Königs, ſeine Gefangenſchaft ſolle bis zum Frieden dauern. Er wollte darum dem Arme der Gnade ſo nah als möglich ſeyn und begab ſich nach Montrouge.

Das Miniſterium blieb, wie es der verſtorbene König geſtaltet hatte; es verhielt ſich ſo ſtill als möglich, war ſehr ungewiß, wie lange es beſtehen würde, und ließ all die jubelnde Freude, alle Glückwünſche der Bevorzugten über ſich dahinrauſchen. Daß es ſich nicht ganz erhalten könne, wußte Jedermann, und die Miniſter ſelbſt waren nur in Zweifel, wer von ihnen würde abtreten müſſen, um dem Platz zu machen, der nothwendig in das Miniſterium jetzt gehörte. Der erſte Platz, darüber war Niemand in Ungewißheit, gebührte dem Kardinal Mazarin. Zwar hatte die Königin ihren Groß-Almoſenier, den Biſchof von Beauvais, in dieſer Zeit unter dem Titel eines Staats-Miniſters in ihren Rath aufgenommen, einen Mann, über deſſen ſehr beſchränktes Wiſſen, ſo wie über ſeine große Rechtlichkeit, nur Eine Stimme herrſchte; allein man hielt ihn von den Staatsgeſchäften fern, ſein ganzer Einfluß auf die Königin beſchränkte ſich auf die Vertheilung von Gunſtbezeugungen. Der Kardinal Mazarin beneidete ihn um dieſe Ehre nicht, er ſchien allein die undankbaren Kabinets-Geſchäfte für ſich in Anſpruch zu nehmen. Der Staats-Secretair, Michael Letellier, der die Kriegs-Angelegenheiten zu leiten hatte, war zu neu, als daß man ihm Böſes hätte nachſagen können. Unter den dreien, die mit dem Kardinal Mazarin den Rath bildeten, der von Ludwig XIII. für ſeine Gemahlin beſtimmt war, und die man, geiſtreich genug, „die Seitenwinde der Regentſchaft" nannte, ſchien der Kanzler dem Tadel am meiſten ausgeſetzt. Man verachtete ihn wegen ſeiner blinden Unterwürfigkeit unter den Eigenſinn des Kardinals Richelieu, man haßte ihn ſeiner Rohheit wegen, und man beſchuldigte ihn außerdem noch, ſich auf unerlaubten Wegen Reichthümer erworben zu haben. Die Edelleute gaben ihm Schuld an dem kurz zuvor erfolgten Tode des Marquis von Cinq-Mars; und mit noch größerer Bitterkeit forderte die Wiſſenſchaft von ihm Rechenſchaft über den juriſtiſchen Mord, der ihr Franz Auguſt de Thou entriſſen hatte. Er war beim Parlamente verhaßt,

weil er jede Gelegenheit ergriffen, ihm entgegen zu handeln, obgleich er selbst aus demselben hervorgegangen war. Gleichwohl wurde er geschont, und zwar vorzüglich, weil man die Siegel, wenn man sie ihm entzogen hätte, dem Marquis von Châteauneuf hätte übergeben müssen. Auf Bourthillier, dem Intendanten der Finanzen, lasteten geringe Vorwürfe, doch erhielt er seine Entlassung. Sein Amt wurde dem Präsidenten von Bailleul, einem besonders ergebenen Diener der Königin, und dem Grafen von Avaux übertragen, der bald darauf als einer der Bevollmächtigten zur Abschließung des allgemeinen Friedens nach Deutschland ging. Diese halbe Ungnade schien sich nicht auf den Grafen von Chavigny, den Sohn des Intendanten und Staats-Secretair, auszudehnen; doch er war stolz, sie zu theilen, und bat um seine Entlassung. Der Graf von Brienne, der bereits früher achtundzwanzig Jahre diesem Amte vorgestanden hatte, trat in seine Stelle, und das Ministerium war vollständig.

Außerhalb des Staatsrathes regten sich andere Interessen. Der Herzog von Beaufort wollte von seinen hohen Hoffnungen nicht herabsteigen, von denen er durch einige Tage des Vertrauens erfüllt worden war. Daß er zwei Kinder, die Niemand bedrohte, in seiner Kammer gehütet hatte, sollte ihm mehr eintragen, als wenn er die Schlacht von Rocroi gewonnen hätte. Jung, schön, stolz, keck, wollte er nie vergessen lassen, daß die Königin ihn „den edelsten Mann" des Reiches genannt hatte. Sein kleiner Hof wurde zum Versammlungsort aller Mißvergnügten. Unter diesen befand sich der Graf von Fontrailles, der gewandte Leiter der letzten Verschwörung, der so gerade zur rechten Zeit entflohen war. Den Fürsten von Marsillac suchte man ebenfalls auf diese Seite zu ziehen, doch sein großer Verstand hielt ihn ab, zu früh auf dieselbe zu treten. Auch den Abbé von Retz suchte man zu gewinnen; allein die Königin hatte ihn am 8. Juni zum Coadjutor des Erzbisthums Paris ernannt, und er glaubte sich noch zu Danke verpflichtet. Später bereitete er den Theilnehmern an dieser Kabale mehr Verdruß, als sie bei seiner Zurückweisung empfunden hatten; indem er in seinen Memoiren ihren Bund als einen Verein von vier oder fünf Melancholischen bezeichnete, die Miene machten, für tiefe Denker zu gelten. Das Publikum pflegte sie die Bedeutungsvollen zu nennen.

Uebrigens schien in Betreff des Herzogs von Beaufort noch nichts Bestimmtes entschieden; ja man war sogar ungewiß über die Stellung, welche die Herzogin von Chevreuse einnehmen sollte. Die Verurtheilung des Königs schloß dieser das Reich für die ganze Dauer des Krieges und gebot ihr, selbst im Frieden sich vom Hofe fern zu halten. Es war nicht anzunehmen, daß die Königin diesen Ausspruch der tiefsten Erbitterung in seiner Kraft lassen werde; doch es fragte sich, wie sie die Verstoßene wieder aufnehmen wollte, welchen Grad der Neigung diese bei ihrer alten Freundin wiederfinden sollte, die unumschränkte Beherrscherin eines Königreichs geworden war, in dem sie früher nur die lange Weile des Regierens getheilt hatte. Ihre Rückkunft wurde alsbald gestattet: sie brach wie in einem Triumphzug von Brüssel auf, von zwanzig Karossen bis außerhalb der Stadtthore begleitet. Sie durchzog das Spanische Gebiet, überschritt die Französische Gränze und wurde überall mit vielen Ehrenbezeugungen aufgenommen; so war sie nach Roye gelangt, als sie, zwei Tagereisen von dem Orte entfernt, an dem sie ihren Gemahl treffen sollte, den Prinzen von Marsillac fand, nicht den ältesten, doch den gefühlvollsten ihrer Freunde. Er kam, um sie zu warnen, sich über den gegenwärtigen Zustand des Hofes nicht zu täuschen, nur auf einen mäßigen Einfluß auf die Königin zu hoffen, ihre frühere zu große Vertraulichkeit im Umgange mit derselben aufzugeben und vor Allem keine offene Abneigung gegen den neuen Minister zu zeigen. Die Herzogin versprach seinen Weisungen zu gehorchen, sie setzte ihren Weg fort, reiste von Senlis aus in Gesellschaft ihres Gemahls und eilte die Königin im Louvre zu begrüßen. Der ganze Hof war in gespanntester Erwartung. Die Königin, welche Zeit gehabt hatte, sich vorzubereiten, empfing sie „sehr freundschaftlich." Die Zeitung berichtete, daß zehn kummervolle Jahre an ihrer Schönheit spurlos vorübergegangen waren. Doch man bemerkte bald, daß eine gewisse Kälte, etwas Gezwungenes in dem Umgange der beiden Freundinnen herrschte. Die Königin entdeckte Fehler an der Herzogin, welche sie früher nicht an ihr bemerkt hatte, und die sich nicht mehr durch ihre Jugend entschuldigen ließen. „Die Königin", erzählt die Frau von Motteville, „war ernst und gottesfürchtig geworden, doch die Herzogin war eitel und heiter geblieben." Es hätte keines politischen Interesses bedurft, um zwei Frauen von einander zu trennen, die sich schon so fern standen. Der Kardinal Mazarin eilte der Herzogin seine Dienste anzubieten und sie um ihre Wohlgewogenheit zu bitten. Die Herzogin nahm seine Unterthänigkeit ernst auf und stellte Forderungen, die zwar nur ihre Freunde betrafen; man sollte den Marquis von Châteauneuf, den Fürsten von Marsillac, und den Herzog von Vendôme wieder in den Staatsdienst aufnehmen. Der Kardinal versprach, zu thun, was ihm möglich sey, hielt die Herzogin mit vergeblichem Hoffen hin, und nach mehreren Wochen konnte dieselbe nichts, als ihren ohnmächtigen Zorn mit der Kabale des Herzogs von Beaufort vereinigen.

Endlich gewann man Muße, ernstlich an die Staats-Angelegenheiten zu denken; hier galt es eine doppelte Aufgabe, den Abschluß des Friedens und die Fortsetzung des Krieges. Die Präliminarien, die man 1641 zu Hamburg festgesetzt hatte, waren 1642 ratifizirt worden; die Zusammenkunft zu Münster und Osnabrück sollte am 15. Juli stattfinden. Man vernahm, daß sich von allen Seiten die Geschäftsträger der verschiedenen Mächte nach einem dieser Versammlungsorte begaben; so war es Zeit, daß Frankreich die seinen absandte. Man bestimmte Anfangs den Kardinal Mazarin zu diesem höchst wichtigen Geschäft, doch bald erinnerte man sich, daß er ein ganzes Reich zu regieren hatte. Der Graf von Chavigny sollte ihn vertreten und schien anfänglich durch diese Ehre sehr erfreut; doch bald fand er es zu gefährlich, den Hof in einem Augenblicke zu verlassen, in dem eine gänzliche Umgestaltung an demselben Statt fand, und auch der Kardinal fand es gerathen, ihn zurückzuhalten. Der Herzog von Longueville wurde zum Chef der Gesandtschaft ernannt: in seinem Gefolge durfte der Graf von Avaux nicht fehlen, der die vorläufigen Unterhandlungen geführt hatte und seit langer Zeit mit den verschiedenen Interessen, die das Deutsche Reich zersplitterten, genau vertraut war. Der Titel eines Ober-Intendanten der Finanzen, den man ihm kurz zuvor verliehen hatte, bezweckte nur, ihm bei den Fremden um so größeres Ansehen zu verschaffen. Ihn begleitete der Graf Abel Servien, der, früher Staats-Secretair und lange Zeit unter dem Kardinal Richelieu in amtlicher Thätigkeit, seit sieben Jahren von Staatsgeschäften entfernt lebte, ohne daß man einen anderen Grund von dieser Ungnade hätte angeben können als den, welchen der Graf von Brienne mittheilt: man habe vermuthet, daß er dem Premier-Minister einige Worte hinterbracht habe, die er im Zimmer des Königs vernommen. Der Graf Servien war somit einer von denen, welche ihrer Wiedereinsetzung mit Bestimmtheit entgegensahen. Der Kardinal Mazarin hatte ihn in Piemont kennen lernen, woselbst er 1631 an der Abschließung des Vertrages von Chierasco sich gewandt gezeigt hatte. Er ließ ihn zum dritten Bevollmächtigten ernennen und glaubte auf ein innigeres Verständniß mit dem rechnen zu dürfen, der ihm seine Ernennung verdankte. Man hatte in Frankreich schon vor längerer Zeit die Kaiserlichen Pässe empfangen und dabei zugleich gemeldet, daß sich die Gesandten zur Abreise fertig machten. Allein diese brachen erst drei Monate nach dem zur Zusammenkunft bestimmten Tage auf und schlugen noch nicht einmal den kürzesten Weg nach dem Orte ein, an dem die Bevollmächtigten des Kaisers und Spaniens sie längst erwarteten. Sie gingen zunächst in die Vereinigten Provinzen, um hier den Bund mit der Republik zu erneuen, wie dies bereits mit Schweden und dem Landgrafen von Hessen geschehen war. Sie wurden einige Zeit zu Mézières aufgehalten, indem die Spanier, welche diese Gränze besetzt hielten, den Gesandten von Portugal und Catalonien, die sich an die Französische Gesandtschaft angeschlossen hatten, den Durchzug verweigerten. Endlich langten sie in Holland an, wo sie mehr Verwirrung fanden, als sie füglich hatten voraussehen können. Die Folge dieser Verzögerungen war, daß der Frieden immer weiter hinausgeschoben wurde, und daß das Haus Oesterreich so eine Gelegenheit erhielt, Frankreich zu beschuldigen, es wolle nicht, daß die Verwüstung Europa's je ein Ende nehme. Das Französische Kabinet entschuldigte sich, indem es sagte, das einzige Mittel zum Abschluß eines dauernden Friedens sey, daß man jeder Möglichkeit einer Täuschung vorbeuge.

Während dessen dauerte der Krieg ununterbrochen fort. Nach dem Siege von Rocroi konnte es nicht zweifelhaft seyn, daß man einen Einfall in das feindliche Gebiet unternehmen würde. Der Herzog von Enghien hatte seine Armee nach Guise zurückgeführt, und man war ungewiß, welche Richtung er nehmen würde. Er legte dem Hofe den Plan vor, Thionville zu belagern. Während er sich einiger kleinen Städte des Hennegau bemächtigte, wurde der Marquis Gesvres mit neuntausend Mann nach Reims gesandt, um das Terrain dort zu rekognosziren. Der Herzog von Enghien brach plötzlich auf und führte in größter Eile einen Theil seiner Truppen vor die Stadt, den andern ließ er bei dem Freiherrn von Sirot, den er zum Feldmarschall ernannt hatte und der später das Geschütz und die Bagage ihm zuführen sollte. Ungeachtet dieser Geheimhaltung des Unternehmens, hatte der scheinbare Krieg im Hennegau und die Schnelligkeit des Aufbruchs nicht verhindern können, daß die Stadt zweimal Verstärkung empfangen hatte. Alle Kräfte der Belagernden waren vereint, sobald der Freiherr von Sirot eingetroffen war. Nachdem man zwanzig Tage mit den Verschanzungen hingebracht hatte und unterdessen einen doppelten Ausfall hatte zurückschlagen müssen, führte man den Angriff mit größerer Hitze und Ausdauer, als dies sonst bei Belagerungen zu geschehen pflegt; indem der Herzog die Krankheiten und anderen Unfälle fürchtete, die bei einer langsamen Belagerung so leicht eintreten. Doch kostete ihn dieses Ungestüm mehrere tüchtige Offiziere. An einem Tage verlor er zwei Marschälle, de Gassion und den Marquis von Gesvres, von denen der Eine am Kopfe schwer verwundet war, der Andere durch die Explosion einer Mine getödtet wurde, die zu spät Feuer gefangen hatte. Hierauf beschloß der Herzog, vorsichtiger zu verfahren. Er legte seine Minen tiefer und ließ nach Vollendung derselben den Gouverneur von Thionville von der Lage der Stadt benachrichtigen, worauf dieser kapitulirte. Man stellte ihm ehrenvolle Bedingungen, die er annahm, und die Franzosen besetzten die Stadt. Die Gazette de France sah den Grund des Sieges vorzüglich in der guten Kriegszucht, in Folge deren „kein Regiment in den Kampf zog, ohne zuvor von sechs Jesuiten eingesegnet zu seyn." Gleichwohl scheint es nicht, daß die Belagerten von der Frömmigkeit der Sieger so sehr überzeugt gewesen wären; in der Capitulation wurde ausdrücklich bedungen, daß alle Geistlichen mit Hab' und Gut sich unverletzt hinbegeben dürften, wohin sie wollten, und daß die, welche in der Stadt bleiben wollten, in der freien Ausübung ihres Amtes nach katholischem Ritus nicht gehindert werden sollten. Ungeachtet dieser Versprechung, die ein General, der sich zu demselben Glauben bekannte, nur mit verletztem Selbstgefühl geben konnte, trauten die Kapuziner dem Sieger so wenig, daß sie sich nach Luxemburg begaben. In Paris wurde die Einnahme von Thionville durch ein Te Deum gefeiert.

Der Herzog von Enghien hielt sich drei Wochen in Thionville auf, setzte die Stadt in Vertheidigungs-Zustand und ließ hierauf eine Besatzung von zweitausend Mann in ihr zurück, indem er selbst aufbrach, um Sirk an der Mosel, eine Stadt des Churfürstenthums Trier, zu erobern, deren sich die Spanier 1635 bemächtigt hatten. Er nahm sie in drei Tagen ein, überschritt die Mosel und rückte auf Longwy los, um dem General Beck entgegenzutreten. Zu den gelungenen Eroberungen noch eine neue hinzuzufügen, schien nicht möglich, die Armee wurde darum in Lothringen vertheilt, damit sie sich erhole,

während ihr junger Chef den Lothringischen Hof besuchte, der von seinem Ruhm so erfüllt war, und den er seit dem Regierungswechsel nicht gesehen hatte. Hier stand ihm noch eine größere Freude bevor; bereits vor sechs Wochen, während er die Geschütze gegen Thionville richtete, hatte ihn seine Gemahlin mit einem Sohne beschenkt, dessen Pathe der Kardinal Mazarin gewesen war.

Zugleich erhielt er hier ausführliche Nachricht über die ersten Regierungsschritte der Königin Anna von Oesterreich und über den weiteren Fortgang der Kabale der „Bedeutungsvollen". Seit der Ankunft der Herzogin von Chevreuse hatte das Verhältniß dieser Partei zur Königin die Bitterkeit angenommen, welche es bei der Vermittlung einer Frau annehmen mußte. Zugleich war der Herzog nicht allein mißvergnügt und erstarrt in seinen Reactions-Ideen, er war außerdem erklärter Liebhaber der Herzogin von Montbazon, die mit der Herzogin von Chevreuse, der Tochter ihres Gemahls, gemeinschaftliche Sache machte. Diese beiden Frauen, von denen die jüngere Stiefmutter hieß, zogen die galante Jugend an sich und beleidigten die Königin durch ihren offenen Tadel des Kardinal-Ministers. Der Herzog von Beaufort seinerseits ergriff jede Gelegenheit, um sich den Schein eines Lenkers tiefer Verschwörungen zu geben: „man veranstaltete heimliche Zusammenkünfte", erzählt der Kardinal von Retz, „ohne jeden Grund; die Jagden sogar wurden mit einem mysteriösen Schleier umgeben." Doch glaubt der Kardinal nicht, daß man ernste Absichten gegen das Leben des Ministers gehabt habe; obgleich es von den verschiedensten Seiten versichert wurde. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Der Ursprung der rothen Menschenrace, nach den Sagen und Ueberlieferungen der Indianer.

(Schluß.)

Mit diesen Alterthümern beschäftigt sich hauptsächlich das zweite der obenerwähnten Werke, welches Herrn Bradford, einen ausgezeichneten Amerikanischen Rechtsgelehrten, zum Verfasser hat und den Titel: „American Antiquities and Researches into the Origin and History of the Red Race" führt. Es enthält ausführliche Nachrichten über die in beiden Hälften jenes Kontinents angetroffenen Denkmäler, Gebäude und anderen Ueberreste einer längst vergangenen Zeit; diese werden mit den Sagen und Ueberlieferungen, den Sprachen und der Religion der ersten Wohnsitze des menschlichen Geschlechts verglichen und der Schluß daraus gezogen, daß Spuren einer rothen Menschenrace im tiefsten Alterthum sowohl in Asien als in Europa zu bemerken sind. Als den Punkt, von wo aus zu verschiedenen Epochen die Einwanderung eines Theils dieser Race nach Amerika stattfand, nimmt der Verfasser das südöstliche Asien oder den Indischen Archipel an. Im Laufe der Jahrhunderte ereigneten sich, wie er glaubt, mehrere innere Völkerzüge und Revolutionen, in Folge deren die aus China und den angränzenden Ländern mitgebrachte Civilisation allmälig in Vergessenheit gerieth; die Stämme sanken mehr oder weniger in einen Zustand der Barbarei zurück, so daß zur Zeit der Entdeckung des Columbus nur noch Mexiko und Peru sich im theilweisen Besitze jener Bildung und mechanischen Kunstfertigkeit befanden, welche zur Ausführung der Riesengebäude nöthig waren, deren Großartigkeit selbst in ihrem Verfall dem Beobachter Staunen einflößt. Leider verbindet Herr Bradford mit unermüdlichem Fleiß und vieler Geschicklichkeit in der Zusammenstellung der aus den mannigfachsten Quellen entlehnten Fakta und Notizen einen vorherrschenden Hang, Muthmaßungen an die Stelle der Beweise zu setzen und bestimmte Schlüsse auf sehr unhaltbare Data zu gründen. Eine seiner Lieblings-Theorieen: die Verwandtschaft der Mexikaner mit den alten Etruskern, unterstützt er durch folgendes Raisonnement:

„In ihren Ueberlieferungen und Denkmälern scheinen sich die Osker und Etrusker, oder Etrurier, den gebildeten Völkern Amerika's anzuschließen. Alles, was sich auf jene Nationen bezieht, ist jedoch in geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Sogar die Etruskische Sprache, welche einst von den Römern verstanden wurde, ist verloren gegangen. Gleich der Mexikanischen war sie, wie es scheint, rauh und mit Konsonanten überladen. Die in einer Perugischen Inschrift entzifferten Worte: Spanexl, Lepte, Thunchurl, haben wirklich eine Aehnlichkeit mit dem Mexikanischen. Der Ritus, die Wahrsagereien und die religiösen Gebräuche Roms, welche meistens von Etruskischem Ursprunge waren, erinnern durch die Anbetung der Natur und der Elemente an die erste, reinste Form des Sabaismus. Am Tage des dritten großen Festes des Mexikanischen Wassergottes Tlaloc, welches in den Maimonat fiel, wurde der Tempel mit Schilf aus dem Citlaltepel-See bestreut: nachdem die Priester die Opfer vollbracht hatten, begaben sie sich in der Begleitung des Volks nach einem Theil des Sees, wo sich in früheren Zeiten ein Wasserstrudel befand, und stürzten zwei Kinder von beiden Geschlechtern in die Fluthen, so wie die Herzen der eben geschlachteten menschlichen Opfer. In Italien trugen die Vestalinnen an des Mai Idus dreißig aus Schilf verfertigte menschliche Figuren in feierlicher Prozession nach dem Tiber, um sie an die Stelle der ehemals gebräuchlichen Menschenopfer in den Fluß zu werfen. In Mexiko wurde am Schluß eines Cyklus das in den Trokalli aufbewahrte Feuer ausgelöscht und ein neues unter fröhlichen Ceremonien angezündet. Die Etrusker feierten gleichfalls den Ablauf ihrer Säkular-Perioden, und in Rom wurde alle Jahre am 1. März ein neues Feuer im Tempel angezündet. — — Die Römer erhielten ihre älteste Zeitrechnung von den Etruskern. Das Jahr des Romulus bestand aus 304 Tagen und wurde in 10 Monate und in Wochen zu acht Tagen eingetheilt. Dieses ist, wie der Aztekische (Mexikanische) religiöse Kalender, rein willkürlich und von keiner astronomischen Periode abgeleitet. Der Aztekische Monat stellt die helle und dunkle Mondhälfte dar, und dieselbe Abtheilung hat man in den Römischen Idus bemerkt. Beide seltsame chronologische Systeme bezogen sich auf die nach ihnen berechnete große Säkular-Periode, die eine genaue Kenntniß der wirklichen Dauer des Sonnenjahrs beweist. Die Etrusker hatten einen großen Cyklus von 110 Jahren und brachten mittelst zweier Einschaltungen im 36sten und 111ten Jahre das religiöse Jahr von 304 Tagen mit der wahren Zeit in Uebereinstimmung. Auch am Schlusse des großen Mexikanischen Cyklus von 104 Jahren mußte das religiöse Jahr von 260 Tagen mit dem Sonnenjahr übereinstimmen. Die Mexikaner scheinen die wahre Dauer des letzteren auf 365 Tage 5 Stunden 30 Minuten, die Etrurier auf 365 Tage 5 Stunden 40 Minuten berechnet zu haben; eine Genauigkeit, die unsere Bewunderung erregt. Wie andere Volker des Alterthums, glaubten sie, daß am Ende gewisser astronomischer Perioden Naturveränderungen erfolgen würden, die sie mit Furcht und Schrecken abwarteten. — — Die Etrusker haben, wie man vermuthet, ihre massive Bauart, ihre Künste und Wissenschaften, den von ihnen unterjochten ursprünglichen Bewohnern Italien's entlehnt, deren kolossale, aus ungeheuren Steinmassen zusammengefügte Gebäude für das Werk der Riesen oder Cyklopen galten. In Amerika, und vor Allem in Peru, zeugt die Größe der Steinblocke, die Erscheinung polygonischer Mauern und cyklopischer Bogen von einer ähnlichen Bauart. Nach der Schilderung, die uns Plinius von dem Grabmale Porsenna's mittheilte, erhob sich auf demselben eine Reihe Pyramiden, die eine Verwandtschaft mit den Aegyptischen und Mexikanischen Bauwerken verraten. Die Gewohnheit, die Todten zu verbrennen; die Sitte, dem Verstorbenen die von ihm gebrauchten Geräthschaften mit in das Grab zu legen; die Wahrsagungskünste; die konischen Mützen der Römischen Frauen, welche im Orient allgemein waren und auch auf den Mexikanischen Denkmälern angetroffen werden; die den Oskern zugeschriebenen dramatischen Vorstellungen, welche von den Etruskern nachgeahmt und in der Folge in Rom eingeführt wurden; der zu den religiösen Feierlichkeiten gehörige Gebrauch runder Spiegel; die zur Aufbewahrung der Asche bestimmten Urnen und Vasen; die in den Mexikanischen Gemälden bemerkten Etruskischen Muster; die zu Tarquinii auf den Mauern der Grabmäler abgebildeten Figuren rother Menschen — alles dieses bildete eine Verbindungskette zwischen den Etruskern und den gebildeten Völkern Amerika's. Nicht, daß die Etruskische Abkunft der letzteren dadurch angedeutet würde; es geht bloß eine bis ins tiefste Alterthum hinaufsteigende Verwandtschaft hervor, wo die Künste, Gebräuche und Glaubenslehren der Urvölker jenen Stempel erhielten, der auch dann noch fortfuhr sie zu charakterisiren, nachdem sie sich in verschiedene Zweige getrennt hatten."

Mannigfaltiges.

— Nachdruck in Nord-Amerika. Einer der seltsamsten Gründe, weshalb die Nord-Amerikaner sich nicht entschließen können, den Nachdruck Englischer Bücher zu verbieten, ist wohl der, daß sie dadurch die Gelegenheit verlieren würden, diese Bücher zu — verballhornen. In einer Versammlung von Buchdruckern und Verlegern, die im April d. J. in Boston gehalten wurde und bei welcher Herr Goodrich, der Verfasser mehrerer unter dem Namen Peter Parleys bekannter Kinderschriften, den Vorsitz führte, ward eine Denkschrift an den Kongreß entworfen, in welcher es unter Anderem heißt: „Wenn die Englischen Schriftsteller bei uns zu Lande das Verlagsrecht für ihre Werke erhalten und unsere Märkte mit diesen nur von England aus versorgt werden, so verlieren wir dadurch den Vortheil, diese Bücher unseren Bedürfnissen, unseren Institutionen und unseren gesellschaftlichen Zuständen anzupassen; vielmehr müßten wir dann die Circulation derselben so gestatten, wie sie eben sind. So lange wir dagegen eine Gewalt darüber besitzen, so lange wir das, was uns England an literarischen Neuigkeiten zusendet, umbilden können, wie es unserem Geschmack und unserer Lage zusagt, haben wir auch nichts von dem Einflusse der Londoner Literatur zu fürchten, der um so gefährlicher ist, als er von der ganzen Uebermacht des Britischen Kapitalreichthums unterstützt wird." — Man sollte es kaum für möglich halten, daß es ein Schriftsteller selbst seyn kann, der dergleichen seltsame Ansichten von der Befugniß eines Landes hegt, die Literatur eines anderen nach Gutdünken zu verändern, zuzustutzen, auszuschneiden und zusammenzuflicken. Zunächst hat es dieses Amerikanische „Umbilden" auf alle Aeußerungen gegen Amerika selbst abgesehen. Wenn irgendwo in einem Englischen Schriftsteller ein Ausfall oder ein Witz auf die Vereinigten Staaten vorkömmt, so wird er ohne Gnade verurtheilt. Das freie Amerikanische Volk übernimmt dann das Amt der Censur-Scheere, mit der es eben so erbarmungslos gegen den Geist des Schriftstellers umgeht, wie nur irgend ein um das Staatswohl besorgter Censor Europa's. Das Lob des Königthums verschwindet aus allen in den Vereinigten Staaten nachgedruckten Englischen Büchern, und unversehens sieht sich ein Schriftsteller, der zu Hause vielleicht ein Ultra-Tory ist, in Amerika mit den extremsten republikanischen Gesinnungen ausgestattet und zum Vertheidiger des Lynch-Rechtes oder der Sklavenhaltung umgeprägt. Wahrlich, wer dergleichen Verstümmelungen des Geistes aus national-politischen Rücksichten in Schutz nehmen kann, der mag wohl im Kriege ein ganz ehrenwerther Vertheidiger seines Heerdes und Hofes seyn, aber von den Künsten des Friedens und besonders von der Literatur hat er einen überaus barbarischen Begriff!

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 81. Berlin, Freitag den 8. Juli 1842.

England.

Zanoni, ein philosophischer Roman von Bulwer.

Ein neues Werk von Bulwer ist in der literarischen Welt immer ein Ereigniß, das, wenn es auch nicht alle Anforderungen der Kritik befriedigt, dennoch nicht ermangeln wird, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Auch das neueste Erzeugniß seiner Muse, „Zanoni", ist von dem Publikum mit großer Ungeduld erwartet worden; und wenn es sich nicht einer so allseitigen Popularität, wie „Eugen Aram" und „Pelham", erfreuen wird, so scheint der Verfasser durch die Wahl des Motto's aus Le Compte de Gabalis: „Mit einem Worte, ich konnte dem Dinge weder Kopf noch Schweif geben", dieses Schicksal seinem Buche im Voraus angedeutet zu haben und von der Unvollkommenheit desselben überzeugt gewesen zu seyn. Aber nichtsdestoweniger ist es ein Werk, das Bewunderung erregen und dem Verfasser neue Lorbeern erwerben wird; denn es liefert einen neuen Beweis von der Mannigfaltigkeit seiner Talente, von vielseitiger Lebenserfahrung, Streben nach Originalität und von kühner Erfindungsgabe. Es ist ein sogenannter philosophischer Roman, der in einer sonderbaren Mischung über metaphysische, mystische, übernatürliche und materielle Gegenstände handelt. In Vielem, was auf den ersten Blick sonderbar scheinen mag, liegt tiefe Weisheit; und ernste Gedanken findet man oft da, wo der Verfasser sorglos zu schwatzen scheint. Er schreibt, als ob er den Leser in die Irre führen oder als ob er seine Geschicklichkeit, Paradoxen aufzustellen, zeigen wollte. Daher enthält das Werk meistens nur philosophische Prinzipien und bloße Abstractionen, aber keine definirbare Realitäten oder einen Charakter. Vieles sieht aus, wie ein wilder Traum, und viele Stellen hinwiederum geben kritische Regeln und feine philosophische Unterscheidungen und kühne Systeme, die auf Gesetzen der Natur beruhen sollen. Es ist merkwürdig, daß dieses vorherrschende Streben, das in einer Novelle oder in einem Roman eigentlich etwas Fremdartiges ist, den Geist fesselt, weil es ihn zum Nachdenken auffordert. Dadurch gewinnt das ganze Werk etwas Anziehendes, das es größtentheils der Schönheit und dem poetischen Schwunge seiner Sprache verdankt.

In dieser wunderbaren Geschichte, die so Vieles enthält, was nur Gestalten und Phantasieen eines unruhigen Traumes zu seyn scheint, der in den Himmel sich zu erheben versucht und immer wieder auf die Erde herabfällt; in diesem abenteuerlichen Produkt wird der denkende Leser bald entdecken, daß in den Phantasieen Methode herrscht, und daß der Verfasser die Dinge durch philosophische Abstractionen und durch Anwendung des Reellen und Ideellen zu erklären sucht, da diese sich gegenseitig ergänzen, weil jedes, sey es in der Kunst, im Leben oder im Studium der Vergangenheit und der Zukunft, der Exponent seines Nachbars wird. Zanoni, der Held der Geschichte, ist ein Mystiker, und eben so Mejeour; diese Weisen sind die letzten des Rosenkreuzer-Ordens und Beide mit dem Geheimniß begabt, so lange zu leben, als sie wollen. Doch zwischen diesen beiden Supranaturalisten ist ein großer Unterschied; der Erstere ist thätig, da er immer Jugend und Schönheit besessen hatte. Seine Hauptbeschäftigung war, das Uebermenschliche und das Erhabene zu studiren und nach der höchsten idealen Kenntniß zu streben. Der andere Weise, der auch die geheime Kunst besitzt, ewig zu leben, hat sich ewiges Alter und ein beschauliches Leben gewählt; er lebt jedoch mehr in einer bloß passiven Abstraction, die sich immer nur mit demselben Gegenstande beschäftigt, und sein Streben geht immer nach Kenntniß, jedoch ohne Rücksicht auf die wahren Freuden und Genüsse, welche die gesetzmäßigen Früchte der rechten Kenntniß sind. Zwischen diesen beiden Extremen, die den Stein der Weisen und das Lebens-Elixir besitzen, sehen wir Glyndon, einen Neophyten, der, weil er sich in der Liebe getäuscht sah, nach übernatürlicher Kenntniß strebt und so der Schüler der beiden Mystiker wird. Aber aus Mangel an Muth und Glauben verfehlt er sein Ziel; doch er lernt wenigstens so viel einsehen, daß die Menschen durch Tugend und durch demüthiges Streben nach dem Erreichbaren und Wirklichen glücklich werden können. Außer diesen finden wir noch Viola, die unsere Liebe und Bewunderung in Anspruch nimmt, da sie der Verfasser in eine Lage gebracht hat, die das menschliche Herz interessiren kann.

Zanoni ist jedoch derjenige Charakter, auf den Bulwer die größte Sorgfalt gewandt hat, und der Leser nimmt an ihm das größte Interesse, selbst wenn er von mysteriösen Dingen träumt und uns eine tiefe Achtung vor seiner hohen Weisheit gleichsam aufzwingt. Wir sympathisiren dann mit ihm; denn wir fühlen, daß er, bei aller seiner jugendlichen und glühenden Anbetung des Schönen, Erhabenen und Mysteriösen, es unterlassen hat, sich das zu sichern, wonach sein Herz schmachtet. Dies ist ein Fehler, vor dem ihn seine Kenntniß des Geheimnisses nicht geschützt hat: so daß die Unsterblichkeit weder für ihn der größte Segen, noch für die Welt von praktischem Nutzen gewesen ist. Zanoni macht jetzt die Entdeckung, daß der höchste Flug der Phantasie, die reichste Aernote der Wissenschaft ohne den Geist der Liebe werthlos sind: und daß selbst die Macht, ewig zu leben, nicht das Glück gewähren kann, welches ein Sterblicher, der in etwas Göttlicherem, als in sich selbst zu leben wünscht, erfahren mag: — ja, daß es, so lange man auf Erden lebt, besser ist, sich an die Natur zu halten, als an eine unfruchtbare Wissenschaft: vor Allem aber, daß es weit besser ist, in der Hoffnung der ewigen Jugend des Geistes zu sterben, als hier ewig zu leben, der Tugend zu huldigen und nach ihrer reinsten Form zu streben. Er wird von diesen Wahrheiten überzeugt; die Liebe bemächtigt sich seiner; er wird mit Viola vereinigt und verzichtet so auf das geheimnißvolle Geschenk der Unsterblichkeit, das, wie er endlich entdeckt, nicht so viel werth ist, wie eine Kenntniß des Geheimnisses des Todes und der Unsterblichkeit jenseits des Grabes.

Die Geschichte beginnt zu Neapel, wo die Heldin, die Tochter eines excentrischen Paganini, als Prima Donna glänzend debütirt, und spinnt sich unter den Schrecknissen der ersten Französischen Revolution weiter fort, von welcher uns Bulwer ein wahrhaft schauerliches Gemälde entwirft. Zanoni und Viola führen auf einer einsamen reizenden Insel ein höchst glückliches Leben; an ihrer Seite lebt ein Engel, das Kind ihrer Liebe. Wir geben hier als Probe die Schilderung des Neapolitanischen Musikers:

„Der Neapolitanische Musiker war im Allgemeinen den Ohren nicht angenehm, die an die süßlicheren Melodieen des Tages gewöhnt waren. Seine leicht erkennbaren Fehler und seine oft scheinbar absichtlichen musikalischen Uebertreibungen benutzten die Kritiker dazu, ihn des Ungeschmacks zu beschuldigen. Zum Glück (denn sonst hätte der arme Musiker vor Hunger sterben müssen) war er nicht nur ein Komponist, sondern auch ein vortrefflicher ausübender Künstler, besonders auf der Violine, und mit diesem Instrumente verdiente er, als Mitglied des Orchesters am großen Theater San Carlo, sich einen anständigen Lebensunterhalt. Hier hielten amtliche Geschäfte seine excentrischen Phantasieen in Schach, obgleich man erzählt, er habe durch improvisirte Variationen von so phantastischer Natur, daß man glaubte, Harpyen oder Hexen hätten sich seines Instruments bemächtigt, das Ohr der Kunstkenner so sehr beleidigt und das ganze Orchester in so große Verwirrung gebracht, daß er nicht weniger als fünfmal von seinem Amte abgesetzt wurde. Die Unmöglichkeit jedoch, einen gleich ausgezeichneten exekutirenden Künstler zu finden (d. h. er war ausgezeichnet, wenn er lichte Augenblicke hatte), machte seine Anstellung immer wieder nothwendig, und er hatte sich jetzt größtentheils auf die enge Sphäre seiner amtlichen Adagios und Allegros beschränkt. Das Publikum, das seine excentrische Natur kannte, beobachtete ihn sorgfältig, damit er nicht im Geringsten von dem Texte abwiche; und wenn er ja einen Augenblick abschweifte, was man leicht an der sonderbaren Verzerrung des Gesichts oder an dem seltsamen Ausstrich mit dem Bogen erkennen konnte, so rief ein leises, mißbilligendes Murren den Musiker aus seinem Elysium oder Tartarus wieder zu den nüchternen Regionen seines Pultes zurück. Dann pflegte er plötzlich aufzuwachen, wie aus einem Traume, sah sich erschrocken und sich entschuldigend um und brachte mit einem demüthigen Blicke sein rebellisches Instrument in das vorgeschriebene Geleis der seichten Eintönigkeit wieder zurück. Doch zu Hause pflegte er sich für diese unfreiwillige sklavische Arbeit schadlos zu halten. Mit grimmiger Hast ergriff er sodann seine unglückliche Violine und erpreßte ihr, oft bis an den Morgen, seltsame, wilde Töne, welche den Fischer am Ufer mit geheimem Grauen erfüllten, so daß er sich kreuzigte, als ob eine Sirene oder ein Kobold diese übernatürliche Musik hervorgebracht hätten. Die äußere Erscheinung dieses Mannes war mit dem Charakter seiner Musik in Uebereinstimmung. Die Gesichtszüge waren edel und regelmäßig, aber abgezehrt und mager; seine schwarzen Locken hingen nachlässig um seinen Kopf, und sein großes, tiefliegendes Auge hatte einen starren und schwärmerischen Blick. Alle seine Bewegungen waren ungewöhnlich und rasch, je nachdem ihn eine Gemüthsbewegung ergriff: und wenn er durch die Straßen schlich oder am Strande einherwandelte, hörte man ihn oft lachen und mit sich selbst sprechen. Dabei war er ein harmloses, gutmüthiges Geschöpf, das oft seinen letzten Bissen mit den faulen Lazzaroni theilte, die sich schläfrig an der Sonne wärmten. Dennoch war er ganz ungesellig. Er hatte keine Freunde, schmeichelte keinen Gönnern und besuchte keinen der heiteren Versammlungsorte, die den Kindern des Südens und der

Musik theuer sind. Er und seine Kunst schienen nur allein für einander zu passen; beide waren wunderlich, originell, unweltlich und an keine Regel gebunden." —

Wir lassen hier die Schilderung einer Person folgen, mit welcher Jedermann bekannt zu seyn glaubt. Es ist Madame Mervale; sie hat durchaus nichts Schwärmerisches, Metaphysisches oder Mystisches an sich:

„Er wählte eine Frau aus Vernunft und nicht aus Liebe: und er traf eine sehr gute Wahl. Mad. Mervale war ein vortreffliches junges Weib; immer geschäftig und sehr haushälterisch, aber wohlwollend und gut. Sie hatte ihren eigenen Willen; aber sie war kein Zankteufel. Sie hatte eine hohe Idee von den Rechten eines Weibes und einen strengen Begriff von den Eigenschaften, welche die häusliche Gemächlichkeit und ehelichen Frieden bedingen. Sie würde es ihrem Manne nie vergeben haben, wenn sie ihn auch nur der leisesten Neigung für eine andere schuldig befunden hätte: sie hatte aber auch selbst das bewundernswürdigste Gefühl für Anstand. Sie hatte den größten Abscheu vor Leichtsinn, Flatterhaftigkeit und Koketterie, — kleinen Lastern, welche oft das häusliche Glück untergraben, denen sich jedoch ein unsteter Charakter leicht hingiebt. Sie hielt es aber nicht für Recht, einen Ehemann übermäßig zu lieben, sondern sie sparte von ihrer Liebe etwas für ihre Verwandten, ihre Freunde und für die Möglichkeit einer zweiten Ehe auf, wenn etwa Herr Mervale sterben sollte. Sie hielt auf einen guten Tisch; denn das schickte sich für ihren Stand. Ihr Charakter war gleichmäßig, aber fest; ja, sie konnte manchmal ein hartes Wort sagen, wenn ihr Mann nicht pünktlich war. Sie bestand darauf, daß er, wenn er nach Hause käme, seine Schuhe ausziehen solle; denn die Fußteppiche waren neu und kosteten viel. Sie war weder mürrisch noch leidenschaftlich, — der Himmel segne sie dafür! — Doch wenn sie verstimmt war, so ließ sie es fühlen; sie äußerte mit Würde ihren Unwillen, spielte auf ihre Tugenden, — ihren Onkel, der Admiral war, und auf die 30,000 Pfd. an, die sie als Mitgift dem Manne ihrer Wahl zugebracht hatte. Doch da Herr Mervale ein gutmüthiger Mann war, seine Fehler eingestand und sich ihrer Autorität unterwarf, so ging der Verdruß bald vorüber. Jeder Haushalt hat seine kleinen Unannehmlichkeiten, keiner jedoch weniger, als der Haushalt des Herrn und der Mad. Mervale. Mad. Mervale widmete ihrem Anzuge die gehörige Aufmerksamkeit, ohne jedoch eigentlich putzsüchtig zu seyn. Man sah sie nie, außerhalb ihres Zimmers, mit Papilloten in den Haaren, oder in jener schlimmsten aller Enttäuschungen, — in einem allzu bequemen Morgen-Negligée. Jeden Morgen um halb 8 Uhr war Mad. Mervale angezogen für den Tag — d. h. bis sie sich zum Diner wieder umkleidete; — ihre Bänder waren in schöne Schleifen gebunden, ihre Haube niedlich, ihr Kleid, Sommer und Winter von schwerer, schöner Seide. Zu jener Zeit trugen die Damen sehr kurze Taillen; so auch Mad. Mervale. Ihr Morgenschmuck war eine starke goldene Kette, an welcher eine goldene Uhr hing, aber keine von jenen zerbrechlichen Zwerguhren, die so hübsch aussehen und so schlecht gehen, sondern eine schöne Repetiruhr, welche die Zeit pünktlich angab; dann ein Miniaturbild ihres Onkels, des Admirals, in dem Armband eingefaßt. Des Abends trug sie eine Halskette, Geringe, Armbänder, mit Amethysten und Topasen besetzt. Hierzu war ihr Anzug größtentheils ein Kleid von goldfarbiger Seide und ein Turban; in diesem Anzuge hatte sie sich malen lassen. Mad. Mervale hatte eine Adlernase, gute Zähne, schönes Haar und glänzende Augenwimpern, volle Wangen, große Füße, zum Gehen gut eingerichtet, große weiße Hände mit den reinsten Nägeln. Sie sah etwas älter aus, als sie eigentlich war; doch dies mochte von ihrer würdevollen Haltung und von der Adlernase herkommen. Sie trug gewöhnlich nur Halbhandschuhe. Sie las keine anderen Gedichte, als die von Goldsmith und Cowper. Sie fand kein Vergnügen an Novellen, obgleich sie kein Vorurtheil gegen dieselben hatte. Sie sah lieber Schauspiele und Pantomimen; Konzerte und Opern konnte sie gar nicht leiden. Mit dem Anfang des Winters wählte sie ein Buch zur Lektüre und eine Handarbeit. Dies beides beschäftigte sie bis zum Frühlinge, wo sie, ob sie gleich ihre Handarbeit fortsetzte, dennoch die Lektüre aufgab. Ihr Lieblingsstudium war Geschichte, welche sie aus den Werken Goldsmith's lernte. Ihr Lieblingsschriftsteller in den schönen Wissenschaften war natürlich Dr. Johnson. Eine merkwürdigere oder achtbarere Frau konnte nicht gefunden werden — außer auf einer Grabschrift."

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben Jeremy Bentham's. *)

Der vor kurzem in Edinburg erschienene neunzehnte Theil der Werke Bentham's enthält die größtentheils aus seinen eigenen Memoiren und Briefen geschöpfte Lebensbeschreibung desselben bis zum 46sten Jahre seines Alters. Bentham gehört zu den seltenen Männern, die einen überwiegenden Einfluß auf ihr Zeitalter ausüben; dem Vorurtheil und der Mißdeutung seiner Neider zum Trotze, haben seine Bemühungen, auf philosophischem Wege in der Erziehung, der Gesetzgebung und der vollziehenden Gewalt Reformen einzuführen, den Anlaß zu Entdeckungen und Verbesserungen gegeben, welche in geistiger Hinsicht der in der materiellen Welt durch die Dampfkraft hervorgebrachten Revolution zur Seite gestellt werden können und ihren Urheber als einen der originellsten Denker des Jahrhunderts bezeichnen.

In der Jugendgeschichte Bentham's sind, sowohl in physischem als conventionellem Betracht, manche Eigenheiten bemerkbar, obgleich er seine akademische Laufbahn in gewöhnlicher Weise auf der Westminster-Schule und der Universität Oxford vollendete. Letztere bezog der frühreife Knabe schon in seinem 12ten Jahre; er erhielt im 16ten den Grad als Baccalaureus. Er war sehr reizbar und besaß ein höchst treues Gedächtniß; von Kindheit an schwächlich, ward er, als er sich dem Mannesalter näherte, stark und kräftig. So sehr er auch wünschte, sich geistigen Beschäftigungen hinzugeben, wurde er doch durch den Widerstand seines Vaters daran verhindert; außer der Schule und der Universität hatte er keine Gelegenheit, sich auszubilden, und der zu jener Zeit herrschende engherzige und klosterartige Erziehungsplan war wenig dazu geeignet, die Entwickelung seiner Seelenkräfte zu befördern. Aus Mangel an gleichgesinnten Freunden nahm er seine Zuflucht zu der Dienerschaft, deren Umgang ihm eine Gespensterfurcht einflößte, die er nachher vergebens zu überwinden suchte.

Bentham besaß einen unabhängigen Charakter; sein Verlangen nach gründlichen Kenntnissen wurde durch Zwang und Widerspruch nur vergrößert, und sobald es ihm möglich wurde, dieser Neigung zu folgen, warf er sich begierig in das Gebiet der spekulativen Wissenschaften, obgleich er sich, dem väterlichen Willen gehorchend, nach vollendeten Studien dem juristischen Fache gewidmet hatte. Eine von ihm herausgegebene Schrift: „A Fragment on Government", brachte jedoch auf den alten Bentham eine solche Wirkung hervor, daß er dem Sohn erlaubte, sich ganz mit seinen Lieblings-Untersuchungen zu beschäftigen. In einem seiner Briefe findet man über jenes Werk und über die von ihm als Rechtsgelehrter gemachten Erfahrungen folgende Mittheilung:

„Während einiger Jahre vor Herausgabe des „Fragments" hatte man mich als verlorenen Sohn betrachtet; die schmeichelhaften, durch meine frühzeitigen Erfolge erregten Hoffnungen waren der Verzweiflung gewichen. Bei meinem ersten Auftreten als Advokat fand ich einen oder zwei Prozesse, die man mir vorbehalten hatte; meine erste Sorge ging dahin, ihnen ein Ende zu machen, und wie ich glaube, war ich in diesem Bestreben nicht ganz unglücklich. Bald nachher wurde ich in einem anderen Rechtshandel um Rath gefragt; ich durchstöberte alle Gesetzbücher und gründete darauf mein Urtheil. Nach den Gesetzbüchern war das Urtheil richtig, nach einer mir unbekannten und unzugänglichen Handschrift aber war es falsch; in dieser Handschrift befand sich nämlich der Bericht von ich weiß nicht welchem Urtheil, das vor meiner Geburt ausgesprochen wurde, und das man in der Absicht verheimlichte, es je nach Umständen vorzuzeigen oder zu unterdrücken. Dieser Fall, der so vielen anderen vorherging, gab der von Constantia *) angezündeten Flamme neue Nahrung. Mir war an den Schranken des Gerichtshofes wie einem gehetzten Bären zu Muthe; ich wich bald nach dieser, bald nach jener Seite ab. Unter anderen fremden Feldern verirrte ich mich auch in das Gebiet der Chemie und setzte mich dem Fluche aus, welcher gegen Alle ausgesprochen ist, die ihren eigenen Verstand und ihren eigenen Willen zu gebrauchen wagen. — Um den Kummer meines Vaters über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen zu lindern, theilte ich ihm, noch ehe mein „Fragment" die Presse verlassen hatte, den kleinen Versuch mit, mich aus der Dunkelheit zu erheben, in der ich mich selbst so glücklich fühlte, während sie ihm unerträglich war. Da ich jedoch den Nutzen der Anonymität erkannte, so bat ich ihn dringend um Verschwiegenheit, die er mir auch zusagte. Mein Vater war, wie man sich denken kann, nicht der Letzte, das durch meine Schrift hervorgebrachte Aufsehen zu bemerken. Eines Tages besuchte mich auf meinem Zimmer einer von seinen Freunden und Nachbarn, um mir Glück zu wünschen. Durch die unerwartete Beschuldigung niedergeschmettert, suchte ich vergebens in Ausflüchten Schutz zu finden, da der Abscheu, den ich seit der frühesten Kindheit gegen die Unwahrheit empfand, mir nicht erlaubte, meine Verfasserschaft geradezu abzuleugnen. Ich erinnere mich dieses Ereignisses noch so lebhaft, als ob es sich erst gestern zugetragen hätte. Mein Gesicht mußte die Bestürzung verrathen, in der ich mich befand: ein des schwärzesten Verbrechens angeklagter Missethäter hätte keine größere Angst zeigen können. Da meine Wangen auf diese Art genügendes Zeugniß von dem gaben, was meine Zunge zu verbergen trachtete, und da mein Peiniger mir die Quelle nannte, aus der ihm jene Nachricht zugekommen, — eine Quelle, die über jeden Zweifel erhaben war, — so hörte ich auf, mich zu wehren, und nahm seine unwillkommenen Artigkeiten so ruhig als möglich entgegen. Die Ungeduld meines Vaters, sich nach den ausgestandenen Leiden ein wenig Linderung zu verschaffen, hatte in einem unbewachten Augenblicke die Thür seines Gedächtnisses gegen das ihm von mir abgenommene Versprechen geschlossen."

In der Folge gab der ältere Bentham seine vollkommene Zufriedenheit mit den von Jeremy erwählten Beschäftigungen zu erkennen, wie aus einem seiner Briefe hervorgeht, in dem er sich also ausdrückt: „So natürlich es auch für einen Vater ist, sich weitaussehenden Hoffnungen und Wünschen in Hinsicht seiner Kinder hinzugeben, so habe ich doch die meinigen als Philosoph durch den Gedanken beschränkt, daß die Gemüthsruhe, deren sich mein Sohn erfreut, so sehr in seiner eigenen Seele liegt, daß er ihrer durch keine Zufälligkeiten dieses Lebens beraubt werden kann, so lange er der Gesundheit und der Geisteskräfte genießt, die er jetzt besitzt und die eine lange Dauer versprechen."

Es ist hier der Ort, einige Worte zur Widerlegung eines Irrthums beizufügen, der sich in Hinsicht der Schriften Bentham's sowohl als seines Charakters verbreitet hat. So glaubt man von ersteren allgemein, daß sie in

*) Nach der Monthly Review.

*) Die Memoiren der Constantia Phillips hatten Bentham mit einigen auf gesetzlichem Wege verübten Ränken und Schandthaten bekannt gemacht, die einen unvertilgbaren Eindruck auf ihn hervorbrachten.

mystisches, metaphysisches Dunkel gehüllt seyen, welches zum Theil von ihrer logischen Genauigkeit und ihrem tiefsinnigen Raisonnement, zum Theil aber auch von der Thatsache herrührt, daß das Publikum die Werke eines großen Mannes lieber zu besprechen als zu lesen pflegt. Aber es ist die Fülle und das Gewicht seines Stoffes, nicht die Unbestimmtheit oder Unklarheit desselben, welches den gewöhnlichen, oberflächlichen Leser erdrückt. Seine Sätze sind freilich lang und voll von eingeschalteten Modifizirungen; diese sind jedoch zur Erklärung der von ihm aufgestellten Lehren nothwendig. Auch seine Sprache trägt einen eigenen Stempel; Stil und Ausdruck gehören ihm allein an und gingen aus dem Bestreben hervor, seine Gedanken auf die kräftigste Weise auszusprechen, die ihm zu Gebote stand, ohne sie mit unnützen Zierrathen auszuschmücken.

Was seinen persönlichen Charakter anbetrifft, so hat man ihm eine harte, strenge Sinnesart zugeschrieben, indem man ihn nach dem Ernst und der Entschiedenheit beurtheilt, womit er seine Meinungen vertheidigte; dessenungeachtet besaß er nicht nur eine lebhafte Einbildungskraft, sondern auch einen Vorrath gesunden Humors und ein Herz, das von der wärmsten Philanthropie übersprudelte. Er war im höchsten Grade offenherzig und der abgesagte Feind aller Verstellung, und obgleich er die eigennützige, krumme Politik Anderer ohne Barmherzigkeit geißelte, so ertrug er doch das Fehlschlagen seiner eigenen menschenfreundlichen und aufgeklärten Pläne mit philosophischem Gleichmuth.

Bentham schonte seine Gegner auch dann nicht, wenn sich der König zu ihnen gesellte; denn wie es scheint, verschmähte es Georg III. nicht, als politischer Schriftsteller aufzutreten. Folgende Stelle bezieht sich auf diese wenig bekannte merkwürdige Thatsache:

„Im Jahre 1789 versuchte Großbritanien, oder der König von Großbritanien, das Bündniß zwischen Rußland und Dänemark zu zerreißen. Zum Vorwande nahm man das Europäische Gleichgewicht und die Eroberung Otschakov's durch die Russen. In die Gazette de Leyde wurden Briefe eingerückt, die Georg III. unter falschem Namen geschrieben hatte *) und worin er den König von Dänemark aufforderte, seine Verbindungen mit Rußland abzubrechen und sich dem entgegengesetzten politischen System anzuschließen. Eine geheime Mittheilung unseres Gesandten in Kopenhagen an den Dänischen Hof wurde veröffentlicht und gab zu den Bemerkungen Anlaß, welche Bentham an den Redacteur des Public Advertiser richtete.

„Diese mit Anti-Machiavell unterzeichneten Briefe erregten den Unwillen Georg's III.; nachdem er deren Verfasser entdeckt, hörte er nie auf, ihn als seinen persönlichen Feind zu betrachten, und das Veto, womit er die Panoptikon-Bill belegte, obgleich sie im Parlament beide Häuser passirt hatte, soll nach der Ueberzeugung Bentham's den unangenehmen Gefühlen zuzuschreiben seyn, welche jene Korrespondenz in dem Könige erweckt hatte. **) Bentham hatte Niemanden davon in Kenntniß gesetzt, daß sie von ihm herrührte; aber am Tage, nachdem der Brief erschienen war, in welchem er die Politik seines unbekannten Königlichen Gegners so scharf angriff, stattete er einen Besuch bei dem Marquis von Lansdowne ab und beschreibt, was sich dort zutrug, auf folgende Weise:

„Sie sind entdeckt worden!" rief mir Lord Lansdowne ***) zu, „Lady L. hat Sie erkannt"; und er sagte mir, woran. Er war ganz entzückt. Sein Ruf war hauptsächlich auf seine Kenntniß der auswärtigen Politik gegründet; denken Sie sich also mein Erstaunen, als ich fand, daß ihm die ganze Sache neu war. Nie werde ich die Schnelligkeit vergessen, womit wir, Arm in Arm, den großen Speisesaal durcheilend, dieses Ereigniß besprachen. Ein paar Tage nachher erschien in demselben Journal eine Antwort mit der Unterschrift: Ein Parteimann. „Sehen Sie", rief Lord L., „was Sie hier für einen Gegner haben. Wissen Sie, wer es ist?" — „Keinesweges." — „Nun, ich will es Ihnen sagen; es ist der König." Daß er die Mittel in Händen hatte, dies kennen zu lernen, war für mich kein Geheimniß. Er erhielt regelmäßige Berichte von Allem, was sich im Königlichen Palaste zutrug, und nannte mir die Personen, die sie ihm verschafften. Die Antwort war, wie es sich von selbst versteht, ohne Werth; der Zaum, den man dem Ehrgeize Rußlands anlegen sollte, bildete den wesentlichsten Inhalt derselben. Diese Mittheilung brachte die Wirkung auf mich hervor, die man ohne Zweifel beabsichtigte. Junius hatte den Schriften des Tages einen bitteren Ton eingeflößt, und ich fiel über den „besten der Könige" mit verdoppelter Wuth her. Ich schickte zwei „Anti-Machiavelle" an Pitt den Zweiten. Der Krieg wurde aufgegeben, aber es wurde dem „besten der Könige" (welchen Titel er der Fruchtbarkeit seines Weibes verdankte) bald bekannt, wer der Anti-Machiavell sey, und man kann sich denken, wie er mich haßte. Verschwendete Millionen waren die Folge seiner Rache. Ohne ihn hätte ich die Verwaltung aller Armen und aller Verbrecher im Lande in die Hände bekommen; ein von mir verfaßter Kriminal-Kodex wäre Gesetz geworden. Die Anstalt des Panoptikons war in meinen Augen ihren größten Werth dem Umstande schuldig, daß sie als Mittel zu jenem Zwecke dienen sollte."

Wir geben jetzt eine von Bentham's Skizzen seiner Zeitgenossen. „Den 15. September 1781. Ich bin hier kurz vor Lord Chatham †), seinem Bruder William Pitt, und Pratt, Sohn Lord Camden's und Mitglied für Bath *), angekommen. Kennen Sie Lord Chatham? Sein Aeußeres erinnert mich an Dan Parker Coke, aber er hat die Adlernase seines Vaters, und wenn die Ereignisse dazu führen sollten, ihm eine gute Meinung von sich selbst beizubringen, so wird er wahrscheinlich bald dessen gebieterischen Ton annehmen; in diesem Augenblicke bemerkt man blos eine Art Zurückhaltung, durch Gutherzigkeit gemildert und mit Blödigkeit vermischt. Will Pitt kennen Sie gewiß. In seinem Umgange sieht man nichts von dem Redner, nichts von dem Stolz und der Selbstgenügsamkeit, die zu erwarten wären; er schien mir im Gegentheil sehr gutmüthig und etwas unreif zu seyn. Ich hatte schreckliche Furcht vor ihm; als ich aber anfing, mit ihm zu sprechen, schien er sich vor mir zu fürchten, so daß, wenn uns irgend etwas zusammenbringen sollte, wir wohl ganz friedlich mit einander leben würden. Dieses ist jedoch nicht sehr wahrscheinlich, da ich nicht weiß, welche Ideen ich mit ihm gemein habe. Ich habe ihn im Schach matt gemacht — ein ruhmloser Sieg, da er mir kaum so gewachsen ist, wie ich Ihnen. Ernst und die Uebrigen spielten crown whist **). Als das Souper aufgetragen wurde, stahl ich mich hinweg. Ernst ist der Sächsische Gesandte — ein ehrlicher, gutmüthiger Mann. Ich finde es nothwendig, vor 6 Uhr aufzustehen, und habe es nur deshalb vorgenommen, um 11 zu Bette zu gehen. Ich liege auf Stroh. Pratt zeigt mehr Zurückhaltung und Eigendünkel, als die beiden Anderen, ohne jedoch von einer Art von Leichtfertigkeit ***) frei zu seyn; er erinnert mich an einen jungen jüdischen Makler in der City. Nach Tische bringen wir eine Stunde recht vergnügt zu, da ich die Gewohnheit angenommen habe, die Lady S. auf dem Klavier zu begleiten, und ihr dieses gefällt. Sie hat hier nichts, als ein kleines schäbiges Packebrett, das ich mich schämen würde, selbst zu gebrauchen; ich habe ihr aber den Kopf so mit Beschreibungen neumodischer Klaviere angefüllt, daß sie mir zuschwört, sich einige anzuschaffen. Da ich hier keine erträgliche Geige auftreiben konnte, so hat sie mich gezwungen, die meinige aus der Stadt kommen zu lassen."

Folgende Sentenzen sind aus Bentham's Notizenbuch entlehnt:

„Die Wahrheit muß durch Evidenz unterstützt werden; diese kann jedoch das Gefühl der Wahrheit und des Irrthums nicht verändern. Die Ursache der Leichtgläubigkeit des Pöbels liegt in seiner Unbekanntschaft mit den Kräften der Natur, ihrer Ausdehnung und ihren Gränzen. Wunder und natürliche Geheimnisse stehen für ihn auf derselben Linie. Berge durch ein Wort zu versetzen, scheint ihm eben so leicht, wie Feuer aus den Wolken — oder, nach der Sprachweise des gemeinen Mannes, aus dem Himmel herabzuziehen, oder dem Eisen Schwimmkraft zu verleihen.

„Dem Glauben Belohnungen und dem Mangel daran Strafen zuerkennen, heißt daher so viel, als die Vorurtheile und die Parteilichkeit eines Richters belohnen und das Gegentheil bestrafen. Wenn man sagt, daß wir diesem Lehrsatz eher glauben müssen als jenem, so wird darunter verstanden, daß wir Alles, was in unseren Kräften steht, thun müssen, um daran zu glauben.

„Nun aber besteht Alles, was in unseren Kräften liegt, um an einen gewissen Lehrsatz zu glauben, darin, daß wir die ihm widersprechende Evidenz zurückhalten oder unterdrücken. Denn wenn die Gründe alle vor uns liegen und gleichmäßig erwogen werden, so steht der Glaube oder Unglaube nicht länger in unserer Macht, sondern muß aus dem Uebergewicht der Beweise auf der einen oder anderen Seite hervorgehen." —

„So wahr es ist, daß, mit dem gemeinen Sprüchwort zu reden, das Auge des Herrn den Ochsen fett macht, so ist es nicht minder wahr, daß das Auge des Publikums den Staatsmann tugendhaft macht. Die Menge der Zuschauer vergrößert für den Unredlichen die Wahrscheinlichkeit, entlarvt zu werden." —

„Die gewöhnliche Moral, die sich in Behauptungen ohne Beweise gefällt und die Heftigkeit an die Stelle der Gründe setzt, bedient sich vergifteter Waffen und verficht die Sache der Wahrheit mit der Sprache des Irrthums."

Frankreich.

Anna von Oesterreich, Ludwig XIV. und Kardinal Mazarin.

(Schluß.)

Einer, der in den Plan der angeblichen Verschwörer vollkommen eingeweiht war, Heinrich von Champion, hat uns folgenden Zug aufbewahrt. Als die Verschwörung so weit gediehen war, daß es sich nur noch um die offene Ausführung derselben handelte, bei der Beaufort's Gegenwart jedoch nöthig war, hoffte man lange Zeit auf eine günstige Gelegenheit, als einer der zierlichsten Vorfälle, die in der galanten Welt sich ereigneten, dem Kardinal Mazarin einen Vorwand zu schärferer Beobachtung und zu strengerem Verfahren gewährte. Die Herzogin von Longueville behauptete den ersten Rang unter den Schönen des Hofes. Als Tochter des Prinzen von Condé gehörte sie durch ihren Bruder, ihren Vater und ihren Gemahl zu der Partei, welche die frühere Herrschaft nur mit noch größerer Milde fortgeführt wünschte. Ihre Mutter stand in hohem Vertrauen bei der Regentin, und sie war es vorzüglich, welche um des Antheils willen, den der Marquis von Châteauneuf an der Verurtheilung ihres Bruders, des Herzogs von Montmorency, gehabt hatte, den Marquis vom Hofe fern zu halten wußte. Schon dieser Umstand hätte ohne Zweifel genügt, die junge Herzogin den beiden Damen verhaßt zu machen, die zur Partei des Herzogs von Beaufort ge-

*) Wie Bentham anderweitig bemerkt, schrieb Georg III. auch landwirthschaftliche Aufsätze für die „Annals of Agriculture", die er mit dem Namen Robinson unterzeichnete.

**) Das Panoptikon war ein großes Werk- und Armenhaus, wozu B. den Plan gemacht hatte.

***) Der Marquis von Lansdowne, bekannter unter dem Namen Lord Shelburne, war nach dem Tode des Marquis von Rockingham (1782) eine Zeitlang Premier-Minister und zeichnete sich durch seine Talente und durch die Versatilität seiner politischen Grundsätze aus.

†) John Pitt, Graf von Chatham, älterer Bruder des berühmten Staatsmanns, bekannt durch seinen unglücklichen Feldzug nach Walcheren im J. 1809. Geb. 1756, gest. 1835.

*) John Jeffreys Pratt führte später den Titel Lord Bayham und ward in der Folge Statthalter von Irland und Marquis von Camden. Geb. 1759, gest. 1839.

**) D. i. Whist zu einer Krone (5 Shillinge) die Points.

***) Im Original: jiggishness, Tanzlust, hüpfendes Wesen.

hörten; doch hierzu kam, daß sie vierundzwanzig Jahre zählte, die Herzogin von Montbazon aber dreißig; daß die Letztere durch ihre junge Nebenbuhlerin vom Throne der Schönheit verdrängt war, dies war Grund genug, ihr Haß und Rache zu schwören. So geschah es einst wie zufällig, daß sich auf dem Boden des Zimmers der Herzogin von Montbazon zwei Briefe fanden, die sehr leidenschaftlich und offenbar von einer Frauenhand geschrieben waren. Kurz zuvor hatte der Graf von Coligny, Moriz von Chatillon, der ältere Sohn des Marschalls, das Zimmer verlassen. Aus seiner Tasche sollten die beiden Briefe gefallen seyn, in denen man die Hand der Herzogin von Longueville erkennen wollte, die im Rufe der höchsten Tugend stand. Keines von Beidem war begründet. Der Prinz von Marsillac, dem sich die wirkliche Schreiberin der Briefe vertraut hatte, trat zur Vertheidigung der Herzogin von Longueville auf, und die Briefe wurden in Gegenwart der Königin verbrannt. Gleichwohl hatten Kopieen derselben zirkulirt, und die böswillige Behauptung der Herzogin von Montbazon wurde vielfach geglaubt. Die Herzogin von Longueville hatte Freunde, über deren Degen sie gebieten durfte, und vorzüglich sie hatte einen Bruder, den Frankreichs Feinde jetzt glänzen sahen, und der einst Rache fordern mußte für die Schmach, die man seiner Schwester angethan. Doch die Herzogin von Montbazon hatte ebenfalls ihre Verfechter, und im Palaste der Frau von Chevreuse versammelten sich vierzehn Fürsten, welche die Häuser Vendome, Savoien, Lothringen, Rohan und Larochefaucauld für ihre Sache zu bewaffnen bereit waren. Man versuchte zunächst eine Versöhnung zwischen den Frauen. An einem bestimmten Tage vor bestimmten Personen mußte die Herzogin einige vorausbestimmte Worte an die Prinzessin von Condé richten, auf welche diese eine ebenfalls schon vorher verabredete Erwiederung gab. Doch einige Tage darauf trafen die Prinzessin und die Herzogin zufällig in einem öffentlichen Garten zusammen, in welchem die Königin zu einer von der Herzogin von Chevreuse gegebenen Abendmahlzeit zu kommen versprochen hatte. Da hier Nichts im Voraus angeordnet war, so war es den beiden Frauen unmöglich, sich auch nur kalt einander zu nähern. Die Prinzessin forderte, daß die Herzogin sich entfernen sollte, diese weigerte sich, es zu thun; und nach einem langen Streite zwischen den Freunden der einen und der anderen trennte sich die Gesellschaft, ohne daß man einen Bissen gegessen hatte. Die Herzogin von Montbazon empfing den Befehl, sich alsbald auf eines ihrer Schlösser zu begeben. Diese Strafe, die über eine Frau wegen Mangels an guter Sitte verhängt wurde, schien den Herzog von Beaufort und seine Partei nicht zu treffen; doch er war bemüht, sie wie eine Staatsangelegenheit zu betrachten. Er wußte mehrmals auf beleidigende Weise die Königin zur Rede zu stellen. Der Plan zur Ermordung des Kardinals wurde ruchbar, wahrscheinlich nur durch Unvorsichtigkeit der Betheiligten. Eine zweite Abendmahlzeit war bestimmt, den langgeschürzten Knoten zu lösen. Diese hatte die Königin beim Grafen von Chavigny angenommen, und der Herzog von Beaufort eilte hin, um das Vergnügen zu stören; er wurde von der Königin mit höchster Kälte empfangen; begab sich schleunigst nach Paris zurück, traf den Kardinal im Louvre und richtete Fragen oder Drohungen an ihn, deren Folge war, daß der Kardinal nicht ohne militairische Bedeckung in seine Wohnung zurückkehren zu dürfen glaubte. Am Abende des folgenden Tages wurde der Herzog im Louvre, wohin er sich ungeachtet der Furcht, die er erregt, begeben hatte, um zu beweisen, daß er selbst keine Furcht habe, vom Capitain der Königlichen Garden gefangen genommen und am nächsten Morgen nach Vincennes in die Festung gebracht. Der Herzog von Vendome, der sich zu Conflans bei Paris befand, erhielt Befehl, sich nach Anet zurückzuziehen; der Herzog von Mercoeur, sein ältester Sohn, mußte sich auf eines seiner Schlösser begeben; der Marquis von Chateauneuf wurde genöthigt, Montrouge zu verlassen; die Grafen von Montrésor und von Bethune kehrten aus der Verbannung zurück, in die sie des Herzogs von Orleans wegen geschickt waren. Nach einigen Tagen wurde der Bischof von Beauvais, der zum Freunde vortrefflich, doch zum Minister unfähig war, aufgefordert, seine Diözese wieder zu übernehmen, und die Herzogin von Chevreuse mußte sich bald darauf nach Dampierre, später nach Tours begeben. Der Graf de la Chatre, Anführer der Schweizer, der sich bei dieser ganzen Intrigue sehr edel benommen hatte, und der sie uns in einer geistvollen Schilderung überliefert hat, wurde seines Amtes entsetzt, und der alte Marschall von Bassompierre trat in seine Stelle. Die übrigen Anhänger der „Bedeutungsvollen" zerstreuten sich, und der Kardinal blieb in so vollkommenem Besitze der Gunst der Königin, daß er jetzt ohne Besorgniß den Chavigny an derselben durfte theilnehmen lassen. Der Besuch, den ihm die Königin zu Vincennes machte, zeigte schon eine geneigtere Stimmung, und das Volk war hinreichend unterrichtet, als die Gazette schrieb, die Königin, welche die hohe Tüchtigkeit des Ministers kenne, habe es vorgezogen, ihn bei sich zu behalten, als ihn mit nach Münster zu senden.

In dieser Gestalt und Stimmung fand der Herzog von Enghien den Hof. Der junge Held durfte sich rühmen, durch die bloße Nachricht seiner Annäherung eine Revolution hervorgerufen zu haben, die Alles aus seinem Wege räumte, was ihm irgend anstößig scheinen könne, deren größter Vortheil jedoch dem Minister zufiel. Alle Memoiren jener Zeit stimmen über die ungemeine Bestürzung und den Schreck überein, den die Verhaftung des Herzogs von Beaufort veranlaßte. Doch noch nicht bemerkt ist unseres Wissens die große Aehnlichkeit zwischen dem ersten Akte, der die Macht des Kardinals Richelieu bekundete, und dem, der das Ansehen seines Nachfolgers sicher stellte; diese Aehnlichkeit ist fast zu groß, als daß man sie für zufällig halten könnte. In beiden Fällen lieferte das Haus Vendome die Opfer. Die Gefangennehmung des Vaters 1626 endete eben so wie die des Sohnes 1643, und die Festung von Vincennes barg jetzt einen Enkel Heinrich's VI., wie sie siebzehn Jahre früher unter ganz ähnlichen Umständen zwei seiner Söhne geborgen hatte. Der Herzog von Mercoeur muß als vollkommen unschuldig erkannt worden seyn, da man die Analogie mit seinem Bruder nicht auf Kosten seiner Freiheit vollständig machte. Eine fernere Aehnlichkeit zwischen beiden Ereignissen führt noch die Frau von Motteville an, indem sie erzählt, daß die Königin im Augenblick der Ausführung ihre Erregung so vollkommen zu beherrschen wußte, wie es sonst nur der König, ihr Gemahl, vermocht, von dem sie diese traurige, doch nothwendige Kunst gelernt hatte; sie soll sich harmlos über ein zu veranstaltendes Jagdvergnügen mit dem unterhalten haben, der im nächsten Augenblicke auf ihren Befehl verhaftet wurde; hierauf aber wehmuthsvoll in Thränen über die Verirrungen dieses Fürsten ausgebrochen seyn.

Uebrigens schien dieses Ereigniß wichtig genug, um es mit einer gewissen Feierlichkeit zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Ein langes offizielles Schreiben berichtete es an das Parlament, die Kronbeamten, die Gouverneure der Provinzen, die Gesandten und kommandirenden Generale. An einen der Letzteren schrieb der Kardinal Mazarin selbst. Nachdem die Königin, lautete es in seinem Briefe, sich vergeblich bemüht hatte, durch Wohlwollen und Milde die verderblichen Absichten gewisser mißvergnügten Geister zu unterdrücken, hat sie sich genöthigt gesehen, zu kräftigeren Maßregeln zu greifen, um die gefährdete Ruhe des Staates zu erhalten. Sie können denken, welchen Kampf es die Fürstin gekostet hat, den rauhen Weg der Gerechtigkeit zu betreten, sie, die bisher nur Liebe und Güte zu üben gewohnt war. Was mich anlangt, ich bin mit dem festen, unerschütterlichen Entschluß in das Ministerium getreten, meine eigenen Interessen nie zu beachten, so viel als möglich Niemanden zu mißfallen und Jedermann zu gefallen; ich brauche Ihnen darum nicht zu schildern, wie schmerzlich mir dieses Ereigniß gewesen seyn muß.

Mannigfaltiges.

— Nachdruck in Belgien. Daß nach einem alten Ausspruche jedes Uebel immer eine, wenngleich manchmal verborgen bleibende Heilkraft in sich trage, beweist auch der gegenwärtige Zustand des Belgischen Nachdrucks. Die Gier, mit der man sich bisher in Belgien des als herrenlos betrachteten geistigen Eigenthums von allen Seiten bemächtigte, hat endlich die Folge gehabt, daß, da sich auf jeden nur irgend Gewinn versprechenden Nachdruck sogleich zehn oder zwölf Spekulanten werfen, jeder von ihnen statt des Gewinnes nur Schaden davonträgt. Obendrein ist dadurch die äußere Gestalt der Druckschriften wahrhaft widerlich geworden: denn um bei der großen Konkurrenz so wohlfeil als möglich verkaufen zu können, hat man Papier und Druck höchst ökonomisch eingerichtet, und ein nach altem Schrot und Korn auf weißem Papier gedruckter anständiger Oktavband ist in dem Belgischen Nachdrucks-Verlag zu einer unbekannten Größe geworden; dieser kennt vielmehr nur Duodez- oder Sedez-Formate, und wenn ein Buch wirklich einmal in abweichender Gestalt erscheint, so ist es sicher mit doppelten Kolumnen gedruckt, deren äußere Ränder so schmal als möglich, und mit fast unleserlichen kleinen Typen so wie mit einem wahren Schatze von Druckfehlern ausgestattet. Erst bei Durchmusterung eines Belgischen Buchladens erhält man den vollen Begriff des Wortes „Makulatur", das bekanntlich von macula herkommt. Natürlich werden aber auch selbst die Beherztesten in diesem Wetteifer schlechter Drucke und noch schlechterer Geschäfte endlich müde, und so ist denn in der neueren Zeit die Erscheinung eingetreten, daß einige Brüsseler Buchhändler, statt der Nachdrucke, Originale verlegen, und zwar, um sich sowohl äußerlich als innerlich von dem bisherigen Treiben zu unterscheiden, in ganz vorzüglicher Ausstattung. Ein Werk dieser Art ist unter Anderen das von der Handlung Hauman und Comp. jetzt herausgegebene Album unter dem Titel Les Femmes de Georges Sand. Bekanntlich giebt es bereits Frauenbilder nach Shakespeare, Lord Byron ꝛc.; indessen alle diese Bilder stellen eben nur Frauen nach alter Art vor, während die der Madame George Sand „emanzipirte Frauen" sind. Das Bild der Schriftstellerin selbst befindet sich ebenfalls dabei, aber nicht, wie man sie bisher zu sehen gewohnt war, in Männertracht, sondern als Mutter ihrer geistigen Töchter, gekleidet wie diese. Belgische und Französische Maler haben die Portraits gezeichnet; ein eleganter Englischer Kupferstecher, Herr Robinson, hat sie durch den Grabstichel wiedergegeben, und um die Sache noch pikanter zu machen, hat der sogenannte Bibliophile Herr Jacob (Paul Lacroix) einen neuen Text zu den Bildern geschrieben, die selber dazu dienen sollen, einen alten Text zu erläutern.

— Französisches Kunstblatt. Von dem eben genannten Bibliophilen Jacob, der alles Mögliche durch einander schreibt, mit Ausnahme solcher Dinge, die man von einem Bibliophilen par excellence erwarten darf, ist in Gemeinschaft mit Herrn T. Thoré die erste Nummer eines Französischen Kunstblattes, unter dem etwas gezierten Titel: Bulletin de l'Alliance des Arts, so eben ausgegeben worden. Es will sich diese Zeitschrift von anderen Blättern, die sich mit der Kunst beschäftigen, dadurch unterscheiden, daß sie letztere nicht nebenbei und im Tone der eleganten Welt, sondern als Hauptsache und in der Sprache der Künstler behandelt. Indessen schon die erste Nummer fällt sich, eben so wie alle andere Blätter, zum größten Theil mit jenen kleinen Feuilletons-Notizen, die man am richtigsten als „Geschwätz" bezeichnet.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 82. Berlin, Montag den 11. Juli 1842.

Italien.

Italiänische Musik-Zustände der Gegenwart.

Von Fetis.

Die Vorzüge und Mängel des Italiäners spiegeln sich in allem seinem Thun ab. Weniger ernst und träumerisch als der Deutsche, wird ihm der Kunst-Kultus nicht zur Religion, — er geht nicht ganz in demselben auf; obgleich schwärmend für die Schönheiten dieser Kunst, obgleich entzückt von ihnen, giebt er sich ihr mehr aus Temperament, denn aus Ueberzeugung hin. Wandelbar in allen seinen Eindrücken, mehr Gefühls-Mensch als Logiker, folgt er bei seinen künstlerischen Bestrebungen mehr dem Geschmack als dem Urtheil; er genießt, aber grübelt nicht, und schnell zertrümmert er den Götzen des vergangenen Tages, um dem des gegenwärtigen einen Tempel zu bauen. Diese Betrachtungen scheinen mir nicht bloß eine hinreichende Erklärung für alle Umgestaltungen der Italiänischen Musik, sondern auch für die Geschmacks-Unbeständigkeit dieses Volkes zu seyn; endlich machen sie auch klar, weshalb die Wissenschaft in der Kunst so wenig Werth in den Augen einer so ganz dem Instinkt folgenden Nation hat, und wie es zugeht, daß sie, trotz des von Tag zu Tag immer mehr zunehmenden Verfalls ihrer musikalischen Bildung, doch in ihrem bewundernswürdigen Naturell noch immer eine reiche Fundgrube besitzt.

Dieses Naturell, mit welchem dem Italiäner eine so schnelle Auffassungsgabe für Musik verliehen ist, offenbart sich in den wenigst unterrichteten Dilettanten, in den mangelhaftest ausgebildeten Künstlern. Aber eben deshalb, weil sie eine leichte Fassungskraft, ein energisches Gefühl besitzen, lassen sie sich vertrauensvoll gehen und wollen nicht einsehen, daß eine relative Vollkommenheit nur durch Sorgfalt und Mühe erreicht werden kann. Proben halten ist zum Beispiel für alle Sänger, für alle Orchester-Mitglieder in Italien die peinlichste Aufgabe, eine Arbeit, die ihnen den unüberwindlichsten Widerwillen einflößt. Wie sich auch der sie leitende Meister anstrengen mag, es gelingt ihm nie, ihren Abscheu gegen diese Art von Uebungen zu besiegen, denn der Gedanke einer besseren Ausführung hat nicht Reiz genug für sie, um ihnen die Mühe zu versüßen. Selbst die feierlichsten Veranlassungen zwingen ihnen keine Aenderung ihrer Gewohnheiten ab; so fand ich mich auf einem Musikfeste, das in Florenz bei Gelegenheit des wissenschaftlichen und literarischen Kongresses abgehalten wurde, der dort versammelt war, höchst unangenehm berührt durch die zahllosen Nachlässigkeiten bei der Aufführung von Haydn's Schöpfung, die doch nur mäßige Schwierigkeiten darbietet. Nichtsdestoweniger besitzt Florenz verdienstvolle Künstler, und an Mitteln, um Wirkung zu erreichen, fehlte es nicht, denn man hatte 376 Sänger und 236 Instrumentalisten vereinigt. Freilich wunderte ich mich nicht mehr über das mangelhafte Ensemble, als ich erfuhr, daß man nur zwei Proben gehabt hatte; überhaupt zeigte auch der Dirigent wenig Befähigung zu seinem Amte, denn so oft er das Zeitmaaß beschleunigen oder langsamer nehmen wollte, zerarbeitete er das Pult völlig mit seinem Stabe und machte allerhand Armbewegungen, welche die Sänger und das Orchester nur verwirrten. Der erste Violinist, Picchianti, ein tüchtiger Künstler, der das Orchester führte, schien viel von der Ungeschicklichkeit des Directors zu leiden, der doch, wie ich hörte, Lehrer des Kontrapunktes an der Akademie der schönen Künste in Florenz war.

Die mangelhafte Orchester-Ausführung und die geringe Sorgfalt, die man darauf verwendet, hat mich überall in Italien in Erstaunen gesetzt. Im Theater der Scala in Mailand sind die Blase-Instrumente vortrefflich, die Violinen und Bässe aber viel zu schwach, was besonders fühlbar wird, wenn die militairische Banda während eines Theils der Oper oder des Ballets auf der Bühne verweilt und dort ihren gräulichen Lärm anhebt; dadurch wird nun jede Nüance, jede zarte Stelle in der Ausführung auf das betäubendste übertönt. Freilich gehen schon die feineren Schattirungen ganz durch das Geräusch verloren, das fortwährend im Parterre herrscht und das dem Gesumme auf einem Markt oder öffentlichen Platz gleichkommt. Hier besprechen die Mailänder ganz laut ihre Geschäfte, unterhalten sich von Handels-Angelegenheiten, von den öffentlichen Fonds, gehen und kommen, als wenn gar nichts auf der Bühne und im Orchester vorginge, das ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen könnte. Uebrigens ist auch in diesem schönen Mailänder Theater der Mangel an guten und häufigen Proben Ursach an der nachlässigen Ausführung. Doch abgesehen von dem angeborenen Widerwillen jedes Italiänischen Musikers gegen die Proben, wäre es auch fast unmenschlich, ihrer noch mehr von den armen Musikern zu verlangen, die so erbärmlich besoldet werden: denn viele derselben empfangen für einen Opern- oder Ballet-Abend, an dem sie fünf Stunden ununterbrochen spielen, nur einen Zwanziger. Die bestbezahlten Violinen erhalten vier Zwanziger, und nur der erste Cellist, der noch unter der Regierung des Prinzen Eugen Beaubarnais von Parma hierher berufen und lebenslänglich angestellt wurde, hat ein Gehalt von ungefähr 750 Thalern.

In Bergamo herrscht derselbe Ueberfluß an Blech-Instrumenten, Pauken und Trommeln wie in Mailand, derselbe Lärm der Banda auf der Scene, und gegen dies Alles kämpfen ebenfalls nur wenige schlechte Violinen und Bässe an. Der Eindruck, den ein so erbärmliches Orchester auf mich machte, mußte um so peinlicher seyn, als die Sänger wirklich verdienstvolle Künstler waren.

(Schluß folgt.)

England.

Zanoni, ein philosophischer Roman von Bulwer.

(Schluß.)

Der folgende Auszug ist die Autobiographie eines anderen Charakters der Dichtung:

„Ich wurde zu Terracina geboren; — ein schöner Ort, nicht wahr? Mein Vater war ein gelehrter Mönch von hoher Geburt; meine Mutter — der Himmel segne sie! — die hübsche Tochter eines Gastwirthes. Es durfte natürlich keine Heirat zwischen beiden stattfinden; und als ich geboren wurde, erklärte der Mönch feierlich meine Geburt für ein Wunder. Seit meiner Kindheit wurde ich für den Altar bestimmt; und man erklärte allgemein, daß mein Kopf für eine Mönchskappe die wahre orthodoxe Form habe. Als ich größer wurde, gab sich der Mönch viele Mühe mit meiner Erziehung; und ich lernte Lateinisch und Singen eben so bald, als andere nicht so bedeutende Wunderkinder krähen lernen. Doch die Sorgfalt des heiligen Mannes beschränkte sich nicht auf meine innere Ausbildung. Obgleich der Armuth geweiht, sorgte er doch immer dafür, daß meine Mutter volle Taschen hatte; und zwischen ihren und meinen Taschen bestand bald ein geheimer Verkehr; demnach trug ich im vierzehnten Jahre meinen Hut auf einer Seite, steckte Pistolen in meinen Gürtel und nahm das prahlerische Wesen eines Kavaliers und Stutzers an. Um diese Zeit starb meine Mutter; und bald darauf erhielt mein Vater, weil er eine Geschichte der Päpstlichen Bullen in 40 Bänden geschrieben hatte und, wie ich schon gesagt habe, von vornehmer Geburt war, den Kardinalshut. Von dieser Zeit an hielt er es für schicklich, sich von Ihrem unterthänigen Diener loszusagen. Er schickte mich zu einem ehrlichen Notar in Neapel und gab mir zu meinem weiteren Fortkommen zweihundert Kronen. Doch, Signor, ich wußte genug von dem Gesetze, um mich zu überzeugen, daß ich nicht Schurke genug seyn würde, um mich in diesem Berufe auszuzeichnen. Anstatt also Pergament zu verschmieren, verliebte ich mich in die Tochter des Notars. Mein Herr entdeckte unser unschuldiges Vergnügen und jagte mich aus dem Hause; dies war unangenehm. Doch meine Rinetta liebte mich und sorgte dafür, daß ich nicht mit den Lazzaronis auf den Straßen zu liegen brauchte. Die kleine Dirne, ich glaube sie jetzt noch zu sehen, barfüßig und den Finger auf den Lippen, wie sie mir die Thür in den Sommernächten öffnete und mich leise in die Küche schleichen ließ, wo, Dank den Heiligen! immer eine Flasche und Brod den hungrigen Amoroso erwarteten. Endlich jedoch wurde Rinetta kalt. So macht es das schöne Geschlecht, Signor. Ihr Vater hatte in der Person eines alten ausgemergelten Gemäldehändlers eine gute Partie für sie gefunden. Sie nahm den Bräutigam an und warf mir im eigentlichen Sinne des Wortes die Thür vor der Nase zu. Ich verzagte deshalb nicht, Ihre Excellenz; nein, gewiß nicht. Die Weiber sind nur so lange brauchbar, als sie jung sind. Ohne einen Dukaten in meiner Tasche oder ein Stück Brod für meine Zähne reiste ich ab, um am Bord eines Spanischen Kauffahrteischiffes mein Glück zu suchen. Dies war einfältiger, als ich dachte; doch zum Glück wurden wir von einem Seeräuber angegriffen; die Hälfte der Mannschaft wurde niedergemetzelt, die andere Hälfte zu Gefangenen gemacht. Ich gehörte zu den letzten; immer habe ich Glück, wie Sie sehen, Signor; Mönchskinder verderben niemals. Der Hauptmann der Seeräuber gewann mich lieb. „Diene mir", sagte er. „Allzu glücklich", sagte ich. Ich ward nun ein Seeräuber. O ein lustiges Leben! Wie segnete ich den alten Notar, daß er mich aus dem Hause jagte! Welche Gefechte, welche Feste, welche Liebschaften, welche Streitigkeiten! Manchmal stiegen wir ans Land und prahlten uns wie Prinzen; manchmal lagen wir mehrere Tage hinter

einander während einer Windstille auf der herrlichsten See, auf der jemals ein Mensch fuhr. Und dann, wenn der Wind sich erhob oder ein Segel sich zeigte, wer war so lustig als wir? Drei Jahre lebte ich in diesem herrlichen Stande, und dann, Signor, ward ich ehrgeizig. Ich intriguirte gegen den Hauptmann; ich wollte seine Stelle einnehmen. In einer stillen Nacht führten wir den Streich aus. Das Schiff lag wie ein Klotz im Meere; kein Land konnte vom Mastkorbe aus gesehen werden; die Wellen waren so glatt wie ein Spiegel, und der Mond war voll. Wir erhoben uns; wir waren einige dreißig. Wir erhoben uns mit einem lauten Schrei. Wir stürzten in die Kajüte des Hauptmanns; ich an der Spitze. Der alte Knabe hatte den Aufruhr geahnt und stand deshalb an der Thür, mit einem Pistol in jeder Hand; und sein einziges Auge (er hatte nur eines!) war mehr zu fürchten, als die Pistolen. „Ergebt Euch!" rief ich, „Ihr sollt am Leben bleiben." — „Nimm dies dafür", sagte er und schoß das Pistol ab; doch die Heiligen nahmen ihren Liebling in Schutz, und die Kugel fuhr an meinem Gesicht vorbei und traf den Bootsmann hinter mir. Ich packte den Hauptmann, und das andere Pistol ging los, ohne Schaden zu thun. So ein Kerl war er, — sechs Fuß vier Zoll ohne seine Schuhe! Wir fielen über einander. Santa Maria! es war keine Zeit, nach dem Dolche zu greifen. Unterdessen fing auch die Mannschaft an; einige nahmen die Partei des Hauptmanns, andere meine Partei; sie fochten und schossen, fluchten und schimpften, und dann und wann that es einen schweren Fall in das Meer. Ein schöner Fraß für die Haifische! Endlich gewann der alte Bilboa die Oberhand: sein Dolch blitzte; er stieß ihn nieder, aber nicht in mein Herz. Nein! ich gebrauchte meinen linken Arm als einen Schild; und die Klinge fuhr hinein bis an das Heft; das Blut spritzte empor wie das Wasser aus den Nasenlöchern eines Wallfisches. Bei dem schweren Stoße fiel der tapfere Kerl mit seinem Gesichte auf meines; mit meiner rechten Hand packte ich ihn bei der Gurgel und drehte ihn um wie ein Lamm, Signor, und in der That, bald war es mit ihm vorbei; — des Bootsmanns Bruder, ein dicker Holländer, stieß ihm eine Pike durch den Leib. „Alter Kerl", sagte ich, als er sein schreckliches Auge auf mich richtete, „ich trage keinen Haß gegen euch, doch ihr wißt, wir müssen in der Welt weiter zu kommen suchen." Der Hauptmann röchelte und gab seinen Geist auf. Ich ging aufs Verdeck, — welch ein Anblick! Zwanzig kühne Bursche lagen dort steif und todt, und der Mond funkelte auf den Strömen Bluts so ruhig, als ob es Wasser wäre. Ja, Signor, der Sieg war unser, und das Schiff war mein. Sechs Monate lang regierte ich ganz lustig. Wir griffen damals ein Französisches Schiff an, das zweimal größer als unseres war; was war das für eine Luft! Wir hatten seit langem nicht ein so gutes Geschäft gehabt. Wir gewannen das Schiff und die Ladung. Sie wollten noch den Capitain tödten; doch dies war gegen meine Gesetze; daher verstopften wir ihm den Mund; denn er schimpfte so laut, als ob wir mit ihm verheiratet wären; wir ließen ihn und die übrige Mannschaft am Bord unseres Schiffes, welches schrecklich zerschossen war, steckten unsere schwarze Flagge auf das Französische Schiff und segelten mit günstigem Winde lustig davon. Doch das Glück verließ uns, da wir unser altes theures Schiff vernachlässigten. Ein Sturm erhob sich; eine Planke brach; mehrere von uns retteten sich in das Boot: wir hatten Goldbarren, aber kein Wasser. Zwei Tage und zwei Nächte litten wir fürchterlich; doch endlich stiegen wir in der Nähe eines Französischen Hafens ans Land. Unser kläglicher Zustand erregte Mitleiden, und da wir Geld hatten, so waren wir nicht verdächtig; — die Menschen haben nur auf die Armen Verdacht. Hier erholten wir uns bald von unseren Beschwerden, putzten uns herrlich heraus, und Ihr unterthänigster Diener wurde als der vornehmste Capitain, der je ein Schiff kommandirt hat, angesehen. Doch ach! mein Schicksal wollte jetzt, daß ich mich in die Tochter eines Seidenhändlers verlieben sollte. Ach, wie liebte ich sie, — die niedliche Klara! Ja, ich liebte sie so sehr, daß ich mit Schaudern an mein vergangenes Leben dachte. Ich beschloß, mich zu bessern, sie zu heiraten und mich als ehrlicher Mann zu etabliren. Demnach berief ich meine Kameraden, theilte ihnen meinen Entschluß mit, verzichtete auf mein Kommando und beredete sie zur Abreise. Es waren gute Bursche; sie traten in den Dienst eines Holländers, gegen den sie sich, wie ich später hörte, empörten; doch ich habe sie nie wiedergesehen. Ich hatte noch zweitausend Kronen übrig; mit dieser Summe erhielt ich die Einwilligung des Seidenhändlers, und es wurde bedungen, daß ich ein Compagnon der Firma werden sollte.

„Ich brauche nicht zu sagen, daß Niemand vermuthete, daß ich ein so großer Mann gewesen war; man hielt mich für den Sohn eines Neapolitanischen Goldschmieds, und nicht für den eines Kardinals. Ich war damals sehr glücklich, Signor, sehr glücklich; — ich würde keine Ziege haben tödten können. Hätte ich Klara geheiratet, ich würde ein so guter Kaufmann gewesen seyn, als irgend einer, der je die Elle geführt hat. — — Doch wir dürfen auf die Vergangenheit nicht zu ernst zurückblicken; das Sonnenlicht, das auf derselben liegt, zieht Wasser in unsere Augen. Der Tag der Hochzeit war festgesetzt; er nahte heran. Am Abend vor dem festlichen Tage gingen Klara, ihre Mutter, ihre kleine Schwester und ich am Hafen spazieren; und wie wir auf das Meer schauten und ich ihnen alte Sagen von Meermädchen und Seeschlangen erzählte, da stellte sich plötzlich ein rothbackiger, dicknasiger Franzose vor mich hin, setzte seine Brille sehr bedächtig auf seinen Rüssel und rief aus: „Sacré, mille tonnerres! das ist der verfluchte Seeräuber, der die „Niobe" weggekapert hat!" — „Machet keinen Witz!" sagte ich ruhig. — „Hoho!" erwiederte er; „ich kann mich nicht täuschen; Hülfe!" und zugleich faßte er mich beim Kragen. Hierauf warf ich ihn, wie Sie sich denken können, in den Rinnstein; doch das half zu nichts. Der Französische Capitain hatte einen Französischen Lieutenant bei sich, dessen Gedächtniß eben so gut war, wie das seines Vorgesetzten. Das Volk versammelte sich; noch andere Matrosen kamen herbei; die Meisten waren gegen mich. Ich schlief diese Nacht im Gefängnisse; und einige Wochen später ward ich auf die Galeeren geschickt. Sie ließen mich am Leben, weil der alte Franzose höflich versicherte, daß ich meinen Leuten befohlen hätte, sein Leben zu schonen. Sie können sich denken, daß das Ruder und die Kette nicht nach meinem Geschmacke war. Ich und noch zwei Andere entwischten; sie nahmen ihre Richtung nach der Straße und sind wahrscheinlich schon längst gerädert worden. Ich, die sanfte Seele, wollte kein Verbrechen begehen, um mein Brod zu verdienen; denn Klara stand noch immer in meinem Herzen mit ihren sanften Augen: demnach beschränkte ich meine Schelmenstreiche nur darauf, daß ich einem Bettler seine Lumpen stahl und ihm dafür meinen Galeeren-Anzug ließ. Ich bettelte mich nun bis nach der Stadt, wo ich Klara verließ. Es war ein schöner Wintertag, als ich mich den Mauern der Stadt näherte. Ich fürchtete nicht, entdeckt zu werden; denn mein Bart und mein Haar waren so gut, als eine Maske. O, Mutter der Gnade! auf meinem Wege begegnete mir ein Leichenzug. Jetzt wissen Sie Alles; ich kann nichts mehr sagen. Sie war gestorben, vielleicht vor Liebe; wahrscheinlicher noch vor Schande. Können sie errathen, wie ich die Nacht zubrachte? Ich stahl in dem Hause eines Maurers eine Spitzhacke, und ganz allein und ungesehen nahm ich, unter dem kalten Himmel, die frische Erde von dem Grabe weg; ich hob den Sargdeckel ab; ich sah sie wieder. Der Tod hatte die Blüthe ihrer Schönheit noch nicht zerstört. Sie war im Leben immer blaß. Ich würde geschworen haben, sie lebte noch. Es war eine Seligkeit für mich, sie noch einmal und zwar ganz allein zu sehen; doch es war schrecklich, als ich bei der Morgendämmerung sie der Erde zurückgab, den Sarg schloß, die Erde darüber warf und die Kieselsteine darauf rollen hörte. Signor, ich wußte vorher nicht und wünsche es jetzt nicht zu denken, welchen Werth das menschliche Leben hat. Mit Sonnenaufgang war ich wieder ein Wanderer; doch jetzt, da meine Klara nicht mehr lebte, schwanden meine moralischen Bedenklichkeiten, und ich lag wieder im Kampfe mit den Reichen. Zu O— endlich beschloß ich, an Bord eines Schiffes zu gehen, das nach Livorno befrachtet war, und mein Passagiergeld abzuarbeiten. Von Livorno ging ich nach Rom und stellte mich vor die Thür des Palastes, in welchem der Kardinal wohnte. Er kam heraus; seine vergoldete Kutsche stand vor dem Thore. „Vater!" sagte ich, „kennen Sie mich nicht!" — „Wer bist Du?" — „Ihr Sohn", sagte ich leise. Der Kardinal wich etwas zurück, sah mich prüfend an und sann einen Augenblick. „Alle Menschen sind meine Söhne", sagte er sehr gnädig, „hier ist Gold für Dich! Demjenigen, welcher bettelt, gebühren Almosen, demjenigen, welcher zweimal bettelt, steht das Gefängniß offen. Merke den Wink und belästige mich nicht mehr. Der Himmel segne Dich!" Hierauf stieg er in die Kutsche und fuhr nach dem Vatikan. Seine Börse, welche er mir gelassen hatte, war sehr gefüllt. Ich war froh und zufrieden und nahm meinen Weg nach Terracina. Ich war noch nicht weit in den Sümpfen vorwärtsgeschritten, als ich zwei Reiter in kurzem Galopp sich mir nähern sah. „Ihr seht arm aus, Freund", sagte der eine von ihnen, indem er stehen blieb; „doch Ihr seyd kräftig." — „Arme und starke Menschen sind brauchbar und gefährlich, Herr Ritter." — „Gut gesagt; folge uns." Ich gehorchte und ward ein Bandit. Ich stieg nach und nach höher; und da ich in meinen Anreden immer sanft gewesen bin und Börsen genommen habe, ohne Hälse abzuschneiden, so habe ich einen vortrefflichen Ruf und kann in Neapel ohne Lebensgefahr meine Makaroni essen. Seit zwei Jahren habe ich mich in dieser Gegend niedergelassen, wo ich Ländereien gekauft habe. Man nennt mich einen Pächter, Signor; und jetzt raube ich nur noch etwas zum Vergnügen. Ich glaube hiermit Ihre Neugierde befriedigt zu haben."

Rußland.

Die innere Kirgisen-Horde.

Die Kirgis-Kasaken, welche das Gouvernement Astrachan bewohnen, stehen seit dem Jahre 1801 unter Russischer Botmäßigkeit, und zwar kamen dieselben von jenseit des Ural, unter Bukei-Nurali-Chan, dem Vorgänger und Vater des gegenwärtigen Chans, mit nicht mehr als tausend Kibitken über die Gränzen von Astrachan. Der Kaiserliche Ukas, welcher ihnen die Genehmigung zur Ansiedelung ertheilte, wurde vom Kaiser Paul I. am 11. März 1801 erlassen und die Leitung dieses Volkes nach dem Tode Bukei's, wegen der Minderjährigkeit seines Nachfolgers, des jetzigen Chans, General-Major Dshangir-Chan, von Sagai-Sultan, dem Bruder des verstorbenen Bukei-Chan, verwaltet.

Das Lager oder der Aufenthaltsort des Chans der inneren Kirgisen-Horde befindet sich im Gouvernement Astrachan, im Tschernojarskischen Kreise, in dem Distrikte Naryn-Peski, 300 Werst von Astrachan und 800 von Orenburg. Das ihm untergebene Volk nomadisirt in vier Gegenden umher:

1) an den Ufern des Schwarzen Meeres,
2) an der Gränze des Gouvernements Saratov,
3) in der Gegend Kampsch-Samarsch genannt,
4) nahe an der Gränze des Gouvernements Orenburg, zwischen den Flüssen Bolscha und Klin Uzen.

Die Seelenzahl der inneren Kirgisen-Horde mit Genauigkeit anzugeben, ist unmöglich; denn die Kirgisen sind, wie alle Nomaden-Völker, an bürgerliche Ordnung nicht gewöhnt, und Jedermann ist vorzüglich bemüht, sich der Namen-Aufzeichnung zu entziehen. Wenn man aber die Zahl der Kibitken (16,000) zum Grunde legt und annimmt, daß durchschnittlich 3 Seelen in jeder Kibitke leben, so kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß die Volksmenge gegen 50,000 Menschen beträgt. Ihr Haupt-Subsistenzmittel ist die Viehzucht, deren Bestand ungefähr gegen 90,000 Kameele, 150,000 Stück Hornvieh, 400,000 Pferde und 2,000,000 Schafe umfaßt. Aus den in der

Kanzlei des Gouvernements Astrachan vorhandenen Nachrichten ist ersichtlich, daß der Chan und die ihm unterthänigen Kirgisen im Jahre 1841 460 Kameele, 12,000 Stück Hornvieh, 3000 Pferde und 145,000 Schafe verkauft haben. Zeinschüriges Schafvieh besitzt die Horde jedoch nicht.

Die Kirgisen theilen sich in zwanzig verschiedene Stämme und werden durch besonders eingesetzte Häupter jedes Stammes — Sultane oder Chodshi — regiert, welche Erbrecht und besondere Vorrechte vor dem gemeinen Volke haben.

Die oberste Gewalt eines Richters und Herrschers hat in allen Zweigen der Verwaltung, nach dem muhammedanischen Gesetz und den Gebräuchen der Kirgisen auf Grund der Kaiserlichen Urkunde vom 22. Juni 1822, der Chan. Zur leichteren und schnelleren Erledigung der Angelegenheiten ist aber auf Befehl des Kaisers dem Chan noch ein Divan oder Rath beigegeben, welcher aus den zwölf angesehensten Horden-Häuptern oder Räthen, aus jedem Stamme einer, besteht, die alle gegenseitige Klagen der Kirgisen und weniger bedeutende Vergehen erledigen. Aber auch der Horde fremde Personen wenden sich bei Prozeß-Streitigkeiten mit den Kirgisen ebenfalls an den Chan.

Die besondere Verwaltung der Horde beruht stammweise auf den Sultanen oder Starschinas, d. h. Aeltesten. Jeder Stamm hat nämlich seinen Sultan, dessen Ernennung von dem Chan abhängt, dessen Bestätigung aber durch die Orenburgische Gränz-Kommission erfolgt. Die Starschinas oder Aeltesten dagegen, deren Anzahl unbeschränkt ist, ernennt und bestätigt der Chan allein. Die Sultane oder Stamm-Oberhäupter sind verpflichtet, in ihren Stämmen auf gute Polizei und Ordnung zu halten, die Befehle und Cirkular-Verfügungen des Chans bekannt zu machen und auszuführen, auf dessen Verlangen zu jeder Zeit die irgend wie erforderlich werdende Anzahl von Leuten zu stellen, über die verschiedenen in dieser Hinsicht nicht gelungenen Unternehmungen zu berichten und die Entscheidung des Chans hierüber zu gewärtigen, die ihrer Autorität untergebenen Starschinas zu beaufsichtigen und unbedeutende Prozeßsachen eben sowohl gewissenhaft, als mit Einwilligung der Parteien zu erledigen. Die mit der Entscheidung des Sultans Unzufriedenen können das Urtheil des Chans nachsuchen. Zur Geschäftsführung ist jedem Sultan ein Schreiber beigegeben, welcher, vom Militair-Gouverneur von Orenburg bestätigt, mit einem Gehalt von 300 Rubel Banko aus dem Geld-Etat des Chans besoldet wird.

Der Inspectionskreis eines Starschina's erstreckt sich nur über einige Kibitken. Dieselben haben Streitigkeiten zu schlichten, die Ordnung zu erhalten, die durch die Sultane empfangenen Befehle des Chans zu vollziehen und alle bedeutendere Angelegenheiten, welche sich auf die Religions- und Civil-Gerichtspflege beziehen, durch die Sultane zur Kenntniß des Chans zu bringen.

Den Unterhalt aller über die Kirgisen eingesetzten Behörden, Sultane und Starschinas bestreitet der Chan oder die Horde, indem die Russische Regierung hierzu nichts beisteuert.

Der Chan veranlaßt, dem muhammedanischen Gesetz zufolge, zweimal des Jahres Sammlungen beim Volke: die erste, „Sekatt" *), im Frühjahr, die zweite, „Suggum" **), im Herbste. Bei der ersteren giebt jeder Besitzer von 40—120 Schafen eines, die Besitzer von 120—200 zwei u. s. f. an den Chan. Der „Suggum" besteht aus freiwilligen Gaben des Volks von seinem Ueberflusse für den Tisch des Chan und seiner Familie, so wie einiger anderer Bedürfnisse, namentlich:

1) zum Unterhalt der täglich aus der Horde beim Chan mit Klagen und zu anderen Gelegenheiten ankommenden Kirgisen, so wie zur Zourage für deren Pferde;
2) zu Geschenken zur Aufmunterung für die Leute, welche durch ihre lobenswerthe Aufführung und guten Dienste dieselben verdienen;
3) zur Unterstützung von Armen, welche durch unvorherzusehende Umstände in ihrer Wirthschaft zurückgekommen sind;
4) zur Belohnung von Sultanen und einigen anderen Personen, welche vom Chan in Angelegenheiten der Horde in der Eigenschaft von Deputirten bei Untersuchungen oder als zeitliche Verweser verwendet worden;
5) zum Unterhalt der Kanzlei des Chans;
6) um bei Ermangelung eigenen Landes dasselbe für die Viehzucht in den nächsten Gouvernements zu pachten.

Alle diese Angelegenheiten und Sammlungen werden durch die Starschinas betrieben, und diese erhalten durch den Chan ihre Subsistenz; dagegen erhalten die Sultane von diesen Sammlungen nichts. Für sie besteht ein besonderes „Suggum" oder Darbringung von Gaben von den vermögenden Leuten der ihnen anvertrauten Inspection.

Eine vollständige Sammlung macht der Chan niemals, und namentlich erfreuen sich die Unvermögenden seiner Gnade und Nachsicht.

Von den Verbrechen gehören nur drei vor das Forum des Chans: „der Verkauf von Russen in die Gefangenschaft, Raub und Mord." Bei jedem derartigen Ereigniß giebt der Chan sogleich der nächsten Landes-Polizei-Behörde Kenntniß, indem er von Seiten der Kirgisen einen Deputirten ernennt und gleichzeitig an die Orenburgsche Gränz-Kommission darüber berichtet, welcher alsdann, nach Feststellung der Thatsachen, sowohl der Verbrecher als die Untersuchung überwiesen wird. Früher betrachteten sich die Kirgis-Kaïsaken der inneren Horde in diesen Beziehungen als Ausländer, doch sind dieselben jetzt, als unter die Autorität des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten gehörig, der Orenburgschen Gränz-Kommissionen und dem Militair-Gouverneur untergeordnet. Da jedoch die Kirgisen-Horde auch im Departement Astrachan nomadisirt, so ist sie in dieser Beziehung auch von der Astrachanschen Gouvernements-Behörde abhängig, von welcher der Chan für seine Person 100 Kosaken und zur Aufrechthaltung der Ordnung 50 Kalmücken erhält.

In Berücksichtigung der friedlichen Beziehungen dieser Horde zu den Russen und den mit ihrem Aufenthalts-Orte gränzenden Ansiedlern anderer Nationen, kann man aber annehmen, daß die jetzige Art der Verwaltung für das der Europäischen Civilisation noch völlig fremde Volk eine dringende Nothwendigkeit ist.

In dem Lager Sr. Excellenz Dshangir-Chan's fängt jedoch nach und nach Anbau und Gewerbthätigkeit an aufzutauchen. Abgesehen von den häuslichen und wirthschaftlichen Etablissements des Chans selbst, so haben auch dessen Verwandten, die Geistlichkeit und einige andere denselben umgebende Behörden bereits Häuser. Auch sind für die im Mai und Juni hier stattfindenden Jahrmärkte Buden erbaut, und aus den inneren, sogar entfernten Gouvernements reisen Kaufleute hierher, so wie die benachbarten Nomaden-Stämme, und handeln hier im Frühjahr mit Vieh, im Herbste aber, wo der Zufluß an Menschen noch stärker ist, mit Waaren, so daß hier große Kapitalien in Umschwung kommen.

Der Nutzen, welchen die Kirgisen Rußland bringen, ist demnach, wenngleich nicht zu bedeutend, doch auch nicht geringfügig, und es siedeln sich dieselben in den weiten, ausgedehnten, sandigen, unfruchtbaren Steppen, welche für kein anderes an Anbau und Fruchtkultur des Bodens gewöhntes Volk nur im geringsten von Nutzen waren, nach und nach an, während die Viehzucht der Kirgisen dem Staate jetzt schon nicht geringe Vortheile gewährt. (C. H.)

*) Sekatt ist ein Arabisches Wort und heißt Alles, was man den Armen giebt oder zu gottgefälligen Werken opfert. Zur Zeit des Ramasan-Festes, wo, nach dem muhammedanischen Glauben, der Koran vom Himmel gesendet ward, muß der Muselmann von je 40 Rubeln seines Erbes einen, oder es sey, was es wolle, anstatt des Geldes in Werth eines Rubels an die Armen geben und die übrigen 39 zur Ehre Gottes reinigen, wonach der „Sekatt" die Bedeutung „der Reinigung" erhalten hat.

**) Suggum heißt bei den Mongolo-Tataren die Zubereitung jeder Art von Vieh zur Verpflegung.

Mannigfaltiges.

— Rosenkranz über den Einfluß des Französischen Theaters. In den „Königsberger Skizzen" von Karl Rosenkranz, einem Buche, das voll Leben und Bewegung und das ganz geeignet ist, den durch manche neuere Begebenheiten rege gewordenen Wunsch, über die zweite Hauptstadt des Preußischen Landes etwas mehr zu erfahren, als man so im Allgemeinen weiß, vollkommen zu befriedigen, befindet sich auch ein Artikel über den Einfluß des Französischen Theaters auf das Deutsche. Dieser Artikel wird für uns ein Anknüpfungspunkt zur Erwähnung des gedachten Buches in unserem Blatte, das allerdings einen anderen Anlaß dazu nicht hat. Denn um Alles in der Welt möchten wir die allerdings von einigen Gränz-Völkerschaften Litthauischer und Polnischer Zunge mitbewohnte, aber gleichwohl durch und durch echt Deutsche Landschaft nicht, wie die Schweiz, der wir von Zeit zu Zeit bei unserer Auslands-Musterung einen Blick schenken, zu den Gebieten unseres Forums zählen. Wir haben niemals Deutschland nur zwischen dem Rhein und der Oder gesucht, sondern es immer von den Ardennen bis an den Niemen gefunden, und in dieser Ausdehnung wird es auch, so Gott will, der Einfluß des Deutschen Geistes und des Deutschen Schwertes immer zu erhalten wissen.

Rosenkranz, auf dem Lehrstuhle Kant's docirend, vereinigt mit dem Blicke des Philosophen den des praktischen Weltmannes. Es dürfte also jedenfalls interessant seyn, ihn über die geselligen Zustände einer uns so nahe verwandten und doch im Grunde so wenig in Deutschland gekannten Stadt, wie Königsberg, sprechen zu hören. Uns sey es verstattet, als zu den Stoffen unseres Blattes gehörend, dasjenige mitzutheilen, was der Verfasser über den Einfluß des Französischen auf das Deutsche Theater sagt; er weiß diesen Einfluß wenigstens auf eine uns minder demüthigende Weise zu erklären, als das Faktum selbst es thut, wenn er auch keine Mittel angiebt, um ihn zu paralysiren:

.... „Hier ist wohl die richtige Stelle, die Herrschaft zu erläutern, welche das Französische Theater über das unsrige übt. Von der Spanischen Bühne haben wir nur aus ihrer vorfranzösischen, klassischen Periode einige Stücke in unser Repertorium aufgenommen, wie Calderon's das Leben ein Traum, Moreto's Donna Diana. Eben so aus der Englischen Bühne diejenigen der Shakespearschen Tragödien, welche die Entzweiung des Familiengeistes von der heimlichen Liebe bis zur systematischen Verwüstung eines Thrones halber schildern, Romeo und Julie, Othello, Hamlet, Lear, Macbeth, Richard III. Außerdem ist es fast nur der Kaufmann von Venedig und sehr verändert the taming of the shrew, die bei uns aufgeführt werden. Von Johnson's, von Beaumont's und Fletcher's Stücken haben wir nichts auf unseren Brettern; aus der nachpuritanischen Periode Einiges von der Miß Centlivre, z. B. Plumper oder das Eichhörnchen im Kamin, von Cumberland den Juden Schewa und noch einige meist sehr verarbeitete Possen und Schauspiele, von denen Scenen aus Kean's Leben die neueste Erwerbung ist. Von den Italiänern haben wir wohl Opern genug aufgenommen, von Cherubini, Rossini, Bellini, Donizetti u. s. w., aber sonst nur sehr wenige Lustspiele, z. B. Goldoni's Diener zweier Herren. Dies liegt darin, weil wir der Basis der nationalen Masken ermangeln, die noch immer das Wesen der Italiänischen Komödie durchdringen, uns folglich das Eigenthümliche des Italiänischen Humors aus Mangel an Kenntniß seiner Voraussetzungen nicht so leicht aneignen können. Wenn z. B. im Diener zweier Herren die Gefräßigkeit des Burschen kolossale Mundsperren erzeugt, wenn es Püffe und Tritte regnet, so können wir bei uns beobachten, wie nur die Kinder recht herzlich darüber

lachen, die Erwachsenen dagegen ihre Lachanwandlung bekämpfen, als verrathe es zu wenig ästhetische Bildung, durch ein solches Gesichterschneiden und Prügelthum sich in Affekt setzen zu lassen. Sie ignoriren gleichsam diese, wie es ihnen scheint, zu ordinaire Mimik. Sie messen den Werth des Schauspielers zu sehr nach den schönen Worten, die er ihnen sagt, nicht nach dem, was er ganz stumm außerdem thut. Sie bedenken nicht, daß auch das sogenannte niedrig Komische mit seinen burlesken Lazzi's der Aesthetik gerade so viel werth ist, als die feinen, katzenhaften Malicen des sogenannten hoch Komischen. Von der Tragödie der Italiäner haben wir, so viel ich weiß, in unser dermaliges Repertoir gar nichts aufgenommen, weil sie, wie schon oben bemerkt, nicht nur bei Alfieri, sondern auch bei Silvio Pellico, nur eine Fortsetzung der Französischen ist.

Nun ist es merkwürdig, zu sehen, wie wir von der älteren Französischen Bühne so gut als gar nichts mehr auf unserem heutigen Theater haben, die einzige von Schiller bearbeitete Phädra des Racine, Molière's von Zschokke bearbeiteten Geizigen und Tartüffe ausgenommen. Mit Racine's Athalie wurde in Berlin neuerdings ein Versuch gemacht, der jedoch sich nicht belohnte. Von Corneille, von Voltaire kommt bei uns nichts zur Aufführung. Aber wie fluthet das neueste Theater der Franzosen rastlos zu uns herüber! Nicht nur Dramen, die auf den Rang von Kunstwerken Anspruch machen, von Victor Hugo, wie Hernani, Lucrezia Borgia, der Tyrann von Padua, von Delavigne, von Dumas; nicht nur Melodramen und Opern, sondern sogar Lustspiele und Vaudevills wandern zu uns herüber, ja, was das Verwunderlichste, die letzteren beiden Gattungen in ungeheuren Massen. So sehr sind wir an diese Erscheinung gewöhnt, daß es vielleicht auffällt, wenn ich mich darüber verwundere. Aber soll man es nicht? Wir müssen bedenken, daß das Französische Lustspiel und Vaudeville ganz und gar auf den augenblicklichen Interessen und Stimmungen der Französischen Welt, d. h. von Paris, erbaut ist; wie soll es nun möglich seyn, anderwärts diese in der That lokalen Anspielungen, die in Frankreich jedoch, weil Paris sein absoluter Repräsentant ist, zugleich nationale sind, zu verstehen, zu genießen, namentlich bei dem Vaudeville, diesem arielhaften flüchtigen Gebilde, das sich an alle Phasen des socialen Lebens chamäleontisch anschmiegt? Und wir nehmen diese unter einer so prägnanten Bedingtheit entstehenden Dramen nicht nur bei uns auf, sondern wir lassen sie uns im Durchschnitt in den scheußlichsten Uebersetzungen gefallen, die von Sprachfehlern, von Unsinn, von Unrichtigkeiten, Sinnlosigkeiten wimmeln, die uns den perlenden Dialog in Holzhackermanier zerrücken. Der Beisatz auf dem Titel: aus dem Französischen, macht Alles gut. Diesem ungestümen Drange, uns der Französischen Bühne der Gegenwart sogleich zu bemächtigen, muß etwas Tieferes, als bloße Zerstreuungssucht, als bloße Armuth an eigenen Productionen zu Grunde liegen. Die letztere Meinung würde schon dadurch sich widerlegen, daß allein das Wiener Lust- und Singspiel einen ungeheuren, in Norddeutschland nur zum Theil gekannten Reichthum besitzt, und daß diese Stücke in der That weder in der Composition noch in der Ausführung, am wenigsten im Witz und im Musikalischen, vor den Französischen sich zu schämen haben. Es muß also eine Sympathie der Nation seyn, welche diesen Zauber bewirkt, und diese Sympathie muß wiederum durch den Gegensatz bewirkt werden, den die Franzosen und Deutschen zu einander machen, den sie aber auch zu versöhnen trachten. Die Zeit des Hasses ist für beide Völker vorüber. Sie sagen es sich zwar oft noch sehr nachdrücklich, daß sie höchst unabhängig von einander seyen und sich, ihre Selbständigkeit zu wahren, einander sogleich mit allen Mordinstrumenten der modernsten Kriegführung todtschlagen würden. Herr Becker hat diesen Trotz der Nationalität den Franzosen und Herr Alfred de Musset den Deutschen erst neuerdings zugesungen. Allein viel mehr als auf den Krieg sind sie auf den Frieden mit einander gestellt, und wir haben das merkwürdige Schauspiel erlebt, daß eine Armee von 600,000 Mann, die vor Schlachtenruhm zu brennen schien, nach einigen Monaten wieder in die friedliche Stimmung zurückging, daß Rüstungen, die, allem menschlichen Urtheil nach, in einen kriegerischen Ausbruch endigen mußten, ruhig wieder zurückgenommen werden konnten. Der Deutsche hat an dem Franzosen Alles, was ihm fehlt, äußerliche Glätte, gesellige Vielseitigkeit, persönliche Unbefangenheit gepaart mit großem persönlichen Selbstgefühl, Nationalbewußtseyn, Oeffentlichkeit des Lebens, Raschheit der That. Umgekehrt hat der Franzose an dem Deutschen die Innigkeit des Gefühls, die Nachhaltigkeit der Bildung, die Humanität des Bewußtseyns, die Universalität des Lebens und Strebens, die Reife der Handlung. Aber eben weil nun der Deutsche der universellere ist, weil ihn kein Nationaldünkel hemmt, so ist er der geschäftigere, sich das Französische Element anzueignen. Der Franzose läßt sich zu seinem Unterricht bequem den Deutschen nach Paris kommen, der Deutsche aber lernt nicht nur schon in den Schulen Französisch, oder schon von einer bonne, einer Gouvernante im Schoß der Familie, er setzt sogar ein point d'honneur darein, das Französische ohne Deutschen Accent zu sprechen und eine Pariſisch geschulte Conversation zu führen. Er liest die Französischen Klassiker so gut, als die seinigen; er greift im Kaffehause eher zum Courrier français, zum Journal des Débats, als zur heimischen Zeitung; er bekümmert sich genau um die modische Terminologie, denn daß er im Anzug nach der Pariser Mode verfährt, versteht sich von selbst; er würde sich in den Straßen von Paris ziemlich zurechtfinden, wenn er plötzlich dahin versetzt würde, denn durch das Studium der Französischen Revolutionsgeschichte und durch Zeitungen, Reisebeschreibungen ist er mit diesem welthistorischen Lokal so genau wie mit dem Römischen aus der Schulzeit bekannt. Sagen zu können, auch er sey in Paris gewesen, gehört zum größten Stolz des Deutschen. Dresden, Berlin u. s. w. ist nichts, aber Paris, Paris! Die Nothwendigkeit des Deutschen, an dem Franzosen seinen bald bewunderten, bald wegen seiner Frivolität verachteten, wegen seiner Ungründlichkeit bemitleideten Doppelgänger zu haben, muß man erwägen, um einzusehen, daß die Eile, das Neueste des Französischen Repertoirs sofort dem unsrigen einzuverleiben, nicht eine vereinzelt stehende Thatsache ist. Wir erklären uns daraus auch die Allgemeinheit des Verständnisses, deren die Französischen Dramen sich bei uns wirklich erfreuen. Es sind nicht nur die sogenannten höheren Stände, nicht nur die gebildeten Mittelklassen, welche dasselbe besitzen, sondern selbst das gemeine Volk. Die Kriege unseres Jahrhunderts haben ihm viel Geographie und Historie beigebracht, und überdem hat es ja an den Gebildeten, an den Vornehmen fortwährend nichts als den Französischen Ton vor sich, muß also mit ihm bis auf einen gewissen Grad vertraut seyn. Es kommen allerdings oft seltsame Quid pro quo auf dem Theater bei Bearbeitung Französischer Stücke vor, allein das Volk legt sich die Sache zurecht und läßt sich durch den Kummer nicht stören, daß man nur aus dem Original zur letzten Erkenntniß durchdringen könne. Töpfer übersetzte gamin de Paris mit: Pariser Taugenichts. Man hat dies lebhaft getadelt. Sollte er aber das Wort gamin auf dem Titel lassen, so hätte nicht nur die Unschuld der Gallerie, sondern auch wohl mancher Doktor der Philosophie nicht sogleich gewußt, was denn ein gamin sey. Er schrieb daher Taugenichts. Statt des Gamins, der ein spezifischer Typus der Pariser Bevölkerung seit der letzten Revolution ist, setzte er mit diesem Wort eine Realdefinition, in der das Richtige lag, daß das Volk sich für einen Taugenichts interessirt, weil es ein verwegenes Subjekt dahinter vermuthet. Straßenjunge wäre für den gamin wieder zu gemein gewesen. Taugenichts sagt man auch wohl scherzhaft. So haben wir denn auf unserem hiesigen Theater erlebt, daß der Pariser Taugenichts zwei Winter hindurch gewiß so oft als der Auberſche Maskenball aufgeführt wurde, d. h. alle vierzehn Tage wenigstens einmal. So sehr war er ein Liebling des Publikums geworden, und die Gallerie besonders hing nicht nur dem wilden gutherzigen Burschen, der seine besten Kleider ohne Rücksicht zerreißt, aber im Leichtsinn das Herz am rechten Fleck hat, mit Zärtlichkeit an, sondern verehrte vorzüglich den alten Napoleonischen Obersten mit leidenschaftlicher Hingebung.

Selbst auf die Oper erstreckt sich der Französische Einfluß. Ich mag nicht die so oft dagewesene Auseinandersetzung wiederholen, weshalb die Oper in unserer Zeit dem recitirenden Drama einen so großen Abbruch hat thun müssen. Hier irren wir uns nicht. Man kann parodirend die Tieckschen Verse daran wenden:

Oper spricht in vielen Tönen,
Denn Gedanken kennt sie ferne,
Nur in Tönen mag sie gerne
Alles, was sie will, verschönen.

Aber ich bemerke, daß seit zehn Jahren von allen Opern nur zwei, auch bei uns hier in Königsberg, zu einer wahrhaft populären Geltung gelangt sind. Dies sind die Stumme von Portici und der Maskenball. Alle andere Opern, auch die übrigen Auberschen, haben mehr die Kunstkenner beschäftigt, sind aber nicht so in das Volk eingedrungen. Robert der Teufel und die Hugenotten, diese Riesen-Aggregate kleiner Meisterstücke, Bellini's Romeo und Julie, Adams Postillon von Lonjumeau und Brauer von Preston, Donizetti's Anna Boleyn u. s. w. haben das Publikum lebhaft beschäftigt, und namentlich hat Romeo und Julie alle Herzen entzückt — aber eine solche Liebe, wie jene Opern, haben sie doch nicht erlangt. Unstreitig ist es das dramatische Leben der Handlung, das Melodische der Composition, was sie so eingeschmeichelt hat, aber gewiß nicht dies allein, sondern der Umstand, daß sie die Empfindungen der Masse angesprochen haben; die Seele ihrer Musik wohnt in den Chören. In mehreren Deutschen Residenzen wurden deshalb diese Opern auch verboten, obwohl diese Maßregel gewiß unnöthig war, da die Theilnahme an dem politischen Element derselben bei uns in der That nur poetisch ist. In der einen wird vom Volk ein Fischer auf den Thron erhoben, geht aber im Wahnsinn unter; in der anderen fällt ein König als Opfer einer Verschwörung; in beiden ist daher ein fatalistischer Ton, der in der ersteren zum lauten Sturm des Straßentumults anschwillt, in der zweiten mit dumpfem, drohenden Gemurr der Verschworenen in den Zimmern der Paläste grauenvoll umherwogt. Dort sehen wir das Volk gegen die Regierung, hier die Aristokratie gegen den Monarchen gerichtet. Die Behandlung dieser Elemente ist aber wahrhaftig weder Neapolitanisch, noch Schwedisch, sondern von Scribe, der bald Lope de Vega an Fruchtbarkeit übersiegt haben wird, echt Französisch. Nur in Frankreich, wo das Factionswesen an der Tagesordnung, wo eine Dynastie zweimal verjagt, wo ein Lieutenant zum Kaiser erhoben wurde, ist so etwas möglich."

— Berichtigung. In Nr. 80 S. 317 Spalte 1 Zeile 17 v. oben ist „seinen Akakia (le Docteur Akakia, Médecin du Pape)" statt „seine Akakia" zu lesen. *)

*) Der ganze Titel des Voltaireschen Buchs lautet: Histoire du Docteur Akakia, et du natif de St. Malo. A Berlin, 1753.

Hierbei Titelblatt und Register des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Mittwoch den 13. Juli 1842.

England.

Die letzten Tage König Karl's II.

Karl II. war den Gefahren, die ihn von Seiten der Rye-House-Verschwörung bedroht hatten, kaum entronnen, als ihn ein Schlagfluß traf, der wohl schon an demselben Tage seinem Leben ein Ende gemacht haben würde, hätte ihm nicht Dr. King eine Ader geöffnet und dadurch eine Zeitlang Erleichterung verschafft.

Es war am 2. Februar, als der König vom Schlage gerührt wurde, und sein Zustand verschlimmerte sich mit jedem Tage, so daß alle Hoffnung, sein Leben zu erhalten, verschwand. Zwei Bischöfe besuchten ihn und lasen das Gebet für Kranke in seiner Gegenwart. Als sie zu der Stelle kamen, wo der Preßhafte ermahnt wird, seine Sünden zu bekennen, sagte der Bischof von Bath und Wells zum Könige, es sey dies keine Verpflichtung; doch frage er ihn, ob er seine Sünden bereue? Der König bejahte dies und wurde sofort vom Bischof absolvirt. Dann fragte ihn Letzterer, ob er das Abendmahl empfangen wolle; allein Karl gab darauf keine Antwort. Als der Bischof wiederholt deshalb in ihn drang, sagte der König: „Es hat noch Zeit; ich will mir die Sache überlegen."

Der Herzog Thronfolger von York, welcher am Bette des Königs stand, hieß die Anwesenden abtreten und fragte den König unter vier Augen, ob er einen katholischen Priester kommen lassen solle, worauf der Kranke erwiederte: „Ja, Bruder, thu' das um Gottes willen und verliere keine Zeit." Die Bischöfe wurden entlassen und der Pater Huddlestone eilig eine Hintertreppe heraufgebracht. Aus seinen Händen empfing das Oberhaupt der Englischen Kirche die Hostie und wurde so nach dem Ritus der katholischen Kirche zum Eingang in die Ewigkeit vorbereitet.

Der König empfahl nun alle seine unehelichen Kinder dem Herzoge von York, mit Ausnahme des Herzogs von Monmouth, der damals in Ungnade und nach Holland geflohen war. Karl II. starb am 6. Februar 1685.

Evelyn sagt in seinem, bei Gelegenheit des Brandes von London in diesen Blättern kürzlich erwähnten Tagebuche: „Ich kann nie die unsägliche Ueppigkeit, Prasserei und Schwelgerei vergessen, von der ich vor acht Tagen Zeuge gewesen. Es war, als wüßte man nichts mehr von Gott, denn Alles ging am Abend eines Sonntags vor sich. Der König (Karl II.) saß und tändelte mit seinen Maitressen Portsmouth, Cleveland, Mazarine u. s. w.; ein junger Franzose sang Liebeslieder, und wohl zwanzig von den großen Hofleuten nebst anderen liederlichen Personen saßen zum Bassetspiel um einen großen Tisch, mit einer Bank von wenigstens 2000 Pfd. Sterl. vor ihnen. Sechs Tage später lag Alles im Staube. Gott war erzürnt und machte das Reich sehr unruhig und unglücklich mit Kriegen, Pestilenz, Feuer und Verlust der Reputation des Königs, dieweil er aus Liebe zu einem wollüstigen und sinnlichen Leben Alles vernachlässigt hatte."

Karl war einige Zeit vor seinem Tode in seinem Herzen katholisch geworden, wie aus zwei Papieren erhellt, die man nach seinem Ableben in einem seiner verschlossenen Pulte vorfand. Auf die Autorität Hume's und des Dépôt des affaires étrangères hat man oft behauptet, der König sey zur beabsichtigten Einführung der katholischen Religion in England einen Geld-Vertrag mit Ludwig XIV. eingegangen; allein weder der König noch die Katholiken trafen irgend eine Maßregel, welche die Ausführung des Vertrags bewirken konnte. Auf der anderen Seite waren die gefeierten Patrioten, die Feinde des Katholizismus, in der That Pensionaire des Französischen Hofes und mit demselben in vielfache Intriguen verwickelt.

Sir Roger L'Estrange hat die Namen derjenigen Katholiken gesammelt, welche bei der wunderbaren Rettung des Königs nach der unheilvollen Schlacht vom 3. bis 10. September mitwirkten, und zu ihnen hatte auch Pater Huddlestone gehört. Gleichwohl vergaß Karl im Meridian seines Glückes der treuen Dienste, welche die Katholiken ihm damals geleistet. Zwar schenkte er Einigen von ihnen hohe Titel, allein er ließ es zu, daß man sie der kostbarsten Vortheile beraubte, auf welche ihr Rang ihnen Anspruch gab.

Wir haben diese Bemerkungen nur vorangeschickt, um einen Brief einzuleiten, welcher die letzten Augenblicke Karl's beschreibt und dabei so ins Einzelne geht, daß man fast nicht bezweifeln kann, der Verfasser sey von Allem Augenzeuge gewesen. Vermuthlich hat dieser Brief Jemand zum Verfasser, der in Ely-House wohnte, welcher Ort bis 1772 der Palast der Bischöfe von Ely war.*)

*) Im Jahre 1772 wurde dieser Palast kraft einer Parlaments-Akte niedergerissen und für den Ertrag des verkauften Bau-Materials ein anderer in Dover-Street errichtet.

Der Brief ist sehr beschädigt, und leider hat Jemand, der vermuthlich zu den Autographomanen gehörte, die Unterschrift abgerissen. Hier folgt sein Inhalt:

„An den ehrwürdigen Hrn. Francis Roper, Mitglied des St. John's-Kollegiums.

„Ely-House, den 7. Februar 1685.

„Gestern Mittag hat einer der besten Könige, der am meisten betrauerte Fürst, der vielleicht jemals auf einen Throne gesessen, nach funfzehntägiger Krankheit diese Welt verlassen und ist ohne Zweifel in ein weit herrlicheres Königreich entrückt worden, als alle diejenigen sind, die er hinter sich gelassen und die jetzt seinen Verlust bejammern. Es war eine große Gnade der Vorsehung, daß dieser verhängnißvolle Schlag nicht so jählings traf, wie es der Fall gewesen wäre, hätte der König schon am Montag, wo er den ersten Anfall seines tödtlichen Uebels verspürte, das Zeitliche gesegnet (was auch in der That erfolgt seyn würde, wofern ihm der Dr. King nicht Ader gelassen hätte); denn so blieb ihm noch Zeit, an die andere Welt zu denken, und wir sind Alle zu Ertragung eines so großen Verlustes besser vorbereitet. Der selige König zeigte sich in seiner Krankheit als einer der gutherzigsten Menschen, die jemals gelebt, und sprach so viele schöne Dinge, seine Seele betreffend, daß er gewißlich als guter Christ gestorben ist. Die Aerzte, die so Manchen aus der Welt scheiden gesehen, sagen, es sey ihnen noch nie eine Standhaftigkeit vorgekommen, der seinigen gleich, so wenig bekümmerte ihn der Tod, ob er gleich bis zum letzten Augenblick im höchsten Grade empfindlich war. Er sagte oft, wenn der Schmerz allzu arg wurde, daß er leide, aber Gott dafür danke und geduldig leide. Von Zeit zu Zeit schien er den Tod zu wünschen und bat die Umstehenden und die, so um ihn beschäftigt waren, um Verzeihung, daß er ihnen so viele Mühe mache; hinzusetzend, er hoffe, Alles werde bald vorüber seyn, und er begehre des Wesens dieser Welt nicht ferner. Die beiden Königlichen Brüder, von denen der Eine sterbend im Bette lag, der Andere aber, fast aufgelöst in Thränen, vor dem Bette kniete und die Hand des Sterbenden küßte, bewiesen einander so große Zärtlichkeit, daß man von dem Anblick sehr gerührt wurde. Der Knieende dankte dem Liegenden dafür, daß er der beste Bruder und Freund gewesen, und bat ihn um Verzeihung für den Verdruß, den er ihm von Zeit zu Zeit gemacht. Der Kranke sagte ihm, er lasse Alles in seinen Händen und bitte Gott, ihm eine glückliche Regierung zu schenken. Er empfahl alle seine Kinder seiner Sorgfalt, indem er sie namentlich anführte (den Herzog von Monmouth ausgenommen, dessen Namen man nicht gehört hat); er segnete seine Kinder, indem er sie, eines um das andere, zu sich ans Bette zog. Die Bischöfe baten ihn, da er des Herrn Gesalbter und der Vater seines Landes gewesen, auch sie und sämmtliche Anwesenden und in ihnen alle seine Unterthanen zu segnen; darauf knieten Alle im Zimmer nieder, und der König richtete sich im Bette auf und segnete sie Alle sehr feierlich. Diese Handlung war einem großen und guten Fürsten so ähnlich, und ihre Feierlichkeit hatte etwas so Ergreifendes, daß Alles am Hofe in Wehklagen ausbrach. Es kann nicht in Worten ausgedrückt werden, wie sehr Jedermann sich grämte, als man erfuhr, daß so wenig Hoffnung sey.

Die Königin (nach welcher der König fragte, sobald er am Montag wieder sprechen konnte), blieb so lange anwesend, als ihre außerordentliche Liebe es ihr erlaubte; denn auf die Länge bekam sie Krämpfe und mußte weggebracht werden; sie schickte aber einen Boten und ließ ihren Königlichen Gemahl um Verzeihung anflehen, für den Fall, daß sie ihn jemals gekränkt hätte. Er sagte: „Armes Weib! sie bittet, daß ich ihr verzeihen soll; ich bitte sie von ganzem Herzen mir zu verzeihen!" Die jetzige Königin war bei dem Gedanken, mit dem Verluste eines solchen Bruders eine Krone erkaufen zu müssen, sehr wehmüthig gestimmt, und überhaupt weinten Alle wie Kinder.

Am Freitag Morgen waren alle Kirchen mit Menschen gefüllt, die für ihn beteten, und Alle waren so traurig und niedergeschlagen, daß der Gottesdienst mir und gewiß noch Vielen als ein hartes Werk erschien, so beklemmend war der Anblick und jeder Gedanke bei dieser Gelegenheit. Der Bischof von Bath und Wells, welcher Mittwoch Nacht bei ihm wachte (wie mein Herr die Nacht vorher gethan) begann, als er einige Gefahr merkte, ein theologisches Gespräch und fuhr bis ans Ende fort zu reden, wobei die anderen Bischöfe mit Gebeten und kräftigen Sprüchen ihm Beistand leisteten, bis der König ganz die Sprache verlor und nur noch durch Emporheben der Hände seine Aufmerksamkeit andeutete. So schied er in wahrhaft christlicher Weise nach einem so lang ausgedehnten und harten Todeskampf, wie er nur jemals gesehen worden.

Gegen 4 Uhr proklamirte man König Jakob mit der gewohnten Feierlichkeit und großem Zuruf, jedoch auch mit geziemender Trauer um den Verlust eines so guten Fürsten. Alles ging in großer Ordnung und Ruhe vor sich, und Se. Majestät gab am Abend im Rath eine sehr gnadenvolle Erklärung von sich, worin Hochdieselben feierlich gelobten, ganz in Ihres Bruders Fußstapfen zu treten und insonderheit die Kirche so aufrecht zu halten, wie es jetzt das Gesetz will. Dieselbe Erklärung that der jetzige König meinem Herrn in geheimer feierlicher Protestation, und er führt es beständig im Munde, daß er nicht im mindesten die bestehende Verfassung oder die Kirche stören will, sey es durch Toleranz oder auf irgend einem anderen Wege. Der Erzbischof und die Bischöfe warteten Sr. Majestät auf, eine Ordre wünschend, und im Kloset hielt der Erzbischof einen sehr beredten Sermon, worin er Namens der ganzen Geistlichkeit für die Declaration des vorigen Abends dankte und den König ersuchte, die Kirche in Schutz zu nehmen, wie sein Bruder gesegneten Andenkens gethan.

Se. Majestät ist nie als wortbrüchig bekannt gewesen, und so darf man hoffen, daß Höchstderselbe auch in so häufig versprochenen Dingen es nicht seyn werde. Gott stärke diese guten Vorsätze des Königs und verleihe, daß seine Regierung einem so glücklichen Anfang immer entspreche."

„Ich bin, Sir,

Ihr — —"

Der Charakter des „Lustigen Monarchen" ist von verschiedenen Schriftstellern auf so verschiedene Weise kommentirt worden, daß es überflüssig wäre, hier noch etwas darüber zu sagen. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß die Ereignisse seines Lebens einen Theil jener ununterbrochenen Unglücksfälle bilden, welche das Haus Stuart so viele Jahre hindurch erleiden mußte.

Ungeachtet der Flecken seines Charakters und der Verirrungen in seinem Lebenswandel, war Karl persönlich von seinem Volke geliebt. Die Nation betrauerte seinen Tod aufrichtig, obschon der König seine Unterthanen als Heuchler, Fanatiker und Republikaner betrachtete, die seinen Vater gemordet und ihn selber verfolgt hätten.

Bei solchen Ansichten konnte ihm das Interesse seines Bruders nicht eben am Herzen liegen; im Gegentheil, er glaubte, seine persönliche Sicherheit vertrage sich nicht mit der Ehre und dem Vortheil seines Volkes. Wäre er ein absoluter Fürst gewesen, so würde die Nation unter einer milden Verwaltung ruhig und glücklich gewesen seyn; aber von einer mächtigen Partei und beständigem Mangel unaufhörlich geplagt, glaubte er um seiner eigenen Sicherheit und Wohlbehaltenheit willen sich zu Maßregeln gezwungen, die seine Regierung dem Lande verderblich machten und ihm den Tadel der anderen Europäischen Mächte zuzogen.

Ob Karl durch seine Verschleuderung der Staatskasse die Liebe des Volkes gewann, ist eine bloße Voraussetzung; es erhellt aber aus dem Tagebuche von Pepys, welches einige interessante Aufschlüsse über den dürftigen Zustand der Garderobe Sr. Majestät giebt, daß diejenigen, die von der Königlichen Huld abhingen, nicht auf solchen Daunen ruhten, wie heutzutage. Man lese die folgenden Auszüge:

1666, Mai 19. Viele von der Hofkapelle sind dem Hungertod nahe, weil sie fünf Jahre rückständigen Sold zu bekommen haben; ja, Evans, der berühmte Harfenspieler, dessen Gleichen es auf der Welt nicht giebt, ist neulich vor wahrer Noth gestorben und hätte beinahe von den Almosen der Gemeinde beerdigt werden müssen.

1667, April 26. Herr Evelyn sagt mir, die niederen Hofbedienten seyen ohne Brod; sie haben seit langer Zeit keinen Heller an Lohn bekommen.

20. Juli. Fast jeder Hausbeamte verwünscht Se. Majestät, indem er sagt, man lasse ihn verhungern; und es ist kein Heller Geld da, um für diese Leute Brod zu kaufen.

3. September. Ich dinirte heute bei dem Vice-Kämmerer, Sir G. Carteret. Nach dem Diner war ich Zeuge eines furchtbaren Verweises, den Herr Ashburnham, einer von den Königlichen Kammerdienern, Herrn Townsend, dem Aufseher der Königlichen Garderobe, darum gab, weil es an Linnenzeug für des Königs Person fehlte. Er schwur, dies sey gar nicht auszuhalten, und der Vater des Königs würde seinen Garderobe-Chef haben aufknüpfen lassen, wenn er ihn so bedient hätte. Der König hatte an diesem Tage keine Taschentücher und nur drei Halsbinden. Herr Townsend entschuldigte sich damit, daß es ihm an Geld fehle, und daß er dem Linnenhändler schon 3000 Pfd. Sterl. schuldig sey; aber der alte Mann (Hr. Ashburton) fuhr als alter Diener fort, darüber zu schreien, daß die Person des Königs so sehr vernachlässigt werde.

Als Ashburton fort war, sagte mir Herr Townsend, der große Mangel schreibe sich daher, weil die Kammerdiener das Königliche Linnen als Surrogat für ihren vierteljährlichen Lohn sich aneigneten und nun Se. Majestät selbst für die Ausfüllung der Lücke sorgen ließen. Edward Walsh.

Italien.

Italiänische Musik-Zustände der Gegenwart.

(Schluß.)

Gleichwohl siegt der Italiänische Instinkt noch in gewissen Momenten über die Ungeschicklichkeit der Mitwirkenden, und es waltet besonders in den Ensemble's eine Gefühlswärme, eine Einheit, ein Feuer, wie man niemals auf anderen Theatern, selbst nicht bei der großen Oper in Paris, etwas Aehnliches hört. In Rom war ich noch mehr erstaunt, denn da war Alles, Sänger, Choristen, Orchester, mittelmäßig oder schlecht, und doch mußte ich in dem Finale des ersten Akts von „Maria-de-Rudenz" die Begeisterung aller Mitwirkenden bewundern. Unter allen Italiänischen Städten, die ich bereiste, befriedigten mich in Neapel die Musik-Aufführungen noch am meisten, obgleich sie im Theater San Carlo nicht mehr so gut sind wie vor mehreren Jahren, wo das Orchester unter Festa's Direction stand. Von ihm allein war zwar nicht jene Anregung zur Verbesserung des Bestehenden ausgegangen, aber als einem Mann von Talent und Gefühl war es ihm gelungen, Rossini's Ansichten ins Leben zu rufen. Der berühmte Komponist hatte mit Barbaja einen Kontrakt abgeschlossen, in welchem er sich für ein jährliches Gehalt von 12,000 Fr. anheischig machte, den musikalischen Theil des Theaters zu leiten, und so richtete er denn zuerst seine Sorgfalt auf das Orchester, dessen Zusammensetzung durchaus fehlerhaft war; denn unter Anderem zählte es bei sonst zahlreicher Besetzung nur zwei Violen und drei Violoncelles. Seinem Genius schwebte eine Vollendung der Ausführung vor, wie sie sein Ohr noch nie vernommen hatte, und nach und nach wußte er die Spielenden dahin zu bringen, daß sie den Ausdruck auf eine Weise nüancirten, von der sie früher keine Ahnung gehabt. Nach Rossini's Abreise leitete Festa das Orchester auf dem vom Meister bezeichneten guten Wege weiter fort, nach dem Tode desselben aber verwischten sich allmälig die vortrefflichen Traditionen wieder, und obgleich das Orchester von San Carlo ein unleugbares Uebergewicht über die Orchester anderer Theater behauptet, so hat es doch schon viel von seinen früheren Verdiensten eingebüßt. Die anderen Theater Mailands sind nur höchst gewöhnlich und mittelmäßig; der Unzahl von kleinen, wo man zuweilen Opern giebt und wo Alles schlecht ist, will ich gar nicht gedenken. Das Orchester des Theaters Fondo ist um die Hälfte geringer als das von San Carlo, und das des Theaters Nuovo läßt sich gehen wie alle Italiänische Orchester.

Die Fehler, die mir bei der Gesammt-Ausführung der Musik aufgefallen sind, die Nachlässigkeit der Musiker und der Choristen, der gänzliche Mangel aller Nüancirung und Feinheit scheinen mir die Resultate der musikalischen Bildung und Gewohnheiten des Publikums, ja vielleicht der ganzen sozialen Gestaltung zu seyn. Die Theatersäle, die allgemein sehr geräumig sind, werden schlecht erleuchtet, mit Ausnahme einiger Fest- oder Galla-Tage, wo Ströme von Licht über dieselben ausgegossen werden von den vielen Kerzen, womit sie von unten bis oben besetzt sind. In einigen Sälen artet der Mangel an Beleuchtung sogar in völlige Dunkelheit aus, wie in dem von Bergamo, wo sich nicht einmal ein Kronleuchter befindet. In den nach diesem System versorgten Sälen sind nur die Treppen und die Logen erleuchtet, die man in Empfangs-Gemächer umgewandelt hat. Da besuchen sich Personen, die sich selten in ihrem eigenen Hause sehen, dort werden Fremde vorgestellt, und die Unterhaltung wird so laut geführt, daß dadurch ein Geschwirr entsteht, welches alle feinen, zarten Stellen in der Musik übertönt. Meiner Ansicht nach ist bei einem unaufmerksamen Publikum gar keine Vollkommenheit in der Ausführung denkbar, denn diese ist nicht blos das Erzeugniß eines geschickten Handhabens der Instrumente und Stimmen, sondern entspringt aus einer Gefühls-Wechsel- und Rückwirkung zwischen den Ausführenden und ihren Zuhörern. Die Zerstreutheit des einen Theils führt nothwendig die des anderen herbei, und zerstreute Künstler werden nur Unvollkommenes leisten.

Der Werth, den die Italiäner auf individuelle Vorzüge legen, macht sie für die Schönheiten der Gesammtwirkung unempfindlich. Daraus erklärt sich das Streben eines jeden Künstlers von einigem Verdienste, sich immer durch irgend eine eigenthümliche besondere Richtung seines Talentes zu isoliren, und so giebt es denn eigentlich in Italien keine Schule, das heißt keine Einheit des Systems. Ohne Einheit nun ist keine Gesammtwirkung möglich, und ich entsinne mich, daß Rossini bei seiner Ankunft in Paris ganz verwundert über das energische Einsetzen und gleichmäßige Accentuiren der Violinen und Bässe war. Diese Einheit ist die Frucht der vortrefflichen systematischen Schule, die vom Konservatorium begründet wurde. Bei den Italiänern existirt nichts Aehnliches; könnten sie sich diese unschätzbare Eigenschaft erwerben, oder wäre es den Französischen Künstlern möglich, ihrer technischen Fertigkeit noch das natürliche Genie und den reichen Instinkt der Italiäner beizugesellen, so würde man das herrliche Ideal einer musikalischen Ausführung verwirklicht sehen; doch mit Ausnahme einiger seltenen Talente, schinen diese Vorzüge sich nicht vereinigen zu wollen.

Man würde im Irrthum seyn, wollte man das, was ich über die musikalische Organisation der Italiäner sage, in zu allgemeinem Sinne nehmen; sie ist nicht überall dieselbe, und es machen sich auffallende Ausnahmen davon bemerklich. In den Städten und vorzugsweise unter den gebildeten Ständen bethätigt sie sich durch den lebhaftesten Antheil beim Hören irgend eines Kunstproduktes, durch ein glückliches Gedächtniß, das sogleich die hervorspringendsten Stellen einprägt, und durch eine wunderbare Leichtigkeit in der Ausübung dieser Kunst, selbst wenn der Unterricht sich nie über die ersten Elemente hinaus erstreckte. Unter den niederen städtischen Volksklassen aber, welche die Musik nicht erlernen, zeigt sich nicht in allen Theilen Italiens eine gleiche natürliche Anlage für dieselbe. So habe ich seltsamerweise gerade diesen angebornen musikalischen Sinn da vermißt, wo ich ihn am ersten erwartete; nirgends erschien mir der Pöbel antimusikalischer als in Neapel; nirgends hörte ich unangenehmer, mit schrillenderer Stimme und falscher auf den Straßen singen als hier. Dabei ist noch zu bemerken, daß dieses redselige, grimassirende Volk, welches in allen seinen Bewegungen eine so große Lebendigkeit an den Tag legt, im Allgemeinen nur traurige Klagelieder singt, von welchen man sich durch den Gesang unserer blinden Bettler eine Vorstellung machen kann. Dasselbe ist aber nicht der Fall in den gemäßigten Himmelsstrichen Italiens; die Städte der Lombardei, Parma's und Toskana's sind in musika-

lischer Beziehung mehr von der Natur begünstigt, und Bergamo zeichnet sich hierin vor allen aus. Ich war gerade zur Zeit eines Jahrmarktes dort, wo das Volk bis in die Nacht hinein umherschwärmte und sang, und ich hörte dabei von Stimmen, die schöner als die auf der Bühne waren, Stücke aus Marjuo Zaliero bewunderungswürdig genau und richtig durchführen.

Was ich hier über die musikalische Befähigung der Italiäner ausspreche, widerstreitet durchaus, wie ich sehr wohl weiß, der Meinung, die man im Allgemeinen darüber vorgefaßt hat; und ich war selbst sehr verwundert, als sich mir jene Thatsachen aufdrängten, die meinem Ideengang in dieser Hinsicht ganz zuwiderliefen. Gewöhnlich nimmt man an, daß, je mehr man in den südlichen Gegenden vordringt, der Sinn für die Kunst auch immer reger sich offenbaren müßte, und im Grunde ist dies ganz richtig; aber die Sitten eines Volkes, die Umstände, die gesellschaftlichen Einrichtungen, die Regierungsform und tausend andere Ursachen können diesen Sinn so abstumpfen, daß er fast vernichtet oder doch abgestumpft erscheint; während eine vorgeschrittenere Bildung, eine bessere Volkserziehung entgegengesetzte Wirkungen bei einer selbst minder reich mit diesen Fähigkeiten ausgestatteten Bevölkerung hervorzubringen vermag.

Die Dinge kehren auf ihren Normal-Standpunkt zurück, sobald die Fähigkeiten von beiden Theilen mit gleicher Sorgfalt gepflegt werden; dann trifft man gewiß in den südlichen Gegenden auf die besten Resultate, woraus sich die bedeutende Anzahl der Musiker ersten Ranges, jener Schöpfer der Kunst erklärt, welche aus dem Schooße der Bevölkerung Roms und Neapels hervorgingen, die doch in ihrer musikalischen Anlage so ausgeartet erscheinen, während die dem Anschein nach höher ausgebildete Bevölkerung des nördlichen Italiens nur eine viel geringere Zahl hervorgebracht hat. Bemerkenswerth ist auch, daß die erfindenden Künstler sich immer an einem Ende Italiens vereinigt finden, während die ausübenden Talente am anderen verweilen. Die Mehrzahl der großen Violinisten stammt aus Oberitalien her, wie Tartini aus Padua, Vivaldi aus Venedig, Pugnani, Viotti, Somis aus Turin, Paganini aus Genua.

Der musikalische Geschmack der Italiäner hat sich in vielen Beziehungen sehr umgestaltet; eine der bemerkenswerthesten Wirkungen dieser Umwandlung ist der größere Fleiß, der jetzt auf die früher ganz vernachlässigte Instrumental-Musik gewendet wird. Vor dreißig bis vierzig Jahren beschäftigten sich die Musik-Liebhaber in Italien ausschließlich mit dem Gesange, das Piano wurde nur zur Begleitung benutzt, und selbst in den größten Städten konnte man sich mit vieler Mühe ein höchst mittelmäßiges verschaffen. Jetzt aber findet man deren überall, die Lehrer, die darauf unterrichten, sind selbst in Neapel viel zahlreicher geworden, und viele Liebhaber spielen dies Instrument mit ziemlicher Virtuosität. Der Musikalienhandel beschränkte sich ehemals nur auf den Verkauf von Musikstücken aus den beliebtesten Opern, jetzt aber erstreckt er sich über das ganze Gebiet der Instrumental-Musik; es erscheinen in Mailand, Florenz und Neapel eben so viel Rondo's und Variationen wie in Paris; die Geschäfte der Verleger haben fast eben solche Ausdehnungen gewonnen, wie die Handlungen der Schlesinger und Troupenas, und das Ansehen des Hauses Riccordi in Mailand steht hinter keinem zurück. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war der Notendruck in Italien so wenig bekannt, daß man in Neapel Sala's großes Compositions-Werk auf kupferne Platten eingrub, und daß 1803 Marcello's Psalmen mit beweglichen Typen in Venedig gedruckt wurden; jetzt druckt man aber die Noten in Italien wie im übrigen Europa, und die Abschreiber, die sich ehemals so gut standen, können jetzt kaum dürftig ihren Lebensunterhalt verdienen. Es wird also heutzutage im schönen Italien nicht weniger Musik getrieben, als zur Zeit seiner schönsten Blüthe, nur hat die musikalische Bildung sich einen anderen Gegenstand ausgewählt. Die Gesangslust geräth in Verfall, und die Virtuosität auf Instrumenten macht reißende Fortschritte. Ich war nicht wenig erstaunt, als Mercadante zu mir sagte: „Ich hoffe, Sie werden mit dem Orchester unseres Konservatoriums und mit dem Talente unserer jungen Instrumentalisten zufrieden seyn; der Gesang aber macht uns große Schwierigkeiten, und das Schlimmste ist, daß wir keine Stimmen haben. Keine Stimmen, keine Sänger in Neapel, aber Instrumentalisten und ein Orchester! Ich glaubte, mich täusche ein neckender Traum, und doch verhielt es sich so in der That. (Gazette musicale.)

Arabien.

Beleuchtungen zur Lebensgeschichte des Averroes.

Von F. Lebrecht.

Zweiter Artikel.*)

Die Beschuldigung und Strafbarkeit des Averroes.

Seitdem die erste Beleuchtung erschienen, wurde ich erinnert, daß es vielen, selbst hochgebildeten und gelehrten, Lesern willkommener gewesen wäre, durch einige Worte zu erfahren, wer der Mann sey, von dem sie so viel zu lesen haben. Meine Absicht ist, die kurze, noch nirgends gedruckte Biographie aus Ibn Abu Osaibia mit Berichtigungen als vierte Beleuchtung zu geben; für jetzt mag Folgendes zu wissen genügen: Averroes wurde um 1105 in Cordova von hochgestellten Aeltern geboren. Seinem umfassenden Genie war eine Wissenschaft nicht ausreichend; er studirte daher nach und nach Philosophie, Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Während er beide erstere Fächer in der Theorie auf eine hohe Stufe der Ausbildung brachte, übertrug er beide letztere aufs praktische Leben. Er war zu Sevilla und Cordova Ober-Kadi (Großrichter) und später der Leibarzt des Kaisers von Marokko und Königs von Spanien. Er starb im Jahre 1198. Seinen beispiellosen Ruhm bei den Arabern, und noch mehr bei den Christen und Juden, verdankt er zum kleineren Theil seinen medizinischen Schriften, zum größeren Theil seinen philosophischen, die durchs ganze Mittelalter auf Universitäten zu Grunde gelegt wurden, bis sie endlich der Papst mit Bannbullen bekämpfen mußte.

Wir kehren nunmehr zu unseren Untersuchungen zurück:

Die Verbannung des Averroes aus der Nähe des Kaisers war eine sehr gelinde Strafe im Verhältniß dessen, was seine Feinde am Hofe wünschten; diese wollten nämlich die Todesstrafe für ihn. War aber diese Strafe auch im Verhältniß zu seiner Schuld, und war überhaupt eine Schuld vorhanden? Es werden hier zwei verschiedene Verbrechen angeführt. Das erste waren philosophische Angriffe gegen die Religion, das zweite ein Angriff gegen die herrschende Dynastie. Im ersten Verbrechen stimmen alle Geschichtschreiber, selbst Ibn Abu Osaibia, überein; das zweite aber berichtet dieser Schriftsteller allein. Er läßt zugleich die Ansicht durchblicken, als hätte man dem Sünder gern verziehen, hätte er nur gegen Gott gesündigt; allein da er selbst den Fürsten nicht schonte, so muß er gestraft werden. Wir wollen zuerst das zweite zum Gegenstand der Betrachtung machen, theils, weil es sich so lustig, so ganz im Schmucke der heiteren, leichtfertigen Erzählungsweise der Araber ankündigt, theils, weil wir es eben nur für ein Spiel des Witzes halten und es beseitigen wollen, um länger bei der wahren Ursache der Bestrafung zu verweilen. Im Namen des Abu Merwan erzählt Abu Osaibia, daß Almanzor's Kaiserlicher Zorn gegen Averroes hauptsächlich wegen einer Stelle in seiner Naturgeschichte der Thiere in Feuer und Flamme ausbrach. Dort sagt er nämlich bei der Beschreibung der Giraffe, er habe ein Thier dieser Art beim „Könige der Berbern" gesehen. Almanzor, dem die Feinde des Averroes die gefährliche Stelle verriethen, bezog dieses auf sich und ermangelte nicht, sich ob eines solchen crimen laesae majestatis in Wuth zu werfen. Es stand der Kopf des Autors auf dem Spiele, und er, dem man später den Ausruf zuschrieb: „moriatur anima mea morte philosopborum"*), hätte hier leicht wie Sokrates sterben können, aber ein guter Einfall rettete ihn. Die in Anspruch genommene Stelle heißt مالك البربر, Malek elberber; er aber sagte, es wäre nur ein Schreibeversehen, er wollte sagen مالك البربين, Malek elberrein, d. h. „König beider Reiche".**) So nach Ibn Abu Osaibia.***)

Diese so ganz von Arabischer Färbung durchzogene Anekdote bedarf einer näheren Erklärung. Der damalige Kaiser und König von Marokko und Spanien war allerdings König der Berbern, d. h. der Völker, die ganz Nord-Afrika bewohnten und sich in einem großen Theile von Spanien niedergelassen hatten. Worin liegt demnach die lebenverwirkende Beleidigung? Sollte etwa eine langhalsige Odaliske des Harems eine Anspielung auf sich in den Worten des Philosophen gefunden haben? Dann aber wäre ja die zürnende Schöne durch die Rechtfertigung nicht im entferntesten besänftigt worden. Eine Hinweisung auf die Zustände Spaniens jener Zeit wird die Sache aufklären:

In der schönen Zeit der Ommajaden, wo Cordova so viele Straßen hatte, als jetzt Häuser, waren die Araber des Landes die feinsten Männer der Welt. Edelsinn, Bildung, Tapferkeit, hohes Ehrgefühl und eine unglaubliche Thätigkeit in allen Zweigen der Industrie zeichneten sie aus. Schon damals waren viele Berbern im Heere, besonders in der Garde der Könige, zum großen Verdruß der Eingeborenen, welche diese fremden, rohen Krieger haßten und wegen ihrer Ungeschliffenheit verachteten. Man verband mit dem Begriffe des Namens Berber schon damals den Begriff des Namens Barbar. Nach dem Sturze der Ommajaden erhoben sich die Berberischen Ober-Offiziere jener Garden zu Königen einzelner Länder, und der Berberkönig Jusuf den Taschfin, so wie seine Nachfolger aus dem Stamme der Almoraviden und dem der Almohaden, unterwarfen das ganze Spanische Land der Mauren. Diese ganze Zeit hindurch wuchs auf der einen Seite der gekränkte Stolz der Andalusier, die, im Bewußtseyn ihrer intellectuellen Ueberlegenheit, die Fremdherrschaft verabscheuten, während auf der anderen Seite man, im Bewußtseyn, nicht geliebt und verehrt zu werden, durch Härte zu fürchten zwang. Der Andalusier mit dem Joche auf dem so stolzen Nacken konnte weiter nichts thun, als in seinen Zaum zu beißen. Er rächte sich durch Epigramme. So z. B. sagte ein Dichter am Hofe Almutassem's, Königs von Almeria: „Ich sah Adam im

*) Mein erster Aufsatz war schon in den Händen der Redaction, als diese mir folgendes, eben erschienene Werk zuschickte: Averrois Commentarius in Aristotelis de arte rhetorica libros tres hebraice versus a Todroso Todrosi Arelatensi. Nunc primum ex codice biblioth. senat. Lipsiensis cum prolegomenis copiosissimis edidit J. Goldenthal, philos. doctor etc. (Leipzig, Heinr. Franke.) Herr Goldenthal hat vor einigen Jahren ein Hauptwerk des Algasali aus einem Codex derselben Bibliothek herausgegeben, das aber von dem jetzigen des Averroes an Interesse und Bedeutung für die Aristotelische und scholastische Denkweise überboten wird. Wir werden vielleicht Gelegenheit finden, in einem kritischen Journal ausführlich über den Werth des Werkes und die Verdienste des gelehrten Herausgebers zu berichten. Was die Lebensgeschichte des Philosophen betrifft, so hat sich Herr Goldenthal mit dem begnügt, was Leo Africanus und Wüstenfeld darüber mittheilen.

*) Eine freigeisterische Anspielung auf Bileam's Worte (Numer. XXIII, 14): „moriatur anima mea morte justorum". Allein sollte Averroes, der Muselmann, so fest in der Bibel gewesen seyn? und wäre er es auch gewesen, so durfte er doch nicht erwarten, daß sein muhammedanisches Publikum die Anspielung auf ein fremdes Religionsbuch so leicht hinnimmt. Wenn ihm Aräber diesen Ausruf zuschoben, so waren es wahrscheinlich Verwandte des Aräbers, welcher Bileam zur Zeit seines Ausrufes begleitete.

**) Afrika und Spanien.

***) Bei Wustenfeld sagt Averroes, er habe wirklich so geschrieben.

Traume und fragte ihn, ob es denn wahr sey, was die Leute sagen, daß die Berbern von ihm abstammen? Ja! sagte der Vater der Menschen, aber als sie geboren wurden, lag ich mit Eva längst in Scheidung." So wurde allmälig der Name Berber auf beiden Seiten als Schimpfwort betrachtet und von den Herrschern oft mit dem Tode bestraft. Der Fall aber bei Averroes ist eine dreifache Verletzung: erstens das gefährliche Wort Berber; zweitens, daß der König nur König der Berbern und nicht Spaniens genannt wird; drittens endlich, daß ihm nicht der Titel Emir-al-Mumenin oder Emir-al-Moslemin gegeben wurde, ein Titel, den sich diese Maurischen Herrscher so gut wie die Chalifen von Bagdad beilegten. Gegen diese Tripel-Allianz von Sündhaftigkeit reicht die Entschuldigung kaum aus, die freilich für einen in der rabulistischen Atmosphäre eines Oberrichters lebenden Großkadi nichts Außerordentliches ist; aber Almanzor war, obgleich Berber, doch kein Barbar, wie in der Folge zu ersehen seyn wird.

Die Erzählung von der Anklage und der Vertheidigung klingt gewiß nicht übel, und sie dürfte sich wahrscheinlich für die neue Sammlung von berühmten Rechtsfällen eignen, die von den Herren Hitzig und Alexis herausgegeben wird. Nur schade, daß ich noch einen Protest gegen die Glaubwürdigkeit der Geschichte einzulegen habe, einen Protest, den mir mein Held selber hinterlassen hat. **Das Buch mit der besprochenen Stelle ist eines der neuen Handschriften der Königlichen Bibliothek.***) Am Schlusse des 138 Quartblätter starken Werkes heißt es: Ich habe dieses Werk vollendet im Monat Zafar **) im Jahre 565 der Hegirah, in der Stadt Sevilla, nach der ich von Cordova versetzt wurde. Hegira 565 ist a. C. 1169. König Jakob Almanzor aber bestieg erst 1184 den Thron, nachdem das Werk des Averroes schon 15 Jahre in den Händen seiner Freunde und Feinde war. Wie konnte er nach dieser Berechnung den Almanzor, der 1169 ein Kind von 9 Jahren war, haben beleidigen wollen? Ich bin zwar auf den Einwand vorbereitet, ja ich habe ihn durch obige Auseinandersetzung noch provocirt, daß die Beleidigung in dem Worte **Berber** nicht sowohl gegen die Persönlichkeit Almanzor's, als vielmehr gegen die Dynastie gerichtet war und gegen das herrschende Volk, und daß der Herrscher seine persönliche Geneigtheit zur Verzeihung dem Rachegefühle seiner Großen (wie es immer bei den von ihren Großen unterdrückten Autokraten der Fall ist ***) habe opfern müssen. Allein würden wohl die vielen Feinde des großen Mannes 26 Jahre lang die schöne Gelegenheit, ihn zu verderben, unbenutzt gelassen haben? Hätten diese so sehr für das Ansehen Almanzor's glühenden Leute nicht fürchten müssen, ihr hochbejahrtes Opfer (Averroes war zur Zeit seiner Ungnade 70 Jahr alt) entschlüpfe ihnen durch die Hand eines natürlichen Todes? Wäre diese Stelle der Grund der Ungnade, warum sind denn mit ihm zugleich noch fünf andere Gelehrten angeklagt und verbannt und nachher zugleich wieder in Gnade aufgenommen worden? Alle diese Fragen müssen jedem aufmerksamen Leser des Ibn Abu Osaibia entgegentreten und die Wahrheit seiner Nachricht zu bezweifeln veranlassen.

Doch ich muß ja die Stelle selber haben, wird man sagen, und könnte allem Gerede damit ein Ende machen! Ja ich habe die Stelle selber, aber ich muß bekennen, daß meiner Gelehrsamkeit etwas übel zu Muthe bei dem Gebrauche ist, den sie davon machen soll. Averroes theilt seine Abhandlung nach den thierischen Gliedern ein und sagt z. B. beim Kopfe, dies Thier hat eine solche Beschaffenheit an dem Körpertheile, jenes eine solche. Die Stelle nun, welche ihn den Hals hätte kosten können, ist überschrieben: **Der Hals.** Nachdem er viele scharfsinnige Bemerkungen über die Giraffe gemacht, fährt er (Blatt 31, b) so fort: „Und dieses Thier, wie ich früher sagte, ich **sah es im Lande******) **des Königs, welcher heute über das Land der Berberey und über den größten Theil von Andalos** †) **herrscht.**"

Als mir das Buch in die Hand fiel, war mein Erstes, diese merkwürdige Stelle aufzusuchen; aber es befiel mich bei ihrem Anblick eine gewisse Art von Unmuth, weil ich in ihrer jetzigen Gestalt nicht mehr die jungfräuliche Natur eines aus der frischen Ueberzeugung hervorgesprungenen Gedankens darin zu erkennen glaubte. Sollte es die Umarbeitung des Uebersetzers seyn, dem also der Anklagepunkt und die Vertheidigung bekannt seyn mußte? sollte es eine zweite Rezension des Verfassers selber seyn, der hier mit sichtbarer Gezwungenheit sich recht breit ausdrückt, damit gar keine Spur von Zweideutigkeit übrig bliebe? Ich weiß nicht, wie ich bei dem Gebrauch dieser Stelle verfahren soll, und ich bin zufrieden, sie hier zum ersten Male aus dem **zweiten Originale** ††) vor ein Publikum gebracht zu haben, unter welchem gelehrtere und scharfsinnigere Männer als ich sind, und die wahrscheinlich glücklicher als ich, historischen Gehalt daraus ziehen.

(Schluß folgt.)

*) Es heißt Ba-alo Chajim (l. c. animalia) und ist 1303 übersetzt.

**) Der zweite muhammedanische Monat.

***) Ein Fürst, der von der öffentlichen Meinung eines gebildeten Volkes umgeben ist, wird zwar von vielen Unberufenen getadelt, er ist aber zugleich, und eben weil er dem Angriff der Menge preisgegeben ist, von dem verständigen und einsichtsvollen Theil geschützt, und zwar oft schon deshalb, weil sich dieser Theil gern auf die Seite der Verfolgten neigt; und niemals würden die Palastgroßen den Willen des Monarchen ungestraft tyrannisiren können. So ist es nicht in einer Despotie oder Autokratie. Der Kaiser von China kann thun, was er will, heißt es; aber das ist nur scheinbar. Er ist weniger frei in seinem Hause wie die Königin von England. Und wird er durch Rath und Verrath zu verderblichen Schritten verleitet, so hat sein Volk kein Mitgefühl für ihn.

****) Das Wort im Hebr. „Medina" kann auch die Hauptstadt Marokko bedeuten.

†) Andalos nennen die Araber ganz Spanien.

††) Alle Lateinische Uebersetzungen der Werke des Averroes sind aus dem Hebräischen gefertigt, deshalb nenne ich die Hebräische Uebersetzung das zweite Original.

Mannigfaltiges.

— **Der Rabulist und der Landprediger.** Unter diesem Titel hat der ehrwürdige Bischof von Hernösand, der Schwedische Dichter F. M. Franzén, eine in dialogischer Form die religiös-philosophischen Kämpfe der Zeit behandelnde Dichtung herausgegeben, von welcher jetzt der Prediger Herr A. Michelsen in Lübeck eine Deutsche Uebersetzung hat erscheinen lassen. Bekanntlich hat auch in den Skandinavischen Ländern die kritische Richtung des Dr. D. F. Strauß viele Anhänger gefunden, und in der theologischen Fakultät der Universität Kopenhagen sind bereits ganz ähnliche Konflikte vorgekommen, wie wir sie auf einigen Hochschulen unseres Vaterlandes erlebten. In Dänemark trennt sich sogar eben so wie bei uns die Hegelsche Schule in eine rechte und eine linke Seite, und eben so wie bei uns sind es besonders einige jüngere Köpfe, denen zwar ein großes Talent nicht abzusprechen, die jedoch ganz isolirt in der Literatur wie in der Bildung des Landes dastehen, die der äußersten Linken angehören. In Schweden, wo die Partei der politischen Opposition sich des Straußianismus bemächtigte und wo der Herausgeber des Aftonbladet, Herr Hiertha, eine von Strauß selbst desavouirte Compilation unter dem Titel „Strauß und die Evangelien" herausgab, hat zuerst die Verfasserin der „Skizzen aus dem Alltagsleben", Fredrika Bremer, gegen diese Richtung polemisirt. Aber so redlich gemeint und so gemüthvoll ausgeführt auch war, was die populäre Lebensdarstellerin gegen die neue philosophische Schule schrieb, konnte sie sich doch der von vielen Seiten gemachten Bemerkung nicht entziehen, daß Philosophie und Theologie keine Alltagsgeschichten seyen und daher vor ihr Forum nicht gehörten. Einen anderen Beruf dazu hatte der greise Sänger der Palmlieder, Franzén, den man den Schwedischen Herder nennen könnte, da er eben so wie dieser das Evangelium der Humanität als Dichter wie als Diener der Kirche lehrt. Deshalb ist auch sein ruhig widerlegendes, freundlich belehrendes Gedicht „der Rabulist und der Landprediger" mit allgemeiner Anerkennung aufgenommen worden. Die Stellung der beiden redenden Personen des Gedichtes wird man aus nachfolgenden Zeilen erkennen:

Rabulist.

. . . . . .
Wollt' einst ja werden, was auch du; allein
Ich mochte keine Doppelmünze sein.
Mein Stempel ist nur einer. Drum zurück
Zog ich mich. — Doch seitdem hat mich Kritik,
Die Deutsche, unterhalten.

Landprediger.

Laß sie sein
Die Deutsche und auch ferner bleiben.

Rabulist.

Nein,
Bald soll sie auch in Schweden heimisch werden.
Es sankt, was altert, Alles hier auf Erden,
Nicht minder der Altar, wie unser Thron.
Neu muß sie werden, unsre Religion!

Landprediger.

Ihr Kleid mag wechseln, aus der Zeit gewoben,
Ihr Wesen bleibet, denn es stammt von oben.

Auf die Bemerkung des Rabulisten, daß der Theologie nur durch die Philosophie geholfen werden könne, antwortet der Landprediger durch nachstehende Parabel:

Ein Vater schenkte seinem Sohn,
Da dieser fröhlich zog davon,
'ne schöne Uhr, auch ihm gar nützlich.
Da fällt sie eines Tags zur Erd',
Unsonst, daß dran gedoktert werd'.
Wie Kranke, bleibt sie lahm und kläglich.
'ne andre ihm der Vater sandt',
Die noch vollkommner sich [illegible].
„Magst beide tragen, doch dann richten
Nach dieser, allen Streit zu schlichten,"
So sprach er zu dem Sohn. Allein
Der ließ die Gaben sich nicht g'nügen.
Ließ durch der Meister Wort sich trügen:
„Wir machen Eine aus den zwei'n."
Die Uhren sind auch schnell zerstucket;
Doch Schade, daß die Leimerei
Von Allen auch nicht Einem glucket.
Nun sind sie beide echt entzwei.

Herr Michelsen, der Uebersetzer des Schwedischen Gedichtes, durch welches übrigens Franzén zum erstenmale in Deutschem Gewande erscheint, hat es an manchen erklärenden Bemerkungen und Nachträgen nicht fehlen lassen. Auch ist mit der Uebersetzung zugleich das schöne Gedicht veröffentlicht, das Herr Emanuel Geibel in Lübeck an Georg Herwegh gerichtet und das, so viel uns bekannt, auch bereits der in Berlin erscheinende „Gesellschafter" mitgetheilt hat.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Freitag den 15. Juli 1842.

Italien.

Der Italiänische Philosoph Rosmini. *)

Es ist erfreulich, zu sehen, wie der Lockesche Empirismus, über den die Französische Philosophie so lange Zeit nicht hinausgekommen ist und den Condillac durch seine scharfsinnige Analyse zu seinen letzten Konsequenzen geführt hatte, mehr und mehr in Frankreich zurückgetreten ist. Von der einen Seite lenkte der sinnige Maine de Biran **) die Philosophie wieder auf die Betrachtung des eigenen Geistes, von der anderen äußerte die Schottische Philosophie, durch Royer-Collard in Frankreich eingeführt, einen bedeutenden Einfluß. Zu Anfang dieses Jahrhunderts endlich wandten Villers und Frau von Staël die Blicke der Denker nach Deutschland und eröffneten so für Frankreich ein fruchtbares Feld, aus dem es bereits die werthvollsten Früchte sich angeeignet hat. Italien nahm unterdeß nur einen sehr geringen Antheil an der Bewegung des Gedankens. Es schien sich mit den Lorbeern, die es in den schönen Künsten und der Geschichtschreibung errungen hatte, begnügen zu wollen, und man fühlte sich versucht, den Ernst der Philosophie mit der Heiterkeit des Südens für unverträglich zu erklären. Gegenwärtig haben Galuppi im Süden und Rosmini im Norden die Ehre der ruhmvollen Halbinsel auch von dieser Seite glänzend gerechtfertigt. Ihnen schließt sich der Marquis Gustav de Cavour durch seine philosophischen Fragmente würdig an. Diese Fragmente verdienen ihren Namen nur insofern, als zwischen den einzelnen Untersuchungen die Mittelglieder meist fehlen; sie sind jedoch sämmtlich in demselben Geiste geschrieben und behandeln mit strengster Konsequenz die Hauptpunkte eines und desselben Systems. Ihr Stoff ist das alte Problem der Philosophie, die Quelle und die Wahrheit des menschlichen Wissens. Nach einigen vorläufigen Bemerkungen über den Zweck und die Bedeutung, so wie über den Entwickelungsgang und die Behandlungsweise der philosophischen Wissenschaften im Allgemeinen, legt Herr von Cavour die Resultate seiner Forschungen in vier Abhandlungen nieder: 1) Geschichte der neueren Philosophie; 2) Grundzüge der Philosophie des Abbé Rosmini; 3) ein Versuch über die Ethik; 4) Betrachtung über die Philosophie des Christenthums.

Im ersten Theile skizzirt Herr von Cavour die Philosophie des Descartes, Locke's, der Schottischen Schule, Kant's und seiner Nachfolger und der Französischen Eklektiker. Für die Eingeweihten bringt er hier wenig Neues, doch von um so größerem Interesse ist seine sich eben so durch Gründlichkeit als durch gefällige Darstellung auszeichnende Arbeit für die, welche erst durch ihn in das Gebiet der Philosophie eingeführt zu werden wünschen, und seine Landsleute sind ihm zu vielem Danke verpflichtet. Von allgemeinem Interesse aber ist seine Darstellung der Prinzipien der Philosophie Rosmini's, und wir versuchen, aus derselben einen ausführlicheren Auszug zu geben, da Rosmini bisher auch in Deutschland wenig bekannt ist.

Es giebt Erkenntnisse im menschlichen Geiste, die nicht der Erfahrung entnommen sind und die wir darum transcendent nennen. Ihre Existenz hatte Condillac geleugnet, und dies hieß aller Philosophie den Stab brechen, denn ihre Kraft beschränkte sich alsdann darauf, vereinzelte Betrachtungen über vereinzelte, äußerlich gegebene Stoffe anzustellen. Rosmini geht auf den transcendenten Inhalt des endlichen Geistes, der unter dem Namen der eingeborenen Ideen von Locke verworfen war, zurück und stellt als höchstes, jeder Erfahrung vorangehendes und über jede Erfahrung erhabenes Prinzip den Begriff des Seyns auf. Der erste Beweis für die Transcendenz desselben ist, daß Nichts begriffen werden kann, was nicht selbst ein Seyn oder die Aeußerung eines Seyns ist. Vernünftiges Begreifen ist das Erkennen eines Gegenstandes vermittelst seines Seyns oder des Seyns mit seinen Bestimmungen. Das Erkennen des Seyns muß demnach jedem anderen Erkennen vorausgehen. Ein zweiter Beweis entspringt aus der Trennung, die man zwischen den beiden psychologischen Phänomenen, die von der Schule Condillac's mit Unrecht vermischt werden, machen muß, zwischen der Anschauung und dem Begreifen. Das Element, welches der Gedanke dem durch die Sinne gewonnenen Bilde hinzufügt, ist die Vorstellung der objektiven Wahrheit eines Grundes, der dies Bild hervorbringt, eines Grundes, den wir als das Substrat der Erscheinung ansehen, und dies ist der Begriff des Seyns. Ein dritter Beweis für den transcendenten Ursprung dieses Begriffes ergiebt sich aus den vier Bestimmungen, die sich an ihm nachweisen lassen; er ist erstens absolut oder nothwendig, zweitens universell oder unendlich, drittens unveränderlich oder ewig, und er stellt viertens nur eine Möglichkeit, keine Wirklichkeit dar. Die sinnliche Anschauung, stets partikulär, könnte nicht den Begriff des Unendlichen geben; stets vorübergehend, könnte sie nicht den Begriff des Ewigen, stets bedingt, nicht den Begriff des Absoluten erzeugen; endlich stets reell, könnte sie die Vorstellung der Möglichkeit nicht aus sich entwickeln, diese ist das alleinige Eigenthum des Denkens. Den scheinbaren Widerspruch, daß ein und derselbe Begriff die Bestimmungen der Nothwendigkeit und der Möglichkeit an sich darstellt, wird sich der Leser leicht lösen, wenn er an die mathematischen Wahrheiten denkt, welche nothwendig sind und sich doch nur an supponirten Gegenständen erweisen.

Wenn ferner dieser Begriff nicht ursprünglich in unserem Geiste enthalten wäre, so müßte er entweder durch uns selbst oder durch ein Anderes außer uns erzeugt seyn. Wäre er durch uns erzeugt, so müßte er das Resultat unseres Erkennens seyn; doch unser Erkennen ist nur dadurch möglich, daß wir den Begriff der Existenz voraussetzen, doch um ihn voraussetzen zu können, müssen wir ihn besitzen. Wenn er seinen Grund außer uns hätte, so müßte dieser Grund entweder etwas sinnlich Wahrnehmbares oder etwas sinnlich nicht Wahrnehmbares (ein vernünftiges Wesen außer uns, Gott) seyn. Die erste dieser Annahmen ist unzulässlich, weil der Begriff des Seyns sich nicht vermittelst der Lockeschen Reflexion aus der Erfahrung entwickeln läßt und auch unmittelbar nicht in ihr gegeben ist. Die zweite Annahme läßt unbegreiflich, auf welchem Wege dieser Begriff aus dem sinnlich nicht wahrnehmbaren Gegenstande in unseren Geist übergehen sollte, oder sie ist identisch mit der einzig zulässigen Annahme, daß der Begriff des Seyns eine angeborene Idee ist.

Unabhängig von dieser indirekten Beweisführung, giebt Rosmini die direkte, daß dieser transcendente Inhalt des Geistes allein das Urtheilvermögen begreiflich macht. Jedes Urtheil setzt eine allgemeine Idee voraus, doch die Bildung einer allgemeinen Idee setzt ein Urtheil voraus. Das Urtheil ist ein Ergebniß der Thätigkeit des Ich: der Geist verbindet ein Prädikat mit einem Subjekte. Wäre das Prädikat an sich nicht von dem Subjekte verschieden, so bedürfte es keiner ausdrücklichen Verknüpfung. Doch ein Prädikat, welches vom Subjekte verschieden ist, enthält einen allgemeinen Begriff. Der Geist ist demnach unfähig, ein Urtheil zu fällen, ohne daß er im Besitz eines allgemeinen Begriffes ist. Allgemeine Begriffe aber erlangt er nur durch Abstraction oder durch Urtheile. Die Abstraction macht die allgemeinen Begriffe dem Geiste deutlich, indem sie dieselben von Allem scheidet, was ihnen nicht zukommt, allein sie bildet sie nicht. Ihre Bildung ist demnach nur durch das Urtheil erklärbar. In der That macht bereits Reid mit Recht gegen Locke geltend, daß bei jeder Anschauung ein Begriff oder eine innere Ueberzeugung von der Existenz des angeschauten Gegenstandes vorausgesetzt wird. Wir nehmen durch die Sinne äußere Gegenstände wahr, und unmittelbar durch ein ursprüngliches und unwillkürliches Urtheil sind wir von der Realität der Dinge überzeugt. Erst aus dieser ursprünglichen Ueberzeugung gewinnen wir durch eine Abstraction die sogenannten reinen Anschauungen. Da nun der Mensch allgemeine Begriffe nur durch ein Urtheil und ein Urtheil nur durch allgemeine Begriffe erreichen kann, so folgt, daß man einen angeborenen Begriff voraussetzen muß, vermöge dessen man das erste Urtheil fällt, von dem man zu anderen Urtheilen und durch sie zu anderen allgemeinen Begriffen fortschreitet. Dieser Begriff ist der Begriff des Seyns; er ist der einfachste aller Begriffe, in ihm findet sich keine Unterscheidung von Subjekt und Prädikat, er wird nicht durch Abstraction, sondern durch Intuition gewonnen und setzt daher kein Urtheil voraus.

Unter diesen Begriff des Seyns nun ordnet Rosmini die übrigen transcendenten Begriffe. Die Seele, sagt er, erfaßt den Begriff des Seyns in ihr theils als Grundlage der Erscheinungen, und so erhält sie den Begriff der Substanz; theils als Ursache einer Thätigkeit oder einer Veränderung, und so erhält sie den Begriff der Ursache. Da diese beiden Begriffe abgeleitete sind, so kann man nicht sagen, daß auch sie schon zu dem ursprünglichen Inhalt des Geistes gehören.

Ueber diese beiden Prinzipe muß man ein drittes von noch größerer unmittelbarer Evidenz stellen, das Prinzip des Widerspruchs: „Nichts kann zugleich seyn und nicht seyn." Der Grund dieses Prinzips ist, daß der Begriff des Seyns sich dem Geiste als absoluten darstellt, als solchen, dessen Gegentheil weder ist, noch sich je verwirklichen, noch gedacht werden kann.

Endlich ist das Seyn noch das Objekt des Denkens, so erhalten wir das Prinzip des Erkennens. Dieses sind nach Rosmini die vier ersten Prinzipe der Philosophie.

*) Nach den Fragmens philosophiques par le Marquis Gustave de Cavour. Turin 1841.

**) Vgl. Nr. 2 des Magazins.

Verweilen wir nun noch einen Augenblick bei den allgemeinen Begriffen, so haben wir bereits bemerkt, daß zu ihrer Bildung sich die Anschauung mit dem angeborenen Begriffe des Seyns vereint. Diesem letzteren gehört die Bestimmung der Realität, welche sich in dem so gebildeten Begriffe vorfindet. Der Begriff des Seyns ist nur eine Modification des Ich, er ist im Selbstbewußtseyn unmittelbar gegeben. Doch insofern er zugleich die Bestimmungen der Nothwendigkeit und der bloßen Möglichkeit vor sich hat, bildet der Geist durch denselben Akt, mit dem wir ein Objekt wahrnehmen, einen allgemeinen Begriff. Diesen allgemeinen Begriff besitzen wir zunächst im unmittelbaren Bewußtseyn, doch er ist noch nicht zum Inhalt einer vernünftigen Erkenntniß erhoben; damit er das werde, muß noch eine Abstraction hinzutreten, und zwar die Abstraction von der Realität des wahrgenommenen Gegenstandes. Durch die Unterdrückung aller Bestimmungen, die nur dem Gegenstand seinem vereinzelten Seyn nach zukommen, erhalten wir den allgemeinen Begriff, dessen Charakter bloße Möglichkeit ist.

Man könnte fragen: Was bleibt von dem Gegenstande übrig, wenn man seine Realität aufhebt, oder was fügt die Realität zu dem Begriffe hinzu, wenn dieser bereits alle Bestimmungen und Eigenschaften des Gegenstandes enthält? Um einen Gegenstand zu erkennen, antworten wir, muß man den Begriff desselben erkennen, d. h. man muß den Begriff des Seyns mit der Gesammtheit der Erscheinungen in Verbindung setzen. Durch die Realität der Erscheinungen wird die Realität der Vorstellung bedingt, doch der gewonnene Begriff bleibt ein Eigenthum des Geistes. Sobald wir die Vorstellung durch das Denken von allen Zufälligkeiten der sinnlichen Wahrnehmung befreien, nimmt sie den Charakter des allgemeinen Begriffs an und begreift als Möglichkeit alle mögliche Gegenstände in sich, weder durch die Zeit noch durch den Raum bedingt. Die Vorstellungen von Zeit und Raum sind nach Rosmini nicht, wie Kant lehrt, bei dem Akt der Abstraction, durch den wir einen allgemeinen Begriff erhalten, vorausgesetzt und mitwirkend. Wir abstrahiren in der That nur von dem Seyn des Gegenstandes, um seine Wahrheit zu betrachten. Der Raum und die Zeit sind Bedingungen der Existenz, doch nicht der Essenz, diese wird unmittelbares Eigenthum des Geistes, sobald er die sinnliche Wahrnehmung zum Begriff erhebt. Der Begriff eines Körpers schließt allerdings die Vorstellung der Ausdehnung in sich, doch wenn es sich um einen allgemeinen Begriff handelt, so wird diese Ausdehnung als unbestimmt gedacht, der Körper nimmt nicht mehr einen bestimmten Platz im allgemeinen Raum ein, wird nicht mehr von bestimmten räumlichen Gränzen umschlossen; mit einem Worte, die Ausdehnung wird als möglich, nicht als wirklich gedacht.*)

Die Vorstellungen von Raum und Zeit sind weit entfernt, ursprünglich im Geiste vorhanden zu seyn, sie sind im Gegentheil nur als aus der Erfahrung abgeleitet denkbar. Die Vorstellung des Raumes setzt eine Ausdehnung der sinnlichen Wahrnehmungen und die Vorstellung der Zeit eine Aufeinanderfolge derselben voraus. Indem wir die Worte „Ausdehnung der sinnlichen Wahrnehmungen" niederschreiben, glauben wir den Leser zu sehen, wie er stutzt und vielleicht schon bereit ist, eine Nachlässigkeit des Uebersetzers, oder im günstigeren Falle nur einen Druckfehler anzunehmen. Nein, Setzer und Uebersetzer haben ihre Schuldigkeit gethan, Herr von Rosmini sagt selbst „l'estensione della sensazione", und höchstens das Wort sensazione ist als ein Kreuz des Uebersetzers zu bezeichnen, indem er es bald durch Anschauung, bald durch Sinnlichkeit, bald durch Empfindung wiedergeben muß, und auch hier hat er den Ausdruck „sinnliche Wahrnehmungen" nur gewählt, weil er mit diesem den Gedanken Rosmini's am nächsten zu kommen glaubt. Rosmini behauptet nämlich, daß bei jeder Affection der Sinne nie ein einzelner Sinn, sondern stets die gesammte, über den ganzen Körper verbreitete Sinnlichkeit afficirt wird, so daß wir also jeder Anschauung oder Empfindung so zu sagen räumlich, d. h. als über den ganzen Körper verbreitet, wahrnehmen, und aus dieser Räumlichkeit unserer Wahrnehmungen abstrahiren wir uns nach Rosmini erst die Vorstellung des Raumes; uns scheint diese Auffassungsweise freilich sehr materiell; doch wir haben hier nur die Aufgabe, objektiv zu berichten.

Wir haben bisher gesehen, wie Rosmini den Begriff des Seyns als transcendent darstellt, wie er andere Begriffe, die gewöhnlich für transcendent gelten, wie den der Substanz, der Zeit, des Raumes u. s. w. aus jenem Begriffe ableitet. Hiermit ist die erste der Fragen gelöst, die wir als Hauptaufgabe der Philosophie bezeichneten. Ehe wir jedoch zu der zweiten übergehen, haben wir, indem wir mit der Darstellung des Herrn von Cavour stets gleichen Schritt halten, erst zu betrachten, wie in diesem System der Akt des Denkens erscheint, durch den wir Ueberzeugung von der Realität des Wahrgenommenen erhalten.

Den angeborenen Begriff des Seyns abgerechnet, kommen dem Geiste die ersten Impulse zum Wissen von außen. Doch dieser Stoff, der dem Geiste durch die Sinnlichkeit und, wenn der äußere Eindruck nicht mehr thätig ist, durch die Einbildungskraft geboten wird, reicht noch nicht hin, um abstrakte Begriffe zu bilden. Man folgert zwar unmittelbar aus der Anschauung, daß der angeschaute Gegenstand subsistirt*), doch weiter kommt man nicht. Die Thätigkeit des Geistes ist durch das einzelne Objekt begränzt, und das Denken erstreckt sich nur auf Individuen. Von dem allgemeinen Begriff des Seyns aber kommt der Geist auch nicht weiter, als daß er die Subsistenz des partikulären Gegenstandes begreift, zur Abstraction allgemeiner Modi gelangt er nicht. Welches ist also das Mittel, durch welches er Abstractionen in sich aufnimmt oder selbst erzeugt? Dies ist die Sprache. Betrachten wir z. B. den Begriff „Menschheit." Die Menschheit kann ein Gegenstand einer sinnlichen Wahrnehmung werden, sie existirt außerhalb des Geistes gar nicht. Wir bemerken eine Menge von Individuen, welche alle an den Begriff der Menschheit erinnern, doch von denen keines ihn an sich darstellt; wie könnten wir also den Begriff der Menschheit uns aneignen, wenn wir es nicht vermittelst eines Lautes oder sichtbaren Zeichens vermöchten, welches dem Begriffe der Menschheit eine gewisse Subsistenz giebt und so auf das Denken einwirkt und es fixirt.**)

Aller Inhalt nun, den das Denken empfängt, ordnet sich unter drei Kategorieen ein, welche gewissermaßen drei verschiedene Welten des Denkens ausmachen: die reale Welt, die Welt der Begriffe und Ideen, und die moralische Welt. Die Welt des Ich, des innern Sinnes, welche Maine de Biran so herrlich entwickelt hat, ist bei Rosmini nur ein Theil der ersteren, da es bei den Wahrnehmungen, sobald sie nicht vom Denken selbst ausgehen, gleich ist, ob sie durch den äußeren oder inneren Sinn in das Denken eintreten.

Was aber bürgt uns in dem Systeme Rosmini's für die Objektivität der Wahrheit? Diese Frage ist von der höchsten Wichtigkeit; denn wenn alles unser Wissen subjektiv ist, wissen wir in der That Nichts von der äußeren Welt und können nicht behaupten, daß sie existirt. Die Kategorieen sind subjektiv. Eben so das materielle Element, welches wir durch die Sinne zur Bildung von Begriffen erhalten. Doch wenn die Wahrheit nicht absolut ist, so ist sie überhaupt keine Wahrheit. Und wo haben wir den Grund des Absoluten der Wahrheit zu suchen, wenn nicht in jenem Begriffe des Seyns, der die nothwendige Grundlage aller Erscheinungen bildet und der, obgleich sich in uns versenkend, doch eine von der unseren verschiedene Existenz hat?

(Schluß folgt.)

*) Dieser Unterschied leuchtet uns nicht ein. Da, wenn zur Bildung der Begriffe die reinen Anschauungen von Raum und Zeit vorausgesetzt werden, überhaupt nie von einem bestimmten Raume, einer bestimmten Zeit die Rede ist; allein den möglichen nicht wirklichen Raum denken, kann nichts Anderes heißen, als den Begriff des Raumes voraussetzen. (Wir sagen den Begriff und nicht den allgemeinen Begriff, wie wir im Texte, dem Original getreu, stets schreiben, weil alle Begriffe allgemein sind und man nur je nach ihrer Sphäre beim Verhältniß verschiedener Begriffe zu einander von größerer oder geringerer Allgemeinheit sprechen darf.) Sobald sich diese Ansicht jedoch, die Rosmini im Widerspruch mit Kant aufstellt, als falsch erweist, fällt mit ihr die ganze bisherige Entwickelung.

*) Rosmini nennt Subsistenz (sussistenza) eines Gegenstandes seine reale, sich äußerlich bethätigende Existenz.

**) Wir finden es unbegreiflich, wie ein Wort, das an sich todt und eben Nichts als ein Symbol ist, einen Begriff im Geiste erzeugen soll. Das ganze Verzeichniß aller Wörter, die abstrakte Begriffe bezeichnen (auch hier gebrauchen wir den pleonastischen Ausdruck „abstrakte Begriffe" nur dem Original zu Liebe, da bekanntlich alle Begriffe abstrakt sind), würde für den ewig unenträthselt bleiben, der die Begriffe nicht schon vorher besäße. Fast möchten wir fürchten, daß Herr von Cavour hier Rosmini mißverstanden, uns wenigstens ist es unmöglich, einen Sinn in diese Ansicht zu bringen. Die Behauptung aber, daß die Begriffe nur im Geiste existiren, ist die alte Lehre der Nominalisten: sie existiren allerdings in keinem der Individuen, doch in ihrer Gesammtheit als solcher.

England.

Kurze Fahrten in dem Omnibus eines Schriftstellers.

Unter diesem Titel liefert ein Anonymus im New Monthly Magazine kurze Aufsätze, welche interessante Lebenserfahrungen und populäre philosophische Ansichten enthalten. Sie sollen dazu dienen, die Richtung des Zeitgeistes, wenn er auf gutem Wege ist, dem größeren Publikum zu empfehlen, oder, wenn er sich auf unrechtem Wege befindet, das Publikum vor demselben zu warnen und dasselbe eines Besseren zu belehren. Da diese kleinen Aphorismen auch die Aufmerksamkeit Deutscher Leser in Anspruch nehmen können, so wollen wir von Zeit zu Zeit einige mittheilen und beginnen heute mit folgenden zweien:

I. Kunst und Natur.

Diese beiden Wörter haben keine antithetische Bedeutung, wie man allgemein annimmt, sondern drücken eine und dieselbe Idee aus, die verschiedene Entwickelungen und Phasen annehmen kann, je nachdem sie sich unserem Geiste durch ein göttliches oder menschliches Medium darstellt; — eine Thatsache, welche weniger auffallen würde, wenn wir die ernsten Worte Pope's recht beherzigen wollten:

Natur ist nur die Kunst, die du nicht kennst;
Der Zufall Vorsehung, die du nicht siehst;
Der Mißklang Harmonie, die du nicht hörst;
Ein einzeln Uebel allgemeines Gut.

Die Kunst ist die Natur des Menschen; die Natur ist die Kunst Gottes; die menschliche Natur ist der edelste Beweis von der Kunst Gottes; und die edelsten Meisterstücke, die der Mensch gemacht hat, sind nur Nachahmungen der Werke seines Schöpfers, — vermenschlichte Emanationen der Gottheit, die je nach der Form, in welche sie übergehen, immer neue Modificationen annehmen. Diese Ansicht erhebt und heiligt, während sie die Natur und die Kunst identifizirt. Sie identifizirt die Natur mit der Kunst, indem sie die ganze Erde in ein Laboratorium, in ein Atelier, eine Studirstube, in eine Gemälde-Galerie des himmlischen Chemikers, Bildhauers, Schriftstellers und Malers verwandelt; sie identifizirt die Kunst mit der Natur, indem sie diese irdischen Künstler zu Laboranten, Handwerkern, Schreibern, Abgesandten und Gehülfen der ersten großen Ursache macht.

Zwar werden, leider! diese Gaben gegen den heiligen und erhabenen

Zweck des Gebers verkehrt angewandt; doch es kann keinen Gebrauch ohne Mißbrauch geben; keinen menschlichen freien Willen ohne die Möglichkeit der Uebertretung des menschlichen Willens; dies ist ein der Natur der menschlichen Kunst anklebender Fehler, den die Kunst der Natur nicht entfernen kann; denn bei der Voraussetzung der Coexistenz der Fähigkeit für das Unrechte und Böse würde dies eine Contradictio in terminis seyn. Glücklich der Künstler, welcher sich immer als den verantwortlichen Verwalter seiner geistigen und körperlichen Gaben betrachtet, welcher fühlt, daß seine Talente sowohl ihre Pflichten als ihre Rechte haben, welcher, Dryden's Worte beherzigend, daß

„Der traurigste Beweis, daß sich die Welt verschlimmert,
Ist, daß das schönste Gut durch Mißbrauch wird zum Uebel."

von den Gaben, die ihm verliehen sind, eine gewissenhafte Anwendung macht.

Von dieser Vorschrift der Pflichten wird man in den höheren Kreisen der Kunst wenige Beispiele von Abweichung und Uebertretung gewahr werden; denn der Enthusiasmus des Genius ist buchstäblich das Gefühl des Gottes in uns; und der beste, vielleicht der einzig wahre Beweis für dieses Gefühl liegt in der Reinheit der Zwecke, zu welchen wir es anwenden. Einer vom Himmel geschenkten Gabe eine unerlaubte Richtung geben, ist der schlimmste Frevel; doch dies ist, wir wiederholen es, bei dem echten Künstler selten; nur in den niederen Sphären der Kunst findet man Spuren davon. Die Dii majores, die Hochbegabten, sind im Allgemeinen nicht nur die untadelhaftesten, sondern auch die bescheidensten, — weit mehr von Dankbarkeit durchdrungen für die Gaben, die sie von dem Schöpfer empfangen haben, als stolz auf die Kunstwerke, die sie ihren Nebenmenschen zur Bewunderung hinstellen können. So wird der wahre Künstler, dem heiligen Zwecke der Natur dienend, den Glanz seines Ruhmes nur als eine moralische Glorie ansehen, die sein Leben heiligen soll, während sie seinen Lebenspfad erleuchtet.

II. Englische Sonntagsfeier.

Sir Walter Scott sagt in seiner Autobiographie: „Die Heilighaltung des Presbyterianischen Sonntags war unausstehlich streng; obgleich Bunyan's „Pilgrim", Geßner's „Tod Abel's", Rowe's „Briefe" und einige andere Bücher, welche ich aus diesem Grunde immer noch liebe, im Stande waren, das düstere Dunkel mancher unverständlichen Predigt zu zerstreuen, so lag doch in den Pflichten dieses Tages noch so viel Langweiliges, und am Ende nützte er uns zu nichts."

Armer Walter! Wenn der Sonntag sogar ihm zu nichts nützte, wie vielen Schaden mag er Anderen gethan haben! Und was würde er sagen, wenn er jetzt noch lebte, wo die zwar wohlmeinenden, aber im Irrthum sich befindenden Agnewiten *), die auf eine strengere Heilighaltung des Sonntags dringen, an diesem Tage alle, selbst die kleinste Bewegung untersagen und so viel als möglich das Wort des Chalifen Omar wahr machen wollen, daß man, um den Himmel zu verdienen, die Erde zur Hölle machen müsse. Dahin würden sie es gewiß bringen, wenn ihr Puritanismus zum Landesgesetze erhoben werden sollte. Es ist schwer zu sagen, was schlimmer ist, — die Grausamkeit oder die Eigennützigkeit dieser vorgeschlagenen Einschränkungen, wenn man bedenkt, daß sie von Leuten ausgehen, die sechs Tage in der Woche zu ihrer Erholung haben, und daß ihre Strenge ausschließlich den niederen Klassen zur Last fällt, die nur einen von den sieben Tagen der Woche zu ihrem unschuldigen und für ihre Gesundheit nothwendigen Vergnügen haben.

Die Niger-Expedition, bei welcher der Capitain eines der Schiffe seine Mannschaft lieber der Pest und dem Tode preisgab, als daß er an einem Sonntage die Anker lichtete, ist ein deutlicher Beweis, bis zu welcher Hartherzigkeit ein solcher Fanatismus in einem mißverstandenen Gefühle der Pflicht getrieben werden kann.

Sonst behauptete man gewöhnlich, daß derjenige, welcher den Armen giebt, auch zugleich Gotte giebt; aber unsere Cantwells **) scheinen sich einzubilden, daß sie das, was sie den Armen nehmen, Gotte geben, — eine Meinung, die eines guten Menschen eben so unwürdig ist, als sie das Wesen einer gütigen Gottheit entehrt. „Doch es ist nothwendig", sagen die Asceten, „den Einfluß gewisser Sonntagsblätter und gewisser ungläubiger Schriftsteller zu verhindern." Verhindern! Aber sie rufen ja selbst die Anklage dieser Männer hervor, indem sie Kugeln auf sie schleudern, die auf ihre Köpfe selbst zurückprallen müssen. Doch sowohl die Angreifer als die Angegriffenen sollten diesen unheiligen heiligen Krieg aufgeben. Darum rufen wir beiden Parteien zu: Haltet Frieden, ihr eitlen Thoren! Jeder küsse seinen armen Bruder! Die Religion verachtet die Einen als Feinde und fürchtet die Anderen als Freunde.

*) Mathew Agnew, ein bekanntes Parlaments-Mitglied, das alle Jahre seine Lieb-Lagsmotion über die Sonntagsfeier ins Parlament bringt.

**) Cantwell hat im Englischen ungefähr die Bedeutung wie Tartuffe im Französischen.

Arabien.

Beleuchtungen zur Lebensgeschichte des Averroes.

Zweiter Artikel.

(Schluß.)

Hierzu sind aber noch zwei Erklärungen nöthig: das „wie ich früher sagte" scheint anzudeuten, daß noch einmal im Buche die Rede davon sey; ich habe es aber noch nicht so genau durchgelesen, da es mir theils an Zeit mangelt, theils aber auch die Kursivschrift, in der es gearbeitet ist, manche Schwierigkeit bietet. Aber auch das ist zweitens wichtig, daß der Verfasser (Blatt 138, b.) verspricht, das Buch sorgfältig zu überarbeiten, wenn ihm Gott Zeit dazu giebt. In seiner dreijährigen Verbannung zu Alisana hat ihm Gott die schönste Zeit dazu gegeben.

Habe ich nun auch keine Entscheidung über diesen Punkt herbeigeführt, so glaube ich doch für manchen gelehrten Forscher die Wagschale in den Stand gesetzt zu haben, worauf er die Erzählung abwägen kann. Meinerseits habe ich die Ueberzeugung, daß der Grund der Anklage die Philosophie und viele freimüthige Aeußerungen zusammengenommen sind. Um aber meiner Ueberzeugung auch bei Anderen Eingang zu verschaffen, muß ich ein kleines Bild von dem Geiste der Morabitischen und Mohadischen Verwaltung entwerfen. Der Leser fürchte nicht, daß ich ihn eine Stunde lang zum Opfer meiner Gelehrsamkeit machen werde, nachdem er mir wohlwollend bis hierher gefolgt ist. Ich werde mich kurz fassen.

Die Herrschaft der Morabiden, die um 1060 mit dem mächtigen Jusuf ben Taschfin beginnt, hatte für die abendländischen Moslems den großen Vortheil, daß ihre Macht, in einer Hand vereinigt, dem Andrange der meist siegreichen Christen auf's neue Trotz bot. Jusuf und seine Nachfolger waren gegen Andersglaubende tolerant; die Christen waren später in vielfacher Verbindung mit den Morabiden, und Juden nicht nur ihre Finanzbeamte und Gesandten, sondern dienten auch in großer Zahl unter dem Heere. Letzteres geht aus einer Stelle bei Conde, Historia de la dominacion de los Arabes en España II, 135 hervor. „Der König Alfons", heißt es dort, „ließ vor der mörderischen Schlacht bei Zalakka seinen Gegner Jusuf den Taschfin am Donnerstag auffordern, den Schlachttag auf Montag zu verlegen; denn morgen sey ja der Festtag für seine Moslems, Sonnabend für die Juden, „de los cuales habia muchos en su hueste", und Sonntag endlich sey das Fest der Christen. Zu Anfang des 12ten Jahrhunderts war in Andalusien ein Kampf der Gelehrten gegen den Theosophen Algasali ausgebrochen, welcher von Bagdad aus seine gegen die Griechische Philosophie gerichteten Lehren über alle Länder der Araber verbreitete. Auf Antrag der Weisen von Cordova ließ man Algasali's Werke überall aufsuchen und verbrennen.*) Die Nachricht hiervon reizte aber den Philosophen so sehr, daß er seine Schüler aufforderte, jeder solle nach Kräften suchen, das Haus der Morabiden zu zerstören. Unter den Schülern befand sich ein Afrikaner, Ibn Tomrut, später Mahadi genannt, der sich vornahm, den Wunsch des Lehrers auszuführen. Nach Afrika zurückgekehrt, predigte er öffentlich gegen den Druck der Morabiden, gegen ihren unfrommen Wandel und für die Nothwendigkeit ihrer Bekämpfung. Sein Anhang wurde mächtig und dem Morabiden-König Ali schon im offenen Felde gefährlich. Der Mahadi hinterließ dem Nachfolger Abdalmumen ein zahlreiches, vom glühendsten Fanatismus begeistertes Heer, womit dem Reiche der Morabiden bald ein Ende gemacht wurde. Abdalmumen und seine Nachfolger duldeten nicht nur keine Christen noch Juden, sondern auch unter den Moslemen keinen, der sich mit nichtmuhammedanischer Philosophie beschäftigte. Algasali war der geistige Gründer der Mohadischen Herrschaft, er war ihr philosophischer Schutzpatron; da er nun ein Werk geschrieben, welches: Destructio philosophorum **) heißt, was Wunder, daß seine Jünger, als sie die Gewalt erhielten, gegen jeden Philosophen eine wirkliche Vernichtung beschlossen?

Der edelste Herrscher der Mohaden war eben der Jakob Almanzor, welcher Averroes verbannte. Er war Held und gefühlvoller Mensch zugleich; er errichtete nützliche Anstalten in seinem ganzen unermeßlichen Reiche und belohnte die Beamten Königlich.***) Dennoch ward durch ihn das strenge Verbot gegen die Philosophie mit der Androhung der Todesstrafe geschärft. Dieses ist aus der Biographie des Abu Bekr Ibn Zohr bei Ibn Abu Osaibia sichtbar, welche der genannte Pascual de Gayangos zum ersten Male bekannt macht. Die Stelle wirft ein so grelles Licht auf den Charakter der damaligen Zeit und zugleich ein so mildes auf den Charakter des Almanzor, daß wir glauben, sie dürfe hier auszugsweise einen Platz finden:

„Der Kadi Abu Merwan al Bagi sagt: Es ist wohl bekannt, daß Almanzor den Entschluß gefaßt, alle philosophische Werke in seinen Reichen zu verbrennen, Alle, die sich diesem Studium ergeben, zu verfolgen und diejenigen, welche nur solche Werke in ihren Bibliotheken halten, peinlich zu bestrafen. Er beauftragte seinen Leibarzt, den berühmten Abu Bekr Ibn Zohr, mit der Ausführung dieser Maßregeln. †) Dabei wußte der Kaiser gleichwohl, daß Ibn Zohr selber solche Bücher im Hause hat und sie studirt. Dieser vollzog jedoch seinen Auftrag auf das härteste. Hierüber entstand unter den Gelehrten Unzufriedenheit und Haß gegen den Ibn Zohr, und mehrere Einwohner Sevilla's unterzeichneten eine Anklage gegen ihn, worin sie sagen, daß er

*) Eine auffallende Erscheinung! Die Regierung ließ die Werke verdammen, weil sie strenggläubig und gegen die Philosophie waren.

**) تهافت الفلاسفة

***) Hier ein herrlicher Zug aus Almanzor's Charakter: Sein Leibarzt Ibn Zohr in Marokko goß in Versen seine Klagen aus, daß er fern von seiner Familie, die zu Sevilla zurückblieb, leben müsse. Almanzor bekam diese Verse zu Gesicht, und sogleich ließ er Frau und Kinder des zärtlichen Gatten und Vaters von Sevilla heimlich abholen und ihnen ein schönes Haus in Marokko anweisen. Er ließ hierauf aus diesem Hause einen Boten an Ibn Zohr abgehen, mit der Aufforderung, daß er dort einem Kranken seinen ärztlichen Beistand leisten möchte. Ibn Zohr eilt dahin und — — man fühle seine Ueberraschung!

†) Ibn Zohr ist also einer der ersten Censoren. Er starb an Gift, wie sehr viele gewissenhafte Censoren, die täglich so viel Gift vor die Augen bekommen und es mit einem ans Fabelhafte gränzenden Edelmuth dem Publikum nicht administriren lassen, aber selbst daran sterben.

selbst die Bücher studire, welche von ihm verfolgt werden. Almanzor nahm die Anklage sehr übel auf und schwor, daß selbst, wenn alle seine Unterthanen diese unterzeichnen, er dennoch von seinem Freunde Ibn Zohr nicht glauben werde, daß er verderbliche Bücher habe, da seine Grundsätze so ausgezeichnet wären."

So war der Zustand der Denk- und Schreibfreiheit in Andalusien um die Zeit, wo sich über Averroes das Gewitter zusammenzog. So waren die Philosophie und ihre Pfleger im Allgemeinen proskribirt. Aber die persönliche Stellung des Averroes mußte noch die Aufmerksamkeit des Kaiserlichen Zorns auf ihn mehr als auf jeden Anderen lenken. Erstens war er der größte damals in Spanien lebende Mann und mußte einerseits eben so dem Neide bloßgestellt seyn, wie andererseits die Strafe, an einem so ehrwürdigen Haupte vollzogen, alle Philosophen minorum gentium abschrecken mußte. Er gehörte zweitens zu jenen Andalusiern, die nicht gern ihren stolzen Nacken unter das Afrikanische Joch beugten. In seinem Buche de animalibus, welches ich vor mir hatte, spricht er mehrmals von dem Drucke der Zeit, der ihn am Studium hindert. Einmal sagt er mit rührenden Worten, wie es ihm in einem solchen Lande und zu solcher Zeit unmöglich sey, den menschlichen Körper genau zu studiren. Ja, Galenus, sagt er, der war ein glücklicher Mann, der konnte den todten Körper anatomiren, um dadurch den lebenden Körpern besser zu helfen; bei uns aber muß nur Gott sich der armen Kranken erbarmen. Sein ärgstes Verbrechen muß aber ohne Zweifel drittens sein Hauptwerk تهافت التهافت, i. e. destructio destructionis, gewesen seyn. Dieses Werk ist eine Widerlegung der Algasalischen Schrift: destructio philosophorum, nimmt also nicht nur die heidnische Philosophie in Schutz, sondern ist ein Angriff, ja eine glückliche Widerlegung gegen die Kaiserlich Königliche Staats-Philosophie des Herrn und Meisters der Almohaden. Ist dies nicht allein schon hinreichend, die Hofleute des Almanzor in üble Laune zu versetzen?

Ich habe noch einen vierten Grund für das Unglück des Averroes; doch darf ich noch nicht so entschlossen damit auftreten, da ich noch nicht ganz aufs Reine damit gekommen bin. Der oben genannte (als Arzt ein hochberühmter Namen) Ibn Zohr war zu einer Zeit der Freund Averroes *); er war neben ihm Leibarzt des Almanzor; sie haben mit einander bei Ibn Zohr, dem Vater, Medizin studirt. Warum hören wir beim Sturz des Freundes keinen Seufzer von Ibn Zohr? Er, der so hoch in Gunsten bei dem Herrscher und dem ganzen Hofe stand, warum ist seine Fürsprache stumm? Ja, als Averroes schon im Exil ist, sehen wir mehrere Einwohner aus Sevilla für den Verfolgten ein gutes Wort sprechen, aber von Ibn Zohr wird nichts gesagt. Ich vermuthe daher, daß dieser in seiner Censor-Gewissenhaftigkeit, wenn er sich auch nicht unter den Vertheidigern des Averroes sehen läßt, doch unter seinen Anklägern gewesen seyn mag. Indessen mag ich nicht den Ankläger des Ibn Zohr machen und ihn unter die Ankläger des Averroes versetzen, und ich wiederhole daher, daß dieses nur eine aus obigen Fragen hervorgegangene Vermuthung ist.

Streiche man meinetwegen diesen vierten Grund der Anklage, so bleiben doch noch drei übrig, welche stark genug sind, einen selbstherrschenden Fürsten, der von fanatischen und stolzen Weisen umgeben ist, zur Verfolgung eines ausgezeichneten Mannes zu treiben. Es ist dieses auch zur Ehre des Herrschers anzunehmen, dem man wohl zutrauen darf, daß er nach den einmal herrschenden Grundsätzen mit Strenge gegen die Uebertreter verfährt, nicht aber, daß er einer angeblichen Unehrerbietigkeit wegen die Todesstrafe über einen Averroes verhängen würde. Wir bezweifeln daher entschieden, daß der Ausdruck „König der Berbern" der Grund der Ungnade war, und lassen höchstens zu, daß es ein schwacher Mitgrund war. Das Resultat unseres Aufsatzes wäre demnach eine durch zahlreiche Beweise aus den damaligen Verhältnissen und durch die persönlichen Verhältnisse des Averroes bewirkte Befestigung der gewöhnlichen Annahme, daß seine Philosophie Anklage und Strafe bedingt hat.

*) Er, und nicht Ibn Zohr, der Vater, war es, den Averroes aufforderte, einen zweiten Theil zum Colliath zu schreiben. Ich werde dieses in der dritten Beleuchtung gegen Wüstenfeld beweisen.

Persien.

Der Chalif Omar und die Juden.

Persische Sage.

Unter dem Chalifat Omar's, des Beherrschers der Gläubigen, thaten sich mehrere Juden aus Syrien zusammen, suchten ihn auf und sagten zu ihm: „Da du das Haupt bist derer, die den Islam bekennen, wollen wir dir fünf Fragen vorlegen und, wenn du sie uns beantworten kannst, deine Religion annehmen und bezeugen, daß das Gesetz deines Propheten das wahre ist."

„Fragt, was ihr fragen wollt", erwiderte der Beherrscher der Gläubigen.

„Was ist", sagten die Juden, „das Schloß, das den Himmel verschließt, und in wessen Hand ist der Schlüssel, es zu öffnen?"

„Wie heißt das Grab, das mit dem davonging, der darin eingesargt war?"

„Wie heißt der Prophet, der zu seinem Volke redete und doch nicht aus dem Geschlechte der Menschen war, noch aus dem der Geister?"

„Wie viel sind ihrer, die auf Erden erschienen und lebten und nicht geboren waren?"

„Wo ist der Ort, den die Sonne nur einmal beschienen hat?"

Da wendete sich Omar, der Beherrscher der Gläubigen, zu dem frommen Ali-bn-abi-Talib, dem Imam der Gläubigen, und sagte zu ihm: „Antworte du auf diese Fragen."

Die Juden aber sprachen: „Wer ist dieser, o Omar, daß du ihm befiehlst, auf unsere Fragen zu antworten? Ist er weiser als du?"

„Es ist der Sohn des Oheims des Propheten", entgegnete Omar.

„Du hast wahr geredet", sagten die Juden, denn von ihm heißt es in der Thora: er wird Erbe seyn des Propheten und ein Meer von Kenntniß."

Ali aber, der Liebling des Herrn, that auf seinen Mund und sprach:

„Das Schloß, das den Himmel verschließt, ist der Götzendienst; denn so der Mensch noch andere Götter beigesellt dem lebendigen Gotte, so gehen seine guten Werke nicht ein in den Himmel. Der Schlüssel aber, der es öffnet, sind die Worte des Bekenntnisses: es ist kein Gott als Allah, und Muhammed ist sein Prophet."

„Das Grab, das mit dem davonging, der darin eingesargt war, ist der Fisch des Jonas, der ihn durch acht Meere trug. Gott aber machte seinen Leib durchsichtig, daß er die Wunder der Meere sehen konnte, die Allah's Hand gemacht hatte."

„Der Prediger, der zu seinem Volke sprach und nicht aus dem Geschlechte der Menschen war, noch aus dem der Geister, war die Ameise des Salomo, genannt Munzir (Prediger). Denn in dem Ameisenthale versammelte sie ihr Volk *) und sagte zu ihm: Gehet in eure Wohnungen, ihr Ameisen, denn ihr besorget, daß Salomo und sein Heer euch unter ihren Füßen zertreten und es nicht merken."

„Der Lebenden, die auf Erden erschienen und nicht geboren waren, sind sechs: Adam und Eva, das Kameel des Saleh **), der Widder des Abraham, die Schlange des Moses und der Vogel des Jesus ***)."

„Der Ort endlich, den die Sonne nur einmal beschienen hat, ist das Bett des Nils †), dessen Wasser durch Moses' Wanderstab getheilt wurde, als die Kinder Israel hinübergingen. Dies machte ein einzig Mal den Grund des Wassers sichtbar und der Sonne zugänglich, seitdem aber nie mehr."

Als die Juden diese Antworten gehört hatten, säumten sie nicht länger, den Islam anzunehmen.

*) Als Salomo sein Heer, das aus Geistern, Menschen und Vögeln bestand, in dem Ameisenthale ordnete. S. Koran Sur. 27 V. 18.

**) Das der Prophet Saleh durch ein Wunder aus einem Felsen hervorgehen ließ, um die Anhänger des Thalmud von seiner göttlichen Mission zu überzeugen. S. Koran Sur. 7.

***) Anspielung auf die Mythe, daß Jesus in seiner Kindheit ein Stück Thon, das er wie einen Vogel (häufiger wird erzählt, wie eine Fledermaus) geformt hatte, belebt habe.

†) Der Nil ist hier mit dem Rothen Meere verwechselt; ein Irrthum, dessen sich auch der Dichter Saadia schuldig macht, als er von diesem Wunder spricht.

Mannigfaltiges.

— Zur Geographie von Rußland. Herr August von Oldecop, bekannt durch mehrere in Rußland erschienene sprachliche Werke so wie durch seine Theilnahme an der Redaction der Deutschen St. Petersburger Zeitung, hat jetzt eine „Geographie des Russischen Reiches" (St. Petersburg 1842) in Deutscher Sprache herausgegeben. Er hat dazu die reichen wissenschaftlichen Quellen benutzt, welche die Russische Regierung in den letzten Jahren zur Kenntniß des unermeßlichen Reiches eröffnet hat und wozu besonders die von der statistischen Abtheilung im Ministerium des Innern herausgegebenen statistischen Tabellen (Статистическія таблицы), die überaus reichhaltigen „Materialien zur Statistik" (Матеріалы для статистики) und das vom Ministerium der Volks-Aufklärung herausgegebene Journal gehören. Weniger einen wissenschaftlichen Charakter habend, wie ihn der heutige Standpunkt der Erdkunde, besonders nach Karl Ritter's Vorgang, verlangt, hat das Buch des Herrn von Oldecop doch das Verdienst einer fast erschöpfenden Zusammenstellung der in Rußland selbst über die Geographie des Reiches bekannten Notizen, diese mögen nun die Configuration des Landes oder dessen Einwohner, landwirthschaftliche und Industrie-Erzeugnisse, Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe betreffen. Der Gebrauch des Buches wird durch ein ihm angehängtes ausführliches Orts- und Namen-Register sehr erleichtert, und in den Deutschen Schulen Rußlands, für die es wohl hauptsächlich bestimmt ist, dürfte es sich bald als überaus nützlich erwiesen haben.

— Filippi's Italiänische Sprachlehre. Von diesem als praktisch bewährten Lehrbuche, aus welchem ein großer Theil aller Italiänisch redenden Deutschen die Sprache Ariosi's und Tasso's gelernt, ist kürzlich (Nürnberg, 1842) eine neue Auflage (die zwölfte) erschienen, die, wie wir vernehmen, der verdienstvolle Herausgeber, Herr Philipp Zeh, neuerdings ungemein verbessert und bereichert hat. Wir müssen es bei dieser kurzen Anzeige bewenden lassen, da das Exemplar der neuen Auflage, das, nach einer Anzeige der Verlagshandlung, an uns gesandt worden, uns nicht zugegangen ist.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei dem Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 85. Berlin, Montag den 18. Juli 1842.

England.

Bentley's Briefwechsel.

Der Bischof von Gloucester, Jakob Heinrich Monk, der sich auch als Philologe einen Namen gemacht hat, gab im J. 1830 das Leben Bentley's heraus *), das in zwiefacher Hinsicht ein unvollständiges zu nennen ist, weil ihm das Hauptelement einer Biographie fehlt, nämlich die Schilderung des persönlichen Charakters des größten Englischen Kritikers, und dann, weil es den Briefwechsel Bentley's ausschließt. Monk hatte zwar anfänglich wohl die Absicht, die Briefe Bentley's in die Biographie desselben mit aufzunehmen; aber er gab diesen Plan bald wieder auf und überließ die Ausführung desselben dem verstorbenen J. Wordsworth, dessen gesammelte Materialien in die Hände seines Bruders übergingen. Dieser ordnete das Ganze und hat es vor kurzem herausgegeben. **) Als Grund aber, warum Monk die Schilderung des persönlichen Charakters des Englischen Aristarchen unterließ, giebt er an, daß seine Leidenschaften und Handlungen nicht immer unter der Kontrolle und Leitung der christlichen Prinzipien gestanden zu haben scheinen. Das heißt in der That bescheiden und aufrichtig gesprochen. Bentley war Lehrer und Professor der Theologie an der Universität zu Cambridge, und es läßt sich nicht leugnen, daß Stolz und Ehrgeiz, denen er freien Lauf ließ, oft den Pfad seines Lebens bezeichneten; daher entstand seine Anmaßung, Selbstsucht, Hartnäckigkeit und sein beständiger Widerspruch. Er lebte mehr wie ein civilisirter Ismaelit, als wie ein demüthiger Christ oder wie ein Gelehrter, der sein Leben nur in seiner Bibliothek hinbringt.

Bentley's Verwaltung des Trinity-Kollegiums zu Cambridge war ein langer Prozeß, seine literarische Laufbahn eine beständige Polemik, und in allen seinen Schriften wird man schwerlich eine Spur von echt religiösen Gesinnungen entdecken. Und dennoch fehlt es ihm nicht an gewissen liebenswürdigen Eigenschaften des Herzens, und als einen Beweis der Ausnahme von seinem Ismaelitischen Charakter führt man an, daß er bei allen seinen Feindschaften dennoch mit einigen großen Männern, mit Newton, Clarke und Mead, in Freundschaft lebte. Nichtsdestoweniger verschwendete er den größten Theil seines Lebens dazu, seinen willkürlichen Aenderungen in dem Texte Lateinischer Dichter mit gränzenloser Gelehrsamkeit Geltung zu verschaffen.

Bentley's Hauptstärke war unstreitig das Griechische; und ob er gleich in der Verbal-Kritik, in welcher ihm Niemand gleich kam, einen großen Scharfsinn entwickelte, so ist es doch sehr zu bedauern, daß er auf diesem Tummelplatze, auf welchem er allein Meister war, seine Kraft nicht der Aufklärung der wirklich großen Fragen, die sich in der Griechischen Literatur darbieten, gewidmet hat. Seine Abhandlung über Phalaris, die er im achtunddreißigsten Jahre schrieb, ist sein größtes Werk. Hieraus läßt sich schließen, was er hätte leisten können. Geschichte, Chronologie, Philosophie, Geographie, so wie die Sprache, Alles lag offen vor ihm; und aus Allem, was er berührt, schlägt er einen Lichtfunken. Die korrumpirten Texte der Lexikographen der mönchischen Zeiten, die verstümmelten Scholiasten und geschmacklosen Epitomatoren liefern lehrreiche Citate aus den besten verlorenen Schriftstellern und verbreiten Licht auf wichtige Fragen des Alterthums. Was würde ein solcher Gelehrter mit dem großen Homerischen Geheimniß gethan haben? Aus einer Stelle in der Abhandlung gegen Collins scheint hervorzugehen, daß er wirklich diesen Gegenstand zu bearbeiten sich vorgenommen hatte; doch hat er die Sache später nicht mehr erwähnt.

Als er an das Trinity-Kollegium berufen wurde, gab es für ihn keine Ruhe mehr. Hätte er den Pfad der Ehre ohne Opposition betreten und seine Zeit und Talente auf friedliche Studien verwandt, so würde er wunderbare Werke vollendet haben. Oder hätten ihn vielleicht beschränkte Verhältnisse eingeengt, so würde er gezwungen gewesen seyn, mehr auf seinem Gebiete zu bleiben.

Der Bischof Monk sagt, daß Bentley viele gesellige Tugenden hatte. Dies erkennt man an der warmen Anhänglichkeit an seine Familie und seine Freunde. Das stürmische Meer seines öffentlichen Lebens stand mit dem stillen Glücke seines häuslichen Friedens in sonderbarem Widerspruch. Er war sehr glücklich verheiratet. Er hatte drei Kinder. Sein Sohn Richard war mit ausgezeichneten Fähigkeiten begabt und wurde schon in seinem zehnten Jahre in das Trinity-Kollegium aufgenommen. Seine beiden anderen Kinder waren Töchter, von denen die jüngste, Johanna, wegen ihrer Schönheit, ihres Witzes und ihrer Talente allgemein bewundert wurde. Schon in ihrer frühesten Jugend soll sie die Herzen der Studenten am Trinity-Kollegium gefesselt haben. Selten ist eine junge Schönheit so gefeiert worden, wie diese Tochter Bentley's. Der in der Englischen Literaturgeschichte wohl bekannte Byrom besang sie schon in ihrer Kindheit und dichtete für sie ein Schäferspiel, in welchem die Phöbe ihren Charakter abspiegelt. Dieses Stück, das im 8ten Bande des Spectator abgedruckt wurde, ist noch jetzt berühmt.

Dieses reizende Mädchen wurde die Mutter Richard Cumberland's, und wir können den häuslichen Charakter Bentley's durch nichts besser schildern, als dadurch, daß wir eine Stelle aus den einst viel gelesenen Memoiren seines Enkels hierher setzen, in welcher der große Kritiker als ein Mann von freundlicher und milder Gesinnung im Privatleben dargestellt wird, und keineswegs als ein mürrischer und rechthaberischer Zänker. „Ich hatte eine Schwester", sagt Cumberland, „die etwas älter als ich war. Wäre mein Großvater ein harter und strenger Mann gewesen, wie man ihn oft mit Unrecht genannt hat, so würden wir gewiß, die wir ihn täglich besuchen durften, in seiner Gegenwart zum Schweigen verurtheilt worden seyn. Dies ist aber ganz unwahr. Er war unermüdet, alle unsere kindischen Spiele zu leiten, und gab gern seine gelehrten Beschäftigungen auf, um an unseren Vergnügungen Theil zu nehmen. Die unserem Alter so natürliche Neugierde und die dadurch veranlaßten Fragen, die vielen Aeltern so lästig sind, unterdrückte er keineswegs, sondern rief sie vielmehr hervor und empfahl es Allen streng, daß auf solche Fragen nach der strengsten Wahrheit Antwort gegeben werden sollte, indem er meinte, daß die Belehrung, die uns in den deutlichsten Ausdrücken ertheilt würde, uns dereinst eine heilige Pflicht werden würde, nie von der Wahrheit zu weichen. Ich habe ihn oft mitten in seinen Arbeiten gestört; er legte alsdann sein Buch zur Seite, rief seinen Bedienten und befahl ihm, aus den Bücherschränken ein Bilderbuch für mich zu holen. Ich kann jedoch nicht sagen, daß seine Gutmüthigkeit immer den Zweck erreichte, mir ein Vergnügen zu machen, da die Bilder, die ich in seinen Büchern sah, anatomische Zeichnungen und wenig geeignet waren, mir Freude zu machen; doch er hatte nichts Besseres zu geben. Nur einmal erinnere ich mich, daß er mir einen kleinen Verweis gab, weil ich in dem Zimmer über seiner Bibliothek ein sehr starkes Geräusch machte und ihn in seinen Studien störte. Ich fürchtete mich nicht vor ihm und antwortete ihm dreist, daß ich nicht anders könnte, da ich mit Master Gooch, dem Sohne des Bischofs von Ely, Ball spielte. — „Ich habe auch mit seinem Vater gespielt", antwortete er; „aber dein Spiel ist besser, und so macht es nichts aus."

Es ist übrigens nicht selten, daß arrogante und hochmüthige Menschen auch gutmüthig seyn können. Wenn sie keinen Widerspruch finden, so haben die sanfteren und besseren Eigenschaften ihres Herzens freien Spielraum.

Das Leben eines Gelehrten bietet gewöhnlich keine Ereignisse dar, welche die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Wenn jedoch eine Ausnahme von dieser Regel stattfand, so war es mit Bentley der Fall, der bei seinem lebhaften und stürmischen Charakter in viele Streitigkeiten gerieth, die sich jedoch nur auf seine gelehrten Arbeiten beziehen. Sein Briefwechsel enthält daher Gegenstände, die nur für Gelehrte und besonders für diejenigen, welche die Wiederherstellung eines verlorenen Buchstabens in einem alten Griechischen oder Lateinischen Worte als ein merkwürdiges Ereigniß betrachten, interessant seyn können. So uninteressant aber auch für den gewöhnlichen Leser die Untersuchungen eines Gelehrten seyn mögen, so können wir hier sie doch nicht mit Stillschweigen übergehen. Die Wiederherstellung des korrekten Textes eines alten Klassikers erweitert unsere Kenntniß von seinen Schriften und von seiner Zeit und trägt dazu bei, die Wissenschaft zu fördern, so wie die ganze Literatur in dieser Sprache fester zu begründen. Und ist diese Sprache das Griechische, wie wichtig werden diejenigen Talente, der Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, durch welche Bentley sich auszeichnete, bei der Reinigung des Textes im Neuen Testamente! Dies könnte nie geschehen, wenn es nicht immer eine Menge von Männern gäbe, die sich durch Herausgabe profaner Klassiker hierzu gerüstet hätten.

Die Briefe Bentley's enthalten eine unermeßliche Fülle von kritischer Gelehrsamkeit, da viele Griechische und Römische Schriftsteller und Schriften den Inhalt derselben ausmachen und viele Fragen des klassischen Alterthums darin entschieden oder ausführlich besprochen werden.

Obgleich der größere Theil dieser Briefe Lateinisch geschrieben ist und sich meistens nur mit Emendation verdorbener Stellen des Neuen Testaments und der Griechischen Schriftsteller beschäftigt, so findet man doch auch bisweilen

*) The Life of Richard Bentley by Monk. London.

**) The Correspondence of Richard Bentley. 2 Vols. London 1842.

einen interessanteren Stoff darin; so z. B. enthalten sie Meinungen, Urtheile und Ansichten aus der Zeit Bentley's, oder Schilderungen von einzelnen Männern, und werfen ein Licht auf die Literatur der Zeit, als Swift und Pope blühten.

Einer der Ersten, mit denen Bentley Briefe wechselte, war der Mathematiker Caswell, und seine interessanteste Mittheilung ist eine Gespenstergeschichte aus dem J. 1695, von der wir hier einen Auszug liefern:

„Ich habe", schreibt Caswell, „diesem Briefe die Erzählung einer Geistererscheinung beigefügt: ich hörte die Geschichte von zwei Personen, die, ob sie dieselbe gleich aus der ersten Hand erhielten, dennoch sie sehr verändert hatten. Deshalb bat ich einen Freund, mich zu dem Manne zu führen, der die Erscheinung gesehen hatte. Ich schrieb die Erzählung in einem Zimmer nach seinen Diktaten nieder, las sie ihm vor und gab ihm eine Abschrift davon; er sagte, er könne für die Wahrheit derselben schwören, so weit er dabei betheiligt wäre. Es ist der Unterpfarrer von Warblington. Ich höre hier keine üble Nachrichten über seine Aufführung. Er ist jetzt auf seine Pfarre gegangen; er hat mir versprochen, die Berichte des Pächters und seines Arbeitsmannes, der ein Schmidt ist, mir zu übersenden. Der Rektor Brereton würde ihm nichts von der Geschichte sagen; denn er kann keinen Pächter erhalten, obgleich er das Haus und den Meierhof für 10 Pfund jährlich weniger angeboten hat. Herr Pitfield, der frühere Rektor, der der Gegenstand der Erscheinung war, stand in einem sehr üblen Rufe; doch ich rieth dem Unterpfarrer, hierüber nichts zu sagen, sondern dies den Leuten zu überlassen, die ihn kannten. Diejenigen, welche diesen Pitfield kannten, sagten, daß er gerade ein solches Kleid hatte und zu pfeifen pflegte. Ihr J. Caswell. — Ich wünsche nicht, daß Sie von diesem Briefe eher eine Abschrift machen lassen, bis mir der Pfarrer die anderen Zeugnisse übersandt hat."

Hier folgt des Pfarrers von Warblington Bericht von der Geistererscheinung: —

„Oxford, den 11. Dezember 1695.

„Zu Warblington bei Havaunt, in Hampshire, sechs Meilen von Portsmouth, wohnte in dem Pfarrhause der Pächter Thomas Perce mit seiner Frau und einem Kinde, und einem Arbeitsmanne Thomas — und einer Magd. Als im Anfang des Augusts im J. 1695, an einem Montage, zwischen 9 und 10 Uhr des Abends Alle, mit Ausnahme der Magd und des Kindes, zu Bett gegangen waren, nahm die Magd, die in der Küche war und das Feuer untersucht hatte, ein Licht in die eine Hand und das Kind auf den anderen Arm und sah, als sie sich umdrehte, Jemanden in einem schwarzen Kleide durch das Zimmer und von hier zur Thür hinaus in den Garten gehen; die Magd schrie sodann laut auf und sprang die Treppe hinauf. Sogleich eilten der Herr und seine Frau herbei und fanden das Mädchen, wie sie das Licht in ihrer Hand hielt und mit dem anderen Arme das Kind an ihrem Halse umfaßte; sie erzählte ihnen den Grund ihres Schreiens. Sie wollte diese Nacht nicht im Hause bleiben, sondern ging in eine andere Wohnung zu einem Pächter Heinrich Salter, wo sie die ganze Nacht über den gehabten Schreck weinte; und sie konnte unter keiner Bedingung bewogen werden, wieder in das Haus zurückzukehren. Am anderen Morgen, d. h. den Dienstag, kam des Pächters Weib, die damals zu Havaunt wohnte, zu mir und bat mich, mit einigen Freunden mich darüber zu berathen. Ich sagte ihr, daß ich das Ganze für einen Betrug hielte, und daß sie die Absicht hätten, den Rektor Brereton, in dessen Hause es vorgefallen war, zu kränken und ihm zu schaden; sie bat mich, zu ihnen zu kommen; ich sagte, daß ich kommen und daß ich bei ihr wachen oder schlafen würde, wie es ihr gefällig wäre: denn damals war ich in Bezug auf Geistergeschichten und nächtliche Erscheinungen ein Ungläubiger. Ich ging hin und blieb die Dienstagnacht mit dem Pächter und seinem Knechte wach. Ungefähr gegen Mitternacht oder 1 Uhr untersuchte ich alle Zimmer des Hauses, um zu sehen, ob Jemand da wäre, mir einen Schreck zu machen: endlich kamen wir in eine Polterkammer; hier sagte ich zu dem Pächter, der bei mir war, mit einem spöttischen Lächeln, daß ich den Geist, wenn es einen gäbe, rufen und ihn nöthigen würde, zu erscheinen; der Pächter schien darüber sehr erschrocken zu seyn, doch ich sagte ihm, daß ich ihn vor Unglück beschützen würde; und nun sprach ich mehrere Male die Worte aus: Babara, Celarent, Darii etc." (Schluß folgt.)

Italien.

Der Italiänische Philosoph Rosmini.

(Schluß.)

Um den Begriff des Seyns uns gegenüber in dieser seiner Objektivität und Unabhängigkeit schärfer zu bezeichnen, nennt ihn Rosmini ideales Seyn. Das ideale Seyn bildet demnach die Grundlage aller unserer Begriffe, oder vielmehr es giebt nur einen einzigen Begriff, von dem alle übrigen nur als Modificationen, Determinationen und Limitationen abgeleitet sind. Dies genügt bereits, um den Skeptizismus zurückzuweisen, der unsere Erkenntniß selbst angreift und die Objektivität ihres Inhaltes in Zweifel stellt. Kann man sagen, daß der Gedanke des Seyns im Allgemeinen nur eine Illusion ist? Nein, denn er stützt sich auf kein Urtheil. Man behauptet nur, daß das Seyn möglich ist, daß es Objekt des Denkens werden kann. Wir erkennen das Seyn durch Intuition als Faktum. Sagen, daß es nicht begreiflich ist, heißt das Denken leugnen. Erhebt man Zweifel über die Möglichkeit, daß der Mensch Etwas denkt, was von ihm verschieden ist? doch die Möglichkeit von Dingen, die von uns verschieden sind, ist in dem allgemeinen Begriffe des Seyns enthalten, und dies nur ist die Frage. Ein Seyn denken heißt ein Ding an sich denken ohne Beziehung auf ein anderes oder auf das denkende Subjekt. Wird man endlich sagen, daß der Geist, indem er seine Formen auf die Dinge überträgt, dieselben so weit umgestaltet, daß es unmöglich wäre, in dem Begriffe, den wir uns von ihnen machen, den Theil der objektiven Wahrheit von dem der bloß subjektiven zu trennen? Doch das Seyn im Allgemeinen ist unabhängig von jeder Form der Existenz, dieser Zweifel ist demnach ungegründet. Die vier ersten Grundsätze des Raisonnirens gehen nur als Anwendungen aus dem Begriffe des Seyns hervor, sie sind demnach gerechtfertigt, und unsere Erkenntniß ist nicht trügerisch.

Das ideale Seyn also ist die Basis, auf welcher die intellektuelle Welt beruht; allein noch stehen wir im Bereiche der Möglichkeiten. Noch können wir nichts von den Dingen aussagen, als daß sie verschieden von unserem Geiste existiren, und daß wir im Stande sind, sie zu erkennen. Jetzt haben wir zu zeigen, wie wir von dieser allgemeinen Fähigkeit des Erkennens zu Erkenntnissen selbst gelangen.

Wenn wir dargethan haben, daß der Begriff des Seyns objektiv ist, so haben wir bewiesen, daß er zu untrüglichen Folgerungen über die Dinge außerhalb der Seele und an sich betrachtet führt. Man darf nicht mit Kant sagen, die innere Nothwendigkeit des Denkens ist nur eine ideale, sie kann von den Dingen an sich Nichts aussagen; denn wenn das Denken nicht durch die Dinge bedingt wäre, so wäre es überhaupt nicht nothwendig. Wir täuschen uns also in Betreff der äußeren Dinge nicht, denn die Gewißheit, die wir von ihnen haben, ist eine nothwendige Bedingung der Gewißheit, die wir von dem haben, was in uns selbst vorgeht. Die innere, ideale Ordnung ist nothwendig durch ihre Natur, und ein Zweifel an ihr ist nicht möglich; die äußere, reale Ordnung ist eine unerläßliche Bedingung bei der Existenz der idealen; die ideale Ordnung ist demnach eine sichere Bürgschaft für die reale.

Scharf hervorzuheben ist hier die absolute Objektivität des idealen Seyns, sie ist der Grund der Möglichkeit, den Begriff des Seyns auf die subsistirenden, an sich betrachteten Dinge anzuwenden. Das Seyn, welches die Seele von dem Akte, vermöge dessen sie es erkennt, wesentlich verschieden sieht, ist unabhängig von unserem Geiste und von ihm vollkommen verschieden. Man kann somit von der inneren Nothwendigkeit der früher entwickelten vier Prinzipe auf das an sich betrachtete, von unserem Denken unabhängige Seyn schließen. Es genügt z. B., daß ich ein Accidens wahrnehme, um von der Existenz der Substanz, die ich nicht wahrgenommen habe, überzeugt zu seyn; denn wenn diese Substanz nicht existirte, so könnte ich das Accidens nicht denken, und es könnte überhaupt gar nicht vorhanden seyn.

Doch damit dieses Prinzip praktische Geltung bekomme, muß unser Geist erkennen, daß dieselbe innere Nothwendigkeit, welche das Seyn in sich hat, sich in dem Urtheil vorfindet, durch welches wir aussprechen, daß eine Substanz oder eine Ursache subsistirt. Allein wie soll der Geist dieses innige und nothwendige Band zwischen den subsistirenden Dingen und dem Begriff des Seyns begreifen? Welches sind die Bedingungen, welche für ihn vorhanden seyn müssen, wenn er erkennen soll, daß er gerade dieses Urtheil über die Subsistenz eines außerhalb seiner Seele vorhandenen Dinges fällen muß? Wenn der Geist bei dem bloßen Begriffe des Seyns stehen bliebe, so würde er sicher nicht über die Möglichkeit der Dinge hinauskommen. Es ist also nothwendig, daß, wenn er von dem Bereiche der möglichen Dinge zu den wirklichen übergehen will, entweder eine Umwandlung in ihm selbst vorgehe oder ein neues Element in ihn eintrete. Und welch' eine Umwandlung könnte dies seyn? welch' ein neues Element ließe sich als hinzukommend denken? Oder welches ist das Prinzip, vermittelst dessen man das Band erkennt, welches die Subsistenz der realen Dinge und die ideale Nothwendigkeit verknüpft? Man sieht, daß diese Frage die Existenz der Begriffe in uns voraussetzt; wir müssen also, um sie zu lösen, auf die Prinzipien zurückgehen, die wir als den Ursprung derselben angegeben haben.

Wenn wir einen neuen Begriff bekommen, so bekommen wir durch denselben stets eine neue partielle Bestimmung des universellen Seyns. Diese Bestimmung nennen wir Materie unserer Erkenntniß; der Begriff des Seyns bildet die Form. Rosmini nennt die Erkenntniß eines Dinges oder einer partiellen Bestimmung des Seyns cognizione materiata, ein Ausdruck, der schwer wiederzugeben ist, etwa sich in der Materie darstellende, oder angewandte, determinirte Erkenntniß. Da die Materie unserer Erkenntnisse stets ein partikulär bestimmtes Seyn ist, so wollen wir sie mit dem allgemeinen Namen Faktum bezeichnen. Wir haben also von der Zuverlässigkeit unserer Erkenntniß der Fakta zu handeln.

Zunächst ist zu bemerken, daß das Faktum unabhängig von der Erkenntniß existirt, die wir von ihm haben können. Erkenntniß und Existenz stehen scharf geschieden einander gegenüber. Diese Trennung ist eine Bedingung unserer Erkenntniß, ohne sie würde die Erkenntniß unmöglich seyn; die Erkenntniß selbst protestirt gewissermaßen dagegen, daß sie nicht mit dem erkannten Gegenstande für identisch gelte.

Doch zwischen der Existenz und der Erkenntniß und von beiden gesondert steht die Sinnlichkeit. Diese Trennung des sinnlichen Wahrnehmens und des Erkennens ist ein zum Erkennen nothwendiges Element; sie bürgt dem Erkennen, daß sein Stoff von dem Akte der Erkenntniß verschieden ist, und nur durch diesen wesentlichen Unterschied ist das Erkennen möglich.*) Hiernach

*) Diese Ansicht tritt in verschiedener Weise sowohl gegen Kant als gegen Hegel auf, da bei dem einen alles Erkennen rein subjektiv ist und wir von dem Dinge an sich

haben wir bei dem Faktum, welches den Stoff unserer Erkenntniß bildet, zweierlei zu unterscheiden: die Thätigkeit des Gegenstandes und die Thätigkeit der Sinnlichkeit.

Doch wie stellt sich dieser doppelte Stoff der Erkenntniß dem intelligenten Geiste dar, auf welche Weise wird er Gegenstand der Erkenntniß? Durch die Sinnlichkeit selbst, und zwar durch sie vermöge der Identität, welche zwischen uns als sinnlich wahrnehmenden und uns als intelligenten Wesen besteht. Die Natur hat uns in dem inneren Sinne selbst den ersten Stoff und die Form der Erkenntniß gegeben. Aller später uns zukommender Stoff ist nur eine Modification dieses ersten, ursprünglichen. Durch den inneren Sinn nehmen wir den Zustand und die Veränderungen der körperlichen Organe wahr, und so sind wir vorbereitet auf den Stoff, der uns darauf durch die äußeren Sinne geboten wird.

Der Umstand, der den Menschen zu Anwendungen seiner Vernunft auf die von der Sinnlichkeit ihm dargebotenen Fakta berechtigt, ist, daß Alles, was explicite erkannt wird, und zwar besonders bei der cognizione materiata, bereits implicite und allgemein in der Form des Erkennens enthalten war. Wie ein besonderes Urtheil in dem allgemeinen, dessen Anwendung es ist, mit inbegriffen wird, so sind die Anschauungen, auf welche sich die Fakta stützen, alle bereits unter dem Begriff des Seyns befaßt. Dieses haben die Philosophen nicht bedacht, welche den Begriff des Seyns durch Abstraction glaubten aus dem herleiten zu können, was alle Dinge gemeinsam haben; der Grund dieser Gemeinschaftlichkeit ist nur unsere Seele selbst, indem sie denselben Begriff an die Betrachtung der Dinge bringt.

Die Thätigkeit, welche in dem Faktum wirksam ist, bleibt jedoch dunkel und geheimnißvoll; man kann von ihr keinen anderen Grund angeben als den Willen Gottes selbst. Das Seyn, von dem sich ein angeborener Begriff in uns vorfindet, ist unserem Geiste nur in einem unvollkommenen Zustande gegenwärtig, nicht als ob es selbst unvollkommen wäre, nur unsere geistige Beschränktheit und Unvollkommenheit ist der Grund davon. Was seiner Vollkommenheit mangelt, sind bestimmte Gränzen; nur was von ihnen eingeschlossen ist, vermögen wir genau zu erkennen. Diese unsere Unkunde ist der Grund, weshalb das Seyn für uns unbestimmt, allgemein und nur möglich bleibt. Und was Gott selbst angeht, so haben wir uns stets auf Erden an das Wort des heiligen Augustin zu halten: Certa, quamvis adhuc tenuissima, forma cognitionis attingimus Deum. Auch seine Existenz ist uns durch den angeborenen Begriff des Seyns verbürgt, doch wir können ihn nicht genauer erkennen als die Art und Weise überhaupt, in welcher die Dinge ihre Thätigkeit auf unsere Sinnlichkeit äußern. Wir erkennen vermittelst der Sinnlichkeit; doch die Art, auf welche die Sinnlichkeit die Eindrücke empfängt, die sie dem Geiste mittheilt, bleibt auch für die Philosophie unerklärlich.

Hiermit schließen wir die Analyse des Rosminischen Systems. Wir folgen Herrn von Cavour nicht in der Kritik, die er von verschiedenen einzelnen Punkten desselben liefert; hier ist es nöthig, daß man seine Fragmente oder noch besser Rosmini's Ideologie selbst lese, indem sich hier ein gedrängter Auszug füglich nicht geben läßt. Herr von Cavour zeigt oder sucht zu zeigen, daß Rosmini's, seines Meisters, Philosophie eine Lösung der vier Kantischen Antinomieen der reinen Vernunft giebt. Er vergleicht das Prinzip seiner Philosophie mit dem der Schellingschen. Er zeigt die Hauptattribute der absoluten Essenz auf und weist nach, daß sie nicht eine Vereinigung und gewissermaßen Anhäufung, sondern die Grundlage und Bedingung aller partikulären Möglichkeiten ist. Er hebt den Unterschied hervor, der zwischen dem Begriffe des absoluten Seyns und dem Begriffe Gottes besteht, und sucht so das System Rosmini's gegen den Vorwurf des Pantheismus zu sichern. Mögen wir die Leser zum Studium des Italiänischen Philosophen selbst durch dieses Resumé angeregt haben.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf das System überhaupt, so können wir zunächst das Prinzip desselben in keiner Weise billigen, einen willkürlich vorausgesetzten, angeborenen Begriff, den des Seyns. Eben so wenig jedoch können wir uns mit dem sogenannten idealen Seyn befreunden, welches weder mit dem Körper, noch mit dem Geiste, noch sonst mit einer Realität irgend Etwas gemein hat; welches von unserem Geiste nicht getrennt werden darf und gleichwohl durch ihn wie durch einen Sinn erkannt wird; dessen Begriff jedoch auf der anderen Seite wiederum dem Begriff des Ich vorausgeht und zu der Bildung desselben unentbehrlich ist; dieses scheinen uns unlösbare Widersprüche. Wir können es nicht unterschreiben, daß wir die reinen Anschauungen von Raum und Zeit erst durch Abstraction aus den Wahrnehmungen des inneren Sinnes gewinnen. Daß wir die Meinung, das Mittel zur Erlangung (nicht zur Mittheilung oder Verdeutlichung) allgemeiner Begriffe sey die Sprache, nicht verstehen, ist schon erwähnt. Besonders aber lassen die Beweise, welche Rosmini für seine Thesen giebt, viel zu wünschen übrig, fast keiner von ihnen ist schlagend und vollständig: dies scheint Rosmini selbst zu fühlen, indem er stets mehrere Beweise für denselben Satz giebt und so durch die Menge der Argumente zu ersetzen sucht, was ihnen im Einzelnen an zwingender Kraft abgeht. Von der anderen Seite glänzt jedoch der Italiänische Philosoph durch eine Fülle tiefer und neuer Gedanken, die der Beachtung der Denker in hohem Grade würdig sind, und auch sein Vortrag zeichnet sich durch große Gefälligkeit, Sicherheit und Klarheit aus.

---

schlechthin Nichts wissen, bei dem Anderen die Dinge eben nur existiren, insofern sie vernunftig sind, sich denken lassen. Doch ist die Ansicht nichts weniger als neu, sie ist vielmehr nur der Dualismus, der sich im gewöhnlichen Bewußtseyn findet, welches sich das Denken auf die eine, das Seyn auf die andere Seite stellt, weil sie das praktische Leben oder der natürliche Verstand als etwas Verschiedenes kennen lehrt.

Frankreich.

Revolutions-Bilder.

I. Der Favrassche Prozeß.

Von Joseph Droz.*)

Monsieur (nachher Ludwig XVIII.) hatte von Mirabeau einen Plan zur Rettung der in Ludwig's XVI. Person bedrohten Monarchie zwar entgegengenommen, darauf jedoch den Bescheid ertheilt: Es fänden sich allerdings ausgezeichnete Gedanken in dem Entwurfe, aber auch solche, denen man nicht beipflichten könne, und der Plan sey nicht geeignet, dem Könige vorgelegt zu werden. Es läßt sich diese Zurückweisung leicht erklären: Der Prinz hatte nämlich selber einen Plan entworfen, und dieser stimmte mit dem Mirabeauschen nur in einem einzigen Punkte überein, war in allen anderen von ihm abweichend, ja sogar demselben ganz entgegen. Es galt, Ludwig XVI. zu entführen — recht eigentlich zu entführen, denn der König wußte durchaus nicht darum, obschon die Königin im Einverständnisse mit seinem Bruder war. Ludwig sollte nach Péronne gebracht werden und dort die National-Versammlung für aufgelöst, alle ihre Handlungen für null und nichtig erklären.

Haupt-Agent dieser Intrigue war der Marquis von Favras, ein altgedienter Lieutenant von Monsieurs Schweizergarde, thätig, verwegen, kühn und sehr brav, aber, ungeachtet einer in Deutschland geschlossenen vornehmen Heirat, völlig verarmt. Mit Hülfe zweier Werber hatte dieser Offizier gegen 500 Mann zusammengebracht, unter dem Vorwande, ein Regiment zu bilden, welches nach dem damals im Aufstande begriffenen Belgien abgehen sollte. In Erwartung weiterer Befehle blieb diese Mannschaft in Paris einzeln untergebracht. Gleichzeitig negoziirte Favras mit etlichen Banquiers eine von Monsieur eingegangene Anleihe von zwei Millionen.

Die beiden Werber indeß, durch Favras von dem Plane näher als räthlich war unterrichtet, ließen sich durch die von der Kommune auf Anzeigen von Verschwörungen gesetzten Geld-Prämien bestimmen, dem Untersuchungs-Ausschusse des Stadthauses eine Denunciation einzureichen — worauf Favras in der Nacht vom 24. zum 25. Dezember verhaftet wurde.

Am nächsten Morgen war in Paris ein gedrucktes, mit falschem Namen unterzeichnetes Blatt in Umlauf, welches Favras' Verhaftung anzeigte und dabei erklärte: „Es war im Werke, 30,000 Mann ausheben und Herrn La Fayette nebst dem Herrn Maire umbringen zu lassen, dann aber uns die Zufuhr abzuschneiden. Monsieur, des Königs Bruder, stand an der Spitze." Als La Fayette dem Letzteren die Nachricht sandte, daß einer seiner alten Garde-Offiziere gefänglich eingezogen worden, ließ der Prinz in seiner ersten Verwirrung etliche Worte fallen, aus welchen man sofort ersah, daß Favras' Thun und Treiben ihm keineswegs unbekannt gewesen. Obwohl nun der Adjutant diese nur an La Fayette mittheilte und Letzterer das Geheimniß wohl bewahrte, befand sich doch Monsieur in einer mißlichen Lage: Konnte nicht Favras, um sich zu retten, Alles enthüllen? Und damals versetzten schon weit geringere Ereignisse die Köpfe in Feuer und Flammen. Mußte nicht allgemein die Ueberzeugung entstehen, daß man nicht ohne des Königs Befehl oder doch nimmermehr ohne dessen Zustimmung habe handeln können? Entsetzliche Folgen waren zu befürchten! — Deshalb beauftragte denn auch, nicht ohne Grund äußerst beunruhigt, Monsieur den Herzog von Lévis (Hauptmann seiner Garden, auch Mitglied der Französischen Akademie), zwei Männer, einzeln, um Rath zu fragen, welche Beide den Zustand der Hauptstadt genau genug kannten, um beurtheilen zu können, was hier von Einfluß seyn würde. Natürlich sprach der umsichtige Kundschafter nur in seinem eigenen Namen, indem er sagte: Eine schändliche Verleumdung ist gegen Monsieur verbreitet; soll man sich nun, unter den obwaltenden Umständen, darauf beschränken, jene zu verachten? Welches Mittel hätte man wohl, den Böswilligen Schweigen aufzuerlegen? — Derjenige, welchem diese Fragen gestellt wurden, war der Meinung: nur ein aller Welt in die Augen fallender Schritt könne die Gefahren beseitigen, von denen nicht nur Monsieur, sondern die Krone selbst bedroht sey: der Prinz müsse persönlich im Stadthause die Erklärung ablegen, daß er allem demjenigen fremd, dessen Favras angeklagt worden. — Diesen Rath hat man Mirabeau zugeschrieben. Das ist jedoch ein Irrthum. Mirabeau war erst der zweite Befragte; er entschied aber die Annahme jenes Raths. Den zur Beurtheilung ihm vorgelegten Entwurf der Anrede an die Gemeinde-Vertreter fand er zu schwach; der Verfasser hatte darin den Tag in Erinnerung gebracht, an welchem, in der Notablen-Versammlung, Monsieur für die doppelte Vertretung des dritten Standes gestimmt. Mirabeau aber sagte: Das ist vag — nahm die Feder und setzte hinzu: Seit jenem Tage habe ich nicht aufgehört zu glauben, daß eine große Umwälzung bevorstehe; daß, vermöge seiner Absichten, seiner Tugenden, seines höchsten Rangs, der König deren Haupt seyn müsse, weil sie der Nation nicht ersprießlich werden könnte, wenn sie es nicht gleichermaßen für den Monarchen; endlich, daß das Königliche Ansehen die Schutzwehr der nationalen Freiheit, so wie diese die Grundlage jenes seyn müsse. — Dies hieß nun freilich den Prinzen unter die Fahne der Revolution beugen; und leicht wird man sich vorstellen, welche innerliche Genugthuung Mirabeau empfunden, indem er dergestalt der Königlichen Hoheit die Grundsätze in den Mund legte, auf denen seine eigenen Pläne beruhten, und die er durch den König selbst öffentlich aussprechen zu lassen trachtete.

Monsieurs Erscheinen und Erklärung im Stadthause (am 26. Dezember)

---

*) Aus dem kürzlich erschienenen dritten Bande seiner in diesen Blättern bereits mehrfach erwähnten Geschichte Ludwig's XVI.

hatte ganz den Erfolg, welchen seine Rathgeber hiervon erwartet: des Maire's Erwiederung bezeugte ihm in ausdrucksvollen Worten die Ehrerbietung und Dankbarkeit der National-Versammlung; derselbe begrüßte ihn sogar als ersten Gründer der politischen Gleichheit. Dennoch hätte ein Punkt in des Prinzen Rede sehr wohl den Verdacht gegen ihn verschärfen können; denn mußte es nicht ein gewaltig geheimnißvoller, ein höchlichst befremdender Umstand seyn, der einen Königlichen Prinzen vermocht, zwei Millionen durch eine Art von Abenteurer negoziiren zu lassen, welcher für seine eigene Rechnung bei allen Banquiers der Hauptstadt zusammengenommen nicht 100 Louisd'ors gefunden haben würde! Gerade dieser Punkt war aber viel zu leicht festzustellen, um mit Schweigen übergangen werden zu dürfen; deshalb hatten die Verfasser der Erklärung ganz dreist und geradezu versichert, daß der Prinz mit Favras in gar keiner Gemeinschaft gewesen — und so stark schmeichelte der so eben vom Bruder des Königs gethane Schritt den Liebhabern der Gleichheit, daß er gar Vielen derselben augenblicklich allen Glauben abgewann; von den Anderen aber, und zwar von der Mehrzahl, wurde es vorgezogen, noch etwas zu zweifeln.

Ein Mann, den ich nicht nennen darf, hat über mehrere Ereignisse der Revolution, welche er genau gekannt, kostbare Nachweise hinterlassen, von denen ich hier das wichtigste Bruchstück — so zu sagen sein Zeugniß zur Favras'schen Sache — mittheilen will. Während des Prozesses in Paris nicht gegenwärtig, eilte er bei seiner Rückkunft zu dem Civil-Richter des Châtelet, Talon, seinem vertrauten Freunde, und fragte diesen, was an dem Vorfalle wahr sey? Statt der Antwort gab Talon ihm ein Heft: vier Bogen in Folio, von Favras' Hand vollgeschrieben und von demselben unterzeichnet.

Hier fanden sich rückhaltlose Geständnisse, Einzelnheiten von Monsieurs persönlicher Mitwirkung und von desselben unmittelbaren Anweisungen; da letztere dem Favras noch nicht genügt, so hatte er die Genehmigung der Königin verlangt. Der Zusammenkunft stellen sich Schwierigkeiten entgegen; man kommt jedoch dahin überein, daß die Königin an einem bestimmten Tage und zu bestimmter Stunde auf der Ufer-Terrasse spazierengehen und daselbst, während Favras sich in einiger Entfernung halten sollte, in ihre Unterhaltung gewisse ihm vorher eröffnete Worte einflechten solle.

Hier folgt nun, was ich gesehen, gelesen, zehn Mal wiedergelesen habe, immer mit gleichem Erstaunen über die von Talon ergriffene ungemein gewagte Maßregel, wie über deren Erfolg:

Eine Botschaft von Favras veranlaßt Talon, zwei Tage vor Fällung des Urtels, zu einer geheimen Unterredung mit dem Inquisiten, in das Gefängniß zu gehen, wo Favras zu ihm sagt: „Mein Herr, ich werde verurtheilt werden, das ist für mich unverkennbar: ich will aber nicht sterben, mindestens nicht allein sterben, wenn man mir, ungeachtet meiner Eröffnungen, die Begnadigung versagt. Nehmen Sie gefälligst Einsicht von diesem Aufsatze und theilen Sie ihn sowohl der Regierung als dem Gerichtshofe mit." — Talon faßt, durch diese wenigen Worte verdutzt, die entsetzliche Wahrheit ins Auge und sucht, ohne dem Gefangenen ein Wort zu erwidern, beunruhigter als dieser, seine Verwirrung zu bemeistern, während er mit leiser Stimme das lange Schriftstück durchliest, dessen Züge, durchweg fest und ohne ein gestrichenes Wort, dem Lesenden viel geläufiger wurden, als dem Beamten lieb war. Als er aber bis zur Unterschrift gelangt, war es unumgänglich, Favras' so unerschütterlich ausgesprochene Willensmeinungen und deren Erfolg zu erörtern.

„Sie wollen dem Tode entgehen und laufen ihm doch gerade in die Arme", sprach Talon, „nur mit dem einzigen Unterschiede, daß der Tod auf dem Schaffotte, wenn dieses Schriftstück lediglich meiner Rechtlichkeit anvertraut bleibt, für Sie rühmlich bleiben, für die Ihrigen unfehlbar von größtem Nutzen seyn wird: während der andere Tod, schändend, vielleicht qualvoll, jedenfalls eben so unvermeidlich wie jener, auch den Letzten Ihrer Nachkommen noch mit Schande bedecken wird. Oder meinen Sie etwa nicht, daß tausend Rächerarme durch ganz Europa sich erheben werden, um Sie zu richten, wenn Sie auf Monsieurs und der Königin Haupt das Schwert gelenkt, welches Ihren Kopf bedrohte! Fürchterliches Unheil wird in dem Abgrunde, in welchen Sie Jene stürzen wollen, über dieselben hereinbrechen — keine Schmach und keine Gewaltthätigkeit, zur Sühne eines so scheußlichen Verraths, Ihnen oder den Ihrigen angethan, wird hierzu jemals genügend erfunden werden. — Sie sind gottesfürchtig, Herr von Favras; so ergreifen Sie denn die Palme des Märtyrers, der Himmel steht Ihnen offen, und die Erde ... wird leicht seyn Ihren Kindern. Monsieur wird Ihrem Schweigen das Leben zu danken haben; und wollte er jemals zaudern, seine Pflicht gegen die Ihren zu erfüllen, so habe ich hier seine Ehre in meinen Händen!" ....

Diese unter allen Gestalten vorgebrachten Vernunftgründe waren eben so treffend als wirksam; nach dreistündigem Kampfe und gegenseitigen Verpfändungen des Ehrenwortes gab Favras nach: Talon verließ ihn und nahm die Schrift sammt dem Gelöbnisse unverbrüchlichen Schweigens mit sich hinweg.

So weit das Heft.

Am 18. Februar 1790 wurde Favras verurtheilt, am nächsten Morgen sollte der Spruch vollstreckt werden; da, auf dem Greveplatze angekommen, verlangte er, ins Stadthaus gebracht zu werden, um dort gewisse Erklärungen abzugeben. Daselbst diktirte er dann in vollkommen ruhiger Geistesgegenwart und mit rühmlicher Standhaftigkeit seinen letzten Willen zu Protokoll, worin er denjenigen verzeiht, welche die Gerechtigkeit irre geführt haben, und nicht nur seine Unschuld behauptet, sondern auch, vor Gott zu erscheinen, bereit, betheuert, daß er niemals die Absicht gehabt, den König nach Perronne oder anderswohin zu bringen, oder die National-Versammlung zu vernichten — und dieses Alles in so würdevoller, so rührender Sprache, daß man ihm den Glauben unmöglich versagen könnte, hätte man nicht die unbeweisbaren Belüge zu den Plänen, welchen er gedient. Die außerordentliche Länge dieses Testaments nebst noch anderen Umständen macht es sehr wahrscheinlich, daß der Aermste sich nicht zu überzeugen vermocht, daß er wirklich seinem unglücklichen Schicksale überlassen bleiben sollte; daß er vielmehr zuversichtlich glaubte, wenn er nur Zeit gewänne, würde er auch den Boten mit der Begnadigung für ihn noch erblicken. So brach der Abend herein, der endlich seiner Täuschung ein Ende und ihn völlig gefaßt machte. Die Volksmenge, welche ihn seit früh Morgens um acht Uhr auf dem Platze erwartete, verlangte mit wildem Geschrei nach dem Schauspiele, einen Adeligen hängen zu sehen. Dennoch hatte man beim Scheine der Lampen und Fackeln die feste Haltung und das ruhige Antlitz Favras' zu bewundern, welcher den betäubenden Lärm von Beifallbezeugungen, Beschimpfungen und Verhöhnungen der wilden Masse ohne alle sichtliche Gemüthserregung anhörte, während sein Beichtiger in Ohnmacht fiel und selbst der Henker Thränen vergoß. Drei Mal sprach Favras, indem er die Leiter hinanstieg, mit lauter Stimme: Ich sterbe unschuldig, betet für mich zu Gott! Dann vollbrachte er hochherzig sein Opfer; und nicht nur erblickten alle Theilhaber an der Contre-Revolution in ihm den Heros und Märtyrer der Treue, sondern selbst deren Widersacher ehrten und achteten seine erhabene Standhaftigkeit, seine edelsinnige Hingebung.

Talon behielt das ihm vertraute Schriftstück, von dessen Vorhandenseyn Napoleon, in den letztern Tagen seiner Herrschaft, vorgeblich Kenntniß erhielt; seine Macht reichte nicht hin, diese Anklageschrift gegen Monsieur in seine Gewalt zu bringen. Ich habe indeß versichern hören, daß Frau von Capia, Talon's Tochter, nach der Restauration in den Tuilerieen gesetzen und von ihr das verhängnißschwere Papier in Ludwig's XVIII. Hände niedergelegt worden.

Mannigfaltiges.

— Deutscher Literary Fund. Dem Piloten (Nr. 107 vom 7. Juli) zufolge, hat eine hochsinnige Deutsche Fürstin die Absicht, ein ähnliches Institut, wie den Literary fund in London, für Deutschland ins Leben zu rufen. Der Tiedge-Verein in Dresden hat allerdings auch schon ähnliche Zwecke im Auge, doch scheinen diese eine mehr lokale als allgemein Deutsche Färbung zu haben. Weimar, dem durch seine Fürsten einst die Auszeichnung zu Theil ward, die größten Schriftsteller der Deutschen Nation zu seinen Mitbürgern zu zählen, ist vielleicht auch dazu bestimmt, der Sitz und der Mittelpunkt eines Institutes zu werden, welches das schönste Denkmal jener Männer seyn würde. Für uns wäre es eine außerordentliche Genugthuung, wenn wir durch unser Wort dazu beigetragen hätten, jenen Gedanken in edeln Gemüthern zu erwecken, bei denen es nur der Anregung bedarf, um den Gedanken eines menschenfreundlichen Werkes auch sogleich zur That zu machen.

— Berühmte Belgier. Wir haben kürzlich (Nr. 81 des Magazins) der besseren Richtungen gedacht, die der durch seinen eigenen Nachdruck erniedrigte und heruntergekommene Verlag der Belgier jetzt zu nehmen scheint. Eines der interessantesten nationalen Werke, die in diesem Augenblicke von Brüssel ausgehen, ist die unter dem Titel „Les Belges Illustres" erscheinende Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Belgier, nebst deren Bildnissen in Stahlstichen nach den ersten Meistern der neueren Flamändischen Schule. Die bisher erschienenen Lieferungen enthalten folgende Biographieen: Rubens, von Eugen Robin; Karl V., von A. Baron; Artevelde, von Mole; Gretry, von E. Fetis; Justus Lipsius, vom Baron v. Reiffenberg; der Fürst von Ligne, von C. Heu; Gottfried von Bouillon, von Th. Juste; Baudouin von Konstantinopel, vom Baron von St. Genois; Teniers, von Victor Joly; Johann I., von van Hasselt; Karl der Kühne, von Lebrouffart; Roland de Lattre, von Ad. Mathieu; Commines, von A. Baron; Rotger, von Polain.

— Das Magazin für die Literatur des Auslandes im Inlande. Der „Salon", eine neue recht hübsch ausgestattete Zeitschrift, die in Kassel erscheint, sagt sehr wahr von unserem „Magazin", es werde von vielen Deutschen Journalen und Zeitungen wie ein Waaren-Magazin betrachtet, aus dem sie Artikel entnehmen können, sobald sie deren ermangeln, während sie nur die kleine Münze der sechs einzelnen Chiffern: M. f. d. L. d. A. an Zahlungsstatt darunter zu setzen brauchen. Künftig wolle man doch wenigstens durch Angabe des vollen Namens unserem Blatte Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Wir fügen dieser wohlwollenden Notiz noch die Bemerkung hinzu, daß wir schon sehr zufrieden seyn würden, wenn alle Blätter, die uns Artikel nachdrucken, wenigstens jene sechs Buchstaben darunter setzten; alsdann wären wir doch wenigstens davor geschützt, daß der Leser, der vielleicht das nachdruckende Blatt früher durch die Post erhält, als das unsrige auf dem Wege des Buchhandels, jenes für die Quelle und uns für die ohne Angabe entlehnenden halte. Zu den Blättern, die es sich förmlich zum Gesetz gemacht zu haben scheinen, unser Blatt nicht zu nennen, wenn sie es benützen, gehören unter anderen die „Wiener Theaterzeitung" (die sich freilich ein „Originalblatt" nennt) und der „Humorist"; ferner die „Schlesische Zeitung" und ihre jüngere Schwester, die „Breslauer". Auch hat seit kurzem die „Kölnische Zeitung", gegen ihre frühere Gewohnheit, sowohl im Hauptblatt als im Feuilleton, Artikel von uns wiedergegeben, ohne ihre Quelle auch nur durch einen Buchstaben zu bezeichnen. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß dies eine Anordnung des neuen Redacteurs sey.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Mittwoch den 20. Juli 1842.

England.

Adelicia von Löwen,

die schöne Maid von Brabant, zweite Gemahlin Heinrich's I. von England.*)

In dem erlauchten Register Englischer Königinnen ist die fürstliche Maid von Brabant, wie die Chroniken sie nennen, ziemlich kurz und unleserlich verzeichnet worden, aber die Tradition und ihre Ausschmückerin, die Poesie, haben desto glänzender ihren Namen niedergeschrieben, besonders in den Dichtungen der Provençalen, und die vorhandenen historischen Ueberlieferungen bestätigen wenigstens das Lob, welches die Dichter der schönen Adelicia ertheilen.

Durch beide Aeltern von den Kaiserlichen Karolingern abstammend, konnte sich die schöne Maid von Brabant des erlauchtesten Blutes in der ganzen Christenheit rühmen. Sie war die älteste Tochter von Gottfried von Löwen, Herzog von Brabant und Lothringen, und von Ida, Gräfin von Namur. Ihr Vater, als der Urenkel von Karl, Bruder Lothar's von Frankreich, war der rechtmäßige Repräsentant Karl's des Großen. Da die männliche Nachkommenschaft des unglücklichen Karl's durch Hugo Capet vernichtet wurde, so gingen die Rechte seines Stammes auf die Nachkommen seiner ältesten Tochter Gerberga über. Lambert, der Sohn dieser Prinzessin aus ihrer Ehe mit Robert von Löwen, war der Vater von Gottfried. Ermengarde, die zweite Tochter von Karl, heiratete Albert, Graf von Namur, und deren einzige Tochter und Erbin Ida (die Mutter von Adelicia) ward die Gemahlin ihres Vetters Gottfried, mit dem Beinamen der Bärtige, weil er ein Gelübde gethan, so lange seinen Bart wachsen zu lassen, bis er Nieder-Lothringen, das Erbe seiner Väter, wiedererlangt hätte. Dies gelang ihm im Jahre 1107; er ging von da an triumphirend mit einem ganz glatten Kinn und erhielt später den ehrenvolleren Beinamen Gottfried der Große. Seine Besitzungen waren vielleicht etwas ausgebreiteter als das jetzige Königreich Belgien.

Von dieser erlauchten Abstammung scheint Adelicia, die schöne Maid von Brabant, die ausgezeichnete Schönheit und die großen Talente ererbt zu haben, die in dem Lothringischen Zweige aus Karl's des Großen Stamme von jeher berühmt waren. Sie ist auch wegen ihrer Geschicklichkeit in weiblichen Künsten rühmlichst bekannt gewesen; eine Fahne, die sie in Seide und Gold für ihren Vater gestickt hatte während seines Zuges zur Eroberung seiner Erbstaaten, war durch ganz Europa berühmt geworden, durch den ausgezeichneten Geschmack und die Kunst, welche die fürstliche Jungfrau bei dieser patriotischen Arbeit entwickelt hatte.

Der Ruf von den Reizen und Tugenden der schönen Maid von Brabant veranlaßte die Rathgeber Heinrich's I., sie ihrem Monarchen zur zweiten Gemahlin vorzuschlagen, um ein holdes Gegengift zu werden für den Gram, der sein Leben vergiftete seit dem Verluste seiner Gemahlin, der herrlichen Mathilde von Schottland, und dem grausigen Untergange des weißen Schiffs, das seinen Sohn, den jugendlichen hoffnungsvollen Erben von England, ins Meer versenkt hatte. So ward denn Heinrich I. um Gottfried von Löwen's schöne Tochter, in der Hoffnung, noch einen männlichen Erben zu erzielen. Im achtzehnten Jahre und in der vollen Blüthe ihrer Schönheit vermählte sich Adelicia **) mit Heinrich I., der ihr in Betracht dieser Schönheit eine so reiche Morgengabe aussetzte, daß ihr Vater, gleich nachdem der Ehe-Vertrag unterzeichnet war, sie ihrem verlobten Herrn und Gemahl freudig übergab. Das Volk ward bezaubert von der Holdseligkeit, der Klugheit und milden Tugend, womit die Königliche Braut so reich geschmückt war, und die Chroniken jener Zeit haben eine Menge Lateinischer Verse zu ihrem Lobe aufzuweisen.

Die liebliche Königsmaid von Brabant hatte keine Anwartschaft auf eigenes Glück an der Seite des alternden, von heftiger Zornlaune und tiefster Melancholie so häufig befallenen Gemahls zu hoffen, sie strebte nur danach, sich nach den Neigungen desselben zu richten, und benutzte dann ihren Einfluß auf ihn, um die Herrschaft des Guten und der Religion zu befördern und die Gelehrten und Künstler zu beschützen. Seit dem Jahre 1126 lebte sie mit ihrer Stieftochter, der präsumtiven Thronerbin von England, der vierundzwanzigjährigen Deutschen Kaiserwitwe Mathilde, zusammen im freundlichsten Einverständniß, was bei dem stolzen und heftigen Sinn derselben der jungen Stiefmutter zur besonderen Ehre gereicht: auch war Alicia die Einzige, die Mathilden immer treu zugethan blieb, als Parteikämpfe aller Art gegen sie ausbrachen. Mathildens Gemahl, Kaiser Heinrich V., war nach dem elenden Tode seines Vaters, des unglücklichen Heinrich IV., von Gewissensbissen und Gemüthsunruhe geplagt worden und hatte sich in einer stürmischen Nacht von der Seite seiner jungen Kaiserin erhoben, um mit nackten Füßen und dem Pilgerstabe in der Dunkelheit zu verschwinden; man sah ihn nie wieder in seinem Palast, und eine feierliche Bestattung war zu Ehren seines wahrscheinlichen Todes angeordnet worden. Diese düstere Sage wird von vielen seiner Zeitgenossen erzählt und hinzugefügt, er sey nach England geflohen, wo er als Einsiedler noch zehn Jahre der Buße verlebt haben soll. Die Kaiserin Mathilde widerstrebte anfangs, Deutschland zu verlassen, weil sie ein reiches Wittthum dort besaß und so allgemein beliebt war durch ihre kluge und kluge Haltung, daß die Fürsten des Reichs ihren Königlichen Vater angingen, er möge ihr gestatten, einen zweiten Gemahl unter ihnen zu wählen, indem sie versprachen, der Auserwählte solle der neue Kaiser seyn. Aber König Heinrich I. verzweifelte daran, noch einen männlichen Erben aus seiner sechsjährigen Ehe mit der schönen Adelicia zu erhalten; er nahm deshalb seine einzige Tochter Mathilde für seinen eigenen Thron in Anspruch und entführte sie den bewundernden Unterthanen ihres verstorbenen Gemahls, sie mit sich nach England nehmend. Bald nach der Landung berief der König eine Parlaments-Versammlung, um die verwitwete Kaiserin zur Thronerbin von England erklären zu lassen. Dies war das erste Beispiel einer Bestimmung über weibliche Erbfolge in England. Stephan, Graf von Mortagne, Enkel Wilhelm's des Eroberers, war der Erste, der vor der Tochter seines Lehnsherrn und Oheims das Knie huldigend beugte und feierlich beschwor, ihre Rechte auf den Thron ihres Königlichen Vaters zu beschützen. Es verlautete allgemein, daß Stephan's männliche Schönheit und Ritterlichkeit einen sehr tiefen Eindruck auf die verwitwete Thronerbin von England gemacht haben; er war aber schon verheiratet, sonst würde er wohl als Lieblingsneffe Heinrich's I. zu dem Glücke einer näheren Verbindung mit der jungen Kaiserwitwe gelangt seyn. Nun wurde diese gegen Willen und Neigung mit Gottfried Plantagenet von Anjou verlobt und machte durch ihr Widerstreben und ihre heftige Gemüthsart ihrem Königlichen Vater manchen schweren Tag. Die milde Adelicia stand als Vermittlerin wohlthätig zwischen Beiden und wußte immer den Streit zu beschwichtigen. Mathildens Vermählung fand auch bald nach dem Verlöbniß statt, und sie mußte nun öfter vor den viel heftigeren ehelichen Stürmen zu den früheren väterlichen zurückfliehen. Beide junge Königliche Frauen gaben dem ungeduldig wünschenden Volke auch nicht die mindeste Hoffnung auf einen Thronerben. Adelicia begleitete den König, ihren Gemahl, fast auf allen seinen Zügen und Reisen, weil sie ihm unentbehrlich geworden war bei den Anfällen schwarzer Melancholie, die ihn immer nächtlicher Weile überkamen, und als ihn auf seiner allerletzten Reise in die Normandie auf seinem Schlosse bei Rouen der Tod überraschte, nach einer zu hitzigen Jagd und einer unvorsichtigen Mahlzeit, betrauerte sie wie eine echte Witwe den ihr funfzehn Jahre lang verbunden gewesenen Gemahl. Ob sie ihn jemals wirklich geliebt hat, wird von keinem der vielen Chronikenschreiber berichtet, daß sie aber stolz auf ihn und seine glänzenden Eigenschaften war, erzählt uns ein poetischer Historiker jener Zeit; sie soll während ihrer Witwenschaft aufs sorgfältigste Nachrichten und Notizen über König Heinrich's Leben und Thaten mit Hülfe des Troubadour David gesammelt und aufgeschrieben haben, die aber leider bis jetzt nicht aufgefunden werden konnten. In Arundel Castle, der schönen Besitzung, womit ihr Königlicher Gemahl sie beschenkt hatte, verlebte die schöne Adelicia ihre Trauerzeit in klösterlicher Zurückgezogenheit. Aber ihr war noch viel irdisches Glück vorbehalten worden; sie war, obwohl einige dreißig Jahr alt, noch in voller Schönheitsblüthe und sollte noch den Mann ihres Herzens finden in einem ritterlichen Bewerber, Wilhelm von Albini mit der starken Hand, der sie inbrünstig liebte und während der Zeit ihres Verlöbnisses mit ihm ihr einen Beweis seiner Treue gab, den die

---

*) Auszug aus dem interessanten neuen Werke: Lives of the Queens of England by Agnes Strickland, welches für eine weibliche Feder mit seltener historischer Gründlichkeit behandelt ist und ein erhöhtes Interesse in Anspruch nimmt durch die stete Beziehung auf die Königin Victoria, der es gewidmet ist.

**) Die Geschichtschreiber Englands, Deutschlands, Brabants und der Normandie haben den Namen Adelicia's verschieden geschrieben: Aelitza, Alicia, Adelaide, Alende, auch Adelheit, und in den Sächsischen Chroniken wird sie auch Aetheliz genannt. Die Provençalischen und Wallonischen Dichter, deren großmüthige Beschützerin sie war, nennen sie Alix la Belle, Adelais, Alisa, je nachdem der Vers es mehr oder weniger Silben verlangte. Die neueren Historiker bezeichnen sie immer mit dem lateinisirten Namen Adelisa, doch hat ein gelehrter Nachkomme dieser Fürstin, Mr. Howard of Corby Castle, nachgewiesen, daß Adelicia die richtigste Version sey, und diese ist deshalb auch von uns beibehalten worden.

romantische Erzählungsweise der mittelalterlichen Chroniken nach ihrer Art ausgeschmückt hat. Wilhelm mit der starken Hand gewann nämlich zugleich mit dem Preise auf dem großen Turniere zu Ehren der Vermahlung Ludwig's VII. von Frankreich auch die leidenschaftliche Liebe der lustigen Französischen Königswitwe Adelaide; sie ließ ihn dringend sich zum Ehegemahl werben, aber er antwortete ihr, sein Liebeswort sey längst an Adelicia die Schöne, Englands Königin, verpfändet. Da soll das verschmähte Weib den starkhändigen Albini in eine Höhle ihres Gartens haben werfen lassen, wo sie heimlich einen wilden Löwen gefangen hielt, damit ihre unweibliche Rache blutig und tödtlich ausgeübt werde, aber der tapfere Geliebte Adelicia's riß dem wüthenden Thiere die Zunge aus dem blutdürstigen Rachen und besiegte es augenblicklich. Seitdem führte Wilhelm von Albini einen Löwen *) ohne Zunge in seinem Wappen. Adelicia's Heirat mit dem ritterlichen Wilhelm von Albini fand die volle Zustimmung ihrer ehemaligen Unterthanen; sie lebte fortan im friedlichen Dunkel häuslichen Glückes und ward noch Mutter von sieben blühenden Kindern, deren spätere Nachkommen die beiden unglücklichsten Königinnen von England waren: Anna Boleyn und Katharine Howard stammen aus dem Blute der schönen Maid von Brabant.

Der Stieftochter Adelicia's, der Kaiserin Mathilde, wird von der Verf. kein besonderer Abschnitt gewidmet, da ihre Lebensgeschichte mit der der Ersteren eng verwebt war, nur stürmischer und verwickelter sich auch noch in die Geschichte der Königin Mathilde von Bourgund, der Gemahlin Stephan's von Blois, Grafen von Mortagne, verflechtend und mehrere Momente von romantischer Färbung darbietend. So wird erzählt, es sey einst ein Mönch zu Mathilden gekommen, nachdem sie schon lange in ihrer unglücklichen zweiten Ehe gelebt, und habe sie Nachts an das Sterbebett ihres ersten Gemahls, Kaiser Heinrich's V., geführt, da er vor seinem Tode gewünscht, sie unter seinem wahren Namen noch einmal wiederzusehen. Sie soll ihn auf der Stelle, trotz Ordensgewand und Büßermiene, erkannt und seinen Tod aufrichtig beweint haben. Ihr schöner Vetter Stephan von Blois scheint aber, trotz des ersten todten und des zweiten lebenden Gemahls, große Gewalt über ihr Herz geübt und ihr mehrfachen Tadel zugezogen zu haben; selbst als nach sechsjähriger kinderloser Ehe mit Gottfried Plantagenet, zur größten Freude der Nation, Mathilde einen Prinzen gebar, wurde ihr Verhältniß zu dem schönen Stephan nicht ohne Beziehung auf dieses Ereigniß bespöttelt. Um so merkwürdiger ist der spätere Erbfolgestreit zwischen Stephan und Mathilden. Derselbe Stephan von Blois, Graf von Mortagne, der zuerst den Rechten der einzigen legitimen Tochter Königs Heinrich's I. seinen Schutz knieend gelobt hatte, machte ihr später die Krone streitig und belagerte Schloß Arundel, wohin Mathilde zu ihrer treuen Stiefmutter Adelicia sich geflüchtet hatte. Diese gerieth in große Angst ob der Gefahr, in welche der heißgeliebte Gatte und die Kinder durch die unglückliche Stieftochter gestürzt wurden, und erweichte durch ihr Flehen Stephan's Herz, das vielleicht auch noch durch ein zärtlicheres Andenken an Mathildens einstige Liebe bewegt worden war. Er hob die Belagerung auf und benahm sich sehr großmüthig gegen die geängstigten Frauen. Stephan war nämlich durch den Erzbischof von Canterbury seines Eides gegen Mathilden entbunden, weil der Stewart von König Heinrich's Hofhaltung, Hugo Bigod, auf das Evangelium beschworen hatte, der verblichene Monarch habe auf seinem Todbette die Kaiserliche Tochter enterbt und seinen geliebten Neffen Stephan für seinen Thronerben erklärt. Stephan ward gekrönt und seine holdselige Gemahlin Mathilde ward die letzte Königin Englands aus Angle-Normannischem Stamme. Später gelang es dennoch der Kaiserin Mathilde, als legitime Thronerbin anerkannt zu werden und in Winchester durch Stephan's eigenen Bruder, Heinrich von Blois, Bischof von Winchester, als Herrin von England proklamirt zu werden; aber ihr hochfahrendes stolzes Betragen gegen die Bürger von London war die Ursache, daß sie niemals zur Königin von England gekrönt wurde, und daß das Volk sich gänzlich zu Gunsten Stephan's erklärte, dessen Gemahlin, ein Muster ehelicher Liebe und Duldsamkeit, von der grausamen Mathilde wahrscheinlich aus Eifersucht so schnöde behandelt worden war, daß alle Gemüther durch Mitleid und Bewunderung sich ihr zuwendeten und sie zur Königin von England erhoben durch die feierliche Wiedereinsetzung ihres Gemahls, Stephan's von Blois. Die Kaiserin Mathilde starb 1167. Ihr ältester Sohn, Heinrich Plantagenet von Anjou, war mit Eleonore von Aquitanien verheiratet, die sich um dieses zwanzigjährigen Jünglings willen von Ludwig VII. von Frankreich im dreißigsten Jahre ihres Lebens hatte scheiden lassen und später die Mutter des berühmten Richard Löwenherz wurde. Fr. F. v. H.

*) Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß er einen Löwen in sein Wappen aufnahm, weil seine Königliche Braut, die schöne Adelicia, aus dem Hause Löwen stammte.

Bentley's Briefwechsel.

(Schluß.)

„Hierbei veränderte sich die Gesichtsfarbe des Pächters so sehr, daß er im Begriff war, vor Furcht umzufallen. Ich sagte ihm sodann, daß ich bemerkte, er wäre furchtsam, und daß ich den Geist wieder vertreiben würde, und sprach die Worte aus: Baralipton etc. Hierauf kam er wieder leiblich zu sich, und wir verließen die Kammer und gingen in die Küche hinab, wo wir vorher waren, und blieben hier den übrigen Theil der Nacht wach und hatten durchaus keine Störung. Am Mittwoch in der Nacht lagen der Pächter und ich zusammen, und der Knecht lag allein. Wir hatten abermals keine Störung gehabt. Am Donnerstag in der Nacht lagen der Pächter und ich zusammen in einem Zimmer und der Knecht in einem anderen Zimmer, und er sah etwas in einem schwarzen Kleide durch das Zimmer schreiten und sich an ein Fenster stellen. Hier blieb es einige Zeit stehen und entfernte sich dann. Als der Knecht am Freitag des Morgens mir dies erzählte, fragte ich ihn, warum er mich nicht gerufen hätte, und ich sagte ihm, daß ich es für eine Täuschung oder für einen Betrug hielte: er sagte mir, der Grund, warum er mich nicht gerufen hätte, wäre der, daß er nicht im Stande gewesen wäre, zu sprechen oder sich zu bewegen. In den Nächten des Freitags und Sonnabends lagen wir wie in der vorhergehenden Nacht und hatten keine Störung gehabt. In der Sonntagsnacht lag ich allein in einem Zimmer (nicht in dem, wo der Knecht die Erscheinung sah), und der Pächter und der Knecht lagen zusammen in einem Bette in einem anderen Zimmer; und zwischen Mitternacht und zwei Uhr hörte der Knecht etwas in dem Zimmer am Fuße ihres Bettes einherschreiten und sehr gut pfeifen; endlich kam es an die Seite des Bettes, zog den Vorhang zurück und sah sie an; nach einiger Zeit bewegte es sich wieder fort. Hierauf rief mich der Knecht und bat mich, herbeizukommen, denn es wäre etwas in dem Zimmer und es pfiffe; ich fragte ihn, ob er Licht hätte, oder ob er welches anzünden könnte? Er sagte mir: nein. Hierauf sprang ich aus dem Bette und ging, ohne meine Kleider anzuziehen, aus meinem Zimmer eine Gallerie entlang nach ihrer Thür, welche ich verschlossen oder verriegelt fand. Ich bat ihn, die Thür aufzuriegeln; denn ich konnte nicht hineinkommen; hierauf ging er aus dem Bette und öffnete die Thür, welche nicht weit von dem Bette war, und ging sogleich wieder in das Bett zurück. Ich ging drei bis vier Schritte; und da es Mondschein war, so sah ich die Erscheinung von dem Fuße des Bettes sich wegbewegen und sich an die Mauer lehnen, welche ihr und mein Zimmer theilte. Ich ging und stellte mich demselben gerade gegenüber in einer armlangen Entfernung und fragte es im Namen Gottes, was es wäre und warum es hierher gekommen wäre, uns zu stören. Ich wartete einige Zeit auf Antwort, und da ich keine erhielt und da ich glaubte, es möchte ein schlechter Kerl seyn, der uns nur schrecken wollte, so streckte ich meinen Arm aus, um es zu fühlen, und meine Hand fuhr sichtbar durch die Gestalt desselben und fühlte nicht eher etwas Materielles, als bis sie die Wand berührte; darauf zog ich meine Hand zurück, und immer noch blieb es auf derselben Stelle. Bis jetzt hatte ich nicht die geringste Furcht, und auch jetzt hatte ich sehr wenig Furcht; dann beschwor ich es, mir zu sagen, was es wäre. Als ich diese Worte gesagt hatte, bewegte es sich, seinen Rücken nach der Wand gerichtet, langsam nach der Thür zu. Ich folgte ihm, und wie es zur Thür hinaus ging, wandte es mir seinen Rücken zu; es ging eine Strecke die Gallerie entlang; ich folgte ihm nach der Gallerie, und es verschwand hier, ohne daß eine Ecke da war, um welche es hätte biegen können, und ehe es an das Ende der Gallerie gelangte, wo die Treppe war. Hierauf fühlte ich eine außerordentliche Kälte in meinen Beinen, ob ich gleich mich nicht sehr fürchtete. Ich legte mich in das Bett zwischen den Pächter und seinen Knecht, und sie beklagten sich, daß ich sehr kalt wäre. — Des Pächters Knecht lehnte sich im Bette über seinen Herrn und sah mich meinen Arm gegen die Erscheinung ausstrecken und hörte mich die Worte sprechen; der Pächter hörte auch die Worte ... Die Erscheinung schien ein Morgenkleid von dunkler Farbe zu tragen; es hatte weder Hut noch Kappe, kurzes schwarzes Haar, ein schmales mageres Gesicht von bleicher Farbe und schien ungefähr 45 bis 50 Jahre alt zu seyn; die Augen waren halb geschlossen; die Arme hingen herab, und die Hände waren unten am Ende des Aermels sichtbar, und sie war von mittlerer Größe. Ich zeigte diese Beschreibung dem Rektor zu Havaunt, Herrn John Larner, und dem Major Battin von Langstone, im Kirchsprengel von Havaunt; beide sagten mir, daß die Beschreibung mit der Person Pitfield's, eines früheren Rektors des Ortes, der vor 20 Jahren gestorben war, sehr genau übereinstimme .... Hierauf verließ der Pächter mit seiner Familie das Haus, das seitdem leer geblieben ist. Ein Mann von Chedsoy in Warwickshire, der am Montage nach dem Michaelsfeste in Havaunt auf dem Jahrmarkt gewesen war, ging gegen 9 oder 10 Uhr des Abends an dem sogenannten Pfarrhause vorüber und sah ein Licht in den meisten Zimmern des Hauses. Sich hierüber verwundernd, blickte er durch das Küchenfenster und sah nur ein Licht: doch als er eben sich umdrehen wollte, um wieder fortzugehen, bemerkte er die Gestalt eines Mannes in einem langen Kleide; er machte sich eilig davon; die Erscheinung folgte ihm eine ziemliche Strecke über mehrere Aecker bis zu einem schmalen Weg, den er überschritt, und über eine kleine Wiese; dann über noch einen schmalen Weg bis zu einigen Pfählen, welche dem Pächter Henry Salter gehören und bei einer Scheune stehen, in welcher einige von des Pächters Leuten und noch Andere waren. Dieser Mann ging in die Scheune, erzählte ihnen, wie erschrocken er wäre, und daß er von dem Pfarrhause an bis hierher von einem Gespenst verfolgt würde, das sie noch an den Pfählen stehen sehen könnten, wenn sie hinausgehen wollten; sie gingen hinaus und sahen es an den Pfählen kratzen und ein häßliches Geräusch machen; es stand hier einige Zeit, und dann verschwand es. Ihre Beschreibung stimmte mit dem überein, was ich sah. Diese letztere Erzählung hatte ich von dem Manne selbst, dem es folgte, und auch von des Pächters Leuten.

Tho. Wilkins, Pfarrer von W."

Obgleich diese Geschichte einen Beweis liefert von der allgemeinen Leichtgläubigkeit jener Zeit, so scheint es doch nicht, daß Bentley sie einer besonderen Berücksichtigung werth geachtet hat; denn seine Briefe erwähnen nichts davon.

Wir geben jetzt einige Mittheilungen aus den Briefen eines Deutschen, nämlich des gelehrten Westphalen Küster. Die erste Probe bildet ein Postskript zu einem Lateinischen Briefe:

P. S. „Ich werde in einigen Tagen nach Amsterdam gehen, wo ich die übrigen Abgeordneten Ihrer Universität für das Frankfurter Jubiläum erwarten will. Wir gingen zusammen von Berlin nach Hannover; doch von hier gingen sie nach Hamburg, Bremen, Gröningen u. s. w., um sich nach Holland zu begeben; da ich diese Plätze jedoch früher gesehen hatte, so ging ich direkt nach Holland. Herr Crownfield wird Ihnen mündlich mehr von dem sagen, was sich in Berlin zugetragen hat. Was für herrliche Nachrichten haben wir kürzlich gehabt. Heute hören wir hier, daß Ostende sich dem König Karl unterworfen hat; und zwei Tage zuvor kam ein Courier nach dem Haag an den Gesandten des Kaisers, der einen besonderen Bericht von der Befreiung Barcelona's überbrachte; daß an demselben Tage, als sich die Sonne verfinsterte, die Belagerung aufgehoben wurde; daß die Französische Armee mit einem Verluste von 8000 Mann, die auf dem Platze blieben, gänzlich vernichtet wurde; daß sie alle ihre Kononen, Mörser, Gepäck u. s. w. zurückließen; und daß der König Philipp kaum entkam, welcher, wie ich heute höre, bereits durch Montpellier passirt ist. Doch hiervon werden Sie die Nachrichten bald in England haben. Wenn es Ihnen gefällig ist, mir zu antworten, so adressiren Sie den Brief nach Amsterdam an Herrn Halma, der dafür Sorge tragen wird, daß ich ihn erhalte. Vale iterum."

Die zweite Probe ist noch eigenthümlicher in Bezug auf Styl und Sprache und liefert zugleich ein Beispiel von der Art und Weise, wie damals den vornehmen Gönnern Honorare für Dedicationen abgepreßt wurden:

„Ich habe es für nöthig gehalten, Ihnen in wenigen Zeilen zu schreiben, daß in Bezug auf die Dedication des Aristophanes Mylord Halifax sie angenommen hat. Ich meldete Ihnen früher, daß in London ein Freund sey, der mir für diese Angelegenheit seine Dienste anbot. Ob ich jedoch ihm gleich für seine Bereitwilligkeit dankte und ihm sagte, daß es damit keine Eile hätte, so hat er dennoch, da er, wie es scheint, meinen Brief nicht zeitig genug erhalten hat, die Sache ins Reine gebracht. Ich würde mich über die Maßen freuen, wenn Ihre Gedanken auf denselben Lord gefallen wären. Doch was soll ich nun thun, wenn Sie bereits einen anderen gesprochen hätten? Ich weiß einen Ausweg. Ich könnte, wenn es Ihnen gefällig ist, sagen, daß ich an Sie über zwei Dedicationen, über die des Aristophanes und die der Ausgabe des Neuen Testaments von Dr. Mil, die ich übernommen habe, geschrieben hätte; und daß Sie aus Versehen die eine für die andere genommen hätten. Ich zweifle nicht, daß Sie mit Mylord Halifax gut bekannt sind, und ich würde mich sehr freuen, wenn Sie bei der ersten Gelegenheit die Güte haben wollten, mit ihm über diese Sache zu sprechen. Was das Honorarium anbelangt, so überlasse ich es dem gnädigen Willen des Mylords: jedoch könnte ihm ein Wink hierüber gegeben werden." *)

Herr C. Wordsworth, der Herausgeber von Bentley's Briefwechsel, ist auf Küster sehr aufgebracht, und besonders deswegen, daß ein Gelehrter an einen anderen Gelehrten in einer anderen als der Lateinischen Sprache schreibt, und sagt sogar, daß der Westphale in unserer Achtung gewaltig sinken müsse, da er ein Englisches Postskript einem Lateinischen Briefe angehängt habe. Er sagt, der Gebrauch neuerer Sprachen für solche Zwecke ist nicht nur dem Schreiber persönlich nachtheilig, sondern muß auch, selbst wenn die neuere Sprache richtig angewandt wird, der Gesellschaft, von der er ein Mitglied ist, unvortheilhaft seyn. Er mag die neuere Sprache gut oder schlecht sprechen, „so giebt er damit ein Beispiel, welches, wenn es nachgeahmt wird, zur Auflösung der literarischen Republik, deren Bürger er ist, führen muß. Unsere verständigen Vorfahren theilten einander ihre Gedanken mit, ohne eine andere lebende Sprache zu können, als ihre Muttersprache; wir haben jetzt alle Sprachen gelernt und erfreuen uns nur noch selten solcher Mittheilung. Ihr gegenseitiger Verkehr ward leichter durch ihre Unwissenheit; wir sind still geworden, weil wir sprechen lernen. Da die Gelehrten keine gemeinschaftliche Sprache mehr besitzen, so werden sie bald vergessen, daß sie ein gemeinschaftliches Vaterland haben; sie werden sich einander nicht mehr als geistige Landsleute betrachten; — sie werden Engländer, Franzosen, Holländer seyn, aber keine Gelehrte."

Das heißt in der That die Bewunderung für eine todte Sprache, als ein Universalmittel der Wissenschaft, zu weit treiben, wenn die Briefschreiber diese Sprache nicht mit größerer Reinheit schreiben, als in vielen Briefen dieser Sammlung sichtbar ist.

Die Art und Weise, wie der gelehrte Westphale sich ein Honorar zu sichern sucht, in Bezug auf eine neue Ausgabe des Neuen Testaments, mag uns überzeugen, daß die Gelehrten zur Zeit Bentley's, wie große Kenner der Lateinischen Sprache sie auch waren, in moralischer Hinsicht doch nicht immer allzu gewissenhaft waren. Ja, wir finden sogar, daß Bentley sich bitter über die Unpünktlichkeit beklagt, welche in England in Bezug auf Bezahlung des Schulunterrichts herrschte. Wir sehen daraus, mit welcher Rücksichtslosigkeit ein Bischof unter dem Schutze seiner Gerechtsame unredlich handeln konnte. Bentley schreibt hierüber an den Erzbischof Tenison Folgendes:

„Der Ueberbringer dieses, Herr Hopkins, ein Lehrer am Trinity-Kollegium und eine sehr nützliche Person, da er die meisten Zöglinge hier hat, liegt mit dem Bischof von St. Asaph in Streit wegen einer Schuld, die ihm von dem Bischof für die Erziehung seiner zwei Söhne zukommt. Es scheint, daß man ihm gerathen hat, einen der Söhne zu verhaften; doch er wurde als eine privilegirte Person sogleich wieder frei gelassen, indem sein Vater ihn für seinen Secretair erklärte. Wenn kein Mittel gefunden werden kann, sie zur Bezahlung dieser gerechten Schuld zu verpflichten, so wird dies für unsere Lehrer hier sehr niederschlagend seyn. Herr Hopkins geht jetzt nach London, um zu fragen, ob durch eine Bittschrift an das Haus der Lords der Bischof genöthigt werden könne, seinen Sohn aus diesem Schutze wieder zu entlassen, da dies jedoch eine Sache ist, die einen Bischof betrifft, so will er ohne den Rath von Ew. Gnaden, deren Wohlgewogenheit ich ihn zu empfehlen wage, keinen Schritt thun. Ew. Gnaden mögen ihn daher wohlgeneigt anhören und ihm Ihr Urtheil darüber sagen."

Um endlich auch eine Probe von den Schimpfwortern zu geben, deren sich Bentley bei seinen Streitigkeiten mit den Mitgliedern des Trinity-Kollegiums bediente, so setzen wir folgende Stelle hierher:

„Die Senioren sind eine Schaar von dummen, betrunkenen Tölpeln, die im ganzen Königreiche nicht ihres Gleichen haben; sie sind der Aussatz, der Krebsschaden, der Abschaum der ganzen Universität. Fragen Sie gefälligst Herrn Paul Foley (wenn Sie ihn kennen), der in der vorigen Woche hier gewesen ist, welchen Ruf sie selbst unter ihrer eigenen Partei haben. Ich kann meinen Unwillen nicht zurückhalten, wenn ich sehe, daß Majestät und Macht und Recht von solchen Kohlstrünken nicht im Mindesten berücksichtigt oder geachtet werden." (M. R.)

*) Wir können nicht umhin, den Englischen Text dieses Briefes, den der Deutsche Philologe Küster an Bentley geschrieben hat, unseren Lesern hier mitzutheilen: — I have thought necessary to write to you in a few lines, that concerning the dedication of Aristophanes Mylord Hallifax hath accepted it. I did acquaint you before, that there was a friend in London, who did offer me his service as for that matter. But though y did thank him for his good will, and tell him that there was no hast in this matter; he hath for al that, as having, it seems, not received my lettre in time enough, brought the thing about. I should be mightely pleased, if yours thoughts had fallen upon the same Lord. But now, if you had engaged already with an other, what to do then? I know one expedient. You could say, if you pleas, that y had written to you about twoo dedications, that of Aristophanes and that of the New Edition of Dr. Mils Testament, which y have undertaken; and that by a mistake you had taken one for the other. I do not dout but you are well acquainted with Mylord Hallifax, and y should be wery glad, if by the first opportunity you would be as kind as to talk to him about the same matter. As for the honorarium, y leave it to Mylord's discration: howsoever, a hint might be given to him about it.

Finnland.

Die Götter- und Zauberlehre der Finnen.

(Aus Finnländischen Blättern.)

Aufmerksam gemacht durch die zahlreichen Lieder, welche der Finnländer noch in seiner Muttersprache singt, während der sich zu den Höhergebildeten rechnende Theil der Bevölkerung des Landes in den Städten heute nur Schwedisch spricht, haben in der letzten Zeit die Finnischen Gelehrten und Geschichtsforscher sich auf die Sammlung dieser oft sehr schönen, oft mystisch dunklen Gesänge gelegt. Die größte Ueberraschung dabei war, daß sich aus den im Munde der vielen hier vorhandenen Volkssänger (Rhapsoden) fortlebenden Gesängen oder Runen, wie sie genannt werden, ein sehr langes, vollständig zusammenhängendes und außerordentlich schönes, uraltes National-Epos zusammenstellen ließ, welches von Elias Lönnroth, 37 Bogen stark, unter dem Namen Kalewala herausgegeben worden.

Da dasselbe aus mythischen Sagen besteht, so wird es Veranlassung, die Winke, die sich darin über die alte Volksmythologie finden, und Alles, was sich über letztere, theils aus anderen Gesängen, theils aus älteren und neueren geschichtlichen Untersuchungen, aufbringen ließ, zu vergleichen. Die Götterlehre der Finnen erscheint jedoch sehr dunkel, unzusammenhängend und unentwickelt. Die Ursache hiervon liegt vornehmlich darin, daß die Finnen das Land nur dünn bewohnten und sehr abgesondert unter sich und von anderen Völkern lebten, ja nicht einmal gemeinsame Tempel, Priester und religiöse Zusammenkünfte hatten, durch welche die traditionellen Vorstellungen sich leichter zu einer Einheit, Gesammtheit und Allgemeinheit hätten gestalten können. — Die großen Phänomene der Natur scheinen die Ahnung des Göttlichen bei den Finnen zuerst erweckt zu haben. So erzeugte das Gewitter ihre Vorstellungen von „Juma oder Jumala", der in der Wolke wohnte und sich im Donner (Jumakset) zu erkennen gab, entsprechend dem Thor der Skandinavier, der ebenfalls Donnergott war, der Donnergötter anderer Nationen nicht zu gedenken. Von seinem Wohnort wird er deshalb: der in der Luft Wohnende, der Halter der Wolken, der Lenker der Regengüsse, der Himmlische genannt, aber auch Obergott, Schöpfer. Den Himmel selbst stellten sich die Finnen auf folgende Art vor: es war ein Gebäude mit sechs, ja bisweilen neun Deckeln oder Dächern, auf welchen, wie sie glaubten, Gott in der Nacht ruhe. Die Sonne war Gottes Kopf (päivä, Sonne, von pää, Kopf). Wenn die Sonne unterging, glaubten sie, daß Gott für die Nacht wieder auf des Himmels buntfarbige Deckelgewölbe hinaufstiege, die er aber hinter sich zugeklappt hatte, so daß er jetzt selbst nur an ihrem Rande hinaufklettern konnte. Am Morgen jedoch stieg er auf der anderen Seite herab, öffnete aufs neue einen Deckel nach dem anderen und begann so seine Wanderung von vorn. Gott hatte in der Wolke seine Schmiede, wo er den Himmel und alle dessen Deckel, so wie die ganze Natur geschmiedet hatte. — Nachgehends gab die Mythe Gott Mitgehülfen, Untergötter, genannt Schutzgeister, Könige, Hausväter, Hausmütter, Söhne, Jungfrauen u. s. w. Der Obergott selbst ward jetzt, um ihn von den übrigen zu unterscheiden, gleichsam als oberster Hausvater, Greis (Ukko), auch Vater, alter Mann, bezeichnet. Für seine Person wurde er dann später immer Ukko oder Luoja (Schöpfer) genannt, und der gemeinsame Name für den Obergott und seine Diener wurde Jumala. Als Obergott wurde jener in allen möglichen Fällen angerufen, nicht bloß vom Landmann um Regen, sondern auch vom Jäger, Seemann, Kriegsmann, in Krankheit, für das Gedeihen der Heerden u. s. w.

Als seine Diener oder Untergötter werden folgende genannt: Tapio, Waldgott; Akti, Seegott; Lempo und Hiisi, böse Wesen; Tuoni, der Tod; Kanna, eigentlich Leichengeruch, der Herrscher des Grabes; Louhi, die Herrin in Pohjola, d. h. der Norden; Mielikki, die Wohlwollende; Lonnottaret, Töchter der Natur oder Naturkräfte; Kuuttaret, Mondjungfrauen; Päivättäret, Sonnenjungfrauen; Otavattaret, Jungfrauen des Siebengestirns; Tuulettaret, Windjungfrauen; Suovettaret, Sommerjungfrauen; Etelättäret, Jungfrauen des Südens oder Südwindes; Tuonettaret, Todesjungfrauen, u. m.

Interessanter sind jedenfalls die Untersuchungen, die sich aus dem Kalewala allein ergeben, wenn schon dasselbe sich nicht mit diesen dunklen Gottheiten sämmtlich beschäftigt, und wenn schon der Streit noch gegenwärtig im besten Gange ist, ob die Personen, die in ihm handeln, Kalewa, und besonders Wäinämöinen und Ilmarinen, bloße Helden gewesen sind, die man bisweilen für göttergleich annahm, oder wirkliche Götter. Die Sache ist noch nicht ganz ausgemacht, doch wird die Auslegung von Collan, welche hier nach einigen anderen Bemerkungen sogleich folgen soll, wegen ihrer größeren Klarheit wohl den Sieg behalten. — Kalewa war ein mächtiges Wesen, Vater von zwölf Söhnen, z. B. Hiisi, dem Bösen, der ein Schloß auf einem Berge in Paldamo *) baute; Soini, der an einem Tage nach Limingo *) ruderte und sich dort niederließ; Kihawanskoinen und Likiöinen, welche Wiesen lichteten und Wälder zu Ackerland niederbrannten. Wäinämöinen, der Gott des Gesanges, und Ilmarinen, Gott der Luft und der Winde, werden wohl auch für seine Söhne gehalten, aber alsdann müßte Kalewa identisch mit Kawa seyn, von welchem die Rune sagt:

Alter Kawe, Herr des Nordens,
Alten Wäinämöinen's Vater,
Schlief in seiner Mutter Schoße
Während dreizehn langer Sommer;
Endlich däucht die Zeit ihm sauer,
Unbequem fand er sein Leben,
Schnitt drum auf den Schooß der Mutter.
Stieß dran mit dem Fuß, dem rothen,
Mit des linken Fußes Kleinzeh,
Und als schwerbewaffnet Held kam
Er auf einem Hengst gesattelt
Jetzt aus Kunettare's Seite,
Kindlein aus dem Weiberschoße.

Andere behaupten, daß Ukko und Kawe identisch sind, und Wäinämöinen und Ilmarinen dessen Söhne, also wirkliche Götter. Nach Lönnroth aber sind sie beide historische Personen, Helden, Weise, Künstler, und auf den Ersteren von ihnen ist durch Gedicht oder Sage in späteren Zeiten das göttliche Wesen und die Schöpfergabe übertragen worden, die ursprünglich in der Mythe einer anderen Götterperson gehört haben, deren Name in Vergessenheit gerathen ist (Vorrede zum Kalewala).

Fabian Collan dagegen hat im Helsingfors Morgenblad eine andere, wie uns scheint, wahrscheinlichere Ansicht aufgestellt. Beide waren Söhne des Kawe-Ukko, an seiner Göttermacht und an der Schöpfung theilnehmend; sie wurden dann von der Dichtung auf die Erde herabgezogen, es wurden ihnen irdische Verrichtungen zugetheilt, und auch historische Fakta sind auf sie bezogen worden; so stehen sie in dem Lieder-Cyklus, den wir aus Finnlands Vorzeit besitzen, zugleich als die vortrefflichsten Wesen in dieser epischen Vorwelt, in welche sie nach dem Gedichte Glück und Segen herabbrachten, sich darin aufhielten und ihre idealen Schicksale besangen, so lange der epische Sänger-Geist bei der Nation zu finden war. — Sie wären also nicht Söhne des Kalewa, wozu man auch in den Runen allen gültigen Grund vermißt; von Wäinämöinen heißt es überdies in Kalewala:

Ich war's, der das Meer gewüstet,
Ausgehauen des Oceans Höhlung,
Grund des Fischgeschlechtes Heimat,
Machte tief des Bodens Räume;
Ich steckt' aus der Felder Strecken,
Häufte Höfen aus dem Strande,
Stapelt' Steine auf in Massen;
Ich nahm Theil als dritter Mann auch,
Festzustell'n des Raumes Tiefen,
Aufzubau'n die Himmelswölbung
Und mit Sternen sie zu besetzen.

Ferner wird hier Ilmarinen ein sehr tüchtiger Schmied genannt, der den Himmel schmiedete und den Deckel des Raumes (das Himmelsgewölbe) hämmerte. Daß Wäinämöinen ein finnischer Heidengott und der Repräsentant der finnischen Götterwelt war, erscheint auch aus seinem Verschwinden vor dem Christenthum, so wie es im letzten Gesange des Kalewala berichtet wird. Dort wird erzählt, daß Marjatta (die Jungfrau Maria), ein Mädchen, welches „ihre jungfräuliche Reinheit beibehalten und immer Jungfrau geblieben sey", zuletzt schwanger durch eine Wunder-Beere geworden wäre, die sie verschluckt habe. Als die Zeit ihrer Erlösung eintraf, sandte sie einen Boten aus, um für die Geburtsstunde ein Badezimmer zu erhalten. Der Bote ging zu Kuma Ruotas (Herodes) und seiner Frau, aber mit Härte versagte man hier der Nothbedürftigen Hülfe. Nun ging Marjatta, gehörig mit Badekräutern versehen, „zu dem Gebäude auf dem Fichtenhügel", zu dem Stall in Tapiomäki (des Waldgotts Wohnung); der Dampf aus der Nase eines Pferdes diente hier dem gebärenden Weibe als Bad, und sie gebar einen Sohn, den sie auf das Heu in eine Krippe niederließ. Später wird ein Priester gerufen, um das Kind zu taufen; doch zuerst sollte entschieden werden, ob man es leben lassen wollte, oder nicht. Zum Richter wurde der alte Wäinämöinen gewählt, welcher darauf drang, das Büblein sollte „auf der Karre hinausgefahren und vor den Kopf geklopft werden." Da brach das zwei Wochen alte Kind selbst in die Schmähworte aus:

O, du Graukopf, hier ein Fremdling,
Abenteurer fern aus Korja,
Wie du dummen Spruch gethan hast,
Das Gesetz verkehrt gedeutet!

Der Priester taufte das Kind und ernannte es zu Metsolas König. Der alte Wäinämöinen aber wurde gewaltig aufgebracht über den Schimpf, der ihm widerfahren, und segelte in einem kupfernen Boote fort „zu den äußersten Landesenden, zu den fernsten Himmelsstrichen, und ließ dem Volke Suomis (Finnlands) nur Kantele (seine Harfe) und das Lied zurück."

Daß diese beiden Götterbrüder nicht Heroen in eigentlichem Verstande waren, ist aus historischen Gründen zu beweisen, denn gleich wie der Finnischen Muse kein rein historisches Moment eigen ist, so hat auch die Nation selbst nie ein eigentliches Heldenalter erlebt, sie ist meistens still und in sich gekehrt ihre Bahn durch die Nacht der Jahrhunderte fortgegangen. Niemals hat das finnische Volk, betrachtet als ein Volk, als ein organisches Ganze, feindlich seine Kraft gegen außen, gegen andere Völker gewandt, nie sich als eine kriegführende Nation mit vereinter Kraft und gemeinsamem Streben zu erkennen gegeben, nie hat es in solchem Verstande Streite gekämpft und Siege gewonnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Landschaften in Finnland.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Studien in Frankreich. Herr Amand Saintes, der vor einiger Zeit eine „Kritische Geschichte des Rationalismus in Deutschland" geschrieben, hat jetzt eine „Geschichte des Lebens und der Werke Spinoza's" herausgegeben. *) In der Einleitung seines Buches sagt der Verfasser, daß es hauptsächlich der Einfluß Deutscher Wissenschaft und insbesondere Schleiermacher's sey, was ihn bewogen, die Werke Spinoza's zu studiren, von welchem ihm in seiner Kindheit ein fürchterliches Bild entworfen worden. „Nachdem ich", sagt er unter Anderem, „dasjenige glücklich vergessen, was mir auf dem Seminar von Aix über die Philosophie gelehrt worden war, lernte ich die Schriften Schleiermacher's kennen. Ich wußte bereits, welchen verdienten Ruf der berühmte Professor von Berlin genoß, und daß drei Wissenschaften, die Philologie, die Philosophie und die Theologie, ihn auf gleiche Weise hochgestellt und mit Ehren überhäuft hatten. Was mir jedoch zu ahnen kaum in den Sinn gekommen, war, daß Schleiermacher nicht bloß ein günstiges Urtheil über Spinoza gefällt, sondern ihm auch wahrhaft huldigt, als einem durch Gesinnung und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichneten Mann. Die Worte Schleiermacher's sind zu merkwürdig, um sie hier nicht zu erwähnen" ..... Nachdem Herr Saintes darauf die Worte Schleiermacher's über Spinoza wiedergegeben, fährt er fort: „Mehr bedurfte es nicht, um aus meinem Innern alle jene Vorurtheile, die eine Folge der unvollständigen Studien meiner Jugend waren, vollständig zu verbannen. Von dieser Zeit an war Schleiermacher der Genius, unter dessen Auspizien ich Spinoza's Werke las. Soll ich nun gleicherweise, aus Besorgniß, mißverstanden zu werden, bekennen, daß die Lehren Spinoza's nicht die meinigen sind? Der Leser wird dies leicht wahrnehmen, der die Freundlichkeit hat, sich mit dem Resultat einer Arbeit bekannt zu machen, welche die Liebe zur Wahrheit allein mich unternehmen hieß und zu deren Herausgabe mich jetzt ein gewisser Gerechtigkeitssinn bewegt, da ich das Publikum, wenn auch nicht aufklären, doch wenigstens veranlassen möchte, seine Urtheile über die Männer der Wissenschaft mit größerer Zurückhaltung abzugeben." — Das Buch des Herrn Saintes wird von vielen Seiten als sehr gründlich gerühmt, und wir kommen wohl auch gelegentlich wieder darauf zurück. Eben so wollen wir hier auch nur vorläufig bemerken, daß Herr Alfred Michiels, mit dessen „Studien in Bezug auf Deutschland" (Etudes sur l'Allemagne) wir die Leser des „Magazins" vor etwa zwei Jahren bekannt gemacht **), jetzt eine „Geschichte der literarischen Ideen in Frankreich während des 19ten Jahrhunderts, so wie ihrer Quellen in früheren Jahrhunderten" herausgegeben ***). In diesem Werke zieht Herr Michiels mit scharfer Feder gegen die Ausschweifungen der heutigen Französischen Literatur, die sich ihres Zieles durchaus nicht bewußt sey, zu Felde und sucht dagegen geltend zu machen, daß sie auf dem Wege der Vernunft und der Wahrheit geblieben seyn würde, wenn sie der Richtung, die ihr Frau von Staël durch Hinweisung auf die Deutsche Literatur zu geben suchte, stets gefolgt und ihr treu geblieben wäre. Deutsche Wissenschaft und Kunst sind es, die Herr Michiels auch in diesem Buche, wie in seinem früheren, im Gegensatze zu den Verirrungen der Französischen preist.

*) Histoire de la vie et des ouvrages de B. de Spinoza, fondateur de l'exégèse et de la philosophie moderne, par Amand Saintes. — Paris 1842.

**) S. Nr. 19, 22, 29 und 35 des Magazins vom Jahre 1840.

***) Histoire des idées littéraires en France au dix-neuvième siècle, et de leurs origines dans les siècles antérieurs, par Alfred Michiels. 2 vols. Paris 1842.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 87. Berlin, Freitag den 22. Juli 1842.

Schweiz.

Sismonde de Sismondi.

Genf und mit ihm die Französische Literatur haben wieder einen großen Verlust zu beklagen. Sismondi ist am 25. Juni in einem Alter von 69 Jahren nach einer langen und schmerzhaften Krankheit gestorben.

Seine Familie stammt ursprünglich aus Pisa, und wanderte von da zu Anfang des 16ten Jahrhunderts nach dem Dauphiné und dann nach Genf. Hier wurde Johann Karl Leonhard von Sismondi den 9. Mai 1773 geboren, hier machte er auch seine Studien. 1792 verließ er Genf und begab sich mit seiner Familie nach England. Bei der Rückkehr in seine Heimat, 1794, wurde er mit seinem Vater, der ein Mitglied der alten Regierung gewesen war, als verdächtig eingezogen und Beide zu dem Verlust von zwei Fünftheilen ihres Vermögens und zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt. Nach Ablauf seiner Haft ging er nach Toskana. Hier wurde er in Folge einer Insurrection von den Franzosen als Aristokrat und dann wieder von den Insurgenten als Franzose gefangen gesetzt, denn Genf gehörte damals noch zu Frankreich. Trotz aller dieser Begegnisse kehrte Sismondi 1800 nach Genf zurück.

Seine vielen Werke sind theils in Genf, theils in London, theils in Paris herausgegeben worden. Die politischen Grundsätze Sismondi's waren republikanisch, doch hielt er für eine freie Verfassung immer eine aristokratische Beimischung nothwendig. In seinem Sinne war dieses aristokratische Element Vertreter der allgemeinen Interessen der Civilisation und der Freiheit, als welchen es sich auch in England oft genug bethätigt hat. Man weiß, mit welchem Schmerz er dieses Element in der Genfer Republik angegriffen sah. Es geschah dies durch jene Umwälzungs-Versuche, die sich erst in diesen Tagen, und zwar zu Gunsten der Aristokraten, entschieden haben.

Aber nicht weniger als die Französische Demokratie haßte er auch den Napoleonischen Despotismus und zeigte überall, vor den Ereignissen von 1814, seinen Abscheu gegen die Kaiserliche Regierung. Es scheint, als ob er seine Ansicht nach der Rückkehr des Kaisers von Elba geändert habe. In einer Broschüre forderte er die Franzosen auf, sich um Napoleon zu sammeln und mit ihm die Unabhängigkeit der Nation zu vertheidigen. Napoleon bedachte ihn bei einer Vertheilung des Kreuzes der Ehrenlegion. Aber Sismondi erklärte, daß er nie ein Amt oder irgend eine Art von Belohnung annehmen würde.

Seit der Unabhängigkeit Genfs war er Mitglied des großen Rathes, wo ihm seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein Scharfsinn und seine Loyalität ein gerechtes Uebergewicht gaben. Seine Reden waren kraftvoll und überzeugend, denn durch alle blickte der moralische Charakter, der Sismondi auszeichnete. Sein öffentliches Leben war dem Wohle des Vaterlands, der Freiheit der Völker und der Wissenschaft gewidmet; sein Privatleben, reich an Zügen der Wohlthätigkeit, wurde verschönt durch die Freuden der Freundschaft und durch seine Liebe zu einer Lebensgefährtin, die des charaktervollen Mannes würdig war. Er zählte zu seinen Freunden seine berühmtesten Landsleute und viele ausgezeichnete Männer aus andern Ländern Europa's.

Vermöge seiner ungeheuren literarischen Thätigkeit konnte Sismondi nach den verschiedensten Seiten hin segensreich wirken. Politik, Gesetzgebung, Ackerbau, Staatswirthschaft, Dichtkunst, hauptsächlich aber Geschichte, alles dies wird in den vielen Werken abgehandelt, die aus seiner Feder geflossen sind. Außerdem hat er für gelehrte Zeitschriften, besonders für die Revue Encyclopédique und die Bibliothèque universelle de Genève nicht selten wissenschaftliche Aufsätze geliefert. Bekannt ist auch eine Abhandlung, die er für die Atti dell' Academia italiana gearbeitet hat; denn die Italiänische Sprache war ihm zur zweiten Muttersprache geworden.

Literat in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, theilt Sismondi mit einigen Wenigen der ausgezeichnetsten Geister Frankreichs das Verdienst, die Aufmerksamkeit der Franzosen auf fremde Literatur und auf die eigene ältere gelenkt zu haben. Seine vier Bände De la littérature du Midi de l'Europe (1813), die mehrmals aufgelegt wurden, enthalten ohne Zweifel manche Irrthümer, aber sie haben mit den Schriften Guinguené's und der Frau von Staël in Frankreich das Interesse des Publikums an der zauberhaften Italiänischen Poesie wieder erweckt und für die Spanische und Portugiesische ein neues geschaffen. Sie hatten die Schätze, die in den Liedern der Troubadours verborgen lagen, zu Tage gebracht, ehe noch Raynouard seine „Auswahl von Original-Poesieen der Troubadours" veröffentlichte und gründlichere Studien über die Sprache der Provençalen gemacht wurden.

Eine vollständige, das heißt eine gerechte Würdigung Sismondi's als Historiker würde uns zu Erörterungen führen, für die uns kein Raum gegeben ist. Seine historischen Schriften sind der größte und wesentlichste Theil seiner Werke. Die Titel derselben sind folgende: Geschichte der Italiänischen Republiken des Mittelalters, 16 Bde; Geschichte der Franzosen, 21 Bde., mit Ausnahme dreier noch unvollständiger Bände; Geschichte der Wiedergeburt der Italiänischen Freiheit, 2 Bde; Geschichte des Falls des Römischen Reichs und des Sinkens der Civilisation, 2 Bde. Endlich finden sich auch noch geschichtliche Untersuchungen unter der Form eines Romans in: Julia Severa oder das Jahr 492, 3 Bde.

Nur wenn man bedenkt, daß Sismondi nicht einen Augenblick unbenutzt ließ, kann man sich erklären, wie sein Leben für die ungeheuren Studien, die seine geschichtlichen Werke erforderten, und für seine anderen Arbeiten ausreichte. Dafür, daß er die Treue an die Geschichte brachte, daß er ihre wahre Gestalt zeigte, daß er ihren Einfluß und ihren Zweck erkannte, wird sie selbst ihm ein Denkmal setzen. — Mit einer Ausdauer, wie sie nur das Pflichtgefühl hervorrufen kann, verglich er die Quellen, gab der Geschichte ihr natürliches Kolorit wieder und schützte sie vor den Willkürlichkeiten oberflächlicher und den Verfälschungen parteiischer Forscher.

Wie im Jahre 1780, als Johannes von Müller den ersten Band seiner Geschichte der Schweiz veröffentlichte, geschah es auch in unserem Jahrhunderte (1808, als Sismondi's Geschichte der Italiänischen Republiken erschien), daß ein Schweizer die Kunst der Geschichtschreibung regenerirte.

Kehren wir zu dem Manne selbst zurück: Sismondi starb an einer Magengeschwulst. „Seine Gebeine", sagt der Genfer Courier, „ruhen auf dem Friedhofe von Chêve, an der Seite jener kleinen Kirche, die er das ganze Jahr hindurch jeden Sonntag besuchte, um, wie ein schlichter Bürger, dem Unterrichte in der göttlichen Moral beizuwohnen, die er stolz war, sich als Norm vorzusetzen und durch sein ganzes Leben mit gewissenhafter Strenge zu befolgen."

Frankreich.

Revolutions-Bilder.

II. Ein Brief von Madame Roland an den General Servan.*)

Paris, 25. Dez. Jahr I, 8 Uhr Abends.

Das Datum ist nicht gleichgültig, denn ich weiß nicht, wie der morgende Tag werden wird; es wäre möglich, daß viele ehrliche Leute das Ende desselben nicht erblickten. Es werden unheilvolle Pläne gegen Ludwig geschmiedet, damit man den Deputirten an den Hals kommen und den Minister des Innern in die Metzelei hineinziehen könne. Die Warnungen vervielfältigen sich und verschiedene Nachrichten geben uns die Gewißheit, daß Komplotte vorhanden sind. Werden Maßregeln der Klugheit sie vereiteln können? Das ist die Frage. Ich habe meine Tochter aufs Land geschickt und meine kleinen Angelegenheiten wie zu einer großen Reise geordnet; ich erwarte die Ereignisse festen Sinns. Unsere sozialen Einrichtungen erschweren redlichen Herzen das Leben so sehr, daß der Verlust desselben nicht mehr groß erscheint, und ich habe mich mit der Idee des Todes so vertraut gemacht, daß ich den Mördern entgegengehen werde, wenn sie kommen; auch ich bin überzeugt, daß, wenn sie etwas abhalten kann, dies nur der ruhige Muth und die Verachtung ihrer Anschläge vermag. Herr R. (Roland), den ein Geschwür am Fuße seit zehn Tagen ans Bett oder ans Zimmer fesselt, schleppt sich schon Morgens ins Conseil, das seinen Sitz in den Tuilerieen hat und permanent bleibt, so lange Ludwig sich außerhalb des Gefängnisses befindet. Die Warnungen vor Ermordungen regnen auf meinen Tisch, denn man erweist mir die Ehre, mich zu hassen, und ich weiß wohl, woher das Alles kommt. Als in den ersten vierzehn Tagen des Ministeriums der Bösewicht Danton und der Heuchler Fabre uns beständig umringten und Liebe zur Tugend und zum Recht erheuchelten, haben sie mich ganz durchschaut, und ohne daß ich etwas gesagt hätte, was sie in ihrer Meinung hätte bestätigen können, haben sie erfahren, daß ich zuweilen die Feder führe. Indeß haben die Schriften von Herrn R. einige Wirkung gehabt.

*) Derselbe findet sich mitgetheilt in einem so eben unter dem Titel „Charlotte Corday und Madame Roland" erschienenen Werke von der Dichterin Louise Colet, welche die Schicksale dieser beiden Revolutions-Heldinnen dramatisirt hat.

Der Klässer Marat, der sodann auf mich gehetzt wurde, hat mich nicht einen Augenblick losgelassen; die Pamphlets haben sich vervielfältigt, und ich bezweifle, daß man je so viele Abscheulichkeiten gegen Antoinette geschrieben hat, mit der man mich vergleicht und deren Namen man mir beilegt. Ich habe Schweigen beobachtet und nur durch treues Beharren bei meinen Pflichten und meinem Charakter geantwortet. Ihre Wuth ist dadurch nur gesteigert. Ich bin eine Caligai, Brinvilliers, Voisin, überhaupt das Schrecklichste, was man nur erfinnen kann, und die Damen der Halle wollen mich wie Madame Lamballe behandeln. Demzufolge sende ich Ihnen mein Portrait, denn man muß seinen Freunden doch etwas von sich hinterlassen. Ich sage Ihnen gern, daß Sie nächst meinem Manne, meiner Tochter und einer anderen Person der Einzige sind, der es erhalten wird; es existirt weder für die Welt noch für die gewöhnlichen Freunde.

Ich weiß nicht, was aus Allem werden soll; indeß wenn Paris zu Grunde geht, so muß der Süden den Rest retten. Pache stört die Ordnung der Maschine; er war vortrefflich zum Adjutanten und Rathgeber eines charaktervollen Ministers geeignet, aber zum Minister ist er ganz unbrauchbar. Ich weiß nicht, wo man einen vernünftigen Schriftsteller finden soll; glauben Sie, daß, seitdem Louvet die „sentinelle" nicht mehr machen kann, wir es vergeblich zu Dreien versucht haben und wir die Sache haben aufgeben müssen, weil es an Mitarbeitern fehlte? Sorgen Sie für unser Andenken, wenn nur noch dieses von uns übrig seyn wird; sie sind fähig, es zu besudeln, und wer weiß, was für betrügerische Erfindungen sie schon für die Zeitungen bereit halten. Fast alle unsere Deputirten bewaffnen sich bis zu den Zähnen, wenn sie ausgehen; unzählige Menschen beschwören uns, nicht zu Hause zu schlafen. Eine außerordentliche Freiheit herrscht jetzt in Paris! Wären Sie geblieben, so würde es nicht so weit gekommen seyn. Wären die Föderirten unter Ihren Befehl gestellt worden, so hätten Sie dieselben organisiren und uns einen bedeutenden Stützpunkt verschaffen können; das wäre ein Ersatz für die National-Garde gewesen, die man nicht zu versammeln gewagt hat. Pache hat Ihnen nur die Sache verleidet, Sie hintergangen und ausgezankt. Wenn Sie uns morgen retten, so müssen Sie es aus eigenem Antriebe und der Disziplin zum Trotze thun.

In der That, ich bin dieser Welt überdrüssig; sie ist nicht für gute Menschen gemacht, und man hat deshalb nicht Unrecht, wenn man diese zu vertreiben sucht. Leben Sie wohl, wackerer Bürger; ich liebe Sie und ehre Sie von ganzem Herzen. Ich werde Ihnen in einigen Tagen schreiben, wenn der Sturm uns nicht verschlungen hat. Entgegengesetztenfalls erinnern Sie sich meiner Tochter und unserer theuersten Pläne; ich habe ihr eine vortreffliche Frau beigegeben, die mich ersetzt; sie wird sich zu ihrem Onkel nach Villefranche begeben, um hier ihr Schicksal zu erfüllen; von ihren Aeltern hat sie gute Beispiele, eine vortreffliche Leitung, einigen Ruhm und ein anständiges Vermögen erhalten. Ich grüße Sie freundlichst.

Roland, geborene Philipon.

Finnland.

Die Götter- und Zauberlehre der Finnen.

(Fortsetzung.)

Unter Heldenalter verstehen wir nämlich einen solchen Zeitpunkt in dem großen Lebensdrama eines Volkes, wo es zum Bewußtseyn seiner Kraft erwacht, und von diesem Bewußtseyn getrieben wird, Kampf und Streit zu suchen, seine Kraft mit der Anderer zu messen, gleichsam wie der junge Adler, die Stärke seiner Flügel in der wilden, fröhlichen Jagd nach Sieg und Raub, nach Macht und Ruhm zu prüfen. Damit aber ein solcher Zeitpunkt für eine Nation eintreten kann, ist erforderlich, daß sie zuerst ungestört diese Kraft hat nähren und sammeln können, deren Ueberfülle sich nach außen wenden soll, gleich wie der Strom über seine Ufer geht, und weiter im Zusammenhang hiermit, daß sie zugleich durch einigermaßen starke Bande zu einem Staate vereinigt worden sey, wodurch erst dieses Bewußtseyn der Nationalkraft und das Vertrauen darauf entstehen kann. Solches sind jedoch die Verhältnisse bei keinem der finnischen Völker (in engerer Bedeutung den Lappen, eigentlichen Finnen [die früheren Quenen, Karelen und Tvasten], den Esthen, Liesen und Kuren) gewesen; nein, sie sind seit fast einem Jahrtausend zerstreut, hier- und dorthin geworfen, oft gewaltsam behandelt, bedrängt und wie das Wild vom Jäger verjagt, häufig bezwungen und unterdrückt gewesen, ihre Nationalität deshalb theils vernichtet, oder in Gefahr vernichtet zu werden, wenigstens ohne Gelegenheit, sich in Handlung zu äußern. Wie sollte unter allem diesem ein Heldenalter bei den Finnen eintreten können, wie Nationalkämpfe Raum gewinnen, außer als Nothwehr, wie ruhmvolle Thaten ausgeführt und Siege gewonnen werden? Der Lorbeer wächst nicht auf dem Weidefeld des flüchtigen Nomaden, noch auf dem Kohlenacker des einsamen Waldbauern, noch minder auf der Hufe des Zinspflichtigen oder dem Frohnbeete des Sklaven, auch ist nie dessen Leier zum Siegesgesange bestimmt. Daß hier nicht die Frage von einem einzelnen, geringeren Unternehmen kriegerischer Natur ist, welches dann und wann von einem finnischen Volksstamm ausgehen konnte, versteht sich von selbst; solche beruhen nicht auf einem Heldenalter, einer Blüthe der National-Kraft und des National-Ruhms, sondern sind partielle Aeußerungen der Vertheidigung oder Rache gegen Druck und Gewalt, auch der bloßen Raublust. Solche partielle Unternehmungen sehen wir in den Plünderungszügen der Quenen und Karelen nach Schweden im 8ten und nach Norwegen im 9ten und 13ten Jahrhundert, in dem Kampf der Quenen (und Normannen) gegen die Karelen im 9ten Jahrhundert, in der Plünderung von Sigtuna, der uralten Schwedischen Hauptstadt durch die Karelen im 12ten, und in den beständigen Feindseligkeiten zwischen Jemtländern (Tavasten) von der einen, und Karelen oder Novgorodischen Russen von der anderen Seite während des 11ten bis 13ten Jahrhunderts. (S. Finnlands Vorzeit in chronol. Uebersicht von G. Rein, und Geijer, Gesch. des Schwed. Reiches.) Da nun diese Züge nicht von einer nur einigermaßen zusammenhaltenden und vereinten Nation ausgingen, sondern von zerstreuten Stämmen, welche roh, und wild, fast nicht einmal feste Wohnsitze hatten, so konnten sie auch aus keinem solchen Helden- und Abenteuer-Geist entsprossen seyn, der den wahren Helden schafft, aber bereits ein hervorbrechendes Licht der Gesittung voraussetzt; daher konnten keinenfalls Nationalhelden bei ihnen aufkommen, eben weil die Nation zersplittert war, — noch weniger also ein heroisches Nationalgedicht.

Auch gaben die Kämpfe mit den Lappen keine Gelegenheit zur Bildung einer Heldenzeit. Sowohl Finnen wie Lappen fehlte ein Oberhaupt, und sie waren zu keiner Art von Staat vereinigt. Die Lappen fielen zwar im 15ten Jahrhundert in das nördliche Finnland, vorzüglich in Tavastland, Savolax und das nördliche Oesterbotten häufig ein. Nationalhelden entstehen aber nicht durch Auszeichnung in kleinen Streifzügen und Waldfehden, der ganzen Kriegskunst dieser Leute, die hier und da auf ihren Fisch- und Jagdplätzen, oder in ihren einsamen Waldbrandäckern zerstreut sind. Die Runen haben Wäinämöinen's und Ilmarinen's Kämpfe mit den Lappen auch nur darum bewahrt, weil es ein ethischer und intellektueller Kampf des Wissens und der Zauberkunst war. Die Lappen wurden für überlegene Zauberer angesehen, und nicht bloß als der Finnen Feinde, sondern als böse Menschen. Ihre Heimat, Pohja, war für die Finnen die Heimat alles Bösen. Gleich wie diese Auffassung des ganzen Kampfes die einzige war, welche dem Stoff des Gedichtes sein Gewicht und seinen Glanz verleihen konnte, so war sie es auch, welche am besten mit der nationalen Denkungsweise der Finnen übereinstimmte, diesem kontemplativen Ernste, der mehr liebt, die Macht seines Geistes im düstern, mystischen Zaubergesange zu prüfen, als in freudigen heroischen oder lyrischen Liedern das Gefühl des Sieges und der Fröhlichkeit zu ergießen, welche nur das Loos der auf lichten Bahnen wandernden Nationen sind; und aus diesen beiden Umständen vereint ging jene moralische Auffassung als eine nothwendige Folge hervor. — Ueberdies nimmt das Finnische Volk nie Theil an der Kalewala-Helden Kämpfen, die auch mit der Macht des Wortes, mit Zauberrunen und Beschwörungen, nicht mit Waffen geführt wurden. Dieser Streit mit den Lappen ist überhaupt nur ein ethisch-mythischer, kein historischer. Während der zersplitterten Verhältnisse, in welchen sich die Nation in jenem Zeitraume befand, wo sie von den Skandinaviern verdrängt wurde und selbst die Lappen verdrängte, — wo die Quenen mit den Karelen stritten, und diese in beständiger Fehde mit den Tavasten waren — hätten diese beiden Charaktere, Wäinämöinen und Ilmarinen, im Fall sie bei einem der Stämme historisch aufgetreten wären, schwerlich ein Gemeingut der ganzen Nation, d. h. für Alle gleich theuer, von Allen gleichmäßig nach dem Tode verehrt werden können. Was der eine Stamm hoch gepriesen hätte, das hätte der andere damals nothwendig gehaßt und verabscheut. Und noch aus zwei Gründen kann die Gottheit und die bloß mythische Existenz dieser Personen bewiesen werden. Sie werden erstlich nie dargestellt als nach Verlauf einer rein irdischen Thätigkeit zu Göttern erhoben, so daß dies gleichsam ihr Ende und Siegerlohn gewesen wäre. Und es wäre zweitens gegen alle Göttersage streitend, daß Menschen von der Sage nicht bloß mit göttlichen Eigenschaften, sondern mit Theilnahme am Schöpfungsakte bekleidet würden.

Eine Eigenthümlichkeit besitzt die Finnische Göttersage darin, daß diese Götterwesen, wenn sie als auf der Erde auftretend und als Menschen handelnd vorgestellt werden, nicht mehr im Besitz ihrer absoluten Göttermacht dargestellt werden, sie besitzen nur einen gewissen Grad von Ueberlegenheit über die Letzteren. Die Ursache hierzu ist folgende: Zuvörderst scheint der Finne mit seinem ruhigen Urtheilsvermögen, seinem noch nicht irre geleiteten Verstande eingesehen zu haben, wie ungereimt es sey, daß Götter in der Ausübung ihrer ganzen Macht unter die Menschen herabgegangen wären; sie mußten alsdann entweder vieler von deren Schwächen und Mängeln theilhaftig seyn — sobald irgend ein Abenteuer gemeinsam mit den Menschen in Frage kam — oder sie mußten im vollen Glanze ihrer Herrlichkeit strahlen. Hiermit in nahem Zusammenhang steht zweitens, was aus den alten Gesängen der Finnen deutlich hervorgeht, daß sie die Göttlichkeit für zu hoch und abstrakt ansahen, um in unmittelbare Berührung mit Menschen zu kommen, und auf der anderen Seite vermöge ihrer Vernunft für zu stark und unabhängig, um dessen benöthigt zu seyn. (Tacitus sagt von ihnen: Securi adversus homines, securi adversus deos, rem difficillimam assecuti sunt, ut illis ne voto quidem opus esset. Germ. XLVI.) Sie schreiben der Gottheit, als Gottheit, bloß das Erschaffen und Lenken der Welt zu; dies war das Einzige, aber auch Unerreichbare, was sie über sich stellten; Alles andere, was nur unten auf der Erde ausgeführt, gebildet und geschaffen zu werden brauchte, konnte durch die Kraft des Wissens und der Zauberei geschehen. Diese Idee ist es eigentlich, welche dem eigenthümlichen Zuge zum Grunde liegt, der stets die finnische Volksdenkweise ausgezeichnet hat: die Ausübung der Zauberei und der Glaube an deren unfehlbare Kraft bei jeder vorkommenden Gelegenheit. Dieser Umstand, der historisch bekannt ist, wird aus den alten Gesängen erklärlich und bestätigt: niemals wird hier etwas Anderes von Ukko's, Wäinämöinen's und Ilmarinen's Thätigkeit durch absolute Göttermacht berichtet, als Erschaffung, Erhaltung, Regierung.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Die Prijuty (Anstalten für verwahrloste Kinder) in Rußland.

Von A. Baschuzkij.

Unsere Anstalten für verwahrloste Kinder sind sehr Vielen nur ihrem Namen nach, weit Mehreren aber ganz und gar nicht bekannt, und doch giebt es deren schon zwölf in der Hauptstadt, vier in den Gouvernements, und zehn andere sollen im Laufe des gegenwärtigen Jahres noch eröffnet werden. Schon mehr als drei Jahre werden fast 2000 Kinder in diesen Anstalten beaufsichtigt und durch alle dem Menschen mögliche Mittel auf die Bahn derjenigen Tugenden gelenkt, welche zum Glücke der Gesellschaft und des Individuums nothwendig sind. Wer unter den Prijuty eine Art von Schulen für Armenkinder sich denkt, der erhält nur einen sehr schwachen Begriff von dem Gefühle tiefer Barmherzigkeit, womit sie gegründet sind. Um sie ganz zu begreifen, mit ihnen sich zu befreunden, entsage man nur auf eine Stunde seinem weltlichen Treiben und lese die Statuten und Reglements derselben, welche 1839 erschienen; man besuche die Anstalten selber, und nicht bloß einmal, denn anfänglich erscheint dem unerfahrenen Blick, der oberflächlichen Beobachtung in den Details der Einrichtung und der Erziehungs-Regeln Vieles wunderlich, ja barbarisch; man mache sich mit den vierjährigen Resultaten bekannt und würdige die Mittel, welche zur guten Erziehung der Kinder vom ärmsten und niedrigsten Stande führen; man nähere sich den verehrungswerthen Personen, die mit edelster Uneigennützigkeit an diesem wahrhaft guten Werke thätig sind; man beurtheile die Wirkungen nach den Prinzipien, welche diesem Institut als Grundlage dienen, und man wird mit Ueberzeugung sagen können, daß es ein im vollsten Sinne nützliches Institut ist. Echte Barmherzigkeit hat zu seiner Gründung und Unterhaltung Leute geführt, die ihr Geld, ihre Zeit und mühevolle Arbeiten ohne Lohn daran wendeten — ohne Lohn im materiellen Sinne des Wortes, aber um reichen Lohn im rein christlichen Sinne, d. h. um die ärmsten und verwahrlosesten Kinder vom Elend, Laster und Irreligiosität zu erlösen, den Familien wackere Mitglieder, dem Vaterland rechtschaffene Bürger, der Menschheit — Menschen zu verschaffen, die in bescheidener und nützlicher Thätigkeit, in Glauben und Sittlichkeit, in Ehrfurcht vor allem Himmlischen und Irdischen, was der Mensch zu seinem eigenen und Aller Heile ehren muß, dasjenige Ziel erreichen, dem sie ohne diese wohlthätige Erziehung in Thorheit, Laster, Schelmerei und Verhärtung der Gefühle entgegenstreben würden. *)

Wenn wir täglich in unseren Zeitungen mit der Beschreibung von Bällen, theatralischen Aufführungen, Mode-Lappalien und unwichtigen Neuigkeiten ansehnliche Räume füllen, so möge die Aufmerksamkeit unserer Leser — derjenigen, die weder Ueberschrift noch Inhalt unseres Artikels abschreckt — auch einmal einem Gegenstande zugelenkt werden, der weniger angenehm unterhaltend, als — und zwar im höchsten Grade — tröstlich und erquicklich ist. Vielleicht gelingt es mir, ein inniges Interesse für den Gegenstand auch in Solchen zu wecken, die, ob zwar nicht aus Hartherzigkeit, so doch aus Gewohnheit, nur sehr selten von dem bunten Spiele irdischer Eitelkeit sich abwenden und an etwas denken, das Gott so wohlgefällig ist.

Die Anstalt für verwahrloste Kinder ist eine Pflanzschule echter christlicher Tugend. Ihre Pforte öffnet sich den hülflosen, den halb- oder gänzlich bettelarmen Kindern aller Stände; den Kindern, die in Folge der Lebensweise und der Beschäftigungen ihrer Aeltern nicht nur keine Art von Bildung erhalten könnten, sondern auch selbst derjenigen Aufsicht und älterlichen Erziehung beraubt seyn würden, bei welcher das Gefühl, das die Natur ins Herz des Vaters und der Mutter legt, in gewissem Betrachte die fehlenden Mittel ersetzt. Was wäre aus diesen Unschuldigen geworden? Was wird in der That aus neun Zehntheilen der Kinder dieser Familien, in denen nach glaubwürdigen statistischen Angaben die Fruchtbarkeit der Mütter fast alle Mal eben so groß ist, wie ihre Armuth? Wenn sie, in dem für Eindrücke empfänglichsten jugendlichen Alter auf den Schauplatz der Unwissenheit und Rohheit gestellt, der Willkür der Natur und der Umstände preisgegeben, nicht schon in der älterlichen Hütte das moralische Gift einathmen, so lernen sie in den Straßen der großen Stadt, in denen sie sich umhertreiben, nach und nach alle Frechheit und Unverschämtheit der verworfensten Taugenichtse — der Säufer schickt sie in die Schenke; der Wüstling läßt sie für ein paar Kopeken seine Aufträge bestellen; der Bettler spekulirt mit ihnen, miethet sie, um statt seiner Almosen zu erbitten — dies ist die Schule einer außerordentlichen großen Zahl von Kindern der ärmsten Klassen! Täuscher euch nicht mit dem Glauben, daß ich lüge oder übertreibe, ihr, die ihr Alles durch die bunten Fensterscheiben eines reichen Kabinettes gesehen und keine Gelegenheit gehabt, mit dem Elend reicher Hauptstädte in nahe Berührung zu kommen. Dies Alles kann durch keine polizeilichen Maßregeln abgewendet werden; alle Mittel sind umsonst, alle Palliative unwirksam, wenn die unglückliche ärmere Bevölkerung so gut als im Keime verdorben aufwächst, erstarkt, und um so weniger im Stande ist, eine andere als die ihr vom Schicksal aufgedrungene Lebensweise zu ergreifen, je unsträflicher die andere Lebensweise ist. Der betrübenden Beispiele sind unzählige; aber eine kritische Bearbeitung dieses ungeheuren Materials ist unserer Statistik und politischer Oekonomie überhaupt unmöglich; sie gehört in das Bereich der christlichen politischen Oekonomie.

Die einzige Wissenschaft, die man in einer Anstalt für verwahrloste Kinder lehrt, ist — gute Sitte; der einzige Lehrer — ein Diener der Kirche. Die häufige Anwesenheit des Geistlichen, sein Aeußeres, seine belehrenden Gespräche und die rein christliche Tendenz derselben bringen in den zarten Gemüthern schon äußerst wohlthätige Wirkungen hervor. Das Kind findet in dem Prijut jeden Tag eine liebevolle und mütterliche Pflege; man wäscht ihm Gesicht und Hände, läßt es Schuhe und Strümpfe wechseln, zieht ihm eine einfache reinliche Bleuse und Schürze an. Nach dieser praktischen Anweisung zur Reinlichkeit und Ordnung beginnt das Tagewerk mit einem allgemeinen Morgenlied, welches hundert und mehr Kinder dem Erlöser singen, in dessen Namen die Hand der Barmherzigkeit sie hier vereinigt hat.

Die Beschäftigungen der Kinder werden ganz nach Maßgabe des Alters und der Fähigkeit eines jeden unter sie vertheilt. Nichts ermüdet die Kleinen, Alles erfreut sie, weckt ihre guten Neigungen und nährt ihre Wißbegierde. Sie müssen der Reihe nach die Aufwartung übernehmen, und lernen so wirthschaften: sie sehen, wie man ihnen eine gesunde, aber einfache Kost zubereitet, wie viel von jedem Gegenstande und für welche Anzahl Kinder es gebraucht wird, was jeder Artikel kostete. Ihre Wißbegierde wird noch ferner befriedigt. Fraget jedes Kind, das ein paar Monate in der Anstalt gewesen, und es wird euch verständlich und befriedigend sagen, wie die Speisen zubereitet werden, wie hoch die einzelnen Artikel zu stehen kommen u. s. w. Es wird auf dem Rechenbrette Alles berechnen, wird euch sagen, wie man das schwarze Brod bäckt und den Kwaß braut. Es kennt alle Küchengewächse, ihren Gebrauch und ihre Zubereitung; es weiß, wie man die Zeit eintheilt, ist mit den verschiedenen Geldsorten und dem Werthe der Metalle vertraut. Der Kleine besitzt die nothwendige Kenntniß von den Natur-Erscheinungen, wie von Handarbeiten und Gewerben, die seiner Sphäre zunächst liegen; er selber verfertigt Schuhe aus Sahlleisten, Körbchen aus Rohr und Fischbein; er näht Zwirnband, strickt Strümpfe, macht Schnüre und Kanten. Vermittelst eines beweglichen Alphabetes lernt er spielend lesen; er schreibt eine leserliche Hand, erzählt offenherzig, was er gehört hat, und hört nur Gutes und Nützliches.

Auf einer Tafel sind viele Jahrzahlen verzeichnet; ihr deutet auf diese oder jene, und das Kind wird euch sofort sagen, was für eine das Vaterland verherrlichende Begebenheit das betreffende Jahr bezeichnet. Am besten aber ist es mit der biblischen Geschichte vertraut, und diese liebt es auch am meisten. Fünfundsiebenzig an den Wänden hangende Bilder, welche der Geistliche mündlich erläutert, stellen merkwürdige und lehrreiche Begebenheiten des Alten und Neuen Testamentes dar. Gehst Du in die Anstalt und fragst: „Kinder, wer kann mir von der Güte und Barmherzigkeit Gottes erzählen?“ so stehen gleich mehrere der Kleinen auf und erheben ihre Händchen voll Begierde, Dir zu erzählen, was sie so oft und mit großem Vergnügen von dem Geistlichen gehört haben.

Und diese nämlichen Kleinen sind die armen verwahrlosten Gassenkinder! Und wie rasch geht ihre Verwandlung von Statten. — Ihr werdet sagen: man plagt sie wohl mit beständiger Arbeit? Aber sie lernen eigentlich nie wie man in Schulen lernt: sie sehen nur auf die Bilder und hören Erzählungen an. Dazu wird ein und derselbe Gegenstand nie länger als eine halbe Stunde vorgenommen. — Aber man straft sie hart? Nichts weniger: die härteste Strafe des minder folgsamen Kindes besteht darin, daß man ihm in Gegenwart aller seiner Kameraden einen mündlichen Verweis giebt und ihm die Theilnahme an ihren Spielen und Beschäftigungen, die unzertrennlich mit einander verbunden sind, eine Zeitlang untersagt. Hieraus kann Jeder ohne Schwierigkeit abnehmen, welche Richtung die Gefühle der kleinen Zöglinge erhalten. Ein Kind von bereits verdorbenen Sitten wird unter keinem Vorwande in der Anstalt geduldet: dies ist ein Grundprinzip; allein wir können freudig hinzufügen, daß innerhalb vier Jahren von zweitausend Kindern, welche die Prijuty besucht haben, noch kein Einziges auf den Grund dieses Prinzipes ausgeschlossen worden ist!

Ehrgefühl und Rechtlichkeit, Friedfertigkeit, Gottesfurcht, Sittlichkeit, Ehrfurcht gegen höhere Personen, Reinlichkeit, Fleiß und Ordnungsliebe sind die Grundlagen der Erziehung in den Prijuty. Der Gehorsam, zu welchem die Jugend vermittelst besonderer Unterweisung angehalten wird, läßt nichts mehr zu wünschen übrig, und dies verdient um so größere Beachtung, als es, wie schon angedeutet, in den Prijuty durchaus keine körperliche Strafen giebt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die Aeltern selbst gleichsam mit ihren Kindern, die sie alltäglich nach den Anstalten bringen, erzogen werden. Der Lehrer dieser hülflosen Wesen ist, wie schon bemerkt, ein Geistlicher; ihr Direktor ein Arzt; ihre zweite Mutter, eine Aufseherin, die beständig bei ihnen ist. Die Behörde der Prijuty kann diesen wahrhaft verehrungswürdigen Aufseherinnen öffentlich ihre Erkenntlichkeit ausdrücken: ihr Leben und Wirken sind Gott eben so wohlgefällig als sie der Menschheit nützlich sind. Die Fürsorgerin jedes Prijut ist eine Dame aus den höheren Kreisen, denen der Sinn für alles Gute und Schöne eben so unentbehrlich ist, wie ein unbefleckter Ruf und edle Bestrebungen. Unter solchen Führern wächst die Klasse der ärmsten Kinder, seitdem die Prijuty eröffnet worden, nicht mehr zur Schande oder zum Verderben der gebildeten Gesellschaft heran. Unter beständigen Spielen erzogen, singen die Kinder fast ohne Unterbrechung heilige Lieder und Gebete; dies ist ihre Lieblings-Thätigkeit wenn sie arbeiten und sogar in ihren Erholungsstunden. Die Gewohnheit, Alles mit Gott anzufangen, die Erlernung von Gebeten und Liedern, selbst die zum Herzen dringenden Weisen der geistlichen Gesänge, machen die Sitten milder, beschwichtigen den Sturm der Begierden und wecken edlere Regungen. Gleichzeitig wirken die Bewegung, die frohe Laune und unschädliche Leibesübungen trefflich auf die Entwickelung des Körpers. Die sehr häufigen körperlichen Uebel, mit denen Kinder dieser Art behaftet sind, verschwinden in den Prijuty spurlos; während in der Demidov-

*) Prijut ist wahrscheinlich so viel als prijom (prijatie, prinjatie), Aufnahme, und bezeichnet hier einen Ort der Aufnahme.

schen Arbeits-Anstalt ein böses Scharlachfieber herrschte, wurde in einem Prijut, das in demselben Gebäude lag und mehr als hundert Kinder beherbergte, kein einziges Kind preßhaft. Aus den statistischen Tabellen ersieht man, wie sehr viele Kinder in dem gefährlichen Lebensalter zwischen drei und zehn Jahren hinsterben. In den Prijuty verhält sich aber die Zahl der Gestorbenen zur Zahl der am Leben Gebliebenen wie 1 zu 49½, ein fast unglaubliches Resultat wegen der Seltenheit einer so tröstlichen Erscheinung. Würde aber für diese unglücklichen Kinder nicht in solcher Art gesorgt, so stürben ihrer wahrscheinlich im Durchschnitt 55 bis 60 von 100; und die übrigen wären dem moralischen Tode preisgegeben, um in ihrem reifen Alter eine ansteckende Seuche zu verbreiten.

Alle diese Anstalten werden durch Wohlthätigkeit allein gegründet und unterhalten; aber die Zahl der Wohlthäter ist sehr eingeschränkt, und hieraus ergiebt sich schon, wie reich die Gaben dieser Wenigen seyn müssen. Zwei edle Frauen vom höchsten Stande unterhalten auf ihre Kosten zwei von ihnen gestiftete Prijuty, die ihre Namen führen; die übrigen Prijuty verdanken hauptsächlich einer bedeutenden Zahl höchst achtungswerther Mitglieder der St. Petersburger Kaufmannschaft ihr Daseyn und Fortbestehen.

(Can. Ilu.)

Mannigfaltiges.

— **Plato und Goethe.** Zwei Professoren der Universität Upsala, die Herren E. A. Schröder und P. D. A. Atterbom, haben unter dem Titel „Plato und Goethe" eine Schrift herausgegeben, die hauptsächlich dazu bestimmt ist, ein Buch über die Ehe, das ein dritter Professor der genannten Universität, Herr Israel Hwasser, geschrieben, zu widerlegen.*) Letzterer hatte in diesem Buche namentlich aus Plato's „Republik" und aus Goethe's „Wahlverwandtschaften" Stellen angeführt, die einerseits für seine pantheistische Weltansicht und andererseits für seine Ideen über die Ehe und von der „freien Frau" zeugen sollten. Dem stellt nun Herr Schröder aus Plato's und Herr Atterbom aus Goethe's Werken andere Stellen entgegen, welche darzuthun bestimmt sind, daß des Ersteren Objektivität „weder auf des Begriffes Selbstvergötterung noch auf einem logischen Trugschluß beruhte" und daß Goethe die Heiligkeit der Ehe und die Unantastbarkeit ihrer Form bei unzähligen Gelegenheiten hochgestellt und zum Gegenstande poetischer Behandlung gemacht habe.

— **Deutscher Geist in England.** In einem Artikel „zur Charakteristik des Deutschen Genius", den das letzte Heft der Foreign Quarterly Review enthält, heißt es unter Anderem: „Die Theorieen und Gedanken der Deutschen sind es, die in der Geschichte des Europäischen Geistes an die Stelle traten, welche bis dahin die großen Schriftsteller der Franzosen eingenommen: an die Stelle Voltaire's und Rousseau's traten die Dichter und die Denker Deutschlands. Es wird nicht bloß von jedem Gebildeten gefordert, daß er die Werke dieser Männer kenne, sondern ihre Gesinnungen und Ansichten selbst sind es, die in den Schriften der Zeitgenossen aller anderen Länder sich geltend machen und in modifizirter Gestalt zur Erscheinung kommen. In England z. B. müssen zunächst Scott und Byron in demjenigen, was das Wesentlichste an ihnen ist, die Deutschen als ihre Vorgänger anerkennen, obwohl unbezweifelt der Feudalismus des Einen und der Suicidismus des Anderen bei ihnen vollständiger ausgebildet ist, als bei irgend einem Ausländer, der auf sie einen Einfluß geübt. Coleridge war der geniale Dolmetsch der tiefen Speculationen zuerst Kant's und dann Schelling's. Wordsworth, der unter der Maske des Dichters ein trefflicher Moral-Philosoph ist, trägt nur Lehren vor, die man, lange bevor seine Dichtungen erschienen, vollständiger und lebendiger bei den großen Schriftstellern des Deutschen Volkes hätte finden können."

*) Plato och Goethe. Betraktelser med anledning af Israel Hwasseers bok: Om Äktenskapet. Af E. A. Schröder och P. D. A. Atterbom. — Upsala, 1842.

Bibliographie.*)

England.

A. Pulling A practical treatise of the laws, customs and regulations of the city and port of London, as settled by charter, usage, by-law or statute. 8. London. 16 s.

J. C. Prichard Natural history of man. 8. London. — Von diesem auf 10 Kupfer., à 2 s. 6 d., berechneten Werke sind bis jetzt Part 1—6 erschienen. Es enthält die trefflichen Zeichnungen des Verf. der Researches into the natural history of mankind. Spätere Lieferungen 1 l. 11 s. 6 d.

H. Denny Monographia anoplurorum Britanniae; or an essay on the British species of parasitic insects belonging to the order anoplura of Leach. 8. Mit Kupf. London. 1 l. 11 s. 6 d.

T. Arnold Introductory lectures on modern history, delivered in lent term, 1842. 8. London. 10 s. 6 d. — Dieses Werk eines höchst achtbaren Englischen Gelehrten, der den 12. Juni d. J. zu Oxford starb, wohin er kürzlich als Prof. der neueren Geschichte berufen, nachdem er viele Jahre Director der Schule zu Rugby gewesen. Philologen ist er durch seine Ausgabe des Thucydides und seine History of Rome bekannt.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

J. Bandinel Some account of the trade in slaves from Africa as connected with Europe and America; from the introduction of the trade into modern Europe down to the present time; especially with reference to the efforts made by the British government for its extinction. 8. London. 9 s. — Auf Veranlassung und mit Unterstützung der Englischen Regierung geschrieben.

Kitab Almelali Venalnahali. Book of religious and philosophical sects, by Muhammad Al-Shahristani. Pt. 1. Containing the account of religious sects. Now first edited from the collation of several mss. by W. Cureton. 8. London. — Erste Publication der Society for the publication of oriental texts, welche neuerdings, vorzüglich auf Betrieb des verdienten Grafen Munster, neben der unter dem Titel Oriental translation Fund seit Jahren thätigen Gesellschaft in England entstanden. Jährlicher Beitrag 2 Guineen. Jetzt fehlt nur noch eine Gesellschaft zum Behuf der Herausgabe orientalischer Texte mit hinzugefügter Uebersetzung, während eine solche vielmehr die erste und einzige hätte seyn sollen. In der That haben auch mehrere von dem Oriental translat. Fund herausgegebene Werke, dem ursprünglichen Plane entgegen, Text und Uebersetzung.

S. Roberts The gypsies: their origin, continuance and destination; or the sealed book opened. 3. edition. 8. Mit Kupf. — Ein neues Zeitalter. Werk über die Zigeuner, von Prichard, ist in Nr. 33 angezeigt.

Thucydides History of the Peloponnesian war. A new recension of the text, with copious notes, critical, philological and explanatory. By S. T. Bloomfield. Vol. 1. 8. Mit Karte u. Plan. London. 18 s.

T. Fuller The church history of Britain, from the birth of Jesus Christ until the year 1648. A new edition, with the author's corrections; also numerous notes and emendations, by J. Nichols. 3 vol. 8. London. 1 l. 7 s. — **E. Stillingfleet** Origines Britannicae; or the antiquities of the British churches. A new edition, with additional notes, by T. P. Pantin. 2 vol. 8. Oxford. 1 l. 1 s. — Neue Ausgaben zweier unentbehrlichen und zuerst in den J. 1655 und 1685 gedruckten Werke über die Geschichte der Englischen Kirche. Man vergl. über Thomas Fuller Nr. 33 u. 60 des Mag. Art. England. — Gleichzeitig erschien die 2. Ausgabe eines älteren wichtigen Werkes über das Kirchenrecht: **R. Burn** Ecclesiastical law. 9. (sehr verm.) edition. By R. Phillimore. 4 vol. 8. London. 3 l. 16 s. — Auch die nachfolgenden beiden Schriften betreffen die Engl. Kirche.

T. Lathbury A history of the convocation of the church of England; being an account of the proceedings of Anglican ecclesiastical councils from the earliest period. 8. London. 7 s. 6 d.

Liturgiae Britannicae; or the several editions of the Book of common prayer of the church of England, from its compilation to the last revision. By W. Keeling. 8. London oder Cambridge. 1 l. 1 s.

W. F. Ainsworth Travels and researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea and Armenia. 2 vol. 8. Mit Kupf. London. 1 l. 4 s.

Sus. Blamire (Miss) Poetical works. Now for the first time collected, by H. Lonsdale, with a preface, memoir and notes, by P. Maxwell. 8. London. 3 s. 6 d. — Eine bisher zu wenig beachtete Dichterin. Ihre schr ist das Lied What ails this heart o' mine und andere im Munde des Volkes lebende Lieder. — Neue Ausgaben der Werke zweier allgemein bekannten Engl. Dichter (Burns u. Chatterton) sind:

R. Burns Works. With a new life of B. and explanatory notes, by A. Cunningham. gr. 8. Mit 13 Kupf. London. 18 s.

T. Chatterton Poetical works: with notices of his life; history of the Rowley controversy; his letters and notes, critical and explanatory. 2 vol. 8. Cambridge. 15 s.

M. A. Lower English surnames: essays on family nomenclature, historical, etymological and humorous. 8. Mit Holzschn. London. 6 s. Gr. on large paper 10 s. 6 d. — Interessantes und noch wenig bearbeitetes Thema.

Memoirs of the literary and philosophical Society of Manchester. 2. series. Vol. 6. 8. Manchester. 14 s. — Ein Mitglied dieser Gesellschaft, Namens **B. Love**, hat, wohl nicht ohne Rücksicht auf die diesjährige Versammlung der Naturforscher daselbst, kürzlich die 2. vermehrte Ausgabe einer Beschreibung jener Stadt herausgegeben: Hand-book of Manchester; containing statistical and general information of the trade, social condition and institutions of the metropolis of manufacturers. 2. edit. 12. Mit Kupf. 4 s. 6 d.

H. Mayo The nervous system and its functions. 8. London. 6 s. 6 d.

G. P. R. James Morley Ernstein, or tenants of the heart. 3 vol. 8. London. 1 l. 11 s. 6 d. — Eine rechtmäßige Amerikanische Ausgabe dieses Romans ging bei dem Brande der Buchhandlung von Harper in Newyork (1. Juni d. J.) zu Grunde. Nachgedruckt wurde derselbe sofort in Paris, Brüssel u. Leipzig. Mr. James führte in der neulich zu London wegen des ausländischen Nachdrucks Englischer Werke von Schriftstellern und Verlegern gehaltenen Versammlung das Wort. — Andere neue Romane sind: Blessington (Countess of) The lottery of life. 3 vol. 8. Lond. 1 l. 11 s. 6 d. u. Father Connell. By the author of „Tales of the O'Hara Family" etc. (i. e. Banim). 3 vol. 8. Lond. 1 l. 11 s. 6 d.

J. Y. Akerman A glossary of provincial words and phrases in use in Wiltshire. 12. London. 3 s. — Viele dieser provinziellen Ausdrücke finden ihre Erklärung im Angelsächsischen. Das Büchelchen erschien im Verlage des Buchhändlers J. R. Smith, dem man eine kleine bibliographische Schrift über diesen Gegenstand verdankt (A bibliographical list of the works that have been published, towards illustrating the provincial dialects of England. London 1839. 8.).

C. Napier The war in Syria. 2 vol. 8. London. 14 s. — Hunter über eben diesen Krieg ist in Nr. 6 angezeigt. Charles Napier, des Degens und der Feder gleich mächtig, liebt es, seine Heldenthaten selbst zu beschreiben. So entstand auch ein früher von ihm herausgegebenes Werk: The war in Portugal. 2 vol. 8.

C. Terry New Zealand, its advantages and prospects as a British colony; with a full account of the land claims, sales of crown lands, aborigines etc. 8. Mit Kupf. u. 1 Karte von Arrowsmith. London. 18 s.

Memoirs of the life and times of H. Grattan. By his son H. Grattan. Vol. 4. 8. London. 14 s.

R. M. M'Cheyne and **A. A. Bonar** Narrative of a mission of enquiry to the Jews, from the church of Scotland, in 1839. 8. Mit Kart. u. Holzschnitten. Edinburgh. 8 s. 6 d.

Eusebii Pamphili Historiae ecclesiasticae libri 10. Annotationes variorum. 2 vol. 8. Oxonii. 1 l. 11 s.

J. Quain and **W. J. Wilson** Anatomical plates, in lithography. With references and physiological comments, sind jetzt vollständig erschienen. 2 vol. Folio. London. 12 l. Kolor. 20 l. Die einzelnen Abtheilungen, als: Muscels, Vessels, Nerves, Viscera, Bones and Ligaments, werden auch besonders verkauft.

R. Moffatt Missionary labours and scenes in Southern Africa. 8. Mit 1 Karte u. Kupf. London. 12 s. — Der Verf. dieses dem Prinzen Albert gewidmeten Buches war 23 Jahre Missionar in Afrika.

E. L. Bulwer Eva, a true story, of light and darkness; the ill-omened marriage, and other tales and poems. 2. edition. 8. London. 5 s. — Sammlung verschiedener Gedichte des bekannten Romandichters.

A. Alison History of Europe during the French revolution. Vol. 10 (u. letzter). 8. Edinburgh. 1 l. — Durch die Herausgabe dieses Werkes (10 vol. 8. Edinb. 1833—42) tritt Herr A., seines Amtes ein Advokat, in die Reihe der ersten jetzt lebenden Englischen Geschichtschreiber, eines Hallam, Lingard, Tytler rc. Seinem Standpunkte nach ist A. ein liberaler Tory.

G. T. Vigne (Verf. eines Narrative of a visit to Ghuzni, Kabul and Afganistan) Travels in Kashmir, Ladak, Iskardo, the countries adjoining the mountain-course of the Indus, and the Himalaya, north of the Panjab. 2 vol. 8. Mit 1 Karte u. Kupf. London. 1 l. 16 s.

Memoirs of R. Peel. 2 vol. 8. London. 1 l. 1 s.

J. Usher Works. Edited by C. R. Elrington (Prof. der Theologie an der Univ. zu Dublin). Vol. 4. 8. Dublin, Milliken. 12 s. — Erste vollständige Ausgabe der Werke des gelehrten Erzbischofs von Armagh und Primas von Irland († 1655). Sie wird, in der Universitäts-Buchdruckerei schön gedruckt, aus etwa 16 Bänden bestehen, und außer allen seinen gedruckten Werken, mit Zusätzen und Verbesserungen nach Handbemerkungen von U.'s eigener Hand, zwei Bände bisher ungedruckter Werke enthalten.

Bibliotheca Grenvilliana: bibliographical notices of rare and curious books forming part of the library of T. Grenville. 2 vol. gr. 8. 3 guin. Gr. on large paper (imper. 8.) 10 guin. — Herausgeber dieser nur in wenigen Exemplaren gedruckten bibliographischen Beschreibung einer der ausgezeichnetsten Privat-Bibliotheken in London sind die Herren Payne u. Foss, Inhaber eines großartigen Antiquar-Geschäfts daselbst. Was sich über dieselbe in des Buchhändlers W. Clarke (dem dieser, der Verleger, ist zugleich der Verfasser) Repertorium bibliographicum; or some account of the most celebrated British libraries (Lond. 1819. gr. 8.) findet, ist nur fragmentarisch und jetzt veraltet. Ihr Besitzer, Hr. Thomas Grenville, ist auch einer der Kuratoren (trustees) des Britischen Museums.

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke: **Addison** Knights templars. 2. (verm.) edition. 8. 18 s. — **Tytler** History of Scotland. Vol. 8. 6 s. — **Hansard** Parliamentary debates: 3. ser. Vol. 61. 1 l. 10 s.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses für ratura Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den löblichen Post-Aemtern.

№ 88. Berlin, Montag den 25. Juli 1842.

Belgien.

Die St. Bartholomäusnacht, nach der Darstellung des Herzogs von Alba.

Von Gachard in Brüssel.

Ob die Bartholomäusnacht planmäßig vorbereitet, oder vielmehr aus gerechter Besorgniß, oder in plötzlicher Zornaufwallung von Seiten der Gewalt, welche sie zugelassen, erfolgt sey — ist noch heutzutage unter den Geschichtschreibern streitig. Indeß hat die erste Annahme viele ihrer Anhänger verloren, seit der Briefwechsel Salviati's, des damaligen Nuntius Gregor's XIII. bei Karl IX., bekannt geworden ist. Herr von Chateaubriand verschaffte sich als Gesandter am Römischen Hofe im Jahre 1832 diese Briefe, welche den Beweis liefern, daß der Nuntius im Augenblicke der Ausführung vom Plane des Hofes ganz und gar keine Kenntniß besessen. Gleicherweise geht aus dem Depeschenwechsel zwischen Philipp II. und seinen Agenten in Frankreich, der in den Archiven von Simancas aufgefunden ward und seitdem in den Pariser Staats-Archiven Jedermann zugänglich geblieben, hervor, daß von der Hugenotten-Metzelei Philipp II. vorher eben so wenig etwas gewußt, als der Papst — was bei Beiden doch nur sehr schwer anzunehmen, wenn diese Maßregel wirklich vom Hofe vorbedacht und vorbereitet gewesen wäre.

Wie dem in Wahrheit nun aber auch sey, so bleibt doch jedenfalls eine vom Herzoge von Alba diktirte Depesche über die Bartholomäusnacht der Beachtung werth, sofern dieser, als Statthalter Philipp's in den Niederlanden, die nächsten und zuverlässigsten Nachrichten haben konnte, zumal ihm der Spanische Gesandte in Paris, Don Diego de Zuniga, regelmäßig meldete, was daselbst vorging, und außerdem noch im August 1572 Herr von Gomicourt als des Herzogs Spezial-Agent bei Karl IX. und Katharina von Medicis sich befand. Alba hatte so eben Brüssel verlassen und befand sich vor Mons, um diese vom Grafen von Nassau am 24. Mai überrumpelte Stadt wiederzunehmen, als er die Meldungen über die Bartholomäusnacht empfing. Hiernach ließ er sofort Mittheilungen ausfertigen, welche er den verschiedenen Unter-Statthaltern (Seigneurs), so wie fremden Fürsten, mit denen er in gutem Vernehmen stand, zusandte.

Den Entwurf zu diesen Mittheilungen nebst dem der Herzoglichen Begleitschreiben an den Gouverneur von Holland, Grafen von Bouffy, so wie an die Herren von Wacken und von Beauvoir, Kommandanten auf Walcheren, hat gegenwärtig Herr Gachard, Mitglied der Akademie und Staats-Archivar zu Brüssel, in den Belgischen Archiven aufgefunden.

Hiernach lautet, für den Herzog charakteristisch und für die Eingangs aufgestellte Muthmaßung zur Entscheidung der Frage günstig genug:

1) Des Herzogs Begleitschreiben an den Gouverneur:

„Mein Herr Graf, ich sende Ihnen hierbei eine Mittheilung über die Vorgänge zu Paris und in Frankreich, die wahrlich wunderbar sind und aufs klarste zeigen, daß es Gottes Wille, die Dinge so zu ändern und umzugestalten, wie er es zur Erhaltung des heiligen Glaubens und zu Mehrung seines geheiligten Dienstes und seines Ruhmes ersprießlich erkennt; und überdies kommt das Alles wie ein Wunder zur glücklichen Stunde, unter den jetzigen Konjunkturen für die Angelegenheiten des Königs, unseres Herrn, daß es gar nicht gelegener kommen konnte — weshalb wir der göttlichen Güte nicht genug danken können, und ich wünsche, daß Sie Alles erfahren, um es sämmtlichen Unterthanen Sr. Majestät bekannt zu machen, auf daß sie allesammt Gott preisen."

2) Des Herzogs Mittheilung:

„Am 22. August 1572 hat zu Paris, beim Heraustreten aus dem Louvre und auf dem Wege nach seiner Wohnung, um zu Mittag zu speisen, den Admiral (Coligny) vor dem Hause eines Kanonikus, welcher ehedem Einnehmer *) des Herzogs von Guise gewesen, ein Büchsenschuß von vier Kugeln getroffen, der ihm den rechten Zeigefinger weggenommen und die linke Handfläche, indem er von hier, alle Knochen zersplitternd, durch den Arm gegangen und zwei Finger breit über dem Ellbogen herausgefahren. Die vordere Thür dieses Hauses war verschlossen, während an der offengelassenen hinteren ein Spanisches Pferd stand, auf welchem der Thäter entfloh. Da der Admiral sich also verwundet sah, berathschlagte er mit seinen Hugenotten den Tod des Königs, sowie seiner Herren Brüder und der Königin, indem er sagte, daß durch diese das Uebel ihm widerfahren sey; und beschloß augenblicklich im Faubourg St. Germain 4000 Mann zusammenzuziehen, was ihm ein Leichtes war, sobald er es nur gewollt. Doch konnte er es nicht so geheim ausführen, daß es der König und die Königin nicht erfahren hätten; denn der Admiral ließ den König von Navarra um einen Besuch bitten und sprach dann zu ihm diese oder doch ähnliche Worte:

„„Monseigneur, ich glaube, Ihr wißt, wie treu ich Eurem gnädigen Herrn Vater und Eurem Hochseligen Herrn Oheim, dem Prinzen von Condé, gedient habe; und weil ich in dieser guten Gesinnung auch für Euch selber verharren möchte, so bin ich entschlossen, jetzt, da ich zum Tode verwundet darniederliege*), mein Testament zu machen und das Königreich Frankreich Euch als Erbschaft zu hinterlassen.""

„Hierauf eröffnete er ihm seine bereits getroffenen Maßregeln. Nachdem der König von Navarra Alles vernommen hatte und nach Hause zurückgekehrt war, befiel ihn, in Voraussicht des so großen Mißgeschicks, welches den König, seinen Bruder, und Andere bedrohte, solche Traurigkeit und Schwermuth, daß er, auf dringendes Zureden seiner Frau, dieser sofort alles dasjenige mittheilte, was der besagte Admiral beschlossen — worauf dieselbe, unter mehrfachen Vorhaltungen, sich nicht mit dem Blute des Königs, ihres Schwähers, die Hände zu besudeln, unverzüglich dem Könige und der Königin Mutter Alles berichtete.

„So traten denn am Tage St. Bartholomäi, 24sten ejusd., um ein Uhr nach Mitternacht die Herzöge von Guise und von Aumale mit dem Chevalier d'Angoulême und Gefolge in das Haus des Admirals; traten in das Zimmer desselben, wo seine Umgebung zu seiner Vertheidigung zwar die Schwerter zog, aber auf der Stelle niedergemacht wurde. Indem der Admiral dieses wahrnahm, flüchtete er in sein Bett zurück und stellte sich, als ob er todt wäre; er ward jedoch am verwundeten Arme daraus hervorgezogen, und als hierauf Herr Cosseins (Hauptmann der Hellebardiere von Karl's IX. Garde) Anstalt machte, ihn zum Fenster hinauszustürzen, stämmte der Admiral einen Fuß gegen die Wand, weshalb Jener ihm zurief: „„Ei, sieh' da, Du feiner Fuchs! Spielst Du so den Todten!"" — dann warf er ihn zu dem im Hofe des Hauses wartenden Herzoge von Guise mit den Worten hinab: „„Da, gnädiger Herr, da haben Sie den Verräther, der Ihren Vater hat sterben lassen!"" — worauf der Herzog zu dem Admiral trat und ihn folgendergestalt anließ: „„Da bist Du also, Bösewicht! Aber Gott wolle nicht, daß ich meine Hände mit Deinem Blute besudele!"" — Als er ihm hiernächst, mit einem Fußtritte, den Rücken zugekehrt, schoß ihm Einer vor den Kopf und zog ihn dann auf einer Schleife durch die Stadt, während ein Anderer, der ihm mit einem Messer den Kopf abgeschnitten, diesen auf seinem Schwerte vorantrug und dazu rief: „„Da, schaut den Kopf des Bösewichts, welcher dem Königreiche Frankreich so viel Uebles zugefügt hat!"" — Als nachher die vom Parlament den Leichnam haben wollten, um an ihm den ersten, während der Unruhen, gegen den Admiral gefällten Spruch zu vollstrecken, war er dermaßen verstümmelt, daß man nirgend ein Glied von ihm erlangen konnte.

„Hätte man nur vier Stunden gezaudert, so würde der Admiral mit dem Prinzen verfahren haben, wie die Genannten mit ihm gethan, und hätte den König sammt dessen Brüdern getödtet.

„Gleichermaßen verfuhren sie in Hause von la Rochefoucault, wie auch mit allen anderen, welche ihnen in die Hände geriethen, und tödteten Bricquerault, Marquis von Retz, Lespondillans, Telligny und schleiften sie durch die Straßen. Ingleichen schlugen die Katholiken alle Hugenotten in der Stadt nieder, plünderten sie aus und warfen sie in den Fluß. Auch die Garde des Königs durchzog die Stadt und die Häuser der Hugenotten und tödtete diese bis auf den Letzten, so daß sie binnen kurzem mehr als 1300 in Stücke hieben. Die vornehmsten Edelleute wurden in den Puits aux Clercs (ein Aasanger) geworfen.

„In Rouen sind 10 oder 12,000 Hugenotten getödtet, zu Meaux und Orleans ist Alles abgefertigt (dépesché) worden; und, als der Herr von Gomicourt, indem er sich bei der Königin Mutter beurlaubte, um einen Bescheid für seinen Auftrag bat, sagte diese zu ihm: „„Sie könne keinen anderen Bescheid geben, als welchen Jesus Christus den Jüngern St. Johannis ertheilt"" — und sprach zu ihm die Worte: „„Ite et nunciate quae vidistis et audiristis; caeci vident, claudi ambulant, leprosi mundantur etc."" — Dann trug sie

*) Receveur, im Widerspruche mit dem Zeugnisse sämmtlicher Geschichtschreiber, anstatt Précepteur.

*) Die Kugeln waren nämlich vergiftet gewesen.

ihm auf, dem Herzoge von Alba zu sagen: „„Beatus qui non fuerit in me scandalizatus““ — und, daß sie allezeit gutes gegenseitiges Vernehmen unterhalten wolle mit Sr. Katholischen Majestät.“

Hierzu bemerkt Herr Gachard:

Wie unwahrscheinlich, schon der Form nach, die Echtheit dieser ganzen Darstellung bedünken möchte, so erscheint dieselbe doch noch viel zweifelhafter in Betracht der anderswo nirgends vorkommenden Unterredung des Admirals mit dem Könige von Navarra, welche gewiß erst nach der That und zu Rechtfertigung dieser ersonnen worden. Mehr Glauben dürfte wohl Katharinen's so ungemein charakteristischer Bescheid verdienen.

Von den an Alba eingegangenen Antwortschreiben hat Herr Gachard nur drei *) aufgefunden, weil — wie er sagt — die Sammlung der Staatsschriften aus dem 16ten Jahrhunderte bekanntlich sehr viele Lücken biete, indem 1794 die Oesterreichischen Minister die Mehrzahl derselben haben nach Wien bringen lassen, wo sie noch jetzt befindlich. Alle drei sind aber unerheblich; selbst das des Gerhard von Kröbeck, welchen alle Geschichtsschreiber einen aufgeklärten, duldsamen und eifrig nach Gerechtigkeit trachtenden Prälaten nennen, zeigt die Parteifarben des eifrigen Gerechten damaliger Zeit etwas grell. Doch geht dieser keineswegs so weit, wie Capefigue, zu behaupten: Es habe nichts dem Volke Lieberes und Bürgern wie Reichen Angenehmeres gegeben, als die St. Bartholomäusnacht — was jedenfalls eine Uebertreibung ist, die den Satz gänzlich außer Acht läßt: daß man jedes Zeitalter nur nach dessen Geiste, Bewegungen und Sitten beurtheilen darf.

Finnland.

Die Götter- und Zauberlehre der Finnen.

(Schluß.)

Alles Andere wird durch Gesang und Zauberkunst ausgerichtet; derjenige, der nur weise ist, ist mächtig genug an sich; aber aus Mangel an hinreichendem Wissen kommt selbst Wäinämöinen bisweilen in große Bedrängniß. Da nun Jedermann bei den alten Finnen sich durch Wissen stark genug ansah, die Ausführung seines Willens im Allgemeinen erreichen und das Böse in den besonderen Fällen auch ohne göttlichen Beistand besiegen zu können, und dagegen das Böse ihnen unausweichbar schien, sobald das Wissen nicht hinlänglich war, ihm zu begegnen, so wäre es dem Gang in der vollständigen Kraftentwickelung eines Jeden störend gewesen, wenn ein Gott gedichtet worden wäre, als auf der Erde wandelnd mit voller Macht zur Hebung aller Hindernisse, die deren eigene Söhne ihm entgegenstellen konnten.

So viel von der Finnen vornehmsten Göttern. Man sieht deutlich daraus, daß ihre Religion ein Naturdienst war. Noch deutlicher nimmt man dies wahr, wenn man einen Blick auf ihre unzähligen kleinen, den Gottheiten verwandten Wesen — denn für jeden physischen Gegenstand hatten sie eine Personifizirung — und auf ihr Verhältniß zu diesen vermittelst der Magie, fast ihres einzigen Kultus, richtet. So wurde die Sonne verehrt, welche in einer Rune angebetet wird:

Wenn du kommst, uns Gaben bringen,
Fahr' ein gunstig Glück zu uns her,
Glück uns Waidwerk auf den Jagden,
Glück für unsre Fischerhaken,
Und verleih uns, was wir wünschen.

Unter den Sternbildern wurde der große Bär verehrt, dessen Frau Otawater, die Tochter des Lichtes, war, welche gegen nächtliche Diebe angerufen wird, indem es heißt:

Otawater, Sonnentochter,
Eil' und komm', ich hab' dich nöthig.
Damit ich zurückempfange
Meine Hab', und du sie schützest.

Also ließ sich vom Gestirn des großen Bären auf silberhellen Luftstreifen, in lichten, goldenen Nebel-Wogen hernieder, die er in das Gewässer ausgießt, mit diesem vom Sturme nach einem Waldland führen und dort von dem Waldweibe in ihrem Schoße wiegen läßt:

Daraus ging hervor ein Vöglein,
Und sie legt' das kleine Vöglein
In ein Körblein, fein von Silber,
Barg's in eine goldne Wiege,
Heftet an die Wiege Schnüre,
Band drauf hoch des Kindleins Wiege,
In die schattenreichen Tannen,
An des dichten Tannenwalds Aeste.

Sie wiegte es nun und schuf ihm:

Klauen und Zähne.
— — — — — — — —
Wühlend in des Waldes Wurzeln,
In gefällter Bäume Stürzen,
Unter's Hügels grünen Blühen,
Unterm Kraute auf der Heide;
Baut vom Hohlkirsch ihm die Stube,
Ausgefuttert schön mit Zweigen,
Hieß den Bär im Winter wohnen,
Ruhen drin die kalte Zeit aus,
Nicht die Sümpfe zu durchwaten,
Hungrig durch den Wald zu streifen,
Auf der Heide irr zu wandern
Und im Feld herumzufuchsen.

So also ward der Bär geboren, und folgendes Gebot stellt ihm das Waldweib noch:

Unterlaß, was schlimm und grimm ist,
Und gesell' dich nicht zum Bösen,
Dies verbietet deine Mutter;
Schad' dem Speck nicht, der im Mist wühlt,
Tödt' nicht Kuhe, die man melket.
Mehr zu thun hat deine Mutter,
Und viel leidet, die dich aufzog,
Wenn der Sohn, was böß ist, thuet,
Wenn das Kind verharrt im Schlimmen.
Fliehe, wie der wilde Eber,
Fort schnell, wie der Fisch im Wasser,
Eil' zu deiner Heimat Höhle,
Daß die Milchmagd nicht erschrecke!

Gleich phantastisch besingt die Rune die Geburt und die Personificationen der Krankheiten, des Eisens, des Feuers und der Salben. Die Geburt der Kolik wird so besungen:

Lemmenatar, Frau gar alt schon,
Saß gen Ost gekehrt den Rücken,
Ward geschwängert von den Winden,
So daß ganz und gar sie aufschwoll.

Dreizehn Jahre war sie schwanger, und gebar neun Söhne in der Nähe eines Badehauses auf einem Stein. Da Christus den Kindern keine Namen geben wollte, so ertheilte sie ihnen selbst Benennungen: Wehrwolf, Schlange, Eidechse, Alp, Abzehrung, Gliederlähmung, Gicht, Leberverhärtung und Kolik. Diese alle werden in einer Rune nach Pohjola, d. i. dem hohen Norden, verwiesen:

Dorthin treib' ich dieses Uebel,
Dorthin fern' ich diese Plage
Jag' sie an die bösen Orte,
Zu den unbenamten Landen,
Zu den priesterlosen Stätten,
Zu den unbewach'nen Heiden,
Wo die Hügel niemals grünen,
Man nicht hört der Heerden Glocken,
Wo nicht junge Füllen springen
Und des Menschen Sohn nicht wandert.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Wo der Kieselstand nur rollet,
Dort, wo Kieselsteine springen,
Hin dich, wo die Winde sausen,
Zu den Landen, zu den Stranden. *)
Wird dir dort kein Platz gewähret,
Nun, so mahne ich dich weiter
In des schwarzen Bären Lager,
Wo das eisgrau' Rennthier hauset,
Wunde Vögel Kirche halten;
Fahr' dorthin in einem Schiffe! **)
Wird dir dort nicht Platz gewähret,
Nun, so mahne ich dich weiter
Zu Hiisi's Feuerhause ***),
Wo man Hirschgeweihe aufhängt,
Wo der Löwe überwannt wird,
Wo sich die Tataren morden,
Wird dir dort nicht Platz gewähret,
Nun, so mahne ich dich weiter
Zu des Eismeers kalten Strömen,
In das weite, öde Lappland,
Zu den andern Mördern dorten,
Diesen ew'gen Missethätern,
Wo der Bäume Stamme stürzen
Und der Fichten Gipfel fallen. †)
Wird dir dort nicht Platz gewähret,
Nun, so mahne ich dich weiter
In des Höllenfeuers Lohe,
In der bösen Mächte Flammen,
Wo du nie mehr sollst entfliehen,
Nie dein Leben los dich kaufen!

(Diese Hölle hier, nicht zu verwechseln mit Tuonela, dem Reich des Todes in der Unterwelt, war auf dem Kipumäki, einem hohen Berge im Sprengel von Kemi, wo die Plagen in neun Höhlen verwiesen werden, die alle Namen haben.)

Die Geburt des Eisens wird so beschrieben: Luonottaret (s. die Namen der Gottheiten vorn) waren drei Mädchen, welche in Ilmarinen's Schmiede aus ihren Brüsten drei Arten Eisen melkten, die eine schwarzes, Stabeisen, die andere weißes, Brucheisen, die dritte rothes, Stahl. Die Rune endet mit einer Beschwörung gegen den verderblichen Gebrauch des Eisens. — Die Geburt des Feuers ging so zu: Wäinämöinen und Ilmarinen schlugen Feuer an, welches in einen der großen Seen von Lappmarken fuhr, der davon dreimal im Sommer austrocknete, so daß der Steingrund auf seinem Boden sichtbar wurde. Man zog nun mit einem Netz, um das Feuer zu fangen, zuerst mit einem Netz von Bast, dann mit einem von Flachs und zuletzt einem von Hanf. Jungfrau Maria ruderte und Wäinämöinen steuerte; da fingen sie einen Zitteraal, den aber Keiner anzurühren wagte. Ein schwarzes Männlein, drei Daumen hoch, mit steinernen Schuhen, einem Helm von

*) Nämlich das des Herzogs von Arschot, Philippe de Croy; des Grafen von Mansfeld, Gouverneurs des Herzogthums Luxemburg; und des Gouverneurs vom alten Fürstenthume Lüttich, Gerhard von Kröbeck.

*) Nach Osten, in das Weiße Meer und Sibiriens Einöden.
**) Nach Westen, zu den Ländern um die Bothnische See.
***) Nach Süden.
†) Des Nordens weite Wälder mit ihren Holzfällern.

hartem Kiesel, langem Haar, das bis auf die Fersen reichte, und Bart bis auf den Leib, stieg aus dem Meere empor, schlitzte mit der bloßen Hand dem Zitterfisch den Bauch auf, fand in demselben einen Lachs, in diesem einen Hecht, darin einen Hering, darin eine Plötze und in letzterer ein rothes Bündel, worin das Feuer war, dessen Unglück und Schaden, die es anrichten kann, am Schluß der Rune auf den obengenannten Höllenberg Kipumäki verwiesen wird. — Die Salben wurden nach der Rune so erzeugt: Ein Ochse wuchs in Kajana, doch so groß, daß er mit dem Kopf nach Tavastland und mit dem Schwanz nach Tornea reichte; die Schwalbe brauchte einen ganzen Tag, um von des Schwanzes einem Ende zum anderen zu fliegen, das Eichhorn sprang einen ganzen Monat zwischen seinen Ohren und kam doch nicht weit. Aus den Wellen stieg Uros, ein drei Finger hoher Gesell, der den Ochsen schlachtete, wovon man unter Anderem sechs Tonnen Talg und sieben Bootkähne voll Blut gewann; hieraus wurden die Salben bereitet.

Man sieht, wie die Finnen alles physisch Existirende personifizirten. — Eine genauere Darstellung von ihrer Götterlehre läßt sich noch nicht geben, aber aus allem hier Angeführten scheint es doch, daß es gewiß möglich seyn wird, die Mythologie dieses Volkes in ein bestimmtes und ganzes System zu bringen. — Der finnischen Magie dagegen müssen wir noch einige Worte widmen.

Die Finnen, als ein verdrängtes und in politischer Hinsicht stets unbedeutendes Volk, äußerten schon früh eine bittere Ironie über alle äußere Macht, Ehre und Ansehen, und kehrten sich nach innen, indem sie den Preis, den historische Völker den Thaten und physischer Kraft zollen, nur dem Wissen, d. h. der Zauberei, zuerkannten. Der Meister dieses Zauberreichs war der Gott des Gesanges, Wäinämöinen. Also singt er:

Schwelle Meer, erzitt're Erde,
Kupfererze schwanket mächtig,
Krachet hohe Felsen-Halden,
Starke Feste stürze nieder,
Werde Thurmbau gleich dem Boden,
Spaltet auf ihr Nordens Thore,
Berste Firmamentes Bogen.

Dieses große Werk geschah durch Zauber; aber solcher wurde allein durch Formeln und Beschwörungen bewirkt. — Da sich die höhere Zauberkunst jetzt nicht mehr vorfindet, kann man nur im Allgemeinen ihre Idee angeben. Daß der Weise Herr der Natur und Herr über das Böse ist, ist eine Grundidee, welche durch die ganze finnische Mythologie geht und vor Allem das Prinzip der Zauberei ausmacht. Man muß indeß nicht glauben, daß diese Idee in der Mythe voller Bewußtseyn ist und als ein solches allgemeines Prinzip ausgesprochen wird, denn wenn die Mythe sich selbst begriffe, so wäre sie nicht mehr Mythe, sondern Wissenschaft. Daß aber diese Idee gleichwohl immer zum Grunde liegt, darüber kann man keinen Zweifel hegen. Das Wissen, nämlich das Zauberwissen, giebt das einzige Mittel für den Menschen ab, das Böse zu bezwingen und zu beherrschen, welches ihm sonst überlegen seyn würde. Selbst Wäinämöinen hätte ohne dasselbe vor Pohjolas Volk unterliegen müssen, und Lemminkainen, eine andere Person im Kalewala, wird von seiner Mutter gewarnt, da er so schwankend ist, sich nach der Heimat des Verderbens — Pohjola zu begeben. Es liegt in der Natur der Sache, daß die gewöhnliche Herrschaft über die Natur ohne die höhere Kunde der Zauberei ausgeübt wurde. Bloß in ungewöhnlichen Fällen, wie das Erschaffen neuer Gegenstände, und nur in diesem Fall, sah man den Zauber für nöthig an. Daß es aber die Kunde war, worauf hier Alles ankam, erhellt daraus, daß auch Wäinämöinen's Kraft dann und wann gebrochen ist, wenn das Wort ihm mangelt. Das Gegentheil findet nie statt. Niemals fehlt es Wäinämöinen an eigener individueller Macht, wenn er nur reich an Worten ist, und niemals hat er nöthig, sich eine „Hakia" herbeizubeschwören, — d. i. eine Steigerung der individuellen Kraft während eines Zustandes, wo (nach Doctor Lönnroth's akademischer Abhandlung über die magische Medizin der Finnen) der Zauberer sich wie ein Rasender geberdet, wo seine Sprache machtvoll und gewaltig wird, der Mund ihm schäumt, die Zähne knirschen, das Haar sich sträubt, die Augen hin und her rollen und die Brauen sich in die Höhe ziehen, — welches der höheren Zauberkunst nicht anstehen würde, die im Gegentheil eine harmonische Geistesstimmung erfordert. Wäinämöinen dagegen ist mächtig durch seine eigene Kraft, ist Gott, so weit er gewiß ist. Aber sein Wissen ist endlich; dann ist er Mensch und muß nun wie Seinesgleichen Ukko's Allmacht erkennen und sich ihr unterwerfen. Dieses Zauberwissen bestand in der Einsicht vom Ursprung der Dinge, und Keiner, nicht einmal der Göttervater selbst, konnte neue Zaubergesetze erfinden, die eben so ewig waren, als die Dinge selbst, und eben so bestimmt, als die Worte im Zaubergesang. — Doch auf unseren Gegenstand zurück.

Sobald der Mensch des Bösen als einer ihm feindlichen Macht bewußt ward, so mußte, wenn das Leben kein Widerspruch seyn und nicht Verzweiflung gebären soll, bei Einzelnen und Völkern sich der Glaube geltend machen, damit das Böse besiegt werden könne. Dasselbe wird in der Schrift durch das Versprechen ausgedrückt, welches dem Menschen nach dem Falle gegeben wird, daß „der Saame des Weibes den Kopf der Schlange zertreten werde." Dieser Glaube ist auch die allgemeine Grundlage der Zauberkunst und er macht ihre Bedingung aus. Aber dessenungeachtet ist in Bezug auf die Weise, wie das Böse bezwungen wird, die Zauberkunst der Finnischen Mythologie eine höchst ungewöhnliche Erscheinung. Insonderheit ist die jüdische Lehre in dieser Hinsicht der des Finnen entgegengesetzt. Nach der ersteren besteht das Böse in des Menschen eigener innerer verderbter Natur, welche sich selbst preisgegeben ist, und nur durch den göttlichen Versöhner Rettung finden kann. Ganz anders geht die Befreiung von dem Bösen nach der Finnischen Mythe vor sich. Hier ist es der Mensch, der mit seinem eigenen Wissen und seiner Kraft das Böse beherrscht; er bedarf keines Versöhners, indem seine Natur rein und unverdorben ist. Das Böse ist kein moralisches Böse, eine durch den Fall sich selbst zugezogene sündige Natur, sondern etwas, was ganz und gar außer dem Menschen liegt. Näher bestimmt existirte das Böse bei den finnischen Vorfahren nicht als ein Begriff, sondern war ein mit Leib und Seele begabtes Wesen. Sie glaubten aber, daß es keine Selbständigkeit besitze und in Sold bei gewissen Mächten der Finsterniß stehe, so daß es nicht Mann gegen Mann und aus eigenem Triebe seinen Feind angriffe, sondern gleichsam als ein Miethling auf den Befehl seines Dienstherrn. Was besonders dieses Böse charakterisirte, war die Vorstellung desselben als eine tückische Macht, welche im Dunklen schleicht und, ihr Unterliegen einsehend, nicht wagt, mit dem Menschen in offene Fehde zu treten. In der That, sie war nur wie ein widriger Kontrast gegen den Menschen, vorzüglich den durch Wissen veredelten Menschen. — Durch diese Erklärung von der mythischen Vorstellungsweise der Finnen über das Böse einerseits, und die Menschennatur andererseits ist es nicht allein leicht, die Möglichkeit einzusehen, daß der Mensch in eigener Person mit dem Bösen streitet, sondern auch möglich, näher das Wesen des Zaubergesanges zu bestimmen.

Da die Satire zu allen Zeiten ein Charakterzug des finnischen Volks war und noch heutzutage ist, so ist nach der Schilderung von der Natur des Bösen, welche im Vorhergehenden gegeben, nichts natürlicher, als daß der Zauberer mit dieser Waffe das Böse angreift. Besonders ist die Satire der vorherrschende Bestandtheil in der ersten Abtheilung jedes Zaubergesanges, welcher Synty, d. i. Geburt, heißt. Und es kann wahrlich kein wirksameres Mittel gefunden werden, als mit der Schärfe der Satire das Böse anzugreifen, es in seinem wahren Lichte zu zeigen und in seiner ganzen verabscheuungswerthen Gestalt darzustellen. Aus Schaam giebt sich das Böse besiegt. Aber damit hat der Zauberer seine Auskunftmittel nicht erschöpft. In der zweiten Abtheilung — Sanat — befiehlt er mit strengen Worten und Drohungen dem Bösen, sich zu entfernen, indem er ausspricht, es sey nicht werth, gegen ein solch mächtiges Wesen zu kämpfen, als er ist. Zugleich versetzt er sich in eine enthusiastische Geistesstimmung, welche ursprünglich ihren Grund in einem edlen Harm darüber gehabt zu haben scheint, daß der Mensch mit aller seiner Größe dem tückischen Anfall des Bösen ausgesetzt seyn müsse. Der Zauberer hält sich in diesem Zustand auch um ein Theil mächtiger, wenn er sich etwa noch nicht hinreichend auf die Macht seines Wissens verlassen konnte. Durch dieses Mittel glaubt er das Böse besiegen zu können, in welcher Gestalt es auch auftreten möge. Da aber die Vorfahren der Finnen das Böse für nichts Anderes erkannten, als eine leibliche Uebel mit sich bringende äußere Macht, so ist es klar, weshalb ihre Magie nur medizinisch war, oder darauf ausgeht, Krankheiten vorzubeugen und sie zu entfernen. Ja die Krankheit ist nach der mythischen Vorstellung der Finnen eben diese äußere Macht — ein lebendes, organisches Wesen. Darum sind auch die Schmerzen lebende Wesen — Töchter Kivutan's werden sie genannt. „Niemals", sagt Elias Lönnroth, „hat noch ein Pathologe sich die Krankheit so lebendig vorgestellt, wie unsere Vorfahren, die seit erdenklicher Urzeit ihr einen höheren Grad von Leben zuerkannt hatten."

Russisches Amerika.

Das Gebiet Unalaschka.

Unter dem Titel „Denkwürdigkeiten, die Inseln des Gebietes Unalaschka betreffend", hat der ehrwürdige Innocenz, Bischof von Kamtschatka, der Kurilischen und Aleutischen Inseln (dessen Familien-Name Joann Wenjaminov), ein Werk in drei Bänden herausgegeben, worin er die Ergebnisse seines 15jährigen Aufenthalts (1822—37) in den Kolonieen des Russischen Amerika's dem Publikum mittheilt. *)

Um einen genügenden Begriff von dem Gegenstande dieses Werkes zu erhalten, muß man vor Allem wissen, daß die Russischen Besitzungen in Amerika in fünf Haupt-Gebiete (Abtheilungen, otdjéla) zerfallen. Diese Gebiete stehen sämmtlich unter der Gerichtsbarkeit der Russisch-Amerikanischen Compagnie, deren Chef gewöhnlich aus den Offizieren der Flotte gewählt wird. In vier Gebieten hat die Compagnie Comptoirs mit eigenen Verwaltern; die übrigen kleineren Distrikte haben ihre Baidarschtschiks und sind je einem der Haupt-Gebiete beigeordnet. **)

Das Gebiet Unalaschka dehnt sich von 53° bis 56° N. B. und 158° bis 170° W. L. von Greenwich, d. h. von der Insel Achmuta bis zur Hälfte von Aljaksa aus. Diese ganze Region ist sehr gebirgig: jede dazu gehörende Insel hat ihre Berge oder besteht aus Bergen. Ebenen giebt es gar keine: die Nordgestade von Unimak und Aljaksa könnte man beinahe Thäler nennen; aber auch sie sind sehr uneben und von kleinen Flüssen und Seen durchbrochen. Auf ganz Aljaksa giebt es, trotz des trefflichen Bodens und ziemlich warmen Klima's, keine andere Bäume als Tannen, Erlen und Bachweiden.

Bei seiner Beschreibung dieses Gebietes benutzte der Verfasser die Beobachtungen eines Sarytschew, Lisjanskij, Kotzebue, Lütke, Postels, Martens, Chamisso, Kastalskij und Woronkowskij.

Die vornehmsten Einkünfte aus Unalaschka, wie aus dem Russischen Amerika überhaupt, bestehen in Pelzwaaren; aber der vermehrte Jagdbetrieb

*) Zapiski ob ôstrowach Unalaschkinskago Otdjéla. — St. Petersburg 1841. (Herausgegeben auf Kosten der Russisch-Amerikanischen Compagnie.)

**) Baidarschtschik heißt zunächst der Befehlshaber einer Kamtschadalischen Barke (baidará); dann der Chef einer kleinen Kolonie.

und die gesteigerte Bevölkerung haben die Zahl des Wildes sehr verringert. Zur Zeit der Privat-Compagnieen wurden im Gebiete Unalaschka alle Jahr gegen tausend Biber gefangen; jetzt fängt man ihrer um ein Zünftheil weniger. Vor der Vereinigung der Privat-Compagnieen belief sich der Ertrag an Seebären-Fellen alle Jahr auf 80,000; in der letzten Zeit hat man mit genauer Noth nur 12,000 jährlich erbeutet. Auf der Insel Unga erlegte man sonst bis an 200 Hirsche; jetzt nicht über 10! Die Füchse, Seelöwen (phoca leonina), Wölfe u. s. w. haben in demselben Verhältniß abgenommen. Selbst Fische giebt es in diesen Gewässern lange nicht mehr so viele wie sonst: in der vornehmsten Kolonie der Insel Unalaschka fängt man oft binnen eines ganzen Jahres keinen einzigen Stockfisch, während dieser Fisch vormals in sehr großer Menge hier anzutreffen war. Diese fast unglaubliche Verringerung schreibt der Verfasser den Wirkungen unterirdischen Feuers zu; denn als im J. 1825 der Höhenzug von Unimak durch eine Erderschütterung gesprengt ward, sah man plötzlich auf der Oberfläche des Meeres eine zahllose Menge todter Stockfische schwimmen.

Diejenigen Erzeugnisse des Russischen Amerika's, welche Gegenstände des Außenhandels geworden, sind: Felle von Bibern, Seebären, Füchsen, Ottern, Wallroß-Zähne, Fischbein und Fett von säugenden Seethieren. Das bei weitem einträglichste Waidwerk sind Füchse, obschon ihre Pelze weit geringeren Werth haben als die der Biber. Auf Unalaschka fing man ehemals mehr rothe als schwarzgraue Füchse; jetzt ist es umgekehrt, folglich hat die Art dieser Thiere sich allmälig verbessert. Ottern wohnen bloß um die Schumaginschen Inseln, und die Beute, welche sie liefern, ist unerheblich; eben dies gilt von den Wallrossen: diese liefern nur Hauzähne und zwar nicht über 150 Pud alle Jahr. Die Wallfische geben bekanntlich Fischbein und Fett (Thran): man harpunirt jährlich an 30 Stück; aber das Wallfisch-Fett ist die vornehmste Speise der Eingebornen und wird also nie ein bedeutender Handels-Artikel werden.

Obschon Unalaschka fünf Grad südlicher liegt als Petersburg, so ist seine mittlere Temperatur doch gar nicht höher als die von Petersburg. Temperatur-Wechsel sind sehr häufig und dabei jählings: Alles hängt vom Winde ab. Bisweilen zählt man im ganzen Jahr nur vier ganz heitere Tage.

„Schon auf den ersten Blick" — sagt der Verf. — „kann man annehmen, daß die Inseln des Russischen Amerika's durch unterirdisches Feuer entstanden sind: überall finden wir Oertlichkeiten, welche Spuren einer Verbrennung an sich tragen; fast keiner von den Bergen der Küste hat Urgestein aufzuweisen, und auf allen Inseln ist die aus verfaulten Vegetabilien bestehende Erdschicht dünn, ja sie fängt an vielen Orten erst an, sich zu bilden. Vor kurzem ist sogar eine neue Insel zum Vorschein gekommen. Nur auf wenigen Inseln giebt es Berge von reinem Granit. Diese Umstände lassen uns vermuthen, daß alle jene Inseln Trümmer eines ehemaligen Festlandes sind und einst mit Kamtschatka, dem Vorgebirge Tschukotskoi-Noi und Amerika ein zusammenhangendes Ganzes gebildet haben.

Entdeckt wurde dieser Archipel 1741, auf der zweiten Reise des Capitain Bering, welcher, als er seinen Lauf von Kamtschatka nach Osten richtete, die Aleuten-Gruppe erblickte und den Schumaginschen Eilanden nahe kam. Aber am genauesten lernte sie Glotov kennen, der Befehlshaber eines Schiffes, das dem Russischen Kaufmann Mikiphorov angehörte. 1759 landete Glotov in Umnak, auf welcher Insel er mehr denn zwei Jahre verweilte.

Das Gebiet Unalaschka zählt in Allem 60 Inseln: die vornehmsten sind: Unimak, Unalaschka und Umnak.

Unimak ist die größte Insel der ganzen Gruppe: sie mißt ungefähr 170 Werst in der Länge und 60 in der Breite. Ihre Berge sind sehr hoch und wegen vulkanischer Erscheinungen merkwürdig. Jetzt giebt es in Unimak nur einen Wohnort, Schischadlinsk, mit 70 Seelen.

Unalaschka ist 150 Werst lang und 50 breit. Es giebt auch Berge zur Genüge; aber die Extremitäten der Insel sind abgeplattet. Als die Russen zuerst hier landeten, zählte man 24 wohlbevölkerte Ortschaften; jetzt giebt es deren nur 10, und die Zahl der Bewohner ist 470. Der Hauptort Gawansk hat eine hölzerne Kirche mit einem Glockenthurm, fünf Häuser und drei Magazine. Die im J. 1825 gebaute Kirche enthält ein zierliches Ikonostas *) mit Säulen und geschnitzten vergoldeten Rahmen, Alles von Aleutischer Arbeit. Die Compagnie besitzt hier ein Comptoir, dessen Chef einen Kontorschtschik, drei Prikaschtschiks und 27 Jurten, die theils Creolen, theils Aleuten angehören, unter sich hat. **) Die Gesammtzahl der Russen und Russischen Creolen betrug (im Jahre 1834) gegen 275 Seelen. Es giebt auf Unalaschka eine Elementar-Schule, ein Krankenhaus für 8 Personen und ein Erziehungshaus für verwaiste Kinder. Hier findet man auch die vornehmste Viehzucht der Compagnie.

Die Insel Umnak ist 120 Werst lang und 30 breit. Sie wurde im J. 1759 von den Russen entdeckt. Damals zählte man 20 Wohnorte, von denen jetzt nur noch 2 übrig sind. Die Zahl der Bewohner ist 109.

Die Halbinsel Aljaksa ist ein Theil des nordwestlichen Amerika's, der sich in gleicher Richtung mit den vornehmsten Inseln von Unalaschka nach Südosten ausdehnt. Die Länge von Aljaksa beträgt 750, seine Breite 5—150 Werst. In früherer Zeit gab es hier 10 Dörfer, jetzt nur noch drei, mit der sehr geringen Zahl von 200 Seelen. Die Aleuten von Aljaksa machen sehr gute Arbeiten aus Knochen.

Im Süden von Aljaksa liegt die Gruppe der Schumaginschen Eilande, deren man 20 zählt. Sie haben ihren Namen daher, daß ein Matrose, Namens Schumagin, von der Mannschaft des Capitain Bering auf einer dieser Inseln beerdigt ist. Alle sind felsig, mit Gras bedeckt, und besonders reich an Robben und verschiedenartigen Vögeln. Ehedem zählte man auf 6 Eilanden dieser Gruppe zusammen 20 Dörfer, aber nach und nach sind diese Dörfer zerstört worden, theils in Folge innerer Feindseligkeiten, theils aus anderen Ursachen, vor Allem aber durch die Kadjaker, die schlimmsten Feinde der Aleuten.

(Schluß folgt.)

*) Den Griechischen Namen Ikonostas (Bildergestell) führt in Russischen Kirchen die mit Heiligenbildern geschmückte Scheidewand des Allerheiligsten.

**) Kontorschtschik ist der Ober-Commis — Prikaschtschiki heißen die übrigen besoldeten Kaufdiener (von prikasat': Ordre geben).

Mannigfaltiges.

— Zur Charakteristik des Deutschen Genius. Der unter dieser Ueberschrift in der Foreign Quarterly Review enthaltene Artikel, dessen wir in unserer letzten Nummer bereits gedachten, bezeichnet als charakteristische Merkmale des Deutschen Geistes, wie er sich in den edleren Erzeugnissen der Literatur zu erkennen giebt, sittlichen Ernst, Freiheit, die sich selbst zu beschränken weiß, und das Bewußtseyn der Menschenwürde. Dem Anathem gegenüber, das eben der Engländer Laing nicht bloß über Preußen, sondern über Deutschland im Allgemeinen in seinen Notes of a Traveller ausgesprochen, worin wir als freie sittliche Menschen nicht bloß tief unter Engländer und Franzosen, sondern auch unter Skandinavier und Spanier und selbst unter die heutigen Italiäner gestellt werden, ist das Urtheil der genannten Review um so erfreulicher, wenn es auch vielleicht nur dazu dient, das andere Extrem einer richtigen Mitte zu seyn. Es kann allerdings nichts schaden, wenn wir zuweilen durch ausländische Schriftsteller, wie Herr Laing und der Schwede Snellman, aus den Träumen von unserer hohen Intelligenz und unserer eingeschulten Bildung aufgerüttelt werden; andererseits sollen wir aber auch unsere wirklichen Vorzüge darum nicht mißachten lernen und aus den Urtheilen wohlwollender Ausländer abnehmen, daß Selbstbeschränkung in der Freiheit und sittlicher Ernst kostbare Güter seyen, die wir uns nicht dürfen abdisputiren lassen.

— Krieg gegen den Nachdruck in Nord-Amerika. Nachdem Herr Dickens (Boz) kürzlich von seiner Amerikanischen Triumphreise nach England zurückgekehrt, hat er hier zunächst an alle Schriftsteller und Verleger ein Cirkular erlassen, worin er sie zur Unterstützung seiner Bemühungen auffordert, dem Nachdruck in Nord-Amerika möglichst zu steuern und einen internationalen Vertrag über das geistige Eigenthum herbeizuführen. Vor allen Dingen wünscht er, daß niemand mehr in England sich dazu hergeben möge, den Amerikanischen Nachdruckern die sogenannten Aushängebogen — und wäre es auch gegen ein verhältnißmäßiges Honorar — zuzusenden, indem hierdurch nur die spekulative Industrie begünstigt würde, während, wenn alle Amerikanische Buchhändler das Original gleichzeitig erhalten, dieses wenigstens nicht mehr zum Vortheil Einzelner ausgebeutet werden kann, sondern allen Nachdrucken zugleich anheimfällt, wobei dann Einer dem Anderen — wie wir es in Belgien sehen — den Markt verdirbt. Herr Dickens hat während seines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten allen seinen Einfluß angewandt, um die öffentliche Meinung gegen den Nachdruck zu stimmen, doch ist ihm dies nur hier und da gelungen. Er war es, auf dessen Betrieb die Amerikanischen Schriftsteller, an deren Spitze die Herren Washington Irving, Prescott und Cooper standen, dem Kongreß in Washington eine Bittschrift durch Herrn Clay überreichen ließen, worin sie um Erlassung eines internationalen Nachdrucks-Gesetzes baten, und gegen diese Petition war die von uns (Nr. 80 des Magazins) erwähnte Vorstellung der Buchdrucker in Boston gerichtet, die es als ein unveräußerliches Vorrecht freier Amerikaner bezeichnen, die Werke Englischer Schriftsteller nachdrucken und — verhallhornen zu dürfen. Wie weit die Unverschämtheit dieser Herren geht, ist unter Anderem aus einem Schreiben des Nachdruckers Fithian in Philadelphia zu ersehen, das Herr Charles Dolman in London, der Hauptverleger von katholischen Schriften in England, zur öffentlichen Kenntniß gebracht. Herr Fithian erbietet sich darin nämlich, dem Herrn D., als Verleger zweier Werke von Lingard und Waterworth, 500 Exemplare jedes dieser von ihm in Amerika stereotypirten Werke gegen Einsendung einer gleichen Anzahl anderer katholischen Schriften zu überlassen. Zur Probe schickt er ihm zwei Exemplare des Nachdrucks mit der Bitte, sie den Verfassern als einen Beweis seiner Hochachtung zu überreichen. Daß übrigens nicht bloß England, sondern auch alle andere Europäische Länder bei der Amerikanischen Nachdrucks-Industrie betheiligt seyen, wird uns besonders ersichtlich aus der Ankündigung eines neuen Journals in New-York, in welchem die Compositionen der beliebtesten Deutschen, Italiänischen und Französischen Tonsetzer nachgedruckt und zu enorm billigen Preisen unter die Leute gebracht werden. Bekanntlich ist es die Form der Zeitungen überhaupt, die von den Nachdruckern Nord-Amerika's jetzt gewählt wird, um ihre Waare an den Mann zu bringen. Manche einzelne Nummer eines solchen Journals enthält einen ganzen Band von Bulwer, Dickens ꝛc. oder den Akt einer Oper von Mozart, Rossini und Meyerbeer. Man würde demnach auch in Deutschland und Frankreich wohl daran thun, den Krieg der Engländer gegen den Nachdruck der Vereinigten Staaten zu unterstützen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 89. Berlin, Mittwoch den 27. Juli 1842.

Frankreich.

Die sittlichen Begriffe und Zustände unserer Zeit.

Unter dem Titel: „De l'affaiblissement des idées et des études morales" ist im verwichenen Jahre von Herrn Matter, General-Secretair der Pariser Universität, ein einen Oktavband umfassendes Werk erschienen, welches einen Gegenstand von der größten Wichtigkeit behandelt. Der Verfasser, ein Elsasser, der mit der Deutschen wissenschaftlichen Literatur sehr vertraut ist, gab bereits früher eine Schrift unter dem Titel: „Von dem Einflusse der Gesetze auf die Sitten und der Sitten auf die Gesetze" heraus, von welcher die vorliegende als Fortsetzung zu betrachten ist. Wir folgen in der Beurtheilung und Uebersicht dieses Buches einem geachteten religiösen Journal, dem in Paris erscheinenden Semeur.

„Daß die moralischen Begriffe in Frankreich allgemach schwinden und einer völligen Auflösung entgegengehen, daß sie dort von Männern von Geist und Gelehrsamkeit einer wissenschaftlichen Erörterung und Fortbildung kaum mehr gewürdigt werden, dies fühlt und erkennt Jedermann: nicht mangelt es an Leuten, die dies bezeugen, und beinahe könnte man glauben, die Gesellschaft habe eben nur für diese Indifferenz ihre ganze Kraft aufgespart; Wenige indeß wissen sich diesen Zustand noch anders zu erklären, als just aus einer gemeinen Denkart. Herr Matter versucht es folgendermaßen: „Die moralischen Begriffe und Studien", sagt er, „haben sich sowohl von der Staats- als von der Religionslehre losgemacht, und von dem gemeinsamen Panier, unter welchem sie von diesen beiden Wissenschaften gehalten wurden, sind sie unvermerkt zu dem der Philosophie übergetreten, welche während des funfzehnten Jahrhunderts zwischen der Politik und Religion, frei und unabhängig von allen beiden, ihr Lager aufgeschlagen und seitdem von den moralischen Wissenschaften als ihre wahrhafteste Quelle, als ihr oberstes Gesetz ausgerufen wurde. Dieser Uebergang, diese Trennung von ihren früheren Bundesgenossen ist zwar ohne Feindseligkeit gegen dieselben erfolgt; indeß haben sie von nun an das Recht beansprucht, die eine wie die andere, sowohl die Politik als Religion, genauer zu prüfen, das heißt, sie entweder anzuerkennen oder zu verwerfen; zugleich haben sie damit ihre eigene Unfehlbarkeit und die Fehlbarkeit alles dessen ausgesprochen, was außerhalb ihres Gebietes lag. Im Reiche des Gedankens war dies ein großes Ereigniß, ja sicher das bedeutsamste, welches sich zugetragen, seitdem die Menschen geordnete Einrichtungen und Verfassungen besitzen."

Nach der Behauptung des Herrn Matter fand also eine Vertauschung der Stellungen, oder vielmehr eine gewaltsame Verrückung oder Verdrängung statt, die, bei rechtem Lichte besehen, einem völligen Umsturz gleichkommt, so daß, was in der Höhe thronte, herabsteigen und dem Niederen, welches sich nunmehr emporschwang, weichen mußte. Ehedem wurzelten die Pflichten- und Tugendlehren in der Gotteserkenntniß und Gottesverehrung, nicht minder in der Staatskunde, die sich zu jener Zeit für nichts Geringeres, als einen Zweig der Religion ausgab. Es war dies ohne Zweifel eine arge Anmaßung von Seiten der Politik, und was die Kirche betrifft, so dürfte wohl schwerlich Jemand, so wenig wie wir, geneigt seyn, zu behaupten, daß sie sich damals der Welt in der Art gezeigt habe, um die Achtung, die sie begehrte und die man ihr auch zollte, wirklich zu verdienen. Dies jedoch wollen wir bemerken, daß, da beide in den Augen der Völker als überschwänglich und erhaben über menschliche Begriffe galten, sie darum auch eine Macht ausübten und Rechte handhabten, nach denen zu streben die Philosophie sich niemals beifallen lassen möchte, indem sie, trotz ihres hohen Berufes, trotz ihrer großartigen Leistungen, dennoch nicht stolz ihren irdischen Ursprung hinwegzuleugnen sucht. So lange die im Leben sich bethätigenden Sittenbegriffe im Vereine mit der Religion und Politik blieben und von ihnen ihren Ausgangspunkt nahmen, ging auch ein Theil der Würde und des Ansehens, das diese genossen, auf sie selber über; man betrachtete daher diese moralischen Begriffe früherhin für **geoffenbarte**, während sie später, wo sie sich unter den Schutz und unter die Oberherrschaft der Weltweisheit begeben, bloß als Werk des Denkvermögens, als durch dasselbe entwickelt und hervorgebracht, erscheinen; wie man sie aber auch auffasse, sey es im Einklang mit der Religion oder mit der Vernunft, und mag man ihnen unter der einen wie unter der anderen Gestalt die nämliche Geltung und Wahrheit zugestehen, so ist doch der Geist im Besitze von hinlänglichen Mitteln, ihren Werth nach eigenem Ermessen zu bestimmen und sie durch eine gewaltige Kluft von einander zu sondern. Herr Matter hat sich also hierin als einen scharfen und vollkommen richtigen Beobachter erwiesen und scheint uns die Macht, welche er dem freien Gedanken zuerkennt, klar und gründlich dargethan zu haben. Je mehr wir aber seiner Meinung beipflichten, desto schwerer wird es uns, nachdem wir das Uebel durchschaut, dessen Heilung auf einem anderen Wege zu hoffen, als gerade durch die Rückkehr zu den moralischen Begriffen, welche von der Religion abhängen und von ihr ausfließen. Auch möchten wir nur eine beschränkte Anwendung von den Worten machen, welche Herr Matter in weiterer Bedeutung gebraucht hat. „Wenn", sagt er, „diejenigen, welche die Gemüther lenken und regieren, es dahin gebracht haben, einer Seele erst Zweifel, hernach Schmerz einzuflößen und sie zuletzt zu einem Entschluß anzufeuern, dann hat das Werk des Heils für sie begonnen: es ist mit den Völkern wie mit den Seelen; ich wünsche unserem Zeitalter nichts mehr als einen Zweifel, Reue und kühnes Vorwärtsstreben nach neuer That."

Herr Matter nennt moralische Begriffe alle diejenigen, nach denen wir uns in unseren Handlungen zu richten haben, die uns unsere Pflichten vorzeichnen und fest begränzen; diese Begriffe sind in seinen Augen Strahlen, welche von der Sonne der göttlichen Weisheit auf die Verstandeskraft des Menschen überfließen, auf daß ihm die Bestimmung klar werde, die er hier auf Erden zu erfüllen habe. Er mißt ihnen ein freies, unabhängiges Daseyn bei, allerdings nicht von dem Schöpfer, wohl aber von den verschiedenen Religionsgesetzen, denen sie sich gewöhnlich unterordneten, ohne daß man jedoch hieraus schließen dürfe, als könnten sie durchaus nicht für sich, ohne diese Gesetze bestehen. Unleugbar wirken die religiösen und bürgerlichen Gesetze mächtig auf das moralische Bereich der Menschheit ein; doch aber wurzeln die moralischen Begriffe noch auf einem andern, nicht unmittelbar mit jenen gemeinsamen Boden, und wiederum müsse man erkennen, daß das Sittengesetz in seinem letzten Grunde Gott selber sei, welcher die Welt erleuchtet, ordnet, regiert und richtet. Wir unseres Theils haben uns nun zwar bemüht, diese moralischen Vorstellungen und religiösen Gesetze mit einander in Uebereinstimmung und so viel wie möglich ein Gleichgewicht in den mannigfachen Bewegungen und Schwingungen des Gedankens des Herrn Matter zu Stande zu bringen. Daß uns dies jedoch ganz gelungen, wollen wir keineswegs behaupten; der Stein des Anstoßes bleibt der festgehaltene Unterschied zwischen Gott und den Religionsgesetzen; als ob diese, ungeachtet der abweichenden Formen, unter welchen sie zu dieser und jener Zeit, unter diesen und jenen Völkern erscheinen, bloßes Menschenwerk wären und ihre Weihe nicht eben von Gott empfangen, in ihm und an ihm nicht erst ihre Wahrheit und volle Begründung hätten. Auch braucht es uns gar nicht zu überraschen, wenn der Verfasser mitunter durch völlig unzulängliche Beweise die Unabhängigkeit und unumschränkte Macht der moralischen Begriffe darzuthun sucht, wie z. B. in folgender Stelle, die also lautet: „Trotz der Einwirkungen und Veränderungen, welche die Moral durch den Glauben und durch die Politik erleidet, bleibt sie nichtsdestoweniger immer und überall dieselbe, wogegen sowohl das religiöse wie das politische Lehrgebäude nach Zeit, Ort und Sitten wechselt und sich umgestaltet und beider Geschick in ihren Unglückstagen stets von Irrthümern und Uebeln begleitet ist, wovon in den Jahrbüchern des Moralgesetzes keine Spur sich findet." Ließe es sich aber, fragen wir, nicht leicht nachweisen, daß das Sittengesetz noch weit weniger denn die beiden anderen vor Abwegen und schädlichen Einflüssen gesichert sey? So denken wir, ja es kömmt uns sogar vor, daß Herr Matter selber, wiewohl er Miene macht, dies zu leugnen, es wider seinen Willen zugesteht. Dafür bürgt das geringfügige Wörtchen, womit er seinen Satz beginnt und welches gar viel bedeutet. Der Verfasser räumt, wie man sieht, bloß ein, daß in der Moral gewisse Veränderungen und Beschränkungen, herbeigeführt durch die Religion und Politik, eintreten; wie jedoch darf er hoffen, zur Genüge darzuthun, daß die Moral einer größeren Unabhängigkeit sich erfreue als jene? Ihnen eine Einwirkung auf die Moral gestatten, heißt zugleich allen den ursächlichen Bedingungen eine Macht zuerkennen, denen sie unterworfen sind, wir meinen damit die vorher schon erwähnte Verschiedenheit der Zeitumstände, die örtlichen und Lebensverhältnisse, von denen man wahrlich recht gut behaupten könnte, daß sie nicht nur einen Einfluß in zweitem Grade, nämlich vermöge der Religion und Politik, sondern einen unmittelbaren auf die Moral äußern. Durch eine solche Beweisführung wird also nichts gewonnen; man kömmt nicht einen Schritt vorwärts und dreht sich immer und ewig in einem und demselben Kreise herum.

Herr Matter ist der Meinung, daß die moralischen Ideen von den vielfachen Umgestaltungen und Verschiedenheiten, die in der Religion und Politik wahrgenommen würden, fern, daß sie stets dieselben bleiben und einerlei Farbe be-

halten, daß sämmtliche Glieder der Menschenfamilie Antheil daran haben, zu jeder Zeit, unter jeglicher Bedingung, und dies ist's, warum er ihnen einen so hohen Rang und ein solches Uebergewicht zutheilt. Indeß können wir ihm nicht bona fide dergleichen Zugeständnisse machen, wir können mit ihm nicht sagen: „Das Sittengesetz ist ununterbrochen eines und dasselbe, als ein allgemein gültiges, als ein Jedermann bindendes und verpflichtendes gehört es für alle Zeiten und Jahrhunderte, es ist für alle Geister, für alle Klassen der Gesellschaft, für das ganze Menschengeschlecht ohne Ausnahme gegeben."

.... In dieser Fassung dünkt uns der Satz so klar wie das Sonnenlicht und völlig unantastbar; schade nur, daß der Verfasser durch eigene Schuld, wie wir bald sehen werden, dem Semeur Anlaß zu Einwürfen gegeben. Letzterer bestreitet die Unwandelbarkeit des Sittengesetzes, indem er von dem subjektiven Gesichtspunkt ausgeht und sagt, daß unter den verschiedenen Menschen verschiedene Vorstellungen über Tugend, Pflicht und Sittlichkeit herrschen, während Herr Matter ganz unabhängig von der abweichenden Auffassungsweise des Sittengesetzes, dieses als eine allgemeine wirkende Macht anerkannt wissen will. Und als eine solche offenbart sich denn auch in der That das Moralgesetz. Denn möge man an diesem hin und her deuteln und vernünfteln, wie man immer wolle, möge man diese oder jene Ansicht darüber hegen, es sich so oder so denken und auslegen, es selber bleibt unverändert, es wirkt, lebt und waltet in jeder Menschenbrust, es verlangt, daß es geehrt und erfüllt werde von Jedermann ohne Unterschied, zu jeder Zeit, und wehe dem, der es verletzt. Diesen Sinn haben wir wenigstens mit der angezogenen Stelle verbunden, und wir glauben uns nicht geirrt zu haben. Hören wir nun aber die Einwendungen des Semeur:

Weit entfernt, fährt er fort, diesen Behauptungen unseren Beifall zu schenken und sie zu unterschreiben, würden wir lieber sagen, daß wie jede Person sich von der anderen durch Gesichtsbildung unterscheidet, sie eben so durch die moralischen Vorstellungen von ihr abweicht, (dies würden wir wieder den Rezensenten nicht unterschreiben; denn alsdann hätte jeder sein besonderes Sittengesetz, dieser Gegensatz der Begriffe müßte sich dann auch in praxi äußern und wir befänden uns am Ende in dem gräßlichen Zustande eines belli omnium contra omnes; das Unhaltbare seiner Behauptung fühlend, sagt er daher weiter:) und lediglich durch Unterwerfung unter ein einiges, durch Offenbarung empfangenes Sittengesetz können stufenweise und in einem bestimmten Maße diese Verschiedenheiten schwinden. Uebrigens lenkt Herr Matter, sobald er ein wenig weiter vorgedrungen, schnell wieder ein und kehrt gern ins gewohnte Geleise zurück; da tauchen der Reihe nach Widersprüche empor, die bald wieder untertauchen und im Nu sich abermals auf der Oberfläche blicken lassen, dergestalt, daß man nie sicher ist, ob der eben ausgesprochene Gedanke nicht eine Minute hinterher in engere Gränzen eingeschlossen, oder die aufgerichteten Schranken nicht schleunigst wieder über den Haufen werden geworfen werden. Ganz das nämliche Verfahren beobachtet Herr Matter bei der Behandlung vorliegender Frage, wo er erst mit Eifer und großer Kühnheit die unumschränkte Gewalt des Moralgesetzes behauptet und kurz darauf die Segel einziehend, also sich äußert: „Wenn man", heißt es da, „von der Allgemeinheit der moralischen Begriffe redet, so will man damit durchaus nicht sagen, daß sie allesammt in allen Köpfen wohnen und auf alle Gemüther einwirken, sondern daß alle Köpfe und Gemüther dazu eingerichtet und befähigt sind, sie in einer gegebenen Lage (!) in sich aufzunehmen und zu besitzen." Wird nun nicht hierdurch, fragen wir, dem Moralgesetze alle seine ihm früher zuerkannte Würde und Majestät plötzlich geraubt, sobald es dem Belieben des Menschen anheimgestellt ist, unter gewissen Umständen sich seinen Anforderungen zu fügen oder zu entziehen?

Wenn nun die moralischen Begriffe ein Gemeingut sind, so wird sich dagegen mit den moralischen Studien bloß die Minderzahl befassen können, indem zu ihnen Muße, Ausdauer und hauptsächlich Fähigkeit gehört, die nicht Jeder in gleichem Maße besitzt. Das Ziel und die Aufgabe dieser Studien ist, eine bevorzugte Klasse ins Leben zu rufen, den allein wahren und rechtmäßigen Adel, dessen Beglaubigung nicht in einem ihm durch die gesellschaftliche Stellung, durch Geburt und Herkommen, sondern in einem natürlichen, selbst erworbenen Rechte liegt, das ihm die Herrschaft über die Geister sichert. Wir befinden uns hier auf einem der hervorragendsten Punkte der Sittenlehre des Herrn Matter.

(Schluß folgt.)

Der Provinzialist in Paris.

Ein Bruchstück aus des Provinzialisten „Erlebnisse in der Hauptstadt".

Sieh' da, den Mann aus der Provinz! — Gleich viel, woher er kömmt, sey es aus der Nähe oder aus der Ferne, von Norden oder von Süden, aus einer kleinen oder aus einer großen Stadt, aus Bordeaux oder aus Fertés-sous-Jouarre, aus Marseille oder aus Landerneau: er ist deshalb um nichts mehr oder weniger Provinzialist. — Wir betrachten ihn gleich bei seiner ersten Ankunft! Kaum hat der Conducteur der Diligence die Thürme von Notre-Dame bemerkt, als unser Provinzialist den Kopf zum Kutschenschlage hinausstreckt, indem er seine Augen überall umhersendet und sich ganz dem Schauspiele hingiebt, das sich vor ihm entwickelt. Er gelangt durch die Italiänische Barrière, wobei er freudenvoll zu sich selber sagt: „So bin ich denn doch endlich hier, in der schönsten Stadt von der Welt!" Darauf durchzieht man die so langweilig lange Straße Mouffetard, bei deren Anblick er bedenklich den Kopf schüttelt, als Zeichen, daß er sich ein wenig getäuscht finde.

Einen eben nicht vortheilhafteren Eindruck macht auf ihn die enge, finstere und krumme Straße de la Harpe; er wird schier mißtrauisch und fragt sich ganz leise: „Hat man mich etwa gar mystifizirt?" Indessen verläßt ihn bald der bange Zweifel, indem er die Quais, die Brücken und das Louvre erblickt, das sich in seinem vollen Glanze vor ihm enthüllt; die große Stadt ist somit gerechtfertigt. Paris hat die Probe bestanden, und der Provinzialist fährt beruhigt in den Hof der Messageriecn ein.

Du siehst ihn hurtig vom Wagen herabspringen. Aber mit welchem Herzklopfen berührt er den schlüpfrigen Boden der Hauptstadt! In seiner Verwirrung denkt er nicht daran, seine Sachen zu überwachen, die man von dem hohen Wagen herabwirft; sein Bettsack fällt auf der einen und sein Felleisen stürzt zur anderen Seite herunter. Er weiß nicht, der Unerfahrene! welchen Gefahren seine ganze Bagage hier ausgesetzt ist; er weiß nicht, daß es Leute giebt, die nur in der Absicht reisen, um einen vortheilhaften Felleisentausch zu machen; eben so wie manche elegante Herren nur darum eine Abendgesellschaft besuchen, weil sie eines neuen Hutes bedürftig sind.

Indeß weckt ihn der Steuer-Beamte aus seinen Träumereien, indem er ihn fragt: „Haben Sie nichts zu deklariren?" Der unerfahrene Reisende antwortet ihm, anfangs über die zweideutige Frage erstaunt, mit Artigkeit: „„Ich deklarire (déclare), daß ich entzückt bin, mich hier zu sehen.""

Der Steuer-Einnehmer hält ihn für einen Spaßvogel und nimmt seinerseits eine würdevolle, ernste Miene an. Der Bettsack und das Felleisen werden geöffnet; man durchstöbert die Wäsche und die Kleidungsstücke des Provinzialisten, der sich nun vergeblich über die unsanfte Behandlung seiner Garderobe beklagt. Endlich ertappt der Einnehmer mit einem (er ist nämlich einäugig) triumphirenden Auge und mit furchtbarer Miene etwas einem Marschallsstabe Aehnliches, das in einen Bogen von grauem Papier eingehüllt ist: „Was ist das?"

„„Das"", erwiedert der Provinzialist in seiner ihm gewöhnlichen Einfalt, „„das ist eine Schlackwurst, die ich zu Lyon eingekauft, um damit einem Freunde aufzuwarten, den ich in Paris habe.""

„Die Freundschaft, versetzt der Steuerbeamte, „ist ein Gefühl, das ich als Mensch ehre; aber als Steuer-Einnehmer kann und darf ich nicht vergessen, daß die Schlackwurst zu den accisbaren Gegenständen gehört. Wissen Sie nichts von dem Recht (droit, Zoll) dem die Lyoner Schlackwürste in Paris unterworfen sind?"

„„Gewiß"", sagt der Provinzialist, „„die Lyoner Schlackwurst hat immer das Recht (droit) gehabt, gegessen zu werden.""

„Junger Mann!" schreit der Steuer-Beamte, „Sie scheinen mir aus einer fernen, gesprächigen Gegend herzukommen; aber wir wollen gleich sehen, ob Sie noch dabei lachen werden, wenn ich zum Protokoll schreite."

Zum Glück tritt zuletzt der gefällige Conducteur ins Mittel, und wendet den traurigen Ausgang einer Scene ab, von der der Ankömmling aus der Provinz kaum etwas ahnt.

Um nun durch die ungeheure Stadt zu gelangen, bedarf der Provinzialist, der anfangs nicht den Muth in sich fühlt, sich allein durch das Gewühl der Menge hindurch zu wagen, eines Führers, eines Cicerone, und um diesen kostbaren Mann ganz billig zu bekommen, hat er seine Wahl auf einen Freund, einen seiner Landsleute, geworfen, der bereits seit langer Zeit in Paris sich niedergelassen hat.

Es giebt wohl keinen unter den guten Einwohnern von Paris, der nicht einmal das Vergnügen gehabt hätte, plötzlich von einem Provinzialisten überrascht zu werden. Sey es nun des Morgens, zu Mittag oder des Abends; du magst schon zu Bette liegen, oder eben bei Tische sitzen, oder sonst mit deiner Arbeit beschäftigt seyn. Es klingelt Jemand; ein Fremder tritt herein, zwei Arme thun sich weit auf und eine Stimme ertönt laut: „Guten Tag, mein theurer Freund!"

Der theure Freund überschüttet dich mit Ziegenhaar von seiner Weste, zerreibt dir die Hand mit seinen grünen Handschuhen und wischt dir das Gesicht mit seinen rothen Lippen ab.

„Hier bin ich", ruft er aus. „Ei! erinnerst du dich wohl noch daran, wie wir zusammen auf der Schule waren? Ich machte die Aufgaben und du triebst allerlei Possen dabei. Wie man sich nun doch wiederfindet! Du hast dich gar nicht wenig verändert! Weißt du, du wirst schrecklich grau? Ich hätte dich nicht wieder erkannt, wäre es nicht an deiner Nase. Was mich betrifft, so bin ich noch immer derselbe. Nicht wahr? Der wackere Freund! wie sehr freut es mich doch, ihn wiederzusehen. Ah, wir wollen uns einander gar nicht verlassen während meines hiesigen Aufenthaltes! Ich habe auf dich gerechnet, du wirst mich in deinem Babylon herumführen; du wirst mir den Weg zeigen in diesem Labyrinth von Vergnügungen, Monumenten und allerlei Merkwürdigkeiten; kurz, du wirst mein Steuermann seyn."

Diese Fluth von Worten der Freundschaft hat dem Pariser die gehörige Zeit gewährt, um eine passende Antwort vorzubereiten.

„„Ach!"" erwiedert dieser scheinbar betrübt, „„ich habe nie das Mißliche meiner Lage so übel empfunden! Wie lieb wäre es mir gewesen, die Pflichten der Freundschaft zu erfüllen und Paris mit einem so liebenswürdigen Schul-Kameraden zu durchziehen! Aber unglücklicherweise bin ich ein Sklave: die Geschäfte halten mich von Morgen bis Abend gefesselt.""

„Die Geschäfte! aber ich glaubte ja, daß du ruhig von deinen Renten lebest?"

„„Nicht so ganz. Ich bin in verschiedene Spekulationen verwickelt, als Actien-Inhaber bei mehreren industriellen Unternehmungen betheiligt; die Börse,

die Assembleen, die aus Vorsicht zu haltenden Berathungen, einige Prozesse, tausenderlei Sorgen und Geschäfte rauben mir die Zeit ... Ach, mein Gott, schon Mittag! Um Verzeihung, mein Lieber, Verzeihung, ich bin genöthigt, auszugehen; man erwartet mich. Die verwünschten Geschäfte!.... aber auf Wiedersehen! Recht bald, alter Freund, recht bald!""

Beim Weggehen vergißt der vorsichtige Pariser nicht, den guten Freund seinem Portier genau zu bezeichnen, damit er denselben ja nicht wieder hereinlasse, und unser Provinzialist entfernt sich unter melancholischen, düstern Betrachtungen über die Freundschaft.

Während er noch so in tiefes Nachdenken versunken ist, kommt er bei den Gallerieen des Palais-Royal vorbei, und hier ist es, wo er, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, seinen mittelmäßigen Vermögenszustand beklagt. Die Dämpfe des vor seinen Augen sich aufthuenden Luxus steigen ihm plötzlich zu Kopf. Er würde von nun an gern alle seine Finger mit Ringen besetzen und seine Brust mit goldenen Ketten behängen.

Im Vorübergehen vor dem Kleiderladen vernimmt er die Versuchungsstimme des Dämons der Koketterie; hier sieht er Hausröcke in Brocat, Tuch zu zweihundert Fr. die Elle; dort erblickt er Westen in Gold und Perlen gestickt: welch ein Luxus! Nimmst du noch dazu ein mit Spitzen garnirtes Hemd, und du kannst dich überall zeigen und sehen lassen. Unser Provinzialist hat sich bereits vorgenommen, bei seiner Rückkehr in der Provinz den Ton anzugeben. Er will seiner Geburtsstadt den wahren Typus eines Pariser Dandy darstellen. Aber werden seine Mittel es ihm auch erlauben, seinen Plan zu realisiren? Ohne Zweifel, denn in Paris versteht man es, die Eleganz nach der Beschaffenheit aller Börsen einzurichten und abzumessen. Während unser Provinzialist noch von dem Tuche, zu zweihundert Fr. die Elle, wehmüthig träumt, kommt er bei einem Aushängeschilde vorbei, auf dem folgende Worte in großen Buchstaben zu lesen sind: „Großer Ausverkauf! Funfzigtausend Paletots! 75 pCt. Rabatt!" ....

Nun, das ist etwas für mich, meint er, man hat mir's wohl vorhergesagt, daß ich dergleichen Gelegenheiten zu billigen Einkäufen finden werde. Ich bedarf gerade jetzt eines Paletots, es ist eine bequeme Kleidung und etwas ganz Neues. In unserem kleinen Orte steckt man noch im nußbraunen Oberrock; ich werde den Paletot dort einführen.

Er geht hinein, der Laden ist leer; nur einige Pantalons flattern an den Seitenrechen, die ganze Waare befindet sich auf dem Gestelle vor dem Ladenfenster.

„Was wünscht der Herr?" fragt ein Commis. „Wünscht der Herr neu gekleidet zu seyn? Wir haben die kompletteste Auswahl von der besten Sorte. Wir kleiden alle vornehme Herren des Jockey-Klubs. Der Herr kommt aus der Provinz, das sieht man; aber beruhigen Sie sich nur, wenn sie von hier hinausgehen, soll Sie Niemand mehr erkennen. Sehen Sie her und wählen Sie!"

„„Ich wollte gern einen von Ihren funfzigtausend Paletots. Zeigen Sie mir dieselben, damit ich wählen kann.""

Erstaunt über die naive Unbescheidenheit dieses Verlangens, erklärt der Commis dem Provinzialisten, daß sein Handlungshaus mehrere Niederlagen in der Stadt habe, und daß man jeden Morgen hundert komplette Anzüge hierherbringe, die aber gleich nach Verlauf einiger Stunden vergriffen seyen. Für den Augenblick sey nur ein Dutzend Paletots vorräthig, aber das sey genug, sie enthalten alle Sorten, darunter einen Mackintosh-Paletot, der auf eine Viertelmeile in der Runde einen lieblichen Geruch von Kienöl um sich her verbreitet. Nach langem Hin- und Herschwanken entschließt sich endlich der Provinzialist, er wählt seinen Paletot, und da er einmal dabei ist, so läßt er sich auch leicht überreden, seinen ganzen Anzug gegen einen neuen umzutauschen. Er wird von Kopf bis Fuß in dem stutzerhaftesten Style neu gekleidet, und er bezahlt hier, trotz des Rabatts, eben so theuer als anderwärts. Sollte er aber wohl sein Geld bedauern, da er sich dafür in dem Spiegel ansieht? — Die Metamorphose ist vollkommen!

Mit einem gewissermaßen rechtmäßigen Stolze schreitet nun der neu gekleidete Provinzialist auf seiner Promenade weiter fort und schaut umher auf die Vorübergehenden, um zu sehen, welchen Eindruck er in seiner neuen Haltung auf dieselben macht. Zwar wird er von Niemanden einer besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt, aber nichtsdestoweniger bildet er sich doch ein, auf seinem Triumphzuge der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung zu seyn.

Mittlerweile rückt die Stunde zum Diner heran, und unser Provinzialist hat nun den Ort zu wählen, wo er seinem Appetit ein Fest geben will. Wird er nun zu Véry oder in irgend eine anständige Restauration zu festen Preisen gehen? Ein Gastronom würde keinen Augenblick Bedenken tragen, aber unser Provinzialist gehört zu der Klasse von Leuten, die jeden Augenblick ihre Kasse nachrechnen; er hat diesen Tag bereits große Ausgaben gemacht, sollte er nun nicht einen Thaler an seinem Diner absparen? So sehr er auch Dandy ist, so verschmäht er es doch nicht, in eine Restauration zu 32 Sous einzukehren. Ueberdies hat man ihm gesagt, daß dergleichen Etablissements von Leuten besucht werden, die sehr hoch in der Welt gestellt sind, wie von Deputirten, Akademikern, Offizieren außer Diensten, Büreau-Chefs, Pairs von Frankreich und sehr berühmten Künstlern.

In der That werden öfter dergleichen Gerüchte von den Garköchen in Paris ausgesprengt. Ja, sie haben selbst ihre Pensionaire, die gegen einen Rabatt, der ihnen an den festen Preisen bewilligt wird, dem Marqueur erlauben, sie ganz laut in folgender Weise anzureden: — „Mein Herr General!" oder beim Hereintreten: — „Ah! die Sitzung der Pairs-Kammer ist schon vorüber, Herr Baron!" ...

In diesen Restaurationen giebt es eben sowohl falsche Pairs, als falsche Hühner und Enten. Die vier Schüsseln, die hier zur Auswahl stehen, bilden gewissermaßen nur einen ärgerlichen Scherz; denn es giebt hier niemals eine Auswahl, sondern man muß sich immer mit dem Nothwendigsten begnügen. Und der kann noch von Glück sagen, der mit einer bloßen schlechten Mahlzeit davon kommt! Unser Provinzialist verlangt zum Beispiel ein Gemüse, einen Fettreis; — man trägt ihm auf ... auf den Rücken. Für 32 Sous kann man eben keine geschickte Marqueurs verlangen. — „Großer Gott!" ruft der Provinzialist laut aus, „ein Gemüse auf meinem neuen Paletot!" .... — „„Beruhigen Sie sich"", erwiedert der Marqueur, „„das fleckt nicht.""

Ein Fettreis, der keine Fettflecke macht! — In diesem naiven Geständnisse ist das ganze Geheimniß der billigen Küche enthalten.

Nach beendigter Mahlzeit wünscht unser Provinzialist einen Zahnstocher. Der Marqueur thut so, als wenn er nichts davon gehört hätte, aber nach wiederholtem Rufen kommt endlich der Wirth selbst herbei.

„Wie", sagt er, „ein Zahnstocher? das ist unmöglich. Wir halten keine mehr. Wir sind genöthigt gewesen, sie abzuschaffen. Man stahl sie uns vom Tisch ...."

Russisches Amerika.

Das Gebiet Unalaschka.

(Schluß.)

Pribylov-Inseln heißen zwei kleine Inseln in der Bering-Straße, zwischen 570 und 56° N. B. Der erste Russe, welcher sie (1786) entdeckte, war der Steuermann Pribylov im Dienste einer Privat-Compagnie. Dieser fuhr, da er keinen Hafen finden konnte, zum Ueberwintern nach den Andrejanovschen Inseln und ließ den Hauptarbeiter (peredowschtschik) Panov mit sämmtlichen Jägern der Equipage auf dem neu entdeckten Lande (der Insel St. Georg) zurück. Im nächsten Jahre entdeckten diese Jäger am Morgen des 29. Juni, dem Tage Peter und Paul) nordwärts eine zweite Insel, die sie St. Peter und Paul nannten; in der Folge blieb ihr nur der letztere Name. Beide Inseln sind ohne Waldung und überhaupt, mit Ausnahme kleiner Sandweiden, ganz ohne Bäume. Nach der Versicherung längst angesessener Bewohner wuchs auf der Insel St. Georg in der ersten Zeit nicht einmal Gras. St. Georg hat fast gar keine vulkanischen Phänomene aufzuweisen; dagegen findet man auf St. Paul Spuren des Kraters eines sehr großen Vulkans.

Man kann die Pribylov-Inseln wegen des Werthes ihrer Biber- und Seebären-Felle die goldenen nennen. Ohne die Eisfüchse und See-Biber zu rechnen, wurden in den ersten 30 Jahren, d. h. bis 1817, mehr als 2,500,000 Bären-Felle von hier ausgeführt; von 1817—1838 fing man an 500,000 Stück, d. h. für mehr denn 17 Mill. Rubel. Auf der Insel Georg giebt es eine Menge Seevögel, deren Eier den Eingebornen, die sie zu Tausenden einsammeln, besonders willkommen sind. Diese Jagd ist aber sehr gefährlich, da man um der Eier willen steile Abhänge erklettern und an Riemen sich wieder hinunterlassen muß. Bei der ersten Entdeckung dieser Inseln waren sie von unzähligem Wilde jeder Art bevölkert; die sogenannte goldene Bucht auf St. Georg war mit Bibern übersäet. In den ersten Jahren erlegte man so viele Seebären, daß man gar nicht wußte, wo man die Felle lassen sollte, und sie nicht selten verbrannte oder ins Meer warf. Endlich machte Herr Resanov, gewesener Gesandter in Japan, der unvernünftigen Vertilgung dieser Thiere ein Ende.

Der Russisch-Amerikanische Archipel hat nach des Verfassers Meinung vor den Aleuten keine Bewohner gehabt, und auch diese wohnten zur Zeit der Entdeckung noch nicht allzulange auf denselben. Ihrer Ueberlieferung zufolge lebten ihre Vorfahren ursprünglich in einem großen Lande: der Autor meint, dieses Land sey Kamtschatka gewesen, von wannen sie über die Kurilischen Eilande gekommen. Es besteht aber zwischen den Aleuten und den Küstenbewohnern Asiens durchaus keine Verwandtschaft, weder in der Sprache, noch in ihren Gewohnheiten, noch in der Lebensweise. Dagegen nähern sich die Aleuten auf den Fuchs-Inseln im Aeußeren und in ihrer Lebensweise den Nord-Amerikanern, besonders den Kadjakern; ja die Aleutische Sprache ist von ganz gleicher Formation wie die Kadjakische, welche fast alle Bewohner der Gestade Nord-Amerika's sprechen.

Die Aleuten haben zwei Arten von Erwerbsquellen: Arbeiten für die Compagnie und Waidwerk. Die Arbeiter erhalten von der Compagnie ihre Kost und einen jährlichen Lohn von 100 bis 200 Rubeln. Für Alles, was der Arbeiter in seiner Dienstzeit erjagt, bekommt er keine eigene Bezahlung; die Compagnie bewilligt ihm nur dann und wann eine Gratification, ganz nach ihrem Ermessen. Wer nicht im Dienste der Compagnie steht, der liefert die von ihm erlegten Thiere gegen eine von der Behörde festgesetzte Taxe. Der Tagelohn für Arbeiten außer der Dienstzeit beträgt 50 Kopeken. Die wohlhabensten Aleuten wohnen auf den Pribylon-Inseln. Auch diese sind für die Bedürfnisse der Compagnie thätig, werden aber nicht als ihre Arbeiter gerechnet. Die besten Jäger auf diesen Inseln verdienen jedes Jahr an 250 Rubel, und die wohlhabendsten Personen sammeln sich Kapitalien von tausend Rubeln.

Sämmtliche Handarbeiten der Aleuten haben in ihrer Art die höchste Vollendung. Ihr Jagdgeräth, ihre Böte, ihre Nationaltracht — Alles ist sehr solide und zweckmäßig gearbeitet. Die Ausdauer der Arbeiter verdient hohe Bewunderung: oft schneidet der Aleute einen oder zwei Monat lang mit einem

einfachen Messer ein Körbchen oder sonst eine Kleinigkeit aus Knochen und vertauscht es dann gegen ein Bund Tabacksblätter. Bisweilen macht er eine Stickerei die ihn ein halbes Jahr beschäftigt, und vertauscht sie gegen ein Taschentuch, oder, wenn es hoch kommt, gegen ein Hemde.

Die beiden ersten Bände des vorliegenden Werkes enthalten noch viele Tabellen meteorologischer Beobachtungen und statistischer Data, welche letzteren aus den Registern der Geborenen und Gestorbenen im Gebiete Unalaschka (von 1822 bis 1837) gezogen sind.

Im dritten Bande theilt uns der Verf. seine Nachforschungen über die Aleuten von Atcha und die Koloschen mit. Auch hier findet man eine Menge neuer, genauer und immer interessanter Einzelnheiten. Wir verweilen nur bei dem, was der ehrwürdige Bischof über die Aleuten sagt. Nachdem er von den unangenehmen Folgen des Verkehrs derselben mit den Russen gesprochen — Folgen, die fast nur das Aeußere, Physische betreffen, wendet er sich zu dem inneren, geistigen und also wesentlichen Nutzen der Veränderung, welche mit diesem Völkchen vorgegangen ist.

Die vornehmste Stelle gebührt hier unbezweifelt dem christlichen Glauben, den die Russen ihnen gebracht haben und der ihnen, man kann es sagen, zu Herzen gedrungen ist, daher auch sehr schnelle Fortschritte unter den Aleuten gemacht hat. Die Aleuten sind geduldig, fast bis zur Unempfindlichkeit, und gutherzig bis zur Vergessenheit ihrer selbst. Diese beiden Eigenschaften sind aber ein herrliches Feld für den reinsten Samen des Christenthums und zugleich die wichtigsten Hülfsmittel zur Vollendung des Bekehrungswerkes. Wer ohne allen Begriff von den himmlischen Tröstungen dulden und Vieles dulden kann, wer standhaft bleiben kann um nichts, oder höchstens um in den Augen seiner Gefährten nicht kleinmüthig zu erscheinen — der wird ganz gewiß in noch höherem Maße dieser Tugend fähig seyn, wenn er die Ueberzeugung in sich trägt, daß seine Standhaftigkeit ihm ewigen Lohn erwirbt. Wer aus reiner Gutherzigkeit seinen letzten Bissen mit dem Nothleidenden theilt, seiner eigenen Familie vergessend und nicht um den kommenden Tag sich Sorge machend, der wird aus noch stärkerem Grunde gern mittheilen, wenn er weiß, daß der große Vergelter jedes Almosen so betrachtet, als wär' es ihm selber gegeben.

Als die Aleuten noch dem Glauben ihrer Väter huldigten, tödteten sie Sklaven, damit es den hingeschiedenen Ihrigen nicht an Bedienung fehlte; jetzt ist dieser Gebrauch ganz abgeschafft, und nicht etwa darum, weil sie der Möglichkeit beraubt sind, Solches zu thun, sondern weil sie die volle Ueberzeugung gewonnen haben, daß Verstorbene keiner Dienste, und überhaupt keines Beistandes bedürfen, den Beistand ausgenommen, welchen das Christenthum gewährt. Vor Ankunft der Russen hatten die Aleuten oft furchtbare Kriege und Metzeleien unter sich; ja es kam endlich so weit, daß nicht blos die Bewohner benachbarter Inseln, sondern selbst benachbarter Wohnorte und Häuser einander unversöhnlich haßten und, wo nicht mit offener Gewalt, so doch heimlich und verstellt einander zu Grunde richteten. Jetzt haben alle Kämpfe und Feindseligkeiten ein Ende — man hört kaum noch von kleinen häuslichen Zwistigkeiten, und ihre früheren Todesfeinde, die Kadjaker, betrachten sie jetzt als Freunde und Brüder.

Wenn man die Aufklärung dieses Völkchens nach der Zahl der Individuen, welche lesen können, ermessen darf, so bleiben die Aleuten in dieser Hinsicht hinter manchem gebildeten Volke nicht zurück. In der neuesten Zeit, d. h. als man Bücher in ihre Sprache zu übersetzen anfing, war schon mehr als ein Sechstheil der Eingeborenen des Lesens kundig. Es giebt Dörfer, in denen mehr als die Hälfte der männlichen Bevölkerung lesen und schreiben kann; auf der St. Paul's-Insel gilt dies beinahe von Jedem ohne Ausnahme. Sie erwarben ihre Schulbildung theils durch Selbstunterricht, und nach ihrem allgemeinen Lerneifer zu urtheilen, werden sie bald sämmtlich unterrichtet seyn.

Alle Handwerke und mechanische Künste, welche die Russen mit nach Amerika bringen konnten, haben die Aleuten willkommen geheißen: jetzt findet man unter ihnen Werkmeister vom Schuhmacher bis zum Uhrmacher. Landbau und Industrie giebt es so gut als gar nicht — die Dürftigkeit der örtlichen Erzeugnisse des Landes und Meeres und das rauhe Klima wirken der Entwickelung dieser Kultur und Zweige entgegen. Der Landbau wird vielleicht dann erst gedeihen, wenn es auf den Aleutischen Inseln Wälder giebt: aber Wälder sind noch nicht einmal gesäet. Doch haben die Aleuten auch in dieser Beziehung so viel gethan, als ihre Kräfte erlauben; Kartoffeln und Rüben, obwohl in geringer Quantität, werden fast von Allen gebaut. Ihre Lebensweise selbst hat sich in neuester Zeit sehr verbessert, obgleich sie sehr vieler Hülfsmittel entbehren müssen. Die möglichste Reinlichkeit und Ordnung werden immer allgemeiner. In Ansehung ihrer Habe und Besitzungen besteht unter den Aleuten fast gar kein Unterschied; nur wenige Individuen darf man in Vergleichung mit Anderen reich nennen: diese verdanken ihren höheren Besitz ihrer Anstrengung und berechnenden Klugheit. Was aber das Merkwürdigste ist — der Reichthum verdirbt nicht ihre Herzen. Die Wohlhabenden machen von ihrem Ueberflusse Gebrauch, ohne ihm sehr anzuhangen und ohne Hochmuth zu zeigen; die Unvermögenden aber murren nicht über ihre Lage und beneiden ihre Brüder nicht weil es ihnen besser geht. Man kann also sagen, daß die Lage der Aleuten sich sehr verbessert hat, denn sie sind mit ihrer Lage zufrieden, und dies muß eine der vornehmsten Tendenzen der Volksaufklärung seyn (sic!).

Viehzucht ist bei den Aleuten gar nicht vorhanden und vielleicht unmöglich; denn obwohl es viel Gras auf ihren Inseln giebt, und an Muse zur Ausübung dieses Zweiges der Oekonomie kein Mangel ist, so können sie dem Vieh kein Obdach geben. Viele hatten die Absicht, Hausthiere zu halten; allein diese brachten ihnen Schaden statt des erwarteten Nutzens — sie zerstörten ihre eigenen Wohnhütten. Endlich darf man auch die jetzige Verfassung der Aleuten im Verhältniß zur früheren nicht aus den Augen lassen. Die frühere Verfassung der Aleuten war die unbestimmteste die es nur geben kann; oder, besser gesagt, sie hatten gar keine und auch keine Gesetze. Ihre Häuptlinge waren nur stark durch physische Gewalt; Herkommen und Willkür dienten als Gesetze. Jetzt genießt das Völkchen nur die Früchte einer Verfassung und lebt, so zu sagen, vollkommen frei; denn es hat keine der gewöhnlichen Staats-Lasten zu tragen. Man findet bei den Aleuten weder Richter noch Händelschlichter, noch Einsammler von Abgaben; das bürgerliche Gesetz, unter welchem sie jetzt leben, ist im vollen Sinn des Wortes ihr Schutz und die Quelle ihres Wohlstandes — eine starke und mächtige Wache, aber eine Wache in ruhiger und friedlicher Gesellschaft. (K. M. H. II.)

Mannigfaltiges.

— **Bulwer's neuestes Werk.** Kaum hat das Publikum Zeit genug gehabt, Bulwer's Roman „Zanoni", der erst vor vier Monaten erschien, ganz zu durchlesen, als schon wieder ein allerneuestes Produkt seiner Feder die Presse verlassen hat. Es führt den Titel: „Eva; the ill-omened marriage and other tales and poems by C. L. Bulwer." Es ist kein Roman, sondern eine Sammlung von poetischen Erzählungen und größeren und kleineren Gedichten. Da wir dies Werkchen hier nicht beurtheilen, so wollen wir wenigstens unsere Bewunderung ausdrücken über die Vielseitigkeit des talentvollen Verfassers, der in jedem Felde der schönen Literatur sich neue Kränze zu erwerben entschlossen zu seyn scheint. In dieser Sammlung bietet er uns volle Blüthen der Poesie, während er bisher in seinen Werken nur hier und da zerstreute halbgeöffnete Blätter und unausgebildete Knospen gebracht hat. Seine Poesie ist nicht so leidenschaftlich wie die Lord Byron's, nicht so keusch sinnend wie die Wordsworth's, noch so ideal wie die Shelley's. Wir lassen die größeren Gedichte unberührt und geben zur Probe hier nur eines der kleinsten:

Der Sonntag.

Froh strömt der Bach und weht das Lüftchen,
Doch schweigt die Mühle dort;
Das Rad, sonst ruhlos, und das Segel
Bewegen sich nicht fort.

Sechs Arbeitstage hindern die Armen
Am Feste der Natur;
Am siebenten öffnet die Thür ein Engel
Und ladet sie auf die Flur.

Des Vaters milde Gnad' erlaubet,
Zu ruh'n am heil'gen Tag.
Die Luft zu athmen, am Bach zu wandeln,
Wo ruh'n das Rad jetzt mag.

Sechs Tage bist du, armer Bruder,
Ein Sklave Tag und Nacht;
Am siebenten wirf von dir die Ketten;
Gott hat dich frei gemacht.

Die Felder, die als Knecht du gestern
Bestellt, umwandle frei,
Damit der Thau, der sie erquicket,
Für dich auch Balsam sei.

So ruhe, müdes Herz; doch siehe!
Der Kirchthurm gen Himmel zeigt;
Er mahnt dich, daß auch dein Gedanke
Zu Gott, dem Vater, steigt.

Froh strömt der Bach und weht das Lüftchen,
Doch schweigt die Mühle dort;
Das Rad, sonst ruhlos, und das Segel
Bewegen sich nicht fort.

— **Ein Russischer Vertheidiger der Madame Lafarge.** Der erste Band des laufenden Jahrgangs der sehr reichhaltigen Zeitschrift Moskwitjanin (der Moskowiter) enthält eine Beurtheilung des Lafargeschen Prozesses, deren ungenannter Verfasser in einem beigedruckten Briefe an den Redacteur versichert, daß er manche schlaflose Nacht mit gepreßtem Herzen und vielen Thränen des Mitgefühls auf diese Arbeit verwendet habe. „Während nach unseren Russischen Gesetzen" — sagt er — „auch unter Zulassung des vorliegenden gerichtlichen Verfahrens und des für die Beklagte feindseligen Prozeß-Ganges kein anderer Beschluß hätte gefaßt werden können, als daß man die Sache dem Urtheil Gottes (na sud Bogu) anheimgestellt hätte, verurtheilt das constitutionelle Frankreich, das Land der persönlichen Freiheit, ein Individuum zu lebenslänglichem Gefängniß — weil sein Vergehen unerweislich ist!" Wenn der Verf. in dieser kleinen Abhandlung — wie man erwarten darf — ganz selbständig zu Werke gegangen, so dürfte sie jedenfalls von Interesse seyn, schon wegen des besonderen Standpunktes, den er als Russischer Rechtsgelehrter einnimmt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumeriert auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 90. Berlin, Freitag den 29. Juli 1842.

Frankreich.

Balzac's Romane.

Es ist zum Modewort geworden, die Französischen Romane als unmoralisch zu bezeichnen, und ganz kürzlich haben sich in diesem Sinne namhafte Kritiker auch über Balzac ausgesprochen bei Gelegenheit seiner Beatrix, ou les amours forcés.*) Aber man vergißt, daß oft eine tiefe Moral darin liegt, wie in jeder Lebensgeschichte überhaupt, wenn sie der Wirklichkeit entnommen ist. Und Balzac versteht es, dieselbe treu zu zeichnen; wir wollen der Genremalerei der Französischen Manier hier keineswegs irgend einen Kunstwerth vindiziren, aber ihre sorgfältigen Studien nach der Natur sind wenigstens besser als die abgebrauchten Wasserfarben, womit Deutsche und Englische Romane so oft die allgemeinen Lilienhände und Rosenwangen ihrer Heldinnen malen. Balzac übertreibt freilich häufig die feine Ausführung seiner Portraits, er bekümmert sich um das Weiße im Auge und auf den Nägeln; aber man sieht dann auch ergötzliche Gestalten vor sich entstehen, wie in dem vorliegenden Romane Beatrix, der dieserhalb so hart angegriffen ward und noch härter wegen seiner Immoralität, daß wir durch eine möglichst gedrängte Darstellung des Inhalts lediglich eine Rechtfertigung versuchen wollen, und zwar nicht um die Französische Romanen-Literatur überhaupt als empfehlenswerth anzupreisen, sondern nur um Gerechtigkeit zu üben, weil wir diese gleichfalls vom Auslande beanspruchen für unsere Produkte: In einem alterthümlichen Städtchen der Bretagne führt Balzac mit täuschender Treue das schloßartige, mit Giebeln, Schnörkeln und Heiligenbildern gezierte Gebäude eines der ältesten, aber verarmten adligen Häuser vor uns auf und giebt uns zugleich die anschaulichste Darstellung seiner Bewohner. Das einförmige Leben derselben wird nicht unterbrochen, sondern vermehrt durch drei mit dem köstlichsten Humor gezeichnete Originale, einen trefflichen, aber beschränkten Ortspfarrer, eine alte Jungfer und einen pensionirten See-Offizier, die, wie alle echte Originale, einen Kern von reinster Menschlichkeit in sich tragen. Nach dem Abendgebet versammelt sich diese würdige Gesellschaft zum Kartenspiel und zu Gesprächen, immer voll derselben gutmüthigen Gemeinplätze, bei dem Baron du Guenic, einem fast achtzigjährigen ritterlichen Chouan, der ein Bild von Gerard Dow durch die Lupe gemalt zu seyn scheint; seine alte blinde Schwester, die ihr ganzes Leben der rührendsten Verwandtenliebe geopfert hat, macht mit ihm zusammen anderthalb Jahrhundert aus, und neben diesen Greisen steht wie eine Rose mit schwellender Knospe zwischen Ruinen die schöne, tugendhafte Gattin des alten Barons mit ihrem blühenden Sohne Calyst, der von der Mutter die Schönheit geerbt hat. Balzac sagt, der Frieden treuer Pflichterfüllung, der die Familienbande segnete, erstreckte sich auch auf die Dienstboten des Hauses, die dies wie ihnen selber zugehörig betrachteten, den einzigen Sohn desselben verziehen halfen mit Mutter und Tante um die Wette, für ihre Herrschaft arbeiteten und beteten und nicht um den höchsten Lohn der Welt ihren schweren Dienst mit einem leichteren vertauscht hätten. Neben diese genügsame Armuth und einfache Tugend aus alter Zeit, die sich wie Epheu treu und fest um die Mauern ihres Stammschlosses ranken, stellt sich nun der lehrreiche Kontrast einer erotischen farben- und giftreichen Vegetation von moderner Kultur und Pariser Luxus, in der der Apfel der Erkenntniß für den schönen unschuldigen Calyst liegen muß, weil es ihm, trotz der vorsichtigen Erziehung von Mutter und Beichtvater, an richtiger Thätigkeit und moralischer Kraft fehlt und darum die Schlange der Langenweile ihm das Unschulds-Paradies des einförmigen Vaterhauses verleidet. Zwei ausgezeichnete Pariserinnen bewohnen nämlich ein Schloß in der Nachbarschaft von Calyst's Aeltern und haben es zu einer Pariser Welt im Kleinen umgeschaffen. Die eine derselben, Camille Maupin mit ihrem Schriftstellernamen genannt, ist eine augenscheinliche Kopie von George Sand und wird als solche zwar häufig vom Verf. eine edle Natur geheißen, aber die Irrthümer und Fehler derselben werden überall von ihm herausgehoben; Beatrix, eine vornehme Marquise (ebenfalls Kopie nach dem Leben), ist jünger und schöner, aber ihre Seele ist ursprünglich nicht aus so reinem Thon, sondern aus jenen Mischarten, die ein Schwanken und Gleißen der Empfindungen hervorbringen. Feiner und treffender wie zwischen diesen beiden Frauen ist wohl noch nie die angeborene Antipathie und die daraus entstehenden Konflikte zweier weiblicher Eigenthümlichkeiten geschildert worden, Calyst hat anfangs eine Leidenschaft für Camille Maupin gefaßt, als der ersten bedeutenden weiblichen Erscheinung, die ihm begegnet; seine Liebe ist aber eine hoffnungslose geblieben, weil Camille oder Mademoiselle des Touches, wie ihr eigentlicher Name heißt, so viel älter ist, um beinahe seine Mutter seyn zu können, und deshalb sich bemüht, ihr Verhältniß zu ihm in ein mütterliches zu verwandeln, trotz der heimlich glühenden Erwiederung, mit der ihr Herz sich dem Jüngling zuneigt. Sie hat ihr ganzes Leben hindurch nach Ruhm, nach Liebe und Glück gestrebt, wie George Sand, ihr Vorbild, und beständig die Bestimmung der Frauen verachtet und verkannt; wie erschütternd, wie ähnlich einer guten Moralpredigt muß es wirken, wenn diese Frau, im höchsten Schmerz auf ihr Leben zurückblickend, ausruft: „Könnte ich noch einmal zu leben anfangen, ich wollte nie ein anderes Muster wählen, als Calyst's Mutter; sie hat das Glück und die Würde der Frauen besessen!" und in ihrer Reue das schönste Zeugniß ablegt für die stille neidenswerthe Tugend einer Gattin und Mutter. Als nun Beatrix erscheint, wird sie der angebetete Gegenstand von Calyst's Liebesbedürfniß, das durch vornehme Unthätigkeit und feurige Einbildungskraft dringend nach Beschäftigung sucht. Aber Beatrix hat auch schon längst ihr Lebensglück verscherzt; sie hat auf ihre schwache Seele ein Verbrechen geladen, den Gatten und ihr Kind verlassen, um einer Leidenschaft für einen berühmten Komponisten zu folgen, und muß nun, um doch auch der Tugend ihren Tribut zu zollen, sich aus der Treue für den längst nicht mehr geliebten Geliebten eine Scheintugend machen. Deshalb weiß sie Calyst's ungestümer Liebe lange zu widerstehen, und als sie nach und nach anfängt, die ganze Süßigkeit zu verstehen, die darin liegt, von einem reinen, noch unverdorbenen Jünglingsherzen angebetet zu werden, da fühlt sie auf einmal mit demüthigendem Schmerz, wie unwürdig sie jedes besseren Gefühls sey, und verachtet sich selbst, wobei sie freilich mit Frauengeschicklichkeit den Nimbus aufrecht zu erhalten sucht, der sie in Calyst's Augen umgiebt. Sie hat sich nun einmal mit Leib und Seele dem Bösen ergeben, und wird von dem sie ebenfalls längst nicht mehr liebenden Komponisten gezwungen, ihm zu folgen. Calyst grämt sich fast todt, wird aber an dem ehrwürdigen Sterbebette seines Vaters zu seiner Pflicht zurückgerufen und verspricht seiner Mutter, zu leben und ihre Wünsche zu erfüllen. Mademoiselle des Touches ist von ihrer schmerzlichen Reue über ein verlorenes Leben zur Buße übergegangen: sie begiebt sich in ein Kloster, nachdem sie ihrem Lieblinge Calyst ihr großes Vermögen vermacht und ihn mit einem jungen liebenswürdigen Mädchen verheiratet hat. Zum Schluß wird noch angedeutet, daß dies reine neue Glück Calyst's Verlangen nicht ganz befriedigt, denn er hat einmal den vergiftenden Apfel des verbotenen Lebensbaums gekostet. Dies ist ungefähr der Faden der Geschichte, an den Balzac freilich häufig, halb im Scherz, halb im Ernst, frivole Wendungen und Ansichten anreiht, aber auch viele durch Wahrheit schöne Bemerkungen; auch ist den ersteren, fast durchgängig, eine feine Ironie, gleichsam wie eine heilsame Dosis Gegengift beigemischt, und es findet sich nicht eine einzige anstößige oder leichtfertige Scene dargestellt oder auch nur erwähnt, wie diese doch sonst wohl sogar von Moralpredigern als Ingredienz zu ihren Warnungen gebraucht worden ist und selbst in den jetzt so glänzend apologisirten Wahlverwandschaften studirt wird. Allen Romanen von Balzac können wir freilich in diesem Punkte kein Lob ertheilen, auch wollen wir uns gewiß nicht anheischig machen, ihm das Epitheton „moralisch" zu vindiziren; nur weil er, vermöge seines Talents, seine Schilderungen bis zur Höhe der Wahrheit trägt, nur deshalb sind sie oft eine Lehre der Moral und ein abschreckendes Spiegelbild der Sitten, wie sein Père Goriot, seine Illusions perdues, in denen sich jedoch, und namentlich in letzteren, auch erhebende, nachahmungswürdige Beispiele und wahre moralische Schönheiten finden, wie z. B. die jungen Leute, die mitten in Paris ein Leben der Tugend, der Entbehrung und des eisernen Fleißes führen und ihren gefundenen Freund mit der rührendsten Aufopferung unterstützen, obwohl sie nach ihren strengen Begriffen ihn nicht mehr achten und lieben können. Der Adept und besonders Eugenie Grandet sind die ergreifendsten Familiengemälde, ohne den kleinsten dunklen Flecken auf der Nachtseite der Geschlechts-Verhältnisse an sich zu tragen. Jede Mutter mag ungefährdet von der Tochter sich daraus vorlesen lassen, und da wir einmal aus den höhern Zirkeln die Französische Lektüre zu Gunsten der Deutschen noch nicht verbannen können, so sey wenigstens Balzac einem Paul de Kock vorgezogen, den zu lesen eine Schmach für unsere Damenwelt seyn sollte, da nicht einmal die Französische dies für decent hält und ihn den Grisetten über-

*) Vielleicht mag die irrige Annahme, die Deutsche Uebersetzung dieses Romans rühre von einem jungen Autor her, der unter die jüngeren literarischen Celebritäten gerechnet wird, nämlich von Levin Schücking, die erhöhte Aufmerksamkeit auf dieselbe gelenkt haben. Wenn Rez. nicht sklavisch von diesem Irrthum Kenntniß hätte, so würde der flüchtigste Vergleich der Schreibarten denselben herausgestellt haben: die Uebersetzung ist gewandt und zuweilen von überraschendem Sinnverständniß des Originals, aber es ist keine Spur von Schücking's künstlichem Phrasenbau und Wortschmuck darin zu finden.

läßt. Und auf wie manchem Deutschen Rähtischchen haben wir ihn, wenn auch heimlich, liegen sehen!

Die sittlichen Begriffe und Zustände unserer Zeit.

(Schluß.)

Nachdem der Verf. das Daseyn einer durch ihre moralischen Studien bevorzugten Klasse gerechtfertigt, geht er weiter und sagt, daß, wenn diese Klasse sich besonders wissenschaftlichen Forschungen widme und tiefere Einsichten gewinne, dies nur zum Nutzen und Frommen der ganzen Gesellschaft ausschlage, während die sittlichen Begriffe sich nicht unter Schloß und Riegel bringen lassen, vielmehr allenthalben ausbreiten müßten. Doch plötzlich hält er inne, um zu zeigen, wie in jedem geordneten gesellschaftlichen Verbande zwei verschiedene Arten von Ideen vorhanden wären: erstens die allgemeinen Ideen, an denen, wie schon ihr Name andeutet, jeder Antheil habe, alsdann die geheimen, verborgenen Ideen, welche gewisse, fest bestimmte Gränzen nicht überschritten, von ihren Inhabern wohl verwahrt und zurückgehalten würden, und die eben dadurch, daß sie es verschmähen, sie in alle Welt zu entsenden, nicht etwa bloß selbstsüchtigen Trieben folgten, sondern auch auf die Stimme der Klugheit hörten. Herr Matter behandelt diesen Gegenstand mit großer Sorgfalt und Genauigkeit. Er weist uns das Daseyn dieser verborgenen Ideen auf jeder Sprosse und Stufe der gesellschaftlichen Leiter nach, er erklärt, daß sie sich überall, in jedwedem Stande und Rang, bei Vornehmen wie Niederen, unter Herrschern und Unterthanen, beim Priester wie beim Philosophen vorfänden: „Der Philosoph", sagt er, „lebt in und von Ideen; aber es giebt deren einige, die er für sich behält, von denen in seinen Worten keine Spur zu entdecken, die seine Zunge nicht verräth. Diese Ideen haben viel zu sehr sein Herz erschüttert, ihm zu viele schlaflose Nächte bereitet, seinen Geist zu sehr durch Zweifel und bange Träume beunruhigt, sie haben ihm viel zu viel Schweiß erpreßt, ihn viel zu lange mit mühvollem, und doch fruchtlosem Sinnen und Trachten gepeinigt, ehe er aus diesen vielfach verschlungenen Irrgängen sich herauswindend endlich den richtigeren Pfad ahnte und betrat; er hat diese Errungenschaft und sein Entzücken hierüber zu theuer erkaufen müssen, als daß er sich entschließen sollte, andere Gemüther mit den nämlichen Aengsten und Täuschungen, oder selbst mit den freudigen Spannungen und Hoffnungen zu erfüllen, die seine eigene Seele verzehrten. Wer Alles sagen kann, hat wenig gedacht, und wem es in seiner Entwickelungs-Periode nicht größere Ueberwindung gekostet, die Ergebnisse seines Forschens in sich zu bergen, als sie gleich der Welt zu verkünden, dessen Worte verdienen wenig Beachtung." Herr Matter geht weiter seinen Vorrath von verborgenen Ideen durch; er findet deren aller Orten; bei der Obrigkeit, beim Lehrerstande, bei den Schriftstellern jeder Farbe, bei denen, die der ernsten Wissenschaft und auch wieder bei solchen, die der eitlen Tages-Literatur angehören, vorzugsweise in der politischen Presse, die trotz ihrer freien, ungezwungenen Haltung doch immer gewisser Fesseln sich nicht entschlägt und überreich an verborgenen Gedanken ist. Die trauteste Genossenschaft, die engste Verbrüderung, der Familienbund, alle diese zusammen möchten, so meint Herr Matter, nicht mit größerer Behutsamkeit ihre Entschlüsse und Zwecke verheimlichen, nicht mit mehr Vorsicht ihre Gedanken zu verdecken suchen, als der Staat die seinigen; und wenn man von der gelehrten und gebildeten zu der nicht studirten und roheren Volksklasse hinuntersteigt, so wird es auch bei dieser nicht an versteckten Ideen fehlen, und sind sie hier nur in geringerer Menge vorhanden, so sind diese wenigen um so kerniger, kräftiger und lebendiger. „Es giebt demnach", wie unser Verfasser treffend bemerkt, „in der Gegenwart nicht etwa eine Klasse, die im Schatten und eine andere, die im hellen Sonnenlichte streitet, vielmehr beide kämpfen sie im Finstern. Freilich weichen diese nach allen Richtungen verzweigten geheimen Ideen von einander ab, aber eine scheue Zurückhaltung ist überall wahrzunehmen, sowohl hier wie dort."

Wir leugnen weder diese Thatsache, noch verkennen wir ihre Wichtigkeit. Herr Matter macht sie recht anschaulich, indem er sagt: „Die geheimen Ideen sind es, die uns beherrschen, und eben deshalb, weil uns zu gut die Bedeutsamkeit und der tiefe Inhalt gewisser Gedanken einleuchtet, verschließen wir sie desto sorgsamer in uns. Das, was auf den einzelnen Menschen eine solche Macht ausübt, regiert und lenkt zugleich die ganze Welt. Diejenigen Begriffe, welche recht eigentlich an der Spitze der größten und allgemeinsten Angelegenheiten stehen, welche von Geschlecht auf Geschlecht forterben, von Volk auf Volk sich übertragen und sie ernstlich beschäftigen, das sind gerade jene geheimen Ideen, die der Veröffentlichung widerstreben, und unter denen die mehr bekannten und durchsichtigen doch nur (man gestatte uns diesen Ausdruck) eine schlechte Uebersetzung sind. Was den regelmäßigen Zustand einer Nation begründet, was ihr Kraft und Dauer verleiht, liegt sicher nicht darin, daß es ihr an dergleichen verborgenen Gedanken fehle, sondern daß diese in sich selbst tüchtig, gediegen und lauter seyn müssen." Es wäre demnach nur nöthig, diesen Gedanken nachzuspüren, ihr Vorhandenseyn zu bestätigen und ihre etwanigen Mängel wo möglich auszumerzen.

Bei allem dem befindet sich doch diese ganze Untersuchung des Herrn Matter auf einem schlüpfrigen Boden, und hat er selber recht gut gefühlt, was für Einwürfe ihm gemacht werden können. Was z. B. fragen wir, wird bei dieser Lage der Dinge aus dem freien, offenen und redlichen Verhalten des Menschen gegen den Menschen, das ja die wesentliche Grundbedingung des gesellschaftlichen Verkehrs und Zusammenlebens ausmacht? Ein himmelweiter Unterschied ist es doch wahrhaftig, zu erkennen und zu wissen, daß in sämmtlichen Geistern, Körperschaften, Parteien u. s. w. verborgene Ideen hausen und Geltung erlangen, und ganz was Anderes, in einer solchen Versteckheit, Absonderung und gegenseitigen Abgeschlossenheit das rechte Heil finden zu wollen, hiervon den Anstoß zur sittlichen Umgestaltung und Verbesserung der Menschheit ausgehen zu lassen. — Weit entfernt indeß, mit unserem Verfasser anzubinden, hegen wir nichtsdestoweniger die Meinung, daß gerade jene ängstliche Geheimthuerei, jenes selbstische Absperren der Leute gegen einander, das freilich nach dem in seinem Buche angeführten Gründen als gerechtfertigt *scheint*, bloß dazu dienen kann, zum Theil die sittliche Entartung unserer Zeit zu erklären, ja sogar als eine der vornehmsten Ursachen dieser traurigen Erscheinung anzusehen sey. So lange noch die Menschen, betrachte man sie nach ihrer Gesammtheit oder Besonderheit, und denke man sie sich unter was für Verhältnisse man immer wolle, im Fortschreiten begriffen sind, so lange sie sich noch auf dem Standpunkte des Zweifels und Zwiespaltes mit sich befinden, mithin in dem Zustande, in welchem uns vorher Herr Matter den Philosophen vorgeführt hat, könnten die von ihm erwähnten verschlossenen Ideen richtiger unzeitige, noch nicht zur vollkommenen Reife gediehene Gedanken heißen, indem sie sich noch nicht in feste Ueberzeugungen umgebildet, und deren man sich überhaupt nur erst zur Hälfte bewußt geworden. Wer möchte da also von den Ideen verlangen, daß sie schon vor ihrer völligen Entwickelung, noch während ihrer Gährung, tobend und lärmend aus ihrer Geburtsstätte hervorbrechen? Sobald sie aber zu einer Wahrheit für den Geist geworden, eine Macht für das Gemüth, ein mahnender Aufruf an ein Volk zu einem großen Zweck, alsdann ist das Schweigen Heuchelei, und wir sind eher geneigt, darin ein Uebel, als ein Gut zu erblicken. Der Grund, warum jetzt die Gesellschaft sich immer mehr abstumpft und allgemach in Verfall geräth, liegt in dem Mangel an Kampf, und es giebt deshalb keinen Streit, weil die Ideen, um derentwillen er sich entspinnen könnte, statt an's Tageslicht hervorzutreten, von ihren Eigenthümern daran gehindert werden. Man will Niemanden seine Ueberzeugung rauben, dafür aber auch in seiner eigenen nicht gestört seyn; man verbietet sich wie Anderen jeden Bekehrungseifer; man strebt nicht mit Ernst nach irgend einem würdigen Ziele; und dieses harmlose in den Tag Hineinleben, das aller Welt sehr wohl behagt und wobei Keiner Gefahr läuft, daß ihm ein Haar gekrümmt werde, posaunt man denn für erhabene Weisheit aus. O, tausend Male besser das hitzigste Gefecht, von was für Folgen es auch immer begleitet sey! Aber, wird man uns entgegnen, ist die Gesellschaft noch nicht genug aufgeregt? Was braucht es mehr Ihnen Genüge zu leisten, als Lärmen auf der Rednerbühne und Straßenspektakel? Bei'm Himmel, dies ist's nicht, wonach wir just so begierig wären, was wir dem Vaterlande wünschen; es sind Ideen, für die es sich der Mühe lohne, sich zu entzünden und zu begeistern. Einer der offensten Köpfe, und Einer der gewissenhaftesten Denker und Forscher der Gegenwart sagte uns kürzlich, daß gerade aus diesem lang dauernden Stillstande, aus dieser dem Anscheine nach so großen Unfruchtbarkeit eine Menge neuer Gedanken und Ueberzeugungen in's Daseyn treten würden; wir möchten's gern glauben, allein wo finden sich die Anstalten und Vorkehrungen hierzu? Wer kann uns die Werkstätte zeigen, in der an ihnen gearbeitet wird? Es wäre in der That ein Unglück für eine Zeit, hätte sie gar keine wichtige Frage zu lösen; indeß ein noch schlimmeres ist's, die ihr bestimmte Aufgabe nicht zu begreifen und sie hinauszuschieben, statt sich sofort daran zu machen. Es scheint Herr Matter die jetzt herrschende Verwirrung aus der Feindseligkeit herleiten zu wollen, welche zwischen den beiden entgegengesetztesten Parteien ausgebrochen und die er mehr witzig als richtig die Schwärmer und Verblendeten nennt; ihre Degen durchkreuzen sich über dem Haupte der mitten inne befindlichen Partei, die ihrerseits sich hübsch ruhig und mäuschenstill verhält. Ja wahrhaftig, warum aber giebt diese nur einen trägen und müßigen Zuschauer ab, warum ist sie nicht selber thätig und schlägt wacker drauf los? Weshalb, obschon es ihr gewiß nicht an Kraft gebricht, leuchtet es doch aller Welt ein, daß von ihr die Zukunft nicht abhängt? Eben deswegen, weil sie ihre Gesinnung nicht offenbart, sondern fein behutsam in dichte Nebel hüllt. Herr Matter begehrt, so däucht es uns wenigstens, daß die beiden äußersten Parteien ihre Gesinnungen gleichfalls mehr verschleiern. Er vergleicht diese Gegner mit dem Gewässer des Sees, welches der Engel der heiligen Stadt täglich aufschüttele, aber, fügt er hinzu, die Aufregung, wodurch jene Parteien gegen einander getrieben wurde, äußere nicht die nämliche heilsame Wirkung; allerdings nicht, erwiedern wir, und zwar deshalb nicht, weil die Bewegung, oder mit anderen Worten das Leben sich nicht über die ganze Oberfläche erstreckt; vertheilet nur die Bewegung gleichmäßiger, macht sie erst allgemeiner, und Ihr sollt dann sehen, ob es nicht bald mit dem krank- und fieberhaften Zustande ein Ende haben wird. —

Im zweiten Theile seines Werkes faßt Herr Matter das Hinschwinden der moralischen Begriffe näher ins Auge; es kömmt ihm dabei vorzugsweise auf diejenigen an, die einen überwiegenden Einfluß auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ausüben, wie z. B. der Sinn und das Gefühl für Nationalität; doch auch da stößt man auf die traurigsten Störungen und Spaltungen, und Herr Matter schildert sie recht bezeichnend, wenn er sagt, man müsse hierin nicht bloß einen schlechten Meinungskampf erblicken, einen Kampf, den etwa einzelne gleich starke Ueberzeugungen auf dieser wie auf jener Seite, mit einander eröffnet haben, vielmehr sey es ein Krieg auf Leben und Tod, der sich zwischen den morschen Trümmern veralteter Systeme und den frischen Anfängen neuerer Systeme entzündet. Dieser Bruch zeigt sich ferner im Gebiete der Staats-, Glaubens- und Sittenlehre, und wir hätten also eine dreifache Ursache für die jetzt bei uns obwaltende Zerrissenheit und die damit zusammenhängende Entkräftung. Der Verfasser forscht über alle diese Gegenstände mit

sichtlicher Vorliebe und tiefer Sachkenntniß nach. Nicht durchweg möchten wir seinen Behauptungen beipflichten, doch etliche hiervon unterschreiben wir ohne alles Bedenken, wie z. B. die in folgender Stelle enthaltenen. Nachdem zuerst von den vielfachen Schicksalen und Umwälzungen die Rede gewesen, welche das Religionsgesetz im Laufe der Zeiten erlitten, heißt es weiter: „Wir zeigen uns nicht bloß keines höhern Aufschwungs mehr fähig, wir binden uns auch an keine Vorschrift und Ordnung; denn haben wir zwar noch den Glauben unserer Väter bewahrt, so haben wir ihm gleichwohl die einst all unser Denken, unsere Meinungen, unsere Sitten, kurz unser ganzes Leben durchdringende Macht genommen, ohne welche er aufgehört hat das zu seyn, was er eigentlich seyn soll, nämlich Gott, den man im Herzen tragen muß. Freilich wohnt der Glaube noch in uns, indeß er beherrscht uns nicht mehr; man bekennt sich zwar zu ihm, läßt sich aber nicht von ihm lenken und leiten. Vielmehr wird er in bestimmte, ihm vorgeschriebene Gränzen zurückgehalten, statt daß ihm das Recht hätte verbleiben müssen, nach seinem Willen uns in gewisse Schranken einzuschließen und über andere wiederum hinwegzuheben. Jede Lehre hat ihre Anhänger, diejenige, der wir mit ganzer Seele zugethan sind, für die wir die feurigste Vorliebe hegen, für die wir überhaupt noch uns zu begeistern vermögen, besteht in den Ideen der Freiheit und des Fortschrittes, in dem Streben nach persönlichem Wohlergehen und nach Vermehrung des Volksruhmes. In allen Uebrigen herrscht in den Gemüthern eine Kälte, die sich unmöglich wegleugnen läßt."

Es kömmt Herrn Matter vor, als würde auch der Sinn für Oeffentlichkeit bald ersterben, und er fragt sich, ob die spätern Geschlechter sich nicht vielleicht den erhabenen Ideen der Religion und Philosophie wieder zuwenden dürften? Er scheint die Möglichkeit des gemeinschaftlichen und gleichzeitigen Fortschrittes dieser drei Richtungen, nämlich der politischen, religiösen und philosophischen, nicht zugeben zu wollen, und doch liegt die Stärke und Größe der Staaten gerade darin, daß diese drei Bestrebungen neben einander bestehen, nicht in ihrer Aufeinanderfolge. Wenn der Verfasser behauptet, daß mit dem Erlöschen der Herrschaft der Politik die der Moralität ihren Anfang nehmen werde, so ist es uns, als verkündete man uns eine gewaltsame, den heiligsten Gesetzen gänzlich zuwiderlaufende Trennung. Das politische Leben ist den Völkern eben so nothwendig, wie das sittliche, ja es findet dieses erst in dem öffentlichen seine Ergänzung und Vervollständigung.

Nachdem Herr Matter die vielfachen Umgestaltungen im Gebiete der Religion und Politik untersucht hat, geht er dazu über, den Verfall der sittlichen Begriffe näher darzuthun, zugleich aber auch die Gründe nachzuweisen, die diesen beklagenswerthen Zustand herbeigeführt und forterhalten. Er mißt die Schuld besonders den mannigfachen politischen Veränderungen bei, namentlich dem vielfältigen Wechsel der Staats-Verfassung, ferner der Ungleichartigkeit der Ueberzeugungen, der Schlüpfrigkeit der Gesinnung, der Unzugänglichkeit der zur Heilung des Uebels angewandten Mittel, der Uneinigkeit und dem Wankelmuth der Landes-Vertreter und endlich dem schwankenden Zustande der Presse. Dies sind die Gegenstände, die in kurzer Uebersicht mit vielem Geiste abgehandelt werden, die den tiefen Krebsschaden, an dem die Franzosen kranken, aufdecken und, ungeachtet der mildernden Darstellungsweise des Herrn Matter, den Leser mit Wehmuth erfüllen, seine Verzagtheit von Seite zu Seite steigern müssen. Als das passendste Werkzeug, diese Gebrechen wieder wegzuschaffen, diesen matten und hinsinkenden Begriffen zu ihrer Wiedergenesung zu verhelfen, wird eine ernste und gewissenhafte Beschäftigung mit der Sittenlehre hervorgehoben. Der Verfasser erwägt, wie und was diese moralischen Studien vom religiösen und politischen Gesichtspunkte aus seyn müssen, er erkennt aber sehr wohl die hier entgegentretenden Schwierigkeiten; er empfindet es schmerzlich, wie wenig die Gegenwart der Erfüllung einer so wichtigen Aufgabe gewachsen ist, wie störend alle Verhältnisse, die ganze Anlage, auf die Neigung und Stimmung des Volkes einwirke, und er erblickt so überall traurige Anzeichen. „Wenn man es heutzutage", sagt er, „wo der Glaube nicht mehr den obersten Rang behauptet, versuchen wollte, die Menschen auf die moralischen Ueberzeugungen hinzuweisen, denen doch zweifelsohne nächst den religiösen der Platz gebührt, dürfte man wohl erwarten, mehr Gehör zu finden? Müssen wir nicht versichert seyn, daß mit dem Augenblicke, wo der öffentliche Geist wiederum den moralischen Ueberzeugungen den Rücken gekehrt, um anderen, nämlich den politischen, den Vorzug einzuräumen, unsere Entwickelung einen völligen Umschwung gewonnen, daß ein Wendepunkt bereits eingetreten, oder doch nahe bevorsteht? Bleibe man nun mit dem Einwurfe fern, daß jetzt durchweg Kälte und Gleichgültigkeit herrsche, daß man sich für nichts mit Bestimmtheit entscheide. Vielmehr ist die Gesellschaft, die für so stumpf und theilnahmlos gilt, warm und leidenschaftlich von allem dem ergriffen, was sie einmal mit Liebe erfaßt hat. Sie zittert vor den Gefahren, die ihre sinnlichen Güter, ihr öffentliches Recht, ihre gesellschaftlichen Einrichtungen bedrohen, wie ihre Vorfahren einst um die Bewahrung ihres Glaubens, ihrer Sitten und Ueberzeugungen besorgt waren. Erschrickt sie also nicht vor der Gefahr, welche die moralische Wohlfahrt des Landes läuft, so ist der Grund hiervon, daß sie entweder die Gefahr nicht einsieht oder sie gar nicht einmal für die ihrige hält. Und achtet sie nicht auf die bedeutende Umbildung, der sie entgegengeht, so ist dies die Schuld des unter ihr eingerissenen groben Materialismus, der sie allen den Fragen entfremdet hat, welche den Menschen früherer Tage so stark beschäftigten."

Diese Worte können hart und bitter scheinen, allein wie wahr sind sie nicht! Und trotzdem glaubt es Herr Matter insbesondere unserer Zeit vorbehalten, die sittlichen Begriffe zu befestigen und die moralischen Studien wieder in Aufnahme zu bringen, ja er wagt es sogar, die hierbei einzuschlagenden Mittel und Wege anzudeuten. Uns fällt da unwillkürlich die Frage des Propheten ein: „Wie kann der Aethiopier seine Haut ändern und der Leopard seine Flecken tilgen?" Eins der von Herrn Matter angegebenen Heilmittel wäre nun, an uns die höchsten Forderungen zu stellen, uns streng an die reinsten Begriffe vom Guten zu binden und uns von ihnen in unseren Handlungen bestimmen und leiten zu lassen, auf den wesentlichsten Grundpfeilern der moralischen Weltordnung das Gebäude unserer gesellschaftlichen Einrichtungen aufzuführen. Darauf macht er an sich die Frage, in der That eine sehr wichtige Frage: Werden wir es auch durchführen? Möchte uns die Arbeit nicht zu sauer werden? Möglich, daß nach vielen Bedenklichkeiten es am Ende dennoch nöthig seyn dürfte, für ein so großes Werk weniger die Hülfe aller unserer Mitbrüder, als vielmehr die der geringeren Anzahl wahrhafter und gläubiger Christen in Anspruch zu nehmen, an die wir schon öfters dieses Zweckes halber einen Aufruf haben ergehen lassen, und auf denen, mögen sie demselben nachkommen oder sich ihm zu entziehen suchen, eine schwere Verantwortlichkeit lastet. Sicher wird das Buch des Herrn Matter, da es weit mehr noch als alle übrigen bisher erschienenen Schriften der Art den Verfall der sittlichen Begriffe nachgewiesen, die jene Minderzahl frommer Christen unter ihre Pflege und Obhut nehmen müßte, dazu beitragen, ihr ihre Pflichten und Obliegenheiten einleuchtender zu machen.

England.

Ueber das literarische Eigenthumsrecht in England.

Bei Gelegenheit der von dem als Historiker vortheilhaft bekannten Lord Mahon dem Unterhause vorgelegten und von dem Premier-Minister Sir Rob. Peel, dem Haupte der Hoch-Tory-Partei, Sir Robert Inglis, und dem Mitgliede des ehemaligen Whig-Kabinets, Thomas Babington Macauley, unterstützten „New Copyright Bill" stellt die in London erscheinende Monthly Review folgende Betrachtungen über das literarische Eigenthumsrecht im Allgemeinen an, die sich nicht so sehr durch eigentlich neue Ideen, als durch die treffende Anwendung der schon vorhandenen und die schlagende Widerlegung der von den Vertheidigern des Nachdrucks angeführten Argumente auszeichnen.

* * *

Es giebt keinen Industriezweig, dessen Gewinn dem Produzenten mit größerem Rechte zusteht, als die Früchte der geistigen Thätigkeit, und die von Lord Camden*) im Oberhause ausgesprochene Behauptung, die Kunst suche nur in dem Ruhm ihren Lohn und verschmähe alle geringere Vortheile — ist eines See- und Landräubers würdiger als eines Rechtsgelehrten und Staatsmanns. Ein solches Axiom heißt so viel, als den Schriftsteller, der um gesetzlichen Schutz für dasjenige bittet, welches als das Produkt seiner Arbeit nach dem Naturrechte sein unbezweifeltes Eigenthum ist, mit der Antwort abspeisen, daß er bereits eine angemessene Belohnung in dem Ruhm genieße, es hervorgebracht zu haben, und daß es daher zum allgemeinen Besten konfiszirt werde! Es heißt offenbares, schreiendes Unrecht mit einem kalten Spott begleiten, der selbst die rothe Flagge schänden würde.

Ein Hauptzweck der sozialen Institutionen besteht darin, jedem Mitgliede des Staats-Vereins seine besonderen, individuellen Rechte zu sichern. Wenn Jemand durch seinen Fleiß ein Werkzeug zu Stande bringt oder Getraide produzirt, so wird er durch das Gesetz in dem Besitze der Früchte seiner Anstrengungen beschützt. Mit dem Schriftsteller ist es aber anders. Er bildet, wie es scheint, die Ausnahme von der Regel, und schließt sich der Gesellschaft nicht als Theilnehmer an der allgemeinen Uebereinkunft, sondern als Geächteter an, der unter uns, aber nicht einer von uns ist; als Ungläubiger, dem wir, nach dem alten katholischen Lehrsatz, keine Treue zu halten verpflichtet sind; oder als Jude, den man nach Willkür brandschatzen und plündern darf. Er erfreut sich ja eines zu großen Ruhms, um sich um den Hunger zu bekümmern, und wir nehmen ihm daher das Brod weg, ohne auf seine Versicherungen zu achten, daß, dem Ruhme zum Trotze, ihm und seinen Kindern das Essen nöthig sey.

Von der Zeit an, wo die Gesetzgebung in England ihre Aufmerksamkeit zum erstenmal dem literarischen Besitze zuwandte, bis zum Statut des Jahres 1710, welches ein eingeschränktes Eigenthumsrecht festsetzte, und sogar noch 70 Jahre nach dem Erlassen dieser Akte, bis zu der im Oberhause erfolgten Entscheidung des Prozesses „Donaldson gegen Becket", wurde das immerwährende Verlagsrecht des Verfassers oder seiner Bevollmächtigten durch die Buchhändler in „Stationer's Hall" anerkannt, und durch die Gerichtshöfe bestätigt. Man nannte dieses das gemeine Recht; worunter verstanden wurde, daß, da man die Rechte und Handlungen eines Schriftstellers nach den Grundsätzen beurtheilte, auf welche sich die Rechte des Besitzes im Allgemeinen stützen, ehe sie einer besonderen Gesetzgebung unterliegen, so wie nach den Gebräuchen und Vorgängen (precedents) zweier Jahrhunderte, die einen wesentlichen und überwiegenden Theil des ungeschriebenen Gesetzes bilden, es demzufolge dem Verfasser und seinen Bevollmächtigten ausschließlich zustand, Abdrücke seiner Werke so lange zu veranstalten, wie es ihm gefiel, sich eines solchen Privilegiums zu bedienen. Hierin lag jedoch kein allgemeines Druckverbot zu Gunsten der Schriftsteller und Verleger; denn so wie eine Strecke

*) Charles Pratt, Lord Camden, wird als eine der ersten juristischen Autoritäten Englands betrachtet. Er war im Anfang der Regierung Georg's III. Oberrichter der Common pleas, hierauf Großkanzler von England, und starb 1794.

Landes, ohne schriftliche Akten, allein durch die Handlungen des Eigenthümers der Benutzung des Publikums verfallen kann, so konnte auch der Schriftsteller seine Arbeit der Welt nicht nur zu dem Zwecke mittheilen, sie zu lesen, anzuführen, abzukürzen oder Materialien für andere Bücher daraus zu schöpfen, sondern auch um Exemplare derselben abzudrucken und zu verkaufen. Daß er dieses zu thun beabsichtigte, wurde in dem Fall vorausgesetzt, wenn er das Werk nicht in der „Stationer's Hall" einregistriren ließ; that er letzteres aber, so galt es als eine Erklärung, er habe sein Buch nur unter der Bedingung herausgegeben, den Wiederdruck und die Vervielfältigung der Exemplare sich und seinen Erben vorzubehalten.

Dieses scheint sehr verständlich und gerecht, da der Verfasser zweifelsohne unumschränkte Gewalt über sein Manuskript besitzt. Das Publikum hat sich nie das Recht angemaßt, Jemanden zu zwingen, ein Buch zum allgemeinen Besten zu schreiben oder ein geschriebenes herauszugeben; und da der Verfasser allein über die Herausgabe seiner Manuskripte zu entscheiden hat, so erhellt daraus natürlicherweise auch das Recht, die Bedingungen vorzuschreiben, unter welchen er sie veröffentlicht, und welche der Käufer eines Exemplars eingeht. Diese Bedingungen bestehen darin, daß letzterer sein Exemplar zu jedem beliebigen Zwecke benutzen darf, außer um die Abdrücke desselben zu vervielfaltigen. Welche Wirkung eine solche Ankündigung haben dürfte, wenn sie von dem Verfasser jedem Exemplar seines Buchs beigefügt würde, ist bis jetzt noch nicht auf gesetzlichem Wege entschieden, und wir erinnern uns nicht, ob in den früher gerichtlich verhandelten Fällen gerade diese Gründe zur Vertheidigung des literarischen Eigenthumsrechts angeführt worden. Nach unserer Meinung hat sich der Gesetzgeber nicht damit zu beschäftigen, das Recht des Schriftstellers auf das festzusetzen, was ihm nach allen zur Sicherung des persönlichen Besitzes dienenden Grundsätzen zugehört, sondern nur die Weise zu bestimmen, wie er bei der Herausgabe seiner Werke die Absicht an den Tag zu legen hat, sich ihren ausschließlichen Verlag vorzubehalten.

Die Idee hat jedoch so tiefe Wurzel gefaßt, der Schriftsteller habe nur ein temporäres Eigenthumsrecht an dem Erzeugniß, dem in weit höherem Grade als den Produkten materieller Kräfte der Name seiner Schöpfung gebührt, daß sich die Urheber der Amerikanischen Constitution von etwas mehr als einem solchen temporären Rechte nichts träumen ließen; sie bestimmten nämlich „zur Aufmunterung der Gelehrsamkeit", daß der Kongreß ausschließliche Druck-Privilegien für eine „beschränkte Zeit" ertheilen könne. Es kommt uns dieses so vor, als ob man den Kongreß ermächtigt hätte, die Fischereien dadurch aufzumuntern, daß man den Fischern erlaubte, einen Theil der von ihnen eingefangenen Fische für sich zu behalten; oder den Ackerbau dadurch zu befördern, daß man dem Landmann einen Antheil an dem Weizen überließ, den dieser auf seinen eigenen Feldern ärndten würde. Die Regierungen scheinen literarische Erzeugnisse in demselben Lichte zu betrachten, wie früher (um wieder Amerika anzuführen) die dortigen Gold- und Silbergruben, wovon nach alten Urkunden der fünfte, zehnte oder zwanzigste Theil, zuweilen auch das Ganze, dem Landesherrn vorbehalten wurde, dem der Papst das ausschließliche Eigenthumsrecht des neuentdeckten Welttheils übertragen hatte. Diesen Grundsatz aber auf die intellektuelle Welt anwenden, und ein Recht des Publikums auf einen Theil des Gewinns voraussetzen zu wollen, der von den Bürgern oder Unterthanen eines Staats aus den Erzeugnissen ihres Gehirns gezogen wird, kann man wirklich den Gipfel der Anmaßung und der Willkür nennen.

In dem Prozesse zwischen Tonson und Collins, welcher im Jahre 1760 vor Gericht kam, war Herr Yates der Anwald des Verklagten, und sprach demgemäß gegen das immerwährende Verlagsrecht. Sir William Blackstone, der die Sache des Klägers vertheidigte, brachte höchst gelehrte und geistreiche Argumente zu Gunsten derselben vor, die er nachher in seinen „Kommentarien" wiederholte. Lord Mansfield und die übrigen Richter der King's Bench stimmten ihm bei, ohne jedoch ein Urtheil auszusprechen. Als dieser Fall, der nach geschehener Appellation an das Oberhaus den Rechten Britischer Schriftsteller verderblich wurde, zum letztenmal vor den Gerichtshof der King's Bench kam, war Yates, der Vertheidiger des Nachdruckers Collins, unterdessen zu einem der Richter ernannt worden; dieser blieb bei seiner früheren Meinung in Hinsicht des literarischen Eigenthumsrechts, und wich darin von Lord Mansfield und den beiden anderen Richtern ab, die es für perpetuell erklärten. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Washington Allston. Der ausgezeichnete Amerikanische Maler, Washington Allston, über den sich eine kurze Notiz in Nr. 14 dieser Blätter in dem Artikel „die Kunst in Amerika" befindet, hat jetzt auch angefangen, sich als Schriftsteller zu versuchen, und außer mehreren Gedichten eine Novelle: „Monaldi", herausgegeben, die bei seinen Landsleuten vielen Beifall findet. Die North American Review enthält eine höchst günstige Beurtheilung derselben, und nimmt davon Anlaß, einige Betrachtungen über die künstlerischen Leistungen des Verfassers anzustellen. „Der Genius Allston's", bemerkt sie, „wird im Auslande eben so gut und vielleicht besser gewürdigt, wie bei uns. Einige seiner schönsten Gemälde wurden während seines Aufenthalts in England vollendet. In Italien wurden seine Talente von den jungen Malern, die seine Zeitgenossen in der „ewigen Stadt" waren und die jetzt zum Theil an der Spitze der Deutschen Kunstschulen stehen, in ihrem ganzen Umfange anerkannt. Einer der geachtetsten Deutschen Kunstrichter, Karl Plattner, erklärt, daß Allston in seinem Kolorit den alten Meistern näher komme, als irgend ein anderer Maler der neueren Zeit. Dieses Urtheil befindet sich in dem großen Werke über Rom, das vom Ritter Bunsen, dem hochgebildeten Preußischen Gesandten und Nachfolger des Geschichtsschreibers Niebuhr beim Römischen Stuhl, in Gemeinschaft mit Plattner und Gerhard herausgegeben wurde, und wenn man bedenkt, daß jenes Urtheil bloß auf die älteren Produkte Allston's gegründet ist, während die glänzenden Erfolge seines gereiften Talents dem Deutschen Kritiker unbekannt waren, so wird man nicht umhin können, es als eine höchst befriedigende, der Ueberlegenheit seiner Kunst dargebrachte Huldigung zu betrachten." — Was die Novelle betrifft, so wird in ihr, wie in so vielen anderen, die Eifersucht als Hauptmotiv gebraucht. Monaldi, ein genialer Italiänischer Maler, in dessen Charakter der Verfasser sich selbst geschildert haben soll, wird durch die Ränke und Einflüsterungen eines falschen Freundes verleitet, an der Treue seiner Gattin, Rosalia Landés, zu zweifeln und diesem mit den zartesten Farben geschilderten Weibe nach dem Leben zu trachten. Er macht einen vergeblichen Versuch, sie zu ermorden, und verfällt darüber in unheilbaren Wahnsinn, aus welchem er nur auf dem Sterbebett erwacht, um die Grundlosigkeit des Verdachtes zu erkennen und in ihren Armen den Geist auszuhauchen. Diese einfache Erzählung scheint, insofern man nach den von der Review gegebenen Auszügen urtheilen kann, als Vehikel für Gespräche und Raisonnements über die Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen und die Malerei insbesondere zu dienen, und sich somit an die Gattung der Kunst-Novellen anzuschließen, die erst vor kurzem durch Longfellow's „Outremer" und „Hyperion", welcher letztere Roman bekanntlich voll Enthusiasmus für Deutsche Kunst und Wissenschaft ist, in der Amerikanischen Literatur das Bürgerrecht erlangt haben.

Bibliographie.*)

Belgien.

de Reiffenberg Annuaire de la bibliothèque royale de Belgique. 3. année. 8. Bruxelles. n. 1 Th. 12 Gr. Statistische Nachrichten über die Königl. Bibliothek eröffnen, wie früher, auch diesen Jahrgang; längere und kürzere literarische Notizen, zu denen Belgien oder die Königl. Bibliothek den Stoff geliefert, folgen und nehmen den größten Theil des Bandes ein. Unter letzteren befindet sich (S. 183—194) eine Notiz über die unzweifelhafte erste und bisher unbekannte, aber freilich auch sehr fragmentarische Ausgabe von des Pindarus Thebanus Epistolae Ovidio Nasoni, auf welches Werk noch kürzlich Hr. Prof. Mitscherlich im „Rhein. Museum für Philologie" aufmerksam gemacht. Sie ist vermuthlich um d. J. 1467 in den Niederlanden gedruckt und insofern unbekannt zu nennen, als Bibliographen (z. B. Brunet, Renouard), welche sie angeführt, in ihr nicht das Werk des Pindarus Theb. erkannt haben. — Die Titel der darin citirten Deutschen Bücher sind zum Theil sehr fehlerhaft gedruckt, woraus man den Schluß ziehen möchte, daß Hr. v. R. des Deutschen wenig kundig sei. Seine literarische Produktivität gränzt an das Wunderbare.

R. C. de Gerlache Histoire du royaume des Pays-Bas, depuis 1814 jusqu'en 1830, précédée d'un coup d'oeil sur les grandes époques de la civilisation belge, et suivie d'un essai sur l'histoire du royaume de Belgique, depuis la révolution de 1830 jusqu'aujourd'hui, accompagnée de discours parlementaires, de notes, et de pièces justificatives. Nouv. (très augmentée et perfectionnée) édit. Mit einer Karte von Belgien. 3 vol. gr. 8. Brux. n. 3 Th. 20 Gr. (Vgl. Nr. 27 des Mag. Art. Belgien.)

F. van de Putte Annales abbatiae Sancti Petri Blandiniensis. 4. Gandavi. 3 Th. 18 Gr. — Hr. van de Putte ist ein sehr eifriger Geschichtsforscher und hat im vorigen Jahre des C. Wund (seines Dominikaners zu Bern) Genealogiam Flandriae occidentalis herausgegeben.

Annuaire de l'Académie royale de Bruxelles. 8. année. 18. Brux. 12 Gr. — Neben ihren Memoiren (vergl. Nr. 12) publizirt die Akademie zu Brüssel ein Annuaire und ein Bulletin.

Recueil de livre du diable, recueil de satires et de pamphlets sur les hommes et les choses de la révolution belge. 18. Brux. 1 Th. 4 Gr.

D. Delepierre Notice sur les tombeaux decouverts en 1841, dans l'église cathédrale de St.-Sauveur, à Bruges. 8. Mit 1 Kupf. Bruges. 21 Gr.

C. Fréder Études sur les constitutions nationales (Pays-Bas Autrichiens et pays de Liege). gr. 8. Brux. 1 Th.

Gachard (Archivar des Königreichs) Lettre à MM. les questeurs de la chambre des représentants sur le projet d'une collection de documens concernant les anciennes assemblées nationales en Belgique. 8. 185 Seit. Brux.

Derselbe Rapport à M. le Ministre de l'intérieur sur différentes séries de documens concernant l'histoire de la Belgique, qui sont conservées dans les archives de l'ancienne chambre des comptes de Flandre, à Lille. 8. 404 Seit. Brux. — Gachard's Hauptwerke sind die Collection de documens inédits concernant l'histoire de la Belgique, von welcher drei Bände, und die Inventaires des archives de la Belgique, publiés par ordre du gouvernement, von denen ein Band erschienen.

J. Guislain Lettre médicale sur la Hollande, adressée à MM. les membres de la société de médecine de Gand. 8. 68 Seit. — Der Verf. ist Professor an der Universität zu Gent und durch seine Lettres médicales sur l'Italie (Gand 1840. 8.) bereits vortheilhaft bekannt.

P. Lebrocquy Souvenirs d'un ex-journaliste, 1830—1841. 18. Brux. 18 Gr. — Erfahrungen eines Journalisten, der an mehreren Oranjistischen Zeitungen gearbeitet. Die einzige gegenwärtig noch im Oranischen Interesse geschriebene Zeitung Belgiens ist der in Gent erscheinende Messager.

D. J. van der Meersch Inductions historiques sur Arnaud de Keysere, imprimeur à Audenarde, de 1479 à 1492. 8. 16 Seit. Gand.

E. Moulins Faits curieux et intéressants produits par la puissance du magnétisme animal, et compte-rendu des expériences remarquables opérées en Belgique. 8. Brux. 1 Th.

J. J. Omalius d'Halloy Coup d'oeil sur la géologie de la Belgique. gr. 8. 122 S. Brux. — Die dazu gehörige geognostische Karte ist nach Dument's großer geognost. Karte Belgiens gearbeitet. D. d'H. und D. sind zwei ausgezeichnete Geologen.

M. Schoenfeld Mon opinion sur les effets du moral de la mère sur le développement du foetus. 8. Gand. 12 Gr.

A. Volain Josse Lambert imprimeur, graveur, poète et grammairien gantois du 16. siècle. 2. (sehr vermehrte) édition. 8. 48 Seit. Gand. 1 Th. 6 Gr.

Titel neu erschienener Flämändischer Bücher sind uns gar viele zu Gesicht gekommen, für das Ausland interessante nur folgende zwei:

J. David Vaderlandsche historie. Deel 1. 12. 224 Seit. Leuven.

Goethe Faust, eene tragedie, vertaeld door L. Vleeschouwer. 18. 224 Seit. Brussel. 1 Th.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 91. Berlin, Montag den 1. August 1842.

Frankreich.

Janin's Nachruf an den Herzog von Orleans.

Es war ein schönes Schauspiel, die Französische Presse, sonst so uneins und leidenschaftlich, bei dem Tode des edeln Herzogs von Orleans so einig in der Trauer, so menschlich bewegt zu sehen, die Streitigkeiten von gestern, wenn auch nicht vergessend, doch wenigstens vertagend. Ein einziges Blatt machte eine unrühmliche Ausnahme und wurde dafür von allgemeiner wohlverdienter Verachtung getroffen. — Das Journal des Débats, das in seinen politischen Kolumnen dem Todten ein würdiges Denkmal gesetzt hatte, wußte auch in seinem Feuilleton einen Ton anzuschlagen, der ein tiefgefühlter Ausdruck des Schmerzes und der Trauer war. Jules Janin, der Verfasser des wöchentlichen Theater-Feuilletons dieser Zeitung, sprach sich am Sonnabend nach der Katastrophe vom 13. Juli folgendermaßen aus:

„Wovon soll ich heute erzählen? von welchem Drama, von welcher blutigen Tragödie? Und gäbe man zum ersten Male Racine's Britannicus und Phädra, mit all' ihrer erschütternden Tragik verhallten sie heute ungefühlt. In dieser Woche haben die Theater geschwiegen, drei Tage lang hielten sie ihre Thore verschlossen; und was sind auch ihre erlogenen Schmerzen, was ist all' jener gemalte Jammer, alles Unglück, das man, uns zum Vergnügen, zusammendichtet, gegenüber der schrecklichen Kunde: der Herzog von Orleans ist todt. Da habt ihr eine Schicksalstragödie, ein Thränenstück, wie es in der Phantasie keines antiken und keines modernen Dichters lebte. Nie war eine Thräne gerechter, nie ein Schmerz überwältigender, als da uns dieser Schlag traf in der Sorglosigkeit des Friedens, zwischen den reichen Segnungen der Gegenwart und den glänzenden Versprechungen der Zukunft.

Wie aber bring' ich in meine wöchentlichen künstlerischen Betrachtungen den Tod des Herzogs und sein Lob? Nichts ist einfacher. Der Schmerz soll mich führen, wie er uns Alle führt. Ohne Umweg, die Thränen in den Augen, unbekümmert um die lebhaften und leidenschaftlichen Fragen, welche die Bahre umlagern, gehe ich auf den großen Todten zu. Ich werde den Prinzen wohl zu finden wissen überall, wo er war, denn in unserem Frankreich von 1830 war er überall, im Hintergrunde aller wichtigen Fragen nicht weniger in der Kunst und Poesie als in der Politik und im Kriege. In seiner schlichten und großen Seele hatte seine sorgfältige und weise Erziehung glänzende Spuren zurückgelassen. Wenn die Armee ihr gutes Recht hat, auf solches Oberhaupt stolz zu seyn, wenn Frankreich ihn beweinen darf, wie es seinen König beweinen würde, haben auch wir Künstler, Schriftsteller und Dichter ein Recht, um ihn zu trauern.

Vielen unter uns ist er Mitschüler gewesen. In den Wettkämpfen der Schule war seine Gegenwart und sein Name früh eine Aufmunterung, und mehr als Einer, der jene schwierigen Arbeiten der Jugend kaum zu Ende gebracht hätte, unterzog sich ihnen mit Freude, als er den Enkel so vieler Könige die schwere Last der ersten Studien so leicht tragen sah. Und wie er unter seinen Mitschülern saß, so sinnig, verständig, glücklich, beherzt, gefällig, anmuthig, da war Keiner, der den jungen Prinzen nicht liebte. Nicht er, noch die Anderen ahnten die große Bestimmung, der er entgegenging; er war, wie wir Alle, ein Unterthan König Karl's X., und noch dazu sein erster Unterthan, das will sagen, all' jenen Verdächtigungen wankender Königreiche am meisten preisgegeben. Er verließ die Schule und wurde Soldat; seine Mitschüler zerstreuten sich hierhin und dorthin, sich ihren Lebensunterhalt zu suchen, heute die Genossen eines Prinzen von Königlichem Blut, ja zuweilen seine glücklichen Nebenbuhler, morgen Nahrung und Obdach vom Glück erbittend.

Die Aussichten waren trüb, der Weg weit und die Arbeit sauer; aber die vorgezeichnete Bahn mußte verfolgt werden. Da erschien eines Tages, am Tage der drei Tage, im Jahre 1830, inmitten des Steinregens, als der Unwille edler Seelen sich entlud und die Rache heraufbeschworen sich erfüllte, der Herzog von Chartres an der Spitze einer Schaar, der die dreifarbige Fahne voranging. Als das Volk den Namen des neuen Helfers in der Juli-Schlacht erfuhr, schrie es: Vivat! In den Straßen erkannten die Helden des Tages ihren alten Mitschüler, nahmen ihn in ihre Mitte und gingen allesammt ins Palais-Royal, wo der Herzog von Orleans seinen ältesten Sohn empfing, so ruhig, so gemüthlich, als käme er beladen mit Ehren-Kronen aus der Schule. Ihr schönen, ihr glücklichen Tage! Ihr friedlichen Kronen! Kein Seufzer, keine Thräne hängt an euch, ihr heiligen Palmen. Noch zu dieser Stunde sind die Kränze, die ihre Söhne in der Schule davongetragen, die schönste Verzierung im Hause der Königin zu Neuilly. Arme Königin!

So wurde der Prinz plötzlich der Fürst der Französischen Jugend. Er war unser Fürst, lange ehe sein edler Vater der König der Franzosen wurde. Der Prinz wußte die Namen des jungen Frankreichs, wie Julius Cäsar die Namen aller Soldaten seines Heeres wußte. Er konnte sicher sagen, was die junge Generation in Frankreich seyn würde, die mit ihm aufblühte. Er kannte ihre Wünsche, ihre Hoffnungen, ihren Kummer und ihre Ansprüche. Ein inniges Freundschaftsband knüpfte ihn an die jungen Geister des neunzehnten Jahrhunderts; er hatte, wie sie, keinen Theil an früheren Verbrechen, an ehemaliger Knechtschaft und Feigheit, in seinem schönen Auge leuchtete es lebendig und rein, wie ein Blitz, der vom Himmel kommt. Erinnert ihr euch noch, wie er 1830 war? Welches Feuer, welcher Muth! Wie blitzte überall seine große Seele hervor, wie wenig bewegte ihn die neue Größe seines Hauses, wie war sein Vater immer sein Vater, nie sein König! Nie war er liebenswürdiger, nie schöner, als in den ersten Tagen eines Königthums, das Frankreich rettete, da Jeder in der Sprache Virgils, die er so gut verstand, zu ihm hätte sagen mögen: Tu Marcellus eris!

Bald gab es einen Krieg, wenigstens eine Citadelle zu nehmen. Die Citadelle war stark befestigt und wurde tapfer vertheidigt. Und doch, wie glücklich war dort der Prinz. Er ist unter den Ersten, welche die Mauern von Antwerpen erreichen, er öffnet den Laufgraben, er steht gegenüber den Mörsern und Kanonen, er lernt unter einem guten Meister das schwere Handwerk des Krieges. Die Soldaten gewinnt er durch seine Kühnheit und Geistesgegenwart, er bezaubert sie durch die Anmuth, mit der er ermuthigt, tadelt, belohnt, tröstet, hilft. Unter den Mauern von Antwerpen ist er ganz Soldat, kühn und bescheiden. Der Marschall Gérard erwähnte in seinem Bulletin kaum den Namen des Prinzen, und das war ihm eine große Freude, nicht mehr gelobt zu werden, als wenn er ein einfacher Soldat oder der Marschall selbst gewesen wäre. Seine militairische Lehrzeit war also ernst; eine Citadelle war zu zerstören, eine Revolution zu unterstützen, ein neuer Thron zu errichten, und das Alles an den Thoren Frankreichs, ohne daß es zusammenhing mit den Parteikämpfen, die schon aus der Ferne heranrollten.

Aber wenn er auch seine schönen Tage des Ruhms hatte, so verschmähte er darum nicht seinen Antheil an den Tagen des Unglücks. Als Lyon sich erhob, wie wenn es eine Hauptstadt wäre, als ein Bürgerkrieg in Frankreich entbrannte, das so sehr der Eintracht bedurfte, wurde der Prinz von seinem Vater nach Lyon geschickt, damit er mit eigenen Augen sehe, wie schrecklich der Zorn eines Volkes ist, damit er früh lerne, wie er ihn durch Festigkeit und Milde bespreche. Er war human, gütig, ernst, bescheiden und gemäßigt, er verstand bereits alle seine Pflichten, so zahllos sie auch waren. Er kehrte nach Paris zurück, der Friede war hergestellt, die Ordnung gerettet, selbst die Besiegten segneten ihn. Ein schwerer und mühevoller Sieg, aber aller Lorbeer war sein, warum nicht auch dieser? wie seinem Vater, so hat auch ihm das Schicksal solche Siege über empörte Volkshaufen beschieden.

In den Tagen der Cholera, als alle Hospitäler mit Kranken angefüllt waren, als Vorübergehende auf der Straße hinfielen und eines plötzlichen unerklärlichen Todes starben, als die Aerzte am Bett der Kranken der Pest unterlagen, da war er der Prinz, der es zuerst wagte, diese Hospitäler zu betreten, in denen die Verzweiflung hauste. Er berührte die Kranken mit seinen Händen, er hatte für sie allerlei Zuspruch und Trost. So wenig überhob er sich seines Glücks. Morituri te salutant: die wir den Tod erwarten, grüßen Euch, Herr, aus dem Grunde unseres Herzens! Der Tod, der ihn verschmähte in dieser Zeit des Jammers, als er noch jung war, als das Werk der Vaters erst begonnen hatte, mußte er ihn uns denn heimtückisch rauben, als er der edelsten Tochter Deutschlands vermählt, Familienvater geworden war, als er so großen Antheil an Kriegs- und Staatswesen genommen, als sich Frankreich daran gewöhnt hatte, in ihm seinen einstigen König zu sehen?

Afrika, das unsere Waffen endlich bezwungen, wird sich stets des Prinzen als eines Siegers erinnern. Dort hat er sich so recht dem soldatischen Geiste überlassen können, der ihn beherrschte, dort hat er sich den Wechselfällen eines Krieges preisgegeben, in welchem Jeder für das eigene Leben focht und sein Leben jeden Augenblick gefährdet sah. Nur die Afrikanische Armee wird sagen können, wie sehr der Prinz alle Tugenden großer Feldherren besaß. Aller Herzen gewann er sich durch seine natürliche lebendige Beredsamkeit, die ihn augenblicklich das Beste finden ließ, was er sagen konnte. Die Gefahr suchte er wie ein Mann, der sich nicht lange die Freuden eines Gewehrfeuers, eines Ueberfalls, einer Belagerung gönnen darf. Mehr als ein Mal fehlte wenig, daß ihn der Tod im fernen Lande ereilte. Welche Schreckenspost wäre uns das gewesen! Und doch, dem Himmel hätten wir dafür gedankt, wenn Frankreich

es hätte ahnen können, daß sein geliebter Prinz zwei Schritte vom väterlichen Hause sollte zerschmettert werden, daß der alte Vater und die trostlose Mutter und die Brüder, die ihn so innig liebten, einst seinen Leichnam im Sande des Weges von Neuilly finden würden.

Ich weiß wohl, daß ich mich hier nicht in meinen literarischen Gränzen halte, aber ich überschreite sie mit eigenem Willen, und ich meine, daß heute, wer nur eine Feder hält, wer nur den Mund öffnet, zu sprechen, einzig von den Tugenden unseres Todten sprechen und schreiben will.

In weniger als zwölf Jahren, wie viel Verleumdungen, Kämpfe, Meuchelmorde, Nachstellungen jagten einander! und von all' diesen traurigen Ereignissen kam ein gut Theil auf den Prinzen. Er war allen Angriffen ausgesetzt, die seinem Vater drohten. Wo eine Gefahr war, da war auch er; hatte ihn nicht jüngst noch, als er aus Afrika das letzte Mal zurückkehrte, die Kugel eines Meuchelmörders erwartet? Und ihr fragt noch, woher ihm zu 32 Jahren so viel Ruhe und Besonnenheit kam, woher jener Herrscherblick, der ihm so gut stand, sein Eifer für die Staats-Angelegenheiten, seine ängstliche Wachsamkeit über sich selber? Seine ernsten Erlebnisse hatten ihn so belehrt und die Wichtigkeit, die auf dem geringsten Worte, auf der kleinsten Bewegung des Kronprinzen ruhte. Er war wie sein erlauchter Vater, er lebte unter Aller Augen und unter Vieler Leumund und Dolch.

In seinem häuslichen Leben, im freundschaftlichen Umgange, wie liebenswürdig war er da! Er war ein hochsinniger junger Mann, der den edelsten Regungen gehorchte. Ein lebendiger Geist für die Kunst, für das Schöne hatte sich schon früh bei ihm gezeigt. Das Studium des Alterthums hatte seinen Geschmack gebildet, darum liebte er alle geistreiche Forschungen auf dem Felde der schönen Künste, darum führten ihn sein feines Urtheil und sein richtiger Takt noch ein wenig über die Künstler hinaus, die so glücklich sind, der Form und der Farbe zu gebieten. Als jungen Mann begeisterte ihn Alles, was jung war, als Prinzen sahen wir ihn Partei nehmen für alle Verfolgten. Er liebte die kühnen Ringer, die Neuerer auf allen Gebieten, die Entdecker neuer Welten und unterstützte sie mit all' seinen Kräften. Sein Zimmer in den Tuilerieen war wahrhaft ein Museum für verkannte Künstler, von denen die Menge nichts wissen mag, über die der Bürger die Achseln zuckt, für die neuen Kämpfer in der Arena, für die Revolutions-Männer im Reiche der Form und der Farbe. Nennt mir irgend einen Namen, um welchen sich blutige Kämpfe erhoben, und ihr findet ihn unter denen, die der Herzog von Orleans in seinen Schutz nahm. Er war eine Stütze Aimé Chenavard's, er war ein Beschützer Antonin Moine's, der Patron Ary Scheffer's. Jules Dupré und Louis Cabat arbeiteten bis zu dieser Stunde für ihn an einer Landschaft aus irgend einem lieblichen Plätzchen der Erde. Als die Stadt Paris einen Künstler suchte, der den Degen für den Grafen von Paris ausführen sollte, empfahl der Prinz zu dieser schwierigen und kostbaren Arbeit einen Mann, dessen Namen nur Wenige kannten: der Degen ward Klagmann's Händen anvertraut. Was verdankt ihm nicht Eugen Delacroix, einer jener Künstler, welche die Menge schmähte und von sich stieß. Noch ist euch das Geschrei erinnerlich, das die Kritiker vor den Gemälden von Delacroix erhoben; der Ketzer sollte vernichtet werden, und selbst das Institut nahm gegen ihn Partei, als er von allen Seiten gehetzt war. Aber mitten in diesen Kämpfen erschien der Herzog von Orleans und augenblicklich ging er zum Feinde über — sagte das Institut. Das geschändete Gemälde kaufte er und stellte es an den schönsten Platz seines Hauses; aus dem Louvre vertrieben, fand es ein Asyl bei dem Kronprinzen. So that er an Barye, so an Gigoux, so an Antonin Moine. Wie viel verzweifelte Künstler sahen wir ihre geschmähten Hände zum Herzog von Orleans erheben, und getröstet, ermuthigt und gerettet von ihm zurückkehren. Hierin war er ein würdiger Bruder der großen Künstlerin Marie d'Orleans. Sie, wie er, verstand es herrlich, die schönen Künste zu lieben und zu schützen. Sie wußten es, diese beiden edlen Seelen, daß man denen, die zur Höhe klimmen, die Hand reichen müsse. Für den Fortschritt waren sie begeistert, für die beweglichen fortstürmenden Talente, und Beide haben unsere Künstler verlieren müssen, und sie verloren in der Prinzessin Marie eine Lehrerin, im Herzog von Orleans einen Beschützer. Der Verlust trifft sie um so schmerzlicher, als die Prinzessin jene schöne Leidenschaft für die Wunder der Kunst unter allen Formen mit ihm theilte.

So wurde der Prinz durch seine Begeisterung für alles Gute und Nützliche, durch seinen kritischen Blick in unserer Zeit der größte Beschützer der schönen Künste. Er erkannte das Genie in seinen leisesten Aeußerungen, er verfolgte seine Spur, er gewann es, war es auch für jeden Anderen hinter seiner Bescheidenheit und Zurückgezogenheit sicher verschanzt. Er war einer der Ersten, die den Gemälden Decamps' den verdienten Werth zuerkannten; er war entzückt von dieser Lebendigkeit, von diesem ganz Afrikanischen Feuer, und als Decamps für des Prinzen Kunstliebe nicht genug produziren konnte, klimmte er selbst in sein Dachstübchen. Noch kein Vierteljahr ist es, da klopft es an die Thür des Malers. — „Herein! — Ach, Hoheit, wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig, daß Sie all' diese Treppen heraufgeklettert sind." — „Halt", sagte der Prinz, „nehmen Sie erst Ihren neuen Rock, den mir Ihr Portier da für Sie mitgegeben hat."

Und ich kenne Hundert, die von des Prinzen Humanität, von seiner liebenswürdigen Weise, aufzumuntern, erzählen werden. Unter den vielen Künstlern, die ich zufällig nenne, homines novi, deren Namen das Institut kaum kennen will, Paria's gegenüber den legitimen Priestern der Kunst, deren Werken der Herzog von Orleans wenigstens das Louvre geöffnet haben wollte, ohne daß sie einer Censur anheimfielen, unter diesen, sag' ich, ist Einer, der Vorzüglichste von Allen, doch darum nicht gerade der am wenigsten Verfolgte, der Stolz des Instituts, das ihn mehr denn ein Mal verleugnete, Ingres, für den der Tod des Herzogs ein schrecklicher Schlag seyn wird. Als Ingres nach Rom reiste, übertrug ihm der Herzog ein Gemälde, die Stratonice, ein Meisterstück, daß wir in den Tuilerieen bewundert haben, und kaum war Ingres zurückgekehrt, als der Herzog sein Portrait von der Hand des berühmten Malers gezeichnet haben wollte. Ueberhaupt ist es nicht leicht, von Herrn Ingres ein Portrait zu erlangen, besonders aber, wenn man ein Kronprinz ist. Das verlangt so viel Geduld, so viel Ausdauer, so viel Genauigkeit, und nicht der Künstler ist zu Befehl des Modells, das Modell ist zu Befehl des Künstlers. Und als Ingres Sr. Königlichen Hoheit ergebenst vorstellte, daß er Sie um viel Zeit und Geduld bitten müßte, daß es unumgänglich sey, ihm auf seinem Zimmer im Institut, in seinem Atelier zu sitzen, und das still, ohne eine Miene zu verziehen, da fügte sich der Prinz in alle diese Bedingungen, denen eine Dame von feinem Ton sich heutzutage nicht unterwerfen würde. Er war pünktlich, kleidete sich, wie es Ingres verlangte, kam zur Stunde, die ihm bezeichnet war, mit einem Worte, er zeigte sich als einen Ehrenmann, der die Achtung kennt, die großen Künstlern gebührt. — Dieser Zartheit verdanken wir eines der besten Portraits des Herzogs. Wie schön zeigt es den schlanken, gefälligen Wuchs, das wohlwollende, kühne Antlitz, die edle Hand, die so gut den Degen führte, das lebendige Auge, das so tief zu blicken verstand! Es ist ganz Er auf dieser Leinwand; sollte man nicht glauben, er wolle den Schwadronen das Kommandowort zurufen, die seiner Stimme so gern gehorchten. Ist es nicht dem Maler bei jedem Geräusch, das er an der Thür hört, als müsse er öffnen und sagen, wie einst: Kommen Sie, Hoheit, wir sind allein. Trauriger Wahn! Und doch, da steht der Prinz in seiner Schönheit, Kraft und Jugend mit seinem Königlichen Anstande. Bild eines Schattens, Konterfei eines Todten! Eine grausame Täuschung, ein böser Traum muß den Maler necken; er kann es nicht glauben, daß er den schönen jungen Mann nie mehr wiedersehen wird, der unter seinen berauschten Blicken so oft hier vor ihm saß.

Das Bild war noch nicht ganz vollendet, da sagte der Prinz zu Ingres: „Es giebt heftige Debatten, lieber Ingres; wer soll das Portrait behalten? mein Vater will es, meine Frau wünscht es nicht weniger." Von heute ab, ach, wird es nicht dem Vater, noch der Gattin gehören, der Tod hat es Frankreich gegeben. Gestern noch war es ein Familienbild, heute ist es ein geschichtliches Gemälde geworden. Ueber das edle Antlitz hat der Bildhauer bereits seinen Gyps ausgebreitet, er hat den Abdruck der Königlichen Züge mit sich genommen und arbeitet an der Statue für das Grab.

So nahm er alle Künste unter seine Aegide, und die Dichter unseres Jahrhunderts haben nicht weniger ein Recht, den Prinzen zu lieben, als unsere Künstler. Er war der Erste, der — noch war er Herzog von Chartres — die dramatischen Versuche eines Secretairs seines Vaters ermuthigte; durch seine Anwesenheit sanctionirte er die ersten Stücke Alexandre Dumas'; Eines Tages erhielt der Prinz in einer Gesellschaft eine Petition mit der Unterschrift Beranger's. Augenblicklich erscheint er bei dem großen Dichter, nennt ihn seinen Jugendfreund, seinen begeisterten und begeisternden Tyrtäus, ihn begrüßend mit des Dichters eigenen schönen Versen, wie man die Dichter begrüßen muß. Wer hat die Gedichte Alfred de Musset's in Schwung gebracht, wenn nicht der junge Herzog von Orleans? Der Prinz liebte diese ritterliche, trotzige Art von Poesie, ihm gefiel die Muse mit kurzem Mantel, die nichts besaß, als Schild und Speer, und er reichte ihr den Arm, sie auf den Weg durch die Welt zu führen. Für Lamartine hatte er eine Art von Ehrfurcht. Er liebte ihn in seiner lyrischen, träumerischen, prophetischen Weise. Heute Morgen noch rief einer der edelsten Märtyrer für die Poesie unseres Jahrhunderts, Antony Deschamps, in einer thränenreichen Elegie inmitten der allgemeinen Trauer dem Prinzen die rührenden Worte nach:

O jeune chevalier, que la mort vient d'abattre,
Tu ne pouvais encore et qu'aimer et combattre,
Et la gloire et l'amour, le respect filial;
Regnairet encor tout seule dans ton cerveau royal.....
Et tu portes là haut, dans un pli de ton âme,
L'honneur de ton épée et l'amour de ta dame.

Victor Hugo hat es besser gemacht, als sie Alle; er hat dem Herzog mehr als eine Gelegenheit gegeben, seine edle Seele zu zeigen. Der Dichter sagte zum Prinzen: „Hier, hier sind achtbare Leute, die man retten muß!" und der Prinz antwortete mit der That. Aber hört auch dafür, was ihm der Dichter zurief:

Au Duc d'Orleans.

Prince, vous avez fait une sainte action.
Loin de la haute sphère où rit l'ambition,
Un père et ses enfants, cheveux blancs, têtes blondes,
Marchaient enveloppés de ténèbres profondes,
Prêts à se perdre au fond d'un golfe de douleurs,
Le père dans le crime et les filles ailleurs.....
Je vous ai dit: Voici tout près du précipice
Des malheureux perdus dont le pied tremble et glisse!
Ah, venez à leur aide et tendez-leur la main!....
Vous vous êtes penché sur le bord du chemin;
Sans demander leurs noms, vos mains se sont tendues.
Puis à moi, qui de joie et de pitié saisi
Vous contemplais rêveur, vous avez dit: Merci!
C'est bien, c'est noble et grand.....
Jeune homme au coeur royal, soyez toujours ainsi.
Soyez l'abri, le toit, le port, l'appui, l'asile!
Faites aux malheureux, sans cesse, nuit et jour,
Verser sur vos deux mains bien des larmes d'amour

.....

Heureux le prince empli de pieuses pensées
Qui voit, du haut des cieux sombres et flamboyants
Tout son or s'en aller aux mains des suppliants!

fragt Jeden, der ihn für sich oder Andere anging, ob seine Herzensgüte nicht unerschöpflich war. Ihr schicktet ihm einen Brief mit der Post, ihr schriebt: Retten Sie uns, wir sind verloren! und augenblicklich zur selben Stunde hattet ihr eine Antwort. So hat er für den Schreiber dieser Zeilen: als die Ueberschwemmungen viele arme Grubenarbeiter in St. Etienne brodlos gemacht hatten, sandte ihm der Prinz eine schwere Summe für seine unglücklichen Klienten. Dabei hatte er die zarteste Art, seine Wohlthaten zu spenden. Für Alle war er zugänglich, keine Mühe, keine edle Regung war ihm fremd. In Afrika, mitten im Feuer des Geschützes, verlangte er Kunde von seiner Gattin und seinen Kindern. Von einer politischen Frage konnte er überspringen zu einer Symphonie von Berlioz, von dem Entwurf eines Gemäldes zu einer Berathung der Pairs-Kammer. Er spielte mit den abstraktesten Wissenschaften. Was Jeder am besten verstand, das fragte ihn der Prinz; von allen Männern verlangte er Belehrung, worüber er sie von ihnen erwarten durfte; immer ging er gerade auf die Sache zu, ohne Umstände und Umwege. Nichts that, nichts sprach er ohne Grund; überall prüfte er selbst, und war er auch der Schüler von Heroen in der Wissenschaft, so hat er doch nie die Selbständigkeit seines Urtheils verloren.

Dazu nehmt, daß er jede Stunde benutzte, daß er täglich fortschritt, daß er sich mit ernstlicher Gewissenhaftigkeit von Allem unterrichtete, was es Großartiges, Nützliches und Geistreiches in Frankreich wie im Auslande gab, daß er die Menschen kannte und Jedem die Achtung und Anerkennung zollte, die er verdiente. So war der Prinz, den wir vor kaum drei Tagen verloren, und den wir beweinen müssen, wie die Römer drei ihrer Fürstensöhne beweinten, von denen der Lateinische Geschichtschreiber klagt: Breves et infaustos populi Romani amores. Er ist nicht mehr, und während die Staatsmänner, um den noch offenen Sarg gereiht, das gefährdete Gemeinwohl schützen, wetteifern Künstler, Dichter und seine Brüder, die Soldaten, zu beweinen, daß so viel Jugend, so viel Geist und Herz und Muth ins Grab sinken mußte. Nicht eine Stimme, die seinen Ruhm nicht verkündete, nicht ein Herz, das nicht bewegt wäre! Und daß ein Jeder in seiner Sprache ihn lobt und beweint, das eben macht die Trauer so rührend. Gestern — es war auf einem Felde in der Normandie, die Sonne schien brennend heiß — schnitt eine arme Frau Gras und weinte und schluchzte dabei. — „Aber was ist euch denn", sagte ich, „daß ihr so betrübt seyd?" — „Ach", erwiederte sie, „Reisende haben mir gesagt, daß der Herzog von Orleans todt ist, und ich war mit ihm an einem Tage und in einer Stunde geboren; ich bin arm und gealtert und er war mächtig und jugendlich und mußte sterben, ich lebe, um für meine Kühe Futter zu sammeln. Es tröstet mich, wenn ich weine ...."

Vor kaum zwölf Jahren lebten drei Jünglinge, die geboren waren auf den Stufen eines und desselben Thrones, des schönsten Thrones der Welt. Der Eine war der Sohn eines gekrönten Soldaten, der Andere der Sohn eines Königs von Gottes Gnaden, der Dritte das Kind eines constitutionellen Fürsten. Der Erste wurde vom Schicksal seines Vaters mit fortgerissen und starb als einfacher Offizier in Oesterreichischem Dienste, der Zweite wurde durch eine Revolution hinweggeführt und ist noch weniger als ein Todter, er ist ein Verbannter, der Letzte, erhoben durch den Willen eines freien Volks, aufgewachsen im Schatten der alten Fahnen unserer guten Schlachten, Fürstensohn und Bürger, Soldat und Edelmann, ein Kind der Volkswahl, aber auch ein Königskind, war der Ausgangspunkt des neuen Frankreichs geworden, mit festem und sicherem Schritt der Zukunft entgegengehend. Da, o Jammer, mußte das Rad eines Wagens sich lösen und der Größte von jenen Dreien, gewählt, wie der Erste, legitim, wie der Zweite, König und Volk in Einem, stirbt plötzlich, innerhalb dreier Stunden, beweint von Frankreich und der Welt; und von unserem Juli-Siege, den wir mit zwölfjährigen Kämpfen erkauften, ist uns ein Sarg geblieben.

Non, si puissant, qu'on soit; non, qu'on vie ou qu'on pleure,
Nul ne te fait parler, nul ne peut avant l'heure
Ouvrir la froide main,
O fantôme muet! ô notre ombre, ô notre hôte!
Spectre toujours masqué, qui nous suit côte à côte,
Et qu'on nomme demain!

Aber wozu die Trostworte des Dichters, wozu unsere Thränen, unser Schmerz! Nicht die Verse, noch die Ehren, noch die allgemeine Trauer gelten, was die zwei großen Thränen, die der armen Frau über die Wange rollten, als sie des Prinzen gedachte, der mit ihr an einem Tage geboren war.

Die gute Frau hat, ohne es zu ahnen, den tiefen Grund so vieler Thränen, so lebendigen Mitgefühls enthüllt. Was Wunder, daß das neue Frankreich den Herzog mit all' seinen Thränen beweint, war es nicht auch mit ihm an einem Tage geboren?"

England.

Ueber das literarische Eigenthumsrecht in England.

(Schluß.)

Yates stützte sich hauptsächlich auf das Axiom, daß jedes Eigenthum eine materielle Existenz haben müsse. „Der Besitz", meint er, „muß etwas sichtbares an sich haben, um innerhalb gewisser Gränzen beschränkt, und durch bestimmte Kennzeichen unterschieden zu werden. Das hier in Anspruch genommene Eigenthum ist aber ganz ideal; es besteht aus Ideen, denen man weder Gränzen noch Kennzeichen beilegen kann, deren ganze Existenz geistig ist, und die nur geistig erworben und genossen werden können." — „Der Gegenstand", fügte der nachherige Kanzler Thurlow hinzu, der, wie Yates, dem ersten Prozeß als Anwalt des Beklagten beigewohnt hatte, „ist hier das abstrakte, ideale, unkörperliche Geistesprodukt; um aber einen Besitz zu bilden, müßte es etwas seyn, das gesehen, gefühlt, gegeben, übertragen, verloren oder gestohlen werden könnte." — „Wie würden Sie es anfangen", unterbrach ihn Lord Mansfield, „um das Wahlrecht oder die Expektanz einer Pfarre zu stehlen?" welche Frage die Sophisterei des Einwurfs bloßstellte. Wie Jedermann weiß, erkennt das Gesetz mehrere Arten von Eigenthum an, die weder gesehen, verloren noch gestohlen werden können, als z. B. die Benutzung der Landstraßen, der Luft, des Lichts, der Fischereien, der Gemeindewiesen und dergleichen mehr. Der Sophismus ist also zwiefach; erstens in der Annahme, daß, den Gesetzen nach, außer körperlichen Substanzen oder Gegenständen, die sich auf diese Substanzen beziehen, kein Besitz oder Eigenthum anerkannt werde; zweitens in der Behauptung, daß, wenn man das Recht des Schriftstellers nicht in diesem Sinne einen Besitz nennen könne, es mithin auch kein eigentliches Recht sey.

Beide Sätze sind falsch. Die Widerlegung des ersteren haben wir schon angeführt; was den zweiten anbetrifft, so sind die Dienste eines Kindes eben so wenig wie das Kind selbst das Eigenthum der Aeltern, und dennoch haben Letztere Grund zu einer gerichtlichen Klage, wenn sie der Dienste ihres Kindes beraubt werden. Der gute Ruf eines Individuums gehört zu keiner Gattung von Eigenthum; er kann weder unter die Rubrik von Waaren noch von Effekten irgend einer Art gebracht werden, und dennoch giebt die Beeinträchtigung desselben durch Schmähschriften oder Verleumdung den Anlaß zur gerichtlichen Diffamationsklage. Wenn wir das Wort: Recht statt Eigenthum gebrauchen, so finden wir, daß Jedermann abstrakte Rechte besitzt, die das Gesetz anerkennt und die nicht ungestraft verletzt werden dürfen. Hierunter befindet sich das von dem Schriftsteller und seinen Bevollmächtigten in Anspruch genommene ausschließliche Recht, die Kopieen seines Werks zu vervielfältigen. Wenn die Gesetze geneigt sind, dieses Recht zu beschützen, so ist das ganze Geschwätz über: „Eigenthum, Substanz, Sichtbarkeit, Idealität" u. s. w. unnütz. Es wäre eine abgeschmackte Satire auf das gemeine Recht, oder auf irgend ein anderes Recht, wenn man behaupten wollte, es nehme von nichts Kenntniß, was sich nicht auf einen der fünf Sinne bezieht. Das Gesetz selbst weigert sich keineswegs, das anzuerkennen, was nur dem geistigen Auge sichtbar ist; die Schuld liegt nur an dem blinden Richter.

Aber, entgegnen die Verfechter des Bücherraubs, der Verfasser entsagt durch die Herausgabe seiner Schrift dem Rechte, dem Besitz oder dem Privilegium, mit dem er vor Erscheinen derselben bekleidet war, und giebt sie der Oeffentlichkeit preis. „Ich behaupte", äußerte Thurlow, „daß der Käufer eines Buchs es zu jedem beliebigen Gebrauche verwenden darf." — „Kann sich Jemand beklagen", fragte Yates, „wenn er den Vogel verliert, den er selbst freigegeben hat?" Und doch sagt derselbe Richter: „Wenn der Verfasser sein Werk gar nicht herausgegeben, sondern nur einem bestimmten Individuum geliehen hätte, so könnte er ihm die Bedingung auferlegen, es nur zu lesen, weil in diesem Fall das Exemplar des Verfassers sein Eigenthum ist, und die Person, der er es borgt, einen Kontrakt eingeht, die ihr auferlegten Bedingungen zu halten. Aber durch die Veröffentlichung des Werks überläßt der Verfasser es dem Publikum im Allgemeinen. Dieses ist das Wesentliche seines Arguments, wodurch er in der That Alles zugiebt, was man in Betreff des literarischen Eigenthums begehrt; denn wenn der Verfasser es unter gewissen Bedingungen verleihen kann, so kann er es auch eben so gut mit dem Vorbehalt verkaufen, daß sein Werk gelesen, abgekürzt, rezensirt und extrahirt, aber nicht nachgedruckt werden darf. Der Verleger kann das Papier, die Tinte und den Einband unter der Bedingung verkaufen, die Schrift nach Gefallen zu lesen oder auszuwischen, aber nicht zu vervielfältigen, und dieses thut er gerade, wenn er sie mit Vorbehalt des Eigenthumsrechts herausgiebt; denn die Fälle des Borgens und des Verkaufens sind, unserer Ansicht nach, in diesem Betracht ganz parallel. Hatte also der Richter Yates in seiner Theorie von dem geliehenen Manuskripte Recht, so wird dem Streite, was den Hauptgrund betrifft, mittelst dessen sich die Nachdrucker zu rechtfertigen suchen, auf einmal ein Ende gemacht. Das Uebrige besteht meistens aus leeren Declamationen und metaphysischen Spitzfindigkeiten.

Bei einer Debatte im Oberhause äußerte sich einer der Lords: ein solches Recht sey ein Monopol, das der Gelehrsamkeit, und selbst den Schriftstellern, verderblicher seyn würde, als ein zweiter Einfall der Gothen und Vandalen. Das wäre also ein Monopol, wenn man der Früchte seiner eigenen Anstrengungen genießt! Ein solcher Ausdruck erinnert an die Abschaffung des Verlagsrechts durch den Französischen National-Konvent, weil es gesetzlich als Privilegium anerkannt war, und deshalb unter die aristokratischen Privilegien klassifizirt wurde. Die sozialen Institutionen sollen eben dazu dienen, um jedem Mitgliede des Staatsvereins ein Monopol von dem zu verschaffen, was nach dem natürlichen Rechte sein Eigenthum ist, und es gegen die Angriffe der Gothen, Vandalen und Nachdrucker zu sichern. Die Voraussetzung, daß ein solches Privilegium, oder vielmehr das Zugeständniß eines solchen Rechts, dem Schriftsteller selbst verderblich sey, scheint zu abgeschmackt, um eine ernste Antwort zu verdienen. Die Verleger würden freilich größeren Gewinn daraus ziehen, als die Schriftsteller; dieses haben sie indessen unter sich abzumachen, und obgleich wir es bedauern mögen, daß Milton nur funfzehn Pfund für das „verlorene Paradies" erhielt, welches dem Verleger eben so viele Hunderte oder Tausende einbrachte, so hatte er doch nicht mehr Ursache, sich darüber zu beklagen, wie jeder Andere, der einen schlechten Handel eingeht. Wie aber

ein Lord glauben konnte, wenn er es wirklich glaubte, daß dem Verfasser das immerwährende Eigenthum seiner Werke verderblich seyn würde, ist schwer zu erklären. Der Schaden, der dem Publikum daraus erwachsen könnte, wäre ohne Zweifel weit weniger zu fürchten, als derjenige, der aus dem Monopol hervorgeht, das der Landmann an dem von ihm produzirten Getraide, oder der Viehhändler an den von ihm gemästeten Heerden besitzt. Es wäre weit vernünftiger gewesen, wenn die Lords vorgeschlagen hätten, die Landleute auszuplündern, damit sie uns nicht zu Tode hungern möchten; denn ihre Erzeugnisse müssen wir haben, während wir uns allenfalls ohne literarische Produkte, so vortrefflich sie auch seyn mögen, behelfen können, und wenn der Schriftsteller, statt den Verkauf seiner Werke durch einen darauf gesetzten billigen Preis zu befördern, ihre Verbreitung durch Uebertheurung beschränken oder sie ganz unterdrücken sollte, so wird niemand dadurch Hungers sterben, als er selbst.

Aber es ist lächerlich, von dem Nachtheil zu sprechen, der für das Publikum aus der Ausübung eines Rechts entstehen könnte, welches sich in England während drittehalb Jahrhunderte nach Einführung der Buchdruckerkunst als ganz unschädlich erwies. Ein perpetuelles Verlagsrecht würde keinen größeren Schaden verursachen als ein beschränktes, dem sich die Gothen und Vandalen nicht widersetzten; denn bei allen bisher verliehenen Druck-Privilegien ist das Publikum immer zu billigen Preisen mit einer hinreichenden Anzahl Bücher versorgt worden. Die Verleger haben weit mehr durch übriggebliebene Exemplare gelitten, wie das Publikum durch den Mangel daran.

Was die Bill Lord Mahon's betrifft, so wird sie, wie es scheint, zu einem praktisch vortheilhaften und allgemein befriedigenden Gesetz führen, und wir wollen daher am Schlusse dieses Artikels eine kurze Uebersicht der Rede geben, worin diese Maßregel auseinandergesetzt wurde. Lord Mahon gab zuerst eine Skizze der Geschichte des literarischen Eigenthumsrechts bis zum Gesetze des Jahrs 1814, wodurch das Verlags-Privilegium auf 28 Jahre bestimmt, und, wenn der Verfasser diesen Zeitraum überlebte, bis zu seinem Tode ausgedehnt wurde, und fuhr dann fort, einige Einwürfe zu beantworten, deren man sich in letzter Session gegen die von Hrn. Talfourd vorgebrachte Bill bedient hatte. So wurde z. B. behauptet, daß ein auf die Nachkommen der Schriftsteller vererbtes Eigenthumsrecht mitunter zur Unterdrückung wichtiger Werke führen dürfte. Um jedoch eine solche Gefahr zu verhüten, enthält die jetzige Bill eine Klausel, wodurch das geheime Conseil ermächtigt wird, den Druck eines Werkes zu erlauben, im Fall man die Unterdrückung desselben versuchen sollte. Der Redner zeigte ferner, daß die von ihm vorgeschlagene Maßregel den Verlegern kein Monopol gewähren würde, weil sie durch den steigenden Begehr nach Büchern von dem Vortheil überzeugt worden, diese zu niedrigen Preisen herzustellen; und so wie Lamartine die Franzosen aufforderte, mit ihrem Beispiel voranzugehen, um das Genie vor der Plünderung zu retten, rief Lord Mahon England auf, sich an die Spitze dieses Unternehmens zu stellen. Wir dürfen daher der baldigen Erledigung dieser so lange und mit so vieler Leidenschaftlichkeit besprochenen Frage entgegensehen.

Ein ungedruckter Brief von Walter Scott.

Der Englische Bildhauer Joseph, der sich eines bedeutenden Rufes erfreut und jetzt den Auftrag erhalten hat, das Denkmal für den berühmten Maler Wilkie auszuführen, erhielt im Juli 1823 von Walter Scott einen Empfehlungsbrief an Lord Byron, der sich damals in Livorno aufhielt. Da aber Byron am 24. Juli 1823 seine verhängnißvolle Reise nach Griechenland angetreten hatte, und daselbst schon am 19. April 1824 gestorben war, so konnte Joseph weder seinen Brief abgeben, noch Byron's Büste modelliren, wie es Walter Scott gewünscht hatte. Der Brief Walter Scott's enthält Folgendes:

„Mein theurer Lord Byron! Der Ueberbringer dieses ist Herr Joseph, ein vielversprechender junger Bildhauer, der jetzt nach Italien geht, um sich daselbst in seiner Kunst zu vervollkommnen. Seine Büsten haben viel Aufmerksamkeit erregt, und Viele halten ihn für unseren hoffnungsvollsten Künstler nach Chantrey, der weit mehr Arbeit angenommen hat, als er je in seinem Leben ausführen kann. Doch Sie werden selbst über Herrn Joseph's Talent mit eigenen Augen urtheilen, da er mehrere Proben seiner Arbeiten und einige Gypsabgüsse von den Büsten berühmter Personen, die Ihnen bekannt sind, mit sich bringt. Diese Abgüsse sind eben so treu wie die marmornen Originalbüsten, nach denen sie genommen sind. Jetzt ist der Zweck meines Briefes die dringende Bitte, daß, wenn Sie nach ihrer eigenen Beurtheilung, nicht nach meiner Empfehlung, die in den schönen Künsten nichts werth ist, den Herrn Joseph der Aufmunterung für würdig halten, Sie sich so viel Zeit erübrigen mögen, um ihm zu sitzen, was so viel heißt, als ihm eine große Feder auf seinen Hut stecken, wenn er nach England zurückkehrt, und was einen sehr wichtigen Einfluß auf sein Schicksal haben wird, wenn ihm die Arbeit gelingt. Uebrigens muß ich Ihnen gestehen, daß ich ein kleines Privat-Interesse dabei habe, daß Sie dem Herrn Joseph diese Bitte gewähren; denn, wie Tony Lumpkin sagt, ich würde mich über Ew. Lordschaft nicht so sehr deshalb grämen, daß Sie ihm seine Hoffnung vereitelten, wenn nicht zugleich auch meine Hoffnung damit vereitelt würde, da er, wenn Sie ihm zu Ihrer Büste sitzen, den Befehl hat, für mich ein Exemplar in Marmor auszuführen, das einer meiner Laren in Abbotsford werden soll. Ich bin fortwährend, mein theurer Lord, mit wahrer Aufrichtigkeit der Ihrige.

Edinburg, im Juli 1823. Walter Scott."

Mannigfaltiges.

— **Die Theilung der Türkei.** Herr J. J. Barrau hat das Französische Publikum mit einer „politischen Geschichte der muselmännischen Völker" beschenkt *), worin er in zwei mäßigen Oktavbänden die Begebenheiten eines Zeitraums von 12½ Jahrhunderten, und zwar nicht bloß bei den Türken, sondern bei allen muselmännischen Nationen behandelt. Gedrängtheit und Präcision wären jedoch gewiß keine Fehler, wenn nur der Zweck der Geschichte durch das Buch erreicht würde, d. h. wenn uns eine Darstellung gegeben wäre, die auf das vergangene und das gegenwärtige Leben der Völker hinweist, um auf ihre künftigen Schicksale einen berechtigten Schluß ziehen zu können. Aber ganz im Fluge und ohne alle kritische Erörterung und Beweisführung, wie Herr Barrau über Vergangenheit und Gegenwart der muselmännischen Völker urtheilt, sind auch seine Betrachtungen über die künftigen Schicksale des Orients aufgefaßt. Daß die Türkei mit Einschluß ihrer Asiatischen und Afrikanischen Gebiete dazu bestimmt sey, die Beute der vier größten Europäischen Mächte zu werden, darüber waltet ihm nicht der geringste Zweifel ob — sobald nur Frankreich seine Einwilligung dazu geben will. Er ist großmüthig genug, zu dieser Theilung seinen historischen Rath zu ertheilen, obwohl Frankreichs Antheil am Orient sehr beschränkt seyn würde. Hören wir jedoch, auf welche Weise er es schadlos halten will:

„Frankreich", sagt er, „wird nicht umhin können, zu überlassen:

1) an **Rußland**: Konstantinopel, das der Schlüssel der Dardanellen ist; die Wallachei und die Moldau, die es bereits an sein Protektorat gefesselt, und endlich Serbien, Bulgarien und Rumelien, mit deren Hauptbevölkerung es sowohl hinsichtlich des Slavischen Ursprungs als hinsichtlich der Religion so nahe verwandt ist;
2) an **Oesterreich**: die Befugniß, vermittelst der Donau das Schwarze Meer zu erreichen, und die Freiheit, daselbst zu allen Zeiten gemeinschaftlich mit allen maritimen Mächten Handel zu treiben; außerdem Bosnien und das Türkische Croatien, die Herzegowina und Albanien, kurz das ganze östliche Littorale des Adriatischen Meeres; und
3) an **England**: Syrien, wodurch dasselbe in den Stand gesetzt werden wird, direkt mit Indien zu verkehren; das Arabische Irak, welches ihm eine Position am Persischen Meerbusen giebt, und endlich Diarbekr und Mesopotamien, die ihm gleichzeitig die Mittel verschaffen, Rußland in der Nähe zu beobachten und seinen eigenen Einfluß auf Persien zu behalten, das sich unumgänglich in Englands politischer Sphäre bewegen muß.

„Nachdem dies geschehen und alle andere Mächte in liberaler Weise ausgestattet sind, wird es gerecht und nothwendig seyn, unsere eigenen Rechte geltend zu machen und für uns selbst zu sorgen. Worin soll nun unser Antheil bestehen? Unsere Lage giebt darauf von selbst Antwort. In unserer doppelten Eigenschaft als Kontinental- und als See-Macht, ist es uns nicht minder wichtig, uns zuhause gegen neue Invasionen sicher zu stellen, als im Orient eine Position zu nehmen, die uns in den Stand setzt, unsere Flagge auf dem Mittelländischen Meere in Respekt zu setzen, unseren Handel zu beschützen und dem Einfluß anderer Mächte ein Gegengewicht zu halten. Wir dürfen daher keinen Augenblick anstehen, uns auf dem Festlande unsere alte Rheingränze anzueignen, deren die Verträge von 1815 uns so ungerechter Weise beraubt, und in der Levante Aegypten zu nehmen, welches, während es auf der einen Seite den anderen drei Mächten gegenüber unser orientalischer Antheil ist, auf der anderen Seite dazu dienen kann, unserer emporblühenden Kolonie in Algier die Flanke zu decken, die sonst den Angriffen Englands einmal ganz bloßgestellt seyn würde. Dieser Antheil gebührt uns auf die natürlichste Weise und Europa wird sich, seines hinlänglich bekannten schlechten Willens ungeachtet, wohl hüten, dawider Einspruch zu thun, sobald es begreift, daß seine eigenen Interessen ausschließlich von diesem Zugeständniß abhangen."

O gerechter Richter, o weiser Daniel Barrau, wie leicht und wie bewundernswerth hast du die orientalische Frage, die schon so vielen Menschen schlaflose Nächte gemacht, entschieden! Allerdings bedurfte es dazu auch tiefer historischer Studien, und diese hat Herr Barrau augenscheinlich bei Herrn Thiers und bei Herrn Victor Hugo mit einem Erfolge getrieben, der ihn würdig macht, nächstens eine Rheinreise zu unternehmen und sich, wie es seine beiden Meister gethan, einstweilen die Städte und Länder anzusehen, in welche die kleinen Napoleone ihren siegreichen Einzug zu halten gedenken.

---

*) Histoire politique des peuples musulmans depuis Mahomet jusqu'à nos jours, suivie de considérations sur les destinées futures de l'Orient. — Paris, J. Renouard et Co., 1842.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 92. Berlin, Mittwoch den 3. August 1842.

Italien.

Biondelli's Atlas der Europäischen Sprachen. *)

Ein Beitrag zur Linguistik überhaupt und zur Geschichte der Polyglotten-Literatur insbesondere.

Einhundertundzweiundbreißig Jahre sind es jetzt — so schreibt die Rivista Europea in ihrer etwas überschwänglichen Anzeige von dem Erscheinen des Biondellischen Sprach-Atlas — seit Leibnitz den Verhandlungen der Berliner Akademie seine Denkschrift Brevis designatio meditationum de originibus gentium, ductis potissimum ex indicio linguarum einverleibte, deren Thesis inzwischen zu mehreren Tausenden von Bänden den Text, die Frucht tiefen Nachdenkens und emsigster Studien der geistvollsten und gelehrtesten Männer, geliefert hat, ungeachtet sie damals, in Deutschland wie in Frankreich, als Ankündigung eines wunderlichen Paradoxons, oder mindestens doch einer vernunftgemäßer und zuverlässiger Grundsätze nicht fähigen Wissenschaft angesehen wurde, so daß es keiner geringeren als eben des großen Leibnitz Autorität bedurfte, um sie nicht geradezu lächerlich erscheinen zu lassen. Länger als ein halbes Jahrhundert hindurch sind die Andeutungen in jener Schrift des wunderbar einsichtsvollen Weisen erfolglos, weil ungenützt, geblieben. Aber der Gedanke war doch einmal gefaßt, der fruchthaltige Saame war dem empfänglichen Schoße der fortbildenden Geisteskraft einverleibt, konnte nun nicht mehr umhin, endlich doch irgend einen Keim zu treiben; und er brach hervor und wuchs in kurzer Frist zu solchem Gedeihen, daß die Fortschritte der Linguistik, hinsichts ihrer Schnelle und Ausbreitung, nur mit denen der chemischen und der Natur-Wissenschaften verglichen werden dürfen, deren Wiedererweckung in der That als gleichzeitig mit dem Aufleben jener zu bezeichnen. In Italien, England, Frankreich, Deutschland wetteiferte eine große Schaar ruhmwürdiger Geister in der Pflege und Zucht dieses neuen, dem genealogischen Stamme des menschlichen Wissens aufgesetzten Pfropfreises, welches, den ethnographischen und verwandten Studien so gewaltige Hülfsmittel bietend, die Elemente eines gänzlich neuen Kriteriums für die besonderen Forschungen in der primitiven Geschichte des Menschengeschlechts an die Hand gegeben. — Ja, fürwahr, welches Wonnegefühl hätte Leibnitz empfinden müssen, wenn, nachdem er die gemeinsame Verwandtschaft der Europäischen Mundarten, so wie deren gemeinschaftlichen Ursprung in Asiens Schoße, gleichsam geweissagt, er noch erfahren hätte, daß jenseit des Indus wirklich eine Sprache sich erhalten, von wahrhaft bewundernswerthem Baue, reich an literarischen Erzeugnissen jeder Art und voll der merkwürdigsten Uebereinstimmungen mit dem Griechischen und Lateinischen, so wie mit den Germanischen und Slavischen Mundarten —? Wenn er noch hätte erfahren können, wie die lebenden und die todten Sprachen von den äußersten Gränzen des Atlantischen Meeres, bis zu den nördlichen Ufern des Ganges und weiter hin gen Morgen und Mittag, allesammt unter einander durch ein Band verschwistert sind —? Denn genau dieses Ergebniß hat die Entdeckung der Sprache gehabt, welche, zuerst von den Italiänern entschleiert und von den Engländern studirt, durch Letztere den Franzosen, Russen, Deutschen, endlich ganz Europa verkündet, der Weisen vom Indus und Ganges heilige Sprache ist: das Sanskrit. Das gesammte vergleichende Sprachenstudium der neuesten Zeit hat keinen anderen Anstoß und Ausgang gehabt, als das Studium zur Enthüllung jener; das von der neueren Philologie ins Maßlose, gleichsam als Leuchtthurm für die dunkelen Probleme in der Geschichte und Alterthumskunde, aufgeführte Gebäude erhebt sich ganz und gar auf den Grundlagen derselben.

Aber wenngleich man diese Wissenschaft in Europa neu nennen kann, welche von dem vergleichenden Sprachenstudium aus nach Lösung der tiefsinnigsten Probleme der alten Geschichte trachtet, so sind doch von sehr altem Datum die Versuche des Talents und der Gelehrtheit zu einer Unterordnung der ganzen so ausgebreiteten Sprachenfamilie unter ein System, mittelst Gegeneinanderhaltung der einzelnen derselben. Und Italien, welches in Aufnahme der Sprachenstudien, besonders für die morgenländischen, und in ihrer Ausbreitung über alle Theile Europa's, in Errichtung von Druckereien und öffentlichen Lehrstühlen, so wie in Verbreitung von Sprachlehren und Wörterbüchern aller Sprachen des Erdballs, vorangegangen — Italien hat auch zuerst den Gedanken zu jenen mühseligen Polyglotten gefaßt, welche einen Hervas, Pallas, Adelung, Vater, Bopp, Grimm u. A. so berühmt gemacht und eben jetzt unserem Biondelli einen so schönen Kranz gewunden.

Gemeinhin schreibt man außerhalb Italiens dem Postello (1538) und Gesner (1555) den Ruhm der ersten Proben von Polyglotten-Ausgaben verbunden mit einer morgenländischen Sprache zu; indeß, abgesehen von des Italiäners Pigafetta erstem Ansatze zu einem Polyglotten-Wörterbuche (1519—22), steht es fest, daß schon 1503 Aldo Manuzio der Aeltere eine Polyglotte verfaßt hat; daß Giustiniani seine berühmte Psalter-Polyglotte herausgegeben, und daß dem Postello selber in seiner Arbeit Teseo Ambrogio um mehrere Jahre voraus gewesen, jener Französische Plagiarius aber durch gewisse Schelmenstückchen die Gelehrsamkeit zusammt den Charakteren des Italiäners sich dienstbar zu machen gewußt, um seine Arbeit etliche Monate früher erscheinen zu lassen, die jedoch dessenungeachtet in vielen Stücken hinter der des Teseo zurückgeblieben ist. Wie die Erstlingschaft, so haben wir aber auch den Vorzug des inneren Werthes für uns, denn es ist außer allem Zweifel, daß nicht bloß Gesner, sondern auch Buchmann (bekannter unter seinem gräcisirten Namen Bibliander) und Junius sammt dem ungenannten Verfasser des Libellus de linguarum varietate (Paris. 1549) durch den linguistischen, 1591 veröffentlichten Theil der bekannten Biblioteca apostolica Vaticana von Angelo Rocca **) vollkommen in Vergessenheit begraben worden. Dieser enthält das Vaterunser in 24 Sprachen und bildet die vollständigste Sammlung der Art aus damaliger Zeit; Gesner's Mithridat dagegen enthält nur 22 Paternoster und alle noch dazu in Lateinischen Lettern, während Rocca's fast alle in den Original-Charakteren der fraglichen Sprachen, nebst deren Aussprache in Lateinischer Schrift und einer wörtlichen Uebersetzung derselben, vorliegen.

Von Rocca muß die Geschichte der vergleichenden Sprachenstudien unmittelbar zum 18ten Jahrhunderte überspringen, denn Duret's, Grammay's, Hayne's, Beck's, Guichard's, Minsens', Megiserus', Colletet's und der anderen Dazwischenfallenden Werke haben die Wissenschaft auch nicht um einen einzigen Schritt gefördert, sondern lediglich innerhalb der engen Gränzen der Grundsätze gehalten, welche schon die Forschungen des gelehrten und hochverdienten Anconitaner's leiteten. Wollte man aber dennoch Jemand namhaft machen, der, wenn auch nicht in Betracht der Wissenschaft, so doch hinsichts der Rechtzeitigkeit seines Strebens, über alle diese Vorläufer des 18ten Jahrhunderts sich erhoben, so könnte dies immer wieder nur ein Italiäner seyn: der zu seiner Zeit sehr berühmte Ambrogio Calepino. In das Lateinische, Griechische und Hebräische tief eingedrungen, widmete dieser Augustiner-Mönch, ohne jemals seine Vaterstadt Bergamo zu verlassen, sein ganzes Leben ausschließlich der Ausarbeitung seines Polyglotten-Wörterbuchs. Für den Werth und die Brauchbarkeit dieses Werks zeugt der Beifall, den es gefunden, und die noch heutigen Tages fortwährende Vervielfältigung seiner Ausgaben ***), denen, obwohl sie allmälig vielfach vermehrt und verbessert worden, noch immer die ursprüngliche Einrichtung und Bearbeitung zum Grunde liegen, welche so allgemein in Aufnahme gekommen und für unzertrennlich davon gelten, daß der Name Calepino lange Zeit jedem umfangreichen Wörterbuche beigelegt wurde.

Seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts wurden die Polyglotten-Arbeiten immer zahlreicher, erweiterten sich die vergleichenden Sprachforschungen zu immer umfassenderen Gebieten der Vergleichung, wie in den Werken von Rudbeck, Hensel, Fritz, Parson. Der Erste jedoch, der, durch eigenes Denken die Wissenschaft hinlänglich bewältigend und mit tiefer, vorurtheilsloser Sprachenkenntniß die Gesammtheit der Linguistik in einen viel-

*) Atlante linguistico d'Europa, di B. Biondelli. Vol. I. p. I. Milano 1842. Auf Kosten des Verfassers gedruckt, wird das Werk 4 starke Bände von ungefähr 25 Bogen Druck nebst einem Atlas in Folio umfassen. Die vier Bände Text werden in Heften ausgegeben, deren Stärke von ihrem Stoffe abhängt, und mit welchen zugleich die betreffenden Tabellen erscheinen. Der ganze Atlas wird gegen 40 Tabellen enthalten, wovon 30 in Kupfer gestochen und farbig sein, zehn andere aber in eben so vielen synoptischen Blättern den Inbegriff des auf den Tabellen dargestellten und im Texte bearbeiteten Stoffes umfassen sollen.

**) A. Rocca, oder Rocha, wurde 1545 in Rocca, einer Landschaft der Mark Ancona, geboren. Außer dem oben angeführten Werke zeugen deren noch 40 von seiner Gelehrsamkeit (alle 41 wurden 1719 in Rom herausgegeben); auch hohe Verdienstlichkeit ist ihm nicht abzusprechen, da er volle 40 Jahre lang die Einkünfte seiner Abtei zum Ankaufe der besten Werke aller Art verwendet und diese kostbare Sammlung, 1613, seinem Konvent in Rom unter der Bedingung zum Geschenke gemacht hat, daß sie allen Morgen dem Publikum offen stehe. Diese Büchersammlung, nach ihrem Gründer Angelica genannt, war die erste derartige in Rom und ist heutzutage eine der vorzüglichsten in ganz Europa, indem sie verschiedentlich und besonders durch Verschmelzung mit der von Pignatelli, vom Kardinal Passionei u. A. m. beträchtlich angewachsen.

***) Die beste ist wohl die von Facciolati, 1718 und 19.

umfassenden und wir dürfen auch sagen vollständigen Plan gebracht hat, ist wiederum ein Italiäner, ist Bonifazio Finetti gewesen. Er hatte in seiner „Abhandlung von der Hebräischen Sprache und deren Verwandten" (Venedig 1756) das Unternehmen, alle Sprachen der Welt vergleichend zu behandeln, mit einer Hebräischen, Chaldäischen, Syrischen, Samaritanischen, Phönizischen und Punischen, Arabischen Schrift- und Umgangs-, Aethiopischen und Amharischen Sprachlehre begonnen.*) Dieses ungemein seltene und selbst den Fachgelehrten beinahe unbekannte Werk ist besonders wegen seiner Vorrede werthvoll, in welcher eine Art von Uebersicht der ganzen so äußerst umfangreichen Arbeit enthalten und zu ersehen ist, welche Eintheilung Finetti getroffen, um die Besonderheiten, den Geist und die Richtung oder Verwandtschaft und Abweichung der Sprachen unter einander anschaulich zu machen. Leider fand das Werk keinen Mäcen, so daß, da die Druckkosten des Verfassers Geldmittel überstiegen, ungeachtet der lauten Stimmerhebung und literarischen Unterstützung von Europäischen Gelehrten und Orientalisten — vorzüglich durch Kallenberg, Schultz und Werndly — diese so große Unternehmung später doch noch vereitelt wurde. Hieran haben wir erinnern wollen, weil alle solche Versuche, gleich viel, ob irrig angestellt oder vereitelt, für die Geschichte der Wissenschaft einen bedeutenden Stoff liefern, in dieser aber bisher noch immer der Name Finetti übergangen geblieben ist.

Finetti zunächst steht der Jesuit Hervas, zwar aus Horcajo in Spanien gebürtig, aber ein Adoptivsohn Italiens, indem er nicht nur die günstige Veranlassung, den wirksamsten Antrieb und die reichsten Mittel zu seinen Arbeiten Italien verdankte, sondern auch, um dessen Literatur mit allen seinen Werken zu bereichern, diese Italiänisch geschrieben hat. Nach reiflichen Studien der mathematischen, der physikalischen, fast aller Naturwissenschaften und zuletzt noch der Philosophie durchzog er als Missionar Amerika und sah sich hierbei genöthigt, die verschiedenen Indianersprachen zu erlernen. Mit Hülfe einiger Kollegen verschaffte er sich eine große Anzahl von Wörtersammlungen, dehnte dann seine Forschungen auch auf die übrigen Sprachen der Erde aus und faßte endlich, auf den Ursprung aller und ihre Kindschaft einlenkend, den Gedanken zu dem erhabensten geistigen Baue, welchen bis dahin der menschliche Verstand geschaffen: zu seiner 21 Quartbände starken „Vorstellung vom Weltall" (Cesena 1778—88). Dennoch fragt ihr die Literaturgeschichte von Italien, ja alle andere Literaturgeschichten Europa's eben so vergeblich, wie die von Spanien, wer Hervas gewesen — keine wird's euch sagen. Nur eine Hinweisung Adelung's (am Ende des ersten Theils von seinem Mithridat) hat ihn Europa's Gelehrten ins Gedächtniß zurückgerufen — ist die erste Anerkennung, die er gefunden. Erst die Wichtigkeit, welche Adelung den sprachlichen Arbeiten desselben zuerkannt, hat dem Hervas die wohlverdiente Ehre vindizirt und auch die Veranlassung dazu gegeben, daß Michaud, der in seiner großen Allgemeinen Lebensbeschreibung nicht einmal den Namen Jenes erwähnt, in der Ergänzung dazu eine Stelle ihm eingeräumt. Seine Vaterunser-Sammlung ist nicht bloß die reichste, sondern auch die beste von allen bis dahin erschienenen. Die Reihefolge der Sprachen ordnet er nach den betreffenden Ländern und deren Verwandtschaftsgraden. Was er für die Linguistik, besonders in Rücksicht auf Amerika, geleistet, nennt selbst Adelung unschätzbar. Er hatte von 18 Amerikanischen Idiomen kurzgefaßte Sprachlehren entworfen, die, laut eines Vermerks des Caballero (s. seine Ergänzung zur Jesuiter-Bibliothek), schon auf dem Wege zu W. v. Humboldt gewesen, um in Vater's „Mithridat" abgedruckt zu werden: es ist jedoch nicht bekannt, was aus ihnen geworden. Die ergiebigste Fundgrube von vielseitigen Kenntnissen in Betreff der verschiedenen Sprachen und ihrer Mundarten, des Ursprungs der Völker, deren Wanderungen und Abkömmlingsschaft, ist sein „Verzeichniß der bekannten Sprachen, deren gegenseitige Verwandtschaft und Abweichung."**) Außer der ihm reichlich gewordenen Hülfe durch Missionare standen ihm auch die unerschöpflichen Literaturschätze der Bibliothek der Propaganda in Rom zu Gebote. — Wie ungeheuer aber der Fortschritt ist, den die Wissenschaft nunmehr bereits über Hervas hinaus gethan, so hat dennoch die dankbare Nachwelt in ihm den Gründer des ersten wahrhaft dauernden Sprachgebäudes, den unabweislichen und zuverlässigsten Quell zu verehren, zu dem man gern seine Zuflucht nimmt, um alle jene Sprachen, vorzüglich die Amerikanischen, für welche er allewege das einzige Orakel ist, kennen zu lernen.

Während so in Italien Hervas seinen Arbeiten im Sprachgebiete oblag, entwarf im hohen Norden eine Kaiserin mit eigener Hand den Plan zu einem Polyglottenwerke, welches der vergleichenden Sprachforschung, so zu sagen, die wahren Grundprinzipien ihrer künftigen Richtung bieten sollte: Katharina II. war es, welche den Gedanken faßte, aus 130 von ihr selber ausgewählten Wörtern, die in alle Sprachen und Mundarten ihres weiten Reiches übersetzt werden sollten, ein Wörterbuch zu bilden, und die Ausführung dieses Entwurfes dem berühmten Pallas übertrug. Hoch spannten sich die Hoffnungen der Gelehrten auf dieses Werk und besonders auf den so großen Polyglotten; das Wörterbuch aber ging aus der Presse hervor (1786—89), ein ridiculus mus, der Wissenschaft leider wahrlich nicht zu großem Heile. Denn nicht nur wimmelte es auf jeder Seite von Redactions- und Druckfehlern, sondern es wurde auch durch die zweckwidrigste Anordnung und durch eine Menge Verstöße von wahrhaft höchster Bedeutsamkeit völlig entwerthet. (1790 gab zu Petersburg Jankiewitsch dieses Wörterbuch zwar gänzlich umgeordnet, aber immer noch mit Beibehaltung so vieler Mängel heraus, daß auch ihm nur sehr wenig Dank und Lob zu Theil geworden und gebührt.)

Von hier aus thut die Geschichte der Linguistik abermals einen Sprung unmittelbar zu Adelung herüber, denn Denina, Jenisch, Buraet, de Ria, Weitenauer, de Murr haben den vergleichenden Sprachenstudien so gut wie gar keinen Vortheil zuwegegebracht. — Der erste Band von Adelung's „Mithridat" erschien bekanntlich 1806 und erregte allgemeine Theilnahme, sowohl vermöge des Namens seines Verfassers, als auch durch die neue Ordnung in den Untersuchungen und im System des Werkes. Trotz seiner, wohl weder in allzu hohem Maße, noch etwa immer günstig getroffenen Auswahl der beständig auf das pater zurückgeführten specimina von den verschiedenen Sprachen; trotz der an ihm gemeiniglich gerügten, eben so ungemessenen Ueberfülle und Weitschweifigkeit des reinen Literaturstoffes (!) ist Adelung's Arbeit verdientermaßen als eine in den Jahrbüchern der neueren Linguistik unvergeßliche Unternehmung anerkannt worden. Er hatte jedoch nur den ersten Band und einen Theil des zweiten vollendet, als der Tod ihn ereilte, was indeß nicht sowohl zum Schaden, als, im Gegentheil, zum Nutzen des Werkes ausschlug, indem seine Fortsetzung dem berühmten Vater übertragen und von dessen weit kritischerer und umfassenderer Gelehrsamkeit eine Ergänzung dazu geliefert worden (1809, 12, 13, 16), welche nur das bedauern läßt, daß nicht auch die Vorarbeit von ihm ausgegangen ist.

Demnächst bahnten Pictet, Arndt, Murray, Eichhorn, Schöll, Klaproth, Malte-Brun, zusammt der unzählbaren Schaar der anderen tiefgründlichen Arbeiter im Sprachengebiete aller Erdtheile, das Werk des Italiäners Adriano Balbi an, welcher, unter Heranziehung der Werke, Rathschläge, Beihülfe und Mitarbeiterschaft beinahe aller berühmtesten gleichzeitigen Sprachenkenner (von denen er beständig mit seltener Treue und Gewissenhaftigkeit nicht allein die Gedanken, sondern auch — wie fast auf jeder Seite zu lesen — die eigenen Worte beibringt), die großartige Zusammenstellung seines zu Paris (1826) erschienenen Atlas ethnographique du globe, ou classification des peuples anciens et modernes d'après leurs langues zu Stande brachte. Malte-Brun erkennt diesem Werke in der Ethnographie gleiches Verdienst zu, wie in der Pflanzenkunde und Mineralogie Linné's und Hauy's Schriften erwerben. (Schluß folgt.)

*) Der tiefgelehrte Orientalist Assemani d. J. lobt diese Vorarbeit besonders; sie handelt von der Uebereinstimmung jener Sprachen und giebt dazu eben so viele vergleichende Tabellen.

**) Es bildet den 17ten Band des Riesenwerkes, 1784 erschienen, und ist, wie mehrere andere Bände, vom Verfasser selber ins Spanische übersetzt worden — 1800—1805 zu Madrid in 6 Quartbänden herausgegeben.

Texas.

Erinnerungen an Houston.

Von einem Deutschen Reisenden.

Die Existenz der jungen Republik Texas datirt von dem Siege von St. Jacinto. Kühne Abenteurer aus Anglo-Amerikanischem Geschlechte hatten von Louisiana aus den Sabine-Fluß, die Gränzlinie der Vereinigten Staaten und des Vice-Königreichs Mexiko, überschritten und sich an den fruchtbaren Ufern der Trinidad und des Brazos niedergelassen. Unter der laxen Herrschaft der Spanier schalteten und walteten sie nach Belieben und wurden mitunter durch Königliche Gnadenbriefe in dem Besitze der von ihnen eingenommenen Ländereien bestätigt, die nicht nach Morgen, sondern nach Quadratmeilen geschätzt wurden. Aber Mexiko warf nach jahrelangen Erschütterungen das Joch des Mutterlandes ab, trat als selbstständiger Staat auf und konnte es nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, daß eine seiner schönsten Provinzen sich in den Händen eingedrungener Fremdlinge befand. Der Präsident Santana rückte an der Spitze eines jener Truppen-Corps, die nach dortigem Sprachgebrauch mit dem Namen einer Armee beehrt werden, in Texas ein, erlangte in den ersten Tagen einige unbedeutende Vortheile und metzelte die Besatzung von Bejar nieder, wurde aber zuletzt am südlichen Ufer des St. Jacinto-Flusses von dem Anführer der Texianer, dem General Houston, aufs Haupt geschlagen. Er selbst gerieth in Gefangenschaft, die Ueberreste seines Heeres zerstreuten sich. Von diesem Tage an war Texas unabhängig.

Nachdem man den Krieg auf diese Weise beendigt hatte, ging die erste Sorge dahin, eine der Nord-Amerikanischen ähnliche Constitution zu entwerfen und eine Hauptstadt für die junge Republik zu gründen. Hierzu wurde eine Stelle an dem sogenannten Buffalo-Bayou, einem engen, aber schiffbaren Arm des St. Jacinto, ausersehen: man errichtete schnell eine Anzahl Blockhäuser und verlegte den Sitz des Kongresses von Galveston, wo er sich bisher zu versammeln pflegte, nach der neuen Stadt, die den Namen Houston erhielt. Zu der Zeit meiner Anwesenheit im Januar 1839 hatte sie noch nicht das dritte Jahr ihrer Existenz zurückgelegt, und ich will versuchen, einige Notizen zur Schilderung ihres damaligen Zustandes zu geben.

Um nach Houston zu gelangen, muß man das größere Dampfschiff, welches die Verbindung zwischen New-Orleans und Galveston auf dem Mexikanischen Meerbusen unterhält, verlassen und ein kleineres Boot besteigen, da eine an der Mündung der Trinidad und des St. Jacinto liegende Untiefe (Redfish bar) besonders zur Ebbezeit tiefergehenden Fahrzeugen den Eingang in jene Flüsse unmöglich macht. Die zu diesem Zwecke gebrauchten Steamers sind größtentheils am oberen Mississippi und Ohio erbaut und, nachdem sie dort durch neuere und bequemere verdrängt worden, auf Speculation nach Texas geschickt, wo sie als erwünschte Communicationsmittel zwischen den wenigen angebauten Punkten dienen. Ursprünglich nur für eine geringe Anzahl Passagiere eingerichtet, sind sie auf diesen Fahrten im buchstäblichen Sinne vollgepfropft mit Menschen; nur wenigen Glücklichen gelingt es, sich der Schlafstellen zu bemächtigen; die Uebrigen müssen sich, in ihre Mäntel gehüllt, auf

dem Verdecke oder dem Fußboden der Kajüte zur Ruhe begeben. Unter den Reisenden, die im Januar 1839 auf dem Dampfboote „Sam Houston" auf diese Weise bivouakiren mußten, befand sich auch der Sieger von St. Jacinto, General Houston, der Gründer und erste Präsident der Republik, dessen Namen sowohl das Fahrzeug selbst, als die Hauptstadt, wohin es bestimmt war, führte, und es ist für die Sitten des Landes charakteristisch, daß sich Keiner von denen, welchen bequemere Lagerstätten zu Theil geworden, erbot, sie dem gefeierten, noch vor kurzem mit diktatorischer Gewalt bekleideten Helden abzutreten.

Nachdem man die erwähnte Untiefe passirt, erreicht man die breite Mündung des St. Jacinto und biegt dann links in den Buffalo-Bayou ein, der so eng ist, daß zwei kleine Fahrzeuge sich nur mit Mühe neben einander durchdrängen können und die überhängenden Zweige der mächtigen Bäume nicht selten den Weg zu versperren scheinen. Nach einer Fahrt von 80 (Engl.) Meilen gewahrt man endlich einige hölzerne Hütten und Waarenlager; dieses ist der Landungsplatz von Houston, die Stadt selbst aber wird noch durch das ziemlich steil aufsteigende Ufer (bluff) verdeckt. Sie ist, wie alle Amerikanische Städte, nach einem regelmäßigen Plane, mit schnurgeraden, sich in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen, angelegt; weil aber der Grundriß noch bei weitem nicht ausgefüllt ist, so scheinen die Häuser aufs Gerathewohl umherzerstreut, und bilden nur in der Hauptstraße (Main Street) eine durch wenige Zwischenräume unterbrochene Reihe. Sie sind ohne Ausnahme von Brettern gezimmert, zum Theil mit weißer oder gelber Farbe übertüncht; ein steinernes Gebäude existirte in Houston damals noch nicht, und da außer der eigentlichen Stadt keine Spur von Anbau zu bemerken war, so hatte das Ganze den Anschein eines von Nomadenvölkern temporair aufgeschlagenen Lagers. Das „Kapitolium" ist eine große Scheune, in der sich beide Zweige der gesetzgebenden Gewalt, der Senat und die Repräsentanten, versammeln, und wo auch die verschiedenen Staats-Secretaire: des Krieges, der Marine, des Innern und der Finanzen, ihre Büreaus haben. Der Präsident bewohnt ein hübsches, im Spanischen Styl erbautes, zweistöckiges Häuschen; hier hält er wöchentliche Levers, die sich eines zahlreichen Besuchs erfreuen und bei denen es sehr Terianisch zugeht. Als ich hinging, rieth man mir, einen alten Hut aufzusetzen, da ich ihn im Vorzimmer ablegen müßte, und Solche, die neue Hüte mitbrächten, sie gewöhnlich beim Hinausgehen mit abgetragenen, schäbigen Kopfdeckeln vertauscht fänden. In diesen Versammlungen herrscht ein echt-republikanischer Ton, und das Gleichheits-Prinzip wird auf eine praktische Art durchgeführt. Dessenungeachtet fehlt es doch keineswegs an Titeln und Titelsucht; es giebt hier zu Lande fast eben so viele Richter als Verbrecher, mehr Doktoren als Patienten, und die Generale und Obersten sind das Einzige, was man von der Terianischen Armee sieht. Nur die Frauen gehen hierbei leer aus und müssen sich alle, vom höchsten bis zum niedrigsten Range, mit dem bloßen Prädikate: Mistress begnügen.

Der Hauptzeitvertreib in Houston besteht im Besuch der öffentlichen Auctionen (auction stores), wo die von New-Orleans angekommenen Waaren versteigert werden. Hier werden alle Arten Lebensmittel, als Kaffee, Thee, Zucker, Mehl, Salzfisch, geistige Getränke, nebst Kleidungsstücken, Hausgeräthe und Waffen, meistens in kleinen Quantitäten und zu hohen Preisen verkauft, wobei man jedoch in Anschlag nehmen muß, daß der Terianische Dollar (Papier) schon damals im Vergleich mit Amerikanischem Gelde über 50 Prozent verlor, und daß sein Werth jetzt auf weniger als 25 Prozent herabgesunken ist, da die Regierung, um bei dem fast gänzlichen Mangel an Einkünften die laufenden Ausgaben decken zu können, das Land mit einer ungeheuren Menge Schatzkammer-Scheine (Treasury notes) überschwemmt hat, ohne irgend eine bestimmte Frist zu ihrer Einlösung festzusetzen. Politische Journale giebt es zu Houston zwei: the Telegraph und the Morning Star; außerdem ist das Lesezimmer des City Hotel mit den vorzüglichsten in New-York und New-Orleans erscheinenden Zeitungen versehen. Endlich besteht hier auch ein Theater, wo eine herumziehende Schauspieler-Truppe Dramen, Lustspiele und Possen aufführt, die aber bei weitem nicht so viele Unterhaltung gewähren, als die im Kongresse vorfallenden Debatten, bei denen es zuweilen stürmisch genug hergeht. Als vorzügliche Redner gelten: der Vice-Präsident Burnett, der Oberst Kaufmann, Herr Moore u. a. m.; freilich gehören Schimpfwörter und Anzüglichkeiten zu den beliebtesten Redefiguren, und kein Argument wird so häufig angewandt, als das argumentum ad hominem. Es ist kaum nöthig, zu erwähnen, daß die Verhandlungen alle in Englischer Sprache gehalten werden; nur ein einziges Mitglied, Herr Seguin aus St. Antonio, bedient sich in seinen Vorträgen der Spanischen.

Der General Mirabeau Lamar, seit 1838 Präsident von Texas, ist aus dem Staate Georgia gebürtig, wo seine Familie zu der Aristokratie gezählt wird, welche sich in den Amerikanischen Sklaven-Staaten unter den reichen, seit mehreren Generationen dort ansässigen Pflanzern gebildet hat. Er zeichnete sich als Anführer der Kavallerie in der Schlacht von St. Jacinto aus und genießt den Ruf eines tapferen Offiziers und geschickten Staatsmanns, hat aber durch den Vorzug, den er neuen Einwanderern vor den alten Terianern giebt, starke Unzufriedenheit erregt. Sein Vorgänger, der General Samuel Houston, ist der eigentliche Mann des Volks. In Tennessee geboren, war er früher Gouverneur dieses Staats, den er nachher im Kongresse der Vereinigten Staaten vertrat, bis ihn einige Umstände, die sich auf sein Privatleben beziehen und die auf verschiedene Weise erzählt werden, zur Auswanderung veranlaßten. Er kam kurz vor dem Einfalle Santana's in Texas an, wurde zum Oberbefehlshaber ernannt und erfocht den entscheidenden Sieg, dem die Republik ihre Unabhängigkeit verdankt. In seinem Aeußeren erinnert er lebhaft an einen Räuber- oder Zigeunerhauptmann; groß, hager, mit stark markirten, von der Sonne gebräunten Gesichtszügen, verleiht ihm sein roth ausgeschlagener Soldaten-Mantel, nebst Federhut und weiten Reiterstiefeln, ein ganz pittoreskes Ansehen. Im Umgange ist er zuvorkommend und gesprächig; aus seinen Bemerkungen geht viel gesunder Verstand und eine ausgebreitete Kenntniß der politischen und socialen Verhältnisse seines adoptirten Vaterlandes hervor; er soll indessen, wenn man den Gerüchten darüber trauen darf, äußerst jähzornig, rachsüchtig und dem Trunke ergeben seyn. Er hat sich jedoch neulich in New-York eine junge Frau geholt und ist bei dieser Gelegenheit Mitglied des Mäßigkeits-Vereins geworden. *)

Die Bevölkerung der Stadt Houston mag ungefähr 3000 Seelen betragen und ist aus den verschiedenartigsten Bestandtheilen zusammengesetzt. Die sogenannten „alten Einwohner (old settlers)" sind solche, die schon vor der Revolution in Texas einwanderten und die ersten Mühseligkeiten und Gefahren bei der Ansiedlung des wilden, von Spaniern und Indianern bedrohten Landes überwinden mußten. Viele von ihnen hatten sich, ihrer Verbrechen halber, aus den Vereinigten Staaten entfernt und bilden eine höchst verderbte Menschenklasse, welche die Rohheit gesetzloser Abenteurer mit allen Lastern des kultivirten Lebens verbindet. Die später Eingewanderten sind zum Theil Kaufleute und Juristen, zum Theil Handwerker und Farmers, fleißige, unternehmende Leute aus Neu-England, Pennsylvanien u. s. w., die allmälig eine festere Ordnung begründen und einen besseren sittlichen Zustand vorbereiten. Ferner sieht man auch eine bedeutende Anzahl Individuen aus allen Europäischen Nationen: Engländer, Deutsche, Franzosen, Polen, Italiäner, welche entweder durch Wanderlust oder durch die Vorspiegelungen eines hier zu erwartenden Schlaraffenlandes verleitet wurden, ihr Glück in diesen abgelegenen Regionen zu suchen: Einigen ist es zwar damit so ziemlich gelungen, die Meisten finden sich aber bitter getäuscht und würden sich, wenn es ihre Mittel erlaubten, nur zu gern nach der Heimat zurückbegeben. Negersklaven giebt es in Houston nur wenige, desto mehr aber auf den Baumwollen-Plantagen an der Sabine und Trinidad; sie werden im Ganzen menschlich behandelt, und da ihnen das warme Klima zusagt, so sind sie in ihrer Weise glücklich und mit ihrem Loose zufrieden.

Die ursprünglichen Bewohner dieser Gegend, die Kumantschen, werden allgemein als ein grausames, treuloses, der Civilisation ganz unzugängliches Volk geschildert. Nur selten finden sich einige von ihnen in der Hauptstadt ein, wo sie, in ihre Blankets (wollene Decken) gehüllt, mit scheuer Miene umherschlendern und die in den Läden und Auctions-Gebäuden aufgestapelten Herrlichkeiten betrachten. Sie sind als treffliche Reiter bekannt und besitzen zahllose Roßheerden; diese bringen sie zum Verkauf nach Houston und erhandeln dagegen Waffen, Kleidungsstücke und geistige Getränke. Doch ist der friedliche Verkehr gewöhnlich nur von kurzer Dauer; von ihren unermeßlichen Jagdstrecken (hunting grounds) in den westlichen Prairieen aus führen sie einen erbitterten Krieg gegen die weißen Kolonisten, deren Pflanzungen sie mit Feuer und Schwert verheeren und deren Weiber und Kinder sie in die Gefangenschaft fortschleppen. Aber ihrer theilweisen Erfolge ungeachtet werden sie immer weiter ins Innere zurückgedrängt, und es steht nicht zu bezweifeln, daß sie endlich in diesem ungleichen Kampfe unterliegen müssen. Wie ihre östlichen Stammgenossen, werden sie von der Erde verschwinden, und das siegesstolze Anglo-Amerikanische Geschlecht wird auch hier die Stelle der rothen Menschenrace einnehmen.

L — r.

*) Seit 1841 ist Houston bekanntlich wieder Präsident der Republik Texas.

Frankreich.

Zur Physiologie und Charakteristik der Frauen.

In Paris ist vor kurzem ein neues Werk von Dr. Isidor Bourdon, Mitglied der medizinischen Akademie, erschienen unter dem Titel: „Physiognomie und Phrenologie, oder Kunst, den Menschen aus seinen Gesichtszügen und der Gestaltung seines Schädels zu erkennen." Wir entnehmen demselben folgendes interessante Kapitel über die Physiognomie und die verschiedenen Charaktere des schönen Geschlechts:

„Man kennt das pikante Portrait, das Madame Roland von sich selbst entworfen hat; sie sollte einige Tage darauf das Schaffot besteigen und zeigte keine Furcht; sie starb als Heldin. Allein sie wollte nicht, daß das Andenken an ihre Gestalt so früh untergehen sollte, denn die Frauen geben auf ihr Vergängliches mehr als auf irgend Etwas in der Welt. Um ihre Schönheit zu erhalten, unterziehen sie sich großen Schmerzen, die sie sicher nicht ertragen würden, wenn es sich bloß um die Erhaltung des Lebens handelte. Im Harem selbst, in welchem ihre Schönheit die einzige Ursache ihrer Gefangenschaft ist, verwenden sie alle Zeit auf die Pflege der Schönheit. Was nützt ihnen die Freiheit, wenn sie Andere bevorzugt sehen? Und was ist eine Gefangenschaft, in der man noch Mittel besitzt, Gefangene sich zu unterwerfen?

Der Kopf des Mannes ist von größerem Umfang als der der Frau; seine Stirn ist breiter und gewölbter, und dies ist nach der Lehre der Phrenologen der Grund, weshalb eine Frau nie eine Religion gestiftet, ein Epos geschrieben oder große Entdeckungen gemacht hat. Auch ist die Stirn der Frau, abgesehen von ihrer größeren Flachheit, ohne die einzelnen Erhöhungen und Unebenheiten, welche der Stirn des Mannes den Ausdruck höherer Energie geben, und nur um diese Gleichförmigkeit zu verbergen, pflegen die Frauen Bänder und anderen Schmuck über die Stirn zu ziehen.

Schon das Haar würde hinreichen, um die Geschlechter zu scheiden. Das

Haar der Frau ist lang genug, um sie ganz zu bedecken, es ist schön genug, um ihre sonstige Anmuth zu erhöhen, und dicht genug, um für die Sorgfalt, mit der es gepflegt seyn will, einen nicht unbedeutenden Theil des weiblichen Lebens zu erfordern. Die Augen der Frau sind um ein Geringes weniger von einander entfernt und in der Regel mehr verhüllt, entweder durch längere Wimpern oder durch vollere Augenlider, die sich mit magischer Geschwindheit öffnen und schließen und dadurch dem Auge größere Beweglichkeit verleihen. Die Augenbrauen sind meist mehr gewölbt und ebenfalls dichter; um diese Dichtigkeit scheinbar zu erhöhen, pflegen einige Frauen dieselben, nach Art der Orientalen, noch zu färben. Die Nase der Frau ist fast durchgängig kleiner als die des Mannes; von der Gestalt derselben, je nachdem sie kurz oder lang, gerade, gewölbt oder eingebogen u. s. w. ist, machen es die Phrenologen abhängig, ob die Frau in der Liebe mit ihrer Gunst mehr oder weniger karg ist. Der Mund ist gewöhnlich kleiner oder doch niedlicher. Das Lachen ist für die Schönheit gefährlich; wenn es den Mund zu häufig aus seiner gewöhnlichen Form bringt, so bilden sich zu beiden Seiten desselben stereotype Falten, welche die Beweglichkeit und den Ausdruck des Gesichtes stören und alles Gesagte in zwei verhängnißvolle Parenthesen schließen. Die Lippen, besonders die obere, sind im weiblichen Gesicht besonders ausdrucksvoll, und daher kommt es, daß das Schweigen der Frau oft so beredt ist.

Auch das Ohr, der letzte Zeuge der Schönheit, ist gewöhnlich von feinerem Schnitt; das Kinn ist kleiner und gerundeter: bei Brünetten jedoch pflegt sich, wenn sie das zwanzigste Jahr überschritten haben, ein artiger Flaum um Kinn und Oberlippe einzustellen, den man mit Schmerzen und zum Nachtheil der Haut, welche dadurch ihre Frische verliert, vertilgt. Der Hals ist bei den Frauen weicher und voller, meist auch länger als bei den Männern; das Hervortreten des Knotens ist nur unbedeutend, und dies verschönert ihn eben so sehr, wie es der Grund ihrer zarteren Stimme ist.

Wenn wir nun unter diesen Eigenschaften des schwächeren Geschlechtes diejenigen hervorheben sollen, welche die Merkmale der Schönheit sind, so haben wir zunächst die größere Fülle, die Verlängerung und weiche Biegsamkeit des Halses und der Hüften als solche zu bezeichnen, den zarteren Schnitt ihrer Lippen und ihr wunderbares Oscilliren, das feinere Gewebe der Augenlider, die längeren Wimpern und das hellere Blitzen des beweglicheren Auges. Andere Reize lassen sich eben so wenig bestreiten, obwohl der Grund ihrer tiefen Wirkung sich weniger entschieden angeben läßt: hierher gehören besonders die Grübchen auf den Wangen, an den Armgelenken und bisweilen am Kinn, und die kleinen Fleckchen, die sich hin und wieder auf einer Lippe, einer Stirn, einem Kinn finden und durch das scharfe Abstechen von der Weiße und Zartheit des übrigen Gesichts dieselben nur noch erhöhen. Ein anderer sehr seltener, doch hochgepriesener Kontrast sind schwarze Augen mit schwarzen Wimpern und Brauen bei blondem Haar, oder blaue Augen bei schwarzem Haar. Langes, volles Haar ist überhaupt eine der vorzüglichsten Schönheiten, zu der sich besonders die Weiße der Zähne gesellt, die sich nur durch ein sorgfältiges Fernhalten aller metallenen Instrumente und mineralischen Tinkturen bewahren läßt.

Doch weshalb alle Kennzeichen der Schönheit aufzählen, da doch schwerlich Jemand seinen Geschmack unter unsere Theorie beugen wird, und da wunderbarer Weise bei einer Nation für schön gilt, was von der anderen verachtet wird? Wenn die Neger ihre Canova und Thorwaldsen hätten, so würden sie die Venus mit dicken fleischigen Lippen, aufgestülpter Nase, krausem Haar und rabenschwarzem Teint darstellen.

Im inneren Organismus zeigt der weibliche Körper, wie der männliche, zweiundvierzig Nervenpaare. Die Sinne der Frauen sind meist leichter zu erregen als die der Männer, doch eben so auch früher zu betäuben. Starke Gerüche berauschen die Frau, und tiefe ergreifende Melodieen regen ihre Nerven bis zum Weinen auf. Im Allgemeinen empfindet sie zu stark, um lange zu reflektiren; ihre scharfe Beobachtung der einzelnen Dinge flößt den Frauen eine Scheu vor der Theorie und dem Systematisiren ein; mit einem geheimen Instinkte erkennen sie, daß alle Allgemeinheiten nur stolze Träume sind, und dies ist wohl der Grund, weshalb sie nie in den ernsten Wissenschaften Etwas geleistet haben. Das Weib hält sich an das Individuelle, an die That; sie forscht nicht nach Prinzipien und hat kein Bedürfniß, zu Abstractionen fortzugehen. Ihr Geist hat weniger Schärfe und Kraft als der der Männer; man mag alle die niedlichen Lieder, die artigen Romanzen und die bändereichen Romane der Damen zusammennehmen, so bleibt dieser Satz unbestreitbar, er mag nun in dem geringeren Umfang des weiblichen Kopfes, der größeren Plattheit der Stirn, dem zarteren Körperbau, der großen Sorgfalt, welche die Frau von Jugend auf für die Pflege ihrer Reize zeigt und wodurch sie ihrer Ausbildung einen großen Theil der erforderlichen Zeit entziehen muß, oder endlich in der angeborenen Verehrung seinen Grund haben, mit der sie zu dem stärkeren Geschlechte emporzuschauen und sich ihm zu unterwerfen gewohnt ist. In dieser minderen Schärfe des Geistes, der Richtung auf das Individuelle und der größeren Empfänglichkeit für den augenblicklichen Eindruck ist der Grund der bekannten Erscheinung zu suchen, daß die Frauen im gewöhnlichen Leben wie bei wissenschaftlichen, besonders historischen Versuchen nie vollkommen unparteiisch zu seyn vermögen. Für die Musik haben sie vermöge ihres tieferen Gefühls viel Talent, doch beschränken sie sich gewöhnlich auf das Ausübende der Kunst, das Komponiren ist ihnen zu mühselig, und so haben wir zwanzig Pasta oder Catalani, zehn Sontag oder Malibran für eine Sophie Gail, eine Louise Puget, eine Louise Berlin oder eine Duchamben.

Wie oft ist von der Sappho bis auf Madame Tastu und Louise Colet herab die Leier unter weiblichen Händen erklungen! wie tiefe, zarte, träumerische, leidenschaftliche Verse verdanken wir den Frauen, und dennoch hat keine eine neue Bahn gebrochen, die Liebe einer ganzen Nation sich erworben oder auch nur einer einigermaßen dauernden Wirkung sich erfreut.

Bei Revolutionen feuern sie voll Rachgier oder sonst voll glühender Leidenschaft die Menge zum Angriff und Gemetzel an, und wenn das Blut fließt, verbinden sie voll Mitleids die Wunden der Feinde wie der Freunde. Sie folgen heute der Fürstin jubelnd, die zum Schaffot geführt wird, und streuen morgen mit Thränen benetzte Blumen auf den Weg ihres Gemahls, der ihn zu demselben Ziele führt.

Dagegen sind die Frauen stets in der gespanntesten Aufmerksamkeit. Alles dient ihnen zum Ausdruck ihrer Gefühle: eine Bewegung, ein Blick, ein Seufzer, ein Verstummen, ein Lächeln ersetzt lange Reden. Sie besitzen meist einen höheren natürlichen Geschmack und einen feineren Takt als die Männer, dabei eine wunderbare Gabe, sich zu verstellen, und die größte Umsicht, die stets zu feinen Combinationen bereit ist; man verbirgt wahre Schmerzen, man heuchelt nie empfundene, hinter einem Lächeln lauschen Thränen, und das Auge weint, während das Herz lacht; man verschmäht, um begehrt zu werden, man flieht, um sich verfolgt zu sehen, man vertraut Anderen tiefe Geheimnisse, in der Hoffnung, daß sie dieselben verrathen werden.

Ein Hauptreiz des weiblichen Gemüths ist die Keuschheit; wir meinen nicht die, welche sich begnügt, überall zu erröthen, zu verstummen, aufzuschreien und an Allem Anstoß zu nehmen, sondern die, welche jede Verletzung des sittlichen Gefühls flieht, vor jeder Möglichkeit der Befleckung des Rufes sich ernst bewahrt und den Männern durch ihre eigenthümliche Würde die Scheu einflößt, die ihnen an sich jede Sünde gegen die Zartheit unmöglich macht. Charakteristisch ist ferner für die Frau ihre große Eigenliebe. Viele von ihnen verdammen bereits Alle, von denen sie nur Achtung zu gewinnen, die sie nicht zur Leidenschaft zu entflammen vermögen. Sie möchten noch heute voll Erbitterung das Schloß anzünden, in dem Bussy einst litt, der unglückliche Bussy, welcher zwanzig Jahre gefangen saß, weil er gesungen hatte, das Fräulein von La Vallière habe einen großen Mund.

Wo die Frauen das Scepter führen, da verfeinern sich die Sitten, die Sprache wird reiner und zarter, doch die Literatur entnervt sich und kommt in Gefahr, frivol zu werden. Man vermeidet umfangreiche Arbeiten, sucht Alles zu populariſiren, und die tiefsten und ernstesten Probleme der Wissenschaft werden nur unerschöpfliche Gegenstände von Epigrammen. Man strebt, überall geistreich zu seyn, doch Nichts bis zum Grunde zu durchdringen. Es scheint demnach gut, wenn sie auf die Regierung der Staaten verzichten; wir wollen dafür, wenn sie die Gränze ihrer häuslichen Macht einmal überschreiten, gern ein Auge zudrücken."

Mannigfaltiges.

Madame Lafarge in Rußland und England. In Bezug auf die in Nr. 89 des Magazins befindliche Notiz über das in einem Moskauer Journal enthaltene Urtheil über die Lafarge geht uns folgende Berichtigung von einem Russischen Leser unseres Blattes zu: „Der Verfasser des Aufsatzes im „Moskowiter" (1842 Nr. 1) ist kein Jurist, sondern ein junger belletristischer Schriftsteller, der gar nicht in juristischer Form, sondern mehr auf logischem Wege die Sache der Madame Lafarge zu vertheidigen suchte. Von Seiten der Russischen Juristen ist öffentlich bis jetzt noch Nichts geschehen, um jene Anklage durch das Russische Recht von Madame Lafarge abzuwälzen, doch sind allerdings Schritte dazu gethan worden. Ich muß in dieser Hinsicht besonders die Herren Kalajdowitsch und Rädkin erwähnen. Ersterer hat kurz vor seinem Austritt aus der Petersburger Rechtsschule den Lafarge'schen Prozeß einer sorgfältigen Prüfung nach dem Russischen Recht unterworfen und ist dadurch zu dem Resultat gekommen, daß Madame Lafarge in formeller Hinsicht nach dem Russischen Recht schlechterdings freizusprechen wäre. Der zweite Russische Kämpe für die „gekränkte Unschuld" war Professor Rädkin in Moskau, ein Schüler Hegel's und Mittermaier's. Derselbe hat in dem ersten Hefte seiner juristischen Denkschriften einen gedrängten Auszug aus den Französischen Verhandlungen gegeben und versprach, in den folgenden Heften den Prozeß nach den bekannt gewordenen Englischen und Deutschen Boten zu beleuchten und dann den Maßstab des Russischen Rechts an den gegebenen Thatbestand anzulegen. Bis jetzt hat jedoch Rädkin von seinen Untersuchungen noch nichts veröffentlicht."

Es ist bemerkenswerth, daß jetzt auch die Engländer, und zwar nicht etwa das leichte Volk der Journalisten, sondern die geharnischten Rechtsgelehrten, für die Sache der Madame Lafarge Partei nehmen. In dem letzten Hefte (Juli 1842) der Edinburgh Review befindet sich unter der doppelten Ueberschrift „Trial of Madame Lafarge" und „French Criminal Jurisprudence" ein Artikel, in welchem dargethan wird, daß nach Lage der Sache kein Englischer Juryman die beiden Fragen: „Starb Lafarge an Gift?" und „Hat seine Frau ihm wissentlich Arsenik beigebracht?" mit einem gewissenhaften „Ja" beantworten würde. Den beiden Berliner Kriminalrichtern, Herren Temme und Körner, die in ihrer bekannten Schrift über Madame Lafarge zu ähnlichen Resultaten gelangten, wird dadurch, Rheinländischen Angriffen gegenüber, eine glänzende Genugthuung zu Theil.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 93. Berlin, Freitag den 5. August 1842.

Frankreich.

Die jüngere Hegelsche Schule, nach dem Urtheil eines Französischen Philosophen.

Die kürzlich von uns (Magazin Nr. 86) erwähnte Schrift: „Histoire de la vie et des ouvrages de Spinosa, von Amand Saintes, welche auch eine Geschichte der neueren Philosophie in Deutschland enthält, verdient wohl, in diesen Blättern noch etwas ausführlicher, als dort geschehen, besprochen zu werden. Der Verfasser lebt zwar seit einiger Zeit in Deutschland, da er an die Stelle des nach Genf zurückgekehrten Herrn Merle d'Aubigné, dem die Franzosen eine treffliche Geschichte der Reformation verdanken, als Prediger der Französisch-reformirten Kirche nach Hamburg berufen worden, doch ist er seiner ganzen Bildung und Nationalität nach Franzose geblieben, was sich auch in seinem Urtheil wie in seiner Darstellung überall zu erkennen giebt. Gleichwohl hat es ihm sein Aufenthalt in Deutschland sehr erleichtert, sich mit der Deutschen philosophischen Literatur auf das genaueste bekannt zu machen. Selbst unbedeutende Broschüren, Dissertationen und Kritiken in Deutschen Zeitschriften, und auch solche, die erst in diesem Jahre erschienen sind, hat er für sein Werk benützen und so das Französische Publikum völlig au fait setzen können. Er giebt bei allen in seiner Darstellung berührten wichtigeren Philosophen kurze biographische Notizen, und hierin finden sich nur wenige Fehler, wie er z. B. S. 319 Herbart noch zu den Lebenden zählt. Dergestalt wird das Werk außer seiner Haupttendenz, Spinoza's Leben und die Geschichte seiner Philosophie zu beleuchten, gewiß zur Verbreitung der Deutschen Philosophie in Frankreich viel beitragen.

Der Verf. schildert uns in der Vorrede den Widerwillen, den man ihm auf der Schule systematisch gegen Spinoza eingeflößt habe, gegen Spinoza, den verbrecherischen Entweiher alles Heiligen, dessen Schriften Niemand nur ansehen dürfe, der unbefleckten Herzens bleiben wolle, wie dies etwa vor einem halben Jahrhundert auch in Deutschland fast noch allgemein geschah. Er erzählt, wie er auch durch Bayle's Artikel über Spinoza und selbst durch Dugald Steward in dieser Ansicht bestärkt worden sey, indem auch diese alle Heterodoxen für Spinozisten erklärten und besonders der letztere Spinozist und Atheist ausdrücklich als identisch bezeichnete. Eine Ahnung von der Bedeutung Spinoza's wurde zuerst in ihm geweckt, als er die Polemik Jakobi's mit Mendelssohn kennen lernte; entschieden aber wurde er auf das Studium Spinoza's durch die Anerkennung gelenkt, mit welcher Schleiermacher von ihm spricht. Er giebt uns hier nun die Frucht dieser Studien; von Berthold Auerbach, sagt er ausdrücklich, habe er Nichts entlehnen können, da er dieselben Quellen benutzt.

Wir erhalten in funfzehn Kapiteln eine sorgfältige Darstellung des Lebens Spinoza's und an den betreffenden Stellen eine ausführliche Inhalts-Angabe und Kritik seiner Schriften; hierauf in zwölf Kapiteln in den Haupt-Umrissen die historische Fortbildung des Spinozismus, und zum Schluß eine Zusammenfassung der in dem Werke niedergelegten Resultate. Von den Kapiteln, welche den Einfluß Spinoza's auf die späteren Philosophen nachzuweisen bemüht sind, behandeln zwei die Holländische, Englische und Französische und zehn die Deutsche Philosophie. Hier wird zunächst die Leibnitz-Wolfische Philosophie, Mendelssohn, Lessing und Jakobi, Reyberg, Heidenreich, Herder besprochen; dann im zweiten Abschnitt Kant, Reinhold und nochmals Jakobi im Verhältniß zu diesen; hierauf Fichte, und im vierten Abschnitt Schelling, „der Erbe von Fichte's philosophischem Ruhme, der ganz in den Abgrund des Spinozismus versank und jetzt, wie man sagt, Anstrengungen macht, sich aus demselben zu retten."

Für des Verf. Urtheil über Schelling ist bezeichnend, daß er bemerkt, er sey überzeugt, ungeachtet aller übrigen unleugbaren Verdienste Schelling's sey sein Ruhm bei der Nachwelt doch deshalb vorzüglich gesichert, weil die Hegelsche Philosophie, die nothwendig als eine der letzten Gestaltungen des Spinozismus zu betrachten sey, sich aus seinem System entwickelt habe. Zum Schluß dieses Abschnittes theilt er einen Brief über Schelling's Philosophie der Offenbarung mit, in welchem unter Anderem eine Stelle aus einem Schreiben Neander's angeführt wird, welcher sich freut, „daß die Worte der Wahrheit, die Schelling jetzt mit so großer Kraft verkünde, einen unerhörten Wiederhall wecken würden und die neue Aera herbeiführen, welche trotz des Fanatismus des Unglaubens und der Orthodoxie des Buchstabens sich vorbereite." In dieser Korrespondenz wird zugleich bemerkt, daß von Schelling fünf Werke zu erwarten seyen, welche die Darstellung seines neuen Systems vollständig enthalten sollen: 1) Einleitung, in Form einer Geschichte der Philosophie seit Descartes; 2) positive Philosophie, „so genannt, weil sie nicht nach der Logik und im Idealen konstruirt ist, sondern ihre Wurzel in der gemeinen Wirklichkeit (realité vivante) hat"; 3) Philosophie der Mythologie; 4) Philosophie der Offenbarung; 5) Naturphilosophie. Das erste dieser Werke ist, wie des Verfassers Freund aus sicherer Quelle wissen will, bereits ganz vollendet, doch soll es nur mit den folgenden dreien zusammen veröffentlicht werden, das fünfte aber soll erst nach Schelling's Tode erscheinen.

Der folgende Abschnitt handelt von Hegel, an den der Verf. nicht ohne Vorurtheil scheint gegangen zu seyn: hierauf bespricht er unter der Ueberschrift „Schelling's Schule" nur übersichtlich Steffens, Oken, Blasche und Krause, von denen der Letzte wohl am wenigsten Schelling's Schüler heißen kann. Nachdem er nun unter dem Titel „Schüler Hegel's" die abweichenden Ansichten der Hegelianer über die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele meist objektiv zusammengestellt und besonders Weiße, Göschel und den Kampf mit Richter (aus Magdeburg) wegen seiner Lehre von den letzten Dingen berührt hat, kommt er in einem besonderen Abschnitt auf die junge Hegelsche Schule zu sprechen, von dem wir einen ausführlicheren Auszug geben, nicht weil wir glauben, unseren Lesern, die, wenn auch nur im Allgemeinen, die gegenwärtige Lage des philosophischen Schlachtfeldes kennen, etwas Neues zu bringen, oder gar etwas den noch unentschiedenen Kampf irgendwie Entscheidendes, sondern weil es für unsere Tage am meisten von Interesse scheint, gerade über diesen Gegenstand das Urtheil eines Fremden zu vernehmen.

„Unter denen", sagt Herr Amand Saintes, „welche sich nicht scheuen, die philosophische Forschung bis zu ihren letzten Konsequenzen fortzuführen, verdient der berühmte Verfasser des Lebens Jesu sowohl durch sein großes kritisches Talent, als durch seine vielseitige Gelehrsamkeit unstreitig den ersten Rang. *) Die Ideen, welche derselbe in dieser Schrift erst als Embryonen niedergelegt hatte, entwickelt er in seiner Dogmatik im Kampfe mit der modernen Wissenschaft. Spinoza stellt er hoch, doch um seine eigene und seines Meisters Philosophie als dem Spinozismus überlegen darzustellen, läßt er Alles, was von diesem kommt, nur in der Uebersetzung gelten, welche es durch Aufnahme in das Hegelsche System erfahren hat. Spinoza selbst hat schon die Persönlichkeit Gottes geleugnet, und er hat, sagt Strauß, viel von der Wahrheit, doch nicht die ganze Wahrheit erkannt. Es ist interessant, zu sehen, wie Strauß in der Dogmatik den kosmologischen und ontologischen Beweis zermalt (pulvérise), und mit welchem Hohn er besonders den älteren Fichte angreift, welcher die Unsterblichkeit glaubte durch das Argument stützen zu können, daß der Mensch auf Erden seine Bestimmung nicht erfülle. Er meint, diese Folgerung Fichte's erinnert an den Weihnachtsbaum, den man anzündet, oder an den Kaviar, den man ißt; in diesem finden sich Hunderte von unentwickelten Fischen, in jenem Keime zu wer weiß wie vielen Tannen, die nie zu ihrer Existenz gelangen; wem fällt es ein, sie zu beklagen, daß sie ihre Bestimmung nicht erreichen? Doch der ernste Denker, fügt Strauß hinzu, wird auch einsehen, daß seine Bestimmung im Grunde nur eine endliche ist, und nicht von einer Ewigkeit schwärmen, in der er den Göttern eine ergötzliche Komödie vorspielt. Ich hebe hier nur den leichtfertigen Ton hervor, mit welchem der berühmte Theologe von einer Frage handelt, die von so unendlich hohem Interesse für die Menschheit ist, von einer Frage, deren Lösung Millionen voll Angst entgegensehen, bei deren Lösung Millionen Thränen des Jubels oder der Verzweiflung weinen müßten. Man wende Strauß nicht ein, daß, wenn man an keine persönliche Fortdauer des Individuums glaubt, die Thiere auf der Erde glücklicher sind als die Menschen, weil sie ihr Unglück nicht kennen. Hierauf hat bereits Richter, dessen Ansichten Strauß alsbald in Schutz nahm, erwidert, es sey dies nur eine Ausrede der Ohnmacht: in jedem Fall sey es besser, für die kurze Dauer des irdischen Lebens menschliches Bewußtseyn zu haben, als ein Vieh zu seyn. Aus all' diesem folgt, sagt Strauß, daß die spekulative Philosophie in unseren Tagen Gott als die ewige Bewegung des Universums erfaßt hat, welche sich zum Subjekt macht und nur im Subjekt sich als wahres Objekt, als wahrhaft real erkennt; Gott entläßt die Natur ewig aus sich, um in dem Bewußtseyn des endlichen Geistes ewig zu sich zurückzukehren. Diese Ansicht ist mithin dieselbe wie die bereits von Blasche ausgesprochene, daß die Persönlichkeit Gottes nicht eine Individualität, sondern Universalität ist.

*) Von Bruno Bauer ist in dem ganzen Werke nicht die Rede, was bei dem sonst so wohlunterrichteten Verfasser allerdings auffällt.

Strauß hat keinen neuen Stein zur Errichtung des Gebäudes beigebracht, welches die moderne Philosophie zu Ehren des menschlichen Geistes aufführen will: es ist ihm nur gelungen, durch die Gewalt seiner Dialektik und sein großartiges kritisches Talent dem Theile der Hegelschen Schule, welcher sich die jüngere Schule nennt, und welcher sich durch kecke, gegen alles Bestehende gerichtete Angriffe auszeichnet, eine mächtige Stütze zu werden. Nicht aus dem Skelett, welches nach Zerstörung der heiligen Geschichte übrig geblieben, hat Strauß ein philosophisches System hervorgehen lassen, wie es in der Deutschen Monatschrift für Literatur und öffentliches Leben (v. Januar 1842) heißt: sondern das System war zuerst vorhanden, und weil ihm die Bibel entgegen war, mußte sie zertrümmert werden.

Wenn Strauß das Christenthum vermittelst der Geschichte auflöst, so thut es Feuerbach vom psychologischen oder anthropologischen Standpunkt aus. Was Strauß wesentlich und bleibend im Christenthum anerkennt, läßt auch er sich gefallen, doch unter der Bedingung, daß man es nicht als Eigenthümlichkeit des Christenthums, sondern als Product der Religiosität im Allgemeinen ansehe. Nach Feuerbach sind alle Religionen, also auch das Christenthum, nur Erzeugnisse gewisser psychologischer oder sogar pathologischer Zustände bei den Individuen, und das Problem einer Religion ist nur das Problem einer Illusion, die man sich selbst schafft. Ja, sagt er, die Religion ist etwas rein Menschliches, doch so, daß ihr Wesen das Wesen des menschlichen Geistes ist; der innere Zusammenhang der religiösen Begriffe entspringt aus dem Selbstbewußtseyn und bildet einen wesentlichen Theil desselben. In Betreff der Unsterblichkeit sagt Feuerbach: Der Mensch ist ewig, dafür bürgt der unendliche Geist; der Geist ist ewig; unvergänglich und unendlich ist das Selbstbewußtseyn. Die Freiheit und der Wille sind über alle Natur erhaben, mithin auch über den Tod. Ewig werden daher die Personen, das Selbstbewußtseyn, der Wille bestehen: allein du, der du bestimmt bist, Gegenstand dieses Bewußtseyns zu seyn, der du nicht dieses Bewußtseyn selbst bist, du wirst nothwendig einmal wieder aus diesem Bewußtseyn heraustreten, wie du in dasselbe eingetreten bist, und eine andere Persönlichkeit in der Welt des Bewußtseyns werden.

(Schluß folgt.)

Der Schlaf.

Vom Dr. Marchal.

Der Schlaf ist das Ausruhen der Organe des animalischen Lebens.

Folgendermaßen beschreibt der von Buffon erdachte Mensch seinen ersten Schlaf: „Eine angenehme Schwäche, die sich allmälig meiner Sinne bemächtigte, fiel drückend auf alle meine Glieder und hemmte die Thätigkeit meiner Seele. Die Schlaffheit meines Denkens brachte mir die Unthätigkeit derselben zum Bewußtseyn; meine abgestumpften Empfindungen ließen mir alle Gegenstände verschwimmen und führten mir unbestimmte und schwach umgränzte Bilder vor; in demselben Augenblicke schlossen sich meine, ihres Dienstes müden Augen, und mein Kopf, der nicht mehr von der Stärke der Muskeln getragen wurde, neigte sich herab und suchte eine Stütze auf dem Rasen. Alles verwischte sich, Alles zerfloß, der Fortgang meiner Gedanken war unterbrochen, ich verlor das Bewußtseyn meiner Existenz: der Schlaf war tief, aber ich weiß nicht, wie lange er dauerte. Mein Schlaf war gleichsam eine neue Geburt, und ich erinnerte mich nur, daß ich aufgehört hatte, zu seyn."

Man ist allgemein der Meinung, daß die Thätigkeit der Verdauungs-Organe während des Schlafes größer ist. Der Uebergang vom Wachen zum Schlafen ist die Schläfrigkeit; der darauf folgende Zustand ist der Schlaf; der Uebergang vom Schlaf zum Wachen ist das Erwachen.

Das Erwachen wird durch Anspannungen der Muskeln bezeichnet, durch welche diese gleichsam andeuten, daß sie wieder in den Besitz ihrer Functionen treten. Es vergeht eine gewisse Zeit, ehe man wieder vollständig in den Besitz seiner Sinne und Fähigkeiten tritt. Wenn Jemand in der Nacht einen Augenblick aufwacht und man mit ihm spricht, so weiß er am folgenden Morgen nichts mehr davon.

Kinder und Greise schlafen viel. Man sagt, Frauen schliefen mehr als Männer; es ist aber eher das Gegentheil anzunehmen. Die Bewohner kalter Länder schlafen viel im Winter; in den südlichen Gegenden schläft man während der starken Wärme.

Aus vielen Beobachtungen kann man schließen, daß die Zahl der Pulsschläge während des Schlafes abnimmt. Man sagt aber, die Kraft der Circulation nehme dagegen zu, und die Zusammenziehungen des Herzens, wenn sie auch seltener wären, trieben mehr Blut in die Arterien. Die Langsamkeit der Circulation scheint darin ihren Grund zu haben, daß während des Schlafes das Zurückströmen des Blutes durch die Venen langsamer vor sich geht. Man hat bemerkt, daß Bänder, die keine Unbequemlichkeit verursachten, sich während des Schlafes in die Glieder eindrückten. Der Grund ist offenbar eine Zunahme des Volumens der Glieder, die wieder aus einer venösen Anschwellung entspringt.

Ueber den Zustand der Transspiration während des Schlafes hat sich noch keine Ansicht festgestellt. Offenbar wird sie langsamer, welche Erscheinung mit der Langsamkeit der Circulation zusammenhängt und wodurch sich auch die Abnahme der thierischen Wärme während des Schlafes erklären läßt. Schon Hippokrates sagt, der Schlaf erkälte das Blut. Die mittlere und hygienische Dauer des Schlafes beträgt 7 Stunden. Kinder kann man länger schlafen lassen. Man führt Beispiele einer außerordentlichen Dauer des Schlafes an. Felix Plater erwähnt eines Mannes, der drei Tage und drei Nächte ununterbrochen schlief, und Salmuth eines jungen Mädchens, das zwei Tage lang getanzt und vier Tage und vier Nächte geschlafen.

Die restaurirenden Wirkungen des Schlafes sind zu bekannt, um sie ausdrücklich zu erwähnen; Seneca nennt ihn: Pars humanae melior vitae. Zu langer Schlaf schwächt die Geisteskräfte. Personen, welche an Blutandrang nach dem Kopfe leiden, müssen langen Schlaf meiden. Zu langes Nachtwachen ist ebenfalls gefährlich. Es giebt Menschen, welche fast gar nicht schlafen; von Plinius dem Aeltern wird erzählt, daß er in den drei letzten Jahren seines Lebens keinen Augenblick geschlafen, was offenbar übertrieben ist. Manche Menschen schlafen nach Belieben; zu diesen gehörte Napoleon.

Der Traum entspringt fast immer aus einer Anspannung des Geistes, aus einer geistigen Befangenheit, welche der Schlaf nicht unterbrochen hat. Das Träumen als unbestimmter Zustand ist ein wirres Durcheinander von Gedanken und Bildern, die während des Schlafes vor die Seele treten.

Das Alpdrücken ist ein Traum, während dessen man einen Druck auf der Brust empfindet, den man meistentheils einem lebenden Wesen zuschreibt. Das merkwürdigste Beispiel giebt uns eine Anzahl Soldaten vom Regiment La Tour de l'Auvergne, die zwei Nächte hinter einander aus ihrer Kaserne entflohen, weil sie glaubten, es liege ihnen ein Hund auf der Brust und ersticke sie. Personen, die an diesem Uebel leiden, wollen gewöhnlich schreien und können es nicht.

Der Somnambulismus bezeichnet seinem Wortsinne nach nur den Akt des Gehens während des Schlafes; das Wort drückt also nur eine der mannigfachen Erscheinungen dieses Zustandes aus. Der Somnambulismus besteht darin, daß man während des Schlafes eine Menge von Handlungen verrichtet, die nur dem wachen Zustande angehören. Die Augen der Somnambulen sind offen, halboffen oder auch geschlossen. Vermuthlich sehen sie in keinem Falle. Es giebt Somnambule, welche vollkommen taub sind, andere werden durch Geräusch erweckt. Manche antworten, und man kann mit ihnen eine Unterhaltung anknüpfen, besonders wenn man einen Gegenstand berührt, der sie interessirt. Sie weichen den Hindernissen aus, die sich auf ihrem Wege finden. Wenn sie aufwachen, haben sie keine Erinnerung. Doch wissen wir ein Beispiel vom Gegentheile. Ein junger Mann, der sehr arbeitsam und eingezogen lebte, stand des Nachts auf und suchte Jemand, den er am Tage gesehen und der ihn geschlagen. Er suchte seinen Beleidiger sogar in einem Schranke; am anderen Morgen erinnerte er sich aller Umstände seines sonderbaren Traumwandelns, nur nicht der Zeit, wo er sich wieder ins Bett gelegt.

Einer der merkwürdigsten somnambulen Zustände ist der, dem wir die sogenannte Teufels-Sonate von Tartini verdanken. Derselbe war eingeschlafen, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, seine Sonate zu beenden. Er träumte, daß er noch fortarbeite; verzweifelnd über seine Unempfänglichkeit, sieht er plötzlich den Teufel erscheinen, der ihm verspricht, die Sonate zu beenden, wenn er ihm seine Seele verschreiben will. Der Komponist geht diesen Vertrag ein und hört nun den Teufel die Sonate auf der Violine vortragen. Er wacht auf und läuft zu seinem Schreibtische, wo er die Musik, die er im Traume gehört, aufzeichnet.

Der thierische Magnetismus ist eine unbestreitbare Thatsache. Manche Personen schlafen ein, wenn man ihnen die Haare streicht. Auch scheint es erwiesen, daß dieser Schlaf von gänzlicher Unempfindlichkeit begleitet seyn kann. Man hat Magnetisirte unempfindlich bleiben sehen, wenn man ihnen eine Stecknadel in die Waden bohrte. Es giebt eine Empfindung, der man im normalen Zustande sich nicht erwehren kann, nämlich der, welche das Einziehen von Ammoniacum durch die Nase hervorbringt; bei Magnetisirten bleibt es wirkungslos.

Die Verzückung mag uns die heilige Therese beschreiben: „Man empfindet", sagt sie, „ein gewisses Einschlummern der Seelenfähigkeiten, des Verstandes, des Gedächtnisses, des Willens, in welchem sie, ohne ganz betäubt zu seyn, sich ihrer Wirkung nicht bewußt sind; man empfindet eine Art Wollust, wie Jemand, der in dem Todeskampf liegt und sich freut, daß er in den Schoß Gottes eingeht. Die Seele weiß nicht, was sie thut, sie weiß nicht, ob sie spricht, schweigt, lebt oder weint; es ist ein seliges Außersichkommen, eine himmlische Thorheit, in welcher die wahre Weisheit auf eine Art zu uns kömmt, die uns mit unbegreiflichem Troste erfüllt. Fast versinkt die Seele in gänzliche Ohnmacht; alle körperliche Kräfte sind geschwächt, und es bedürfte einer bedeutenden Anstrengung, um nur die Hand zu regen. Die Augen fallen von selbst zu, oder wenn sie offen bleiben, sehen sie fast nichts; sie könnten nicht lesen, auch wenn sie wollten; sie wissen wohl, daß sie Buchstaben vor sich haben, aber sie können sie nicht unterscheiden, weil der Geist nicht wirksam ist. Spräche man zu einer solchen Person, so würde sie nicht hören, was man ihr sagte. Alle äußere Kräfte schwinden, und die der Seele nehmen zu, um besser den Ruhm erfassen zu können, dessen sie sich erfreut." Verzückte sind in eine solche Unempfindlichkeit verfallen, daß das Feuer sie nicht wecken konnte. Beispiele findet man unter den Fanatikern aller Länder, besonders in Indien.

Der Starrkrampf ist oft mit der Verzückung verwechselt worden. Aber in jenem sind die geistigen Fähigkeiten gehemmt. Die Kranken behalten die Stellung, die sie im Momente des Anfalls hatten, oder die man ihnen giebt, selbst wenn sie sehr unbequem ist. Der Anfall ist plötzlich.

Ein merkwürdiges Beispiel führt ein medizinisches Blatt an: „Eine junge Dame wollte einen kleinen Korb an die Wand ihres Speisesaals aufhängen, als ein Flintenschuß unter ihrem Fenster fiel; sie blieb unbeweglich, den rechten Arm zum Nagel erhoben und den linken gegen die Wand gestützt. Sie wurde auf ein Bett gelegt, wo sie eine Stunde in diesem Zustande verblieb. Darauf traten Krämpfe ein, und ein Thränenguß beendete den Anfall. Das war um sechs Uhr Abends vorgefallen. Als am nächsten Tage die Dame mit einer Scheere in ihrem Garten Orangenblüthen abschnitt, trat dieselbe Erscheinung wieder ein. Der Zustand dauerte wieder eine Stunde und endete

auf dieselbe Weise. Das wiederholte sich alle Tage zu derselben Stunde. In den Zwischenräumen der Anfälle erfreute sie sich übrigens einer vollkommenen Gesundheit. Vorhergehende Symptome stellten sich nicht ein, sondern sie wurde immer plötzlich von dem Krampfe befallen. Wenn sie sprach, blieb sie mitten im Worte stecken; in welcher Stellung sie auch war, sie behielt dieselbe unveränderlich bei; die Glieder gehorchten allen Bewegungen, die man ihnen geben wollte. Um 7 Uhr trat die Abspannung ein. Alle mögliche Kurmethoden blieben erfolglos. Nach Verlauf von 6 Jahren wurden die Anfälle schwächer und kürzer, aber zugleich stellte sich eine Lähmung der hinteren Glieder ein. Zuletzt mußte sie mit Krücken gehen, aber von ihren Anfällen blieb nur eine merkwürdige Erscheinung: alle Tage um 6 Uhr beugte sich der Zeigefinger zur Flachhand hernieder und blieb so bis um 7 Uhr.

Die Lethargie ist ein tiefer und sehr langer Schlaf ohne Beeinträchtigung der Functionen. Gewöhnlich kennt man die Ursache nicht; in einigen Fällen hat man sie einer langsam entwickelten Geschwulst im Gehirn zugeschrieben: Chifflet erwähnt ein junges Mädchen, die in einen zweitägigen Schlummer verfiel und in deren Eingeweiden man Würmer fand, die eine Entzündung bewirkt hatten. Van Swieten und Imbert führen einen Mann von 45 Jahren an, der von einer wichtigen Nachricht heftig affizirt wurde, allmälig einschlief und vier Monate in diesem Zustande blieb. In den ersten beiden Monaten war er jeder Bewegung unfähig und für alle Stimulantien unempfänglich; indeß gelang es doch von Zeit zu Zeit, ihm Wein oder Bouillon einzuflößen. In den beiden folgenden Monaten war er in tiefen Schlaf versunken, aus dem er allmälig erwachte. Die Lethargie kann periodisch seyn. Im Hotel-Dieu zu Paris war 1766 ein Mann, der 6 Jahre lang von vierzehn zu vierzehn Tagen in der Zeit vom Dienstag zum Sonnabend in einen lethargischen Schlaf verfiel. Auch führt man ein Beispiel an, daß ein Mann erst einen Monat, und zwei Jahre später 4 Monate schlief.

Italien.

Biondelli's Atlas der Europäischen Sprachen.

(Schluß.)

Aber welchen außerordentlichen Fortschritt, welche neuentdeckten Wahrheiten, welche Veränderungen von Grund aus haben nicht seit 15 Jahren Grimm's, Bopp's, Dorn's, Eichhoff's, Lylander's, Prichard's, Pictet's, Burnouf's, Lassen's, Petersen's und so unzählig vieler Anderen, später als Balbi's großer Atlas gelieferte Arbeiten für unsere Wissenschaft zuwegegebracht? Heil uns, daß wir nicht umsonst den Berzelius, den Jussieu der Linguistik suchen!

In seinem Europäischen Sprachen-Atlas hat Biondelli es unternommen, die Wissenschaft der Linguistik in ihrem heutigen Zustand und namentlich in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Zweigen des Wissens zu bearbeiten. Minder umfassend als Balbi's Sammlung, die alle Sprachen der Erde, nicht bloß Europa's Sprachen und Mundarten enthält, aber viel tiefer eingehend, da er von jedem Idiom und Dialekt nicht bloß die Geschichte und alles zur vollständigen Völkerbeschreibung Gehörige, sondern außerdem noch, so zu sagen, die innere und vergleichende Anatomie und Physiologie einer jeden giebt, bietet, was Bopp nur für die Indischen, Grimm für die alten und neuen Deutschen, Petersen für die Skandinavischen u. s. f., Biondelli für alle Sprachen unseres ganzen Erdtheils.

Einer der Grundsätze, um welche sich der Hauptzwiespalt zwischen den Linguisten und den Ethnographen unserer Tage dreht, ist der von der Sprachen-Eintheilung nach Ordnung der verschiedenen Grade ihres Alters, ihrer Verwandtschaft und ihrer Ableitung. Nun, um über Europa nicht hinauszugehen, während Balbi (nach Malte-Brun's Vorgange) und A. W. Schlegel, anders zwar, alle Europäische Sprachen in 8, während Eichhoff sie in 4 Familien geschieden, sichtet Biondelli sie in 11. Doch hierüber wollen wir ihn selber hören:

„Das umfangreiche und hochwichtige Sprachensystem ist von den Linguisten verschiedentlich, in eine größere oder kleinere Anzahl von Gruppen, sogenannten Familien, eingetheilt worden, wobei sie, je nach ihrer verschiedenen Anschauungsweise der Charaktere und gegenseitigen Beziehungen, so wie nach den verschiedenen Grundlagen, auf welche sie ihre Eintheilungen gründeten, in der Bestimmung der einzelnen Sprachengruppen von einander abweichen. Da es gegenwärtig eine völlig nutzlose Bemühung wäre, alle diese Spaltungen zu berichten, so beschränkte ich mich darauf, nur diejenige Eintheilung hier beizubringen, welche mir besser begründet und den heutigen Erfahrungen anpassender geschienen, und werde, unter allmäliger Entwickelung ihrer einzelnen Theile, auch die Gründe auseinandersetzen, wodurch ich auf dieselbe geleitet worden bin. Hiernach scheint es mir nun nothwendig, das gesammte große System als aus 11 Sprachenstämmen gebildet zu betrachten, welche, nach den verschiedenen Zeitabschnitten ihrer Entwickelung, in folgender Ordnung zu vertheilen seyn dürften: 1) die Familie der Indischen Sprachen — 2) der Persischen — 3) der Gälischen — 4) der Kambrischen — 5) der Albanesischen — 6) der Griechischen — 7) der Lateinischen — 8) der Germanischen — 9) der Skandinavischen — 10) der Slawischen und 11) der Lettischen. Obwohl die beiden erstgenannten, als ausschließlich Asien angehörend, eigentlich keinen Theil der vorliegenden, nur auf Europa speziell berechneten Arbeit bilden, habe ich es dennoch, ebensowohl weil diese beiden Familien gerade die hauptsächlichsten sind und gleichsam die Angel des ganzen Bau's abgeben, als auch, weil es doch gar zu ungeeignet wäre, eine Darstellung der Europäischen Sprachen entwerfen zu wollen, ohne zugleich die Quelle ihres gemeinsamen Ursprungs nachzuweisen — erforderlich erachtet, einige allgemeine Begriffsbestimmungen von denselben hier anzuführen, in der Hoffnung, daß diese für Solche, die etwa noch völlig unbekannt damit wären, als Einleitung den Weg bahnen dürften."

Demnächst geht Biondelli zu einer kurzen, aber gelehrten Darstellung jeder Sprache nebst deren Ableitungen über, indem er von den Schicksalen und Veränderungen einer jeden spricht und mit scharfsinniger Kritik neue Lösungen, bald geschichtlicher Probleme aus der Linguistik, bald sprachlicher aus der Geschichte, entwickelt.

Auch ein kurzgedrängter Auszug aus diesem ganzen ersten Theile würde hier viel zu umfangreich werden und überdies uns der Gefahr aussetzen, nicht sowohl einen Inbegriff, als vielmehr eine Verstümmelung desselben zuwegezubringen, indem die Fülle des auf diesen 160 Seiten Behandelten im Buche selbst schon eine so genau abgemessene Einkleidung empfangen hat, daß eine noch enger anschließende dafür unmöglich gefunden werden kann. Mithin lassen wir hier nur den Prospekt des Werkes selbst folgen: Nach einer gediegenen Einleitung giebt Kapitel 1: die Eintheilung, die Charaktere und das Gebiet der Indo-Europäischen Sprachen — Kap. 2: eine allgemeine Uebersicht aller in Europa gesprochenen Sprachen (hiermit schließt der erste Theil) — Kap. 3: die Sprachen und Mundarten von Italien — 4: die von Frankreich — 5: von der Hispanischen Halbinsel — 6: vom Schweizerbunde — 7: von Ungarn und Siebenbürgen — 8: von Böhmen und Mähren — 9: von Bayern, Oesterreich, Kärnthen, Steiermark und Krain — 10: von Preußen und einem Theile der Deutschen Bundesstaaten — 11: von Belgien und Holland — 12: von den Britischen Inseln — 13: von Dänemark, Schweden und Norwegen — 14: vom Europäischen Rußland — 15: von Polen, Galizien und Schlesien — 16: von der Europäischen Türkei — 17: von Griechenland — endlich: Schluß.

Nun, ebenfalls schließlich, nur noch einige der erheblicheren Erinnerungen und Ergänzungen, welche der vorliegende Theil uns, wenn nicht als nothwendig, doch als zweckgemäß erscheinen läßt: Seite 22 nennt der Verf. das Sanskrit „der Zahl der erloschenen Sprachen anheimgefallen" — Seite 24 sagt er: dasselbe habe „aufgehört, Dolmetsch der lebenden Völkerschaften zu seyn" — und S. 38, mit Recht: „die Zendsprache ist seit vielen Jahrhunderten erloschen" — dennoch aber entgleiten S. 244 seiner Feder die Worte: „Die Sanskrit- und die Zend-Familie werden in Asien beide noch in weitem Umfange gesprochen." Und was die Ausgleichung dieses Widerspruchs (!) noch mißlicher macht, ist, daß der Verf., während er von der in Indien gesprochenen und „in eine beträchtliche Anzahl von Mundarten" unterschiedenen Sprache handelt, sorglichst festzustellen sucht, wie dieselben „als mehr vom Prakrit, denn vom Sanskrit abstammend anzusehen." Nur wenig noch kann hiernach der Zusatz bedeuten „obwohl ersteres nichts Anderes als ein verdorbenes Sanskrit" — da ja immer der Grundsatz inmitten unabhängig stehen bleibt, daß es etwas Anderes ist, eine gegebene Sprache, und etwas Anderes, eine von dieser abgeleitete zu sprechen; wie denn Niemand wird sagen wollen: Italiens gegenwärtige Sprache sey Latein, obgleich doch das Italiänische eine unmittelbare Ableitung vom Lateinischen ist. — Ein genauer angemessener Ausdruck wäre also hier wohl zu wünschen gewesen, da Biondelli schwerlich der Mann ist, zwei sich entgegenstehende Meinungen neben einander zu hegen. — Seite 27 lesen wir, daß die Hindostanische Sprache, „eigentlich eine Zusammensetzung aus dem Prakrit, aus dem Persischen und aus dem Arabischen, von welchem letzteren sie nicht nur die Hälfte der Wurzeln, sondern auch viele grammatische Formen überkommen." Garcin de Tassy dürfte nun zwar gegen Eichhoff, der dieselbe Meinung aufgestellt, bereits bewiesen haben, daß die Wörter von Arabischem Stempel, welche wir mit dem Hindostanischen verschmolzen finden, einen unmittelbar Persischen Ursprung haben, wie das Persische überhaupt der Quell vieler Arabischen Wörter ist — aber, überlassen wir auch die Schlichtung dieses Zwiespalts einem dazu befugteren Richter, bleibt doch die Behauptung sicherlich eine irrige: daß nur das Prakrit, das Persische und das Arabische als eigentliche Bildungs-Elemente des Hindostanischen gelten können, da ja letzteres von reinen Sanskrit-, Türkischen, Griechischen und Wörtern aus noch mehreren Sprachen geradezu überströmt — wofür sogar Biondelli selber die besten Beweise schon auf der nächsten Seite an die Hand giebt, indem auch eine bloß materielle Durchsicht des daselbst unter Anm. 1 angezogenen Hindostanisch-Englischen Wörterbuchs von Shakspear zeigt, wie dieser ganz besonders bemüht gewesen, die verschiedenen Sprachen darin anzudeuten, welchen die einzelnen Hindostanischen Wörter entnommen worden; denn er bezeichnet jene an den betreffenden Stellen, wie folgt, z. B: durch H. den Hindostanischen Stamm, durch S. die Abstammung vom Sanskrit, durch P. vom Persischen, durch A. vom Arabischen, durch T. vom Türkischen, durch G. vom Griechischen. *)

Manchmal finden wir auch den allgemeinen Inbegriff eines Werkes gar zu unrichtig, unvollständig oder ungenau angegeben. So nennt der Verf. das Ramayana „ein Heldengedicht, in welchem Valmiki die Eroberung der Insel Ceylon feiert" — und doch bildet diese Eroberung nur einen sehr kleinen Theil des gewaltig großen Gedichts, dessen wirklicher und hauptsächlicher Gegenstand bekanntlich: die Verbannung Rama's (eines Fürsten des Königs-

*) Beiläufig bemerkt: Seite 28 findet sich, wie gesagt, dieses Wörterbuch aufgeführt, das von Taylor und Hunter (Kalkutta 1808, London 1810) aber übergangen; und doch hat Shakspear nichts weiter gethan, als letzteres nach Möglichkeit zusammengedrängt, indem er dessen Citate leider ganz weggelassen und, um zu sparen, einen engeren Druck gewählt — worin das einzige Verdienst besteht, das er vor jenen beiden hochgeehrten Orientalisten, seinen Vordermännern, voraus-, und welches allein auch seine große Verbreitung in Asien ihm zuwegegebracht hat. (Anmerk. der R. E.)

hauses von Ayodhyâ, vom heutigen Ude, mit dessen Namen daher auch der Titel des Buchs zusammengesetzt worden); desselben langes Flüchtlingsleben in allen Gegenden der Halbinsel; der Raub seiner Braut durch einen Riesen und Tyrannen von Ceylon; die wunderbare Eroberung dieser Insel und endlich Rama's Wiedergelangung auf den Thron seiner Väter.

Von der Cingalesischen Sprache sagt er: Als die von den Schriftstellern des Landes allgemein gebrauchte, sey die heilige Sprache der Buddha-Bekenner, „sey ihre Literatur ein wenig arm und laufe im Ganzen eigentlich nur auf Volks-Gesänge hinaus" — während doch so manches Werk auch ihr den Ruhm einer erhabenen Literatur gesichert, wie, um es bei zwei Belägen bewenden zu lassen, z. B. das Yakkum Nattannawa und das Kolân Nattannawa, von welchen das erstere um so wichtiger ist, sofern darin das für die Geschichte der Ceylonischen Glaubensbegriffe so bedeutungvolle Bestehen eines plumpen und primitiven Dämonenkults neben der so reinen Buddhareligion enthüllt: ein Beweis dafür, daß bei den Cingalesen die Anbetung der bösen Geister mit dem Buddhismus verbunden ist. — Nicht minder ungenau ist die Behauptung: daß Grotefend's Arbeiten über Keilschrift „das besondere Verdienst gebühre, zum Gebäude der Persischen Paläographie zuerst den Plan geebnet und den Grundstein gelegt zu haben"; denn wie er 1802 in einer Inschrift Darius und Xerres las, hat in einer anderen, wenn nicht schon vor ihm, so doch wenigstens gleichzeitig mit ihm, Young Ptolomäus und Berenice gelesen. Saint-Martin und Rask sind diejenigen, welchen vor allen Anderen das Anrecht auf den Ruhm der Erstlingschaft in diesen Entdeckungen zukommt. Diese Gerechtigkeit läßt ihnen Burnouf selber widerfahren. — Burnouf's Name erinnert uns aber an einige andere Irrthümer, in welche der Verfasser gerathen ... wie wir zuversichtlich glauben, durch Jenen selber verleitet.*) — „Der erste Europäer (sagt Biondelli nämlich, S. 35), welcher die Pali-Sprache erwähnt, ist La Loubère." Dahin ging wohl auch Burnouf's Ausspruch, nur freilich mit der Beschränkung durch ein vielleicht, durch welchen Zweifel er sich mithin vor der Kritik sicherstellte, während unser Verf. eben durch seine zuversichtliche Behauptung ihrer Rüge anheimfällt. Denn die Pali-Sprache wurde in Europa lange Zeit vor La Loubère nicht blos genannt, sondern von den gelehrten Italiänischen Missionaren der Propaganda auch schon bearbeitet, wie aus mehreren Handschriften dieser Brüderschaft erhellt. Außerdem hatte aber auch schon 1688 (lange bevor La Loubère Frankreich verlassen) Nicolas Gervaise in Paris seine Geschichte von Siam herausgegeben, in welcher er zeigt, wie er während seines 24jährigen Aufenthalts in den betreffenden Landstrichen im Pali sich ausgebildet hatte, indem er dasselbe gerade so schildert, wie es heutzutage erkannt ist. — Weiterhin schreibt Verf.: „derjenige, welcher den Zusammenhang des Pali mit dem Sanskrit zuerst wahrhaft klar gezeigt, war der bekannte Fra Paolino, der in seinem Velletrischen Museums-Kataloge umständliche Nachricht von mehreren Palischriften gegeben. Jones und Chambers haben in ihren Werken über die Indischen Sprachen zu Fra Paolino's Beobachtungen nicht eine Linie hinzugefügt." Das ist nun ein Anachronismus, denn Chambers hat bereits 1784 (in Kalkutta) seine berühmte Abhandlung Some account of the Sculptures and Ruins at Mavalipuram or „the seven Pagodas", in welcher er (S. 145) von der Palisprache handelt — F. Paolino dagegen seinen Katalog erst 1793 drucken lassen und auch sein Systema Brahmanicum etc., in welchem er sich umständlicher über das Pali verbreitet, erst 1791 (in Rom). Endlich führt sogar Paolino selber beide Engländer stets als Gewährsmänner für seine Argumentirungen auf. Daher irren wir vielleicht nicht in der Annahme, daß sowohl Burnouf, der auch in diesen Anachronismus verfallen, als Biondelli die Abhandlungen von Jones und Chambers nur in den Asiatic Researches von 1799 vor sich gehabt haben. — Noch auf derselben Seite fährt der Verf. fort: „der erste Europäer, welcher die Palisprache wirklich, da, wo sie die herrschende ist, aus dem Munde der gelehrten Buddhisten, erlernt, ist der Pater Vincenzo von San Germano gewesen, der auch eine freie Uebersetzung des Kammuwa, eines Denkmals von Buddha's Philosophie und Religion, geliefert hat." Offenbar ein neuer und mehrseitiger Irrthum. Der Kammuwa zuvörderst ist keineswegs ein Denkmal von Buddha's Philosophie und Religion, sondern eine bloße Liturgie, heißt auch gewöhnlicher Abhandlung von der Einsetzung und Weihung der Talapoinen (mit dem Titel Pazen — einer Art von Diakonen oder Gehülfen der wahren Talapoinen, welche im Pali Raban heißen) ist vom Barnabit Carpano 1776, auf Befehl des Kardinals Bergia übersetzt worden.**) Daß auch San Germano eine solche Uebersetzung geliefert, bezweifeln wir sehr, obgleich Burnouf dasselbe versichert, er giebt vom Kammuwa nur ein Stück, doch wiederum nicht freier, sondern wörtlicher Uebersetzung.

Anderen Stoff zu Anmerkungen fände vielleicht eine spitzrichterliche und, wir möchten sagen, sophistische Kritik an etlichen Lücken, welche in den Citaten geblieben, obgleich diese in Fülle und aus den Quellen ausgewählt vorhanden sind. Z. B. da, wo der Verf. von der berühmten Heimskringla-Saga spricht, welche er als durch Peringskiold „zum ersten Male aus den alten Handschriften gezogen" und von demselben 1697 nebst Lateinischer und Schwedischer Uebersetzung herausgegeben bezeichnet — würde es vielleicht, um der Meinung vorzubeugen, als ob diese Sage vorher auch nicht bekannt und bearbeitet worden, ganz gut gewesen seyn, anzudeuten, wie man diese Sammlung bereits seit 1594, durch Mortesen's in Kopenhagen herausgegebenen Dänischen Auszug und, vollständiger, durch Claussens 1639 erschienene Uebersetzung, gekannt hat. — Ferner nennt der Verf. (S. 28) Gilchrist den Verfasser der ersten Hindostanischen Sprachlehre (1796), obschon 1778 die Propaganda in Rom eine jederzeit ziemlich gerühmte dergleichen herausgegeben hat, ja die von Schulz sogar 1741 erschienen und 1745 (von Kallenberg in Halle) bereits wiederaufgelegt ist. — Endlich, wo der Verf. von den Afghanen spricht, finden wir das Petersburger Wörterbuch, Klaproth, Tychsen, Güldenstedt, Elphinstone — welche, wie Biondelli selber sagt, alle zusammengenommen einen ziemlich dürftigen Stoff zur Bildung eines Urtheils über diese Sprache liefern — angeführt, übergangen aber die umfang- und sinnreiche Arbeit von Dorn: „Grammatische Bemerkungen über das Paschtu oder die Sprache der Afghanen" — so wie nicht minder die vielgelobte Sprachlehre von Leach.*)

Alle diese unsere Anhängsel verhalten sich jedoch — um dies nochmals unumwunden auszusprechen — zu der Fülle von Gelehrsamkeit in unseres Verfassers Werke, wie etwa ein ganz bescheiden Tröpflein Wasser zu einem reichgeschwellten Strome. (Riv. Eur.)

*) wie es aber auch manchmal den Anschein gewinnt, durch allzuwenig erwogenes Nachschreiben.

**) in Rom mehrfach vorhanden.

*) auch im Journ. of the As. Soc. of Beng., n. 85. Januar 1839, aufgenommen.

Mannigfaltiges.

— Französische Erbfolge in den zwei letzten Jahrhunderten. In der Geschichte Frankreichs hat man eine eigenthümliche Erscheinung beobachtet. Während eines Zeitraumes von fast zweihundert Jahren hat seit Ludwig XIV. keine natürliche Thronfolge stattgefunden, d. h. kein ältester Königssohn hat seitdem die Königliche Krone getragen. Ludwig XIV. war der Sohn Ludwig's XIII. und wurde erst nach einer dreiundzwanzigjährigen unfruchtbaren Ehe von Anna von Oesterreich geboren. Ludwig XV. war nicht der Sohn Ludwig's XIV., sondern der Urenkel dieses großen Königs, der unter allen Französischen Königen am längsten auf dem Throne gesessen hat. Seinen einzigen Sohn, seinen Enkel und den ältesten Sohn seines Enkels raffte der Tod schnell hinweg. Ludwig XVI. war nicht der Sohn Ludwig's XV., sondern er war der zweite Sohn Ludwig's, des Dauphins von Frankreich, welcher der Sohn Ludwig's XV. war. Der Dauphin und sein ältester Sohn, der Herzog von Bourgogne, waren dem Könige Ludwig XV. in das Grab vorausgegangen. Ludwig XVII. wird nur dem Namen nach in der Reihe der Französischen Könige aufgezählt. Als Sohn des unglücklichen Ludwig's XVI. überlebte das Königliche Kind nur kurze Zeit seinen Vater; er starb als Gefangener im Temple, ohne das Scepter getragen zu haben; auch war er nur der zweite Sohn des Königs; der Dauphin oder der eigentliche Kronprinz war vor dem Vater gestorben. Ludwig XVIII. war nicht der Sohn eines Königs; sondern der dritte Sohn des Dauphins, des Sohnes Ludwig's XV. Karl X., der nach ihm den Thron bestieg, war auch nur der Bruder von Königen, von Ludwig XVI. und Ludwig XVIII. Er hatte einen Sohn, der aber nicht auf den Thron kam; sein Enkel würde ihm wahrscheinlich gefolgt seyn, wenn er nicht die Krone verloren hätte. Ludwig Philipp folgte ihm nach der Revolution: er war auch kein Königssohn. Sein ältester Sohn, der Herzog von Orleans, der praesumtive Thronerbe, der — wie sich jetzt zeigt — die Liebe des Französischen Volkes in so hohem Grade erworben hatte, daß es mit liebevollem Vertrauen seiner künftigen Regierung entgegensah, ist durch ein grausames Geschick dem Lande plötzlich entrissen worden.

— Bibliothekarische Schätze. Keine Europäische Regierung scheint auf die Bereicherung der Bibliotheken mit größerem wissenschaftlichen Eifer bedacht zu seyn, als die Französische. Schon im vorigen Jahre haben wir in diesen Blättern einige Male mitgetheilt, daß das Französische Ministerium des öffentlichen Unterrichts sachkundige Männer aussendet, um in den Archiven und Bibliotheken der Provinzen nach verborgenen Schätzen zu suchen, und zu welchen wichtigen Resultaten diese Forschungen geführt haben. Aber nicht bloß im eigenen Lande ordnet das Ministerium solche bibliothekarische Untersuchungen an, sondern auch auf das Ausland richtet es seine Aufmerksamkeit. So hat in diesem Jahre Herr Melchior Tiran, Mitglied des Französischen Alterthumsforscher-Vereins, eine wissenschaftliche Mission nach Spanien erhalten und auch bereits seine ersten Resultate dem Ministerium, auf dessen Kosten er diese Reise unternommen hat, mitgetheilt. Er hat nämlich eine große Zahl ungedruckter historischer Dokumente, besonders über die Araber im 12ten, 13ten und 14ten Jahrhundert, über die Regierung Philipp's II., Karl's II. und über den Spanischen Erbfolgekrieg gesammelt. Was aber seiner Mission die Krone aufsetzt, das ist die Auffindung der Archive eines Spanischen General-Inquisitors, die mehr als 6000 größtentheils handschriftliche Piècen enthalten und die Herr Tiran für die Königl. Bibliothek in Paris angekauft hat. Ein Französisches Schiff befindet sich jetzt schon auf dem Wege nach Valencia, um diese kostbare historische Sammlung aufzunehmen und nach Frankreich zu führen. Herr Tiran, der so eben Valencia verläßt, begiebt sich von hier nach Castilien, um daselbst die vorzüglichsten wissenschaftlichen Anstalten, Simancas, das Escurial und das Alcazar von Toledo, für seinen Zweck zu untersuchen. Ohne Zweifel werden mit Hülfe der Castilianischen Archivare seine bibliothekarischen Forschungen ein ähnliches Resultat haben, wie in Aragonien. Denn Spanien ist das einzige Land, wo für die Geschichte des Mittelalters noch sehr viele unentdeckte Quellen liegen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 94. Berlin, Montag den 8. August 1842.

Polen.

Die Wahl des Königs in Polen.*)

Die Meinung einiger Polnischer Historiker, daß die Könige in Polen schon von altersher durch Wahl zu ihrer Würde gelangt sind, findet in mehreren Beispielen, welche die Geschichte bis in die sagenhafte Zeit hinauf aufbewahrt hat, ihre Bestätigung. Doch wurde bei der Wahl des Königs anfangs immer zugleich auf die Erbfolge, dann auf die Verwandtschaft Rücksicht genommen, und erst in späteren Zeiten wurde der König ohne alle Nebenrücksichten auf seine Abstammung erwählt. Die Geschichte Polens berichtet demgemäß, daß die Wahlen bis auf Wladyslaw Jagiello sich an die Linie der Piasten, von Wladyslaw bis Sigismund August an die Jagiellonische Manneslinie angeschlossen haben. Kasimir Jagiello, den Miechowita den ersten gewählten König nennt, war noch nach der Erbfolge erwählt; er wurde, nachdem Wladyslaw bei Warna gefallen war, zu Sieradz zu dessen Nachfolger berufen und in Folge eines Beschlusses des Reichstages zu Piotrowo verwarnt, daß Boleslaw, der Herzog von Masowien, die Krone erhalten würde, wenn er selbst länger sich der Uebernahme derselben weigere. Johann Albrecht, Alexander, Sigismund I. waren ebenfalls nach der Erbfolge gewählte Könige, und zwar mit Uebergehung ihres älteren Bruders Wladyslaw, der bereits in Böhmen regierte. Aus den Zeiten Sigismund's I. hat man Bestimmungen über das Recht der Wähler, welches den Herzogen von Masowien, dem Hochmeister der Kreuzritter und den Söhnen verstorbener Könige ausdrücklich abgesprochen wird.

Für die erste wirkliche Königswahl in Polen gilt die Heinrich's von Anjou; sie gab die Norm für alle folgende Wahlen ab.

Sobald der Thron entweder durch den Tod des Königs oder durch gesetzliche freiwillige Entsagung der Krone für erledigt erklärt worden war, berief der Primas, als Interrex (bezkról), einen Reichstag, welcher der Convocationstag hieß. Auf diesem wurden Beschlüsse, die für das Interregnum nothwendig waren, gefaßt; es wurde die General-Conföderation unterschrieben, vornehmlich war aber der Zweck desselben, den Wahltag (electionis dies) für einen neuen König festzusetzen. Der Zeitpunkt, bis zu welchem die Wahl erfolgen mußte, war nicht genau bestimmt; nach dem Tode Johann's III. kam die neue Wahl erst nach acht Monaten zu Stande. Die Zwischenzeit vom Convocationstage bis zum Electionstage wurde zu Vorbereitungen zur Wahl benutzt; auf Landtagen, welche relationum (sc. dies) hießen, gaben die Landboten ihren Kommittenten Rechenschaft über die Wirksamkeit des Convocationstages, es wurden die Landboten zu dem Wahltage bestimmt, auch wurde über die Thron-Kandidaten berathen, die entweder auswärtige Prinzen oder Inländer seyn konnten. Zu den wählbaren Inländern gehörten nicht nur die Söhne und Verwandten des verstorbenen Königs, sondern auch jeder Edelmann der Republik Polen. Auf dem Convocationstage vom Jahre 1696 setzte man aus Abneigung gegen die Königin und die Königlichen Prinzen fest, daß derjenige für einen Feind des Vaterlandes angesehen werden sollte, der einem Eingeborenen zum Throne zu verhelfen wagen würde; doch wurde diese Bestimmung während des Interregnums vom Jahre 1733 wieder aufgehoben, wodurch im Jahre 1764 die Wahl Stanislaw August's möglich ward.

Das Recht, den König zu wählen, hatten nicht nur alle Senatoren und der Adel durch besonders dazu auserlesene Deputirte, sondern jeder Edelmann für seine Person, wenngleich er sich in die übrigen Berathungen des Electionstages nicht zu mischen hatte. — Die Frage, ob jeder Adlige bei der Wahl seine Stimme abgeben sollte, entstand vor der Wahl Heinrich's. Jan Zamoiski, damals Landbote von Belz, erklärte, daß dieses Recht jedem Adeligen werden müßte, da ein Jeder persönlich zur Landesvertheidigung sich zu stellen verpflichtet wäre. Dieser Ansicht stimmte die Majorität bei, und man befolgte sie auch später genau, obgleich ein eigentliches Gesetz darüber nicht erlassen wurde. Während der General-Conföderation in den Jahren 1696 und 1733 wurde der Adel zu den Wahltagen wie zur allgemeinen Landesvertheidigung berufen.

Außer dem Adel erhielten auch seit Wladyslaw's IV. Wahl einige Städte das Recht, durch Deputirte für einen neuen König zu stimmen. Solche Städte waren Krakau, Posen, Wilna, Lemberg; in Preußen Danzig, Thorn und Elbing; für den König Michael stimmte auch Warschau, für Stanislaw August Kamieniez in Podolien. Unter einigen Wahl-Verhandlungen befindet sich auch die Unterschrift der Stadt Riga. Die städtischen Deputirten hatten nur die Rechte einzelner Adeliger und setzten ihre Unterschrift auf den Wahl-Diplomen hinter den Namen des gesammten Adels ihrer Wojewodschaft.

Die in Lehnsverbindung mit Polen stehenden Fürsten forderten zwar auch für sich das Stimmrecht bei der Königswahl, doch blieb es ihnen, gleichwie dem Heere, fortwährend versagt. Jeder im Heere stehende Edelmann konnte natürlich mit seiner Wojewodschaft stimmen. Während des Interregnums im Jahre 1632 bemühten sich die Kosaken vergeblich um diese Vergünstigung. Die versammelten Stände wiesen sie aber, empört über die Forderung, mit der Aeußerung zurück, wie sie, die zu keinen Berathungen zugelassen würden, auf die Wahl des Königs einwirken zu wollen sich unterfangen könnten?

In älterer Zeit geschahen die Wahlen nach dem Zeugnisse des Matthias aus Minchow in Piotrkowo und ausnahmsweise in Krakau, also an denjenigen Orten, wo überhaupt die meisten Zusammenkünfte stattfanden. Nachdem Litthauen mit Polen vereinigt war und man in Warschau zu berathen begann, wurde auch der Wahltag dahin verlegt. Aber da es schwierig gewesen wäre, alle Wähler in der Stadt unterzubringen, so wurde zum Wahlplatz ein Feld zwischen Warschau und dem Dorfe Wola ausersehen, und hier fanden alle Wahlen bis auf die Heinrich's und August's III. statt.

Der Wahlplatz war mit einem Graben und Wall umgeben; nur drei Zugänge blieben offen: der westliche für Großpolen, der südliche für Kleinpolen, der östliche für Litthauen. In dem eingeschlossenen Raume wurde bei jeder Wahl ein hölzernes Gebäude, in der Gestalt eines Zeltes, erbaut, das mit Brettern gedeckt war und leinene Wände hatte. Es hieß szopa. Hier hatten die Senatoren ihren Sitz. Unfern desselben, doch innerhalb des Walles, versammelten sich unter freiem Himmel die Landboten; der Ort hieß kolo (der Kreis), und die Versammlung kolo rycerskie. Die Edelleute, die nur für ihre Person stimmten, sammelten sich außerhalb des Walles auf dem Wahlfelde bei den Fahnen ihrer Wojewodschaften, eine jede an dem von dem Großmarschall bestimmten Platze.

Der Wahl-Akt selbst war durch keine gesetzliche Bestimmungen geordnet. Schon zur Zeit Sigismund August's verlangten die Stände eine Wahl-Ordnung; bei der Zusammenkunft zu Jedrzejow im Jahre 1576 setzte man zwar fest, daß auf dem ersten Reichstage nach der Krönung des Königs Stephan Batory genaue gesetzliche Vorschriften über den Akt der Königswahl erlassen werden sollten, doch kam dieser Vorschlag eben so wenig zur Ausführung, wie alle spätere. Alles, was wir über die Wahl wissen, beruht auf Gewohnheiten, nicht auf gesetzlichen Bestimmungen.

An dem Tage, an welchem der Elections-Reichstag begann, wohnten die versammelten Stände einem feierlichen Gottesdienste in der St. Johanniskirche in Warschau bei, bei welchem entweder der Päpstliche Nuntius oder der Primas celebrirte. Dann begaben sie sich zur Witwe des verstorbenen Königs, wenn sie sich in Warschau befand, um ihr ihr Beileid zu bezeugen. Im Namen des Senats sprach hier der Primas, im Namen der Ritterschaft der Marschall des letzten Reichstages.

Nach dieser Ceremonie begaben sich Alle auf das Wahlfeld, die Senatoren in die szopa, die Landboten in das kolo, um unter dem Vorsitze des letzten Reichtags-Marschalls einen neuen Marschall zu wählen. Bevor dieser nicht gewählt war, konnten die Berathungen nicht beginnen. Bei der Wahl August's II. ließ man, ohne Rücksicht auf die alten Gewohnheiten, den gesammten Adel zur Marschallwahl zu und zog dieselbe, im Widerspruch mit den Gesetzen von 1678 und 1690, nach welchen sie gleich am ersten Tage beendigt werden sollte, vierzehn Tage lang hin. Die späteren Gesetze von 1699 und 1736 steuerten ähnlichen Uebelständen nicht. Bei der Wahl Sigismund's III. gab es sogar zwei Marschälle zugleich, den Kaspar Dambinski von der Zborowskischen Partei und Pawel Orzechowski Seitens der Zamoiskischen Partei. Bei der Wahl August's III. folgte Antoni Poninski auf Franciszek Radzewski, als dieser auf Leszczynski's Seite übertrat, in der Marschallwürde.

Der neue Landtags-Marschall leistete einen Eid, daß er, seiner Pflicht getreu, dem erwählten Könige das Wahl-Diplom nur in gesetzlicher Form und auf allgemeine Zustimmung ausfertigen wolle. Darauf begab sich eine Deputation, die aus einem Großpolnischen, einem Kleinpolnischen und einem Litthauischen Landboten bestand, in die szopa des Senats, mit der Nachricht, daß die Ritterschaft einen Marschall gewählt habe. Drei Mitglieder des Senats begleiteten diese Landboten zur Ritterschaft zurück und luden dieselbe

*) Aus dem dritten Hefte des Werkes: Starożytności Polskie (Polnische Alterthümer), Posen 1842, das in der Form einer Encyklopädie die Vorzeit Polens darstellt und manche interessante und umfassende Artikel enthält.

in die Szopa behufs gemeinschaftlicher Berathungen ein. Nun begaben sich sämmtliche Landboten unter Vortritt ihres Marschalls in die Szopa, feierlich empfangen von den Groß- oder Hofmarschällen, und im Fall diese fehlten, von einem der Minister. Der Landtags-Marschall begrüßte den Primas-Erzbischof; er setzte sich auf einen etwas niedrigeren Sessel zwischen zweien Marschällen oder den beiden höchsten anwesenden Ministern und gab dem Senat im Namen der Ritterschaft die Versicherung seines lauteren Willens und seiner Unparteilichkeit bei der vorzunehmenden Königswahl. Der Primas antwortete, indem er die Ritterschaft wegen der einmüthigen Wahl eines Marschalls belobte und ihr gleiche Einmüthigkeit für die folgenden Verhandlungen anempfahl. Er berichtete über die wichtigsten Ereignisse, die sich seit dem Convocationstage zugetragen, legte über seine Wirksamkeit während des Interregnums Rechenschaft ab, las die von fremden Fürsten ausgegangenen Schriften vor und setzte dasjenige aus einander, was auf dem gegenwärtigen Reichstage zu thun seyn würde.

Auf den nächsten Sitzungen befaßte man sich nur mit Einsetzung des allgemeinen Kapturgerichts (Kaptur generalny), dem es zukam, sowohl die auf dem Wahlfelde als auch alle übrige während des Wahltages begangene Vergehen zu bestrafen. Es hieß General-Kapturgericht, zum Unterschiede von den Kapturgerichten, die während des Interregnums in den Wojewodschaften eingesetzt waren. Die Kapturrichter leisteten vor den vereinigten Ständen den Eid. — Auf einigen Wahltagen setzte man auch die parta conventa, d. i. die Bedingungen, welche der neuzuwählende König eingehen mußte, im voraus fest; da es aber nöthig wurde, einem Eingebornen andere Bedingungen zu stellen als einem Fremden, so ließ man später die Fortsetzung der parta conventa bis nach erfolgter Wahl.

Ausnahmsweise verpflichteten sich die Stände bei der Wahl des Königs Johann III., um den Wirrnissen, die bei der Wahl der Könige Sigismund III. und Michael stattgefunden hatten, zu entgehen, durch einen in die Hände des Primas abgelegten Eid, daß sie das allgemeine Wohl vor Augen haben, keine Intriguen eingehen und ohne Nachtheil für die nationale Freiheit einen König wählen wollten, daß aber ein Jeder, der dem zuwiderhandle, für einen Verräther erklärt werden sollte.

Obgleich das Heer, noch bevor der Convocationstag zusammentrat, einer an dasselbe abgesandten Deputation hatte Treue schwören müssen, so wurde doch gewöhnlich auch vor der Wahl-Versammlung den Hetmanen der Eid abgenommen, daß sie ihr Ansehen beim Heere nicht zu eigenem Vortheile und zum Schaden des Vaterlandes mißbrauchen oder das Heer auf das Wahlfeld führen, sondern dasselbe zum Schirm des Landes an den Gränzen fernhalten würden.

Wenn der Reichstag in seiner Thätigkeit so weit gekommen war, daß er zur Abstimmung über den König schreiten sollte, so lud der Primas des Reiches alle Gesandten fremder Höfe, die zur Wahl angekommen waren, und die weder in Warschau noch auf dem Wahlfelde sich aufhalten durften, sondern in den ihnen bezeichneten Dörfern und Städtchen der Nachbarschaft dieses Augenblicks harrten, zur Audienz vor die versammelten Stände. An dem hierzu bestimmten Tage ritt eine auserwählte Deputation des Senats und der Landboten, an ihrer Spitze einer der Marschälle und der Landtags-Marschall mit zahlreicher Suite und vielem Pompe, den Gesandten entgegen und führte sie nach dem Versammlungsorte der Landboten, dem Kolo, wohin sich schon vorher die Senatoren aus der Szopa begeben hatten. Den Gesandten galt die Art und Weise ihrer Einholung, die Größe der sie bewillkommnenden Deputation, der ihnen in der Versammlung angewiesene Ehrenplatz, ihre Aufeinanderfolge bei der Audienz für Zeichen von Achtung und Verehrung, welche man ihrem Hofe oder Volke zollen wollte. Sie wußten auf diese Zeichen zu achten. Wenn ein Gesandter, der sich zur Audienz begab, bei den Zelten des Adels mit militairischen Ehrenbezeugungen, mit Musik und wehenden Fahnen empfangen wurde, so wußte er, daß sein Land in Ehren stand; auf das Gegentheil mußte er schließen, wenn man ihn in der Stille vorüberließ. — Bei der Wahl Heinrich's entstand ein Streit zwischen dem Französischen und Spanischen Gesandten. Als jenem der Vortritt bei der Audienz eingeräumt wurde, zog dieser, darüber empfindlich, es vor, ungehört nach Spanien zurückzukehren, als seinem Herrn etwas zu vergeben. Spanien ordnete seit der Zeit nie wieder einen Gesandten zu Polens Wahltagen ab. — Der Päpstliche Legat war der bevorzugte und geehrteste Gesandte. Die ihm entgegengesandte Deputation bestand fast immer aus lauter Bischöfen. Der Primas verließ zu dessen Begrüßung seinen Sessel, trat zwei Schritte vor und wies ihm einen Platz neben sich und dem ersten Bischofe an. Bei dem Eintritt der übrigen Gesandten stand der Primas nicht auf; die Deputirten des Senats wiesen diesen gewöhnlich dem Primas gegenüber neben den Marschällen einen Platz an. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die jüngere Hegelsche Schule, nach dem Urtheil eines Französischen Philosophen.

(Schluß.)

Zu der Trilogie Richter, Strauß und Feuerbach kommt eine beträchtliche Anzahl junger Leute, die in tausend und einer poetischen Production ihre begeisterten Wünsche ausspricht, doch von denen nicht Einer den Stempel des Genies an der Stirn trägt. Es kann nicht in meinem Plane liegen, diese sämmtlich aufzuführen, doch unerläßlich ist es, auf die Zeitschrift aufmerksam zu machen, welche ihre Spalten Allem freudig öffnet, was der materialistische Pantheismus Neues hervorbringt, und welche vorzüglich unter der Oberhoheit von Strauß und Feuerbach zu stehen scheint. Diese Deutschen Jahrbücher, welche, wie ich höre, von einem Manne von entschiedenem Talente redigirt werden, dem Doktor Ruge, der eine Zeitlang wegen demagogischer Umtriebe gefangen gesessen hat und nachträglich durch mehrere Schriften über die Aesthetik und die Griechische Literatur zeigte, daß er seine Muße nicht zum Nachtheil der Wissenschaft verwendet hatte, sagten erst vor kurzem, man thue ihnen Unrecht, wenn man sage, sie leugneten Gott, die Tugend und die Unsterblichkeit; sie leugneten nur einen außerweltlichen Gott, von dem überhaupt Niemand anzugeben wisse, wo er sich befinde; sie erklärten die Tugend nur für kein Geschenk der göttlichen Gnade, sondern für einen freien Akt des Menschen, und behaupteten nur, daß die Unsterblichkeit nicht als zukünftig zu denken sey, sondern daß sie in der Unendlichkeit des gegenwärtigen Lebens bestehe. Früher trug diese Zeitschrift den Titel „Hallische Jahrbücher"; sie tauchte 1838 auf und erregte bald nach ihrem Entstehen die lebhafteste Aufmerksamkeit des Publikums durch einen Streit, der mit noch größerer Erbitterung geführt wurde als früher der Richtersche. Görres hatte eben seine Schrift über die gemischten Ehen herausgegeben. Der Professor Leo unterwarf sie einer Kritik, die jedoch nach dem Urtheil der Hegelianer zu gelind ausfiel. Sie rügten die Lauheit dieses Sendschreibens an Görres ernstlich, beschuldigten Leo, die Prinzipien des Protestantismus aufgegeben zu haben, und griffen ihn vorzüglich wegen der Art und Weise an, mit der er sich an der modernen Philosophie an mehreren Stellen seiner Schrift vergangen hatte. Dieser Artikel war nicht gerade mit allzu sorgfältig gewählten Ausdrücken geschrieben, doch der begeisterte Ton, der in ihm herrschte, nahm Viele für ihren Verfasser (Ruge) ein, da es hier scheinbar galt, die Interessen des Protestantismus und der Deutschen Nation überhaupt gegen eine jesuitische Verschwörung zu verfechten. Dies bestimmte Leo, seine Angriffe direkt gegen die Hegelsche Philosophie zu richten; sie wurden mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen, und ihre nächste Folge war, daß Ruge freiwillig seine Vorlesungen an der Universität Halle aufgab. Auf die Anklage, er wolle Deutschland in ein großes Netz von Aberglauben und mittelalterlichen Gebräuchen verstricken, antwortete Leo dadurch, daß er seinen Gegnern die Maske des Patriotismus entriß und ihnen nachzuweisen glaubte, daß sie die Auflösung der christlichen Kirche und aller christlichen Staaten, überhaupt die Zerstörung aller Begriffe von Religion und Recht beabsichtigten. Folgendes waren die vier Hauptpunkte seiner Anschuldigung:

1) Diese Partei, sagt Leo, leugnet die Persönlichkeit Gottes; sie versteht unter Gottheit nur eine nicht mit Selbstbewußtseyn begabte Macht, welche (um mich eines Ausdrucks des Deutschen Heidenthums zu bedienen) alle Persönlichkeiten durchwädt und nur in der menschlichen Persönlichkeit zum Selbstbewußtseyn kommt. Diese Sinnesart hat die christliche Kirche zu allen Zeiten Atheismus genannt. 2) Ferner leugnet diese Schule, daß die Menschwerdung Gottes in Christo eine andere gewesen sey als die, welche täglich in den Weisen ihres Glaubensbekenntnisses statthat. Der göttliche Geist verwirklicht sich in diesen Schriftstellern, und sie geben nur zu, daß er in Christus in höherem Maße verwirklicht war. Gleichwohl ist auch in Christus diese Incarnation der Gottheit nichts weniger als vollkommen gewesen; er hat sich weder als Dichter, noch als Philosoph, noch als Krieger ausgezeichnet. In ihm hat sich nur der Begriff der Religion realisirt; doch da er selbst nichts geschrieben hat und die Ereignisse seines Lebens überhaupt erst nach seinem Tode schriftlich abgefaßt sind, so ist alles Uebernatürliche, was von seiner Empfängniß, seiner Auferstehung und Himmelfahrt erzählt wird, nur als Mythe zu betrachten, und das Evangelium steht nur als eine Mythologie neben anderen. 3) In gleicher Weise verwirft diese Partei die Ideen einer Fortdauer des Individuums nach dem Tode, einer Auferstehung des Fleisches und einer Belohnung und Bestrafung; die Heimat und das Ziel der Lehren dieser Partei ist demnach nur die Erde. 4) Doch obgleich diese Partei alle christliche Glaubensartikel mit Füßen tritt, nennt sie sich dennoch christlich, und dies vermittelst einer Phraseologie, die dem großen Publikum unverständlich ist, und nimmt äußerlich an den Sakramenten der Kirche ruhig Theil. — Auf diese Anklagen, welche Leo durch die Anführung von Fakten zu unterstützen suchte, antwortete Ruge durch eine Schrift, in welcher der Witz vorwiegt. Er stellt Leo dar, wie er vor einem Gerichtshofe, in dem die Gerechtigkeit präsidirt, seine Schuld bekennt und verurtheilt wird, nach München zu reisen und Görres die Hand zur Versöhnung zu bieten; denn, sagt man ihm, es giebt keine Mitte, man muß entweder Katholik seyn oder Protestant. Ein eigenthümlicher Protestantismus, der der jungen Hegelianer!

Die Hegelsche Linke bemühte sich nicht, zu beweisen, daß die ihr gemachten Vorwürfe falsch sind, daß das Christenthum in ihrem Sinne überhaupt noch ein Christenthum sey, und daß sie demnach überhaupt berechtigt seyen, als Verfechter des Protestantismus aufzutreten; sie überschütteten Leo vielmehr mit einem Meere von Broschüren von Hegeling, Meyer (wohl Meyen), Duncker, Marbach und zahlreichen Namenlosen, die meist in höchst leidenschaftlichem Tone abgefaßt waren. Zu Prinzipien erhob sich nur der Dr. C. Zschiesche in seiner Schrift „über den Gott des Doktor H. Leo und den Atheismus seiner Gegner." Er stellt auf, daß alle Konsequenzen der religiösen Kritik Folgen des reformatorischen Prinzips seyen. Die Reformatoren haben die Bahn gebrochen; wohin sie führen werde, haben sie nicht gewußt; jetzt ist es entschieden, und man muß das Resultat eben tragen. Allein (glaubt Herr Amand Saintes einwenden zu müssen) wäre es nicht besser, der Verbreitung solcher Prinzipien, welche die Verwirrung aller Begriffe nach sich ziehen, andere Prinzipien entgegenzustellen? Ist es unerlaubt, die religiöse Freiheit unter den ewigen Schutz

des gesunden Menschenverstandes zu stellen? Ist es nicht nachgerade möglich geworden, die Kirche durch Grundsätze einzuhegen, welche die Wölfe abhalten, im Schafskleide in ihr Heiligthum zu dringen und schuldlose, unverdorbene Seelen zu verletzen?

Oft versucht man, mit dieser Schule die Schriftsteller in Verbindung zu bringen, welche unter dem Namen des jungen Deutschlands bekannt sind. Obgleich diese nun praktisch im Ganzen dasselbe Glaubensbekenntniß zeigen, so sind sie doch nur gewohnt, leichte Romangestalten hervorzubringen, nicht sich in die Tiefen der Methaphysik zu versenken. Ein Einziger nur scheint eine Ausnahme machen zu wollen und die Fahne eines entschiedenen Pantheismus aufzustecken, doch würde er schwerlich sonderliches Glück machen, wenn er seine Philosophie von den Kathedern zu Halle oder Berlin verkünden wollte. Ich spreche von dem geistreichen Verfasser der Reisebilder, den die Natur mehr zum Poeten als zum Philosophen bestimmt zu haben scheint. Heine hat sich, wohl mehr durch seine Phantasie, als durch sein Denken, eine Art von physiko-religiösem Glauben gebildet, den er Spinozistisches Christenthum nennt, der sich jedoch auf den ersten Blick als Aufwärmung des Materialismus erweist. Gott ist nach Heine Alles, was existirt; er ist eben so sehr Materie als Geist. Da die Materie göttlich ist, so sündigt der, welcher sich gegen sie vergeht, eben so stark wie der, welcher gegen den heiligen Geist frevelt. Hier handelt es sich also um die Rehabilitation des Fleisches, um die Wiedereinsetzung desselben in seine ursprüngliche Würde, um die Anerkennung seiner Moralität, seiner religiösen Heiligkeit, seiner Identität mit dem Geiste. Ich würde rathen, jetzt noch Feste zu Ehren des Fleisches anzuordnen, damit es entschädigt werde für die langen Entbehrungen, die es während der Zeit hat erleiden müssen, in der man es noch nicht erkannt hatte, und darum unrechtmäßiger Weise hinter den Geist zurückgesetzt.

Man vergegenwärtige sich den tiefen Ernst Spinoza's, die hohe Moralität seines Charakters wie seiner Lehren, und man sage, ob Heine auch nur von fern ein Recht hat, sich unter die Schüler dieses großen Mannes zu rechnen! Der Eine findet sein Glück, indem er an Gott denkt, indem er täglich seine Erkenntniß Gottes erweitert, indem er sich, wie man sich ausgedrückt hat, in dieser Göttlichkeit berauscht und ihr durch ununterbrochene Ausübung der Gerechtigkeit und Liebe ähnlich zu werden sucht; der Andere ist nur darauf bedacht, die Neigungen der thierischen Hälfte des Menschen zu befriedigen und sie zu neuem Begehren anzureizen. Der Eine sagt: Wenn ich denke, so denkt Gott in mir; der Andere: Wenn ich trinke, spiele, mit den Frauen verkehre, wenn ich Alles anbete, was meinen Sinnen schmeichelt, so ist es Gott, der in mir genießt, und dies ist der schönste Gottesdienst, den ich ihm zu Ehren veranstalten kann. Bei Spinoza ist das Attribut des Denkens im praktischen Leben über das der Ausdehnung erhaben; bei Heine hat die Ausdehnung oder die Natur stets die Oberherrschaft über den Gedanken. Bei Spinoza ist die Gottheit somit stets ein Denkendes, während sie bei Heine nur ein Aggregat von Fleisch und den durch das Fleisch erzeugten Empfindungen ist. Es ist wahr, daß Heine diesen neuen Pantheismus anmuthig darzustellen gewußt hat. Er bietet Alles auf, was nur die irdische Poesie Reizendes über den Duft der Blume, das Rauschen der Blätter, die wunderbare Organisation der Thiere und vorzüglich des Menschen enthält; doch wenn man durch diesen Zaubergarten der endlichen Manifestationen der Gottheit sich hindurch windet, so bleibt Nichts als die materialistische Quintessenz übrig. Auch in Frankreich haben wir einen Schriftsteller gehabt, welcher Gott überall in der Natur sah, in dem ernsten Dunkel der Wälder, in der heiteren Grüne der Wiesen, in dem Dufte und Glanze der Blumen, und ich zweifle, ob Heine bei all' seinem schönen Talent an Frische des Stils Bernardin de Saint-Pierre überlegen ist; entschieden aber ist, daß er nie zu der Tiefe des Gedankens gelangt, welche sich in den „Harmonieen der Natur" findet. Es versteht sich von selbst, daß Heine bei diesem Glaubensbekenntniß sich nicht große Sorge macht, was aus der Persönlichkeit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele werden soll. Da er den Menschen mit dem Tode in die Tiefen der Natur zurücksinken läßt, so hat er den Göttern dieser Welt keinen besseren Rath zu geben, als sich mit Nektar und Ambrosia zu nähren, sich in reiche Kleider zu hüllen und ihre Zeit mit artigen Nymphen hinzubringen, wo möglich unter den berauschenden, die irdische Sorge einschläfernden Tönen der Musik."

Hierauf spricht Herr Amand Saintes noch in einem besonderen Kapitel über Michelet's Schrift über die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele und über Richter's (Gymnasial-Direktors zu Quedlinburg) Abhandlung über Pantheismus oder Pantheismusfurcht, und auch hier giebt er, wie in der mitgetheilten Probe, mehr eine Zusammenstellung von Fakta als eine gründliche philosophische Kritik, wie denn unser in Bezug auf diesen zweiten Theil ausgesprochenes Lob des Werkes überhaupt nur so zu verstehen ist, daß wir es für geeignet halten, durch seine Vielseitigkeit und besonders durch seinen Reichthum an literarhistorischen Notizen und überhaupt an Aktenstücken zur Geschichte der Deutschen Philosophie ein größeres Interesse für das Studium derselben, nicht aber eine tiefe wissenschaftliche Kenntniß zu verbreiten.

England.

Ueber Entstehung und Verbreitung der Steinkohlen.

(Aus den Verhandlungen der geologischen Gesellschaft in London.)

Man hat in der neuesten Zeit die Steinkohlen so vielfach benutzen gelernt, daß sich erwarten läßt, ihre Anwendung werde sehr bald noch weiter ausgedehnt werden. Darum darf man sich nicht wundern, wenn den Englischen Gelehrten-Gesellschaften und vorzüglich der geologischen Gesellschaft in London von allen Seiten Aufsätze über dies werthvolle Brennmaterial zukommen, das der Industrie Englands mehr als irgend ein anderer natürlicher Vorzug des Landes zur gegenwärtigen Höhe verholfen hat. Was nur irgend das Studium dieses, man kann wohl sagen, Nationalschatzes berührt und über Bildung, Anwendung und zweckmäßigen Verbrauch desselben neues Licht verbreiten kann, ist der Gesellschaft willkommen.

Die Ansicht, nach welcher die Steinkohle, wie der Torf, aus Pflanzen entstanden seyn soll, die sich während ihres Wachsthums verkohlt haben, ist nicht neu. Deluc, Macculloch, Jameson, Brongniart, Lindley und Andere haben sie bereits ausgesprochen. Aber unter diesen Naturforschern hat keiner so zwingende Beweise dafür beibringen können, als es in neuester Zeit von einigen Englischen Geologen geschehen ist. Wir lassen hier die wichtigsten Thatsachen, auf die sich dieselben berufen, folgen. Herr Buckland, der Präsident der geologischen Gesellschaft, hat sie in einer der letzten Sitzungen zusammengestellt.

Kürzlich hat Hawkshaw zur Unterstützung jener Ansicht zwei Reihen von Beobachtungen mitgetheilt, die, mit einander verglichen, auf die endliche Erklärung bisher falsch verstandener Erscheinungen führen. Zuerst erinnert er an die fossilen Bäume, auf die man beim Bau der Bostoner Eisenbahn ungefähr fünf Meilen von Manchester gestoßen war. Der Umstand, daß sie unmittelbar, ja senkrecht auf einer dünnen Steinkohlenschicht standen, beweist ihm klar, daß sie auf eben der Stelle und in derselben Richtung gewachsen sind, in der sie gefunden wurden. Diese Beobachtung stellte er mit einer anderen zusammen, die er in einer tropischen Gegend, an der Küste des Karaibischen Meeres gemacht hatte. In dem heißen und feuchten Klima dieser Landstriche verwandeln sich die ungeheuren Bäume aus der Familie der Dikotyledonen mit einer solchen Schnelligkeit, daß in wenigen Monaten Mark und Holz völlig zu Staub wird, während die Rinde ganz bleibt und der Masse das baumartige Ansehen erhält. Hieraus zieht Hawkshaw folgenden Schluß: Sind die fossilen Bäume, die man in den Steinkohlen-Lagern findet, nur im Inneren versteinert, d. h. sind sie mit Thon und Sand angefüllt, der nach und nach zu Stein geworden ist, so kommt dies nicht, wie einige Geologen gemeint haben, davon her, daß die Bäume wirklich hohl waren, sondern erst nach der Verwesung des inneren Holzes konnte Thon und Sand in die Bäume dringen, die durch die Unverletzlichkeit ihrer Rinde ihre Gestalt behielten.

Schomberg und Baumann haben durch neue Untersuchungen Hawkshaw's Meinung bestätigt. Besonders bemüht sich der Letztere, zu zeigen, daß die Steinkohle sich aus Pflanzen gebildet habe, die einst auf demselben Boden wuchsen, wo jetzt die Steinkohlen-Schichten liegen. Jene Vegetabilien nämlich seyen nach und nach von so großen Massen erdiger Substanzen überschwemmt worden, daß ein neuer Boden entstanden sey, auf dem eine zweite Schicht von Pflanzen habe wachsen können. Ein jedes nun von den unzähligen Steinkohlen-Lagern, die man über einander geschichtet findet, habe seine Entstehung der Wiederholung dieses Prozesses zu verdanken. Er sah selbst im Jahre 1838 bei einem Erdbaue in der Nähe von Clay-Cross mehr als vierzig Baumstämme, die nur drei bis vier Fuß von einander entfernt waren, auf einer Steinkohlen-Schicht von funfzehn Zoll Dicke aufrecht stehen. Von Wurzeln war nichts zu sehen, aber eine feine Kohlenschicht an der Außenseite der Bäume zeigte Eindrücke wie von einer Sigillaria reneformis, während das Innere mit fein gekörntem Sandstein angefüllt war. Von diesen fossilen Bäumen rechnet Baumann diejenigen zu den Dikotyledonen, welche nach ihrer Basis zu an Ausdehnung gewinnen und in dicke, verzweigte Wurzeln auslaufen, zu den Monokotyledonen dagegen diejenigen, welche in ihrer ganzen Länge keine merkliche Volumen-Veränderung zeigen und statt der Wurzeln nur leicht zerstörbare fleischige Fasern haben. — Wenn nun die Steinkohlen-Lager, wie die jungen Torfmoore, Produkte aus den Trümmern zahlloser Generationen von Vegetabilien sind, die sich mechanisch auf dem Boden, der sie trug, angehäuft haben, so werden sie einmal ein äußerst günstiges Terrain für starke Bäume gewesen seyn. Die Wurzeln dieser Bäume mußten sich dann auf der Oberfläche der Kohlen ausbreiten, wie wir häufig die Oberfläche der Torfmoore von den Wurzeln der Nadelhölzer durchfurcht finden. Baumann meint ferner, daß die Dicke der Steinkohlen-Lager bei dem gegenwärtigen Grade ihrer Festigkeit ungefähr das Drittheil von dem Volumen der Pflanzenmasse ausmacht, aus der sie sich gebildet haben.

Auch ein Herr Logan hat der geologischen Gesellschaft das Resultat zahlreicher Beobachtungen mitgetheilt, die von ihm selbst angestellt und von Herrn de la Beche bestätigt worden sind. Sie betreffen die Thon-Schichten, die sich unmittelbar unter den Kohlen-Schichten finden, und deren Dicke zwischen sechs und zehn Zoll schwankt. Diese Schichten, auf denen in Wales alle Steinkohlen-Lager ruhen, zeichnen sich durch einen ungeheuren Reichthum an Trümmern der Stigmaria ficoides aus, von der ziemlich breite Stämme in der ganzen Ausdehnung der Schicht liegen, jedoch dichter, je näher der Oberfläche. Von jedem Stamme aus geht eine Reihe von langen schmalen Blättern, die sich zu einer verworrenen Masse verdichten und den Thon in allen Richtungen und auf große Strecken durchschneiden. Man findet dieselben Baumstämme zwar auch auf anderen Punkten der Steinkohlen-Lager, aber nur im Thon scheinen sich ihre langen schmalen Blätter zu erhalten. Herr Logan, der die Blätter mehr als acht Fuß vom Stamm aus nach unten und mehr als zwanzig Fuß nach der Seite hin verfolgt hat, glaubte nicht, daß man diese Gruppirung der Bäume von einer Ansicht aus erklären könne, welche die Steinkohlen aus bloßen vegetabilischen Ablagerungen einer ehemaligen Wasserfluth entstehen läßt. — Uebrigens scheint ihm von allen Pflanzen am meisten die Stigmaria zur Steinkohlen-Bildung geneigt.

Wenn wir diese und noch mehrere andere unerwähnt gelassene Thatsachen zusammenstellen, sagt der Präsident Buckland, so werden wir eine ziemlich befriedigende Einsicht in den Entwickelungsgang der Steinkohlen-Lager gewinnen. Wir müssen uns denken, daß die Landstriche, welche heut mit Kohlen bedeckt sind, einmal weite mehr oder weniger tiefliegende Ebenen waren, in denen von Zeit zu Zeit bei starken Ueberschwemmungen große Massen von Schlamm, Sand und Erde, die abgerissene Aeste und Baumstämme aus der Nähe mit sich brachten, abgelagert wurden. Man kann annehmen, daß sich die Masse dieses Bodensatzes, seit sich jene Ueberschwemmungen nicht mehr wiederholten, in tiefe Moräste umwandelte und sich gleich mit solcher Menge von Stigmaria bedeckte, daß keine andere Pflanze aufkommen konnte. Man sieht eine ähnliche Erscheinung in den Holländischen Morästen und Lagunen, wo der Stratiotes aloides (die Wasseraloe) so stark wuchert, daß für kein Gewächs weiter Raum ist. Währenddes mag der Schlamm, den das Wasser abgelagert hatte, sich zwischen den Stengeln und Blättern der Stigmaria festgesetzt und jene besondere Schicht gebildet haben, die man beständig unter der Kohle findet. In dieser Schicht mußten sich die Pflanzen mit großer Ueppigkeit entwickeln und, indem sich verblühte auf verblühte häuften, die Lagunen mit Stengeln und Blättern anfüllen, wie wir viele Seen von geringer Tiefe durch allmählige Aufspeicherung von Pflanzenüberresten sich in Torfland verwandeln sehen. Die morastige Masse, die auf diese Weise einen Grad von Festigkeit gewonnen hatte, konnte sich jetzt mit rasch wachsenden Wasserpflanzen bedeckt haben, deren Abfälle, indem sie mehr oder weniger dichte Schichten vegetabilischer Substanz bildeten, unter gewissen Bedingungen, endlich verkohlten. Zuweilen werden sogar Bäume von großem Umfange auf der Oberfläche dieser zweiten Schicht gewachsen seyn, wie man in Schottland Tannen auf der Oberfläche der Kohlenlager wachsen sieht, ohne daß ihre Wurzeln den wahren Boden erreichen.

Es wäre sogar möglich, aus der Menge der konzentrischen Ringe in dem Querdurchschnitte eines solchen harzigen Baumes, dessen Wurzeln auf der Oberfläche eines Kohlenlagers haften, die Zeit zu bestimmen, die der Baum gebraucht hat, um seine gegenwärtige Größe zu erreichen.

Da es ferner wahrscheinlich ist, daß sich solche Bäume auf den Oberflächen mehrerer übereinandergeschichteten Lager finden werden, so würde jede Schicht Bäume ein Chronometer abgeben, vermöge dessen man annäherungsweise die Anzahl der Jahre bestimmen könnte, die zur Bildung einer jeden Schicht Kohle nöthig waren.

Da mehrere Lagen von Steinkohlen über einander gehäuft sind und durch Zwischenschichten von Sand, der sich zu Sandstein und anderen Mineralien verdichtet hat, getrennt werden, so ist man zu der Annahme genöthigt, daß der Boden, über den sich die Steinkohle erstreckt, allmälige Senkungen erlitten habe, durch die es den Gewässern der umliegenden höheren Gegenden möglich wurde, auf die vegetabilische Masse jene Lagen von Sand und Thon abzusetzen, die jetzt die Steinkohlen-Schichten trennen. An einigen Stellen derselben hat man einzelne Stücke Kohle, die augenscheinlich verhärtet waren, an einander gerieben gefunden. Dieser Umstand macht es gewiß, daß schon ältere Steinkohlen-Lager verwittert waren, ehe sich noch unsere jetzigen gebildet hatten.

* * *

Unter den Gegenden, in denen neue oder erst neuerdings veröffentlichte Untersuchungen die Existenz von Steinkohlen nachgewiesen haben, sind besonders Sicilien, Neu-Seeland, Neu-Holland, Borneo, Süd-Amerika und Kergelenland (in der Südsee) zu nennen. Doktor Calvert erzählt, daß er selbst in Sicilien bei Messina, links von dem Fort Gonzago, ein Steinkohlen-Lager von guter Qualität und drei Fuß Dicke gesehen habe. Vor ungefähr dreißig Jahren soll sich der Kommandant der Englischen Truppen der Kohlen dort zuerst als Brennmaterial bedient haben, während seine Dragoner sie in der Schmiede gebrauchten. Diese Kohle kann, obgleich sie wahrscheinlich erst von dritter Bildung ist, dennoch einmal sehr nützlich werden.

Eine Probe von Kohle, die der von Staffordshire ähnlich ist, wurde neulich aus Neu-Seeland von einem Schiffe mitgebracht, das zufällig an dem Nordufer der südlichen Insel angelegt und dort ein Lager von großer Mächtigkeit gefunden hatte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Kohle einmal nicht nur an dem Gedeihen der jungen Kolonieen in Neu-Seeland großen Antheil haben, sondern auch bald eine Dampfschiff-Verbindung zwischen dieser Insel und den blühenden Niederlassungen in Vandiemensland und Neu-Holland hervorrufen wird.

Aus Neu-Holland selbst hat die Australische Compagnie im Jahre 1840 27,000 Tonnen Kohle in New Castle am Hunter verkauft und dabei nicht allen Nachfragen genügen können.

Eine neue Nummer der Zeitung von Port-Philipp zeigt an, daß in Westernport, nahe bei Port-Philipp, Steinkohle von ausgezeichneter Güte gefunden worden ist, doch fehlt es leider an Gelegenheit, sie zu Wasser zu transportiren.

Herr Tradescant Lay hat einen Bericht über eine gute Steinkohle auf Borneo überschickt. Gäbe diese Insel wirklich eine bedeutende Ausbeute an Steinkohle, so würde sie bald eine Station von unschätzbarem Werthe für eine Dampfschifffahrt zwischen China, Indien, Australien und den großen Sunda-Inseln werden.

Neue Nachrichten aus Valparaiso wollen von der Entdeckung eines reichen Steinkohlenlagers in Telcahuano wissen, aus dem sich bereits das Dampfschiff „Peru" auf einer Reise nach Lapiago versorgt hat.

So erfahren wir auch durch Capitain Ross, daß sich in Kergelenland neuerdings Kohle gefunden habe.

Mannigfaltiges.

— Drei Vorschläge zur Erleichterung des Dienstes auf Bibliotheken. Bei der täglichen Vermehrung der Bücherzahl und bei dem immer sich steigernden Andrang der Besucher auf öffentlichen Bibliotheken ist es zeitgemäß, daran zu denken, wie dem Beamten- und Diener-Personal bei ihrer schweren Aufgabe Erleichterung und dem Publikum sicherere und schnellere Befriedigung seiner Wünsche verschafft werden könne. Das Numeriren der Bücher, wodurch, (wie es z. B. in Halle der Fall ist) der einfachste Diener jedes verlangte Buch, aus jedem Fache, aus jedem Zeitalter und in jeder Sprache nach wenigen Augenblicken liefert, wird von den besten Bibliothekaren als zu todt mechanisch, und weil es auch seine bedeutenden Nachtheile hat, verworfen. Aber wie ist es möglich, daß ein Kustos oder 10 Kustoden in einer Bibliothek wie die Pariser, Münchener oder Berliner das Vorhandenseyn und die Stelle eines jeden Buches wissen können? In einer Zeit, wo die sämmtlichen Beamten in ihrem Expeditions-Zimmer in Dienstthätigkeit sind, wird auf einer Bibliothek, wie die Königliche zu Berlin, wo die Beamten zugleich tüchtige Gelehrte und Bibliographen sind, nach einem Buche schwerlich vergebens gefragt werden. Dagegen gestalten sich die Dinge viel übler zu der Zeit, wo nur ein Beamter oder höchstens zwei da sind. Dieses ist z. B. jeden Nachmittag zur Lesezeit auf der Berliner Bibliothek der Fall. Man stelle sich nun vor, es ist gerade der Beamte anwesend, dessen Fach Jurisprudenz ist, und es werden folgende schriftliche Forderungen eingereicht, die sogleich befriedigt werden müssen:

Lieutenant A., der sich mit dem Türkischen beschäftigt und die Absicht hat, in des Sultans Dienste zu treten, wünscht das Türkische Exerzier-Reglement.

Wirthschafts-Inspektor B. will ein Buch über die Viehzucht der Alten schreiben und wünscht vorher das rabbinische Werk über die „rothe Kuh" von Rambam kennen zu lernen.

Doktor C. An welchem Arm und an welchem Theil desselben hat Kleopatra die giftige Schlange angesetzt? Vom Professor Rescio. Köln 1579, sine loco et anno.

Derselbe wünscht ferner Aelii Aristidis declamatio in ineptos.

Medizinischer Examinandus D. Dissertatio inauguralis über die Naturgeschichte der Frösche des Aristophanes, von Richter.

Theologischer Examinandus E. Erklärung etwelcher unerklärlicher Stellen, von Müller.

Philologischer Examinandus F. Einen Cornelius Nepos in usum Delphini, von Schulzius.

Sprachlehrer G. Schlüssel zu den Aufgaben Meidinger's, von ihm selbst.

Schauspieler H. Die Memoiren der Mademoiselle Clairon.

Rabbinats-Kandidat J. Sepher Hakabbala Lerabad von Rabbi Abraham ben David. Amsterdam.

Bühnendichter K. wünscht ein Deutsches Original-Lustspiel aus dem Italiänischen des .... zu übersetzen.

Und so geht es fort mit hundert und mehr Lesern. Was soll der Beamte thun, um diese zahlreichen und mannigfachen Forderungen zu erledigen? Nach einer Stunde Suchen ist er in der schönsten Jahreszeit wenigstens an Augen und Beinen müde, in kalten Wintertagen ist seine Gesundheit gefährdet. Was thut er nun? er findet viele Bücher nicht, und was er nicht gefunden hat, das ist verliehen! So leidet der Beamte und das Publikum zugleich.

Zur Hebung des Uebels wären drei Einrichtungen geeignet: 1) Alle Bücher alphabetisch nach den Namen des Verfassers und, wenn kein solcher genannt ist, nach dem Namen des Buches aufzustellen. 2) Den Schrank mit einer Nummer zu versehen, die Reihen desselben Schrankes dagegen mit a, b, c etc. Der Katalog zeigt dann an: Declamatio in ineptos steht CIV, D und der Kustos braucht sein suchendes Auge nur auf den Schrank CIV und Reihe D zu richten. 3) Die Seitenzahl eines Buches nächst dem Formate anzugeben. Wenn dann der Wirthschafts-Inspektor auch die Seitenzahl des geforderten Buches nicht angiebt, so giebt sie doch der Katalog an, und der Suchende weiß doch, ob die rothe Kuh einen fetten Körper von 300 Blättern, oder einen mageren von 24 hat. Alle drei Einrichtungen könnten neben einander bestehen und sich gegenseitig unterstützen, nicht nur dem Bibliothekar sein mühsames Suchen erleichtern; sondern auch das lesende Publikum gegen das oft gewiß unbegründete „Verliehen!" schützen, welches der Beamte in seiner nothwendigen Verlegenheit mit grauer Farbe hinschreibt. Ja die bibliographische Vielseitigkeit des Letzteren würde erweitert werden, wenn er durch diese Erleichterung das Buch sogleich findet und durch häufige Handhabung und Bemerksamkeit auf die Seitenzahl desselben mit ihm vertrauter wird. L. bemerken noch, daß die Einrichtung, die Rayons alphabetisch zu bezeichnen, im British Museum mit vielem Erfolge getroffen ist. Der Ober-Bibliothekar daselbst, Panizzi, mag der gelehrten Welt vielleicht noch nicht solche Bürgschaften der Gelehrsamkeit gegeben haben, wie sie ein Deutsches Publikum von einem Ober-Bibliothekar eines so großen Instituts gewöhnlich verlangt; er mag es am wenigsten durch die Herausgabe seines Kataloges gethan haben, aber einstimmig werden die äußeren Fortschritte anerkannt, die das British Museum unter seiner Verwaltung gemacht hat. Lt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 93. Berlin, Mittwoch den 10. August 1842.

Arabien.

Beleuchtungen zur Lebensgeschichte des Averroes.

Aus Hebräischen und Arabischen Quellen, von Z. Lebrecht.

Dritter Artikel.

Schriften des Averroes und ihre Aufnahme im Abendlande.

Wenn es wahr ist, daß Geographie und Chronologie die beiden Augen der Geschichte sind, so ist es auch unumstößlich wahr, daß schriftstellerische Leistungen durch das „Wo" und „Wann" gerechter beurtheilt werden. Wenn der spätere Richter es nicht für eine große Pflicht hält, seine Urtheile über ein Werk mit der Abfassungszeit desselben in Verbindung zu setzen, wenn er es für unabhängig von den Umständen erklärt, die seine Entstehung umgaben, so muß sein Urtheil an vielen Punkten nothwendig eines Vorurtheils verdächtig werden, eines Vorurtheils, das sich aus den günstigen oder ungünstigen Eindrücken bildet, welche der mehr oder minder tiefe Einblick in die Leistungen des zu Prüfenden zuerst auf den Leser macht. Bei Averroes ist diese Pflicht noch keineswegs erfüllt worden, und zwar aus dem entschuldigenden Grunde, weil seine Werke im Originale durch den Druck noch gar nicht bekannt, in Handschriften sehr selten sind, die Lateinischen Uebersetzungen dagegen bei aller Vorsicht auf Irrthümer führen.

Wenn die äußeren Verhältnisse eines Gelehrten von dem Maßstabe berührt werden müssen, den ein gewissenhafter Kritiker an den inneren Gehalt seiner Werke legt, so finden sich umgekehrt in den Schriften eines Mannes oft unabsichtlich hingeworfene Winke, die zum Verständniß seiner sonst ganz unbekannten Lebensverhältnisse führen. Auch dieses, bei weitem leichtere, Verfahren haben die Lebensbeschreiber des Averroes bis jetzt verabsäumt; und ich mache hier den, mir überlassenen, Versuch, aus den Andeutungen in seinen Schriften und über dieselben nützliche Data zu sammeln. Zugleich wird durch meine Nachweisung bei dieser Gelegenheit ein neuer Lichtpunkt in dem Leben des erhabenen Friedrich's II. *) sichtbar werden, vor welchem der Blick fast aller Geschichtsforscher entweder unachtsam oder absichtlich rücksichtslos vorübergegangen.

Bei der schriftstellerischen Thätigkeit des Averroes hat man nicht bloß über die große Zahl und Bedeutsamkeit der von ihm hinterlassenen Werke zu staunen, sondern auch über die Mannigfaltigkeit der Fächer. Die Philosophie jedoch nimmt den hervorragendsten Platz ein; nach ihr die Medizin, und am unbedeutendsten sind Jurisprudenz und Theologie. Der Philosophie ist aber nicht nur der größere Theil seiner Schriften geweiht, sondern auch die meisten von ihm in den medizinischen und den übrigen Schriften aufgestellten Ansichten. Die philosophischen und medizinischen Schriften sind früh ins Hebräische und daraus ins Lateinische übersetzt worden, und haben sich deshalb alle erhalten; die theologischen und juristischen aber werden nur noch genannt, doch nur wenig mehr gefunden. Beide Zweige hatten, als rein muhammedanisch, für die jüdischen Gelehrten kein Interesse und wurden nicht übersetzt; und das Verdienst des Averroes hierin muß nicht groß genug gewesen seyn, daß es die Abhandlungen bei den Arabern vor dem Untergange geschützt hätte. Wir werden sie deshalb auch hier außer Betracht lassen und sie später bloß namentlich in der Schriftenliste aufführen; dagegen die philosophischen und medizinischen im Allgemeinen besprechen, und besonders aus ihren Titeln und Nachschriften Mittel zur Aufklärung der Lebenszeit und der literarischen Blüthe ihres Verfassers schöpfen.

A. Die philosophischen Schriften.

Averroes wird allgemein, im Mittelalter sowohl wie noch jetzt, als derjenige betrachtet, welcher den Aristoteles aus der Vergessenheit gezogen und im christlichen Abendlande zugeführt hat. Auch nennen ihn die besten Geschichtschreiber **) den Uebersetzer des Aristoteles. Indessen ist dieses Letztere ganz falsch, das Erstere nur in einer Beziehung wahr. Averroes hat niemals das Griechische Original gelesen, das sieht man an unzähligen Stellen seiner Werke ***), und unzählige Mal spricht er von der Uebersetzung, aus der er arbeitet. Hierdurch würde schon ein Beweis, daß er nicht der Erste ist, welcher den Aristoteles bearbeitete und empfahl, überflüssig seyn. Aber es ist bekannt, daß schon unter den ersten Abbasiden Aristoteles übersetzt ward, und Avicenna, zu Anfang des 11ten Jahrhunderts, brachte ihn durch seine Bearbeitungen auf den Gipfel des Ansehens bei den Arabern, die sich viel lieber mit den scharfen Auseinandersetzungen des kosmopolitischen Stagiriten befreundeten, als mit den geistvollen theologischen Träumen des rein Hellenisch denkenden Plato. Auch die großen Philosophen, Alfarabi († 950) vor und Ibn el Zaig († 1138) nach Avicenna, thaten viel, durch Bearbeitung und mündliche Lehre, den Griechen als den ersten Philosophen darzustellen; und Alfarabi soll die Rhetorik 200mal gelesen haben. *) Man kann demnach nicht behaupten wollen, daß Averroes den Kultus der Aristotelischen Philosophie bei seinen Landsleuten eingeführt habe; aber es ist dennoch wahr, daß er sie dem ganzen Abendlande und besonders den Christen und Juden aufs neue und bleibend zugeführt hat. Kein Araber vor ihm hing mit einer solchen Vergötterung an Aristoteles, und kein Araber vor ihm hatte ein solches Recht zur Vergötterung. Denn bei ihm war es nicht eine bloße Aristotelomanie, wie etwa die stupide Mittelmäßigkeit „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" einen großen Mann anstaunt, um sich mit diesem Anstaunen dafür zu trösten, daß sie ihn nicht begreift, sondern es war jene innige Verehrung und Bewunderung, die der Geistes- und Kraft-Verwandte demjenigen zu zollen sich gedrängt fühlt, den er zu ermessen und zu würdigen versteht, und den er deshalb so hoch stellt, weil er ihn nach einer Selbstwürdigung über sich stellt. **)

In dieser Andacht lebte er wohl 70 Jahre für Aristoteles und verarbeitete nicht nur fast sämmtliche Werke desselben, sondern gab von vielen Bearbeitungen in verschiedenen Rezensionen heraus. Hierüber ist eine Nachschrift zu den Libris VIII Auscultationis physicae wichtig. Die Bearbeitung in hebräischer Uebersetzung befindet sich auf mehreren öffentlichen Bibliotheken, unter anderen auch in Leipzig. Zu Ende dieses Buches heißt es: ***) „Es ist von mir schon ein Kommentar dieses Buches unter dem Volke, den ich in meiner Jugend ausgearbeitet habe, der aber nur kurz ist. Es schien mir jetzt zweckmäßig, den Kommentar ausführlicher zu machen, und ich wurde von Allah unterstützt, ihn so wie andere Werke zu vollenden ...." Diese Worte schrieb der Verfasser im Jahre 562 (im Turiner Codex 563)=1166 n. C., wo er schon dem Greisenalter nahte; und wir entnehmen, daß er schon in seiner Jugend kurze Erklärungen zu Aristotelischen Büchern schrieb, daß er im Jahre 1166 schon verschiedene andere Werke vollendet, und daß er sich fast sein ganzes Leben hindurch mit Aristoteles beschäftigte. Wir können Letzteres noch kräftiger durch folgende Bemerkung bestätigen: Der kürzere in der Jugend geschriebene Kommentar, auf welchen sich Averroes hier beruft, ist Hebräisch in einer Sammlung seiner kleineren Werke gedruckt (Rivai Tridenti 1560. 8.). Ich habe dieses äußerst seltene Werk vor mir und sehe, daß es in der Einleitung heißt: Wer dieses Buch lesen will, der thut gut, sich erst mit der Logik bekannt zu machen, sey es durch das Werk des Alfarabi oder wenigstens durch die kleinere von uns geschriebene Abkürzung. Er hat demnach schon vor der Acroasis Aristotelische Werke geschrieben, und zwar deuten die Worte kleinere Abkürzung darauf hin, daß ein ausführlicher, ein kurzer und ein kürzerer Kommentar da war. Hier ist der Ort, wo wir ein Wort über die Beschaffenheit dieser Kommentare anknüpfen können.

Die Kommentare des Averroes zu dem Aristotelischen Werke können diesen Namen nicht in dem Sinne tragen, den wir mit dem Worte Kommentar verbinden. Es ist kein zusammenhängender Text des Aristoteles, der erläutert wird, sondern der Gedanke, meist mit den Ausdrücken des Aristoteles, wird zu Grunde gelegt. Wir würden sagen: er schrieb nach Aristoteles. In unserem goldenen Zeitalter der Selbstverleugnung freilich würde man nicht einmal „nach" sagen. Wenn z. B. Herr Z. mit dem Talisman eines neuen Buches sich leichtlich auf ein Katheder schwingen will, ist er kein Narr, zu A. zurückzugehen und Alles durchzustudiren bis auf Z. Nein, diese Donquijotterie ist

*) Deutschland ist so beglückt mit dem Namen Friedrich II., daß, wenn er genannt wird, man fragen muß, ob der Kaiser oder der König gemeint ist. Die beiden großen Fürsten haben in ihren Charakteren hundert Aehnlichkeiten, aber nur wenig Verschiedenheiten. Zu den vorzüglichen letzteren gehört, daß der Kaiser ein katholischer, genießender, freidenkender Sicilianer, der große König aber ein protestantisch-skeptischer Deutscher war.

**) Zu bedauern ist es, daß selbst die besten Schuldücher solche Irrthümer fortpflanzen. So z. B. Pückon, Geschichte d. M. 142, wo Averroes auch 1217 stirbt.

***) In der Rhetorik (ed. Goldenthal) 196 heißt es: „Man sagt, daß es im Griechischen Wörter gebe, die weder männlich noch weiblich sind."

*) Nach Anderen war es das Werk De anima.

**) Brucker Hist. Philos. III, 103 sagt: „Illud omnium, qui de Averroe scripserunt, consensu indubitandum est, non coeca tantum, sed insana prorsus veneratione illum prosecutum fuisse Aristotelem." Weder eine blinde noch wahnsinnige Anbetung haben wir gefunden, sondern eine solche, die dem Verehrer eben so zur Ehre gereicht wie dem Verehrten. Auch wird Aristoteles öfter widerlegt; doch wo der Irrthum für ihn zu arg scheint, sagt Averroes entschuldigend: „Es muß wohl an der schlechten Uebersetzung liegen." Sollten die Jadler des Averroes' nicht auch manchmal so sprechen?

***) S. Catal. Librorum mss. .... Bibl. senat. Lips. edid. Naumann etc. 291, b. Es ist der Cod. XXVI. in dem von Delitzsch ausgearbeiteten Katalog der Hebr. Handschriften.

eben so veraltet, als lächerlich. Man ist praktisch, nimmt diesen B, schreibt ihn aus (Narren nennen dies stehlen) und setzt alle 5 Seiten dafür Name und Seitenzahl des bestohlenen Buches. Averroes hat mit Aristoteles nicht mehr gethan, als viele unserer Zeitgenossen, die sich durch die schamlosesten Plagiate Namen und Ehrenstellen gestohlen mit ihren nächsten Vorgängern. Jeder seiner Kommentare könnte mit Recht ein selbständiges Werk genannt werden, wenn wir es nach der Sitte unserer Zeit betrachten In dem ebengenannten, gedruckten Auszug giebt er sein Verfahren deutlich an, indem er sagt, er nehme aus Aristoteles das Haltbare, was er selbst gesagt, lasse aber das von den Früheren gesagte als unnütz weg. Wenn man nun noch bedenkt, daß Averroes eine bedeutende Zahl eigener philosophischer Schriften hinterließ, so ist er bedeutender Selbstdenker und nicht bloß Kommentator oder gar Uebersetzer des Aristoteles zu nennen.

Das beispiellose Glück, welches seine Schriften machten, verdanken diese vorzüglich ihrem inneren Werth; außerdem aber sind dabei folgende vier Erscheinungen zu berücksichtigen: 1) die Juden und ihre ungewöhnliche Rüstigkeit in der bei ihnen durch Moses Maimonides' More Nebuchim eben geweckten Philosophie; 2) die Erscheinung des hehren Hohenstaufen Friedrich II; 3) die damals erfolgte Eroberung Konstantinopels; 4) endlich das Verbot der Schriften. Wir halten eine nähere Erklärung dieser vier Umstände nicht für überflüssig.

Einst haben die Juden als Verfolger die mittelbare Veranlassung zur Aussaat der Wissenschaft gegeben; 3000 Jahre später waren sie als Verfolgte die Verbreiter des Wissens. Als Josua das edle Volk der Phönizier aus ihren Wohnsitzen drängte, da zog Kadmus mit Schätzen der Weisheit beladen nach dem rohen Griechenland und lehrte denen, die ihm freundliche Aufnahme boten, die Künste der Civilisation. Vom 12ten bis zum 13ten Jahrhundert waren es Juden, die, aus dem Maurischen und christlichen Spanien vertrieben, die Fackel der Wissenschaft überall vor sich hertrugen, um das damals in Finsterniß versunkene Europa zu erleuchten. Man ist gewohnt, überall von dem durch Juden vermittelten Handel zwischen Arabern und Christen zu lesen; von der schöneren Vermittelung der Wissenschaft zwischen den Völkern schweigen unsere Geschichtschreiber, oder eilen darüber hinweg, wie über einen Gegenstand, bei dem man ungern verweilt. Eben jene Mohaden, die muhammedanischen Oesterreicher, welche nur das rohe Praktische begünstigten, das Heil höherer Intelligenz für die materielle Kraft des Volkes aber verkannten, bis sich diese Verkennung fürchterlich rächte, eben jene Mohaden jagten die Juden aus dem südlichen Spanien zugleich mit der geächteten Philosophie. Die Juden ließen sich in dem christlichen Spanien, in Südfrankreich und Italien nieder und verpflanzten hierhin Mathematik, Heilkunst und Philosophie durch Schrift und Wort, auf Akademien (Salerno) und in die Zurückgezogenheit der Studirstuben. Ueberraschend ist der Eifer und der Erfolg, der diese Juden bei ihren gelehrten Bestrebungen begleitete, um so mehr überraschend, als die Falschheit und Boshaftigkeit der Geschichtschreiber ihre leichtgläubigen Leser Jahrhunderte daran gewöhnt haben, bei den Juden nur die vermittelnde Handels-Betriebsamkeit zu suchen; und staunenswerth ist zugleich das gelehrige Ohr und die gastliche Zuvorkommenheit, welche diesem Eifer im Abendlande zu Theil ward. Eine Hauptbeschäftigung machten sie daraus, die besten Werke der Araber ins Hebräische oder in die Landessprache zu übersetzen. Durch solche schöne Thätigkeit gelangten ganze Familien, wie z. B. die Familie Thibbon (Vater, Sohn und Enkel) und Kalonymos zum höchsten Ansehen. Eben die berühmtesten Uebersetzer aber, darunter Samuel b. Thibbon schon 1210, griffen zu den Werken des Averroes mit ganz besonderem Eifer, und im 13ten Jahrhundert waren nach und nach alle Werke desselben, bald auf Befehl eines Fürsten, bald auf Bestellung einer Corporation oder eines Mäcen, bald aus selbständiger Vorliebe, übersetzt. Sogar Handbücher aus Averroes' Werken wurden von Juden im 13ten Jahrhundert angefertigt.

Friedrich II., das erhabenste Glanzbild im Deutschen Kaisersaal, trug auch viel zur Verbreitung der Averroesschen Werke bei. Dieser Kaiser, welcher von den Söhnen Saladeddin's, von den Sarazenischen und christlichen Schriftstellern und vor Allem durch den unversöhnlichen Haß der Päpste so hoch geehrt wird, hatte, obgleich guter Christ, doch ganz die Feinheit und die heitere Zwanglosigkeit Moslemischer Sitten. Hören wir, was Abulfeda, der fromme Moslem, von ihm sagt:*) „Es war der Inberatur (Imperator) Ferdic unter den Fränkischen Fürsten ausgezeichnet. Er war Freund der Philosophie, Redekunst und Medizin, und den Moslem's zugethan. Er war ja aber auch in Sicilien erzogen, deren meiste Einwohner Sarazenen waren.“**)

Daß Friedrich seine Hinneigung zu Arabischen Bräuchen so weit ausgedehnt haben sollte, wie viele seiner feindlichen Zeitgenossen berichten, daß er wie ein Sultan lebte und sich einen Harem voll junger Schönheiten aus dem Morgenlande mitbrachte, möchten wir eher bestreiten als unterschreiben. Es geht auch uns hier nichts an, sondern gehört in Bücher, deren Verfasser ihren Kunden gern etwas Derbes vorsetzen. Der Kaiser hatte seine Kinderjahre unter der Vormundschaft des Päpstlichen Hofes, bekanntlich damals keine Entsagungs-Anstalt, zugebracht, und hatte vielleicht nicht gelernt, alle Leidenschaften zu ertödten. Aber diejenigen, welche sich mit so freudiger Geschäftigkeit stets auf die schwachen Seiten der großen Männer werfen, um sie der Nachwelt aufzudecken, die sollten mindestens die Vorzüge der Verleumdeten mit gleicher Farbe hervorheben; die sollten vom großen Kaiser sagen, daß er zwar von seinen Sarazenischen Freunden und Unterthanen gelernt hat, dem schönen Geschlechte mir mehr Anhänglichkeit zugethan zu seyn, als es ein Deutscher und christlicher Kaiser sollte, daß er aber die schöne Literatur noch mehr zu verehren von ihnen gelernt.

Letzteres hat der für die Wissenschaft zu früh verstorbene Franzose Jourdain in seinen „Forschungen über Alter und Ursprung der Lateinischen Uebersetzungen des Aristoteles u. s. w.“ erschöpfend nachgewiesen.*) Aber es bleibt uns übrig, von der Kaiserlichen Gunst für Averroes selber zu sprechen.

(Schluß folgt.)

*) Abulfeda, Annales Muslemici IV. 342.

**) Diese so charakteristische Stelle beweist auch, daß Friedrich für einen guten Christen gehalten wurde und nicht im Herzen Muhammedaner war. Abulfeda würde triumphirender gesagt haben, wenn er davon gehört hätte.

*) S. Seite 163 ff. der Deutschen Uebersetzung von Stahr. Dort ist auch der berühmte Brief des Kaisers an die Universitäten abgedruckt und seine Abfassungszeit auf 1223 gesetzt.

Polen.

Die Wahl des Königs in Polen.

(Schluß.)

Zuvörderst überreichten die Gesandten ihre Beglaubigungsbriefe, wenn diese an den Senat sowohl als an die Landbotenstube gerichtet waren, dem Großreferendar, welcher sie laut vorlas. Fehlten darin die von den Polen geforderten Titel, so gab sie der Referendar ungelesen den Gesandten zurück. Fast auf jedem Reichstage gab es mit einem oder dem anderen Gesandten Streitigkeiten wegen der Titel, besonders seit der Wahl Michael's, als das Ansehen des Landes zu sinken begann. Die an den Senat allein gerichteten Briefe nahm der Referendar des Senats oder ein Secretair, die an die Landbotenstube der Marschall in Empfang. — Der Gesandte bedeckte sich darauf, nahm den ihm angewiesenen Platz ein und hielt eine Rede in Lateinischer oder Polnischer Sprache — bei Heinrich's Wahl sprach der Kaiserliche Gesandte Rosenberg, ein Böhme von Geburt, Böhmisch — er begrüßte die Stände im Namen seines Souverains und schlug entweder selbst einen Thron-Kandidaten vor, oder redete einem, dem sein Herr wohlgesinnt war, das Wort. Ihm antwortete der Primas im Namen des Senats und der Marschall im Namen der Ritterschaft. Damit war die Audienz zu Ende, und die Gesandten wurden mit denselben Ceremonien, mit denen sie empfangen worden waren, von dem Wahlplatze geleitet. Bei den Gesandten der kleineren Fürsten und derjenigen, welche Polnische Lehne inne hatten, fand nur der Unterschied statt, daß sie eine besondere Audienz vor dem Senate und vor der Ritterschaft hatten.

Befand sich unter den Thron-Kandidaten auch ein Eingeborner, so bildete sich, da sich kein Kandidat persönlich um die Krone bewerben durfte, eine Deputation aus dem Senate und den Landboten, welche wie die fremden Gesandten auf der Wahlstätte erschien. Bei der Wahl Wladyslaw's IV. übernahmen vier Brüder desselben, zwei Senatoren und Einige vom Adel das Ehrenamt der Bewerbung. Ihnen trat der Primas mit dem ganzen Senate bis an einen der Ausgänge des Walles entgegen, das einzige Beispiel, daß eine Gesandtschaft in dem Maße geehrt wurde. — Wenn alle Audienzen vorüber waren, las man noch die Briefe derjenigen Gesandten vor, welche verhindert waren, persönlich nach dem Wahlplatze zu kommen. So erkrankte Stephan Batory's Gesandter, Georg Blandrat, und dessen Kollege Martin Berzewicki wandte sich, den Bestimmungen Stephan's zufolge, nur schriftlich an die Wähler.

Da sich, wie gesagt, weder die Kandidaten noch deren Gesandte auf dem Wahlfelde aufhalten durften, so erachteten es die Stände während des Interregnums nach dem Tode Sigismund August's für nothwendig, aus der Mitte des Senats eine besondere Deputation zu erwählen, die Stimmen unter dem Adel für die ihnen empfohlenen Kandidaten werben sollten. Bei den späteren Wahlen erhielten die Kandidaten die Befugniß, sich privatim unter dem Senate und den Landboten Wortführer zu wählen, offiziell geschah für keinen etwas Weiteres, als daß der Primas in einer Rede, die er nach den Audienzen an die vereinigten Stände hielt, die Kandidaten herzählte und auf die würdigsten die Aufmerksamkeit der Stände lenkte, zugleich aber auch die Aufforderung ergehen ließ, die übrigen Wähler für dieselben zu stimmen.

War endlich der Tag der Wahl erschienen, so versammelten sich die Senatoren und Landboten in dem kolo, der Adel stellte sich zu Pferde bei den Fahnen seiner Wojewodschaften und Landschaften auf dem Wahlfelde auf. Nach einer kurzen Anrede an die Stände stimmte der Primas kniend das Veni Creator Spiritus an, in welches die ganze Versammlung einfiel. Darauf begaben sich die Senatoren und Landboten, nachdem sie vom Primas den Segen empfangen, zu ihren Wojewodschaften, der Primas und der Landtags-Marschall blieben allein in dem kolo zurück. Hier oder in der szopa weilten indessen auch die Senatoren und Landboten derjenigen Wojewodschaften, aus denen der Adel auf dem Wahltage nicht erschienen war. Bei der Wahl Michaels fehlte der Adel aus Litthauen, aus den Wojewodschaften Belz, Wolhynien, Reußen und Marienburg.

Einer der Senatoren redete bei jeder Wojewodschaft den Adel an, er nannte die Thron-Kandidaten und empfahl einen derselben vor allen anderen. Sobald der Adel sich einstimmig für einen erklärte, d. h. bei Nennung seines Namens zgoda (wir sind einig) rief, so sammelten die Senatoren und Landboten die Stimmen durch eigenhändige Unterschriften aller Stimmenden und kehrten in das kolo zurück. Sämmtliche Stimmlisten wurden dem Landtags-Marschall eingehändigt, der im Verein mit dem Primas daraus die Majorität zog. Zuweilen stimmten die Senatoren, ehe sie sich trennten, unter einander, gewöhnlich aber gab jeder mit den übrigen Edelleuten seiner Wojewodschaft seine Stimme ab.

Waren die gesammelten Stimmen in Gegenwart aller Wähler verlesen, so näherte sich der Adel dem Walle und stellte sich rings um denselben auf. Nun hielt der Primas, gewöhnlich zu Pferde, seinen Umzug. Vor der Wojewodschaft blieb er stehen und sagte: „Meine Herren Brüder! Ich heiße Sie auf diesem Wahlfelde willkommen und frage Sie, welches der Wille und einhellige Entschluß einer hochachtbaren Wojewodschaft sey, und wen ich zum Könige und Herrn ernennen soll!" — Der Wojewode nannte den Namen des erwählten Kandidaten und überreichte die sogenannte kandydacya, d. i. die Akte mit den Unterschriften des Adels. Darauf fragte der Primas zu dreien Malen, ob sich Alle einstimmig für den Erwählten erklären? Wurde kein Widerspruch laut, so proklamirte er den König mit folgenden Worten:

„Im Namen Gottes ernenne ich zum Könige von Polen und Großherzoge von Lithauen N. N. und flehe den König des Himmels an, daß er Denjenigen, welchen er von Ewigkeit her zum Könige unseres Volkes eingesetzt hat, mit seinem Segen zur Führung eines so wichtigen Amtes stärken wolle, damit die Wahl dem Lande zur Wohlfahrt und zum Glücke, insbesondere aber der Römisch-katholischen Kirche zum Heile gereiche."

Sobald der Primas in das kolo zurückgekehrt war, forderte er die Marschälle auf, an den Thoren des Walles die Wahl bekannt zu machen. Dies geschah mit folgenden Worten:

„Der einmüthig erwählte König N. N. ist bereits von dem Primas proklamirt worden; ihr habt ihn also für einen gesetzmäßig erwählten und proklamirten König anzuerkennen."

Jetzt warf sich die ganze Versammlung auf die Knie und sang das Tedeum ab, allgemeiner Freudenruf ertönte, die Kanonen wurden gelöst, die Trompeten und Pauken erschallten, überall Zeichen der Freude über die glücklich vollzogene Wahl. Noch an demselben Tage fand eine Wiederholung des Tedeums in der St. Johanniskirche für diejenigen statt, die an dem Wahl-Akte selbst nicht Theil genommen hatten. Befand sich der neuerwählte König in Warschau, wie Wladyslaw II., Michael und Johann Sobieski, so führte man ihn wie im Triumphe aus seiner Wohnung zur Kirche, und Marschälle gingen mit gesenkten Stäben vor ihm her. Sonst repräsentirten die Gesandten des erwählten Königs dessen Person bei dieser Feierlichkeit.

Zuweilen war die Wahl-Versammlung uneins, was namentlich bei den Wahlen Stephan Batory's, Sigismund's III. und der beiden Auguste der Fall war. Doch hatte dies nie üble Folgen für die Republik, denn nach einiger Zeit wurde dem von der Majorität erwählten und proklamirten Könige die Anerkennung derer doch auch zu Theil, die bei der Wahl gegen ihn gestimmt hatten, ja nicht selten sind Fälle, daß die heftigsten Widersacher eines Königs gerade dessen vertrauteste Anhänger geworden sind.

Von denjenigen, die bei der Wahl sich nicht eingefunden hatten, mußte der erwählte König anerkannt werden. Die etwaigen Opponenten setzten sich, nach den Bestimmungen der Conföderation von 1573, der Gefahr aus, für Feinde des Vaterlandes erklärt zu werden.

Am Tage nach der Proclamation des Königs versammelte sich der Reichstag entweder in dem kolo oder auf dem Schlosse zu Warschau, um das Wahl-Diplom aufzusetzen und zu unterzeichnen. Seit den Zeiten Michael's wurden hier auch die pacta conventa berathen. Zu deren Redaction bildete sich ein Ausschuß, der aus sechs Senatoren, welche der Primas ernannte, und aus zwölf Landboten bestand, die, je vier aus jeder Provinz, der Landtags-Marschall wählte. Die Staats-Minister gehörten von Amts wegen zur Redaction dieses Vertrages. Waren die pacta von den Ständen genehmigt, so beschwor sie der König, sofern er in Warschau zugegen war, feierlich in der St. Johanniskirche und empfing daselbst aus den Händen des Primas das Wahl-Diplom. War er abwesend, so leisteten seine Gesandten einstweilen den Eid; denn in der Regel sandte der Reichstag eine Deputation an den neuerwählten König ab, die ihm die Nachricht, daß die Wahl ihn getroffen, feierlichst überbrachte, ihm zugleich aber auch den Eid abnahm und das Wahl-Diplom einhändigte.

Hatte der König oder dessen Gesandter den Vertrag mit dem Volke in der Kirche beschworen, so rief der Marschall zum anderen Male aus, daß die Polen einen rechtmäßigen König haben, und der Reichstag brachte dem Könige oder dem Gesandten durch den Primas seinen Glückwunsch dar. Auch fuhr wohl der König nach dem Wahlfelde hinaus, um den noch gegenwärtigen Wählern seinen Dank abzustatten.

Bei einhelliger Wahl begab sich nun der Adel nach Hause; der Senat und die Landboten setzten zum Schlusse ihrer Berathungen noch den Tag der Beerdigung des verstorbenen Königs, den Krönungstag für den neuen und den Zeitpunkt für die Landtage (seymiki) fest, die dem Krönungs-Reichstage vorausgingen. War dagegen ein Zwiespalt bei der Wahl eingetreten, so wurde noch eine allgemeine Zusammenkunft anbefohlen. Diese Zusammenkünfte sind als solche bekannt, die die Wahl zu befestigen zum Zwecke hatten; sie fanden nach Stephan's Wahl in Jedrzejow, nach der Wahl Sigismund's III. in Wislica statt.

Der Wahltag durfte gesetzmäßig nicht über sechs Wochen dauern. Nach dem Abschlusse, den ein feierlicher Gottesdienst in der Johanniskirche andeutete, wurden die Thore und die szopa auf dem Wahlplatze niedergerissen und die Gräben verschüttet.

Alle Beschlüsse, die auf dem Wahltage gefaßt worden waren, die Akten über die Wahl und die Proclamation des Königs, die pacta conventa und deren Unterschrift, der Eid des Königs, das Wahl-Diplom und die Namen Aller, die mitgestimmt hatten, wurden, in einem besonderen Volumen abgedruckt, der Gesetz-Sammlung des Landes einverleibt.

Italien.

Die Italiänische Kirchenmusik.

Von Fetis.

Bei meiner Ankunft in Mailand schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, jene alte vierstimmige Musik ohne Orgel- und Orchester-Begleitung im Dome zu hören, die zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von verschiedenen Meistern für diese Kirche komponirt worden und die man noch 1770 unter der Leitung Fiorini's gesungen hatte, als Burney in Mailand war, doch ich hörte nichts als ganz schlichten Gesang. Wenigstens erwartete ich noch einige Reminiszenzen aus der Liturgie des heiligen Ambrosius dabei zu vernehmen, aber auch hierin ward ich getäuscht, denn diese alten Traditionen waren so gänzlich verklungen, daß sich im Chorbuch der Kirche auch nicht mehr die leiseste Spur davon vorfand, ja ich konnte nicht einmal Jemand auftreiben, der mir über den alten Kirchengesang der Kathedrale auch nur die geringste Auskunft gegeben hätte. Orchester-Musik ist gänzlich aus dem Mailänder Gottesdienste verbannt, nur die Klöster besitzen noch das Privilegium, dieselbe bei Aufführungen anzuwenden, doch habe ich nicht in Erfahrung gebracht, daß irgend eines derselben dieses Vorrecht benutzt hätte. Eines Tages machte ich in einer Kirche am Corso eine Entdeckung, die zu seltsam ist, um nicht hier einen Platz zu finden. Als mich nämlich mein Weg nach dem Konservatorium an derselben vorüberführte, vernahm ich darin die Klänge eines Klaviers; die Kirche war schwarz ausgehängt und Alles zu einem Trauer-Gottesdienste darin vorbereitet. Ich erkundigte mich, welchen Gebrauch man bei einer so traurigen Gelegenheit vom Piano machen wolle, und erfuhr zu meiner großen Verwunderung, daß es bewilligt worden sey, während der Leichenfeierlichkeiten für einen gewissen Künstler einige Stücke zu singen; man hatte zu Donizettischen und Bellinischen Arien Lateinische Worte gedichtet, und das Piano sollte die Stelle des Orchesters vertreten. Gerade als ich die Kirche wieder verließ, brachte man eine Harfe getragen, die sicher mit dem Piano zusammenwirken sollte, und es that mir unendlich leid, daß ich dieser sonderbaren geistlichen Musik nicht beiwohnen konnte.

Zu Bergamo, wo ich dem trefflichen Mayer, dem Studien-Censor des Konservatoriums, einen Besuch abstatten wollte, hoffte ich wenigstens einige Kirchen-Musik zu hören, da ich wußte, daß derselbe mehrere Messen und Psalmen für Santa Maria Maggiore komponirt hatte; aber er sagte mir, daß sein Posten als Kapellmeister ihn nur das Jahr über einen Tag beschäftige, und zwar den 15. August, am Feste der heiligen Jungfrau. Ich erfuhr später, daß dies in den meisten Kirchen der Lombardei, Toskana's, ja selbst Roms gleichfalls so gehalten werde, denn in Folge der Verminderung der Kirchen-Einkünfte waren nicht allein die täglichen musikalischen Feierlichkeiten, sondern sogar jede Musik-Aufführung an Sonn- und Festtagen aufgehoben. Nur höchstens zwei- oder dreimal im Jahr kann jetzt der Reisende einige Reminiszenzen an jene Musikgenüsse hören, womit sonst fast Mißbrauch getrieben wurde. In Padua herrschte dasselbe Schweigen in der Kirche des heiligen Antonius, obgleich auch hier ein Kapellmeister angestellt war und vier Orgeln sich auf dem Chor befinden. In Venedig erzählte mir Perotti, daß seine Pflicht als Kapellmeister von St. Markus ihn nur des Jahres zwei Tage in Anspruch nehme, wo geistliche Musik ausgeführt werde, und außerdem nur in gewissen besonderen Fällen, wo ein Requiem gesungen würde. Perotti hat sehr viel komponirt, doch war er zu bescheiden, um mir irgend etwas davon zu zeigen.

Zu Bologna, wo man noch eher als sonstwo in der Lombardei Gelegenheit hat, Kirchen-Musik zu hören, befinden sich bei der philharmonischen Akademie manche Komponisten von geistlichen Musiken, unter denen sich Bertorchi, Bianchi, Serafini, Zagnoni, Monari, Tabellini, Gaspari, Vanduzzi, Sarti, Roncagli, Fabbri, Manetti, Palmerini u. A. auszeichnen. Doch dasselbe Mißgeschick verfolgte mich auch hier wie anderswo, und trotz der Masse von Komponisten wurde doch während der acht Tage, die ich in Bologna verweilte, in keiner Kirche Musik gemacht. Rossini, dem ich mein Unglück in dieser Beziehung klagte, antwortete mir mit seinem Lächeln: „Glücklicher Sterblicher." Meine Ehrfurcht vor der philharmonischen Akademie verhinderte mich, ihm neugierige Fragen über seine eigentliche Meinung in Bezug darauf vorzulegen.

Bei meiner Ankunft in Rom hörte ich endlich eine Kirchen-Musik in der Jesuiter-Kirche. Was aber fühlte ich bei dieser Musik, die nicht flacher, elender, erbärmlicher und antireligiöser geschrieben seyn konnte; der Styl war der niedrigsten Kneipe würdig und die Ausführung dem Styl angemessen. Und das wurde in einer der schönsten und prächtigsten Kirchen Roms geduldet! ja, nicht bloß geduldet, nein, noch mit Vorliebe ausgewählt; denn als ich meinen Römischen Freunden mein Erstaunen und meine Entrüstung über eine solche Entweihung aussprach, antwortete man mir, daß Jeder, der den Vätern Jesu eine wirklich geistliche Musik vorschlagen wollte, sehr übel ankommen würde. Sie kennen ihr Publikum; was mich abstieß, zieht die Gläubigen herbei. So tief sind die Bewohner der Hauptstadt der christlichen Welt gesunken!

Nachdem ich solche Pein in der Kirche del Jesu ausgestanden, verwunderte es mich gar nicht, als Seine Heiligkeit in Erwiederung meiner Antwort auf seine Frage: „Was ich für Musik in den Kirchen Roms gehört habe", mir sagte, daß es schon oft sein Wille gewesen sey, diese Gräuel aus den Tempeln des Herrn zu verbannen, und er würde sicher noch über kurz oder lang strengere Mittel in Anwendung bringen müssen. Die einzige Musik, die noch Gottes würdig sey, werde in der Päpstlichen Kapelle ausgeführt, ich solle mich nur an den Abbate Baini wenden, er werde mir gefallen, denn er sey ein großer

Musiker und ein gelehrter Mann. Ich machte in der That die Bekanntschaft dieses ehrenwerthen Künstlers, der mir aber nur geringe Hoffnung auf Erfolg in meinen Nachforschungen hinsichtlich der echten Kirchenmusik gab. „Wir besitzen eigentlich gar nichts mehr", sagte er mir, „weder Sänger, noch Komponisten, und noch weniger eine Schule; Alles ist vernichtet, zerstört. Die Päpstliche Kapelle ist nur noch ein Schatten von dem, was sie einst war. Verlorene Stimmen lassen sich nicht wieder ersetzen, und fänden sich selbst die Stimmen wieder, so wäre die Wissenschaft des Gesanges nicht mehr vorhanden, welche den Päpstlichen Sängern wie angeboren war. Mit jedem Jahr, wenn ich unsere Kräfte wieder überschaue, finde ich sie verringert, und die Zeit ist nicht fern, wo es mit der Ausführung von Palestrina's Musik zu Ende seyn wird."

Nächst der Päpstlichen Kapelle interessirten mich am meisten durch ihren alten Ruf die Sankt Peterskirche, Santa Maria Maggiore und San Giovanni Laterano. Nach Fioravanti's Tode wurde die erstere Basili's Leitung anvertraut, der deswegen seine Censorstelle am Mailänder Konservatorium aufgab. Er war ein alter Römer, ein Künstler aus der großen Schule. Noch sehr jung, wurde er in Foligno zum Kapellmeister ernannt und schrieb mit Erfolg für die Theater in Rom, Florenz, Venedig und Mailand. Berühmt sind seine Opern La bella Incognita, L'ira d'Achille und l'Orfana Egiziana, und sein Oratorium Sansone gilt für ein Meisterwerk. Als Komponist für geistliche Musik wird Basili überhaupt zu den ersten Musikern Italiens gezählt, doch ist er weniger, als er es verdient, unter den Künstlern bekannt. Es giebt mehr als zwanzig Messen, Motetten, Psalmen und andere Compositionen von ihm, oben an aber steht das schöne Requiem, das er 1816 zu den Leichenfeierlichkeiten seines Lehrers Jannaconi in der Kirche der zwölf Apostel aufführen ließ. Als er Foligno verließ, wurde er Kapellmeister zu Macerata und bei der Casa Santa in Loretto und vermählte sich mit einer reichen Frau, von der er sechs Kinder hatte. Seine glänzenden Vermögensumstände machten ihn seiner Künstler-Laufbahn ungetreu, und er trieb fortan nur zu seinem Vergnügen Musik; als ihn aber Familien-Zwistigkeiten zu einer Scheidung von seinem Weibe veranlaßten, nahm er 1827, wie schon erwähnt, die Stelle eines Studien-Censors am Mailänder Konservatorium an, von wo er später als Kapellmeister nach St. Peter abging. Bei meiner Ankunft in Rom suchte ich Basili sogleich auf, der treffliche Abbate Santini führte mich zu ihm; doch that es meinem Herzen unendlich weh, einen solchen Künstler in einer so traurigen Lage zu finden. Er bewohnte eine Art von Bodenkammer, in der ich weiter nichts als ein schlechtes Klavier, einige Stühle und einen kleinen Tisch entdeckte; sein ganzes Einkommen belief sich aber auch nur auf zweitausend Franken, und das Leben in Rom ist, der vielen Fremden wegen, sehr theuer. Doch schien Basili als echter Künstler weniger von seiner eigenen traurigen Lage niedergedrückt, als von dem Verfall der Kunst in Italien und von der Unmöglichkeit, denselben aufzuhalten. Ich theilte ihm meine Absicht mit, folgenden Sonntag der Musik-Aufführung in St. Peter beizuwohnen. „Dazu rathe ich Ihnen gar nicht", entgegnete er, „das ist nicht anzuhören." — „Wie, unter der Leitung eines solchen Künstlers, wie Sie!" — „Was vermag ich, wir haben die Gräuel der äußersten Verwüstung erreicht. Nicht allein, daß ich keine Sänger mehr zu dirigiren habe, es sind nicht einmal mehr Musiker da, die nur Noten zu lesen verständen, und weil sie nun deswegen gar keine gute und ernste Musik einstudiren können, so sehe ich mich gezwungen, ihnen zu gestatten, elende Opern-Melodieen herzuleiern, die ihnen so lange vorgespielt worden, bis sie dieselben auswendig gelernt haben." Ich hoffte, daß diese Jeremiade etwas übertrieben seyn sollte, doch leider überzeugte ich mich nur allzu sehr von der Wahrheit der Schilderung.

Noch immer leben in Rom einige Komponisten geistlicher Musiken, die in der guten Schule gebildet sind und manches Achtungswerthe schreiben, doch gelingt es ihnen selten, ihre eigenen Werke zur Ausführung zu bringen, weil nur noch in der Päpstlichen Kapelle allein ernste Musik gemacht wird. Die größere Anzahl der Kirchen besitzt freilich einen eigenen Kapellmeister, doch ist seine Thätigkeit, wie schon erwähnt, auf zwei bis drei feierliche Gelegenheiten beschränkt. Und zu diesem kläglichen Zustande sind auch die berühmten Kirchen St. Giovanni Laterano und Santa Maria Maggiore herabgesunken, die früher in solchem Ansehen standen wegen der Verdienste ihrer Kapellmeister und ihrer Sänger. Unter den ausgezeichneteren Komponisten Roms, deren Genius zu wenig Anerkennung findet, muß ich besonders den Abbate Santini nennen, dessen langes Leben einzig der Kunst geweiht war. Er zeigte mir Motetten und Psalmen von seiner Composition, die durch religiöse Empfindung, Charakteristik der Worte, Bau und glänzende Wirkung gleich ausgezeichnet waren. Ewig schade, daß sie der Vergessenheit anheimfallen sollen!

In Neapel wurde die Kirchen-Musik von jeher weniger ernst als in Rom getrieben, und hier war der sogenannte ausdrucksvolle oder weltliche Styl selbst zu jener Zeit schon an der Tagesordnung, als die Römischen Meister sich noch streng an alle Formen Palestrina's und seiner Schule hielten. Durante, Leo, Pergolesi und Jomelli schrieben alle im ausdrucksvollen Styl, und ihre Werke sind Muster ihrer Art wegen der Einfachheit der benutzten Mittel; Paccini, Sacchini, Cimarosa, Paisiello und endlich Zingarelli sind auf dieser Bahn fortgeschritten, haben aber dem Ganzen einen glänzenderen Anstrich gegeben und größere Mannigfaltigkeit in Konzert-Effekten angebracht. Zingarelli in seinen schönsten Werken zeichnete sich besonders dadurch aus, so wie durch Zartheit und Seele; man kann ihm freilich Mangel an Auswahl in seinen Gedanken, durchgehende Monotonie in seinem Modulations-System und große Nachlässigkeit in seiner Schreibweise, besonders in seinen letzten Arbeiten, vorwerfen. Aus Dankbarkeit für die treue Anhänglichkeit seines alten erprobten Dieners Benedetto Vita, und weil er über keine baaren Summen zu disponiren hatte, faßte Zingarelli den Entschluß, ihm alle seine Bücher und eine Menge eigens deshalb komponirter Kirchen-Musiken zu vermachen, damit durch den Verkauf derselben ein kleines Vermögen für denselben gewonnen werde. Von nun an war Zingarelli ängstlich darauf bedacht, mehr die Zahl seiner Compositionen, als ihren inneren Werth zu steigern, und er schrieb mit einer solchen Schnelligkeit, daß es wirklich ein Wunder gewesen, wenn etwas Anderes als höchst Mittelmäßiges aus seiner Feder geflossen wäre. Ich besitze den Katalog seiner Werke, der sich auf mehr als hundert Messen und viele andere Compositionen für den katholischen Gottesdienst beläuft; einige von den Partituren habe ich durchgesehen. Die beste Composition Zingarelli's ist nach meiner Ansicht ein Miserere für vier Stimmen, das er für seine Zöglinge im Konservatorium von Neapel gesetzt hat. Es ist erhaben in seiner Einfachheit, der Charakter der Musik schmiegt sich vollkommen den Worten an, die Harmonie ist rein, und die Stimmen liegen so vortrefflich, daß man gewiß dieses Miserere für eines der schätzbarsten Werke des Meisters halten muß.

Die Zöglinge des Konservatoriums schreiben manche Messen und Anderes für die Kirchen, was von ihren Mitschülern ausgeführt und an gewissen Feiertagen in den Kirchen und Klöstern von Neapel gesungen wird. Vieles davon ist in Zingarelli's Manier geschrieben, nur gewinnt der theatralische Styl in diesen ideenarmen Erzeugnissen immer mehr die Oberhand. Alles, was nicht ernst oder feierlich ist, verschafft sich leicht Eingang bei den Neapolitanern. Während ich mich in Neapel aufhielt, wohnte ich der feierlichen Einkleidung einer Novize bei; diese ernste Ceremonie begann mit einem militairischen Marsch und schloß mit einem Galopp. Der jetzige Direktor des dortigen Konservatoriums, Mercadante, wird zwar nicht die Musik auf den einfachen Standpunkt zurückführen, von dem sie sich nie hätte entfernen sollen, wenigstens aber wird er doch wieder etwas mehr Ernst in dieselbe bringen, als jetzt in den Compositionen der Musiker von Neapel vorherrscht. Unter allen Neapolitanischen Meistern, deren Werke man jetzt hört, ist er der vorzüglichste. Sein Amt läßt ihm wenig Muße zu Theater-Compositionen übrig, auch scheinen seine Ideen mehr eine kirchliche Richtung zu nehmen, bei deren Pflege jedoch ein Musiker in Neapel auf mehr Hindernisse als irgend sonstwo in Italien stößt. Leider ist der Compositions-Unterricht der Zöglinge des Konservatoriums nicht Mercadante's Leitung anvertraut, doch wird sein Beispiel sicherlich Gutes wirken. (Gazette musicale.)

Mannigfaltiges.

— Amerigo und Amerika. Der durch seine Theilnahme an den Ereignissen Portugals, welche die dortige Thronfolge-Veränderung herbeigeführt, bekannte Visconde von Santarem hat die Muße, deren er sich jetzt erfreut, dazu benutzt, Untersuchungen über die Entdeckung von Amerika anzustellen, so weit dabei der Florentiner Amerigo Vespucci betheiligt ist. Das Resultat dieser Untersuchungen hat er in einer so eben in Französischer Sprache erschienenen Schrift niedergelegt, die für das Studium jener Epoche manches Interessante, wenn auch in einer etwas unzusammenhängenden und nicht recht verarbeiteten Form, darbietet.*) Das Verdienst des Amerigo um den vierten Welttheil wird durch diese Schrift auf so viel als Nichts reduzirt, und Amerika trägt demnach seinen Namen wie lucus a non lucendo. Der Verf. weist namentlich aus dem Portugiesischen Staats-Archive der Torre do Tombo nach, daß Amerigo Vespucci keinerlei Mandat und Beglaubigung als Seefahrer des Königs Emanuel gehabt, wofür er sich in seinen Briefen an Soderini, die in Europa zu Anfang des 16ten Jahrhunderts im Original und in Uebersetzungen sehr verbreitet waren, vielfach ausgegeben, daß dem Pinzon, Cabral, Leye und Pojeda allein das Verdienst der Entdeckung Brasiliens gebühre, da in den darauf Bezug habenden Dokumenten nirgends von Vespucci auch nur im Vorübergehen die Rede sey, und daß endlich die im Jahre 1507 in Lothringen erschienene Länderbeschreibung und Kartenzeichnung (Cosmographiae Introductio insuper quatuor Americi Vespucii Navigationes), auf welche man hauptsächlich die Ansprüche des Amerigo auf Nachruhm zu begründen pflege, zu ihrer Zeit, und zwar bis zum Jahre 1512, in Spanien und Portugal kaum dem Namen nach bekannt, geschweige denn eine gewichtvolle Autorität gewesen sey; vielmehr habe noch im letztgenannten Jahre die Spanische Regierung nur die von Andreas de Morales gezeichnete Seekarte als genau und maßgebend anerkannt. Vespucci, so ungefähr schließt Herr von Santarem seine Forschungen, kann uns fortan nichts mehr und nichts weniger als ein sehr geschickter Mann seyn, der sich von 1499 bis 1500 bei der Expedition des Pojeda befunden; ja der berühmte Juan de la Cosa, der die erste Karte des neuen Kontinents zeichnete, erwähnt seiner nicht einmal, obwohl er sich mit Vespucci bei einer und derselben Expedition befand. Eine Hauptstütze seiner Darstellungen findet Herr v. Santarem in dem Examen critique Alexanders von Humboldt, auf welches Werk er sich fast auf jeder Seite seiner Schrift beruft, wie denn auch in der That jetzt in keiner Sprache ein Buch über die Entdeckung Amerika's erscheint, das nicht in dem Werke unseres berühmten Mitbürgers seine Bestätigung und seine Bürgschaften zu finden strebt.

*) Recherches historiques, critiques et bibliographiques sur Amérie Vespuce et ses voyages, par M. le Vicomte de Santarem. — Paris, 1842.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Fremdenblatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 96. Berlin, Freitag den 12. August 1842.

England.

Einige Worte über den Puseyismus.

Der Puseyismus ist ein Gegenstand, dessen Behandlung sich auch für ein Journal wie das unsrige eignet, obwohl sich dasselbe von jeher aller theologischen Erörterungen enthalten hat. Die Frage liegt uns nahe, woher die Entstehung und Verbreitung der eigenthümlichen Lehrsätze abzuleiten ist, wodurch sich die neue Sekte der Puseyiten in England auszeichnet? Welchen Gründen haben wir das Aufstellen und die Vertheidigung von Doktrinen zuzuschreiben, gegen die einige der berühmtesten und achtungswürdigsten Mitglieder der Anglikanischen Kirche mit solchem Unwillen Einspruch thun? Auf welche Art haben sich im reformirten England, auf einer protestantischen Universität und im neunzehnten Jahrhundert Dogmen geltend gemacht, die, wie Manche glauben, dazu geeignet sind, zu dem eisernen Geisteszwang Gregor's VII. zurückzuführen?

Einen Grund für die Erscheinung oder vielmehr für die Wiederaufstellung der angeregten Lehrsätze findet man in der menschlichen Natur selbst. Die Oxforder Theologen sind die Vertreter einer Klasse, welche die Vergangenheit anbetet, sich auf Herkommen, Autorität und Tradition stützt und das Andenken der mächtigen Todten kanonisirt. Dieser konservativ-Geist bildet einen Hauptzug des Britischen National-Charakters und bedingt in seiner Achtung für Stabilität und Ordnung zum Theil die Wohlfahrt des Reichs.

Die heutige protestantische Welt zeichnet sich durch die zunehmende Aufmerksamkeit aus, die sie der älteren Geschichte der christlichen Kirche zuwendet. Wenn man hiermit nur einer freisinnigen Wißbegierde genügen wollte, so könnte dieser kein wichtigeres und vernünftigeres Ziel gesteckt werden. Was wäre auch anziehender, als die Annalen der ersten Kämpfe der christlichen Religion zu verfolgen, die stufenweise Entwickelung ihres Lehrsystems zu studiren und dessen heilsamen oder schädlichen Einfluß auf das christliche Leben und die christlichen Institutionen zu untersuchen?

Aus dem Mißbrauche dieses protestantischen Grundsatzes der freien Untersuchung scheint der Puseyismus zuerst hervorgegangen zu seyn. Seine Anhänger haben, wie sie erklären, die Uebel des Sektenwesens eingesehen; sie sind Zeugen des erbitterten Kampfes um das Recht gewesen, die Bibel nach Willkür auszulegen. Der grimmige Zwist unter den Anhängern Wesley's und Whitfield's, die Verirrungen der Independenten, der Baptisten und der Presbyterianer haben sie mit Abscheu erfüllt. Und wenn sie sich nach dem Ursprunge dieser Streitigkeiten umsehen, so finden sie ihn in dem Grundsatze des Wittenberger Reformators: daß Jedermann das Recht habe, die Bibel nach Gefallen zu lesen und auszulegen. Hieraus sind, nach der Ueberzeugung des wahren Puseyiten, die immerwährenden polemischen Kriege hervorgegangen. In seinen Augen ist daher das protestantische Prinzip falsch; wir haben nicht das Recht, unserem eigenen Urtheil zu folgen, sondern müssen als gelehrige Schüler zu den Füßen der ergrauten Mutter sitzen. Auf ein solches Raisonnement gestützt, sehnt sich der Puseyit nach dem Busen der heiligen apostolischen Kirche zurück, und während der freisinnige Protestant behauptet, daß die Zwistigkeiten der Sektirer nur von dem Mißbrauch des Prinzips herrühren, und daß Jener Unrecht habe, seine Theorie auf diesen Mißbrauch zu gründen, sucht er in der Wiederherstellung des Dogma's Schutz, nach welchem der Kirche allein das Recht zusteht, die göttliche Wahrheit auszulegen.

Eine zweite Ursache dieser neuen Bewegung findet sich in dem Geiste der Anglikanisch-bischöflichen Kirche selbst, mit dem sie in einem gewissen Grade übereinstimmt. Der Puseyismus bemüht sich, die Autorität der Bischöfe zu erhöhen und ihr Amt zu verherrlichen, und da es nicht in der menschlichen Natur liegt, Etwas zu mißbilligen, was zur Vergrößerung unserer Würde und Gewalt beiträgt, so ist das Schweigen der Englischen Prälaten in Hinsicht der Oxforder Doktrinen leicht erklärlich. Diese haben noch außerdem das Verdienst, das sogenannte Evangelische System nach und nach zu untergraben, welches, seiner Hinneigung zum Methodismus wegen, den meisten Würdenträgern der Hochkirche verhaßt ist. Man droht zwar mit der Wiedereinführung der Fasten und Kirchenbußen und mit Anerkennung der Tradition, und es wäre daher zu erwarten, daß sich die Bischöfe diesem entscheidenden Rückschritt zum Katholizismus offen widersetzen würden. Die Wahrheit zu sagen, befinden sich aber diese Prälaten in einer sehr zarten Stellung; sie scheuen sich, mit Härte gegen Individuen zu verfahren, welche einerseits ein ehrwürdiges Institut repräsentiren, das sie zu achten und zu vertheidigen verpflichtet sind, und andererseits die für sie höchst schmeichelhafte Lehre aussprechen: die jetzigen Bischöfe seyen die Erben und Stellvertreter der Apostel durch unmittelbare Ueberlieferung und als Glieder einer ununterbrochenen Kette vom heiligen Paulus an bis zum heutigen Tag.

Einige Gegner des Puseyismus haben ihr Erstaunen darüber zu erkennen gegeben, daß solche Lehrsätze von Oxford ausgehen konnten. Diese müssen jedoch vergessen haben, daß die Universität während der Glanzzeit der Päpstlichen Oberherrschaft gegründet wurde; daß man sie mit allen Privilegien ausstattete, die der Römische Stuhl ertheilen konnte, und daß sie manche charakteristische Züge aus der Epoche ihrer Gründung beibehalten hat. Sie ist ein klosterartiges Institut, von der Außenwelt abgeschlossen und den Verbesserungen abgeneigt. Ihre Professoren und Glieder (fellows) sind nur mit der Vergangenheit vertraut, der Mitwelt entfremdet und vom geselligen Verkehr abgeschnitten, und es ist daher keineswegs zu verwundern, wenn Männer dieses Schlages die Kirchenväter vergöttern, sich an traditionelle Meinungen festklammern, das Mönchswesen mit Schonung behandeln und gegen die entartete Zeit eifern, in der sie leben und dulden müssen.

Schule und Kirche in Schottland.

Der allgemeine Charakter des Schottischen Volkes ist bekannt. Das physische Gepräge Schottlands ist ein passendes Sinnbild des kräftigen und unbeugsamen Geistes der Bevölkerung. Kein Europäischer Staat hat einen entschlosseneren Widerstand jedem fremden Einflusse, besonders einem solchen, der die charakteristische Strenge der Nationalsitten zu verweichlichen oder den starren Ernst des Kalvinismus zu mildern drohte, entgegengesetzt. In jedem Zweige der Wissenschaft und in jeder Lage des praktischen Lebens hat sich diese energische Eigenthümlichkeit gezeigt. Hinreichende Beispiele davon finden wir auf dem Schlachtfelde und in den Hallen der Wissenschaften. Das Konzilium*) allein kann die Wahrheit dieser Behauptung bestätigen: denn es wird eher Gefahr laufen, aus seinen Reihen eine Menge seiner geschicktesten Streiter und auch seiner frömmsten Söhne und Töchter zu vertreiben, als ein Jota von dem nachgeben, was, nach seiner Meinung, die Kirche zum Stolz des ganzen Landes macht. Alle Häfen des Landes sind, in Bezug auf Moral und Sitte, gegen alles Neue geschlossen; und während die armen Irländer zu Tausenden in Mäßigkeits-Vereinen ihre Fortschritte kundgeben, bleiben die Schotten hartnäckig an ihren alten Gewohnheiten kleben, weil sie jede Neuerung hassen, wenn sie in der Gestalt neuer Begriffe oder neuer Kenntnisse auftritt. In dem Schottischen Volke liegt etwas, das, mit Recht oder Unrecht, Achtung gebietet; groß und herrlich sind die Thaten, welche den Namen Kaledoniens schmücken. Wir wollen hier nur erinnern an die kühnen Reformatoren, an Rutherford, Erskine, Gillespy, an die zwei aus dem Triumvirate der Britischen Geschichtschreiber, an die unsterblichen Namen in der Wissenschaft und Poesie.

Wir wollen jetzt zu erforschen suchen, welches die Hauptursachen der merkwürdigen und hervorstechenden Eigenthümlichkeiten des Schottischen Charakters sind. Welcher Ursache sind die Kühnheit, die Intelligenz, die strenge Tugend und Moral, die seit Jahrhunderten die Bewohner Nord-Britaniens auszeichneten, zuzuschreiben?

Erstens haben das Klima und die physische Beschaffenheit des Landes einen wichtigen Einfluß ausgeübt. Wenn daher die Schotten an den Quellen des Indus lebten, so würden sie Afghanen seyn: wenn in den unübersehbaren Gegenden Arabiens, so würden sie unter dem schwarzen Zelte schlafen oder den unglücklichen Wanderern auflauern; oder wenn auf den Gebirgen und an den Ufern der Seen Neu-Englands, so würden sie unabhängige christliche Landbesitzer seyn. Nicht bloß Gebirge und Ströme, Nebel, rauschende Bäche, Silberseen, rauhe Felsen erfordern von den Bewohnern der Gegenden, wo dieser Naturcharakter vorherrschend ist, diejenige Thätigkeit und Energie, welche dem Geiste des Menschen einen ähnlichen Charakter einprägen, sondern auch schon der Anblick und der Schall solcher physischen Elemente übt natürlich einen großen Einfluß auf die geistigen und moralischen Eigenschaften aus. Das Erhabene, das Schöne, das Rührende, welches von den genannten Phänomenen unzertrennlich ist, wirkt auf die Herzen und Gemüther Aller, die ihre täglichen Zeugen sind. Selbst Dr. Johnson, so phlegmatisch und ein so eingefleischter Feind der Schotten er auch war, fühlte den Einfluß dieser Phänomene auf sein Gemüth, als er nach St. Columba reiste. Dieser Ein-

*) General Assembly, die höchste Behörde in kirchlichen Angelegenheiten.

fluß äußerer Gegenstände ist zu jeder Zeit und unter allen Umständen nicht unbeträchtlich. „Der Araber in seiner gränzenlosen Sandwüste hängt mit Liebe an den wenigen Gegenständen, die er täglich sieht. Die blendende Sandsäule erinnert ihn an seine theure Geburtsstätte und an die lange Reihenfolge der Scheichs, welche seinen Stamm regiert haben. Um wie viel größer muß die Wirkung der Naturgegenstände in einer nördlichen und gebirgigen Gegend seyn, besonders wenn diese Gegenstände mit merkwürdigen Ereignissen der Nationalgeschichte in Verbindung stehen. Hier war das Thal, welches William Wallace vor seinen Feinden schützte. Dort stand die Hütte, in welcher der verbannte Bruce eine Zufluchtsstätte fand. In jener tiefen Höhle, wo das krystallhelle Wasser strömt, wurde das Kind des Covenanters getauft, und auf jenem kleinen Hügel wurden die alten Schotten nicht zu ihren Vätern, sondern zu ihrer letzten Ruhe versammelt. Wie oft dachte man in jener engen Gruft an den Tod Jesu, wenn seine Jünger mit Furcht und Zittern und mit freudigem Danke über eine große Befreiung daselbst zusammenkamen!"

Zweitens wirkten die politischen und kirchlichen Wirren, welche die Geschichte Schottlands von der Reformation an bis auf die Thronbesteigung Jakob's VI. bezeichneten, mächtig auf die Bildung des Schottischen Charakters. Das Land war, fast ohne Unterbrechung, der Schauplatz der wildesten Anarchie oder der schmählichsten Unterdrückung. Das Blut der Könige, der Adeligen und der Bauern floß wie Wasser Jahrhunderte lang. Der Clan wüthete gegen seinen Nachbar mit einem wahrhaft Indianischen Rachedurste. Keine Geschichte einer Europäischen Nation ist für den Menschenfreund weniger erfreulich, als die Geschichte des alten Schottlands. William Wallace blutete auf dem Schaffot, als ein Opfer des inländischen Verrathes und des ausländischen Hasses. Jakob I. wurde von seinem Adel ermordet. Die unerträgliche Tyrannei Jakob's III. erregte eine Empörung, in welcher er besiegt und erschlagen wurde. Der nächste dieses Namens fiel mit dem Kern der Nation bei Flodden. Die feindliche Stimmung seiner Enkelin gegen die religiösen Gefühle ihres Volkes war die Ursache zu der Unzufriedenheit und Uneinigkeit, die sich mit Empörung, ihrer Flucht nach England und ihrer Hinrichtung endigten. Die Vereinigung der beiden Kronen war weder der Vorbote noch der Gründer des Friedens. Selbst nach der Revolution im J. 1688 und nach der Vereinigung der beiden Monarchieen im J. 1707 erschütterten Nationaleifersucht und furchtbare Kabalen die Insel. Die Anhänger der Stuartschen Dynastie erhoben sich zweimal gegen das Haus Hannover. Mit diesen politischen Bewegungen waren die kirchlichen Angelegenheiten des Volkes eng verwickelt; oder vielmehr die Angelegenheiten der Regierung waren oft mit denen der Kirche identisch. Diese unruhigen Auftritte, diese beständige Aufregung mußten nothwendig auf den Charakter eines sonst schon hartnäckigen und eigensinnigen Volkes einen unmittelbaren Einfluß haben. Der Schotte wurde in physischen und moralischen Stürmen auferzogen. Sein Leben war eine harte Schule. In den wilden Elementen seiner Natur fanden seine stürmischen Leidenschaften volle Befriedigung. Er suchte Kampf, und verwegene Thaten waren das große Ziel seines Lebens. Einen Adeligen zu ermorden, oder ein Scepter zu zerbrechen, das war ihm etwas Gewöhnliches. Die Metzeleien in den Schlachten, die in Schottland gefochten wurden, bezeugen den physischen Muth und den unbeugsamen Grimm der Kämpfenden. Der Geist jener Tage ist auch jetzt noch nicht untergegangen; nur zeigt er sich bei ganz anderen Gelegenheiten. Derselbe finstere Charakter offenbart sich jetzt im Meinungskampfe. Man kann hier die leidenschaftliche Neigung zum Zanken und das mürrische Festhalten an einer Behauptung als bekannt voraussetzen; die Beschuldigung scheint daher nicht ungegründet zu seyn, welche sagt, daß die Schotten, trotz ihres Scharfsinns, nicht fähig, wenigstens nicht geneigt sind, zwischen Seyn und Schein zu unterscheiden.

Drittens verdankt Schottland nicht nur seine intellektuelle und literarische Bildung, sondern auch seine kirchliche Verfassung besonders der allgemeinen Errichtung von Parochial-Schulen.

In frühen Zeiten waren die Klöster die einzigen in Schottland bekannten Schul-Anstalten. Wenn in den größeren Orten einige Schulen existirten, so standen sie wenigstens unter dem Schutze der Klöster. Vor der Reformation scheint es Klosterschulen gegeben zu haben, wo auch Latein gelehrt wurde. Nach der Reformation wurde die Gründung und Erhaltung von Schulen ein wichtiger Gegenstand der Berathung für die Geistlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Arabien.

Beleuchtungen zur Lebensgeschichte des Averroes.*

Dritter Artikel.

(Schluß.)

Zur Zeit Friedrich's II., des Kaisers, waren die Araber im Verhältniß zu anderen Völkern das, was die Franzosen zur Zeit Friedrich's II., des Königs, im Verhältniß zu den Deutschen waren. Averroes war der Voltaire des großen Kaisers, nur hat er ihn nicht persönlich gekannt. Dagegen wird berichtet, daß die Söhne des Philosophen am Kaiserlichen Hofe mit Ehren überhäuft lebten. Aegidius Romanus (Quotlibet. l. II, Quotl. de unitate intellectus) erzählt, er habe die beiden Söhne des Averroes am Hofe Friedrich's II. gesehen. *)

*) Ich kannte das Buch selber nicht vergleichen, die Königl. Bibliothek besitzt es nicht; ich citire nach Jourdain.

Nach meiner Meinung waren es die Enkel des Averroes; der Philosoph hatte einen Sohn, der ebenfalls Averroes hieß und berühmter Arzt war; ein anderer Sohn gleiches Namens war Kadi, und Söhne dieser Söhne sind es wahrscheinlich, die sich bei Friedrich aufhielten. Denn setzen wir die Zeit, von der Aegidius Romanus spricht, frühstens auf 1230, wo Friedrich eben vom Morgenlande siegreich zurückgekehrt war und den Papst gedemüthigt hatte, so müßten die Söhne des Philosophen schon sehr alte Herren gewesen seyn, die sich nicht erst so weit her begeben, die nicht ihrem hohen Berufe entsagt haben würden, um in der Gunst des christlichen Hofes zu schwelgen. Dem sey aber wie ihm wolle, so ist es klar, daß der Name Averroes für den Kaiser ein Name voll Achtung war. Daß er aber des Philosophen Schriften schätzte und sie übersetzen ließ, dafür spricht ein merkwürdiges Apographon der Hebräischen Uebersetzung des Aristotelischen, von Averroes kommentirten Werkes de demonstratione. Der Uebersetzer, selbst ein ausgezeichneter Schriftsteller, heißt Jacob Antoli und stammt aus Granada. Das genannte Werk befindet sich auf mehreren Bibliotheken, unter anderen in Turin, Wien, Parma und Leipzig. Die für die Charakterkenntniß des Kaisers wichtige Nachschrift des Antoli lautet so: „Gelobt sey Gott, der mein Gebet nicht verschmäht, seine Gnade mir nicht entzogen und mir Kraft gegeben hat, die logischen Werke zu übertragen, welche der Andalusische Philosoph Ibn Roschd in klarer und deutlicher Sprache zur Erklärung der Bücher des Aristoteles, des größten Philosophen unter den Söhnen Jafeth's, verfaßt hat .... Nachdem ich dieses vollendet, werde ich das Werk (nämlich eine Reihe solcher Uebertragungen) vollenden mit der Hülfe dessen, der unserem Herrn, dem Kaiser Friedrich, dem Freund der Wissenschaft und ihrer Forscher, ins Herz gab, mir gnädig zu seyn und mich und meine Familie reichlich zu ernähren." *)

Diese Worte sind entscheidend für die Behauptung, daß der Kaiser jedes Talent willkommen hieß, durch welches er die Verbreitung der Arabischen Philosophie befördern konnte. Daß seine Wahl glücklich traf, sieht man auch bei diesem Antoli, der ein aufgeweckter Kopf und freimüthiger Mann und ein sehr rüstiger Uebersetzer war. **) Die Hebräische Uebersetzung ließ Friedrich theils für seine zahlreichen jüdischen Unterthanen machen, theils, um daraus Uebersetzungen in die Landessprachen zu bewirken. Antoli vergaß nicht zu berichten, daß er seine Arbeit zu Neapel im Jahre 1232 beendigte; und dies war die schönste Zeit und die glücklichste im Leben Friedrich's. Es verdient noch hier angemerkt zu werden, daß beim Tode Friedrich's sein Eifer für die Arabische Wissenschaft auf seinen späteren Zeitgenossen Alfons X., den Weisen, übergegangen zu seyn scheint. Dieser König nämlich, der eine Zeitlang als Oberhaupt des Deutschen Reiches Friedrich's Erbe war, erbte von ihm auch die Liebe zur Philosophie und Mathematik. Er versammelte um 1258 die größten jüdischen und Maurischen Gelehrten aus allen Provinzen, ließ sie in Toledo sich zu einer Akademie vereinen, wo sie über alle Gegenstände in Kommissionen diskutiren mußten und nach reiflicher Berathung zur Ausführung gelehrter Arbeiten gingen. Die Sitzungen dauerten über 4 Jahre, und es gingen aus ihnen die trefflichsten Uebersetzungen und auch die berühmten astronomischen Tafeln hervor, die Alfonso's Namen tragen.

Der dritte Grund, die Eroberung von Konstantinopel, ist durch wenige Worte zu erschöpfen. Aristoteles und fast alle andere Griechische Schriften, die nicht theologischen Inhalts waren, kannte man kaum mehr als dem Namen nach im Abendlande. Die Hauptstadt Ost-Roms war im Alleinbesitz dieser Schätze des Alterthums, und erst durch den Fall der Stadt und die Gründung des Lateinischen Reiches wurden die klassischen Reichthümer flüssig. Aristoteles war beim Flore der scholastischen Philosophie der Erste, auf welchen man sich mit Eifer stürzte. Und unter solchen Umständen konnte keine gelegenere Zeit für den trefflichen Kommentator Averroes seyn, bei welchem sich gern Jeder Rath erholen wollte, der beim so schwierigen Griechen nicht weiter konnte.

Noch kürzer müssen wir uns beim vierten Grunde, beim Verbote seiner Schriften, fassen. Schon 1209 wurden auf der Pariser Universität der Aristoteles und sein Kommentator zum Feuertode verurtheilt und Jedem das Studium derselben bei Strafe des Excommunication verboten. Gregor IX. schärfte noch das Verbot 1231 in einer Bulle an die Pariser Universität. Und dieses Verbot reizte das Publikum noch mehr zur Aufmerksamkeit auf die Schriften des Averroes, als ihr innerer Werth. Ich brauche nicht erst zu bemerken, daß auch in unseren Tagen gerade die verbotenen Bücher die gelesensten sind, und daß man von Friedrich dem Großen erzählt, er habe das Werk eines Günstlings verboten, damit es großen Absatz habe. ***)

Wir geben jetzt die Abfassungszeit einzelner Werke an, wie sie sich unserer Forschung ergeben.

Viele sonst sorgfältige Forscher haben die Abfassungszeit der Bücher des Averroes unrichtig angegeben, weil sie eine Thatsache außer Acht ließen; die

*) So bei De Rossi Cod. 771. Etwas abweichend ist die Nachschrift in Turin und Leipzig.

**) Ueber sein Leben und seine Abstammung vergleiche Zunz in Notes to Benjamin of Tudela's Itinerary by Asher p. 14 u. 15. und Zunz. On the geographical literature of the Jews p. 258. n. 46. Daß er ein Granatenser war, behauptet Rodriguez de Castro in seiner Biblioteca Española 1102.

***) Ueber die Verbote gegen Aristoteles und Averroes handelt ausführlich Jourdain S. 198 ff. Da die Päpstliche Bulle gerade 1231 erlassen ist, so kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Friedrich, der damals mit dem Papste in Frieden leben wollte, vielleicht deshalb den Averroes nicht in die Lateinische oder Italiänische Sprache, sondern in die Hebräische übersetzen ließ, weil das dem Papste nicht so leicht zu Ohren kommen konnte und ihn auch nicht so erzürnt haben würde, da die Juden, die das Hebräische lasen, ja ohnedies schon Ketzer waren.

nämlich, daß dieſer, wie wir oben von ihm ſelbſt gehört, in ſeiner Jugend kürzere Abhandlungen von den meiſten Büchern ſchrieb. Ein einziges Beiſpiel mag hier genügen. Mariana, Historia General de España (neue Ausg. fol.) VI, 117 ſagt: „El (Av.) qual dice de si mismo que escribia los comentarios sobre los libros de coelo de Aristoteles el año 530 de los Arabes." Dieſe Angabe kann doch ſchwerlich gegen die eigenen Worte des Verf. Stich halten, der ſein Werk mit der Bemerkung ſchließt, er habe es zu Sevilla, 566 geſchrieben; aber dennoch können beide Angaben wahr ſeyn. 530=1136 iſt der kurze Kommentar, 566=1171 der ausführliche geſchrieben. Averroes, der bei der Abfaſſung des kürzeren ein Alter von ungefähr 30 Jahren hatte, muß gewiß ſchon bedeutende eigene Werke geſchrieben haben; in einem Geiſte wie der ſeinige kann der Trieb, ſich wiſſenſchaftlich auszuſprechen, nicht während des ganzen Gährungs-Prozeſſes der jugendlichen Lebenskraft geſchlummert haben. Wahrſcheinlich ſtammen aus dieſer ſeiner vorartſtoteliſchen Periode ſeine theologiſchen und juriſtiſchen Schriften, welche er ſelbſt ſpäter als opera puerilia, als Werke, denen die Weihe der Bekanntſchaft mit dem großen Griechen fehlt, desavouirt haben mag, wodurch ſie eine leichte Beute der Vergeſſenheit wurden.

Wir haben noch kein Hauptwerk mit Sicherheit auf eine frühere Zeit als 560 zurückführen können. *) Das erſte mit deutlicher Angabe der Abfaſſungszeit iſt:

a) De Auditu . . . . . 562. Hierauf folgen:
b) De Animalibus 565
c) De Coelo et mundo 566
d) De Analyticis post. 568
e) Rhetorica 570
f) Metaphys. 570
g) Meteorologia . . . . . — (?)
h) Ethica 572
i) Demonstrationes 575
k) Collijat . . . . . 578 (?)
l) De Febribus. 589

Die meiſten dieſer Werke ſind in Sevilla geſchrieben oder beendigt; keines trägt den Namen von Cordova oder Marokko. Alle außer Collijat ſind noch Arabiſch vorhanden, und alle außer Demonstrationes ſind Hebräiſch und Lateiniſch überſetzt und die in letzterer Sprache gedruckt.

B. Mediziniſche Schriften.

Den Uebergang zu dieſen machen die naturhiſtoriſchen Werke. Wir wollen einige Worte von der Nachſchrift und Jahreszahl des Werkes De animalibus und von der Meteorologie ſagen, müſſen aber zur Bekämpfung hergebrachter Irrthümer etwas länger bei Collijat verweilen.

Das Werk De animalibus, das ſchon öfter hier Gegenſtand und Quelle unſerer Beleuchtungen war, liegt auch Hebräiſch im Vatikan. Bartalocci und ſogar Aſſemani laſen die Jahreszahl falſch, תקצה 595 ſtatt תקסה 565; da erſteres dem Jahre 1198 entſpricht, ſo zog Nicolaus Antonius in ſeiner berühmten Bibliotheca Hispana Vetus den Schluß, daß Averroes 1198 noch ein rüſtiger Schriftſteller war.**) Daſſelbe thut Rodriguez de Caſtro in ſeiner merkwürdigen Biblioteca Española I, 161. Aber dieſer Letztere hat nach Aſſemani noch eine ſehr unverzeihliche Ueberſetzungsſünde begangen. Averroes ſagt nämlich: Ich vollendete dieſes Buch in Sevilla, אחר שנעתקתי מקורטובה „nachdem ich von Cordova abgegangen", wörtlich: „nachdem ich verſetzt wurde von Cordova". Aſſemani überſetzt dieſe Worte aber ſo: et exaravi illum Cordubae; Rodr. de Caſtro: y lo copié en Cordova. Nach dem Sinne dieſer Herren müßte es heißen: Ich habe das Werk in Sevilla geſchrieben, nachdem ich's in Cordova abgeſchrieben; ſie laſſen jedoch das unglückliche Wörtchen אחר abſichtlich bei Seite, weil es ſich der lächerlichen Ueberſetzung nicht fügen will. Wie man aber ein Werk erſt abſchreibt und dann ſchreibt, kann ich durchaus nicht im Kreiſe der Möglichkeiten erblicken, und höchſtens moderne Schriftſteller kennen beim Schreiben ihrer (sic!) Bücher die Kunſt, daß ſie dieſelben erſt abſchreiben. Rodrig. de Caſtro fühlte wohl die Sinnloſigkeit und läßt daher Averroes einen anderen Unſinn ſagen, er habe ſein Buch in Sevilla geſchrieben und in Cordova abgeſchrieben. So werden die Fakta der Hiſtorie durch ungeſchickte Ueberſetzungen entſtellt!

Die Meteorologie kann man mit Sicherheit auf früheſtens 570 verlegen; die Gründe ſind folgende: In dieſem Buche, welches auch zur neuen Acquiſition der Königlichen Bibliothek gehört, werden 1) die Bücher de auditu, de animalibus, de generatione et corruptione und de coelo et mundo angeführt; da letzteres 566 geſchrieben, ſo kann die Meteorologie nicht viel vor 570 geſchrieben ſeyn. 2) folio 12, a erzählt er, daß er in Marokko das Sternbild den (fallenden) Adler beobachtet habe und ihn ſo gefunden wie bei ſeiner Beobachtung in Cordova. Nun kann er freilich früher in Marokko geweſen ſeyn, zur amtlichen Wirkſamkeit wurde er aber erſt 578 dahin berufen. 3) erzählt er (folio 38, b), daß er zur Zeit des Erdbebens in Sevilla geweſen, einige Jahre ſpäter aber in Cordova noch die Folgen davon ſah; das Erdbeben war aber 366.

Das Werk Collijat, gewöhnlich Colliget genannt, iſt das größte und ausführlichſte mediziniſche Werk des Averroes. Nach Ibn Abu Oſaibia ſollte dieſes Buch, das allgemeine Grundſätze der Medizin aufſtellt und deshalb liber universalis heißt, auf den Wunſch des Verfaſſers von ſeinem Freunde Abu Merwan Ibn Zohr durch einen zweiten Theil, der die ſpeziellen Regeln enthielte, vervollſtändigt werden. Pascual de Gayangos iſt ſogleich mit der Bemerkung bei der Hand, daß Ibn Zohr wirklich ſein berühmtes Werk Teiſir zu dieſem Zwecke geſchrieben habe.*) Indeß begehen Ibn Abu Oſaibia, der ſonſt vorſichtige Wüſtenfeld und der unvorſichtige P. d. Gayangos hier einen Irrthum. Der Letztere hat vergeſſen, was er ſelbſt in ſeinem Buche 337 ſagt, daß das Werk Teiſir dem König Ibrahim gewidmet iſt; der Morabide Ibrahim aber regierte von 1144—46, und um dieſe Zeit ſollte Teiſir als zweiter Theil des Collijat geſchrieben ſeyn! **) Die Herren haben alle überſehen, daß Averroes im Collijat ſagt, er werde ſelbſt einen zweiten ſpeziellern Theil ſchreiben;***) ſie haben ferner vergeſſen, daß Abu Merwan Ibn Zohr ſchon 1162 geſtorben iſt, wo Averroes noch ſchwerlich an die Ausarbeitung eines Collijat gedacht hat. Der Irrthum beſteht aber hauptſächlich darin, daß man Abu Merwan Ibn Zohr mit ſeinem Sohne Abu Bekr Ibn Zohr, dem ſchon erwähnten Cenſor, verwechſelt hat. Letzterer muß gemeint ſeyn, wenn Averroes einen Ibn Zohr zur Vervollſtändigung ſeines Collijat aufgefordert hat. Er war ſein Mitſchüler bei Ibn Zohr, dem Vater, war ſein Amts-Kollege und eine Zeitlang gewiß ſein Freund. Daß ſie ſich ſpäter entzweit haben mögen, haben wir oben angegeben. Doch iſt dieſe Aufforderung unwahrſcheinlich, da, wie ſchon geſagt, im Collijat ſelbſt der Verfaſſer jene Fortſetzung verſpricht. Er hat auch theilweiſe das Verſprechen erfüllt, da er, wie bei Casiri 879 zu erſehen iſt, mehrere Monographieen über Krankheiten und deren Heilung geſchrieben, und zwar im Jahre 589.

Die obige Angabe, daß Collijat im Jahre 578 geſchrieben, gründet ſich theils auf die Stellung des Verfaſſers, theils auf die angeführten Bücher, theils auf die in der Einleitung ausgeſprochene Veranlaſſung. Seine Stellung als Hofarzt, als praktiſcher Arzt überhaupt beginnt im Jahre 578, wo der König von Marokko, Juſuf, ihn nach dieſer Stadt rief. Es war zwei Jahre ſpäter, als er den Kronprinzen auf dem Feldzuge in Portugal begleitete, wahrſcheinlich als Leibarzt. Bisher war er Alfaki, oder Kadi, oder Privatphiloſoph. Ich denke aber, man ſchreibt während einer ärztlichen Wirkſamkeit und nicht als Richter ein Buch über Medizin, und es iſt wahrſcheinlich, daß er, der thätige Geiſt, ſogleich ſeinen neuen mediziniſchen Wirkungskreis ausgebeutet habe, als Schriftſteller des Faches zu wirken. Von den Büchern, die er anführt, iſt die Meteorologie wenigſtens ein Beweis, daß Collijat nicht vor 570 geſchrieben iſt. Die Stelle iſt zu Anfang des 3ten Buches, wo es heißt: Et jam declaratum est in libro Meteororum.

Die Veranlaſſung zur Herausgabe des Buches giebt Averroes deutlich in der Einleitung an. Glaubt man den Geſchichtsſchreibern der Philoſophie und der Medizin, ſo hat er das Buch hier dem König oder Emir-al-Mumenin Abdallah geeignet. Eben der Almanzor aber, welcher ihn ſpäter verbannte, hieß auch Abdallah, ein Namen, den die Mohaden gern trugen, weil der Stifter ihrer Dynaſtie ſo hieß. Hätte auch ich dies geglaubt, ſo hätte ich triumphirend verkünden können, daß meine Behauptung von der Abfaſſungszeit des Buches unumſtößlich iſt, denn Almanzor hat erſt 580 den Thron beſtiegen. Glauben in der Geſchichte bringt was ein (man wird durch dieſen Glauben nämlich ſo ſelig, daß man in einem Nu ein Buch fertig machen kann), ſo wie Vielen der Glaube in der Religion was einbringt. Allein in der Geſchichte iſt es Pflicht eines ehrlichen Forſchers, nicht zu glauben, was ſeine Vorgänger ſagen, ſo lange er ſelber den Zugang zu den Quellen hat. Die Worte Averroes' verdienen hierher geſetzt zu werden, theils um zu zeigen, wie unverantwortlich bisher Data daraus gezogen worden ſind, theils um den Blick der gewiſſenhaften Forſcher darauf zu wenden. Er ſagt: Quando ventilata fuit super me voluntas per nobile praeceptum ex parte nobilis domini Audelach Sempse à mirelmomini de Marocho pro consilio suorum philosophorum Auoaait et Auenchalit et praecepit mihi compilare unum librum.... tunc declinavi virtutes meas ad suum praeceptum et augmentavi eas ad suum servitium etc. etc. Daß das à von mirelmomini in den Ausgaben getrennt iſt, macht mir wenig Kummer. Eine alte Verſtümmelung des Wortes أمير المومنين (Fürſt der Gläubigen) in Mirelmominin, oder gar (wie es noch häufig in den gelehrteſten Werken geſchieht) in Miramolin, iſt den Leſern bekannt. Aber daß dieſer Miramolin Audelach Sempse hieß, daß dabei ſteht, de Marocho, das macht mir Kummer. Zugegeben, Averroes nenne den Abdalla Almanzor Audelach=Abdallach, ſo weiß ich für Sempse=Schems (?) keine hiſtoriſche Löſung, und es wird für dieſen Schems eine klarere Sonne leuchten müſſen, um ihn für die angeführte Stelle aufzufinden. Möge es einem Gelehrten in München gefallen, die Stelle in der dort liegenden Hebräiſchen Ueberſetzung des Collijat (ich glaube, die einzige in der Welt) zu vergleichen und das Reſultat bekannt machen. †)

Von den zwei genannten Palaſt-Philoſophen kenne ich nur den einen Abuſalt. Dieſer war hochgebietender Weſir am Hofe und, was beſonders

*) Doch hat ein Schriftſteller, der 556 ſtarb, gegen ſeine Werke geſchrieben; er muß alſo um dieſe Zeit ſchon thätiger und Aufſehen machender Schriftſteller geweſen ſeyn. S. Casiri II, 87.

**) Selbſt der treffliche Perez Bayer ſchweigt in ſeiner Ausgabe dazu.

*) Dieſes Teiſir kann er nur meinen, wenn er ſagt, Ibn Zohr did really write such a work.

**) Im Appendix ſagt P. d. Gayangos, Teiſir ſey dem Kadi Abulwalid Ibn Roſchd gewidmet. Dagegen heißt es bei Wüſtenfeld, Ibn Zohr habe das Werk ſeinem Schüler, dem Kadi Abulwalid Ibn Roſchd, alſo unſerem Averroes, gewidmet.

***) An mehreren Stellen, z. B. am Ende des 4ten Buches.

†) Da kein gedruckter Katalog von den Handſchriften der Münchener Bibliothek vorhanden iſt, ſo weiß ſelbſt der nichts vernachläſſigende Wüſtenfeld nichts von der Exiſtenz dieſer Hebräiſchen Ueberſetzung. Ich erſehe es aus Plienthal's Mittheilungen in der Allgemeinen Zeitung des Judenthums, literariſches Beiblatt 1838 Nr. 16. Wahrſcheinlich ſteht im Hadschi Chalfa der erſte Theil der Vorrede. Auch im Ibn Abu Oſaibia ſteht ein Theil der Vorrede; aber Patr. de Gayangos hat ihn unverzeihlicherweiſe ausgelaſſen.

hervorzuheben ist, ein Feind des Abu Bekr Ibn Zohr. Auf seinen Befehl soll dieser vergiftet worden seyn. Aus dem Hasse des Westrs erklärt es sich vielleicht, warum man nicht dem Ibn Zohr, dem unvergleichlich höher stehenden Arzte, die Ausarbeitung des medizinischen Werkes übertrug.

Wenn es wahr ist, daß das Colliat nicht vor dem Jahre 578=1182 entstanden ist, so haben wir ein Mittel, nachzuweisen, daß es nicht später als 581=1185 erschienen seyn kann, die Abfassungszeit also mit 4 Jahren begränzt wird. Es hat nämlich Ibn Tofail, der berühmte Verfasser des philosophischen Romans Hai ben Joetan, Entgegnungen geschrieben, worauf Averroes wieder antwortete; Ibn Tofail starb aber 1185.

So glauben wir, wenn auch nicht unwiderleglich, doch mit starker Wahrscheinlichkeit dargethan zu haben, daß Colliat den letzten Lebensjahren des Verfassers angehört. Wenn nun aber auch die Haltbarkeit meiner Gründe hier und da bestritten wird, so wird doch Keiner mehr behaupten wollen, daß Averroes einen Ibn Zohr, am wenigsten den Abu Merwan, zur Ausarbeitung eines zweiten Theiles aufgefordert habe.

Bei der vorstehenden Abhandlung mußte ich die Güte der Herren Beamten der Königlichen Bibliothek stark in Anspruch nehmen; ich sage ihnen meinen Dank hier und erkläre mich Herrn Dr. Sybel für besonders verpflichtet. Dieser Kustos weiß seinem Wirkungskreise die schönere Seite, die Beförderung wissenschaftlichen Strebens, abzugewinnen. Er denkt nicht mit Oberst Wrangel, er habe hier ein Amt und keine Meinung, und weiß das redliche Streben derer zu würdigen, die, wenn auch kein Amt, doch eine Meinung haben. Viele Hundert Gelehrte hier sind bevorrechtet an der Bibliothek, bloß weil sie Aemter haben. Unter diesen Hunderten sind manche, von denen der Staat noch nichts Geschriebenes weiter als Quittungen gesehen hat. Sollte diesen nicht (besonders in dringenden Fällen) derjenige gleichgestellt werden, der etwas zu leisten wenigstens den besten Willen hat?

Nachtrag.

Für meine erste Beleuchtung (in Nr. 79 d. Bl.) habe ich schon mehrere briefliche Bemerkungen erhalten, die ich zum Theil mit Dank benutzen werde. Zwei Philologen greifen, der eine freundlich, der andere spöttisch, die Stelle „dignus, dignus es intrare in nostro docto corpore" an. Der Spötter beschwört mich bei den Manen Priscian's, doch ja meinen Ruhm nicht durch Lateinische Sätze zu kompromittiren. Er wolle mir gern die Editio princeps von Bröder überlassen, wo ich mich vielleicht einzusehen herablassen könnte, daß intrare in corpore, statt in corpus, ein wahres corpus delicti sey u. s. w. Dem Herrn Spötter sage ich, ich kann hier „Benè, benè, benè, benè respondere". Es giebt einen Malade imaginaire, so gut wie manchen Savant imaginaire, der wenigstens wissen sollte, daß die Redaction den groben Fehler nicht hätte passiren lassen, wenn es einer gewesen wäre.

„Quam bella chosa est et benè trovata
Pedanteria illa benedicta!" *)

Lebrecht.

Mannigfaltiges.

— Die Gränzboten. Diese „Blätter für Deutschland und Belgien" erscheinen seit dem 1. Juli nicht mehr in Brüssel, sondern in Leipzig bei J. A. Herbig, wodurch für sie die Hindernisse, die in unserem Vaterlande den außerhalb der Deutschen Bundesstaaten gedruckten Deutschen Schriften entgegenstehen, beseitigt sind. Wenn einige auswärtige Blätter berichteten, die „Gränzboten" seyen in Preußen verboten gewesen, so beruhte dies wohl nur auf einer Verwechslung mit der allgemeinen gesetzlichen Bestimmung, daß das Deutsche Journal, als außerhalb Deutschlands gedruckt, erst der diesseitigen Censur-Erlaubniß bedurfte, um Nummer für Nummer zugelassen zu werden. Aehnliches gilt z. B. auch in Bezug auf alle in der Schweiz oder in den Ostsee-Provinzen Rußlands erscheinende Deutsche Druckschriften, deren Zulassung jedesmal durch die Amtsblätter und demnächst auch durch das Deutsche Buchhändler-Börsenblatt verkündet wird. Die „Gränzboten" sind bereits mehrfach von uns als ein empfehlenswerthes Blatt bezeichnet worden, und zwar deshalb, weil sie in würdiger nationaler Weise den Deutschen Geist im Auslande vertraten. Wir wollen hoffen, daß der Herausgeber, der seinen Wohnsitz in Brüssel behält und dem es hauptsächlich um eine Annäherung und Vermittelung Deutscher und Flamändischer, sprachlicher und wissenschaftlicher Interessen zu thun ist, in jener Gesinnung und in diesem Streben auch ferner beharren werde.

— Die großen Chroniken der Belgier. In Brüssel ist jetzt die Herausgabe und die begonnene Publication eines Chroniken-Werks angekündigt, dessen Plan und Umfang ganz dazu geeignet ist, den Nationalsinn zu heben und zu beleben, falls es die Aufnahme findet, die es allerdings verdient. Herr J. Collin de Plancy, ein durch mehrere historische Arbeiten bereits vortheilhaft bekannter Autor, giebt bei dem Buchhändler A. Dewasme (unter der Firma: Société des Beaux-Arts) die „großen Chroniken der Belgier" heraus, von welchen eine Abtheilung mit zahlreichen Holzschnitten bereits erschienen unter dem Titel „Gottfried von Bouillon. Chroniken und Sagen aus der Zeit der beiden ersten Kreuzzüge *)." Das Ganze, von der Zeit der Römer beginnend und bis zur Gegenwart reichend, ist auf zwölf Bände berechnet, von denen die so eben erschienene Abtheilung den dritten oder vierten Band bildet. Die demnächst erscheinende wird die Chroniken Karl's des Großen enthalten. Es ist schade, daß der Herausgeber seine auf die Belgische Nationalität berechneten Arbeiten nicht auch in beiden Sprachen der Belgier, Flamändisch und Französisch, erscheinen läßt. Wir sollten glauben, daß gerade die in flamändischer Sprache geschriebenen Chroniken zur Geschichte der Niederlande den ergiebigsten Stoff darbieten. An Wahrhaftigkeit, Präcision, Mannigfaltigkeit und Originalität will es Herr Collin de Plancy, wie er in seinem Prospektus versichert, nirgends fehlen lassen. Wenn wir indessen aus einigen seiner „Legenden", die in Belgischen Zeitschriften enthalten waren, auf seine „Chroniken" schließen dürfen, so möchten diese fast zu „mannigfaltig" und „originell" seyn, denn augenscheinlich ist er bei ersteren mehr seiner Phantasie als den ihm vorgelegenen Materialien gefolgt. Herr Collin de Plancy scheint, seiner ganzen Richtung nach, der sogenannten katholischen Partei seines Vaterlandes anzugehören.

*) Siehe Molière, Malade imaginaire, letzte Scene.

*) Godefroid de Bouillon. Chroniques et légendes du temps des deux premières croisades.

Bibliographie. *)

Spanien.

R. C. I. P. S. Diccionario portatil y económico de la lengua castellana mas completo que cuantos se han publicado hasta el dia, inclusa el de la Academia española. Entrega 1. 8. Barcelona 1841. 4½ rs. — Das Ganze wird aus 7 bis 8 Lieferungen bestehen.

J. Zorrilla El eco del torrente, drama en 3 actos y en verso. 8. 8 rs. — Derf. Los dos virreyes. Drama en 3 act. y en verso. 8. 8 rs. — M. Breton de los Herreros La escuela de las casadas, comedia en 4 act. 8. 8 rs. — Derf. El editor responsable, comed. en 3 act. 8. 8 rs. — J. E. Hartzenbusch (des Deutschen Herkunft) Primero yo; drama en 4 act. y en verso. 8. 8 rs. — A. Saavedra (duque de Rivas) Teatro. Tomo 1. 8. 20 rs. — Teatro antiguo español, comedias escogidas de Tirso de Molina. Tomo 11. 8. 14 rs. — Sämmtlich zu der in Madrid erscheinenden und bereits in Nr. 39 erwähnten Galeria dramática.

P. Mata (Redacteur des Constitucional) El poeta y el banquero. Novela original. Entr. 1—6. 8. Barcelona. à 2½ rs.

Estado del cristianismo del reino de Tun-Kin, y breve relacion de los martirios y persecuciones que ha sufrido la mision que la provincia del Santisimo Rosario de Filipinas, del orden de predicadores, tiene en aquel reino. 8. Madrid 1841. 8 rs.

Coleccion de las cruces y medallas de distincion de España desde Marzo de 1517 hasta el dia. 8. Madrid. — Zur Fortsetzung eines früheren Werkes, das bis zu seinem Jahre reicht, und erscheint, mit Unterstützung der Regierung, in 25 bis 30 Lieferungen à 4 rs.

A. de Capmany y de Montpalau Filosofia de la elocuencia. Nueva edicion copiada literalmente conforme á la publicada por él mismo en Londres en 1812. 4. Madrid. 20 rs.

J. Vanhalen Narracion, escrita por él mismo; su cautividad en los calabozos de la inquisicion, su evasion y su expatriacion. 2 tomos 8. Madrid. 40 rs. — Memoiren eines früher und auch jetzt noch in den Zeitungen häufig genannten Wiseners.

J. J. de la Peña Ensayo sobre la perfeccion del hombre en la extension de su ser, ó sea la armonia de la naturaleza y la civilizacion en la formacion física, moral é intelectual del mismo desde su individual origen hasta la juventud. 8. Madrid. 30 rs.

P. A. Avecilla Legislacion militar de España. 4 tom. 8. Madrid. 40 rs.

J. M. de Estarrona Tratado elemental de terapéutica general y materia médica veterinarias. 2 tom. 8. Madrid 1841. 20 rs.

F. G. Moron Curso de historia de la civilizacion de España; lecciones pronunciadas en el Liceo de Valencia y en el Ateneo de Madrid 1840 y 1841. Tomo 2. 8. Madrid. 22 rs. — Denselben Gegenstand behandelt ausführlich E. de Tapia Historia de la civilizacion española, desde la invasion de los árabes hasta la época presente. 4 tom. Madrid 1840—41. 8., anerkannt als eines der besten neuerdings in Spanien erschienenen historischen Werke.

A. Puga y Aranjo Diccionario cronológico penal de toda la legislacion española. Entr. 1. 4. Santiago. 6 rs. — Das Ganze ist auf 2 Bände berechnet.

N. B. Seira El conde Fernan Gonzalez, novela histórica. Tomo 1. 8. Madrid. 24 rs.

J. M. Villergas Poesias jocosas y satíricas. Entr. 1—3. 8. Madrid. à 2½ rs.

Coleccion de cortes de los reinos de Leon y de Castilla. Cortes de Valladolid, celebradas en la era 1389 (año 1351); por D. Pedro, único de este nombre. 1 cuaderno (25) 4. Madrid. 8 rs.

J. Balmes El protestantismo comparado con el catolicismo, en sus relaciones con la civilizacion europea. Tomo 1. 8. Barcelona. Subscrpr. 12 rs. — Sollen 4 Bände werden.

R. de Campoamor Fábulas originales. 12. Madrid. 6 rs.

E. Gabarda Historia de los amantes de Teruel, con los documentos justificativos y observaciones criticas del autor. 8. Valencia. 8 rs.

R. de la Sagra La industria algodonera y los obreros en Cataluña. 8. Madrid. 3 rs.

Angela Grassi (ein junges Mädchen von 15 Jahren) Lealtad á un juramento, ó crimen y espionaje. Drama en 3 actos y en prosa. 8. Barcelona. 3 rs. — Das Stück wurde zum ersten Mal zu Barcelona d. 29. Januer im Theater Santa Cruz aufgeführt.

J. B. Barthe Medallas de la proclamacion de S. M. la reina doña Isabel II. Entr. 3. que comprende las de Mahon, Mallorca, Manresa — Trinidad. 8. Madrid. 2 rs.

P. L. Claros y J. Escario Memorias premiadas por la junta de gobierno de la academia matritense de jurisprudencia y legislacion 1841, sobre el siguiente tema: ¿la pena capital ¿es legítima, justa y conveniente? En caso de admitirse, ¿á qué delitos deberá aplicarse? 8. Madrid. 8 rs.

S. Bermudez de Castro Antonio Perez, secretario de estado del rey Felipe II. Estudios históricos. 8. Madrid 1841. 20 rs. — Unter den Schriften des A. Perez († 1611) sind namentlich seine öfter gedruckten Memoiren (Relaciones) von linguistischem und historischem Interesse. Ein Exemplar der ersten und seltenen Ausgabe (Paris 1598. 8.) ist in der hiesigen Königl. Bibliothek.

F. de P. Mellado Guia del viagero en España. 8. Mit 1 Karte. Madrid. 16 rs.

A. Blat Nueva ortografia de la lengua castellana. Valencia, Blat. 8. 6 rs.

F. G. Elipe Poesias. Publicadas bajo los auspicios del Liceo artistico y literario de Madrid. 8. Madrid. 12 rs

J. Colon y Colon Sevilla artistica. 8. Sevilla 1841. 8 rs.

Anales de minas; publicados de orden de S. M. la direccion general del ramo. Tomo 2. 4. Madrid 1841. 24 rs.

Abenamar Filosofia de los toros (des Stiergefechts). 8. Mit dem Portrait des Verf. (i. e. S. L. Pelegrin). Madrid. 24 rs. — Derf. Poesias. 8. Madrid. 24 rs.

A. M. Ortega y Torres Mejoras de los actuales molinos de aceite (Oel-Mühlen), y método nuevo de extraerlo con aumento de él y disminucion grande de costos. Entr. 1. 4. Baeza. 6 rs. — Das Werk, ein Band 4., erscheint in 4 Lieferungen.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 97. Berlin, Montag den 15. August 1842.

Griechenland.

Griechenlands heutige Zustände.

Kürzlich ist in London unter dem Titel: „Greece Revisited and Sketches in Lower Egypt" eine Reisebeschreibung erschienen, welche einen gewissen Herrn Garston zum Verfasser hat, der früher in den Reihen der Philhellenen für die Unabhängigkeit Griechenlands kämpfte und jetzt den Schauplatz seiner kriegerischen Thaten zum zweitenmal besucht, wobei ihn die Schilderung des heutigen Zustandes dieser Gegenden zu anziehenden Erinnerungen an die Vergangenheit veranlaßt. Er fand, daß große Veränderungen vorgefallen waren, seitdem das Kreuz einen entscheidenden Sieg über den Halbmond davongetragen und Europäische Kultur die Asiatische Barbarei verdrängt hatte. So beschreibt er den Piräeus folgendermaßen:

„Obgleich das, was ich in Patras gesehen, mich zum Theil auf die zu erwartende Veränderung vorbereitet hatte, so verfehlte doch der Kontrast, den der gegenwärtige Anblick des Piräeus in Vergleich mit dem Zustande desselben im Jahr 1826 darbot, nicht, einen lebhaften Eindruck auf mich hervorzubringen. Als ich mich zu jener Zeit hier aufhielt, waren am Ufer keine andere Gebäude als ein halbverfallenes Kloster und einige elende Hütten zu bemerken, und im Hafen ankerten nur wenige Kaiken und Mistiks. Jetzt ist der Hafen nicht nur von kleineren Fahrzeugen und fremden Kauffahrteischiffen angefüllt, sondern es liegen hier auch Kriegsschiffe fast aller Europäischen Mächte vor Anker, und am Ufer erheben sich schöne Häuserreihen, welche eine Stadt von nicht unbedeutender Ausdehnung bilden. An der Stelle einer von Ruinen bedeckten menschenleeren Einöde erblickte ich einen Schauplatz der Thätigkeit und des Wohlstandes, wo Seeleute verschiedener Nationen sich in der Mitte einer zahlreichen geschäftigen Bevölkerung bewegten. Die Quarantaine-Anstalt (lazaretto), das Zollhaus (dogana), die Kaffeehäuser, die am Landungsplatze haltenden Lastpagen bildeten einen so starken Gegensatz zu dem Orte, wo ich als Kranker Mühe hatte, ein Dach zu finden, welches mich vor dem Regen schützen konnte, daß im ersten Augenblicke mir Alles wie ein Traum vorkam. Ich würde es auch gewiß für einen Traum erklärt haben, wenn man mir vor vierzehn Jahren gesagt hätte, daß ich eines Tages im Piräeus eine bequeme Britschka miethen würde, um mich nach Athen zu befördern, und daß mich ein im Albanesischen Kostüm gekleideter Kutscher nach jener Stadt fahren würde. Nichtsdestoweniger trug sich beides gestern Abend zu, und ich muß gestehen, daß es kein unangenehmer Kontrast war, einen Weg in schnellem Trabe auf einer trefflichen Chaussee zurückzulegen, den man damals sogar zu Pferde nur mit Vorsicht passiren konnte."

Ueber die Denkmäler des klassischen Alterthums in Athen bemerkt Herr Garston:

„An den Mauern und Säulen des Theseions sieht man noch die Spuren der Kanonenkugeln, die man gewöhnlich den Versuchen der Türken zuschreibt, es muthwilliger Weise zu zerstören. Ich würde jedoch eher glauben, daß diese sowohl, wie die ähnlichen an den Säulen des Olympieons bemerkten Spuren, von den Zufälligkeiten des Krieges in den vielen Kämpfen herrühren, die zu verschiedenen Zeiten um den Besitz der Festung stattfanden. Das gemauerte Fundament, auf welchem der Tempel des Jupiter errichtet ist, und der Erdhügel, auf dem das Theseion steht, mögen als Punkte gewählt worden seyn, von wo aus man den Zugang zur Stadt in mehreren Richtungen vertheidigen konnte. Auf beiden Denkmälern sind die Wirkungen eines mächtigeren Zerstörungsmittels zu erkennen, als der Mensch anzuwenden vermag — die eines Erdbebens oder einer Reihe von Erdstößen. Die Blöcke, aus welchen die Säulen zusammengefügt sind, scheinen nämlich an einigen Stellen so weit verschoben, daß der senkrechte Abriß der Säulen in eine zackige, unregelmäßige Linie verwandelt wird; viele Blöcke sind auch mehr oder weniger umgedreht worden, so daß die Fugen nicht mehr in die Höhlungen hineinpassen. Dieses ist weit mehr an den Säulen des Theseions wahrzunehmen, als an denen des Olympieons, und kann in beiden nur durch eine Erderschütterung hervorgebracht worden seyn."

Der Verfasser übernimmt auch die Vertheidigung der klassischen Dichter, die uns so viele schöne Beschreibungen des Ilissus hinterlassen haben, obgleich dieser Fluß jetzt nur durch gänzlichen Wassermangel ausgezeichnet ist. Man kann sie, wie er sagt, nicht dafür zur Verantwortung ziehen, wenn der Strom, an dessen Ufer sie zu wandern und dessen erquickende Kühlung sie zu besingen liebten, entweder zum Vortheil des Ackerbaus aus seinem heimatlichen Bette verlockt oder durch eine Naturzerrüttung daraus verscheucht wurde. Die Felsen zeigen noch immer die Spuren mächtiger Wasserfluthen, die einst über sie hinströmten.

Die Skizzen enthalten viele Einzelnheiten, die sich auf die Ereignisse des Revolutions-Krieges und die vornehmsten handelnden Personen jenes Zeitraums beziehen: so z. B. über den Fürsten Maurokordato:

„Als im Jahr 1825 die Kriegsbrigg des Sachturis, deren Kommando Tsamados übernommen hatte, sich so tapfer aus dem Hafen von Navarin durch die Türkische Flotte schlug, befand sich der Fürst Maurokordato am Bord, und auf seinen Vorschlag entschloß man sich, das Fahrzeug in die Luft zu sprengen, wenn die Türken sich seiner bemächtigen würden. Ihm wurde das Amt anvertraut, die Pulverkammer nöthigenfalls anzuzünden. Die Türken versuchten mehrere Male zu entern, wurden aber glücklicherweise mit großem Verlust zurückgetrieben. Unterdessen saß der Fürst am Eingange der Pulverkammer, wo er, eine Pistole in der Hand, die Schicksalskunde abwartete. Seine Feinde geben vor, daß er sich nur deswegen zur Uebernahme dieses Amtes erboten habe, um den ihm auf dem Verdecke drohenden Gefahren zu entgehen; aber ohne auf die schauderhafte Natur des Amtes selbst Rücksicht zu nehmen, welches durch die Ungewißheit, in der er bleiben mußte, seinen Muth auf eine weit härtere Probe stellte, als das Getümmel des Kampfes, so genügt schon der thätige Antheil, den er an den Kriegs-Operationen in den ersten Jahren der Revolution, sowohl in der Morea als im nördlichen Griechenland, nahm, ihn vor einer so seltsamen Anklage zu rechtfertigen."

Die Einwohner von Hydra spielten im Revolutions-Kriege eine ausgezeichnete Rolle, indem sie als kühne Seeleute wichtige Dienste leisteten und bei mehr als einer Gelegenheit allgemeinen Schrecken unter den Feinden verbreiteten. Dieses geschah hauptsächlich vermittelst ihrer Brander, deren Wirksamkeit auf folgende Art beschrieben wird:

„Der Raum des Fahrzeugs wurde mit Brennstoff von jeder möglichen Gattung angefüllt; unter die Luken wurde eine gewisse Quantität Pulver gelegt und mit einem Leitfeuer von schnellbrennenden Lunten verbunden, welche in Röhren an jeder Seite des Schiffes angebracht waren und deren Oeffnungen man nach außen mit Pflöcken verstopfte. Man bemühte sich, das dem Untergang geweihte Fahrzeug dem Feinde so nahe, wie nur irgend thunlich war, zu bringen; sobald aber das Feuer der Türken der Mannschaft nicht länger gestattete, sich auf dem Verdecke aufzuhalten, bestieg sie das Boot, welches im Schlepptau an der am wenigsten gefährdeten Seite des Brauders lag. Der Capitain blieb indeß auf seinem Posten am Steuerruder, bis der Augenblick gekommen war, den Brander anzuzünden. Er befestigte alsdann das Ruder, eilte zu seinen Gefährten ins Boot und steckte das Leitfeuer an, worauf man alle Kräfte anwandte, um den feindlichen Kugeln zu entgehen und außer dem Bereiche der Explosion zu kommen. Das Feuer verbreitete sich längs den Röhren, die Luken wurden in die Luft gesprengt, und der Brander glich vor der Explosion einer Masse Flammen. So groß auch der Schrecken war, den die Annäherung dieser Fahrzeuge den Türken einflößte, so war doch die Ausführung solcher Wagestücke mit keiner geringen Gefahr verknüpft, und man muß den Heldenmuth bewundern, den die Hydrioten dabei an den Tag legten; viele der kühnsten, unter diesen Kanaris selbst, entgingen jedoch glücklich dem Tode, dem sie sich zu wiederholten Malen mit so vieler Aufopferung ausgesetzt hatten."

Nachdem der Verfasser Griechenland verlassen hatte, besuchte er Aegypten und liefert einige bemerkenswerthe Notizen über die Nil-Länder. Selbst am Rande der Wüste hatten durch die von Ibrahim-Pascha auf den Ackerbau verwendete Sorgfalt einige Stellen ein blühendes Ansehen erhalten und gaben reichliche Erndten an Früchten und Getraide. Ueber den Anbau einer dieser Gegenden lesen wir Folgendes:

„Diese Strecke gehört meistens dem Ibrahim-Pascha, der während seines Siegeslaufes in entfernten Ländern durch unendliche Arbeit die Urbarmachung zu Stande bringen und ein Landhaus im edlen Styl auf halbem Wege zwischen der Hauptstadt und Matarea aufführen ließ. Am Saume der Wüste gelegen, war dieser fruchtbare Landstrich vor zwanzig Jahren noch ziemlich tief mit Flugsand bedeckt, welcher sich dort sehr schnell anzuhäufen pflegt, wenn er nicht durch fortwährende Anstrengungen davon zurückgehalten wird. Gegenwärtig ist der Rasen so grün, als in den fruchtbarsten Grafschaften Englands, und ohne den eigenthümlichen Charakter der Bäume und Pflanzen würde hier ein Engländer bei einem Spazierritte sich in sein eigenes Vaterland versetzt glauben, wenn die Täuschung nicht durch die Erscheinung der unglücklichen Fellahs zerstört würde, deren abgemagerte Gestalten und verhungertes Ansehen sowohl hier als anderwärts im grellsten Widerspruch mit dem lachenden, üppigen Wuchse der Felder stehen, die sie bewohnen und bearbeiten, aber nicht zu genießen wagen.

England.

Schule und Kirche in Schottland.

(Fortsetzung.)

In dem ersten Schulbuche, das 1560 gedruckt wurde, war streng anbefohlen, daß jeder Kirchsprengel, zu dem eine Stadt gehörte, einen Schulmeister haben solle, „der im Stande wäre, die Lateinische Grammatik und Sprache zu lehren"; und „daß in den Dorfgemeinden der Prediger die Pflicht übernehmen sollte, die Jugend des Kirchsprengels in den Elementarkenntnissen, besonders aber in dem Genfer Katechismus, zu unterweisen." Die letzten Worte sind wohl zu beachten. Die Kirche nämlich verlor den Gegenstand, auf welchen diese Worte hindeuten, niemals aus den Augen. Viele Verhandlungen des Konziliums wurden darüber aufgenommen. So oft es wegen der Wiederherstellung des Kirchen-Eigenthums Anträge machte, wurde die Stiftung von Schulen niemals vergessen. Im J. 1616 machte der Geheime Rath zum ersten Male sein Ansehen geltend und verfügte, daß „in jedem Kirchsprengel Schottlands, wo zur Unterhaltung einer Schule hinreichende Mittel vorhanden wären, eine Schule errichtet und ein Schullehrer angestellt werden sollte, und zwar auf Kosten der Pfarrkinder." Diese Verfügung wurde damals von den Bischöfen durchgesetzt und im Jahre 1633 im Parlamente bestätigt. Dies war die erste gesetzliche Verordnung, welche die Gründung von Parochial-Schulen anbefahl.

Während der Bürgerkriege ging eine andere Akte durch, welche, obgleich von der Restauration abgeschafft, dennoch in dem berühmten Statute Wilhelm's und Mariens im J. 1696 fast wörtlich angenommen wurde. Diese Akte betrifft die Gründung des gegenwärtigen Parochialsystems. Das Statut lautet folgendermaßen: „Die Stände des Parlaments, welche in Betracht gezogen haben, wie nachtheilig der Mangel an Schulen in vielen Gemeinden gewesen ist, und wie wohlthätig die Errichtung derselben für Kirche und Staat seyn muß, beschließen deshalb und verordnen, daß in jedem Kirchsprengel, wo nicht bereits dafür gesorgt ist, eine Schule errichtet und ein Schullehrer angestellt werden soll; und daß zu diesem Zwecke die Landbesitzer zusammentreten, für ein passendes Schulhaus sorgen und dem Schullehrer einen Gehalt bestimmen sollen, der nicht unter 100 Merks (5 Liv. st. 11 sh. 1⅓ d., ungefähr 40 Rthl.) und nicht über 200 Merks seyn darf und jährlich in zwei Terminen gezahlt werden muß" u. s. w. Im J. 1693 war eine Akte durchgegangen, welche den Titel führte: „Eine Akte für die Wiederherstellung der Ruhe und des Friedens der Kirche", welche unter Anderem erklärte, daß „alle Schullehrer der Jurisdiction der Presbyterien unterworfen seyn sollen." Das ganze System wurde im J. 1699 durch eine andere Akte des Schottischen Parlaments vervollkommnet.

Der Zweck dieser verschiedenen Parlaments-Akten wurde glücklicherweise erreicht. Denn weniger als hundert Jahre nachher war das Schottische Volk besser erzogen, als jedes andere christliche Volk. Die Fähigkeit, zu lesen und zu schreiben, und eine Kenntniß der fünf Species konnte sich fast ein jedes Individuum erwerben; wenigstens waren alle Klassen des Volkes im Stande, die Bibel von frühester Jugend an zu lesen und mit Hülfe des Katechismus, der in jeder Schule regelmäßig gelehrt wurde, die Elemente einer religiösen Erziehung, die sie in keinem anderen Europäischen Lande hätten erlangen können, in sich aufzunehmen.

Während der größeren Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die Schullehrer in vielen Kirchspielen befähigt, Unterricht in der Lateinischen Sprache denjenigen zu geben, welche eine grammatische Schulbildung sich zu erwerben wünschten. Viele junge Leute sind in den Schulen der Kirchsprengel, in welchen sie geboren wurden, für die Universitäten vorbereitet worden. Im J. 1836 gab es 916 Pfarrgemeinden in Schottland und 1162 Schulen, indem es 146 dotirte Schulen gab und außerdem eine Schule für jede Gemeinde. Demnächst wurden noch viele Privatschulen eröffnet. Rechnet man das Durchschnitts-Einkommen der 1162 Schulen auf 27 Pfd. Sterl. 10 Sh., was ungefähr die Dotation für jede Schule ist, so steigt der jährliche Fonds auf 31,935 Pfd. Sterl., wobei jedoch die Schulhäuser, die Lehrerwohnungen und ein Garten nicht mit gerechnet sind. Die Prediger der Kirchsprengel und die Gutsbesitzer haben das Recht, die Unterrichtszweige zu bestimmen, in welchen ein Schullehrer unterrichten soll. Diese müssen deshalb in verschiedenen Kirchsprengeln sehr verschieden seyn. In Flecken und größeren Städten wird man Schulen blos für das Studium der Klassiker oder mit Französisch finden. Die meisten Lehrer haben eine Universitätsbildung erhalten. In den drei nördlichen Grafschaften Aberdeen, Banff und Moray gab es nach einem im J. 1835 vorgelegten Berichte unter 137 Lehrern nur zwanzig, die nicht im College studirt hatten. Das Gesetz sorgt nicht für die Besoldung der Hülfslehrer. Das Presbyterium entscheidet in höchster Instanz über alle Angelegenheiten der Schullehrer, als solcher; in einer rein bürgerlichen Angelegenheit hat sich der Lehrer, wie jedes andere Gemeindeglied, an die gewöhnlichen Gerichtshöfe zu wenden. Alle Parochialschullehrer müssen zur allgemeinen Landeskirche gehören und nach Vorschrift das Glaubensbekenntniß und die Artikel unterschreiben. Jedes Presbyterium ist verpflichtet, mittelst einer Deputation aus seinen Mitgliedern die verschiedenen Schulen, die zu seinem Bezirke gehören, einmal des Jahres zu besuchen und zu prüfen. Dies geschieht jedoch nicht regelmäßig. Die Gutsbesitzer und der Prediger haben das Recht, das Schulgeld zu bestimmen, welches die Schüler dem Lehrer zu zahlen haben und das im Allgemeinen sehr niedrig ist. Die jährlichen Einkünfte eines Lehrers aus seinem Gehalt und dem Schulgelde mögen ungefähr 30 Pfd. Sterl. (etwa 225 Rthl.), mit Ausschluß eines Hauses und Gartens, betragen. In den meisten Gemeinden jedoch haben die Schullehrer einige geringe Vortheile mehr, indem sie bei der Kirchensession Schreiber und außerdem Vorsänger sind. Auch haben sie noch andere kleine Accidenzien, indem sie Conscriptionslisten u. s. w. aufsetzen.

Aus einem solchen Erziehungssystem müssen viele Vortheile fließen. Den Ruf der Intelligenz, den der Schotte schon so lange in der Welt genießt, verdankt er in nicht geringem Grade der Parochialschule seines Geburtsortes. Die allgemeine Schulbildung hat den gemeinen Schottischen Soldaten in vielen Beispielen über seinen Englischen und Irischen Kameraden erhoben. Ein Theil der Mannschaft, welche unter Wellington in Spanien und bei Waterloo kämpfte, war unter dem vereinten Einflusse der Kirche und der Schule erzogen. Die Britischen Linien bestanden nicht aus einer bloßen Masse von roher, thierischer Kraft. Die Intelligenz und gewissermaßen das moralische Prinzip war es, das ihren Angriff so oft unwiderstehlich machte. Die Wohlthaten dieser allgemeinen Erziehung zeigen sich darin, daß sie die Härte des Schottischen Charakters mildern, die rauhen Seiten desselben abschleifen und selbst der vorherrschenden physischen Widersetzlichkeit einen Anschein von Vernunft verleihen. Diese Wohlthaten sind auch darin sichtbar, daß die wenigen Millionen Einwohner Nord-Britaniens einen Ruf genießen und einen Einfluß ausüben, auf welchen die doppelte Zahl der Bevölkerung von einem anderen Theile Englands keinen Anspruch machen kann. Die Hauptursache dieses Unterschiedes liegt in der frühen Erziehung auf der einen Seite und in dem Mangel derselben auf der anderen. Was für ein unberechenbarer Segen würde es für Irland gewesen seyn, wenn ein Parochial-Schul-System, zwei hundert Jahre *hindurch*, daselbst thätig und wirksam gewesen wäre.

Das System wurde jedoch früher für die Bedürfnisse der Schotten für unzureichend gehalten. Der große Zweck der Gesellschaft zur Verbreitung der Kenntniß des Christenthums, wie er in dem Patent vom J. 1709 ausgesprochen wurde, war und ist noch „die Beförderung der Frömmigkeit und Tugend in Schottland, besonders in den Hochlanden, den Inseln und den entlegenen Gegenden desselben, wo Irrthum, Aberglaube und Unwissenheit wegen der geringen Zahl der Schulen in sehr großen Kirchsprengeln am meisten noch herrschend sind." Die Gesellschaft hat ein Kapital von ungefähr 100,000 Pfd. Sterl. aufgesammelt. Die 340 Beamten der Gesellschaft sind in den Hochlanden und auf den Inseln vertheilt. Als die Gesellschaft gestiftet wurde, war weder die Bibel noch irgend ein anderes religiöses Buch in das Gälische übersetzt. Ueber diesen Mangel kann man jetzt nicht mehr klagen.

Aber trotz der Bemühungen dieser Gesellschaft, ist dennoch viel Unwissenheit zurückgeblieben. Im J. 1824 machte ein Ausschuß des Konziliums die Entdeckung, daß es in den nordwestlichen Gegenden Schottlands nicht weniger als 10,500 Kinder unter 15 Jahren gab, die aller Mittel zur Erziehung beraubt waren, und daß nicht weniger als 230 neue Schulen nothwendig wären; und man hat seitdem versichert, daß die Gesammtzahl der Kinder von beiden Geschlechtern, von sechs Jahren und darüber, die nicht im Stande wären, weder Englisch noch Gälisch zu lesen, in allen Kirchspielen der Hochlande und der Inseln, sich auf 83,397 beläuft. Man muß jedoch hierbei in Betrachtung ziehen die Armuth und die Dürftigkeit des Volkes, den gebirgigen Charakter des Landes und die zahlreichen Schwierigkeiten, die sich in der Gestalt von Bächen, Flüssen, Seen und kleinen Buchten dem Wege zur Schule hindernd entgegenstellen; ohne die Entfernung von vielen Meilen zu rechnen, die das Kind oft bei ungünstigem Wetter bis zur nächsten Erziehungs-Anstalt gehen muß. Der Prediger Dr. Gordon stellte in der Versammlung des Konziliums 1840 die Behauptung auf, daß es in Schottland 90,000 Personen gäbe, die nicht lesen könnten, und daß der größte Theil derselben in Glasgow und Edinburg, den Zufluchtsstätten der Aermsten aus Schottland und Irland, gefunden werde. Es sind jedoch Maßregeln ergriffen worden, die Unwissenheit und die Immoralität, die im Gefolge solcher Zustände gewöhnlich bemerkt werden, zu mindern; aber das Konzilium gab der diesfälligen Verordnung der Regierung die Klausel, daß von den Regierungs-Inspektoren nichts unternommen werden dürfe, was den Interessen der Landeskirche nachtheilig seyn könnte.

Die Secessionskirche (die Kirche der Dissenters) hat ein ähnliches Interesse für die Schul-Angelegenheit an den Tag gelegt. Die Zahl der Schulen, die ihr Entstehen dieser Kirche verdanken, ist mehr als 100. Die Zahl der Sonntagsschulen in Schottland beträgt ungefähr 600, von denen zwei Drittel angeblich den Dissenters gehören. Die Gesammtzahl der Schulen in Schottland kann auf etwa 4000 geschätzt werden, von denen 3000 Privatschulen sind. Man nimmt an, daß gegenwärtig ungefähr der neunte Theil der Bevölkerung die Schule besucht.

Innerhalb der letzten fünf und dreißig Jahre sind in den größeren Städten sogenannte Akademieen gegründet worden. Sie stehen unter der unmittelbaren Aufsicht ihrer Gründer oder der Stadtbehörden. Diese Akademieen und die alten Stadtschulen, wie die Hochschule von Edinburg, werden als die besten Seminare in Schottland betrachtet, die alle Zweige der Erziehung, deren jeder einen besonderen Lehrer hat, umfassen.

Ein Bericht über den Stand der Erziehung in Schottland, um danach ihren Einfluß auf den National-Charakter abmessen zu können, würde ohne einige Bemerkungen über die Universitäten sehr unvollständig seyn. Diese Universitäten haben jetzt keinen kirchlichen Charakter und bilden auch nicht, nach der gewöhnlichen Bedeutung des Worts, geistliche Körperschaften. Sie stehen jedoch mit der Kirche Schottland's, deren Artikel die Professoren anzuerkennen haben, in Verbindung. Gleich anderen Erziehungs-Anstalten können sie der Inspection der Kirche, in Beziehung auf religiöse Meinungen, die auf ihnen gelehrt werden, unterworfen werden. Die Professoren der Theologie sind ihrem Amts-Charakter zufolge, Mitglieder des Presbyteriums; und jede Universität schickt an das Konzilium eine Deputation. Aber in anderen Beziehungen sind diese Universitäten keine kirchlichen Anstalten und mit der Kirche eben so wenig ver-

bunden als die Jurisprudenz oder die Medizin. Sie sind für die allgemeine Erziehung des Landes bestimmt. Nicht wenige der dissentirenden Geistlichen Englands sind auf den Schottischen Universitäten gebildet worden. Alle Zweige des Unterrichts können von Laien gelehrt werden, mit Ausnahme der Theologie; und in keiner Fakultät, außer in der Theologie, achtet man auf eine Verschiedenheit der Meinungen von den Meinungen der Kirche. Auch die Bemerkung ist sehr wichtig, daß diese Meinungen in keiner Beziehung nach den Ansichten oder Gewohnheiten der Aristokratie modifizirt werden. Die Universität hat das Prinzip einer allgemeinen Bildung angenommen, an welcher Personen aus allen Ständen gleichen Antheil nehmen können. Es ist der eigenthümliche und wohlthätige Charakter der Schottischen Universitäten, daß sie zur Absicht haben, die höchste Bildungsstufe in der Wissenschaft und Philosophie selbst den niederen Ständen zugänglich zu machen, während sie zu gleicher Zeit die Jugend der höchsten Stände erziehen und bilden. Die Schottischen Universitäten zählen unter ihren Studenten Personen von jedem Stande und von jedem Alter, z. B. erwachsene Männer, die die Vorlesungen zum Vergnügen besuchen, entweder um die Studien früherer Jahre zu repetiren, oder die unterbrochenen Studien fortzusetzen; Gewerbtreibende und Beamte, welche aus den neuen Fortschritten der Künste und Wissenschaften Nutzen zu ziehen hoffen; junge Leute, die keinen regelmäßigen Universitätskursus durchmachen wollen, sondern die blos ein oder zwei Jahre das College besuchen, um sich eine größere Bildung anzueignen, als sie in den Parochialschulen erlangen konnten, bevor sie die Bahn des Handels oder der Industrie betreten. Das Unterrichtssystem, das sich über alle Zweige der Wissenschaften und Künste erstreckt und aus einem halbjährigen Kursus besteht, entspricht genau den Wünschen der eben bezeichneten Personen, so wie es auch den eigentlichen Studenten nützliche Kenntnisse verschafft.

Die Besoldung der Professoren hängt auf den größeren Universitäten meistens und in Edinburg gänzlich von den Honoraren ab, welche die Studenten bezahlen. Dabei jedoch, daß der Ruf der Professoren durch die Zahl ihrer Zuhörer, besonders solcher, wie wir sie oben genannt haben, bedeutend wachsen muß, ist zu fürchten, daß im Verhältniß zu der Zunahme der Zuhörer der Hauptgegenstand der eigentlichen Erziehung der Jugend vernachlässigt werden dürfte, da die Prüfungen und Uebungen nach und nach den Vorlesungen ganz weichen. Es besteht jedoch eine besondere Stunde für die genannten Zweige in vielen Anstalten, so daß weder die Vorlesungen unterbrochen, noch die Prüfungen vernachlässigt zu werden brauchen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Der Französische Anglomane.

Es gehört zwar jetzt zur Politik der Franzosen, die Engländer eben so zu hassen, als man noch vor wenigen Jahren mit ihnen sympathisirte; was jedoch die Mode betrifft, so nimmt diese von der Politik durchaus keine Notiz, und auch in Bezug auf England behauptet sie insofern ihre Unabhängigkeit, als es fortwährend zum guten Ton der jungen Französischen Männerwelt gehört, sich das Ansehen eines Britischen Dandy zu geben. Hören wir, wie Herr Eugen Guinot in einem Feuilleton-Artikel des Courrier Français die in der That fast unglaubliche Anglomanie junger Franzosen verspottet:

„Wie, du bist es, mein lieber Henri? Ich hätte dich beinahe nicht wiedererkannt; ich hielt dich für einen Engländer." Mit diesen Worten wurde Jemand angeredet, der keineswegs bemüht war, etwas von der Freude zu verbergen, die diese Anrede in ihm erregte. Das fröhliche Lächeln der triumphirenden Eitelkeit erglänzte auf seinem Angesichte.

„In der That", fuhr der Andere fort, „in den sechs Monaten, in welchen ich dich nicht gesehen, hast du dich gänzlich verändert. Und wenn schon vorher in deiner Haltung etwas Britisches lag, so erscheint doch erst heute der Typus vollkommen ausgeprägt. Du hast ganz das Ansehen eines jungen Lords, wie er aus Hyde-Park hervortritt, oder wie er so eben die Königin im Buckingham-Palast begrüßt hat."

Ein schmeichelhafteres Kompliment konnte unserem Henri von Buzemare wahrlich nicht gemacht werden. Indeß blieb der Heuchler dabei nicht stehen. Nachdem er sein Lob im Allgemeinen gespendet, versuchte er es, in das Einzelne einzugehen; er bewunderte den Rock, den Hut, die Fingerringe, den Stock, alles Dinge, die unmittelbar aus London angekommen waren, und gab sein Erstaunen über die Art und Weise zu erkennen, wie diese verschiedenen Gegenstände von dem Pariser Dandy so geschmackvoll getragen wurden. Nachdem er darauf erklärt hatte, daß es für den guten Geschmack und die Eleganz überhaupt kein anderes Heil als in den Englischen Sitten und Moden gäbe, fügte er scheinbar nachlässig noch hinzu: „Apropos, mein Lieber, ich befinde mich augenblicklich in einer Verlegenheit. Ich würde auf einige Tage zwanzig Louisd'or brauchen, und weil ich dich gerade hier finde, so gebe ich dir den Vorzug, denn ich weiß, daß ein wahrer Gentleman stets Gold in der Tasche hat und niemals verabsäumt, sich einen Freund verbindlich zu machen."

Der Angeredete vermochte nicht, diesem Köder zu widerstehen; er wollte sich vor Allem als einen wahren Gentleman zeigen, und indem er eine reich gefüllte Börse aus der Tasche zog, zählte er auf der Stelle die verlangten zwanzig Goldstücke auf.

Henri von Buzemare gehörte zu jener unter der Französischen müßigen und reichen Jugend so ausgebreiteten neuen Schule, die Alles studirt, bewundert und nachahmt, was nur von England kömmt. Nach seiner Ansicht war nichts gut, was nicht an den Ufern der Themse aufgeblüht; nichts schön, was nicht über den Kanal von London nach Paris gekommen. Er machte den Anfang damit, daß er sich das Kostüm eines Gentlemans anschaffte, und wir haben bereits gesehen, was für Ausgaben ihm seine Schwäche verursachen konnte, ohne der verschiedenen Rechnungen der Schneider, der Galanteriehändler und der Sattler von Regent's-Street und Pall-Mall zu gedenken.

Seine blinde Leidenschaft sollte noch härteren Proben unterworfen werden. So lange es sich nur darum handelte, mit der Börse zu bezahlen, hatte es eben nicht viel zu sagen; aber eines Tages war Henri in einen Streit verwickelt und ernstlich beschimpft worden. Die Sachlage gestattete ihm die Wahl der Waffen; die Zeugen hatten es bereits so angeordnet, und da er in der Fechtkunst ein Meister war, so hätte dieser Umstand ihm gar wohl zum Vortheil gereichen können. Allein sein Gegner, der davon wußte, kam ihm zuvor, indem er zu ihm sagte: „Ich darf Sie nicht erst fragen, mein Herr, welches Ihre Waffe sey. Sie verstehen sich zu gut auf das high-life, um über diesen Punkt irgend einen Zweifel hegen zu können. Der Degen ist aus der Mode gekommen, die Engländer haben ihn außer Gang gebracht. Ein wahrer Gentleman schlägt sich nie anders als auf Pistolen."

Henri empfand eine gewisse innerliche Freude über diesen Rath, der ihn noch zeitig genug davon abhielt, einen Fehler zu begehen. Denn schon war er in der Verirrung so weit gegangen, daß er sich gar kein Bedenken über das Betragen gemacht, in dem er doch sonst so sorgfältig und aufmerksam Alles abwog. Bereits hatte er die Vergessenheit so weit getrieben, daß er sich mit dem Degen schlagen wollte; er! der zwar der beste Zögling Grisier's, aber doch vor Allem der eifrigste Beobachter der Englischen Sitte war. Gern würde er dem Feinde seinen Dank dafür geäußert haben, daß er ihn vom Rande des Abgrundes zurückgehalten; ja er würde ihm aus vollem Herzen die Beleidigung selbst verziehen haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß dies von der Erkenntlichkeit ihm eingegebene Betragen übel gedeutet werden möchte. — Uebrigens war es ihm eben gar nicht unerwünscht gekommen, sich einmal nach Art der Gentlemen schlagen zu können. — Der Degen blieb demnach in der Scheide, und trotz aller Vorstellungen seiner Freunde ließ er sich von den Pistolen nicht abbringen. Das Geschick verstattete ihm, als besondere Gunst, den ersten Schuß; aber dieser Vortheil diente ihm zu nichts, denn er verstand sich auf das Schießgewehr zu wenig. Sein gewandterer Gegner jagte ihm hierauf eine Kugel durch die Schulter.

Der Schmerz und die darauf folgenden Reflexionen vermochten nicht die geringste Reue in dem jungen Dandy hervorzurufen. Er hatte sich ja benommen, ganz wie es nach seiner Art seyn mußte, und selbst wenn sich die Sache noch einmal von vorn hätte beginnen lassen, so würde er auch jetzt nicht besser darin zu verfahren gewußt haben. Vielmehr ward die Manie in ihren Fortschritten immer unheilbarer. — Statt der Annehmlichkeiten von Paris und der Freuden, die sich ihm von selber darboten, ruhig zu genießen, war er unaufhörlich mit dem beschäftigt, was bei den Nachbarn jenseits des Kanals sich zutrug. Sein Zimmer hatte er ganz im Englischen Style, das heißt, auf die allerunbequemste Weise möbliren lassen. Er aß nicht anders, als à l'anglaise, das heißt, halb geröstetes Fleisch und gesottene Fische, eine Küche, bei der sein Magen zwar sich nicht eben sehr wohl befand; aber was will der Magen da, wo die Mode ausschließlich zu gebieten hat! Seine Bedienten mußten sofort, wie sie zu ihm in den Dienst traten, Englische Namen annehmen. Aus Guillaume wurde Will und aus Richard Dick; eine neue Taufe, an die sich Jene nicht eben leicht gewöhnen mochten, so daß der Herr dabei keineswegs nach Wunsch bedient ward. Vergeblich rief er oft Will oder Dick; Niemand rührte sich von der Stelle, und er mußte zuweilen die Bedienten selbst bei den Haaren herbeiziehen, um sie zum Gehorsam zu bringen.

Das, was Henri dabei tröstete, war, daß er es nicht allein war, der diese und andere Unannehmlichkeiten ertrug. Die meisten Dandys unterziehen sich gern dergleichen beständigen Qualen, um nur in ihrer Weise zu glänzen und selbst durch ihre Opfer zu beweisen, wie sie ganz mit Leib und Seele den Briten sich hingegeben. Folge ihnen nur einmal mit den Augen; höre, wie sie mit einander sprechen; sieh', wie sie sich in die gefährlichen Rennbahnen stürzen. Glaubst du wohl, daß man's noch weiter treiben kann! Unser Henri war mit seinen Zeitgenossen zu weit vorgeschritten, um nicht ebenfalls nach den Lorbeern der Wettrennen zu streben.

Die Natur hatte ihm eben keine besondere Neigung für diese Art Spiele eingeflößt; er war auch gar nicht dazu gemacht, sich auf einem Pferde zu halten, das so schnell wie der Wind ist; aber da die Briten es nun einmal so wollten, so mußte man schon um jeden Preis und auf alle Gefahr hin an den Wettrennen Theil nehmen! Wie hätte man auch den Ruhm jener Feste können vorbeigehen lassen, die gewissermaßen das schönste Kleinod der Englischen Mode bilden? Der wahre Gentleman setzt seine Ehre darein, in der Kunst der Jockeys sich auszuzeichnen: Henri legte die seidene Reiterjacke an; er enthielt sich mehrere Tage des Essens, hüllte sich in wollene Decken, um mager zu werden, und als er es darin endlich zu einem erheblichen Grade gebracht, schwang er sich auf einen bebenden Vollbluts-Renner, der mit ihm über die Felder, über die Gräben und über die Barrièren so rasch und so ungestüm dahinjagte, daß der unglückliche Dandy fast in der Mitte des Weges Kopf und Steigbügel zugleich verlor. Schon wollte er einhalten, aber ... unmöglich! Das Thier flog und jagte fort, und bald lief es ganz allein, nachdem es den Reiter in einen Hohlweg abgeworfen, wo er das linke Bein brach.

Indeß vermochte das zerbrochene Bein eben keine bessere Lehre beizubringen, als die von der Kugel durchbohrte Schulter; Henri beharrte bei einer Leidenschaft, die mit den Unglücksfällen nur zu wachsen schien. Kaum war er

wieder hergestellt, als er seinen Gefährten auf ihren neuen Expeditionen folgte. Die Zeit der Pferderennen war zwar nun vorüber, aber für den Verehrer der Englischen Mode giebt's zu jeder Zeit ein eigenthümliches Geschäft.

Die Londoner Dandys durchziehen gern die Stadt während der Nacht, wobei sie sich auf die lärmendste Weise boxen. Diese Art Vergnügen haben sie eigentlich von den Französischen Rouës aus der Zeit der Regentschaft gelernt und nur nach ihrer besonderen Art etwas großartig umgeformt. Die jungen Gräflein in Frankreich pflegten die Schildwachen ein wenig zu prügeln und die Straßenlaternen zu zerbrechen; die Englischen Dandys haben den Kampf ernster gestaltet und messen sich öfter mit den massivsten Matrosen.

So hat denn die Mode zwei Mal den Weg über den Kanal hin und her gemacht. Henri folgte seinen Freunden auf ihren nächtlichen Umzügen; er war für den Faustkampf weit besser gebildet, als für das Pferderennen; er hatte auf seine eigene Kosten aus London einen Professor kommen lassen, der ihn in die große Kunst des Borens eingeweiht ... Und in der That hatte er auch bereits viele Siege erfochten. Wie viele Kutscher, wie viele Landstreicher hatte er nicht schon auf dem Straßenpflaster von Paris überwunden zurückgelassen! Allein in dieser Art giebt es keinen Helden, der nicht am Ende auch seinen Meister findet. Der siegreiche Anglomane hatte eine unglückliche Stunde, und der geschickte Boxer vermochte es nicht, einen ganz gewöhnlichen Faustschlag zu pariren, der ihm seine drei schönsten Zähne raubte.

Während so der körperliche Zustand des Anglomanen sich allmälig verschlimmerte, erlitten seine Vermögens-Umstände keineswegs minder derbe Stöße.

Die Pferde und besonders die in Bezug auf die Rennen angestellten Wetten haben bereits so manchen Mann zu Grunde gerichtet. Die Englische Mode hat stets die Wette im Munde und bei der Hand; es ist in der That eine handgreifliche, finanzielle Logik, ein Mittel, für baares Geld stets Recht zu haben. Unser Henri war leichtsinnig in seinen Reden und ein Wagehals in seinen seltsamen Behauptungen; dies war ein Charakterfehler, den aller Englische Firniß nicht zu verwischen vermochte; er ließ sich oft verwegenerweise in ein Paré ein, man führte ihn leicht auf ein für ihn unvortheilhaftes Terrain, und hier nahm ihn, nach manchen geschickten Wendungen, der Gegner gefangen. Henri war zu sehr Anglomane, um je zurückzutreten; er nahm die Wette an, er verlor und bezahlte sie.

Die Lieferanten, die es mit ihm zu thun hatten, machten sich ebenfalls seine Schwäche zu Nutze. Da es ihm nie gelungen war, die Englische Sprache gründlich zu erlernen, und er sich gleichwohl einbildete, sie gut zu sprechen, weil er mit seinen Gefährten ein barbarisches Englisch zu schwatzen verstand, so mischten gewandte Spekulanten in ihre Kontrakte einige Englische Worte, deren Bedeutung er nicht kannte und die er doch, ohne Erklärung über dieselben zu fordern, aus lauter Eitelkeit unterzeichnete; als hierauf die Zahlungszeit herangerückt war, sah er sich den lästigsten Bedingungen unterworfen, und als ein Opfer der Unwissenheit und des Stolzes mußte er die Unterschrift anerkennen und den Schaden büßen.

Als zuletzt seine Vermögensumstände beunruhigend wurden, vertraute Henri seine Lage dem besten unter seinen Freunden, einem Anglomanen von gleichem Schlage wie er, an. „Es bleibt dir noch eine Hülfsquelle übrig", erwiederte der Vertraute. — „Ja! ich habe noch ein Gut zu verkaufen; aber was hernach?" ... — „Man muß nicht bis auf das Aeußerste warten. Wenn du mir folgst, so wirst du dir diesen letzten Ueberrest als einen noch ziemlich guten Schein von Wohlhabenheit zurückhalten und dich vielmehr durch jenes vortreffliche Heilmittel retten, das den Lords und Gentlemen noch nie fehlgeschlagen ist. Du wirst dich vermählen, du wirst die Tochter eines braven, reichen Kaufmanns aus der City ... oder vielmehr aus der Straße St. Denis heiraten; eine reichgespickte Erbin, die sich zu glücklich schätzen wird, mit einem Dandy verlobt und Frau Baronin von Buzemare zu werden."

Der Rath verdiente in Erwägung gezogen zu werden, und das vorgeschlagene Mittel war um so wichtiger, als es beinahe das einzige war, wodurch die Verlegenheit leicht abgewandt werden konnte. Henri beeilte sich daher, eine reiche Erbin aufzusuchen. Er war seiner körperlichen Beschaffenheit nach etwas krumm und hinkte ein wenig, aber er hatte Kühnheit und Selbstvertrauen; es blieben ihm noch ungefähr zwanzigtausend Francs Renten, und er gab sich das Ansehen, als besäße er das Doppelte. Im Ganzen genommen, bildete seine Person noch immer eine anständige Partie, und hätte er sich nur die gehörige Mühe gegeben, so würde er bald zwei oder drei dargebotene Gelegenheiten haben ergreifen können; allein die Anglomanie mischte sich auch hier ins Spiel; er wollte keine Frau, die zu sehr eine Pariserin war.

Nachdem so bereits einige Zeit verstrichen, zeigte ihm ein Agent, den er auf Entdeckung heiratslustiger Mädchen oder Witwen ausgesandt, an, daß noch zwei dergleichen sich vorfänden, die in Betreff der Mitgift sehr beachtenswerth wären. Henri ward ihnen vorgestellt, er fand sie gleich angemessen, nur wollte er, bevor er zur Wahl schritt, sie noch hinsichtlich der Erziehung, des Geschmacks und der Sitten näher kennen lernen. Diese Vorsicht war gewiß nicht eben zu tadeln, aber wir wollen sehen, was bei unserem Dandy zuletzt den Ausschlag gab.

Die eine dieser Damen lebte still und bescheiden im Kreise ihrer Familie; sie war schüchtern, sittsam und erröthete bei dem geringsten Worte. Die andere, Mlle. Armide B..., stand unter der Vormundschaft eines Onkels, der sie schlecht beaufsichtigte und ihr viele Freiheit ließ, die sie auf eine unbedachtsame Weise benutzte.

Eines Abends traf Henri die Dame im Theater, wo sie sich allein in Begleitung eines jungen fashionablen Mannes befand. Darin erkannte Henri sogleich eine Englische Erziehung. Die auf diese Weise erzogenen jungen Damen, sagte er bei sich selbst, werden ganz vortreffliche Frauen. Und sogleich bot er seine Hand der Mlle. Armide, die sie annahm. Jener junge Mann mit dem hübschen schwarzen Auge, den er im Theater bei ihr gesehen, war ihr Gesanglehrer.

Nach der Hochzeit richtete der Anglomane sein Haus wieder auf dem elegantesten Fuße ein; er machte es zur komfortablen Residenz eines reichbegüterten Baronets. Täglich wurden hier glänzende Feste gegeben, und während die Damen sich zum Dessert zurückzogen, verweilten die Herren bei Tische, um vollauf zu trinken. Diese Manieren gefielen der schönen Armide nicht, die weniger Engländerin war, als ihr Mann sich's eingebildet hatte. Auch wollte der Anglomane seine Frau, nach der Mode jenseits des Kanals, nöthigen, den Winter auf dem Landgute zuzubringen, wo er der Jagd leidenschaftlich nachging.

Armide lehnte sich anfangs dagegen ganz gelassen auf; sie empfing ihren Gesanglehrer im Salon, während ihr Mann seine Gäste im Speisesaal bewirthete; nicht zufrieden mit diesem Privilegium, stellte sich der liebenswürdige Professor bald auch auf dem Lande bei seinem Zöglinge ein. Der Mann fand dies nicht schön und behauptete, daß dergleichen Besuche den Englischen Sitten nicht entsprächen: „Die Britische Mode", sagte er, „will, daß die jungen Mädchen frei, daß aber die verheirateten Frauen eingezogen leben." Und da er Miene machte, dies Gesetz in Vollzug bringen zu lassen, so ergriff Armide, um einer solchen Tyrannei bei Zeiten zu entgehen, sammt dem Musiker die Flucht.

„Wie ertragen die Engländer dergleichen Mißgeschick?" fragte Henri. „Mit Philosophie und Champagner", antwortete man ihm.

Der Anglomane richtete sich ganz nach dieser Vorschrift; er trank so gut und führte ein so frohes Leben, um seinen Schmerz zu betäuben, daß bald die Mitgift seiner Frau denselben Weg nahm, den das väterliche Erbtheil eingeschlagen hatte. Jetzt gab es kein Rettungsmittel mehr. Als er das Ende seines Geldes heranrücken sah, überließ sich Henri einer düstern Schwermuth, die ihm gewissermaßen noch angenehm erschien, weil es eine Englische Krankheit war: der Spleen!

Unsere Leser wissen wohl, wohin dies Uebel führt! — Eines Tages, als der Anfall desselben länger und heftiger als gewöhnlich war, las Henri die Biographie eines berühmten Englischen Ministers, und als er auf der letzten Seite des Buches war, schnitt er sich mit einem vortrefflichen Birminghamer Rasirmesser den Hals ab.

Mannigfaltiges.

— Goethe's Faust Flamändisch. Eine mit Sorgfalt gearbeitete Flamändische Uebersetzung des Faust ist (wie wir kürzlich auch bereits unter „Bibliographie" gemeldet) von Hrn. Bleeschouwer (Fleischhauer) erschienen. Der Uebersetzer hat sich treu an die Verse des Originals gehalten und es nicht so wie seine Vettern, die Holländer, gemacht, welche die Jamben der Deutschen und die Trochäen der Spanischen Tragödie in die Form des Französischen Alexandriners einzuzwängen oder vielmehr auszudehnen pflegen. (Man vergleiche z. B. die Holländische Uebersetzung der Müllnerschen „Schuld" von A. van der Hoop jun.) Als Probe des Flamändischen Faust möge das nachstehende Bruchstück des ersten Monologes dienen:

Faust.

Ach! 't heb nu de philosophie,
De rechtskunde en de medecyne,
Helaes! oek de theologie
Diep bestudeerd, met hete yver en pyne.
Ik arme gek! nu sta ik hier,
Niet wyzer als voor menig jaer;
Ik heet Magister, ik heet Doctor, ja!
En sleep nu tien jaer boma.
En op en af, en reat en from
Myne studenten met de neuzen om —
En zie, dat my niets kunnen weten!
Dit deert my zwaer der hert geteten.
'T is waer, 't ben schranderen als al die apen,
Doctors, magisters, schrywers, papen;
Geen schroom noch twyfel kan my plagen,
Geen hel noch duivel kan my schrik injagen —
Daerom is my oek alle vreugd ontreten.
'K beeld my niet in, iets regts te weten,
'K beeld my niet in, ik kon iets leeren,
Om menschen te verbeteren en bekeeren.
Oek heb ik geld noch goederen meer,
Geen heerlykheid hee wereld noch geen eer.
Er zou geen hond zoo langer leven!
Daerom heb ik my tot de toovery begeven,
Of ik door geestkracht en mond
Niet menig een geheimnis vond;
Dat ik niet meer met bitter zweet
Te zeggen hoef wat ik niet weet;
Dat ik erkenne 't geen dat aerd,
Zoo innerlyk te zamen paert;
Dat 't alle kracht en zaden mag omvaemen
En langer niet met woorden hoef te kramen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Preuß. Zeitung (Kruthnor-Straße Nr. 72), in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Mittwoch den 17. August 1842.

England.

Kanzel und Welt.

(Nach der Monthly Review.)

Es würde gewiß sehr zeitgemäß seyn, wenn eine theologische Fakultät folgende Preisaufgabe zur Beantwortung stellte: „Ist es rathsam, gegen die Freuden der Welt zu predigen?“ Daß es geschieht, wissen wir Alle aus eigener Erfahrung; es fragt sich nur, ob es gut ist, daß es geschieht. In welchem Zustande muß sich die bürgerliche Gesellschaft befinden, daß die Prediger sich berufen fühlen, von der Kanzel herab nicht nur gegen moralische Verdorbenheit, sondern auch gegen falsche künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen der Zeit schwere Bannflüche herabzuschleudern? Denn gehen wir in die Kirche, so hören wir nur harte Donnerworte der Strafe und Verdammniß, und gehen wir nicht in die Kirche, so schreit man in Zeitschriften und Broschüren über Gottlosigkeit und Unglauben. Welchen Eindruck macht ein solches geistliches Gericht auf ein andächtiges Publikum, und soll der Geistliche überhaupt ein solches Gericht ausüben? Diese Frage hat ein Englischer Prediger zu untersuchen vor kurzem sich vorgenommen*), und wir begnügen uns, aus dieser kleinen Schrift, die wir allen Seelenhirten, denen das Wohl ihrer Heerde am Herzen liegt, dringend empfehlen, einige Resultate hier mitzutheilen.

Der Verfasser, Herr Woodward, war lange Zeit ein beliebter Prediger der sogenannten Evangelischen Section der Irischen Kirche gewesen; seine Abhandlungen und Predigten sind in England mit Beifall aufgenommen worden, und deshalb verdienen seine Meinungen über einen der wichtigen Punkte, welcher die Religion in unmittelbare Berührung mit den gesellschaftlichen Gewohnheiten bringt, in hohem Grade unsere reifliche Erwägung. Er sucht zu zeigen, daß es für den Geistlichen nicht rathsam ist, gegen die sogenannten modischen Freuden der Welt zu predigen. Da er bemerkt hat, daß das Einmischen des Geistlichen in das äußere Betragen seiner Heerde seinen mahnenden Worten einen weltlichen Anstrich geben muß, so stellt er folgenden Grundsatz auf:

„Vor allen Dingen ist es die besondere Pflicht des geistlichen Hirten, mehr auf den Geist derjenigen, die seiner Seelsorge anvertraut sind, einzuwirken und ihnen Grundsätze einzuprägen, als ihr äußeres Betragen zu regeln. Im Leben giebt es, von einem moralischen Gesichtspunkte betrachtet, viele Dinge, welche eine weise Regierung auf der einen Seite weder erlauben, noch auf der anderen Seite verbieten sollte.“

Der Versuch, von der Kanzel herab über diese Angelegenheiten Gesetze vorzuschreiben, würde, nach des Verfassers Meinung, einen Geistlichen in endlose Verlegenheiten verwickeln:

„Wenn er, nicht zufrieden mit der Pflicht, die moralischen Grundsätze zu leiten und zu veredeln, in einer Angelegenheit, die so mannigfache Formen und unendliche Abstufungen hat, Gesetze vorschreiben will, wo soll er anfangen, wo aufhören, oder wo die Gränze ziehen? Von der Oper und der Redoute bis zum Federballspiel und Brummkreisel; von dem unabhängigen Individuum, das in Mode-Thorheiten den Ton angiebt, bis zum Mitgliede einer Familie, das nur gelegentlich und mit Widerstreben sich dazu bequemt, und bis zu allen möglichen Combinationen von Umständen, die einen jeden einzelnen Fall verursachen können; — ein ganzes Leben würde dazu nothwendig seyn, alle Stände eines großen Kirchsprengels zu mustern und ihre Bewegungen zu leiten. Und dabei muß er entweder zugleich sein Veto auf tausend Dinge legen, ohne welche junge Personen, die nicht streng religiös sind, kleinmüthig und traurig werden würden, oder viele läppische Tändeleien erlauben, die er weit besser thun würde, gar nicht zu bemerken, als sie amtlich zu billigen.“

Ferner glaubt Herr Woodward, daß die Verdammung der Vergnügungen die Trennung einer Gemeinde in Parteien und die Hereinziehung des Geistlichen in eine derselben zur Folge hat. Ueber diesen Punkt spricht er mit der Autorität der Erfahrung:

„Ich kenne viele Personen, besonders aus den Mittelklassen, welche sich diesen Dingen mit einer Heftigkeit widersetzen, die weit schlimmer ist, als die leichtsinnigen Vergnügungen, die sie verdammen; und ich bin überzeugt, daß diese Personen, wenn sie mit ihrem eigenen Herzen bekannt wären, einsehen würden, daß ihre Bitterkeit aus der Eifersucht auf die höheren Stände und aus ihrem Aerger darüber entsteht, daß sie von der benutzten Pracht des vornehmen Lebens ausgeschlossen sind. Ueberdies giebt es nicht Wenige, die aus unwichtigen Gründen, aus Jugend-Vorurtheilen oder nach den Lehren eines zelotischen Sektirers, welcher ihnen zugerufen hat, daß die sinnlichen Freuden mit einem strengen Glauben sich nicht vertragen, sich solcher Genüsse enthalten, und noch Andere, die keinen Sinn für echte Frömmigkeit und keine deutliche Begriffe von den anderen Uebeln haben, in welche sie sich stürzen. Solche Personen verzichten zwar auf Kartenspiel, Theater und Tanz; aber statt dessen erlauben sie sich jedes andere thörichte Vergnügen, das nicht auf der Liste der verbotenen Freuden steht. Gleich denjenigen, welche sich des Fleisches enthalten und dann Fische mit gewürzten und scharfen Saucen essen, die, wo möglich, die verbotene Speise an Zeinheit und Wohlgeschmack noch übertreffen, scheinen die Verächter der weltlichen Freuden Surrogate dafür erfinderisch aufzusuchen und ergreifen hastig jede Frivolität, die sie in dem Index expurgatorius nicht aufgezeichnet finden.“

Das Wohlbehagen dieser Personen, das sie bei einer Predigt „gegen die Sünden, zu denen sie keine Neigung haben“, empfinden, ist durchaus kein religiöses Gefühl:

„Sie werden hochmüthig und freuen sich innig bei dem Gedanken, daß ihr Prediger so gut die Geißel geschwungen hat. Sie flüstern sich einander bedeutungsvoll zu oder erzählen es ganz offen, daß ihre Nachbarn es tüchtig bekommen haben; daß der eine nicht aufzublicken wagte und der andere, der der Strafpredigt trotzen wollte, sie gerade am tiefsten empfunden habe.“

Nachdem Woodward gezeigt hat, wie gefährlich die Predigten sind, welche gegen die gewöhnliche Lebensweise eines großen Theils einer Gemeinde gerichtet sind, geht er zu der Frage über, ob die öffentlichen Sitten gebessert würden, wenn die zelotischen Verächter weltlicher Freuden einen vollständigen Sieg gewännen und ihre gänzliche Abschaffung bewirkten:

„Es ist gewiß, daß der Schöpfer der Welt zu allen Zeiten und bei allen Nationen schon für Gegenmittel gesorgt hat; auch ist es nicht weniger gewiß, daß, wenn die Gesellschaft auf ihrem gegenwärtigen moralischen Standpunkte dieser ihrer gewohnten Reizmittel beraubt würde, sie dafür gewiß Surrogate aufsuchen werde. Würde der Tausch wohl besser seyn? Würde nicht der Adel, der auf diese Weise aller seiner Draperie beraubt wäre, sich in düsteren Hochmuth und zehnfältigen Stolz kleiden? Würde nicht die gedankenlose Jugend, die auf diese Weise von dem Schauplatze ihrer heiteren Fröhlichkeit vertrieben wäre, in den greulichen Pfuhl der grobsinnlichsten und entehrendsten Laster, als ihre einzige Zuflucht, sich stürzen?*) Wenn die Kirche ihre ganze Macht wiedergewänne und dem Staate ein Gesetzbuch diktiren könnte, nach welchem alle Theater geschlossen, Bälle und Konzerte verboten und jedes Vergnügen aus dem Leben verbannt würde, — wer will sagen, daß die öffentliche Sicherheit dadurch gebessert werden würde? ja, wer will leugnen, daß die furchtbarsten Folgen daraus entstehen, und daß die menschlichen Leidenschaften eine weit schlimmere Richtung als jetzt annehmen und allen Anstand verjagen würden?“

Woodward's kurze Vertheidigung des Theatervergnügens, oder wenigstens seine Weigerung, für die Abschaffung desselben zu stimmen, ist sehr einfach und überzeugend:

„Ich bin überzeugt, daß das Theater, nach dem Ausspruche einiger erfahrungsreichen Männer, eine Schule wenigstens der heidnischen Tugenden gewesen ist; und sicherlich sind heidnische Tugenden besser, als heidnische Laster. Das Theater hat den niedrigen Sklaven der Habsucht, der Selbstsucht und des thierischen Stumpfsinnes auf eine menschlichere Stufe erhoben; es hat ihn gelehrt, daß Ehre, Patriotismus, Uneigennützigkeit und Freundschaft keine leere Namen sind; daß wir nicht für uns allein leben, sondern daß der Mensch auf das Herz des Menschen Ansprüche hat.“

Wir brauchen diesen Gegenstand nicht weiter zu verfolgen; die angeführten Stellen reichen hin, die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf die Uebel zu lenken, welche aus einem zu strengen System der Gesetzgebung im geselligen und häuslichen Kreise entstehen können; wir haben es vorgezogen, nur die Resultate der langen Erfahrung eines Mannes zu geben, der sich durch echt christliche Eigenschaften auszeichnet, anstatt aus philosophischen Raisonnements einen guten Rath herzuleiten.

*) The Expediency of Preaching against the Amusements of the World, considered in a Letter to a clerical friend, by the Rev. H. Woodward. London 1841. Ducan & Malcolm.

*) Es wird wohl kaum nöthig seyn, hier an gewisse Sektirer zu erinnern, die, mit dem heiligen Zwecke, Moral und Tugend zu befördern, im Geheimen in namenlose Laster ausschweifen und statt der erlaubten Freuden sich unglaublichen Sünden hingaben.

Schule und Kirche in Schottland.

(Schluß.)

Die Studenten auf den Schottischen Universitäten wohnen nicht innerhalb der Mauern des College oder an einem Orte, der der Inspection der Universitäts-Behörden unterworfen ist. Sie wohnen, wo sie wollen; und wenn sie das Auditorium verlassen, stehen ihre Studien und sonstigen Beschäftigungen nicht nothwendig unter der Aufsicht der Professoren. In Edinburg und Glasgow wissen die Professoren von den Studenten, wenn sie nicht in den Auditorien sind, eben so wenig, als von den übrigen jungen Leuten dieser großen Städte. *)

Auf den Schottischen Universitäten giebt es für Solche, die ihre Studien vollendet haben und noch kein Lehramt verwalten, keine Stipendien oder Stiftungen. Deshalb werden sie hier nicht aufgemuntert, solche Zweige der Literatur zu ergreifen, die mit dem praktischen Leben in keiner Verbindung stehen. Wenige Personen werden sich, ohne große Neigung dazu zu haben, ausschließlich den klassischen Studien mit einem solchen Eifer widmen, wie es in anderen Ländern angetroffen wird, wenn sie nicht unmittelbar Ehre oder Vortheil dadurch erreichen können.

Die medizinische Fakultät hat sich an den Universitäten Schottlands der größten Pflege zu erfreuen gehabt. Während eines langen Zeitraums sind die meisten Individuen, welche im Britischen Reiche als Aerzte praktizirt und in der Armee und in der Marine medizinische Aemter verwaltet haben, auf den Schottischen Universitäten gebildet worden. Die medizinische Schule von Edinburg besaß seit Langem eine hohe Berühmtheit, und die von Glasgow hat sich in den letzten Jahren einen großen Ruf erworben; auch hat man allen Grund, zu glauben, daß dieser Zweig des akademischen Unterrichts auf der Universität Aberdeen bald einen wichtigen Rang einnehmen werde. Weniger Pflege ist dem Studium der Rechte zu Theil geworden. Ein vollständiges Semester wird auf keiner der Universitäten genau beachtet, es müßte denn in Edinburg geschehen, wo der Sitz des höchsten Gerichts ist und wo die Advokaten gebildet werden. Der Kursus für das Studium der Theologie dauert auf der Universität Aberdeen drei Monate; in St. Andrews vier; in Edinburg ist er, wenn er auch länger dauert, doch nicht so praktisch; während er in Glasgow sechs Monate dauert. Theologie wird ausschließlich fast nur von solchen studirt, welche Prediger der Landeskirche zu werden wünschen; und das Konzilium hat durch verschiedene Verfügungen den Kursus der Studien und die Dauer des Besuchs der Vorlesungen vorgeschrieben, durch die sie fähig werden, die Erlaubniß zum Predigen zu erhalten.

Die älteste Universität ist die von St. Andrews (Grafschaft Fife), die 1410 von dem Bischof Heinrich Wardlaw gegründet und 1411 durch eine Päpstliche Bulle bestätigt wurde. Das St. Salvator-Kollegium wurde 1456 errichtet; St. Leonard im J. 1512 und St. Marien-Kollegium im J. 1537; die ersten zwei sind 1747 durch einen Parlamentsbeschluß vereinigt worden. An dem vereinigten Kollegium sind ein Rektor und acht Professoren; am Marien-Kollegium ein Rektor und drei Professoren. An den drei Kollegien sind neun und zwanzig milde Stiftungen, oder Stipendien, die jährlich die Summe von 1100 Pfd. Sterl. (7500 Thlr.) betragen, welche an zwei und neunzig Personen vertheilt wird. Die Universität zu Glasgow wurde durch eine Päpstliche Bulle 1571 gegründet, und ihre Privilegien wurden später durch Königliche Befehle und Parlamentsbeschlüsse bestätigt und erweitert. Ihre Angelegenheiten werden von einem Rektor und ein und zwanzig Professoren besorgt. Sie hat neun und zwanzig milde Stiftungen, die jährlich 1165 Pfd. Sterl. eintragen und an 65 Studenten vertheilt werden. Der Rektor und die Professoren besitzen das Recht, zehn Studenten, die sich zur Englischen Kirche bekennen, zu Stipendiaten am Baliol-Kollegium in Oxford zu ernennen. Die Universität und das Kings-Kollegium zu Aberdeen ist von dem Bischof William Elfinstone gegründet worden. Eine Päpstliche Bulle bestätigte ihre Stiftung im J. 1495. Die Angelegenheiten des Kollegiums werden von einem Senat geleitet, der aus dem Rektor und neun Professoren besteht. Die Universität besitzt zwei und dreißig Stiftungen, die jährlich 1771 Pfd. Sterl. eintragen und an hundert und vier und dreißig Studenten vertheilt werden. Das Marischal-Kollegium zu Aberdeen wurde von Georg, Graf von Marischal, im J. 1593 gegründet und in diesem Jahre nicht bloß von dem Konzilium eingeweiht, sondern auch von dem Parlament bestätigt. Die Zahl der Stipendien beträgt hundert und funfzehn, die ein jährliches Einkommen von 1160 Pfd. Sterl. haben. Dreizehn Professoren sind daselbst angestellt. Die Universität Edinburg wurde von Jakob IV. im Jahre 1582 gegründet. Sie hat weder einen Kanzler noch einen Rektor; aber zwei und dreißig Professoren. Vier und dreißig Stipendien zum Betrage von 1172 Pfd. Sterl. jährlich werden an achtzig Studenten vertheilt. Die Gesammtzahl der Studirenden auf allen Schottischen Universitäten betrug im J. 1837 etwas mehr als 3400, von denen Edinburg allein 1580 hatte; von den übrigen hatte Glasgow über zwei Drittel. In den Jahren 1822 und 1823 hatte Edinburg 2234 Studenten. Die Zahl hat seit dieser Zeit etwas abgenommen. In den Jahren 1833 bis 1836 waren sie auf folgende Weise vertheilt: in der Jurisprudenz 217, in der Theologie 173, in der Medizin 679, in den Künsten und der Literatur 511.

Viertens hat auch großen Einfluß auf den Schottischen Charakter gehabt: die Kirchenverfassung und die Schicksale, welche die Kirche des Landes seit der Reformation erlitten hat. Wir lassen hiervon eine kurze Uebersicht folgen.

*) Dieser Bericht ist von einem Engländer geschrieben, der die Gewohnheiten der Universitäten Cambridge und Oxford vor sich hat, weshalb seine Bemerkungen über die Schulprüfungen der Studirenden, so wie über deren Zusammenleben auf den Colleges, nicht auffallen dürfen.

Die Reformation begann schon früh in Schottland, machte jedoch bis zur Zeit des Johann Knox, der im J. 1505 geboren wurde, wenig Fortschritte. Er war anfangs ein eifriger Katholik, aber um das J. 1544 entsagte er dem Papstthume und ward ein eifriger Reformator. Bald nach der Thronbesteigung Mariens begab er sich nach Genf, wo er bis 1555 blieb und wo er mit den Lehren Kalvin's bekannt wurde. Im J. 1560 wurde die katholische Religion in Schottland abgeschafft und der Protestantismus durch eine Parlaments-Akte eingeführt. Das System der kirchlichen Verfassung wurde in einem Werke niedergelegt, das den Titel führt: „The first book of Discipline or the policy and the discipline of the church" (das erste Buch der Zucht oder die Verfassung und die Zucht der Kirche). Es wurde im J. 1560 dem Parlamente vorgelegt, als ein nothwendiger Beitrag zu der gesetzmäßigen Verfassung der reformirten Landeskirche. Ob es aber gleich von der Legislatur nicht ausdrücklich genehmigt wurde, so wurde es doch von vielen ihrer Mitglieder unterzeichnet. In demselben Jahre wurde es von dem Konzilium gebilligt. Wiewohl das Parlament das erste Buch der Zucht nicht genehmigte, so bestätigte es doch das Glaubensbekenntniß, das die protestantischen Geistlichen ablegten und dessen Inhalt die Abschwörung des Katholizismus war: und deshalb wurde es das negative Glaubensbekenntniß genannt. Im J. 1581 theilte das Konzilium zuerst das Land in Presbyterien und in Synoden ein. Drei Jahre später wurde durch eine Parlaments-Akte die bischöfliche Verfassung eingeführt, und die Presbyterianischen Geistlichen wurden verfolgt und verbannt. Im J. 1592 wurde die Presbyterianische Verfassungsform wieder hergestellt und zum ersten Male von dem Parlamente als die gesetzliche Verfassung der Landeskirche bestätigt. Die Geistlichen erhielten Wohnhäuser und Ländereien. Vom J. 1606 bis 1638 war das Episkopat wieder vorherrschend. Im J. 1640 erhielt die Presbyterianische Verfassung die Genehmigung Karl's I. und seines Parlaments. Unter der Restauration gewann das Episkopat im J. 1660 wieder das Uebergewicht, welches nur mit Mühe und unter Verfolgungen bis zur Revolution im J. 1688 behauptet wurde. Bald darauf wurde es abgeschafft und die Nationalkirche Schottlands für Presbyterianisch erklärt; eine Form, welche seitdem immer beibehalten ist.

Während der Periode von 1690 bis 1712 waren die wichtigsten Berathungen des Konziliums auf die inneren Angelegenheiten der Kirche gerichtet. In dem letztgenannten Jahre wurde das Kirchen-Patronat oder das Recht eines Laien, zu einer Pfarrstelle zu ernennen, wiederhergestellt. Von 1690 bis 1712 war es abgeschafft, und das Präsentationsrecht war den Landbesitzern der Kirchsprengel und den Mitgliedern der Kirchensessionen übergeben. Doch in dem zuletzt erwähnten Jahre wurde das Patronat wieder eingeführt, und das Kirchengesetz erhielt sich bis 1839. Wenn von dem Presbyterium eine Präsentation vorgeschlagen worden war, so wurde der Präsentirte angewiesen, in der vakanten Kirche einige Sonntage zu predigen; und nach seinen Predigten wurde ein Tag festgesetzt, an welchem er von dem Volke die Berufung (call) erhielt, der künftige Prediger desselben zu werden. Früher war die Berufung zu einer Präsentation nothwendig; doch ihre Wirksamkeit verlor sich allmälig, bis sie endlich, ohne daß eine Aenderung an dem Gesetze vorgenommen wurde, gänzlich außer Gewohnheit kam, d. h. die bloße Präsentation wurde für rechtskräftig erkannt.

Für die Periode von 1712 bis 1834 wollen wir die Geschichte der kirchlichen Verfügungen nicht weiter verfolgen. Wir wollen uns nur mit der Bemerkung begnügen, daß das Recht des Laien-Patronats und die unschickliche Art und Weise, wie es oft ausgeübt wurde, beständig den Grund zur Uneinigkeit legte und dann und wann auch Gelegenheit zu Aufruhr gab. Die Opposition, welche mehrere Geistliche der Anstellung eines Präsentirten entgegensetzten, und ihre sonstige den Ansichten der Majorität des Konziliums zuwiderlaufende Handlungsweise, machte oft eine gerichtliche Bestrafung derselben nothwendig; und bald darauf entzogen sich diese Geistlichen, indem sie sich zu einem Presbyterium konstituirten, der Jurisdiction der Kirche. Den 15. Mai 1740 wurden acht Geistliche von dem Konzilium abgesetzt und ihre Aemter für vakant erklärt. Diese Geistliche erhielten den Namen „Seceders"; und da die meisten ihrer Gemeinden ihnen beitraten, so gründeten sie die Secessionskirche Schottlands.

Diese Secession oder Lossagung von der Landeskirche war von wichtigen Folgen begleitet. Da die Kirchenpatrone nun ihre Rechte häufiger und zwar ohne viele Rücksicht auf die Wünsche des Volkes auszuüben anfingen, und da das Volk sah, daß es bei den Priestern seiner eigenen Wahl in den secedirenden Kirchen bereitwillige Unterstützung fand, so wurde die Opposition gegen die Präsentirten immer hartnäckiger und unbeugsamer, und es war bald für die kirchlichen Gerichtshöfe sehr schwer, zwischen den Patronen und dem Volke zu entscheiden. Beide Parteien, sowohl die gemäßigte, als auch die Volkspartei, welche jetzt anfingen, die Kirche zu trennen, nahmen an, daß nur die verfassungsmäßige Berufung ein pastorales Verhältniß zwischen dem Präsentirten und seinen Pfarrkindern stiften könne. Doch die gemäßigte Partei wollte das gesetzliche Berufungsrecht auf die Landbesitzer und die Gemeinde-Aeltesten beschränkt wissen, während die andere Partei behauptete, daß, wie es bei den ersten Seceders der Fall gewesen sey, alle Pfarrkinder oder wenigstens alle Familienhäupter das Berufungsrecht haben müßten. Die erstere Partei hatte die Regierung für sich, die letztere gewann ihre Stärke durch die Volksgunst und durch den Einfluß derjenigen, welche jede Maßregel verwarfen, die dazu beitragen könnte, die Brauchbarkeit der Parochial-Geistlichen zu vermindern; mit einem Worte, sie konstituirten die evangelische oder die puritanische Partei.

Da wir uns nun dem gegenwärtigen Jahrhundert nähern, so wollen wir den kürzlich verstorbenen Dr. Andrew Thompson als den großen Vertheidiger

der Volkspartei nennen: denn er strengte nicht nur seine ganze Kraft an, die Eingriffe, welche die Geistlichen sich gewaltsam erlaubten, zu hemmen, sondern er regte auch durch seine Beredsamkeit und durch seine praktischen Bemühungen das Volk gegen alle Abweichungen in der Presbyterianischen Kirche auf. Er hatte geschickte und eifrige Mitstreiter; und nach seinem Tode sind angesehene Männer in seine Fußstapfen getreten.

Als endlich die Zwietracht allgemein ward, ging von dem Konzilium ein Statut aus, welches unter dem Namen der Veto-Akte bekannt ist. Sie wurde im J. 1834 bekannt gemacht. „Wenn", dies sind die eigenen Worte der Akte, „bei einer Berufung zu einer vakanten Pfarrstelle der größere Theil der männlichen Familienhäupter in völliger Uebereinstimmung mit der Kirche die Wahl einer Person mißbilligen, zu deren Gunsten die Berufung vorgeschlagen war, so soll das Presbyterium in dieser Mißbilligung einen Grund sehen, diese Person zurückzuweisen, und sie soll demnach zurückgewiesen werden." Ferner erklärt die Akte, daß Niemand berechtigt seyn soll, eine solche Wahl zu mißbilligen, wenn er, auf Verlangen, in Gegenwart des Presbyteriums feierlich zu erklären sich weigert, daß ihn keine boshaften Partei-Meinungen geleitet haben, sondern bloß die gewissenhafte Rücksicht auf die geistigen Interessen seiner Gemeinde.

Bald jedoch erhoben sich Bedenklichkeiten gegen die Veto-Akte. Bei einem Falle, wo nur ein einziger präsentirt worden war und wo das Presbyterium die Grundsätze der Akte angewandt hatte, erklärte der Sessionshof, das höchste Civil-Gericht in Schottland, an welches appellirt worden war, daß die Veto-Akte inkompetent und ungesetzlich sey, da sie sich mit der Ausübung des Patronatsrechts nicht vertrage, und das Haus der Lords bestätigte das Urtheil. In demselben Monate beschloß das Konzilium mit einer Mehrheit von neun und vierzig Stimmen, trotz der Entscheidung der Lords, die Veto-Akte beizubehalten; und daraus ist zwischen den bürgerlichen und kirchlichen Gerichtshöfen die größte Verwirrung entstanden. Presbyterien und einzelne Geistliche, Präsentirte und Patrone haben sich in das Gewebe dieser Mißverhältnisse mit verwickeln lassen; und bei mehreren Gelegenheiten sprachen die Gerichtshöfe Strafen aus und ergriffen andere strenge Maßregeln, um ihr Recht geltend zu machen, da das Konzilium das nicht that, was die bürgerlichen Gerichtshöfe anbefohlen hatten, und umgekehrt. Wir sind nicht geneigt, in die Geschichte dieser Verwickelungen näher einzugehen. Was wir bisher gesagt haben, deutet nur an, in welchem Zwiespalt sich die Kirche in diesem Augenblicke befindet; die Majorität ihrer Glieder widersetzt sich jedem Versuche, Eingriffe in ihre Rechte zu machen; während die Minorität, die aus den Anhängern der gemäßigten Partei besteht, männlich für die Erhaltung des Gesetzes kämpft, welches die Kirchenversammlung Schottlands in den schönen Tagen des Laien-Patronats charakterisirte.

Die Zahl der Geistlichen, welche zu dieser Verfassung gehören, beträgt 1190 mit 16 Synoden und 80 Presbyterien. Diese Presbyterien schicken 218 Geistliche und 94 Aelteste als Deputirte an das Konzilium. Die Stadt Edinburg schickt zwei Aelteste; 65 andere Königliche Flecken 65; von 5 Universitäten jede einen Geistlichen oder einen Aeltesten; die Kirchen in Indien einen Geistlichen und einen Aeltesten; zusammen 229 Geistliche und 167 Aelteste. Die Zahl der Kirchen beträgt ungefähr 1150. Man hat behauptet, daß die Zahl der Dissenters in Schottland etwa 320,000 Seelen betragen mag. Die ganze Bevölkerung berechnet man auf mehr als 2,600,000.

Die vereinigte Secessionskirche, die echte Burgher-Associations-Synode und die Relief-Synode bildeten die bedeutendsten Schottischen Dissenters. Doch im J. 1806 traten mehrere aus der Burgher-Association aus, weil sie in Bezug auf die gänzliche Unabhängigkeit der bürgerlichen und religiösen Autoritäten anderer Meinung waren. Sie nannten sich die Vereinigte Synode der echten Secessers und wollten eine Nationalkirche gründen. Im J. 1839 beschlossen sie, sich mit der Schottischen Kirche zu verbinden. Die Vereinigung war von der Mehrzahl der Presbyterianer der Nationalkirche gebilligt worden. Die reformirte Presbyterianische Synode erinnert an die Covenanters zur Zeit Karl's I. Sie sind die strengsten Presbyterianer in Schottland.

Die Zahl der unabhängigen Kirchen in Verbindung mit der Congregations-Union Schottlands beträgt 98, die 84 Geistliche haben. Die Schottische Episkopalkirche hat sechs Diözesen, zwischen siebzig und achtzig Kapellen und ungefähr eben so viel Geistliche. Man nimmt an, daß die katholische Bevölkerung Schottlands sich auf 140,000 Seelen beläuft. In Glasgow allein sind 25,000 Katholiken, und in Edinburg 12,000. Sie haben drei Diözesen, sechzig Bethäuser und vier und siebzig Geistliche. Außerdem giebt es mehrere kleine Sekten in Schottland, als Baptisten, Methodisten, Unitarier u. s. w.

Aus der Uebersicht der bisherigen Thatsachen geht hervor, daß die Schottische Nationalkirche sich in nicht geringer Gefahr befindet. Nach dem Ausdrucke des Dr. Chalmers schwebt die Arche der Kirche zwischen kämpfenden Wogen. Eine der größten Verlegenheiten ist die, daß die bürgerlichen Angelegenheiten in letzter Instanz von Englischen Gerichtshöfen entschieden werden müssen. Das Haupt der Volkspartei sagt: „Es ist ein trostloser Zustand für uns, daß das Parlament mit unseren Ansichten nicht übereinstimmt. In den beiden Häusern sind vielleicht nicht zehn, die sich des großen Prinzips, für welches wir streiten, mit lebhaftem Interesse annehmen." Und doch ist es eine Frage von der größten Wichtigkeit. Es ist ein Kampf zwischen der Regierung und der Kirche. Der arme Geistliche steht zwischen zwei Feuern. Wenn er gegen den Sessionshof ungehorsam ist, so wird er im Kerker dafür büßen: wenn er dem Befehle des Konziliums zuwiderhandelt, so wird er seiner geistlichen Functionen entbunden, und seine Stelle wird für vakant erklärt. Wenn zwei Jurisdictionen mit einander in Zwiespalt liegen, welcher soll man gehorchen? Die Verlegenheit wird durch die eifrigen Bemühungen, womit man die Frage mit politischen Angelegenheiten zu vereinigen suchte, nicht vermindert. Dies ist so zu verstehen, daß die Veto-Akte von 1834 durch den Einfluß der Edinburger Whigs durchgegangen und daß sie das rechtmäßige Kind der Reformmanie von 1833 war. Die Englische Torypartei wurde ernstlich angerufen, der Intelligenz und dem Eigenthum Schottlands in dem Streite mit revolutionairer Wuth und religiösem Fanatismus, in welchen Nord-Britanien verwickelt war, zu Hülfe zu kommen.

Es ist offenbar, daß hierbei drohende Gefahr vorhanden ist. Niemand hat zur Erhaltung der Nationalkirche mehr gethan, als Dr. Chalmers, und Viele sind der Meinung, daß jetzt Niemand mehr zu ihrem Sturze beiträgt, als eben derselbe. Der Zweck der Volkspartei scheint zu seyn, das Patronat gänzlich abzuschaffen und das Präsentationsrecht den Wahlmännern, den Kommunikanten oder den Landbesitzern, oder diesen vereinten Ständen zu überlassen. Doch das Patronatsrecht ist Privateigenthum. Wird es friedlich und ohne Entschädigung aufgegeben werden? Wird der Staat beständig eine Kirche unterstützen, die mit dem Privateigenthum und mit den Mitteln, welche die Regierung zur Ausdehnung des Einflusses der Schottischen Kirche benutzt, ein solches Spiel treibt? Viele glauben, daß die Veto-Akte der erste Schritt zur Trennung der Kirche von dem Staate war. Die Abschaffung des Patronats wird ein zweiter großer Schritt seyn.

Das Interesse an wahrer Frömmigkeit muß in Schottland nothwendig erschlaffen, da Synoden, Konzilien und Kommissionen stürmische Debatten anstellen, und da die große Masse des Volkes sich nach Befreiung von dem bürgerlichen Gerichtshofe oder vom Parlamente sehnt.

Ehe wir schließen, werfen wir noch einen Blick auf die theologischen Studien. Mehrere haben die Meinung aufgestellt, daß ein neuer Studienplan für die Schottischen Theologen nothwendig ist. Das Gesetz über diesen Gegenstand ist gut genug. Es erfordert einen regelmäßigen Besuch der theologischen Vorlesungen: doch es wird sehr häufig dagegen gefehlt. Theologie-Studirende, welche in die Bücher der verschiedenen Professoren bloß ihre Namen eintragen und eine gewisse Anzahl von Vorlesungen, die das Konzilium vorgeschrieben hat, annehmen, ohne eine einzige Vorlesung zu hören oder ohne einen theologischen Unterricht auf der Universität zu erhalten, empfingen ohne Weiteres, noch vor kurzem, die Erlaubniß zu predigen. Es fanden deshalb zwar einige Modificationen statt, aber sie bewirkten keine wesentliche Aenderung.

Ferner verlangen die Akten des Konziliums, daß jeder Student, der sich zum Examen meldet, in der Kenntniß des Hebräischen geprüft werden soll; doch sie verlangen nicht, daß die Hebräischen Vorlesungen besucht werden sollen; und ein großer Theil derjenigen, welche Geistliche werden, haben sie nie besucht. Alle diejenigen, welche Hebräisch lernen, müssen sich Parkhurst's Hebräisches Wörterbuch anschaffen, ein Umstand, der den niedrigen Stand der orientalischen Literatur in Schottland deutlich genug bezeichnet. Diejenigen Theile des alten Testaments, welche Chaldäisch geschrieben sind, werden nicht gelesen, weil die Studenten kein Wörterbuch dieser Sprache haben. Der Professor des Hebräischen am Marischal-Kollegium sagt, daß er, wenn er ein hinreichendes Auditorium zusammenbringen kann, entweder über den Ursprung der Sprache oder über Hebräische Alterthümer liest. Chaldäisch und Syrisch wird nicht gelehrt, weil der Professor seine Studenten kaum bis zur leidlichen Kenntniß des Hebräischen bringen kann.

Die biblische Literatur in Schottland befindet sich in der That auf einer niedrigen Stufe; und die Schotten stehen in dieser Hinsicht weit hinter den Engländern und besonders sehr weit hinter den Deutschen. Wenn die Schottischen Geistlichen das Wohl ihrer Gemeinden fördern wollten, so müßten sie das Studium der heiligen Schriften in der Originalsprache emsig betreiben.

Eine Verbesserung des Lehrsystems und der Organisation der Schottischen Universitäten ist durchaus nothwendig. Eine Verbesserung, keine Reform wird gefordert. Man klagt nicht, daß sie seit der Begründung ihres Europäischen Rufes Rückschritte gethan haben, sondern daß sie stehen geblieben sind, während die Wissenschaft, die Gelehrsamkeit und die bürgerliche Gesellschaft Fortschritte gemacht haben. Die Schottischen Universitäten haben neue Lehrzimmer erhalten, worin die jungen Männer von dem unterrichtet werden, was Andere entdeckt haben, aber keine Anstalten, worin strebende Geister das Werk der Entdeckungen selbst betreiben können, um der Wissenschaft eine neue Form zu geben. Wir sind mit Recht stolz auf unsere Mechanik und auf andere populaire Institutionen, welche die Resultate der wissenschaftlichen Forschung weiter verbreiten. Damit aber in diesen Anstalten ein lebensloses und seichtes Geschwätz ausgeschlossen bleibe, ist es nothwendig, daß gelehrte und unermüdliche Denker angestellt werden. (M. R.)

Dänemark.

Die Königliche Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde in Kopenhagen.

Jahresbericht 1841.*)

Der Präsident, Geheime Staats-Minister Mösting, war durch Unpäßlichkeit verhindert, der Jahres-Versammlung beizuwohnen, und hatte in einem Schreiben, welches der Secretair vorlas, der Gesellschaft vorgeschlagen, bei Sr. K. Hoheit dem Kronprinzen Friedrich von Dänemark, den die Gesellschaft unter ihren Mitgliedern zu zählen das Glück hat, anzuhalten, daß

*) Schließt sich an den Bericht in diesen Blättern 1841, Nr. 131.

Hochderselbe das Präsidium der Verwaltung übernehmen wolle. Indem der Präsident aufmerksam machte auf die Theilnahme des Kronprinzen für die Nordischen Alterthümer, dem namentlich das Museum mehrere wichtige Gegenstände verdankt, als Ergebniß der Untersuchungen, welche Hochderselbe zur Bereicherung der Alterthumswissenschaft unter eigener Aufsicht hat anstellen lassen, fügte er hinzu: „Der Stamm Sr. K. H. hat seine Wurzel in dem Alterthume, welches der Gegenstand der Forschungen unserer Gesellschaft ist; ja, unser Kronprinz ist der einzige dieses Stammes, der die merkwürdige Nordische Insel besucht und bereist hat, auf welcher jene großen geschichtlichen Werke niedergeschrieben und aufbewahrt sind, die zu beleuchten und den Forschern innerhalb und außerhalb des Nordens zugänglich zu machen, die Gesellschaft sich zum Hauptziele gesetzt hat. Er gehört sonach in mancher Beziehung jenem fernen Inselande an; und wie das Land seine Theilnahme auf sich gezogen hat, so wird er auch eine Freude darein setzen, sich mit dessen Denkmälern der Vorzeit zu beschäftigen und für die gehörige Würdigung ihrer Literatur zu wirken, in welcher die alte Dänische Sprache sich erhalten hat."

Dieser Vorschlag fand den ungetheilten Beifall aller anwesenden Mitglieder; und nachdem Einige noch die Theilnahme Sr. K. H. für die Alterthumsforschung, so wie für die Altnordische Literatur, besonders hervorgehoben hatten, beschloß die Versammlung einstimmig, der Verwaltung aufzutragen, den Wunsch der Gesellschaft dem Kronprinzen vorzutragen.

Die Verwaltung hat den Auftrag ausgerichtet, und der Kronprinz hat durch ein Schreiben der Gesellschaft zu erkennen gegeben, daß er „mit besonderer Freude die Mittheilung des Wunsches der Gesellschaft entgegengenommen habe, und daß er, nachdem er dazu Sr. Majestät gnädigste Zustimmung erhalten, mit Vergnügen diesen sprechenden Beweis des Zutrauens der Gesellschaft annehme, indem er jedes Mitglied derselben bitte, überzeugt zu seyn, daß er suchen werde, dieses Vertrauen durch unwandelbaren Eifer und Theilnahme für deren Zwecke zu rechtfertigen."

Hierauf wurde der Bericht über das abgelaufene Jahr erstattet.

Auch in diesem Jahre, wie in den vorhergehenden, hatte das durch Prof. Rafn von der Gesellschaft im J. 1837 herausgegebene Werk Antiquitates Americanae sive Scriptores Septentrionales rerum Ante-Columbianarum in America einzelne Mittheilungen, Amerika's Vorzeit betreffend, veranlaßt.

Nach einer Zeitschrift, welche von dem zu Rio Janeiro neulich errichteten Instituto historico Brazileiro herausgegeben wird, gab Dr. Lund zu Lagoa Santa in Brasilien Bericht von der Entdeckung einer großen uralten verlassenen Stadt im Innern der Provinz Bahia, deren Gebäude von gehauenen Steinen sind. Aus den mitgetheilten Proben der vorgefundenen Inschriften zieht eines der Mitglieder jenes Instituts, Prof. Schück, geleitet durch Rafn's Werk, den Schluß, daß diese Stadt von dem Aufenthalte der alten Normänner in dieser Gegend herrühren müsse. Dem Dr. Lund erscheint bedeutungsvoll ein in der Abhandlung erwähntes Menschenbild auf einer hohen Säule, welches mit dem Zeigefinger des ausgestreckten rechten Armes nach dem Nordpole weist. Er fügt hinzu, er beabsichtige, nächstes Jahr eine Reise den S. Francisco-Strom hinab zu machen und dieselbe alsdann bis zu diesen alten Ueberbleibseln fortzusetzen, um selber einen so wichtigen Gegenstand in Augenschein zu nehmen. Ueber diese Entdeckung, die allerdings von Wichtigkeit für die Alterthumskunde und namentlich für Amerika's Vorcolumbische Geschichte seyn möchte, sah man sich hier, sowohl aus Mangel an Abbildungen der erwähnten Denkmäler, als an der eigentlichen Untersuchung des Prof. Schück, noch nicht im Stande, ein Urtheil auszusprechen. Als im Herbste v. J. der König von Dänemark die Fregatte „Bellona" zu einer Fahrt nach Süd-Amerika abfandte, welche zugleich Bahia anlaufen sollte, ergriff die Gesellschaft diese Gelegenheit, eine genauere Untersuchung jener alten Stadt, wo möglich, vornehmen zu lassen und dieses einem wissenschaftlichen Ausschuß zu übertragen, bestehend aus den See-Lieutenants Suenson und Schulz und dem Naturkundigen H. Kröyer, die auch willig diesen Auftrag übernahmen.

In einem Schreiben vom 10. August meldet Dr. Lund, daß eine neue Sendung verschiedener Steinwaffen und Geräthschaften von wilden Völkerstämmen Süd-Amerika's an die Gesellschaft abgegangen sey. Er bemerkt dabei, er beschäftige sich hauptsächlich mit den im Schoße der Erde und meistens in Höhlen aufbewahrten Ueberbleibseln einer, wie es scheine, gänzlich untergegangenen Thierwelt: „Es ist natürlich", so schreibt er darüber, „eine sehr wichtige Frage, ob der Mensch gleichzeitig mit diesen jetzt ausgestorbenen Geschöpfen bereits da war. Bisher sind alle meine Bestrebungen fruchtlos geblieben, unter der gewiß über Erwartung großen Anzahl verschwundener Thierarten, die ich so glücklich gewesen bin, ans Licht zu bringen, eine Spur von Menschen oder irgend ein Kunstprodukt aufzufinden. Auf einer Reise, von welcher ich eben erst zurückkomme, habe ich endlich in dem Erdensatz einer Höhle neben Knochen von entschieden ausgestorbenen Thieren auch Menschenknochen angetroffen; allein da alle diese Knochen auf einem secundairen Lager sich befanden, wohin sie später vom Wasser, das periodisch in die Höhle tritt, geschwemmt worden, so läßt sich leider nicht mit Bestimmtheit entscheiden, ob diese Menschenknochen als gleichzeitige mit den Knochen der ausgestorbenen Thiergeschlechter in die Höhle eingebettet sind. Jedenfalls sind sie von außerordentlich hohem Alter, und wohl die ältesten Menschenknochen, welche bisher gefunden wurden, da sie zum Theil ganz versteinert sind, und dem Zustande ihrer Erhaltung nach ganz übereinstimmen mit den Knochen der ausgestorbenen Thiere, bei welchen sie lagen. Sie werden daher jedenfalls über die Beschaffenheit der Bewohner dieses Theiles von Süd-Amerika, in Zeiten, die weit über unsere geschichtliche Bekanntschaft mit diesem Welttheile hinausgehen, einiges Licht werfen. Zwar habe ich ihnen noch keine umständliche Untersuchung widmen können; aber nach dem, was die leider sehr zerbrechenen Hirnschalen ausweisen, ist der Bau des Vorderkopfes sehr sonderbar, indem die Stirn sich nicht in derselben Richtung wie das Gesicht in die Höhe hebt, sondern einen bedeutenden Winkel mit demselben bildet, wodurch sie sich von den Hirnschädeln aller jetzt lebenden Menschenrassen unterscheiden. Dieses Verhältniß ist um so bemerkenswerther, als die Menschengestalten, welche auf den alten Mexikanischen Denkmälern abgebildet oder eingegraben sind, bekanntlich auch eine Menschenrasse darstellen, welche, wenn ich mich so ausdrücken darf, gänzlich einer Stirn ermangelt und dadurch etwas besonders Thierisches an sich hat. Unter diesen Knochen befand sich auch ein halbkugelförmiger Stein, dessen platte Fläche ganz abgeglättet ist und der offenbar zum Reiben gedient hat."

Major Magens hat Abbildungen einiger in einen Felsen auf St. Jan in Westindien eingehauenen Figuren hergeschickt. Von Jakob Porter zu Plainfield in Massachusetts sind Abbildungen von Indianischen Pfeilspitzen von Stein eingesandt.

Der Präsident der Königl. Spanischen Akademie für die Geschichte Spaniens, Don Martin Fernandez de Navarete, überschickte eine zu Madrid 1840 herausgekommene Spanische Uebersetzung von Rafn's Schrift über die Entdeckung Amerika's durch die Normänner; übersetzt von Don Pedro José Pidal: Sobre el descubrimiento de America el siglo X por los Escandinavos.

Auch die auf Kosten der Gesellschaft in Grönland angestellten Untersuchungen sind im verflossenen Jahre fortgesetzt worden. Der Missionar zu Juliananhaab, Prediger Jörgensen, hat eine durch eine Karte erläuterte Beschreibung aller an der Bucht Igalikko entdeckten Bautrümmer eingesandt; ferner, einen Bericht über die Ausgrabung des Kirchhofes am nördlichen Arme der Bucht, begleitet von verschiedenen alterthümlichen Ueberbleibseln, darunter Särge von Weißtannenholz (Treibholz), Stücke von groben wollenen Kleidern, von rothbrauner Farbe, zum Theil von gleichartigem Gewebe mit dem in Norwegischen Grabhügeln und bei Haraldsstät in Jütland, dem muthmaßlichen Leichname der Norwegischen Königin Gunhild, gefundenen Stücke eines gekörperten Zeuches; ferner, drei Handmühlensteine und zwei ringförmig gedrehte Stücke von Stein, ähnlich den Altnordischen Steinringen, das eine mit kreisförmigen Zieraten. Eben so hat Jörgensen auf dem Kirchhofe vor Kakkarsuk, am südlichen Arme der Igalikkobucht, eine Nachgrabung angestellt und davon einige Eisen-Bruchstücke und Proben vom Mörtel der Kirchentrümmer daselbst eingesandt. Wichtig ist auch eine mit einer Karte begleitete Beschreibung der Bucht Sermelik, namentlich der Bautrümmer bei Igtorfoit, nebst Grundzeichnung dortiger merkwürdiger Gebäude. Diesen Mittheilungen war eine Grönländische Volkssage beigefügt, in welcher die Streitigkeiten zwischen den Eskimo's und den alten Normännern in dem Landkreise von Frederikshaab vorkommen; und ein Verzeichniß einiger dortiger Benennungen ausländischen Ursprunges. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Tischendorf's Ausgabe des Ephremschen Codex. Französische Journale machen wiederholt auf die Erscheinung von Tischendorf's Ausgabe des auf der Pariser Königl. Bibliothek befindlichen Ephremschen Codex der Bibel aufmerksam, die in diesem Augenblicke bei Tauchnitz in Leipzig gedruckt wird. Der Ephremsche Codex ist mit dem Vatikanischen und dem Alexandrinischen einer der drei allein noch existirenden Bibeltexte, die aus einer Zeit herrühren, wo die Stichometrie (Sonderung der Bibelverse oder Beginn jedes Verses mit einer neuen Zeile) noch nicht eingeführt war. Man glaubt, daß dieser Codex dem fünften, spätestens aber dem sechsten Jahrhundert angehöre. Die Fragmente des Neuen Testaments, aus denen er besteht, sind auf 145 Bogen von großem Format enthalten. Lange Zeit unter Klosterstaub vergraben, wurden diese Fragmente im 17ten Jahrhundert von Allix entdeckt und sind seitdem ein Gegenstand der Untersuchungen vieler Gelehrten, namentlich von Wetstein und Griesbach, gewesen. Der Ephremsche Codex ist ein Palimpsest, d. h. ein Manuskript, das im Mittelalter von irgend einem barbarischen Schreiber als Material gebraucht wurde, um darauf, nach Verlöschung der ursprünglichen Schrift, eine andere anzubringen. Auf den mit prächtigen Uncialbuchstaben sorgsam ausgeführt gewesenen Bibeltext sind in Kursivschrift die ascetischen Betrachtungen eines Syrischen Mönches geschrieben worden. Im 17ten und 18ten Jahrhundert konnte man unter diesen noch die Spuren der alten Schrift erkennen, die jedoch mit der Zeit ganz und gar verschwand. Caperonnier, Konservator der Königl. Bibliothek, erklärte die Handschrift für undechiffrirbar und auch Professor Cellerier versicherte, daß sie für die Kritik unwiderbringlich verloren sey. Dem Fleiße unseres Deutschen Landsmannes, des mit Unterstützung der Königl. Sächsischen Regierung nach Paris gereisten Herrn Dr. Tischendorf aus Leipzig, ist es jedoch mit Hülfe eines neuen chemischen Verfahrens gelungen, die verschwundene Schrift wieder sichtbar zu machen und beinahe das ganze Ephremsche Manuskript zu lesen. Die bei Tauchnitz erscheinende Ausgabe nimmt zugleich Rücksicht auf die frühere Arbeit von Wetstein, welche sie jedoch wesentlich berichtigt und ergänzt, und wird mit einem Facsimile des Originaltextes ausgestattet seyn.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Jerusalems-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 99. Berlin, Freitag den 19. August 1842.

Nord-Amerika.

Sitten und Gebräuche der Nord-Amerikanischen Indianerstämme.

Mitgetheilt von Dr. M. Wiener.

In den an der Meeresküste liegenden Staaten der Union findet man zwar dann und wann einzelne Indianer-Familien, Ueberbleibsel einst mächtiger Völkerschaften, die längst schon vom Erdboden verschwunden sind, doch haben diese Nachkommen der vormals freien, kriegerischen Stämme kein originelles Gepräge mehr; Europäische Kultur und das Feuerwasser der Bleichgesichter haben das Ihrige gethan, den Indianer der östlichen Staaten seinem Stammverwandten im fernen Westen so unähnlich zu machen, wie es etwa ein Ackergaul dem prächtigen Renner der Wüste geworden ist. Nach den unübersehbaren Prairieen des Westens zieht es den Reisenden hin, dort muß man Monate lang unter den Beduinen der Steppe, wie die berittenen Indianerstämme nicht unpassend genannt werden könnten, leben, um ein richtiges Bild von ihrer wilden Größe entwerfen zu können. Einem solchen Aufenthalte verdankt Verf. die Erfahrungen, welche er hiermit der Oeffentlichkeit übergiebt.

Die Indianer des Westens sind Abkömmlinge derjenigen Völkerschaften, welche einst ganz Nord-Amerika, vom Stillen Ocean bis zum Atlantischen Meere hin, inne hatten, aber von den Europäischen Kolonisten weit nach Westen hin gedrängt wurden; dafür spricht theils die unter ihnen herrschende traditionelle Ueberlieferung, theils ihre Sprachen, welche Mundarten der Huronen-, Mohawk- und Sioux-Sprachen sind, welche unter den östlichen Stämmen, als diese noch vorhanden waren, gesprochen wurden.

Gegenwärtig werden in dem Küstenstriche, der sich vom Atlantischen Meere bis funfzig geographische Meilen westlich erstreckt, nur wenige Ueberbleibsel der Urbewohner gefunden. Bekanntlich machte man in den Kolonieen wiederholte Versuche, die Indianer zu civilisiren, es begab sich aber — mit wenigen Ausnahmen — daß sie in dem Maße, wie Civilisation bei ihnen Eingang fand und sie ihre alten Gewohnheiten ablegten, entnervten und ausstarben; theils, weil der Sittenwechsel ihrer Constitution entgegen war, theils und hauptsächlich, weil sie, durch das Zusammenleben mit den Weißen, den Branntwein kennen lernten. Politik und Gewinnsucht auf einer Seite, Hang zur Trunksucht, der dem Naturmenschen mehr als dem civilisirten anklebt, auf der anderen, vereinigten sich, ganze Nationen vermittelst dieses Giftes hinzuraffen; es brachen Krankheiten unter ihnen aus, die sie vormals nicht kannten, wie die Cholera, Blattern, Syphilis, und so kam es denn, daß da, wo noch vor einem Jahrzehend volkreiche Indianerdörfer standen, gegenwärtig kaum ihr Name übrig geblieben ist. Diejenigen, welche den Seuchen entkamen, ließen sich anderen Stämmen einverleiben, die tiefer im Innern des Landes, an den westlichen Ufern der großen Seen und Ströme leben, oder die wenigen Zurückgebliebenen sammeln Heilkräuter und schießen Kleinwild, das sie zu Markte bringen; der Erlös wird in Branntwein umgewandelt, mit dem sich Männer, Weiber und Kinder betrinken.

Die Indianer sind große, schlanke Gestalten, ihr Körper von so herrlichem Ebenmaße, daß sie einem Bildhauer zum Modell dienen könnten; obgleich muskulös, sind sie doch mehr dazu geeignet, die Strapazen des Krieges und der Jagd, als die harter, langanhaltender Arbeit zu ertragen. Krüppel habe ich unter ihnen nicht angetroffen, selbst geringe Grade von Mißbildung kommen nur höchst selten vor. Die Hautfarbe ist bei den Erwachsenen röthlich-braun; Kinder, unmittelbar nach der Geburt und in den ersten Lebensjahren, sind fast weiß, so daß es nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß die sie im späteren Alter markirende Hautfarbe zum Theil dem Gebrauche von Oelen und Pflanzensäften, mit denen sie den Körper einreiben, und der Einwirkung von Sonnenstrahlen und Schärfe der Luft zuzuschreiben sey. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig und sanft, die Nase hat die Römische Form, der Mund ist klein und mit schönen Zähnen verziert. Die schwarzen Kopfhaare sind lang, schlicht und so dick wie Pferdehaare, doch findet man unter den nördlichen Stämmen, in Kanada, einzelne Indianer mit hellbraunem Haare. Das Haar aller übrigen Körpertheilen wird zur Zeit der Pubertät sorgfältig mit der Wurzel ausgerupft, was zu der Meinung Veranlassung gab, als habe die Natur ihnen den Bart versagt; daß dem nicht so sey, weiß ich aus Erfahrung, da ich Gelegenheit hatte, einem Familienfeste beizuwohnen, das einem Knaben zu Ehren veranstaltet wurde, der sich dieser Operation unterzog.

Ihre Kleidung besteht aus einem buntgestreiften Hemd, aus ledernen Schenkelhosen (legins) und Halbstiefeln von selbstgegerbtem Hirschleder (Mocasins); um die Schultern schlagen sie eine wollene Decke, welche sie von weißen Handelsleuten gegen Pelzwerk eintauschen. — Die Frauen tragen unter der wollenen Decke einen bis zu den Knieen herabreichenden Rock von Thierfellen.

Die Schärfe ihrer Sinne ist bewunderungswürdig; so riechen sie, zum Beispiel, Rauch viel früher, ehe ein Weißer, mit unbewaffnetem Auge, die Flamme entdecken kann; aus diesem Grunde haben sie auch einen Abscheu gegen den Geruch von Moschus und Kölnischem Wasser.

Die Grundzüge im Charakter des Indianers sind Geistesruhe, Geduld und Gleichmuth; außer einer unversöhnlichen Rachsucht, die er nicht allein lebenslang mit sich herumträgt, sondern die er noch auf Kind und Kindeskind vererbt, versteht er vollkommen, jede Leidenschaft zu unterdrücken und zu beherrschen. Er erträgt die plötzlichsten, unerwartetsten Unglücksfälle mit Fassung, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, selbst ohne die geringste Veränderung der Gesichtszüge.

Bei wichtigen Verhandlungen entwickeln sie Würde in ihrem Benehmen, sind höflich und aufmerksam in Gesellschaft, ehrerbietig gegen das Alter und ruhigen, vorsichtigen Temperaments, daher sie sich nie im Sprechen übereilen, ohne zuvor über den Gegenstand des Gesprächs reiflich nachgedacht zu haben, ohne gewiß zu seyn, daß die Person, welche vor ihnen das Wort nahm, auch vollkommen mit dem fertig sey, was sie zu sagen hatte. In den Berathungen wird jeder der Reihe nach gehört, je nachdem Alter, Weisheit oder Verdienste um das Vaterland ihn auszeichnet. Kein Geflüster, kein unzeitiger Beifallsruf, kein Zeichen des Mißfallens stört den Sprecher. Die Unerfahrenen lauschen des Vortrages, um sich zu unterrichten, denn hier lernen sie die Geschichte ihres Volkes, werden zu großen Thaten entflammt, werden belehrt über das Interesse ihres Stammes, wie dasselbe aufrecht zu erhalten oder wiederzuerringen sey.

Die Tugend der Gastfreundschaft wird unter ihnen mit unbegränzter Freigebigkeit und dem besten Willen ausgeübt; ihre Hütten, ihre Vorräthe, ja, tiefer gen Westen zu, selbst ihre Frauen werden dem Gaste zur Verfügung gestellt. Gegen den Stammgenossen ist der Indianer human und freigebig. Hat Jemand unter ihnen eine unglückliche Jagd gehabt, sucht ihn Mißwachs heim, brennt seine Wohnung ab, so haben diese Schickungen für ihn keine weitere Folgen, als die, das Mitgefühl und die Güte seiner Stammgenossen auf sich gezogen zu haben, die bei solchen Gelegenheiten Alles, was sie besitzen, als Gemeingut betrachten. Dagegen ist der Indianer unversöhnlich gegen den Feind seines Stammes und gegen den, der ihm persönliches Unrecht zugefügt hat! Zwar macht er niemals von Eidschwüren oder leidenschaftlichen Ausrufungen Gebrauch, aber desto glühender tobt Rachedurst in der Tiefe seiner Brust, bis er ihn entweder offen oder durch Verrath befriedigen kann. Kein noch so großer Zeitraum entkräftet diesen Vorsatz, keine Entfernung ist groß genug, den gehaßten Gegenstand vor der Rache zu schützen. Er erklimmt die steilsten Berge, durchdringt die dichtesten Wälder, durchwandert die verlassensten Einöden, erträgt den Aufruhr der Elemente, die Beschwerden der Wanderschaft, Hunger und Durst mit Geduld und Gleichmuth, Alles in der Hoffnung, seinen Feind zu überrumpeln und ihm einen martervollen Tod zu bereiten. Kann er seine Rache nicht sättigen, so hinterläßt er sie als heiligstes Vermächtniß, das von Vater auf den Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, bis sich irgend eine Gelegenheit darbietet, genügende Rache zu nehmen.

Auf der anderen Seite fühlen sie tief das Bedürfniß und die Seligkeiten der Freundschaft. In einem gewissen Alter wählt sich jeder unter den Jünglingen seines Standes den Vertrauten und Busenfreund; Beide knüpfen das innigste Bündniß, verpflichten sich, Ruhm und Gefahr mit einander zu theilen, sich gegenseitig beizustehen und zu unterstützen. Ihre Freundschaft trotzt dem vernichtenden Tode, denn sie erstreckt sich über das Grab hinaus; sie halten nämlich den Tod nur für eine einstweilige Trennung und sind überzeugt, sich im Jenseits wieder zu begegnen, um daselbst einer des anderen Beistand zu seyn. — Ein Häuptling des Seneca-Stammes *) hatte mit dem Amerikanischen General Richard Butler ein solches Freundschaftsbündniß geschlossen. Der General blieb in der Schlacht am Miami, am 4. November 1791. Sein Freund, der unter dem Beinamen „das steife Knie" bekannt war, schloß sich im Herbst 1793 der Armee des Generals Wayne an, in der Absicht, den Tod seines Freundes zu rächen. Ein frühzeitiger Schneefall

*) Einer der fünf Mohikaner- oder Mohawk-Stämme, die auch unter dem Namen: „die fünf großen Nationen", als Bundesgenossen der Engländer, im Kriege mit den Franzosen in Canada, bekannt waren; diese Stämme hießen: Onondagoes, Oneidas, Senecas, Tuscarories und Tsquedocs.

nothigte die Armee, Winterquartiere zu beziehen, ehe es noch zu einem Treffen mit dem Feinde gekommen war. Ungeduldig über diesen Aufschub, bat der Häuptling um das Kommando über ein Detaschement, mit dem er den Feind angreifen wollte. Diese Bitte wurde ihm, aus kräftigen Gründen, vom General abgeschlagen, der ihn auf den Frühling vertröstete. Aber des Kriegers Seele konnte den Aufschub nicht ertragen! Er klagte dem Offizier, bei dem er wohnte, daß sein Geist unter dem Gewichte des Trübsinns erliege, daß der Geist seines Freundes ihn beständig zur Rache riefe; da ihm die Gelegenheit dazu benommen sey, so bliebe ihm nichts weiter zu thun übrig, als dem Dahingeschiedenen zu zeigen, wie gern er für ihn gestorben wäre. Mit diesen Worten senkte er sich, bevor man ihn daran hindern konnte, seinen Dolch in die Brust.

Doch nicht allein in der Freundschaft giebt es solche Schwärmer, auch in der Liebe haben die Indianer so gut, wie die civilisirten Europäer, ihre Werther. Interessant ist die Sage von Winona, die noch jetzt von den Indianern mit tiefem, ungekünsteltem Gefühl erzählt wird; sie knüpft sich an einen See, der Pepin- oder auch „Thränensee" genannt wird und eine Erweiterung des Missisippi, einige Meilen unterhalb der Fälle von St. Anthony, ist: seine Länge beträgt einundzwanzig Englische Meilen, die Breite gewöhnlich zwei und eine halbe Meile. Die Einfassung dieses Sees bilden majestätische Kalksteinfelsen, die dann und wann durch herrliches Wiesenland unterbrochen werden. Die Oberfläche des Sees ist glatt und unbeweglich und gleicht, von keiner Insel unterbrochen, einem unübersehbaren Spiegel. Doch ist das Befahren desselben bei stürmischem Wetter höchst gefährlich, und die Kreolen, die seine Tücke kennen, sagen von ihm: Le lac est petit, mais il est malin." — Fast in der Mitte dieses Sees erhebt sich das östliche Ufer zu einer Höhe von 450 Fuß, es besteht aus Felsenmassen, von dem einer sich senkrecht, vom Wasserspiegel aus, hundertundfunfzig Fuß hoch erhebt. Die eigenthümliche Wildheit dieser Scenerie, mehr aber noch die romantische Sage, welche mit diesem Felsen verbunden wird, erregt des Reisenden Interesse. Wir geben sie in den einfachen Worten, wie sie von den Indianern erzählt wird:

„Im Dorfe Kiora, bewohnt vom Stamme Wapasha, lebte ein Mädchen, Namens Winona, was „die Erstgeborene" bedeutet: sie war öfter mit einem Jäger zusammengekommen, beide liebten sich und hatten beschlossen, sich zu heiraten. Als der junge Indianer bei ihren Aeltern um Winona warb, ward sie ihm verweigert, da ein berühmter Krieger bereits der Aeltern Zusage erhalten hatte. Der von ihnen Bevorzugte war Liebling des Stammes und hatte sich im Kriege mit den Chippewas rühmlich ausgezeichnet, doch das Mädchen zog den Waidmann vor. Durch den Einfluß ihrer Verwandten wurde nicht allein Winona's Geliebter aus dem Dorfe gejagt, sondern auch beschlossen, sie nöthigenfalls zu der gewünschten Heirat zu zwingen; doch brachten es ihre Brüder, deren Liebling sie war, dahin, daß man sie auf gütigem Wege zu überreden beschloß. Winona, welche einsah, wie unmöglich die Erfüllung ihres Wunsches sey, bat nur, man solle ihr vergönnen, im jungfräulichen Stande zu verbleiben. — Um diese Zeit verfügte sich ein Indianerhaufen, worunter sich auch Winona mit den Ihrigen befand, nach dem Pepin-See, an dessen Ufer eine blaue Erde gefunden wird, welche die Indianer einzusammeln gingen, um sich damit zu bemalen. — Am See angelangt, drang der Krieger, der von den Ihrigen reich beschenkt worden war, ernstlich in Winona, ihm ihre Hand zu geben; als sie ihn abermals abwies, wurden die Ihrigen zornig und drohten, Gewalt anzuwenden. „Gut", — sagte Winona, — „Ihr treibt mich zur Verzweiflung! Ich sagte, daß ich ihn nicht mag, nicht mit ihm leben kann, sondern es vorziehe, eine Jungfrau zu bleiben: doch habt Ihr meinen Bitten Euer Ohr verstopft. Ihr behauptet, mich zu lieben, und dennoch trauntet Ihr, Aeltern, Brüder und Verwandte! mich von dem, mit dem ich vereint werden möchte, habt ihn aus dem Dorfe gejagt. Allein durchstreift er jetzt die Wälder, hat Niemanden, ihm beizustehen, Niemanden, sein Lager zu bereiten, seine Hütte zu bauen und ihn zu bedienen; doch war der Verbannte der Mann meiner Wahl! Ist das Eure Liebe? — Damit noch nicht zufrieden, verlangt Ihr, daß ich mich seines Schicksals freuen und einen Anderen heiraten soll, den ich nicht mag, mit dem ich nicht glücklich seyn kann. Da das Eure Liebe ist, mag es so seyn! doch bald werdet Ihr weder Tochter noch Schwester haben, um sie zu peinigen!" — Mit diesen Worten entfernte sich Winona, und die Ihrigen beschlossen, sie noch an demselben Tage zu vereinigen. Während die Vorbereitungen zum Hochzeitsschmause gemacht wurden, hatte Winona die Spitze des obenbeschriebenen Felsens erreicht; sie rief ihre Verwandten mit lauter Stimme und machte ihnen über ihre Grausamkeit Vorwürfe; dann stimmte sie den Todtengesang an, den ein leichter Wind zu den Ohren ihrer Familie hinabführte. Mit Schrecken vernahmen sie ihn; Einige eilten ihr nach, Andere verfügten sich zu dem Fuße des Abgrundes, um sie in ihren Armen aufzufangen, während die Uebrigen sich bemühten, sie durch Bitten und Thränen von ihrem Vorsatze abzubringen; der Vater versprach, sie nie zu einer Heirat zwingen zu wollen. — Winona setzte unbewegt ihren Sterbegesang fort; als sie ihn beendigt hatte, stürzte sie sich — eine zweite Sappho — vom Felsen hinab und langte zerschmettert zu den Füßen ihrer Verwandten an."

Der Ort, wo dies sich zutrug, heißt noch jetzt der „Mädchenfelsen". Kein Indianer geht an ihm vorüber, ohne unwillkürlich sein Auge zu der schwindelnden Höhe zu erheben; Jahre sind seit dem traurigen Ereignisse verschwunden, doch ist der Eindruck noch immer neu, und der Indianer erzählt die ihm überlieferte Sage unter tiefem Seufzen. — Sie zeigt, wie leidenschaftlich, aber zu gleicher Zeit, wie treu und beständig der Indianer in der Liebe ist.

(Fortsetzung folgt.)

Dänemark.

Die Königliche Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde in Kopenhagen.

(Schluß.)

Von der durch Sveinbjörn Egilsson, Adjunkt der gelehrten Schule zu Besseltad auf Island, besorgten Lateinischen Uebersetzung der geschichtlichen Nordischen Saga's von den Begebenheiten in Norwegen, Schweden und Dänemark (deren Isländische oder Altnordische Ursprache, Formmanna Sögur — der Altvordern Saga's, nebst der Dänischen Uebersetzung Oldnordiske Sagner — Altnordische Saga's — bereits vollständig herausgekommen, jene wie diese in 12 Bänden) ist zu den bisher erschienenen neun Bänden hinzugekommen: Scripta historica Islandorum Vol. X, enthaltend den Schluß der Königssaga's Norwegens von 1240 bis 1271, namentlich die Saga von König Hakon Hakonsen und von König Magnus Lagabäter; Erzählungen von Halfdan dem Schwarzen, Harald Schönhaar, Hauk Habrog und Olaf Geirstadealf; Olaf Tryggvasons-Saga von dem Mönch Odd Snorrason; und ein kurzer Abriß der Königssaga's Norwegens und die Königsfolge dieses Reichs, in Versen von Sämund Frodi (der Gelehrte).

Von N. M. Petersens Dänischer Uebersetzung der Island selber betreffenden Altnordischen Geschichtssaga's (historiske fortællinger om Islændernes færd geschichtliche Erzählungen von den Thaten der Isländer) ist der zweite Band erschienen, enthaltend: die merkwürdige Sage von den beiden Skalden Gunlaug Ormstunga und Skald Rafn; die Lardäla-Saga, von den Bewohnern des Larthales: und die Kormaks-Saga. Beigefügt sind vom Uebersetzer: Anmerkungen zu diesen Saga's, und Abhandlungen über das heidnische Tödten und Aussetzen der Kinder: über den Bauernstand und dessen Verhältniß zu den übrigen Ständen, und über die Dänische Sprache und die Länder, worin sie vormals gesprochen wurde.

Die Gesellschaft hat sich nunmehr zur besonderen Aufgabe gestellt, die Verbindung des nördlichen Europa's mit Asien in den älteren Zeiten aufzuhellen, und dafür einen eigenen Ausschuß gebildet, bestehend aus dem Etatsrath Finn Magnusen, dem Secretair der Asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta, Prof. S. C. Malan, Oberstlieutenant Sommer und N. L. Westergaard. Dieselben werden ihre Forschungen besonders richten auf die Uebereinstimmung zwischen den Asiatischen und den Altnordischen Volksstämmen, hinsichtlich der Sprache, der Mythologie und des übrigen, öffentlichen und häuslichen Lebens. Die Denkschriften der Gesellschaft dienen zur Mittheilung dieser Untersuchungen, und für den Jahrgang 1840—41 ist der erste Abschnitt einer Vergleichung des Sanskrit und des Isländischen von Westergaard geliefert. Ebendaselbst hat Prof. Bredsdorff Anmerkungen zu der im Jahrgange 1839 eingerückten Stammtafel des Russischen Fürstengeschlechts mitgetheilt.

Die Gesellschaft hat ferner einen historisch-topographischen Ausschuß gebildet, um alle Nachrichten und Beiträge zur historischen Beschreibung Dänemarks zu sammeln, zu ordnen, zu beleuchten und zu bearbeiten, für das historische Archiv der Gesellschaft, und demnächst herauszugeben. Mitglieder sind: A. Baggesen, L. Engelstoft, H. Knudsen, N. M. Petersen, C. J. Thomsen, C. M. Velschow und E. C. Werlauff.*)

Der Alterthums-Ausschuß berichtete: das Museum der Nordischen Alterthümer ist im letzten Jahre mit 460 Stücken vermehrt worden.**) Darunter verdient ein sehr reichhaltiger Fund hier kürzlich Erwähnung. Im Dezember 1839 wurden auf der Dänischen Insel Bornholm, im Kirchspiele Rutheker, mehrere Goldmünzen und andere Sachen ausgegraben; darunter: ein prachtvolles Goldstück, das eigentlich ein starker spiralförmig gewundener Draht ist, dem über und über halbmondförmige punktirte Zierate mit einem Stempel eingedrückt sind, und der wahrscheinlich einer Schwertscheide zum Schmucke gedient hat. Ferner, ein Bruchstück eines goldenen Bügels; ein Spiralfingerring; eine Barre und 14 Byzantinische Goldmünzen, deren Alter sich ganz genau nachweisen läßt: 4 sind nämlich von Kaiser Theodosius II. (408—450); 2 von Placidus Valentinianus (425—455); 3 von Leo I. (457—474); 1 von Prokopius Anthemius (467—472); 1 sehr seltene von Leo II. und Zeno (474); 2 von Zeno (474—491); und eine barbarische Nachbildung der Münzen des Kaisers Theodosius II. Alle diese Münzen sind also aus der Zeit von 408—491 und bekunden das hohe Alterthum der mit denselben gefundenen Sachen, deren Gesammtwerth auf 186 Species abgeschätzt und dem Finder bezahlt worden ist.

In der Aprilversammlung überreichten der Unterbibliothekar Thorsen und Herr Gislason ihre Ausgabe der Saga von Hrafnkeli Freysgodha; und Prof. Rafn zeigte einen in einem Grabhügel bei Straarup im Amte Hadersleben gefundenen Kopfschmuck vor: einen gediegenen Goldreif, in welchem die Runen-Schrift eingeritzt war, Lödhr ó, d. h. Lödver hat (ihn). Durch Vergleichung der Arbeit und der Zierate desselben mit anderen Sachen, welche in Verbindung mit Münzen des 3—6ten Jahrhunderts gefun-

---

*) Dem Dänischen Berichte ist eine Aufforderung zu Beiträgen dieser Art beigefügt, mit Aufzählung der Gegenstände, auf welche es hauptsächlich dabei ankommt. Zum Behufe dienen drei historisch-antiquarische Karten, des Kirchspiels Snedsrup, bei Schlesw. Gurre auf Seeland, und der Umgegend von Odernsörde, mit Erläuterungen.

**) Der Dänische Bericht giebt ein vollständiges Verzeichniß mit dem Namen der Geber. Darunter ist noch merkwürdig: das bisher fehlende Stück des Runensteins von Egaa; und ein silberner Fingerring, dessen Arbeit kaum ein 200jähriges Alter zeigt, und um dessen Platte dennoch vier Runen stehen.

den worden, machte Rafn wahrscheinlich, daß dieser Ring derselben Zeit angehörte. Er lenkte dabei die Aufmerksamkeit auf die Erzählung der Hervarar-Saga von der Schlacht zwischen Lödver Heidreksſohn und dessen Bruder Angantyr, welche an der Gränze Reidgotalands stattfand; und dieses Land wird in der ältesten Pergamenthandschrift der Hervarar-Saga durch Jütland erklärt. Die Zeit der Schlacht muß aber durch das 6te Jahrhundert bestimmt werden. Es ist demnach nicht unwahrscheinlich, daß dieser nach so vielen Jahrhunderten aus dem Schooße der Erde hervorgezogene kostbare Schmuck jenem berühmten Helden des Alterthums angehört habe. Zugleich würde er die geschichtliche Grundlage der zwar später ausgeschmückten Saga bewähren.

In der Juniversammlung gab Finn Magnusen Bemerkungen über die Inschrift eines jüngst in Thüringen gefundenen Urnendeckels. Derselbe las einen Bericht Jonas Hallgrimmsons, der einen großen Theil Islands für eine Beschreibung des Landes durchreist und manche alte Denkmäler aufgesucht hat, darunter auch das sogenannte Völvuleidhi oder Völuleidhi, d. h. das Grab der Völva, Weissagin, aus welchem sie den Göttern Anfang und Ende der Dinge verkündigte (im Edda-Liede Völuspa). Es liegt abwärts im Oefjords-Kirchspiel, und Prof. E. G. Thorlacius hat im J. 1833 zuerst der Gesellschaft Nachricht davon gegeben (vgl. Zeitschrift für Nord. Alterthumskunde Bd. II, S. 312). Der vorlängst zerbrochene Basaltstein, der dieses unzweifelhaft heidnische Grab bedeckte, war 3 Ellen lang, und seine 5 Seiten maßen je 8 bis 17 Zoll. Der Stein ist sehr verwittert und die Schrift undeutlich: so viel sieht man aber noch mit Sicherheit, daß es Binde-Runen (mit in einander verschlungenen Zügen) waren.

Prediger Stockfleth, in Ost-Finnmarken, legte seine bisher herausgegebenen Werke über die Lappische Sprache vor.

In der Oktobersitzung übergab Amtmann Plöpen die Abbildung eines bei Frodebö auf Suderö, einer der Färinseln, gefundenen Runensteines (mit Binde-Runen) und bemerkte dabei die noch auf diesen Inseln gangbare Sage, daß die Priester bei Einführung des Christenthums dem Volke befohlen, die Runensteine zu vergraben, als heidnische Gräuel. Der Ausschuß für die Alterthümer legte eine Auswahl der wichtigsten in Dänemark gefundenen Alterthümer vor, welche das Museum im Laufe des Sommers erhielt; und Oberst-Lieutenant Sommer zeigte zur Vergleichung eine Glasmosaikperle und einige Steingeräthe von der Küste Guinea. Ein Schreiben des Barons Berzelius erklärte einige in Felsen eingegrabene Bilder zu Bohuslän in Schweden, von welchen Abbildungen in den Annalen der Gesellschaft 1838—1839 stehen, nicht für Schiffe, sondern für Schlitten, wie sie die Bauern dort noch brauchen. N. L. Westgaard legte sein Werk Radices linguae Sanscritae vor.

Die Gesellschaft wurde auch dieses Jahr durch neue Mitglieder vermehrt, und ihre Büchersammlung erhielt manche werthvolle Zusendungen. Das feste Vermögen der Gesellschaft war im selben Jahre von 28,000 bis auf 30,000 Reichsbankothaler Silbergeld, in vierprozentigen Obligationen, angewachsen.

v. d. Hagen.

Belgien.

Die geneigte Ebene auf der Eisenbahn bei Lüttich.

Das ganze Netz der Belgischen Eisenbahnen, 407 Kilometer Haupt- und Neben-Linien, wovon 280 Kilometer mit Doppelgeleisen, habe ich so eben gemustert. Es unterhält einen ununterbrochenen Verkehr nach allen vier Weltgegenden und bringt täglich die Hauptstadt des Landes mit Antwerpen und Mons, mit Lüttich, Courtray und Ostende in Verbindung. Ein Wunder in Wahrheit, darf man es nennen, wie diese Bahnzüge uns im Fluge durch das Königreich führen, das man jetzt von einem Ende zum anderen eben so leicht, mühelos und wohlfeil zurücklegen kann, als früher eine Fahrt von Brüssel nach Antwerpen auf der Musterstraße mit den reißendschnellen gewöhnlichen Fuhrwerken.

Im September k. J. wird die Belgische Eisenbahn mit der Rheinlinie, welche von Aachen über Köln nach der Hauptstadt Preußens hinführt — und in nicht gar zu langer Zeit werden Schelde, Mosel, Rhein, Elbe, Oder durch Eisenbahnen eng verbunden seyn.

Die Belgischen Eisenbahnen prangen als herrliche Schöpfungen der Kunst und sind ruhmvolle Zeugnisse von dem Wissen und der Geschicklichkeit ihrer Erbauer. Obgleich Belgien im Ganzen ein flaches Land ist, hat doch die Anlage dieser neuen Wege alle Arten vorkommender Schwierigkeiten zu überwinden gehabt: Moräste, Mergel- und schlüpfrigen Boden, große Gräben, Höhlungen und beträchtliche Anhöhen — zuweilen alle zusammen. Ich darf aber versichern, daß sie alle mit einander eben so sinn- als erfolgreich bewältigt worden sind, daß der menschliche Verstand hier nirgends sein vorgesteckes Ziel vergebens erstrebt hat.

Von allen diesen Arbeiten nun bleibt ohne Zweifel, vermöge ihrer Verhältnisse, ihrer Wichtigkeit und ihrer Ergebnisse, die bewundernswertheste die Eisenbahn mit geneigten Ebenen bei Lüttich, welche wir dem trefflichen Ingenieur Herrn Maus verdanken, der mit dem Studium aller Theile des Plans besonders beauftragt gewesen und dessen Fortschreiten vom ersten Entstehen des Gedankens bis zur gänzlichen Vollendung verfolgt hat.

Haben Sie jemals die Gestade der Mosel besucht, welche bald der Rhein, bald die Loire Belgiens genannt wird und jedenfalls der betriebsamste Fluß der ganzen Erde ist? Haben sie jemals die abschüssigen Anhöhen erstiegen, welche die ganze Gegend ringsherum beherrschen, und haben das ungeheure Rundgemälde angestaunt, welches dort unter den Füßen aufgerollt, das schönste, erhabenste, wunderbarste, das sich nur denken läßt? Nun, von dieser Höhe, welche jene gewaltigen Herde aller Betriebsamkeit überragt, und von wo jene undurchdringlichen Rauchsäulen aufsteigen, wo die gewöhnliche Menschenwohnung nur noch wie ein Hüttchen erscheint — will der Mann des Wissens und der Kunst uns mitten in den blinkenden Abgrund der Ebene gefahrlos hinabschleudern! Nicht wahr, ein hochmüthiges Vermessen dieses Entsetzlichen? — Doch, beruhigen Sie sich: Hat auch die Sache etwas Schwarzkünstlerisches, so sind doch alle hier angewandte Mittel nur sehr einfache, ganz vernunftmäßig begründete, indeß freilich auch sehr sinnreiche.

Die zu bewältigende Höhe hat dreimal die der Säule auf dem Pariser Vendome-Platze, welche genau 42—43 Metres mißt; und diese 120 bis 130 Metres rollt man auf einer geneigten Ebene in 14—15 Minuten hinab, in 12 herauf. Der Mechanismus hierbei ist derselbe, der auf der geneigten Ebene von Liverpool in Anwendung gebracht. Sonder Furcht und ohne Aufregung, ohne irgend eine Ahnung von Gefahr, ja, wie ich mich dessen durch wiederholte Fahrten vergewissert, in der That ohne irgend eine Gefahr geschieht diese Hinauf-, geschieht diese Hinabfahrt; denn Alles ist vorhergesehen worden, um auch die zufälligsten Zufälligkeiten unschädlich zu machen, indem der Oberaufseher des Zuges die Fahrt in jedem beliebigen Augenblicke nicht bloß hemmen, sondern auch auf der Stelle anhalten, gewissermaßen an die Bahn fesseln kann, so daß Alles in seinem Geleise bleibt, auf welchem die unmittelbar vorher noch überwiegende Schnelligkeit doch 20 Kilometer stündlich niemals überschritten.

Ueber der Meereshöhe liegt der Punkt, wo die geneigte Ebene ansetzt, 179 Metres, der schöne Brückendurchgang, auf welchem die Bahn die Mosel überschreitet, 69 M.; man hatte also bei einer wagerechten Fläche von 5799 M. 110 M. Höhe zu ersteigen. Daher sind auf 1980 M. Basis und durch einen Absatz von 330 M. getrennt zwei geneigte Ebenen, jede von 55 M. Höhe, angelegt worden, die nicht in einer Richtung laufen und durch eine Kurve von 190 M. bei 250 M. Radius auf dem wagerechten Absatze zusammenstoßen. Vom Fuße der unteren Ebene bis zum Mosel-Viadukt beträgt die Gesammtentfernung 1300 M. Auf jenem Zwischenplane sind die feststehenden Maschinen aufgestellt; auf einer Seite des Geleises steht das Gebäude mit den 6 Kesseln, von denen jedoch nur 3 täglich gebraucht werden, auf der anderen das mit den Maschinen. Letzteres ist wahrhaft imposant und nimmt sich, obgleich in seiner Bauart ganz einfach, sehr schön aus.

Die stationaire Kraft ist auf 4 Maschinen zu je 80 Pferde Kraft vertheilt, so daß sie im Ganzen 3—400 Pferde Kraft beträgt; 2 von diesen Maschinen haben die obere Ebene zu bedienen, 2 die untere, sie können aber auch mit einander arbeiten oder sich ablösen, so daß die dienstfähige Gesammtkraft immer 3000 Tonnen täglich bestreiten könnte: eine Ladung, die man jedoch bei weitem nicht erreicht, indem die gewöhnlichen Züge nur aus 8—12 Wagen, d. h. 40—60 Tonnen bestehen; (doch kommen auch Züge von 14—16 Wagen, 70—80 T., vor.)

Der Dienst auf den geneigten Ebenen erschien mir sehr einfach und sehr verständig aufgefaßt: die Hinunterfahrt der Züge wird durch deren eigene Schwere bewirkt, die Hinauffahrt dagegen feststehende Maschinen. Nach einer unveränderten Dienstvorschrift für die Benutzung der Belgischen Eisenbahnen soll jeder Zug, je nach der Anzahl seiner Wagen, wenigstens zwei Hemmwerke haben, um nöthigenfalls die Fahrt bemeistern zu können. Außerdem ist aber, zu noch mehrerer Sicherheit für die Hinabfahrt, solchem Zuge ein Hülfs-Hemmwerk beigegeben; dieses führt ein besonderer Waggon mit einem Gesammtgewicht von 7880 Kilogrammes Ballast und einer Lärmglocke für den Leiter des Werkes, um die Wächter unterhalb von dem etwaigen Unfalle in Kenntniß zu setzen. Der Spezialwaggon hat gewöhnlich 6 Räder, und die Wirkung seiner Gesammtlast kann, mittelst eines eben so einfachen, als erfindungsreichen Mechanismus durch unmittelbares Hinablassen einer auf den Schienen ruhenden, nicht aber gegen die Räder andrückenden und folglich von denselben ganz unabhängigen Hemmvorrichtung, einen solchen Druck auf die Schienen üben, daß der Waggon mit seiner ganzen Last auf die Basis der Hemmungen, als Stützpunkt, gehoben werden kann. — Leicht ersieht man hieraus die gewaltige Kraft dieser Hemmwerke, die, da sie nicht auf die Räder wirken, auch die Nachtheile gewöhnlicher Hemmungen, denen sie mir bei weitem vorzuziehen scheinen, nicht äußern. — Zum Bugsiren der Auffahrt dient ein Tau ohne Ende, welches, sobald der Zug am Fuße der unteren geneigten Ebene angekommen, von einer eisernen Hand gefaßt wird, ähnlich der auf dem Blackwalls-Platze in London. Auf der Spitze dieser Ebene angelangt, schließt der Leiter des Zuges die Eisenhand los, die das Tau sofort fahren läßt, und der Zug rückt nun, vermöge seines eigenen Schusses, nach dem wagerechten Absatze, auf einer Bahn, auf welcher man einen schwachabfallenden Hang angebracht hat, so daß er bis zum Fuße der zweiten Ebene gelangen kann, wo er von jenem Tau abermals gefaßt und bis auf die Höhe derselben bugsirt wird. Hier erwartet ihn eine Lokomotive, zum weiteren regelmäßigen Dienste bereit. Den Hemm-Waggon behalten die Züge auch bei der Auffahrt. Ueberdies ist am Fuße jeder der geneigten Ebenen eine durch einen Schlagbaum verschlossene Bahn zum Ausweichen angelegt, an welcher jederzeit ein Wächter bereitsteht, um den wegen irgend eines unvorhergesehenen Vorfalls, am Bugsirtau oder am Hemmwerke, richtungslos herabbrausenden Zug einzulassen.

Auch die Mittheilung der Befehle für den Dienst auf diesen Ebenen ist mir äußerst verständig und einfach vorgekommen; sie geschieht mittelst Signalpfeifen (ähnlich denen auf der geneigten Ebene von Liverpool): am Fuße der unteren Ebene, auf der Zwischenstation und oben auf der zweiten Ebene, aus drei Häuschen, in deren jedem ein eigener Beamter zu diesem Zwecke beständig sich aufhält. Die Bedienung der Maschine erfordert sieben Beamte, unter

renen ein Maschinen-Meister, welcher sich außerhalb des Gebäudes, unter einer eisernen Säulen-Halle befindet, von wo aus er, mittelst Hebel- und Hemmungs-Klinken, die Verbindung der Maschinen mit dem Bugsirtaue leitet und Alles überwacht, was auf den geneigten Ebenen vorgeht. Dabei wird ihm das Verrücken der Züge durch den Gang einer Nadel auf einer vor ihm aufgestellten Scheibe angezeigt, die, vermöge einer sehr sinnreich erfundenen Einrichtung, auf jeder Abtheilung ihres Umkreises den vom Zuge in demselben Augenblicke erreichten Punkt der Bahn genau andeutet.

Hier nun, wie überall, wo es sich um Dampf-Transporte handelt, bleibt der zur Benutzung befugten Verwaltung die Sorgfalt zum größten Theile anheimgegeben, welche die unerläßliche und mit dem guten Erfolge der neuen Einwege verbundene Ergänzung bildet. Die Verwalter und Direktoren von Eisenbahnen müssen daher von der sehr wichtigen Wahrheit völlig überzeugt seyn, daß jedes einfache oder komplizirte mechanische Transportmittel, um der Erwartung des Publikums zu entsprechen, eine in jedem Augenblicke gleichmäßig unterhaltene, durch nichts zu vermindernde und besonders vor jedem Einflusse oder jeder anderen Rücksicht außer der Sicherstellung des menschlichen Lebens völlig geborgene erreichbar höchste Aufmerksamkeit erheische. Zu festerer Begründung dieser höchst wichtigen Ueberwachung möchte ich eine Prämien-Vertheilung an diejenige Direction vorschlagen, welche bei einer gegebenen Passagier- und Fahrten-Zahl in bestimmter Frist die wenigsten lebensgefährlich gewordenen Unfälle zu vertreten gehabt. (Moniteur des Chemins de fer.)

Mannigfaltiges.

— Die Russische George Sand. Wenn man dem Urtheil eines Petersburger Journalisten trauen darf, so nimmt die unter dem Namen Jeneida R— bekannte Frau Helena Andrejewna Hahn, geb. Jadejew, durch ihre glänzenden, beredten Schriften einen Ehrenplatz unter den Russischen Prosaikern ein. „Jeneida", schreibt der Rezensent, „ist der George Sand unserer Literatur — sie steht sogar auf einer noch höheren Stufe. In ihrem Erfindungstalent, in der Kunst, ein mächtiges Interesse zu erregen und zu fesseln, sind sich beide Schriftstellerinnen ähnlich; beide gefallen sich in bitteren Sarkasmen und in den beredten Ausbrüchen eines tiefen Gefühls — aber die Russin ist der Französin an Sittlichkeit und Reinheit überlegen, noch mehr aber in Hinsicht dessen, was den höchsten ästhetischen Reiz eines literarischen Produktes bildet — des Stils nämlich. Man kann in der That behaupten, daß George Sand keinen Stil, weder guten noch schlechten, besitzt, während Jeneida im Gegentheil hierin eine vorzügliche Meisterschaft zeigt, wenn wir nicht die Schönheit ihres Stils, sein vollkommenes Ebenmaß, sein glänzendes harmonisches Kolorit dem Instinkt des Genies eher als dem künstlerischen Studium zuschreiben wollen. Sie scheint eine goldene Feder in die Farben des Regenbogens zu tauchen. Sie hat einen wahren Dichtergeist, obgleich sie sich in Prosa ausdrückt — ihre Prosa bietet eine Vollkommenheit und eine Eleganz dar, welche die schwungreichsten Dichter nur selten erreichen. So hält z. B. die Prosa Puschkin's mit seinen Versen keinen Vergleich aus: sobald er das Gebiet der Poesie verläßt, verschwinden Ausdruck und Kolorit, und wir erhalten statt dessen nichts als eine gekünstelte, nackte Einfachheit. Kukolnik geht es eben so, aber wir können von ihm noch Vieles erwarten, da er unlängst als Prosa-Schriftsteller eine Laufbahn betreten hat, worin er, nach seiner „Cyclina de Vallerol" zu urtheilen, unser Walter Scott zu werden verspricht."

— Leichte Russische Literatur. Zu den neuesten literarischen Speculationen in Rußland gehört eine Reihe von Skizzen und Charakterbildern aus dem Volksleben, unter dem Titel: Nauchi spisanye s' Natury Russkimi (Die Unsrigen, nach der Natur gezeichnet von Russen); eine Nachahmung des bekannten Werks: Les Français peints par eux-mêmes. Sie erscheint in zwanglosen Heften, die in typographischer Hinsicht reich ausgestattet und mit Kupfern und Vignetten geziert sind, welche der Russischen Kunst zur Ehre gereichen.

Kartinki Russkich nrawow, Skizzen Russischer Sitten (St. Petersburg 1842), haben eine ähnliche Tendenz und übertreffen noch obiges Werk an lebhaftem, sarkastischem Humor: auch sind die Verzierungen mit noch größerer Verschwendung angebracht, und die Erläuterungen sind äußerst geistreich.

Von den Sto Literatorow (Hundert neuerer Russ. Schriftsteller) ist der dritte Band noch nicht herausgekommen. Dieses ist gleichfalls ein schönes Werk, welches aus Original-Aufsätzen der vorzüglichsten Schriftsteller des Tages besteht, mit deren Bildnissen es geschmückt ist: hiervon bildet nur Marlinskij (Bestuschew) eine Ausnahme, dessen Portrait von der Censur verboten wurde. Bekanntlich hatte dieser unglückliche Dichter eine Hauptrolle in der Verschwörung von 1825 gespielt. Es ist schade, daß hierdurch eine Lücke in der Bilder-Gallerie entsteht, deren Köpfe zum Theil vortrefflich ausgeführt sind. Unter ihnen zeichnen sich besonders die Portraits des verstorbenen Admirals Schischkow, N. Kukolnik's und Th. Bulgarin's aus.

Der Letztere hat so eben unter dem Titel: Komary, roi perwoi (Mücken, erster Schwarm) eine Reihe stechender satirischer Aufsätze herausgegeben, die man sehr gut aufgenommen hat und die zu den Produkten gehören, welche vielen Einzelnen mißfallen, im Publikum aber immer großen Beifall finden.

Bibliographie.*)

Frankreich.

Blanqui Histoire de l'économie politique en Europe depuis les anciens jusqu'à nos jours, suivie d'une bibliographie raisonnée des principaux ouvrages d'économie politique. 2. édit. 2 vol. 8. Paris. 15 fr. (Vergl. Nr. 73.)

Raynouard Lexique roman, ou dictionnaire de la langue des troubadours. Tome 4 (L—P). 8. Paris. 15 fr. — Nachgelassenes Werk des Herausgebers der Choix de poésies originales des troubadours (6 vol. Par. 1816—21. 8.), die bereits anfängt selten zu werden.

Harbaville Mémorial historique et archéologique du département du Pas-de-Calais. 2 vol. 8. Arras.

A. de Ladebèze (comte) Recherches sur l'histoire de France, depuis les tems mérovingiens jusqu'à nos jours. Tome 1. 8. Paris. 6 fr.

Duranton Cours de droit français suivant le code civil. Tome 22. Table générales matières. 8. Paris. 9 fr. — Rien Dupin, in der Bibliothèque des livres de droit, sehr künftig beurtheilt. (Vergl. Nr. 78.)

A. Velpeau Du sinapisme. 8. Paris. 2 fr. Als Supplément zu des Verf. Nouveaux élémens de médecine opératoire.

Tournois Histoire de Louis-Philippe-Joseph, duc d'Orléans, et du parti d'Orléans dans ses rapports avec la révolution française. Tome 1. 8. Paris.

F. Baucher Méthode d'équitation, basée sur de nouveaux principes. 2. édition. 8. mit 12 Kupf.

de Choiseul Gouffier Voyage pittoresque dans l'empire ottoman, en Grèce, dans la Troade, les îles de l'Archipel et sur les côtes de l'Asie mineure. Nouv. édition (mit Beiträgen von Hase und Müller). Livr. 94—100 (u. letzte). Paris. à 75 c. — 4 vol. 8. und Atlas (von 200 Kupf.) Folio. 75 fr.

Jasmin (Frères in Agen) Papillotes. 1825—1843 (Gedichte in Provenzalischer Mundart). Tome second. 8. Agen. — Jasmin war kürzlich zum ersten Male in Paris und fand Beifall, nachdem früher Nodier auf ihn aufmerksam gemacht, eine sehr schmeichelhafte Aufnahme. Bernard's Benennung. Theil I. wurde 1834 oder 1835 erscheinen sein, der gestattet das Exemplar der hiesigen Königlichen Bibliothek (Papillotes. 1825—1835. Agen 1835). 8.).

Annuaire pour l'an 1843, présenté au roi, par le bureau des longitudes. 2 édition, augmentée de notices scientifiques; par **Arago**. 18. Paris. 1 fr. 50 c. — Nur die 2. Ausgabe hat drei Notices scientif., unter denen vorzüglich eine Analyse hist. et critique de la vie et des travaux de W. Herschel zu bemerken. — Connaissance des tems ou des mouvemens célestes, à l'usage des astronomes et des navigateurs, pour l'an 1845; publiée par le bureau des longitudes p. Additions. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

C. P. Girault-Duvivier Grammaire des grammaires, ou analyse raisonnée des meilleurs traités sur la langue française. 10. edit., entièrement revue — par **A. Lemaire**. 2 vol. 8. Paris. 14 fr. — Unentbehrliches Werk zu einem gründlichen Studium der Französischen Sprache.

F. V. Raspail Histoire naturelle des camomilles, suivie de la description des espèces inscrites (des Basses-Alpes etc.). 8. mit 4 Kupft. Paris. 12 fr. — Zu nur 100 Exempl. gedruckt.

de Santarem (vicomte) Recherches sur la priorité de la découverte des pays situés sur la côte occidentale d'Afrique, au delà du cap Bojador, et sur les progrès de la science géographique, après les navigations des Portugais, au 15. siècle. 8. Paris. 10 fr. Dazu ein Atlas grententheils unedirter, im 11.—17. Jahrhundert gefertigter Karten (schwarz) 30 fr. (feler.) 90 fr.

H. Straus-Durckheim Traité pratique et théorique d'anatomie comparative, comprenant l'art de disséquer les animaux etc. 2 vol. 8. mit 4 Kupft. Paris. 12 fr.

C. Texier Description de l'Arménie, la Perse et la Mésopotamie; publiée sous les auspices des ministres de l'intérieur et de l'instruction publique. 1. partie. Géographie, géologie, monumens anciens et modernes, mœurs et coutumes. Livr. 1. Folio. Paris. 20 fr. — Von des Verf. Description de l'Asie mineure sind zuletzt Livr. 22 u. 23 (à 20 fr.) erschienen.

L. Durat-Lasalle Droit et législation des armées de terre et de mer. Vol. 1. 8. Paris. 6 fr. — Dem verstorbenen Herzog v. Orleans gewidmet. Das ganze Werk ist auf 8 Bände berechnet.

T. Jouffroy Nouveaux mélanges philosophiques; précédés d'une notice, et publiés par **C. Damiron**. 8. Paris. 8 fr. (Vgl. Nr. 73 des Mag. Art. Frankreich.)

G. S. Perrottet Art de l'indigotier, ou traité des indigoferes tinctoriaux et de la fabrication de l'indigo. 8. Paris. 4 fr.

Desaugiers Chansons et poésies. Edit. stéréotype. 12. Paris. 3 fr. 50 c.

A. Gauthier Histoire du somnambulisme chez tous les peuples, sous les noms divers d'extases, songes, oracles et visions. 2 vol. 8. Paris. 10 fr.

Memoires de la société archéologique d'Avranches. Tome 1. 8. Avranches.

E. D. l'Héritier Traité de chimie pathologique, ou recherches chimiques sur les solides et les liquides du corps humain, dans leurs rapports avec la physiologie et la pathologie. 8. Paris. 8 fr.

W. Rollmer Traité du droit de possession et des actions possessoires. 8. Troyes et Paris. 7 fr. 50 c.

P. Ricord Clinique iconographique de l'hôpital des vénériens: recueil d'observations sur les maladies qui ont été traitées dans cet hôpital. Livr. 2 u. 3. 4. Paris. — Im Ganzen 15 oder 20 Kupft., mit etwa 30 Kupft., à 6 fr.

A. Campaignac De l'état actuel de la navigation par la vapeur, et des améliorations dont les navires et appareils à vapeur marins sont susceptibles. 4. mit 5 Kupft. Paris. 20 fr.

Degérando (baron) Institutes du droit administratif français. Tome 3. 8. Paris.

J. Cordier Mémoires sur les travaux publics. Tome 1, sect. 1. 2. 4. Paris. 20 fr.

Charles d'Orléans (duc, geb. 1391, gest. 1465) Poésies, publiées avec l'autorisation du ministre de l'instruction publique, d'après les manuscrits des bibliothèques du roi et de l'Arsenal, par **J. M. Guichard**. 12. Paris. 3 fr. 50 c. — Eine zweite Ausgabe erschien unter dem Titel: C. d'Orl. Poésies, publiées sur le manuscrit de Grenoble, confronté avec ceux de Paris et de Londres, et accompagnées d'une préface hist., de notes et d'éclaircissemens littéraires, par **A. Champollion-Figeac**. 12. Paris. 3 fr. 50 c. — Bisher hatte man nur die sehr fehlerhafte, von **Charlet** besorgte Ausgabe (Grenoble 1803, nicht 1801, wie bei Quérard, s.) durch mehrfachen Abdruck verbreiten können. Deren jetziges Erscheinen steht so durchaus seinem Zusammenhange mit dem Dichtungen. Deren jetziges Erscheinen steht so durchaus seinem Zusammenhange mit dem Dichtungen. Jede des Herzogs v. Orleans, wie ein Korrespondent der „Allg. Zeitung" behauptet. Aus der Masse der durch jenes unglückliche Ereigniß veranlaßten Schriften erwähnen wir: A. Pascal Vie militaire, politique et privée de S. A. R. Mgr. le duc d'Orléans, avec des notes hist. sur les campagnes d'Afrique, rédigées par le prince. 8. mit Portrait u. Fac-simile. Paris. 2 fr. 50 c.

Letronne Recueil des inscriptions grecques et latines de l'Égypte, étudiées dans leur rapport avec l'histoire politique, l'administration intérieure, les institutions civiles et religieuses de ce pays, depuis la conquête d'Alexandre jusqu'à celle des Arabes. Tome 1. 4. mit Atlas (von 17 Kupft.) Folio. Paris, imprim. roy. (Didot). 45 fr.

L. Blanc Révolution française, histoire de dix ans. 1830—1840. 2. édit. 2 vol. 8. Paris. 5 fr.

H. R. Duthillœul Bibliographie Douaisienne, ou catalogue hist. et raisonné des livres imprimés à Douai, depuis l'année 1563 jusqu'à nos jours, avec des notes bibliographiques et littéraires. Nouv. édition, considérablement augmentée. 8. Douai (Paris, Techener). 7 fr. 50 c.

Pégues Histoire et phénomènes du volcan et des îles volcaniques de Santorin, suivie d'un coup d'œil sur l'état moral et religieux de la Grèce moderne, composée en 1837. 8. mit 1 Karte. Paris, imprim. roy. (Potier). 3 fr.

A. C. Renouard Traité des faillites et banqueroutes. 2 vol. 8. Paris. 15 fr.

Zu **Terraux-Compans** Bibliothèque asiatique et africaine (Par. 1841. 8.) ist ein Nachtrag (pag. 281—347. 4) Bog.) erschienen. 3 fr. Das vollständ. Werk 15 fr. 50 c.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: **Adelon** etc. Dictionnaire de médecine. Tome 23. — de **Diamond** Histoire des Français. Tome 23 (T. 29, der das Werk beschließt, befindet sich unter der Presse. Vergl. über Elemente Nr. 87 des Mag. Art. Schweiz). — **Sand** Œuvres (Tome 3). Valentine. — Biographie universelle ancienne et moderne. Tome 71 (Le—Lic). — **Floquet** Histoire du parlement de Normandie. Tome 5.

---

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Alfer u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz in wie im Auslande bei den Postämtern. Paul Lemcke.

№ 100. Berlin, Montag den 22. August 1842.

Frankreich.

Spinozismus und Christenthum. *)

Das Prinzip des Spinozismus ist die Identität des Idealen und Realen, des Subjekts und Objekts. Es liegt wenig daran, ob man das Allgemeine, aus welchem Alles hervorgeht und in welches Alles zurückkehrt, Ich oder Natur nennt, Geist oder Absolutes; man hat diese Benennungen nur gebraucht, um den gefürchteten Namen Substanz zu vermeiden, und gerade bei den Systemen, die man mit dem günstigsten Erfolg dem Spinozismus entgegenzusetzen schien, war der Kern Spinozismus. Was man auch thue oder denke, wenn man sich nicht dem sanften Joch des Evangeliums unterwirft, so wird der Geist stets Konsequenzen für sich in Anspruch nehmen, die man ihm nicht zugestehen darf. Er wird stets mit Spinoza sagen, daß es nur Eins giebt, was wahrhaft existirt, wie er es auch nenne, und in Verlegenheit um ein Wort, das seinen Gedanken vollständig ausspräche, nannte Spinoza dieses Eine Substanz.

Die Substanz ist reines Seyn, ewiges Seyn, das Einzige, welches den Grund seiner Existenz in sich trägt, sie ist Gott.

Da außer ihr Nichts den Grund seiner Existenz in sich tragen kann, so folgt, daß es nicht verschiedene Substanzen giebt, sondern daß die göttliche Substanz die einzige ist.

Sie ist somit der Grund und das Wesen aller Dinge, ihre Attribute sind Denken und Ausdehnung.

Man mag die Substanz als denkende oder als ausgedehnte fassen, sie ist stets dieselbe.

Das Denken und die Ausdehnung sind nicht im eigentlichen Sinne Attribute Gottes, doch der Mensch, der sich Gott vorstellt, faßt ihn nur durch die Vorstellung dieser in Gottes Wesen als nothwendig angenommenen Attribute.

Wenn Ausdehnung und Denken wahrhafte Attribute Gottes wären, so würden sie das Wesen Gottes bestimmen, doch da jede Bestimmung negirt (omnis determinatio negatio), so brächte dies einen Widerspruch in den Begriff Gottes. Ruhe und Bewegung, Erkenntniß und Wille sind nur einfache Modificationen der unendlichen Attribute.

Da die Substanz das absolute Seyn ist, so folgt, daß die partikulären Dinge keine ihnen eigenthümliche Existenz haben. Sie sind Modi oder Affectionen der unendlichen Attribute Gottes, und da diese selbst nicht das Wesen Gottes ausmachen und demnach den Grund ihrer Existenz nicht in sich haben, so existiren die einzelnen Dinge nur insofern, als man sie in Gott denkt.

Die Gesammtheit der Modificationen der unendlichen Ausdehnung der Substanz bildet die Körperwelt, so wie die Gesammtheit der Modificationen des unendlichen Gedankens der Substanz die Welt der Ideen bildet. Diese beiden Welten bilden nur eine einzige, denn sie gehören derselben Substanz an, die sich unter zwei Attributen darstellt. Körper und Gedanken sind demnach an sich nicht verschieden. Der menschliche Geist als Modus des göttlichen Gedankens ist nur ein determinirter Ausdruck der göttlichen Natur; eine Brechung des unendlichen Erkennens der Gottheit.

Als Brechung der göttlichen Erkenntniß kann sich der Mensch selbst zu einer unendlichen, ewigen Erkenntniß erheben.

Der Mensch glaubt sich frei, weil er nicht weiß, wodurch sein Wille gelenkt wird, woraus seine Begierden entspringen.

Je mehr der Mensch in seiner Vervollkommnung fortschreitet, desto mehr ist er thätig, desto weniger leidend: und umgekehrt, je mehr er thätig ist, desto mehr vervollkommnet er sich.

Tugend üben heißt nichts Anderes als seine eigene Existenz bewahren, dies heißt zugleich sich den Gesetzen der Natur unterwerfen und doch den eigenen Vortheil im Auge behalten.

Je mehr der Mensch seiner Vernunft gehorcht, desto mehr erkennt er, daß Nichts nützlich ist, als das, was mit der Vernunft in Einklang steht.

Das höchste Gut des Geistes besteht in der Erkenntniß Gottes, und die höchste Richtung aller menschlichen Kräfte führt zu derselben hin.

Je mehr man sich erkennt, desto mehr liebt man sich, und je mehr man sich liebt, desto mehr liebt man Gott.

Gott kann Nichts lieben oder hassen; diese Annahme würde in Gott einen Wechsel von Vollkommenheit und Unvollkommenheit voraussetzen, was seinem Begriffe widerspricht.

Doch da Gott sich selbst liebt, so liebt er eben dadurch auch die Menschen, denn die Liebe Gottes zu den Menschen und des Geistes zu Gott ist dieselbe.

Das Glück ist kein Lohn für die Tugend, sondern es ist die Tugend selbst: wir genießen es nicht, weil wir unsere Leidenschaften beherrschen, sondern weil wir es genießen, sind wir im Stande, die Leidenschaften zu beherrschen.

Hieraus folgt, daß wir, auch wenn wir nicht wüßten, daß unser Geist unsterblich ist, doch fortgesetzt Alles thun müßten, was die Religion und Sittlichkeit fordert.

Allein der menschliche Geist ist ewig; er wird bestehen, so lange die ewige Erkenntniß besteht.

Ohne Zweifel stößt auch den, der ohne wissenschaftliche Forschung an dieses System tritt, ein dunkles Gefühl von demselben ab, und die christliche Liebe hat gerecht über dasselbe geurtheilt, ehe die Wissenschaft seine Schwächen nachgewiesen hatte. Doch Gott hat die Erscheinung Spinoza's auf Erden zugelassen, um allen Sekten, welche dem allgemeinen religiösen Instinkt der Menschheit sich entgegenstellen, eine schlagende Warnung zu ertheilen, und um mit Evidenz zu zeigen, wie weit die Kräfte des menschlichen Geistes reichen. Die Hegelsche Philosophie jedoch, welche sich rühmt, das letzte Wort der Philosophie gefunden zu haben und über den Spinozismus hinausgegangen zu seyn, hat nur einen neuen Beweis dafür geliefert, daß es keine Mitte giebt zwischen dem evangelischen Christenthum, d. h. dem Supernaturalismus und dem reinen Spinozismus, welcher in der Verbindung der beiden Attribute, des Denkens und der Ausdehnung, besteht, welche das alleinige und nothwendige Seyn bilden, aus dem Alles nach inneren Gesetzen hervorgeht und in das es zurückkehrt. Um den Spinozismus zu umgehen, lassen die Einen das Subjektive vorherrschen, woraus der reine Idealismus entstanden ist, gegen den sich die Erfahrung mit Macht auflehnt; die Anderen kehren das Objektive heraus, gegen das die edlen Kräfte des Herzens und Geistes mit nicht geringerem Nachdruck Einspruch thun. Wir sind demnach überzeugt, daß nicht zwischen Schelling, Hegel und Christus der letzte Kampf sich bilden wird, und noch weniger zwischen Christus und dem Rationalismus, der nur ein verlorenes Kind des modernen Unglaubens ist, sondern zwischen Christus und Spinoza, der sein edelster und stärkster Gegner ist. Wenn das Christenthum göttlich ist, so muß es, nachdem es den spinozistischen Pantheismus noch eine Zeit lang neben sich geduldet, um erst einen vollwürdigen Gegner in ihm heranwachsen zu lassen, herrlich über ihn triumphiren, oder es kommt in Gefahr, einem System zu unterliegen, welches dem menschlichen Geiste die absolute Wahrheit in ihren reinsten Zügen zu bieten scheint. Der Gläubige ist über den Ausgang dieses Kampfes außer Zweifel. Ihn hat die Erfahrung bereits gelehrt, daß der gemäßigste Pantheismus nur für den Verstand vorhanden ist, daß er das Herz leer läßt; daß er demnach eine populäre Religion nie gewesen ist und nie seyn kann, und wer versteht unter dem Worte Religion etwas Anderes als das, was die Bedürfnisse Aller befriedigt? Außerdem finden wir im Christenthum, welches die Erkenntniß aus der Liebe ableitet, ein metaphysisches Prinzip, an dem alle pantheistischen Gedanken der menschlichen Vernunft scheitern müssen, ich meine das Prinzip der menschlichen Persönlichkeit, das in keinem anderen Systeme sich bewahren läßt. Die Liebe setzt nothwendig ein Subjekt voraus, welches sich besitzt, und ein anderes, dem es sich weiht. Alle Sophismen der Vernunft werden dies Bedürfniß der Liebe nie zerstören; es ist ein wesentlicher Zug der menschlichen Natur wie des Absoluten, wie Gottes selbst; und wie leicht ist es, aus diesem Prinzip der göttlichen und menschlichen Persönlichkeit die menschlichen Pflichten abzuleiten! Mag die Deutsche Philosophie demnach immerhin behaupten, um das Seyn zu erkennen, dürfe man nicht von dem Werden ausgehen, sondern von dem Seyn selbst, denn es sey das Grundgesetz der menschlichen Vernunft, daß sie, um Verschiedenes zu erkennen, erst die Einheit derselben erkannt haben müsse. Nach unserer Weise die Persönlichkeit durch die Liebe sich bilden zu lassen, ist der Pantheismus von vorn herein ausgeschlossen, so wie die Liebe nach ihm undenkbar ist, weil sie nur durch die Voraussetzung ursprünglich Verschiedener besteht; da aber der Begriff der Persönlichkeit Gottes nur durch die Liebe gewonnen wird, so ist sie der Kern des Christenthums. Wer demnach nicht aller Logik Hohn sprechen will, der muß entweder Spinozist oder Christ seyn; der muß entweder mit steifem Muthe die Gottheit betrachten und sich scheuen, sie zu fragen, weshalb so viele physische, intellektuelle und moralische Bedürfnisse, die auf Erden nicht ihre Befriedigung finden, überhaupt vorhanden sind, oder er muß mit Freude arbeiten nicht blos für sein irdisches Brot, welches vergeht, sondern für das ewige, das ihm Niemand entreißen kann. Was das unendliche Heer kleinerer philosophischer Systeme betrifft, die mit den verschiedensten Farben, welche bald

*) Es ist dies das letzte Kapitel, gleichsam das Resumé des bereits mehrfach von uns erwähnten Werkes Histoire de la vie et des ouvrages de Spinoza, von Amand Saintes.

dem Christenthum, bald dem Spinozismus ihrem Wesen nach entnommen sind, übertüncht werden, so sehr sie sich oft scheuen, ihre wahre Fahne frei fliegen zu lassen, so sehr sie sich bestreben, mit dem Mantel des Christenthums ihre Blöße zu decken und unter dem Scheine christlicher Gesinnungen den Träumereien ihrer Schöpfer Eingang zu verschaffen, sie gehen alle ihrem sicheren Erlöschen entgegen. Wer die Würde des menschlichen Geistes erkennt, der fühlt, daß es ihn entehrt, wenn einzelne Philosophieen unter der eigenen Aegide ihrer Gegnerin, der Religion, diese angreifen. Was jedoch die Genialität betrifft, mit welcher Strauß in der Dogmatik sagt, die Zeit sey nahe, in welcher nur Schulmeister und Weiber auf den Bänken christlicher Kirchen sitzen werden, so sollte man bei so entschiedener Sprache auch in seinen Handlungen entschiedener seyn und nicht warten, bis man aus der Kirche getrieben wird, da heut überhaupt Niemand mehr aus derselben ausgeschlossen zu werden pflegt, sondern man sollte freiwillig jede Berührung mit den Tausenden, deren Ueberzeugungen man von Grund des Herzens so sehr verachtet, meiden. Mehr als je macht das menschliche Gemüth gegenwärtig, dem Verstande gegenüber, in allen Ständen seine Rechte geltend. Mehr als je sucht die Wissenschaft alte Vorurtheile abzuschütteln und das zu erforschen, was im Christenthum mit der menschlichen Natur wahrhaft übereinkommt. Demnach steht zu hoffen, daß endlich Männer auftreten werden, die voll Geist und Kraft die ewig wiederkehrenden Mißverständnisse verscheuchen werden, welche seit Jahrhunderten Wissenschaft und Glauben, Philosophie und Religion entzweien, Männer, die darthun werden, daß jede wahrhaft sittliche Wahrheit, jede in ihrem Kern christliche Idee, eben deshalb, weil sie wahr ist, auch eine Ader im menschlichen Herzen finden muß, in der sie wurzelt. Wie wird es möglich seyn, sich diesem Bewerfe entgegenzustellen? wie die feindlichen Gränzen länger zu bewahren, welche die Christen noch jetzt in verschiedene Konfessionen scheiden? Wie würden Menschen, die einen göttlichen Funken in sich fühlen, nicht mit allen Kräften begeistert auf dieses herrliche Ziel hinarbeiten, auf diese erhabene Einheit der Geister, welche durch die Vernunft eben so wie durch die Religion gefordert wird, und mit der allein die Liebe bestehen kann.

Vielleicht, schließt Herr Amand Saintes, habe ich zu dieser Vereinigung der Geister beigetragen, wenn es mir gelungen ist, das Hauptziel, welches mich bei Verfassung dieses Werkes geleitet hat, das Ziel zu erreichen, welches mir allein den Muth eingab, ein Werk zu beginnen, zu dessen würdiger Ausführung mir vielleicht in mannigfacher Hinsicht die Kräfte fehlen. Dieses Ziel war, zu beweisen, daß in dem Leben und der Lehre Spinoza's Alles geleistet ist, was der menschliche Geist und der menschliche Willen, sich selbst überlassen, in der Erkenntniß Gottes wie in der Moral leisten kann; daß demnach der Mensch, indem er hierdurch seine Unfähigkeit, die Bedürfnisse seiner Seele zu befriedigen, einsieht, endlich die tiefe Weisheit des evangelischen Glaubens in ihrem ganzen Umfange in sich aufnehme.

Nord-Amerika.

Sitten und Gebräuche der Nord-Amerikanischen Indianerstämme.

(Fortsetzung.)

Manitu-Kichtau, der große Geist, der sich zu seinem Lieblingsaufenthalte, wenn er auf Erden weilt, eine der Inseln in den großen Seen, an Kanada's südlicher Gränze, gewählt hat, ist nach ihnen der Schöpfer aller Dinge. Er schwamm — erzählen sie — auf der Oberfläche des Meeres, bevor die Erde von ihm erschaffen wurde; diese machte er aus einem Sandkern, den er vom Meeresgrunde nahm. Das erste Menschenpaar hat er aus Stein gemacht, wurde aber böse und vernichtete sie wieder. Später machte er Mann und Weib aus dem Stamme eines Baumes, und von diesem Paare sind alle Nationen des Erdbodens entsprossen. Wie es zugehe, daß sie über dem Erdboden verbreitet sind, und wie sie über den Ocean nach anderen Länder kommen konnten, wissen sie nicht anzugeben. Nach einer anderen Sage, die offenbar neueren Ursprungs ist, weil darin der Neger Erwähnung geschieht, sind die weißen und schwarzen Menschen nicht von Kichtau, sondern von untergeordneten Geistern gemacht worden. Zuerst bildete einer dieser Geister ein Negerpaar; das sah ein anderer größerer Geist, der es diesem zuvorthun wollte, und machte die Stamm-Aeltern der Weißen. Nun kam Kichtau, besah sich die Erschaffenen, erwog ihre Mängel und Gebrechen, und machte dann das Meisterstück der Schöpfung, seine Lieblinge, die rothen Menschen.

Die Stamm-Aeltern des Menschengeschlechts hatten zuerst zwei Söhne, von denen der eine den anderen tödtete; aber nicht allein darin stimmen sie mit der mosaischen Urgeschichte überein, sie erzählen auch weiter, daß die dritte Generation durch eine universelle Ueberschwemmung vernichtet wurde; um nun die Erde neu zu bevölkern, sah sich Kichtau genöthigt, Thiere, die im Wasser lebten, in Menschen und Landthiere umzuwandeln.

Sie glauben auch an Genien oder geistige Wesen, welche vollkommener als der Mensch sind, diesen überall unsichtbar umschweben und, fleißig angerufen, seine Bitten erhören. Nicht minder glauben sie an das Vorhandenseyn eines bösen Geistes, der stets geneigt ist, Unheil anzustiften; an ihn wenden sie sich am häufigsten mit Gebeten, ihnen kein Böses zuzufügen.

Verläßt man die Hütte eines Indianers, bei dem man freundliche Aufnahme gefunden, um die Reise weiter fortzusetzen, so begleitet er den Fremdling bis zu dem Flusse, wo ein Kanoe seiner harrt. Dann pflegt man oft Gebete zu hören, die der Natursohn mit lauter Stimme, im feierlichen Tone ausspricht und die darauf hinausgehen, „daß der große Geist den Gastfreund mit einer schnellen Fahrt begünstigen und ihm geben möge: einen unbewölkten Himmel und ruhiges Fahrwasser bei Tage, und daß er in der Nacht sein Haupt niederlegen möge auf ein Bieberfell zu ununterbrochenem Schlafe und angenehmen Träumen, immerwährende Sicherheit genießend unter der großen Pfeife des Friedens."

Wenn der Mensch stirbt — sagen sie — so geht sein Geist, den sie Chichnug oder Schatten nennen, südwärts *) bis zu einem unbekannten, herrlichen Lande; war er gut in diesem Leben, so empfängt ihn daselbst der große Geist mit Freundlichkeit und er sieht die vorangegangenen Freunde wieder, mit denen er jagt, schmaust und tanzt, ohne jemals müde zu werden. Der Schatten des Bösewichts kommt zwar ebenfalls zu dem großen Geiste, jedoch nur, um von ihm und dem glücklichen Lande fortgetrieben zu werden und in rubeloser Unzufriedenheit und ewiger Finsterniß für immerdar zu wandeln.

Um sich dem Schutze des großen Geistes würdig zu zeigen, bemühen sie sich, tapfere Krieger, geschickte Jäger und beharrliche Späher zu werden.

Ihre Todten begraben sie mit vieler Feierlichkeit, und da sie glauben, daß die Abgeschiedenen die Neigungen, welche sie hier auf Erden hatten, mit in das Jenseits nehmen, so legen sie dem Todten solche Geräthschaften mit ins Grab, die er am meisten liebte, wie seine Waffen, seine Bieberfelle, seine Pfeifen. — Die Mütter haben eine strenge Trauer von zwanzig Tagen, wenn eines ihrer Kinder stirbt: beweinen es aber oft mehrere Jahre und tragen so lange die leere Wiege des gestorbenen Säuglings mit sich herum, bis seine Stelle durch ein anderes Kind ersetzt wird. Der Vater wird von den Nachbarn, wahrscheinlich um ihn zu trösten, beschenkt, dafür giebt er ihnen einen Schmaus.

Der Platz, wo die Gebeine ihrer Vorfahren ruhen, ist ihnen heiliger Boden: mit Ehrfurcht nahen sie sich demselben, betend werfen sie sich vor dem Grabhügel ihrer Verwandten nieder, und nichts kann sie tiefer beugen, als der Gedanken, die Gräber hinter sich zu lassen, wenn die Politik der Weißen sie von ihrem Wohnsitze tiefer nach Westen treibt. — Ein Häuptling, mit dem man über das Versetzen seines Stammes nach dem Westen des Missisippi unterhandelte, ertheilte dem Abgeordneten die lakonische Antwort: „Auf diesem Boden sind wir geboren, unsere Väter liegen hier begraben; können wir zu den Gebeinen unserer Vorfahren sagen: erhebt euch und kommt mit uns in ein fremdes Land?"

Viele Sagen knüpfen sich an das Reich der Schatten, die oft an die des Homer und Virgil erinnern; eine derselben ist den Schicksalen von Orpheus und Euridice so ähnlich, daß man fast nur die Namen zu verwechseln braucht.

Gegen das Ende des Winters begehen sie ein religiöses Fest, das funfzehn Tage dauert und das Fest der Träume genannt wird; es ist eine Art Karneval, wo die jungen Leute, in den lächerlichsten Verkleidungen, von Hütte zu Hütte gehen und alles Hausgeräth, was ihnen unter die Hand kommt, zerstören. Sie fordern Jeden, der ihnen begegnet, auf, ihnen eine Deutung ihres letzten Traumes zu geben; kann er das nicht, so muß er dem lustigen Maskenzuge etwas zum Besten geben.

Die Priester bekleiden zugleich das Amt der Aerzte, Propheten und Traumdeuter, wozu sie, ihrer Behauptung nach, vom großen Geiste autorisirt sind.

Die Art und Weise, wie der Indianer um ein Mädchen wirbt und sie heiratet, verträgt sich mit unseren Begriffen von Sittlichkeit nicht. Er beschenkt das Mädchen seiner Wahl mit Armspangen, Korallenschnüren, einem Gürtel und auserlesenem Wildprett. Nimmt sie die Geschenke an, so leben sie eine Zeitlang auf Probe mit einander; gefallen sie sich gegenseitig auch dann noch, so wird die Ehe für geschlossen erachtet; ist dies nicht der Fall, so läßt der Freier seine Geschenke zurück und verläßt das Mädchen, welches sich nach einem anderen Freier umsieht. Dies Werben wird so lange fortgesetzt, bis ein passendes Paar sich für einander gefunden hat.

Ihre Dörfer befinden sich auf einem freien Platze im Urwalde und nahe am Ufer eines Stromes, um Holz und Wasser gleich bei der Hand zu haben; die Wigwams oder Hütten machen sie, indem sie junge Bäume herabbiegen und die Zweige mit einander verflechten; das Ganze wird alsdann so künstlich mit Erde, Rinde und Matten bedeckt, daß diese einfache Wohnung vollkommen trocken bleibt. Statt des Schornsteins befindet sich in der Decke der Wohnung eine Oeffnung, durch die der Rauch hinauszieht. — Das Hausgeräth ist eben so einfach; die Lagerstätte besteht aus weichem Moose, das mit Matten und Pelzen bedeckt ist; Stühle und Tische werden natürlich bei ihnen nicht gefunden, Jeder sitzt auf dem Boden, mit den Ellbogen auf die Kniee gestützt; wenige hölzerne und steinerne Gefäße, höchstens ein von weißen Handelsleuten eingetauschter eiserner Kessel macht ihren ganzen Reichthum aus. Ihre Lebensweise ist frugal, die Nahrung besteht aus dem Fleische und den Eingeweiden der Wildprets, das sie erlegen; es wird entweder am Feuer gebraten oder in der Sonne gedörrt und mit einer Hand voll geröstetem Mais verzehrt. Fische und Schalenthiere sind ihnen Leckerbissen. Hundefleisch wird nur bei feierlichen Gelegenheiten aufgetragen. — Bestimmte Mahlzeiten haben sie nicht, sondern essen, so oft sie der Hunger dazu treibt und etwas zu essen da ist. — Die Weiber bebauen den Boden mit Mais und Bohnen, weil dazu wenig Anstrengung erforderlich ist. — Die Trägheit der Indianer ist bekannt; sie rühmen sich ihrer: „Die Arbeit", sagen sie, „geziemt nur dem Weibe; der große Geist bestimmte die Männer zu den Geschäften des Kriegführens, zur Jagd und zum Fischfange. Beim Aushöhlen der Baumstämme zu Kanoes und dem Errichten der Wigwams müsse das Weib dem Manne behülflich seyn; aber dem Haushalte vorzustehen, zu weben und das Feld zu bestellen, so wie schwere Lasten zu tragen und Kleider für ihre Familie zu verfertigen, geziemt allein dem Weibe.

*) Die nördlichen Stämme behaupten, das Land der Seligen läge gen Westen; um dahin zu gelangen, müsse der Schatten zuerst über einen breiten Strom und dann durch eine weite Einöde, wo er mit vielen Anfechtungen zu kämpfen habe.

Eifersucht ist dem Indianer fremd, er scheint auch wenig Ursache dazu zu haben, da man kaum ein Beispiel anführen kann, daß selbst der lasterhafteste ihrer jungen Männer auch nur den Versuch gemacht hätte, die Tugend einer Ehefrau zu gefährden, oder daß eine solche ihm auch nur im Entferntesten Gelegenheit dazu geben würde, trotz dem, daß die Indianerinnen durchschnittlich wollüstig sind und als Mädchen in keinem besonderen Rufe der Keuschheit stehen. Die dem Weibe treffende Strafe, falls sie die Ehe bricht, ist aber auch so entsetzlich, daß ihr der Gedanke dazu schwerlich beikommen wird: es hat nämlich, der betrogene Ehemann das Recht, ihr die Nasenspitze abzuschneiden!

Die Vielweiberei ist unter ihnen gebräuchlich, und danach zu urtheilen, sollte man glauben, daß die Population ansehnlicher seyn müßte, doch ist dies nicht der Fall, war es auch wohl nie in dem Grade, wie ältere Reisende uns glauben machen wollten. Zwei Gebräuche, die unter ihnen herrschen, treten ihrer stärkeren Vermehrung hindernd entgegen. Die Mütter säugen nämlich ihre Kinder bis zu dem Alter von sechs, manchmal sieben Jahren und während dieser ganzen Zeit sondert sich der Mann von ihnen ab. Dasselbe geschieht auch zur Zeit der Menstis, dies und das Gesetz, daß der Indianer die Verpflichtung hat, die kinderlose Witwe seines Bruders zu heiraten und daß, falls er sie verschmäht, diese das Recht hat, ihn öffentlich zu beschimpfen, erinnert an das mosaische Gesetz und bekräftigt die Vermuthung ihrer orientalischen Abstammung.

Mütter gebären ohne einen Seufzer von sich zu geben, denn sie glauben, ihre Kinder würden Zeiglinge werden, wenn sie die Geburtsschmerzen nicht bekämpften. Bis zum funfzehnten Tage nach der Entbindung werden sie von dem Stamme als unrein gemieden. — Im Kindesalter kennen die Indianer keine andere Autorität, als die der Mutter; der Vater ist für sie ein Fremder, in dem sie nur den Herrn achten. Zur Zeit, wo das Kind einen Namen erhält, wird ein Fest veranstaltet, die dazu eingeladenen Gäste sind von dem Geschlechte des Kindes, das vom Vater bei dieser Gelegenheit, auf den Knieen geschaukelt wird. Neue Namen werden niemals gebildet, sondern das Kind erhält den eines verstorbenen Familien-Mitgliedes; auch dieser Gebrauch besteht bei Völkern orientalischen Ursprunges, wie z. B. noch jetzt bei den Juden. — Später erhalten sie einen, ihren Eigenschaften angemessenen Beinamen, bei dem sie vorzugsweise genannt werden. — Sobald die Kinder auf allen Vieren kriechen können, werden sie, während des ganzen Tages, sich selber überlassen; ältere Kinder nehmen sie mit in den Wald oder in das Wasser, in welchem sie oft Stunden lang herumplätschern und sich so behaglich fühlen, wie die Thiere, deren natürlicher Aufenthalt es ist. Körperlichen Züchtigungen werden sie niemals unterworfen, denn die Aeltern gehen von dem Grundsatze aus, daß sie, als Kinder, aus Unverstand fehlen, was nicht bestraft werden könne; sind sie erwachsen, so halten sich die Aeltern nicht für berechtigt zu Züchtigungen, die, wie sie sagen, deshalb nicht angewendet werden dürfen, weil jeder Mensch seinen freien Willen habe, zu thun oder zu lassen, was ihm beliebt. — Die größte Strafe besteht darin, den ungehorsamen Kindern etwas Wasser ins Gesicht zu gießen, dies verletzt das Schamgefühl des Kindes tief. Ein Mädchen, das von der Mutter diese Züchtigung erhielt, verließ sie mit den Worten: „Du hast keine Tochter mehr!" — und erdrosselte sich.

Der Sachem oder Kriegeshäuptling eines Indianerstammes, verdankt seine Würde den anerkannten Vorzügen in der Kunst des Kriegsführens; ihm ist die Leitung aller militairischen Operationen anvertraut, doch erstreckt sich seine Autorität nicht auf Civil-Angelegenheiten, denn über diese hat ein Oberhaupt zu entscheiden, dessen Würde erblich ist; des letzteren Zustimmung ist erforderlich, wenn Verträge mit anderen Stämmen oder mit den Weißen Gültigkeit haben sollen. So lange dieser Erbsachem, wie man ihn zur Unterscheidung von den übrigen Häuptlingen nennt, im Jünglings- und Mannesalter steht, vereinigt er auch die Würde des Feldherrn in seiner Person, wird er aber durch das Alter unfähig dazu, dann natürlich werden beide Aemter von einander getrennt. In seinem Verwahrsam befindet sich die Standarte des Stammes, die aus einem, mit vielen Farben bemalten Binsensacke besteht, in dem sich die Manitus oder Schutzgeister der Nation, im Abbilde, befinden. Zieht der Stamm in den Krieg, so wird diese Standarte dem Häuptling vorangetragen. — Obgleich die Militair- und Civil-Chefs die Häupter des Stammes bilden, so betrachtet sich doch jeder einzelne Indianer für vollkommen unabhängig, er würde eher sein Leben, als seinen freien Willen aufopfern. Im herrischen Tone abgefaßte Aufforderungen würden verhöhnt und mit Verachtung zurückgewiesen werden. Die Häuptlinge begnügen sich damit, die Nothwendigkeit irgend eines Gesetzes darzuthun, die Ueberzeugung von dieser Nothwendigkeit ist alsdann genügend, die prompteste und wirksamste Vollstreckung einer Maßregel herbeizuführen, ohne daß sich ein Murren dagegen erhebe.

Ihre große Rathsversammlung besteht aus Stamm- und Familienoberhäuptern und solchen unverheiratheten Männern, welche anerkannte Verdienste haben. Der Rath versammelt sich in einem, zu diesem Zwecke in jedem Dorfe errichteten Gebäude, wo auch Abgesandte empfangen und ihnen auf gethane Vorschläge Antworten ertheilt werden. Hier ist auch der Ort, wo sie ihre traditionellen Lieder singen oder das Andenken der Verstorbenen feiern. In diesen Versammlungen wird Alles verhandelt, was sich auf das Gemeinwohl bezieht und bereits im geheimen Rathe verhandelt wurde, dem nur die Häuptlinge des Stammes und der Familien beiwohnen dürfen. Bei den großen Berathungen nehmen die Häuptlinge selten das Wort, sondern vertrauen ihre Ansicht einer Person an, die der Sprecher oder Redner genannt wird, in jedem Indianerdorfe vorhanden und zu dieser Würde herangebildet worden ist. Ihre Rede ist natürlich und nicht leidenschaftlich, die gewählten Worte sind stark und ausdrucksvoll, ihr Stil ist kühn, bilderreich und lakonisch; was sie vortragen, ist entweder darauf berechnet, das gesunde Urtheil der Hörer ihrem Gegenstande zuzuwenden, oder die Leidenschaften des Auditoriums zu entflammen. Jede öffentliche Verhandlung wird mit einem Schmause eingeleitet, an dem der ganze Stamm Theil nimmt; soll über Krieg und Frieden berathen werden, so werden Hunde zu diesem Gastmahle geschlachtet, was zugleich als Opfer betrachtet wird, da die Knochen, dem großen Geiste zu Ehren, verbrannt werden.

Bevor der Gegenstand zur Sprache kommt, stimmt der Häuptling einen Gesang an, dessen Inhalt sich über merkwürdige Ereignisse in ihrer Geschichte verbreitet, die geeignet sind, ihre Ehrsucht zu entflammen oder sie zu belehren. Auch ist in diesem Gesange ein Gebet enthalten, das sie an Manitu-Areskoui, den Kriegsgott *), richten, unter dem sie sich, wie irrthümlich angenommen wurde, nicht etwa einen besonderen Gott, sondern den großen Geist, als Lenker der Schlachten, vorstellen. Die Hörer beantworten diesen Gesang durch einen anderen. Alsdann führen sie Tänze auf.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Die Mineralbäder des Kaukasus.

Eine Wüste scheidet Rußland von den Heilquellen von Pjatigorsk. Man muß einen starken Rheumatismus und eine ziemliche Portion Geduld haben, um sich zur Durchreise durch das Land der Donischen Kosaken und die Provinz Kaukasien zu entschließen. Die Begeisterung wohnt nicht in den Kosaken-Stanitzen: an ihrer Stelle begleiten die lästigen Fliegen den Reisenden vom Don bis fast nach Pjatigorsk.

Nachdem man alle Schwierigkeiten überwunden, nähert man sich endlich den fünf Riesenbergen, hinter denen sich, einer Wolke gleich, das schneebedeckte Haupt des Elborus erhebt. Der an seine heimatlichen Ebenen gewöhnte Russische Reisende, dem ein hoher Berg ein solches Wunder ist, daß er kaum daran glaubt, wenn er es auch mit eigenen Augen sieht, vergißt hier seine Krankheit und alle Mühseligkeiten des Weges, um sich an dem Anblick der wilden, romantischen Felsen und anmuthsvollen Landschaften zu weiden.

Die ungesunde Luft der Stadt Georgiewsk veranlaßte den größten Theil ihrer Bewohner, sich nach einem neuen Orte überzusiedeln, der an dem linken Ufer des Flusses Podkuma in einem Thale liegt, das von fünf Bergen umgeben ist, von welchen er den Namen: Pjatigorsk (pjat, fünf, und gorà, Berg) erhielt und aus denen die berühmten Mineralquellen hervorströmen. Der erste Anblick verspricht einen stillen Zufluchtsort für den Dulder, der seine Krankheit im heilsamen Wasser ertränken will. Unter den Gebäuden zeichnet sich das Gasthaus, dessen Façade nach Süden gerichtet ist, am meisten aus; eine große Treppe, mit einem auf sechs Jonischen Säulen ruhenden Fronton, führt in den Hauptsaal, der aus zwei Etagen besteht und mit Galerieen für das Musik-Corps versehen ist. Das Offizierhaus und das Orlowsche Haus sind für Unbemittelte bestimmt, und gehören zu den schönsten Gebäuden dieser Stadt. Aber die Langeweile hat die Gewohnheit, ihren Wohnsitz in allen Badeplätzen aufzuschlagen, und in ihrer sich über die ganze Welt erstreckenden Eparchie scheint Pjatigorsk der Haupttempel zu seyn.

Die Kaukasischen Mineralwässer sind in mehreren Werken beschrieben worden. Man kann nicht umhin, den Verlust der Hauptquelle zu bedauern, aber die Kranken entfernen sich gewöhnlich in der angenehmen Hoffnung, sie mit der Zeit wieder hervorsprudeln zu sehen. Die Quellen: Alexandro-Nikolajewskij, Konstantinowskij u. a. m. haben auf viele Uebel eine heilsame Wirkung geäußert, d. h. so lange nicht in der Medizin die Frage entschieden wird, ob überhaupt Mineralwässer heilsam seyen. Wenn dieses in der Folge verneint werden sollte (!), so wird man die jetzt bemerkte Wirkung derselben anderen mit der Reise und der veränderten Lebensart verknüpften Umständen zuschreiben. Auf jeden Fall wird sie nicht verloren seyn. Unterdessen will ich etwas mehr oder minder Merkwürdiges über die Elisawetinsker und Sabanejewschen Bäder mittheilen, die von dem größten Theil der Besucher des Kaukasus gebraucht werden.

Die Elisawetinsker Quelle ist mit Stein besetzt: ringsum sind steinerne Urnen errichtet, in welche, der Reinlichkeit wegen, das in den Gläsern übrigbleibende Wasser gegossen wird, welches durch eine in dem Boden der Urne befindliche Oeffnung in die Erde fließt. Eine Gallerie dient dazu, die Spaziergänger gegen die Witterung zu schützen. Das Wasser hat eine Temperatur von 22 bis 24 Graden Réaumur, und ist selbst für Solche erträglich, die an zu großer Reizbarkeit des Magens leiden. Es wird daher meistens innerlich gebraucht, und hat, der vorherrschenden Kohlensäure ungeachtet, einen nicht unangenehmen Geschmack. Man nimmt nach Umständen von 2 bis 12 und sogar 20 Gläser täglich.

Die Temperatur der Sabanejewschen Quelle steigt bis auf 32 Grad Wärme, in den Wannen jedoch nicht über 31. Das Badehaus ist in zwei Hälften getheilt; in jeder befinden sich Kammern mit Wannen, und Zimmer zum Ankleiden und Ausruhen. Die Wannen werden aus dem Reservoir durch zwei Röhren mittelst angebrachter Krähne mit frischem und abgekühltem Wasser versorgt. Ein in der Nähe der Sabanejewschen Quelle von der Generalin Rajewskij errichtetes Badehaus zeichnet sich durch seine Reinlichkeit, Schönheit und bequeme Einrichtung aus. Das Wasser dieser Quelle ist sehr ange-

*) Es ist eigenthümlich, mag es auch nur zufällig seyn, daß Areskoui mit der Griechischen Benennung des Mars, Ἄρης, fast gleichlautend ist! — Bei den Pawnee-Indianern wird das Zeitwort Areguen (Kriegen) folgendermaßen konjugirt: Garego, ich führe Krieg, Sarego, du führst Krieg, Arego, er führt Krieg.

nehm und wenig aufregend: die große Quantität Kohlensäure, mit einem seifenartigen Stoffe vermischt, gewährt dem Körper eine wohlthätige Empfindung, und das geschwefelte Wasserstoffgas wirkt als auflösendes und schweißtreibendes Mittel. Die Sabaneiewsche Quelle liefert 360 Eimer täglich.

Nach dem Gebrauch der Bäder in Pjatigorsk begeben sich die Kranken oft zu den Eisenquellen und dem Sauerbrunnen Narsan, wohin die hartnäckigen Rheumatiker und Neuralgen von einer militairischen Eskorte begleitet werden, um sie gegen die Bergvölker zu schützen. Das Narsansche Wasser ist sehr merkwürdig: seine Kälte durchdringt den ganzen Körper, und verleiht ihm Kraft und Frische — wenn es nur auf die gehörige Weise gebraucht wird; hierin liegt das ganze Geheimniß. Aber die Wirkung des Mineralwassers ist der Türkischen Politik sehr ähnlich: wenn die Türken eine Schlacht gewinnen, so schreiben sie es ihrer Tapferkeit zu, und wenn sie eine verlieren, so leidet der Ruf ihrer Unüberwindlichkeit durchaus nicht darunter, daß sie beim ersten Schusse davongelaufen sind, sondern der Groß-Mufti erläßt ein Fetwa, in welchem er das Unglück dem Umstande zuschreibt, daß die Soldaten nicht die regelmäßigen Gebete, Fasten und Waschungen verrichtet haben. Wie dem auch sey, man nimmt in den Sauerbrunnen erst kalte und dann heiße Bäder, wobei man einen stufenmäßigen Uebergang beobachtet.

In Moskau wird das Narsansche Sauer- und das Elisawetinsker Schwefelsauerwasser nachgemacht, und man badet sich auch in künstlichem Alexandrowschen Wasser. Die Versicherungen einiger ausgezeichneter Aerzte, der Herren Kreisig, Vogel u. A., hatten anfangs ein unbegränztes Zutrauen zu dem nach der Methode des Doktors Struve zubereiteten Mineralwasser eingeflößt; aber ohne des Einflusses zu gedenken, welchen die Reise, der Luftwechsel und die veränderte Lebensweise überhaupt auf den Kranken ausüben müssen, so kann man bei allem Selbstvertrauen der heutigen Chemie nicht umhin, sich des Ausspruches Bacon's zu erinnern: Quand on entend dire, que l'art est l'émule de la nature, on est tenté de rire de pitié. Außerdem liegt in dem Kaukasischen Mineralwasser Etwas, das die Chemiker bisher noch nicht genau analysiren konnten.

Als die besten hiesigen Aerzte nennt man: Conradi, Rogers und Barklay-de-Tolly. Die jetzige Saison gehört zwar nicht zu den zahlreichsten und glänzendsten, aber dennoch sind die Bäder von beiläufig 500 Gästen besucht, unter denen sich gegen 300 Militairpersonen befanden, die zum Theil im Gefechte mit den Bergvölkern verwundet worden.

Zur gehofften Wirkung der Kur tragen die zu beobachtende Diät, die Spaziergänge und anderen Beschäftigungen bei. Auf dem schönen Boulevard erschallt jeden Abend Musik, und auf dem unweit Pjatigorsk angelegten Jahrmarkte finden bisweilen Pferderennen statt. An Sonntagen hat man im Badehause Assembleen und Bälle, wo spasmodische Damen mit rheumatischen Kavalieren tanzen. Von dem Pavillon eröffnet sich ein aus Bergen, Wäldern, Kratern und Auen *) zusammengesetztes Panorama; in der Ferne erstreckt sich eine unermeßliche Bergkette, die mit Schnee bedeckt ist und über welche der Elborus hervorragt. Diese Schneeberge erscheinen des Morgens bei wolkenfreiem Himmel in ihrem vollen Glanze; gegen Mittag verbergen sie sich oft hinter Gewitterwolken, und der Gipfel des Elborus stellt einen weißen Punkt am dunklen Horizonte vor. Zur Belebung des Ganzen fehlt nur das Meer. Als Chosrew-Mirsa im Jahre 1829 in Pjatigorsk war, bestieg er mit dem General Emanuel am 12. Juni den Berg Maschuka, auf welchem zum Andenken dieses Besuches ein Monument errichtet ist. Chosrew-Mirsa **) schrieb hier seinen Namen und einige Persische Verse nieder, welche, durch einen sonderbaren Zufall, mit einer Art Prophezeiung des künftigen Schicksals dieses Prinzen schließen: „Der gute Ruf, den der Mensch nach sich läßt, ist besser als goldene Gemächer. Lieber Bruder! diese Erde bleibt keinem von uns; verlasse dich nicht auf irdische Reiche und die vergängliche Welt. Sie hat das Leben und den Tod vieler Deinesgleichen gesehen: bemühe dich also, nur Gutes zu thun." Von dem Fuße des Denkmals hat man die schönste Aussicht auf den Elborus, wo unlängst ein Alterthumsforscher zwei Nägel fand, mit denen einst Prometheus an den Berg geschmiedet wurde. Hier stand der General Emanuel, mit den Akademikern Kupfer, Lenz, Menetrier und Meyer, dem Bergbeamten Wansewitsch und dem Pjatigorsker Architekten Bernardazzi, in einer Höhe von 8000 Fuß über dem Meeresspiegel im Lager, von wo aus die Akademiker den Berg bis zur Höhe von 15,700 Fuß bestiegen; aber den Gipfel (16,330 F.) erreichte nur der Kabardiner Chilar. Eine bescheidene, im Luganskij Sawod gegossene Tafel überliefert der Nachwelt die Kunde von dieser Ersteigung des bisher für unzugänglich gehaltenen Elborus.

Im Allgemeinen findet man bei wenigen Bädern eine bessere Einrichtung, wie bei den Kaukasischen. Ich habe im vorigen Jahre Karlsbad und Teplitz besucht, und finde, daß die hiesigen Gebäude in Hinsicht ihrer Schönheit und passenden Anordnung den Vergleich mit den namhaftesten Europäischen aushalten können. Das Wetter war dieses Jahres ziemlich gut; die starke Hitze wurde durch Windstöße gemildert, und von Zeit zu Zeit fiel etwas Regen. Aber am 15. Juli, um 5 Uhr Abends, erhob sich ein furchtbarer Sturm, mit Donner und Blitz; zu derselben Zeit starb, zwischen den Bergen Mollat und Beschtau, Lermontov! *) Erschüttert betrachtete ich den nach Pjatigorsk herumgebrachten leblosen Körper des Dichters ....

*) Die Zotter der Bergvölker heißen Auen.

**) Chosrew-Mirsa, Sohn des Persischen Kronprinzen Abbas-Mirsa ist, 1833, wurde nach St. Petersburg geschickt, um sich bei dem Kaiser wegen der Ermordung des Russischen Gesandten, Gribojedov, zu entschuldigen. Er verlor, wenn wir nicht irren, in den nach dem Tode Feth-Ali-Schah's in Persien ausgebrochenen Unruhen das Leben.

Mannigfaltiges.

— Rosenkranz über Leroux. In den von uns bereits erwähnten „Königsberger Skizzen" spricht sich ihr Verfasser auch über Socialismus und Fourrierismus aus, welchen letzteren ein anderer Ostpreußischer Schriftsteller mit Recht als eine „Kasernirung der Menschheit" bezeichnet. Bei dieser Gelegenheit bemerkt Rosenkranz: „Die tiefsinnigste Opposition gegen den Mechanismus der Socialisten, gegen die äußerliche Gleichmacherei, hat in Frankreich der herrliche Pierre Leroux unternommen, derselbe, dem George Sand den „Spiridion" gewidmet. Dieser Mann, aus dem Handwerkerstande hervorgegangen, vom Schriftsetzer zum Autor fortgeschritten, ist eine seltsame Mischung von prophetischem Geiste, weitläufiger Gelehrsamkeit, reformatorischem Drange und scharfem Denken. Sein letztes Werk: De l'humanité, de son principe et de son avenir, où se trouve exposée la vraie définition de la religion, erkennt in der Nationalität, der Familie und Proprietät die drei nothwendigen Formen des Verkehrs des Menschen mit Seinesgleichen und mit der Natur. Es ist höchst bemerkenswerth, daß Leroux ausdrücklich die Rechtfertigung der Begriffe Familie und Volk wieder aufnimmt, denn der Begriff der Gesellschaft will diese Begriffe möglichst abschwächen. Da sie aber eine Naturbasis haben, so bleibt der Begriff des Socialen gegen sie immer eine Abstraction. Wenn die Ehelosigkeit in einer Gesellschaft Gesetz ist, wie bei dem Mönchthum, so wird es eher möglich, die Macht der natürlichen Abstammung zu unterdrücken, außerdem aber macht sie sich durch das Familienleben immer wieder geltend, und Kolonien-Länder von mannigfaltiger Mischung, wie Amerika, das Kapland, Kurland, die Ukraine, zeigen uns die unverwüstliche Kraft des volksthümlichen Typus .... Indem Leroux die wahre Formel der Liebe in der wechselseitigen Verbundlichkeit entwickelt, spricht er eben aus, was wir in Deutschland seit der Reformation längst als das eigentliche Wesen des Christenthums erkannt haben. Die Solidarität des Menschen ist eine ewige und die Entgegensetzung von Himmel und Erde, die Erklärung des Himmels von der Erde ein falscher Dualismus, der den Egoismus und die Corruption zur Folge haben mußte. Sehr schön sagt Leroux: „La terre n'est pas hors du ciel. Nous n'abaissons pas nos regards pour les tourner vers la terre." **) Er findet es seltsam, wie sich viele Menschen mit dem künftigen Leben und dem, was sie das Jenseits (l'autre monde) nennen, beschäftigen, da dasselbe doch von dem gegenwärtigen nicht wesentlich verschieden seyn könne. In Frankreich hat man von Seiten der Hierarchie solche Vorstellungen als Pantheismus bezeichnet und verfolgt."

— Finnland und die Finnen. So heißt ein Russisch geschriebenes Buch von Th. Derschau, ein Werkchen von bescheidenen Ansprüchen, aber von bedeutendem Verdienst, da es viele neue und lehrreiche Bemerkungen über Finnland und sein Volk enthält. Unter den dortigen gelehrten Vereinen zeichnen sich aus: die Finnische literarische Gesellschaft, welche sich mit der Nationalsprache und Literatur beschäftigt, und der im Jahre 1838 gegründete Finnische Kunstverein, welcher der Beförderung volksthümlicher Kenntnisse in verschiedenen Zweigen der Kunst und Wissenschaft gewidmet ist. Im Ganzen befinden sich in Finnland 10 Buchdruckereien, nämlich 3 in Helsingfors, 2 in Abo, 2 in Wasa und die übrigen in Borgo, Wyberg und Uleaborg, in welchen 13 Zeitungen und Journale herauskommen, wovon 10 in Schwedischer Sprache. Außerdem besteht in Helsingfors eine lithographische Anstalt.

— Ein wiedererweckter Russischer Schriftsteller. Der totalen Geschmacksänderung ungeachtet, die während des letzten Vierteljahrhunderts in der Russischen Literatur stattgefunden, in Folge deren viele einst ausgezeichnete Schriftsteller in gänzliche Vergessenheit gerathen sind oder, wie Sumarokov, Cheraskov u. A., nur noch eines traditionellen Ruhmes genießen, hat man vor kurzem in Petersburg die literarischen Erzeugnisse eines gewissen Nachimov wieder aufgelegt, obgleich weder Gretsch in seiner „Geschichte der Russischen Literatur" noch dessen Uebersetzer, Dr. Otto, seiner Erwähnung thun. Dieses Stillschweigen in Betreff Nachimov's fällt um so mehr auf, da er zu den wenigen Russischen Schriftstellern gehört, von denen eine eigene Biographie oder literarische Notiz existirt. Diese wurde 1818, vier Jahre vor Erscheinung des Gretsch'schen Werkes, von Maslowitsch herausgegeben, ohne welche Schrift wir gewiß nie etwas von Akim Nikolajewitsch Nachimov gehört haben würden, der in Charkov geboren und 1814 im 32sten Jahre seines Alters gestorben ist. Wäre er nicht fast im Anfang seiner Laufbahn weggerafft worden, so würde er wahrscheinlich sein komisches Heldengedicht: Purseniad vollendet und dadurch die Literatur seines Vaterlandes mit einem Originalwerke voll satirischen Humors bereichert haben. Gegenwärtig besteht sein literarischer Nachlaß aus kleineren Stücken, Satiren, Fabeln u. s. w., welche ein bedeutendes Talent für witzige, sarkastische Schilderungen offenbaren und, obgleich in einem jetzt etwas veralteten Stil abgefaßt, der ihnen bezeigten Aufmerksamkeit nicht unwerth scheinen.

*) M. J. Lermontov, einer der talentvollsten Schriftsteller Rußlands, wurde in den Kaukasischen Bädern im Duell getödtet.

**) Die Erde liegt nicht unter dem Himmel (sondern in dem Himmel, in dem All). Wir senken unseren Blick nicht, um ihn auf den Boden zu heften (sondern um ihn auf die Dinge des Lebens zu richten).

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silberge. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 101. Berlin, Mittwoch den 24. August 1842.

Frankreich.

Frau von Staël und ihr Buch über Deutschland.

Von Alfred Michiels.*)

Die Zeit nahte, da Deutschland einen weit größeren Einfluß als bisher auf Frankreich ausüben sollte. Frau von Staël vereinte es, studirte seine Poesie, seine Sitten, seine Alterthümer und legte ihre Beobachtungen in einem Buche nieder, das sie bis 1810 vollendete. Die äußeren Umstände jedoch, die an der Abfassung desselben Theil haben, sind zu interessant, als daß wir es uns versagen könnten, sie unseren Lesern wieder ins Gedächtniß zurückzurufen.

Im Jahre 1803 hatte Napoleon Frau von Staël verbannt. Mit dem größten Schmerze verließ sie ein Land, das sie enthusiastisch liebte. Es war, als ginge sie nicht bloß von Frankreich, sondern von Glück, Hoffnung und Ruhm und träte in die stummen Behausungen des Todes. Die Bruchstücke ihrer Memoiren, die aus jener Zeit herrühren, zeigen, wie schwer der Kummer auf ihrer Seele lastete. Und doch sollte diese scheinbar so unglückselige Verbannung für sie die Quelle eines großen Triumphes werden. Ihre Ideen gewannen im fremden Lande einen neuen Boden und reiften, befruchtet von ihren Thränen; denn große Leiden stärken und schärfen oft unser Urtheil. So selten versteht der Mensch sein eigenes Schicksal. Was er eine grausame Verkettung der Umstände nennt, sey sie auch für den Augenblick peinlich und lästig, im Grunde seines Herzens wird er sie nicht verdammen dürfen, denn glückliche Wendungen bleiben nicht aus, so wenig als die Blumen des Mai nach den Stürmen des April. Diese Barmherzigkeit des Schicksals sollten die Unglücklichen nie vergessen; das Vertrauen auf sie vermag ihr brechendes Herz aufzurichten.

Napoleon seinerseits ahnte nicht, welches königliche Geschenk er der Frau von Staël gemacht hatte. Aus der Atmosphäre sklavischer Ideen hatte er sie auf ein Feld verpflanzt, auf dem sie sich üppig entwickeln konnte. Die Lüfte, die sie umwehten, stählten ihre Kraft zur unerhörten, und ihr Genie, das der Despot erdrückt zu haben meinte, erschien plötzlich vor ihm, in funkelnder Rüstung, auf unermüdlichem Roß, laut ins Horn stoßend vor den Thoren seines Schlosses, um inmitten seiner Macht sein zu spotten.

Die Gewalthaber mag dies lehren, daß alle Macht ihrer Polizei, gegenüber den Vertretern des Gedankens, zersplittert. Gewonnen werden sahen wir sie wohl, aber nie unterworfen. Das wenigstens hat der Geist vor der materiellen Kraft voraus, daß er unverwundbar ist vor ihrer plumpen Hand. Der Geist will königlich behandelt seyn; Drohungen werden ihn nie unterjochen. Die Freunde der Fürsten sollten sich darum endlich angewöhnen, anderen, und zwar folgenden Rath zu geben: Seyen Sie schlau, wenn Sie die Intelligenzen beherrschen und ihre Waffen von sich abwenden wollen; gebrauchen Sie keine Strenge, foltern Sie nicht die Priester des Worts, lassen Sie sie nicht arm bleiben, pflegen Sie die Geister, Sie würden sonst den Fanatismus und die Kühnheit derselben nur vermehren. Eine große Seele, wenn sie bedrängt ist, öffnet sich wie die Pforten der Hölle, rächendes Feuer um sich speiend. Tödten Sie sie, wenn Sie können; versammeln Sie sie auf einer großen Ebene, wie jener Eduard mit den letzten Gälischen Barden that, und da lassen Sie sie ohne Erbarmen schlachten; wenigstens sind Sie sicher, daß dies Schweigen nicht mehr gebrochen wird. Aber keine Verfolgung, so lange die Genies leben! denn wer ihnen anheimfällt, den wissen sie noch über ihren Tod hinaus zu peinigen; ihre Beredtsamkeit ziehen sie aus der Scheide, wie ein Zauberschwert, ihm die Eingeweide zu durchbohren; ihr Spott erpreßt ihm Thränen der Schaam inmitten des allgemeinen Gelächters, und wenn er, wie sie, ins Grab gestiegen ist, dann schreit ihr unsterblicher Schatten Fluch über ihn. Haben Sie ihren Zorn geweckt, dann besänftigen Sie ihn nie wieder; er verfolgt Sie ohne Unterlaß, er brandmarkt Ihr Andenken und zeigt Sie künftigen Geschlechtern mit den Abzeichen der Vatermörder.

Bonaparte legte die Geister seiner Zeit in Fesseln; er hätte mögen eine Compagnie Intelligenzen errichten, die nach den Signalen der Trommel manövrirten. Was gewann er dabei? Fast Alle erhoben sich gegen ihn. Die Anderen übergehend, erinnere ich nur an Chateaubriand, Frau von Staël und Benjamin Constant, die, von seinem Zorn verfolgt, ihn mit gehässigen und unauslöschlichen Farben schilderten. Wie glänzend auch sein Ruhm sey, diese drei Schatten, die sich vor demselben aufrichten, werden einen Theil davon verdunkeln bis ans Ende der Jahrhunderte.

Als Frau von Staël Frankreich verließ, nahm sie ihren Weg nach Weimar; sie blieb dort mehrere Monate in der Gesellschaft Goethe's, Schiller's und Wieland's. Sie wußte kein Wort Deutsch, und hatte das beneidenswerthe Glück, unter den Augen solcher Männer diese schöne Sprache verstehen zu lernen. Von Weimar begab sie sich nach Berlin, blieb aber nur kurze Zeit daselbst, da sie der Tod ihres Vaters zwang, nach der Schweiz zurückzukehren. Sie besuchte darauf in Begleitung ihrer Mutter Italien und beschäftigte sich nach ihrer Rückkehr bis zum Jahre 1807 mit der Abfassung der Corinna. Während dieser Zeit studirte sie mit großem Eifer die Deutschen Schriftsteller, um Materialien für ihr letztes kritisches Werk zu sammeln. Aber sie mußte noch einmal das alte Germanien durchwandern, von dem sie ein plötzlicher Unfall zu rasch entfernt hatte. Dessenungeachtet streifte sie 1806 immer um Paris herum, in der steten Hoffnung, wieder hineinzukommen; sie hatte nie die Kraft, diese lockende Nachbarschaft zu verlassen. Aber als wenn ihm der Ruhm seiner Feindin theurer gewesen wäre als ihr selbst, verbannte sie der Kaiser zum zweiten Male.

Frau von Staël vervollständigte also ihre Beobachtungen und Untersuchungen; — drei Jahre später war das Buch gedruckt. Da merkte der Tyrann wohl die Unangemessenheit seiner Handlungsweise und wollte sie durch die neue, daß er die 10,000 Exemplare in der Papiermühle zerstampfen ließ, wieder gut machen. Er glaubte das Werk vernichtet, aber 1813 entstieg es dem Grabe und hatte neben dem Interesse, das die Berühmtheit der Verfasserin und sein innerer Werth nothwendig erregen mußten, noch das vorübergehende, verfolgt worden zu seyn.

Von den Männern, die auf dieses Werk Einfluß gehabt haben, sind vor Allen A. W. von Schlegel, Barante und Sismondi zu nennen, mit denen Frau von Staël damals sehr viel verkehrte. Die Ansichten dieser Schriftsteller waren gereifter und ruhten auf einer tieferen wissenschaftlichen Grundlage als ihre eigenen. Von ihnen wurde sie auf Wege geführt, die ihrem Geiste nicht geläufig waren. Die Deutschen Dichter unterstützten sie auch, und ihre Hülfe war nicht unnütz, denn Frau von Staël war in der Sonne des achtzehnten Jahrhunderts groß gezogen und trug den Brandfleck noch auf ihrer Stirn. Das erste Mal z. B., als sie Schillern sah, wußte sie ihm nichts Besseres zu sagen, als daß kein Drama eines anderen Volkes dem der Franzosen nahe komme. Wie wurde sie geschlagen! Schiller hatte, mein' ich, wenig Mühe, ihre Argumente zu zerstören. Dessenungeachtet ließ sie sich nicht überführen, und als zehn Jahre nachher ihr Buch aus der Verborgenheit, in der es die Polizei hielt, hervorging, begegnete man darin Sätzen, wie folgenden:

„Manche Scenen in den fremden Schauspielen wissen wohl einen lebhaften Eindruck zu machen, aber zu dem überraschenden und wohlgeordneten Ganzen unserer dramatischen Meisterwerke erheben sie sich nicht. — Man kann nicht leugnen, däucht mich, daß die Franzosen unter allen Völkern das meiste Geschick haben, Theater-Effekte zu kombiniren. Nicht weniger aber sind sie auch an Erhabenheit der Situationen und des tragischen Stils unübertroffen."

Doch die herrlichen Gefühle, die tiefen Gedanken, die das Buch in Menge birgt, machen eine kleine Schwäche für die Anklänge an alte Zeiten wieder gut. Corinna behandelt mit freimüthiger Sprache die wichtigsten Fragen ihrer Zeit und entscheidet sie fast alle im Sinne des Fortschritts. Der sittliche Zustand ihres Zeitalters scheint ihr eine neue Literatur nöthig zu machen, die sie in ihren Grundzügen zeichnet. Chateaubriand hatte gezeigt, was die moderne Gesellschaft, Poesie und Kunst dem Christenthume verdanken, Frau von Staël zeigte, wie viel der Himmelsstrich, unter dem die christlichen Nationen leben, wie viel der Charakter der Germanischen Volksstämme und das Ritterthum zu ihrer Gestaltung mitgewirkt haben; sie untersuchte, wie die schöne Philosophie und die schöne Literatur ihrer Zeit von einander abhingen; sie gewann dem Romantismus, der damals auftauchte, einige Morgen Landes und hat seinem Namen in Frankreich das Bürgerrecht verschafft, denn unvermerkt ging er aus ihren Schriften in die Vorrede Letourneur's und in die Schilderungen Obermann's über.

Beginnen wir mit ihren allgemeinen Betrachtungen, sehen wir, was sie über Poesie und Kritik denkt. Die erstere scheint ihr aus der Begeisterung hervorgegangen und ihren Grund in der Seele, nicht in der Außenwelt zu haben. Damit entfernt sie sich gänzlich von den Ansichten des achtzehnten Jahrhunderts. Nach ihr ist es das Amt des Dichters, das gefesselte Gefühl

*) Aus dessen Histoire des idées littéraires au XIXe siècle. 2 vol. Paris, 1842. — Vgl. Magazin Nr. 86 flg. „Mannigfaltiges".

aus der Tiefe des Herzens heraufzubeschwören. Das poetische Genie ist ihr so gut eine Eigenschaft des Gemüths, als die Kraft, ein hochherziges Opfer zu bringen, eine schöne Ode nur eine geträumte Heldenthat. Gleich allen wahren Denkern spricht sie der Literatur dasselbe Erbtheil zu, als der Philosophie. „Das Räthsel der menschlichen Bestimmung existirt für den größten Theil der Menschen nicht; der Dichter aber hat es in seiner Phantasie immer gegenwärtig. — Die Neueren", sagt sie ferner, „können sich einer gewissen Tiefe der Ideen nicht erwehren, ihre vergeistigte Religion hat sie daran gewöhnt, und doch, wenn diese Religion keine Bilder zu Hülfe nähme, hätte die Poesie Theil an ihr? Die Natur muß größer werden in den Augen des Menschen, damit seine Gedanken ihr nicht entwachsen, denen sie eine Hülle seyn soll. Haine, Blumen, Bäche genügten den Dichtern des Heidenthums, aber die Einsamkeit der Wälder, das schrankenlose Meer und der gestirnte Himmel sind kaum mehr ein Bild für den Ewigen und Unendlichen, von dem die Seele des Christen erfüllt ist."

Indem sie so die Natur ehrt, entgeht sie dem Abgrunde, in den sich die Klassiker gestürzt hatten und der bald unsere ausgearteten literarischen Spiritualisten verschlungen haben wird. Bei solchen Grundsätzen mußte der Frau von Staël Boileau wenig behagen; sie klagt ihn an, daß er dem Französischen Geiste eine Richtung gegeben habe, die auf die Poesie höchst verderblich wirkte, denn er lehrte allein, was zu meiden war, und brachte mit seinen weisen Regeln eine nüchterne Pedanterie in die Literatur, die sich mit dem erhabenen Schwunge der Künste nicht vertrug. Eben so wenig verhehlt sie ihren Widerwillen gegen die Kindereien Jacques Delille's, der seine Zeitgenossen mit seinen poetischen Kunststückchen bezauberte. Bis jetzt finden wir sie also auf einem herrlichen Wege.

Ihre Ansichten über Kritik und deren Wirksamkeit aber verdienen diese Anerkennung nicht. Sie hält allein die Abschätzung einzelner Werke für ersprießlich; aber die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer Wissenschaft der Aesthetik entgeht ihr völlig. Sie würdigt wohl die geistige Kraft, welche Schiller's ästhetische Werke verrathen, aber es ist ihr zu viel Metaphysik darin. Ihre Meinung war, daß, wenn man über ein Kunstwerk urtheilte, man immer eher an das Gefühl als an die Theorie appelliren müßte. Schiller schien ihr mit Recht das Talent des Dichters und den Scharfblick des Philosophen in sich zu vereinen. „Seine prosaischen Schriften", sagte sie, „stehen an der Gränze beider Regionen, aber er greift zu oft in die höhere über, und indem er immer wieder auf die dünnsten Abstractionen in der Theorie zurückkommt, verschmäht er, ihnen zu gehorchen, als wenn diese Folgerung nicht zu den Prinzipien gehörte, die er aufstellt." Diese Stelle, wie eine Menge anderer, läßt ahnen, wie sehr Frau von Staël in Verlegenheit kommen mußte, wenn ihr wirklich einmal plötzlich eine philosophische Frage begegnete. Hier erkennen wir jene Frau wieder, die in den ersten Jahren ihres Auftretens die Griechen rücksichtlich des Denkens unter die Römer stellte. A. W. von Schlegel bildete sich ein, daß die Wissenschaft des Schönen keinen praktischen Werth habe und über ihren Gegenstand nichts Positives lehren könne. Diese Ansicht theilte er mit der Frau von Staël. Sie hat ihm aber — er veröffentlichte sie in seinem Buche über dramatische Literatur — nicht sonderlichen Ruhm eingebracht und zuerst die Lücken in seinem Talente verrathen. Auch Heine setzt ihn unter seinen Bruder Friedrich und der berühmte Hegel weit unter Schiller. Wer die lebhaftesten, innigsten und tiefsten Regungen in der Seele des Menschen zergliedern will, ohne sich auf eine durchgreifende und mit sich einige Psychologie zu stützen, wer die letzten Gründe der Natur begreifen will, ohne ihr bis auf die äußerste Gränze der Beobachtung und Reflexion zu folgen, der geht an eine unlösliche Aufgabe. Hier giebt es keinen Mittelweg, entweder man läßt die Untersuchungen fallen, oder man macht sie ergiebig. Wenn man also vor dem Ziele stehen bliebe, würde man augenblicklich alle Frucht seiner Arbeit verloren geben. Auch der abstrakten Formen dürfte man sich nicht entschlagen, denn sie sind nöthig, um streng wissenschaftlich fortschreiten zu können. Man würde die Aesthetik zerstören, wenn man ihr so unzulässige Bedingungen auferlegte. Was den Vorwurf betrifft, Schiller habe die Anwendung seiner eigenen Grundsätze vernachlässigt, so ist er bei ihm gewiß ungerecht. Er zitirt Beispiele überall, wo es der Gegenstand erfordert, und sind etwa seine Werke nicht unter dem Einfluß seiner Theorieen geschrieben?

(Schluß folgt.)

Künstler-Protection während der Schreckenszeit.

Vor einiger Zeit erschienen in New-York die Memoiren des Obersten John Trumbull, der als Adjutant Washington's im Amerikanischen Freiheitskriege diente und sich nachher als Schlachten- und Portrait-Maler einen bedeutenden Ruf erwarb. Er studirte in England unter seinem Landsmann, dem bekannten Benjamin West, und brachte mehrere Jahre in Frankreich zu, wo er Zeuge der Schreckensherrschaft war, über welche er einige nicht uninteressante Details mittheilt. Da er sich nicht nur mit der Kunst, sondern auch mit Handels- und Finanz-Angelegenheiten beschäftigte, so erregte er den Verdacht der damaligen Machthaber und wurde, als er bei der Polizei einen Paß forderte, um Frankreich verlassen zu können, unter mancherlei Vorwänden von Tag zu Tage hingehalten. Er bewarb sich vergebens um den Schutz des Herrn von Talleyrand; seine Lage fing an beunruhigend zu werden, und er beschloß endlich, sich an einen berühmten Kunstgenossen und wüthenden Jakobiner zu wenden.

„Der Name David's", schreibt er, „fuhr mir plötzlich durch den Sinn. Seine Verbindungen mit Robespierre in der schrecklichsten Periode der Revolution hatten mich bisher abgehalten, meine ehemalige Bekanntschaft mit ihm zu erneuern; aber in meiner jetzigen verzweifelten Lage war er das einzige Individuum in ganz Frankreich, von dem ich Hülfe erwarten konnte. Ich ging daher nach seinen Zimmern im Louvre, fand ihn zu Hause, wurde im Augenblick von ihm erkannt und sehr freundlich empfangen, obgleich viele Jahre verflossen waren, seitdem wir uns gesehen. Er fragte mich sogleich nach meinem Gemälde der Schlacht von Bunker's Hill, welches von Herrn Müller in Kupfer gestochen wurde. Ich sagte ihm, daß ich in Stuttgart gewesen sey; daß die Platte zu meiner vollkommenen Zufriedenheit ausgefallen, und daß ich mit ihr und dem Gemälde auf der Durchreise nach London begriffen sey, um sie dort herauszugeben; daß ich aber unerwartete Schwierigkeiten fände, einen Paß zu erhalten, und daher zu wissen wünschte, ob er mit dem Polizei-Minister bekannt sey und ob er mir einigen Beistand leisten könne. Er antwortete mir, daß er dem jetzigen Polizei-Minister fremd sey; „aber ich kenne seinen Secretair", fuhr er fort, „und das wird vielleicht hinreichen. Gehen Sie nach Ihrem Hotel, lieber Freund, und bringen Sie Ihr Gemälde; unterdessen will ich mich anziehen und mit Ihnen nach der Polizei gehen, et nous verrons, ce tableau-là vaut bien de passeports."

Ich holte demzufolge mein Gemälde und kehrte damit zu David zurück, der zu mir in den Wagen stieg und nach dem Polizei-Amt fuhr. Auf dem Wege dahin kamen wir natürlicherweise auf die vielen Ereignisse zu reden, die sich seit unserer ersten Bekanntschaft in Paris zugetragen hatten. „Es ist wahr", bemerkte er, „es ist viel Blut vergossen worden; aber es wäre für die Republik gut, wenn noch 500,000 Köpfe unter der Guillotine fielen!" Ich schauderte bei dem Gedanken, daß ich mich auf den Beistand eines solchen Menschen in einer Sache verlassen müsse, bei der es sich um meine Freiheit oder mein Leben handelte. Wir kamen im Polizei-Amt an, und meiner Unruhe zum Trotze mußte ich über den Eindruck lächeln, den es auf die Employés machte, als sie mich in Begleitung des Bürgers David eintreten sahen, der an einem Fuße lahm war und sich deshalb auf mich stützen mußte. Er fragte in gebietendem Tone nach dem Secretair des Ministers, bei dem wir sogleich eingeführt wurden und dem er mein Anliegen vortrug.

„Ich habe Herrn Trumbull seit zehn Jahren gekannt", sagte er; „ich weiß, daß er Amerikaner ist und an dem Kriege gegen England Theil nahm. Ich bürge für ihn; er ist ein so guter Revolutionair wie wir Alle." (Eine schreckliche Lobrede von solchen Lippen!) „Er war Zeuge der Schlacht von Bunker's Hill und hat ein vortreffliches Gemälde derselben vollendet. Hier ist es. Er ist ein großer Künstler, und man hat Unrecht, ihn in seinen friedlichen, der Kunst geweihten Beschäftigungen zu stören."

Diese von David eingelegte Fürbitte war unwiderstehlich; der Secretair besah das Gemälde — bewunderte es — drückte sein Leidwesen aus, daß man meinen Charakter verkannt habe, und versprach, mir unverzüglich einen Paß auszufertigen. „Aber erst muß ich Sie dem Minister vorstellen; es wird ihn freuen, enttäuscht zu werden und Sie und Ihr Gemälde zu sehen." Wir wurden beim Minister eingeführt und ihm vorgestellt. Es erfolgten dieselben Lobsprüche von Seiten David's, dasselbe beifällige Urtheil über mein Gemälde und der Befehl, mir sogleich einen Paß auszustellen, wobei der Minister mit einem höflichen Lächeln hinzufügte: „Ich wäre jedoch fast aufgelegt, von dem Vorrechte meiner Stellung Gebrauch zu machen, um einen so talentvollen Künstler im Dienste der Republik zu behalten." Der Paß wurde mir überreicht, und ich verließ das Polizei-Amt im Triumph, gab meinem Freunde David den aufrichtigsten Dank zu erkennen, nahm von ihm und seiner Familie Abschied, ließ Postpferde anspannen und befand mich nach wenigen Augenblicken auf dem Wege nach London."

Nord-Amerika.

Sitten und Gebräuche der Nord-Amerikanischen Indianerstämme.

(Schluß.)

Da die Indianer, wie alle Naturmenschen, feurigen Temperamentes und leicht reizbar sind, so läßt sie die geringste Beleidigung schnell zu den Waffen greifen und giebt Veranlassung zu Mord und Blutvergießen. Auf diesem Wege werden ihre Privathändel entschieden und Expeditionen, ohne Wissen und Willen des Gemeinderathes, unternommen. Diese Privathader werden geduldet und als durchaus nothwendig entschuldigt, da sie die jungen Krieger in Uebung erhalten.

Wenn aber der Krieg eine National-Angelegenheit werden soll, so wird die Berathung mit vielen Feierlichkeiten eingeleitet; zuerst versammeln sich die Sachems oder Kriegs-Chefs, um den Gegenstand und Alles, was darauf Bezug hat, im geheimen Rathe zu besprechen, alsdann wird er der Volksversammlung vorgetragen. In diesem National-Kongreß haben, bei den nördlichen Stämmen, die Weiber gleiches Stimmrecht mit den Männern. Der Ober-Sachem trägt die zu berathende Angelegenheit vor, dann nimmt er eine Streitart, die neben ihm liegt, vom Boden auf und sagt: „Wer unter Euch will ausziehen und streiten gegen dieses Volk? Wer unter Euch will Gefangene von dort her bringen, um unsere gebliebenen Freunde zu ergänzen, damit das uns zugefügte Unrecht gerächt, unser Name und unser Ruhm erhalten werde, so lange die Ströme fließen, das Gras wächst und Sonne und Mond dauern?" — Hat er diese Anrede geendigt, so raucht er ruhig seine Pfeife, ohne in dem, was nun folgt, handelnd aufzutreten. Dafür erhebt sich aber ein bewährter Krieger, redet zuerst die ganze Versammlung an und wendet sich sodann mit der Frage an die jungen Männer, wer von ihnen gesonnen sey, ihn gegen den Feind zu begleiten? — Einer nach dem Anderen steht auf und reiht sich hinter dem Anführer, der so lange die Versammlung um-

Example 1.1 Consider the following data set consisting of the fathers' and sons' heights, in inches, of 11 randomly selected males.

Father's Height	Son's Height
65	68
63	66
67	68
64	65
68	69
62	66
70	68
66	65
68	67
67	68
69	70

Suppose that we are interested in predicting the son's height from the father's height. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for taller fathers to have taller sons. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the height of a son from the height of the father? Now, suppose that we are only told the height of the father, but not the data. Can we still predict the height of the son? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.2 Consider the following data set consisting of the scores of two batteries of psychological tests given to six students.

Student	Test 1	Test 2
1	95	85
2	80	70
3	75	70
4	90	80
5	60	50
6	100	90

How can we quantify the observation that students who score high on test 1 also score high on test 2? How can we use the data to predict the score on test 2 of a student who has not taken the test from the score of the student who has taken the test? These questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.3 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.4 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.5 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.6 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.7 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.8 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.9 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.10 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.11 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.12 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.13 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.14 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.15 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.16 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.17 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.18 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.19 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.20 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.21 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.22 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.23 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.24 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.25 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.26 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.27 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.28 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.29 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.30 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.31 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.32 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.33 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.34 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.35 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.36 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.37 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.38 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.39 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how can we use the data to predict the final grade of a student from the midterm grade? Now, suppose that we are only told the midterm grade, but not the data. Can we still predict the final grade? Intuitively we see that the answer is yes, but we should be able to do better when we are given the data. All these questions will be answered in the chapters to follow.

Example 1.40 Consider the following data set consisting of the midterm and final grades of 12 students in a probability course.

Student	Midterm	Final
1	86	82
2	75	78
3	63	72
4	90	96
5	77	80
6	70	65
7	90	99
8	80	85
9	72	75
10	65	70
11	85	90
12	79	75

Suppose that we are interested in predicting the final grade from the midterm grade. How do we do it? From the data we see that there is a tendency for students who do well on the midterm to do well on the final. How can we quantify this observation? Also, how

erhebt der ganze Stamm das Todtengeschrei, und als ob bei dieser Menschenrace kein Mittelding zwischen der aufopferndsten Freundschaft und der brutalsten Grausamkeit vorhanden wäre, beeilen sie sich, an dem, dessen Aufnahme in ihren Stamm sie eben noch besprochen, sogleich die Todesstrafe zu vollziehen; nur so viel Zeit wird ihm gelassen, als nöthig ist, um Vorbereitungen zu treffen, ohne die sie nicht vollständig in ihren teuflischen Vergnügungen schwelgen könnten.

Zwei Pfosten werden, etwa vier Fuß von einander entfernt, in die Erde getrieben und durch zwei Querbalken mit einander verbunden; das eine dieser Querhölzer wird zwei Fuß vom Boden, das andere fünf bis sechs Fuß höher hinauf befestigt. Alsdann entkleidet man den Gefangenen und zwingt ihn, den unteren Balken zu besteigen, an den seine, etwas auseinandergespreizten Beine festgebunden werden; an den oberen Balken werden seine ausgebreiteten Arme mit Ruthen befestigt. — Zuweilen besteht der Marterpfahl aus einem aufrechtstehenden Balken, an dem er mit hochaufgebundenen Armen befestigt ist. Die Bevölkerung des Dorfes, Männer, Weiber und Kinder, sind um ihn versammelt und martern den Unglücklichen nach Belieben; Jeder sucht es dem Anderen an Grausamkeit zuvorzuthun, und dies wird so lange getrieben, bis Niemand mehr geneigt dazu ist. Alsdann wird ihm entweder mit dem Tomahawk der Schädel gespalten, oder der Marterpfahl wird, nachdem der Gefangene über und über mit heißem Pech bestrichen wurde, mit trockenem Reisig umgeben, das angezündet wird.

An demselben Abend rennen sie von Wohnung zu Wohnung und schlagen Hausgeräth, Wände und Dächer mit Ruthen; dies geschieht in der Meinung, den Geist ihres Schlachtopfers, durch diese Ceremonie, aus ihrem Dorfe fort und nach dem Lande der Schatten zu jagen, sonst könnte er sich unter ihnen lange Zeit aufhalten, um sich für die an seinem Körper verübte Marter zu rächen. Der übrige Theil der Nacht wird unter Gesang und Tanz vollbracht.

Ist der Gemarterte ein Indianer, so übersteigt der Stoizismus, mit dem er alle Qualen erduldet, jeden Glauben und ist gewiß das Außerordentlichste, was je in der Geschichte des Menschengeschlechts vorgekommen ist. Während der ganzen Zeit der oft Tage lang ausgedehnten Execution ist der Gefangene im beständigen Wettstreite mit seinen Henkern; sie in Erfindung der ausgesuchtesten Martern und er in Verachtung derselben. Nicht ein Seufzer, kein Zucken verräth den Schmerz der Folter. Mit heiterem Lächeln, als wenn er sich im Schoße des Glückes befände, rechnet er ihnen seine Thaten vor, macht sie mit den Grausamkeiten bekannt, die er an ihren Verwandten und Freunden ausgeübt, malt ihnen die Rache aus, die sie von Seiten seines Stammes zu erwarten haben, verhöhnt sie wegen ihrer geringen Uebung in Erfindung neuer Qualen und zeigt ihnen die empfindlichsten Körpertheile zur Anwendung ausgesuchterer Marter an.

Erkrankt ein Indianer und die von den Priestern bereiteten Heilmittel zeigen sich wirkungslos, so bereitet er sich mit einer Seelenruhe zum Tode vor, die wahrhaft bewunderungswürdig ist. Sobald er das Herannahen des Todes fühlt, so redet er diejenigen an, welche sein Lager umstehen. Ist es ein Familien-Oberhaupt, so giebt er seinen Kindern Weisheitsregeln und Tugendlehren, nimmt Abschied von seinen Stammgenossen und läßt ein Fest veranstalten, wozu alle seine Vorräthe verwendet werden. Dann empfängt er von seiner Familie die Geschenke, welche mit ihm begraben werden sollen. Man schneidet mehreren Hunden die Kehle ab, in der Meinung, daß die Seelen dieser Thiere dem Sterbenden, in der anderen Welt, auf der Jagd von Nutzen seyn werden. Ist dies geschehen, so beginnt das Wehklagen der Verwandten, das sie nur unterbrechen, um dem Sterbenden eine glückliche Reise zu wünschen und ihm zu versichern, daß seine Aeltern und Freunde ihn mit Jubel empfangen werden. Von allen Anwesenden ist der Kranke am gefaßtesten und sieht sich die Ceremonien mit der größten Ruhe an. — Nichts ist rührender, als die Zartheit und Innigkeit, mit der die Indianer das Andenken ihrer Todten ehren. Mütter bewachen Jahre lang die Leichname ihrer Kinder; andere entziehen ihren Brüsten die Milch, um sie über das Grab des Kindes auszugießen. Mit einem Worte, man verwendet bei ihnen mehr Sorgfalt auf die Todten, als auf die Lebenden. Sobald der Sterbende den letzten Seufzer ausgehaucht hat, wird der Leichnam in die schönsten Gewänder gehüllt, das Gesicht bemalt und er, von allen Dingen, die er mit in das Grab bekommt, umgeben, vor den Eingang seiner Hütte gesetzt. Klageweiber werden gemiethet, die, in Zwischenräumen, Loblieder zu Ehren des Verstorbenen singen, tanzen und weinen. Das Grab wird mit Brettern und Zweigen so ausgelegt, daß die Erde den Leichnam nicht berührt; diese Zelle ist mit den besten Pelzen und den schönsten Blumen geschmückt. Nachdem die Grablegung vorüber ist, wird ein hölzerner Pfeiler auf dem Grabhügel errichtet, in den, natürlich höchst stümperhaft, des Verstorbenen Bildniß und andere auf sein Leben sich beziehende Figuren geschnitzt werden.

Als Zeichen der Trauer scheeren sie sich das Haar, schwärzen das Gesicht, das sie verhüllen, essen keine warme Speisen, statten keine Besuche ab und grüßen Niemanden. — Ein Ehemann weint nicht um seine verstorbene Frau, weil Thränen dem Manne nicht geziemen, aber die Frauen beweinen ihre Gatten ein ganzes Jahr hindurch.

So besitzt denn der Indianer einen Charakter, der aus Extremen zusammengesetzt ist; er zeigt sich als ein blutdürstiges Ungeheuer, dem Feinde gegenüber — ist ein Schwärmer in der Liebe und Freundschaft; bei fast thierischer Wollust hält er den Bund der Ehe heilig und weiß recht gut, auch darin seinen Begierden den Zügel anzulegen; er ist treulos und verschlagen, wo es darauf ankömmt, den Feind zu überlisten, und hält sein Wort mit unverbrüchlicher Treue, wenn er es freiwillig gegeben. Außerdem besitzt er viele Tugenden, die bei weitem seine Mängel überwiegen und uns gern glauben machen, daß die ihm anklebenden Laster seinem Mangel an Civilisation, die ihn zierenden glänzenden Eigenschaften aber seiner edlen Natur beizumessen seyen. *)

Dr. M. Wiener.

Mannigfaltiges.

— Lady Charlotte Guest und Herr v. Villemarqué. Wir haben kürzlich (Nr. 72 des Magazins) der gleichzeitig im Britischen Wallis und im Gallischen Armorica sich regenden Literatur-Bestrebungen gedacht und namentlich des verdienstvollen Mabinogions der Lady Charlotte Guest erwähnt, zu welchem jetzt Herr de la Villemarqué in Frankreich ein Seitenstück unter dem Titel „Contes populaires des anciens Bretons" erscheinen läßt. Gegen die letztgedachte Sammlung wird nun von England aus reklamirt, und zwar insofern als Herr von Villemarqué, der bloß die Englischen Uebersetzungen, die Lady Charlotte Guest in den drei ersten Abtheilungen ihres Mabinogions geliefert, ins Französische übertragen, seiner Quelle dabei durchaus nicht gedacht und so thut, als habe er selbst aus dem Wallisischen Urquell geschöpft, während er doch überall, wo veraltete, schwer zu erklärende Wallisische Wortformen vorkommen, genau mit der Englischen Version übereinstimmt und nur hin und wieder kleine Aenderungen nach dem Originaltexte vornimmt, den Herr von Villemarqué, als geborner Breton, allerdings versteht. Auffallend ist schon, daß derselbe aus der großen Anzahl Wallisischer Erzählungen, die es giebt, eben nur drei von denjenigen übertragen, die bereits jene Englische Dame übersetzt hatte; noch mehr muß man sich jedoch darüber wundern, daß der Französische Bearbeiter auch keine andere Anmerkungen und Erläuterungen zu geben wußte, als diejenigen, die Lady Charlotte Guest mit eben so viel Fleiß als Scharfblick an verschiedenen Orten in der Heimat dieser Erzählungen selbst gesammelt. Nur ganz im Vorübergehen gedenkt dabei der Französische Kompilator der verdienstvollen Engländerin; ja er giebt sich sogar für den ersten Herausgeber der 1831 in England erschienenen Erzählung vom „Chevalier au Lion" aus, während er doch damals nichts weiter gethan, als daß er im Auftrage und auf Kosten der Lady Charlotte Guest eine Abschrift von dem Manuskripte dieser Erzählung besorgte, das sich auf der Königlichen Bibliothek in Paris befindet. — Wir glauben diese Notiz der hochgeachteten Britischen Dame um so mehr schuldig zu seyn, als sie in den Sammlungen ihres Mabinogions überall auch auf die Verdienste der Deutschen um die Kenntniß der Erzählungen der Tafelrunde hinweist und es daher um so unbilliger wäre, wenn etwa in Deutschland Herr de la Villemarqué einen Ruhm davonträge, der ihr einzig und allein gebührt.

— John Banim. Durch den kürzlich im kräftigsten Mannesalter erfolgten Tod dieses Schriftstellers, der hauptsächlich unter dem Namen des „Verfassers der Erzählungen der O'Hara-Familie" bekannt war, verliert der sogenannte Irländische Roman seinen eigentlichen Begründer und seine Hauptstütze. In seinen Erzählungen ist der Irländische Charakter mit allen seinen Leidenschaften, mit seinen Tugenden und seinen Fehlern auf das Wahrste dargestellt. Carlton, Griffin und Andere haben sich als Nachahmer Banim's auf demselben Gebiete versucht, sind jedoch weit hinter ihm zurückgeblieben. Banim war ursprünglich Miniaturmaler, blieb jedoch, zunächst durch ein sehr unregelmäßiges Jugendleben dazu verleitet, nicht bei der Kunst und widmete sich ganz der Schriftstellerei, als der Versuch einer Tragödie, die er unter dem Titel „Damon und Pythias" erscheinen ließ, unerwartet vielen Beifall fand. „Vater Connell" heißt die letzte Erzählung, die er im Charakter seiner Irländischen Romane herausgegeben und die erst vor etwa zwei Monaten erschien. Als Sir Robert Peel vor einigen Jahren auf kurze Zeit wieder Minister des Innern geworden war, wirkte er dem damals in der größten Dürftigkeit lebenden Schriftsteller eine jährliche Pension von 150 Pfund aus, wozu später auch noch ein jährlicher Zuschuß von 40 Pfd. zur Erziehung seiner Tochter kam. Beides scheint jedoch, selbst mit Zuziehung der gewiß nicht unbedeutenden Honorare für seine Schriften, nicht ausreichend gewesen zu seyn, um den durch unregelmäßiges Leben und durch Krankheit in Noth gestürzten vor derselben zu schützen, und so ist er denn auch viel zu früh für die Freunde seines Talentes und für die Erziehung seiner Tochter ein Opfer dieser Noth geworden.

— Berichtigung. Ein aufmerksamer Leser des Magazins macht uns bemerklich, daß in dem Artikel über die geneigten Ebenen auf der Eisenbahn in Belgien (Nr. 99) die „Mosel" mit der „Maas" verwechselt worden, was allerdings gegründet ist. Daß wir diesen Irrthum eines unserer Mitarbeiter übersehen haben, wird der geneigte Leser bei der jetzigen großen Tageshitze gewiß um so mehr entschuldigen, als die Benennung des Flusses in dem gedachten Artikel etwas ganz Unwesentliches war und er dort nur zur pittoresken Ausschmückung des Stils wie der Gegend dienen sollte.

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit bemerklich, daß sich von dem in Philadelphia erschienenen Prachtwerke The Indian Tribes of North-America (früher auch unter dem Titel The aboriginal Portfolio bekannt) Exemplare in der Asherschen Buchhandlung in Berlin befinden. Jedes Heft, welches eine Reihe trefflich gezeichneter und illuminirter Abbildungen der berühmtesten Indianer-Häuptlinge nebst deren Biographieen enthält, kostet 6 Dollars (9 Thaler) im Subscriptionspreise. D. R.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Unternehmen-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 102. Berlin, Freitag den 26. August 1842.

Ostindien.

Schach Nadir's Zug gegen den Großmogul. *)

Vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts an ging das Reich der Moguln sichtbar seiner Auflösung entgegen. Schon unter der Regierung Aureng-Zeyb's hatten sich die Vorboten des Verfalls sehr bemerklich gemacht, aber in den dreißig Jahren nach seinem Tode waren die Fortschritte des Ruins überaus schnell. In diesem kurzen Zeitraum nahmen sechs Fürsten nach einander den Thron ein, meistentheils bloße Puppen in den Händen mächtiger Großen, welche dieselben nach Belieben erhoben und absetzten; kaum ein Einziger besaß mehr als den Schatten der Gewalt; die Statthalter der Provinzen waren öfters bis auf den Namen ganz unabhängig, und die Armee war so durchaus verächtlich geworden, daß sie nicht einmal die Einfälle der umherschweifenden Mahratten zurückzuhalten vermochte. Tausende dieser unruhigen, halbnackten Streifzügler, mit leichten Bambus-Speeren bewaffnet und auf kleinen rührigen Pferden reitend, erschienen so regelmäßig wie die Jahreszeiten, breiteten sich nach allen Richtungen aus, oft bis unter die Wälle von Delhi, raubten Alles aus dem Lande, was sich nur irgend bequem fortschaffen ließ, und jagten dann mit ihrer Beute nach Hause. Lange Gewohnheit scheint sie am Ende zu dem Glauben gebracht zu haben, daß sie ein gesetzmäßiges Recht dazu hätten, Contributionen in dem Gebiet der Moguln zu erheben; so kam es, daß sie ihre Gebühr auf ein Viertel der öffentlichen Einkünfte schätzten und sich bereit erklärten, für diese Summe ihr Brandschatzungs-Privilegium aufzugeben. Nichts kann den heruntergekommenen Zustand von Timur's Sprößlingen in ein helleres Licht setzen, als daß sie wirklich einwilligten, für mehrere umfangreiche Provinzen unter so schmachvollen Bedingungen die Verschonung von der Plünderung zu erkaufen.

Während der letzten Stadien des Zeitraumes, den wir so eben überblicken, herrschte ein Enkel Aureng-Zeyb's, Mahomed Schach, von dem ein gleichzeitiger Schriftsteller sagt, daß man ihn nie ohne ein Glas in seiner Hand oder ohne ein Weib in seinen Armen sah. Ganz und gar in Sinnentaumel versunken, war er gleich fühllos gegen sein eigenes Mißgeschick, wie gegen die Leiden seiner Unterthanen, und ahnte nicht, wie nahe der Tag sey, wo all' jenes Elend, das er in so reichem Maße seinen armen Unterthanen aufgebürdet hatte, ihn selbst treffen sollte.

Im benachbarten Königreich Persien hatte ein kühner, ehrgeiziger und gewissenloser Abenteurer, ein Turkomane aus Chorassan, erst ganz vor kurzem die Königliche Würde an sich gerissen, nachdem er zuerst das Land vom Abgrunde des Verderbens gerettet, dann aber als Belohnung seiner Hülfsleistungen die Krone sich aneignete. Er scheint von sehr niedriger Herkunft gewesen zu seyn, denn sein Vater soll sich seinen Lebensunterhalt durch Anfertigung der schafsledernen Kappen und Kleidungsstücke verdient haben, die von den Tataren getragen werden; er selbst war zuerst Schäferknabe und wurde von den menschenstehlenden Usbeken geraubt und vier Jahre in Gefangenschaft gehalten. Nach seiner Flucht trat er als Soldat in die Dienste des Statthalters von Chorassan, zeichnete sich als solcher vortheilhaft aus, wurde aber schmachvoll aus dem Heere ausgestoßen, weil er sich die Freiheit genommen hatte, seinem Herrn über ein wirkliches oder eingebildetes Unrecht Vorwürfe zu machen. Nun ward er Räuber, zuerst nur im Geleit zweier oder dreier Gefährten, doch führte ihm der Ruf seiner Geschicklichkeit und seines Glückes bald zahlreiche Anhänger zu, so daß er sich in kurzer Zeit an der Spitze einer Schaar von dreitausend Mann befand und nun nach etwas Höherem als dem Ruhm eines gewöhnlichen Banditen streben konnte.

Die Persische Monarchie schwankte damals immer mehr ihrem Verfall entgegen. Die Gildschih-Afghanen, aus der Nachbarschaft von Kandahar, hatten nicht allein das Joch von sich abgeschüttelt, sondern waren auch in das Gebiet ihrer früheren Herren eingefallen, hatten Ispahan und die umliegenden Provinzen erobert, den eingebornen Herrscher, Schach Hossein, entthront und ihren eigenen Anführer an seiner Stelle zum Könige gekrönt. Ein anderer Stamm desselben Volks, die Abdallih's oder Durahnih's, wie sie auch genannt werden, hatte sich des größten Theils von Chorassan bemächtigt, und im Westen vereinigten die natürlichen Feinde des Reiches, die Russen und die Türken, ihre Interessen und schlossen einen Bund zur Zerstückelung der Persischen Besitzungen in diesen Gegenden. Der einzige Theil des Königreichs, wo noch eine Art von Unabhängigkeit und Nationalgefühl herrschte, war ein schmaler Strich Landes an der Südküste des Kaspischen Meeres, wo sich Tahmasp, der Sohn des entthronten Königs, unter dem Schutze oder vielmehr in der Hast der Masanderan-Stämme aufhielt. In dieser Lage der Dinge bot der Turkomanische Freibeuter dem vertriebenen Fürsten seine und seiner Gefährten Hülfsleistungen an; das Erbieten wurde mit Freuden angenommen, eine Räuberbande schnell in ein Volksheer und der Hauptmann derselben in ihren Oberbefehlshaber verwandelt. Letzterer ließ auch keine Zeit anstehen, um seine Tüchtigkeit für diesen Posten durch die That zu bewähren. Er nahm Chorassan den Abdallih's wieder ab, trieb nach einer Reihe von Siegen die Gildschih's in ihr Land zurück, zwang die Russen, ihre Persischen Besitzungen herauszugeben, und siegte zuletzt auch über die Hartnäckigkeit, mit welcher die Türken ihre Eroberungen behaupteten.

Doch war nicht, wie es zuerst den Anschein hatte, Vaterlandsliebe die einzige Triebfeder seiner Heldenthaten, noch wollte er einen Anderen die Früchte seiner Anstrengungen genießen lassen. Ganz ohne Umstände schob er Tahmasp und seinen kleinen Sohn bei Seite und berief eine Versammlung aller Großen und Edlen des Landes, denen er anscheinend die Ernennung ihres Herrschers freistellte. Und wie das in dergleichen Fällen gewöhnlich ist, die Versammlung bethätigte ihre Erkenntlichkeit gegen denjenigen, dem sie ihre Wahl-Macht verdankte, dadurch, daß sie ihn erwählte, und so wurde am 26. Februar 1735 eines Turkomanischen Schneiders Sohn in einen mächtigen Monarchen verwandelt und zum König von Persien unter dem ewig denkwürdigen Namen Nadir-Schach ernannt. Gleich nach seiner Thronbesteigung verkündete der neue Herrscher seinen Entschluß, in Afghanistan einzudringen und Kandahar, das Hauptquartier der Gildschih-Stämme, zu belagern, durch dessen Eroberung die Persische Monarchie ihre alten Gränzen wieder erlangt hätte.

Im November 1735 verließ Nadir-Schach, wenn man seinem Secretair und Begleiter auf der Expedition mehr Glauben beimessen will, als den entgegengesetzten Angaben Harway's und Sir J. Malcolm's, Ispahan an der Spitze von 80,000 Reitern, verfolgte seinen Weg durch Kerman und Sehistan und erschien gegen Ende Februars vor Kandahar. Die Stadt, welche damals diesen Namen führte, lag am Abhange eines Hügels, ungefähr zwei oder drei Meilen entfernt von dem neuen Platze, der jetzt diesen Namen führt, und war berühmt wegen der schweren und hartnäckigen Belagerungen, denen es Widerstand geleistet. Nadir hatte es nicht gewagt, irgend ein schweres Geschütz durch die Wüsten mitzuführen, die er durchziehen mußte, und so blieb ihm kein anderes Mittel, eine so starke Festung zu nehmen, als durch Blokade. Er baute rings um die Stadt einen Kreis von Thürmen in geringer Entfernung von einander, und um die Festigkeit seines Entschlusses zu zeigen, gründete er in der Nähe von Kandahar zur Bequemlichkeit für seine Truppen eine feste Stadt mit Palästen, Moscheen, Bädern und Basaren.

Den Gildschih's entsank aber bei allen diesen Demonstrationen keineswegs der Muth; sie hatten einen großen Vorrath von Lebensmitteln in der Festung angehäuft und trugen Sorge, ihren Proviant durch ein Hülfsmittel zu vergrößern, dem die Belagerer sonderbarer Weise nicht Einhalt zu thun versuchten; sie schleppten nämlich bei ihren jedesmaligen Ausfällen Pferde von den Belagerern mit sich fort und gebrauchten ihr Fleisch als Nahrungsmittel. Auf diese Weise hielten sie die Belagerung zehn Monate aus, bis Nadir's Geduld erschöpft war und er beschloß, den Platz mit Sturm zu nehmen. Es gelang ihm, sich einiger Thürme zu bemächtigen, die zur Vertheidigung der Stadt dienten, und er fand hier mehrere Mörser und Kanonen vom größten Kaliber vor. Mit unsäglicher Anstrengung wurden die Stücke auf einen Hügel hinaufgeschafft, der die Fläche beherrschte; gedeckt von dem Feuer dieser Geschütze, konnten seine Truppen die Wälle erklimmen, und nach hartnäckigem Widerstande nahmen sie Besitz von der Stadt und der Festung. Die Belagerung hatte über ein Jahr gedauert, und damit eine Veste, die so oft sich als ein Dorn in Persiens Seite bewährt hatte, nicht ihm oder seinen Nachfolgern ferner hinderlich werde, ließ der Eroberer sie der Erde gleich machen. Die Einwohner derselben, so wie die anderen Gildschih's der Umgegend, wurden

*) Die Geschichte dieser Invasion, die bei ihrem ursprünglichen Zweck nicht stehen blieb, sondern tief in das Innere von Indien eindrang, wird besonders in diesem Augenblick von Interesse seyn, da sie zum Theil dieselben Lokalitäten in Mittel-Asien berührt, welche durch die Expedition der Engländer nach Afghanistan und die von ihnen kürzlich dort erlittenen Unglücksfälle so namhaft geworden sind. Bekanntlich schreibt sich auch die jetzige Organisation und Regierung des Afghanen-Reichs aus der Zeit Schach Nadir's her, nach dessen im Jahre 1747 erfolgtem Tode einer seiner Afghanischen Heerführer, Ahmed Schach, sich an die Spitze seines Volks stellte und dasselbe, indem er es von Persien unabhängig machte, seiner Herrschaft unterwarf. So ward er der Stifter der Südöstl. Dynastie aus dem Stamm der Durahni's, welcher der von England wiedereingesetzte, vor kurzem aber in Kabul ermordete Schach Sudscha angehört.

nach Chorassan gebracht und mußten sich nahe bei Nischapur niederlassen; ihr Land wurde einer Kolonie von Durahnih's übergeben, die, obgleich erst kürzlich unterjocht, die wärmsten Anhänger Nadir's geworden waren. Die neuen Ansiedler schlugen ihre Hauptwohnsitze in der Stadt auf, die Nadir während der Belagerung erbaut hatte; zuerst erhielt dieselbe den Namen Nadirabad, bald aber ward diese Benennung durch die gebräuchlichere jener Stadt ersetzt, an deren Stelle sie getreten war. Doch muß sie wohl noch einen anderen Platz eingenommen haben, als das neuere Kandahar, welches dreißig Jahr später von Achmed-Schach, dem Gründer der Durahnih-Monarchie, erbaut wurde, und das weiter von den benachbarten Flüssen entfernt zu liegen scheint, als die ehemalige Stadt Nadir's.

Wahrscheinlich entstand der Vorsatz, noch tiefer in Indien einzudringen, erst vor Kandahar in Nadir's Seele. Es wird von einigen Zeitgenossen behauptet, dieses Unternehmen sey durch einige unzufriedene Große des Delhischen Hofes angeregt worden, und zwar ganz besonders durch Nisam-ul-Mulk und Saadut Chan, Vorfahren des jetzigen Nisam und des Königs von Audh; doch ist es schwer, den Grund ihrer Verrätherei einzusehen, und so viel ist gewiß, daß Nadir nicht erst auf ihre Aufforderungen gewartet haben würde. Kandahar's Nähe an der Indischen Gränze setzte Nadir von der Untüchtigkeit und dem Wohlleben der Moguln in Kenntniß; sein eigenes Königreich war durch die letzten Mißgeschicke gewaltig verarmt und er nicht der Mann, um sich durch Gewissensskrupel abhalten zu lassen, jedes Mittel zu ergreifen, das seinen Bedrängnissen abhelfen und seiner Habgier fröhnen konnte. Selten aber sind Menschen schamlos genug, unumwunden ihre selbstsüchtigen Beweggründe einzugestehen, und so wollte auch Nadir nicht ohne eine Art von Scheingrund auftreten, der seinen vorgefaßten Entschluß rechtfertigen sollte. Einige der geschlagenen Gildschih's hatten trotz seiner Gegenvorstellungen Zuflucht auf des Moguls Gebiete gefunden, und der Gesandte, der wegen dieser Beleidigung Beschwerde führen sollte, wurde über ein Jahr in Delhi zurückgehalten, ohne eine Abschieds-Audienz erlangen zu können. Davon leitete nun Nadir seinen Grund her, um einen Kriegszug nach Indien zu unternehmen.

Im April 1737 zog er von Kandahar fort, mit einem durch Aushebungen und Erpressungen ansehnlich vergrößerten Heere. Er ging durch das Thal von Ternek, welches sich von Kandahar nach Ghni erstreckt, ein coupirter, wellenförmiger Weg, der zwischen Gebirgszügen fortläuft, die von einer halben bis auf dreißig Englische Meilen seitabwärts sich hinziehen. Bei Muchur betrat er das Gebiet des Mogul's, und kurz darauf erschien er vor Ghni. Diese berühmte Festung lag auf einem isolirten Hügel, unmittelbar unter dem Höhenzuge, der das Thal von Ternek an der Nordseite einschließt und es von den Ebenen von Kabul trennt.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Frau von Staël und ihr Buch über Deutschland.

(Schluß.)

„Die treue Schilderung von Meisterwerken", fährt Frau von Staël fort, „giebt der Kritik weit mehr Interesse, als die allgemeinen Ideen, die über allen Gegenständen herumirren, ohne einen zu charakterisiren." Freilich, die allgemeinen Ideen charakterisiren kein einzelnes Werk, aber sie schließen in Wahrheit alle mögliche Werke in sich, sie enthüllen das Wesen der Kunst, erleichtern die Beurtheilung ihrer Productionen, und, was das Beste ist, sie lenken die Gedanken des Dichters. Die allgemeinen Gesetze der Baukunst bezeichnen kein einzelnes Gebäude, aber sie sind der Schlüssel zu allen, sie regeln die Arbeiten des Künstlers und setzen den Beschauer in den Stand, die Bauwerke gehörig zu würdigen.

Wie dem Verfasser des letzten Abenceragen, gilt auch ihr die Kritik der guten Werke allein für schätzbar.*) Es giebt nicht einen Mann der Wissenschaft, der nicht angeben könnte, welche Fehler und Nachlässigkeiten man meiden müsse, und herausfinden, wo sie begangen worden sind. „Aber am nächsten steht dem Genie, wer es zu erkennen und zu bewundern weiß."

Frau von Staël hält es nicht lange bei der kritischen Methode aus; die speziellen Probleme der Poesie interessiren sie mehr und entlocken ihr die besten Ideen. So scheint ihr die Literatur nicht unbeweglich, wie sonst; sie erklärt sich für den Fortschritt der Phantasie, den sie früher nie zugeben wollte. „Nichts darf stätig seyn im Leben, und die Kunst versteinert, sobald sie sich nicht mehr verändert." — Ueber die Geschichte der Literatur sagt sie tiefe Worte; sie, die einst nur die antike Form gelten lassen wollte, bekennt sich dazu, daß jede Gesellschaft, jede lebendige Organisation ihre eigenthümliche und nothwendige besitze. Sie unterscheidet zwei auf einander folgende Formen der Kunst, jede hält sie dem Zeitalter entsprechend, aus dem sie hervorging. Die eine von ihnen ist nicht mehr und soll in ihrem Grabe bleiben, die andere lebt und ist noch auf dem Wege zur Vollendung.

„Wer nicht zugiebt", sagt sie, „daß Heiden- und Christenthum, Nord und Süd, Mittelalter und Alterthum, Feudalismus und Griechisch-Römische Institutionen die Herrschaft über die Literatur unter einander getheilt haben, wird zu keiner philosophischen Anschauung des Antiken und Modernen gelangen."

Vier Faktoren findet sie, welche die Gestaltung der Kunst bedingen: Religion, Klima, Sitten und Einrichtungen. Dazu kommt, daß jeder Volksstamm noch seine eigenthümliche Vorliebe für eine gewisse Art von Erscheinungen hat. So erklärt sie die große Neigung der Franzosen, die klassische Poesie der Griechen und Römer nachzuahmen, aus ihrer Lateinischen Abkunft, während der Hang der Engländer zur Romantik die Deutsche Abstammung verrathe. Sie will erkennen, daß in demjenigen Theile von Europa, der einst unter Römischer Herrschaft stand, die Spuren der alten heidnischen Kultur noch scharf hervortreten. Man finde hier weniger Geschmack für abstrakte philosophische Untersuchungen, dafür aber mehr Leichtigkeit im Umgange, überhaupt mehr Geschick, sich das Leben heiter zu machen. Die Deutschen Völkerschwärme, die tapferen Feinde der Römer, kamen ohne vermittelnde Kulturstufe aus ihrer Rohheit in das Christenthum. „Die Zeit des Ritterthums, der Geist des Mittelalters sind ihnen die liebsten Erinnerungen, und wenn auch ihre Gelehrten vielleicht noch eifriger als die der Lateinischen Nationen die Griechischen und Lateinischen Autoren studiren, so hat doch ihr Wesen mehr vom Mittelalter als vom Alterthum. Ihre Phantasie schwärmt am liebsten um Ruinen unter Hexen und Gespenstern; ihre reizendsten Dichtungen sind aus zauberischen Träumen gewebt."

„Die Hebel der beiden Kunstformen, der klassischen und romantischen, sind sehr von einander verschieden. In der einen herrscht das Schicksal, in der anderen die Vorsehung. Das Schicksal kümmert sich nicht um die Gesinnung des Menschen, die Vorsehung richtet seine Handlungen nur nach der Gesinnung. Da muß die Poesie wohl eine andere Welt schaffen, wenn sie das Werk eines blindwaltenden Geschickes malen will, das im ewigen Widerspruch mit dem Menschen ist, als wenn sie eine Weltordnung spiegelt, die von einem höchsten Wesen erhalten wird, mit dem unser Herz in der innigsten Wechselwirkung steht. — Die heidnische Poesie muß einfach und klar seyn, wie die Gegenstände der Sinnenwelt; die christliche muß die Farben des Regenbogens leihen, um sich in die Wolken zu verlieren. Die Poesie der Alten ist reiner, ist mehr Kunst; die moderne entlockt mehr Thränen. Aber es handelt sich uns hier gar nicht um klassische und romantische Poesie, sondern um die Nachbildungen der einen und die unmittelbaren Eingebungen der anderen. Die Literatur der Alten ist bei uns auf fremdem Boden, die romantische ist unter uns heimisch, aus unserer Religion und unseren Institutionen hervorgegangen. Die Schriftsteller, die die Alten nachahmten, unterwarfen sich den strengsten Regeln des Geschmacks, denn da sie ihre eigene Natur nicht befragen konnten, mußten sie sich nach den Gesetzen bilden, vermöge deren die alten Kunstwerke unserem Geschmacke angepaßt werden können, obgleich sich die politischen und religiösen Verhältnisse, die sie erzeugten, geändert haben. Aber so vollkommen diese Nachbildungen auch seyn mögen, populär sind sie darum selten geworden, denn sie wurzelten nicht im Volksbewußtseyn."

Dies sind gerechte, kräftige und unabhängige Ansichten; Corinna ist endlich auf dem Gipfel der Höhe angelangt, die wir sie geduldig heranklimmen sahen, ihr beschränkter Gesichtskreis hat sich unermeßlich erweitert, lange Zeiten und Räume durchläuft ihr Blick mit Sicherheit und Schärfe. Nur diese Behauptung möchte ich nicht unterschreiben, daß die antike Poesie mehr reines Kunstprodukt sey, als die moderne. Diese vielgerühmte Reinheit scheint nur ein Vorurtheil. Die Pedanten flüchten sich hinter sie, wenn sie geschlagen sind und nicht mehr wissen, wie sie sich aus der Affaire ziehen sollen, aber sie würden gewaltig in Verlegenheit kommen, wenn sie sagen sollten, worin sie besteht. Augenscheinlich ist, was man Reinheit des Griechischen Drama's nennt, nichts Anderes, als seine Einfachheit und Eintönigkeit. Als die Kunst noch in ihrer Kindheit war, standen ihr wenig Mittel zu Gebote; sie gebrauchte wenig Personen, wenig Handlung und Ausschmückung, aber die Einfachheit, die aus der Aermlichkeit, aus dem Mangel an Hülfsquellen kommt, sollte nicht Reinheit heißen. Ein Gebäude kann zu gleicher Zeit groß und reich verziert seyn und doch einen sehr reinen Styl haben, wenn alle Theile gut zu einander passen und den Gesetzen der Schönheit entsprechen, und der Styl wird desto reiner seyn, je mehr Elemente das schöne Ganze bilden helfen. Es ist nicht schwer, ein Parallelogramm oder einen Kreis genau zu zeichnen; wo sich die Regelmäßigkeit so von selbst darbietet, kostet es keine große Mühe, sie zu erreichen; aber, daß mehrere Zeichnungen und verschiedenartige Figuren in den gehörigen Verhältnissen verbunden werden, dazu gehört mehr, als gewöhnliche Gewandtheit. Die Kathedrale von Rheims, das Schiff der Kirchen in Amiens, Aurerre und St. Ouen, der Chor des Kölner Doms, die Münster in Straßburg, Freiburg und Brügge scheinen mir unendlich reiner, als alle Griechische Bauwerke. Zu ihrer Erbauung gehörte ein weit durchgreifenderes und tieferes Gefühl für Symmetrie und Schönheit als zur Construction eines schwerfälligen Tempels, dessen ganzer Werth in einer Säulenreihe liegt. Sie sind weniger einfach, denn die Einfachheit schließt die Fülle und Mannigfaltigkeit der Theile aus; aber sie sind dennoch rein, denn die Reinheit gründet sich auf die Harmonie der Theile.

Obgleich die Kapelle des heiligen Georg in Windsor aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt und durch ihre gerippten Spitzbögen ihre Gothische Abkunft verräth, ziehe ich sie doch ohne Zögern den berühmtesten Griechischen und Römischen Baudenkmälern vor. Es liegt in dem Ganzen eine solche Einheit, eine so wundersame Richtigkeit der Verhältnisse, in den Einzelheiten ein so feiner Geschmack, eine so maßhaltende Pracht, daß die Seele des Beschauers vom Gefühl der Nähe eines Ideals durchbebt wird und in eine Art geistigen Rausches verfällt. Wie zart zugleich und erhaben mußte der Geist gewesen seyn, der dieses zauberhafte Gebäude denken und aufbauen konnte. Es ist, als lebte jeder Stein und flüsterte in stummer Sprache die Geheimnisse einer verborgenen Weisheit. Die alten Zeiten schlafen unter diesen begeisternden Wölbungen, die Banner der Ritter nicken von den Chören, und Heiligenbilder bewachen das Denkmal vergangener Jahrhunderte, jeden weltlichen Gedanken

*) Chateaubriand sprach diesen Gedanken, den ihm Frau von Staël hier entlehnt, in seiner Vertheidigung der Märtyrer 1809 aus.

von dieser Stätte zu verscheuchen. Ihr eintönigen Tempel von Hellas, ihr fahlen Bauten Roms, in diesen Mauern hat sich noch kein poetisches Herz nach euch gesehnt. Schon in ihrem Schweigen würden ihm diese Hallen seine Blindheit verweisen, aber sind ihm einmal die Augen aufgegangen, von welcher Seligkeit wird es erfüllt, wenn melodischer Gesang den feierlichen Frieden unterbricht, wenn die Orgel ihre Klagen und ihre Donner dem Echo schickt und der ganze Tempel wie ein Riesen-Instrument wiederhallt.

Die Dichtkunst führt uns zu denselben Betrachtungen. Wie will man zeigen, daß Sophokles reiner ist als Schiller, Terenz und Plautus als Molière, Aristophanes als Shakespeare, Demosthenes als Bossuet, Pindar als Lamartine, Horaz als Beranger, Homer als Milton und Klopstock! Diese beiden Reihen brauchen wir nicht noch durch andere Namen zu vermehren, um im voraus zu behaupten, daß die Vergleichung nicht zu Gunsten der Klassiker ausfallen werde. Die Reinheit ist nicht das ausschließliche Besitzthum einer Kunstform, eine jede Literatur kann sie erwerben und Jeder mit ihr seine Werke schmücken.

Uebrigens hat jenes Zugeständniß, das Frau von Staël dem alten Systeme macht, nur geringe Bedeutung, und manche andere von derselben Art haben keine größere; sie verschwinden unter einer Menge neuer Ansichten und tiefer Beobachtungen. Dem Drama ertheilt sie freies Lob; Frau von Staël konnte seinen Werth nicht verkennen, es giebt ein treues Bild des menschlichen Lebens und liefert die Mittel, den Menschengeist in allen seinen Formen zu zeichnen.

Doch darf dies Buch nicht nur nach seinem inneren Werthe beurtheilt werden, und die sehr erfolgreiche Bewegung, die es hervorbrachte, ist nicht zu übersehen. Das haben in der That alle bessere Werke gemein, daß ihnen ihre Eigenthümlichkeit, liege sie in ihrer Anschauungsweise oder in ihrer Form, immer einen Einfluß sichert, freilich der Größe ihres Verdienstes gemäß. Das Buch über Deutschland gab einen zweifachen Impuls, einmal lenkte es unsere Aufmerksamkeit auf Dichtungen, Lehren und Sitten, die uns bis dahin unbekannt waren, zweitens brachte es die Wiedergeburt der Literatur, die nur langsam von Statten ging, um ein gut Stück vorwärts. Auf den Schall dieser Posaune stürzten ganze Mauern des alten Systems zerbröckelnd zusammen, und leuchtende Wesen erhoben sich aus den Ruinen — es waren die Erinnerungen unserer Geschichte und die schützenden Genien unserer alten Minstrels. Die beiden Ansichten, welche Frau von Staël leiteten, vertrugen sich sehr gut mit einander. Deutschland sey das Land, in welchem die Prinzipien der modernen Kunst am besten erkannt und am sorgfältigsten gepflegt worden sind, und seine Literatur wurzele ohne Ausnahme im Christen- und Ritterthum. Wenn sie also das Interesse für diese erweckte, so arbeitete sie für die Neuerung der unsrigen.

Die Verfasserin der Delphine ging noch weiter. Mißvergnügt über den schlechten Geist, den die Französische Nation nicht allein in künstlerischer, sondern auch in moralischer, sozialer und politischer Hinsicht fast während zweier Jahrhunderte gezeigt hatte, wollte sie wenigstens die Mängel und Lächerlichkeiten aufdecken, vielleicht hoffte sie auch eine Verbesserung zu bewirken. Schon früher hatte sie einen Anlauf dazu genommen. Der Graf Erfeuil, die einzige Figur in der Eintönigkeit der Corinna, ist eine lebendige Satire auf Französischen Charakter und Französische Sitte. Er ist beweglich, unbesonnen, für nichts besorgt als für seine Eigenliebe, muthig im Unglück, aber nicht aus Seelenstärke, sondern aus Mangel an Gefühl, einer ernsten Aufmerksamkeit unfähig, alles eigene Denken verabscheuend; er spielt, freilich nicht ohne Geschick, mit Worten und Redensarten, spricht über Alles ab, ohne etwas zu wissen oder lernen zu wollen, Natur und Gemüth langweilen ihn, man sollte glauben, wenn man ihn hört, es sey eines Mannes von Geschmack keine andere Unterhaltung würdig, als das Geschwätz der sogenannten guten Gesellschaft.

In dem Buche über Deutschland behandelt sie die Franzosen nicht milder. Mit Recht wirft sie ihnen ihre moralische Oberflächlichkeit vor. „Den Deutschen", sagt sie, „fehlt es eben so an Methode in ihren Handlungen, als an Unabhängigkeit in ihren Ideen; die Franzosen, im Gegentheil, wenn sie auch sklavische Nachbeter in ihren Ideen sind, berechnen doch ihre Handlungen. Man kann es nicht oft genug wiederholen", fährt sie fort, „die Franzosen lieben an allen Dingen nur den Erfolg, und es gelingt bei ihnen der Macht leicht, das Unglück lächerlich zu machen." Wer sich durch einen übertriebenen Nationalstolz nicht verblenden läßt, wird die Gerechtigkeit dieser Behauptung fühlen. Der erste Grund des gerügten Uebelstandes liegt in einer grundlosen unbegränzten Eitelkeit. Der Franzose setzt die Meinung, die man von ihm hat, über Alles; er opfert ihr seine Ruhe, sein Wohl, selbst sein Leben. Er weiß die Wahrheit zwar nicht von sich und kann sich sogar für sie begeistern, aber die Mehrzahl muß sie angenommen haben, er muß sicher seyn, dafür gelobt zu werden, und darf sich nicht dem Spott aussetzen, wenn er ihr das Wort redet. Ueberall ist ihm der Schein der wesentliche Zweck und die Hälfte — was sag' ich — drei Viertheile seines Glücks. Darum werden auch die Erfinder in Frankreich immer schlecht aufgenommen werden, denn unerbittlich verfolgt die Menge Alle mit ihrem Spotte, die von der Gewohnheit abweichen, und Keiner möchte ihre Gefahr und Erniedrigung theilen. Christus hätte bei uns nicht einmal heuchelnde Schüler gefunden, Niemand hätte ihn auf dem Todeswege begleitet. Nur in der Mode läßt man sich in Frankreich Neuerungen gefallen, weil sie die ganze Nation zugleich annimmt. Außerdem nöthigen das allgemeine Bedürfniß und gemeinschaftliche Noth zu politischen Veränderungen, aber wozu sollte man sich in der Literatur, auf dieser Domaine der Eitelkeit, von dem hergebrachten Wege entfernen? Ist uns nicht der Ruhm gewiß? Wenn wir den herrschenden Meinungen schmeicheln, gegen wen brauchen wir uns zu vertheidigen, wo will uns der Spott etwas anhaben?

Das ist der Krebsschaden, der einer verblendeten Kritik so lange Vorschub leistete. Die Philosophie hatte schon zweihundert Jahre das Joch des Aristoteles abgeschüttelt, als es die Literatur noch trug. Es ist dies derselbe Fehler, der noch heute die unselbständigen Geister irre führt. Wahrlich, es klingt mährchenhaft! funfzehn Jahrhunderte sind es, daß die letzten Spuren des Römischen Lebens verschwanden, neunzehn, daß der große Märtyrer eine neue Kultur schuf, tausend Wahrzeichen bezeugen es uns, wir sind an der Schwelle einer neuen Welt — und es giebt Menschen unter uns, die — nicht an den Boden sich festklammern, den sie verlassen sollen, nein, die sich nach verschollenen Jahrhunderten, nach den Kinderjahren der Menschheit sehnen!

Wir wollen hier nicht alle satirische Bemerkungen der Frau von Staël über Charakter und Geist der Franzosen wiederholen, überall fast, wo sie die Deutschen erhebt, will sie indirekt die Nachbarn verspotten; sie giebt sich die größte Mühe, Deutsche Einfalt, Tiefe und Begeisterung der Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit und eitlen Glanzsucht gegenüberzustellen, die sich breit macht vom Rhein bis ans Atlantische Meer. Aber man merkt's doch, sie liebt dies nichtsnutzige Volk und möchte es nur bessern; ihr Hohn hat auch keinen Leser in Zorn gebracht.

Kurz, das Buch über Deutschland ist ein Werk ersten Ranges und darf sich in Betracht seiner Wichtigkeit dem „Geist des Christenthums", Perrault's Dialogen und Mercier's Versuchen über das Drama würdig an die Seite stellen. Die Mode brachte es mit sich, daß es jüngst mit Achselzucken beurtheilt wurde, aber mag auch die Welt seit der ersten Ausgabe, die vom Kaiser unterdrückt wurde, um dreißig Jahre älter geworden und die Kenntniß der literarischen Thatsachen gewaltig fortgeschritten seyn, nicht ein Französischer Kritiker unserer Tage ist im Stande, ein, ich sage nicht, relativ, sondern absolut eben so gutes Werk zu schreiben.

England.

Einfluß der Fabrik-Arbeit auf die Gesundheit.

In der Englischen „Gesellschaft zu Förderung der Wissenschaft" trug Dr. Noble, ein Wundarzt von Manchester, kürzlich eine kleine Abhandlung über den angeblichen Einfluß der Fabrik-Arbeiten auf die Entwickelung der Schwindsucht vor. Er bemerkt, der Einfluß dieser Arbeiten auf die Verschlimmerung der Gesundheit und die Erzeugung von Krankheiten sey sehr verschieden beurtheilt worden. Aerzte vom größten Rufe hatten diese Arbeiten in den stärksten Ausdrücken angeklagt; sie hatten ihnen zum Vorwurf gemacht, daß sie jede gesunde Constitution zerstören und eine fruchtbare Quelle von Schwindsucht und Skropheln seyen. Andere waren in das entgegengesetzte Extrem gerathen und hatten behauptet, die Arbeit in den Fabriken sey ein wahres Schutzmittel vor Schwindsucht und Skropheln, und im Allgemeinen seyen solche Uebel hier weniger häufig als an anderen Orten. Die Sache verlohnte eine Untersuchung.

Den Zählungs-Listen von 1839 gemäß (die von 1841 waren noch nicht bekannt) wohnten in Manchester und Salford 49,392 Familien, und die Gesammtzahl der Gestorbenen von 1839 betrug 9223; darunter sollten 1451 an der Schwindsucht gestorben seyn. Diese Berechnung ergab also (die Brüche ungezählt) in 34 Familien einen jährlichen Todesfall an der Schwindsucht, und im Verhältniß zu den Todesfällen aus allerlei anderen Ursachen beliefen sich die an der Schwindsucht auf 3 gegen 19. Dieses Faktum lieferte ein sehr entscheidendes Zeugniß vom Vorherrschen der Schwindsucht in dem Distrikte und könnte an und für sich beweisen, daß die hier so gewöhnlichen Fabrik-Arbeiten großen Antheil daran haben. Denn vergleicht man Esser, eine Grafschaft, wo nur Ackerbau getrieben wird, so ergiebt sich, daß hier (im J. 1839) 62,403 Familien lebten, also 13,000 mehr als in Manchester und Salford, wogegen es der Todesfälle an Schwindsucht über 250 weniger gab, d. h. nur 1201 in demselben Jahre.

Um aber den Zustand von Manchester und Salford nach der Ausdehnung der Schwindsucht in diesen Städten zu würdigen und so volle Gewißheit darüber zu erlangen, ob die Arbeit in den Fabriken nachtheilig ist, war es besser gethan, zwischen diesen Städten und anderen von ähnlicher Lage einen Vergleich anzustellen. Zu diesem Ende hatte der Verf. Liverpool und West-Derby gewählt, Städte, die ebenfalls den kaufmännischen Fluctuationen unterworfen, aber von den wirklichen oder eingebildeten Uebeln der Fabrik-Arbeiten frei sind. Im J. 1831 gab es 43,026 Familien in Liverpool und West-Derby, also 6000 weniger als in Manchester und Salford; im J. 1839 zählte man 9181 Todesfälle, also 42 weniger als zu Manchester und Salford, während die Schwindsucht 1762, d. h. 300 Menschen mehr hinwegraffte, als dort, trotz der stärkeren Bevölkerung.

Nach diesem Verhältniß ereigneten sich jährlich in Liverpool in je 34 Familien 2 Sterbefälle und in Manchester dieselbe Zahl in je 68 Familien. Die Todesfälle an Schwindsucht in Liverpool verhielten sich zu denen aus anderen Ursachen in derselben Stadt wie 4 zu 21, in Manchester aber nur wie 3 zu 19. Auch Birmingham, eine andere große Stadt ohne Webereien, kann als belehrende Parallele dienen. Die Zählungs-Listen des Jahres 1831 ergaben hier eine Bevölkerung von 23,934 Familien; im J. 1839 war die Zahl der registrirten Gestorbenen 3693; darunter starben 668 an der Schwindsucht. Diese Zahlen lieferten ein etwas günstigeres Zeugniß, doch nur in geringem Grade; denn je 36 Familien hatten einen Sterbefall an der Schwindsucht und je 14 Familien 2 Sterbefälle überhaupt.

Die Hauptstadt lieferte ein noch geringeres Verhältniß der Todesfälle an Schwindsucht, nämlich zwei in je 105 Familien (drei Todesfälle überhaupt in je 19 Familien). In Vergleichung mit anderen Lokalitäten schienen demnach

Manchester und Salford im Ganzen freier von dieser Krankheit, als einige andere Städte, und entschieden freier als Liverpool, aber, in Vergleichung mit den ackerbauenden Distrikten und der Hauptstadt, mehr dem Uebel unterworfen.

Es war übrigens ein merkwürdiges Ergebniß, daß, wenn man London ausnimmt, Manchester, in Vergleichung mit der Gesammtzahl seiner Verstorbenen, weniger Todesfälle an Schwindsucht hatte, als irgend ein anderer Ort; und dieses Ergebniß mußte zu einem anderen Schlusse führen, als oberflächliche Eindrücke. Man könnte nun noch vermuthen, daß unter den Todesfällen an Schwindsucht die in Fabriken vorkommenden wenigstens ein großes Uebergewicht zeigten. Um auch hierin Gewißheit zu erlangen, hatte der Verfasser die Todtenlisten von 1838 bis 1840 konsultirt und aus ihnen das Alter und die attestirte Beschäftigung aller Personen gezogen, die zwischen dem 15ten und 40sten Lebensjahre als im Stadtgebiete von Manchester an Schwindsucht verstorben aufgeführt werden. Dieses Stadtgebiet mit seinen 160,000 Seelen und einem jährlichen Durchschnitt von 6000 Sterbefällen hatte in den genannten drei Jahren 1141 registrirte Todesfälle an Schwindsucht. Unter den verstorbenen befanden sich 174 in Fabriken arbeitende Individuen, 190 Personen von allerlei Gewerbe und 377 ohne irgend eine attestirte Beschäftigung, größtentheils Frauen und Kinder.

Die Angabe, daß Schwindsucht unter den Arbeitern in Fabriken unverhältnißmäßig verbreitet sey, erwies sich demnach als unbegründet. Der Verfasser theilte ferner das Lebensalter jener 1141 Personen in Perioden von 5 Jahren und kam auf folgende Ergebnisse: Zwischen 15 und 20 Jahren starben 193; zwischen 20 und 25, 243; zwischen 25 und 30, 260; zwischen 30 und 35, 223; zwischen 35 und 40 Jahren, 220. Indem er diese Zahlen mit denen verglich, welche aus der allgemeinen Statistik der Schwindsucht in Sir James Clarke's Tabellen sich ergeben, fand Herr R. eine merkwürdige Uebereinstimmung. Man darf also aus obigen Thatsachen den allgemeinen Schluß ziehen, daß die Manufaktur-Arbeiten, im Widerspruche mit der gewöhnlichen Ansicht, der Erzeugung und vorzeitigen Entwickelung der Lungenschwindsucht nicht ungewöhnlich förderlich sind.

Mannigfaltiges.

— **Die neuen Bauten in Paris und Berlin.** Dieselbe Erscheinung, die wir jetzt in Berlin wahrnehmen, wo seit einigen Jahren die Privatbauten einen viel künstlerischeren Charakter erhalten, als sie bisher gehabt, wird in Paris ebenfalls wahrgenommen. Auch bei uns verlieren die neu entstehenden Häuser allmälig immer mehr jenes kasernenartige Ansehen, das sie z. B. noch in einem großen Theile der vor etwa 15 bis 20 Jahren entstandenen Louisen-Straße haben, wo allerdings zwei Reihen hoher Gebäude auf den ersten Anblick imponiren, bei näherer Betrachtung jedoch nichts weiter, als ganz gewöhnliche, drei oder vier Stock hohe Fronten von sieben oder neun Fenstern darbieten, in der Mitte mit einem großen Thorweg zum gleichmäßigen Eintritt für Menschen und Pferde, Kellerwohnungen zu beiden Seiten mit offenen Thüren für die darin befindlichen Viktualienkräme oder Bierschänke, und von der Thorschwelle bis zum Dach höchst bedachtsam eingerichtet, allerdings ohne Comfort und Luxus, aber dafür um so mehr auf vortheilhafte Vermiethungen berechnet. Wie ganz anders erscheinen dagegen die Außenseite sowohl als das Innere der seit etwa fünf Jahren gebauten Häuser in demselben Stadttheil, oder in der Lennè- und in der Anhalt-Straße! Hier ist Kunstsinn mit großstädtischer Eleganz und mit Comfort auf das schönste vereinigt, und die Speculation auf hohen Ertrag der Miethen weiß sich dabei auf gute Art zu verbergen oder tritt doch wenigstens mehr in den Hintergrund. Wie es vielen Meistern in der Kunst und in der Wissenschaft erging, so ergeht es auch unserem Schinkel: erst durch seine Schüler und nach seinem Tode kommt er zu voller Anerkennung und wird sein Gedanke auch der Gedanke des Volks. Aber es muß diese Erscheinung wohl überhaupt in einer besseren Richtung des Zeitgeschmackes ihren Grund haben, da sie ganz in ähnlicher Weise auch in Paris beobachtet wird. Ein Artikel der Revue de Paris über die neuen Bauten in der französischen Hauptstadt schließt mit nachstehenden Worten:

„..... So giebt sich denn seit einigen Jahren gleichzeitig in den Arbeiten der Kunst im engeren Sinne des Worts, wie in den öffentlichen Bauten, eine große Bewegung kund, die wenigstens für die nächste Zukunft einer ungestörten Entwickelung entgegen zu gehen scheint. Wir führen den Hammer und die Kelle mit demselben Eifer, wie früher das Gewehr und den Degen. Ganz Paris wird sich bald seiner äußeren Gestalt nach erneuert haben. Jeder Monat nimmt irgend ein Restſtück der alten Stadt mit sich fort. Zum großen Verdruß der Alterthümler und der Poeten, die jedoch im Munizipalrath glücklicherweise nicht die Majorität bilden, können jetzt Luft und Licht in den Stadtvierteln, die sonst die dunkelsten und erstickendsten waren, immer freier zirkuliren. Gerade Straßenlinien eröffnen sich oder werden vorbereitet, vermittelst deren man die Stadt wie der Vogel die Luft wird durchziehen können. Mancher Quasimodo mag vielleicht finden, daß die Aussicht von den Thürmen von Notre-Dame auf die sich schlängelnden und durchkreuzenden engen Gassen an romantischem Eindruck viel verlieren; aber dafür haben Gesundheit, Sicherheit, allgemeine Sittlichkeit und selbst die romantische Seite der Baukunst um so mehr gewonnen. An jeder Seite der neugewonnenen großen Linien erheben sich reiche und schöne Häuser auf den Trümmern jener Winkelgassen, die kein Mensch heutzutage das Recht hat, zu bedauern. Und diese Häuser — nicht mehr wie sonst beschränkt man sich darauf, sie in jenem kalten armselig einfachen Styl zu erbauen, der der Kritik kaum gestattet, ihre Augen darauf zu werfen und eine Meinung darüber abzugeben, sondern mit dem Maurer hat sich der Meißel des Bildhauers verbunden, um die Verzierungen am Karniesch und die Kapitäle auszuarbeiten, und eben so reich als zierlich treten uns die Säulen und die vergoldeten Gitter der Balkone entgegen. Der von der Regierung und vom Munizipalrath gegebene Impuls hat seine Wirkung nicht verfehlt. Es giebt jetzt keinen Pariser mehr, der nicht bei der Grundlegung seines neuen Hauses zugleich daran denkt, sich selbst ein kunstreiches Monument zu errichten. Der Ehrgeiz, der Hauptstadt Frankreichs einen jener edlen Paläste zu schenken, wie sie die Patrizier Venedigs zur Befriedigung ihres eigenen Stolzes wie zum Ruhme der Republik erbauten, hat sich jetzt der bescheidensten Grundbesitzer von Paris bemächtigt. Allerdings ist man bis jetzt noch hinter solchen hoch hinauswollenden Ideen weit zurückgeblieben; allerdings scheint in diesem Augenblicke der Kunstgeschmack noch viel verbreitet, als das Kunstgefühl tief ist; gleichwohl verdient diese Vorliebe, diese Hinneigung zur echten Kunst, auf wie viele Abwege der öffentliche Geist sich auch immer noch verirren mag, die größte Aufmunterung. Wie in der Literatur, werden wir auch in der Architektur erst dann das Höchste erreichen, wenn wir in vielerlei Strebungen nach dem Ziel dieses oft genug verfehlt haben werden."

Bibliographie.*)

Italien.

I migliori lavori lirici italiani del secolo 19, raccolti da G. A. Gabrielli. 12. Firenze e Pisa 1842. 2 l. 25 c.

Della Stabat mater del celebre cav. G. Rossini; lettere storico-critiche di un Lombardo. 8. Bologna 1842. 1 l. 62 c. — Verfasser: Aurelio C. Pantaleti.

Delle alghe italiane e dalmatiche, illustrate da G. Meneghini (Prof. der Botanik in Padua). Fasc. 1. 4. Padova 1842. 2 l. 61 c.

Dino Compagni Cronaca fiorentina dal 1280 al 1312. Con aggiuntevi la prima volta il tumulto de' Ciompi, scritto da Gino Capponi 12. Parma 1842. Subscrpt. 1 l. 40 c. Ladenpr. 1 l. 60 c.

G. Petrettini Epistole filologiche. 8. Padova 1842.

G. Bernardoni Lettera sopra varii lessici tratto specialmente dal testo della „Divina Commedia" di Dante spiegato da Francesco da Buti nel suo commento a quel poema. 8. 64 Seit. Milano 1842. — Nicht in den Buchhandel gekommen.

F. Romani Liriche. 8. Torino 1841. 6 l. 30 c.

Monete dei reali di Savoia, edite ed illustrate da D. Promis. 2 vol. 4. mit 27 Kupft. Torino 1841.

P. F. Giambullari Opere. Vol. 1. Storia dell' Europa. Testo di lingua. Vol 1. 16. Cremona 1842. 2 l. 47 c.

T. Bonnella Opuscoli matematici, nei quali si tratta 1. di alcuni perfezionamenti del telescopio erettaliano; 2. delle formole che determinano rigorosamente l'andamento dei raggi luminosi a traverso di un sistema qualunque di lenti; 3. d'una macchina per guidare le figure piane. 4. Firenze 1842. 11 l. 20 c.

Pitture di Antonio Allegri da Correggio, illustrate da M. Leoni. 8. 126 Seit. Modena 1841.

Repertorio del diritto patrio toscano vigente. Vol. 10 contenente secondo addizioni e aggiunte di novelle disposizioni legislative emanate negli anni 1839 e 1840. Con indice cronologico. 8. Firenze, stamperia granducale 1841. 4 l. 48 c.

G. Bruschetti Storia dei progetti e delle opere per la navigazione interna del Milanese 2. edizione corretta ed accresciuta. 4. u. Atlas (von 8 Kupft.) Folio. Milano 1842. 8 l. 70 c.

F. Inghirami Storia della Toscana. Tomo 1—4. 12. — Atlante, fasc. 1. 4. Fiesole, dai torchi dell' autore 1841. — Der Verf. verspricht darin auch eine Bibliografia storica della Toscana zu geben.

L. Bianchini Della storia economico-civile di Sicilia. 2 vol. 8. Napoli e Palermo 1841. 8 l. 40 c. — Eine Fortsetzung von des Verf. Storia delle finanze di Napoli.

E. Ricotti Sulla milizia dei comuni italiani del medio evo; cenni storici. 4. Torino, stamp. reale 1841. — Abdruck aus den „Denkschriften der Turiner Akademie".

Francesco di Giorgio Martini (architetto senese del secolo 15) Trattato di architettura civile e militare, ora per la prima volta pubblicato per cura del cav. C. Saluzzo, con dissertazioni e note per servire alla storia militare italiana. 2 vol. 4., Portrait des Verf. u. Atlas (von 28 Kupft.) gr. Folio. Torino, Chirio e Mina 1841. — Ein nur in 230 Exempl. gedrucktes und nicht in den Buchhandel gekommenes für die Kriegsgeschichte Italiens sehr wichtiges Werk, dessen Bekanntmachung, durch C. Promis (Sohn), man dem im Titel genannten C. Saluzzo verdankt. Bd. 1 enthält, neben dem Abdruck des Textes mit Anmerkungen, ein Leben des Verf. und ein Verzeichniß der Handschriften, Bd. 2 fünf histor. Abhandlungen über die Kunst des Ingenieurs und Artilleristen in Italien bis zum Anfange des 16. Jahrhund. und deren Schriftsteller von 1185—1500, sämmtlich von C. Promis geschrieben.

M. Missirini Vita di Dante Alighieri. 8. Firenze, Fabris 1841.

Vita di Donato Acciajuoli, descritta da A. Segni, e per la prima volta data in luce da T. Tonelli. Con alcune notizie intorno all' autore e con note. 8. 96 Seit. Firenze 1841. — D. Acciajuoli (geb. 1428, gest. 1478), ein Schüler des Argyropulos und tüchtiger Hellenist zur Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften in Italien, ist auch Verfasser einer Vita Caroli Magni, der Herausgeber Tonelli, Advokat in Florenz, aber bereits durch andere Publicationen auf diesem Gebiete vortheilhaft bekannt.

Musei Etrusci, quod Gregorius XVI. P. M. in aedibus Vaticanis constituit, monumenta linearis picturae exemplis expressa et in utilitatem studiosorum antiquitatum et bonarum artium publici juris facta. Para 1. 2. Romae, ex aedibus Vaticanis 1842. gr. Folio. — Interpretatio obeliscorum urbis ad Gregorium XVI. P. M. digesta per A. M. Ungarellium. Romae, ex typographia rev. camerae Apostolicae 1842. Folio mit 7 Kupft. gr. Folio. — Zwei Prachtwerke, welche von der päpstlichen Regierung herausgegeben worden und von denselben, so viel wir wissen, nur verschenkt werden. Der die 28 Kupfertafeln des ersten Werkes über das Etruskische Museum, eine Schöpfung des jetzt regierenden Papstes, erläuternde kurze Text ist von A. Benvenuti. — Ungarelli, der Verfasser des zweiten Werkes, bekennt sich zu den Ansichten Champollion's und Rosellini's über die Aegyptischen Hieroglyphen.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Antinelli Annali urbani di Venezia. Fasc. 2. 3 (vol. 1, fasc. 2. 3). — Tommaseo Canti popolari toscani. Fasc. 10 (vol. 2, fasc. 1). — Manuali Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica. Vol. 12. — Enciclopedia italiana e dizionario della conversazione. Fasc. 36 (vol. 4, fasc. 1). — Cicognara, Diedo e Selva Fabriche di Venezia. 2. edizione. Fasc. 31—33 (tomo 2, fasc. 24—26). — Cantova Fabbriche di Milano. Fasc. 7, parte 2 (u. letzte). — Brocchi Viaggi in Egitto. Fasc. 3—9 (vol. 1, fasc. 3—7; vol. 2, fasc. 1. 2). — Balbi Scritti geografici. Tomo 4 (u. letzter). Torino 1842. — Ferrario Statistica medica di Milano. Fasc. 17 (vol. 2, fasc. 5). — Tettoni e Saladini Teatro araldico. Fasc. 21—24 (vol. 3, fasc. 5—8). — Porta e Grossi Poesie scelte, scritte in dialetto milanese. Disp. 21—26.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 103. Berlin, Montag den 29. August 1842.

Frankreich.

Die Lyrik in Frankreich von 1830 bis 1841.*)

Wir treten in eine vollständige Sammlung der lyrischen Dichtungen, die in den letzten zehn Jahren in Frankreich erschienen sind. Wir erschrecken über das Meer von Namen, das auf uns eindringt, und nur mit Mühe gelingt es uns, einige Namen herauszufinden, die wir uns dunkel entsinnen, einmal gehört zu haben. Was den Werken an Berühmtheit und innerem Gehalte abgeht, wird durch ihre Zahl reichlich ersetzt. Im Jahre 1830 sind 498, im Jahre 1831 — 458, 1832 — 362, 1833 — 411, 1834 — 265, 1835 — 271, 1836 — 270, 1837 — 349, 1838 — 330, 1839 — 327, 1840 — 444, 1841 298, im Ganzen 4383 Bände lyrischer Poesieen erschienen, täglich mehr als eine Novität. Wer darf Frankreich jetzt noch prosaisch nennen! Der Fortschritt, den die Poesie bei uns gemacht hat, fällt in die Augen. Betrachten wir z. B. das Jahr 1769, eines der fruchtbarsten des 18ten Jahrhunderts, so finden wir, die geringsten Kleinigkeiten mit eingerechnet, nur achtundvierzig Bände. Nehmen wir bei jenen 4383 Werken nur die sehr mäßige Durchschnittssumme einer Auflage von je 300 Exemplaren an, während doch der bescheidenste Poet sich schmeichelt, daß mindestens 500 Herzen sich nach dem Genuß seiner Poesieen sehnen, so erhalten wir 1,314,900 Exemplare, das beträgt im Jahrhundert ungefähr zwölf und eine halbe Million Bände. Es zeugt in der That von ungemeinem Selbstvertrauen oder von ungemeiner Eitelkeit, wenn man hofft, in dieser Sündfluth nicht unterzugehen. Und welch' ein Heer von unterthänigen Zuvorkommungen, von herablassenden Empfehlungen, von bestellten oder selbstgefertigten Rezensionen, von Vignetten, Zeitungs-Annoncen u. s. w. schließt sich noch hieran. Doch wir werfen einen flüchtigen Blick in das Innere dieser zartbroschirten Musenlieblinge. Mit einer Rezension natürlich denken wir unsere Leser nicht zu schrecken; funfzig Spalten würden nicht hinreichen, die Namen und Titel zu verzeichnen. Zuerst stoßen wir auf die klassische Schule. Wir brauchen das Wort in dem Sinne, den es 1812 angenommen. Sie ist den alten Ueberlieferungen treu; sie hat Nichts vergessen und Nichts gelernt; sie wagt noch immer nicht, von Menschen zu reden, sondern sie jauchzt und seufzt über das Geschick der Sterblichen und Staubgeborenen, und wenn ein Staubgeborener zu Pferde steigen will, so schwingt er sich stolz auf den muthigen Renner. Die Anrufung der Muse am Anfang des Werkes, die eingeflochtenen allgemeinen Betrachtungen bleiben in der herkömmlichen unverkürzten Form, und der angeflammte Alexandriner wird ihnen nicht streitig gemacht; gelehrte Anmerkungen lassen die Schönheiten des Textes glänzender hervortreten. Hier begegnen wir denn mehreren langen Gedichten über die Unsterblichkeit der Seele, über die vier Weltalter, die vier Jahreszeiten, über die Erziehung der Kinder und der Seidenwürmer, über das Billard, Whist und Triktrak, über die Jagd und den Fischfang, das Fabrikwesen, die Verbesserung der Schießgewehre und ähnliche höchst nützliche Stoffe. Bisweilen jedoch wagt ein Bewohner des klassischen Parnasses, zum Entsetzen seiner Genossen, die abstrakt reflektirenden Episoden wegzulassen, ja Einzelne sind so verwegen gewesen, der Romantik polemisch gegenüber zu treten, sie haben die Gräuel derselben dargestellt unter dem Bilde roher Einfälle der Normannen im neunten Jahrhundert, ja und Einige sind sogar großmüthig gegen den Zeitgeist geworden und haben ihm eingeräumt, daß Victor Hugo glatte Verse mit manchem nicht üblen Reime gemacht habe. Napoleon, der Held des Jahrhunderts, ist auch der Held der Poesie, und wenn er selbst nicht hervortritt, so hat er sich unter der Gestalt Alexander's oder Karl's des Großen verborgen; bald erhalten wir vollständige Biographieen, bald einzelne Thaten, die Sonne von Austerlitz, Marengo, das Unglück im Norden; doch selten erhebt sich das Epos nur zu dem Schwunge der Prosa des Moniteurs. Metaphysische und kosmogonische Declamationen fehlen in dem Kreise der klassischen Poeten natürlich nicht; ganze Abschnitte aus der Geschichte der Philosophie werden in Verse gebracht; hier zeichnet sich besonders ein unendliches Gedicht über Ormuz und Ahriman von Paillet de Plombières, einem ewigen Kandidaten der Akademie, aus. Auch medizinische Gedichte treffen wir in Fülle an, und hier ist besonders die Cholera ein Lieblingsgegenstand.

Treten wir hinüber auf die Felder der Romantik, so wandeln wir über Ruinen. Das romantische Gedicht ist in der Regel symbolisch, mystisch oder psychologisch; sein Gang ist stürmisch und durch kein Gesetz ängstlich gebunden. Der symbolische Poet ist eine Sphinx, die dem Leser ein soziales, historisches oder religiöses Räthsel vorlegt, und häufig wird dies so keusch verhüllt, daß kein Oedipus das Ungeheuer bändigt. Der psychologische Poet beschäftigt sich meist mit der Analyse der Leidenschaften, seine Helden siechen gewöhnlich nach Manfred's Vorgange an einer unheilbaren geistigen Wunde dahin; die Mystiker ergehen sich in mittelalterlichen Träumereien; ihre Stoffe entwickeln sich beim Mondschein am Wasserfall und schließen durch das Kloster oder durch den Selbstmord.

Auch das Alterthum, besonders die Mythologie, erhebt sich aus dem Grabe, das alte Babel läßt seine Zinnen wieder funkeln, Semiramis schreitet stolz in Babylon einher, und der Eurotas flüstert uns aus den zierlichen Reimen entgegen.

Ein besonders beliebter Gegenstand, an dem sich die Phantasie unserer Lyriker versucht, ist der Titel ihrer Gedichtsammlungen. Vorspiele, Nokturnen, Lautenklänge, Harfenstimmen, Töne der Morgenröthe, Seufzer der Seele, Jubelharmonieen des Herzens; südliche Früchte, Alpenrosen, Feldblumen, Palmen- und Olivenhaine; Regentropfen, nächtliche Blitze, Mondesstrahlen, Orangendüfte, — wer könnte die gelungenen Wendungen alle aufführen, die schon symbolisch auszudrücken streben, was der Verfasser in feinstilisirter Prosa in der ausführlichen Vorrede schildert. Die Vorrede ist bei den lyrischen Gedichten besonders beachtenswerth; in ihr handelt der Verfasser von dem Geiste und den Tendenzen seiner Poesie und erlaubt sich zugleich, einige bescheidene Winke über sein Talent, seinen Beruf fallen zu lassen. Uns fallen beim eiligen Aufschlagen nur folgende klassische Stellen in die Augen: „Ich habe lange gezaudert, diese Dichtungen zu veröffentlichen, sie schienen mir nur mittelmäßig; doch Freunde, deren Geschmack und kritische Schärfe im Publikum längst allgemein anerkannt sind, versichern mir, daß der größte Theil höchst gelungen ist." — „Meine Gedichte sind nur für feinfühlende, gründlich gebildete Männer geschrieben; wenige Frauen, fürcht' ich, dürften sie zu fassen im Stande seyn." — „Bestellungen auf dieses Werk sind im Süden Europa's bei dem Buchhändler Herrn R., im Norden bei dem Königlichen Ober-Post-Amte zu ** zu machen." — „Außer diesen Poesieen habe ich ein episches Gedicht geschrieben, doch ich scheue mich, dasselbe dem Publikum vorzulegen; mein Geist hat eine so große natürliche Verwandtschaft mit Homer, daß ich unverschuldet nur der Nachahmung beschuldigt zu werden fürchte." Vorzüglich beliebte Wendungen sind, daß der Poet gesteht, er wäre nie vor der Welt aufgetreten, wenn es ihm gelungen wäre, den inneren Drang zu überwinden, wenn Gott ihm nicht seinen Stempel auf die Stirn gedrückt hätte, wenn er nicht zu ihm gesprochen: Gehe hin und zeuge von mir! wenn das Schicksal ihn nicht durch die Taufe der Thränen geweiht. Außer der Vorrede wird das Genie des Verfassers gewöhnlich noch durch ein empfehlendes Wort irgend einer befreundeten Celebrität verbürgt, und es ist in der That auffallend, daß so viele unserer bedeutendsten Dichter für die Keuschheit ihres Namens nicht ängstlicher besorgt sind und jeder Mittelmäßigkeit ihre Flügel leihen.

Tiefe der Empfindung, Naturtreue und Wahrheit der Leidenschaft finden wir bei diesen Poeten äußerst selten. Besonders bewegt sich die erotische Lyrik in ihrem hergebrachten Gleise, und es ist nur als eine vorzügliche Liebhaberei der neueren Zeit zu bezeichnen, daß die Dichter die Körperlichkeit ihrer Geliebten bis in das Spezielste schildern, und zwar muß die Schöne, wo möglich, eine Muhammedanerin seyn. Bei den sentimentalen Poeten steht besonders die Unendlichkeit in hoher Gunst; sie preisen die Unendlichkeit der geliebten Augen, die Unendlichkeit des Meeres, des Himmels, der Wälder, der Gefilde, und zum Gegensatze halten sie ihre Gefühle in möglichst endlicher Beschränktheit. Hier treffen wir auch Hunderte von Todtenklagen, die in klarer Winternacht beim Mondesglanze über dem Grabe eines Freundes, einer Geliebten geseufzt worden.

Die christlich dogmatische Poesie breitet sich in behaglich schwülstiger Trivialität aus; vornehmlich die matten Hymnen auf die Jungfrau stechen gegen die glühenden, tiefbegeisterten Gesänge des Mittelalters über diesen Stoff traurig ab.

Wie groß die Unselbständigkeit ist, mit der das große Heer unserer Poeten, denn nur dieses trifft unsere Charakteristik, hin- und herschwankt, ist vielfach besprochen; wo man sie hört, da schallt ein Echo Hugo's, Lamartine's, Beranger's. Der Genuß der höchsten Schönheiten wird uns durch mißlungene Nachahmungen, die unter den plumpen Händen des Dichters unwillkürlich zu Parodieen werden, nur zu oft verleidet; und wie häufig sieht der unkundige Kritiker die Quelle der Talente seines Poeten nicht durch und lobt ihn wegen der fremden Federn.

Auch auf dem Gebiete der Politik ist die Poesie reich beschäftigt. Man

*) Nach einem größeren Artikel in der Revue des deux Mondes.

fordert Krieg von allen Seiten, bald speziell zur Erwerbung der Rheinufer, zur Eroberung Belgiens, zur Unterstützung der Polen; bald Schlacht und Blut im Allgemeinen. Hieran schließen sich die gereimten Darstellungen politischer Systeme; die Psalmen, welche auf Emancipation der Frauen dringen, und endlich die Poesie der Handwerker, insofern auch sie, ihr Stoff mag politisch seyn oder nicht, größtentheils nur durch eine Opposition gegen die Regierung hervorgerufen ist und nur aus Opposition von Solchen, die dem Handwerksstande nicht angehören, genährt wird. Darand, der Schreiner von Fontainebleau, und Reboul, der Bäcker von Nimes, sind in dieser Klasse die bedeutendsten Dichter, obgleich sie in gewissem Sinne nicht mehr hierher gehören, da ihre Poesieen schon eine gewisse höhere Bildung und eine Art von künstlerischem Bewußtseyn zeigen; und wenn die Muse auch ihre Gedichte großentheils verleugnet, so sind die in ihnen ausgesprochenen Empfindungen doch stets edel und meist wahr. Die Poesieen ihrer übrigen Standesgenossen hingegen sind fast nichts als vage Declamationen gegen die Reichen, welche in allen Verbrechen schwelgen und den Armen vom Genuß aller Freuden gewaltsam zurückhalten, weil sie ihn nicht für ihres Gleichen erklären, sondern zum vernunft- und gefühllosen Vieh rechnen. An diese rohen Zornesausbrüche schließen sich eben so leere Prophezeiungen herannahender Reformationen; diese Gattung der Poesie entbehrt alles inneren Gehaltes bei weitem noch mehr als die obenbesprochene klassische.

Der größte Theil dieser Poesieen kommt in Paris heraus, doch ist nur ein sehr geringer Theil der Poeten hier ansässig. Die meisten erscheinen wie wahre Wandervögel jährlich einmal daselbst; sie gehen, das Manuskript in den Taschen, vergeblich von Buchhandlung zu Buchhandlung, um einen Verleger zu finden, der sie bezahlt; hierauf machen sie den ganzen Weg aufs neue vergeblich, um einen Verleger zu finden, der die Druckkosten trägt, bis sie endlich eine Handlung treffen, welche ihren Namen auf den Titel setzt, und welche sie dafür bezahlen. Außer diesen Bänden gesammelter Gedichte aber erscheinen noch andere in Unzahl in den Almanachen und Tagesblättern; und wenn wir dieses endlose Meer der Mittelmäßigkeit überblicken, so möchten wir an dem weiteren Gedeihen der Französischen Poesie verzweifeln, wenn uns nicht die edle Pleiad bliebe: Beranger, Hugo, Lamartine, Alfred de Musset, Sainte-Beuve, de Vigny, Delavigne. Gegen sie wird die Nation nie indifferent werden, doch wenn der Indifferentismus, den man uns rücksichtlich der Poesie in neuerer Zeit vorwirft, sich an jenen Poeten glänzend bestätigt, so kann uns dieses nur zum Ruhm gereichen, und es bleibt die sicherste Bürgschaft, daß der Geschmack der Nation sich noch rein bewahrt hat.

Ostindien.

Schach Nadir's Zug gegen den Großmogul.

(Fortsetzung.)

Die Stadt Ghasni ist ein Posten von großer Wichtigkeit, und wahrscheinlich würde ihre Festigkeit allen Anstrengungen getrotzt haben, denn der Persische Eroberer hatte, gleich seinem Britischen Nachahmer in unseren Tagen, ebenfalls seine ganze Belagerungs-Artillerie zurückgelassen und rechnete auf die Wechselfälle des Zufalls, die ihm die Festung in die Hand geben sollten; zum Glück für ihn dachte man gar nicht an Widerstand, und Nadir konnte seinen Weg weiter nach Kabul fortsetzen. Hier stieß er zum erstenmal seit seinem Eintritt in die Staaten des Großmoguls auf bewaffnete Gegenwehr. Der Statthalter der Provinz war zwar nach Pischauer entflohen, der Kommandant der Festung aber, von kriegerischem Geist beseelt, zog seine Gitter auf und war entschlossen, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Hundert Jahre haben zweifelsohne das Aussehen von Kabul sehr verändert, doch kann es nie ein Platz von besonderer Festigkeit gewesen seyn. Es ist in eine von zwei Hügelreihen gebildete Schlucht hineingebaut, so daß die Stadt nur an der Ostseite offen steht, und an manchen Stellen sind die Berge so nahe daran, daß nur ein ganz schmaler Fußsteig sich zwischen denselben und der Festung hinzieht. Diese Höhen boten ganz vorzügliche Positionen für die Persischen Batterieen dar, aber Nadir's Artillerie bestand nur aus kleinen Drehbassen und einigen anderen leichten Stücken, welche die Kameele zu tragen vermochten; es vergingen also mehrere Tage, bis das unwirksame Feuer derselben eine brauchbare Bresche in den Wall geschossen hatte; darauf erfolgte, wiewohl nicht ohne hartnäckigen Kampf, die Einnahme der Festung, wobei der tapfere Kommandant und mancher wackere Vertheidiger derselben das Leben einbüßten.

Deutlich genug hatte zwar Nadir seinen Zweck nun an den Tag gelegt, dessenungeachtet aber hielt er es für passend, noch einen anderen Gesandten nach Delhi abzuschicken, um dem Kaiser versichern zu lassen, daß er sein Gebiet nur in ganz freundschaftlichen Absichten und nur deswegen betreten habe, um die Gildschih's zu bestrafen, die eben sowohl Feinde der Indier als der Perser seyen. Es ist schwer zu sagen, was er eigentlich durch diese Sendung zu gewinnen hoffte, nichts konnte aber für seine Absichten erwünschter seyn, als der Erfolg derselben. Sein Bote gelangte nur bis nach Dschellalabad, wo er auf Befehl des Statthalters ermordet wurde. Nun hatte Nadir eine wirkliche Beleidigung zu rächen und einen Grund, der triftig genug war, um alle Bedenklichkeiten zu heben, die bis jetzt seine Operationen noch aufgehalten hatten. Er richtete jetzt seinen Marsch geradesweges nach dem Herzen von Indien.

Der Weg durch diese Gegenden geht zuerst beständig in nordöstlicher Richtung von Kandahar bis Kabul fort, bei dieser Stadt aber wendet er sich plötzlich östlich und führt durch eine Reihefolge von Hohlwegen, die sich mit geringen Unterbrechungen bis in die Nähe von Pischauer erstrecken. Diese Schluchten sind, gleich so vielen Bergpässen, nichts Anderes als Betten von Sturzbächen, die sich allmälig zwischen den Hügeln hindurch eine tiefe Bahn gewühlt, welche je nach der verschiedenen Festigkeit des Bodens sehr ungleich ist. Diese Straße, die fast durchgängig dicht mit losen Steinen und Felsstücken übersäet ist, welche von der Strömung losgespült worden, windet sich zwischen den Höhen hindurch und ist so krumm, daß der Blick des Reisenden nie weiter als drei bis sechs Fuß reicht. Bald führt der Weg hinauf zur Höhe, bald senkt er sich in eine Tiefe hinab, dann ist es wieder ein ganz schmaler Pfad an den Höhen entlang, zu beiden Seiten von steilen Klippen überragt, die in die Schlucht hineinhängen, so, daß sich an solchen Stellen kaum zwei Reiter neben einander fortbewegen können. Die Einwohner dieser wilden Regionen haben denn auch nicht ermangelt, von der Rauhheit ihres Landes den Vortheil zu ziehen, im uneingeschränkten Genuß ihrer Unabhängigkeit zu verharren. Verschiedene der benachbarten Könige waren von Zeit zu Zeit so selbstgefällig, diese Bergbewohner auf die Liste ihrer Unterthanen zu setzen, die Mehrzahl der Stämme aber verspotteten ihre Anmaßungen und erkannten kein Gesetz an, welches ihnen irgend worin hemmend entgegentreten wollte. Die Beraubung der Fremden betrachteten sie als ein ihnen unzweifelhaft zukommendes Privilegium, und Niemand durfte hoffen, ungefährdet durch ihre Wohnstriche zu gelangen, der nicht vorher das festgesetzte Lösegeld entrichtet hatte. Wenn ein einzelner Reisender sich hindurch wagen wollte, so erklang kaum das Geräusch von den Huftritten seines Pferdes das Thal entlang, und sie stürzten schaarenweis von den Hügeln herab und aus den Schluchten hervor; erwarteten sie aber eine Karawane, so versammelten sie sich zu Hunderten auf dem Rücken eines Hügels und warteten geduldig, ihr Feuergewehr in der Hand, auf ihre Annäherung. Sie waren eben so im Stande, einer ganzen Armee den Durchzug streitig zu machen, weil die Vortheile ihrer Stellung hinreichend ihre Minderzahl ersetzten. Niedergeduckt an den Bergwänden, geschützt von Gesträuch oder von Felsstücken, sandten ihre langen Feuergewehre den Tod in eine Entfernung, wohin gewöhnliche Flinten gar nicht reichen, und die erschreckten Feinde spähten vergebens ringsum nach ihren grausamen Verfolgern; oder sie stürzten, wenn die langgestreckte Reihe des Feindes langsam und träg den schmalen, ungleichen Pfad erklimmte, plötzlich über eine nachbleibende Abtheilung des Zuges her, fielen die vereinzelten Soldaten an, plünderten sie in einem Augenblick rein aus und kehrten dann schnell mit der Beute in ihre Schlupfwinkel zurück.

Die Bergbewohner können gewissermaßen als die erblichen Hüter der Gränzen Indiens und Afghanistans betrachtet werden, und die Herrscher der Ebene sind gewöhnlich klug genug gewesen, sich dieselben durch die Entrichtung eines jährlichen Geldgeschenks geneigt zu erhalten, unter der Bedingung, daß sie die Pässe ihren Freunden offen ließen und ihren Feinden versperrten. Das war denn auch bis jetzt immer die Politik der Groß-Moguln gewesen, doch hatten sie ihre Zahlungen nicht stets pünktlich entrichtet, und zur Zeit von Nadir's Eroberungszug waren sie gerade bei den Bergbewohnern um mehrere Jahre im Rückstande. Diese waren daher nicht abgeneigt, den Persern freien Durchzug für die gebräuchliche Summe zu gestatten, aber Nadir's Stolz lehnte sich gegen diese Bedingung auf, und er beschloß, erst die Macht der Gewalt zu versuchen.

Aus den unzusammenhängenden und rhetorisch blühenden Beschreibungen des Persischen Biographen, der unsere Hauptquelle bei diesem Berichte war, läßt sich schwer eine klare Anschauung von Nadir's Operationen abnehmen; es scheint aber fast, daß er von Kabul aus einen Einfall in die nördlich von dieser Stadt gelegenen üppigen Landstriche machte, unter dem Vorwande, sich dort Lebensmittel und Futter zu verschaffen, und daß er dann durch Tschirdar und das Thal von Nuschroh weiter vordrang. Dadurch vermied er Churd-Kabul und Tafihn (wo namentlich auf dem letzten unglückseligen Rückzuge der größte Theil der Englischen Truppen umkam) und betrat die große Straße erst wieder ein wenig diesseits von Dschugdulluck. Gerade in der von Nadir umgangenen Gegend ist die gefährlichste Stelle des ganzen Weges zwischen Kabul und Dschellalabad: ein langer gewundener Hohlweg, der von einem hohen Bergzuge überragt und beherrscht wird, welcher ganz besonders dicht mit Gebüsch und Zwergbäumen bewachsen ist; und gerade an dieser Stelle wurde der Marsch des tapferen Sale hauptsächlich aufgehalten, trotz seiner eigenen meisterhaften Dispositionen und der kühnen Gegenwehr seiner Untergebenen; gerade hier wurden wenige Wochen später die letzten Ueberbleibsel des 44sten Britischen Regiments gänzlich aufgerieben. In Bezug hierauf wäre es gewiß höchst interessant, zu erfahren, wie es Nadir gelang, alle Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten, zu überwinden, aber sein höfischer Geschichtsschreiber, auf dessen Autorität wir uns hier vorzüglich stützen müssen, möchte uns gern einreden, daß die Persische Kavallerie über alle Zähnlichkeiten des Weges leicht hinweg galopirte, Abgründe übersprang und die Feinde von den Bergen herabregnen ließ; die Länge der Zeit aber, welche das Heer zu seinem Durchmarsch gebrauchte, zeigt, daß der Widerstand doch nicht so schnell besiegt wurde. Aus einer weniger verdächtigen Quelle, als die oben angeführte, schöpfen wir die Nachricht, daß Nadir doch zuletzt das Gold statt des Stahls in Anwendung bringen mußte, und daß es ihm erst nach Vertheilung seiner Beute von Kabul unter seine hartnäckigen Widersacher gestattet wurde, nach Dschellalabad weiter zu ziehen. Diese Stadt liegt in einem fruchtbaren, aber schmalen Thale, das sich ungefähr zwanzig Englische Meilen von Osten nach Westen hinzieht; nachher gewinnt die Gegend aber wieder ein ganz anderes Ansehen, und der Weg nach Pischauer geht durch den Keyber-Paß, den furchtbarsten aller Pässe, die an der Nordwest-Gränze von Indien sich befinden. Dazumal wurde seine natürliche Unwegsamkeit noch durch Kunst vergrößert,

die holprige Straße war mit Steinblöcken versperrt, Bäume waren abgehauen und darüber hin geworfen worden, und hinter diesen Barrikaden hatten sich 8000 Afghanen aufgestellt, um die Eindringlinge zurückzutreiben. Nadir, der schon genug Erfahrungen in diesen Gebirgskriegen gesammelt hatte, gedachte des schlimmen Erfolges seiner Kämpfe an einer bei weitem nicht so schwierigen Stelle und sah die gänzliche Hoffnungslosigkeit erneuerter Feindseligkeiten ein. Er verlor also damit gar keine Zeit, sondern schritt gleich zu Unterhandlungen; nach Hanway soll er zehn Lak Rupien, ungefähr 800,000 Thaler, für freien Hin- und Rückzug auf demselben Wege an die Kyberih-Afghanen gezahlt haben, worauf sich die Persische Reiterei in die Ebenen von Pischauer ergoß.

So war es also den Eroberern gestattet gewesen, das unüberwindlichste Bollwerk Indiens zu übersteigen, ohne anderen Widerstand, als den die natürlichen Terrain-Schwierigkeiten und der kurze Kampf mit den eingebornen Stämmen ihnen darboten. Diese letzteren hatte der Mogul nicht einmal für sich zu gewinnen und aufzumuntern getrachtet, zumal da die rückständigen Jahreszahlungen doch der einzige Grund ihres Abfalls von dem Kaiser und ihrer Willfährigkeit gegen seine Feinde waren. Der Indus und seine Nebenflüsse hätten noch verschiedene Vertheidigungslinien dargeboten, an welchen bei gehöriger Benutzung die Fortschritte der Persischen Macht scheitern konnten, aber diese Vortheile wurden ganz außer Acht gelassen. Ohne Gegenwehr überschritt Nadir den Fluß, und die Statthalter der Provinzen, die nur auf ihre eigenen Hülfsmittel angewiesen waren, verzögerten ihre Unterwerfung durch keinen anderen Grad von Feindseligkeit, als so viel durchaus nöthig war, um den Schein zu retten. Bis vor Kurnahl, ungefähr 100 Englische Meilen vor Delhi, stieß Nadir auf keinen eigentlichen Widerstand, hier aber hatte sich der Großmogul mit 300,000 streitbaren Männern gelagert, denn bis hierher war seine Armee in den acht Monaten vorgerückt, welche seit der Eroberung von Kabul verstrichen waren.

Der stattfindende Verzug wurde einzig und allein durch die Spaltungen und Intriguen hervorgebracht, welche den Kaiserlichen Rath zerspalteten; ganz abgesehen von dieser Ursache, war es aber auch keine leichte Aufgabe, die bei Kurnahl versammelte unförmliche Masse in Bewegung zu setzen. Die Kantonnirungs-Quartiere hatten funfzehn Englische Meilen im Umkreis, und dieser weite Raum war gerade nur hinreichend, um das streitbare Heer und das viel zahlreichere Lager-Gefolge unterzubringen. Jeder der vornehmsten Edlen hatte, eben sowohl wie der Kaiser, sein eigenes abgesondertes Quartier, das von den übrigen durch einen Wall baumwollener Decken geschieden war und eine Unzahl von Zelten in sich schloß, die den Gemächern eines Palastes entsprachen; sie waren im kostbarsten Geschmack ausgeführt und mit allen jenen Geräthschaften und Dienern des Luxus angefüllt, die man für nöthig erachtet hatte, um die Beschwerden eines Feldlagers weniger fühlbar zu machen. Noch eine ganz besondere Eigenthümlichkeit des Lagers waren die zahlreichen Straßen voller Läden, womit es übersäet war und in denen man nicht allein Lebensmittel kaufen, sondern auch jede Laune und jeden Einfall eben so vollkommen befriedigen konnte, wie in den Basars von Delhi selbst. Ein Heer, das sich mit solchem Wuste beschwert hatte, war gewiß eben so wenig dazu geeignet, einen Feind aufzusuchen; in der That schien auch die Absicht seiner Befehlshaber weniger darauf gerichtet zu seyn, die Eindringlinge zu vertreiben, als sich selbst gegen einen Angriff zu schützen.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Der Russische Wasserträger.

Von Th. Bulgárin.

Wo ist das Glück! — Auf dem Leihhause und der Handelsbank, wird der Eine sagen. — In meinem Koffer, wird der Andere entgegnen. — Nein, in dem Amte, das Herr N. N. bekleidet, wird ein Dritter bemerken. — In einem zärtlichen Blicke von ihr, flüstert wohl ein Vierter seufzend ... Mit einem Worte, es giebt kein positives Glück auf dieser Welt, weil Jeder nach seiner Weise glücklich ist, und mir scheint derjenige der Glücklichste zu seyn, der sich in einer Lage befindet, die Andere für nichts weniger als beneidenswerth halten, und doch mit seinem Schicksal zufrieden ist.

Und aus diesem Grunde eben beneide ich meinen Iwan, der mir für funfzehn Rubel Papiergeld täglich Wasser und Brennholz in die dritte Etage trägt und aus unserem ganzen Hause ein monatliches Einkommen von sechzig Rubel bezieht. Iwan ist gesund und stark wie ein Büffel, und eine Ladung Holz oder zwei Eimer Wasser sind für ihn keine Last, sondern ein Kinderspiel. Kurzsichtige Philanthropen werden von mitleidiger Verwunderung ergriffen, wenn sie ihn sehen, wie er unter seiner Bürde sich zusammenkrümmt; allein er thut dies nicht, weil die Bürde ihm zu schwer ist, sondern damit sie leichter auf seinem Rücken liege. Und was ist auch eine Last Holz für einen starken Menschen! Habt ihr die Lastträger von Marseille gesehen? Wo nicht, so will ich euch sagen, was das für Leute sind. Bei Marseille liegt ein Dörfchen, welches seit alter Zeit von Spanischen Auswanderern bewohnt ist; diese treiben alle das Gewerbe von Lastträgern und gewöhnen sich daran von Kind auf. Wenn der Marseiller Lastträger seine zwanzig Jahre erreicht hat, so trägt er auf seinen Schultern, durch die ganze Stadt, eine Ladung, wie sie kaum ein Zinnischer Klepper aus den Umgebungen von Petersburg zu schleppen im Stande ist. Und unsere Börsenträger? schaut einmal, was für Päcke sie manipuliren! Und unser Fuhrmann? ist ihm nicht ein Sack Mehl von 9 Pud (360 Pfund) so viel wie ein Hühnerei? Er hakt ihn an, schwingt ihn auf seine Schultern und haucht sich dabei nicht einmal in den Schnurrbart! Der berühmte Athlet Rappo erzählte uns, er sey in seiner Kindheit schwächlich gewesen; aber sein Meister habe ihn angehalten, immer schwerere Lasten zu heben, und auf diese Art seine Muskeln gekräftigt. Er begann damit, daß er Aepfel in die Luft warf, und konnte es zuletzt mit Bomben eben so machen. — Die Gewohnheit ist eine zweite Natur, und man kann den Menschen an Alles gewöhnen, was Einem beliebt. Wir halten es heutzutage beinahe für eine Fabel, daß der Römische Fußsoldat, in ehernem Panzer steckend und seinen Mundvorrath, seine Kessel, ja sogar Palissaden zur Absteckung des Nachtlagers auf seinen Schultern tragend, mit seiner ganzen Rüstung durch Flüsse schwimmen konnte! Und doch ist es sehr erklärbar, denn die Römischen Bürger übten sich von Kindheit an in der Gymnastik. Mein Iwan führt das Wort Gymnastik nie im Munde und ist doch stärker als viele Gladiatoren. Schon als Knabe fuhr er mit seinem Vater in den Wald, fällte Bäume, legte das Holz klafterweise und lud es dann auf sein Fuhrwerk. Iwan begann seine Lehrzeit mit einzelnen Scheiten und endete sie mit einem solchen Haufen, daß sein eigener Vater, ein Mann von sechs Fuß, bedenklich den Kopf schüttelte. Eines Tages sprach Iwan: „Wie wär' es, Väterchen, wenn ich auf ein paar Jahre nach Piter (Petersburg) ginge? Ei, wie gut haben es dort Leute von unserer Art! sie ernähren sich, zahlen pünktlich ihren Obrok und schicken sogar ein schönes Ersparniß nach Hause!" *) — „Ich halte Dich nicht, wenn Du Lust hast", antwortete der Vater. Die Mutter runzelte ihre Stirn; aber Iwan sagte ihr in schmeichelndem Tone: „Mütterchen, ich will Dir eine Kutschka anschaffen, daß die ganze Gemeinde große Augen machen soll! und ihr, Schwestern, kriegt jede ein Sarafan!" **) Jetzt gab es Umarmungen über Umarmungen; die Abreise ward auf den nächsten Morgen festgesetzt; aber am Abend vorher sagte Iwan seiner Grunja noch Lebewohl. Die Arme wischte sich mit dem Aermel ihre Thränen ab und sah ihn dabei so kläglich an, daß es ihm ganz weichlich zu Muthe ward. „Laß das Weinen, Du Närrchen!" sprach er; „ich gehe ja nur nach Piter, um für unseren künftigen Haushalt ein Sümmchen zu verdienen!" — „Ach, Du vergissest mich dort", schluchzte Grunja; „in Piter sind die Mädchen so schön aufgeputzt —" — „Komme mir nicht mit so was", sprach Iwan erzürnt; „ich vergesse nur das Böse, das die Leute mir anthun, aber Gutes vergesse ich nicht. Wenn zwei Jahre um sind, bist Du meine Frau — da hast Du ein Kreuz als Bürgschaft!" — „Ich werde aber weinen und für Dich beten, Hänschen", sagte Grunja. — „Beten! nun ja, das thue, aber dazu weinen ist unnöthig; schiele nur nicht nach den jungen Burschen und besonders nach den Leuten vom Militair!" — „Ei so schäme Dich doch, Du Sünder, daß Du mir so etwas sagen kannst", rief Grunja erröthend; „da hast Du einen Kuß, und da noch einen — jetzt lebe wohl!"

Mein Iwan geht nach Petersburg ins Artel ***), zahlt jeden Tag 25 kupferne Kopeken für seine Kost und bekommt dafür herrliche Kohlsuppe und Grütze, edles Brod und schmackhaften Kwaß. In dem Artel wohnen zwanzig Arbeiter; Jeder von ihnen feiert seine Namenstage, und Alle thun sich an den hohen Feiertagen gütlich; alsdann wird die Tafel mit Pasteten und gebratenem Fleisch oder Fische besetzt. Inmitten des Gelages kommt Jemand und fordert unseren Iwan auf, bei Herrn N. N., wo eine große Wäsche vor sich gehen soll, heute Abend Wasser zu tragen. Iwan will aufbrechen; aber seine Kameraden halten ihn zurück. „Eile nicht so, Wanja; laß uns zuvor noch eins 'rum trinken; wir wollen Dir Bescheid thun." Und siehe da, man läßt sich den Stofwein um die Reihe schmecken; man singt und trinkt, bis Iwan in der heitersten Seelenstimmung von seinen Kameraden scheidet, um seiner Pflicht nachzukommen. Die Köchin brummt; das niedliche Dienstmädchen droht Iwan mit der Ungnade ihrer sehr akkuraten Gebieterin; allein Iwan vertheidigt sich mit witzigen Einfällen und wohl angebrachten Sprüchwörtern so gut, daß selbst die sauertöpfische Köchin aus Finnland lächeln muß; und wenn er dann zu Neujahr mit seinem Glückwunsche bei der Herrschaft sich meldet, so giebt es keine Vorwürfe! Das Stubenmädchen hat der Gebieterin nicht gesagt, daß Iwan mit dem Wasser zu spät gekommen ist ... er ist ja ein so munterer und höflicher, ein so schmucker junger Mensch!

Jetzt schleppt mir Iwan schon im dritten Jahre Holz und Wasser, und in dieser ganzen Zeit habe ich ihn kein einziges Mal betrübt gesehen. Nur einmal, als ich ihn fragte, ob er verheiratet sey, antwortete er seufzend: „Nein, Herr, aber 's ist Zeit, sich zu verheiraten; mein Schätzchen ist daheim geblieben und wartet mit Ungeduld! Ich muß wieder nach Hause; aber 's ist auch Schade, die Arbeit dran zu geben. Die Arbeit ist einträglich, und die Herren sind brav; Gott erhalte Euch gesund ... aber im Herbst muß ich doch nach Hause! Schenket dafür meinem Vetter Eure Gnade, Herr; der ist ein stämmiger Bursche! auch ist er schon als Kind nach der Stadt gekommen, und ich lasse ihn in meiner Stelle." — „Nun, Gott sey mit Dir, Iwan; begieb Dich in den Ehestand, komm' aber vorher, um Abschied zu nehmen." — „Eure Huld ist mir genug!" versetzte Iwan und ging mit seinen beiden Eimern voll Waschwasser tief gerührt die Treppe hinab, das Liedchen trällernd:

„Wie schwul ist mir's im Herzen; ich bin ganz abgewellt!"

Iwan hat in drei Jahren 2160 Rubel Papiergeld erarbeitet; davon hat er 440 Rubel für Kost und Wohnung verausgabt, 700 theils baar, theils in Geschenken nach Hause geschickt, und mit 1000 Rubeln ersparten Kapitals ist er von Petersburg abgegangen. Grunja zählte achtzehn Jahre, als Iwan von ihr schied; im einundzwanzigsten war sie ganz gereift und erschien ihm

*) Obrók heißt die Abgabe, welche der Bauer zu erlegen hat.
**) Sarafan heißt ein langer, vorn mit einer Reihe Knöpfe besetzter Weiberrock.
***) So heißt der Ort, wo eine Gesellschaft Tagelöhner gemeinschaftlich wohnen und essen.

noch schöner. Die Aeltern beider Theile kamen zusammen, verständigten sich, schüttelten einander die Hände, und — ein fröhliches Mahl beschloß die Hochzeit. Jetzt ist mein Iwan ein prächtiger Landwirth; er hat schöne Pferde und fette Kühe. Grunja ist ein Frauchen wie Milch und Blut; die Kinder sind wie kleine Bären; der dreijährige Sohn schleppt schon seinen Wassereimer und wird bald seinen Eimer Wasser schleppen. Iwan hat Alles zur Genüge; aber an Feiertagen, wenn die Bauern vor ihren Häusern zusammensitzen, da gedenkt unser Freund seiner in Petersburg geführten Existenz ... diese Zeit ist ihm so in der Erinnerung, wie unser Einem die ersten Jahre seines Staatsdienstes, und er wünscht den Augenblick möglichst nahe, wann sein Stepka das einträgliche Amt eines Wasserträgers in Piter antreten kann.

Die oberflächlichen Weltbeschauer denken, wenn sie einen Lastträger mit seinem Holzstoße auf den Schultern sehen: „Armer Teufel, was führst Du für ein beschwerliches Daseyn!" Wer hat aber nicht seine Lasten im Leben! Jeder von uns trägt ein Bündel, einen Packen, den er gern abwerfen möchte, und welch' ein Jammer ist es, daß gewisse Leute freiwillig Lasten tragen, denen sie nicht gewachsen sind, und damit ihre ganze Sache verderben! Nehmen wir ein Beispiel aus der Literatur. Wie viel Wasser, wie viel Holz schleppen unsere Literaten zusammen, ohne mit ersterem unseren Durst löschen oder mit letzterem uns erwärmen zu können! Ich für meinen Theil, der ich ein unglücklicher Journal-Kritiker bin, möchte lieber eine schwere Last Holz tragen, als das lästige Zeug lesen, womit unsere beschwerlichen Skribenten uns unaufhörlich martern!.... Iwan war glücklich in seinem Gewerbe, und jetzt lebt er leicht und heiter wie ein Vöglein; denn unter der Bürde der Rechtschaffenheit strauchelt und fällt Keiner. Bedenket nur, daß es böse Frauen, falsche Freunde, neidische Amtsbrüder, dumme Diktirer und unwissende Kopisten giebt; daß die Welt reich ist an Hochmuth, Dünkel, Unwissenheit und einer Menge empfindlich drückender Lasten ... mein Iwan hat von dem Allen nichts gekannt; wenn sein Tagewerk vollendet war, dachte er an seine Grunja, an seine Heimat, seinen künftigen Hausstand, und Alles, was er wünschte, das verschafften ihm sein Eifer und seine patriarchalischen Sitten unter dem Beistande Gottes und wackerer Leute. Ich wiederhole also meine zu Anfang ausgesprochene Meinung, daß derjenige der Glücklichste ist, welcher mit seinem Schicksal fürlieb nimmt, wenn er sich dabei in einer Lage befindet, die Andern nicht beneidenswerth erscheint.

Die drei Palmen.*)

Morgenländische Sage, nach Lermontoff.**)

In Arabiens Wüstenbrande
Ragten stolz drei Palmen auf;
Aus dem unfruchtbaren Sande
Drängte sich, mit kühlem Lauf,
Eine Quelle zwischen ihnen,
Die geschützt vor Sonnengluth
Von dem Blätterdach, dem grünen,
Welches schattig drüber ruht.

Aber Jahre sind vergangen;
Keinem Pilgersmann hat mild
Seiner Labung heil Verlangen
Noch die kühle Kluth gestillt.
Keiner noch bei glühendem Wetter
Ruhte hier, in Traum gewiegt,
Und es welken schon die Blätter,
Und der Murmelbach versiegt.

Und die stolzen Palmen grollen:
„Schuld Du, Himmel, uns dazu,
Daß wir einsam sterben sollen,
Nutzlos und in starrer Ruh?
Möchten gern uns schattig neigen,
Lindernd eines Wand'rers Qual;
Doch der Sturm nur darf uns beugen
Und der glüh'nde Sonnenstrahl!" —

Sieh! da steigt in tausend Ringen
Säulenhoch der gold'ne Sand,
Wirre Glockentone klingen,
Bunter Teppiche Gewand
Schimmert durch die trüben Gäste,
Und es naht der Karawane
Das Kameel, das schwankend schiffte
Durch des Sandes Ocean.

Hoch in seinen Bucken oben
Hing der Leinwand buntes Haus,
Braune Hände draus sich hoben,
Schwarze Augen blickten draus,
Und der Araber sprengt schnalzend
Vor dem lärmend lauten Troß,
Den geschmeid'gen Körper neigend,
Auf dem schnaubend wilden Roß.

Unter seinen straffen Händen,
Wie das Roß sich steift und bäumt!
Weiß die rabenschwarzen Lenden,
Weiß die Mähnen überschäumt!
Plötzlich springt es wie ein Panther,
Den ein spitzer Pfeil verletzt,
Doch sein Reiter hat, gewandter,
Ihm die Fersen eingesetzt.

Und auf rechter Schulter schleifend,
Faltenreich, sein weiß Gewand,
Jagt er kreischend, jauchzend, pfeifend
Durch den aufgewühlten Sand,
Wirbelnd schleudern seine Hände
Himmelhoch die Lanze auf,
Fangen sie, beim spitzen Ende,
Sicher wieder dann im Lauf.

Und es naht die Karawane
Lärmend sich den Palmen nun,
Unter ihrer grünen Fahne
Fröhlich lagernd auszuruhn.
Schöpfen strömend mit den Krügen
Aus dem gastlich freien Fluß,
Ihre Blüthenhäupter wiegen
Stolz die Palmen, wie zum Gruß.

Als der Abend war gekommen,
Trof mit scharfer Axt der Gast,
Den sie liebreich aufgenommen,
Ihrer zarten Wurzeln Rast,
Der Jahrhunderte Söhne fielen, —
Ihre Leiber sind verbrannt,
Arme Kinderhände spielen
Nun mit Krone und Gewand.

Und es folgt die Karawane
Weiter ihres Wegs Spur,
In dem Wüsten-Oceane
Blieb ein Häuflein Asche nur.
Aber was dem Spiel der Winde
Und vom Flugsand unverletzt,
Hat als jährlich letzte Reste
Bald der Sonne Gluth verzehrt.

Ach, vergeblich flieht und hinter
Zum Verderben lockt der Quell;
Goldner Sand hat ihn verschüttet,
Und die Sonne tödtet schnell;
Nimmer naht ihm der Befreier,
Klagt er noch so ungestüm,
Nur der menschenscheue Geier
Kupft die Beute über ihm.

*) Aus den nächstens im „Berliner Lesekabinet" erscheinenden Gedichten von Roman Freiherrn Rudberg Brenningshausen.

**) Wir haben über diesen Russischen Dichter, der in den Kaukasischen Provinzen in einem Duell getödtet wurde, erst vor einigen Tagen in dem Artikel über die Kaukasischen Bäder gesprochen.

Mannigfaltiges.

— Englische Memoiren-Literatur. In London sind „Memoiren von Sir Robert Peel" erschienen, die, wie zuversichtlich auch der Ton ist, mit dem sie sich ankündigen, doch nichts weiter als eine Speculation auf die Taschen des Publikums sind.*) Der mächtige Premier-Minister, dessen Name dabei als Aushängeschild dient, hat natürlich nicht den allergeringsten Antheil an diesem Buche. Wahrscheinlich hat er sich selbst erst ein Exemplar von seinem Buchhändler holen lassen, um daraus zu ersehen, was für „Memoirs" von ihm existiren, welches Englische Wort allerdings nicht in seiner Französischen Bedeutung genommen werden darf. Um jedoch einen Begriff davon zu erhalten, wes Geistes Kind dieser Memoirenschreiber ist, braucht man nur zu erfahren, welche Stoffe er für seine Darstellung benutzt hat. Es wird z. B. erzählt, daß im Jahre 1810 der junge Peel in Oxford gewesen, wo damals Lord Grenville zum Kanzler der Universität gewählt worden: dies giebt dem Verf. Gelegenheit, nach den Zeitungen jenes Jahres einen detaillirten Bericht über die Wahl und ihre Förmlichkeiten, so wie über die dabei stattgefundenen Feste, zu geben, was natürlich eine ansehnliche Zahl von Seiten in den Peelschen „Memoiren" füllt. Ferner machten im Jahre 1811 zwei Mordthaten großes Aufsehen, und es wurde ein Comité ernannt, um den Zustand von Londons Nachtwächter-Polizei zu untersuchen. Da nun später Sir Rob. Peel diesen Zustand wesentlich verbessert hat, so wird jene Mordgeschichte mit ihren Untersuchungen ausführlich als Belag mitgetheilt, daß der junge Peel schon damals die Nothwendigkeit der später von ihm eingeführten Polizei-Maßregeln habe erkennen müssen. Nach des Premier-Ministers Perceval Tod wurde der gegenwärtige Nachfolger desselben zum Unter-Secretair von Irland ernannt: nichts natürlicher also, als daß unser Biograph die ganze Geschichte von Perceval's Ermordung mittheilt. Eben so wird im Jahre 1814 ein genauer Bericht über den Aufenthalt der fremden Fürsten in England gegeben, obgleich Peel damals keine andere Berührung mit ihnen hatte, als daß er gleichzeitig mit ihnen in London war. So geht es das ganze Buch hindurch, und selbst aus der Zeit von Sir Robert Peel's Wirksamkeit als Minister des Innern und als erster Lord des Schatzes wird auch nichts weiter mitgetheilt, als was die Zeitungen dieser verschiedenen Perioden und die Berichte über die Parlaments-Debatten in unkritischer Weise bunt durch einander geliefert haben.

*) Memoirs of the Right Hon. Sir Robert Peel, Bart., First Lord of her Majesty's Treasury. By the Author of „The Life of the Duke of Wellington." 2 vols. London, 1842.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 104. Berlin, Mittwoch den 31. August 1842.

Frankreich.

Vom Geist der Religionen, von Edgar Quinet.*)

Auf dem Pfade, welchen unser Herder zuerst betrat, um jenseits Europäischer Lande und Kultur nach den mysteriösen Bergen zu gelangen, an deren Abhängen der Strom der Geschichte entsprungen, sehen wir auch Edgar Quinet einherschreiten, einen Mann, der wie zwischen Dichter und Philosophen, so zwischen Deutscher und Französischer Bildung als Vermittler dasteht.**) Auch er schaute die Wiege des Menschengeschlechtes, vernahm sein erstes Lallen, die ersten Laute seiner Freude, seines Schmerzes, seiner Hoffnungen, seiner Furcht und beobachtete jeden Keim, jede Frucht seiner gesammten Entwickelung. Denn sein Werk vom Geist der Religionen (d. h. in Deutscher Terminologie „Religions-Philosophie") umfaßt dabei einen nicht unbedeutenden Theil wie der politischen Geschichte der Völker, so auch ihrer Kulturgeschichte im Allgemeinen. „Die bürgerliche Gesellschaft", — (die politischen Einrichtungen, die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts und seine Schicksale) — sagt er, „von der religiösen Verfassung abzuleiten, das ist die Aufgabe, die ich zu lösen suche." Ihm erscheinen die Dogmen nicht, wie man nur zu lange Zeit, besonders im verflossenen Jahrhundert, annahm, als ein Werk der Politik, sondern jene als die Quelle der letzteren, eine Quelle, welche ununterbrochen rann und nie versiegen wird. Das Christenthum existirte nach seiner Ansicht in Bethlehem schon vor der eigentlich christlichen Verfassung und Einrichtung, das Evangelium schon vor dem Papstthum, der Koran vor dem Chalifat, das Priesterthum vom Sinai vor der Oberherrlichkeit Jerusalems, die Offenbarung des Zoroaster in Baktrien vor der politischen Entwickelung Persiens in Susa und Persepolis. Und gewiß ist diese Ansicht die richtige: wie würde sonst in unserem fast durchweg materiell gesinnten Zeitalter die Frage um die religiösen Institutionen der Gegenwart und Zukunft (Lamennais, Strauß!) von so allgemeinem Interesse seyn? Es ist nicht das Wiedererwachen eines tieferen religiösen Sinnes und Bedürfnisses allein, — gegenüber der schneidenden Skepsis der Wissenschaft, gegenüber dem hartherzig wuchernden Egoismus der Industrie, — welches sich einen barmherzigen, liebevollen, wenn auch anthropomorphischen, Gott nicht um einer abstrakten stellvertretenden Idee willen, deren Konsequenzen wer weiß wie traurige Resultate herbeiführen können, entreißen lassen möchte, — welches neben dem Dampf der Fabriken und Maschinen auch den Weihrauch des Altars steigen sehen will. Wir sind mehr oder weniger Alle zu dem Bewußtseyn gekommen, daß von dem Dogma, von der Weltanschauung eines Volkes seine ganze Entwickelung abhänge, wenn sich das Dogma auch selbst wieder nach dem jedesmaligen Charakter eben des Volkes, wie ihn die Landesnatur bedingt, modifizirt. Ja, man könnte noch weiter gehen als Edgar Quinet und behaupten, daß das Christenthum, wenn man es als das Evangelium der wahren Gleichheit, der Liebe und des Gewissens ansieht, nicht nur vor den „modernen Institutionen", sondern von Anbeginn der Menschheit her bestand, und daß sich allein nach seiner Entwickelung die Weltgeschichte selbst, so weit wir zurück in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft blicken können, in drei große Perioden spaltet, von denen die erste die Zeit in sich begreift, wo das Christenthum nur in den Köpfen der Weisesten in seinen Grundprinzipien lebte, d. h. wo es Einzelreligion war, während das Volk an seinen Brahma, Ahriman, Zeus und den ganzen Olymp glaubte, die zweite, wo es Staatsreligion wurde, von Christus bis auf unsere Tage, und die dritte der Zukunft, wo es allgemeine Menschen- oder Weltreligion im eigentlichen Sinne, gleichsam Seelen-Essenz Aller, seyn wird, befreit von den Schranken äußerer, kurialer Bestimmungen. Die ganze Weltgeschichte manifestirt sich uns somit, — nicht als Kirchengeschichte, — sondern als ein großer Kampf um das Christenthum.

Von vorliegender Arbeit Edgar Quinet's erschienen bereits früher einzelne Bruchstücke in der Revue des deux Mondes, und das Magazin f. d. L. des Auslandes selbst theilte eine Probe mit im Jahrgang 1841 Nr. 129 „Von der Wiedergeburt des Orients", — einen sehr interessanten Artikel, auf welchen wir die Leser dieses Aufsatzes zurückverweisen. Jetzt stellt sich uns das Werk zum erstenmal als ein Ganzes dar, umfaßt indeß nur die Tradition des Alterthums, d. h. die Kulte des Orients und Griechenlands, ein Feld, wo der Combination und der Phantasie ein großer Spielraum überlassen blieb. Nichtsdestoweniger ist es unserem Autor gerade hier um möglichste Objektivität zu thun. „Anstatt den Geist meiner Zeit", sagt er, „in die verflossenen Zeiten zu tragen, war es vielmehr mein höchstes Streben, den Menschen unserer Tage abzuwerfen, um den antiken Menschen anzuziehen, und ich bin fest überzeugt, daß die Schwierigkeit bei Behandlung von dergleichen Materien nicht darin liegt und es nicht darauf ankömmt, den Stiftern jener alten Einrichtungen das Wissen der Nachkommen beizumessen, sondern für einen Augenblick in sich den lebendigen Fonds ihrer Glaubensmeinungen wiederfinden zu können." Demgemäß verfolgt Edgar Quinet auch die Entwickelung seines Stoffes, ohne Nebentendenzen irgend einer Art durchblicken zu lassen, wie wir sie in einem älteren Französischen Werke, dem wichtigsten über diese Gegenstände vor unserem Autor, in Volney's „Ruinen", aller Orten entdecken. Stets leuchtet ihm der Gedanke einer ununterbrochenen, streng genetischen Entwickelung der einen großen in der Menschheit verkörperten und in Völker-Individuen verzweigten Idee der Rückkehr der Natur zu Gott vor; und gar oft findet er Konsequenzen aus dieser Idee und Beziehungen dieser Konsequenzen unter einander, welche anderen Forschern bisher meist entgingen.

Mit dem Worte Religion bezeichnet Edgar Quinet jedoch besonders nur Dogmatik, Tradition. Ein großes Gewicht legt er auf die Entwickelung des Skeptizismus neben dem Glauben, wobei er ersterem eine eben so lange Lebensdauer, als der Wahrheit selbst, zuspricht.

Welchen Charakter das Dogma vom Unendlichen und seiner Beziehung zum Menschen bei den verschiedenen Völkern angenommen, entwickelt er aus der Art und Weise, wie oder wodurch einem Volke die erste Offenbarung zu Theil wurde. In den Vedas zeigt sich ihm die Offenbarung durch das Licht, während er die Offenbarung des Unendlichen durch den Ocean vorzugsweise in den Indischen Religions-Anschauungen findet. Höher steht ihm die Persische Religion als die Offenbarung durch das Wort, und die Aegyptische als die durch das organische Leben. Bei den religiösen Prinzipien der Babylonier und Phönizier nimmt er besonders Rücksicht auf das Gefühl des Unendlichen in der heidnischen Liebe. Die Hebräer empfangen ihre Offenbarung durch die Wüste; den Griechen endlich manifestirt sich das Göttliche im Menschlichen.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir Edgar Quinet's Ansichten Abschnitt für Abschnitt prüfen und mit dem vergleichen wollten, was unsere Deutschen Denker, welche er vielfach benutzte, über dieselben Materien sagten. Gelehrsamkeit, Scharf- und Tiefsinn, mit einem Worte: Beruf, erheben seine Forschungen weit über die Gewöhnlichkeit; und wenn er sich zuweilen auch etwas zu sehr in Nebenpartieen versenkt oder bei Allgemeinheiten stehen bleibt, so sind erstere doch anziehend, pikant, letztere bedeutsam genug, um unsere Aufmerksamkeit rege zu erhalten. Einen besonderen Reiz erhält das geistreiche Werk dadurch, daß es in einem blühenden Stil und mit feinem Geschmack geschrieben wurde: man erkennt in dem Verfasser alsbald den Dichter, der in Alles Leben zu hauchen, Alles mit Schönheit zu bekränzen weiß. Nachfolgende zwei Proben (Buch I und V), welche recht eigentlich, innerlich verbunden, die Haupt-Ideen des Ganzen heraustreten lassen, indem sie von der Entstehung der Religionen im Allgemeinen, vom Kampfe des Skeptizismus gegen dieselben und von ihrem Untergange sprechen, dürften vielleicht ein bestimmteres Urtheil über „den Geist der Religionen" vermitteln helfen.

Aus dem Buch I.

Von der geistigen Genesis.

Je ruhloser der Geist ist, desto mehr erscheint die Natur unveränderlich. Die Jahreszeiten, die Tage, Ebbe und Fluth lösen einander ab in fester, steter Ordnung. Die Wanderungen der Thiere, der Lauf der Gestirne sind einem und demselben räthselhaften Gesetz unterworfen; und die Reihenfolge der Jahre bestätigt eben nur diese Knechtschaft der Erde und des Himmels. Inmitten dieser Unterwürfigkeit des Universums kann der Mensch allein nicht in Ruhe verharren, — weder Tags, noch Nachts; er baut Städte und Systeme; er stürzt sie wieder, um ein wenig fürder dieselbe Arbeit von neuem zu beginnen. Was will er, vom Wahn rastlos umhergetrieben, Angesichts des unveränderlichen Schauspiels, das ihn umgiebt? Was sucht er? Er weiß es selbst nicht; aber er schreitet weiter, schweift unaufhörlich hin und her, zertrümmert den Bau, den er eben errichtet, und seine Handlungen geben statt seiner Antwort. Kurz, er gestaltet sich um, während Alles rings um ihn wandellos ist. Und das ist, sagt ihr, das Zeichen seines Elendes; o nein, das Zeichen seiner Größe

*) Du génie des religions par Edgar Quinet. Paris 1842.

**) E. Quinet ist selbst auch bekanntlich der Uebersetzer von Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" — : Idées sur la philosophie de l'histoire, ouvrage, traduit de Herder et précédé d'une introduction. 3 vol.

ist es; gerade deshalb ist er der König dieser todten Natur, ein König, oft von Schwindel ergriffen, wie — Saul. Er hat wahrlich nicht in Ruhe und in gesetzmäßig bequemer Folge die Erbschaft des Erdwurms (Regenwurms) angetreten. Zwischen beiden liegt eine gewaltige Revolution; der Mensch wandelte nicht nur seinen Körper um, sondern auch seine Triebe, seine Empfindungen, seine Götter; er schmachtet nach dem Unendlichen, er verfolgt es ewig, unablässig; er vertauscht die Tempel, die Altäre, die Staats-Verfassungen, aber nie erstirbt sein Streben. Nehmt einmal diese sittliche Freiheit, diese Sehnsucht nach dem Unendlichen auf einen Augenblick hinweg, und sogleich hört das Leben selbst auf: keine Herrscher mehr, keine Völker, keine Mannigfaltigkeit der Geschlechter. Versteinert werden die Jahrhunderte stehen bleiben; — vernichtet die Bücher der Staats-Annalen und füget ein Kapitel zur Naturgeschichte.

Indeß ist die Natur nicht so ganz unveränderlich, wie sie zu seyn scheint, da man die Geschichte ihrer Epochen wie die der staatlichen Epochen schreiben konnte. In den Tiefen des Erdballs wurden die uralten Schriftzüge von der Entstehung der Welt wieder aufgefunden. Wie viele Organisationen waren in der großen Kunstwerkstätte begonnen und wieder zertrümmert worden, ehe die Form für das menschliche Geschlecht erreicht war! Wie viele Epochen folgten auf einander, wie viele Dynastieen souverainer Ungethüme herrschten, standen an der Spitze der lebenden Schöpfung, von den geflügelten Reptilien, von den gigantischen Salamandern an, welche am Boden des Chaos krochen, bis zu den großen Säugethieren der Jetztwelt! Endlich erscheint der Mensch, und Alles kehrt zum Frieden zurück. Ermattet von dieser letzten Anstrengung, verfällt die Natur in ihre alte Unbeweglichkeit; sie gebiert nichts mehr; ihr letzter Sohn hat ihr Inneres erschöpft. Keine neue Organisationen, keine neue Combinationen mehr. Hat die Welt also Halt gemacht? Hat der Geist, der sie geschaffen, sich aus ihr zurückgezogen? Nein! die Kraft der Umgestaltung ist nicht erschöpft; sie hat sich in das Herz und in das Bewußtseyn des Menschen geflüchtet. In seinem Busen setzt sich die Schöpfung weiter fort; er trägt in sich die Kämpfe, die wüste Nacht, die Stürme, die Geister der Gestaltung, welche vordem den Busen der Natur belasteten, zerwühlten, zerfleischten. Aus dem Chaos des Universums erhebt sich ein neues, tieferes Chaos, wo wirr unter einander vergraben die Entwürfe, die Keime, die Entwickelungen zukünftiger Staaten und Religionen schlummern. Der Hauch des Geistes wehte über das Antlitz des Abgrundes; das Licht erwachte in der Nacht des Gedankens. Da steigen allmälig neue Wesen empor, halb Leib, halb Seele, — Familien, Staaten; in diesen Staaten Götter, sodann Verfassungen, Gesetzgebungen, Kunstwerke, welche eine der fühlbarsten Wirklichkeit gleiche Wirklichkeit besitzen. Dieselbe Macht, welche die Thiere bei ihrem Namen gerufen hatte, ruft mit lauter Stimme von Jahrhundert zu Jahrhundert die Geschlechter der Menschen, die Reiche auf die Schwelle der Geschichte. Das organische Universum bringt keine neue Pflanzen- und Thierformen mehr hervor; wohl aber erzeugen sich in unabsehbarer Reihenfolge gesellschaftliche Formen der verschiedensten Art. **Auf die Genesis der Materie ist die Genesis des Geistes gefolgt.**

Ich habe mir vorgenommen, in diesem Werke die Phasen dieser geistigen Genesis kurz zu bezeichnen, d. h. das Band der Civilisationen unter einander zu bestimmen, der allgemeinen Tradition zu folgen, welche sich vom ersten bis zum letzten Volke erstreckt, und zu untersuchen, wie die Tage in dieser großen Schöpfungswoche der bürgerlichen Gesellschaft sich an einander knüpfen. Um in einen so geringen Raum so viele verschiedene Völker-Individuen zusammen zu drängen, muß ich sie zunächst dessen entkleiden, was das Vergänglichste an ihnen ist, und mich an das halten, was für sie Lebensgrundbedingung war. Worin aber soll ich diese Grundbedingung, welche den ganzen Geist einer Gesellschaft in sich faßt, suchen? In den Künsten, in den Wissenschaften, in den philosophischen Systemen, in den staatlichen Einrichtungen? Ohne Zweifel, wenn es in keinem Volke ein tieferes Element gegeben hätte, als eben diese, kein innerlicheres, welches von der Idee des sozialen Lebens selbst untrennbar gewesen wäre. Und dieser ewig gegenwärtige Geist, aus welchem sich die Substanz der Völker selbst bildet, was sollte er wohl seyn, wenn nicht einzig und allein die **Religion**, da gerade aus ihr, wie nothwendige Konsequenzen, die politischen Einrichtungen, die Künste, die Poesie, die Philosophie und bis auf einen gewissen Punkt die Folge der Begebenheiten selbst hervorgehen. Glaubt ja nicht ein Volk zu kennen, wenn ihr nicht bis hinauf zu seinen Göttern zurückgestiegen seyd. Oft sind die Poesie und die Künste nur ein Festgewand, welches den Schmerz, das Elend dekorirt; an einem anderen Orte hat die im Gesetzbuch verbriefte politische Freiheit keinen anderen Zweck, als die sittliche Knechtschaft zu bemänteln; und was die Philosophie betrifft, — wer sieht nicht, daß sie durchaus nicht so an einer jeden Civilisation haftet, daß man sich nicht einen Staat ohne eine Schule von Metaphysikern vorstellen könnte? Im Gegentheil, wenn ihr das Dogma einer sozialen Verbindung kennt, wißt ihr sicherlich, warum und wie sie lebt; ihr seyd im Besitz ihres Geheimnisses; sie ist nicht mehr im Stande, euch zu täuschen, weder durch ihr Lächeln, noch durch ihre Thränen; ihr leset nicht nur die Gedanken, welche auf ihre Stirn treten, sondern auch die innersten, verhülltesten in der Tiefe ihrer Seele, so wie sie Gott da eingrub und formte.

In dieser Idee unternahm ich es, die Religionen der Völker zu studiren, welche einen Platz in der Geschichte behaupten. Wir werden ein jedes derselben auf einem besonderen Dogma, wie eine Statue auf ihrer Basis, erheben sehen. Auf dieser Pilgerfahrt durch die Kulte der Vergangenheit, von Altar zu Altar irrend, werden wir nicht im Hochmuth unserer modernen Ueberlegenheit mit dem Elend der abgedankten Götter Spott treiben; wir werden im Gegentheil die leeren Heiligthümer befragen, ob sie nicht einst ein Echo vom Worte des Lebens einschlossen; wir werden diesen geweihten Staub durchsuchen, um zu sehen, ob nicht irgend ein Rest von Wahrheit, von allgemeiner Offenbarung zurückblieb; und überall werden wir die Bezüge der politischen Geschichte auf die Dogmen, welche jene Völker unter ihren Symbolen bargen, vermerken. Aus der Mitte dieser Kulte erhebt sich der Gott der Hebräer, der alle andere besiegen sollte; seine Einheit ergriff die Geister; die Schritte der Menschheit beschleunigen sich; die Welt stürzt ihm entgegen; die Völker, welche ihn zu suchen begannen, huldigen ihm und bilden sein Geleit, sobald sie ihn entdeckt haben. Da kommt das Christenthum zur Welt und setzt die neuere Gesellschaft auf den Dreifuß des Orients, Griechenlands und Roms. Der Muhammedanismus schreitet von ihm hierauf seitab; sein Gott kehrt in die Wüsten Arabiens zurück, um von ihnen Besitz zu nehmen. Dieser todte Gott bemächtigt sich der todten Civilisationen Aegyptens und Persiens; auf der anderen Seite gewinnt der Katholizismus das kräftigste Wachsthum; alle Zweige der Tradition schlingen sich an diesen großen Baum des Lebens; lange Zeit beschattet er allein die Civilisation und versöhnt den Orient und Occident, die Vergangenheit und die Zukunft. Hierauf finden die Bewohner des Nordens keinen Geschmack mehr an ihm; der Deutsche Geist empört sich zuerst; die Reformation bricht aus; der Mensch rüstet sich von neuem zur Aufsuchung der Wahrheit, die er schon zu besitzen glaubt. Er wähnte im Hafen angelangt zu seyn, und siehe, er ist zurückgestürzt in den Sturm. Der Zweifel bemächtigt sich der Welt, der ewige Gott wankt im Grunde der Herzen; aber diese Erschütterung des Skeptizismus bleibt nicht ohne Frucht: Alles kommt in Gährung, Alles wird umgewälzt; die Philosophie, die politischen Revolutionen eröffnen zugleich ein wenig die Thore der Zukunft; und wir, die wir auf einen Augenblick in diesem Schauspiel erscheinen, wir erwarten den Blitz, der Alles erhellen und der Welt den verlorenen Frieden wiederbringen soll.

(Schluß folgt.)

Das statistische Büreau in Frankreich.

In dem Budget von 1833 wurden die erforderlichen Summen angewiesen, um eine vollständige Statistik von Frankreich zusammenzustellen, da die diesfälligen Versuche unter Napoleon nicht genügend ausgefallen waren. Bei dem Ministerium des Handels wurde ein statistisches Büreau errichtet, und der bekannte Statistiker Moreau de Jonnès wurde zum Direktor desselben ernannt, welchem die Literatur außer mehreren anderen geschätzten Werken eine Statistik von Spanien und eine von Großbritanien verdankt. Der Erfolg hat diese Wahl gerechtfertigt, denn die vorliegende Arbeit über den Ackerbau *) enthält die schätzbarsten Zusammenstellungen, welche man sonst vergeblich suchen dürfte. Der erste Quartband enthält die Ackerbau-Statistik des östlichen, der zweite des westlichen Frankreichs. Jeder dieser Theile ist wieder in den Norden und Süden eingetheilt.

Bei jedem Departement ist zuvörderst die Art der Kultur und deren Umfang angegeben. Z. B. bei dem Departement der Nord-Küsten ist angegeben, daß mit Weizen bebaut sind 49,300 Hektaren, welche besäet werden mit 129,054 Hektoliter und 830,493 Hektoliter bringen, so daß nach Abzug der Saat 701,439 Hektoliter übrig bleiben; davon werden 496,019 Hektoliter verzehrt, so daß auf jeden Bewohner 0,⁸³ Hektoliter kommt. Die mit 2,⁶¹ Hektoliter besäete Hektare bringt 16,⁷⁸ Hektoliter, und hat 1 Hektoliter im Durchschnitt einen Werth von 15 Fr. 70 Cent. Der Gesammt-Ertrag des Weizens in diesem Departement beträgt daher 13,037,664 Fr., der Samen 2,016,778 Fr.; der Ueberrest beträgt 11,040,886 Fr. und der davon verzehrte Theil 7,772,619 Fr. Jede Hektare bringt an Weizen 263 Fr. 45 Cent. Davon geht der Samen ab, mit 41 Fr; so daß noch zur Verfügung bleiben 222 Fr. 45 Cent. Auf dieselbe Weise sind auch die anderen Getraide-Arten behandelt, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Runkelrüben, Flachs, Wiesen, Brachen, Waldungen, Weinberge, Bier-Fabrication und Verbrauch u. s. w. Von dem Nutzvieh finden sich dieselben Angaben. Es sind z. B. nämlich in dem gedachten Departement vorhanden: 165,920 Kühe, von denen jede 52 Fr. Werth hat; so daß ihr Gesammt-Werth 8,576,606 Fr. und ihr Ertrag 2,257,615 Fr. beträgt; wovon auf jede 14 Fr. 20 Cent. kommen. Eben so ist bei jedem Schafe der Ertrag auf 3 Fr. ermittelt. Ueber den Fleisch-Verbrauch ist ebenfalls die genaueste Auskunft gegeben. Es werden nämlich in diesem Departement jährlich geschlachtet 80,338 Schweine, im Durchschnitt von 90 Pfd. Gewicht brutto; wobei 72 Pfd. Fleisch vorhanden. Es werden daher jährlich in diesem Departement 5,921,910 Kilogramm Schweinfleisch gegessen; auf jeden Einwohner kommen jährlich 9,⁷⁵⁵ Kilogramm, von denen jedes 85 Cent., etwa 7 Sgr., kostet; mithin wird für 5,058,938 Fr. Schweinfleisch gegessen. Ueberhaupt für 7,241,232 Fr. Fleisch aller Art; so daß jeder Einwohner des Departements für 15 Fr. 75 Cent. Fleisch jährlich ißt, d. i. für 4 Thlr.

Auf diese Uebersicht des Ertrags folgt eine Uebersicht der Besteuerung. Z. B. das erwähnte Departement hat einen Flächen-Inhalt von 672,096 Hektaren, von denen 25,891 als Flüsse oder Staats-Gebäude ꝛc. nicht zu besteuern sind. Darauf stehen 127,135 steuerbare Häuser und 1118 nicht zu besteuernde Gebäude, Kirchen, Schulen u. s. w. Die Grund-Steuer wird entrichtet mit 1,685,723 Fr.; davon kommen auf die Häuser 222,141 Fr. und auf die anderen Theile der Grundstücke 1,463,582 Fr. Es kommt daher auf

*) Statistique de la France, publiée par le Ministre de l'agriculture et du commerce. Paris, imprimerie Royale, 1841. Im Buchhandel nicht zu haben, sondern nur an die Deputirten vertheilt.

jedes Haus eine Grundsteuer von 1 Fr. 73 Cent. und auf jede Hektare 2 Fr. 26 Cent.

Hierauf folgt eine Zusammenstellung nach den einzelnen Gegenständen des Land-Ertrages nach den einzelnen Kreisen. Hierbei findet sich, daß in dem Arrondissement (Kreise) von Angers die Hektare Hanf 360 Fr. bringt, die Hektare künstlicher Wiesen im Kreise von Versailles 266 Fr., die Hektare Kartoffeln im Kreise Pontivy 366 Fr., die Hektare Roggen im Kreise Cherbourg 98 Fr., die Hektare Krapp im Kreise Corbeil 350 Fr. und die Hektare Tabak im Kreise S. Malo 820 Fr. 80 Cent.; dagegen die Hektare Forstland im Kreise Brest nur 6 Fr. 50 Cent.

Hierauf folgt eine Zusammenstellung des Werthes der Hausthiere nach den Kreisen, dann ihres Ertrags; wobei es auffällt, daß ein Pferd in Paris genutzt wird auf 1300 Fr., während ein Pferd in dem Kreise Segre nur auf 20 Fr. jährlich genutzt wird.

Hiernächst folgt eine Zusammenstellung nach den Departements von den vorstehend bemerkten Positionen, woraus sich z. B. ergiebt, daß eine Hektare Roggen im Departement Calvados nur 11 Hektoliter Ertrag gewährt, während dieselbe in dem Departement Finisterre 19 Hektoliter bringt. Der Hektoliter Gerste kostete in dem Departement Mayenne 6 Fr., während er in dem Depart. Indre und Loire 10 Fr. kostete. Die Hektare Runkelrüben brachte jährlich im Depart. Maine und Loire 214 Fr., während sie im Departement Calvados 1271 Fr. eintrug.

Diese genaue Statistik ist bereits in dem Handbuch für Reisende in Frankreich von dem Geheimen Justizrath Reigebaur benutzt; aber es werden von dem Ministerium des Handels und Ackerbaus noch Fortsetzungen über Handel, Industrie, Bergwerke u. s. w. erwartet, welche bei den Mitteln, die jenem statistischen Büreau zustehen, die wichtigsten Nachrichten erwarten lassen. Obgleich nicht für den Buchhandel bestimmt, kann man doch hier und da bei Antiquaren einen Band dieser großartigen Arbeiten aus dem Bücher-Nachlasse eines Deputirten finden.

Ostindien.

Schach Nadir's Zug gegen den Großmogul.

(Schluß.)

Sie hatten ihr Lager mit Verschanzungen umgeben, die mit unzähligen Geschützen gespickt waren, und die von ihnen gewählte Position war überdies von vorn und in den Flanken so von dichtem Geschütz gedeckt, daß sie an diesen Seiten kaum einen Zugang darbot und Nadir sich genöthigt sah, sie zu umgehen, um ihr von Osten her beizukommen. Während er dies Manöver ausführte, gerieth seine Avantgarde mit einer Truppen-Abtheilung in Berührung, die auf dem Wege war, sich mit den Indiern zu vereinigen. Es kam anfangs zu einem Scharmützel, dann zu einer völligen Schlacht, indeß war nur ein Theil des beiderseitigen Heeres im Treffen. Der Kampf dauerte über zwei Stunden und war also vermuthlich sehr hartnäckig, aber das Resultat auf beiden Seiten war sehr ungleich, denn die Perser, die verhältnißmäßig nur geringen Verlust hatten, tödteten über 20,000 ihrer Gegner, machten eine noch größere Anzahl zu Gefangenen und zersprengten den Ueberrest oder trieben ihn ins Lager zurück.

Die Streitkräfte der Moguln waren durch ihre Niederlage so zusammengeschmolzen, daß sie kaum hingereicht haben würden, ihre ausgedehnten Verschanzungen zu beschützen, wäre ein Angriff gegen diese gemacht worden. Nadir's Truppen bestanden jedoch aus lauter Kavallerie, und da es seit den Tagen jener Befestigungen, um deren Verspottung willen Remus sein Leben verlor, stets Sitte war, sie zu hoch für das Darüberspringen von Pferden einzurichten, so fanden die Perser es für das Beste, den Feind durch Blokirung zur Uebergabe zu bringen. Dies war eine Art des Kriegsdienstes, für welche sie sich sehr eigneten. Sie galoppirten über das Land und waren so glücklich darin, den Moguln die zu ihrer Verproviantirung bestimmten Convois abzuschneiden, daß diese fast auf der Stelle die Unannehmlichkeiten des Mangels zu empfinden begannen. Schon am fünften Tage verließ der Kaiser, dem es an Muth fehlte, seinem Gegner auf würdigere Weise gegenüberzutreten, sein Lager und erschien mit den Geberden eines Flehenden vor Nadir. Sein Empfang war höflich genug, denn Nadir hatte wenig Anlaß zur Rache und konnte durch Zertretung seines Feindes nichts gewinnen. Er war nicht sowohl als Eroberer denn als Räuber nach Indien gezogen. Beute war es, was er begehrte, nicht Land, und sobald seine Habgier gesättigt war, hatte er keinen Grund, zu wünschen, daß die Herrschaft über das verheerte Gebiet in bessere Hände käme, als die des regierenden Monarchen. Es wurde also in diesen und in späteren Zusammenkünften Nadir's mit Mahomed Schach ausbedungen, daß der Letztere seinem Gast ein Pieschkösch oder Geschenk von 20 Millionen Pfund Sterling in Gold, Juwelen und Waaren machen und daß er, in Betracht dieser freiwilligen Gabe, im Besitz seiner befleckten Krone bleiben solle. Es bedurfte einiger Zeit, um den Mogul mit diesen harten Bedingungen zu versöhnen, indeß vierzehn Tage nach der Schlacht waren die Unterhandlungen beendigt, und die beiden Herrscher brachen zusammen nach Delhi auf, wo der Vertrag ausgeführt werden sollte. Der Mogul hatte sich verpflichten müssen, einen großen Theil seiner Armee aufzulösen, und bei der Rückkehr in seine Hauptstadt war er nur von so viel eigenen Truppen begleitet, als er zur Ehrenwache brauchte. Ja selbst diese waren, der größeren Vorsicht halber, in mehrere Abtheilungen getrennt, von denen eine jede einen Trupp Perser vor und hinter sich hatte, und in diesem Zustande unverholener Gefangenschaft zog der gefallene Abkömmling Tamerlan's in die Stadt ein, aus welcher er noch vor wenig Wochen mit so viel Pomp und Glanz ausgerückt war. Er eilte sogleich nach dem Kaiserlichen Palast, wo auch sein Besieger nebst einem starken Corps seiner Armee bald nachher seinen Aufenthalt nahm.

Einer von Nadir's ersten Schritten nach seiner Ankunft in der Stadt war, daß er an seine Soldaten, über die ihm seine Grausamkeit und Freigebigkeit zusammengenommen eine unumschränkte Macht verliehen hatten, die strengsten Befehle erließ, sich jeder Unbill oder Beleidigung gegen die Bewohner zu enthalten. Es war jedoch unmöglich, sie zu verhindern, in ihrem Verkehr mit diesen etwas von dem den Siegern so natürlichen Uebermuth zu zeigen, und es muß für die Delhier nicht weniger kränkend gewesen seyn, als für die Pariser unserer Tage, in den Straßen ihrer Kaiserstadt die stolzen Fremden einherschreiten zu sehen. Es bedurfte nicht viel, um diese Funken der Zwietracht zur Flamme anzufachen, und es dauerte auch nicht lange, so verursachte ein unbedeutendes Ereigniß ein überaus heftiges Auflodern der Gluth.

Am dritten Tage nach der Ankunft der Perser ward ein Offizier dieser Nation mit einigen Begleitern nach dem Getraidemarkt geschickt, um die Händler zur Oeffnung ihrer Magazine zu nöthigen und den Preis festzusetzen, zu welchem den Fremden der Weizen verkauft werden sollte. Der gestellte Preis war zu niedrig, um den Getraidehändlern zu genügen; ihre Klagen über das ihnen zugefügte Unrecht versammelten bald einen mitfühlenden Volkshaufen, und am Abend kam es zu einem Tumult, in welchem die Persischen Markt-Regulatoren und andere ihrer Landsleute, die herbeigekommen waren, um Getraide zu kaufen, getödtet wurden. Der Pöbel wird, gleich dem Tiger, stets wilder, wenn er Blut gekostet hat, und die Aufrührer, deren Zahl mit jeder Minute zunahm, durchstreiften die Straßen, nach neuen Schlachtopfern suchend, und ergossen sich in Strömen über den Palast und die anderen Haupt-Stationen der Persischen Truppen. Die ganze Nacht hindurch wüthete der Aufruhr mit ungeschwächter Gewalt, und ein Gerücht von Nadir's Tode gab der Wuth der Insurgenten neue Kraft. Es schlossen sich ihnen auch mehrere Männer von Rang an, die, anstatt ihre Ausschweifungen zu mäßigen, ihnen mit dem nutzlosen Beispiel verrätherischer Grausamkeit vorangingen. Manche dieser Vornehmen hatten um Abtheilungen Persischer Truppen zum Schutz ihrer Häuser nachgesucht und dergleichen erhalten; und nun gaben sie ihre Wachen dem Morde preis. Einer derselben besonders, ein naher Verwandter des Mogul-Wesirs, schloß eine Anzahl armer Unglücklichen in ein Zimmer seines Palastes ein und steckte dieses dann in Brand.

So lange es dunkel blieb, begnügten sich die Vertheidiger des Palastes damit, ihre Gegner durch das Feuer ihrer Kanonen und Musketen in Respekt zu halten; bei Tagesanbruch aber bestieg Nadir sein Roß und sprengte an der Spitze einer starken Truppen-Abtheilung unter die Aufrührer, um die Ruhe wiederherzustellen. Anfangs war er geneigt, es mit Milde zu versuchen, und obgleich mancher Leichnam seiner Soldaten ihm auf seinem Wege aufstieß, hielt er doch die Wuth seines Gefolges im Zaum und suchte den Pobel durch Drohungen und Ermahnungen zu zerstreuen. Ein auf ihn gezielter Schuß, der zwar seine Person verfehlte, aber einen Offizier an seiner Seite zu Boden streckte, machte plötzlich dieser Ruhe ein Ende. Die ganze Rachsucht des Turkomanen war geweckt, und Nadir gab das Zeichen zu einem schonungslosen Blutbade. Wie diesem Befehl gehorcht wurde, das wird man sich vorstellen können, wenn man den Charakter der Leute betrachtet, an die derselbe erging. Nadir's Armee bestand nicht allein aus Persern, deren Sitten, trotz des entmenschenden Einflusses ihres Handwerks, noch ein wenig von der Milde der Civilisation gefärbt seyn konnten; nein, sie enthielt eine zum mindesten eben so große Zahl von Kurden, Afghanen, Usbeken und Turkomanen, — Stämme, die, unter Raub und Plünderung aufgewachsen, ihren Leidenschaften und Begierden den freiesten Lauf zu lassen gewohnt und, wie alle wilde Völker, wenigstens zu der aus Stumpfsinn und Gefühllosigkeit entspringenden Grausamkeit geneigt waren.

Zwanzigtausend dieser ungezähmten Barbaren, erst vor kurzem der Armuth ihrer einheimischen Wüsten entrückt, waren nun mitten in einer üppigen Hauptstadt von jedem Zügel befreit; brennend vor Begier, ihre erschlagenen Kameraden zu rächen, erhielten sie nicht nur die Erlaubniß, sondern noch Aufmunterung dazu, jeder bösen Leidenschaft ihrer Natur zu fröhnen. Delhi bot an jenem Tage ein Schauspiel dar, wie es Europa seit vielen Jahrhunderten nicht gesehen und die Phantasie eines Europäers es sich schwer vorzustellen vermag. Die Truppen fielen auf der Stelle über den Pöbel her und jagten ihn in die Flucht; jede lebendige Kreatur, die ihnen in die Hände gerieth, ward ohne Erbarmen niedergehauen; doch bald standen sie von der Verfolgung der Flüchtigen ab und wurden von den Basars gefesselt; sie fingen an, die Magazine zu plündern, und in wenigen Minuten waren die Straßen mit Seidenzeugen und Brokaten, Stücken Porzellan, Perlenschnüren, goldenen und silbernen Gefäßen und Schmucksachen überstäet, während Schaaren von Plünderern sich emsig mit Gegenständen aus dem wirren Haufen beluden und, was sie nicht fortbringen konnten, muthwillig vernichteten. Andere griffen die Wohnungen der Bürger und Vornehmen an, erbrachen die Thüren oder kletterten über Mauern und Terrassen. So drang man in den Palast so manches orientalischen Sybariten, riß die reichen Bekleidungen desselben herunter, zerschmetterte seine ausgelegten Spiegel in Scherben und wässerte seine weichen Teppiche und schwelgerischen Polster in Blut. An Widerstand war nicht zu denken. Alle männlichen Einwohner wurden getödtet oder auf die Folter gespannt, um ihnen die Auslieferung ihrer Güter abzupressen. Die weiten Gemächer hallten wieder vom Gestöhn der Sterbenden, vom Angstschrei der Weiber, von dem wilden Jauchzen und Hohngelächter der Plünderer. Einige der Einwohner, als sie ihr Loos vor Augen sahen, entzogen sich durch eigen-

händige Tödtung ihrer Familien und ihrer selbst der Schmach und den Gräueln, die sie mehr fürchteten als den Tod. Tausende von Weibern stürzten sich in die Brunnen, und man erzählt sich von einem Manne, der, als die Soldaten sich seiner Wohnung näherten, alle Weiber seiner Familie verbrannte und dann sich hinsetzte und wartete, daß einer der Plünderer ihn zu tödten käme. Zufällig entging sein Haus ihren Blicken; er begab sich daher selbst hinaus und überredete einige Soldaten durch das Versprechen reicher Beute, ihm zu folgen. Sie begnügten sich aber damit, seine Habe zu plündern, und entfernten sich, ohne ihm persönlich etwas zu Leide zu thun, so daß er sich zuletzt genöthigt sah, seinem traurigen Leben selbst ein Ende zu machen. Viele Gebäude wurden auch nach verschiedenen Richtungen hin in Brand gesteckt, und die Flammen, die sich widerstandslos verbreiteten, rafften ganze Häuserreihen mit ihren Einwohnern hinweg, die es vorzogen, auf diese schreckliche Weise umzukommen, als den wilden Fremdlingen auf den Straßen zu begegnen. Solcher Art waren die Scenen, die in der ganzen Stadt, von dem Ufer des Flusses bis sechs Englische Meilen landeinwärts, aufgeführt wurden, und über diesen weiten Raum herrschten mehr als einen halben Tag lang ungezügelt Raub, Gelüste und Mord.

Der grausame Urheber all dieses Elends verweilte unterdessen in der kleinen Moschee Roschihe-u-Daulah, von wo er den Befehl zu dem Gemetzel erlassen hatte, und in deren Nähe noch jetzt ein Portal den Namen „das Blutbad-Thor" führt. Hier saß er in Grimm und düsterem Schweigen, wie ein Bild des Moloch, unerschüttert von den Menschenopfern, die an seinem Altare fielen. Sein Blutdurst war offenbar noch nicht gestillt, als der jammervolle Monarch eines hinsterbenden Volkes sich ihm zu nähern wagte und ihn durch dringende Vorstellungen dahin vermochte, dem Gemetzel ein Ziel zu setzen. Es ward daher eine Proclamation zu diesem Zweck erlassen, und man schlug die Trommeln, um die Soldaten von ihrem Raub abzurufen. Alle Schriftsteller stimmen darin überein, daß dem Befehl augenblicklich gehorcht worden, — ein merkwürdiger Beweis von der Strenge der unter Nadir herrschenden Disziplin, der ganz unglaublich seyn würde, bedächte man nicht, daß die nüchternen Sitten der Muhammedaner sie auch in ihren wildesten Ausschweifungen die Zügel der Autorität nicht so ganz abwerfen lassen, wie selbst die besten Europäischen Truppen bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegen.

Die Zahl der in dem Blutbad umgebrachten Personen wird sehr verschieden angegeben; ein Schriftsteller steigert sie bis auf 120,000, wogegen ein anderer sie auf 8000 beschränkt. Aus dieser großen Abweichung scheint zu erhellen, daß beide Angaben bloße Vermuthungen sind. Wenn wir jedoch die Menge der Schlächter und die Länge der Zeit betrachten, die ihnen verstattet wurde, ihr blutiges Werk zu verfolgen, so läßt sich kaum zweifeln, daß die eine Schätzung eben so weit unter der Wahrheit bleibt, wie die andere darüber hinausgeht. Tage lang nachher war die Luft verpestet, und auf den Straßen lagen hohe Haufen von Todten, von denen man sich endlich nur dadurch befreien konnte, daß man sie theils in den Fluß wälzte, theils in aufgethürmten Schichten von vierzig bis funfzig verbrannte.

Nun wandte sich Nadir weßlich zu dem eigentlichen Zweck seines Besuchs und begann die Beute einzusammeln, die ihn nach Indien gelockt hatte. Zuerst bemächtigte er sich der Kaiserlichen Schätze und Juwelen, unter denen besonders der berühmte Pfauen-Thron erwähnt wird. Sodann zwang er die Vornehmen, sich des größeren Theils ihrer Reichthümer zu entledigen, und von Einzelnen erhielt er weit über eine Million Sterling. Auch die niedrigen Klassen wurden nicht verschont. Man schloß die Thore, damit kein Einwohner die Stadt verlassen könne, und Jeder mußte den Belauf seines Vermögens angeben und nach Verhältniß zahlen. Keine Grausamkeit blieb unversucht bei der Eintreibung dieser Erpressungen. Selbst Männer von hohem Range wurden gegeißelt und büßten Ohren oder Nasen ein. Viele starben an den Folgen dieser Verletzungen, und noch mehr gaben sich selbst den Tod, da sie, bei der zarten Empfindlichkeit für Schmach, wodurch der Charakter der Indier sich so sehr auszeichnet, die ihnen zugefügte Beschimpfung nicht zu überleben vermochten. Endlich waren die Kräfte erschöpft, es war nichts mehr abzupressen. Die aufgehäufte Beute belief sich, nach der niedrigsten Veranschlagung, allein auf 8 bis 9 Millionen Pfd. Sterling in baarem Gelde; aber der Werth der Juwelen, des Gold- und Silber-Geschirrs, der reichen Stoffe, Möbel und Kostbarkeiten aller Art überstieg alle Berechnung. Augenzeugen wissen nur von Haufen der Schätze, von Tausenden der mit Gold, Silber und Edelsteinen beladenen Kameele zu sagen. Nadir sah keine Möglichkeit, diesen ungeheuren Reichthum noch zu vermehren, und dachte nun angelegentlich darauf, ihn sicher nach seinen eigenen Staaten zu bringen.

Er hatte einen Vertrag mit Mahomed Schach geschlossen, durch welchen dieser ihm alles Mogul-Gebiet jenseits des Indus abtrat, und er befestigte sein Bündniß mit dem besiegten Monarchen dadurch, daß er eine Dame aus der Kaiserlichen Familie zur Braut für seinen Sohn auswählte. Darauf setzte er den Kaiser förmlich in seine Würde wieder ein, fügte die Krone eigenhändig auf dessen Haupt und ergriff diese Gelegenheit, um ihm einige heilsame Regierungs-Lehren zu ertheilen, die indeß an einen so unfähigen Zögling völlig weggeworfen waren. Dann nahm er Abschied und wandte endlich am 23. Mai 1738 der verwüsteten Stadt den Rücken, um, beladen mit einer reicheren Beute, als vielleicht je vorher einen jener Erz-Raubzüge belohnt hatte, welche man Eroberungen zu nennen pflegt, wieder nach Persien zurückzukehren. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— **Englische Hexameter.** Southey, der Poeta laureatus, hatte sich bereits in einer seiner Jugendichtungen, der Vision of Judgement, in Englischen Hexametern versucht, die jedoch ihrem antiken Vorbilde ungefähr so ähnlich waren, wie der ehrliche Handwerker im „Sommernachtstraum", der den Mondschein vorstellt, dem wirklichen Mond. Näher dem Original, weil dieses selbst nur eine schwache Nachahmung des alten Versmaßes war, kam Taylor den Vossischen Hexametern in seiner Uebersetzung der „Luise." Wir geben hier ein Bruchstück aus dem ersten Gesange, und zwar, zur Vergleichung, Deutsch und Englisch, wobei sich kaum die Bemerkung unterdrücken läßt, daß uns, die wir noch halbe Zeitgenossen des alten Johann Heinrich Voß sind, die ganze „Luise" schon eben so veraltet verkömmt, wie die in den nachfolgenden Versen beschriebene Art der Kaffee-Zubereitung:

„Jetzt, wo der Wind in die Glut einsauste, stellt' er den Dreifuß
Und den verschlossenen Kessel darauf, mit der Quelle des Waldes,
Während umlecht' ihn die Loh', und es braust ausstedend der Kessel.
Aber das Mütterchen gießt in die braunliche Kanne den Kaffee
Aus der papiernen Tüte, gemengt mit klärendem Hirschhorn,
Schöpfte die Quelle darauf und stellt' auf Kohlen die Kanne,
Hingekniet, bis steigend die farbige Blase erblaßt war.
Schleunig entzückt rief jene, das Haupt um die Achsel gewendet:
„Setze die Tassen zurecht, mein Töchterchen; gleich ist der Kaffee
Gar. Die Gesellschaft nimmt ja mit unserem täglichen Steinzeug
Gern im Grünen vorlieb, und ungerichtetem Kaffee.
Vater verbeut Umstände; und dem Weibe geziemt der Gehorsam."
Also Mama; doch Luise, die rasch mit dem Knaben sich umschwarzt,
Hörte den Ruf und enthüllt' aus dem Deckelkorbe die Tassen.
Auch die Flasche mit Rahm und die blecherne Dose voll Zucker
Ordnend umher auf dem Rasen; und jetzt, da sie Alles durchwühlet,
Neigte das blühende Mädchen sich hold und lächelte schalkhaft:
„Nehmen Sie mir's nicht übel, Mama hat die Löffel vergessen."

„Just where the wind blew into the fire was stationed the trivet,
On it the well-closed kettle, replenished with crystalline water;
Soon as the flame had surrounded the kettle, the steam from the lid burst.
Out of a paper envelope the good old lady her coffee
Into the brown jug showered, and added some shavings of hartshorn.
Then with the boiling water she filled up the pot to the summit,
Kneeling she wavered it over the fire, and watched for its clearing;
„Hasten my daughter", she said, „to arrange all the cups in their places,
Coffee is soonly enough, and our friends will excuse it unfiltered."
Quickly Luise uplifted the lid of the basket, and took out
Cups of an earthen ware, and a pewter basin of sugar,
But when all had been emptied, the butter, the rolls, and the cold ham,
Strawberries, radishes, milk, and the cowslip wine for the parson,
Archly Luise observed, „Mamma has forgotten the teaspoons!"

Taylor hat, wie man sieht, in diesen wenigen Zeilen mancherlei Charakteristisches fortgelassen und Anderes hinzugefügt, aber der Ton des Originales ist im Ganzen getroffen, wenn auch von den unerläßlichen Bedingnissen des Hexameters, namentlich von der Cäsur und vom Daktylus im vorletzten Versfuß, in diesen von gewöhnlicher Prosa schwer zu unterscheidenden Versen nur wenig wahrzunehmen ist.

Mehr als Southey und Taylor ist es einem neueren Amerikanischen Dichter gelungen, sich im Englischen Hexameter mit Glück zu versuchen. Henry Wadsworth Longfellow, Verfasser des „Hyperion", von dem auch in diesen Blättern öfter schon die Rede war, hat in seinen kürzlich erschienenen Ballads and other Poems, aus denen bereits Freiligrath einige Proben Deutsch mitgetheilt, außer vielen Uebersetzungen nach Uhland, Heine und Pfizer, auch eine Uebertragung des schönen Schwedischen Gedichtes die „Nachtmahlskinder" von Ef. Tegnér geliefert. Bekanntlich weiß die Schwedische Sprache das antike Versmaß noch treuer und vollтönender wiederzugeben, als selbst die Deutsche: Longfellow hat es nun versucht, dem Schwedischen nachzudichten, und wir glauben, daß er die besten Englischen Hexameter gemacht, die bisher existiren. Wir lassen hier zur Vergleichung, sowohl Schwedisch als Englisch, die Anfangsverse der Nachtmahlskinder folgen:

„Pingst, högtyckningens dag, var lunn. Den landtliga Kyrkan
Stod hvitmenad i morgonens sken. På spiran af tornet,
Prydd med en tupp af metall, värmdes vänliga lågor
Glänste som tungor af eld dem Apostlarne ofördome.
Klar var himlen och blå, och Maj med rosor i hatten
Stod i sin helgdagskrud på landet, och vinden och bäcken
Snnade glädje och frid, Gudsfrid! med rosiga läppar
Hviskade blommornas folk, och sjungande gröna
Fåglarne sjöngo sin sång, en jubilande hymn till den Höjste."

„Pentecost, day of rejoicing, had come. The church of the village
Stood gleaming white in the morning's sheen. On the spire of the belfry,
Tipped with a vane of metal, the friendly flames of the Springsun
Glanced like the tongues of fire, beheld by Apostles aforetime.
Clear was the heaven and blue, and May with her cap crowned with roses,
Stood in her holiday dress in the fields, and the wind and the brooklet
Murmured gladness and peace, God's peace! With lips rosytinted
Whispered the race of the flowers, and merry on balancing branches
Birds were singing their carol, a jubilant hymn to the Highest."

Herausgegeben von der Expedition der Kön. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Freitag den 2. September 1842.

Polen.

Polnische Sagen und Märchen.

Während unsere Zeit auf der einen Seite sich mit unverkennbarer Vorliebe einer kritischen Richtung hingiebt und vor den Richterstuhl einer mitunter fast unheiligen Forschung Alles zu ziehen bemüht ist, was der Glaube, die Gewohnheit und die Sitte seit Jahrhunderten Vielen lieb und werth gemacht hat, arbeitet eine kleinere Schaar edler Geister mit unverkennbarem Erfolge an Sammlungen von Volkssagen und Märchen, die nicht bloß der flüchtigen Unterhaltung dienen, sondern auch der Wissenschaft fruchtbar werden sollen. Deutschland und Skandinavien haben mit besonderer Sorgfalt ihre alten tiefgewurzelten Erinnerungen aufbewahrt; Böhmen und Ungarn mit den benachbarten Slavischen Stämmen sind in neuerer Zeit jenem Beispiel, ihre nationellen Traditionen gründlich zu erforschen und zu sammeln, eifrig gefolgt; in England und Frankreich ist in jüngster Zeit die gleiche Richtung reger geworden. Für Polen wird jetzt ein gleiches Unternehmen vorbereitet, welches um so nothwendiger war, da bei manchen nützlichen Vorarbeiten das, was für die Polnischen Sagen geleistet ist, noch zu vereinzelt dasteht, als daß es zu einer allgemeineren Geltung und umfassenderen Bedeutung hätte hindurchdringen können.

So wie es neuerdings wieder ein Deutscher gewesen ist (Professor Röpell), der eine auf die fleißigsten Forschungen in Polen selbst begründete Polnische Geschichte herauszugeben begonnen hat, so rührt die Sammlung Polnischer Sagen und Märchen ebenfalls von einem Deutschen her. Es ist dies derselbe San Marte, von dessen verdienstlichen Forschungen über die Wälschen Sagen und Märchen bereits mehrere Male in diesen Blättern Nachricht gegeben worden ist und der von seinem jetzigen Wohnorte zu Bromberg aus den Plan einer Sammlung solcher national Polnischen Märchen und Sagen gefaßt hat, die sich durch Alter, echte Ursprünglichkeit und allgemeine Verbreitung im Volke oder in gewissen Kreisen desselben als wirklich volksmäßig darstellen. *)

Die Sage von Lech, dem Stifter des Polnischen Reichs, eröffnet das erste Heft. Auf die Bitte der Elb- und Weichsel-Slaven waren, als der Einfall der Avaren im sechsten Jahrhunderte allen Slavischen Völkern den Untergang drohte, die Brüder Czech und Lech aus Dalmatien ihnen zu Hülfe gezogen; Czech gründete das Reich in Böhmen, Lech aber durchzog die weiten Ebenen der Weichsel. Da geschah es, daß er zu waldigen, von mehreren Seen umgebenen Hügeln kam. Bei dem Herannahen seines Zuges erhob sich von den Hügeln mit sausendem Zittig ein ungemein großer Schwarm von weißen Adlern, und der ganze Hain ward mit Adlernestern angefüllt gefunden. Darin erkannte Lech ein günstiges Vorzeichen, und da er die Gegend auch sonst vorzüglich geeignet fand zur Anlegung einer befestigten Stadt, so ließ er eine solche erbauen und nannte sie Gniezna, d. i. Nest, die nachmalige Stadt Gnesen.

Nach Lech's Tode, als vielfache Noth über die Lechiten gekommen war, erwählten sie sich einen ausgezeichneten Mann, Namens Krak, aus ihrer Mitte zum Anführer und König. Er herrschte mit Glück und Einsicht; auf dem Berge Wawel an der Weichsel erbaute er eine feste Königsburg und an dem Strome die nach ihm genannte Stadt Krakau. Aber in den Schluchten des Wawel-Berges hauste ein grimmiger, riesengroßer Drache, der Alles verwüstete und in Vielen den Wunsch rege machte, die so arg heimgesuchte Gegend zu verlassen. Vergebens sendete Krak seine Söhne Lech und Krak den Jüngeren gegen das Ungeheuer; der ältere Sohn fällt sogar in dem Kampfe, wie dem Vater gemeldet wird, aber er ward von seinem Bruder erschlagen, den schändliche Begierde nach alleinigem Besitze der väterlichen Macht und Krone zu dieser Schandthat vermochte. Endlich besiegte man den Drachen durch eine List, der ähnlich, durch welche der Drache zu Babel umgekommen ist. Nach des Vaters Krak Tode regierte der Brudermörder, aber schmachvoll und ohne Ruhm; er hinterließ keine Nachkommen, und so kam die Regierung an Krak's I. Tochter Wanda, ein Muster von Schönheit, Tapferkeit und Staatsklugheit. Wie sie mit dem Alemannen-Könige Rithogar, der sich vergeblich um ihre Hand bewarb, einen siegreichen Krieg führte und nach dessen Beendigung sich den Göttern als freiwilliges Opfer weihte, indem sie sich im Angesichte des ganzen Volks von der Weichselbrücke hinab in den Strom stürzte, ist ausführlich geschildert, wie es sich für eine so weit verbreitete Sage geziemt, die vor mehreren Jahren dem damals beliebten von der Velde den Stoff zu einem vielgelesenen Romane gegeben hatte. Nach Wanda's Tode erhielt die Weichsel den Namen Vandalus: die an ihm wohnenden Völker nannten sich Vandalen oder Vandaliter.

Jetzt übernahmen Woywoden die Regierung in den einzelnen Provinzen; Polen hieß eine Republik, bis innere und äußere Noth das Volk nöthigte, einen tüchtigen Mann, Przemysl, an seine Spitze zu stellen. Mit List siegte er über die Mähren und Ungarn; die Dankbarkeit des Volks erhob ihn auf den Thron unter dem Namen Przemysl Leszek, d. i. der Listige.

Bis dahin haben die Polnischen Sagen mit den Böhmischen eine gewisse Familien-Aehnlichkeit; mit Leszek II., dem Nachfolger des eben genannten, beginnt durch die Art seiner Wahl durch ein Wettrennen, wie sie einem kriegerischen, halb nomadischen Volke ganz gemäß ist, die Sage eine reinere Polnische Farbe anzunehmen, die fremdartige Beimischung verschwindet immer mehr, und ihre Ausbildung zeigt sich aus dem innersten Charakter des Volkes. Die Herrschergewalt (von Leszek II. bis Popiel I. einschließlich) erbt von Geschlecht zu Geschlecht fort, aber die Verworfensten folgen auf die Vortrefflichsten, das Volk wird in den Abgrund des größten Elends hinabgestürzt, und unbewußt scheint die Sage fast das nachmalige Wahlreich in Polen rechtfertigen zu wollen.

Mit Popiel II. erhält die Sage einen durchaus tragischen Charakter. Der Fürst kam (im Anfange des neunten Jahrhunderts) jung auf den väterlichen Thron; die Obhut und väterliche Pflege der treuen Oheime, deren die Sage zwanzig nennt, wird ihm bald lästig, und sobald er sich derselben entledigt hatte, ward sein Thun unwürdig eines Fürsten und eines Helden. Eine Gemahlin aus edlem Geschlechte, von seltener Schönheit und großem Geiste (die jüngere Tradition hat aus Nationalabneigung sie eine Deutsche Prinzessin genannt, um die Schmach, welche durch sie über Polen kam, von dem eigenen Volke auf ein fremdes zu wälzen) sollte ihn auf den Pfad der Tugend zurückführen. Aber man hatte sich bitter getäuscht. Jene machte sich durch Schlauheit, Schmeichelei und Befriedigung der wildesten Lüste ihren Gatten unterthänig und wußte mit listiger Rede ihn auch gegen seine Oheime und gegen deren wohlgemeinten Rath und ihre Ermahnungen, sich zu ändern, gänzlich einzunehmen. Von ihr ging auch der Anschlag aus, sie aus dem Wege zu räumen. Popiel mußte sich sehr krank stellen; die Oheime erschienen sofort bei ihm in Kruswice in Kujavien am Goplo-See und hörten nun ihres Neffen reuevolles Bekenntniß und seine Bitte, sich seiner Gemahlin und beiden Söhne anzunehmen, da die Stunde seiner Auflösung nahe sey. Die redlichen Männer versprachen Alles, und so bat sie Popiel, durch den letzten Trunk mit ihm den schönen Bund zu besiegeln. Aber in dem Becher war tödtliches Gift und dessen Wirkungen so schnell, daß noch vor Anbruch der Nacht alle unter den schrecklichsten Qualen ihren Geist aufgaben.

Jetzt zitterte das Land vor der Wuth und Grausamkeit des Tyrannen und beugte sich seinem Willen in sklavischem Gehorsam. Aber bald überraschte das schwelgerische Paar die Rache des Himmels. Aus den Leichen der Oheime, die nach Popiel's Willen Niemand hatte bestatten dürfen, krochen unzählbare Schaaren von Mäusen hervor und erfüllten alle Gemächer. Feste gemauerte Zimmer, Feuerbrände, Schutzmittel aller Art vermögen sie nicht von dem Könige, von dessen Gemahlin und ihren Kindern zurückzuhalten, selbst auf einem Floß und hölzernen Thurme im Goplo-See suchen die Verfolgten vergeblich Sicherheit. Da verläßt sie Alles; die aus vielen Wunden Blutenden schließen sich in das festeste Zimmer des Schlosses ein, aber die Mäuse erreichen sie auch hier, zerfleischen sie und zehren sie so gänzlich auf, daß auch keine Spur der Leichen übrig blieb. Dann verschwanden sie spurlos: aber am westlichen Ufer des Goplo-Sees zeigt man noch immer die Trümmer eines achteckigen Thurms, der Mäusethurm geheißen, wie unweit Bingen am Rhein die Ruinen von des Erzbischofs Hatto von Mainz Mäusethurm. So finden wir auch hier, wie so häufig in den Volksliedern aller Nationen, daß sie mit einem Akte göttlicher Gerechtigkeit endigen, wodurch sich manche Uebereinstimmung des Inhalts und manche wandernde Sage genügend erklären läßt.

Popiel's Geschlecht war in der Wurzel ausgerottet, auch die Sage scheint sich erschöpft zu haben. Da beginnt mit Piast, dem Manne aus niedrigem Stamme, eine neue Periode wunderbarer Entwickelung: indem jetzt die Sage der Geschichte näher tritt, durchleuchtet auch schon wie ein dämmerndes Morgenroth in dem Wunder beim Haarbeschneidungsfeste Ziemowit's das Christenthum die heidnischen Märchen. Glänzender bricht sein Strahl herein bei dem Wunder, als Mieczyslaw von seiner Blindheit geheilt wird; mit diesem Fürsten selbst wirft die Sage ihre Umhüllung ab und tritt als Geschichte in das Völkerleben des christlichen Europa.

*) Großpolens Nationalsagen, Märchen und Legenden und Lokalsagen des Großherzogthums Posen. Herausgegeben von San Marte (Königl. Preuß. Regierungsrath Schulz in Bromberg). Erstes Heft. 8. Bromberg, 1842.

Alle diese Legenden von der Gründung des Polenreiches finden sich in San Marte's Buche gut und anmuthig erzählt und in der Schlußbetrachtung unter gewisse Gesichtspunkte geordnet; hier war es nur möglich, andeutende Auszüge zu geben. Für eine Fortsetzung des Unternehmens wünscht der Verfasser vielseitige Unterstützung, und wir wollen wünschen, daß es es ihm in Großpolen und in Posen an solcher nicht fehlen möge. Freilich sind die Reichsten nicht immer die bereitwilligsten Geber.

Frankreich.

Vom Geist der Religionen, von Edgar Quinet.

(Schluß.)

Aus dem Buch V.

Vergleichung des orientalischen und occidentalischen Skeptizismus.

Die Gedanken, welche Hiob entfesselte, schlummern nicht mehr. Von Zeitalter zu Zeitalter fügt jedes Geschlecht einen Akt zu dieser Tragödie, welche der Geist mit sich selbst spielt. Kaum geschlossen, eröffnet sich der Abgrund wieder: der Kampf beginnt von neuem. Ohne Macht, ihn zu Ende führen zu können, lösen die Sprechenden, die Götter selbst einander ab. Die Jahrhunderte, wie die falschen Freunde Hiob's, hören nicht auf, die menschliche Intelligenz auf ihrem Bett von Asche wieder zu erwecken. Der Orient sendet das Räthsel *) dem Occident, Hiob dem Prometheus, dieser dem Hamlet, und Hamlet dem Faust. Die Lösung tritt immer mehr in die Ferne hinaus; und wenn man sie zu fassen glaubt, flieht sie bis zur Ewigkeit.

Der Griechische Geist stieß zuerst auf dieselbe Frage, um die sich der Hebräische Geist gestritten. Wie behandelte er sie wohl? — Im Prometheus des Aischylos, welcher in den Chören seiner Dramen ganz orientalisch ist, ja zuweilen an Jesaias erinnert. Prometheus vollbrachte, wie der Hebräische Titane, das Gute; er gab den Menschen das Wort, die Gerechtigkeit, die himmlischen Künste; deshalb wurde er von Jupiter gezüchtigt, wie Hiob von Jehovah. Hierin liegt die ursprüngliche Aehnlichkeit zwischen beiden Dichtungen; nur bewahrt der Griechische Geist bis auf die Vorbereitungen zur Tortur hinab eine stete Sorge für äußere Schönheit, um welche sich die orientalische Verzweiflung nicht im mindesten kümmert. Prometheus ist nicht mit Wunden bedeckt; er wird mit Kunst durch den Gott des Feuers an den Gipfel eines fluchbelasteten Berges geheftet, von wo er der ganzen Erde zur Schau dient. Freunde kommen, um ihn in seiner Qual zu besuchen: es ist der alte Ocean; es sind die Töchter des Meeres auf feuchten Zittigen. Sie sind von aufrichtigerem, menschlicherem Mitleid ergriffen, als die traurigen Freunde des Hiob aus dem Lande Uz; aber ihre Rathschläge sind fast dieselben. Was ist der Titane, um ob des Gedankens, ob der Weisheit mit den Olympischen Göttern in Kampf zu gehen? Was darf man von dieser tiefen Empörung gegen den Herrn des Himmels erwarten? Man zähme seinen Geist und unterwerfe sich, — so heißt die Bedingung, an welche das Ziel der Qualen geknüpft ist. Bis hierher zeigt der Gang der beiden Dramen die größte Aehnlichkeit. Nun aber trennen sie sich: Hiob und Prometheus haben beide das Gefühl ihrer verkannten Schuldlosigkeit; der Eine jedoch bleibt beim Zweifel stehen, der Andere geht bis zur Verfluchung. Er trägt den Geist des Occidents in sich; er trotzt, er droht, er flucht, er fordert die Himmel heraus. Auf dem Gipfel des Schmerzes wird Hiob noch gebeugt durch die Erinnerung an Jehovah. Wenn gleich sein Wissensdrang nicht befriedigt ist, so hört er doch nicht auf, sich vor der höchsten Majestät zu erniedrigen. In Griechenland that der menschliche Stolz einen Schritt weiter. Was würde es wohl dem Prometheus kosten, um vom Felsen erlöst zu werden? Einen einzigen Beweis des Glaubens an die Olympischen Gottheiten; ja noch weniger, — ein Wort der Huldigung, ein Zeichen der Reue. Der Götterbote Hermes kommt selbst mit der Bitte, er möge einen Augenblick von seiner Hartnäckigkeit ablassen. Umsonst, — die Allmächtigen sollen kein Wort von Prometheus haben. Er trotzt nicht nur unter den Krallen des Geiers, sondern er prophezeit auch ihren Untergang; er giebt ihnen ihre Vorwürfe zurück, und vergeblich zeigen sich die Götter selbst im Wetterglanz, wie der Ewige in der letzten Scene von Hiob. Die Strahlen des Blitzes zucken umsonst gegen die Brust des Titanen: sie vermögen ihn nicht zur Resignation niederzuknechten. Die Ungewitter, die wilden Stürme der Unterwelt, die der Erde Antlitz zertrümmern, können nimmermehr diesen empörten Geist erdrücken, welcher selbst in seinem Sturze noch den Himmel, den Sitz des Unrechts, verflucht. Die Lästerung der Hebräischen Poesie erscheint noch als ein Beweis des Glaubens im Vergleich mit der unversöhnlichen Empörung des Aischylos: wie weit schritt der Mensch vor in der Auflehnung gegen den Himmel! Der Zweifel gewann, anstatt auf dem lockeren Sande zu straucheln, für die Zukunft gleichsam die Hartnäckigkeit und Festigkeit einer unversöhnbaren Partei. Der Griechische Geist hat die Bestimmtheit und Schärfe seiner Formen selbst auf seinen Skeptizismus übertragen. Was ist diese Figur des Prometheus in der That Anderes, als das Bild des Hellenischen Geistes überhaupt, welcher für immer die Dynastieen orientalischer Götter von sich zurückstößt? Kein Priesterthum mehr, keine Kasten, keine Symbole mehr mit Schlangen- und Ibisköpfen! Die Religionen stürzen unter der Verhöhnung der Philosophie. Nichts wäre im Stande, den Griechischen Geist wieder unter das alte Joch zu bringen, ihn, den wahrhaften Titanen, welcher sich nur sich selbst unterwirft; und der an seine Brust gebannte Geier hindert ihn nicht, seine zornerfüllte Seele in die Welt auszuhauchen. Als Aischylos sein Gedicht schrieb, wohnte ihm sicher nicht das überlegte Bewußtseyn dieser Ideen bei; aber sie wälzten sich verworren auf dem Grunde seiner Seele; und nur aus solchem Halbdunkel konnte dieser Koloß von Dichtung hervorgehen, welcher auf der Schwelle zweier Welten die erste Empörung des Geistes von Europa gegen den des Orients darstellt. Der Mensch schwört zum erstenmale das Joch der Natur ab, das riesige Idol, welches sich unter den Zügen Asiens jenseits des Kaukasus hindehnt.

Schreiten wir weiter. Die Geschichte des religiösen Zweifels hat erst begonnen. Jahrhunderte ziehen vorbei: das Christenthum wird geboren; die Gesellschaft verändert sich, und doch bleibt dieselbe Frage bestehen. Am Ende des Mittelalters findet sich unter den Gothischen Ruinen eine Person von der Familie des Aischyleischen Prometheus. Es ist der Hamlet Shakespeare's. Das Räthsel allein bewahrte die Aehnlichkeit, alles Uebrige ist verschieden: kein Kaukasus mehr, kein Titane, keine Fesseln, die von Göttern geschmiedet wurden, aber feudale Schlösser, ein katholischer Kirchhof, der Himmel des Nordens; zuletzt noch einmal von der einen Seite eine mächtige Religion, von der anderen ein Mensch, welcher zweifelt, leugnet, leidet; und von neuem der triumphirende Bösewicht, die Ungerechtigkeit, gekrönt auf dem Throne von Dänemark, und der Schlund, der sich wieder öffnet, um die alte Frage aufzuwerfen: Warum denn leben die Ruchlosen? Quare ergo impii vivunt? Was wird nun die Antwort seyn? Es giebt keine, wenn nicht einen kalten Hohn, noch hundertmal schlimmer, als die Verwünschungen Hiob's und Prometheus'. Es ist wahr, das Drama hat sich sehr verändert; es hat sich um den ganzen Horizont der unsichtbaren Dinge vergrößert; künftig spielt es nicht mehr nur zwischen Wesen von ein und derselben Natur, sondern zwischen Lebenden und Todten, — zwischen Hamlet und dem Geist seines Vaters. Hier ließ der Skeptizismus des Herzens den des Geistes entstehen; darum ist letzterer auch unheilbar; und ich weiß nichts Tieferes, als daß der absolute Zweifel durch die Nothwendigkeit, an seiner Mutter zu zweifeln, bedingt wurde. Seit dem Geheimniß, welches Hamlet auf dem Schloßkirchhofe offenbart wurde, verschwand aller Glaube aus der Seele des jungen Prinzen. Wenn seine Mutter nichts Besseres, als eine Giftmischerin ist, welchem Manne, welchem Weibe, welchem Gefühle soll er dann noch vertrauen? Der Liebe? Er könnte es versuchen, aber er müßte an sie glauben. Fragt er nicht seine Braut: Bist du schön, Ophelia? — denn er traut selbst dem Zeugniß seiner Augen nicht mehr. Ein Phantom, herumirrend auf den Trümmern des menschlichen Erkennens, — da habt ihr den ganzen Hamlet! Er erduldete dieselben Qualen, wie Hiob, wie Prometheus; aber er lehnt sich nicht, wie sie, gegen seinen Schmerz auf; er hat nichts von der antiken Heftigkeit; im Gegentheil, er fühlt die Schlange in seinem Herzen und bleibt kalt. Er bedeckt seine Verzweiflung nicht mit den kostbaren Symbolen des Orients, nicht mit den klaren und bestimmten Bildern Griechenlands; sein Uebel sitzt zu tief, — er lacht darüber. Warum sollte er, kalt wie die moderne Welt, sich in Forschung vertiefen, da er selbst schon die Hoffnung überschritt? Beißende Ironie allein wohnt in seiner Seele. Anstatt mit der erhabenen Gerechtigkeit zu ringen, spielt er den Tollen, und er ahmt ihn nur darum so gut nach, weil seine Vernunft in Wirklichkeit halb vom Wahnsinn getroffen ist. Ein Prophet der Gottlosigkeit am Busen des Mittelalters, erblickt er schon den ganzen Skeptizismus zukünftiger Zeiten. Er verbindet Dante mit Voltaire, und um den Widerspruch aufs Höchste zu häufen, ist es seine Mutter, welche vor ihm die alte Rolle des Teufels spielt. Solche Gegensätze sind zu gewaltsam für sein Vorstellungs-Vermögen; von hier an beginnt die Krankheit seines Geistes, obwohl sie sich nicht auf alle Sphären desselben erstreckt. Seine Vernunft spaltet sich gleichsam; sie verliert sich, sucht sich, findet sich wieder, verliert sich von neuem: ihr seht in Hamlet eine große Seele, getheilt zwischen Vernunft und keimendem Wahnsinn, ohne zu wissen, was von beiden am Ende den Sieg behalten wird. Eine schreckliche Tragödie, deren Held jeder Mensch einmal werden kann! Hamlet neigte sich über Abgründe, welche dem profanen und heiligen Alterthume unbekannt geblieben waren; von dort her schaute er auf das wirkliche Leben und auf das Reich der Todten. Seine Vernunft wankt am Rande; höhnischer Schwindel ergreift ihn, und wenn sein Leben nicht durch Zufall bei einem Fechtspiele endigte, würde man für ihn kein anderes Ziel gesehen haben, als seinen unabwendbaren Sturz, d. h. den Tod seiner geistigen Natur selbst. In dieser Hinsicht ist das Shakespearesche Drama ohne Vergleich von einer weit verzweiflungsvolleren Wirkung, als die Dramen von Hiob und Prometheus, wo wenigstens der Geist des Menschen bestehen bleibt und jeden anderen Untergang überlebt. Die Natur, in welcher Hiob noch Leben und Streben in Ueberfülle erblickt, ist für Hamlet todt. Das Firmament, das blaue Zelt Jehovah's, ist ihm nichts weiter als ein Qualm pestilenzialischer Dünste; das Menschengeschlecht selbst ist für den Prometheus des Mittelalters nur die Essenz des Staubes. Der Mann gefällt mir nicht, sagt er, und das Weib auch nicht. Und sein Fall erscheint dadurch so erschütternd, daß er mit den populärsten Glaubenssätzen der christlichen Gesellschaft auf den Lippen von der Welt scheidet. Er glaubt noch an Gespenster, aber nicht mehr an die Unsterblichkeit der Seele. Vom Gipfel des Katholizismus, wie von der Höhe eines Thurmes, stürzt er sich gesenkten Hauptes in den Abgrund. In allen diesen Zügen stellt er, am Eingang der modernen Welt, die Gesellschaft des Mittelalters dar, anscheinend noch jung, und doch am Herzen schon sehr alt. Er lebt im Glauben der Vorfahren und umarmt nichts mehr, als ein Phantom der Vergangenheit; das Ideal des Mittelalters stürzt mit einem Sarkasmus zusammen, welchen jedes Volk in seiner Art wiederholt, durch den Mund Rabelais', Ariost's, Michel Cervantes';

*) „Wenn Gott allein ist, woher kommt das Böse? Wenn er Herr ist, warum die Unterdrückung der Guten? Wenn er die Welt nach seinem Belieben gestalten konnte, wenn er die Herzen in seiner Hand hält, warum der Triumph der Schlechten? Warum wird die Unschuld verfolgt, die Ungerechtigkeit gekrönt?" Buch V. Abschnitt 4. S. 227.

aber in Hamlet iſt dieſer Sarkasmus kalt, wie das Gelächter eines Geſpenſtes in einer Gruft.

Giebt es nun noch in der ſkeptiſchen Poeſie einen Schritt weiter? Ohne Zweifel, ja, — weil das Vorſpiel des Hiob auch das des Fauſt iſt. Mitten im katholiſchen Himmel ſchlägt Satan Gott vor, den Mann zu verſuchen, welcher durch ſeine Einſicht der letzten Wahrheit ſich genähert hat. Der Gegenſtand iſt ähnlich. Sehen wir zu, wie nach vier Jahrtauſenden, während welcher Alles eine Umwandlung erlitt, Religion, Geſetze, Sitten, Klima, daſſelbe Räthſel von der Poeſie behandelt wurde. Fauſt iſt kein Patriarch, welcher, wie der im Lande Uz, ſeine Kraft aus der Tugend ſchöpft. Er iſt groß, nicht durch die Tugend, ſondern durch Wiſſen; nicht durch das Herz, ſondern durch den Kopf. Er iſt ein Doktor, er iſt verſtändig, wie die moderne Geſellſchaft. Er lebt nicht unter dem Zelt des Joumärs, ſondern in einem Laboratorium. Alles hat er umfaßt, Medizin, Rechtswiſſenſchaft, Philoſophie, Theologie, und doch begegnete er der ſchlimmen Frage, welcher Hiob in der Wüſte begegnete beim lichten Schein der Sternbilder Aſiens. Dazu kommt, daß in ihm der Durſt nach Wiſſen nicht allein gährt; der Stolz des Menſchen auf dem Thron des Wiſſens von vier Jahrtauſenden verbindet ſich mit der alten Neugier Adam's; er möchte das Geheimniß aller Dinge erfahren, um Gott ſelbſt zu werden. Was wird dieſer Hiob des Occidents thun? Seine Bücher ſind ſtumm; in ſeinem Schmelztiegel blieb nichts zurück, als ein wenig Aſche, anſtatt der heißerſtrebten Wahrheit. Die Wiſſenſchaft hat ihn getäuſcht; er ergiebt ſich Mitteln, welche die Vernunft verwirft, — fieberhaften Einbildungen, der Magie. In einer einſamen Nacht beim matten Schein ſeiner erlöſchenden Lampe ruft er den Geiſt der Welten an. Dieſer Geiſt erſcheint, umſtrahlt von erhabenem Lichtglanz; aber o Elend! o Erniedrigung des menſchlichen Geiſtes! Fauſt, der Doktor, der Weiſe vor Allen, der Fürſt des Wiſſens, iſt gezwungen, ſein Haupt zu ſenken vor einem Strahl dieſer von ihm ſelbſt aufgerufenen Wahrheit. Da ſeine ſterblichen Sinne ihren Glanz nicht ertragen können, da ſein Ohr von ihrer Stimme betäubt iſt, da ſein Herz ſie nicht zu erfaſſen vermag, bleibt ihm nichts übrig, als ſich dieſen unvollkommenen Sinnen hinzugeben. Wenn er in ſich den gefeſſelten Gott in eine zu enge Bruſt eingeſchloſſen fühlt, ſo muß er ihn befreien, d. h. er muß ſterben. Auf dieſer Stufe unten angelangt, bleibt Fauſt ſich ſelbſt konſequent: er nimmt eine Phiole mit Gift, aus den kräftigſten Säften der Natur gemiſcht; freudig begrüßt er dieſen himmliſchen Trank, welcher, wie eine höhere Magie, ſeiner Erkenntniß das erſehnte Geheimniß eröffnen ſoll. Er nähert das Gift, das freiheitbringende, ſeinen Lippen: in ſeinem Wahn will er es eben auf einmal hinabſtürzen. Warum hält er plötzlich ein? Er vernahm das Geläut der Oſterglocken von der benachbarten Kirche her; der Chor der Engel, welche Chriſti Auferſtehung feiern, hallt durch die Lüfte. Dieſe Geſänge ſtiegen wie Thau in ſeine grabumnachtete Seele nieder und haben ſie verjüngt. Fauſt ſtellt das Gift bei Seite; aber dieſer heilige Eindruck kann nicht dauern, denn Fauſt iſt nicht mehr Chriſt. Jene Banden, welche Hamlet an die Religion ſeiner Väter knüpften, waren für ihn nicht mehr vorhanden; er hängt am Chriſtenthum nur noch durch das Band der Hölle; er glaubt nicht mehr an Chriſtus, aber wohl an den Böſen. Was ſind alle jene Läſterungen der Vergangenheit im Vergleich mit dieſem letzten Schrei: Verflucht ſey der Glaube! verflucht die Hoffnung! verflucht vor Allem die Geduld! — Die Wiſſenſchaft, die Natur, die Religion, den Vorſchmack des Todes, Alles hat Fauſt erprobt. Was bleibt ihm noch übrig? Nichts, als die Regionen des Todes ſelbſt zu betreten durch den Selbſtmord der Seele und des Gewiſſens mittelſt jenes Paktes, den er für jenſeit des Grabes mit dem Fürſten des Böſen, mit Satan ſelbſt, macht. Es fehlte eben nur noch, ſich ſo ſeiner Vernunft und ſeines Willens zu entäußern: die Geiſter der Unterwelt feiern dieſen letzten Akt der Tragödie. Im Perenkreiſe trinkt Fauſt den letzten Tropfen des Höllentrankes. Die einzige Magie aber, welche hier auftritt, liegt nur in den Stürmen, welche der Geiſt des Menſchen nach Belieben im eigenen Innern entfeſſeln und binden kann. Es iſt die Beſchwörungsformel der ganzen jetzigen Menſchheit, welche, bethört von ihrem Wiſſen, fataliſtiſch geworden iſt und unter den Qualen ſo vieler ungelöſter Fragen in ihren Thränen ihre Apotheoſe feiert. Das Menſchengeſchlecht iſt heutzutage ein großer Doktor, welcher ſich in ſeinen Büchern bewundert, ſich in ſeinen Werken anbetet und nur ſich ſelbſt vertraut. Indeß geräth dieſe vorgebliche Gottheit zuweilen in Verwirrung; ſie begegnet Leeren, welche ſie nicht zu füllen vermag und welche ſie erſchrecken. In fieberhaftem Drange führt ſie ſtatt der Giftphiole den Skeptizismus, den ſie weder verwerfen, noch annehmen kann, an ihre Lippen, und oft entſchlüpfen Schreie übermäßigen Schmerzes der Bruſt des neuen Gottes, ſelbſt im Augenblick, wo er ſich mit eigenen Händen krönt.

So können wir das Leben des Menſchengeſchlechts in ſeinen Momenten der Prüfung unter jenen Hauptfiguren Hiob, Prometheus, Hamlet und Fauſt zuſammenfaſſen. Hier zeigt ſich die ganze Geſchichte des Menſchenherzens im Streit mit der Religion. Man kann auf den erſten Blick bemerken, daß ſich der Skeptizismus vom erſten bis zum letzten dieſer Bücher immer mehr verhärtete. Hiob ſtellt die Frage auf; dann reut es ihn ſeines Zweifels. Prometheus empört ſich; die ganze Ewigkeit wird ihn nicht unterwerfen. Hamlet diskutirt nicht einmal; er glaubt nicht einmal, daß es eine Frage giebt, ſo entfernt iſt er, Antwort zu hoffen. Fauſt, um das Problem zu durchſchneiden, vergöttert ſich. Das waren bis jetzt die verſchiedenen Alternativen des Kampfes zwiſchen der Weisheit des Menſchen und der Weisheit Gottes. Gern leihen wir dieſen Dichtungen das Ohr, wie groß auch der Schmerz, die Zerrüttung ſey, welche in ihnen waltet. Gern folgen wir den hochmüthigen Geiſtern in den Abgrund, in welchen ſie ſich hinabſtürzen. Wir möchten ſie rufen, ſie fragen: Was ſuchet ihr, was vernehmt ihr, was bemerkt ihr in den unerforſchlichen Regionen? Aber dieſe Stimmen aus der Unterwelt wiederholen ſelbſt unſere Fragen in einem ewigen Echo, und der Wiederhall jener großen Prophetengeiſter, des Aiſchylos, des Shakeſpeare, von denen einer ſich über den anderen erhob, läßt uns nur die Tiefe der Probleme meſſen, welche jene verſchlangen.

Von der anderen Seite aber können wir durchaus nicht zugeben, daß aller Skeptizismus unfruchtbar ſey; wie der Schmerz, iſt auch der Zweifel fruchtbar. Das alte Teſtament enthält in ſeinen Verzweiflungs-Geſängen das Neue. Das Buch Hiob hatte das Evangelium zur Antwort. Das Gedicht von Prometheus umſchließt implicite den Platonismus der Griechiſchen Kirchenväter, und er fand ſeine Löſung in der modernen Welt. Wer kann wiſſen, welche Antwort die Zukunft den Räthſeln unſerer Zeit bereitet? Erſchrecken wir uns nicht allzuſehr vor jenen Abgründen, welche ſich plötzlich unter unſeren Schritten eröffnen; es blitzen daraus zuweilen helle Schimmer auf, welche nicht die der Hölle ſind. Weder der Glaube, noch der Skeptizismus ſind erſchöpft; man wird andere Hiobe, andere Prometheuſe, andere Fauſte ſehen, welche nicht aufhören werden, in die öden Regionen vorzudringen, um neue Himmel zu ſuchen; denn der Zweifel iſt auch ein Werkzeug der Wahrheit, und deshalb iſt er unvernichtbar, wie ſie.

Der Franzöſiſche National-Charakter, von einem Engländer gezeichnet. *)

Die Eigenſchaften, welche eine Nation in ihrem Verkehr mit anderen kultivirten Völkern vorzugsweiſe entwickeln kann, ſind: der Stolz, die Ruhmſucht, der Ehrgeiz, die Furcht, der Groll, das Mitgefühl und die Rechtlichkeit. Der Einfluß dieſer Gefühle hängt zum Theil von ihrer Stärke, zum Theil von ihren Urſachen ab. Verſchiedene Nationen können durch eine gleiche Ruhmſucht ausgezeichnet ſeyn; aber die eine will um ihre Macht, die zweite um ihre Bildung, die dritte um ihre Rechtlichkeit bewundert werden, und einige ſind, wie Oeſterreich, gegen das Urtheil des Auslandes vollkommen gleichgültig. In früheren Zeiten hing der politiſche Charakter einer Nation hauptſächlich von einem zufälligen Umſtande, dem Charakter ihres Beherrſchers, ab; unter Richelieu war Frankreich ränkeſüchtig und ehrgeizig, unter Fleury ſorglos und friedfertig. Aber heutzutage, wo faſt überall das Volk an den öffentlichen Geſchäften theilnimmt, wird die Handlungsweiſe der Staaten durch die Meinungen und Vorurtheile, die Tugenden und Gebrechen der Millionen bedingt, aus welchen ſie zuſammengeſetzt ſind, und kann demzufolge als der treue Spiegel des National-Charakters betrachtet werden. Unſere Väter fürchteten zu einer Zeit den Ehrgeiz Ludwig's XIV. und verließen ſich zu einer anderen auf das Genie Friedrich's des Großen. Wir fürchten den Ehrgeiz Frankreichs und verlaſſen uns auf die Weisheit Preußens.

Wenn wir uns die Franzöſiſche Nation als ein Individuum vorſtellen, ſo gehört der Stolz zu ihren hervorſtechendſten Eigenſchaften, und ein ſcharfſinniger Staatsmann verkündete ſogar von der Tribune herab, daß dieſes durch die Kriege und Triumphe zweier Jahrhunderte genährte Gefühl das einzige Band ſey, welches ſie noch in einem ſozialen Zuſtande zuſammenhalte. **) Aber obgleich der kriegeriſche Stolz ihre herrſchende Leidenſchaft iſt, ſo iſt doch der Waffenruhm nicht der einzige Gegenſtand, auf welchem ſie mit Selbſtgenügſamkeit verweilt. Sie iſt auch auf ihre Macht, ihren Einfluß und ihre Bildung ſtolz. Nun iſt ihre Macht zwar groß, aber der Ruſſiſchen wohl nicht überlegen, und würde gewiß von der Deutſchen übertroffen, wenn Deutſchland je vereinigt bleiben könnte; ſie glaubt es dagegen mit ganz Europa aufnehmen zu können. Ihr Einfluß iſt bedeutend; aber ſie iſt überzeugt, daß alle Völker zwiſchen ihr und dem Rhein mit Ungeduld darauf warten, mit ihr vereinigt zu werden. Zu ihrem und Europa's Glück hat ſie indeſſen keine Gelegenheit, die Wahrheit dieſer Meinung zu erproben. Ihre Kultur iſt groß; ſie wähnt hierin ohne Nebenbuhler zu ſeyn. Aber ſo vielſeitige Fortſchritte ſie auch in der Kriegskunſt, in der Literatur und in den ſchönen Künſten gemacht hat, ſteht ſie doch in der Volks-Erziehung, in der Sittlichkeit, im National-Reichthum, in den Künſten des gewöhnlichen Lebens — mit einem Wort, in Allem, was zur Wohlfahrt der Maſſen beiträgt, gegen Holland, Belgien, die Schweiz, Großbritanien und den größten Theil von Deutſchland zurück.

Dieſem hochmüthigen Dünkel zum Trotze, wird ſie dennoch, wie es ſcheint, beſtändig durch geheime Zweifel an der Wirklichkeit ihrer angemaßten Ueberlegenheit gequält. So ſtolz ſie auch auf ihren Ruhm und ihre Macht iſt, ſo kann ſie doch nicht vergeſſen, daß ſie zur See ſtets unterlag, und daß zu Lande ihre Unfälle eben ſo entſcheidend waren wie ihre Siege. Es kann ihr nicht entgehen, daß, während ganz Europa fortſchreitet, ihre eigene Bevölkerung beinahe ſtillſteht, ihr Ackerbau abnimmt und ihr Handel im Vergleich mit ihren Nachbarn immer mehr in den Hintergrund zurücktritt; daß, während Belgien, Deutſchland und England durch ein Netzwerk von Kanälen und Eiſenbahnen durchſchnitten werden, ihre eigenen inneren Verbindungen nahe daran ſind, denen in Spanien zu gleichen. Sie zeigt daher eine krankhafte Begierde, ihre Anſprüche durch die Zuſtimmung ihrer Nachbarn beſtätigt zu ſehen, und eine unaufhörliche Furcht, daß dieſe ein ungünſtiges Urtheil

---

*) Dieſer Aufſatz iſt aus einem Artikel in der Edinburgh Review über die Politik Frankreichs, Amerika's und Großbritaniens entlehnt, der zwar in einem gegen erſtere Macht entſchieden feindſeligen Geiſte abgefaßt iſt, aber dennoch manche bittere Wahrheit und viele frappante Anſichten enthält, und der, wenn wir nicht irren, ein bekanntes Mitglied des abgetretenen Whig-Miniſteriums zum Verfaſſer hat.

**) Herr v. Tocqueville in ſeiner Rede in der Deputirten-Kammer am 20. Nov. 1840.

fällen möchten. Sie ist gegen die Meinungen Anderer so empfindlich, als ob sie, wie Rußland, eben aus der Barbarei hervorträte. Ihre ganze Handlungsweise bezieht sich nicht so sehr auf ihre eigene Wohlfahrt, als auf die Wirkung, die sie auf das Ausland haben wird. Um sie zu bewegen, Eisenbahnen anzulegen, sagt man ihr, daß es die National-Ehre von ihr fordere. *) Damit sie mit der Befestigung von Paris fortfahre, versichert man ihr, daß London und Wien illuminiren würden, wenn sie den Plan aufgäbe. Durch einen Widerspruch, der sich nur aus ihrer Eitelkeit erklären läßt, glaubt sie sich einerseits der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und ist zu gleicher Zeit beständig auf der Lauer, um Beleidigungen nachzuspüren und zu bestrafen. Sie überwirft sich mit ihren alten Verbündeten, den Schweizern, weil die Tagesatzung mit etwas zu geraden Worten darüber Klage führt, daß sie einen Spion mit falschem Passe in deren Gebiet geschickt hat. Sie erobert Algier, weil der Dey gegen ihren Konsul unhöflich gewesen. Sie bedroht ganz Europa, stellt ein Heer von 500,000 Mann auf und ist bereit, noch eine halbe Million zu bewaffnen, nicht weil sie ein Unrecht oder gar eine Kränkung erlitten, sondern weil sie, nach ihrem eigenen Geständniß, mit zu weniger Rücksicht behandelt worden. Sie vereinigt die Arroganz des Riesen mit der Empfindlichkeit des Zwerges.

Ein zweiter Hauptzug im Charakter der Französischen Nation ist der Ehrgeiz. Es ist ihr nicht um das Glück, sondern nur um die Macht zu thun, und sie bemüht sich, diese Macht nicht durch die Benutzung ihrer eigenen Hülfsquellen, sondern durch die Aneignung fremder zu vergrößern. Sie hält sich noch immer an den barbarischen Grundsatz des Mittelalters, daß ein Land nicht durch das Wachsthum seiner Bevölkerung, die Zunahme seiner Kapitalien, die Verbesserung des Ackerbaus und der Fabriken groß wird — sondern nur dadurch, daß es sich das Gebiet und die Unterthanen seiner Nachbarn zueignet oder einen überwiegenden Einfluß auf deren innere Angelegenheiten erwirbt. Sie sucht daher ihre Eroberungen so weit wie möglich auszudehnen, und wo dieses unmöglich ist, bemüht sie sich, durch Traktate, durch Ehebündnisse und durch Anfachung der Zwietracht, des Parteigriffes und des Bürgerkrieges Anlässe herbeizuführen, sich in die Angelegenheiten fremder Staaten einzumischen und ihren Einfluß zu befestigen.

Wir bedauern es, hinzufügen zu müssen, daß sie durch keine Rücksichten auf Gerechtigkeit, Treu und Glauben und öffentliche Moralität zurückgehalten wird. Sie zollt der Tugend nicht einmal den Tribut der Heuchelei. Sie betrachtet einen feierlichen Friedensschluß in dem Lichte eines Waffenstillstands, den sie nach Belieben brechen darf. Sie fürchtet die Abnahme ihres Einflusses in Italien, und um ihn wiederherzustellen, bemächtigt sie sich im tiefsten Frieden Ancona's. Sie verlangt eine Insel im Mittelländischen Meer und schlägt vor, den Spaniern Mallorca zu rauben. Sie garantirt die Integrität des Osmanischen Reichs und droht mit dem Kriege, weil man ihr nicht erlaubt, es zu zerstückeln.

Diese Eingriffe in die Rechte ihrer Nachbarn werden durch furchtlose Kühnheit unterstützt. „La France", sagt Chateaubriand, „est un soldat." Frankreich besitzt auch wirklich alle Tugenden und Laster dieses Standes. Keine Nation wird so wenig durch die Furcht vor dem Kriege zurückgehalten, und keine erträgt die Leiden desselben mit größerer Standhaftigkeit. In jedem anderen civilisirten Lande wird die Erhaltung des Friedens als die Hauptpflicht eines Staatsmanns betrachtet; in Frankreich konnte Herr Thiers sagen, daß man ihn wohl nicht für sehr schuldig halten werde, weil er möglicherweise einen Krieg verursacht habe. In welchem anderen Lande hätte ein Staatsmann erklären können: ehe er zugäbe, daß die Orientalische Frage ohne die Intervention Frankreichs geschlichtet werde, oder daß man Frankreich auf einen Krieg unvorbereitet glauben sollte, oder daß es sich der einstimmigen Uebereinkunft der anderen Mächte in einer Sache anschließe, die es in Verbindung mit jenen zu ordnen übernommen — ehe er eine von diesen Alternativen annähme, würde er sich in tausend Kriege stürzen! Und doch waren dies die eigenen Worte de Tocqueville's. Die Französische Nation glaubt in der That, daß sie nichts von einem Kriege zu befürchten hat. Ihre besten Kolonieen hat sie schon längst verloren, und es wäre keine geringe Entschädigung für die Kosten eines Kampfes, daß er sie von Algier befreien würde. Auf dem festen Lande ist ihr Gebiet so kompakt und ihre Bevölkerung so homogen, daß sie keine Theilung zu befürchten hat, und ihre eigenen Gesetze schließen sie fast gänzlich von den Vortheilen des Handels aus. Dagegen hofft sie viel zu gewinnen. Sie ist begierig, ihre Besitzungen bis zu den Gränzen auszudehnen, welche sie natürlich nennt, weil sie ihr gelegen wären. Sie brennt vor Verlangen, die Schmach von ihren Waffen abzuwischen, welche ihnen, wie sie meint, durch den unglücklichen Ausgang der Napoleonischen Feldzüge aufgedrückt wurde, und sie wünscht vor Allem, sich an denjenigen zu rächen, deren Widerstand an diesem Unglück Schuld war und deren Macht der ihrigen das Gleichgewicht hält. (Schluß folgt.)

*) Man sehe den Bericht des Herrn v. Beaumont vom J. 1840 Nr. 169.

Mannigfaltiges.

— J. G. Kohl in Oesterreich. Der rühmlichst bekannte Verfasser der zahlreichen Schilderungen von Rußland hat jetzt angefangen, ähnliche Reisebilder von Oesterreich herauszugeben, die gewiß eben so wie jene zur Unterhaltung und theilweise auch zur Belehrung eines zahlreichen Publikums dienen werden. Unter dem Titel „Hundert Tage auf Reisen in den Oesterreichischen Staaten" sind so eben *) zwei Bände erschienen, denen, wie wir vernehmen, nächstens noch drei nachfolgen werden. Die „hundert Tage" des Herrn Kohl scheinen noch ereignißreicher gewesen zu seyn, als die bekannten Cent jours Napoleon's, da selbst der schreibselige Capefigue es nicht bis zu fünf Bänden über diese Periode gebracht hat. Herr Kohl erzählt indeß nicht bloß eigene Erlebnisse und Beobachtungen, sondern auch das, was ihm von Anderen mitgetheilt wird, und zwar von Anderen aus dem Volke, wobei er den ursprünglichen und naiven Ton seiner Quelle meistens sehr gut zu treffen und wiederzugeben weiß. Von den bisher erschienenen beiden Bänden enthält der erste Theil eine Reise in Böhmen und der zweite ein Bild der Donaufahrt von Linz nach Wien, so wie der vielbesuchten Kaiserstadt selbst. — Ueber die Böhmische Literatur hätten wir, bei des Verfassers Kenntniß der Slavischen Sprachen, Ausführlicheres erwartet als in dem ersten Bande sich findet, doch erscheint ihm allerdings der gegenwärtige Eifer für diese Literatur, so wie die Tschechomanie überhaupt, als etwas Erkünsteltes. Wir theilen über Tschechenthum und Germanenthum in Böhmen einige Bemerkungen des Herrn Kohl mit:

„Jetzt ist es so weit gekommen, daß die Böhmen schon sogar Anstoß daran nehmen, wenn in Deutschen Büchern z. B. steht: „Eine der *interessantesten* Deutschen Städte ist Prag"; — denn sie meinen, der *Kuckuck könne mit eben* dem Rechte das Nest, aus dem er die Grasmücke vertrieb, sein *eigenes Nest* nennen, mit welchem die Deutschen Prag, welches die Böhmen gebaut haben, als Deutsche Stadt reklamirten. Man muß indeß bemerken, daß der Kuckuck in den naturhistorischen Büchern nicht so verhaßt seyn würde, wenn er das Nest der Grasmücke so ausbaute und ausschmückte, wie Deutscher Sinn und Deutsche Kunst Prag ausgeschmückt haben. Es ist überhaupt das ganze Böhmenland noch immer streitig zwischen der Deutschen und der Slavischen Nation. Die Deutschen sagen: es ist eigentlich und ursprünglich ein Deutsches Land, denn wir sind mit unseren Markomannen früher hier gewesen als die Tschechen und haben 400 Jahre lang im Lande gewohnt. Die Tschechen dagegen (siehe Palazky's Geschichte von Böhmen) behaupten: ihr Deutschen nahmt das Land den Gallischen Bojern und besaßet es mit keinem anderen Rechte als dem des Schwertes. Das Schwert hatte euch die Herrschaft erworben, das Schwert nahm sie euch wieder, und wir saßen dann 800 Jahre im Lande. Darauf können wir Deutschen nun erwidern: Aber wir haben euch des Landes Herrschaft dann wiederum mit dem Schwerte abgenommen, und außerdem haben wir euch mit der Energie unserer höheren Kultur überflügelt. Dies sind zwei Schwerter und noch ein paar Flügel gegen eins, und wir haben also als älteste und jüngste Herren das vollste Recht, und so nennen wir denn Böhmen ein durch unser Schwert, unsere Kultur und unsere Industrie Deutsches Land, in dem die eingedrungenen Tschechen den Acker pflügen."

„Bisher gab es noch immer kein gutes Böhmisches Lexikon. Ich sah in diesem Jahre das beste und vollständigste vor mir liegen, das Jungmannsche. Herr Jungmann, obgleich ein Deutscher dem Namen nach, soll ein Böhmischer Patriot seyn. Er arbeitete lange Jahre an diesem Werke, das er auf eigene Kosten herausgab und zu dessen Förderung er sogar, wie man mir sagte, seinen Weingarten verkaufte. Der Druck wurde 1836 begonnen und ist jetzt beendigt. Merkwürdig war mir theils der aufopfernde Patriotismus dieses Gelehrten, theils auch, daß er dabei nicht auch andere hülfreiche und gemeinsam kontribuirende Hände fand. Fast möchte man danach geneigt seyn, zu glauben, was ein Böhmischer Deutscher gegen mich von der ganzen Bewegung und Aufregung unter den Böhmischen Patrioten behauptete: „Es ist ein ungeheurer Luxus, den einige junge müßige Leute, einige Herren Professoren und Alterthumsliebhaber mit dem Böhmischen Wesen trieben, und durchaus keine Bewegung, die aus einer inneren Aufregung oder einem tiefen Bedürfniß des Böhmischen Volks hervorgehe. Die Hauptsache ist ja bei uns überall vollkommen Deutsch. Unsere Gebildeten, wenn sie etwas Schönes lesen wollen, lesen Schiller und Goethe; im ganzen Lande wird Deutsch „amtirt", d. h. die Schriftsprache des ganzen Beamtenstandes bis zu den geringsten Offizianten herab ist die Deutsche. Ueberall ist jedem Böhmen das Deutsche zu seinem Fortkommen durchaus von Nöthen, und da freut sich dann der arme Mann, wenn er nur einmal ein Deutsches Buch in die Hand bekommt, daß er etwas lernen kann, was ihm auf seiner Lebensbahn weiter hilft; auch hat er gar keine Zeit, sich den Phantasieen der Tschechischen Patrioten hinzugeben. Zudem muß ja auf allen unseren Schulen die Deutsche Sprache ex officio gelehrt und gelernt werden. Viele unserer Herren vom Adel verstehen ja nicht einmal das Patois des Landvolks. Und was bedeuten denn nun gegen alle diese durchgreifenden Dinge die Bestrebungen einzelner Patrioten und alle die Opfer, welche sie vergebens einer unwiederbringlich verlorenen Sache widmen? Unsere Regierung fühlt sich, im Ganzen genommen, sicher und läßt die Tschechenfreunde ziemlich gewähren. Und die Deutschen im Auslande geben zu weit, wenn sie Alles, was hier für das Tschechenthum geschieht, auf Rechnung des sogenannten Panslavismus setzen. Der forschende Sinn der neueren Zeit, die überall erwachte Liebe zur Rettung des Alterthümlichen hat ja in allen auch nicht Slavischen Ländern ähnliche Bestrebungen wie hier hervorgebracht."

*) Dresden in der Arnold'schen Buchhandlung.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 106. Berlin, Montag den 5. September 1842.

Frankreich.

König Ludwig Philipp.

Von J. Janin.*)

Unter den verschiedenen Ständen und Klassen, aus welchen das Französische Volk besteht, betreibt der König das schwierigste, gefahrvollste und, sagen wir es nur geradezu, das allerundankbarste Geschäft. Wer von uns hat bei gleichem Alter so viel Schicksalswechsel erfahren und so muthig ihnen Trotz geboten? Wer hat wohl so vieles Unglück, wer grausamere und zührendere Leiden erduldet? Seine Thätigkeit kennt kein Ziel und Maß, ununterbrochen hält sie Tag für Tag, zu jeder Stunde und Minute in demselben Grade an. Im Juli-Monat des Jahres 1830, in dem nämlichen Augenblicke, wo die Deputirten-Kammer, plötzlich von einer Umwälzung der Dinge überrascht, die Niemand in Frankreich vorhergeahnt, dem Herzog von Orleans die Worte zurief: „Sie sind König!" da begann seine Arbeit, um nicht wieder aufzuhören. Mit einer ganz neuen Art von Königlicher Würde bekleidet, Bürgerkönig, von Bürgern zu seiner hohen Stellung erhoben, ist er im jüngeren Europa der einzige Herrscher, welcher das Recht hat, in einer solchen Geschichte seinen Platz einzunehmen, in welcher Jeder, der von seiner eigenen Kraft lebt, sich zeigen und in den Vordergrund treten darf. Ehedem, da es in Versailles nur Könige gab, welche sagen konnten: „Ich bin der Staat!" da wäre es freilich eine Unverschämtheit und reine Unmöglichkeit gewesen, dem Landes-Oberhaupt in einer Geschichte der Franzosen, von ihnen selbst geschildert, eine Stelle anzuweisen. Doch heutzutage, wo vermöge der Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten, vermöge der verfassungsmäßigen Freiheit, vermöge der beiden Kammern, so wie der Gesetze und Beschlüsse, die wir allesammt machen, Jeder von uns ein Stück König von Frankreich und der Franzosen ist; jetzt, wo jeder Wähler, sein Stimmrecht in der Hand, jeder National-Gardist, das Gewehr im Arm, die vom Volke errungene Gewalt mit ausübt, — jetzt des Königs vergessen und sein Bild nicht der großen Anzahl von Gemälden anreihen zu wollen, welche Franzosen von anderen großen Männern des Vaterlandes, ihnen zu Ehren, entworfen — dies wäre wahrhaftig eine ganz sonderbare und unerklärliche Nichtachtung, und der König hätte den triftigsten Grund, uns zu sagen: „Da ja ich ebenfalls bloß durch mich selbst geworden, was ich bin, da doch auch mein Wirken ein rühmliches und schwieriges ist, ja das rühmlichste und allerschwierigste, warum übergeht man mich, warum verweigert man mir einen Platz neben jenen Männern, deren Thaten Ihr zum Glanze und Heil meines Reiches verherrlicht?"

Aber, wird man uns entgegnen, in welchen Ausdrücken soll man vom Könige reden? Wie soll man es machen, um dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist? Auf welche Weise werden Sie Ihrerseits zur Zeichnung dieser würdigen Persönlichkeit schreiten, die eigentlich den Malern künftiger Zeiten vorbehalten bleibt? Werden Sie den gehörigen Takt beobachten und, da Sie vom Könige zu sprechen haben, es so anfangen, wie, wenn Ihnen zum Beispiel irgend ein General zum Gegenstande Ihrer Darstellung diente, Sie die höchsten und wichtigsten Personen der Krieger-Klasse ins Auge fassen müßten, oder werden Sie vielmehr den Muth besitzen, sogar auf die Gefahr hin, gerecht zu seyn, offen und ungezwungen sich Ihrer Aufgabe zu unterziehen und in schlichtem Tone vom Könige der Franzosen zu reden? Ja, beim Himmel, wir werden diesen Muth haben. Es giebt wohl in Frankreich eine bedeutende Anzahl von General-Lieutenants, König aber ist nur Einer. Von diesem nun haben wir zu handeln, denn er ist der Erste des von ihm neu geschaffenen und begründeten Staates, denn er begreift und erfüllt seinen Königlichen Beruf auf eine dergestalt neue Art, daß wir füglich nicht mehr wissen, was es mit jenem bekanntlich so streng behaupteten Unterschiede zwischen herrschen und regieren für eine Bewandtniß habe. Herrscht er? Regiert er? Eine wichtige Frage, deren Erörterung uns nicht zusteht, die sich indeß von selber lösen wird, haben wir nur erst Frankreich die Geschichte seines gegenwärtigen Beherrschers erzählt, die übrigens Frankreich noch besser inne hat, als wir.

Der König nun, mit dem wir es hier zu thun haben, ist für Frankreich ein bereits alter König; schon länger denn zwölf Jahre führt er das Ruder mit kräftiger Hand. Er hat in Wahrheit die Schule des Lebens durchgemacht, er ist von allerlei Schicksalen heimgesucht und geprüft worden. Das harte Loos der Verbannung hat auch ihn getroffen, doch ohne sein Haupt niederzubeugen; mit Einem Worte: er hat mit unglaublicher Seelenstärke so schweres Ungemach erduldet, daß es beinahe nicht möglich ist, es nachzuerzählen. Er war, wie wir allesammt, ein sehr ergebener Unterthan Ihrer Majestäten Ludwig's XVIII. und Karl's X.; er war gleich uns Allen ein Mann der Opposition, doch war sein Widerstand stets ernst, besonnen und insbesondere gelassen. Und in der That, welch' eines Muthes, welch' einer Ausdauer und Kaltblütigkeit bedürftet Ihr nicht, überlegt es nur genau, solltet Ihr einmal volle vierzig Jahre warten, bis auch Euch die Stunde der Berufung auf den Thron schlägt! Ueberdies war König Ludwig Philipp mehr noch als gelassen und geduldig, er war auch ehrlich und aufrichtig. Die Rolle des ersten Prinzen von Königlichem Geblüte, des ersten Unterthans Sr. Majestät eignete sich allerdings vortrefflich für ihn. Sie entsprach seinen Sitten, seinen Neigungen und Wünschen, seinem Bedürfniß, die Einbuße seines Vermögens wieder auszugleichen und nach seinem Sinne seine zahlreichen für eine so erhabene Bestimmung auserlesenen Kinder zu erziehen. Doch Täuschung wäre es von unserer Seite, wollten wir den Herzog von Orleans so darstellen, als habe er nach der Krone seines Königlichen Vetters gestrebt; weder harrte, noch hoffte er auf sie, ja er begehrte sie nicht einmal. Jener Thron, wäre er durch andere Mittel als die gesetzliche Opposition angegriffen worden, hätte sicher in dem Herzog von Orleans einen redlichen Vertheidiger gefunden. Er eilte zuerst nach Rheims, um der daselbst stattfindenden Krönung und Salbung Karl's X. beizuwohnen, und er war da so feierlich gestimmt, daß ihn in dem von Herrn von Lamartine bei dieser Gelegenheit verfaßten Gedichte die Stelle nicht wenig verdroß, wo seiner ganz kurz mit den Worten „von Orleans", ohne weitere Bemerkung, Erwähnung geschah. Ein beliebter Schriftsteller jener Zeit, welcher dem Herzog von Orleans seine Ernennung zum Könige hatte prophezeien wollen, ward deshalb mit zwei Jahren Gefängniß bestraft, ohne daß jemals der Prinz ihm irgendwie seine Gunst und Unterstützung zugewandt hätte.

Als der Herzog von Orleans an dem Karl X. zu Ehren veranstalteten Feste entblößten Hauptes und stolzstrahlenden Antlitzes die untersten Stufen der zum Palais-Royal führenden Treppe zum Empfange des Königs hinabstieg und dieser, umringt von seinen Leibwachen, als ein mächtiger Gebieter begrüßt, ausgezeichnet, gehuldigt und angebetet eintrat — wer hätte da vermuthen können, daß seine ihm lebenslänglich gebührende Herrschergewalt kaum ein volles Jahr mehr dauern würde? Hat man gegen das Haus Bourbon von seiner Wiedereinsetzung bis zu seinem Sturze 1830 nicht genug Verschwörungen angezettelt? Hat man ihm im Verborgenen nicht genug grausame, schändliche und niederträchtige Fallen gelegt? Ist aber wohl jemals der Name des Herzogs von Orleans in diesen armseligen Nestern des Verraths ausgesprochen worden? Durften die Aufwiegler jemals auf seine Mitwirkung rechnen? Diejenigen, welche es gewagt, ihm Treubruch und Abfall anzurathen, haben ihm nur Schrecken und Abscheu eingeflößt. War er nicht ein würdiger Enkel des Regenten Orleans, jenes gewissenhaften Verwahrers der Krone Frankreichs, welcher einen größeren Ruhm darein setzte, den Thron dem rechtmäßigen Herrn zu erhalten, als einen Prinzen seines Stammes darauf zu befördern?

Man kann also nicht sagen, daß der Herzog von Orleans seine Ernennung zum Könige vorausgesehen und erwartet habe. Noch drei Tage vor den verhängnißschweren drei Tagen wußte Niemand, sogar Lafayette nicht, und Der wohl noch weniger, als sonst Einer, daß der Herzog von Orleans zum Thron gelangen würde. Doch in einem Gefühl des Grolls über erlittene Kränkungen (denn gar öfters ward ihm an jenem eigensinnigen, launenhaften und frömmelnden Hofe übel mitgespielt) durfte der Herzog sich sagen: „Gott breitet seine schützende Hand über Frankreich aus, aber auch mir ist er gnädig! Er hat mich nebst meiner Familie wieder auf den heimatlichen Boden zurückgeführt, allein er hat mich im Gefolge des Königs zurückgeführt. Diesem hat Gott seine Krone wiedergegeben, und mir hat er viele Kinder, voll Lebens und Feuers, voll Kraft und Muths, geschenkt, und die zu großen Hoffnungen berechtigen; ich habe, um mir alle Herzen zu gewinnen, eine allgemein geliebte und geschätzte Frau zur Seite; und hier zu Lande, wo das Glück in so vielen Stücken auf der Achtung der Menschen beruht, bin ich gewiß ein reicher Mann. Ich gehöre wegen der Erinnerungen an 1789 zu den alten Liberalen, ich gehöre dem jungen Frankreich mittelst meiner Söhne, deren Namen in den Mauern des Collège bei den jährlichen Preisvertheilungen rühmlich widerhallen, ich gehöre als Bourbon zu den vornehmsten Häusern Europa's. Ich bin der Gebieter in der Werkstätte des Malers, auf dem Gerüste des Maurers, im Zimmer des Dichters, und wo nur irgend ein fähiger Mensch in seinem Streben nach Ruf und Ansehen auf Hindernisse stößt, so gehört er mir; er

*) Für das Skizzenwerk: Les Français, peints par eux-mêmes bearbeitet.

trifft in mir einen bereitwilligen Gönner. Mehr noch, ich habe es dahin gebracht, in dem jetzigen Frankreich, das so entsetzliche Angst vor schädlichen Einflüssen in Glaubenssachen hat, für einen der wenigen, noch aus der Zeit Voltaires stammenden Freigeister zu gelten, auf die man bauen dürfe. Sicher ist die Stellung, die ich einnehme, sehr schön und bedeutend, und nun müssen wir wissen, als Mann von Takt, als guter Familienvater und treuer Unterthan, gemächlich der Dinge zu harren, die da kommen sollen."

Auf diese Weise wartete der Herzog von Orleans, ohne eigentlich etwas Bestimmtes abzuwarten. Einem so klugen und ruhigen Manne würde eine durch Verrath erkaufte Krone viel zu theuer und besonders zu schwach und zu locker geschienen haben; nein, es mußte die Restauration, wenn sie zu Falle käme, wie dies die in die Verhältnisse Eingeweihten ganz gut vorhersahen, ohne äußere Einwirkung, lediglich durch ihre eigene Thorheit, in den Abgrund stürzen; und dann erst konnte aus diesem Abgrund, den der alte Thron sich selbst bereitet, der neue sich erheben.

Wer hätte wohl je denken können, so sagte man damals, daß die Bourbons der älteren Linie so leichtfertig mit der Krone des heiligen Ludwig spielen würden? Wer hätte je glauben dürfen, daß Karl X., dieser so gute, geliebte, allverehrte, edelmüthige, geistvolle und ritterliche König, dieser König aus den besseren Tagen der Geschichte, sich so dem traurigen Ungefähr überlassen würde, welches jedweden Herrscher in Gefahr bringen muß! Und doch geschah es so. Die Verblendeten, die Unglücklichen! Sie kehrten nach vorn und hinten die schon ohnehin alte und abgenutzte Maschine, daß sie durch diese klägliche Spielerei vollends morsch und wurmstichig ward. Fürst von Polignac hielt hoch in den Lüften den Sechs-Livres-Thaler mit dem Bildniß Ludwig's XVI., mit welchem jenes schreckliche Spiel gespielt wurde; nur hatte freilich eine unsichtbare Hand auf der Vorderseite dieses Thalers den Kopf Ludwig Philipp's I. und auf der Rückseite die dreifarbige Fahne eingegraben. So nun haben die falschen Spieler bloß ihrem eigenen Schaden und Verderben in die Hand gearbeitet. Auch giebt es gewisse Dinge, die man sorgsam verschließen und wohl zu Rathe halten muß, wie sie einmal die Vorsehung verliehen oder zurückerstattet hat, denn es sind dies unschätzbare Geschenke, die sie dann nie wieder austheilt.

Die Welt kennt das stürmische Ungewitter, welches an den Juli-Tagen über den Thron der Bourbons hereinbrach, sie weiß, wie da mit einem Schlage jene wohlwollende, hingebende und friedliebende Monarchie zusammensank, welcher das pflichtvergessene und abtrünnige Frankreich funfzehn Jahre des Ruhmes, der Freiheit, Ruhe und überschwänglichen Glücks zu danken hatte. Sie ward zertrümmert mit demselben ungezügelten und tollen Wonnejauchzen, wie es Kinder an den Tag legen, wenn sie Spielzeug, das ihnen gefällt und sie entzückt, zerbrechen. Wer jetzt die Geschichte der Juli-Revolution schreiben wird, den muß es bedünken, als hätten wir, die wir doch Augenzeugen jenes Welterereignisses waren, diese Geschichte schon vergessen. Geht nur in den von Ludwig neu ausgeschmückten Palast zu Versailles, und Ihr werdet die täuschend ähnlichen Abbildungen dieser Revolution dort vorfinden. Der König hat die Revolution freilich nicht gemacht, allein er hat sie mit Begeisterung aufgenommen. Er weiß ihren Anfang und ihr Ende, er erzählt auch alle die einzelnen Vorgänge und Vorfälle, die Siege und Niederlagen, welche hier die Königlichen, dort das Volk erlitten. Er hat genau die Summe der aufgerissenen Pflastersteine berechnet, er kennt die Namen aller Derer, die ihn umgaben, die am neuen Throne gearbeitet haben. Er erinnert sich mit innigster Freude jener bewegten, feierlichen, jener staubigen, glühenden Tage, jenes wirren Getümmels, jenes Siegesjauchzens, jenes Triumphgeschreies, jener hochherzigen Empfindungen, jener in hehrem Glanze strahlenden Tage. Er hat noch vor Augen jene edle staubbedeckte Streiterschaar, jene Handwerker oder vielmehr jene Helden, die wacker fochten aus Begierde nach Gefahr, aus Liebe zum Siege; er erblickt seine Kinder (und zumal in dieser Stunde der Trauer und des Schmerzes denkt er an seinen ältesten Sohn, den Stolz und die Zierde seines Hauses), wie sie zum Vater heraneilen, und wie die wogende Menge unter Absingung der Marseillaise ins Palais-Royal einzieht. Ja, so lange der König diese großen Ereignisse des Juli im Gedächtniß bewahren wird, kann kein Franzose sie vergessen, denn die Einen erinnern sich ihrer unter Thränen und Klagen, Andere unter weithin schallenden Jubelgesängen.

Doch bevor wir die Geschichte des Königs der Revolution schreiben, wollen wir die Erwartung derselben aussprechen, daß Frankreich einen König besitze; ja, es braucht ein Oberhaupt, es muß Einen zu diesem hohen Amte berufen und darin bestätigen. Die Stunden der Zwischen-Regierung sind fürchterlich und peinigend für eine wohlgeordnete Gesellschaft. Nun aber, wem gehorchen? Von wem Befehle empfangen? Wer soll an die Spitze treten? Wie es anfangen, daß unter den zweiunddreißig Millionen Königen, die Frankreich enthält, jeder zu Gunsten eines Einigen, auf seine Macht Verzicht leiste? Zwischen dem abtretenden und neu ankommenden Herrscherhaus, zwischen dem edlen Flüchtling von Cherbourg, zwischen dem auch in der Niederlage so hervorragenden, so ruhigen und Rührung erweckenden König, der so festen Schrittes aufs neue in die Verbannung zurückkehrt, als sollten ihn am Ausgang der Reise noch die prächtigen Gemächer des Tuilerieen-Schlosses empfangen, zwischen dem zu Rheims gesalbten und gekrönten Könige und dem im Palais-Royal aus dem Stegreife gemachten und von der Schnelle des Augenblicks geborenen Könige — welch' eine ungeheure Kluft! Unterdessen tönt es aus tausend Kehlen: „Es lebe der König!" weil der Drang der Umstände es erheischte, weil die Erinnerung an die Gräuel der Republik noch nicht erloschen war, weil man jenen Ruf schon lange in Uebung und Gewohnheit hatte, und endlich, weil der natürliche Trieb der Selbsterhaltung die Gesellschaft zur Wahl eines Fürsorgers ihrer Wohlfahrt, eines Lenkers ihrer Angelegenheiten bestimmte. „Es lebe der König!" dies wird, sage man, was man wolle, stets in Frankreich ein Ausruf des Heils und der Erlösung aus Nöthen bleiben. Bei diesem Siegesruf beruhigt sich Frankreich, beruhigt sich Europa, die alten Monarchieen schweben um ihre Fortdauer in geringerer Angst, die Bürgerschaft, selig und stolz ob ihres neuen Sieges, schließt sich in ihren Verschanzungen ein, das Volk, trunken vor Wonne, sich tapfer geschlagen zu haben, kehrt mit frischer Lust zu seinen täglichen Arbeiten zurück, die vornehmen Herren, welche das große Werk des verwichenen Monats mit vollbringen halfen, die Sprößlinge erlauchter Geschlechter, die, welche mit edlem Anstande und hohen Sinnes die glänzenden Namen des alten Frankreichs fortführen, entfernen sich aus dem Geräusche und Getöse des öffentlichen Lebens, um später ihre Kinder hineinzustürzen, oder um selbst gar wieder hineinzutreten, sobald das Vaterland ihres Raths oder ihres Degens bedürfen sollte.

In diesem so von Grund aus umgestalteten Frankreich fängt mit dem Ruf: „Es lebe der König!" Alles von neuem an. Da erscheint, und erst mit diesem Zeitpunkt eigentlich beginnt und befestigt sich das junge Königthum, Casimir Périer, der erste und beherzteste Minister der Juli-Revolution. Sein erstes Geschäft war die Aufforderung an den König, das Palais-Royal zu verlassen und im Tuilerieen-Schloß seine Wohnung zu nehmen. „Dies da", sagte er, „ist der geziemende Aufenthalt des Königs. Auf jener furchtbaren Schwelle hebt die Königliche Gewalt an; machen wir uns auf den Weg dahin." Allein diesen Vorschlag eines Mannes, dessen Wille kein Hinderniß und keinen Widerspruch kannte, erwiederte der König (obgleich er seine neue Macht noch nicht in ihrem ganzen Umfang ausübte) sofort durch eine ausdrückliche Weigerung. Wie, das heimische Dach verlassen, jenes Palais-Royal, welches zugleich sein Haus und die prachtvollste Boutique war, die in der Welt vorhanden ist! verlassen seine geräumigen und mit Gemälden, die er so gern hatte, gefüllten Salons! entsagen jenen lustigen Spaziergängen auf den weiten Galleriern, oder vielmehr auf jenen hängenden Gärten, von wo aus er das lasterhafte Treiben, die Sittenverderbniß und das Geschick der Weltstadt zu beherrschen schien! So sein Bürgerrecht verlieren und den häuslichen Herd mit dem Palast eines gefallenen Königs vertauschen! Unmöglich, nimmermehr, so meinte und sagte Ludwig Philipp. An das Palais-Royal fesselten ihn zu theure und kostbare Erinnerungen. In jenen Sälen eben, denen er so hastig den Rücken kehren soll, hatte er in aller Stille und mit der verständigsten Beharrlichkeit den Grund zu seiner Größe gelegt. Dieses Haus diente zum Sammelplatze aller muthigen, fähigen und geistvollen Männer, die mit der Regierung unzufrieden waren und in denen letztere über die Gebühr ihre unversöhnlichsten und schädlichsten Gegner erblickte. Da, in dieser lärmenden, von den ersten Talenten besuchten Stätte, und von der dennoch sich wenig ahnen ließ, daß aus ihr dereinst Frankreich seinen Gebieter erhalten würde, hatte er mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt und Gott weiß, mit welchen finanziellen und zweckdienlichen Mitteln zugleich, die junge und schöne Familie erzogen, die ohne Widerrede der herrlichste Schmuck seiner Krone bleibt. Er hielt fest am Palais-Royal aus natürlichem Hange, aus alten Erinnerungen, aus Achtung vor seiner Familie, aus Eitelkeit als Eigenthümer und, verschweigen wir es nicht, aus — einer gewissen Selbstgefälligkeit als Künstler und Baumeister. Hier, unter seinem Dach und Fach, war er schon längst König gewesen, ehe Frankreich ihn dazu erklärte, hier hatte er so viele schätzbare Verbindungen angeknüpft, so viele werthvolle Freundschaften geschlossen, hier hatte er sein Privatvermögen wieder hergestellt, sein eigenes Wohl begründet, wie sehr er sich auch dem allgemeinen Besten widmete; da hatte er die Juli-Kämpfer empfangen — ihnen die Hand gereicht und mit ihnen das Allons enfans de la patrie angestimmt! Er war der erste Bürger und zugleich der erste Edelmann von Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Der Französische National-Charakter, von einem Engländer gezeichnet.

(Schluß.)

Zu der Kühnheit, mit der die Französische Nation wirklichen Gefahren trotzt, gesellt sich eine merkwürdige Neigung zu eingebildeten Befürchtungen. Mit der zahlreichsten Armee, den stärksten Festungen, der konzentrirtesten Gränze und der kriegerischsten Bevölkerung in Europa zeigt sie eine so große Besorgniß, unversehens angegriffen und unterjocht zu werden, als ob sie, wie Oesterreich und Preußen, weitläuftige, leicht angreifbare Besitzungen zu vertheidigen hätte. Ihr Muth gleicht der Hitze eines Vollblut-Pferdes, das bei der geringsten Veranlassung scheut und sich in wirkliche Gefahren stürzt, indem es geträumten zu entgehen sucht.

Diese immerwährende Furcht und Besorgniß, die bei einer tapfern, mächtigen und stolzen Nation so seltsam erscheinen, lassen sich zum Theil aus der lebhaften Erinnerung an die Unfälle der Jahre 1814 und 15 erklären; ihren Hauptgrund haben sie jedoch in folgenden Ursachen. Erstens ist sie sich ihrer eigenen Pläne bewußt und natürlicherweise geneigt, andere Völker für raubgierig und gewissenlos zu halten, wie sie selbst. Wenn sie nicht an dem Erfolg verzweifelte, so würde sie sich gewiß Belgiens, Rheinpreußens, Rheinbayerns, der Schweiz und Savoyens, mit einem Worte jedes Landes bemächtigen, das ihr zur Abrundung ihres Territoriums wohlgelegen erscheint, und sie schreibt demzufolge ihren Nachbarn ähnliche Absichten zu. Zweitens weiß sie, daß sie allen Völkern und Fürsten Europa's ein Gegenstand der Furcht oder des Hasses ist. Sie weiß, daß sowohl Fürsten als Völker sie als ein feindliches Lager betrachten, welches sie mit den Uebeln des Krieges bedroht und ihnen diejenigen eines bewaffneten Friedens auferlegt. Sie weiß, daß

man ihr den Stillstand der öffentlichen Arbeiten, die Einziehung der Kapitalien, die Zerrüttung des Handels, den Druck der Auflagen, die Fortdauer der Kriegsrüstungen und die Unordnung in den Finanzen zuschreibt, welche die nothwendigen Folgen dieses schwankenden Zustandes sind. Sie trägt sich nicht in der Vermuthung, daß man sie gern geschwächt sehen würde; aber wenn sie glaubt, daß man sie angreifen werde, falls sie nicht selbst den Angreifer macht, und daß die Möglichkeit für sie vorhanden sey, der Gegenstand eines Offensiv-Krieges zu werden, so ist sie in einem schweren Irrthum befangen. Es giebt außer Frankreich kein Land in Europa, welches wahnsinnig genug wäre, von freien Stücken einen Krieg herbeizurufen. In vielen, unter anderen in England und Oesterreich, findet ein jährliches Defizit in den Staatseinkünften statt, und bei allen werden die laufenden Ausgaben als eine schwere Bürde empfunden. Auch giebt es keine einzige große Macht, die im Fall eines Krieges auf die eifrige Mitwirkung ihrer sämmtlichen Unterthanen rechnen könnte, oder die nicht befürchten müßte, einen Theil derselben in den feindlichen Reihen zu erblicken. Rußland ist in Polen verletzbar; Preußen in den Rhein-Provinzen (!); Schweden in Norwegen; England in Irland, Kanada und Indien, und Oesterreich besteht aus vier Volksstämmen, die zufälligerweise unter einem Haupte vereinigt sind. Ist es glaublich, daß in einer solchen finanziellen und politischen Lage irgend eine Regierung sich den gewissen Uebeln und den ungewissen, aber nichts weniger furchtbaren Gefahren eines Krieges aussetzen werde?

Zu den Eigenschaften, worauf Frankreich stolz ist, gehört die Sympathie für die Leiden anderer Völker. Man kann es von einer gegen äußere Eindrücke so empfänglichen Nation erwarten, daß sie einen lebhaften Antheil an dem Schicksal ihrer Nachbarn nehmen werde. Einen solchen Antheil nimmt sie auch wirklich, aber mit Ausnahme des ersten Amerikanischen Krieges, wo jedoch der Haß gegen England gewiß mehr Einfluß auf ihr Benehmen hatte als die Sympathie für Amerika, können wir uns auch nicht eines einzigen Falls erinnern, wo ihr Mitgefühl sie zu dem geringsten Opfer, zum Besten derjenigen veranlaßte, für die sie so viele Theilnahme offenbarte. Sie hat stets ein außerordentliches Interesse für Polen gezeigt, ließ aber zweimal, in den Jahren 1806 und 1812, die Gelegenheit verstreichen, die Nationalität dieses Landes wiederherzustellen, weil sie selbst keinen unmittelbaren Gewinn daraus ziehen konnte. Ein anderer Schützling war Spanien. Während des größten Theils des verflossenen Jahrhunderts standen beide Länder in der engsten Verbindung, aber die Freundschaft Spaniens ist in unseren Zeiten durch eine solche Reihefolge von Ungerechtigkeiten und Kränkungen erwiedert worden, wie kaum je eine Nation von einer anderen zu erleiden hatte.

Wir wollen unsere Uebersicht des National-Charakters der Franzosen mit einigen Bemerkungen über die Weise schließen, wie sich bei ihnen die Rachsucht äußert. Gutgeartete Naturen können nur dann einen Groll nähren, wenn er durch das Gefühl eines ihnen zugefügten Unrechts hervorgebracht wird. Nur ein Kind, und ein ungezogenes Kind, wird die Erde schlagen, auf die es gefallen ist; ein wahrhaft hochsinniger Mann wird dagegen auch im Feinde den Muth und die Beharrlichkeit anerkennen. Als Individuen sind die Franzosen großmüthig; in den Feldzügen der Halbinsel bewiesen die Französischen Truppen gegen die Englischen nicht nur keine Erbitterung, sondern sie behandelten diese sogar mit aller Schonung und allem Wohlwollen, die ihre feindliche Stellung zuließ. Aber diese Eigenschaften verschwinden, wenn wir Frankreich als eine Nation betrachten. Sie scheint alsdann jeden Einspruch gegen ihre Forderungen als eine Beleidigung und jeden Widerstand als ein Verbrechen anzusehen und hinterläßt die Rache als Erbtheil von einer Generation zur anderen. Wer hätte es geahnt, daß im Jahre 1840 Waterloo und selbst Abukir noch unvergessen waren!

Wenn jedoch der bittere Haß, womit Frankreich heutzutage gegen England erfüllt ist, nur aus der Erinnerung an ehemalige Niederlagen hervorginge, so würde er nach und nach verschwinden, je weiter diese Niederlagen in den Hintergrund der Vergangenheit zurücktreten. Wenn spätere politische Reibungen ihn wieder angefacht hätten, so würde die Schlichtung der streitigen Fragen ihm von neuem ein Ziel setzen. Aber diese Erbitterung hat einen viel tieferen Grund. Vor 60 Jahren war Frankreich am Schlusse des Amerikanischen Revolutions-Krieges das mächtigste Volk in der Welt. Seine Bevölkerung betrug 26 Millionen, während Großbritanien nur 13 bis 14, Oesterreich und das Europäische Rußland jedes nur 25, und Preußen nur 7 bis 8 Millionen Unterthanen zählte. Es besaß blühende Kolonieen, eine Marine, welche der Englischen die Spitze bieten konnte, und war an Reichthum und Industrie dem ganzen übrigen Kontinente, mit Ausnahme der Niederlande, überlegen. An seinen südlichen und südöstlichen Gränzen lagen Spanien, Savoyen und die Schweiz, die alle seinem Einfluß unterworfen waren; weiter östlich die Staaten kleiner Deutscher Fürsten, und im Norden die Oesterreichischen Niederlande, die schwachen Anhängsel eines entfernten Reichs. Heutzutage haben sich Spanien, Savoyen und die Schweiz seiner Einwirkung entzogen; im Norden befindet sich Belgien, der Alliirte Englands, und das Großherzogthum Luxemburg, Rhein-Preußen, Rheinbayern und Baden — alles Mitglieder des mächtigen Deutschen Bundes — schließen sich eng an seine östliche Gränze. Seine Marine hat aufgehört, furchtbar zu seyn, Algier dient ihm statt aller Kolonieen, an Reichthum und Betriebsamkeit bleibt es gegen die benachbarten Völker zurück, und während seine Bevölkerung nicht über 34 Millionen beträgt, schätzt man die Einwohner-Zahl Großbritaniens auf 27 Millionen, Oesterreichs auf 37, Preußens auf 14 und Rußlands auf 50 Millionen. Wenn seine Nachbarn fortfahren, ihm so weit vorauszueilen, so wird es nach einem halben Jahrhundert zu einer Macht zweiten Ranges hinabsinken. Dem unparteiischen Beobachter scheint zwar die Abhülfe leicht: wenn Frankreich aufhören würde, die Hülfsquellen seiner Unterthanen durch unerschwingliche Auflagen zu erschöpfen, um Armeen und Flotten zu keinem anderen Zwecke aufzustellen, als sich die Feindschaft Europa's zuzuziehen; wenn es aufhören würde, seine Kräfte in Afrika zu vergeuden; wenn es den barbarischen Tarif modifizirte, der es vom auswärtigen Handel ausschließt, und die Einschränkungen und Monopole abschaffte, die seine innere Thatkraft lähmen; wenn es mit einem Worte die Künste des Friedens pflegen würde, so hätte es keinen Nebenbuhler zu fürchten. Mit seinem Gebiet, seinem Erdboden, seinem Klima könnte es in 50 Jahren eine glückliche Bevölkerung von 50 Millionen in sich schließen. Aber kurzsichtiger Eigennutz von der einen Seite und Eitelkeit, Ungeduld, Unwissenheit von der anderen scheinen solche Maßregeln für den Augenblick unmöglich zu machen. Da es dergestalt sich selbst zum Stillstande verurtheilt, so sucht es die Fortschritte seiner Nachbarn aufzuhalten und sie zurückzuziehen, weil es sie nicht einholen kann. Es ist wahr, daß Frankreich sich in keinen ernstlichen Krieg einlassen kann, ohne seine gegenwärtige Dynastie und Constitution über den Haufen zu werfen, welche nicht fest genug gewurzelt sind, um einem Sturm zu widerstehen. Hierdurch wird auch hauptsächlich der Friede gesichert. Aber wir zweifeln sehr, ob die Anhänglichkeit Frankreichs an seine Dynastie es zurückhalten würde, wenn ein scheinbarer Vorwand zum Kriege entstehen sollte. Von allen seinen Gegnern wird England am meisten verabscheut, und je öfter beide Nationen gemeinschaftlich handeln müssen, je näher ihre politischen Berührungspunkte sind, desto zahlreicher werden die Fälle, die einen Bruch herbeiführen können.

England.

Licht- und Schattenseiten der Bevölkerungs- und Gewerbs-Zunahme.

Schon dem oberflächlichsten Beobachter ist eine wesentliche Veränderung auffallend, die seit ungefähr zwanzig Jahren in Großbritanien vorgegangen — eine Veränderung, über die gewisse Politiker frohlocken und andere sich betrüben. Die Ausdehnung unserer Betriebsamkeit in Manufakturen und im Handel hat Alles überboten, was man seit Anfang der Welt Analoges in der Geschichte anführen könnte. Von 1815 bis 1840 haben Einfuhr und Ausfuhr um mehr als das Doppelte sich gesteigert. Das Tonnengeld der Britischen und ausländischen Schiffe, welche in die Häfen einlaufen, ist um 250 Prozent gewachsen, und die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten und den Britischen Kolonieen allein beträgt jetzt mehr als die Gesammt-Ausfuhren der ganzen Welt während des Krieges betrugen. Mit dieser staunenswürdigen Vermehrung der Betriebsamkeit Schritt haltend, ist die Bevölkerung in ungeheurem Grade gewachsen. Im Jahre 1815 zählten die Britischen Inseln 18 Millionen Seelen; heutzutage zählen sie 28 Millionen, und, was noch mehr in Staunen setzt, die Fortschritte des Ackerbaus sind, Dank der thätigen Industrie des Landvolkes, so groß gewesen, daß eine noch größere Vermehrung der Lebensmittel jene ungeheure Zunahme der Bevölkerung (ausgenommen in Jahren außerordentlichen Mißwachses) begleitete.

Wie glücklich wäre Großbritanien zu preisen, könnten wir dabei stehen bleiben! Aber der Geschichtschreiber fragt ganz natürlich, wenn er die Zahlen der Bevölkerung, des Reichthums und der Betriebsamkeit eingetragen hat, welches die gleichzeitigen Verhältnisse des allgemeinen Wohlstandes, der Gesundheit des Volkes, der religiösen Unterweisung und des sittlichen Lebens der arbeitenden Klassen waren? Ach, um ihm zu antworten, müssen wir ein sehr trauriges Gemälde der Fortschritte des Elends und der Unsittlichkeit entrollen!

Die amtliche Statistik der Grafschaft Lanark soll uns einen Begriff geben von dieser doppelten Progression, die den Staatsmann wie den Menschenfreund in Bestürzung setzt. Diese wichtigste Grafschaft Schottlands steht, was ihren Handel und ihre Manufakturen anlangt, nur Lancaster in England nach. Sie hat nicht weniger als 435,000 Bewohner, und eine Stadt in derselben zählt für sich allein 280,000. Das Wachsthum der Bevölkerung von Glasgow stellt sich in den letzten vier Dezennien also heraus:

Jahr.	Einwohner.
1801	83,769
1811	110,460
1821	147,043
1831	202,426
1841	282,134

Diese Zunahme ist schon außerordentlich genug; sie reicht aber noch nicht an diejenige, welche in den Vorstädten, der sogenannten Baronie von Glasgow, stattgefunden. Hinsichtlich dieser können wir eine Tabelle geben, welche die 85 letzten Jahre begreift:

Jahr.	Bewohner.
1755	5,000
1774	9,000
1792	18,300
1799	23,000
1819	51,633
1831	77,385
1841	109,241

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Bevölkerung von Glasgow in den letzten zehn Jahren in demselben Verhältnisse zugenommen, wie die von New-York. Die Vergleichung ist um so leichter, als beide große Städte im Jahre 1831 von derselben Zahl (202,000) ausgingen und 1841 wieder dieselbe

(280,000) erreichten.*) Nicht minder merkwürdig darf man den Umstand nennen, daß eine Stadt, die keines der eigenthümlichen Vortheile einer maritimen Lage sich erfreut, die im Binnenland und an einem Flusse liegt, der zunächst nur für kleinere Fahrzeuge schiffbar, eine Stadt, die einem so wenig fruchtbaren Lande, wie Schottland, angehört, das überhaupt nur drei Millionen Einwohner zählt, so sehr herangewachsen ist, um mit dem prächtigsten Seehafen der Nord-Amerikanischen Union, der wahren Pforte jenes unermeßlichen Landes, rivalisiren zu können.

Vor 17 Jahren sagte der berühmte Watt zu einem Fabrikanten von Glasgow, die Manufakturisten jener Stadt hätten sehr Unrecht, daß sie an den Ufern des Clyde Baumwollen-Fabriken errichteten. „Die Baumwolle" setzte er hinzu — „ist das Produkt eines fremden und fernen Landes: der wahre Stoff, den ihr bearbeiten solltet, liegt unter euren Füßen." Die Geschichte der Entwicklung der Industrie und des Handels in Lanarkshire und ganz vorzüglich in Glasgow zeugt von dem ganzen Scharfsinn jener Aeußerung des Erfinders der Dampfmaschinen. Die Eisenwerke haben eine neue und unerschöpfliche Quelle des Reichthums im Thale des Clyde eröffnet. Im J. 1831 gab es nur ein Eisenwerk; von 1831 bis 1841 sind 64 Werke dieser Art errichtet worden, von denen jedes 3000 Centner Eisen jährlich zu Tage fördert. Der Gesammt-Ertrag der Eisenhütten von Lanark beträgt 325,000 Centner, welche, den Centner zu 3 Pfd. 10 Sh. (!) gerechnet, die Summe von 1,137,000 Pfd. Sterl. geben! Jede dieser Eisenhütten verbraucht alle Jahr im Durchschnitt 10,000 Centner Kohlen, was im Ganzen 650,000 Centner giebt. Rechnen wir nun 7 Shilling auf den Centner, so erhalten wir 210,000 Pfd. als Gesammtwerth des zur Unterhaltung ihrer Feuer nothwendigen Brennstoffes.

Das Einkommen von den Zöllen der Stadt Glasgow belief sich im Jahre 1812 auf 3126 Pfd. Sterl., im Jahre 1840 aber auf die ungeheure Summe von 491,000 Pfd. Sterl. Welch ein Abstand!

Was haben nun alle diese materiellen Hülfsquellen zur Wohlfahrt des Volkes gethan? Jetzt zeigt sich uns die Kehrseite der Medaille!

Die zuverlässigsten Listen der Sterblichkeit in Glasgow ergeben, daß während dieser zehn Jahre eines Wohlstandes ohne gleichen die Todesfälle, die von 1810 in dem jährlichen Verhältnisse von 1 zu 41 standen, jetzt in dem von 1 zu 31 stehen. Einen anderen auffallenden und traurigen Beweis von Verschlimmerung des Gesundheits-Zustandes giebt die Mittelzahl der Todesfälle von Kindern unter fünf Jahren, welche zwischen 1831 und 1841 um 74 Prozent zugenommen hat. — Das ansteckende Fieber hat innerhalb fünf Jahren (bis 1840 einschl.) zu Glasgow so schrecklich gewüthet, daß der Dr. Cowan 109,385 Personen zählt, die an diesem gefährlichen Uebel erkrankten: 68,621 bekamen den Typhus, und von diesen starben 5844. Man weiß, welche Volksklasse die letztere Krankheit vorzugsweise heimsucht; es steht aber urkundlich fest, daß im Winter 1840—41 fünf bis sechstausend Bewohner Glasgows in äußerster Dürftigkeit schmachteten. Die Kirchspiel-Kollekten in Schottland sind so unbedeutend, daß nicht mehr als ein Shilling Unterstützung wöchentlich auf jede Familie kommt.

Die Verbrechen haben in der letzten Zeit noch vier Mal stärker zugenommen, als die Bevölkerung selber. Sehen wir von den Todes- und Verbannungs-Urtheilen ab, die in den Listen der Kriminal-Rechtspflege am meisten ins Auge fallen: es ist leider nur zu wahr, daß, hätte man außer dieser schweren, dem Auge der Polizei und der Rache des Gesetzes selten entgehenden Verbrechen alle ernsthafte Vergehungen in Lanarkshire entdeckt und bestraft, die Zahl 6000 sich finden würde, wo jetzt nur 600 steht. Fast kein Landhaus oder Pachtgut ist in diesen letzten Jahren von Dieben verschont geblieben, und fast in jeder Winternacht der beiden verflossenen Jahre hat man auf den Landstraßen um Glasgow Personen ermordet und beraubt.

Utopisten werden nicht müde, zu behaupten, daß die niederen Volksklassen durch Unterweisung sittlicher gemacht werden können. Allein unter der großen Anzahl Verbrecher, die in den Jahren 1836—40 in Lanarkshire vor Gericht erschienen und verurtheilt worden, hatten 68 von Hundert Elementar-Unterricht genossen, und dieses Verhältniß bleibt sich in ganz Schottland gleich.

Die Stadt Glasgow und der untere Kanton von Lanarkshire enthalten die gemischteste Bevölkerung, unter Anderen 50,000 Irländer. Der mittlere Kanton ist von Acker- und Bergleuten bewohnt; der obere fast ausschließlich von Ackerbauern und Hirten. In dem unteren Kantone und der Stadt Glasgow ist das Verhältniß der unterrichteten Verbrecher zu dem der Nicht-Unterrichteten wie 367 zu 138, oder wie 3 zu 1. In dem mittleren Kanton verhalten sie sich wie 39 zu 3, oder ungefähr wie 20 zu 1; in dem oberen aber, einem rein Schottischen Kantone, der nur Ackerbau und Viehzucht treibt, wie 5 zu 1.

Man hält mir ohne Zweifel entgegen, daß der Volksunterricht unvollständig sey; wie soll man aber den arbeitenden Klassen, die von ihrer Kindheit an eilf Stunden des Tages harte Arbeit verrichten, einen vollständigeren Unterricht geben! Weit eher ist es der Mangel an religiöser Unterweisung, was diese Unglücklichen zur Beute des Lasters macht, denn lange Zeit waren in Glasgow allein mehr denn 66,000 Menschen ohne Kapellen oder Kirchen; und obwohl seit sechs Jahren zwanzig neue gottesdienstliche Gebäude errichtet worden, fehlt es jetzt 80,000 Menschen (also 14,000 mehr) an allem religiösen Unterricht! 80,000 menschliche Wesen sind größtentheils in C[illegible]menluft, Egoismus oder Ausschweifungen versunken und haben keinen and[illegible] Gott, als ihre Begierden.

In den Bevölkerungs-Tabellen von Lanarkshire figuriren 50,000 Irländer, lauter arme Emigranten, welche die Zahl der Arbeiter vermehren und über deren Konkurrenz die Letzteren gern sich beklagen, wenn der Lohn gering wird. Viele dieser Unglücklichen sind im buchstäblichen Sinne obdachlos, und zwar in einer Stadt, wo seit zwei Jahren eine Menge neuer Häuser gebaut worden ist, wo man aber wenigstens die doppelte Zahl hätte bauen müssen, um dem Bedürfniß des raschen Wachsthums der Bevölkerung zu genügen.

Da übrigens, in der Stadt wie auf dem Lande, nicht alle Arbeiter an Hunger sterben und nicht alle des Obdachs entbehren, wie entsetzlich auch die armen Familien unter demselben Dache zusammengedrängt leben: so fragt es sich, wo das Geld, das sie als Lohn empfangen, am Ende bleibt? Betrachten wir hier das Resultat zweier Verhältnisse:

Es giebt in Glasgow, wie in London, dreierlei Anstalten, die den Arbeitern, je nach dem Geschmack, dem Charakter und der Lage eines Jeden, immer offen stehen; diese sind: die Läden der Pfandleiher, die Sparkassen und die Schenken. Ueber die Einkünfte dieser drei Anstalten lehrt uns nun die Statistik Folgendes: Man zählt in Glasgow über 700 Leihhäuser, von denen nur 73 patentirt sind. Diese Häuser leihen der arbeitenden Klasse jährlich die Summe von 500,000 Pfd. Sterl. gegen 40 bis 100 Prozent Zinsen. Die Sparkasse von Glasgow empfängt alle Jahr ungefähr 140,000 Pfd., worunter jedoch sehr wenige Einzahlungen von Fabrik-Arbeitern sich befinden.

Man zählt in Glasgow 3000 Branntweinschenken! Alison hat in seinem neuesten statistischen Werke bewiesen, daß in diesen Schenken zu Glasgow jährlich eine Summe von 110,000 Pfd. durchgebracht wird.

Solche Dokumente liefert uns die Statistik über den Zustand der arbeitenden Klassen in jenem Schottland, das wegen seiner Verständigkeit, Sparsamkeit und Sittlichkeit so sehr gepriesen wird. Die Regierung mag selber zusehen, ob sie die Leute, die den Staat bei jeder Krisis mit einer sozialen Revolution bedrohen, ihren antisozialen Neigungen überlassen kann. Es liegt am Tag, daß alle Opfer der Wohlthätigkeit die Fortschritte des Pauperismus nicht aufzuhalten vermögen; denn man muß der Stadt Glasgow die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß keine andere in den letzten zwei Jahren so energisch durch Mildthätigkeit gegen das Elend angekämpft hat. Privat-Subscriptionen haben zur Gründung neuer Kirchen 100,000 und zur Erbauung von Hospitälern 20,000 Pfd. Sterl. beigesteuert, der zahlreichen Almosen anderer Art nicht zu gedenken. (Blackwood's Magazine.)

*) Wir glauben, daß auch für Berlins Bevölkerungs-Verhältnisse die beiden Zahlen den Maßstab der Vermehrung in den gedachten zehn Jahren abgeben.

Mannigfaltiges.

— Parlamentarischer Kunst-Bericht. Unter den Aktenstücken, welche dem Parlament in seiner letzten Session vorgelegt wurden, befindet sich auch eine Abhandlung, die man an solchem Ort schwerlich vermuthen möchte; es ist dies eine völlige Belehrung über die Fresko-Malerei, zu welcher auch unser berühmter Landsmann, Peter von Cornelius, durch Mittheilungen, welche derselbe der Kommission für die schönen Künste während seiner Anwesenheit in England gemacht zu haben scheint, das Seinige beigetragen hat. Es handelte sich nämlich um die Ausschmückung der neuen Parlaments-Gebäude, und es wurde jene Kommission vom Parlamente beauftragt, mit Sachverständigen darüber zu berathen und dann ihr Gutachten in einem Bericht abzugeben. Dies ist nun geschehen; der Bericht ist vom Prinzen Albrecht, als Präsidenten der besagten Kommission, und von seinen Kollegen unterzeichnet; er erklärt sich sehr zu Gunsten des Fresko für die Malereien, mit welchen die Parlaments-Gebäude verziert werden sollen, wenn er auch, wegen unzulänglicher Erfahrung, die Anwendung desselben nicht geradezu anempfehlen will, und giebt bei dieser Gelegenheit eine Uebersicht über die verschiedenen Methoden der von Italiänischen Malern ausgeführten Fresko-Malereien, so wie eine vollständige technische Analyse dieser Kunst und ihrer Mittel, indem man dabei zugleich die Absicht hatte, der Englischen Malerschule einen nützlichen Dienst zu leisten.

— Orientalische Indolenz. Wie viel das Temperament der Orientalen dazu beigetragen hat, sie in religiöser Hinsicht zu Fatalisten zu machen, leuchtet aus einer Anekdote hervor, welche kürzlich aus Indischen in Englische Zeitungen übergegangen ist und, wenn sie auch erfunden wäre, ein solches Gepräge der inneren Wahrheit an sich trägt, daß man sie immerhin als ein Faktum nacherzählen kann. Ein Hindostanischer Muselmann erkrankte und sagte zu seinem Diener: „Geh' und hole mir etwas Medizin von einem Doktor." — „Aber es könnte seyn, daß der Doktor nicht zu Hause wäre", antwortete der Bediente. — „Du findest gewiß einen zu Hause." — „Aber, wenn ich ihn auch finde", versetzte der Diener, „so giebt er mir am Ende keine Medizin." — „So nimm diese Banknote", erwiederte sein Herr, „und er wird Dir welche geben." — „Ja", hatte der Bursche wiederum einzuwenden, „er kann mir vielleicht Medizin geben, aber wenn sie nun nicht hilft?" — „Schuft", antwortete der Kranke, dem die Geduld ausging, „wirst Du nun gleich thun, was ich Dir befehle, statt hier mit kaltem Blut zu sitzen und Schwierigkeiten zu machen?" — „Lieber Herr", entgegnete ruhig der Diener, „gesetzt auch den Fall, daß die Medizin wirkte, was hülfe es am Ende? Wir müssen zuletzt doch Alle sterben, und ist es da nicht einerlei, ob heute oder morgen?"

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentl. [illegible] drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Mittwoch den 7. September 1842.

Süd-Amerika.

Don Juan Manuel de Rosas, Haupt der Argentinischen Republik.

Bekanntlich hat Buenos-Ayres sich mit den benachbarten Staaten zu einer gemeinschaftlichen Union verbunden, die den Namen „Argentinische Republik" angenommen hat. Gleich den übrigen Staaten des südlichen Amerika, war auch dieser junge Freistaat, seit der Zeit, wo er seine Unabhängigkeit von Spanien erklärte, der Schauplatz sozialer Zerwürfnisse und blutiger Bürgerkriege, bald eine Beute dieser, bald jener Faction. Ein Mann von ungewöhnlichem Charakter, Don Juan Manuel de Rosas, hat sich an die Spitze der Angelegenheiten in Buenos-Ayres gestellt und ist gegenwärtig der unumschränkte Diktator des Argentinischen Staatenbundes.

De Rosas ist jetzt ungefähr ein Funfziger und von einnehmendem Aeußern; seine Gestalt ist hoch, regelmäßig und imponirend, sein Gesicht hat einen edlen Ausdruck, seine Hautfarbe ist für einen Eingebornen von ungewöhnlicher Weiße, dies und das hellbraune Haar geben ihm eher das Ansehen eines Nordländers. Vor der Revolution bekleidete sein Vater die Stelle eines Hauptmanns in einem Spanischen Kavallerie-Regimente, das in Buenos-Ayres garnisonirt war; er galt für einen tapferen Offizier und seine Familie für eine der angesehensten im Lande.

Don Juan Manuel scheint sein Genie und seine Geistesthätigkeit von der Mutter, Donna Augustina de Rosas, geerbt zu haben. Als Buenos-Ayres noch ein Spanisches Besitzthum war, bestand die Familie, die Aeltern nicht mitgerechnet, aus acht Mitgliedern, nämlich aus dreien Söhnen, von denen Don Juan der älteste war, und aus fünf Töchtern. Da der Vater nichts weiter als seinen Sold hatte, so befand sich die Familie in sehr drückenden Verhältnissen. Zurückgezogen auf einer Estancia, oder einem Besitzthum, das aus Weideplätzen für Pferde- und Rindviehheerden besteht, und welches der Familie gehörte, kämpfte die Mutter, wie ein Held, gegen die Armuth an und scheute die härtesten Strapazen nicht, um den Ihrigen wieder aufzuhelfen. Mit jedem anbrechenden Morgen bestieg sie ihr Pferd und ritt, mit einem Säbel an der Seite, gleich einem echten Guacho nach den Weideplätzen, um ihre Knechte zu beaufsichtigen, die sie, als eine wahre Amazone, nothigenfalls mit eigenen Händen durchprügelte. — Durch Anstrengungen, denen der kräftigste Mann auf die Dauer unterliegen wäre, brachte sie es nach drei Jahren so weit, daß sich ihr Kapital verdoppelte und ihre Familie sich in ziemlich blühender Lage befand.

Don Juan Manuel, früh mit der von seiner Mutter geführten Lebensweise vertraut, begann in zarter Jugend schon nach Selbständigkeit zu ringen; er war mit den reichsten Grundeigenthümern von Buenos-Ayres, mit den Anchorenas, verwandt; von ihnen angestellt, erwarb er sich in kurzer Zeit die Mittel, eine eigene Estancia zu begründen; zu dem Ende kaufte er im südlichen Theile der Provinz einen ausgedehnten Landstrich und ließ es an Anstrengung nicht fehlen, diese weiten und reichen Triften mit Heerden zu bevölkern. Hier blieb er den größten Theil seines Lebens und erwarb sich große Reichthümer. Man versichert jedoch, daß er sich daselbst nicht allein mit Vergrößerung seiner Heerden und seines Vermögens, sondern auch mit Plänen des Ehrgeizes beschäftigte; denn als der für seine Entwürfe günstige Augenblick herangenaht war, fand er ihn vollkommen darauf vorbereitet, den größten Vortheil aus der politischen Umwälzung zu ziehen. Im frühen Alter schon hatte er den Werth physischen Uebergewichts über die ihn umgebende Menge würdigen gelernt und bemühte sich, seine natürlichen Anlagen auszubilden und sie so vortheilhaft, wie nur möglich, ans Licht zu stellen. Groß, robust und jung, erlangte er bald Vollkommenheit in den körperlichen Uebungen, die von den Bewohnern der Pampas am höchsten geschätzt werden. Niemand konnte so wie er das wildeste Pferd bändigen, den wilden Stier so sicher mit dem Wurfspieß erlegen oder so gewandt das Lasso werfen. Seine Kraft und Gewandtheit erregte allgemeine Bewunderung; aber er verstand es auch, sich in gleichem Maße gefürchtet und geachtet zu machen. Sein Name wurde der einflußreichste unter den Guachos und Landbewohnern von Buenos-Ayres; die sich stets gleichbleibende Festigkeit und Strenge, mit der er seine Angelegenheiten leitete, trug nicht wenig dazu bei, sowohl sein Vermögen wie sein Ansehen zu vergrößern. Zuerst besetzte er die höchsten Stellen auf seinen zahlreichen Estancias mit wenigen, auserlesenen Männern und bot sodann seinen Schutz allen Sorten von Missethätern an, die es für gerathen hielten, sich dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen. Diese Leute, einmal auf seinen Gütern angestellt, fanden sich vollkommen vor jeder Strafe für begangene Verbrechen gesichert, und Don Juan Manuel sorgte dafür, daß sie sich keine neue Vergehungen auf seine Unkosten zu Schulden kommen ließen. Er legte sich selber die Gewalt bei, über Leben und Tod dieser Leute zu entscheiden, und übte diese Macht mit unerbitterlicher Strenge aus. Er selber zeigte die größte Bereitwilligkeit, sich am ersten den Gesetzen zu unterwerfen, nach denen er seine Besitzungen regierte; ein merkwürdiges Beispiel dieser scheinbaren Unterwürfigkeit unter seinen eigenen Codex gab er bei folgender Gelegenheit:

Die Guachos von Buenos-Ayres tragen durchgehends ein scharf zugespitztes Messer in ihrem Gürtel, das etwas länger als ein gewöhnliches Tischmesser und ihnen eine unentbehrliche Waffe ist. Mit diesem Messer spornt der Guacho sein Pferd, tödtet und schindet das Rind, welches ihm zur Speise dient, bratet das Fleisch an des Messers Spitze, und mit ihm durchschneidet er den Braten zu einzelnen Bissen. Für häusliche Bedürfnisse kennt er kein anderes Instrument, aber es wird auch in seinen Händen zu einer gefährlichen Waffe, die er, beim geringsten Streite, eben so kaltblütig in das Herz eines Menschen wie in die Gurgel eines Hammels stößt. De Rosas, der recht gut wußte, welche verderbliche Waffe dies Messer selbst in der Hand des friedlichsten der Guachos werden konnte, sah im voraus, daß Jeder, und er insbesondere, unter den Räubern, mit denen er seine Besitzungen angefüllt hatte, sich in immerwährender Lebensgefahr befinden möchte, wenn ihnen das beständige Tragen des Messers gestattet würde; er machte es daher auf seinen Gütern zum Gesetze, daß keiner seiner Untergebenen in müßigen Stunden oder zu irgend einer Zeit, bei der Arbeit und beim Mahle ausgenommen, wo es unentbehrlich war, das Messer bei sich tragen durfte; sobald man es abgelegt hatte, nahm es ein dazu angestellter Diener in Verwahrung, an den sich Jeder zu wenden hatte, wenn er sein Messer wiedererhalten wolle. — De Rosas sah es nur zu gut ein, daß ohne Anstrengung und Beispiel von seiner Seite diese Anordnung oft, trotz der Peitschenhiebe, die als Strafe festgesetzt waren, übertreten werden müßte. Um daher zu seinem Zwecke zu gelangen, bestieg er eines Tages sein Pferd, angeblich, um einen Spazierritt zu machen, und behielt sein Messer im Gürtel; plötzlich kehrt er um und meldet sich bei dem wachthabenden Beamten als Uebertreter des Gesetzes, indem er sein Messer überreicht und dem Manne befiehlt, ihm die vorgeschriebene Strafe zu ertheilen. Der arme Schelm bildete sich ein, daß sein Gebieter mit ihm spaße, und zögerte natürlich, den Befehl zu vollziehen; aber De Rosas, der seinen Rücken entblößt hatte, brachte ihn bald auf andere Gedanken, indem er ihm die Wahl ließ, ihn entweder augenblicklich mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft durchzuprügeln oder die doppelte Anzahl Peitschenhiebe selber zu empfangen. Natürlich peitschte der Diener seinen Herrn ohne fernere Zögerung aus Leibeskräften; Letzterer bestieg darauf, als ob nichts vorgefallen wäre, sein Pferd, um den beabsichtigten Spazierritt anzutreten. Durch dieses Beispiel war er für die Folge im Stande, seine Befehle, ohne Furcht vor Vernachlässigung oder Widersetzlichkeit, in Kraft treten zu lassen.

In solcher Weise beherrschte De Rosas den gefährlichen, doch thätigen Menschenschlag, den er angeworben; er gewöhnte sie an eine Disziplin, die fast militairisch war, indem er sie durch die Kraft des eigenen Beispiels dahin brachte, sich jeder Art von Abhärtung und Entbehrung zu unterziehen. Bemerkte er unter ihnen irgend ein hervorstechendes Talent, so beförderte er den Mann zu einem höheren Posten und gab ihm die Mittel, sich ein eigenes Besitzthum zu erwerben. So handelte er nach dem Plane, den alle Befehlshaber und Herrscher, die nach Popularität strebten, von jeher befolgten; denn die Belohnung des Verdienstes wird selbst von denjenigen für gerecht anerkannt, die wegen Untauglichkeit übergangen werden müssen. De Rosas erlangte eine sehr große Popularität in der Provinz, und darin lag sein Haupt-Vortheil, als der Bürgerkrieg ausbrach. Beim Beginne desselben verhielt er sich vollkommen passiv und wartete mit gewohnter Vorsicht ab, auf welche Seite sich der Erfolg neigen würde. Während dieser Zeit beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Sicherstellung seines Vermögens, und dies gelang ihm so vollkommen, daß er an Reichthum zunahm, während andere Grundbesitzer vollkommen verarmten. Theils war dies der Vorsicht zuzuschreiben, mit der er seine zahlreichen Estancias in sicherer Entfernung von der Hauptstadt angelegt hatte, theils der ausgedehnten Zahl thätiger, unternehmungsreicher Männer, mit denen er sie besetzte. De Rosas erstes Erscheinen auf dem politischen Schauplatze fällt in das Jahr 1820, wo wir ihn zuerst die Stelle eines Oberst in der Armee bekleiden sehen. Damals stand er in der Blüthe des männlichen Alters, war bereits unermeßlich reich, seine Heerden waren zahllos und seine Ländereien von ungeheurer Ausdehnung. Ein so gestellter Mann, mit großer Popularität und über Alles im Besitz eines vermessenen

und gränzenlosen Ehrgeizes, mußte, wie die Dinge damals in Buenos-Ayres sich gestalteten, unbedingt steigen, und so erklimmte denn auch Don Juan Manuel, von Sprosse zu Sprosse, die Leiter des Ehrgeizes, bis er den höchsten Punkt erreicht hatte, den ein Bürger dieser Republik erreichen kann: die Statthalterschaft des Staates und die ausübende Präsidentschaft oder besser – Diktatur der Argentinischen Republik.

Aus De Rosas' früherer Lebensweise läßt sich entnehmen, daß seine Erziehung mangelhaft seyn muß, doch wird diese Thatsache zum Theil durch den Charakter des Guacho — eine tiefe Verstellungskunst — verdeckt. Was er auch immerhin fühlen mag, er kann, wenn sein Interesse es erheischt, so unbewegt erscheinen, daß es unmöglich ist, seine wahren Gedanken über einen Gegenstand, oder den Zustand seiner Kenntnisse in Beziehung auf denselben, zu ergründen. — Er drückt sich mit größter Leichtigkeit über einen Gegenstand aus, der im Bereiche seines Wissens liegt; über andere Dinge spricht er niemals, was einen schlagenden Beweis von seiner Vorsicht und Selbstbeherrschung giebt. Ungeachtet seiner gewöhnlichen Gemüthsruhe, bleibt er doch stets ein echter Guacho, denn wenn einmal das Eis vorsichtiger Förmlichkeit durchbrochen ist, sind seine leidenschaftlichen Ausbrüche schrecklich. Da er mit Hülfe der niedrigsten Volksklassen seinen Standpunkt errungen und sich viel unter sie gemischt hat, so gewann er ihren Sitten Geschmack ab und er scheint sogar Widerwillen gegen die Gesellschaft der höheren Stände zu haben; wenn er sich jedoch in ihr bewegt, so steht es, sobald er will, ganz in seiner Macht, auf sie einen sehr günstigen Eindruck zu machen; doch wird er selten in ihren Zirkeln gesehen.

Der Haupt-Charakterzug dieses Mannes ist Argwohn. Er liebt das Geheimthun bis zum Lächerlichen; Niemand kann ihn ausforschen oder verstehen, kein Mensch seine Gedanken und Absichten ergründen. Er regiert mit großer Härte, aber nicht ungerecht, doch ist es nicht zu leugnen, daß er sich großer Grausamkeiten zu Schulden kommen ließ.

In neuester Zeit hat sich eine Faction gegen ihn gebildet, die an seinem Sturz arbeitet; wie weit sie um sich greifen wird, steht dahin, doch bleibt so viel gewiß, daß De Rosas sich nicht anders, als mit seinem Herzblute, die Diktatur entwinden lassen wird.

Frankreich.

König Ludwig Philipp.

Von J. Janin.

(Fortsetzung.)

Noch immer nicht mochte der König aus seinem reizenden Palais-Royal auswandern, ja sogar in den ersten Tagen nach seiner Ernennung dachte er daran, daß sein Haus, wie früher, bloß von einem gewöhnlichen Thürhüter bewacht würde und er in den Straßen von Paris, seinen Bannmeister am einen und den Regenschirm unter dem anderen Arme, herumspazieren könnte.

Aber diesen Ansichten und Sitten eines schlichten, einfachen Bürgersmanns setzte der unbeugsame Casimir Périer, der mit dem ganzen Muth eines Tribunen all' den Stolz eines hohen Herrn vereinigte, entgegen, daß es sich jetzt nicht mehr darum handle, Bürger zu seyn und vor Tische die Straße auf und ab zu gehen, sondern Frankreich bedürfe eines Königs, eines Königs durch und durch, eines Königs auf seinem Throne, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Rechten. Dieser hohen Stellung durfte nichts fehlen, selbst das Geringste nicht, was zu ihrem äußeren Glanze beitrug, besonders in jenen Unglückstagen, wo die Königliche Würde so viel Kränkungen und Beschimpfungen in der Person des ältesten, ehrenhaftesten und edelsten Edelmannes Europa's erlitten. Der König, meinte Casimir Périer, gehöre mit Fug und Recht ins Schloß der Tuilerieen, so wie er einstmals, nach Ende einer vor- und einsichtigen, weisen und glücklichen Regierung, den Grabgewölben der Kirche von Dreux, des St. Denis seiner Familie, angehören werde. So lange man das Schloß der Tuilerieen nicht von oben bis unten bewohnt setzen würde, so lange das lebendige, geräuschvolle, muntere und regsame Treiben, der blendende Glanz der Lichter, die schimmernden Farben der National-Fahne diesen Mauern nicht zurückgegeben, so lange da nicht das Gemurmel und Waffengeklirre dienstthuender Krieger vernommen würde, so lange Europa nicht mit heißer Begierde seine Blicke auf diesen Palast heftete — könne sich das Französische Volk nicht überzeugt fühlen, daß es einen König besitze. In der That, mit jedem anderen Glauben gilt es zunächst und vor Allem, den Glauben an das Königthum wieder herzustellen. Königliche Gewalt! Königliches Ansehen! Gehorsam der Massen! dies war die fortwährende Mahnung, das beständige Kriegsgeschrei Casimir Périer's. Immer von frischem wiederholte er sein „Man muß herrschen!" mit derselben Heftigkeit, wie der alte Cato am Schlusse aller seiner Reden stets hinzufügte: „Uebrigens halte ich dafür, Karthago müsse zerstört werden."

Mit nicht wenig erstaunter Miene schaute König Ludwig Philipp auf seinen Minister, wie ihm dieser die zu beobachtenden Schritte und Maßregeln bezeichnete, welche die junge Monarchie erforderte und worauf er gar nicht vorbereitet war; denn in dem ersten Rausche über dieses von der Nothwendigkeit gebotene Königthum, das ihm gleichsam so von selbst, wie durch einen ganz unerwarteten Zufall, in die Hand gelaufen kam, war er noch nicht durch die schrecklichen Lehren des Aufruhrs, des Bürgerkrieges und Meuchelmordes gewitzigt worden.

Keineswegs, als ob dieser König, in dessen Adern echt und alt-adeliges Blut fließt, und der im Grunde seiner Seele noch stolzer darauf ist, ein Enkel Heinrich's IV., ja mit diesem mehr verwandt als mit Karl X. zu seyn, wie es im Schlosse heißt — keineswegs, als ob König Ludwig Philipp in seinem Geiste und Herzen die Neigung und Lust, den Trieb und Zug der Könige, welche zu herrschen wissen, nicht besäße; im Gegentheil, er liebt die Königliche Macht als ein Mann, der ein Scepter zu halten und eine Krone zu tragen versteht. Er liebt die Pracht, er findet Wohlgefallen an prunkenden Festen, an Aeußerlichkeiten, er beobachtet in seinem Thun und Lassen immer eine gewisse Feierlichkeit und Abgemessenheit, und er würde sich's vielleicht zur Sünde anrechnen, Sprößlingen altadliger Geschlechter und Erben ihrer Rechte, Personen von hohem Rang, Stand und Titel nicht einen größeren Werth beizulegen, als Leuten, die solche Vorzüge entbehren. Er glaubt nie genug Glanz und Herrlichkeit um sich verbreitet: einen Hochgenuß müßte es ihm bereiten, sähe er sich von einem Hofe umgeben, um den in Masse sich die großen und glänzenden Namen des Landes schaarten. Er weiß sehr wohl, welche Anerkennung er den Männern des Tages und den jüngeren Verdiensten zu zollen, welchen Eifer er ihnen zu beweisen habe; aber trotzdem ist er nichts weniger als unglücklich, wenn man in den Tuilerieen einen neuen Nachkommen irgend eines Ritters aus den Zeiten der Kreuzzüge oder Karl's des Großen anmeldet. Es herrscht in ihm ein doppeltes Gefühl vor, das des Edelmanns und des Bürgers von Paris, das des Enkels Ludwig's des Heiligen und des Königs der Revolution. Er erinnert sich recht gut, daß er selbst bei Jemappes gefochten, und seine Vorfahren bei Ronceval. Sogar in seinen vertraulichsten Unterhaltungen, und sie sind in der That überaus reizend, macht er, vielleicht ganz unwillkürlich, einen Seitensprung und zählt euch die Ahnen her, von denen er abstammt. Erwähnt er zum Beispiel des Reichsverwesers während der Minderjährigkeit Ludwig's XV., wird er nie vergessen, zu sagen: „Der Regent, mein Großvater". Für seinen Vater hegt er eine ungemein zärtliche Liebe, eine kindliche Hochachtung. Nicht nur vermeidet er nicht das Gespräch, sobald es sich auf diesen schrecklichen Mann richtet, sondern es ist gerade ein Gegenstand der Unterhaltung, nach dem er förmlich hascht, und alsdann müßt Ihr ihn nur hören, wie er Philippe Egalité zu vertheidigen, wie er dessen Betragen auf alle nur mögliche Weise zu erklären sich bemüht, wie aufrichtig und tief empfunden diese Worte sind.

Der König schreibt bekanntlich jeden Abend an der Geschichte seiner Regierung. Auch hat er Tag für Tag an der Geschichte der ersten Revolution gearbeitet. Er ist, so zu sagen, geboren mit ihr, er ist ihr in ihren verschiedensten Gestalten und Erscheinungen gefolgt, er hat alle ihre Stürme und Wechselfälle erlitten, er hat alle Personen gekannt, die in jenem furchtbaren Trauerspiel mitgewirkt, und ihm selbst war darin eine bedeutende Rolle zugetheilt; es wird also seine Darstellung jener Ereignisse ohne Zweifel eine seltene und eigenthümliche seyn. Es kommen ihm übrigens für diese Arbeit so manche dem Geschichtschreiber nöthige Eigenschaften sehr wohl zu Statten. Er besitzt einen scharfen und tiefen Blick, Kaltblütigkeit, Menschenkenntniß, gesunden Verstand, richtige Beobachtungsgabe, gediegenes Urtheil, einen fließenden Stil, ein treues und rasches Gedächtniß und endlich Aufrichtigkeit. Jeder Zeitabschnitt dieser Denkwürdigkeiten, welche stark um den Preis mit denen des Fürsten von Talleyrand ringen werden, vorausgesetzt, daß die unter dessen Namen erschienenen wirklich von ihm herrühren, wird im Manuskript vom Buchbinder des Königs eingebunden. Was für Dinge werden in diesen Büchern zu finden seyn! Was für Erinnerungen! Was für ruhmvolle Thaten! Was für Menschen und wie nach ihrem wirklichen Werth beurtheilt! Wie wird man da auf jeder Seite den gewandten und feinen, den klugen und diplomatischen, den ruhigen und vorsichtigen Staatsmann wiederfinden, der Europa zu wiederholten Malen der Wuth eines allgemeinen Krieges entrissen hat. Von wie vielen schlaflosen, der Arbeit gewidmeten Nächten, von was für ungeheuren Anstrengungen, von was für Unterhandlungen wird da die Rede seyn! So nun wird, Dank dem Kaiser Napoleon, Dank König Ludwig Philipp I. und Herrn von Chateaubriand, Frankreichs neunzehntes Jahrhundert, eine Zeit, nach allen Seiten hin voll der bedeutsamsten Ereignisse, nach der Seite der Empörung und Rückkehr zum Gehorsam, des Krieges und des Friedens, des Umsturzes eines alten Königshauses und der Gründung eines neuen, des Sieges und der Niederlage, nach der Seite des Glaubens und der Kunst, in späteren Tagen auf eine würdige Weise vertreten seyn.

Der Kaiser Napoleon wird durch seine wenigen, aber kostbaren Mittheilungen, welche in dem bekannten Memorial von St. Helena enthalten sind, die kommenden Geschlechter belehren, wie Throne durch Muth und Geist gegründet werden; der König Ludwig Philipp wird ihnen zeigen, wie diese Throne durch Weisheit, Thätigkeit und Besonnenheit gesichert und vor Untergang bewahrt werden; zugleich wird Herr von Chateaubriand kommen, um Allen mit der durchdringenden Gewalt seines Wortes und mit prophetischer Stimme zu verkünden, wie Ueberwundene im Schoße des Glaubens und der Poesie Trost und Rettung finden. Herr von Chateaubriand wird das Klagelied und die Leichenrede auf dieses Zeitalter verfassen, der Kaiser Napoleon wird das Hosianna in excelsis singen, der König Ludwig Philipp wird die Gedanken und Grundsätze dieser Zeit, den späteren Menschen zur Lehre und Nachachtung, aufzeichnen: Drei große Historiker, die Anderen nichts mehr zu sagen übrig lassen, bis auf das Lob, das sie sich nicht selbst gespendet haben werden. Wohl dem Bescheidensten dieses Triumvirats, denn seinen rechtmäßigen Antheil wird ihm die Nachwelt darreichen!

Ich wüßte keine beschwerdevere Beschäftigung für einen König, keine nützlichere für ihn wie für sein Volk, als die Geschichte jedes Tages zu schreiben. Indem er sich so gezwungen fühlt, auf sämmtliche Begebenheiten und Vorgänge des Tages zurückzukommen, ist er sein Richter in eigener Person. Er muß sich da nothwendig gerade ins Gesicht schauen; die Fragen, die er sich vorlegt, sind

ganz leise, die Antworten, die er sich giebt, ganz laut. Derjenige, welcher Ereignisse schon in einer gewissen Entfernung davon darstellt, kann sich wohl über seine eigenen Verdienste täuschen lassen; allein bei einem so aufrichtigen Bekenntniß, bei so sorgfältiger Rechenschaft, die man sich über jedwede Stunde ablegt, bei so strenger Prüfung seines Gewissens, da muß die Wahrheit hervortreten.

Auf die Abfassung seiner Lebensgeschichte verwendet der König einen Theil der Nacht. Um zehn Uhr des Abends ist sein Tagewerk beendigt, und er gehört Niemand mehr an, außer sich selbst, rings um ihn her ist Alles in Ordnung, er hat bis zum folgenden Morgen nur diejenigen Sachen verschoben, die just nicht so wichtig waren, um ihn her ist Alles still, er ist ganz allein, und mindestens vier Stunden arbeitet er an seiner seltenen und schwierigen Aufgabe. Oefters gar ist's kurz vor Tagesanbruch, wo ein Kammerdiener erscheint, um Sr. Majestät zu melden, daß es Zeit sey, sich zu Bette zu begeben; so wie sich der König nur niederlegt, schlummert er auch schon ein und schläft ruhig und ungestört drei oder höchstens vier Stunden, die ihm vollkommen genügen; um acht Uhr früh wird er geweckt, und im Nu befindet er sich schon wieder auf den Beinen, um aufs neue zu arbeiten. Er liest die Depeschen, er erkundigt sich nach den Angelegenheiten, die den Tag über vorgenommen werden sollen, man bringt ihm die Gesandtschafts-Berichte, um eilf Uhr weiß er bereits Alles, was in Europa über ihn gesprochen wird, und er weiß es aus erster Hand. Er liest wenig Journale, die Englischen abgerechnet, aber er duldet sie alle. Man kann im Vorzimmer des Königs neben den Blättern, die aufs gewissenhafteste und muthigste seine Regierung vertheidigen, die niedrigsten und abscheulichsten gegen ihn gerichteten Schmierereien finden. Er meint, Jeder müsse leben, ein Pamphlet habe noch nie Einen todt geschlagen, wenn er nicht schon vorher todt gewesen, und er lasse sich schon die Uebel der freien Presse gefallen, da er ja auch ihre Vortheile genieße. — Sein Frühstück ist bald abgethan, sodann kömmt die Reihe an die Minister. Er lebt mit ihnen auf einem sehr vertrauten Fuße. Der, den er sich ganz besonders ausgewählt, hat immerfort, wie es ihm nur beliebt, offenen Zutritt beim Könige, er wird zu jeder Stunde, bei Nacht wie bei Tage, empfangen. Der König ergreift Partei für sein Ministerium, als beträfe es seine einige Sache. Er bekümmert sich um seine Erfolge auf der Rednerbühne, um seine Erfolge jeglicher Art, er vertheidigt es lebhaft und aufrichtig, und wenn er es verabschieden und durch ein neues ersetzen muß, so sagt er niemals „Leben Sie wohl", sondern, „Auf Wiedersehen!" Sind diese fort, nimmt er die Neuankommenden mit derselben Freundlichkeit auf wie ihre Vorgänger — so sehr ist das ein wahrhaft verfassungsmäßiger König, ein König, der mit kunstgeübter Hand das verwickelte Räderwerk einer Repräsentativ-Regierung in Bewegung zu erhalten weiß.

Der König findet an jenen ungezwungenen, aber doch gewicht- und geistvollen Plaudereien mit jedem Einzelnen seiner Minister weit mehr Behagen, als an den feierlichen Erörterungen des versammelten Minister-Rathes. Spricht er erst mit Einem ein paar Wörtchen unter vier Augen, so hat er auch das, was er begehrt, schon so gut wie in der Tasche, nur selten stößt er auf Widerstand, denn er besitzt eine fesselnde und hinreißende Kraft der Rede; er weiß seinen Bitten gleich wie seinen Befehlen eine so geschickte Wendung zu geben, daß die Gebote wie gewöhnliche Anliegen, dagegen die Wünsche sich wie ernstliche Forderungen anhören. Keiner, wer er auch immer sey, flößt dem Könige Furcht ein, er versteht's, die Leute an der gehörigen Stelle zu greifen, und hat er sie einmal unter seinen Händen, so wird er auch schon mit ihnen fertig. Unglaublich ist's, was er mit Herrn Laffitte in den ersten Tagen der Juli-Revolution gethan. „Folgen Sie uns, meine Herren, folgen Sie uns!" In dieser Weise sprach er, Herrn Laffitte am Arme, zu den Mitgliedern der Deputirten-Kammer. Hieß das nun nicht Herrn Laffitte zum Theilhaber des Französischen Throns machen? Auch war General Lafayette sehr gut hiervon unterrichtet. Mehr denn einmal eilte er zum neuen Könige, so recht gelaunt, seinem kindischen Verdruß, wodurch er so oft ergötzte, Luft zu machen, kehrte aber stets bestürzt und geschlagen zurück, ohne irgend eine Antwort auf die Bemerkungen dieses gewandten und geistreichen Logikers gefunden zu haben.

So fließt das Leben des Königs in ununterbrochener Thätigkeit dahin, der Morgen ist für ernste Beschäftigungen bestimmt, des Nachts denkt er über die Bewegung des Tages nach, den ganzen Tag bringt er damit zu, sich zu schützen und zu vertheidigen oder Freunde zu gewinnen; denn es ist ihm um das Wohlwollen eines Jeden zu thun, nicht eines einzigen Unterthanen Freundschaft weist er geringschätzig zurück. Der gewöhnliche Handwerksmann, der an ihm vorbeigeht, so wie der Pair von Frankreich, der sich ihm nähert, Beide müssen sie in gleichem Grade mit dem Benehmen des Königs zufrieden seyn. Seine Vertraulichkeit ist edel und aufrichtig, sein Verstand vortrefflich, seine Strenge selbst gemildert durch eine Leutseligkeit, wie sie nur Er besitzt. Der Tabacksgeruch ist ihm ein Gräuel, insbesondere findet er diesen Dunst in einem Königlichen Palast gar zu abscheulich; da nun aber einmal heutzutage alle Welt raucht, so hat er eine gewisse Art ersonnen, sich darüber zu beschweren, die Niemand beleidigt. Einmal kam der Marschall Lobau ganz durchräuchert aus einer Wachtstube. „Halt", sagte der König, „man meint doch, ich hätte einen Willen, und dennoch kann ich meine Diener nicht verhindern, in meinem Vorzimmer zu rauchen, was mich stark belästigt." Er liebt es, immer Menschen um sich zu sehen, sey es, daß sie ihm bloß ihre Aufwartung machen oder eine Fürbitte für Einen einzulegen haben, gern hat er Leute bei sich, die in die Ferne gehen oder von dort zurückkommen, und wohl selten nur ist's der Fall, daß er mit ihnen nicht sehr geläufig in ihrer eigenen Sprache redete, oder daß er nicht selber alle diese Länder besucht hätte.

Vom Mittag an ist er zum Empfange Aller bereit, die ihn zu sprechen wünschen. Er hat für die Einen wie für die die Anderen aufmunternde Worte, belehrende Beispiele und heilsame Rathschläge. Da er die mannigfachsten Schicksale erlitten, kann auch Er sagen, Nihil humani a me alienum, und mit Jedem unterhält er sich über Dinge, die in sein Fach gehören: mit dem Künstler über Gemälde und Bildsäulen, mit dem Fabrikanten über Arbeiten und Maschinen, mit dem Politiker über alle Die, welche Völker und Staaten lenken. Wen's verlangt, den König zu sehen, der darf sich nur nach den Tuilerieen an den Tagen verfügen, wo große Cour statthat. Man wird ohne Schwierigkeit eingelassen, sobald man am Eingang die Karte abgiebt und sein Kleid mit einiger Stickerei ausgeputzt hat. Zuerst macht Se. Majestät die Wanderung durch die Salons, wirft jeder der eingeladenen Damen ein zierliches Wörtchen zu, redet mit jeder in ihrer Sprache, und müßte er auch, weiß Gott, bei jedem Schritte Gegenstand und Sprache wechseln. Hierauf kommen die Männer an die Reihe, und da hebt er das Haupt empor, sein Auge ruht auf euch, er beherrscht euch mit der ihm angeborenen und wahrhaft Königlichen Würde. Ihr habt da gut zahlen, eure 300 Francs Steuer, und Hauptmann der National-Garde seyn, all euer Wahn, dem Königthum eine gleiche Macht entgegensetzen zu können, verschwindet, Ihr bleibt wie angenagelt vor dem Könige stehen, und Ihr begreift, wie wunderbar! daß es in der That Einen über euch giebt in diesem Lande der Freiheit und Gleichheit.

Dies sind nun so die Dinge, an denen der König sich erfreut, in denen er sich gefällt, doch nie mißbraucht er sein Königliches Ansehen, er belästigt, verletzt, erdrückt Niemand damit. Sieht er sich nur ein bischen als König anerkannt, hat man ihm die gebührenden Huldigungen gespendet, so kehrt er gleich wieder zu seinem freundlichen, liebenswürdigen und ungekünstelten Wesen zurück. Er wird z. B. während des ganzen Mittagmahls König gewesen seyn, aber kaum ist's vorbei, so steht er vom Tisch auf, nicht wie Kaiser Napoleon that, damit seine ausgehungerten Gäste es ihm nachmachten, sondern um nachzusehen, wie weit die Arbeiten in den Gärten, die der Maurer und Zimmerleute vorgerückt sind. Leidenschaftlich liebt er Alles, was nur ans Bauen erinnert, wie Gips, Kalk, Eisen, Eichenholz, Meißel und Winkelmaß. Er klettert, weil's ihm Spaß macht, auf die Leiter der Maurer hinauf, es ist kein Gerüst so hoch, auf das er nicht sicheren Schrittes hinanstiege. Bei diesen täglich sich wiederholenden Besichtigungen entgeht ihm nichts, auf's Haar wird er angeben, wie weit die gestrige Arbeit heute vorgerückt. Das Versailler Museum hat den König, es läßt sich nicht leugnen, in viele Schulden gestürzt, aber wenigstens hat er für das Geld, das er da hineingesteckt, manche ruhige und glückliche Augenblicke genossen. Wer ihn nicht sah, wie er ganz Frankreich den von ihm wiederhergestellten Palast König Ludwig's XIV. zeigte, der weiß bestimmt nicht, welchen Grad das Glück eines verfassungsmäßigen Königs erreichen kann.

Die Eröffnung des Versailler Museums war für den König ein förmlicher Triumph. Er, in eigener Person, empfing die Ankommenden, was seit dem Jahre 1684, da König Ludwig XIV. noch jung, voll stolzen Muths und Liebesfeuers war, kein späterer Fürst wieder gethan hatte. Unter sämmtlichen in jenen Mauern enthaltenen Wunderwerken gab es indeß keinen herrlicheren Anblick, als König Ludwig Philipp an der Spitze aller der glanzvollsten Namen Frankreich's zu sehen, zu sehen, wie er die hohen Gäste von oben bis unten, mitten durch die endlose und unermeßliche Menge von Gemälden, Statuen herumführte. Man hätte denken mögen, die beiden Jahrhunderte, das siebzehnte und achtzehnte, folgten ihm hintennach, erstaunt, mit dem Jahrhundert der Freiheit im gemeinsamen Kreise zusammenzutreffen, erstaunt, sich ein jedes an seinen Ort gebunden zu wissen: hier Ludwig XIV., dort Mirabeau, da Bossuet und weiterhin Voltaire, hier Racine, dort Fenelon, da Jean Jacques Rousseau und dort der alte Ritter Gluck. Zwischen diesen beiden so verschiedenen, zwischen diesen Zeitaltern des Glaubens und der Zweifelsucht, der Philosophie und des Christenthums, des unumschränkten Königthums und einer Empörung, näherte sich stolz der Kaiser Napoleon, voran seine große Armee und ganz Europa vor sich hertreibend, bis er selbst in Moskau's glutgeröthetn Eisfeldern zusammensinkt! Ein großer Gedanke, also aus seinen Trümmern zu erheben das prächtigste Bauwerk, das Frankreich je besessen. Den ganzen Tag schwelgte der König in Seligkeit, sich als den Wiedererzeuger jener verschwundenen Herrlichkeit betrachten zu können. Sein Entzücken kannte keine Gränzen, als in der Statuen-Gallerie mitten unter jenen Todten, allen jenen Gräbern, allen jenen Wappenschildern, mitten unter allen jenen eitlen und gebrechlichen Stein- und Marmorgebilden die ganze Versammlung wie bezaubert ihre Blicke auf die Statue Johanna d'Arc's heftete und er, auf die Prinzessin Marie deutend, sagen durfte: „Hier, meine Freunde, die Schöpferin dieses Werks."

Es ist mit eine von den Liebhabereien des Königs, einmal Begonnenes zu Ende zu führen, den verfallenen Ueberresten ferner Zeiten zu Hülfe zu kommen, Ruinen zu erhalten. Frankreich könnte ihn fußfällig anflehen, ein solches Riesengebäude wie das Louvre in's Daseyn zu rufen, und der König würde sicher Bedenken tragen, sich mit so etwas zu befassen; indeß an dem Unglückstage, wo er erkranken und Gott behüte der Last seiner ungeheuren Arbeiten erliegen sollte, gäbe es gewiß kein wirksameres Mittel, noch um zehn Jahre sein Leben zu verlängern, als ihm die verlangten 20 Millionen zu bewilligen, um hiervon sechzig Millionen auf den Ausbau des Louvre verwenden zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Der Palaſt der Krymſchen Chane in Baktſchiſarai. *)

Geſchichte und Poeſie hatten mich ſchon lange mit Baktſchiſarai befreundet; allein erſt ein Beſuch, den ich dieſem merkwürdigen Orte machte, überzeugte mich, daß die bisherigen Beſchreibungen und Schilderungen deſſelben weit von der Wirklichkeit entfernt ſind; daher ich in einer ungekünſtelten Erzählung alle Einzelnheiten, die mir auffielen, namhaft machen und alle Eindrücke ſchildern will, die ich empfand, als Baktſchiſarai mir das erſte Mal zu Geſicht kam. **)

Von Simferopol bis Sebaſtopol ſind 60 Werſt. Der Weg zwiſchen beiden Städten führt über kleine Berge, die aber nach Maßgabe ihrer Annäherung an Sebaſtopol immer höher werden. In der Mitte des Weges liegt Baktſchiſarai. Wenn Du dieſer Stadt näher kommſt und 30 Werſt von Simferopol noch keine Spur davon ſiehſt, fragſt Du den Fuhrmann unwillkürlich, wo man denn Baktſchiſarai ſehen könne? „Ja nun, dort unten am Berge", giebt er, gerade vorwärts deutend, zur Antwort. Bald erblickſt Du auch wirklich ein paar Häuschen, die in ziemlicher Ferne vor Dir liegen. Indeſſen erweitert ſich die von Bergen umgebene Schlucht immer mehr; die Reihe der erſchienenen Häuschen löſt ſich wieder auf, und Du verſinkſt von neuem in Erwartung und in Zweifel .... ſchon regt ſich der Gedanke, ob hier nicht in der Anordnung der Werſten-Zeiger ein Verſehen ſtattgefunden .... da biegt die Straße plötzlich jählings nach der Linken ein, und gerade vor Dir, am Fuße eines Berges, erhebt ſich das wirkliche Baktſchiſarai mit ſeinen maleriſchen Gebäuden und Minarets.

Auf den erſten Blick erſcheint dieſe Stadt außerordentlich klein, da die beiden Berg-Rieſen, welche ſie in ihrer Schlucht umfangen halten und mit mächtigen Felſenſpitzen überragen, alles Menſchenwerk pygmäenartig machen. Aber umgehe nur das Städtchen als beſonnener Beobachter, und Du wirſt Dich ſchon mit der Wirklichkeit ausſöhnen. Beinahe dieſelben Eindrücke weckt der Palaſt der Chane in Baktſchiſarai: dieſer iſt mir ſogar merkwürdiger als die ganze Stadt, denn hier wohnten ein Paar Jahrhunderte lang die mächtigen und furchtbaren Beherrſcher der Krymſchen Tatarei mit ihren Höflingen, ihren Frauen, ihren Sklavinnen und ihren ungezügelten Launen.

Der Palaſt von Baktſchiſarai hat mit allen ſeinen Außengebäuden und Gärten das Anſehen eines unregelmäßigen Vierecks, das eine ſteinerne Mauer umzieht und der kleine Fluß Tſchürük-Su an zwei Seiten beſpült. ***) Die Ufer deſſelben ſind hier mit Steinen eingefaßt. Eine Brücke aus Stein führt über das Flüßchen in den Palaſt. Der Eingang zieht durch das Gebäude ſelbſt, die untere Etage dieſes Theils des Palaſtes in zwei ungleiche Hälften theilend. Hat man das Thor durchſchritten, ſo tritt man in einen ausgedehnten Hofraum: hier zeigt ſich linker Hand eine Moſchee, und in gleicher Linie mit dem Thor ein niedriges zweiſtöckiges Gebäude, welches in einen ſcharfen Winkel einbiegend, rechter Hand mit einer Abtheilung des Hauptgebäudes — der ehemaligen Wohnung der Chane — in Verbindung ſteht. Zu den größeren oder kleineren Gemächern und Sälen dieſer Abtheilung gehört auch das Kabinet der Chane, an welches ein großer, die ganze Höhe des Gebäudes einnehmender Saal ſtößt. Dieſer Saal hat eine gewölbte Decke, vergoldete Geſimſe und andere koſtbare Zierrathen; in ihm verſammelte ſich der Diwan oder geheime Staatsrath. Am Eingang von der großen Treppe her befindet ſich ein kleiner Verſchlag, hinter welchen die zur Unterſuchung gezogenen Verbrecher oder Angeklagten geſtellt wurden. Wer freigeſprochen wurde — ein ſehr ſeltener Fall, nach den Ueberlieferungen zu urtheilen, die ſich unter den Eingebornen noch erhalten haben — den ließ man durch die nämliche Thür, zu der man ihn hereingebracht hatte, wieder abgehen; den verurtheilten aber führte man auf einen Wink der Chan's durch eine beſondere Thür in ein kleines Gemach mit ſteinernem Fußboden, wo er (nicht ſelten unſchuldig) hingerichtet wurde.

Ein anderes Portal öffnet ſich auf einen kleinen Hof, der aus dem Palaſte in den Garten führt. Hier erblickt man das kleine Harem-Gebäude, in welchem andere Opfer der ungezügelten Willkür der Chane in hoffnungsloſer Sklaverei ſchmachteten. Mehrere längſt angeſeſſene Einwohner bekräftigen noch jetzt, daß die in Puſchkin's unſterblichen Verſen †) verherrlichte Maria aus dem edeln Polniſchen Geſchlechte der Potozkis zu dieſen Opfern gehört habe; ja ſie zeigen dem Reiſenden ſogar ein beſonderes Gemach, das ſie bewohnt haben ſoll. Dieſes Gemach unterſcheidet ſich von allen übrigen darin, daß auf dem Kamine ein Kreuz abgebildet iſt; ein Kreuz erblickt man auch auf der Fontaine, die zu ihrem Andenken erbaut worden, in der Kapelle, wo ſie zu Gott gebetet, und in einer anderen, wo ihre Aſche ruht. Die Glaubwürdigkeit dieſer Angaben kann nur inſofern beſtritten werden, daß die von den Tataren geraubte edle Polin keine Potozka, ſondern aus einer anderen Familie war. Man denke ſich aber die Lage der Unglücklichen — getrennt von ihren Aeltern, vielleicht auch von einem Geliebten, und langſam hinſterbend im Harem eines rohen Gebieters! Welche Gefühle erregt dieſe Betrachtung in unſerem Herzen! .... Doch was iſt ewig auf dieſer Erde? Wie ein hoffnungsloſer Kranker, der da weiß, daß ſein Ende unabwendbar nahe iſt, verſöhnet Du Dich ſchwermuthsvoll mit der eiſernen Nothwendigkeit. Leichtſinn und Unbeſtändigkeit ſind übrigens nicht den Menſchen allein zu Theil geworden — ſogar die marmorne Fontaine, welche, wie Puſchkin ſagt, um die arme Maria weint, hat ihr Weinen eingeſtellt — ihre Thränen ſind vertrocknet. Man darf jedoch hoffen, daß ſie bald wieder erneuert werde: ich bürge dafür vor dem Throne der Poeſie, als gewiſſenhafter Beſchauer des Palaſtes der Chane.

Alle Gemächer des Palaſtes von Baktſchiſarai ſind niedrig, den Diwan-Saal allein ausgenommen. Ihr architektoniſcher Schmuck iſt größtentheils nicht mehr erhalten, und doch bewahren ſie ihre Eigenthümlichkeit. Die Gitter des Harems, die bunten Glasſcheiben der Fenſter, die goldgeſtickten Ueberzüge und Polſter der Diwans, die Spiegel, die bedeckten Fußböden, der Anſtrich des Gebäudes von Außen und von Innen, die unzähligen Fontainen, ſelbſt die Kamine und Schornſteine haben einen echt orientaliſchen Charakter.

Aus dem Harem kommt man in den Garten, zu einem Blumenbeete mit einem runden, den Palaſt überragenden Thurme, einer Art Belvedere, von einem Gitter umgeben. Dieſen Thurm beſtiegen die Frauen des Chan's, um des Anblicks der Stadt zu genießen. In dem Garten iſt außer einigen Springbrunnen und zweien Baſſins nichts Merkwürdiges.

Aus dem Garten kehrſt Du nach dem erſten Hofe zurück, an deſſen einem Ende eine Art Obelisk ſteht, der eine Fontaine in ſich ſchließt. Hier befindet ſich auch diejenige Abtheilung des Gebäudes, welche der jetzige Kaſtellan bewohnt, nebſt Ställen und Remiſen der Chane.

Setzeſt Du Deinen Rückweg zum erſten Thore weiter fort und näherſt Du Dich der Moſchee, die nichts Merkwürdiges enthält, ſo erblickſt Du zwei große von Leichenſteinen rings umgebene Kapellen; hier iſt der Begräbnißplatz der Chane. Die beiden Kapellen enthalten ebenfalls Grabmäler angeſehener Perſonen aus fürſtlichem Geſchlechte. Ueber einigen dieſer Gräber, deren Beſitzer ein gutes Andenken hinterlaſſen haben, werden noch jetzt wohlgemeinte Gebete geſprochen. Die in ihrer Nähe gepflanzten Weißpappeln, Akazien und ſogar die Blumen werden ſorgfältig gepflegt. Bäume und Blumen, Marmor und Staub, Leben und Tod ſind hier wie vorſätzlich zum Hohne der menſchlichen Hinfälligkeit zuſammengebracht.

Als ich aus dem Thore des Palaſtes trat, konnte ich mir lange Zeit keine genügende Rechenſchaft von den Eindrücken geben, welche alle dieſe mannigfaltigen Gegenſtände und Erinnerungen in mir hinterließen. Sey es nun, daß ich durch ein ſeltſames Spiel des Zufalls die Todtenſtätte zuletzt beſchaut hatte, oder ſey es die Stimmung meiner Seele geweſen — genug, als ich alles Geſehene in Gedanken mir wieder vergegenwärtigte, glaubte ich irgend ein Drama Shakeſpeare's oder Hugo's leibhaft geſchaut zu haben. Da war Alles vereinigt: ein Gemälde voll Leidenſchaften, eine Kataſtrophe und — eine Löſung!

Ja, der Palaſt von Baktſchiſarai iſt ein vollſtändiges ſtummes Denkmal — das Skelet eines ausgeſtorbenen Fürſten-Geſchlechts!

*) Aus dem Одесскій Вѣстникъ.

**) Der Name dieſer ehemaligen Reſidenz der Krymſchen Chane bedeutet Garten-Palaſt, denn ſein erſter etwas verderbter Beſtandtheil iſt das Perſiſche Wort baghtſche, Garten.

***) Der Name tſchürük-su iſt Türkiſch und bedeutet faules Waſſer.

†) D. h. in ſeinem kleinen romantiſchen Epos: „Die Fontaine von Baktſchiſarai".

Mannigfaltiges.

— Neue Engliſche Romane. England rivaliſirt unermüdlich mit Deutſchland in der Production von Romanen; es vergeht faſt keine Woche, die nicht zur Vermehrung dieſes Literaturzweiges beiſteuerte. So eben werden wieder drei bereits fertige angekündigt und zwei andere für die nächſten Tage verſprochen. Die im Druck erſchienenen neuen Romane rühren von dem unerſchöpflichen Fenimore Cooper, von Horace Smith und von einem Anonymus her. Der Erſte hat abermals eine Seegeſchichte geliefert, unter dem Titel „der Irrwiſch"; der Andere bringt uns einen „Maſaniello", alſo einen hiſtoriſchen Roman, aber natürlich nicht ohne ähnliche Liebes-Abenteuer, wie ſie uns Scribe in der Bearbeitung deſſelben Stoffs für die Oper vorgeführt hat. Der anonyme Verfaſſer dagegen iſt mit ſeiner Phantaſie in der Gegenwart verblieben und hat ein Engliſches Zeit-Thema, den ſogenannten Revkatholizismus oder Puſeyismus, der vorzüglich an der Oxforder Univerſität ſein Weſen treibt, zur Behandlung gewählt; ſein kirchlich-politiſcher Roman heißt „Doktor Howell, der Puſeyitiſche Vikar". Capitain Marryat, der, wie Cooper, ſeine Flagge auch ſo bald noch nicht zu ſtreichen willens ſcheint, kündigt, als der Vollendung nahe, den Roman „Percival Keene" an, und Miſtreß Hofland, die ihre Feder ebenfalls ſchon geraume Zeit führt, verheißt eine Ruſſiſche Erzählung „die Czarin". Endlich iſt zu erwähnen, daß gleichzeitig die Denkwürdigkeiten der Lady d'Arblay bis zum vierten Bande [illegible] ſind, der eine ſehr intereſſante Epiſode aus der Zeit der Geiſteskrankheit Georg's III. enthalten ſoll. Es iſt alſo für die Unterhaltungs-Lektüre der Engländer wieder nach allen Richtungen hin vollauf geſorgt; einheimiſche und fremde Geſchichte, Meer und Land, Politik und Romantik bieten ihre Stoffe dar, um die Phantaſie der Müßigen angenehm zu beſchäftigen. Unter den in der letztverfloſſenen Zeit erſchienenen Romanen iſt des Irländer Banim's „Vater Connell" einer der beliebteſten geworden; es iſt die Geſchichte eines katholiſchen Pfarrers, in welchem der Verfaſſer ein Muſter chriſtlicher Liebe ſchildert, einen Charakter, in welchem ſeine Landsleute einen eben ſo meiſterhaft gezeichneten und unvergänglichen Volks-Typus erblicken wie in Goldſmith's „Landprediger von Wakefield". Man nannte Banim ſchon den Iriſchen Walter Scott und ſah mit Spannung ſeinen ferneren Werken entgegen, aber ein frühzeitiger Tod hat ihn ſo eben von ſeiner Thätigkeit abgerufen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Freitag den 9. September 1842.

Arabien.

Beleuchtungen zur Lebensgeschichte des Averroes.

Vierter Artikel.

Stimmen der Araber über einzelne Momente seines Lebens und über seine Schriften.

Ehe ich vom Publikum in diesen Blättern scheide, halte ich es für Pflicht, ein gedrängtes Lebensbild des Philosophen zu entwerfen, in welches aber nur das Wichtige, Beglaubigte, zugleich aber das nur ganz neuerlich Entdeckte aufgenommen werden soll.*) Vor Allem bedürfen wir einer Verständigung über den ursprünglichen Namen, die Aufenthaltsörter, das Todesjahr und die Schriftenzahl des Averroes.

Die Namensform Averroes mußte erst verschiedene Stufen der Corruption durchlaufen, bevor sie sich bildete. Der Familienname war Ibn Roschd, d. h. ein Sohn oder ein Sprößling aus dem Hause Roschd. Da wir die Kenntniß der Schriften des Averroes fast ausschließlich den Juden verdanken, so hat man gesagt, diese hätten auch den Namen dadurch zu verstümmeln angefangen, daß sie Ibn in Aben verwandelt. Nun ist zwar diese Annahme unbegründet, da die Juden das Wort nicht in Aben, sondern in Ben verwandelt haben würden**); es ist jedoch nicht zu leugnen, daß die Verstümmelung mit Aben begonnen hat, ihre Urheber mögen Juden oder Christen gewesen seyn. Hierauf hat sich nach den allgemeinen Sprachgesetzen das n vor r diesem assimiliren müssen (vergl. irrito aus inrito), das ch wurde dann bloß s ausgesprochen, und mit dem armen d machte man kurzen Prozeß und ließ es ohne Umstände liegen.— Die ersten Lateinischen Uebersetzer schrieben Aberrhais, Averruis und auch Averruisb; wobei das i so wie das längere e bloß ein Dehnungszeichen ist. Beinahe auf gleiche Weise erging es dem Namen Avicenna, der Arabisch und bei den Juden Ibn Sina lautet.

Die Araber unterscheiden aber gewöhnlich drei Eigennamen bei Personen: Namen, Zunamen und Ehrennamen. Letzterer steht voran, ihm folgt der Namen, der bei der Geburt gegeben wird, und zuletzt steht der Zu- oder Familiennamen, auf den oft noch andere Namen folgen, durch welche bürgerliche Verhältnisse, religiöse Beziehungen oder auch nur zufällige Thatsachen im Leben der Person bezeichnet werden. Der vollständige Name unseres Averroes war: Abulwalid Muhammed ben Achmed Ibn Roschd, und viele Schriftsteller fügen noch hinzu Almaleki, weil er sich in der Jurisprudenz zu den Lehrsätzen des Malek bekannte. Bei den Namen seiner Söhne setzte man hinzu Ben Abulwalid Muhammed Ibn Roschd, da aber viele Schriftsteller die anderen Namen wegließen und manche dann gar das Ben vergaßen, so wurden Vater und Söhne häufig verwechselt, wie dies oben bei Friedrich II. gezeigt worden ist und wie wir unten bei den Schriften zeigen werden.

Seine Aufenthalts-Oerter waren Cordova, Sevilla und Marokko. In ersterer Stadt wurde er geboren, in ihr ruhten seine Gebeine; Sevilla war der Schauplatz seiner medizinischen Studien unter dem älteren Ibn Zohr und seiner literarischen Wirksamkeit; an Marokko haben ihn, in der letzten Zeit wenigstens, nur amtliche Verhältnisse gefesselt. Wir haben schon gesagt, daß er um 504 d. H. geboren ist. In seiner Vaterstadt studirte er die R[illegible]r dem Zakih (Richter) Ibn Resk und hierauf Naturwissenschaften und Medizin unter Ibn Harun Al Tordschäli. Nach Abu Osaibia im Leben des Ibn-al-Saig (Abenpace) war dieser der Lehrer des Averroes in Medizin und Philosophie; Ibn-al-Saig lebte aber nur bis 512 zu Sevilla, sodann in Marokko, wo er 533 starb; und demnach muß Averroes als Kind schon nach Sevilla oder als Jüngling nach Marokko gekommen seyn, um Jenen zu hören, was noch sehr der Bestätigung bedarf. Dagegen ist es sicher, daß er in den früheren Mannesjahren zu Sevilla unter dem älteren Ibn Zohr, dem Vater des giftigen und vergifteten Censors, sich in der Medizin vervollkommte. Er sagt selbst an mehreren Stellen im Colliat, daß Ibn Zohr sein persönlicher Führer war. Hält man diesen Umstand mit der oben untersuchten Nachschrift zum Werke de Animalibus zusammen, wo der Verfasser im Jahre 563 sagt, daß er kurz vorher von Cordova nach Sevilla versetzt wurde, so können wir nicht umhin, zu vermuthen, daß er abwechselnd als Beamter in Sevilla und Cordova fungirt, jedenfalls aber einen großen Theil seines Lebens in Sevilla zugebracht hat. Eine nicht geringe Zeit hat er mit Unterbrechungen in Marokko verlebt, und es bleibt demnach nur ein kleinerer Theil für Cordova über. Er hatte jedoch im Leben eine sehr große Anhänglichkeit für diesen seinen Geburtsort, und selbst sein Leichnam mußte den weiten Weg von Marokko nach Cordova zurückgebracht werden. Auch erzählt uns Almakkari von einem Streite zwischen Averroes und dem jüngeren Ibn Zohr in Gegenwart des Kaisers Almanzor über die Vorzüge Sevilla's und Cordova's, wo unser Philosoph seinem Gegner sagte, daß Sevilla sich nur in der Vorliebe für Musik auszeichne, Wissenschaftlichkeit aber nur in Cordova zu Hause sey. Dies paßt auch ganz mit dem Schmerzensruf in der Nachschrift zum Werke De auditu zusammen, daß er in Sevilla, von allem wissenschaftlichen Verkehr getrennt ist. Auch hängt diese Vorliebe stark mit den damaligen Zuständen zusammen. Cordova war durch seine mildere Lage am Fuße der Sierra Morena, an dem schon schiffbaren, aber sanft fließenden Guadalquivir, mitten in Wäldern von Oliven und Orangen, ein irdisches Paradies, während Sevilla, mitten in der Fläche der Andalusischen Ebene den Brandungen des hier schon wilden Stromes preisgegeben, sich auch keiner so fleißigen Wartung von Seiten der Menschen erfreute. Außer diesem physischen Grunde war für beide Gelehrte noch ein moralisch-politischer, die respektiven Städte zu lieben. Sevilla war der Landungsplatz von Afrika her, und hier ergoß sich seit dem Untergange der einheimischen Ommajaden das Berbersche Gesindel zu Tausenden. Hier hielten auch die Könige und Vice-Könige von Afrika ihren Hof. Cordova dagegen hatte noch Altarabischen Geist bewahrt und war außerdem wegen seiner Entfernung von der See weniger den Folgen der Afrikanischen Zwingherrschaft ausgesetzt. Die Ibn Zohr waren nicht ängstlich in dem Wechsel ihrer Unterthanentreue; sie gingen wie Männer mit 13 Eiden von Herrscher zu Herrscher über und sahen nur auf Gold und Ehren, aber nicht auf die Hände, die das Gold und die Ehren vertheilten. Averroes hatte ein echt Andalusisches Herz, wie die meisten Cordovaner, die den Morabiten und Mohaden immer viel zu schaffen machten; und es ist nicht auffallend, daß er seine Vaterstadt auch ohne blindes Vorurtheil höher stellte als Sevilla.

Wo er seine Bildung und Kenntnisse auch erhalten haben mag, ihre Größe und Gründlichkeit waren bewundernswürdig. Auch in unseren Tagen giebt es Leute, die Mediziner, Philosophen, Theologen und Juristen zugleich sind; aber sie sind in der Regel Mediziner, wenn sie in einen Kreis von Juristen kommen, sie sind Juristen, wenn sie ein Publikum von Medizinern vor sich haben u. s. w. Nicht so Averroes, der sich in allen Fächern bei Sachkundigen durch Wort und That auszeichnete. Er war einer von jenen seltenen Geistbegabten, die man in jede beliebige Sphäre versetzen und sehen kann, wie sie sich aus dem Stegreife aller Mittel und Erfahrungen bemächtigen, zu deren Auffindung und Anwendung der Schneckenzug der Mittelmäßigkeit ein wohlgesegnetes Lebensalter nöthig hat. Hören wir, was ein Araber bei Conde (II, 374) von ihm sagt: „Arzt des Königs Jusuf war der Wesir Abu Bekr Ibn Tofail, und nachdem dieser im Jahre d. H. 581 gestorben war, wurden Abu Mervan Abdalmalek ben Casim aus Cordova und der berühmte Fakih Abulwalid ben Raschid (sic!) dazu ernannt. Letzterer war von dem Emir al Mumenin im Jahre d. H. 578 als Leibarzt an den Hof nach Marokko gerufen worden und hatte in der Folge das Amt eines Kadi zu Cordova, seine Stelle in Marokko aber Abu bekir (sic!) ben Zohr erhalten. In Folge dieser Versetzung war er wieder nach Spanien zurückgekehrt, mußte aber, zum zweitenmal von da abgerufen, im Jahre d. H. 578 (!) nach Marokko kommen, wo er bis zu dem Feldzuge gegen Santarem verblieb und den Emir Almanzor dahin begleitete. Er war ein ausgezeichneter Mann, sowohl in der Arzneikunde als in verschiedenen anderen Wissenschaften, und konnte, wie Aben-alged erzählt, sämmtliche Uebersetzungen des Bochari aus dem Gedächtnisse hersagen; war zugleich ein herrlicher Dichter, und starb im Jahre d. H. 595, in einem Alter

*) Meiner früheren Absicht, hier die Lebensgeschichte aus Abu Osaibia zu geben, habe ich entsagt, weil ich nach manchen freundlichen Aufforderungen mich entschloß, die hier gelieferten Aufsätze mit vielen Zusätzen und Beilagen zu einem besonderen Werkchen zu vereinen. Dort wird diese Biographie, und zwar im Originale, besser an ihrem Orte seyn. Dort werde ich auch im engeren Kreise der sich für solche Werke interessirenden Gelehrten mich über Vieles ausführlicher verbreiten können, und dort hoffe ich besonders manches Neue in der Gelehrten-Geschichte der Juden zu sagen.

**) Man könnte den Namen des berühmten Abraham ben Esra gegen mich anführen, der gewöhnlich Aben-Esra lautet. Aber gerade die christlichen Gelehrten haben diesen Namen so gebildet; die älteren Juden nennen ihn entweder Ben Esra oder vollständig Abraham b. E., so wie ein anderer berühmter Ben Esra, nämlich Moses b. E., fast nie Abenesra genannt wird. Vielleicht ist gerade hier das Aben so geläufig geworden, weil man Abraham ben in Ab—den verkürzte.

von mehr als 94 Jahren, zu Marokko, wohin ihn der König als Wali Albazina oder Schatzmeister berufen hatte." *)

Die Spanischen Moslems haben in allen Fächern bedeutendere Männer gehabt als die Morgenländischen, besonders in praktischen Wissenschaften. Sie standen isolirt auf dem Südwest-Winkel des christlichen Welttheils, in Feindschaft mit dem Morgen- und Abendlande, und bedurften aller Hülfsmittel des Geistes, um sich gegen überlegene physische Kräfte zu halten. Aber unter allen großen Männern ist schwerlich einer, auf welchen die Moslems, in Spanien sowohl wie überall, stolzer seyn dürfen wie auf Averroes, der nicht nur durch eine wunderbare Vielseitigkeit glänzt, sondern auch durch eine gewisse Europäische Ruhe im Denken und Handeln, durch unermüdlichen Fleiß im öffentlichen Leben und in der Studirstube und, was diese hervorragenden Eigenschaften erst weiht und veredelt, durch einen männlich großen Charakter. Averroes ist der letzte der großen Araber, und es ist ein Trost für die Geschichte dieses Volkes in Spanien, sich sagen zu können, daß beim Untergange der politischen Macht gerade sich der Mann erhob, dessen Ruhm und Einfluß als Vermächtniß, als Andenken in Europa zurückbleiben konnte. **)

Wir sagten „in Europa", denn fast nur in Europa ist der Name des Averroes so berühmt geworden und geblieben: das Morgenland dagegen hat ihn theils desavouirt, theils nicht gekannt. Und es gehört mit zu den Wundern in der Geschichte dieses Mannes, daß Abulfeda, der Arabische Livius, seiner gar nicht gedenkt. ***) Abulfeda war zwar über die Verhältnisse Spaniens im Ganzen nicht gut unterrichtet, von Averroes hat er aber gewiß Kenntniß gehabt, und es scheint Absicht gewesen zu seyn, den Namen des Freigeistes durch Stillschweigen zu bestrafen.

Das Todesjahr des Averroes ist ein Punkt, von welchem ich ein bitteres Wörtchen zu sprechen habe. Fast alle Deutsche Geschichtschreiber setzen es auf 1217 n. C. und lassen sich durch keine bessere Belehrung diesen liebgewonnenen Fehler nehmen. Ein alter Weiser, ich glaube, er hieß Salomon, behauptete, „wenn man den Narren auch im Mörser stößt, so stößt man ihm doch die Narrheit nicht aus". Aber man kann leichter dem Narren die Narrheit nehmen, leichter die ganze Bevölkerung von Sudan weiß waschen, ja vielleicht leichter den Englischen Universitäten und Tories ihre Simekuren nehmen, als manchen Gelehrten ihre altangestammten, wohlerworbenen Fehler! Bei vielen prangt nun noch gar die hübsche Weisheit, Averroes sey H. 595, d. i. n. C. 1217, gestorben! Hierdurch erhalten wir aber eben den Schlüssel zum Irrthume. Man addirte nämlich immer die 622 Jahre der christlichen, vormuhammedanischen Zeitrechnung zur Jahreszahl der Hegira, ohne zu erwägen, daß die muhammedanischen Jahre Mondjahre sind, die gegen unsere Sonnenjahre etwas über 3 pCt. verlieren. Man hat aber nach diesem Verhältnisse bei 595 Jahren d. H. über 18 abzuziehen, so daß sich aus der Addition mit 622 das Jahr 1198—99 ergiebt. Ich bin nicht der Erste, der auf diesen Fehler aufmerksam macht, ich fürchte, ich werde auch nicht der Letzte seyn; aber Deutsche Geschichtschreiber sollten sich schämen, auf Fortpflanzung solcher Ungründlichkeiten so hartnäckig bestehen zu wollen.

Daß Averroes im Jahre 595 gestorben ist, berichten alle glaubwürdige Geschichtschreiber. Bestätigt wird dies durch eine zufällige Erklärung des in hohem Ansehen stehenden Schwärmers Ibn Arabi, die uns Fleischer in seinem Kataloge der orientalischen Handschriften der Leipziger Stadt-Bibliothek S. 492 mittheilt. Ibn Arabi erzählt, daß Averroes sich von ihm zu Cordova in die Theosophie habe wollen einweihen lassen (Averroes wollte sich ohne Zweifel einen Spaß mit dem Schwärmer machen), daß aber eine göttliche Vision ihn, den Ibn Arabi, daran gehindert habe. Er fährt dann fort, er habe Averroes erst wieder als Leiche gesehen, nämlich als man 595 diese in Marokko aufgepackt habe, um sie nach Cordova zu führen.

Die hinterlassenen Schriften des Averroes werden nach Namen und Zahl verschieden angegeben. Casiri giebt 78 an, Ibn Abu Osaibia dagegen 42, und Wüstenfeld zählt 33, wobei er aber die 17 Aristotelischen Werke nur unter einer Nummer faßt, so daß eigentlich 49 herauskommen. Unter den Handschriften der Königl. Bibliothek zu Paris, Katal. Nr. 887 u. 888, ist ein Werk „Serug Almolük" (lucerna regum) von Averroes, das bei Keinem sonst angeführt wird. Almakkari S. 192 führt ein juristisches Werk an, das weder bei Hadschi Chalfa noch bei Ibn Abu Osaibia vorkommt. Und de Sacy in seiner Ausgabe des Makrizi, Traité des monnoies musulmans S. 66, citirt ein anderes unbekanntes Werk „Alkabir" von Abulwalid Ibn Roschd. Dies läßt sich aber schon daraus erklären, daß man, wie wir oben gesehen haben, Vater und Söhne öfters verwechselte und wohl manches Werk der Letzteren dem Vater zuschrieb und umgekehrt. Noch einfacher ist aber folgender Grund: Die Araber gaben den einzelnen Abschnitten ihrer Werke besondere Ueberschriften, wie es ja bei uns auch häufig geschieht. Die Leute nun, die sich für ihre Bibliothek die Bücher abschrieben, wählten oft aus dem ganzen Buche nur den Abschnitt, der ihnen am meisten zusagte, oder die Arbeit des Abschreibens gerieth in Stocken, nachdem ein Theil vollendet war u. dgl.; so daß nur ein mehr oder weniger zusammenhängender Theil des Ganzen ins Publikum kam. Man setzte diesem einzelnen Abschnitt nothwendig den Namen des Verfassers vor, und so kam dieser oft durch ein einziges Werk zur Autorschaft von sieben Werken. Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst sind solche Fälle nicht mehr möglich; daher die Erscheinung, daß in unseren Zeiten selbst der fruchtbarste Gelehrte es nicht zu einer solchen Zahl von Werken bringt, wie die Arabischen Gelehrten, bei denen die Autorschaft von mehreren Hundert Büchern gar keine Seltenheit war. Averroes selbst sagt zwar in der Einleitung zum Colliját, daß er von der Eintheilung eines Werkes in besondere Bücher nichts hielte, es wäre dieses nur eine ruhmredige Eitelkeit; aber besondere Ueberschriften mußte er den einzelnen Abschnitten doch geben, und daher ist auch bei seinen Schriften die Angabe der Zahl so schwankend.

Ich schließe meine Beleuchtungen mit den Worten des fleißigen Forschers der Hebräischen Literaturgeschichte, Herrn L. Dukes, in den: „Ehrensäulen und Denksteine" (Wien 1837). Er sagt im Vorworte: „Eine alte Sage ist uns zugekommen, daß die Todten, so lange sie nicht gehörig bestattet sind und ein Denkmal ihre Grabesstätte bezeichnet, der Ruhe nicht theilhaft werden und unstät umherirren. Geschichte ist der Leichenstein der Vergangenheit. — In uns ist daher der Wunsch rege geworden, einer Abgeschiedenen, die einst zu Vieler Freude unter den Lebenden wandelte, und nun ohne Grab ist — außer dem der Vergessenheit — und ohne Denkmal — außer dem Gedächtniß Einzelner — ein angemessenes Ehrengedächtniß zu sichern." Weit entfernt, zu glauben, daß das hier versuchte Ehrengedächtniß für Averroes nöthig war; noch weiter entfernt, behaupten zu wollen, daß es vollkommen angemessen ist, glaube ich doch von Lesern, die noch ungetrübten Sinn für die vergangene Menschengröße haben, nicht verurtheilt zu werden, wenn ich sie zu dem schönen Stern des Mittelalters führte, der sich hinter Wolken von Irrthum und Verkennung birgt, der aber der Ausdauer eines bewaffneten Auges mit dem Anblick seines milden Lichtes lohnt. Möge es mir gelungen seyn, zu zeigen, wie es wohl der Arabische Philosoph werth ist, daß sich Männer, die in die Aristotelische Philosophie eingeweiht und zugleich vollkommen in der Arabischen Sprache geübt sind, ihn zum Gegenstande ihrer Kritik machen.

F. Lebrecht.

*) Conde, der fälschlich Nasid statt Nord liest, scheint gar nicht zu wissen, wen er hier vor sich hat. J. Aschbach schreibt diese ganze Stelle aus Conde nach und weiß eben so wenig wie dieser, daß hier von Averroes die Rede ist.

**) Vierzehn Jahre nach Averroes' Tode wurde in der Schlacht von Tolosa die Macht der Mauren für immer gebrochen.

***) Wir wenigstens sind der Name im Abulfeda nicht vorgekommen.

Frankreich.

König Ludwig Philipp.

Von J. Janin.

(Fortsetzung.)

Was er aus seinen eigenen Häusern gemacht, ist zu bewundern. Im Schlosse Eu, wo er jedes Jahr bloß acht Tage verweilt, hat er Alles ausbessern und wiederaufbauen lassen, von der Kapelle an, wo die alten Gatten beerdigt sind, bis zu den Küchen, von denen man meinen sollte, daß sie etwa für einen Karl den Großen nebst den Rittern der Tafelrunde aus dem Schutte herausgegraben wären. Und das Schloß von Fontainebleau welch ein Wunderwerk! Der König eröffnete es gerade just an dem Tage, wo die Frau Herzogin von Orleans dem Kronprinzen zugeführt ward. Ja wahrlich, über der Treppe, in den oberen Räumen dieses Schlosses hatte sich ein großes Ereigniß zugetragen. Von jenen denkwürdigen Höhen hatte der Kaiser Napoleon seinem tödtlich verwundeten Adler ein Lebewohl zugerufen, hatte er seinen letzten Soldaten umarmt, hatte er seinen ruhmbedeckten Degen, der mit furchtbarem Gewicht auf den Geschicken der Welt lastete, zerbrochen. Nun, diese Treppe von Fontainebleau dürfte, so dachte der König, der Festfeier einer glücklichen Familie nicht unwillig ihre Dienste verweigern. Dort, an jenem Orte erschien er, um die Gemahlin seines erstgebornen Sohnes zu erwarten, und als sie sich bewegten Gemüthes aus ihrem Wagen schwang, als sie die verhängnißvollen Stufen betrat, welche unter des Kaisers gemessenen Schritten erbebten, als sie sich ihrem Vater zu Füßen warf, der sie mit so viel Huld und Güte wieder aufhob und freudig ans Herz drückte, da konnte man inne werden, daß die Treppe von Fontainebleau durch diesen rührenden Akt eine neue Weihe empfangen. So benutzt der König Alles, was zur Verherrlichung seiner Person und seines Hauses beitragen kann. Selbst der Asche des Gefangenen von St. Helena hat er sich bedient, um seinem Sohne, dem Schiffs-Capitain, einen unsterblichen Ruf zu verschaffen. „Sire, ich bringe Ihnen den Leichnam des Kaisers Napoleon", sagte der Prinz von Joinville, „auf daß ihm unter'm Dom der Invaliden seine Ruhestätte werde." — „Ich empfange ihn im Namen Frankreichs", erwiederte der König. Welch ein Mann! Eben so tüchtig im Entwerfen seiner Pläne als glücklich in der Ausführung. Er hatte gleich anfangs seine junge Dynastie in die dreifarbige Fahne gehüllt. Schon vor der Juli-Revolution gehörte mit zu den Personen, denen er ein Jahrgeld ausgesetzt, der Dichter der Marseillaise, und zu den seiner neuen Regierung mit größtem Eifer anhängenden Männern hatte er die Ehre, den Sänger Beranger zu zählen.

Sind erst die Audienzen der Reihe und Ordnung nach abgehalten, ohne daß Jemand länger als eine Stunde gewartet hätte, denn der König sagt es euch selbst, er habe heute viel zu thun, Ihr solltet entweder morgen oder in drei Stunden wiederkommen, die Zeit sey kostbar, sowohl ihm als euch, so zieht er sich auf ein paar Stunden zurück, um in Ruhe sich seinen Betrachtungen überlassen zu können. Doch was spreche ich von Ruhe? Da hat er wieder frische Berichte zu lesen, über neue Entwürfe nachzudenken. Man hinterbringt ihm, was in der Deputirten- oder Pairs-Kammer vorgekommen — kurz, es ist die Zeit, wo er seine Freunde empfängt — denn er hat deren, wo er gerade nicht ruht, aber auch nicht arbeitet, es sind Augenblicke, die ihm gehören und die er gern hingiebt an Den, der ihm gefällt. Um fünf Uhr macht der König einen Ausflug in's Freie, nicht aber zu Wagen unter Bedeckung eines Kavallerie-Trosses, eine Spazierfahrt dieser Art ist für ihn vielmehr eine Pein, als eine Erheiterung. Wenn er sich auf den Weg macht, so pflegt er seine Pferde wie auch die Pferde und Beine seines aus National-Gardisten

Man pränumerirt auf dieses Quartal in Berlin in der Expedition der Staats-Zeitung (Friedrichs- in der Provinz so nehmlichkeiten, wie sie selbst schon der gewöhnlichste Wohlstand erfordern. Modellet.

bestehenden Geleises zu schonen; die Promenade, welche er in Ermangelung einer längeren gern wählt, ist die Terrasse der Tuilerieen, und zwar immer in Gesellschaft seines Baumeisters, des Herrn Fontaine, der ihm die meiste Erholung gewährt. Ueberhaupt besteht schon seit langer Zeit zwischen dem Könige und Herrn Fontaine ein wirklich freundschaftliches Verhältniß. Als der Herzog von Orleans einst aus der Verbannung in die Heimat zurückgekehrt war, wünschte er zu wissen, welcher Architekt wohl ein bürgerliches Haus am festesten und dauerhaftesten baue, und man bezeichnete ihm Herrn Fontaine. Seitdem haben sie sich nicht mehr von einander getrennt. Eines Tages, da der Herzog von Orleans in Rosny (bei der Herzogin von Berry) zu Mittag speisen sollte, schien es ihm, ehe man sich zu Tische setzte, als wolle man Herrn Fontaine seinen Platz unter den Haus-Offizianten anweisen; auf der Stelle erinnert er sich, daß eine wichtige Angelegenheit ihn nach Paris rufe, und seinen Baumeister beim Arme fassend, sagt er zu ihm: „Wir werden diesen Abend zusammen im Palais-Royal speisen."

Wenn die Eßzeit gekommen, verlangt der König, daß man zur Tafel gehe; sie beginnt gewöhnlich ohne ihn, da er sich mittlerweile ankleidet und erst, wenn das zweite Gericht beinahe verzehrt ist, sich blicken läßt. Er ist schnell und wenig, nimmt hierauf eine Tasse Thee und steht zu allererst auf, ohne indeß hierdurch seine Tischgenossen zu stören. Nach Tische entspinnt sich zwischen den Gliedern der Königlichen Familie eine Unterhaltung. Man spricht ein bischen von allem Möglichen und von aller Welt: die schönen Künste, die Mährchen und Geschichten, die gerade die Runde durch die Stadt machen, die Bankerotte und Ehebündnisse, das sind so die Gegenstände, um die sich in lebhaftem und zugleich ernstem Tone die Unterhaltung einer ehrenwerthen Familie dreht, die sehr wohl weiß, wie begierig jedes von solcher Höhe fallende Wort aufgegriffen wird und wie sehr es für die Betheiligten vom heilsamsten oder schädlichsten Einflusse seyn könne. Inzwischen beschäftigen sich die Königin und die Prinzessinnen mit Stickerei-Arbeiten, die sie dann ausspielen lassen, um aus dem Erlös Arme zu bekleiden und zu dergleichen Lotterieen zum Besten Nothleidender anzufeuern — sicher ein äußerst kluges Aushülfsmittel des unverdrossensten Wohlthätigkeitsinns. Es giebt keinen bürgerlichen Salon, worin mehr anmuthige und ungezwungene Heiterkeit herrscht, mehr unschuldiger und arglofer Scherz gehört würde, und wo man mehr Wohlbehagen empfinden möchte. Das Haus des Königs ist in der That, was man nennt, ein vortreffliches Haus.

Dieser Palast der Tuilerieen war lange Zeit von Königen bewohnt, die nur an ihre äußere Würde dachten, der gegenwärtige König dachte vor Allem daran, sichs in diesem Schlosse aufs bequemste einzurichten, und hat es demgemäß völlig umgewandelt, wie es fast unmöglich schien. Die, welche den Palast nicht damals gesehen, als der König dort einzog, können sich keinen richtigen Begriff von dieser Ruine machen. Die Tuilerieen waren zu jener Zeit in einem grauenerregenden Zustand der Unordnung und Verwirrung, und um die ganze Welt würde der König, dessen Häuser aufs prächtigste und angenehmste eingerichtet sind, sich nicht dazu verstanden haben, die Tuilerieen in dieser traurigen Beschaffenheit zu bewohnen. Der eigentliche Schöpfer des Tuilerieen-Schlosses ist der Kaiser Napoleon, er hatte es nach seinem Schnitte verbessert und vergrößert, er hatte zur Beförderung einer reineren und gesunderen Luft eine Cloake anbringen lassen, er hatte die Decken und Wände vergolden und malen lassen. Indeß alle diese beträchtlichen Verbesserungen waren so zu sagen aus dem Stegreife gemacht, sie waren das Werk des Augenblicks, und dieser Palast, wie glänzend er sich auch sowohl im Innern als von Außen ausnahm; behielt trotzdem immer den Anstrich eines Palastes, der eben dazu bestimmt schien, einstweilen von einem unsäten Helden bewohnt zu werden, der die Hälfte seines Lebens unter dem Zelte zubrachte und keinen anderen Hof hatte, als seine Krieger. Der Kaiser hatte im Tuilerieen-Schlosse sein Feldlager, nicht aber seine Wohnung aufgeschlagen.

Bei ihrer Rückkehr nach Frankreich brachten die Bourbons jene erstaunenswerthe Sorglosigkeit um die Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft mit, wodurch sie zu einer Familie von Prädestinirten geworden sind. Ludwig XVIII. und die Seinigen hatten gar zu viel Eile, den Tuilerieen-Palast wieder zu betreten, als daß sie sich die Zeit hätten gönnen sollen, ihn zu ihrem Gebrauch wieder herzustellen; höchstens machte man sich das Vergnügen, an den Wänden die Kaiserlichen Adler und die übrigen aus der Kaiserzeit herrührenden Sinnbilder auszukratzen. Dies war die ganze Verbesserung, welche das neue Königthum in den Tuilerieen vornahm, wonach man sich so gut einrichtete und behalf, als es ging. Der König, der Graf von Artois, der Herzog und die Herzogin von Angoulême, der Herzog und die Herzogin von Berry, der Almosenier, die Garde-Offiziere, die Kammerjunker, sämmtliche Emigrirte, sie quartieren sich theils gut theils schlecht in diesem Schlosse ein; wahrlich, es war das ein krauses Kunterbunt, ein sonderbares Durcheinander von alten und neuen Ideen, von Charte und Königthum, von Revolution und Contre-Revolution.

Der König der Juli-Revolution handelt in diesem Punkte bei weitem klüger, er hat alle jene Edelleute durch vierhundert schmucke und wackere Diener ersetzt, die es von Grund aus verstehen, den Fußboden zu reiben und zu putzen, das Bett zu machen, die Treppe zu fegen, einen der größten Paläste Europa's in wahrhaft Holländischer Sauberkeit zu erhalten. Der König hat zu seiner Aufwartung keine vornehme Herren, sondern etwas viel Besseres, er hat geborene und leibhaftige Diener, und bei ihm ist Alles auf dem Fuße eines trefflichen, wohlgeordneten bürgerlichen Hauswesens. Auch erzählt man sich, daß der König zwanzig Schritte zurückwich, als er in Begleitung seines Baumeisters ins Tuilerieen-Schloß trat und es in dem Zustande fand, in den es durch die Fahrlässigkeit der früheren Bewohner und durch die drei Revolutionstage versetzt worden war. Es waren unbewohnbare Gemächer, ohne Nebenausgänge, ohne Luft, ohne Licht, ohne die allerwenigsten das erste und anständigste Pariser Haus entbehren. So gab es z. B. in diesem Tuilerieen-Schlosse eine Wohnung, nämlich: der Frau Dauphine, wo die Corridors bei hellem Sonnenschein mit Lampen erleuchtet werden mußten. Zur Noth, daß diese Zimmer (und dann hatten sie schon den Gipfel ihres Schmuckes erstiegen) ein Mal des Jahres, wenn sich der Hof in Fontainebleau oder Compiègne aufhielt, gewaschen und gereinigt wurden; die übrige Zeit begnügte man sich damit, den fingerdicken Staub abwischen zu lassen. Sofort machte sich der Juli-König ans Werk, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn das Vergnügen, diese Augias-Ställe von oben bis unten zu säubern, nicht besonders zu seinem Entschluß beigetragen hätte, seinen Sitz in den Tuilerieen aufzuschlagen. Jetzt wird der ganze Palast förmlich umgedreht; die Thüren und Fenster, welche man nun öffnet, sind neu, es werden die dunklen und schmalen Gänge niedergerissen, die schmutzigen Teppiche abgenommen, der schadhafte Fußboden ausgebessert, die fleckigen Tapeten durch frische ersetzt, und Luft und Licht dringen wieder ein in jene dumpfen, stickigen Zimmer. Die Wohnungen waren bisher von einander abgesondert, der König, der im Familienkreise leben will, läßt alle Verbindungen wiederherstellen und neue anlegen. Seine Frau, seine Schwester, seine Töchter, seine Söhne werden ihre Wohnungen um und neben denen des Königs und dennoch wieder davon getrennt haben. Auch die Küchen haben eine vortheilhafte Veränderung erfahren, ja sogar die Dachwohnungen sind in einen solchen Zustand gebracht, um die besten und nützlichsten Diener beherbergen zu können. Das ist noch nicht Alles! es war dem König gar nicht recht, an Empfangtagen bloß den Thronsaal gebrauchen zu müssen, er will daher neben seinen übrigen, auf der Vorderseite befindlichen Salons einen neuen Saal vom bedeutendsten Umfange erbauen lassen; außerdem geht er damit um, sogar im Garten und vorn am Palast ein eigenes, von einem Graben eingeschlossenes, mit Flieder und Rasen bewachsenes Gärtchen anzubringen. Ihr verlangtet, der König möge die Tuilerieen bewohnen! Seid nur ganz ruhig, er wird schon die Tuilerieen bewohnen, allein er muß sie erst zu seinem und seiner Familie Gebrauch gehörig einrichten, es muß unter diesem neuen Dach die ganze Königliche Familie gern und mit Wohlbehagen weilen und ganz Frankreich auf eine würdige Weise empfangen können. Durch diese Umgestaltungen wird allerdings Philibert Delormes Façade ein bischen beeinträchtigt werden, schlimm für die Façade, der äußere Anblick wird minder schön, dafür das Innere um so bequemer seyn. Inzwischen ist's nöthig, daß alle Einzelheiten dieses Komforts dem Ganzen entsprechen, daß die Möbel, die Gemälde, das Geschirr, die Teppiche, der neue Thron den Glanz dieses Königthums unterstützen und der Würde desselben angemessen seyen.

Der König ist in allen diesen Dingen ungemein sorgfältig, genau, man könnte beinahe sagen peinlich. Es ist jeden Tag bei ihm offene Tafel, und er empfängt da sämmtliche hohe und vornehme Personen, das heißt die berühmtesten Leckermäuler Europa's. O, er hält was auf seinen Tisch. Man führt seinen Speisesaal, sein Tafelgeräth, seine Keller und Küchen als Muster an. Bei ihm speist man fast eben so gut wie beim Fürsten von Talleyrand, und das ist kein geringes Lob. So wie bei der Tafel, sieht er überhaupt gern Leute um sich; es müssen seine Salons ganz so glänzend wie die des alten Versailles erleuchtet seyn. Nie werden ihm genug Holz und Wachskerzen verbrannt. Er will, daß seine Gäste aufs reichlichste bewirthet, daß sie mit der größten Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit behandelt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Schweden.

Ein Hoffest im Jahre 1692.

Als Beispiel der Lebensweise des Hofes und der vornehmen Welt Stockholms im 17ten Jahrhundert theilen wir folgende Beschreibung der „stora värdskap" (großen Gastfreundschaft) der Königin von Schweden auf dem Schlosse zu Stockholm am 3. Februar 1692, wie solche in „Stockholms Magazin" für das Jahr 1780 enthalten ist, hier in Uebersetzung mit:

„Zuerst versammelten sich alle Dienstmädchen, neunzehn an der Zahl, und sämmtliche „husdrängarne" (Deutsch Hausdiener), deren ihrer vierzig waren, ohne die Hofjunker, Pagen und Lakaien zu rechnen, bei Frau Stina Rosenhane *), welche die Wirthin vorstellte. Diese Zusammenkunft fand in dem Hause des Feldherrn Wrangel auf dem Ritterholmen statt. **)

Um 6 Uhr Abends geschah die Auffahrt in gehöriger Prozession nach dem Schlosse; es begab sich dieser Zug nach dem sogenannten langen Saale, wo die vornehmeren Personen schon versammelt waren. Als alle Eingeladene sich anwesend befanden, erschien Herr Thure Ribbing, der in ein Posthorn blies; ihm folgten die junge Königin und die Herzogin, welche reisende Personen vorstellten. In ihrem Gefolge befanden sich viele vornehme Kinder, acht bis neun Jahr alt, die deren Gepäck trugen. Nachdem sie im Saale einen Umgang gemacht, zeigten sie ihre Pässe vor, welche in großem Brief-Format ausgefertigt waren. Diese wurden dann vorgelesen, damit man erkenne, daß die Reisenden gehörig sich legitimirt. Alsdann wurden die Kisten und Kasten des Gepäcks eröffnet, aus welchen, zur Verwunderung und Be-

*) Die altadeligen Geschlechter Schwedens führen das Prädikat von (af) nicht vor ihren Namen.

**) Dasselbe Haus hatte die Königin Christine bewohnt, und es war auch eine Zeit lang nach dem Brande des Schlosses die Residenz der Könige.

von mehr als 91 Jah[illegible]
Albazina oder Sch[illegible]

Die Gr[illegible]
gehabt [illegible]
[illegible]

[illegible]n Vögeln, Hunden und Katzen flogen [illegible] sich rasch entfernten.

[illegible]raf Gustaf Oxenstierna und Frau Stina [illegible], welche zum Hofe gehörten, durch den Saal [illegible]er der Königin Witwe nach dem viereckigen [illegible]o das Abendessen servirt war. Der ganze Weg [illegible]n mit Zuschauern gefüllt, welche sich in dazu er[illegible]en. Ueber der Eintrittsthür des Saales hing ein [illegible]orauf drei Kronen angebracht waren, ganz so wie [illegible]er Fall ist, und unter dem Schilde standen die Worte: [illegible]eckerbischen).

[illegible]ar prachtvoll ausgeschmückt und tapezirt. In der Mitte stand ein g[illegible] Tisch, welcher rund ausgeschnitten war (wahrscheinlich in Form eines Hufeisens) und woran vierzig Personen Platz hatten. Rundherum standen die Diener, welche aufwarteten. Hinter dem Tische stand ein prächtiger Schenktisch. Außerdem befanden sich auf beiden Seiten dieses großen Tisches noch vier andere Tische in Form eines halben Mondes, woran ebenfalls an jedem vierzig Personen Platz hatten, und hinter jedem Tische stand ebenfalls ein eleganter Schenktisch, wodurch jeder Tisch servirt wurde. Die Diener, welche bei Tische aufwarteten, waren wie Pickelhäringe gekleidet. Auf beiden Seiten jedes Schenktisches standen zwei große Mohren auf Fußgestellen, welche in der Volkstracht gekleidet waren und auf den Köpfen eine Pyramide mit Lichtern hielten. In der Mitte zwischen den Mohren befand sich eine andere Pyramide mit 700 Lichtern, welche vom Fußboden bis zur Decke reichte. Kronleuchter und Armleuchter, so wie Lampen, waren zu jener Zeit noch nicht im Gebrauch.

Auf der einen Seite des viereckigen Saales waren zwei Tribünen, eine über der anderen, angebracht: die eine für die Musikanten, deren Anzug aus Hasenfellen mit spitzigen Mützen bestand; auf der anderen Tribüne befanden sich diejenigen Königlichen Räthe nebst deren Frauen, welche nicht verkleidet waren. Auf einer anderen Seite des Saales war eine Tribüne für die fremden Minister und deren Kavaliere. Den übrigen Raum füllten eine Masse von Civil-Beamten, welche Eintritt in den Saal erhalten hatten.

Als nun die hohen Herrschaften und sämmtliche Gäste ein kostbares und reichliches Abendessen eingenommen, erhoben sie sich von Tische, nachdem ein kurzes Dankgebet abgehalten war. Darauf begaben sich der König, gefolgt von sämmtlichen Herren, und die Königin, gefolgt von allen Damen, in verschiedene zur Empfangnahme bereitete Zimmer. Nun nahmen die Diener, welche aufgewartet hatten, an den Tafeln Platz und verzehrten alle Speisen, welche noch übrig geblieben waren.

Als diese Mahlzeit beendigt war, wurden alle Tische herausgetragen, und dann erst, nachdem Alles wieder in Ordnung gebracht, kamen die hohen Herrschaften und deren Gäste in den Saal zurück. Darauf begann der Tanz. Der Wirth und die Wirthin eröffneten denselben, und Beide tanzten zuerst mit den zum Hause gehörigen Personen und dann mit den Anderen.

Nach Schluß des ersten Tanzes erschien Herr Karl Axelson Sparre als Policinell gekleidet und tanzte einen Solo-Tanz; darauf erschienen drei junge Indianer mit ihren Frauen, welche dem Könige, der Königin und der Herzogin, so wie den anderen vornehmen Damen, geschriebene Verse überreichten und gleichzeitig einer jeden Person einen passenden Glückwunsch darbrachten.

Dieses Fest dauerte von 8 Uhr Abends bis 4 Uhr Morgens. Dann erst begab man sich in Prozession auf dem früher beschriebenen Wege nach dem Zimmer der Königin Witwe, wo noch von vielen Personen, welche in Römischem Kostüm gekleidet waren, während länger als anderthalb Stunden, ein gemeinschaftlicher Tanz ausgeführt wurde. Nach Beendigung desselben zogen sich die hohen Herrschaften zurück, und das Fest war zu Ende.

Edt.

Mannigfaltiges.

— Jahrbücher für Slawische Literatur. Einem uns vorliegenden Prospectus zufolge, wird vom 1. Okt. d. J. ab eine Zeitschrift (in Lieferungen von 4—6 Bogen) unter dem Titel: „Jahrbücher für Slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft" erscheinen. Als Herausgeber ist Herr J. P. Jordan genannt, der sich bereits manche Verdienste um die Schriftsprache und Literatur der in der Lausitz mitten unter uns Deutschen wohnenden Sorbischen Landleute (Wenden) erworben und von dem wir namentlich in den „Blättern für literarische Unterhaltung" einige anziehende Berichte über Slawische Literatur gelesen zu haben uns erinnern. Es scheint dieses Unternehmen bei den immer mannigfaltiger werdenden Berührungen und Konflikten, in welche Deutsches und Slawisches Element mit einander kommen, ganz zeitgemäß. Durch einen solchen Sammelplatz aller Berichte über die große Slawische Bewegung im Europäischen Völkerleben wird hauptsächlich auch unser eigenes, das Deutsche Interesse gefördert; denn erstlich ist es gut, von demjenigen, was im Nachbarlager geschieht, genau unterrichtet zu seyn, und zweitens wird jene anscheinend gefährliche Manifestation, die mit dem Namen „Panslavismus" bezeichnet wird, gewiß alle Furchtbarkeit verlieren, wenn sie näher gekannt und ins Auge gefaßt wird. Es erscheinen zwar bereits in Deutschland einige Zeitschriften, die sich die Darstellung Slawischer Zustände zur Aufgabe gemacht, wie namentlich das von Prof. A. Erman in Berlin herausgegebene „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland" und die Zeitschrift „Ost und West" in Prag; beide stehen jedoch nicht unabhängig genug da, um in die gedachte Slawische Bewegung einen vollständigen Einblick zu gewähren, und so wollen wir denn das neue Journal als eine allerdings nicht unwillkommene Erscheinung begrüßen

— Schriftsteller-Honorare in Italien. In Valery's, auch in diesen Blättern bereits erwähntem Werke über Italien (Curiosités et Anecdotes Italiennes) finden sich einige anziehende Details in Bezug auf die pekuniaire Lage der Italiänischen Schriftsteller. In Italien werden die Wissenschaften und die Literatur um ihrer selbst willen, nicht aber des Gewinnes halber, gepflegt, indem es nöthig ist reich zu seyn um schreiben oder vielmehr drucken lassen zu können. Arlost ließ den „Orlando furioso" auf eigene Kosten drucken, und die ersten Ausgaben der „Gerusalemme liberata" wurden gegen den Wunsch Tasso's in Fragmenten und sehr unkorrekt gedruckt. Der größte Theil der Schriftsteller hält sich für glücklich, wenn der Verleger es übernimmt ihre Manuskripte auf seine Verantwortlichkeit herauszugeben. Mailand, Venedig und Florenz sind die einzigen Städte, in welchen die Manuskripte zuweilen bezahlt werden; aber das Honorar übersteigt selten zehn Thaler für den Bogen oder 200 Thaler für einen Band von 400 Seiten. Monti's Uebersetzung der Iliade trug ihm nur 100 Thaler ein, und man beschuldigte Parini einer übertriebenen Gewinnsucht als er 150 Zechinen (430 Thaler) für den Wiederabdruck seiner reizenden Gedichte: il Mattino und il Mezzogiorno forderte, welchen er la Sera hinzufügte. Bei der ersten Ausgabe von Manzoni's „Adelchi" überstiegen die Unkosten den Ertrag, und die vielgelesenen „promessi Sposi" brachten ihm in der ersten Auflage kaum 250 Thaler ein. Silvio Pellico erhielt von einem Turiner Buchhändler dieselbe Summe für die einzige Italiänische Ausgabe seiner „Prigioni". Der erste lyrische Dichter Italiens, Giuseppe Borghi, verlor an seinen Hymnen Geld, obgleich sie die 26ste Auflage erreichten. Grossi, der noch kürzlich für die Hoffnung des Italiänischen Parnasses galt, ist genöthigt worden, die Musen aufzugeben und sein Brod als Notar in Mailand zu suchen. Diese traurige Lage der Dinge hat sich jetzt etwas verbessert, da alle Italiänische Staaten, mit alleiniger Ausnahme Neapels, das literarische Eigenthumsrecht anerkannt haben, und die Schriftsteller fangen endlich an, einigen Nutzen aus den Erzeugnissen ihrer geistigen Anstrengungen zu ziehen.

Bibliographie.*)

Nord-Amerika.

J. Holdich The life of Wilbur Fisk, first president of the Wesleyan university. 8. New York.

L. A. Sophocles A Romaic grammar, accompanied by a chrestomathy with a vocabulary. 12. Hartford. — Das Erscheinen dieser Grammatik, hofft man, werde zur Beförderung des Studiums der Neugriechischen Sprache in Nord-Amerika beitragen, für welches bisher nur die ungenügende, dazu in Neugriechischer Sprache geschriebene Grammatik von Negris, verhanden war.

S. Greenleaf A treatise on the law of evidence. 8. Boston.

S. Owen A treatise on the law and practice of bankruptcy. 8. New York.

P. Watts and H. J. Sergeant Reports of cases adjudged in the supreme court of Pennsylvania. Vol. 1. 8. Philadelphia.

H. A. Bullard and T. Curry A new digest of the statute laws of the State of Louisiana, from the change of government to the year 1841, inclusive. Vol. 1. 8 New Orleans.

A. C. Paige Reports of cases argued and determined in the court of chancery of the State of New York. Vol. 8. 8. New York.

P. W. Chandler The bankrupt law of the United States, with an outline of the system. 16. Boston.

The pharmacopoeia of the United States of America. By authority of the national medical convention, held at Washington 1840. 8. Philadelphia.

Charles Follen (ein nach Amerika ausgewanderter Deutscher) Works, with a memoir of his life. 5 vol. 12. Boston.

H. Wheaton (Gesandter der Vereinigt. Staaten in Berlin u. Verf. der Elements of international law) Inquiry into the validity of the British claim to a right of visitation and search of American vessels suspected to be engaged in the African slave trade. 8. Philadelphia.

The fame and glory of England vindicated, being an answer to „The glory and shame of England". By Libertas. 12. New York. (Vergl. Nr. 35.)

F. Bowen Critical essays on a few subjects connected with the history and present condition of speculative philosophy. 8. Boston. — Der größte Theil der darin befindlichen Aufsätze (z. B. über die Philosophie Kant's und Cousin's) war früher in der North American Review und dem Christian Examiner gedruckt.

The official and other papers of the late major-general A. Hamilton; compiled chiefly from the originals in the possession of Mrs. Hamilton. Vol. 1. 8. New York.

The two admirals. A tale. By the author of „The Pilot", „Red Rover" etc. (i. e. Cooper). 2 vol. 12. Philadelphia.

G. H. Cotton Tecumseh; or the west thirty years since. A poem. 12. New York.

The poets and poetry of America. With an historical introduction. By R. W. Griswold. 8. Philadelphia. 408 Seit. (Vergl. Nr. 99.).

E. J. Morris Notes of a tour through Turkey, Greece, Egypt, Arabia Petraea to the Holy Land. 2 vol. 16. Philadelphia.

The life of Peter Van Schaack, embracing selections from his correspondence and other writings during the American revolution and his exile in England. By his son, H. C. Van Schaack. 8. New York.

J. Harlan (früher General bei Dost Mahomed) A memoir of India and Avghanistaun, with observations on the present exciting and critical state and future prospects of those countries. Comprising remarks on the massacre of the British army in Cabul, British policy in India, a detailed descriptive character of Dost Mahomed and his court etc. 8. Philadelphia. — Als demnächst erscheinend wird angekündigt: Personal narrative of general Harlan's eighteen years' residence in Asia.

E. Everett (Gesandter der Vereinigt. Staaten in London) Orations and speeches, on various occasions. 8. Boston.

Von der „Günderode" der Frau v. Arnim ist in Boston eine Uebersetzung erschienen: Günderode; a translation from the German. 12. Boston, Peabody.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Unternehmen in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 109. Berlin, Montag den 12. September 1842.

Rußland.

Eine Chinesische Gesandtschaft am Russischen Hofe im J. 1731.*)

I.

Oeffentlicher Einzug der Chinesischen Gesandten in Moskau im Januar 1731.

Als die Kunde anlangte, daß die Chinesischen Gesandten in Wolodemir angekommen seyen, bestimmte man in Moskau, im Stadtviertel Kitai-Gorod, sechs steinerne Häuser zu ihrem Aufenthalte. In den Salons dieser Häuser wurden, nach Chinesischer Sitte, breite Polka's und Fußschemel angebracht und mit rothem Tuche überzogen; auch wurden große Kissen von Sammet und Tripp auf dieselben gelegt.

Am 9. Januar Abends langten die Gesandten 15 Werst von Moskau im Dorfe Alexejew an, wo sie in dem anmuthigen, kostbar ausgeschmückten Sommer-Palast Ihrer Kaiserl. Majestät vier Tage ausruhten. Die ersten Minister J. K. Maj. schickten allerlei Früchte und Weine zur Erfrischung der ehrenwerthen Gäste dahin ab.

Am 12ten brachen die Gesandten nach Moskau auf und kehrten in dem außerhalb der Stadt liegenden Palaste des wirklichen Geheimen Rathes Saltykov ein. Der Hof sandte ihnen Speisen, Getränke und Konfitüren zur Genüge, desgleichen Musik und Leute von der Kaiserlichen Dienerschaft. Als die Gesandten in besagten Palast eintraten, wurden sie von den Hofbedienten unter klingendem Spiele empfangen und an der Tafel in silbernem Service bewirthet. Die Honneurs der Tafel machte ihr Geleitsmann, der Titular-Rath Iwan Glasunov, welcher zu ihrem Empfang an die Chinesische Gränze gereist war.

Am folgenden Tage, den 14. Januar, erfolgte der öffentliche ceremonielle Empfang besagter Gesandten in Moskau, und zwar in folgender Art:

Um 10 Uhr Morgens versammelten sich die zum Empfange der Gesandtschaft bestimmten Reiter-Compagnien und Equipagen am Rothen Thore. Der Ordner des Zuges war Staatsrath Sybin.

Voran ritt eine Compagnie Kaiserl. Garde-Grenadiere, unter dem Kommando des Capitains, Fürsten Repnin. Ihnen folgten die Hof-Trompeter und Hof-Paukenschläger mit silbernen Trompeten und Pauken — dann acht Equipagen von Ministern und Generalen, je mit sechs Pferden bespannt; vor jeder Equipage ein Stallmeister und zwei Vorreiter, und hinter derselben die Lakaien und Haiducken — dann ein gleichfalls mit Sechsen bespannter Wagen Ihrer Kaiserl. Maj., vor welchem zehn Füchse aus dem Marstalle mit kostbarem Geschirre geführt wurden. Den Kaiserlichen Wagen begleiteten außerdem sechs Sergeanten der berittenen Grenadiere, sechs Lakaien, zwei Haiducken und zwei Läufer, alle in festlichem Schmucke. Den Zug schloß wieder eine Compagnie Grenadiere. Beide Compagnieen, die vordere und die hintere, hielten blanke Säbel in den Händen; die Spielleute aber stießen in ihre Trompeten und schlugen auf ihre Pauken.

Als der wirkliche Staatsrath Sybin bei dem Palais Saltykov ankam, empfingen ihn die Gesandten auf der Freitreppe. Er verkündete ihnen, daß Ihre Kaiserl. Majestät wegen der zwischen Rußland und China bestehenden alten Freundschaft und wegen Ihrer besonderen Hochachtung vor des regierenden Bogdo-Chan's Majestät dem ersten Gesandten Höchstihren eigenen Wagen und den Uebrigen die anderen Equipagen zum Einzuge in Moskau geschickt habe.**) Darauf nahmen die Gesandten in den Wagen Platz, und der Zug ordnete sich in folgender Art:

1) Eine Compagnie Grenadiere. Dahinter 8 Bedienten der Gesandten mit Armbrüsten und zu Pferde. — 2) Der leere Wagen des wirklichen Staatsraths, Fürsten Trubezkoi. — 3) Der Wagen des Generals Tscherny-schew mit dem Mongolischen Taischi Gunguischei. — 4) Der Wagen des wirklichen Staatsraths, Fürsten Tscherkaskoi, mit dem Mongolischen Chef Merin Wangin Gumbazyrin.... 7) Der Wagen des Feldmarschalls, Fürsten Trubezkoi mit dem Mongolischen Chef Uganai, welcher das Schreiben des Chinesischen Kaisers in den Händen hielt. Dieser Wagen hielt sich, dem Bogdo-Chan zu Ehren, ein paar Klafter weit hinter den übrigen.... 10) Der Wagen Ihrer Kaiserlichen Majestät, in welchem rechter Hand der erste Gesandte, der Ae'chani Amba Tuschi (dritte Würdenträger beim Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten in Peking), und linker Hand der wirkliche Staatsrath Sybin saß, Beiden gegenüber der Dolmetscher.*) Zu beiden Seiten der Wagen, in welchen die Gesandten fuhren, ritt je Einer von ihren Dienern mit einem Fähnlein von gelber Farbe. — 11) Die zweite Grenadier-Compagnie, und hinter ihr das Gepäck der Gesandtschaft, nebst dem Sibirischen Convoi.

Der Zug ging über das Flüßchen Jausa und durch die Deutsche Vorstadt nach dem Rothen Thore. Vor dem Thore standen zwei Regimenter in Reihe und Glied, mit ihren Fahnen und ihrer Regiments-Musik. Als der erste Gesandte im Kaiserlichen Wagen bei ihnen vorüberfuhr, salutirten die Offiziere mit den Partisanen und Fahnen, die Soldaten aber präsentirten das Gewehr unter Musik und Trommelschlag.

In dem Stadtviertel Kitai angelangt, zog man über den Rothen Markt, auf welchem ein anderes Regiment Soldaten salutirte, und durch die Reihen der Kaufläden nach dem Quartiere des ersten Gesandten. Die Wagen fuhren hinter einander in den Hofraum; als der im Kaiserlichen Wagen sitzende erste Gesandte anlangte, wurde er von einer Compagnie wachthabender Soldaten mit allen militairischen Ehren empfangen. Darauf bewirthete der Geheime Staatsrath Sybin die Gesandtschaft in demselben Quartier. Die Kaiserliche Musik spielte zur Tafel. Des folgenden Tages kam der Geheime Staatsrath Stepanov und gratulirte den Gesandten Namens der Kaiserin zu ihrer glücklichen Ankunft in Moskau.

II.

Audienz der Chinesischen Gesandten bei Ihrer Majestät der Kaiserin, am 26. Januar 1731.

..... Vor den Wagen der Gesandten wurden die Geschenke des Bogdo-Chan's an Ihre Kaiserl. Majestät in 18 lackirten Koffern und Kasten, die sämmtlich mit Schlössern versehen waren, getragen.**)

..... Als die Gesandtschaft im Kreml ausgestiegen war, empfing sie am unteren Eingang der Brigadier Palibin, im Vorsaale der Hofmarschall und in der Thür des Audienz-Saals der Ober-Hofmarschall. Den drei Gesandten folgten nur diejenigen Chinesen und Mongolen, die in den Wagen gesessen hatten, in den Saal. Bereits vor ihrer Ankunft hatten die Hofdamen und die übrigen vornehmsten Damen sich eingefunden und rechts vom Throne sich aufgestellt; links vom Throne standen die Feldmarschälle, Generale, Senatoren u. s. w. Auf der Gallerie des Audienz-Saals erhielten Personen beiderlei Geschlechts gegen vorgezeigte Karten Zutritt.

Ihre Majestät geruhte im Kaisermantel und mit der kleinen Krone auf dem Haupte zu erscheinen. Auf einem Tische zur Rechten des Throns lagen die große Kaiserliche Krone, das Scepter und der Reichsapfel.

Als die Gesandten bis zur Mitte des Saales gekommen waren und Ihre Majestät erblickten, blieben sie stehen. Der Kanzler, Graf Golowkin, begab sich, nachdem er kniebeugend den Befehl der Kaiserin empfangen, vom Throne aus zu ihnen, empfing aus der Hand des ersten Gesandten das Schreiben des Chinesischen Kaisers und legte es auf einen mit Goldstoff gedeckten Tisch. Darauf lud er die Gesandten ein, näher zu treten; sie thaten dies, blieben dann wiederum stehen, und der erste Gesandte hielt folgende Rede an die Kaiserin, welche Rede der Geheime Rath Stepanov in geschriebener Uebersetzung wiederholte:

„Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Kaiserin und Selbstherrscherin von ganz Rußland! An Ew. Kaiserliche Majestät hat der Bogdo-Chan uns gesendet, um Ew. Maj. zur Besteigung Ihres angeerbten Thrones zu gratuliren und Seiner beständigen Freundschaft Hochselbige zu versichern. Unser erhabener Gebieter schickt Ew. K. Maj. Produkte seines Landes als Geschenke. Derselbe hat uns befohlen, Ew. Maj. um Höchstihre Gesundheit zu befragen, von welcher er wünscht, daß sie beständig gesegnet sey und wie die Sonne auf ewige Zeiten leuchte."

---

*) Der Russkij Wjestnik veröffentlicht nachstehende bis jetzt ungedruckte Urkunden, welche von dem Ceremoniell, womit die Chinesische Ambassade vom Jahre 1731 empfangen worden, umständliche Kunde geben. Der Verf. scheint ein in der Etikette ganz verknöcherter Hofmann gewesen zu seyn, der für Beobachtungen anderer Art durchaus keinen Sinn hatte. Wir geben diesen Artikel mit Weglassung vieler wörtlichen Wiederholungen und einiger allzu nüchternen Details.

**) Bogdo-chan, richtiger Bokta-chan (göttlicher Chan), heißt der Chinesische Kaiser bei den Mongolen.

*) Ae'chani amban ist ein Mandschurischer Titel, welcher s. v. a. Magnat von der Seite (vornehmer Adjunkt) bedeutet. Im Chines. entspricht Schi-lang.

**) Die Beschreibung des Zuges ist, mit Ausnahme dieser Notiz, eine dürre Wiederholung der obigen.

Der Kanzler beantwortete diese Anrede mit einigen passenden Worten. Darauf knieten die Gesandten nieder, hielten eine andere kurze Rede und verneigten sich dreimal bis an den Boden.*) Sie blieben so lange auf den Knieen, bis der Geheime Rath Stepanov die Uebersetzung dieser Rede vorgelesen hatte, welche also lautete: „Ich, der Ab'dani Anda Tuschi, und die übrigen Gesandten fallen Ew. Kaiserl. Majestät zu Füßen, ehrerbietigst huldigend, und schätzen uns höchst glücklich, daß des Bogdo-Chan's Majestät uns gewürdigt hat, Euer erhabenes Antlitz zu schauen."

Als der Kanzler auf diese Rede mit der Versicherung des Wohlwollens seiner Kaiserin entgegnet hatte, gingen die Gesandten rückwärts zum Saale hinaus, um nicht dem Throne den Rücken zu kehren. An der Stelle, wo sie das Schreiben des Bogdo-Chan's abgegeben, knieten sie noch einmal nieder und berührten drei Mal mit der Stirn den Boden .....

III.

Rede der Chinesischen Gesandtschaft bei Gelegenheit ihrer Abschieds-Audienz, am 2. März a. St. 1731.**)

„Allerdurchlauchtigste u. s. w. Kaiserin! Von dem Tage unserer Ankunft bis zum heutigen Tage hat Ew. K. Maj. uns, als Stellvertreter des Bogdo-Chan's, gnadenvoll empfangen, des Antheils an Höchstihrer Tafel uns gewürdigt, uns wunderbare Feuerwerke sehen und angenehme Musik hören lassen. So ist auch für die Angelegenheiten, um derentwillen wir gekommen, in bester Art gesorgt worden; und unsere an die Kalmyken abgeschickten Gesandten treten vollkommen befriedigt den Rückweg an, nachdem Ew. K. Maj. allergnädigst zu befehlen geruht, daß man sie ohne Verzug bis Tobolsk eskortire. Für alle diese Beweise von Kaiserlicher Huld, desgleichen für die Abschieds-Geschenke, mit denen Ew. Maj. uns begnadigt, verneigen wir uns dankbarlichst und werden von Allem Sr. Majestät dem Bogdo-Chan einen getreuen und ausführlichen Bericht erstatten, den Se. Maj. nur hocherfreut und als ein Zeichen der unveränderten Freundschaft Ew. Maj. aufnehmen kann."

Frankreich.

König Ludwig Philipp.

Von J. Janin.

(Fortsetzung.)

Wenn in den häufigen Konferenzen mit dem Ministerium die Angelegenheiten einen guten Fortgang nehmen, wenn dieses Ministerium die Aussicht hat, in gänzlicher Vollzähligkeit noch fünf oder sechs Wochen fortbestehen zu können, so ist der König sicher der Glücklichste der Menschen. Er liebt aus einem natürlichen Triebe alle hervorragende und überwiegende Talente, wo sie auch immer sich finden mögen. Er sucht sie auf, er zieht sie an sich, er gewährt ihnen einen Platz an seiner Seite, er redet mit jedem von ihnen in seiner Sprache, sein Geist ist stets beschäftigt, immer bei der Hand, sein Wort leicht und ungezwungen, sein Gedächtniß rasch. Er hat viel gesehen, viel gedacht, mehr noch gelernt, er hat die Gunst wie die Ungunst des Glückes erfahren: Prinz von Geblüt, Soldat, Geächteter, Schullehrer, König, ist er durch alle diese so überaus verschiedenen und entgegengesetzten Lebensverhältnisse gleichmäßig hindurchgegangen. Diese mannigfachen Schicksale, dieses ereignißreiche, sturmbewegte Leben, sie sind ein Gegenstand seiner Erinnerung, seiner Betrachtung, seiner Unterhaltung. Er hat in allen Welttheilen Freunde, und wahrhafte Freunde, in Italien, in Deutschland, in den Vereinigten Staaten, besonders in England, wo ihm kürzlich eine schöne Erbschaft, das „Museum Standish", zugefallen, und alle diese Freunde, sie finden gastliche und willkommene Aufnahme bei ihm. Ein aufmerksamer Politiker, lauschend auf das leiseste Geflüster der Menschen und Parteien, weiß er vortrefflich, was der Mann, der mit lächelndem Munde ins Schloß tritt, den Abend vorher gedacht und was derselbe Mann morgen denken wird. Gesprächig, zuvorkommend, aber immer würdevoll, mit seiner Höflichkeit Niemand überraschend, vielmehr abwartend, bis er freundlich seyn könne, ohne sich etwas zu vergeben, befindet er sich niemals wohler als da, wo er sich von all' den tausendfachen Leidenschaften, Begierden, Wünschen und Neigungen, von allen den namenlosen eifersüchtigen, nebenbuhlerischen und ehrgeizigen Bestrebungen, welche die Menschen gegen einander aufregen, umringt sieht. Dann erst ist er in Wahrheit und im vollen Sinne des Wortes ein König. Den Einen beschwichtigen, den Anderen anfachen und aufmuntern, den da durch die Erinnerung an die Vergangenheit zurückhalten, jenen dort an seine Zukunft mahnen und ihn zum Handeln antreiben, den Jünglingen die Jugend, den Greisen das Alter anpreisen, das Kaiserthum und zugleich die Restauration vertheidigen, Napoleon rühmend erheben, König Karl X. beklagen und in Schutz nehmen und bei all' dieser sich nach so verschiedenen Seiten äußernden Theilnahme der Tage des Juli stets mit Begeisterung, mit innigster Dankbarkeit und Empfindung erwähnen — wahrlich, das sind Augenblicke, wo der König sich im schönsten Lichte zeigt.

Wenn die ungeheuren Salons in seinem Tuilerieen-Palaste von tausend Lichtern funkeln, wenn da die ganze Stadt sich drängt und stößt, wenn die Gesprächigkeit der Pariser aufhüpft und hineinsummelt in das endlose Gebiet des Witzes und der liebenswürdigen Laune, wenn da die sinnreichen Einfälle und Gedankenblitze, wie sie der Französische Geist gebiert, einander verdrängen und umrennen, gewährt es einen köstlichen Genuß, zu sehen, wie der König bald da-, bald dorthin geht, wie er sich von Einem zum Anderen wendet, wie er unter allen diesen auf sein Wort horchenden Gruppen herumwandert, wie er hier überzeugt und überführt, da spöttelt, hier lobt, dort tadelt, und wie er so nicht bloß laut spricht, sondern sogar laut denkt. Alsdann und bloß dann erst gewinnt man eine Anschauung von der Bedeutsamkeit und Höhe, auf der Frankreich nach allen Richtungen hin steht: von der Macht der Staatsgewalt, von der Macht seines Adels, seines Geistes, von der Höhe seines Glückes und seiner Kunst.

Sicher ist Paris eine furchtbar beschäftigte Stadt; sie arbeitet nicht bloß am Tage, sie arbeitet auch des Nachts, sie bleibt in einem ununterbrochenen Drängen und Treiben, in einer fortwährenden Regsamkeit. Sie dürstet nach Glücksgütern, gleich wie nach Ruhm und Wissen, sie fröhnt allen Leidenschaften, sie huldigt dem Laster und Verbrechen, wie sie auch wieder nach Tugend und nach allen menschlichen Vorzügen strebt. Nun, in dieser also beschäftigten Stadt giebt es nicht einen einzigen Menschen, dessen Thätigkeit anhaltender wäre als die des Königs. Kaum aufgestanden, bleibt der König bis zu dem Augenblicke, wo er einschläft, in der Arbeit. Erst kommen die wichtigen Angelegenheiten, dann, wenn er weder an die Deputirten- noch an die Pairs-Kammer denkt, weder an die inneren noch an die auswärtigen Verhältnisse des Landes, weder an England noch an Spanien, weder an Rußland noch an die Vereinigten Staaten, noch an seine Familie; wenn er nicht gegen den Aufruhr, gegen den Meuchelmord, gegen die Opposition, gegen die Blätter und die schmutzigsten Verunglimpfungen zu kämpfen braucht, wenn er noch alle seine Kinder um und neben sich hat und man ihm nicht zuruft: „Sire, eilen Sie, Ihr geliebter Sohn liegt im Sterben! Ihr Herzog von Orleans ist todt!" da beschäftigt er sich mit dem Schlosse der Tuilerieen, mit dem Schlosse in Compiegne, mit dem Schlosse in Pau, mit dem Schlosse in Eu, mit allen Schlössern und Häusern, deren Eigenthümer oder Nutznießer er ist. Er will sogleich wissen, was in der Deputirten- und was in der Pairs-Kammer gesprochen wird, was die Arbeiter von Lyon murmeln, was man im Staatsrathe verhandelt und was für ein Gemälde in der „Schlachten-Gallerie" vollendet wird. Er heftet auf Alles sein Auge, er richtet auf Alles sein Ohr. Er beschäftigt sich nicht leicht weniger mit der Ernennung eines Unter-Präfekten als mit der Wahl eines Pairs von Frankreich. Er wird euch genau sagen können, welches seine Freunde und welches seine Feinde sind, und beide theilt er in gewisse Klassen ein. So unterscheidet er z. B. zweifelhafte Freunde, aber doch Freunde, dann unbarmherzige, gefährliche und wiederum unschädliche und nützliche Feinde. Er ist ein geschickter und sehr thätiger Kopf, der stets in gerader Linie vorrückt, um Alles zu verstehen, und, nachdem er Alles gefaßt hat, in krummer Linie seinem Ziele entgegensteuert. Er ist, man darf es sagen, der alleinige Mittel- und Endpunkt, in welchen alle Meinungen, alle Lobsprüche, alle wohl- und übelwollende Gesinnungen, alle Lästerungen, alle Flüche und Segenswünsche Frankreichs auslaufen. Noch nie hat ein Französischer König sein Volk mehr beschäftigt, noch nie ist aber auch ein König von seinem Volke mehr beschäftigt worden. Ihr werdet ihn wiederfinden im tiefsten Innern aller Gedanken, aller Entwürfe, aller feindseligen Stimmungen, aller Anhänglichkeit und Ergebenheit, aller Liebesäußerungen und Sympathieen dieses Landes. Zweimal hat der König Trauer angelegt um zwei seiner Kinder, zu denen Frankreich eine wahrhaft mütterliche Liebe hegte, und zweimal bei dieser Trauer des Vaters und Königs war Frankreich voll der Thränen, der Seufzer, des Mitleidens, der Wehklagen, des Schmerzes. Es gehört, Ihr mögt's glauben, nicht wenig Kaltblütigkeit dazu, allen diesen heftigen und stürmischen Bewegungen gewachsen zu seyn. Er befindet sich in einem und demselben Augenblicke inmitten aller Extreme: heute geschmeichelt bis zur niedrigsten Kriecherei, morgen angefochten bis zur schnödesten Verleumdung; jetzt mit Beifallsgeschrei vom Haufen begrüßt, hernach von Mörderhand bedroht; heute triumphirend, glücklich, verehrt, der Zukunft sicher, und den folgenden Tag, ach! kaum im Stande, das Schluchzen zu unterdrücken, das ihm die Sprache raubt, die Thränen aufzuhalten, die ihm ins Auge treten, die furchtbaren Erschütterungen zu ertragen, die ihm das Herz brechen. Was den Meuchelmord betrifft, der König verachtet ihn. In jenen unseligen Augenblicken, wo das Verbrechen über seinem Haupte schwebt, fühlt sich der König nicht beengt, er athmet frei, es ist ihm zum Verwundern wohl; er setzt sein Leben aufs Spiel mit einer Gleichgültigkeit und einem Muthe, der nicht zu glauben ist. Er erinnert sich stets, daß er ein Sohn des Krieges und der Revolution ist, daß er in dem Doppelspiel der Schlachten und Revolutionen mit seinem Leben gespielt.

Als eine unbekannte und schändliche Hand auf dem Pont-Royal den ersten Pistolenschuß auf ihn abfeuerte, getraute sich Niemand in Frankreich, an die Wahrheit dieser Frevelthat zu glauben; der König allein hielt sich überzeugt, daß der Schuß im Ernste gemeint war, und die späteren Mordanfälle haben leider seine Meinung nur zu sehr bestätigt. An jenem schmach- und unheilvollen Tage, da Fieschi's Höllenmaschine auf alle versammelte Bürger einen Hagel von Kugeln ausspie, findet sich der König für einen Augenblick aufgeregt, versichert sich sogleich, daß seine um ihn befindlichen Söhne gesund und unversehrt geblieben, und zieht alsdann, die Ruhe und den Frieden auf dem Antlitz, gelassen seines Weges fort. Nun, das ist doch wohl ein hoher Muth. Diese Seelenstärke verleugnet sich auch dann nicht, als der König, nachdem er längs allen Boulevards hinuntergeritten, bei der Chancellerie seine Frau und seine Schwester, außer sich vor Bestürzung und an allen Gliedern bebend, antrifft, die armen Frauen, welche so lange ihrem Schmerze und ihrer Freude

*) Also erwiesen sie der Kaiserin nur ein Drittheil der Ehre, die ihrem eigenen Kaiser zukommt (neunmalige Berührung des Bodens mit der Stirn).

**) Die ganze Beschreibung dieser Audienz, oder vielmehr des Ceremoniells bei derselben, ist eine wörtliche Kopie der vorigen.

Schweigen geboten. Der König schließt mit ruhiger und ernster Miene diese edlen, treuen Frauen in seine Arme; alle diese in innigster Gemeinschaft gewechselten Gefühle waren gehalten in den zartesten Gränzen des historischen Bildes. Später war der König noch zwei Kugeln ausgesetzt: die eine verwegen und tollkühn, die Allbaud's, die andere geschleudert mit einer Gewandtheit, die das Opfer erreichen mußte; der König empfing diese beiden Kugeln wie ein Mann, der an dergleichen Geschenke gewöhnt ist.

Ließe man den König in solchen Fällen allein gewähren: bei jeder Empörung würde er zu Pferde die Stadt durchkreuzen und selbst die wüthende Menge beschwichtigen. Im Nothfall wäre er noch ein Kriegsmann und gar nicht unglücklich, sollte es zum Kampfe gehen. Er gedenkt häufig der Tage von Jemappes und Valmy, und sein Muth sitzt mehr in seiner Brust, als in seinem Kopfe. Als der König an dem Tage, da Allbaud seinen Streich gegen ihn ausgeführt, — es strahlte die Sonne im schönsten Glanze — in Neuilly anlangte, wo seine Familie ihn zu Tisch erwartete, sagte er: „Speisen wir, noch bin ich nicht todt." Bei diesen Worten zeigte er eine solche Ruhe, daß seine Kinder kaum glauben konnten, welcher Gefahr ihr Vater so eben entgangen.

Vor Allem ist dieser von so viel Arbeiten und so viel Gefahren umlagerte König der Franzosen Familienvater. Er hat früh eingesehen, daß in unseren Tagen eine zahlreiche Familie für Fürsten der unschädlichste, vortrefflichste und verzeihlichste Luxus sey. Wie er seine Kinder liebt, ach! Ihr könnt wissen, wie er seine Kinder liebt, wenn Ihr seht, wie sehr er sie beweint. Der König war für seine Kinder eine sichtbare Schutzgottheit. Welche Thränen! welche endlose Sorgen und Bekümmernisse! Doch gerade in diesem Augenblicke hofft Ihr wohl durch mich zu erfahren, wie es um den Familienvater steht, jetzt, wo er die beiden edlen Kinder verloren, die sein von ihrem Anblick freudig bewegtes und gefesseltes Auge nie mehr wieder um seinen glanzvollen Thron, nie wieder zu seiner Seite finden wird: Marie von Württemberg! der Herzog von Orleans! jene vom Tode dahingerafft, nachdem sie Zeugniß abgelegt von ihrem hohen Kunsttalent, und dieser, dieser ach! plötzlich zu Boden geschmettert an der Pforte des Schlosses von Neuilly, in jenen prächtigen Alleen des Englischen Parkes, den er seit seiner Kindheit sicheren Fußes und leuchtenden Antlitzes durchschritt, niedergestürzt in dem nämlichen Augenblicke, wo er seinem Vater ein Lebewohl zu sagen kam! Ja, beim Himmel, dies ist ein Unglück, das wir beim Niederschreiben dieser Geschichte nicht erwartet hatten, dies ist ein Ereigniß, das uns mit einem Male hemmen muß in dieser Erzählung, welche ganz in der Weise einer Erzählung begonnen, wo die größten Widerwärtigkeiten, vermöge des glücklichen und glänzenden Ausgangs, allgemach aus dem Gedächtniß schwinden. Die Erinnerung an die Prinzessin Marie schien uns schon minder von herbem Gram und Schmerze begleitet, und unser Mitgefühl bei ihrem Verluste galt mehr wohl noch der Künstlerin, als der Tochter; allein bei dieser Nachricht, daß der Kronprinz verschieden, den Schädel an der Schwelle des Palastes von Neuilly zertrümmert, wie wolltet Ihr uns da den Muth zutrauen, unsere angefangene Erzählung weiter fortzusetzen?

Nun, der König selbst in seinen Armen haltend den Leichnam des ältesten Prinzen seines Hauses, der König kniend vor dem siebzehn Tage und siebzehn Nächte unter väterlichem Dache geborgenen Sarge, der König vernehmend das Wehklagen der Mutter, der Gattin, der Kinder, der Brüder, der Schwestern, der Diener und Freunde des Prinzen, der König auf einen Augenblick irre gemacht durch diesen unermeßlichen Schmerz, kaum hat er der Natur den ersten Tribut von Thränen und Jammergeschrei, das in der ganzen Welt wiederhallte, bezahlt, als er das Haupt wieder emporhebt und sich zuruft, daß das Kind seines Kindes da in seiner Wiege sey, daß man ihm die Krone erhalten müsse, daß das Frankreich des Juli, das er vor zwölf Jahren gerettet, noch auf seine Weisheit und seinen Muth hoffe. Wohlan! sagt er, die Herrschaft, die ich gegründet, falle nicht mit *einem* Manne! Seyen wir eben so groß als unser Mißgeschick! Zeigen wir den Vertretern Frankreichs unseren Schmerz und unsere Hoffnungen! — Und ungesäumt erscheint der König in der Versammlung der Abgeordneten. Er fährt langsam durch die unübersehbaren Volksmassen, die ihm als Gefolge dienen; er setzt sich, nicht ohne zu erbleichen, auf jenen Thron, dessen erste Stufe jetzt *leer* bleibt; endlich erhebt der König seine Stimme, der er eben so wie seinem Schmerze gebietet, und spricht von den kommenden Tagen. Ja, sicher gehört die Zukunft diesem großen Herzen, dieser heldenmüthigen Ergebung in den Rathschluß des Ewigen, diesem edlen Greise, der sich mit so fester Hand auf ein schwaches vierjähriges Knäblein stützt, diesem Vater, den sämmtliche Familienväter beschützen, diesem Könige, den sein heimgegangener und seine noch lebenden Söhne, den sein Schmerz und Muth beschirmen. Ja, wäre er nicht ein so guter Vater gewesen, hätte er nicht mit so viel Eifer und Liebe an der Erziehung jenes herrlichen jungen Mannes, der Hoffnung seines Throns, gearbeitet, hätte er nicht so vollständige Beweise von seiner Regenten-Weisheit, von seiner väterlichen Hingebung geliefert, und wäre zumal dieser junge, so unversehens ins Grab gesunkene Mann minder der Krone würdig gewesen, hätte er es weniger verdient, über ein Reich zu gebieten, das zu so großen Erwartungen von ihm berechtigt war — o seyd gewiß, der Schmerz des Königs würde nicht so mächtig auf den Gesammtwillen Frankreichs gewirkt haben, seine Trauer würde keine allgemeine Trauer gewesen seyn; man würde den Familienvater bemitleidet, nicht aber würde ganz Frankreich über die Bestürzung des Monarchen vor Entsetzen geschaudert haben, es hätte nicht zur Hälfte Antheil an seinen Hoffnungen, an seiner Verzweiflung gehabt. Wahrlich, kein kleines Verdienst hat der Herrscher, der sich sagen darf: „In dieser ungeheuren, durch mich von Anarchie geretteten Stadt werde ich von meinen Mördern umlauert, ich kann, von einer Kugel durchbohrt, mein Leben an einer Straßenecke aushauchen; doch bei Gott! nicht *eine* Thräne meiner Augen, nicht *ein* Schmerz meines Gemüthes wird ohne betrübenden Eindruck bleiben, der nicht meiner *eigenen* Betrübniß, ohne eine schmerzhafte Wirkung, die nicht *meinem* Schmerze entspräche. Mein Leben ist das Leben des ganzen Volkes. Wie es auch immer komme, was auch für eine Todesart mich erwarte, Europa wird bei meinem Leichenbegängniß zugegen seyn, und alsdann wird man sehen, ob in mir das war, was einen Herrscher zum Herrscher macht."

Stören wir indeß nicht in ihrem gerechten Schmerze die, welche jene grausame Prüfung, jener furchtbare Schlag des 13. Juli 1842 getroffen. Giebt es nicht ein Bild, auf welchem uns König Priamus, verschleierten Hauptes der Leichenfeier seines Hektor beiwohnend, gezeigt wird? Hegen wir Ehrfurcht vor diesem geheiligten Schleier; der Himmel bewahre uns, ihn mit ruchloser Hand aufheben zu wollen! Lassen wir den König Ludwig Philipp Linderung seines Grames in seiner Ergebung in den göttlichen Willen, in seiner rastlosen Thätigkeit finden, lassen wir ihn sich bergen und befestigen in dem edlen Vertrauen, das auf sicherem Grunde ruhenden Königshäusern einwohnen darf. Und bei alledem lebt doch einmal, was ihm nach seinem Verluste noch geblieben. Wo werdet Ihr wohl einen Vater finden, der besser von seinen Kindern beschirmt, wo eine Monarchie, die besser vertheidigt wäre, wo ein Königshaus, das besser seine Risse auszufüllen wüßte, gleich jenem furchtbaren Thurme, dessen Bossuet in der Leichenrede auf den Prinzen von Condé erwähnt? Nun der Kronprinz in den Grabgewölben der Kirche von Dreux, seiner edlen Schwester zur Seite, ruht, bleiben dem König und Frankreich noch vier Prinzen, lauter junge, wackere, kühne, ergebene Männer, die eine wahrhaft brüderliche Liebe für einander und in allen Dingen ein gemeinsames Interesse haben.

Der edle junge Mann, der durch den Tod des Herzogs von Orleans der Aelteste dieses erlauchten Geschlechts geworden, besitzt einen mit Ruhe gepaarten Muth, einen ernsten Sinn, es ist ein Edelmann von würdevollem und zurückhaltenden Charakter und ein sehr geschickter General. Da es ihm beschieden war, stets nur als der Zweite in Frankreich zu erscheinen, dessen König einst sein älterer Bruder werden sollte, hatte sich der Herzog von Nemours in den natürlichen Gränzen seiner wahrscheinlichen Bestimmung gehalten. Schier sah man ihn bloß in dem Heere und an Schlachttagen. Um ihn her war nichts von jener rauschenden Begeisterung, nichts von jenen lauten Herzensergießungen, nichts von jenen aufmunternden Beifallszeichen zu spüren, die seinem jüngeren Bruder gespendet werden. Mehr noch, er war so vollständig ein Mann von feiner Bildung, ein Edelmann von solcher Gemessenheit und so feierlichem Ernste, ein stiller, in sich gekehrter Geist, daß unter der Menge die Meinung verbreitet war, im Herzog von Nemours gebe sich durchweg ein stolzes, wegwerfendes Wesen zu erkennen; er sey, hieß es, mehr noch ein Prinz als seine Brüder, er sey wenig beliebt, er werde nie die Gunst und die Zuneigung des Volkes erlangen, er habe durch seine Kälte die Deputirten-Kammer und folglich auch die ganze Nation beleidigt .... Also sprechen in vollem Zuge die Herren Politiker, und sie begreifen nicht, daß diese Vorwürfe und Anschuldigungen eben so sehr ein *Lob* für diesen jungen Prinzen sind. Der Herzog von Nemours, es ist wahr, hat nicht nach einer zu leicht zu gewinnenden und zu wohlfeilen Beliebtheit gerungen, er hat die flüchtigen Freundschaften verschmäht, er wollte sehen, ob er es dahin bringen könnte, ganz schlicht und einfach geachtet zu werden. Als die Deputirten-Kammer dem Herzog von Nemours eine übrigens von ihm gar nicht geforderte Aussteuer verweigert hatte, wußte der junge Prinz sehr wohl, daß er durch einige etwas freundlichere Grüße und durch etliche bei passender Gelegenheit ausgetheilte Händedrücke jene Summe sich verschaffen konnte. Er ließ aber seinen Hut auf dem Kopfe sitzen, er zog seine Handschuhe an, er behielt seinen etwas stolzen Ernst bei. Was brauchte er auch in der That popular zu seyn? Jetzt aber, da der Tod seines älteren Bruders den Herzog von Nemours zu einem nothwendigen Manne gemacht hat, heute, wo es sich nicht mehr darum handelt, bei Seite zu bleiben, sondern nothgedrungen sich um die Wünsche und Forderungen des Volkes zu bekümmern, heute, wo es sich für den Herzog von Nemours nicht mehr darum handelt, gleichgültig eine Mitgift fahren zu lassen, sondern auf dem Haupte seines Neffen, des Grafen von Paris, eine so theuer erkaufte Krone zu erhalten, da darf man wohl glauben, daß der Herzog von Nemours wissen wird, die Rechnung so gut zu machen wie weiland König Heinrich IV.; wenn Paris eine Messe werth ist, so ist es auch einen Griff an den Hut und einen Händedruck werth.

(Fortsetzung folgt.)

Afrika.

Die Neger-Könige auf der Westküste von Afrika.*)

Es geht ins Lächerliche, wie sehr die sogenannten Neger-Könige in die Europäischen Trachten vernarrt sind; sie glauben dadurch ihr Königliches Ansehen zu vermehren, daß sie einen Filzhut aufsetzen und Tuchhosen anziehen. Nichts ist drolliger, als einen dieser Monarchen mit krausen Haaren, dicken Lippen, platter Nase und schwarzer Hautfarbe in Europäischer Kleidung auftreten zu sehen, deren er sich auf eine bewundernswürdig ungenirte Weise be-

*) Aus Französischen Reiseberichten.

dient, während er von Hofleuten umgeben iſt, die faſt halb nackt ſind, und von ſeinen Frauen, deren ganzes Koſtüm nur in Ohrgehängen beſteht. Indeß gerieth der jetzige König von Dahomeh kürzlich auf den Einfall, hundert Mann von ſeiner Leibwache als Küraſſiere einkleiden zu laſſen. Man hatte ihm geſagt, daß die Franzöſiſchen Küraſſiere eine kugelfeſte Uniform trügen. Der König von Dahomeh machte ſich eine ſo übertriebene Vorſtellung von dem Werthe und den Eigenſchaften dieſer Rüſtung, daß er glaubte, die geriots (Zauberer) von Frankreich verſtänden ſich darauf, den Glücklichen, der ſie trägt, unverwundbar zu machen. Darum ließ er durch einen als Handels-Agent dort bekannten Spanier einen langen Brief an ein Marſeiller Haus aufſetzen, worin er bat, hundert komplette Küraſſier-Uniformen in Paris anfertigen zu laſſen. Der Auftrag des Neger-Königs ward pünktlich ausgeführt, und die hundert Uniformen kamen alsbald an. Allein der König von Dahomeh ſchien beim Anblick der glänzenden, polirten Küraſſe, der mit Federbüſchen gezierten Helme, der ungeheuren Stiefeln und der ledernen Hoſen, die man vor ihm, in Gegenwart ſeiner erſtaunten Hofleute und ſeiner zahlreichen Frauen, auskramte, nicht ganz befriedigt zu ſeyn. Er wollte ſogleich eine Probe mit dieſen Uniformen machen und befahl einem Neger ſeiner Armee, eine derſelben anzulegen. Der bisher mit keiner anderen Kleidung als einem bloßen Schurze verſehene Neger unterwarf ſich ehrerbietig dem Willen des Königs und erwartete, als Küraſſier ausſtaffirt, mit herabhängenden Armen, den Ausgang des Verſuches. Der Beherrſcher von Dahomeh ließ ihn vor ſich hinſtellen, ergriff eine Flinte, legte ſie an die Bruſt ſeines neugeſchaffenen Küraſſiers, ſchoß ab und ſah leider zu ſeiner eigenen Betrübniß den unverwundbar geglaubten Neger todt zu Boden ſinken. Die Kugel hatte den Zauber-Küraß durchbohrt. Dies Ereigniß trug dazu bei, ſeinen Enthuſiasmus für die Uniformen der Franzöſiſchen Küraſſiere ein wenig zu vermindern.

Ein anderer Neger-König, der von Gabon, Namens Denis, zeigte ſich weniger in militairiſche Uniformen, als in die Hofkleider aus der Zeit Ludwig's XV. vernarrt. Ein Capitain aus Marſeille, der die Brigg „Bréſilien" befehligte, ankerte eines Tages in dem Fluſſe, der dem Staate den Namen giebt. Denis wollte ihm einen Beſuch abſtatten, und um vor den Franzoſen anſtändig zu erſcheinen, machte er eine äußerſt ſorgfältige Toilette. Zur beſtimmten Stunde ſah der Capitain die funfzig Fuß lange Königliche Barke ankommen, auf welcher die Hofleute ehrerbietig rings um ihren Fürſten ſaßen, der eine beſonders würdevolle Miene angenommen hatte. Denis bedient ſich des ehemaligen Hofkleides eines Franzöſiſchen Marquis nur bei wichtigen außerordentlichen Gelegenheiten. Er ſchien darin äußerſt genirt zu ſeyn und vermochte ſich in ſeinen kurzen Beinkleidern und in ſeinem mit Flitter beſetzten Gallarocke kaum zu bewegen. Der Eindruck, den ſeine Erſcheinung auf dem Verdecke des Franzöſiſchen Schiffes machte, iſt unbeſchreiblich. Er hatte einen dreieckigen Hut auf, unter dem eine gepuderte Perrücke hing, die ſein wolliges Haar nur halb bedeckte.

Der König von Gabon glaubte in den Blicken der Franzoſen die ſichtbarſte Zufriedenheit zu leſen und ſchrieb die Ausbrüche des Gelächters, die ſeine Erſcheinung hervorrief, der Freude zu, die man darüber empfand, daß er ſo prächtig angekleidet wäre. Dieſe ungemeine Heiterkeit ſtieg bald ins Unbegränzte in Folge des verzweifelten Entſchluſſes, den der Neger wegen des unerträglichen Zwanges faßte, welchen ihm ſeine Hoſen anthaten. In einem Augenblicke warf Denis plötzlich die verwünſchten Beinkleider ab und behielt nur den übrigen Anzug an. Durch dieſe Miſchung von Bekleidung und Nacktheit gewährte die Perſon dieſes Neger-Königs einen äußerſt drolligen Anblick. Er brachte den ganzen Tag am Bord des „Bréſilien" zu, trank Branntwein und Rum in vollen Zügen und ſprach den beiden Mahlzeiten kräftig zu, die man ihm zu Ehren veranſtaltete. Kurz darauf entledigte er ſich noch einiger Stücke ſeines Anzugs; nach der zweiten Mahlzeit hatte er nichts mehr als das Hofkleid und die Schnallenſchuhe an. Die Weſte, die Perrücke, die Strümpfe und der dreieckige Hut waren bereits ſämmtlich bei Seite geworfen.

Eines Tages fand zu Dahomeh ein Feſt zu Ehren eines Palmbaumes ſtatt. Dieſer als Fetiſch verehrte Baum erhob ſich nicht weit von der Hütte, in der die heilige Schlange reſidirte. Während die ſchwarze Bevölkerung ſich um die Fetiſchpalme verſammelte, gerieth ein Amerikaniſcher Matroſe auf den Einfall, ſich einen Platz auf dem Gipfel des Baumes zu erwählen, um alle Einzelnheiten bei dem Feſte überſchauen zu können. Kaum aber hatte er den Baum erſtiegen, als die Neger, welche Zeugen dieſes Frevels waren, die Luft mit Jammergeſchrei erfüllten. Die Prieſter geſtikulirten fürchterlich, und die Frauen wälzten ſich im Staub und erhoben die Hände drohend gegen den Matroſen, der, weit entfernt, ſich für den Gegenſtand des allgemeinen Unwillens zu halten, ſich vielmehr einbildete, daß der Ausbruch dieſes letzteren einen Theil der Feierlichkeit ausmachte, weshalb er auch nicht die geringſte Furcht empfand. Hätte er indeß die Sprache von Dahomeh verſtanden, ſo würde er bald gemerkt haben, daß es ſich in Betreff ſeiner Perſon um nichts Geringeres handelte, als getödtet und verbrannt zu werden. Zum Glücke ließen die Neger den obenerwähnten, unter ihnen in großer Achtung ſtehenden Spanier herbeirufen und zeigten ihm den Matroſen, der durch ſein Hinaufklettern die verehrte Palme entweiht hätte. Don Francisco, der die Gefahr ſah, die dem Matroſen drohte, ſchickte auf der Stelle zu dem Amerikaniſchen Schiffs-Capitain und veranlaßte ihn, fünf bis ſechs Pipen Rum aus dem Schiffe herbeizuſchaffen. Das Feſt ward unter dem Geräuſche der Tamtams fortgeſetzt, und der Matroſe, den man keineswegs aus dem Auge verlor, ſollte, nach den Abſichten der Neger, das Ganze mit ſeinem Tode beſchließen. Als indeß der Abend herbeigekommen war, zeigte der Spanier, deſſen Anordnungen ſogleich ausgeführt wurden, der verſammelten Volksmenge die Rum-Pipen, welche die freigebigen Amerikaner in einiger Entfernung von dem Platze, wo die Opferung des Matroſen ſtatthaben ſollte, ihnen darboten. Der Anblick dieſer Pipen brachte eine elektriſche Wirkung hervor; man lief eilends auf dieſelben zu, und der Matroſe, der unterdeß durch Don Francisco von der Gefahr, in der er ſchwebte, unterrichtet wurde, entfloh auf einem Seitenwege an Bord ſeines Schiffes. Da aber das plötzliche Verſchwinden des Matroſen nicht nur Don Francisco ſelbſt auf eine höchſt bedenkliche Weiſe kompromittiren, ſondern auch ſeine Landsleute in große Gefahr bringen konnte, ſo ſuchte der Spanier, der eben nicht zur Schule Wilberforce's gehört, einen Neger, den er durch einige voll geſtrichene Gläſer in einen Zuſtand der Entzückung verſetzt hatte, zu überreden, daß ſeine Perſon ſelber Fetiſch ſey, ſo daß er alsbald den Palmbaum hinaufkletterte und ſich an den Zweigen deſſelben feſt anklammerte. Als die Pipen ausgeleert waren, kehrten die Neger zum Baume zurück und verlangten mit Ungeſtüm den Tod des Religionsfrevlers; der Prieſter ſucht ſofort das Opfer auf, holt es von der Palme herab, legt es auf ſeine Schultern und erwürgt es. — „Aber es iſt ein Schwarzer!" riefen die Umherſtehenden. „Sehet ihr nicht", erwiederte hierauf der Prieſter, „daß der Fetiſch ihm die Hautfarbe umgewandelt hat?" Dieſe Erklärung befriedigte die Menge vollkommen, die alsbald rings um den vermeinten Amerikaniſchen Matroſen ihre Tänze eröffnete.

Mannigfaltiges.

— **Neue Art von Reliquien-Verehrung.** Der bekannte Franzöſiſche Gelehrte, Herr Onéſyme Leroy, Herausgeber der Etudes sur Ducis, widerlegt in Franzöſiſchen Blättern die von der Quotidienne verbreitete ſeltſame Nachricht, daß er in ſeiner Bibliothek die Werke von Ducis, eingebunden in die eigene Haut deſſelben, beſitze. Die Sache klingt allerdings fabelhaft, aber Etwas iſt doch daran, wie Herr Leroy ſelbſt zugiebt. Es exiſtirt nämlich eine Seltenheit dieſer Art, zwar nicht in der Bibliothek des Herrn Onéſyme Leroy, aber doch in der ſeines Bruders Herrn Aimé Leroy; auch iſt das Buch nicht von Ducis, ſondern von Delille. Dieſer Band nun iſt auf ſeiner Rückſeite, wo es ſich unter Glas und Rahmen befindet, mit einem Fragment der Epidermis des berühmten Dichters ausgeſtattet, das ſich der Beſitzer bei der im Jahre 1813 geſchehenen Leichenöffnung und Section Delille's zu verſchaffen wußte. Auch dieſe Reliquie bleibt noch immer eine der ſeltſamſten, die es in der Bibliothek eines Gelehrten geben kann, doch hält es Herr O. Leroy für nöthig, die Sache zu berichtigen, damit nicht das Ausland am Ende glaube, die Franzoſen ließen ihre Bücher jetzt nicht mehr in Maroquin oder Juchten, ſondern in die gegerbte Haut ihrer berühmten Schriftſteller einbinden.

— **Was aus den bekannteren St. Simoniſten geworden.** Wir haben in den erſten Jahrgängen des „Magazins" über die Lehren St. Simon's, die damals in Frankreich Boden zu gewinnen anfingen, ausführliche Berichte erſtattet. Aller hohen Anſprüche ungeachtet, mit denen die ſogenannte neue Religion auftrat, wurde ihr doch in Deutſchland das Schickſal, von dem ſie ſpäter betroffen worden, lange vorher prophezeit. Die Pariſer ſahen ſich die St. Simoniſtiſchen Aufführungen, wie jedes neue Schauſpiel, anfangs mit dem Intereſſe der Neugier an; ſehr bald empfanden ſie Langeweile, und endlich wurde das Stück vollſtändig ausgeziſcht. Jetzt iſt von der Lehre St. Simon's kaum noch in irgend einem Converſations-Lexikon der neueſten Zeit die Rede, während doch die bekannteren St. Simoniſten noch vollſtändig am Leben ſind. Sie ſind in ſehr verſchiedenen und zum Theil in recht bedeutenden, ihren früheren Beſtrebungen geradezu entgegenſetzten Wirkungskreiſen beſchäftigt. Ein Pariſer Korreſpondent der Augsburger Allgemeinen Zeitung giebt darüber folgende nicht unintereſſante Notizen: Lambert iſt nach Aegypten gegangen und dort Lambert-Bei geworden; Duveyrier macht Vaudevilles; Michel Chevalier iſt im Staatsrath und ſchreibt über National-Oekonomie und literariſche Kritiken für das Journal des Débats; Carnot iſt Deputirter; Cazeaux leitet die Entwäſſerung des Landes und zeichnet ſich durch induſtrielle Unternehmungen aus; Transon und Dugied ſind mit großem Aufſehen in den Schoß des Katholizismus zurückgekehrt; Margerin iſt Profeſſor an einer katholiſchen Univerſität in Belgien; Pereire iſt bei der Ober-Adminiſtration der Verſailler Eiſenbahn; Laurent hat eine Richterſtelle zu Privas angenommen und eine populäre Geſchichte Napoleon's geſchrieben; Olinde-Rodrigues, einer der geiſtvollſten von allen, beſchäftigt ſich mit den Finanzen; Madame Bazard iſt mit ihrem Eidam, Herrn Cheſon, zum Katholizismus zurückgekehrt, Letzterer redigirt das Univers religieux; Jean Renaud und Pierre Leroux, zwei philoſophiſch durchgebildete Köpfe, ſetzen im Stillen ihre Studien und Arbeiten für ihren ehemaligen Zweck fort; Eichthal iſt nach wie vor Banquier, er war einer der treueſten und letzten Anhänger Enfantin's. Der Vater Enfantin aber, der „Papſt" dieſer neuen Kirche, hat ſich in das gewöhnliche Privatleben zurückgezogen und bewohnt ein Landhaus bei Lyon, wo er Poſtmeiſter iſt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Mittwoch den 14. September 1842.

Frankreich.

Die Auffassung der Natur nach der Speculation und der Empirie.*)

Es besteht gewissermaßen eine doppelte Naturwissenschaft: die der vereinzelten Fakta, des Details, und die des Gesammten, des harmonischen Systems, welches die Erscheinungen vermöge ihrer gegenseitigen Beziehung und ihrer Wechselwirkung bilden. Die Wissenschaft des Details ist nothwendig, sie ist ohne Zweifel schön und reich und wird mit jedem Tage reicher; doch wenn sie rein empirisch bleibt, nie über die Beobachtung hinausgeht und Konsequenzen zieht, so wiegt die Frucht derselben nicht die Mühe auf, mit der sie gepflegt seyn will. Die Einzelheit erhält nur als Theil eines Ganzen Bedeutung. Die Natur ist nicht bloß eine Verbindung Verschiedener, sondern sie ist wesentlich Einheit. Diese Wahrheit hat der Mensch längst geahnt, ehe er in dem großen Buche der Natur zu lesen angefangen, in dem er seit so vielen Jahrhunderten Buchstaben auf Buchstaben entziffert. Zwei Gattungen von Weisen sind stets neben einander hergegangen: die Beobachtenden, welche in der Einzelheit und Verschiedenheit der Naturgegenstände befangen geblieben sind, und die Philosophen, welche vor Allem nach dem Zweck und dem Ursprunge der Dinge, nach dem Wie und Warum fragten.

Wir beabsichtigen, ein System der Naturwissenschaften zu geben, die große innere Struktur darzustellen, welche die Betrachtung der einzelnen Naturgegenstände uns enthüllt. Hierzu ist es zunächst erforderlich, daß wir die Anstrengungen, welche die spekulative Wissenschaft bisher zur Erreichung dieses Zieles gemacht hat, schildern.

Die ersten Blicke, welche die erwachende Philosophie um sich her aussandte, fielen auf die Natur. Die älteste Griechische Philosophenschule, die Jonische, hatte fast nicht Zeit, sich mit dem Menschen zu beschäftigen, weil sie ganz auf die Welt gerichtet war und deren Entstehung enträthseln wollte. Der menschliche Geist fühlte sich gewissermaßen erdrückt von der Unendlichkeit des Alls. Thales gab als die unendliche, doch materielle Substanz, aus der alle Dinge hervorgegangen seyen, das Wasser, Anaximenes die Luft an. Unter dem Wasser meinte Jener wohl nicht das Wasser im engen Sinne des Wortes, sondern nur ein bewegliches, nicht in scharfe Gränzen eingeschlossenes Element, das Feuchte überhaupt. Man kann hierbei an die Ueberlieferung der Bibel denken, nach welcher der Geist Gottes ebenfalls ursprünglich über den Wassern schwebt. Anaximenes ist zu seiner Hypothese wohl durch die Beobachtung gekommen, daß die Luft zu jedem Lebensprozeß erforderlich ist. Er stellte das Belebende dem Belebten entgegen und nannte jenes unendlich, dieses endlich; alle Körper waren aus der Luft entstanden und unterschieden sich nur durch den Grad ihrer Dichtigkeit. In den Augen dieser beiden Jonier also war der Grund und die Substanz der Welt dasselbe, und sie setzten Beides in einen ersten Stoff; ihre Philosophie war also Pantheismus.

Eine andere Jonische Philosophenschule betrachtete die Welt als aus einer rohen Anhäufung unendlich vieler, von einander verschiedener materieller Theile, der Samen aller Dinge, als aus dem Chaos entstanden. Hier sehen wir keine Möglichkeit zur Annahme einer Einheit in der Natur; die Elemente, welche sie bilden, sind von Ewigkeit verschieden. Die Eigenschaften und Gestalten der Körper sind nur Folgen der verschiedenen Stellungen der Elemente. Eine äußere, nach den Einen vernünftige, nach den Anderen vernunftlose Macht bewirkt diese Stellungen, doch vermag sie nichts auf das Wesen der Elemente. Um dieser äußeren Macht willen ist diese Philosophie nicht mehr Pantheismus, sondern nähert sich bereits den theistischen Schulen, und in der That ist Anaxagoras, der berühmteste Vertreter derselben, schon Theist.

Hierauf folgte die Sokratische Philosophie, in welcher die Vernunft und die Persönlichkeit eines vernünftigen Wesens entschieden hervortrat. Die Natur wurde ein Organismus, in dem Alles von einer höchsten Weisheit und einem höchsten Willen angeordnet und für höchste Zwecke im voraus bestimmt ist. Sokrates selbst hat keine Kosmogonie aufgestellt, doch er hat seinem Schüler Plato und durch diesen dem Aristoteles das Prinzip dazu gegeben.

Plato scheint noch die Unendlichkeit der Materie angenommen zu haben; doch Gott, die höchste Intelligenz, hieß die Welt aus derselben heraustreten und bildete sie nach der Idee, die in ihm selbst lag, so daß die Welt nur eine Manifestation der Idee Gottes war. Die Welt selbst ist bei dem Schöpfungs-Akte mit betheiligt; die Sterne, dem reinsten Element, dem Feuer, entsprossen und voll göttlichen Lebens, schaffen die unvollkommneren Wesen; unter diesen das belebte Wesen, welches in seiner Reinheit der Mensch ist, in seiner Entartung die verschiedenen Stufen des thierischen Seyns ausfüllt. So schön diese Auffassungsweise beim ersten Anblick erscheint, da wir hier Gott als den Werkmeister finden, so erkennt man ihren Mangel doch bald darin, daß auch die Welt zum Theil mit göttlicher Kraft erfüllt gedacht wird, und daß die dem Menschen untergeordneten Wesen keine Geltung an sich haben.

Aristoteles, ein tiefer Beobachter und wahrhafter Gelehrter, betrachtete die Thiere als Schöpfungen, durch welche die Natur, die aus der Gottheit unmittelbar entsprungene Macht, zum Menschen, dem vernünftigen Wesen, anstrebte. Hierauf schienen ihn die Gegenstände hinzuleiten; in der That zeigt sich in der Natur ein Anstreben nach dem Menschen. Doch Aristoteles irrt, wenn er sich die Natur als mit schaffender Kraft belebt denkt, und wenn er die Thiere nur als mißglückte Versuche ansieht, die sich mehr und mehr dem Ideal nähern, welches der schaffenden Kraft vorschwebte; ohne daß man die Dienste erwägt, welche die Thiere dem Menschen leisten, erkennt man bereits aus ihrem Fortbestehen, daß es sich wohl lohnte, den mißlungenen Versuch zu bewahren, oder vielmehr, daß die Thiere vollkommen berechtigte Mitglieder des großen Reichs der lebenden Wesen sind.

Epikur's Schule verdient kaum erwähnt zu werden. Epikur sah in der Natur weder Plan, noch Weisheit, sondern reine Nothwendigkeit. Die verschiedenen Gegenstände entstanden durch ein zufälliges Zusammentreffen der Atome oder ersten Elemente der Welt, welche durch innere, der Materie eigenthümliche Kräfte in Bewegung gesetzt wurden. Diese Auffassungsweise ist rein negativ.

Die Reihe der kosmogonischen Theorieen wurde durch das Christenthum unterbrochen, welches eine Lösung giebt, mit der man sich lange beruhigte. Descartes war es, der in der neueren Zeit jene alte Frage wieder aufnahm; doch sehen wir erst in Buffon die philosophische Speculation wieder unabhängig werden, und selbst Buffon war in der Entwickelung und dem Ausdruck seiner allgemeinen Begriffe noch sehr vorsichtig und zurückhaltend; er wollte den Frieden nicht stören, der auch ihm theuer war, und dem Argwohn keine Nahrung geben, den die Sorbonne schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Naturgeschichte hatte blicken lassen; vielleicht ist hierbei auch ein Einfluß seiner ersten Erziehung anzunehmen, oder die Macht einiger religiösen Ueberzeugungen, welche stärker war als die philosophische Bewegung seines Jahrhunderts und der Drang seines eigenen Genies. Er stellte die Naturphilosophie sichtlich an den Abhang, der zum Pantheismus hinabführt; aber er hielt sie am Abhange schwebend und gebrauchte die Kraft nicht, welche er besaß, um sie in den Grund hinabzustoßen. Doch bezeichnender für ihn ist die Leugnung der letzten Ursachen, eines Prinzips, durch welches die Natur zum Erzeugniß eines Fatums wird und aufhört, durch einen vernünftigen und freien Gott hervorgebracht zu seyn. In Folge dieser Ansicht wollte Buffon in seiner Theorie der Erde nicht den Plan einer Schöpfung, sondern einen ersten philosophischen Grund aufdecken, der hinreichte, die Gestaltung der Welt zu erklären. Wenn Buffon nun, ungeachtet seiner philosophischen Erklärungsweise, in jedem Augenblick unwillkürlich von der Weisheit und den tiefen Planen der Natur spricht, so wundert er selbst sich nie darüber, und wir wundern uns um so weniger, als wir hierin nur eine neue Bestätigung dafür sehen, daß Niemand das Auge gegen die Harmonie verschließen kann, die sich als Folge einer höchsten schaffenden Vernunft in der Welt zeigt.

Was Buffon nicht zu thun wagte, thaten Rabinet, de Maillet, Lamark. Lamark war es unter diesen Dreien mit der Wissenschaft am meisten Ernst; doch ließ er sich in der Naturphilosophie zu den ausschweifendsten Annahmen verleiten. Er überschritt die Gränzen, welche Buffon der Macht der Natur gestellt hatte, bei weitem und schrieb ihr auch die Erzeugung der belebten Wesen zu, so wie ihre progressive Umgestaltung, vermöge deren das thierische Leben in einer stetigen Reihe natürlicher Metamorphosen von Stufe zu Stufe, vom Polypen bis zum Menschen, die ganze Leiter der Organisation durchlief; die Wirkungen dieser der Natur inwohnenden Kraft der Umgestaltung wurden noch durch äußere Umstände unterstützt, welche die Uebergänge aus einer Form in die andere durch Hervorbringung der Bewegung beförderten. Lamark's System kann fast ein Rückfall in den Epikureismus genannt werden, und es konnte sich der modernen Wissenschaft und vorzüglich den Arbeiten Cuvier's gegenüber nicht halten.

---

*) Rc., den Vorlesungen über die Naturphilosophie, gehalten in der philosophischen Fakultät der Akademie zu Lausanne von Dr. Pollard; gesammelt von drei Studirenden und durchgesehen vom Autor. Lausanne 1842, bei M. Ducloux.

Zu derselben Zeit, im ersten Viertel unseres Jahrhunderts, entstand in Deutschland die naturphilosophische Schule, welche in mehr als einer Hinsicht nicht an den Epikureismus, sondern an die vorsokratischen pantheistischen Systeme erinnert. Das Prinzip dieser Schule ist der früheren Philosophie Schelling's entnommen; es ist die Identität des Idealen und Realen, der Einheit und Vielheit. Die Welt und ihr Grund sind nicht verschieden. Die Materie setzt sich zuerst als unendlich, darauf begränzt sie sich und tritt in den Raum ein, endlich treten die einzelnen Wesen aus dem allgemeinen Seyn heraus; der Mensch ist der Schluß der Schöpfung; um ihn zu begreifen, muß man alle niedriger stehende Gestaltungen begriffen haben, in ihm gelangt der Begriff des endlichen Seyns zu seiner vollkommensten Verwirklichung; dies ist der Mikrokosmus der Alten.

Wir sehen hier wie bei den Joniern und vorzüglich den Eleaten das Geschöpf und den Schöpfer identisch; der Werkmeister befindet sich mitten in seinem Werke. Allein neben der Kühnheit der Speculation, neben den Systemen, welche der Phantasie und Dialektik ihrer Gründer mehr als einer gewissenhaften Naturbeobachtung verdankten, machte diese letztere auf dem Gebiete der Astronomie, Physik, Chemie, Geologie langsame, doch entschiedene Fortschritte und bahnte so den Weg zu einer Wissenschaft, die den hohen Namen der Naturphilosophie erst wahrhaft verdienen soll.

Die Astronomie trat in das Bereich der Philosophie erst in neuerer Zeit ein, und dies ist begreiflich; obgleich das Feld, auf dem sie ihre Beobachtungen anstellt, unendlich groß ist, so sind die Resultate derselben doch wenig verwickelt und lassen sich auf eine einfache Statistik der Himmelskörper zurückführen; es liegt daher in der Astronomie zunächst keine Veranlassung, auf die untersten Prinzipien zurückzugehen. Die Astronomie ist mehr als wohl irgend eine der höheren Wissenschaften eine mechanische, was bereits Laplace gesagt hat. Die Bewegungen der Gestirne bieten wenig Analogieen mit der Entwickelung der organischen Körper dar, und die einfache mathematische Berechnung der Erscheinungen erfordert ebenfalls keine philosophische Grundlage. Die Physik ist in neuerer Zeit durch sorgfältige Untersuchung der unorganischen Körper und durch Zusammenfassung der vereinzelten Resultate unter höhere Gesichtspunkte, wenn nicht zu dem Beweise, doch zu der entschiedenen Behauptung gekommen, daß alle in dieses Reich fallende Erscheinungen dieselben Entwickelungsgesetze befolgen, die aus einer und derselben Grundkraft hervorgehen. Die Grundkraft ist die der Anziehung, und vermöge der Nothwendigkeit, nach welcher jede Position ihre Negation hervorruft, die der Abstoßung; sie erscheint unter den verschiedensten Gestalten: als Anziehung selbst, als Expansion, Kohäsion, Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus. Doch ist diese Kraft eine schöpferische? Nein, sie erhält nur und gestaltet um; man müßte annehmen, sie sey heute nicht mehr, was sie einst gewesen, wenn man mit Buffon behaupten wollte, die Natur habe in sich selbst die Mittel getragen, sich zu dieser Welt zu gestalten. Die Geologie zeigt uns, daß die Erde verschiedene Phasen durchlaufen hat, ehe sie fähig geworden ist, lebendige Wesen zu nähren, und daß in ihrer Geschichte die plötzliche Einwirkung einer Macht anzunehmen ist, welche wir umsonst unter den Mächten suchen, die gegenwärtig sehr regelmäßig und ruhig erhaltend in der Natur wirken. Ich leugne nicht, daß in der Natur eine tiefe, wunderbare Kraft waltet, doch ich leugne, daß diese Kraft die höchste und alleinige ist, die einen Einfluß auf sie äußert. Diese Ansicht denke ich vornehmlich durch die Erscheinung zu stützen, daß der Mensch gegen die Natur ankämpft, nur bis zu einem gewissen Grade ihrer Herrschaft unterworfen ist, ja daß er sie für seine höheren Zwecke benutzen und somit zum Mittel herabsetzen kann.

Die Physiologie hat sich mit der Naturphilosophie unseres Jahrhunderts nie befreunden können; ist es unseren Philosophen gelungen, die Kräfte des Universums zu belauschen, durch welche die formlose Materie zum belebten Wesen wird? Man erinnert mich an die Erzeugung der Infusorien aus Wasser und in Fäulniß übergehenden Stoffen. Allein diese Ansicht, welche einen willkürlichen, nicht auf geschlechtlicher Fortpflanzung beruhenden Ursprung der untergeordneten Thiergattungen annimmt, ist durch die genauen Beobachtungen eines Müller, Ehrenberg, Wagner widerlegt worden Man hat vermittelst des Mikroskops Myriaden von kleinen lebenden Wesen in jedem Wassertropfen gesehen, welche alle auf völlig regelmäßige Weise sich durch Eier fortpflanzen: omne vivum ex ovo. Diese Meinung hatte bereits Cuvier aufgestellt, Blainville hatte sie angenommen, und nur eine geringe Anzahl von Anhängern der neueren Naturphilosophie glaubt die entgegengesetzte Ansicht noch halten zu können: doch stützt sich diese hierbei nur auf ihre allgemeine Theorie der Natur, nicht auf Fakta. Dazu haben physiologische Untersuchungen nachgewiesen, daß die Thiere nicht auf einmal, sondern in einer bestimmten Folge erschaffen sind, so daß die Thiere, welche anderen zur Nahrung dienen, auch der Schöpfung nach früher vorhanden waren; hierin erblickt man bereits eine weise Vorsicht, die bei einer nur aus allgemeinen Naturkräften hervorgehenden Organisation nie anzunehmen wäre.

Dies weiter auszuführen, soll die Aufgabe der gegenwärtigen Vorträge seyn, zu beweisen, daß eine höchste Intelligenz, ein höchster Wille der Grund der Schöpfung ist, daß der Schöpfer persönlich und von dem Geschöpfe getrennt ist; daß der Werkmeister sich nicht innerhalb seines Werkes befindet, sondern vor demselben vorhanden war und noch heute über demselben schwebt. Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir die Natur alsdann als einen vernunftvollen Organismus darstellen, in dem Alles an seinem Platze ist und einem gemeinsamen Ziele zustrebt, in dem nirgends eine blinde Nothwendigkeit erblickt wird.

König Ludwig Philipp.

Von J. Janin.

(Fortsetzung.)

Ganz das Gegentheil, ist der Prinz von Joinville ein Gegenstand der Liebe und der Stolz des Pariſers. Paris hat ihn als sein Kind adoptirt. Sein schöner Kopf, sein schwarzes Haar, sein dreistes Benehmen, seine munteren Geberden und besonders mehr denn ein übereilter und thörichter Streich wurden ihm als baare Klugheit und Scharfsinn ausgelegt, ließen ihn als einen starken, feinen und witzigen Geist erscheinen. Die Franzosen, und sogar die nach der Charte beherrschten Franzosen, sind gar nicht abhold so manchen verwegenen Plänen und Vorschlägen, so manchen wunderlichen, kecken, mit Blitzesschnelle aus dem Hirn hervorspringenden und eben so kühn und rasch ausgeführten Einfällen; kurz, sie wollen es nicht, daß Königssöhne geschieden als ihre eigenen Kinder seyen. Bringe man außerdem den seltenen Muth und Eifer in Anschlag, womit der junge Held die Leiche des noch immer gefeierten Kaisers aus so weiter Ferne auf heimischen Boden zurückgeholt, und man wird vollends sich's erklären können, weshalb der Prinz von Joinville sich so allgemeiner Gunst und Zuneigung zu erfreuen hat.

Der vierte Sohn des Königs besitzt einen munteren Sinn, *ein edles Herz*; er ist ein wackerer, gefälliger und verständiger junger Mann. *Er ist's, der*, die Leiche des Herzogs von Orleans mit seinen Zähren benetzend, die Worte sprach: „Was wird Joinville sagen!" Er liebte den Herzog von Orleans mit wahrhafter Begeisterung, er gehorchte ihm mit edelmüthigster Ergebenheit. Als man ihn von jenem schauderhaften Unglück benachrichtigte, befand sich der Herzog von Aumale eben in der Fechtschule zu Courbevoie. Auf der Stelle stürzt er aufs Gerathewohl über Hals und Kopf hinaus; er trifft unterwegs eine kleine Miethkutsche, welche eben aus Paris ankömmt und die das ganz erschöpfte und athemlose Pferd kaum mehr ziehen kann. „Geschwind, geschwind!" ruft er dem Kutscher zu; „bedenke, daß du mich zu meinem sterbenden Bruder fährst."

Der jüngste Sohn des Königs, der Herzog von Montpensier, hat kaum das Collège verlassen und sich noch wenig öffentlich gezeigt; hat er nur erst seine Artilleristen-Uniform angelegt, so soll's uns gar nicht wundern, wenn man auch ihn des Stolzes beschuldigte. Sammt und sonders waren diese Kinder für ihren Vater ein theurer Gegenstand der Bemühung und unaufhörlich erwachender Besorgnisse. Die Einen wie die Anderen haben im Collège zusammen mit Bürgersöhnen Unterricht genossen, sie haben die nämliche Lehrzeit durchgemacht, sie haben um dieselben Palmen gestritten und unter diesen so gierig und mit solchem Wetteifer erstrebten Palmen ihren durch Fleiß und Arbeit wohlerworbenen Antheil davongetragen. Ihr Vater ist ihnen bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit Schritt für Schritt gefolgt, er diente Einem nach dem Anderen als treuer und kundiger Führer. Diese Kinder waren seine Freude und sein Stolz. Er liebte sie leidenschaftlich, zugleich aber mit Ruhe und Besonnenheit. Wenn sie in der Schule waren — o! eine große Qual für den König Ludwig Philipp — dann erst konnte man seinen Tisch leer von Schreibzeug, Heften, Büchern u. s. w. sehen; wenn zufälligerweise ein Kind nicht in das Gemach des Vaters kam, und das war schon keine geringe Strafe, dann war der Vater trostlos; er fragte den Hofmeister, um welches Vergehens willen Aumale oder Montpensier zurückgehalten werde. Mehr als einmal verließ er, ohne eine Sylbe zu äußern, seinen Saal und ging zu seinem armen Kinde, um es zu umarmen oder, wenn es schlief, sich an seinem Anblicke zu weiden. Er erinnert sich sehr wohl seines frühern Standes als Lehrer, und im Nothfalle kann er noch lange Stellen aus Virgil und Tacitus oder gar ganze Stücke aus der Blumenlese Griechischer Dichter auswendig hersagen, und seine Kinder waren überaus erstaunt, zu sehen, daß ihr Vater ihre Aufgaben eben so gut zu machen wußte, als sie selbst.

Ruhig dürfen sich die Kinder des Königs der Obhut ihres Vaters überlassen, er wacht über sie; er sorgt für ihre weitere Beförderung, für ihre öffentliche Stellung, für ihr häusliches Glück, indem er die bereits bestehende oder angeknüpfte Heiratsverbindung zu befestigen oder neu einzuleiten sucht und so überhaupt für das Heil der Seinigen lebt und webt. Dem Könige zur Seite und wie ein Schutzengel dieser ehrbaren Familie, befindet sich die Königin, eine liebenswürdige, gewandte und bescheidene Frau, die nicht wenig zur Wohlfahrt ihres Hauses beigetragen hat. Aus Königlichem Blute entsprossen, vermählte sie sich mit dem Herzog von Orleans zur Zeit, da er als ein Geächteter in der Fremde umherirrte. Damals hatte das Haus Bourbon keine Aussicht, je wieder auf den Thron Frankreichs zu gelangen. Es war in eine zu große Tiefe hinabgestürzt, als daß es hoffen durfte, seine ehemalige Höhe wieder zu erreichen. Es war also das Ehebündniß zwischen dem Herzog von Orleans und seiner Gemahlin nicht das Werk seiner Berechnung, nicht ein vom Staatsinteresse bedingtes, vielmehr ein schönes, rein aus gegenseitiger Werthschätzung und Zuneigung hervorgegangenes Verhältniß. Sie liebten sich, weil sie Beide für eine große Zukunft berufen waren. Ein Mann, der immer vorwärts schreitet, ist sicher ein der Theilnahme und Hochachtung würdiger Gegenstand für die Frau, die ihn auf seinen Wegen begleitet. Die Herzogin von Orleans liebte ihren Gatten, erstens weil er unglücklich, arm, weil er ein Flüchtling und selbst den Verwürfen seiner mit ihm zugleich verwiesenen Verwandten ausgesetzt war. Sie liebte ihn zweitens wegen seines Muthes und um der würdigen Art willen, womit er sein Mißgeschick ertrug, wegen seiner Geduld und Ausdauer und endlich wegen seines musterhaften, das häusliche Glück bezweckenden und hierin seine Befriedigung findenden Lebenswandels. Diese beiden vortrefflichen Gemüther verstanden sich wunder-

dar darauf, durch wechselseitige Hülfeleistung stets über ihre Lage erhaben zu seyn, wie auch immer ihre Lage beschaffen seyn mochte.

Als der Herzog von Orleans, welcher erkannt hatte, daß man in unseren Tagen, um Gewicht und Einfluß zu haben, eines großen Vermögens bedürfe, sein Eigenthum zu ordnen und wiederherzustellen begann, fand er bei diesem Unternehmen in seiner Frau eine kräftige und nachdrückliche Stütze. Sie hatten beide harte Zeiten durchzumachen. Man mußte alle Schulden des Vaters bezahlen, das ganze Palais-Royal förmlich stückweise, Arkade nach Arkade, wiedergewinnen, man mußte die zu den väterlichen Erbgütern gehörigen Waldungen Baum für Baum auskundschaften, man mußte die Gemälde-Gallerieen Bild für Bild, das Hausgeräth ein Möbel nach dem anderen aufs neue kaufen, man mußte Paläste und Läden bauen, man hatte zu kaufen und zu verkaufen, auszubessern und wiederherzustellen, Verschönerungen zu treffen, verfallene Gebäude wieder aufzurichten und neu aufzuführen — mit einem Worte, es galt, das größte Vermögen, das reichste Besitzthum Frankreichs von Grund aus wieder in Stand zu bringen, es aus dem gräulichen Wirrwarr der verschiedenartigsten Interessen, widerrechtlichsten Eingriffe, gewissenlosesten Vergeudungen und Zerstückelungen, so wie überhaupt aus den tausendfachen im Laufe der Zeit damit vorgegangenen Veränderungen und Umgestaltungen, wieder herauszufinden. Jeder Andere, als der Herzog von Orleans, hätte es vorgezogen, ein ganz neues Vermögen zu erwerben, als solche Anstrengungen zu übernehmen, so sehr hatte er mit dem Neide und Argwohne, mit Schwierigkeiten, Hindernissen, ja sogar mit Gefahren zu kämpfen: Gefahren von Seiten des Volkes, das immer in Angst schwebt, es möchten die Nationalgüter wieder ihren alten Eigenthümern zufallen, Gefahren von Seiten des Königshauses, dem es nicht einleuchtet, was eigentlich der Herzog von Orleans mit einem ihm persönlich gehörenden Vermögen wolle, was er überhaupt reich zu seyn brauchte? Denn nun, da das Haus Bourbon seinen Thron wieder bestiegen, vermuthete es nicht, daß es je wieder herunterstürzen könne, und es lebte unbekümmert in den Tag hinein, nicht von seinem Privat-Vermögen, denn es hatte keines, sondern vom öffentlichen Schatze, den es seiner Herzensgüte zu Gefallen, welche unerschöpflich war, seiner Kurzsichtigkeit zu Liebe, die noch unerschöpflicher als seine Herzensgüte war, vollständig ausleerte; also verschleuderte die Restauration die Gegenwart, ohne etwas für den folgenden Morgen, das heißt für künftige Revolutionen, zu bewahren! Unter allen diesen Kurzsichtigen empfand allein der Herzog von Orleans das Bedürfniß, reich, reich durch sich selbst und auf diese Weise von den Launen und dem Zwange des Budgets unabhängig zu seyn. Er begann daher, allmälig sein eingebüßtes Vermögen in seiner früheren Vollständigkeit wieder herzustellen. König Ludwig XVIII. und König Karl X. sahen ihm hierbei mitleidig lächelnd zu. Doch was lag ihm an diesem spöttischen Lächeln! Nach und nach gewann und kaufte er sein väterliches Erbe wieder, er verbesserte und vergrößerte es. Er galt für einen gründlich reichen, ja für den reichsten Fürsten Europa's, während man Se. Majestät König Karl X. als den ärmsten betrachtete. Man erblickte in ihm einen großen Geschäftsmann, während man König Karl X. einen Verschwender hieß, und endlich kam ein Tag, wo die Sorglosigkeit des Königs von Frankreich und die Klugheit des Herzogs von Orleans ihre Früchte tragen sollten: es war der Tag der drei Tage. Alsdann war trotz seiner Armuth, oder eigentlich wegen seiner Armuth, König Karl X. groß und in Wahrheit ein König. Er ließ sich, um bis zur Gränze seines eingebüßten Landes zu kommen, eine Million Francs, die kaum genügte, diese traurige Pilgerschaft zu vollenden. Von solcher Höhe niedergerissen, von so harten Schlägen getroffen, zeigte er das ruhige Antlitz eines gottergebenen Christen, den das Mißgeschick wohl zu Boden schmettern, nicht aber überwinden kann. Ach! welch eine Pilgerfahrt mitten durch dieses aufgewiegelte Frankreich! O wie sehr verdienten der greise König und der junge Knabe, umringt von treuen und anhänglichen Leibwachen, den letzten Höflingen dieses gefallenen Königthums, ihres Weges dahinziehend, unsere ganze Theilnahme und Ehrfurcht! Die Familie des flüchtigen Königs sah sich gleich ihm in jenes Elend entthronter Herrscher versetzt, welches in der ganzen Kette von Widerwärtigkeiten sicher am schonungslosesten, härtesten und eilfertigsten ist. Kaum hatten sie sich auf den Weg begeben, als die Frau Dauphine bemerkte, daß sie nicht einen einzigen Rock, und die Frau Herzogin von Berry, daß sie keine Wäsche bei sich hätte, und daß dem jungen Herzog von Bordeaux, auf diesen rauhen Pfaden des Exils, seine Schuhe nicht mehr an den Füßen haften blieben. Und als König Karl X. endlich mit so festem Tritte den fremden Boden berührt hatte, ward er von den Gläubigern seines verlorenen Königthums verfolgt. Unter diesen Gläubigern befand sich der Graf von Pfaffenhofen; er hatte sein Vermögen dem ersten Exil der Bourbons geliehen, und das Königthum der Bourbons hatte keine Zeit gehabt, binnen funfzehn Jahren des Glückes und der Macht diesen würdigen Mann zu bezahlen. Gestehe man es nur, daß zur Verfolgung eines Königs da ein Paar viel zu arge Uebel waren: ein Gerichtsdiener und eine Revolution. Nun, ein solcher Jammer gerade war's, in den Se. Königl. Hoheit der Herzog von Orleans nicht gerathen mochte, aber zugleich hatte er, um wieder zu seinem Vermögen zu gelangen, die nöthige Vorsicht und die von schlimmen Tagen empfangenen Lehren gehörig angewandt.

Während König Karl X., dieser um die Zukunft unbekümmerte und mit vollen Händen spendende Edelmann, vor alle Handelsgerichte Frankreichs, Englands und Deutschlands zitirt ward, während er zu seinem Lebensunterhalt genöthigt war, das Vermögen des Herzogs von Damas anzunehmen, der seinem Könige fünf Millionen von den ihm gebliebenen sechs Millionen zuführte, suchte die Juli-Revolution nach einem neuen Königthume, welches, wohl zu merken, minder konstitutionell als das legitime wäre. Einen Augenblick lang lag die Französische Krone zur Versteigerung aus, wie dies mit dem Römischen Kaiserreiche nach Caligula's Tode geschah; bloß mit dem Unterschiede, daß unter den Bewerbern um den Römischen Thron derselbe dem Meistbietenden zufallen, dagegen die Krone Frankreichs unter den sie Beanspruchenden demjenigen gehören sollte, welcher um den billigsten Preis König seyn würde. Es war demnach ein Glück für den Herzog von Orleans, sein so bedeutendes väterliches Erbe sich wieder angeeignet, ja eigentlich aufs neue geschaffen und seinen ausgezeichneten Ruf als eines reichen und geschäftskundigen Mannes wohl verdient zu haben. Nicht minder sein Privatvermögen, als seine hohe Geburt bezeichneten ihn dem Volke als denjenigen, welcher zum König gewählt werden müsse; um seines persönlichen Reichthums willen konnte er die Französische Krone mit einem sehr merklichen Rabatt (nur eine Million monatlich statt der drei und einer halben Million, welche jeden Monat das gestürzte Königshaus empfing) übernehmen: zugleich durften alle jene niederen Begierden, all jene gemeine und schändliche Habsucht, jener schmutzige Schaum und Schlamm, welchen die Staatsumwälzungen auf die Oberfläche der Gesellschaft heraustreiben, nach dem neuen Herrn seine Hände ausstrecken, der dann diesen unsauberen Händen alle seine Ersparnisse zuwarf. Man weiß ein beredtes und von Schulden zu Grunde gerichtetes Mitglied der Deputirten-Kammer zu nennen, einen frechen Tribunen und unmäßigen Spieler, der allein dem neuen König über hunderttausend Thaler gekostet haben soll. Später starb dieses also bezahlte Subjekt eines plötzlichen Todes.

Einmal auf den Thron gelangt, handelte und dachte die Herzogin von Orleans als Königin. Sie ist Königin in derselben Weise, wie sie eine Familienmutter ist, ohne Prahlerei, im Gegentheil sehr zurückhaltend und bescheiden, überaus thätig und für die Ihrigen lebend. Diese Königswürde, die ihr durch die Allmacht der Verhältnisse gekommen war, sie hatte sie weder gewünscht, noch geträumt. Sie gefiel sich im Schatten des Throns, sie fühlte sich da recht behaglich und froh bei der Erziehung ihrer jungen Familie. Wenn ihr Einer diese Dornenkrone, diese von so viel Gefahren und Nachstellungen umringte Größe in Vorschlag gebracht hätte, die Königin würde vor Schreck gestorben seyn. Sie hat die Krone wie ein ihr von der Nothwendigkeit aufgedrungenes Geschenk angenommen. Sie wurde Königin aus Anhänglichkeit, Nachgiebigkeit, aus aufrichtiger Bewunderung für ihren Gatten, und endlich weil man sich den Beschlüssen der Vorsehung unterwerfen mußte. Edle Frau! Selbst die Beschimpfung und Verleumdung haben ihrer geschont, die Feinde des Königs haben Mitleiden mit der Königin gehabt. Bei jedem Ausbruche der Wuth und des Zorns dachte Frankreich der Königin, bei jedem unvermutheten Schmerz betete Frankreich für die Königin. Aber welch' ein Engel an Güte ist sie auch, welch' ein Muster von Ergebenheit und Edelmuth, und was für Tugenden hat sie uns nicht an ihr erkennen und lieben lassen! In ihrer Stellung als Königin, wo ihre Stimme von der mächtigsten Wirkung seyn müßte, beschränkt sie sich fast nur darauf, über den König zu wachen, ihre Kinder zu lieben und endlich Jedem, der ihre Hülfe anflieht, ihr warmfühlendes, milvoreiches Herz zu öffnen. Es ist eine Allen zugängliche Frau, die vortrefflich versteht, was sie wissen und was sie nicht wissen soll. Ihre Gedanken, ihre Handlungen, ihre Besorgnisse, ihre Hoffnungen, ihre Bestrebungen sind ganz und gar die Gedanken, die Handlungen, die Befürchtungen, die Hoffnungen und die Bestrebungen des Königs, und dennoch wirken sie Beide und Jeder für sich auf so ungezwungene und völlig von einander unabhängige Weise, daß man es nicht vermuthen sollte, was für eine wunderbare Uebereinstimmung in ihren Worten und Gesprächen obwaltet. Die Franzosen lieben die Königin, aber nicht mit der Zuneigung, die sie zum Könige hegen. Sie lieben den König als den nützlichsten, als den einzigen, unumgänglich nothwendigen Mann seines Reiches, sie lieben die Königin wegen ihrer Güte und Einfachheit, wegen ihres natürlichen ungekünstelten Wohlwollens, die man lieben müßte, auch wenn sie nicht Königin wäre. Bringe man auch noch dies in Erwägung, daß es der Königin weit leichter war, sich Liebe zu erwerben, als dem Könige. Letzterer ersetzte auf dem Throne Karl X., den leut- und holdseligsten unter den Französischen Königen. Für diesen war die Leutseligkeit eine ganz leichte Sache, er hatte eben nur leutselig zu seyn. Befreit wie er von allen Regierungssorgen war, hatte er nichts Besseres zu thun, als sich lieben zu lassen. Je mehr seine Königskrone mit einer Glorie umgeben war, desto größeren Werth hatte sein leisestes Lächeln.

Erinnere man sich doch daran, was das in der That im Jahre 1828 für eine Ehre war, zum Spiele des Königs eingeladen zu werden! Voll Anmuth, freigebig bis zur Verschwendung, nichts für sich behaltend, niemals Geld genug habend, um damit um sich zu werfen, ein Freund der Pracht, von Pferden, Equipagen, von den Königlichen Forsten, insbesondere der Jagd, diesem Vergnügen der Fürsten, blendete der König alle Augen durch einen Aufwand, der ihm vortrefflich zusagte und anstand. Sein Abzug selbst aus diesem Frankreich, das er so liebte, wie man sein väterliches Erbe und sein Vaterland liebt, und die mehr als christliche Gottergebenheit, womit er, ohne zu klagen, vom erhabensten Throne der Welt herunterstieg, hatten ihn zu einem des Mitgefühls und der Ehrfurcht nur um so würdigeren Gegenstande gemacht.

(Schluß folgt.)

Moldau und Wallachei.

Einiges über den gegenwärtigen Zustand der Wallachei. *)

Die Wallachei wird von einem Hospodar regiert, der in einer außerordentlichen Versammlung der Bojaren auf Lebenszeit erwählt wird, und der

*) Aus Anlaß von Demidow's Voyage dans la Russie Méridionale.

mit Zustimmung Rußlands seine Investitur von der Pforte erhält. Die Kammer der Abgeordneten besteht aus dreiundvierzig Mitgliedern, worunter nur der Metropolit seinen Sitz ex officio einnimmt; die übrigen werden von den Bojaren oder Magnaten gewählt. Die Wahlen geschehen durch Balottirung; der Rath oder Divan bildet eine Art Oberhaus, in welchem die Großwürdenträger das Uebergewicht besitzen.

Nach dem Census von 1837 enthält die Wallachei eine Bevölkerung von 349,043 Familien, welche durchschnittlich zu fünf Köpfen gerechnet ein Ganzes von 1,747,015 Seelen ausmachen, wozu noch 4167 Mönche und Landstreicher kommen. Von dieser Volkszahl gehört ungefähr ein Sechstheil oder 53,117 Familien dem Adel, der Geistlichkeit und den anderen privilegirten Klassen an, die von allen Abgaben frei sind; der Rest beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Ackerbau. Die Klasse der Kaufleute und Handeltreibenden zählt 4810 Familien; die der Handwerker 4430. Unter den nichtbesteuerten Personen befinden sich auch die Zigeuner, so wie alte und kranke Arme, von denen der Staat keine direkte Abgaben zu erwarten hat.

Die Wallachei enthält zweiundzwanzig Städte, funfzehn Flecken, 3560 Dörfer und gegen 340,000 Häuser. Das ganze Land ist in 17 (!) Bezirke eingetheilt, nämlich fünf diesseits und fünf jenseits der Aluta. Jeder Bezirk wird von zwei Isprawniks verwaltet, die aus den Bojaren gewählt werden, und denen seit kurzem auch ein Richter und ein Samesh oder Auditeur zur Seite stehen. Das Amt eines Samesh, dem die Aufsicht des Finanzwesens obliegt, ist perpetuell, wogegen die Isprawniks jährlich gewechselt werden. Dieses ist noch ein Ueberbleibsel des Türkischen Systems und müßte aufs schleunigste abgeschafft werden, um die Verwaltung auf einen achtungswürdigeren Fuß zu stellen.

Der Hauptort eines jeden Bezirks wird von einem Stadtrath verwaltet, der aus drei Mitgliedern unter dem Vorsitz eines Präsidenten oder Bürgermeisters besteht. Vor dem Verwaltungs-Antritt des Russischen Gouverneurs Kiffelew (1829) wurden keine Geburts- und Todtenlisten in der Wallachei geführt: gegenwärtig ist die Geistlichkeit verpflichtet, zwei Abschriften derselben anzufertigen, wovon die eine in der Parochialkirche niedergelegt, die andere aber dem Civilrichter des Distrikts zugesandt werden muß.

Die Hauptstadt Bucharest nimmt im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung einen sehr ausgedehnten Flächenraum ein. Von der Höhe übersehen, auf welcher die Kathedralkirche steht, verleihen die zahllosen Kirchen und Thurmspitzen, die mit lebhaften Farben angestrichenen Dächer und das üppige Grün der zwischen den Häusermassen hervorblickenden Gärten dieser Stadt ein höchst anmuthiges und pittoreskes Ansehen, dem jedoch bei näherer Bekanntschaft ihre unregelmäßige Bauart und schmutzigen, krummen Straßen nicht entsprechen. Die Elemente, aus welchen ihre Bevölkerung zusammengesetzt ist, lernt man aus folgender Tabelle kennen:

Bojaren oder Adelige	2,598
Deren Dienerschaft	5,757
Einwohner anderer Klassen	46,604
Weltpriester	256
Deren Familien und Dienerschaft	1,058
Mönche	137
Juden	2,583
Fremde	1,795
	60,788

Hierzu sind noch zehn- bis zwölftausend Individuen zu rechnen, welche, ohne ihren beständigen Wohnsitz in Bucharest zu haben, sich öfters in Geschäften oder zum Vergnügen hier aufhalten. In der eigentlichen Stadt befinden sich 10,078 Häuser, sechsundzwanzig Klöster, fünfundneunzig Kirchen, drei Buchdruckereien, zwei Hospitäler, eine literarische Gesellschaft und eine Militairschule; auch werden hier zwei Zeitungen gedruckt. Das geringe Volk nährt sich meistens von Türkischem Weizen und Hirse, woraus eine Art von Pudding gekocht wird; Fleischspeisen werden von ihm nur selten genossen.

Das Wallachische Gesetzbuch, welches in allen Justiz-Angelegenheiten zur Richtschnur dient, ist auf das Römische Recht und die herkömmlichen Gebräuche des Fürstenthums gegründet und wurde im Jahr 1818 promulgirt. Als Herr von Demidov in Bucharest war, ging man damit um, den Französischen Kriminal- und Handels-Kodex mit einigen Abänderungen einzuführen. Die Kammer hatte bereits einen Theil des Handelsgesetzes für gültig erklärt; die Berathungen über das Kriminalgesetz wurden aber bis zur nächsten Sitzung verschoben. Die Gerichtshöfe sind dem Publikum bei allen Verhandlungen geöffnet, wo nicht besonders skandalöse Umstände aus Rücksicht auf die Ehre der betheiligten Familien die Schließung der Thüren nöthig machen. Auf Mordthaten steht noch der Tod; indessen sind jetzt Lebensstrafen ganz außer Gebrauch gekommen, und seit der Verwaltung des Generals Kiffelew werden alle Todesurtheile in lebenslängliche Zwangsarbeit in den Salzwerken verwandelt. Folgende Liste mag als Beitrag zur Kriminal-Statistik der Wallachei dienen:

	1835.	1836.
Diebstähle	457	331
Einbrüche und Straßenraub	24	23
Mordthaten	56	66
Mordversuche	26	8

Vorsätzliche Mordthaten kommen selten vor: die in obiger Tabelle aufgezählten wurden fast ohne Ausnahme in trunkenem Muthe verübt. Ueberhaupt ist die Unmäßigkeit, in Folge des niedrigen Preises der in Ueberfluß erzeugten und einer nur geringen Accise unterworfenen Landweine, sehr vorherrschend.

Die Haupt-Religion des Landes ist die Griechisch-katholische, welche einen außerordentlichen Reichthum an geistlichen Anstalten aufzuweisen hat. Ihrem Dienste sind nicht weniger als 3753 Kirchen und 202 Klöster geweiht, und dürfte daher im Verhältniß zur Einwohnerzahl für die religiösen Bedürfnisse des Volks hinlänglich gesorgt seyn. Die oberste Leitung des Erziehungswesens ist dem Minister der geistlichen Angelegenheiten anvertraut. Im Jahr 1837 bestand eine öffentliche Schule in Bucharest und eine zweite in Krajowa; in der ersteren, so wie in zwei von ihr abhängigen Instituten, wurden fast 1000, in der letzteren ungefähr 240 Schüler unterrichtet. Außerdem zählte man in Bucharest 22 Privatschulen mit 704 Zöglingen, drei Pensions-Anstalten für Knaben und zwei für Mädchen. In Krajowa erhielten fünfundsechzig Kinder Unterricht in Privatschulen, und auch dort war eine Pension für Knaben errichtet. Kreisschulen waren 26 vorhanden, von welchen zwölf durch den Staat unterhalten wurden, und den Verordnungen der Regierung zufolge ist jeder Geistliche verbunden, die Kinder seines Kirchspiels im Lesen und Schreiben zu unterweisen. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Quinet und ein Deutscher Autor von 1618. Wir kommen dem Wunsche eines Greises nach, indem wir folgende an uns gerichtete Zeilen aufnehmen:

„An die Redaction des Magazins f. d. Literatur des Auslandes.

Der tiefgedachte Artikel in Nr. 108 u. 109 Ihres Blattes, mit der Ueberschrift: „Der Geist der Religionen, von Edgar Quinet", hat mich um so mehr interessirt, weil ich vor 24 Jahren, unter dem Titel: „Carle, der Einsiedler", ein Werk schrieb, in welchem ganz ähnliche Ideen behandelt sind, das jedoch erst vor zwei Jahren dem Druck übergeben werden konnte. Quinet überläßt die Auflösung der Disharmonieen, die er (mit mir) für so alt als die Menschenwelt erklärt, künftigen Geschlechtern: ich versuchte, sie aufzufinden: und der berühmte Philosoph (Geh. Rath und Professor in Halle) J. A. Eberhardt stimmte mir so freundlich bei, daß er in mich drang, meine Einleitung zum Carle: „Die neueste Theodizee" zu überschreiben. Als Zeichen seines Danks schickte er — damals Dekan — mir das Diplom eines Dr. Philos. honoris causa zu.

Viele Sätze Quinet's sehen den meinigen so ähnlich, daß man wähnen konnte: „Einer von uns habe von dem Anderen abgeschrieben!" Dem ist aber nicht so! wenngleich der Carle schon 1840 und Quinet's herrliches Werk erst 1842 gedruckt wurde.

Ich verweise besonders auf diejenigen Sätze, in welchen Hiob, als erster und wichtigster Gegner der gemeinen Ansicht, aufgeführt ist. S. vorzüglich die Note unter der ersten Spalte aus Quinet (Buch V Abschnitt 4 Seite 387), womit S. 27 u. 28 meines „Carle", so wie die Note auf S. 24, zu vergleichen ist.

Carle selbst ist ein psychologisch-pädagogisches Gemälde, worin die Geschichte eines Lebenden mit der Treue Gerhard Dow's oder Caspar Netscher's vor Augen gelegt ist. In Betreff der unglücklichen Dorothea sind die beweisenden Urkunden noch vorhanden.

Der Buchhändler Herr Jonas, Werderstraße Nr. 11, verkauft (auf meine Bitte) den Carle für 1 Thlr. und meine Gedichte (Blumen betitelt), mit einem sehr ähnlichen Abbilde, worunter Lavater's physiognomisches Distichon und einige Zeilen aus meiner Zueignung (jedes als Facsimile) stehen, für 20 Sgr.

Hält die geehrte Redaction meine Arbeiten, so wie die auffallende Uebereinstimmung eines Deutschen von 1618 mit dem Franzosen Quinet vom Jahre 1842, für interessant genug, so bitte ich sehr, diese Notiz den Lesern des Magazins gefälligst mitzutheilen.

Berlin, den 9. September 1842. Der Prediger Dr. Karl Witte."

— Bücher-Einband als Rezension. In Nr. 109 dieser Bl. wird ein Beispiel der Sonderbarkeiten gegeben, die mancher Gelehrte auf den Einband seiner Bücher verwendet; wir können noch ein anderes anführen, das nicht weniger seltsam, aber nicht immer auf Verehrung für das Andenken des Verfassers berechnet ist. Ein gelehrter Sonderling in B. hat nämlich eine eigene Art, seine kritischen Urtheile über Bücher auszudrücken. Er zeigt sie durch die Art des Einbandes an. Bücher, die von Damen herrühren, werden aus Galanterie weiter nicht rezensirt, als daß sie in blaue, gestrickte Stoffe gebunden werden (um an Blaustrumpf zu erinnern), und zwar, je nach dem Grade der Achtung, in Stoffe von feinster Seide bis auf gröbste Baumwolle. Bücher von Männern aber erscheinen in sehr verschiedenen Kleidern. Hat der Verfasser blos zusammengetragen, so wird sein Werk in Hamsterfell gehüllt. Hat er mit vielem Fleiße gearbeitet, sind Tafeln und Rücken verhältnißmäßig mit goldenen Bienen besäet, oder es dient ein gewebter Stoff mit Bienen oder Ameisen als Ueberzug. Ein Plagiarius erhält eben so Elstern, Mäuse, Ratten, wie jener Bienen und Ameisen. Wir sahen bei ihm ein großartiges Werk in echten Kaschmir gebunden und mit zwei Spangen in Löwenfiguren aus feinem Golde versehen und sahen auch das Lexikon von X.... ganz in Schaffell gehüllt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 111. Berlin, Freitag den 16. September 1842.

Westindien.

Die Neger-Republik auf Hayti.

Das furchtbare Erdbeben, wodurch Hayti vor kurzem so schwer heimgesucht wurde, hat die Aufmerksamkeit Europa's von neuem auf diese Insel gelenkt, welche früher unter dem Namen Hispaniola und St. Domingo zu den Hauptsitzen des Spanischen und Französischen Kolonialsystems gehörte. Aber auch ohne das augenblickliche Interesse, das sich an diesen Gegenstand knüpft, muß es für jeden Menschenfreund und Menschenbeobachter wichtig seyn, einige Aufklärung über den Zustand eines Volkes zu erhalten, dessen Charakter ein sonderbares Gemisch Europäischer Civilisation und Afrikanischer Barbarei darbietet, und dessen freisinnige Institutionen außer Stande sind, den ihm durch lange Jahrhunderte der Sklaverei und der Unwissenheit aufgedrückten Stempel zu verwischen.

Der neueste Reisebericht über Hayti hat den Englischen Missionair John Candler zum Verfasser.*) Nach seinem Zeugniß ist zwar die jetzige Lage der schwarzen Republikaner nicht ohne Schattenseiten; im Vergleich mit den Zeiten der Französischen Herrschaft dürfte sie indessen, bei allen Mängeln der Kultur, eine günstige genannt werden. Das Volk hat Grundbesitz, persönliches Eigenthum und Gewerbfreiheit und benutzt diese mit einer Regsamkeit, die gegen seine frühere dumpfe Gleichgültigkeit gewaltig absticht. So beschreibt Herr Candler einen Markttag in Gonaives auf folgende Art:

„Während der letzten zwei Stunden begegneten uns Hunderte von Menschen, die nach ihrer Heimat in den Gebirgen zogen. Dieser Anblick überraschte uns, und da wir mehrere Gruppen in der Ferne erblickten, so fingen wir an, sie zu zählen. Ehe wir die Stadt erreichten, waren schon in Allem 465 Personen vorbeigekommen; fast eben so groß war die Anzahl der Pferde, Maulthiere und Esel, theils vor leichte Wagen gespannt und theils mit Waaren beladen, welche von den Bauern gegen die zu Markte gebrachten kleinen Partieen Baumwolle und Kaffee eingetauscht werden. Die Frauen waren wie gewöhnlich anständig gekleidet, und auch die Männer zeichneten sich in ihrem Aeußeren vor allen anderen aus, die wir bisher gesehen hatten. Sie gehörten zu den kleinen Land-Eigenthümern, die ihre Felder selbst bebauen, und schienen alle vergnügt und glücklich zu seyn. Dieses war der erfreulichste Anblick, der sich uns noch auf Hayti dargeboten hatte, und wir konnten nicht umhin, uns als Gegensatz die Zeiten der Französischen Herrschaft ins Gedächtniß zurückzurufen und uns der Grausamkeiten zu erinnern, die mitunter von den weißen Kolonisten an ihren Sklaven verübt wurden. Unter anderen erzählt man von einem Pflanzer, Namens Desdunes, er habe mehrere Neger bis an die Schultern in die Erde eingraben lassen, so daß nur der Kopf frei blieb, und hernach, entweder aus Rache oder zur Belustigung, so lange mit Steinen nach ihnen geworfen, bis er sie tödtete. Seine übrigen Sklaven empörten sich und brachten in ihrer Wuth den Unmenschen um's Leben."

Die Haytier erlangten ihre Freiheit durch einen blutigen Aufstand, ohne durch den Beistand oder die Rathschläge Europäischer Mächte unterstützt zu werden. Es ist daher eher zu verwundern, daß sie nicht in völlige Anarchie versanken, die zum Untergang oder zu einer noch härteren Knechtschaft geführt haben würde, als daß sie kein theoretisch vollkommenes und praktisch wirksames Verwaltungssystem ausgebildet haben. Die Constitution ist zwar auf republikanische Formen gegründet; da aber der Präsident in Verbindung mit der Repräsentanten-Kammer die Senatoren ernennt und durch die ihm ergebenen, meist armen und unwissenden Mitglieder der ersteren einen überwiegenden Einfluß auf ihre Berathungen ausübt; da er nicht nur lebenslänglicher Regent, sondern auch Oberbefehlshaber der Armee, Haupt der Kirche und alleiniger Vertheiler aller Belohnungen und Ehrenstellen ist, so steht es nicht zu bezweifeln, daß er in der That, wenn auch nicht dem Namen nach, das Land unumschränkt beherrscht.

Die Hauptstütze der Regierung ist die Armee, welche, bei einer Bevölkerung von kaum einer Million Seelen, aus 28,000 Mann regulairer Truppen und einer 40,000 Mann starken Miliz besteht. Dieser unverhältnißmäßig zahlreiche Militairstaat hat seinen Ursprung aus der Zeiten der Revolution und stimmt mit den Französischen Regierungs-Maximen überein. Außer den hierdurch verursachten Kosten hat das Land noch eine Indemnität zu bestreiten, welche ihm von Frankreich abgezwungen wurde, und muß nach den Bedingungen des Traktats für jede 800 Frs. der Anleihe seinen ehemaligen weißen Herren 1000 Frs. zahlen.

Der Handel von St. Domingo ist bedeutend. Die Ausfuhr beläuft sich jährlich auf 1 Million Pfd. Sterling, welches im Verhältniß zu der Volksmenge nur ein Viertel weniger ist als die Ausfuhr Großbritaniens, des größten Manufaktur-Staats in der Welt. Doch haben die Haytier noch Manches von der engherzigen Politik anderer Nationen zu leiden, die sich nicht entschließen können, die ehemaligen Sklaven als Ihresgleichen zu behandeln. Die Freistaaten von Nord-Amerika haben sogar ihre Schwester-Republik noch nicht anerkannt, weil dieses ihren eigenen Negern ein schlechtes Beispiel seyn würde! Zwischen Hayti und Jamaika findet keine Verbindung statt, obgleich die Entfernung zwischen beiden Inseln nur 24 Stunden beträgt und sie ihre Produkte mit Vortheil gegen einander austauschen könnten.

„Das Ausschließungs-System anderer Nationen" — schreibt Candler — „hat eine Rückwirkung in Hayti hervorgebracht. Einem Gesetze der Republik zufolge, darf kein Weißer in ihrem Gebiet einen Fuß breit Landes besitzen, noch sich mit einer Haytierin vermählen, um nicht dadurch ein Recht auf ihr Eigenthum zu erwerben. Es ist keinem Weißen gestattet, ein Geschäft zu betreiben, ohne sich einen besonderen Erlaubnißschein auszuwirken, der nur auf ein Jahr ertheilt wird und bei schwerer Strafe nach Ablauf dieses Termins erneuert werden muß; und er darf überhaupt keinen Handel treiben, wenn er nicht einen Haytier als Theilhaber in sein Geschäft aufnimmt. Durch solche Beschränkungen wird fremdes Kapital von der Insel ausgeschlossen, die Betriebsamkeit gelähmt und die Kultur aufgehalten."

Die anomalen Erscheinungen des dortigen Volkslebens werden hauptsächlich dem mangelhaften Zustande des Erziehungswesens zugeschrieben, wie man aus folgenden Angaben über die öffentlichen Schulen in Port-au-Prince entnehmen kann.

„Es befinden sich in dieser Hauptstadt zwei Lehr-Anstalten: eine nach der Methode des wechselseitigen Unterrichts für die Armen bestimmt; die andere ein Lyceum oder Kollegium für junge Leute, welche ihren vorläufigen Unterricht bereits anderswo erhalten haben und dort ihre Studien vollenden wollen. Beide Schulen werden von der Regierung unterstützt. In der ersten oder Elementarschule ist die Zahl der Lernenden nur gering; von zweiundachtzig, die sich auf den Listen befanden, hatten sich nicht mehr als dreiundvierzig eingestellt, und diese waren meistens Mulatten. Sie hatten ein aufgewecktes Ansehen, waren aber augenscheinlich vernachlässigt und wußten noch sehr wenig. Dieses ist der Untüchtigkeit ihres Lehrers zuzuschreiben, den, wie man uns versicherte, die Regierung nur deshalb zu dieser Stelle ernannt hatte, weil die Einkünfte ihm statt einer Pension dienen sollten! Bei dem von uns angestellten Examen fanden wir im Ganzen wenig Lobenswerthes. Das Lyceum ist dagegen ein wahrhaft nützliches Institut, welches der Republik Ehre macht. Gegenstände des Unterrichts sind: die Französische, Englische, Spanische und Lateinische Sprache, Mathematik, schriftliche Uebungen, Geschichte und Fechtkunst. Die Professoren oder Lehrer sind, allem Anscheine nach, ihren Fächern gewachsen; wir waren beim Unterricht in allen Klassen zugegen und haben die Fortschritte mehrerer Zöglinge mit vielem Beifall bemerkt. Einer der schwarzen Knaben zeigte große Fertigkeit im Exponiren Lateinischer Verse. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf hundertfunfzig, welche meistens Farbige (Mulatten) sind.

„Im Ganzen steht das Erziehungswesen in Port-au-Prince auf einer noch niedrigeren Stufe als in Kap-Haytien. Man schätzt die Anzahl Solcher, die einigen Unterricht genießen, auf Tausend, worunter sich indessen nur wenige Schwarze befinden. Fast alle Lernenden gehören zu der Klasse der Farbigen, obgleich diese höchstens den sechsten Theil der 23,000 Seelen starken Bevölkerung ausmachen. Die Abkömmlinge Europäischer Väter haben zwar keine größere Anlagen zum Lernen als die von reinem Afrikanischen Blut entsprossenen Kinder; da aber die Vorfahren der Letzteren Sklaven waren und durchaus ohne Bildung sind, so wissen sie auch den Werth einer guten Erziehung nicht zu schätzen. Diese Gleichgültigkeit gegen die Erwerbung nützlicher Kenntnisse hat sich von einem Geschlecht auf das andere fortgepflanzt und kann jetzt nur durch die verständigsten Maßregeln und unermüdlichste Sorgfalt entwurzelt werden.

„In einer so beschaffenen Bevölkerung, deren edlere Geistesfähigkeiten in gänzliche Unthätigkeit versunken sind, dürfte es uns nicht wundern, zahllose Verbrechen anzutreffen. Dessenungeachtet fallen Raubthaten und Todtschläge nur selten vor, was der Gelehrigkeit des Negers und seiner unterwürfigen Scheu vor den Gesetzen zuzuschreiben ist. Kleine Diebstähle, die man früher

*) Brief Notices of Hayti, by John Candler. London 1842.

den Sklaven nachsah und die einst von den gerühmten Spartanern mit Beifall aufgenommen wurden, ereignen sich häufig, und die Gefängnisse sind mit Verbrechern dieser Art, so wie mit Soldaten, die sich militairische Subordinationsfehler zu Schulden kommen ließen, beständig angefüllt; allein es wurde uns von Personen aus allen Ständen versichert, daß Reisende mit der größten Sicherheit die Insel von einem Ende bis zum anderen durchstreifen könnten, wenn man auch wüßte, das sie baares Geld bei sich führten.

„Die Offiziere von der Armee versehen nicht selten das Richteramt und sprechen nach summarischem Prozeß das Urtheil über kleinere Vergehen aus. Die Urtheils-Sprüche der Civil-Richter müssen zwar, den Gesetzen zufolge, erst nach reiflicher Untersuchung der Anklage-Punkte in öffentlicher Sitzung gefällt werden; wie man behauptet, wird aber dem Gerichtshof in allen Angelegenheiten, in welche die Regierung einzuschreiten wünscht, die Entscheidung von dieser vorgeschrieben. Daß solche Mißbräuche zuweilen vorfallen, ist gewiß: so zeigte man uns ein Grab in ungeweihter Erde, welches für drei Verbrecher bestimmt war, die des Aufruhrs angeklagt, aber noch nicht vor Gericht gezogen waren.

„In Begleitung meines Freundes, des Wesleyanischen Missionairs James Hartwell, der mit uns das Gefängniß besucht hatte, wohnte ich einer Sitzung des Gerichtshofes bei. Es sollte eine Untersuchung gegen einen Gefangenen stattfinden, welcher beschuldigt wurde, ein Stück Tuch aus einem Laden entwendet zu haben. Der Procureur-général, oder Staats-Anwalt, trug zuerst die Sache vor. Er erhob sich mit aller Würde eines hohen Regierungs-Beamten, setzte seinen Amts-Hut auf und hielt eine Anrede an die Richter, wovon zwei mit bedecktem Haupt auf der Richterbank saßen. Er zählte mit vielem Eifer seine Beweise gegen den Delinquenten auf und erbot sich, Zeugen zu stellen, welche jedoch ausblieben. Nun erhob sich der Advokat des Verklagten und behauptete, da keine Zeugen erschienen seyen, so wäre dieser zur sofortigen Freisprechung berechtigt. Der General-Anwalt entgegnete hierauf: das Verbrechen sey aufs klarste von der Magistratsperson bewiesen worden, vor der die Untersuchung in limine stattgefunden; da nun der Bericht über dieselbe dem Tribunal vorliege und der Angeklagte keine neue Beweise seiner Unschuld aufgestellt habe, so sey die Abwesenheit der Zeugen von keiner Wichtigkeit, und das Gesetz müsse das Schuldig über ihn aussprechen. Die Richter, die aus zwei Mulatten und einem verständig aussehenden (intelligent looking) Neger bestanden, zogen sich nun zurück und waren gegen eine halbe Stunde abwesend. — Während wir ihre Rückkehr mit dem Ausspruch des: Nicht-Schuldig erwarteten, öffnete sich eine Seitenthür; ein Herold erschien und forderte Aufmerksamkeit; dann verlas der Vorsitzer das Urtheil, wodurch der Verklagte zu dreijähriger Arbeit in Ketten kondemnirt wurde. Fälle wie diese bildeten oft den Gegenstand der Unterhaltung beim Mittagstisch und veranlaßten die Gäste zu Bemerkungen, die uns einen tiefen Blick in die öffentliche Meinung thun ließen. Der gebildete Theil des Publikums ist über manche Punkte der Regierung in augenscheinlichem Widerspruch begriffen, besonders über solche, welche sich auf die Rechtspflege beziehen."

Die geistlichen Angelegenheiten sind noch weniger geregelt; die Kirche ist zwar Staats-Institut, aber die Haytier erfreuen sich aller Vorrechte, auf welche die Freiheit des Gewissens Anspruch machen kann.

„Seitdem die ganze Insel in eine Republik vereinigt wurde, hat man sich der Gerichtsbarkeit des Papstes entzogen: der Erzbischof hat sich ins Ausland geflüchtet, und der Präsident ist, nach dem Beispiele Heinrich's VIII., das Haupt der Kirche geworden. Die herrschende Religion ist die Römisch-katholische, aber es existiren weder Erzbischöfe, Bischöfe, Dechanten, noch andere geistliche Würdenträger, sondern nur einfache Priester. Völlige Glaubensfreiheit ist gesetzlich festgestellt und erstreckt sich auf alle von der Römischen Kirche abweichende Sekten. Es giebt weder Zehnten zum Unterhalt der Priester, noch gezwungene Beiträge, um die Unkosten des öffentlichen Gottesdienstes zu bestreiten oder um die nöthigen Reparaturen der Parochial-Kirchen zu bewerkstelligen. Für wirklich geleistete religiöse Dienste sind die Gebühren nach einer festen Taxe bestimmt. Eine Mutter bringt ihr Kind zum Priester, um es taufen zu lassen, empfängt dessen Segen und zahlt ihm dafür einen halben Piaster; will sie aber die Ceremonie gar nicht vollziehen oder ihr Kind von einem protestantischen Missionair taufen lassen, so hat sie weder dem Staate noch dem Priester etwas zu entrichten."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

König Ludwig Philipp.

Von J. Janin.

(Schluß.)

Also einen so edlen und Allen zu gefallen so geneigten König zu ersetzen, war ein gar schwierig Ding, zumal für einen König, wie der der Juli-Revolution, welcher als Stifter einer neuen Herrschaft Alles mit eigenen Augen sehen und an Alles selbst Hand anlegen mußte. Gerade wegen der ganz neuen Art von Macht, die er empfangen, allen ehrgeizigen Bestrebungen, allen neidischen Angriffen, allen möglichen Verleumdungen preisgegeben, war er vergebens freundlich, gut und um die Gunst des Volkes bemüht (ja selbst ein wenig zu sehr bemüht), man wußte ihm für seine Höflichkeiten und Gefälligkeiten keinen Dank, da die Bürger, seine Unterthanen, ihn nicht für König genug betrachteten, um, wie sie eigentlich sollten, es sich für eine besondere Ehre anzurechnen, an seiner Tafel zu speisen; vergebens behandelte er als Seinesgleichen alle die, welche ihn auf den Thron erhoben hatten, es hieß, er thue nur seine Schuldigkeit. Zugleich fragten sich seine Freunde, die sich gern seiner Höhe emporgeschwungen hätten, nichtsdestoweniger aber durch die Gewalt der Umstände auf ihrem Platze bleiben mußten, ob es wohl recht sey, daß Er König und sie selbst nicht einmal seine Kammerherren wären? Daß sein Königthum erblich, ihre Pairswürde dagegen es nicht wäre? Daß er in seiner Person alle Würden und Adelsgrade vereinigte, während sie weder das blaue Band, diese große Auszeichnung, noch das winzigste Herzogthum, ja kaum die niedrigste Baronie erwarten dürften? Also Seitens seiner Freunde selber verlor der König Tag für Tag immer mehr an Popularität. Und unter seinen Feinden, deren es eine große Anzahl gab, nannten ihn die Anhänger der Bourbons einen Verräther, als ob König Karl X. nicht am allerersten seinen Eid durch Verletzung der Angesichts des Volkes beschworenen Charte vergessen hätte; die Republikaner schalten ihn Verräther, als ob der König die Krone angenommen, um daraus eine rothe Mütze zu machen! Die Einen liebten ihn nicht, weil er geschickt, die Anderen haßten ihn, weil er glücklich war. Dagegen war es der Königin ein Leichtes, die Liebe der Franzosen zu gewinnen. Seit der unglücklichen, so schönen und so lang angebeteten Marie Antoinette hatte Frankreich keine Königin gehabt. Wir hatten freilich zwei Zukunfts-Königinnen, von denen man die Eine mit Ehrfurcht, die Andere mit Freuden aufgenommen haben würde: die Frau Herzogin von Angoulême und die Frau Herzogin von Berry — jene ernst, streng, eine Heilige, die den Thron durch die Höhe ihrer Geburt, durch die Erhabenheit ihrer Tugenden, durch die Größe ihres Unglücks verdient, die Andere eine schöne, muntere und lebhafte Frau und ganz glücklich, eine Französin zu seyn, eine Frau, die der Krone würdig war wegen ihres Muthes, Eifers, wegen ihrer hingebenden Gatten- und Kindesliebe. Die Frau Herzogin von Angoulême stellte vortrefflich die hohe Dame des alten Königthums vor. Ihr Wort war kurz und gemessen, ihr Blick gebieterisch, ihre Haltung ernst, ihre Geberde ruhig und feierlich. Ach! die Thränen hatten abgestumpft und erbarmt dieses Auge, aus welchem die bewundernswerthe Güte dieser so edlen, so reinen und so gottergebenen Seele nicht mehr hervorblicken konnte! Die Frau Herzogin von Berry dagegen, mit ihrem munteren Sinn, ihrem wohlwollenden Gemüthe, mit ihrem freudeglänzenden Blicke, mit ihrem holdseligen Lächeln, sie begehrte nichts mehr, als zu gefallen und geliebt zu werden. Der schreckliche Tod ihres Gemahls, gemordet von jenem scheußlichen Louvel, hatte eine außerordentlich starke Theilnahme für diese Fürstin eingeflößt; die Frau Herzogin von Berry hatte sich nur damit beschäftigt, für den Thron das schöne Kind zu erziehen, welches Aller Blicke gierig aufsuchten. Sie hatte alle schönen Künste geliebt und gefördert; nicht ein unglücklicher Maler, nicht ein Dichter, nicht ein Bildhauer wandte sich vergebens an Madame. Es war bei ihr unumstößlicher Grundsatz, daß die Prinzen der Königlichen Familie dazu da wären, die schlechten Gemälde anzukaufen, und wie sie sprach, so handelte sie auch. Auch gab sie glanzende Feste. Sie hatte ein Theater, das Gymnase, und einen Lustspieldichter, Herrn Scribe, die zur allgemeinen Freude dienten; sie zog alljährlich in die Bader von Dieppe die vermögende und feine Welt, sie mischte sich unaufhörlich in unsere Lust, in unsere Vergnügungen, in unser Glück. Indeß die Witwe des Herzogs von Berry konnte nicht mehr Königin von Frankreich werden, die Frau Herzogin von Angoulême war bestimmt, es dereinst zu seyn; und, sagen wir es, ungeachtet ihrer Tugenden, ungeachtet der Würde und des sittlichen Ernstes dieser Fürstin, hatte man doch unsere Bekanntschaft mit ihren traurigen Schicksalen, das Bewußtseyn der von uns gegen sie verübten Frevel, ihr tiefer Schmerz bei so mancher Gedächtnißfeier, am 21. Januar zum Beispiel, diesem blutigen und schmachvollen Tage, dieser gräulichen Stunde in der Geschichte neuerer Völker, besorgt, in der Frau Herzogin von Angoulême unsere künftige Königin zu erblicken. In ihrer Gegenwart waren wir betrübt, niedergeschlagen, entmuthigt, wir fühlten in uns etwas, das einem Gewissensbiß ähnlich war.

Nun aber, als die Frau Herzogin von Angoulême, bis zum höchsten Gipfel der Größe gelangt, in Gemeinschaft ihres Königlichen Schwähers in den tiefsten Abgrund menschlichen Elends hinabgesunken, als die Frau Herzogin von Berry, die ihr edles Kinderpaar mit seiner Jugend, seiner Unschuld, seinem guten Rechte schützen mußte, in jenes Exil mit eingeschlossen war, aus welchem sie mit großem Muthe zurückgekehrt, um sich, die Unbesonnene! allen Gefahren eines Bürgerkrieges auszusetzen, schätzte sich Frankreich glücklich, eine Königin ganz so, wie es sie sich gedacht, zu finden, um ihr seine Huldigungen und Beweise seiner Hochachtung darbringen zu können. Fromm ohne Heuchelei und Strenge, wohlwollend, sanft und charakterfest zugleich, eine Frau, die uns keine Verbrechen vorzuwerfen, der wir keine Schwachheit zu verzeihen hatten, eine Frau von reifem Alter, aber trotzdem jung und glücklich genug, um sich in unsere Freuden zu mischen und sie zu verstehen, — eine Frau eben so frei von mürrischem, grämlichem Sinne als von einem den Zerstreuungen ergebenen Leben, eben so froh in der Gesellschaft als glücklich in ihrem häuslichen Kreise, — von dieser Art ist Ihre Majestät Marie Amalie. Sodann hat man sie geliebt um ihrer Kinder, um ihrer Wohlthaten, um ihrer vollkommenen Ehre willen: man hat sie auch geliebt wegen ihres frommen, gottesfürchtigen Sinnes, wegen ihres gefälligen, einladenden Wesens, wegen ihrer durch Güte und Wohlwollen gemilderten Erhabenheit; man hat sie endlich geliebt wegen ihrer frommen Ergebung in ihr Geschick, wegen ihres Muthes, wegen ihrer verborgenen Leiden, wegen der Thränen, die sie nicht mehr an sich zu halten vermochte, wegen der im Stillen vergossenen Thränen, wegen der grausamen Unfälle, die ihr aus dem Innersten ihrer Seele jene rührenden Ausrufungen erpreßten: „Großer Gott, der Du mir eine zärtlich geliebte Tochter wieder

genommen! ich habe eine Tochter weniger, Du haſt im Himmel einen Engel mehr! — O mein Sohn! ich war zu ſtolz auf ihn, Gott hat mir ihn genommen!" — Man hat ſie endlich geliebt wegen jener ſchrecklichen, fortwährend wiederkehrenden Herzenspein, als es erwieſen war, daß jeden Augenblick der niedrigſte, in Lumpen gehüllte Mörder einen ſicheren Schuß auf den König, ihren Gatten, thun könne. Da war die Sache dieſer armen Königin die Sache aller Frauen und aller Mütter, und ſo wurde ſie trotz ihres beſcheiden zurückhaltenden Benehmens, trotz ihrer zurückgezogenen Lebensweiſe, trotz ihrer ängſtlichen Bemühung, die Blicke von ſich abzulenken, wahrhaft populär; ſie genoß aber von der Popularität mehr als bloße Ehrenbezeigungen, ſie genoß alle ihre Vortheile und Segnungen.

Der Königin zur Seite, um gemeinſchaftlich mit ihr den König zu lieben und über ſeine Tage zu wachen, findet ſich ſtets des Königs Schweſter, Madame Adelaide. Sie iſt der gute Genius der Familie, einer von den guten Geiſtern, die ſich durch ihre Werke zu erkennen geben. Aufgezogen mit dem Könige und gleich ihm inmitten der Vorahnungen und Stürme einer Revolution, ſchon frühzeitig durch Unglück und Leiden zur Kraft und Freiheit des Willens erſtarkt, arm, verbannt, ohne irgend eine andere Stütze als ihren mitverwieſenen Bruder, iſt Madame Adelaide mehr noch als die Schweſter des Königs, ſie iſt ſein Bruder. Nie in ihrem Leben hat ſie ihr zu Dank einen ſchöneren, einen ſo wahrhaft muthigen Edelmann, ein ſo rechtſchaffenes Herz angetroffen. Ihr Bruder iſt ihr Alles, ihr Freund und ihr Gebieter; er hat Vaterſtelle bei ihr vertreten, da ſie noch jung und Waiſe war, und ſie nannte ihn Monſeigneur, als man ihn kaum Bürger titulirte. Während längerer Zeit lebte Madame Adelaide unbemerkt im Hauſe des Herzogs von Orleans, und es mußte der Glanz der Krone Frankreichs auch auf ſie zurückſtrahlen, damit Frankreich gewahr würde, es gäbe in der Welt eine Prinzeſſin Adelaide, und noch kann Niemand den allvermögenden Einfluß der Prinzeſſin auf den Geiſt des Königs, auf die Benutzung der Menſchen und Dinge, auf die Führung und Verwaltung dieſes großen Hauſes wiſſen. In dem beſcheidenen Dunkel, worin ſich Madame Adelaide birgt, kennt ſie vortrefflich alle bedeutenden Menſchen der Gegenwart, ſie kennt ihren perſönlichen Werth, ihre ehrgeizigen Beſtrebungen, ihre Anzuverläſſigkeit und Abtrünnigkeit, daß ſie weiß, was man von ihnen zu hoffen, was man von ihnen zu fürchten habe. Sie iſt wie Egeria ernſt, ſtreng, mitunter hart, ſie bringt niemals Einem ihre Meinung auf, wenn man ſie ihr nicht abfordert, ſie ſpricht ſie aber dreiſt und unumwunden aus, ſobald man ſie zu hören begehrt. Ein ernſter Sinn, ein feſter Wille, ein ergebenes Herz, aber ergeben nur ihrem Bruder. Wiſt Ihr, welches der Prinzeſſin Wahlſpruch iſt? Er lautet: „Außer meinem Bruder kein Heil."

Wer die ganze Geſchichte der Königlichen Familie ſchreiben wollte, der hätte ein dickes Buch zu ſchreiben. Jedes Kapitel dieſer Geſchichte könnte voll von den ſeltenſten Details ſeyn. Aber was! nicht eine Geſchichte, ein Bild iſt's, was wir hier liefern. Schreibe, wer da kann, die Geſchichte dieſer in jedem Betrachte ſchon ſo folgerreichen Regierung.

Die Aufgabe muß viele Zeit und Mühe koſten, will man hierbei ehrlich zu Werke gehen und ein unparteiiſcher Richter ſeyn. Und in der That, bedenket doch nur alle die Anſtrengungen, alle die Leiden, alle die Kämpfe nach innen und nach außen! Erwäget, aus welch' einem Trümmerhaufen das Königthum entſtiegen, welchen Anfeindungen der Vergangenheit, welchem Ingrimme, welchen Zornausbrüchen der Gegenwart es ausgeſetzt geweſen; überſchauet doch bloß die tauſendfachen für unüberſteigbar gehaltenen Hinderniſſe, die es vor ſich hatte, nach außen die Ungunſt der Europäiſchen Höfe, im Innern die Aufſtände, die Verſchwörungen, die Empörungen der Städte, die unaufhörlich entdeckten und unaufhörlich ihre Angriffe erneuernden Mörder. Zählt doch bloß, wenn Ihr's vermögt, die Ehrgeizigen, die Emporkömmlinge, die auf dem Platze erſchienenen Leute, die unter ſich vertheilt die Macht jenes feſten, unwandelbaren Königs. Rechnet doch zuſammen die Miniſterwechſel, das Kriegsgetöſe, die Flintenſchüſſe, die heimlichen Einverſtändniſſe und Anſchläge, die Staatsſtreiche, die gehäſſigen Angriffe, die Beleidigungen, die Schmähungen, die Beſchimpfungen, die lügneriſchen Anſchuldigungen, und füget zu allem dem noch hinzu die eben begonnene Trauer, das unvermuthete Unglück, den Verluſt eines Sohnes, der ſo ſehr der Liebe würdig war, dieſes edle Haupt, auf dem ſo viel große und gerechte Hoffnungen des Vaters ruhten.

Ihr, die Ihr Euch über Euer Loos beſchwert, Ihr Franzoſen alleſammt aus den verſchiedenſten Ständen und Klaſſen, deren Jammer und Wehklagen ich durch die vielen Seiten dieſer jetzt beendigten Geſchichte hindurch zu vernehmen glaube, wenn von ungefähr an einem friedlichen und heiteren Tage, wo Ihr ſtill und zufrieden im Schatten Eurer Bäume, zur Seite Eurer Frau, umringt von Euren Kindern, frei von Sorgen und Aengſten, wenn Ihr da zufällig einmal das Leben des Königs dem Eurigen entgegenhalten, wenn Ihr ſeine langen und ſchwierigen mit Euren leichten Arbeiten, ſeine Ausdauer und Geduld mit Eurem Ungeſtüm, ſeine täglich ſich wiederholenden Kämpfe mit Euren ohne Schwertſtreich errungenen Siegen, jenen Sohn, den ſeine Mutter bis ans Grab beweinen wird, mit Eurem munteren, lebenskräftigen Knaben vergleichen wolltet — weſſen Geſchick, antwortet mir, wird Euch beneidenswerther ſcheinen, das des Königs, oder das des Unterthans? Sicher das Geſchick des Unterthans. Ja wahrhaftig, der Unterthan, das iſt der eigentliche König von Frankreich. Er macht ſelbſt die Geſetze ſeines Landes, er hat das Recht des Friedens und des Krieges, er erhebt jeden Morgen ſeine Stimme, um ſeine Meinung über alle Angelegenheiten zu äußern, die in Europa verhandelt werden. Wer iſt, ich bitte euch, ſein eigener Herr, der König oder der Unterthan? Der Unterthan. Er ſchreibt ſelbſt dem Könige Geſetze vor, er hat drei- bis vierhundert Vertreter von allen Farben und Schattirungen, die bei jeder Bewegung, bei dem leiſeſten Wunſche des Königthums ſtets zu ſagen bereit ſind: „Ich widerſetze mich!" Durch was für Mittel wollt Ihr ein derartiges, bei allen Fragen ſo uneiniges und zerſplittertes Volk regieren? Was kann ein allerwärts ſo gebundener König den um Rang und Ehre Buhlenden bieten, von denen der Thron umlagert iſt? Er kann nichts geben, ja kaum etwas verſprechen. Faſt alle Belohnungen, die den Empfängern nur Ruhm und Anſehen, nicht materielle Vortheile gewährten, jene erblichen Titel — ein würdiger Gegenſtand menſchlichen Ehrgeizes — jene mit dem Blute der Helden, mit dem ganzen Wiſſen der Gelehrten, mit der ganzen Poeſie der Dichter ſo theuer bezahlten Bänder — faſt nichts von allem dem iſt dem Könige zu freier Verfügung geblieben. Ein mühſeliges Königthum dies da, das ſo vom eigenen Marke zehren, das ſo ſich ſelbſt genügen muß, das, ſo von Schutz entblößt, nur auf ſich allein angewieſen daſteht, nirgends eine Stütze hat, das, all ſeines früheren Prunkes und Blendwerkes beraubt, im hellen Lichte wandelt und ſeine Gedanken offenbart. Wenn Ihr Euch unter ähnlichen Verhältniſſen, in einem eben ſolchen Zuſtande der Hülfloſigkeit, Verlaſſenheit und Dürftigkeit befändet, wenn Ihr Euch eben ſolchem Gerede, Tadel, eben ſolchen Verleumdungen ausgeſetzt ſähet, wenn Euch der erſte Beſte in der Perſon Eures Miniſters zu mißhandeln berechtigt wäre; wenn Ihr Tag und Nacht zweiundbreißig Millionen Menſchen um Euch hättet, die ſtets nur mit offenen Augen und geſpitzten Ohren darauf paßten, ob Ihr nicht in irgend einen ſtrafbaren Fehler verfallen, wenn man Euch, und Euch bloß allein, lauter Trauerkunden überbrächte, wenn Ihr nur allein immer von dem und jenem Elend, von Peſt, Hungersnoth, von Niederlagen, von der öffentlichen Schuld hören müßtet, während ſich dagegen die Nation ſelber ob ihrer Größe, Stärke und ihres Ruhmes bis zu den Sternen erhöbe — ſagt, wie würde Euch das munden? O, Ihr Franzoſen von 1830, die Ihr dazu noch ſo billig und wohlfeil regiert ſeyn wollt, die Ihr dem zweiten Sohne des Königs ein Jahrgeld verweigert, um das Euch der König bittet, werft Euch dem Herrn Kardinal Richelieu oder Sr. Majeſtät Ludwig XIV. zu Füßen und bittet ſie, Euch um ſolchen Preis zu regieren, Ihr werdet ſehen, was ſie Euch antworten werden.

„Wenn Sie König von Preußen wären", ſagte Friedrich II. zum Marquis d'Argens, „was würden Sie thun!" — „Sire", erwiederte der Andere, „ich möchte mir irgend einen Thoren aufſuchen, der ſich dazu verſtände, mir für mein Königreich ein ſchönes Landgut in der Provence zu geben."

Was der Marquis d'Argens dem Könige von Preußen vor achtzig Jahren (während des ſiebenjährigen Krieges) ſagte, dürfte wohl jeder Wähler, und ſey ſeine Stellung im Leben wie ſie wolle, heute vom Throne Frankreichs ſagen.

Nun, ſchon damals, in jener Zeit der unumſchränkten Monarchieen, hatte der Marquis d'Argens Recht.

Moldau und Wallachei.

Einiges über den gegenwärtigen Zuſtand der Wallachei.

(Schluß.)

Die finanziellen Angelegenheiten eines ſo jungen Staates dürften zu manchen anziehenden Vergleichungen Anlaß geben; wir theilen daher das von dem Verfaſſer beigelegte Wallachiſche Budget in ſeinem ganzen Umfange mit.

Einnahme.	Piaſter. *)
Kopfgeld, von den Ackerbauern entrichtet	8,210,670
id. von den Maſſen oder niederem Adel	121,645
id. von Zigeunern, die ein Handwerk treiben	147,860
Gewerbſcheine	438,970
Pacht der Salinen	2,300,000
Pacht der Zölle	1,405,050
Stadt-Accife auf Wein, Branntwein, Tabak u. ſ. w., Ausfuhr-Zoll auf Getraide und Vieh und einige andere Revenüen von niederem Belang	2,000,000
	14,624,195

Ausgabe.	Piaſter.
Jährlicher Tribut an die Pforte	1,400,000
Civilliſte	1,600,000
Juſtiz-Departement	2,158,440
Verwaltung des Innern	1,857,480
Polizei	360,540
Miliz	2,730,000
Dorobanz oder Gendarmerie	179,240
Poſten	1,107,418
Quarantaine-Anſtalten	600,000
Wege und Brücken	200,000
Zur Pflaſterung der Hauptſtadt Bucharest	48,000
Feuerung	80,000
Gefängniſſe	70,000

*) Der Werth eines Wallachiſchen und Moldauiſchen Piaſters beträgt ungefähr drei

Pensionen	1,500,000
Armenpflege	100,000
Einsiedeleien	22,000
Oeffentliche Erziehungs-Anstalten	350,000
Findlinge	100,000
Hospitäler	150,000
	14,633,118

Von Manufakturen oder von Industrie irgend einer Art konnte unter Türkischer Botmäßigkeit keine Rede seyn, indem die Einwohner ihre Produkte nur an die Türken verkaufen durften und der Werth jedes Artikels von diesen bestimmt wurde. Seit der Emanzipirung des Fürstenthums sind bis 1837 bereits 631 Fabriken errichtet worden, worunter sich 180 Branntweinbrennereien und 184 Gerbereien befinden. In allen Flüssen zwischen dem Oltez und der Jalomnitza hat man Goldsand entdeckt, und im Bezirke Mehedintzy, am Flusse Purba, wo alten Ueberlieferungen zufolge in früheren Zeiten Kupferminen bearbeitet wurden, hat man auch Kupfererz angetroffen. Rohes Quecksilber ist ebenfalls aus dem Erdboden hervorquillend in der Nähe von Pelesti im Distrikte Argesch gefunden worden. Salz ist jedoch das einzige Mineral, aus dem in der Wallachei Nutzen gezogen wird. Die Haupt-Salzwerke liegen ungefähr eine Stunde von Rimnik und zu Slanik im Bezirke Saburani. Das Salz von Slanik wird für das beste gehalten.

Das Klima der Wallachei ist gemäßigt. Aus den meteorologischen Tabellen, welche Herr v. Demidov über die Jahre 1834, 35 und 36 mittheilt, ergiebt es sich, daß der Frost in Bucharest ohne Unterbrechung während der Monate Januar und Februar anhält, zu welcher Zeit die Kälte bisweilen die Höhe von 18 Grad Réaumur erreicht. Im März, April und Mai wechselt die Temperatur zwischen 4° und 17°, und im Juni, Juli und August steigt die Hitze bis auf 23 Grad. In den Donau-Ebenen, welche verderblichen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, herrschen endemische Fieber, die jedoch selten tödlich sind. Die Bewohner der Berggegenden leiden häufig an Kröpfen, deren Entstehung der ungesunden Beschaffenheit des Wassers zugeschrieben wird. Auch Erdbeben sind hier zu Lande nicht unbekannt; es vergehen selten zehn Jahre, ohne daß ein mehr oder minder bedeutendes Ereigniß dieser Art stattfindet. So stürzten während der Erderschütterung von 1838 viele Häuser ein und begruben ihre Bewohner unter den Ruinen.

Die Bevölkerung der Wallachei kann in drei Hauptklassen getheilt werden: in die Bojaren, die Wallachen und die Zigeuner. Den Ersteren, welche ihre Abkunft von den Römischen Kolonisten des alten Daciens herleiten, gehört der Grund und Boden fast ausschließlich zu; sie ziehen aber aus ihren Besitzungen nur einen geringen Theil des Nutzens, den ihnen ein verbessertes landwirthschaftliches System gewähren könnte. Alle öffentliche Aemter sind mit Adeligen besetzt, die außerdem einer gänzlichen Abgabenfreiheit genießen und in keinem Falle verpflichtet sind, einen Beitrag zur Bestreitung der Staatslasten zu entrichten. Man kann jedoch aus der Darstellung des Hrn. v. D. schließen, daß sich die Bojaren, ihren Privilegien zum Trotze, keiner sehr beneidenswerthen Lage zu rühmen haben, indem der größte Theil derselben sich in bedrängten Umständen befindet. Aber dieses ist das gewöhnliche Schicksal der privilegirten Klassen in allen Welttheilen.

„Die Bojaren" — schreibt Herr v. D. — „widmen sich gegenwärtig mit so vielem Eifer den Staatsgeschäften, daß sie uns zu der Hoffnung berechtigen, sie eines Tages einen prüfenden Blick auf ihre eigenen ökonomischen Angelegenheiten richten zu sehen, welche mit dem öffentlichen Staatshaushalt genau verbunden sind. Die bessere Erziehung, deren sich das heranwachsende Geschlecht erfreut, kann mit Sicherheit als Bürgschaft für fortgesetzte Reformen betrachtet werden. Die bisherige Lebensweise des Wallachischen Adels trägt noch den Stempel, den ihr der sorglose Geist des Fatalismus bei den orientalischen Sitten einer unsicheren Regierung aufgedrückt hat. Nichts kann eleganter seyn als der Familienzirkel (entourage intime); man sehe aber die Schaaren müßiger und zerlumpter Domestiken, oder die weiten und nackten Räume der Paläste, und erstaune über die Zeichen des Elends, die sich überall aus der Mitte dieses Anscheins der Pracht und des Luxus hervordrängen. Die Artigkeit des Hausherrn, die Anmuth und die Kenntnisse der weiblichen Familienglieder, die Reinheit, mit welcher die Sprachen des mittelen Europa's gesprochen werden, der Geschmack, der Takt und selbst die Frivolität der Unterhaltung — Alles beweist uns, daß wir uns in der kultivirtesten Gesellschaft der gebildeten Welt befinden; wir brauchen jedoch nur die Thüren des Salons hinter uns zu lassen und die Horden ekelhaft schmutziger Bedienten wahrzunehmen — ohne einmal der Zigeuner zu gedenken, welche schlafend in den Vorhallen und auf den Treppen umher liegen — um sogleich daran erinnert zu werden, daß wir in der Wallachei sind."

Die Wallachischen Bauern, die ursprünglichen Bewohner des Landes, machen den Haupt-Bestandtheil der Volksmasse aus. Sie sind ein abgehärtetes, geduldiges Geschlecht, und ihrer durch Jahrhunderte der Sklaverei und der Unterdrückung hervorgebrachten Indolenz zum Trotz haben sie Etwas in sich, was eine ruhmvollere Zukunft verspricht. Heutzutage beschäftigen sie sich hauptsächlich mit der Viehzucht, aber so wie das Gefühl der Sicherheit an Stärke gewinnt, wird auch der Ackerbau aufblühen und der Handel unter ihnen einheimisch werden.

Die Zigeuner (Tsigany) machen sich vorzüglich durch ihre Anzahl bemerklich, indem sie fast ein Zehntel der ganzen Bevölkerung bilden. In keinem Lande Europa's sind die Zigeuner mehr zu Hause als in der Wallachei. Sie ernähren sich durch ihre Arbeit und zahlen das Kopfgeld; sie beschäftigen unter Anderem damit, den Goldsand in den Flüssen auszuwaschen, welcher Betriebszweig diesem trägen Geschlecht besonders zusagt, da er eine sichere Aussicht auf großen Gewinn darbietet, obgleich er diese in den wenigsten Fällen verwirklicht. Die Maurer, Schmiede und Köche sind alle Zigeuner, indem der Wallache diese Gewerbe mit einer Art von Geringschätzung betrachtet; größtentheils leben sie aber in einem Zustande der Knechtschaft in den Häusern und auf den Landgütern der Bojaren, deren Paläste von unnützem und abschreckenden Dienerhaufen wimmeln. Mehrere tausend Zigeuner treiben sich auch als Vagabunden im Lande umher, wo sie durch Betteln und Stehlen ihren Unterhalt erwerben.

Sowohl in der Wallachei als in der Moldau besteht die Volkssprache aus einem Gemisch des Slawischen mit verdorbenem Latein. Diese Mundart wurde zuerst im Jahre 1735 grammatikalischen Regeln unterworfen, in welche Zeit sich der Fürst Konstantin Maurokordato durch seine aufgeklärten Bemühungen auszeichnete. Unter den Bojaren wird das Neugriechische am meisten gesprochen, da es mehrere Jahrhunderte lang die Hofsprache der Hospodare war; jetzt aber fängt das Französische an, alle übrige Sprachen aus den aristokratischen Zirkeln von Bucharest und Jassy zu verdrängen.

Mannigfaltiges.

— Die Deutschen Taschenbücher. Immer seltener werden die reichgeschmückten bunten Almanache, die Vergißmeinnichte, Frauentaschen, Cornelia's, Aglaja's ꝛc., mit denen wir sonst um diese Jahreszeit beschenkt wurden, und nur vereinzelte Erscheinungen tauchen hier und da noch auf, um Zeugniß zu geben von der entschwundenen Zeit. Es war aber auch der Mißbrauch zu weit gediehen; aus Kalendern und Volks-Jahrbüchern, die sie ursprünglich waren, hatte sich das fadeste Literatur-Genre gebildet, das irgendwo erlebt wurde und das nur die Kupfer- und Stahlstiche, mit denen die ewig wiederkehrenden Beiträge in Prosa und Versen begleitet waren, auf den Fluthen der Büchermesse flott zu halten vermochten. Gegenwärtig sind wir — vielleicht durch die Englische Konkurrenz, die uns durch Mannigfaltigkeit der Stahlstiche bei weitem überbot, auch von diesem Felde der Industrie verdrängt — wieder zu der alten Sitte zurückgekehrt. Die Almanache und Taschenbücher sind wieder Kalender geworden, was sie waren; aber geschmackvoll verzierte und mit reichem Inhalt ausgestattete *Volkskalender*, in denen sich Reiche und Arme begegnen, in denen die gebildete *Hausfrau wie der unterrichtete Handwerker* Stoff zum Nachdenken und zur Unterhaltung für jeden Tag im Jahre findet, während der ungemein billige Preis die Anschaffung auch dem Unbemittelten möglich macht. Als einen Volkskalender dieser Art möchten wir vorzugsweise den von Karl Steffens bezeichnen *), der in diesem Jahre zum drittenmale erscheint und für seinen Preis (12½ Sgr.) unbegreiflich viel Artistisches wie Literarisches liefert. Es finden sich darin nicht weniger als sieben Stahlstiche, mehr als ein Dutzend dem Kupferstich ähnlicher Holzschnitte (zum Theil nach Zeichnungen von Hosemann, von Bethge und Nicholls), zwanzig literarische Beiträge in belehrender, erzählender und poetischer Form, und endlich der vollständige Kalender, genealogische Tabellen und das Verzeichniß der Jahrmärkte und Messen. Unter den Stahlstichen befindet sich das von der Dresdener Gallerie bekannte „schöne Chokoladenmädchen" von Liotard, eine heilige Jungfrau nach Murillo, der Dom zu Magdeburg (eine Abbildung des Kölner Domes ist in einem Holzschnitte mitgetheilt), das Mädchen im Walde nach Begas, der Brautkranz nach Eisenstedt und eine Kanalgegend von Kopenhagen.

— Englisches Urtheil über Kohl's ethnographische Schilderungen. Die Schriften unseres Deutschen Landsmannes über Rußland und die Russen, wovon der Verfasser bekanntlich einzelne Bruchstücke zuerst in diesen Blättern mittheilte, ehe das Ganze im Zusammenhange und in seiner Vollständigkeit erschien, finden auch in England, nachdem dort eine Uebersetzung derselben herausgekommen ist, vielen Beifall und werden von den Beurtheilern sehr belobt. Man hat zwar daran auszusetzen, daß er sich etwas zu viel bei Aeußerlichkeiten, bei Straßen und Läden, aufhalte, doch spricht man ihm, abgesehen davon, ein bedeutendes Verdienst zu. „Herrn Kohl's Gemälde von Petersburg", heißt es in einer der Englischen Kritiken, „giebt nicht blos eine sehr vollständige und ausführliche Schilderung von Allem, was in der Russischen Hauptstadt zu sehen ist, die Beschreibungen sind auch malerisch und interessant. Es ist wirklich zu bewundern, wie viel Anziehungskraft das Buch ausübt, wenn man bedenkt, daß ihm so wenig Neben-Umstände zu Hülfe kommen, die in anderen ähnlichen Werken aus persönlichen Verhältnissen und aus jenen beliebten Skizzen der höheren Gesellschaft entlehnt werden, um der Sache mehr Leben und geschichtliches Interesse zu verleihen. Dem Verfasser, der offenbar einen außerordentlichen Scharfblick für die Außenseite der Dinge besitzt, ist ohne Zweifel hierbei ein großer Theil des Verdienstes zuzuschreiben, doch viel kömmt dabei allerdings auch auf Rechnung eines langen Aufenthalts in St. Petersburg, wodurch es ihm möglich geworden ist, vermittelst anhaltender Beobachtung sein Gemälde zu solcher Vollständigkeit zu bringen."

*) Berlin, bei M. Simion. 1843.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 112. Berlin, Montag den 19. September 1842.

Frankreich.

Biographie des Teufels.

I.

Im Mittelalter hatte man zu große Scheu vor dem Teufel, um sich ruhig von ihm zu unterhalten. Wir sind seiner Macht so weit entronnen, daß es nicht ohne Interesse scheint, Herrn Satan heraufzubeschwören, nicht, damit er uns, wie den Schwarzkünstlern, Glück, Weisheit, ununterbrochene, thränenlose Liebe gewähre, sondern damit er uns auf freundliche Bitten seine Geschichte erzähle, seine dunkle, mannigfaltige Lebensgeschichte, die bis zum Beginn der Tage hinaufsteigt und deren Anfänge so verhüllt sind wie die Anfänge des Gottesglaubens.

Die heilige Schrift nennt den Teufel oft, doch sie sagt nirgends, wann und weshalb ihn Gott geschaffen hat. Gott, der ihn durch den Mund seiner Propheten nennt und verflucht, schweigt über seinen Ursprung; doch der Mensch muß seinem Bedürfniß, Alles zu ergründen, auch hier folgen. In den ersten Jahrhunderten des Christenthums erhoben die Manichäer in ihrer dualistischen Lehre konsequent den Teufel zur zweiten Ursache der Welt; er stand als freies Prinzip des Bösen da, welches, vom Prinzip des Guten unabhängig entsprungen, sich diesem selbständig entgegenstellt. In Judäa gaben ihm die Einen Leviathan, den großen Meerdrachen, zum Vater, die Anderen den Obersten der Engel, der sich vor der Sündfluth mit einer sterblichen Frau verbunden hatte. Nach der Ansicht des heiligen Augustin hat Gott die guten und bösen Geister schaffen müssen, wie ein Dichter, um die Schönheiten seines Werkes hervorzuheben, Gegensätze in demselben anbringen muß; so viel nun auch die Autorität des Bischofs von Hippon zu gelten pflegt, so wird man doch schwerlich den Teufel als bloße rhetorische Figur in dem Kunstwerke der Welt ansehen wollen. Nach der Ueberlieferung des Dogmas waren der Teufel und seine Engel ursprünglich rein und gehörten mit in die Reihe höherer intelligenter Wesen, die gewissermaßen die Lieblingskinder der Schöpfung waren. Sie wohnten im Reiche des ewigen Lichtes, und Gott hatte sie in die Geheimnisse seiner Weisheit eingeweiht; doch sie fielen durch eigene Schuld, sie wollten sich in eigener Kraft, ohne die Gnade ihres Schöpfers, zu ewiger Glückseligkeit erheben und suchten die höchste Macht Gott zu entreißen, indem sie, wie aufrührerische Vasallen, ihm den Gehorsam aufkündigten; zugleich forderten sie von den Töchtern der Menschen Genüsse, welche die reinen Geister nicht kennen sollen. Für diese doppelte Schuld verfluchte sie Gott und stieß sie aus seinem Himmel.

Mit dieser Verbannung beginnt der Teufel ein neues, unstätes Leben auf der Erde, seinem ewigen Asyl; hier hüllt er sich in so tiefgeheimnißvolle Schatten, daß es, ungeachtet seines häufigen persönlichen Hervortretens und der vielen Zeugnisse solcher, die ihn gesehen haben, doch fast unmöglich ist, eine genaue Schilderung von ihm zu entwerfen. Ist er ein Geist? Besitzt er Fleisch und Bein? Ein Geist, sagt man, ist durch die Sinne nicht wahrnehmbar; doch den Teufel sieht und hört man, er kann somit kein Geist seyn. Allein man kann ihn in keiner bestimmten Gestalt festhalten, er legt die größten Räume mit Gedankenschnelle zurück; wie könnte er somit ein Körper seyn? Sein Wesen scheint in keine dieser beiden Wesengattungen zu gehören; er ist der Proteus der antiken Mythologie. In den ersten Zeiten des Christenthums, als die Charaktere der modernen und antiken Welt noch unbestimmt in einander schwankten, kleidete sich der Teufel in die Hinterlassenschaft des Olymps, entlieh dem Drachen, dem Hippocentauren und anderen sagenhaften Thieren ihre phantastischen Gestalten, den Satyrn und Faunen den Bocksfuß und die unkeuschen Gelüste. Gleich jenem Geiste, der aus dem Grabe des Anchises aufstieg, um das Fleisch zu kosten, liebt es der Teufel, das Blut seiner Opfer zu lecken. Während des Mittelalters wird er materieller und durchläuft in unzähligen Umgestaltungen fast die ganze Leiter lebendiger Wesen. Während er früher nur nach Art der Gespenster in einen neblichten Scheinleib gehüllt war, erscheint er jetzt bald als Mensch, bald als Zwerg, bald als Riese, mit gerunzelter Stirn, zottigem Leibe, blind wie die Maulwürfe und schwarz wie die Schmiede, er hat Tigerklauen und Eberzähne und verwandelt sich nach seinem Gefallen in Bären, Wölfe, Böcke, Kröten, Raben, Eulen, Schlangen, die letztere Gestalt liebt er, seines ersten Sieges eingedenk, vorzüglich; ja er tritt unbegreiflicher Weise sogar unter der Form eines Kalbsschwanzes auf, Tissier wenigstens sagt (Biblioth. cisterciensis II, 129): alio tempore transformat se daemon in caudam vituli. Bisweilen auch erscheint er, so erzählt der Dämonograph Psellus, mit Schuppen bedeckt und athmet nach Art der Fische durch Kiemen. Wenn er Weiber und Mädchen verführt, so nimmt er sich in die Reize der Frauen, schminkt sich roth und weiß und breitet die zarten Arme sehnsüchtig nach ihnen aus. Ja im Jahre 1121 erschien er einem Mönche sogar mit drei Köpfen und sagte: Bete mich an, ich bin die Dreieinigkeit (Mingi, Fustis daemonum, 1584, S. 27). Im sechzehnten Jahrhundert erschien er als Kruzifix; bisweilen legte er auch priesterliche Kleider an, zeigte die Tonsur und segnete, den Bischofsstab in den Händen und die Bischofsmütze auf dem Haupte, die Andächtigen, die vor ihm auf den Knieen lagen. Ja, man erzählt sogar, daß er in der Kirche zu Clairvaux einigemal die Vesper gesungen habe, vor demselben Altare, vor dem einst der heilige Bernhard gebetet hatte.

Die innere Natur des Satans entzieht sich einer scharfen Analyse nicht minder wie seine Aeußerlichkeit. Die Jahre entteilen, Alles verändert sich, der Verbrecher wendet sich beim Anblick des Todes dem Guten zu, nur der Teufel bleibt unveränderlich seinem alten Treiben getreu. Er sucht sein Gewissen einzuschläfern, indem er die Freuden schaut, die der Frevler bei Vollbringung des Bösen genießt; er ist erfüllt von Neid, Rachsucht, Tücke, und sein Haß gegen die Menschen ist so groß, daß man ihn eines Tages hat sagen hören, er kehre lieber mit der Seele eines Verdammten in die Hölle zurück, als ohne sie in den Himmel. Die Juden schrieben ihm die Erfindung der Waffen und des Schmuckes zu, weil jene den Körper tödten und dieser die Seele verderbe. Er soll der Vater der Schlange seyn, die Schlange aber soll mit einem sterblichen Weibe den Weinstock erzeugt haben, dessen Beeren die Gifttropfen sind, welche ihm die Schlange zur Erbschaft mitgegeben hat, damit er den Menschen in Trunkenheit und Wahnsinn stürze (Dom Gervaise, Vie de saint Epiphane, 1738, S. 200). Wie der heilige Geist die Propheten erleuchtet, so begeistert der Teufel die Ketzer. Er allein sprach aus dem Munde des Arius, und nur er verlieh Manes den Schein eines Heiligen. Der Götzendienst, dieses, wie Laktantius sagt, größte Verbrechen des menschlichen Geschlechts, die Orakel des Heidenthums stammten von ihm. Das prophetische Rauschen der Eichen zu Dodona, wie die Stimme des Stieres zu Memphis und der Krokodille zu Arsinoë, waren sein Werk. Doch ist der Teufel gleich den Engeln in die Geheimnisse des göttlichen Willens eingeweiht? Hat er die höhere Einsicht bewahrt, welche das Erbtheil der reinen Geister ist? Nein. Das Ewige, Unwandelbare ist ihm verborgen; er kennt die Zukunft nicht, doch dadurch, daß er die gesammte Vergangenheit übersieht und die Menschen seit Jahrtausenden auf das schärfste beobachtet, vermag er den Ausgang der meisten menschlichen Unternehmungen nach der Analogie vorauszubestimmen. Eine Nonne z. B. geht neben einem Mönche, sie senkt die Augen und schielt unter den Wimpern nach ihm; er seufzt; da verkündigt Satan den Fall Beider, und er hat sich in solchen Weissagungen noch selten geirrt. Wenn seine eigene Kenntniß nicht ausreicht, so kommt er ihr durch Studium zu Hülfe, und hier sind besonders die Schriften der Astrologen, des Aristoteles und des heiligen Augustin bei ihm beliebt.

Man hat den christlichen Teufel oft mit dem bösen Prinzip des Persischen Dualismus und mit dem Typhon der Aegyptischen Theogonie verglichen. In der That finden wir auch in Ahriman und Typhon den Begriff des Verbrechens, des Schmerzes und Todes, den Kampf der Finsterniß gegen das Licht und des Wahns gegen die Wahrheit. Auch die Symbole stimmen ziemlich überein, der Skorpion ist das Emblem Typhon's und die Schlange das des Teufels; gleichwohl findet ein ungeheurer Unterschied zwischen dem gefallenen Engel des Christenthums und dem ursprünglichen Repräsentanten des Bösen der orientalischen Lehre statt. Ahriman ist eben so ewig, wie Gott, das Prinzip des Guten; er besitzt wie dieser schöpferische Kraft, streitet mit ihm um die Herrschaft der Welt und trägt zeitweilen den Sieg über ihn davon. So triumphirt auch Typhon bisweilen über Osiris. In der christlichen Tradition hingegen ist der Teufel stets Knecht; Gott hat sich die Allmacht allein vorbehalten, und wenn er dem Geiste der Lüge erlaubt, die Menschen zu versuchen, so geschieht dies nur, weil die menschliche Tugend nur durch den Kampf besteht. Der Satan kann uns zum Bösen anreizen, nicht dazu zwingen. Seine Bosheit geht nur bis zu den Gränzen, die ihr Gott gesetzt hat.

Dies sind die Angaben, welche uns Theologie, Philosophie und schwarze Kunst des Mittelalters über den Ursprung, die Persönlichkeit und den Charakter des Teufels liefern. Wir suchen nun aus denselben unsicheren, sich oft widersprechenden Quellen seine Lebensgeschichte zusammenzustellen, seit dem Tage, an dem Mutter Eva seiner List erlag, bis zu der Zeit, in der er den Sarkasmen Voltaire's erliegen mußte. Wir werden in seinem öffentlichen und offiziellen Leben mehrere scharf abgegränzte Perioden wahrnehmen. Vor dem Auftreten Christi ist er ein mächtiger Unterdrücker, buhlt um die Verehr-

neuen Lehre tritt er vorzüglich in der Gestalt der heidnischen Götter auf und vertheidigt die alten Altäre; im Mittelalter kämpft er hauptsächlich gegen die Priester und Heiligen an, macht sich zum Mitschuldigen aller Verbrechen und zum Lenker aller Unsterne; im sechzehnten Jahrhundert wird er Sophist und vertheidigt abwechselnd als Papist, Lutheraner und Calvinist Irrlehren.

II.

Es sind etwa sechstausend Jahre verflossen, seit der Teufel der Mutter Erde seinen ersten Besuch abgestattet hat, und noch heute sind die Sünden und die Schmerzen der Menschen die Folge jener verhängnißvollen Erscheinung. Er nahte Eva, wie man einem Weibe, das man verführen will, nahen muß; er sagte ihr Schmeicheleien über ihre Schönheit und ließ sie, wie Milton sagt, den Tod und die Sünde in einem Apfel essen. Ermuthigt durch diesen ersten Triumph, versäumte der ewige Feind keinen Augenblick, in dem er zum Vortheil des Bösen in die Entwickelung der Menschen eingreifen konnte. Unter den Namen Beelzebub, Baal, Belphegor, Adramelech suchte er die Völker dem wahren Gott zu entreißen; zu Babylon nahm er die Gestalt eines Drachen an und ließ sich in dieser verehren, doch wurde er vom Propheten Daniel überlistet und getödtet. Allein sein Tod ist nur scheinbar. Unter dem jüdischen Volke waren Hiob und Sara vornehmlich der Gegenstand seiner Tücke. Er ließ Feuer vom Himmel fallen, um Hiob's Heerden zu tödten, und hetzte die entfesselten Stürme gegen sein Haus an. Die ersten sieben Männer der Sara erdrosselte er in der Brautnacht, und Nichts hiervon that er ohne Gottes Erlaubniß, doch was konnte Gott bestimmen, ihm diese Erlaubniß zu geben? Dieses haben die Theologen zu beantworten, ich beschränke mich auf die Darstellung der überlieferten Thatsachen.

Die Welt, die durch das Weib in die Gewalt des Dämons gekommen war, sollte durch das Weib ihr wieder entrissen werden. Christus verkündigt der Welt, daß seine Mutter den Kopf der alten Schlange zertreten hat. Da rüstet sich der Teufel wie ein König, der entthront werden soll, mit all' seiner Kraft und List, um das Reich zu behaupten. Er versucht den Retter, der die Schwachheit des Weibes, seiner Ahnin, wieder gut machen soll, von Gott abzuziehen, ja er sucht ihn, Gott selbst, wie bald darauf die Menschen, durch Reichthum und Macht an sich zu locken. Dieser Kampf fällt zu seiner Schmach aus. Der vom Fleische umhüllte Gott zeigt ihm seinen unsterblichen Glanz, und geblendet ruft der Teufel: O Jesus von Nazareth, du bist gekommen, mich zu verderben! Doch er verläßt die Erde nicht, er umschwebt alle heidnischen Tempel und vertheidigt sie gegen die neue Lehre. Apollo hatte Delphi verlassen, Balaam war aus seinen Sitzen verbannt, Anubis hatte aufgehört zu bellen, Apis zu brüllen; da vereinigt der Teufel alle Besiegten gegen den Sieger; es beginnt ein langer hartnäckiger Kampf, in dem er mehr als einen traurigen Sieg davonträgt, und noch im fünften Jahrhundert war der Polytheismus durch seine Gewalt weit verbreitet, denn in allen den dreißigtausend Göttern Griechenlands und Roms sah man nur die Geister des Abgrundes.

In der orientalischen Kirche war während des Kampfes der alten und neuen Lehre nicht der Kaiser, sondern der Teufel der entsetzlichste Feind der Christen. Der Kaiser vergaß die Einsiedler am Nil, doch der ewige Feind der Menschheit verfolgte sie bis in die Wüste, er quälte ihre Seele mit Erinnerungen, Wünschen, Gewissensbissen, er ließ sie an der Güte Gottes verzweifeln und versenkte sie so in die tiefste Trauer, daß sie oft dem Selbstmord nahe waren. Er suchte ihren Körper mit Leiden und Krankheiten heim, die denen Hiob's ähnlich waren. Die Nonnen selbst, die täglich siebenhundert Vaterunser beten, und die Mönche, die ein ganzes Jahr lang nicht essen, haben sich gegen seine Angriffe noch zu vertheidigen. Wenn die Seele des Einsiedlers Gottes Allmacht denkt und wie in eine heilige Harmonie sich auflöst, so erheben sich Mißtöne rings um sie, man hört Hunde bellen, Löwen brüllen; des Abends, wenn die Einsiedler sich auf ihre Binsendecken legen, entzünden sich die Binsen, und die Diener Gottes verbrennen; wenn sie Durst haben, so vertrocknen die Quellen bei ihrer bloßen Berührung. Der Satan verspricht den Frommen, je nach ihren Wünschen, Geld, Weiber, Kenntnisse oder Ruhm. Die heilige Palagia hatte viel von ihm zu leiden, so oft sie allein war und an Gott denken wollte, spiegelte er ihr köstliche Armbänder, Ringe und anderes Geschmeide, mit dem man die Füsse junger Frauen bezahlt, vor. Ein vorzüglicher Zielpunkt seines Hasses und seiner Angriffe aber war der heilige Antonius um seiner hohen Tugend willen. Antonius will beten, da verbirgt ihm der Satan die Bücher; Antonius faltet die Hände und sinkt nieder, um Gott einen Psalmen zu singen, da singt Satan so laut, daß sich der Heilige umsonst anstrengt. Da Drohungen nicht fruchten, so versucht der Feind ihn durch Freundlichkeit zu überwinden; er zündet ihm die Lampe an, er sucht ihm Wasser in entlegenen Quellen. Alles umsonst, Antonius antwortet ihm durch das Zeichen des Kreuzes und durch Gebet, der Teufel sieht sich besiegt, er fletscht die Zähne, stampft mit dem Fuße wie ein boshaftes Kind. Dieser hartnäckige Kampf, den die Tugend zu bestehen hat, erfüllte die Tugendhaften mit Begeisterung, und der heilige Athanasius stellt es mit aller Glut des Griechischen Geistes dar, wie Antonius diese Kämpfe, die zu seinem Ruhme ausgefallen, anderen Einsiedlern erzählt, um sie, die jünger und in der Tugend weniger fest sind, zum Streite gegen den ewigen Feind zu stärken. Eines Abends sah der heilige Makarius in der Kirche zu Alexandrien, diesem unreinen Sammelplatze aller Dämonen der Erde, eine Menge von Teufeln in der Gestalt Aethiopischer Kinder unter den Mönchen umhergehen und schweben. Die Einen streiften mit der Hand leise über ihre Augenwimpern, um sie einzuschläfern, die Anderen legten ihnen den Finger auf den Mund, um sie zum Gähnen zu verleiten; mit jedem Tage, so oft das Gebet begann, litten die Einsiedler durch die List dieser Kinder und waren voll von den sündhaftesten Zerstreuungen, während sich der böse Feind, so oft sie zu Speis und Trank kamen, ganz ruhig verhielt und ihnen weder Gähnen noch Schlafen einkam.

Als die Klöster im Occident sich bildeten, wurden diese nicht minder von den Versuchungen des Erzfeindes heimgesucht. Kaum hat ein Gottgefälliger sich und seine Freunde aus den stürmischen Wogen der Welt in solch ein Asyl der Tugend und des Gebetes gerettet, so rafft der Teufel Einen nach dem Anderen dahin. Der Orden des heiligen Benedikt entriß so viele Seelen der Hölle, darum richtete der Fürst derselben gegen ihn seine härtesten Angriffe. Der Abt von Clugny beginnt eine Reise, um Fromme zu besuchen und Gottlose zu Gott zurückzuführen, da kommt der Teufel in Gestalt eines Fuchses ihm entgegen und springt an ihm empor, um ihn zu erwürgen. Von dem Leiden des heiligen Sulpicius wäre viel Trauriges zu erzählen. Zu den Zeiten des heiligen Norbert ließ er seine Tücke besonders gegen die Prämonstratenser aus; er ging in ihre Küchen, um ihre Speisen zu vergiften, und erschien, wenn sie trinken wollten, auf dem Grunde ihrer Becher als große giftgeschwollene Kröte. Im zwölften Jahrhundert quälte er den Abt Guibert im Kloster Nogent-sur-Seine, indem er stets am Fuße seines Bettes, wenn der Abt einschlafen wollte, Leichen aufrichtete, weil er wußte, daß der Abt sich vor diesen fürchtete. Später peinigte er unter den Dominikanern in Florenz Savanarola; wenn der unerschrockene Prediger Abends in der Stadt umherging, so schichtete der Teufel dichte Nebel rings um ihn, so daß er fast keinen Weg finden konnte und wie in einem Wolkenkerker gefangen war, und wenn er schlafen wollte, winkte ihm der Teufel, indem er ihn unaufhörlich mit veränderter Stimme beim Namen rief.

Die Nacht war im Mittelalter überhaupt mit allen Gattungen von Phantomen bevölkert, und nicht bloß die Mönche und Nonnen, die gesammte Menschheit hatte viel durch sie zu leiden. Wie der Teufel die Gemüther aufregt, so weiß er auch die Elemente aufzuregen. Der Sturm erhebt sich und jagt das abgemähte segensschwere Getraide auf den Feldern umher und treibt von den Dächern der Kirchen die Bleiplatten wie welke Blätter hinab. Die Erde bebt, wenn sich der Teufel in der Hölle regt; ein Brand rast durch die Straßen der Stadt, da zieht Satan durch sie und schürt die Flammen. Diese Legende hab' ich in einer alten Munizipalstadt Frankreichs auf einem Gemälde des funfzehnten Jahrhunderts sehr naiv dargestellt gesehen. Als Mordbrenner, Aufwiegler, Verschwörer, Vergifter, Meuchelmörder, Hochverräther tritt der Teufel auf. 1340 war er Mitschuldiger einer Verschwörung, die Robert von England und einige Deutsche Mönche gegen das Leben Philipp's von Valois angezettelt hatten. 1118 tödtet Hugo von Crécy seinen Vetter Miron von Montlhéry, doch er ist unschuldig, der Teufel hat diesen Mord ausgeführt. Ja in den ersten Zeiten des Christenthums sah man die Kraft des Teufels sogar beim Tode des Sokrates thätig. *(Fortsetzung folgt.)*

Westindien.

Die Neger-Republik auf Hayti.

(Schluß.)

„Wenn die Verwandten eines Verstorbenen ein glänzendes Begräbniß zu veranstalten wünschen, so zahlen sie sechzig Piaster für den Kirchendienst, sechzig Piaster für das Messelesen und eben so viel für die Beerdigung; wogegen sie ein lautes Glockengeläute, ein volles Chor und die Aufstellung eines mächtigen silbernen Kruzifixes erhalten. Wenn sie aber den Verstorbenen auf dem öffentlichen Gottesacker ohne religiöse Gebräuche beerdigen wollen, so steht ihnen dieses frei, und der Staat fordert Nichts. Letzteres geschieht besonders auf dem Lande, um die Gebühren zu ersparen; Viele werden sogar mit den heidnischen Ceremonien begraben, die man noch heute im Innern Afrika's beobachtet; wenn jedoch arme Leute in den Städten ohne Kruzifix begraben werden, weil deren Verwandte die Gebühren nicht bestreiten können oder wollen, so wird das Mitgefühl der Nachbarn zu Gunsten des Verstorbenen rege und macht sich in Vorwürfen gegen die Habsucht der Kirche Luft. Der unteren Volksklasse ist es in der Regel wenig darum zu thun, ihre Angehörigen durch einen Priester begraben zu lassen; die Taufe wird hingegen zur Erlangung des Seelenheils als unumgänglich nöthig betrachtet und muß in jedem Falle, sie koste, was sie wolle, verrichtet werden."

Bei dieser allgemeinen Indifferenz müssen die Priester ihren Unterhalt durch andere Mittel sichern und den Aberglauben des Volks in Ermangelung seiner religiösen Gefühle als Erwerbsquelle benutzen. Sie taufen daher nicht nur die Kinder, sondern auch Häuser, Böte und Thürschwellen. Ein zu Gonaives ansässiger Kaufmann versicherte Herrn Candler, daß er bei einer Gelegenheit dem Priester zwanzig Piaster dafür bezahlt habe, um ein kleines segelfertiges Fahrzeug zu taufen. Die Geistlichkeit befindet sich überhaupt in einem Zustande der tiefsten Entwürdigung. Als der Bischof von Charleston, Dr. England, die Insel vor acht Jahren als Päpstlicher Legat besuchte, um wo möglich das Ansehen der Römischen Kurie wiederherzustellen, fand er unter den Geistlichen zu Port-au-Prince zwei befreite Galeeren-Sklaven. Die Sittenlosigkeit Anderer war so offenkundig, daß der Gemeinde-Rath es für nöthig hielt, davon Kenntniß zu nehmen; da sie aber sich weigerten, die Gerichtsbarkeit eines weltlichen Tribunals anzuerkennen, so machte der Präsident der Sache durch ihre Verbannung ein Ende.

Ueber den industriellen und landwirthschaftlichen Zustand Hayti's liest man Folgendes:

„Auf der Rückkehr von Sanssouci nach dem Kap nahmen wir einen anderen Weg über La grande rivière und Le quartier Morin. Er führte durch viele schöne Zucker-Plantagen, welche entweder verlassen sind oder nur von wenigen Arbeitern bebaut werden, die, wie es jetzt allgemein gebräuchlich

ist, ein Viertel des reinen Ertrages mit dem nöthigen Mundvorrath oder die Hälfte desselben ohne Lebensmittel empfangen. — Lacombe ist das Eigenthum des Jacques César, eines einsichtsvollen Beamten und Baumeisters, welcher uns durch die verwüsteten Zimmer des Palastes führte und uns dringend ersuchte, ihm auch einen kurzen Besuch in seinem Wohnhause abzustatten. Es fiel uns besonders die völlige Gleichheit auf, die jetzt in Hayti zwischen Herren und Dienern vorzuherrschen scheint. Jeder Arbeiter wurde beim Erscheinen mit dem freundlichen Ausdruck mon fils angeredet, und als wir uns nach der Ursache dieser Höflichkeit erkundigten, hörten wir, daß die Plantagen jetzt einen guten Gewinn abwerfen, daß es an Arbeitern fehle, und daß man sie daher mit Güte behandeln müsse, wenn man nicht ihrer Dienste verlustig gehen wolle. Fruchtbares Ackerland wird von der Regierung in jedem Theile der Insel zu niedrigen Preisen verkauft; diejenigen, welche sich nicht länger als Tagelöhner verdingen wollen, können sich leicht ein Stück Land kaufen und treten dann als selbständige Gutsbesitzer auf. — Die Bauern in Hayti sind in der Unwissenheit eines heidnischen Zustandes versunken und denken wenig an die Verbesserung ihrer Lage; ihre Bedürfnisse sind gering, da sie von Jugend auf daran gewöhnt sind, sich mit grober Kost, dürftiger Kleidung und den Genüssen einer sinnlich-rohen Natur zu begnügen. Sie müssen zwar arbeiten, weil sie ohne Arbeit nicht leben könnten, aber sie strengen sich nicht mehr an, als zur Erlangung dieser Bedürfnisse nöthig ist. Demzufolge liegt der Ackerbau danieder, und der Handel steht still. — Die Regierungs-Grundsätze Boyer's weichen in mancher Hinsicht von denen ab, welche Christoph zu befolgen pflegte; er erzwingt die Arbeit nicht durch Gewalt und zahlt auch keinen höheren Lohn als die anderen Pflanzer, weshalb auch seine Ländereien, gleich den übrigen, nur halb angebaut sind und alle Zeichen der Vernachlässigung darbieten. Der Guava-Strauch bedeckt die Felder, die einst mit Zuckerrohr bewachsen waren, und in verringerter Anzahl durchirren die Viehheerden ihre Weideplätze. — Als wir durch die Stadt La Petite Anse kamen, wurden wir von mehreren Gruppen anständig gekleideter Frauen und Kinder begrüßt, welche an ihren Hausthüren erschienen. Wir wurden von dem gefälligen Aeußeren dieser Leute sowohl als des Ortes überhaupt auf eine angenehme Weise überrascht. Diese Stadt hatte in den Revolutions-Kriegen stark gelitten; mehrere Gebäude wurden in Brand gesteckt oder mit Kanonen niedergeschossen und liegen noch in Trümmern, aber viele sind auch unversehrt geblieben."

Wir wollen unserem Verfasser auch auf einer Reise folgen, die er mit einigen Gefährten nach dem Innern des Landes machte.

„Um drei Uhr Morgens standen bei hellem Mondschein die Pferde für unsere kleine Gesellschaft gesattelt vor der Thür. Unsere gutmüthige lachende Wirthin, la veuve Piquion, eine kleine dicke Person, erschien in einer Mousselin-Robe gekleidet, einen seidenen, roth und weißfarbigen Shawl über die Schultern geworfen und den Kopf mit einem gelben Tuch in der Form eines Turbans bedeckt; außerdem trug sie noch einen neuen schwarzen Filzhut mit breitem goldenen Band, goldener Schnalle und schwarzen Federn. Ihren Zelter schmückte eine reiche Schabracke von brauner Farbe mit goldenen Tressen, und ihr zweiter Sohn François, welchen sie zu unserem Führer bestimmt hatte, stand ihr, mit einem langen Degen bewaffnet, zur Seite; wie man sich ausdrückte: „pour nous débarasser des méchants." Sobald die Uebrigen alle zu Pferde gestiegen waren, sprang auch er in den Sattel, der mit Pistolenhaltern versehen war, und führte uns den Quai entlang nach dem Stadtthore zu. — Der Regen war seit einigen Tagen in Strömen gefallen und die Straße hin und wieder in einen tiefen Morast verwandelt, so daß wir uns nur mit Mühe Schritt vor Schritt fortbewegen konnten. Ungefähr 3 Engl. Meilen von der Stadt erblickten wir eine seltsame Gruppe von Landleuten, deren mit Pferden und Eseln bespannte Karren Yams, Platanen, Pataten und Guinea-Gras nach dem Markte brachten. Sie waren um das Feuer gelagert, tranken Kaffee und warteten die Stunde ab, um welche das Stadtthor geöffnet wird. Das mit den erblassenden Mondstrahlen verschmolzene Feuerlicht brachte eine eigene Wirkung auf ihre Physiognomieen hervor, deren Farbe von Gelbbraun bis ins Pechschwarze spielte, während ihre Zähne die Weiße des Elfenbeins beschämten. Bald nachher begegneten uns andere Gruppen zu Fuß und zu Pferde; die Frauen ritten nach Männerart mit gespreizten Beinen und trugen ihre Kinder auf dem Arm oder in einer Schürze auf den Rücken gebunden. Wie gewöhnlich, liefen die Knaben diesen Zügen voran und umschwärmten sie in allen Richtungen. „Bon jour, Monsieur! Bon jour, Madame!" tönte uns freundlich entgegen und wurde zuweilen von einer Phrase in der unverständlichen Französisch-Afrikanischen Kreolen-Sprache begleitet, welche als Merkwürdigkeit ganz unterhaltend war. Die Frauen trugen dunkelblaues Zeug oder gedruckten Kattun, mit einem um den Kopf geschlungenen Madras-Tuch, die Männer weiße Jacken oder abgetragene Uniformen, und die Kinder grobe leinene Hemden; einige der letzteren waren mehr als halb nackt. Die Männer hatten ein zerlumptes, räuberartiges Ansehen. Bei der Gutmüthigkeit der unteren Volksklassen findet hier Straßenraub nur selten statt; wäre das Gegentheil der Fall, so hätten wir beim Anblick dieser Leute die sonderbare Mode (denn es ist weiter nichts als eine Mode), bewaffnet das Land zu durchziehen, erklärlich gefunden. Diese war früher in dem den Spaniern gehörigen Theil der Insel eingeführt und wird jetzt thörichter Weise auch auf der Französischen Seite nachgeahmt. — Die Wege, durch welche wir reisten, waren mit Hecken der gewöhnlichen Art besetzt; auf einigen Stellen waren sie aus der Penguin-Aloe oder der sogenannten Adams-Nadel, einer Pflanze mit spitzigen und stechenden Blättern, auf anderen wieder aus dem Blauholzbaum, welcher hier bis zu einer großen Höhe wächst, gebildet. Wir kamen an vielen massiven Thorwegen vorüber, die zu verlassenen

räumigen Wohnhäuser, welche sie einst zierten, liegen in Trümmern und zeigen die traurigen Spuren verzehrender Feuersbrünste und langsamen Verfalls."

Der General Boyer, Präsident von Hayti, erscheint bei unserem Verfasser in einem sehr günstigen Lichte; mit schwärzeren Farben wird sein Vorgänger, Henri Christophe, geschildert. Dieser ehemalige Negersklave hatte den Titel eines Königs angenommen, einen Hofstaat nach dem Muster des Napoleonischen errichtet und sich mit einem buntscheckigen Gefolge schwarzgelber Herzoge, Marschälle und Kammerherren umgeben, deren lächerliche Titel (Graf von Limonade, Herzog von Marmelade u. s. w.) die Karikatur einer Monarchie vollenden halfen. Seinem Lieblingssitze gab er den Namen Sanssouci.

„Der erste Anblick von Sanssouci von dem Dorfe aus ist sehr überraschend. Der Palast liegt zwischen zwei hohen Bergen, die mit schönen Bäumen bedeckt sind; auch im Hintergrunde erheben sich Berge, und auf einem derselben steht die Citadelle. Die einst prächtigen, obwohl geschmacklosen Gebäude sind von Kanonen- und Flintenkugeln zerschossen und gleichen jetzt mit ihren zertrümmerten Fenstern, verfallenen Mauern und einstürzenden Dächern einer ungeheuren verlassenen Fabrik. Die ganze Domaine muß, als sie zu den Zeiten Christoph's gehörig unterhalten wurde, in der That fürstlich gewesen seyn und dient zum Beweise, daß er seinen Ehrgeiz darein setzte, „jeder Zoll ein König" zu seyn. Die Zimmer waren geräumig, Fußboden und Tafelwerk von polirtem Mahagoniholz oder mit schöner Mosaikarbeit geschmückt und aufs herrlichste möblirt. Die Gärten und Bäder der jungen Prinzessinnen waren alle nach demselben prächtigen Maßstabe angelegt. Man zeigt noch einige Königliche Equipagen, deren mit dem reich vergoldeten Haytischen Wappen verzierte Livreen einen außerordentlichen Aufwand verursacht haben muß. Eine von den Kutschen wurde in London gebaut und kostete 700 Pfd. Sterl., und wenn diese, mit sechs schönen Schimmeln bespannt und Vorreitern auf glänzenden Sätteln versehen, vom Könige und dessen Kammerherren in ihren Gallakleidern bestiegen wurde, mußte der gaffende Negerhaufen von Staunen und Bewunderung ergriffen werden. Diese glänzenden Spielereien läßt die jetzige Regierung vermodern und alles zum Palaste Gehörige in Trümmern fallen, um als Satire auf den schwarzen König zu dienen und den Königlichen Namen verhaßt zu machen."

Die von Menschenhänden auf Hayti hervorgebrachten Verwüstungen werden von den Wirkungen der so eben stattgefundenen furchtbaren Natur-Umwälzung bei weitem übertroffen. Einer der merkwürdigsten Berichte darüber wurde dem in Jamaika erscheinenden Morning Journal durch einen Passagier des Schiffes „Tweed" mitgetheilt, der ihn von dem Englischen Konsul auf Kap Haytien, Herrn Thompson, erhielt. „Von den Einwohnern dieses Ortes, deren Zahl 9000 betrug, sind 4000 umgekommen, und der Verlust an Gütern beläuft sich auf eine Million Piaster. Die Stadt stellt einen Schutthaufen dar und ist von den noch lebenden Einwohnern verlassen, indem die Stöße noch fortdauerten, obgleich sich ihre Heftigkeit vermindert hatte. Die Schiffe im Hafen sind mit Flüchtlingen aus der Stadt angefüllt; der Britische Konsul hatte am Bord der Bremer Brigg „Condor" Schutz gesucht." — „Als ich hörte", erzählt der erwähnte Passagier, „daß Herr Thompson an Bord des „Tweed" gekommen sey, glaubte ich, daß er dieses Schiff besuche, um dem Grafen von Elgin seine Aufwartung zu machen, der als Gouverneur nach Jamaika bestimmt war. Ich redete ihn daher an und drückte meinen Wunsch aus, mit ihm ans Land zu gehen. „„Ans Land!"" erwiederte er mit schmerzlichem Tone, „„ich habe dort kein Haus, keine Heimat mehr! Ich habe jede lebende Seele, die zu den Meinigen gehörte, verloren und habe nichts, als was ich am Leibe trage, gerettet."" Es war eine traurige Wahrheit; seine Frau und seine ganze Familie waren unter den Trümmern begraben! Als ich durch Hülfe eines Fernglases die Stadt in Augenschein nahm, erblickte ich nichts als einen Haufen Ruinen; nur die Ueberreste der Mauern waren noch stehen geblieben; die Reihen starker, massiver Gebäude und Waarenlager, welche sich noch vor wenigen Tagen längs den Quais erhoben, waren zerstört oder dem Einsturz nah. — Die Dörfer an der St. Domingo-Küste liegen in Trümmern. — Port Pair ist ein Schutthaufen."

China.

Noch ein Wort über den soi-disant Sinologen, Herrn Pauthier.

Wir haben im November des vorigen Jahres (Nr. 136 des Magazins) einige Proben von der Uebersetzungsweise dieses orientalischen Polygraphen mitgetheilt, die aus dem Examen méthodique des Professors St. Julien in Paris gezogen waren.*) Herr Pauthier machte sich unterdeß an eine Réponse à l'Examen méthodique, worin er alle seine, zum Theil ans Mährchenhafte gränzenden Fehler beim Uebersetzen eines nicht sehr schwierigen Chinesischen Textes, die Herr Julien hervorgehoben, nicht etwa entschuldigte, sondern auf das leidenschaftlichste in Schutz nahm oder vielmehr in Schutz zu nehmen anfing; denn die Asiatische Societät, für deren Journal seine Gegenschrift bestimmt war, verbat sich höflichst die Fortsetzung derselben. Herr Pauthier hat nun von der gedruckten Hälfte eine Anzahl besondere Exemplare abziehen lassen **) und solche an alle namhaftere Kenner des Chinesischen in Europa zu

*) Examen critique d'une traduction de quelques pages de chinois relatives à l'Inde, traduites par M. Pauthier; accompagné de discussions grammaticales etc. Paris, 1841. 156 Seiten 8.

**) Réponse à l'Examen critique de Mr. St Julien, par Mr. Pauthier. Paris, 1842. 88 Seiten 8. (Mit dem sehr fein angewandten, aber Herrn P. charakterisirenden Motto:

verfenden sich erdreistet — wir sagen erdreistet, weil in der That eine seltene Kühnheit dazu gehört, eine solche Wucht der gröbsten und schülerhaftesten Verstöße als richtige und sogar einzig richtige Auffassungen darstellen zu wollen. Diese aller wahren Sprachgelehrsamkeit Hohn sprechende Vertheidigung, die zugleich von den bittersten, ja brutalsten Persönlichkeiten wimmelt, hat nun Herr Julien in seinen kürzlich erschienenen Exercices pratiques etc. in ihrer lächerlichen Blöße dargestellt und auf die schlagendste Weise zu Schanden gemacht.*)

So skandalös das Büchlein des Herrn Pauthier ist, so muß man ihm doch für die Abfassung desselben beinahe Dank wissen, weil es Veranlassung zum Erscheinen jenes höchst schätzbaren Werkes geworden, worin die schwierigsten Punkte der Chinesischen Phraseologie auf eine lichtvolle, selbst dem Unvorbereiteten verständliche Weise entwickelt sind, und bei dessen Lesung man den feinen Sprachsinn des Herrn Julien nicht minder, als die reiche Fülle seiner Belesenheit in Chinesischen Werken aller Fächer bewundern muß. Ein so vollständiger Sieg der gediegensten Erudition über Halbheit und Windmacherei ist selten erfochten worden. Herr Julien weist seinem lobenden Gegner mit großer Kaltblütigkeit nach, daß selbst gewöhnliche Bedeutungen und Wendungen ihm fremd geblieben, daß er keine einzige der Definitionen ganz Chinesischer Wörterbücher, mit denen er sich waffnen will, verstanden hat, daß kaum eine Ahnung von dem eigentlichen Charakter der Sprache in ihm aufgedämmert ist. Da Herr Pauthier, dem überhaupt auf seiner bisherigen literarischen Laufbahn der Schein mehr als die Sache gewesen, auch auf Chinesischem Terrain solche anspruchsvolle Halbwisserei und Taktlosigkeit gezeigt, muß man einem von ihm unternommenen Chinesisch-Französischen Wörterbuche mit gerechtestem Mißtrauen entgegensehen. Herr Pauthier ist übrigens vielleicht der einzige Französische Orientalist, der die Schattenseiten des Französischen National-Charakters in die Wissenschaft überträgt, während seine übrigen, diesem Gebiete zugewendeten Landsleute immer dasselbe ernste Streben, dieselbe Besonnenheit und Gediegenheit gezeigt haben, wie ihre ausgezeichneteren Berufsgenossen in Deutschland.

Mannigfaltiges.

— Das „Magazin" und das Journal Asiatique. Als ich am 4. Juli d. J. in Nr. 79 dieser Blätter den wahren Verbannungsort des Averroes durch Combination zu ermitteln suchte, konnte es mir nicht träumen, daß zu derselben Zeit ein Gelehrter in Paris, denselben Gegenstand gelegentlich besprechend, das von mir nach Konjektur Erforschte durch eine im vorigen Jahre aus Aegypten gebrachte Handschrift bestätigt. Ich habe dort gegen die Lesart des Pascual de Gayangos im Ibn Abu Osaibia des British Museum und gegen die Lesart Wüstenfeld's in der Gothaer Handschrift behauptet, daß nach historisch-topographischen Voraussetzungen weder Alnesaba noch Alisala, sondern Alisana zu lesen sey. Ich setzte hinzu (als hätte ich ein Vorgefühl der baldigen Bestätigung gehabt), daß diejenigen, welche andere Handschriften des Ibn Abu Osaibia vergleichen können, vielleicht das Richtige finden werden. Nun, Herr Munk in Paris war einer derselben. In seiner „Notice sur Joseph ben Jehouda ou Aboulhadjâdj Youssouf ben Ya'hya al-Sabti al Maghrebi, disciple de Maïmonide" im Juli-Heft des Journal Asiatique S. 32 wird die betreffende Stelle aus Ibn Abu Osaibia angeführt, und zwar aus der Handschrift, die Herr Munk selber für die Pariser Bibliothek in Aegypten angekauft hat (fol. 202 v.), und dort steht ganz deutlich الإسانة, Alisana, wie ich es, fern von dem Gebrauche der Handschriften, durch Konjektural-Kritik mit einer Ahnung von Gewißheit gefunden habe.

Wenn mich diese schnelle Bestätigung meiner Konjektur höchlich freut, wenn sie mich als eine moralische Belohnung für meine im wissenschaftlichen Sinne verwendete Mühe freuen kann, so muß ein anderes Zusammentreffen mit Herrn Munk auf derselben Seite und der vorhergehenden Aufsallen erregen. Unter allen Umständen werde ich eine unabhängige Uebereinstimmung mit diesem Gelehrten als eine neue Bürgschaft für die Richtigkeit meiner Behauptung begrüßen; da jedoch hier so gleichzeitig von uns Beiden dasselbe Ergebniß gewonnen wird, so könnte es der Böswilligkeit leicht werden, einen von uns zu ihrem Gegenstande zu machen. Ich muß daher die Sachlage, so viel an mir ist, aufklären:

In der Mitte Juni übergab ich der Redaction d. Bl. den Aufsatz „Averroes' Verbannung unter die Juden", und am 4. Juli erschien er im Drucke. Dort habe ich zum ersten Male gegen Leo Afrikanus und seine Nachbeter die Meinung aufgestellt: 1) daß Maimonides kein Schüler des Averroes war, da er seiner nicht gedenkt; 2) daß dieser keine Zuflucht zu Maimonides nehmen konnte, da Maimonides schon über 20 Jahr fern von Cordova lebte; 3) daß Averroes nicht in die Judengasse verbannt worden seyn kann, da es keine Juden in Cordova und Andalusien überhaupt mehr gab; 4) daß eine falsche Deutung des Namens der Verbannungsstadt und ihre Beschreibung zum Theil an den Irrthümern schuld ist. Dies mit den dabeistehenden Ausführungen wird bei Munk nicht nur durch handschriftliche Nachweise unwiderleglich bestätigt, sondern durch ein sehr merkwürdiges Zusammentreffen, mit weniger Abänderung, beinahe wörtlich, wiederholt.

S. 31 n. 1. heißt es: „Les termes dans lesquels Maïmonide parle ici d'Ibn-Roschd sont loin de confirmer ce que Léon l'Africain sait raconter sur les rapports qui auraient existé, en Espagne, entre ces deux hommes célèbres. (Voyez Fabric. Bibl. Gr. vol. XIII, p. 296.) On n'a cessé de répéter, sur la foi de Léon, que Maïmonide avait été le disciple d'Averroès; mais aucun document authentique ne vient à l'appui de cette assertion ... On peut remarquer au contraire que le nom d'Ibn-Roschd ne se trouve nulle part dans le Guide, et il n'est mentionné, par Maïmonide, que dans cette lettre, et dans celle qu'il adressa plus tard à R. Samuel ibn-Tibbôn ... Mais rien n'est plus absurde que la fable de Léon l'Africain, selon laquelle Ibn-Roschd persécuté et réléguè chez les Juifs (!) aurait trouvé un refuge chez son disciple Maïmonide. Almansour (Abou-Yousouf-Ya'akoub) le persécuteur d'Ibn Roschd, monta au trône en 580 (1184) lorsque, depuis plus de trente ans, le judaïsme était proscrit dans le Maghreb et lorsque Maïmonide avait, déjà passé près de vingt ans en Egypte. La vérité est qu'Ibn-Roschd fut relégué à Elisana ou Lucena, autrefois habité par les Juifs, comme le dit plus exactement Ibn-Abi-Oseibi'a (fol. 202. v.) ...

Vergleicht man diese, außer dem Hauptgegenstand der Abhandlung liegenden, in eine Anmerkung versetzten Worte mit meinem Aufsatze, so wird man einsehen müssen, daß einem uneingeweihten Leser der Glaube an die Möglichkeit eines hier begangenen Plagiats nicht zu verargen sey; und er würde, sobald er ein unabhängiges Zusammentreffen der Behauptungen für unwahrscheinlich hält, seinen Vorwurf auf die Seite des Herrn Munk richten, wenn er weiß, daß das Juliheft des Journal Asiatique zwei volle Monate nach dem Erscheinen meines Aufsatzes ausgegeben worden. Indessen schützen den Pariser Gelehrten vor der Beschuldigung 1) sein bekannter rechtlicher Charakter, 2) daß er nicht in die Nothwendigkeit versetzt ist, sich fremdes Gut aneignen zu müssen; und ich erkläre hiermit, daß ich ihn eines begangenen literarischen Unrechtes gegen mich für ganz unfähig halte. Ich habe die volle Ueberzeugung, er würde meinen Namen genannt haben, wenn er bei seiner Arbeit meinen Aufsatz schon gelesen hätte.

Allein da auch ich vom Publikum für unfähig eines Unrechtes gegen meinen Doppelgänger gehalten werden will, so erkläre ich ferner: 1) Auch ich habe einen Abscheu gegen literarischen Diebstahl, und ich habe dieses selbst in den „Beleuchtungen" deutlich genug gesagt. 2) Auch ich fühle die Nothwendigkeit nicht, fremden Fleiß für mein Eigenthum auszugeben. 3) Die Fassung meiner Argumente in dem genannten Aufsatze läßt bei Unbefangenen schwerlich die Vermuthung zu, daß ich die Französische Abhandlung vor mir hatte, und, zwar nicht bloß das Gesagte, sondern auch das Nichtgesagte muß es beweisen. 4) Endlich macht der Umstand alle andere Rechtfertigungen für mich überflüssig, daß das Juliheft des Journal Asiatique in Paris erst in den letzten Tagen des August ausgegeben worden, in Berlin aber mit der Post am 5. September angekommen ist.**)

Um unserer beiderseitigen Rechtfertigung in den Augen aller Leser die Kraft der Unwiderleglichkeit zu geben, bleibt nur noch übrig, daß der Pariser Gelehrte, gleich mir, entweder in diesen Blättern oder im Journal Asiatique die gleichzeitige Uebereinstimmung für eine zufällige erkläre. Mir wäre es aber noch in anderer Hinsicht sehr erwünscht, wenn Herr Munk diese Annahme seinerseits bestätigte. Nicht bloß um mich von der Beschuldigung einer *literarischen* Charakterlosigkeit zu reinigen, ergreife ich hier die Feder, sondern auch um mein geringes Verdienst bei der Untersuchung ungeschwächt zu erhalten. Ich habe, fern von den unschätzbaren Vortheilen, Handschriften zu benutzen**), selbständig durch kritische Zusammenstellung das entdeckt, was Herr Munk, der in den Schatzkammern der Pariser Bibliothek (deren Beamter er ist) schwelgt und bei seiner Kenntniß der Sprachen mit wissenschaftlichem Genusse und Erfolge schwelgt, aus Handschriften geschöpft hat; und manches andere von mir Gesagte würde im Werthe fallen, wenn ich das von ihm Gesagte benutzt hätte.

Berlin, 16. September 1842. F. Lebrecht.

— Wo ist des Briten Vaterland? Als Seitenstück zu Arndt's bekanntem Sang ist ein Englisches Lied gedichtet worden, dessen vier Strophen mit der Frage beginnen: Where is the Briton's Home? Natürlich ist des Briten Heimat überall, wo die Freiheit ihren Wohnsitz hat, wo Recht und Gerechtigkeit thronen und wo Jedermann den Allmächtigen nach seiner Weise ungehindert verehren kann. Aber die vierte Strophe des Liedes scheint ausdrücklich gedichtet zu seyn, um die freien Nord-Amerikaner zu ärgern, bei denen bekanntlich der Unterschied der Hautfarbe unfrei macht und die neben der Freiheit als Eheweib sich auch noch die Sklaverei als Kebsweib halten. Diese vierte Strophe lautet nämlich:

Where is the Briton's Home?
Where man's great law can come,
Where the great truth can speak,
Where the slaves chain can break,
Where the White's scourge can erase,
Where the Black dwells in peace,
Where from his angel-hall
God sees us Brothers all;
Where light and freedom come, —
There is the Briton's Home!

*) Exercices pratiques d'analyse, de syntaxe et de lexigraphie chinoise, ouvrage où les sinologues trouveront la confirmation des principes fondamentaux et où les personnes les plus étrangères aux études orientales puiseront des idées exactes sur les procédés et le mécanisme de la langue chinoise. Par Stanislas Julien. Paris. 1842. XXIII und 270 Seiten in Lucas-Schrift. Zu haben in Leipzig bei Brockhaus und in Berlin bei Dümmler.

*) Das Exemplar, dessen Benutzung mir vergönnt ist, kam erst heute an.

**) Der Königlichen Bibliothek ist sehr arm an orientalischen Handschriften.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumeriert auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 113. Berlin, Mittwoch den 21. September 1842.

Bucharei.

Bochara in seinem heutigen Zustande.*)

Buchara oder Bochara, die Hauptstadt des gleichnamigen Königreichs oder der sogenannten Großen Bucharei, liegt unter 39° 48′ nördlicher Breite und 64° 26′ östlicher Länge von Greenwich, auf einem ebenen Boden und ist von zahlreichen Gärten umgeben, hinter denen die Stadt von fern nicht gesehen werden kann. Nur in einer Distanz von drei oder vier Werst erblickt man zuerst die Spitzen ihrer Gebäude und Minarets, und endlich erscheinen auch ihre zackigen Mauern oder Wälle. Diese haben das Ansehen gestutzter Kegel; sie sind ungefähr 3½ Klafter hoch, an der Basis fast von gleicher Breite, aber an der Spitze nicht über einen Fuß breit. Eilf Thore aus Backsteinen, mit Thürmen an den Seiten und mit Wachen bestellt, führen in das „edle Bochara", wie die Stadt bei den Einwohnern heißt.

Buchara ist in Form eines Dreiecks erbaut. Den Umfang berechnet Baron Meyendorff auf ungefähr 14 Werst. Ein langer Kanal, der Schach-Rud, durchschneidet die Stadt; dieser erhält sein Wasser aus dem Flusse Serefschan, welcher 10 Werst von Buchara entfernt fließt.**) Aus dem Schach-Rud oder Königs-Kanal wird das Wasser alle 14 Tage vermittelst unterirdischer Röhren in 68 Bassins geleitet, die meistens bei den Moscheen angelegt sind und von denen jedes etwa 120 Fuß im Umkreise hat. Aus ihnen schöpfen die Einwohner ihr Wasser. Die Straßen von Buchara sind äußerst eng, krumm, kothig und dabei ohne Namen; die allerbreitesten haben nicht über 1½ Klafter, die übrigen nur 5—7 Fuß in der Breite, so daß man bei schlechtem Wetter bequem von einer Seite der Gasse zur anderen hinüberspringen kann. Ihre Häuser bauen die Bucharen aus einigen Balken, die durch Bretter und Pfähle gut oder übel mit einander verbunden sind, und die Zwischenräume füllen sie mit einer Mischung von Lehm und gehacktem Stroh. Die Dächer sind platt, die Fenster dem Hofe zugewendet; an der Straßenseite sieht man nur Thüren. Das merkwürdigste Gebäude ist der Ark, die Citadelle oder der Palast des Chans. Es steht fast im Mittelpunkt der Stadt, auf einem 200 Fuß hohen Hügel in abgestutzter Kegelform, und ist von einer gezähnten 60 Fuß hohen Mauer umgeben, die nur ein Thor hat. Dieses ist aus Backsteinen erbaut, mit Thürmen an beiden Seiten. Ein langer Korridor mit alterthümlichen Gewölben führt nach dem Gipfel der Anhöhe: droben findet man Häuser von Erde für den Chan, seine Kinder, sein Harem und seinen ersten Wesir, welcher Kusch-Begi, der Falkner, Vogelsteller, heißt***); ferner eine Moschee, mehrere Barracken für die Sklaven und Leibwächter, Pferdeställe u. s. w. Alles ist von einem Garten umgeben. Nach dem Abend-Gebete wird die Palast-Wache verdoppelt und das Thor gesperrt; gleichzeitig sperrt man auch die eilf Stadtthore.

Das Thor des Ark öffnet sich auf einen geräumigen freien Platz, der Registan heißt und nicht Segistan, wie Baron Meyendorff ihn fälschlich nennt.†) Er ist an drei Seiten von Gebäuden umgeben; der Pforte des Ark gegenüber liegt eine Moschee, und vor derselben befindet sich ein mit Bäumen umpflanztes Bassin. Auf diesem Platze bietet man allerlei Asiatische Waaren, besonders unverarbeitete Erzeugnisse, Lebensmittel, Gemüse, Obst u. dergl. zum Verkaufe; er ist der vornehmste Markt von Buchara. Man sieht hier den größten Zusammenlauf des Volkes. Zur Zeit des Herrn Meyendorff war hier auch die Richtstätte; aber seit der Thronbesteigung des jetzigen Chans werden die Verbrecher anderswo hingerichtet.

Die Moscheen und Lehr-Anstalten Buchara's sind ungemein zahlreich und die größten Zierden der Stadt. Als Meyendorff Buchara besuchte, zählte man 360 Moscheen, und im Jahre 1834 366 (also im buchstäblichen Sinn so viele als Tage im Jahr und sogar im Schaltjahr!). Die vornehmste und größte derselben ist die auf dem Registan. Sie mißt etwa 300 Fuß im Umfang, und ihre Spitze ist 100 Fuß hoch. Ihre Façade hat mehr Zierrathen, als die der übrigen Moscheen, und verschiedenfarbige, meist blaue oder weiße Inschriften, Arabische Verse und Koransprüche. Eine andere Moschee, die Mir-Arab heißt, zeichnet sich durch ein Minaret aus, welches man für das beste architektonische Werk in Buchara erklärt; dieses Minaret ist 180 Fuß hoch, mißt an der Basis 72 Fuß und verengt sich nach Maßgabe seiner Erhebung. Ungeachtet seines hohen Alters hat es sich sehr gut erhalten. Zu den merkwürdigen Moscheen gehören auch die unterirdischen (Masar); es giebt ihrer zwei in Buchara: eine auf dem Basar der Moschus-Verkäufer und eine andere auf dem Markte der Goldarbeiter.

Die Medresse's, d. h. die höheren Schulen oder Kollegien, sind in der Regel neben den Moscheen erbaut, und zwar in Form von Parallelogrammen, zwei Stock hoch, mit einem großen Hof in der Mitte. Ein Zimmer geht mit Fenstern und Thüren auf den Hof, das andere auf die Straße. Die Mauer überragt die Thür um einige Fuß. Dieser Lehr-Anstalten giebt es bis an 60; ein Drittheil derselben zählt an 70 Schüler; die übrigen zählen nur 2—10 Schüler, je nachdem das Wakf oder der Fond der Anstalt mehr oder minder bedeutend ist*); denn die Zöglinge erhalten nicht bloß Wohnungen in dem Gebäude, sondern auch Gratificationen aus dem Fond der Stiftung, und es versteht sich, daß sie am meisten dahin trachten, in reichen Medresse's unterzukommen. Die Bibliotheken dieser Seminarien sind sehr unbedeutend; nur wenige derselben enthalten über zweihundert Bände, und Herr Demaison fand in denselben nichts als die bekanntesten orientalischen Werke, jedes in einigen Exemplaren. Das geräumigste Seminarium führt den Namen Kukiltasch, und das schönste ist die vor mehr als 200 Jahren erbaute Medresse des Subchan-Kuli-Chan. In der Nähe des ersteren liegt die Medresse des Gesandten Nasir (Nasir Eltschi), zu deren Erbauung Kaiserin Katharina II. von Rußland, an deren Hof Nasir als Gesandter abging, beigesteuert haben soll. Bei jeder Moschee befinden sich Elementar-Schulen, die Mekteb heißen.

Die Basars, Bäder und Karawanserai's nehmen unter den Gebäuden die zweite Stelle ein. Die Bäder sind nicht selten sehr geräumig und prächtig; man zählt ihrer bis an achtzehn. Zur Zeit Meyendorff's gab es 14 Karawanserai's; jetzt ist ihre Zahl auf 25 gestiegen. Alle diese Gebäude sind nach einerlei Plan erbaut; sie bestehen aus zwei Stockwerken und schließen einen geräumigen Hof ein. In dem oberen Stock logiren die mit der Karawane angekommenen Kaufleute, und im unteren verwahrt man die Handels-Artikel, die in Buchara abgesetzt werden sollen. Alle Karawanserai's sind aus den Fonds liberaler Privatpersonen erbaut. Der Basars und Waarenläger giebt es ungemein viele; sie zeigen mehr als Alles, daß Buchara eine sehr handeltreibende und bevölkerte Stadt ist. Es giebt ganze bedeckte Gassen mit Reihen von Buden zu beiden Seiten, die sich auf eine bedeutende Strecke ausdehnen; diese bedeckten Basars heißen Tschar-Su, vierseitige**); es giebt ihrer fünf. Alex. Burnes besuchte den Sklavenmarkt am Sonnabend, und zur Zeit der Anwesenheit Demaison's (in demselben Jahre) wurde zwei Mal wöchentlich Sklavenmarkt gehalten, an Montagen und Mittwochen.

Die Einwohnerzahl Buchara's schätzt Meyendorff auf 70,000; Burnes auf 160,000, Eversmann auf 200,000. Demaison glaubt, die von Meyendorff angenommene Zahl komme der Wahrheit am nächsten. Drei Viertheile der Bewohner sind Tadschiken, die größtentheils Handel und Gewerbe treiben.***) Burnes rechnet an 4000 Juden; diese leben hier freier als in anderen muhammedanischen Städten und sind mit ihrem Loose ziemlich zufrieden. Sie stammen größtentheils aus Persien und beschäftigen sich ebenfalls mit Handel, aber vorzugsweise mit Seidenfärberei. Die Zahl der in Buchara angesessenen Hindu's ist ungefähr eben so groß, wie die der Juden. Die übrigen Bewohner sind das herrschende Volk, die Usbeken.†)

Obschon der Flor Buchara's jetzt lange nicht mehr so bedeutend ist, wie er in der glänzenden Epoche der Samaniden gewesen, so nimmt die Stadt unter den Städten des Ostens doch noch eine der ersten Stellen ein, da sie der vornehmste Stapelort des Handels von Inner-Asien ist und ihre Lehr-Anstalten so berühmt sind, daß angehende muselmännische Gelehrte aus den entferntesten

---

*) Nach einer Bearbeitung des Russischen Orientalisten Paul Sawelsew.

**) Sein Name bedeutet Gold-ausstreuend, von den Persischen Worten zer, Gold, und efschan, dem Partizip des Verbi efschanden, ausstreuen.

***) Aus den Türkischen Worten kusch, Vogel, und beg oder bei, Fürst, mit dem Suffix der dritten Person (kusch beg-i, Vogel Fürst-sein).

†) Heißt Sand-Platz, von rik oder rig, Sand.

*) Wakf, im Plural ewkaf und wokuf, heißt Arabisch alles bewegliche und unbewegliche Gut, welches zum beständigen Unterhalt der Moscheen und Medresse's, desgleichen zur Subsistenz der Geistlichen an ersteren und der Lehrer und Stipendiaten an letzterm, jener Stiftung gewidmet ist.

**) Aus tschahar (für tschehär), im Persischen vier, und su, Seite (für süd). Eine Verderbung davon ist das bei den Türken gebräuchliche Wort tscharschy, Markt.

***) Die Tadschiken, Persischer Abstammung, sind ein sanftes, unkriegerisches, aber gewerbfleißiges Volk und die ältesten Einwohner Buchara's.

†) Die Usbeken, Türkischen Stammes, leiten ihren Namen von us, selbst, und bek, Fürst, Herr; sonach wäre die Bedeutung Selbstherr, freier Herr. Sie bilden die Klasse der Krieger und Beamten in Buchara, wogegen die Tadschiken oder eigentlichen Bucharen nur auf Handel und Gewerbe sich legen dürfen. Ihre Sprache, noch jetzt die Türkische, ist stark mit Persischen Wörtern vermengt.

Gegenden dahin ziehen. Seinen ausgebreiteten Handel verdankt Buchara seiner glücklichen geographischen Lage; denn es liegt in einer fruchtbaren von Wüsten umgebenenen Oase, ohne welche die Länder im Norden des Aral und des Kaspischen Meeres niemals mit dem südlichen Asien, mit Persien, Afghanistan und Indien in Communication treten könnten. Mehrere Handelsstraßen führen aus Süd und Nord wie Radien nach dem Centrum Buchara; wir wollen hier die vornehmsten namhaft machen. Rußland ist für Buchara das bedeutendste und fast einzige Land zum Absatze Asiatischer Erzeugnisse, und sechs Handelswege führen aus dieser Stadt nach der Russischen Gränze. Der nächste dieser Wege geht über Chiwa, dann zwischen dem Arab und Kaspischen Meere, über Saraitschik nach Astrachan und von dort die Wolga hinan bis auf den Jahrmarkt von Nischnei-Nowgorod. Allein dieser Weg ist ob des Wassermangels in der Wüste nicht zu empfehlen und kann außerdem nur dann benutzt werden, wenn Buchara in friedlichen Verhältnissen zu Chiwa steht und keine Ueberfälle der Kirgisen von der Kleinen Horde zu befürchten sind. Dennoch muß ein Theil der großen Karawane, die nach Rußland auf obigen Jahrmarkt zieht, in jedem Falle diesen Weg einschlagen, um in Chiwa Zoll zu entrichten, selbst auf die Gefahr, von denselben Chiwaern oder von den mit ihnen alliirten Kirgisen-Stämmen rein ausgeplündert zu werden. Der übrige Theil der Karawane wählt lieber den Weg durch die Steppen der Großen Kirgisen-Horde, östlich vom Aral, obschon dieser weit länger ist, und begiebt sich dann, je nachdem sie mit diesem oder jenem Stamme befreundet, auf die Straße nach Orenburg, Orsk, Troizk, Petropawlowsk oder Semipalatinsk.

Nächst dem Russischen Reiche ist das Chinesische Turkistan dasjenige Land, mit dem Buchara in der lebhaftesten kaufmännischen Verbindung steht. Der Handelsweg dahin führt nordöstlich nach Kokand und setzt sich von dort aus über Marginan und Usch in südöstlicher Richtung fort, über einen Paß im Gebirge Bulut-Tagh, bis Kaschgar und Kokju in Turkistan.

Drei Karawanen-Wege führen aus Buchara nach Persien und Afghanistan (namentlich Meschhed, Hirat und Kabul). Der erste zieht in südwestlicher Richtung aus Buchara nach Tschardscha am Amu-Darja, schneidet in derselben Richtung die Wüste Kuwan, und wendet sich darauf über Merw und Serachs westlich bis Meschhed. Der Hiratsche Handelsweg zieht westlich von der Stadt Karscha, geht an dem Orte Kirka über den Amu-Darja und durch den östlichen Theil der Wüste Kuwan nach Andcha; von dieser Stadt biegt er nach Westen um und führt über den Fluß Murgab und einen Bergpaß nach Hirat. Der Weg nach Kabul fährt über Karscha und dann über den Amu bei dem kleinen Orte Chodsche-Saleh; von hier aus wendet er sich ostwärts, geht über Balch und Chulm, zieht alsdann längs des gleichnamigen Flusses über eine Bergstraße des Hindu-Koh, und dann durch Bamian, bis zu den Bergen, die Kabul umziehen. Von Kabul setzt sich dieser Handelsweg fort nach Pischawer, Attok und Lahore und vereinigt solchergestalt Mittel-Asien mit Indien. Uebrigens wird diese Straße sehr selten bereist; der Handel auf selbiger ist in den Händen der Afghanen und der Hindus von Pendschab und Schikarpuhr.

Die Epoche der Gründung Buchara's und die Etymologie des Namens sind unbekannt. Ein hoher Mufti der Stadt, von Nation ein Usbeke, den Herr Demaison nach der Bedeutung des Wortes Buchara fragte, gab dem jungen Reisenden folgende originelle Antwort: „I nun, was soll es bedeuten? der Sinn liegt klar am Tage: bu char (dieser ist ein Esel — hier deutete er auf einen vorübergehenden Tadschik), linde us-bek (wir aber sind Selbst-Herren)!" Man muß hier wissen, daß bu (dieser) ein Türkisches und char (Esel) ein Persisches Wort ist; allein der hochgelehrte Mufti kümmerte sich eben so wenig wie — gewisse Pfusch-Etymologen in Europa darum, ob die Bestandtheile des zusammengesetzten Wortes gleichen oder verschiedenen Ursprung haben.

Höchst wahrscheinlich existirte die Stadt schon im Alterthum unter irgend einem anderen Namen. Vielleicht ist sie das Tribaktra des Ptolemäus, welches am rechten Ufer des Flusses Sogd (heutigen Serr-Eschan) lag. Den Namen Buchara erwähnt zum ersten Male der Arabische Geograph Ibn-Haukal im 10ten Jahrhundert, als der Ort schon Residenz des Samanidischen Fürstenhauses (896—998) war und im Zenith seines Ruhmes und Flores sich befand. Der kegelförmige Hügel im Mittelpunkte Buchara's, auf welchem der Königliche Palast steht, heißt Kümisch-Kend (Silberstadt), und Baron Meyendorff glaubt, daß er der ursprüngliche Kern der Stadt gewesen sey. Alte morgenländische Autoren nennen Buchara Bunchakat, Medschikend und Bikend; und wenn auch das heutige Buchara unter diesen Benennungen nicht zu verstehen ist, so muß jene Stadt wenigstens in der Nachbarschaft gelegen haben; denn man weiß, daß Buchara nach mehrmaliger Zerstörung zu verschiedenen Malen seine Stelle verändert hat. Die Araber entrissen die Stadt, von Ibn Kuteiba angeführt, im Jahre 705 u. Z. den Türken und metzelten ihre Einwohner nieder. Später verlegten die Samanidischen Sultane ihre Residenz dahin, und das war die glücklichste Epoche für Buchara: die Stadt wurde das Athen des muselmännischen Asiens und erhielt die Epithete der „Edlen" und „Ruhmreichen", mit denen sie noch heutzutage prangt. Am Ende der Samaniden-Herrschaft wurde die Residenz nach Hirat verlegt. Nach dem Sturze dieser Dynastie wurde Buchara zuerst von den Seldschuken, dann von den Mongolen erobert. Muhammed Charesm-Schah bemeisterte sich der Stadt im J. 1197. Tschinggis-Chan entriß sie 1219 der Königin von Charesm und legte sie in Asche. Gegen das Ende seines Lebens ließ er Buchara wieder aufbauen; aber unter der Herrschaft seines Sohnes Tschaghatai wurde die Stadt zur Strafe für eine in derselben ausgebrochene Empörung vom neuem zerstört. Tamerlan förderte Buchara auf eine gewisse Stufe der Bedeutung; aber seine Residenz war in Samarkand. Als am Ende der Timuriden-Herrschaft Babur durch Scheibani-Chan aus Samarkand vertrieben ward, befestigten sich die Usbeken in Buchara, wo sie bis auf den heutigen Tag herrschen.

Frankreich.

Biographie des Teufels.

(Fortsetzung.)

Bisher ist uns der Dämon nur als Werkzeug in der Hand der göttlichen Macht entgegengetreten. Er stählt die Tugendhaften durch Verlockung zum Laster und straft den Bösen im Leben und nach dem Tode. Doch bisweilen erhebt er sich trotzig Gott gegenüber. Wenn ein Mensch in Todeskrämpfen liegt, so umstellen die Teufel sein Bett, um sich der ausfahrenden Seele zu bemächtigen; sie zaubern dem Kranken seine Sünden in ihrem furchtbarsten Lichte vor die Seele und schildern ihm die Höllenqualen, damit er dieser Angst erliege und keine Zeit zur Reue behalte; doch die Engel verlassen den Sünder nicht, sie stellen sich auf der anderen Seite des Sterbebettes auf und rufen dem Kranken seine guten Werke in's Gedächtniß. Selbst an Särgen währt dieser Kampf noch fort. In Sachsen starb im zwölften Jahrhundert ein Wucherer, der sich vor seinem Tode reuig zu Gott wandte. Man zündete die Kerzen an, und vier Mönche kamen, an seinem Sarge zu singen, doch plötzlich stellten sich vier Teufel zur Linken und vier Engel zur Rechten des Sarges auf; die Ersten sangen vier Strophen des Trauerpsalms und riefen: Wenn Gott gerecht ist, so gehört diese Seele uns! Da sangen auch die Engel vier Strophen und riefen: Schweiget, unreine Geister! Diese Seele hat aus dem Borne der Gnade getrunken, und sie wird das ewige Licht schauen. Da wichen die bösen Geister beschämt, und die Seele flatterte jubelnd in's Paradies.

Oft wartet der Teufel nicht erst, bis die Seelen der Gottlosen, die er als sein Eigenthum betrachtet, durch Krankheit oder Alterschwäche dem Tode zufallen, sondern bisweilen trennt er sie selbst eigenmächtig von ihren körperlichen Fesseln. Man hat ihn in den ersten Jahrhunderten der Kirche gesehen, wie er den Philosophen Buddas in Konstantinopel, der auf dem flachen Dache seines Hauses betete, kopfüber auf die Straße hinabstürzte, weil er die Irrlehren des Manes verbreitet habe (Beausobre, Gesch. des Manichäismus Th. I. S. 59). Dies war noch dazu eine große Undankbarkeit von seiner Seite, denn Manes hatte viel zur Ausbreitung seiner Macht auf Erden beigetragen. Viele Jahrhunderte nach Buddas brachte der Teufel am 27. Mai 1562 gegen sieben Uhr Abends in Antwerpen ein Mädchen um, weil es sich zu einem Hochzeitsschmucke eine Spitzenkrause, die Elle zu neun Thalern, gekauft hatte (Lenglet Dufresnoy, Dissert. sur les Apparitions, 1. Theil, 2. Abth. S. 30 ff). Die Kirche wurde oft sehr wesentlich von ihm gefördert; oft quälte er die Halsstarrigen, die den Dezem zu zahlen sich weigerten, entführte die Geister in sein Reich, welche die Klöster im Testament zu bedenken vergessen hatten, und vorzüglich die Geister der Könige, die ihre Krone nicht vor der Tonsur hatten abnehmen wollen. Doch indem der Teufel dem Klerus auf diese Weise Reichthümer anhäufen half, ließ er als feiner Diplomat keine Gelegenheit vorüber, ihn durch dieselben zum Sündigen anzulocken und so doch mittelbar auch seine gottgefälligen Werke zur Verherrlichung der Hölle ausschlagen zu lassen.

Wenn der Teufel Lebende straft, so geschieht dies scheinbar durch Menschenhände. Der Henker zieht die Schlinge um den Hals des Verurtheilten, doch der Teufel steht unsichtbar neben ihm und erwürgt das Opfer. Zur Bestrafung in jener Welt hat ihm Gott eine unendlich große Macht eingeräumt. Ich zähle hier alle die Martern im Thale der ewigen Thränen nicht auf, die von der tiefsten Erfindungskraft zeugen; Dante hat sie gesungen, und wer sie liest, der staunt und zittert. Doch wie sich im Mittelalter die Ironie neben alles Großartige eindrängte, so stellte sich neben die Hölle Dante's die der Trouveres. Hier ist der Teufel kein brüllender Löwe, der nach Blut lechzt, sondern ein lustiger Gesell, der den Augenblick wahrnimmt, in dem der Priester die Messe singt, und sich unterdessen mit seiner Haushälterin den Zehnten-Wein schmecken läßt. In allen galanten Sünden geht er der Menschheit mit nachahmungswerthem Beispiele voran, er singt, zecht, spielt und ist besonders den würdigen Aebtissinen mit seiner Schönheit gefährlich.

Im sechzehnten Jahrhundert ward Meister Satan zum Theologen. Er lernte Hebräisch, und um besser disputiren zu können, repetirt er die Logik. In Genf schreibt er Anmerkungen zu Calvins Schriften; in Deutschland kommentirt er mit Luther die Bibel und die Schriften der Kirchenväter. Der Zorn und die Auflehnung gegen das Papstthum geben dem Reformator und dem Dämon ein verwandtes Interesse. Was Luther auch begann, da war der Teufel in seiner Nähe; meist war er mit Luthers Ansichten sehr wenig zufrieden; Luther wurde bei den Disputationen, die sich aus solcher Meinungsverschiedenheit entwickelten, häufig sehr in die Enge getrieben, und als er einst auf der Wartburg zum Konzebiren genöthigt war, ergriff er das Dintenfaß und schleuderte es nach dem Teufel. In diesem Konflikt so vieler neuen Ideen, mitten in dem Kampfe der alten Ueberlieferungen und des modernen Skeptizismus, schwankt der Teufel oft noch zwischen den Parteien und sitzt wie Erasmus zwischen zwei Stühlen. Bald feuert er Luther zum Kampfe an, bald räth er ihm, wie erschreckt durch die großartige Umgestaltung, die dieser hervorruft, zum Frieden. Luther selbst hat eine ungemein scharfe Witterung, was den Teufel angeht, er erkennt ihn sogar in den Mücken, welche sich während des Uebersetzens auf die Bibel setzen und ihm einzelne Buchstaben ver-

decken, oder ihm die Sache umschwirren und ihn beim Lesen inkommodiren. Dieser Teufel des sechzehnten Jahrhunderts ist in der That eine höchst merkwürdige Erscheinung; er hat sich vollständig umgewandelt; er geht nach der neuesten Mode gekleidet umher, nimmt nach Umständen die verschiedenartigsten Färbungen an, in Italien und Frankreich ist er Papist, in Deutschland Ketzer; die Legende trägt allen Schrecken, alle Ironie der Vergangenheit auf ihn zusammen; die Gebannten lachen die Priester aus, daß der Bann, der sie in die Macht des Teufels bringen soll, weder an Leib noch an Geist sie verändere. Rabelais spottete über den Teufel und die Hölle, während Luther sie glaubt und in ihre alten Rechte einsetzt. Wier, der erste Dämonograph des sechzehnten Jahrhunderts, griff den Teufel nicht ohne Logik an; zwei Jahrhunderte später brauchte Voltaire Waffen gegen ihn, die gefährlicher waren, als das Weihwasser der Mönche; und nach ihm sang Beranger den Tod des Teufels. Doch ist es wahr, daß der Teufel gestorben ist?

Dies sind die Grundzüge der amtlichen Thätigkeit des Teufels bei der Weltverwaltung. Betrüben, täuschen, anführen und strafen, dies ist seine Sendung, und sie erfüllt er treu. Wir haben ihn jetzt in seinem Privatleben zu betrachten, d. h. wir haben seine Sitten und seine persönliche Zuneigung zum menschlichen Geschlecht ins Auge zu fassen.

III.

In der Biographie des Teufels, wie in der jedes Menschen, ist die Liebe ein wichtiges Moment. Der Drache, der im Alterthum die Mutter August's besuchte, und das übernatürliche, mystische Wesen, welches mit Philipp das Lager der Olympias theilte, wird im Mittelalter zu Incubus und Succubus, zu Mann und Weib. Der Teufel ist Liebhaber, Gatte und Vater, und seine Galanterieen sind durch zahlreiche Zeugnisse außer Zweifel gesetzt. Im Ganzen waren diese Teufelsliebschaften sehr bequem; sie bewahrten die Nonnenklöster bei vorkommendem Unglücke vor Schimpf, ja sie brachten ihnen Ehre, da der Teufel sich stets in die frömmsten Schwestern zu verlieben pflegte, und sie setzten die Männer nicht in die Verlegenheit, ihre Schmach an einem irdischen Nebenbuhler mit Gefahr des eigenen Lebens rächen zu müssen. Wie es der Böse nun anfängt, die kältesten, tugendhaftesten Schönen ins Garn zu locken, wie er mit unerschöpflicher Phantasie sich in die verschiedensten Gestalten hüllt, um die verschiedensten Charaktere zu bethören, davon wäre viel Erbauliches zu erzählen; doch ich fürchte, meine schönen Leserinnen würden das Blatt umschlagen, und meine Darstellungskunst wäre verloren.

Die Gnostiker erzählten, als der Prophet Elias gen Himmel fuhr, so traf er über den Wolken, in der Gegend der Sterne, einen weiblichen Dämon, einen Succubus, der seinen feurigen Wagen aufhielt und zu ihm sprach: „Elias, was hast du mit den Kindern gemacht, die ich dir auf Erden geboren habe?" Der Prophet war überrascht, daß er Familienvater seyn sollte, wovon er bis dahin nichts gewußt hatte; allein der Dämon hatte eine lange Unterhaltung mit ihm, die wir hier nicht wiederholen wollen, weil sie Bayle (unter dem Worte Elias) bereits wiederholt hat; er enthüllte ihm diese Geheimnisse, und der Prophet war genöthigt, sich zum Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft zu bekennen. Dieser Dämon, der den Schlaf der Auserwählten Gottes mißbrauchte, trieb sein Unwesen das ganze Mittelalter hindurch. Im zwölften Jahrhundert störte er die Mutter Guibert's von Nogent stets aus der heiligen Ruhe ihrer Nächte, und sie, rein wie die Gottesmutter und stark wie eine Römische Matrone, wäre ihm wirklich erlegen, wenn nicht ein Engel ihr beigestanden hätte. In Nantes verführte er zur Zeit des heiligen Bernhard die Frau eines Kaufmanns und kehrte alle Nächte wieder, um neben dem Manne zu schlafen, der nichts von dem Besuche ahnte. In Brabant begehrte er um dieselbe Zeit ein Mädchen von hoher Geburt zur Ehe, und es wird ausdrücklich erzählt, wie sorgfältig und geschmackvoll er die Toilette zuvor gemacht hatte; doch das Kind hatte unüberwindliche Neigung, sich in ein Kloster einzuschließen, und der Böse bekam einen Korb. In Schottland bezahlte er jede Liebesfreude mit funfzehn Pfund, doch das Gold war in der Regel falsch; dies ist die Geschichte von der Danae, mit dem Unterschiede, daß der alte Olympische Wüstling, als er sich in einen Goldregen auflöste, immer noch Gold von gutem Schrot und Korn blieb. In Italien brachte der Teufel sentimentale Serenaden und schickte vielsagende Blumensträuße an die Schönen. In Deutschland führte er lange zärtliche Korrespondenzen mit blühenden jungen Nonnen.

Glückliches Vorrecht! Um geliebt zu werden, hat der Teufel nicht nöthig, eine liebenswürdige Gestalt anzunehmen. Oft hüllte er sich absichtlich in ein scheinbar abstoßendes Aeußere und machte nur um so größeres Glück. Durch welches Geheimniß erweckte er Liebe? Das hat er mir, seinem Historiographen, nicht vertraut; allein geht es in rein menschlichen Angelegenheiten oft anders? ist der Bevorzugteste stets der Würdigste und Schönste? Stets übermüthig, richtete der Teufel sein Augenmerk immer vorzüglich auf die Töchter vornehmer Häuser und die Gottesbräute. Das unglückliche Kind, welches dem Teufel Gehör giebt, ist dem Henker verfallen. Im Jahre 1640 machte er zu Cagliari die Bekanntschaft einer jungen und reichen Erbin, die den vornehmsten Familien der Stadt angehörte; nachdem er einige Monate mit ihr auf das innigste vertraut gewesen war, erfuhr die Inquisition den Handel, sie verdammte das Mädchen zum Feuer; diese hoffte bis zum letzten Seufzer, ihr Geliebter werde erscheinen und sie befreien. Allerdings kam Satan, doch nur, um ihre Seele zu holen.

Was sucht der Böse nun, wenn er Töchter Eva's so zu beflecken sich freut, die alle eben so leicht wie die Mutter zu verführen sind? Hat er ein Bedürfniß, zu lieben, er, der den Haß nur kennt? Nein, er will die reinen Seelen, welche der irdischen Liebe verschlossen sind, welche, wie ein Glas vom Sonnenstrahl, nur von der göttlichen Liebe durchdrungen werden, ohne eine Entweihung durch sie zu erleiden, von ihrer Höhe herabziehen. Die Kinder, welche aus diesen traurigen Verbindungen hervorgehen, unterscheiden sich wesentlich von den Menschenkindern; sie sind magerer und schwerer und zeigen in Körper und Geist die wunderbare Mischung von Erhabenheit und Gemeinheit, welche der Natur ihres Vaters eigenthümlich ist. Sie sind Zwerge oder Riesen, Wunder der Weisheit oder der Erbärmlichkeit. Den Bischof Guichard bezeichnete das Volk der Diözese von Paris mit Entsetzen als den Sohn eines Incubus (Acad. des Inscript. IV, 316). Söhne des Teufels waren Merlin, Robert von der Normandie, Attila und die gesammte Nation der Hunnen. Viele der erlauchtesten Familien müßten, wenn sie aufrichtig wären, ihren Stammbaum auf den Teufel zurückführen; die Jagellonen leiteten ihr Geschlecht von den Feen her, doch diese sind nur eine Seitenlinie der Teufel.

Doch nicht zufrieden mit solch' einer Verbindung, ergießt sich der Teufel oft in das Innere der Menschen selbst. Daß es Besessene giebt, wird durch die Bibel außer Zweifel gesetzt; Christus selbst hat viele Teufel ausgetrieben. Schäfer, Zigeuner und alte Weiber sollen die Gewalt haben, dem Teufel zu gebieten, daß er in eine oder die andere Seele fahre, und er muß gehorchen, auch wenn er im Inneren der zartesten Jungfrau seine Wohnung aufschlagen soll. Auf welche Weise aber geschieht diese furchtbare Vereinigung? Nach Josephus läßt der Teufel die Seelen der Verdammten zur Erde zurückkehren und sich mit Lebenden vereinigen, nach der gewöhnlichen Ansicht aber verschmilzt sich der Teufel selbst mit den Seelen solcher Unglücklichen und bringt gewöhnlich in Gestalt einer Mücke oder eines anderen Insekts in dieselbe ein. Diese Verschmelzung zweier Naturen führt die größte Zerstörung des Organismus mit sich, und von den ersten Jahren des Christenthums bis zum Schluß des siebzehnten Jahrhunderts hat man viele entsetzliche Beispiele hiervon gesehen; eine Heilung der Besessenen kann nur durch geweihtes Brodt oder geweihtes Wasser geschehen, welches man ihnen listig beibringen muß, denn wenn es der Teufel wittert, läßt er sie es nicht genießen. Außerdem besaßen im Mittelalter auch die Schwarzkünstler die Macht, Besessene zu heilen, doch bedienten sie sich nur sehr selten der Kunst gegen den Teufel selbst, ihren Herrn. Wo die Besessenen sich auch aufhalten, in allen Ländern und zu allen Zeiten erscheint der Böse hier in derselben Gestalt. Er mag Aegyptisch oder Französisch reden, so zeigt er sich als übermüthigen Schwätzer und Zänker, der sich besonders in gemeinen Witzen und unzüchtigen Anspielungen gefällt und dabei selbst Christus und die Heiligen nicht schont.

(Schluß folgt.)

Chantage, eine neue Art von Gaunerei.

Es giebt ein unterirdisches, völlig unbekanntes Paris, von unerhörten Leidenschaften durchwogt, ein Reich der Verworfenheit, dessen Bürger die glänzendsten Natur- und Geistesgaben nur zu Gaunereien verwenden. Dieses Paris ist jedoch nicht etwa das der gemeinen Diebe oder der gewöhnlichen Mörder, deren Lagerstellen die Polizei so genau aufgespürt, daß sie nur hinzugehen braucht, um einzufangen, was sie eben braucht — es ist vielmehr eine Gesellschaft ganz für sich, deren Daseyn dem Auge der Gerechtigkeit eben so wenig wie den Millionen Augen des Publikums durch irgend Etwas verhüllt wird. Die Tugend hat den Muth und die Geisteskraft noch lange nicht so ausschließlich in Beschlag genommen, daß nicht hinter ihr das Verbrechen noch immer eine Nachlese von ganz ansehnlichen Garben hielte. Wie wenig ahnen es nach einer ruhigen Nacht, nach einem heiteren Tage viele gute Leute, welcher Menge von Gefahren einer ihnen völlig unbekannten Art sie so eben entgangen — wie wenig, daß sie schon in den nächstfolgenden, wohl oder übel, ihren Zoll jenen im Dunkel waltenden Machthabern werden erlegen müssen, welche halb Paris brandschatzen.

Bevor wir aber unseren Lesern dasjenige mittheilen, was wir selber von dieser neuen Welt wissen, d. h. einige Einzelheiten und Thatsachen, die sich stellenweise jedem Auge zeigen, um einen noch unerforschten Welttheil anzukünden, wie einst die heranschwimmenden Gräser dem Columbus die Nähe des seinigen bezeugten — haben wir erst die Bedeutung eines der Mehrzahl wahrscheinlich noch unbekannten Ausdrucks zu erläutern, welcher zur Bezeichnung der meisten von den Verrichtungen unserer Betriebsamen dient: das Wort chantage nämlich. Da heutzutage die Französische Gaunersprache, Dank den Bemühungen von E. Sue *), in den besten Häusern, ja selbst in den Boudoirs der Damen bereits freien Zutritt hat, so erlauben wir uns denn hiermit, das Wort chanter als dasjenige einzuführen, welches bedeutet: von Jemanden Geld erlangen, indem man ihm Furcht einflößt durch die Drohung, etwas zu veröffentlichen, dessen Bekanntwerden seinem Rufe schaden könnte oder was derselbe aus anderen wichtigen Gründen geheim zu halten wünscht — eine Art von Erpressung — Concussion — wie Sie sehen. **)

---

*) Dessen zuerst durch das Journal des Débats allgemein bekannt gewordenen „Chourineurs" es gar nicht an Witz gebricht, wie schon gewisse Bezeichnungen in ihrer Sprache beweisen: z. B. mettre sur la planche au pain, einsperren; à perte de vue, lebenslänglich; l'Abbaye de Mont-à-regret, das Schaffot; un refroidi, ein Leichnam; singe, Meister; philosophes, schlechte Pantoffeln; le quart d'oeil, der Commissair; sanglier, Priester; rat de prison, Advokat; curieux, Richter.

**) Eine Art von Gegenstücken unserer „Schlechmer", Zuckerbäcker, die sich durch (oft unbegründete) Angebereien bei den Aufsehern und Behörden Liebkind zu machen suchen.

Bringt also nur einmal einem dieser Betriebsamen ein so recht wichtiges, recht grauenvolles Geheimniß irgend eines Reichen, und Ihr sollt sehen, wie das ganze Hab' und Gut Stück vor Stück in den Schlund des Unersättlichen wandern wird. So ist wohl manches Geheimniß seine Million werth; man reist auch auf Entdeckung von dergleichen eben so, wie Unsereins auf irgend eine große Erfindung ausgeht, und ein ganz zufällig irregegangener Geschäfts- oder Liebesbrief trägt oft dreimal so viel ein, als die Erfindung des Daguerreotyps abgeworfen. Auch ist dieses Gewerbe so vollständig organisirt, daß es schon seine eigene Bank hat, an welcher Jedermann, der aus einem Geheimniß nicht unmittelbar selber Nutzen ziehen will, solches umsetzen kann, wenn es nur recht folgenreich ist. Dieses hat er zu belegen, dieses wird geprüft, und sobald die Bank hiervon überzeugt ist, zahlt sie, je nach dem ermittelten Vermögen dessen, dem das Messer an die Kehle gesetzt werden soll, für das Geheimniß — d. h. für sicher zu erwartende 25,000 Fr. z. B. 2000 Fr. — Ferner, da die Geschäfte sich doch nicht häufig genug so von selber finden, wendet man alles Erfinnliche an, dergleichen herbeizuführen oder zu veranstalten, indem man u. A. Dienstboten besticht oder Herrschaften belauert und Verhältnisse ausforscht.

Die besten Kunden sind die Schurken der großen Welt, die ein einziges Wort zu Grunde richtet, die allzu eilig gewesenen Erben, mit einer ganz kleinen Lebensverkürzungsgeschichte etwa — kurz, eben die ganze zahlreiche Menge derer, welche anstößiges Aergerniß oder ein Zusammentreffen mit der blinden Gerechtigkeit zu fürchten haben. Solche Sänger (chanteurs, von chantage), sind sie nur gut bei Geld, bleiben auch bewundernswürdig gut bei Stimme und singen, trotz der schonungslosesten Anstrengung, oft so lange, daß diese Ausdauer, zumal in Verbindung mit dem stets erneuten Bewußtseyn ihrer Unsicherheit, mit den ängstlen und schlaflosen Nächten nach jedem neuen Zuspruche ihrer leibhaftig vor sie tretenden Gewissensmahnungen — oft eine angemessenere Genugthuung für die einst durch sie beeinträchtigte Gesellschaft abgiebt, als ihre gesetzliche Bestrafung es seyn würde, welcher sie auch in Betracht der körperlichen Wirkungen selten nachsteht; denn die Furcht vor der eigentlich verwirkten schärft ja noch die Marter der so über sie verhängten uneigentlichen. In dieser Weise heimgesucht, behält der arme Sünder nicht einmal sich selber, er wird geradezu Eigenthum des Anderen, eine Sache, die zwar vorläufig nur in Nießbrauch genommen ist, in jedem Augenblicke aber nach Willkür weiterveräußert oder dem Untergange preisgegeben werden kann.

Betrachtet nur einmal diesen früheren Spekulanten, weiland einer der keckſten Tänzer auf dem straffen Seile zwischen dem Geschwornengericht und dem Zuchthaus: jetzt hat er sich sammt seinen, wie er selber überzeugt ist, weit besser sichergestellten als erworbenen Millionen von allen Geschäften zurückgezogen und giebt sich bereits den goldigsten, reizendsten Träumen hin. Schon preist er sich glücklich, den fieberhaften Beängstigungen, welche seine schlaflosen Nächte kreideweiß, seine rastlosen Tage dintenschwarz gefärbt, entrückt zu seyn; schon sagt ihm sein Gewissen nur noch, daß er eben guten Erfolg gehabt und diesen klug benutzt habe; kaum dann und wann gesteht er sich noch, zurückblickend, wie ein dem Ertrinken so eben Entgangener, der sich in Sicherheit sieht, obgleich er mit dem Füßen noch immer im Wasser steht: daß er doch große Angst ausgestanden; schon wird er sogar für allerhand Reize der schönen Natur gefühlvoll: die goldene Sonne, der silberne Mond erwecken liebliche Anklänge in seinem Herzen — gewiß werden bald auch der Himmel mit seinem Indigoblau, die Bäume mit ihrer Smaragdfarbe die entsprechenden Erinnerungen aus seinem Geschäftsgedächtnisse hervorlocken — vielleicht bringt er's sogar noch, mittelst irgend einer Gedankenverwickelung, bis zur Begeisterung an der flötenden Nachtigall metallreichen Tönen.... Wehe! da tritt zwischen ihn und diese zauberische Einsamkeit, dieses traute Selbstgespräch, ein Mensch, der ihn unsanft genug für immer aufstört; mit kurzen Worten erklärt und beweist ihm dieser, wie es in seiner Macht stehe, unseren Wahnglücklichen auf der Stelle und lebenslang auf die Galeeren bringen zu lassen. Die drohenden Blicke bezeugen hinlänglich, daß neben der Macht hier auch der Wille vorhanden. Ein kurzer Versuch, den Empörten zu spielen, büßt seine Ohnmacht durch eine Erhöhung des unerläßlichen Freikaufbetrages. Und fortan „singt" unser Galeerenvogel, ohne doch jemals von Musik nur den geringsten Begriff gehabt zu haben, nach Noten.

Ein Gaunerstreich, der leicht seinen Urhebern selber auf Lebenszeit zu ihrer gewiß schon längst verdienten Bagnostrafe helfen konnte, war folgender: Ein Mann, welcher zu einer Correctionsstrafe verurtheilt worden, weil er Blei für Gold verkaufte, hatte vermöge seines hierdurch erworbenen Reichthums die Vergünstigung erlangt, die Bußzeit, als „Kranker", in einem Lazarethe abzumachen. Hier bekommt er eines Tages die Nachricht, daß seine Lieblingstochter plötzlich zum Tode krank geworden. Es gelingt ihm, seinen Arrest heimlich zu verlassen; er eilt seinem Hause zu und ist nur noch eine kurze Strecke entfernt, da ereilt ihn ein Wagen — ein Mann, auf den ersten Blick als Polizei-Agent zu erkennen, springt heraus, nöthigt den Flüchtling, im Wagen Platz zu nehmen, und befiehlt dem Kutscher, den nächsten Weg zur Präfektur einzuschlagen. Ein kurzes Wort des Bedauerns giebt dem Gefangenen, der sich offenbar auch aufs Eisen versteht, den Wink, es zu schmieden, weil's warm ist — und siehe da, für den Preis von 6000 Fr. erhält der Kutscher die Weisung, nach dem Krankenhause einzulenken. Der Losgekaufte aber empfing noch selbigen Tages von seiner Frau die Nachricht, daß die Summe erhoben, die ganze Familie übrigens wohl und munter sey.

Endlich noch dieses Pröbchen: Der Graf von D. hat auf dem Stadthausballe gegen Ehrenwort 20,000 Fr. im Carté verloren. Diese will er so ehestens einpacken und absenden, da meldet man ihm einen Unbekannten, der ihm sofort die Beweise liefert, daß das Geld an Betrüger verspielt worden, und zugleich sich erbietet, die ganze Sache abzumachen, ohne daß der Graf das Mindeste zu zahlen brauche. Nach einigen Einwendungen, wie das Zartgefühl des gewissenhaften Mannes sie entgegenstellt, nimmt der Betrogene das Erbieten doch an, indem er natürlich die unbeflecktste Erhaltung seiner Ehre aufs strengste zur Bedingung macht. Mit den Betrügern wurde der Gauner viel rascher fertig, denn diese hatten zu viele Gründe, auf den Herrn Generalprokurator eben nicht große Hoffnungen für sich zu bauen; sie kauften sich los und hatten dennoch eben so wenig ein schlechtes Geschäft gemacht, als der Graf, ungeachtet seiner freigebigen Erkenntlichkeit gegen den so gefälligen und begreiflicher Weise ebenfalls ganz zufriedengestellten Vermittler.

Mannigfaltiges.

— Die neue Kabbala. Ein Oberst der Französischen Artillerie, Herr Eichegoyen, hat kürzlich ein großes Werk herausgegeben, das die „neue Kabbala" heißen könnte, indem darin, wie in der alten Lehre dieses Namens, die Zahl nicht bloß eine Hauptrolle spielt, sondern auch der Schlüssel ist, der alle Geheimnisse im Himmel wie auf Erden erschließt. Herr Eichegoyen ignorirt jedoch seine Vorgänger, die Kabbalisten des Thalmud, und versichert vielmehr, eine ganz neue Wissenschaft zu begründen, eine Wissenschaft, durch die zugleich das erreicht werde, wonach Leibnitz und viele andere Philosophen vergebens gestrebt, nämlich eine Universalsprache für alle Völker und für jeden Begriff. Das Werk, in welchem er diese Theorie entwickelt, führt den Titel: „Von der Einheit, oder philosophische Darlegung der Identität des Prinzips der mathematischen Wissenschaft, der allgemeinen Grammatik und der christlichen Religion." *) Drei Bände, mit denen ein Wörterbuch der neuen Universalsprache verbunden, sind bereits erschienen, und ein vierter, der Schlußband, befindet sich unter der Presse. Deutsche Leser werden aus dem Titel des Buches vielleicht schließen, dasselbe gehöre in die Literatur der Schriften über die Quadratur des Zirkels und ähnliche große Entdeckungen; wir bemerken jedoch, daß selbst der ernste Moniteur Universel von diesem Werke Notiz genommen und es als eine Epoche machende Erscheinung bezeichnet habe. In der Anzeige des Moniteur heißt es unter Anderem: „In diesem Buche handelt es sich nicht etwa von einem neuen System der Philosophie. Eben so wenig darf man neue philosophische Hypothesen erwarten, denn der Verfasser läßt nichts gelten, was nicht streng bewiesen oder durch den Kalkül dargelegt ist. Das Buch „von der Einheit" wird vielmehr den unzweifelhaften Erfolg haben, alle Systeme, welche direkt oder indirekt der Religion feindselig sind, über den Haufen zu stürzen. In diesem Sinne sind die Worte eines mächtigen Genies des Jahrhunderts Ludwig's XIV. zu verstehen: „Sich über die Philosophie lustig machen, heißt wahrhaft philosophiren."

Wie aus den weiteren Berichten über das neue Buch hervorgeht, fehlt es indessen auch der Lehre des Herrn Eichegoyen nicht an einem System. Die Grundlage desselben bildet nachfolgender Satz:

„In Allem und überall erzeugt das absolute Unendliche das relative Unendliche, wie das relative Unendliche das Endliche erzeugt; eine umgekehrte Genesis ist durchaus unmöglich. Das absolute Unendliche ist die Idee des Seyns, das weder Anfang noch Ende hat: es ist allein, es ist einzig, es ist das einfache Seyn, das Seyn an sich. Das relative Unendliche ist die Idee des Seyns, das einen Anfang und kein Ende hat. Das Endliche aber ist die Idee alles Seyns, das einen Anfang und ein Ende hat."

Die Idee der numerischen Einheit, also die Eins, ist ihm die Repräsentation des absoluten Unendlichen, oder des unendlichen Seyns, d. h. Gottes, welcher zugleich universeller Geist, universelles Wort (Logos) und universelle Kraft ist. Daraus entwickelt sich das relative Unendliche: Gott in der Schöpfung, der Menschengeist, an den zuletzt sich das Endliche knüpft. Diese drei Begriffe: das absolute Unendliche, das relative Unendliche und das Endliche sind die Grundlage aller rationalen Wissenschaften, d. h. derjenigen, die, auf Wahrheit fußend, als nothwendigen Zweck die Erforschung oder Entwickelung der daraus hervorgehenden zusammengesetzten Wahrheiten haben, während die Grundwahrheit, von welcher ausgegangen ist, die erzeugende Einheit bildet. Durch Combination jener drei Elementar-Begriffe entwickelt sich aus der numerischen Einheit auch die Zahlen- oder Universalsprache, vermittels deren der Verfasser unter Anderem die geometrische Auflösung der in der Bibel enthaltenen heiligen Zahlen und Hieroglyphen beibringt.

Wenn wir uns nicht deutlich genug über den Inhalt des neuen Werkes ausgedrückt, so ist dies nicht unsere Schuld, sondern die der Quellen, aus denen wir geschöpft. Wir zweifeln jedoch nicht, daß vermöge der Anziehungskraft, welche die Zahlen-Mystik für die Phantasie hat, das Buch des Herrn Eichegoyen nicht bloß in Frankreich, sondern auch bei uns in Deutschland viele Liebhaber und Kommentatoren finden werde.

*) De l'Unité, ou Aperçu philosophique sur l'identité du principe de la science mathématique, de la grammaire générale et de la religion chrétienne; par M. Eichegoyen, colonel directeur d'artillerie, officier de la Légion d'honneur etc. — Paris.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 114. Berlin, Freitag den 23. September 1842.

Finnland.

Der Finnische Bauer.

(Aus „Helsingfors Morgonblad", vom Finnländer Runeberg.)

Finnland und sein Volk, früher wenig beachtet, haben in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit vielfach angeregt. Reisende, die sich bis in diese selten besuchten Gegenden verirrten, fanden, daß sie voll überraschender Naturschönheiten sind; Einheimische, die sich bisher nur um die Bildung anderer Nationen bekümmert hatten, entdeckten mit einemmal, daß im Schoß ihres eigenen vergessenen Volkes eine reiche und in hohem Grade originelle Poesie von undenklichen Zeiten her geblüht und im Gesange noch fortlebt, und endlich stellten Geschichtsforscher, Linguisten und Physiognomiker heraus, daß eben dieser übersehene und doch so biedere, unverderbene und in vieler Hinsicht tüchtige Volksstamm, von dem sich nur hier ein reiner Ueberrest erhalten, der aber einst die Grundlage zur ersten Bevölkerung vieler Länder des Europäischen Osten abgab, von den späteren Einwanderungen unterjocht und in die dienende Klasse aufgenommen, noch heute sich vermischt in einem großen Theile des Landvolkes in weiten Strichen vorfinden dürfte. Es lohnt deshalb vielleicht der Mühe, dem Finnischen Bauer in sein heimatliches Leben in einem der eigenthümlichsten Landstriche tief im Innern, in dem Kirchsprengel Saarijärwi, zu folgen, von welchem Runeberg in dem obengenannten Finnländischen Blatte eine vortreffliche Beschreibung giebt.

Meine Absicht, sagt er, ist nicht, einen Beitrag zu einer topographischen Schilderung unseres Landes oder eines besonderen Ortes in demselben zu geben, sondern bloß in zerstreuten Zügen die eine oder andere seiner Schönheiten zu zeichnen und den Genuß der Eindrücke, den ich von denselben erfahren, noch einmal bei mir selbst zu durchleben. Unzertrennbar von diesen Erinnerungen sind einige düstere Bilder menschlicher Noth. Doch sie scheinen mir keinen unnatürlichen Platz neben und in der Herrlichkeit und Größe der Natur einzunehmen. Denn wie das Thier an Lebendigkeit und schöner Form abnimmt, je nachdem der Mensch es zu seinen Zwecken zähmt, so scheint die Natur zu kranken, je mehr sie von menschlichem Fleiß und Kunst überwältigt wird; also nur in ihrem unbezähmten Zustande ihre volle Schönheit zu besitzen und nur in ihrem gezähmten dem Menschen zu seiner kräftigen Entwickelung ihre unerschöpflichen Brüste zu gewähren. Will man deshalb den Anblick eines Volkes in Wohlstand und Ueberfluß genießen, so muß man die Fluren besuchen, wo die Natur, durch Menschenkraft übermannt, gebändigt und in ihrer rohen Kraft geschwächt, ihre Gaben darbietet; liebt man dagegen die Natur in ihrem ursprünglichen Glanz zu sehen, muß man dorthin gehen, wo sie noch frei ihre gigantischen Kräfte entwickelt und der vereinzelten Anstrengungen eines ohnmächtigen Geschlechtes zu ihrer Bezwingung spottet. Finnland bietet vielleicht reicher als irgend ein Land Bilder dieser Art dar. Welcher Wechsel von Landschaften von dem ebenen angebauten Küstenlande bis zu seinen Gebirgsstrichen, mit ihren schwindelnden Höhen, ihren einsamen Sümpfen und Haiden, zu deren tiefen Gründen kein Pfad hinableitet und wohin nur der Birk- oder der Auerhahn, von einem Schuß verwundet, bisweilen seine einsame Flucht nimmt. Die meisten Reisenden aus Europa's kultivirten Ländern, die Finnlands Küstenstriche besuchen, werden diese nur wenig von ihren Heimat-Landschaften abstechend finden und, mit Ausnahme des Klima's und der Sprache, fast alle die Gegenstände wiederfinden, welche ihr Vaterland besaß und ihnen gewährte. Zu den höher hinauf belegenen Orten soll dagegen wohl kein Fremdling kommen, der sagen möchte, er hätte etwas Aehnliches oder fast nur demselben Verwandtes früher gesehen, so bestimmt gezeichnet, so scharf individualisirt sind dieselben. Anstatt daß Dorf an Dorf und Hof an Hof, besonders an den südlichen Küstenstraßen, von der Stärke, dem Wohlstand und Segen der Bevölkerung zeugen, kann man auf den Wegen im Innern des Landes meilenweit zurücklegen, ohne daß auch nur der Anblick einer Waldhütte Einem begegnet, und sieht man nach langer Fahrt eine solche, so steht sie an dem Saum einer unendlichen Haide oder schaut mitten aus öder Waldwildniß hervor, rings von versteckten Morästen umgeben, gleich einem fremden Gewächs auf dem noch unberührten, großartigen Baume der Natur. Es ist zwar auch in den einsamen Scheeren-Höfen der Küsten etwas Wildes und Eigenthümliches, was ihnen einen auffallenden Charakter giebt, und auch diese wird Niemand besuchen können, ohne eine tiefe und ergreifende Erinnerung von dort mit sich zu nehmen. Allein just die Umgebungen dieser Scheeren-Höfe unterscheiden sich vorzugsweise von den höheren Gegenden mit ihrem Gepräge, das ganz einzig in seiner Art ist. An den Küsten nämlich sind die Schwedischen Volks-Melodieen aus der Vorzeit einheimisch, und sie stimmen zu den Fluren rings herum so vertraulich, daß man deutlich ihr Vorhandensein hier aus der verwandten Natur sich erklärt; selbst die inländischen Lieder, die im Munde des Küstenvolkes aufkommen oder von früher fortbestehen, gleichen in dem Grade den Schwedischen Volks-Gesängen, daß die Aehnlichkeit keineswegs nur aus der Ansicht sich erklären läßt, sie wären die Frucht Schwedischer Kolonisten, sondern sie müssen großentheils den harmonirenden lokalen Verhältnissen zugeschrieben werden. Andererseits aber findet sich nicht leicht eine wesentlichere Scheidewand, als zwischen den obengedachten Liedern und den nationell Finnischen Klängen im Innern. Das Schwedische Lied „der Nixen-Tanz", hier am Meeresstrande gehört, stimmt so mit den Holmen, die man sieht, mit der Luft, die man athmet, überein, daß man glauben sollte, der Sommerabend der Meeres-Landschaft selbst habe ihn gedichtet: auf Saarijärwi's, Rautalampi's und Witasaari's gewaltigen Höhen und in ihrer einsamen Wildniß gesungen, würden sie bloß den Mißlaut eines Herzens verkünden, das seine theuersten Gegenstände in der Ferne besitzt. Eben so wenig würde das Finnische „Bärenfest" oder ein anderer Gesang, an unsere Küsten versetzt, an seinem rechten Platze seyn.

Es dürften sich kaum Melodieen finden, die näher mit denen der Alpen übereinstimmen, als die in Finnlands inneren Thälern, und oft schon hat man Fremdlinge eine Aehnlichkeit zwischen Finnland und der Schweiz aussprechen gehört. Im Allgemeinen wird man antreffen, daß in dieser Hinsicht zwei von einander entfernte Orte auch in ihrem Aeußeren Aehnlichkeit haben, wenn sich in den an beiden einheimischen Liedern eine Uebereinstimmung findet. Denn so wie die Menschheit in ihrer Totalität der Spiegel der Erde ist, so ist auch der Mensch auf ihren einzelnen Theilen der Spiegel seiner Umgebungen und reflektirt in wahren, schönen und edlen Offenbarungen nur die Strahlen, die er von ihnen eingesogen hat. Deshalb war es, warum ich die Unähnlichkeit zwischen den Volksliedern des oberen und niederen Landes als ein wichtiges und unverwerfliches Beweismoment für die gegenseitige scharfe Scheidewand dieser Gegenden angenommen habe. Ohne der einen Vorzüge vor der anderen behaupten zu wollen, glaube ich, daß derselbe Mensch nie mit gleicher Innerlichkeit den beiden hier bezeichneten verschiedenen Charakteren unseres Landes wird huldigen können. Wer Gelegenheit gehabt hat, etwas länger unter dem Einfluß dieser ungleichen Landschaften zu leben, wird sicher eine davon tiefer in seinem Herzen bewahren, als die andere, wo auch immer seine Geburtsstätte und seine ihm sonst theuren Lebensverhältnisse zu Hause seyn mögen. Zu einem Gemüth, welches für ruhige, poetische und religiöse Betrachtung gestimmt ist, spricht vorzugsweise das Bergland. Der lebensfrische, derbe und unternehmende Sinn wird vermuthlich den Meeresstrand vorziehen, und der Berechner, der Industrielle, der Haushälter sich am besten in den Ebenen unfern der Küstenstriche befinden. Da nun die erstgenannte dieser Stimmungen ohne Zweifel die Eindrücke der Natur am wahrsten empfängt und am bewußtesten festhält, so könnte man den Orten, die am mächtigsten auf sie wirken, in Bezug auf ein höheres Interesse einen Vorrang einräumen. Auch kann man sich schwer einen Ausdruck des Göttlichen vorstellen, der klarer, herrlicher und erhebender wäre, als der, welchen die Gegenden oben im Lande durch ihr großartiges Gemälde, ihre Einsamkeit und ihre tiefe, unergründliche Ruhe geben. Das Meer, so mächtig es ist, hat nicht immer, ja nur selten dieses Gepräge der Göttlichkeit. Nur in seiner unermeßlichen Stille begreift und schaut der Geist die Unendlichkeit; wird es vom Sturme aufgerührt, so verwandelt es sich vom Gott zum Jetten *), und der Mensch betet nicht mehr an, sondern bereitet sich zum Kampf.

Unter die Plätze, die ganz besonders die Hauptverhältnisse im Innern Finnlands repräsentiren, sowohl was Lokalität als die Sitte und den Zustand seiner Bewohner betrifft, dürfte mit Recht der abgesondert liegende, eben so dürftige als schöne Sprengel von Saarijärwi gerechnet werden. Was er im Kleinen ist, das ist das innere Land mit wenigen Abweichungen im Großen. Eigenthümlich und nur hier anzutreffen, wie die Natur, die ihn umgiebt, ist die Lebensweise des Saarijärwen. Dem Badehause, seinem einzigen und unentbehrlichen Luxusartikel, sowohl an Form als in der vorherrschenden grauen Farbe gleichend, nur dem Raume nach größer, ist auch die Rauchstube, die er bewohnt. Ihr Inneres bietet dem Fremden ein überraschendes Bild dar. Wände und Dielen, von unförmlichen Kiefernklötzen und Planken zusammenge-

*) Bekanntlich die Riesen in der Mythologie des Nordens, die gegen die Götter und auch oft gegen die Menschen feindlich auftraten.

fügt, sind kohlschwarz, die ersteren von Rauch, die letzteren von Allem, was seit Jahren vergebens auf eine Scheuerung wartet. Das Dach ist selten sichtbar: es ist durch eine Rauchwolke verborgen, die als ein schwarzgrauer Dampf sieben bis acht Fuß in der Höhe hängt und Alles überschattet, ohne beschwerlich zu fallen. Dann und wann durchbricht diesen Nebel ein Sonnenstrahl, welchen der Tag durch den weiten Rauchfang des Daches sendet, und mitunter, jedoch selten, blickt auch ein Stern herein. Fenster giebt es nicht, nur Schaulöcher, die nach Bedarf geöffnet oder geschlossen werden können. Um die Eigenthümlichkeit eines solchen Wohnungsraumes recht zu fassen, muß man ihn an einem Winterabend sehen. Der Ofen-Heerd, „das Heiligthum des Zimmers", in Styl und Architektur unseren alten Finnischen Meilenzeichen ähnlich, steht dann in seiner vollen Verklärung. Ein ungeheures Feuer von großen Fichtenklötzen flammt darauf und wirft einen blendenden Schein in der Stube umher, die außerdem durch eine Pertfackel beleuchtet wird, welche an der Wand oder in den Ritzen der Diele stehend, befestigt ist. In diesem Halbdunkel rührt sich oder ruht meistens eine zahllose Menschenschaar. Weiber sitzen an ihrem Spinnrocken oder beschäftigen sich mit dem Backtrog und der Grütze, die Männer machen Körbe, Schlitten, Schneeschuhe und dergleichen, Bettler und Einlieger strecken sich vor dem Feuer, und der stehende Unterhaltungs-Artikel in der Gemeinschaft einer Stube, die Pertbeleuchtung (Pert bedeutet trockene Holzspäne, die als Licht dienen) wird von einem Greise besorgt, der mit emsiger Geschäftigkeit die dünnen Holzspeile in noch dünnere Stifte theilt. Die Kinderschaar ist gewöhnlich auf die Klötze an der Wand in die Höhe gekrochen, wo sie mit den Zirpchen in Gemeinschaft lebt und mit ihnen um die Wette schreit; an der langen Krippe nahe an der Thür erfreut sich das Pferd des Hauses bei Häcksel der Wärme und Gesellschaft, während der Hahn, wenn er sich noch nicht zur Ruhe begeben hat, seinen Gönnern in jedem Winkel des Zimmers Visiten macht und mit Allen vertraut zu seyn scheint. So sieht mit mehr oder minderer Abweichung eine Finnische Rauchstube am Winterabende aus. Glaubt Jemand alle Annehmlichkeit aus einem solchen Wohnort verbannt, so irrt er sich; nicht bloß der hier Geborne, sondern auch der unter ganz anderen Verhältnissen Aufgewachsene kann sich wohl darin befinden. Die schwarze Diele hört auf schmutzig zu seyn, wenn sie gar keinen Schimmer ihrer verschwundenen Reinheit mehr verräth; man glaubt auf schwarzem Boden, nicht mehr auf unreinen Brettern zu stehen, und es macht sich hier die Eigenheit in der menschlichen Meinung geltend, auch einen minderen Putz zu dulden, sofern er nicht gegen einen daneben stehenden größeren kontrastirt. Der Gebirgsbauer lebt nicht in einer mühelos nachgeahmten Verfeinerung; er bivouakirt in der Wildniß; und wer, wenn er aus der Winterkälte an das warme, gastfreundliche Feuer tritt, fragt danach, ob der Wetterschirm, der ihn umgiebt, schwarz oder weiß ist, ob der Grund, auf dem er steht, gefegt ist oder nicht?

Als ein Theil der Bevölkerung in einem solchen Finnischen Rauchhause oder vielmehr Schuppen sind Bettler und Einlieger zu nennen; sie sind auch so gewöhnliche und wesentliche Inventarien in der Hauswirthschaft, daß jeder von ihnen eine nähere Beschreibung erfordert. Der Einlieger ist der Finnischen Bauern zweite Schwalbe. Gleich ihr fordert er Raum für sich und die Seinen unter des Bauern Dach, erhält es gern, wie sie, und lebt wie sie von dem, was der Tag bringt. Die Miethe, die er bezahlt, besteht gewöhnlich in dem Dienst, das Holz fürs Feuer durch das Schauloch der Stube einzubringen.

Zu seinem Unterhalt, sofern er kein Handwerk kann, geht er ein wenig fischen und schießen und benutzt außerdem das eben so wenig ihm besonders bewilligte als irgendwo versagte Recht, die Rübenäcker zu jäten und sich dabei einigen Abfall zuzuwenden. Kann er sich eine Kuh anschaffen, so lebt diese, wovon des Bauern Kühe leben, und ist ein eben so privilegirter Einlieger in ihrem Stalle, als ihr Eigner in seinem Stubenwinkel. Da seine Bedürfnisse gering sind und wegen der ein für allemal angenommenen Güte des Hausbesitzers seine Ausgaben noch geringer, so ist es klar, daß er mehr als ein Anderer der bei den Finnen allgemeinen Neigung zur Gemächlichkeit und Ruhe folgen wird. Auch sieht man ihn meistens liegen und schlafen, im Winter vor dem Ofen auf einer Bank, im Sommer im Sonnenschein auf dem Felde. Ohne Zweifel ist die Menge dieser Einliegerschaft unvortheilhaft, sowohl für den Anbau des Landes im Allgemeinen, als besonders für die Wirthschaft desjenigen, unter dessen Dach sie leben; aber unverkennbar zeigt sich die Gesinnung des Volkes darin als eine edle, daß es mit dem Anspruch einer so geringen Wiedervergeltung seine enge Behausung und seinen oft dürftigen Unterhalt mit diesen seinen brod- und obdachlosen Mitbrüdern theilt. Saarijärwi kann jedweder anderen Gegend, was den Ueberfluß an solchen Personen betrifft, die Spitze bieten. Dünn bevölkert und im Vergleich noch viel dünner angebaut, mit Wildnissen, die für jeden Anbauer unzugänglich und unbenutzbar sind, erfüllt dieser Sprengel alle Bedingungen für das Aufkommen und den Fortbestand einer solchen Lebensweise.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Biographie des Teufels.

(Schluß.)

Zum heiligen Antonius brachte man einst einen jungen Mann, der besessen war: aus diesem höhnte der Teufel den Heiligen auf die empörendste Weise, er nannte ihn einen grauköpfigen Schwindler, Schwachkopf, Faullenzer, Betrüger und erklärte, er verlasse den Jüngling nicht. Da bläute der Heilige zunächst den Rücken des Kranken recht gründlich; der Teufel brüllte und fluchte höchst gemein, doch er fuhr nicht aus. Darauf flehte Antonius inbrünstig zu Gott, und dies half. Der Teufel fuhr dem Schwarzen Meere zu, und man hörte ihn schnaufend über die Felsen klettern. Im Jahre 1565 ging ein junges Mädchen zu Vervins bei Laon zu den Gräbern ihrer Verwandten, auf ihnen zu beten: ihr erschien ein Gespenst in der Gestalt eines der Begrabenen und sprach: „Ich bin dein Großvater: ich finde keine Ruh im Grabe, weil ich ohne Beichte gestorben bin; ich komme, dich zu bitten, daß du Messen für mich lesen lässest." Das Gespenst erschien mehrere Tage hinter einander, und das arme Kind wälzte sich in Todesängsten auf dem Boden, schrie entsetzlich, und der Gischt trat ihr vor den Mund. Man führte das Mädchen in die Kirche, und Louis Sourbaud, Doktor der Theologie, begann seine Beschwörungen zur Austreibung des Teufels; da setzte sich der Teufel hoch oben auf die äußersten Ränder der Chöre und warf Steine herab, so daß der Doktor Sourbaud erschreckt von seinem Vorhaben abließ. Doch der Erzbischof von Laon selbst, Herzog und Pair von Frankreich, hielt dies für eine Beschimpfung der Kirche und nahm den Faden der Beschwörungen wieder auf; bei seinen ersten Worten lachte der Teufel sehr höhnisch und begann: „Wie, Euer Gnaden wollen sich mit mir Unwürdigen befassen? zu viel Ehre für mich; in der That, es thut mir leid, daß es meinen Grundsätzen zuwider ist, Ihnen zu gehorchen, wenn ich Ihnen vielleicht später dienlich seyn kann, wenn Sie Kardinal oder Papst zu werden wünschen, so wollen wir sehen, was sich thun läßt: einstweilen wollte ich Ew. Gnaden ersuchen, ein Mittagsschläfchen zu halten, denn ich erlaube mir zu versichern, daß dieselben beim Mahle zu viel getrunken haben." Beschämt wich der Erzbischof. Da traten Tournevelles und Constans, zwei Reformirte, herzu. „Wer seyd ihr? was wollt ihr?" redete der Teufel sie an, „kann ein Teufel den anderen austreiben?" — „Wir sind Diener Christi", erwiderte Tournevelles. „Diener Christi? das ist spaßhaft, ihr gehört zu meinem geliebtesten Gesinde auf Erden, ihr habt es fast weiter gebracht als ich selbst." — Constans stimmte die Psalmen Marots an, da lachte der Teufel noch lauter, „wozu mich mit diesem Zeuge langweilen?" sprach er, „das hab' ich selbst gemacht, ich hoffe, daß es mir gelungen ist." — Die Beiden standen rathlos, da mischte sich zum Glück die Jungfrau Maria in die Sache, und der Teufel fuhr unter schrecklichem Sausen aus, er fuhr quer durch die Wölbung der Kirche und riß mehrere Backsteine vom Dache. So hat der Teufel im sechzehnten Jahrhundert schon viel dem Harlekin entliehen.

Bisher haben wir nur den Teufel betrachtet, wie er den Menschen Schlingen legt und sie ins Verderben lockt; jetzt haben wir dem entgegengesetzten Spiele zuzusehen und die Menschen zu betrachten, die den Teufel durch Beschwörungen an sich locken und mit ihm einen Bund schließen. Jeder Zauberer, jede Hexe steht mit dem Teufel im Bunde; sie verkaufen ihm die Seele, und er muß dafür, so lange sie auf Erden sind, ihnen die größten Dienste leisten. Albert der Große erhielt von ihm auf diese Weise den Schlüssel zu den Geheimnissen der Natur, der Abt Tritheim im vierzehnten Jahrhundert den Schlüssel zu dem Verständniß der menschlichen Seele, Faust zur gesammten Wissenschaft. Falstaff verkauft dem Teufel seine Seele für eine Flasche Wein und einen gebratenen Kapaunschenkel. Cornelius Agrippa erhält eine tiefe mysteriöse Philosophie von ihm. Ludwig Gauffredi von Marseille übergiebt sich ihm, um in allen Frauen durch bloßes Anhauchen Liebe erwerben zu können. Sogar noch im Jahre 1778 verkaufte sich ein Pariser Bedienter, der alles Geld im Spiel verloren hatte, dem Teufel für zehn Thaler, um neuen Einsatz zu haben; und um dieselbe Zeit übergab sich ihm in England Robert Dugdale, welcher der beste Tänzer von Lancashire zu werden wünschte, damit er ihm zur Erreichung dieses Ziels behülflich sey.

Sobald der Teufel nun einen Vertrag der Art mit dem Menschen schließt, erfüllt er seine Verpflichtungen auf das gewissenhafteste. Der Stolze verleugnet seine Natur, er läßt allerlei Spiel mit sich treiben, läßt sich in Kasten, Büchsen und Flaschen einsperren; er dient Papst Sylvester, Simon dem Zauberer und Faust in Gestalt eines schwarzen Hundes und erleidet die größten Schmähungen in Hoffnung auf den künftigen Lohn. Der Unglückliche, welcher sich dem Teufel verkaufte, hatte einen Schein auszustellen, der auf eine gewisse Zeit lautete und mit seinem eigenen Blute geschrieben war. Die Legende von Theophilus, die viele Jahrhunderte hindurch überliefert wurde, zeigt, daß dieser Glaube bis nahe an den Ursprung des Christenthums hinaufreicht. Zum Glück gelang es der Kirche oft, den Bösen zum Abstehen von seinen Rechten zu zwingen.

Alle Jahre am Johannistage, wie alle Wochen in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag, lud der Teufel seine irdischen Anhänger, die Giftmischer, Mörder, Ketzer, Juden, zu einem festlichen Gelage, dem Hexensabbath. Um ihnen die Unbequemlichkeit der Reise zu sparen, gab er ihnen eine Salbe, mit der sie sich nur zu bestreichen brauchten, und sie flogen, auf einem Besen reitend, mit der Schnelligkeit des Gedankens durch die Lüfte. Diese Lehre von den Hexensabbathen weiß man erst im dreizehnten Jahrhundert mit Sicherheit nachzuweisen. Die Einheit der Zeit und des Orts wird in diesen phantastischen Dramen auf das strengste bewahrt, die Zeit ist stets Nacht, und der Ort wildes Gehölz, mit Ruinen und wo möglich mit Blutspuren von früheren Morden bedeckt. Satan präsidirt bei der Festlichkeit, er sitzt auf einem Throne und erscheint hier, seiner Natur gemäß, in den widerlichsten Gestalten, meist als ungeheure Kröte, oder als übel duftender Bock. Flüche und Gotteslästerungen sind die Festgesänge, die stehende Toilette aber ist vollkommene Nacktheit. Zum Schluß fällt die ganze Versammlung vor dem Teufel nieder und betet ihn an.

Doch weiche von uns, Satan, laß uns noch einen Blick auf deine süße Verwandtschaft, die Feen, Kobolde, Sylphen, Irrlichter, werfen. Die Feen theilen im Norden die höchste Gewalt mit Artus und Merlin; sie sind Königinnen voll liebenswürdiger Thorheiten und reizenden Eigensinns, sie tragen als Scepter ein Stäbchen von Elfenbein, und wenn der Frühling wiederkehrt und die ersten Düfte aufsteigen, lassen sie sich in einer Perlenmuttermuschale von Schmetterlingen durch die Luft ziehen. Da fängt Alles im weiten Lande zu lachen, zu blühen und zu singen an. In der Nacht streuen sie Thautropfen in die liebedurstenden Blüthenkelche und weben Liebesgebilde in die einsamen Träume der Mädchen. Sie lieben Musik und Gesang; sie beschützen Wissenschaften und Künste, doch sie sind sterblich wie die Menschen, haben jedoch wie diese ein Paradies zu hoffen.

Die Altäre der antiken Penaten waren längst zertrümmert, als die Gottheiten, nur unter anderen Namen, noch ruhig fortlebten. Die Hinterlassenschaft der alten Beschützer der Wälder und Felder haben die Elementargeister der Kabala an sich genommen, und die Sylphen, die in gerader Linie von den Satyrn und Sylvanen stammen, bevölkerten noch im Mittelalter die einsamen Thäler und neckten die schönen Menschentöchter, wie ihre ruhmvollen Väter die Nymphen geneckt hätten. Die Hausgeister hingen so treu an den Menschen, daß diese, wenn sie sich ihrer entledigen wollten, weil sie gewöhnlich sehr unruhige Hausgenossen waren, sie nicht los zu werden vermochten; ein Bauer, der das Getöse seines treuen Kobolds einst nicht mehr aushalten konnte, lud seine gesammte Habe auf einen Wagen, zündete seine Hütte an und fuhr fort; indem er nun noch leise mit sich sprach, so sey es ihm endlich gelungen, den Polterer sich aus dem Wege zu schaffen, da er jetzt mit verbrennen müsse, rief dieser aus dem Schube eines Schrankes, in den er beim Ausräumen gesprungen war: Es ist doch gut, daß wir uns fortgemacht haben, sonst wären wir verbrannt.

Der träumerische Deutsche hat besonders viele Erinnerungen an jene dem Menschen freundlichen, überirdischen Wesen bewahrt. Er weiß noch viel vom Heidekind zu erzählen. In den alten Burgen am Rhein halten die Geister noch heute manch' heimliche Zusammenkunft bei Spiel und Tanz. Ein Deutscher Freiherr zog einst in den Krieg, da empfahl er dem Hausgeiste seine Frau, dieser hütete sie treu und bewahrte sie vor allen Verführungen, denen sie nicht zu widerstehen vermocht hätte, denn sie war so genußliebend wie schön; eines Tages fiel sie todt zu Boden, da rieb sie der Geist mit einer Salbe, und in wenigen Augenblicken stand sie gesunder und schöner als zuvor wieder auf.

All' diese holden Zaubergestalten sind vor dem Lichte unsers Jahrhunderts verschwunden, wie die Paläste der Morgana vor der Morgenröthe zerfließen. Vom Zorne Gottes aus dem Himmel und durch den Skeptizismus der Menschen von der Erde verbannt, zog sich der Teufel in seine alte Finsterniß zurück, doch lebt er noch überall im Volksglauben, in der Poesie und Kunst fort. Ehe er die Welt verlassen, erzählt uns die Legende, wollte er noch unvergängliche Spuren seines Erdenwallens zurücklassen, und so führte er großartige Gebäude auf, in England z. B. baute er die Abtei Crowland, in Deutschland entwarf er den Plan zum Kölner Dom. Wir, die Kinder eines Jahrhunderts, welches die Existenz der Hölle selbst in Zweifel gezogen hat, fragen wenig nach ihrem unsichtbaren Beherrscher; wir nennen den Teufel täglich bei Betheurungen und Verwünschungen, doch ist der gewaltige Fürst der Nacht und des Lasters zu einer unschuldigen Redensart herabgesunken.

Auf dem Theater unserer Vorfahren trat der Teufel neben den Römischen Kaisern, den Heiligen und der Jungfrau auf. Sein Haß war der Knoten der Handlung in der Komödie, wie die Liebe in der Tragödie. Gott war auf die Rolle eines Figuranten beschränkt, er griff in die Handlung nicht ein. Es war im Mittelalter ein ungemeines Vergnügen und eine wahrhafte Ehre, an die sich ansehnliche Vorrechte knüpften, den Teufel darstellen zu dürfen; Bürger und Handwerker drängten sich zu dieser Rolle. In Chaumont war dem, welcher den Teufel gemacht hatte, acht Tage lang erlaubt, zu thun und lassen, was er wollte. Daher hat sich noch heut die sprüchwörtliche Redensart erhalten: Wenn es Gott, der Jungfrau und dem heiligen Johannes gefällt, will ich Teufel seyn und meine Schulden bezahlen. — Im Epos spielt der Teufel eine große Rolle. Er erscheint bei Dante furchtbar und grauenhaft, wie ihn das Mittelalter sich dachte; bei Milton hat er einen Theil seiner ursprünglichen Schönheit wiedererhalten, er ist beredt wie die Götter Homers und bisweilen geschwätzig wie sie.

Auch die Skulptur hat dem Teufel ihre Huldigungen gebracht; sie stellt ihn meist finster und abschreckend dar, mit Hörnern und Bocksfuß, bisweilen mit einer Larve vor dem Gesichte. In Kirchengemälden des zwölften Jahrhunderts sieht man ihn bisweilen aufrecht neben der Wage stehen, auf welcher die Werke der Verstorbenen gewogen werden, er lauert voll Habgier auf jede Regung der Zunge und sucht seine Schale listig zum Sinken zu bringen. Auf den Darstellungen der Hölle und des jüngsten Gerichts erscheint er mit dem Geräthe der Henker ausgerüstet. Eine Abbildung der Kathedrale zu Chartres zeigt ihn, wie er ganze Schaaren Verdammter mit feuriger Gabel in den ungeheuren Rachen eines Drachen treibt. Die Kirche war in den scheußlichsten Gestaltungen ihres Feindes unerschöpflich, um die Frommen von allem Verkehr mit ihm abzuschrecken. Der Drache, den der heilige Georg und der Erzengel Michael zu Boden gestürzt hatten, war natürlich Niemand anders als der Teufel selbst. Alle von Menschen verübte Gräuel wurden als Werke des Teufels dargestellt, alle Thiere von Abscheu erregender Gestalt mußten zur Versinnlichung des Teufels dienen.

IV.

Wenn wir diese bunte Mischung von Religiosität und Ruchlosigkeit, von Schrecklichem und Possenhaftem überblicken, so könnte sie uns leicht als eine rohe Anhäufung bedeutungsloser Phantasieen finsterer Jahrhunderte erscheinen; da man jedoch gewohnt ist, bei so durchgreifenden Erscheinungen tiefere Gründe als ihre Quelle aufzudecken, so wühlt man sich tief und tiefer in diese nebligen Gestaltungen hinein, und nun erkennt man hier wie bei jedem Aberglauben vernünftige Ursachen. Der Glaube an Gespenster war eine Folge des christlichen Dogma's von der Unsterblichkeit. Wenn der Geist einmal fortlebt, warum soll es ihm nicht erlaubt seyn, zur Erde, an die ihn tausend Erinnerungen knüpfen, die seine frühere Hülle birgt, bisweilen zurückzukehren? Wir belachen heute die Geistererscheinungen, und sie sind aus einer der tiefsten und heiligsten unserer Ueberzeugungen und Hoffnungen hervorgegangen. So beruht die Astrologie auf der Wissenschaft. Der Begriff des Teufels aber, den wir schon mit den frühesten Spuren der Geschichte auftreten sehen, ist zunächst aus der Wahrnehmung des Bösen in der Welt und der Leiden, welche der Mensch, oft unverschuldet, tragen muß, hervorgegangen. Brandesanes, Manes, Priscillan erhoben diesen Begriff zur Idee der Weltursache, sie machen den Teufel zum Mitschöpfer und so zu sagen zum allmächtigen Vicekönig der Welt; dies thun sie, um die Lehre von Gottes Allgüte zu retten, das Böse wird allein dem Teufel zugeschrieben, und so fallen sie, um einer Ketzerei zu entgehen, in die andere.

Ewiger Aberglauben lagert sich um das Dogma, wie Moos und Schutt um den Fuß der alten Kathedralen. Man hat die Göttlichkeit Christi, die Reinheit der Jungfrau, die Geltung der Sakramente und selbst den ethischen Werth der Evangelien geleugnet, doch den Teufel aus der Welt zu schaffen, ist bisher noch nicht gelungen. Wie Viele glauben nicht heute noch, mit ausdrücklicher Berufung auf Luther, an den Teufel, in welchem sich die sieben Sünden, die der Tod der Seele sind, verkörpert haben, und unter dessen Einfluß noch heute die Ruhmgierigen, Geizigen und sonst Uebelgesinnten stehen. Alle dauernde irdische Güter, stete Macht, unwandelbares Glück, wandellose Liebe, tiefe Wissenschaft, hoher Reichthum haben das Vorrecht, ihren Besitzer in den Verdacht eines Umgangs mit Dämonen zu bringen. Freilich tröstet sich der Christ unserer Tage, wenn er auch an den Teufel glaubt, mit der Ueberzeugung, daß auch der Teufel gewisse Gesetze respektiren müsse und darum nur dem etwas anhaben könne, der einen Einfluß von ihm erleiden will und sich dessen bewußt ist. Jedenfalls hat der Teufel während seines mehr als achtzehnhundertjährigen Reiches den Menschen mehr Schrecken eingeflößt als Gott Liebe. Mancher Heilige, dessen Geschichte wir noch heute mit Wehmuth lesen, weil er so unendlich viel vom Teufel zu leiden hatte, verdankt nur seiner Furcht vor dem Teufel, nicht seiner Liebe zu Gott, diesen seinen Nimbus. Und so ist es am Ende doch wahr, Gott bedarf, um diese störrige Welt in Ordnung zu erhalten, des Büttels?

Ch. Louandre.

China.

Callery's encyklopädisches Wörterbuch der Chinesischen Sprache.

Ein Französischer Missionair, Herr Callery, der schon in früher Jugend (vermuthlich in der Propaganda zu Rom) das Chinesische gepflegt und während siebenjährigen Aufenthalts in Canton und Makao seine weitere Vervollkommnung in dieser Sprache sich eifrigst angelegen seyn lassen, unternimmt eine wahrhaft gigantische Arbeit, die obigen Titel führen soll und, wenn der Verfasser, wie wir herzlich wünschen, ihre Vollendung erlebt, etwas in seiner Art Einziges seyn dürfte. Der vornehmste Zweck des Verf. ist nun freilich der, eine möglichst umfassende Kenntniß des unermeßlichen Sprachschatzes der Chinesen zu geben *); dessenungeachtet wird sein Werk ohne allen Vergleich mehr als ein Wörterbuch seyn, weil es außer den Wörtern und Phrasen nicht bloß die nothwendigen Erläuterungen philologischer Art, sondern auch eben so mannigfache als merkwürdige Details über historische Thatsachen, Mythen, Gebräuche, Naturprodukte u. s. w. enthalten soll, die ihm fast den Titel einer Encyklopädie des Chinesischen Reiches erwerben können.

Die Chinesische Sprache enthält in ihrer Phraseologie eine bewundernswürdige, unerschöpfliche Menge tropischer Ausdrücke, bizarrer Vergleichungen, raffinirter Combinationen, Allegorieen, Anspielungen u. s. w., die jedem Ausländer eben so viele Räthsel sind, wenn er mit Natur und Geschichte des Landes, mit Verfassung und Ceremoniell, philosophischen Sekten und Religionen, Sitten, Gebräuchen und Meinungen unbekannt ist. Ein großer Theil der uneigentlichen, gewöhnlich durch Verbindung zweier oder mehrerer Wörter gebildeten Ausdrücke ist nur Eigenthum des edleren Stils oder der höheren Büchersprache; die übrigen kommen ausschließlich oder fast ausschließlich in der Sprache des gemeinen Lebens vor. Die letztere wird von den Lexikographen der Chinesen nicht berücksichtigt; sie verwenden ihren ganzen Fleiß auf die erstere; aber auch da ist es den Meisten hauptsächlich um Feststellung und Belegung der verschiedenen Bedeutungen des Einzel-Wortes zu thun; von den auf die mannigfachste Weise durch Zusammenstellung mehrerer Grundwörter gebildeten neuen Begriffen oder umschriebenen alten nehmen sie geringe Notiz. Eine rühmliche Ausnahme von dieser Regel macht ein auf Kaiser Kanghi's Befehl zusammengetragenes und 1711 publizirtes Wörterbuch

*) Aus dem unmittelbar Folgenden wird sich ergeben, daß mit „unermeßlichem Sprachschatze" hier etwas ganz Anderes gemeint ist als die Menge der Chinesischen Schriftzeichen, in welcher ein kaum auszurottendes Vorurtheil immer noch die Haupt-Schwierigkeit des Studiums der Chinesischen Sprache sehen will.

in hundertunddreißig Bänden, welches in China selbst eine kostbare Seltenheit geworden ist. *) In diesem Werke, das Herr Callery bei seinem Dictionnaire encyclopédique hauptsächlich zum Grunde legt, sind nun die durch Zusammensetzung gebildeten Ausdrücke Hauptsache; mancher Artikel führt deren 300, 400, ja 600 auf, in welchen das leitende Wort allemal die letzte Stelle einnimmt. Man darf dreist annehmen, daß keines der bis jetzt erschienenen Chinesisch-Europäischen Wörterbücher auch nur ein Funfzigtheil dieser Phrasen aufgenommen und erklärt hat!!

Der angehende Pfleger des Chinesischen wird sich von dieser Berechnung nicht abschrecken lassen, wenn wir hinzufügen, daß viele und sehr angesehene Schriftsteller in dem Gebrauche ihrer zusammengesetzten Ausdrücke sparsam sind; daß ein sehr großer Theil der letzteren fast nur in der Poesie, in den Werken gewisser Sekten, in technologischen Büchern u. s. w. uns begegnet; daß endlich auch viele aus ihren integrirenden Bestandtheilen oder aus dem Zusammenhang sich errathen lassen. Wie dem aber sey, so bleibt in dem Chinesischen Sprachschatze von dieser Seite noch ungemein Vieles ans Licht zu fördern, und führt Herr Callery sein ganzes Werk so durch, wie man aus vorliegenden Spezimen erwarten darf, so werden die meisten Anforderungen befriedigt seyn.

Herr Callery giebt jedes leitende Wort eines Artikels in drei Schriftarten: der gewöhnlichen, der Siegelschrift und der Geschwindschrift. An der Seite steht seine Aussprache in den drei vornehmsten Dialekten des Chinesischen Reiches. Dann folgt ein den ausgedrückten Begriff oder Gegenstand betreffender erläuternder Artikel, den Personen jeder Art mit Interesse lesen können, weil er nur von Geschichte, Sitten, Kunst, Wissenschaft oder anderen allgemein interessanten Dingen handelt. Darauf werden die mit dem betreffenden Worte zusammengesetzten Ausdrücke der Reihe nach aufgeführt und von Erläuterungen aller Art begleitet. Wo es der Gegenstand zu verlangen scheint, sollen die Artikel mit sauberen Vignetten geziert werden, welche merkwürdige Orte, Gegenstände der Kunst, Werkzeuge von bizarrer Form, sonderbare Kostüme oder Naturwesen darstellen. Da unter den Verfassern Chinesisch-Europäischer Wörterbücher bis jetzt noch Keiner in China selbst Forschungen über die Naturgeschichte des Landes angestellt und in diesem Gebiete die Chinesische Nomenklatur mit der Europäischen in Rapport gebracht hat, so will der Verf. auch hier im Vereine mit ausgezeichneten Naturforschern eine ungeheure Lücke ausfüllen.

Die Erfahrung, welche der Verf. bei seinen früheren Arbeiten gemacht **), die Ausdauer, welche er bei seinen Forschungen anwendet, und die verheißene Mitwirkung verschiedener Portugiesischer, Englischer u. s. w. Sinologen flößen ihm zuversichtliche Hoffnung ein, daß er mit Ehren werde erfüllen können, was er versprochen hat.

Die erforderlichen Chinesischen Matrizen werden unter den Augen des Verfassers von den geschicktesten Graveurs der Provinz Canton gefertigt. Nach Herrn Callery's überschläglicher Berechnung wird das ganze Werk ungefähr zwanzig Bände in mäßigem Quartformate und jeder Band ungefähr sechshundert Seiten stark seyn. Alle drei Monate wird so viel herauskommen, als die Presse in einer solchen Zeit zu Tage fördern kann. Jeder Band ist für Subskribenten zu 25 Franken veranschlagt, was also für 20 Bände 500 Fr. giebt. Es sollen überhaupt 250 Exemplare abgezogen werden.

*) Von diesem riesigen Wörterbuche giebt es angeblich nur drei Exemplare in Europa: das eine ist Eigenthum des Prof. Julien in Paris; das andere befindet sich in der hinterlassenen Bibliothek Robert Morrison's und das dritte in der Bibliothek der Propaganda zu Rom. Die Königl. Bibliothek zu Berlin besitzt nur ein Supplement zu demselben aus dem Jahre 1720 (6 starke Bände). Das ganze Werk ist nicht nach Alphabetzeichen, sondern nach Laut Klassen eingerichtet, wie schon sein Titel Pei-wen-yün-fu verkündet.

**) Herr Callery ist auch Verfasser eines Systema phoneticum scripturae Sinicae (gedruckt zu Malac, 1841), worin er eigenthümliche, aber bei weitem nicht immer haltbare Ansichten über das Prinzip der Chinesischen Schriftbildung entwickelt.

***) Darmstadt, C. W. Leske.

†) Stuttgart und Tübingen, Cotta.

Mannigfaltiges.

— Der Fürst des Nicolò Machiavelli. Fast gleichzeitig sind zwei Deutsche Uebersetzungen des Principe erschienen, die eine von Dr. Karl Riedel in dessen „Bibliothek für die moderne Politik und Staatswissenschaft" ***) und die andere von Dr. Gottlob Regis †), dem geschätzten Uebersetzer des Rabelais und des Bojardo. Letzterer hat seine Arbeit mehr aus dem historisch-literarischen und Ersterer mehr aus dem politischen Gesichtspunkt aufgefaßt, und Machiavell's berühmte Abhandlung giebt sowohl zu der einen, wie zu der anderen Art der Auffassung zureichenden Stoff. Sowohl wer sich mit der Geschichte und Literatur Italiens im 16ten Jahrhundert, als wer sich mit der Politik aller Zeiten vertraut machen will, muß den Fürsten Machiavell's gelesen haben, dem der vor länger als hundert Jahren geschriebene Anti-Machiavell des Königlichen Kommentators weder in seinem historisch-literarischen Werthe, noch selbst in seinem politischen Einfluß Eintrag zu thun vermochte. Regis, dessen Uebersetzung (wie aus der Vorrede zu schließen) schon vom Jahre 1827 datirt, hat sich strenger als der andere Uebersetzer an das Kolorit und den Stil des Originales gehalten. Wir theilen hier als Probe, nach der Bearbeitung des Ersteren, einige Stellen mit:

Aus dem zweiten Kapitel: Von den erblichen Fürstenthümern.

.... „Also sage ich: daß in den erblichen, an den Stamm ihres Fürsten gewöhnten Staaten weit weniger Schwierigkeiten, sie zu behaupten, sind als in den neuen: weil schon genug ist, daß man nicht seiner Vorgänger Ordnung überschreite und dann Schritt mit den Umständen halte. Dergestalt wird sich ein solcher Fürst, wenn er nur mäßiges Geschick hat, immer in seinem Staate behaupten, wenn nicht eine außerordentliche und übergewaltige Macht ihn darum bringt; und wär' er auch schon darum gebracht, wird er ihn durch das geringste Unglück des Occupanten wieder erhalten."

Aus dem dritten Kapitel: Von den gemischten Fürstenthümern.

„Aber beim neuen Fürstenthum treten die Schwierigkeiten ein. Und erstens, wenn es nicht gänzlich neu ist, sondern nur wie ein Glied, und das Ganze gewissermaßen gemischt zu nennen, entspringt die Wandelbarkeit desselben zuvörderst aus einer natürlichen Schwierigkeit, die alle neue Regierungen theilen. Wiefern die Menschen, in Meinung, sich zu verbessern, gern ihre Herren wechseln mögen, und diese Meinung sie bewegt, gegen den Herrscher die Waffen zu kehren; worin sie sich aber gleichwohl täuschen, weil ihnen darauf die Erfahrung lehrt, daß sie sich nur verschlimmert haben, was wieder die Folge einer anderen gemeinen Natur-Nothwendigkeit ist, nach welcher man niemals umhinkann, die, über welche man neuer Fürst wird, zu kränken, sowohl durch bewaffnetes Kriegsvolk als durch unzählige andere Unbill, die einer neuen Erwerbung anhängt. So findest du nun als deine Feinde alle die vor dir, die du gekränkt hast durch Occupirung jenes Staates, und kannst dir auch die nicht zu Freunden erhalten, die dich hineinbefördert haben, weil du sie nicht befriedigen kannst in der Art, wie sie sich vorgestellt, und weil du keine starke Arzeneien gegen dieselben brauchen kannst, indem du ihnen verpflichtet bist: denn immer, sey Einer auch noch so stark durch Truppenzahl und Heeresmacht, muß er zum Einschritt in eine Provinz die Gunst der Provinzialen haben."

Bibliographie. *)

Frankreich.

Procès-verbaux des états-généraux de 1593, recueillis et publiés par A. Bernard. 4. Paris, imprim. roy. 12 fr. — Gehört zu der Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique, und zwar zur 1. Serie: Histoire politique.

S. Julien Exercices pratiques d'analyse, de syntaxe et de lexigraphie chinoise. 8. Paris, Duprat. 6 fr. (Vergl. Nr. 112 des Mag. Art. China.)

J. Crétineau-Joly Histoire des traités de 1815 et de leur exécution, *publiée sur les documens officiels et inédits*. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

Mémoires de la société médicale d'émulation de Lyon. Tome 1. 8. Lyon et Paris.

F. Magendie Recherches physiologiques — sur le liquide cephalo-rachidien. Explication des planches. Folio. 1 Bog. u. 3 Kupft. (Vergl. Nr. 75.)

J. M. G. Itard Traité des maladies de l'oreille et de l'audition. 2. éd., considérablement augmentée et publiée par les soins de l'académie roy. de médecine. 2 vol. 8. Paris. 14 fr.

É. Jacquemin L'Allemagne agricole, industrielle et politique. Voyages faits en 1840, 1841 et 1842. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

P. J. Carle Histoire de Fra Hieronimo Savonarola. 8. mit 1 Portrait. Paris. 6 fr. 50 c.

J. A. Aubenas Histoire de Mme. de Sévigné, de sa famille et de ses amis, suivie d'une notice historique sur la maison de Grignan. 8. Paris. 8 fr.

Mémoires de la société des antiquaires de Normandie. 2. série. Vol. 2. Vol. 12 de la collection. 1840 et 1841. 4. Caen et Paris. 15 fr.

Mémoires du cardinal de Retz. Édition collationnée sur les manuscrits authentiques de la bibliothèque royale (avec les fragmens restitués), augmentée de lettres inédites et de fac-similés, et publiée avec l'autorisation de M. le ministre de l'instruction publique. Tome 1. 12. Paris. 3 fr. 50 c. — Herausgeber: Gerauzey. Die Ausgabe wird 2 Bände haben.

La chevalerie: Ogier de Danemarche. Par Raimbert, de Paris. Poëme du 12. siècle, publié pour la première fois d'après le ms. de Marmoutier et le ms. 220 de la bibliothèque du roi. 2 vol. 12. Paris, Techener. 16 fr. — Herausgeber: J. Barrois. Bilden den 8. u. 9. Band der Romans des douze pairs de France. Eine gleichzeitig davon veranstaltete Quartausgabe in einem Bande (99 Ex.) ist nicht für den Buchhandel bestimmt.

L. B. Francoeur Élémens de technologie, ou description des procédés des arts et de l'économie domestique, pour préparer, façonner et tirer les objets à l'usage de l'homme. 2. (verm. u. verb.) éd. 8. Paris. 7 fr.

A. Schmoelders Essai sur les écoles philosophiques chez les Arabes, et notamment sur la doctrine d'Algazzali. 8. mit 64 Seit. Arab. Text. Paris, Didot. 7 fr. 50 c. — Der Verf., ein Deutscher, heißt vielmehr Schmoelders und gab bereits früher heraus: Documenta philosophiae Arabum. Bonnae 1836. 8.

Almanach royal et national pour l'an 1842. 8. Paris. 10 fr. 50 c.

Augustin Thierry Lettres sur l'histoire de France, pour servir d'introduction à l'étude de cette histoire. 7. éd. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

P. Baumès Nouvelle dermatologie, ou précis théorique et pratique sur les maladies de la peau, fondé sur une nouvelle classification médicale etc. 2 vol. 8. mit 7 Kupft. Lyon et Paris. 16 fr.

A. Nettement Histoire politique, anecdotique et littéraire du Journal des Débats. 2. éd. 8. Paris. 6 fr.

Mémoires et dissertations sur les antiquités nationales et étrangères; publiés par la société royale des antiquaires de France. Nouvelle série. Tome 6. 8. Paris. 8 fr.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Encyclopédie des gens du monde. Tome 17. 1. partie (Loup — Mart). — Saint Oeuvres (Tome 4). Lenne Leoni: le Secrétaire intime. — Description des machines et procédés consignés dans les brevets d'invention etc. Tome 45.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Allen u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Montag den 26. September 1842.

Schweiz.

Die Gletscher-Expedition der Herren Agassiz und E. Desor.

Bei dem Studium der Gletscher kommt man, wie auch der besondere Theil des Phänomens, das man studirt, beschaffen seyn mag, immer auf eine und dieselbe Frage zurück; nämlich auf die Frage über das Fortrücken der Gletscher. Es ist bekannt, daß die Meinungen hierüber zu jeder Zeit sehr getheilt gewesen sind. Die meisten Naturforscher haben behauptet und behaupten heutzutage noch mit de Saussure, daß die Gletscher auf ihrer unteren Fläche durch die Wirkung der Erdwärme schmelzen, und daß sie, wenn sie so ihres Zusammenhanges mit dem Boden beraubt sind, herabgleiten und in die unteren Regionen steigen. Selbst Venetz berichtet in seiner merkwürdigen Abhandlung über die Veränderung der Temperatur auf den Alpen einige Thatsachen, welche dieses Herabgleiten zu bestätigen scheinen. Die Herren Charpentier und Agassiz haben sich ihrerseits dieser Meinung widersetzt und die Behauptung aufgestellt, daß das Fortrücken der Gletscher vielmehr durch die Ausbreitung des in den Kapillarspalten des Eises täglich infiltrirten Wassers entstehe. Nach Herrn Agassiz würde ein Herabgleiten unmöglich seyn, weil die Gletscher auf ihrem Grunde gefroren sind, und nach einer natürlichen Schlußfolgerung leugnet er die schmelzende Wirkung der Erdwärme. Diese Behauptung ist in der That die wahrscheinlichste, und viele Naturforscher hatten die Richtigkeit derselben anerkannt; aber es fehlte ihr an direkten Beweisen. Diese Beweise sind jetzt gefunden. Herr Agassiz sagt: wenn die Erdwärme, welche die Gletscher an ihrer Basis angeblich schmilzt, das Herabgleiten derselben dadurch bestimmt, so muß diese Wirkung in allen Jahreszeiten und unabhängig von den Oscillationen der Temperatur der Atmosphäre stattfinden; und wenn dies der Fall ist, so müssen die Gletscher im ganzen Jahre, sowohl im Sommer als im Winter, Wasser liefern. Schon de Saussure hatte denselben Schluß gemacht; um zur Gewißheit hierüber zu gelangen, begab er sich während des Winters in das Thal Chamouni und beobachtete daselbst den Zustand der Gletscher, und nicht ohne eine geheime Freude sah er ziemlich beträchtliche, wenngleich nicht so reichliche Ströme, als im Sommer sich herabgießen. Nun schien ihm die Frage gelöst zu seyn, und so hat man sie auch bisher betrachtet. Wenn man jedoch bedenkt, daß die Gletscher gewöhnlich auf dem Grunde tiefer Thäler liegen, so ist die Annahme natürlich, daß die Quellen, die in dem Innern des Berges zirkuliren, sich dorthin ergießen müssen. Das Vorhandenseyn des Wassers beweist also nicht ausdrücklich, daß es durch das Schmelzen des Gletschers entsteht. Wenn hingegen die Wirkung der Erdwärme sich im Winter wie im Sommer äußert, so muß sie sich auch auf alle Gletscher erstrecken, und keiner darf trocken seyn. Folglich würde ein einziger, der kein Wasser gäbe, hinreichen, die Theorie der tellurischen Wärme gewissermaßen umzustürzen. Ferner hat das Gletscherwasser einen von dem Quellwasser verschiedenen, eigenthümlichen Charakter; es ist immer mit Erdtheilen untermischt, die es von dem Schlamm- und Sandlager, das sich zwischen dem Gletscher und dem Felsen befindet, mit abreißt. Alle diese Eigenthümlichkeiten müssen sich auch im Winter wiederfinden, während das Quellwasser, wenn sich solches daraus ergösse, immer klar und rein bleiben mußte, sobald es sich sein Bett gebildet hätte. Dies sind die Schlüsse, welche Herr Agassiz machte; und um genaue Untersuchungen darüber anzustellen, so beschloß er, eine Winterreise nach den Gletschern des Bernischen Oberlandes zu unternehmen.

Wir theilten unseren Plan im Monat Januar dem Herrn Zybach mit, der uns jedoch davon abzurathen suchte; da er aber den festen Entschluß des Herrn Agassiz bemerkte, so versprach er, mit allen Kräften uns bei dieser Unternehmung zu unterstützen. Herr Agassiz schrieb nun im Anfange des Monats Februar seinen Führern, Jakob Leuthold und J. Währen, daß sie uns erwarten sollten.

In diesem Monate fiel dieses Mal so viel Regen, daß wir täglich unsere Hoffnung sich erneuern und wieder verschwinden sahen. Da zu dieser Zeit die Temperatur, besonders in der Schweiz, sehr unbeständig ist, so verzweifelten wir fast an der Ausführung unseres Planes. Endlich ward der Himmel heiter, die Luft war kalt, und der Horizont schien schönes Wetter anzukündigen. Wir traten daher am 8. März unsere Reise an.

In Bern und Thun erschien unser Vorhaben so sonderbar, daß uns Niemand glauben wollte, als wir sagten, wir hätten die Absicht, den Aargletscher zu besuchen. Obgleich die Ueberfahrt über den Thuner und Brienzer See im Winter sehr langwierig ist, so hofften wir dennoch in zwei Tagen den Grimsel zu erreichen. Das Postschiff, welches im Winter täglich von Thun nach Unterseen geht, war schon abgefahren, als wir in Thun ankamen. Wir mußten also eine Privatbarke miethen, um uns auf die gegenüberliegende Seite des Sees fahren zu lassen. Der See war außerordentlich hell, seine Spiegelfläche vollkommen ruhig; und die Uferberge, die sich in dem Wasser spiegelten, waren eben so unbeweglich, als die Felsenmassen, deren Bild die Fluthen zurückwarfen. Die Temperatur des Sees war, um 1 Uhr Nachmittags, + 4° des hunderttheiligen Thermometers; die Luft hatte + 8°. Man hätte es für wärmer halten können; der Himmel war ganz heiter, und in der Atmosphäre herrschte schon jene belebende Frische, die, als Vorbote des Frühlings, die Nerven viel empfänglicher macht. Die berühmte Beatushöhle, an der wir vorbeisegelten, erinnerte uns lebhaft an die reizende Legende, die sich daran knüpft. Wir sahen im Geiste diesen Apostel vor seiner Grotte knieen, für die Bekehrung seiner Mitbürger beten, und es würde uns in unserer damaligen Stimmung nicht schwer geworden seyn, an die wunderbare Geschichte seiner Prophezeiung zu glauben; denn es ist und bleibt wahr, daß Poesie und Glaube Schwestern sind.

Nach einer dreistündigen Fahrt landeten wir am Gasthofe zu Neuhaus, wo Alles wie ausgestorben war. Zum Glück trafen wir noch den Boten an, der unsere Sachen nach Interlaken transportiren konnte.

Der Brienzer See war so schön wie im Sommer. Wir sahen mit Erstaunen, daß der Schnee auf dem rechten Ufer des Sees größtentheils verschwunden war, während die Anhöhen noch weiß waren. Der Rasen hatte schon einen frühlingsartigen Anstrich, und die Bäume schienen Knospen treiben zu wollen. Dieser Kontrast fiel uns um so mehr auf, da wir nicht denken konnten, daß der Frühling in einem am Fuße der Gletscher gelegenen Thale so weit vorgerückt wäre. Später erfuhren wir, daß die mittlere Temperatur in Brienz wirklich höher ist, als in Bern. Der Gießbach, der im Sommer so wasserreich ist und dessen Geplätscher so weit tönt, war jetzt ganz stumm; wir erkannten seine Stelle nur an einigen Eisschollen, welche wie große Orgelpfeifen von dem Felsen in den See herabrollten. Dagegen entdeckten wir auf dem rechten Ufer des Sees, nicht weit von Brienz, eine große Kaskade, die aus einer Höhe von ungefähr 100 Fuß herabstürzte. Wenn ich mich nicht irre, so führt sie den Namen Brienzer Bach. Dieser Wasserfall dauert so lange, als es Schnee auf den Brienzer Bergen giebt, d. h. gewöhnlich bis zum Monat Mai; sodann hört man auf dem linken Ufer das Geräusch des Gießbaches, des Oldschibaches, des Olmerbaches u. a., so daß jeder Monat seine besonderen Wasserfälle hat.

Von Brienz reisten wir noch denselben Abend nach Meyringen, wo wir um 8 Uhr bei unserem Freunde, dem Herrn Zybach, ankamen, den wir schon im Bette fanden. Wir trafen noch alle Anstalten zur Abreise auf den folgenden Tag, und Herr Zybach versprach uns, bis an das Hospiz uns zu begleiten. Früh um 6 Uhr gingen wir in Begleitung der beiden Diener des Herrn Zybach, die unser Gepäck und unserere Lebensmittel trugen, nach dem Grimsel. Wir maßen unter der Brücke von Meyringen die Temperatur und fanden + 21° nach Celsius. Das Wasser des Flusses war etwas trüb, aber nicht so milchfarbig wie im Sommer. Zu Im Grund und in dem kleinen Dorfe Boden bei Guttannen holten wir unsere Führer J. Währen und Jakob Leuthold ab. Der Vater des Letzteren prophezeite uns kein günstiges Wetter.

Bis hierher war der Weg gut gewesen, und der Schnee war nicht zu dicht, so daß wir ohne viele Mühe reisen konnten. Nur einige von den Lawinen verschüttete Stellen machten uns Schwierigkeiten. Der Schnee der Lawinen besteht aus ungeheuren Schneebällen und ist nicht sehr fest. Man erkennt schon von fern diesen Schnee an seiner schmutzigen Farbe, die von den Erdtheilen herkommt, die von der Lawine mit fortgerissen werden. Es giebt gewisse Stellen, die, nach ihrer größeren oder kleineren Abschüssigkeit, mehr oder weniger zur Bildung von Lawinen beitragen. Auf der linken Seite des Thales, zwischen dem Urweid und dem Dörfchen Im-Boden, trafen wir die größten Lawinen an. An dieser Stelle ist eine merkwürdige Vertiefung, eine Art Kreis, der fast senkrechte Wände hat, von denen im Sommer zahlreiche Ströme herabfließen. Dieser Ort wird alle Jahre von großen Schneemassen verschüttet. Wir wünschten hierüber um so mehr Gewißheit zu haben, als wir uns oft im Sommer gefragt hatten, welcher Ursache gewisse lange Dämme zuzuschreiben wären, die den alten Moränen oder Rändern glichen, deren Physiognomie uns jedoch verdächtig zu seyn schien. Wir zweifelten jetzt nicht mehr, daß diese Dämme durch die Lawinen entständen und durch die Gewässer gebildet würden, die sich in sie ergießen. — Die Größe der Lawinen ist sehr verschieden; wir trafen einige, 100 Fuß breit und 30 Fuß dick, die im Fallen große und starke Tannen entwurzelt hatten.

Eine Stunde jenseits Guttannen war der Schnee nicht nur dichter, sondern wir waren auch genöthigt, uns einen Weg durch ihn zu bahnen. Aber statt der Kälte litten wir sehr durch die Hitze, und Herr Zybach fühlte sich dadurch so entmuthigt, daß er Abschied von uns nahm und uns der Obhut Gottes empfahl. (Schluß folgt.)

Finnland.

Der Finnische Bauer.

(Schluß.)

Das andere unentbehrliche Personal in des Bauern Rauchstube machen die Bettler aus. Zwar sind sie nicht permanent, sondern kommen und gehen, aber selten verstreicht ein Tag, wo die an größeren Straßen liegenden Höfe nicht Besuch von einem oder mehreren solcher haben, so daß man auf dieses Verhältniß Stagnelius bekannte Worte anwenden kann: „Die Idee ist ewig, nur die Schatten verschwinden.“ Der Bettler ist nichts weniger als verachtet und übersehen. Geführt vom Schicksal, wie Homer's Bettler, kommt er oft mit Frau und Kind von Hof zu Hofe, allerorts als Gast, nirgends aus Gnade aufgenommen. Der Heerd hat Wärme für ihn, wie für die Anderen; er begehrt nichts, Jeder kennt seine Bedürfnisse in voraus und hilft ihnen ab, so gut er kann. Es ist nicht die Rede davon, ihm irgend eine verschmähte Kost vorzusetzen; er ißt, wie das übrige Hausvolk, von dem besten Gericht, welches das Haus besitzt, das will heißen, von dem einzigen. Er erzählt, wenn er etwas zu erzählen hat; beliebt es ihm, mit Jemanden in der Stube zu scherzen, so thut er es; seine Kinder, wenn er solche mit sich führt, spielen mit den Kindern des Hauses. Des Abends geht er zur Ruhe, wo er einen bequemen Platz leer an der Wand findet, oder auf einer Bank, zufrieden, wenn ein Anderer die bessere Ruhestätte erhalten, und zufrieden, wenn es ihm selbst glückte, sie zu gewinnen. Will er weiter ziehen und ist selbst kränklich oder hat schwache Personen in seinem Gefolge, so spannt der Bauer nach uraltem Brauch sein Pferd an und fährt ihn und die Seinen willig und ohne Ansprüche bis zum nächsten Hofe. Auf diese Weise lebt der Bettler in Saarijärwi und unter den Finnen im Allgemeinen. Er ißt Rindenbrod, wenn der Bauer Rindenbrod ißt; sollte der Bauer von Weizenbrod leben, so wird der Bettler dieselbe Kost erhalten.

Ueber alle Beschreibung ist die Armuth, die unter dem Volk in Saarijärwi herrscht. Die sparsame, oft unnatürliche Nahrung wirkt schädlich auf seine Leibeskräfte, und Unbekanntschaft mit anderen Genüssen des Lebens, als Schlaf und Ruhe, macht, daß er sich ausschließlich an diese hält und es versäumt, für Andere zu arbeiten. Selten sieht man sein Nachdenken weiter gehen, als bis auf die nächsten Tage, und man kann sich darüber nicht wundern, weil der Unterhalt in denselben ihm schon mehr als genug nachzusinnen aufgiebt. Kein Industriezweig hat in diesem Sprengel Wurzel geschlagen, da der Absatz nur mit größter Schwierigkeit und mit Nachtheil ins Werk zu setzen wäre, vermöge des Mangels von Städten und kultivirten Ortschaften. Der Landbau hat in den Frostnächten einen schweren Feind. Viele Höfe sind am Ende des Jahres so von Allem entblößt, daß sie ihr Feld nicht besäen können. Der Bauer, wenn er so lange gehungert hat, übereilt die Aerndte und schneidet die Aehren, ehe das Korn seine Ausbildung und Reife erhalten konnte. Das Vieh, das Sommers im Grase an den Ufern der Waldbäche und in den Thälern zwischen Moräften und Felsen weidet, kaut im Winter Stroh, das wenige Stroh, das nicht selten von Stellen aus acht, zehn, ja sechzehn Meilen Entfernung hergeholt ist. Oft aber muß das Vieh mit ganz unbenutzlichem Futter aushalten. Die geringe und schwache Milch, welche die Kühe solchergestalt geben können, wird angewendet, um das bittere Rindenbrod hinabzuwürgen, das in den meisten Häusern die einzige Nahrung des Bewohners ausmacht. Man kann sich eine Vorstellung von dem Zustande dort oben machen, wenn man hört, daß nach glaubwürdigen Berichten in einem unlängst eingetretenen Frostjahr nur zwei Höfe des Kirchsprengels Brod von Roggen besaßen. Die Rede: er ißt reines Brod das ganze Jahr, oder: er ist steinreich, ist dort gleichbedeutend. Ich erinnere mich zweier Fälle, wo diese Noth mir in einer mein Gefühl tief verwundenden Gestalt begegnete. Ich kam auf einer Jagdpartie zu einem dieser großen Rauchschuppen, um dort mich auszuruhen. Die Stube war voller Kinder, außer älteren und jüngeren erwachsenen Leuten. Nahe am Ofen-Heerd befanden sich auf Stangen gerieht eine Menge braungelber Streifen von der inneren Rinde der Fichte, welche Stücken steifen Leders glichen. Ich fragte, noch ehe ich mir dieselben genau betrachtet, was das wäre, und wozu es diene? und der Hauswirth antwortete: „Lieber Herr, davon wird Brod.“ Es waren der Worte nicht mehr, aber die Meinung und der Ton, die in ihnen lagen: kennst du das nicht? o, du kennst das nicht! waren ergreifend. — Ein andermal kam ich zufällig auf eine Wiese, deren Besitzer Heu-Aerndte hielt. An den Wänden der Heuscheuer hingen die Speisekörbe der Leute, und ich öffnete aus Neugierde mehrere derselben. In allen fand ich Kuchen, die aus Rinde zusammengeknetet waren, inwendig kohlschwarz, mit einem kalkweißen Ueberstrich von Mehl auswärts, mehr fürs Auge als für den Geschmack. Außerdem enthielt nur ein Theil der Körbe eine Art Klöße, dickgesalzen oder auch bloß mit einigen Korn Salz bestreut. Man braucht sich die Schwere der Arbeit nur vorzustellen, die unter der stärksten Hitze bei solchen Erfrischungen verrichtet wird, um einen Begriff von wirklicher Noth zu erhalten und von der Stärke der Menschennatur, dieselbe zu ertragen. — Das gewöhnliche Zerstörungs-Element alles Wohlstandes und Glückes, der Branntwein, dürfte in dieser Gegend sicher nicht als durchaus verwerflich zu betrachten seyn; aber wie Viele haben wohl die Mittel, sich einer solchen Waare zu bedienen? Sieht man hier ja einmal einen Betrunkenen, so kann man überzeugt seyn, daß nicht sowohl die Sättigung am starken Getränke als die Ungewohnheit, einen so kräftigen Genuß zu vertragen, seinen Zustand herbeigeführt hat.

Aus der Behandlung, welche die Bettler beim Finnischen Volk an den erwähnten Stellen finden, kann man leicht auf seine Gastfreundschaft und sein Wohlwollen im Allgemeinen schließen. Mit weniger eigenem Hab und Gut giebt es wohl kaum ein Volk, das williger wäre, Alles zu theilen, und zugänglicher für jedes Ansprechen einer Hülfleistung. Dem Fremdling wird stets das Beste geboten, was das Haus anschaffen kann, und nur mit größter Mühe vermag man Einen dazu, eine geringe Geldvergütung für das, was man unter seinem Dache genossen, anzunehmen. — Die Nahrungssorgen, die sich ununterbrochen bei dem Bewohner von Saarijärwi anhäufen, lassen für die muntere Freude keine Zeit, die an einigen anderen Orten die Feste und Spiele des Volkes beseelt. Nur zur Weihnachts- und Mittsommers-Zeit bemerkt man einen erwachenden Sinn für Zerstreuungen. Während des Monats nach dem Christfest sammelt man sich zu Lust und Tanz, obgleich nicht so oft und so zahlreich, wie es im ganzen Norden und auch in Finnland zu dieser Zeit der glücklicher bedachten und reicheren Kirchsprengeln stattfindet. Was aber auch in des Waldbauern Hütte nicht fehlen darf, ist ein ausgedehnter Tisch, der wochenlang mit dem Besten zur Parade dasteht, was man während des herbstlangen Hungerns hat entbehren können, um nur jetzt die willkommenen Weihnachtsbesuche zu bewirthen und zu erfreuen. Keiner tritt zu dieser Zeit in eine Wohnung, dem nicht geheißen würde, sich Gutes zu thun; der Arme hat stets sein Brod getheilt, und auch für den Reichen dünkt er sich jetzt einen oder den anderen Leckerbissen zu besitzen, der nicht verschmäht werden darf. Zur Weihnachtsfeier gehört auch, daß Tisch und Bänke mit Sorgfalt geschwert und daß die Wände mit einer Masse von Pertfackrin überkleidet werden, welche darin stecken bleiben, bis sie durch das tägliche Plündern dünner werden und nach und nach gänzlich verschwinden. Die Mittsommer- (Johannis-) Nacht wird fast am frohsten von allen Festen begangen. Da brennen die sogenannten Kokko-Feuer, und mancher Schuß, den man vielleicht verschwendet hielte, wenn er auf ein Hasel- oder Schneehuhn verwendet würde, wird nun feierlichst bloß zum Staat abgeschossen. Zum Anbringen des Kokko wählt man gewöhnlich eine hohe, schon vorher halb angebrannte Kiefer auf einem nackten und dominirenden Felsrücken. Rings um dieselbe stellt man trockenes Holz und harzige, brennbare Stoffe, je höher, desto besser, und zur Mitternacht wird der ganze Stapel unter Geigenklang, Hurrahruf und Abbrennen von Schüssen angezündet. Diese Lustfeuer, in dem schönen Halbdunkel der Sommernacht weit über die Hochebenen und Thäler fort gesehen, gewähren einen überraschenden Anblick.

Der Bauer in Saarijärwi erscheint äußerlich gleichgültig und wortkarg. Seine Gemüthsart ist aber sanft, geduldig und nachgiebig. Die Armuth und der Druck, worin er lebt, haben ihn in sich verschlossen gemacht; alle Kräfte seines Wesens wirken nach Innen, so daß sie nur selten und ohne Nachdruck in äußeres Handeln übergehen. Die großartige Natur, die ihn umgiebt, hat ihm nie die Freude ihrer eigentlichen Eroberung gewährt: sie hat sich ihm stets zu hoch und unbezwingbar gezeigt, und sein Geist fristet bei ihrem Anbau ein vegetatives Leben, während seine physischen Kräfte schlummern und schwinden. Hiermit stehen zwei Umstände in nahem Zusammenhang: erstens, daß er, was auch der Fall, in hohem Grade unverstellt und ehrlich geblieben ist, denn Einfalt und Frömmigkeit gehen im Allgemeinen immer Hand in Hand; und ferner, daß er muthlos und stumpfsinnig ist und unvermögend zu allen Thaten scheinen sollte, bei denen Lebendigkeit und Fassungskraft in Frage kommen. Dennoch ist durch häufige Beispiele bestätigt, daß dieses scheinbar chaotische Wesen, wenn es unter andere Verhältnisse versetzt wurde, in kurzer Zeit Kräfte entwickelte, die sich unerschöpflich zeigten und sich schneller und geschickter anwenden ließen, als manches andere gute Geistesvermögen bei vorausgegangener Uebung.

Der genannte Sprengel ist voller Naturschönheiten, und diesen Vorzug hat er gemeinsam mit allen Gegenden höher hinauf im Lande. Nichts kann dem Gefühle mächtiger imponiren, als die weite Tiefe der unendlichen Wälder. Man wandert in ihnen, wie auf dem Boden eines Meeres, in einer ununterbrochenen einförmigen Stille, und hört bloß hoch über seinem Kopfe den Wind in den Gipfeln der Fichten oder den wolkenhohen Kronen der Föhren. Dann und wann stößt man, gleich einem Eingang in die Unterwelt, auf einen tief im Thal liegenden Waldsee, zu dessen von hohen Wänden umgebenem, mit Bäumen umgränztem Bette sich kein Windzug verirrt, und dessen ruhige Fläche nie von etwas Anderem sich kräuselt, außer von dem Spiel der in ihn fallenden Fichtenäpfel und dem Durchschwimmen eines einsam jagenden Luchses. Ein Himmel scheint sich dann tief unter den Füßen des Wanderers zu wölben, stiller als oben der, und wie beim Eingang in die Ewigkeit, däucht man sich von Göttern und Geistern umgeben, deren Gestalten man mit dem Auge sucht und deren Flüstern man jeden Augenblick mit dem Ohr aufzufangen wähnt. — Von einem anderen Felsrücken herüber hört man das Rauschen eines Waldbaches. Man geht danach hin, man scheint ganz nahe zu seyn, und sieht doch nichts Anderes als den haidekrautbewachsenen Waldboden und Stamm an Stamm von den Föhren, die er trägt, bis man auf die Weite eines Wurfes mit seinem Stocke das entgegengesetzte Ufer sich durch die Gipfel seiner Birken verrathen sieht. Erst wenn man dicht am Rand des Abhanges steht, sieht man einen Schimmer der blitzernden Wellen zwischen dem Laube, und faßt man, um sein Hinabklimmen zu sichern, die Wurzel einer Birke mit der rechten Hand, so kann man mit der linken sich auf die überhängenden

Zweige einer anderen stützen. Hat man den Bach erreicht, so sieht man über sich einen nur wenige Ruthen breiten Gürtel des Himmels und auf beiden Seiten ein undurchdringliches Gewebe von Laub und Stämmen. Gelangt man nach weiter Wanderung unter den einförmigen Bäumen einer Waldöde zuletzt an deren Gränze, so breitet sich, wie durch einen Zauber, in einem Bilde des größten Wechsels und Umfanges Landschaft an Landschaft vor dem Auge aus, mit Seen voll laubreicher Inseln und Landzungen, Gebirgsbächen, Feldern und Berggipfeln. Wunderbar sind die wechselnden Massen von Licht und Dunkel, die man mit einem einzigen Blicke umfaßt, von den fast schwarzen Tannen in den sumpfigen Thälern, dem Fichtenwald, der dieselben etwas höher schon mehr lichtet, bis zu den Birken, welche den Fuß und die Seiten des darüber aufsteigenden Berges umgeben. Eine noch größere Schönheit erhält dies Alles, wenn an einem Sommertage der Sonnenschein, durch Wolken unterbrochen, in beständig nüancirenden Lichtern darüber hinspielt.

Frankreich.

Neue Kritik der Gallschen Schädellehre.*)

Zwei Hauptsätze bilden die Grundlage der Gallschen Theorie: nach dem ersten hat das geistige Vermögen seinen Sitz ausschließlich im Gehirn; nach dem zweiten hat jede geistige Thätigkeit ein eigenes Organ im Gehirn.

Von diesen Sätzen ist der erste wenigstens nicht neu und der zweite vielleicht nicht richtig.

Daß der erste nicht neu sey, giebt Gall selbst zu. „Seit langer Zeit", sagt er, „behaupten Philosophen, Physiologen und Mediziner, daß das Gehirn das Organ der Seele ist." Die Ansicht, daß das Gehirn — entweder das ganze oder ein einzelner Theil — Sitz der Seele sey, ist in der That so alt wie die Wissenschaft. Um nur von neueren Schriftstellern zu sprechen, so zitirt Gall den berühmten Sömmering, welcher ausdrücklich sagt, daß das Gehirn das ausschließliche Werkzeug der Empfindungen, der Gedanken und Willensäußerungen ist. Er zitirt ferner Haller, der beweist, daß die Empfindung nicht da stattfinde, wo ein Gegenstand den Nerv berühre, sondern im Gehirn.

Vor Gall suchten schon Sömmering und Cuvier in der vergleichenden Anatomie Nachweise für die Beziehungen der Entwickelungen des Gehirns zu den Entwickelungen des Geistes. Cuvier schrieb: „Das Verhältniß des Gehirns zum verlängerten Rückenmark, ein Verhältniß, welches sich vortheilhafter für den Menschen als für die Thiere gestaltet, ist ein günstiges Anzeichen der Vollkommenheit des Geistes, weil es den besten Beweis giebt, daß das Organ des Denkens den Organen der äußeren Sinne überlegen ist."

Gall streitet besonders gegen Bichat, der gesagt hat: „Die Leidenschaften üben immer auf das organische und nicht auf das thierische Leben Einfluß; Alles, was dieselben zur Erscheinung bringt, bezieht sich daher auf jenes und nicht auf dieses. Die Geberde, der stumme Ausdruck der Empfindung und des Verstandes giebt dafür einen merkwürdigen Beweis: wenn wir geistige Erscheinungen, welche auf das Gedächtniß, die Einbildungskraft, die Wahrnehmung, das Urtheil u. s. w. Bezug haben, angeben wollen, so wendet sich die Hand unwillkürlich zum Kopfe; wollen wir dagegen Liebe, Haß, Traurigkeit u. s. w. ausdrücken, so sucht die Hand die Gegend des Herzens, des Magens, der Eingeweide."

Gegen diese Worte Bichat's ist gewiß viel einzuwenden; wenn er indeß sagt, daß die Leidenschaften Einfluß auf das organische Leben haben, so ist damit noch nicht gesagt, daß sie in diesem ihren Sitz haben. Bichat selbst hatte schon gesagt: „Jede Art der Empfindung hat ihren Mittelpunkt im Gehirn, denn jede Empfindung setzt einen Eindruck und eine Wahrnehmung voraus." Hinsichtlich der Unterscheidung zwischen den Theilen, in welchen die Leidenschaften ihren Sitz haben, und den Theilen, auf die sie einwirken, hätte aber Gall schon eine treffende Bemerkung bei Descartes finden können. Dieser sagt nämlich: „Obwohl die geistigen Regungen, welche die Muskeln bewegen, aus dem Gehirn kommen, so müssen wir doch den Leidenschaften den Theil des Körpers anweisen, den sie erregen. Deshalb möchte ich sagen, der Hauptsitz der Leidenschaften, so weit sie auf den Körper wirken, sey das Herz, weil das Herz am meisten von ihnen erregt wird; im Gehirn haben sie aber ihren Sitz, so weit sie die Seele afiziren, weil nur von jenem eine unmittelbare Einwirkung auf die Seele ausgeht."

Also nach Descartes' Ansicht hat die Seele ihren Sitz im Gehirn, d. h. sie empfindet im Gehirn und im Gehirn allein. Auch schloß er die äußeren Sinne von jeder Theilnahme an den geistigen Thätigkeiten aus: „Ich habe gezeigt, daß die Entfernung und die Gestalt nur durch den Verstand wahrgenommen werden, der die eine aus der anderen deduzirt. Ich kann auch nicht zugeben, daß dieser Irrthum (der Irrthum, der daher entsteht, daß ein Stock im Wasser zerbrochen erscheint) nicht durch den Verstand, sondern durch die Betastung aufgehoben werde; denn obwohl dieser Sinn uns urtheilen läßt, daß ein Stock gerade ist, so genügt dies doch nicht, um den Irrthum des Auges zu verbessern; sondern es ist außerdem auch nöthig, daß wir einen Grund haben, aus welchem wir ersehen, daß wir bei einem solchen Umstande uns vielmehr auf das Urtheil verlassen müssen, zu welchem uns die Betastung führt, als auf das, welches der Sinn des Gesichts fällt; dieser Grund kann aber nicht dem sinnlichen Vermögen zugeschrieben werden, sondern nur dem geistigen; also auch in diesem Beispiele wird der Irrthum der Sinne nur durch den Verstand verbessert."

Das Gehirn ist also der ausschließliche Sitz der Seele, und Alles, was der Empfindung angehört, selbst die Thätigkeiten, welche am meisten von einem äußeren Sinne abhängig zu seyn scheinen, ist geistige Thätigkeit.

Gall stützt sich auf Condillac, welcher nicht so streng wie Descartes ist, und sagt, alle unsere Thätigkeiten entspringen aus dem Gehirn. Aber wo Condillac dies sagt, spricht er nur elliptisch, denn er fügt noch hinzu: „Die Sinne sind nur die gelegentliche Ursache; sie empfinden nicht, sondern die Seele allein empfindet auf Veranlassung der Organe."

Wenn die Seele allein empfindet, so müssen auch das Gedächtniß, das Urtheil, die Einbildungskraft, überhaupt alle unsere Thätigkeiten in der Seele ihren Sitz haben. Descartes, Willis, Lapeyronie, Haller, Sömmering, Cuvier u. s. w. sind einstimmig der Ansicht, daß das Gehirn Sitz der Seele sey, und zwar mit Ausschließung der Sinne. Diese Ansicht ist also nicht von Gall ausgegangen.

Gall's Verdienst besteht darin, daß er die Wichtigkeit dieses Satzes besser als irgend einer seiner Vorgänger gefaßt hat, und daß er ihn zu beweisen bemüht war. Seit Gall ist derselbe herrschend geworden. Indem er jeden einzelnen Sinn betrachtet, schließt er alle Sinne von der Theilnahme an den geistigen Thätigkeiten aus. Er weist nach, daß jene sich nicht in geradem, sondern in umgekehrtem Verhältnisse zum Verstande entwickeln. Der Geschmack, der Geruch sind bei den Vierfüßlern entwickelter als bei den Menschen; das Gesicht, das Gehör sind es mehr bei den Vögeln als bei den Vierfüßlern. Das Gehirn entwickelt sich überall im Verhältniß zum Verstande. Der Verlust eines Sinnes hat noch nicht den Verlust des geistigen Vermögens zur Folge. Dieses überdauert das Gefühl und das Gehör und würde sie alle überdauern. Wird aber die Verbindung eines Sinnes mit dem Gehirn unterbrochen, so geht auch der Sinn zu Grunde. Die Zusammendrückung des Gehirns, welche das geistige Vermögen zerstört, zerstört auch alle Sinne. Weit entfernt, Organe des geistigen Vermögens zu seyn, sind die Sinnesorgane nicht einmal Organe der Sinne; sie verseben ihre Verrichtungen nur vermöge des Verstandes, und der Verstand hat seinen Sitz nur im Gehirn.

Das Gehirn ist also allein Organ der Seele. Aber ist nun das Gehirn im Ganzen Organ der Seele? Gall hat es geglaubt, eben so Spurzheim und alle spätere Phrenologen.

Und dennoch ist diese Annahme unrichtig. Nimmt man einem Thiere das kleine Gehirn, so verliert es nur die Fähigkeit der Bewegung; nimmt man ihm die vierpaarigen Anschwellungen, so verliert es nur das Gesicht; zerstört man sein verlängertes Rückenmark, so verliert es sein Athmungsvermögen und in Folge dessen das Leben. Keiner dieser Theile ist also Sitz des Geistes.

Nur das eigentliche Gehirn ist es. Das Gehirn im Ganzen, encephalon, ist also ein vielfaches Organ, und dieses vielfache Organ besteht aus vier besonderen Theilen: das kleine Gehirn oder der Sitz des Prinzips, welches die Ortsveränderung bestimmt: die vierpaarigen Anschwellungen oder der Sitz des Prinzips, in welchem der Gesichtssinn wurzelt; das verlängerte Rückenmark oder der Sitz des Prinzips, welches den Athmungs-Prozeß bestimmt; und das eigentliche Gehirn, der ausschließliche Sitz des geistigen Vermögens.

Wenn also die Phrenologen die geistigen und moralischen Fähigkeiten ins Gehirn im Ganzen setzen, so täuschen sie sich. Weder das kleine Gehirn, noch die vierpaarigen Anschwellungen, noch das verlängerte Rückenmark können als Sitz derselben angesehen werden. Dieselben haben sämmtlich im eigentlichen Gehirn ihren Sitz.

Die Frage, wo der Sitz des geistigen Vermögens zu suchen sey, hat sich also seit Gall wesentlich geändert. Gall nahm das ganze encephalon als Sitz desselben an, und es ist seitdem erwiesen worden, daß es nur im eigentlichen Gehirn zu suchen sey.

Daher entwickelt sich auch nicht das ganze Gehirn im Verhältniß zum Verstande, sondern nur das eigentliche Gehirn. Die Säugethiere haben von allen Thieren den meisten Verstand, und bei ihnen ist das eigentliche Gehirn am ausgedehntesten. Die Vögel haben die größte Bewegungskraft, und bei ihnen ist das kleine Gehirn am ausgebildetsten; die Würmer sind die apathischsten Thiere, und bei ihnen ist auch das kleine Gehirn am kleinsten u. s. w.

Wir werden also immer darauf hingeführt, daß das encephalon im Ganzen ein vielfaches Organ ist, das vielfache Thätigkeiten, Theile und Bestimmungen hat, und von dem nur ein Theil, das eigentliche Gehirn, dem Verstande angehört.

Giebt man das zu, so kann nicht mehr das ganze Gehirn, wie die Phrenologen wollen, in kleine Organe getheilt werden, in deren jedem eine besondere Fähigkeit ihren Platz finden soll, denn nicht das ganze Gehirn dient dem Verstande. Das eigentliche Gehirn allein ist Sitz des Verstandes, und demgemäß kann die Frage, ob das Organ, welches Sitz des Verstandes ist, in mehrere Organe getheilt werden kann, nur noch das eigentliche Gehirn betreffen.

Gall behauptet — und dies ist der zweite Hauptsatz seiner Lehre — daß das Gehirn in mehrere Organe zerfällt, von denen jedes eine Thätigkeit der Seele beherbergt. Er verstand unter dem Worte Gehirn das ganze Gehirn und täuschte sich. Beschränken wir aber seine Behauptung auch auf das eigentliche Gehirn, so werden wir doch sehen, daß er sich täuschte.

Neuere Erfahrungen haben gezeigt, daß man vom eigentlichen Gehirn, sowohl vorn wie hinten, sowohl oben wie seitwärts, einen ziemlich großen Theil wegnehmen kann, ohne daß das geistige Vermögen eingebüßt wird; ein ziemlich beschränkter Theil genügt also für dieses.

*) Aus dem Examen de la phrénologie, par P. Flourens. Der Verf. gehört bekanntlich zu den geachtetsten Mitgliedern der Französischen Akademie der Wissenschaften.

Andererseits schwindet und erlischt der Verstand allmälig, je nachdem diese Verminderung zunimmt; überschreitet dieselbe gewisse Gränzen, so geht er ganz zu Grunde. Das eigentliche Gehirn umschließt also in seiner Gesammtheit den vollen und ungestörten Gebrauch des Verstandes.

Ferner, sobald eine Empfindung verloren geht, gehen alle verloren; sobald eine Thätigkeit verschwindet, verschwinden alle. Es giebt also nicht verschiedene Plätze für die verschiedenen Empfindungen und Thätigkeiten. Die Fähigkeit, eine Sache zu fühlen, zu beurtheilen, zu wollen, hat an demselben Orte ihren Platz, wie die Fähigkeit, eine andere Sache zu fühlen, zu beurtheilen und zu wollen: also hat auch diese wesentlich eine Fähigkeit in einem einzigen Organe ihren Sitz.

Der Geist ist also einer.

Bei Gall findet man eben so viele besondere geistige Vermögen wie besondere Fähigkeiten. Jede Fähigkeit hat bei ihm ihre Wahrnehmung, ihr Gedächtniß, ihr Urtheil, ihren Willen u. s. w., also alle Attribute des wirklichen Geistes. Also jede Fähigkeit nimmt wahr, erinnert sich, vergleicht, ja denkt sogar.

Jede Fähigkeit ist also ein Geist, wie Gall ausdrücklich sagt: „Es giebt so viele Arten verschiedener intellektueller Vermögen wie es verschiedene Thätigkeiten giebt. Jede besondere Thätigkeit ist Intellektus oder Intelligenz. Jede individuelle Intelligenz hat ihr besonderes Organ."

Was soll aber bei so vielen Arten von individuellen Intelligenzen aus der allgemeinen Intelligenz werden? Diese wird entweder ein Attribut jeder Thätigkeit oder der kollektive Ausdruck aller Thätigkeiten oder auch das einfache Resultat ihrer gemeinschaftlichen Wirksamkeit; mit einem Worte, sie hört auf, die positive und eine Thätigkeit zu seyn, welche wir unter dem Worte Seele verstehn.

Dies ist der Geist der Gallschen Psychologie. An der Stelle des Geistes, der wesentlich einen Thätigkeit, setzt er eine Menge kleiner Intelligenzen oder besonderer und isolirter Thätigkeiten. Da ihm diese Thätigkeiten, die er ganz nach Belieben spielen läßt, die er vervielfältigt, wie es ihm gut dünkt, ihm einige Erscheinungen zu erklären scheinen, welche die gewöhnliche Philosophie unerklärt läßt, so triumphirt er.

Er sieht nicht, daß eine Erklärung: welche bloß in Worten besteht, sich zu Allem hergiebt. „Dies erklärt", sagt er z. B., „wie derselbe Mensch über gewisse Dinge ein rasches und sicheres Urtheil haben, in anderen aber dumm seyn kann; wie er für eine Art von Gegenständen eine lebendige und fruchtbare Phantasie, für andere aber eine ganz kalte haben kann." Und an einer anderen Stelle sagt er: „Man gebe den Thieren fundamentale Fähigkeiten, und man erhält den Hund, welcher leidenschaftlich jagt, die Nachtigall, welche leidenschaftlich singt u. s. w."

Freilich! Aber was ist das für eine Philosophie, die Alles mit einem Worte erklären will! Man bemerkt bei einem Thiere diesen oder jenen Instinkt, bei einem Menschen diese oder jene Anlage; flugs errichtet man eine besondere Fähigkeit und glaubt dann Wunder gethan zu haben. Aber diese Fähigkeit ist ein Wort, der bloße Name der Thatsache.

Ueberdies sprechen die Phrenologen nur von Thatsachen, welche sie zu erklären glauben, aber nicht von denen, die sie unerklärlich machen. Sie sagen nichts von der Einheit des Geistes, nichts von der Einheit des Ich, oder sie leugnen sie. Aber die Einheit des Geistes, die Einheit des Ich ist eine Thatsache des inneren Sinns.

Gall's Philosophie besteht darin, daß er jeden Modus des wirklichen Geistes in eine besondere Intelligenz verwandelt. Schon Descartes sagt: „Man will in uns so viele besondere Thätigkeiten finden, als es erkennbare Wahrheiten giebt. Ich glaube aber nicht, daß man irgend einen Nutzen aus dieser Betrachtungsweise ziehen könne; sie scheint mir vielmehr schädlich zu seyn, indem sie die Unwissenden veranlassen kann, verschiedene kleine Wesenheiten in unserer Seele anzunehmen."

Wie Gall in dem Worte Geist nur ein abstraktes Wort sieht, welches die Summe unserer geistigen Fähigkeiten ausdrückt, so sieht er auch in dem Worte Willen nur ein abstraktes Wort, welches die Summe unserer moralischen Fähigkeiten ausdrückt.

Eben so sonderbar erklärt er die moralische Freiheit oder den freien Willen. „Die moralische Freiheit", sagt er, „ist nichts Anderes als die Freiheit, sich aus Gründen bestimmen zu lassen und selbst zu bestimmen." Ferner sagt er: „Die unbegränzte Freiheit setzt voraus, daß der Mensch sich nicht nur unabhängig von jedem Gesetze halte, sondern sich auch seine eigene Natur schaffe."

Die ganze Theorie Gall's ist eine Reihe von Irrthümern. Er will, daß der Theil des Gehirns, in welchem der Geist seinen Sitz hat, in mehrere kleine Organe zerfallen soll, und begeht so einen physiologischen Irrthum: er leugnet sodann die Einheit des Geistes und betrachtet den Willen und die Vernunft als Resultate und macht sich so eines psychologischen Irrthums schuldig; er sieht endlich im freien Willen nur eine gezwungene Bestimmung und begeht so einen moralischen Irrthum.

Mannigfaltiges.

— Thomas Arnold über das Studium der neueren Geschichte. Der vor etwa zwei Monaten in Oxford verstorbene Professor, Dr. (der Theologie) Thomas Arnold, war einer der beliebtesten öffentlichen Lehrer in England. Sein Tod machte dort ungefähr den Eindruck, den uns das Ableben Schleiermacher's oder Hegel's gemacht." Den Lehrstuhl der neueren Geschichte an der Universität Oxford bekleidete er erst seit kurzer Zeit, aber schon als Rektor (Head Master) der berühmten Rugby School hatte er sich einen zahlreichen Kreis von Schülern gebildet, die von ihm enthusiasmirt waren. Als er im Herbste des Jahres 1841 seine historischen Vorlesungen an der Universität eröffnete, war das Auditorium nicht bloß von Studirenden, sondern auch von Laien, älteren und jüngeren, ja sogar — was in England wie auf dem Kontinent nicht oft vorkömmt — auch von Damen gedrängt voll. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich im Sommer-Semester 1842 dergestalt, daß Prof. Arnold, der nicht allen Anforderungen zugleich genügen konnte, seine Vorlesungen sehr bald dem Druck zu übergeben versprach. Diese liegen nun zwar in der That dem Publikum vor, aber der treffliche Gelehrte, der sie gehalten, ist bereits vom irdischen Schauplatz abgetreten, und so werden seine „Einleitenden Vorlesungen zur neueren Geschichte" ein unvollendetes Fragment bleiben, denn der Verfasser hatte die Absicht, auf diese Einleitung Vorlesungen über die neuere Geschichte selbst folgen zu lassen. In der „Inaugural-Vorlesung" beschäftigt sich der Professor zunächst mit dem, was unter neuerer Geschichte zu verstehen sey. Geschichte selbst definirt er als die Biographie einer Gesellschaft, d. h. einer solchen, die einen politischen Körper oder ein Gemeinwesen (also einen Staat) bilde; andere als Staaten-Geschichte will er nicht gelten lassen: die Geschichte von Künsten, Instituten ꝛc. ist ihm nichts mehr, als bloße Lebensbeschreibung von Individuen. Um das Studium der neueren Geschichte mit Vortheil zu treiben, räth er seinen Zuhörern, sich zuerst auf eine bestimmte Periode zu beschränken, zu diesem Behufe einige gleichzeitige Geschichtschreiber dieses Zeitraums zu lesen, und wenn man das „Skelett" oder „Fachwerk" auf diese Weise gefaßt, zu den ursprünglichen Aktenstücken, Verträgen, Statuten, Proclamationen ꝛc. überzugehen, auf die in jenen Geschichten Bezug genommen wird. „Wer auf diese Weise", sagt Dr. Arnold, „eine Periode studirt und begriffen hat, dem wird sich leicht und bald das volle Verständniß der Geschichte erschließen." — Der Studirende, der sich mit dem Leben eines Volkes bekannt machen will, soll aber nicht bloß kennen zu lernen suchen, was von den bevorzugtesten Geistern desselben ausgegangen, sondern Alles, was zu dessen Literatur, im weitesten Sinne des Wortes, gehört. Prof. Arnold drückt sich in dieser Beziehung folgendermaßen aus:

„Es giebt Schriften, die von gewöhnlichen Leuten für gewöhnliche Leute verfaßt sind, Schriften, die eben nur verfaßt wurden, weil die Beschäftigung, oder die Umstände, oder die Bedürfnisse ihrer Verfasser sie veranlaßten, zu schreiben: Werke zweiten oder dritten Ranges über Theologie, Untersuchungen zweiten oder dritten Ranges über politische, juridische, philosophische oder literarische Gegenstände, ganz gewöhnliche Geschichtswerke, Poesieen jener Art, die man unter aller Kritik zu nennen pflegt, Novellen und Erzählungen, die kein Mensch je zweimal und die nur ein gewisser, Alles verschlingender literarischer Heißhunger einmal liest. Die Zeit verleiht jedoch selbst dieser Masse von Auskehricht einen zufälligen Werth; was zeitlebens gewöhnliches Moos war, wird im Verlaufe von Menschenaltern, nachdem es jahrelang in seinem torfigen Bette gelegen, von einigem Werth als Brennmaterial und kann sowohl Licht als Wärme liefern. Eben so kann selbst aus den erbärmlichsten Machwerken einer entfernten Literatur-Periode Belehrung und Unterhaltung geschöpft werden, und der Geschichtsforscher darf dasjenige, was ihm die Zeit davon überliefert hat, nicht unbeachtet lassen."

— Die Briefe des Junius. Thomas Arnold fällt in seinen historischen Vorlesungen ein sehr strenges Urtheil über diese im vorigen Jahrhundert in England viel bewunderte politische Schrift, über deren eigentlichen Verfasser man noch heutiges Tages nicht ganz ins Klare gekommen. Arnold sagt: „Der Gedanke, daß eine Publication, die so werthlos ist, wie diese, lange Zeit eines so großen Rufes genießen konnte, muß uns mit Scham erfüllen. Nicht eine große Prinzipien-Frage wird darin verhandelt. Ja, es ist bemerkenswerth, daß mit Bezug auf das Matrosenpressen, was sicher einer der beklagenswerthesten Uebelstände unseres Landes ist und als solcher selbst von denjenigen anerkannt wird, die seine Abhülfe für durchaus unmöglich halten, Junius die bestehende Praxis auf das stärkste vertheidigt! Alles, was in seinen Briefen mit Vorliebe besprochen wird, ist rein persönlicher und partikulärer Natur; er wendet sich niemals an die bessere Seite im Menschen, sehr oft dagegen an die schlechteste. Wenn ich den Wunsch hegte, irgend einen Unbefangenen gegen alle populaire Grundsätze einzunehmen, so wüßte ich nichts Besseres zu thun, als ihm die Briefe des Junius in die Hand zu geben."

*) Introductory lectures on modern history, delivered in Lent Term 1842, with the inaugural lecture etc. By Thomas Arnold D. D., Regius Professor of modern history in the University of Oxford. — Oxford, 1842.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 116. Berlin, Mittwoch den 28. September 1842.

Ungarn.

Zur Geschichte der geistigen Entwickelung Ungarns.

Es giebt vielleicht kein Land von gleicher Ausdehnung in ganz Europa, von welchem man außerhalb seiner eigenen Gränzen so wenig weiß, als von Ungarn. In früheren Jahrhunderten war es viel zu sehr mit sich selbst, seinen inneren Fehden und dem Kampf zwischen Türkischer und Oesterreichischer Oberherrschaft beschäftigt, um an dem Europäischen Völker- und Geistesverkehr bedeutenden Antheil nehmen zu können, und jetzt ist ohne Zweifel seine politische Abhängigkeit von einem benachbarten Staat, der jedenfalls auf seine lokalen und natürlichen Vortheile eifersüchtig ist, an der Fortdauer dieser Obskurität vorzüglich schuld, während man doch zugleich zugeben muß, daß seine unvollkommene innere Einrichtung bisher nicht wenig zur Beförderung des Uebels beigetragen.

Die geographische Lage Ungarns, seine mannigfaltigen und kostbaren Naturprodukte, und vor Allem der herrliche Fluß, der das Land von einem Ende zum anderen durchschneidet, wären unter gewöhnlichen Umständen vollkommen hinreichend gewesen, es zu einer wichtigen belebten Völkerstraße zu machen; aber Krieg und Politik haben abwechselnd dazu beigetragen, diese natürlichen Quellen des National-Wohlstandes zu neutralisiren, und so war seine Laufbahn ein beständiger Kampf gegen Rückschritt, welcher die Kräfte, die es auf dem Kampfplatz Europäischen Wetteifers hätte üben sollen, verzehrte, und das ohne Fehler oder Trägheit von seiner Seite.

Es ist daher kein Wunder, daß bis auf die neueste Zeit die Ungarische Literatur ein versiegeltes Buch, außer für die Gelehrten einiger Länder, war, und daß sie nicht die allgemeine Beachtung findet, die sie mit Recht in Anspruch nehmen darf, da sie den Charakter der Nation mit ihren eigenthümlichen Lebens- und Weltansichten abspiegelt, einer Nation, die so ritterlich und edel, so tapfer und großmüthig, so enthusiastisch und phantasiereich ist. Aber das Studium der Magyarischen Sprache und Schriftsteller ist nicht allein um derer willen, deren Muttersprache sie ist, interessant; denn was die Sprache betrifft, so stimmen Alle, die mit ihrem Geist und Organismus bekannt sind, überein, daß sie nicht bloß wortreich und für große Mannigfaltigkeit und Schönheit empfänglich ist, sondern auch so melodisch, daß sie in Bezug auf den Wohlklang ihren Platz zwischen dem Italiänischen und Türkischen einnimmt und also eine der angenehmsten Mundarten der bekannten Welt ist, während zugleich ihre Grammatik schätzbare Winke zur Sprachphilosophie liefert; ihrer Literatur fehlt es keineswegs an dem Charakter der Gelehrsamkeit; ihre lyrische Poesie ist nicht bloß reichhaltig, sondern auch oft musterhaft, und ihre Werke über Geschichte, Römische und Griechische Archäologie, Philosophie und Staats- und Völkerrecht können mit großem Nutzen gebraucht werden. Unter den übrigen Nationen sind die Engländer die Einzigen, welche die Zustände und die Literatur Ungarns eines genaueren Studiums würdig fanden und durch die der, welcher das Ungarische nicht kennt, sich darüber belehren kann, so wie selbst der, welchem die einheimischen Quellen zugänglich sind, ihre Arbeiten nicht übersehen darf. Auch der folgenden Darstellung liegen daher vorzüglich Englische Schilderungen und Berichte zu Grunde, nämlich: „Die Biographieen der Magyarischen Dichter" von Dr. Bowring, „Ungarn und Siebenbürgen" von John Paget, „Deutschland, Böhmen und Ungarn" von Gleig, und „die Magyarenstadt oder Ungarn und seine Institutionen in den Jahren 1839 und 40" von der als orientalische Reisende bekannten Miß Pardoe.

Es giebt kein Land in der Welt, wo die heimische Geschichte so fleißig und allgemein getrieben wird, wie bei den Magyaren; ihre Bibliotheken wimmeln von Lateinischen, Ungarischen und Deutschen Chroniken, und man wird nicht leicht einen Gebildeten finden, der, über ein besonderes Ereigniß in der Geschichte seines Landes befragt, nicht auch die Data und Namen dazu ohne langes Besinnen anzugeben wüßte. Auch ihre dramatische Fruchtbarkeit ist erstaunlich, und man kann sagen, sie sind Dichter im Anschauen; überdies trägt ihre ganze poetische Literatur mehr oder weniger das nationale Gepräge an sich und hat einen halb kriegerischen, halb melancholischen Charakter. Dieser Zug tritt besonders in ihrer Lyrik hervor und läßt sich zum großen Theil aus einer Sitte erklären, die seit ihrer ältesten Niederlassung in Europa unter ihnen beobachtet ward (nach ihren eigenen Geschichtschreibern sogar seit Attila's Zeiten), der Sitte nämlich, die Thaten und den Ruhm ihrer Helden bei Banketten und anderen feierlichen Versammlungen zu besingen. Doch dem sey wie ihm wolle, diese alten Poesieen (wenn sie überhaupt je existirten) sind jetzt gänzlich verschwunden, und nur wenige Bruchstücke sind von jenen Gesängen vorhanden, die unmittelbar auf ihre Bekehrung zum Christenthum folgten. Das konsequente Streben, das man in einer späteren Zeit verfolgte, ihre Nationalsprache zu unterdrücken, hat vorzüglich jenen Geist der Wehmuth und der Trauer hervorgerufen, der uns aus den Gedichten ihrer patriotischsten jetzt lebenden Schriftsteller anspricht. Man betrachte z. B. die Oden von Berczenyi und einige von den lyrischen Gedichten Dobrentei's; sie gleichen dem Todeskampf des besiegten Kriegers, der, wenn ihm die Waffe in der Hand zersplittert ist und er zu Boden sinkt, körperlich halb überwunden, aber geistig unüberwindlich, fortwährend mit schon sterbender Stimme seinen Kriegsruf ausstößt und dem Schicksal trotzt, das ihn mit Vernichtung bedroht.

Minnesänger und Spaßmacher waren in alter Zeit sehr gebräuchlich unter ihnen, wie man aus den noch vorhandenen, vorzüglich Lateinischen Chroniken schließen kann, welche darthun, wie die Joculatores für einen so unentbehrlichen Hausrath eines Königlichen Hofstaats galten, daß sie häufig Landbewilligungen empfingen, die als terra joculatorum einregistrirt wurden. Der erste Ursprung des Kampfes, den die Nationalsprache Ungarns seit Jahrhunderten um ihre Existenz zu führen hat, ist auf seinen ersten christlichen König, Stephan, zurückzuführen, welcher mit mehr Eifer als Klugheit die Bemühungen seines Vorgängers, des Herzogs Geysa, und der Amazonischen Gattin desselben, Sarolta, das Volk zum Christenthum zu bekehren, fortsetzte. Um sich dem Papst dankbar zu erweisen für den Souverainetätstitel, den dieser ihm zum Lohn für die freiwillige Anerkennung seiner Oberherrlichkeit geschenkt, rief er nicht bloß fremde Priester und Ritter nach Ungarn, sondern beförderte auch den Klerus zu den höchsten Staatsämtern; zugleich führte er den Gebrauch des Latein ein, autorisirte die Abschaffung der Nationalsprache sowohl in den Kirchen, als in dem gerichtlichen Verfahren und in offiziellen Verhandlungen, und legte so mit Bewußtseyn die erste Axt an die Wurzel derselben. Doch die Unterdrückung der Sprache unter dem Volke war nicht möglich, auch müssen wir glauben, daß dies nie die Absicht des Königs war, dessen Irrthum mehr aus beschränkter Einsicht, als aus Streben, die Nationalität des Volkes zu zerstören, entsprang, denn obgleich das Latein die Sprache des Hofes, des Altars und des Rathszimmers ward, so blieb doch das Volks-Idiom im Lager, im Familienkreise und auf dem Markt herrschend, und war auch auf dem Reichstage und in den Komitats-Versammlungen erlaubt. Bei den Anreden fremder Priester und Missionaire war immer ein Dolmetscher zugegen, der ihre Reden in das National-Idiom übersetzte: auch sind noch Bruchstücke von Kriegsgesängen, anderen Liedern und geistlichen Reden in der Muttersprache übrig, während die Vorrede zu dem Dekret Koloman's im Corpus juris Hungarici ausdrücklich bemerkt, daß es aus dem Ungarischen übersetzt ist.

Im eilften Jahrhundert wurden viele bischöfliche und klösterliche Schulen gegründet, welche zur weiteren Verbreitung der fremden Sprache beitrugen. Noch mehr nahm dies überhand, als im zwölften Jahrhundert eine Menge der vornehmsten Jünglinge die Pariser Universität besuchten, wodurch aber auch die Nationalbildung gehoben ward. Im Anfang des 13ten Jahrhunderts ward das erste Studium Generale in Weszprim gegründet, welches nicht bloß für die liberalen Künste, sondern auch für Theologie und Jurisprudenz Lehrstühle hatte. Es ward wiederhergestellt und verschönert von Stanislaus IV. 1287 und mit einer ausgedehnten Bibliothek und reichen Fonds begabt. Im Jahre 1367 gründete Ludwig I., der ein großer Gönner der Musen war, eine zweite Universität in Fünfkirchen und 1388 Siegismund eine dritte in Ofen.

Man sieht, daß es an Bildungs-Instituten selbst in so früher Zeit in Ungarn nicht fehlte, und daß die fremde Literatur umfassende Pflege fand; aber die Landessprache lag inzwischen kümmerlich danieder, und obgleich im folgenden Jahrhundert die Fürsten aus dem Hause Anjou viel für ihre Hebung thaten, so blieb sie doch in allen Kirchen und Staats-Angelegenheiten dem Lateinischen untergeordnet. Doch fing sie um diese Zeit an, bei Hofe adoptirt zu werden, wo das Gefolge der Königin hauptsächlich aus Ungarischen Damen bestand; nachdem die Magyarischen Barone Karl Robert gezwungen hatten, seine Neapolitanischen Höflinge zu entlassen und sich mit Eingeborenen des Landes, über das er herrschen sollte, zu umgeben. Seine beiden Gemahlinnen, Maria und Elisabeth, studirten auch die Sprache mit vielem Glück, so wie auch sein Sohn und Nachfolger Ludwig (dem die Ungarn so ergeben waren, daß sie ihm den Beinamen des Großen gaben) und sein Bruder Andreas. Ihre offiziellen Urkunden wurden alle in der Landessprache entweder vorgetragen oder wenigstens unterzeichnet, und das Testament der Königin Elisabeth

ist noch vorhanden, ebenfalls Ungarisch aufgezeichnet. Karl Robert ließ ferner die Braut seines Sohnes und seine zwei vorher bestimmten Schwiegersöhne an seinem Hofe erziehen, um sie mit der Sprache und den Sitten der Magyaren vertraut zu machen, und zeigte sich so der Krone, deren Besitz ihm so viel Kampf gekostet, nicht unwürdig. Verträge und Briefe wurden jetzt gewöhnlich in der Landessprache abgefaßt, und aus dieser Zeit schreibt sich die eigenthümliche Ungarische Eidesformel her, die noch in dem Corpus juris Hungarici steht. Der Index einer Uebersetzung der heiligen Schrift, welcher das Datum von 1382 trägt, ist noch in der Kaiserlichen Bibliothek in Wien vorhanden; später wurden mehrere Uebersetzungen der Bibel gemacht, unter anderen eine von Ladislaus Batkori, einem Mönch des Paulsordens im Jahre 1450, der sich von der Brüderschaft trennte und in eine Höhle im Gebirge zurückzog, wo er kein menschliches Wesen zuließ und sich zwanzig Jahre lang mit Uebersetzung der heiligen Schrift und einem Abriß des Lebens der vorzüglichsten Heiligen beschäftigte, und eine andere von Bertolan im Jahre 1508, während schon 1465 ein gewisser Janus Pannonius eine Ungarische Grammatik schrieb, die aber leider nicht mehr existirt.

(Fortsetzung folgt.)

Schweiz.

Die Gletscher-Expedition der Herren Agassiz und E. Desor.

(Schluß.)

In dieser Gegend, in einer Höhe von 4000 Fuß, sind die Lawinen in den Monaten Februar und März selten: man findet sie nur in den Monaten April und Mai; jetzt war der Schnee nur noch zu staubig und pulverartig. Wenn er sich zu Lawinen gestalten soll, so muß die Sonne länger auf seine Oberfläche gewirkt haben, und die Nächte müssen weniger kalt seyn. Die Oberländischen Bergbewohner unterscheiden zwei Arten von Lawinen, die Flüelawinen und die Schmelzlawinen. Die ersten, die am wenigsten gefährlich sind, werden durch das Gewicht der Schneemassen, die auf sehr schroffen Abhängen liegen, verursacht; die anderen entstehen durch die Infiltration des Wassers unter dem Schnee, wodurch er herabrollt und Alles mit sich fortreißt. In ihrem Sturze werden diese Lawinen gefährlicher als die ersten.

Bei der Handeck hatte sich der Schnee so sehr angehäuft, daß wir nur mit Mühe die Sennhütte, von der wir nur das Dach sehen konnten, entdeckten. Hier traten wir einen Augenblick ein, um uns zu erfrischen; dann besuchten wir die in der Nähe befindliche Kaskade der Handeck, die diesmal sehr klein war.

Die Handeck ist von dem Grimsel nur zwei Stunden entfernt; aber da der Schnee immer höher ward, so konnten wir nur mit Mühe vorwärts gehen. In den Fichtenwäldern vermochten wir nur sehr langsam zu schreiten. Wir fielen oft tief in den Schnee hinein. In Rätherischboden war das Wasser der Aar sehr niedrig, aber so rein und klar, daß wir glaubten, es käme aus einer Quelle, und nicht von dem Gletscher. Es führt keine jener Glimmersteinchen mit sich, welche dem Gletscherwasser die bekannte milchartige Färbung geben. Die Hitze und die Beschwerden des Weges hatten uns so erschöpft, daß wir mehrere Male ausruhen mußten, um Athem zu schöpfen. Endlich hörten wir das Gebell der Hunde aus dem Hospiz, und bald darauf sahen wir den Hospizwächter und den schönen Neufundländer Hund Barry.

Wer den Grimsel besucht hat, weiß, daß man, um in das Hospiz einzutreten, eine Treppe von 7 Fuß Höhe hinaufsteigen muß. Jetzt aber hatte der Schnee sich so sehr angehäuft, daß wir, um in das Haus zu gelangen, eine Treppe hinabsteigen mußten, welche der Wärter Jaun in den Schnee gebauen hatte. Der See des Grimsels war ganz unsichtbar; ein ungeheures Schneelager, das sich darüber ausgebreitet hatte, ließ seine Stelle nicht erkennen. Nur der Bach, der sich daraus ergießt, war im Innern des Gebäudes, unter dessen Rez-de-chaussée er hinströmt, sichtbar. Man weiß, daß die Quelle des Sees, wie viele andere Alpenquellen, eine Therme ist. Wir waren daher nicht verwundert, als wir das Wasser einige Grade über 0 fanden. Später versicherte uns Herr Zybach, daß, wie kalt es auch seyn möchte, der See nie gefröre, und daß selbst die ungeheure Schneedecke nicht auf einer Eiskruste ruhe, sondern wie eine Brücke über dem Wasser sich hinstrecke; er fügte hinzu, daß, wenn man eine Stange durch den Schnee stoße, das Wasser daraus hervorsprudele. Wir wußten nichts von dieser Eigenthümlichkeit. Vielleicht werden andere Naturforscher dieselbe einmal untersuchen.

Das Erste, was wir hier thaten, war, daß wir unsere Thermometer aufstellten. Wir waren nicht wenig erstaunt, als wir um 7 Uhr des Abends die Luft nur — 4° nach Celsius fanden, obgleich der Himmel ganz heiter war. Wir hätten gern auch noch die Feuchtigkeit der Atmosphäre gemessen; aber das Haar unseres Hygrometers war während der Reise zerrissen.

Wir gingen gleich nach dem Abendessen zu Bette, weil wir uns den anderen Morgen um 4 Uhr nach dem Abschwung begeben wollten. Unsere Führer machten uns Hoffnung, daß es vielleicht in der Nacht kälter und der Schnee härter werden würde; denn dies würde unsere Reise sehr angenehm machen. Um 3 Uhr standen wir auf. Während Jakob den Kaffe bereitete, untersuchten wir unsere Thermometer und sahen uns in unserer Hoffnung sehr getäuscht; denn das Thermometer hatte nur — 3°, während wir wenigstens — 12° bis — 15° erwarteten. Ungeachtet dieser Temperatur trug der Schnee auf dem ganzen Abhange, der von dem Hospiz nach dem Bette der Aar hinabführt; wir glaubten schon auf der harten Kruste leicht gehen zu können; aber kaum hatten wir einige Schritte in dem Thale gethan, als wir an eine Stelle kamen, wo die Kruste unter unseren Füßen nachgab. Unter dieser Kruste war der Schnee fein, trocken und körnig und wir sanken gewöhnlich bis an die Kniee hinein. Wir suchten nun die Seite des Thales wieder zu gewinnen; aber das war noch schlimmer. Wir mußten uns in unser Schicksal ergeben und langsam vorwärts schreiten. Dies war eine doppelte Strafe erstens für unsere Ungeduld, die sich an eine solche Art des Vorschreitens nicht gewohnen konnte, und zweitens für unsere Kniee, die immer an die Kruste stießen, so oft wir einsanken. Endlich wurde es nach und nach Tag, und die von der Sonne vergoldeten Gipfel der Berge vermehrten noch den Aerger, den uns der abscheuliche Weg verursachte. Trotz dieser Beschwerden war Herr Agassiz immer voran und ermuthigte durch sein Beispiel die Anderen, die ganz ermattet waren.

Um 7 Uhr kamen wir am Rande des Gletschers an; diesen Weg wären wir aber im Sommer in vierzig Minuten gemacht haben. Ich war außerordentlich müde und war so oft gefallen, daß meine Kniee sehr zerfleischt waren. Ich erklärte Herrn Agassiz, daß ich nicht weiter gehen könnte. Wenn die Ebene uns schon so beschwerlich war, wie sollte es erst auf dem Gletscher werden! Aber trotzdem wollte Herr Agassiz nicht auf meine Klagen hören; er sagte, daß die Kruste sich erweichen würde, sobald die Sonne einige Stunden darauf gewirkt hätte, und daß die Reise alsdann nicht so mühsam seyn würde. Diese Gründe machten mir Muth, und bald fanden wir, daß die Besteigung des Gletschers nicht so schwierig war, als wir es uns gedacht hatten. Der Schnee machte die Besteigung des Gletschers leichter, als es im Sommer der Fall gewesen seyn würde; denn man entdeckte nicht nur keinen Rand (keine Moräne), sondern auch die Unebenheiten und großen Spalten des Gletschers waren ganz verschwunden; wir sahen auch keine Spur von dem Flusse. Oben auf dem Gletscher entdeckten wir hier und da einige Blöcke, die aus dem Schnee hervorragten: die Oberfläche des Gletschers war viel zugänglicher, als die Ebene; daher setzten wir unsere Reise getrost weiter fort. Unsere Führer munterten uns dazu allerdings nicht sehr auf, denn sie kannten den Zustand des Gletschers im Winter eben so wenig als wir.

Unsere Reise ging sehr langsam vorwärts, wie man es sich schon von selbst denken kann. Aber wir kamen auch auf Stellen, wo der Schnee trug: dadurch konnten wir schneller gehen, und wir liefen, trotz der Ermüdung, wie Kinder auf dieser harten Oberfläche, bis der Schnee wieder unter unseren Füßen nachgab und unseren Eifer hemmte. Unsern von dem Hôtel des Neuchatelois sahen wir einen ungeheuren Block, der auf mehreren Fußgestellen ruhte und eine sehr große Höhle bedeckte, auf deren Grunde wir Eis entdeckten. Es war für uns wichtig, den Zustand des Gletschereises genau kennen zu lernen. Nachdem wir vorsichtig in diese Höhle hinabgestiegen waren, sahen wir, daß der Block eine Spalte bedeckte, die rechts in das Innere des Gletschers führte, und deren Wände denselben zauberischen Reflex hatten, den man im Sommer an ihnen bemerkt. Wir erfuhren auch zugleich, daß die Spalten nicht durch den Schnee ausgefüllt, sondern nur mit einem mehr oder weniger dichten Gewölbe überdeckt werden. Unsere Führer versicherten uns, daß das Wasser aus denjenigen, die im Sommer einiges enthalten, verschwände, theils, weil es abflösse, theils, weil es gefröre. Man mache nicht den Einwurf, daß dies ganz natürlich ist: es ist oft der Fall, daß im Sommer die mittlere Temperatur mehrerer Tage einige Grade unter 0 steht, ohne daß das Wasser der Spalten deshalb gefriert: es bedeckt sich nur des Nachts mit einer dünnen Eishaut, die am Tage wieder verschwindet. Da wir auf dem Gletscher ellipsenförmiges Eis fanden, das ganz wie gefrorene Badewannen aussah, so glaubten wir, daß das während des Sommers in den Spalten enthaltene Wasser im Winter eher gefriert, als daß es abfließt. Die Struktur des Eises war blasenartig; aber seine Oberfläche war ganz glatt, sehr hart und leicht zerbrechlich. Die Luftblasen waren ziemlich gleichförmig vertheilt und fast alle von gleicher Größe, und zwar birnförmig; aber wir sahen keine der buntfarbigen vertikalen Scheiben oder Blättchen, die Herr Agassiz später genauer untersuchte. Nachher haben wir dieses blasenartige Eis nur noch auf dem Gipfel der Jungfrau gefunden.

Wir konnten den Aargletscher unter dieser ungeheuren Schneedecke kaum erkennen. Die große Medianmoräne war mehr oder weniger verwischt und bildete nur noch eine Kante, deren Seiten weit weniger abschüssig waren, als im Sommer. Wir erreichten zuerst die nördliche Seite, und als wir den dritten Theil des Gletschers bestiegen hatten, kamen wir an der Stelle, wo die Moräne allmälig höher wird, auf seine mittägige Seite. Wir sahen hier zu unserem großen Vergnügen, daß der Weg nach und nach besser wurde. Der Schnee war so fest, daß, selbst als die äußere Kruste nachgab, wir nicht sehr tief hineinsanken. Nun zweifelten wir nicht mehr, daß wir bald am Abschwung ankommen würden. Aber ein anderes Hinderniß hielt unsere Reise auf; nämlich die Intensität des Lichtes. So wie die Sonne höher stieg, spiegelten sich ihre Strahlen so stark auf den unzähligen Krystallen dieser großen Schneegegend, daß die blauen Conservationsbrillen, die wir aufgesetzt hatten, uns zu nichts nützten. Um uns vor Erblindung zu schützen, umhüllten wir unser Gesicht mit einem doppelten Schleier, unter welchem wir wie mitten im Sommer schwitzten. Auch fanden wir hier zu unserem Erstaunen einen kleinen Schmetterling, der fröhlich uns umflatterte.

Um 11 Uhr kamen wir auf der Höhe unserer alten Wohnung an; aber wir konnten das Hôtel des Neuchatelois nicht entdecken. War der ungeheure Block, den man im Sommer schon in großer Entfernung wahrnimmt, und dessen Gipfel den Muth unserer Gäste oft wieder gestärkt hatte, ganz im Schnee vergraben? Endlich entdeckten wir, nach vielfältigem Suchen auf der

Moräne, eine Erhöhung auf der Schneekante; dies war unser Hotel. Es war ganz mit Schnee bedeckt; es würde uns viel Mühe gekostet haben, wenn wir hätten in das Innere dringen wollen; daher lagerten wir uns lieber auf dem Schnee. Agassiz war äußerst froh, daß er sich mitten auf dem Eismeere befand, das er zum Schauplatze seiner Forschungen auserkoren hatte. Die Luft war ganz heiter. Die fernen Berge sah man viel deutlicher als im Sommer. Die Bergspitzen, die den Gletscher umgeben, waren von unten bis oben mit Schnee bedeckt; nur das Finsteraarhorn war schwarz, wie im Sommer; denn es war zu steil, als daß der Schnee an seinen Seiten liegen bleiben konnte. Was den Gletscher selbst betraf, so war er in diesem Augenblicke für uns so gut wie nicht vorhanden; wir hatten vor unseren Augen nur eine sehr große Schneefläche, der zur Verschönerung die Moränen, die Spalten mit den glänzenden Reflexen, die Eiszapfen und die Wasserbäche fehlten.

Die zwei Stangen, die wir im vorigen Herbste in die Löcher des Schachtes gesteckt hatten, ragten nur einige Fuß über der Oberfläche des Gletschers hervor. Wir stiegen sodann auf den Abschwung und sahen, daß der Schnee alle hohlen Räume vollkommen ausgefüllt hatte. Wir schätzten die Höhe des Schnees an dieser Stelle auf 30 Fuß. Um Mittag kehrten wir wieder an das Hôtel des Neuchatelois zurück; und da ich sehr ermüdet war, so beschloß ich, mit einem Führer zurückzugehen. Agassiz blieb, um die Temperatur zu untersuchen. Er wollte wissen, ob sie eben so wäre, wie auf dem Grimsel. Daher steckte er seinen Thermometrograph 8 Fuß tief in den Schnee und fand nach 2 Stunden, daß das Instrument auf $-4\frac{1}{2}°$ zeigte, während die Luft $+1°$ war.

So schwer das Aufsteigen gewesen war, so leicht ward mir jetzt das Hinabsteigen. Wir sanken nur manchmal ungefähr einen halben Fuß tief in den Schnee. Das Thermometer stand immer auf 0°; in der Sonne aber war die Hitze unerträglich. Um vier Uhr holte uns Agassiz ein. Als wir am anderen Morgen im Hospiz erwachten, hatten wir heftiges Kopfweh; die Lippen und die Augenlieder waren uns geschwollen. Dennoch wollten wir weiter gehen; das Thermometer zeigte 3 Fuß tief im Schnee — 2° und in der Luft $2\frac{1}{2}°$ um 8 Uhr des Morgens.

Die thermometrischen Beobachtungen, die wir gemacht hatten, haben wir in folgender Tabelle aufgeführt:

Temperatur der Luft.

Den 11. März	um 7	U. Ab.	— 4°,1	im Hospiz des Grimsels.
„ 12. „	„ 4	„ Morg.	— 2°	ebendaselbst.
„ 12. „	„ $10\frac{1}{2}$	„ Morg.	— $1\frac{1}{2}°$	auf dem Gletscher.
„ 12. „	„ Mittag		— 0°,3	im Hôtel des Neuchatelois.
„ 12. „	„ 2	U. Nachm.	+ 1°,1	ebendas.
„ 12. „	„ 8	„ Ab.	— 3°,0	im Hospiz des Grimsels.
„ 13. „	„ 8	„ Morg.	— 2°,3	ebendas.

Die thermometrischen Beobachtungen, die auf dem St. Bernhard gemacht wurden, haben mit den unsrigen fast dasselbe Resultat. Wir schlossen daraus, daß der Schnee keine konstante Temperatur hat, sondern daß die äußere Temperatur bedeutend auf jene einwirkt.

Wir traten hierauf unsere Reise an; zu Guttannen besuchten wir den Prediger Herrn Fetscherin, der beständig ein lebhaftes Interesse an unseren Expeditionen genommen hatte. Wir sahen hier mit Erstaunen, daß der Schnee, der vorgestern in dieser Gegend so hoch lag, an vielen Stellen schon geschmolzen war. Herr Fetscherin sagte uns, daß dies im Frühling oft der Fall wäre, wenn der Föhn wehte.

Im Im-Grund hatten wir J. Währen und die anderen Führer zurückgelassen und nur Jakob nach Meyringen mitgenommen. Er sollte uns, wenn das Wetter schön blieb, den anderen Tag nach dem Rosenlauigletscher begleiten. Diese Reise sollte uns die Resultate bestätigen, die wir auf dem Aargletscher gewonnen hatten. Wir hatten die sichere Ueberzeugung erlangt, daß das Wasser, welches wir in dem Bette der Aar, in Rätherischboden und bei dem Gletscher fanden, Quellwasser war; denn es war durchaus hell und klar; und dies ist das Gletscherwasser niemals; aber wir hatten die Gränzscheide des Gletschers nicht erreicht, um die Sache genauer untersuchen zu können. Wir hofften also, daß der Rosenlauigletscher uns hierzu günstiger seyn würde. Agassiz beabsichtigte noch ein anderes Experiment zu machen. Er wollte zu beweisen suchen, daß die Gletscher den Boden und die Wände ihres Bettes glätten. Diese Thatsache, die diejenigen nicht bezweifeln, die mit Aufmerksamkeit die Gletscher studirt haben, ist jedoch von mehreren Geologen geleugnet worden, die behauptet haben, daß diese Glätte schon vor den Gletschern entstanden seyn könnte, und daß diese letzteren schon vorher geglättete Thäler bedeckt hätten. Das gleichmäßige Fortrücken fast aller Oberländischen Gletscher bot uns die beste Gelegenheit dar, diesen direkten Beweis zu liefern. Wir brauchten nur die Glätte des Felsen an einer Stelle wegzunehmen, von der wir vermuthen konnten, daß sie in kurzem von dem Gletscher bedeckt werden mußte. Wenn der Gletscher wirklich die Ursache der Glätte war, so müßte er die bezeichnete Stelle wieder glatt machen, und man könnte seine Wirkung beurtheilen, wenn er die Stelle wieder verlassen hätte. Der Rosenlauigletscher schien uns zu diesem Experiment sehr geeignet zu seyn, weil der Kalkboden, auf welchem er ruht, nicht so hart ist als die krystallinischen Felsen, welche die Grundlage der meisten anderen Gletscher bilden, und weil er deshalb der glättenden Wirkung des Eises weniger Widerstand entgegensetzen müßte. Am anderen Morgen traten wir, mit den nöthigen Instrumenten versehen, unseren Weg an.

Nicht weit von dem Wasserfall des Reichenbachs bemerkten wir die alte Moräne des Rosenlauigletschers, die das Thal entlang läuft. Dieser sonderbare Rand oder Wall sah wie eine frische Moräne aus, wie sich deren täglich an den Gletschern bilden. Wir nannten ihn die Schwendimoräne, weil zwei Sennhütten, die Schwendi heißen, auf ihrem Gipfel liegen.

Der Schnee war auf dem ganzen Abhange von Meyringen verschwunden; um so reichlicher aber lag er in dem Thal des Reichenbachs. Dieser Weg, der vorzugsweise der Gänsestrich heißt und auf dem wir im Sommer so vielen Touristen von allen Nationen begegneten, war jetzt ganz verlassen; und dennoch war er eben so schön, als im Sommer. Der Fluß war zu einem sehr kleinen Bach geworden, der nicht im Stande gewesen wäre, ein Mühlrad zu treiben; aber sein Wasser war ganz hell und rein. Um 11 Uhr erreichten wir das Gasthaus, das im Winter nicht bewohnt ist; wir setzten uns an einem Bache nieder, der neben der Sennhütte, dem Gasthaus gegenüber, herabfloß. Nachdem wir hier auf dem Schnee unser Mittagsmahl gehalten hatten, gingen wir nach dem Gletscher. Im ganzen Thale lag der Schnee sehr dicht, und wir hatten folglich einen sehr mühsamen Weg. Wir brannten vor Ungeduld, den Gletscher zu sehen, der sich immer noch zu verbergen schien. Jakob sagte, wir würden Mühe haben, den Felsen zu erreichen. Der Schnee hatte alle Tiefen ausgefüllt, und selbst die große Spalte, in welcher im Sommer der Gletscherstrom sprudelt, war mit Schneebrücken bedeckt, die sie an vielen Stellen verhüllten. Endlich bemerkten wir den blauen Wiederschein des Gletschers; und da er uns die Lösung der Aufgabe, die Agassiz sich gestellt hatte, darbot, so vergaßen wir alle Beschwerden und eilten nach der Stelle, von welcher der Strom im Sommer sich ergießt. Der Gletscher lag offen vor uns da; aber die ganze Masse war seit dem vorigem Herbste beträchtlich vorgerückt; denn er berührte die Spalte, und ein sehr großer Eisblock von mehr als 20 Fuß Höhe, Breite und Länge hatte sich von der oberen Schicht abgerissen und lag diesseits der Spalte, über die er herübergefallen war. Ungeachtet des Falles dieses Blockes war der obere Theil des Gletschers noch mehr vorgerückt, als die Basis; denn er hing über dem Bette des Stromes. Ich führe die Thatsache darum an, weil sie mir zu beweisen scheint, daß, hier wenigstens, die obere Schicht schneller gerückt war, als die unteren Schichten. Die große senkrechte Spalte, welche sich im Mittelpunkte der Gränzscheide des Gletschers befindet, war unzugänglich. Wir konnten uns dem Gletscher nur auf der rechten Seite nähern, die weniger steil war als die linke, von welcher im Sommer der Gletscherstrom herabfließt. Es war uns unmöglich, in die Höhle einzudringen; wir sahen jedoch, daß das gewöhnliche Bette des Stromes ganz trocken war; denn aus der Gränzscheide des Gletschers floß kein Tropfen Wassers; wir hätten ihn sonst bemerken müssen.

Die große Frage war jetzt entschieden; was Agassiz a priori behauptet hatte, nämlich, daß der Gletscher nicht durch die Erdwärme schmilzt, fand sich durch die Erfahrung bestätigt; denn wenn die Erdwärme wirklich die Ursache von der Schmelzung der Gletschers wäre, so müßte sie bei allen Gletschern stattfinden, und keiner dürfte davon eine Ausnahme machen. Es ist also ein natürlicher Schluß, daß die Erdwärme das Schmelzen der Gletscher nicht verursacht. Der Rosenlauigletscher bot uns zugleich den Gegenbeweis dieser Thatsache dar. Es ist nämlich bekannt, daß er an seinem Fuße durch einen großen Felsen in zwei Hälften getheilt wird. Man besucht gewöhnlich die linke Hälfte, weil sie von dem Gasthause aus die nächste ist. Diese untersuchten auch wir. Die rechte Hälfte, die eine Viertelstunde höher liegt, ist breiter und stärker; das Thal, das sie ausfüllt, ist tief, während die linke Hälfte auf einem fast platten Grunde fortrückt. Es ist daher wahrscheinlich, daß, wenn in dem Bette des Gletschers Quellen sprudeln, und wenn diese Quellen auch im Winter fließen, ihr Wasser vorzüglich der rechten Hälfte, deren Bette weiter und tiefer ist, folgen müßte. Da nun das obere Strombette sich an der linken Hälfte hinzieht, so mußten wir sein Wasser bemerken, wenn es welches enthielte. An der Stelle, wo wir waren, hörten wir wirklich das Rauschen eines kleinen Wassers; und indem wir dem Geräusch nachgingen, kamen wir an einen Ort, wo wir es sehen konnten. Es war ein reines und helles Wasser, wie dasjenige, das wir am Hospiz des Grimsels gefunden hatten; es hatte nicht jenen faden Geschmack, den gewöhnlich das Wasser der kleinen Bäche hat, die im Sommer auf dem Gletscher fließen. Es konnte also nur Quellwasser seyn: denn wenn es durch das Schmelzen der unteren Eisschichten entstanden wäre, so wäre es dem Gletscher ähnlich gewesen, und wir würden solches auch unter der linken Hälfte gefunden haben. Wir nahmen folglich als bewiesen an, daß die Gletscher im Winter kein anderes als Quellwasser geben. Diese Meinung ist übrigens nicht neu; schon Altmann hatte 1751 dasselbe gesagt, und später hatte Ziegler, der Prediger zu Grindelwald, es bestätigt. Dieser hatte auch die Beobachtung gemacht, daß, während der Strom des oberen Grindelwalder Gletschers den ganzen Winter hindurch floß, der des unteren Gletschers trocken war. Seitdem hat Niemand die Gletscher im Winter beobachtet. Die von Hugi vor kurzem herausgegebene Schrift „Ueber das Wesen der Gletscher" enthält nur Fremdartiges und berührt die eigentliche Frage fast gar nicht.

Obgleich das Eis des Rosenlauigletschers frei vor uns lag, so war dies doch nicht überall der Fall; der Ort, wo wir uns ihm nähern mußten, um unser Zeichen auf dem Felsen zu machen, war völlig verschüttet. Um den Grund zu erreichen, mußten wir erst eine Schneeschicht von 10 Fuß Höhe hinwegfegen. Diese Arbeit war leichter, als wir es dachten; nun ließ Agassiz auch ein Stück von dem Gletscher abschlagen, um genau zu erfahren, ob das Eis, wenn es fortrückte, über unser Zeichen hinaus gehen würde. In kurzer Zeit hatten wir eine Vertiefung von fast zwei Fuß in den Gletscher gehauen. Das Eis schlug sich leicht ab; aber die Hinwegnahme einer Schicht Kiessand, der sich mit dem Eise und dem Felsen vereinigt hatte, kostete uns mehr Mühe.

Diese Schicht, die in der Theorie der Gletscher sehr wichtig ist, weil sie das Instrument ist, womit das Eis seinen Grund glättet und streifig macht, war hier fast einen Fuß dick und bestand aus Eis, Kiessand und gefrorner Erde. Dennoch gelang es uns, sie hinwegzunehmen und den Felsen zu reinigen. Nun sahen wir, daß die Oberfläche vollkommen glatt war. Hierauf machten wir noch eine andere Vertiefung, an der wir später sehen wollen, wie viel Zeit der Gletscher braucht, um die Rauhheiten seines Bettes zu ebenen und zu glätten.

Jetzt, um 2 Uhr Nachmittags, gingen wir nach Meyringen zurück; von hier begaben wir uns nach Brienz und Interlaken und freuten uns über die gewonnenen Resultate.*) (Bibl. Univ. de Genève.)

Spanien.

Ein noch nicht gesehenes Wunder der Alhambrah.

Frau von Staël hat bei der Erwähnung des Namens Alhambrah Thränen vergossen, als wäre es ein Ort, an den sich für sie die Sehnsucht und die Rückerinnerung persönlicher Thatsachen knüpfen. Lange vor ihr schon ergoß sich Bewunderung und begeisterte Lobrede über dieses ehrwürdige Denkmal der mittelalterlichen Kunst und Prachtfülle, und lange nach ihr schon traut sich kein Reisebeschreiber vor die Augen der Leser, ohne einen Hymnus über dieses architektonische Wunder, und seyen es auch nur ein paar keck aufgerafft rauschgoldene Phrasen, mitzubringen. Doch ein noch nicht dagewesenes Wunder der Alhambrah ist so eben aus einem Englischen Atelier hervorgegangen, ein Kunstwerk, das alles bisher über diese gefeierte Ruine Gelieferte übertrifft.

Es ist enthalten in dem von dem berühmten Owen Jones so eben herausgegebenen Werke: Plans, elevations, sections and details of the Alhambra, from drawings by the late M. Jules Goury and Owen Jones, architect; with a translation of the arabic inscriptions and an historical notice of the kings of Granada, from the conquest of the city by the Arabs to the expulsion of the Moors, by Pascual de Gayangos. Seit Anfang dieses Jahrhunderts sind vier große Prachtwerke über die Maurischen Monumente in Spanien erschienen. 1804 kamen unter den Auspizien der Königl. Akademie zu Madrid heraus: Antigüedades arabes de España por Don Pablo Lozano, 2 Bde. Fol.; vier Jahre später erschien: Voyage pittoresque et historique en Espagne, 4 Bde. Fol.; 1816 gab Murphy seine kostbaren Arabian antiquities of Spain, gr. Fol., heraus, zu welchen gelehrte Orientalisten, wie J. Shakespear, Text und Erklärungen lieferten; und vor kurzem endlich trat der Franzose Girault de Prangey mit seinen Monumens Arabes et Mauresques de Cordoue, Séville et Grénade, gr. Fol., hervor, das von einem Versuch über die Arabische Architektur begleitet ist und welches der Orientalist Dernburg mit Erläuterungen bereicherte. Diese alle übertrifft das Jonesche Werk an Reichthum der Gegenstände der Alhambrah, weil es sich nur mit dieser beschäftigt, während die anderen ganz Spanien umfassen; aber die Künstler haben auch diesem einzigen Bauwerke eine größere und um so glücklichere Sorgfalt gewidmet. Wir haben durch die Gefälligkeit der Buchhandlung Asher Gelegenheit erhalten, dieses Prachtwerk zu bewundern.

Für das Studium der Decorationsmalerei ist es von dem größten Nutzen. Die muhammedanischen Künstler, die durch ihre Religion an der höchsten Entwickelung der schönen Künste gehindert und nur auf die niedere Sphäre der Decorationsmalerei beschränkt waren, haben mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit einen vollkommen harmonischen Styl ausgebildet, ohne die Natur direkt nachzuahmen. Ihre verwickelten Combinationen in geometrischen Figuren und erhabener Arbeit sind äußerst kunstvoll. Herr Jones hat uns die einfache Constructionsmethode, wodurch sie unendliche Variationen darstellten, und auch das Prinzip ihrer wunderbaren Plafonds erklärt. Die Farbenharmonie ist ein anderer Gegenstand, welcher wegen der Einfachheit der angewandten Mittel unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Gold, Mennige und Ultramarin sieht man gewöhnlich angewandt; grün und gelb findet man nur auf dem Mosaik-Werk, und schwarz und weiß sehr selten. Die verschiedenen Farben sind alle von gleicher Intensität. Halbe Tinten sieht man nicht. Alle Farben sind bei einer sorgfältigen Vertheilung der Figuren, harmonisch geordnet, wie auf der reichsten Stickerei.

Was den Text und die Erklärungen betrifft, so hat der Herausgeber auch darin seinen guten Geschmack gezeigt, daß er die Ausführung Herrn P. de Gayangos übertrug. Dieser Gelehrte, den die Leser des Magazins schon mehrfach kennen gelernt haben, war früher Professor der Arabischen Sprache am Athenäum zu Madrid, ist aber seit mehreren Jahren in London, wo er die erste Notabilität für diese Literatur geworden ist. Er hat in seinen Noten zu Almakkari schon vielfach die Alterthümer Granada's berührt und schon dort seine Belesenheit gezeigt. Er hat außerdem ein Exemplar von der ersten Zeichnung der Arabischen Inschriften benützt, die der Interpret Philipp's II., Castillo, im Jahre 1563 gemacht hat.

Wir benutzen die obige Angabe, daß P. de Gayangos die erste Notabilität der Arabischen Literatur in London ist, zu einem vergleichenden Blick auf drei ersten Städte der Wissenschaft, auf Berlin, London und Paris.

Paris ist seit vielen Jahren der Ort, wohin die Arabische Muse ihr Lieblingssitz verlegt hat, es ist das eigentliche Hauptquartier des Orientalismus. Der große Reichthum der Handschriften auf der dortigen Königlichen Bibliothek, der Zusammenfluß vieler Araber aus dem Orient und Nord-Afrika, die Liberalität der Regierung, die Gründung der Asiatischen Gesellschaft und ihr Journal, vor Allem aber der Einfluß de Sacy's, führten von allen Ländern Gelehrte nach Frankreichs Hauptstadt und weckten einen Wetteifer, der die schönsten Früchte trägt. Paris hat mehr gründliche Kenner des Arabischen als ganz Europa, außer Deutschland, zusammengenommen. In London dagegen will, trotz Oriental translation Fund, trotz zweier Universitäten, trotz dem, daß England so viele Millionen Muhammedaner zu Unterthanen und im alten Arabien selbst Besitzungen hat, dieses Studium nicht recht flügge werden. Und wir meinen, P. de Gayangos braucht nicht zu stolz zu seyn, wenn er für den größten oder einen der größten Arabisten in London gehalten sieht.

Berlin, das so einzig dastehende Orientalisten für die Sprachen Ost- und Süd-Asiens hat, darf, wir müssen es bedauernd sagen, sich nicht mit London im Studium der Arabischen Sprache messen wollen. Wohl kann die Universität sich mehrerer Mitglieder rühmen, die sich mit dem Arabischen eifrig beschäftigen: allein jene schriftstellerische Thätigkeit, welche zum Nutzen der Wissenschaft unbekannte Schätze aufsucht, sie öffentlich ordnet und in Umlauf setzt, ja jene Thätigkeit, welche wissenschaftliche Methoden für das Erlernen und Lehren auffindet, hat Berlin den Provinzialstädten Halle, Bonn, Greifswald u. s. w. überlassen. Der verewigte Wilken, so wenig er auch eigentlicher Philologe in den Semitischen Sprachen war, vertrat doch glorreich unsere Hauptstadt im Rathe der Weisen dieses Faches; in die Lücke aber, die sein Tod verursachte, hat sich noch kein jüngerer Genosse kühn gestellt. L.

Mannigfaltiges.

— Berichtigung zweier historischen Anekdoten. In seinen Vorlesungen bemerkt Dr. Thomas Arnold bei der Behandlung der „Kriterien historischer Glaubwürdigkeit" unter Anderem, daß die bekannte Erzählung von der Schiffsmannschaft des „Vengeur", die in dem Seetreffen vom 1. Juli 1794 ihre Flagge nicht streichen wollte und unter dem Rufe Vive la Republique! mit ihrem Schiffe unterging — eine Anekdote, die Lepoittevin in einem gelungenen Bilde verherrlicht hat — vollständig erfunden sey, und zwar von Barrère, der mit gewohnter Eitelkeit seinen an den Konvent abgestatteten Bericht über jenes Treffen auf solche theatralische Weise ausschmückte. Eben so berichtigt Dr. Arnold eine andere, die Marine betreffende Anekdote. Es wird nämlich erzählt, daß Nelson am Tage der Schlacht bei Trafalgar dem Sir Thomas Hardy auf dessen Bemerkung, daß die Ordenssterne auf seiner Admirals-Uniform diese dem Feinde besonders kenntlich machten, und daß es daher gut seyn würde, letztere gegen einen anderen Rock zu vertauschen, geantwortet haben soll: „In Ehren habe ich sie gewonnen, und in Ehren will ich auch mit ihnen sterben." Dr. Arnold bemerkt mit Recht, man lege mit dieser Antwort, die eine kindische Eitelkeit verrathen würde, dem tapferen Admiral eine wahre Rodomontade in den Mund. Nelson habe vielmehr geantwortet, er sehe dies allerdings ein (daß die Ordenssterne ihn dem Feinde kenntlich machten); es sey jedoch jetzt nicht mehr Zeit, die Uniform zu wechseln.

— Portugiesische Orthographie. Man hat der Deutschen Sprache oft den Vorwurf gemacht, daß, trotz der gründlichsten Forschungen, ihre Rechtschreibung in vielen Fällen mehr der Willkür, als einer festen Regel folge; es mag in dieser Beschuldigung etwas Wahres liegen, weil Einzelne bei einigen Wörtern mehr aus Eigensinn, als aus Prinzip eine abweichende Orthographie annehmen. Doch die Deutsche Rechtschreibung ist ein System von großer Ordnung im Vergleich mit dem chaotischen Wirrwarr der Portugiesischen Orthographie, die selbst im 19ten Jahrhundert noch nicht fest begründet ist, obgleich schon vor mehr als zweihundert Jahren Duarte Nuñez de Liao in seiner Origem da lingua portugueza vortreffliche Regeln darüber gegeben hat. Im Portugiesischen werden die Buchstaben j und g, c und s, b und v ohne Unterschied für einander gesetzt; und Briefe, selbst von den gebildetsten Portugiesen geschrieben, sind wahre orthographische Merkwürdigkeiten. So schreibt der Eine das Wort, das „That" bedeutet, richtig auto, ein Anderer acto und ein Dritter aucto; und das Wort, das Schriftsteller heißt, wird author, auctor, autor und outor geschrieben. Selbst ein gewöhnliches Wort, wie „Gewöhnlichkeit", wird commudidade und commumidade geschrieben. Es giebt hierbei keine Regel: auch macht man keinen Versuch, diese orthographische Anarchie zu stürzen. Von dem gräulichen Zustande der Portugiesischen Rechtschreibung mag uns das Wort „Salat" einen Beweis geben. Man findet es geschrieben: sallada oder selada oder salada oder salladda oder selladda oder seladda oder saladda oder çellada oder çallada oder çalada oder çelladda oder çaladda oder çeladda oder çalladda oder sillada oder çillada oder silada oder silladda oder çilladda oder siladda oder çiladda; das heißt in der That die Nichtrechtschreibung bis auf den höchsten Punkt treiben; denn selbst die schöpferischste Einbildungskraft würde neben diesen bunten Formen keine neue mehr erfinden können.

*) Der Bericht über eine zweite Expedition folgt nächstens.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Freitag den 30. September 1842.

Nord-Amerika.

John Quincy Adams' Urtheil über den Charakter des „Hamlet".

Vor einiger Zeit ist in dem „New-York mirror" ein Schreiben veröffentlicht worden, das der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten, John Quincy Adams, an den berühmten Schauspieler J. H. Hackett, vor dessen Abreise nach Großbritanien, richtete und worin der große Staatsmann und Gelehrte seine Meinung über den Charakter des Hamlet niedergelegt hat. Da diese Auffassung von Shakespeare's Meisterstück höchst originell und aus der Feder des größten Gelehrten Amerika's geflossen ist, so werden die Verehrer des unsterblichen Barden von Avon es uns Dank wissen, wenn wir ihnen diesen Brief hiermit übergeben.

Washington, den 19. Februar 1839.

Geehrter Herr! — Mit vielem Danke sende ich Ihnen hiermit Ihren Hamlet zurück; Ihre handschriftlichen Bemerkungen dazu beweisen, wie vollkommen Sie die schwindelnde Tiefe von Shakespeare's Genius ergründet haben. Wohl entsinne ich mich noch deutlich der Unterhaltung, die vor länger als sieben Jahren an Herrn Philipp Hone's gastlicher Tafel stattfand und wo, bei der zufälligen Erwähnung „Hamlet's des Dänen", meine enthusiastische Verehrung für den begeisterten — Musen-begeisterten — Barden von Avon, die in der Kindheit begonnen, ehe noch der Flaum meine Lippen verdunkelte, und die, fortbestehend durch alle Stadien des Lebens, immer das für das reifere Urtheil gewann, was mit den Jahren an Phantasie verloren gehen mußte, mich damals dergestalt hinriß, daß ich in der geistreichen und liebenswürdigen Gesellschaft meine Ansichten über den Charakter des Hamlet umständlich aussprach, bis ich zuletzt zu meiner Beschämung gewahrte, einen ungebührlichen Theil der Unterhaltung an mich gerissen zu haben. Daß meine unwillkürlichen Herzensergüsse bei dieser Gelegenheit von Herrn Hone mit Nachsicht aufgenommen wurden, daß er ihrer noch jetzt gütigst gedenkt, ist für mich eine Quelle großer Beruhigung, noch angenehmer ist es mir, daß er irgend eine meiner damals geäußerten Bemerkungen der Erwähnung gegen Sie für würdig erachtet haben sollte!

Ich halte die Tragödie „Hamlet" für das Meisterstück der Dramaturgie, für das Meisterstück Shakespeare's, ja, ich möchte fast sagen, für das Meisterstück des menschlichen Geistes! — Ich habe die Auseinandersetzung der Gründe, aus denen dies wohlüberlegte Urtheil sich gestaltete, bis jetzt dem Papiere nicht anvertraut. An der Tafel des Herrn Hone konnte ich nichts als Umrisse und Radirungen (etchings) geben; jetzt, wo ich der Morgenlampe einige Augenblicke raube, um mit einem Verehrer und würdigen Repräsentanten Shakespeare's über den Ruhm des unsterblichen Barden zu sprechen, auch jetzt kann ich nicht viel mehr als eine Skizze liefern.

Was ist Tragödie? — Es ist eine poetische Darstellung menschlicher Handlung und Leidenschaft, die durch Hülfe von Schrecken und Mitleid dahin wirken, das Herz des Zuschauers zu läutern: dieses ist, dem Inhalte nach, die Definition des Aristoteles, und Pope's schönste Zeilen, in seinem Prolog zu Cato, sind bloß eine Erweiterung derselben Idee.

Hamlet ist die Personification des Mannes; in der Blüthe des Lebens, mit einem durch Gelehrsamkeit, die er sich auf Universitäten angeeignet, ausgebildeten Geiste, der den schärfsten Verstand mit dem zartesten Gefühle in sich vereinigt, nur noch einen Schritt von dem höchsten Range entfernt, den man auf Erden einnehmen kann, und dann wieder niedergetreten, bis zur Vertilgung, von dem Gewichte eines Elends, nicht über ihn verhängt nach den gewöhnlichen Gesetzen der Natur, sondern gegen dieselben; nicht bestehend aus physischen, sondern aus moralischen Uebeln. Hamlet ist Herz und Seele des Mannes in allen ihren Vorzügen und ihren Mängeln, im verzweifelten Kampfe mit menschlichem Verbrechen sowohl, wie in der höchsten Präeminenz der Schuld. Hamlet ist durch und durch Herz und Seele! — Seine herrschenden Leidenschaften sind: kindliche Zärtlichkeit, jugendliche Liebe, männlicher Ehrgeiz; seine gebietenden Prinzipien: Sohnespflicht, großmüthige Freundschaft, Liebe — getäuscht und überwunden — Ruhm und Leben opfernd, um seinen Vater zu rächen.

Gewaltsam war sein Anrecht an den Thron zurückgedrängt und schwarze Gedanken in ihm durch die Heirat seiner Mutter mit seinem Oheim angeregt worden, eine Heirat, die so schnell dem Tode des Vaters folgte. Ferner ist sein aus Geburtsstolz und Stellung hervorgehender Ehrgeiz mit seiner Liebe im beständigen Kampfe, und obgleich er „manch' Anerbieten seiner Leidenschaft" an Ophelia gemacht und „ihr beschwerlich fiel mit Lieb' in ehrenhafter Weise", so hat er ihr doch nie einen formlichen Verrats-Antrag gemacht: er verdient ihr nichts als — Liebe, und sie, argwöhnisch gemacht durch ihren Bruder und Vater, nimmt Hamlet's Entgegenkommen mit Kälte auf. — Statt dieses Benehmen der wahren Ursache zuzuschreiben, wähnt er, sie verachte seine Zärtlichkeit. Beim Aufzählen der Leiden, die ihn zum Selbstmorde treiben, nennt er „verschmähter Liebe Qualen", und an der Geliebten macht er das erste Experiment seines Scheinwahnsinns. Er behandelt sie mit einem Gemisch heftiger, gegen einander empörter Leidenschaften, mit grober Unhöflichkeit, mit einer Rohheit, die wenig von Brutalität unterschieden ist; in einem Augenblicke liegt er anbetend zu ihren Füßen — im nächsten beleidigt er ihr Ohr mit groben Unanständigkeiten — im dritten verhöhnt er sie und giebt ihr den sarkastischen Rath, in ein Kloster zu gehen. — Und ist dies die Sprache glänzenden, mit Gemüthstiefe verbundenen Verstandes? — Ja! — Unter dem unerträglichen Drucke verschmähter Liebe, unter dem Bewußtseyn, einen Thron durch Usurpation verloren zu haben, einen Vater gemordet zu wissen von Mutter und Oheim! vor Augen zu haben die blutschänderische Ehe der beiden Verbrecher und dann — seines Vaters Geist, aus dem Jenseits erscheinend, um den Sohn zur Bestrafung der Schandthat aufzufordern! —

Die Eröffnungen der Erscheinung setzen diesem sich häufenden Elende die Krone auf, sie verwirren den glühenden, bedächtigen Geist des Hamlet! Uns wird das klar in dem Tone des Leichtsinns, den er unmittelbar nach dem Verschwinden des „gestörten Geistes" annimmt; wir sehen es in dem Entschlusse, „eine wild-lächerliche Stimmung anzunehmen." — Das soll ihm als Mittel zur Erreichung eines tödtlichen, doch wankelmüthigen Vorhabens dienen. Er will zwar den Befehl seines Vaters vollziehen, aber vorher überlegen Zeit, Ort und Gelegenheit, will den günstigsten Augenblick abwarten und inzwischen, wie zufällig, erdichteten Wahnsinn mit seinen klaren, vernünftigen Gesprächen verflechten. Und das ist es, was „die angestammte Farbe des Entschlusses krankhaft behaucht mit bleichem Schimmer des Gedankens."

Dieses beständige Wirken und Gegenwirken zwischen Geist und Herz; das Gefühl, das ihn zur Rache anspornt, und die Reflexion, welche ihn davon zurückhält, bilden jenes bewunderungswürdigste Gemälde der Menschennatur, auf ihrem höchsten Standpunkte nur wenig niedriger als Engel, und dann wieder wenig höher stehend als die Hottentotten, welches alle Theile im Charakter des Hamlet durchzieht. Seine eigenthümliche Geistesrichtung ist tiefes Nachdenken. Er grübelt über Leben, über Tod, über die Natur des Menschen, über die physische Zusammensetzung des Alls; er gefällt sich in einer umständlichen Kritik der Darstellungsweise der Schauspieler; er liest und glossirt eine Satyre des Juvenal; er witzelt mit einem witzelnden Todtengräber, erwähnt der geselligen Vorzüge eines jovialen Tischgefährten, dessen Gebeine der gute Maulwurf zu Tage fördert, als er Ophelia's Grab gräbt, und philosophirt über den Staub des Alexander, in den Spund eines Bierfasses umgewandelt! — Während dieser ganzen Zeit mahnt ihn der Befehl seines dem Grabe entstiegenen Vaters, den Mördern das Leben zu nehmen und durch die Bestrafung des Verbrechens göttliche Gerechtigkeit auszuüben. Wohl ist er fest entschlossen, diesen Befehl zu vollstrecken, hat auch öftere Gelegenheit dazu, läßt sie aber unbenutzt entwischen und macht sich hinterher Vorwürfe darüber. — Listig entdeckt und scharfsinnig vereitelt er die Mordanschläge gegen seine Person; eröffnet seiner Mutter endlich, daß er um ihr Verbrechen wisse. Höchst übereilt tödtet er Polonius, indem er vorgeblich eine Ratte erstechen will, aber selber glaubt, es gelte dem Könige, der — so vermuthet er — die Person seyn müsse, welche lauschend hinter der Tapete stand und Zeuge der furchtbaren Eröffnungen wurde, die er der Mutter machte. Als er nun entdeckt, daß der Getödtete nicht der König, sondern Polonius sey, so beginnt er seine Betrachtung, statt Reue und Gewissensbisse zu empfinden, mit einem grausamen Scherze über den Leichnam und schließt dieselbe zu seiner Vertheidigung mit einem Ausbruche des Unwillens über den erbärmlichen, vorwitzigen, zudringlichen Narren, der Thor genug war, hinter der Tapete den Horcher zu spielen. Doch ist der von ihm Getödtete der Vater derjenigen, die er bis zur Raserei liebt und deren Wahnsinn und Tod unmittelbare Folgen dieser Mordthat sind. Shakespeare hat Sorge getragen, Hamlet und Ophelia nach diesem Vorfalle, nicht zusammenzuführen. Hamlet nimmt keine Notiz davon, daß das Grab, an dem er so pathetisch und humoristisch von den Gebeinen Yorick's des Königlichen Hofnarren schwatzt, im Begriff ist, Ophelia's Leichnam zu empfangen. Später, bei der Begräbniß-Scene, behandelt er Laertes mit Raufhelt, ent-

schuldigt sich jedoch bei ihm zuletzt, indem er ihn ersucht, diese Heftigkeit und unfreundliche Behandlung seinem Wahnsinn zuzuschreiben. Hamlet's Seelenzustand ist ein Gemisch von Lustigkeit, Sorge, Unwillen und Melancholie: seine Reflexionen nehmen stets die Färbung des Leidens an, von dem er gepeinigt wird, doch wird sein Benehmen immer von dem Impuls des Augenblicks geleitet. — Wie Sie ganz richtig bemerken, ist sein Wahnsinn zuweilen erkünstelt und zuweilen wahr! Polonius, der diesen erkünstelten Wahnsinn nicht zu durchschauen vermag, bemerkt, daß Methode in ihm sey.

Sein wirklicher Wahnsinn ist: auf das höchste gesteigerte Leidenschaftlichkeit, vorübergehend — momentan — der furor brevis, die Definitionen des Furors bei den Alten. — Sie überwältigt plötzlich das glänzendste Genie, den gesundesten Verstand und das gütigste Herz, das je über die Bühne ging! Es ist der Mensch, in der idealisirten Vollkommenheit seiner intellektuellen und moralischen Natur, kämpfend mit einem Unglücke, zu gewaltig für seine Kraft, um es zu tragen, ihm zugefügt durch das Verbrechen ihm nahestehender Menschen. — Wohl kämpft er mit verzweifelter Energie dagegen an — geht aber im Kampfe unter und — erliegt. — Was kann furchtbarer, was bedauernswerther seyn?

Dies ist der flüchtige Entwurf von meinen Ansichten über den Charakter des Hamlet. Ich bedaure, daß meine Zeit es mir nicht erlaubt, die Licht- und Schattenpartieen zur Vervollständigung des Gemäldes hinzuzufügen, welche ich den im Stücke vorkommenden Ereignissen und Dialogen entnehmen könnte: doch bin ich Ihnen vielleicht mit Obigem bereits lang gefallen und schließe, Ihnen meinen Dank für die Mittheilung ihrer eigenen, sehr gründlichen Erläuterungen dieser unvergleichlichen Tragödie abstattend und die Versicherung hinzufügend, daß ich mit Ihnen in Verehrung des unsterblichen Barden vollkommen sympathisire. John Quincy Adams.

Ungarn.

Zur Geschichte der geistigen Entwickelung Ungarns.

(Fortsetzung.)

Mit dem Anfang des 15ten Jahrhunderts kommen wir zur Regierung des Mathias Corvinus, des Ungarischen Lorenzo Magnifico, welcher, als er von der Nation berufen ward, ihr verwaistes Scepter zu führen, die literarischen Schätze fremder Nationen und die Gelehrten fremder Länder in den Hallen seines Palastes um sich sammelte. Dies kann mit Recht das Augusteische Zeitalter der Magyarischen Literatur genannt werden, oder, richtiger, der Literatur in Ungarn: denn ihr Ursprung und ihre Form war hauptsächlich exotisch, und die größere Zahl der fremden und einheimischen Schriftsteller, die damals das Gebiet der philosophischen und mathematischen Wissenschaften bereicherten, kleideten ihre Entdeckungen in eine todte Sprache, die nur dem Gelehrten verständlich war. Zwar ist nicht zu verkennen, daß Mathias, bei all seiner Begünstigung der Lateinischen Gelehrsamkeit, der Nationalsprache eine ungeschmälerte Anhänglichkeit bewahrte, und daß er es gern sah, wenn die fremden Gelehrten, die er an seinen Hof lud und die seine glänzende Gastfreundschaft theilten, mit den gelehrten Magyaren, die seine beständigen Gäste waren, frei verkehrten, wodurch ein äußerliches, obwohl freilich ephemeres Interesse für Ungarische Literatur geschaffen ward, daher auch Randnoten in fast jeder Europäischen Sprache die wenigen noch vorhandenen Corvinisch-Magyarischen Manuskripte bereichern. Auch der Umstand, daß Mathias selbst ein Dichter war und Verse in Ungarischer Sprache schrieb, konnte gegen den schädlichen Einfluß der fremden Literatur kein Gegengewicht bilden: denn wenn Fürsten es der Mühe werth finden, sich mit Dichten abzugeben, wird es ihnen leider immer so leicht, die Lorbeern ihrer Umgebungen einzuärndten, daß es nur Wenige gegeben hat, deren Erzeugnisse sie selbst überlebt haben: die von Corvinus theilten das gemeine Loos. Zwar finden wir, daß ein gelehrter Bischof in einem Briefe an Papst Sixtus IV. der Poesie des Monarchen vor jeder anderen, die er kennen gelernt, den Vorzug giebt; gleichwohl wird in dem historischen Gedicht von Ambrosio Gerciani, dessen Held Mathias ist, der Verse des Königlichen Dichters nur als vergessener Dinge gedacht, während seine Lateinische Korrespondenz mit Marsilius Ficinus und anderen Gelehrten zum Theil noch vorhanden ist, gleichsam zum Beweis für die Nachwelt, daß die Eitelkeit ausländischen Wissens schon damals die Gemüther mehr beherrschte als die Freude an heimischem Talent. Gleichwohl verdienen Mathias' Bemühungen alle Anerkennung, denn er wollte doch das Gute, obgleich er in seinem Eifer nicht die rechten Mittel wählte. Er vergrößerte das von Sigismund gegründete Kollegium, dotirte es mit einer kostbaren Bibliothek und gründete die Istropolitanische Akademie in Presburg 1467; die Druckerpresse, die in Ofen 1473, wenige Jahre nach Erfindung der Buchdruckerkunst, eingeführt ward, stand unter seinem unmittelbaren Patronat, und er war es, der den Andreas Hess und den berühmten Buchhändler Theobald Feger von Kirchheim nach Ungarn lud. Doch alle seine anderen Versuche, das Land, das er regierte, zu bilden, stehen in Idee und Ausführung der Gründung jener berühmten und in jener Zeit unerreichten Bibliothek nach, welche, obgleich jetzt in alle vier Winde zerstreut, noch unter dem Namen der Corvinischen Bibliothek bekannt ist, und deren Pracht und Werth durch einzelne kostbare Reste noch jetzt anschaulich gemacht wird. Um sich einen Begriff von ihrem Umfang zu machen, muß man wissen, daß sie mit einem jährlichen Aufwand von 33,000 Goldgulden — eine ungeheure Summe in jener Zeit — unterhalten ward, und daß, nach Abzug der Handschriften, die von den Türken mitgenommen oder zerstört, derer, die von Marsiglia gestohlen und nach Bologna nach der Belagerung gebracht wurden, und der wenigen, die noch in [illegible] und Pesth vorhanden sind, Hunderte und Tausende verkauft oder verschenkt wurden, bis Ungarn von dem Schatze, den es einst besessen, wenig mehr als die Erinnerung daran übrig blieb. Herr Paget in seinem „Ungarn und Siebenbürgen“ *) sagt hierüber: „Die Handschriftenbibliothek von [illegible] Bänden, welche er mit ungeheuren Kosten sammelte, war ein Denkmal [illegible] Liberalität, wie wenig Fürsten sich dessen rühmen können. Diese Handschriften zum größeren Theile von Kopisten, die er in Florenz und anderen [illegible] Europa's hielt, sehr zierlich abgeschrieben, waren reich vergoldet und [illegible] förmig eingebunden und können noch als geschmackvolle Kunst-Erzeugnisse angesehen werden. Während der Belagerung Ofens durch die Türken [illegible] die Barbaren diese Bibliothek als Feuerung für ihre Badestuben, [illegible] Jahre 1686, als Lambertus Erlaubniß bekam, daselbst zu forschen, fand [illegible] drei oder vierhundert staubige Bände in einem schmutzigen Keller ver[illegible] der Bibliomane brachte drei davon in Sicherheit, und einige Jahre [illegible] als die Türken endlich den Platz räumten, wurden noch einige gerettet, [illegible] denen die meisten öffentlichen Bibliotheken oder fremden Höfen [illegible] wurden.“

Doch verdanken die heutigen Ungarn ihre Fortschritte in Literatur und Wissenschaft weder dem freiwilligen Patronat des Mathias und seiner berühmten Bibliothek — obgleich diese ganz Europa Stoff zu gelehrten Kommentaren gab und er dreißig Secretaire hielt, die beständig damit beschäftigt waren, jedes Manuskript, dessen er habhaft werden konnte, abzuschreiben, so sie zu solcher Ausdehnung anwuchs, daß Brankan bei der Beschreibung derselben sich in Hyperbeln verliert und erklärt, er habe, wenn er mitten unter den Schätzen stand, sich in Jupiters Schoß versetzt geglaubt — noch der Errichtung einer Druckerpresse und der Anwesenheit des Venetianischen Buchdruckers Hieronymus Paganinus, der [illegible] dem all' dieser verhängnißvolle Ruhm erblich unter der schwachen und [illegible] Regierung seiner Nachfolger, und trotz all' der ausländischen Gelehrsamkeit seiner Zeit war der geistige Rückschritt, der dann folgte, so groß, daß nicht von den Preßwurdenträgern unter Wladislav II. weder lesen noch schreiben konnten. Der Nation war an der Erhaltung ihrer Sprache mehr gelegen als an den ausländischen Studien der Höflinge und dem Gedeihen der Istropolitanischen Akademie, und wir kommen zu dem Schluß, daß die Umstände, welche beim ersten Anblick dem Geist der Magyaren vorzüglichen Aufschwung gegeben zu haben scheinen, nicht halb so viel wirkten als ihre eigene Fähigkeit. Auf dem Reichstag war der Nationaldialekt allgemein im Gebrauch, und es ist ein Irrthum, zu glauben, daß, weil die noch vorhandenen Annalen und Register der Zeit in Horaz und Cicero's Sprache abgefaßt sind, auch die Kammerverhandlungen Lateinisch geführt wurden. Das Ungarische ward in der That wenig geschrieben, aber viel gesprochen, so daß die größere Zahl der Magnaten das fremde Idiom gar nicht kannten. Gleichwohl ist es gewiß, daß die großartige Aufmunterung, die Corvinus fremdem Talent wiederfahren ließ, auf die vaterländische Kräfte lähmend wirkte, daß sie dadurch weniger fähig wurden, sich nachher bei der gänzlichen Gleichgültigkeit seiner schwachen Nachfolger gegen alles geistige Leben trotz derselben fortzuentwickeln. Hätte Mathias die ganze Kraft seines großen Geistes auf das Gedeihen der National-Literatur allein gerichtet, so hätte dieses Uebel weniger geschadet: es wäre doch eine gute Saat vorhanden gewesen, welche die Fehler eines trägen Monarchen nicht so leicht zerstören konnten; aber kaum war der Sonnenschein seines Genies von dem Lande gewichen und sein Platz von einem Knaben ausgefüllt, der dessen durchaus unwürdig war, da wandten sich die fremden Gelehrten, die er um sich gesammelt, mit Unwillen von Ofen weg, während die einheimischen Gelehrten begierig, durch das Schwert die Nationalität wieder zu erobern, deren sie sich durch ihre geistigen Arbeiten in einer ausländischen Sprache fast entkleidet, das Studierzimmer mit dem Feldlager vertauschten; und Viele von ihnen fielen in der Vertheidigung eines Landes, zu dessen moralischer Vernichtung sie selbst beigetragen hatten. Mathias' Irrthum entsprang aus einer natürlichen, aber unheilvollen Eitelkeit, die ihn zugeben ließ, daß das National-Idiom sich dem Lateinischen unterordnete, wodurch er viele einheimische Schriftsteller entmuthigte, die nur in der Landessprache etwas zu leisten im Stande waren und also den fremden Gelehrten, welche am Hof des Souverains Alles überstrahlten, nicht die Spitze bieten konnten. Sein Vater, der große Hunyades, der Vertheidiger nicht bloß seines eigenen Landes, sondern der ganzen Christenheit, sprach keine andere Sprache als die seines Volkes und führte seine Krieger mit dem Schlachtruf ihrer Väter an. Wäre der Sohn nicht seinem Jahrhundert vorausgeeilt und nicht durch Bildung und Gelehrsamkeit sich eben sowohl einen Europäischen Namen zu machen beflissen gewesen, als durch seine Tapferkeit, so wäre es ihm wahrscheinlich gelungen, seinem Vaterlande in geistiger Beziehung einen eben so hohen Rang zu verschaffen, als es ihn lange in der ritterlichen Welt eingenommen hat. Man hat es den Ungarn zum Vorwurf gemacht, daß sie bei solcher Anregung, wie sie Mathias' Regierung ihnen darbot, doch gegenwärtig den meisten anderen Europäischen Nationen geistig nachstehen. So grundlos und oberflächlich diese Anklage ist, eben so leicht ist sie zu widerlegen. Die Corvinische Aera that durchaus nichts für Magyarische Literatur, so wenig als die verächtliche Regierung Wladislav's II., dessen träge Feigheit vor der ungefügigen Gewaltthätigkeit seiner stolzen Barone zitterte, deren feuriger Geist nach Mathias' imponirender Herrschaft die haltlose Regierung seines memmenhaften Nachfolgers nicht ertragen konnte, und die, von allen Seiten sich empörend, die ganze Nation in einen Abgrund von Anarchie und Verwirrung stürzten. Ihre Gewaltthätigkeiten hatten das Land endlich so erschöpft, daß der Souverain selbst sich im

*) Hungary and Transylvania by John Paget. 1839.

Zustand des äußersten Mangels befand; indem es ihm oft an den Mitteln zur Bestreitung der Bedürfnisse des Königlichen Haushalts fehlte — ein Umstand, der so notorisch ward, daß die Ungarn noch heute, wenn sie eine dürftige Bewirthung bezeichnen wollen, sie Latzi Konyha — Wladislav's Küche nennen.

Es ist daher kein Wunder, daß unter einem solchen König, dem es gleich sehr an Mitteln und an Ansehen fehlte, das Land eben sowohl in geistiger als in materieller Beziehung Rückschritte machte, daß man die wissenschaftlichen Anstalten der vorigen Regierung in Verfall gerathen ließ, daß der kostbare Inhalt der gigantischen Bibliothek gestohlen, ja selbst verkauft ward, und daß die öffentlichen Gebäude der Stadt einem frühen Einsturz preisgegeben wurden. Es ist aber eine merkwürdige Thatsache, welche, wenn sie nicht traurig genug wäre, wohl Stoff zu lachen gäbe, daß unter mehreren der folgenden Regierungen die unglücklichen Ungarischen Könige, deren Hülfsquellen ihnen jede Freigebigkeit untersagte, wenn sie sich durch die Sitte der Zeit veranlaßt sahen, den bei ihnen beglaubigten Gesandten anderer Mächte Geschenke zu machen, genöthigt waren, zu diesem Zweck ein halbes Dutzend jener werthlosen Manuskripte zu verwenden, welche der Stolz ihrer würdigeren und glücklicheren Vorgänger gewesen waren.

Erst im 16ten Jahrhundert, als sich das Land von den unglücklichen Folgen der Schlacht bei Mohacz erholte, fing die Ungarische Literatur an, einige Sprossen zu treiben, was die Nation theils dem weiseren und liberaleren Regierungssystem Ferdinand's I.*) und Maximilian's (1527—1576), theils Umständen zu verdanken hatte, durch die das Volk eine günstige Gelegenheit bekam, seine geistigen Kräfte zu entwickeln. Die religiösen Kontroversen, die das ganze Land beschäftigten, und die öffentlichen Vorträge über theologische Lehrsätze, die fortwährend stattfanden, so wie die zahllosen Hymnen, welche aus dem Glaubensstreit hervorgingen, trugen mächtig zur Verbreitung der Nationalsprache und zur Aufmunterung einheimischer Talente bei; nimmt man dazu noch die kriegerischen und Liebeslieder, welche dieselbe Zeit hervorbrachte, so werden wir uns nicht wundern, daß die Sprache in Kraft und Verfeinerung große Fortschritte machte. Sidney in seiner „Vertheidigung der Poesie" sagt: „In Ungarn ist es Sitte, bei allen Festen und ähnlichen Zusammenkünften, Lieder von der Tapferkeit ihrer Vorfahren zu singen, welche diese brave kriegerische Nation für eines der vorzüglichsten Mittel hält, den Muth anzufeuern." So sehr war dies der Fall, daß noch 1780 diese Sitte gleich sehr in Ehren war. Es wurden väterländische Geschichten geschrieben, um dem Volk Liebe zu seinen Vorfahren einzuflößen und es zu gleichen Thaten anzuspornen; als die besten darunter sind zu nennen: die Ungarische Chronik von Szekely 1599 und Heltai 1577, und im folgenden Jahrhundert die von Zrinyi 1660, Bartha 1664 und Bisznyai 1692. Auch Uebersetzungen der heiligen Schrift wurden häufig: die von Benedikt Komjathi oder Kosatz erschien in Krakau 1633, und war das erste Buch, das in Magyarischer Sprache gedruckt ward. Erdösi, unter dem Namen Sylvester bekannt, machte eine Magyarische Uebersetzung des neuen Testaments, die in Neu-Szigeth 1541 erschien, und schickte jedem Buch der Evangelisten ein Gedicht in korrekten Hexametern voraus — einer von vielen ähnlichen Versuchen, die alte Prosodie wieder ins Leben zu rufen — das Werk ward 1546 in Klausenburg wieder abgedruckt, Szekely folgte 1548 mit einer anderen, Zuchasz oder Melius 1565, Zelegyházi 1586 und Karolyi 1590.

Von den Dichtern der Zeit haben sich wenige Namen erhalten, und wir erwähnen nur den des Paul Balassa, welcher der Pindar seiner Zeit genannt worden ist und dessen Gedichte 1572 in Krakau erschienen. Das Zeitalter zeichnete sich auch durch seine Redner und Lyriker aus; doch ist die Liste zu zahlreich, als daß wir einzelne Namen anführen könnten, obwohl wir nicht umhin können, die „juridischen Zaubersentenzen" von dem berüchtigten Stephan Werbözi anzuführen, welche von Blasius Veres 1561 übersetzt wurden. Auch die grammatische Seite der Sprache ward nicht vergessen, wie die zahlreichen philologischen Werke jener Zeit darthun: die besten derselben sind die „Nomenclatur" von Gabriel Pesti, Erdösi's Grammatik 1539, Calepin's Lexikon mit Ungarischen Erläuterungen und die Dictionnaire von Fabrizius oder Korvats 1590 und Varantius 1595.

Zahlreiche Schulen wurden sowohl in Ungarn als in Siebenbürgen, vorzüglich von den Protestanten, gegründet: doch konnte das Beispiel anderer Länder in Ungarn noch nicht nachgeahmt werden, denn unter der unnatürlichen Herrschaft des Halbmonds, welche, gegen das Ende des Jahrhunderts, alle Hoffnungen und Kräfte der einheimischen Schriftsteller niederdrückte, mußte man sich damit zufrieden geben, die Landessprache ohne Ostentation zu retten. Ein leitender oder förderlicher Einfluß war nicht in einem Lande zu erwarten, das von inneren Zehden zerrissen und von einer fremden, unfreundlichen Macht beherrscht war, und so mußte die Sache der Nationalität, gleich einem Riesen in Banden, sich geduldig und passiv verhalten, bis es gelang, den Türken aus dem Lande zu treiben. Im folgenden Jahrhundert nahmen die Jesuiten, die sich heimlich ins Land geschlichen, die Sache der Nationalerziehung in ihre Hand und behandelten sie, ihrer Gewohnheit gemäß, zugleich mit Energie und Schlauheit.

(Schluß folgt.)

*) Diese Regierung glänzt in der Literaturgeschichte Ungarns durch die zwei trefflichen Dichter Stephan Bathory und Paul Kinnyi, welche die herrlichen Thaten ihrer Vorfahren nicht blos besangen, sondern auch nachahmten.

Frankreich.

Der Tod des Kardinals Richelieu.*)

Am Sonnabend den 29. November 1642 füllte sich der Palast mit Kardinälen, Bischöfen, Abbés, Marschällen und Höflingen. Sobald Chavigny bei seiner Rückkehr von St. Germain erfuhr, was im Schlafzimmer des Kardinals vorging, sandte er einen Eilboten mit der traurigen Nachricht an den König. Gegen Abend langte der König an; in seinem Gefolge befanden sich alle Hofärzte, unter ihnen der alte Aben-Hassan.

„Meine Herren!" rief Ludwig, für eine Stunde seines Lebens jede beliebige Gnade."

Doch Aben-Hassan schüttelte das greise Haupt und antwortete: „Möchten wir nur die letzten Schmerzen Seiner Eminenz lindern können. Sie werden anhaltend seyn; das Fieber hat Mühe, diese kräftige, doppelte Natur zu zerstören." Die anderen Aerzte lächelten ironisch, aber Hassan fügte hinzu: „Ich gebe ihm noch fünf Tage!"

Richelieu hörte und sah nichts von Allem, was sich um ihn her ereignete. Eine furchtbare Gallerie historischer Bildnisse zog vor seinen brennenden Augen vorbei. Die Marschälle Marillac und Montmorency, La Valette, Cinqmars, De Thou, der Graf von Chapelle, Chalais, Bouteil bestiegen nach der Reihe das Schaffot und kehrten mit einem blutigen Reif um den Hals zurück, um sich ehrfurchtsvoll vor dem Kardinal zu verneigen; in dunklen Kerkern erwürgte man den Marquis von Merville, d'Auvergne und Bassagny; aus den Festungen von Vincennes, der Bastille und Bisson strömten Haufen von Gefangenen: voran schritt die Königin Maria von Medicis, ihr folgte der Marschall Bassompierre mit dem ewigen Sarkasmus auf den Lippen, der Marquis de Cassaz, der Graf de Roussy, Briançon, De la Suze, der Marquis de Rouillac, der Abbé de Foi u. s. w. u. s. w.; hierauf bewirthete die graue Eminenz mit Hülfe Laubardemont's die Prinzessin von Conti, den Marschall Ornano, den Herzog von Savoyen, den Marchese Spinola-Colalto und viele Andere mit Gift — die Scenen des furchtbaren Drama's verwirrten sich; die handelnden Personen traten außer der Reihe auf; Viele erschienen so schnell, als ob sie Eile hätten, sich dem Kardinal wieder ins Gedächtniß zurückzurufen und die unangenehme Bekanntschaft vor seinem Tode zu erneuern. Das Blut floß in Strömen; auf dem Amphitheater drängten sich Tausende von Verbannten ... Fast keiner unter den Umstehenden vermochte es, diese schauderhaften Bilder zu ertragen, zuerst entfernte sich der König, ohne einmal von seinem Minister Abschied zu nehmen; die Worte, die von den Lippen des Sterbenden fielen, die furchtbaren Namen und Andeutungen zerrissen das Herz des unfreiwilligen Theilnehmers an den Grausamkeiten Richelieu's. Endlich erinnerte die Trauer, in welcher sich der Monarch nebst seinem ganzen Hofe befand, an das erhabenste und letzte Opfer seines Ehrgeizes.**) Ludwig floh; Alles zerstreute sich, und in der Stille des Schlafgemachs verschwanden allmälig, einer nach dem anderen, die drohenden Schatten. Das Fieber hatte sich erschöpft, und der Tod verschob seinen Kampf bis zum Morgen. Sonntag und Montag lag der Kranke ohne Besinnung; am Dienstag Morgen kam er zu sich.

„Ich sterbe", flüsterte er, „Pater Leon! ich sterbe."

Die Beistehenden stürzten nach der Kirche St. Eustache. Pater Leon begab sich mit dem heiligen Oel nach dem Palais Cardinal.

„Absolvirt mich!" bat Richelieu. „Laßt mich Buße thun! Befreit mich von diesen unerträglichen Qualen!"

Pater Leon fing an, den Kranken zum Tode vorzubereiten. Nach der Beichte fragte er ihn: „Vergebt Ihr Euren Feinden!" — „Von ganzem Herzen, wie ich den Herrn bitte, mir zu vergeben." — „Wenn es dem Allmächtigen gefiele, Euch ins Leben zurückzurufen, versprecht Ihr, Ihm mit größerer Treue zu dienen!" — „Möge Er mir tausendmal den Tod senden, wenn Er weiß, daß ich von neuem so schwer sündigen würde." — „So betet mit mir um Leben und Gesundheit." — „Ich wage es nicht, den Herrn darum anzuflehen; möge sein heiliger Wille erfüllt werden!" — „In diesem Falle bleibt Euch, als Fürsten der Kirche, nur übrig, den Umstehenden Euren Segen zu ertheilen."

Richelieu erhob sich vom Lager und sagte, das Haupt mit wunderbarer Demuth neigend: „Erbarmt Euch eines Sünders und vergebt ihm!"

Er konnte nicht ausreden. Die Kardinäle, Marschälle, Bischöfe antworteten ihm mit schweren Seufzern, und nicht Wenige vergossen ungeheuchelte Thränen. „Laßt uns Abschied nehmen!" rief der Kardinal, auf das Kissen zurücksinkend.

Des-Noyers und Chavigny näherten sich ihm zuerst. Richelieu nahm die Ringe von seinen Fingern und gab sie den Hinzutretenden; allein nicht Alle wurden dieser Ehre gewürdigt — nur Des-Noyers, Chavigny, Auxerre, Rennes, Rivaud und Aben-Hassan, dessen Wunderpillen die Leiden des

*) Wir theilen hier ein Kapitel aus dem in Nr. 99 dieses Magazins erwähnten Roman „Cyprian de Valorsi", von Nestor Kukolnik, mit. Die Russischen Kritiker bezeichnen den Verfasser als ihren künftigen Walter Scott; wir möchten ihn eher mit James vergleichen, wenn er nicht der didaktischen, moralisirenden Richtung des Letzteren entbehrte. Dagegen tritt das dramatische Element noch mehr hervor, und die Natur-Schilderungen, die einen so wesentlichen Bestandtheil der Englischen Romane ausmachen, fehlen ganz. Die Intrigue ist ungemein verwickelt; außer Ludwig XIII., Anna von Oesterreich und Richelieu treten noch Condé, Cinqmars, Mazarin, Corneille, Poussin, Grotius, Descartes, Vandyck u. A. m. auf; der eigentliche Held aber ist der Jude Hakk, der unter den verschiedensten Gestalten als der böse Genius des verhaßten Kardinals erscheint und die Fäden des Ganzen leitet. Obige Scene gehört zu den wenigen, die sich des Zusammenhangs unbeschadet hervorheben ließen.

**) Die Königin Mutter, Maria von Medicis, starb kurz vor ihrem Todfeinde Richelieu im Exil zu Köln

Sterbenden etwas gemildert hatten, erhielten diese Ringe. „Ich danke Euch — betet für mich!“ sagte er zu Jedem.

Der Schmerz erneuerte sich. „Muß ich noch lange dulden?“ fragte Richelieu. Aben-Hassan gab ihm eine Pille. Der Kardinal fand sich erleichtert; er schlummerte ruhig ein und setzte vor seinem Tode Paris noch einmal in Schrecken. Diese Nacht schlief Niemand, weder im Louvre, noch in der Stadt, noch in den Vorstädten.

Der Tag brach an. Der Kardinal schlummerte. Der Capitain Trombara, Befehlshaber der Catalonischen Leibwache, bemühte sich, die Besuchenden aus dem Schlafzimmer zu entfernen, aber Keiner hörte auf ihn. Trombara ging in den Saal hinaus und beklagte sich darüber gegen den Pater Leon. „Durch unsere Thränen und Gebete“, rief er, „haben wir unseren Vater aus den Armen des Todes errettet, und diese Herren —“

Da stürzte der Marschall Brezé aus dem Schlafzimmer herbei und schrie fast „Vater Leon! Vater Leon!“

Der Karmelit eilte hinein. „Er stirbt!“ flüsterte der ganze Haufe der Besuchenden wie mit einer Stimme. Und dieses Geflüster war so laut, daß der Sterbende zusammenfuhr und die Augen öffnete, deren Sehkraft schon verschwunden war. Die starren Augäpfel flößten Entsetzen ein: sie schienen zum letzten Male die öffentliche Meinung zu empfinden.

Der Beichtvater kniete am Haupte des Bettes nieder und fragte mit leiser Stimme: „Gnädiger Herr! erkennt Ihr mich noch?“ — „Ja, mein Vater!“ erwiederte kaum hörbar der Verscheidende. — „Wollt Ihr die letzte Oelung empfangen?“ — „Ja!“ flüsterte noch leiser der Kardinal. „Das Sprechen wird Euch schwer. Drückt nur die Hand, zum Zeichen, daß Ihr die Sünden und Laster Eures vergangenen Lebens wahrhaft bereut.“

Richelieu drückte seinem Beichtvater mit Anstrengung die Hand, worauf ihm dieser die Absolution ertheilte und das Kreuz an seine Lippen legte. Aber Richelieu konnte es nicht mehr küssen: die Augen verlöschten sich: ein kalter Schweiß kündigte den nahen Tod an. Die Kardinäle, Bischöfe, Abbés, Marschalle, Höflinge und Diener des Ministers füllten einige Zimmer an. Als der Bischof von Chartres und Pater Leon das Sterbeamt zu lesen anfingen, erhob sich ein allgemeines Schluchzen: die Dienerschaft vergaß den Abstand des Ranges und stürzte ins Schlafgemach. In demselben Augenblicke drückte der Beichtvater dem Kardinal die Augen zu, küßte ihm die Stirn und sprach mit dumpfer Stimme zu den Umstehenden: „Wenn einer von Euch dem Verstorbenen theurer war als ich, so möge er ihm den Mund schließen. Aus Ehrfurcht wage ich es nicht.“

Aber Keiner wagte es. In tiefem Stillschweigen begann die Ceremonie des Abschiednehmens. Der Kanzler, Mazarin, Chaviany, Des Noyers traten zuerst an das Bett. Da verkündigte die Trauerglocke das Geschehene, und ganz Paris schien aus einem schweren Schlummer zu erwachen, als ob es selbst vom Tode auferstanden sey. Die düsteren, verödeten Straßen wurden plötzlich belebt: Equipagen jagten in voller Carrière durch die Stadt; die Fußgänger eilten, einander die Nachricht mitzutheilen, zu der sich Alle, wie es scheint, im Laufe von fünf Tagen hätten vorbereiten können. Die Königin trat mit einem heiteren Lächeln in das Kabinet ihres Gemahls.

„Sie verlieren einen Feind“, rief er ihr weinend entgegen, „ich und Frankreich einen Freund und eine Stütze. Doch — Sein heiliger Wille geschehe! Königin! Sie haben dem Reiche zwei Prinzen geschenkt: es ist Zeit für Sie, Königin der Franzosen, nicht eine Spanische Infantin oder eine Oesterreichische Prinzessin zu seyn. — Sie haben Trauer angelegt: bereuten Sie, daß Maria von Medicis in der Verbannung starb, weil sie ihren Ehrgeiz nicht zu bezähmen und ihre Vorliebe für Italien nicht zu verbergen wußte.“

„Sire! . . .“

„Königin! Ich bin nur deswegen auf der Erde zurückgeblieben, um den Kardinal zu begraben und Frankreich auf einen neuen Verlust vorzubereiten.“

Ludwig hielt plötzlich inne. Die Königin fiel ihm zu Füßen, küßte ihm die Hände und benetzte sie mit ihren Thränen. Der Monarch hob sie auf, drückte ihr einen Kuß auf die Stirn und sagte nicht ohne Rührung: „Könnten wir denn nicht bei seinen Lebzeiten glücklich seyn?“

„Es lebe der König!“ tönte es vom Schloßplatz herauf, der mit jubelnden Volkshaufen angefüllt war.

„Die Thoren!“ rief der König, indem er seinen Hut ergriff: im inneren Schloßhof bestieg er seinen Wagen und fuhr allein durch den Garten nach dem Kloster von St. Germain.

Mannigfaltiges.

— Czechisch und Deutsch in Böhmen. In einem Berichte, den der Russische Professor Sreznewski an den Minister der Volksaufklärung, Herrn von Uwarov, über den gegenwärtigen Zustand der Böhmischen (Czechischen) Literatur abgestattet, wird der jetzt als Professor der Slawischen Sprachen und Literaturen an der Universität Breslau angestellte Dr. Czelakowsky als der beste jetzt lebende Böhmische Dichter bezeichnet, der sich aber auch viel mit sprachlichen Forschungen beschäftigte und von dem unter Anderen eine Vergleichung der Sprüchwörter aller Slawischen Völker zu erwarten sey. Gleichwohl beklagt Herr Sreznewski, daß im Grunde so wenig für die Czechische Literatur geschehe: die meisten Böhmischen Literaten seyen bloße Büchergelehrte oder mit fremder Literatur beschäftigt. Er wundert sich, daß die Böhmischen Schriftsteller so wenig die Böhmische Nationalität beachten: er vergißt jedoch oder thut vielmehr, als wisse er nicht, daß diese Nationalität, wo sie mit der Literatur in Berührung kömmt, d. h. wo sich der Geist durch das geschriebene Wort manifestirt, nicht mehr Böhmisch, d. h. Czechisch, d. h. Slawisch, sondern ausschließlich Deutsch ist. Herr Sreznewski, der sich längere Zeit in Böhmen aufgehalten und dort bei den Herren Czelakowsky, Hanka und Ypl Czechisch gelernt hat, wird gewiß eben so gut wie jeder andere Reisende wahrgenommen haben, daß nicht bloß in den sogenannten Deutschen Kreisen Böhmens, sondern auch in der Hauptstadt Prag und in allen größeren Städten der sogenannten stockböhmischen Kreise der höhere Bürgerstand, also diejenige Klasse von Einwohnern, welche hauptsächlich Bücher liest und an der Literatur ein Interesse nimmt, seiner ganzen Bildung und Geistesrichtung nach Deutsch ist. Wir haben in Böhmen häufig dieselbe Erscheinung wie in Oberschlesien wahrgenommen, daß nämlich in den Bürgerhäusern beide Sprachen zwar gleich heimisch sind, das Slawische jedoch wie die dienende Schwester neben der Deutschen Herrin erscheint. Die Familienglieder unter sich sprechen eben so ausschließlich Deutsch, wie sie mit Dienstleuten und Tagelöhnern ausschließlich Slawisch reden. In der einen Sprache wird gedacht, in der anderen befohlen: die eine Sprache dient den höheren geistigen, die andere nur materiellen Zwecken. Kann es nun Wunder nehmen, wenn es weder in Oberschlesien noch in Böhmen eine Slawische Literatur giebt, und wenn selbst die Bemühungen so trefflicher Männer, wie der obengenannten Czechischen Gelehrten, kein anderes Resultat hatten, als hier und da eine gewisse Liebhaberei für das Czechische Element in der Panslawischen Literatur hervorzurufen? Wie sehr dies eben bloß Liebhaberei Einzelner und nicht auf einem nationalen Gefühl begründet ist, mag Herr Sreznewski auch aus dem Umstande schließen, daß gerade derjenige Mann, den er selbst als den besten jetzt lebenden Czechischen Dichter bezeichnet, in Böhmen keinen Wirkungskreis gefunden, der ihn daselbst zu fesseln vermochte. Breslau darf sich rühmen, die beiden größten Kenner der Czechischen Sprache und Literatur, die außerhalb Böhmens in Deutschland leben, an seiner Universität zu besitzen; denn außer Herrn Czelakowsky lehrt dort auch der geachtete Physiolog, Herr Professor Purkinje, ebenfalls ein geborner Böhme, der, wenn auch nicht auf dem Katheder, doch in fruchtbaren Mußestunden sich mit dem Anbau des Slawischen Literaturgebietes beschäftigt.

Bibliographie.*)

Holland.

J. H. van der Palm Leerredenen. Deel 3. 8. Leeuwarden. 1 fl. 90 c. Subscpr. 1 fl. 30 c. — Der berühmte von der Palm gilt für den ausgezeichnetsten Kanzelredner Hollands. Eine Biographie desselben, von Bertz, ist in Nr. 60 angezeigt.

A. J. van der Aa Aardrijkskundig woordenboek der Nederlanden, bijeengebragt onder medewerking van eenige vaderlandsche geleerden. Deel 4, 1. aflever. 8. Gorinchem. 2 fl. Subscpr 1 fl. 50 c.

Dert. fonchied- en aardrijkskundige beschrijving van het Koningrijk der Nederlanden en het groothertogdom Luxemburg. 8. Gorinchem. 4 fl. 50 c.

C. Roest (Marine-Capitain) Het marine-stoomwerktuig, beschreven in den vorm van een woordenboek, in de Nederduitsche, Fransche en Engelsche talen. 8. mit Kpfl. Amsterdam. 2 fl.

Scheikundige onderzoekingen, gedaan in het laboratorium der Utrechtsche hoogeschool. Stuk 1 — 3. 8. Rotterdam. 90 c., 1 fl. 50 c. u. 1 fl.

C. H. Hermans Geschiedkundig mengelwerk over de provincie Noord-Brabant. Deel 1 (4 stukken). Deel 2, 1. en 2. stuk. 8. 's Hertogenbosch. 6 fl.

C. Leemans Romeinsche oudheden te Nijmegen, in den Zaal-Boomelerwaard. 8. met 2 kaart. en 16 kupf. 4. Leyden. 6 fl.

J. van Leeuwen De boomkweker, leerdicht. 8. Amsterdam. 75 c.

J. M. van Gent Epistola critica de Duridis Samii reliquiis ad J. C. Hullemannum. Accedit emendatiuncula Jac. Geel. 8. Lugduni Batav. 50 c. (Vergl. Nr. 60.)

E. J. Dient Letzius Geschiedenis van de invoering des Christendoms in Nederland. Eene, door de tweede klasse van het koninkl. Nederlandsche Instituut van wetenschappen, letterkunde en schoone kunsten, met het accessit bekroonde prijsverhandeling. 8. Leeuwarden. 1 fl. 50 c. — Mit dem ersten Preis wurde die in Nr. 34 angezeigte Schrift des Prof. Moquette gekrönt.

W. J. C. van Hasselt Verzameling van wetten en besluiten, voorkomende in het Staatsblad van het koningrijk der Nederlanden, met bijvoeging der grondwet. Deel 10 (1840 en 1841). 8. Amsterdam. 5 fl. 90 c.

J. S. Magnus Geschiedkundig overzigt van de besturen, die vóór de herstelling van Nederland in 1814, elkander in Drenthe zijn opgevolgd. Stuk 2, 2. gedeelte (1813 — 1822). 8. Groningen. 2 fl. 75 c.

R. J. L. Kouwenhoven (Lehrer an der Militairschule in Batavia) Natuur- en aardrijkskundige beschrijving van het eiland Java. 8. Groningen. 3 fl. 60 c.

As jimmie it lije mear, in blijspel, mit it Ingels nei William Shakespeare, forfryske ta mei forkleerjende noten forsjoen troch R. Posthumus. 8. Leeuwarden. 1 fl. 30 c. — Wohl die erste Uebersetzung eines Shakespeare'schen Stückes in das Friesische.

C. Guyot et R. T. Guyot Liste littéraire philosophe ou catalogue d'étude de ce qui a été publié jusqu'à nos jours sur les sourds-muets, sur l'oreille, l'ouie, la voix, le langage, la mimique, les aveugles etc. etc. 8. Groningue. 6 fl. — Liegt uns vor und ist ein ebenfalls vermehrtes mit großem Fleiß gearbeitetes bibliographisches Werk.

S. J. R. Ravius Variarum lectionum, ad Ciceronis orationes, liber alter. 8. Lugduni Batav.

M. T. Ciceronis de legibus libri 3. Recensuit variorum lectionis et annotationes mutuatus J. Bakius. 8. Lugduni Batav.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Volledig woordenboek der Nederduitsche, Fransche — talen — onder toezigt van G. Bormeiffen. Aflever. 2 en 3. — van Limburg Brouwer Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs. Tome 3.

Nr. [illegible] s. unten, Intelligenzblatt.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., Unter den Linden, zu beziehen.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

(½ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Ag. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Montag den 3. Oktober 1842.

Italien.

Neuere Dichter Italiens.

I. Vincenzo Monti.*)

In seiner hohen Begeisterung für Italien schrieb Alfieri: „Die Menschenpflanze gelangt hier zu einem kräftigeren Wachsthum als in anderen Ländern." Sein Zeitgenosse Monti äußerte voll stolzer Bitterkeit: „Die Leidenschaft verschwindet unter uns." Will man nun Alfieri's Ausspruch nur als eine Uebertreibung gelten lassen, so muß doch zugestanden werden, daß Italien drei Jahrhunderte erlebte, die so überreich an geistiger Regsamkeit, an Kraft und Originalität und von solch überwiegendem Einflusse auf die Schicksale der Welt sind, daß die Bildungen aller Nationen deren Eindrücke unverlöschlich tragen werden. Andere Länder mögen in eine müßige Indifferenz versinken, nachdem sie ihre Zeit des Glanzes gehabt haben: Italien hat nicht das Recht dazu. Stets wird man die Vergangenheit heraufbeschwören, worauf es so stolz ist, ihm Rechenschaft abverlangen über die Erfüllung der Aufgabe, welche diese Vergangenheit ihm hinterließ, und es so daran erinnern, daß Dante, Michel-Angelo — l'uom' di quatre' alme, wie ihn Pindemonte nennt — Raphael, Correggio, Ariost, Tasso, Galilei keine Nachfolger hatten, deren Stirnen das göttliche Zeichen trugen, das an den ihren leuchtete. Zwar standen nach Jenen in langen Zwischenräumen einige Nachahmer auf, die man bei ihrem Auftreten für Meister hielt, bald jedoch wies man sie mit Verachtung zurück und wandte sich nach einem jeden solchen Irrthume mit desto größerer Andacht und Energie dem Kultus der großen Todten aufs neue zu. Die Zeiten, wo Italien wußte, „wie der Mensch sich verewigt", come l'uomo s'eterna, in der großartigen Ausdrucksweise Dante's, sind längst entschwunden. Ein schwerer Schlaf lastet auf Italischer Erde; es schläft das Volk von Künstlern; Poeten und Musiker allein haben noch einige Gesänge für Italiens Ruhm; ohne sie wären die Dahingeschiedenen vollkommen spurlos verschwunden.

Monti durfte daher mit Recht sagen: Die Leidenschaft verschwindet unter uns. Allein trotz seiner anscheinenden Erschöpfung läßt doch Italien noch hoffen. Italien! Wer fühlte nicht die Magie dieses Namens? Warum möchte man, wenn man ihn hört, mit Feuer den alten Schlachtenruf: Italiam! Italiam! ertönen lassen? Hat ja doch Italien schon zweimal gelebt. Denn Dante's Italien, mit seiner markigen Jugend, seinem leidenschaftsvollen, tiefen Mystizismus, seinem rastlosen Streben nach dem Unendlichen, hat keine Gemeinschaft mit dem alten Italien, ohne Glauben an seine Götter, über welche es dumpfen Spott ausgoß, nur an die Kunst und sein materielles Geschick glaubend und sich dem Tode fügend, ohne Fortdauer zu hoffen. Jenes Italien ist nicht dasjenige des Dante und Michel-Angelo, auch nicht dasjenige Petrarka's; Beatrice, Vittoria und Laura hätten darin keinen Himmel gefunden, und Virgil, mit seinem träumenden und zärtlichen Gemüthe, verging darum so schnell! Die Elysäischen Gefilde hatten wohl weichen Sonnenschein, blumige Matten, frische klare Gewässer, aber ihre Bevölkerung von Schemen quälte sich noch mit den Leidenschaften der Erde, und diese Leidenschaften waren ohnmächtig. Virgil aber, wie die wahren neueren Dichter, bedurfte des Unendlichen.

Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß alle Künste sich zur Verewigung Italiens vereinigen und nur eine ihm versagt ist: die Kunst der dramatischen Dichtung. Italien hat keinen dramatischen Ruhm. Dieser Mangel erstreckt sich bis auf die fernste Vergangenheit zurück. Unter den Cäsaren ahmte es die Griechen nach, selbst im Stoizismus, den es in die Tragödie, als Element einer neuen Größe, einführte; in der neueren Zeit sind die Franzosen seine Vorbilder. Wäre Dante zwei Jahrhunderte später gekommen, so wäre dieser sein Aeschylus oder sein Shakespeare gewesen: ein Dante kam aber nicht wieder. Man nehme Alfieri's, Monti's, Foscolo's Dramen, mögen diese einheimische oder fremde Stoffe behandeln, und untersuche, ob sich darunter ein einziges befinde, welchem etwa der Stempel des Nationalgenies sichtlich aufgedrückt ist. Ohne daß sie es eigentlich beabsichtigen, kommen diese Dichter immer auf Frankreich zurück; und wenden sie sich auch in einzelnen ihrer Hervorbringungen davon ab, gleichsam als möchten sie ihre Plagiate verdecken und dem todten Werke das Ansehen des Lebens verleihen, so gelingt es ihnen doch nie, den Französischen Typus zu verbergen: für die inneren Schönheiten, die Diction, die Charakteristik ist ihnen Racine, für die Bewegung, den theatralischen Effekt Voltaire unverkennbares Vorbild; Corneille dagegen ist weniger nach ihrem Geschmack. Jeder der genannten Tragödien-Dichter hat übrigens gegen diesen Vorwurf Einsprache erhoben, und Monti selbst glaubte an seine Originalität, nachdem er Racine aufs derbste benutzt, Situationen und selbst ganze Stellen getreu wiedergegeben hatte.

Und wollten wir auch für einen Augenblick annehmen, daß die Französische Literatur den Italiänischen Dramatikern nicht in solchem Maße eine Stütze sey, so würde eine weitere Prüfung ihrer Werke uns außerdem noch zeigen, daß ihr Versuch, Aeschylus, Sophokles, Euripides zu verbessern, dazu geführt hatte, diese Dichterheroen ihrer Schönheiten zu entkleiden, und daß aus den Schätzen des Mittelalters sie nur die todten Fakta nahmen. Der wilde, melancholische, religiöse Charakter jener Epoche, wo der Geist dem Fleische so schwere Kämpfe lieferte, wo die Mythologie der Alten unter der Gestalt der Dämonen, welche das Gebet nicht immer beschwor, fast wieder neu auflebte, wo eine Ahnung vom nahen Weltende und jüngsten Gericht selbst die Starken beunruhigte und sie antrieb, in der Stille und Demuth der Kloster Frieden zu suchen: diesen, vom Griechischen und Römischen so verschiedenen Charakter verstand keiner der Italiänischen Tragiker. Höchstens haben sie Sinn und Verständniß für den im eleganten sozialen Treiben, worin Geschmack und Geist die obersten Normen, herrschenden Charakter, einem Treiben, das nur durch seine Ausschweifungen fruchtbar werden kann. Den dadurch begangenen Anachronismus fühlten alle diese Dichter jedoch eben so wenig als ihren gänzlichen Mangel an vaterländischem Selbstgefühl.

Sollte es Italiens Geschick seyn, keine nationale Tragödie zu haben? Das Land, welches mit großartigem Erfolg das von Karl dem Großen unternommene und durch seinen Tod unterbrochene Civilisationswerk fortsetzte, sollte doch jetzt wohl mehr seyn können, als das monotone und schwache Echo fremder Nationen. Italien war es, welches die Nacht, worin eine junge barbarische Welt herumtaumelte, mit himmlischer Klarheit erhellte, welches jene rüden Geister mit paradiesischen Klängen sänftigte. Vor Dante Alighieri hatten nur einige Lieder aus dem Süden Frankreichs, leicht wie die Winde, welche sie nach Italien trugen, eine neue Poesie ahnen lassen, und das Werk, das diese neue Poesie für alle Zeiten krönen sollte, war noch nicht: Dante kam, das Werk ward geschaffen. Man prüfe alle Epochen der Kunst, und man wird keine großartigere, keine tiefer in das Gemüthsleben eingehende finden als jene, welche die Wiedergeburt der Kunst jenseits der Alpen bewerkstelligte. Der alte Petrarka wird todt gefunden, das Haupt gestützt auf eines seiner Manuskripte: seine Theodicee, und Brunelleschi wird fast wahnsinnig in seiner Exaltation vor den Römischen Denkmälern. Raphael sendet seine „heilige Cäcilia" an Francia. Der junge Künstler öffnet die Kiste, welche das gotteingegebene Werk enthält, und da er Correggio's „anch' io sono pittore" nicht sagen kann, stirbt er an den Folgen seiner Bewunderung und schmerzlichen Betrachtungen. Heilige Trunkenheit des Genius, in welches Herz hast du dich geflüchtet? Welcher Sohn Italiens ist der Jahrhunderte Erbe? — Manzoni's Stimme nennt Monti.

„Gruß, o Gewaltiger, Dir, dem in ihrer Großmuth
Die Natur Dante's Herz und Gesang gab."

Unter dem Eindruck dieser Verse des Mailändischen Dichters eilt man zum Studium Monti's. Allein trotz dieses Eindruckes bildet sich bald ein strenges Urtheil, und man verwirft Manzoni's Ausspruch als einen wohlwollenden Irrthum, wohl wissend, daß Manzoni nicht täuschen wollte. Dante und Monti, Virgil und Monti, welch' eine Kluft trennt diese. Einige wenige Dichter, und Monti vor Allen, haben einzelne Töne jenes mächtigen Sängers wiedergefunden, allein Dante's Genius lebt darum doch nicht in ihren Werken. Keiner ist allumfassend und einfach und tief wie er; keiner resümirt in so vollendetem Grade den Glauben, die Poesie, das Wissen, die energischen und düsteren Leidenschaften seiner Zeit. Alle vor ihm gekannte Intelligenzen absorbiren sich in ihm; er leuchtet allein in der Nacht, in welche er sie zurückweist, so daß man fast vergessen möchte, daß sie existirten. — Was ist dagegen Monti, ohne Vorurtheil gesehen? Monti ist Künstler. Er ist es, im Besitze einer durch Studien gebildeten Naturgabe, im Besitze einer Sprache, deren Geheimnisse der Harmonie und Kraft er alle durchforscht hat, und die er mit einem Glücke handhabt, welches selbst die strengsten

*) Nach Mittheilungen der Madame A. Dupin in der Revue de Paris und anderen Quellen.

Krinker, wo es sich um einen glänzenden Succeß handelt, in Erstaunen setzt. Wenn die außerordentliche Schönheit der Form zur Schaffung eines großen Künstlerruhmes allein hinreichte, wäre Monti vor Allen groß. Kein Meister besitzt in einem bewunderungswürdigeren Grade die Genialität des Ausdrucks. Diese Genialität, welche er doch nur vermittelst der angestrengtesten Arbeit sich angeeignet und herangebildet hat, ist so großartig, daß sie angeboren scheint. Monti nennt die Poesie „die Musik des Gedankens", eine eben so schöne als auf seine Hervorbringungen passende Definition. Wie hat aber auch in seinen vorzüglicheren und sorgfältiger gearbeiteten Dichtungen jedes Wort seinen genau bestimmten Werth an Sinn und poetischer Wirkung! Und das Ganze bildet ein so vollendetes, so ausgearbeitetes Ensemble, daß man nichts davon hinwegzunehmen, nichts daran zu ändern, nichts hinzuzufügen, selbst nichts darin zu versetzen wagt. Einzelne Scenen in seiner Tragödie Cajus Gracchus und seine ganze Uebersetzung der Ilias sind in diesem Sinne unerreichbare Muster.

(Fortsetzung folgt.)

Ungarn.

Zur Geschichte der geistigen Entwickelung Ungarns.

(Schluß.)

Die Jesuiten gründeten Schulen in Tyrnau, Presburg, Kaschau und Klausenburg, von denen die erste nach Aufhebung des Ordens in eine National-Universität verwandelt und 1780 nach Ofen und von da vier Jahre später nach Pesth verlegt ward. Außerdem wurden um dieselbe Zeit fünf Akademieen, deren jede zwei Fakultäten hatte, in Presburg, Kaschau, Raab, Großwardein und Agram, gegründet, ferner ein Königliches Lyceum in Klausenburg, ein erzbischöfliches Kollegium in Erlau und ein Herzogliches in Fünfkirchen; aber in keiner von diesen Anstalten ward das Ungarische zu einem Zweig des Studiums gemacht. Dabei fehlte es doch nicht an mancherlei Arbeiten und Productionen in der Nationalsprache. Wie früher, erschienen auch jetzt verschiedene Uebersetzungen der heiligen Schrift und einzelner Theile derselben; so übersetzte der berühmte protestantische Polemiker Molnar um 1608 die Psalmen in Ungarische Verse mit solchem Erfolg, daß sie bis auf diesen Tag in allen nicht katholischen Kirchen Ungarns und Siebenbürgens im Gebrauch sind. Besonders aber nahm die Poesie einen hohen Schwung, und die epischen Gedichte Zriny's, die klassischen Verse Johann Erdösi's und die melodischen Lieder Gyöngyösi's, welcher lange Zeit der Fürst der Magyarischen Barden genannt wurde, verdienen rühmend erwähnt zu werden. Unter anderen Erscheinungen dieser Zeit sind noch bemerkenswerth: die Uebersetzung des Koran vom Grafen Gabriel Bethlen aus dem Jahre 1620 und die wissenschaftliche Encyklopädie, so wie auch eine Logik von Johann There, aus den Jahren 1653 und 1656. Diese beiden letzten Werke sind um so merkwürdiger, als sie damals in Europa noch allein dastehen, indem noch keine andere Nation ähnliche Arbeiten in ihrer Sprache aufzuweisen hatte.

Doch die Anstrengungen der Wenigen konnten gegen die täglich steigende Macht der Menge nichts ausrichten; denn die Jesuiten wußten durch ihren Einfluß dem Latein eine solche Geltung zu verschaffen, daß es sich bald durch das ganze Königreich verbreitete, bis die Zeit kam, wo selbst die Magnaten und Deputirten, welche für die Nation Gesetze gaben, aufhörten, in ihrer Muttersprache zu verhandeln und dieselbe so sehr vom Latein verdrängen ließen, daß zuletzt nur noch der Kanzler übrig blieb, welcher bei offiziellen Gelegenheiten eine Magyarische Versammlung in Magyarischer Sprache anredete. Miß Parroe sagt, indem sie von dieser Periode spricht: „Unter den Vornehmen war die Nationalsprache vernachlässigt und fast vergessen, und zugleich nahmen die unteren Klassen rasch an Zahl ab. Die alte Bevölkerung der Umgegend von Ofen, Wiesselburg, Tolna, Baranya und der ungeheuren Ebenen des Banat hatte sich in den beständig sich erneuernden Kämpfen mit den Türken oder gar in den inneren Fehden bedeutend gelichtet. Die fruchtbaren Distrikte wurden durch fremde Kolonisten wieder bevölkert, aber nur Wenige von diesen oder selbst ihren Nachkommen wurden Magyaren, und wo ganze Dörfer durch nahe Berührung mit den übrig gebliebenen Ungarn unter einen gemeinschaftlichen Namen gefaßt und als naturalisirt betrachtet wurden, da machte der Einfluß der Slavischen Priesterschaft aus der neuen Ansiedlung ein Volk, das alles Andere, nur nicht Magyarisch im Herzen war.

Die Schriftsteller, die sich durch dieses Chaos ihren Weg bahnten, hatten meist nicht den moralischen Muth, um gegen die Lockungen und Schmeicheleien Roms anzukämpfen. Sie wurden durch die süßen Phrasen und Komplimente dieses schlauen Hofs eingenommen, die in einer Sprache ausgedrückt wurden, welche fast Europäisch genannt werden konnte und welche, da sie von allen Gelehrten der Zeit verstanden ward, ihnen eine Menge Leser versprach, denen das Ungarische ihre Werke zu einem versiegelten Buch gemacht haben würde. Das Latein allein gab die Aussicht auf Ruhm und Gold — befriedigte die Eitelkeit des Autors und die Bedürfnisse des Individuums — und die Wenigen, welche, mit allen Fasern ihres Herzens an der Sprache des Landes hängend, in dieser verachteten und vernachlässigten Sprache zu schreiben wagten, mußten, wie das zu Tode gehetzte Wild, das sich im Dickicht verbirgt, um zu sterben, ihre Hoffnungen und ihren Gram in den Tiefen ihres Geistes und in den Sitzen ihrer Vorfahren vergraben."

Am schlimmsten stand es mit der Nationalsprache im 18ten Jahrhundert. In Siebenbürgen ward seit der Regierung Leopold's I. das Latein allgemein, während in Ungarn selbst seit 1700 die Nationalliteratur gänzlich vernachlässigt blieb. Es folgt jetzt unter der Regierung Maria Theresia's die Periode der Germanisirung, wo der Adel, durch den Luxus und die Eleganz der höheren Zirkel in Wien geblendet, unter den Augen der schönen und ritterlichen Maria Theresia mit dem fremden Adel an Glanz wetteiferte und sich überhaupt die Bildung jener Kreise anzueignen suchte. Die erste Gefahr, welche die Ungarische Sprache und Geistes-Entwickelung schon im Mittelalter zu bestehen hatte, war von der Nation selbst oder ihren Herrschern ausgegangen; aber diese selbst hielten sich dabei ganz unbefangen. Man nahm den ersten Anlauf zur Bildung: diese Bildung war damals, wie in ganz Europa, so auch hier, eine Lateinische, und es war daher natürlich, daß diese Sprache wenigstens auf literarischem Gebiet das Uebergewicht bekam. Doch negirte man die einheimische Sprache nicht absichtlich, und als daher die Nation sich ihrer selbst mehr bewußt ward, bildete sich auch eine Ungarische Literatur aus. Die zweite Gefahr für die Existenz der Nationalsprache kam von den Jesuiten, in deren Interesse es war, durch Verdrängung der Landessprache und Verbreitung des kirchlichen Idioms, worin ihnen hier schon so trefflich vorgearbeitet werden, die Originalität des Volks zu unterdrücken, um es desto leichter beherrschen zu können.

Jetzt hätte beinahe die vorgeschrittene Bildung einer benachbarten Nation, welche noch dazu politisch das Scepter in Ungarn führte, der selbständigen geistigen Entwickelung Ungarns ein Ziel gesetzt. Die weniger reichen Adeligen, welche den Aufwand des Wiener Hofes nicht bestreiten konnten und daher zu Hause bleiben mußten, merkten bald, wenn die Besuche ihrer reicheren Landsleute auf ihren Schlössern, um sich Geld zur Fortsetzung jenes Aufwands zu holen, sie von Zeit zu Zeit mit diesen in Berührung brachten, daß die parfümirte und vergoldete Hauptstadt Oesterreichs ihren Duft und Flitter an den Personen und Geistern ihrer abwesenden Nachbarn zurückgelassen, daß nationale Sitten, nationale Gefühle und die nationale Sprache täglich mehr Boden verlören, und daß die Beibehaltung derselben einen Mangel an Bildung und Verfeinerung verriethe, welchen auch sie für äußerst unpolitisch, wo nicht schimpflich zu halten anfingen. Und so verbreitete sich die Krankheit durch das Beispiel einiger gehorsamen und charakterlosen Magnaten, denen das Land, dessen Gedeihen und Ehre ihnen ein heiliges Vermächtniß ihrer Vorfahren seyn sollte, weiter nichts war als der spezielle Erdfleck, von wo sie ihre Hülfsquellen beziehen mußten, und da die Edelleute, welche im Lande blieben, mit ihren reicheren Nachbarn in Glanz nicht wetteifern konnten, so beschlossen sie, wenigstens ihre Kinder in Stand zu setzen, mit ihrer Bildung Schritt zu halten, und mit einer kurzsichtigen, eben so schwachen als bemitleidenswerthen Politik gaben sie ihre Töchter in religiöse Stifter, wo sie bei einer Oesterreichischen Erziehung schnell ein Idiom vergessen lernten, welches aus der Mode gekommen und nun von jeder Ungarischen Dame sorgfältig vermieden ward, während die gelehrten Anstalten des Landes schon für die Latinisirung oder Germanisirung ihrer Söhne gesorgt hatten.

Bis dahin hatten wenigstens die Magyarischen Damen nur ihre Landessprache gesprochen, und dieser Umstand mag wohl nicht wenig zu der Zähigkeit beigetragen haben, womit sie ihre so oft bedrohte Existenz behauptet hatte; aber dieses letzte grobe Mißverständniß griff sie in ihrer eigentlichen Wurzel an, indem sie dadurch von dem heiligsten und unverletzbarsten Terrain einer lebenden Sprache, dem Haus und Heerd eines Volkes, verbannt ward; denn nach ihrer Rückkehr von den Oesterreichischen Anstalten, wo sie erzogen worden, waren die Ungarischen Damen völlig entnationalisirt, und da das Latein, das in den gebildeteren männlichen Kreisen so herrschend geworden, ihnen ebenfalls fremd blieb, so waren sie von selbst darauf hingewiesen, das Deutsche, mit dem sie so vertraut geworden, in das Innere der häuslichen Zirkel einzuführen.

Hierzu kam das Streben der Regierung, die Unterschiede zwischen den verschiedenen Nationalitäten, die unter ihrem Scepter vereinigt waren, immer mehr auszugleichen. „Ganz Europa weiß", sagt Paget, „wie Maria Theresia, als sie, von Feinden umgeben und aus jedem anderen Theile ihres Gebietes vertrieben, in Ungarn eine Zuflucht fand und, sich und ihr Kind unter den Schutz eines großmüthigen Volkes stellend, mit dem Ruf: „Vitam et sanguinem pro rege nostro Maria!" empfangen ward. Man weiß, wie treu dies Versprechen erfüllt ward, aber weniger bekannt ist es, mit welcher Gefahr für die Existenz der Ungarischen Nationalität die Schuld der Dankbarkeit abgetragen wurde. Es war eine Lieblings-Idee dieser Kaiserin, alle ihre heterogenen Besitzungen unter denselben Institutionen und derselben Regierungsform zu vereinigen. In Ungarn suchte sie Deutsche Sprache, Sitten und Gewohnheiten im Volke einzuführen. Man sagte den Ungarn, sie seyen eine wilde Race, und sie müßten Deutsche werden, um sich zu civilisiren. Dieser Plan wurde jedoch so geschickt mit anderen nützlichen Einrichtungen, der Verbesserung der Lage der Bauern, der Erziehung aller Volksklassen, der besseren Beaufsichtigung der religiösen Gesellschaften, der Entfernung der Jesuiten aus dem Lande und der Aufhebung solcher Barbareien, als da sind das Asylrecht, die Folter und die Menge der Todesstrafen, in Verbindung gesetzt, daß die gebildeteren Ungarn sich wirklich ihrer Nationalität zu schämen anfingen, ihre Landessprache vergaßen, die Tracht ihrer Väter ablegten und so Deutsch wurden, als ihre Magyarische Zunge und ihr östliches Blut es gestattete.

Aber gerade die eifrige Verfolgung dieser Tendenz erregte die Aufmerksamkeit und Theilnahme Vieler, die bisher dem allgemeinen Verfall ihrer Nationalität gleichgültig zugesehen, und es ist merkwürdig, daß dieser neue Patriotismus gerade da, wo man dies am wenigsten hätte erwarten sollen,

in der Leibwache der Kaiserin, zuerst erwachte. Bessenyei, Baroczi, Barclay, Harsányi, Czirjék und Baron Splácsi waren es, welche zuerst die Gefahr bemerkten und sich zur Abwehr derselben verbanden. Die mittleren Klassen, welches immer der kerngiste und patriotischste Theil einer Bevölkerung ist, unterstützten diese Bemühungen mit Eifer; die Elegieen des Anpos fanden ihren Weg in viele Herzen, und obgleich Alle fühlten, daß Zeit und Energie dazu gehöre, um die gänzliche Verbannung des Latein, das in jeder gebildeten Familie sich festgesetzt, zu bewirken, so ließ man sich doch dadurch von dem einmal angefangenen Werk nicht abschrecken.

In den letzten zehn Jahren der Regierung Maria Theresia's machte der National-Charakter der Ungarn bedeutende Fortschritte, was nirgends so sehr hervortrat als in ihrer Literatur. Der erste förmliche Antrag zur Gründung einer Ungarischen Akademie wurde unter der folgenden Regierung von Nikolaus Revai gemacht; doch jetzt begann der letzte große Kampf, den die Ungarn noch um ihre National-Existenz zu kämpfen hatten. Es wäre thöricht, Joseph dem Zweiten die besten Absichten und die Einführung vieler weisen und wohlthätigen Verbesserungen absprechen zu wollen, aber eben so ist nicht zu leugnen, daß er oft zu wenig auf die Umstände Rücksicht nahm und seine eigene individuelle Macht überschätzte. Gleich seine erste Regierungshandlung war eine Weigerung, sich einer Krönung zu unterziehen, um nicht von gewissen Gesetzen abzuhängen, die er bei der Krönung hätte beschwören müssen; indeß waren viele seiner Maßregeln so weise und trefflich, daß die Magyaren sich mit Freuden in das Uebel fügten, um auch das Gute zu genießen. Aber Joseph wollte gern Alles auf einmal durchsetzen, und dadurch verfehlte er oft ganz das Ziel. Die Ungarn hatten ein so unbeschränktes Vertrauen in die Trefflichkeit seiner Absichten und sahen überdies so vieles Gute zu Stande kommen, daß sie glaubten, sie brauchten nur weitere National-Verbesserungen in Vorschlag zu bringen, und dieselben würden sofort angenommen werden. Aber Révais Antrag riß sie bald aus ihrer Täuschung, denn die engherzige Politik ihres ungekrönten Königs hatte in seiner Reformliste keinen Raum für eine Pflege des National-Idioms, und so wies er nicht nur den patriotischen Antrag zurück, sondern befahl sogar, daß in allen administrativen Angelegenheiten das Deutsche statt des Latein gebraucht würde, so wie er 1784 auch in den Reichstags-Verhandlungen den Gebrauch derselben Sprache autorisirte. Durch dieses Verfahren erregte der kurzsichtige Monarch das Mißtrauen der Magyaren; sie fühlten, daß, wenn er sich an ihrer Nationalität vergriff, alle seine anderen Wohlthaten so viel wie nichts wären. Er hatte, ohne es zu ahnen, eine Glocke gezogen, die ihren ganzen Patriotismus in Allarm brachte; jedes Komitat trat mit seinen entschiedenen, obwohl ehrerbietigen Gegenvorstellungen hervor, und der Monarch versuchte zwar eine Zeit lang, durch die Mittel, die in seiner Gewalt standen, die Opposition zu unterdrücken, aber umsonst. Die Nationalität der Magyaren war erwacht, ihr Ehrgefühl herausgefordert, und die Dekrete Joseph's, welche die Vernichtung der Landessprache bezweckten, dienten nur als ein Sporn zur Erhaltung und zum Fortschritt derselben. Sie erinnerten sich, daß sie diese Sprache als Eroberer in das Land mitgebracht, daß sie dieselbe Jahrhunderte hindurch trotz aller Versuche, sie auszurotten, sich erhalten hatten, und daß, wenn sie an die Stelle derselben die Sprache des fremden Königs setzten, dessen Thron sie selbst beschützt, als er von Feinden umlagert war, sie bald von der unabhängigen Stellung eines selbständigen Königreichs zu einer bloß Oesterreichischen Provinz herabsinken müßten. Zwar ward jede Idee an eine National-Akademie für den Moment aufgegeben; aber es war gewiß ein großer Triumph für das Ungarische Volk, daß der König seinen Irrthum eingestand, obwohl es zu spät war, ihn wieder gut zu machen, und daß es seine letzte Handlung war, alle jene Maßregeln, für deren Durchsetzung er sein ganzes Leben hindurch gekämpft, wieder aufzuheben, mit Ausnahme des Toleranz-Edikts zu Gunsten der Protestanten.

Der Einfluß der Französischen Literatur auf den Geist der Magyarischen Schriftsteller trat in den Werken einiger ihrer populärsten Dichter des 18ten Jahrhunderts auffallend hervor, während sie auch an der Deutschen Literatur mit Auszeichnung Theil nahmen durch die Arbeiten eines Gaal, Schedius und Jankevich; besonders gehört hierher Ladislaus Pyrker, Erzbischof von Erlau, ein Mann von ausgezeichnetem Geist, dessen Werke sich den Beifall und die Bewunderung Deutschlands erworben haben.

Im Jahre 1781 gelang es dem Mathias Ráth, einem Mann von trefflicher Gesinnung und Bildung, eine Ungarische Zeitung zu gründen, welcher bald mehrere andere in derselben Sprache folgten.

Nach Joseph's II. Tode erfuhr Ungarn in geistiger Beziehung große und bedeutende Veränderungen. Die allzu kurze Regierung des weisen Leopold erfüllte das Land mit neuer Energie und rief den merkwürdigsten und wohlthätigsten Reichstag, den die Nation je gesehen, ins Leben. Neben den großen politischen Zwecken, die er sich zur Aufgabe stellte, bildete die Aufmunterung der einheimischen Literatur des Landes, wie überhaupt die Beförderung der Nationalbildung, einen Hauptgegenstand seiner Arbeiten. Es ward verordnet, daß die Landessprache in allen Schulen gelehrt würde, daß sie in den Gerichtshöfen und administrativen Büreaus das Organ der Geschäfte seyn und daß alle Akten und Protokolle nur Ungarisch abgefaßt seyn sollten. Der bewegte Zustand Europa's schien das Einhalten des Kaisers Franz in der Reform der Magyarischen Mißbräuche zu rechtfertigen. Männer waren wichtiger als Maßregeln; aber der einmal geweckte Geist der Nation ließ ihre Interessen nicht mehr ruhen; es wurden in der bisher vernachlässigten Sprache öffentliche Vorlesungen gehalten; in Pesth wurden ein Magyarisches Theater und mehrere Ungarische Journale gegründet.

Nach vielfachen Hindernissen und Verzögerungen, die aber alle durch die Energie und Beharrlichkeit einer Anzahl aufgeklärter und patriotischer Männer im Verein mit der unteren Tafel des Reichstags beseitigt wurden, wurde 1804 eine nationale literarische Gesellschaft gebildet; die Fonds zur Erhaltung derselben wurden durch die Freigebigkeit des Grafen Stephan Marcybányi aufgebracht, welcher dem Comité die Summe von 50,000 Silbergulden vorschoß, unter Bedingungen, die nur patriotischer Natur waren, und 1813 wurden durch dieses Institut, nach dem Rath und letzten Willen seines Beschützers, sowohl für Originalwerke als für Uebersetzungen Preise ausgesetzt.

Die nächste Aeußerung der wiedererwachten moralischen Kraft Ungarns war die Gründung einer Gesellschaft zur Wiederbelebung der Magyarischen Sprache, der ihr Stifter den Namen „Wissenschaftlicher Verein" gab. Die Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlungen wurden den Einrichtungen zu Grunde gelegt; der Umfang der Ausgaben wurde festgesetzt und der Gouverneur des Fürstenthums um die nöthigen gesetzlichen Dokumente ersucht. Man erhielt eine günstige Antwort, und in einer förmlichen Sitzung der Kammern wurden die Statuten des beabsichtigten Vereins geprüft und einstimmig genehmigt; zugleich erbot man sich von allen Seiten zu Unterstützungen, sowohl durch Geld als durch jede Art von Einfluß, und auch viele Damen von hohem Rang, die sich für das patriotische Unternehmen interessirten, beförderten es nach Kräften.

Doch der Enthusiasmus der Magyaren fand jenseits ihrer Gränzen wenig Sympathie. Die Haltung des Oesterreichischen Kabinets war weit entfernt, den Erfolg des Unternehmens zu vervollständigen, und diese Gleichgültigkeit verschwand nicht eher, als bis der Reichstag die Sache zu einem Gegenstand eifriger und beharrlicher Verhandlung machte und verlangte, daß die Mittheilungen von einer Tafel zur anderen in ihrer eigenen Versammlung in der Nationalsprache stattfinden sollten. Graf Stephan Széchenyi, der Urheber vieler Reformen unter seinen Landsleuten, hat auch den Ruhm, der Erste gewesen zu seyn, welcher der in der zweiten Kammer ausgesprochenen Aufforderung, Fonds für die Ausführung jenes Vorhabens zusammenzuschießen, entgegenkam, indem er die Revenüen seiner Güter von einem Jahre, im Belauf von ungefähr 40,000 Thaler, anbot: ein Beispiel, das gleich darauf vom Grafen Georg Károlyi mit 25,000, von Herrn Vay, den Grafen Teleky, Andrassi und Anderen mit solcher Freigebigkeit nachgeahmt ward, daß bald eine Summe von 200,000 Thaler unterschrieben war, zu welcher auch der Fürst Palatin einen ansehnlichen Beitrag gab.

Noch haben wir ein wichtiges Moment in den geistigen Bewegungen Ungarns hervorzuheben, nämlich die oppositionelle Stellung der Slavischen Kolonieen. Die gemischte Bevölkerung der Ungarischen Lande, die durch innere Kämpfe und äußere Politik ihre Gestalt erhielt, hätte schon an sich dem Fortschritt der rein Magyarischen Literatur Hindernisse in den Weg gelegt, wenn auch jeder Volksstamm auf die Fortentwickelung seiner angestammten Sprache beschränkt geblieben wäre; aber dies war keineswegs der Fall, indem Oesterreich auf der einen Seite seinen Deutschen Dialekt zu naturalisiren suchte und Rußland andererseits weder Gold noch Mühe sparte, um Slavischen Geist und Slavische Sprache dem Ungarischen Stamm einzupfropfen. Die kleineren Kolonieen der Moldauer, Wallachen, Griechen, Franzosen, Italiäner und anderer Nationen wurden leicht bei Seite geschoben von den stolzen Herren des Bodens, welche mit starker Hand festhielten, was sie durch das Schwert gewonnen; denn diese Ansiedler wurden durch keinen äußeren Einfluß gestützt, auch waren sie nicht zahlreich genug, um auf den moralischen oder geistigen Zustand der Magyaren einwirken zu können. Bei den Deutschen und Slaven war es anders. Deutsche Fürsten hatten Ungarn in seinen Kriegen unterstützt, und nach der Schlacht von Mohácz bekam es einen Oesterreichischen Kaiser zum König, welcher es natürlich durch Verschmelzung mit seinen angestammten Besitzungen in eine größere Abhängigkeit zu bringen suchte. Was die Slaven betrifft, so war ihre Stellung eine durchaus verschiedene. Die Deutschen waren als Kaufleute und Bundesgenossen in ihr Land gekommen, vielleicht nicht ohne die Neigung, überzugreifen, aber dabei doch immer rechtschaffen, gerade und ohne Falsch. Sie selbst hatten Ungarn von den Slavischen Stämmen losgemacht und sie an die Gränzen von Oesterreich, Polen und Mähren getrieben: hier durften diese Stämme sich als eine eroberte Kolonie niederlassen, gegen welche die Magyaren eine so entschiedene Verachtung hegten, daß sie nie bewogen werden konnten, ihre Lippen mit ihrer Sprache zu beflecken. Diese Verachtung erwiederte das besiegte Volk zehnfach, und dazu kam noch der Haß, der jedes besiegte Volk gegen seine Ueberwinder beseelt, so lange es ungerächt bleibt. Auch sie eigneten sich daher von der Ungarischen Sprache nicht mehr an, als für ihre Bedürfnisse, ja fast ihre Existenz unumgänglich nöthig war. Diese feindselige Gesinnung hat bis auf den heutigen Tag fortgedauert, und die Slavisch-Ungarische Verschmelzung schreitet um so langsamer vorwärts, als die politischen Interessen, der religiöse Glaube und die moralische Stellung der beiden Völker einander diametral entgegengesetzt sind. Im Gegensatz zu den Ungarn, welche eine isolirte und konzentrirte Nation bilden, hängen die Slaven auf allen Seiten mit ihren zahllosen Stämmen in anderen Ländern zusammen, und obgleich sie an Intelligenz tief unter der Magyarischen Bevölkerung stehen, so wird doch ihre Literatur durch das entschiedene und offene Patronat Rußlands getragen, das jedem Schriftsteller zu Theil wird, der seine Gunst durch Vertheidigung seiner Institutionen und seiner Politik erwiedert.

(F. q. K.)

Nord-Amerika.

Die Finanzen der Vereinigten Staaten.*)

In Europa fängt man jetzt an, einige Bedenken zu äußern über die finanzielle Lage derjenigen Staaten, welche mit unaufhörlich anwachsenden Schulden belastet sind. Nahe Kriege und Staatsumwälzungen vorausgesetzt, würde es gewaltig in Frage kommen, was aus den wiederholten Anleihen werden sollte, denen ein fünfundzwanzigjähriger Friede kein Ziel zu setzen vermocht. Sind auch Rechtspunkt und Nutzen der Schuldentilgung bei Einigen noch streitig, welche eine Schuld dem Staate jederzeit ersprießlich halten, so kann doch der gemeine Verstand nicht umhin, nach Maßgabe der Privat-Verhältnisse, anzunehmen, daß auch den Staat ein ungehemmter Schuldenzuwachs zum Falle bringen müsse. Dafür lieferte auch die Erfahrung bereits den Beweis, und die Aufdeckung des Budgets in den Staaten mit verfassungsmäßiger Vertretung hat viele Augen geöffnet, vielen Vorspiegelungen ein Ende gemacht, indem sie darthat, auf wie schwankem Grunde der Kredit beruht, den man für so dauerhaft gehalten.

Herr Lombard, Banquier in Genf, prüft diese Frage in dem in der Anmerkung genannten Buche voll klarer Gedanken, unter Darlegung wichtiger Thatsachen. Tief scheint er in seinen Gegenstand eingedrungen zu seyn: Nicht bloß Tocqueville's, Michel Chevalier's und anderer ausgezeichneter Schriftsteller neueste Arbeiten hat er zu Rathe gehalten, sondern auch vermöge seiner weitverbreiteten Verbindungen eine große Menge werthvoller Angaben sich verschafft.

Amerika, hinsichtlich seiner Finanzen, theilt der Vers. in zwei große Theile: in die südlichen Freistaaten und in die Vereinigten Staaten. Jene anlangend, liefern die Ergebnisse ihrer Anleihen, in welchen so viele Vermögen zu Grabe gesangen, ein ausreichendes Mittel zur Schätzung ihres Kredits. Der rücksichtslose Eifer, mit welchem früher Alles um die Wette zeichnete, sobald eine Amerikanische Anleihe auf das Tapet kam, hat sich rasch abgekühlt und der Unzufriedenheit, dem Mißtrauen Platz gemacht. Dazu lassen die beständigen Umwälzungen, deren Schauplatz jene unglücklichen Landstriche sind, noch auf lange hinaus die Möglichkeit einer Rückkehr der so wünschenswerthen Garantieen nicht hoffen. Dagegen gewährt der andere Theil einen ganz entgegengesetzten Anblick: Hier findet man die Ordnung, nicht Zügellosigkeit — das thätige Leben eines einsichtigen und gesitteten Volkes, nicht wirbelnde Umtriebe des Parteigeistes. Deshalb, obwohl durch die bei den Anleihen der Südamerikaner erlittenen Verluste ein wenig mitgenommen, haben die Fonds der Vereinigten Staaten ihre Geltung so bald wiedererlangt, daß sie sich gegenwärtig an den ersten Plätzen Europa's des besten Rufes erfreuen. Eine Bundesschuld haben sie jetzt gar nicht; suchen sie ja einmal ein Darlehn, so ist es nie von großer Bedeutung, sondern findet augenblicklich seine Verwirklichung im Innern selbst. Doch erlaubt die Verfassung den einzelnen Vereins-Staaten, unter deren eigener Verantwortlichkeit, Anleihen für sich aufzunehmen; und in dieser Beziehung stehen dieselben den Schweizer Kantonen gleich, welche ihre kantonale Selbständigkeit von ihren Bundesverpflichtungen unabhängig bewahren: Sie sind wie einzelne Staaten mit eigenen Einrichtungen und besonderen Gebräuchen, die oft wirklich verschiedenartige sind, wiewohl im Allgemeinen die Verfassungen des Amerikanischen Staatenbundes in ihrer Tendenz mehr Gleichförmigkeit zeigen, als die des Schweizer-Bundes. Das Vertrauen, welches man jenen Anleihen einräumen kann, hängt mithin von den Hülfsquellen des betreffenden Staates ab.

Eine fernere Eintheilung des Herrn Lombard scheidet die Vereins-Staaten mit von denen ohne Sklaven. Unter den ersteren meint er, nur bei zweien für die Zukunft einige sichere Gewähr zu finden: bei Virginien und Maryland nämlich, deren Bürger zur Abschaffung der Sklaverei bereits hinneigen. Alle übrige scheinen ihm, obwohl einige derselben gegenwärtig in blühendem Zustande, von schreckenvollen Schickungen und Umwälzungen augenfällig bedroht, vermöge des reißend schnellen Zuwachses der Negerbevölkerung. Sonach können nur die Staaten ohne Sklaven für uns in Betracht kommen, diese bieten aber Bürgschaften der Gesittung und der Zahlungsfähigkeit, wie man sie in Europa schwerlich finden möchte. Die Mehrzahl von ihnen verfügt über wahrhaft ungeheure Kräfte und ist, noch immer im Fortschreiten begriffen, keineswegs schon auf der höchsten Stufe ihrer Entwickelung angelangt: New-York, Pennsylvanien, Massachussetts, Ohio gehören hier in die erste Reihe; Indiana, beide Illinois und Michigan sind noch zu jung, als daß man das Höhenmaß ihrer einstigen Zuverlässigkeit schon jetzt sicher abschätzen könnte. Eine allgemeine Betrachtung aber, welche auf sie alle anwendbar, ist: daß die von ihnen aufgenommenen Darlehne zur Ausführung von großen öffentlichen und höchst ersprießlichen Arbeiten bestimmt sind, deren günstiger Ausfall allerdings Zeit erfordern, aber in einem jungen Lande, dessen Betriebsamkeit mit Riesenschritten vorschreitet und bereits die schönsten Erfolge aufzuweisen hat, nie einem Zweifel unterliegen kann.**) Auf den Einwurf: daß die Bundesbande eben nicht sonderlich dauerhaft seyen und sich allgemach merklich gelockert haben, so daß eine Ablösung der einzelnen Staatenglieder, früher oder später, sehr wahrscheinlich geworden und deshalb die Furcht vor einer solchen Umwälzung allen Vortheilen, welche der gegenwärtige Stand der Dinge noch gewähre, wohl die Waage halten könne, erwiedert der Verfasser, daß, würde auch wirklich die Trennung der Union unvermeidlich, doch noch immer jeder Staat auch einzeln seine Hülfsquellen, seine Souverainetät, sein Betriebs- und Handelsgedeihen nach wie vor behielte, und könnte doch nur immer eine Bundes-Schuld bei einer neuen Gestaltung der Dinge in Frage gestellt werden.

Die Schlußfolgerungen des Vers. finden in seinen zahlreich mitgetheilten sehr werthvollen Tabellen die beredteste Unterstützung durch Zahlen.

(R. E.)

*) Vgl. Notice sur la position financière actuelle des états de l'Amérique du Nord, accompagnée de quelques détails sur les dettes des principaux états européens; par Alex. Lombard, banquier. — Genève, 1843.

**) Indessen hat der bekannte große Bankenschwindel doch seit einiger Zeit begründete Zweifel in die Solidität der Finanzen auch der nördlichen Staaten aufkommen lassen, und die Fonds der Nord-Amerikaner sind sämmtlich im Course bedeutend gesunken.

Mannigfaltiges.

— Der Konvent und das Théâtre Français. Zu den unerschrockensten Gegnern der Sansculotten gehörten die ehemaligen Comédiens du Roi, die, obgleich sie sich seit dem Jahre 1791 Comédiens de la Nation nannten, ihre Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge bei jeder Gelegenheit zu erkennen gaben. Viele ältere Sociétaires (Mit-Eigenthümer) des Théâtre de la Nation zogen sich aus Ueberdruß vom Schauplatz ganz zurück, aber noch waren ihm Namen wie Fleury, Dazincourt, die Damen Contat, Raucourt und Lange verblieben, die zur Zeit der eigentlichen Schreckensherrschaft (1793—94) sämmtlich als des Aristokratismus verdächtig eingekerkert wurden. Während der Zeit, wo der Prozeß des unglücklichen Ludwig's XVI. im Konvent verhandelt ward, hatten die ehemaligen Comédiens du Roi ein Drama von Lapa, den „Freund der Gesetze", zur Aufführung gebracht, das mancherlei Anspielungen auf Blutdurst und Tyrannei enthielt, die man auf Marat und Robespierre deutete, obgleich Niemand eine solche Bemerkung laut auszusprechen wagte. Am 16. Januar 1793 wurde dieses Stück zum zweitenmal angekündigt. Obwohl zum Theaterbesuch die Zeit eben nicht einladend war, fehlte es doch in den Schauspielhäusern nicht an Publikum, so oft etwas Neues und Pikantes gegeben wurde. Wer das erstemal das Stück nicht gesehen und seitdem von den politischen Anspielungen gehört hatte, die es enthielt, der wollte es nun bei der zweiten Aufführung nicht versäumen. Natürlich stellten sich auch die Janitscharen des Jakobiner-Klubs ein, die man an ihren hohen mit Fuchspelz verbrämten Mützen erkannte, aber noch zahlreicher war die Gegenpartei erschienen, die auf den Eindruck des heutigen Stückes mancherlei Hoffnungen baute. Aber noch ehe der Vorhang in die Höhe ging, hatte sich schon das Gerücht im Hause verbreitet, das Stück sey von der städtischen Kommune (die bekanntlich nachmals allmächtig ward) verboten worden, und in der That trat bald darauf der Regisseur vor, der die betreffende Kommunal-Verfügung vorlas. Von allen Seiten erhob sich nun ein furchtbarer Lärm, verbunden mit Drohungen gegen die Theater-Direction. „Das ist Tyrannei!" rief man. „Wir wollen den Freund der Gesetze!" Die Jakobiner riefen zwar dazwischen: „Vive la Commune!" aber das half nichts, denn ihre Gegner hatten diesmal das Uebergewicht. Es wurde gezischt, gepocht, geschrieen und gefungen — Alles durch einander, und nur mit Mühe konnten sich der Kommandant der Nationalgarde und Chambon, der Maire von Paris, vernehmlich machen, die keinen anderen Ausweg wußten, als dem Konvent, der jetzt permanent versammelt war, die Sache zur Entscheidung vorzulegen. Die Debatte über den Königs-Prozeß, die bereits sechs Tage gedauert hatte und ihrer Entschreidung nahe war, wurde auf wenige Augenblicke ausgesetzt, um die lärmmachende Theater-Angelegenheit zu erledigen. Der Dichter des „Freundes der Gesetze", Lapa selbst, hatte eine lebhafte Protestation gegen die Tyrannei der Pariser Kommune eingesandt, und die Girondisten, die damals noch mächtig im Konvente waren, nahmen sich Lapa's und des Theater-Publikums an. Auf den Antrag eines derselben, des Bretagners Kersaint, erklärte der Konvent, daß kein Gesetz der Kommune das Recht verleihe, auf diese Weise die Freiheit der Theater zu beeinträchtigen. Die Entscheidung wurde im Schauspielhause mit ungeheurem Jubel aufgenommen, und das Stück ward nunmehr unter fortwährendem Applaus gegeben. Besonders nachstehende Stelle, die Fleury mit Nachdruck hervorhob, hatte sich eines gar nicht enden wollenden Beifalls zu erfreuen:

„Tous ces jongleurs, patriotes de place,
D'une faute de civisme entourant leurs grimaces,
Prêcheurs d'égalité, prêtres d'ambition
. . . . . .
Qui, pour nous faire haïr le plus beau don des cieux,
Nous font la liberté sanguinaire comme eux!"

Dieser Theater-Abend schien allerdings ein Triumph für die Sache der wahren Freiheit und der Mäßigung, aber schon am nächsten Morgen stand in den Zeitungen ein augenscheinlich halboffizieller Artikel, worin gesagt war, daß zwar den Befehlen des Konvents zufolge eine Verfügung der Kommune aufgehoben worden, daß dieselbe jedoch, als sie den „Freund der Gesetze" verbot, nur in Gemäßheit einer früheren Verordnung gehandelt, wonach die Vorstellung solcher Stücke, welche irgend einmal Ruhestörungen veranlaßten, nicht ferner stattfinden soll; daß demnach das Publikum aufmerksam gemacht werde, sich vor solchen Ruhestörungen zu hüten, während ganz besonders die Comédiens de la Nation vor Unklugheiten gewarnt würden, die den Unwillen des souverainen Volkes auf sich ziehen könnten.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Mittwoch den 5. Oktober 1842.

Rußland.

Bilder aus der Russischen Mongolei. *)

Sajatu Chassai! Ein wunderbares Geschöpf ist dieser Sajatu! Sein Gesicht ist absolut bronzefarbig. Er ist so dürr wie Saturn. Seine grauen Augen sprühen Feuer. Die Wangen sind eingefallen; aber seine Stimme ist männlich, und bei einem launischen Charakter besitzt er ein gutes Herz. Sajatu ist sehr jähzornig. Zu welchem Zwecke ist er auf die Welt gekommen? um sich beständig zu placken und arm zu bleiben.

Sajatu ist ein gewaltiger Fährmann — ein Heros auf dem Ueberfahrts-Boote über den Onon. Beobachtet man ihn so recht in seiner Sphäre, so staunt man und möchte ihn für ein Amphibium erklären. Seine Geschicklichkeit im Lenken eines Bootes gränzt an das Unglaubliche. Die lange Stange in seiner Hand ist der Stab eines Zauberers. Zur Zeit eines Sturmes scheint es, als gehorchten die Elemente seinem Winke. Wie leicht, wie rasch trägt Euch das Boot, welches er lenkt! Unwillkürlich erinnerst Du Dich des Sprüchworts: „Jedes Werk ehrt den Meister."

Trotz der Magerkeit Sajatu's sind die Muskeln seiner Hände stark und fest. Er erscheint Dir als ein Athlet, welcher mit den reißenden Fluthen des Onon ringt und immer als Sieger aus dem Kampfe hervorgeht.

Ein Tagebuch, worin Sajatu alle Personen verzeichnete, die er von einem Ufer des Onon zum anderen bringt, würde sehr interessant seyn und ihm in den Ebenen der Turga und den Steppen der Seen Kurtschajin einen kolossalen Ruhm erwerben. Sajatu ist der Ober-Fährmann in diesen Gegenden. Jeder, der über den Onon setzt, kennt sein bronzefarbiges Antlitz; jeder Bewohner der Buräten-Steppe ist mit seinem grillenhaften Humor, aber zugleich auch mit seinem biederen Herzen vertraut.

Einige Blätter Rauchtabak für seine Mühe machen Sajatu glücklich. Aber, merket auf, er ist auch Philosoph. „Wie wenig bedarf doch der Mensch zu seinem Glücke!" — so rufst Du unwillkürlich aus, wenn Du Sajatu's Jurte erblickst. Diese Jurte ist klein, sehr klein — aber Respekt vor ihrem Bewohner, meine Herren! Sajatu ist Gatte und Vater.

Ein Tagedieb ist der Gesellschaft schon schädlich; aber Sajatu gehört fürwahr nicht zu dieser Klasse! Er verdient sich jeden Bissen mit blutigem Schweiße; seine Kräfte nicht schonend, arbeitet er bis in die Nacht. Der Onon schäumt unter seinem Boote. Die Ruderstange Sajatu's kennt den Grund und das Fahrwasser dieses Stromes, wie Sajatu seine Jurte kennt.

Seine Jurte ist mit den Fetzen einer Satteldecke aus Schafpelz und hin und wieder mit etwas Birkenrinde bekleidet. Was haben jene Fetzen in ihrer langen Dienstzeit nicht Alles überdauert! Wie viele Regengüsse, wie viele Stürme und Schneegestöber haben sie aushalten müssen! Sie erzählen die Chronik ihrer harten Erlebnisse einem Jeden, der sie anblickt.

Tretet mit mir in das ärmliche Zelt und schauet sein Weib, seine Dulma. Sie ist noch jung und ihre Leidenschaften sind nicht erloschen; sie ist noch kühn und behend. Da schäkert auch ihr Söhnlein von zwei Jahren. Wie derb und kräftig ist der kleine Dylygyr! Aus den physischen Beschwerden des Vaters und der Mutter kommt Gesundheit auf ihre Nachkommenschaft! Dies ist der Segen der Armuth; sie stählt die Gesundheit. Ein Stück vom Fettschwanze eines Hammels mundet dem Knaben so lieblich wie Zuckerwerk.

Dulma ist kein gewöhnliches Weib; sie ist eine Heroin, eine Amazone. Dabei ist sie ein braves Weib, die treue Gefährtin des Sajatu. Wie unterwürfig beweist sie sich, wie gut versteht sie's, dem Alten zu schmeicheln, wie pflegt sie ihn, wenn er krank ist! Und das begegnet ihm öfter; daher vielleicht das Launische in seinem Charakter. Die wackere Dulma erträgt Alles mit wahrer Engelsgeduld. Wie lieblich und gefügig sind doch die Asiatinnen, selbst in den Steppen der Mongolei! Dulma tröstet und beruhigt ihren Mann, wenn er körperlich leidet; aber das ist noch wenig; sie steuert an seiner Stelle das Boot über den Onon und führt die Ruderstange in ihren zarteren Händen eben so kräftig und sicher, wie Sajatu selbst.

Eines Tages mußte ich bei einem wüthenden Sturme über den Onon setzen. Ich traf in Sajatu's Jurte viele andere Buräten, die ruhig aus ihren kleinen Gansa's Taback schmauchten. Keiner von ihnen wollte an jenem Tage den Wellen des Onon sein Leben vertrauen; sie riefen einmal über's andere Mal: „Eke chalkin baina; sunike dolgini gol-dere baina; garchu ni bolchu ugei!" (Das ist ein arger Wind; die Wellen im Flusse sind gewaltig; da kann Niemand hinüber!) und blieben mit untergeschlagenen Beinen am Boden sitzen.

„Dulma!" — sprach ich — „laß uns zwei Böte an einander binden und so hinüber fahren. Mögen dann auch die Wellen über uns schlagen — wir können uns ja fest an die Böte anhalten und kommen doch wohl an irgend einer Stelle zum jenseitigen Ufer! Mache Dich auf!"

„Güm ugei" (Das ist unnöthig), sprach das unerschrockene Weib — „ich bringe Euch schon in einem Boote hinüber — steiget nur ein!" Es wär' eine Schande gewesen, vor einer Frau kleinmüthig zu erscheinen, und wir stießen vom Ufer ab. Das Boot flog durch die Wellen; allein wir wurden auch tüchtig durchnäßt.

Dulma handhabte die Stange mit wunderbarer Geschicklichkeit und Geistesgegenwart. Ihr Auge sprühte vom Feuer des Entschlusses. Sie erschien mir in diesem Momente wie eine Riesin. Die Buräten standen am Ufer und sahen mit Entsetzen, wie unsere Nußschale auf und nieder tanzte. Ich für meinen Theil arbeitete aus Leibeskräften am Ruder, fest entschlossen, keinen Augenblick an die Gefahr zu denken. Die Anstrengungen der mannhaften Dulma wurden mit Erfolg gekrönt und wir landeten.

Hinter uns zischte und schäumte der Onon vor Wuth, daß es ihm nicht gelungen war, zwei Opfer zu verschlingen. Der Sturm peitschte die Wellen mit erneuter Kraft, und sie schlugen mächtig an ihre Felsenwände, wie ein Raubthier an die Eisenstangen seines Käfigs. Brülle und tose nur, mächtiger Strom, Erzeuger des majestätischen Amur! Es wird eine Zeit kommen, wo du in großartiger Ruhe dahinfließest, Dampfböte und kolossale Fahrzeuge mit den Produkten Dauriens dem östlichen Ocean zuführend. An deinen Ufern, wo der Welterschütterer Tschingis-Chan das Licht erblickte, werden Handelsstädte sich erheben; vielleicht wird Albasin wie ein Phönix aus seiner Asche wieder erstehen und man wird die gebleichten Gebeine der Eroberer des Amur einsammeln und mit Ehren bestatten!

Dulma kehrte nicht eher zurück, bis der Sturm am Abende sich gelegt hatte. Ihre ärmliche Kleidung kontrastirte schneidend mit ihrem begeisterten Muthe. Möge der Friede Deines häuslichen Lebens nie gestört werden, edle Mongolin! Möge die Vorsehung Dich und Sajatu segnen, Eure Familie sich mehren, Euer Vieh fruchtbar seyn, der harte Winter es schonen, die zerstörende Hand der Schneestürme des Frühlings ihm kein Leid anthun!

Doch es bleibt mir das Innere der Hütte zu beschreiben. In der Mitte, auf dem eisernen Dreifuße, der von langem Gebrauche ausgebrannt ist, steht ein kleiner Napf von Gußeisen, das ganze Kochgeräth Sajatu's, worin der mit Urma und Guschir gewürzte Ziegel-Thee (Tafel-Thee in Ziegelform), bisweilen auch das sehr fette Fleisch eines Tarbaghan zubereitet wird *) — Hammelfleisch bekommt der Arme nicht zu kosten. Rechter Hand in der Jurte befindet sich ein Schränkchen mit einigem Hausrath, mit Chinesischen Täßchen von Holz, Wassereimern u. dgl. Von vorn und etwas linker Hand hängen die Hausgötzen mit Gesichtern aus Leinwand; die Stelle der Augen ersetzen blaue Glaskorallen.

Am Boden, zwischen den Götzenbildern und dem Schranke, steht eine verwitterte Bettstelle, nicht höher als ein Tischetwerk. Statt der Federbetten sieht man Stücke von Pferdefellen und Ueberreste alter Pelze von verschiedenen Thieren. Zu den Bewohnern der Hütte gehören auch zwei Hunde mit röthlichem Haar, die eben so ausgemergelt sind, wie ihr Herr; sie sind friedlich wie Lämmer und schlafen beständig in der Sonne.

Aber in welchem Garten Gottes steht Sajatu's Jurte! Vor ihr dehnt sich die Wiese Kujertai aus, mit ihren Seen, Bächen und Sträuchern. — Schauet einmal die Bergreihen stromabwärts an beiden Seiten des Onon und stromaufwärts die hohen Kuppen, zwischen welchen der kleine Fluß Onon-Borsa sein ruhiges Wasser fast unmerklich dem Onon zuführt. Der Mündung jenes Flüßchens gegenüber ist eine geräumige malerische Ebene, auf welcher zwei lothrechte Felsen sich erheben. Der eine Felsen besteht ganz aus Schieferstein; man sollte denken, er sey aus einer anderen Gegend absichtlich hierher versetzt. An der einen Seite desselben prangen majestätische Weißpappeln, die einen balsamischen Duft verbreiten. Eines Tages saß ich lange unter denselben, stieg dann auf den Gipfel des Felsens und freute mich über die Ruhe

*) So darf man den südlichen Theil des Gouvernements Irkutzk nennen, da seine ältesten Bewohner, die Burjat oder Buräten, echte Mongolen sind, wie ihre den Chinesen unterworfene Nachbarn südlich vom Flusse Onon.

*) Urma ist dicker Milchrahm — Guschir oder chudschir ist ein gewürziges Salz. Dieses giebt der Suppe aus Ziegel-Thee, welche die vornehmste Speise der nomadischen Buräten und Tungusen ausmacht, einen sehr pikanten Geschmack. — Tarbaghan ist der Mongolische Name des Murmelthiers.

des Onon, der hier um Eilande mit lachendem Grün sich windet; wilde Enten und rothe Turpan's erlustigten sich hier im dichten hohen Grase; Murmelthiere kurrten am jenseitigen Ufer in ihren Höhlen und Habichte kreisten hoch in den Lüften.

Der zweite noch gewaltigere Felsen ist an einer Seite mit einer abschüssigen Erdsohle bekleidet. Unterirdisches Feuer hat beide Steinmassen auf die Oberfläche geworfen, als hätte es von seiner Stärke einen Beweis liefern wollen.

Etwas linker Hand von der Jurte Sajata's, am Fuß der Berge, wo die Ebene Kujertai endet, tritt das poetische Flüßchen Turga aus seinem Schlupfwinkel zwischen hohen Bergen und ergießt sich rechter Hand in den Onon. An dieses Flüßchen knüpfen sich viele Sagen von Horden, welche vor Alters hier geweidet. Groß sind deine Schätze, o Turga! Nicht umsonst rühmst du dich der Unzahl von Viehheerden, die an deinen Ufern hinziehen.

Kein Reisender hat bis jetzt die Ulusse der Buräten dieser Gegend besucht.*) Selbst der berühmte Pallas ist schwerlich hier gewesen. Die Landschaft an der Turga würde ihn noch mehr entzückt haben als die am Tschikoi. Er würde in die Filzhütten ihrer ruhigen Bewohner getreten seyn und ihre patriarchalischen Sitten gesehen haben, die seit undenklicher Zeit unverändert geblieben; ihre Ehrfurcht vor den Aeltern und dem Alter wäre ihm nicht entgangen, er hätte mit Freude die Bekanntschaft des Syno-Bachai gemacht, dieses würdigen Oberhauptes einer großen Familie, deren Jurten rings um die seinige stehen. Syno ist der Patriarch der Steppen an der Turga; seine fünf Frauen sind fruchtbar und Alle lieben und ehren ihn gleichmäßig; seine Heerden sind zahlreich und gesegnet.

Als ich zum ersten Male in Syno's Hütte trat, mußte ich über die Ordnung staunen, die in derselben herrscht. Ich sah, wie jeder nomadische Gast vor den Burchanen (Hausgötzen) dreimal zur Erde sich neigte, und dann ruhig und bescheiden den ihm angewiesenen Platz einnahm. Darauf begann ein Gespräch über das Wohlseyn des Hausherrn und seiner ganzen Familie, über den Zustand seiner Viehzucht, über Wölfe, Diebe und Neuigkeiten. Dann wurde Schnupf- oder Rauchtabak herumgereicht, die Schale mit Arak oder Theesuppe präsentirt, Hammelfleisch aufgetragen. Die Unterhaltung beschränkte sich anfangs auf kurze Fragen und Antworten in sachtem Tone; als der Arak zu wirken begann, entfesselten sich die Zungen mehr und mehr; die Reden wurden kühner, lauter, lebhafter; aber die schuldige Ehrfurcht gegen den Herrn der Jurte setzte man nie bei Seite. Der älteste Sohn Syno's war stets des Winkes seines Vaters gewärtig und kredenzte den Gästen die mit warmem Arak gefüllte Schale. Wirkte das Getränk auf einen von der Gesellschaft etwas zu mächtig, so führten ihn die Söhne des Wirthes aus der väterlichen Jurte in eine ihrer eigenen Jurten, damit er dort seinen Rausch ausschliefe.

Wie lieb sind mir die friedlichen harmlosen Gespräche dieser echten Naturkinder! Zwar ist die fortschreitende Civilisation noch nicht bis in ihre Hütten gedrungen; sie sind noch ganz, was ihre Vorfahren gewesen; dafür genießen sie aber ein Glück, dessen gebildete Völker kaum sich rühmen können.

Im Sommer ist das Nomadenleben die wonnigste Existenz: reine Himmelsluft weht uns an; ein lachendes aromatisches Wiesengrün umgiebt uns. Und diese Heerden, die auf den fernen Hochweiden grasen, diese Kameele, die unermüdlichen, immerdar wandelnden Schiffe der Wüste, die Wettrennen auf leichten Pferden, die Zusammenkünfte zum Götzendienst bei den Obo's und Kumir's**), die Werbungen und Hochzeiten, die Besuche, welche junge Bräute von ihren festlich gekleideten und oft sehr hübschen Gefährtinnen erhalten, auf raschen Zeltern und Rennern, deren Schabraken roth und deren versilberte Sättel mit Korallen geschmückt sind — wer dies alles nicht gesehen, dem ist es schwer, von dem malerischen Charakter des Steppenlebens im innern Daurien sich einen Begriff zu bilden.***)

Italien.

Neuere Dichter Italiens.

I. Vincenzo Monti.

(Fortsetzung.)

Monti's Poesie besteht, ihrem eigentlichen Wesen nach, in einem kühnen, leidenschaftlichen, pompösen Hervorbringen, einem verschwenderischen Aufwand von Glanz und Wohllaut, mit einer gelegentlichen naiven oder rüden Wendung, einem populairen Ausdruck, um die Spur der zu gelehrten Combinationen oder des gemachten Pathos zu verdecken. Man bewundert diese Poesie — allein man findet sie steril. Kein Gefühl erstarkt bei ihren Lauten, kein Herz wird davon befruchtet. Man könnte diese Poesie mit den Blitzen vergleichen, welche den Horizont durchzucken, ihn mit ihrem kalten Lichte einen Moment lang erleuchten und außer einigen lärmenden Donnerschlägen nichts als das todte Schweigen der Nacht zurücklassen. Das große Unglück Monti's ist nämlich, keine ernste, in die innersten Tiefen seines Gemüthes eingegrabene Ueberzeugungen zu haben. Freundschaft, Liebe, Vaterlandssinn, religiöser und politischer Glauben waren ihm alle nur Kunstvorwürfe. Jedes ellatante Ereigniß, jedes glänzende Geschick konnte ihn begeistern. Der gestern gefallene Gott mußte heute dem neuen Gotte den Tempel einräumen. Es war dies jedoch keine servile, vom Interesse geleitete Verehrung, keine herzlose Indifferenz für die gefallene Größe oder ein Resultat der nüchternen Ansicht von der praktischen Seite der Dinge dieser Welt: sondern ein unglücklicher Mangel an kräftigen Eigenschaften, ein künstlerisches Verblendetseyn, eine Schwäche! es lag für ihn in einem glänzenden Glück, in irdischer Größe ein unwiderstehlicher Zauber, der ihn zum Gesang begeisterte. Zuweilen konnte ihn auch die Angst begeistern. Monti besang die Freiheit, den Papst, Napoleon, den König von Rom, einen anderen König dieses Geschlechts, dessen Geschick es war, zu vergehen, wie eine Ephemere; hierauf besang er den Kaiser von Oesterreich. Ganz leise und vorsichtig ließ er hier und da in die Verherrlichung des Gebieters eine Liebkosung für Italien einfließen. Und höchstens pries er es dann als ein von seiner Schönheit entzückter Liebhaber; allein die kräftige Stimme des Bürgers läßt sich nirgends vernehmen, nirgends läßt sich das heilige Leiden des patriotischen Herzens fühlen, so daß man fast zu zweifeln berechtigt wäre, ob ein solcher Mann ein Vaterland kannte. Nein, Monti hat keine Aehnlichkeit mit Dante. In Betreff der Wirkungen des Wohllauts etwa mag man sie vergleichen, nie aber in Betreff der inneren Kraft und Größe. Und in der Gesangsweise Virgil's, war hierin vielleicht Monti Meister! Was die Natur ihm verweigerte, konnte die Kunst es ihm geben? Die sanfte, melancholisch träumerische Poesie Virgil's, seine zärtliche Liebe zum Landleben, sein feiner Sinn für Naturschönheit blieben Monti eben so fremd wie die gottbegeisterte Erhabenheit Dante's. Voltaire sagt über Jean Jaques Rousseau: „Das ist ein Arbeiter, und ich will ein Genie." Dieser Ausspruch findet fast auf unseren Dichter Anwendung.

Wann seufzte er für die ewige Schönheit! Fühlte er je eine trunkene Wonne beim Anblick der Schöpfung, und konnte er, hingerissen von anbetender Liebe, sich im Anschauen des Meeres oder der Sterne vertiefen? Horchte er jemals in der Einsamkeit den Naturlauten des Himmels, der Erde, der Gewässer! Fühlte er jemals in solchen Momenten die Ruhe des Höchsten? — „Glaube mir", schrieb der Wüstenbewohner St. Hieronymus dem Mönche Heliodor, „glaube mir, das Licht hat hier etwas Leichteres; man wirft hier gern die Last des Körpers ab, um sich in die reinen und leuchtenden Regionen des Aethers leicht emporzuschwingen." Diese Ekstasen waren Monti fremd; die Natur sagte ihm nichts und war ihm nur künstlerischer Vorwurf. Während seines langen Lebens feierten viele Lenze die Verjüngung der Erde, aber keine Hymne der Liebe spricht von seinem Mitgefühl. Nehmen wir dagegen Burns, den einfachen Landmann, mit seiner zarten Klage um das gewaltsam gepflückte Veilchen, Hiob, der die Kräuter des Feldes am Morgen blühen und am Abend vergehen sah und ihnen die kurze Dauer des menschlichen Lebens verglich!

Monti's Aeußeres, nach dem Bilde des berühmten Azziani, täuscht diejenigen nicht, welche gewohnt sind, den Menschen unter einer affektirten Stellung herauszufinden. Die Züge sind schön. Die Haltung des Kopfes ist eine stolze und exaltirte, wenn auch etwas theatralisch; die Trauer, die in diesen Zügen sich ausspricht, rührt nicht, weil man fühlt, daß sie den großen Kämpfen des Geistes fremd ist: es ist die Traurigkeit eines unbefriedigten Stolzes. Er hatte nämlich für sich die Souverainetät in der Literatur geträumt, und es erhoben sich von allen Seiten Nebenbuhler und Kritiker, um sie ihm streitig zu machen; die Nebenbuhler zwar bemitleidete er bloß, er glaubte kaum an ihre Existenz: allein die Kritiker! — gegen diese hatte er gar nicht Bitterkeit genug. Lavater würde in dem unteren Theile des Gesichts und in seinen starken Zügen Spuren von Sinnlichkeit entdeckt und, man muß gestehen, sich nicht geirrt haben. — Ein Mann mit einer solcher Physiognomie konnte sich nicht in sich selbst vertiefen; er wußte nichts von sich selbst und der Außenwelt, nichts vom Leben; jedes unangenehme Ereigniß traf ihn daher unvorbereitet, allein er machte Lärm darüber — und dieser Lärm tröstete ihn.

Monti hat sich in allen poetischen Formen versucht, aber alle seine Hervorbringungen, Sonnette, Canzonette, Hymnen, Elegieen, Gedichte, Dramen, Uebersetzungen, erscheinen uns wie bloße Reflexe; seine Sprache selbst läßt sich bei näherer Prüfung mit einem über den Tod errungenen Sieg vergleichen.

Aus der Liebespoesie wollte dieser Dichter den naiven Ausdruck verbannt wissen. Das wahre Gefühl verdirbt er demnach, indem er ihm einen falschen Ausdruck verleiht und daran künstelt. So haben zwar seine Sonnette und Canzonetten nicht die Fehler der Petrarkaschen, d. h. sie sind ohne manierirte Wendungen, ohne die Verzierungen eines falschen Geschmacks, ohne auf Effekt berechnete Längen, allein das Gefühl des Geliebten der Laura findet man darin gleichfalls nicht. Monti sagt nicht die Dinge des Herzens mit jenem eigenthümlich eindringlichen Tone, jener trauernden Grazie, welche den Gesängen Petrarka's einen zauberhaften Reiz verleiht. Ihm fehlt das namenlose Gefühl für die Geliebte, jenes Gefühl, woraus das glühende Sehnen und die scheue Zurückhaltung, die quälende und so schwer beruhigte Eifersucht entspringen. Er hat wenig Sinn für das Reizendste in der Liebe, für dasjenige, was, wenn seine Zeit vorüber, von einem zerfleischten Herzen für ewig bedauert wird, die reinen Anfänge. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Aus dem Leben des Dragoners Therese Figueur, genannt Sans-Gêne.

Eine noch jetzt als Witwe Sutter lebende Französin, Namens Therese Figueur, hat mehr als einundzwanzig Jahre beim Militair gedient. Ein zu-

*) Ulus ist ein kleines Jurten-Dorf.

**) Obo ist eine Erhöhung aus Steinen, Erde oder Holz, zu Ehren einer Gottheit; Kumir ist ein Götzentempel.

***) Der Verf. dieses Artikels ist ein zu Nertschinsk, der Hauptstadt des östlichen Daurien's, wohnender Russe, vermuthlich einer der längst Angesiedelten (starowily). Er unterschreibt sich: der „Daurische Hirte" (Pastuch Daurez). Der Artikel ist im Русскій Вѣстникѣ mitgetheilt.

fälliger Umstand bestimmte sie, im Jahre 1793 in die Allobrogische Legion einzutreten, bei der sie die Belagerung von Toulon mitmachte. Im darauf folgenden Jahre wurde sie in das 13te Dragoner-Regiment aufgenommen. Sie machte den Feldzug nach Katalonien bei der Armee der Ost-Pyrenäen mit. Als vom Konvent das Dekret erlassen ward, daß den Frauen der Militairdienst untersagt sey, gestatteten die Generale jener Armee ausnahmsweise, daß sie im Dienste bleibe. Sie machte die Feldzüge in Italien unter dem General Bonaparte mit. Sie nahm bei dem 9ten Dragoner-Regiment an dem Feldzuge in Piemont nach der Schlacht bei Novi Theil. Der erste Konsul gewährte ihr, mittelst eines besonderen Erlasses, unter ihrem Frauennamen Therese Figueur, eine Pension von zweihundert Fr. „wegen ihres ausgezeichneten Betragens als Dragoner" während acht verflossener Jahre. Im Jahre 1802 trat sie wiederum bei dem 9ten Dragoner-Regiment ein. Sie nahm an den Feldzügen von 1805 und 1806 bis zum Einzuge in Berlin Theil. 1810 ging sie nach Spanien, mit der Nationalgarde des Kaisers. 1812 wurde sie in der Gegend von Burgos von der Guerilla Merino's gefangen genommen, nach dem Fort von Lissabon gebracht und nach England abgeführt. Erst im Jahre 1814 kehrte sie wieder nach Frankreich zurück. Am Abend vor dem Abgange des Kaisers nach Belgien (1815), ward sie demselben in ihrer Garde-Jäger-Uniform vorgestellt.

Ihre von den Marschällen Lannes, Augereau, dem General Roguez und Anderen unterzeichneten Abschiedszeugnisse besagen, daß sie bei der Belagerung von Toulon eine Schußwunde und bei dem Feldzuge in Piemont vier Stichwunden erhalten habe; daß vier Pferde unter ihrem Leibe getödtet wurden; daß sie dem General Roguez und mehreren Anderen das Leben gerettet. Gegenwärtig ist sie neunundsechzig Jahre alt, lebt in einem Hospital und besitzt nichts außer ihrer Pension. Einer ihrer Freunde, Herr St. Germain-Leduc, hat nach ihren eigenen Diktaten ihr Leben beschrieben, aus dem wir folgendes Kapitel, das ihre vom ersten Konsul erhaltene Pension, ihren Wiedereintritt in den Dienst und ihre besonderen Erlebnisse im Schlosse von St. Cloud betrifft, unseren Lesern hier mittheilen.

„Ich war fast dem Tode nahe, als ich zu Lons-le-Saulnier ankam. Freunde riethen mir, meinen Abschied zu nehmen und auf eine Pension anzutragen. Einige Monate darauf, am 16. September 1800, ward mir eine Pension von zweihundert Fr. bewilligt. Am darauf folgenden 29. Oktober erhielt ich meinen Abschied. Ich erwählte die Stadt Montelimart, um daselbst meine zerrüttete Gesundheit wieder herzustellen. Im Frühling des Jahres 1801 vertauschte ich diesen Aufenthalt mit Chalons-sur-Saone. Der Maire der letzteren Stadt, der achtbare Herr Boisseleau, wollte durchaus, daß ich bei ihm wohne. Ich genoß daselbst, während zehn Monate, die freundschaftlichste Pflege, ja, ich kann sagen, daß ich es diesem braven Manne zu verdanken habe, daß ich noch jetzt lebe. Ich verließ ihn im Jahre 1802, um mich nach Paris zu begeben und auf seine Empfehlung, so wie auf die Verwendungen mehrerer anderer vornehmen Herren aus Chalons, auf eine Erhöhung meiner Pension anzutragen.

Das Geschäft des Bittens wollte mir nicht eben gelingen; übrigens fühlte ich mich wieder bei Kräften, ich sagte mir selbst, daß ein Helm mir weit besser stände, als eine Haube, daß ein Alter von achtundzwanzig Jahren noch nicht die Zeit sey, in den Invalidenstand einzurücken, und entschloß mich, wieder in den Dienst zu treten. Der Oberst des 9ten Dragoner-Regiments war ein junger Korse, Horace Sebastiani, ein Verwandter des Helden, dessen Ruhm damals alle Köpfe bewegte, ein Verwandter des ersten Konsuls, den der Senat eben zum lebenslänglichen ernannt hatte. Ich zog sein Regiment, bei dem ich mir auf dem Feldzuge von Piemont Freunde erworben hatte, dem 15ten Dragoner-Regiment, das fast ganz aus Neuangeworbenen bestand, vor; meine alten Kameraden von der Ost-Pyrenäen-Armee waren sämmtlich geblieben, oder mit dem Offiziergrade in andere Heeres-Abtheilungen eingetreten.

Damals lag das 9te Dragoner-Regiment in Paris in der Kaserne Ave-Maria. Mein Oberst ließ mich in seines Tuch einkleiden und bezahlte für mich die chambre garnie, am Quai des Ormes, mit fünfundzwanzig Fr. monatlich. Er machte selbst vor allen Dragonern und dem Offizier-Corps meinen Wiedereintritt in sein Regiment bekannt, dessen Ehre, wie er sich ausdrückte, ich einst gewesen war.

Ich machte damals eine Art Furore bei dem zum Militair gehörigen Theile der schönen Pariser Welt. Täglich erhielt ich irgend eine Einladung zum Diner bei der Frau irgend eines ausgezeichneten Kriegers. Alle die schönen Damen waren neugierig, mich kennen zu lernen. Zu den Personen, die ein wahrhaftes Interesse für mich bezeugten, gehörte auch Herr Denon; er sprach in allen Salons von mir, er empfahl mich selbst der Madame Bonaparte. Diese bat ihn, mich nach St. Cloud kommen zu lassen; sie wollte wie sie sagte, mit meiner Person den ersten Konsul überraschen.

Herr Denon geleitete mich in seinem eigenen Wagen dahin. Madame Bonaparte empfing mich mit der Freundlichkeit und dem Wohlwollen, das sie bei Allen, die das Glück gehabt, ihr näher zu treten, so besonders beliebt gemacht. Sie präsentirte mir Weintrauben und suchte selbst mir die schönste Traube aus. Sie zeigte mir ihr Schlafgemach, das, wie sie sagte, das der Königin Marie Antoinette gewesen. Hierauf forderte sie mich auf, in dem Park spazieren zu gehen, und ließ mir den Schlüssel zu dem geheimen Plätzchen geben, wo ihre Gazellen sich befanden. An eben demselben Tage hatte der Adjutant-Major des Regiments den Auftrag erhalten, den kleinen Tiburce Sebastiani, der funfzehn bis sechzehn Jahr alt und der Bruder meines Obersten war, zu seiner Verwandten nach St. Cloud zu bringen. Man trug uns ein Diner an einer Tafel von drei Couverts auf, nach welchem, da der erste Konsul mit seiner Rückkehr von Paris zu lange zögerte, Madame Bonaparte mich entließ; Herr Denon hatte mich nur vorgestellt und war sogleich wieder zurückgekehrt. Ich verließ nun das Schloß, entzückt über die so freundliche Aufnahme, jedoch sehr betrübt darüber, daß ich meinen gewaltigen, ruhmwürdigen Waffenbruder der ersten Italiänischen Armee, den alten Artillerie-Befehlshaber von der Belagerung von Toulon, nicht gesehen hatte.

Günstiger war mir das Glück in der darauf folgenden Woche. Herr Denon stellte mir einen Brief von Frau von Crenay, einer liebenswürdigen Witwe, zu, die er kurz darauf geheiratet. Es war ein Brief im Namen der Madame Bonaparte, der mir als Einführungsschreiben dienen sollte. Gegen zwei Uhr erschien ich am Hofgitter des Schlosses. Gleichwie am ersten Tage hatte ich die sorgfältigste Toilette gemacht, ich war in meiner glänzenden Uniform, mit meinem blendenden Helm, den eine reiche schwarzweiße Feder bedeckte; aber noch mehr, ich befand mich zu Pferde, und auf welch' einem Pferde! auf einem feurigen, stolzen Offizier-Schimmel. Ich gab ihm die Sporen, er bäumte sich himmelan, und das ganze Schloß gerieth dabei in Bewegung. Alle Frauen liefen ans Fenster, Madame Bonaparte nicht ausgenommen. Man erkannte den kleinen Dragoner; man wies auf ihn mit den Fingern. Die meisten jener Frauen waren über die Sprünge des Rosses erschreckt; die Eine schrie vor Angst laut auf, die Andere machte sich Luft, indem sie ihr lebhaftes Interesse für den Reiter zu erkennen gab. Einige winkten mir freundlich zu und klatschten mir Beifall wegen meiner tadellosen, schönen Haltung, kurz, ich machte auf allen Seiten ungeheures Furore.

Nun brachte ich das Thier zur Ruhe und setzte ab. Ich stieg die Treppe hinauf, mit meinem Briefe in der Hand, den ich jeder Frau, der ich begegnete, vorzeigte. Obgleich ich die erste Konsulin (première consulesse) bereits kannte, hielt ich doch alle Frauen für dieselbe, so sehr hatte ich alle Besinnung verloren. Madame Bonaparte, oder vielmehr Josephine, denn schon damals war sie unter diesem Namen populär geworden, bewies mir eben so viel Wohlwollen, als an dem Tage, an dem ich ihr zuerst vorgestellt worden war. Sie ging mit mir im Garten spazieren. „Wie glücklich sind Sie, so beherzt zu seyn", sagte sie zu mir, „daß Sie sich weder vor einem Pferde noch vor einer Kanone fürchten! Was mich betrifft, so habe ich vor Allem Furcht. Vergeblich rufe ich die Vernunft zu Hülfe, das Gefühl der Furcht überwältigt mich stets. Hier in diesem Parke wollte der erste Konsul, daß ich an seiner Seite einen Engländer bestiege, den er selber führte. Als ich mich so in der Luft schweben sah, zitterte ich wie Espenlaub. Das Roß galoppirte dicht unter den Bäumen hin, ich duckte den Kopf unter jeden Zweig und schrie vor Angst. Es bäumte sich am Rande eines Bassins, ich schloß die Augen und es war mir, als wenn ich sterben sollte. Fast wäre ich vor Angst darüber krank geworden. Mein liebes Kind, wie beneide ich Sie um Ihren Muth! Besäße ich ihn, so würde mein Gemahl nicht mehr das Recht haben, mich als Memme zu behandeln, er würde mir erlauben, ihm überall zu folgen, ich würde ihn auf allen seinen Feldzügen begleiten." Hier lächelte die gute Josephine und bat mich, ihr meine Geschichte zu wiederholen und ihr insbesondere zu erklären, wie ich zu so vieler Courage gekommen wäre.

Gegen fünf Uhr trug man mir in einem Saale der Madame Bonaparte zum Mittagessen auf. Als ich nach demselben eben anfing, die Gemälde des Zimmers zu betrachten, kam der erste Konsul von Paris zurück. Er hatte sich selbst durch seine laute Stimme auf der Treppe angekündigt. Sogleich liefen die Lakaien auf allen Seiten bei mir vorüber. Indeß verfloß noch gegen eine halbe Stunde, während welcher mir das Herz gewaltig pochte. Endlich holte mich ein schwarzgekleideter Mann ab und führte mich nach dem Salon, wo ich des Morgens empfangen worden war.

Josephine saß auf einem Sopha neben ihrer Tochter Hortensia Beauharnais. Josephine hatte eine Rosarobe an; ihre ziemlich kurzen Haare wurden durch einen äußerst einfachen Kamm in die Höhe gehalten. Ich bin eben keine Freundin von Frauen-Toiletten; aber diese hier schien mir eine Ausnahme von allen übrigen zu machen, so sehr zeichnete sie sich durch Natürlichkeit und guten Geschmack aus. Mademoiselle Beauharnais war weiß gekleidet. Der erste Konsul trug eine gewöhnliche Uniform von blauem Tuche mit weißen Aufschlägen und blauem Kragen. Es war die Uniform der Grenadiere zu Pferde von der Garde der Konsuln. Er saß auf einem Lehnstuhl vor einem Schreibtische, auf den er sich mit beiden Ellbogen stützte. Er betrachtete mich mit jenem furchtbaren Blicke, der gleichsam bis aufs Innerste durchbohrte. Ich hatte mich nie von Jemanden einschüchtern lassen, aber bei seinem Anblicke war mir wahrhaftig keineswegs so wohl zu Muthe, als wenn ich vor meinem Brigadier stände. Hierzu kam die Erinnerung an die Vergangenheit, die Gewissensbisse in Betreff mancher Punkte. „Ei, Herr Sans-Gêne", sagte er zu mir, „finden Sie mich noch immer so häßlich wie zur Zeit der Belagerung von Toulon?" Ich ward über und über roth und hätte mich unter den Stuhl verkriechen mögen. Gleichwohl behielt ich den Muth, zu stammeln: „Mein General...." Allein er fuhr, ohne auf mich zu hören, fort, indem er sich zu Josephine wandte: „Weißt du, daß sie mich einen Schwarzgelben geschimpft hat? Sie sagte, daß ich gelber wäre, als meine Hutfeder. Sie behauptete, mich dahin zu bringen, ein Duell mit ihr einzugehen." Er benutzte den Moment, um mir allen den Spott zu vergelten, den ich ihm einst an der Tafel seines Generals en Chef Dugommier zugefügt. Josephine und ihre Tochter lachten dabei laut auf. Endlich versuchte es die mitleidige Josephine, dem Strome seines Spottes Einhalt zu thun: „Es thut nichts, sagte sie, „ich habe sie doch gern und wünsche mir vor Allem ihren Muth." Dann fügte ihre Tochter hinzu: „Wenn sie damals auch eine böse Zunge hatte, so war sie doch ein guter Soldat." Da ich zwei so liebenswürdige Beschützerinnen auf meiner Seite hatte, so nahm auch ich das Wort: „Der Herr General, der ein so gutes Gedächtniß hat, wird wohl auch nicht vergessen haben, daß ich bei der Belagerung von Toulon Kartätschen zu tragen verstand." Jetzt nahm der erste Konsul eine ernste Miene an und

würdigte mich eines wohlwollenden Blickes mit den unvergeßlichen Worten: „Mademoiselle Zigueux ist ein tapferer Soldat."

Ein Lakai brachte ein Theebrett, auf welchem zwei Gläser und eine Flasche standen. Der erste Konsul schenkte ein und erzeigte mir die Ehre, mir zuzutrinken. Ich wußte damals eben so wenig als heute, was für eine Flüssigkeit ich herunterschlürfte. Josephine sprach über meine Zukunft. Der erste Konsul meinte, daß ich in St. Cloud bleiben könne und nicht nöthig hätte, nach Paris zurückzukehren. „Sans-Gêne wird deine Kammerfrau seyn", sagte er scherzhaft zu Josephine. Ich erklärte, daß ich zufrieden wäre, aber unter der Bedingung, daß ich meine männliche Kleidung behalten dürfe. Josephine meinte, daß es leicht seyn würde, für mich irgend eine Beschäftigung zu finden, wenn auch nicht bei ihr unmittelbar, doch wenigstens innerhalb des Schlosses. Der erste Konsul gab Befehl, daß man für mich ein Zimmer einrichtete. Aber man zeigte dem ersten Konsul an, daß kein Zimmer für eine Frau vakant sey, daß alle Gemächer der weiblichen Dienerschaft besetzt wären. „Ei was", sagte er, „wer wird mit einem Dragoner so viele Umstände machen! Man logire ihn bei Cafarelli und Dupas ein, und ich stehe dafür, daß er beim Appell nicht fehlen wird."

Der schwarzgekleidete Mann, der mich nach meinem Zimmer führte, trug einen Beutel mit Geld, den er auf meine Kommode niederlegte. Es war ein Geschenk von Madame Bonaparte, im Betrage von neunhundert Francs. Das Haus, welches ich bezog, gefiel mir, und so schien Alles nach Wunsch zu gehen. Noch an demselben Abend hatte ich Gelegenheit, mit dem General Victor zusammenzutreffen. „Man hat beim Diner", sagte er, „viel von Sans-Gêne gesprochen; der erste Konsul hat sich wohlwollend in Betreff Eurer geäußert; alle Welt ist hier aufs Beste für Sans-Gêne gestimmt, Euer Glück ist gemacht."

Indeß hatte es die Vorsehung anders beschlossen. Sie hatte mir einen unruhigen Geist verliehen, der an dem zwar angenehmen und behaglichen, aber einförmigen und unbeschäftigten Leben, wie es das Schloß von St. Cloud darbot, keinen Gefallen finden konnte. Als ich in dem Park oft genug spazieren gegangen und mit allen Gängen desselben bekannt geworden war, als ich bereits mit den Gazellen gut zu spielen verstand und die Bücher, die Herr Denon mir lieh, auswendig wußte, fing ich an, eine unsägliche Langeweile zu empfinden. Das Essen wollte mir nicht mehr schmecken, und schon am Morgen des eilften Tages fühlte ich mich krank, und ich mußte mir sagen, daß eine solche Existenz für mich unerträglich sey.

Ich stand auf und ging nach dem Park, um frische Luft zu schöpfen. Moustache, der erste Courier Bonaparte's, begegnete mir am Ende der Allee, die ich eingeschlagen. Dieser ganz militairisch gesinnte Mann schien mir von Allen hier am geeignetsten, ein freimüthiges Wort über meine bedrängte Lage gegen ihn auszusprechen. Ich erzählte ihm meine Leiden. Er machte mir den Vorschlag, zu meiner Zerstreuung in dem kleinen Hause, das er in dem Dorfe von St. Cloud besaß, mit seiner Familie ein Frühstück einzunehmen. Während des ganzen Frühstücks fuhr ich mit meinen Klagen fort, die er als alter Soldat und guter Kamerad mitleidig anhörte. Endlich sagte ich: „Mein Entschluß ist gefaßt, lieber Moustache. Wenn Sie Gefühl für einen braven Dragoner haben, der sein Unglück nicht mehr ertragen kann, so erweisen Sie ihm eine Gunst. Verhelfen Sie mir zu einem Wagen, in dem ich nach Paris zurückkehren kann, doch so, daß ich, ohne Aufsehen zu erregen, aus meinem Zimmer meinen Mantelsack mitnehme, in welchem die 300 Fr. sich befinden, die mir Madame Bonaparte geschenkt. Ich will mich davon machen, ohne mich von Jemanden zu verabschieden; ich fürchte mich zu sehr, daß man mich zwingen möchte, zu bleiben."

Der erste Courier hätte, so militairisch gesinnt er auch war, als erfahrener Weltmann mir wohl sagen können, daß eine so plötzliche geheime Abreise gegen alle Regeln des Anstandes und der Höflichkeit verstoße, und daß ich dabei Gefahr liefe, mir den Unwillen derjenigen zuzuziehen, die sich als meine hohen Gönner erwiesen hatten. Allein Moustache, der ohne Zweifel eben so wie ich von den Gefühlen des Augenblicks zu sehr überwältigt ward, dachte nicht daran, mich auf dergleichen aufmerksam zu machen, sondern verstand es nur, mich zu beklagen und sich von Mitleiden gerührt zu zeigen.

Der kostbare Mantelsack ward aus meinem Zimmer geholt und auf einen Wagen gepackt. Der kleine Dragoner schlich sich insgeheim und fast als Flüchtling aus dem schönen Schlosse von St. Cloud, wo er unter so vielem Geräusche, auf einem Schimmel triumphirend eingezogen war. Mein Oberst, entzückt über meine Rückkehr, so wie besonders darüber, daß er sah, wie meine Leidenschaft für den Militairdienst alles andere Glück aufopferte, drückte mir, lebhaft gerührt, die Hand. Er schwur mir zu, daß es, so lange er ein Regiment unter seinen Befehlen haben würde, seinem kleinen Dragoner Sans-Gêne nie an Brod fehlen solle."

Mannigfaltiges.

— Die Braut von Messina Englisch. Schiller's „Braut von Messina" ist in einer neuen Englischen Uebersetzung erschienen.*) Herr A. Lodge hat sich in der Vorrede zu dieser Uebersetzung über den Geist ausgesprochen, in welchem er dieselbe veranstaltet hat. Er ist den Grundsätzen Coleridge's bei dessen Uebersetzung des „Wallenstein" gefolgt, die noch immer als eine der geistreichsten Uebertragungen aus dem Deutschen gilt, die es in Englischer Sprache giebt. Diesen Grundsätzen zufolge, kommt es bei der Uebersetzung eines Kunstwerkes, besonders wenn es, wie hier geschehen, in Versen wiedergegeben wird, weniger auf die Uebertragung des Wortes, als des Gedankens und des Geistes an. Aehnliche Grundsätze hat auch ein Meister-Uebersetzer der Deutschen, Karl Streckfuß, in der Einleitung seiner Gesammtausgabe des Dante, Ariost und Tasso entwickelt. Indessen darf die licentia poetica des Uebersetzers doch wohl nicht so weit gehen, als sie Herr Lodge sich mitunter in seiner Bride of Messina genommen. Er selbst sagt darüber in der Vorrede, „er habe das Original manchmal etwas mehr ausgedehnt, öfter aber noch zusammengezogen, an einer oder zwei Stellen auch einigermaßen den Sinn verändert, nicht weil er den Verfasser mißverstanden und noch viel weniger um ihn zu verbessern, sondern lediglich weil er nicht im Stande gewesen, den genauen Sinn anders als durch bloße Korrektheit wiederzugeben." — Nun, in diesen wenigen Fällen hätte sich der Uebersetzer allerdings damit begnügen müssen, korrekt zu seyn, statt, wie er gethan, Verse wegzulassen, oder dem Gedanken eine andere Wendung zu geben; denn eine Dichtung ist ein vollendetes Werk, ein Heiligthum, dem ein Anderer nichts nehmen und nichts hinzufügen darf. Abgesehen hiervon wird jedoch die neue Uebersetzung gewiß viel dazu beitragen, unseren Schiller in England mehr zu verbreiten und dort zur Lesung des Originales eben so anzuregen, wie es die zahlreichen Englischen Uebersetzungen von Goethe's „Faust" gethan. Wie fließend und schön die Verse des Herrn Lodge sind, möge aus nachstehender Stelle hervorgehen:

One of the Chorus (Cajetan).

What are the hopes, and fond desires
  Of mortal's transitory race?
This day, with harmony of voice and soul,
  To wake the long-extinguished fires
  Of brothers' love — you flaming orb
With smiles beheld your dear embrace:
  At eve, upon the gory sand
Thus lies! — a reeking corse!
  Stretched by a brothers' murderous hand.
  Vain projects, treacherous hopes,
Child of the fleeting hour are thine;
Fond man, thou rear'st on dust each bold design.

Chorus (Berengar).

  To thy mother I will bear
The burden of unutterable woe!
Quick shall you expanse, blooming fair,
  Bend to the ass's murderous blow.
  Then twine the mournful bier,
For ne'er with verdant life the tree shall smile
That grew on Death's devoted soil;
Ne'er in the breeze the branches play,
Nor shade the wanderer in the noontide ray,
Twas marked to bear the fruits of doom,
Cursed to the service of the tomb.
. . . . . .
Tho' swift of deeds the traces fade
  From earth, before the enlivening ray,
As o'er the brow the transient shade
  Of thought, the hues of fancy, flit away,
Yet in the mystic womb unseen,
  Of the dark ruling Hours that sway
Our mortal lot, whate'er has been
  With new creative germ defies decay.
    The blooming field is Time,
    For Nature's ever-teeming shoot, —
  And all is seed and all is fruit.

— Mendelsohn's Phädon Polnisch. Vor einigen Wochen erschien in Warschau die zweite Auflage der Tugendholdschen Uebersetzung von Mendelsohn's Phädon. Vermehrt durch eine auf dieses Werk Bezug habende Abhandlung David Friedländer's, zeichnet sich diese zweite Auflage, noch mehr als die erste, sowohl durch ihre Sinntreue, als durch Eleganz der Darstellung aus. Dieses Verdienst wird um so mehr durch den Umstand gesteigert, daß die Polnische Sprache, obwohl edel und würdevoll, doch an philosophischen Schriften noch arm und daher dem Uebersetzer solcher Werke mannigfache Schwierigkeiten darbietet. Erwirbt sich Herr Tugendhold schon in literarischer Beziehung durch die Bereicherung der Polnischen Literatur mit einem im Geiste seines Griechischen Vorbildes abgefaßten Werke der Deutschen ein Recht auf die Anerkennung seiner Landsleute, so wird dasselbe noch dadurch erhöht, daß der Verfasser den gesammten Ertrag der zweiten Auflage mildthätigen Stiftungen bestimmt hat. — Daß Herr Tugendhold übrigens ein Glaubensgenosse und zwar ein Polnischer Glaubensgenosse Moses Mendelsohn's ist, giebt dieser literarischen Erscheinung noch einen besonderen Werth, denn sie liefert einen erfreulichen Beweis, daß auch unter den Juden Polens und Rußlands, die im Allgemeinen noch sehr weit hinter ihren Deutschen Glaubensgenossen zurückstehen, der Sinn für geistige Bildung sich zu regen beginnt.

*) The Bride of Messina; a Tragedy with choruses, by Schiller. Translated by A. Lodge Esq. M. A. — London, 1842.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Das Magazin erscheint als Beiblatt zu dem Literarischen Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 120. Berlin, Freitag den 7. Oktober 1842.

Algier.

Oberst Scott bei Abd-el-Kader.

Der Oberst Scott, von dem die Journale so oft zu sprechen hatten, hat gegenwärtig ein Werk veröffentlicht, in dem er einige seiner Abenteuer bei Abd-el-Kader erzählt. Herr Scott, der begeisterte Vorkämpfer dessen, den er Se. Königl. Hoheit den Emir Abd-el-Kader nennt, hat seine Feder so gut wie seinen Degen zur Verfügung seines Soldherrn gestellt. Wir überlassen es Anderen, die zahlreichen Sophismen zu widerlegen, mit denen Herr Scott für seinen neuen Gebieter in die Schranken tritt, und ziehen hier nur einige Schilderungen und Anekdoten seines Werkes aus.

Zunächst haben wir den Obersten Scott selbst unseren Lesern vorzustellen. Dieser nomadische Krieger scheint alle Länder der Erde durchstreift zu haben, wenigstens spricht er von Frankreich, Spanien, Portugal, Süd-Amerika und selbst Australien, als ob er sie gesehen hätte. Als die Artikel von Bergara gezeichnet wurden, durch welche Spanien Frieden erlangte, befand sich der Oberst Scott — er sagt uns nicht, in welcher Stellung — im achtzehnten Spanischen Infanterie Regimente. Maroto hatte durchgesetzt, daß alle Karlistischen Offiziere im Heere Isabellens II. den Rang behielten, den sie unter dem Prätendenten erworben hatten. Diese Maßregel empörte Scott. Er versichert uns, der Gedanke sey ihm entsetzlich gewesen, unter dem Befehle derer zu stehen, welche die Sache des Despotismus vertheidigt und mit kaltem Blute eine große Menge ihrer Waffenbrüder getödtet hatten. Seine Wunden, die ihn zum Fußdienst unfähig machten, gaben ihm das Recht, zur Kavallerie überzutreten; dies that er auch, doch bald bewegten ihn die Intriguen seiner Kameraden, so wie die Bewunderung, mit der ihn der großartige Widerstand des Emir Abd-el-Kader erfüllte, den Spanischen Dienst ganz zu verlassen. Er schiffte sich den 25. Februar 1840 in Gibraltar nach Tetuan ein. Von hier eilte er nach Tegedempt, damals die Hauptstadt des Emirs, und um dies sicherer zu erreichen, schloß er sich einer Karawane an, aus der er einige Persönlichkeiten in ziemlich glücklicher Schilderung uns vorführt; wir geben nur folgende Probe:

„Abd-el-Kream war ein kleiner Mann von etwa funfzig Jahren; er würde ungefähr fünf Fuß zwei Zoll gehabt haben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, gerade zu gehen und den Kopf aus den Schultern zu rücken. Seine ausgetrocknete Gestalt hatte etwas Wildes, was in jenen Gegenden häufig ist, seine Kinnbacken waren vollkommen zahnlos, als ob er sein ganzes Leben hindurch Nichts als Biscuit gegessen hätte. Seine Füße waren mit gelben Pantoffeln bekleidet, durch welche die Zehen neugierig in die Wüste hinausblickten. Oberhalb der Kniee waren die Falten der weiten Beinkleider mit einigen Stichen zusammengefaßt. Das faltenreiche weiße Baumwollenhemd wurde von einem rothen Gürtel zugleich mit den Beinkleidern umschlungen und festgehalten. Ueber dem Hemde trug er ein Kleid von weißer Wolle, welches den Oberleib bedeckte, über diesem einen ebenfalls weißwollenen Mantel nach dem Mönchsschnitt und über dem Mantel einen zweiten von demselben Schnitt, doch von feinstem blauen Tuche aus Englischer Fabrik. Wie alle Krieger des Landes, die wir bisher gesehen hatten, trug unser edler Beschützer einen weiten rothen Turban. Seine Bewaffnung bestand in einem Säbel in lederner Scheide, welcher mit einer gedrehten Schnur um seinen Hals gehängt war, in einer Türkischen Flinte mit einfachem Lauf und in einem großen, mit Elfenbein beschlagenen Krummstabe."

Schon an den Thoren von Tetuan theilte die Karawane blautuchene Mäntel und rothe Turbane an alle Fremdlinge aus, damit man vor den Angriffen der Mauren gesichert reise, und ein alter Priester sprach über das Haupt der Reisenden einen langen feierlichen Segen. Der Oberst gelangte zunächst in einem Halbkreise nach Oran. Hier sind die Reisenden durch den Fanatismus der Einwohner, Mauren und Juden, und durch das räuberische Leben der einzelnen Arabischen Stämme, welche das Land durchschwärmen, in steter Gefahr. Der Boden des Landes ist jedoch mit Trümmern des klassischen Alterthums überstreut und besonders merkwürdig soll der scharfe Gegensatz seyn, durch welchen die Bewohner der Städte und des Landes in Sitten, Gebräuchen und der gesammten Lebensweise sich von einander scheiden; allein Herr Scott ist weder unterrichtet noch aufmerksam genug, als daß er uns von den interessanten Beobachtungen, zu denen er auf dieser Reise Gelegenheit gehabt hätte, auch nur einige mittheilen könnte. Je nach Bedürfniß gab sich Scott auf der Reise als Verbündeten der verschiedenen Mächte aus. Ein Kaiserliches Reskript ertheilte ihm und Mannucci das Recht, daß sie sich überall, wo sie wollten, einquartieren und freie Bewirthung fordern durften. Zwar machte man oft Miene, sich dem Kaiserlichen Willen widersetzen zu wollen, doch die Reisenden wußten demselben durch eine möglichst harte Behandlung der Eingebornen, denen man die Ehre eines Besuchs zu Theil werden ließ, den erforderlichen Nachdruck zu geben. Wir heben von dieser Verfahrungsweise nur ein paar Beispiele heraus. Der Geschäftsträger Abd-el-Kader's befand sich eines Tages in seinem Zelte in Gesellschaft einer jungen Spanierin. Ein Araber erlaubte sich hierüber eine etwas starke Bemerkung. „Da sprang mein Freund", erzählt Scott, „welcher der Landessprache vollkommen mächtig ist, auf und gab dem Frechen eine Ohrfeige. Dieser hielt einen Stock in der Hand und antwortete durch einen derben Hieb. Kaum erblickte dies Raphael, Mannucci's Diener, so stach er mit dem Bajonette mehrere Mal auf den Araber los, und er hätte ihn unfehlbar getödtet, wenn nicht die Umstehenden herbeigesprungen wären und den Unglücklichen seiner Wuth entrissen hätten. Der kommandirende Offizier ließ den Verwundeten in Ketten legen und erklärte, daß es nur von Mannucci abhänge, ob er ihn als Gefangenen nach Fez führen solle oder nicht. Da eilten die Verwandten des Verhafteten herbei und brachten Geflügel, Eier und andere kleine Geschenke, um ihn von einer so gefährlichen Reise loszukaufen. Wir wiesen die Geschenke zurück und gaben den Gefangenen am Abend frei, doch damit er nicht den nächsten Reisenden wieder mit seinen Einfällen belästigte, ließen wir ihm funfzig Stockschläge auf die Fußsohle geben."

„Ein anderes Mal kehrten wir in einem jüdischen Hause ein. Mannucci befahl, es dürfe nach acht Uhr Abends Niemand im Hause aus- und eingelassen werden, weil er dadurch in seiner Ruhe gestört werde. Ein freundlicher Judenknabe von vierzehn Jahren übertrat dies Gebot; er wurde ergriffen und vor den diplomatischen Agenten geführt, der ihn zu funfzig Stockhieben verurtheilte. Die Sentenz wurde augenblicklich vollstreckt. Hadschi Mohamed und Musa, zwei seiner Diener, welche die Kunst, die Füße zu binden, besonders verstanden, warfen den Verbrecher alsbald auf den Rücken und in wenigen Minuten hatten sie ihn in Stand gesetzt, die Strafe zu empfangen. Einer der Soldaten brachte ihm dieselbe mit einem Stock aus Pomeranzenholz auf systematische Weise bei. Der arme Knabe rief umsonst seine Mutter zu Hülfe, die Araber antworteten ihm nur mit höhnischem Gelächter."

Doch darf man nicht glauben, daß diese Härte, deren sich Mannucci und sein Reisegefährte bedienen zu müssen glaubten, sie vor allen Gefahren sicherte. Unter Anderem erzählt Scott von einem Karawanenzuge, dem sie sich angeschlossen hatten, Folgendes:

„Plötzlich mitten auf dem Wege machte unsere Eskorte Halt und weigerte sich, einen Schritt weiter zu gehen, wenn wir nicht zu der versprochenen Bezahlung hundert Dollars zulegten. Da es unzweifelhaft war, daß die Reisenden, wenn sie in einem so abgelegenen Landstriche ohne Bedeckung weiterzögen, aller ihrer Habe beraubt werden würden, mußte man sich ihrem Willen unterwerfen. Bald hörten wir jedoch Flintenschüsse fallen, Kugeln sausten über unserem Haupte weg; wir waren von herumschwärmenden Arabern angegriffen und wurden überwältigt; wir mußten den Siegern ein beträchtliches Lösegeld zahlen, und fanden, nachdem sie abgezogen, daß drei aus unserem Zuge getödtet, fünf verwundet waren. Die Getödteten waren zwei Juden und eine Jüdin; die letztere war ein hübsches Mädchen von kaum vierzehn Jahren, das einzige Kind ihres schon bejahrten Vaters. Dieser band sie vor sich auf sein Pferd, und es war traurig anzusehen, wie er den Kopf schlaff herabhängen ließ, und von Zeit zu Zeit eine volle Thräne über sein welkes Gesicht auf die Leiche glitt. Der Trupp, welcher uns hier angegriffen hatte, war nur gering an Zahl; doch bald nach uns machte eine Karawane, die uns später einholte, denselben Weg; diese wurde von einer mächtigen Schaar angefallen, es kam zu einem offenen Gefecht, zwölf der Reisenden blieben auf dem Platze und die Uebrigen wurden gefangen genommen, geplündert und mußten von ihren Religionsverwandten noch dazu die Person zu drei Dollars losgekauft werden. Am folgenden Morgen stießen sie zu uns; den Männern hatte man nichts als die Beinkleider, den Frauen, die noch den Morgen zuvor kaum einem Sonnenstrahl in ihr verschleiertes Gesicht zu blicken erlaubten, nichts als die Hemden gelassen. Schnell suchten wir und unsere Gefährten und Gefährtinnen ihrem Mangel zu Hülfe zu kommen, und sie mußten zum Dank ihr Abenteuer wiederholt erzählen."

Die geographischen und historischen Bemerkungen, die der Oberst Scott einstreut, sind zu allgemein und nachlässig, als daß es sich lohnte, viel aus ihnen zu entnehmen. Als besonders schön und fruchtbar schildert er die Ebene zwischen Tetuan und Fez. Sie soll vorzüglich herrliche Wiesenflächen enthalten, doch leider von einer Völkerschaft bewohnt seyn, die hinter den Reisee-

ändern nicht zurücksteht. Nächtlicher Diebstahl und Seeräuberei sind ihre Lieblingsgeschäfte und sie haben hierbei besonders gern mit den „Franken" zu thun. Ein Reitertrupp im Dienste des Kaisers von Marokko, der auf die Karawane stieß, äußerte große Verwunderung, daß es Christen gewagt hätten, diese Gegend zu betreten.

„Auf unserer weiteren Reise", fährt der Oberst fort, „überschritten wir einen großen Strom, den man den Milchstrom nannte und der den reißenden Lauf der Bergwasser hatte. An der Stelle, an welcher wir hindurchritten, war er nur zwölf Fuß breit, doch unsere Pferde vermochten kaum, sich stehend zu erhalten. Er stürzt sich in den Rio Salada, den bedeutendsten Strom im Osten von Marokko.

Auf einer Anhöhe unweit dieses Stromes fanden wir mehrere Steinhaufen, die von Menschenhand aufgeschichtet schienen; wir fragten unsere Führer und erfuhren, daß dies Gräber von Wanderern seyen, die im Kampfe mit den Banditen gefallen, und man wußte auch hier fast von jedem Steinhaufen uns eine besondere Tradition zu erzählen, wie Andalusien an Traditionen dieser Art so reich ist. In Taasa verweilte die Karawane einige Zeit. Hier führte mich Mannucci in das schönste Gebäude der Stadt; wir nahmen nach gewohnter Weise vi et armis Besitz von den zwei schönsten Zimmern des ersten Stockwerks und drängten den Eigenthümer nebst seiner Familie in das dritte zurück. Die Scheichs, welche vom Gouverneur Befehle erhalten hatten, uns Alles zu schaffen, was wir verlangen würden, brachten uns gleich nach unserer Ankunft ein erträgliches Abendbrod und am folgenden Morgen ein noch erträglicheres Frühstück; doch das Mittagbrod war äußerst schlecht. Der Hunger mußte es uns zwar würzen helfen, doch ließen wir denen, die es so wenig für nöthig hielten, unseren Gaumen zu schmeicheln, sagen, sie sollten es nicht das zweite Mal versuchen, uns einen ähnlichen Genuß zu bereiten, weil sie sonst leicht aus unserer Stube kommen könnten, ohne die Treppe hinabzusteigen. Zugleich ließen wir diese Vernachlässigung dem Gouverneur melden, der fühlen mochte, daß ihm solch eine Nichtachtung des Kaiserlichen Befehls, wenn sie ruchbar würde, das Amt kosten könne, und der uns darum unterthänigst bitten ließ, wir möchten ihm jeden Morgen unsere Bedürfnisse schriftlich mittheilen, so wollte er für die genaueste Befriedigung derselben selbst Sorge tragen."

Von gutem Essen und Trinken scheint Herr Scott viel zu halten, denn fast auf jeder Seite sehen wir ihn beglückt über die vortreffliche Zufriedenstellung seines Magens oder trostlos über die vergeblichen Wünsche desselben.

Auf der Reise von Taasa machte Scott zuerst in Tlemecen Halt; hier gab es Ruinen und eine Gewehrfabrik zu sehen. Die letztere zog die Blicke unseres Reisenden auf sich. Sie stand unter der Leitung eines Spaniers, der täglich zwölf Shilling und sechs Pence erhielt, vom Emir auf das prachtvollste logirt war und unaufhörlich Kanonen für dessen gute Sache goß. Hier war Scott bereits seinem Ziele nah. Folgendermaßen nun beschreibt er sein erstes Zusammentreffen mit dem Emir:

„Es war früh sechs Uhr, als wir in Esmailla anlangten. Seine Königliche Hoheit war bereit, uns zu empfangen. Wir reichten dem Emir die Hand und er küßte sie uns; ein Ceremoniell, welches mir um so mehr auffiel, als ich von Jugend auf einen Widerwillen gegen das Handküssen hatte, und mich selbst bei schönen Damen und sogar bei einer einst schönen Königin, der Ex-Regentin Christine, der ich die Ehre gehabt habe vorgestellt zu werden, nur schwer dazu entschließen konnte. Mannucci nahm der Emir wie einen alten Freund auf und lud uns Beide vertraulich auf Sitze zu seiner Seite ein. Er schilderte mir die hohe Achtung, die er vor der Englischen Nation im Allgemeinen habe, und besonders die Freude, welche ihm meine Ankunft verursache. Nach einer ziemlich langen Unterhaltung kamen wir darin überein, daß meine Dienste Seiner Königlichen Hoheit größeren Vortheil bringen würden, wenn ich nicht aktiv an dem Feldzuge Theil nähme, sondern in Esmailla bliebe und von hieraus zugleich mit ihm den Krieg leitete."

„Mehmed Ali und Abd-el-Kader sind gegenwärtig die großartigsten Repräsentanten des Muhammedanismus. Der Erstere ist durch die Verbindungen zwischen Europa und Aegypten allgemeiner bekannt geworden; von den Werken des Letzteren kann den meisten nicht die verdiente Bewunderung zu Theil werden, weil Marokko für die Reisenden eine fast unübersteigliche Gränze ist; doch wenn man die Möglichkeit eines so langen Widerstandes einer so mächtigen Nation gegenüber, die noch dazu in der Kultur so weit vorgeschritten ist wie das gegenwärtige Frankreich, erwägt, so kann man bereits hieraus abnehmen, einen wie seltenen Kreis militairischer und diplomatischer Talente Abd-el-Kader um sich vereinigen muß."

„Dieser Fürst", fährt sein leidenschaftlicher Panegyriker fort, „stammt aus einer der ältesten Arabischen Familien. Seine Vorältern waren Könige, ehe die Römer das Reich in Besitz nahmen. Er ist ungefähr fünf Fuß sieben Zoll groß, blond, hat lebendige blaue Augen, ein längliches Gesicht, in dem sich Milde und Tiefsinn ausspricht, die rascheste Auffassungsgabe und Entschließungskraft und eine bewundernswerthe Ruhe, so daß er durch die letzteren Eigenschaften über den schwersten unvorhergesehenen Schicksalsschlägen erhaben steht. Wäre Abd-el-Kader wie Napoleon erzogen worden, er würde sicher einst eben so bedeutend wie dieser in der Weltgeschichte dastehen.

„Die Araber blicken mit tiefer Ehrfurcht zu ihm empor, sie bewundern in ihm den rechtmäßigen Vertheidiger ihres Glaubens und somit das Haupt des heiligen Krieges. Denn als heiligen Krieg betrachten nicht nur alle Araber, sondern überhaupt alle Anhänger des Propheten den Kampf gegen Frankreich."

Nach Herrn Scott haben die Araber ihre eigenen, sehr verschiedenen Ansichten über die einzelnen Europäischen Nationen, besonders rücksichtlich ihrer Religion. Die Engländer z. B. halten sie für keine vollkommene Christen, ihre amphibische Religion, meinen sie, halte die Mitte zwischen dem Christenthum und dem „wahren Glauben". Dazu geht bei ihnen die Sage, daß Muhammed eine besondere Vorliebe für die Englische Nation gehabt habe; er soll sogar damit umgegangen seyn, einen Brief an sie zu schreiben, um sie auf den Weg des Heils zu führen; leider starb der Prophet zu früh und die Engländer blieben Ungläubige; allein schon, insofern sie einer Vorliebe des Propheten würdig waren, stehen sie dem Himmel näher, diese Ansicht ist allgemein verbreitet. Wenn sich daher Jemand für einen Engländer ausgiebt, so wird er überall mit dem Worte imlehah, d. h. gut, begrüßt; doch wer sich als Franzosen darstellt, der wird mit einem Kilb, den el Kilb (Hund, Hundssohn) abgewiesen.

Folgendes erzählt Herr Scott über den Werth der Menschen, die dort noch einen bedeutenden Handelsartikel bilden:

„Eines Morgens traf eine Karawane ein, welche zwei Französische Renegaten und einen Spanier mit sich brachte, die alle drei aus dem Heere des Emirs desertirt waren. Der Spanier hatte dasselbe bereits das dritte Mal verlassen und wurde mit dem Tode bestraft; die beiden Franzosen wurden als Sklaven verkauft. Es ist jedoch kaum glaubhaft, wie billig die Sklaven hier sind. Die unglücklichen Spanier, die von Ceuta oder von Melillah entkommen waren, wurden von den Häuptlingen, in deren Hand sie der Zufall geworfen hatte, die Person zu drei, höchstens vier Dollars verkauft. Diejenigen, welche so glücklich sind, bis Fez zu gelangen, werden alsbald in die Kaiserliche Garde aufgenommen, die aus ungefähr sechstausend Mann besteht, welche fast Alle auf diese Weise rekrutirt worden sind. Ein Jude, bei dem wir auf der Reise eingekehrt waren, erzählte uns, daß seine Arabischen Nachbarn Renegaten zu fünf, sieben und zehn Dollars gekauft hätten, und klagte schwer, daß die Juden über ihre Kräfte arbeiten müßten, weil es ihnen nicht erlaubt sey, Sklaven zu kaufen. Negersklaven sind zwar sehr häufig, doch stehen sie höher im Preise. Für sie zahlt man je nach dem Alter und Geschlecht dreißig bis achtzig Dollars; ja man erzählt mir sogar von einer jungen, sehr schönen Negerin, sie habe hundert Dollars gegolten."

Nun noch einige Züge, die den Leser werden ermessen lassen, wie groß die Sicherheit sey, welche die Araber unter dem Emir genießen:

„Gegen Mitternacht hörte ich einen Schuß fallen, der aus dem Zelte Seiner Hoheit kam. Ich hörte es am Knall, daß das Gewehr mit einer Kugel geladen war, doch befremdete mich dies nicht, da ich wußte, daß die Araber häufig um der geringsten Veranlassung willen schießen und das Blei nicht sparen. Am anderen Morgen erfuhr ich, daß ein Araber durch einen schwarzen Sklaven des Sultans verwundet worden war, der ihn gesehen hatte, wie er die Schnüre am Zelte der Familie des Sultans abschnitt. Der Gefangene hatte, nach seinem eigenen Geständnisse, sich heimlich zu unseren Zelten geschlichen, da er uns jedoch wach fand, so hatte er sich zu dem Zelte gewendet, in welchem der Schatz lag; auch hier war er gestört worden und hatte sich mit vier Genossen versteckt, um gegen Mitternacht einen neuen Angriff zu wagen, bei dem er überrascht worden war. Er stand nun jetzt sehr gefaßt und sagte kaltblütig: „Ich bin doch ein unglücklicher Hund; wie oft hab' ich Leute bestohlen, erschlagen, mißhandelt und Niemand hat sich danach geregt, und nun soll ich gehängt werden, ohne daß ich auch nur meinen Kindern einen Vortheil damit schaffe."

„Fünf Tage darauf starb er durch den Strick. Es hatten sich zu diesem Schauspiele Zuschauer in Menge eingefunden. Die weitläufige Verwandtschaft des Verurtheilten hatte ein Lösegeld von zweitausend Dollars für ihn angeboten, das man jedoch mit Verachtung zurückwies. Er ließ sich den Strick geduldig um den Hals legen, murmelte Etwas wie Gebete und wurde an einem Pfahle etwa acht Fuß in die Höhe gezogen. Nach zwei Stunden nahm man den Leichnam herab, grub ihn zwischen zwei Pfählen, von denen jeder ungefähr drei Fuß von ihm entfernt war, halb in die Erde, band die Hände an die Pfähle und ließ ihn so verfaulen, zur traurigen Warnung für Alle, die Lust bekommen sollten, ihm nachzuahmen."

„Einst stand die Frau, die wir in unseren Dienst genommen hatten, am Strome und wusch. Ein kleines Mädchen machte sich in ihrer Nähe zu thun und stahl ihr zwei Hemden, doch sie verbarg dieselben so schlecht, daß ein Hund (Hund und Christ sind identische Begriffe) sie bemerkte und wegnahm. Sie ließ sich hierdurch nicht abschrecken, sondern eilte zu der Wäscherin zurück, manövrirte aufs neue, erfaßte ein Paar Strümpfe und verbarg sich in ihrem Kleide, doch sah leider ein Zipfel aus dem Versteck hervor, der Hund bemerkte diesen wiederum und belohnte sie diesmal mit einer herzhaften Ohrfeige. Das arme Kind, sagte die Wäscherin hierauf zu der Mutter des Mädchens, sie ist noch so jung, mit der Zeit kann Etwas aus ihr werden, nur müßt ihr sie tüchtig schlagen, sobald sie sich fangen läßt, das ist das einzige Mittel, sie klug und gewandt zu machen. — Das würde ich gethan haben, erwiederte die Mutter, wenn sie ihre Ungeschicklichkeit nicht einigermaßen gut gemacht hätte, doch sie hat euch während des Trocknens mit vortrefflichen Zähnen alle Hemdenknöpfe abgebissen."

Die Annäherung der Franzosen setzte die ganze Stadt in Bewegung. Es wurde Befehl gegeben, daß die Bürger ununterbrochen sich unter den Waffen halten sollten. Gegen acht Uhr früh waren zweitausend Araber auf dem Marktplatz versammelt. Ein Vortrapp der Feinde griff uns an, er schien es mehr auf Räuberei als auf ein Treffen abgesehen zu haben, und es kam zu Nichts als zu einem ungeordneten Scharmützel, aus dem wir als Sieger hervorgingen. Doch fühlten wir uns nicht stark genug, um die Besiegten zu verfolgen. Das Hauptheer der Franzosen hatte sie im Stich gelassen, sobald es

gesehen, daß ihr Angriff mißlungen war und man es mit mannhaften Gegnern zu thun hatte."

Wir brechen diese Auszüge ab, weil der Leser hieraus schon hinlänglich das Reise-Tagebuch des Herrn Scott beurtheilen kann. Bei der engen politischen Tendenz, welche dasselbe verfolgt, ist der Verfasser genöthigt, den Thatsachen sehr oft Gewalt anzuthun. Die bedeutenden Aufschlüsse über Geographie und Archäologie, welche ein Reisender, der jene Gegenden besucht, uns geben könnte, dürfen wir von dem Verfasser nicht verlangen, da es ihm eben so sehr an Kenntnissen wie an Beobachtungsgabe fehlt. Seine Persönlichkeit aber, die er uns in dem autobiographischen Theile der Schrift vorführt, wird kaum irgendwo großen Beifall ärndten. Es ist allerdings nicht unmöglich, daß Herr Scott ein einfacher Glücksritter ist, der zu seinem Vergnügen und nebenbei des Gelderwerbes wegen Söldner-Dienste thut, allein wer es weiß, wie sehr das Foreign Office es liebt, überall seine Agenten zu haben, der wird es auch nicht unmöglich finden, daß Herrn Scott's Stellung nebenbei noch eine halb[illegible]elle ist. Wir sprechen diesen schwarzen Gedanken keineswegs aus, doch wir flüstern ihn unseren Lesern leise zu.

(Revue des deux Mondes.)

Italien.

Neuere Dichter Italiens.

I. Vincenzo Monti.

(Fortsetzung.)

Uebrigens lernen wir den Dichter, mit welchem diese Darstellung sich beschäftigen soll, am genauesten kennen, wenn wir es versuchen, sein Leben zu skizziren.

Bei Fusignano, in der Romagna, am 19 Feb. 1754 geboren, ward Vincenzo Monti von seiner Familie frühzeitig schon zum Advokaten bestimmt. Nach vollendeten Studien in Ferrara, wo er sich bloß in Gelegenheitsgedichten versuchte, führte ihn der Kardinal Borghese, Päpstlicher Legat in Ferrara, als seinen Secretair nach Rom. Hier fand er hinreichend Muße, seiner Neigung zur Dichtkunst nachzuhängen. Mit seinem Freunde, dem trefflichen Visconti, einem der ausgezeichnetsten Archäologen und Kenner des klassischen Alterthums, schwelgte er in Roms Schönheiten. Bereits mehrere Jahre in der ewigen Stadt, zeichnete er sich bei einem von den Arkadiern zu Ehren Pius VI. gegebenen Feste durch eine Improvisation so sehr aus, daß der Neffe des Papstes, Herzog Braschi, ihn als Secretair in seine Dienste nahm, ohne ihn mehr zu beschäftigen, als der Kardinal Borghese gethan hatte. Hatte er nun auch alle Muße dazu, unternahm er doch keine größere Arbeit, sondern begnügte sich mit der Dichtung leichter und kleiner Sachen. Dies genügte ihm während mehrerer Jahre.

Eine äußere Begebenheit störte ihn endlich aus dieser müßigen Ruhe auf. Alfieri, von dessen noch ungedruckten Tragödien man mit Enthusiasmus sprach, war in Rom. „Philipp II." insbesondere, der wohl vom später erschienenen Schillerschen „Don Carlos", nicht aber von der gleichnamigen Tragödie Otway's übertroffen wird, setzte alle Gemüther in Extase. Wo sich Monti befand, verfolgte ihn der Ruf Alfieri's. Endlich sollte der „Aeschylus der neueren Zeit" einem ausgewählten Kreise seine eben vollendete Tragödie „Virginia" vorlesen. Monti fand sich zur bestimmten Stunde bei Maria Pezzelli ein.

Die bleiche hohe Stirn Alfieri's beherrschte die Versammlung; er las. Häufig unterbrach den Dichter enthusiastischer Beifallsruf seiner Hörer. Die Energie der alten Römer, aller Ruhm einer freien starken Vergangenheit spiegelten sich in den Zügen dieser Künstler, Dichter und Vornehmen, welche alle zu dieser Vorlesung wie zu einem Nationalfeste sich gedrängt hatten. Monti allein bewahrte seine kritische Ruhe, keine Gemüthsbewegung nahm ihm seinen Gleichmuth. Alfieri las mit scharfem Auge in den Physiognomieen seiner Hörer, bemerkte ihn und fühlte sich beunruhigt, während der Verfasser der „Römischen Rächte", Alessandro Verri, Puccini, der Abbate Serassi, der Herzog von Seri, welcher selbst eine Rolle in der beim Spanischen Gesandten aufgeführten „Antigone" übernommen hatte, in ihrer Bewunderung sich nicht zu fassen wußten. Glaubt man nun nicht zu sehen, wie Alfieri sich von diesen Bewunderern wegwendet, um die stumme, aber ausdrucksvolle und unverblümte Mißbilligung im Gesichte des Richters, den er so gern gewonnen hätte, zu lesen? Barbarische Poesie! sagte das Lächeln Monti's. Alfieri verstand ihn, und die innerliche, unterdrückte Bewegung seines Herzens verrieth sich in seiner schärferen und eiligeren Accentuirung.

Die Bewunderer Alfieri's ermangelten nicht, Monti seine Kälte gegen diese „erhabene" Dichtung vorzuwerfen. Er vertheidigte sich mit bitteren Sarkasmen über die Härte der Verse, die falschen Betonungen, den Mangel an poetischem Gefühl, die penible Gelecktheit. Seine Bitterkeit verleitete ihn zur Ungerechtigkeit. Die wilde Schwärmerei Alfieri's für die Freiheit, welche ihn selbst zur Kraft des Genies begeistern konnte, verstand Monti nicht oder wollte sie nicht verstehen.

Gelangweilt von dem Aufsehen, welches jener „Bastard der Musen" machte, fragte sich endlich Monti, warum er nicht selbst an einem Trauerspiel sich versuche. Nach einem Stoffe in den alten Griechen suchend, ergreift ihn die Erzählung des Pausanias vom Aristodemus; er findet hier alle Elemente zu einer fesselnden großartigen Tragödie und geht mit Begeisterung an die Arbeit.

„Il n'y a que Racine dans le monde" hatte Voltaire 1763 geschrieben Auch unserem Dichter galt er viel, denn in Momenten, wo seine Begeisterung ihn verließ, benutzte er besonders die „Phädra" zur Ausfüllung mancher Lücken. Dafür nennt Monti den Französischen Dichter offen „den göttlichen". Auch Voltaire und selbst Ducis blieben im „Aristodemus" nicht unbenutzt. Molière gestand seine Freibeutereien offen ein, Byron zuweilen mit ironischer Bonhommie, Beide natürlich im Selbstgefühl ihres Werthes: Monti dagegen wäre fast komisch in seinem Zorn geworden, wenn man ihm seine Plagiate hätte vorwerfen wollen.

Im Jahre 1786 ward „Aristodemus" in Rom aufgeführt und der Tribut der Thränen und des Enthusiasmus, womit die Italiäner so freigebig sind, reichlich gespendet. Der Herzog von Parma übersandte dem Dichter eine goldene Medaille und ließ das Stück auf seinem Theater aufführen. Der berühmte Kritiker Girolamo Tiraboschi, der aber weniger der Gründlichkeit seines Urtheils wegen als für seine mühsamen und fleißigen Forschungen Anerkennung verdient, schrieb an Monti: „Sie haben angefangen, wo aufzuhören die Anderen ihren Ruhm finden." Wie Aeschylus, welcher sagte: „Ich weihe meine Tragödien der Zeit", träumte sich auch Monti für sein Werk die Unsterblichkeit.

Der Inhalt der Tragödie ist folgender: Die von den Spartanern mehrfach geschlagenen Messenier befragten das Orakel um Rath, welches, wie von den Griechen im Hafen von Aulis, das Blut einer Jungfrau, jedoch nur aus dem Geschlechte von Aegyptus, verlangte. Alsbald loosen alle Jungfrauen aus diesem Geschlechte, und das Loos trifft die Tochter des Lysicus, deren Vater aber das geliebte Kind nicht hinzuopfern vermag und mit ihr nächtlicherweise in das Spartische Lager flüchtet. Den bestürzten Messeniern bietet nun der als Krieger berühmte Aristodemus seine Tochter als Stellvertreterin für das gelobene Opfer an. Ihr Geliebter will sie aber dem Tode abtrotzen, und ohne sich in unnütze Klagen zu ergießen, behauptet er bloß, Aristodemus' Tochter sey sein Weib vor den Göttern und trage bereits die Frucht ihrer Liebe im Busen. Da erdolcht Aristodemus die Jungfrau, öffnet den Körper und zeigt dem von Schrecken ergriffenen Volke, daß die Tochter unberührt geblieben. Zum Lohn für diesen furchtbaren Beweis von Vaterlandsliebe und Ehre ward Aristodemus auf den erledigten Thron erhoben. Trotz aller seiner Anstrengungen blieb indessen Sparta stets begünstigter vom Schicksal als Messenien; dabei erschütterten Wunder sein bekümmertes Herz und ein Traum gab ihnen vollends prophetische Weihe. Seine Tochter erschien ihm schwarzgekleidet im Augenblick, wo er kampfgerüstet in die Schlacht gehen wollte. Sie deutete auf ihre offene Brust und ihren offenen Leib, stürzte die Tafel um, worauf die Eingeweide des Opfers lagen, nahm ihm seine Waffen, setzte ihm, wie einem Todten, den man zur Bestattung vorbereitet, eine goldene Krone auf und legte ihm die weißen Todtengewänder an. Als er erwachte, dachte Aristodemus lange über die Bedeutung dieses Traumes nach, „und da er erkannte", sagt Pausanias, „daß er seine Tochter ohne irgend einen Gewinn für das Vaterland geopfert hatte und auch der Sieg für dasselbe nicht zu erringen sey, tödtete er sich auf dem Grabe der Jungfrau." Sein Tod setzte die Messenier in eine solche Bestürzung, daß sie nahe daran waren, die Gnade Sparta's anzuflehen. „Hiervon hielt jedoch", fügt Pausanias hinzu, „ihr alter Haß sie zurück."

Aus diesem echt tragischen Stoffe, aus dieser Begebenheit, welche die gigantischen Alten schon in der einfachen Erzählung lebendig uns vor die Augen der Seele zaubert, hat Monti eine finstere und falsche Rhapsodie gemacht. Aristodemus ist bei ihm nur ein glatter monotoner Theaterheld. Nichts erinnert uns in der Sprache der handelnden Personen, daß wir uns unter den Alten befinden, daß für diese eine andere Ordnung der Dinge, andere Ansichten und Gefühle bestanden. Das Gespenst der Tochter, das sehr oft erscheint, giebt nur zu lächerlichen Scenen Anlaß. Monti war kein Eingeweihter in der Welt der Mysterien.

Nach dem Alterthume parodirte Monti das Mittelalter in der Tragödie Galeotto Manfredi, eine in der Wirklichkeit tief ergreifende furchtbare Tragödie, der aber der Dichter in der unglücklichen Manier der neueren Italiäner einen nicht weniger mesquinen Zuschnitt gab als dem „Aristodemus."

Francesca, Gemahlin des Galeotto Manfredi, Herrn von Faenza, wollte nicht länger die Treulosigkeit ihres Gatten ertragen und beschloß, in diesem Vorsatze von ihrem Vater, der gern die Zügel der Regierung an sich gerissen hätte, bestärkt, seinen Tod. So machte Francesca mit vier Mördern einen Vertrag. An dem festgesetzten Tage ließ sie drei der Mörder unter ihrem Bette und den vierten hinter der Thür zum Schlafgemach sich verbergen; sie selbst erklärte sich unwohl und legte sich zu Bette. Galeotto kam auf ihren Wunsch, sie zu besuchen, und ward alsobald von dem vierten Mörder angegriffen; die Frau, halb im Bette erhoben, verfolgt mit den Augen diesen fürchterlichen Kampf, für den Tod des Ungetreuen inbrünstig betend. Der Mörder ermüdete jedoch allmälig im Ringen mit dem großen starken Manne, und sie giebt nun den drei übrigen ein Zeichen, welche plötzlich vor Galeotto emportauchen. Der Kampf wird noch hartnäckiger, als wenn Galeotto's Muth mit der Gefahr wachse. Sie folgt jeder Bewegung. Da, fürchtend, die Mörder möchten endlich unterliegen, stürzt sie aus dem Bette und stößt ein Schwert in die Brust des Verräthers. Francesca gleicht jener Italiänerin, welche ihre Kammerfrau einmauern ließ, weil die Unkluge beim Frisiren der Herrin dem Gemahl derselben zugelächelt hatte, oder der Herzogin von San-Giuliano, Veronica Cibo, welche ihrem Gemahl zum Neujahrs-Angebinde den Kopf der Dame, welche er liebte, übersandte.

Bei Monti erscheint Francesca, die er Mathilde nennt, bloß auf der Bühne, um eine kleinliche Eifersucht an den Tag zu legen. Sie ist ein eitles

keifendes Bürgerweib, die ihren Mann auf Schritt und Tritt belauert, durchaus von ihm geliebt seyn will und deren Zorn sich höchstens zu Vorwürfen steigern kann. Die Ermordung des Gatten ist in Monti's Tragödie nicht das Resultat der im tiefster Seele lang gehegten Gedanken, eine That, die bereits hundertmal beschlossen und eben so oft wieder aufgegeben worden, sondern etwas Plötzliches, Unvorhergesehenes, die That momentanen Wahnsinns. Galeotto ist in ähnlichem Maßstabe gezeichnet: eine ehebrecherische Leidenschaft quält sein edles Herz, allein allem Zauber der Liebe zieht er die innere Zufriedenheit und die häusliche Ruhe vor, und auf die Vorstellungen eines Freundes hin befiehlt er sogar die Entfernung der jungen Geliebten. „Sage ihr, daß sie sich entferne; sage ihr nichts Anderes, und sprich mir niemals von ihr." Ein liebenswürdiger, zur Erheiterung des Lebens geschaffener Charakter — den aber die Tragödie zurückweist.

Einige Zeit darauf, im Jahre 1791, starb der berühmte Kupferstecher Giovanni Pichler und hinterließ eine Tochter, Theresa, von deren bewunderungswürdiger Schönheit man allgemein sprach. Auch Monti blieb nicht kalt bei den Schilderungen der Schönheit dieses Mädchens, und Beide waren bereits verlobt, als sie sich noch nicht gesehen hatten. Eine Frucht dieser Ehe, die unter so eigenthümlichen Umständen zu Stande kam, war ein Kind, das sie Constanza nannten.

Ein großer Plan beschäftigte ihn nun; er wollte die Verehrung Dante's, welche seit dem Erscheinen der „Virgilischen Briefe" des Saverio Bettinelli sehr abgenommen hatte, wieder neu erwecken. Bettinelli war jener gelehrte, feine und sarkastische Jesuit, dem Voltaire i. J. 1761 geschrieben hatte: „Je fais grand cas du courage avec lequel vous avez osé dire que le Dante était fou, et son ouvrage un monstre." Hatte sich auch Monti bis jetzt von der Gelecktheit und manierirten Grazie der Nachahmer Petrarka's fern gehalten, so besaß er doch darum nicht in hohem Grade jene, zugleich Virgilische und Dantesche, großartige Weise der Dichtung, der sein Ehrgeiz bereits lange nachstrebte. Er arbeitete mit eisernem Fleiße und Eifer, sie sich anzueignen, und bald fand er die gewünschte Gelegenheit, zu beweisen, bis zu welchem Grade er jener so emsig gesuchten und angebildeten Diction Herr geworden. Die Ermordung des Abgesandten des Französischen National-Konvents, Hugues Basseille, durch das Römische Volk und der acht Tage später erfolgende Tod Ludwig's XVI. auf dem Schaffot waren die Ereignisse, welche ihm zur Dichtung der „Bassvilliana", eines Gedichts in 4 Gesängen und in Terzinen, wie die Divina Commedia, Veranlassung gaben. Und in diesem Werke, während dessen Schaffung er sich kaum zum Essen und Schlafen die nöthige Ruhe vergönnte, fand er wirklich bisher seiner Dichtweise fremde Farben und schenkte seinem Vaterlande eine Dichtung, die eines großen Poeten würdig ist, wenn sie ihn auch nicht Dante an die Seite stellt, was viele Italiäner behaupten wollen. Man kann, ohne ungerecht zu seyn, der „Bassvilliana" große und seltene Schönheiten nicht absprechen, darum sagt uns aber das Werk doch nicht, daß die wahre Begeisterung in dem Busen des Dichters wohnte. (Schluß folgt.)

Frankreich.

H. Bouchètté, Französischer Philosoph.

Gern überlassen die Franzosen den Deutschen den Ruf der philosophischen Gelehrsamkeit, welche sie, wie Napoleon gethan, noch oft mit dem Namen „Ideologen" abfertigen. Doch hat der gelehrte Cousin seine Landsleute in der neueren Zeit mit dem Stande der Deutschen Philosophie näher bekannt gemacht, nachdem Royer Collard angefangen hatte, auf die sogenannte Philosophie spiritualiste durch seine Vorlesungen hinzuwirken. Am meisten aber hat Herr H. Bouchètté, Professor der Geschichte an dem Königlichen Kollegium zu Versailles, in der neuesten Zeit dafür gethan, die Kenntniß der neuesten philosophischen Erscheinungen in Deutschland auf eine ehrenvolle Weise in Frankreich zu verbreiten. Er that dies besonders in der vor ein paar Jahren herausgegebenen „Histoire des preuves de l'existence de Dieu", worin er seine Bekanntschaft mit den besten Werken der Deutschen Philosophen bekundete; besonders sind es Hegel und Krause, welchen er am meisten gefolgt ist. Je größer der Widerwillen der Franzosen im Allgemeinen gegen Deutsche Bücher ist, und je weniger dieselben sich die Mühe geben, davon Kenntniß zu nehmen, desto dankbarer müssen wir seyn, daß dieser Französische Gelehrte eine Ausnahme macht. Zwar hat auch Professor Ahrens zu Brüssel, aus Göttingen vertrieben, in Paris Vorlesungen über Philosophie gehalten und darüber mehrere gelehrte und sehr geschätzte Werke in Französischer Sprache herausgegeben, doch haben die Franzosen einmal das Vorurtheil, daß der Deutsche zwar Stoff zum Bücherschreiben habe, aber kein genießbares Buch schreiben könne, weil der Franzose die Form dazu besser verstehe. Darum können die trefflichen Arbeiten von Ahrens, schon wegen seines Deutschen Namens, nicht den Eingang bei den Franzosen finden, wie die von Herrn Bouchètté.

Das letzte Werk von demselben über den christlichen Rationalismus im 11ten Jahrhundert verdient besonders alle Aufmerksamkeit; es ist unter dem Titel erschienen: „Le Rationalisme chretien à la fin du XI siècle; ou Monologium et proslogium de S. Anselme, archévèque de Cantorbery, sur l'essence divine par H. Bouchètté. Paris, Londres et Francfort chez Jugel. 1842." Der heilige Anselm war im Jahre 1033 zu Aosta im Piemontesischen geboren; sein Vater Gondulph und seine Mutter Ermenberge, wahrscheinlich Deutsche, hatten durch ihre Frömmigkeit solchen Einfluß auf die Lebensrichtung ihres Anselm's, daß er sich in das Kloster Bec in Frankreich und in den Benediktiner-Orden begab, wo Lanfranc damals Prior war, der die in jener Zeit ganz zu Grunde gegangene Gelehrsamkeit Beda's, Alcuin's und Rhabana's fortsetzte. Nachdem Lanfranc Abt zu Caën und zuletzt Erzbischof von Canterbury geworden war, wurde Anselm Abt zu Bec, und der Nachfolger Wilhelm's des Eroberers berief Anselm zum Nachfolger Lanfranc's im Jahre 1093. Nach Lingard's Geschichte Heinrich's I. trug Anselm viel dazu bei, diesem von Robert, Herzog von der Normandie, seinem Bruder, befehdeten Könige Ruhe zu schaffen. Doch da Anselm die Anmaßungen des Papstes Gregor's VII. in dem Investitur-Streite gegen König Heinrich I. unterstützte, ward Anselm verbannt, und erst die Drohung des Papstes Pascal's II. mit Excommunication führte eine Aussöhnung herbei.

Dieser gelehrte Erzbischof, welchen Leibnitz als einen der wichtigsten Stifter der scholastischen Philosophie nennt, schrieb dies berühmte Monologium über das Wesen der Gottheit, dessen Uebersetzung Herr Bouchètté mit einem sehr schätzbaren Vorwort einleitet. Er zeigt, wie Kant gegen die Ausführung des heiligen Anselm seyn mußte, da der Philosoph von Königsberg eine unübersteigliche Kluft zwischen dem Gedanken und der Wirklichkeit befestigte, Hegel aber beide zur Einheit brachte; so daß der Letztere die Beweisführung des Daseyns Gottes des heiligen Anselm für unumstößlich hielt.

In der Geschichte dieser Beweisführung seit diesem Monologium hat Herr Bouchètté besonders seine Bekanntschaft mit der philosophischen Literatur Deutschlands bekundet und viel dazu beigetragen, Deutsches Wissen in Frankreich bekannter zu machen. Wir sind daher demselben großen Dank schuldig: denn wenn auch einzelne Franzosen einige unserer größten Geister kennen, so ist es doch unglaublich, wie wenig sie im Allgemeinen von den Geistes-Werken der Deutschen halten. R.

Mannigfaltiges.

— Vanini's Werke Französisch. Die Werke des Italiänischen Philosophen Vanini, der im Jahre 1619 zu Toulouse öffentlich verbrannt wurde, sind jetzt zum erstenmale in einer Französischen Uebersetzung von X. Rousselot erschienen. *) Lucilio Vanini war im J. 1585 zu Taurisano im Königreich Neapel geboren und ist also nur 34 Jahr alt geworden. Ohne seinen gewaltsamen Tod würde sich sein Andenken kaum bis auf den heutigen Tag erhalten haben, da seinen in Lateinischer Sprache erschienenen Schriften niemals ein sehr großer Werth beigelegt wurde. Weil aber das Parlament von Toulouse den in den Mauern dieser Stadt als Gast lebenden Gelehrten einkerkern ließ, ihn wegen Atheismus und Zauberei anklagte und noch an demselben Tage, an welchem das Urtel gefällt wurde, ihn zum Richtplatz schleifen, ihm die Zunge herausreißen, ihn erwürgen und dann verbrennen ließ, haben nicht bloß Bayle und Voltaire sein Andenken wieder aufgefrischt, sondern werden auch jetzt seine Schriften von neuem übersetzt und herausgegeben. Seine Hauptwerke haben keineswegs einen atheistischen Charakter; vielmehr ist sogar das „Amphitheater der göttlichen Vorsehung" (Amphitheatrum aeternae providentiae) gegen Carbanus und andere Gotteslengner gerichtet. In jener Zeit reichte es jedoch hin, die Natur mit philosophischem Auge zu betrachten, um wie Giordano Bruno für einen Atheisten erklärt und lebendig verbrannt zu werden. Der Präsident des Parlaments von Toulouse, Gramond, sucht in seiner „Geschichte Frankreichs unter Ludwig XIII." die richterliche Ermordung Vanini's zu rechtfertigen, aber seine Erzählung selbst spricht gegen die Sache, die er vertheidigt. „Als sich Vanini", sagt er, „auf dem Armensünderstuhl befand und gefragt wurde, was er über Gott denke, erwiederte er, daß er mit der gesammten Kirche einen Gott in drei Personen verehre, dessen Daseyn von der Natur unbezweifelt dargethan werde. Und da er zufällig am Boden einen Strohhalm erblickte, hob er ihn auf und sagte, die Hand ausstreckend: Dieser Strohhalm zwingt mich, zu glauben, daß es einen Gott giebt." Gramond fügt in seinem schlechten Latein hinzu: Haec Lucilius in ostentationem doctrinae aut metu magis quam ex conscientia. (Dies sagte Vanini mehr aus Eitelkeit oder Furcht, als aus Ueberzeugung.) Freilich bei solcher Wortauslegung war es kein Wunder, wenn das Parlament von Toulouse, dessen Präsident der gedachte Geschichtschreiber war, den armen Philosophen zum Tode verurtheilte. Die Anschuldigungen waren hauptsächlich gegen das Buch: „Ueber die bewundernswürdigen Geheimnisse der Königin und Göttin Natur" (De admirandis Naturae Reginae Deaeque mortalium arcanis, libri quatuor) gerichtet — ein Buch, das gar nicht theologischen, sondern ausschließlich physikalischen Inhalts war, aber den Inquisitoren von Toulouse war es ein Leichtes, eben so wie die Richter Galilei's, in der bloßen Erklärung der Natur nach anderen Gesetzen, als den bis dahin sanctionirten, einen Hochverrath gegen die Majestät Gottes zu finden. Die Akten über den Prozeß Vanini's sind übrigens seit langer Zeit gänzlich verschwunden; es scheint, als ob die späteren Mitglieder des Parlaments von Toulouse des Verfahrens ihrer Vorgänger sich geschämt und darum die Akten vernichtet haben.

*) Oeuvres philosophiques de Vanini, traduites pour la première fois par X. Rousselot. — Paris, 1842.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Montag den 10. Oktober 1842.

Polen.

Grzegorz von Sanok.*)

Den ausgezeichneten Männern, welche Polen im 15ten Jahrhunderte hervorgebracht hat, darf man mit Recht Grzegorz von Sanok (Gregorius Sanocensis) zugesellen. Als Dichter, Geschichtschreiber und Philosoph wird er bis heute mit Achtung genannt, obgleich seine Schriften verloren gegangen sind. Durch seinen Witz, seinen hellen Verstand, seine klare Auffassungsweise ragt er über die in der scholastischen Philosophie befangenen Geister des 15ten Jahrhunderts hervor. Er ist eine auffallende Erscheinung in diesem Jahrhunderte. In der Jugend nicht gefangen in das eiserne Joch der Scholastik und darum frei von den gelehrten Vorurtheilen seiner Zeit, gab er über viele Dinge ein so gesundes Urtheil ab, wie die aufgeklärtesten Männer des 18ten Jahrhunderts.

Er wurde in einem Dorfe im Sanokischen geboren, unweit der Quellen des San, woher er wahrscheinlich seinen Namen hat. Kromer nennt Sanok selbst seinen Geburtsort. Den ersten Unterricht erhielt er in einem Städtchen, in das er sich mit seinem Vater begeben hatte. Da er aber dessen Sonderbarkeiten nicht ertragen konnte, entfloh er im zwölften Lebensjahre und trieb sich umher, zog von einer Stadt zur anderen, bis er nach Krakau kam. Hier hielt er sich einige Zeit auf. Darauf begab er sich nach Deutschland bis hinter die Elbe und brachte es in dem Gebrauche der Deutschen Sprache zu einer solchen Gewandtheit, daß er für einen Eingeborenen galt. Funfzehn Jahre brachte er auf diesen Wanderungen zu. Nachdem er sich mancherlei Kenntnisse zugeeignet hatte, trat er an mehreren Orten als Lehrer auf, schrieb auch wohl Bücher für die Jugend ab. Seine Handschrift war sehr sauber, auch wußte er die Schriftzüge Anderer geschickt nachzuahmen. Dazu hatte er viel Talent zur Musik und eine sehr liebliche Stimme; er liebte die Kunst nicht nur, sondern erlernte sie auch sehr bald, was ihm an vielen Orten von Nutzen war. Wen er nicht durch seine Kenntnisse in Erstaunen setzte, den nahm er durch seinen Gesang für sich ein.

In Krakau, wohin er aus Deutschland zurückkehrte, verdankte er seine Beförderung vornehmlich der Musik. Leicht war es ihm, sich hier eine Existenz zu sichern, da die Theologie auf der Krakauer Akademie mit Hintenansetzung der übrigen Wissenschaften am meisten gepflegt wurde und er durch seine Uebung in der Musik zur Verherrlichung der kirchlichen Gebräuche viel beizutragen im Stande war. Bald aber erregte er neues Aufsehen, als er Virgil's ländliche Gedichte öffentlich zu erklären begann, welche in Polen bisher nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen waren. So war er es, der die klassische Literatur nach Krakau einführte. Der Beifall, den er sich erwarb, war so groß, daß er im Jahre 1433 unter dem Dekanate des Magisters Jan von Dębrowo zum Baccalaureus ernannt und 1439 zum Magister befördert wurde, obgleich er die scholastische Philosophie nicht studirt hatte. Auch als Magister beschäftigte er sich nur mit Rhetorik und Poesie, zu welchen seine Neigungen ihn vorzugsweise hinzogen.

Von den bukolischen Gedichten ging er zu den Georgicis über, als ihn der Herr von Tarnow zur Erziehung seiner Söhne zu sich berief. Hier erst begann er Verse zu schreiben. Für den Großvater und einen Vetter seiner Schüler machte er Grabschriften, eine damals noch seltene Sache in Polen, die so sehr gefiel, daß die Magnaten nach dem Tode Wladyslaw Jagiello's von Grzegorz eine Grabschrift für diesen König verlangten.

Nach wenigen Monaten sehnte er sich wieder nach Krakau zurück und bewog den Herrn Tarnowski, ihn mit seinen Zöglingen nach Krakau zu senden, wo diese durch den Umgang mit gelehrten Männern und Benutzung der Bücher-Sammlungen leichter und schneller sich ausbilden könnten. Durch die Tarnowski's ward er den Königlichen Prinzen Wladyslaw und Kazimierz zugeführt, die ihn seiner schönen Handschrift wegen schätzten, ihm aber auch seines Verstandes und seiner wohlanständigen Sitten wegen ihre Freundschaft schenkten. — Der Doktor Jan Dombrowka gab ihm seine Kommentare über den Kadlubek zur Durchsicht. Jedermann verlangte seinen Rath, wenn es auf die Erklärung einer schwierigen Stelle in einem neu angekommenen Autor ankam. Unter den Manuskripten, die ihm zugebracht wurden, befanden sich zufällig auch die Komödien des Plautus; diese sprachen ihn durch den treffenden Witz so an, und er las sich so in sie ein, daß er selbst ähnliche Komödien zu schreiben begann.

Um sich zum Geistlichen weihen zu lassen, da er Hoffnung haben konnte, die Propstei von Wieliczka zu erhalten, reiste er nach Italien, zuerst nach Bologna, dann nach Florenz, wo der aus Rom vertriebene Eugenius II. sich aufhielt. Dort wollte man ihn wegen seiner schönen Stimme durchaus für das Päpstliche Orchester gewinnen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland erhielt er wirklich die erwähnte Propstei; er verbesserte den Zustand derselben und ward ein Muster seiner Gemeinde. Oftmals besuchte er das nahegelegene Krakau.

Indessen war der König von Polen, Wladyslaw, nach Albrecht's Tode im Jahre 1439 auf den Ungarischen Thron berufen worden. Die Zuneigung, die er zu Grzegorz gefaßt hatte, und der Ruf von dessen Tugend und Rechtlichkeit veranlaßten ihn, sich diesen zu seinem Rathgeber für die weltlichen wie für die Gewissens-Angelegenheiten zu erwählen. Bald fand hier Grzegorz Gelegenheit, seine Geschicklichkeit und seinen Verstand zu zeigen; denn als ein Theil der Adligen sich für die Königin Elisabeth erklärte und von den Ungarn Wladyslaw gekrönt war, verhütete er vornehmlich den Bürgerkrieg.

Im Jahre 1443 begleitete Grzegorz den König Wladyslaw auf dessen erstem Zuge gegen die Türken, welche an dem Flusse Morawa in Serbien und zum zweiten Male am Macedonischen Gebirge überwunden wurden und einen zehnjährigen Frieden schließen. Da forderten die Türken, daß der König den Eid beim Abendmahle leiste. Obgleich der Kardinal Julian sich für das Verlangen aussprach, so widersetzte sich Grzegorz, indem er es für ein Verbrechen erklärte, wenn die Geheimnisse der katholischen Religion den Ungläubigen preisgegeben würden; das Königliche Wort, meinte er, müßte allein ein vollkommenes Unterpfand seyn, zumal nicht einmal von Privatpersonen dergleichen Eidesleistungen gefordert würden. Durch diese offene Erklärung war der Kardinal beleidigt, dessen Zorn auf das heftigste ausbrach, als er später den König zur Erneuerung des Krieges aufforderte, Grzegorz dagegen erklärte, daß zwar mit den Ungläubigen keine Verträge hätten eingegangen werden sollen, daß aber auch die einmal eingegangenen heilig gehalten werden müßten. Grzegorz war sogar veranlaßt, sich aus dem Lager zu entfernen.

Durch seine Machtvollkommenheit löste der Kardinal den vom Könige geleisteten Eid. In der Hoffnung, daß eine ansehnliche Macht aus Italien über das Meer den Türken entgegenziehen würde, und daß die Italiäner und Griechen die Türken durch die Dardanellen nicht durchlassen würden, brach man den Vertrag gerade zu einer Zeit, als ein bedeutender Theil des Heeres sich nach dem Friedensschlusse zerstreut hatte, während es zu neuen Anwerbungen an Mitteln und an Zeit fehlte. Dagegen wurden die Türken von den Griechen und Italiänern für Geld aus Asien nach Europa herübergeschifft.

Indessen war Grzegorz auf Befehl des Königs und auf Anliegen seiner Freunde zu seinen früheren Verpflichtungen zurückgekehrt. Wladyslaw sammelte so viel Mannschaft, als er vermochte, und zog über den Balkan nach Thracien. Es erfolgte die unglückliche Schlacht bei Warna den 11. Novbr. 1444, in welcher der tapfere König durch fremde Schuld sein Leben verlor. Grzegorz befand sich am Anfange der Schlacht mit den übrigen Geistlichen auf einem nahegelegenen Hügel. Als er die Fliehenden sah und den König in der größten Gefahr, wollte er sich unter die Kämpfenden stürzen, verlor jedoch den König bald aus den Augen und ward mit der Flucht fortgerissen. Er wurde von dem Ungarischen Feldherrn Johann Huniad, der mit den Ueberresten des Heeres sich zurückzog und dessen Gunst sich Grzegorz erworben hatte, weil Huniad ebenfalls gegen den Treubruch gewesen war, über die Donau gebracht, trug aber Bedenken, nach einer solchen Niederlage sich im Vaterlande zu zeigen. Insbesondere wollte er durch seine Gegenwart die Königin nicht an das Unglück erinnern, die ihn bei der Abreise des Königs dessen Wohlfahrt noch besonders anempfohlen hatte.

Grzegorz beschloß deshalb, in Ungarn zu bleiben. Huniad übertrug ihm die Erziehung seiner Söhne Wladyslaw und Matthias, von denen der letzte später König von Ungarn wurde. Bald zog ihn aber der Bischof von Wardein, Johann Gara, an sich, den Grzegorz so für sich einnahm, daß derselbe ihn bei erster Gelegenheit zum Kanonikus erhob und bei seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen sowohl wie bei allen anderen Angelegenheiten zur Seite zu haben wünschte. Außer Grzegorz hatten noch Paul Vergerius und der Cyprier Philipp Podachatorus bei dem Bischof einen Zufluchtsort gefunden. Gleiche Liebe zu den Wissenschaften und gleiche Geistesrichtung verbanden diese Män-

*) In den Jahrbüchern des wissenschaftlichen Vereins zu Krakau (neue Folge, Band I. Krakau 1841) mitgetheilt von dem Professor Dr. Wiszniewski, dem Verf. einer trefflichen Literaturgeschichte Polens, von welcher so eben der vierte Band erschienen ist.

ner auf das innigste. Vergerius war in der Redekunst ausgezeichnet, Grzegorz trat mit ihm sowohl in Versen wie in Prosa in die Schranken, und der Bischof pflegte das Richteramt zu übernehmen. So fuhren sie unter gelehrten Gesprächen und Spielen des Witzes ein sehr anmuthiges Leben.

Da erfuhr Grzegorz, daß er in Polen für todt gehalten werde, und daß der König Kazimierz Jagiello, der Bruder und Nachfolger Wladyslaw's, die Probstei von Wieliczka einem Anderen übergeben habe. Grzegorz nannte diese Probstei, welche das ihm zum ersten Male zulächelnde Glück ihm zugebracht hatte, sein wahres Vaterland; er ließ sich daher weder durch des Bischofs Rathschläge noch durch die Aussichten auf eine reiche Probstei in Ungarn zurückhalten. Um ihm jedoch die Rückkehr nach Ungarn zu erleichtern und ihn vor Verfolgungen in Polen sicherzustellen, sorgte der Bischof dafür, daß ihm einige Aufträge an den König von Polen ertheilt wurden.

So erschien nach mehrjähriger Abwesenheit der Todtgeglaubte unverhofft in Krakau als Ungarischer Abgesandter. Der König und die Königin Mutter verlangten von ihm vor allem Anderen eine genaue Auskunft über die Schlacht, da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß Wladyslaw nicht gefallen sey, sondern sich irgendwo verborgen halte. Um die Hoffnungen der Mutter nicht auf einmal völlig zunichte zu machen, widersprach auch Grzegorz dem Gerüchte nicht geradezu. Neben der Besorgung seiner Aufträge bemühte er sich auch um Wiedererlangung der Probstei von Wieliczka.

Er reiste eben dem Könige nach Thorn nach, als die Nachricht von dem Tode des Erzbischofs von Lemberg, Jan Odrowaz, einlief, der viele Streitigkeiten mit seinem Kapitel gehabt hatte und sogar als Gebannter starb. Den vier Kandidaten, die zur Wiederbesetzung des Erzbisthums vorgeschlagen waren, fügten die Königin Mutter und der Rath noch Grzegorz bei, gegen den Willen des Kardinals Zbigniew Olesnicki, der Grzegorz wegen seiner freundländischen Sitten abhold war. Der König gab seine Zustimmung, nur Grzegorz selbst weigerte sich lange Zeit, die Stelle anzunehmen. Endlich entschloß er sich dazu, und nachdem er noch durch einen Gesandten den Ungarn Rechenschaft von seiner Mission abgelegt hatte, wurde er 1431 vom Kardinal Olesnicki selbst geweiht und vom Volk in Lemberg mit Freuden empfangen.

Das Erzbisthum fand Grzegorz in großem Verfalle vor, die Canonici waren zerstreut, Geistliche waren wenige da, Einkünfte fehlten fast ganz, und schon gedachte er, wieder von dannen zu ziehen. Doch von neuer Hoffnung beseelt, rief er die Domherren zurück, besetzte die Stellen der Verstorbenen von neuem, begann die Erbauung einer Kirche, ordnete die Einkünfte und stellte die Disziplin wieder her. Er predigte selbst zu dem Volke, das in großer Zahl zu ihm strömte, und seine Beredsamkeit, seine angenehme Stimme, seine ganze Persönlichkeit erwarben ihm Achtung und Verehrung. Jedem stand er mit Rath und That bei. Durch reichliche Geschenke unterstützt, kaufte er einige Dörfer an, führte die Einwohner zu den verödeten Wohnplätzen zurück und legte am Flusse Dambrowka das Städtchen Dunajew an, das er mit einer Burg und einer Mauer versah. Während des Einfalls der Tataren im Jahre 1474 fand er hier eine sichere Zuflucht, er ermuthigte die Einwohner, sorgte für hinreichende Waffen und Geschosse und besichtigte selbst die weniger sicheren Theile der Mauern. Diese Stadt war sein Lieblingsaufenthalt, selten und nur auf kurze Zeit kam er nach Lemberg. Die Einsamkeit und Ruhe hatte er so lieb gewonnen, daß er das ihm angebotene Erzbisthum von Prag ausschlug. Lieber als seine Landsleute sah er Fremde bei sich, insbesondere Italiäner, die beim Glase und Mahle seine vertrautesten Genossen waren. Die innigste Freundschaft hatte er mit Sbyszko Czechel, Jan Dlugosz, dem Verfasser der Chronik Polens, und dem Florentiner Philipp Callimach geschlossen; den Letzteren zog er aus Ungarn nach Polen und bahnte ihm den Weg zur Gunst des Königs Kazimierz.

Selten schrieb er bei wichtigen Angelegenheiten an den König, zuletzt mied er den Hof und den Senat ganz, da seine gesunden und freimüthigen Rathschläge nicht nur nichts fruchteten, sondern ihm sogar die Feindschaft Vieler zuzogen. (Schluß folgt.)

Italien.

Neuere Dichter Italiens.

1. Vincenzo Monti.

(Schluß.)

Wie in seinen Liebesliedern, herrscht auch in der „Basvilliana" das Gemachte vor; er gab zu viel Fiction, Declamation und Phantasmagorie, wo es einer einfachen Erzählung bedurfte, um alle Herzen zu rühren. Wie dem aber auch sey, das Werk hatte einen ungeheuren Einfluß auf die Gemüther, und in diesem Betrachte erreichte es vollkommen des Dichters Zweck. Das Studium Dante's ward wieder eifrigst betrieben und dieser der Kultus einer ganzen Generation. Ja, man verfiel selbst in das entgegengesetzte Extrem, und man diskutirte auf den öffentlichen Plätzen und in den Cafés wie in den gewähltesten Zirkeln über die Supremacie Virgil's oder Dante's. — Die von Monti in jener Dichtung angewandte Diction ist in der That eine ganz neue Schöpfung; alle Weichlichkeit ist daraus verbannt, alle Vokale scheinen sonor und stark geworden; die Sprache trägt die strenge, wilde, halb barbarische Physiognomie jener Revolutions-Epoche voll Blut, Cynismus und Größe; denn man kann sagen, daß alle diese Charaktere sich in ihr zusammenfanden.

Es kam nun der Tag, wo die Französische Republik von Rom Besitz nahm. Monti schwebte in Todesangst, fürchtend, die „Basvilliana" möchte ihn der Rache der neuen Machthaber aussetzen. Statt dessen jedoch nahm Marmont sich seiner freundlich an, führte ihn nach Florenz, wo er ihm Muße verschaffte, seine angegriffene Gesundheit wiederherzustellen, und stellte ihn später in Mailand an. Da und in Rom schrieb er einige bewunderte Gesänge: Il Pericolo, Il Congresso di Lione und noch mehrere Dichtungen, die alle, unter dem Drucke der Zeit, der Umstände, der eigenen Schwäche des Verfassers, eine gewisse Servilität zur Schau tragen, selbst wo das Sujet eine großartige Behandlung erfordert hätte.

Der Krieg mit Oesterreich riß unseren Dichter wieder aus diesen Verhältnissen; er mußte mit vielen Anderen flüchten und führte mehrere Wochen lang das traurige Leben eines herumirrenden Geächteten, bis ihn, krank und erschöpft wie er war, sein Freund, Graf v. Moreschi, nach Paris führte. In dieser Weltstadt, wo er in den Kirchen unbemerkt sich verlor, fühlte er sich indessen einsam und verlassen: eifriges Arbeiten allein rettete ihn vor gänzlicher Melancholie. Zu allem Glücke war ihm auch seine Gattin aus Italien gefolgt. Bei Gelegenheit des Todes seines Freundes, des Dichters und berühmten Mathematikers Lorenzo Mascheroni, begann er ein höchst eigenthümliches Gedicht in Terzinen, das er nie vollendete, unter dem Titel: Il mondo di Mascheroni. Er ließ diese Dichtung liegen, die, wenn auch nur ein Torso, den Stempel der höchsten Genialität trägt, um alle seine Kräfte an die Ausarbeitung einer dritten Tragödie — „Cajus Gracchus" — zu setzen, einer Tragödie, zu deren Dichtung gewiß Frankreich damals der passendste Aufenthalt war. Hätte Monti nichts gedichtet als dieses Trauerspiel, das mit „Aristodemus" und „Manfredi" nicht die entfernteste Aehnlichkeit hat, wäre ihm doch dauernder Ruhm gewiß. „Cajus Gracchus" ist ein beredtes, mächtiges Werk, das uns in das Rom der Tribunen zurückversetzt, — und man stirbt nicht, wenn man es verstanden hat, einen Gracchus so reden zu lassen.

Die „Mascheroniana" hatte in gewissem Sinne Monti populair gemacht. Er ward aufgefordert, zur Verherrlichung des glänzenden Sieges von Marengo eine Hymne, eine Cantate und noch ein drittes Poem zu dichten. Der von der Noth aufs Höchste gedrängte Dichter fügte sich den Verhältnissen. Eine Gratification von 1800 Fr. und eine Anstellung als Professor der Italiänischen Literatur am Collège de France waren der seiner Arbeit versprochene Lohn. Seine Feinde wußten jedoch die Erfüllung des Versprechens zu verhindern, und alle seine Schritte und die Bemühungen seiner Freunde hatten nur den Erfolg, daß ihm eine geringe Summe ausgezahlt wurde. „Ich erhielt 300 Fr.", sagt Monti, „eine nicht geringe Unterstützung unter jenen drückenden Umständen." — Später indessen erinnerte sich Napoleon des Hymnendichters wieder und gab ihm die Wahl zwischen einem Lehrstuhl in Mailand und einem in Pavia. Monti wählte Pavia, wo er während dreier Jahre unter dem enthusiastischsten Beifall seiner jugendlichen Zuhörer lehrte. Nach Verlauf dieser Zeit ward er zum Assessor im Ministerium des Innern in Mailand, für das Departement der Wissenschaften und Künste, und zugleich zum Poeta laureatus ernannt. „Dieser letztere Titel", sagt einer seiner Biographen, „verpflichtete ihn, die Schlachten, Siege, öffentlichen Feste, Verträge, Geburtstage, Königl. Hochzeiten, Geburten ꝛc. zu besingen."

Monti führte keineswegs das zurückgezogene Leben Petrarka's in dem lebensfrohen Mailand. Er besuchte viele Gesellschaften, recitirte häufig seine und Dante's Verse; zuweilen, und das war für ihn kein geringes Vergnügen, führte er mit seiner Frau Scenen aus Tragödien auf. Machte er auch viele Schulden, so muß man doch gestehen, daß er das Geld mit derselben Leichtigkeit entbehrte, als er es hingab. Er besaß ein wahrhaft großes Herz. — In Rom hatte er früher Gelegenheit gefunden, einen Freund, Namens Luigi Marioni, durch Empfehlung aus obskuren Verhältnissen zu befreien. Marioni hatte inzwischen eine brillante Carrière gemacht und kam auf einige Tage zu Monti nach Mailand. Im Momente der Trennung erinnerte er diesen mit Zärtlichkeit an Alles, was er ihm verdanke, und wie er nichts sehnlicher wünsche, als ihm seine Dankbarkeit beweisen zu können, und bei diesen Worten drückte er ihm ein Papier von 8400 Römischen Thalern in die Hand. „In Erstaunen gesetzt", schreibt Monti, „von diesem Uebermaß von Großmuth, hatte ich die Kraft, zu refüsiren und der Verführung der Bitten, die doch noch mächtiger ist als die der Gabe, standhaft zu widerstehen." Monti theilt uns übrigens selbst mit, daß Marioni andere Wege fand, ihn zu verpflichten.

Seitdem wir Monti's Verheirathung erzählt, haben wir nichts über seine häuslichen Verhältnisse gesagt, weil sie sich mit Stillschweigen übergehen ließen. Monti und seine Gattin hatten wenig Zeit gebraucht, um einzusehen, daß sie nicht einander genügten. Es war ein Mangel an Tiefe, an Innigkeit in seinem Wesen eben sowohl wie in dem ihrigen: er, egoistisch, eitel, seinen Ruhm nie auf der Höhe seines Genius findend; sie, ohne jene geheimen Reize, welche sich langsam nur entschleiern, gleichsam um das Verlangen, den Kultus des Herzens, zu befriedigen und den Geboten der Liebe zu gehorchen. Auf Beide übte die Welt eine unwiderstehliche Gewalt aus. Während er sich darin durch das eifrige und ausschließliche Schaffen im Reiche der Gedanken neue Triumphe bereitete, gab sie durch ihre Schönheit, ihren Stolz, ihre allmächtige Koketterie zu den kühnsten Bewerbungen Anlaß. Gewiß suchte sie oft, von diesen Huldigungen erschreckt, in der Zärtlichkeit ihres Gemahls Schutz gegen ihre eigene Schwäche; er aber, vom Dämon der Kunst besessen, wies sie dann rauh zurück, ohne ihren Zustand zu beachten, oder er behielt sie auch in seiner Nähe, damit sie ihm seine Verse vorlese, oder seine freudigen Pläne für die Zukunft mit ihm ausmale, oder seinen Grimm ihm austoben helfe. Keine Tugend, kein ernstes Interesse fesselte diese beiden Wesen an einander. Man denke sich ihn, gänzlich eingenommen von seinen

Werken, nur von sich redend, vernachlässigt in seinem Aeußeren und in seiner Kleidung, viel älter als Therese, und man wird finden, daß er einen gefährlichen Kontrast bildete gegen die schönen Verführer, die seine Gattin umschwärmten. Zeichnete sie einen der Männer, deren Wünsche durch ihre Schönheit entflammt wurden, besonders aus? — Man kann nur sagen, daß sie diesem Manne, dem sein Ruhm mehr am Herzen lag als die Zärtlichkeit und Treue seiner Gattin, die Bürde des Lebens erleichterte. Und als er alt wurde, und fast blind, kränklich, vergessen von der Welt, verlacht von der jungen Generation, von den traurigsten Uebeln heimgesucht, doch aber immer Dichter blieb, hing der Blick seiner Augen, deren Licht von Tag zu Tage schwächer ward, gern an den theilnehmenden Zügen dieser früher so vernachlässigten Therese, die nun seine Freundin, seine Pflegerin geworden. Sie war nun zwar auch gealtert, aber die Kraft ihres Herzens, ihre Hingebung und Liebe verliehen ihrem strengen Alter eine neue Schönheit. Ihrer Tochter waren sie indessen stets die zärtlichsten Aeltern: sie bewunderten und liebten sie in gleichem Grade, als sie, als Gräfin Perticari, durch ihre Talente und ihre Liebenswürdigkeit sich die allgemeine Bewunderung erwarb.

Kehren wir zu dem äußeren Leben des Dichters zurück. Vier Verse des Catull über das geflügelte Pferd der Arsinoé gaben ihm Stoff zu fünf langen Briefen, die nach einander unter dem Titel: „Del cavallo alato d'Arsinoé" erschienen und die ernstesten und lebhaftesten Diskussionen und archäologischen Untersuchungen veranlaßten. Zugleich vergaß er aber auch nicht, daß er Hofdichter und Historiograph des Königreichs Italien war, und begann, unter dem Namen des „Barden vom Schwarzwalde" (Barde della Selva nera), eine Reihe von Gesängen, die den Kaiser Napoleon vom Anfange seiner Laufbahn durch alle seine Triumphe begleiten sollten. Indessen kam er nur bis zum 6ten Gesang, dessen Thema der 18. Brumaire ist. Hier und da finden sich in diesen Gesängen lyrische Einzelheiten von wunderbarer Wirkung. Der Geist, die Leidenschaftlichkeit der Zeit und der Haß gegen England leuchten überall daraus hervor. Das Gedicht erschien i. J. 1806. In demselben Jahre besuchte der Kaiser das Grab Friedrich's des Großen, dessen Degen er mitnahm. Monti's gehorsame Muse begeisterte sich alsobald zu einem Gedichte: La spada di Federigo, und in kaum fünf Monaten erlebte „der Degen Friedrich's des Großen" zehn Italiänische Ausgaben.

Allen diesen unvollendeten Dichtungen und kurzen Pieces folgt ein Werk, welches Monti überlebt, die Uebersetzung der Iliade, eine Uebersetzung, welche bisher im Italiänischen für unmöglich gehalten wurde. Bereits war Salvini, Maffei, Rivolfi, Berutti und Cesarotti der Versuch gänzlich mißglückt. Von der großen Schwierigkeit verführt, unternahm es Monti, sie zu besiegen. Er vertiefte sich in das Studium Homer's, den er nicht in der Ursprache, sondern nur in den verschiedenen Uebersetzungen lesen konnte, und fand durch Intuition einerseits die poetische Bewegung, andererseits den Sinn. Sein erster Versuch erschien in der Form der Oktave, die er aber wieder aufgab, weil die mächtige und freie Bewegung der Griechen nicht darin wiederzugeben ist, so daß er sich, um dem Original näher zu kommen, sowohl von dem Reim als der Oktave lossagte. Foscolo beschäftigte sich gerade mit der nämlichen Arbeit; auch ihn hatte die Iliade mächtig angezogen. Sobald er jedoch von dem Manuskripte Monti's Einsicht genommen, räumte er großmüthig diesem vollendeten edlen Werke den Schauplatz, gab seine Uebersetzung auf und schrieb seinem Besieger: „Du hast mir den Spruch des Sokrates bestätigt, daß das von den Musen wahrhaft inspirirte Genie der beste Dolmetscher des Homer ist."

Alle Gelehrten nahmen Monti's Uebersetzung mit Enthusiasmus auf. Sie war nicht gerade Homer, aber ein Werk, ganz durchdrungen vom Geiste der Jugend und antiken Schönheit; voller Eigenthümlichkeit, Selbständigkeit, Tiefe und Wahrheit, mit einem Worte: ein Meisterwerk. Monti begann die Arbeit in seinem funfzigsten Jahre, und in zwei Jahren hatte er sie vollendet. Den ersten Vers der Iliade übersetzt er auf fünf verschiedene Weisen, je nach der Stellung der Worte, und bei jedem Versuche beweist er den Einfluß der Wortstellung auf den Wohllaut und selbst auf den Sinn. Er citirt mit trefflichen Kommentaren die übrigen Uebersetzungen und adoptirt zuletzt die folgende des ersten Verses:

Cantami, o Diva, del Pelide Achille
L'ira funesta .....

Im Jahre 1815 besiegelte Napoleon durch den Verlust einer letzten Schlacht sein gigantisches Geschick. Ein anderer Herr gebietet in Italien, der Kaiser von Oesterreich. Als die Starken von der Erde verschwanden, verstummte der Kaledonische Barde für immer; nicht also der Italiänische Barde. Im Jahre 1815 hörte man in Gegenwart des Erzherzogs Johann in der Scala „die geheimnißvolle Huldigung" — Mistico omaggio — Kantate von Monti, und im folgenden Jahre führte man auf demselben Theater in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin ein dramatisches Werk von Monti auf: „die Rückkehr der Asträa".

Einige Monate nach der Vorstellung der „Rückkehr Asträa's" besuchte Lord Byron den Italischen Kunstgenossen; darauf waren sie Beide zum Diner bei Herrn von Brème geladen. Ein eigenthümlicher Umstand bezeichnete dieses Fest. Man warf nämlich die Frage auf, welches wohl die schönsten Verse in der Englischen, Italiänischen oder Französischen Literatur des letzten Jahrhunderts seyen? Die anwesenden Italiäner erklärten die zwölf ersten Verse der „Mascheroniana" für das Schönste, was die ganze poetische Literatur der neueren Zeit hervorgebracht habe. Monti recitirte sie, und dann, als man stürmisch darum bat, den ganzen ersten Gesang. Lord Byron hörte mit einem Entzücken zu, das er nicht zu verbergen suchte. „Seine Züge", sagt Hr. v. B. „nahmen fast einen göttlichen Ausdruck an." Im Tagebuch des Englischen Dichters findet sich indeß keine Spur von dieser Sympathie. Nachdem er von dem Alter Monti's und seinem Aeußeren, das er mit dem des verstorbenen Coole vergleicht, gesprochen, fügt er hinzu: „Seine häufigen politischen Sinnesänderungen haben ihn als Mensch sehr unpopulär gemacht." Das ist Alles.

Im Jahre 1818 veröffentlichte Monti eine kritische Untersuchung über das Wörterbuch della Crusca, diesen strengen Hüter der Vergangenheit. Im folgenden Jahre dichtete er die „Einladung an Pallas, um die damals gehoffte Ankunft Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Majestäten zu feiern." Dies war sein letztes Gelegenheitsgedicht. Visconti starb 1818 in Paris, Monti that nichts für den Freund. Napoleon starb 1821; das nämliche Stillschweigen, das indessen hier erklärlich ist. Gegen 1822 veröffentlichte er eine Sammlung von kleineren Pieces unter dem Titel: „Eine Erleichterung im Trübsinn" (Un sollievo nella malinconia), eine Art von sanftem Lebewohl an das Leben und die Dichtkunst. Im Anfange des Jahres 1826 rafft er, fast blind und im höchsten Grade schwach und leidend, noch einmal alle seine Kräfte zusammen, um einen von einem gleichzeitigen Kritiker falsch interpretirten Vers des Dante zu kommentiren.

Ugo Foscolo, sein letzter Freund, beschloß 1827 sein bewegtes Leben in London. So gehen sie Alle, sagte die dumpfe Trauer Monti's. Alle Greise haben dieses Wort gesagt. Er selbst starb am 9. November 1828.

Frankreich.

Die Flöte und ihre Virtuosen.

Die Launen, ja selbst die Schwächen genialer Männer haben immer etwas Anziehendes, Reizendes und Eigenthümliches, besonders aber die der ausgezeichneten Musiker. So hatte Cherubini die entschiedenste Abneigung gegen gewisse Instrumente. „Ich kenne nichts Langweiligeres", sagte er, „als ein Musikstück für zwei Flöten." Auch spielt die Flöte in seiner ernsten, lebhaften und schwärmerischen Musik selten eine bedeutende Rolle. Darum ist jedoch dieses Instrument nicht ohne alle Anziehungskraft, ja, es nimmt oft in dem großen Harmonieen-Verein eine sehr nothwendige Stelle ein, und obgleich seine Töne einige Verwandtschaft mit denen einer Kastraten-Kehle haben, so wird doch die Flöte schwerlich eben so aus der Mode kommen, wie die Stimme jener traurigen, beklagenswerthen Sänger. Was diesem Instrumente schadet, ist der Mangel an tiefen, energischen und ausdrucksvollen Tönen; auch die unbewegliche, fast alberne Stellung der Musiker beim Blasen der Flöte macht einen nachtheiligen Eindruck.

Der Ursprung dieses Instruments schreibt sich aus dem höchsten Alterthume her, so wie das Entstehen der Violine und der Harfe oder der Lyra. Daß es ein Lieblings-Instrument fast aller Englischen Offiziere ist, spricht eben nicht zu Gunsten seiner musikalischen Bedeutung. Erst gegen Ende des 18ten Jahrhunderts wurden besondere Stücke für die Flöte geschrieben. Hugot, Devienne und Vanderlich glänzten um jene Zeit. Der Erstere, der sich in einem Anfall von bizarrem Fieber aus dem Fenster stürzte, gab der Flöte größere Ausdehnung, als sie bis dahin gehabt hatte; der Zweite, der die Oper „die Visitandinen" schrieb, starb ebenfalls im Wahnsinn zu Charenton; er war ein sehr anmuthiger Flötenspieler, der viel für sein Instrument geschrieben hat; der Dritte war nur ein mittelmäßiger Virtuos und Komponist. Das Kaiserthum und die Restauration sahen Tulou, Berbiguier, Drouet und Guillou blühen. Der Erste erfreute sich eines glänzenden Rufs als Virtuos, Lehrer und Jäger. Sein Ruhm im letzteren Fach, auf den er am stolzesten war, ließ ihn seinen Ruf als Musiker vernachlässigen.

Berbiguier, sein Nebenbuhler, hat viele und vortreffliche Musikstücke für dies Instrument komponirt, auf welchem er als Virtuos nur einen grellen und dünnen Ton hervorbrachte und einen schlechten Vortrag hatte.

Guillou, einer der Mitarbeiter der Gazette musicale, jetzt in Rußland wohnhaft, war Lehrer der Flöte am Pariser Konservatorium; er hat mehrere Konzerte für dies Instrument geschrieben und einige hübsche Fantasieen oder Notturno's für Flöte und Harfe mit Charles Bochsa zusammen. Dorus, sein Schüler, ist einer der besten oder vielleicht der beste Französische Flötenbläser. Mit einem reinen, korrekten Styl verbindet er eine wahrhaft diabolische Leichtigkeit in der Ueberwindung von Schwierigkeiten und gewinnt seinem Instrument einen engelgleichen Gesang ab; nur etwas mehr Größe des Tons möchte man ihm wünschen.

Drouet, ein geschickter Flötist, trat unter der Restauration einigemale in Paris auf; er hatte ein kaltes Talent, war aber, was Schwierigkeiten anbetrifft, auf seinem Instrument ein würdiger Nebenbuhler Paganini's; er hat eine Sammlung von Etüden für die Flöte herausgegeben, worin die Kunststücke und Schwierigkeiten für Finger und Zunge den Vorrang vor der Melodie haben.

Die ausgezeichnetsten Künstler auf diesem Instrument sind in diesem Augenblick Tamus, Coche, Leplus, Remuzat und der Däne Kuhlau, der so herrliche Musikstücke für die Flöte geschrieben hat, wie kaum je für dieselbe geschrieben wurden, denn Kuhlau ist ein Tonsetzer in der weitesten und schönsten Bedeutung des Wortes. Beethoven war ein Gott für ihn, wie für Alle, die Gefühl für das Tiefe, Große und Erhabene in sich tragen. Kuhlau reiste nach Wien, um den verehrten Meister von Angesicht zu Angesicht zu schauen und sich durch seinen Anblick zu begeistern. Doch war der Augenblick schlecht gewählt, denn eine düstere Menschenfeindlichkeit hatte sich, in Folge der Taubheit, Beethoven's bemächtigt; er floh die Welt und zog sich auf ein

Dorf in der Umgegend Wiens zurück, um mit Niemand in Berührung zu kommen. Dies Alles störte Kuhlau keinesweges in seinen Plänen: er that allerhand Schritte, ließ schreiben, schrieb selbst, um bei Beethoven vorgelassen zu werden: doch keine Antwort erfolgte. Als beharrlicher Bittsteller, den nichts entmuthigen konnte, machte sich Kuhlau eines schönen Morgens auf den Weg, wanderte flüchtigen Schrittes nach dem Dorfe, wo der Gegenstand seiner sehnsüchtigsten Wünsche hauste, ließ sich die Wohnung des berühmten Komponisten zeigen, meldete sich, aber eine neue Weigerung war Alles, was ihm zu Theil wurde.

Mißmuthig irrte unser betrübter Flötist zwischen den Zeltern umher und erwog alle Mittel und Wege, um eine regelmäßige Belagerung in Ausführung zu bringen und so am Ende doch diesen theuren Feind zu besiegen. Unterdessen hatte er sich bei seinem Hin- und Herbrüten wieder Beethoven's Wohnung genähert, der gerade am Fenster freie Luft schöpfte. Kuhlau grüßt und bittet ihn um Einlaß, worauf der menschenfeindliche Tonkünstler nur mit einer verneinenden Kopfbewegung und einem noch ausdrucksvolleren abwehrenden Zeichen der Hand antwortet. Unser hartnäckiger Bittsteller weicht nicht von der Stelle: er fällt auf seine Kniee nieder, hebt flehend die gefalteten Hände zu Beethoven empor, der durch so viel Ausdauer und so lebhafte Beweise von Unterwürfigkeit und Bewunderung endlich erweicht wird und ihm durch Zeichen und Worte den Eintritt zu sich gestattet: „Nun, es sey: kommen Sie nur!"

War die erste Kälte beim Zusammentreffen mit seines Gleichen einmal überwunden, so konnte Niemand liebenswürdiger, offener und gutmüthiger als Beethoven seyn: als echter Deutscher machte er den Wirth vom Hause, mit der zutraulichsten Herzlichkeit nöthigte er seinen Gast, Platz an seinem Tische zu nehmen, und gab ihm selbst das Beispiel der rückhaltlosesten Heiterkeit. Kuhlau, der ein Mann von Herz, Geist und Talent war, lebt seinen Wirth, wie er selbst gern gelobt seyn mochte, das heißt wie ein Mann, der von der Kunst lebhaft begeistert und durchdrungen ist: seiner klassischen Erregung sich hingebend, spricht er seine Bewunderung in einem zweistimmigen Kanon aus, den er auf der Stelle zu Beethoven's Lobe niederschreibt, und dieser, durch die belebte Unterhaltung, durch den trefflichen Wein, den er seinem Gaste dargeboten und dem er selbst reichlich zugesprochen, entzückt und durchglüht, wirft ebenfalls improvisirend einen Kanon aufs Papier, den er seinem erfreuten Besucher als Gegengeschenk überreicht.

Unter dem dreifachen Einfluß ihrer gastronomischen, musikalischen und bachischen Begeisterung scheiden die beiden Freunde, einer von dem anderen ganz entzückt. Der Flötist wandert seinen Weg nach Wien nicht gerade allzu sicheren Schrittes zurück, im Kopfe die Dünste des herrlichen Weins und das Herz überströmend von Freundschaft für den großen Tonkünstler, der sich auf sein Bett wirft und so prächtig schläft, wie es ihm lange nicht zu Theil geworden. Frühmorgens beim Erwachen gedenkt er des Abenteuers vom verwichenen Abend nur noch wie eines angenehmen Traumes: doch ist ihm von diesem köstlichen Abende eine Erinnerung geblieben, eine künstlerische Schöpfung, und diese belastet das Gemüth, ja vielleicht den Sinn des Mannes von Genie mehr als alle schwerfällige Realitäten des Lebens. Es fällt ihm ein, daß sein in der That recht liebenswürdiger Gast ihn beim Mahle durch einen Kanon herausgefordert, den er auch durch einen gleichen erwiedert hatte. Was aber hat er da geschaffen? Ist es nicht eine jener Eingebungen der Dünste des Weines, seiner vielleicht ganz unwürdig, irgend eine inkorrekte, elende Rhapsodie! ... Er setzt sich ans Klavier, präludirt, schreibt eine, zwei Stunden, steckt verdrießlich das Geschriebene in die Tasche, nimmt den Hut, verläßt das Haus und schlägt die Straße nach Wien ein. In der Stadt angekommen, eilt er sogleich zu Kuhlau, der entzückt ist, ihn wieder zu sehen, und sagt zu ihm:

„Gestern, theuerster Bruder, habt Ihr mich mit dem vollen Feuer Eurer Artillerie bombardirt, ich habe Euch da mit einem Kanon erwiedert, der von sehr schlechtem Kaliber seyn muß, denn er ist eine musikalische Ausschweifung, hervorgebracht durch ein Uebermaß an Tafelfreuden. Ich habe dafür heute früh einen anderen Kanon gemacht, den Ihr mir für den gestrigen austauscht, nicht wahr?" ...

„Nicht doch", entgegnete Kuhlau, den zweiten von Beethoven dargereichten Kanon ergreifend, „ich behalte sie beide, weil sie beide von Euch und Eurer auch gewiß würdig sind."

„Laßt uns den anderen durchsehen" ... „Ei! nicht doch" ... „Ja, ja, der erste ist freier Erguß, er hat mehr Feuer, mehr Begeisterung als der zweite ... Nun, nun", sagte der große Komponist nicht ohne eine Beimischung scherzhafter Verdrießlichkeit, „Ihr werdet einsehen, daß ich mich jetzt schon ein wenig benebeln muß, um noch gute Musik zu machen! Euer Kanon ist übrigens ganz allerliebst und wenigstens so viel werth als meine beiden. Besucht mich oft, das soll mir lieb seyn, ich muß mit Euch von Musik sprechen, Ihr fühlt sie, wie sich's gehört. Nun lebt wohl!" —

Wir haben guten Grund, am Schluß dieser Anekdote wie die selige Frau von Genlis mit großen Buchstaben das Wort „Historisch" beizusetzen. Uebrigens müssen wir noch einmal auf unsere Versicherung zurückkommen, daß Kuhlau sehr gute Flötensachen gesetzt hat, denn ein Künstler, der Beethoven für sich in Freundschaft einzunehmen wußte, muß mehr verstanden haben, als in eine mehr oder weniger mit silbernen Klappen verzierte Röhre von Ebenholz oder Krystall hineinzublasen. (C. M.)

Mannigfaltiges.

— Lappland und die Lappen. Recht viel Interessantes und Belehrendes über die nördlichsten Bewohner unseres Welttheils, über die Lappen und Finnen (Quänen) enthält ein vom Herrn Geheimen Regierungs-Rath, Professor Steffens, bei Gelegenheit der 28sten Stiftungsfeier der Preußischen Haupt-Bibelgesellschaft, so eben herausgegebener Bericht über die Wirksamkeit des rühmlichst bekannten Sprachforschers, Pastors Stockfleth, unter den obengenannten Völkerschaften. *) Dieser würdige Mann, der früher ein tapferer Offizier in der Dänischen und Norwegischen Armee war und erst im reiferen Alter Theologie studirte, hat nämlich, um sein schwieriges Amt als Seelsorger der vom Nordkap nicht mehr sehr entfernten Kirchspiele Vardöe und Lebesbye mit segenreicherem Erfolge verwalten zu können, nicht blos die bisher noch so wenig bekannte Sprache der Lappen sich vollkommen angeeignet, sondern auch zu diesem Behufe Jahre lang an der nomadischen Lebensweise dieses Völkchens theilgenommen. Er lernte das Rennthier regieren und das wandernde Zelt aufschlagen, als ob er unter den breitmäuligen kleinen Lappen mit pyramidalischem Schädel geboren worden wäre. Von den Anstrengungen, die zu solcher Lebensweise erforderlich sind, bekommt man eine Ahnung, wenn man an den starren erfrorenen Boden Lapplands (Finnmarkens) denkt, den eine unendlich lange Nacht in achtmonatlichem Winterschlaf erhält. Schon im September sind die Tage nur einige Stunden lang, aber in der ersten Hälfte des Novembers verschwindet die Sonne ganz, und die Dunkelheit nimmt dann mit beängstigender Schnelligkeit zu, so daß man nur mit Anstrengung zwei bis drei Stunden des Tages beim Schein derselben zu lesen vermag. Um die Mitte des Januars lassen sich die ersten Spuren der Sonne an den Bergspitzen wieder wahrnehmen, aber erst zu Ende dieses Monats ist die langersehnte herrliche Sonne wieder vollständig, wenn auch nur auf sehr kurze Zeit täglich, sichtbar. „Wenn der Perizent", sagt Stockfleth, „in der dunklen Zeit klar ist und über sich Wolken trägt, dann zeigt sich eine Morgen- und Abendröthe von unbeschreiblicher Hoheit und Pracht, die zuweilen vier Stunden hindurch, von 10 Uhr Vormittags bis 2 Uhr Nachmittags, leuchtet. Seltsam ist es, wenn im Winter der Mond in seinem vollen Glanz am Morgen oder am Vormittage aufsteigt und einen Theil des Tages hindurch scheint. Doch am großartigsten treten die Nordlichter hervor, wenn sie zuweilen in allen Regenbogen-Farben strahlen, sich wellenförmig über den Himmel bewegen, plötzlich verschwinden, dann wieder schnell aufflammen und jeden Schatten verjagen, indem sie aus allen Gegenden leuchten. Diese völlige Schattenlosigkeit macht einen seltsamen Eindruck, und fast ängstlich sucht man seinen eigenen Schatten."

Nachdem Pastor Stockfleth ungefähr drei Jahre lang jenes Nomadenleben geführt, faßte er den Entschluß, die Schriftsprache der Lappen wissenschaftlich festzustellen, zu welchem Behufe er vor einigen Jahren eine Reise über Christiania nach Kopenhagen und über Stockholm nach Helsingfors machte, wo er sich mit dem großen Dänischen Sprachgelehrten Rask und mit dem Finnländischen Professor Dr. Sjögren in Verbindung setzte. In Christiania, wo er den Druck mehrerer in Lappischer Sprache von ihm abgefaßter Schriften (ein ABC-Buch, Luther's kleiner Katechismus und Bibel-Uebersetzungen) vorbereitete, wurde er bei seinen Arbeiten von mehreren Eingebornen unterstützt, die er aus Lappland mitgenommen hatte. Rask wußte die Unterhaltungen mit Stockfleth sehr erfolgreich für seine „Lappische Grammatik" zu benutzen, die Herr Stockfleth ebenfalls bereits zu bearbeiten angefangen und aus der uns Herr Prof. Steffens einige interessante Eigenthümlichkeiten mittheilt. „Die Wortbildungslehre ist sehr merkwürdig. Aus einer einzelnen Wurzel werden auf zwei Arten eine Menge abgeleiteter Wörter gebildet, nämlich 1) durch bloße Hinzufügung oder Veränderung einzelner Buchstaben: 2) durch Hinzufügung ganzer Sylben. Auf diese Weise werden von der Wurzel cuovgga (das Licht) 465 abgeleitete Wörter, nämlich 131 Verben, 163 Substantive, 152 Adjektive und 19 Adverbien gebildet .... Die Sterne blicken im Norden nur trüb durch einen nebeligen Himmel: desto mehr beschäftigen den Lappen die großartigen Lichteffekte, das Mondlicht und die Nordlichter in den dunklen Tagen, das bleibende Tageslicht, die Abend- und Morgenröthe, mehrere Stunden hindurch den Horizont umkreisend. So beobachtet er die Lichteffekte bei seinem Umherstreifen fast ausschließlich, und wie tief er von diesen ergriffen ist, beweist eben die überraschend große Menge von Zuständen, Eigenthümlichkeiten und Thätigkeiten der Licht-Erscheinungen, die in seinem Bewußtseyn leben und in seine Sprache eingedrungen sind. Welcher Naturforscher kennt sie! Können sie nicht für eine zukünftige Physik des Lichts von nicht zu berechnender Wichtigkeit werden!"

Gegenwärtig ist Herr Stockfleth mit der Vollendung seiner Lappischen Grammatik und mit der Zusammenstellung eines Wörterbuches beschäftigt. Er steht jetzt keiner bestimmten Gemeinde als Prediger vor; sondern bereist lehrend und unterweisend ganz Finnmarken, wo er bereits zahlreiche Schullehrer und Dolmetscher gebildet und die jüngeren Prediger bei ihren Studien unterstützt hat. Auch von seinen historischen Forschungen über Lappen und Quänen dürfen wir recht bald eine reiche Ausbeute erwarten.

*) Ueber die Lappen und Pastor N. J. C. V. Stockfleth's Wirksamkeit unter diesen. Einladungsschrift ꝛc. Vom Prof. Dr. Steffens, zeitigem Mitdirektor der Preußischen Haupt-Bibelgesellschaft.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 122. Berlin, Mittwoch den 12. Oktober 1842.

Frankreich.

Ueber den Teppich von Bayeux.

Von Heinrich Bolzenthal.

Der nun länger als ein Vierteljahrhundert dauernde Friede, der den größeren Theil von Europa beglückt, hat die Künste und deren Studium außerordentlich gefördert; die geschichtliche Forschung hat sich unterdessen einigen Kunstzweigen, die bis dahin wenig oder gar nicht beachtet wurden, mit Ernst zugewandt; auf diese Weise sind auch die Gewebe und Nadelwerke, im Mittelalter und später zum Theil mit wunderbarem Geschick ausgeführt, mehr dem Dunkel der Vergessenheit entzogen worden. Vorzüglich hat man in Frankreich und England dergleichen Gegenständen Zeit und Kraft gewidmet, und ihren Werth sowohl durch gelungene Abbildungen, als durch genaue Beschreibung und gelehrte Erläuterung herauszustellen unternommen. Diese Bemühungen haben die geschichtliche Kenntniß eines Kunstgebiets sehr erweitert und dem Verfasser vornehmlich das Material geliefert, sich hier über ein ausgezeichnetes Nadelwerk, das an einem ihm entfernten Orte aufbewahrt wird, mit einiger Ausführlichkeit verbreiten zu können.

Die leichte Zerstörbarkeit der Stoffe, worin Werke dieser Gattung ausgeführt werden, hat verhindert, daß dergleichen aus dem Griechischen und Römischen Alterthum auf uns gekommen sind. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als nach den Andeutungen, die zerstreut in den Schriften der Alten [1]) enthalten sind, die Weberei und die Arbeit mit der Nadel auch unter ihnen zu achtbarer Vollkommenheit gelangt waren. Arachne, so lautet eine Griechische Fabel, hatte in der Kunst des Webens den Unterricht der Göttin Pallas selbst genossen; aus ihrer Hand gingen bewunderungswürdige Werke hervor; zuletzt ward die junge Künstlerin so kühn, die ärgerlichen Geschichten der Götter zu weben; Pallas erzürnte heftig über diese Verwegenheit, und warf dem Mädchen, der sie das Gewebe zerriß, das Schiff an den Kopf, worüber Arachne in Verzweiflung ihr Leben endete. Welchen Sinn man nun auch dieser Fabel unterlege, wohl dürfte sie andeuten, was die zu höherer Vollkommenheit gediehene Weberei im Alterthum zu leisten vermochte, wobei die Annahme, daß die Griechen bei ihrem regen Sinn für Farbe nicht in den engen Gränzen eines bloß monochromatischen Gewebes stehen geblieben seyen, an sich nahe liegt. Was die Arbeit mit der Nadel anlangt, so war sie, mit jener so nahe verwandt, wahrscheinlich auch in gleichem Verhältniß zur Kunst vorgeschritten; denn schon aus der Art, wie die Römer das Wort Sticken (acu pingere, mit der Nadel malen) auszudrücken pflegten, läßt sich mit einiger Sicherheit schließen, daß sie darin künstlerische Zwecke zu erreichen verstanden. Doch hierüber in eine antiquarische Untersuchung einzugehen, liegt ganz außer dem Umfange unseres Vorhabens; wir wenden uns einem vorhandenen Nadelwerke zu, dessen Entstehung in eine spätere Zeit fällt, um mit diesem seltsamen polychromatischen Gemälde, mit seiner äußeren Beschaffenheit und inneren Bedeutung, mit seinem Zweck und Ursprung näher bekannt zu machen.

Unter den Nadelwerken, die überhaupt existiren, dürfte man eines der ältesten in dem merkwürdigen Stück besitzen, das unter dem Namen des Teppichs von Bayeux bekannt geworden ist. Derselbe verdient nicht bloß als Produkt der Kunst viel Beachtung, sondern auch als Denkmal einer glänzenden Geschichts-Epoche, indem er dem Andenken der Eroberung Englands durch die Normannen gewidmet ist; wir sehen darauf eine Reihe von Scenen aus diesem großen Drama vorgestellt, und lernen daraus die Trachten, die Waffen, die Form der Fahrzeuge und viele andere Dinge kennen, die man bei jener Begebenheit gebrauchte, deren Studium damit vertraut macht, was eine Eroberung im Mittelalter zu bedeuten hatte. Aber auch als Kunstwerk hat der Teppich einen eigenthümlichen Werth, indem er höchst wahrscheinlich die einzige durch Frauenhand ausgeführte Arbeit ist, die in solchem Umfange aus dem Mittelalter sich erhalten hat.

Die Aufmerksamkeit zuerst auf dieses Werk gerichtet zu haben: dieser Ruhm gebührt Frankreichs ausgezeichnetem Alterthumsforscher Montfaucon [2]) und dem gelehrten Akademiker Lancelot [3]), die beinahe gleichzeitig den Teppich durch Kupferstich mit beigefügter Erläuterung bekannt gemacht haben. Sechs der von Lancelot erläuterten Kupfertafeln mit einem Nachstich der siebenten, in dem Werke von Montfaucon befindlichen Tafel, wurden später noch einmal von Ducarel [4]) herausgegeben und mit einer Erklärung begleitet, die der von seinen Zeitgenossen geschätzte Alterthumskenner Smart Lethieullier unterzeichnet hat. Indessen überzeugte man sich nach und nach von der Unvollkommenheit und Unrichtigkeit dieser Kupfertafeln, die den Forscher mehr irrezuleiten als zu unterrichten geeignet sind. Es bleibt daher ein großes Verdienst der Gesellschaft der Alterthumsforscher in London, daß sie eine neue korrekte Abbildung des Teppichs zu veranstalten beschloß; der Gedanke, daß derselbe eben so im Zusammenhange mit der Englischen als mit der Französischen Geschichte stehe, und daß er als ein für die ganze Nation wichtiger Gegenstand anzusehen sey, hatte insbesondere dazu als Beweggrund gedient. Man übertrug die Anfertigung eines in Formen, Farben und allen Dingen genauen Facsimile des wunderbaren Denkmals dem zu diesem Zweck vorzüglich geschickten Künstler C. A. Stothard [5]), der auch wirklich den Auftrag mit seltener Treue und mit der Resignation, die das Wiedergeben eines solchen Kunstprodukts erfordert, ausgerichtet hat. Nach dem Urtheile befähigter Richter gewährt Stothard's Kopie eine richtige Vorstellung von dem Original; sie hat dem Verfasser während seiner Arbeit vorgelegen. Des Englischen Künstlers Werk, in verkleinertem Maaßstab ausgeführt, ist durch Stich vervielfältigt, auf sechzehn Blättern in ungewöhnlich großem Format erschienen; das angeschlossene letzte Blatt wiederholt eine Scene in natürlicher Größe des Originals. Betrachtet man diese bunten und komischen, hier und da einem lustigen Spiel nicht unähnlichen Züge, und vergegenwärtigt man sich dabei ihren großen geschichtlichen Inhalt, so wird man leicht in etwas sonderbare Stimmung versetzt; denn fast scheint es, als habe es einem witzigen Geist gefallen, sich auf diesen Blättern mit heiterer Laune über die Zwiste der Könige und die Kämpfe der Völker auszusprechen.

Dieser Teppich ist Gegenstand vieler gelehrten Untersuchungen geworden, von denen mehrere in der Gesellschaft der Alterthumsforscher zu London vorgetragen und in die Sammlung der von ihr veröffentlichten Schriften [6]) aufgenommen worden sind. Insbesondere hat man viel über das Alter des Nadelwerkes gestritten, das man bald der Königin Mathilde, Gemahlin von Wilhelm dem Eroberer, bald der Kaiserin Mathilde, Enkelin des Eroberers, und bald dem Bischof Odo zu Bayeux, Halbbruder des Königs Wilhelm, zugeschrieben hat. Die letztere, durch einige Französische Schriftsteller [7]) ausgesprochene Meinung hat am wenigsten für sich; denn wie will man z. B. aus dem Umstande, daß ein profanes Werk füglich nur durch die Gewalt eines Bischofes an den heiligen Ort, in die Kathedrale zu Bayeux gekommen seyn konnte, den Schluß ziehen, daß es auch auf den Befehl desselben angefertigt worden seyn müsse. Konnte der Bischof Odo, der allerdings für das Werk sich interessiren mußte, nicht dasselbe als Geschenk von hoher Hand an den heiligen Ort zur Aufbewahrung gegeben haben? Und würde der Bischof, wenn er die weltgeschichtliche Begebenheit, an der er persönlich viel Antheil genommen hatte, durch ein Kunstwerk verewigen wollte, derselben nicht ein Denkmal anderer Art geweiht haben? Die Annahme, daß der Urheber des Nadelwerkes eine Frau, und zwar eine Königliche Frau gewesen sey, hat bei weitem mehr Wahrscheinlichkeit.

Unter denjenigen, die das Alterthum des Teppichs untersucht haben, sind vorzüglich der Abbé de La Rue und Thomas Ampot zu nennen; jener hat das

---

1) Joh. Gottl. Schneider's Abhandlung über die Weberei der Alten (Scriptorum Rei Rusticae veterum Latinorum tomus quartus etc. im Index p. 323) führt viele auf den Gegenstand bezügliche Stellen an.

2) Bernard de Montfaucon: Monumens de la Monarchie françoise etc. A Paris 1729. Tom. I. p. 271—279; pl. 35—49, und II. p. 1—20; pl. 1—9.

3) Mémoires de l'Académie des Inscriptions etc. Tom VI. p. 739, und Tom. VIII. p. 602.

4) Anglo-Norman Antiquities considered, in a tour through part of Normandy, by Doctor Ducarel. London 1767. Appendix, No. I.

5) Charles Alfred Stothard, durch sein Talent zum Zeichnen alterthümlicher Gegenstände, deren gründlicher Kenner er war, und durch seinen Charakter gleich ausgezeichnet, kam 1820 auf eine traurige Weise in der Blüthe des Alters ums Leben; auf einer hohen Leiter stehend, um ein Glasgemälde in einem Fenster der Kirche zu Bere-Ferrès in Dep. Eure zu kopiren, stürzte er herab und schlug sich die Hirnschale ein. Von seiner Witwe, die ihn nach Bayeux begleitet hatte, ist erschienen: Letters written during a tour through Normandy, Britany and other parts of France in 1818 etc. London 1820, mit kolorirten Figuren. In diesem Werke befindet sich auch eine Beschreibung des Teppichs, der man eine kolorirte Tafel beigefügt hat.

6) Archaeologia: or Miscellaneous tracts relating to Antiquity. Published by the Society of Antiquaries of London etc.

7) Frédéric Pluquet: Essai historique sur la ville de Bayeux et son arrondissement. Caen 1829. — H. F. Delaunay: Origine de la Tapisserie de Bayeux, prouvée par elle-même etc. 1824. mit lithographirter Abbildung des Teppichs.

Werk der Kaiserin Mathilde zugesprochen; der andere dagegen hat das frühere Alterthum des Denkmals mit Glück vertheidigt. Es dürfte hier zu erwähnen seyn, daß der Abbé de La Rue [8]) der Meinung von Montfaucon und Lancelot entgegentrat, die beide, auf eine herrschende Tradition sich stützend, das Nadelwerk der Königin Mathilde, Gemahlin Wilhelm's I., zugeschrieben haben; zu den Hauptgründen des Abbé gehören folgende: Keiner der alten Schriftsteller spricht von dem Teppich; insbesondere ist es auffallend, daß der Chronist Robert Wace [9]) schweigt, welcher Kanonikus zu Bayeux war; er war wohl unterrichtet, und die Veranlassung, von dem Teppich zu reden, lag ihm nahe, als er die Verwüstung von Bayeux erzählte, die durch Heinrich's I. Unternehmen angerichtet worden war. Nach Robert Wace wurde die Kathedrale in Grund gestreckt und zerstört: wie hätte nun, so schließt der Abbé, mitten unter der Wuth verschlingender Flammen und eines plündernden Heeres, der Teppich, hätte er damals (1106) schon existirt, der Zerstörung entgehen können? Man hat hierauf mit Recht erwiedert, was das Schweigen von Robert Wace betrifft, daß dieses keinen Grund für seine Behauptung abgeben könne; auch sey es eben nicht Gebrauch der Schriftsteller des Mittelalters gewesen, Denkmäler irgend einer Gattung als Beweise des Gesagten anzuführen: was aber die Zerstörung der Kathedrale während der Belagerung anlangt, welche der Meinung des Abbé zufolge nothwendig auch den Teppich hatte treffen müssen, so sage Robert Wace ausdrücklich:

Toto fu l'Eglise destruite
E la riebeace fors conduite.

Dieses Wegführen der Kostbarkeiten erklärt die Erhaltung anderer Gegenstände aus noch früherer Zeit, unter denen das Meßgewand des unter die Heiligen versetzten Bischofs Regnobert und der dasselbe verwahrende, mit Arabischen Inschriften bedeckte Kasten aus Elfenbein hervorzuheben sind, die später noch einmal (1562) der Zerstörungswuth der Kalvinisten entgingen. [10]) Und sollte man nicht denken, bemerkt Thomas Amyot [11]), daß während der Belagerung durch die Geistlichen oder Bürger von Bayeux Maßregeln genommen seyn werden, um das Werk der Mathilde, Mutter ihres Herzogs Robert, vor der Vernichtung zu retten, ein Werk, an das so viele Erinnerungen ruhmwürdiger Thaten, sowohl für die Sieger als für die Besiegten sich knüpften?

Einen anderen Einwurf gegen das frühere Alterthum des Teppichs hat de La Rue der letztwilligen Verfügung [12]) der Königin Mathilde entnommen. „Ich schenke", sagt die Königliche Erblasserin, „der Abtei der heiligen Dreieinigkeit zu Caen meine von Frau Alderet zu Winchester gearbeitete Tunika und den aus Goldstoff gearbeiteten Mantel, der in meinem Zimmer sich befindet, um einen Chorrock abzugeben. Von meinen beiden goldenen Gürteln mit Kreuzen, schenke ich den, der mit Emblemen verziert ist, zu dem Zweck, daß an ihm die Lampe vor dem großen Altar hangen soll. Ich schenke meinen großen Kandelaber, der in St. Lo verfertigt ist, meine Krone, meinen Zepter, meine Becher mit ihren Etuis, und ein anderes in England gearbeitetes Etui, mit all' meinen Geräthen und all' meinem Pferdeschmuck, ausgenommen die Stücke, über welche ich schon zu meinen Lebzeiten verfügt habe: und endlich schenke ich Quettehou [13]) in der Normandie und zwei Wohnungen in England. Und ich habe alle diese Vermächtnisse mit Zustimmung des Königs meines Herrn gemacht." Auf diese Weise verfügte die Königin über ihr Eigenthum, ohne des Teppichs zu gedenken. Man hat Gründe anzunehmen, daß Mathilde im Jahre 1083, wo sie starb, ihr Testament gemacht habe. Hieraus schließt nun de La Rue, daß der Teppich, da er nicht vollendet sey, und man nicht glauben könne, daß die Königin ihn unvollendet verschenkt haben würde, niemals in dem Besitz dieser Fürstin gewesen sey. Allein ist er denn wirklich unvollendet? Umfaßt er nicht die Hauptmomente bis zur entscheidenden Schlacht bei Hastings, die eine vollständige Handlung abschließt? Wenn er aber eine vollendete Arbeit ist, so konnte ihn die Königin ja schon geraume Zeit vor ihrem Tode an die Kathedrale zu Bayeux gegeben haben: und warum hätte sie denn in ihrem Testament auf prahlerische Weise noch von diesem, vielleicht vor Jahren gemachten Geschenk sprechen sollen? Es fehlte der Königin lange Zeit vor ihrem Tode nicht an Veranlassung, das durch sie hergestellte, an großen Beziehungen reiche Werk der Kathedrale zu verehren, nämlich, als diese im Jahre 1077 mit ganz ungewöhnlichem Gepränge eingeweiht wurde. Wilhelm der Eroberer, seine Gemahlin Mathilde und seine Söhne Wilhelm und Robert waren zugegen; Lanfranc und Thomas, Erzbischöfe von Canterbury und York, und viele Normännischen Barone und Aebte hatten sich dazu eingefunden; konnte dabei nicht zum ersten Mal, um den Glanz der Feier zu erhöhen, der Teppich in dem Schiff der Kirche ausgestellt worden seyn? Auf diese Weise hat man dem aus der letztwilligen Verfügung der Königin Mathilde hergeleiteten Einwurf zu begegnen gesucht.

Einige Gründe, die der Abbé de La Rue für seine Behauptung aufgestellt hat, sind sehr schwach; kaum verdient es eine Berücksichtigung, wenn er auch auf den Umstand einiges Gewicht legt, daß der Teppich in dem Verzeichniß der kostbaren Gegenstände, die Wilhelm der Eroberer bei seinem Hintritt besaß, nicht aufgeführt ist; der etwa dadurch erweckte Zweifel dürfte durch die Bemerkung, daß die Königin Mathilde, die nach der entgegengesetzten Meinung eben das Werk an die Kathedrale geschenkt haben soll, vier Jahre vor Wilhelm starb, und daß demnach dasselbe sich in dem Nachlaß ihres Gemahls gar nicht befinden konnte, beseitigt seyn. Eben so wenig beweist es etwas, wenn der Abbé de La Rue Verhandlungen zwischen den Königen Wilhelm Rufus und Heinrich I. einerseits, und den Mönchen der Abtei St. Stephan zu Caen andererseits wegen Austausches der Krone, des Königlichen Schmuckes und anderer Kostbarkeiten, die der Abtei durch den Eroberer vermacht worden waren, zu Gunsten seiner Ansicht anführt, weil darin des Teppichs gar nicht gedacht sey: obschon es ein auffallender Umstand bleibt, daß man ihn vor dem Jahre 1476 nirgends erwähnt findet. Zu dieser Zeit wurde ein Inventarium der Prachtstücke der Liebfrauenkirche zu Bayeux entworfen, worin zum ersten Mal des Nadelwerkes Erwähnung geschah [14]); allein ohne allen Zusatz, ohne dasselbe, in Folge älterer Traditionen, der Königin Mathilde zuzuschreiben und dabei eine Bezeigung der Ehrfurcht gegen die Königliche Künstlerin und Schenkerin auszudrücken: und doch wurde der mit Gold wundersam reich verzierte und mit Edelsteinen besetzte Mantel, womit der Herzog Wilhelm an seinem Hochzeitstage, und der eben so kostbare Mantel, womit Mathilde an diesem Tage nach der Sage bekleidet gewesen, aufgeführt. Auch diesen Umstand hat de La Rue, für seine Ansicht geltend zu machen, nicht vergessen.

Einige Argumente hat dieser Schriftsteller aus den auf dem Teppich befindlichen Inschriften und Ornamenten gezogen, und man muß einräumen, daß dieselben einen nicht geringen Schein der Wahrheit für sich haben. Man findet nämlich auf dem Teppich das Wort Francl; nun sollen aber die Normannen sich nie Franzosen genannt haben, wofür auch mehrere Gründe sprechen. Die Normannen zeigten offen einen Haß gegen das Französische Volk, den sie auch mit nach England hinüber nahmen, und der Mitursach der Rivalität ward, die so lange Zeit zwischen Frankreich und Großbritanien bestanden hat. Wer wird nun glauben, sagt de La Rue, daß die Normannen, indem sie auf dem Teppich eine der glorreichsten Epochen ihrer Geschichte darzustellen meinten, die Ehre ihres Namens durch dessen Uebertragung auf ihre Feinde würden gespielt haben? Wer wird glauben, daß Mathilde, welche die Erbitterung, die zwischen den Normannen und Franzosen herrschte, besser als irgend Jemand kannte, und welche wohl wußte, daß der König von Frankreich, weit entfernt die Eroberung zu befördern, sie zu vereiteln gewünscht hatte — wer wird glauben, daß diese Fürstin mit eigener Hand den Namen Franzosen statt des Namens Normannen eingeführt haben würde? Daß sie allen Ruhm, den diese unter Anführung ihres Gemahls erworben hatten, jenen zugeschrieben und dabei ganz vergessen haben würde, daß sie selbst eine Herzogin der Normandie war, und zwar dies zu einer Zeit, wo ihr Gemahl als Herzog so stolze Gefühle in sich hegte, daß er diesen Titel auf seinen Siegeln vor den eines Königs von England setzen ließ? So wohl begründet indessen auch alle diese Bemerkungen seyn mögen, so scheint doch der Unterschied in dem Gebrauch der Namen Normannen und Franzosen nicht so fest gehalten worden zu seyn, als de La Rue glauben machen möchte; denn von dem Normännischen Dichter Robert Wace selbst, der in Bezug auf dergleichen Dinge so viel Ansehen genießt, werden die Normannen an mehreren Stellen seiner Werke und namentlich als er von der Schlacht bei Hastings spricht [15]), Franzosen genannt. Die Inschriften, die auf dem Teppich den Vorstellungen zur Erklärung beigefügt sind, haben außerdem noch Stoff zu einigen Einwürfen geliehen, die wir aber übergehen, da wir später, in der Beschreibung des Werkes, Gelegenheit finden werden, dieselben zu berühren; wir kommen jetzt zu den Ornamenten, die der Abbé de La Rue zu einem Haupt-Argument benutzt hat.

Um den Teppich läuft oben und unten eine Borte, in welche Gegenstände, augenscheinlich aus Aesop's oder Phädrus Fabeln genommen, gearbeitet sind. Hierin nun findet de La Rue einen Grund, an dem früheren Alterthum des Denkmals zu zweifeln, indem zur Zeit der Königin Mathilde, wie er behauptet, der Aesop noch nicht übersetzt und wohl dem nördlichen Theil von Europa noch ganz unbekannt gewesen sey; erst zu Anfange des zwölften Jahrhunderts habe Heinrich I., Herzog der Normandie, eine Sammlung Aesopischer Fabeln übertragen, durch welche Arbeit er den Beinamen Beauclerc [16]) erhalten habe; daher der Teppich nicht ein Werk der Königin Mathilde seyn könne, sondern seine Entstehung ins zwölfte Jahrhundert gesetzt werden müsse: allein auch diesem Einwurf geht die überzeugende Kraft ab, da überlieferten Nach-

---

8) Gervais de La Rue war Professor der Geschichte an der Akademie zu Caen und Kanonikus zu Bayeux; seine Abhandlung über den Teppich befindet sich, durch Francis Douce ins Englische übersetzt, in der Archaeologia Vol. XVII. p. 85. Diese Denkschrift hat der Verfasser im Jahre 1824 verbessert herausgegeben und einen Aufsatz unter dem Titel: Réponse aux Mémoires publiés à Londres (gegen Gurnen, Amyot und Stothard) zugefügt.

9) Robert Wace wurde zu Anfang des XII. Jahrhunderts auf der Insel Jersey geboren und starb in England gegen 1184, nachdem er ungefähr neunzehn Jahre eine Pfründe an dem Dom zu Bayeux genossen, die ihm der König Heinrich II. für die Widmung des Roman de Rou verliehen hatte. Dieses Werk ist eine versifizirte Geschichte der Einfälle der Normannen in Frankreich und in England, des Helden Rou oder Rollo, des Herzogs Wilhelm Lang-Schwert und der Nachfolger desselben bis zum Jahre 1106, dem sechsten Jahre der Regierung Heinrich's I. Der Roman de Rou ist unstreitig das wichtigste aller Werke von Robert Wace, die in Normännischer oder Wallonisch-Romanischer Sprache (langue d'oil) geschrieben sind. Man sehe über diesen Trouvère die Notice sur la Vie et les Ecrits de Robert Wace in der Ausgabe des Roman de Rou par Frédéric Pluquet, Rouen 1827.

10) Hermant: Histoire du Diocèse de Bayeux. A Caen 1705, p. 14.

11) A Defence of the early Antiquity of the Bayeux Tapestry. By Thomas Amyot etc. Archaeologia T. XIX, p. 192.

12) Das in lateinischer Sprache abgefaßte Testament der Königin ist abgedruckt in des Abbé de La Rue: Essais historiques sur la ville de Caen et son arrondissement. A Caen 1820, Tom. II. p. 427.

13) In der Lateinischen Urschrift Chetehulmum; auf der Halbinsel Cotentin.

14) Es heißt: „Item une tente très longue et estreite de telle à broderies de ymages et escripteaulx, faisant représentation du conquest d'Angleterre, laquelle est tendue environ la nef de l'Eglise le jour et par les octaves des reliques." Mitgetheilt von Pluquet in dessen Essai hist. sur la ville de Bayeux etc. p. 89.

15) Por li damage des Franceis,
K'al fossé virent trebuchier,
Ki ne porent redrecier.
(Roman de Rou, publ. par Fr. Pluquet, Tom. II. p. 219.)

16) Archaeologia, Vol. XIII. p. 69.

richten zufolge schon der König Alfred mit einer Uebersetzung der Aesopischen Fabeln beschäftigt gewesen seyn soll.

Außer an Thomas Ampot hat der Abbé de La Rue einen scharfsinnigen Gegner an Hudson Gurney [17]) gefunden, der aus den auf dem Teppich angebrachten Vorstellungen von Gebäuden, worin eben keine Spuren eines Spitzbogens wahrzunehmen sind, aus der Rüstung der Streiter, aus der Bezeichnung der Schilde, der dreieckigen Art von konischem Helm mit einer Nasendecke, ferner aus dem Normännischen silberweißen Banner mit goldenem Kreuze in himmelblauer Einfassung und aus anderen Einzelheiten darzuthun gesucht hat, daß der Teppich der Königin Mathilde zugehöre. Zu dieser Meinung hat sich endlich auch Stothard [18]) bekannt, derselbe, dem wir die gelungene Kopie des Werkes verdanken, und es ist nicht zu leugnen, daß Ampot, Gurney und Stothard durch Beseitigung mancher Zweifel und durch Aufstellung neuer Gründe, ihrer Ansicht ein bedeutendes Uebergewicht verschafft haben.

Um nicht durch fortgesetzte Mittheilung der Gründe und Gegengründe in Bezug auf die Zeit, in welche die Entstehung des Nadelwerkes gehört, zu ermüden, bemerken wir nur noch, daß der Abbé de La Rue nicht der einzige Schriftsteller gewesen ist, der die Kaiserin Mathilde als Urheberin des Werkes betrachtet wissen will; dies geschah auch von David Hume [19]) und George Lyttelton [20]), die wahrscheinlich beide von der Voraussetzung ausgingen, daß diese Fürstin jene große Begebenheit am meisten interessirt haben müsse: als Tochter Heinrich's I. war sie die Enkelin des Eroberers; sie war aber auch der letzte Sprößling des über England herrschenden Stammes der Herzoge von der Normandie, welcher mit ihr erlöschen sollte: nachdem ihre Ehe mit dem Kaiser Heinrich V. durch den Tod desselben getrennt worden war, vermählte sie sich zum zweiten Mal mit Gottfried von Anjou, aus welcher Verbindung der Zweig der Plantagenets entsprang, der in England regiert hat. Aus den hier angedeuteten Verhältnissen der Fürstin könnte man abnehmen, daß sie bei Herstellung des Teppichs von der Absicht, ein Bild aus dem Heldenleben des erloschenen Stammes der Normannischen Herzoge, dem neuen, mit ihren Nachkommen beginnenden Stamme der Plantagenets zur Nachahmung aufzustellen, geleitet worden sey; aber auch dies ist eine Vermuthung, die, von keiner Seite her unterstützt, aller Beweiskraft entbehrt. (Schluß folgt.)

Polen.

Grzegorz von Sanok.

(Schluß.)

Er widerrieth, den Prinzen Wladyslaw den Böhmen zum Könige zu geben und die Preußischen Städte, die von dem Deutschen Orden abgefallen waren, in Schutz zu nehmen. Als über den Krieg, der deshalb mit den Kreuzrittern sich entspann, berathen wurde, äußerte er muthig, daß der König nicht eher einen Krieg beginnen könnte, als bis die Herren die demselben entrissenen Güter zurückgegeben hätten. Dadurch machte er sich Viele zu Feinden, denn schon damals gaben die Herren nur ungern und mit großen Schwierigkeiten ihre Einwilligung zu Abgaben, und der König befand sich oft, da der Adel die Königlichen Güter zu verschiedenen Zeiten und unter mannigfachem Vorwande sich zugeeignet hatte, in einer so dürftigen Lage, daß er kaum seine persönlichen Bedürfnisse zu befriedigen wußte.

Grzegorz von Sanok verwaltete das Erzbisthum Lemberg 26 Jahre hindurch. Er starb nach Dlugosz in dem Städtchen Rohatyn am 29. Januar 1479 und wurde in Lemberg beigesetzt. Er war von hohem Wuchse, kräftigem Körperbau, von besonders lebhaftem Blicke und bis in sein hohes Alter noch rüstig.

Die Schriften des Grzegorz von Sanok, deren ein großer Theil in Gedichten bestand, sind fast sämmtlich verloren gegangen. Noch im vorigen Jahrhunderte sah der berühmte Bibliophile, Bischof Zaluski, mehrere seiner Reden und Briefe in dem Archive des Lemberger Kapitels. Callimach, der Grzegorz's Leben noch bei dessen Lebzeiten geschrieben, hat viele seiner Aeußerungen und Urtheile aufbewahrt. Sie bekunden durchweg eine hohe Geistesbildung, einen unbefangenen, klaren Verstand und eine scharfe Beobachtungsgabe. Manche seiner hingeworfenen Gedanken enthalten Keime großer Wahrheiten, welche erst nach vier Jahrhunderten aufgegangen sind. Höchst auffallend ist die Uebereinstimmung, die sich zwischen Grzegorz von Sanok und dem Reformator der Philosophie, Baco von Verulam, findet. Zum Belag mögen folgende nebeneinandergestellte Urtheile über die scholastische Philosophie dienen:

Baco.	Grzegorz von Sanok.
Videntur nobis homines nec opes nec vires suas bene nosse, verum de illis majora quam par est, de his minora credere. Ita fit, ut aut artes receptas insanis pretiis aestimantes, nil amplius quaerant, aut se ipsos plus aequo contemnentes, vires suas in levioribus consumant, in iis, quae ad summam rei faciant, non experiaturi. — Philosophia contra et scientiae intellectuales, statuarum more adorantur et celebrantur, sed non promoventur. Quin etiam in primo nonnunquam authore maxime vigent et deinceps degenerant. Nam postquam homines deditiii facti sunt et in unius sententiam tanquam pedarii senatores coierunt, scientiis ipsis amplitudinem non addunt, sed in certis authoribus tuendis et stipandis servili officio funguntur.	Nullos autem magis sui ipsius oblitos esse, quam qui nihil per se inveniendo in aliorum opinionibus tuendis occupati essent, maximeque Aristotelis, pro cujus sententiis conservandis tot jam volumina repleta dicebat, ut mirum videri queat, non intelligi ab hominibus pleraque falsa esse illis in traditionibus, quae ut conservarentur tot adminiculis egere. Quandoquidem ea, quae vera sunt, in natura per se subsistunt, efficatiusque cognitioni nostrae se ingerunt, quam quae argumentis sint confirmanda. Illis vero, quae in opinione sitae sunt, neque innituntur, nisi vanitati alicujus dubii promissi, tanquam satis probatum esset, tam stultum plane assentiri, quam sine fundamentis aedificare.

Die Dialektik, welche in der Krakauer Akademie die Hauptbeschäftigung der Lehrenden und Lernenden war, nannte Grzegorz einen Traum Wachender, und die Grammatik des Alexander ein Labyrinth, in dem man, ungewissen Schrittes vorschreitend, früher altert, als den Ausgang findet. Dagegen forderte er, daß der Geist der Jugend durch Poesie und Beredsamkeit gebildet werde. Das Lesen der Dichter erklärte er für eben so nothwendig für den Geist des Jünglings, wie die Speise für den Körper, und denjenigen, welcher eine Ausbildung erlangen wollte, ohne die Dichter studirt zu haben, verglich er mit einem Menschen, der bei dem offenen Thore vorübergeht und durch die Mauer zur Stadt hinein will.

Die Philosophie der Alten kannte er wahrscheinlich nur aus den Schriften des Cicero, denn das Griechische verstand er nicht. Er entschied sich in der Moralphilosophie für die Stoiker, verwarf auch Epikur's Philosopheme nicht durchaus. Eine Widerlegung Epikur's erklärte er für ein ganz unnützes Beginnen. Denn, sagte er, nimmt man an, daß die Seele sterblich ist, so ist Epikur nicht zu widerlegen, hält man aber die Ueberzeugung fest, daß die Seele unsterblich sey, so bedarf es der Widerlegung nicht, es reicht hin, Epikur's Philosophie als eine uns ganz fremde Sache außer Acht zu lassen.

Von allen Wissenschaften schätzte er die Arzneikunde am meisten und wollte, daß sie wie eine zweite Natur geehrt würde. In der Theologie wollte er Glauben haben, von Disputationen über dieselbe rieth er ab, und nur zuweilen, mehr von Amtswegen als aus Neigung, beschäftigte er sich mit denselben. Ueber die Astrologie und Geschichte seines Landes hatte er weit gesundere Ansichten, als seine Vorfahren und Nachkommen. Er behauptete (ähnlich wie Bentham zu unserer Zeit), daß die Gesetze eines Landes sich nicht auf das, was gerecht ist, sondern auf das, was nützlich ist, stützen. Denn die Gerechtigkeit müsse immer und überall dieselbe seyn, immer eins mit dem Verstande, zu der könne man weder etwas zusetzen, noch etwas von ihr hinwegnehmen. Da aber die Gesetze nicht überall mit einander übereinstimmen, sondern sich widersprechen und täglich andere zum Vorschein kommen, so folge, daß bei den Gesetzen weniger auf die Gerechtigkeit als auf die Zeitumstände, das Bedürfniß des Staats und der Bürger Rücksicht genommen werde. Einen Redner schätzte er höher als einen Rechtsgelehrten. Denn ein Redner könne, selbst wenn keine Gesetze da seyen, auf die Gerechtigkeit sich stützend, eine Entscheidung herbeiführen; ein Rechtsgelehrter ohne Gesetze hingegen bringe eben so viel Nutzen, wie ein Arzt ohne Arznei.

Er tadelte die übermäßigen Schwierigkeiten bei Ehescheidungen und lobte die milderen Bestimmungen der Griechischen Kirche, indem er sagte, daß man diejenigen nicht als verbunden vor Gott ansehen könne, bei denen die Liebe fehle.

Die Kräfte zur Erhaltung und Errettung eines Staates, pflegte er zu sagen, sind viel mehr im Geistigen als im Materiellen zu suchen, weshalb er verlangte, daß man dasjenige aufs fleißigste lehre und lerne, was zur Erhaltung eines Königreichs nothwendig sey.

Wäre Grzegorz von Sanok mit diesen Gedanken, in denen mehr frische Lebensphilosophie liegt, als in den Kommentaren über Aristoteles' Bücher priorum und posteriorum, nicht bloß in vertrauten Unterredungen, sondern öffentlich hervorgetreten, und hätte er voll rechten Eifers um das Wohl seiner Landesgenossen einen offenen Kampf mit der scholastischen Philosophie versucht, so hätte Polen schon im funfzehnten Jahrhunderte seinen Baco haben können.

Rußland.

Russische Denkwürdigkeiten aus den Zeiten Peter's des Großen. *)

Unter diesem Titel ist im vorigen Jahr ein Werk erschienen, das die Memoiren Jeljabuskij's, Matwejew's, Krekschin's und Medwjedew's enthält, die bisher größtentheils unbekannt waren.

Der Graf Andrej Artamonowitsch Matwejew war der Sohn des berühmten Bojaren Artamon Sergejewitsch, der gegen das Ende der Regierung des Zaren Alexej Michailowitsch bei diesem in hoher Gunst stand und ein Opfer des ersten Aufruhrs der Strjelzy im Jahr 1682 wurde. Der Graf selbst ist vorzüglich durch die von Golikov erzählte Anekdote bekannt, wie Peter der Große seinen Liebling, den jungen Alexander Iwanowitsch Rumjanzov, mit dessen Tochter vermählte, aus welcher Ehe der Feldmarschall Rumjanzov-Sadunajskij entsprossen ist. Er bekleidete mehrere hohe Aemter, war Bot-

17) Archaeologia, Vol. XVIII. p. 250.
18) Archaeologia, Vol. XIX. p. 184.
19) David Hume: The history of England etc. The new Edition. London 1782 etc. Vol. I. p. 473.
20) George Lord Lyttelton: The history of the life of King Henry II. etc. The third Edition. Lond. 1769. Vol. I. p. 533.

*) Zajezki Rasskich ljudej. Sobytia wremen Petra Weikago. St. Peterburg 1841.

schafter in Holland, Oesterreich und England, und wurde in London Schulden halber arretirt, weshalb sich später die Königin Anna durch einen eigenen Gesandten bei dem Zaren entschuldigen ließ. Seine Uebersetzungen einiger Werke des Baronius werden noch im Rumjanzovschen Museum aufbewahrt.

Peter Nikiforowitsch Krekschin diente unter Peter dem Großen, und zog sich nach dem Tode desselben in den Ruhestand zurück. Er beschäftigte sich in seinen Mußestunden damit, Notizen über das Leben und die Thaten des großen Kaisers zu sammeln, die nach und nach zu mehreren Folianten anwuchsen. Diese Materialien dienten zur Grundlage seiner eigentlichen Geschichte, wovon er jedoch nur den ersten Band vollendete, den er der Kaiserin Elisabeth Petrowna überreichte und der in vorliegender Sammlung abgedruckt wird.

Silwerst Medwjedew, aus Kursk gebürtig, diente zuerst als Schreiber beim Kriminalgericht (gubnaja isba), ging hierauf nach Moskwa, wo er in den Mönchsstand eintrat, und wurde später Vorsteher (Nastojatel) des Saikonospasker Klosters, in welchem sich die geistliche (Slawisch-Griechisch-Russische) Akademie befand. Der Umgang mit Weißrussischen Gelehrten, die damals, dem Beispiel des Simeon Polozkij folgend, in Menge nach Moskwa strömten, erschütterte den Glauben Medwjedew's an die Lehrsätze der Griechischen Kirche. Er verfaßte, gleich seinem Lehrer Simeon, Schriften über verschiedene Gegenstände, und überreichte, nach dem Tode desselben, der Regentin Sophia das von Polozkij geschriebene akademische Reglement, das mit der Epistel Medwjedew's in der „Altrussischen Bibliothek" abgedruckt ist. Aber die Brüder Lichuda, die aus Griechenland angekommen waren, um die ersten Stellen in der neuerrichteten Akademie einzunehmen, klagten ihn der Ketzerei an. Er ließ sich mit ihnen in einen Streit ein, und das von ihm bei dieser Gelegenheit, unter dem Titel: „Manna", herausgegebene Buch machte viel Aufsehen. Der Patriarch Joakim ermahnte ihn umsonst, seinen Meinungen zu entsagen, sprach zuletzt, über seinen Widerstand erbittert, das Anathema über ihn aus und wollte ihn einkerkern lassen. Hiervon benachrichtigt, entschloß sich Medwjedew nach Polen zu fliehen, entwich wirklich mit einigen aufrührischen Strjelzen (im Jahr 1689) aus Moskwa, wurde aber im Gouvernement Smolensk eingeholt und gefangen zurückgebracht. Aus dem geistlichen Stande ausgeschlossen, wurde er dem weltlichen Gericht übergeben, und 1690 als Theilnehmer an dem zweiten Strjelzen-Aufruhr, nebst dem bekannten Schischeglowitej hingerichtet.

Jeljabuskij bekleidete die Würde eines Okolnitschij *); seine Memoiren sind aber schon von D. J. Jasykov besonders herausgegeben worden.

Das Hauptthema aller dieser Denkwürdigkeiten sind die Empörungen der Strjelzy. Matwejew und Medwjedew scheinen ihre Erzählungen ganz darauf beschränkt zu haben; Krekschin hatte zwar die Absicht, eine vollständige Geschichte der Regierung Peter's zu liefern, aber in dem von ihm beendigten ersten Bande kam er auch nicht viel weiter als bis zu jenen Unruhen. Die Memoiren Medwjedew's enthalten die Schilderung der Ereignisse, vom Tode des Zaren Feodor Alexejewitsch bis zu der, den beiden Zaren Peter und Iwann in dem Lustschloß Kolomenskoje, durch eine unbekannte Hand zugeworfenen Nachricht von einer neuen Verschwörung der Strjelzy. Die Notizen Matwejew's fangen gleichfalls mit dem Tode Feodor's an, und schließen mit der Stillung des letzten Moskauer Aufruhrs und der Hinrichtung Sokownin's, Zikler's und Miloslawskij's. Endlich erzählt Krekschin Alles, was sich ereignete oder ereignet haben soll, von den wunderbaren astrologischen Weissagungen Simeon Polozkij's bei der Geburt Peter's des Großen bis zum Bau der ersten Fahrzeuge in Woronej (1695).

Diese Begebenheiten erinnern lebhaft an die Zeiten der Janitscharen, und werden von Matwejew, Krekschin und Medwjedew in einer, der damaligen Stufe der Aufklärung in Rußland entsprechenden Weise erzählt. Die Verfasser wiederholen Alles, ohne Ausnahme, was sie sahen oder hörten, ohne die Glaubwürdigkeit der Gerüchte zu untersuchen oder die Wichtigkeit der Ereignisse zu beurtheilen. Man kann diese daher mit Meteoren vergleichen, deren Ursachen unbekannt sind. Treuherzig und leichtgläubig, schreiben sie die Volkssagen in chronologischer Ordnung nieder und lassen sich oft in die kleinlichsten Details ein. Hierdurch zeichnet sich vorzüglich Krekschin aus, der nicht nur alle Fabeln wiedergiebt, die über einige Umstände in dem Leben Peter's verbreitet wurden, sondern auch mit staunenswerther Einfalt glaubt, daß, bei dem Tode des Zaren Alexei, die umstehenden Personen und der Zar selbst, wirklich die rhetorischen, gereimten Reden hielten, die man in Simeon Polozkij's „Klage über den Tod des Zaren Alexej Michailowitsch" findet. Mitunter theilt er jedoch wichtige und anziehende Anekdoten mit, wovon folgende, obwohl sehr zweifelhaft, den Geist jener Zeit gut charakterisirt.

„Am 23. März 1694 geruhte der Zar die Geschichte August Tauer's zu lesen, welche neuübersetzte Historie er von dem Bojaren Feodor Alexejewitsch Golowin zur Durchsicht erhalten hatte. Darin fand er Folgendes geschrieben: „„Im Jahr 1533 wurde in Lübeck durch Uebereinkunft aller Seestädte (Hanse-Städte) festgesetzt, keine Schiffe nach Narwa und Iwangorod zu schicken; wer solches aber thäte, sollte unehrlich seyn. — Rußland sey nämlich im Besitz des größten Theils des Nordens, und wenn es noch eine Flotte bauen und in Narwa einen Hafen anlegen sollte, so würde es nicht nur Liefland, sondern auch ganz Deutschland mit Truppen überschwemmen; gleich wie der Türke von den christlichen Völkern die Vortheile des Handels und der Schiffahrt kennen lernte, eine Flotte erbaute, über den Hellespont ging, und ganz Macedonien, Illyrien und die Seeküste eroberte.""

„Der Zar berief den genannten Bojaren F. A. Golowin zu sich und fragte ihn: „„worin der Vortheil einer Kriegsflotte bestehe?"" Golowin antwortete: „„So wie ein Mensch mit einem Arm gegen einen mit zwei Armen wenig ausrichtet, kann auch ein Staat, der ein Kriegsheer aber keine Seemacht besitzt, sich gegen ein sowohl mit dem einen als dem anderen versehenes Reich keinen Erfolg versprechen. Für eine Flotte sind weite Entfernungen nah, ohne dieselbe ist auch die Nähe entfernt.""

„Der Zar verfiel alsbald in große Zweifel, und schickte den erwähnten Golowin mit der Bitte zum Patriarchen, sogleich zu ihm zu kommen. Kaum erschien Se. Heiligkeit als ihm der Zar die Sache vorlegte. Der Patriarch erwiederte: „„er sehe nicht ein, was eine Flotte einem Reiche nützen könne, das vom Meer entfernt liegt."" Der Herrscher aber rief aus: „„Es wäre besser, daß ich nicht auf der Welt sey, als daß wir in Archangelsk und im großen Ocean keine Flotte haben sollten."" Hierauf küßte er den Patriarchen, bat ihn, ihm zur Reise nach Archangelsk seinen Segen zu ertheilen, und den Zaren Joann Alexejewitsch, nebst den Zarinnen und Zarewnen, zu bewegen, seiner Abreise keine Hindernisse in den Weg legen zu lassen."

Es ist sehr möglich, daß man sich zu jener Zeit eine solche Anekdote im Volke erzählte; aus anderen Berichten ist es jedoch erwiesen, daß Peter der Große lange vor dem Jahr 1694 mit dem Gedanken umging, eine Flotte zu bauen, und er brauchte sich gewiß nicht erst durch Golowin auf den Nutzen des Handels und der Schiffahrt aufmerksam machen zu lassen.

*) Der Okolnitschij stand in der alten Beamten-Hierarchie auf der zweiten Rangstufe, unmittelbar nach dem Dumnoj Bogarin.

Mannigfaltiges.

— **Rußlands Bedarf an Büchern des Auslandes.** Einer Mittheilung im Londoner Athenaeum zufolge, wurden im vorigen Jahre im Europäischen Rußland 433,223 Bände ausländischer Schriftwerke eingeführt, was eine Abnahme von 149,326 Bänden gegen das vorangegangene Jahr darstellt. Von jener Einfuhr kamen 190,000 Bände von Deutschland, 170,000 von Frankreich und 30,000 von England. Die Anzahl neuer ausländischer Werke, die während dieser Zeit in St. Petersburg, Wilna, Odessa und Riga zur Censur vorgelegt wurde, betrug 1230, wovon 90 gänzlich verboten wurden und 111 nur mit bedeutenden Auslassungen debitirt werden durften. Die übrigen 1629 Werke wurden so zugelassen, wie sie ursprünglich geschrieben waren. An Musikalien, Landkarten, Gemälden, Kupferstichen und Steindrucken wurden im vorigen Jahre nahe an eine Million Exemplare (996,935) eingeführt.

— **Australische Sprachen.** Unter dem Titel: „Grundzüge einer Grammatik der Eingebornen-Sprache von Süd-Australien" ist ein Englisches Buch erschienen, dessen Verfasser, C. G. Teichelmann und C. W. Schürmann, wie aus diesen Namen zu schließen, Deutsche zu seyn scheinen. *) Die Schrift kündigt sich als die Frucht eines achtzehnmonatlichen Studiums an Ort und Stelle an und eröffnet der vergleichenden Sprachforschung ein neues Feld. Die Verfasser sind der Ansicht, daß die Sprachen aller Australischen Stämme, mit Ausnahme vielleicht einiger wenigen an der nördlichen Küste, desselben Ursprungs seyen, und daß demnach die Eingebornen des gesammten Australischen Kontinentes, abgesehen von jenen unerheblichen Ausnahmen, demselben Menschen- und Volksstamme angehören. Dieselbe Ansicht hat auch bereits Herr Threlkeld, der eine Grammatik der Sprache des östlichen Australiens geschrieben, und Capitain Sir George Grey in seinen Vokabularien des südwestlichen Australiens zu erkennen gegeben.

— **Berichtigung einer Berichtigung.** Dr. Thomas Arnold will die Anekdote von dem heldenmüthigen Untergange des „Vengeur" berichtigen (S. Nr. 116 des Magazins), indem er die Thatsache leugnet. Merkwürdiger Weise jedoch waren es Franzosen, die zuerst das Faktum bezweifelten und aus denen Dr. Arnold wahrscheinlich seine Berichtigung schöpft, während die Französischen Historiker für die Bewahrheitung der Sache Englische Zeitungs-Artikel zu Hülfe rufen. Man sehe das klassische Werk: Victoires, conquêtes, désastres, revers et guerres civiles des Français, de 1792 à 1815 **) III, 24, wo eine ausführliche Beschreibung und Beweise der Thatsachen gegeben werden, und wo zugleich ersichtlich ist, daß das gedachte Seetreffen nicht (wie es durch einen Druckfehler in jener Nummer des Magazins hieß) am 1. Juli, sondern 1. Juni 1794 vorfiel. Uebrigens fehlt es den Franzosen allerdings nicht an solchen ruhmredigen Erzählungen, die von aller Wahrheit entblößt sind. Am auffallendsten ist in dieser Beziehung die Anekdote vom Untergange der alten Garde bei Waterloo. Sie soll, aufgefordert, sich zu ergeben, durch ihren tapferen Anführer Cambronne erklärt haben: „La vieille garde meurt, mais elle ne se rend pas!" und sich haben niederstoßen lassen. Bilder und Lieder verherrlichen und verewigen diesen glorreichen Tod der alten Garde, und Cambronne selbst — hat in öffentlichen Blättern das Faktum entschieden geleugnet.

*) Outlines of a grammar of the aboriginal language of South Australia.

**) Dieses aus 27 Bänden bestehende, von den vornehmsten Offizieren der Französischen Armee redigirte Werk ist für Jeden unentbehrlich, der die Geschichte Frankreichs von 1792 bis 1815 genau prüfen will. *

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Freitag den 14. Oktober 1842.

Spanien.

Die Diplomaten von Madrid.

(Nach der Revue de Paris.)

Ich hatte alle Merkwürdigkeiten der Hauptstadt Spaniens gesehen, ausgenommen die allermerkwürdigste, jene Diplomatie, welche, wie der alte Römische Hof und die Versammlungen der Generalstaaten im Haag, die Schule aller Staatsmänner des 17ten Jahrhunderts gewesen und inmitten ihrer Rivalitäten, ihrer erstaunenswürdigen Verschwendungen immer noch so vielen Geist bewahrt hat, seit den Tagen des Herzogs von Harcourt bis auf Herrn von Rayneval. Jetzt wie im Jahre 1700 giebt es keine Verfassung, keine Minister und vor Allem keine Diplomaten von so außerordentlicher Art wie die Spanischen. Spanien ist gleichsam der Traum, die Alhambra, das verlorene Paradies der Gesandtschafts-Secretaire, Konsuln und Kanzler geblieben.

Ein junger Attaché, welcher zum ersten Male mit der Post durch die schattigen Alleen der Alcalá-Straße fährt, wird von wunderbarem Ehrgeiz ergriffen: er sinnt schon über eine Intrigue nach. Beim Anblick der vergitterten Fenster, der Balkone, des schwarzen Kostüms der mit Degen gegürteten Alguazil's, der altmodischen Karossen, die vor mit Wappen geschmückten Portalen halten; beim Vernehmen der Guitarren-Klänge, die ihm aus allen Winkeln entgegentönen, glaubt er schon König der Stadt zu seyn. Gott weiß, wie vielen schönen Señora's er Serenaden bringen wird! So oft er ausgeht, legt er seinen elegantesten Putz an; es fehlt ihm nichts mehr als die feinen Spitzen und die rothen Absätze des siebzehnten Jahrhunderts. Er träumt von dem Erbfolgekrieg und vom Testamente Karl's II., jenem Wunder der diplomatischen Kunst Harcourt's. Dem Palaste Buen-Retiro, den er so verödet sieht, nahend, lächelt er etwas unzart über die Trauer der schönen Witwe des Königs von Spanien, Mariens von Neuburg; und wird er eines Tages der „unschuldigen Isabella" — die an allen seinen Täuschungen in der That sehr unschuldig ist — vorgestellt, so bedünkt es ihm, er habe ihr eine der wichtigsten Depeschen Ludwig's XIV. oder des Herrn von Torcy zu überreichen.

Solche Wirkungen hat die Luft von Madrid auf einen zwanzigjährigen Diplomaten — glückliches Alter! reizender Irrthum, der so süß zum Herzen redet! Man weiß ja, was dem Grafen Reworte selbst begegnete. Diesem Herrn fehlte es gewiß nicht an feierlichem Ernste; allein er hatte auch Geist. Er setzte sich auf den Fuß von 1700. Ja, er wagte es, seinem Rivalen, dem Englischen Botschafter, ungestiefelt seine Aufwartung zu machen; er trat zu ihm, gefolgt von seinen Livree-Bedienten in großen gepuderten Perücken; und man versichert, daß diese Erscheinung des einzigen Gesandten à la Louis XIV., den man seit langer Zeit in Spanien gesehen, den kalten Engländer in solchem Grade verblüffte, daß er vor diesem so glänzenden und so geschmeidigen, so gewandten und so verbindlichen Französischen Diplomaten erblaßte, als hätte er den aristokratischen Schatten Talleyrand's oder selbst eines der Gespenster von Anna Radcliff emporsteigen sehen.

Zu Harcourt's Zeit war Spanien noch nicht das Land des Gil Blas und jenes anderen Bastardes Figaro, jener schamlosen Bedienten, welche die Intrigue herabgesetzt und, als Reigenführer einer gemeinen Politik, den edeln Ehrgeiz seiner poetischen Würde beraubt haben. Damals kannte man nicht das Haus des Grafen Almaviva, mit seinen jedem Winde offenen Pforten, dem schallenden Gelächter seiner Gäste, jenen kühnen Skeptizismus, der alle Klassen der Gesellschaft durch einander mengte! Zum Glück war Almaviva noch nicht einmal geboren; Spanien war das Land der Mönche, des Adels und des Stolzes, die alte Monarchie Philipp's II. mit ihrer finsteren Etikette. Sein Hof kannte im Gebiete der Intriguen noch nichts Verwegenes, außer den verhängnißvollen Liebeshändeln des Don Carlos in dem Wäldchen des Escurial. Damals lag König Karl II. im Sterben. Als Harcourt erschien, setzte er nicht ohne Gefahr ins Werk, was Schiller's Fiesco nur ausdachte: er zettelte mitten unter Festen, lächelnd und, wie der Italiäner, seinen Geist auf geistreiche Weise verbergend, eine Verschwörung an. Er war der Leib und die Seele, der Zauber, die Kraft und die Feinheit jener merkwürdigen Zeit. Der Botschafter Ludwig's XIV., der brillante Harcourt, regierte Spanien schon geschickter als Ximenez Cisneros.

Man hat die Altfranzösische Leichtfertigkeit sehr getadelt; man hat geglaubt, sie sey die vornehmste Eigenschaft großer Herren gewesen. Aber welche Kunst und Geschicklichkeit entwickelten unsere Gesandtschaften neben ihrer ganzen furia francese! Sehet nur die Bewunderung der Freunde Harcourt's, das Zutrauen des Kardinals Porto-Carrero, des Herzogs von Medina und jener so schwer befriedigten Höflinge, der Manqueses von Montijo und Villafranca! Harcourt steht mit ganz Spanien und Italien in Korrespondenz; in der Angelegenheit des Testamentes hat er den Papst auf seiner Seite; aber der Beichtvater des Königs erregt so viele Skrupel zu Gunsten des Erzherzogs von Oesterreich, und die Rechte des Enkels Ludwig's XIV., des Herzogs von Anjou, werden in Madrid selbst durch den Prinzen von Darmstadt, durch Oropeza und den Admiral von Castilien so lebhaft bestritten! Harcourt hat gar manchen Vertrauten, dem er nicht trauen darf, namentlich auch den Staats-Secretair Ubilla, und doch soll eben dieser Ubilla bald selber das Testament abfassen! Der Gesandte ist, um die Wahrheit zu sagen, nur von Feinden umgeben; er sieht einen Bürgerkrieg und einen Krieg mit dem Auslande vorher und rüstet sich kaltblütig zu beiden: er verlangt vom Könige den Oberbefehl über das erste Armee-Corps, das er in Bayonne zusammenzuziehen räth. Welche Paarung diplomatischer Schlauheit mit kriegerischem Muthe! Welche Pläne in dem Kopf eines Mannes, den seine Mitbewerber als einen eiteln Menschen betrachteten, der nicht einmal fähig war, die Oesterreichische Kammerfrau Belips vom Hofe zu entfernen!

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ueber den Teppich von Bayeux.

(Schluß.)

Vom Standpunkt der Kunst aus, die uns zunächst beschäftigt, erscheint es als eine etwas untergeordnete Betrachtung, ob der Teppich der ersten oder der zweiten Mathilde, deren Leben nur durch einen kurzen Zeitraum getrennt ist, zuerkannt werden müsse; denn es dürfte wohl Niemanden einfallen, ein Nadelwerk aus der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts von einem aus der Mitte des zwölften, abgesehen von allen begleitenden Nebenumständen, bloß nach Styl und Charakter der Arbeit und zum Grunde liegender Zeichnung unterscheiden zu wollen; dieser Kunstzweig blieb während der ganzen Zeit auf derselben Stufe der Ausbildung stehen, weil die Grundelemente aller bildenden Kunst, d. h. die Fähigkeit zu entwerfen und die Geschicklichkeit, Entwürfe zu zeichnen, keine so bemerkbaren Fortschritte machten; auch kann der Teppich, zu welcher Fürstin Gunsten man entscheiden möge, nicht als Produkt der Thätigkeit eines Einzelnen gelten; er ist offenbar eine Kollektiv-Arbeit, bei der viele Hände wirksam gewesen seyn müssen, und wohl könnte man sich der auf der Insel eingeborenen Frauen, die sehr kunstreich mit der Nadel arbeiteten, dazu bedient haben.

Nach diesen Vorbemerkungen über Alter und Urheber gehen wir zur Beschreibung des umfangreichen Werkes über. Der figurative Theil desselben nimmt ungefähr zwei hundert und zwölf Fuß *) auf einer achtzehn Zoll breiten, schön und dicht gewebten, bräunlichen Leinewand ein, und ist mit wollenem Garn in verschiedenen Farben, vorzüglich in Roth, Blau, Gelb und Grün, nach Geschmack und Eigensinn des Urhebers, ausgeführt; die quer neben einander gelegten Fäden werden durch andere, die über jene in gewisser Entfernung horizontal gehen, zusammen verbunden oder fest gehalten. Die Fleischpartien, als Gesicht und Hände, bildet die von der Nadel verschonte Leinewand, und es sind nur die Umrisse davon durch Fäden in verschiedenen Farben angegeben; eben so sind in den Gesichtern Augen, Augenbrauen und Bart angedeutet. Es fehlt dem Gemälde an Licht und Schatten und an Perspektive, deren Mangel zum Theil durch den Gebrauch verschiedenfarbiger Wolle ersetzt ist; auf diese Weise sind z. B. die dem Beschauer zugewandten Füße der Rosse von den entfernteren unterschieden; jedoch ist man sich hierin nicht gleich geblieben, und hat, wie in anderen Partien des Gemäldes, die Farben ohne Rücksicht auf Naturwahrheit vertheilt. Die demselben zum Grunde liegende Zeichnung, obschon in Folge der Schwierigkeiten, die Material und Technik der Darstellung boten, an mehreren Stellen etwas verrenkt, ist mit der Fertigkeit der Zeit in Uebereinstimmung; die Figuren stehen in diesem Punkte eben so hoch als die gleichzeitigen Skulpturwerke, die man hier und da im Lande antrifft. Der Zeichner hat sichtbar im Römischen Styl der letzten Epoche gearbeitet, daher man viel Römisches Wesen im

*) Nach Französischem Maß.

Kostüm findet. Die Ausführung hat keinen Mangel an Energie, dabei aber auch eine gewisse Roheit. Im Ganzen ist mehr Individualität des Charakters bewahrt worden, als man erwarten konnte, und in dieser Hinsicht vornehmlich gelungen, erscheint das Portrait von Harold, das viel physiognomische Wahrheit zeigt. Bei der Vergänglichkeit des Stoffes, worin das Werk hergestellt ist, versteht es sich fast von selbst, daß dasselbe an Stellen gelitten hat; wie auch die Farben darin durchweg etwas verschossen sind, doch nicht in dem Grade, als man glauben sollte.

Die Reihe der geschichtlichen Vorstellungen, die in zweiundsiebzig Abschnitte vertheilt, und häufig durch Bäume, als Andeutung von Wald getrennt sind, ist oben und unten von einer Borte eingeschlossen, worin man, außer den Aesop's Fabeln entlehnten Gegenständen, allerlei natürliche oder monströse Thierfiguren, Himmelszeichen, Symbole der Agrikultur und ländlicher Arbeiten und andere, zum Theil allegorische Dinge bemerkt. Jeder der scenischen Vorstellungen, mit Ausnahme einer einzigen, deren Bedeutung aus der vorhergehenden sich leicht ergiebt, ist eine den Inhalt andeutende Legende, beinahe ganz in Römischer Kapitalschrift, ungefähr von der Höhe eines Zolles, beigefügt. Zum besseren Verständniß des Gemäldes erscheint es nöthig, an die verschiedene Weise zu erinnern, wie die Verhältnisse, die zwischen Edward dem Bekenner und dem Herzoge Wilhelm von der Normandie vor der Eroberung Englands obgewaltet haben, erzählt worden sind.

Nach der Behauptung einiger Schriftsteller ging nämlich Harold nach der Normandie, um die Geißel, die von seinem Vater Godwin dem Könige Edward übergeben und von diesem dem Herzoge Wilhelm anvertraut worden waren, zurückzuholen; diese Geißel waren Harold's jüngster Bruder Ulfnoth und der Sohn seines Bruders Sweyn, die schon länger als zehn Jahre, von ihrer Heimath entfernt, fast als Gefangene lebten. Dagegen wurde, nach der Erzählung Anderer, Harold vom Könige Edward an den Herzog Wilhelm abgesandt, um ihm die Nachricht zu überbringen, daß er ihn zum Nachfolger erwählt habe. Die Abweichung der Schriftsteller hierin erklärt sich durch das Interesse, das der Eine für die Sache der Angelsachsen, der Andere für die Sache des Herzogs Wilhelm faßte.*) Das Teppich-Gemälde, von einem Mitgliede der Herzoglichen Familie herrührend, ist natürlich im Interesse dieser Familie komponirt, und sucht zu beweisen, daß Wilhelm von der Normandie begründete Ansprüche auf Englands Krone hatte.

So sehen wir demnach den König Edward vorgestellt [1]), wie er vom Thron herab Harold den Auftrag ertheilt, den Herzog Wilhelm in Kenntniß zu setzen, daß er, ihn zum Erben des Königreichs zu machen, gesonnen sey. Harold [2]) begiebt sich darauf, von fröhlichen Gefährten begleitet, zu Roß nach Bosham, einem zu jener Zeit sehr besuchten Hafen in der Grafschaft Sussex: er hält auf der linken Hand seinen Falken — eine Vorstellungsweise, der man auf alten Reitersiegeln und Münzen begegnet — und vor ihm laufen seine Hunde: eine Andeutung der Falknerei und Jagd, welche Lieblingsbelustigungen im Mittelalter waren. Man erblickt eine Kirche mit zwei Thürmen [3]), der Harold sich nähert, um seine Andacht zu verrichten, vielleicht auch für das Glück seiner Reise zu beten; noch vor der Einschiffung hat ein lustiges Mahl in einer Art Zelthaus statt, wo die Reisenden aus Hörnern und Schalen zechen. Beim niedrigen Stand des Wassers ist Harold mit seinen Gefährten gezwungen, durchzuwaten, um das Schiff [4]), das ihn übers Meer führen soll, zu besteigen; es sind mehrere Schiffe versammelt; Harold [5]) wird durch Sturm an das Gebiet des Grafen Guy von Ponthieu getrieben, wo er sich ausschifft [6]), und von Guy gefangen genommen [7]) und nach Beirem (jetzt Beaurain sur la Canche) geführt [8]), ganz in Uebereinstimmung mit der Erzählung im Roman de Rou, wo es heißt:

Gui garda Horaut à grant eure;
Molt en créunt mésaventure;
A Beirem le fist enmener
Por fere del Duc raisnaguier.

(Roman de Rou, T. II. p. 111.)

Es folgt eine Unterredung zwischen Guy und Harold [9]); jener sitzt auf einem erhöhten Sessel, der andere steht in etwas demüthiger Stellung vor ihm. Zwei Abgesandte kommen von Wilhelm an, der von Harold's Schicksal gehört hat; der Graf im Panzerhemd mit auf der rechten Schulter befestigtem Mantel empfängt sie [10]), während ein der Geschichte ganz fremd gebliebenes Individuum in Zwerggestalt, Namens Turold, ihre Pferde hält [11]). Auf des Grafen Weigerung, Harold frei zu lassen, erscheinen zwei neue Abgesandte [12]), die zu Pferde vorgestellt sind. Endlich giebt Guy die Gefangenen frei, und ein Sachse, an dem Lippenbart erkenntlich, bringt die Botschaft davon dem Herzoge [13]), der sitzend sie vernimmt; hinter dieser Scene steht ein Schloß, vielleicht Beaurain, woraus Guy mit Harold nebst Gefolge reitet: ihnen entgegen kommt Wilhelm [14]). Er kehrt, von Harold begleitet, nach Rouen zurück [15]); in einem Saale seines Palastes sitzt der Herzog [16]) mit auf die Erde gestütztem Schwert, vor ihm Harold sich nähernd und hinter demselben mehrere mit Speer und Schild bewaffnete Krieger; hier vielleicht entledigte der Sachse sich seines Auftrages mit dem Versprechen, Wilhelm zu unterstützen, und erhielt dagegen von dem Herzoge die Versicherung, dessen Tochter Adeliza zur Gattin zu empfangen. Unmittelbar nach Harold's Aufnahme in Wilhelm's Palast, wird ein weibliches Wesen in der Beischrift Aelfgyva genannt, an der Thüre eines Gemachs stehend und in Unterhaltung mit einer männlichen Person gesehen [17]), die als Klerikus aufgeführt ist. Wer aber war Aelfgyva? Darüber herrschen verschiedene Meinungen: Lancelot glaubte, daß damit Mathilde selbst bezeichnet sey, und legte der Vorstellung den Sinn unter, daß der Klerikus der Fürstin die Nachricht von der Unterredung ihres Gemahls mit Harold bringe; er stützte sich dabei auf den Umstand, daß Aelfgyva, eigentlich ein Vorname, bei den Angelsachsen ein Ehrentitel ihrer Königin geworden war: in dem Sinne dieser Erklärung konnte derselbe von dem Klerikus der Herzogin Mathilde in Andeutung künftiger Dinge, durch Anticipation gegeben worden seyn. Mit mehr Wahrscheinlichkeit hat dagegen Francis Douce die Ansicht aufgestellt, der auch Hudson Gurney und H. J. Delaunay beigetreten sind, daß man hier unter Aelfgyva des Herzogs Tochter Adeliza zu verstehen habe, welche die Anzeige erhalte, daß sie Harold verlobt worden sey; dieser Name konnte um so leichter mit dem Namen Aelfgyva, der in Englands ersten Familien häufig vorkam, verwechselt werden, da er einen und denselben Ursprung gehabt zu haben scheint *). Für diese Erklärungsweise spricht insbesondere auch der Zusammenhang des Gemäldes, da unmittelbar vorher die Zusammenkunft zwischen Wilhelm und Harold vorgestellt ist, worin der Herzog, wie man annimmt, seine Tochter Adeliza dem Sächsischen Großen verlobte.

Wir fahren fort, die auf dem Teppich abgebildeten Scenen zu betrachten. Wilhelm unternimmt, von Harold begleitet, einen Kriegszug nach der Bretagne gegen den Grafen Conan; sie marschiren gegen das feste Schloß St. Michel [18]), das durch ein auf einem Berge liegendes Gebäude angedeutet ist; sie schreiten über den Fluß Couesnon [19]), der Bretagne von der Normandie trennte; mehrere Streiter versinken dabei in den Flugsand, den dieser Fluß mit sich führt, und Harold rettet sie daraus [20]). Sie belagern Dol, und Conan ergreift die Flucht [21]); sie gehen auf Rennes los [22]), und richten ihren Angriff auf Dinan, woraus ihnen Conan mit der Spitze seiner Lanze die Schlüssel der Stadt überreicht [23]), die sie auf ähnliche Weise an sich nehmen. Hiermit endet der Krieg in Bretagne, und Harold empfängt, für die darin bewiesene Tapferkeit, von Wilhelm Waffen [24]); die beiden Helden des Dramas treten hier gepanzert auf. Wilhelm begiebt sich nach Bayeux [25]); dort leistet Harold dem listigen Herzog den berühmten Eid [26]), ihm in der Erlangung der Englischen Krone nach Edward's Tode behülflich zu seyn. Harold kehrt darauf nach England zurück [27]), wo er nach der Landung mit einem Gefährten zu Pferde erscheint [28]); er wird, begleitet von einer Person mit einer Streitart, vom Könige Edward auf dem Thron empfangen [29]). Durch ein Versehen in der Zusammensetzung der einzelnen Stücke des Teppichs folgt nun König Edward's Leichenbegängniß [30]); der Zug bewegt sich nach Westminsterabtei, über der eine aus Wolken gestreckte Hand sichtbar ist; nachher erst ist Edward's Tod vorgestellt; der König auf dem Sterbebette spricht zu den Umstehenden [31]), unter denen man seine weinende Gemahlin Editha erkennen möchte; tiefer unten ist er auf einer Art Leichentuch ausgelegt [32]). Nach Edward's Hintritt wird Harold die Krone angeboten [33]), der auf dem Thron mit den Reichsinsignien sitzt [34]); neben ihm Stigand, Erzbischof von Canterbury [35]), im Ornat; außer diesem rechts Unterthanen in der Huldigung begriffen, links Zuschauer in lebhafter Gestikulation. Man weiß, daß zu dieser Zeit ein Komet am Himmel sich zeigte, der die Gemüther der Angelsachsen

---

*) Im Interesse Harold's ist die Sache dargestellt in: Augustin Thierry, Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands etc. Deutsch von H. Rollenhagen. Berlin 1830, 31.

1) Um den Zusammenhang der einzelnen Scenen des Gemäldes nicht zu unterbrechen, folgen die beigefügten Inschriften hier nach einander; die erste von ihnen, durch die Zeit zum Theil zerstört, ist dahin zu ergänzen: EDWARD REX.

2) IBI HAROLD DVX ANGLORVM ET SVI MILITES: EQVITANT: AD BOSHAM.

3) ECCLESIA.

4) HIC HAROLD' MARE NAVIGAVIT:

5) ET VELIS VENTO PLENIS VENIT' IN TERRA(m): VVIDONIS COMITIS.

6) HAROLD'

7) HIC: APPREHENDIT: VVIDO: HAROLDV(m):

8) ET DVXIT: EVM AD BELREM: ET IBI EVM TENVIT:

9) VBI: HAROLD: ⁊(et) VVIDO: PARABOLANT:

10) VBI: NVNTII VVILLELMI: DVCIS: VENERVNT: AD VVIDONĒ.

11) TVROLD.

12) NVNTII: VVILLELMI.

13) + HIC VENIT: NVNTIVS: AD WILGELMVM DVCEM.

14) HIC: WIDO: ADDVXIT HAROLDVM AD VVILGELMVM NORMANNORVM DVCEM.

15) HIC: DVX :- VVILGELM: CVM HAROLDO VENIT:

16) AD PALATIV SVV.

17) VBI: VXVS: CLERICVS: ET ÆLFGYVA.

18) HIC VVILLEM DVX ET EXERCITVS EIVS' VENERVNT: AD MONTE(m) MICHAELIS.

19) ET HIC: TRANSIERVNT: FLVMEN COSNONIS:

20) HIC: HAROLD: DVX: TRAHEBAT: EOS:- DE ARENA.

21) ET VENERVNT AD DOL: ET - CONAN: FVGA VERTIT.

22) REDNES.

23) HIC MILITES VVILLELMI DVCIS: PVGNANT' CONTRA DINANTES:⊂ ET: CVNAN: CLAVES PORREXIT:⊂

24) HIC: WILLELM: DEDIT: ARMA HAROLDO:

25) HIC VVILLELM VENIT: BAGIAS

26) VBI HAROLD: SACRAMENTVM: FECIT:⊂ VVILLELMO DVCI:⊂

27) HIC HAROLD: DVX:- REVERSVS: EST

28) AD ANGLICAM: TERRAM:⊂

29) ET VENIT: AD: EDVVARDV(m):⊂ REGEM:⊂

30) HIC PORTATVR: CORPVS: EADWARDI: REGIS: AD: ECCLESIAM: SCTI PETRI APLI (S. Petri Apostoli).

31) HIC EADVVARDVS: REX IN LECTO: ALLOQVIT: FIDELES:⊂

32) ET HIC: DEFVNCTVS EST.

33) HIC DEDERVNT: HAROLDO CORONA(m): REGIS.

34) HIC RESIDET: HAROLD REX: ANGLORVM.

35) STIGANT ARCHI EPS.

*) De La Rue: Recherches sur le tapisserie etc. Caen 1824, p. 56.

mit Unruhe und Besorgniß erfüllte; auch er ist auf dem Teppich nicht vergessen; ein Haufen Volk betrachtet ihn [36]), und weist Unglück ahnend auf ihn hin. Man erblickt Harold noch einmal auf dem Thron, und eine ihm nahe getretene Person [37]); aus den unten in der Borte angebrachten Fahrzeugen hat Lancelot schließen wollen, daß Harold hier die Nachricht von seines Bruders Tostig und der Norweger Einfall in den Norden Englands erfahre. Ein Schiff, dessen Landung angedeutet ist [38]), bringt Wilhelm Kunde von Harold's Usurpation der Englischen Krone. Wilhelm nun zum ersten Mal unter einem Baldachin sitzend vorgestellt, theilt Befehle aus [39]); man sieht Bäume in einem Walde fällen und Schiffe bauen [40]); noch ohne Maß werden dergleichen an Tauen nach dem Meere gezogen [41]); Rüstungen und Waffen aller Art werden nach den Schiffen getragen [42]); ein auf vier Rädern gehender Wagen mit einem Weinfaß und mit Helmen und Speeren wird von zwei Menschen hingezogen [43]). Wilhelm mit seinem Gefolge reitet [44]) nach der Mündung der Dive, um sich einzuschiffen. Die Flotte, beladen mit Menschen und Pferden, geht unter Segel; auf dem großen Schiff [45]), das den Herzog trägt, ist das Panier, das er von dem Papst Alexander II. zum Geschenk erhalten hat, aufgepflanzt, und auf dem Hintertheil steht die Figur eines Genius, der in die Trompete stößt und in der Linken eine Fahne hält. Die Landung erfolgt zu Pevensey, einem damals berühmten Hafen in der Grafschaft Suffex; Rosse werden ans Land geführt [46]), worin man eine Hindeutung auf den Umstand, daß der Kampf mit Harold durch Wilhelm's Reiterei entschieden wurde, finden könnte. Normannen eilen zu Pferde nach Hastings, um die nöthigen Lebensmittel zu einem Feste zu suchen, das Wilhelm seinen Truppen geben will [47]). Leute kommen mit Beute an [48]). Man bemerkt einen gerüsteten Reiter, der den Schild am linken Arm und in der Rechten einen Speer, die Füße, wie Wilhelm und Harold, mit Band umbunden hat; vor ihm steht ein Mann, der ein Pferd am Zügel und seine Streitart über die Schulter hält; man fragt, wer ist jener Streiter? die Beischrift nennt ihn Wadard [49]). De La Rue hält dieses Wort Angelsächsischen Ursprungs, und versteht darunter eine Wache oder Schildwache; dagegen hat es eine überwiegende Wahrscheinlichkeit, daß Wadard der Name des portraitirten Mannes sey, der eine höhere Bedienung in Wilhelm's oder Odo's Haushaltung bekleiden mochte, und in dem man jenen Wadard erkennen dürfte, der im Doomsday-book als Lehnsmann in sechs Grafschaften aufgeführt ist. Ein solches Individuum konnte wohl nur ein Zeitgenosse, bekannt mit den kleinsten Einzelheiten der Begebenheit, in die scenische Darstellung bringen; ein Jahrhundert später würde dessen Andenken schon auf immer der Vergessenheit übergeben gewesen seyn.

Setzen wir die Betrachtung des Gemäldes fort; das Fest, von dem die Rede war, kommt zur Ausführung; in einer Küche werden Speisen zubereitet [50]), und eine Tafel wird mit Gerichten besetzt [51]), um welche die Anführer stehend ihr Mahl einnehmen [52]). Daneben ist die Tafel des Herzogs in einem Halbkreise aufgeschlagen, an welcher auch der Bischof Odo Platz genommen hat, der mit der Linken eine Schale hält und die Rechte zum Segnen emporhebt [53]). Nach dieser Scene erscheint Wilhelm wieder unter einem Baldachin, mit seinen Halbbrüdern, dem Bischof Odo und dem Grafen Robert von Mortain [54]), wahrscheinlich zu einer Berathung versammelt; er giebt, die Fahne in der Linken, vielleicht in Folge der Berathung den Befehl, ein festes Kriegslager bei Hastings anzulegen [55]), wovon man weiter vor ein Kastell auch schon ausgeführt sieht [56]). Unterdessen nähert sich jemand dem Herzoge, und macht ihm Mittheilungen über Harold [57]). Zwei Leute zünden darauf mit Feuerbränden ein Haus an [58]), aus dem eine Mutter (das dritte weibliche Wesen in dem Gemälde) mit ihrem Knaben flieht. Die geschäftige Bewegung zum Kampf hebt an; ein Rittersmann mit einem Fähnlein will eben ein ihm vorgeführtes Pferd besteigen [59]); eine zahlreiche und vollständig gerüstete Reiterei rückt vor [60]). Der Herzog, in der Rechten eine Art Keule, fragt einen Reiter (die Beischrift nennt ihn Vital), ob er Harold's Heer sehe, worauf dieser antwortet, und mit der linken Hand nach einer Gegend zeigt [61]); davor zwei Reiter, die zum Nachspähen ausgeschickt sind [62]). Harold seinerseits sendet ebenfalls Späher ab, um über den Zustand des Normännischen Heeres sich zu unterrichten [63]); wir erfahren aus dem Gemälde nicht, was für Nachrichten sie ihm hinterbrachten; wohl aber hat uns Robert Wace den Inhalt derselben aufbewahrt:

> Quant il viadrent à lor Seignor,
> Del Duc distrent mult grant iror.
> L'un des Englois ki est vin
> Li Normant tot ret à tendo,
> Kuida ke tuit proveires fussent
> E ke messes custer pensassent;
> Kar tuit erent tondus à ret,
> Ne lor estoit guernon remes.
>
> (Roman de Rou, T. II. p. 174.)

So hatte denn zu dem Mißverständniß, daß einer der zum Spähen ausgeschickten Engländer in dem Heere der Normannen fast nur Priester sah, der Umstand verleitet, daß dieselben das Haupt tonsurmäßig geschoren und keinen Bart trugen; auch auf dem Teppich unterscheiden sie sich hierin von den Engländern, die meist mit starkem Lippenbart vorgestellt sind.

Endlich soll der verhängnißvolle Kampf (bei Hastings) beginnen; Wilhelm im Panzer und mit der Keule, redet sein Heer an [64]), das aus Reitern und Schützen besteht; die Lanzen sind gezückt, die Bogen gespannt, alle Reiter gegen die mit Streitärten, Schwertern und Wurfspießen bewaffneten Engländer in Galopp gesetzt [65]); die beiden Völker werden handgemein; große Schläge sind geschehen, die Todten liegen hier und dort; Harold's Brüder Leofwin und Gurth*) sind gefallen [66]); ein furchtbares Gemetzel findet statt [67]), indem die Normannen zurückgedrängt, mit den Feinden vermischt in einen mit Gesträuch und Gras bedeckten Graben stürzen. Der Bischof Odo mit emporgehobener Keule sucht die Fliehenden aufzuhalten [68]); ein wenig entfernter befindet sich Wilhelm in Person und ertheilt Befehle [69]); neben ihm die von einem Ritter (Toustain) getragene Fahne. Normännische Reiterei greift die Feinde an und überwindet sie [70]); Harold wird getödtet [71]), und die Engländer fliehen geschlagen [72]). Hiermit endet der Teppich, wenn auch nicht vollständig in Hinsicht äußerer Darstellung, so doch vollständig in der Reihe zusammenhängender Momente.

Wenige Denkmale einer längst verflossenen Zeit sind in antiquarischer Hinsicht so reich an interessanten Einzelheiten wie dieses Nadelwerk; und erhält manches darin auch erst Licht aus den Chronisten, vorzüglich aus Robert Wace, so kann das Teppich-Gemälde seinerseits wieder zur Erläuterung und zur Berichtigung jenes Chronisten dienen; auf diese Weise ist hier eine seltene Fülle von lehrreichen Beziehungen zwischen einem Kunstdenkmal und einem Schriftdenkmal gegeben. Dem so merkwürdigen Werke haben wiederholt böse Schicksale gedroht; der Zerstörungswuth der Kalvinisten im Jahre 1562 entgangen, hätte es während der Französischen Revolution, zu Ende des vorigen Jahrhunderts leicht das Schicksal anderer Denkmäler theilen können, die auf immer verschwunden sind. Nachdem Napoleon Bonaparte sich der Regierung in Frankreich bemächtigt hatte, ward dem Teppich eine besondere Ehre zu Theil; man erinnert sich, daß der erste Konsul eine Landung in England beabsichtigte; alles wurde damals aufgeboten, was den Muth beleben und die Möglichkeit einer solchen Unternehmung beweisen konnte; so erhielt denn Biv. Denon den Befehl, den Teppich nach Paris kommen zu lassen, wo er im Louvre einige Monate öffentlich ausgestellt wurde; dies veranlaßte jenen Gelehrten, eine kurze Erklärung des Gemäldes herauszugeben. Der neue Eroberer hoffte durch den Anblick dieses Tropäums aus alter Zeit und der darauf bildlich vorgestellten Thaten, welche die frühere Unterjochung England's vergegenwärtigen, die Franzosen für sein Vorhaben zu begeistern.

Bis zu diesem Ereigniß, das im Jahre XII stattfand, war der Teppich in der Kathedrale zu Bayeux, in einer Thomas Becket geweihten Kapelle aufbewahrt worden; man hatte ihn jährlich nur einmal, während der zwei Wochen des Weihungs- und Reliquienfestes öffentlich gezeigt; bei dieser Gelegenheit wurde er den Tag vor St. Johannes in dem Schiff der Kirche, welches er ganz umschloß, ausgehängt; und von diesem Gebrauch hat er den Namen: la toile de St. Jean erhalten, womit er in Bayeux noch immer bezeichnet wird. Seitdem er von Paris zurückgeschickt ist, befindet er sich im Stadthause, wo ihn der Fremde sehen kann. Gewöhnlich ist er jedes Jahr im Monat September aufgespannt und für das Publikum ausgestellt. Er ist um einen Cylinder gewickelt, der durch ein Rad gedreht wird, um ihn abzurollen; dies soll, dürfen wir der Aeußerung eines Reisenden [**]) Glauben schenken, nicht immer mit der nöthigen Vorsicht geschehen seyn. Wir scheiden

---

36) ISTI MIRANT(ur) STELLA(m)
37) HAROLD.
38) HIC: NAVIS: ANGLICA: VENIT. IN TERRAM WILLELMI: DVCIS.
39) HIC: WILLELM DVX IVSSIT NAVES: EDIFICARE:
40) Ohne Beischrift.
41) HIC TRAHVNT: NAVES AD MARE:⌣
42) ISTI PORTANT: ARMAS: AD NAVES:
43) ET HIC TRAHVNT: CARRVM CVM VINO: ET ARMIS:⌣
44) † HIC: VVILLELM: DVX
45) IN MAGNO: NAVIGIO: MARE TRANSIVIT ET VENIT AD PEVENESÆ:⌣
46) HIC EXEVNT: CABALLI DE NAVIBVS:⌣
47) ET HIC: MILITES: FESTINAVERVNT: HASTINGA
48) VT CIBVM. RAPERENTVR:
49) HIC: EST: VVADARD:
50) HIC: COQVITVR: CARO
51) ET HIC: MINISTRAVERVNT MINISTRI.
52) HIC FECERVNT: PRANDIVM:
53) ET· HIC· EPISCOPVS: CIBVM: ET: POTVM: BENEDICIT·
54) ODO: EPS: ROTBERT:⌣
WILLELM:
55) ISTE· IVSSIT: VT FODERETVR: CASTELLVM: AT· HESTENGA.
56) CASTRA·
57) HIC: NVNTIATVM EST: WILLELMO DE HAROLD:
58) HIC DOMVS: INCENDITVR:
59) HIC: MILITES: EXIERVNT: DE HESTENGA:
60) ET: VENERVNT AD PRELIVM: CONTRA HAROLDVM* REGE(m):
61) HIC: VVILLELM: DVX INTERROGAT: VITAL:
62) SI VIDISSET EXERCITVM HAROLDI.
63) ISTE NVNTIAT HAROLDVM REGEM DE EXERCITV VVILELMI DVCIS.
64) HIC WILLELM: DVX ALLOQVITVR: SVIS: MILITIBVS: VT. PREPARARENT SE: VIRILITER ET SAPIENTER: AD PRELIVM.
65) CONTRA: ANGLORVM EXERCITV(m).
66) HIC CECIDERVNT LEVVINE ET: GYRD: FRATRES: HAROLDI REGIS:
67) HIC CECIDERVNT SIMVL: ANGLI ET FRANCI: IN PRELIO.
68) HIC· ODO EPS: BACVLV(m) TENENS: CONFORTAT PVEROS.
69) HIC EST: VVILELM. DVX.
70) HIC: FRANCI PVGNANT ET CECIDERVNT QVI ERANT: CVM HAROLDO:⌣
71) HIC HAROLD:⌣ REX:⌣ INTERFECTVS: EST.
72) ET FVGA: VERTERVNT ANGLI.

*) Der Geschichte zufolge entrissen sie noch dem Tode ihren Bruder Harold; in dem Teppich-Gemälde ist man davon abgewichen, um dasselbe, wie es scheint, nach wohl überlegtem Plan mit Harolds Tode zu schließen.

**) Dawson Turner: Account of a tour in Normandy etc. London 1820. Vol. I, II.

von diesem Werk mit dem Wunsch, daß alles zu seiner Erhaltung aufgeboten werden möge; dasselbe verdient diese Aufmerksamkeit, denn es ist unstreitig, mit den Worten eines Anderen *) zu reden, das herrlichste unter allen Denkmalen, welche die alte Geschichte Englands betreffen.

Heinrich Bolzenthal.

Nord-Amerika.

Ein gebildetes Indianervolk in Louisiana.

Dem Natchitochen Herald zufolge, bründet sich im Staate Louisiana ein 15,000 Köpfe starkes Indianervolk, vom Stamme der Tschaktas (Choctaws), welches einen bedeutenden Grad der Kultur erreicht hat und dessen Wohnsitze sich von dem oberen Arkansas bis zum Rothen Fluß erstrecken. Dieses Volk bildet eine kleine Republik und regiert sich selbst nach einer Constitution, die man in der Englischen und Tschakta-Sprache gedruckt hat und wovon jede Familie ein Exemplar besitzt. Die Verwaltung ist einem Rathe von vierzig Mitgliedern anvertraut: Letztere werden von dem Volke erwählt, zu welchem Zwecke das ganze Gebiet in vier Distrikte eingetheilt ist, die nach Verhältniß ihrer Bevölkerung vertreten werden. An der Spitze eines jeden Distriktes steht ein Häuptling, welchem die von dem großen Rathe erlassenen Gesetze zur Bestätigung vorgelegt werden müssen. Die Mitglieder des Raths erhalten einen täglichen Sold von 2 Piastern und wählen aus ihrer Mitte einen Redner (Speaker) und einen Schatzmeister: sie versammeln sich alle Jahre am ersten Montag des Oktober-Monats in einem schönen geräumigen Gebäude, und beendigen ihre Verhandlungen gewöhnlich in vierzehn Tagen.

Es bestehen unter den Tschaktas keine Gesetze gegen Schuldner, da sie unbegränztes Zutrauen in einander setzen, und Jeder sich fest auf die Ehrlichkeit des Anderen verläßt. Alle Streitigkeiten werden von einem Tribunal geschlichtet, dessen Beisitzer von dem großen Rath ernannt werden und zu bestimmten Fristen öffentliche Sitzungen halten. Ihr Gesetzbuch ist hauptsächlich auf den Kodex der Vereinigten Staaten basirt. — Die Betriebsamkeit dieser Indianer ist ausgezeichnet; ihre Baumwoll-Aernote wurde im Jahr 1841 auf ungefähr 1000 Ballen geschätzt. Sieben Spinnereien und eben so viele Sägemühlen sind auf ihrem Gebiet in voller Thätigkeit. Einer der verständigsten Tschaktas, Namens David Folsom, besitzt an dem Boggy, etwa 15 Engl. Meilen vom Rothen Fluß, schöne Salzwerke, deren Produkt bis nach Texas ausgeführt wird. Außerdem haben die Indianer 10 Schmieden errichtet, in welchen sie Pflüge und andere zum Landbau nöthige Werkzeuge verfertigen.

Die Schulen der Tschaktas werden von einer bedeutenden Anzahl Kinder besucht, unter denen ein lobenswerther Wetteifer stattfindet. Vom 20. Januar 1825 bis zum 27. September 1830 haben ihnen die Vereinigten Staaten 20,500 Dollars ausgezahlt, wovon 2500 D. zur Gründung der öffentlichen Schulen dienten und der Rest zum Bau einer Universität (college) verwendet wurde. Bei jedem Schritt, den man in ihrem Lande macht, giebt sich die segensreiche Wirkung dieser Unterrichts-Anstalten kund. Die rohe Hütte von Baumstämmen ist durch nette, komfortable Häuser ersetzt worden; die Weiber sind mit Nähen oder Stricken beschäftigt, und weitläuftige Pflanzungen von Mais, Pataten, Kürbissen und anderem Gemüse stehen überall im schönsten Flor.

Mannigfaltiges.

— Peruanische Räuber und Bluthunde. Gegen das Ende des Süd-Amerikanischen Revolutions-Krieges war die damalige Provinz Ober-Peru (das jetzige Bolivien) mit unzähligen Räubern angefüllt, welche ihr Handwerk theils in Banden, theils vereinzelt trieben. Unter Letzteren zeichneten sich Castro und Gomez durch die Keckheit und den Erfolg ihrer Streifzüge aus; ihr bloßer Name war hinreichend, um auch den beherztesten Reisenden Schrecken einzuflößen. Dieser Unfug war aufs Höchste gestiegen, als an einem schönen Sommer-Abend der Diener eines Gutsbesitzers auf seinem Maulthiere von der Stadt zurückkehrte, wohin er die auf den Ländereien seines Herrn erzeugten Produkte zu Markte gebracht hatte. Er war von seinem Bluthunde begleitet und holte unterweges einen Fußgänger ein, mit dem er ein so unterhaltendes Gespräch anknüpfte, daß er sein Maulthier allmälig einen langsameren Schritt gehen ließ, um den einnehmenden Fremden nicht hinter sich zu lassen und seiner Gesellschaft noch länger zu genießen. Als sie jedoch einen abgelegenen Ort erreicht hatten, fiel ihm sein gesprächiger Freund plötzlich in die Zügel und rief mit gebietender Stimme: „Steig ab! Ich bin Castro!" Der Reiter gehorchte sogleich, aber nur um seinen Poncho (Mantel) abzuwerfen, ihn um seinen linken Arm zu wickeln und sein langes Messer zu ziehen, womit er dem Banditen zu Leibe ging. Ein solcher Kampf war diesem erwünscht, da er, wie immer, siegreich daraus hervorzugehen glaubte; er schwang sein Messer, das er schon oft in dem Blute seiner Schlachtopfer gebadet hatte, und stürzte sich auf seinen Gegner. Mehrere Minuten kämpften sie mit gleicher Erbitterung und mit so vieler Geschicklichkeit, daß sie sich gegenseitig nur die Ponchos zerschnitten, ohne sich weiter einigen Schaden zuzufügen; als sie jedoch auf einen Augenblick einhalten mußten, um sich von ihrer Erschöpfung zu erholen, wurden die Blicke des Angegriffenen auf seinen Hund gelenkt, welcher sich an ihn schmiegte und zuerst ihn und dann den Räuber ansah, als ob er um Erlaubniß bäte, an dem Kampfe theilzunehmen. Diesen Umstand benutzend, faßte sein Herr einen raschen Entschluß; sobald sich das Gefecht erneuerte, rief er dem Thiere zu, jenen zu greifen — im Nu biß der Hund den Räuber in die Lende und zog dessen Aufmerksamkeit dermaßen auf sich, daß es seinem Herrn gelang, ihm eine tödtliche Wunde beizubringen. Im Gürtel des Erlegten fand der Sieger eine Goldrolle, die ansehnlich genug war, um ihn auf Lebenszeit in eine unabhängige Lage zu versetzen. Gomez fand bald darauf ein ähnliches Ende. Er wußte sich auf gleiche Weise in die Gunst eines von seinem Bluthunde begleiteten reisenden Handelsmanns einzuschmeicheln, und als dieser sorglos neben ihm herwanderte, schlug er ihn mit seinem Knüttel zur Erde, wurde aber sogleich von dem Bluthunde ergriffen. Der Kaufmann erwachte erst nach einiger Zeit aus seiner Betäubung: nachdem er zu sich gekommen, sah er den Räuber todt am Boden liegen, und zwar hatte ihn der Hund so fest bei der Gurgel gepackt, daß sein Herr ihn nicht ohne Schwierigkeit von der Leiche losreißen konnte.

*) William Stukeley: Palaeographia Britann. No II. 1746.

Bibliographie. *)

England.

T. Brown Lectures on the philosophy of the human mind. With a memoir of the author, by D. Welsh. 13. edit. 8. mit Portrait. Edinburgh. — Thomas Brown (geb. 1778, gest. 1820), war Professor der Philosophie in Edinburg. Seine philosophischen Schriften sind in England sehr geschätzt.

Transactions of the royal institute of British architects of London. Vol. I. Part 2. 4. London. 1 l. 4 s. — Darin auf S. 111—122: Some particulars respecting the cost of certain public buildings (in Berlin und Potsdam), von dem wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath Beuth (by Herr Beuth).

M. Gandy and B. Band Architectural illustrations of Windsor Castle. With a concise historical and architectural account of that monarchical edifice, by J. Britton. Folio. London.

J. E. Erichsen A practical treatise on the diseases of the scalp. 8. mit 6 feler. Kupft. London. 10 s. 6 d.

The Transactions of the provincial medical and surgical association. Vol. 10. 8. London. — Dieser Verein wurde im J. 1832 gestiftet. Vol. 1—8 der Transactions (Lond. 1833—41) sind in der hiesigen Königl. Bibliothek.

J. Milton Poetical works; with notes of various authors and with some account of the life and writings of Milton. By H. J. Todd. 6. edit. 4 vol. 8. mit Portrait. London. 2 l. 10 s.

I. L. Knapp Gramina Britannica; or representations of the British grasses: with remarks and occasional descriptions. 2. edit. 4. mit 118 feler. Kupft. London. 2 l. 16 s.

Torrent of Portugal: an English metrical romance. Now first published from an unique ms. of the 15. century, preserved in the Chetham library, Manchester. Edited by J. O. Halliwell. 8. London. 5 s. (Vergl. Nr. 43.)

Notes of Ben Jonson's conversations with W. Drummond of Hawthornden. January, 1619. 8. London. (Herausgeber: D. Laing.) — Fools and jesters: with a reprint of R. Armin's Nest of ninnies. 1608. With an introduction and notes. 8. London. (Herausgeber: J. P. C., i. e. Collier.) — The first sketch of Shakespeare's Merry wives of Windsor. Edited by J. O. Halliwell. 8. London. — Drei neue Publikationen der Shakespeare Society. (Vergl. Nr. 20.)

J. Atkinson The expedition into Affghanistan. 8. London. 10 s. 6 d. — The recent operations of the British forces in Affghanistan; consisting of views of the most beautiful scenery through which the army passed etc. Drawn on stone by L. Haghe from the original drawings executed on the spot by J. Atkinson. 20 Kupft. gr. Folio. London. 6 l. 4 s. Feler. 10 l. 10 s.

G. C. Bowerby A conchological manual. 2. (verm. u. verb.) edit. 8. mit mehr als 250 Abbild. London. 1 l. 5 s.

R. H. Bonnycastle Newfoundland in 1842. 2 vol. 8. London. 1 l. 1 s. — Mehr naturhistorischen Inhalts ist: J. B. Jukes Excursions in and about Newfoundland, during the years 1839—40. 2 vol. 8. London. 1 l. 1 s.

Mary Somerville On the connexion of the physical sciences. 6. edit. London. 10 s. 6 d.

W. Coulson On diseases of the bladder and prostate gland. 3. (verb.) edit. 8. mit 4 Kupft. London. 7 s.

Archaeologia: or miscellaneous tracts relating to antiquity. Published by the Society of antiquaries of London. Vol. 29. London. 4. — Enthält 26 Abhandlungen, darunter auch die von Prof. Lee in den Jahrbüchern für wissensch. Kritik kürzlich besprochenen: Some historical doubts relating to the biographer Asser, bez Hrn. Thomas Wright. — Derselbe ausgez Gelehrte gab neuerdings nach einer Handschrift des Brit. Museums heraus: Specimens of lyric poetry, composed in England in the reign of Edward I. 8. London. Das Werk, gewissermaßen eine Ergänzung der von ihm früher herausgegebenen Political songs of England, ist für die Percy Society gedruckt und nicht in den Buchhandel gekommen.

Description of the collection of ancient marbles in the British Museum. Part 2. gr. 4. London. 2 l. 2 s. — Herausgeber: E. Hawkins (Custos des Brit. Museums). Part 1—3 (Lond. 1812—29) dieses Prachtwerkes sind in der hiesigen Königl. Bibliothek.

Agnes Strickland Lives of the queens of England. Vol. 3. 8. London. 10 s. 6 d. (Vergl. Nr. 46 der Mag. Art. England.)

Marryat (capt.) Percival Keene. 3 vol. 8. London. 1 l. 11 s. 6 d.

C. Masson Narrative of various journeys in Baloochistan, Afghanistan and the Panjab; including a residence in those countries from 1826 to 1838. 3 vol. 8. London. 2 l. 2 s.

J. M. Stewart A description of some ancient monuments, with inscriptions, still existing in Lydia and Phrygia, several of which are supposed to be tombs of the early kings. Illustrated with plates, from sketches made on the spot. Folio. London. 1 l. 4 s.

J. C. Prichard On the different forms of insanity, in relation to jurisprudence. 12. London. 5 s.

Correspondence between Mr. Pitt and the Duke of Rutland, Lord-Lieutenant of Ireland, 1781—1787. 4. London. — Nicht im Buchhandel. Die Zahl solcher Werke von literarischem Interesse, die auf Veranstaltung Einzelner oder gewisser Vereine gedruckt werden und nicht in den Buchhandel kommen (privately printed), ist in England beträchtl. J. Martin hat sie bibliographisch verzeichnet (A bibliographical catalogue of books privately printed. Lond. 1834. 8.).

Catenae in Sancti Pauli epistolas ad Galatas, Ephesios, Philippenses, Colossenses, Thessalonicenses. Ad fidem codd. mss. edidit J. A. Cramer. 8. Oxonii. — Die früher von Cramer herausgegebenen fünf Catenen sind in der hiesigen Königl. Bibliothek.

W. Betham Etruscan literature and antiquities investigated; or the language of that ancient and illustrious people compared and identified with the Iberno-Celtic, and both shown to be Phoenician. 2 vol. 8. mit vielen Kupf. Dublin. 2 l. 2 s.

Neue Auflagen u. Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Laing Notes of a traveller on the social and political state of France, Prussia etc. 2. edit. — Hooker Icones plantarum. New series. Vol. 1. Part 2. (somit Vol. 1. vollständig. — Hansard Parliamentary debates: 3. series. Vol. 62. — Usher Works. Vol. 5.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Unternehmen-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 124. Berlin, Montag den 17. Oktober 1842.

Aegypten.

Kosseir am Rothen Meere.

Die Stadt Kosseir liegt an dem Ausgange eines Thales, das sich vom Rothen Meere bis dicht an den Nil erstreckt, und ist für Ober-Aegypten, was Suez für Unter-Aegypten ist. Sie ist am Fuße eines Hügels erbaut, auf dessen Gipfel eine Festung steht, die vier Thürme und zwanzig Stück Geschütze hat. Unter den letzteren befindet sich eine Französische Haubitze, welche die Aufschrift: „Valence" und das Datum: „Meissoor, Jahr III der Republik" hat. Dieses Geschütz, das die Französische Armee daselbst zurückgelassen hat, ist also ein historisches Denkmal der Eroberung Aegyptens durch die Franzosen.

Die Festung Kosseir, die von dem Sultan Selim erbaut und von den Franzosen restaurirt wurde, schützt die Stadt gegen jeden Angriff. Auch wurde sie von den Englischen Fregatten, welche die Französische Besatzung daraus zu vertreiben suchten, drei Tage lang ganz vergeblich beschossen. General Donzelot, der den Platz kommandirte, brachte den Engländern bedeutende Verluste bei und zwang sie, sich wieder einzuschiffen. Die Straßen Kosseirs sind fast alle schnurgerade und sehr reinlich; eine Eigenthümlichkeit, die mit der allgemeinen Unreinlichkeit der Aegyptischen Städte stark kontrastirt. Nur macht das gleichförmige, graue Aussehen der von rohen Mauersteinen gebauten Häuser einen traurigen Eindruck, den einige einzelne Wohnungen, die von Steinen und gebackenen Ziegelsteinen erbaut sind, nicht verwischen können. In der Bauart ist nur das große Haus des Gouverneurs merkwürdig, das am Ufer des Rothen Meeres liegt. Seine Konstantinopolitanische Architektur ist nicht ohne Eleganz. Die Bevölkerung von Kosseir besteht ungefähr aus 2000 Seelen, die Türkische Besatzung von einigen Kanonieren und Arnauten mitgerechnet. Der einzige katholische Einwohner ist der Französische Konsular-Agent. Der Englische Agent ist ein reicher Türkischer Kaufmann, der im Lande großen Einfluß hat. Die Umgegend der Stadt ist eine wüste Sandfläche, und Regen und fließendes Wasser ist dort äußerst selten. Die Einwohner holen ihr Wasser aus mehreren benachbarten Oertern. Die Brunnen der Citadelle und der Stadt liefern nur ein sehr trübes und mit Schwefel geschwängertes Wasser. Ein artesischer Brunnen würde hier von großem Nutzen seyn. Der Hafen bildet einen ziemlich großen Bogen, der 50—60 Schiffe aufnehmen kann. Im Westen ist er durch die Strandhügel geschützt, und dies sind die ersten Berge, die man am Horizont bemerkt. Eine beträchtliche Korallenbank, die 300 Metres ins Meer geht, schützt ihn vor dem Nordwinde. Er ist nur gegen die Südwest-Winde offen, die auf dem Rothen Meere wenig zu fürchten sind. Weil er keine bequeme Ausladestelle hatte, so hat Mehmed Ali einen schönen Platz dazu einrichten lassen, wo die kleineren Fahrzeuge ohne Gefahr landen können. An dieser Stelle ist das Rothe Meer so fischreich, daß die alten Einwohner, die sich nur von Fischen nährten, den Namen Ichthyophagen erhalten haben; ein anderes benachbartes Volk hieß besonders die Chelonophagen, weil sie sich von Schildkröten nährten, deren es eine große Menge in dieser Gegend gab. Der großen Schalen bedienten sie sich als Schilde oder machten daraus Hausgeräthe oder andere Werkzeuge.

Als die Französische Armee in Kosseir ankam, war die Umgegend der Stadt noch mit Fischern bewohnt, die bei dem Anblick der Französischen Soldaten entflohen. Die Hütten dieser Fischer waren mit Schildkröten-Schalen bedeckt. Auch findet man in dem Thale von Kosseir den Volksstamm der Ababdehs, welche direkte Nachkommen der Troglodyten seyn sollen. Ihre Sitten und Gebräuche sind von denen ihrer Vorfahren fast in nichts verschieden. Die Schilderung, welche die alten Geschichtschreiber von diesem Volke machen, stimmt wörtlich mit der Beschreibung überein, die der Französische Gelehrte, Herr Dubois-Aimé, von ihnen macht.

Nordwestlich von dem Hügel, der Kosseir beherrscht, erblickt man viele kleine Höhlen, die den Ababdehs noch jetzt als Wohnplätze dienen. Dieser Volksstamm, welcher bis auf den heutigen Tag von aller Civilisation fern geblieben ist, lebt von den übrigen benachbarten Stämmen ganz isolirt. Er hat mit den Arabern nur die muhammedanische Religion gemein, in die er jedoch einige Gebräuche seines alten Götzendienstes aufgenommen hat. Diese neueren Troglodyten, welche die Europäer, wenn sie mit einem Ferman des Vicekönigs versehen sind, ohne Gefahr besuchen können, bestehen noch aus mehreren Tausend Individuen, die auf der Wüste zwischen Kosseir und dem Nil zerstreut sind. Sie haben seit vielen Jahrhunderten ihre ursprünglichen Sitten und Gebräuche beibehalten.

Nördlich von Kosseir findet man noch viele Ruinen, welche man Kadima oder Alt-Kosseir nennt. Dies sind die Trümmer einer großen Stadt, die eine Bevölkerung von ungefähr 30,000 Seelen gehabt haben muß. Ihr Hafen, der einst geräumig und tief gewesen zu seyn scheint, ist fast ganz verschüttet. Nach Gosselin und anderen Geographen wäre Kadima das alte Myos-Hormos gewesen. Danville behauptet jedoch, daß dieser alte Handelsplatz mehr nördlich gelegen habe. Dem sey, wie ihm wolle; Myos-Hormos war für das alte Aegypten das, was Kosseir für das heutige Aegypten ist. Da der Handel auf dem Rothen Meere einst sehr bedeutend war, so gab es am Ufer noch mehrere andere sehr wichtige Städte, z. B. das alte Berenice (Portus Albus) und Philoteras Portus. Südlicher lagen Sucho (Soakin) und Ptolemais (Theron). Aber besonders aus Myos-Hormos empfing das wohlhabende Theben die kostbaren Produkte Arabiens und Indiens. Um von der Ausdehnung dieses Handels einen Begriff zu geben, wollen wir eine Stelle aus Strabo citiren, wo er sagt: „daß zu seiner Zeit eine Flotte von hundertundzwanzig Segeln aus dem Hafen von Myos-Hormos nach Indien abfuhr." Aus diesem Hafen segelte auch die Flotte des Aelius Gallus, als er den Feldzug nach dem glücklichen Arabien antrat, wo die Römer die bedeutende Stadt Aden besaßen, die sie mit dem Namen Portus Romanus bezeichneten. Zu dieser Zeit transportirten zahlreiche Kameel-Karawanen in einigen Tagen die Waaren von Koptos nach Myos-Hormos, von wo sie mit den Produkten des Rothen Meeres, Arabiens und Indiens wieder nach den Ufern des Nils zurückkehrten. An verschiedenen Stellen des Weges erblickt man noch die Trümmer der Griechisch-Aegyptischen Stationen, deren gut erhaltene Brunnen den Karawanen heute noch von großem Nutzen sind. Die Karawanen gehen heute noch denselben Weg, wie vormals, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie nicht mehr von Koptos, das Diocletian zerstört hat, abreisen, sondern von Kenneh, das einige Stunden unterhalb jener Stadt liegt. Diese Karawanen, die in drei und einem halben Tage den Transport bewerkstelligen, führen nach Kosseir täglich große Quantitäten von Reggen, Gerste, Mehl, Bohnen, Linsen, Zucker, Oel u. s. w. nicht bloß für die Bedürfnisse der Stadt, sondern auch zur Ausfuhr nach Mollah, Jambo, Dschedda, Konfuda, Hodeida, Mokka, Massuah und besonders nach Medina und Mekka. In der letzteren Zeit sind mehrere Getraide-Lieferungen nach Indien und nach verschiedenen Punkten des Indischen Oceans abgegangen. Die nach Arabien bestimmten Waaren werden gegen Kaffee, Gummi, Weihrauch, Gewürze, Indische Leinwand und Kaschemire ausgetauscht. England nimmt jetzt auch an diesem Tauschhandel Theil, in der Hoffnung, großen Vortheil davon zu ziehen. Kosseir wird aber immer in seinen Handelsbeziehungen zu Indien von Suez abhängig bleiben. Dieser letztere Hafen wird, vermöge seiner größeren Nähe zu Europa, immer wichtiger seyn als Kosseir, zumal wenn man den alten Kanal des Ptolemäus wiederherstellt. Jetzt können weder die Arabischen, noch die Europäischen Fahrzeuge die Schwierigkeiten überwinden, welche der Norden des Rothen Meeres zu gewissen Jahreszeiten darbietet. Kosseir ist für den Handel nach Said und Nubien eben so wichtig, wie für den Handel nach Unter-Aegypten und dem Mittelmeere.

England konnte die mannigfachen Vortheile, welche diese Handelsstation darbietet, nicht aus den Augen verlieren. Auch unterstützt sein dortiger Konsular-Agent mit allen Mitteln den Personen- und Waaren-Transport nach dem Nil, den die Indischen Paketböte in Kosseir ausladen, ehe er nach Suez weiter befördert wird. Auch sieht man dort Handelsschiffe aus Bombay, Kalkutta und selbst aus London ankommen. Einige dieser Fahrzeuge sind von Suez, wenn dies das Ziel ihrer Reise war, sogleich wieder nach Kosseir zurückgekehrt, um in dem Hafen Getraide-Ladungen aufzunehmen, und Mehmed Ali hat den ausdrücklichen Befehl gegeben, diese Handels-Verhältnisse auf das beste zu unterstützen. Unter solchen Umständen hat die Französische Regierung auch einen Konsular-Agenten ernannt, der die Interessen seiner Landsleute in diesen Gegenden wahrzunehmen hat.

Spanien.

Die Diplomaten von Madrid.

(Nach der Revue de Paris.)

(Fortsetzung.)

Doch kehren wir zur heutigen Diplomatie zurück. Am Hofe Madrids glänzte die sanfte lächelnde Schönheit Maria Christinens, der Mutter und Regentin. In den Armen hielt sie ihre beiden Infantinnen, die, gleich der Mutter, mitten im Bürgerkriege lächelten. Sie regierte glücklich und verjüngte Spanien durch ihren Geist, ihre Jugend und Schönheit, als plötzlich

der Bürgerkrieg ausbrach. Alsbald kommt aus Amerika ein Glücksritter mit durchbohrendem Auge, verwegenem Kopf und stolzem Degen, dessen Uniform aber verschabt ist, mit halb abgerissenen Oberst-Epauletten, gleich denen des tapferen Grafen vor Cartagena und aller Spanischen Helden, die vor den Negern und Indianern Bolivar's weichen mußten. Zuerst zeigt er sich unter den empörten Truppen von Biscaya, und nachdem er das Bataillon der Chapelgorri's dezimiren lassen, beginnt er den Krieg mit aller Zuversicht, Festigkeit und taktischen Kunst der erfahrensten Offiziere Amerika's. Man sieht schon, daß er in Spanien etwas sucht, was ihm in Peru und Chili entgangen — die Gelegenheit und eine hohe Befehlshaberstelle. Das Glück Riego's hat auf ihn den mächtigsten Eindruck gemacht. Er wird sich hoch über Riego erheben; er gehört zu jenen ehrgeizigen Ajacucho's, den geschicktesten Offizieren der Armee, welche alle Revolutionen mitgemacht, auf Kongressen und in Schlachten die Parteien angeführt haben und seit 1808 die wahren Beherrscher Spaniens gewesen sind. Er wird bei seinen ersten Begegnungen mit Zumalacarregui Ruhm einärndten, zu Pamplona die Garnison des Brigadiers Iriarte in Schrecken setzen, zu Miranda am Ebro Gnade beweisen, weil er Gnade nöthig hat. Er ist der Mann, dessen Kühnheit und Geschicklichkeit bewirkt, daß dem General Cordova sein Kommando entrissen, der Bilbao befreien und in einer Gewitternacht, selbst mehr todt als lebendig, über die von Blitzen erhellte Brücke von Luchana ziehen wird. Bald wirft er sich auf Ramales und Balmaseda; er zwingt bei Bergara mit ausgezeichneter Klugheit eine ganze Armee, die Waffen zu strecken. Er schließt den Frieden. Dann stürzt er sich in die Empörungen zu Madrid und Barcelona; während man ihn auf einem letzten Zuge gegen Cabrera glaubt, lenkt er die Armee und die Parteien. Endlich, nach siebenjährigem Kriege, als man Spanien schon beruhigt und dem Throne gesichert wähnt, schreitet derselbe Glücksritter ins Innere des Palastes und nimmt auf den Stufen zum Throne eine feste Stellung, während die Königin-Mutter abzieht. Der ehemalige Oberst Espartero war gestern Graf von Luchana; heute ist er Herzog von Vitoria und Morella: morgen Regent des Königreichs.

Dieser ist der Mann, dessen Glück nur ein Spiel der Zufalls gewesen seyn soll. Man hat nur zu viele Albernheiten über Spanien gesagt und Anderen nachgesprochen; ich für mein Theil will lieber den Vorwurf eines Paradoxisten auf mich laden, als der Meinung des großen Haufens Gehör geben. Ich habe Espartero als General gekannt und verlange, daß man seinem echten Heldenmuth wie seinem natürlichen Berufe zum Befehlen, den er bei so mancher Gelegenheit offenbarte, die gebührende Hochachtung beweise.

Zu seinem Hauptquartier überraschte uns von vorn herein die Macht, die Diktatur Espartero's. Seine Armee gehörte ihm ganz an; seine Amerikanischen oder Spanischen Offiziere fügten sich ehrfurchtsvoll seinem Willen. An diesem kriegerischen Hofe befanden sich die Repräsentanten der beiden größten mit Spanien alliirten Mächte, die Obersten Senilhes und Wylde, von Marschall Soult und Lord Palmerston gesandt.

Das Hauptquartier wanderte auf einen Wink des Herzogs von Vitoria nach jedem beliebigen Orte. Eine militairische oder diplomatische Konferenz, die im Lager oder innerhalb der Mauern einer erstürmten Stadt begonnen war, wurde oft während des Ausbruchs einer Schlacht und zu Pferde fortgesetzt: alsdann mußte man sehen, wie der Ober-General hier seinem Stabe Orders gab, dort zu den Soldaten sprach, oder mit Senilhes und Wylde in trefflichem Französisch plauderte; dann plötzlich sie verließ und beim ersten Erscheinen des Feindes mit seiner Eskorte von 500 Reitern nach der Vorhut sprengte, dann wiederkehrte und die beiden Herren höflichst um Entschuldigung bat, daß er sich gezwungen gesehen habe, die Unterhaltung zu unterbrechen. Und wirklich knüpfte er sofort mit seiner außerordentlichen geistigen Gewandtheit ein neues Gespräch über alle Operationen dieses Krieges und noch häufiger über die großen Feldzüge der Französischen Revolution an: so sprach er unterweges von unseren Afrikanischen Angelegenheiten, selten von Politik, viel von der Geschichte Europa's und Amerika's, von Mathematik, Geodäsie und selbst Astronomie. Senilhes und Wylde hörten ihn mit Staunen und großer Aufmerksamkeit, wie Männer, die in dem General Espartero den fähigsten Offizier der Armee und zugleich den geschickten Unterhändler erkannten, der vielleicht die schwierigste Operation in allen Kriegen der neueren Zeit, den Traktat von Bergara, bewerkstelligt hatte.

Der Herzog war in seinem Hauptquartiere von Stabs-Offizieren umgeben, darunter Mehrere von hoher Tapferkeit und tiefen Kenntnissen, die auch vortrefflich Französisch sprachen: namentlich die Herren Horain und Krajowski, Vargastegui, Falcon, Valdez, Mendizabal und Orio. Bei den Unterhaltungen zwischen dem Chef und den Commissairen Wylde und Senilhes war der Brigadier Linage gewöhnlich bloßer Zuhörer und äußerte seine Meinung nur, wenn Espartero ihn direkt fragte: allein auch er gab sich als ein Mann voll Talent und Geschicklichkeit zu erkennen, der besonders die Parteien gut kannte und ein politisches System sich gebildet hatte; eben darum hat ihn der Herzog immer weit häufiger konsultirt als seinen Rath befolgt. Ueberhaupt war Espartero sehr oft, und so, daß es Aufsehen erregte, den Meinungen Aller entgegen; er meisterte und bewältigte seine Generale; er that dies auf höchst energische Weise in jenem Kriegsrath, wo er allein entschied, daß man auf die von Zumalacarregui belagerte Stadt Bilbao losmarschiren solle, und die ganze Armee mit sich fortriß; es gelang ihm, Bilbao zu befreien.

Nach Don Carlos' Flucht über die Gränze hatte die Armee gegen Pamplona sich gewendet und war über Saragossa nach Nieder-Arragonien gezogen, wo Cabrera noch Stand hielt. Der Herzog von Vitoria nahm damals sein Hauptquartier in Mas de las Matas, welcher Ort durch das erste Manifest berühmt geworden, das hier der Secretair des Herzogs Linage gegen die Politik des Ministeriums Perez de Castro erließ. Es war diese Gegend die wildeste und zugleich zauberischste Wüste, wo Touristen, Militairs und Diplomaten jemals zusammentrafen! Am Horizont strebten Berge zum Himmel empor und zeichneten auf das klare Blau ihre ungleichen, von Adlern und Geiern umschwebten Felsenkämme. Ueber einem dieser entfernten Spitzgipfel thronte Castellote mit seinen maurischen Thürmen. Aguaviva barg die Zinnen seiner Mauern hinter den Trümmern eingestürzter Felsen; und die Ginebrosa strömte von jäher Abdachung auf eines der von der Sonne vergoldeten Tafelländer. Ungefähr im Mittelpunkte des gigantischen Amphitheaters erhob sich, wie eine Insel aus frischem Grün, von dem krystallenen Wasser des Guadalope umspült, Mas de las Matas im Schatten von Oliven und Lorbeerbäumen. Die Häuser mit ihren platten Dächern überragte ein Kirchthurm oder vielmehr ein Minaret aus rosenfarbenen Ziegeln mit seinem Chinesischen Pavillon aus blauer und weißer Fayence, das die Glocken umschließt. Dieses Denkmal der maurischen Zeit ist außerdem von oben bis unten krenelirt, wie ein Drusen-Kloster oder eine von jenen Moscheen am Rande der Wüsten, in welchen die Karawanen Schutz suchen. Welche tiefe Ruhe herrschte in dem blühenden Dorfe, unter seinen schwarzen und schmächtig gebauten Einwohnern, unter jenen Arragonesirinnen mit ihrem kohlschwarzen Haar und ihren weißen Zähnen, mit der schmalen Taille und den leichten Füßchen, die nie etwas Anderes getanzt hatten als die Jota Arragonesa! Aber plötzlich, an einem Frühmorgen, wurde die ganze Bevölkerung aufgeschreckt und mußte fliehen — Trompeten schmetterten, Bajonette funkelten im Morgenlicht, und bald kamen, an der Spitze der Soldaten, die Reiter gesprengt: zuerst war es nur eine berittene Vorhut; dieser folgte eine Schwadron, dann Reiterei und Fußvolk in ganzen Kolonnen, unter klingendem Spiele und Wagengerassel. Wie eine fallende Lawine donnerte die Wucht des Heeres über Mas de las Matas, als Espartero an einem schönen Tage den friedlichen Ort überraschte.

Wenn der Obergeneral von seiner Vorposten-Runde zurückkehrte oder, von seinem Stabe umgeben, die Befestigungen des Lagers in Augenschein nahm, ritt er eine prächtige Andalusische Stute mit herabhangender Mähne. Sein blasser und hagerer Reiter spornte das Thier zu einem so lebhaften Trabe, daß die ganze Suite nur im Galopp folgen konnte. Inmitten dieser Gruppe glänzender Uniformen machte sich Espartero nur durch die Einfachheit seines Anzugs bemerklich; fast so oft er das Lager verließ, trug er einen schlichten grünen Mantel und einen alten Tressenhut. Espartero schien eher klein als groß, besonders wenn er den tapferen und unglücklichen Don Diego Leon an seiner Seite hatte, jenen Spanischen Murat, der ein vollendeter Mann [illegible] war und immer so kostbar sich kleidete. Beide glichen einander nur von Seiten ihres Löwenmuthes: der Eine war majestätisch gebaut, [illegible] und doch ritterlich höflich: der Andere eher unansehnlich, wenig auf seine Person bedacht, aber Alles beobachtend, was um ihn her verging. Doch ließ sich bemerken, daß der Obergeneral neben Diego Leon jene Miene höherer Ueberlegenheit sich gab, welche Napoleon an der Seite des herkulischen Kleber annahm. Espartero erräth und durchschaut wie Wenige die kriegerischen Eigenschaften und beinahe das Schicksal der Generale, die ihn umgeben — ein furchtbares Talent in Bürgerkriegen. Er hat auf seiner thatenreichen Laufbahn alle Geheimnisse des menschlichen Charakters ergründet, und ich selbst habe ihn sagen hören, daß er seine ganze Armee, von den Offizieren bis auf die Soldaten, kenne. Espartero, den man so wenig verstanden hat, Espartero suchte die Kühnsten und Ehrgeizigsten heraus, um sie an sein Interesse zu fesseln; allein er war auch unversöhnlich gegen seine Feinde, selbst wenn sie großes militairisches Verdienst hatten. So vernichtete er das Glück des Generals Cordova, das dem seinigen schon fast überlegen war; so gab er den bravsten der Gefährten seines Ruhmes, Diego Leon, einem unrühmlichen Tode hin. Aber welche Festigkeit in diesem Ehrgeize! Espartero, der zu Mas de las Matas schon entschlossen war, Alles zu stürzen, was einen Widerstand gegen ihn wagte, der damals den bevorzugten Minister der Königin zum Falle brachte, setzte später durch die Hinrichtung Diego Leon's, als dieser gegen ihn sich auflehnte, ganz Spanien in Schrecken. Man sagte ihm, die Armee werde sich empören: er sah im Gegentheil jeden Degen gesenkt, als er sich den Truppen zeigte; man begrüßte ihn nicht bloß als Chef der Regierung, sondern auch als General und Partei-Chef.

Espartero hielt strenge Ordnung in seinem Lager; dies gelang ihm um so mehr, weil er sich persönlich mit seinen Truppen beschäftigte. Zu Mas de las Matas durfte jeder gemeine Soldat und jeder arme Arragonesische Bauer vor den Ober-General treten, wie zu Madrid, seitdem er Regent ist. Er ließ sich die Ungenirtheit seiner Landsleute sehr gern gefallen. Zwei Schildwachen vor der Hausthür seines Quartiers rauchten ihre Cigarren; auf Bänken sitzend oder am Boden kauernd, vertrieb sich seine Ehrengarde mit Kartenspiel die Zeit. War man die Treppe hinaufgestiegen, so empfingen seine Adjutanten jeden äußerst höflich und meldeten oft in eigener Person den Ankömmling. Jeden Abend war in Mas de las Matas eine Reunion bei dem Ober-General, der seinen Gästen nicht selten außerordentliche Begebenheiten aus seinem Leben erzählte, die Abenteuer seiner Jugend mit echtem Humor würzend.

Die so malerische Umgebung von Mas de las Matas bewog uns oft, mit den Commissairen Wylde und Senilhes und mehreren der Spanischen Generale Exkursionen zu Pferde nach den Vorposten zu machen. Don Diego Leon erschien bisweilen mit seiner glänzenden Eskorte von Husaren im Lager und brachte den Obersten Gurrea mit, dessen Geist und Muth die Armee sehr bewunderte. Leon gab in seinem Lager allerlei schöne und geräuschvolle Lustpartien, Bälle, auf denen man die jota aragonesa tanzte, und prächtige Soupers. Damals existirten keine Rivalitäten: es herrschte unter den Gesandten der beiden Europäischen Staaten und den Spanischen Generalen vollkommene Gleichheit und die beste Harmonie, bis zu dem Augenblick der bedenklichen Zerwürfnisse, die zu Barcelona mit der Abdankung der Regentin endeten.

Aus allem Gesagten kann man so ziemlich ersehen, was Espartero war. Ist er jetzt ein Anderer? Wohl möglich; doch habe ich den Herzog von Victoria immer als einen Mann ohne vorgefaßte politische Meinungen gekannt. Er ist ein Mann, dessen Glück in jedem Falle sich genügend erklären läßt, und den man um so weniger herabsetzen sollte, da er jetzt an der Spitze eines mit uns alliirten Staates steht. Diese Allianz kann beiden Ländern nur nützlich seyn, wie sehr auch Spaniens innere Politik wechseln möge. — So viel von der Diplomatie des Hauptquartiers; wenden wir uns jetzt zu der Diplomatie in Madrid.

Ich habe hier drei Französische Gesandten kennen gelernt, die Herren von Rumigny, de la Redorte, von Salvandy, und einen vortrefflichen Geschäftsträger, Herrn Pageot. Jetzt repräsentirt der Herzog von Glücksberg Frankreich in Spanien. Unter allen diesen Männern von Geist und Geschicklichkeit war Herr von Salvandy der ausgezeichnetste, derjenige Diplomat, welcher am meisten befähigt schien, nach der Oktober-Revolution die Krone zu vertreten, der kühne und doch weise Gesandte, welcher, als er plötzlich zurückberufen ward, sehr wohl in Paris sagen konnte: „Ich verlangte keine Armee von euch, sondern vierzehn Tage Geduld!"

Zum Glück gab es, nachdem seine Kredit-Briefe mit so vielem Eclat angeboten und abgelehnt waren, in demselben prächtigen Hotel, wo Herr von Salvandy den Minister Gonzalez zum Zittern gebracht hatte, einen sanften und doch stolzen jungen Diplomaten von 25 Jahren, der mit bewundernswürdigem Takte jene so schwierige Angelegenheit zu Ende führte und den Franzosen eine Art von Genugthuung verschaffte, indem er mit einem anderen Diplomaten von gleichem Alter und Geiste, der ebenfalls bloßer Secretair Salvandy's gewesen, sich verband. Ersterer war der Herzog von Glücksberg, Letzterer der Graf von Mercier. Das Hotel des Herzogs von Glücksberg ist glänzend, aber traurig und kalt: man verspürt hier noch einen Hauch der Isolirungs-Politik.

Allein die wahre Gesandtschaft seit der Abreise des Herrn von Salvandy, diejenige Gesandtschaft, welche von fern schon sich ankündigt, bei deren Anblick man kaum zu sprechen wagt, von welcher zu jeder Stunde des Tages Befehle, Couriere, muthige an Kaleschen gespannte Pferde, die Livree-Bedienten der ganzen Spanischen Grandezza, die Equipage des Regenten, der blaue und rothe Jäger des Don Francisco de Paula ausgehen, das primum agens aller tausend Springfedern der Politik, diejenige Gesandtschaft endlich, die noch bei nächtlicher Weile eine ungeheure Welt zu seyn scheint — sie ist, man hat es schon errathen, das Hotel, das Schloß, der Palast des Sir Arthur Aston, bevollmächtigten Ministers Ihrer Britischen Majestät. Welch ein Mensch ist dieser Sir Arthur, obgleich man bei ihm die Französische Anmuth und den Esprit des Herrn von Glücksberg nicht findet! Der Britische Gesandte besitzt in eminentem Grade jenen erzgepanzerten Despotismus, der in seinen Vätern waltete, als sie den Elephanten und den Comtoirs der Ostindischen Compagnie geboten; er gehört zu jener Race brauner Engländer, die einen Tippu Sahib erdrosseln und China vergiften. Ein hochgebauter und hagerer Mann, wie Shakespeare's Cassius, träumt er den schönsten aller diplomatischen Träume. Wisset ihr, was es ist? Spanien lächelt nicht darüber: es ist der Baumwollenhandel. Ungeheure Revolution! Die Monarchie Karl's V. von Fabrikanten aus Birmingham beherrscht! Zwei Britische Kolonieen im Süden Frankreichs, Portugal und Spanien! Europa's Gleichgewicht gestört durch Waarenballen und in kurzem vielleicht ein allgemeiner Krieg, welcher der baumwollene Krieg heißen wird! Siehe da die Zukunft, den unsinnigen oder großartigen Plan des langen dunkeln Diplomaten, Sir Arthur Aston!

Schauet einmal den Palast dieses Nabob, mit den beiden gewaltigen Säulen am Eingang, die sich wie zwei schlafende Riesenschlangen oder wie die steinernen Palmbäume eines Tempels des Dschaggernaht ausnehmen. An der Façade wacht der Englische Leopard; am Portale stehen die Wachen, die Sipoy's (Spahis) und die Hunde aus Neufoundland. Alle Fenster mit ihren seidenen Vorhängen sind den grünen Alleen der Straße Alcalá zugewendet. Was für ein Stern schimmert aber jetzt von den goldenen Gitterstangen des Altanes? Gewiß, noch nie hat ein reizenderes Geschöpf sein himmelblaues Auge geöffnet, seine Purpurlippen gezeigt und das herrliche blonde Lockenhaar im Winde wehen lassen! Dennoch ist es weder Giulietta noch Doña Sol. Es ist — verzeiht mir, dieses Wort macht immer zittern — eine Löwin: die elegante und fantastische Madame Scott. Sie ist die Königin der Britischen Gesandtschaft, der bewundernswürdigste und gewaltigste aller Diplomaten. Wäre Madame Scott nicht eine der keuschesten Señora's von Madrid, wie sie eine der reizendsten ist, so könnte man sie mit der Gräfin Du Barry vergleichen, wenn man ihre außerordentliche Herrschergewalt erwägt. Madame Scott ist die herrschende Mode, die offizielle Depesche, welche Kabinette macht und zerstört, das große Geheimniß der Politik, der Zauberfächer, der dem Regenten schmeichelt oder ihn schlägt. Nehmt ihr sie aus ihrem glänzenden Zirkel, so nehmt ihr Madrid sein ganzes Glück, und Herr Aston verzweifelt am Erfolge seines großartigen Traumes, an seinem erschrecklichen Ehrgeize; denn er hat es auf den Ruin der Französischen Diplomatie und einen zweiten Vertrag von Methuen abgesehen!

Madame Scott besitzt Geist und eine Phantasie wie die Sappho; sie kennt Spanien besser als „die Zigeuner oder Lord Clarendon", wie Herr Milton, dessen Bekanntschaft wir weiter unten machen, sich ausdrückte. Während der Gesandte, in sein Kabinet eingeschlossen, Alles beobachtet, was im Rathe der Minister, bei den Cortes und im Palaste Isabella's vorgeht; während das Gold alle Geheimnisse ihm zuführt, als drehte dieser unsichtbare Diplomat im Finstern am Ringe des Gyges, tritt Madame Scott wie eine Sonne aus diesem Nebel hervor. Sie strahlt auf dem Prado, bei dem Wettrennen des Herzogs von Osuna, bei den Stiergefechten auf der Plaza de Toros, wo Montes mit seinem Degen sie begrüßt. Dann besteigt Madame Scott ihr Reitpferd, auf dem sie wie ein weiblicher St. Georg sich ausnimmt, und courbettirt in ihren Englischen Gärten. Wenn der Abend kommt, wollt ihr dann eine Fontanges oder eine Pompadour sehen? Oeffnet ein wenig jene Portiere mit seidenen Arabesken, durch welche ein rosiger Lichtschimmer fällt, und sehet genau zu: jene lächelnde Dame, deren lockiges Haar nach der Iris duftet, die mit ihrer kleinen weißen Hand eine krystallene Schale an die Lippen bringt, ist Mad. Scott! Zuweilen giebt sie, statt dieser kleinen Souper's, einen Ball oder eine Oper, in welcher sie als Lucia, Norma, oder als eine andere Heldin Bellini's sich hören läßt. Ihr Schauspielsaal ist wirklich im Hotel Aston. Die Königin geht dahin, und der Regent, und die Minister, und das ganze diplomatische Corps.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Langweiligen.

Es würde ein vergebliches Bemühen seyn, den Frauen zu befehlen, sie sollen nicht kokettiren und nicht eifersüchtig seyn, den Aerzten, sie sollen ihre Kranken heilen, den Schneidern, sie sollen das Tuch zu ihren Röcken kaufen, den Nachtwächtern, sie sollen nach 11 Uhr nicht schlafen, den Advokaten, sie sollen die Prozesse ihrer Klienten abkürzen, den Berliner Droschken-Kutschern, sie sollen rasch fahren, und den Pariser Stutzern, sie sollen nicht in der Abenddämmerung ein rothes Band in das Knopfloch stecken, um für Ritter der Ehrenlegion zu gelten. Doch wenn alle diese sich unseren Befehlen geduldig fügten, so bliebe es immer noch vergeblich, dem großen Heere der Langweiligen aufzutragen, sie sollen in eine Wüste auswandern und sich unter einander amüsiren. Sie sind zerstreut durch die ganze kultivirte Menschheit, und ihre Mission bleibt ihnen selbst ein Geheimniß, weil sie gar nicht so langweilig wären, wenn sie nicht amüsant zu seyn glaubten.

Man theilt das Geschlecht der Langweiligen in zwei Familien, in die einfach und zusammengesetzt Langweiligen.

Der einfach Langweilige trägt die Fähigkeit, zu langweilen, in sich selbst; er bedarf keiner Bundesgenossen und keines sonstigen Apparats dazu. Er ist die Schlange des Laokoon, wen er erfaßt, den läßt er nicht los; er wird bald sehr vertraulich, redet Jeden mit Freund an und beachtet es nicht, wenn man ihn mit scharfem, ablehnenden Tone Herr anredet. Wenn man ihn vernachlässigt, um ihn fühlen zu lassen, daß er belästigt, so glaubt er, man ist mißgestimmt, und bringt mit doppelter Redseligkeit auf das unglückliche Opfer ein, um es aufzuheitern. Wenn man sich verabschiedet, indem man einen Freund, eine Freundin zu dieser Stunde zu besuchen versprochen habe, so erbietet er sich, mitzugehen. Diese Familie der Langweiligen zertheilt sich in eine große Anzahl von einzelnen Zweigen und Seitenlinien. Wir führen nur einige der merkwürdigsten auf:

Der Egoist, der stets von sich, seinem Hause, seinen Talenten, seinen Schätzen spricht; er pflegt beim Gespräch den Genossen beim Rockknopf zu fassen und diesen wo möglich abzureißen, dann mit der Uhrkette zu spielen, bis er erschrocken sieht, daß sie zerbrochen ist, dann manövrirt er um die Kravate herum, bis er die Schleife glücklich aufgezogen hat; dazu tritt er im Eifer der Erzählung stets so nahe an den gequälten Freund hinan, daß dieser das Taschentuch stets in den Händen behalten muß, um sich das feuchte Gesicht abzuwischen.

Der Verliebte, der seine Freude nicht verbergen kann, ist zuvorkommend, unendlich süß gegen Onkel, Tante, Cousin, Cousinen; er legt der Mama den Shawl um, bietet ihr den Arm an, er bringt dem Papa, der sich im Lesekabinet befindet, den Regenschirm, weil einige Tropfen gefallen sind, er opfert sich ganz auf; zu allen Tageszeiten steht er zu Dienste, arrangirt Spielpartieen, an denen Niemand Antheil nehmen will, und rennt alle Welt auf der Straße um, wenn es zu ihr, zu ihr! zu gelangen gilt. Er versorgt den Haushund und die Hauskatze mit Leckereien und mit kostbaren Halsbändern, auf denen sich eine zarte Devise befindet. Vorzüglich aber ist auch die Amme der Schönsten seinem Herzen unendlich werth.

Der Aufdringliche schlägt mit hastigen Schlägen an deine Thür, schöne Leserin. Dein Gemahl ist eben abwesend, und du erwartest einen lieben Freund. Armes Kind! Du hast deiner Dienerin scharf eingeprägt, sie solle jeden Besuch abweisen, den einzigen ausgenommen; doch schon hörst du ihn fragen: „Sind der Herr zu sprechen?" — „Nein, mein Herr." — „Die Madame?" — „Nein, mein Herr; sie ist unwohl, sie schläft eben." — „Du irrst dich, diese Weisung ist nicht für mich; melde mich der Madame an, ich bin Herr ***, sie nimmt mich an, ich weiß es." — „Doch, mein Herr, ich versichere Sie, daß Madame ...." — „Nichts, nichts; ich habe sie am Fenster gesehen." — „Das ist möglich; sie wird Luft geschöpft haben, sie ist sehr unwohl." — „Nein, sie hatte vortreffliche Toilette gemacht." — Was bleibt dir übrig, armes Kind, als die Thür zu öffnen und dich zu entschuldigen, daß man deine Befehle so falsch verstanden habe: du empfängst ihn sehr kalt, dies nimmt er für Schüchternheit und gießt alle Ströme der interessantesten Unterhaltung über dich aus; da kommt dein lieber Freund, und nun sind Drei dort, wo nur Zwei seyn wollten. Welch' ein Unstern! Der Aufdringliche will sich angenehm machen, er donnert auf deinen Flügel, er gestikulirt lebhaft, indem er die Vorzüge seines Spiels auseinandersetzt. So vergeht die Zeit, es schlägt 10 Uhr, dein Gemahl kehrt heim, der liebe Freund zieht sich um halb elf zurück, der Aufdringliche hat noch ungemein viel Interessantes zu erzählen, es fallen ihm neue Musikstücke ein, in denen er sich

besonders auszeichnet; er empfiehlt sich jedesmal und kann stets nicht umhin, noch einen höchst merkwürdigen Fall mitzutheilen.

Im Geschlechte der Langweiligen sind auch die entfernten Verwandten, die Cousins des siebenten und achten Grades, ein Hauptzweig, die überaus Theilnehmenden, welche stets um Mittag sich nach dem Befinden ihres theuren Vetters erkundigen und überrascht sind, wenn für sie mitgedeckt wird, doch nicht so unbescheiden seyn können, dies zu verbieten.

Besonders interessant ist auch der Schnupfer, welcher keine Dose hat und seinem werthen Freunde, der eine besitzt, stets wie durch ein telegraphisches Zeichen, indem er den Daumen und Zeigefinger reibt, mitten in dem ernstesten, wichtigsten Gespräche zu verstehen giebt, er wünsche, daß er ihm die Dose, diesen Sitz der irdischen Freuden, aufthue. Nicht minder angenehm ist der Unmusikalische, der sich mit höchster Bereitwilligkeit stets herzudrängt, die Notenblätter umzudrehen, sie zu früh umwendet, zwei auf einmal faßt, das Licht umwirft und zum Schluß bittet, noch einen Contretanz von Rossini und die sentimentalen Walzer von Strauß zu spielen. Der Langweilige mit dem guten Gedächtniß präsentirt sich uns als intimer Freund; wir entsinnen uns nicht, ihn je gesehen zu haben, doch er weiß hundert interessante Erlebnisse zu erzählen, in denen er einst Freude und Leid mit uns getheilt, und erklärt schließlich, er denke sich nur drei Tage bei uns aufzuhalten und bitte bloß, daß wir ihn in unser Haus aufnehmen und ihn mit den Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgegend bekannt zu machen. Der Bornirte läßt sich dreimal denselben Satz wiederholen, um mit der vierten Frage einzugestehen, er habe uns noch nicht verstanden. Der schalkhafte Spaßmacher versteckt uns den Hut, schiebt uns während des Essens einen Krebs in die Tasche, streut Pfeffer auf unser Brod und versteckt sich beim Weggehen hinter die Thür, um uns durch Miauen und Grunzen Furcht einzujagen. Der Neugierige erkundigt sich angelegentlichst nach dem Preise unserer Uhr, muß das Gehäuse auf das genaueste untersuchen, ergreift unseren Stock, biegt ihn und bietet uns eine Wette an, daß dies kein Bambus sey; fragt, wo wir gestern gewesen, wo wir heute seyn werden, was wir morgen zu thun denken; er sucht zu errathen, an wen wir schreiben, schleicht an uns heran, wenn wir einen Brief lesen, und bittet uns, ihm nur die Schrift zu zeigen, und so fort. Wir könnten dieses Verzeichniß noch ins Unendliche fortsetzen, so wunderbar sind Gottes Werke auch hier, doch wir brechen ab, um noch einen flüchtigen Blick auf die zusammengesetzt Langweiligen zu werfen. Diese Edlen sind allein nicht im Stande, ihre Mission zu erfüllen, sie bedürfen fremder Hülfe und besonderer Vorkehrungen.

Den zusammengesetzt Langweiligen begleitet ein Hund; er besucht seinen Freund, wenn dieser eben ausgehen will, und begleitet ihn auf dem Spazierwege. Er bietet der Frau desselben den Arm, stolpert wiederholt, wühlt mit den Füßen den Staub auf und gestikulirt mit dem Stocke. Wenn des Freundes Kind mit dem Hunde spielt und man ihm deshalb Besorgniß äußert, so versichert er, Türke sey das frömmste Thier von der Welt; bald schreit das Kind, es ist gebissen, da betheuert er, dies sey das erste Mal, daß Türke sich dergleichen erlaubt habe, das Kind habe ihn wahrscheinlich bei den Ohren oder beim Schwanze gezogen, dagegen habe Türke eine ganz besondere Antipathie.

Ein andermal erscheint der zusammengesetzt Langweilige mit seinem kleinen Knaben, es ist eben Mittag, er hat noch einen sehr nöthigen Gang, und der Knabe hungert ungemein; er bittet, ihn einstweilen hier zu behalten; zum Nachtisch kehrt er zurück und wüthet gegen die Biscuits, indem er eine Handvoll nach der anderen in die Tasche schiebt und stets den Knaben „danke schön, danke schön" sagen läßt. Oft erscheint er mit Kind und Hund zusammen; das Kind schreit, der Hund bellt, das Kind greift nach dem Zucker, der Hund springt nach dem Fleische, beide sind der Sauberkeit des Teppichs sehr gefährlich, das Kind läßt eine Tasse fallen, der Hund wirft Vasen und Blumennäpfe um; das Kind läßt, wo es hingreift, auf den seidenen Kleidern und dem sammtenen Sopha-Ueberzuge, Spuren seiner Finger, der Hund Spuren seiner Pfoten zurück. Kurz der zusammengesetzt Langweilige unterscheidet sich von den einfach Langweiligen nicht der Art, sondern nur der Potenz nach: er vermag allein eine so umfassende Wirkung hervorzubringen wie ein halbes Dutzend von einfach Langweiligen. Wir wissen das Geschlecht der Langweiligen in keine andere Wesenklasse zu stellen als in die der Thiere, deren Nutzen noch nicht hinreichend erkannt ist. Und wie manches interessante Exemplar haben wir in diese unsere Sammlung nicht aufgenommen, wiewohl es die vollste Berechtigung zur Aufnahme hat, z. B. das eines Autors, der über die Langweiligen schreibt. (F. F.)

Mannigfaltiges.

— Petersburger Skizzen, von Treumund Welp. Unter der Ueberschrift: „Eine Karnevals-Maskerade in St. Petersburg" befindet sich in Nr. 18 des Magazins eine Skizze aus dem Leben der Russischen Hauptstadt, deren pseudonymer Verfasser vor kurzem eine ganze Sammlung ähnlicher Schilderungen in drei Bänden herausgegeben hat. *) Herr Treumund Welp hat nicht weniger als Herr J. G. Kohl das Talent, treffende Bilder nach dem Leben zu zeichnen; während jedoch Letzterer auch ein ausgezeichneter Landschafter und Historienmaler ist, giebt uns der Erstere nur Genrebilder, und zwar immer mit einer kleinen Beimischung von Karikatur. Die Petersburger Skizzen beider Schriftsteller werden jedoch mit gleichem Interesse gelesen werden, und wenn die des Herrn Kohl einen nachhaltigeren Eindruck zurücklassen, so wird dagegen das Buch des Herrn Welp in Petersburg selbst noch mehr Aufsehen machen, als jenes, und vielleicht dort auch zu lebhafterem Widerspruch Anlaß geben. Uns interessirten besonders die im dritten Bande der „Petersburger Skizzen" enthaltenen Abschnitte über „Musik und Theater", „Literatur und Literaten", „Censur und Censoren" und „die Deutschen in Petersburg". Ueber keines dieser vier Momente des Petersburger Lebens weiß uns der Verfasser etwas Tröstliches zu sagen; überall sieht es trübselig aus, im Theater wie in der Literatur, mit der Nationalität wie mit der Solidität der Deutschen in Petersburg — und die Censur, nun die findet ja in keinem Lande sonderliche Anbeter, wie viel weniger also in Rußland, wo sie in ihrer unliebenswürdigsten Gestalt auftritt. Was das Deutsche Element in der Russischen Hauptstadt betrifft, so sagt der Verfasser: „Das Ueberwiegende der Deutschen und ich möchte fast sagen des Deutschen in Petersburg ist so groß, daß man bei genauerer, umfassenderer Bekanntschaft fast geneigt wird, anzunehmen: unter der nicht zum Plebs zu zählenden Bevölkerung finde sich nur ausnahmsweise nicht mit dem Deutschen gemischtes Blut. Ja man gelangt zu der Einbildung: jeder wirkliche Petersburger verstehe und spreche Deutsch. Einen ziemlich schlagenden Beleg zu dieser Aufstellung liefern mehrere Russische Kaufleute ganz gemeiner Abkunft, die das Erlernen der Deutschen Sprache zum besseren Betriebe ihrer Geschäfte für unumgänglich nöthig erachten und trotz ihrer Bärte recht leidlich Deutsch zu sprechen wissen. Eigenthümlich ist auch die Neigung von National-Russen in Petersburg, sich Deutsche Frauen zu wählen. Vielfach hörte ich die Versicherung, „nur einer Deutschen könne man sein Hauswesen zur Verwaltung anvertrauen!" aus dem Munde von Stockrussen. Dergleichen Mißheiraten würden vielleicht noch viel öfter stattfinden, wenn das Gesetz nicht vorschriebe, daß die Kinder solcher Ehen durchaus zur Griechischen Kirche erzogen werden müssen. Wenige sind so sehr gleichgültig gegen Kirchlichkeiten, um sich darüber hinwegzusetzen, und noch wenigere stehen über dergleichen."

Aber so zahlreich auch die Deutschen in St. Petersburg sind, trägt dies doch nichts dazu bei, das dortige Deutsche Theater zu heben. Dasselbe steht vielmehr gegen das Russische und das Französische Theater sehr zurück und erhebt sich in seinen Leistungen kaum über die einer wandernden Schauspielergesellschaft im Vaterlande. Der Verfasser schreibt dies dem Mangel an Theilnahme von Seiten des Hofes zu, in welcher Hinsicht er bemerkt: „Wo dieser (der Kaiserl. Hof) nicht Interesse zeigt, geräth überall Alles in Verfall. Innerhalb dreier Jahre weiß ich mich keines Beispieles zu entsinnen, daß außer der geistreichen, fast gelehrt gebildeten, schönen Großfürstin Helena, der Schwägerin des Kaisers, irgend ein Glied des Kaiserhauses das Deutsche Theater besucht hätte. Alles Deutsche am Hofe liegt ganz seitab und ist vielleicht auf einige private Umgebungen der Kaiserin beschränkt. Nur in einem kleinen, vertraulichen Kreise der Kaiserin wird Deutsch gesprochen und auch dies nach Art der Vornehmen, sehr viel mit Französischen Sätzen durchzogen."

Ueber die literarischen Zustände finden sich ähnliche Urtheile, wie in dem bekannten Buche von Melgunov und König, besonders über Senkowski, Bulgarin und Gretsch, welchen Letzteren der Verfasser jedoch als einen sehr geistvollen und unterrichteten Mann hoch über seine Kollegen stellt. Selbst Puschkin findet keine Gnade vor den Augen des Herrn Welp, und nur Jukowski ist ihm ein wahrhaft edler Dichter. Von dem Ersteren erzählt er: „Puschkin erhielt enorme Summen von Smirdin (seinem Verleger), die dieser niemals wieder verdienen konnte, und entzog sie also der nützlichen Fortwirkung im literarischen Verkehre. Oft kam der Verleger in die drückendsten Geldverlegenheiten, ohne daß Puschkin nur den Finger gerührt hätte, seinem Mäcen zu helfen. Mit Geld konnte er es wohl nie, denn ewig hatte der Unordentliche nichts als Schulden, die der Kaiser bezahlte, obschon das Geld weggeworfen war; denn in Bezug auf sich erreichte der Kaiser höchstens eine glatte Danksagung und viele Worte über Werke, die man zu liefern sich fest vornahm, die aber vielleicht nur dann zu Stande gebracht seyn würden, wenn der Dichter mehr auf sich selbst und seine eigenen Kräfte beschränkt gewesen wäre. Wohl betrachtete Puschkin die Literatur als Milchkuh und wußte, daß Smirdin sich von Anderen füttern, hauptsächlich aber nur von ihm sich melken ließ, aus Mangel an Einsicht: allein man zog so lange als möglich den bequemeren Weg des neuen Schuldenmachens vor und ging nur etwa an die Arbeit bei allzu großer Ebbe."

Einen großen Theil des niederen Standpunktes der Russischen Literatur schreibt Herr Treumund Welp dem Zustande des dortigen Buchhandels, der in der That nicht sonderlich ermuthigend, und natürlich auch der strengen Censur zu. Das Mittel jedoch, das er angiebt, um der Literatur aufzuhelfen, scheint etwas verkehrter Art: er will nämlich, daß die Regierung den ganzen Buchhandel und mit ihm die Literatur nicht bloß in ihren Schutz, sondern auch unter ihre spezielle Leitung nehme und ihnen ihre Richtungen zum Nutzen der Wissenschaft und zum Wohle des Landes anweise. Dies würde die Censur ganz entbehrlich machen, meint der Verfasser. Allerdings, aber der Literatur würde damit durchaus nicht geholfen seyn! Höchstens würde auf diese Weise eine Literatur gemacht werden, wie es jetzt unter dem Schutze einiger Magnaten in Polen geschieht. Aber eine gemachte Literatur ist keine Literatur des Landes und des Volkes, aus dessen eigensten Bedürfnissen und Anschauungen sie frei hervorgegangen seyn muß, wenn sie auf dasselbe zurück- und auch noch auf kommende Geschlechter wirken soll.

*) Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 125. Berlin, Mittwoch den 19. Oktober 1842.

Australien.

Teichelmann und Schürmann in Süd-Australien.

Die in Nr. 122 des Magazins für die Literatur des Auslandes erwähnten Verfasser einer Süd-Australischen Grammatik sind allerdings, wie dort vermuthet wird, Deutsche, und zwar Teichelmann der Sohn eines Tischlers zu Dahme (Regierungs-Bezirk Potsdam, zwischen Jüterbogk und Luckau) und Schürmann der Sohn eines Colonus zu Schledehausen bei Osnabrück. Nachdem sie zuerst in der Jänickeschen Anstalt zu Berlin und dann in der evangelischen Missions-Anstalt zu Dresden ihre Vorbildung erhalten hatten, wurden sie von letzterer Gesellschaft nach Süd-Australien als Missionare ausgesendet, zu welchem Berufe sie im Februar 1838 in der Bartholomäi-Kirche zu Altenburg vom verstorbenen General-Superintendenten Dr. Pesekiel die Ordination empfingen.

Man hat bereits ein Vokabularium des Süd-Australischen Idioms von ihnen, das nach dem Urtheile des ausgezeichneten Sprachforschers, Regierungs- und Kammer-Raths von der Gabelentz, ein sehr günstiges Zeugniß für ihre Talente und für ihre Einsicht ablegt. Ueberhaupt sind es wackere Männer, nicht nur für ihren Beruf begeistert, sondern auch mit regem Sinn für höhere wissenschaftliche Interessen begabt. So haben sie sich in einem Briefe Teichelmann's an Herrn von der Gabelentz aus Adelaide bereit erklärt, für die naturforschende Gesellschaft in Altenburg Süd-Australische Naturprodukte zu sammeln, wenn man sie mit Geld unterstützen wollte. Außerdem würde es ihnen bei den geringen Geldmitteln, die ihnen zu Gebote ständen, und bei den enormen Preisen aller Bedürfnisse nicht wohl möglich seyn, etwas für die Gesellschaft zu thun.

Da Neuholland in naturhistorischer Hinsicht noch wenig bekannt ist und alle Naturprodukte von dorther das höchste Interesse haben, so hat sich auf Anregung der naturforschenden Gesellschaft des Osterlandes ein Actien-Verein zur Gewinnung Süd-Australischer Naturprodukte gebildet. Bereits im Dezember des vorigen Jahres ist eine Sendung mit Geld und Apparat dahin abgegangen, deren Erfolgen man natürlich sehr gespannt entgegensieht.

Ueber die Thätigkeit der Herren Teichelmann und Schürmann als Missionare ergeben die Berichte des Dresdener Missions-Vereins das Nähere. Da aber auch dem Publikum des Magazins für die Literatur des Auslandes ein Auszug aus dem obgedachten, an Herrn von der Gabelentz gerichteten Schreiben des Herrn Teichelmann von Interesse seyn dürfte, so folgt ein solcher hier:

„Süd-Australien, Adelaide, den 6. Januar 1841.

„Ich mache mir das Vergnügen, Ihnen eine Kopie des von mir und meinem Kollegen herausgegebenen Vokabulariums zu senden, und hoffe, daß es Ihnen einige angenehme Stunden bereiten werde, weil es theils von einem noch sehr unbekannten Volke, theils von Ihnen bekannten Individuen herrührt, die es sich für eine besondere Ehre schätzen, aus ihrem geringen Vorrathe einen Beitrag für Ihre philologischen Forschungen zu liefern. Ich finde es jedoch nöthig, zu bemerken, daß Sie nicht Alles für gleich gut und durchgängig korrekt halten mögen, da Sie bald sehen werden, daß eine Sprache von solchem Charakter Jahre langer Forschungen bedarf, um aufs Reine gebracht zu werden; ferner muß ich hinzufügen, daß wir die Sprache aus dem Munde eines Volkes sammeln müssen, das nicht die geringste Vorstellung und Idee hat von der in ihrer Sprache enthaltenen Grammatik und Etymologie, noch im Stande ist, uns nur einigen Unterricht darin zu geben, sondern dem jede Frage über die Sprache ein unauflösliches Räthsel zu enthalten scheint.

„Zur Veranschaulichung ihres Benehmens, wenn wir von ihnen lernen wollen, setze ich Folgendes her: Fragen wir nach der ersten Person des Pronomens, so antworten sie in der zweiten, wenn nach der zweiten, in der ersten. Fragen wir nach der Bedeutung eines Wortes, so setzen sie entweder ein Substantiv oder Adjektiv hinzu, um den Begriff zu verengern, oder sie geben aus ihrem Leben einen Fall an, wo das Wort in dem den Fall ausdrückenden Satze vorkommt, oder sie sagen: „Es giebt nur ein Wort dafür", oder „ja, so heißt es", indem sie das Wort wiederholen.

„Obgleich uns diese Weise der Eingebornen in vieler Art hemmend entgegentritt, so haben wir doch, nachdem wir dahintergekommen waren, manche Entdeckungen dadurch gemacht, namentlich an Zahl der Wörter gewonnen, was in anderer Beziehung nicht so leicht gewesen wäre. Insbesondere machte uns große Schwierigkeit zu Anfange und noch jetzt, daß die wenigen Worte, welche unter den Engländern ganz korrumpirt bekannt waren, von den Eingebornen selbst so gebraucht wurden, und es fast schien, als hätten sie nur zwei Pronomina, ich und du, und ein Tempus und etwa 2—300 Wörter. Es war überhaupt von der Sprache gar nichts bekannt, noch verstanden die Eingebornen mehr Englisch, als what the name oder anna warre, d. h. uganna und das Engl. what. Damit fingen wir an zu fragen und fuhren fort, bis wir im Stande waren, in ihrer eigenen Sprache zu fragen. Hätten wir mehr Zeit können auf diese Arbeit, wie auf die Sprache überhaupt, verwenden, vielleicht wäre dieselbe besser ausgefallen; da wir aber einen großen Theil der Zeit auf unsere leiblichen Bedürfnisse spenden müssen, so konnten wir nicht so ungetheilt darin arbeiten. Daß aber diese Sammlung doch zum Druck befördert wurde, kam daher, weil wir und unsere Freunde glaubten, daß dadurch der Verkehr mit den Eingebornen und Europäern erleichtert werden würde.

„Jedoch scheint das Interesse dafür nicht sehr rege zu seyn, indem ein großer Theil der Engländer die Eingebornen lieber alle auf einmal hängen oder todtschießen möchte, als sie im Lande haben. Das ist so die alte Weise der Engländer in den Kolonieen. Hieraus werden Sie nun selbst erkennen, welchen Gebrauch Sie für das gelehrte Deutsche Publikum von diesem Buche machen dürfen, indem seine Verfasser es selbst für ein Kolonial-Produkt und für mangelhaft ausgeben. Sollte uns Gott in den Stand setzen, ungetheilter dem Studium der Sprachen obzuliegen, manches Interessante könnte vielleicht dadurch aus der Geschichte dieser kleinen Volksstämme ans Licht kommen.

„Da Sie, als Freund der Wissenschaft im Allgemeinen, auf jeden Fall Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft sind, so will ich für alle Mitglieder derselben in Altenburg bemerken, daß es mir herzlich leid thut, mein Versprechen, so weit es mich betrifft, noch nicht erfüllt zu haben. Ich habe mehrere Versuche gemacht, Käfer, Insekten und Vögel gesammelt; aber immer sind sie mir wieder verdorben, weil ich theils keine Wohnung zur Aufbewahrung dazu, theils keine Mittel hatte, entsprechende Kasten dazu machen zu lassen; (ein Tischler bekommt hier 4 Thlr. 16 Gr. Tagelohn.) Die Eingebornen hier, sollen sie nur das Geringste thun, fordern wo möglich noch mehr für ihre Mühe, und was dafür gethan werden sollte, würde mir ganz allein hier und um Adelaide zufallen, da mein Kollege Schürmann jetzt in Port Lincoln stationirt. Wiewohl wir für die vergangenen 2 Jahre 75 Pfd. Sterling von der Gesellschaft hatten, und im Laufe dieser Zeit noch jeder 75 Pfd. St. theils von der Regierung, theils von Freunden hier zur Unterstützung in unserer Arbeit unter den Eingebornen empfingen, so reichte dies doch nicht hin, uns in den Stand zu setzen, einen Aufwärter für unsere häuslichen Geschäfte zu halten, da, weil wir als Unverheirathete einen männlichen Dienstboten haben müssen, der Lohn jährlich 52 Pfd. St. (330 Thaler) ist, und 2 Pfd. Brod einmal 1 Thlr. 8 Gr. kosteten; dabei wohnen wir noch miethefrei. Sie werden hieraus abnehmen können, daß, wollen wir nur Etwas für die Eingebornen thun, die wir noch obendrein füttern müssen, uns schwerlich viel Zeit übrigbleibt. Unstreitig sind der Naturgegenstände hier mannigfaltige, die in einem Europäischen Museum eine Zierde seyn würden; aber keine kolossalen, sondern nach meiner Ansicht ein Gemisch von den anderen Erdtheilen. Würde sich irgend eine Gesellschaft bereit finden, die Geldmittel dazu zu geben, daß ich einen Europäischen Knaben im Sammeln und Abbalgen ꝛc. anweisen und unterhalten könnte, so glaube ich, daß die Interessen sich wohl aus der zwei- oder dreifachen Sammlung würden decken lassen. Allerdings ist dabei zu bedenken, daß ich kein Mann von Fach bin, sondern nur nach Gutachten und nach den in meinem Besitz befindlichen Anweisungen verfahren könnte ꝛc."

Spanien.

Die Diplomaten von Madrid.

(Schluß.)

Der Dänische Gesandte, Ritter Al-Borgo, welcher seit dem Frieden von Wien unter allen Beherrschern Spaniens zu Madrid akkreditirt war, jener ausgezeichnete Hofmann, den man beinahe für so ewig hielt, wie den Fürsten von Metternich, hatte die ganze Aera der Feste und des guten Tons, welche einst den Namen der Madame Scott führen wird, vorbereitet. Das Dänische Gesandschafts-Hotel war ehemals der erste aristokratische Salon. Der Ritter machte und deklamirte Verse, mochten es nun Horazische Oden oder Seguidilla's und Cachucha's seyn. Er war ein antiker und mitunter auch ein diabolisch moderner Geist. Wer ihn gekannt hat, wird sich immer seines rubinen, durch den Wind der Guadarrama ausgetrockneten diplomatischen Din-

tenfaches, aber auch seiner herrlichen Andalusischen Weine erinnern, die niemals austrockneten, seiner Munterkeit aus der guten alten Zeit, und vor Allem seiner bewundernswürdigen Sammlung von Basquiña's und Mantilla's, von kleinen Damenschuhen, Rosenkränzen aus Ambra und niedlichen Dolchen, so scharf wie Natterzungen, die er mehr als einer manola à la jarretière stibitzt hatte.*) Seine Kirchengemälde waren ohne Zahl: Velazquez, Murillo und Greco hatten viele ihrer Meisterwerke zu der glänzenden Gallerie beigesteuert, die er euch mit schlauer Miene zeigte, als hätte er sagen wollen: „Nun! hat der König von Dänemark nicht Recht, wenn er mich für den Mann hält, der sich am besten auf Spanische Diplomatie versteht! Soll ich meine Zeit mit unnützen Depeschen verderben? Ist ein Murillo nicht von höherem Werthe? Und jener kleine Fächer und jener Ring Marie Luisen's, der leichtgesinnten Königin, die gleichwohl Spanien so gut verstand — sind sie nicht vorzuziehen!... „O dreifach glücklicher Greis" — sagte man ihm — „kommen Sie, krönen wir uns mit den Rosen von Caramanchel, und trinken wir Ihren duftenden Xeres, bis der Morgen graut!" — Der Ritter Al-Borgo ist mit demselben Lächeln abgereist, das er vor zwanzig Jahren mitbrachte. Ein immer junges Herz und ein oft so kluger, ja immer kluger Kopf! Er wohnt jetzt zurückgezogen in Paris, beim Opernhause; er hat Spanien verlassen wie einen ehemaligen Hof, und bei seinem Abschiede die schöne Mad. Scott als Königin begrüßt.

Wenden wir uns nunmehr zu dem Gesandtschafts-Hotel der Vereinigten Staaten. Hier wohnte Milton, der Amerikanische Legations-Secretair, den man für einen Franzosen gehalten hätte, wär' er nicht ein so erschrecklicher Querkopf gewesen. Milton's Wohnung bestand aus zwei Abtheilungen: die eine Abtheilung enthielt ernsthafte Möbeln, einen Arbeitstisch, an welchem der ganze Römische Senat deliberiren konnte, Fußteppiche aus dem 17ten Jahrhundert und ein feierlich-ernstes Bildniß Washington's — in der anderen Abtheilung flogen Vögel an der Decke, krochen Eidechsen am Fußboden; ein mit Stroh ausgestopfter Neger öffnete die Thür; ein weiblicher Kopf, an einer silbernen Kette hangend, sprühte zur Nachtzeit große Flammen aus beiden Augen und diente dem Alkoven Milton's als Grabes-Lampe. In den vier Winkeln dieses Gemaches, dessen mit schwarzem Sammet überkleidete Wände Anna Radcliffe erschreckt hätten, hingen Waldhörner und steckten gelbe Brasilianische Schmetterlinge mit ausgebreiteten Flügeln. Alte verrostete Rüstungen klirrten bei jedem leisen Winde; Stierschädel und Hirschgeweihe schienen Luftstöße zu thun. Sein Bett war eine Hangmatte; sein Waschbecken eine Schildkrötenschale, seine Nachtmütze ein Persischer Shawl. Milton hatte die abscheuliche Gewohnheit, beim Sternenlicht auf dem Waldhorn zu blasen und seine Leute durch Pistolenschüsse zu wecken. Dennoch sagte er nie ein Wort, daß nicht sehr verständig und oft äußerst originell war.

Alles, was Milton in dem ernsthaften Gemache schrieb, konnte für ein Muster diplomatischen Stils und diplomatischer Klugheit gelten. Nur eine Person hat ihn verstanden: diese war der General Jackson. Zwei Spürhunde von erlesenster Art! Zu Madrid wußte man anfänglich gar nicht, was man von einem so seltsamen Diplomaten denken sollte. Der Ritter Al-Borgo lachte über ihn; allein er fühlte in seiner Gegenwart ein unheimliches Grauen und der ausgestopfte Neger machte ihn schaudern. Die schöne Mad. Scott sagte, Milton habe ungemein viel Poetisches in seiner Natur; eines Tages aber, als sie den Crocciato sang, gähnte er entsetzlich und Madame Scott gestand, sie würde ihm, hätte sie nicht gefürchtet, ihm zu schmeicheln, sehr gern gesagt haben: „Wie albern sind sie doch!" Milton war damals in der That ein unausstehlicher Mensch. Man hätte schwören mögen, daß er bei allen seinen exzentrischen Streichen den Byronismus und die Fashion verachtete, daß sogar nichts ihm dergestalt mißfiel, wie die unschuldige Galanterie des alten Al-Borgo, oder die jeden Anderen entzückende Koketterie der Frau des ersten Secretairs an der Britischen Gesandtschaft.

Milton ist ein Wagehals vom ersten Range. Eines Tages versammelt er seine Freunde, die Secretaire der Gesandtschaften, und die Torero's dazu. Man begrüßt einander: er selbst stellt die primeras Espadas, die Picadores und selbst die Chulos seinen Kollegen vor.**) „Dieser hier ist Montes! verneigen Sie sich meine Herren! Dieser ist Sevilla — Respekt vor seinem Pikenstoß. Hier präsentiren sich Minuto und Trigo, mit ihrer Banderilla, die im Fliehen durchbohrt, wie der Pfeil der Skythen!" Alle wurden verschwenderisch mit Speisen und Wein regalirt. Nach dem Mahle sprach Milton: „Meine Herren, steigen Sie Alle zu den Musikern auf diese Estrade; und ihr" — fugte er hinzu, einen fürchterlichen Blick auf seine Leute werfend — „öffnet die Pforten und lasset den General Mina herein. Schnell steckte er jedem der fünf Torero's einen Degen zu und blieb allein in der Mitte des Saales, als man eben einen wüthenden Stier einließ, der die Hörner abwärts hielt und brüllte. Alle Anwesenden, selbst Montes nicht ausgenommen, ließen einen Schrei des Entsetzens aus. Jetzt nimmt der Secretair der Vereinigten Staaten seinen rothen Mantel und erwartet mit gezogenem Degen den grimmigen Feind. Der Stier stürzt auf ihn los; Milton springt ihm aus dem Wege: der Stier rennt vorbei, schwenkt sich, und bietet Milton von neuem die Stirn. Dieser wirft ihm fünf Mal seinen Mantel über die Hörner. Es erhebt sich ein Beifallssturm — alle Spanier springen über das Geländer und greifen, Montes an ihrer Spitze, den Stier nach Regeln an. Das schäumende Ungeheuer immer verfolgend, gleitet Milton einmal aus und fällt; allein die Quadrilla hebt ihn wieder auf und der Kampf erneuert sich. Beim ersten Degenstoß verfehlt er das Thier; jetzt will Montes vortreten, aber Milton stößt ihn zurück. Er wartet bis der Stier wieder gegen ihn anstürmt, und streckt ihn mit einem mete y saca timpio, mit einem Stoße der kaum seine Klinge röthet, mausetodt nieder. Der Sieg ist sein. Jetzt giebt es ein Jubelgeschrei und Umarmungen zum Ersticken. Der glänzende Erfolg des tollen Wagestücks war ein Fest für Madrid. So oft Milton seitdem bei Stiergefechten erschien, flogen ihm zu Ehren Hüte und Blumensträuße in die Luft, und alle Señora's schwenkten ihre Fächer und Taschentücher.

Man müßte ein Gautier oder Mérimé seyn, um alle Abenteuer dieses Amerikaners zu erzählen, des größten Spaniers, der vielleicht jemals existirt hat — zu erzählen, wie er einen Tag beinahe auf seinem Zimmer Stiere bekämpft und am nächsten Morgen die Zollbeamten im Gebirge Guadarrama angreift, um Cigarren zu schmuggeln — wie er ein anderes Mal, gleich dem Räuber José Maria, auf seinem schönen Andalusischen Pferde, mit einem reizenden Mädchen en croupe in diesem oder jenem Dorfe erscheint, oder in einem Zigeuner-Lager unter freiem Himmel den Jaleo tanzt.

Dann aber mußte man ihn auch wieder sehen, wenn er, wie vom Spleen überwältigt, in schwarzem Kleide und mit bleicher Stirn bei nächtlicher Weile an seinen schönen Depeschen arbeitete, seinen Tisch mit Noten bedeckend, würdevoll ernst unter dem würdevoll ernsten Auge Washington's. Wer erinnerte sich in solchen Stunden noch an Montes, die Mohikaner oder die Contrebandisten, an José Maria und jene tausend romantische Narrheiten! Der Wagehals und Abenteurer war jetzt ein Staatsmann, ein geschickter Unterhändler und vollendeter Politiker, ein großer Bürger der Union, bis es ihm wieder einfiel, seinen Eidechsen zu pfeifen oder bei einem Souper dreißig Manola's mit Champagner und Piment zu vergiften.

Jetzt soll Milton durch Washington Irving ersetzt werden und ist wirklich bereits abgereist. Wenn Irving nach Madrid kommt, wird er einen interessanten Roman zu schreiben haben — dieser Roman ist die Geschichte George Milton's.

Riperda, der Gesandter, Minister, Herzog und Pascha gewesen, und den man für einen Narren erklärt hat wie jeden Anderen, dessen Genie Schrecken einflößt — Riperda und selbst Alberoni haben niemals größere Pläne auf Spanien und seine Kolonieen, auf den Welthandel und das Schutzrecht der Meere ausgeheckt, als jener Secretair der Vereinigten Staaten. Wisset ihr, was Milton unter Politik verstand, welcher Genius in seinem Gehirn brannte und es verzehrte? Er wollte einer ungeheuren, einer unvermeidlichen Revolution um hundert Jahre vorauseilen. Er wollte sich Spaniens bedienen, um Havana abgetreten zu bekommen und auf diese Weise alle Flotten, alle Heere, alle Schätze der Neuen Welt unter die Autorität des Präsidenten der Union zu stellen. Die Erwerbung Havana's war der Schlüssel zu diesem kühnen System, das schon so viele Eingriffe in Texas kund geben. Sobald Spanien nachgiebt, wird ein unermeßliches Karthago in Amerika erstehen — viel mehr als ein Reich, eine Welt! Zwei Europa's werden einander die Wage halten und in kolossalen Kriegen mit einander kämpfen.

Ein anderes riesenhaftes Projekt Milton's war auf die Philippinischen Inseln gerichtet. Er wollte Spanien dem Britischen Einfluß entreißen, England bis in die Meere Indiens und China's zerschmettern und die Portugiesische und Spanische Flagge dort aufziehen. Der Krieg in Afghanistan, die Blokade des Himmlischen Reiches hatten ihm den Archipel der Philippinen als Mittelpunkt eines der größten und reichsten Staaten bezeichnet, die man in der östlichen Welt gründen könnte. Manilla sollte über das Britische Indien herrschen und Kalkutta zerstören. Die wunderbare Lage der Spanischen Inseln, ihre Häfen, welche den Flotten im Archipel sich öffnen sollten, der Reichthum ihres Bodens, ihr Anbau, der bald mit dem der Compagnie rivalisiren sollte, besonders die Hervorbringung des fürchterlichen im ganzen Orient so gesuchten Opiums, ein unermeßlicher mit Amerikanischen Schriften zu treibender Handel, und die Errichtung neuer Comptoirs an allen Küsten, von denen die Britischen Kaufleute schon vertrieben waren — dies war der Vergleich, den Herrn Milton Spanien vorzuschlagen gekommen. Im ersten Falle, für Havana, ein Geld- oder Tausch-Vertrag: im zweiten Falle, eine Defensiv- und Offensiv-Allianz, und Alles war gesagt. Die Politik und die alte Monarchie Philipp's II., des Fürsten, der schon mit seiner Armade England verderben wollte, jene Politik, die nur der Zufall zerstört hat, erwachte wieder und Spanien knüpfte sich plötzlich an das Schicksal, das den Vereinigten Staaten aufbehalten war. Und siehe da, was ein großes Ereigniß mehr oder weniger im Leben der Nationen thun kann! Der Amerikanische Diplomat, jener ehrsüchtige Milton, änderte das Gleichgewicht der ganzen Welt. Er schuf und vernichtete Staaten, wie Bonaparte und Talleyrand gethan hatten.

Jackson, Van Buren, Harrisson, Tyler und Herr Clay, der einst Präsident der Union seyn wird, alle diese Herren haben Havana und jenes neue Reich des Orients, die Philippinischen Inseln, lorgnettirt, wie ihr Secretair Milton, wenn er beim Dampfe seiner vergoldeten Zigarren meditirte, in seiner Hangematte sich wiegend oder irgend eine Spanische Romanze pfeifend. Er war in solchen Momenten ein Fox, ein Marquis de Sade und ein Graf Rayneval — Alles zugleich.

Es giebt hier auch eine profalische Diplomatie. So nenne ich das kleinliche und unfaßliche Intriguiren, die büreaukratische und spießbürgerliche Existenz der Herren Konsuln oder Geschäftsträger in Madrid, von dem Belgischen Gesandten, Grafen Marnic, bis zu den Abgeordneten der Niederlande, Schwedens, Portugals u. s. w. Nur barocke Wappenschilder und geringer Einfluß.

Den Geist der Diplomatie in Madrid bildeten also Madame Scott,

---

*) Die basquiña ist eine Art von weiblichem Ueberrock. Das Wort scheint mit dem Französischen basque, welches den Schooß eines Rockes bezeichnet, verwandt zu seyn.

**) Toreros sind die Stierkämpfer zu Fuße; primeras espadas (erste Degen), diejenigen, welche den ersten Stier tödten; picadores, die Kämpfer mit der Pike, und chulos die Knechte, welche Piken in Reserve halten.

die Engländerin, und Herr Milton, der Amerikaner. Mad. Scott regiert jetzt noch — welch' ein Glück! Graf Salvandy konnte wohl mit allen Courieren an Herrn Guizot schreiben, was der Marschall Tessé in einem Augenblick übler Laune an Herrn von Chamillard schrieb, in einer vor Gibraltar abgefaßten Depesche vom 11. April 1706.

„Die Affairen haben hier immer schlecht gestanden. Die Königliche Autorität selbst ist schwächer geworden in dem Maße, als es an Mitteln gefehlt, ihr Ehrfurcht zu verschaffen, und die Spanier sagen, daß sie, nachdem sie hundert Jahre lang schlecht regiert worden, jetzt ohne alle Regierung sind. Die Unterstützung Spaniens würde, hätte der König (Ludwig XIV.) sie nicht übernommen, ganz Frankreich zu Grunde richten. Se. Majestät will das Land aus seiner Verlegenheit reißen; man muß aber dabei verfahren wie die Faro-Spieler: sie machen ein va-tout, das sie zu Grunde richtet oder ihnen wieder emporhilft."

Ludwig XIV. spielte das va-tout des Marschalls Tessé; Herr Aston spielt das va-tout Englands; Herr von Salvandy allein konnte nichts einsetzen. Was soll man aber thun, so lange man Gonzalez, Arguelles, Sir Arthur Aston und vor Allem Mad. Scott um den Hombre-Tisch der Königin oder des Regenten stehen sieht? Die Politik unserer Gesandtschaft in Madrid ist also eine Politik des status quo, und in Erwartung besserer Zeiten scheint Herr von Glücksberg sehr weise die skeptische Maxime des Grafen Rayneval angenommen zu haben: „Begnügen wir uns mit dem Zusehen; es ist schon etwas werth, wenn man gut zusieht." (R. d. P.)

Frankreich.

Ueber das Recht, Kunstwerke durch Abdruck zu vervielfältigen.

Eine Rechtsfrage, nach den in Frankreich geltenden Prinzipien beantwortet.

In dem unter Leitung des Herrn Paul Lacroix (Bibliophile Jacob) erscheinenden „Bulletin de l'alliance des arts" ist ganz kürzlich aus Anlaß einer Entscheidung des Cassationshofes ein Rechtsfall zur Sprache gekommen, der sowohl wegen seiner Bedeutsamkeit an und für sich, als um der Gründlichkeit und des Scharfsinns willen, mit dem die auch bei uns häufig zur Anregung gebrachte Frage beleuchtet wird, unsere Aufmerksamkeit verdient.

Es wird hier nämlich die Frage aufgeworfen, ob die Befugniß, von einem Gemälde Kupferstiche oder Steindrücke anfertigen und diese verkaufen zu lassen, dem Maler, als dem Schöpfer des Bildes, oder dem Besitzer desselben gebühre? *)

Der schlichte gesunde Verstand, so lautet die Antwort, gestattet hier nicht den leisesten Zweifel. Ja, man sollte sich nicht genug wundern, wie überhaupt gar eine solche Frage aufgestellt werden, wie Richter und Gesetzgeber sich so ernstlich mit ihrer Erörterung und Lösung beschäftigen konnten (denn uns wenigstens scheint diese Mühe durchaus überflüssig; sie dünkt uns nichts Anderes, denn einen nodum in scirpo quaerere, d. h. einen Knoten im Schilfe suchen, also sich's mit Dingen sauer machen, die gar keine Schwierigkeiten darbieten), wäre es nicht leider von jeher ein besonderes Vorrecht des Irrthums, seinem Gegensatze, der Wahrheit, stets hemmend in den Weg zu treten und sie gleichsam dazu zu zwingen, daß sie erst durch Zeugnisse und Beweise darthue, was sie schon von Hause aus ist, und sich so allgemach Geltung und Anerkenntniß verschaffe.

Der Natur der Sache nach, ihrem eigentlichen Wesen und obersten Zwecke gemäß, darf die in irgend einem Werke geoffenbarte und niedergelegte Thätigkeit des Geistes nicht allein dem Schöpfer verbleiben, vielmehr gehört der durch Schrift oder ein Werk der Kunst geäußerte Gedanke vor die Oeffentlichkeit und muß ein Gemeingut werden; und zwar darum, weil der Meister sein Werk nicht aus bloßer Lust zum Schaffen zu Stande gebracht, sondern um seine Hervorbringung, seine Arbeit, seinen Gedanken den übrigen Menschen mitzutheilen. Nur erst durch allgemeinere Verbreitung gewinnt die Frucht seines Wirkens ihren eigentlichen Werth, und demnach müßte die Gesammtheit, welche dem Werke eben seinen Werth verleiht, auch dessen Eigenthümer seyn.

Andererseits jedoch erheischt es die Billigkeit, daß dem schaffenden Künstler für seine Erfindung und Anstrengung irgend eine Belohnung zu Theil werde. Und hierfür möchte sich nun wohl in der ganzen Kette und Reihe der unter den Menschen bestehenden Verhältnisse kein tauglicheres Auskunftsmittel finden, als dem Künstler eine Art von unumschränktem Rechte über sein Erzeugniß einzuräumen. Dies ist also die Grundregel, wonach man zu verfahren hat, um dem Publikum das Eigenthumsrecht und die Ansprüche auf das Werk für eine gewisse Zeit vorzuenthalten; aus diesem Gesichtspunkte muß aber zugleich das dem Schöpfer eines geistigen Werkes selber, oder den Vertretern seiner Gerechtsame ebenfalls nur auf eine bestimmte Dauer ertheilte und mit seinem Tode erloschene Privilegium gefaßt werden, ein Privilegium, das man unpassend mit dem Namen „Eigenthumsrecht" bezeichnet hat.

Ist nun der Gegenstand, um den es sich handelt, ein Gemälde, worauf beruht da wohl dieses Privilegium oder, mit anderen Worten, dieses Eigenthumsrecht? Erstens auf dem Werke an und für sich selbst, insofern darin des Künstlers Gedanke und schöpferische Kraft ausgeprägt und verwirklicht ist; alsdann auf der ihm zustehenden Befugniß, dieses sein Werk nachzubilden, das heißt, den Gedanken, dessen Ausdruck und Bethätigung eben seine Arbeit ist, zu wiederholen und zu vervielfältigen.

Darf man nun bei dieser Lage der Dinge auch nur den geringsten Zweifel hegen, daß das Gesetz, welches den Künstler durch das an eine gewisse Anzahl von Jahren gebundene, nach seinem Ableben aufhörende Recht, von seinem Werke Nutzen zu ziehen, zu belohnen sucht, ihm dieses Recht wenigstens innerhalb dieser Zeit in seinem vollen Umfange habe einräumen wollen? Läßt es sich etwa annehmen, daß das Gesetz den aus einem Gemälde erwachsenden Nutzen in zwei Hälften habe trennen, daß es dem Maler den Ertrag habe zuerkennen wollen, welchen ihm der Verkauf des Rechtes, sein Werk zu betrachten, gewährte, dagegen dem Besitzer den Vortheil, den ihm der Verkauf des Rechts, die Wiederholungen oder Nachahmungen des Werkes anzuschauen, darböte? Denn was ist es doch, was da den Gegenstand des Handels ausmacht! Was ist die Sache, die veräußert und erkauft wird? Die Befugniß, entweder das ursprüngliche Gemälde selbst, oder dessen Nachzeichnung, oder endlich den Kupferstich, der eine Kopie in zweitem Grade, also schon eine Nachbildung der Nachbildung ist, in Augenschein zu nehmen. Würde also das Gesetz dergleichen Bestimmungen getroffen haben, müßte man es geradezu für abgeschmackt und widersinnig erklären; es würde das gerade Gegentheil von dem bewirken, was es eigentlich beabsichtigt. Es würde dem Künstler die Belohnung an Gelde, die es ihm doch sichern will, zum größten Theil entziehen, indem der Verkauf des von einem Bilde verfertigten Kupfer-Abdrucks im Allgemeinen einen bei weitem größeren Gewinn abwirft, als der Verkauf des Gemäldes selber. Es läßt sich indeß dem Gesetze keine Ungereimtheit nachweisen, und lediglich der schlaue und mit allerhand Spitzfindigkeiten stets ausgerüstete Eigennutz hat die ganz klare und einfache Sache verdrehen wollen; er hat sich bestrebt, völlig nichtige Zweifel und Bedenken zu erheben, lauter unhaltbare Einwendungen zu ersinnen und auszuklügeln, um dem auf sein gutes Recht und den gesunden Verstand bauenden Maler ein schön Theil der ihm rechtmäßig gebührenden Belohnung abzustreiten und mir nichts dir nichts abzuzwacken.

Merke man ja ganz genau auf den ersten Artikel des am 19. Juli 1793 erlassenen Gesetzes, wodurch die feinen Berechnungen des Eigennutzes zu Schanden gemacht werden. Buchstäblich lautet bemeldeter Artikel: „Die Verfasser von Schriften jedweder Gattung, die Tonsetzer, die Maler und Zeichner, welche von ihren Gemälden oder Zeichnungen Kupferstiche werden veranstalten lassen, sollen während der ganzen Dauer ihres Lebens das ausschließliche Recht genießen, innerhalb des Gebietes der Republik ihre Werke entweder in eigener Person zu verkaufen, oder mittelst Anderer verkaufen und verbreiten zu lassen, imgleichen ihr Eigenthumsrecht im Ganzen oder theilweise abzutreten und auf Andere zu übertragen."

Halte man diesen Artikel jedem einsichtigen und mit gesunden Sinnen begabten Menschen unter die Augen, so muß er auf dem Fleck begreifen, daß bloß dem Maler und Niemand sonst das Recht zusteht, mit seinem Werke selber auch den Kupferstich hiervon zu veräußern. Eine doppelte Auffassungs- und Auslegungsweise ist da nicht statthaft. Das Gesetz entspricht vollkommen seinem wesentlichsten Endzwecke und ist seinem Grundgedanken treu geblieben; und dieser besteht eben darin, daß der Schöpfer eines Kunstwerkes mit dem Rechte beschenkt werden müsse, allein den aus seiner Arbeit fließenden Gewinn zu ziehen.

Doch, wie gesagt, der saubere Eigennutz hat es dabei nicht ruhig bewenden lassen, vielmehr hat er in allen Ecken und Winkeln nach überaus feinen und gewichtigen Unterscheidungen herumgespäht (was kann man nicht überhaupt mit dergleichen Unterscheidungen zu Wege bringen?), ist wirklich so glücklich gewesen, ganz wackere Bundesgenossen aufzutreiben, und ist mit ihnen frohlockend ins Feld gerückt. Als ein gewaltiger Sprachmeister hat er dem schlichten Verstande den Wortlaut des Gesetzes entgegengestellt und auf den todten Buchstaben fußend und pochend hat er den wahren Sinn und Geist desselben zu zerstören gesucht. „Wie doch!" ruft er voll Entzückens, „das Gesetz verkündet: „Die Maler, welche von ihren Gemälden Kupferabdrücke werden verfertigen lassen, sollen das Recht genießen u. s. w." Mithin dürfen die Maler, welche ihre Sachen nicht in Kupfer stechen lassen, auch das Recht nicht haben u. s. w. Folglich gebührt es dem ersten Besten, der sich die Mühe nimmt, das Bild in Kupfer stechen zu lassen."

Dergleichen Schlüsse und Folgerungen sind also die Waffen, mit denen der Eigennutz kämpft, dies sind die Schliche und Ränke, deren er sich bedient, um zum Ziele zu gelangen. Dagegen ist es die Pflicht des gesunden Verstandes, den listigen Feind an der verwundbaren Stelle zu packen und ihn im weiteren Vorbringen zu hemmen. Zugegeben, der Maler, welcher verabsäumen wird, sein Erzeugniß in Kupfer stechen zu lassen, soll nicht die Erlaubniß besitzen, zu verkaufen ..... was denn? Die Kupferabdrücke. Ganz wohl. Wo steht aber in obgenanntem Artikel auch nur ein Sterbenswörtchen, daß Jedermann nach Belieben von dem Werke des Künstlers Kupferabdrücke besorgen lassen könne? Heißt es dort etwa: „Diejenigen, welche von einem Gemälde Kupferstiche anfertigen lassen, sollen auch berechtigt seyn u. s. w.?" Ist eine Spur von einer derartigen Bestimmung im erwähnten Gesetze zu entdecken? Nein. Dünkt Ihr Euch also für so treffliche Sprachkenner und bindet Ihr Euch einmal streng an den Buchstaben, so bleibt auch hübsch dabei stehen und drechselt nicht zu Euern Gunsten nach Gefallen daran hin und her. Da das Gesetz ausdrücklich besagt, daß der Maler, welcher seine Arbeit in Kupfer stechen läßt, hierdurch auch das Recht genießt u. s. w., muß es Euch

*) Bei uns in Preußen, wo das bestehende Gesetz über das literarische Eigenthum auch dem Künstler sein Recht sichert, über die Vervielfältigung seines Werkes ausschließlich zu verfügen, hört man jetzt häufig nur die Frage aufwerfen, ob ihm dieses ausschließliche Recht auch verbleiben soll, wenn er es sich beim Verkaufe des Originalwerkes nicht ausdrücklich vorbehalten hat? Das Gesetz selbst bejaht diese Frage, vorausgesetzt, daß der Künstler nur die vorgeschriebene Formalität der Anmeldung und Vermerkung seines Werkes beim Königl. Ministerium (der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten) beobachtete.

doch zur Genüge einleuchten, daß die Befugniß, dessen Eigenthum zu verkaufen, keinem Menschen in der Welt zukömmt, wofern er nicht die beiden Bedingungen erfüllt: erstens, daß er selbst der Maler, und zweitens der sey, welcher seine Schöpfung in Kupfer stechen läßt. Mithin ist es deutlich erwiesen, daß das Gesetz, auch dann, wenn es bloß nach seiner wörtlichen Fassung geprüft und angesehen wird, dem Künstler allein und keiner Menschenseele weiter das Recht gewährt, mit den Nachbildungen seiner Arbeit Handel zu treiben.

Mehr noch, wollte man Jemand bloß um deswillen, daß er ein Gemälde in Kupfer stechen ließe, die ausschließliche Berechtigung zuerkannt wissen, diese von ihm veranstalteten Kupferabdrücke in den Kauf zu geben, so würde nothwendig hieraus folgen, daß der Maler, der sein Bild **nicht** in Kupfer stechen ließe, nicht einmal das Bild selber veräußern dürfte. Dies ist die vernunftgemäße und strenge Anwendung Euerer buchstäblichen Gesetzauslegung, Euerer peinlichen Silbenstecherei, Eueres in witzigem Wortgeklaube sich ergehenden Verfahrens. Denn wenn es im erwähnten Artikel heißt, daß die Maler, welche Gemälde werden in Kupfer stechen lassen, das ausschließliche Recht genießen sollen, **ihre Werke** feil zu bieten, so müßten ja doch wohl, nach Euerer Weise zu schließen und zu urtheilen, diejenigen Maler, welche **keine** Kupferabdrücke von ihren Sachen machen lassen, nicht einmal die Befugniß haben, aus ihren eigenen Werken Gewinn zu ziehen, indem der Ausdruck **ihre Werke** sowohl das Gemälde, als den Kupferstich betrifft; es wäre denn, daß da der klügelnde Eigennutz nicht noch ganz neue Seiten aufzeigte, noch andere unterscheidende Merkmale auswitterte, woran es ihm übrigens nicht fehlen möchte. Doch ist er so gnädig, dem Künstler das unumschränkte Recht auf sein **Gemälde** zuzugestehen, und bloß der **Kupferstich** ist's, den er an sich zu reißen, vermöge seines ungeheuren Scharfsinns als sein Eigenthum zu beanspruchen sucht. Wenn man dem **Besitzer** des Gemäldes das Recht hat einräumen wollen, den aus dem Verkaufe des Kupferstichs zu gewinnenden Ertrag für sich zu benutzen, so durfte man sich unmöglich auf das Gesetz vom Jahre 1793 berufen. Man hat an dem Artikel hin und her gedreht und gezerrt, und statt ihn in seiner schlichten und einfachen Fassung zu nehmen, hat man ein ganz artiges Gebäude von falschen Folgerungen und Schlüssen aufgeführt, die wir uns eben zu entlarven bemüht haben. Man hat die Behauptung aufgestellt: „Das Gesetz rede bloß von dem Maler, der seine Erzeugnisse in Kupfer stechen lasse, hingegen beobachte es das tiefste Schweigen rücksichtlich des Künstlers, der dies nicht thue. Wenn demnach der Maler von der Befugniß, die ihm das Gesetz verleiht, keinen Gebrauch mache, so könne auch jener Artikel gar nicht in Anwendung gebracht werden, vielmehr müsse man zu dem **gemeinen Rechte** die Zuflucht nehmen. Nach dem gemeinen Rechte nun verschaffe der Besitz eines beweglichen Gutes vollgültiges Eigenthumsrecht darüber, laut Artikel 2279 des bürgerlichen Gesetzbuches. Das Eigenthum einer Sache gebe aber die Vollmacht, nach freier Willkür und auf die unumschränkteste Weise mit ihr zu schalten und sie zu benutzen, wie Artikel 544 des bürgerlichen Gesetzes besage. Aus allem dem gehe hervor, daß der Inhaber des Gemäldes, als dessen rechtmäßiger Eigenthümer, volle Gewalt hierüber erworben, daß er somit über selbiges nach Gefallen verfügen und ohne Weiteres Kupferabdrücke davon anfertigen lassen dürfe."

Wie gut indeß dieser Beweis klingt, so ist er nichtsdestoweniger sehr weit von der Wahrheit entfernt und ein Gemisch von geflissentlichem Trug und eitler Selbsttäuschung.

Ein Gemälde nachmalen und nachzeichnen, diese Zeichnung außerdem durch den Kupferstich vervielfältigen lassen, heißt nimmermehr über das Gemälde als **solches**, als **bloße Sache** verfügen, sondern ist solche Handlungsweise ein anmaßender und kecker Eingriff in des Meisters geistiges Bereich, in seine schöpferische und erfinderische Kraft zu nennen, von der das vorhandene Gemälde der lauterste Ausdruck, das treueste Ebenbild ist. Freilich darf der Eigenthümer des Gemäldes damit als einem ihm angehörigen Gegenstand beginnen, was ihm nur immer beliebt, denn es ist ja sein Gut, er hat es durch Kauf an sich gebracht. Er kann also z. B. Anderen den Anblick desselben gestatten oder verweigern, er darf das Bild, wie dies bereits vorgekommen, nach seiner Laune beschneiden und verstümmeln, sobald es seiner Größe wegen zu viel Platz raubt, ja er darf durch Niemand behindert werden, es sogar ganz zu zerstören, obwohl dies allerdings eine unerhörte, einem Wahnsinnigen angemessene That wäre. Weiter hinaus jedoch, über diese äußere Handhabung und Behandlung seiner Sache erstreckt sich seine Gewalt keineswegs. Nicht darf daher der Besitzer eines Gemäldes glauben, mit dem Gemälde zugleich den demselben zum Grunde liegenden Gedanken zu seinem Eigenthum gemacht und etwa das Recht erworben zu haben, diesen Gedanken zu seinem Vortheil benutzen zu können, indem der Künstler allein der unumschränkte Herr und Gebieter desselben bleibt. Nur dieser als der Erzeuger der Idee ist befugt, sobald er sie ferner für tüchtig und gediegen findet, sie aufs neue zu beleben und zu gestalten, auf jedwede Art zu wiederholen, ein anderes dem ersten durchaus ähnliches Gemälde zu machen, die Nachbildungen durch den Kupferstich, oder sonst wie zu vervielfältigen — darauf beruht sein Recht. Dieses Recht besteht aber auch darin, dieser Verbreitung, dieser Wiederholung seines Gedankens Einhalt zu thun, sobald er später dessen Unzulänglichkeit erkannt hat und sich unmöglich länger dadurch befriedigt fühlen kann. Dieses ausschließliche Recht auf sein Werk ist, wie wir bereits Anfangs bemerkt, dem Maler für seine ganze Lebenszeit verliehen, innerhalb dieser Frist darf er es für sich allein seiner vollen Ausdehnung ausüben, nach deren Ablauf die ihm besonders ertheilte Vergünstigung aufhört und seine Arbeit der Oeffentlichkeit zu beliebiger Benutzung anderer Künstler anheimfällt.

Dem Besitzer des Gemäldes ist es also weder dem besonderen Gesetze von 1793 zufolge, noch nach dem gemeinen Rechte gestattet, des Meisters Erfindung durch den Kupferstich zu verallgemeinern, so lange nur noch dieser einzig und allein von dieser seiner Schöpfung Gebrauch machen darf, also bevor selbige durch seinen Tod zu einem Gemeingut wird.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **De Goethe und de Caus.** „Ob wohl" — wird im Magazin f. d. Literatur des Auslandes Nr. 63 des laufenden Jahrganges gefragt — „ob wohl Goethe oder Humboldt auf Deutschen Werken sich Wolfgang de Goethe oder Alexander de Humboldt nennen würden?" Diese Frage soll beitragen zur Lösung des Zweifels: ob Salomon de Caus, der Erfinder der Dampfmaschine, Franzose oder Deutscher war? — Was also Herr Baumgärtner Betreffendes mit so vieler Gründlichkeit beigebracht, scheint nicht zu genügen.

Allerdings ist nichts dagegen zu sagen, daß dasjenige Land, in welchem ein großer Mann **zufällig das Licht erblickt**, weit weniger Ansprüche an seinen Ruhm habe, als dasjenige Land, welches ihm Gelegenheit bot, **Licht zu verbreiten**; — allein, schon vor Jahrtausenden fragte man sich und stritt darüber, wie die Vaterstadt Homers geheißen habe? und sieben Städte nahmen diese Ehre in Anspruch. Aller Welt Enden wiederhallen vom Ruhme des Vaters der Dichtkunst, wo auch die Wiege stand, aus welcher er mit seinem ersten Schrei das Tageslicht begrüßte; — und die Wohlthat der de Caus'schen Erfindung durchströmt den ganzen weiten Erdball, in welchem Winkel der Erde auch Herr **von** Caus, oder Monsieur **de** Caus, ein Erdenbürger geworden. — Sonderbar indeß, daß obige Frage für die Lösung des Zweifels — vielleicht nur zufällig — **nichts** oder doch zu Gunsten Baumgärtners entscheiden möchte.

Einsender dieses nämlich besitzt das Original des bekannten Antingschen Stammbuches, dessen das Brockhaussche Conversations-Lexikon, Band I. pag. 317 der 7ten Auflage, erwähnt. Es enthält die Silhouetten und Original-Handschriften berühmter Männer und Frauen aus den letzten 20 Jahren des vorigen Jahrhunderts, unter anderen auch die überaus ähnliche Silhouette Goethe's, mit folgendem Vers und eigenhändiger Unterschrift:

„Es mag ganz artig sein, wenn Gleich' und Gleiche
In Proserpinens Park spazieren gehn;
Doch besser scheint es mir, im Schattenreiche
Herrn Antings sich hier oben wiedersehn.
Weimar d. 7. Sept. 1789. de Goethe."

Und auf dem nächsten Blatte schreibt de Goethe's hoher Gönner, der Herzog Karl August zu Sachsen-Weimar — ein echter Deutscher Mann — unter seinem Portrait:

„Zum Andenken."
„Weimar d. 8. Sept. 1789. Karl August, Hz. zu S. W."

Wie kam Goethe — dieser Reigenführer der neueren **Deutschen** Dichter — in **Deutschland** geboren — in **Deutschland** lebend — in **Deutschem** Staatsdienste stehend — wie kam er dazu, Angesichts seines **Deutschen** Mäcens, sich de Goethe, in **Deutschland** selbst, zu schreiben? Französirte er sich, weil's gerade September des Jahres 1789 war?

Wo waren denn alle die Männer — Salmasius, Cartesius, Thomasius, u. s. w. — geboren, die ehemals ihrem Namen ein **us** anzuhängen oder ihn ganz zu latinisiren liebten? — Mir scheint die Zufälligkeit — ob ein Goethe, ein Humboldt, ein Caus **de** oder **von** ihrem Namen vorsetzen, zur Entscheidung eines historischen oder biographischen Zweifels nichts beizutragen; denn, wenn Goethe zu Ende des 18ten Jahrhunderts seinem Namen ein de vorsetzen konnte, warum hätte Salomon von Caus dies nicht zu Anfang des 17ten Jahrhunderts thun können? — Aber es bleibt dabei, daß dasjenige Land, in welchem ein großer Mann **zufällig das Licht erblickte**, an seinem Ruhm weniger Anspruch habe, als dasjenige, welches ihm Gelegenheit bot zur — **Verbreitung des Lichts**.

St. Petersburg, im Juli 1842. Frh. C. v. K.

— **Uebersetzungs-Literatur.** Die „Blätter für literarische Unterhaltung" (vom 5. Oktober) enthalten folgende literarische Notiz aus **Frankreich**: „Die Fluth der Französischen Uebersetzungs-Literatur ist täglich im Steigen begriffen. Während in **anderen Ländern** die Bearbeitungen fremder Meisterwerke mehr und mehr Original-Productionen Platz machen, mehrt sich in Frankreich die Zahl der Uebersetzungen maßlos." — Das hat augenscheinlich ein Franzose geschrieben, der von den Literaturen **anderer Länder** so gut wie gar nichts weiß, und jenes Deutsche Blatt, dem gewiß eben so gut als uns bekannt ist, daß wir wenigstens zwanzigmal mehr den Franzosen entlehnen, als die Franzosen uns, schreibt es gedankenlos nach. Ja, welches abgeschmackte Zeug fort und fort die Wanderung den Rhein herüber macht, ist selbst aus **demselben** Blatte zu ersehen, in welchem sich die obige Notiz befindet, denn dort werden unter Anderem zwei Uebersetzungen Souliéscher Romane (worunter das berüchtigte Si jeunesse savait etc.) und eine Uebertragung von Paul de Kock's Ce Monsieur (sämmtlich in Braunschweig bei G. E. E. Meyer sen.) angekündigt.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von **J. Lehmann.** Gedruckt bei **A. W. Hayn.**

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 126. Berlin, Freitag den 21. Oktober 1842.

Westindien.

Wanderungen eines Deutschen durch Cuba, im Winter des Jahres 1841.

Von Dr. M. Wiener.

1.

Abreise von New-Orleans. — Die Ufer des Mississippi. — Leben auf einem Amerikanischen Dampfboot.

Hier bin ich endlich, den Gefahren des Oceans entronnen, nach einer fünftägigen, stürmischen Reise, in Havanna angelangt.

Wir verließen New-Orleans am 27. Januar am Bord des herrlichen Dampfschiffes „Alabama", auf das wir uns bereits am 25sten begeben hatten. Ein dicker Nebel, so undurchdringlich, daß man keine zwölf Schritte weit sehen konnte, hatte sich auf den Mississippi gelagert. Solche Nebel pflegen unter diesen Breitegraden nicht oft einzutreten; nur im Winter, wo erst scharfe Nordwinde das Wasser des „Vaters der Flüsse" so abgekühlt haben, daß die in die Fluth getauchten Finger vor Kälte schmerzen, und wo kurz darauf mit lauen Südwinden eine solche Hitze eintritt, daß man die abgelegten Sommerkleider schnell wieder vorsucht, treibt der kalte Strom und der von ihm berührte Golf von Mexiko weiße Nebel auf, die sich nicht höher als einige dreißig Fuß erheben. Vom Mastkorbe aus gewährt dies einen eigenthümlichen Anblick. Neben und über dem Beobachter ist die Luft klar, der Himmel strahlt unbewölkt in tiefer Bläue, eine unübersehbare Reihe von Mastspitzen, mit bunten Wimpeln geschmückt, glänzt in der Sonne und scheint auf Wolken zu schweben, da unten die Nebelbank Strom und Landschaft verhüllt. Obgleich das Schiff dicht am Ufer liegt, so getraut man sich dennoch nicht, ans Land zu gehen; der Nebel könnte sich schnell zerstreuen, und Dampfschiffe gleichen dem Saturnus: sie warten auf Niemanden. Um die Zeit hinzubringen, machten meine Gefährten Schach- oder Whist-Partien, die Damen spielten „Iligh, Low, Jack and Game", ein Amerikanisches Kartenspiel, das dem Scharfsinne des Erfinders wenig Ehre macht. Die älteren Herren brachten unzählige Toaste auf eine glückliche Reise aus, während Andere die Hände in die Taschen steckten und auf Nebel und Langeweile schimpften.

Endlich, am Morgen des 27sten, zertheilte eine frische Brise den Nebel; unser „Alabama" sagte dem Hafen ein donnerndes Lebewohl und nahm dann seinen majestätischen Flug der Mündung zu. — Die beiden Ufer, welche sich neunzig (Englische) Meilen hinab, bis zum Golf hin, erstrecken, sind mit Hunderten von Plantagen bedeckt, die dem Auge eine ununterbrochene Abwechselung und Unterhaltung gewähren. Im Vordergrunde taucht das in Form einer Villa gebaute Herrenhaus, mit Säulenreihen und Balkonen geschmückt, hinter Magnolien, Orangen, Oleander und Lebensbäumen (Thuja occidentalis) hervor, während die niedlichen, aus Holz zusammengefügten, einstöckigen und mit weißer Oelfarbe angestrichenen Negerhäuschen zu beiden Seiten ganze Straßen bilden, die den Städten nicht unähnlich sind, welche das industrielle Nürnberg, in Schachteln verpackt, auf die Deutschen Weihnachtsmärkte versendet. Da die Schiffe fast immer an dem einen oder dem anderen Ufer dicht vorbeifahren, so ist man oft im Stande, dem so eben erwachten Pflanzer, wenn er auf dem Balkone seinen Kaffee schlürft, der ihm mit der Zeitung von einem der schwarzen dienstbaren Geister überreicht wird, einen guten Morgen und einige Witzworte zuzurufen. Der Gemächliche blickt in der Regel kaum auf, während sein Sklave die dicken Lippen von einem Ohre zum anderen aufreißt und grinsend seine elfenbeinernen Zähne zeigt.

Näher dem Ausflusse, ungefähr zwanzig (Englische) Meilen oberhalb der Mündung, werden die Ufer öde und die Spuren der Kultur verschwinden; doch hat auch alsdann noch der Mississippi für den Europäer etwas ungemein Anziehendes. Er ist das ganze Jahr hindurch beständig mit Baumstämmen übersäet, die von seinen wilden Wogen in den über tausend Meilen tiefer im Innern befindlichen Urwäldern entwurzelt oder ihm von den hundert Strömen, die sich in ihn ergießen, unaufhörlich zugeführt werden.*) Mit diesen Giganten des Urwaldes sind die Ufer bis zum Golf hin bedeckt, um unbenutzt zu vermodern und eine untere Schicht zu bilden, auf die sich wieder eine andere Schaar Ankömmlinge lagert, um gleichfalls zu verwesen und einer dritten Generation von Auswanderern Platz zu machen. Baumstamm liegt so dicht an Baumstamm geschichtet, daß die Annahme nicht unwahrscheinlich ist, die ganzen Ufer, fünf geographische Meilen von der Mündung aufwärts, seyen nur Dämme, die der Strom sich gegen das Wasser des Golfs gemacht. In der Regel sind diese Ufer nicht breiter als eine Englische Meile und werden auf der anderen Seite von den salzigen Fluthen des Meerbusens bespühlt. Durch die vermodernden Bäume wird ein künstlicher, höchst fruchtbarer Boden erzeugt, auf dem Mutter Natur eine Baumschule angelegt hat, die schwerlich noch einmal auf Erden gefunden wird. Samenkörner von allen Baum- und Straucharten Nord-Amerika's, mit den Stämmen an das Ufer gespühlt, haben hier Wurzel gefaßt und wuchern lustig im üppigen Boden und unter dem milden Himmel fort. Aber auch tropische Gewächse gucken, wenn auch sparsamer, unter den nordischen Fremdlingen hervor; namentlich zwei Palmen-Arten (die Areca oleracea und Chamaerops humilis), wildes Zuckerrohr, Baumwollen-Sträucher und der, wohlriechenden Ambra gebende, Storax-Baum.

Diese Ufergegend dient ganzen Schwärmen von Pelikanen, Möven, wilden Enten und Flamingo's zum Aufenthalte. Auch Wild muß es hier vollauf geben, denn wir sahen an vielen Stellen die Fährte von Hochwild aus dem undurchdringlichen Dickicht zum Wasser hinabführend. Im Sommer wird die Scene durch Hunderte von Alligatoren, die am Ufer in der Sonne schnarchen, malerisch belebt. Jetzt bemerkt man keines dieser Ungeheuer, die wahrscheinlich, unter Schlamm und Blättern vergraben, ihre Winterschläfchen halten. — Aber auch menschliche Wohnungen erheben sich zuweilen, denn sogar in diese Einöde, unter Alligatoren, hat Gewinnsucht den Menschen gelockt. Die Bewohner dieser ärmlichen Hütten spalten das herangeschwemmte Holz, sägen es in Klafter auf und verkaufen dasselbe zu hohen Preisen an die vorüberfahrenden Strombampfböte.

Abends waren wir an der Balize, wie ein von Lootsen bewohntes malerisches Städtchen an der Mündung des Mississippi genannt wird. Zwei Schiffe, die alle Segel beigesetzt hatten, in die der Wind mit vollen Backen blies, bewegten sich dessenungeachtet um keinen Zoll weit von der Stelle. Ein seltsamer Anblick, der an den Käfer erinnert, welchen ein muthwilliger Knabe am Faden hat! — Die Schiffe saßen nämlich auf einer der Seebänke, mit denen die Mündung reichlich versehen ist, und bemüheten sich vergebens, von ihr abzukommen. Es ist dies sehr häufig der Fall, doch niemals mit Gefahr verbunden; die Dampfböte, welche die Schiffe den Strom hinauf nach New-Orleans ziehen, spannen sich vor und ziehen, gleich muthigen Rossen, die Festsitzenden mit Leichtigkeit vom Grunde ab.

Die See ging hoch und machte, daß am nächsten Morgen beinahe die Hälfte der Passagiere beim Frückstücke fehlte. Die Dienerschaft hatte alle Hände voll zu thun, um dem seekranken Personale beizuspringen. Da gab es bald Gelegenheit, Bekanntschaften anzuknüpfen, denn die Damen, die in der Regel beim Antritt einer Seereise sehr ceremoniell und sehr zurückhaltend sind, sehnen sich in dieser Krankheit, in diesem physischen und moralischen Katzenjammer, nach Mitgefühl. Man sollte es kaum glauben, wie schnell ein Sturm oder die Seekrankheit die Herzen zusammenführt! Byron empfiehlt in seinem Don Juan ein gutes Beefsteak als Mittel gegen die Seekrankheit und hat nicht unrecht. Erfahrung lehrte mich, daß frische Luft, ein gutes Glas Grog und ein stets voller Magen diesem Uebel am schnellsten ein Ende machten.

Der Meerbusen von Mexiko ist ein tückisches Wasser, wo im Winter Stürme und im Sommer Orkane herrschen. Wir bekamen eine kleine Probe von seiner Unbeständigkeit in einem starken Sturm aus Südost. Für den, der bereits manchen schweren Sturm erlebt hat, verliert solch Ereigniß das Tragische; da er ruhiger Beobachter alles dessen ist, was um ihn vorgeht, so gewinnt er dem Ganzen leicht die komische Seite ab. Und in der That, an Lächerlichkeiten ist kein Mangel! — Ich will es versuchen, das Leben auf unserem Schiffe, während des Sturmes zu beschreiben. Wir hatten den Wind so ziemlich von vorn, wodurch die Wellen sich gegen das Vordertheil des Schiffes hochaufthürmten; dies machte, daß unser Fahrzeug die Bewegung annahm, welche der Seemann „stampfen" nennt, das heißt: es bohrte mit der Spitze in die vorn aufgethürmten Wogen, um sich seinen Weg zu bahnen, was ohne großen Widerstand nicht geschehen konnte. So wurde denn das Vordertheil des Schiffes bald emporgehoben, bald schien es in den Grund bohren zu wollen; wir saßen nun natürlich auf den prächtigen Polstern in der Kajüte, wie auf wilden Rossen, die sich bald bäumen, bald hinten ausschlagen. — Auf dem Verdecke mußte man jeden Augenblick nach einem Gegenstande greifen, um sich fest zu halten. Ueber uns der graue Himmel, um uns, so weit das

*) Der Mississippi beherrscht ein Flußgebiet von mehr als fünftausend geographischen Quadratmeilen.

Auge reichte, die wild empörten Meereswogen, eine schwarze Gebirgsmasse, wo der Schaum auf dem Gipfel jeder einzelnen Welle den Alpenschnee ersetzte. Dann und wann blickte ein Delinquentengesicht aus der Kajütenthür auf das Verdeck, um sich zu überzeugen, ob wir noch oben wären. Solchen Augenblick schienen die schadenfrohen Wellen vorzugsweise wahrzunehmen: in einem Nu schlug eine von ihnen gegen die Räder und überschwemmte den Neugierigen mit Salzwasser. Dann hörte man es eiligst die Treppe hinabpoltern und das Gelächter der Matrosen mischte sich in das Donnern des Meeres.

Verfügen wir uns in die Kajüte, so gewahren wir lebende Bilder, über deren Anblick Hogarth außer sich vor Entzücken gewesen wäre. Wir versuchen zu gehen, verlieren aber durch die tollen Bewegungen des Schiffes das Gleichgewicht und werden nach dem entferntesten Winkel der Kajüte geschleudert, und zwar in der possirlichsten, lächerlichsten Weise, die man sich nur denken kann. Bevor es uns gelungen ist, wieder auf die Beine zu kommen, hat das Schiff der Bewegung einer anderen Woge nachgegeben und wir rutschen, schnell wie der Blitz, nach der entgegengesetzten Seite, wo wir mit den Köpfen gegen einander fahren und in einem Gewirre von Stühlen, Hüten, Band und Haubenschachteln die Beine himmelwärts strecken. — Die Zeit des Mittagessens ist herangenaht. Alles, was nicht seekrank ist, findet sich in der Kajüte ein; der Capitain, der die Honneurs an der Tafel macht, im schwarzen Anzuge und weißen Manschetten, führt oder balancirt vielmehr zwei Damen zu den Ehrenplätzen, neben sich auf das Sopha. Die Uebrigen klimmen nach ihren Stühlen; endlich hat Alles Platz genommen. Auf dem Tische liegt ein Aufsatz, eine Art Rahmen, mit tiefen Höhlungen, um Teller, Schüsseln, Flaschen und Gläser hineinzustellen. Der Steward tritt mit der Suppe herein, sein dienstbarer Geist, ein Negerknabe, folgt mit den Kartoffeln, andere Diener folgen mit den übrigen Gerichten. Kaum befinden die Dinge sich auf der Tafel und die Diener haben sich an unsere Stuhllehnen angeklammert, so macht das Schiff einen ungeheuren Satz und Alles geräth in Unordnung. Die Dienerschaft liegt über einander, wie die Heringe, in einem Winkel der Kajüte! die Erbsensuppe ruht dem Kapitain traulich im Schoße, eine der Damen umarmt eine Schinkenkeule, ein Dritter drückt den Braten zärtlich ans Herz, ein Paar Hühner fliegen einem Vierten an die Ohren, der Pudding einem Fünften beinahe in den offenen Mund, die Uebrigen liegen in der Sauce, und die Kartoffeln rollen gemüthlich am Boden umher. Der Eine sucht seinen Teller zu retten, ein Anderer greift nach Messer und Gabel, wieder Einer, im Fallen begriffen, hält das gefüllte Glas hoch empor, während er sich mit der anderen Hand an den Stuhl des Nachbars anklammert. Alles ist in Verwirrung, es ist, als wenn das alte Chaos zurückkehren wollte! — Beim nächsten Rollen des Schiffes fliegen Steward und Dienerschaft, starr vor Erstaunen, abermals mit ausgestreckten Armen in einen anderen Winkel; endlich stehen sie auf ihren Beinen, wie Statuen, da sie es nicht wagen, sich fortzubewegen. Teller, Schüsseln, Messer und Gabeln krachen zusammen in der Unordnung des Augenblicks: der Steward und seine Helfershelfer kriechen auf allen Vieren, um sich der tanzenden Kartoffeln zu bemächtigen, die in Gesellschaft von fliegenden Hühnern und laufenden Keulen über ihre Füße hüpfen. Für einen Augenblick wird es ruhig, die zerstreuten Theile des Mahls sind glücklich eingesammelt und diejenigen, die ihren Appetit nicht verloren haben, beginnen zu essen. Einige Vorsichtige setzen sich in einen Winkel der Kajüte auf den platten Boden und nehmen den Teller zwischen die Beine, sich nun vollkommen sicher wähnend. Doch schnell finden sie sich, zu ihrer Verwunderung, in der entgegengesetzten Ecke wieder und zwar in den lächerlichsten Stellungen. Einige lachen, andere weinen, wieder welche schimpfen, doch Alle stimmen darin überein, daß es für einen hungrigen Magen nichts Trostloseres gebe, als ein Mittagessen zur See bei stürmischem Wetter. *)

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ueber das Recht, Kunstwerke durch Abdruck zu vervielfältigen.

(Schluß.)

Auch mißachtete und verkehrte man die vornehmsten und wesentlichsten Rechtsregeln, indem man in ein neues Gesetz, welches die Stelle des 1793 erlassenen vertreten sollte, die Bestimmung einzufügen suchte, wonach es dem Eigenthümer des Gemäldes erlaubt seyn sollte, selbiges in Kupfer stechen zu lassen. Man hat nämlich in diesem, allerdings bloß beim Entwurfe verbliebenen und nicht zur Ausführung gelangten Gesetze, einen Artikel vorgeschlagen und sogar durchgebracht, der folgendermaßen lautet: „Wofern der Maler beim Verkaufe seines Bildes sich nicht das Recht vorbehalten und ausbedungen hat, Kupferabdrücke hiervon machen zu lassen so ist anzunehmen, daß der Eigenthümer dieses Recht erworben." Was soll das heißen? Einerseits räumt man dem Künstler allein dieses Recht ein, da er es sich doch vorbehalten kann, und dann wieder will man, zu Gunsten des Besitzers, dem Künstler auf die leere Muthmaßung hin sein gutes Recht rauben, daß er sich stillschweigend dessen begeben, indem er es beim Abschluß des Handels sich nicht ausdrücklich und mit Bestimmtheit ausbedungen habe? Läuft solche Folgerung nicht sowohl den Gesetzen der Billigkeit als der Vernunft ganz zuwider? Gut, es soll bei der Veräußerung seines Gemäldes der Künstler jenes Recht nicht erwähnt haben, hat er darum hierauf Verzicht geleistet? Möchte er vielleicht nicht gerade deshalb, fragen wir, dieses Recht nicht zur Sprache gebracht haben, weil er es eben als ein von seiner Person unzertrennliches betrachtete und gar nicht darauf kommen konnte, daß es jemals vom Käufer würde beansprucht werden? Es hat demnach der Maler erst nicht nöthig, beim Verkaufe seines Werkes eine Befugniß sich auszubedingen, die ihm von Hause aus gebührt, die ihm ausschließlich verbleibt und von Niemand benutzt werden kann, falls er sie nicht aus freien Stücken auf Andere überträgt.

Aufs neue hat man Heil und Hülfe beim bürgerlichen Gesetzbuche gesucht und völlig sinnentstellend den Artikel 1602 vorgeschoben, der auf den fraglichen Gegenstand keine Anwendung findet. Es heißt da: „Jedweder Vertrag", „welcher in dunklen und unbestimmten Worten abgefaßt ist und eine doppelte Deutung zuläßt, ist zum Nachtheil des Verkäufers auszulegen." Hingegen wäre nun vorweg zu erinnern, daß bei der fraglichen Angelegenheit überhaupt kein Vertrag, keine Uebereinkunft Statt hat, und zwar deshalb nicht, weil das Recht, das Bild in Kupfer stechen zu lassen, keineswegs an der Sache, also am Gemälde, sondern an der Person, also am Maler, haftet und letzterer doch nicht etwa außer seinem Werke, zugleich auch dieses Recht für Geld abgetreten: oder was das Nämliche ist, der Eigenthümer hat mit dem Gemälde, das heißt, gegen Zahlung des für dieses besondere Kunstwerk geforderten Preises nimmermehr das Recht gewonnen, des Meisters Erfindung auszubeuten. Der Maler hat dem Eigenthümer gegen Empfang einer Summe platterdings bloß das Recht verliehen, die Leinwand, worauf er seinem Gedanken Gestalt und Leben gegeben, zu betrachten, oder diese künstlerische Schöpfung auch, wie wir oben gesagt, ganz nach seinem Belieben zu beschädigen und zu vernichten; durchaus aber nicht hat er ihm die Berechtigung verkauft, die Frucht seines Geistes, das Erzeugniß seiner künstlerischen Thätigkeit nachmachen zu lassen und Anderen wiederum gegen Bezahlung das Recht einzuräumen, diese Nachbildungen in Augenschein zu nehmen. Der Gedanke, die Erfindung und die Befugniß, allein diese Erfindung weiter zu benutzen, gehört dem Meister, so lange dieser Gedanke, diese Erfindung noch nicht öffentliches Eigenthum und Gemeingut geworden.

Jener in Vorschlag gebrachte Artikel, den wir oben angeführt: „Wofern der Maler beim Verkaufe seines Bildes sich nicht das Recht vorbehalten u. s. w." war also dem Geiste und Grundbegriffe des Gesetzes von 1793 völlig entgegen, hat aber nichtsdestoweniger in dem jüngeren Gesetze, welches das republikanische verdrängen sollte, seine Stelle gefunden. Es widersprach nicht minder den Begriffen aller rechts- und gesetzeskundiger Männer, welche bis dahin die Unantastbarkeit des dem Maler gebührenden Rechtes verfochten. Da jedoch der Cassationshof kürzlich zu Gunsten des Besitzers entschieden, so scheint es uns rathsam, die Schlüsse und Folgerungen zu prüfen, die sich aus dieser neuen Lehre ziehen lassen. So wie sich nun der Werth und die Güte eines Baumes erst dann bestimmen läßt, wenn er in voller Reife prangt, ganz in derselben Weise kann die Wahrheit einer Behauptung und Regel sich erst an der Haltbarkeit und Folgerichtigkeit ihrer weiteren Entwickelung erweisen und muß allein hiernach beurtheilt werden.

Der Grundgedanke und wesentlichste Zweck der neuen Lehre wäre nun der, daß man mit dem Besitze einer Sache, hier also des Gemäldes, oder genauer, mit dem hierüber erworbenen Eigenthumsrechte unmittelbar die Befugniß erlangt habe, das Bild in Kupfer stechen zu lassen, daß diese Befugniß gleichsam als ein nebst dem Werke mit in den Kauf genommenes Zubehör anzusehen sey. Bedienen wir uns nun einmal folgenden Beispiels und sehen wir, ob diese Annahme Stich zu halten vermag. Gesetzt, Paul hätte einem Maler ein Gemälde abgekauft, einem Kupferstecher das Recht verkauft, von seinem Bilde Kupferabdrücke anfertigen zu dürfen und diese Arbeit würde nun mit bedeutenden Kosten zu Ende gebracht. Paul würde alsdann das Gemälde an Peter verkaufen, Peter also könnte, da er Eigenthümer des Bildes geworden, dieses seinerseits wieder in Kupfer stechen lassen. Sicher müßte sich der erste Kupferstecher mit aller Macht dagegen stemmen, indem er ja sein Recht theuer genug bezahlt und außerdem viel Geld und Mühe auf seine, kraft dieses Rechtes unternommenen und durchgeführten Arbeiten verwandt hat. Aus dieser Geschichte entstände natürlich ein ganz kitzlicher Prozeß und könnte der Handel nur auf zweierlei Art geschlichtet werden. Entweder lautete das Urtheil dahin, daß es dem ersten Kupferstecher ausschließlich zukomme, die von ihm gefertigten Nachbildungen des Gemäldes zu veräußern, weil er dieses Recht früher als sein Kunstgenosse erlangt habe. Ginge man von diesem Gesichtspunkte aus, so müßte vernunftgemäß das Recht, vom Gemälde Kupferabdrücke machen zu lassen, bloß dem ursprünglichen Eigenthümer zuerkannt werden. Davon steht aber nicht ein Jota im Gesetze. Oder die Entscheidung müßte so ausfallen, daß jeder spätere Besitzer die Freiheit haben solle, das Gemälde in Kupfer stechen zu lassen. Durch eine solche Theilung und Zersplitterung des Rechtes verlöre aber dieses selbst alle Kraft, im Grunde genommen würde es ganz vernichtet, es gewährte Niemand den mindesten Gewinn, und der Maler für seine Person wäre ganz und gar seiner Weise eines ansehnlichen Theils seiner gültigsten Ansprüche beraubt.

Wie indeß immerhin die Entscheidung ausfallen möge, demnach kann es keine Schwierigkeiten darbieten, ungesäumt das Mangelhafte und Irrthümliche derselben zu entdecken. Denn dieses ausschließliche Recht, welches man entweder dem ersten oder jedem nachfolgenden Besitzer zuerkennen möchte, dieses Recht, sagen wir, kann durchaus nicht fortwähren, sondern es ist begrenzt und beschränkt auf eine gewisse Anzahl von Jahren nach dem Tode des Malers. Wenn demnach erst mit dessen Ableben das Recht auf den Besitzer übergeht, wenn es Letzterem ferner auch nur auf eine kurze Zeit verbleibt, wem sollte es da nicht einleuchten, daß es ursprünglich einen nur dem

*) Vielen wird diese Beschreibung übertrieben erscheinen; ich rufe indeß alle, die einen Seesturm erlebt haben, zu Zeugen auf, und lege ihnen die Frage vor, ob ich mich jetzt streng an die Wahrheit gehalten habe?

schaffenden Künstler gehört und plattterdings an seine Person geknüpft ist. Es ergiebt sich also aus der Untersuchung vorliegender Frage bloß eine Wahrheit, eine Wahrheit, worauf schon die gesunde Vernunft führt, die aber auch durch die im Gesetze enthaltene Bestimmung bekräftigt wird, nämlich daß das Recht, ein Gemälde in Kupfer stechen zu lassen, lediglich dem Maler, keineswegs aber dem Besitzer zusteht, es müßte denn zwischen dem Künstler und dem Käufer ein förmliches Abkommen hierüber Statt gefunden haben.

Der Cassationshof hat freilich ein entgegengesetztes Gutachten abgegeben; vielleicht aber ward dieses zu Ungunsten des Malers gefällte Urtheil durch die uns unbekannten, besonderen und einzelnen Umstände der vor ihn gebrachten Streitsache, und außerdem durch die Ansicht des öffentlichen Anwalts hervorgerufen, der an dem Entwurfe des neuen Gesetzes, wodurch das von 1793 verdrängt werden sollte, Antheil nahm und sich seiner bei dieser Gelegenheit entwickelten Gründe noch sehr wohl zu erinnern wußte.

Mögen nichtsdestoweniger die Maler getrost auf ihr gutes Recht, so wie auf die Billigkeit und den Schutz des Gesetzes vertrauen; möglich, daß der Cassationshof späterhin seine Meinung ändert und wiederum zu der von seiner gediegenen Rechtskenntniß wohl zu erwartenden besseren Ueberzeugung zurückkehrt.

Illyrien.

Russische Mittheilungen über die Literatur der Illyrier und Slowaken. *)

Der Frühling ist gekommen und die Illyrischen Bienen sind erwacht von ihrem langen Winterschlafe, um auf den blühenden Fluren Honig zu sammeln für ihren Stock, ihr gesegnetes Vaterland. Wenn irgendwo ein Wunder geschehen ist, so ist es an den Ufern der Drawa und Sawa, an der Adriatischen Küste geschehen. Noch vor sieben Jahren klopfte dem berühmten Ljutevit Gai bang das Herz, als er aus Böhmen zurückkehrte nach seinem geliebten Agram, um eine Zeitschrift in vaterländischer Sprache zu gründen, einer Sprache, die weder Grammatik noch Wörterbuch hatte — einem Slawischen Dialekte, der sich in eine Menge Dialektchen mit eben so vielen orthographischen Systemen zerbröckelte, deren Gränzen ihre respektiven Wächter mit Eifersucht hüteten. Da erschien jener große Reformator und bewirkte eine vollständige Umwälzung. Aus den wasserarmen Bächlein entstanden prächtige Flüsse und Ströme, und es erwachte ein reges Illyrisch-Slawisches Leben, dessen Pulse in der Danica und der „Politischen Zeitung" schlagen. Dalmatier, Slawonzen, Kroaten, Ragusер, Istrier, Kärnthner, Krainer, Steierer und vier andere außer dem Bereiche der Türkischen Barbarei wohnende Hauptstämme sondern sich in ihrem literarischen Wirken nicht mehr von einander ab; obgleich die Verschiedenheit des Alphabetes sie noch von denjenigen Slawen trennt, die unter muselmännischem Joche seufzen, so hört man doch bereits die heiteren Klänge der Poesie, und es ergreift mich ein besonders freudiges Gefühl, wenn ich unter den von glühender Vaterlandsliebe beseelten Dichtungen, welche die Danica aufnimmt, die Namen der Verfasser mit Zusätzen lese, wie die folgenden sind: „Bosnischer Illyrier" — „Serbischer Illyrier" — „Storvatischer Illyrier" — „aus Slavonien" — „aus Steiermark" — „aus Dubrownik" — sogar „aus Triest!"

Unter Gottes freiem Himmel belebt ein warmer Frühlingshauch die lieblichen Gewächse; sie sollen ferner nicht mehr in dumpfigen Kellern ohne Frucht absterben. In diesem kräftig emporblühenden Lebensgarten thut die Freude der Nation sich kund, obwohl die Magyaren mit Blick, Stimme und Hand über ihn herfallen, nicht etwa um goldene Hesperiden-Aepfel zu rauben, sondern um das ganze Elysium zu vernichten, oder wenigstens ein skythisches (!) Elysium daraus zu machen. — Unsere Brüder, die Slowaken (d. h. die Slawen im Herzen von Ungarn, während die eigentlichen Illyrier [Kroaten und Dalmatiner] mehr in den Gränz-Provinzen und am Adriatischen Meere wohnen), sind freilich etwas schlimmer daran, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, daß auch sie mit Erfolg vorwärts schreiten; aber der Illyrier fürchtet keine Drohungen; er hat eine feste Stellung eingenommen und besteht ruhmvoll den Kampf um seine geheiligten Interessen; denn er führt eine würdige Waffe, welche die in seiner Literatur mehr und mehr sich entwickelnde Kunst und Wissenschaft ihm bietet.

Was nun die literarischen Erzeugnisse der Illyrier betrifft, so verweise ich vor Allem auf die Danica, als den Brennpunkt, von welchem die Beseelung der Nationalität ausströmt und auf den Aller Blicke gerichtet sind. **) Sresnewskji berechnet die Zahl der Mitarbeiter an dieser Zeitschrift auf 69; er sagt, diese Zahl sey noch lange nicht groß genug und kaum auf sechs Jahre zureichend. Ja wohl ist sie kaum zureichend für eine Sprache, in welcher man noch vor sechs Jahren höchstens Gebetbücher druckte, während sie jetzt nach Gai, nach den geehrten Namen des Grafen Janko Draschkowitsch und des Herrn Jninsky, ihren Stanko Vraza, Vukoschinowitsch, Demiter, Kukulewitsch, Salkinsky, Bakowac Slavo und viele Andere, namentlich auch die drei Damen Vocinceva, Tarnoviceva und Anna Vidovita, denen man mit angenehmer Ueberraschung auf diesem Felde begegnet, als Nationaldichter begrüßen kann. Die Letztgenannte hat in diesem Jahre in Zara ein Gedicht unter dem Titel Annai Stanko drucken lassen. Die Zeitschrift Danica äußert sich über dieses Werk ungemein günstig, indem sie sagt, daß es vom Geiste jener echten Naturpoesie durchhaucht sey, welche man nach Homer und Ossian nur noch in den Illyrischen Volksliedern finde. Mit Freuden empfängt die Illyrische Nation diese „Frucht der Liebe", obwohl ihre edle Schöpferin kaum geahnt hatte, daß es noch Herzen giebt, die solche Worte freudig hören und sich beeifern, den Horizont ihrer Heimat so viel nur immer möglich zu erweitern. Man darf der Verfasserin nicht zum Vorwurf machen, daß sie in ihrer Dichtung die alte Dalmatische Orthographie beibehalten hat, da es in Illyrien noch eifrige Fetisch-Diener giebt, welche den wahren Gott nicht anders als in der Form eines mißgestalteten Götzen verehren können. Die dramatischen Produkte von Demiter, die philologischen Leistungen von Babukit und Maynranit, wie auch die neue Sammlung Serbischer Lieder, werden sehr gepriesen. Bei dem Worte „dramatisch" fällt mir ein, daß Körner's Drama Zriny zu Agram in zwei Sprachen aufgeführt wird: Zriny's Partei spricht Illyrisch und die Türken sprechen Deutsch (!). Das zu Agram in Deutscher Sprache erscheinende Journal Croatia, welches für die Entwickelung des Oesterr. Elementes in Illyrien thätig ist, bemüht sich, die Nationalität dieses Elementes mit gewissen Gründen darzuthun — ich will gegen seine Tendenz nicht protestiren. Unter den übersetzten Dramen nenne ich nur die Griseldis von Halm, welche auf dem Theater zu Agram gespielt wird. Die Danica bringt jetzt viele Kunde von bereits erschienenen und noch erscheinen sollenden Werken. So hat sich in Essek eine Gesellschaft gebildet, welche alljährlich eine Zeitschrift zur Unterhaltung, unter dem Titel: Teka od Oseka *), herausgeben will. Von der Krainischen Biene (Illyrisch: Krainska chelica) des Herrn Kastelitsch wird das 3te Heft, welches eine Illyrische Orthographie enthält, zum Drucke vorbereitet; und von der Backa Vila ist das zweite Heft heraus. Die letztere Zeitschrift publizirt Herr P. Joannowitsch zu Neusad (Nowy-sad) in Kyrillischen Buchstaben. Der Redacteur hat den rühmlichen Zweck, die Serbischen Illyrier mit ihren südwestlichen Brüdern bekannter zu machen. Sein Journal zählt schon gegen 800 Subskribenten. Eben so wird es für die Illyrier wie für die übrigen Slawen eine angenehme Kunde seyn, daß an einem Illyrisch-Deutschen Wörterbuche bereits gedruckt wird; nur muß man sagen, daß die übrigen Slawen den Mangel eines Illyrisch-Slawischen Wörterbuches noch mehr empfinden; denn ohne ein solches hat das Verstehen Illyrisch geschriebener Werke immer noch viel Schwierigkeit. Doch wird man mit der Zeit auch diese Lücke ausfüllen.

Derjenige, von dessen Lippen zuerst jenes Zauberwort ertönte, durch welches die zerstreuten Glieder der Illyrischen Nation einander wiederfinden sollten, Ljutevit Gai, hat vor kurzem durch eine Reise in Dalmatien, wo so viele alte Denkmäler der Illyrischen Literatur sich vorfinden, seine Verdienste um das Vaterland noch erhöht. Wo er nur hinkam, in allen Ungarisch-Slawischen Städten, hat man ihn freudig empfangen. Noch jetzt spricht man dort von nichts so viel, als von seinem Besuche. Als Gai wieder in Agram eintraf, kam ihm ein zahlreicher Haufe seiner Mitbürger mit Gesang, Musik und Fackeln entgegen und begrüßte ihn mit jauchzendem Zivio (vivat)! — Nachdem ich von ihm und Illyrien Abschied genommen, kehre ich über Ungarn nach Böhmen zurück; auf dem Wege werde ich in Lemberg bei Professor Hanusch vorsprechen, der ein Buch in Deutscher Sprache herauszugeben beabsichtigt, unter dem Titel: „Die Wissenschaft des Slawischen Mythus im weitesten, den Altpreußisch-Lithauischen Mythus umfassenden Sinne." Dieses Werk wird mehr als 30 gedruckte Bogen umfassen. ***) In Beziehung auf das Slawische Ungarn muß ich noch der Gedichte von Skultety erwähnen, die im vorigen Jahre das Licht erblickt und günstige Aufnahme gefunden haben. Auch ist dort ein Almanach von Miloslaw Gurban angekündigt, unter dem Titel: Nitra, noworocnj dar dieram a Synům Slowenska, Morawy, Cech a Hirska obetowany. ****) Die Artikel werden größtentheils belletristisch seyn. Eben so sammelt man jetzt Subscriptionen auf Jan Goly's vollständige Werke. Man weiß, daß vor einem halben Jahrhundert in der Czechisch-Slawischen Sprache ein Schisma entstand zu welchem Jan Bernolak dadurch Veranlassung gab, daß er aus den verschiedenen Formen der Slawischen Sprachen ein Misch-Idiom zusammenstellte und dieses bei den Slawaken als Büchersprache einführen wollte.

Es ist zu beklagen, daß die wahrhaft großartige Thätigkeit Goly's von einem so engen Horizonte begränzt war und auf dem für sie fremden Boden keine Früchte tragen konnte, wie die saftreiche Aussaat sie verheißen. Wenn ich Goly's Idyllen in der Muttersprache lese, so beneide ich die Griechen weder um ihren Moschus noch um ihren Theokrit. Die treuherzige Einfalt und Naivetät, die Natürlichkeit, der reine Geschmack dieser Dichtungen stellen sie mit den weltberühmten Musterwerken des alten Griechenlands auf ganz gleiche Stufe. Warum sind Goly's Selanky (Bäuerinnen) seinen Landsleuten so wenig bekannt oder selbst völlig unbekannt? Doch ich beklage nicht Goly, sondern unser eigenes herbes Schicksal, das uns solche Schätze verbirgt, mit denen andere Völker wie mit Perlen ihre Diademe schmücken würden. †)

---

*) Ein Brief an den Redacteur der Russischen Zeitschrift Moskwitjanin (der Moskowiter).

**) Der Name (wohl danica zu sprechen) bedeutet Morgenröthe (Russisch denniza.)

*) D. h. Mappe aus Osek (Essek).

**) Es ist bereits erschienen und wird als sehr gründlich gerühmt.

***) D. h. Nitra, ein Neujahrsgeschenk für die Töchter und Söhne Slawoniens, Mährens, Böhmens und Illyriens.

†) Derselbe Russische Berichterstatter kündigt für sein nächstes Schreiben ähnliche Mittheilungen über den Zustand der Czechischen (Böhmisch-Slawischen) Literatur an, die freilich in den letzten Jahren keine dem Panslavismus so erfreuliche Erscheinungen dargeboten, wie die Illyrische.

Mannigfaltiges.

— **Straßburgs Verrath an Frankreich.** Das so eben erschienene „Historische Taschenbuch" auf das Jahr 1843, herausgegeben von Friedrich von Raumer, enthält unter Anderem eine interessante Abhandlung „über den Verrath Straßburgs an Frankreich", von H. Scherer. Wir haben bereits bei einer früheren Gelegenheit in diesen Blättern die Ansicht ausgesprochen, daß es kaum eine heilsamere Lehre für die Gegenwart und die Zukunft der Deutschen geben könne, als eine Geschichte der Kämpfe und der diplomatischen Verhältnisse zwischen Frankreich und Deutschland, von Heinrich IV. und Sully bis auf Napoleon und Talleyrand. Norddeutsche und Süddeutsche, Katholiken und Protestanten würden aus dieser Geschichte am besten lernen, wie alle ihre Zwiste und Eifersüchteleien nur zum Vortheile des Nachbars ausschlugen, der diese klug zu nähren wußte, ja daß selbst das Ringen nach geistiger Freiheit, das den inneren Zwisten oft zum Grunde lang, geradezu in das Gegentheil verkehrt ward, sobald man dem Ausland verstattete, scheinbar dieser Freiheit halber in die inneren Händel Deutschlands sich einzumischen. Ein Beitrag zu einer solchen Geschichte ist die eben erwähnte Darstellung des Straßburger Verrathes im J. 1681, eines Verrathes, den Deutsche Senatoren (Stoßer und Obrecht), Stadtrichter (v. Zedlitz), Rathsschreiber (Günzer) und Bürger an ihrem Vaterlande geübt. Freilich war der Begriff „Vaterland" damals den Deutschen kaum zum Bewußtseyn gelangt; man hing zwar aus Instinkt und Gewohnheit an Kaiser und Reich, aber der Gedanke, daß man durch gemeinschaftliche geistige und materielle Interessen zusammengehöre und gemeinschaftlich gefördert oder zurückgehalten werde auf der Bahn der Menschheit, lag Allen so fern, daß man vielmehr oft in der heillosesten Zersplitterung seine innersten Wünsche erfüllt zu sehen hoffte. So kam es, daß nach dem Einzuge Ludwig's XIV. in Straßburg ein Deutscher Bischof aus einem der angesehensten Deutschen Fürstenhäuser, Franz Egon von Fürstenberg, der bis dahin in Zabern residirt hatte und dem Ludwig jetzt wieder den Münster einräumen ließ, den Französischen König als den rechtmäßigen Besitzer des Bodens begrüßte, auf welchem Erwin's Meister-Denkmal steht! Der Verfasser der vorliegenden, mit Geschick und warmer Vaterlandsliebe gezeichneten Skizze hat dazu die Aktenstücke benutzt, die in den beiden von Coste und Vanhuffel in Paris (1841 und 1840) herausgegebenen Mittheilungen zur Geschichte Straßburgs und des Elsasses veröffentlicht wurden. Es versteht sich von selbst, daß er dabei an den traurigen Friedensschluß anknüpft, der den traurigsten aller Kriege im J. 1648 beendigt hat, daß er Richelieu's und Mazarin's Machinationen vor und nach diesem Friedensschluß zu würdigen weiß, und daß er namentlich nicht vergißt, eine Darstellung jenes in die Form eines gerichtlichen Verfahrens eingekleideten Raubsystems zu geben, das Ludwig XIV. unter der Benennung der Reunions-Kammern im Angesicht und zum Hohn des zersplitterten Deutschen Reiches auszuführen wagte.

— **Vorzüge der Deutschen vor der Französischen Wissenschaft.** Trotzdem, daß nun bereits über anderthalb Jahrhunderte seit der Lostrennung Straßburgs von dem Volk und Lande, mit welchem es organisch zusammenhing, verflossen sind, ist doch immer noch von dem gemeinschaftlichen Gefühlsleben des Körpers und des getrennten Gliedes so viel zurückgeblieben, daß die Zusammengehörigkeit sich nicht verleugnen läßt. Selbst die Französischen Blätter haben es ausgesprochen, daß der letzte „wissenschaftliche Kongreß" in Straßburg nur darum so glänzend ausfiel — im Gegensatze zu den früheren in Französischen Provinzialstädten beinahe ganz verkümmerten Versammlungen — weil die ursprünglich Deutsche Institution diesmal auf Elsässischen Boden verpflanzt war, wo noch so viele Berührungspunkte mit Deutschland stattfinden und wo nicht bloß, der nahen Gränze wegen, viele Deutsche sich einfanden, sondern wo auch der Pariser Centripetalkraft, die im übrigen Frankreich alles wissenschaftliche und geistige Leben paralysirt, ein seinem Wesen nach Deutsches, centrifugales Element entgegenwirkt. Ein Französisches wissenschaftliches Journal (le Semeur) sagt in dieser Beziehung: „Wenn man nachforscht, weshalb der wissenschaftliche Kongreß den Hoffnungen seiner Begründer bisher so wenig entsprochen, warum er bei seinen Wanderungen von Osten nach Westen und von Norden nach Süden, mit Ausnahme seiner letzten Session in Straßburg, nur auf Städte und Bevölkerungen voll Indifferentismus gestoßen, so wird man bald finden, daß der Geist, welcher erforderlich ist, um solche Institutionen mit der Theilnahme zu begrüßen, die ihnen gebührt, überall in Frankreich fehlt. Fast nirgends ist ein wirkliches Interesse an der Wissenschaft anzutreffen. Unsere großen Städte beschäftigen sich fast ausschließlich mit dem Handel, und wie kleinlich und bornirt die Ansichten und Lieblingsbeschäftigungen unserer kleinen Städte sind, möchte fast unpatriotisch seyn, hier auszusprechen. Es war nicht zu allen Zeiten so. Frankreich hatte sonst seine gelehrten Städte, während es heutzutage nur noch unbedeutende literarische Provinzial-Gesellschaften, eine Art von Klubs, besitzt, deren Daseyn nur den eigenen Mitgliedern bekannt ist, die sich dort versammeln, um mit einander zu schwatzen, und die nichts produziren, was auch außerhalb bekannt zu seyn verdient. Soll man sich darüber wundern? Die Centralisation entzieht dem Lande zum Vortheil von Paris alle Männer von geistiger Bedeutung: die in den Departements gebildeten Akademieen können sich nur mit Mühe erhalten, und keine einzige genießt auch nur den mindesten Ruf. Die jungen Professoren, denen dort Lehrstühle angewiesen werden, nehmen ihre Sendung nichts weniger als ernst, sondern betrachten sich wie in einer Art von Exil, aus welchem sie so bald als möglich wieder nach Paris zu kommen suchen. Die aus solcher Lage der Dinge hervorgehenden Uebelstände sind viel bedeutender, als es auf den ersten Anblick scheint. Sie erzeugen eine wirkliche geistige Erniedrigung des Landes, indem sie es daran gewöhnen, eine allgemein verbreitete Kultur für überflüssig zu halten und nur den materiellen Fortschritt so wie die davon abhängende Art des Gedeihens und des Wohlstandes zu verfolgen. — In Deutschland bietet die Gesellschaft in dieser Beziehung einen ganz verschiedenen Anblick dar. Die Universitäten, so zahlreich sie dort auch sind, entsprechen doch meistens ihrer Bestimmung durch das Verdienst der Professoren. Die Studien werden mit Ernst getrieben, und wenigstens ein Zweig der Wissenschaft ist es gewiß, der auf jeder Universität mit Auszeichnung angebaut wird. Und abgesehen von der Freiheit des Unterrichts, die indessen dort immer noch größer ist als bei uns, wird besonders die Studienfreiheit in Deutschland viel richtiger aufgefaßt und hat dort eine viel größere Bedeutung, als in Frankreich. So sehen wir dort die jungen Leute, die nach einer allgemeineren Bildung streben und sich mit dem vielleicht einseitigen Fakultäts-Unterricht einer Hochschule nicht begnügen wollen, von einer Universität zur anderen ziehen und abwechselnd norddeutsche und süddeutsche Wissenschaft in sich aufnehmen. Diese Gewohnheit ist es, die nicht wenig dazu beiträgt, den Deutschen Geist zu bilden und, der politischen Zerklüftung des Landes ungeachtet, eine einzige Nationalität herzustellen, und dies ist auch der Grund, weshalb ein an Deutschland gerichtetes Wort der Intelligenz sogleich überall dort Anklang findet, so daß die Fürsten leicht im Vereine mit den Bevölkerungen Ein Volk und ein einiges großes Land zu bilden vermögen."

Bibliographie.*)

Belgien.

C. Timmerhans Essai d'un traité d'artillerie. Principes de construction des bouches à feu. 8. Liége. n. 2 Th.

L. de Koninck Description des animaux fossiles qui se trouvent dans le terrain houiller et dans le système supérieur du terrain anthraxifère de la Belgique. Livr. 1—3. 4. Liége. n. 5 Th. 14 Gr.

Quetelet Études sur l'homme. 8. Bruxelles.

L. A. Gruyer Tablettes philosophiques, ou opinions sur les questions les plus importantes et les principes de la philosophie. 12. Brux. — Hr. Gruyer, in Brüssel, ist ein Belgischer Philosoph, der wohl die Beachtung auch des Auslandes verdient. Die hiesige Königl. Bibliothek besitzt von ihm: Essais philosophiques, suivis de la métaphysique de Descartes. 4 tom. Brux. 1822. 8.

P. Namur (Bibliothekar in Brüssel) Histoire des bibliothèques publiques de la Belgique. Tome 2. Bibliothèque de Liége. 8. Brux. n. 2 Th. 12 Gr. — Weniger weitläufig behandelte Hr. A. Voisin, Bibliothekar in Gent, dasselbe Thema in den Documents pour servir à l'histoire des bibliothèques en Belgique (Gand 1839. 8.), dessen bibliographischen Artikeln wir überhaupt vor denen Namur's den Vorzug geben möchten.

Ollinger Nouveau dictionnaire de poche flamand-français et français-flamand. 2. (verb. u. um 2000 Artikel verm.) édit. 32. Malines.

Ternay (marquis de) Traité de tactique, revu, corrigé, augmenté par F. Koch. 8. mit 1 Atlas (Folio). Brux. 11 Th. 16 Gr.

Chemin de fer, compte-rendu des opérations effectuées jusqu'au 31 Décembre 1841. Rapport présenté aux chambres législatives, le 2 Juin 1842, par le ministre des travaux publics. Folio. Brux. n. 4 Th. — A. Wauters Atlas pittoresque des chemins de fer de la Belgique. Folio. Brux. 2 Th. 4 Gr.

J. J. Altmeyer Essai sur la civilisation en Belgique sous la maison de Bourgogne. 8. Liége.

van Gilis de Wevel Leven van Sinte-Amand, patroon der Nederlanden, dichtwerk der 14. eeuw, uitgegeven door de maetschappy der vlaemsche bibliophilen. 8. Gent. — Die Mühe der Herausgabe dieses Flämändischen Gedichts übernahm Hr. P. Blommaert. (Vergl. auch Nr. 31.)

F. Cuvier Observations pour servir à l'histoire des calculs lacrymaux. 8. Brux. 10 Gr. — Hr. Cuvier giebt auch eine ophthalmologische Zeitschrift heraus mit dem Titel: Annales d'oculistic. 8. (Jährl. 12 Numm. Brux. n. 3 Th.) Unter seiner Leitung findet alljährlich zu Brüssel eine Preisvertheilung für schwierige Fragen in der Augenheilkunde statt, bei welcher bisher stets Deutsche die Sieger gewesen.

O. Delepierre Précis analytique des documents que renferme le dépôt des archives de la Flandre-Occidentale à Bruges. Vol. 3. 8. Bruges. n. 2 Th. 10 Gr.

Passavant Lettre à Mr. O. Delepierre, à Bruges, sur les productions des peintres de l'ancienne école flamande, aux 15 et 16. siècles. 8. Gand. — Besonderer Abdruck aus dem Messager des sciences historiques de Belgique. Der Brief war ursprünglich Deutsch geschrieben.

F. den Duyts Notice sur les anciennes monnaies des comtes de Flandre, des ducs de Brabant et des comtes de Hainaut (in der Sammlung der Universität Gent). 8. mit 17 Kpft. Gand.

P. A. F. Gérard Ferdinand Rapédius de Berg. Mémoires et documents pour servir à l'histoire de la révolution brabançonne. Tome 1. 4. Brux. 4 Th. 6 Gr.

A. Guépin Mémoire sur la pupille artificielle. 8. mit 2 Kpft. Brux. 18 Gr.

F. Henne-bert Archives tournaisiennes historiques et littéraires. Recueil conservant Tournai et le Tournaisis. Fasc. 1. 8. Tournai. — Damit ist auch ein Bulletin bibliographique verbunden.

F. van Hulst Grétry. 8. mit Portrait. Liége. 16 Gr.

van de Putte Histoire de la ville de Dixmude et de ses châtelains. 8. Bruges.

M. Cloquet Études sur l'industrie, le commerce, la marine et la pêche nationale en Belgique. Brux.

M. F. Neve Études sur les hymnes de Rig-Véda, avec un choix d'hymnes traduits pour la première fois en français. 8. Louvain. 16 Gr.

E. de Selys-Longchamps Faune belge, 1. partie, indication méthodique des mammifères, oiseaux, reptiles et poissons observés jusqu'ici en Belgique. 8. mit 9 Kpft. Liége.

Catalogue des manuscrits de la bibliothèque royale des ducs de Bourgogne, publié par ordre du ministre de l'intérieur. Tome 1. Résumé historique. Inventaire. No. 1—1000. — Tome 2. Répertoire méthodique. 1. partie. Brux. 1842. Folio. — Die nur aus Handschriften bestehende Bibliothèque des ducs de Bourgogne ist seit dem J. 1839 mit der neu gegründeten Königl. Bibliothek zu Brüssel vereinigt, unter der besonderen Aufsicht des Hrn. J. Marchal. Ein Mann, wie Pertz, weiß aus eigener Anschauung den hohen Werth dieser Sammlung zu schätzen. Weitläufige Nachrichten über dieselbe findet man in Namur Hist. des bibliothèques de la Belgique. Tome 1 (Brux. 1840).

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Alber u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohnbl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Montag den 24. Oktober 1842.

Nord-Amerika.

Neueste statistische Nachrichten über die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika halten bei dem gebildeten Europa stets ein lebhaftes Interesse rege, sowohl durch ihr schnelles Aufblühen, als durch die vielfachen Bande, wodurch bestehender Handel und Verkehr und fortdauerndes Uebersiedeln dahin Auswandernder beide Welttheile eng mit einander verknüpfen. Zuverlässige statistische Nachrichten von denselben dürften daher zur richtigen Beurtheilung dortiger Verhältnisse und zur Vergleichung mit Europäischen Zuständen für manche Leser dieses Blattes nicht ohne Theilnahme bleiben.

In den Nord-Amerikanischen Freistaaten wird in Zeiträumen von zehn zu zehn Jahren für allgemeine Staatszwecke eine Zählung aller Einwohner veranstaltet. Eine solche ist letztlich, als die sechste seit der bestehenden Union, am 1. Juni des Jahres 1840 gleichzeitig in allen Gebieten mit einem beträchtlichen Aufwande von Geldmitteln und menschlichen Kräften vollzogen worden. Als Resultate derselben sind zwei amtliche Druckschriften veröffentlicht unter dem Titel:

1) Sixth Census or Enumeration of the Inhabitans of the United States, as corrected at the Departement of State, in 1840. Published, by Authority of an Act of Congress, under the Direction of the Secretary of State. Washington. Printed by Blair and Rives 1841.
2) Statistics of the United States of America, as collected and returned by the Marshals of the several judicial Districts, under the thirteenth Section of the act for taking the sixth Census. Corrected at the Department of State. Juny 1. 1840. Published etc.

Die erste dieser Schriften enthält die Ergebnisse der allgemeinen Volkszählung von allen Städten, einzelnen Ortschaften, Bezirken oder anderen verfassungsmäßigen Eintheilungen der verschiedenen Staaten und Gebiete, mit Unterscheidung der freien Weißen und freien Farbigen, so wie der Sklaven, nach gewissen Altersklassen und nach den Geschlechts-Verschiedenheiten. Angehängt sind Nachrichten von der Anzahl der Taubstummen, Blinden und Wahnsinnigen, so wie auch der Unterrichts-Anstalten und der dieselben besuchenden Schüler.

Die andere Druckschrift enthält eben so ins Einzelne gehende Nachrichten über Bergbau, Ackererzeugnisse, Handel und Manufakturen, welche gleichzeitig bei Aufnahme der Bevölkerung durch Nachfragen ermittelt worden sind. Indessen können alle diejenigen Nachrichten, welche Privatverhältnisse berühren, nicht eine eben solche Zuverlässigkeit und Gleichartigkeit wie jene der Bevölkerung haben, weil die Betheiligten in gewiß sehr verschiedenem Interesse sind, die geforderten Nachrichten mehr oder minder richtig anzugeben, und es überdem an Mitteln fehlt, die Richtigkeit derselben zu prüfen. Es sind daher in den nachfolgenden Auszügen auch nur einige wichtig oder interessant scheinende Objekte aufgenommen, um wenigstens ein annäherndes Bild davon zu geben.

In der nachstehenden Uebersicht sind die 26 Staaten und 4 Gebiete, aus welchen die Union gegenwärtig besteht, einzeln nach ihrer geographischen Lage, wie sie auf einander folgen, aufgeführt; aber außerdem noch mehrere Staaten in eine Summe vereinigt, wobei neben ihrer Lage doch hauptsächlich ihre mehr oder minder mit Sklaven vermischte Bevölkerung leitend gewesen ist. New-York, als der bedeutendste unter allen Freistaaten, steht für sich besonders.

Die Gebiete Wiskonsin und Jowa erscheinen als neu aufgenommene Gebietstheile und sind auch auf allen bis jetzt hier bekannt gewordenen Karten noch nicht besonders aufgezeichnet. Ueber ihre Lage etwas Näheres anzugeben, dürfte daher wohl angemessen seyn.

1) Wiskonsin (Ouiskonsin), liegt im Nordwestgebiete zwischen dem 43sten und 44sten Breiten- und dem 12ten und 14ten Längengrade westlich von Washington. Es hat seinen Namen von dem Flusse Wiskonsin und wird von diesem nördlich, dem Michigan-See östlich, dem Jowa-Gebiete südlich und dem Mississippi-Flusse und Gebiete westlich begränzt.
2) Jowa gränzt nördlich an das Wiskonsin-Gebiet und besteht aus Theilen des Nordwestgebietes und den nördlichen Theilen des Staates Illinois. Es gränzt östlich an den Michigan-See, südlich an den Illinois-Fluß und westlich an den Mississippi; und liegt zwischen dem 42sten und 43sten Grade der Breite und dem 10ten und 14ten der Länge von Washington. Es enthält das Reservatgebiet der Indianer, welche jetzt nach dem Staate Missouri, nördlich von dem Missouri- und westlich von dem Mississippi-Flusse, in den Winkel, wo beide zusammenfließen, versetzt worden sind.

I. Uebersicht

der Volkszahl in den Staaten und Gebieten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, nach dem sechsten Census am 1. Juni 1840.

Namen der Staaten und Gebiete.	freie weiße Personen.	freie farbige Personen.	Sklaven.	Ueberhaupt.
1. Maine	500,439	1,355	—	501,793
2. Neu-Hampshire	284,036	337	1	284,374
3. Vermont	291,218	730	—	291,948
4. Massachusetts	729,030	8,669	—	737,699
5. Rhode-Island	105,587	3,238	5	108,830
6. Connecticut	301,856	8,105	17	309,978
Summe I.	2,212,165	22,634	23	2,234,822
7. New-York Summa per se II.	2,378,890	50,027	4	2,428,921
8. Neu-Jersey	351,588	21,044	674	373,306
9. Pennsylvanien	1,676,113	47,854	64	1,724,033
10. Delaware	58,561	16,919	2,605	78,085
Summe III.	2,086,264	85,817	3,343	2,175,424
11. Maryland	317,717	62,020	89,495	469,232
12. Columbia-Gebiet	30,657	8,361	4,694	43,712
13. Virginien	740,838	49,832	449,067	1,239,797
14. Nord-Carolina	484,870	22,732	245,817	753,419
15. Süd-Carolina	259,084	8,276	327,038	594,398
16. Georgien	407,695	2,753	280,944	691,392
17. Florida-Gebiet	27,943	817	25,717	54,477
Summe IV.	2,268,824	134,811	1,422,792	3,846,427
18. Alabama	335,185	2,039	253,532	590,756
19. Mississippi	179,074	1,366	195,211	375,651
20. Louisiana	158,457	25,502	168,452	352,511
21. Arkansas	77,174	465	19,935	97,474
22. Tennessee	640,627	5,524	183,059	829,210
23. Kentucky	590,253	7,317	182,258	779,828
24. Missouri	323,888	1,374	58,240	383,702
Summe V.	2,304,658	43,787	1,060,687	3,409,132
25. Michigan	211,560	707	—	212,267
26. Ohio	1,502,122	17,342	3	1,519,467
27. Indiana	678,698	7,165	3	685,866
28. Illinois	472,254	3,398	331	476,183
29 Jowa-Gebiet	42,924	172	16	43,112
30. Wiskonsin-Gebiet	30,749	185	11	30,945
Summe VI.	2,938,307	29,169	364	2,967,840
Ueberhaupt	14,189,108	386,245	2,487,213	17,062,566

Die Gesammtzahl dieser Bevölkerung ist auf folgende Alters- und Geschlechts-Verhältnisse vertheilt:

1. Ueberhaupt freie weiße Personen.	männlich	weiblich	Summe
Unter 5 Jahr alt	1,270,790	1,203,349	2,474,139
5 und unter 10 Jahr	1,024,072	986,921	2,010,993
10 " " 15 "	879,499	836,588	1,716,087
15 " " 20 "	756,022	792,168	1,548,190
20 " " 30 "	1,322,440	1,253,395	2,575,835
30 " " 40 "	666,431	779,097	1,445,528
40 " " 50 "	536,568	502,143	1,038,711
50 " " 60 "	314,505	304,810	619,315
60 " " 70 "	174,226	173,299	347,525
70 " " 80 "	80,051	80,562	160,613
80 " " 90 "	21,679	23,964	45,643
90 " " 100 "	2,307	3,231	5,738
100 Jahr und darüber	476	315	791
Summe	7,249,266	6,939,842	14,189,108

2. Ueberhaupt freie farbige Personen. Diese sind nach folgenden allgemeinen (nicht wie bei den freien Weißen mehr ins Einzelne gehenden) Altersklassen ermittelt worden:	männlich	weiblich	Summe.
Unter 10 Jahr alt	56,323	55,069	111,392
10 und unter 24 Jahr	52,799	56,562	109,361
24 " " 36 "	35,308	41,673	76,981
36 " " 55 "	28,258	30,385	58,643
55 " " 100 "	13,493	15,728	29,221
100 Jahr und darüber	286	361	647
Summe . .	186,467	199,778	386,245
3. Ueberhaupt Sklaven.			
Unter 10 Jahr alt	422,599	421,470	844,069
10 und unter 24 Jahr	391,131	390,075	781,206
24 " " 36 "	235,373	239,787	475,160
36 " " 55 "	143,264	139,201	284,465
55 " " 100 "	51,288	49,692	100,980
100 Jahr und darüber	753	580	1,333
Summe . .	1,246,808	1,240,805	2,487,213
Ueberhaupt	8,682,141	8,380,425	17,062,566
Hierzu die Mannschaften auf den Staatsschiffen	6,100	—	6,100
Summe der ganzen Bevölkerung	8,688,241	8,380,425	17,068,666

Verhältnißmäßig befanden sich unter 100,000 Einwohnern überhaupt:

	freie Weiße	freie Farbige	Sklaven	Summe.
unter Summe I.	98,986	1,013	1	100,000
II.	97,940	2,060	—	100,000
III.	95,901	3,945	154	100,000
IV.	58,985	4,025	36,990	100,000
V.	67,603	1,284	31,113	100,000
VI.	99,005	983	12	100,000
in allen Staaten und Gebieten zusammen	83,159	2,264	14,577	100,000

II. Uebersicht

der Städte, deren Einwohnerzahl am 1. Juni 1840 — 10,000 und darüber betrug.

Namen der Städte.	Staaten oder Gebiete, worin dieselben liegen.	freie Weiße	freie Farbige	Sklaven	überhaupt Einw.
1. New-York	New-York	296,332	16,358	—	312,710
2. Baltimore	Maryland	81,147	17,967	3,199	102,313
3. Neu-Orleans	Louisiana	59,519	19,226	23,448	102,193
4. Philadelphia	Pennsylvanien	83,157	10,508	—	93,665
5. Boston	Massachusetts	90,254	2,427	—	93,381
6. Cincinnati	Ohio	44,098	2,240	—	46,338
7. Brooklyn	Süd-Carolina	34,848	1,782	3	36,233
8. Albany	New-York	32,825	896	—	33,721
9. Charleston	Süd-Carolina	13,030	1,558	14,673	29,261
10. Washington	Columbia	16,843	4,808	1,713	23,364
11. Providence	Rhode-Island	21,869	1,301	1	23,171
12. Pittsburg	Pennsylvanien	20,405	710	—	21,115
13. Rochester	New-York	19,741	450	—	20,191
14. Richmond	Virginien	10,718	1,926	7,509	20,153
15. Troy	New-York	18,833	301	—	19,234
16. Buffalo	New-York	17,719	503	—	18,213
17. Newark	New-Jersey	16,435	853	2	17,290
18. St. Louis	Missouri	14,407	331	1,331	16,469
19. New-Haven	Connecticut	12,064	896	—	12,960
20. Utica	New-York	12,340	242	—	12,582
21. Mobile	Alabama	8,262	341	3,809	12,672
22. Savannah	Georgia	5,888	632	4,694	11,214
23. Allegheny	Pennsylvanien	9,843	246	—	10,089
Summe . .		941,098	87,092	60,642	1,088,832
Von 100,000 Einwohnern in Nord-Amerika überhaupt lebten demnach in großen Städten		6,633	22,348	2,438	6,379
Oder von der ganzen Bevölkerung in denselben		$\frac{2}{47}$	$\frac{4}{15}$	$\frac{1}{41}$	$\frac{1}{15}$

III. Uebersicht

der Taubstummen, Blinden und Wahnsinnigen in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika am 1. Juni 1840.

In dem ganzen Gebiet befanden sich:	Taubstumme.	Blinde.	Wahnsinnige.
unter den Weißen	6,682	5,824	14,508
" " Farbigen	977	1,892	2,926
Summe . .	7,659	6,916	17,434

Zur Vergleichung wird hier bemerkt, daß unter den am Ende des Jahres 1840 im Preußischen Staate ermittelten 14,928,501 Einwohnern sich befanden:

Taubstumme. Blinde. Wahnsinnige
11,075 10,133 sind nicht gezählt.

Es befanden sich also
ein Taubstummer unter einer Ew.-Zahl von 2228 in den Vereinigten Staaten,
" 1348 im Preußischen Staate,
ein Blinder unter einer Einwohnerzahl von 2467 in den Vereinigten Staaten,
" 1464 im Preußischen Staate.

Das Verhältniß der Taubstummen, Blinden und Wahnsinnigen in den Vereinigten Staaten zwischen weißen und farbigen Personen stellt sich folgendermaßen:

Es befand sich nämlich
ein Taubstummer unter überhaupt 2123 weißen Personen,
" " 2990 farbigen Personen,
ein Blinder " " 2824 weißen Personen,
" " 1319 farbigen Personen,
ein Wahnsinniger " " 978 weißen Personen,
" " 982 farbigen Personen.

IV. Uebersicht

der öffentlichen Unterrichts-Anstalten in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika am 1. Juni 1840.

Benennung der Anstalten.	Zahl derselben.	Zahl der Schüler.
1) Universitäten und Kollegien	173	16,233
2) Akademieen und Gelehrten-Schulen	3,242	164,159
3) Primär- und Gemeine-Schulen	47,209	1,845,244
Summe . .	50,624	2,025,636

Von den Schülern werden auf öffentliche Kosten unterrichtet 468,264.

Unter den freien Weißen befanden sich 519,693 Personen über 20 Jahr alt, welche weder schreiben noch lesen konnten, oder es befand sich von den überhaupt gezählten 6,439,699 Ueberzwanzigjährigen Einer unter 124 ohne diese Bildung.

Nur in Bezug auf die Primär- und Gemeine-Schulen ist eine Vergleichung mit den ähnlichen Anstalten im Preußischen Staate, den öffentlichen Elementarschulen, zulässig: und es waren daselbst zu Ende 1840 überhaupt vorhanden:

13,323 Elementarschulen, welche von 2,221,239 Kindern besucht wurden.

Es kam also durchschnittlich:
ein Elementarschüler auf überhaupt 8 Einwohner in den Vereinigten Staaten,
" " 7 " im Preußischen Staate.

Durchschnittlich wurde jede Elementarschule besucht
von 39 Schülern in den Vereinigten Staaten
" 93 " im Preußischen Staate.

(Schluß folgt.)

Westindien.

Wanderungen eines Deutschen durch Cuba, im Winter des Jahres 1841.

(Fortsetzung.)

2.

Ankunft in Havanna. — Anblick der Stadt.

Also Montag, am 1. Februar langten wir in Havanna an. Es war acht Uhr früh, als wir in den Hafen einliefen, der einer der besten in der Welt und geräumig genug ist, um bequem tausend große Fahrzeuge fassen zu können. Man tritt sogleich aus dem offenen Meere in das ruhige Wasser der Bay, die den Hafen bildet, ist mit eins dem Zollhause gegenüber und mitten in der lärmenden Umgebung einer großen Stadt.

Der Eingang zum Hafen ist so schmal, daß nicht zwei Fahrzeuge neben einander einlaufen können: an jeder Seite dieses Engpasses befindet sich ein starkes Fort; das größere, der Moro, ist außerordentlich fest und ragt so hoch empor, daß es über die Masten der größten Schiffe wegsieht, auf seiner Spitze

befindet sich ein Leuchtthurm und der Telegraph. Schiffe, die in den Hafen wollen, müssen dicht unter den Kanonen dieser geschwärzten Burg vorbei.

Ein Beamter des Wartthurms rief uns, als wir passirten, durch ein Sprachrohr, das beinahe so lang war, wie er selber, in halbsingendem Tone, die übliche Frage: „Woher kommt Ihr?" zu.

Wie durch einen Zauberschlag sahen wir uns aus der Einförmigkeit des Seelebens in eine Scene versetzt, die uns die neuesten und anziehendsten Gegenstände darbot. Vor uns lag Havanna; ihre Gebäude, von weißem Stein erbaut, mit der glänzenden Tropensonne, die auf sie herabstrahlte, blendeten fast; die terassenförmigen Dächer mit den zahllosen Thürmchen und Spitzen, die von ihnen aufsteigen, die Stadtmauer, dick, wie die einer alten Ritterburg, mit den luftigen Zinnen, den altergrauen Kasellen, das gab dem Ganzen ein imposantes und dabei freundliches Ansehen, das an verflossene Zeiten mahnte.

Um uns schien der Marktplatz aller Länder zu seyn. Jede Nation war hier repräsentirt, und alle Töne der civilisirten Welt fanden hier ein Echo. Eine zahllose Menge großer und schöner Fahrzeuge, geschmückt mit den Flaggen aller Nationen, neben und hinter uns, so weit das Auge reichte; zwischen ihnen wimmelte es von Böten, die nach jeder Richtung hinflogen, einige von braunen, hageren Spaniern, andere von halbnackten Negern bewegt, wieder andere von bärtigen Soldaten besetzt. Wir fuhren an einem alten, schwarzen, verdächtig aussehenden Schiffe vorüber, dessen Deck von Leuten wimmelte, deren Gesichter alle Schattirungen zeigten, die schwarz, gelb und weiß nur darbieten können. Diese Versammlung sah verdächtig genug aus, ich dachte unwillkürlich an die Piraten, welche noch immer die Westindischen Gewässer unsicher machen.

Eine elegante Barke legte an uns bei, und die Zollhaus-Offizianten, in feine Uniformen gekleidet, kamen an Bord. Sie forderten uns die Pässe ab, nahmen das Verzeichniß der Schiffsladung in Empfang und gaben uns die Weisung, das Schiff, ohne die Erlaubniß, die uns gesendet werden würde, nicht zu verlassen. Einer der Beamten wurde zur Bewachung zurückgelassen.

Uferböte legten ununterbrochen bei uns an, theils um nach dem Cargo zu fragen, theils um Neuigkeiten einzusammeln. Es war 2 Uhr, bevor die Erlaubniß zu unserer Erlösung kam. Ein hier lebender Kaufmann, Mr. Knight, an den ich Empfehlungen hatte, und der von meiner Ankunft unterrichtet war, sendete seinen Buchhalter, um mich und mein Gepäck ans Ufer zu schaffen; mit der im Süden üblichen Gastfreundschaft hatte er mir ein Zimmer in seinem Hause eingeräumt. Unser Weg führte durch Straßen, die von unzähligen fremdartigen Dingen, vor Allem aber von Negern und Maulthieren wimmelten. Zu meinen Ohren drangen statt der kurzabgebissenen Englischen Wörter, an die ich so lang gewöhnt war, die pomphaften Spanischen Laute, zwar nicht im reinsten Kastilischen Dialekt, ja sogar von Negerlippen verstümmelt, doch klingt es edler, südlicher und gleicht mehr dem Himmel der heißen Zone. Ein reines Spanisch habe ich in den Kolonieen und in Süd-Amerika niemals sprechen gehört, auch ist dies in einer Sprache nicht so leicht, von der Campomanes selbst sagt: „o si yo la supiera."

Knight war ein Anglo-Amerikaner, der sich jedoch Westindische Sitten vollkommen angeeignet hatte, sein Haus sah eher einer Kaserne, als einer Privatwohnung ähnlich; es bestand, wie hier die Häuser alle, aus zwei Stockwerken, von denen das untere zu Remisen und Waarenlagern verwendet wird, der obere Stock aber die eigentliche Wohnung bildet. Nachdem wir einen hohen gewölbten Flur passirt hatten, traten wir in einen mit Quadern gepflasterten, dunklen und schmutzigen Hof, stiegen dann eine breite Steintreppe hinauf und gelangten zu einem hohen, langen Korridor, auf einer Seite desselben befand sich das Comtoir, auf der anderen — Fensterhöhlen, die wohl niemals verglast waren und die nach dem Hofe führten. Herr Knight führte mich in das Wohnzimmer, das ich anfangs für eine Art von Kanzelei hielt, bis mein Auge auf ein Nähtischchen und andere Artikel fiel, die mich auf andere Gedanken brachten. Kurz darauf erschien die Frau vom Hause, eine schöne Yankee, der die Hitze und das gelbe Fieber die Rosen von den Wangen gestohlen hatten. Meine Frage, ob sie sich in Havanna glücklich fühle, beantwortete sie mit einem Seufzer. Sie konnte ihr „Parlor" (Wohnzimmer) in Boston nicht vergessen. Hier waren keine Tapeten, keine Teppiche, selbst der gemüthliche Kamin fehlte — Alles, Alles anders, als im Vaterlande!

Das Haus, in dem ich meine Wohnung aufgeschlagen habe, befindet sich an der Ecke zweier Straßen und im lebhaftesten Theile der Stadt. Fenster hat mein Zimmer so wenig, wie irgend ein anderes in der Stadt; statt dessen führen hohe Thüren nach dem Balkon, der sich längs der ganzen Fronte des Hauses hinzieht; diese Thüren sind nicht verglast, sondern haben die Form von Jalousien und verdunkeln, sobald man sie schließt, das Zimmer völlig. Wozu würden auch Scheiben dienen, in einem Lande, wo niemals ein rauhes Lüftchen weht!

Die Zimmer sind zwischen zwanzig und dreißig Fuß hoch, die Wände bloß geweißt, mit der Ausnahme eines vier Fuß breiten Streifens, der den „Fuß" bildet und mit irgend einer beliebigen Farbe angestrichen ist. Die Decke meines Zimmers war gerohrt und mit Gips beworfen, in den meisten Wohnungen ist dies nicht der Fall, gewöhnlich ist das Dach sichtbar. Der Fußboden sieht wie eine einzige Marmorplatte aus und ist polirt; die Grundlage sind Backsteine, über die ein Gips-Mörtel ausgegossen ist, der bald so hart und glänzend wie Marmor wird. Alles ist, wie man sieht, darauf berechnet, die möglichste Kühlung herbeizuführen, und dem müssen alle Rücksichten auf äußere Eleganz in einem Klima weichen, wo der Europäer am 1. Februar, trotz der Nanquintracht, zerschmelzen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Moldau und Wallachei.

Wie sich in der Moldau und Wallachei die Römische Sprache hat erhalten können.

An der Unter-Donau, zwischen dem Ballan und den Karpathen, nennt sich ein Volk, das einen Landstrich bewohnt, größer als Portugal und Dänemark zusammengenommen, noch jetzt Römer, und ihre Sprache ist die Lateinische, wenn auch mit fremden Worten vermischt; so wie sie auch mit anderen Völkern mehr oder weniger vermischt leben. Der Orient zieht immer mehr die Aufmerksamkeit auf sich, wobei es besonders merkwürdig erscheint, wie dieses Volk bei den verschiedenen Schicksalen jener Gegenden seine Nationalität so wohl hat erhalten können.

Nach den ältesten Nachrichten zogen in jenem fruchtbaren Becken der Donau Nomaden umher, welche Scythen, Dacier und Gothen genannt wurden. Als Darius Europa erobern wollte, ward er dort von den Scythen hart bedrängt, und Alexander mußte es aufgeben, hier Eroberungen zu machen; die Dacier warfen ihn tapfer zurück. Bald nach ihm versuchte Lysimachus, König der Thracier, in Dacien einzudringen; er ward gefangen. Erst als die Römer die Weltherrschaft errangen, wurden die Dacier bekannter. Einer ihrer Könige, Berebistes, drang vom Schwarzen Meere vor bis gegen den Inn und nach Noricum, so daß Statilius Taurus und nach ihm Crassus gegen die Dacier geschickt wurden. Cn. Lentulus vernichtete ihr Heer unter ihrem König Cotyson; doch konnte Kaiser Augustus die Eroberung dieses Landes nicht vollenden, obwohl er den Tiber und den Cato über die Donau sandte. Die unter mehreren Häuptlingen stehenden Dacier hatten sich zur Zeit Vespasians unter Duras und nach ihm unter Decebalus vereinigt, und dort fanden die von Jerusalem im Jahre 70 von Titus vertriebenen Juden zum Theil sichere Zuflucht; sie sollen damals schon Talmaci (Thalmus) unsern Hermannstadt gebaut haben, welche Stadt im Mittelalter durch ihren Handel berühmt ward. Decebalus vereinigte sich im Jahre 87 mit den Parthern und Sarmaten, schlug den Römischen Feldherrn Fuscus, ward aber von seinem Nachfolger Julian bei Talpa geschlagen, so daß Kaiser Domitian einen Triumph feierte und den Namen des Dacier annahm. Danach bewog ihn die damalige Uebermacht der Germanischen Markomannen, den Daciern einen Tribut zu bezahlen.

Von dieser Schmach ward Rom durch Trajan befreit. Im Jahre 100 führte er seine Legionen nach Mösien, schlug den Decebalus in mehreren Schlachten, so daß er sich selbst unterwarf, und seine Hauptstadt erhielt Römische Besatzung. Doch bald standen die Dacier wieder auf, so daß Trajan von Apollodor von Damaskus eine berühmte steinerne Brücke über die Donau erbauen ließ, um sich die Eroberung Daciens zu sichern; auch vollendete er dieselbe 106 so gründlich, daß er mit 300,000 Mann bis an den Pruth und Dnieper zog und kein Mittel unterließ, um das ganze Volk der Dacier (welche aus Persien von den Ufern des Orus herstammen sollen) auszurotten, dessen Anführer Decebalus, nach tapferer Vertheidigung seiner Hauptstadt Sarmizegethusa, sich selbst den Tod gegeben hatte, da er den Untergang seiner Landsleute nicht überleben wollte. Die Trajans-Säule zu Rom verherrlicht noch die Eroberung dieses großen Landstrichs, welcher jetzt Römische Provinz ward.

Diese jetzt Römische Provinz Dacien war fruchtbar, aber ohne Einwohner. Trajan bevölkerte sie nach einem großartigen Plane durch Römische Kolonisten, erbaute Ulpia Trajana im jetzigen Siebenbürgen, auf der Stelle der alten Hauptstadt des Decebalus, Caracala in der jetzigen Wallachei, Romanu und Municipium Jassiorum in der Moldau. Er verband diese und noch viele andere neu gegründete Städte durch die großen Römer-Straßen, welche so viel zur Kultur in den Ländern der Barbarei beigetragen haben. Das Wachsthum dieser Kolonieen war daher außerordentlich, und es ist nicht zu verwundern, daß unter solchen Umständen die Römischen Kolonisten sich in jenem fruchtbaren Lande eben so schnell vermehrten, wie wir es jetzt bei dem benachbarten Odessa gesehen haben. Nachdem diese Schöpfung Trajans, diese Kolonieen, welche von einem Propräter, dem Befehlshaber der 13ten Legion, verwaltet wurden, 100 Jahr geblüht hatten, erhielten diese neuen Bewohner Daciens das Römische Bürgerrecht. Wie viel damals noch von den früheren Ureinwohnern übrig geblieben waren, wird schwer seyn, auszumitteln; doch wenn auch manche sich in die Schluchten des Hämus und der Karpathen geflüchtet hatten, so scheint doch ihre Sprache ganz ausgerottet, und die Gefangenen, welche man verschont hatte, mußten als Sklaven natürlich bald die Sprache ihrer Ueberwinder verstehen lehren.

So fanden die Gothen, welche 237 dies Land eroberten, schon ein ganz Römisches Volk, das sich mit diesen nomadischen Barbaren nicht mehr zu vermischen Veranlassung hatte, obwohl deren Herrschaft sich bald vom Schwarzen Meere bis zur Ostsee ausdehnte. Aurelian stellte zwar 270 die Gränzen des Römischen Reiches wieder her; aber die Gothen vollendeten 274 die Eroberung Daciens, und Aurelian beschränkte sich auf Mösien und nannte den auf dem rechten Donau-Ufer von den Dacischen Legionen besetzten Theil des Reiches das Aurelianische Dacien. Doch nachdem Constantin Christ geworden war und seinen Sitz nach Byzanz 330 verlegt hatte, schaffte er sich 332 vor den Gothen Ruhe von dieser Seite und baute eine neue Brücke über die Donau, worauf er die Eroberer nach Sarmatien drängte und Dacien den Barbaren entriß, welche von den Besiegten Gesittigung und zum Theil das Christenthum angenommen hatten. Denn schon 325 befand sich auf der Kirchen-Versammlung zu Nicäa ein Gothischer und Scythischer Bischof, so daß, als die Ostgothen wieder bis an den Dnieper und die Westgothen bis zur

Donau 369 verdrangen, der Gothische Bischof Ulfilas bereits die erste Uebersetzung der Bibel bearbeitete. Athanarich, König der Westgothen, wollte die 376 andringenden Hunnen durch eine Mauer zwischen dem Pruth und der Donau aufhalten: allein der Hunnen-König Rua eroberte Dacien, während die Gothen unter Alarich oft Griechenland verwüsteten, bis derselbe 410 Rom selbst erstürmte, doch auch die Hunnen konnten auf die Nationalität des Römischen Dacien keinen Einfluß üben, das sie nur mit Mord und Vernichtung durchzogen, während Attila 441 sein Reich von China bis Gallien ausdehnte.

Dennoch waren diese Dacier nunmehr ganz von dem Römischen Mutterlande getrennt. Das Oströmische Reich hielt sich mit Mühe gegen die vom Osten andringenden Barbaren, und von dem Weströmischen Reiche blieb nur noch wenig übrig, nachdem ein Gothisches Reich in Spanien, ein Sächsisches in Britanien und ein Fränkisches in Gallien gestiftet worden war. Nach dem Tode Attila's 453 zerfiel auch sein Reich: die Gepiden eroberten Dacien, unter Ardorich, und zwei Söhne Attila's verloren dabei ihr Leben. Auf die Nationalität der Dace-Römer hatte diese Fremdherrschaft aber eben so wenig Einfluß, die Barbaren nahmen eher die Sitten der Besiegten an; eine Wiederanknüpfung der Verhältnisse mit dem Römischen Reiche in Byzanz fand aber eben so wenig statt, obwohl Justinian 100 Jahre nachher Italien eroberte. Unterdeß traf wieder ein anderes heranziehendes Volk auf dieses Land. Die Avaren setzten sich in Dacien fest, nachdem sie mit den Longobarden unter Alboin den Gepiden-König Kunimund, den Vater der schönen Rosamunde, 566 geschlagen hatten. Doch auch die Avaren hielten sich hier nicht lange auf, Narses hatte die Longobarden nach Italien zu ziehen veranlaßt, worauf die Avaren deren in Ungarn verlassene Wohnsitze einnahmen.

Seit dem Abzuge der Avaren im Jahr 602 blieb sich Dacien selbst überlassen. Die vielfach bedrängten Nachkommen der Römer kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und viele der auf dem rechten Ufer der Donau wohnenden Aurelianischen Dacier gingen zu ihren Landsleuten auf das linke Ufer über. Nunmehr stifteten diese Dace-Römer einen eigenen Staat unter Boleraba, welcher den Titel Ban annahm und durch diesen Namen zeigte, daß sich Slavische Elemente mit den Eingebornen vermischt hatten. Sie selbst nannten sich fortwährend Romani, während die Byzantiner Romäer genannt wurden. Die Germanischen Völker nannten alle Romanische Völker Wälsche, und die Slaven nannten sie Wlochi; so entstanden für Italien die Namen: Wälschland und Wloch und für diese Dacischen Römer: Walachen und Wolochi. Die Nachbarschaft der Slaven hatte die Bewohner Daciens in vielfache Verbindung mit dem ersteren gebracht; dies ward aber noch vermehrt, als 678 die Bulgaren von der Donau her gegen das Byzantinische Reich anstürmten: sie stifteten 680 in Mösien einen mächtigen Bulgaren-Staat, verbanden sich mit den Dacischen Römern und machten Sophia zu ihrer Hauptstadt in dem noch heut von ihnen genannten Lande Bulgarien, wohin 682 die Kaiser von Byzanz Tribut senden mußten. Diese verloren immer mehr an Gewicht bei den Ereignissen in Europa und ließen den Walachen oder Daciern ihre Unabhängigkeit, während der Strom von Nord-Osten aufgehört hatte und seit 712 die Araber von Spanien aus in entgegengesetzter Richtung vordrangen, bis sie 732 Karl Martel bei Tours aufhielt. Die Byzantiner verloren Ravenna mit dem Exarchat 752 an den Longobarden Aistolf, und der Bischof zu Rom eignete sich 754 diese den Römischen Kaisern von Byzanz gehörige Stadt zu, um sie zur Hauptstadt der Kirche zu machen. Die Walachen gehörten aber nicht dazu, sondern erkannten die Macht des Papstes nicht an, indem sie der orthodoxen Kirche treu blieben. Lange blieben sie mit den Bulgaren verbunden, ehe diese die christliche Religion annahmen: dies geschah erst nach langen Kämpfen mit den Byzantinischen Kaisern, die unter dem Walachisch-Bulgarischen König Crum stets siegreich gewesen waren, bis Leo 813, in demselben Jahre, wo Karl der Große starb, Friede machte. Die Taufe des ganzen Bulgaren-Volkes erfolgte endlich 863 unter Bogoris, welcher Ludwig den Deutschen um einen Bischof und Geistliche bat: doch blieb er später bei der Griechischen Kirche und mit den Walachen verbunden, welche ihren eigenen Häuptling hatten.

Endlich kam wieder ein Volksschwarm aus dem Osten, die Magyaren, über Kiew nach Pannonien: sie besiegten 894 und unterwarfen sich die Bulgaren unter ihrem König Salanus: Siebenbürgen ward einem Walachischen oder Romanischen Häuptling Gelu entrissen, und Glad, Herr von Temeswar, ein Römer oder Walache, ward unterworfen. Selbst in dem Lande der Dace-Römer, der Walachen, zeigte sich damals ein bisher unbekanntes Volk, die Kumanen, welche Manche für die Jazygen, Manche aber nur für eine Verwechselung mit den Romani selbst halten, da bei Kumani nur der erste Buchstab verwechselt werden. Doch trat in den höheren Verhältnissen keine Aenderung ein, und die Geschichte schweigt über die Walachen in der Zeit als die Ungarn weiter nach Westen vordrangen, bis sie 955 auf dem Lechfelde aufs Haupt geschlagen wurden, als 962 Otto der Große Rom eroberte und dort das Deutsche Kaiserthum befestigte, während Wladimir 981 in Kiew den Russischen Staat begründete, der heilige Stephan in Ungarn um known Jahr 1000 regierte und 1024 die Bulgarei mit dem Byzantinischen Reiche verbunden ward. Erst als die Bulgaren gegen die Kaiserin Zoe 1042 aufstanden, alsdann erst erscheinen die Walachen wieder als Bundesgenossen dieser Kaiserin, als Verwünderin des Konstantin Porphyrogeneta: 1066 aber fielen die Wallachen mit den Kumanen in das Griechische Reich ein, mußten sich aber wieder auf das linke Donau-Ufer zurückziehen. Lange hörte man nichts von diesen Dacischen Ländern, da seit 1095 die Kreuzzüge die damals bekannte Welt beschäftigten, und die Kriege von 1123 und 1164 zwischen den Griechen und Ungarn hatten für diese Länder keine weiteren Folgen, eben so wenig wie die Eroberung von Konstantinopel durch Balduin von Flandern 1204. Endlich hatten sich die Kumanen 1229 taufen lassen; doch noch hatte das Eindringen der Barbaren kein Ende für dies geplagte Land genommen; seit 1238 drangen die Tataren und Mongolen vor, besonders war es Batu Chan, der, nach Dschingis Chan's Tode, den König der Kumanen 1240 an den Quellen des Pruth angriff und ihn mit seinem Volke nach Ungarn drängte, wo ihm Bela Groß-Kumanien anwies. Die vor den Tataren fliehenden Nachkommen der Römischen Kolonisten zogen sich aus Siebenbürgen nach der Walachei, wozu noch beitrug, daß Papst Gregor IX. von dem König von Ungarn verlangte, daß er sie zur katholischen Religion zwingen sollte. Dagegen wurde die Ebene der Moldau ganz verwüstet, indem dort die Nogayischen Tataren einfielen.

Unterdeß hatten die Nachbarn der Römischen Kolonisten auf dem rechten Ufer der Donau sich auf dem Balkan von Griechenland unabhängig gemacht, und ihr König Johann ward zugleich König der dortigen Bulgaren; er unterstützte die Stadt Adrianopel gegen die Kreuzfahrer, den Kaiser Balduin wie den Dogen Dandolo, welche er auf das Haupt schlug. Doch konnten hier die Nachkommen der Römer nie zur Unabhängigkeit gelangen, sie erlagen nach vielen Niederlagen durch die Nogayischen Tartaren endlich 1330 den Türken. Dagegen erhielten die Walachen auf dem linken Ufer der Donau schon seit 1241 an Rudolph dem Schwarzen aus der alten Familie der Bassoraba einen Fürsten, der sich Herr des gesammten Römischen Landes nannte und bis 1265 regierte. Seine Nachfolger wurden mitunter Woiwoden genannt, das im Slavischen Heerführer bedeutet: ein Beweis des Bulgarischen Einflusses.

Doch 1360 verlegte Murad den Sitz seiner Eroberungen aus Asien nach Adrianopel, und seit Bajazet wurden die Bewohner Daciens 1374 den Osmanen unterworfen, welche sich aber eben so wenig wie die früher eingedrungenen Barbaren mit den Eingebornen vermischten. Auf diese Weise ward es möglich, daß die Nachkommen der dortigen Römischen Kolonisten ihre aus Italien hierher verpflanzte Sprache beibehalten konnten, welche am meisten nur den Einfluß der Bulgaren erfahren hat.

Seit dem Frieden von Adrianopel hat endlich die Moldau und Walachei nach mehr als 400 Jahren eine Selbständigkeit wiedererhalten, welche es möglich machte, die Nachkommen der alten Römer dort der Europäischen Civilisation näher zu bringen, und erfreulich ist die durchgreifende Organisation der dortigen Verfassung und Verwaltung, wodurch sich der Russische General Kisseleff so große Verdienste um jene Länder erworben hat. *)

Mannigfaltiges.

— Neueste Erscheinungen der Illyrischen Literatur. Zu Zagreb (Agram) ist das erste Heft einer neuen periodischen Schrift unter dem Titel „Cyklus" (Kolo) im Druck erschienen. Der Redacteur, Stanko Vraz, hat seine Landsleute unlängst mit einer neuen Sammlung angeblich wunderschöner Dichtungen beschenkt, die „Stimmen aus dem Eichenwalde von Jerawa" (Glase iz zerawinske dubrowe) betitelt ist. Die „Serbische Chronik" in Budin hat einen neuen Redacteur, Dr. Subotitsch, erhalten. In Belgrad ist der dritte Jahrgang des Almanachs „die Taube" (Golubica) ausgegeben, desgleichen der zweite Theil des „Anzeigers" (Oglasitel). In Semlin schickt sich Marianowitsch an, seine „Stimme aus Semun" (glas iz Zemuna), d. h. aus Semlin, dem Drucke zu übergeben, in Ossek (Essek) aber publizirt Topalowitsch das Jeku **) od Osena (Echo [?] aus Essek) und den Tamburas, eine Sammlug volksthümlicher Lieder. In Gräz läßt Murko die zweite Ausgabe seiner Slowenzischen Grammatik nach der neuen (Illyrischen) Rechtschreibung drucken. (Moskwitjanin.)

— Tungusische Barden. Ein Ost-Sibirischer Korrespondent der Russischen Zeitschrift Moskwitjanin meldet, daß er im Begriffe stehe, alte Tungusische Heldenlieder in der Ursprache zu sammeln und, von Russischer Uebersetzung begleitet, herauszugeben. Die Tungusen, bekanntlich ein Volk ohne Schreibekunst ***), haben eine Art von Barden oder Heldensängern, welche die großen Ereignisse längst entschwundener Zeiten in der Muttersprache besingen. Da nun dieser Sagen- und Sanges-kundigen Leute immer weniger werden, so ist es allerdings hohe Zeit, daß man ihr flüchtiges Wort endlich auf dem Papier festzubannen versuche, wenn gleich der ästhetische oder historische Werth einer solchen Sammlung unendlich geringer seyn sollte, als ihr linguistischer. Auch verspricht derselbe Korrespondent, ein vollständiges Wörterbuch der eigentlich Tungusischen Sprache zu liefern, die noch manche Dunkelheiten des weit besser bekannten Mandschuischen und somit auch der übrigen sogenannten Tatarischen Sprachen aufhellen kann.

*) Kisseleff et les principautés de Walachie et de Moldavie, par un habitant de la Valachie. Paris 1841.

**) In dem besonderen Artikel über die neueste Illyrische Literatur haben wir, unserem Texte folgend, Teka (mit t) geschrieben und das Wort durch Mappe übersetzt, welche Bedeutung es wenigstens im Polnischen hat. Im Texte der obigen Notiz steht aber jeka. Es scheint den Russen selber auf die genaue Schreibung Illyrischer Fachertitel noch wenig anzukommen.

***) Nur die von ihrem Tungusischen Schwester-Idiomen — so weit man aus Wörter-Verzeichnissen abnehmen kann — schon auffallend verschiedene Mandschu-Sprache hat ihre eigene, im Wesentlichen mit der Mongolischen identische Buchstabenschrift.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

Zu beziehen durch alle Post-Aemter, in Berlin durch die Königl. Preuß. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

für die

Literatur des Auslandes.

№ 128. Berlin, Mittwoch den 26. Oktober 1842.

England.

Spanische und Englische Zigeuner.*)

Die Zigeuner werden in allen Gegenden unseres Welttheils angetroffen und zeichnen sich überall durch dieselben moralischen und physischen Eigenthümlichkeiten aus. Sie halten an ihrer Nationalität und ihrer originellen Lebensweise mit einer Ausdauer fest, welche sogar die der Juden überbietet. Es mag seltsam erscheinen, daß Dichter und Romanschreiber dieses verachtete und verachtungswürdige Geschlecht von jeher zum Lieblings-Gegenstande ihrer Schilderungen erwählt haben, und muß man den Grund dazu in dem geheimnißvollen Dunkel suchen, das über den Ursprung, die Geschichte und die ganze Existenz desselben verbreitet ist. Cervantes, Walter Scott, Victor Hugo und viele Andere haben Zigeuner auftreten lassen und dadurch den poetischen Anstrich vermehrt, der sich schon in ihrem eigentlichen Wesen kundgiebt. Ihr Charakter ist meistentheils mit ziemlich treuen Farben gezeichnet worden, was bei den scharf markirten Umrissen des Originals nicht anders seyn konnte. Auf der Bühne erscheint die Zigeunermutter als Hexe und Wahrsagerin und das Zigeunermädchen giebt durch seine Reize zu der Intrigue des Stücks Anlaß, während es die Augen der Zuschauer durch wollüstige Tänze fesselt. Dieses romantische Interesse wird noch durch die physischen Vorzüge der Zigeuner gehoben. Sie sind in ihrer Jugend ein ausgezeichnet schönes Volk, obgleich die Mühseligkeiten eines unstäten Lebens und der Mangel an Reinlichkeit beitragen, sie in ihrem Alter abschreckend zu machen. Die Schönheit der Mädchen ist mitunter so außerordentlich, daß sie die Schilderung der Esmeralda in Victor Hugo's Notre Dame de Paris zu rechtfertigen scheint; als Typus ihres Geschlechts kann jedoch eine junge Zigeunerin gelten, deren Bekanntschaft Herr Borrow in Sevilla machte.

„Sie ist", — schreibt er — „von mittler Größe, weder stark noch schlank gebaut, obgleich sie in allen Bewegungen Leichtigkeit und Kraft an den Tag legt. Wie sie in stolzer Haltung dasteht, gleicht sie einem Falken, der sich eben emporschwingt, und sie würde mit Windesschnelle entfliehen, wenn man die Hand ausstrecken wollte, um sie zu ergreifen. Ihr Gesicht ist oval, ihre Züge sind regelmäßig, aber etwas rauh und scharf — denn sie wurde im Walde unter Felsenklüften geboren und hat von frühester Kindheit an dem brausenden Sturm und der brennenden Sonne getrotzt. Auf ihrer Wange bemerkt man hier und da eine Falte und wohl auch eine Narbe, aber keine Liebesgrübchen, und ihre Stirn ist mit Furchen bedeckt, obgleich sie noch in ihrer Jugendblüthe steht. Ihr Teint ist dem eines Mulatten ähnlich, und ihr Haar, welches in langen Flechten an beiden Seiten des Gesichts herabhängt, ist von pechschwarzer Farbe und so straff und grob wie die Mähne eines Pferdes. Ihre dunklen Augen haben einen listigen, schlauen Ausdruck und glänzen mit einem wilden Feuer, das ihren Blick fast unerträglich macht; ihr Mund ist schön und fast zart zu nennen und es giebt keine Königin auf dem stolzesten Thron zwischen Madrid und Moskau, die sie nicht um die blendende Weiße ihrer Zähne beneiden würde, welche nicht von Perlen sondern von dem herrlichsten Elfenbein geformt scheinen. Sie ist nicht allein; ein brauner, zweijähriger Säugling schmiegt sich an ihren Busen, den nackten Körper nur zur Hälfte durch die wollene Decke verhüllt, die um ihre Schultern geschlagen und mit einem hölzernen Pflocke befestigt ist. Seines zarten Alters ungeachtet, giebt der schlaue, tückische Blick des Kindes es als einen echten Zigeunerknaben zu erkennen. Ungeheure Ohrringe von falschem Golde, ein zerlumptes Gewand und hänfene Sandalen bilden das übrige Kostüm der wandernden Gitana, der Hexe von Multan, die nach Sevilla gekommen ist, um den Leichtgläubigen ihr künftiges Schicksal zu verkünden."

Ein Seitenstück zu diesem Portrait ist die Schilderung dreier Englischen Zigeuner. „Ich habe", sagt der Verfasser, „die Zigeuner in verschiedenen Ländern, in Rußland, Ungarn und der Türkei, beobachtet, und ich habe auch die Eingebornen fast aller Weltgegenden kennen gelernt; aber, was das Aeußere betrifft, sind mir nie drei merkwürdigere Individuen zu Augen gekommen, als die Englischen Zigeuner, denen ich hier begegnete. Zwei von ihnen waren so eben abgestiegen und hielten ihre Pferde am Zügel. Der erste, der meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog, war von riesenhafter Größe, indem er nicht weniger als 6 Fuß 3 Zoll maß. Es ist unmöglich, sich etwas Schöneres zu denken, als das Antlitz dieses Mannes; der geschickteste Bildhauer Griechenlands hätte ihn als Modell zu einem Helden oder Halbgott nehmen können. Die Stirn war überaus hoch — eine Seltenheit bei einem Zigeuner — die Nase von zarter Form und Griechischem Schnitt: die Augen groß und von langen Wimpern bedeckt, die ihnen einen fast melancholischen Ausdruck verliehen und den eigenthümlichen Zigeunerblick verbargen (wenn man überhaupt das einen Blick nennen will, was nichts als ein seltsames Starren ist, wie man es bei keinem anderen Volke antrifft). Die Haut war von einer prächtigen Olivenfarbe und die Zähne von einer Weiße, die ihren Besitzer sogar unter seinen Stammgenossen auszeichnete, welche sich alle der schönsten Zähne zu rühmen haben. Seine Kleidung bestand aus einem gewöhnlichen Fuhrmannskittel, der jedoch die edlen Verhältnisse seiner athletischen Gestalt nicht ganz verhüllen konnte. Er mochte ungefähr 28 Jahre zählen. Sein Gefährte und Hauptmann, Gypsy Will (Wilhelm), mochte die Funfzig erreicht haben, als er zehn Jahr später (denn ich verlor ihn nie aus den Augen) in Bury-St. Edmonds gehängt wurde. Ich kann mich noch immer seiner buschigen, schwarzen Haare, seines schwarzen Gesichts, seiner großen schwarzen Augen und seines gedankenvollen, stieren Blicks lebhaft erinnern. Er war mit einem weiten blauen Oberrock, Reiterstiefeln und Hosen bekleidet, in der Hand trug er eine mächtige Reitpeitsche und auf dem Kopf einen breiten, hochaufgestülpten Andalusischen Hut. Ohne der Riesengröße seines jüngeren Gefährten gleichzukommen, war er doch wenigstens 6 Fuß hoch und wo möglich noch stärker gebaut. Welche Muskeln, Knochen und Schenkel! — Der dritte Zigeuner, der zu Pferde blieb, war einem Gespenste ähnlicher als einem menschlichen Wesen. Gesicht, Hut, Kleider, Alles, was ihm zugehörte, war staubfarben; seine Stiefel waren natürlich mit Staub bedeckt, da es hoher Sommer war, und sogar sein Pferd hatte eine staubig-braune Farbe. Die Häßlichkeit seiner Züge streifte an das Possierliche; er hatte die meisten Zähne verloren, und sein Alter hätte man auf 30 oder 60 taxiren können. Er war etwas lahm und hinkte, galt aber für einen vortrefflichen Reiter, weshalb er sich auch nicht beeilte, vom Pferde zu steigen. Ich erfuhr später, daß er den Hexenmeister seiner Bande darstellte."

Die braune Gesichtsfarbe, das schwarze, buschige Haar, die durchdringenden Augen und der seltsame Jargon der Zigeuner unterscheiden sie eben so sehr wie ihr Kastengeist und herumziehender, räuberischer Charakter von den übrigen Völkern, in deren Mitte sie leben. Das Kainszeichen, welches ihnen bei ihrer Erscheinung in Europa aufgedrückt wurde, ist noch immer sichtbar, ohne daß man, im Ganzen genommen, ihre Laster und Gebrechen den erlittenen Verfolgungen zuschreiben kann. Der Haß und die Verachtung, die Unduldsamkeit und die Härte, mit der man sie überall behandelte, mag zwar ihre Natur zum Theil verschlimmert haben, aber nach dem Zeugnisse der Geschichte sowohl als unparteiischer Beobachter ist die Bösartigkeit derselben nicht dadurch verursacht worden. Abstammung, Neigung und Gewohnheit machen die Zigeuner zu Dieben und Landstreichern. Sie gleichen dem Unkraut, welches um so mehr gedeiht, je mehr es niedergetreten wird, aber auch dann noch Unkraut bleibt, wenn man es frei aufwachsen läßt. Versuchen sie es je, ihren Unterhalt durch Arbeit zu erwerben, so greifen sie zu den nicht sehr achtbaren Gewerben von Kesselflickern, Viehärzten, Roßtäuschern und Wahrsagern; aber auch diese Handthierungen dienen meistens nur zum Deckmantel für eine Industrie von weit verwerflicherer Art. Man hat sich öfter bemüht, sie zu verjagen oder auszurotten, als sie zu bessern; das Eine hat jedoch eben so wenig Erfolg gehabt wie das Andere. Der Haß, den sie unter allen christlichen Nationen erregten, wurde von ihnen in zehnfachem Maße vergolten, und ihr festes Aneinanderschließen bestätigt das alte Sprüchwort, daß eine Genossenschaft von Räubern durch die stärkste aller Bande vereinigt wird.

„Im Herbste des Jahres 1839" — erzählt Borrow — „landete ich, von der Barbarei kommend, in Tarifa. Ich befand mich auf einer kleinen Feluke, welche mit einer Ladung von Häuten nach Cadiz bestimmt war, wohin ich mich gleichfalls zu begeben dachte. Wir liefen in Tarifa ein, um Quarantaine zu halten, die jedoch mit solcher Nachlässigkeit beobachtet wurde, daß der Hafenmeister, gegen ein Geschenk von einigen Hühnern, uns Allen gestattete, ans Land zu fahren. Wir bildeten eine buntscheckige Gruppe; sie bestand aus einem reichen Mauren und seinem Sohne, mit ihrem jüdischen Diener Jussuf, denen ich mich mit meinem Begleiter, Chajim Ben-Attar, der gleichfalls ein Jude war, anschloß. Nachdem man uns in das Stadtthor eingelassen hatte, wurden die Mauren mit ihrem Diener durch den Hafenmeister nach dem Hause eines Bekannten geführt, wo er sie unterzubringen versprach, während ein

*) Nach Borrow's Werk: The Zincali, or an Account of the Gypsies of Spain etc., wovon in diesen Blättern schon einige Auszüge mitgetheilt wurden.

Matrose mit mir und Chajim nach dem einzigen Gasthof abgeschickt wurde, den der Ort aufzuweisen hat. Unterweges hielt ich mich einen Augenblick auf, um einen Freund aus Sevilla zu sprechen, und Chajim, der mir voranging, kam mit der Nachricht zurück, daß unser Quartier gut sey und daß wir von Glück zu sagen hätten, indem unsere Wirthsleute, wie er glaubte, Juden seyen. „„Juden!““ rief ich aus, „„Juden sollten hier in Tarifa einen Gasthof halten? das möcht' ich doch sehen.““ Ich ließ also meinen Freund stehen und eilte nach dem Hause. Wir traten zuerst in einen Stall, der die unterste Etage des Hauses einnahm, und stiegen dann die Treppe hinauf in ein großes Zimmer, welches in die Küche führte, wo wir mehrere Leute antrafen. Unter ihnen war ein großer, starker, vierschrötiger Kerl von ungefähr 30 Jahren, mit einer ledernen Jacke und dunklen Tuchhosen bekleidet: sein Haar war kohlschwarz und äußerst buschig, sein Gesicht trug noch die Spuren einer Krankheit und seine Haut hatte die Farbe einer Kröte. Ein großes, hageres Weib stand am Küchentisch: in ihren Gesichtszügen war sie dem Manne ähnlich, hatte dasselbe Haar und denselben Teint, schien jedoch mehr Intelligenz als dieser zu besitzen, der ein schwerfälliges, mürrisches Ansehen hatte. Ein braunes Weib, das, wie ich später fand, gelähmt war, saß in der Ecke, und zwei bis drei schwärzliche Mädchen von 15 bis 18 Jahren trieben sich im Zimmer herum. Ich bemerkte noch einen tückisch aussehenden Knaben, der, ohne einen Schaden am Auge, schön gewesen wäre. „„Juden!““ sagte ich auf Maurisch zu Chajim, nachdem ich diese Leute und ihre Wohnung mit den Blicken gemustert hatte, „„dies sind keine Juden, sondern Kinder des Darduschi-Zal.““ — „Hört auf die Corohai", brummte die Alte, im gebrochenen Zigeuner-Jargon, „hört, wie sie schwatzen. Sie sollen wahrlich für den Lärm bezahlen, den sie uns im Hause machen." Dann kam sie auf mich zu und fragte mit gellender Stimme, da sie fürchtete, daß ich sie sonst nicht verstehen würde, ob ich nicht meine Schlafkammer zu sehen wünsche. Ich nickte, worauf sie mich nach einer Gallerie führte, und die Thür eines kleinen Zimmers öffnend, erkundigte sie sich, ob mir dieses passen würde. „„Vollkommen!““ antwortete ich und kehrte mit ihr nach der Küche zurück. — „O welch' schönes Gesicht! welcher Königliche Anstand!" rief bei meiner Zurückkunft die ganze Familie auf Spanisch, in dem winselnden, einschmeichelnden Tone, den die Zigeuner gebrauchen, wenn sie Jemanden hinters Licht führen wollen. „Ein häßlicherer Busno (Heide) ist uns nie vorgekommen", schrieen dieselben Stimmen in einem Athem in ihrer eigenen Zunge. „Beliebt es Eurer Maurischen Herrlichkeit etwas zu sich zu nehmen?" fragte die Alte. „Wir haben zwar nichts im Hause, ich will aber ausgehen und ein Huhn kaufen, und hoffe, daß es die Kraft eines Königs-Pfauen besitzen möge, um Euch zu nähren und zu stärken." — „Ich hoffe, daß es in Deinen Eingeweiden verrotten möge", setzte sie in der Zigeunersprache hinzu. Sie lief dann hinunter und kehrte nach einer Minute mit einer alten Henne zurück, die ich bei meiner Ankunft im Stalle bemerkt hatte. „Seht dieses prächtige Huhn!" rief sie, „ich bin durch ganz Tarifa gelaufen, um es für Ew. Hoheit aufzutreiben, und theuer genug hab' ich es bezahlen müssen. Ich will es jetzt schlachten." — „„Ehe Ihr es tödtet"", entgegnete ich, „„wünschte ich zu wissen, was Ihr dafür gegeben habt, damit nachher kein Streit entstehen möge.““ — „Zwei Piaster hab' ich dafür bezahlt, sehr tapferer und schöner Herr; zwei Piaster hat es mir gekostet, aus meiner eigenen kleinen Börse." — Es war hohe Zeit, diesen Gaunereien ein Ende zu machen, und ich rief daher auf Zigeunerisch: „„Du meinst wohl zwei Brujis (Realen), o Mutter aller Hexen! und das wäre zwölf Cuartos mehr als die Henne werth ist.““ „Ay Dios mio! wen haben wir hier?" schrieen die Frauen — „„Einen"", erwiederte ich, „„der Euch und Eure Gewohnheiten kennt. Sprecht! Soll ich die Henne für zwei Realen haben? wo nicht, werd' ich sogleich Euer Haus verlassen.““ — „Ja gewiß, Bruder, und umsonst wenn Du es wünschest", rief die Alte in natürlichen, ganz veränderten Tönen, „aber warum sprachst Du beim Eintritt in unser Haus das Corohai, wie ein Breguí? Wir hielten Dich für einen Busno, jetzt sehen wir aber, daß Du von unserer Religion bist. Setze Dich nieder und erzähle uns, wo Du gewesen bist . . .““ *)

Die gegenseitige Anhänglichkeit, die unter diesen Menschen herrscht, ist der ehrenvollste Zug in ihrem Charakter. Wenn Einer dem Anderen seine Pläne mittheilt, so hat er nicht zu fürchten, daß ihn dieser den Busné verrathen werde, und wenn er zur Ausführung eines Anschlags der Mitwirkung seiner Landsleute bedarf, so leisten sie ihm die treueste Hülfe und theilen den Gewinn wie Brüder. Als Beleg führt der Verf. einen Umstand an, der sich während seines Aufenthalts zu Cordova ereignete. Ein äußerst dürftiger Gitano hatte einen Spanier ermordet; er wurde ergriffen, vor Gericht gezogen und zum Tode verurtheilt. Nun befindet sich die Rechtspflege in Spanien in einem solchen Zustande, daß nur eine mäßige Summe Geldes nöthig ist, um die Richter zu bestechen und dem Schuldigen das Leben zu retten; in diesem Falle hatte jedoch der Verstorbene mächtige Freunde, welche jede Milderung der Strafe zu hintertreiben wußten. Die Zigeuner boten große Summen als Lösegeld, einer der reichsten trug sogar 3000 Kronen zu diesem Zwecke bei; aber ihre Bemühungen waren vergeblich und der Mörder wurde auf der Plaza hingerichtet. Am Tage vor seinem Tode packten die Gitanos ihre Effekten zusammen, schlossen ihre Häuser zu und verließen die Stadt. Sie erschienen erst nach mehreren Monaten wieder in Cordova und es dauerte lange, ehe sie sich ganz mit dieser Stadt aussöhnten. Besonders vermieden sie es, die Plaza zu betreten, deren Anblick sie an das schmachvolle Ende ihres unglücklichen Bruders erinnerte.

*) Borrow war nämlich, wie aus seinem Werke hervorgeht, der Zigeunersprache so mächtig, daß sie ihn für einen Stammgenossen hielten.

Westindien.

Wanderungen eines Deutschen durch Cuba, im Winter des Jahres 1841.

(Fortsetzung.)

3.

Straßenleben in Havanna. — Zigarren-Bereitung und Verbrauch.

Ist man unlängst von einer Seereise, wo in der Nacht nichts als das monotone Auf- und Abschreiten der Wache und das einschläfernde Rauschen der Wogen vernommen wird, auf „Terra firma" zurückgekehrt, so ist es fast unmöglich, in den ersten Nächten der Ruhe zu genießen. Vorzüglich ist dies der Fall, wenn der Ankerplatz sich unter südlichem Himmel befindet. Die Bewohner Westindiens haben eine Lebendigkeit, von der wir, im kälteren Norden, kaum eine Idee haben! Was uns gleichgültig lassen würde, regt ihren Enthusiasmus, und was uns anregt, läßt die Heißblütigen außer sich erscheinen. Sie sprechen nicht, sondern schreien, daß einem die Ohren gellen, und begleiten dies Geschrei mit Händen und Füßen, denn jedes Glied muß dazu beitragen, ihren Worten Nachdruck zu geben. Das geräuschvolle Treiben in den Städten des Südens hört während der ganzen Nacht nicht auf. Mit einbrechender Dunkelheit füllen sich die Straßen und öffentlichen Plätze; Jeder will die Kühle des Abends genießen, Jeder es sich so komfortable machen, als er nur immer kann. Die Damen fahren, die Herren reiten und gehen spazieren; jeder quetscht und pufft sich durchs Gedränge, so gut es gehen will. Die zahllosen Ausrufer von kaltem Wasser, Eiscrème und mannigfaltigen Südfrüchten mischen sich in das Chaos von Flüchen und Verwünschungen, alles das tönt mit den Liedern und dem wiehernden Gelächter wie ein ferner Orkan zum Lauscher hinauf. Bis nach Mitternacht hält dies Lärmen an, dann tritt das Bellen der herrenlosen Hunde, die sich rudelweise auf den Straßen umhertreiben, an dessen Stelle. Die zahlreichen Glocken, welche alle Viertelstunden mit ehernen Zungen die Zeit abmessen, die Wächter, die eben so oft mit gellender Stimme Gesänge, die wahrlich keine Wiegenlieder sind, anstimmen, das zusammengenommen füllt die Lücke bis zwei Uhr Morgens aus. Um diese Zeit beginnt der Fleischmarkt, der hier wegen der Sonnenhitze so früh seinen Anfang nimmt und zum Theil beendigt ist, wenn der Morgen seinen Einzug hält: dann hört man das Trampeln der Maulthiere, die Flüche ihrer Führer und das Kichern der Neger, die zum Markt eilen. Da ich nicht schlafen konnte, begab ich mich auf die Straße und nahm meinen Weg nach einem der Marktplätze. Sie sind hier, wie im ganzen Süden, bedeckt. Säulenreihen tragen das Gewölbe, so daß sowohl die, welche darunter feil haben, wie die Käufer, vor den brennenden Sonnenstrahlen und dem Unwetter vollkommen geschützt sind. Ein solcher Marktplatz bietet in der Nacht ein interessantes Schauspiel dar. An jeder Säule hängt eine Gaslampe, und diese zahlreichen Flammen geben den Hallen etwas Feierliches, das an die Weihnachts-Ausstellungen im Vaterlande erinnert. Kömmt man auf den Marktplatz, so tritt diese Aehnlichkeit noch mehr hervor. Zwischen den Säulen sind Buden errichtet, in denen die Kaffee- und Chokoladenhändler ihre Backwaaren, das große Kohlenbecken, die riesenhafte Kaffeemaschine und das Heer der Tassen auf weißgedeckten Tafeln ausgestellt haben. Dann kommen die Buden der Schlächter, deren Waare in der Nacht appetitlicher aussieht, als nach Sonnenaufgange, wo es bald von einem Heere von Fliegen und der Hitze geschwärzt wird. Ungefähr um vier Uhr belebt sich die Scene mehr; die weiße Bevölkerung erwacht um diese Zeit und strömt dem Markt zu. Auf tausend Tafeln breiten die Frucht- und Gemüsehändler die Schätze des Tropenhimmels aus. Ganze Berge von Orangen, Ananas, Melonen, Bananen und den anderen, jedem Ankömmling fremden Früchten erheben sich, umgeben von den bescheideneren Gemüsearten, den Haufen süßer Kartoffeln, Maiskolben und all' den herrlichen Blumen, mit denen Flora diese gesegneten Fluren schmückt. Dort saßen Negerinnen, emsig mit Kochen beschäftigt, andere thronten in der Mitte einer bunten Schaar von Perlhühnern, Enten, Truthähnen, Gänsen u. s. w. — Was nur die Insel Genießbares produzirt, ist hier zum Verkauf ausgestellt. Um diese Gegenstände stehen die feilschenden, Spanischen Dons, gekleidet in Nanquin und weißen Linnen, mit breiten Panama-Hüten und der Zigarre im Munde, mit Negern, die ihnen das Erhandelte nachtragen, zur Seite. Wie im Mutterlande sieht man auch hier nur die Männer Einkäufe machen, während daheim die Frauen noch der Ruhe pflegen. Mir kam das Gewühl wie ein lebendiges Schachbrett vor: schwarz und weiß, in beständiger Abwechselung unter einander gemischt.

Die Masse von Zigarren, die hier verbraucht wird, muß jeden Fremden in Erstaunen setzen. Alles raucht, Kinder beginnen mit dem sechsten oder siebenten Jahre, Männer, Knaben, Frauen und Mädchen, jeder Negersklave, Alles hat eine Zigarre im Munde. Zum vollkommenen Bilde eines Bewohners dieser Insel gehört die Zigarre eben so gut, wie die Nase. Nach einer mäßigen Berechnung beträgt der tägliche Verbrauch an Zigarren allein in Havanna nahe an 10,000 Dollars. Die größten Fabriken sind die des Cabañas, Fernandez, Silva und Rencareuil. Außer diesen großen Fabrikanten bestehen noch zahlreiche, wenn gleich weniger bedeutende Manufakturen, die zwischen 10,000 bis 100,000 Stück täglich bereiten. Bekanntlich ist die Zigarre aus der Einlage und dem Deckblatte zusammengesetzt, letzteres ist eine bessere Tabaksorte, sowohl was Farbe, wie Geruch anbelangt. Die Blätter für jeden Tag werden Abends zuvor angefeuchtet und bleiben in diesem Zustande die Nacht hindurch liegen. Nachdem die Blätter, gewöhnlich auf dem nackten Schenkel, zu Zigarren gerollt sind, werden diese auf eine lange Tafel ausgebreitet und nun sortirt. Diejenigen, welche am sorgfältigsten gesponnen sind

und das beste Ansehen haben, heißen Regalias und kosten in Havanna 22 bis 26 Dollars (33 bis 40 Thaler) das Tausend, während die besten der zweiten Sorte, die aus denselben Blättern und von denselben Arbeitern, aber mit weniger Sorgfalt auf äußere Form, bearbeitet sind, für 14 Dollars, die dritte und geringste Sorte für 6 Dollars verkauft wird. D. Hernandez, dessen Fabrik ich besichtigt habe, beschäftigt hundert Negersklaven, jeder derselben kann von den besten Mittel-Zigarren 1000 und von den Regalias 600 Stück täglich fertig machen, so daß in dieser Fabrica täglich durchschnittlich 80,000 Stück bereitet werden, die zu dem Durchschnittspreise von 20 Thalern pro Tausend an sechzehn hundert Thaler werth sind. Der Preis des rohen Materials beträgt, nach unserem Gelde, ungefähr zwischen vier und fünf Silbergroschen für das Pfund, und da die Arbeiter Negersklaven und Eigenthum der Fabrik sind, so wird man sich nicht wundern, wenn die größeren Fabrikanten sämmtlich Millionaire sind. Für jedes Tausend wird ein halber Piaster Ausgangszoll erhoben; in England beträgt der Eingangszoll neun Shilling für das Tausend; da nun in Großbritanien die Küste Regalias mit 16 Pfund Sterling verkauft wird, so geht daraus hervor, daß die Europäischen Tabackshändler daran mehr als zweihundert Prozent verdienen. Die beste Sorte kömmt nicht nach Europa, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie dort nicht in der Mode sind; ihre Farbe ist nämlich zu dunkel; auf der Insel aber wird gerade dieses Blatt für das vollkommenste Vademecum der Tabacksraucher gehalten. — Der beste Havana-Tabak wächst in der Vuelta Abaga oder dem niederen Distrikte der Insel. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Erwiederung.

An den Redacteur des „Magazins für die Literatur des Auslandes".

Paris, den 16. Oktober 1842.

Hochgeehrter Herr!

Erst vorgestern erhielt ich durch die Gefälligkeit eines Freundes aus Berlin die Nr. 112 des „Magazins", wo Herr Lebrecht auf eine von mir im Juli-Hefte des Journal Asiatique mitgetheilte Bemerkung aufmerksam macht, in welcher das von Leo Africanus vorgegebene Verhältniß zwischen Maimonides und Averroes als grundlos nachgewiesen wird. Jene Bemerkung soll mit dem, was Herr Lebrecht, in Nr. 79 des „Magazins", über denselben Gegenstand gesagt hat, beinahe wörtlich übereinstimmen. An sich nun hat so ein zufälliges Zusammentreffen zweier Forscher durchaus nichts Unwahrscheinliches; Herr Lebrecht glaubt sich jedoch seinerseits gegen die mögliche Voraussetzung eines hier begangenen Plagiats verwahren zu müssen, und ich will es hier, zu seiner Beruhigung, sehr gern anerkennen, daß mein Aufsatz ihm, als er den seinigen schrieb, unmöglich bekannt seyn konnte, da das Juliheft des Journal Asiatique in der That erst gegen Ende des August ausgegeben wurde. Es bleibt nun noch übrig, den Verdacht des Plagiats, welchem, wie Herr Lebrecht besorgt, uneingeweihte Leser leicht Raum geben könnten, von mir selber abzuwälzen, und dies thue ich am besten durch Einsendung der zufällig aufbewahrten ersten Korrekturbogen meines Aufsatzes, welche, wie es die darauf verzeichnete Nummer besagt (und wie es Herr de Lagrange, Redacteur des Journal Asiatique, ausdrücklich bestätigt), bereits am 16. Juni in der hiesigen Königlichen Druckerei einregistrirt wurden, und wo die in Rede stehende Anmerkung ganz so lautet, wie S. 31 und 32 des Journals. *) — Der Aufsatz des Herrn Lebrecht ist mir übrigens zu meinem Bedauern noch bis auf den heutigen Tag nicht bekannt; die Deutschen Literaturblätter sind leider hier sehr wenig verbreitet, und es ist mir trotz aller Bemühungen nicht gelungen, in einem der hiesigen Lese-Kabinette ein Exemplar des „Magazins" aufzufinden.

Ich erlaube mir nun noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß der Irrthum in Betreff des vorgeblichen Verhältnisses zwischen Maimonides und Averroes bereits in einem im August vorigen Jahres erschienenen Aufsatze von mir gerügt worden, so daß ich in jedem Falle, wenn anders einiges Gewicht darauf zu legen wäre, die Priorität in dieser Beziehung für mich vindiziren könnte. In einer in den Archives israélites de France (Août 1841) abgedruckten Rezension des Précis de l'histoire des Hébreux, von Herrn Lambert, Rabbiner zu Metz, sagte ich (S. 520), die Nichtbeachtung der rabbinischen Literatur rügend, Folgendes: Parmi les coryphées de cette littérature, un seul est mentionné; c'est l'illustre Maimonides, que l'auteur appelle le rabbin Maimon, en lui donnant le nom qui appartient à son père .... Il en fait le disciple d'Averroës, ce qui est l'opinion commune, mais qui ne nous paraît nullement fondée sur des donnés historiques. A l'époque où Maimonides vivait en Espagne, Averroës était encore un jeune homme, et lorsque ce dernier se rendit célebre par ses commentaires sur Aristote, Maimonides avait déjà quitté son pays natal; celui-ci n'en parle que dans ses lettres, écrites dans sa vieillesse.

Möge jedoch dieses Citat Herrn Lebrecht, dessen Gelehrsamkeit und kritischem Scharfsinn ich vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lasse, keine neue Besorgniß verursachen. Obgleich über die hier ausgesprochene Meinung ein Jahr hingegangen ist, so bin ich dennoch vollkommen überzeugt, daß zwischen Herrn Lebrecht und mir nur eine zufällige Uebereinstimmung stattgefunden hat; denn die Archives israélites waren Jenem gewiß eben so unzugänglich als mir das „Magazin". *)

Mit vollem Vertrauen auf Ihre Unparteilichkeit erwarte ich, daß Sie meinem Schreiben in einer Ihrer nächsten Nummern einen Platz gönnen werden.

Genehmigen Sie ꝛc. S. Munk.

*) Die Original-Korrekturblätter, die Herr Munk die Güte hatte uns mit diesem Schreiben zu übersenden, sind jedes besonders mit folgender Bescheinigung versehen: „Je certifie que ce placard a été enregistré à l'Imprimerie Royale le 16 Juin 1842. Paris, 15. Octobre 1842. G. De Lagrange, Redacteur du Journal Asiatique." — Es hätte solcher Bescheinigung allerdings nicht bedurft, da uns das Wort des hochgeachteten Orientalisten, Herrn Munk, allein schon eine hinreichende Bürgschaft ist. Merkwürdig bleibt jedoch das Zusammentreffen in der That, da uns hier in Berlin die mit Herrn Munk's Notizen übereinstimmenden Bemerkungen des Herrn Lebrecht ganz um dieselbe Zeit, nämlich am 15. oder 16. Juni, übergeben und darauf in unserem Blatte vom 4. Juli abgedruckt wurden. D. R.

*) Die Vermuthung des Herrn Einsenders ist vollkommen begründet, da von der genannten Zeitschrift kein Exemplar hierher kommt und auch Herr Lebrecht uns versichert, daß ihm noch nie eine Nummer derselben bisher zu Gesicht gekommen. D. R.

Nord-Amerika.

Neueste statistische Nachrichten über die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

(Schluß.)

V. Uebersicht

des Viehstandes in den Staaten und Gebieten der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika am 1. Juni 1840.

Staaten und Gebiete.	Pferde und Maulthiere.	Rindvieh.	Schafe.	Schweine.
1. Maine	59,208	327,255	649,264	117,386
2. Neu-Hampshire	43,892	275,562	617,390	121,671
3. Vermont	62,402	384,341	1,681,819	203,800
4. Massachusetts	61,484	282,574	378,226	143,221
5. Rhode-Island	8,024	36,891	90,146	30,659
6. Connecticut	34,650	238,650	403,462	131,961
Summe I.	269,660	1,545,273	3,820,307	748,698
7. New-York Summe II. perse	474,543	1,911,244	5,118,777	1,900,065
8. Neu-Jersey	70,502	220,202	219,285	261,443
9. Pennsylvanien	365,129	1,172,665	1,767,620	1,303,964
10. Delaware	14,421	53,883	39,247	74,228
Summe III.	450,052	1,446,750	2,026,152	1,839,635
11. Maryland	92,220	225,714	237,922	416,943
12. Columbia-Gebiet	2,145	3,274	706	4,673
13. Virginien	326,438	1,024,148	1,293,772	1,992,155
14. Nord-Carolina	166,608	617,371	538,279	1,649,716
15. Süd-Carolina	129,921	572,608	232,981	878,332
16. Georgia	157,540	884,414	267,107	1,457,735
17. Florida-Gebiet	12,043	118,081	7,198	92,680
Summe IV.	886,915	3,445,610	2,397,965	6,492,434
18. Alabama	143,147	668,018	163,243	1,423,873
19. Mississippi	109,227	623,197	128,367	1,001,209
20. Louisiana	99,868	381,248	98,072	323,220
21. Arkansas	51,472	188,786	42,151	393,058
22. Tennessee	341,409	822,851	741,393	2,926,607
23. Kentucky	395,853	787,098	1,008,240	2,310,533
24. Missouri	196,032	433,875	348,018	1,271,161
Summe V.	1,337,028	3,905,073	2,529,684	9,649,661
25. Michigan	30,144	185,190	99,618	295,890
26. Ohio	430,327	1,217,874	2,028,401	2,099,746
27. Indiana	241,036	619,980	675,982	1,623,608
28. Illinois	199,235	626,274	395,672	1,495,254
29. Iowa-Gebiet	10,794	38,049	15,354	104,899
30. Wiskonsin-Gebiet	3,735	20,269	3,462	31,383
Summe VI.	917,471	2,717,636	3,218,489	5,670,780
Ueberhaupt	4,333,669	14,971,386	19,311,374	26,301,293

Im Preußischen Staate waren am Ende des Jahres 1840 vorhanden:

überhaupt .... 1,516,619 Pferde,
4,976,829 Stück Rindvieh,
16,344,018 Schafe,
2,238,749 Schweine.

Verglichen mit der Volkszahl, kamen durchschnittlich
auf 100 Menschen in den Vereinigten Staaten ... 23 Pferde
im Preußischen Staate ... 12 „
in den Vereinigten Staaten ... 88 Stück Rindvieh
im Preußischen Staate ... 33 „ „
in den Vereinigten Staaten ... 113 Schafe
im Preußischen Staate ... 109 „
in den Vereinigten Staaten ... 154 Schweine
im Preußischen Staate ... 15 „

VI. Uebersicht

einiger der bedeutendsten Erzeugnisse der Bodenkultur in den einzelnen Staaten und Gebieten von Nord-Amerika im Jahre 1839.

Namen der Staaten und Gebiete.	Baumwolle. Engl. Pfund.	Tabak. Engl. Pfund.	Zucker. Engl. Pfund.	Reis. Engl. Pfund.	Schafwolle. Engl. Pfund.	Rohe Seiden. Engl. Pfund.
1. Maine	—	30	237,464	—	1,463,351	211
2. Neu-Hampshire	—	115	1,162,308	—	1,260,317	420
3. Vermont	—	585	4,617,934	—	3,699,235	4,286
4. Massachusetts	—	64,955	579,227	—	931,906	1,741
5. Rhode-Island	—	317	50	—	183,830	458
6. Connecticut		471,057	51,764		889,870	17,538
Summa I.		537,059	6,698,857		8,450,909	24,654
7. New-York	Summa II. fehlt.	744	9,048,159	—	9,845,295	1,736
8. New-Jersey	—	1,922	36	—	397,207	1,966
9. Pennsylvanien	—	325,018	2,265,755	—	3,018,364	7,262
10. Delaware	331	272	—	—	64,404	1,459
Summa III.	331	327,212	2,265,811	—	3,480,175	10,687
11. Maryland	5,673	24,816,012	36,266	—	488,201	2,291
12. Columbia-Gebiet	—	35,550	—	—	707	631
13. Virginien	3,494,483	75,347,106	1,541,833	2,936	2,538,374	3,191
14. Nord-Carolina	51,926,190	16,772,359	7,163	2,820,288	625,044	3,014
15. Süd-Carolina	61,710,274	51,519	30,000	60,390,561	299,170	2,060
16. Georgia	103,392,396	162,894	329,744	12,384,732	371,303	2,992
17. Florida-Gebiet	12,110,533	73,274	275,317	481,420	7,285	125
Summa IV.	232,639,553	117,280,714	2,220,323	76,080,057	4,331,084	14,314
18. Alabama	117,138,823	273,302	10,143	349,019	220,353	1,592
19. Louisiana	193,401,577	83,471	77	777,195	175,196	91
20. Tennessee	132,555,368	119,824	119,947,720	3,604,534	49,283	317
21. Arkansas	6,028,642	118,550	1,562	5,151	64,943	95
22. Tennessee	27,701,277	29,550,432	238,073	7,977	1,060,332	1,217
23. Kentucky	691,436	33,436,989	1,377,835	16,376	1,786,847	737
24. Missouri	121,122	9,867,913	274,851	50	562,265	70
Summa V.	717,638,265	92,480,240	121,850,213	4,360,669	3,919,219	4,119
25. Michigan	—	1,602	1,329,784	—	153,375	266
26. Ohio	—	5,942,275	6,363,386	—	3,685,315	4,317
27. Indiana	180	1,820,306	3,727,793	—	1,237,919	379
28. Illinois	200,947	564,326	399,813	460	650,007	1,150
29. Iowa-Gebiet	—	8,076	41,450	—	23,039	—
30. Wisconsin-Gebiet	—	115	135,288	—	6,777	—
Summa VI.	201,127	8,337,700	11,997,516	460	5,756,432	6,112
Ueberhaupt	790,479,275	219,163,319	155,100,809	80,841,422	35,802,114	61,652
Die vorstehend angegebenen Quantitäten auf Preuß. Pfunde gebracht, betragen	766,891,373	212,623,486	150,472,601	78,429,114	34,733,779	59,813

Außer diesen Gegenständen sind noch angeblich im Jahre 1839 überhaupt erzeugt worden:

Weizen	84,823,272 Engl. Bushel	=	56,077,725 Preuß. Scheffel.
Roggen	18,645,367 "	=	12,326,817 "
Gerste	4,161,504 "	=	2,751,222 "
Hafer (oats)	123,071,311 "	=	81,364,002 "
Buchweizen	7,291,743 "	=	4,820,662 "
Mais (Indianisches Korn)	377,331,875 "	=	249,391,042 "
Kartoffeln	108,298,860 "	=	71,597,201 "
Hopfen	1,238,302 Engl. Pfund	=	1,201,543 Preuß. Pfund.
Hanf und Flachs	93,232 Engl. Tons	=	206,997,684 "
Wein	124,734 Engl. Gallons	=	494,782 Berl. Quart.

Bemerkung: 100 Pfunde Englisch = 97,000 Pfunden Preußisch.
1 Bushel = 0,66133 Preuß. Scheffeln.
1 Ton = 2240 Pfunden Englisch = 2173,1008 Preuß. Pfunden.
1 Gallon = 3,9687 Berliner Quarten.

E. u. S.

Mannigfaltiges.

— Russisches Urtheil über die Italiänische Oper. Die Petersburger leben jetzt der angenehmen Hoffnung, wieder eine Italiänische Oper zu erhalten, wie sie unter fünf Regierungen, von der Kaiserin Anna bis auf Alexander I., eine solche besessen.*) Man weiß, daß die Compositionen der Italiänischen Maestro's den Russen immer noch mehr zum Herzen reden als jede andere Musik, die Mozartsche allein ausgenommen. Ein Feuilletonist der Sewernaja Ptschela, der jene Hoffnung als wahrscheinlich ihrer Erfüllung nahe ausspricht, knüpft daran folgende Betrachtungen: „Die Italiänische Oper ist die schönste Blüthe der Civilisation; sie ist, so zu sagen, der wahre festliche Schmuck einer Hauptstadt. Wo eine Italiänische Oper ist, da darf man hohen Wohlstand, feinste Bildung, echten Sinn für das Schöne voraussetzen; denn die edelste Kunst ist unstreitig der menschliche Gesang, so flüchtig dahineilend wie das Leben und die Jugend, so ewig und unvergänglich wie die Menschheit. Welche Kunst kann höher stehen als diejenige, die durch melodische Töne unseres Stimmorgans alle Leidenschaften, alle Regungen des Innersten ausdrückt, und welche Nation hat in dieser Kunst eine höhere Stufe der Vollendung erreicht, als die Italiäner? Die Italiänische Kehle ist ganz eigenthümlich gebaut; die unter Italiens Himmel ausgebildeten Organe sind in hohem Grade weicher und geschmeidiger, als die der Nordländer; nirgends findet man ihren silbernen Wohllaut, ihre sammetne Weichheit wieder!" In diesem einerseits etwas outrirten Urtheil vermißt man auf der anderen Seite eine Hindeutung auf die seelenvolle Natürlichkeit, die bewundernswürdige dramatische Wahrheit des Spiels, wie sie bei den ausgezeichneteren Italiänischen Opernsängern, zu denen auch mehrere Mitglieder des in Berlin anwesenden Italiänischen Sänger-Personals gehören, sich vorfindet.

*) Italien scheint in der That unerschöpflich zu sein an Opern-Gesellschaften, die es überall hinsendet. Kürzlich sind allein ein halbes Dutzend solcher Gesellschaften und zwar zu gleicher Zeit nach Brasilien, Peru und Chili abgegangen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlobl. Post-Aemtern.

№ 129. Berlin, Freitag den 28. Oktober 1842.

Frankreich.

Bussy-Rabutin.

Bliebe nicht glücklicherweise den geistlosen Menschen ihr Unglück verborgen und bedürften sie zu ihrem Troste noch eines hervorragenden Beispiels, daß die am reichlichsten mit der Gottesgabe des Geistes ausgestatteten Menschen gewöhnlich vom Glücke verstoßen werden, so könnte man ihnen unter anderen auch das des Grafen von Bussy-Rabutin vorführen. Dieser war Edelmann und Höfling und büßte durch die natürliche Lebendigkeit seines Geistes und durch seine stylistische Gewandtheit alle Vortheile seiner Stellung ein. Wäre er weniger geistreich gewesen, hätte er weniger schriftstellerisches Talent gehabt, so würde er ohne Zweifel Marschall von Frankreich und vielleicht ein großer Feldherr geworden seyn. So aber verscherzte er seine militairische Beförderung und seine Gunst bei Hofe und wanderte statt dessen in die Bastille und in die Verbannung.

Er war am 3. oder 13. April 1618 zu Epiry geboren und gehörte einer der ältesten und vornehmsten Familien an. Nachdem er in den Jesuiter-Kollegien zu Autun und Paris seine klassischen Studien beendet, übernahm er im Alter von 16 Jahren das Kommando einer Compagnie im Regimente seines Vaters, und nach Verlauf von 4 Jahren wurde ihm dieses selbst übergeben. Als mestre-de-camp machte er die Feldzüge von 1638, 39, 40 mit und war bei der Niederlage von Thionville und bei der Belagerung von Arras zugegen. Aber schon damals verfolgte ihn das Unglück. Unter dem Vorwande, daß seine Soldaten Unordnungen zum Schaden der Salzsteuer begangen hätten, wurde er 3 Monate in die Bastille gebracht. Dieses Mißgeschick brachte ihn auf den Gedanken der Heirat als „Sühnemittel" in schlimmen Fällen. Er hatte schon früher eine Neigung für eine seiner Nichten genährt; da er indeß eine klassische Bildung genossen, so erinnerte er sich Ovid's remedia amoris, mit deren Hülfe er seine Leidenschaft so gänzlich erstickte, daß er am 28. April 1643 Gabrielle de Toulongeon, die ebenfalls seine Verwandte war, heiraten konnte.

Royer hatte nun eine Frau, aber kein Regiment mehr, denn das seinige war nach der Niederlage bei Marfée eingezogen worden. Während er sich aber den Süßigkeiten des häuslichen Lebens überließ, gingen große Veränderungen in der Politik vor. Ludwig XIII. folgte bald seinem unentbehrlichen Minister in das Grab, worauf Anna von Oesterreich sich der Regentschaft bemächtigte und dem Kardinal Mazarin die Regierung übertrug; die neue Regierung wurde mit den Siegen von Rocroy, Thionville und Freiburg eröffnet. Für Jemand, der ein Schwert zu führen verstand, war dies nun gerade keine Zeit, dem Landbau und der Kinderzucht obzuliegen. Daher kaufte unser Held die erledigte Lieutenantschaft der Compagnie chevaux-légers des Prinzen von Condé für 12,000 Thaler, und bald darauf brachte ihm auch der Tod seines Vaters die Statthalterstelle in Nivernais zu. Nachdem er wieder in Dienst getreten, machte er den Feldzug in Deutschland mit und folgte dann 1646 dem Herzog von Enghien nach Flandern. Im Jahre 1648 hatte er das Glück, dem Könige die Nachricht von der Einnahme von Ypern zu bringen. Der Prinz von Condé hatte für seinen Courier das Patent eines maréchal-de-camp gefordert, aber der Kardinal Mazarin speiste ihn mit einem Kompliments ab.

Unterdeß war auch die Zeit der Fronde herbeigekommen, eine gute Zeit für alle diejenigen, welche ihr Glück machen wollten. Dem Grafen von Bussy gelang es nicht, weil er nicht die Kunst verstand, zur rechten Zeit von einer Partei zur anderen hinüberzugehen. Er blieb treu dem Könige, der Regierung, welche die Regentin eingesetzt hatte, und dem Minister, der ihre Neigung besaß. So erhielt er keinen anderen Lohn, als einen tüchtigen Schlag auf den Kopf, während die gediegenen Belohnungen denjenigen vorbehalten blieben, mit denen man unterhandeln mußte. Die einzige Vergeltung seiner Treue bestand, wenn man will, darin, daß ihm gestattet wurde, die Stelle eines mestre-de-camp-général der leichten Kavallerie für 270,000 Livres zu kaufen. In dieser Eigenschaft diente er in der Champagne unter dem Marschall von Turenne und später in Catalonien unter dem jungen Prinzen von Conti. Hier traf's der Graf endlich glücklich, denn er wurde zum General-Lieutenant ernannt und gewann 10,000 Thlr. im Spiele. Weiter brachte er es indeß nicht, woran offenbar hauptsächlich seine zu große Anhänglichkeit an den Kardinal schuld war. Als der König im Laufe seiner Eroberungen in Flandern bedenklich krank wurde und man allgemein für sein Leben fürchtete, beeilte sich der Graf, dem Kardinal die Versicherung zu geben, daß er ihm unter allen Umständen treu bleiben würde. „Monsignore", schrieb er ihm, „ich bitte Ihre Eminenz ganz ergebenst, diesen Brief aufzubewahren, damit Jeder sehen könne, daß ich ein Schuft bin, wenn ich, im Falle Sie je Ihrer Diener bedürfen sollten, mich nicht mit allen meinen Freunden stelle, und zwar in solcher Verfassung, um Ihnen bezeugen zu können, daß ich gegen Alle Ihr ergebener, treuer und gehorsamer Diener bin." Diese übertriebene Wärme, gegen welche Richelieu nicht unempfindlich geblieben seyn würde, machte gerade auf Mazarin den wenigsten Eindruck. Diesem kam vermuthlich nur der Gedanke ein, daß er einen Mann, der sich ihm so ganz hingäbe, nicht zu bezahlen brauche. Wirklich hatte der Graf in dieser Zeit den Befehl über ein abgesondertes Corps gefordert; als der König aber wieder gesund geworden war, erhielt ihn ein Anderer. Noch mehrmals schlug der Kardinal seinem zu eifrigen Freunde mit der äußersten Höflichkeit Gesuche dieser Art ab; derselbe hatte versäumt, sich seinen Lohn vorher auszubedingen, und so kam es, daß er nach Beendigung des Krieges weder Stelle, noch Platz-Gouvernement, noch Hofcharge, noch Pension erhielt; selbst seine Statthalterschaft in Nivernais war durch Einsetzung eines Gouverneurs überflüssig geworden.

Um sich seines lästigen Andringens auf eine anständige Weise erwehren zu können, bedurfte es nur irgend eines falschen Schritts von seiner Seite, irgend einer scheinbaren Schuld, und er sorgte bald dafür, daß es an einer recht tüchtigen nicht fehle. Im Frühjahr 1659 zirkulirte in der Gesellschaft eine Erzählung von ungeheuren Gottlosigkeiten, welche einige junge Hofleute in der Charwoche begangen haben sollten. Man sprach davon, daß einem Milchschweine die Taufe ertheilt worden, und daß ein Mensch geschlachtet und verzehrt worden sey. Wenn man sich aber auch an die nackte Wahrheit hielt, so stand doch immer fest, daß fünf oder sechs unbesonnene junge Leute in der Zeit, welche der strengsten Buße geweiht war, in Roissy, einige Meilen von Paris, zusammengekommen waren und gegeigt, gespielt, getrunken und gelärmt hatten. Einer dieser jungen Brauseköpfe war der Graf von Bussy, er, der damals im 41sten Jahre stand und Vater von 3 Kindern war, er, der sich beklagte, daß er der älteste General-Lieutenant sey. Die Lieder, welche bei dieser Gelegenheit gesungen wurden, bildeten später einen der Hauptbeschwerdepunkte gegen ihn, denn er war kindisch eitel genug, sich derselben nach der Orgie zu erinnern und sie aufzubewahren. Dieselben bestanden aus einer Anzahl von Couplets, welche die Gäste im Rhythmus und mit dem Refrain des Osterliedes improvisirt hatten. Das erste derselben bezog sich auf die Liebschaften des Königs, die anderen auf den Bruder des Königs, seine Mutter, den Kardinal Mazarin, Fräulein von Montpensier, die Ehrenfräulein der Königin und einige weniger bekannte Personen; alle waren von empörender Obscönität, welche durch die Wiederkehr des frommen Halleluja noch mehr hervorgehoben wurde. Der Graf wurde in Folge dessen nach Burgund verbannt, erhielt aber bald wieder die Erlaubniß, an den Hof zurückzukehren, wohnte der Vermählung des Königs bei und war Zeuge des Todes des Kardinals Mazarin. Als nach diesem Ereignisse der junge König die Zügel der Regierung selbst übernahm, verfolgte er diesen mit furchtbarer Emsigkeit, ohne daß es ihm jedoch etwas geholfen hätte. Ludwig XIV. fühlte wenig Neigung für den unverwüstlichen Spötter, welcher die Miene des Höflings anzunehmen suchte. Es wurden Pensionen und Ehrenbezeigungen vertheilt, und er erhielt keine; es wurden glänzende Feste veranstaltet, und er figurirte nicht auf denselben; es wurden Gouverneure ernannt, aber er war nicht unter der Zahl derselben; mit einem Worte, Alles blieb ihm verschlossen: Ehrenstellen, Plätze, Würden; seine vornehme Geburt, dreißig militairische Dienstjahre und sechs Jahr unausgesetzter Bewerbungen verschafften ihm endlich nur einen Platz in der Académie Française.

Zu dieser Zeit hielten die Literaten, welche diesen Verein bildeten, nicht eben sehr darauf, daß die Wahl gerade auf einen ihresgleichen fiel; sie rechneten es sich vielmehr zu hoher Ehre an, wenn ein durch Rang und äußere Stellung ausgezeichneter Mann es nicht verschmähte, den Titel eines Schöngeistes nachzusuchen. Im Jahre 1664 zählte man in der Akademie einen Kardinal, zwei Herzoge und Pairs, einen Erzbischof, zwei Bischöfe, einen Präsidenten und eine Menge Staatsräthe. Einer der Letzteren, Claude Bazin, gründete seine literarischen Ansprüche darauf, daß er die Artikel eines Friedens-Traktates aus dem Deutschen übersetzt, da er sonst nichts geschrieben. Am Ende dieses Jahres wurde nun einer der akademischen Plätze durch den Tod eines damals berühmten Schriftstellers, Nicolas Perrot d'Ablancourt, erledigt und für seine Stelle der Graf Bussy in Vorschlag gebracht. „Der Kanzler Séguier, der Herzog von Saint-Aignan und meine anderen Freunde in der Académie Française", so erzählt er selbst, „forderten mich auf, den Platz des

berühmten, kürzlich verstorbenenen Perrot d'Ablancourt einzunehmen; ich willigte ein." Nachdem die Sache so eingeleitet und die vorhergehenden Formlichkeiten mit leichter Mühe geordnet waren, konnte der Neugewählte im Januar 1665 die Gesellschaft bekomplimentiren. Darin triumphirten immer die vornehmen Akademiker, denn ihre freie und ungezwungene Sprache setzte jedesmal die Leute vom Handwerk in Verwunderung, die damals noch gewohnt waren, mühsam die Perioden zusammenzuzimmern und sie pathetisch herzudeklamiren. Der Graf blieb bei dieser Gelegenheit nicht hinter seinen glücklichsten Vorgängern zurück: „Wenn ich", sagte er, „an der Spitze der Kavallerie stände und genöthigt wäre, sie anzureden, um sie in den Kampf zu führen, so würde die Ueberzeugung, daß ich einige Ehrfurcht einflößte, und daß es unter allen meinen Hörern keinen geschickteren gäbe, mich die Sache ohne Verlegenheit zu Stande bringen lassen; da ich aber an die berühmteste und aufgeklärteste Versammlung Europa's das Wort zu richten habe, so gestehe ich Ihnen, meine Herren, daß ich mich einigermaßen befangen fühle." Diese kavaliermäßige Anrede fand in der Versammlung vielen Beifall; nur Pierre Corneille neigte sich zu Cuves de Mézeray und sagte zu ihm: „Der Herr Graf macht sich über uns lustig, aber wir haben es reichlich verdient."

(Schluß folgt.)

Westindien.

Wanderungen eines Deutschen durch Cuba, im Winter des Jahres 1841.

4.

Vegetation und Spaziergänge in Havanna.

Nach dem Frühstücke machte ich, in Begleitung meines Wirthes, meinen ersten Gang durch die Stadt. Zuerst besuchten wir den Gouverneurgarten, der dem Palaste gegenüber liegt und dem Publikum geöffnet ist. Er ist in sechsunddreißig kleine länglich Vierecke getheilt, die eben so viele besondere Gärtchen bilden und von Hecken umschlossen sind, die über und über mit Blumen und Blüthen überschüttet waren. Im Mittelpunkte jeder dieser Vierecke erhebt sich eine weiße Marmorstatue, die meisten halb versteckt von den seltensten Blumen; an den Hecken ziehen sich steinerne Bänke zur Bequemlichkeit des Publikums hin. Es ist in der That der schönste Garten, den ich je gesehen habe. Mit großen Kosten sind viele der Insel nicht eigenthümliche Pflanzen hierher versetzt worden, und es soll, wie mir versichert wurde, kein Baum oder Strauch auf Cuba und ganz Westindien existiren, der nicht auf diesem kleinen Raum wiedergefunden würde. Die Palmen, von denen ich dreizehn verschiedene Arten zählte, waren unter den Bäumen vorherrschend, besonders häufig aber die Kokospalmen, die, wie Thürme, über hundert Fuß hoch emporragten, die Kohlpalme und die Schatten und Kühle gebende Fächerpalme (Mauritia flexuosa). Der Kakaobaum, mit seinen gurkenartigen Früchten, der Kaffeebaum, die Orangenbäume, Bananen, Paradiesfeigen, Magnolien und die zahlreichen Baumarten alle, von denen nur eine sehr geringe Zahl in den Gewächshäusern des kalten Nordens verkrüppelt gezogen werden. Oft waren diese Bäume von dem angenehmsten aller Schmarotzer, der Vanille, umrangt, die ihren süßen Wohlgeruch weithin verbreitete. Näher dem Boden gewahrten wir den Ingwer neben dem Maniok, der Ipekakuanha, der Batata und den zahlreichen, sich bis zur Baumeshöhe erhebenden Kaktusarten. Auf dem Grün des Bodens bildeten die prachtvollsten Blumen, von denen hier viele, wie zum Beispiel die Passionsblume, wild wachsen, den kostbarsten Teppich. Leider sind, nach dem verdorbenen Kunstgeschmack der Insulaner, die durch den Garten führenden Gänge mit Fliesen gepflastert, was natürlich keinen angenehmen Eindruck macht. Wie ich so durch die Schattengänge wandelte, war es mir, als hätte der Zauberstab eines Magiers die mich umgebenden Reize heraufbeschworen, denn mir fiel ein, daß heut der zweite Februar sey, und ich hatte an die Heimat, an Deutsche Oefen und Deutschen Holzmangel gedacht.

Später hatte ich Gelegenheit, auch noch den Garten des Erzbischofs zu besuchen; die Kosten seiner Errichtung wurden aus der Schatulle dieses Prälaten bestritten, der ihn zur freien Benutzung des Publikums gestellt hat. Er ist nur wenige Schritte vom „Passao" entfernt, wie die Promenade genannt wird, welche sich außerhalb der Stadtmauer befindet. Besonders an Sonn- und Festtagen sieht man hier die Elite der vornehmen Welt versammelt, und wahrlich! einen schöneren Spaziergang kann man sich so leicht nicht denken, als den sich um die Stadt hinziehenden Passao! Die Scenerie ist hinreichend, jedes Menschen Enthusiasmus zu erwecken. Das ganze Jahr hindurch ist die Gegend von der Glorie des Sommers umhüllt; wohin das Auge sieht, erblickt es Bäume und Sträuche mit Blüthen und Früchten bedeckt. Die Horen bringen keinen Wechsel hervor, nur das Füllhorn des Ueberflusses und Entzückens schütten sie über die glückliche Insel aus, die im Reichthum und Glanze eines nie verscheidenden Sommers schwelgt.

Die Sonne war längst untergegangen, als ich vom Passao nach der Stadt zurückkehrte. Mein Weg führte mich über einen klaren Fluß, der die Stadt mit Wasser versieht. Unterirdische Röhren leiten es in verschiedene Theile der Stadt, wo zahlreiche Springbrunnen es wieder zum Vorschein bringen.

Die Stadtmauer ist außerordentlich stark — an manchen Stellen zehn bis zwölf Fuß dick — und an ihrem Fuße zieht sich ein tiefer Graben hin, der in der Regel trocken ist, aber zu jeder beliebigen Zeit mit Wasser gefüllt werden kann; alsdann bildet Havanna eine vollkommene Insel, die auf einer Seite von der Bay, auf den anderen von diesem Graben umgeben ist. Die sechs Stadtthore werden jeden Abend, um zehn Uhr, geschlossen und sind streng bewacht. Das eine Thor, durch das ich meinen Rückweg nahm, war gewölbt und vierzig Fuß tief.

Noch ein öffentlicher Spaziergang befindet sich in einem anderen Stadttheil; er liegt höher, als die Straße, ist mit Quadern gepflastert und gewährt eine volle Aussicht auf den oberen Theil der Bay und die sie umgebende Landschaft. Nach Sonnenuntergang fahren hier die Reichen, in ihren Volantes, auf und ab. Die Damen können daselbst lustwandeln, ohne gegen die Anstandsgesetze zu fehlen, die ihnen das Gehen durch die Straßen verbieten; diejenigen, welche keine Volante besitzen, sind verurtheilt, sich des Tages hindurch in den Häusern zu halten. Nur am frühen Morgen sieht man sie, dicht verschleiert, zur Messe gehen. — Manche der Häuser haben Wohnzimmer im Erdgeschosse, die nach den Straßen zu geöffnet sind, so daß der neugierige Fremde einen Blick hineinwerfen kann. Hinter einem mit Eisenstäben vergitterten Fenster, das fast bis an den Boden reicht, sieht man junge Mädchen, wie Vögel in einem Käfig, in vollem Staate, auf Schaukelstühlen sitzen oder auf Divans ausgestreckt, wie sie Konfituren naschen oder gähnend die Augen schließen. Keine ist mit Handarbeit oder Lektüre beschäftigt.

Die handeltreibende Bevölkerung versammelt sich, Morgens und Abends, an einem Orte, der theils zur Börse, theils zur Promenade dient; er befindet sich an einer Seite des Quai und ist durch ein Dach vor den Sonnenstrahlen gesichert. Es versammeln sich hier die Capitaine der im Hafen liegenden Schiffe, um mit den Kaufleuten Geschäfte abzumachen und den erfrischenden Seewind einzuathmen. Von hier aus überblickt man den ganzen Quai, horcht dem Gesange der ausladenden Matrosen und sieht das Gewimmel von Negern, die Waaren in Empfang nehmen, um sie in die Speicher zu bringen. Auch der Molo und der arbeitende Telegraph sind sichtbar; jedes Fahrzeug, das in den Hafen tritt oder denselben verläßt, muß hier dicht vorbei. Aller Kaffee und Zucker aus einem großen Theile der Insel wird hier verladen. Man bekommt hier einen Begriff von dem ausgedehnten Handel Cuba's. Natürlich ist dieser Theil des Quai der Platz für jede Neuigkeit und der Lieblingsspaziergang der Kaufleute nach Beendigung ihrer Geschäfte.

5.

Kirchen und Geistliche. — Kaffeehäuser und Theater. — Fanny Elsler.

Kirchen sind in Ueberfluß vorhanden, haben aber kein freundliches Aeußere; es sind weitausgedehnte, grau-schwarze, halbverfallene Steinmassen, die der Fremde auf den ersten Blick für Gefängnisse hält. Von ihren altergrauen Mauern weht triumphirend das grüne Banner der Natur, denn ganze Bäume haben in die Steinfugen Wurzel geschlagen. Die Natur hat sich gerächt: man verbannte sie aus dem Innern dieser Häuser, und sie bekränzt dafür das Aeußere derselben mit Blumen und Blüthen. Die meisten dieser Kirchen sind mit Mönchs- und Nonnenklostern, zu einem oft ganze Straßen bedeckenden Ganzen verbunden. Die Nonnen leben hinter dem Gitterwerk ihrer Zellen begraben und stehen mit der Außenwelt nur während des Gottesdienstes einigermaßen in Verbindung. Arme, eingekerkerte Vögel! Ich habe sie ihre Hymnen anstimmen hören, und meiner Phantasie kam es vor, als kämen diese klagenden Töne aus einer Brust, die es nicht vergessen kann, daß sie von der Erde blumigen Auen und den Freuden ihres Geschlechts für immer geschieden sey. — Die Mönche werden zahlreich in den Straßen und Kaffeehäusern angetroffen; ihr Aeußeres giebt gerade kein in die Augen fallendes Zeugniß von Enthaltsamkeit und Ertödtung des Fleisches; man sieht es auf den ersten Blick, daß ihre Klöster sehr reich seyn müssen, und so ist es auch; einige besitzen ausgedehnte Kaffee- und Zuckerplantagen im Innern der Insel.

So finster die Kirchen von außen erscheinen, so reich und prachtvoll ist das Innere derselben. Goldene, mit Perlen und Edelsteinen bedeckte Monstranzen und Meßgewänder, goldene Rauchfässer und Weihbecken, silberne Kronleuchter und Heiligenbilder, der Farbenschmelz der Gemälde, mit denen die Wände und Altäre bekleidet sind und worunter mir mehrere von dem Meisterpinsel des Murillo gezeigt wurden, alles das vereinigt sich zu einem prächtigen Ganzen. — Das Innere der Kathedrale ist vor einigen Jahren auf Kosten des Erzbischofs neu ausgebaut worden; es macht dem Geschmacke des Prälaten alle Ehre, der, bei einem jährlichen Einkommen von 720,000 Piastern, nicht allein eine volle Hand hat, sondern sie auch stets geöffnet hält, sobald es darauf ankömmt, für Gemein- und Privatwohl etwas zu thun; man erzählt sich manche edle Handlung von ihm, und es ist daher kein Wunder, daß er sich die Herzen der Menge zugewendet hat. Nur allein die Geistlichkeit haßt ihn, weil er ihre Gebrechen mit Strenge rügt. Auffallend war es mir, daß er aus der Kathedrale alle Gemälde, mit denen die anderen Kirchen überfüllt sind, verbannt hat.

Wenn auch die Geistlichkeit den früheren Einfluß nicht mehr ausübt, so ist doch ihr Schicksal von dem ihrer Genossen im Mutterlande verschieden; überhaupt ist die Verwaltung der Insel energisch, unter der weisen Regierung des Statthalters erhält sich das Gouvernement und steht fest im Wechsel, der in Spanien Alles über den Haufen geworfen hat. Eine Revolution auf Cuba, ohne die Zustimmung des Gouverneurs, ist so leicht nicht denkbar, da sich dreißigtausend Bajonette gegen die Neuerungssüchtigen richten würden, die Trägheit der Insulaner aber zu groß ist, als daß sie einem so ernsten Winke widerstehen könnten.

Ich besuchte heut das beste Kaffeehaus in Havanna, das sich in der Nähe des Palastes befindet: es würde einer jeden Europäischen Residenz zur Zierde gereichen. Die Säle sind geräumig und prachtvoll möblirt. Von der Straße tritt man in den Saal, in welchem sich das Buffet befindet, Kon-

stüren und Liköre aller Art sind hier in kostbaren Gefäßen geschmackvoll aufgestellt. Aus diesem Vorsaale tritt man in eine hohe, luftige Rotunda, die ihr Licht von oben erhält: die Decke ist von Glas und kann beliebig geöffnet und bei Regenwetter wieder geschlossen werden. Durch Bogen von schneeiger Weiße ist diese Rotunda in Salons getheilt, die längs der Halle hinlaufen. Unter jedem Bogen befindet sich eine runde Marmortafel, die mit Stühlen umgeben ist. Große und elegante Trümeaux bekleiden die Wände; vor jedem dieser hohen Spiegel befinden sich die köstlichsten Mahagoni- und Marmortische, die mit herrlichen Blumenvasen besetzt sind. Zwischen den Spiegeln hängen schöne Gemälde, häufig Ansichten von Havanna vorstellend. Auf einen Gegenstand machen die Havanneser hier den Fremden besonders aufmerksam, es ist eine Spieluhr, auf der viele, militairisch gekleidete Puppen in Front aufgestellt sind, die, wenn die Uhr spielt, verschiedene Instrumente an den Mund setzen. Sich beim Anblick dieser hier für die größte Seltenheit geltenden Uhr gleichgültig zeigen, hieße den Nationalstolz beleidigen. — Ein hochgewölbtes Thor führt in das Billardzimmer, wo Liebhaber drei schöne Billardtafeln vorfinden. Eine große Anzahl anständig gekleideter, gebildet scheinender Herren füllen diese Räume, einige in lautem Gespräche begriffen, andere die Tagesblätter lesend, wieder andere gedankenvoll vor sich hinstarrend, während auf den Tischen vor ihnen der bunte Eiscrème schmilzt. Dreißig Kellner, in weiße Linnen gekleidet, laufen oder fliegen vielmehr von einem zum anderen. Die monatliche Miethe für dieses Lokal beträgt achthundert Piaster (1200 Thaler). Die Kellner haben kein bestimmtes Gehalt, sondern bekommen gewisse Prozente von den Artikeln, die bei ihnen bestellt werden; sie machen also gleichsam die Krämer, während die Leute hinter dem Büffet die Großhändler bilden. Man findet hier die besten Spanischen, Englischen, Französischen und Amerikanischen Zeitungen.

Man führt vielleicht in Havanna die theuerste Lebensweise von allen Hafenplätzen der Welt; die jährliche Miethe für ein ganz gewöhnliches, nur für eine Familie eingerichtetes Haus beträgt mindestens siebenhundert Piaster. Viele Häuser werden nicht unter sieben- bis achttausend Piaster (12,000 Thaler.) vermiethet. Die Dienstboten bekommen einen monatlichen Lohn von achtzehn Piastern oder vierundzwanzig Thalern, bei freier Kost und Wohnung. Die Marktpreise sind ungeheuer hoch, so kostet ein Huhn einen Piaster, ein Kapaun deren vier; oft verdoppelt sich dieser Preis. Ich habe ein Dutzend Eier für zwanzig Groschen, ein Faß Mehl (200 Pfund) für dreißig Thaler verkaufen sehen.

Havanna hat drei Theater, von denen das Tacon-Theater das größte ist; auf demselben habe ich von einer Italiänischen Truppe Meyerbeer's „Robert le diable" mit großer Präcision aufführen sehen. Auf dieser Bühne war es auch, wo unsere Landsmännin, Fanny Elsler, sich goldene Lorbeern pflückte; sie erhielt für acht Abende die ungeheure Summe von dreißigtausend Thalern. Da das Logenbillet an diesen Abenden mit einer Unze Gold, oder fünfundzwanzig Thalern, bezahlt wurde, ich aber keine Kaffeeplantage auf Cuba hatte, so mußte ich, trotz meines Patriotismus, auf die Freude, sie tanzen zu sehen, verzichten. — Man erzählte sich hier allgemein, sie hätte den Gouverneur beinahe eine Stunde lang im Vorzimmer warten lassen; wenn dem so ist, kann man ihrer Kunst in der That eine magische Gewalt nicht absprechen. *)

Die Arena, wo sonst die Stiergefechte stattfanden, wird jetzt zu diesem grausamen Vergnügen nicht mehr benutzt, da Stiergefechte, Gott sey Dank, außer Mode sind. Dafür entschädigen sich die Insulaner durch häufige Hahngefechte. Jede Klasse der Bevölkerung hängt diesem grausamen Vergnügen an. Der Gouverneur hat, zur Unterhaltung für sich und seine Freunde, in einem Winkel seines Gartens, ein Gehege, wo diese Thiere gezogen werden. Ja, selbst die Geistlichkeit steht den Uebrigen in dieser Liebhaberei nicht nach.

Man erbaut gegenwärtig, auf Befehl der Regierung, ein Gebäude, in dem die Taubstummen der Insel Aufnahme und Unterricht finden sollen. Mehrere Straßen der Stadt sollen mit Holz gepflastert und eine Eisenbahn angelegt werden, die von hier in das Innere führen soll.

An einem Morgen bestieg ich das der Stadt gegenüberliegende Kastell, von dessen Spitze man eine herrliche Aussicht hat. Hinter uns war eine lange Felsenreihe, gegen die sich die Wogen des Meeres brachen. Unter uns lag die ruhige Bai mit ihren Schiffen, gegenüber die Stadt mit ihren weißen Häusern und altergrauen Thürmen; im Hintergrunde die palmengekrönten Hügel und in der Entfernung die blaue Gebirgskette, die das Innere des Landes, seiner Länge nach, durchzieht. Ueber alles das breitete sich die tiefblaue, mit einzelnen, schnellsegelnden Wolken bestreute Himmelskuppel aus. Wahrlich, dieser Anblick allein wiegt die Gefahren einer Seereise vollkommen auf!

*) Die sich auch jetzt wieder in Europa, und zwar gleichzeitig in Wien und Berlin bewährt hat. Man kann ein ganz gleichgültiger Zuschauer, ja sogar ein Verächter des Ballets seyn und muß doch der Grazie huldigen, die sich in solchen seltenen Erscheinungen zu erkennen giebt. Einer unserer Bekannten, der vor einigen Tagen in der Benefizvorstellung der Jubilarin Mad. Schröck die Cracovienne von Fanny Elsler tanzen sah, rief bald im Scherz und bald im Ernst: „Amerika ist gerechtfertigt!" D. R.

Türkei.

Zustand der Aufklärung bei den Bulgaren. **)

Im Jahre 1829 erschien ein Buch unter dem Titel: „Die alten und die heutigen Bulgaren in ihrer Beziehung zu den Russen". Der Verfasser desselben, ein junger Mann, Namens Jurji Venelin, bewies, daß die Bulgaren dem Slawischen Stamme angehören, daß sie an den Begebenheiten der ersten Jahrhunderte u. Z. thätigen Theil genommen, ihren Namen auf die Tafel der allgemeinen Geschichte geschrieben haben und mehr Theilnahme verdienen, als man bis jetzt ihnen beweist. Venelin gehörte zu den seltenen Menschen, die um der Ehre ihrer Nation willen jedes Opfers fähig sind. Nur Wenige nahmen sein Buch freundlich auf; Viele hätten ihm gern ein Irrenhaus als Wohnkätte angewiesen — so groß ist die Macht des Vorurtheils und der Gewohnheit! Aber uneigennütziges Streben nach Wahrheit findet früher oder später doch seine Anerkennung; auf dem Denkmal, welches die in Odessa wohnenden Bulgaren über der Asche des Hingeschiedenen errichten, steht folgende Inschrift: „Er hat die Welt an den jetzt vergessenen, aber weiland berühmten und mächtigen Stamm der Bulgaren erinnert und der Wiedergeburt desselben mit glühender Sehnsucht entgegengesehen. Allmächtiger Gott! Erhöre das Gebet Deines Knechtes!"

Gegenwärtig liegt ein Werk des Herrn Aprilov vor uns, der ebenfalls ein geborner Bulgare ist. *) In seiner „Morgenröthe" nimmt Venelin's Namen eine beneidenswerthe Stelle ein; ohne ihn wäre dieses Buch nicht entstanden, denn seine Stimme hat erst die Aufmerksamkeit des Verfassers auf den Stamm gelenkt, welchem er entsprossen. Damit sey aber das Verdienst des Herrn Aprilov nicht geschmälert! Unseren wärmsten Dank, daß er es übernommen hat, uns mit einem so nahe benachbarten und doch so wenig bekannten Volke noch näher vertraut zu machen. Das Buch ist sehr interessant und in vieler Beziehung sehr nützlich; obgleich es, wie jede Arbeit von Menschenhand, auch seine Mängel hat, die aber wahrscheinlich mehr den Korrespondenten des Verfassers als ihm selber Schuld zu geben sind. Da er bereits in der Kindheit seine Heimat verlassen hat und erst unlängst mit einigen Bulgarischen Schriftstellern in Verbindung getreten ist, so mußte er oft mit ihren Mittheilungen fürlieb nehmen. Außerdem verdient Bemerkung, daß der Verfasser sehr bescheiden und gewissenhaft zu Werke geht, indem er von seiner Arbeit sagt: Quod potui, feci, faciant meliora potentes.

In der Vorrede sagt Herr Aprilov: „Bis jetzt ist die Aufmerksamkeit der Russischen Gelehrten vorzugsweise den westlichen Slawen zugewendet gewesen, vielleicht darum, weil diese Stämme, als unter den gebildetsten Nationen Europa's wohnend, dem Beobachter von selber und gleichsam unwillkürlich sich darboten. Nicht so war es mit den Bulgaren, einem von der Europäischen Civilisation abgesperrten Volke zu beiden Seiten des Balkan, das gleichwohl nicht minder als die übrigen Slawischen Stämme bekannt zu werden verdient. Ihr Zusammenleben mit einem anderen unter demselben Drucke seufzenden christlichen Volke hat ihnen keinen Begriff von Selbständigkeit beigebracht. Ist es den Griechen auch gelungen, sich selbst zu bilden, so haben sie doch für die Bulgaren nichts thun können, vielleicht auch nichts thun wollen. Dazu war die Verschiedenheit der Sprache, der Sitten und Gewohnheiten immer eine Scheidewand zwischen beiden Völkern ..... Venelin that den ersten viel verheißenden Schritt; an seine Stammesgenossen ergeht die Mahnung, das angefangene Werk fortzusetzen; aber leider muß man sagen, daß sie in tiefen Schlaf versunken sind. Der wissenschaftlich gebildete Bulgare ist unter Griechen erzogen, vom Geiste des Hellenismus genährt; er schlägt aus seiner Art und will für einen Griechen gelten. Seinem Beispiele folgt auch der reich gewordene Kaufmann. Geistige Bildung und materieller Reichthum, diese beiden Agentien, welche die Nationalität mit freigebiger Hand nähren könnten, entziehen sich auf unmerkliche Weise dem Volke, das in Finsterniß und Elend stecken bleibt ...."

Venelin hatte einen wunderbaren Einfluß auf die Erweckung des Nationalgefühls der Bulgaren; doch muß man der Wahrheit gemäß hinzusetzen, daß sie schon vor seinem Auftreten angefangen hatten, in sich zu gehen. Bereits im Jahre 1806 gab Sofronji (Sophronius), Bischof von Wratscha, ein „Buch der Erbauung für alle Feiertage" heraus. Nach ihm ließ Hadji Joakim eine Auslegung einiger Stellen der Evangelien drucken. Im Jahre 1817 publizirten Dimitrji Philippowitsch, aus Kratov, und Sutscher Setschischtschanin eine „Beschreibung der Wunderthaten der Mutter Gottes". Eine Erscheinung eines Elementarbuches von Peter Barowitsch (1824) verstärkte die Lust der Bulgaren, ihre Muttersprache zu erlernen. Im J. 1825 ließ Anastas Kipilowskji seine Uebersetzung (aus dem Russischen) des Hübnerschen Werkes „Hundert und vier Geschichten aus der Heiligen Schrift" im Druck erscheinen; auch übersetzte er die kurzgefaßte Weltgeschichte von Kaidanov.

Die „Denniza" besteht aus zwei Abtheilungen und ist auch von Anmerkungen begleitet, welche zu vielen Stellen des Textes Erläuterungen enthalten. Die erste Abtheilung ist der Uebersicht einiger wichtigen Ereignisse der Bulgarischen Geschichte bis zur Eroberung des Landes durch die Osmanen gewidmet. Herr Aprilov schenkt vornehmlich solchen Begebenheiten seine Aufmerksamkeit, die der literarischen Entwickelung des Volkes entweder förderlich waren oder sie hemmten und erstickten. In der zweiten Abtheilung werden die Schicksale der Bulgaren unter Türkischer Herrschaft erzählt. Ihr Zustand war sehr traurig; sie mußten das Recht, ihren Gottesdienst abzuhalten, mit ungeheuren Summen erkaufen; die Regierung verbot ihnen, Lehranstalten zu errichten, und das nach Wissen dürstende Volk mußte mit dem Unterricht wenig verstehender Priester fürlieb nehmen. Die Griechen blieben den Bul-

**) Entlehnt aus einem Artikel der Russischen Zeitschrift Moskwitjanin. Ein neuer Beitrag zur Panslavomanie.

*) Es ist im vorigen Jahre gedruckt, unter dem Titel: Denniza Nowo-Bolgarskago obrasowanija (Morgenröthe der Neu-Bulgarischen Bildung). Man sieht, daß die Morgenröthen (die aber Mancher verschlafen wird) bei den Slawen jetzt eine große Rolle spielen.

garen nach wie vor feindselig gesinnt; sie bestrebten sich, das Griechische Alphabet und einen Gottesdienst in Griechischer Sprache einzuführen. Mit ihren Ränken und Schmeicheleien brachten sie es dahin, daß die Bulgarischen Städtebewohner ihrer Nationalität entsagten und sich Griechen nannten. Unter Selim III. (1780—1802) thaten die Kirdjeli's ihre verheerenden und blutigen Streifzüge ungestraft in Bulgarien; und wahrscheinlich wurden in dieser schrecklichen Periode viele kostbare Manuskripte, welche die Kirchen und Klöster verwahrten, durch Zerstörung und Niederbrennung derselben vernichtet. Die friedlichen Bewohner retteten kaum das nackte Leben und konnten also an Aufklärung gar nicht denken.*) Endlich hatte auch die Griechische Revolution verderbliche Folgen für die Bulgarei; die Bulgaren mußten Vieles für die Griechen erleiden; gleich im Anfang der Revolution köpften und strangulirten die Türken solche vornehme Bulgaren, die bei dem Volke Autorität hatten, und überhaupt rächten sie an den Bulgaren ihre schlechten Erfolge im Kampfe mit den Griechen.

Aber selbst in der härtesten Prüfungszeit ging die Liebe zu literarischer Beschäftigung bei den Bulgaren nicht unter. Die Mönche beschäftigten sich in ihren Klöstern mit Uebersetzungen vom Leben der Heiligen oder Homilien aus dem Griechischen und der Altslawischen Kirchensprache in die Neu-Bulgarische. Solche Uebersetzungen kursirten in vielen Abschriften durch das ganze Land und gewährten den unglücklichen Bewohnern Trost in ihrer Trübsal. Ihr Loos verbesserte sich erst unter Mahmud, besonders seit dem Kriege mit Rußland, und der erste Gegenstand, auf welchen man jetzt seine Aufmerksamkeit lenkte, war die Gründung von Lehranstalten. Es giebt deren nunmehr gegen zwanzig, von denen Herr Aprilov zwölf beschreibt.

Die Bulgaren sind noch arm an gedruckten Werken: die Zahl derselben dürfte wohl nicht über 30 betragen. Die erste Stelle unter ihren Autoren gebührt Neofit (Neophyt), dem Superior des Klosters Rylo. Diesem würdigen Manne verdankt man eine Uebersetzung des Neuen Testaments in die Neu-Bulgarische Sprache, welche im Jahre 1840 auf Kosten der Londoner Bibel-Gesellschaft zu Smyrna gedruckt ward, und die Abfassung der ersten dieses Namens würdigen Bulgarischen Grammatik (1835). Seine Uebersetzung des N. T. machte gewaltiges Aufsehen; die Synode von Konstantinopel verbot das Lesen derselben, zum großen Herzeleid der Bulgaren, welche das heil. Evangelium mit glühendem Eifer in ihrer Muttersprache lasen. Herr A. bemerkt sehr richtig, daß Neofit um die Bulgarische Sprache noch größeres Verdienst sich erworben hätte, wenn es ihm angelegen gewesen wäre, viele eingedrungene Türkische und Griechische Wörter mit Altslawischen zu vertauschen. Zuweilen gebraucht er sogar Fremdwörter, wo es im Bulgarischen selbst einen ganz bezeichnenden Ausdruck für den Begriff giebt.

Gleichzeitig mit der größeren Grammatik Neofit's erschien ein Auszug derselben, welcher in die von ihm und Emmanuil Waskidowitsch herausgegebene Kinder-Encyklopädie aufgenommen ist.**) Im J. 1836 gab Christaki Pawlowitsch eine eigene Grammatik heraus. — Ein anderer bemerkenswerther Schriftsteller ist Raino Popowitsch, den aber Herr A. der Gräkomanje beschuldigt. — Die Bulgarischen Volkslieder versprechen eine reiche Aerndte; schon jetzt giebt es zwei Sammlungen derselben, von denen eine Herrn Aprilov angehört, der sie bald herauszugeben beabsichtigt. Herr Protopopov, der so schöne Uebersetzungen einiger Griechischen Lieder geliefert hat, beschäftigt sich gegenwärtig mit der Uebersetzung Bulgarischer.

Die Anmerkungen zur „Denniza" enthalten viele Beiträge zu der Geographie und Statistik des Landes, die jedoch keinen unbedingten Glauben verdienen, da der Verfasser nicht mit eigenen Augen gesehen und seine Angaben nur theils aus Büchern, theils aus mündlichen Nachrichten solcher Bulgaren geschöpft hat, welche an den betreffenden Orten gewesen waren.

*) In jene Periode fallen die Auswanderungen vieler Bulgaren nach Rußland, nach der Moldau und Wallachei.

**) Dieses Werk führt den Titel: Slawjano-Bolgarsko djetowodstwo za malka djeca (Slawisch-Bulgarische Unterweisung für jüngere Kinder).

Mannigfaltiges.

— Eine Audienz beim Pascha von Aegypten. Das Londoner Athenäum vom 15ten d. M. enthält ein vom 25. September aus Alexandrien datirtes Schreiben eines Engländers, der unsern Landsmann, Herrn Professor Dr. Lepsius, auf der wissenschaftlichen Expedition begleitet, die Letzterer im Auftrage Sr. Maj. des Königs nach Aegypten unternommen. Nachdem der Englische Berichterstatter die Umsicht und die Thätigkeit gerühmt, die der Führer dieser kleinen Expedition schon in Malta an den Tag gelegt, schreibt er: „Vorgestern um 9 Uhr Vormittags begleitete ich die Kommission zu einer Audienz beim Pascha. Er empfing uns stehend und umgeben von seinen Beys, Alle in ihren einfachen blauen Röcken ohne Verzierung und mit dem rothen Fes auf dem Haupte. Mehmed Ali ist ein schöner alter Mann mit einem ausdrucksvollen Gesicht und einem langen weißen Bart. Die Bilder, die man von ihm hat, geben ihn nicht treu wieder; meistens tragen sie eine gewöhnliche, wo nicht gar gemeine Physiognomie, die jedoch nichts weniger als die seinige ist; diese hat durchaus keine Spur von Wildheit oder Grausamkeit, sondern trägt vielmehr den Charakter des Wohlwollens. Nachdem wir vorher angekündigt waren, wurden wir vom Schwedischen Konsul förmlich introduzirt, und der Pascha lud uns ein, Platz zu nehmen. Dr. Lepsius überreichte dann das Schreiben Sr. Maj. des Königs von Preußen, das einer der Beys entgegennahm und einem Dolmetsch übergab, welcher sich sofort in ein anstoßendes Kabinet begab, um es zu übersetzen. In der Zwischenzeit unterhielt sich der Pascha, vermittelst eines Dolmetschs, mit Dr. Lepsius über die Zwecke seiner Mission und über die Orte, die er zu besuchen gedenke, wobei er ihr versprach, ihm die Erlaubniß zu ertheilen, hinzugehen, wo es ihm gut dünk, und zu thun, was er Lust habe. Er war sehr aufgeräumt und lachte, als ihm Dr. Lepsius das Kompliment machte, daß er ein trefflicher Reiter sey und wie der jüngste Mann zu Pferde sitze; wir hatten ihn nämlich gestern mit seiner Suite durch die Stadt reiten sehen, bei welcher Gelegenheit er die Insignien eines Großwesirs des Reiches und die mit Diamanten besetzte Decoration der neuen Würde trug, die er so eben aus Konstantinopel erhalten hatte. Nachdem man Kaffee herumgebracht, wovon jedem von uns eine kleine Schale gereicht worden war, erschien der Dolmetsch wieder und brachte die Uebersetzung des Königlichen Schreibens, die der Pascha selbst las. Er gab seine Freude sowohl über das Schreiben, als über die damit verbundenen Geschenke (herrliche Porzellan-Vasen) zu erkennen und sagte dem Dr. Lepsius, daß er ihm bei seiner Rückkehr nach Europa ein Erwiederungsschreiben an Se. Maj. den König von Preußen mitgeben werde. Demnächst zog er sich zurück."

Bibliographie.*)

Schweden.

J. H. Schröder Incunabula artis typographicae in Suecia. Upsaliae 1842. 4. — Mehr oder weniger ausführlich beschreibt der Verf. (Ober-Bibliothekar in Upsala, also seiner Aufgabe vollkommen gewachsen) hierin 22 in den J. 1483—1525 gedruckte Werke. Das erste in Schweden gedruckte Buch, von dem nur 3 Ex. bekannt, ist dasjenige Dialogus creaturarum moralisatus (eine im 15. Jahrh. oft, zuerst Goudae, C. Leon 1483. Fol., gedruckt Sammlung von 122 Fabeln). Stockh., J. Hasselblad 1843. 4. Untersuchungen der Art sind so verdienstlich, als wichtig; aber man hüte sich, deren Wichtigkeit für die Bibliographie zu überschätzen, oder wohl gar die Kunde der Inkunabeln als identisch mit der Bibliographie zu betrachten. Ueber die Erzeugnisse der Schwedischen Presse im 16. Jahrh. besitzt Schweden, aber leider nicht die hiesige Kongl. Bibliothek, E. M. Fant's Annales typographici seculi 16. in Suecia. P. 1—4, c. supplem. 4. Upsal. 1793—1800. 4.

Linnæa Borealis. Poetisk kalender utgifven i Upsala. Sommarhäftet 1842. 8. mit Musikbeil. Stockholm. 1 rd.

C. Montgomery Historia öfver kriget emellan Sverige och Ryssland åren 1808 och 1809. Del 1. 2. 8. mit Kart. Örebro. 6 rd.

Skandinaviens fiskar, målade efter lefvande exemplar och ritade på sten af W. von Wright, med text af B. F. Fries och C. U. Ekström; efter den förres död fortsatt af C. U. Ekström och C. J. Sundewall. Häft 7. 4. Stockh. 2 rd. 8 sk. Kolor. 4 rd. 8 sk.

G. Scott Tellström, förste Svenske missionären i Lappmarken. Jemte lifvegade underrättelser om Kongeliga missionen i Stockholm. Ordagrann öfversättning från Engelska originalet. 12. Gefle. 16 sk. — Der Verf. ist jener Methodisten-Prediger, der neuerdings durch seine Vorträge in Stockholm Aufsehen und Skandal erregte, und das Original zu Neuem 1841 erschienen. — Ueber den jüngsten Apostel jener Gegenden, den auch in literargeschichtlicher Beziehung interessanten Stockfisch, hat so eben Hr. Prof. Steffens eine kleine Schrift dem Druck übergeben. (Vergl. Nr. 121 des Mag. Art. Mannigfaltiges.)

S. Nilsson Skandinavisk Fauna. Del 3 (Amphibia). 8. Lund. 40 sk.

J. Berzelius Årsberättelse om framstegen i kemi och mineralogi afgifven den 31 Mars 1842. Del 2. 8. Stockh. 2 rd. 16 sk. — Die den verschiedenen Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm über den Fortschritt einzelner Wissenschaften erstatteten Jahres-Berichte, darunter namentlich die von Berzelius, sind in der gelehrten Welt sehr geschätzt und vielfach übersetzt worden. — Zugleich mit obigem Bande erschien, auf Veranstaltung der Akademie, folgender Registerband: N. J. Berlin Register öfver de af Kongl. Vetenskaps-Academien utgifne årsberättelser i fysik, kemi, mineralogi och geologi, för åren 1821 till och med 1840. 8. Stockh. 24 sk.

J. W. Zetterstedt Diptera Scandinaviae disposita et descripta. Tom. 1. 2. Lundae. 2 rd. 16 sk.

J. Ångström Dispositio museorum in Scandinavia hucusque cognitorum. 12. Holmiae. 16 sk.

A. T. Wistrand Afhandlingar i statsmedicinen. 8. Stockh. 1 rd. 8 sk.

J. L. Runeberg Julqvällen. En dikt i 3 sånger. 2. uppl. 8. Stockh. 40 sk. — J. L. Runeberg, in Finnland geboren und lebend, hat die Schwedische Literatur mit mehreren ausgezeichneten Dichtungen bereichert.

A. A. Afzelius Svenska folkets sago-häfder, eller fäderneslandets historia, sådan hon lefvat och till en del ännu lefver i sägner, folksånger och andra minnesmärken. Del 4. 8. Stockh. 40 sk.

DelaGardieska archivet, eller handlingar ur Grefl. DelaGardieska biblioteket på Löfvéröd. Utgifven af P. Wieselgren. Del 15. 8. 1 rd. 16 sk.

Bihang till Christian II. arkiv i. Eller handlingar rörande Severin Norby. Utgifvet af N. J. Ekdahl. (Atlem. 4.) 8. Stockh. 2 rd.

C. Dahlgren Frimureriet med tillämpning på Sverige. 8. Stockh. 1 rd. 24 sk.

The prose or younger Edda commonly ascribed to Snorri Sturluson. Translated from the old Norse by G. Webbe Dasent. 8. Stockh. 1 rd. 16 sk.

P. A. Siljeström Anteckningar och observationer rörande Norrige, i synnerhet de nordligare delarna af detta land. 12. Norrköping. 1 rd.

Emilie Carlén Kamrer Lassman såsom gammal ungkarl och äkta man teckned. Del 1. 2. 8. Stockh. 2 rd. 24 sk.

Svenskt Diplomatarium, utgifvet af B. E. Hildebrand (Reichs-Antiquar). Band 3. Del 1. 4. Stockh. 4 rd. 24 sk. — Die früher erschienenen 2 Bände dieses Diplomatarium (Bd. 1 u. Bd. 2. D. 1. 2. Stockh. 1829—37) sind von dem verstorbenen J. G. Liljegren herausgegeben.

I. Hwasser (Prof. der Medizin in Upsala) Smärre skrifter af medicinskt innehåll. Del 2. Haft 1. 8. Upsala. 1 rd. 8 sk.

Der Feldienst. Leitfaden für die Offiziere des vierten Militair-Distriktes der Königl. Schwedischen Armee. Entworfen von dem Hohen commandirenden Generale des Distriktes (d. i. Oscar, Kronprinz von Schweden). Aus dem Schwedischen. Von H. W. Dieterich. 8. Stockh. — Hrn. Dieterich verdankt man bereits eine Deutsche Uebersetzung der anderen Schrift desselben Hohen Verf. „Von Strafen und Straf-Anstalten". Die gegenwärtige Uebersetzung ist Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen gewidmet.

Finnlands Gegenwart und Zukunft. Eine Sammlung politischer Streitschriften von J. Hwasser, Petter Aucharinen, E. G. Geijer und Olli Kelkäinen. Aus dem Schwedischen von A. A. Stedd.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Sveriges store män. Haft 16. 17. — Allert Handbok för brunnsgäster. Häft 2. — Från Stockholm till Göteborg. Häft 8. 9. — Wallin Predikningar. Del 2. 2. Mit dem Portrait des Verfassers. 3 rd. 24 sk. — Geijer Skrifter. Del 2. 2 rd.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Montag den 31. Oktober 1842.

Arabien.

Orientalische Legenden.

Herr Perron, Direktor der medizinischen Schule zu Kahira, der durch seinen vieljährigen Aufenthalt daselbst sich eine vollständige Kenntniß der Arabischen Sprache erworben, hat eine große Lücke, über welche die Europäischen Orientalisten sich bisher immer vergeblich beklagten, ausgefüllt, indem er die Arabischen Legenden der vormuhammedanischen Zeit sammelte und sie an George Sand mit folgendem Briefe überschickte:

„Hochgeschätzte Frau! Ich übersende Ihnen hierbei die Frucht langer und mühsamer Arbeiten und das Resultat unermüdlicher Lektüre. Die alten Arabischen Bücher sind so schwer! Ich habe die Legenden der vorislamitischen Dichter gesammelt und habe so daraus ein treues historisches Gemälde der Poesie und der Sitten der alten Araber zusammenstellen können. Die Sänger der Wüste sind so originell und so eigenthümlich, und die National-Geschichte und die Literatur des alten Arabiens ist in Europa so wenig gekannt! Aber die Erzählungen der Gläubigen Muhammed's über ihre heidnischen Vorfahren und über Alles, was, nach ihren Begriffen, sich seit der Erschaffung der Welt zugetragen hat, schienen mir zugleich in Form und Inhalt so sonderbar, daß ich glaubte, daraus eine Einleitung zu meinem Werke über die Geschichte der vorislamitischen Zeiten machen zu müssen. Ich habe Alles unter dem Namen „Orientalische Legenden" zusammengefaßt. Nehmen Sie dieses Werk gefälligst in Ihren Schutz. — Verehrte Frau, wir wollen den alten literarischen Orient retten; ohne den Occident würde er bald Todes verblichen seyn. Wir wollen die Dichter des heidnischen Arabiens und die Frauen, die sie begeisterten und durch ihren Beifall und ihre Liebe belohnten, vor der Vergessenheit schützen."

Die Schöpfung. — Die Engel.

Es scheint, daß die muselmännischen Lehrer die Materie a priori als ewig vorausgesetzt haben. Denn als dem Allmächtigen die Lust ankam, Himmel und Erde zu erschaffen, war die Materie schon vorhanden; aber man findet nirgends angedeutet, woher diese Materie kam.

Sie sagen: Gott schuf dem Orte gegenüber, wo später der Tempel Salomo's stand, oder, nach Anderen, wo die Kaaba oder der Tempel von Mekka war, ein Wasser, das mit einem dichten Rauch bedeckt war. Der Rauch hob sich hinweg, und Gott schuf daraus den Himmel; dann nahm er das Wasser, breitete es aus und schuf daraus die Erde.

Eine andere Version drückt sich so aus: Als Gott den Himmel und die Erde schaffen wollte, schuf er zuerst eine Substanz, wie die Himmel und die sieben Erden. Auf einen Wink seiner Majestät verwandelte sich diese Substanz in Wasser. Auf einen zweiten Wink erhob sich auf diesem Wasser ein Schaum und ein Rauch. Aus dem Schaume schuf Gott die Erde; aus dem Rauche schuf er den Himmel, den er nach folgender Ordnung in sieben Himmel eintheilte: der erste, der uns am nächsten ist, heißt der Himmel dieser Welt; es ist ein Wasser; es sind Wogen, die sich schwebend erhalten; der zweite ist von Stein und von Felsen; der dritte ist von Eisen; der vierte von Kupfer; der fünfte von Silber; der sechste von Gold, und der siebente von Rubinen.

Sechs Tage von den Tagen Gottes waren der Schöpfung des Himmels und der Erde und alles dessen gewidmet, was sich auf ihnen befindet; die Tage Gottes sind so viel, wie tausend Jahre. Diese sechs Tage gehen vom Sonntag einschließlich bis zum Freitag Abend.

Die Erde wurde den Sonntag und den Montag geschaffen; die Berge und das Eisen den Dienstag; die Bäume, das Wasser, die wohnbaren Gegenden und die Wüsten, die Pflanzen, die Thiere, die Nahrungsmittel für die Einwohner der Erde beschäftigten Gott am Mittwoch; dann schuf er am Donnerstage die sieben Himmel; und den folgenden Tag die Sonne, den Mond, die Sterne und die Engel. Gegen das Ende des Freitags, zwischen drei Uhr und der Nacht, in demselben Augenblicke, wann am Ende aller Jahrhunderte die allgemeine Auferstehung seyn wird, schuf er den Mann oder, nach anderen Gelehrten, den Mann und die Frau.

Wir wollen jetzt sehen, wie die Engel, der Mann und die Frau geschaffen wurden.

Unter den Sternen machte Gott ein Feuermeer. Von der Flamme wurden die eigentlichen Engel geschaffen und aus der Gluth die Genien gebildet. Die Ersteren wohnen im Himmel; die Letzteren auf der Erde; und Iblys, der christliche Lucifer, gehört zu ihnen und ist ihr Oberhaupt.

Die Engel, diese Essenzen oder feinen Körper, welche die Macht haben, sich zu verwandeln, haben sechs Flügel: zwei, mit denen sie sich einhüllen und bekleiden; zwei, um auf den Befehl Gottes zu fliegen, und zwei, mit denen sie sich aus Ehrfurcht vor der göttlichen Majestät das Gesicht verschleiern.

Die Genien empfingen von Gott die Neigung zum Bösen; und es wurde ihnen auferlegt, ihren Schöpfer anzubeten. Dreihundert Jahre hindurch blieben sie treue Anbeter Gottes; dann wurden sie boshaft, aufrührerisch, ruchlos und sogar Trunkenbolde. Sie mußten dafür bestraft werden.

Da sie sich vermehren konnten, so bildeten sie endlich siebzigtausend Stämme, von denen jeder aus siebzigtausend Legionen und jede Legion aus siebzigtausend Individuen bestand; dies macht eine Bevölkerung von 343,000,000 Genien.

Eines Tages kam einer dieser Genien in eine Gegend, in welcher eine wunderbare Pflanze wuchs; nach einiger Zeit kam er wieder dahin, und die Pflanze war größer geworden; er ging noch einmal dahin, und die Pflanze hatte ein glänzendes Blätterwerk erhalten; er kam zum vierten Male dahin, und siehe, die Pflanze war ein schöner Baum, der schöne Trauben mit reifen Beeren trug. Er pflückt davon, kostet sie und findet, daß diese Frucht einen köstlichen Geschmack hat. Er preßt eine Traube, trinkt den Saft und gießt etwas davon in ein Gefäß, das er mit sich nimmt. Einige Tage darauf untersucht er den Saft; er war gegohren; er schäumte und berauschte. Er trinkt davon; ein Fieber ergreift ihn, treibt ihn umher, und er fällt. Als er wieder zu sich gekommen war, erzählt er dies Ereigniß seinen Gefährten.

Man läuft zur Traube, drückt ihren Saft aus und trinkt davon; man gewöhnt sich ans Trinken; die Trunkenbolde vermehren sich und werden zahlreich. Daraus entstand die Liederlichkeit, die Unzucht, der Mord und alle Laster; und dann die Gottlosigkeit und die Irreligion. Die Ursache von allem diesem war der Wein. Der Prophet hat also Recht, wenn er sagt: „Der Wein ist die Mutter aller Laster."

Iblys oder der Empörer, welcher vor seinem Abfall Harith oder der Gewinner hieß, wurde von Gott verdammt, und mit ihm die meisten seiner Gefährten. Ihre Unverschämtheit und ihre Verführungskünste wurden so unerträglich, daß die Erde sich bei Gott darüber beklagte und ihre Vertilgung forderte. „Ich bin der Gott der Langmuth", sagte der Allmächtige; „ich erwarte die Rückkehr des Sünders." Aber die Sünder kehrten nicht zurück. Tausend Gesandte wurden abgeschickt, um sie zur Tugend zurückzurufen, aber die tausend Gesandten wurden getödtet. Die Erde beklagte sich zum zweiten Male bei Gott, der nun gegen die Schuldigen eine ungeheure Legion mit Lanzen und Schwertern bewaffneter Engel ausschickte. Die unerschrockenen Genien des Bösen zogen in hellen Haufen gegen die Engel, schlugen sich wie Rasende und machten lange den Sieg streitig. Endlich wurden sie von der Legion Gottes besiegt, und sie entflohen nach dem Occident. Und Gott machte ein Feuer, das sie fast alle verschlang, einen Wind, der sie zerstreute, und ein Meer, das sie ersäufte.

Trotz dieser Niederlage der Genien blieben doch noch genug übrig, um in der Folge die ganze Erde zu überschwemmen. Es scheint jedoch, daß ihre Nation beträchtlich abnimmt oder wenigstens größtentheils aus dem Orient ausgewandert ist. Die Muselmänner glauben noch heute, daß die ganze Welt von ihnen erfüllt ist, und daß sie (die Muselmänner) Nacht und Tag von ihnen bedroht, gequält und gepeinigt werden; und dieser traurige Zustand der Dinge wird nach ihrer Meinung bis an das Ende der Welt dauern, das übrigens in der That nicht mehr sehr fern ist. Denn nach Muhammed, d. h. nach dem Worte Gottes, sind die sechs Tage oder die sechstausend Jahre der Schöpfung, den Ruhetag mit eingerechnet, was im Ganzen siebentausend Mondjahre oder eine Woche Gottes ausmacht, die Zahl der Dauer der Menschheit; und im sechsten Tausend wird der Islam und Muhammed, der größte Prophet, aufstehen. Da wir nun im 1257sten Jahre der muselmännischen Zeitrechnung sind, so haben wir bis zum letzten Augenblicke des Universums nur noch einige Jahrhunderte.

Zu Anfange des letzten Jahrhunderts wird der Antichrist erscheinen; aber er wird von Jesus, dem Sohne der Maria, getödtet werden, der noch die letzten vierzig Jahre des Lebens unserer armen Welt auf der Erde bleiben wird, um die Menschheit zur Tugend und zum — Islam zurückzuführen. Während dieser Zeit wird es weder Kranke noch Todte geben; die Heerden werden über die Getraidefelder laufen, ohne eine einzige Aehre, da-

von abzufreſſen; die Schlange und der Skorpion werden kein Gift mehr haben; die Löwen werden ruhig vor den Thüren der Wohnungen der Menſchen liegen; und das Maaß Getraide wird, wenn es geſäet iſt, ſiebenhundertfältige Früchte tragen.

Das iſt das wahre goldene Zeitalter; aber unglücklicher Weiſe wird es nicht lange dauern.

Dann wird zuletzt der Alexandriſche Damm zerreißen, und die kleinen Gog und Magog werden ſich auf die Welt ſtürzen. Aber Gott wird unter der Erde hervor das große Thier ſenden, das ihnen die Ohren abreißen wird, und eines Morgens werden ſie alle todt ſeyn. Und ſie werden mit ihrem Geſtank die Erde vergiften. Die verpeſteten Menſchen werden alsdann ihre Klagen zu Gott erheben und ihn um Befreiung bitten. Und der Höchſte wird nach Yemen einen heftigen Wind wehen laſſen, der die vermoderten Trümmer hinwegführen und die Leichname dieſer ganz kleinen Zwerge in das Meer treiben wird; ehe die Sonne untergeht, werden faſt keine Spuren mehr von ihnen vorhanden ſeyn. Zuletzt werden die Menſchen ſterben, dann wieder auferſtehen, und es wird ein reißender Sturm kommen, der die Seelen Jeſu und derjenigen, die an den Islam geglaubt haben, hinwegführen und die Seelen der Ungläubigen zurücklaſſen wird.

Die Erſchaffung des Menſchen.

Als Gott beſchloſſen hatte, den Menſchen zu ſchaffen, ſo theilte er ſich dem Iblys mit: „Ich will", ſagte er ihm, „ein Geſchöpf machen, das Dich erſetzt, meine Lehre beobachtet, meinem Willen folgt und mich beſſer anbetet, als Du und die Deinen." Und indem er ſich auch an die Erde wandte, ſagte Gott ihr: „Ich will aus Deiner Subſtanz ein neues Weſen bilden, das ganz meinen Befehlen unterworfen ſey. Es wird ſich vermehren; diejenigen ſeiner Kinder, die mir gehorchen werden, werde ich ins Paradies ſetzen; diejenigen, die mir nicht gehorchen werden, die werde ich ins Feuer ſtürzen." — „Herr!" entgegnete die Erde, „wie? Du willſt aus mir ein Weſen bilden, das dem Feuer beſtimmt ſey?" — „Ja, ich habe es beſchloſſen." Und die Erde weinte, und ihre Thränen bildeten die großen Quellen und die großen Waſſerſtröme, die bis ans Ende der Welt fließen werden.

Gott ſchuf den Menſchen auf folgende Weiſe:

Er ſandte auf die Erde den Engel Gabriel mit dem Befehl: „Geh' und hole mir Erdſtoff aus den vier Erdtheilen, Schwarzes, Rothes, Gutes, Böſes, Ebenen, Berge, Trauriges, d. h. Trockenes und Sandiges, und bringe mir Alles." Der Engel ging ab. — „Im Namen des großen Gottes, der Dich ſendet", ſagte die Erde dem Gabriel, „beſchwöre ich Dich, nimm von mir nicht die Elemente eines Weſens, welches in das Feuer geworfen werden wird." Und Gabriel kehrte mit leeren Händen zurück und erzählte Gott den Schmerz der Erde. Gott ſandte ſodann Michael. Aber die Erde richtete an ihn dieſelbe Bitte, und Michael kehrte wie ſein Bruder, der erſte Engel, zurück. Gott ſandte Israfyl, welcher, von dem mütterlichen Gefühle der Erde bewegt, ebenfalls zurückkehrte. Hierauf gab Gott dem Engel des Todes, Asrail, den Auftrag. Die Erde drückte auch gegen dieſen Engel ihren Schmerz aus. „Gott behüte mich, daß ich ungehorſam ſeyn ſollte!" ſagte Asrail. Und er nahm das, was ihm befohlen worden war, und brachte es zu Gott.

Aber während dieſer Zeit hatte ſich Iblys auf die Erde geſtellt, und ſeine beiden Beine bedeckten eine große Strecke. Der Stoff, der an den Orten genommen wurde, den ſeine teufliſchen Füße berührten, lieferte die unreinen Elemente, aus denen die ſchlechten Menſchen entſtanden ſind; was ſeine Füße nicht berührten, war der reine Stoff der Propheten und der heiligen Perſonen und beſonders Muhammed's. Gewiſſe Gelehrte haben behauptet, daß die erſte Subſtanz, welche das Element der künftigen Bildung des Propheten ſeyn ſollte, von den Wogen und dem Schaume der Meere auf den Boden Medina's und gerade auf den Ort getrieben wurde, der beſtimmt war, ſpäter ſeine ſterbliche Hülle in Empfang zu nehmen. Hier wurde dieſe Subſtanz von dem Engel genommen, ſo daß, vom Urſprung der Jahrhunderte an, der Prophet ein Medino-Mekkaner iſt.

Nachdem der Engel Asrail vier große Haufen des zur Erſchaffung des Menſchen nöthigen Erdſtoffes gebracht hatte, knetete er daraus, auf den Befehl des Ewigen, einen Teig, den er vierzig Jahre gähren ließ, und er wurde weich; dann noch vierzig Jahre, und er wurde trockener; dann abermals vierzig Jahre, und er ward hart, wie gebrannter Töpferthon. Dann machte Gott daraus den Körper des erſten Menſchen, den er vierzig Jahre auf dem Wege nach Mekka zwiſchen der Kaaba und Taïf in dem Thale Nomahn liegen ließ und ihn ſo der Prüfung und dem Urtheile der Engel unterwarf, die dort beſtändig von der Erde zum Himmel und von dem Himmel zur Erde ſteigen. Noch niemals hatten die Engel eine ſolche Geſtalt geſehen. Hierher kam auch der Teufel Iblys. „Und aus welchem Grunde", ſagte er zu ſich, als er den menſchlichen Körper erblickte, „hat Gott ihn hohl gemacht und ihn ſo zur Nothwendigkeit des Eſſens verdammt? Ein hohles Weſen! wir haben nichts von ihm zu fürchten; wir werden bald mit ihm fertig werden." Und um ihn beſſer kennen zu lernen, ſchlüpfte er in ſeinen Mund und kam unten wieder heraus. „Wahrlich!" ſagte er, „es iſt in der That hohles Fleiſch."

Nachdem der Körper des Menſchen geformt war, blieb noch ein wenig Elementarthon übrig; Gott machte daraus den Dattelbaum, welcher ſo der Bruder Adam's iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Buſſy-Rabutin.

(Schluß.)

Der Graf von Buſſy erzählt in ſeinen Memoiren die näheren Umſtände ſeiner Aufnahme in der Akademie und ſagt bei dieſem Anlaſſe: „Es gab in dieſer Körperſchaft immer Perſonen von vornehmer Geburt, und in Zukunft wird es deren noch mehr geben." An einer anderen Stelle bemerkt er: „Eine gewiſſe Anzahl von Literaten wird man immer in derſelben behalten müſſen; wäre es auch nur, damit ſie die Dictionnaire zu Stande brächten, da Leute wie wir zu einer ſolchen Arbeit nicht genug Unverdroſſenheit haben."

Indeß mußte der Graf dieſe Befriedigung ſeiner Eitelkeit theuer genug bezahlen. In der Provinz finden ſich immer neugierige Leute, welche gern wiſſen möchten, was ein neuerwählter Akademiker gethan hat. Man wußte, daß der Graf gut ſtiliſirte und ſarkaſtiſche Briefe ſchriebe; man wußte ferner, daß er, wie viele andere geiſtreiche Leute, ſchlechte Verſe zu machen verſtände. Aber im Geheimen zirkulirte noch ein anderes Werk von ihm. Im Jahre 1660 hatte er nämlich zur Beluſtigung ſeiner Maitreſſe, der Frau des ehrenwerthen Marquis von Montglat, einen ſatiriſchen Roman verfaßt, deſſen Stoff die ziemlich bekannten Abenteuer zweier Hofdamen bildeten, die er noch mit einigen Bruchſtücken aus Petron durchwebt hatte. Im Jahre 1662 hatte er dieſen Roman aus eigenem Antriebe noch vier anderen Perſonen vorgeleſen. Diejenigen, welche der höheren Geſellſchaft angehörten, hatten ſich ſehr damit amüſirt und auch das Geheimniß bewahrt. Aber das Manuſkript war auch 24 Stunden in einem Kloſter geblieben, und hier war eine Kopie von demſelben gemacht worden. Natürlich wurde dieſelbe nun vervielfältigt, und als jetzt die Frage entſtand, was der neue Akademiker gethan habe, erhielt ſein Werk eine größere Verbreitung und fiel ſogar in die Hände der Buchhändler. So groß war aber die Vorliebe des Grafen für die Kinder ſeines Geiſtes, daß er noch die Schmähverſe hinzugefügt hatte, welche der Orgie von Roiſſy ihr Daſeyn verdankten.

Endlich kam die Exiſtenz dieſes Libells auch zur Kenntniß des Königs. Der Graf hoffte ſich aus der Schlinge zu ziehen, indem er ſein Verbrechen als eine galante Indiscretion darſtellte und dem Könige das Manuſkript überreichen ließ, das nur die Liebſchaften der beiden Damen enthielt; aber eine dienſtfertige Hand lieferte die nöthigen Ergänzungen. Obgleich der Verfaſſer erklärte, „daß er ſich der härteſten Züchtigung unterwerfen wolle, wenn ſich fände, daß er gegen die Ehrfurcht, die er dem Könige, den beiden Königinnen, Monſieur und Madame und jedem anderen Mitgliede der Königlichen Familie ſchuldig ſey, das Geringſte geſagt oder gethan habe", ſo war doch nicht zu bezweifeln, daß er wenigſtens die Königin-Mutter und den Bruder des Königs aufs gröblichſte beleidigt habe. Auch fühlte der König dieſe Beſchimpfung, obwohl er die Urſache ſeines Unwillens nur auf eine unbeſtimmte Weiſe darlegte: der Graf von Buſſy wurde ein Vierteljahr nach ſeiner Wahl zum Akademiker in die Baſtille gebracht, „mit der Beſchuldigung", ſo ſagt er ſelbſt, „gegen den König und die Königin, ſeine Mutter, geſchrieben zu haben." Er blieb hier 13 Monate, obwohl er faſt keinen Tag vorübergehen ließ, ohne einen Verſuch zu ſeiner Befreiung zu machen. Er gebrauchte dazu ſeine Frau, ſeinen Freund, den Herzog von Saint-Aignan, zwei Jeſuiten und die mitleidige Frau von Motheville; er ſchrieb in Verſen und in Proſa bald heitere, bald affektirt traurige Bittgeſuche. Nach Verlauf von acht Monaten forderte man von ihm, daß er ſeine gekaufte Stelle niederlege, welche ſeinem akademiſchen Kollegen, dem Herzog von Coaslin, übergeben wurde; ſchon vorher war ihm ſeine Maitreſſe untreu geworden. Endlich wurde er krank, und nun eröffneten ſich ihm die Pforten ſeines Gefängniſſes; als er geheilt war, erhielt er die Erlaubniß, ſich nach Burgund zu begeben, und zugleich den Befehl, dort zu bleiben.

Der Graf von Buſſy war damals 48 Jahr alt und es blieben ihm noch 27, ehe er das Ziel ſeines Lebens erreichte — 27 Jahre der Ruhe, der Thatloſigkeit und der Langeweile. Nur der Stolz bewahrte ihn vor der Verzweiflung. Seine Ungnade wurde für ihn gleichſam ein Schauplatz, auf welchem er ungeſtraft ſein Verdienſt proklamiren konnte. Er ſchrieb an ſeine liebenswürdige Couſine, Frau von Sévigné, an ſeine Freunde und vor Allem an den König; an dieſen vielleicht zu oft, denn alle ſeine Bemühungen blieben erfolglos. Außer ſeiner Korreſpondenz beſchäftigte ihn zunächſt noch die Verſchönerung ſeiner beiden Häuſer Buſſy und Chaſſu, wo er die Portraits ſeiner Freunde und Freundinnen ſammelte und mit Inſchriften nach ſeiner Weiſe verſah. Sodann verfaßte er die genealogiſche Geſchichte ſeiner Familie, wobei er es ſich zur Hauptaufgabe machte, die illegitimen Sprößlinge auszuſondern. Ferner ſchrieb er ſeine Memoiren, welche natürlich nicht frei von perſönlicher Befangenheit ſind, ſich aber durch Genauigkeit der Thatſachen und Daten auszeichnen. Auch machte er ſich an eine Geſchichte Ludwig's XIV., welche ein zwar eleganter, aber fader und trockener chronologiſcher Abriß wurde. Endlich variirte er unter dem Anſchein „einer philoſophiſchen, an ſeine Kinder gerichteten Rede" noch einmal das Thema ſeiner Ungnade; hier entwarf er folgende Liſte berühmter Unglücklicher: Hiob, Tobias, Daniel, David, Beliſar, Ludwig der Heilige, Marigny, der König Johann, La Rivière, Gié, Commines, Franz I., Samblançay, Bellegarde Baſſompierre, La Châtre und — Roger de Rabutin, Graf von Buſſy.

So vergingen ihm 17 Jahre, während welcher er nur dreimal die Erlaubniß erhielt, die Hauptſtadt auf kurze Zeit zu beſuchen: der Zutritt zum Hofe blieb ihm verſagt. Endlich ſchien er ſich indeß in das harte Schickſal zu ergeben, welches die ſouveraine Gewalt über ihn verhängt hatte; da traf ihn

aber ein anderer Schlag, der eine Schickfalfügung zu seyn schien. Schmach, Skandal und Verhöhnung, die er in so viele fremde Häuser getragen, drangen endlich auch in das seinige, und zwar ebenfalls durch die Schwäche der weiblichen Tugend. Von seinen drei Töchtern der ersten Ehe waren zwei in ein Kloster gegangen, die dritte aber, welche bei ihm lebte, der Gegenstand seiner lebhaftesten Neigung und theuersten Hoffnungen geworden. Er hatte sie nach seinem Geiste gebildet. Freilich faßten nicht Alle diese zärtliche Zuneigung auf diese Weise und Viele legten ihr andere Bedeutung unter. Wie dem aber auch seyn mochte, so lebte Louise Franziska bei ihrem Vater in Abwesenheit seiner zweiten Frau, die in Paris Prozesse führte, als Herrin seines Hauses; sie machte die Honneurs desselben und nahm Theil an seinen Korrespondenzen. So hatte er sie bis zum Alter von 30 Jahren gehalten, ohne einen Mann für sie zu suchen, und als er sich endlich nach einem solchen umsah, wählte er so glücklich, daß sie nach Verlauf von sieben Monaten als Witwe und, wie er selbst schreibt, als „glückliche Witwe" zu ihm zurückkehrte. Nachdem sie indeß drei Jahre ihre Witwenschaft getragen, ließ sie sich mit einem ihrer Nachbarn ein und stellte ihm ein Heiratsversprechen aus, das „mit ihrem schönsten und reinsten Blute unterzeichnet war." Der, dem sie es ausgestellt hatte, war Edelmann, oder schien es zu seyn, denn die Sache ist, trotz der öffentlichen Debatten, ziemlich dunkel geblieben. Der Vater selbst hatte den Nachbar für einen umgänglichen und liebenswürdigen Mann gehalten; wie groß war aber sein Schrecken, als er erfuhr, daß sein Gast und Tischfreund, der Bewerber um die Hand seiner Tochter, nichts weiter als der Urenkel eines Weinbauers, mit einem Worte „ein Bauer" sey, der nicht de la Rivière, wie er sich nannte, sondern schlechtweg Rivière hieß. Mochte er indeß Bauer oder Edelmann seyn, so stand er doch der Tochter an, welche sich in aller Stille mit ihm nach einem Gute in der Champagne begab und ihn dort heimlich heiratete. Der Graf, der dies bald erfuhr, setzte ihr nach und brachte sie in ein Kloster, wo er durch Drohungen von ihr die Zustimmung erpreßte, daß sie sich als nicht verheiratet ansehen wolle. Indeß blieb doch ein Resultat der kurzen Verbindung, welches keine Reue verwischen konnte: da Paris offenbar der geeignetste Ort war, dasselbe wenigstens mit dem Schleier des Geheimnisses zu umhüllen, so begab sich die Marquise mit ihrem Vater dorthin. Der Mann folgte ihnen aber und reklamirte seine Frau und seinen Sohn. Es entstand nun ein schimpflicher Prozeß, in welchem jeder von beiden Theilen die Ehre preisgab, um das Recht auf seine Seite zu bringen. Die Entscheidung fiel endlich dahin aus, daß die Tochter des Grafen in aller Form verheiratet und rechtmäßige Mutter sey. Der Mann verzichtete freilich auf sein Recht gegen Einräumung der Nutznießung des Gutes, wo die Heirat stattgefunden, und der Graf trat also wieder in Besitz seiner Tochter; indeß erhielten doch alle diejenigen, welche sich über die „histoire amoureuse des Gaules" zu beklagen gehabt hatten, die vollständigste Genugthuung.

Bei dieser Gelegenheit erlangte er auch wieder das Recht, bei Hofe zu erscheinen, und dies ist charakteristisch für die damalige Zeit. Es schien nämlich nicht passend, daß ein vornehmer Mann, der ein Familien-Interesse vertheidigte, mit der Königlichen Ungnade belastet vor Gericht erschien. Um in den Besitz aller seiner Kräfte zu treten, mußte er vorher wieder als Hofmann proklamirt werden. Er erhielt also zu der Zeit, wo der Prozeß vor dem Parlament eröffnet werden sollte, die Erlaubniß, sich dem Könige vorzustellen. Das war die einzige Ursache und auch die einzige Wirkung der Versöhnung, welche sehr unvollkommen blieb. Die Akademie, welche das wahre Verhältniß nicht durchschaute und glaubte, daß ihr adeliger Kollege wieder vollständig in Gnaden angenommen worden sey, beeilte sich, ihm durch eine Deputation ihre Glückwünsche darzubringen. Der Graf sagte ihr seinen Dank dafür und der Anfang seiner Dankrede zeigte, daß 17 Jahre keine Veränderung in ihm bewirkt hatten. „Obgleich ich überzeugt bin", äußerte er, „daß das Kompliment, mit dem Sie mich beehren, eine Folge der mir ertheilten Gnade des Königs ist, so bin ich Ihnen nichtsdestoweniger sehr verbunden, weil ich weiß, daß Sie diese Ehre nicht Jedem erweisen würden, der der Ungnade entflohen wäre". Indeß bemerkt er selbst, wie weit er trotz seiner Wiederannahme bei Hofe von jeder Gunst entfernt war. „Der König", so erzählt er, „vermied es, ihn anzusehen, und als er nach zwei Monaten denselben anzureden wagte, erhielt er eine kühle Antwort". Er kehrte also wieder nach seinen Besitzungen zurück. Als er indeß den Prozeß verloren, schien er Alles daran setzen zu wollen, um wenigstens nicht in Ungnade zu sterben. Nach fünf Jahren einer freiwilligen Verbannung, welche zu den 17 Jahren der gezwungenen hinzuzurechnen sind, erschien er wieder bei Hofe und erhielt eine Abtei für seinen zweiten Sohn, der später Bischof von Luçon wurde. Andere Gnadenbezeugungen, die sein ältester Sohn erhielt, bezeugten die endliche Rückkehr des Glücks. Als im Jahre 1689 Ludwig XIV. ganz Europa den Krieg erklärte, bot er demselben die Dienste eines 70jährigen Soldaten an. Diesmal hatte er sich durch Vermittelung von Frau v. Maintenon eine gute Aufnahme bereitet. Der König lehnte zwar seine militairischen Dienste ab, eröffnete ihm aber die Aussicht, daß er einst seine Feder gebrauchen werde. Als er 1692 zum letztenmale nach Fontainebleau kam, bewilligte ihm der König eine Pension von 4000 Livres, wofür er sich „Gott, dem Pater de la Chaise und Frau v. Maintenon dankbar" erklärte. Anderthalb Jahre nachher starb er am 9. April 1693. Vorher hatte er noch Alles, was zu seinem künftigen Ruhme beitragen konnte, vollständig geordnet; seine Genealogie war vollständig; seine Memoiren waren bis zur Befreiung aus der Bastille beendet und durch eigene und fremde Briefe ergänzt; seine literarischen Werke hatte er in den verschiedenen Abschnitten seiner Korrespondenz untergebracht; seine Geschichte Ludwig's des Großen war fast bis zu seinem Todestage fortgeführt; seine Rede an seine Kinder hatte durch die Rückkehr der Königlichen Gnade einen anderen Schluß erhalten; vor Allem hatte er die Korrespondenz mit seiner Cousine von Sévigné sauber kopirt und in ein besonderes Register eingetragen. Der Graf von Bussy war es, der uns diese erhalten hat. Seine Memoiren, die 1696 erschienen, enthalten schon einige Briefe dieser Dame; seine Korrespondenz, die im folgenden Jahre erschien, brachte den ganzen Reichthum dieses geistvollen Ideenaustausches. Erst 1726 erschien ein Theil der Briefe, welche Frau von Sévigné an ihre Tochter geschrieben hatte, die dann allmälig vervollständigt wurden.

A. Bazin.

Westindien.

Wanderungen eines Deutschen durch Cuba, im Winter des Jahres 1841.

6.

Kirchliche Prozessionen und Schauspiele.

Ehe ich dem freundlichen Leser meine Beschreibung des Innern von Cuba vorlege, will ich die Prozessionen zu beschreiben suchen, denen ich kurz vor meiner Abreise von der Insel mit beiwohnte und die in der Passionswoche, bekanntlich die Woche vor Ostern, stattfanden. Man wird daraus auf den religiösen Zustand der Bevölkerung schließen können. — Dienstag war der erste Festtag. Die Kirchen wurden geöffnet und während des ganzen Tages feierliche Messen gelesen. Um vier Uhr Nachmittags wurde von der höheren Geistlichkeit, den Mönchen und Brüderschaften, in Begleitung sämmtlicher Militair- und Civilbeamten der Stadt, die erste Prozession gehalten. Jeder der Anwesenden hatte eine hohe, weiße, brennende Wachskerze in der Hand. Der Zug bewegte sich langsam durch die Straßen. Voran auf hohem Gerüste, das von acht Negern getragen wurde, sah man Pontius Pilatus, in seiner Amtsrobe gekleidet, und zehn Soldaten, die den Erlöser ins Gericht führten. Jesus, mit gebundenen Händen, erschien auf dem Gerüste, von den Soldaten umgeben. Die Figuren waren sämmtlich in Lebensgröße. Ein anderes Gerüst, von gleicher Größe, folgte unmittelbar hinter dem ersten; auf demselben befanden sich die Jungfrau Maria und die zwölf Apostel, dem Erlöser folgend, um bei seiner Vernehmung zugegen zu seyn. Nachdem man die Kathedrale erreicht hatte, wurden die Figuren herabgenommen und die Prozession entlassen.

Am folgenden Tage (Mittwoch) fand eine gleiche Prozession statt. Auf dem Gerüste ruhete eine Tafel, vor der Pilatus mit den aufgeschlagenen Gesetzbüchern saß. Der Erlöser, in purpurner Sammetrobe gekleidet, stand vor ihm; er hatte eine Dornenkrone auf dem Haupte, seine Hände waren gebunden, und zwei Soldaten, die neben ihm standen, waren damit beschäftigt, ihn zu geißeln. Diese Prozession zog durch die Straßen und sollte den Augenblick vorstellen, wo Christus zur Kreuzigung verurtheilt worden ist.

Am Donnerstage befand sich Christus im Gefängnisse und erwartete den Tod. Das Gefängniß war in einer der Kirchen errichtet, in demselben sah man ihn in Ketten liegen. Die Kirche war während des ganzen Tages und am Abende geöffnet, unzählige Kerzen brannten und die Bevölkerung von ganz Havanna, hoch und niedrig, schwarz, gelb und weiß, drängte sich, um „den Erlöser im Kerker zu besuchen." Er hatte das Kostüm eines verurtheilten Verbrechers an; einer seiner nackten Füße guckte hinter der Robe hervor; jeder gute Katholik, sobald er den Kerker betrat, warf sich zur Erde nieder, um diesen Fuß zu küssen und alsdann die Kirche sorgenschwer wieder zu verlassen. Diese Ceremonie wurde von Reichen und Armen, Hohen und Geringen, Freien und Sklaven vollzogen.

Am Freitage, um zehn Uhr Morgens, fand die Kreuzigung statt, und um vier Uhr Nachmittags begann die Prozession der Grablegung. Der Leichnam befand sich in einem gläsernen Sarge, der von Negern auf einem Gerüste getragen wurde. Den Sarg umstanden weinende Engel. Nachdem der Zug durch mehrere Straßen gegangen war, wurde der Sarg in der Kathedrale, in einem „neuen Grabe", das vorher schon errichtet war und mich an das Grab der Capulets in Romeo und Julie erinnerte, feierlich beigesetzt.

Während des Sonnabends verhielt sich Alles ruhig; die geöffneten Kirchen waren schwarz behangen und den ganzen Tag hindurch wurde Messe gelesen. Das Grabmal in der Kathedrale wurde von Grenadieren bewacht.

Am Ostersonntage begann die Regsamkeit bereits um sechs Uhr Morgens. Auf einem Gerüste, das von der Kathedrale durch eine der Hauptstraßen nach einer anderen Kirche getragen wurde, erblickte man den Auferstandenen, von vier Engeln umgeben; um sein Haupt wand sich ein Glorienschein und in der Rechten hielt er einen Blumenstrauß. In der Nähe der Kirche begegnete uns eine andere Prozession: es war Maria Magdalena, von vier Negern getragen. Sie war nach dem neuesten Pariser Geschmack gekleidet und trug das Haar aufgelöst in langen Locken. Als sie sich dem Erlöser nahete, hielt sie an und sah nach ihm hin, als wolle sie sich überzeugen, ob er es wirklich wäre. Nachdem sie sich überzeugt hatte, rannten die Neger mit ihr zur Kirche zurück und sie kam dann, auf einem größeren Gerüst, in Begleitung der „beiden Apostel" zurück. Beide Prozessionen begegneten sich unweit der Kirchthür; Christus nickte mit dem Kopfe, um ihnen anzudeuten, daß sie in die Kirche gehen sollten, was sie auch thaten, worauf er selber folgte. Dann schlossen sich die Kirchthüren. Aber Nachmittags um vier Uhr öffneten sich dafür die Theaterthüren und wiederholten das noch einmal am Abende desselben

Tages. Ein glänzender Ball, wo Alles jauchzte und im Weine selig war, beschloß das Ganze. *)

Mannigfaltiges.

— **Van der Noot und Vonck.** Der bereits kürzlich von uns erwähnte neueste Jahrgang des „historischen Taschenbuchs" von Friedrich von Raumer (Nr. 126 des Mag.) enthält auch über ein Europäisches Ereigniß, das bis jetzt noch nirgends in seinem richtigen Lichte und vollständigen Verlaufe dargestellt wurde, nämlich über die Brabantische Revolution von 1789 und 1790, einen nach den neuesten, von der Belgischen Regierung mit großer Liberalität eröffneten Quellen bearbeiteten Artikel aus der Feder des Herrn **W. A. Arendt**. Die Regierung Joseph's II., reich an großartigen wie an übereilten Regentenhandlungen, erwartet überhaupt noch ihre Geschichtsschreibung, und als ein Beitrag dazu ist auch die vorliegende Skizze zu betrachten, deren Verfasser ein in Belgien lebender Deutscher Gelehrter ist. Herr Arendt (nicht mit dem Professor der Philosophie, Herrn Arndt in Brüssel, zu verwechseln) ist Professor der Geschichte an der Universität Löwen, welches bekanntlich der Sitz und der Mittelpunkt der Belgischen Klerikal-Doktrinen ist. Dieser Umstand kann uns allerdings gegen die Darstellung eines Gegenstandes, wie die hauptsächlich vom Klerus ausgegangene Brabantische Revolution, etwas mißtrauisch machen. Wir müssen jedoch dem Verfasser das Zeugniß geben, daß er sich ziemlich objektiv zu halten gewußt, und daß, wenn er einerseits den Kaiser Joseph von der Schuld, das ganze Ereigniß durch unpolitische Maßregeln verwirkt zu haben, nicht freispricht, doch auch die Gegner des Kaisers in dem hier entworfenen Gemälde nicht eben in einem allzuvortheilhaften Lichte erscheinen. Besonders wird **van der Noot**, das Werkzeug des Klerus, den man oft schon als einen Belgischen Rienzi oder Masaniello hat bezeichnen wollen, welchen Beiden er jedoch weder an Muth, noch an Geist und Charakterfestigkeit gleichstand, in seiner ganzen Bedeutungslosigkeit geschildert. Wir theilen hier aus dem ersten der in zwölf Abschnitte zerfallenden historischen Skizze die Worte mit, durch welche **van der Noot** und **Vonck** introduzirt werden, welches bekanntlich diejenigen beiden Männer waren, die nicht bloß beim Ausbruche der Brabantischen Revolution an der Spitze standen, sondern deren Rivalitäten und Parteiungen auch im folgenden Jahre das ganze Ereigniß, das gewissermaßen ein Vorläufer (der Vorläufer) der Französischen Revolution war, zu einem raschen Ende führten:

„An die Spitze dieser Bewegung stellten sich zwei Männer, deren Namen durch die späteren Ereignisse eine gewisse Berühmtheit erlangt haben und welche auf den Gang und das Schicksal der Brabantischen Revolution, von ihrem ersten Entstehen an, von dem entschiedensten Einfluß gewesen sind, van der Noot und Vonck, beide Advokaten, beide der höheren Klasse des Mittelstandes angehörend. Van der Noot stammte aus einer achtbaren Familie des höheren Beamtenstandes, er hatte sich in seiner früheren Laufbahn nie durch hervorragendes Talent, überwiegende geistige Fähigkeiten ausgezeichnet, sondern nur in Folge der leidenschaftlichen, vor nichts zurückweichenden Heftigkeit, mit der er die vaterländischen Institutionen gegen die Eingriffe und Reformen der Regierung vertheidigte, sich einen Namen gemacht. Eine genaue Kenntniß der älteren Verfassung und der eigenthümlichen Rechtsverhältnisse der Provinzen, besonders Brabants, hatte ihn früh schon in den Stand gesetzt, der Opposition in ihrem Kampfe gegen die Kaiserlichen Reform-Edikte wesentliche Dienste zu leisten, in Folge deren das ganze, ungetheilte Vertrauen des dritten Standes, dessen er sich besonders angenommen, und der Geistlichkeit ihm zu Theil wurde. Seit dem Jahre 1787 entwickelte van der Noot eine in der That in Erstaunen setzende Thätigkeit und Gewandtheit, um alle Klassen der Gesellschaft für die Vertheidigung der Verfassung zu gewinnen: er scheute keine Mühe und Arbeit zu diesem Zwecke, und wurde bald durch den Einfluß, den ihm diese Bestrebungen bei dem Volke verschafften, der wichtigste und angesehenste Mann, die Seele der der Regierung entgegengesetzten Partei. Unklugerweise belästigte und verfolgte ihn die Regierung, so viel sie nur immer vermochte, es wurden sogar Verhaftsbefehle gegen ihn erlassen, deren Vollziehung er nur durch eine schnelle Flucht nach England entging. Durch diese Art Märtyrerthum stieg sein Ansehen höher als je bei den Patrioten. Was sein Talent und sein Geist ihm nie verschafft haben würden, das gab ihm jetzt die Gunst der Umstände und das Ungeschick seiner Gegner. Van der Noot wurde, obgleich abwesend, doch jetzt schon der eigentliche Chef und Führer, die Seele und das Haupt der zahlreichen Partei, welche die unbedingte Aufrechthaltung der alten Verfassung wollte und allen Reformen den Krieg erklärte. Als nun gar noch der an sich strafbare und verwerfliche Versuch des Oesterreichischen Gouvernements, ihn auf Englischem Grund und Boden durch einen von Brüssel aus organisirten Hinterhalt aufheben und auf ein besonders dazu gemiethetes Schiff bringen zu lassen, scheiterte, da war des Rühmens seines Muthes und seiner Hingebung kein Ende, und die Leitung aller Angelegenheiten der Opposition schien ein ihm in jeder Weise zustehendes Recht. Von Natur ehrgeizig eben so sehr als herrschsüchtig, ließ sich van der Noot diese Stellung, in die seine Anhänger ihn, so zu sagen, hineindrängten, schon gefallen. Er that Alles, um sich in ihr zu befestigen, und verfuhr schon während seines Aufenthalts in London, als ob er der offizielle Vertheidiger und Vertreter der Rechte und Privilegien seines Vaterlandes wäre. Er suchte ausgezeichnete Staatsmänner Großbritaniens für die Sache desselben zu interessiren und wußte sich Gelegenheit zu verschaffen, selbst Pitt davon zu unterhalten. Seine Freunde und Verwandten verbreiteten das Gerücht von günstiger Aufnahme und sehr ernster Beachtung, die seine Vorstellungen gefunden hätten, und er selbst benutzte den Eindruck, den diese Nachrichten hervorbrachten, sehr geschickt, um sich eine von einem großen Theil der Mitglieder des dritten Standes unterzeichnete Procuration zu verschaffen, in der ihm der Titel eines „bevollmächtigten Agenten des Brabantischen Volks" gegeben wurde. Einmal im Besitz dieses Dokuments, beschloß van der Noot, die Idee, die fremden Kabinette für die Sache der Patrioten zu gewinnen, weiter auszuführen, und begab sich zu diesem Zwecke nach dem Kontinent, und zwar zuerst nach dem Haag.

„Unterdessen hatte in Belgien selbst das System des Widerstandes gegen die Oesterreichische Regierung einen anderen, dem Talent und geistigen Vermögen nach bei weitem befähigteren Vertheidiger gefunden. Johann Franz Vonck, Advokat bei dem souverainen Rath von Brabant, erwarb sich früh schon durch Kenntnisse und Geschick Ruf und eine geachtete Stellung. Er war von Anfang an den Tendenzen der Regierung entgegen, aber seine Abneigung gegen das System Joseph's beruhte nicht wie bei van der Noot auf einer ausschließlichen und blinden Vorliebe für das Bestehende, sondern war eine Folge der Richtung, die seine Studien genommen hatten. Vonck war ein eifriger Anhänger der philosophischen und sozialen Doktrinen, welche in Frankreich seit dem Anfange des Jahrhunderts bestanden und in der letzten Zeit entschieden die Oberhand gewonnen hatten. Er haßte Tyrannei und willkürliche Herrschaft, in welcher Form sie auch auftrat; seinen Ideen nach mußte die Volkssouverainetät die Basis aller Institutionen seyn, die außerdem die größtmögliche Summe von Freiheiten und Rechten für das Volk enthalten sollten. Sein Streben ging dahin, diese Ideen in der Verfassung seiner vaterländischen Provinzen zu realisiren, und weil dies mit dem Bestehen der Oesterreichischen Herrschaft unverträglich schien, so waren alle seine Bemühungen zuerst auf den Umsturz dieser gerichtet. In Gemeinschaft mit mehreren gleichgesinnten Freunden, größtentheils Advokaten und Kaufleuten, alle dem höheren Mittelstande angehörig, organisirte er eine Art patriotischer Verbindung, die als Wahlspruch die Worte pro aris et focis nahm und deren Zweck darin bestand, die Opposition mit den nothwendigen Mitteln zu versehen, um den Widerstand und zuletzt einen offenen Kampf gegen die Regierung zu unterhalten. Vonck bildete mit fünf Advokaten, Verlooy, Torfs, t'Kint, de Brouwer und Lehardi, zwei Kaufleuten, Wermaels und d'Aubremez, einem Banquier, dem Vicomte von Walkiers, und dem Ingenieur Fisko ein leitendes Comité. Jeder von ihnen warb zehn Freunde, auf die er sich verlassen konnte, für den Zweck der Verbindung, jeder von diesen Hundert übernahm die Verpflichtung, wieder zehn gleichgesinnte Personen zusammenzubringen, und so fort bis in die unteren Klassen der Gesellschaft. Die verschiedenen Theilnehmer kannten sich nicht unter einander, sondern waren nur dem, der sie angeworben, bekannt. Dem leitenden Comité wurden vollständige Listen zugestellt, und das Unternehmen hatte einen so ungemeinen Erfolg, daß nach den ersten sechs Monaten ihres Bestehens die Verbindung schon 46,000 Mitglieder zählte. Im Oktober 1789 betrug die Gesammtzahl aller Verbündeten sogar nahe an 70,000. Alle Theilnehmer waren von dem allgemeinen Zweck der Gesellschaft unterrichtet und angewiesen, sich bereit zu halten, um im Nothfall, auf ein von dem leitenden Comité gegebenes Zeichen, zum Aufstande zu schreiten. Außerdem verpflichteten sie sich noch zu Geldbeiträgen, welche im Anfang zur Herausgabe von Broschüren, Journalen, Büchern im Sinne der Bewegung, später, als dieselbe ihrem Ausbruche nahe war, zu Sendungen nach Paris und dem Haag, in Angelegenheiten derselben, zum Unterhalt der Emigrirten und zum Ankauf von Munition und Waffen benutzt wurden. Zwei Dinge erscheinen bei diesem Unternehmen auffallend: einmal sein schneller Erfolg, die große Zahl von Theilnehmern, die es fand, und dann, daß es trotz des letzteren Umstandes doch so lange geheim bleiben konnte. Das erstere erklärt sich zum Theil aus der öffentlichen Stimmung, die in allen Klassen dieselbe war und seit dem Anfang des Jahres 1789 den höchsten Grad von Aufregung und Feindseligkeit gegen die Regierung erreicht hatte, zum Theil daraus, daß die Meinungsverschiedenheit, welche später die Kräfte der Revolution brach und zersplitterte, damals noch nicht an den Tag getreten war und der Anschluß an die Gesellschaft als eine durchaus patriotische und löbliche Sache, auch von den Häuptern der die strenge Beibehaltung des Alten wollenden Partei, empfohlen wurde. Daß die Regierung nicht ausführliche Kunde davon erhielt, ist schwerer zu erklären; ganz ohne Nachricht war sie nicht, das Bestehen und zum Theil auch die Organisation des Ganzen wurde ihr durch einen Franzosen, der sich in die Verbindung einzuführen gewußt und von Seiten ihrer Leiter sogar eines gewissen Vertrauens genoß, gegen eine bedeutende Summe verrathen; d'Alton spricht davon zu wiederholten Malen in seinen Berichten an den Kaiser. Aber desto unbegreiflicher ist es, daß man sich mit einigen nichtssagenden Maßregeln begnügte und, einem so gefährlichen, so weit verzweigten Unternehmen gegenüber, die Anstifter und Häupter desselben ruhig gewähren ließ. Erst im September 1789, als der Aufstand fast vollständig organisirt und Alles vorbereitet war, fing man an, sie zu verfolgen und mit großer Strenge gegen sie zu verfahren, aber ohne Erfolg, denn wenn auch Einzelne festgenommen, oder sich zu verbergen oder zu flüchten genöthigt wurden, so war das angefangene Werk doch schon zu weit gediehen, als daß sein Fortgang hätte darunter wesentlich leiden können, oder gar aufgehalten werden."

*) Ein zweiter Artikel (über das Innere von Cuba) folgt nächstens.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 131. Berlin, Mittwoch den 2. November 1842.

Frankreich.

Die Stadt Straßburg im Jahre 1770.*)

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bewahrte Straßburg, obwohl es seit siebzig Jahren zu Frankreich gehörte, noch seinen alten, Deutschen Charakter. Die Sitten jenseits der Vogesen waren noch nicht die der Straßburger Bürgerschaft, und der Reisende, der in unsere Mauern eintrat, glaubte nach Frankfurt a. M. oder Mainz zu kommen und wurde nur durch die Uniformen unserer Garnisen daran erinnert, daß er sich auf Französischem Boden befand.

Während der letzten Jahre der Regierung Ludwig's XV. begannen sich die beiden Nationalitäten, zwei Ströme, die mit Gewalt in ein Bett geleitet waren, zu vermischen. Die ersten Tage dieses wechselseitigen Ringens will ich hier zu schildern versuchen. Wir treten im Jahre 1770 durch die Thore von Straßburg. Schön finden wir die Stadt nicht; schön ist sie nie gewesen, und der eitelste Straßburger wird gestehen, daß sie es auch jetzt noch nicht ist; dazu fehlt ihr die Regelmäßigkeit. Wir sehen die Arbeiten, welche auf Befehl des Intendanten Gayot eben beginnen und nach einem Plan des Architekten Blondel die Straßen gerade und regelmäßiger zu machen streben; wir bemerken bald, daß man vereilig an die Ausführung dieses Plans gegangen ist, tausend Privat-Interessen stellen sich ihr entgegen, und auch auf den Hauptstraßen behalten die Häuser ihre verschiedenen Stockwerke, sie springen bald vor, bald treten sie zurück, das eine giebt seinen Erker, das andere sein Gothisches Portal nicht auf, vorzüglich ist die Aussicht in die engen und krummen Seitengäßchen nicht fortzuschaffen, in die man heute noch treten darf, um sich mitten ins dreizehnte Jahrhundert zu träumen. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude stellen sich uns im Ganzen eben so dar wie heute, und überhaupt hat sich Straßburg nicht in dem Grade seitdem verwandelt, wie fast alle große Städte Europa's. Die Häuser sind abgeputzt und nur wenige in modernem Style neu gebaut worden, die Straßen haben sich erweitert, an die Stelle der alten Brücken sind neue von eleganterer und soliderer Construction getreten; die Kirche des heiligen Ludwig hat ebenfalls einer Kirche von moderner Bauart Platz gemacht; die übrigen Gotteshäuser sind dieselben geblieben, und der Münster erhebt sich seit vierhundert Jahren in die Wolken; nur sind die Heiligen, die Propheten und Könige, welche die Verblendung der Bilderstürmer herabgerissen hatte, wieder in ihre Rechte eingesetzt.

Doch am Fuße dieser Kirchen, in denselben Straßen, die nur etwas schwärzer, enger und mit weniger eleganten Läden geziert waren, bewegte sich vor siebzig Jahren eine Bevölkerung, die von der heutigen sehr verschieden war. Die Pariser Moden fingen erst an, sich in den höheren Bürgerstand einzudrängen. Die Familien, welche durch ihre Verhältnisse mit der geringen Anzahl Französischer Beamten in Berührung standen, nahmen zuerst deren Kleidung an. Wie gewöhnlich, griff die Umwandlung auch hier bei der jüngeren Generation zuerst durch; der Kopf fügte sich einer Französischen Perrücke, und die Zunge machte Anstalt, sich der Französischen Sprache zu unterwerfen. Die mittlere Bürgerklasse und die Handwerker behielten die Deutsche Kleidung bei. So ging neben einem Alten mit runder Perrücke, rothen oder grünen Strümpfen und einem Wesen, das fast eine Karikatur der Deutschen Treuherzigkeit war, ein junger Mann, à la Richelieu frisirt und gepudert, in Französischer Kleidung, mit weißseidenen Strümpfen, der die vorübergehenden Fremden mit herausforderndem Hochmuth durch die Brille ansah und so parfümirt war, daß die Fremden bald die Flucht ergriffen. Die Großmutter und ihre Enkelin, die vertraulich neben einander gingen, schienen aus entfernten Jahrhunderten zusammengewürfelt, und von dem vollen gesunden Gesicht der Kaufmannsfrau sprangen die Pariser Schönpflästerchen immer wieder ab.

Außerhalb der Stadt fand man schon die schönen Linden von Robertsau, einige Alleen von Contades, und in den niedrigen Tanzsälen der gewöhnlichen Herbergen die geräuschvollen Belustigungen, zu denen die Moralisten schon damals die Köpfe schüttelten, was sie bis heute noch nicht als vergeblich eingestellt haben. Das Volk, welches diesen Orten der weltlichen Freude zuströmte, stellte die Vereinigung der beiden Nationalitäten auf interessante Weise dar; Frankreich, das stärkere und mehr berechtigte (!) Element, war durch die Tänzer, Elsaß, das schwächere, durch die Tänzerinnen vertreten. Die Lakaien der vornehmen Häuser, die Perrückenmacher und Soldaten lehrten ihre Genossen die Menuet und das Französische und lernten dafür die Kunst zu walzen und einige Deutsche Brocken.

Mehr raffinirte Vergnügungen vereinigten die oberen Stände in verschiedenen Salons, und der alte Straßburger saß unterdeß grollend in seinem Gemache; er verschloß die Thür und schleuderte Flüche gegen die Sittenverderbniß, die er auch schon an sein Haus anklopfen hörte und deren Sieg er mit Bestimmtheit voraussah. Die Langeweile eines vieljährigen Friedens, die Langeweile der einförmigen Sitten zehrte an der Jugend, und so athmete sie begierig mit Lippen und Herzen die Luft ein, welche von Westen herüberwehte und mit dem Dufte neuer Vergnügungen und neuer Ideen erfüllt war.

Wir treten in das Innere der Häuser und finden es hier überall sehr finster und beengt, doch zutraulich, gemüthlich; der Charakter der alten Einwohner, welche die glänzenden Formen verachteten und sich mit einer stillen Einfachheit begnügten, drückte sich in den häuslichen Einrichtungen aus. Ein einziges getäfeltes Zimmer vereinigte nach gut patriarchalischer Sitte die ganze Familie, ein zweites kleineres war das Schlafgemach des Hausherrn und seiner Gebieterin, und in einem dritten von noch bescheidenerem Aeußeren schliefen die Dienstleute und Kinder. Die vornehmsten Familien fingen an, die plumpen Deutschen Möbel mit eleganten Französischen zu vertauschen, Marmorplatten, Vergoldungen, Tapeten und andere Luxus-Artikel in ihr Haus aufzunehmen; sie räumten entweder das Dach weg und setzten einige Stockwerke auf ihr Haus, oder sie erweiterten es auf Kosten der Höfe und Gärten, weil die wenigen früheren Pieces für ihre Bedürfnisse nicht mehr ausreichten. Die unteren Stände folgten diesem Beispiel nur langsam und mit sichtbarem Zagen.

Natürlich fand das Französische Element bei dem katholischen Theil der Bevölkerung früher Anklang als bei dem protestantischen. Der letztere blickte mit Argwohn auf Alles, was unter der Aegide der Römischen Kirche auf ihn eindrang, und nahm mit Bedauern wahr, daß die Partei seiner Gegner stets größer wurde. Eine Anzahl vornehmer Schweden, welche Lutheraner ihrem Glauben, Deutsche ihrer Sprache und Franzosen ihren Sitten nach waren, stand neutral zwischen beiden Parteien und suchte sie einander zu nähern. Die hohen Französischen Beamten, denen ihre Stellung Unparteilichkeit gebot, gewannen durch ihr zuvorkommendes Wesen die Herzen der Frauen und wurden dadurch auch den Männern näher gerückt. In einer und derselben Soiree konnte man sich mit dem Marschall von Contades, dem Marquis de la Salle oder mit Herrn Gayot über Staats-Angelegenheiten unterhalten, durch die Familie von Löwenhaupt oder durch Obersten Silverstolpe Neuigkeiten vom Hofe Gustav's III. erfahren, von Rasummorsi, dem Hetmann der Kosaken, die Einzelheiten über die Ermordung Peter's III. erfragen; man konnte den Abbé Grandidier hören, den gelehrten Schöpflin, wenn er über die vaterländische Geschichte sprach, Dietrich, wenn er sich über seine metallurgischen Entdeckungen, Spielmann, wenn er sich über seine Medaillen, und Brunck, wenn er sich über den Sophokles oder den siebenjährigen Krieg unterhielt. In einem Winkel des Saales machten die Mitglieder des Munizipalrathes Opposition gegen den König, gegen die Minister und den Intendanten von Elsaß. Ihnen gegenüber gruppirten sich die Frauen, von denen ein Theil an den Ufern der Seine, der andere am Baltischen Meere, der dritte in Straßburg geboren war, und die alle sich als vortreffliche Französinnen erwiesen.

So verschmolzen sich die Nationalitäten zuerst in den oberen Kreisen der Gesellschaft, von dem berauschenden Hauche der Macht, der Wissenschaft und der Schönheit in ihrer Starrheit überwältigt. Hiernächst gestalteten sich die Familienkreise aus den mittleren Klassen um, welche durch Vergnügungssucht oder Ehrgeiz getrieben wurden, sich denen äußerlich gleichzustellen, die durch ihre Geburt vor ihnen bevorzugt waren. Die Sitten gewinnen bei der Berührung verschiedener Nationalitäten nie. Straßburg hat im Handel wie in der Wissenschaft, seit es sich dem Französischen Geiste angeschlossen hat, sich unbedingt verbessert, doch auf Kosten seiner Sittenstrenge. Auch waren die irdischen Güter früher gleichmäßiger vertheilt. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert dachte Niemand an Häuser für Arme und für Findelkinder; im Jahre 1770 wurden sie nothwendig. Eine philanthropische Gesellschaft konstituirte sich in demselben Jahre; das Staatsschiff fürchtete schon, an der Sandbank der Verarmung zu stranden. Alles dies war für den Tiefer-

*) Der obige Aufsatz ist der erste Theil einer Abhandlung, welche Herr Louis Spach, General-Secretair der Verwaltung des Nieder-Rheins, in einer Sitzung des „wissenschaftlichen Kongresses" zu Straßburg in Französischer Sprache vorgelesen hat. Die Abhandlung ist, was man nicht übersehen darf, von einem Französirten Elsasser geschrieben, der sich nicht veranlaßt fühlt, das unverwüstbare Deutsche Element, das sich noch in Straßburg findet, in seiner vollen Berechtigung anzuerkennen, und der daher stets die auf dem wissenschaftlichen Kongreß sehr häufig vernommene Phrase von der im Elsaß stattfindenden Vermittelung zweier Nationalitäten im Munde führt.

blickenden ein untrügliches Zeichen, daß die alte, gute Zeit zu Ende ging. Sie traten nur mit einem heimlichen Schauer in den Münster; hier hatte die alte Uhr des weisen Dasypodius verlernt, die Stunden regelmäßig anzuzeigen, die vier Weltalter regten sich nicht mehr, nur der Hahn krähte noch zweimal des Tages und schlug die Flügel, doch leiser, wie im Vorgefühl, daß auch seine Tage bald vorüber seyn würden.

Auch im Politischen gingen die beiden Parteien, die Königliche und die städtische Verwaltung, immer mehr in einander über. Ludwig XIV. hatte, als er in den Besitz von Straßburg kam, den alten Rechtszustand der Bewohner unverändert gelassen; die freie Deutsche Reichsstadt wurde eine freie Französische Stadt. Es versteht sich von selbst, daß diese Freiheit nur eine scheinbare war; der kluge Monarch suchte die Gesinnung der Stadt für sich zu gewinnen, die einer der schönsten Steine seiner Krone zu werden versprach; so war es ihm sehr gleich, ob man nach Reichsgulden oder nach Livres rechnete, doch wußte er von der ersten Stunde Anstalten zu treffen, den Geist der Stadt unter der strengsten Obhut der Französischen Ministerien zu erhalten. Er fand sich einer demokratischen Verfassung gegenüber, deren Macht durch eine geringe aristokratische Partei wenig geschwächt wurde. Von der Thronhöhe des Königs von Frankreich und Navarra herab unterschieden sich die Bürger und Edlen der Rheinstadt nicht mehr von einander als die Stäubchen, die in demselben Sonnenstrahl mit einander ringen. Weder er noch seine Minister hatten sich herabgelassen, die Verordnungen von 1482 zu lesen, durch welche die verwickelten Verhältnisse der beiden Senate, der drei Kammern und der fast unzähligen Spezial-Gerichtsbarkeiten, in welche die Verwaltung der Stadt getheilt war, geregelt wurden, und welche noch viele Vorrechte, deren sich die Eitelkeit der verschiedenen Stände bemächtigt hatte, aufführten. Der König behielt sich die militairischen und die höchsten politischen Angelegenheiten vor; an die übrige Verwaltung Straßburgs hütete er sich, offen Hand anzulegen. Die zwanzig Tribus, in welche die Bürger getheilt waren, fuhren fort, jede jährlich zwanzig Vertreter aus ihrer Mitte zu wählen, die Senate und Kammern, ihre Sitzungen zu halten, doch allen Berathungen wohnte ein Kommissar bei, der den Titel eines Königlichen Richters führte, sich als der wohlwollendste Freund der Straßburger benahm, ein bescheidener Mann war, weder Gesetze vorzuschreiben wagte, noch je um Rath gefragt wurde, doch hin und wieder ein Veto aussprach, gegen das die freie Stadt Straßburg Nichts vermochte. Dieser bescheidene Mann war ein Hemmschuh in der unsichtbaren Hand des Königs, der dem Wagen der Republik angelegt wurde, wenn er zu stark zu rollen anfing. Im Jahr 1770 bekleidete Herr von Antigny diese Stellung, ein sehr gewandter, gemäßigter, vollkommen edler Mann, der, um nicht eine doppelseitige Rolle zu spielen, sich streng an seine Instructionen hielt, und in Allem, wo diese schwiegen, das Wohl der Stadt möglichst beförderte.

Ludwig XIV. hatte noch ein zweites Mittel erfunden, welches zahlreiche Konflikte hervorrief und die Entscheidung jeder wichtigeren Angelegenheit der Oberhoheit Frankreichs unterwarf. Zu Colmar befand sich das höchste Gericht des Elsaß, das Appellations-Tribunal der Provinz. Es wurde festgesetzt, daß die Bewohner von Straßburg auch das Recht besäßen, in allen Civil-Prozessen an das Kammergericht zu appelliren, sobald sie mit der Entscheidung ihres Senats nicht zufrieden seyen. So entstand bald eine Vermischung der Deutschen und Französischen Prozeßführung, und wenn sich ein Gesetzbuch dem anderen fügen mußte, so kam das Französische nie zu kurz. Es entstand bald ein offener Kampf zwischen dem Colmarer und Straßburger Gerichtshofe. Täglich sah man die Statuten der Stadt verletzt, und doch erwiesen sich dieselben auf der anderen Seite, da mit den neuen Einrichtungen auch neue Rechtsfälle vorkamen, täglich unzureichend und man war genöthigt, Prozesse, die sie nicht zu entscheiden vermochten, an das Kammergericht zu weisen. Auch soll das Kammergericht gegen die von beiden Parteien, welche appellirte, sich nie unfreundlich gezeigt haben. So war es kaum noch nöthig, daß die Revolution von 1789 den Munizipal-Verordnungen von 1482 mit einem Schlage ein Ende machte, sie waren ohnedies schon ihrer Auflösung nahe.

Auch die städtischen Behörden entzweiten sich unter einander, seit die Berufung an eine höhere Instanz stets offen stand; mitten durch diese doppelte Gerichtsbarkeit zogen sich aber noch fünf oder sechs andere: die des Bischofs, die des höchsten Adels, die des Marschall-Amtes (eine Art von Kriminalgericht), des Militair-Gouverneurs und des Civil-Intendanten, welcher Letztere die Jurisdiction über die Kommunal-Güter von ganz Elsaß, über die Gewässer, Wälder, Brücken und Wege hatte. So bot Straßburg in Betreff der Verwaltung zu jener Zeit in der That einen höchst merkwürdigen Anblick; und wenn heute bei einem Centralisations-Systeme, das mit der größten Schärfe und Entschiedenheit durchgeführt wird, bisweilen ein Konflikt zwischen den beiden Mächten unvermeidlich ist, so kann man denken, wie verwirrt der Rechtszustand unserer Väter in jener Zeit gewesen seyn muß. Das Straßburger Stadtwappen, die drei Lilien, der Deutsche Reichsadler und der Krummstab der Nachfolger Petri walteten neben einander. Jede der Parteien suchte Land zu gewinnen oder wenigstens keines zu verlieren. Die Episkopalgewalt, die in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mit der höchsten Strenge ihre Rechte ausgeübt hatte, war gegen das Ende der Regierung Ludwig's XV. äußerst gemäßigt geworden. Der Kardinal von Rohan, der damals unseren bischöflichen Sitz inne hatte, residirte nicht an den Ufern der Ill, er zog das Schloß von Zabern mit seinem herrlichen Park, seiner gesunden Luft und seiner schönen Aussicht auf die Vogesen dem bischöflichen Palaste vor. Der Name Rohan steht in gutem Andenken und ist durch keine Unüberlegtheiten und Ungerechtigkeiten befleckt wie der seines Nachfolgers. (Hierauf giebt Herr Spach eine gedrängte Geschichte der alten Universität Straßburg, führt die bedeutendsten Lehrer, die an ihr gewirkt, und die Zöglinge, die aus ihr hervorgegangen, auf und schließt mit den Worten:)

In jener Epoche, welche voll von Leben, Bewegung, Drang nach Umgestaltung war, erkannte Ramond, daß der Tag einer literarischen Bedeutung auch für Elsaß gekommen sey, daß dieses durch eine weise Fügung der Vorsehung von Deutschland getrennt und mit Frankreich vereinigt zu seyn scheine, weil es als Vermittlerin zwischen den beiden Völkern, die der Entwickelung Europa's voranschreiten, jetzt zu stehen berufen sey. Vielleicht hält die Last einer doppelten Erziehung unsere geistige Entwickelung etwas auf, wenigstens giebt sie ihr den Charakter einer gewissen Unentschiedenheit, welche die schaffende Kraft hemmt; doch die Vermittelung zweier großen Nationen ist eine Aufgabe, die für junge talentvolle Männer genug Gelegenheit zur Auszeichnung bietet. Jetzt werden die Völker mehr als je von der Intelligenz beherrscht, und so lange die Künstler und Gelehrten der beiden Länder in Eintracht leben, so lange können auch ihre Waffen rosten. *Louis Spach.*

Arabien.

Orientalische Legenden.

Die Erschaffung des Menschen.

(Fortsetzung.)

Nun mußte der erste menschliche Körper noch beseelt werden. „Gehe hinein in diesen Körper", sagte Gott zur Seele. — „Aber", entgegnete sie, „der Weg ist dunkel und lang." Auf den dreimal wiederholten Befehl Gottes gab sie dreimal dieselbe Antwort. „Gehe hinein", sagte der Allmächtige zum vierten Male; „gehe hinein wider deinen Willen, und du sollst auch wider deinen Willen wieder hinausgehen." Die Seele dringt durch das Gesicht des Menschen hinein; sie steigt in das Gehirn, und der Mensch niest. Sie steigt sodann niederwärts, erst auf die Zunge, dann in die Brust; und ehe sie noch in allen Theilen des Körpers Adam's gewesen ist, ruft Adam aus: „Ehre sey Gott!" Und Gott antwortet ihm: „Die Barmherzigkeit deines Gottes sey über dir, o Adam!" Die Seele schlüpfte überall hin; und der Mensch wurde Fleisch und Blut, Adern und Nerven, Knochen und Eingeweide.

Der Mensch steht aufrecht. Gott bekleidet ihn mit einem glänzenden Schmucke und setzt ihn auf einen goldenen Thron von 700 Fuß, von welchem er in das Paradies steigt.

Adam war von ungeheurem Wuchse. Wenn die Füße auf der Erde standen, reichte sein Kopf über die höchsten Wolken hinaus.

Ehe Gott ihn in das Paradies führte, ließ er ihn durch die Wunder der Himmel wandern. Dieser Spaziergang dauerte hundert Jahre. Adam wurde erst von dem goldenen Throne, dann von den Schultern von vier Engeln, und hernach von dem Pferde Maimun getragen. Dieses Pferd hatte, wie der Griechische Pegasus, zwei Flügel, die von Perlen und Korallen gemacht waren.

Ich habe gesagt, daß Adam niefte, als die Seele ihn durchdrang. Als der Löwe erschaffen und belebt wurde, nieße er auch. Und sonderbarer Weise wurde durch das Niesen Adam's Jesus und durch das Niesen des Löwen die Katze geboren. Gott ließ sogleich durch den Engel Gabriel das Niesen Adam's holen, um es bis zur Zeit der Maria aufzubewahren. Dann blies es ihr Gabriel ein, und daraus entstand die Empfängniß Jesu.

Sie trug Jesus acht Monate in ihrem Schoße; und Jesus war der Einzige, welcher, im achten Monate geboren, leben konnte und wirklich lebte. Einige Gelehrte behaupten sogar, daß Maria nur sechs Monate schwanger blieb; andere sagen, neun Monate; wieder andere, drei Stunden. Als Jesus vierzig Tage alt war, sprach er in seiner Wiege und sagte: „Ich bin der Diener Gottes." Uebrigens ist Jesus nicht todt; seine Leidensgeschichte, die von den Christen erzählt wird, ist reine Erfindung und offenbare Lüge.

Adam und Eva.

Der Mensch wurde nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, d. h. lebend, fähig, Wissenschaft und Kraft zu haben, sprechend, hörend, sehend, begreifend und urtheilend. Er empfing von dem Schöpfer die Gabe der Sprachen. Er überlieferte diese Sprachen seinen Kindern; und als sie sich nach seinem Falle trennten, fingen sie an, die Sprachen auf der Erde zu verbreiten. Alle Namen aller Dinge und aller Wesen der Schöpfung wurden von Gott dem Adam gegeben und vorgesprochen, sogar die Namen des hölzernen Jobers, des hölzernen Napfes und des großen hölzernen Löffels.

Gott wollte dem Adam, in Gegenwart der Legion der Engel, auch eine Probe von der ungeheuren Anzahl seiner Nachkommenschaft zeigen. Deßhalb rieb er ihm einen Augenblick die rechte Seite des Rückens, und daraus sprang eine unzählbare Menge weißer Menschen in Gestalt kleiner, fast unbemerkbarer Ameisen hervor. Darauf rieb er ihm die linke Seite des Rückens, und siehe, eine andere Menge von Ameisen kroch daraus hervor; dies war die schwarze Menschenrace. Und Gott sagte zu Adam: „Dies ist deine Nachkommenschaft: diese Weißen, die Kinder deiner rechten Seite, werden das Paradies und meine Gnade haben; diese Schwarzen, die Kinder deiner linken Seite, sollen das Feuer der Hölle haben."

Aber in dieser Menge bemerkte Adam einen Menschen mit einem herrlichen Gesichte. „Wer ist dies, Herr?" fragte Adam. — „Das ist David." — „Wie viel Jahre bestimmst du ihm?" — „Sechzig Jahre." — „Herr, ich schenke ihm vierzig Jahre von meinem Leben." — Gott nahm den Vorschlag an. Aber als der Engel des Todes dem Adam seine letzte Stunde ankündigte, sagte ihm Adam: „Ich habe noch vierzig Jahre zu leben, um meine tausend Jahre voll zu machen." — „Aber hast du sie nicht deinem Sohne David ge-

Geben?" — „Ich habe nichts gegeben und nichts verkauft." — Adam hatte es vergessen. Seit dem Tage seines Ungehorsams waren seine geistigen Fähigkeiten etwas geschwächt. Gott bewilligte ihm, aus Güte, seine vollen tausend Jahre und auch dem David seine hundert Jahre.

Muhammed erschien in der allgemeinen Vorstellung des Menschengeschlechts noch glänzender als David. Die Engel betrachteten ihn ganz verwundert. — „Was ist denn, Herr", sagte Adam, „das schöne Licht, welches die Engel auf meinem Rücken bewundern?" — „Das ist das strahlende Licht Muhammed's, des größten und letzten der Propheten, die auf der Welt erscheinen werden." — „Herr, stelle ihn doch so, daß ich ihn sehen kann." — Und Gott stellte ihn mit seinem ganzen Glanze auf den Zeigefinger der rechten Hand Adam's. — „Habe ich", erwiederte Adam, „noch etwas von diesem Lichte auf dem Rücken?" — „Ja; es ist das Licht seiner vier Stellvertreter." — „Herr, stelle sie mir auch auf die Finger." — Und Gott setzte ihm das Licht Abubeker's auf den Mittelfinger, das Omar's auf den Ringfinger, das Othman's auf den kleinen Finger und das Ali's auf den Daumen. Adam war entzückt über diese Lichter, welche wie funkelnde Perlen auf seinen Fingern glänzten. Hier blieben sie bis auf den Tag seiner Sünde, wo sie wieder in seinen Rücken zurückgingen.

Jetzt wollen wir sehen, wie das Weib geschaffen wurde, welches die muselmännischen Gelehrten, ohne es vielleicht zu ahnen und aus einem Instinkt verliebter Phantasie, in der Phase der Schöpfung über den Mann erhoben und durch die Hände Gottes verschönert haben.

Eva wurde im Paradiese geschaffen. „Ihr Ursprung", sagen sie, „ist paradiesisch; deshalb ist es der Frau erlaubt, sich in Gold und Seide, den Schmuck der Glücklichen des Paradieses, zu kleiden, und der Mann freut sich über eine schöne und geschmückte Gattin eben so sehr, wie über die Wonnen des Himmels."

Eva wurde aus einer linken Rippe des Mannes geschaffen, Gott ließ Adam halb einschlafen. Denn wenn Adam ganz eingeschlafen gewesen wäre, so würde er nicht haben bemerken können, daß die Frau aus ihm, aus seiner eigenen Substanz geboren wäre, und er hätte keine Neigung für sie gehabt. Wenn er ganz wach gewesen wäre, so würde er durch die Ausziehung der Rippe zu sehr gelitten und deshalb nicht genug Neigung für sie gehabt haben.

Als Adam aus seinem Schlafe erwachte, sah er die Frau neben seinem Kopfe. Eva war zum Entzücken schön. Sie war das schönste aller Wesen. — Wer bist du? sagte ihr Adam. — Ich bin deine Frau. Gott hat mich gemacht, daß du bei mir seyest und daß ich bei dir sey. — Wer ist dieses Geschöpf? sagten die Engel zu Adam. — Es ist eine Frau. — Wie? — Ja; Gott hat sie aus mir gebildet. — Und wie heißt sie? — Hawa (Eva). — Warum hat sie diesen Namen? — Weil sie aus der Substanz des Lebens (hajy, lebend) gemacht ist. — Liebst du sie? — Ja wohl. — Und du, sagten sie zu Eva, liebst du ihn? — Nein.

Und doch hatte sie im Herzen eine zweimal größere Liebe als Adam. Aber wenn je eine Frau ihre Liebe hätte gestehen dürfen, so würde sie Eva gestanden haben.

Gott sagte zu Adam: Das ist deine Frau: ich habe sie aus dir für dich geschaffen; gefällt sie dir? — Ja, ich liebe sie; sie ist Fleisch von meinem Fleisch; sie ist mein Blut, meine Gefährtin, die Frische meiner Augen. — Bewohnet zusammen dieses Paradies; ich erlaube euch den Genuß aller Früchte; nur eine einzige Pflanze verbiete ich euch, das Korn. — Anstatt des Korns sagen Einige die Weintraube, Andere die Feige, noch Andere die Dattel, und wieder Andere die Koloquinte. Aber die Meisten nennen besonders das Korn, das damals eine Pflanze von außerordentlicher Schönheit war; seine Zweige waren golden, seine Blätter waren wie ein prächtiges Kleid, und seine Früchte, von dem Lichte des siebenten Himmels glänzend, waren weicher, als frische Butter, süßer als Honig und weißer als Schnee. Der paradiesische Urstamm hatte sieben Zweige; jeder Zweig hatte eine Aehre sieben Spannen lang, und jede Aehre hatte fünf Körner. Eva pflückte eine dieser Aehren ab. Adam aß davon ein Korn und Eva ein Korn; Gabriel nahm die drei übrigen. Und als der Mensch aus dem Paradiese vertrieben wurde, brachte sie ihm der Engel auf die Erde und schnitt jedes in sechshundert Stücke. Von diesen Stücken entstand das Korn, das wir noch auf dieser Welt haben. (Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Das letzte Auto-da-Fe in Granada.

Als Theophrast Renaudot, Leibarzt Ludwig's XIII. und Gründer des Mont-de-Piété in Paris, mit Erlaubniß des Kardinals Richelieu seine Gazette de France im Jahre 1631 zuerst ausgab, bestand schon in Italien und sogar in Spanien der Gebrauch, die Tages-Neuigkeiten durch periodische Veröffentlichungen zu verbreiten. Der Name Gazette, den Renaudot annahm, war von der kleinen Münze, gazetta, entlehnt, welche für das Lesen dieser gedruckten oder geschriebenen Neuigkeiten bezahlt wurde. Auch Granada hatte schon gegen Ende des 17ten Jahrhunderts seine gacetillas curiosas, welche damals der Jesuit Pater Chira redigirte. In diesem Journal hat der Literat Don Jose de Castro y Orozco die Relation des letzten großen Auto-da-Fe aufgefunden, welches in Granada veranstaltet wurde, und dieselbe in der Monatschrift „la Alhambra" mitgetheilt.

Vermuthlich wird in dem merkwürdigen Berichte die Jahreszahl als das Merkwürdigste erscheinen. Ein Auto-da-Fe im Jahre 1672, hundert Jahre nach der Bartholomäusnacht und fünf Jahre nach der Aufführung des Tartüffe am Hofe von Versailles! Der gelehrte Geschichtschreiber der Inquisition, Llorente, glaubt sogar nicht, daß die blutigen Schauspiele des Glaubens-Gerichtes so lange gedauert haben. Und dennoch war das Fest des Jahres 1672 nicht das letzte Todesurtheil, das von der Inquisition gefällt wurde. In Granada erinnert man sich noch, daß unter den Bourbonischen Königen, gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts, ein Italiänischer Soldat, Nicolo Bernardini, verbrannt wurde, weil er das Haupt nicht hatte vor der Hostie entblößen wollen. Vielleicht würde man noch andere Prozesse in den Archiven der Inquisition gefunden haben, wenn dieselben nicht im Jahre 1823 verbrannt worden wären.

In Granada erhielt sich die Inquisition länger als in irgend einem anderen Lande, weil sie sich hier am spätesten festsetzte. Die Capitulationen, welche Isabella und Ferdinand bei ihrem Einzuge in Granada unterzeichneten, sicherten der Maurischen Bevölkerung die Glaubensfreiheit und die ungestörte Uebung ihres Kultus. Aber schon im Jahre 1499 begannen die Verfolgungen, und im Jahre 1502 wurden alle Muhammedaner, die ihren Glauben nicht abschwören wollten, aus Castilien und Andalusien verjagt. Karl V. dehnte diese Verordnung auf ganz Spanien aus und führte in Granada im Jahre 1526 ein Glaubens-Gericht ein. Durch seine Pragmatik von 1566 entriß Philipp II. den Moriskos ihre Sprache, ihre Namen, ihre Kleider, ihre Sitten und sogar ihre Bäder. Das Edikt Philipp's III. vom Jahre 1610 vertrieb endlich alle Moriskos aus Spanien. Da die verfluchte Sekte Muhammed's bis auf die Wurzeln ausgerottet werden sollte, so ist es sehr erklärlich, daß die Inquisition in Granada sich jetzt in furchtbarer Weise entwickelte, und daß sie sich für ihr spätes Eindringen in dieses Land durch eine größere Intensität ihrer Wirksamkeit rächte.

Der erwähnte Bericht lautet nun: — „Es darf auch eine andere Besonderheit dieser Mönche (der Dominikaner des Klosters Santa-Cruz) nicht vergessen werden, die sie im Jahre 1672 zur Ausführung brachten, als sie das öffentliche und allgemeine Auto der Juden und anderer Verbrecher auf dem Platze Bivarambla am 30. Mai des gedachten Jahres feierten. Inquisitoren dieses Reiches und seines Gebietes waren Ihre Hochwürden Don Juan Martin Rodezno, collegial mayor des Kapitels von Cuenca, Don Baltazar de Loarte y Heredia von demselben Kapitel, Don Pedro de Herrera y Soto und der Fiskal Don Juan Bautista Arzamendi, collegial mayor von Santa-Cruz de Valladolid. Die Bekanntmachung dieses Festes wurde am 2. Mai begonnen. Zuerst wurden mit aller Feierlichkeit die Herren Präsidenten und Auditoren eingeladen, welche in den üblichen Weisen den genannten Herrn Fiskal empfingen, der ihnen die Einladung überbrachte. An demselben Tage lud man den erlauchten Herrn Don Diego Escolano de Ledezma, Erzbischof von Granada, ein. Am folgenden Tage geschah die öffentliche Ankündigung mit großem Pompe an allen üblichen Orten. Dieselbe lautete: „„Ich thue allen Bürgern und Bewohnern von Granada zu wissen, daß die Herren apostolischen Inquisitoren dieser Stadt und seines Distrikts ein öffentliches Glaubens-Auto zu Ehren Jesu Christi, unseres Herrn, zum Preise des heiligen katholischen Glaubens und evangelischen Gesetzes und zur Ausrottung der Ketzereien am 30. Mai dieses Jahres, am Namenstage des glorreichen Königs, des heiligen Ferdinand, zu feiern beschlossen haben, und daß der vom heiligen Vater bewilligte Ablaß allen denen zu Theil werden wird, welche durch ihre Bemühungen oder ihre Gegenwart am Auto Theil nehmen werden."" Am folgenden Tage wurde das erlauchte Kapitel dieser heiligen und apostolischen Metropolitankirche eingeladen, welche Höflichkeitsbezeigung der Doktor Don Juan Benitez Montoro, Kollegial am Kapitel von Cuenca, Prediger Sr. Majestät, Weihbischof von Garta und Dekan dieser heiligen Kirche, im Namen dieser Körperschaft empfing. In gleicher Weise wurden die sehr edle und sehr ehrenwerthe Munizipalität wie auch andere vornehme Körperschaften dieser Provinz eingeladen."

„Vor den Balkons des Rathhauses wurde ein großes Gerüst errichtet, dessen Façade so hoch war, daß sie vermittelst einer Estrade von 36 Ellen Länge und 5 Ellen Breite die Balkone verbarg. Die Höhe dieses Gerüstes war 4½ Ellen; lang war es 48 Ellen und breit 40. Man schmückte es mit einem Altar, der in der Mitte stand und auf welchen der heilige Baum des Kreuzes gepflanzt werden sollte. Die Sitze der Gerichtshöfe waren nach ihrem respektiven Range geordnet, und an dem passenden Platze wurde der aparador, die Bank der Verurtheilten, errichtet. Man errichtete auch die nöthigen Küchen, sowohl um die Speisen zu bereiten, als auch für die anderen Bedürfnisse, die sich im Laufe dieses mühevollen Tages einstellen konnten; außerdem wurde ein Ort innerhalb der Balkone eingerichtet, um denjenigen Verurtheilten, die es fordern sollten, Audienz zu geben. Um die heilige Standarte des Glaubens in der Prozession des heiligen Kreuzes zu tragen, wurden Don Antonio Domingo Fernandez de Cordova, Apal y Castilla, Marquis von Valenzuela und Herr der Herrschaft Orjiva, eingeladen. Man sah zu diesem Schauspiele viele Personen aus beiden Andalusien herbeiströmen, und während dieser Tage schien Granada ein Babylon. Am Abend des Sonntags bildete sich die glänzende Prozession des heiligen Kreuzes; die Stationen waren reich geschmückt, und man feierte die Festlichkeit durch allgemeines Läuten und durch Artillerie-Salven der Königlichen Festung Alhambra. Die Genossenschaften, die bei den allgemeinen Prozessionen zu erscheinen pflegen, fanden sich auch hier ein, und außerdem die Karmeliter-Barfüßler und St. Johannes-Gottes-Mönche."

„Nachdem das Kreuz auf den heiligen Altar gestellt war, der drei Seiten hatte, blieb die heilige Dominikaner-Familie zur Bewachung zurück. Um Mitternacht sangen die Patres die Metinen, und nachdem diese zu Ende waren, lasen sie eine große Menge Messen. Sodann wurde das Auto gefeiert, und zwar wurde mit der Messe begonnen. Hierauf predigte der Pater Antonio

Vergara, Prior des Klosters zu Cadix. Nun wurden die Akten von 90 Verbrechern verlesen. Zwanzig derselben wurden der Gerechtigkeit in effigie übergeben, die Einen mit ihren Gebeinen, die Anderen als Todte, noch Andere als Flüchtlinge, wobei zugleich erklärt wurde, daß zwei derselben zur Versöhnung zugelassen werden und daß sie sich der Gebete der Gläubigen für ihre Seelenruhe erfreuen sollten. Obgleich man in der vorigen Nacht auf dem tragischen Theater des Beiro 15 Sitze für eben so viele der Gerechtigkeit übergebene Personen gesehen hatte, so sah man am Morgen doch nur 11, und von diesen waren augenscheinlich zwei unbesetzt, und von den 9 übrigbleibenden wurden auch nur 6 besetzt, wegen der plötzlichen Bekehrung der 3 anderen, die während des Auto eingetreten war. Um 4 Uhr Abends wurden der Königlichen Gerechtigkeit 18 Statuen und 6 Personen übergeben, die zu den Flammen geführt wurden. Fünf derselben fühlten Reue auf dem Wege und wurden nur durch den garrote getödtet. Nur Rafael Gomez Salceda, 19 Jahr alt, den das Volk Rafaelillo nennt, wurde lebendig durch das schreckliche Feuer verzehrt. Die Anderen wurden gegen 11 Uhr Abends freigesprochen. Hierauf wurde die Messe fortgesetzt und gegen Mitternacht beendet; es ist zu bemerken, daß der Herr Präsident und der älteste Inquisitor den ganzen Tag auf ihren Plätzen blieben. In der Nacht bewachte die sehr religiöse Genossenschaft der Dominikaner wieder das heilige Kreuz und nahm dieselben Uebungen vor wie in der vergangenen Nacht, bis sie am Morgen mit einem nicht weniger glänzenden Gefolge zum Gebäude des heiligen Gerichts zurückgeleitet wurde."

Mannigfaltiges.

— Deutsche in Ungarn und im Banat. Von dem kürzlich erwähnten Buche J. G. Kohl's (Hundert Tage auf Reisen in den Oesterreichischen Staaten*) sind nunmehr die drei letzten Bände erschienen, welche in zwei Bänden Schilderungen von Ungarn und im letzten Bilder aus Steiermark, dem Salzkammergut und dem benachbarten Bayerischen Hochland enthalten. Ungarn fängt jetzt an, ein Modeland der Touristen zu werden. Engländer namentlich haben es in den letzten Jahren viel bereist und beschrieben, doch an Beobachtungsgabe vermag es weder Herr John Paget noch Miß Pardoe mit Herrn Kohl aufzunehmen. Das Buch des Letzteren macht uns mit den zahlreichen Völkerschaften, die zwischen der Deutschen und der Türkischen Gränze, zwischen dem Adriatischen und dem Schwarzen Meere ihren Wohnsitz haben, mit ihrer Gegenwart so wie mit ihren Zukunfts-Hoffnungen bekannt. Bei dieser Gelegenheit theilt er uns seine Gedanken mit „über die friedlichen Wanderungen der Europäischen Nationen und über ihre mannigfaltigen Niederlassungen in den verschiedenen Gegenden unseres Welttheils", die manches Neue enthalten und worauf wir vielleicht später noch einmal zurückkommen. Daß er in dem großen Ungarnlande mit seinen drei Nationalitäten, der Magyarischen, der Slavischen und der Deutschen, vornehmlich der letzteren seine Aufmerksamkeit schenkt, kann uns nur freuen, so wie nicht minder, daß er ihr, trotz der etwas Asiatischen Willkür, mit welcher die Magyarischen Herren ihren nichtmagyarischen Landsleuten die isolirteste Sprache Europa's statt der vielverbreiteten eigenen aufdringen wollen, eine unverkümmerte schöne Zukunft prophezeit. Wir theilen hier Einiges mit, was er von den Deutschen im entlegenen Banate sagt:

„Dem sey indeß, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß es für einen Deutschen keine angenehmere Erscheinung im Banate giebt, als die vielen gebildeten Deutschen, die man hier findet. „Ach, ich möchte da nicht wohnen, wo es keine Deutschen mehr giebt!" sagte mir einer von ihnen, und ich muß gestehen, daß ich ihm von ganzer Seele hierin beistimmte. In dem Deutschen Gemüthe ist so viel Wohlwollen, so große Empfänglichkeit und Offenheit nach allen Seiten, so viel Bildungsfähigkeit, Bildung und Gemüth, daß man selbst als Unparteiischer nicht umhin kann, sich zu freuen, in der Fremde von Deutschen Leuten etliche zu finden. Ich möchte doch wissen, ob die Raizen auch so denken, daß sie da nicht mehr wohnen möchten, wo es keine Raizen (Serben) mehr giebt, und die Walachen, daß sie da auch nicht mehr bleiben möchten, wo keine Walachen mehr sind. — Diese Frage that ich mir aber ganz im Stillen, als es wieder anfing zu regnen. Ich mußte mich abermals und zwar zum letzten Male flüchten, denn mit diesem Regen brach auch zugleich der Abend ein, und es gab keinen Sonnenschein wieder. Ich ging zu einem liebenswürdigen Deutschen Landsmanne, in dessen Familienkreise ich die letzten Stunden des Tages verbrachte. Ich sage, zu einem lieben Deutschen Landsmanne, obgleich er ein Ungarischer Deutscher war. Denn mit uns Deutschen ist es so bestellt: Ziehen wir in unserem Vaterlande einen engen Kreis von wenigen Meilen, so finden wir sechserlei Nationen, Preußen, Hannoveraner, Sachsen, Weimaraner, Koburger, die sich mit mancherlei Verschiedenheiten und Abneigungen einander gegenüber stehen. Erweitern wir den Kreis zu einer Linie, die das Ganze umfaßt, und kommen Norddeutsche nach Süddeutschland, so begrüßen sie sich als liebe Landsleute unter einander, wenn sie auch noch so verschiedenen Fürsten gehorchen. Wenn in Oesterreich der Sachse einen Preußen, der Preuße einen Hamburger reden hört, so glaubt er, heimatliche Töne zu vernehmen, und sie schließen sich an einander. In Ungarn aber und weiterhin fließen auch Nord- und Süddeutschland zusammen, und erst durch das Weilen in diesen Ländern wird man fähig, im vollen Sinne ein Deutscher Patriot zu seyn und das ganze Vaterland mit Liebe zu umfassen. Erst da erkennt man, wie viele zarte und doch feste Bande der Verwandtschaft alle Deutsche mit allen Deutschen verknüpfen. Noch weiter hinaus giebt es dann selbst Gegenden, wo nicht nur alles Deutsche, sondern selbst alles Germanische Blut sich zu lieben beginnt. In den Romanischen Ländern, in den entfernten Slawischen, in Petersburg schon vermischt sich der Schwede, der Däne, der Holländer mit den Deutschen, die auch der Russe alle „Njemtzui" nennt. Im ganzen Osten Europa's sympathisiren alle Westeuropäer zusammen und erkennen, mit wie vielen gemeinsamen Banden sie verbunden sind, und welchen Gegensatz sie zum Osten bilden. Man sieht dort Deutsche selbst mit Italiänern fraternisiren. In Afrika oder in sonst einem entfernten Welttheile mögen am Ende wohl auch alle Slawischen, Germanischen und Romanischen Gegensätze sinken, und selbst der Ungar und der Serbe, selbst der Deutsche und der Russe werden sich hier als Landsleute und als Mitglieder der großen Kaukasischen Race die Hände drücken. Der Preußische, der Sächsische, der Hannoversche Patriotismus, alsdann die Deutsche Vaterlandsliebe, endlich die Germanische Bruderliebe, ferner die Europäische Verwandten-Zuneigung und die Kaukasische oder Indo-Germanische Stamm-Sympathie, es sind dies Alles in unserem Herzen verborgene Anlagen und in unserer Seele waltende Kräfte, die freilich in der Regel schlummern, die wir aber alle unter gewissen Umständen als thätig und in uns wirksam verspüren können. Auf dem wüsten Trabanten unserer Erde, unter den bizarren Mondbewohnern würden wir endlich auch die Welttheil-Antipathie, die Europäischen und Asiatischen Vorurtheile, die Afrikanischen und Australischen Abneigungen, den Süd- und Nord-Amerikanischen Völker-Gegensatz, den christlichen, muhammedanischen und Hindostanischen Religionshaß, die Kaukasischen, Mongolischen und Malayischen Racen-Nüancen in allgemeiner Liebe aufgehen sehen, und selbst in dem schwarzen Gesichte des Negers würde dort ein Amerikanischer Dandy nur das Allgemein-Menschliche auffassen, und sogar eines Pariser Herz in Liebe erweicht werden zu den Hottentotten oder Päschähs. Ja, wer ahnt alle die Kräfte der Liebe und des Hasses, die das Weltall durchströmen! Auf dem Sirius würden wir sämmtliche Bewohner dieses Sonnensystems vielleicht Partei machen gegen das Wesen-Geschlecht jenes Sternes und einen Uranus-Bewohner als werthen Landsmann aus unserem Sonnensystem begrüßen. Wo aber endlich ist der Mittelpunkt des Weltalls, wo alle Aeußerlichkeiten sinken, wo alle Wesen sich in Liebe umfassen, wo alle Disharmonie, welche diese Länder und Sonnensysteme feindlich durcharbeiten, in ewige Harmonie aufgehen? Wie unzählige Stufen mögen wir noch durchzumachen haben, bis wir reif und fähig werden zu einem solchen alle Wesen liebevoll umfassenden Weltleben!

„Solche und ähnliche Dinge verhandelte ich mit meinem lieben Ungarischen Stammgenossen, als uns seine Hausfrau in diesen Betrachtungen unterbrach. Sie kam so eben, wie Deutsche Frauen pflegen, mitten aus eiligen Haushaltungs-Geschäften. Sie hatte gerade „Ribisel" und „Agresel" eingemacht. Da ich auf meiner ganzen Reise durch Ungarn schon immer viel von Ribisel sowohl als von Agresel gehört hatte, so wollte ich denn doch endlich einmal dahinter kommen, was dies denn eigentlich für Dinge wären, und ich wagte vor dem Nachhausegehen die Bitte, daß man mich in einige Geheimnisse des Ungarisch-Deutschen Küchenlateins — wie man gleich sehen wird, ist dieser Name buchstablich richtig — einweihen möchte. Wir gingen in die Küche, wo viele reinliche Gefäße mit allerlei leckeren eingekochten Früchten gefüllt wurden. Erstlich also „Ribisel". Dieses Wort ist Lateinisch-Ungarisch-Deutsch, denn es werden damit diejenigen Früchte, welche wir „Johannisbeeren" nennen und welche auf Lateinisch bekanntlich Ribes (Ribes ruber) heißen, bezeichnet. Von dem Lateinischen Worte „ribes" haben die Ungarn „Ribizli" und die Ungarischen Deutschen „Ribisel" gemacht. „Agresel" aber sind die Stachelbeeren, welche auf Lateinisch „Ribes grossularia" oder „Agresta" und Italiänisch „agresto" heißen. Davon haben die Ungarn ihr „egresch", die Slaven ihr „egres", und die Deutschen „hob'n daraus ihr „Agresel" g'macht."

. . . . „Auf einer Prusse, wo wir anhielten, kam ich mit einem Deutschen Schulmeister zusammen. Er trug einen so schönen Schnurrbart, wie bei uns ihn mancher Husar nicht hat, war übrigens ein witziger und kenntnißreicher Mann und erzählte mir von seiner Schule. In derselben wären nicht weniger als 600 Kinder (die Dörfer sind hier alle außerordentlich groß). Diese Schule wäre in drei Klassen getheilt. Er hätte die zweite Klasse, ein Oberlehrer die erste. Von den 3000 Walachen des Dorfes kämen etwa 40 Kinder in die Schule, und von den 3000 Deutschen über 500. Es giebt hier nämlich auch Dörfer, die halb von Deutschen, halb von Walachen bewohnt sind. Ich traf unterweges ein solches Dorf, in dem die Walachen alle auf der einen Seite der Straße, die Deutschen sämmtlich auf der anderen wohnten. Sie mischen sich aber nicht. Obgleich sie, wie gesagt, nur durch die Straße des Dorfes getrennt und obgleich unter den Walachen sowohl als unter den Deutschen hübsche Mädchen sind, so hat Amor doch noch nie einen Pfeil über die schmale Straße gesandt. Die Liebe ist, scheint es, hier nicht so blind, daß sie nicht immer noch für die Unterschiede zwischen Deutschen und Walachen, zwischen Katholiken und Griechen Augen behielte. „So lange unser Dorf steht, ist noch nie eine Heirat zwischen einem der Unseren und der Walachen von der anderen Seite vorgekommen", versicherte mir einer der Einwohner des Dorfes. Ich fand dies ganz unglaublich, aber er sagte: „Ja, ja, 's isch so, 's G'blüt verträgt's halt nit!" In anderen Dörfern sind auch Deutsche mit Ungarn und Deutsche mit Serbiern unter ähnlichen Verhältnissen gemischt, doch mit den Ungarn verheiraten sie sich leichter."

*) Dresden und Leipzig, Arnold'sche Buchhandlung.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 132. Berlin, Freitag den 4. November 1842.

Frankreich.

Aus dem Leben des Konvents-Mitgliedes Barère.

Nach Carnot d. J.*)

„Ich weihe dieses fromme Denkmal den theuren Erinnerungen an die Urheber meines Daseyns. Leider habe ich sie verloren, während ich noch ihrer weisen Rathschläge und des Anblicks ihrer Tugenden, ihrer Seelengröße bedurfte.

„Meine Mutter zählte nur funfzehn Jahre, als sie mir das Leben gab, und als ich in meiner frühesten Jugend, aus Toulouse zurückkehrend, mit ihr in den Bädern von Canterets, Saint-Sauveur und Bagnères verweilte, hielt man uns allgemein für Bruder und Schwester.

„Nachdem ich eines Tages die im Walde des Parks von Beß errichteten Grabmäler besucht hatte, ruhte ich unter dem Schatten der Pappeln und Trauerweiden längs des Baches oder kleinen Flusses, der eine große Wiese durchströmt. Ich bemerkte neben mir eine marmorne Todten-Urne, auf einem steinernen Fußgestelle ruhend und von einer üppigen Vegetation umgeben, die einen schneidenden Gegensatz zu den Gedanken bildete, welche das Grab in uns erregt. Es war das Uebermaß des Lebens zur Seite des Todes!

„Dort genoß ich des süßesten und traurigsten der Gefühle — an meine Mutter zurückzudenken, die der Kummer über meine unglückliche Ehe frühzeitig hingerafft hatte. Wie konnte, sprach ich zu mir selbst, die Natur so reine, so entzückende Bande lösen, wie die, welche eine Mutter an ihren Sohn ketten? Wie kann man mit 45 Jahren, in der Blüthe des Lebens und des Gefühls, sterben? Tausend Betrachtungen drängten sich in meiner durch diese grausamen Erinnerungen zerrissenen Seele, und die Phantasie versetzte mich in das künftige Daseyn, wo ich in den Elysischen Gefilden oder in dem Paradies, welches unsere Religion zum Aufenthalte guter und tugendhafter Wesen bestimmt hat, meine Mutter wiedersah. Indem ich so meine Blicke auf das Grab richtete, neben dem ich saß, konnte ich nur das Wort: Jenseits! aussprechen. Ja! jenseits des Grabes liegen die Hoffnungen der Unglücklichen, welche in dieser Welt dem Unrecht und den Verfolgungen preisgegeben waren!"

Obige Zeilen findet man in einer Handschrift, welche die Jahreszahl 1797 und den Titel: Melancholische Blätter (Pages mélancoliques) führt. Und diese sentimentalen Herzens-Ergießungen, die nach der Schule Florian's schmecken, haben ein gefürchtetes Mitglied des National-Konvents, den bekannten Barère, zum Verfasser! Um ein solches Phänomen zu erklären, wollen wir versuchen, eine kurze Schilderung seines Charakters zu entwerfen, obgleich es um so schwieriger ist, ihn zu verstehen, je genauer man ihn kennen lernt; aber ein Leben, das so viele Widersprüche darbietet, muß so gezeichnet werden, wie es ist.

Der erste juristische Erfolg Barère's war die Freisprechung einer armen, des Kindsmordes angeklagten Bäuerin, die der Seneschall von Limoux schon zum Tode verurtheilt hatte; seinen ersten literarischen Erfolg verdankte er einer Lobrede auf Ludwig XII. Nachdem er einen mildthätigen Verein zur unentgeltlichen Vertheidigung dürftiger Angeklagten gebildet hatte, wurde er durch Familiengeschäfte zu einer Reise nach Paris veranlaßt, wo ihn die Errichtung der Cour plenière mit Aussichten auf constitutionelle Fortschritte erfüllte. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, die Franzosen einst der Freiheit würdig zu sehen, „aber", wie er Sorge trug, hinzuzufügen, „ohne daß sie so widerspenstige und grausame Unterthanen würden, wie die stolzen Bewohner Englands." Einige Monate später erhielt Barère einen Sitz in den General-Ständen, als erster Deputirter des Bigorre-Departements. Er war es, der das Gesetz dekretiren ließ, welches den durch die Abschaffung des Ediktes von Nantes verbannten Protestanten die Rückkehr nach Frankreich gestattete und sie in den Besitz ihrer nicht verkauften Güter wieder einsetzte. Er schlug vor, allen Farbigen die bürgerlichen Rechte zuzuerkennen, wenn sie die gesetzmäßigen Bedingungen eingehen würden. Nach der Arretirung Ludwig's XVI. in Varennes befand er sich unter den Deputirten, die zum Schutz der Königlichen Familie bestimmt waren und sie nach den Tuilerieen zurück begleiteten, wobei er mit Grégoire über die Sicherheit des Dauphins wachte, indem sie ihn Beide auf dem Arme trugen. Auch wurde ihm die Vormundschaft Pamela Fitzgerald's anvertraut.*)

Wir kommen jetzt zu der Hinrichtung Ludwig's XVI. Barère präsidirte im Konvent, als der Prozeß eingeleitet wurde. Er gab seine Stimme mit den Worten: „Das Gesetz verlangt den Tod, und ich bin hier nur das Organ des Gesetzes." Er verwarf auch die Appellation an das Volk. Nach gefälltem Urtheil bemühte er sich, alle Spuren der Zwietracht zu verwischen. Schon vorher hatte er sich offen gegen Marat und Robespierre ausgesprochen — „gegen jenen Menschen", wie er Marat von der Rednerbühne herab bezeichnete, „dessen Namen ich nicht nennen mag, der aber durch seine blutdürstigen Gesinnungen bekannt ist"; gegen Robespierre, den er anfangs nicht in den Anklagestand versetzen wollte, „um Zwergen kein Standbild zu errichten", von dem er aber später sagte: „Wir befanden uns damals auf einem Schlachtfelde; wir hatten diesen Menschen nicht verstanden." Als die Schreckensherrschaft ihren Gipfel erreicht hatte, drang er noch immer darauf, dem furchtbaren Ueberhandnehmen der Strafgesetze und der Hinrichtungen ein Ende zu machen. Er bekämpfte die Einrichtung des Revolutions-Tribunals und das Gesetz gegen Verdächtige. Er bemühte sich unaufhörlich, seine Mitbürger unter dem Vorwande öffentlicher Dienste den politischen Anklagen zu entziehen, und seiner eigenen Berechnung zufolge erstreckt sich die Zahl der Ausnahmen, die er auf solche Weise erhielt, auf mehr als 6000.

Barère wurde mit der Ausarbeitung des Dekrets in Betreff der Zusammenberufung der 48,000 Assemblées primaires beauftragt, denen die Constitution von 1793 vorgelegt werden sollte. „Hier ist sie", sprach er, „diese so sehr gewünschte Constitution, die gleich den Tafeln Mosis nur unter Donner und Blitz von dem heiligen Berge herab gelangen konnte. Man wende nicht ein, daß sie das Werk einiger Tage sey; in einigen Tagen hat man die Erfahrungen aller Jahrhunderte gesammelt. Hier hat die Gleichheit ihre Wohlthaten mit einer rührenden Einfalt niedergelegt; hier hat die bürgerliche und politische Freiheit ihre Rechte in gedrängtem, strengen Stil eingegraben. Weiterhin hat man dem Eigenthum, diesem Gute, nicht nur der Eigenthümer selbst, sondern auch derer, die es nicht sind, aber es werden können und müssen, seine Gränzen bestimmt und die Grundlage jedes sozialen Zustandes befestigt; das Eigenthum, welches unter den Gesetzen einer weisen Republik immer den Lohn der Arbeit, der Sparsamkeit und der Tugenden bildet, wird hier feierlich anerkannt und gesichert. Die Philosophie hat sich mit der Glaubensfreiheit, die Politik mit dem Weltfrieden, die Vernunft mit der allgemeinen Erziehung, die Republik mit den populairen Vereinen, die Kultur mit den öffentlichen Arbeiten, die Menschlichkeit mit der Unterstützung dürftiger Bürger, die Gerechtigkeit und die Kraft mit der Sicherung so vieler Rechte beschäftigt."

Barère behauptete in der Folge, daß man nicht einen einzigen Artikel dieser Constitution in Ausführung gebracht habe, und daß es mithin unmöglich sey, ein Urtheil darüber zu fällen. Frankreich ist, wie er sagt, nie anders als dem Namen nach republikanisch gewesen; die Republik scheint ihm eben so wenig für die Franzosen zu passen, wie die Regierungsform Englands für die Türken, und man darf sich nicht wundern, daß sie an den Ufern der Seine nur sieben Jahre dauerte, während sie eben so viele Jahrhunderte an den Ufern des Tibers geherrscht hat. „Die Franzosen können nicht über den glänzenden, aber engen Kreis hinaus, den die Monarchie um sie gezogen hat."

Barère hatte angefangen, die „Geschichte des Wohlfahrts-Ausschusses" zu schreiben, in welchem er, wie er klagt, seine besten Jahre zubringen mußte, und den er in Gedanken oft „die Löwengrube" nannte, weil er gezwungen war, dort neben Robespierre, Collot d'Herbois, Saint-Just und Couthon zu leben. Diese Arbeit wird vielleicht im Druck erscheinen; sie ist jedoch unvollendet.

Die Reaction begann und erreichte bald auch ihn. Angeklagt und zur Verantwortung gezogen, mußte er vor einer Kommission erscheinen, deren Glieder als eifrige Widersacher der Revolution bekannt waren. „Du bist", schrieb er in dieser gefährlichen Lage an seinen Bruder, „sehr zur Furcht geneigt und scheinst die Ruhe oder das Leben sehr hoch zu schätzen. Was mich betrifft, fürchte ich nur einen Grundsatz zu übertreten oder gegen die sozialen Tugenden zu fehlen." Diese Worte schildern die ganze damalige Epoche.

---

*) Mémoires de B. Barère. Publiés par MM. Hippolyte Carnot, Membre de la Chambre des Députés, et David (d'Angers), Membre de l'Institut. 2 vols. Paris 1842. — Der hier folgende Artikel ist hauptsächlich nach dem von Carnot geschriebenen einleitenden Artikel: Notice historique sur Barère, abgefaßt.

*) Wie man glaubt, war Pamela die Tochter des Herzogs von Orleans (Egalité) und der Frau von Genlis. Sie war die Gattin des Lord Edward Fitzgerald, der in dem Irländischen Aufruhr von 1798 umkam und nach dessen Tode sie sich zum zweitenmale mit einem Herrn Pitcairn vermählte.

Man bot ihm Päſſe und Geld an, um Frankreich zu verlaſſen; er gerieth aber darüber in Wuth, erklärte den Vorſchlag für entehrend und wollte das Leben um den Preis einer ſolchen Niederträchtigkeit nicht retten. Er wurde zur Deportation verurtheilt; man begnügte ſich jedoch, ihn in das Gefängniß zu Saintes zu bringen, aus welchem er am 3. Brumaire, dem Tage des Konvent-Schluſſes, entkam. Nachdem er eine Zeit lang im Lande umhergeirrt war, verbarg er ſich in Bordeaux, wo er in äußerſter Dürftigkeit lebte. Geächtet und verlaſſen, ſchrieb er damals die vertraulichen Blätter, woraus wir zu Anfang unſeres Aufſatzes einige Zeilen entlehnt haben. Es iſt der Mühe werth, die Ideen Barère's etwas weiter zu verfolgen. Hier ſind einige Bemerkungen über die Aufgabe des Weibes, die man gewiß nicht von ihm erwartet hätte. Nachdem er zu zeigen geſucht, daß die Verhältniſſe zwiſchen den beiden Geſchlechtern ſeit der Revolution eine würdigere und ernſtere Richtung erhalten hätten, fährt er alſo fort:

„Die Frauen, die Mütter, üben das Prieſteramt in der Familie aus. Sie leiten die erſte Erziehung ihrer Kinder; ſie lehren ihnen das Gebet, die Barmherzigkeit; ſie bewahren die Reinheit des Herzens, während ſie den Geiſt bilden und veredeln. Glücklich ſind die Erziehungen, die von einer Mutter geleitet werden, welche die Tugenden ihres Geſchlechts mit einigen für ſie paſſenden Studien verbindet.

„Eine gute Mutter iſt die Grundlage der Familie, unter der ſie den Schatz ihrer Sorgfalt und ihrer Zärtlichkeit gleichmäßig austheilt. Kein Anderer vermag das ſo gut zu verſtehen und anzuwenden, was für unſere erſten Jugendjahre nöthig iſt, deren phyſiſcher und moraliſcher Einfluß ſo mächtig auf unſer ganzes Leben einwirkt. Die Aufſicht einer Mutter hat nichts Läſtiges für die Kinder, nichts Beſchwerliches für ſie ſelbſt. Dieſe von Natur gebotene Aufſicht iſt ſanft und vertrauensvoll, unermüdlich und faſt unſichtbar.

„Kinder ſorgfältiger und zärtlicher Mütter ſtellen das Bild des Glücks, der Geſundheit und der vollkommenen Einigkeit dar. Die Kindheit iſt das Alter reiner Seelen, wahrer Neigungen, zufriedener Herzen und einer ſich eben entwickelnden Intelligenz. Wie aufmerkſam verfolgt eine Mutter deren erſte Regungen und unerwartete Fortſchritte! Es ſind die Mütter, welche die erſte Erziehung ihrer Kinder auf jene göttliche Religion gründen, die das Weib emanzipirt und ihm eine ſo reine, ſo nützliche, ſo edle und ſo nothwendige Rolle im Familienzirkel angewieſen hat.“ (Schluß folgt.)

Arabien.

Orientaliſche Legenden.

Die Erbſünde.

Unſere erſten Aeltern lebten glücklich an dem Orte des Friedens und des Ueberfluſſes, den der Ewige ihnen im Himmel bereitet hatte. Iblys ſah ihr Glück mit neidiſchen Blicken. Er beſchloß, ſie zu verderben. Er machte ſich auf die Reiſe, um ſie aufzuſuchen; denn er konnte in den ſieben Himmeln reiſen. Er genoß dieſe Erlaubniß ziemlich lange. Zuerſt jagte ihn der Prophet Idrys (Enoch), als er in den ſiebenten Himmel erhoben worden war, aus dieſem Himmel hinaus. Dann trieb Jeſus, als er von Gott in den vierten Himmel getragen worden war, den böſen Geiſt aus dieſem vierten Himmel, aus dem fünften und aus dem ſechſten. Nun kam Muhammed, der Iblys endlich für immer aus den drei übrigen Himmeln verjagte.

Um wieder in das Paradies Adam's zu kommen, nahm Iblys die Geſtalt eines Greiſes an. Jedoch hielten ihn die Wächter oder die Thürhüter ab. Er wartete dreihundert Jahre, aber dreihundert Jahre nach unſerer Zeit. Er lief beſtändig hin und her, um eine günſtige Gelegenheit auszuſpähen.

Alle Tage kam der Pfau aus dem Paradieſe und flog in die Ferne. Dieſer Pfau hatte zwei Flügel, welche den unermeßlichen Sidrat-al-Munteha, einen paradieſiſchen Baum, von dem ein jedes Blatt den geſchriebenen Namen eines Menſchen trägt, welcher ſtirbt, wenn ſein Blatt fällt*), mit ihrem Schatten hätten bedecken können. Der Pfau hatte auf dem ungeheuren Tuba, einem anderen Baume des Paradieſes, ſein Neſt. Er ſteht in dem Palaſte des Propheten Muhammed und ſchickt allen anderen Paläſten dieſes großen Ortes einen Zweig, welcher in jedes Zimmer ein Licht fallen läßt, das ſo glänzend iſt, wie das unſerer Sonne. Der Prophet hat geſagt: „Die Ebene, auf welcher ſich der Tuba erhebt, iſt nur von Rubin; die Oberfläche des Bodens iſt von dem ſüßeſten Biſam; die fruchtbare Erde des Tuba iſt tief und von weißem Bernſtein; die Höhen oder Hügel, die ihn umgeben, ſind von ſchneeweißem Kampher; die jungen Früchte des Baumes ſind grüne Smaragde, und ihre Stiele ſind mit einem feinen ſeidenen Gewebe überzogen; die Blüthen ſind wie ein ſchönes, weites, goldenes Kleid; die Blätter ſind große grüne Mäntel; die reifen Früchte ſind von grellrother Farbe und ſcheinen glänzender Frauenputz zu ſeyn; die Zweige, welche am Fuße ſeines Stammes wachſen, glänzen wie prächtige Scharlachkleider; der Raſen, welcher neben ihm die Erde bedeckt, iſt hoher Safran; endlich ſprudeln aus ſeinem Stamme drei paradieſiſche Ströme hervor, der Salſabil, der Kauk und der Majin. Ein Reiter könnte unter den Schatten des Tuba hundert Jahre lang reiten, ohne die Bahn zu vollenden.“

Auf dieſem Tuba nun ſaß der Pfau. Als eines Tages dieſer Vogel ausflog, ſah er in einiger Entfernung von der Thür des Paradieſes einen Greis. — Wer biſt du? fragte er ihn. — Ich bin, antwortete Iblys, einer der Cherubim von der rechten Seite Gottes und einer von denjenigen, welche die Wiſſenſchaft der verborgenen Dinge beſitzen. Ich möchte in das Paradies gehen, um dieſen ſeligen Ort zu ſehen und zu bewundern und um das zu betrachten, was der Ewige den heiligen Perſonen der Zukunft aufbewahrt. Aber wer biſt du, du herrliches Geſchöpf, das du ſo glänzend und ſo geſchmückt biſt? Von allen Werken des Allmächtigen gleicht nichts deiner Schönheit. Wie heißeſt du? — Ich bin ein Vogel, und mein Name iſt Pfau. — Woher biſt du? — Ich bin, wie du ſiehſt, aus dem Garten Adam's. — Und was macht Adam? — Er führt ein köſtliches Leben und erfreut ſich eines herrlichen Glückes; er genießt Alles, und wir gehorchen ſeinen Befehlen. — Könnteſt du mich nicht zu ihm führen? — Zu welchem Zwecke? — Ich habe dem Adam einen Rath zu geben. — Warum bitteſt du nicht den Thürhüter Ridwan, dich einzulaſſen? — Weder er noch die Seinigen würden meine Bitte erfüllen. — Unmöglich wird man dir verbieten, einen Rath zu geben. — Das iſt wohl wahr; aber ich wünſche nicht einmal, daß ſie vermuthen, daß ich eine ſolche Abſicht habe. — Warum? — Wir Cherubim ſprechen nur im Geheimen. Wenn du mir übrigens den Dienſt, um welchen ich dich bitte, erzeigen willſt, ſo werde ich dich ein Gebet lehren, durch deſſen Kraft du immer jung und ſchön bleiben wirſt. — Unmöglich, mein lieber Cherub. Aber wenn du willſt, ſo will ich dir Jemanden zeigen, der dich einführen kann. — Sehr gut. — Und der Pfau ging ſogleich fort, um die Schlange aufzuſuchen. Zu dieſer Zeit war die Schlange ſo groß, wie ein Kameel aus dem Stamme der Beni-Bachati und eines der ſchönſten Thiere des Paradieſes. Sie war ziemlich einem Kameele ähnlich; wie dieſes hatte ſie vier Füße, aber jedes war ein grüner prächtiger Smaragd; auf jeder Seite trug ſie ein buntfarbiges Kleid, mit Perlen beſetzt, die wie das Geſicht des Mondes glänzten; einen Kopf von Rubin, Augen von Smaragden, eine Zunge von ſchneeweißem Kampher, Perlenzähne, einen weißen Rücken und einen gelben Bauch. Ihr ganzer Körper war leuchtend; ihr Hals wiegte ſich, wie ein tauſendfarbiger, biegſamer Zweig; der Büſchel von Haaren, der ihren Kopf krönte, flatterte wie die ſchönen Locken junger Mädchen, und ihre lange Mähne wehte im Winde, wie die zwei Flügel eines Vogels.

Meine liebe Schlange, ſagte der Pfau zu ihr, an der Pforte des Paradieſes iſt ein Engel, welcher Adam einen Rath zu geben hat, und welcher denjenigen, der ihn hier einführt, ein wunderbares Gebet zu lehren verſpricht. — Schnell ſuchte die Schlange den Engel auf und ſagte zu ihm: Ich will dich wohl hier einlaſſen; aber ich weiß in der That nicht, wie ich mich dabei benehmen ſoll; denn Ridwan hat hier große Gewalt, und ich fürchte, es wird mir dabei ein Unglück widerfahren. — Fürchte nichts; ich nehme Alles auf mich; ich will dir einen koſtbaren Stein geben, vermittelſt deſſen du überall, wo du auch ſeyn magſt, das Paradies finden wirſt. Hier, nimm dieſen Stein; in der Nacht wird er dir wie ein Licht leuchten. — Und Iblys gab der Schlange einen kleinen Edelſtein, den ſie in ihrem Munde verbarg. Das iſt derſelbe Stein, der das Viereck bildet, das die Schlange jetzt auf dem Kopfe trägt. — Jetzt, fügte Iblys hinzu, weiß ich ein Mittel, wie du mich kannſt hineingehen laſſen. Ich werde mich in einen Hauch verwandeln, und du wirſt mich zwiſchen deinen Zähnen verbergen. Auf dieſe Weiſe kannſt du mich in das Paradies einführen, ohne daß Ridwan es bemerkt.

Geſagt, gethan. Und Iblys ſetzte ſich auf den Stengel des Getraides. Hier ließ er ſchmelzende Flötentöne hören, die er mit klagenden Stimmen und Seufzern und Thränen vermiſchte.

Eva hört die Muſik. Ganz verwundert darüber läuft ſie herbei; Adam folgt ihr. Und aus den Lippen der Schlange wehten dieſe Töne und erklangen dieſe Seufzer. Adam und Eva nähern ſich, lauſchen, erſtaunen. — Kommt, kommt hierher, ſagte ihnen Iblys. — Nein, antworteten Adam und Eva; es iſt uns verboten, dieſe Pflanze anzurühren. Aber warum ſeufzeſt und klagſt du? — Ach, ich weine über euch, Unglückliche, daß ihr einſt von hier verſchwinden, euch trennen und ſterben ſollt. Euer Schickſal iſt ſehr traurig. — Sterben! Was iſt ſterben? fragten ſie beide zugleich. — Sterben, Sterben, das iſt das Aufhören des Athems und der Kraft, die euch beleben, das Stillſtehen der Bewegung eurer Glieder. Und das Auge liſcht aus, das Ohr ſchließt ſich, der Körper handelt nicht mehr, das ganze Weſen zerfällt und wird zu Nichts. Aber ich will euch einen Rath geben. Hier iſt eine Pflanze, die euch unſterblich und mächtig machen kann. Dort ſteht ſie. Und er zeigte ihnen das Getraide. — Aber, wie wir dir ſchon geſagt haben, es iſt uns verboten, ſie anzurühren. — Ei! verboten! damit ihr keine Engel und nicht unſterblich werden ſollt.

Hierauf trat er näher zu Eva und Adam und zeigte ihnen ein Korn des Getraides auf dem Stengel. — Das iſt das prächtige Korn, ſagte er ihnen; es giebt hier nichts Süßeres, noch Schöneres. Glaubet mir, folget dem Rathe, den ich euch gebe, eſſet von dieſem Getraide; beeilet euch noch, denn wer von euch beiden davon ißt, der wird dem Anderen überlegen ſeyn. — Eva ſprang ſogleich herbei, nahm ein Korn, aß es, pflückt noch ein zweites ab und reicht es dem Adam. Nach anderen Erzählungen, pflückte Eva das zweite Mal zwei Körner ab; aber ſie bot dem Adam nur eines an; denn die Frau iſt immer hinterliſtig und betrügeriſch in Bezug auf ihren Mann. — Das Korn, welches ich eben gegeſſen habe, ſagte Eva zu Adam, hatte einen köſtlichen Geſchmack, und du ſiehſt, daß es mir kein Unglück bereitet hat. — Aber das Verbot Gottes .... — Hat denn nicht die Schlange im Namen Gottes geſprochen? — Adam zögerte, ſchwankte lange, man ſagt ſogar, hundert Jahre lang. Da er endlich ſah, daß für Eva kein Unglück daraus entſtand, ſo nahm er ein Korn an und aß es. Das Unglück, welches nur Eva, d. h. den Zweig getroffen und keine traurigen Folgen gehabt hatte, traf hierauf Adam, d. h. den Stamm, und der ganze Baum war verdorben.

*) Heute noch bringt jeder echte Muſelmann die funfzehnte Nacht des heiligen Monats Ramadhan, die man die Nacht des Sidrat-al-Munteha nennt, mit frommen Anrufungen zu und bittet Gott, ſein Blatt noch nicht fallen zu laſſen.

Ehe Adam die Süßigkeit des Kornes kosten und essen konnte, flog die Perlen- und Rubinenkrone, die seine Schläfe wie zwei blendende Flügel deckte, von seinem Haupt und schrie: „Adam! Adam! wie wirst du seufzen und klagen!" Der Thron, auf welchem er mit Eva ruhte, wankt und weicht unter seinen Füßen, indem er sagt: „Ich will nicht, daß mich Gott demjenigen, der sich gegen ihn vergangen hat, als Sitz dienen sehe." Auch ihre Armbänder fallen ihnen ab; ihre goldenen Ketten lösen sich; ihre mit Edelsteinen besetzten Gürtel und die sieben hundert Kleinodien, die Adam hatte, Alles fällt ihnen ab; Alles verschwindet. Der Unterschied ihres Geschlechts lag nun klar am Tage. Bis auf diesen Augenblick hatten sie ihn nicht gesehen; denn sie hatten am Nabel ein Licht, welches ihre Blicke blendete, wenn sie dieselben auf ihre Schamtheile richteten. Dieses Licht erlosch am Tage der Sünde. Die beiden Schuldigen bemerkten jetzt gegenseitig ihre Nacktheit, und sie glaubten, daß alle Wesen sie nun zum ersten Male sähen.

Sie flohen alle beide; aber die Bäume, die Pflanzen, die Gewässer, Alles rief ihnen zu: „Adam hat sich wider Gott empört!" Sie gingen an den Baum Sidrat-al-Munteha; der Baum ergriff Adam und hielt ihn an: „Wohin denkst du zu fliehen", sagte er zu ihm, „vor der Allgegenwart deines Gottes!" Und Adam streckte seine Hand aus, um von dem Sidrat ein Blatt abzureißen und damit seine Nacktheit zu bedecken; das Blatt entzog sich seiner Hand, und Adam weinte. Kein Baum wollte sich ein Blatt nehmen lassen; jeder sagte: „Ich bin nicht da, um das zu bedecken, was Gott aufdeckt." Nur der Feigenbaum wurde von Mitleiden bewegt, und Adam und Eva pflückten Blätter von ihm ab. Sie legten sie an sich und drückten sie an; aber sie fielen wieder ab und zerrissen. Die beiden Schuldigen weinten, und eine Stimme sagte ihnen: „Derjenige, den Gott nackt gemacht hat, findet Keinen, der ihn bedecke." Endlich baten sie Gott, daß er sie bedecken möchte, und sie näherten sich zum zweiten Male dem Feigenbaume. Der Baum schüttelte sich erst gegen Adam; drei Blätter fielen ab; Adam bedeckte sich damit. Der Feigenbaum schüttelte sich hierauf gegen Eva; fünf Blätter fielen ab; Eva bedeckte sich damit. Dies stimmt mit der Thatsache überein, von welcher das islamitische Leichengesetz sagt: „Der todte Mann soll dreimal in sein Leichentuch eingewickelt werden, und die todte Frau fünfmal."

Weil der Feigenbaum dem Adam und der Eva seine Blätter gegeben hatte, so wollte Gott nicht, daß er zum Tragen von Lasten, noch zum Feueranzünden dienen, noch daß die Thiere sein Laub essen sollten. Diejenigen Bäume, die ihre Blätter verweigert hatten, sind in diesem Gesetz nicht mit begriffen.

Gott sagte zornig zu Adam: — Warum hast du von diesem Getraide gegessen? — Weil es mir Eva gegeben hat. — Dann sagte er zu Eva: — Warum hast du ihm von diesem Getraide gegeben? — Die Schlange ist Schuld daran; sie hat mich dazu genöthigt. — Und zur Schlange: — Warum hast du das gethan? — Weil mich der Pfau dazu gezwungen hat. — Und zum Pfau: — Warum hast du sie aufgefordert? — Weil mich Iblys hintergangen hat. — Iblys wurde nun von Gott verflucht. Sein Aeußeres, seine Gestalt bis auf seine Wohnung, Alles wurde verändert. Er wurde häßlicher, als die häßlichsten Thiere, er, der vorher sechshunderttausend mit Edelsteinen besetzte Flügel gehabt hatte, er, der in früherer Zeit der König der Erde, der weiseste der Engel, der Wächter des Himmels gewesen war, der endlich bisher von der Erde bis zum Himmel, zwischen welchen er unaufhörlich schwebte, bewundert worden war. Und zur Schlange, die den Teufel zwischen ihren Zähnen beherbergt hatte und ihn daselbst noch beherbergen kann, sagte der Ewige: „Fünf Dinge sollen dich strafen: ich nehme dir die Beine; du sollst nur auf der Erde essen; du sollst auf dem Bauche kriechen; wer dich sehen wird, soll kein Mitleid mit dir haben und soll dir den Kopf zertreten; alle Jahre im Winter sollst du sterben."

Was den Pfau anbelangt, so machte Gott seine Beine häßlich und zerstörte den Glanz seines Gefieders.

Zehn Strafen wurden dem Adam auferlegt: der Tadel der ganzen Welt; die Offenbarung seiner Schuld durch seine Nacktheit; die Verdünnung seiner Haut, die vorher wie Horn war, und von der ihm zum Andenken nichts gelassen wurde, als was noch an der Spitze der Finger und Zehen übrig geblieben ist; die Vertreibung aus der Nähe Gottes; die Trennung von Eva; die gegenseitige Feindschaft unter seinen Nachkommen; eine verdammende Stimme, die ihm immer zurufen soll: „du bist meineidig gewesen"; Zwietracht und Krieg unter seinen Nachkommen; der Aufenthalt auf der Welt, als ein Gefängniß für ihn und seine Kinder; die Arbeit und Ermüdung.

Funfzehn Arten von Strafen wurden der Eva und ihrer Nachkommenschaft auferlegt: die Menstruation; denn Gott sagte zur Eva: „Du hast aus der Pflanze, deren Frucht du abgerissen hast, Blut fließen lassen; daher sollst du auch alle Monate einmal bluten"; eine beschwerliche Schwangerschaft; schmerzhafte Geburt; weniger religiöse Pflichten und Verdienste; ein geringerer Verstand; bloß halbes Antheil bei Erbschaften; eine bestimmte Zeit der Ehelosigkeit nach der Scheidung oder nach dem Tode des Mannes; unterworfen zu seyn dem Manne, der für sich die wichtigsten Arbeiten haben und für die Bedürfnisse seiner Frauen sorgen muß; kein Recht zur Scheidungs-Klage; das Verbot, Krieg zu führen; keine Frau soll ein Prophet werden; keine Frau darf ein Sultan oder König werden; das Verbot, allein und ohne Verwandte zu reisen; Frauen dürfen sich nur allein und an bestimmten Tagen zum Gebet vereinigen; das Verbot, eine Frau zu grüßen.

Dies waren die schrecklichen Folgen eines einzigen Fehlers; und dieses Alles wegen eines einzigen Getraidekornes. Wie muß nicht erst derjenige bestraft werden, welcher sein ganzes Leben hindurch in Sünden lebt und Verbrechen auf Verbrechen häuft!

England.

Grieb's Englisch-Deutsches Wörterbuch. *)

Wir begrüßen freudig das Erscheinen dieses mit großem Beruf zur Sache unternommenen und durchgeführten Werkes, dessen wesentliche Vorzüge vor den übrigen uns näher bekannt gewordenen Englischen Wörterbüchern ein kurzer Gebrauch schon einleuchtend machen kann. In seiner Vorrede sagt der Verfasser: „Bei allen Vorzügen, die einige neuere lexikographische Werke so vortheilhaft vor anderen auszeichnen, trifft sie doch fast insgesammt der Vorwurf, daß sie auf die zahllosen und wichtigen Entdeckungen im Gebiete der neueren Kunst und Wissenschaft und die hieraus entspringenden neuen gesellschaftlichen Verhältnisse und Bedürfnisse gar keine oder wenige Rücksicht nehmen, beim Lesen der wissenschaftlichen Werke, Zeitschriften u. s. w. aber entweder ganz unbrauchbar sind oder doch den Leser häufig im Stiche lassen. So sind z. B. in keinem bis jetzt erschienenen Wörterbuche die Verhältnisse Nord-Amerika's und der Englischen Kolonieen auch nur theilweise berücksichtigt, obschon diese besonders für Deutschland täglich wichtiger werden; so giebt kein Wörterbuch die auf Handel, Dampfmaschinen, Eisenbahnen u. s. w. bezüglichen technischen Ausdrücke, obgleich Englische und Deutsche Werke und Zeitschriften von denselben wimmeln. Dasselbe gilt von den Naturwissenschaften, der Nautik, Medizin, Rechtswissenschaft, Philosophie, Mechanik, so wie von den dem unermeßlichen Gebiete der neueren Industrie angehörigen wesentlichsten Ausdrücken und Wörtern."

Daß der Verfasser nicht übertreibt, davon kann sich Jeder überzeugen, der irgend ein wissenschaftliches, besonders in die Gebiete der Mechanik, Industrie und alles Technischen einschlagendes Werk, eine in den Britischen Kolonieen oder in den Staaten der Union herauskommende Zeitschrift, oder auch nur einen der neueren und neuesten Romane liest, dessen vornehmster Schauplatz der Ocean, die Kolonieen, Schottland oder die Reviere und Schlupfwinkel gewisser vormals wenig beachteter Volksklassen in old England sind. Ein großer Theil der bis jetzt in keinem Wörterbuche vorkommenden Wörter, Phrasen und Bedeutungen ist keineswegs neue Erfindung (von den Grundwörtern versteht sich dies ohnehin von selbst); nur waren sie selten oder niemals in die Schriftsprache übergegangen, ein anderer Theil ist allerdings neuen, in manchen Fällen sogar außereuropäischen Ursprungs und hat erst durch die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse in den Britischen Kolonieen aller Welttheile, durch den gegen früher sehr erweiterten literarischen Gesichtskreis Englands auf dem Europäischen Kontinente, durch gewisse Veränderungen im sozialen Seyn der Bewohner Großbritaniens selber (noch abgesehen von allen Erfindungen und Erweiterungen der Wissenschaft in unserem Jahrhundert) sein Daseyn erhalten; daher auch ein sonst tüchtiger Kenner der Englischen Sprache, wenn er nicht bei der Literatur des vorigen Jahrhunderts stehen bleiben will, sich häufig verlassen und hülflos sieht. Der vorliegende Englisch-Deutsche Band des Griebschen Werkes ist nun, wie sein Verf. versichert, mit einer fast unglaublichen Anzahl neuer Bedeutungen und mit mehr als 20,000 nützlichen Wörtern bereichert, darunter auch manches den Sprachen Indiens, Nord-Amerika's u. s. w. angehörende Wort, welches im heutigen Englisch Bürgerrecht erhalten hat. Auf die Eigenthümlichkeiten der Sprache Shakespeare's (von denen ein Theil, wie bei Dante, lokale Ausdrucksweisen und Bedeutungen sind) hat der Verfasser ganz besondere Rücksicht genommen und hofft, daß die tiefe Bewunderung Deutschlands für diesen Heros der dramatischen Literatur ihm als Entschuldigung dienen werde. Wir erlauben uns, einige Wörter und Bedeutungen nachzutragen, die wir beim Durchblättern des Werkes hier, wie in anderen Wörterbüchern, vermißt haben. In D fehlt das Wort donkey, welches so häufig für ass (Esel) gebraucht wird. — In G fehlt ghaut, das in Ostindien einen Paß zwischen Bergen bezeichnet. — Omen wird von Dichtern auch für Schicksal gebraucht. — In P fehlt bei pointing die Bedeutung: Lesart im Texte. — Bei rival ist die ursprüngliche, von einem Erklärer Shakespeare's beigebrachte Bedeutung übergangen: rivals, in the original sense of the word, were proprietors of neighbouring lands, parted only by a brook, which belonged equally to both. — Zu stomach bemerkt Johnson, daß es in Shakespeare's Zeitalter für constancy, resolution gebraucht worden sey. — In S fehlt semiana (Indisch): ein ausgespanntes Tuch, um Fliegen abzuwehren. — In T fehlt tiffen, wie man in Kalkutta das zweite Frühstück nennt.

„Während wir uns" — bemerkt der Verfasser — „einer mit der Ausdehnung unseres Werkes verhältnißmäßigen Vollständigkeit bestrebten, konnte es uns nicht entgehen, wie schwer es oft dem weniger Eingeweihten und hauptsächlich dem Anfänger ist, sich in dem Labyrinthe der nicht streng ausgeschiedenen, selten von passenden und zugleich klassischen Beispielen begleiteten Wortbedeutungen zurechtzufinden. Diesem so großen Uebelstande konnte man bei einem Werke von so mäßigem Umfang am zweckmäßigsten und größtentheils nur durch eine möglichst vollständige, ins Einzelne gehende Zergliederung jedes Wortes, so wie durch eine methodische Entwickelung der Grundbedeutung zu begegnen hoffen." Auch diese Aufgabe scheint uns im Ganzen recht wacker gelöst zu seyn. Wir setzen hinzu, daß Herr G. bei Anführung solcher Wörter, deren ausländische Abkunft keinem Zweifel unterliegt, auf die Sprache, aus welcher sie erborgt sind, hinweist und jedem Englischen Grund-

*) Ch. A. Grieb: Neues Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Wörterbuch, nach den besten und neuesten Werken über Sprache, Gewerbe, Kunste und Wissenschaften. Erster, Englisch-Deutscher Band. Drei Abtheilungen (zusammen von 1140 Seiten). Stuttgart, in der Scheibenschen Verlagshandlung. 1841. 42.

worte wenigstens die Angelsächsische Form, öfter auch verwandte Wörter anderer Germanischen oder Keltischen Sprachen zur Seite stellt. Bisweilen geht er noch weiter und citirt ein entsprechendes Slavisches oder Sanskrit-Wort, mitunter gar eines, das in eine ganz andere Sprachen-Kategorie, als die unsrige, gehört. Bei diesen Vergleichungen waltet aber sichtlich kein Prinzip vor, daher sie oft wie bloße Spielerei sich ausnehmen. Zudem ist der Verf, wo er einmal das Germanische Gebiet überspringt, selten verläßlich, und es kommt zu manchem lapsus calami. Hier einige Beispiele von Fehlern und Inkonsequenzen, deren Zahl wir außerordentlich vermehren könnten. Das Wort Bruder (brother) ist noch in zwölf Sprachen mitgetheilt, wogegen Schwester (sister) mit dem bloßen Angelsächsischen sweoster abgefunden wird, obgleich man im Sanskrit swasri hat, im Russischen sestrà, Polnisch siostra, Littauisch sessu (Genitiv sesserès) u. s. w. Uebrigens heißt Bruder im Sanskrit nicht brader, sondern b'ràtri. — Bei Tochter citirt der Verf. das Persische dochter, nicht aber das duhitri des Sanskrit, oder das dotsch, dschetscheri u. s. w. der Slawen. — Bei walk steht nur das Angelf. wealcan, nicht die mit der Englischen ganz gleiche Sanskrit-Wurzel (walk), nicht das Franz. aller und Deutsche wallen. — Das Sanskritische man heißt nicht Mann, sondern ist die Wurzel denken, von der übrigens auch Mensch (im Sanskrit manuschja) abstammt. — Bei beat (schlagen) vergißt der Verf. das Altlateinische batuere, das Franz. battre, Slavische bi', bitj u. s. w. und vergleicht zwei Arabische (!) Wörter: gabata (!) und kabata (!), von denen aber das erstere (wenn ghabata gemeint ist) nacheifern, das andere (kabadhat) ergreifen, fassen bedeutet. — Wachs heißt im Russischen wosk und nicht waksa; letzteres ist Stiefelwichse. — Herz heißt im Sanskrit nicht hirda, sondern hrid. — Der Bock (buck) hat die Ehre, in elf Sprachen zu paradiren, wobei er aber zweimal in einen Ochsen sich verwandelt, namentlich in dem Russischen byk und dem Kalmykischen böge (denn so und nicht bugu muß es heißen). Auch das Türkische und Ost-Mongolische boghà bedeutet Stier. Besser alle Sprach-Parallelen bei Seite gelassen, als eine Halbheit verschuldet, die zu der sonstigen so ruhmwürdigen Ganzheit in unangenehmem Kontraste steht.

Bei Bestimmung der Aussprache Englischer Wörter ist Herr G. hauptsächlich Walker gefolgt. Eine dem Bande angehängte Synopsis umfaßt diejenigen Wörter, die von den besten und neuesten Engl. Orthoepisten verschieden ausgesprochen werden. Wir bemerken noch, daß wir mit Herrn G's Bestimmung der Aussprache der einzelnen Laute ganz einverstanden sind: Das lange a, wie in fall und ähnlichen Wörtern, ist allerdings im Munde der meisten Engländer ein Mittelton zwischen a und o, wie z. B. die Elsasser oder die Harzbewohner das lange Deutsche a sprechen; und das kurze a des Engländers, wie in fat, fast, ist niemals ein Deutsches ä (wie etwa in März), sondern lediglich ein etwas gedämpftes a; dies ergiebt jede aufmerksamere Beobachtung.

Die ganze typische Ausstattung des Werkes ist musterhaft. $\sigma\chi$.

Mannigfaltiges.

— Ein Urtheil aus Frankreich über die Deutsche Literatur. Herr Philarète Chasles setzt im Journal des Débats seine Betrachtungen über die neuere Deutsche Literatur fort. Das Blatt vom 27. Okt. enthält abermals einen Artikel mit der Ueberschrift: „De la littérature Allemande, par Wolfgang Menzel" — von welchem Buche Herr Chasles gar nicht abkommen zu können scheint. Diesmal hat er es mit Wienbarg's „Aesthetischen Feldzügen" und mit Hermann Marggraff's „Bücher und Menschen" verbunden, freilich nicht um über die eine oder die andere dieser vor einer Reihe von Jahren neu gewesenen Schriften etwas zu sagen, sondern nur um daran die Betrachtung zu knüpfen, daß heutzutage in Deutschland zwar sehr viel kritisirt, aber nichts produzirt werde. Die Kritik, meint Herr Chasles, diese Geburtszange in der Hand Lessing's, habe einmal der Deutschen Literatur auf die Welt geholfen und scheine jetzt auch die Schaufel zu seyn, mit der die kleinen Lessinge unserer Zeit ihr ein frühes Grab bereiten. Das hat Herr Chasles unstreitig einem in Paris lebenden Deutschen Literaten abgehorcht und nacherzählt; denn er selbst beweist uns durch das, was er von der Deutschen Literatur kennt und sagt, nicht im geringsten, daß er irgendwie kompetent sey, den kritischen Stab über sie zu brechen. Weiß er doch von neueren, vielverbreiteten Schriftstellern kaum einen Namen zu nennen, mit Ausnahme etwa von Gervinus, den er als Zeugen für seine Ansicht citirt. „Während der letzten zehn Jahre", fügt er hinzu, „sind in Deutschland mehr als 6000 Romane erschienen, ohne daß irgend ein berühmter Name aus dieser kompakten Masse hervorgegangen wäre. Nur die Namen Lamotte-Fouqué, Tieck, Heine, Gervinus und Menzel haben ihren alten Glanz, ihren alten Succeß noch. Man macht es in Deutschland wie in England: die alten Bücher werden von neuem gedruckt.*) Die Kommentatoren hören nicht auf, in der gewohnten Weise zu schreiben. Einige Theologen haben es mit dem Mystizismus bis zum Rationalismus gebracht und des Symbols sich bedient, um das christliche Symbol zu vernichten. Das ist Alles, was sich in der neueren Deutschen Literatur zugetragen hat."

Hiernach muß man wirklich daran zweifeln, ob Herr Chasles weiß, welcher Begriff mit den Worten „Mystizismus" und „Rationalismus" zu verbinden sey; jedenfalls geht daraus hervor, daß er diejenigen Deutschen Schriftsteller, auf welche sich dieses Urtheil bezieht und von denen er auch Strauß und Bruno Bauer namhaft macht, eben so wie die ganze übrige Deutsche Literatur, nur vom Hörensagen kennt, doch dürfen wir nicht verschweigen, daß er gegen den Schluß seines Artikels aus einem in Stuttgart erschienenen Buche „über das Lombardisch-Venetianische Königreich", so wie aus Kohl's „Petersburg in Bildern und Skizzen", einige Auszüge giebt.

*) In mancher Hinsicht wäre das gewiß recht gut — wenn es wahr wäre. Aber in Deutschland mit seinem ewigen Verlagsrecht werden die alten guten Bücher gewiß nicht so oft und so billig von neuem gedruckt, als in England und in Frankreich, wo die Werke der Nation auch deren freies Eigenthum werden, sobald eine Reihe von Jahren nach dem Tode des Autors verflossen ist.

Bibliographie.*)

Frankreich.

Annuaire historique pour l'année 1843; publié par la société de l'histoire de France. 7e année. 18. Paris. 2 fr. (Vergl. Nr. 7a.)

J. P. Polato Histoire topographique et médicale du grand Hôtel-Dieu de Lyon, dans laquelle sont traitées la plupart des questions qui se rattachent à l'organisation des hôpitaux en général. 8. Lyon et Paris. 7 fr. 50 c.

Thiroux Instruction théorique et pratique d'artillerie. 2. édit. 8. mit 19 Kpft. Paris. 7 fr. 50 c.

M. Robespierre (Oeuvres, avec une notice historique, des notes et des commentaires, par Laponneraye; précédées de considérations générales, par A. Carrel. Tome 3 (u. letzter). 8. Paris.

August. Thierry Recits des temps mérovingiens, précédés de considérations sur l'histoire de France. 2. éd. 2 vol. 8. Paris. 15 fr. — Derf. Dix ans d'études historiques. 4. éd. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

G. P. Philomneste (d. i. G. Peignot) Amusemens philologiques, ou variétés en tous genres. 3. (verb. u. verm.) éd. 8. Dijon. 6 fr.

Savary de Lancosme-Brèves (comte) De l'équitation et des haras. 3. éd. 4. Paris. 20 fr.

J. B. Huzard Des haras domestiques et des haras de l'état en France. 2 éd. 8. Paris. 6 fr.

Wace (trouère anglo-normand du 12. siècle) L'établissement de la fête de la Conception Notre-Dame, dite la fête aux Normands. Publié pour la première fois d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi, par G. Mancel et G. S. Trebutien. 8. Caen. 7 fr. (25 Ex. Grèvepapier à 21 fr.)

A. Arrighi Histoire de Sampiero Corso, ou guerre de l'indépendance (1553—1559). 8. Bastia (auf Korsika).

A. D. de La Fontenelle de Vaudoré et J. P. M. Dufour Histoire des rois et des ducs d'Aquitaine et des comtes de Poitou. Tome 1. 8. Poitiers et Paris. 6 fr. 50 c.

Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV, ou correspondances, mémoires et actes diplomatiques concernant les prétentions et l'avènement de la maison de Bourbon au trône d'Espagne; accompagnés d'un texte historique et précédés d'une introduction, par Mignet. Tomes 3. 4. 4. Paris. — Chronique du Religieux de Saint-Denys, contenant le règne de Charles VI, de 1380 à 1422, publiée en latin pour la première fois et traduite par Bellaguet; précédée d'une introduction, par de Barante. Tome 4. 4. Paris. — Sieben zu der Collection de documents inédits sur l'histoire de France, publiés par ordre du roi et par les soins du ministre de l'instruction publique, u. zwar zur 1. Série: Histoire politique.

C. J. Schaufuss Genera et species Carabinidarum: species novae aut hactenus minus cognitae, descriptionibus a L. Gyllenhal, C. H. Boheman, O. J. Fabricius, et entomologis aliis illustratae. Tomus 6. Pars 2 (Supplementum). 8. Paris. 9 fr.

Las flors del gay saber, o las leys d'amors. — Les fleurs du gai savoir, ou les lois d'amour. Traduction de M. le marquis d'Aguilar, revue et complétée par Gatien Arnoult. Tome 2. 8. Toulouse. 7 fr. 50 c. — Ueber Tome 1 (Toulouse 1841) hat Dr. F. Wolf (an der Kaiserl. Bibliothek zu Wien) in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik berichtet.

L. Mandl Anatomie microscopique. Livr. 10. Fin. Paris. 6 fr.

J. M. Quérard La littérature française contemporaine. 19. siècle. Livr. 8 (Schluß des 1. Bandes). 8. Paris. 2 fr. — Ist eine Fortsetzung des in Nr. 55 angezeigten Werkes. Der Herausgeber hat, wie aus der Vorrede ersichtlich, seinen anfänglichen Plan erweitert.

Walckenaer (baron) Mémoires touchant la vie et les écrits de Marie de Rabutin Chantal, dame de Bourbilly, marquise de Sevigné, durant la régence et la fronde. 12. Paris. 4 fr.

F. Dubois (de Montpéreux) Voyage autour du Caucase, chez les Tcherkesses et les Abkhases, en Colchide, en Géorgie, en Arménie et en Crimée. Ouvrage qui a remporté le prix de la société de géographie de Paris, en 1838. Tome 3. 8. Paris 1843. 6 fr. — Der dazu gehörende Atlas wird unter den Augen des Verf. zu Neufchatel gedruckt.

A. C. Judas Essai sur la langue phénicienne, avec 2 inscriptions. 8. mit 2 Kpft. Berlin.

C. A. Costaz Histoire de l'administration en France, de l'agriculture, des arts utiles, du commerce, des manufactures etc. 3. éd. 2 vol. 8. Paris. 16 fr.

E. Vincens Histoire de la république de Gênes. 2 vol. 8. Paris. 21 fr. — Der Verf. hat dazu an Ort u. Stelle ernstliche Studien gemacht.

J. Reboul Poésies; précédées d'une notice biographique et littéraire. Nouv. éd. 18. mit Portrait. Paris. (Vergl. Nr. 2.)

T. Arbousset Relation d'un voyage d'exploration au nord-est de la colonie du cap de Bonne-Espérance, entrepris dans les mois de mars, avril et mai 1836. 8. Paris. — Ist von dem Comité der Gesellschaft der evangel. Missionen zu Paris herausgegeben.

Chants et chansons populaires de la France. 8. Paris. — Von dieser, den Freunden Französischer Poesie und Musik sehr zu empfehlenden Sammlung sind bis jetzt 20 Lieferungen, à 50 c., erschienen.

G. de Gregory Histoire du livre de l'Imitation de Jésus-Christ et de son véritable auteur. 2 vol. 8. Paris. 16 fr.

J. C. Brunet (ehemal Buchhändler) Manuel du libraire et de l'amateur de livres. 4. éd. 3 Bände gr. 8. in 10 Liefer. Paris. Subscrpr. 25 fr. 3 Liefer. sind bereits erschienen. — Kein anderes bibliographisches Werk erfreut sich einer Verbreitung, wie Brunet's Manuel du libraire. In dritt 4. bedeutend vermehrte Ausgabe hat der Verf. die „Nouvelles Recherches" hineingearbeitet. Die Aufnahme von Signaturen der typographischen Abzeichen französischer Buchdrucker mögen wir nicht billigen. Ein Belgischer Nachdruck wird nichtsdestoweniger auch von dieser Ausgabe erscheinen.

E. Biot Dictionnaire des noms anciens et modernes des villes et arrondissemens du premier, deuxième et troisième ordres compris dans l'empire chinois. 8. mit 1 Karte. Paris, Imprim. roy. (Dupras.) 15 fr. — Bei demselben Buchhändler ist auch Biot's Tcheou-cheu-li-cien: tableaux chronologiques du livre écrit sur bambou (Uebersetzung aus dem Chinesischen, die im Journal asiatique gestanden) zu haben.

Laponneraye Histoire des rivalités et des luttes de France et de l'Angleterre, depuis le moyen-âge jusqu'à nos jours. Tome 1. 8. Paris. 7 fr. 50 c.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Puissant Géodésie. 3. éd. Tome 2 (u. letzter). — de Santarem Quadro das relações politicas de Portugal. Tome 2. — de Reiz Mémoires. Tome 2 (u. letzter). — Band Oeuvres (Tome 3). André. Le Marquis. Lavinia. Metella. Matteo. — Merle d'Aubigné Histoire de la réformation. 2. éd. Tome 2. — Lisfranc Clinique chirurgicale de l'hôpital de la Pitié. Tome 2.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Aders u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 133. Berlin, Montag den 7. November 1842.

Frankreich.

Ein Wort über Bücherliebhaberei.

Von Charles Nodier.

Der Bücherliebhaber ist ein Typus, den man festhalten muß, da Alles uns ankündigt, daß er bald gänzlich verschwunden seyn werde. Das gedruckte Buch ist erst seit höchstens vier Jahrhunderten vorhanden und häuft sich doch in gewissen Ländern bereits so gewaltig, daß es schon dem alten Gleichgewichte des Erdballs Gefahr droht; die Bildung hat die unerwartetste von allen Perioden erreicht: das papierene Zeitalter! Seitdem alle Welt Bücher macht, treibt's Niemanden mehr, welche zu kaufen; haben's doch unsere jungen Schriftsteller obendrein schon so weit gebracht, sich eine ganze Bibliothek selber zu schaffen — man darf sie nur machen lassen.

Betrachtet man den Bücher-Liebhaber als eine Species mit zahlreichen untergeordneten Spielarten, so gebührt die erste Stelle in dieser sinn- und launenvollen Familie dem Bücher-Freunde. Dieser ist ein Mann von etwas Geist und etwas Geschmack, der an den Werken des Genius, der Einbildungskraft und gefühlvoller Gesinnung Gefallen findet. Er hat die stumme Unterhaltung der großen Geister gern, welche ihm seinerseits keinen Beitrag abfordern, die er beginnen kann, sobald er's will, die er, ohne unartig zu erscheinen, abbrechen und, ohne lästig zu fallen, wieder anknüpfen darf. So wird er, eh' er dessen sich versieht, aus einem Freunde des abwesenden Schriftstellers der Freund des mit ihm von Angesicht zu Angesicht verkehrenden Stellvertreters desselben: er liebt das Buch, wie der Liebhaber das Bild der Geliebten, und wie Jenen, freut's auch ihn, den Gegenstand seiner Neigung durch Schmuck zu verschönen; zur Gewissenssache macht er sich's, den kostbaren Band, der sein Herz mit so reiner Wonne erfüllt, nicht im tristen Gewande der Armseligkeit zu lassen, wenn er den Aufwand von Taffet oder Saffian ihm zu gewähren vermag. Ja, die Toilette der Herzensgebieterin wird von dem goldenen Spitzenschmucke der Bibliothek sogar überstrahlt, deren Glanz gediegen genug, um selbst Konsulnblicke auf sich zu ziehen, wie Virgil es wünschte — und Alexander, dem der Sieg die prachtstarrenden Schatullen des Darius in die Hände gegeben, anstatt Persiens seltenste Pretiosen hineinzuverschließen, barg darin ... seinen Homer.

Die Bücherfreunde gehen aber aus, wie die Könige, die vor Zeiten auch solche waren, und deren aufgeklärter Freigebigkeit wir die Abschriften so vieler unschätzbaren Manuskripte verdanken. Alcuin war der Gruithusen Karl's des Großen, wie Gruithusen der Alcuin der Herzoge von Burgund gewesen. Franz' I. schöne Bücher werden dessen Namen eben so weit tragen, wie die Denkmale desselben den Ruf von seinen Salamandern. Heinrich II. betraute seine Prachtbände, wie die kostbaren Verzierungen seiner Schlösser, mit dem Geheimnisse seiner Liebeschiffre. Anna's von Oesterreich Bände in ihrer züchtigen Zierlichkeit sind noch jetzt die Wonne der Kenner. Die großen Herren und Standespersonen richteten sich nach dem Geschmacke ihres Gebieters. Damals gab es daher eben so viele Pracht-Bibliotheken, als Familien mit Schildchen und mit Bannern; und fast bis auf unsere Tage haben die ältesten derselben im Ansammeln von nützlichen und gelehrten Schätzen mit einander gewetteifert. Ich nenne keine, um nicht alle nennen zu müssen; unsere Nachkommen haben diese Verlegenheit nicht zu besorgen. — Noch mehr aber: die Finanzwelt sogar, ja, selbst die Finanzmänner waren Bücherliebhaber! Wie gewaltig sind sie seitdem umgeschlagen. — Der Schatzmeister Grollier allein z. B. hat auf den Fortschritt der Buchdruckerei und Buchbinderei förderlicheren Einfluß geübt, als unsere armseligen Schaumünzen und unsere gegen die Wissenschaft so knauserigen Wissenschafts-Budgets jemals vermögen werden; und durch gleich ehrenwerthe Verwendung seines Geldes hob ein einfacher Holzhändler, Herr Girardot de Prefond, seinen etwas zweideutigen Adel, so daß ihm wenigstens die bibliographische und die Katalogs-Unsterblichkeit gesichert ist, auf welche unsere Geldmäkler eben nicht eifersüchtig sind. In den höheren Ständen unserer heutigen, stets fortschreitenden Gesellschaft finden wir den Bücherfreund nicht mehr; heutzutage ist ein Solcher nur noch der Gelehrte, der Literat, der Künstler, der kleine Eigenthümer mit mäßigem Einkommen oder angemessenem Vermögen, der sich für die Abgeschmacktheiten im Verkehre mit den Menschen an dem mit den Büchern schadlos hält und in diesem, wenn auch vielleicht übelgewählten, so doch unschuldigen Geschmacke für die Trüglichkeit unserer anderen Neigungen mehr oder weniger Trost findet. Nur ist er freilich nicht im Stande, eine bedeutende Sammlung zu schaffen, vielmehr schon überglücklich, wenn sein brechendes Auge nur noch auf die Reihen der Lieblinge trifft, und hochbeseligt, wenn er dieselben seinen Kindern sogar unverkümmert hinterlassen kann. Ich kenne einen, und könnte auch, wenn ich wollte, Euch seinen Namen nennen, der in funfzig Jahren seines ruhmwürdigen Daseyns den Besitz einer Bibliothek mühselig errungen hatte und dieselbe wieder veräußern mußte, um nur sein Leben fristen zu können. Da habt Ihr einen echten Bücherfreund, aber auch den letzten von dieser Species. Jetzt ist die Liebe zum Gelde überwiegend; die Bücher tragen ja keine Zinsen.

Das Widerspiel zum Bücherfreunde, den Bücherscheuen, finden wir vorzugsweise unter unseren gnädigen Herren von der Politik, von der Bank, unter unseren großen Staatsmännern und Großsiegelbewahrern der Gelehrsamkeit. Zur diese ehrfurchtgebietende Adelsherrschaft, welche vermöge der glücklichen Vervollkommnung der allgemeinen Bildung zu überwiegender Geltung gelangt ist, schreibt sich die Erziehung und die Aufklärung des Menschengeschlechts allerfrühestens von Voltaire her. Dieser ist in ihren Augen ein Mythus, welcher die Erfindung der Buchstaben durch Trismegist sammt der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Guttenberg in sich faßt. Da also Voltaire Alles enthält, so würde sich der Bücherscheue um nichts mehr als weiland Omar ein Gewissen daraus machen, die Alexandrinische Bibliothek in Brand zu stecken. Doch wird Voltaire von Jenem nicht etwa gelesen; das läßt er wohlweislich bleiben und wünscht sich vielmehr blos Glück dazu, daß er in Voltaire einen Scheingrund für seine allgemeine Geringschätzung der Bücher findet. Dem Bücherscheuen ist alles über das Heft hinaus schon Scharteke, und in den unsauberen Fächern seines Arbeitzimmers leidet er nur frischgedrucktes und abschmutzendes Papier, indeß auch nur in der sicheren Voraussetzung, diesen nassen Lumpenplunder, den unersprießlichen Zoll ausgehungerter Musen, an den Hausirer loszuwerden, der ihn freilich noch unter dem Gewichte bezahlt; denn der Bücherscheue nimmt die Huldigung eines Buches an und verkauft es. Daß er's nicht liest, brauch' ich eben so wenig noch hinzuzufügen, wie, daß er's auch niemals bezahlt.

Eines Morgens — viele Jahre sind seitdem schon verflossen — fand sich ein Fremder, ein sogenanntes Genie, nach seinem Frühstücke in einem der Kaffeehäuser von Paris in der lächerlichen Verlegenheit, welcher solche allezeit Gedankenbesessene anheimfallen: er fand, daß er kein Geld zur Zeche bei sich hatte. Nachdem er etliche Minuten lang seine Brieftasche nach einem einzigen pound in allen Ecken durchstöbert, fiel ihm darin die Adresse eines ganz in der Nähe wohnenden Millionairs in die Augen, und diesem edlen Turcaret schrieb er sofort um einen Vorschuß von zwanzig Franc auf eine Stunde. Der Kellner brachte indeß, anstatt aller Antwort, blos das unabänderliche Nein des Millionairs. Glücklicherweise schickte die Vorsehung dem Genialen auch diesmal ihren rettenden Engel. Soweit verdiente diese Geschichte freilich kaum der Erwähnung, sie ist aber noch keineswegs zu Ende. Das Genie wurde nämlich späterhin berühmt, was dergleichen manchmal, und, was Jedermann einmal begegnet, endlich auch begraben. Nun stieg der Ruhm seiner Werke sogar bis in die Säle der Bank, so daß der Preis seiner Handschrift, der an der Börse nicht notirt war, selbst auf die Banquiers Eindruck machte. Bei dieser Gelegenheit nun sah ich, wie jene freisinnige Ansprache an die Französische Artigkeit mit 150 Fr. bezahlt wurde! Der reiche Filz hatte sie zur Verlockung der Liebhaber bei einer Versteigerung miteingeschoben; und ich bin überzeugt, daß sich der Ertrag in diesen so verständigen Händen bis heute bereits verdreifacht haben wird.

Diese Fabel lehrt: daß eine versagte Wohlthat als solche um nichts mehr verloren ist, wie irgend eine andere.

Einer Species des Bücherscheuen kann ich aber den thierischen Widerwillen gegen die Bücher, diese köstlichsten aller Gegenstände — Frauen, Blumen, Schmetterlinge und Marionetten ausgenommen — verzeihen: nämlich dem vernünftigen, gefühlvollen und wenig geschulten Menschen, welchem die Bücher wegen des mit ihnen getriebenen Mißbrauchs und wegen des Unheils, das sie anrichten, zum Abscheu geworden sind. Ein solcher war mein edler alter Leidenskumpan, der Komthur von Valois, indem er, mit einer Hand das letzte mir gebliebene Buch (Plato, du warst's!) ganz sachte von sich schiebend, also zürnte: „Fort, fort, im Namen Gottes! Diese Kerle haben die Revolution gebracht — ich darf aber den Himmel zum Zeugen anrufen, daß ich niemals eines gelesen!" wobei er nicht ohne Selbstgefälligkeit den mit ihm ergrauten Schnauzbartzipfel drehte.

Was den Bücherfreund auszeichnet, das ist der Geschmack, dieses sinnvolle und zarte Gefühl für Alles, was dem Leben einen so unbeschreiblichen Reiz

verleiht. Zuversichtlich könnte man dafür gutsagen, daß der Bücherfreund nahezu ein glückliches Wesen ist, oder doch ganz gewiß weiß, was man zu thun habe, um ein solches zu werden.

Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen ist nur ein Schritt; vom Bücher-Freunde bis zum Bücher-Narren ist nur eine Krise. Jener wird oft zu Letzterem durch Abnahme seines Verstandes, oder durch Zunahme seines Vermögens — zwei bedeutende Widerwärtigkeiten, welchen auch die allerehrlichsten Leute ausgesetzt sind, von welchen jedoch die eine weit gewöhnlicher vorzukommen pflegt als die andere. — Der Bücherfreund versteht es, seine Bücher zu wählen; der Bücher-Narr schleppt sie haufenweise zusammen. Jener fügt ein Buch zum anderen, nachdem er es jeder seinem Verstande und seiner Kenntniß möglichen Prüfung unterworfen; dieser thürmt sie blindlings über einander. Ersterer schätzt sein Buch nach innerem Werthe, Letzterer fragt höchstens nach Maß oder Gewicht desselben. Jener legt die Linse, dieser den Zollstock dran; ja, ich kenne selbst Solche, die jede Bereicherung ihrer Bibliothek nur nach Quadratfußen berechnen. Das ganz unschuldige und köstliche Zieber des Bücher-Freundes ist im Bücher-Narren zum hitzigen Fieber des Wahnwitzes ausgeartet, das, bis zu solch' verhängnißschwerem Anfalle gesteigert, mit dem Verstande nichts mehr gemein hat, sondern nur mit jeder erdenklichen Sucht zusammentrifft. Ob wohl die Herren Schädelforscher, die doch schon so manche Albernheit entdeckt, an der Knochenhöhe unseres armen Gehirns auch bereits den Sammler-Sinn ausfindig gemacht haben mögen? Bei etlichen armen Teufeln meiner Bekanntschaft war dieser wirklich zum Entsetzen entwickelt. So sah' ich in meiner Jugend Einen, der, sofern er ihnen eine anekdotische oder eine geschichtliche Bedeutsamkeit beilegen konnte, Korkstöpsel sammelte. Er hatte sie in seiner weiten und leeren Dachkammer reihenweis aufgestellt und mit Merkzetteln versehen, welche über den mehr oder minder feierlichen Moment ihres Auszuges aus dem resp. Flaschenhalse den Nachweis enthielten, wie z. B. „M. Le Maire, Champagne mousseux de première qualité: Geburt Sr. Majestät des Königs von Rom." — Nun, ungefähr dasselbe Organ wird wohl der Bücher-Narr aufzuweisen haben. Mein sehr lieber und ehrenwerther Lehrer, Hr. Boulard, war ein sehr eigenwähliger Bücherfreund gewesen, bevor er in seinen sechs sechsstöckigen Häusern sechshunderttausend Bände von allen Formaten, gleich den Cyklopen-Mauersteinen, übereinanderschichtete, d. h. sonder Kalk und Kitt, doch so, daß sie von weitem auch für Gallier-Tumuli angesehen werden konnten. Wahre Bibliotaphen waren's. Als wir eines Tages mit einander unter diesen Obelisken, deren Grundlagen eben keine Lebas'sche Wissenschaft nach den Gesetzen vom Gleichgewichte gelegt hatte, unseres Weges zogen, fiel mir's ein, nach einem Unicum zu fragen, dessen Erwerbung meine Schülerpietät in einer großen Versteigerung kürzlich ihm abgetreten hatte. Wie schnell und aufrichtig aber bereute ich meine eitle Neugier, als Hr. Boulard mit der ihm eigenen angenehmen und klugen Gutmüthigkeit im Blicke mich fest ansah und mit dem goldenen Knopfe seines Rohrstocks an zwei oder drei der ungeheuren Massen klopfte, indem er sagte: „Hier wird's stecken, oder da, oder dort" — denn, wie sehr ich auch bei dem Gedanken bebte, daß mein unglückliches Scherflein vielleicht auf ewig unter 18,000 Folianten begraben seyn sollte, so ließ ich doch deshalb mein eigenes Wohl und Wehe nicht unbedacht, indem ich eine rudis indigestaque moles nach der anderen in ihren Fundamenten wanken und die Riesenpfeiler, wie unwillig verneinend, die Kapitäler schütteln sah, wie die Wetterfahnen einer Gothischen Kathedrale beim Schwunge der Glocken oder beim Sturme sich gegen einander neigen. Ja, obgleich ich in unaufhaltbarer Flucht Hrn. Boulard glücklich mit mir hinweggezogen, ehe solch' ein Ossa auf den Nachbar Pelion, oder umgekehrt, zu liegen gekommen, erinnere ich mich dieser Gefahr, alle Bollandisten mit einem Male aus einer Höhe von zwanzig Fuß über mein unschuldiges Haupt herfallen zu sehen, noch heutigen Tages nur mit frommem Schaudern! Wer aber möchte für dergleichen entsetzliche Büchergebirge, denen man nur mittelst Stützen und Streben Halt verleihen und nur mit Sappen nahekommen kann, das Wort Bibliotheken mißbrauchen?

Mit dem Bücher-Antiquar, von dem wir nunmehr sprechen wollen, ist der Bücher-Freund auch nicht zu verwechseln, obwohl er es mitunter nicht verschmäht, jenem ein wenig in's Handwerk zu pfuschen; weiß er doch, daß schon mehr als eine Perle im Dünger gefunden worden, mehr als ein Kleinod der Literatur in schlechten Hüllen — leider nur noch viel zu selten! Der Bücher-Narr dagegen schmökert niemals, denn auch dieses ist noch immer ein Wählen; er aber wählt ja nicht, sondern kauft blos. — Der eigentliche Bücher-Antiquar ist meist ein alter Rentner, ursprünglich etwa ein ausgedienter Professor oder ein aus der Mode gekommener Gelehrter, der wohl den Geschmack, aber nicht genug Geld für den Bücher-Ankauf behalten hat. Unablässig befindet sich ein Solcher auf der Jagd nach kostbaren Scharteken, die ein launenhafter Zufall möglicherweise etwa unter dem Staube einer Krambude verborgen — rarae aves in terris, Diamanten ohne Fassung, welche der gemeine Mann mit den werthlosen Glassteinchen vermengt, unter denen sie nur der Kennerblick des eifrigen Steinkundigen herauszufinden versteht.

Vielleicht hörtet ihr schon von dem Exemplar der Nachfolge Jesu Christi, um welches 1763 Rousseau seinen Freund Düperron bat, welches er mit seinem Namenzuge schmückte, und worin eine Seite mit getrocknetem Immergrün, einem wahren, echten Immergrün, das Rousseau selbigen Jahres in den Schattengängen von Charmettes gepflückt — noch jetzt gezeichnet ist. Der gegenwärtige Besitzer dieses kostbaren Kleinods von ganz bescheidenem Ansehen ist Herr Latour, der, obgleich es, mit Golde aufgewogen, nicht zu theuer bezahlt wäre, nur 75 Cent. dafür gegeben hat. Eine herrliche Eroberung! nicht wahr? Und doch bin ich ungewiß, ob nicht der alte Band von Theagenes und Chariklia, welchen Racine seinem Herrn Professor lachend mit den Worten überließ: „Jetzt mögen Sie's verbrennen, jetzt weiß ich's auswendig!" mir eben so lieb wäre. Wenn auch das niedliche Büchelchen mit der zierlichen Namensinschrift und den Griechischen Miniatur-Anmerkungen, woran es vor Tausenden seines Gleichen zu erkennen, jetzt nicht mehr auf den Quais zu finden, so ist es doch ganz gewiß dort gewesen — dafür steh' ich. Oder, was saget Ihr selber wohl zu der Original-Ausgabe des Gefoppten Pedanten, von Cyrano mit den beiden bekannten, in eine weite Umhalsung eingeschlossenen Auftritten und der einfachen, vom Molière an den Rand gekritzelten Bemerkung: „Dies gehört mir" —? Da haben wir, was die Wonnen und, die Wahrheit zu gestehen, meist die wunderbaren Trugbilder des Bücher-Antiquars ausmacht.

Der gelehrte Barbier, der so viel Erlesenes über die Namenlosen ans Licht gefördert und über dieselben noch so viel zu sagen übrig gelassen, hatte eine Spezialbibliographie der seit vierzig Jahren auf den Quais von Paris zusammengebrachten Bücherkleinode versprochen. Der Verlust dieses Manuskripts würde für die Wissenschaft sehr zu bedauern seyn, besonders aber für die Bücher-Antiquare, diese geschickten und sinnreichen Goldmacher der Literatur, die überall vom Steine der Weisen träumen und von diesem auch wirklich dann und wann ein Stück auffinden, das sie aber dessenungeachtet keineswegs etwa in die reiche Fassung eines prunkenden Einbandes zu bringen trachten. Der Bücher-Antiquar glaubt seine ganze Lebenszeit hindurch, Etwas zu besitzen, was Niemand besitzt, und würde selbst vor dem Schatze des Großmogul die Achseln zucken. Er hat aber auch triftige Gründe, seine Kleinodien nicht mit dem eitlen Aufputze durch einen fremdartigen Reichthum heben zu wollen, und verkleidet seinen geheimen Beweggrund in den ziemlich glaubhaften Vorwand: die Tracht des Alters kleidet alte Werke eben so schön, wie die Patina die Antike von Erz. Der Bücherfreund, der seine Bände zu Banzonnet sendet, gleicht dem Münzensammler, der seine Schaustücke vergolden lassen wollte. Darum lasset dem Erze den Grünspan und das zerkratzte Schweinsleder dem Schmöker. — (Das Wahre hierbei ist, daß des Herrn Hof-Buchbinders Einbände entsetzlich theuer und unsere Herren Bücher-Antiquare selten reich sind.) Bemalt die Schönheit nicht mit entweihender Schminke, und gebt Eure Bücher nicht einer gefahrvollen Flickerei preis; glaubt nur aber auch sicherlich, daß ein wohlgewählter Putz unseren Büchern eben so wenig Eintrag thut, wie unseren Schönen.

Der Titel Bücher-Antiquar ist eines von den leider in allen Sprachen im Ueberflusse vorhandenen Neunwörtern mit doppelsinniger Bedeutung; denn nicht nur dem Sammler von alten Tröstern aus Liebhaberei wird er beigelegt, sondern eben so wohl jedem armen Teufel von Bücher-Trödler an der ersten besten Straßenecke. Vor Zeiten befand sich das Geschäft des Letzteren auf einem ganz anderen als diesem windigen Standpunkte und bot ganz andere als dessen luftige Aussichten. Wie Manchen sah man nicht Schritt vor Schritt vom bescheidensten aller Straßen-Tischchen zur frostklapperigen Wanderbude nicht blos, sondern sogar bis in den Laden von sechs Fuß ins Geviert gelangen? Ein Solcher war z. B. Passard, dessen Andenken in der Hahnenstraße vielleicht noch lebt; denn wer vermöchte Passard zu vergessen, mit seinem winzigen Trompetenzöpfchen am kurzgeschorenen Haare, mit dem tiefliegenden blauen Aeuglein neben dem erloschenen, weithervorstehenden falben Glotzauge, welche die Natur im wunderlichem Spiele bei ihm zusammengepaart haben mochte, damit sein Signalement im Punkte der ausschweifendsten Seltsamkeit seinen Charakter nicht zu beneiden brauchte. Passard, der seine Bude unterm Arme vom Kapuzinergange zum Louvre und vom Louvre zum Institut getragen, hatte Alles gesehen, Alles gekannt, die gesammte Klatschgeschichte der Politik und der Literatur von vierzig Jahren voll Geschichte — und Alles, von der Höhe seines Antiquaren-Stolzes herab, verachtet. „Mirabeau indessen?" warf ich mit geziemender Schüchternheit eines Tages ihm ein. — „Mirabeau!" (erwiederte mir Passard, indem er auf dem rechten Beine Posto faßte) „Mirabeau war ein dummer Junge." — Dieser Passard nun, der, trotz meiner Ehrenerwähnung hier, schwerlich jemals in einer Bibliographie glänzen wird, ist, allem Anscheine nach, der Brutus, der Kassius, der Letzte dieser Bücher-Antiquare. Seine Kollegen an den Brücken, Uferstraßen und Wallgängen, dieses aus der Art geschlagene zwitterhafte Schmachtgewächs, das von seinen verkannten Schweinsleder-Bänden nur noch halb lebt, ist höchstens der Schatten von jenem. Der Bücher-Antiquar ist ausgestorben.

Diese gewaltige soziale Katastrophe, der Tod des Bücher-Antiquars, war eines der unfehlbaren Ergebnisse des Fortschrittes. In jenem Zeitalter der Unwissenheit, aus welchem wir glücklicherweise herausgekommen sind, war der Buchhändler im Allgemeinen ein Mann mit der Fähigkeit, seinen Verlag zu schätzen, indem er ihn auf ein gutes, dauerhaftes, pralles und sonores Papier drucken und, nach Verdienst, in ein gutes wasserdichtes Leder, wohlgeleimt und gehörig geheftet, binden ließ. Gerieth auch dann das Buch zufällig ins Kammergut des Bücherlöslers, so war es darum noch keineswegs verloren: Schafs-, Kalbs- oder Geiß-Fell, wenn schon in der Sonnengluth verbrannt und die Ecken zu Hörnern umgebogen, in Platzregengüssen aus dem Leime gegangen, patschnaß und pappeweich geworden, gleich darauf vom Winde mit einer fingerdicken Lage Staub überdeckt, die sich augenblicklich in einen Schmutzkleister, allmälig aber zu einer Epidermis umgestaltet — schützte mir diesem, freilich nicht lieblichen Firnisse doch noch lange Zeit die ihm einverleibten Dichterträume oder Gesichte des Weisen. — Heutzutage steht's ganz anders: der Buchhändler des Fortschrittes weiß, daß der Ruhm seiner Verlagswerke nur wenig länger währt als das Leben der Eintags-Fliegen; daß er, durch den Lockruf kaum getauft, mit diesem Posaunenstoße im Tagesblatte schon nach 24 Stunden seinen Athem ausgehaucht, nach drei

(ach, allzukurzen!) Tagen das unvermeidliche Grab gefunden hat. Deshalb wickelt er nur eiligst sein weißes Papier voll Druckerdinte in ein knappzureichendes gelbes oder grünes Streifchen und giebt den Lappen, noch naß wie ein Schwamm, den Unwettern aller vier Elemente preis, unbekümmert darum, ob das Jammerwesen noch vor Ende des laufenden Monats beim nächsten Trödler dem ersten besten Morgenschauer zum Opfer fällt, durchnäßt sich zusammenkrümmt, mit breiten braunrothen Strichen und Flecken marmorirt und alsbald wieder zu Brei wird, von dem es genommen, so daß des Pappenmachers Stampfe an ihm nur halbe Arbeit findet.

Das ist die Gesammtgeschichte der Bücher des Fortschritts.

Der Bücher-Antiquar der guten alten Zeit hat mit dem Krämer nichts gemein, der nur etliche neue Bücherfetzen in Gestalt von nassen schimmelnden Lumpen feilbietet. Der Bücher-Antiquar, sage ich Euch, ist todt, und von den Heften, welche an die Stelle seiner alten Tröster getreten sind, wird nach zwanzig Jahren auch nicht einmal ein Andenken mehr übrig seyn. Das könnt Ihr mir getrost glauben, denn ich habe selber meine dreißig Stück dabei. *)

Aus dem Leben des Konvents-Mitgliedes Barère.

(Schluß.)

Der Verfasser der „Civilisation par les femmes" hätte nicht besser sprechen können. Dessenungeachtet war Barère in seiner eigenen Ehe unglücklich: an seinem eigenen Heerde fand er die friedlichen Tugenden nicht wieder, deren Bild er zu entwerfen liebte. Wie man sieht, erkennt er dem Christenthum einen wichtigen Einfluß auf das Schicksal des Weibes an, und dies ist keine leere, blos auf Effekt berechnete Phrase: er spricht stets mit Achtung von der Religion, deren Tröstungen er oft gesucht zu haben scheint. Den Namen der Vorsehung trifft man zu wiederholten Malen in seinen Schriften an; so schrieb er an Napoleon am 21. März 1815, am Tage nach dessen Rückkehr in die Tuilerieen, folgende Worte: „In weniger als einem Jahre hat die Vorsehung, diese Haupt-Lenkerin der Geschicke Frankreichs, den Königen zwei große Lehren gegeben — Ihre Abdankung und Ihre Wiederbesteigung des Throns." Noch größere Aufmerksamkeit verdient diese Sprache, wo er sie auf sein eigenes Leben anwendet. „Der Geächtete", sagte er, „hat seine Zuflucht in der Vorsehung, die alle Unterdrückten beschützt. Nur ihm ist erlaubt, einen begeisterten Blick gen Himmel zu richten. Der Geächtete, von seinen Schmerzen umgeben, hat Tröstungen, die seine Verfolger nicht kennen — unbegreifliche Entzückungen des Geistes, welche ihn auf einen Augenblick über materielle Bande und körperliche Leiden erheben. Als ich geächtet war, kniete ich nieder auf einen Stein in meinen Kerkern zu Oléron und Saintes, und nie hat Gott meine Wünsche so sehr erhört und meine Gebete so gnädig aufgenommen. Die ganze Wuth der Parteiungen, alle niedrige, blutdürstige Leidenschaften waren gegen mich, den einsamen, wehrlosen Gefangenen bewaffnet; nur Gott konnte mich beschützen. — Ich dachte oft an die so tröstlichen Worte Cato's: der Kampf eines tugendhaften Menschen mit dem Unglück sey ein Schauspiel, das die Blicke der Gottheit auf sich zu ziehen verdiene. Dieses Vertrauen Cato's war in meine vom Schicksal gebeugte Seele übergegangen und tröstete sie. Es ist die Hoffnung des Christen und der Glaube des Biedermanns, der das Zeugniß eines unbefleckten Gewissens für sich hat."

Es wäre überflüssig, diese Sprache näher zu beleuchten; wir wollen nicht einmal untersuchen, inwiefern Barère das Recht hatte, sich auf diese Weise zu schildern. Je mehr man die Lobsprüche, die er sich selbst ertheilt, verkürzen könnte, je strengere Anklagen gegen ihn zu erheben wären, desto merkwürdiger erscheint die religiöse Stimmung, die sich mit seiner politischen Laufbahn in so grellem Widerspruch befindet. Aber man muß den Politiker von dem Menschen unterscheiden. Wir wissen zwar, daß diese beiden Charaktere unzertrennlich sind, daß sie sich gegenseitig modifiziren, und daß man nie genau angeben kann, wo der eine beginnt und der andere endet; indessen bietet dasselbe Leben, wenn man es von beiden Standpunkten aus betrachtet, die seltsamsten Kontraste dar, die sich durchaus nicht mit einander vereinigen lassen. In den stürmischen Sitzungen des Wohlfahrts-Ausschusses gab sich Barère den Leidenschaften des Augenblicks hin; in der Einsamkeit und dem Exil wandte er sich wieder zu Gott und der Vorsehung. „Die Vorsehung", sagte er zu einer späteren Epoche seines Lebens, als er an seinen Memoiren arbeitete, um sich in den Augen der Zeitgenossen und der Nachwelt zu rechtfertigen, „die Vorsehung, die mich allein beschützt, die Vorsehung, an die ich immer geglaubt habe und der allein die Zukunft und die Gerechtigkeit angehört, hat mich zwanzig Jahre lang meine mächtigen Feinde überleben lassen." — Sein Biograph, Herr Carnot, versichert uns, daß Barère zu keiner Zeit von den Beispielen eines frechen oder spöttischen Unglaubens hingerissen wurde. „Es ist uns", bemerkt er, „weder von seiner Feder, noch von seinem Munde ein einziges Wort bekannt, das mit den so eben ausgedrückten Gefühlen im Widerspruch stände. Dieses beweist, daß sie tiefe Wurzeln bei ihm geschlagen hatten. Obgleich er sich in seinen Studien und seiner Geistesrichtung der Schule Voltaire's anschloß, war doch Barère in seinem Herzen ein zu guter Demokrat, um sich nicht gegen das Christenthum gerecht zu zeigen. Wir finden auch unter seinen Manuskripten den Entwurf zu einem Werke, das den Titel: Ueber das Christenthum und dessen Einfluß, führt, in welchem er „den Gesetzgeber der Demokratie" verherrlicht; mit diesem Namen bezeichnet er Jesus! Es ist merkwürdig, daß Grégoire sein ganzes Leben hindurch denselben Gedanken hatte und den Stoff zu einem umfassenden Werke über dasselbe Thema sammelte. Die Einsamkeit und der Kummer rufen uns Gott ins Gedächtniß zurück. Das Unglück vor Allem war es, welches Barère der Religion zugängig machte. Er fing während seiner ersten Verbannung eine Schrift an, die er während seiner zweiten fortsetzte und wovon jedes Blatt mit einem Verse aus den Psalmen als Wahlspruch versehen war, der vermittelst eines kurzen Kommentars auf die Lage des Verfassers angewendet wurde. Diese Sammlung führt den Titel: Die Worte des Psalmisten, oder religiöse Tröstungen bei meiner Proscription, meiner Gefangenschaft, meinem Exil und der Rückkehr nach Frankreich in meinem Alter. — In seinen vertraulichen Unterhaltungen zeigte er sich immer religiös; ein Charakterzug, den man nicht übersehen darf."

Die Juli-Revolution führte den Greis in sein Vaterland zurück. Er besuchte in Tarbes die Gräber seiner Aeltern, die ihm in der Jugend so traurige Gedanken eingeflößt hatten, und jetzt in seinem achtzigsten Jahre erinnerte er sich noch mit Zärtlichkeit ihrer Tugenden und ihrer Wohlthaten, indem er den Augenblick abwartete, der ihn mit seinen Lieben vereinigen würde. „Genöthigt, sein Vermögen gegen die Ansprüche der Seiten-Verwandten zu vertheidigen, wünschte er sich Glück, daß der sichtbare Schutz der Vorsehung ihn in den Stand gesetzt hatte, diese Ränke zu überwinden." Durch die Wahl seiner Mitbürger zu einem Sitz im Conseil-général des Departements der Ober-Pyrenäen berufen, zog er sich im Jahr 1840 aus demselben zurück; „er glaubte zwischen dem irdischen und dem ewigen Leben einen der Ruhe, dem Nachdenken und dem Gebete gewidmeten Zwischenraum setzen zu müssen." „Dieses moralische Bedürfniß", fügt er selbst hinzu, „welches sich am Abend des Lebens so fühlbar macht, scheint der jetzigen Generation unbekannt, und doch kann der Greis nur in der kurzen Frist, die ihm die Stürme des Lebens und die Eitelkeiten des gesellschaftlichen Zustandes übrig lassen, jene Seelenkraft, jene Klarheit des Geistes und Ruhe des Herzens gewinnen, aus welchen der religiöse Trost und die religiösen Hoffnungen entspringen, die am Ende unserer Laufbahn so nothwendig sind."

Man nenne diese Worte nicht leere Phrasen: wir betrachten sie vielmehr als den Ausdruck religiöser Erfahrungen. Und warum konnten die Revolutions-Männer keine dergleichen haben? Sie sind mit Schiffen zu vergleichen, die der Sturm zertrümmerte und die, ohne Mast und Steuer herumirrend, von den Wellen an das Ufer getrieben werden, welches sie durch eigene Kraft nicht erreichen konnten. Napoleon liest auf St. Helena die Bibel; Barère kommentirt in seinem Exil die Psalmen! Welche Aufschlüsse dürften uns noch vorbehalten seyn, deren Resultate die Geschichte der Revolution zwar nicht verändern, aber die der Menschen vervollständigen werden!

Barère starb am 14. Januar 1841. Den Abend vorher, als eine Krankheit, die seit einigen Tagen anhielt, ernsthafter wurde und man in ihn drang, die Kunst zu Hülfe zu rufen, antwortete er: „Was können mir die Aerzte verordnen? Ich bin eine verbrauchte Maschine; Ihre Sorgfalt ist hinreichend. Alles Uebrige stelle ich der Vorsehung anheim!" — Die Herausgabe seiner Memoiren übertrug er dem jüngeren Carnot, der sie als Grundlage zu der Biographie benutzte, welche uns mit so unerwarteten Charakterzügen bekannt macht. Doch hat sich der Verfasser nicht ganz auf diese Quelle beschränkt: man kann seine Arbeit vielmehr als ein Muster in der Kunst betrachten, die Handlungen eines Individuums mit gewissenhafter Unparteilichkeit darzustellen, ohne sich zu seinem Widersacher oder seinem Vertheidiger aufzuwerfen. Das Einzige, was er nicht genug hervorgehoben hat, ist das Verlangen nach der öffentlichen Achtung, welches Barère bis ins Grab verfolgte und das, wie man es auch erklären möge, den einzigen Schlüssel zu manchen Worten und Handlungen giebt, die sich durch die wechselvollen Phasen dieses vielbewegten Lebens hinziehen.

---

*) Herr Charles Nodier hat die sinnreichen Abhandlungen, zu denen dieser Aufsatz gehört, jetzt in wesentlich veränderter Gestalt gesammelt, wo eine Vergleichung des Vorstehenden mit dem ergiebt, was wir bereits vor mehreren Jahren als Probe davon mitgetheilt.

Arabien.

Orientalische Legenden.

Folgen der Erbsünde. — Die Kaaba.

Adam und Eva wurden aus dem Paradiese gejagt. Sie demüthigten sich vor Gott, wollten sich entschuldigen, indem sie die Verführung der Schlange anführten und nachwiesen, daß dies ihr erster Fehler wäre. Gott blieb unerbittlich: „Geht", sagte er ihnen, „entfernt euch von mir, ihr Empörer!" In der Angst und Bestürzung hob Adam seine Augen gen Himmel, und siehe, dort bemerkt er die Worte geschrieben: „Nur Gott ist Gott, und Muhammed sein Prophet." Plötzlich rief Adam: „Herr, im Namen Muhammed's, meines Sohnes, vergieb mir!" — „Und was erinnert dich an Muhammed, den größten deiner künftigen Söhne?" — „Ich habe so eben am Himmel seinen Namen mit dem deinigen vereinigt gesehen; und ich habe daraus geschlossen, daß du ihn liebst." — „Nun wohlan, ich will dir deinen Fehler, dem Muhammed zu Liebe, verzeihen; aber du kannst nicht mehr im Paradiese bleiben."

Adam ging fort; und als er mit dem Fuße auf der Schwelle der Pforte stand, wandte er noch einmal seine Blicke nach dem Orte des Glückes um, von dem er sich entfernte; er betrachtete noch einen Augenblick die Wonnen, die Schönheiten, die Reize, die Reichthümer und Paläste, die er auf immer ver-

lieren sollte. Und seine Thränen benetzten sein Antlitz. Er nahm Abschied von allen Pflanzen, die ihm weinend antworteten. Nur die duftende Aloe sagte zu ihm: „Ich vergieße keine Thränen um den, der gegen Gott ungehorsam ist."

Fünf Stunden, nämlich fünf Gottesstunden, war Adam im Paradiese. Er verließ es zwischen zwei und drei Uhr. Er war fast nackt, so wie auch Eva; sie hatten sich nur mit Feigenblättern etwas bedeckt. Sie hungerten. Eines Tages hielten sie sich bei der Hand; da kam der Engel Gabriel und sagte zu Adam: „Laß die Hand der Eva los; Gott will, daß du von ihr getrennt werdest." Sie ließen sich los. In ihrem Kummer schlug sich Adam mit der Hand an die Hüfte, und Eva schlug sich mit der Hand an den Kopf. Sie weinten. „O grausame Trennung", sagte Adam. „O schmerzliche Entfernung", sagte Eva. Daher die Gewohnheit der Männer und Frauen; im Kummer schlagen sich die Einen mit der Hand auf die Hüfte, die Anderen heben ihre Hände an den Kopf.

Iblys wurde auf die Erde verbannt und an die Ufer Aylah's, Andere sagen, nach Babel geschleudert. Er hatte einen Turban, dessen eines Ende ihm bis ans Kinn reichte; er war einäugig und hatte nur an einem Fuße einen Schuh.

Die Schlange wurde nach Segestan und der Pfau nach Kyan verstoßen.

Eva wurde bei Dschedda, in der Gegend von Mekka, niedergelegt. Man zeigt noch jetzt bei Dschedda den Begräbnißplatz der Mutter der Menschen. Adam wurde nach Serandib, einem östlichen Thale Indiens, das am Abhange des Kaud oder Wakid, eines hohen Berges an der Gränze China's, lag, gebracht. Auf dem Gipfel des Kaud bemerkt man noch die Fußstapfe Adam's im Felsen; und alle Nächte sieht man dort eine Art von Blitz leuchten, obgleich der Himmel ganz wolkenleer ist. Auch regnet es daselbst täglich, damit die Spur der Fußstapfe Adam's rein erhalten werde. Am Abhange des Berges findet man Rubinen, Diamanten und duftende Hölzer, welche die Ströme des Regenwassers von oben herab ziehen. Auf dem Gipfel des Kaud hörte Adam, dessen Kopf bis in die höchsten Wolken reichte, die heiligen Gesänge und Lieder der Engel. Die Engel beklagten sich darüber bei Gott, der deshalb den Wuchs des ersten Menschen bis auf 60 Ellen verminderte. Später wurde Adam kahlköpfig, und die Kahlköpfigkeit ging als Erbtheil auch auf seine Nachkommen über. Auf dem Kaud ließ Gott allerlei Kräuter wachsen und hundert Quellen reinen Wassers sprudeln.

Als Adam und Eva eine Zeitlang auf der Erde gewesen waren, vertrockneten ihre paradiesischen Feigenblätter. Eines Morgens riß sie der Wind in Millionen Stücke, welche er in Indien umherstreute. Das ganze Land duftete davon; dies war der Ursprung der aromatischen Gewächse in Indien. Bruchstücke der Blätter Adam's fielen auf Gazellen und brachten bei ihnen den Bisam hervor; andere fielen auf die Seekuh und ließen in ihr den Bernstein entstehen. Die Stückchen Blätter, die von der Eva abfielen und die Seidenwürmer und die Bienen streiften, gaben den einen die Seide und den anderen den Honig. Als Adam auf der Erde ankam, war sein Kopf mit einer Krone von Basilienkraut bedeckt. Die ersten Sonnenstrahlen, die darauf fielen, vertrockneten sie; ihre zerstreuten Bruchstücke erzeugten die Wohlgeräche von Sur.

Adam bat Gott um einen Führer, der ihn nach Mekka führen könnte, um den heiligen Ort zu besuchen, der seit Erschaffung der Welt dazu bestimmt sey, den ewigen Tempel des Islams, die Kaaba, zu empfangen. Gott wählte den Engel Gabriel aus, der Adam nach Mekka begleiten sollte. Sie gingen fort. An jedem Orte, den die Füße des ersten Menschen berührten, erhob sich eine Burg; jeder Ort, wo er sich aufhielt, wurde eine Stadt; jeder Ort, wo er betete, wurde zu einer Moschee; diejenigen Oerter, die er nicht berührte, blieben wüst.

Gott hatte dem Adam aufgetragen, eine Kaaba zu bauen. Der Engel Gabriel entwarf den Umriß, gerade dem Tempel gegenüber, der im Himmel Dschurah heißt, und in welchem täglich tausend Engel den Allmächtigen verherrlichen. Wenn der Dschurah, sagt der Prophet, auf die Erde fallen sollte, so würde er gerade auf die Kaaba fallen.

Sobald Adam in Mekka ankam, wo ihm auch Eva wieder begegnete, so legte er, sagt Muhammed, den Grund zu dem Islamitischen Tempel. Adam grub, und Eva trug Erde. Als sie auf Wasser stießen, rief ihnen eine unterirdische Stimme zu: „Es ist genug." Und sie fingen an, zu bauen. Als sie den Bau vollendet hatten, gab Gott ihnen den Gedanken ein, um den Tempel herum Bet-Altäre anzulegen; und während sie dieselben errichteten, hörten sie eine Stimme, die ihnen sagte: „Adam, du bist der erste der Menschen, und dieser Tempel ist der erste der Tempel; er wird die Jahrhunderte hindurch dauern und in der Folge der Zeiten von der Hand deiner Kinder erneuert werden." Und in der That, Abraham baute ihn von neuem, dann Amr, der Dschurhumide, dann Kossay, der Vater der Koraïschiden und der vierte Urvater Muhammed's; hierauf wurde er, auf Befehl des Propheten, von Kay, dem Sohne Asads, wieder umgebaut. Auch Omar restaurirte ihn, dann Othman, dann Muawiah und Abdalmalik, der Sohn Marwan's, nach seiner Pilgerfahrt.

Als Adam auf die Erde herabkam, hatte er fünf Dinge bei sich; einen Lorbeerstab aus dem Paradiese; er diente ihm als Zahnstocher; denn als er das unglückselige Korn aß, blieb ihm etwas zwischen den Zähnen stecken. Adam hob diesen Stab immer auf, und seine Kinder erbten ihn nach und nach bis auf Moses, dem er zu seinen Wundern diente. Ferner ein Siegel: in dem Augenblicke, als Adam fühlte, daß nach seiner Sünde ihm seine Kleider und seine Krone abfielen, steckte er dieses Siegel in den Mund und bewahrte es so auf. Dieses Siegel kam durch Erbschaft bis auf Salomo, in dessen Händen das Siegel eine übermenschliche Gewalt entfaltete. — Der schwarze Stein, welcher gegenwärtig im Tempel von Mekka sich befindet. Er war Anfangs ein Engel, welchen Gott im Paradiese neben das Korn gestellt hatte, damit er Adam warnen möchte, im Falle er das Verbot Gottes vergessen sollte. Als die Schlange den Iblys in das Paradies führte, war dieser Engel zufällig abwesend; und Eva unterlag der Versuchung, und hernach auch Adam. Der Engel kam zurück. Gott verwandelte ihn durch einen Wink seiner Majestät in einen Edelstein. Adam nahm ihn mit sich, als er aus dem Paradiese ging. Später brachte er ihn nach Mekka. Er war damals von einem blendenden Glanze und weiß wie Milch. Er ward erst in den Zeiten des Heidenthums schwarz wegen der Gottlosigkeit der Menschen. Am Ende der Jahrhunderte wird der Engel wieder in seiner Engelsgestalt mit Händen, einer Zunge, mit Ohren und Augen erscheinen, um die Gläubigen zu sehen und sie zu versammeln. Diese Erzählung erinnert an die Spuren einer verstümmelten Figur, die man noch jetzt an dem schwarzen Steine der Kaaba entdeckt, und es ist wahrscheinlich, daß es der Kopf einer antiken Statue aus den Zeiten des Heidenthums ist. — Ein Stück von der duftenden Aloe, welche über das Unglück Adam's und Eva's nicht weinen wollte. Dieser Baum hatte einen angenehmen Geruch; aber er wurde verdammt, zum Vergnügen des Menschen verbrannt zu werden, so oft er es wünscht. — Die Blätter des Feigenbaumes, die ihm zur Kleidung dienten; der Wind hat sie auf der Erde zerstreut.

Adam bat Gott, er möchte ihm ein Mittel angeben, wodurch er die zum Gebet bestimmten Stunden des Tages wissen könnte. Gott schickte ihm einen weißen Hahn, welcher die Gebete der Engel hörte und sie wiederholte; und dann fing Adam an, zu beten. Aus diesem Grunde hat der Prophet es verboten, die weißen Hähne zu schlachten; denn wenn sie krähen, so wollen sie den Menschen sagen: „Preiset Gott; betet, ihr ungläubigen und gottlosen Leute." Uebrigens hat auch der Ewige einen großen weißen Hahn, dessen ausgebreitete Flügel weiter reichen als vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. Dies ist der Großmuezzin der Welt.

Adam und Eva weinten über ihre Sünde hundert Jahre und fasteten vierzig Tage. Während dieser hundert Jahre näherte sich Adam der Eva nicht. Wenn man alle Thränen sammelte, die das Menschengeschlecht bis heute geweint hat, so würden es doch weniger seyn als diejenigen, die von ihnen beiden vergossen wurden. Die Thränen Adam's, die zur Erde fielen, erzeugten die kleine Aloe, den Ingwer, den Sandelbaum und mehrere andere wohlriechende Hölzer; aus den Thränen der Eva wuchsen die Nelke, das Veilchen und das Ochsenauge.

Der Vater des Menschengeschlechts sah seine Familie sich vermehren. Er starb erst, als seine Kinder und die Kinder seiner Kinder vierzigtausend Köpfe ausmachten, zwanzigtausend Männer und zwanzigtausend Frauen, oder nach anderen neunzehntausend Frauen und einundzwanzigtausend Männer.

Eva gebar jedes Mal Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen; nur Seth, der Stammvater Muhammed's, wurde allein geboren. Eva hatte vierzig Doppelgeburten; diese Zahl wird allgemein angenommen; andere sagen hundertundzwanzig, und noch andere sogar fünfhundert.

Mannigfaltiges.

— **Strauß und die Hegelsche Logik in Frankreich.** Die neueren, zunächst von Dr. D. F. Strauß ausgegangenen Bewegungen auf dem philosophisch-theologischen Gebiete fangen nachgerade an, auch in Frankreich näheres Interesse zu erwecken. Bis jetzt sah man diese Bewegungen dort für bloße Ausläufer der Französischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts an, und obwohl dort seit längerer Zeit eine ziemlich gut gerathene Uebersetzung des „Lebens Jesu" von Strauß vorliegt, wird dieser doch immer noch von den meisten Franzosen, die um solche Dinge sich kümmern, für einen etwas zu spät gekommenen Schüler Voltaire's und der Encyklopädisten gehalten. Dem zu begegnen, hat jetzt ein Französischer Gelehrter — allerdings kein Pariser, sondern ein in der Provinz lebender Professor und mithin nicht von weitreichendem Einfluß — Herr Charles Bud, zwei Schriften zur näheren Kenntniß, so wie zum Theil auch zur Widerlegung der Straußschen Doktrinen herausgegeben. In der einen (La philosophie de l'absolu en Allemagne dans ses rapports avec la doctrine chrétienne) wird eine geschichtliche Uebersicht der Deutschen Philosophie von Kant bis auf Schelling, Hegel und die Hegelianer gegeben, und in der anderen (Reflexions sur la dogmatique de Strauss) das Hegelsche System und dessen in Strauß und Feuerbach zur Erscheinung gekommene Konsequenzen näher beleuchtet. *) Der Verfasser, der der Ansicht ist, daß die Hegelsche Logik nothwendig zu den jetzigen philosophischen Doktrinen habe führen müssen, verwirft ein System, das, nach seiner Ansicht, das Heiligste und Edelste im Menschen erschüttere. Nicht aber, fügt er hinzu, könne er sich entschließen, den Menschen in sich aufzugeben, um ein Philosoph mit Deutscher Logik zu werden.

*) Die erste Schrift ist in Montauban und die zweite in Lyon (A Paris, chez Marc-Aurel) erschienen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 134. Berlin, Mittwoch den 9. November 1842.

Westindien.

Wanderungen eines Deutschen durch Cuba, im Winter des Jahres 1841.

Von Dr. M. Wiener.

Zweiter Artikel.

Das Innere der Insel.

1.

Eintheilung von Cuba. — Palmen in der Ebene. — Die Landschaft der Insel.

Bevor ich mir die Begleitung des Lesers in das Innere der Insel erbitte, erlaube er mir etwas Geographie. Cuba liegt zwischen dem 20. und 23° 15' nördlicher Breite; das nächste Festland, von dem es durch den Golfstrom geschieden ist, Florida, liegt sechsundzwanzig geographische Meilen entfernt. Die Insel zerfällt ihrer ganzen Länge nach, die, von einem äußersten Punkte bis zum anderen, zwei hundert und zwanzig Lieues beträgt, in drei große Distrikte: dem östlichen, mittleren und westlichen, die wieder in Unter-Abtheilungen eingetheilt und Partidos genannt werden. Die Insulaner nennen den Distrikt, der sich von dem mittleren aus nach Osten, bis zur Landspitze Maysi erstreckt, Vuelta-de-arriba, und den westlichen Distrikt, bis zum äußersten Vorgebirge San-Antonio: Vuelta-de-abajo. Der Flächenraum der Insel beträgt, nach den neuesten Vermessungen, 2310 Quadratmeilen.

Jedes Partido bildet für sich eine beinahe vollkommene Kreisform, hat eine Legua im Durchmesser und wird von der Königlichen Landstraße durchschnitten. Der Zwischenraum, welcher dadurch gebildet wird, daß sich vier solcher kreisförmigen Partidos mit ihren Peripherien berühren, ist Besitzthum der Spanischen Krone und wird Realengo genannt.

Zu der Zeit, wo das Land noch weniger bebaut war, ließ das Gouvernement, auf Staatskosten, im Mittelpunkte jedes Partido, eine Schenke oder vielmehr eine Karavanserai errichten, die Pächter erhielten die freie Benutzung derselben gegen die kontraktliche Verbindlichkeit, Reisenden Nacht-Herberge zu gewähren und ihnen Mittel an die Hand zu geben, nöthigenfalls ihre Speisen kochen zu können. Gegenwärtig stehen die Partido's unter Capitanos, die das Amt des Polizei-Präfekten, Richters und Steuererhebers in sich vereinigen. Der Pflanzer ist angewiesen, dem Capitano seines Partido einen schriftlichen Bericht über den Zustand seiner Plantage abzustatten; unterläßt er dieses, so verfällt er in eine Geldstrafe von vier Piastern, die bei nochmaliger Uebertretung auf acht Piaster erhöht wird. In diesem Berichte muß er nicht allein die Zahl seiner Pferde, Maulthiere und Sklaven angeben, sondern sie auch einzeln genau signalisiren, damit sie wieder erkannt werden können, wenn eines verloren geht, entläuft oder gestohlen wird. Diese Rapporte werden von den Capitanos bescheinigt und dafür ein Piaster als Gebühr erlegt.

La vuelta-de-abajo oder der westliche Theil der Insel ist am meisten bevölkert und angebaut; der mittlere Distrikt hingegen, steht in der Kultur gegenwärtig noch auf Null. In seltenen Intervallen erblickt man, in den ausgedehnten Prärien wie Oasen liegend, einzelne Hatos oder kleine, von Hirten bewohnte Niederlassungen. Die Bewohner sind fast eben so wild, wie die von ihnen gewerbeten Heerden; ihre alleinige Industrie besteht in Bereitung einer Käseart, des queso de prensa. Der Gebrauch des Fayence-Geschirres ist ihnen noch unbekannt und die Gabel ein Luxusartikel, dessen sich die wenigsten dieser Halbwilden bedienen.

Ich trat meine Reise, in Begleitung eines Eingebornen an, der gleich mir seinen Weg nach San-Jago zu nehmen gedachte. Die männlichen Bewohner der Insel legen ihre Reisen zu Pferde zurück, denn auch der ärmste ist in Besitz eines guten Reitpferdes. Obgleich anhaltendes Reiten anfangs mit großer Strapaze verknüpft ist, gewöhnt sich der Fremde bald daran und vermißt die Postkutsche nicht. Man fühlt sich im Sattel freier und unabhängiger, und sieht sich nicht an die Landstraße gebunden. Die Pferde sind Abkömmlinge der schönen Andalusischen Race, stark und feurig; der Spanische Sattel, von welchem Leder und wie unsere Schulsättel durchsteppt, gewährt einen festen, elastischen Sitz. — Ich war so glücklich, zu meinem Thiere sehr billig zu kommen. Pferd, Sattel und Zaumzeug kosteten nicht mehr, als achtzig Piaster. Nach der Landessitte mit einem Säbel an der Seite und einem paar Pistolen am Halfter, ritten wir, gleich echten Creolen, am 28sten Februar, aus den Thoren Havanna's. Es war ein klarer, heiterer Sonntagsmorgen; der kühle Frühwind brachte Wohlgerüche auf seinen Schwingen, und mir war es, als wäre ich einer langen Einkerkerung entflohen. Tausende von Maulthieren, in Zügen von zwanzig bis dreißig Stück bei einander, zogen, mit den Erzeugnissen des Bodens beladen, klingelnd und stampfend an uns vorüber, in die Thore ein; sie waren mit Gemüsearten und Früchten so bepackt, daß sie von ihrer grünen Bürde gänzlich verhüllt wurden. Glockengeläute erschallte weit hin über die Gegend, um daran zu mahnen, daß die Gotteshäuser weit geöffnet seyen, die Andächtigen zu empfangen. Die Schenken waren gleichfalls geöffnet und schienen mindestens eine gleiche Zahl von Besuchern aufweisen zu können. Die Bevölkerung in den Vorstädten Havanna's scheint der innerhalb der Stadtmauern befindlichen an Zahl kaum etwas nachzugeben; doch sind die Häuser schlechter gebaut: die vordere Seite derselben war weiß getüncht und mit grotesken Malereien in grellen Farben bemalt, welche Heiligenbilder, zahllose Thiergestalten, Männer und Frauen vorstellten.

Allmälig wurden die Spuren der Menschenhand immer seltener, bis wir uns zuletzt mit der Natur allein sahen. Der Palmbaum, der hier die Ebene bedeckt und die Hügel bekränzt, giebt der Gegend eine eigenthümliche Scenerie; er bildet den Haupttypus der Insel; seine entblößten, über dem Boden sich etwas erhebenden, weitauslaufenden Wurzeln, sein schlank aufgeschossener, schuppiger Stamm, bildet einen herrlichen Säulenschaft, seine Zweige, ein aus dreifachen Federbüschen bestehender Kopfschmuck, gleichen in der Ferne den Akanthischen Blättern an Korinthischen Säulen-Kapitälen.

Dann und wann unterbrachen Orangenwäldchen die Palmengruppen. Um diese Zeit sind die Zweige des Orangenbaumes mit reifen Früchten bis zum Brechen beladen, und ein schöneres Bild des Ueberflusses kann wohl so leicht nicht gedacht werden, als die aus dem dunklen Grün der blanken Blätter hervorquellenden, goldenen Früchte.

Die Palme gießt in die Seele des Beschauers eine tiefe Wehmuth, von der man sich keine Rechenschaft ablegen kann; es ist eine freudige Trauer, eine Ruhe, die sich bis zu einer fast beängstigenden Erschlaffung steigert. Die Seele scheint sich in sich selbst zurückzuziehen, im Innern eine trostlose Leere vorzuherrschen. In der Palme liegt viel Monotonie und Unbeweglichkeit: eine Ruhe, die uns lebhaft an die Nichtigkeit menschlicher Production und an die Unsterblichkeit der Werke Gottes erinnert. Nicht allein, daß wir seyen, sondern daß wir vorherrschend in der Natur seyen, ist unser Trost und die Vergegenwärtigung dieses Bewußtseyns, so oft wir nur können, zu unserem Glücke nöthig. Wie wir uns, bald hier bald dorthin, in beständiger Beweglichkeit tummeln, so soll auch Alles um uns her in Bewegung seyn, dann fühlen wir deutlicher, daß wir existiren, wie die scheinbar dahinfliegenden Ufer uns deutlicher über den Lauf des Nachens belehren. Beweglichkeit erstickt die Reflexion, wie Ruhe sie hervorruft! Sobald uns irgend etwas aus dieser Alltagsbeweglichkeit herausreißt, fühlen wir uns ernster gestimmt, ohne uns der Ursache deutlich bewußt zu seyn. Bei dem religiösen Menschen wird dieser Ernst zur süßen Wehmuth, die ihn himmelwärts führt; bei dem Zweifler zu einer Leere, die, lange anhaltend, Verzweiflung zur Folge haben würde. — In der Dämmerungsstunde muß man unter Palmen wandeln, um zu erfahren, wie die Seele, durch günstige Umgebung, ihren Flug gen Himmel nehmen kann! Man wandelt unter hohen Säulen, welche durch die Schafte der Palmen gebildet werden; ihre gewöhnlich zwölf Fuß langen und zwei Fuß breiten Blätter begegnen sich hoch oben mit den Spitzen und bilden kühne Gothische Gewölbe, durch die das Gold der Abendsonne bricht und die vom Abendwinde feierlich bewegt werden. Was ist, im Vergleich mit diesen wunderbaren Hallen, der schönste Tempel, und wäre er der zu Rom? —

In der bilderreichen Sprache des Orients heißt die Palme „der Baum des Armen". In doppelter Beziehung wahr! Sind nicht Armuth und Traurigkeit Geschwister, die sich die Hand reichen und vereint den beschwerlichen Pfad durch das Leben wandeln? — Wohl dem Armen, der sich am Fuße einer Palme niederzuwerfen vermag; er kann sich freudig zurufen: „Ich werde nun nicht Hungers sterben!" und, wenn er sich gesättigt hat: „Ich werde nicht mehr vom Regen durchnäßt und vom Winde gepeitscht werden!" denn die Früchte der Palme nähren, ihre Zweige beschirmen ihn und von ihrem Baste macht er sich Gewänder.

Die Aehnlichkeit der Palme mit dem Granit ist frappant; die graue Farbe des Granits findet sich bei der Palme wieder; die Mica-Theile in diesem Steine sind am Palmenschafte durch die daselbst befindlichen kleinen Flecke von mattem Weiß, die in der Sonne wie Silberflitter funkeln, täuschend nachgebildet. Vermöge der Strahlenbrechung verschwimmen die Holzadern des

Baumes, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, und gleichen den Feldspath-Theilchen, die sich in Schuppenform im Granit befinden, was die Illusion vollständig macht.

Der hoch und schlank aufgeschossene Palmenschaft bietet keine hervorragende Unebenheit, keine knorrigen Aeste dar, deren man sich als Stützpunkte beim Klettern bedienen könnte. Die Muskelkraft der Arme sowohl wie die geschmeidige Elastizität der Kniee scheitern an einer Rinde, die wie polirt in der Sonne glänzt. Um die Blätterkrone zu erreichen, muß man sich eines Hülfsmittels bedienen; an dem einen Ende eines Taues macht man nämlich einen Schlingknoten und umschlingt nun den Stamm damit; das andere Tauende zieht man um den linken Fuß in Form eines Steigbügels und hißt sich so bis zu der Stelle hinan, wo sich die Schlinge befindet, diese wird nun aufgelockert und höher hinaufgeschoben, bis man zuletzt den Gipfel erreicht. Solche Himmelfahrt ist natürlich sehr mühsam und halsbrechend; dessenungeachtet giebt es Leute, die es darin zu einer großen Virtuosität gebracht haben: sie nennen sich Mochadores.

Wir kamen durch mehrere kleine Dörfer, bestehend aus einem Haufen unansehnlicher Häuser, mit einem Kirchthurm in der Mitte, einigen Kramläden und einem umzäunten Platz, der für Hahngefechte bestimmt ist und in keinem Dorfe fehlt.

Die Bewohner sehen sehr reinlich in ihrer leichten, hellfarbigen Kleidung aus; dasselbe kann man aber nicht von den Schenken sagen, die vor Schmutz und Ungeziefer starren und gegen welche die schlechteste Polnische Kneipe ein Palast zu nennen ist.

Je weiter wir landeinwärts drangen, desto reicher und angebauter wurde die Gegend; wir betraten die Kaffee-Region, die in vollkommenster Ordnung gehalten wird. Es schien, als ritten wir durch einen endlosen Garten, der mit dem feinsten Geschmacke angelegt worden. Die Landstraße glich mehr einem ebenen, reinlichen, von Hecken eingezäunten Gartenpfade. Diese Hecken sind Mauern von lebendigem Grün, eine solide Blättermasse, die nie entlaubt dasteht und so dicht, daß nichts Lebendes durchdringen kann. An manchen Stellen sprangen Palmen und Orangen aus der Mitte dieser Hecken auf. Innerhalb derselben erblickt man breite ebene Pfade und die vier bis fünf Fuß hohen Kaffeebäumchen, welche in geraden Reihen gepflanzt sind. Die Blätter dieses Bäumchens sind von dunkelgrüner Farbe, die dem Auge ungemein wohlthuend ist. Wenn die Kaffee-Plantagen in Blüthe stehen, was Ende März der Fall ist, so gleichen die Anpflanzungen einer Winterlandschaft mitten im Reichthum des Sommers; denn die weißen Blüthen, auf die grünen Blätter gestreut, verdecken dieselben völlig und lassen die Aeste wie mit Schnee beladen erscheinen. In gleichen Zwischenräumen erhob sich die Musa paradisiaca (der Platanen-Baum), die angepflanzt wird, weil ihre breiten Blätter dem zarten Kaffeebaume Schatten geben.

Von einem der Pflanzer hatten wir eine Einladung erhalten; wir erreichten die Niederlassung gegen Sonnenuntergang.

2.

Die Landbewohner. — Georginen und Kartoffeln aus Europa. — Erdkunde auf Cuba. — Negersklaven und Abolitionisten.

An jeder Seite der breiten Allee, die zu dem Wohnhause führte, standen doppelte Reihen hoher Palmen; in dem Fußpfade war kein Stein oder Unkraut zu sehen. Am Ende der Allee erblickte man die Pflanzerwohnung, ein vollkommenes Gemälde des Ueberflusses und stiller Schönheit. Das Haus war schneeig weiß, lichtig und luftig, wie ein Feenschloß. Den mittleren Theil desselben bildete eine hohe, von Säulen getragene, nach vorn und hinten offene Halle: rothe Vorhänge, die jetzt zurückgeschlagen waren, schützten sie vor den Sonnenstrahlen. Wir waren bald von einem Haufen Neger umringt, die uns vom Pferde halfen und die Thiere nach den Ställen führten. Ihr Herr eilte herbei und hieß uns auf seinem Eigenthume herzlich willkommen; seiner Familie, die aus seiner Gattin, einer angehenden Matrone, und zwei Söhnen bestand, wurde ich als ein amigo de Alemaña vorgestellt. Bevor wir noch mit den ersten Begrüßungen fertig waren, trat ein Neger mit einer Bowle herein, die bis an den Rand mit Madeira gefüllt war. Unser Wirth erfaßte sie mit beiden Händen und trank uns daraus in vollen Zügen ein Willkommen zu; man kann sich meine Angst denken, als mir die Gewißheit wurde, daß ich dazu verurtheilt sey, ihm aus demselben Ungethüme Bescheid trinken zu müssen; doch half Alles nichts, ich mußte gute Miene zum bösen Spiele machen. Während der Madeira im Kreise herumging, hielt der Pflanzer der Mäßigkeit eine Lobrede, und warnte mich namentlich, als Fremden, vor dem unmäßigen Gebrauch scharfer Getränke. Die Bewohner Cuba's müssen eigene Begriffe von Enthaltsamkeit haben; denn nach dem, was ich meinen Freund beim Willkommen leisten sah, war nur zu bewundern, wie er noch auf den Füßen stehen konnte. Dergleichen Mäßigkeitslehren führen die Westindier immer im Munde, und trinken dabei mehr Wein, als ganz Deutschland zusammengenommen.

Das Abendessen war auch nichts weniger als frugal; eine Schildkröte, die als Fricassée in ihrer Schale auf den Tisch kam, mehrere Fleischsorten und eine Fülle der delikatesten Früchte bedeckten die Tafel. Da waren der Coroffol, der Mango, die Gopave, der Abigado, die Mamei, Cachimente, der Herzapfel, die Ananas, die Orange, Citrone, Banane, Papaye, der Rosenapfel, der Acajou-Apfel, der Zimmt-Apfel, die Grenadille, die Sapotille, die Mamoncille und — ach! mir fehlt der Athem! — die Caymite, deren Laub auf einer Seite grün und auf der anderen glänzend gelb ist und Veranlassung zu einer Redensart gegeben hat, deren sich der Bewohner Cuba's bedient, wenn er die Falschheit bezeichnen will: „Falso como la oja de caymite."

Wir machten in der Abendkühle eine Promenade. Die Alleen, weit genug für Fuhrwerke, laufen strahlenförmig vom Herrenhause aus. Einige bestehen aus Mangobäumen, die ein dickes und dichtes Laubwerk haben, andere sind mit Orangenbäumen eingefaßt, die sich unter der Last der Früchte beugten; sie sind die gewöhnliche Einfassung, erstrecken sich oft Meilen weit und streuen dem erschöpften Wanderer ihre Früchte in den Schoß. Das Haus selber war mit hundert Arten der schönsten Blumen umgeben; unter den Europäischen, hier mit großen Kosten eingeführten Blumen rechnet der Insulaner außer der Nelke und Centifolie, die hier sehr bald ausarten und schlechter werden, noch sonderbarer Weise die Dalia (Georgine). Eine gewöhnliche Georgine wird hier mit sieben bis zehn Thalern bezahlt. Es ist höchst bemerkenswerth, daß die Knollengewächse, deren Vaterland Amerika ist, sich in Europa so veredeln, daß sie ihren Weg nach Amerika als geschätzter Handels-Artikel zurücknehmen! So wird, außer der Georgine, die Europäische Kartoffel in Amerika sehr theuer bezahlt.

Tags darauf wurde unser Wirth von mehreren Plantagenbesitzern aus der Nachbarschaft besucht und ich hatte Gelegenheit, einen Blick in den Charakter dieser Monteros (Landbewohner) zu werfen. Ist man lange auf der Insel gewesen, so wird die Scenerie alltäglich und man weiß nur noch, daß die Hitze hier sehr groß und die Einwohner sehr einfältig sind. Ich lernte eine große Zahl derselben kennen, die mich unaufhörlich fragten, ob die Insel, auf der ich geboren, groß und schön sey? Ob es daselbst sehr heiß oder sehr kalt würde? Ob die Einwohner schwarz, weiß, grün oder grau seyen? Sie hielten mich aus dem einfachen Grunde für einen Insulaner, weil sie überzeugt sind, daß unsere Erde aus tausenden von großen und kleinen Inseln bestehe. Sie konnten nicht begreifen, was ein Festland eigentlich sey und lachten, bis ihnen die Thränen im Auge standen, wenn ich es ihnen zu erklären suchte; zuletzt blieben sie bei der Bemerkung stehen: „Aber Ihr Festland ist doch mit Wasser umgeben und mithin eine Insel!"

Unter Anderem fragte mich einer der Gäste, in welchem Monate bei uns die Kälte beginne. „Im Monate November", war meine Antwort. „Ach, meine Herren! habe ich es Ihnen nicht gesagt!" rief er, sich zu seinen Landsleuten wendend, die mir mit offenem Munde zugehört hatten; „das Klima der Insel, die Señor bewohnt, ist ganz so, wie bei uns: es friert bei dem Herrn im November; die Kälte beginnt bei uns um dieselbe Zeit, mithin ist das Klima dasselbe!" — Indem er sich vor Freude die Hände rieb, setzte er hinzu: „Gesteht jetzt, das Ihr, meine Freunde, was Erdkunde anbelangt, Ignoranten seid, und daß ich mehr davon verstehe, als Ihr!" — Und nun gab er seinen Freunden eine kleine Beschreibung von Deutschland, daß dieselben vor Verwunderung Maul und Nase aufsperrten. Nach seinem Berichte giebt es eine große Insel, die Hamburg genannt wird, und von der Alemaña oder Deutschland die Hauptstadt ist. „Hamburg ist eine Insel, die Berge hat, wenigstens viermal so groß, als die unsrigen!" — „Sie haben vollkommen recht", erwiederte ich, „einige davon sind so hoch, daß sie den Mond berühren!" — „Ist es möglich!" riefen Alle, „das muß ein herrlicher Anblick seyn!"

Je weniger wir Kenntniß von der übrigen Erde haben, desto mehr werden wir für den kleinen Theil eingenommen seyn, den wir bewohnen: „Ignoranz macht keine Kosmopoliten!" das ist eine Wahrheit, die sich auf Cuba vollkommen bestätigt. Sollte Großbritanien, wie man hier in der letzten Zeit behauptete, Absichten auf Cuba haben, so würde es diese schöne Insel nicht eher ruhig besitzen, bis es den letzten der Eingebornen ausgerottet hätte. Das Vorurtheil gegen England ist hier so groß, daß es nur nöthig ist, Englisch zu sprechen, um für einen Ketzer, Heiden und Abolitionisten — was schlimmer als Götzendienst ist — gehalten zu werden.

Ich hütete mich wohlweislich, während meines Aufenthalts auf Cuba, den zu eifrigen Verfechter der Abolitionisten zu machen; wer gerade nicht Lust hat, Märtyrer zu werden, läßt dies bleiben. Der Menschenfreund wird zwar die Sklaverei nie billigen können; muß sich aber doch eingestehen, daß er sich daheim das Schicksal der Neger weit trüber vorgestellt hat, als es wirklich ist. Der Europäische Dienstbote hat vor dem Neger in Westindien nichts weiter voraus, als daß er nach Belieben seinen Herrn wechseln kann und für seine Arbeit bezahlt wird; dahingegen bieten sich dem Neger Vortheile dar, die jene nicht genießen und die gar nicht klein sind. Geboren auf des Gebieters Plantage — denn von Afrika werden doch nur sehr wenige auf dem Wege des Schleichhandels eingeführt — wächst er mit den Kindern seines Herrn auf; bis zum achten Jahre befindet er sich im Herrnhause, wo manchmal die Zimmer von glänzend-schwarzen, nackten, wollhaarigen Kindern wimmeln. Hat er dies Alter erreicht, so werden ihm kleine Beschäftigungen aufgetragen, die darin bestehen, daß er dem Gebieter eine Kohle zum Anzünden der Cigarre holt oder der Señora die Fliegen abwehrt. So wenig in Europa ein Stuterei-besitzer seine Füllen vor den Pflug spannen wird, eben so wenig wird der Pflanzer einen jungen Neger, vor dem erforderlichen Alter, zur Feldarbeit anhalten; denn er sieht in jedem Neger ein Kapital von mindestens sieben bis achthundert Thalern. Hat er nun das zur vollen Arbeit bestimmte Alter erreicht, so geht es ihm auch nicht trauriger, als unseren Dienstboten. In der Regel ist er acht Stunden täglich beschäftigt, die übrige Zeit dient zu seiner Erholung. Ein Europäischer würde die Feldarbeit unter der glühenden Tropensonne nicht acht Tage lang ertragen können; dem beinahe zolldicken Schädel des Afrikaners peinigt sie nicht, kaum daß er in Schweiß geräth und an Sonnenstich ist gar nicht zu denken. Als ich zuerst den Sklaven-Aufseher seine lange Peitsche schwingen sah, schauderte ich, fand aber, daß er sie nur

schwang, um sie knallen zu lassen; wenn ich mich dann an die stillen, aber empfindlicheren Stockprügel, die in manchen Europäischen Heeren gäng und gäbe sind, erinnere, so weiß ich nicht, auf welcher Seite die Wage sinken würde. Ich habe mein Mißfallen über den Gebrauch der Peitsche unverholen zu erkennen gegeben, erhielt aber von den Pflanzern zur Antwort, daß der Neger nur unter dem Knallen der Peitsche arbeite, was er unterlassen würde, wenn ihm dies Straf-Instrument nicht immer vor Augen wäre; übrigens erhielte er nur alsdann wirkliche Züchtigungen, wenn er sich Diebstahl oder Desertion zu Schulden kommen ließe. Wird der Neger krank, so erhält er nicht allein ärztliche Behandlung und Medizin, sondern auch die beste Pflege, die oft bis zur ängstlichsten Verweichlichung getrieben wird, denn auch dann tritt das Interesse des Herrn dem Sklaven schützend zur Seite; das Mitgefühl ist dasselbe, wie das, was wir empfinden, wenn uns ein theueres Pferd erkranken würde, aber es kommt dem Neger zu gute, der schwerlich in solchem Falle mit einem Europäischen Dienstboten tauschen würde, welcher bei langanhaltender Krankheit von der Herrschaft, die kein Interesse an den Fremden nimmt, verlassen wird. Wird der Neger invalid oder durch hohes Alter zur Arbeit unfähig, so giebt ihm sein Herr, den er auf den Armen getragen und auf seinen Knieen geschaukelt hat und von dem er für ein altes Familienstück gehalten wird, das Gnadenbrod, selbst wenn er auch nicht gesetzlich dazu gezwungen wäre. Unsere Dienstboten dagegen stehen, durch das oftmalige Wechseln der Herrschaft, dieser fremd gegenüber, und dieselbe glaubt sich unter tausend Fällen gewiß nicht einmal verpflichtet, für den zur Arbeit nicht mehr tauglichen Diener etwas zu thun. Existenzsorgen kennt der Neger nicht, von der Wiege bis zum Grabe muß der Gebieter für ihn Sorge tragen; daher kommt es auch wohl, daß man unter ihnen nur lachende Gesichter sieht.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Der Amerikanische Dichter Longfellow.

Henry Wadsworth Longfellow, der durch Freiligrath's Uebersetzung einiger seiner Gedichte auch bei uns bekannt gewordene Nord-Amerikanische Lyriker *), hat Europa nach einem mehrmonatlichen Aufenthalt am Rhein ganz vor kurzem wieder verlassen. Er schiffte sich am 22. Oktober mit dem „Great Western" von Bristol nach New-York ein, zum herzlichen Bedauern seiner neuen Rheinischen Freunde, die den ausgezeichneten Mann gern noch länger in ihrer Mitte gesehen hätten. Vielleicht ist es im Augenblick, wo er seiner Heimat wieder zueilt, nicht unpassend, einen Nachruf in diesen Blättern mitzutheilen, der ihm vor einem halben Jahre bei Gelegenheit seiner Abreise nach Europa von einer Amerikanischen Zeitschrift, dem Troy Whig, gewidmet wurde, und der, wiewohl in Ton und Haltung „rather a little puffing", nichtsdestoweniger durch die interessanten biographischen Notizen, die er über den Dichter beibringt, wie überhaupt als Ausdruck der öffentlichen Meinung über ihn bei seinen Landsleuten, nicht ohne Werth für uns ist. Er lautet in treuer Uebersetzung, wie folgt:

H. W. Longfellow, Smith-Professor **) der Spanischen und Französischen Sprache und Literatur an der Harvard-Universität (zu Cambridge bei Boston) und Verfasser von Outre Mer, Hyperion und einer Reihe der lieblichsten Gedichte, die je in Amerika geschrieben wurden, ging am Mittwoch mit dem guten Schiffe „Ville de Lyon" nach Frankreich unter Segel.

Mr. Longfellow's Geburtsstadt ist Portland im Staate Maine. Sein Vater, der Hon. Stephen Longfellow, ist ein sehr angesehener Rechtsgelehrter daselbst und war früher ein Mitglied des Kongresses, wie auch des berühmten Hartforder Konvents. Seine Mutter ist eine Tochter des Generals Wadsworth von der Revolutions-Armee und eine Schwester des tapferen Henry Wadsworth sowohl, der 1804 zu Tripolis fiel, als des nicht weniger tapferen und ausgezeichneten Alexander Scammell Wadsworth, der noch gegenwärtig eine der glänzendsten Zierden der Amerikanischen Marine ist. Er empfing seinen akademischen Grad in Bowdoin-College (zu Brunswick im Staate Maine) und wurde, nachdem er zwei Jahre in Europa zugebracht hatte, in einem Alter von 23 Jahren als Professor der neueren Sprachen an jene Anstalt berufen. Damals schon hielten ihn Stimmberechtigte, trotz seiner Jugend, für erfahrener in der Französischen, Spanischen und Italiänischen Literatur, als irgend einen anderen Gelehrten in den Vereinigten Staaten. Mit 25 Jahren berief man ihn als Smith-Professor des Französischen und Spanischen an die Harvard-Universität; eine große Ehre, wenn man bedenkt, daß seit ihrer Stiftung diese Professur durch Mr. George Ticknor von Boston, einen durch seine umfassende Gelehrsamkeit daheim und auswärts gleich berühmten Linguisten, ausgefüllt worden war. Ehe er jedoch sein neues Amt antrat, erbat und erhielt er die Erlaubniß, eine zweite Reise nach Europa zu machen, um sich eine vollkommenere Kenntniß der Sprachen des Nordens anzueignen, als es ihm in seiner Heimat möglich war. Nach einer ungefähr dreijährigen Abwesenheit kehrte er nach Amerika zurück und hat sich seitdem mit den Obliegenheiten seines Amtes und literarischen Bestrebungen beschäftigt.

Mr. Longfellow muß jetzt gegen 35 Jahre zählen. Für Jemanden, der noch so jung ist, hat er viel und, was mehr sagen will, gut geschrieben. Seine Uebersetzungen ausländischer Poesie gehören zu den besten in unserer Sprache, und seine eigenen Productionen, in Prosa wie in Versen, brauchen mit denen keines anderen Amerikanischen Autors den Vergleich zu scheuen.

Im Privatleben ist Mr. Longfellow einer der liebenswürdigsten Männer, die es geben kann. Sein heiteres Sächsisches Gesicht (Saxon countenance) wird allzeit durch ein frohes, den inneren Menschen zu erkennen gebendes, Lächeln aufgehellt, und sein leichter, elastischer Schritt beweist, daß ihn die Sorgen dieser Welt nur wenig kümmern. Zum Besten des schönen Geschlechts, bei dem er verdientermaßen sehr in Gunst steht, fügen wir noch bei, daß er Witwer ist.

S. S.

*) Vgl. Nr. 104 des „Magazins", wo wir eine Probe von dem trefflichen Englischen Hexametern Longfellow's mitgetheilt.

**) D. h. die von L. bekleidete Professur ist von einem Mr. Smith fundirt und dafür, wie das in ähnlichen, an den Amerikanischen Universitäten häufig vorkommenden, Fällen geschieht, nach seinem Namen benannt worden.

Schweiz.

Der Temperaturstand im Innern der Gletscher. *)

Bekanntlich bildet der Temperaturstand im Innern der Gletscher eine der Hauptfragen, deren Beantwortung Herr Agassiz seit mehreren Jahren nachstrebt. Eben so bekannt ist, daß über diesen Gegenstand die mannigfaltigsten Meinungen von sehr erfahrenen Naturforschern ausgesprochen worden sind: während nämlich die Einen behaupteten, die Kälte steigere sich nach dem Innern des Gletschers zu — waren die Anderen der Ansicht, bei einer gewissen Tiefe müsse die Temperatur, vermöge der Erdwärme, sich heben. Auch ist noch nicht vergessen, wie es Herrn Agassiz im Jahre 1840 bereits gelungen, mittelst seiner Beobachtungen an Sondiröffnungen im Aargletscher darzuthun, daß die Temperatur in einer Tiefe von 25 Fuß fast beständig gewesen, gleich viel, welchen Grad von Kälte sie über der Erde gehabt — und, daß diese Beobachtungen, in größerem Maßstabe fortgesetzt, im vorigen Jahre dieselben Ergebnisse geliefert, d. h. daß der Thermometrograph bei 140 Fuß Tiefe gewöhnlich um 0° oscillirt, bald einen Drittel-, bald einen Viertelgrad hundertgradig unter 0° gezeigt.

Wie hochwichtig aber auch schon diese Wahrnehmungen erschienen, so waren sie doch nicht über jeden Einwurf erhoben, da sie nur während eines einzigen Zeitabschnitts, im Laufe der wärmsten Monate, stattgehabt; so daß, wer den intensiven Frost der Winterzeit in jenen so hohen Regionen kennt, unter Berufung auf John Herrschel's Theorie, wohl annehmen konnte, diese niedere Winter-Temperatur durchdringe auch die Gletschermasse. Solchem Einwurfe zu begegnen, hatte Herr Agassiz im vorigen Jahre, bei unserem Abzuge von dem sogenannten Hôtel Neuchâtelois in eine Sondiröffnung zwei Thermometrographen, den einen 23, den anderen 12 Fuß tief, eingelassen, und zwar so, daß beide vor jeder Berührung der äußeren Luft geborgen waren.

Diese Instrumente waren den letztvergangenen Winter hindurch im Innern des Gletschers geblieben, und leicht wird man nun unsere Ungeduld bei der jetzigen Rückkehr nach jenem Zelte begreifen, die Erfolge dieses Versuchs zu erfahren: der erste Gang galt den beiden Setzlingen unserer Hoffnung! — Die blechene Scheibe, in welche wir sie gesteckt, und die wir bis auf 1 Fuß unter die Eisoberfläche gebracht hatten, finden wir drei Fuß über dieselbe herausgerückt, den Pfropf, der die Instrumente deckte, an die Scheibe angefroren. Dessenungeachtet versuchen wir, durch Einschnitte ins Eis ringsumher und indem wir siedendes Wasser hineingießen, jene herauszuziehen. Nach Verlauf etlicher Tage bringen wir auch wirklich den einen zu Tage — aber bei seiner Besichtigung finden wir den Schwimmer (le flotteur), in Folge unserer erschütternden Beilschläge, niedergesunken und somit das sehnlichst erharrte Ergebniß dieses Versuchs für uns zuschandengeworden — ein hartes Mißgeschick! Damit beim zweiten Instrumente nicht etwa ein Gleiches uns treffe, entschied sich Herr Agassiz dafür, blos siedendes Wasser anzuwenden, wodurch jede Erschütterung vermieden wurde; und dieses Verfahren, obgleich viele Zeit raubend und kostspielig, indem das Holz dazu von sehr weit hergebuckelt werden mußte, führte endlich zum Ziele: Nach fast einer vollen Woche Arbeit konnten wir das Instrument aus der Scheibe ziehen; und zu großer Genugthuung für die ganze Expedition fand sich, daß es 0,3 (einen Drittelgrad unter 0°), d. h. denselben Stand zeigte, welchen wir in den Sommern von 1840, 1841 und 1842 bei allen Tiefen von mehr als 10 Fuß erhalten hatten. **) Dieses von uns vorhergesehene Ergebniß, zumal es mit den von unserem Freunde Nicolet zu La Chaux-de-fonds im letzten Winter angestellten Versuchen ganz genau übereinstimmt (Bibl. univ. de Genève No. 77), beweist nun aufs klarste, daß die Temperatur im Innern aller Gletscher nahezu beständig und der äußere Temperaturwechsel auf sie ohne Einfluß ist. Eine Thatsache, deren Wichtigkeit für die allgemeine Gletscherlehre augenfällig.

Mit Uebergehung der anderen von uns erlangten Resultate, da sie schon in Briefen des Herrn Agassiz an die Akademie der Wissenschaften zu Paris

*) Vergl. den Artikel im Magazin Nr. 113, der ebenfalls von dem Verfasser des vorliegenden Berichts, Herrn de Sor, einem Begleiter des Professors Agassiz auf dessen Gletscher-Expeditionen, geschrieben war.

**) Unsere Thermometrographen sind zugleich Minimum- und Maximum-Thermometer. Ueber der Merkursäule befindet sich ein Schwimmer, den sie vor sich her stößt, und der in ein kleines Häkchen ausläuft, welches, sobald jene wieder zurückgeht, an den Wänden des Glases sich anhängt und daran hangen bleibt. So bezeichnet die Grundfläche des Schwimmers einerseits den niedrigsten und andererseits den höchsten Punkt der Temperatur in einem gegebenen Zeitraume. (Anmerk. des Herrn de Sor.)

enthalten sind und durch deren Berichte bereits veröffentlicht seyn werden, will ich hier nur noch einer Naturerscheinung gedenken, welche uns oftmals aufgefallen ist und wohl verdient, auch auf anderen Höhenpunkten beobachtet zu werden: ich meine die Helle der Nächte hier oben. Bei klarem Mondscheine lesen wir mit Leichtigkeit jeden St. Augustin-Druck, ja, wer recht scharfe Augen hat, entziffert sogar Cicero-Schrift; und selbst bei bezogenem Himmel bleibt die Helle noch so auffallend stark, daß wir zu jeder Stunde der Nacht an unseren Uhren sehen können, wie spät es ist. Noch mehr: Scheint doch sogar, wenn wir von Wolken rings umgeben sind, die Helle größer als wenn der Nebel nur ein theilweiser ist. Vorgestern (26. August) um zehn Uhr Abends z. B. war sie trotz einem derben Regenguſſe, welcher den ganzen Gesichtskreis einnahm, so stark, daß wir die Titelwörter aller Anzeigen der „Augsburger Allgemeinen", deren Buchstaben nicht unter anderthalb Linien Höhe hatten, in unserem Zelte zu entziffern vermochten. Diesen Umstand, wie man anfänglich versucht wird, und wie auch wir, um ihn uns zu erklären, in der ersten Zeit unseres Aufenthalts hier gethan haben, der Umgebung von eitel Schnee und Eis zuzuschreiben, hält nicht lange Stand; denn später haben wir wahrgenommen, daß während der heiteren Nächte (ohne Mondschein) die Helle weit weniger intensiv ist als während eines Nebels, und sind nun vielmehr geneigt, die Ursache dieser Erscheinung in einem eigenthümlichen Wolkenlichte zu suchen, auf welches schon wiederholentlich von Naturforschern hingewiesen worden ist.

Seitdem wir den Gletscher bewohnen und von einer Menge Fremden besucht werden, fängt übrigens der Schrecken, welchen diese Höhen früher einflößten, allmälig zu verschwinden an: Seit unserer Ersteigung des Schreckhorn sind die Jungfrau und das Finster-Aarhorn von neuem, jene durch die Herren Studer und Bärki aus Bern, dieser durch Herrn Sulzer aus Basel, erklommen worden. Herr Studer soll auch die Rundsicht von der Jungfrau aufgenommen haben, die, nach dem Talente dieses furchtlosen Reisenden (übrigens mit unserem berühmten Erdkundigen nicht zu verwechseln) für alle Freunde der Hoch-Alpen ohne Zweifel von großem Werthe seyn wird; so daß hierbei nur das zu bedauern, daß von diesen beiden Ersteigungen die Wissenschaft gar keinen Vortheil gehabt.

Das schöne Wetter, das uns schon förmlich verwöhnt hatte, ließ uns wahrlich nicht ahnen, daß wir nur zu bald gegen den fürchterlichsten in diesen Regionen von uns jemals erlebten Orkan zu kämpfen haben sollten: Mehr als ein Mal drohte er bereits, unser ganzes Gezelt kurz und klein zu reißen; mehr als ein Mal haben Ströme von Regen unsere Arbeiten gehemmt, und selbst in diesem Augenblicke sind wir noch, seit zwei vollen Tagen, in unserer Einsiedelei eingesperrt. Indeß, die Sonne scheint den Nebel wieder bewältigen zu wollen, und mit ihr bricht von neuem die Hoffnung durch, daß, wenn der Himmel uns noch etliche schöne Tage sendet, wir ausführen werden, was wir bei unserer Herkunft uns vorgenommen. E. de Sor.

Arabien.

Orientalische Legenden.

(Schluß.)

Kain und Abel.

Die Mutter der Welt hatte im Paradiese Kabyl (Kain) und seine Zwillingsschwester Aklimija geboren. Diese paradiesische Geburt ging ohne Schmerzen von Statten; aber es war auch die einzige. Als Adam sah, daß seine Familie anfing zu wachsen, so verheirathete er auf den Befehl Gottes die Söhne mit den Zwillingsschwestern der anderen Söhne. Er kreuzte so die Verbindungen. Nach diesem Prinzip wollte er Lyusa, die Zwillingsschwester Habyls (oder Abels) mit Kabyl und Aklimija mit Habyl verheirathen. Aklimija war schöner als Lyusa; und Kabyl wollte als Erstgeborener und als Sohn des Paradieses freie Wahl haben und behauptete, daß Aklimija seine Frau werden müßte; daraus entstand seine Eifersucht, sein Haß gegen Habyl. Um diesen Zwist zu schlichten, schlug Adam seinen beiden Söhnen vor, Gott ein Opfer zu bringen, und sagte, daß derjenige, dessen Opfer Gott durch ein deutliches Zeichen segnen würde, das Recht haben sollte, seine Frau sich selbst zu wählen. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Eine lange Feuerkette ohne Rauch und ohne Flamme, die vom Himmel herabkam, ergriff und verzehrte die fette Ziege, welche Habyl geopfert hatte. Kabyl hatte seine schönsten Aehren geopfert; aber sie wurden von der himmlischen Flamme nicht angerührt. „Ich werde mich zu rächen wissen", sagte Kabyl, wüthend über den ungerechten Vorzug Gottes.

Sie gingen von der Opferstätte zurück. Auf dem Wege faßte Kabyl den Plan, seinen Bruder zu ermorden; aber er wußte nicht, wie er es anfangen sollte. Iblys erschien und lehrte es ihm auf folgende Weise: er näherte sich einem Vogel und warf mit einem Steine nach seinem Kopfe. Hierauf trat Kabyl zu seinem Bruder und spaltete ihm mit einem Steine den Schädel. Habyl taumelt, fällt und stirbt. Er war erst zwanzig Jahre alt. So war der erste Tod die Folge eines Mordes. Kabyl, der über sein Verbrechen erschrak, wußte in der Bestürzung nicht, was er mit dem Leichname seines Bruders machen sollte. Er lud ihn auf seinen Rücken und lief mit dieser Last drei Tage lang hin und her, d. h. so lange, bis der Leichnam anfing zu faulen; der Bauch schwoll, und dies verursachte einen abscheulichen Geruch. Kabyl warf den Körper zur Erde; aber er wagte nicht, ihn zu verlassen; denn er fürchtete, daß er von den wilden Thieren gefressen werden würde. Gott schickte hierauf einen Raben, welcher einen anderen Raben tödtete, dann mit dem Schnabel und mit den Krallen anfing, die Erde aufzuwühlen, ein tiefes Loch machte, den todten Raben hineinlegte und ihn mit Erde bedeckte. Kabyl ahmte dem Raben nach und begrub seinen Bruder.

Da Adam den Habyl nicht mehr sah, so fragte er, wo er wäre. Keiner konnte ihm Nachricht hierüber geben. Adam blieb sieben Tage lang in Unwissenheit. Jede Nacht sah er Habyl im Traume und hörte ihn ausrufen: „o mein Vater! o mein Vater!" Und Adam erwachte jedesmal mit Angst und Bestürzung. Da kam der Engel Gabriel, der ihn an den Ort führte, wo Habyl lag. Man gräbt; man findet den blutigen Leichnam mit einer schrecklichen Wunde am Kopfe. Adam schreit vor Schmerz laut auf. Kabyl gesteht sein Verbrechen. Von Gewissensbissen gefoltert, entflieht er mit der Aklimija von Akabah in der Nähe von Mekka, dem Orte seines Brudermordes, bis nach Aden in Yemen und verbirgt sich daselbst.

Er flehte Gott um Verzeihung an; aber Gott sandte ihm einen Engel, der ihn knebelte, ihm Hände und Füße band, eine Kette um seinen Hals schlang und ihn hierauf von Ort zu Ort über die ganze Erde, im Winter über die Eisberge, und im Sommer über die Krater der feuerspeienden Berge, schleppte; und dies dauerte acht Jahre ununterbrochen fort. Hierauf warf ihn der Engel aus der Luft auf die Erde zurück. Kabyl wurde später mit Steinwürfen von seinen Kindern getödtet und dann in die Hölle gestürzt.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Literatur in Italien. In Mailand erscheint eine „ausgewählte Bibliothek Deutscher Werke in Italiänischen Uebersetzungen", die jetzt bis zum 23sten Bändchen gediehen ist.*) Das Unternehmen scheint ein sehr gründliches werden zu wollen, denn man hat mit dem Anfang der neueren Deutschen Literatur angefangen, nämlich mit Geßner's Werken und mit Klopstock's Messias. Ersterer ist nicht bloß (von Herrn Luigi Ferreri) in poetische Prosa, nach Art des Originales, übertragen, sondern zum Theil auch (von Herrn Felice Bisazza) in Verse und Reime gebracht, was dem Deutschen Florian ein ganz neues Ansehen giebt. Geßner und Klopstock reiht sich Zimmermann's Buch „über die Einsamkeit", „Miß Sara Sampson" von Lessing und Aehnliches an, was den Beweis liefert, daß der Herausgeber, Herr Silvestri, eben nicht der Geschickteste ist, um eine Deutsche „Biblioteca scelta" zusammenzustellen. Inzwischen befindet sich unter den 23 Bänden auch schon Goethe's „Faust", der hier zum erstenmale in einem Italiänischen Gewande (von Herrn Giovita Scalvini) erscheint. Es mag in Italien nicht leicht seyn, gute Uebersetzer aus dem Deutschen zu finden. Professor Ferdinando Meneghezzi spricht sich darüber in der Rivista Europea folgendermaßen aus: „Die Kenntniß der Deutschen Literatur, obwohl jetzt mehr unter uns verbreitet, als vor funfzig Jahren, hat doch noch nicht diejenige Ausbreitung in Italien erlangt, die ihr zu wünschen wäre. Zum Theil liegt dies daran, daß sich die Italiäner an jene Verschiedenheit des Geschmackes und der Empfindungen, welche die Deutschen charakterisirt, noch nicht haben gewöhnen können, zum Theil aber auch wohl an dem Umstande, daß die Französische Literatur einen allzu mächtigen, alles Andere verdrängenden Einfluß auf unsere Halbinsel ausübt. Während es der Uebersetzer aus dem Französischen unzählige giebt, finden sich nur selten solche, die mit Geschicklichkeit aus dem Deutschen zu übertragen verstehen. Und finden sie sich auch, so geben sie sich doch nicht leicht dazu her, Arbeiten für 6 Lire (1 Thlr. 10 Sgr.) den Bogen zu liefern, wie es jene Myriaden Französischer Uebersetzer thun, die freilich — damit wir der Wahrheit ihr Recht widerfahren lassen — eben so übersetzen, wie sie bezahlt werden. Das Studium der Deutschen Sprache ist allerdings lang und schwierig. Ja, obwohl wir alle Tage mit Deutschen zusammentreffen und uns unter der Herrschaft eines Deutschen Fürsten befinden, ist die Zahl derjenigen unter uns, die Deutsch lernen, doch nur sehr gering, und noch viel geringer die derjenigen, die es gut lehren. Es ist in der That auffallend, daß die Franzosen, die doch mit den Deutschen gar nicht in so naher Berührung leben wie wir, doch in der Erlernung der Deutschen Sprache viel größere Fortschritte gemacht haben. Fast sämmtliche klassische Werke der Deutschen Literatur sind bereits ins Französische übersetzt**), und wenn Italien sie zum Theil kennt, so hat es dies vielleicht mehr den Franzosen zu verdanken, als der Kenntniß des Originales.***) Aber es thut noth, es zu sagen: die Italiäner haben sich seit langer Zeit der Faulheit hingegeben; sie, die einst überall die ersten waren, sind jetzt in vielen Dingen die letzten; es sind dies bittere, aber nur allzuwahre Worte!"

*) Biblioteca scelta di opere tedesche volgarizzate. Milano, per Giovanni Silvestri.

**) Die Sache ist nicht so arg, wie der Italiänische Professor annimmt; sowohl das Deutschlernen als die Benutzung der Deutschen Literatur müßte in Frankreich noch manche Fortschritte machen, um solche Lobeserhebungen zu verdienen.

***) Auch ein großer Theil von den 23 Bändchen der Biblioteca scelta hat wohl seine Wanderung aus Deutschland nach Italien erst durch Frankreich gemacht.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Freitag den 11. November 1842.

England.

Zur neuesten Literatur Englands.

Zweiter Beitrag. *)

Uebersicht des kirchlichen und politischen Organismus Englands, als Einleitung in die Englische Literaturgeschichte.

England, oder, wie sein vollständiger Titel lautet: „Die vereinigten Königreiche von Großbritanien und Irland", ist als Insel rings vom Meere umfluthet, und die Nation hat von der Natur schon die Bestimmung erhalten, eine See- und Handels-Nation zu seyn. Der Römische Dichter zwar verstand diese providentielle Bestimmung schlecht, wenn er die Briten penitus toto orbe divisos Britanos (Virgil Ecl. I.) nennt. Wie die Ströme, anstatt Scheide und natürliche Gränze zu seyn, die besten Straßen sind für Handel und Gewerbe, für fröhliches Gedeihen des Ackerbaus, für den geistigen Verkehr der Völker und den Austausch der Ideen, so ist es noch weit mehr der unendliche Ocean, der mit seinem ewigen Wellenschlage die zwei größten Inseln Europa's umrauscht. Uns ist England das Centrum eines Weltreichs.

„Von dem Festland gelöst, prangest Britannia du
Auf unnahbarem Thron mitten im heil'gen Meer,
Ruhig lächelnden Blicks schaust du dein Weltreich an,
Wo die Sonne nie untergeht." **)

Die Insel selbst bildet freilich den kleinsten Theil des unermeßlichen Weltreichs, über welches eine anmuthige Königin von 20 Jahren das Scepter hält. Aber schon dieser Theil würde durch seine Lage, seine Mittel, seine Reichthümer und die Tüchtigkeit seiner Bewohner berufen seyn, eine entscheidende Stimme als Europäische Weltmacht im Rathe der Nationen in die Waagschale zu legen, sollte auch dereinst das Schicksal die Englische Nation treffen, daß die Kolonieen, welche ihr Kultur und den freien Geist ihrer Gesetzgebungen verdanken, mündig werden und vom Mutterlande sich losreißen.

England ist an und für sich schon die größte Europäische Insel. England, Schottland und Irland nehmen einen Flächenraum von 5700 □Meilen ein, wovon die Hälfte auf England allein kömmt, mit einer Seelenzahl von 22,400,000, wovon 12,800,000 auf England, 2,225,000 auf Schottland und 7,400,000 auf Irland zu rechnen sind. Aber unsere Bewunderung wächst vor der moralischen und physischen Kraft dieser See- und Land-Ueberwältiger, wenn wir den Blick auf ihre Besitzungen in den alten und neuen Welttheilen werfen. Denn jene Besitzungen sind unermeßlich und wachsen jährlich, nicht durch die Macht der Waffen allein, sondern durch den religiös-moralischen Colonisationsgeist, diese schönste Blüthe christlich-nationaler Civilisation, welchem jede fremde Bildung, jede Sitte, jede Religion, welchen Namen sie auch führen mag, weichen muß. Die Besitzungen in den verschiedenen Welttheilen nehmen einen Flächeninhalt von 180,000 □Meilen mit einer Seelenzahl von 147,000,000 Einwohnern ein, wovon auf Ostindien allein 120 Mill. kommen. Das Englische Weltreich mit seinen 185,700 □Meilen steht zwar an Ländergröße der Russischen Welt-Monarchie (welche nebenbei gesagt die größte ist, die sich im Laufe der Geschichte bildete) mit ihren 368,000 □Meilen nach; Rußland wird aber bei seinen 60,000,000 Einwohnern von den 142,400,000 Bewohnern des Englischen Weltreichs bei weitem überflügelt, ohne daß wir noch, wie wir doch bei Schätzung von Nationen thun müssen, wenn die Zahlen nicht leere Figuranten spielen sollen, den religiös-moralischen, politischen und literärischen Maßstab anlegen.

Was England indessen auf den Höhepunkt seines Welteinflusses, über welchen Rußland mit ihm eine Zeit lang zum Streit in die Schranken treten zu wollen schien, im Verlauf der zwei letzten Jahrhunderte, von Heinrich VIII. und Elisabeth an, erhob, ist die naturgemäße, gesunde, ruhige und allseitige Entwickelung aller seiner physischen und moralischen Kräfte und Mittel zu der organischen Einheit eines Nationallebens. England, wie es sich heute den Blicken des historischen und politischen Forschers entgegenstellt, ist eine gereifte Nationalmacht in noch stets aufsteigender Linie; es wird mit seinem gesunden Kern noch Jahrhunderte ausdauern und trotz der scheinbaren Rückschritte in den letzten Jahren seine imposante Stellung behaupten können. England war für die Europäische Freiheit, die Napoleon zu vernichten drohte, das letzte Bollwerk; England kann nicht allein den Fehdehandschuh der gesammten Welt hinwerfen, wenn es gilt, das Gleichgewicht des Europäischen Staaten-Systems zu erhalten, sondern auch den Fehdehandschuh, wie es Pitt so glorreich that, ferner aufheben. Wie nun England ohne Rival in der modernen Zeit dasteht, wenigstens in politischer und nationaler Beziehung, so kann es auch, ohne seinen Ruhm geschmälert zu sehen, einen Vergleich mit den größten Staaten des Alterthums, mit Griechenland und dem Römischen Weltreich, aushalten. Griechenland beherrschte die Welt durch seine Bildung und war die Wiege der Kultur der alten Welt. Die größten Männer nannte es die Seinigen. Kann aber nicht Pitt als Staatsmann dem Perikles, Fox als Redner dem Demosthenes an die Seite gestellt werden? Hat nicht England an Milton, Shakespeare und Byron Geister, welche den größten Bürgern des Griechischen Parnasses ebenbürtig sind? Rom war eine Militairmacht, es bezwang die Welt durch die Waffen; aber doch mußte seine Kraft der Deutschen Kraft und seine Götterwelt dem Kreuze unterliegen. Die Englischen Waffen haben nicht Alles zu verrichten. Wer und was kann dem christlichen Geiste der Mäßigung widerstehen, mit welchem England Kolonieen gründet und ihnen mit den Segnungen des Christenthums jeden Genuß der wahren Freiheit und den belebenden und bereichernden Verkehr der Waaren und der Bildung gewährt? Eine strenge Parallele würde nicht zu Ungunsten Englands ausfallen.

Das Leben der Englischen Nation ist ein einiges und alle einzelne Richtungen desselben: Religion, Politik, Literatur und Kunst sind Strahlenbrechungen der einen Lebenssonne der Nation. Der Versuch nun, die Einheit dieses Nationallebens übersichtlich in der Kürze zu charakterisiren, wird uns am besten gelingen, wenn wir die Englische Nationalität in die drei Hauptelemente zerlegen, welche gerade ihre Lebenseinheit bilden, nämlich in das religiös-moralische und kirchliche, dann in das politische und endlich in das wissenschaftliche, literärische und künstlerische Element.

Das religiös-moralische und kirchliche Element des Englischen Nationallebens.

Bei der Zergliederung des religiös-moralischen und kirchlichen Elements haben wir folgende Erscheinungen besonders näher ins Auge zu fassen:

Als die Römer im Jahre 55 vor Christi Geburt unter Cäsar zuerst über den Kanal steuerten, fanden sie die Britischen Stämme als ein kriegliebendes und das fremde Joch verschmähendes Volk. Den religiösen Glauben, welchem es anhing, theilten die Briten mit dem großen Volksstamme der Celten, von dem sie selbst ein Zweig waren. Der Druidismus war indessen mehr ein blutiger Götzendienst, und es gelang daher den Bemühungen der Römer nach und nach, ihre eigene Religion mit jenem zu verschmelzen. Das erste religiöse Element, welches wir bei den Urreinwohnern Britaniens verfinden, ist also das heidnische, und schwerlich hätte das Christenthum in den Gemüthern der Celtischen Nation so tiefe und unvertilgbare Wurzeln geschlagen, wie später bei den unverdorbeneren und sinnigeren Sachsen. Zwar soll schon nach alten Traditionen im Jahr 43 nach Christi Geburt durch den Britischen Fürsten Caractänus, welcher von den Römern gefangen genommen und nach Rom gesandt worden war, Christi Lehre nach dessen Rückkehr von ihm selbst in Britanien verbreitet worden seyn. Aber der erste Bericht von der Einführung des Christenthums in Britanien und der Bekehrung der Angelsachsen erzählt uns folgendes historisch Sichere: Der heilige Gregor der Große ging einst über den Sklavenmarkt in Rom, wo ihn die schönen, geistreichen Gesichtszüge einiger Knaben, ihre weiße Hautfarbe, ihr flachsartiges goldenes Haar so sehr fesselten, daß er die Verkäufer nach dem Vaterland der Kinder fragte. Er erhielt die Antwort, daß jene „Anglen" und noch nicht Christen seyen, worauf Gregorius mit einem Wortspiel bemerkte: „Wohl mögen sie so genannt werden; denn sie sind gleich den Engeln (angels) und sollten zu Miterben mit den Engeln des Himmels gemacht werden." Die Bekehrung der Angelsachsen

---

*) Fragmente aus Dr. F. Künzel's Vorlesungen. Vgl. Nr. 10 des Magazins von d. J., wo der erste Beitrag (Zur neuesten Literatur Englands. Erster Beitrag. Aus Dr. Künzel's Vorlesungen über die neueste Englische Literatur, gehalten zu Darmstadt, Winter 1839 und 1840) abgedruckt ist. Einzelne Vorlesungen des Verf. sind auch bereits im „Telegraphen" erschienen, so über den Einfluß des Volksliedes auf die neuere Englische Poesie im Februarheft 1841 und über William Cowper im Dezemberheft 1841.

**) Die erste Strophe einer Ode, welche ich bei der Krönung der Königin in London drucken ließ. F. K.

ward von dem Tage an Gregor's Lieblingswunsch. Er wollte sogar selbst als Missionair zu ihnen reisen, sandte aber, nachdem er zum Papste erwählt worden, den heiligen Augustin mit 40 anderen Missionairen nach England hinüber, um mit dem Lichte des Christenthums zugleich jenes Land unter die Botmäßigkeit des Römischen Stuhles zu bringen. Die Angelsachsen hatten unterdessen die bekannten sieben Reiche: Kent, Northumberland, Eastanglia, Mercia, Essex, Sussex und Westsex, die Saxon heptarchy, gegründet, von denen jedes von einem Könige regiert wurde. Der König Ethelbert von Kent hatte Bertha, die Tochter des christlichen Königs Charibert von Paris, geheiratet, welche im Stillen nach dem Troste des Christenthums in ihrer heidnischen Umgebung schmachtete. Bei ihr und durch sie fanden die Missionaire den besten Schutz. Der König gab den Götzendienst seiner Väter auf und bekehrte sich mit einem großen Theil seiner Unterthanen zur Religion des Kreuzes. Da Ethelbert zu jener Zeit auch einen Haupteinfluß auf die übrigen Könige der Heptarchie ausübte, so wurde im Verlauf von 82 Jahren, von der Ankunft Augustin's in Kent an, das Christenthum die Religion aller Angelsächsischen Staaten.

Wie das Christenthum in Deutschland vor allen übrigen Ländern der Welt eigenthümliche und tiefe Wurzeln schlug, so auch bei den Angelsachsen Deutschen Ursprungs. Das Heidenthum der alten Sachsen konnte die Vernunft, die Einbildungskraft und die Gefühle des Volkes nicht länger fesseln. Durch ihre Auswanderung waren sie von den geheiligten Orten ihres Heimatlandes und von ihrem lokalen Aberglauben losgerissen und fähiger gemacht worden, früher als ihre Brüder, die im Deutschen Vaterlande zurückgeblieben waren, die christliche Religion aufzunehmen.

Vom siebenten Jahrhunderte an war nun die christliche Religion die herrschende in England geworden, und eine fast schwärmerische Begeisterung trieb die frommen Lehrboten auf die Schiffe, um ihren heidnischen Mitbrüdern in Deutschland, zu denen sie sich vielleicht durch eine geheime Wahlverwandtschaft und durch die Erinnerung an gleiche Abstammung hingezogen fühlten, die Religion der Liebe zu verkünden. Wir legen gerade darauf, daß die erste Verkündigung des Evangeliums in Deutschland von Englischen Missionairen und nicht von Rom aus unternommen wurde, einen Nachdruck. Denn gerade diese Englischen Mönche waren nicht allein durch ihre ausgezeichneten Geisteskräfte, sondern auch durch die Wahrhaftigkeit und Beharrlichkeit ihres ursprünglichen Deutschen Charakters zu den schwierigen Stellen von Lehrboten berufen; und wer weiß, ob das Werk der Bekehrung in Thüringen und Hessen, dem damaligen Mittelpunkte Germaniens, von so vollständigem Erfolge gekrönt gewesen, wenn die neue Religion der Menschwerdung Christi unmittelbar von Rom aus nach Deutschland eingebracht worden wäre.

Deutschland und England sollten aber auch dieser ihrer frühesten Verbindung stets eingedenk seyn: *) Deutschland hatte einen seiner unverdorbensten Stämme nach der Insel hinübergesandt und damit zugleich die Tiefe und die Reinheit des Deutschen Geistes, seine Rechte und Gesetze, die Freiheit seiner Institutionen, welche das Fundament der Freiheit, der Sprache, der Gesetze und des Charakters des Englischen Volkes noch heute bilden. Dafür waren die Engländer, nachdem sie schon durch verschiedene Grade der Bildung hindurch geschritten waren, durch die Lage ihres Landes und durch ihre Macht zur See von der Vorsehung berufen, die Lehre von einem Gott, einem Allgütigen, die in ihren unverdorbenen Gemüthern reiner sich gestaltete, als bei allen übrigen Nationen, unverfälscht ihren früheren Stammgenossen nach Deutschland zu bringen und hierdurch die erste Grundlage für die nachmalige Gesittung und Intelligenz Deutschlands zu legen. Deutschland gab England das Volk, und England Deutschland die Religion und hiermit die Intelligenz zurück.

Außer den beiden Irländern Columban, welcher das Christenthum bei den Alemannen, und Kilian, welcher es den Thüringern predigte (beide stärker als Blutzeugen!), bedarf es nur der Erinnerung an die Namen Egbert und Willibrord und vorzüglich an Winfried, um uns die Bemühungen und Verdienste der Englischen Missionaire ins Gedächtniß zurückzurufen. Winfried (wir lieben diesen seinen ursprünglichen Namen mehr als den Römischen Bonifacius!) insbesondere, welcher ohnehin den Ehrentitel des Apostels der Deutschen führt, vernichtete symbolisch durch das Umhauen der alten Eiche zu Hofgeismar in Hessen, an die das Volk die Verehrung des Donnergottes geknüpft hatte, mit einem Streiche die Götzenwelt der Deutschen: indem er ihnen an der Vergänglichkeit des Baumes die Hinfälligkeit ihrer Religion bewies.

In dem Heidenthum der Deutschen und ihren Vorstellungen war auf wunderbare Weise der Glaube des Christenthums angedeutet und vorgebildet worden, und gerade in Deutschland schmelzen die alten religiösen Anschauungen des Volkes mit den sittlichen Forderungen eines christlichen Lebens, mit dem Keim seiner Bildungs- und Anschauungsweise am innigsten zusammen; im Deutschen Geiste konnte nur die Blüthe des Christenthums im Mittelalter, und die Reformation oder geistige Freiheit an der Schwelle der neueren Zeiten sich entwickeln und heranreifen. In England brach am eigenthümlichsten die „Götterdämmerung" herein. „An die Stelle der sichtbaren Götzen trat der unsichtbare Vater im Himmel und der Heiland sein Sohn; an die Stelle von Wodan, Donar und Frohn die christliche Dreieinigkeit; an die Stelle von Loki, dem Lügengott des Nordens, der Teufel, an die der weißen Elfen die Engel; an die Stelle der Göttermutter, der Frau Eva, die Jungfrau Maria in ihrer Herrlichkeit; und anstatt Thor's Hammer ward den Christen das Kreuz das Zeichen des Segens."

Mit dem Christenthume kam auch die erste Bildung. Die Tiefe des Deutschen Gemüths nahm das Christenthum am ernstesten auf und vergeistigte es am höchsten. Das Christenthum lehrte die Völker Deutschen Stammes, daß die Menschen göttlichen Geschlechts seyen, daß zum Ersatz der Hinfälligkeit des Leibes der Geist unsterblich und ihm eine schrankenlose Ewigkeit und unaussprechliche Seligkeit gegeben sey. Dadurch ward das Gefühl einer unendlichen Sehnsucht der Grundton des Deutschen Lebens, welcher in England trotz des überwältigenden Reichthums materieller Mittel heute noch nicht verklungen ist, sondern sich nur mit einer praktischen Thätigkeit und Tüchtigkeit verbunden hat. In der religiösen Wurzel ist Deutschland und England noch eins, nur mit dem Unterschiede, daß, während der Deutsche durch die Lage seiner Wohnplätze das tiefsinnigste Volk geblieben, das Englische ebenfalls durch die Lage seines Landes das praktisch-tüchtigste der ganzen Erde geworden ist. Deutschland war die Wiege der Reformation, mit dessen Segnung es England beschenkte, und noch heute ist es der Kampfplatz, wo die geistigen und religiösen Interessen der Menschheit ausgefochten werden; während England noch heute wie damals, zu Winfried's Zeiten, zu Meer und auf dem Lande mächtig gebietend, den Samen des Christenthums in den entferntesten Ländern ausstreut. *)

Das heutige religiöse Leben der Engländer, mag es nun durch die Episkopalkirche oder die verschiedenen dissentirenden Kirchen entwickelt worden seyn, kann man nur richtig würdigen und begreifen, wenn man den Ursprung des Christenthums und seine Entwickelung in England stets vor Augen hat. Ein für allemal muß hier Folgendes über Religion und Kirche bemerkt und stets festgehalten werden, nämlich: daß kein anderes Volk der Erde, wie in politischer so namentlich in religiöser Beziehung, seinen Charakter so vollständig konservirt hat, wie das Englische Volk; keine Periode der Englischen Geschichte ist für das Land und den Einzelnen verloren gegangen; die ganze Geschichte ist ihm lebendig; seine Freiheit und sein Glaube sind durch alle Jahrhunderte hindurchgeschritten; die Ereignisse, die mächtigsten Begebenheiten und größten Revolutionen veränderten und verbesserten ihre Gesetze und ihren Glauben; aber der Kern derselben blieb durch die Anhänglichkeit des Volkes an seinen Glauben und an seine Institutionen unberührt und unversehrt. Und darin besteht der Konservatismus, dieses eigentliche Lebenselement Englands. Wenn daher selbst derjenige, welcher aus Deutschland nach England hinüber kömmt, geneigt seyn mag, im Anfang die Strenge des religiösen Lebens in England zu verkennen, so wird er sich doch bei genauerer und längerer Beobachtung bald davon überzeugen, daß diese scheinbar äußere Religiosität, die doch nur auf einer wahrhaft inneren beruhen kann, nicht bloß ein ausschließliches Gut der Englischen Episkopalkirche ist, sondern daß dieses Gefühl der Abhängigkeit von Gott und die gemeinschaftliche Anbetung desselben in den Gotteshäusern, alle Stände der Nation, alle Volksklassen, von der Königin und hohen Aristokratie bis zum Bettler herab, aufs lebhafteste durchdringt und belebt, daß die Religiosität der Engländer nicht etwa bloß etwas Aeußerliches, sondern ein ursprünglicher Charakterzug des Englischen Volkes ist.

Die Reformation trat beinahe gleichzeitig in Deutschland und England ein; der Deutsche spekulative Geist war zwar schon vor Luther in ausgezeichneter Reinheit und Kraft in dem großen Wiclif erwacht. Auch er, der Pfarrer von Lutterworth, war durch das Studium der Bibel, wie später Luther, zu gleichen kühnen Lehrsätzen gegen die Römische Hierarchie gekommen, und gewiß wäre schon damals eine Reformation und eine Reinigung der christlichen Lehre, wenigstens in England, eingetreten, wenn der Papst die weltliche Macht in Händen gehabt hätte, den kühnen Reformer vor seinen Richterstuhl zu ziehen, den sein König Richard II. schützte und begünstigte. Außer seinen kühnen Lehrsätzen, die den Kern der Römischen Hierarchie angriffen, hinterließ Wiclif seinem Vaterlande die erste vollständige Uebersetzung der heiligen Schrift; aber England hat wenigstens das Verdienst, durch Wiclif Huß erweckt zu haben, welchem der kühne Schwan Martin Luther folgte. **)

(Schluß folgt.)

*) Herrlicher, als es sich nur die kühne Phantasie träumen lassen konnte, ist dieses pium desiderium durch die Stiftung eines protestantischen Bisthums in Jerusalem in Erfüllung gegangen. Man vergleiche des Verfassers darauf bezügliche Aufsätze in Nr. 181 und 201 und 202 der Allgemeinen Darmstädter Kirchenzeitung 1841.

F. K.

*) 1841 wurde ein Bischof für Neuseeland konsekrirt.

**) Die Uebersetzung des alten Testamentes von Wiclif, von der sich einige Handschriften auf dem Britischen Museum und in Oxford und Cambridge befinden, wird im Augenblick auf Kosten der Universität Oxford zum erstenmal durch die Beamten des Brit. Museum, Sir Frederic Madden und Rev. Mr. Forshall, in 4° herausgegeben. Es sind zwei Lesarten neben einander gedruckt, mit den Lesarten aller Handschriften. Voraus geht ein Prologue in XV Kapiteln: Here bygynneth a prolog for all the bokis of the bibil of the oolde testament. Wiclif schließt diesen Prolog mit folgenden bedeutungsvollen Worten: hou euery man schulde kunne and kepe the scripture, and holy writ is the scripture of poplis, as Jerom seith. Es ist eine der Englischen protestantischen Religiosität, des Patriotismus und der Gelehrsamkeit würdige Ausgabe.

Der neuste und prachtvollste Abdruck der Uebersetzung des neuen Testaments von Wiclif befindet sich in „the English Hexapla, exhibiting the six important English translations of the new testament scripture; Wiclif 1380, Tyndale 1534, Cranmer 1539, Geneva 1557, Rheims 1582, Authorised 1611." Dieses Prachtwerk gab der großartige Bibelverleger Samuel Bagster. London 1841 in 4°.

F. K.

Westindien.

Wanderungen eines Deutschen durch Cuba, im Winter des Jahres 1841.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung.)

Das plötzliche Emanzipiren der Sklaven, mit einem Federzuge, wäre der Ruin der Kolonieen und der südlichen Region des Festlandes von Amerika; Jamaika hat uns in neuester Zeit die traurige Bestätigung dieser Wahrheit geliefert. Die Plantagen dieser vor der Emancipation so blühenden Insel liegen, aus Mangel an Arbeitern, unbebaut, der Boden ist entwerthet, die Pflanzer ruinirt und der Handel, wahrscheinlich für immer, zerstört; denn der freigelassene, nicht zur Freiheit erzogene Sklave weiß das plötzlich erhaltene Gut nicht zu schätzen und wird dem Staate eine unnütze und gefährliche Bürde. — Ein reicher Pflanzer auf Jamaika erzählte mir, er habe seine ehemaligen Sklaven auf Tagelohn engagirt. In den drei ersten Tagen der Woche arbeiteten sie, alsdann hatten sie so viel verdient, daß sie sich für acht volle Tage Bananen kaufen konnten; so lange diese ausreichten, war an Arbeit nicht zu denken, unter einem Baume hingestreckt, schwelgten sie in ihrem dolce far niente, aus dem sie sich weder durch Bitten noch Versprechungen herausreißen ließen. Die Neger-Regierung auf Hayti scheint die angeborne Anlage ihrer schwarzen Unterthanen zum Müssiggange genau zu kennen, denn es besteht daselbst ein Gesetz, welches jeden vagebundirenden Neger zum Straßenbau verurtheilt; er bekömmt dafür einen Tagelohn ausgezahlt, ist aber, da er zur Arbeit gezwungen wird, nichts weniger als frei.

Die Abolitionisten könnten aber, wenn auch langsamer, zu ihrem schönen Ziele gelangen und sich dabei um die Sittenverbesserung der Sklavenstaaten hochverdient machen, ohne dieselben zu ruiniren, wenn sie es dahin brächten, daß das Gesetz eingeführt würde, welches alle die von einem Weißen und einer Farbigen erzeugten Kinder gleich bei der Geburt für frei erklärt: dadurch würde der Sittenlosigkeit ein Ende gemacht werden und Schandthaten, wie die, daß weiße Väter ihre farbigen Kinder als Sklaven verkaufen, nicht mehr möglich seyn. Daß, zweitens, die Neger zwar Eigenthum ihrer Gebieter blieben und zur Arbeit gezwungen werden könnten, sie aber dafür einen gesetzlich zu bestimmenden Lohn zu erhalten hätten, wofür sie für Kleidung und Unterhalt selber sorgen, den Ueberfluß aber dazu verwenden dürften, sich mit der Zeit frei zu kaufen. Nothwendigkeit und die daraus entspringenden Vortheile würden sie nach und nach mit einem thätigen Leben befreunden, sie würden die Sorgen des Lebens, aber auch die durch Thätigkeit herbeigeführten Freuden kennen lernen und so, allmälig, zu einer vollkommenen Emancipation herangebildet werden.

3.

Zucker-Plantagen. — Ein Bamboo-Hain. — Wilde, tropische Vegetation.

Wir machten einen Morgenritt in die umliegende Gegend und kamen durch mehrere Zucker-Plantagen; sie sehen nicht so lieblich aus, als die mit Kaffee bebauten Felder. Wenn das Rohr älter wird, verliert es seine grüne Farbe und sieht mehr dem Schilfrohre ähnlich. Wir besichtigten die Mühlen und Siedereien einer solchen Plantage, die zu den größten auf Cuba und einem Franzosen gehört; derselbe versendet jährlich 2400 Kisten Rohzucker von dieser Besitzung allein.

Unser Weg führte uns durch einen Bamboshain, der einer Beschreibung werth ist. Er war ungefähr eine halbe Meile lang und sehr breit; der Erdboden eine vollkommene Ebene. Das Bambosrohr, welches diesen Hain bildete, schien in regelmäßigen Reihen von zehn bis zwölf Fuß Breite gepflanzt worden zu seyn. Beim Heranwachsen haben aber die soliden Säulen, welche die Stämme bilden, ihre Blätter weithin erstreckt, so daß dieselben sich gegenseitig berühren; man wandelt unter hellgrünen, vollkommen runden und polirten Säulen, von denen oben, in Gestalt Gothischer Bögen, die Blätter entspringen. Tausende von Vögeln nisteten hier und vereinigten in diesem großartigen Tempel der Natur ihre süßen Stimmen zu einer erhabenen Hymne, während die unlängst aufgegangene Sonne Ströme goldenen Lichts durch die grünen Zweige sendete, in Myriaden Thautropfen Regenbogenfarben warf und den Hain zum Morgen-Gottesdienste illuminirte. *)

In manchen Jahren fiel hier vom Oktober bis Juni kein Regentropfen. Etwas ganz Gewöhnliches ist das Ausbleiben des Regens für mehrere Monate; dann trocknen Bäche und Quellen aus, und Thiere und Menschen müßten verschmachten, hätte die Natur nicht für alles Lebende Sorge getragen. In solcher Dürre hat sie für Vögel und Insekten Becher an jeden Baum gehängt: Blumenkronen-Becher, gefüllt mit krystallreinem Thau. Die Blätter derjenigen Pflanzen, welche die Bäume umranken — aus vom Winde dorthin gewehtem Samen entsprossen — fangen den Thau auf und führen ihn tropfenweise zu einem allgemeinen Bassin, das ein Blumenkelch ist, welcher in der trockensten Jahreszeit sechs bis acht Zoll Wasser enthält. Diese grünen Brunnen fehlen niemals, und es ist ergreifend, mit anzusehen, wie die kleinen Geschöpfe dorthin eilen, um zu trinken, ihre Flügel zu baden und in Jubelgesängen sich dankend zu ergießen gegen die unsichtbare Hand, die diese Brunnen liebend füllt. An den größeren Bäumen unterscheidet man deutlich den Pfad, den Insekten und Würmer verfolgen, wenn sie ihre Reise zu diesen Brunnen antreten; und den anderen, wenn sie erquickt wieder zurückkehren. Für größere Thiere und für den Menschen hat die Natur in solcher Zeit nicht minder Sorge getragen, denn die Insel ist mit Höhlen angefüllt, die sich mitten in der Vegetation befinden und bis an ihren Eingang von Bäumen und Sträuchern umgeben sind. Steigt man in diese Höhlen hinab, so findet man am Boden derselben einen Strom klaren Wassers, der sich in der Höhle sein Bett gegraben hat und in Felsschluchten wieder verschwindet, wahrscheinlich um in einer anderen Höhle wieder zum Vorschein zu kommen. Diese unterirdischen Quellen versiegen niemals und bilden natürliche Wasserbehälter, zu denen die Bewohner ihre Zuflucht nehmen, wenn auf der Oberfläche in langanhaltender Dürre die Flüsse versiegen. Diese Höhlen sind unleugbar vulkanische Erzeugnisse, das Gestein in denselben theils Lava-, theils Basaltformationen. **)

Auf dem Wege nach den Gebirgen St. Salvador kamen wir bald aus dem angebauten Theile der Insel in die wilderen, waldigen Gegenden, wo der Urwald uns mit seinem Dämmerschein und Brausen willkommen hieß; unberührt von Menschenhand zeigte sich hier die Natur in ihrer wilden ungezierten Schönheit. Prachtvolle Schlinggewächse, wie die Vanille mit ihren gelbgrünen Blättern und lilienartigen Blüthen, kletterten lustig die höchsten Bäume hinan und bildeten, von einem Baume zum anderen überspringend, die herrlichsten Festons; einige dieser Kletterer waren ganz blätterlos und hingen, zu Stricken verflochten, von den höchsten Zweigen senkrecht bis zur Erde herab. Doch zieht das merkwürdigste aller Schlinggewächse, die berüchtigte Bejuca, vor allen anderen die Aufmerksamkeit des Naturfreundes an. Dieser gräßliche Schmarotzer, den man die Boa der Wälder nennen könnte, ist Anfangs ein dünnes, unscheinbares Rebengewächs, das in die höchsten Zweige eines Baumes Wurzel schlägt, dann abwärts laufend und dabei Zweige und Stamm umwindend, abermals in dem Erdboden Wurzel faßt und nun, sich um den Stamm windend, zu seiner ersten Wurzel schlangenförmig wieder aufsteigt, wobei aus der dünnen Rebe in kurzer Zeit ein Baum wird; ein Ungethüm von der Dicke eines starken Mannesarms. Vergebens windet sich der Baum, der mit seinem Safte den Verräther ernährt hat, krampfhaft unter den Umarmungen des unnatürlichen Monstrum; es drückt ihn zu Tod in seinen mächtigen Armen und ruht triumphirend auf den Trümmern des verblichenen Riesen. Ich habe viele dieser sterbenden Opfer gesehen, deren Anblick mich trüb stimmte: ich gelangte ja dadurch zu der niederschlagenden Ueberzeugung, daß überall in der Natur das Recht des Stärkeren vorherrsche. — Mein Begleiter versicherte mir, daß es einen Baum gebe, den er mir aber nicht zu nennen wußte, der sich diesem Schmarotzer nicht unterwerfe — und daß sie zuweilen im Kampfe gemeinschaftlich zu Boden stürzen.

Dieser Weg führte uns bergauf auf einem felsigen Pfad, der kaum breit genug für einen Reiter war; er schien eher von einem Regenstrom, als von Menschenhand gebildet worden zu seyn; die Pferde hatten genug zu thun, um sich auf den Füßen zu erhalten. Ueber uns war das Laubwerk so dicht, daß sich kaum ein Sonnenstrahl mühsam durchstehlen konnte. Als wir aus diesem bedeckten Pfade wieder an das Tageslicht kamen, befanden wir uns auf dem Gipfel eines Berges, von dem wir auf niedrigere herabsahen, der aber noch zu weit höheren führte. Vier Stunden verfolgten wir unseren Weg durch eine wild-romantische Gegend, durch tiefe Schluchten und über steile Anhöhen, bis der schmale Pfad in eine weite, schöne Landstraße mündete, wo sorgfältig beschnittene Hecken die nahe Menschenhand bekundeten.

Endlich erreichten wir eine Anhöhe, von der wir das Ziel unserer Reise, eine reizende Plantage, tief unten im grünen Thale erblickten: das schneeweiße Haus mit dem von einer Mauer umschlossenen Negerhäuschen, sie sahen wie kleine Barken aus, schwimmend auf einem grünen, wogenden See, oder wie das Lächeln der Intelligenz auf dem Riesen-Antlitze der Natur. Die Niederlassung wurde von Bergen rings umgeben, die sich 1300 bis 1400 Fuß über die Meeresfläche erhoben; sie selbst stand auf einer Anhöhe, die zu beiden Seiten in tiefere Thäler hinabführte. Ein Fluß, zur Regenzeit zum reißenden Strome anschwellend, schlängelt sich durch das Thal an einer Seite des Hauses hin; über ihm strecken Mahagonibäume ihre Zweige aus, und um die Aeste der Piment-Myrthe wickelt die possirliche Meerkatze ihren langen Schwanz, um herabhängend ihr menschenähnliches Antlitz im klaren Wasserspiegel zu begucken. Wir ritten über eine weiße Brücke, die sich, der Niederlassung zur Linken, über den Fluß wölbt, und eine Allee von Mangobäumen und Rosen, die gerade jetzt in Blüthe standen, führte uns zur Pflanzerwohnung.

Einige der Berge, welche das Thal umgeben, sind bis zu ihren Gipfeln mit Zuckerrohr, Kaffee- und Plankonenbäumen bekränzt; andere haben ihre natürliche Bekleidung, wild und reich; sie sind, wie die Gebirge Westindiens alle, Kalkfelsen, mit Muschelgries vereinigt, stark geklüftet und wild zerrissen; an vielen Stellen haben heftige Regengüsse die äußere Bedeckung weggeschwemmt, so daß die Berge, zu Gerippen geworden, als sonderbar gestaltete Felsen zu den Wolken emporragen, während andere mit Waldungen und Gebüschen bedeckt sind. Eine in den Felsen gehauene, rohgearbeitete Treppe führte von einer Seite des Hauses in das Thal hinab, wo sich ein von Bäumen und Schlingpflanzen bedecktes, niedliches Häuschen befindet, in welchem der Pflanzer sein Billard aufgeschlagen hat.

*) Die jungen Sprößlinge des Bambus werden von den Einwohnern, wie bei uns die Gurken, in Essig, Knoblauch und Pfeffer eingelegt und geben alsdann einen, den Appetit erregenden und der Verdauung befördernden Salat von ausgezeichnetem Geschmacke.

**) In den von mir untersuchten Höhlen in der Gegend von Las Vegas hatte der Basalt die amygdaloide Form, leere Zellen enthaltend.

Rußland.

Der Russische Buchhandel.

(Erwiederung des Verfassers der „Petersburger Skizzen".)

Dem Rezensenten meiner Petersburger Skizzen in Nr. 124 dieser Blätter ist mein Vorschlag in Betreff des Russischen Buchhandels aufgefallen; er findet denselben „verkehrter Art". — Vielleicht führt eine kleine Erörterung zur Verständigung.

Vor Allem entsteht die Frage: Woher es wohl komme, daß weder in Polen noch in Rußland bisher eine Literatur des Landes und Volkes jemals auch nur zum Sprossen gekommen, einer Blüthe zu geschweigen, obschon der Buchhandel dort zeitweise ganz frei oder nur von einer Censur mittelbar beschränkt war?

Man könnte entgegnen: Das Volk sey noch nicht reif geworden, sein Arm noch nicht stark genug, um so gediegene Geistesfrüchte zu tragen! Allein dies ist, wie überall, auch in Beziehung auf jene Länder nur halb wahr. Lieferte man nur die rechte, passende Arznei der Geister und sorgte für Beseitigung der jetzigen Hindernisse einer möglichen Verbreitung: der Erfolg würde lehren, daß da, wo dermalen Uebersetzungen fader Romane verschlungen werden, auch Boden für Gediegenes vorhanden ist.

Mein Vorschlag, dem mehrfache Besprechungen mit Sachverständigen zum Grunde liegen, geht lediglich auf Verbesserung buchhändlerischer Einrichtungen in Rußland, welche ohne Mitwirkung der Krone nicht durchzuführen sind. Wenn diese Einrichtungen Hand in Hand mit den Bestrebungen des Ministeriums gehen, um eine vernunftgemäße Volksbildung zu erreichen, so dürfte gerade hieraus am allerersten eine Literatur entstehen können, die, aus gereiften Anschauungen frei hervorgegangen, sich den eigensten Bedürfnissen der Nation anschlösse; ja es würden erst dann die rechten Mittel zu Gebote stehen, eine solche Literatur geltend machen zu können: gleichwie die ärztliche Hülfe durch Herstellung guter Apotheken doch gewiß am wirksamsten unterstützt wird.

Wie mein Rezensent die Behauptung durchzuführen im Stande seyn würde, daß aus den von mir zur Sprache gebrachten Verbesserungen des Russischen Buchhandels endlich nur eine gemachte Literatur hervorgehen müßte, möchte ich in der That gern wissen. Was hat ein wohlgeordneter, in seinem festen Bestehen vom Staate beschützter Buchhandel wohl mit der freien Production zu thun? Allerdings kann, wird und muß er sich jenen wilden, auf die Leidenschaften basirten und auf leidigen Geldgewinn oder noch Schlimmeres hinzielenden Schößlingen in der Literatur ungünstig zeigen, denn seine Existenz ist mit der Solidität eng verbunden: allein meiner innigen Ueberzeugung nach ist der Grundsatz: „Nicht Allen — Alles!" vollkommen richtig und sollte auch bei uns in Bezug auf Literatur und Buchhandel mehr berücksichtigt werden, als es der Fall ist. In Rußland wird die strenge Befolgung dieses Satzes zur Lebensfrage des Staates! — Ließe sich mehr und bestimmter auf ein sachverständiges, bedachtsames Personale im Buchhandel rechnen, so könnte der Monarch oder die Staats-Verwaltung an dasselbe sich halten; allein unter obwaltenden Umständen, wo ein Russischer Buchhändler, der Schmähschriften gegen Kaiser und Regierung öffentlich an seinem Fenster auf der Newski-Perspektive zum Verkauf ausgestellt hatte, mit bestem Gewissen von der Welt sagen konnte: „Ich kann weder lesen noch schreiben, wußte also nicht, was in den Büchern stand!" — da wird freilich jede Zurechnungsfähigkeit unmöglich und eine kostspielige, dabei aber obendrein noch höchst unzuverlässige Bevormundung immer noch fast nothwendig. Wir sehen, Rußland plagt sich, so gut wie wir, mit Palliativen, anstatt dem Uebel an die Wurzel zu gehen!

Ich maße mir nicht an, behaupten zu wollen: daß durch Befolgung meines Vorschlages alle Uebelstände plötzlich beseitigt werden dürften, die dem Emporblühen der Slavischen Literatur entgegenstehen: allein ich bin fest überzeugt, daß damit ein wirklicher Schritt zum Besten gethan werden könnte. So weit meine Kenntnisse vom Buchhandel und seinen Beziehungen zur Literatur reichen, glaube ich behaupten zu dürfen: daß die zu oberflächliche Berücksichtigung des Buchhandels bei uns viel dazu beigetragen hat, die Solidität der Literatur so herunter zu bringen, als es jetzt der Fall ist und worüber von allen Seiten Klagen erschallen. Aehnliche Erscheinungen in medizinischer Hinsicht würden sofort sichtbar werden, wenn man die Apotheken sich selbst überließe: die alte Quacksalberei lauscht schon hinter der jetzt ziemlich gut verwahrten Thür! Dennoch haben es die Apotheken nur mit dem Leibe zu thun, während der Buchhandel das geistige Departement in ähnlicher Weise besorgt. Die, wenn ich recht erfahre, in Berlin eingeführte Examinations-Kommission neu eintretender Buchhändler kann bei uns als ein Schritt zum Besseren angesehen werden; oder weiß mein Rezensent vielleicht, daß dies der erste Schritt gewesen, unsere Literatur zu einer gemachten werden zu lassen?*) Man sagte mir: die Preußische Regierung habe — namentlich früher — sehr oft in den von ihr ausgegebenen öffentlichen Blättern nützliche Schriften dem Volke empfohlen; ist darum die Literatur eine gemachte geworden?

Wer wollte zweifeln, daß die Russische Regierung, zumal unter einem Monarchen wie Kaiser Nikolaus, von dem Grundsatze ausgehe: die Nation heranzubilden? — Es ist Thorheit, annehmen zu wollen: Alles, was von der Russischen Krone oder Regierung seither für Volksbildung und die Wissenschaften geschehen, sey auf bloße Ostentation berechnet gewesen; daher hegt ich noch jetzt den Wunsch: dem hochbegabten Kaiser möchte der rechte Mann die Ersprießlichkeit der dem Buchhandel in Rußland so höchst nöthigen Reform vortragen, damit sie baldmöglichst vorgenommen werde; denn nicht nur daß ich keine Nachtheile davon befürchte, ich glaube vielmehr fest überzeugt seyn zu dürfen, daß daraus die wohlthätigsten Folgen für das erwünschte Emporkommen einer gediegenen National-Literatur entspringen würden. So wie die Verhältnisse jetzt sind, muß die Literatur in Rußland und Polen allerdings eine gemachte, für verwöhnte Estomacs bestimmte genannt werden, und was von den dargebotenen Früchten speise, wird bestenfalls — — mit verwöhnt!*)

Treumund Welp.

*) Der Verfasser, der lange Zeit in Rußland gelebt, mag, was den beklagenswerthen Bildungs-Zustand des Russischen Buchhandels betrifft, vollkommen im Rechte seyn, aber dem Deutschen Buchhändlerstand, den er vielleicht eben wegen seiner langen Abwesenheit vom Vaterlande nicht genau kennt, thut er offenbar unrecht, wenn er ihm, wie dies auch in den „Petersburger Skizzen" geschieht, den vermeinthlichen Verfall der Deutschen Literatur oder den Mangel an Solidität in derselben beimißt. Es giebt im Buchhandel sicher, wie in jedem anderen Stande, einzelne miserable Subjekte, aber in corpore zeichnet sich der Deutsche Buchhändlerstand gerade unserer Zeit durch Würdigkeit, Unabhängigkeit des Charakters und Vorurtheilslosigkeit der Gesinnung vor vielen anderen Zweigen der industriellen Thätigkeit aus. Wenn in Preußen ein — übrigens nicht sehr schwieriges — Examen für Leute eingeführt worden, welche die Konzession als Buchhändler nachsuchen, so ist dies nur geschehen, damit bei der herrschenden Gewerbefreiheit nicht auch Menschen ohne alle Kenntnisse zu dieser Konzession sich drängen.

*) Von einer Reform des Russischen Buchhandels durch ähnliche Anordnungen, wie die erwähnte Preußische, wodurch Unwissenheit und Bildungslosigkeit von demselben ausgeschlossen werden, können natürlich auch wir nur Gutes erwarten. Das war es jedoch nicht, was wir bei unserer Besprechung der „Petersburger Skizzen" als zu einer unnatürlichen gemachten Literatur führend bezeichneten. Vielmehr schien es uns in dem Plane des Herrn Treumund Welp zu liegen, die Buchhändler zu Beamten der Russischen Regierung zu machen und nicht bloß, wie bisher, ihre Bücher, sondern auch ihre Spekulationen, Expeditionen, Einkäufe und Verkäufe der Staatskontrolle zu unterwerfen. Wir fragen den Verfasser, ob dies nicht die natürliche Konsequenz seines Vorschlages sey und ob ein solches Verhältniß nicht eine „Literatur des Volkes und Landes" ganz unmöglich machen würde? J. L.

Mannigfaltiges.

— Pitaval in Frankreich und in Deutschland. Herr Alex. Dumas hat eine Fortsetzung der früher von Pitaval herausgegebenen und fast in alle Europäische Sprachen übersetzten Causes célèbres unter dem Titel Crimes célèbres in vier Bänden herausgegeben. Wer sich der neueren Französischen Dramen- und Novellen-Literatur erinnert, wer an die Tour de Nesle desselben Herrn Dumas oder an Victor Hugo's Lucrezia Borgia denkt, der wird freilich eine Galerie, in welcher die berüchtigtsten Verbrechen noch besonders gesammelt werden, für etwas ganz Ueberflüssiges halten. Es ist jedoch zwischen den Französischen Produkten dieser Art, und wären sie auch noch so schaudervoll, und einer Darstellung von Crimes célèbres ein eben so großer Unterschied zu machen, wie zwischen Erfindung und Wahrheit; die erstere kann allerdings einen künstlerischen Charakter und das Ideal zum Gegenstande haben, und darum von höherem Werthe seyn, als eine bloße Schilderung der Natur; da dies jedoch nur selten die Aufgabe der Französischen Schriftsteller unserer Zeit ist, so verdient die Darstellung von Thatsachen, wenn Hand und Feder des Autors von einem psychologisch beobachtenden Auge den Impuls erhalten, allerdings den Vorzug vor allen phantastischen Erfindungen. Darum dürften die Crimes célèbres des Herrn Dumas noch gelesen werden, wenn man die Mystères de Paris des Herrn Eugen Sue, die zwar eine angeblich nach der Natur gezeichnete, aber sehr willkürlich ausgeschmückte und mit Zusätzen aller Art versehene Schilderung des gemeinsten Vagabunden- und Verbrecher-Lebens enthalten, längst vergessen haben wird. Lassen wir nun einerseits dem Herrn Alexand. Dumas sein Verdienst, so freuen wir uns doch andererseits noch mehr darüber, daß eine Deutsche Uebersetzung seiner Crimes célèbres vollkommen unnöthig gemacht ist durch die selbständige Fortsetzung von Pitaval's „berühmten Rechtsfällen", die in Deutschland unter dem Titel „Der neue Pitaval" vom Kriminal-Direktor a. D. Dr. J. E. Hitzig und von Dr. W. Häring (Willibald Alexis) herausgegeben wird und wovon bereits zwei Bände dem Publikum vorliegen. Dem letzteren wird es um so leichter seyn, die eine Fortsetzung des Pitaval mit der anderen zu vergleichen, als beide sich in der Darstellung einiger berühmten Rechtsfälle begegnen und z. B. der Prozeß von Karl Ludwig Sand sowohl in dem Deutschen als in dem Französischen Buche sich findet. Es wird leicht seyn, die Gründlichkeit der Auseinandersetzung, der es doch auch an dem Schmucke der Einkleidung nicht gebricht, und die gewissermaßen richterliche Unparteilichkeit, durch die sich die Deutsche Arbeit auszeichnet, von der flüchtigen, obwohl lebendigen und oft im Tone der Französischen Journale Partei nehmenden Darstellung des Franzosen zu unterscheiden. Und zwar sind diese charakteristischen Merkmale nicht bloß bei dem Deutschen Rechtsfalle Sand's wahrzunehmen, sondern auch andere causes célèbres, wie namentlich die des Fualdes, sind in dem Deutschen Buche so klar und nach allen Seiten hin auseinandergelegt und entwickelt, daß die Leser allenfalls eine Jury bilden könnten, um die Sache richtiger zu entscheiden, als es vor den Assisen in Frankreich geschah.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Dieses Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 136. Berlin, Montag den 14. November 1842.

Rußland.

Peter der Große und Leibnitz.

Als im Jahre 1711 Peter der Große nach Torgau kam, um seinen Sohn, den unglücklichen Alexei, mit der Prinzessin Charlotte Christine Sophie von Braunschweig zu vermählen, traf Leibnitz mit dem Zaren zusammen. Der Ruf des großen Polyhistors war auch bereits zu dem nordischen Fürsten gedrungen, der wie seine Nachfolger besonders gern Deutsche Kräfte herbeizog und benützte, um sein großes Werk der Regeneration zu vollbringen. Leibnitz ward von ihm beauftragt, Vorschläge zu machen hinsichtlich der Justiz- und Landesverwaltung im Russischen Reiche. Wie richtig Leibnitz diese Aufgabe erkannt hat, geht daraus hervor, daß er später (im Jahre 1716 aus Pyrmont, wo er wieder mit Peter dem Großen zusammentraf) schreibt, er sey auf eine Gerichts-Ordnung bedacht, „so das Mittel halte zwischen denen Europäischen verderblichen langen Prozessen und der Asiatischen übereilten richterlichen Willkür, denn gemeiniglich sind bei den christlichen Völkern in Europa mit deren Studien zugleich die langwierigen Prozesse eingerissen, denen billig im Russischen Reich vorzukommen." Der Monarch ernannte ihn zum Geheimen Justizrath und hat die Bestallung, die ihm diesen Titel und ein Gehalt von tausend Joachimsthalern zusichert, in Karlsbad am 1. November 1712 vollzogen, doch waren ihm hierauf bis zum Juni 1716 (also kurz vor Leibnitzens Tod) nur 300 Dukaten ausbezahlt worden. Im Jahre 1711 war Leibnitz von Kaiser Karl VI. zum Kaiserlichen Reichs-Hofrath ernannt und zum Baron erhoben. Bald darauf begab er sich nach Wien, wo wir ihn schon am 4. Januar 1713 finden.

Diese Data entnehmen wir dem kürzlich erschienenen neuen Bande von Prof. Dr. J. E. Erdmann's (in Halle) Geschichte der neueren Philosophie, der auch den besonderen Titel hat: „Leibnitz und die Entwickelung des Idealismus vor Kant" und eine überaus interessante, wiewohl streng wissenschaftliche Darstellung der geistigen Bewegung des 17ten und 18ten Jahrhunderts enthält. Herr Erdmann, der verdiente Herausgeber der gesammelten Werke von Leibnitz, giebt über jenes Verhältniß Peter's des Großen zu dem großen Deutschen Polyhistor die ersten Notizen nach einer Mittheilung des Russischen Staatsraths von Turgeniew, welcher Letztere die darauf Bezug habenden Aktenstücke in dem Kaiserlichen Staats-Archiv von Moskau eingesehen. Da nun diese Aktenstücke kürzlich in dem Russkij Wiästnik veröffentlicht worden, so theilen wir hier zur Charakteristik des vielumfassenden Gelehrten und Staatsmannes, der damals schon, was in der neueren Zeit erst auf Alexander von Humboldt's Betrieb ausgeführt wurde, Beobachtungen der Declination der Magnetnadel im großen Russischen Reiche angestellt zu haben wünschte, zwei Briefe mit, die er an Peter den Großen richtete. Wir ersehen hieraus, daß Leibnitz nicht bloß Pläne zur Errichtung von Akademieen und zur Verbreitung der Wissenschaft, sondern auch politische Verfassungen und Verwaltungs-Systeme auszuarbeiten verstand. Der wahrhafte Mann der Wissenschaft soll in der That auch immer ein Mann des Staates und des Lebens seyn.

I.

Allerdurchlauchtigster und Großmächtigster Czaar.
Allergnädigster Herr.

Nachdem E. Czaarische Majestät mich in der Bestallung genommen und mit dero großmüthigen Gnaden-Jahre zu Ende vorigen Jahres von sich gelassen, habe ich mich an dem Hofe des Römischen Kaisers aufgehalten, und vermuthe, das Exempel Ew. Majestät werde nicht wenig dazu geholfen haben, daß auch Seine Römisch Kaiserliche Majestät mir viele Gnade erwiesen, mich außer den ordentlichen Audienzen oft vor sich gelassen, auch mit Vergnügen dasjenige angehört, was ich mit Dankbarkeit und Wahrheit von Ew. Majestät gemeldet. Es wird auch Ew. Mt. Botschafter und Geheimber Staats-Rath Herr von Matveof, dem ich zu Zeiten aufgewartet, und dem mein Zutritt bei dem hiesigen Ministerio bekannt, mir die Zeignis meiner Treue und Eifers gegeben haben.

Ew. Groß-Czaarische Majt. haben von mir in Gnaden zu verlangen geschienen, daß sowohl zu Erläuterung u. Fortsetzung guter Gesetze in Dero großem Reich, als auch zu mehrerem Plan der Künste und Wissenschaften Daselbst, ich das meinige beitragen möchte. Soviel die Gesetze betrifft, so erinnere ich mich, daß der Groß-Kanzler Herr Graf Golowskin davon gegen mich Erwähnung gethan; vernehme auch, daß hernach Ew. Majt. selbst in hoher Person, gegen den Kaiserlichen Geheimde Rath und Abgesandten Herrn Grafen von Schönborn, von diesem Ihrem Absehn mit mir, etwas gemeldet. Ich habe auch nicht ermangelt, darauf zu gedenken, und die weisen Gesetze, so dero Herr Vater der Groß-Czaar Alexius Glorwürdigsten Andenkens mit großem Bedacht nach damaliger Gelegenheit der Sachen gegeben, mir einigermaßen bekannt zu machen, und ein oder anderes zu bemerken, welches nach jetzigen, mehr glücklichen Zustand dahin es Ew. Mjt. gebracht, denen beizufügen seyn möchte, zumahl da Ew. Mjt. in Dero mächtigem Reich ein so großes Licht angezündet, und die Menschen zu bessern Sitten und mehrer Sanftmuth zu leiten sich angelegen seyn lassen. Worin die Auferziehung der Jugend zu Gottesfurcht, Tugend und Wissenschaft den besten Grund legen kann.

Soviel auch die Wissenschaft betrifft, habe bei Ew. Groß-Czaarischen Mt. ich nicht allein ein und anderes bereits Münd- und schriftlich vorgeschlagen, und sonderlich angerathen, daß die Abweichung der Magnet-Nadel an verschiedenen Orten Derowreiten Lande beobacht, auch untersucht werden möchte, ob Asia und America durch das Meer geschieden, auch daher zu trachten, wie Ew. Mt. Lande zwischen Europa und China eine mehrere Verwechselung und Gemeinschaft nicht nur der Waaren, sondern auch der Kundschaften und Künste, machen möchte. Auch habe ich erwehnt wie der Uralten Christlichen Kirche und heiligen Väter Monumente, Schrift, und Conection Mehr und Mehr aus dem Staube und der Vergessenheit herfür zu suchen, und zu Nutz zu bringen, zumal alle O..... Synodi, so bei den Russen gelten, auch in ganz Europa angenommen, bis auf Concilium Nicaenum secundum exclusive, welches von Carolo Magno, so damahls gelebt, verworfen worden. Ich habe wohlmeinentlich vorgeschlagen, die in Sr. Mjt. Landen und an Dero Gränzen übliche viele, großentheils bisher unbekannte und unausgeübte Sprachen, schriftbar zu machen, mit Dictionariis, und wenigst Anfangs mit kleinen Vocabulariis zu versehen, und die zehen Gebothe Gottes, das Gebet des Herrn, oder Vater Unser, und das Apostolische Simbolum des Christlichen Glaubens, samt andern Catechetischen Stücken nach und nach versetzen zu lassen, ut omnis lingua laudet Dominum. Es würde auch den Ruhm Sr. Majestät, die so viele Völker beherschet und zu verbessern sucht, und die Erkenntniß des Ursprungs der Nationen, so aus dem Ew. Mjt. unterworfenen Scythien in andere Länder kommen, aus Vergleichung der Sprachen, befördern, hauptsächlich aber dazu dienen, damit das Christenthum bei denen Völkern, die solche Sprachen brauchen, fortgepflanzt werden möge; deswegen ich auch an den Hochwürdigsten Metropoliten, Verweser des Patriarchats unter Sr. Mjt. ein Schreiben abgehen lassen.

Und weil Ew. Mt. sehr geneigt seyn, Leute von Kunst, Wissenschaft und Erfahrung an sich zu ziehen, so habe ich auf Begehren Dero ersten Herrn Leib-Medici Herrn Areskin, einem berühmten Medico und vortrefflichen Naturkundigen zu Zürich in der Schweitz die Stelle eines Leibmedici bei Ew. Mt. an des Srhl. Donetti statt, angetragen, dieser auch mit seinem Bruder, einem vortrefflichen Phisico und Mathematico gegen billige conditionis zu kommen sich erbothen; wobei nicht allein Ew. Mt. Person mit einem belobten Manne an des Herrn Donetti Stelle versehen, sondern auch solche Leute angestellt würden, die Ew. M. löblichen Zweck zu Beförderung der Wissenschaften in Dero Landen überaus dienlich seyn könnten; also daß ich fast Niemand besser dazu vorzuschlagen wüßte. Es würde auch solches dienen, mehr andere von gründlicher Wissenschaft anzulocken. Allein obgleich ich an den Herrn Areskin und andere Vornehme Personen an Ew. Mt. Hofe deswegen geschrieben, auch bei Ew. Mt. selbst deswegen allerunterthänigsten Bericht abgestattet, habe ich doch keine Antwort erhalten, welches aber Ew. Mt. großen Reisen und Feldzügen zuschreibe. Deren so glücklicher Ausgang mir anjetzo Gelegenheit zu einer herzlichen Glückwünschung giebet, und Hoffnung macht, E. Mt. werden nunmehr freier bedacht seyn können, auch die Friedens-Künste blühend zu machen.

Demnach stelle Ew. Mt. Hohem Gutfinden anheim, ob Sie jemand bei Dero Hof oder auch Ihren Herrn Botschafter allhier, allergnädigst auftragen möchten, mich in dergleichen mit einer Antwort zu versehen, damit ich meinen Eifer zu Dienst Ew. Majestät mit mehrerem Nachdruck zeigen könne. Stelle auch nicht weniger anheim, was Gestalt Ew. Mt. die mir durch ein Diploma allergnädigst verwilligte jährliche Besoldung von Tausend Species-Thalern mir ferner auszahlen lassen wollen, und verbleibe lebenszeit

Ew. Groß-Czaarischen Majestät
allerunterthänigster Knecht
G. W. v. Leibnitz.

Wien den 26 Oktober 1713.

(Schluß folgt.)

England.

Zur neuesten Literatur Englands.

Das religiös-moralische und kirchliche Element des Englischen Nationallebens.

(Schluß.)

Während die Reformation in Deutschland durch Luther eine Reinigung der biblischen Lehre war, entstand in England die Reformation durch eine ganz äußerliche Veranlassung; während nämlich in Deutschland die christliche Kirche an Haupt und Gliedern reformirt wurde, bestand die Englische Reformation darin, daß der durch den Widerspruch des Papstes Clemens VII. gereizte König Heinrich VIII. die Autorität und den Primat des Papstes vernichtete und sich selbst von seinem Parlamente zum summus episcopus der Englischen Kirche erklären ließ. Während sich so freilich äußerlich die Reformation der National-Religion Englands an eine niedere und verächtliche Ursache anknüpft, so darf doch nicht vergessen werden, daß die Reformation in England nicht so plötzlich den Sieg über die Hierarchie davongetragen hätte, wenn nicht die Nation durch ihre geistige Entwickelung und ihre politische Freiheit für eine so große Veränderung reif gewesen wäre. Mit der Reinigung der christlichen Lehre hätte man gewiß die Reformation in England eben so gut angefangen wie in Deutschland, wenn nicht Heinrich VIII., der als der zweite Sohn seines Vaters ursprünglich für die Kirche erzogen, dem viel Geschmack und Vorliebe für theologische Gelehrsamkeit geblieben, sich persönlich mit Luther entzweit gehabt hätte. Schrieb er doch selbst ein Buch gegen dessen Lehrsätze und erhielt er doch deshalb vom Papste den Ehrentitel defensor fidei, welcher bis heute mit Recht von den Engl. Souverainen beibehalten worden ist. Nur durch seine große Popularität und durch seine despotische Gewalt war es ihm möglich, ohne vorhergehende Reinigung der Lehre, die Reformation durch den Säcularisationsakt von 1537 in England vollkommen einzuführen, durch den 643 Klöster, 2374 Stifter und Kapellen, 90 Kollegien und 110 Hospitäler, welche zusammen sich einer Revenue von 161,000 Pfd. Sterling erfreut hatten, aufgehoben wurden. So sehr nun auch Heinrich VIII. im Anfang jeden Einfluß der Deutschen Kirche und der Deutschen Reformation abgewiesen, so nahmen doch diejenigen Männer, welche unter seinen Nachfolgern die Lehre der Englischen Kirche reinigten, das Lutherthum, den Calvinismus und den Deutschen Protestantismus in manchen Punkten zum Vorbilde; ja selbst das Wort „Protestantismus" nahm die Englische Staatskirche neben der Beibehaltung der Holy catholic church zu ihrem Hauptbezeichnungswerk gegen das Papstthum.

Keine einzige der protestantischen Kirchen hat indessen den strengen Episkopalismus so ausgebildet und bis in die Gegenwart (von Anfang bis jetzt mächtig angefochten!) so unverändert erhalten, als die Englische Staatskirche. Das Fundamentalbuch der Englischen Kirche ist das sogenannte Book of common prayer, welches nicht allein die Liturgie und das ganze Ritual der Kirche enthält, sondern zugleich auch die bekannten XXXIX articles of faith (Glaubens-Artikel). Diese Artikel wurden im Jahre 1562 in einer Versammlung zu London bestätigt und im Jahre 1571 unter Elisabeth durch die Unterschrift der Erzbischöfe, Bischöfe und Geistlichen des ganzen Landes zum symbolischen Buch erhoben. Die Lehre oder das Dogmatische der Englischen Kirche stimmt theils mit Calvinischen, theils Lutherischen Lehrsätzen überein. So enthalten die Glaubens-Artikel die drei Glaubens-Bekenntnisse: das Nicänische, Athanasische und Apostolische. Der IX. Artikel enthält die Lehre von der Erbsünde; der X. spricht dem Menschen den freien Willen ab, und der XI. enthält die Rechtfertigung des Menschen durch den Glauben an Jesum Christum (justification). Eben so enthält der XVII. Artikel die Lehre von der Prädestination, die man der Calvinischen Lehre von der Prädestination nachgebildet hat; der XXV. Artikel die Lehre von den zwei Sakramenten: Taufe und Abendmahl. Sowohl die Transsubstantiationslehre der katholischen Kirche, als auch die leibliche Gegenwart Christi, wie sie die Lutherische Kirche lehrt, ist vermieden; es heißt nur: „Der Leib Christi wird gegeben, genommen und gegessen, allein auf eine himmlische und geistige Weise." Es ist nicht die kalte Weise Zwingli's, welche das est nur mit: „das bedeutet" erklärt; die Englische Lehre hält sich in der schönsten Mitte und entkleidet das Mysterion nicht seiner tieferen Weihe.

Genauer indessen müssen wir das Verhältniß der Englischen Kirche zum Staate betrachten, welches ebenfalls in den Artikeln auf das genaueste mit vorzüglicher Sorgfalt bestimmt ist. Der jedesmalige König ist summus episcopus. Der XXXVII. Artikel, der von den bürgerlichen Magistratspersonen handelt, sagt unter Anderem: „Die Königl. Majestät hat die Hauptgewalt in diesem Königreiche von England und in allen übrigen Besitzungen, welchem auch die Hauptregierung aller Stände dieses Königreiches, ob kirchlich oder weltlich, in allen Sachen zusteht und keiner fremden Jurisdiction unterworfen ist."

Auch hat die Kirche nicht die Autorität, etwas an der Lehre ohne vorhergehende Königliche Erlaubniß zu verändern. Indessen hat auch der König als summus episcopus durchaus nicht das Recht, irgend eine Veränderung in der Lehre der Kirche vorzunehmen; er hat nur die Verpflichtung: die Befolgung der XXXIX Artikel zu überwachen. Nur mit seiner Erlaubniß und unter seiner Leitung können Bischöfe und Geistliche sich versammeln, um über kirchliche Angelegenheiten zu berathschlagen. Deshalb heißt es in dem XX. Artikel von der Autorität der Kirche: „Die Kirche hat die Gewalt, über Ritus und Ceremonien Beschlüsse zu fassen, und zugleich die Autorität in Glaubensstreitigkeiten." Dagegen wird in Bezug auf das Recht der Kirche, Versammlungen zu halten, und zugleich auf die Stabilität der Lehre in der Vorrede zu den Artikeln in folgendem Passus hingewiesen: „Die Geistlichen mögen nach Erlaubniß unserer Königl. Macht das thun, was ihnen zukömmt: die Bischöfe und die Geistlichkeit mögen von Zeit zu Zeit auf ihre demüthige Bitte die Erlaubniß erhalten, unter unserem großen Siegel zusammenzukommen, um sich zu berathen, und alles das vornehmen, was von ihnen klar gemacht und durch uns bestätigt ist, und was die bestimmte Fortsetzung der Doktrin und Disziplin der Englischen Kirche betreffen soll. Wir werden aber in dieser Beziehung (Doktrin und Disziplin) nicht dulden, daß irgend etwas verändert werde, oder daß man von dem geringsten Punkte abweicht."

Die enge Verbindung des Staats mit der Episkopalkirche in England, also ihr Charakter als Staatskirche, besteht in folgenden Momenten: *)

1) Der Souverain des Landes muß ein Mitglied dieser Kirche seyn, und seine Gemeinschaft mit der Kirche muß er bezeugen auf treu-authentische Weise: nämlich durch den Kommunions-Akt oder den Genuß des heiligen Abendmahls nach den Gebräuchen dieser Kirche.
2) Der Lord Hoch-Kanzler (the Lord High-Chancellor, the keeper of the sovereign's conscience), welcher die erste weltliche Staatswürde bekleidet, muß ebenfalls ein Mitglied dieser Kirche seyn.
3) Der Souverain wird nach der Vorschrift der Kirche durch den Erzbischof von Canterbury, den Primas der Geistlichkeit, gekrönt.
4) Der Erzbischof von Canterbury hat nach den Prinzen von Königlichem Geblüte den ersten Rang und geht den weltlichen Herzogen mit den Erzbischöfen von York und Cashel vor.
5) 26 Englische Bischöfe und Erzbischöfe haben ihren Sitz im Hause der Lords, um die Kirche als Staatskirche zu vertreten.
6) Eben so sind eine gewisse Anzahl von Bischöfen desselben Zweckes wegen offiziell Mitglieder des Geheimen Staatsraths.
7) Die Bischöfe werden zugleich mit dem Parlamente durch ein Königliches Ausschreiben zur Convocation zusammenberufen.
8) Das Parlament wird in folgenden Ausdrücken zusammenberufen: nämlich de arduis rebus ecclesiam et statum concernentibus zu berathschlagen.
9) Die beiden Parlamentshäuser werden täglich mit einem Gottesdienst nach dem Ritus der Staatskirche eröffnet.
10) Der Staat kann nur aus dem Grunde das Recht haben, die Kirchengesetze zu handhaben, weil die Kirche Staatskirche ist.
11) Die Kirche hat sich freiwillig unter die Gewalt des Staats gestellt in Bezug auf die Ordnung ihrer zeitlichen Güter.
12) Die Römischen Katholiken müssen bei ihrem Eintritt in das Parlament eidlich sich verpflichten, ihre politische Gewalt im Parlamente durchaus nicht zum geringsten Nachtheile der Staatskirche anzuwenden.
13) Alle Staats-Beamten haben eine gleiche Declaration zu unterzeichnen.
14) In dem Vereinigungs-Akte Schottlands mit England wird die Episkopalkirche Staatskirche genannt.
15) Dasselbe findet in dem Vereinigungs-Akte Irlands mit England statt.
16) Die geistlichen Gerichtshöfe sind Gerichtshöfe des Staats.
17) Die Zehnten können entweder betrachtet werden als zurückgehaltenes Nationalgut für Zwecke der Religion oder für die Bezahlung der Geistlichkeit.
18) Alle Bewohner Englands, welchem religiösen Bekenntnisse sie auch angehören mögen, haben Kirchensteuern (Church rates) zu bezahlen, um die Bedürfnisse der Staatskirche zu bestreiten.
19) Die beiden Universitäten Oxford und Cambridge haben, weil sie mit der Staatskirche aufs innigste verbunden sind, die ausgedehntesten bürgerlichen Privilegien.
20) Die Bank der Bischöfe im Oberhause (the bishops' bench) ist mit besonderen Vorrechten ausgestattet.

Westindien.

Wanderungen eines Deutschen durch Cuba, im Winter des Jahres 1841.

(Schluß.)

4.

Hahnkämpfe. — Politische Gesinnung der Cubaner. — Ein Amerikanischer Konsul. — Das schöne Geschlecht auf Cuba.

Nach einem zehntägigen Aufenthalte in den Gebirgen, der mir zwar in naturhistorischer Hinsicht reiche Ausbeute gab, sonst aber an Erlebnissen so arm war, daß ich nichts für den Leser Interessantes niederzuschreiben habe, nahmen wir unseren Weg wieder der Ebene zu. In der Nähe von Las Vegas, —so heißt eine von Franzosen bewohnte Niederlassung — hatte ich Gelegenheit, einem großen Hahngefechte beizuwohnen.

Diese Gefechte sind die populairste Unterhaltung der Insulaner; sie sind eine Thorheit, eine Leidenschaft, welcher der reichste Pflanzer, die größten Kaufleute eben so gut huldigen, wie die Geistlichkeit, die Aerzte und die Capitaine der Partidos. Jede Familie hat ihre Kampfhähne, die sie fett machen und die immerwährend zum Kampfe geübt werden. Es ist wahrhaft sonderbar,

*) Ich folge hier den Andeutungen, welche der jetzige Präsident of the board of trade, W. E. Gladstone Esq. (Student of Christ Church Oxford and member of Parliament for Newark), in seinem geistvollen Buche „The state in its relations with the Church. London, Murray, 3. Edition 1840" p. 288 gegeben und in seinem zweiten eben so geistvollen Werke über die Kirche „Church principles considered in their results. Murray. London 1840" weiter ausgeführt hat. H. L.

die Sorgfalt und Delikatesse des „Gallero" zu beobachten, mit welcher er den Hals seines Hahns entfedert, in seinen Schnabel haucht, ihn mit Branntwein benetzt, wie er ihn überhaupt pflegt und ihn wegen seines tapferen Verhaltens lobt.

Naht der Tag des Kampfes heran, so bietet die Landstraße, mehrere Meilen in der Runde, ein sehr burleskes Schauspiel dar. Das, was dem Fremden am meisten auffällt, ist der bizarre Putz der Monteros. Sie tragen lange Pantalons, die um die Hüften herum besonders weit sind und in die der Wind sich setzt, der sie hoch aufbläst, als wenn der Reiter zu beiden Seiten seines Pferdes Segel aufgespannt hätte, oder wie die cylinderförmigen Windfänge von Leinen, die auf Schiffen dazu dienen, die Luft im Zwischendecke zu verbessern. Ueber diesem „unaussprechlichen" Theile der männlichen Toilette flattert ein weites, leinenes Hemde, das als ein Schutzmittel gegen die brennende Sonnengluth getragen wird. An der Seite hängt ein langes Rapier herab, das Machete genannt wird und welches taktmäßig den Schenkel des Trägers bearbeitet, der alle seine Gewandtheit und Würde darauf verwendet, die Refrains eines volksthümlichen Liedes weithin erschallen zu lassen. Den Putz vollendet ein ungeheurer Strohhut in Form einer Pyramide. Sie tragen sämmtlich ein niedliches Körbchen in der Rechten, das mit einem weißen Batisttuche bedeckt ist. Darüber erstaunt man anfangs und fragt sich, was wohl die so schön gestalteten, so künstlich geflochtenen, niedlichen Körbchen enthalten mögen? Etwa Kränze von seltenen Blumen, mit denen die Träger, als wahre Spanier, die Stirn ihrer Gebieterinnen zu schmücken eilen? — — Pah! Der Hahn erhebt aus diesem einstweiligen Käfig seine Stimme, kräht eine Roulade und erinnert uns an die Wirklichkeit. Troubadoure, Guitarren, Kränze, dunkle Mädchenaugen und alle andere poetische, veraltete Illusionen verschwinden vor dieser Stimme des Sultans der Hühner.

Dieser lärmende Reiterhaufen begegnet sich beim Amphitheater, wo die gefiederten Kämpfer sorgfältig geprüft, gereizt und auf einander gehetzt werden. Die Zuschauer, die noch unlängst nichts als Frohsinn geathmet hatten, werfen sich feindliche Blicke zu; mit offenem Munde, mit bleichen, zitternden Lippen verfolgen sie die Bewegungen der Kämpfenden. Sobald das Schicksal sich für einen oder den anderen Champion zu erklären scheint, erheben die Wettenden ein Geschrei, streiten und zerarbeiten sich mit Händen und Füßen und vergrößern den Haufen Goldes, der als Preis auf den Kopf eines — Hahns gesetzt ist. — „Eine Unze!" (fünfundzwanzig Thaler) schreit der Apotheker des Städtchens. — „Vier Unzen!" ruft der Capitano. — „Acht Unzen!" brüllt seinerseits ein pausbäckiger Neger.

Schwarze, Weiße, Reiche und Arme, alle Klassen der Bevölkerung mischen sich in einander; Leute von Bedeutung, die größten Aristokraten! Die Leidenschaft des Spieles ebnet die mehr oder weniger erhabenen Köpfe, verwandelt die gesellschaftlichen Verhältnisse der Hierarchie und giebt zu, daß Hände, die der Stolz von einander getrennt, sich gegenseitig umschließen und durch die geheimnißvolle Anziehungskraft des Goldes vereinigt werden.

Diese Kämpfe, die den Deutschen anwidern, sind das Entzücken der Cubaner; jedes alleinstehende Dorf, und wenn es aus sechs Strohhütten zusammengesetzt ist, hat sein Amphitheater, seine Hähne und seine Kunstverständigen in der „Gallomachia". Des Abends kommt man zusammen und streitet sich über die Stärke und den Muth irgend eines Hahnes. Sobald die Streiter sich zu erhitzen beginnen, erhebt sich gewöhnlich das Familien-Oberhaupt, ruft zu seinem Beistande alle Gravität herbei, die ihm zu Gebote steht; seine Stimme wird dumpf und hohl, daß die Gläser auf dem Tische davon erdröhnen, wenn er, mit der Miene eines Inspirirten, die Genealogie des fraglichen Hahnes, die Heldenthaten des Papa's und den Adel der „Mutter Henne" weitläufig auseinandersetzt; dabei läßt er niemals die hohen Thaten der Seitenlinie unerwähnt, um dadurch zu beweisen, daß der besagte Hahn von gutem und adeligem Geschlechte sey.

Nächst den Hahnenkämpfen werden die Aerndten und Pferde besprochen, doch bilden beide Gegenstände einen untergeordneteren Rang in der Unterhaltung unserer Wirthe auf dem Lande.

Die Politik, welche auf dem Festlande Amerika's die Seele der Unterhaltung bildet, ist hier, als eine Störerin der öffentlichen Ruhe, daraus verbannt; sie erscheint den Bewohnern als eine Gottheit, die ihre Majestät hinter dem heiligen Tabernakel verbirgt, das Niemand, als der Hoheprieſter, lüften darf.

Es ist hier anders, als in Spanien: dreißigtausend Bajonnette sind stets bereit, den ersten Schrei nach Unabhängigkeit im Blute zu ersticken. Vielleicht, daß diese zuletzt nicht hinreichen würden, aber da ist das Beispiel der Schwesterstaaten, auf dem Festlande, das Beispiel der Mutterlandes selber, mit allen ihren Schrecken, ihren inneren Spaltungen und Bürgerkriegen, das wie ein blutiges Gespenst vor ihnen aufsteigt und die eherne Schlange bildet, welche sich auf dem dürren Felde der Politik emporrichtet, und vor deren alleinigem Anblicke jeder Gedanke an Unabhängigkeit verschwindet.

Diese dreißigtausend Bajonnette, welche das Schicksal Cuba's bewahren, sind von Spanien dorthin gesendet; denn trotz des pomphaften Beinamens „siempre fiel", den Cuba führt, fürchtet man dennoch, daß die getreue Kolonie dereinst ihre Devise Lügen strafen könnte; daher kömmt das Gesetz, welches jedem Einwohner Cuba's den Eintritt in das stehende Heer untersagt. Es mag Eifersucht seyn, verborgener Haß über eine Abhängigkeit, die ihn niederbeugt, was den Kreolen zum geschworenen Feinde seines Europäischen Bruders macht. Die wenige Uebereinstimmung zwischen beiden, in Temperament und Charakter, die Verschiedenheit ihrer Meinungen und Gefühle führen oft Streitigkeiten herbei, welche geübten Augen das Vorhandenseyn eines revolutionairen Feuers aufdecken, das in jedem Cubaner lodert und nur allein von der Asche alter Gewohnheiten bedeckt ist, bis irgend ein Mißgriff von Seiten des Mutterlandes die Asche verweht und das Feuer anfacht, das sich als Feuersbrunst über die Insel verbreiten und der Spanischen Krone ihres schönsten Edelsteins berauben wird.

Gegenwärtig lassen die Bewohner eben so wenig die Constitution, wie den Absolutismus leben, sondern sind neutral — null.

Eines komischen Ereignisses muß ich noch Erwähnung thun, das sich gegen den Schluß meiner Wanderung zutrug. Ich war wohlbehalten in Guines, einem Oertchen, wo sich die Eisenbahn von Havanna ausmünden wird, angekommen. Des beständigen Reitens müde, sehnte ich mich nach einem Wagen und erkundigte mich nach einem Verleiher von Volantes. Statt aller Antwort deutete man mit dem Finger auf die Wohnung des Konsuls der Vereinigten Staaten. Getrost ging ich darauf zu und wollte so eben die Thür öffnen, als mir der Hut vom Kopfe flog; ich blickte auf und sah, daß mein Hut mit einem ungeheuren Stiefel in Berührung gekommen war, der als Aushängeschild, an einer eiserner Stange, zum Verderben der Fußgänger, in der Luft tanzte. — Da ich es unmöglich glauben konnte, daß sich der Stand eines Konsuls mit dem eines Schusters vereinigen ließe, beschrieb ich einen weiten Halbkreis um die Hütte, an der das Monstrum hing und ging, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Da klopft mir Jemand auf die Schultern, und ich erkenne in ihm den Gastwirth, der mich zum Konsul gewiesen hatte. Er fragte mich — auf Englisch, und ich erkannte in ihm einen echten Yankee — weshalb ich seinem Konsul vorbeiginge? — „Sie werden mir doch nicht einreden wollen, daß dieser Stall die Wohnung des Konsuls sey?" rief ich. — „Dann ist! haben Sie das Schild nicht gesehen?" — „Eben so wenig ein Schild, wie einen Konsul." — — „Sehen Sie denn den Stiefel nicht?" — „Den habe ich nicht blos gesehen, sondern auch gefühlt, der hängt wohl hier, um den Vorübergehenden die Köpfe abzuschlagen?" — „Das ist der Stiefel des Konsuls!" war die Antwort. — „Der Stiefel des Konsuls?" rief ich nicht wenig erstaunt ... „Ja, dieser Stiefel ist sein Schild." Damit nahm er mich beim Arm, und wir traten ein.

Ich warf einen Blick im Zimmer umher und gewahrte, statt eines Büreaus, nichts als Schuhe, Stiefel, Schusterahle, Leisten, mit einem Worte, alle Ornamente eines Schülers des heiligen Crispin. Der Amerikanische Konsul erhob sich von seinem dreibeinigen Schemel und trat mit einer unnachahmlichen Würde auf mich zu. Ich war mit mir nicht recht einig, ob ich ihm den Titel eines Major oder Colonel geben sollte, denn er hatte, gleich dem Schwerte des Damokles, einen Dragonersäbel beinahe in der Mitte seiner Werkstatt aufgehängt und war aus einem Lande, wo mancher Gastwirth noch nebenbei General ist und jeder, dessen Stand unbekannt ist, wenigstens mit dem Prädikate „Capitain" angeredet wird. — Doch genug! es ist meine Absicht nicht, eine Chronique scandaleuse zu schreiben; lassen wir daher den Konsul der Vereinigten Staaten zu Guines bei seinem Leisten!

Bei Gastmählern und literarischen Arbeiten ist der Gebrauch üblich, stets mit dem Pikantesten zu schließen; ich führe daher, bevor ich die Insel verlasse, das schöne Geschlecht, das, wie überall auf der Welt, so auch auf Cuba die wichtigste Rolle spielt, dem Leser vor. Der weibliche Theil der Bevölkerung Cuba's, etwa die vornehmen Stände in Havanna und den Küstenstädten ausgenommen, entbehrt einer Bekleidung, die, wenn auch bei unseren Damen wenig sichtbar, doch für einen erforderlichen Theil der Toilette gehalten wird, nämlich der — Strümpfe. Dies würde in einem heißen Klima nicht viel auf sich haben, wenn nicht unglücklicherweise die Kleider sehr kurz und die Füße unten wären, wodurch nach den Gesetzen der Physik, die Stützen des menschlichen Körpers gar zu sehr hervorragen; wenn die Haut von schneeiger Weiße ist, nun, desto besser! ist sie aber, wie bei den hiesigen Frauen allen, durch die Sonne gebräunt, dann — desto schlimmer! — Doch das ist Geschmackſache! — Die Cubanerinnen verwenden desto mehr Sorgfalt auf ihr schönes, wie polirtes Ebenholz glänzendes Haar, das sie künstlich zusammenflechten, hinten im Nacken zu einem Knoten winden und mit den herrlichsten Blumen, die der Garten darbietet, verzieren; ihrem von der Sonne gebräunten Antlitze steht dieser Kopfputz sehr gut. Wenn aber ein Forscherauge diese Blumenkränze durchdringt, so entdeckt es einen Gegenstand, der weder einer Rose noch Lilie gleicht — die hiesigen Schönen haben nämlich die häßliche Gewohnheit, mit ihren Zahnstochern das Hinterhaar zu bespicken. Blumen und Zahnstocher sind von der Nackenflechte unzertrennlich, und eine Dame würde in ihren Augen schlecht frisirt erscheinen, wenn dies kleine Mundinstrument seine befranzte Spitze nicht unter den Blumen hervorgucken ließe.

Fügt man zu diesem Kopfputze eine ungezwungene Haltung, einen kühnen Blick, liebliche Gesichtszüge und eine freie, ungebundene Sprechweise, so hat man das vollkommene Bild einer Kreolin auf Cuba. Der Strumpfmangel und der von Blumen umgebene Zahnstocher sind nationell und stets anzutreffen. Was die übliche Freiheit in ihren Ausdrücken betrifft, so muß ich gestehen, daß ich ihnen etwas mehr Delikatesse in dieser Beziehung gewünscht hätte. Das Spanische ist eine Sprache, die erstaunlich nachsichtig in Benennungen von Dingen ist, die man bei uns kaum zu umschreiben für paßlich hält; die unstudirten Frauen vergessen sich daher oft und sagen zu viel. Dies geschieht keineswegs aus Indiscretion, denn sie besitzen ein feineres Schamgefühl, als manche Europäerin, die ihre Moral aus Romanen schöpft. — Ihr Geist ist zwar unausgebildet, aber ihr Herz desto reicher an edlen Trieben. Freundschaft ist ihnen eine heilige Sache, eine kostbare Reliquie, die sie im Sanktuarium ihres Herzens bewahren und vor deren Schrein sie auch dann noch anbetend niedersinken, wenn der Gegenstand ihrer Zuneigung dieser Welt nicht mehr angehört. Sie haben ein bemerkenswerthes Gedächtniß für Kleinigkeiten und machen sich ein Vergnügen daraus, die schönen Handlungen verblichener Verwandten und Freunde mit den kleinsten Details dem Fremden vor Augen zu führen. Ich lernte die würdigen Frauen verehren, weil sie tugendhaft, ich

liebte sie, weil sie mildthätig waren. Klopfte ein fremder Hausirer an ihre Thür, so war er willkommen, ein Abendbrod und ein Nachtlager warteten sein, und dies wurde aus Herzensgrunde und in einer Art dargereicht, die den Fremden glauben machte, er erzeuge der freundlichen Wirthin dadurch einen Gefallen, daß er ihr Gelegenheit gegeben, Mildthätigkeit auszuüben.

Die von der Tropensonne gebräunten Mädchen sind pikante Schönheiten, deren Herzen sich unter dem Schatten der Unschuld entfalten; in ihrem Auge liegt ein träumerisches Etwas, das zu klagen scheint, daß der Geist nicht kultivirt wurde; es liegt aber zugleich ein Born der Liebe in der Tiefe des Auges, der nur darauf zu warten scheint, von dem Auserwählten mit dem Mosesstabe der Sympathie berührt zu werden, um unversiegbar hervorzusprudeln. Sie sind liebenswürdige Schwätzerinnen; in den Gesten, mit denen sie ihre Worte begleiten, liegt eine unbeschreibliche Grazie; die Züge ihres Gesichtes beleben sich, ihre Gefühle sind so innig, ihre flüchtigsten Launen, ihre kleinsten Freuden, wie ihre geringsten Leiden, spiegeln sich so klar in ihren Augen, in ihren außerordentlich beweglichen Zügen ab, daß mich Alles an diesen Naturkindern entzückte. Ihre Unwissenheit macht sie naiv. Sie ahnen nicht, daß die Außenwelt reich an gescheiterten Hoffnungen sey, daß es, außer ihrem Innern, noch eine Welt gebe, wo Vergnügungen erkünstelt und jede Freude mit Galle vermischt ist: eine Welt voll ungestümer Leidenschaften, voll Haß und Neid, voll Unruhe und Schlaflosigkeit. — Beeilt euch nicht, ihr schönen Kinder, das kennen zu lernen, was man Wirklichkeit nennt! Kostet die bittere Frucht der Erkenntniß nicht! Schwelgt noch lange, lange in den Träumen, die euer Glück bilden, die aus der Unschuld und Reinheit eurer Herzen entspringen! Weil ihr gut seyd, so zweifelt ihr nicht an der Güte des Menschengeschlechts; eure Sanftmuth läßt euch glauben, daß die Welt von Sanftmuth regiert werde, daß Alles um euch her tugendhaft seyn müsse, weil ihr es seyd! — Liebliche Blumen! setzt euch dem lockenden Lichtstrome nicht aus! ihr welkt in seinem Glanze, eure Illusionen verfliegen, eine nach der anderen, wie die Blume, die der Wind entblättert! Töchter der gesegneten Insel! Der Deutsche Wanderer sagt euch Lebewohl! Dr. M. Wiener.

Schweden.

Kämmerer Laßmann, der neueste Roman von Frau Emilie Carlén.*)

Madame Carlén, die in ihren früheren Arbeiten so viel lebhafte und treffende Darstellungen des Landlebens in Schweden geliefert, übergiebt uns mit dieser eine Schilderung des Treibens in der Schwedischen Hauptstadt. Es ist dies kein Prachtstück voller Excellenzen und Garde-Offiziere, voller Gräfinnen und Fräulein, — sondern ein Genrebild mit viel anspruchsloseren Personen, unter denen der Kämmerer die Hauptfigur bildet, und die zu demjenigen Theile der städtischen Bevölkerung gehören, welchen man gewöhnlich die niedere Bürgerklasse zu nennen pflegt. Diese wird eigentlich selten zum Gegenstande ähnlicher Darstellungen benutzt, obgleich es ihr nicht an Eigenthümlichkeiten fehlt, die sie dazu geeignet machen, vorzüglich nach der komischen Seite hin, welche die Verfasserin denn auch gehörig aufgefaßt und ausgebeutet hat.

Der Kämmerer ist ein funfzigjähriger Mann, der sich durch Sparsamkeit ein bedeutendes Vermögen erworben, um dessentwillen ihm seine erbbegierigen Angehörigen bedeutend den Hof machen. Es sind dies seine drei Schwestern, von denen die eine, Madame Norman, eine wohlbestallte Trödlerin in der Kaufmannsstraße, geschwätzig, bitter und zänkisch ist und sich dabei unendlich viel auf ihre ziemlich hübsche Tochter Lise einbildet, welche sie Lucie nennt und über alle Maßen verzieht. Die zweite Schwester, Madame Vogelquist, die Witwe eines Hofmeisters und darum „Frau Hofmeistern" genannt, lebt im Hause ihrer Schwester Norman und ist daher in allen Stücken ihre gehorsame Dienerin. Beide affektiren eine gewisse Ueberlegenheit über die dritte Schwester, Madame Ricker, die an einen dem Trunke ergebenen Faßbinder verheiratet ist und ihr schweres Loos unerträglich finden würde, wenn der Anblick ihres Sohnes, eines jungen, hoffnungsvollen Bäckerlehrlings, ihr nicht einigen Trost in ihren Leiden gewährte. Ihn hofft sie nämlich durch seines Oheims — des Kämmerers - Güte dereinst in den Besitz eines eigenen Bäckerladens zu setzen, und damit auch in den seiner schönen Cousine, welcher „Willi" sein Herz zugewendet, obschon sie nur wenig Notiz davon nimmt.

Unser Kämmerer hat indeß seine eigenen Gedanken. Schon seit langer Zeit geht er mit dem Plane um, sich eine Lebensgefährtin zu erwählen, die es für das Glück, seine Hand zu besitzen, und für die Aussicht, ihn dereinst zu beerben, übernehmen möchte, für seine Person und seine Sachen Sorge zu tragen; — seine übertriebenen Ansprüche auf Sparsamkeit machen jedoch stets einen Strich durch seine Heirats-Versuche, so unermüdlich er auch darin ist. Diese mißglückten Versuche sind es eben, welche die Verfasserin hauptsächlich schildert.

Der Charakter des Kämmerers ist mit vielem Talent gezeichnet. Er hat lächerliche Seiten genug, um die Hauptrolle in einem komischen Roman zu spielen, und er ist dabei auch mit so viel Gutmüthigkeit ausgestattet, daß seine Schicksale die Theilnahme des Lesers erregen. Die Verfasserin hat eingesehen, daß ein alter verliebter Narr unmöglich das Interesse in Spannung erhalten kann, und das eheliche Mißgeschick, welches einen solchen trifft, kaum im Stande ist, Unwillen zu seinen Gunsten zu erregen. Sie hat sich daher wohl gehütet, aus dem Kämmerer einen grauen Seladon zu machen. Es sind nicht Liebesgedanken, die ihn zu seinen Heirats-Versuchen treiben; er bedarf für seine alten Tage einer unbezahlten, treuen Krankenwärterin. Sein Fehler ist, daß er seine Heirats-Gedanken so lange von der Hand gewiesen, bis er ein Alter erreicht, wo er nicht mehr auf eine uneigennützige Zuneigung rechnen konnte, und daß er endlich, mißmuthig über die große Menge von Korben, eine Wahl trifft, von der er weiß, daß sie sich ganz und gar nicht für ihn paßt. Dies ist es, was ihn lächerlich macht. Aber in demselben Maße, als er unglücklich wird, treten auch seine guten Eigenschaften hervor; und von demselben Augenblick an, wo er wirklich zu beklagen ist, wird er nicht mehr als lächerlich dargestellt. In dieser Beziehung ist der vorliegende Roman sittlicher als die meisten anderen, welche derartige Verhältnisse schildern, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist es kein geringes Verdienst der Verfasserin, daß man sich auch keinen Augenblick versucht fühlt, die Partei der jungen, lebhaften, hübschen Frau gegen ihren lächerlichen, genauen, im Grunde aber nicht schlechten Mann zu nehmen.

Die anderen Charaktere sind mit nicht minder wahren und lebendigen Zügen gezeichnet. An Lise z. B. findet man auch nicht den geringsten Strich zu ändern; — dieser Charakter mußte sich nothwendig ganz so entwickeln, wie es im Buche geschehen ist. Madame Norman ist der echte Typus einer Trödlerin, — und ihre Unterhaltung mit dem Notar Wetterquist, als dieser im Begriff steht, seine Gemälde zu verkaufen, das non plus ultra der Begriffe und Ausdrücke einer solchen Frau. Die Hofmeisterin und die dritte Schwester stehen zwar etwas matter da, sind indeß nicht weniger wahr und richtig gezeichnet. Der Faßbinder ist eine humoristische, mit wenigen treffenden Zügen hingeworfene Figur. Der Königliche Secretair Rosell ist ebenfalls so naturgetreu dargestellt, daß man sich der Ueberzeugung nicht erwehren kann, daß er ein Portrait sey. Dies gilt auch von der heiligen Sabine. — Ueberhaupt ist dieser Roman in Bezug auf Charakterzeichnung allen übrigen der Verfasserin vorzuziehen. Er zeugt von mehr Sicherheit und einem tieferen Studium; und obgleich auch hier ein hinreichender Luxus von auftretenden Personen herrscht, so ist doch keine davon verzeichnet, was man von den früheren Arbeiten nicht sagen kann.

In die Erzählung der Schicksale des Kämmerers hat die Verfasserin die des Notars Wetterquist mit hineingezogen, obgleich dieselbe mit dem Uebrigen in keiner weiteren Beziehung steht. Sicher ist dies ein Fehler gegen die Einheit, doch bringt es eine gewisse Abwechselung in das Ganze; auch ist die vortreffliche Zeichnung des Notars ein neuer Beweis vom Talent der Verfasserin. Wetterquist hat schon sehr früh von seiner verbrecherischen Mutter erfahren, daß er die Frucht einer unerlaubten Verbindung seiner Mutter mit einem vornehmen Edelmann ist, und von der Zeit an den Stand verachtet, zu welchem er durch die Adoption seines bürgerlichen Stiefvaters gehört. Von nun an wird sein Leben immer mehr und mehr ein Kampf dieses adligen Hochmuthes mit seiner bürgerlichen Armuth und seinen Verhältnissen. Bei allen lächerlichen und zuweilen verächtlichen Ausdrücken seines Dünkels zeigt er jedoch so viel Charakterfestigkeit und trägt sein Geschick mit so vieler Seelenstärke, daß man ihm eine gewisse Achtung und Theilnahme nicht versagen kann. Man sieht ein, seine Fehler sind nur die Folge seiner Erziehung und seiner unglücklichen Verhältnisse, und jene würden auf der Stelle verschwinden, wenn diese eine andere Wendung nähmen. Dies geschieht denn auch zuletzt. Er macht die Bekanntschaft eines jungen, liebenswürdigen Fräuleins, einer nahen Anverwandten seines Vaters, mit welchem er durch sie bekannt wird, und der nun — obgleich er ihn nicht öffentlich als seinen Sohn anerkennt — Alles für ihn thut, um sein Glück zu begründen.

An Bildern voller Leben und mitunter sprühendem Humor fehlt es in diesem Romane nicht. Besonders zeichnet sich der erste Theil darin aus. Der zweite ist etwas matter und möchte wohl hier und da eine kleine Abkürzung vertragen; nichtsdestoweniger wird dies Buch jedoch immer seinen Platz unter den am besten durchgeführten und unterhaltendsten Romanen der Schwedischen Literatur behaupten.

*) Der vollständige Titel dieses Romanes ist: „Kämmerer Laßmann als alter Junggesell und Ehemann." — Da die Novellen der beiden Schwedischen Schriftstellerinnen Friederika Bremer und Emilie Flygaare-Carlén in Deutschland viel gelesen werden, so findet diese Anzeige des neuesten Produkts der Letztgenannten hier wohl mit Fug und Recht ihre Stelle.

Mannigfaltiges.

— Nachdruck in Nord-Amerika. Bis jetzt ist der Nachdruck in allen Ländern, wenn auch nicht geradezu verboten, doch jedenfalls als ein Gewerbe betrachtet worden, das der rechtmäßigen Production (des Originales) eine unrechtmäßige gegenüberstellt. Den Nord-Amerikanern war es beschieden, zum erstenmale die entgegengesetzte Ansicht zu sanctioniren, d. h. von Staats und Rechts wegen den Nachdruck höher zu stellen als die Original-Production. Der neue Zolltarif der Vereinigten Staaten setzt nämlich fest, daß Bücher in Englischer Sprache pro Pfund gebunden 30 Cents, roh oder kartonnirt 20 Cents an Eingangs-Zoll zu entrichten haben, doch wird dieser Zoll auf die Hälfte herabgesetzt, sobald nachgewiesen wird, daß das Buch seit länger als einem Jahre im Auslande erschienen und in den Vereinigten Staaten nicht nachgedruckt ist. Heißt das nicht geradezu eine Prämie auf den Nachdruck setzen! Unter solchen Umständen dürfte die von achtbaren Englischen und Nord-Amerikanischen Schriftstellern gewünschte internationale Gesetzgebung gegen den Nachdruck noch lange auf sich warten lassen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 137. Berlin, Mittwoch den 16. November 1842.

Frankreich.

Heinrich IV. und Landgraf Moritz der Weise.

Ein werthvoller Beitrag für die Geschichte Heinrich's IV. und seiner Zeit ist die Sammlung von Briefen zwischen Heinrich und Moritz dem Weisen von Hessen, welche Herr von Rommel, Archiv-Direktor und Bibliothekar in Kassel, vor zwei Jahren veröffentlicht hat.*) Es sind 92 Briefe, wovon 45 vom Könige und 47 vom Landgrafen, und sie umfassen die Periode vom 15. September 1592 bis zum 6. März 1609. Um uns über die Authentizität der Korrespondenz zu versichern, giebt uns der Herausgeber ein Zeugniß, das von ihm selbst, dem Dr. Falkenheiner, einem Aufseher des Staats-Archivs, und mehreren Staatsbeamten unterzeichnet ist und welches bescheinigt, daß diese Briefe sorgfältige Kopieen von Original-Pieces sind, die im Hessischen Archiv aufbewahrt werden und mit denen sie sorgfältig verglichen wurden. Es ist keine Veränderung an den Originalen gemacht worden; die Orthographie mit allen Verschiedenheiten, die jener Zeit eigen waren, ist streng beibehalten: nur Accente und Interpunctionen sind hinzugethan. Die Briefe des Königs sind alle von ihm selbst unterzeichnet, sind aber auch mit der Contresignatur des Staats-Secretairs für auswärtige Angelegenheiten versehen. Von 1607 an wurde die Korrespondenz in Chiffern geführt; doch waren mit dieser Chifferschrift in vielen Fällen alte und authentische Uebersetzungen verbunden, welche Herr von Rommel benutzt hat. Die Briefe des Landgrafen sind nach Entwürfen herausgegeben, die meist von ihm selbst, sonst von seinen Secretairen geschrieben sind; die Originale, wenn sie noch existiren, müssen sich unter den in Frankreich aufbewahrten Urkunden befinden.

Um den Ursprung der Verbindung zwischen Heinrich und Moritz dem Weisen zu zeigen, schickt Herr von Rommel seiner Sammlung eine Einleitung voraus, von der wir hier einen kurzen Auszug geben.

Die Landgrafen von Hessen und die Könige von Frankreich leiten ihren Ursprung von denselben Vorfahren her. Ludwig der Bärtige, der Ahnherr der Landgrafen von Thüringen, welche auch Grafen von Hessen waren, war ein Nachkomme Karl's des Großen. Seine Erbin Sophie heiratete einen der alten Herzoge von Brabant, der sich derselben Abstammung rühmte; ihr Sohn war Heinrich, der erste Landgraf von Hessen. Diese doppelte Abstammung ward durch die Ehe Wilhelm's II., Vaters Philipp des Großmüthigen, mit Jolande, Tochter Friedrich's II. von Lothringen, erneuert. Doch zur Begründung eines politischen Bündnisses war etwas mehr als diese entfernte Verwandtschaft erforderlich: die religiösen Kämpfe jener Zeit und die Furcht vor Karl's V. Uebermacht in Europa waren es, welche den damaligen Landgrafen Philipp den Großmüthigen und den König von Frankreich zu Freunden machten.

Während die Länder der anderen Reichsfürsten durch wiederholte Theilungen geschmälert worden, hatte Philipp seine angestammten Besitzungen nicht blos ungeschmälert erhalten, sondern auch ihren Umfang bedeutend erweitert und war der mächtigste und einflußreichste unter diesen Fürsten geworden. Ein eifriger Anhänger der reformirten Lehre, war er der unerschütterliche Gegner Karl's V. und behauptete beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch ein großes Ansehen in allen Deutschen Angelegenheiten. Als Haupt der protestantischen Partei und in engem Bunde mit dem Kurfürsten von Sachsen, ja selbst mit dem katholischen Herzog von Bayern, eröffnete er die erste Unterhandlung mit Franz I. von Frankreich, sobald sich dieser Fürst gegen ihren gemeinschaftlichen Feind erklärt hatte. Franz hatte sich vergebens um die Kaiserkrone beworben, und dieser Umstand mochte ihn wohl vorzüglich dazu bestimmen, gegen seinen glücklicheren Nebenbuhler Partei zu ergreifen.

Ferdinand, der Bruder Karl's V., war zu seinem Nachfolger erwählt worden, und man fing an zu fürchten, das Haus Habsburg möchte den Versuch machen, sich in erblichen Besitz der Krone zu setzen. Dieser Punkt ward von den Deutschen Fürsten sehr ernstlich verhandelt, und bei der Erwählung Ferdinand's bildete sich eine Coalition zwischen König Franz, dem Landgrafen von Hessen, dem Kurfürsten von Sachsen und dem Herzog von Bayern am 26. Mai 1532. Es fand sich kein Vorwand zum Kriege, bis Ferdinand im Namen des Kaisers das reiche Herzogthum Württemberg in Beschlag nahm und den rechtmäßigen Herzog vertrieb, der beim Landgrafen Philipp Zuflucht suchte. Nachdem alle Appellationen an den Kaiser vergeblich gewesen, entschloß man sich endlich zum Kriege, und durch den Sukkurs des Königs unterstützt, schlug Philipp den Oesterreicher und setzte den Württemberger wieder ein, der seitdem ein eifriger Anhänger protestantischer Interessen ward. Die Hauptrolle, die Philipp bei der Wiedereinsetzung des Herzogs spielte, verschaffte ihm den Beinamen des Großmüthigen. Nach diesem Siege ward das Bündniß mit dem König in Bar-le-duc erneuert, Geld-Unterstützungen von dem Letzteren zugesagt und über die wichtigsten Punkte sowohl der Politik als der Religion ein Uebereinkommen getroffen. Franz jedoch, unter dem Einfluß der Rathschläge des Kardinals de Tournon und eines Streites müde, in welchem sein Gegner nur zu oft glücklich gewesen, ließ die Sache, die er eine Zeit lang so warm und fest unterstützt, im Stich. Der Landgraf und der Kurfürst waren nun allein zu schwach, dem Kaiser Widerstand zu leisten, und dieser machte sich zum Herrn des Reichs. Nach der Schlacht bei Mühlberg war dem Landgrafen persönliche Sicherheit zugesagt worden, und zwei Fürsten, Moritz von Sachsen und Joachim von Brandenburg, hatten sich für dieses Versprechen verbürgt. Doch sowohl der Eine als der Andere wurden getäuscht; Philipp ward ins Gefängniß geworfen, wo er fünf Jahre lang von dem religiösen Fanatismus der Spanischen Partei für sein Leben zu fürchten hatte. Sein ältester Sohn, Wilhelm der Weise, unterließ nicht, den beiden Fürsten die Schmach zu zeigen, die auf sie fallen müsse, wenn sie ihre Bürgschaft nicht erfüllten. Endlich machten diese Vorwürfe Eindruck auf sie, und sie beschlossen, die Befreiung des Landgrafen zu bewirken, und zwar durch ein Bündniß mit Heinrich II. von Frankreich. Die Fürsten und der Französische Gesandte, Jean de Fresnes, Bischof von Bayonne, trafen im Friedewald zusammen, einem alten in den Hessischen Wäldern begrabenen Schlosse. Während ihrer Berathung trat ein heftiger Sturm ein, und das Gebäude, in dem sie sich befanden, ward vom Blitz getroffen. Dieses Ereigniß schreckte die Fürsten, welche darin ein unglückliches Omen erkennen wollten; der Bischof jedoch zerstreute ihre Besorgnisse, indem er ihnen einen ähnlichen Fall in der alten Geschichte erzählte, wo der Ausgang ein sehr günstiger gewesen. Es gelang ihm, sie zu beruhigen, und noch an demselben Tage, den 5. Oktober 1551, ward der Vertrag unterzeichnet und den 15. Januar des folgenden Jahres von Heinrich selbst in Chambord ratifizirt. Die unmittelbare Folge dieses wichtigen Bündnisses war die Befreiung des Landgrafen, der Sturz der Macht Karl's V. in Deutschland und die erste Zusicherung religiöser Freiheit. Philipp übernahm wieder die Regierung seiner Staaten, mischte sich aber seitdem, einem dem Kaiser gethanen Versprechen gemäß, sehr wenig in die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands. Er schloß sich dem neu emporsteigenden Hause Bourbon an und hegte bis an seinen Tod — im Jahre 1567 — eine warme Freundschaft für Jeanne d'Albret und den jungen Heinrich, den er für die Säule des Protestantismus in Frankreich hielt.

Wilhelm der Weise blieb in freundschaftlichem Vernehmen mit Karl IX. und Heinrich III. Von den Häuptern der Hugenotten eben so geachtet als vom Hofe, suchte er ein Vermittler zwischen den Parteien zu werden und von Karl und Katharina von Medici einen aufrichtigen und dauerhaften Frieden für die Protestanten zu erlangen, während er zugleich die Letzteren ermahnte, sich ihre Glaubensgenossen in Deutschland zum Muster zu nehmen und ihre Forderungen ein wenig zu mäßigen. Spanischer Einfluß und die erhitzten Leidenschaften Katharina's und ihres Sohnes vereitelten alle Bemühungen. Doch war er schon so weit gekommen, daß er im Monat Juni 1572 August, den Kurfürsten von Sachsen, den Kurfürsten von der Pfalz, Johann Kasimir, und den Herzog von Braunschweig dahin gebracht hatte, ein Bündniß mit Frankreich zu schließen zu gegenseitiger Unterstützung sowohl mit Truppen als mit Geld. Das verrätherische Blutbad der Bartholomäusnacht im August desselben Jahres machte diesen Unterhandlungen ein Ende, welche, wenn sie fortgeführt worden wären, dauernde wohlthätige Folgen für den Frieden und die Wohlfahrt Europa's gehabt hätten. Die beispiellose Treulosigkeit und Barbarei Karl's entfremdete die Deutschen Fürsten, welche natürlich Alles fürchteten und Einem, der sich so sehr von allen Prinzipien der Schonung und Gerechtigkeit losgesagt zu haben schien, kein Vertrauen schenken konnten. Trotz der tiefen Abneigung aber, die der Landgraf gegen Karl empfand, und trotz des Schadens, den die Ermordung so Vieler von der protestantischen Partei dem Einflusse derselben zufügte, war doch Wilhelm aus politischen Motiven genöthigt,

*) Wir haben dieser Schrift bereits kurz nach ihrem Erscheinen gedacht, und zwar als eines Beleges für die Thatsache, daß schon Heinrich IV. den von allen seinen Nachfolgern im Auge behaltenen Plan gehabt, die Deutschen Fürsten so viel als möglich unter einander zu entzweien, um auf ihre Kosten Frankreich mächtiger zu machen. Der Französische Titel der gedachten Schrift ist: Correspondance inédite de Henri IV., Roi de France et de Navarre, avec Maurice-le-Savant, Landgrave de Hesse; accompagnée de notes et éclaircissemens historiques, par M. de Rommel, Directeur des Archives de l'état et de la bibliothèque publique à Cassel. 1840.

seinen Unwillen zu verbergen. Philipp II., eben so ehrgeizig als sein Vater, strebte nach Universalherrschaft, und seine Macht war groß genug, um jeden vereinzelten Feind des Festlandes zu erdrücken, jeder Combination aber gefährlich zu werden, während man wußte, daß er nichts so sehnlich wünsche, als die vollkommene Zerstörung des Protestantismus. Vollkommen bekannt mit den Gefahren, die aus einer Verbindung Spaniens und Frankreichs hervorgehen konnten, verbarg Wilhelm seinen Unwillen über die jüngsten Ereignisse in Frankreich und blieb ein Bundesgenosse Karl's, dessen wiederholten Versicherungen von Beschützung der Reformirten der Landgraf zu glauben schien.

Aus Furcht und Haß gegen die Spanier benutzte er seinen Einfluß unter den Polnischen Großen, dem Herzog von Anjou, Karl's Bruder, die Krone dieses Landes zu verschaffen, und er nahm ihn glänzend auf, als er dahin reiste, sie in Empfang zu nehmen. Bald wurde Heinrich III. König von Frankreich, und vergebens suchte Wilhelm, ihn durch Gründe der Klugheit und der Ehre zu einer besseren Behandlung der Protestanten zu vermögen. Aller Verkehr zwischen ihnen ward von Seiten des Landgrafen auf die Angelegenheiten des Reichs beschränkt, obgleich er gelegentlich den König erinnerte, daß er nur dann die Wohlfahrt seines Landes sichern und sich die Achtung fremder Fürsten erhalten könne, wenn er die seinen protestantischen Unterthanen gemachten Versprechungen treu erfülle. Der Landgraf scheint irgendwie eine Ahnung von dem Schicksal, das Heinrich III. erwartete, gehabt zu haben; denn in einem Briefe an ihn, der einige Wochen vor dem Morde geschrieben war, aber erst nachher eintraf, warnte er ihn vor den „têtes rasées". Bei der Thronbesteigung Heinrich's IV. stand Nichts mehr einer Verbindung mit den protestantischen Fürsten im Wege. Da er selbst der reformirten Kirche offen zugethan war und lange für ihren wärmsten und ritterlichsten Vertheidiger galt, so lebten die Hoffnungen der Partei wieder auf. Man erwartete nicht bloß eine allgemeine Pacification und Toleranz, sondern schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß Frankreich, von dessen Bewohnern schon ein Theil reformirt sey, wenn erst ein reformirter König auf dem Thron wäre, ganz zur Reform übergehen würde. Aufgefordert durch Henri de la Tour, Jacques de Bongars und andere Edelleute, Gesandte des Königs, und insbesondere durch den Beitritt Elisabeth's von England bestimmt, sondirte der Landgraf die protestantischen Fürsten Deutschlands, die ohne Verzug in Kassel einen geheimen Vertrag schlossen, den König mit Geld und Soldaten zu unterstützen. Die Theilnehmer an diesem Vertrage waren der Kurfürst von der Pfalz, die Fürsten von Hessen, Sachsen, Brandenburg, Württemberg, Braunschweig, Mecklenburg, Holstein und der König von Dänemark. Die Intriguen Spaniens und der Tod der Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz verzögerten die Vollziehung dieses Vertrags, der für Heinrich von der größten Wichtigkeit war, da seine Finanzen in der niedrigsten Ebbe standen. Der Landgraf lieh dem König aus seinen eigenen Mitteln hunderttausend Gulden und verschaffte eine gleiche Summe von einigen Deutschen Städten. Auch gab er bedeutende Verstärkungen zu der Armee, welche 1591 unter dem Kommando des Fürsten Christian von Anhalt Frankreich betrat. Man setzte das vollste Vertrauen auf die Versicherungen Heinrich's durch seine Gesandten, daß alle gegen die Anhänger der reformirten Religion erlassene Edikte aufgehoben seyen, und daß die ihm bewilligten Subsidien nur zur festeren Begründung seiner Autorität im Lande und zur Ausdehnung und Befestigung der religiösen Freiheit verwendet werden sollten. Man entdeckte aber nur zu bald, daß die Versicherungen des Königs mit seinem Benehmen nicht übereinstimmten. Trotz des offenen Bannes, den der Papst gegen ihn und seine Krone ausgesprochen, stand Heinrich mit dem Römischen Hof in einer Verbindung, die, als sie bekannt ward, große Besorgniß erregen mußte. Die protestantischen Fürsten Deutschlands zogen die Subsidien zurück, die ihnen zu einem ganz anderen Zwecke, als zu welchem sie bestimmt waren, angewendet zu werden schienen, und so begründet dieses Benehmen war, so haben sie doch dadurch vielleicht den unheilvollen Schritt des Königs beschleunigen helfen. Der Tod des Landgrafen ersparte ihm den Kummer, den dieses Verfahren ihm machen mußte. Der erste Brief in der Sammlung des Herrn von Rommel ist von Heinrich an Moritz nach dem Tode seines Vaters, worin er ihm seinen Schmerz ausdrückt „pour la perte qui je y ai faicte d'ung très bon amy." „De ma part", sagt er weiter, „je l'ay cogneu tant affectionné en tout ce qui s'est présenté par delà pour mon service, et en ay ressenty de si bons effects, que la souvenance m'en demeurera à jamais." Im Juli 1593 schwört der König den Kalvinismus ab, und der Landgraf schreibt an den Kurfürsten von der Pfalz, um ihm sein Erstaunen über diese Nachricht auszudrücken, und obwohl die aus Paris angelangten Briefe keinen Zweifel an der Abschwörung des Königs lassen, so wagt er es noch nicht, an eine solche Unbeständigkeit, einen solchen Abfall zu glauben. Die Motive des Königs zu diesem Schritt wurden von seinem Gesandten, Herrn de Fresnes, den protestantischen Fürsten in einem Lateinischen Memoire mitgetheilt. Wir können nicht umhin, einen Auszug aus einem von der Schwester des Königs, Katharina, um diese Zeit geschriebenen Briefe mitzutheilen, der ihre eigene Gesinnung in einer der Töchter Jeanne d'Albret's würdigen Sprache ausdrückt. „Ich bitte Euch", sagt die künftige Herzogin von Lothringen, „was man Euch auch sagen möge, nicht zu glauben, daß ich meine Religion ändern will; denn mit Gottes Hülfe werde ich ein so offenes Bekenntniß davon ablegen, daß Niemand zweifeln soll, daß ich entschlossen bin, mein Leben darin zu beschließen, welches mir sehr unglücklich erscheinen würde, wenn ich Gott um der Menschen willen verließe."

Die Folgen von Heinrich's Abfall sind dauernder und für Frankreich nachtheiliger gewesen, als man gewöhnlich glaubt. Heinrich gab seine Religion auf, um sich seine Krone zu sichern. Er konnte zwar auf seine legitime Abstammung und sein unveräußerliches Erbrecht pochen; aber die Ligue war entschlossen, ihn nicht anzuerkennen; er war vom Papst exkommunizirt worden, und der Herzog von Mayenne hatte den Kardinal von Bourbon als Karl X. zum König ausgerufen. Die Römisch-katholische Partei, die in Frankreich das Uebergewicht hatte, verlangte einen katholischen König, und Heinrich konnte auf keinem anderen natürlichen Wege zu seinem Ziele durchdringen, als durch eine Bekehrung, welche, so wenig aufrichtig sie auch gemeint war, von der Nation doch angenommen ward. Das unglückliche Beispiel fand bald bei vielen Protestanten aus den höheren Klassen Nachahmung: einer nach dem anderen trat der Beförderung wegen zur herrschenden Kirche über, wo nicht die Väter, so doch die Kinder, und während bis dahin die Reformation Frankreich in zwei beinahe gleich starke Lager getheilt hatte, blieben sich nur noch sehr wenige große Familien zum reformirten Glauben, als das Edikt von Nantes aufgehoben ward. (Schluß folgt.)

Die Werfte und die Straf-Anstalten von Brest.

Wie oft hat man nicht, auf dem Theater und in Büchern, über die Neugier des Pariser Bürgers sich lustig gemacht, über den Werth, den er auf eine Reise von ein paar Meilen legt, und die Gefühle, die ihn beim Anblick des Meeres ergreifen, wenn er sich aus den Tiefen der Straße Saint-Denis nach der Küste von Dieppe versetzt sieht! Und doch ist, nach unserer Meinung, in diesem Allen nichts Seltsames oder Spaßhaftes. Die Neugier scheint uns gerechtfertigt; eine Reise ist gar nicht zu verachten, und es ist Jedermann erlaubt, von dem prächtigen Schauspiel, das der Ocean bietet, begeistert zu werden. Auch dürfte es wohl den Spöttern nicht besser ergehen als Andern, wenn sie einmal nach Dieppe oder etwas weiter gekommen sind. Die meisten dieser starken Geister, die sich immer bereit zeigen, über nichts in Staunen zu gerathen, sind dem allgemeinen Gesetze unterworfen, sobald sie einmal die Theorie des Epigramms mit der Praxis des Reisens vertauscht haben.

Kannst Du wohl den Eindrücken widerstehen, die sich Deiner bemeistern, wenn Du zum ersten Male in eine Stadt wie Brest kommst? Auf den ersten Blick erscheint Dir dieser Ort nicht merkwürdiger als jeder andere Hauptsitz einer Unter-Präfektur von 20,000 Seelen. Du befindest Dich auf dem Cours d'Ajot, der vornehmsten Promenade, und findest ihn nicht so schön wie eine Allee der Elysäischen Felder; aber dreh' Dich einmal um und nähere Dich dem Walle, der diese Allee begränzt: da entfaltet sich die Rhede vor Deinen verblendeten Augen, die ungeheure Rhede, auf welcher ein ganzes Geschwader seine Masten und Flaggen wiegt: furchtbar imposante Linienschiffe, zierliche Fregatten, leichte Korvetten und rings umher tausend kleine Fahrzeuge furchen die azurne Fluth. Dort im Hintergrunde zieht ein Schiff mit vollen Segeln durch die beiden Vorsprünge, welche die Einkreisung beschirmen, hier macht die nautische Schule ihre Evolutionen; etwas entfernter stellt eine Fregatte Schießübungen an; auf jener Seite der Rhede vertheidigt ein Bataillon Infanterie die von der Mannschaft einer Brigg angegriffene Küste; es ist ein kleiner Krieg mit allen seinen kühnen und malerischen Manövers. Du könntest beim Anstaunen dieses eben so majestätischen als an Abwechselung reichen Schauspiels einen ganzen Tag zubringen; aber andere Wunder erwarten Dich im Hafen; Du verlässest die Rhede, Dir selbst gelobend, wieder dahin zurückzukehren.

Der Hafen ist nur vermittelst eines Erlaubniß-Scheins zugänglich, den ein Offizier ausgestellt haben muß. Alle Pforten öffnen sich in Brest vor einem Paar Epauletten. Uebrigens wird die schriftliche Erlaubniß Niemanden verweigert; es ist eine bloße Formalität, welche Dir Gelegenheit verschafft, die schönste Kaserne Frankreichs zu sehen.

Auf der Rhede hast Du Schiffe manövriren sehen; im Hafen siehst Du dieselben Schiffe werden, wachsen und sich gestalten. Ein Spaziergang über die Werfte zeigt Dir alle Fortschritte der gigantischen Arbeit. Hier wird das erste Stück des Kieles gelegt; etwas weiter zeichnen gekrümmte Seitenbalken wie kolossale Rippen den Rumpf eines Schiffes; dort bekleiden sich die bauchigen Seiten des Skeletts; an einer anderen Stelle siehst Du Verdecke von drei Stockwerk sich erheben, Masten im Kiele Wurzel fassen, das Tauwerk in den Mastkörben sich abwinden, und die Kanonen in ihre Stückpforten einrücken. Das kolossale Gebäude ist fertig; um es zu bewegen und in den Ocean gleiten zu lassen, braucht man nur einen Pflock abzubrechen — die Hand eines Kindes reicht dazu schon hin.

Du hast von dem mysteriösen und unglücklichen Ende des „Präsidenten" gehört, des prächtigsten Dampfboots, das auf den Werften Amerika's gezimmert worden. Erfahrene Leute haben erklärt, der „Präsident" sey darum untergegangen, weil man ihm eine zu lange Form gegeben; seine Dimension soll ihm nicht erlaubt haben, einem heftigen Sturme zu widerstehen, und er soll in der Mitte entzwei gegangen seyn. Trotz dieses Gutachtens legen die Schiffszimmerer von Brest gegenwärtig die letzte Hand an eine Dampf-Fregatte, den „Christoph Colomb", welche noch drei Meter länger ist, als der unglückliche „Präsident" gewesen.

Neben diesen der Zukunft verheißenen Reichthümern enthalten die Bassins des Hafens zwei in Frankreichs Annalen berühmt gewordene Schiffe, nämlich: die „Syrene", welche den Admiral von Rigny bei Navarin trug, und den „Inconstant", welcher für sich allein die Kaiserliche Flotte bei der Insel Elba ausmachte und den Kaiser mit seiner Armee nach der Französischen Küste brachte.

Das Bagno beherrscht den Hafen. Dreitausend Männer in rother Weste und Beinkleidern von grauer Leinwand, mit rother oder grüner Mütze, je nach der Ausdehnung ihrer Strafe, sind in diesem geräumigen Etablissement beschäftigt. Philanthropen, die weder Brest, noch Toulon, noch Rochefort ge-

sehen, machen sich von dem unglücklichen Loose dieser Leute eine sehr übertriebene Vorstellung. Man denkt sich die Galeeren-Sträflinge unter der Last der härtesten Arbeiten erliegend, unter dem Stocke ihrer Profose gekrümmt; man beklagt sie trotz ihrer Verbrechen; aber schon eine Stunde Verweilens im Hafen von Brest heilt uns von diesem Gefühle des Mitleids; wir beklagen diese Sträflinge nicht ferner, besonders wenn wir vorher ein Zuchthaus, wie den Mont-Saint-Michel, besucht haben.

Welchen düsteren Anblick gewährt dieses Kastell auf seinem mitten aus der Meeresfluth hervorragenden Felsen! Die nördliche Stadt Avranches, welche diesen Ort von ihren reizenden Promenaden aus im Gesichte hat, wird ganz traurig davon. Zur Ebbe-Zeit kommst Du durch ein Sandmeer, das unter Deinen Füßen nachgiebt, bis an den Felsen. Am Fuße des Gefängnisses erbietet sich Dir eine schwarze Sibylle als Führerin bis zum ersten Pförtchen; dort nimmt der Kerkermeister Deinen Paß in Empfang und bringt ihn dem Gouverneur; Du wartest auf einer breiten Treppe, die als Wachthaus dient; man hört nur das Geräusch plumper Pforten, die in ihren Angeln knarren, und einiger Gewehrkolben, die auf den Dielen dröhnen. Der Kerkermeister kommt wieder und bringt die Erlaubniß. Folge ihm: er wird Dich die Dicke und Festigkeit der Mauern und die Tiefe des Abgrundes bewundern lassen, der das Gefängniß rings umzieht. Auch auf die historischen Schönheiten des Gebäudes, die von Säulen getragene Kirche, den Saal, wo Ludwig XI. den Orden des heil. Michael stiftete, macht er Dich aufmerksam. Dann und wann siehst Du bleiche, niedergeschlagene oder barbarisch wild aussehende Gefangene durch die düsteren Korridore gehen. Dann verweilt der Kerkermeister einmal und sagt: „Sehen Sie diese Treppe, diese Säulen und diese kleine Pforte; man hat das Alles kopirt, um die Decoration des Nonnen-Alles in Robert der Teufel zu machen!"

Von hier gehst Du in die Schlafsäle; jeder Saal faßt 114 Gefangene, die wie Neger im Zwischendeck eines Sklavenschiffes zusammengepackt sind. Alsdann führt Dich Dein Cicerone in andere Säle, wo viele Webstühle stehen. „Hier" — sagt er — „pflegen die Gefangenen zu arbeiten. Wenn die Arbeit vor sich geht, hört man nicht mehr Lärm als jetzt." — „„Man verlangt also, daß sie leise reden?"" — „Nein, sie dürfen gar nicht reden. Das leiseste Geflüster führt geraden Weges ins finstere Loch (cachot)."

„„Aber es ist ja hier nicht zum Aushalten! Warum öffnet ihr diese Fenster nicht?"" — „Die werden nie geöffnet." — „„Was hätte denn das für Gefahr? Die Oeffnung ist ja tüchtig mit Eisenstangen bewahrt, und der Abgrund macht jedes Entweichen unmöglich."" — „O, so etwas befürchten wir auch gar nicht; aber man hat bemerkt, daß der Baumwollenzeug besser wird, wenn man ihn an einem Orte bereitet, wo keine frische Luft ist." — „„Wie! das wäre der Grund?"" — „Freilich; dafür kostet auch von unserem Zeug das Meter einen Sou mehr, als wenn er in luftigen Werkstätten fabrizirt würde."

Ganz anders ist die Lage der Galeeren-Sklaven im Bagno und im Hafen von Brest. Diese haben frische Luft, Sonne und Leibesübung. Auch dürfen sie mit einander plaudern, so viel ihnen beliebt, und nach gethaner Arbeit lachen und singen sie wie freie Männer. Ihre Behörde ist sehr duldsam, der Profoß blinzt öfter die Augen zu, als er den Arm erhebt: in seinen Händen ist der Stock fast nur ein Symbol. Die harte Arbeit der Verurtheilten besteht darin, daß sie nicht mehr und nicht weniger arbeiten als die freien Tagelöhner, die ihnen zugegeben sind, und täglich 20 Sous verdienen. Die es am schlimmsten haben, behauen Steine, nur etwas träger als unsere geschickten Maurer; Andere sägen Bretter und zwirnen Hanf. Ihrer zehn oder zwölf tragen an der leichtesten Last, und ihrer zwanzig spannen sich vor einen leeren Karren. Viele thun so gut als gar nichts; zu jeder Stunde sieht man sie herumspazieren, Karten spielen oder etwas lesen. Andere, die mehr Industrie haben, fischen mit der Angel, scheeren Hunde, richten Katzen oder Kanarienvögel ab. Die Stadt Brest ist voll gelehrter Katzen, die im Bagno ihre Bildung erhalten haben.

Nur die schwärzesten Verbrecher, solche z. B., die ihre Aeltern „unter mildernden Umständen" ermordet, die unbeugsamen Charaktere, die Widerspenstigen, welche schon einmal oder mehrmal zu entweichen versucht, werden an doppelte Ketten gelegt, aber wenigstens in geräumigen Zellen, wo man die Fenster öffnet, wo die Luft zirkulirt und die Sonne einfällt. Dies ist eine Ausnahme von der Regel. Dann kommen die Verbrecher vom zweiten Range: diese sind je zwei und zwei an einander gekettet, einer gezwungenen Sympathie unterworfen; dann die Besseren, welche nur die halbe Kette tragen, und endlich die Guten, mit einem bloßen eisernen Ring am Knöchel, der sorgfältig unter den Pantalons versteckt, eine leichte Zuffel, die scherzweise bague chevalière genannt wird. Ueber den guten Sträflingen stehen die Vortrefflichen oder Ausgezeichneten, welche als Krankenwärter und Gärtner im Marine-Hospital Dienste thun. Einige, die Bürgschaft gestellt haben und deren Strafzeit bald verflossen ist, treiben sich außerhalb des Bagno's und des Hafens herum. Diejenigen, welche einer gewissen Protection sich erfreuen, arbeiten in Büreaus. Zu den Letzteren gehört der Ex-Abbé Delacollonge, der vor mehreren Jahren eine Modehändlerin in vier Stücke zerhieb; dieser Mensch zeichnet sich durch die Höhe seines Wuchses, seinen Kavalier-Anstand und seine hochmüthige Miene vor allen Uebrigen aus, die ihn sogar Monseigneur betiteln.

Mehrere Galeeren-Sträflinge stehen in ziemlich ausgedehnter kaufmännischer Verbindung und erhalten Geld auf ihre Unterschrift. Man wird über diesen seltsamen Kredit staunen, und doch ist er sehr reell. Die kleinen Kaufleute begnügen sich mit dem Binnenhandel und verkaufen ihren Kunden, entweder direkt oder durch Mäkler, Arbeiten aus Stroh, Muscheln oder Kokosnüssen. Der Absatz dieser Arbeiten ist bedeutend und wirft den Verkäufern manchen schönen Profit ab. Einige Sträflinge sind besonders in ciselirten Arbeiten sehr geschickt, und man bezahlt ihre Kunstwerke sehr theuer.

Da habe ich z. B. eine Zuckerbüchse von ausgezeichneter Arbeit. Ihre Henkel sind zwei Liebesgötter, die eine Rosen-Guirlande halten; der Deckel stellt die Thetis auf einem von Delphinen gezogenen Wagen vor. Sie kostet 80 Franken, und der Künstler ist oder war vielmehr ein auf Lebenszeit verurtheilter Galeeren-Sträfling..

Auf dem Werfte wird jetzt ein Schiff von 120 Kanonen gebaut, das in der ganzen Französischen Marine nicht seines gleichen haben soll. Es wird die Admirals-Flagge des Prinzen von Joinville tragen und „Valmy" heißen. In den Werkstätten des Hafens befindet sich ein wunderschönes kleines Modell dieses Fahrzeugs, ganz aus Ebenholz, Citronenholz, Elfenbein, Silber und Seide gearbeitet, an dem kein Tau, kein Flaschenzug, kein Nagel fehlt. Alles ist wiederum die Arbeit dessen, der meine Zuckerbüchse gemacht hat. Dieses Meisterstück verdiente eine Belohnung, und da der Künstler außerdem sich musterhaft aufgeführt, so ist er um beider Ursachen willen begnadigt worden.

Noch gestern verkaufte ich einem Engländer das letzte Werk eines anderen Galeeren-Künstlers, des geschicktesten Bildhauers, der jemals die rothe Kappe und Weste getragen. Es war eine Vase von antiker Form, welche alle Götter des Olymps darstellt. Auch der Schöpfer dieses Werkes hat seine Freiheit erhalten, und zwar auf die Verwendung einer liebenswürdigen jungen Opernsängerin — früher bei der großen Oper in Paris angestellt, jetzt Primadonna in der Provinz — die seine schönen Leistungen sah, ihn persönlich kennen lernte und lebhaften Antheil an seinem Schicksal nahm.

Wenn es so fortgeht, wird man im Bagno von Brest bald keine Männer von Talent mehr antreffen. Eugène Guinot.

Rußland.

Peter der Große und Leibnitz.

II.

Allerdurchlanchtigster Czaar
Allergnädigster Herr

Gott als ein Gott der Ordnung regieret durch seine unsichtbare Hand alles, alles weißlich und ordentlich. Die Götter dieser Welt, oder die Ebenbilder der Macht Gottes, ich meine die souverainen Monarchen müßten das Modell ihrer Regierung nach jener einrichten, wollten sie anders die süßen Früchte eines blühenden Reichs vor ihre große Mühe genießen. Es scheinet, daß Ihre Groß-Czaarische Majestät von dieser Wahrheit sattsam überzeugt seyen. Denn Dero Preißwürdiger Eifer, ihre Lande in gute Ordnung und Verfassung zu setzen, ist schon aller Welt bekannt, und die Proben dieser großen Arbeit sihet Europa mit erstaunenden Augen an. Viele Gemüther werden dadurch entzündet und aufgeweckt, alles beyzutragen, was sie nur erkennen, zu einem so heilsamen Werke nützlich zu seyn. Ich bekenne frey, daß ich unter der Zahl derjenigen mit begriffen bin, welche zu der Wohlfahrt Ihro Groß-Czaarischen Majestät Reiche alles was in ihrem Vermögen ist, allerunterthänigst zu contribuiren beflissen sind.

Ich hoffe demnach, daß dieser allerunterthänigste Vorschlag, so sich in dieser Schrift befindet, nicht als ein strafbares und kühnes Unternehmen, sondern als ein begieriges Verlangen, Ihro Groß-Czaarischen Majestät Lande in einem blühenden Zustand zu sehen, von Ihro Groß-Czaarischen Mt. nach Dero Weltbekannten Gütigkeit, allergnädigst werde angenommen werden. In solcher Hoffnung überreiche diese Blätter mit der allertiefsten Submission, und größten Respecte, allerunterthänigst wünschende, daß Gott die großen dessein Ihro Groß-Czaarischen Mt. von oben herab segnen, und Ihro Majestät gebeiligte Person zum Aufklärer Dero Reichs noch lange gesund und frisch erhalten wolle.

1. Die Erfahrung hat bishero sattsam bezeuget, daß die Reiche und Länder in keine bessere Verfassung können gebracht werden, als durch Aufrichtung guter Collegiorum.

2. Solche Collegia können gar füglich eingetheilt werden in Haupt- und Neben-Collegia.

3. Denn wie in einer Uhr ein Rad von dem anderen sich muß treiben lassen, also muß in der großen Staats-Uhr ein Collegium das andere treiben, und wofern alles in einer accuraten proportion und genauen harmonie stehet, kann nichts anders erfolgen, als daß der Zeiger der Klugheit dem Lande glückliche Stunden zeigen werde.

4. Gleichwie aber die Stunden differiren, indem eine mehr, die andere weniger Räder erfordert, also differiren hierinnen die Reiche auch, und läßet sich kein großer numerus derer Collegiorum definiren.

5. Vor die Reiche Ihro Groß-Czaarischen Mt. könnten anfänglich folgende 9 Collegia als Haupt-Räder in dero Staats-Uhr angesehen werden:

I. Ein Etats-Collegium
II. Ein Kriegs-Collegium
III. Ein Finanzen-Collegium
IV. Ein Policey-Collegium
V. Ein Justice-Collegium
VI. Ein Commerce-Collegium
VII. Ein Religions-Collegium
VIII. Ein Revisions-Collegium
IX. Ein Gelehrt-Collegium.

6. Ein jedes dieser Collegiorum erfordert eine besondere Beschreibung

und zwar. 1) was eigentlich vor Personen zu einem solchen Collegio gehören. 2) was ihr Amt und Verrichtung sey. 3) was Ihro Mt. und Dero Lande vor Nutzen davon haben.

7. Ich will jetzo nur das letzte Collegium, nehmlich das Gelehrte, nach dieser Methode beschreiben. Sollten Ihro Groß-Czaarische Mt. hieran ein allergnädigstes Gefallen haben, so bin bereit, hernach die andern auf dero allergnädigsten Befehl aufzusetzen, ausgenommen das Etats- und Kriegs-Collegium.

8. Was nun anbetrifft die qualitäten einer Person, so in diesem Collegio mit seyn sollte, müste sie so beschaffen seyn, daß sie ihre Sache gründlich und nicht nur obenhin verstände. Denn durch Stümpler wird einem Lande nichts geholfen. So müste J. C. der Architectus seine Architectur in dem Grad, als sie bisher einer erreicht hat verstehen, und folglich der Medicus, der Chymicus, der Mechanicus, der Historicus etc. sein Studium, wo vor er profession macht.

9. Ihr Amt und Pflicht müste dann bestehen: 1) Seine Wissenschaft nach der besten Methode zu beschreiben, und solche noch täglich zu excogiren, damit noch immer neue Dinge in derselben mögen bekannt werden. 2) Dahin sehen, daß die Jugend im Lande wohl möge unterrichtet und in allen Wissenschaften auferzogen werden. 3) Wenn die Jugend tüchtig ist, außerhalb Landes zu reisen, einen jeden zu prüfen, wozu er am geschicktesten, solches alsdann Ihro Mt. anzeigen, welche alsdann allergnädigst befehlen werden, daß ein solcher junger Mensch den Endzweck, warum er in fremde Länder versendet wird, observire.

10. Der Nutzen der hieraus folgt, ist dieser: 1) Wird dadurch die Unwissenheit unvermerkt aus dem Lande getrieben. 2) Kann man in zweifelhaften Fällen bei einem solchen Collegio sich Raths erholen. 3) Die Ausländer werden dadurch angelockt; dahin zu reisen, wo so viele treffliche Männer sich befinden. 4) Die Jugend kommt mit mehrerem Nutzen wieder aus fremden Landern zurück, und können viele Unkosten zum profit von Ihro Mt. erspart werden. 5) Bekommen Ihro Mt. von der eigenen Nation Leute in allen Wissenschaften, und zwar so gut, und wohl noch besser, als sie in einem Orte von Europa zu finden seyn.

11. Soll aber die Jugend in einem Lande wohl unterrichtet und auferzogen werden, so ist nöthig, daß dazu eine gute Academie angelegt werde.

12. Hierzu wird nun erfordert: 1) Ein großes, wohlangelegtes Haus, in welchem die Professores oder Praeceptores benebst ihren Untergebenen commode logiren können. 2) Eine gute Bibliothek. 3) Eine Buchdruckerey.

13. Dasjenige aber, was die Jugend zu lernen, bestehet in folgenden: nehmlich

In Erkenntniß des Schöpfers und der Geschöpfe. Beyde recht zu erkennen, müssen wir Gottes Licht dazu haben, welches uns in heil. Schrift offenbart ist. Daher fliesset Theologia.

14. Diese aber bestehet nicht in unnützen Zanken und disputiren über ledige Ceremonien, als dadurch Gott nicht gedient wird, sondern in einer aufrichtigen Liebe zu Gott und seinen Nächsten.

15. Die Geschöpfe sind entweder bloße Geister, davon handelt Metaphysica, oder Geistleibliche oder bloß leibliche.

Die Geistleibliche sind entweder

Ich selbst oder andere Menschen

Ich selbst muß mich erkennen nach Seel und Leib.

Die Seele hat 2 Hauptkräfte, nehmlich Verstand und Willen.

Was der Verstand sey, was seine Fehler seyn und wie er zu verbessern ist, wie ich die Wahrheit untersuche und andern mittheilen solle, lehrt die Logica.

Des Willens Bosheit, seine üble Neigungen, und wie dieselben zu rechts zu bringen, lehret die Ethica.

Meinen Leib zu erkennen nach seinem Temperament, Conservation und Structur, lehrt Medicina et Chirurgia.

Andere Leute sind entweder Tod oder Lebende. Die Erkenntniß der Todten und was ihre Verrichtung in ihrem Leben gewesen zeigt Historia.

Die Erkenntniß der noch Lebenden erfordert, daß ich einem jeden das seine gebe, und klüglich mich gegen ihn verhalten lerne, dies weiset Jus naturae u. Politica.

Die leiblichen Creaturen sind entweder über mir, als der Himmel. Solche zu erkennen lehret Astronomia.

Oder sie sind neben mir, als die Länder. Diese zu erkennen lehret die Erdbeschreibung Geographia.

Item die Gebäude, sowohl der Schiffe, als Häuser und Festungen. Diese lehrt die Baukunst Architectura.

Die Kunst, solche abzumessen, bestehet in Geometria oder Meßkunst Arithmetica.

Und damit man alle Bequemlichkeit in den Häusern und Ländern und Schiffen genieße, dazu contribuirt die Mechanica.

In den Ländern und Wassern wie auch in der Luft befinden sich allerley Creaturen. Deren Art und Eigenschaft und Natur lehret die Physica.

Und derselben Auflösung zeiget die Scheidekunst Chimia.

Und damit der Mensch durch continuirliches Arbeiten nicht gar ermüde, kann er sich wieder erholen durch die Thon-Kunst Musica.

Will nun der Mensch das, was er gelernt, auch andern mittheilen, so hat er nöthig einige Sprachen zu können, welche, wenn sie recht docirt werden, in gar kurzer Zeit können erlernt werden Linguae.

16. Es ist leicht zu erachten, daß dieses Werk große Unkosten erfordern wie aber solche auszufinden, ohne daß Ihro Majestät revenüen etwas abgehen und die Unterthanen auch keinen Schaden dabey leiden *solches will* Ihro Groß-Czaarischen Majt. mündlich allerunterthänigst auf Befehl eröffnen.

17. Wofern nun Ihro Groß-Czaarische Mt. allergnädigst *belieben*, ein solches Werk einem geschickten und verständigen Directori zu übergeben, würde verhoffentlich in wenigen Jahren unter Göttl. Segen sich ein solcher Nutzen zeigen, welchen man hier mit der Feder nicht capabel ist, auszudrücken.

Mannigfaltiges.

— Charles Lamb's Erzählungen nach Shakespeare. Herr Dr. Heinrich Künzel, von welchem die in den letzten Nummern unseres Blattes enthaltenen Beiträge „zur neuesten Literatur Englands" *abgefaßt* sind, hat ein in England viel verbreitetes Buch, die von Charles Lamb in erzählender Form bearbeiteten Dramen Shakespeare's, in Deutscher Sprache herausgegeben. *) Die Englische Jugend lernt zum Theil die Werke des großen Dichters zuerst durch diese Lamb'schen Erzählungen kennen, die, obwohl der Bearbeiter nur wenig Eigenes hinzugethan, doch einen eigenthümlichen literarischen Werth haben, und zwar durch ihre kunstvolle Form, wobei die Schönheiten der Dichtung so viel als möglich beibehalten, wenn auch deren der Jugend anstößige kleine Auswüchse überall beseitigt sind. Es versteht sich jedoch von selbst, daß Lamb nur diejenigen Tragödien und Lustspiele Shakespeare's auf diese Weise bearbeitet hat, denen ein im Gebiete der Phantasie angehörender Stoff zum Grunde liegt, während er die historischen Dramen (zu denen allerdings König Lear und Hamlet nicht gehören) ganz außer Acht gelassen, da mit einer Auflösung derselben in Prosa der Englischen Jugend, die mit der Geschichte ihres Landes und des Alterthums so vertraut ist, wohl kaum wäre ein Dienst erwiesen worden. Im Ganzen sind es zwanzig Dramen, die Lamb bearbeitete und denen sein Deutscher Uebersetzer, nach William Howitt, dem auch bereits in unserem Magazin mehrfach erwähnten Verfaßer der Visits to remarkable places, einen „Besuch in Stratford am Avon" und eine Lebensbeschreibung Shakespeare's hinzugefügt hat. Es ist zu verwundern, daß dieses in England schon seit vielen Jahren in zahlreichen Auflagen gedruckte Buch erst jetzt zum erstenmale seinen Weg nach Deutschland gefunden, wo doch Shakespeare beinahe eben so verehrt wird, wie in seinem Vaterlande. Die vor mehreren Jahren von Karl Simrock (in der Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen, Berlin 1831) nach Mrs. Lennox herausgegebenen Shakespeare-Sagen sind damit nicht zu verwechseln, da diese nur eine allerdings belehrende Zusammenstellung der (zum Theil Italiänischen) Quellen bilden, aus denen der Englische Dichter die Fabeln seiner Dramen geschöpft hat. Fast gleichzeitig mit der Deutschen Uebersetzung, die sich übrigens auch durch ihre äußere Eleganz auszeichnet, sind in Paris Contes Shakespeariens par Charles Lamb, übersetzt von A. Borghers und mit Vorreden von Philar. Chasles und Amédée Pichot, erschienen.

— Typographische Reform Deutscher Bücher. Daß es unsere Bibliopolen jetzt an Eleganz der typographischen Ausstattung mit Engländern und Franzosen aufnehmen und daher den lange auf ihnen lastenden Vorwurf der Löschpapier-Fabrication zurückweisen können, beweist unter Anderem der uns so eben zugehende neue „Verlagsbericht von J. J. Weber in Leipzig". Dieser Bericht, in welchem etwa 24 neue Werke angekündigt werden, ist selbst eine Art von Prachtwerk, indem darin, neben vielen Büchern, Proben der darin enthaltenen Holzschnitt-Illustrationen abgedruckt sind. Wie sehr stechen dagegen doch des großen Meisters Jean Paul sämmtliche Werke oder die sehr starken Bände von Karl Ritter's „Erdkunde" ab, die wir zufällig auf unserem Pulte neben diesem Verlagsberichte liegen haben!

— Polewoi's dramatische Werke. Der vielseitig gewandte und geistreiche Russische Schriftsteller N. Polewoi hat seine früher in periodischen Schriften oder einzeln erschienenen Bühnenstücke jetzt in zwei starken Bänden gesammelt herausgegeben. In einer Nachschrift zum 2ten Bande beschwert er sich über die schonungslose Härte, mit welcher die meisten Russischen Kritiker über seine dramatischen Leistungen hergefallen seyen, dieselben als Machwerke à la Kotzebue, als Produkte ohne Geschmack und ohne Ideen ausgeschrieen, für kaufmännische Speculationen erklärt und ihm vorgeworfen hätten, daß er Shakespeare, Goethe, Schiller, Molière, Voltaire, Dumas, V. Hugo, W. Scott, Oserov, Kukolnik und Gott weiß, wen sonst noch, geplündert. Ein Referent in der Sewernaja Ptschela bemerkt dagegen, Herr Polewoi versündige sich mehr an der Kritik als die Kritik an ihm; die Rezensenten seyen vielmehr mit seiner Art von literarischen Leistungen des Herrn Polewoi glimpflicher umgegangen als eben mit seinen dramatischen, und zwar darum, weil die dramatische Kritik in Rußland überhaupt die schonendste sey, indem sie keinen Grund zu großen Ansprüchen habe. „Uebrigens" — fährt der Ref. fort — „sind die dramatischen Arbeiten des Herrn P. doch von der Art, daß schon die bloße Nennung ihrer Titel an viele genußreiche Augenblicke erinnert. Wie manchen Ausruf des Entzückens, wie viele heiße Thränen haben sein „Großvater der Russischen Flotte", sein „Igolkin", seine „Parascha Sibirjatschka" u. s. w. dem Publikum entlockt! Die Sammlung wird in jeder Privat-Bibliothek eine Stelle finden und jeder wackere Familienvater wird dem Verfasser seinen wärmsten Dank dafür zollen."

*) Darmstadt, Verlag von K. W. Leske, 1839.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Freitag den 18. November 1842.

Frankreich.

Ein Afrikanischer Chalif als Verbannter in Frankreich.

In den ersten Tagen des August d. J. nahm eines von den Hôtel-garnis der Chaussee d'Antin zu Paris eine Schönheit in seinen Mauern auf, die tausendmal mysteriöser war, als alle übrige mysteriöse Schönheiten, die sich jemals in diesem stillen und isolirten Stadtviertel aufgehalten. Es war eine junge Frau von hohem Wuchse, mit großen dunkeln Augen, purpurrothen Lippen, blasser Gesichtsfarbe, und Haar, so schwarz wie die Schwinge des Raben. Ihre Kleider, alle aus Gold, Sammet und Seide, hatten einen fremdartigen Zuschnitt, was in diesen Tagen der prosaischen Einförmigkeit so viel sagen will, daß sie weder einer Spanierin, noch einer Italiänerin, Deutschen, Russin, noch irgend sonst einer Europäischen Dame angehören konnten. Obschon aber dieser Anzug nicht nach den Mustern der Demoiselle Palmyre oder Alexandrine zugeschnitten war, so konnte er doch nicht minder geschmackvoll heißen. Ein kleines kurzärmeliges, an allen Nähten mit Gold gesticktes Mieder umschloß die Gestalt knapp; weite Beinkleider mit ähnlicher Stickerei, die ein kostbarer Gürtel um die Hüften festhielt, reichten bis an die Kniee und ließen das Bein unbedeckt; eine große Schärpe, nach Art eines Bandeliers über die Schultern gehängt, bildete oberhalb der Hüften eine Schleife, deren Enden bis auf den Knöchel des nackten, in einer kleinen sammtenen Papusche steckenden Fußes herabfielen. Der Kopfputz, von demselben Stoffe, war eine Art Griechischer Mütze, verschwenderisch mit Gold und Seide gestickt und kokett nach hinten gebogen.

Die Lebensweise der Fremden war nicht weniger sonderbar als ihr exotischer Aufzug. Weit entfernt, von jener heftigen Neugier etwas zu verspüren, die in einer Stadt wie Paris jeden Ankömmling ergreift, überschritt sie nur höchst selten die Schwelle ihrer Wohnung, und geschah dies ja einmal, so stieg sie von Kopf bis zu Füßen verschleiert in einen Wagen.

Ihr Zeitvertreib zu Hause bestand darin, daß sie entweder, weichlich ausgestreckt auf einem Divan, die edeln Dämpfe von Latakia aus krystallener Nargila einsog, oder mit ihrem Reisegefährten in einer unbekannten Sprache plauderte.

Der Letztere, orientalisch gekleidet, war ein Mann von 30 bis 35 Jahren. Er sprach ziemlich gut Französisch, obwohl mit dem schärfsten südlichen Accente. Als der Besitzer des Hotels ihm Namens der Polizei die gewöhnliche Frage stellte, langte er einen Paß mit der Unterschrift: „Bugeaud, General-Gouverneur von Algerien" hervor, und in die Liste der Reisenden schrieb er eigenhändig: „Muhammed, Sohn des Sid Achmed Ben el-Hamlawi, Ex-Chalifen von Zerdschiwa, und die Sida Aischa, Frau des Sid Achmed."

Seine Begleiterin war in der That die reizende und einzige Gemahlin jenes berühmten Häuptlings, die erste von allen Arabischen Frauen, welche es gewagt hatte, ihr Harem zu verlassen und, fern von ihrer Heimat, mitten ins Land der Franzosen sich zu begeben. Sie wollte in Paris um die Begnadigung ihres Gemahls einkommen, eines 60jährigen Greises, den der Kriegsrath von Konstantine zu 20jähriger Haft verurtheilt hatte und der seit dem September 1841 im Fort der Insel Sainte-Marguerite gefangen saß.

Zuerst meldete sie der Königin den Zweck ihrer Reise, und zwar in einer rührenden Supplik, worin sie erinnerte, daß Achmed Ben el-Hamlawi der Waffengefährte des Prinzen gewesen, um welchen damals eine trostlose Mutter weinte und der den alten Häuptling nach dem Zuge über die Biban's mit eigener Hand dekorirt hatte. „Es ist keiner unserer Stämme", sagte Sida Aischa, „der nicht den Namen der Königin der Franzosen kennte und ehrte. Meine Gefährtinnen haben mir gesagt: Aischa, Gemahlin des Ben el-Hamlawi, ziehe hin zur Königin der Franzosen, und siehe da, ich bin gekommen!"

Diese einfache Supplik, die fromme Hingebung der Bittstellerin, noch mehr aber das Andenken an den Sohn, den sie eben verloren, erweichten das Herz der Königin und Mutter; die junge und schöne Aischa sollte nicht vergebens gefleht haben. Ehe wir jedoch das Ergebniß der Schritte, die sie that, mittheilen, sagen wir dem Leser etwas über das frühere Leben des Ben el-Hamlawi und die Gründe der strengen Haft, in der er sich damals befand.

Der genannte Häuptling, der einer Arabischen Familie von 800jährigem Adel angehört, hatte unter der Regierung von elf Bei's wichtige Aemter bekleidet. Als Achmed, der letzte dieser Fürsten, mit den Franzosen zu kämpfen versuchte, war Ben el-Hamlawi der Agha seiner Araber. Bei der ersten Kunde von der zweiten Französischen Unternehmung gegen Konstantine warf er sich dem Bei zu Füßen und bat ihn flehentlich, den so sehr ungleichen Kampf, der ihm nur Unheil bringen könnte, zu vermeiden. Dagegen bestand der Generalissimus Ali Ben Aissa auf Vertheidigung der Stadt; dieser war Befehlshaber von Konstantine, während Hadschi Achmed an der Spitze seiner zahlreichen Reiterei ins Feld rückte. Man weiß, welche Wahl der Bei traf und was für Ereignisse folgten.

Nach der Erstürmung von Konstantine ging Ben el-Hamlawi zu den Franzosen über und erhielt auf sein Gesuch die Erlaubniß, in seiner eroberten Vaterstadt bleiben zu dürfen. Als Marschall Valée im Oktober 1838 die einheimische Verwaltung der Provinz organisirte, wurde der alte Agha zum Chalifen (Statthalter) von Zerdschiwa, eines der vier Gebiete dieser weitläufigen Provinz, ernannt.*) Jetzt leistete er auf den Korân seinen Eid der Treue und des Gehorsams, und von jenem Tage an war er Theilnehmer aller Unternehmungen gegen die widerspänstigen Stämme.

Der Herzog von Orleans sagte ihm bei Ueberreichung des Ritterkreuzes der Ehrenlegion: „Hamlawi, dies sey ein Zeichen meiner besonderen Anerkennung Ihrer Ergebenheit und der Dienste, die Sie Frankreich geleistet haben."

Soll man dem Zeugnisse Glauben beimessen, das nachmals Einer gegen den Chalifen ablegte, als er zur Untersuchung gezogen war, so hätte der Letztere bei Gelegenheit jener Auszeichnung mehr Freude als Dankbarkeit an den Tag gelegt; denn er soll im triumphirenden Tone des befriedigten Ehrgeizes ausgerufen haben: „Jetzt sind die Franzosen mein, wie dieser Ring an meinem Finger!"

Bald nach dem Empfange des Ritterkreuzes wurde Hamlawi zum Offizier der Ehrenlegion befördert, und nun mochte er schon glauben, die Franzosen seyen nicht mehr wie der Ring am Finger, sondern wie der Finger an seiner Hand sein Eigenthum.

So verhielt sich's aber nicht; Ben el-Hamlawi war, ohne es zu ahnen, der Gegenstand eines Argwohns, der jeden Tag stärker wurde. Man versicherte, er habe einerseits nicht aufgehört, mit dem alten Bei Achmed eine lebhafte Korrespondenz zu unterhalten; andererseits verstehe er sich mit einem Chalifen des Abd el-Kader, Muhammed Ben Abd el-Salem, welcher die Araber in der Medschana zum Aufruhr stachelte. Seit einiger Zeit hatte der Chalif von Zerdschiwa die Stadt verlassen, wo alle wichtige Angelegenheiten der Provinz verhandelt wurden und sich mit Weib und Kindern auf sein Landhaus, eine Meile von Konstantine, begeben. Von dort aus schickte er — so sagte man — Couriere an unsere Feinde, die er von jedem unserer Pläne, von unserer geringsten Bewegung in Kenntniß setzte.

Gegen Ende des Winters 1841 verbreitete sich das Gerücht, Achmed Bu Akkas, ein den Franzosen ergebener Häuptling und einer der Scheiche Hamlawi's, habe einen Brief des Letzteren an Abd el-Kader's Chalifen aufgefangen. Diese Kunde floß aus verschiedenen Quellen; vor Allem aber beglaubigte sie das Zeugniß zweier Araber, welche, eben von Zerdschiwa angekommen, eines Tages zu Dr. Warnier, Mitglied der wissenschaftlichen Kommission von Algerien, sich begaben und ihm anzeigten, der Brief befände sich seit Anfang Winters in den Händen des Bu Akkas.

„Warum schickt er ihn denn nicht an den General?" fragte Dr. Warnier. — „„Er wagt es nicht"", antworteten die beiden Beduinen, „„er fürchtet, Ben Hamlawi möchte seinen Boten erschlagen lassen, um sich des Briefes zu bemächtigen."" — „Warum kommt er denn nicht selbst?" — „„Davor wird er sich hüten! Schon seit geraumer Zeit erhält er Briefe ohne Unterschrift, die ihm anzeigen, daß der General entschlossen ist, ihm, sobald er Konstantine betritt, den Kopf abschlagen zu lassen. Er weiß, daß Hamlawi mächtig ist; nun aber hassen die Beiden einander bis auf den Tod."" — „Was für einen Plan hat denn Bu Akkas?" — „„Er möchte einen Offizier ausfindig machen, der es übernähme, den Brief an den General zu bestellen, ohne daß Hamlawi es merkte. Willst Du dieser Offizier seyn?"" — „Nein", antwortete Herr Warnier. „Es scheint mir viel klüger, zu warten, bis der General, bei seiner nächsten Reise nach Setif, den Scheich Bu Akkas selbst besucht."

Wenige Tage darauf ging jener Marsch nach Setif vor sich, Hamlawi nahm Theil an der Expedition: sie sollte ihm Unheil bringen.

Auf dem Zuge durch Zerdschiwa schickte General Negrier einen Courier

*) Chalifa heißt bekanntlich Nachfolger und Stellvertreter, hier nur das letztere. Die großen Chalifen der alt-muhammedanischen Zeit waren beides, aber in Beziehung zu dem Propheten Muhammed — dies ist der kolossale Unterschied.

p. 1.1.1.1. Acta Pilatus, qui et Evangelium dicitur, Pilatus ad Tiberium Caesarem. Pilatus Tiberio Caesari salutem. Ingens nuper in Judaea, quam ego regebam, seditio exorta est, quod populus Judaeorum legem suam, quam a majoribus acceperat, contemnere coepit, et novum quendam hominem, Jesum nomine, contra Caesarum imperium, legem sibi constituere, seque regem esse dicere. Quem ego, ut primum rumor ad me de illo pervenit, comprehendi, et in custodia habui, et ad te, imperator, mittere volui, ut ipse, cognitione habita, quid de illo fieri velis, jubeas. Quem tamen ab accusatoribus suis, qui ejus vitae testimonium mihi dare debebant, nullum accepi. Ipse autem, ut ad te mittam, ultro me rogavit. Quod ego, ut ipse, cognitione habita, quid de illo fieri velis, jubeas. Quem tamen ab accusatoribus suis, qui ejus vitae testimonium mihi dare debebant, nullum accepi. Ipse autem, ut ad te mittam, ultro me rogavit. Quod ego, ut ipse, cognitione habita, quid de illo fieri velis, jubeas.

Antonii M. Lud. Evangelii Versio in Versu.

Ne Deus Deus sanctum me Evangelii versio Antonius Ne Deus Deus sanctum me Evangelii versio Antonius Ne Deus Deus sanctum me Evangelii versio Antonius

kannt, daß ich keinen Diener besaß, auf dessen Rath und Beistand ich mehr Vertrauen setzte, als auf den seinigen. Und ich will Euch sagen, daß die gute Meinung, die ich um der obengenannten Gründe willen von ihm hatte und um der Beweise willen, die ich von seiner Tapferkeit, Weisheit und Treue bekommen, in meiner Seele so feste Wurzel gefaßt, daß sie bis jetzt noch nicht, ich will nicht sagen zerstört, sondern nicht einmal durch diese Anklagen erschüttert werden konnte. Darum wollte ich ihm den Brief schreiben, von dem ich Euch inliegend eine Kopie schicke, und wenn er mir darauf befriedigend antwortet, wie es Vernunft und Ehre und sein eigener Vortheil heischen, so soll er erfahren, daß ich ihm ein gütiger Herr bin. Wenn er aber wider meine Hoffnung den Befehl und den Rath, den ich ihm in jenem Brief ertheile, nicht achtet und hierdurch seinem eigenen Ruf im Lichte steht, so kann ich Euch versichern, daß ich hierüber sehr betrübt seyn werde, und daß er mir durch den Kampf, in den mein Geist hierdurch geräth, großen Schmerz verursachen wird; denn wie ich einerseits nichts versäumen kann noch will, was ich der Erhaltung meines Königreichs und der Sicherheit meiner Kinder und meiner eigenen Person, die alle zusammen durch diese Verschwörung bedroht sind, schuldig bin, so wird es mir andererseits ein unaussprechliches Herzeleid seyn, den, welchen meine Gunst erhoben hat, verfolgen zu müssen. Glaubt mir, lieber Vetter, ich werde diese Nothwendigkeit vermeiden, so lang es mir meine Würde und die Sicherheit meiner Krone und meiner Kinder erlauben wird; ich hoffe, daß dies von allen meinen guten Freunden und Bundesgenossen, so nahe sie auch mit dem Herzog von Bouillon befreundet seyn mögen, gebilligt werden wird; auch könnten sie ja demselben keinen anderen Beistand leisten, als insofern ihn seine Unschuld verdient und zur Rechtfertigung derselben, welche mir ja immer sehr angenehm seyn wird."

Nach großer Langmuth von Seiten Heinrich's und nach vielen Versuchen zur Aussöhnung, die von Seiten des Landgrafen und der protestantischen Fürsten Deutschlands gemacht wurden, weigerte sich der Herzog von Bouillon hartnäckig, sich dem König zu fügen. Im Frühling des Jahres 1606 endlich rückte Heinrich mit Truppen heran, um den Herzog in seinem Kastell in Sedan zu belagern. Diese Anstalten beunruhigten ihn und er willigte in den vorgeschlagenen Vergleich. Alle Stellen in diesen Briefen, die sich auf den Herzog beziehen — und es sind deren viele — zeigen wie sehr der König den äußersten Schritten abgeneigt war, und wie eifrig er Versöhnung wünschte, sobald sich dieselbe mit seiner eigenen Ehre und Würde vertrug. Er hatte dasselbe Benehmen gegen den unglücklichen Biron beobachtet, den er gern gerettet hätte, wenn es möglich gewesen wäre.

In dem Briefe, den Heinrich an den Landgrafen unmittelbar nach dessen Rückkehr nach Kassel schrieb, erwähnt er mit vieler Freude die Geburt seines zweiten Kindes, einer Tochter, und die günstige Gesundheit der Königin. Der Dauphin, der nachherige Ludwig XIII., war im vorhergehenden Jahre geboren worden. Diese zweite Ehe war in Folge der Weigerung seiner ersten Frau, in eine Scheidung zu willigen, lange verzögert worden: das große Hinderniß war Gabrielle d'Estrées, welche der König zu heiraten entschlossen war; Margarethe, die dies wußte, erklärte, sie würde sich nimmer dazu verstehen, eine Frau von so niedriger Abkunft und so schlechtem Betragen an ihre Stelle zu setzen. Der letzte Theil von Margarethen's Widerstreben war nur zu wahr, aber die Beschuldigung niederer Geburt ist ohne Grund. Gabriellen's Großvater, Jean d'Estrées, war aus einem der edelsten Häuser in der Pikardie, er war in seiner Jugend Page der Anna von Bretagne, und kämpfte dann bei Marignano und Pavia an der Seite Franz I., der ihn zum General-Capitain der Artillerie machte. In dieser Eigenschaft wohnte er der Belagerung von Calais im Jahre 1558 bei, zu dessen Einnahme er vornehmlich beitrug durch sein Geschick in der Richtung der Kanonen. Er soll auch der erste Edelmann seiner Provinz gewesen seyn, der die protestantische Religion annahm und auf seinem Schlosse in Coeuvres einen öffentlichen Gottesdienst eingerichtet hatte. Eigenthümlich ist es und gewöhnlich übersehen, daß Gabrielle von Mutters Seite denselben Vorfahr mit Heinrich hatte, nämlich Johann Graf von Vendome, indem sie ihre Abstammung von Jacques de Bourbon, einem natürlichen Sohne Johann's, herleitete. Ihr tragischer Tod entfernte das einzige, von Margarethe erhobene Hinderniß, und im Jahre 1600 heiratete Heinrich Maria von Medici, Tochter Franz II. von Florenz, und der Johanna von Oesterreich, einer Tochter Kaiser Ferdinand's I. Bei der Krönung Heinrich's und Maria's fanden viele Ereignisse statt, welche als Vorboten des gewaltsamen Todes des Königs angesehen wurden. Maria sah in ihrem Traum die glänzenden Edelsteine ihrer Krone sich in Perlen, die Zeichen von Thränen und Trauer, verwandeln. Eine Eule kreischte bis Sonnenaufgang an dem Fenster des Zimmers, wohin der König und die Königin in Saint-Denis sich in der Nacht vor der Krönung zurückzogen. Während der Krönung bemerkte man mit Schrecken, daß die schwarzen Portale, welche unter dem Chor in die Grabmäler führten, offen standen; die Flamme der heiligen Kerze, welche die Königin hielt, war plötzlich ausgelöscht, und zweimal fiel ihre Krone auf den Boden.

Die übrigen Briefe enthalten Vieles, was sich auf Heinrich's Lieblingsplan, eine Europäische Universal-Allianz zu bilden, und auf die besonderen Interessen der Deutschen Provinzen und der Niederlande bezieht; was uns einen Blick in die politischen Absichten Heinrich's und seiner Minister thun läßt. Die Korrespondenz ist ohne Unterbrechung fortgesetzt bis auf die Zeit von Heinrich's Tod, wo er, der sein Leben in zahllosen Schlachten unbekümmert preisgegeben, durch das Messer des Mörders fiel, an hellem Tage, mitten in seiner Hauptstadt, in einer Karrosse, in der sich acht seiner Diener befanden. Von einem Ende des Königreichs bis zum anderen verbreitete sich Trauer und Bestürzung. Alle seine Fehler und Laster waren vergessen; nur seiner Liebenswürdigkeit und Tapferkeit ward gedacht. Unter den Thränen und Klagen seiner Unterthanen ward der Körper des ermordeten Monarchen in den Königlichen Gewölben von Saint-Denis niedergelegt, um da, wie man glaubte, ungestört zu ruhen, bis durch die zerstörende Hand der Zeit die Kathedrale selbst in Staub zerfallen würde. Doch in der Geschichte war es anders verhängt. Im Jahre 1793 stellte Barère im Konvent den Antrag, daß die Gräber und Monumente der Könige in Saint-Denis und allen anderen Plätzen zerstört werden sollten. Das Blei der Särge sollte zu Kugeln gegossen und gegen die Feinde der Nation verbraucht werden. Der Antrag ward mit Freuden aufgenommen, ein Dekret durch Acclamation erlassen und bald begann das Werk der Zerstörung. Heinrich's Grab war unter den ersten, welche verletzt wurden. Bei Eröffnung des Sarges wurden die Züge unversehrt gefunden. Etwas Werg, mit einer aromatischen Essenz gesättigt, war in die Höhlung des Gehirns gebracht worden, und der Geruch desselben war so durchdringend, daß er fast nachtheilig auf die Umstehenden wirkte. Ein Soldat, der dabei stand und von den Siegen von Ivrys und Arques gehört oder vielleicht gelesen hatte, schnitt mit seinem Säbel einen Theil des Bartes ab, und indem er ihn auf seine Oberlippe legte, rief er: „Von nun an trage ich keinen anderen Schnurrbart! Jetzt bin ich sicher, die Feinde Frankreichs zu besiegen, und ich eile zum Siege." Der Körper ward bald aus dem Sarge genommen, und als eine Zielscheibe für die Ergötzung des Pöbels aufgestellt: eine Frau fluchte dem Körper, weil er einst als König gelebt, und warf ihn durch einen Schlag auf das Gesicht um; dann überließ man ihn noch eine Zeitlang den rohen Beschimpfungen des Haufens, bis endlich die gemeinschaftliche Grube, welche für die ausgegrabenen Leichen gemacht war, Alles, was von Heinrich dem Großen übrig blieb, aufnahm.

Noch giebt es Briefe von Heinrich IV. im Britischen Museum, die noch nicht gedruckt sind und sich über eine Periode von 1572 bis 1603 erstrecken. Zweiundzwanzig darunter sind von Heinrich's eigener Hand geschrieben, und unter diesen elf an Elisabeth gerichtet. Wir wissen, wie streng sie persönliche Aufmerksamkeit forderte, was wahrscheinlich der Grund ist, warum man einen so großen Theil an sie gerichtet findet. Auch wissen wir, daß Heinrich beständig von seinen Freunden ermahnt wurde, öfter an sie zu schreiben, eine Aufmerksamkeit, die sie bei ihrer Theilnahme an Allem, was für ihn von Wichtigkeit war, wohl verdiente. An Burleigh, der in jeder Verlegenheit sein warmer Freund war, giebt es noch fünf Handschreiben. Die Briefe an Elisabeth enthalten entweder Klagen über Mangel an Hülfe oder Danksagungen für Leistung derselben oder eine Vertheidigung in Fällen, wo sein Benehmen sich den Tadel seiner Königlichen Freundin zugezogen; ein oder zwei sind bloße Höflichkeitsbriefe, mit Versicherungen von Achtung und Ehrerbietung angefüllt, und einige beschäftigen sich mit den Plünderungen, welche durch die Engländer gemacht wurden. Gegen Burleigh spricht er sich mit Wärme über die ihm geleisteten guten Dienste aus; doch die Briefe an ihn, wie an die anderen Personen, sind hauptsächlich politischen Inhalts.

Rußland.

Eine Russische Schriftstellerin.

Helena Andrejewna Hahn, geborne Fadéjewa, die in der literarischen Welt unter dem angenommenen Namen Sennida R—wa bekannt war, und die von ihren Freunden die Russische George Sand genannt wurde *) ist nach kurzem aber ehrenvollen Wirken von dieser Welt abberufen worden. Die Otetschestwennija Sapiski (Vaterländische Denkwürdigkeiten) sagen von ihr:

„Schon die ersten Versuche der Schriftstellerin verkündeten ein neues und großes Talent: durch inneren Gehalt, durch ein lebhaftes allgemeines Interesse, einen idealischen Blick auf die Würde des Lebens, des Menschen überhaupt, und des Weibes insonderheit, durch überschwellendes lyrisches Gefühl, das elektrisch auf die Seele des Lesers wirkte, und durch lebendige, energische Sprache ausgezeichnet, wurden diese weiblichen Schöpfungen als die erfreulichste Erscheinung in unserer neuesten Literatur begrüßt und berechtigten zu noch größeren Hoffnungen.

„Helena Andrejewna wurde im Jahr 1815 geboren. Ihre erste Erziehung erhielt sie von einer rechtschaffenen Mutter, die ein so wichtiges Geschäft keiner fremden Person anvertrauen wollte. Als aber Helena ihr 13tes Jahr erreicht hatte, fühlte sich die Mutter wegen eines chronischen Körperleidens zu fernerer Unterweisung ihrer Tochter unfähig. Ihre Familie wohnte damals in Jekaterinoslaw, einer Stadt, wo es keine Mittel geistiger Bildung gab. Das 13jährige Kind mußte nothgedrungen dasjenige selbst ausführen, wozu erst der Grund gelegt war. Ihr Durst nach Wissen und geistiger Thätigkeit quälte sie unaufhörlich: ganze Nächte hindurch las sie Bücher von größtentheils ernsthaftem Inhalt, und schon damals schrieb sie Erzählungen und Verse, von denen fast nichts sich erhalten hat, weil sie gewöhnlich am Tage wieder verbrannte was sie in der Nacht niedergeschrieben. Schon im 16ten Jahre verheiratet, fuhr sie in jedem geistigen Streben mit demselben Eifer fort; sie erlernte allein und ohne Jemandes Beihülfe die Deutsche, die Italiänische und die Englische Sprache (der Französischen war sie vorher schon kundig gewesen) und verschaffte sich dadurch noch mehr Mittel zu vielseitiger Ausbildung. Aus ihren eigenen Produkten ersieht man, wie sehr sie mit den

*) Vergleiche Nr. 99 des Magazins, Artikel „Mannigfaltiges."

Schöpfungen der größten Dichter Europa's vertraut war. Fast immer in Einsamkeit lebend, widmete sie sich ganz der Literatur und der Musik — einer Kunst, die sie leidenschaftlich liebte und in solcher Vollkommenheit verstand, daß sie Mehreres selbst komponirte. Ihre literarische Thätigkeit wurde immer größer: sie schrieb viel, doch keine Bitten und Zureden konnten sie bewegen, etwas drucken zu lassen. Was aber ihre liebsten Verwandten und Freunde nicht von ihr erbitten konnten, das erzwang das Bedürfniß. Da sie ihren Kindern die beste Erziehung geben wollte und doch wenig bemittelt war, so beschloß sie endlich, des Talentes, das Gott ihr gegeben, zu einem ehrenwerthen und edlen Zwecke sich zu bedienen — sie verkaufte die Manuskripte ihrer Erzählungen. Da sie wußte, daß die in Petersburg herauskommende „Lese-Bibliothek" *) Artikel honorirte, so faßte sie ein Herz und schickte ihre erste Erzählung an die Redaction derselben; dieser ersten folgten bald andere, und alles dafür empfangene Geld verwendete Helena auf die Erziehung ihrer Kinder. Die Verbesserungen oder Verstümmelungen, welche die Redaction des erwähnten Blattes an ihren Artikeln sich erlaubte, kränkten das feine ästhetische Gefühl der Verfasserin; allein sie klagte nur im Zirkel ihrer Freunde darüber. Sie schrieb — weil die Fülle ihres schöpferischen Geistes mit Gewalt einen Ausweg suchte, um sich in anschaulichen Gestalten zu offenbaren; aber drucken ließ sie ihre Werke nur aus Noth und gegen ihren Willen; darum war ihr auch weniger an der Form gelegen, in der sie dem Leser geboten wurden; vor Allem wünschte sie, daß ihr wahrer Name stets verborgen bliebe.

„In der letzten Zeit wendete sie sich an die Redaction der Vaterländischen Denkwürdigkeiten und drückte ihr den Wunsch aus, künftighin nur in dieser Zeitschrift ihre Arbeiten mitzutheilen. Sie begann mit der Zusendung des Naprasni Dar — einer Erzählung, worin ihr Geist und die innige Tiefe ihres Gemüthes so schön sich entfalten." **)

„Vor zwei Jahren von einer fast tödtlichen Krankheit befallen, erholte sie sich zwar wieder; allein ihre bis dahin kräftige Gesundheit war seitdem wankend; in ihrer Brust blieb eine Schwäche zurück; sie mußte jeder ernsthaften Beschäftigung entsagen; vor Allem aber verboten ihr die Aerzte das Schreiben, da die geringste Aufregung ihr schadete. War es aber möglich, diesen Rath zu befolgen, wenn die Seele so stark nach Thätigkeit verlangte? Die Ideen und Bilder strömten ihr gleichsam von selber zu und wollten sich durchaus offenbaren. Ihre Hand konnte der Phantasie mit Mühe folgen: wenn sie eine Scene darstellte, in welcher starke Leidenschaften wirkten, veränderte sich ihr Gesicht, ihr Puls schlug stärker: sie mußte die Feder niederlegen und warten bis die Aufwallung vorüber war — ein so stürmisches inneres Leben konnte der Gesundheit nicht aufhelfen. Aber in dem Maße, als ihre physischen Kräfte abnahmen, entwickelten sich die Seelenkräfte immer energischer. Noch zwei Tage vor ihrem Tode sagte sie, es sey in einigen der letzten Tage ihrer Krankheit eine Erzählung in ihr gereift, die den Titel Zwjetotschnizа (das Blumenmädchen) führen solle, und sie wünschte bald gesund zu werden um diese Conception zu Papier bringen zu können — allein Gott wollte es anders: Helena Andrejewna Hahn endete am 24. Juni a. St. zu Odessa, erst 27 Jahr alt und nach zweijährigen Leiden, die sie mit einer seltenen Geduld und Sanftmuth ertragen hatte."

Mannigfaltiges.

— William Ellery Channing. Dieser populairste aller Nord-Amerikanischen Schriftsteller ist am 2. Oktober d. J. zu Bennington im Staate Vermont mit Tode abgegangen. Dr. William Ellery Channing ward am 7. April 1780 zu Newport im Staate Rhode-Island geboren und war von mütterlicher Seite ein Enkel von William Ellery, einem der Unterzeichner der Nord-Amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung. Der Vater des Dr. Channing war Kaufmann und er selbst hatte Arzt werden sollen, doch fand er auf der Universität keinen Geschmack an der Arzneikunde und wandte sich mit Liebe zur Theologie. Nachdem er am Harvard-College den Doktor-Grad erlangt hatte, nahm er eine Lehrerstelle in Virginia an, wo er sich durch anhaltendes Studium so anstrengte, daß er seine Gesundheit untergrub und sein ganzes Leben lang ein Schwächling blieb. „Es war", sagt sein Amerikanischer Biograph, „der schmächtigste Körper, in welchem wohl jemals eine so männliche Seele erschien." Im Jahre 1803 nahm Dr. Channing eine Prediger-Stelle in Boston an, und zwar bekannte er sich auf der Kanzel zu den Grundsätzen der Unitarier, deren einflußreichster Geistlicher er bald im weitesten Umfange des Wortes ward. Seine im Jahre 1812 erschienenen Predigten so wie seine „Essays" gewannen ihm auch in England ein großes Publikum, das er um so mehr zu fesseln wußte, als er, wo es die Verfechtung religiös-moralischer Grundsätze galt, jede Kontroverse über streitige kirchliche Dogmen unterdrückte und nur im Charakter des wahrhaften Menschenfreundes auftrat. In diesem Sinne wirkte er für die Verbreitung des Unterrichts, für die Mäßigkeits-Gesellschaften, für Abschaffung der Sklaverei und für die Liebe überhaupt. Niemand war mit seinem Urtheil über Menschen so zurückhaltend als Dr. Channing, aber war er einmal nach reiflicher Ueberlegung zu einem solchen Urtheil gelangt, so sprach er es auch kühn und ohne Menschenfurcht aus. Er hatte den Grundsatz, lieber „lauwarm" zu erscheinen, als sich unüberlegt sogleich für oder gegen eine Sache auszusprechen; dagegen waren sein Stillschweigen und seine Zurückhaltung, wenn sie anhielten, für seine Freunde ein Zeichen, daß sie auf seinen Beistand nicht rechnen könnten. Von seinen Essays haben besonders die über Milton und Napoleon das Urtheil über diese Männer in Amerika festgestellt. Die Reise, auf welcher er sich zuletzt befand und auf der er starb, machte er zu einem menschenfreundlichen Zwecke; er sprach nämlich in einer öffentlichen Versammlung zu Lenox im Staate Massachussets für die Neger-Emancipation, wobei er das Beispiel der Engländer sehr hoch stellte. Bei dieser Gelegenheit zog er sich jedoch eine starke Erkältung zu, in Folge deren er zu Bennington an einem Nervenfieber erkrankte und der sorgsamsten Pflege ungeachtet bald darauf starb.

*) Senkowski's Biblioteka dlja Tschtenia.

**) Wir haben nur diese Erzählung gelesen und glauben behaupten zu können, daß die Seelen-Freuden und Leiden einer hoher begabten weiblichen Natur, deren edelste Blüthen die Außenwelt abstreift oder im Keime erstickt, nirgends wahrer, tiefer und freier von aller süßlichen Empfindelei wiedergegeben sind. Kein Russisches Geistes-Produkt der neueren Zeit verdiente es in höherem Grade, auch ins Deutsche übersetzt zu werden.
(Anm. d. Uebers.)

Bibliographie. *)

Italien.

Cenni economico-statistici sullo stato pontificio, di A. Galli, estratto di E. Castrera Brunetti. 8. Roma 1842. 40 Seit. — Auszug aus: A. Galli Cenni economico-statistici sullo stato pontificio. Roma, tipogr. Camerale 1840. XVI. 536 Seit. 8. Der Verf. war vermöge seiner Stellung zur Bearbeitung eines derartigen Werkes besonders befähigt.

L. della Torre (Prof. in Padua) Della condizione degli Ebrei sotto l'impero germanico nel medio evo. 8. Padova 1842. 24 Seit.

Memorie della r. accademia delle scienze di Torino. Serie seconda. Tomo 3 (Torino, stamper. reale 1841. — Die erste Reihe schließt mit dem 40. Bande ab.

Memorie della società medico-chirurgica di Bologna; seguito agli opuscoli da essa pubblicati. Fasc. 10 (vol. 3, fasc. 1). 4. Bologna 1842.

F. Cortese (Prof. in Padua) Degli organi costituenti l'apparato delle sensazioni. Parte 1. Organi centrali. 8. Padova 1842. 2 l. 61 c.

F. Predari Origine e progresso dello studio delle lingue orientali in Italia. 4 Milano 1842. 4 l.

Mamiani Sei lettere a Rosmini intorno al libro intitolato „Il rinnovamento della filosofia in Italia, proposto da T. Mamiani, ed esaminato da A. Rosmini-Serbati." 2. (sehr verm. u. verb.) ediz. 8. Firenze 1842. 132 Seit.

E. Sismonda Synopsis methodica animalium invertebratorum Pedemontii fossilium. 8. Augustae Taurin., typis regiis 1842. 44 Seit.

Bibliografia universale sacra e profana, disposta in ordine cronologico, con cenni sugli autori ed illustrazioni sugli scritti loro. Opera originale italiana. Fasc. 1. 8. Venezia 1842. 1 l. 30 c. — Verf.: Sigismondo da Brunzia, ein Mönch.

Delle cose operate presso Velletri nell' anno 1744, e della guerra italica; commentarii di Cantuccio Buonamici, recati ora per la prima volta in italiano da G. B. Montanari. Col testo a fronte. Tomo 2 (ultimo). 8. Lucca 1841. 3 l. 4 c. — C. Buonamici, geb. 1710, gest. 1791, hat sich vorzüglich als Geschichtschreiber durch die mehrmals gedruckten und übersetzten Werke: De rebus ad Velitras gestis commentarius und Commentarii de bello italico, einen Namen gemacht. Eine wenig bekannte Gesammt-Ausgabe seiner Werke, vereint mit denen seines älteren Bruders Philipp, hat: Philippi et Cantuccii fratrum Bonamicorum Lucensium opera omnia. 4 vol. Luc. 1764. 4.

Delle inscrizioni veneziane, raccolte ed illustrate da E. A. Cigogna, volume 3. Fasc. 17. 4. Venezia 1842. 2 l. 92 c.

Memorie di matematica e di fisica della società italiana delle scienze, residente in Modena. Tomo 21, parte contenente le memorie di fisica. 4. Modena, dai tipi della R. D. Camera 1841.

A. Mazzarosa (marchese) Opere. Tomo 2. 16. Lucca 1841. — Der Verf. bekleidet den hohen Posten eines Direktors des öffentlichen Unterrichts im Herzogthum Lucca. Seine Schriften sind für Lucca bedeutend.

A. Bordoni Proposizioni teoriche e pratiche di matematica. 8. Pavia 1842. 2 l. 46 c.

A. Nota Teatro comico. Vol. 1 e 2. 8. Torino 1842. à 4 l. 50 c. — Diese Ausgabe wird im Ganzen 22, darunter 4 ungedruckte, Stücke enthalten.

J. Gräberg di Hemsö Degli ultimi progressi della geografia. 8. Milano 1842. 38 Seit. — Besonderer Abdruck aus der Rivista europea. So groß ist die Zahl der in verschiedenen Sprachen geschriebenen literarischen Arbeiten und Titel des Herrn G. di H. zu Florenz, eines geborenen Schweden, daß er eigene kleine Büchelchen darüber drucken lassen konnte. Seinen vielen Titeln hat er neuerdings auch den eines Mitgliedsbekard des Giornale per la Toscana hinzugefügt. Wahrscheinlich hat er die Stelle des entlassenen Molini angenommen.

F. Cherubini Vocabolario milanese-italiano. Vol. 2. 8. Milano, I. R. stamper. 1841. 5 l. 9 c.

P. G. Stephanopoli de Comène Précis historique de la maison impériale de Comène. 8. Pise 1841.

Annali della reale società agraria di Torino. Vol. 2. 8. Torino 1842.

V. B. Dell' archivio antico dello studio di Padova, informazione. 8. Padova 1842. 48 Seit.

Atti della terza riunione degli scienziati italiani tenuta in Firenze nel settembre 1841. 4. Firenze 1841. 792 Seit. — Die nächste Versammlung wird in Lucca stattfinden, und zum ersten Präsidenten ist der eben erwähnte Mazzarosa gewählt.

G. Antoldi Della cura dei piedi torti mediante la tenotomia. 8. Mantova 1842. 57 c.

P. Bernabò Silorata Elogio storico del principe Eugenio di Savoia-Carignano. 8. mit Portrait. Torino 1842. 3 l. 30 c.

Ugo Foscolo Prose e poesie edite ed inedite, ordinate da L. Carrer, e corredate della vita dell' autore. gr. 8. Venezia 1842. 25 l. 25 c.

J. Tommasini Riflessioni patologico-pratiche in risposta ad alcune verseti oltramontani pubblicate contro le massime da lui sostenute. 8. Milano 1842. 96 Seit. — Besonderer Abdruck aus den Annali univers. di medicina.

F. Petrarca Sonetto inedito a maestro Antonio da Ferrara, con la risposta del medesimo, ora per la prima volta pubblicati dal marchese G. Melchiorri. 8. Roma 1842. 16 Seit. — Herausgegeben zur Feier der Vermählung des Fürsten Alexander mit der Fürstin Argenberg.

G. Falloder Sulla costruzione degli orologi solari sopra piani verticali ed orizzontali. 4. Padova 1842. 3 l. 81 c.

Elisabetha Fiorini Mazzanti (Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Turin) Specimen botanicae romanae. 8. Romae 1841. 36 Seit. — Gelehrte und schriftstellernde Frauen sind in Italien nichts Seltenes. Man vergleiche das, selbst von einer Frau, Maestra Comenici Zachiat, herausgegebene Werk: Prospetto biografico delle donne italiane rinomate in letteratura dal sec. 14 fino a' giorni nostri. Venez. 1824. 8.

M. Missirini Vita di Dante Alighieri. Ausgabe di 30 vignette, disegnate ed incise in legno da V. Fabris. 8. Firenze, Fabris 1842. — Hiernach ist der Titel in Nr. 102 zu berichtigen.

Die Buchhandlung Didot in Paris zeigt an, daß sie von dem wichtigen Werke: Ungarelliana interpretatio obeliscorum (vergl. Nr. 102), Exemplare aus dem Orient erhalten und à 45 fr. verkaufe.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Allard u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf d[illegible] ersch[illegible] Blatt in Berlin in der Expedition der [illegible] Zeitung (Jerusalems-Straße No. 22) in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 139. Berlin, Montag den 21. November 1842.

Italien.

Neuere Italiänische Dichter.

II. Silvio Pellico.*)

Silvio Pellico verdankt einem großen Unglück große Berühmtheit. Der Spielberg war das Gerüst, auf welches er trat, um von ganz Europa angeschaut, bewundert, beklagt und verehrt zu werden. Dem Märtyrer ist der Ruhm zu Theil geworden, den der Poet wohl nie erreicht hätte. Wir beschäftigen uns hier einige Augenblicke mit dem Poeten und suchen uns durch das gerechte Bedauern, das wir für den Märtyrer fühlen, nicht bestechen zu lassen.

Silvio Pellico ist 1789 zu Saluzzo in Piemont geboren. Er stammt aus einer angesehenen Bürgerfamilie; sein Vater Onorato war bei der Post angestellt und etablirte später eine Seiden-Manufaktur, mit welcher er jedoch kein Glück machte. Man sagt, daß er den streng monarchischen Ideen anhing, die damals durch die Französische Revolution stark erschüttert wurden, und daß er ihnen große Opfer brachte. Wie fast alle Männer, die sich durch ihre geistige Entwickelung über ihre Zeitgenossen erhoben haben, besaß Pellico eine ausgezeichnete Mutter. Sie war eine Savoyardin, aus Chambery gebürtig, und liebte den Knaben, der zugleich mit einer Schwester zur Welt kam und seine ersten Jahre in ununterbrochener Kränklichkeit hinbrachte, aufs zärtlichste. Von einem Priester empfing Silvio den ersten Unterricht; dies hinderte ihn nicht, früh von einer leidenschaftlichen Liebe zum Theater erfüllt zu werden. Er trat in kleinen Stücken auf, die in seiner Familie dargestellt wurden und seinen Vater zum Verfasser hatten; als ihm aber Cesarotti's Uebersetzung des Ossian in die Hände fiel, konnte er der Lust nicht widerstehen, selbst eine Caledonische Tragödie zu schreiben, die er jedoch so klug gewesen ist, unter seinen Schulheften begraben liegen zu lassen.

Silvio war zehn Jahr alt, als sein Vater sich in Turin etablirte. Die dramatischen Aufführungen im älterlichen Hause währten fort, und Silvio soll hier für eine junge Actrice erglüht seyn, die ihm der Tod bald entriß. Carlottina starb mit vierzehn Jahren.

Turin war damals Republik, und Onorato Pellico besuchte, ungeachtet seiner monarchischen Grundsätze, die Volks-Versammlungen regelmäßig und nahm den Knaben gewöhnlich in dieselben mit; dieser empfing, trotz seiner großen Jugend, hier starke und bleibende Eindrücke, welche die ersten Keime der Freiheit in seine Seele legten, aus denen ihm später so bittere Früchte erwachsen sollten. Bisher hatte Silvio seiner Schwächlichkeit wegen sehr zurückgezogen gelebt, jetzt begab er sich zu einem Verwandten seiner Mutter, einem Herrn von Rubod zu Lyon. Hier kam er viel in Gesellschaft und suchte sie; er beschäftigte sich eifrig mit dem Studium der Französischen Literatur und kommt später in seinen Gedichten oft auf die glücklichen Tage am Ufer der Rhone zurück. Zwar beklagt er die irreligiösen Lehren, die sich in Frankreich rings um ihn ausbreiteten, die verderblichen Bücher, die er dort gelesen, und den Hochmuth, der bereits auch sein Herz ergriffen habe; doch diese mystische Richtung ergriff sein Gemüth erst, als jede andere Begeisterung in ihm verkühlt war, und auch diesen Klagen fügt er die Freude darüber hinzu, daß er in Frankreich den Katholizismus habe wieder aufleben sehen, und daß ihm dies ein beseligendes Licht in der Nacht seiner irregeleiteten Vernunft geworden sey.

Vier Jahre befand sich Pellico in Lyon und lebte den heitersten Vergnügungen, als er sich plötzlich umwandelte. Er wurde düster, träumerisch; seine Augen wandten sich nach den Alpen; er hatte das Heimweh. Foscolo's Gräber, die eben erschienen waren, machten den Eindruck auf ihn, welchen die Schweizer in der Fremde durch das Alphorn zu erleiden pflegen, und so empfing Italien den Dichter plötzlich wieder, der auf dem Wege zu seyn schien, ihm immer mehr entfremdet zu werden.

Die Familie Pellico war nach Mailand übergesiedelt, woselbst Onorato beim Kriegs-Ministerium angestellt war. Silvio wurde bei seiner Ankunft in Mailand zum Professor der Französischen Sprache am Kriegs-Waisenhause ernannt und gab sich von jetzt an ungestört seinen poetischen Neigungen hin. Eugen Beauharnais war Vice-König von Italien; Mailand, seine Hauptstadt, war das Athen der Halbinsel; Monti und Foscolo stritten um die literarische Hegemonie. Der junge Pellico segelte eine Zeitlang zwischen diesen beiden Celebritäten hin, doch fühlte er sich zu Foscolo mehr hingezogen, und Foscolo wurde sein Freund. Von der Begeisterung für Monti kam er vorzüglich zurück, als er dessen Zibaldone, eine Art von Gradus ad Parnassum, sah, dessen er sich bei der Abfassung seiner Gedichte bediente und in dem er Gedanken und Verse aus Dichtern aller Länder und Zeiten zusammengetragen hatte. Foscolo war im Leben unzugänglich und schreckte durch seine Schroffheit alle Freunde zurück: doch Pellico versichert, ihn stets sehr liebevoll und herzlich gefunden zu haben, und er bewunderte ihn seines festen und unabhängigen Charakters wegen.

Foscolo und Pellico hatten eine Art von literarischem Bunde geschlossen; sie theilten sich in das Italiänische Mittelalter, um es zu reproduziren. Foscolo beabsichtigte dies in einer Reihe von Tragödien zu thun, mit denen er in seiner Ricciarda den Anfang macht: Pellico in einer Reihe gereimter Erzählungen, von denen wir mehrere unter dem Namen „Cantiche" besitzen. Bei dieser Verbindung mit dem Verfasser der Gräber entsagte Pellico seiner poetischen Individualität nicht. Er hatte bald nach seiner Rückkehr nach Italien eine Tragödie Laodamia geschrieben, und bei der Aufführung derselben wurde er von einer kaum zwölfjährigen Schauspielerin, welche später die große Marchionni wurde, so ergriffen, daß er für sie alsbald seine zweite Tragödie Francesca da Rimini schrieb. Er trug das kaum beendete Stück zu Foscolo; dieser tadelte ihn streng: „Laß Francesca in der Hölle", sagte er, „und wirf Dein Trauerspiel ins Feuer: die Geister Dante's beschwört man heute nicht herauf, die Welt fürchtet sich vor ihnen. Dies ist ein vollkommener Mißgriff." Den Tag darauf brachte er seinem Freunde die Laodamia; diese lobte er ihm sehr. Pellico baute jedoch auf diese Richtersprüche nicht; die Laodamia warf er ins Feuer, die Francesca wurde zwei oder drei Jahre später (1819) zu Mailand von der Marchionni dargestellt; sie wurde mit Begeisterung aufgenommen und gründete Pellico's Ruhm.

Silvio hatte außer Foscolo, an dem er nach seiner Rückkehr aus dem Gefängnisse nur beklagte, daß er die Bedeutung des Katholizismus nicht erkenne, noch einen zweiten Freund, mit dem er eben so eng verbunden war und den er öfter in seinen Gedichten erwähnt. Dies war der berühmte Volta, der, obgleich ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts und Physiker, nach des Dichters Versicherung ein eifriger Katholik war. Volta war sonst in Allem der vollkommene Gegensatz von Foscolo, er predigte seinem jungen Freunde täglich von christlicher Demuth und von der Gnade des Erlösers. Dieser Pellico, der jetzt die höchste Sanftmuth und Entsagung ist, hat einst seine stürmischen Tage gehabt; in diesen zeigte er, wie er selbst gesteht, einen besonderen Hang zur Satire, gegen den Volta ankämpfte, indem er sagte, daß Alles, was der Satiriker gewinne, der Dichter unwiderbringlich verliere. Unter dem Einfluß des Alten schrieb Pellico eine poetische Erzählung, Aroldo e Clara, in der ein Mädchen dem Mörder ihres Bruders verzeiht und auch den Vater bewegt, ihm im Namen Jesu zu verzeihen. Der Dichter hatte später selbst ein großes Unrecht zu verzeihen, doch dies erlebte Volta nicht; als er starb (1826), war Pellico noch im Kerker.

Während dessen war die Oesterreichische Herrschaft auf die Napoleonische gefolgt: Silvio's Familie war nach Turin zurückgekehrt, er allein blieb in Mailand als Erzieher der Kinder des Grafen Perro. Dies war die glücklichste Zeit seines Lebens. Der Graf liebte ihn wie einen Bruder, einen Sohn, und sein Haus war der Vereinigungsort aller Lombardischen Celebritäten, so wie auch alle Fremde, die durch Mailand kamen, eine gastfreundliche Aufnahme in ihm fanden. Hier lernte Pellico Frau von Staël und A. W. von Schlegel, Davis, Brougham, Hobhouse, Thorwaldsen und vorzüglich Byron kennen, „dieses großartige Genie", wie er sagt, „welches die Tugend und das Laster, die Wahrheit und den Irrthum gleich zu vergöttern wußte und doch innerlich von glühendem Durste nach Wahrheit und Tugend gequält wurde" (Dei Doveri degli Uomini cap. IV). Es ist bekannt, daß Pellico Byron's Manfred übersetzt hat und Byron Pellico's Francesca. Pellico konnte keine schönere Umgebung wünschen; Italien selbst war auf diesem Kongresse der Wissenschaften und Künste sehr würdig vertreten. Romagnosi, Gioja, Manzoni, Berchet, Grossi brachten ihre Gaben zu demselben, und Staatsmänner wie Gonfalonieri bereiteten bessere Tage hier vor oder träumten sie doch. Die Vereinigung so vieler ausgezeichneten Geister rief in Pellico den Gedanken eines Journals hervor, das die Kräfte der Künstler und Denker Italiens in sich verbinden sollte. So entstand der Conciliatore.

Es versteht sich von selbst, daß der Charakter dieses Journals ein rein literarischer war; die Censur verlieh auch nicht den Schatten einer politischen Idee; es war schon viel, daß man ästhetische Artikel die Censur passiren ließ, in denen von der Freiheit des menschlichen Geistes die Rede war. Man zeigte

*) Vgl. den Artikel über Monti in Nr. 118 des Magazins.

von oben herab das größte Mißtrauen gegen die Zeitschrift, weil sie eine nationale Farbe trug. Dieses Journal läßt sich mit dem Französischen Globe vergleichen, es verfocht ungefähr dieselben Grundsätze, der Biblioteca Italiana gegenüber, welche die klassischen Theorieen in ihrer alterthümlichsten Gestalt vertrat. Die Biblioteca wurde natürlich von oben herab begünstigt. Man sah nie leere Stellen in ihren Spalten, doch gerade die Lücken ihres Gegners schafften diesem den Sieg durch ihre stumme Beredtsamkeit. Die unterdrückten Zeilen machten mehr Effekt als die stehengebliebenen; die Phantasie des Lesers ging weiter als die Kühnheit des Schriftstellers je gegangen wäre. Zu derselben Zeit fiel Pellico, wenn man Maroncelli glauben darf, auf den guten Gedanken, eine umfassende Geschichte von Italien auf Subscription herauszugeben; man bildete eine Societät zu diesem Zwecke; die Subskribenten strömten zu, und Carlo Botta wurde als der Würdigste aufgefordert, dieses Nationalwerk auszuführen.

Mit unter diesen und ähnlichen Unternehmungen, von welchen einige einen bloß merkantilischen Charakter hatten, schrieb Pellico seine zweite Tragödie: Eufemio di Messina. Die Fabel ist die der Judith, mit der Abweichung, daß Eufemio, der Sicilische Holophernes, der Gemahl Ludovica's, seiner Mörderin, ist. Eufemio rief in dem Stücke die Sarazenen in sein Vaterland und verfluchte sterbend dieses Verbrechen; die Censur fürchtete, wenn der Schauspieler Sarazenen sage, könne der Zuschauer Oesterreicher verstehen, die tausend Anspielungen auf das Unglück, unter fremder Herrschaft zu stehen, könnten auf Oesterreich gedeutet werden, so erlaubte sie nur den Druck, nicht die Aufführung des Stückes, und in der That ist dasselbe nie dargestellt worden.

Ungeachtet der Censurscheere hielt sich Pellico's Journal ein Jahr; die Lücken wurden stets größer, bis es an einem schönen Morgen 1820 nicht mehr erschien; sein Leben war kurz doch glänzend; es starb auf dem Felde der Ehre.

Die Revolution in Neapel brach aus, die in Piemont folgte. Alles erstarrte vor Schrecken; man schleuderte zuerst seine Anathema gegen die Carbonari. Die Mitarbeiter des Conciliatore wurden in Menge festgenommen; waren sie Carbonari? Uns steht es nicht zu, eine so delikate Frage zu beantworten, wir haben bloß zu berichten, daß man sie als Carbonari behandelte. Der Graf Porro, Berchet, Porchio und einige Andere entkamen; Pellico wurde am 13. Oktober 1820 in Mailand verhaftet.

Die Jahre der Gefangenschaft waren für den Dichter nicht verloren, am 29. Mai 1821 beendigte er seine Iginia d'Asti und im Juni desselben Jahres Ester d'Engaddi, zwei Tragödien, die er nur verstohlen und unter den Störungen der widrigsten Art hatte schreiben können, und die, abgesehen von ihrem poetischen Werthe, schon hierdurch von höchstem Interesse sind. Vier poetische Erzählungen entstanden zu derselben Zeit, und Pellico bat die Untersuchungs-Kommission, diese Arbeiten seiner Familie als sein literarisches Testament schicken zu dürfen, ehe er aus Italien fortgeführt werde; dies gestattete man ihm anfänglich, doch als Pellico sie zur Absendung bereit gemacht hatte, verweigerte man es, indem man sagte, die Censur zwar sehe Nichts gegen Oesterreich in diesen Gedichten, doch wenn Pellico's Familie sie veröffentliche, so könne das Volk am Ende Gefallen an ihnen finden, und es zieme sich nicht, daß die Unterthanen Jemanden Beifall zollten, den das Gesetz bestrafe. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein Afrikanischer Chalif als Verbannter in Frankreich.

(Schluß.)

Während die Expeditions-Kolonne in Maila verweilte, kamen mehrere Stämme der Uled Madhy und unterwarfen sich.*) Der General empfing sie unter seinem Zelte, in Gegenwart mehrerer einheimischer Chefs, unter denen auch Hamlawi sich befand. Nachdem man über die Angelegenheiten des Landes im Allgemeinen geplaudert hatte, fragte Hamlawi, noch Kaffee schlürfend, die Neuangekommenen, wie es einem seiner Verwandten ginge, der unter ihren (uns feindlichen) Stamme wohnte. — „Du weißt recht gut, daß er nicht todt ist", antworteten die Araber, „da Du ihm erst ganz neuerlich geschrieben hast!"

Bei diesen Worten veränderte sich, nach mehrerer Zeugen Aussage, das Gesicht des Hamlawi. Er wurde bleich, schien bestürzt und begab sich bald aus dem Zelte des Generals in das seinige zurück, wohin er die Uled Madhy am Abend zu Gaste bat und wo er sie freigebig bewirthete.

Man fragte mehrere andere Einwohner von Msila, warum der Schrich der Uled Madhy und der Chalif Abd el-Kader's die Stadt erst am Abend vor der Ankunft der Franzosen verlassen hätten. Die Gefragten antworteten einstimmig: „Sie würden noch hier seyn, hätte sie nicht Ben el-Hamlawi von Eurer Ankunft unterrichtet."

Trotz dieser schweren Indizien war noch kein Beweis gegen den Chalifen von Ferdschiwa vorhanden. Als aber die Armee heimkehrend auf dem Gebiete der Abd el-Nur, in der Nachbarschaft des Gebietes des Bu Akkas, bivouakirte, erschien ein Arabischer Courier von Seiten des Letzteren und stellte dem General einen Brief zu. Es war derjenige Brief, den Hamlawi an den Chalifen Abd el-Kader's geschrieben haben sollte und dessen der Scheich Bu Akkas, nachdem er ihn mehrere Monate behalten, endlich sich zu entäußern wagte. Die Art, wie er dieses Briefes habhaft wurde, verdient erzählt zu werden; sie bezeichnet den Arabischen Charakter besser als eine ethnographische Abhandlung.

*) uled ist s. v. a. zwlâd, Kinder.

„Vor einiger Zeit" — so erzählte Bu Akkas — „kam ein Bote zu mir; er brachte mir einen Brief von Abd el-Salem, dem Chalifen Abd el-Kader's. Ich las diesen Brief und schickte ihn sofort dem General, um ihm von meiner Treue einen Beweis zu geben. Derselbe Courier sagte mir dann: „Ich möchte gern zu meinen Verwandten, den Uled-Si-Hamla, in das Gebiet Hamlawi's mich begeben." — „„Geh"", sagte ich ihm. Er ging; aber vier Tage darauf kam er wieder. — „Woher kommst Du?" sagte ich ihm. — „„Als ob Du es nicht wüßtest! Ich komme von meinen Verwandten, den Uled-Si-Hamla."" — Diese Antwort und noch mehr die gezwungene Miene des Menschen machten mich nachdenklich. Entweder irre ich mich sehr, dachte ich, oder er muß einen Brief haben. Ich entließ ihn und wünschte ihm glückliche Reise; aber kaum hatte er den Rücken gewendet, als ich ihm vier meiner Diener nachschickte die ihn festhalten und visitiren mußten. Sie gehorchten, und bald darauf brachte mir einer von ihnen den Brief des Ben el-Hamlawi. Als ich ihn gelesen hatte, sagte ich zu meinem Diener: Eile dem Boten gleich nach und sorge, daß er heimlich getödtet und eingescharrt werde. Es geschah, wie ich gesagt hatte, und bald überbrachten mir meine vier Diener die abgeschnittenen Ohren des Boten, zum Beweise, daß meine Befehle pünktlich ausgerichtet seyen. Ich wollte den Brief zuerst an den General Galbeis schicken; aber nach einigem Besinnen fürchtete ich irgend einen schlimmen Streich Hamlawi's und erwartete deshalb eine günstigere Gelegenheit, um diese Probe seiner Verrätherei den Franzosen zu liefern.

Der General zeigte dem Angeschuldigten das Schreiben und sagte: „Achmed Ben Hamlawi, erkennen Sie dies als das Ihrige?" — „„Ach Herr, ich bin unschuldig"" — rief der Chalif, auf seine Kniee sinkend — „„und ich bitte Sie um Amân (Pardon)."""

Diese sonderbare Inkonsequenz eines Mannes, der um Pardon bat, während er sich für unschuldig erklärte, mußte ihn noch verdächtiger machen. Der Brief war nicht von seiner Hand, aber mit seinem vollkommen kenntlichen Siegel versehen. Er forderte in selbigem Abd el-Salem auf, sich der Lage bei Setif und Dschemila zu bemeistern, dann in Zerdschiwa Posto zu fassen und die Stämme des Landes zu vereinigen. Dabei versprach er ihm unter sehr anti-Französischen Schwüren, daß er mit den Uled Si-Hamla zu ihm stoßen würde, und zwar in einem Augenblick, wo der Feind es am wenigsten erwartete.

Von seiner ersten Bestürzung wieder zu sich gekommen, leugnete der Chalif standhaft, der Verfasser dieses Briefes zu seyn. Er erkannte zwar das Siegel als sein eigenes, erklärte aber, dieses Siegel sey von dem Kjatib (Schreiber) des Bu Achmed, seines Schwiegersohns, den er, in Abwesenheit seines eigenen Schreibers, eine andere Depesche habe schreiben lassen, gemißbraucht worden. Nach Hamlawi hätte dieser treulose Kjatib das Siegel auf ein Blatt weißes Papier abgedrückt, dessen man nachher sich bedient hätte, um den falschen Brief abzufassen. Damit der Leser diese Erklärung recht würdige, setzen wir hinzu, daß Hamlawi und Bu Achmed, obgleich mit einander verschwägert, unversöhnliche Feinde sind.

Kaum befand sich der verhängnißvolle Brief in den Händen des Generals Negrier, als eine andere ähnliche Entdeckung die bereits so kritische Lage des Chalifen noch verschlimmerte.

Eine Kreatur des Letzteren, der Scheich Messaud el-Serradj, Kajid der beiden Stämme unweit der Straße von Konstantine nach Setif, hatte sich den Franzosen unterworfen.*) Auf seiner Rückkehr von Msila schickte ihm der General den Seconde-Lieutenant der Spahi's, Abd el-Al, und lud ihn ein, ins Lager zu kommen und die Theilung der Habe eines Arabischen Mörders zu regeln. El-Serradj weigerte sich; der General schickte Truppen zu seiner Züchtigung; aber schon hatte der widerspänstige Häuptling mit aller Mannschaft der beiden Stämme die Flucht ergriffen. Nur ein Theil seines Gepäcks blieb zurück, und man fand in seinem Zelte einen Brief des gegen Frankreich sehr feindlich gestimmten Häuptlings der Riga's, in welchem dieser dem Scheich die baldige Ankunft Abd el-Kader's meldete und ihn ersuchte, unverzüglich den Achmed Ben el-Hamlawi davon in Kenntniß zu setzen. Der Letztere hatte also höchst wahrscheinlich Theil an dem Komplotte.

Nach Konstantine zurückgekehrt, ließ General Negrier sofort die Untersuchung gegen den Chalifen von Ferdschiwa einleiten. Im Verlaufe des Prozesses kam noch Mehreres an den Tag, was el-Hamlawi zur Last fiel. So behauptete ein Zeuge, er habe den Chalifen sehr oft sagen hören: „Es ist kein Uebel denkbar, dessen ihr euch nicht von den Franzosen versehen könntet; sie werden euch sogar euere Weiber entführen! Unter der Herrschaft des Bei's wäret ihr viel glücklicher. Bedenket nur, wie theuer die Lebensmittel sind! So lange der Krieg dauert, wird es dabei bleiben. Schießet nur auf die Franzosen, was ihr schießen könnt, und Alles wird anders werden." Ein anderes Mal — so erzählt derselbe Zeuge — wendeten sich die Ammer Scheragha an den Chalifen, um das Geld für die Lieferungen an Futter zu bekommen, die sie für Rechnung des Staates gemacht. Hamlawi fragte sie: Wo habt ihr euer Heu? — Da liegt es in Haufen, versetzten sie. — Nun, warum steckt ihr es nicht in Brand? versetzte er, die Achseln zuckend. — Die Ammer Scheragha gaben keine Antwort; aber acht Tage später verzehrte die Flamme sämmtliche in der Nähe des Lagers von Móris errichtete Heuschober.

Um nun auf die vornehmste Basis der Anklage, den von Bu Akkas aufgefangenen Brief, zurückzukommen, so wurde durch die Untersuchung festge-

*) Kâjid (von kâda, führen, regieren) hat sich in Verbindung mit dem Arab. Artikel (alcayde) auch bei den Spaniern erhalten, wo es für Burgvogt und Kerkermeister vorkommt. Es ist je nicht mit kâdhi oder kâzi (Richter) zu verwechseln, welches von kadha (beschließen, zuerkennen) herkommt. Dem Kadhi entspricht im Spanischen der alcalde oder Dorfschulz.

stellt: 1) Daß der Brief unbezweifelt Hamlawi's Siegel trage. 2) Daß dieses Siegel nicht hätte nachgemacht werden können. Ein in dergleichen Dingen erfahrener Graveur erklärte die Sache für unmöglich. 3) Daß besagtes Siegel auch nicht verliehen oder seinem Eigenthümer abhanden gekommen seyn konnte, indem der Araber sich niemals von seinem Siegel trennt, das gleichsam sein Leben ist, wie der Kadhi vom Malekitischen Ritus ausdrücklich sagt. 4) Daß folglich Hamlawi den Brief diktirt haben mußte.

Die Handschrift glaubte ein Zeuge für die eines gewissen Mesgrich zu erkennen, der eine Zeitlang als Kjatib in des Chalifen Diensten gestanden; doch gelangte man in dieser Hinsicht zu keiner Gewißheit.

Am 14. Juli 1841 vor den ersten Kriegsrath der Division gestellt, brachte Hamlawi folgende Gründe zu seiner Freisprechung vor: 1) Das Siegel sey ihm gestohlen worden. 2) Der an Abd el-Salem addressirte Brief sey ein Werk seiner Feinde, die ihm den Untergang geschworen hätten. 3) Wenn er (Hamlawi) einen solchen Brief hätte schreiben wollen, so würde er nicht die Unklugheit besessen haben, diese Sorge einem Schreiber zu übertragen. Alle übrigen um die Haupt-Anschuldigung gruppirten Thatsachen leugnete er ohne Ausnahme. Endlich fügte er noch hinzu, daß ein Mann, der gleich ihm die Gunst des Sultans der Franzosen in so reichem Maße erfahren habe, die Quelle so vieler Ehren und Wohlthaten nicht könne versiegen lassen, ohne wahnsinnig zu seyn. Was durfte er auch unter dem Bei Achmed oder Abd el-Kader Besseres hoffen?

Nachdem ein Advokat zu Bona seine Vertheidigung eingereicht hatte, wurden im Rathe drei Fragen erörtert. Auf eine bejahende Beantwortung der zwei ersten Fragen würde Hamlawi's sofortige Hinrichtung erfolgt seyn. Man bejahte aber nur die dritte, daß nämlich Hamlawi einer feindlichen Macht Instructionen gegeben habe, die Frankreichs politischer und militairischer Stellung nachtheilig seyen, und somit wurde der Beklagte zu zwanzigjähriger Haft verurtheilt.

Im September desselben Jahres auf das Fort der Insel St. Marguerite transportirt, flehte Hamlawi seitdem beständig um Gnade und betheuerte seine Unschuld, bis seine junge Frau den muthigen Entschluß faßte, in eigener Person die Begnadigung ihres Mannes nachzusuchen.

Unter den hochgestellten Personen, welche der Supplikantin sich annahmen, befand sich auch die Herzogin von Dalmatien, welcher Sida Aischa auf ihr Gesuch vorgestellt wurde. Die Verwendung jener Personen, vor Allem aber das erhabene Patronat, unter welches sie sich gestellt hatte, verschaffte ihrem Gesuche den besten Erfolg, und bald wurde dem alten Chalifen der Rest seiner Strafe erlassen.

Mag nun Ben el-Hamlawi schuldig oder unschuldig seyn, wir für unseren Theil können dem Akte der Barmherzigkeit, wodurch er seine Freiheit wieder erhalten, unseren wärmsten Beifall nicht versagen. Großmuth gegen gedemüthigte Feinde ist zwar dem Araber eine fast unbekannte Eigenschaft; sie wirkt aber darum nicht schwächer auf ihn und kann in politischer Hinsicht sehr gute Folgen haben.

Aus dem Fort der Insel St. Marguerite, wo sein Sohn Muhammed ihn abgeholt, ist Ben el-Hamlawi jetzt nach Regent-le-Retron gezogen, welchen Ort der Kriegs-Minister ihm angewiesen und wo er, den Zeitungen zufolge, kürzlich angelangt ist. Ganz vor kurzem hat ihn aber der Conseils-Präsident auf seine Vorstellung autorisirt, seinen Wohnsitz nach Meaux, im Departement der Seine und Marne, zu verlegen. In dem Herzen der Landschaft Brie wird also der Ex-Chalif von Zerdschiwa hinführo sein Zelt aufschlagen, und hier wird unter der Obhut einer Brigade der Gendarmerie die Laufbahn eines Mannes endigen, der fast ein halbes Jahrhundert lang viele tausend Streiter unter seinen Fahnen geschaart hatte — eine neue Seite zu dem schon so reichhaltigen Kapitel der Wechselfälle des menschlichen Lebens. (R. d. P.)

Belgien.

Die Irren-Kolonie in Gheel.

Gheel ist gelegen in einem ausgedehnten Belgisch-Holländischen Landstriche, von dem ein Theil zur Provinz Antwerpen, ein anderer zu Limburg und ein dritter zum Holländischen Brabant gehört. Derselbe ist unter dem Namen der Campine bekannt. Der Boden der Campine ist unbebaut und mit Haidekraut und Fichtengesträpp bedeckt. Eine Ausnahme davon machen indeß die Umgegenden der Städte und Dörfer, welche sich durch Sorgsamkeit der Bearbeitung auszeichnen. Die Campine hat den Beinamen des Belgischen Sibiriens erhalten.

Gheel liegt im Mittelpunkte und ist mehrere Meilen von jedem menschlichen Wohnsitze entfernt; es ist rings von Haideland eingeschlossen, wodurch den Bewohnern die Bewachung der ihnen anvertrauten Kranken sehr erleichtert wird. Die Natur selbst scheint für die Sicherheit der Kolonie gesorgt zu haben.

Welches ist der Ursprung der Kolonie? Die Traditionen führen denselben einstimmig auf das Märtyrerthum einer Heiligen zurück. Gegen Ende des 6ten Jahrhunderts flüchtete, der Legende zufolge, die Tochter eines Irischen Königs in die Umgegend von Gheel; sie wollte den Nachstellungen ihres Vaters entgehen, der sie mit seiner wahnsinnigen Liebe verfolgte. Als dieser ihren Zufluchtsort entdeckt hatte, wollte er sie zwingen, ihn zu heiraten und ihren Glauben abzuschwören. Dymphne, so hieß sie, widerstand muthvoll, worauf ihr der Vater mit eigener Hand den Kopf abschlug. Unter den Zeugen dieser barbarischen That befanden sich auch einige Wahnsinnige, welche plötzlich wieder zu Verstand kamen. Man schrie Wunder, und Dymphne galt nun als die Schutzpatronin der Wahnsinnigen. Von allen Seiten wurden solche jetzt herbeigeführt, weil man sie durch Vermittelung der heiligen Dymphne zu heilen hoffte.

Jahrhunderte lang gab es in der Kolonie keinen Arzt, und ich bin nichtsdestoweniger überzeugt, daß Heilungen erfolgten. Der Kranke, für den man den Beistand der Heiligen anrufen wollte, wurde in einem Krankenhause untergebracht, das an die Kirche St. Amans stieß. Dasselbe besteht aus zwei großen Räumen, welche der Familie, die zur Bewachung des Kranken beordert ist, als Wohnung dienen. An jeden stößt ein Kabinet mit einem vergitterten Fenster. Ein starkes eichenes Bettgestell, an welches an jeder Seite Ketten und Riemen befestigt sind, bildet das ganze Mobiliar. Jeden Tag wurde der Kranke, unter Anführung der Geistlichkeit und umgeben von der Volksmenge, welche Loblieder auf die heilige Dymphne sang, dreimal um die Kirche geführt. Mit jedem Umzuge war eine Wanderung zum Grabe der Heiligen verbunden, das unter einer Art von Säulengang errichtet ist. Der Kranke schleppte sich knieend zu demselben; er wurde hier exorcisirt und dann nach dem Krankenhause zurückgebracht.

Jetzt nimmt man nur selten seine Zuflucht zur heiligen Dymphne; es geschieht nur, wenn die Familie es ausdrücklich wünscht.

Der Ruf dieser Kolonie ist mehrere Jahrhunderte alt. Die Wunder, welche die heilige Dymphne bewerkstelligte, zogen Kranke aus allen benachbarten Ländern herbei. Bekannt wurde die Kolonie aber erst im 18ten Jahrhunderte, und zwar durch den Besuch fremder Gelehrten.

Im Jahre 1803 wurde Herr von Pontécoulant, damals Präfekt der Dyle, auf die großen Vortheile aufmerksam, welche die Kolonie für die Unterbringung der Irren darbot. Wie er sagte, glaubte er einer Pflicht der Menschlichkeit und einer Anforderung seiner Stellung nachzukommen, indem er für diese Unglücklichen eine Zuflucht wählte, welche sich durch einen langjährigen Erfolg empfahl. Demzufolge ließ er in Gheel alle Irren aufnehmen, die in den Hospitälern von Brüssel zerstreut waren. Das Beispiel wurde bald von Mecheln, Lier, Tirlemont und anderen Städten zweiten Ranges befolgt. Als Belgien mit Holland vereinigt wurde, schickten die nördlichen Provinzen eine bedeutende Anzahl von Irren hierher. Zuletzt traten Namur, Hennegau, Lüttich und Luxemburg Abkommen mit der Munizipalität von Gheel.

Da die Kolonie einen so raschen Aufschwung nahm, so hätte man, scheint es, auch an ihre innere Organisation denken müssen. Das geschah aber nicht. Gheel war nur ein Aufbewahrungsort, eine Art Botany-Bay, wohin Belgien die Irren sendete, die nach einer Behandlung von einigen Wochen für unheilbar erachtet worden waren.

„Es ist sehr wahr", so drückte sich der Schöffe Verbist in einem an den Kommunal-Rath von Gheel abgestatteten Bericht vom 19. November 1838 aus, „daß dieser Stand der Dinge von jeher die Aufmerksamkeit der Vorsteher der Gemeinde erregt hat, aber die meisten Polizei-Verordnungen waren veraltet und in Vergessenheit gerathen." Schwere Mißbräuche hatten sich eingeschlichen. Die Leitung von mehr als 700 Irren war, so zu sagen, dem Zufalle überlassen. Dieselbe Nachlässigkeit herrschte in administrativer und medizinischer Hinsicht; die Irren verweilten in der Gemeinde und verließen dieselbe, ohne daß die Behörde Kenntniß davon erhielt. Die Kolonie war ein großes Feld der Beobachtung, das aber unfruchtbar für die Wissenschaft blieb. Eine Radikal-Reform schien unter solchen Umständen unvermeidlich.

Demzufolge nahm der Kommunal-Rath von Gheel im Jahre 1838 ein organisches Reglement für die Polizei- und Aufsichts-Verwaltung an, nebst den Grundlagen der medizinischen Leitung.

Man zählt nicht weniger als 9000 Bewohner in der Gemeinde Gheel, von denen ein großer Theil in Flecken lebt, welche vom Central-Dorfe mehr oder weniger entfernt sind. Die Irren sind auf allen Punkten der Gemeinde verstreut. Alle Bewohner der Gemeinde, welchen Stand oder welche Beschäftigung sie auch haben mögen, können solche bei sich aufnehmen. Die Aufnahme erfolgt nach Akkord mit der Familie oder mit den Hospitälern. Die meisten Irren leben hier auf Kosten der Regierung.

Es giebt keinen bestimmten Preis für die Pensionen; dieselben wechseln nach Verhältniß des Unterhalts und des Comforts, der für die Kranken gefordert wird. Im Allgemeinen steigen sie nicht über 300 Gulden und fallen nicht unter 100 Gulden.

Jeder Irre steht unter der unmittelbaren Aufsicht des Pflegevaters (so heißt der, dem der Kranke anvertraut wird). Der Pflegevater ist verbunden, seinem Pensionaire eine gesunde und reichliche Nahrung, eine gesunde und luftige Wohnung, ein gutes Bett u. s. w. zu liefern. (Art. 21 und 22 des Reglements.)

Monomanen, welche eine entschiedene Neigung zum Morde oder zum Brandstiften haben, werden nicht in Gheel aufgenommen. (Art. 4.)

Alle Irren werden, wie sie ankommen, und mit allen über sie zu erhaltenden Notizen, in ein Register eingetragen. (Art. 5.)

In einer Niederlassung wie diese muß eine thätige und unabläßige Aufsicht stattfinden. Es giebt keinen Irren in Gheel, der nicht eine Aufsichts-Kommission oder einen besonderen Direktor zu seiner Bewachung hat. Die allgemeine Beaufsichtigung der Irren fällt der Lokal-Verwaltung zu. (Art. 17.) Die Hospitäler, Städte, Gemeinden, welche Irren in Gheel unterbringen, können besondere Beaufsichtigungs-Kommissionen auf ihre Kosten ernennen oder Bevollmächtigte zu diesem Zwecke abordnen. Indeß bleibt die spezielle Beaufsichtigung unter der Kontrolle der Burgemeister- und Schöffen-Versammlung. (Art. 18.) Die verschiedenen Mitglieder der Beaufsichtigungs-Kommission haben die Pflicht, die Kranken häufig und unangemeldet zu be-

suchen. Der Eintritt in jede Wohnung steht ihnen zu jeder Stunde offen; sie lassen sich den Kranken vorführen, untersuchen sein Zimmer, sein Bett und nehmen seine Klagen an. Der Kranke wird augenblicklich von seinem Pflegevater weggenommen, wenn derselbe ihn aus Mangel an Sorgfalt in Unreinlichkeit verfallen läßt. (Art. 31.) Wenn der Pflegevater sich nicht beilt, die von der Kommission angegebenen Verbesserungen einzuführen, so verliert er ebenfalls seinen Kranken, für den dann eine andere Unterkunft gesucht wird. Wenn ein Pflegevater seinen Irren schlägt oder mißhandelt, und nicht nachweisen kann, daß er es aus Nothwehr gethan hat, so wird er für ehrlos erklärt und kann nie wieder einen Irren in Pension bekommen. (Art. 29.)

Die Irren theilen die Arbeiten und täglichen Beschäftigungen der Familie, welcher sie anvertraut sind. Einige gewöhnen sich so sehr an diesen Zustand, daß sie in der Kolonie bleiben, selbst wenn sie geheilt sind. Die meisten Irren dürfen im Dorfe und in der Umgegend frei umhergehen. Jedoch sollen sie nach der Bestimmung des Reglements im Sommer nicht vor 6 Uhr und im Winter nicht vor 8 Uhr ausgehen. Im Winter müssen sie um 4 Uhr Abends und im Sommer um 8 Uhr Abends nach Hause zurückkehren. Jeder Pflegevater muß für die Aufrechthaltung dieses Reglements sorgen, wenn er nicht in eine Geldstrafe verfallen will. Ausgenommen von dieser Bestimmung sind diejenigen Kranken, welche wegen ihres unschuldigen Wahnsinns notorisch bekannt sind; indeß dürfen sie nicht in der Nacht umherstreifen. In die Kirche dürfen sie nur in Begleitung einer Person aus dem Hause gehen.

Außer diesen Beschränkungen erfreuen sich die Irren aller Wohlthaten der Gesellschaft, und sie können, wie der Schöffe Verbist sich ausdrückt, sich noch der Gesellschaft nützlich machen, die sie auszustoßen scheint. In der That führt die Kolonie dem Ackerbau und den verschiedenen Gewerbthätigkeiten die Kräfte der Irren zu, welche durch diese Arbeiten Zerstreuung erhalten und dadurch auf den Weg der Heilung geführt werden.

Man findet in Gheel nicht nur Handwerker aller Art, sondern auch Sprach-, Zeichnen-, Rechnen- und Schreiblehrer. Es besteht sogar eine Harmonie-Gesellschaft, welche ein Irrer gegründet hat. Eines Abends wohnte ich der Repetition eines Instrumental- und Vokal-Konzerts bei. Die Präcision und das Ineinandergreifen der Ausführung setzten mich in Erstaunen. Zwei Damen der Stadt zeichneten sich durch ihren Gesang aus. Mehrere Irre waren zugegen.

Der Besuch der Kaffehäuser ist den Irren nicht verwehrt, und man sieht sie hier häufig mit der Pfeife im Munde neben dem Bierkruge sitzen oder auch Karten und Billard spielen. Ausschweifungen können nicht vorkommen, denn der Wirth, bei dem sich ein Irrer berauschen würde, müßte eine Geldstrafe zahlen, die seinen möglichen Gewinn weit übersteigen würde.

Obgleich ich viel mit Irren umgegangen bin, so setzte es mich doch einigermaßen in Verwunderung, daß dieselben so frei umhergehen durften. Am auffallendsten für mich war aber die Gleichgültigkeit der Bewohner, besonders der Kinder, deren Aufmerksamkeit durch etwa vorkommende Tollheiten nicht erregt wurde. In Gheel wird aber Jeder gleichsam als Krankenwärter geboren.

In unseren Irren-Anstalten können die hohen Mauern und die strengste Aufsicht nicht immer Entweichungen verhindern. Demgemäß sollte man bei dem ungestümen Freiheitsdrange dieser Kranken glauben, daß solche Fälle in Gheel sehr häufig vorkommen müßten. Dennoch beträgt die jährliche Durchschnittszahl nur 6 oder 8 unter 700 Irren.

Allerdings sind auch vorbeugende Anordnungen gegen Entweichungen getroffen worden. Der Irre, welcher eine fixe Idee zur Flucht zu erkennen giebt, oder der schon einen solchen Versuch gemacht hat, wird aber darum nicht gänzlich der Freiheit beraubt. Man thut dies nicht gern und nimmt lieber zu einer nicht schweren Kette seine Zuflucht, deren Ringe mit Leder ausgeschlagen werden und die dem Kranken noch eine gewisse Freiheit der Bewegung läßt.

Die Irren, welche zum Selbstmorde hinneigen, erfreuen sich nicht derselben Freiheit wie ihre Unglücksgenossen, sondern stehen unter besonderer Aufsicht. Die statistischen Berechnungen beweisen übrigens, daß Selbstmorde nur selten in der Kolonie vorkommen. Im Jahre 1840 kam ein Selbstmord vor und im Jahre 1841 wieder einer.

Der Art. 24 des Reglements bestimmt, daß die wüthenden und gefährlichen Irren, so wie die schamlosen, an besonderen Orten aufbewahrt werden sollen. Die Irren dieser Art sind aber auch selten in der Kolonie, und der Grund ist wohl hauptsächlich in der Freiheit zu suchen, die ihnen gelassen wird. Wenn die Tollheit den entschiedenen Charakter der Raserei annimmt, so kann man nach dem Art. 26 des Reglements Zwangsmittel gegen sie anwenden, nämlich Einsperrung, die Zwangsjacke und sogar Ketten. In einem solchen Falle erstattet der Spezial-Aufseher Bericht an die Verwaltung, welche das Gutachten des Arztes einholt; giebt dieser das Zeugniß, daß eine solche Behandlung keinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Kranken haben kann, so wird der Pflegevater ermächtigt, eines der angegebenen Zwangsmittel anzuwenden. Diese Bestimmung trägt unstreitig den Charakter weiser Vorsicht und sichert den Kranken gegen Mißhandlungen.

In Gheel werden alle Irren, Männer wie Frauen, mit Handarbeiten beschäftigt, wenn ihr physischer Zustand es zuläßt. Vorzugsweise werden sie zu Feldarbeiten verwendet. Diese Arbeiten sind denselben offenbar am zuträglichsten, weil sie gleichförmig die Muskelkräfte anregen, wenig Aufmerksamkeit erfordern und unter freiem Himmel vollzogen werden. Die günstige Wirkung bleibt nicht aus, und gewöhnlich gelangen die Irren zu einem hohen Alter.

Die eigentliche ärztliche Behandlung läßt freilich noch viel zu wünschen übrig. Folgendes sind die Hauptgrundlagen dieser Organisation: Die Kolonie zerfällt in vier Abtheilungen, die eben so vielen im Dorfe wohnenden Aerzten untergeben sind. Ihr jährlicher Gehalt beträgt 100 Gulden. Bei einem so geringen Honorare können sie unmöglich den Irren ihre ausschließliche Thätigkeit zuwenden. Die Kranken werden, wenn sie ankommen, in ein Register eingetragen. Nach einer sorgfältigen Prüfung der Ursachen, welche den Wahnsinn herbeigeführt haben, so wie der schon versuchten Behandlung, muß der Arzt seine Meinung über die Heilbarkeit oder Unheilbarkeit abgeben und den Irren der entsprechenden Klasse zuweisen. Die Aufschlüsse, welche man auf diese Weise erhält, werden in ein Register eingetragen, welches auch die nöthigen Nachweise über den Gang der Krankheit, über die Zahl der Heilungen, der Entlassungen, der Entweichungen u. s. w. enthalten muß. Am Ende jedes Jahres wird ein allgemeiner Bericht verfaßt.

Die Behandlungsart ist in allen vier Abtheilungen so ziemlich dieselbe. Allgemeine und partielle Bäder, allgemeine und lokale Aderlässe, Purganzen u. s. w. bilden die Grundlage dieser Heilmethode. Häufig nimmt man auch zu Beschüttungen mit kaltem Wasser seine Zuflucht. Die eigentliche Douche ist aber nur dem Namen nach in Gheel bekannt, weil die Apparate fehlen.

Das Resultat dieser Heilmethode ist folgendes für das Jahr 1840: von einer Totalsumme von 678 Kranken, worunter 353 Männer und 325 Frauen, wurden 40 (15 Männer und 25 Frauen) geheilt. Wie geringfügig auch dieses Resultat im Verhältniß zu der Gesammtzahl der Irren erscheinen mag, so ist es doch sehr bedeutend im Verhältniß zu der Qualität derselben, denn es darf nicht übersehen werden, daß nur diejenigen Kranken hierher gesendet werden, welche schon früher eine Behandlung bestanden hatten und für unheilbar erklärt worden waren. Auch ist zu bedenken, daß sich in der Kolonie eine Menge von Paralytischen, Epileptischen und Blödsinnigen befindet, deren absolute Unheilbarkeit überall feststeht. (Revue Indép.)

Mannigfaltiges.

— Aus dem Moniteur. Der Französische Moniteur (Universel) vom 12ten d. M. enthält eine „Deutsche Musterung" (Revue Allemande), in welcher unter Anderem die von Georg Herwegh vor mehreren Jahren herausgegebene Uebersetzung von Lamartine's sämmtlichen Werken besprochen wird. Damals blieb diese Arbeit selbst in Deutschland unbekannt; jetzt jedoch, da der Uebersetzer sich einen selbständigen Ruf geschaffen, glaubt auch der offizielle Moniteur darauf hinweisen zu müssen, obwohl zwischen Lamartine und seinem Deutschen Bearbeiter kaum irgend eine Aehnlichkeit aufzufinden seyn möchte. Bei dieser Gelegenheit wird im Moniteur auch einer Huldigung gedacht, die ein anderer Deutscher Dichter ebenfalls einer Französischen Celebrität gebracht. Herr Ludwig August Frankl in Wien, der Verfasser des epischen Gedichtes Christoph Columbus, hat nämlich in einem in der Oesterreichischen Hauptstadt erschienenen Deutschen Taschenbuche für Israeliten einen Cyklus von Gedichten unter der Ueberschrift „Rachel" drucken lassen, in welchen die Frau des Erzvaters Jakob, die diesen Namen geführt, als Schutzgeist der Israeliten zu allen Zeiten und unter allen Geschicken, nach einer biblischen und thalmudischen Sage, dargestellt wird. Diese Dichtung hat der Verfasser mit einer poetischen Dedication der berühmten Tragödin, Mlle. Rachel, gewidmet, und dies veranlaßt den Moniteur, darüber zu berichten. Er nennt das Ganze ein zart gehaltenes, zwar mit einigem gelehrten Beiwerk geschmücktes, aber auch überaus melodiöses Gedicht. Nächstdem wird einer in Erfurt erschienenen unbedeutenden Schrift: „Erinnerungen an Weimar" und der „Bilder aus Algier" von G. von Rosen (Kiel, 1842) gedacht. Bei Gelegenheit des erstgenannten Buches heißt es im Moniteur: „Jeder Deutsche, der ein wenig Literatur im Kopfe und nur etwas Geld in der Tasche hat, hält sich auch verpflichtet, nach Weimar zu pilgern, um dort am „Grabe der Propheten" sein Gebet zu verrichten. Die Weimaraner verstehen es, die großen Erinnerungen, die sich an ihre kleine Stadt knüpfen, vortrefflich auszubeuten, und die berühmten Todten kommen den unberühmten Lebenden sehr gut zu Statten. Im Gasthof „zum Erbprinzen", wo wir abgestiegen, erbietet sich der Hausknecht, der uns so eben die Stiefeln geputzt, uns morgen „zu Goethe" hinzuführen. Es ist ein Bauer aus der Umgegend, der erst seit sechs Wochen in der Residenz sich befindet, aber von dem Dichter spricht, als hätten sie beide zusammen den „Faust" gemacht. Im nahen Tiefurth zeigt man uns eine Büchse mit drei Vorlegeschlössern, die ein armer Teufel respektvoll öffnet, um uns eine Kugel von Eichenholz zu präsentiren, mit welcher der berühmte Bürger, der Dichter der „Lenore", vor vielen Jahren Kegel geschoben und die er bei seiner Abreise ihrem gegenwärtigen Besitzer, Namens Hemmling, zum Andenken zurückgelassen. Der Schneider, der Schuster, die wir uns in Weimar kommen lassen, sie haben entweder für Goethe oder für Schiller gearbeitet. Der Schuhmacher Heitmann besitzt sogar noch ein von seinem Vater ererbtes eigenhändiges Billet von Schiller, in welchem dieser dem Letzteren schrieb, welcher Art er seine Stiefeln eingerichtet zu haben wünschte. Wollen Sie vielleicht das Billet lesen? Herr Heitmann wohnt hier am Markt, nicht weit vom „Erbprinzen", und es ist nur zu verwundern, daß diese kostbare Reliquie bis jetzt den Autographen-Stöberern entgangen, die auch in Weimar so eifrig hinter den Papierkörben der berühmten Männer her sind."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Mittwoch den 23. November 1842.

Frankreich.

Der Morgen eines Französischen Ministers.

Personen.

Der Minister.	Ein Deputirter.
Einer seiner Kollegen.	Ein Präfekt.
Der General-Secretair.	Herr L.
Der Büreau-Chef.	Ein Kanzleidiener.

Die Scene ist das Kabinet des Ministers. Eine Thür mit zwei Flügeln führt nach dem Vorzimmer und wird nur den Personen geöffnet, die Audienz erhalten. Eine kleine Thür führt nach dem Privatzimmer des Ministers und wird von den Beamten des Letzteren benutzt.

Erste Scene.

Der Büreau-Chef; ein Kanzleidiener, einige Bücher ordnend.

Büreau-Chef. Es hat acht Uhr geschlagen! Und der Minister hat sein Zimmer noch nicht verlassen.

Kanzleidiener. Er ist diese Nacht sehr spät nach Hause gekommen. Auf dem Balle bei dem Englischen Gesandten ist er bis um 2 Uhr heute Morgen geblieben.

Büreau-Chef. Er hat niemals Ruhe; die Welt, die Politik, die Verwaltung, Alles nimmt ihn zugleich in Anspruch.

Zweite Scene.

Dieselben; der Minister, durch die Thür seines Zimmers eintretend.

Minister (zum Kanzleidiener). Weisen Sie heute Morgen Jedermann ab; ich bin mit Geschäften überhäuft. Es ist heute kein Audienztag; ich will allein seyn. (Der Kanzleidiener zieht sich zurück.)

Büreau-Chef. Ich wünschte, Sie hätten einige freie Stunden. Ihr Büreau ist mit Akten angefüllt, die eine schnelle Beseitigung erfordern. Seit acht Tagen haben die Beamten keinen Zutritt bei Ihnen gehabt; sie beklagen sich darüber und bitten unterthänigst um einige Augenblicke Gehör.

Minister. Sie sind sehr ungeduldig. Jeder Tag hat seine Arbeit. Fangen wir mit dem Nothwendigsten an. Was sagen die heutigen Journale?

Büreau-Chef. Sie führen fast immer dieselbe Sprache: Beleidigungen gegen das Ministerium in den Oppositionsblättern; große Lobeserhebungen in den anderen.

Minister. Das ist in der Ordnung. Was sagt das Journal des Débats von meiner gestrigen Rede?

Büreau-Chef. Nicht ein Wort.

Minister. Dies affektirte Stillschweigen ist einer Intrigue zuzuschreiben; ich werde es schon herausbringen. Sagt man übrigens nichts Besonderes über mein Ministerium?

Büreau-Chef. Die Presse greift den General-Secretair an; das Siècle vertheidigt ihn eifrig.

Minister. Eine schlechte Stütze. Wir werden dadurch genöthigt seyn, ihm einen Nachfolger zu geben und uns mit seiner Partei zu verfeinden; man wird uns deshalb intolerant nennen .... Was giebt es heute für mich zu thun? In dem Strudel, der mich mit sich fortreißt, sind Sie mein Gedächtniß; bringen Sie mein Leben in Ordnung. Wenn ich Sie nicht hätte, würde ich unregelmäßig, wie eine schadhafte Uhr, gehen.

Büreau-Chef. Heute Vormittag Konferenz mit dem Herrn General-Secretair und mit den Herren Ministerial-Räthen, wenn es möglich ist.

Minister. Wenn es möglich ist. Ich werde sie alle abfertigen; bis Mittag soll keine einzige Arbeit mehr im Rückstande seyn.

Büreau-Chef. Um 1 Uhr, Konferenz bei dem Könige.

Minister. Ich werde zeitig hingehen. S..... ist immer der Erste und hat auf diese Weise geheime Unterredungen.

Büreau-Chef. Nachher Sitzung in den beiden Kammern. Im Luxemburg (Deputirten-Kammer) Berichterstattung über zwei Petitionen aus Ihrem Departement. Ich habe für Sie Bemerkungen niedergeschrieben, die Sie in den Stand setzen werden, über die Angelegenheiten, die sie in Anregung bringen, zu sprechen. Im Palais Bourbon (Pairs-Kammer) Besprechung des Zucker-Gesetzes.

Minister. Ich werde in der Pairs-Kammer nicht bleiben; ich will an diesem Gesetze nicht Theil nehmen; es ist eine kitzliche Sache, und ich habe nicht Lust, meine Wiedererwählung zu kompromittiren.

Büreau-Chef. Sie könnten sich in einem Kollegium wählen lassen, wo die Runkelrübe die Majorität hat. Sie könnten es wie jener Deputirte machen, der, indem er einen anderen Bezirk zu verwalten übernahm, auch eine andere Meinung annahm.

Minister. Das Beste ist, ich bleibe dort ganz weg. Meine Abwesenheit wird dem Gesetze keinen Schaden thun.

Büreau-Chef. Heute Abend Empfang bei den Ministern des linken Ufers.

Minister. Das nenne ich einen arbeitsvollen Tag. Aber wir wollen uns mit unseren Angelegenheiten beschäftigen; die Zeit vergeht .... Waren Sie gestern Abend in der Oper? War ein großes Publikum da?

Büreau-Chef. Das ganze Haus war voll.

Minister. Ich mußte den ganzen Abend laufen, erst ins Schloß, dann zum Grafen von ***; zur Englischen Gesandtschaft .... Was sagte man im Foyer?

Büreau-Chef. Ich habe viele Sticheleien gegen das Kabinet gehört. Ein Sturm ist im Anzuge; mehrere Deputirte, die sonst Ihre Freunde waren, führten keine gute Sprache.

Minister. Reine Grimasse. Wir werden sie bei der Abstimmung schon wieder auf unsere Seite bringen.

Büreau-Chef. Vielleicht.

Minister. Aber was haben Sie gehört?

Büreau-Chef. R..... sagte, daß die Minister unzugänglich seyen, seitdem sie auf die Majorität sicher rechnen können.

Minister. Eine herrliche Majorität! Sie hängt von der Laune des Einen, dem Eigensinne des Anderen, dem Ehrgeize Aller ab. Ich bin nicht bei dem Leichenbegängniß seiner Frau gewesen. Er ist reizbar und macht sich wichtig; man bringe ihm meine Karte. Dann bieten Sie ihm eine meiner Logen an; er wird kein so betrübter Witwer seyn, daß er nicht verstehen sollte, Vortheil davon zu ziehen.

Bureau-Chef. L... beschwert sich über die nach Gunst vertheilten Aemter. Das Ministerium, sagte er, beobachtet keine Ordnung bei der Amts-Beförderung; der Nepotismus mache täglich erschreckende Fortschritte.

Minister. Er ist unzufrieden damit, daß man seinem Sohne nur eine Unter-Präfektur gegeben hat. Wollte er etwa zwei haben? Man wird etwas für ihn thun müssen; er steht mit dem Journal des Débats in Verbindung, und seine Unzufriedenheit erklärt mir ....

Büreau-Chef. B..... ist an mir vorübergegangen, ohne mich zu grüßen; man hätte glauben sollen, er sey ein Mitglied des vorigen Ministeriums.

Minister. Das hatte ich wohl vorausgesehen. Man hat ihn zum Konzert der Königin nicht eingeladen; er hält sich für beleidigt. Ich werde mit seiner Frau sprechen; sie macht mit ihm, was sie will. Man kennt den Vortheil noch nicht genug, den man in politischen Angelegenheiten von den Frauen ziehen kann. Wehe dem, der sie gegen sich hat! — Welches Elend! Mitten unter den Regierungssorgen muß man seine Zuflucht zu solchen Kleinigkeiten nehmen. So geht oft eine Majorität verloren! Es bedarf nur zwanzig bis dreißig Fälle der Abtrünnigkeit, die oft durch die unvorhergesehensten und sonderbarsten Ursachen entstanden ist. Was die Einen anbelangt, so haben wir nicht alle ihre Wünsche befriedigt oder ihrem Stolze nicht genug geschmeichelt. Andere haben Alles erhalten, was sie zu bitten gewagt; aber das Maß ist voll; sie wollen neue Minister, die ihrer unersättlichen Begierden noch nicht überdrüssig sind.

Büreau-Chef. Statt dessen hat mich ein Oppositions-Mitglied mit Höflichkeit fast erdrückt.

Minister. Das ist ein unerwartetes Glück! Wer ist es?

Büreau-Chef. Rathen Sie!

Minister. Ich könnte ungefähr Drei nennen.

Büreau-Chef. G.... ist es.

Minister. Das dachte ich. Seine Wünsche sind sehr bescheiden. Bei dem Minister des Innern bestand er gestern darauf, daß man jene tragische Schauspielerin, welche wir neulich haben spielen sehen, wieder anstelle.

Büreau-Chef. Ah! sollte vielleicht ....?

Minister. Pfui! ein Chef-Präsident! Uebrigens ist sie so häßlich. Es geschieht im Interesse der Kunst.

Büreau-Chef. Das ist etwas Anderes.

Minister. Wenn die Politik die Coulissen in Beschlag nimmt, wo soll das Vergnügen seinen Sitz aufschlagen? Doch da sich G.... nun einmal mit den tragischen Schauspielerinnen beschäftigt, so werde ich ihn bei der Kommission

der Königlichen Schauspiele anstellen. Es ist nicht unmöglich, daß er sich auf diese Weise wieder zu uns hält ...

Büreau-Chef. Im Interesse der Kunst.

Dritte Scene.

Dieselben; der General-Secretair.

General-Secretair. Verzeihen Sie, Herr Minister, wenn ich Ihre Unterhaltung störe; aber ich brauche Ihre Unterschriften für sehr viele wichtige Sachen, die nicht aufgeschoben werden können.

Minister. Warten Sie einen Augenblick, mein lieber General-Secretair. Ich stehe in einem Augenblick zu Ihren Diensten. Wir unterhalten uns jetzt über ernste Angelegenheiten, die auch keinen Aufschub zulassen. (Der General-Secretair zieht sich zurück.)

Vierte Scene.

Der Minister; der Büreau-Chef.

Minister. Was sagte man von meiner neulichen Rede im Institut? Man sprach ohne Zweifel davon?

Büreau-Chef. Ja wohl, und zwar mit großem Lobe. Niemals, sagte man, sey ein ernsteres Thema in einem erhabeneren Style, mit einer solchen Tiefe der Gedanken behandelt worden. Alle, ohne Ausnahme, lobten die Rede.

Minister. Das wird für das Ministerium vortheilhaft seyn. Ach! wenn doch alle meine Kollegen ihre Meinung so unterjochen könnten! Aber, unter uns gesagt, das Kabinet hat sehr mittelmäßige Talente.

Fünfte Scene.

Die Vorigen; der Kanzleidiener.

Kanzleidiener. Der Herr Graf von ...., Pair von Frankreich, wünscht mit Ew. Excellenz zu sprechen; er bittet inständig darum.

Minister. Es ist mir unmöglich! Sagen Sie ihm, daß ich es sehr bedauere, die Ehre nicht haben zu können. Ich habe keinen Augenblick übrig. Ich werde ihn heute in der Kammer sehen.

Sechste Scene.

Der Minister; der Büreau-Chef.

Minister. Kommen wir auf unsere akademische Rede zurück. Das Publikum sieht es gern, wenn ein Minister die Staatsgeschäfte mit der Pflege der Wissenschaften zu verbinden versteht; es weiß eine solche Freiheit des Geistes zu schätzen; es bewundert einen Gedanken, der, ungeachtet der Beschäftigungen mit den Angelegenheiten des Staats, beständig Herr über sich bleibt. Was mich anlangt, so wissen Sie besser, als irgend Jemand, ob meine Verwaltung darunter leidet.

Büreau-Chef. Wir haben aber wohl einige rückständige Sachen.

Minister. Was ist es? Zu große Eile schadet oft; die Zeit ist ein großer Versöhner. Uebrigens wird der gute Ruf des Ministers durch den Aufschub einiger Unterschriften nicht zu theuer bezahlt.

Siebente Scene.

Die Vorigen; der Kanzleidiener.

Minister. Ist schon wieder Jemand da? Hatte ich es Euch nicht verboten?

Kanzleidiener. Herr D...., Mitglied der Deputirten-Kammer: er sagt, er habe zu jeder Zeit Audienz, wann er komme.

Minister. Er mag eintreten. (Der Kanzleidiener geht hinaus.) Eine langweilige Personnage! Er wird mich um eine ganze Stunde bringen. (Zum Büreau-Chef.) Schicken Sie mir nach einigen Augenblicken den General-Secretair, damit er mich von ihm befreie.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Neuere Italiänische Dichter.

II. Silvio Pellico.

(Schluß.)

Im Jahre 1828 verbreitete sich das Gerücht seines Todes jenseits der Alpen. Ich befand mich damals gerade in Italien und war Zeuge des tiefen Schmerzes, den diese Nachricht überall hervorrief. Auf der Straße fragten sich die Begegnenden: Wissen Sie schon? — Was? — Er ist todt! Und Jeder verstand, wer gemeint war. Ein Gedicht auf seinen Tod, welches Barroni zugeschrieben wurde, durchflog als Manuskript die ganze Halbinsel.

Am 17. September 1830 wurde Pellico seiner Familie zurückgegeben. Es ist bekannt, wie sein Geist sich während der Gefangenschaft verwandelt hatte; seine Seele, von Natur zart, war unter der Last dieses Unglücks erlegen; sie hatte sich von der Welt abgewandt und sich dem Mystizismus und der eifrigsten Bigotterie hingegeben. Die Frau Marquise von Barol hat ihm in ihrem Hause ein Asyl geboten, das er als Secretair oder Bibliothekar angenommen hat, und wo er alle Ceremonien des Katholizismus aufs strengste befolgt.

Pellico's Gesundheit, von Natur hinfällig, ist durch diese Erlebnisse noch mehr erschüttert worden. Er ist sehr klein, und wenn man ihn sieht, fragt man sich, ob dies der Verschwörer sey, und wie nicht schon sein bloßer Anblick seine Verfolger entwaffnet habe? Sein Auge ist matt, doch die Stirn hoch und frei. Er spricht wenig, und dieses Wenige überrascht nicht durch Witz oder Originalität, doch ist er in Schriften und in seinem ganzen Wesen höchst fein und nimmt durch seine tiefe Naivetät Alles für sich ein. Und was seinen Hauptwerth ausmacht: er ist im innersten Gemüthe rein und edel.

Nach seiner Rückkehr nach Turin, hat Silvio den so lange zerrissenen Faden seiner literarischen Thätigkeit langsam wieder angeknüpft. Eine d'Engadi wurde 1831 mit Erfolg zu Turin aufgeführt; doch die Censur that Einspruch, und obgleich in dem ganzen Stücke keine Sylbe von Politik vorkam, durfte das Stück nicht wiederholt werden. Eine neue Tragödie, Gismonda da Mendrisio, hatte 1832 oder 1833 dasselbe Geschick. Der Corradin fiel ein Jahr später bei der Aufführung durch und ist, so viel ich weiß, nicht gedruckt. Außerdem hat Pellico noch zwei Tragödien: Herodias und Thomas Morus herausgegeben und soll drei oder vier in seinem Pulte liegen haben.

Pellico's Ruf hat, wie ich bemerkt habe, mit seiner Francesca da Rimini begonnen. Ich gestehe, daß ich Foscolo's Ansicht theile; die beiden Liebenden hätten in der Hölle bleiben sollen, wo sie Dante verlassen hat. In der Geschichte und bei Dante sind die Liebenden schuldig, und Lanciotto tödtet sie mit dem Rechte des verletzten Gemahls; bei Pellico sind sie noch unschuldig, sie kämpften gegen die Versuchung der unerlaubten Liebe an; keine einzige Person des Stückes fesselt des Lesers Aufmerksamkeit, sie haben Alle gleiches Recht und Unrecht; dramatisches Leben ist gar nicht da. Der Eufemio di Messina zeigte eine gewisse Unreife und gewaltige Längen. Von den übrigen Stücken behandeln zwei biblische Stoffe: Esther und Herodias, die anderen sind politisch. Esther hat mehr Leben, mehr Pracht als Eufemio und Francesca; das israelitische Volk wird vorgeführt; die Scene ist in dem Gebirge nach dem Untergange Jerusalems; Esther, die Frau des Chefs Azaria, wird vom Hohenpriester geliebt und, weil sie ihn verachtet, von ihm des Ehebruchs beschuldigt und hingerichtet. Auch hier erhalten wir statt lebendiger Gestalten nur Silhouetten. Eine ganz dürftige Figur aber ist Johannes der Täufer in der Herodias; seine ganze Mission in dem Stücke ist, daß er einen Hausstreit bei Herodes schlichtet, der lange Zeit zwischen Sefora, der rechtmäßigen Gemahlin des Herodes, und Herodias, der Frau seines Bruders, die ihm Herodes erzogen, gewährt hat. Und obgleich wir sonst keine Thaten von Johannes sehen, nennt er sich doch „la voce dell' eterna scuola". Thomas Morus stirbt, weil er den Protestantismus nicht annehmen will; ein solcher Stoff mußte Pellico in seiner Orthodoxie willkommen seyn, und man sieht, daß er den Charakter des Helden mit großer Liebe gezeichnet hat; allein das ganze Stück geht in diesen einzigen Charakter auf; es ist eine Biographie, kein Drama.

Die politischen Tragödien stellen die Schrecken der Bürgerkriege und den Segen des Friedens dar, ihre Stoffe sind dem Mittelalter entnommen. Alle zeigen einen glühenden Haß gegen die fremde Herrschaft, und die Anspielungen auf die Gegenwart sind im Leoniero, der im Gefängnisse gedichteten Tragödie, fast gar nicht verhüllt; der Leoniero so wie Iginia und Gismonda stellen die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen dar, und hier sind die Ghibellinen, d. h. die Anhänger des Reiches, stets die gehässige Partei; sie stehen nicht bloß als Gegner des Papstthums, sondern als Unterdrücker Italiens, mit einem Worte als Fremde da. Und so sehr dies der Illusion seiner Stücke Eintrag thut, so verdanken sie diesen ästhetischen Sünden doch gewiß einen großen Theil des Beifalls, der ihnen geworden ist.

Obgleich nun Pellico mit seinen acht Tragödien im Ganzen Glück gemacht hat und mit inniger Liebe am Theater hängt, so glaube ich doch, daß er seinen Beruf mißkannt hat, daß sein dramatisches Talent unbedeutend ist. Seinen Gestalten fehlt das innere Leben und die historische Wahrheit; ihr Herz schlägt nicht, ihr Blut fließt nicht, ihre Physiognomie ist stets dieselbe. Sie sind in der wildesten Leidenschaft selbst engelmild, die Verwickelung ist stets sehr lose, der Gesichtskreis, in den uns der Dichter stellt, sehr beschränkt, und Blicke in das menschliche Herz läßt er uns fast gar nicht thun.

In der Form schließt sich Pellico an Alfieri an. Ueberall sehen wir dieselbe Besonnenheit und Mäßigung, in den Personen wie in der Anordnung der Ereignisse; doch bei weitem weniger Kraft und Schärfe. Alfieri hat den Italiänern ein Theater gegeben, und obgleich er seine Tragödien auf dem Amboß der Griechen geschmiedet hat und das Gesetz der drei Einheiten in seiner ganzen Strenge bewahrt, so ist er doch insofern selbständig, als er seine Stoffe aus der neueren Geschichte nahm. Diese Verwegenheit fand Anfangs keine Nachahmer: Monti und selbst Pindemonte blieben den Griechischen Stoffen getreu, und sogar Foscolo machte in seiner Tragödie Ricciarda nur eine Ausnahme, wie sein Thyest und Ajax beweist. Als im Reiche der Literatur mit dem Erscheinen des Conciliatore die Revolution der Romantiker ausbrach, wurde die dramatische Frage lebhaft besprochen und so zu sagen das Schlachtfeld beider Parteien; es handelte sich nicht bloß um die Wahl der Stoffe, sondern um die Aristotelische Einheit. Die Klassiker leisteten hinter dem morschen, doch ehrwürdigen Walle des Herkommens lange Widerstand; gleichwohl mußten sie das Feld räumen. Die erste Bresche schoß Manzoni, er hatte den Beifall des Volkes davongetragen; Pellico folgte langsam und mit einigem Zagen, er machte sich den Sieg der Neuerer nicht zu Nutze, und man darf hierin wohl eine geheime Mißbilligung der neueren Theorieen sehen, die von Manzoni so glücklich vertheidigt worden sind.

Außer den acht Trauerspielen hat Pellico ein Dutzend kleiner Novellen in Versen veröffentlicht, die er Cantiche nennt. Er legt sie in den Mund eines Trouveres von Saluzzo, der von Schloß zu Schloß singt. Die Stoffe sind sämmtlich aus dem Mittelalter: Tancreda, eine Heroine, in den Wäldern erzogen, kämpft muthig gegen die Feinde ihres Vaters und nimmt den Schleier, weil er gefallen ist; Rosilde, eine junge kranke Frau, wallfahrtet nach Rom,

um den Gemahl aus dem Kerker zu befreien, Eugilde zieht dem Geliebten nach Syrien nach und entreißt ihn den Sarazenen u. s. f.

Obgleich man Pellico vorwirft, er habe sich zu unselbständig an seine Vorbilder, die Spanischen Romanzen, angeschlossen, so sind den Spanischen Gedichten gegenüber seine Farben doch sehr blaß. Das Metrum dieser Erzählungen ist, weil es einen äußerst leichten Gang hat, eines der schwierigsten, die versi sciolti. Das Streben, glatt und geschmeidig zu werden, führt leicht zur Breite und Geschwätzigkeit, und dieser Klippe ist Pellico nicht entgangen. Annibal Caro ist der Gesetzgeber dieser Verse, er hat durch sein Beispiel Regeln aufgestellt, denen nur wenige Dichter nach ihm haben genügen können. In neuerer Zeit hat nach dem einstimmigen Urtheil der Italiäner Foscolo in seinem lyrischen Gedichte „die Gräber" dieses Metrum am glücklichsten angewandt.

Später hat Pellico noch eine Sammlung lyrischer Gedichte herausgegeben; diese enthält nach meiner Ansicht seine gelungensten Stücke. Ein Theil der Gedichte ist mystischen Inhalts, die übrigen handeln von seiner Jugend, seinen Aeltern, Freunden, Leidenschaften, Schmerzen, von seinem Vaterlande oder besser von seiner Vaterstadt Saluzzo, für die er eine kindliche Vorliebe zeigt; von seinem politischen Leiden spricht er hier nur einmal. Der Charakter dieser Gedichte ist Zartheit, Milde, wo der Dichter persönlich hervortritt, Bescheidenheit, und wo er von vergangenen Liebesfreuden spricht, die höchste Keuschheit. Fast alle Gedichte der Sammlung haben einen religiösen Schluß, und der größte Vorwurf, den man ihnen machen kann, ist eine gewisse Monotonie. Die Italiänischen Kritiker freilich machen Pellico hier wie überhaupt einstimmig den Vorwurf, er beherrsche die Form nicht genug. Sie sehen den Grund hiervon eben so sehr in seinem Geiste, der nicht die großartige Kraft und Geschmeidigkeit besitzt, welche die Dichter ersten Ranges auszeichnet, als in seiner Abstammung; die Piemonteser, sagen sie, sind keine Schriftsteller. Wie große Anstrengungen hat es Alfieri gekostet, sich seine Sprache zu schaffen, und seine Verse stehen doch weit hinter der Energie und der Glätte der Meister zurück. Die Vergötterung der Form geht in Italien bis ins Unglaubliche. Der Effekt, den Foscolo's Gräber gemacht haben, beruht meist nur auf ihrer formellen Vollendung. Nur mit einem einzigen Gedichte Pellico's, einer kleinen Kanzone, sind die Kritiker vollkommen zufrieden; sie wird von ihnen eine in Gold gefaßte Perle genannt. Da ihr Reiz eben in ihrer Form liegt, so suchen wir sie nicht erst wiederzugeben, da man nach ihrem einfachen Inhalte kaum begreifen kann, wie sie dieses Glück gemacht hat. Der Dichter befindet sich im Kerker und dankt der Sonne, daß sie ihn nicht auch vergesse und die Kraft seines Kerkergrabes zu verscheuchen komme; er bittet sie, oft wiederzukehren und seine Lieben jenseits der Alpen von ihm zu grüßen und sie zu trösten. Gedruckt ist diese Kanzone nur in einer Leipziger Ausgabe von Pellico's Gedichten, in der Italiänischen fehlt sie.

Neben dem Dichter Pellico haben wir den Prosaiker zu betrachten. Seine Abhandlung von den Pflichten der Männer, Dei Doveri degli Uomini, ist die neuste seiner prosaischen Schriften. Dieses Büchlein ist an einen jungen Mann gerichtet und ist nichts als ein moralischer Katechismus, es mag bei verstockten Katechumenen die besten Wirkungen machen, doch gestehe ich, daß es mir etwas fad vorkommt. Hierauf denkt Pellico eine Abhandlung von den Pflichten der Frauen folgen zu lassen, und ich bedaure, daß er mit dieser nicht angefangen hat.

Doch die wichtigste seiner prosaischen Schriften und seiner Schriften überhaupt hab' ich bis jetzt übergangen, weil sie längst im Geiste aller Leser lebt: Le mie Prigioni. Hier verschwindet der Schriftsteller ganz, und nur der Mensch bleibt zurück. Pellico's achtzigjähriger Beichtvater hatte, wie der Verfasser selbst sagt, ihn wiederholt aufgefordert, alle Leiden aufzuzeichnen, die er in den Gefängnissen zu Mailand, Venedig und auf dem Spielberg hatte ertragen müssen. Pellico fragte seine Mutter, was sie dazu meine. Diese rieth ihm, zu Gott zu beten, daß er ihm den rechten Entschluß in die Seele gebe. Das Buch lag längst in Pellico's Brust fertig, und so wurde es denn geschrieben. Der Erfolg war sehr groß und noch größer die Ueberraschung, als man anstatt des Zornes und der Rache eines unschuldig Verletzten, welche man erwartet hatte, die Liebe und Verzeihung eines Märtyrers fand. Diderot sagt, er würde Niemand zu seinem Freunde annehmen, der nicht Clarissa Harlowe liebte; so kann man den Stab über Jeden brechen, der von diesem Buche nicht gerührt wird. Zwar sagen starke Naturen, dies heiße die Sanftmuth und Resignation zu weit treiben; zwar haben sie vielleicht Recht, und doch ergreift das Buch durch seine Wärme, seine Innigkeit und seinen ganzen einfachen, naiven Geist, und wer es aus Verstandesgründen tadelt, dem können wir nur sagen: Vergiß, daß es zur Literatur gehört, und lies es so wieder.

Seit seiner Rückkehr nach Italien hat sich Pellico von der Politik ganz abgewendet, die wohl nie eine bedeutende Rolle in seinem Leben gespielt hat. Er war der Regierung mehr durch seine Umgebung als durch eigene Handlungen verdächtig, und seine Bestrafung war um so grausamer, als sie in keinem Verhältniß zu der angeblichen Schuld stand; man bestrafte in ihm Gedanken, vielleicht ein leichtsinniges Wort, doch keinen einzigen Schritt. Doch wie weit Pellico auch in seiner Anschließung an die liberalen Ideen ging, er hat es gegenwärtig wiederholt erklärt, daß die Politik sein Fach nicht sey, daß er in alle Verordnungen der Regierung willige.

Außer der Erfüllung der religiösen Ceremonien nimmt die Lesung ascetischer Schriften und die Unterhaltung über religiöse Gegenstände den größten Theil von Pellico's Zeit hinweg. Seine literarischen Arbeiten sind untergeordnet und dürfen nur auf die Zeit Anspruch machen, welche ihm die Religion übrig läßt, deren Herrschaft sie sich überhaupt nicht entziehen können. Oft, sagt er, muß ich dichten, um zu beten; ich breite meine Seele vor Gott aus, so entsteht eine Ode, eine Elegie, und mein Herz ist beruhigt und erheitert. Ich habe es aufgegeben, für das Theater zu schreiben und die beiden Romane zu beenden, mit denen ich schon bis zur Hälfte gediehen war; ich las die Meisterwerke, welche Italien schon im Romane hat, vorzüglich die Verlobten unseres unvergleichlichen Manzoni, da erlahmte mein Eifer. Im Ganzen schreib' ich viel, doch bring' ich wenig zu Ende. Ich beabsichtigte nie, etwas zu produziren, ich schreibe nur, um mich selbst zu zerstreuen und zu beruhigen. Manchmal ergreif' ich die Feder und weiß gar nicht, was ich schreiben soll, da schreib' ich mein trauriges Leben.

Fragen wir nun nach der Rolle, die Pellico in der intellektuellen Bewegung des modernen Italiens spielt, so müssen wir diese als eine untergeordnete bezeichnen. Er schloß sich bei seinem Auftreten der romantischen Schule an, doch ist er keines ihrer Häupter geworden. In der Lyrik wie im Drama und Epos ist er hinter Berchet, der zuerst die Fahne der Revolution gegen das klassische Prinzip aufsteckte, indem er eine Uebersetzung Bürger's herausgab, hinter Grossi und Manzoni weit zurückgeblieben. Pellico ist mehr rezeptiv als produktiv. Als die Romantik durchgedrungen war und ihren Hauptruhm auf Manzoni's Haupte vereinigt hatte, wurde man der Ritter- und Burgfräulein bald müde, man suchte ein neues Band und flüchtete sich mit Leopardi, dem Auserwählten des Schmerzes, in die Tiefen der Natur und des Herzens. Pellico trug, durch seine Uebersetzung des Manfred, dazu bei, die Italiänische Literatur auf diese neue Stufe zu heben; wenigstens hat er sich sonst in keiner Weise dieser Richtung angeschlossen. Pellico ist nicht mehr der Dichter der Zukunft und selbst nicht mehr der Gegenwart, er hat mit dem Leben gebrochen. In seinem steten Vereine mit Gott würdigt er die menschlichen Dinge kaum eines Blickes, und wo die Wirklichkeit aufgehört hat, da hört auch der Dichter auf. So hat Pellico zu zwei Epochen in Bezug gestanden, doch hat er keiner sein Siegel aufgedrückt. Er hat keine neue Typen geschaffen. Weder im Inhalt noch in der Form seiner Werke lassen sich große Fehler nachweisen, doch die Unsterblichkeit der Poesieen hängt nicht von dem Mangel an Fehlern, sondern von den positiven Schönheiten ab. So hat der Dichter Silvio Pellico dem Gefangenen seinen Dank zu sagen, daß ihm dieser einen Freibrief für die Unsterblichkeit verschafft hat, denn es würde dem Dichter wohl schwer geworden seyn, ihn zu erringen. C. D.

Moldau und Wallachei.

Untergang der Selbständigkeit der Wallachei durch die Bojaren.*)

Die Krieger, die im Jahr 1241 mit Rudolph dem Schwarzen oder Radu Negru I. über die Karpathen gingen, welcher den selbständigen Staat der Wallachischen Fürsten stiftete, sind die Stammväter der Bojaren oder Krieger, welche jetzt den privilegirten Stand in der Moldau und Wallachei ausmachen. Nachdem dieser Theil des alten Daciens, der mit Römischen Kolonisten besetzt worden war, Jahrhunderte lang der Schauplatz der Völker-Wanderung gewesen war, stiftete Radu zu Campo-Lungu die erste Niederlassung und sammelte die bisher hart bedrängten Nachkommen der Römischen Kolonisten. Das Land hieß terra Romanesca, das die Byzantiner Ungro-Valachia oder Valachia nannten. Die Bojaren theilten sich in den Besitz des Landes als Beamte, und wenn es auch anfangs viele freie Grundbesitzer (Mosniani) gab, so machten die Ersteren sich doch bald zu erblichen Herren, während die Fürsten-Würde von ihnen nach freier Wahl vergeben ward. Die Kriegsgefangenen waren Sklaven und hießen Vecini, Nachbarn, und bald war kein Unterschied mehr zwischen den unterdrückten freien Ackerbauern und den Sklaven. Staatsbürger waren nur die Nachkommen der ersten Bojaren.

Einer der Nachfolger Rudolph's unterstützte 1366 die Bulgaren gegen die Türken, aber die Wallachische Krieger-Kaste konnte den Sieg nicht behaupten. Doch war man so tolerant, daß die Juden und die Minoriten-Mönche im Lande Aufnahme fanden. Der Wahlfürst Mirza I. schloß 1390 einen Freundschaftsbund zu Radom mit Jagello von Polen; allein die Krieger-Kaste der Wallachei ward geschlagen, und dies Land wurde 1393 von Bajazed I. unterworfen, jedoch so, daß die Wallachen gegen einen jährlichen Tribut fortfahren sollten, sich selbst, wie bisher, zu verwalten; seitdem wurden die Bojaren die Bundes-Genossen der Türken gegen die Christen. Doch als Sigismund von Ungarn mit 60,000 Mann heranrückte, worunter sich die Deutschen Ritter unter Friedrich von Hohenzollern und die Blüthe der Französischen Ritterschaft unter Coucy, la Tremouille und dem Prinzen von Bar befanden, fielen die Wallachen wieder von den Türken ab. Diese aber schlugen am 28. September 1396 die Französischen Ritter bei Nikopolis, welche in ihrem panischen Schrecken das ganze Heer aufrollten, wobei die Bojaren der Wallachei sofort zu den Türken übergingen und ihren neuen Bundesgenossen, Sigismund, dergestalt verließen, daß er den Rückzug nach Ungarn auf der Donau über Konstantinopel, Rhodus und Dalmatien suchen mußte.

Doch der Verrath bekam den Bojaren schlecht, Bajazed verlangte 10,000 Dukaten Tribut und 500 Knaben jährlich; da griffen sie zu den Waffen und zwangen die Bauern, ihr Land zu verwüsten, so daß Bajazed, der 1398 bei Silistria über die Donau gegangen war, ohne eine Schlacht liefern zu können, den Rückweg suchen mußte, auf welchem ihn die Wallachen bis Adrianopel verfolgten. Bald darauf siegten sie auch über ihre Landsleute, die Moldauer. Doch die Bojaren wurden unter sich uneins; sie empörten sich gegen ihren Fürsten, und bald sanken sie wieder so tief, daß Muhamed 1416

*) Das neueste von den Bojaren herbeigeführte Ereignis der Wallachei, die Absetzung des Hospodaren, Fürsten Ghika, gewinnt durch solche historische Betrachtungen, wie die nachfolgende, ein neues Licht.

über die Donau gehen und wieder einen Tribut den Wallachen auflegen konnte, welche so schlecht verstanden hatten, ihre Unabhängigkeit seit 1398 zu behaupten, obwohl Fürst Mirza ein bedeutendes stehendes Heer unterhielt, das meist Polnisch gekleidet war. Nach dem Tode Mirza's I. entstanden Partei-Kämpfe unter den Bojaren, welche sich verschiedene Woywoden oder Fürsten wählten und bald die Türken, bald die Ungarn gegen die andere Partei zu Hülfe riefen.*) Als König Wladislaus von Polen im Jahre 1444 den Friedens-Vertrag mit Murad zerriß und doch nur 10,000 Mann zusammenbrachte, aber nach der damaligen Art der Polen über 2000 Bagage-Wagen mit sich führte, unterstützte ihn Draca, Woywode der Wallachei; allein die Schlacht von Warna ging verloren; 1448 ward auch Huniad von Ungarn bei Kossova geschlagen, und die Wallachen gingen wieder zu den Feinden der Christenheit über, welche 1453 durch die Einnahme von Konstantinopel dem Griechisch-Römischen Reiche ein Ende machten.

In der Wallachei dauerten die Parteiungen unter den Bojaren fort**); mit Hülfe der Türken behauptete die Partei des Wladislaus V. diesen in den Fürsten-Würden und ließ 500 Bojaren der anderen Partei ermorden. Bald aber stand wieder eine Partei gegen Muhamed in Verbindung mit Matthias Corvinus auf und fiel in Bulgarien ein, wo 25,000 Menschen gespießt wurden. Die Türken rächten sich dafür, indem sie 1461 Bucharest nahmen und über 200,000 Pferde und Ochsen wegführten. Im Jahre 1479 sehen wir die Wallachen wieder als Hülfs-Völker der Türken gegen Stephan Bathory, Woywoden von Siebenbürgen, und 1507 im Bündniß mit Ungarn und Polen gegen die Türken. Unterdeß hatten die Päpste wiederholt versucht, auch hier ihre Oberherrschaft einzuführen; allein man bestand so fest auf der Beibehaltung des Griechischen Ritus, daß alle Lateinische Bücher abgeschafft und die Slawisch-Cyrillischen Charaktere eingeführt wurden. Die mächtigen Bojaren thaten nichts für die Ausbildung des Volkes, das selbst unter dem Druck gutmüthig blieb und es für eine Sünde hielt, bei dem Verkauf mehr für eine Sache zu fordern, als sie werth war; daher fiel der Handel in die Hände der Juden, so daß hier dieselben Erscheinungen vorkommen, wie in der Aristokraten-Republik Polen. Auch die Armenier und Zigeuner fanden sich hier im 15ten Jahrhundert in großer Menge ein.

Im 16ten Jahrhundert dauerten die Parteiungen unter den Bojaren fort; die einen unterstützten die Wahl eines Fürsten, der an die Bedingung völliger Ungebundenheit der Wähler gebunden war, durch die Türken, die anderen durch die Ungarn; wie in Polen, von Vaterlandsliebe fortwährend redend, riefen sie Fremde herbei und ließen ihr Vaterland durch Bürgerkriege zerfleischen. Nur während der Regierung des Fürsten oder Woywoden Neagu I., seit 1513, ruhten die Leidenschaften einigermaßen, weil er durch Kirchenbauten die Neigung zur Bigotterie anzufachen verstand. Doch solche Mittel helfen nicht lange; bald nach seinem Tode führte wieder eine Partei der Bojaren Türkische Einmischung herbei, so daß Mohammedbeg die Wallachei ganz als Türkische Provinz behandelte, bis Johann von Zopolya, Graf von Zips, die Türken vertrieb.

(Schluß folgt.)

*) De l'état présent et de l'avenir de la Moldavie et Valachie par F. Colson. Paris 1839.

**) Histoire de la Valachie par Michael Kogalnitchan. Berlin, Libraire de Behr, 1829.

Mannigfaltiges.

— Barthold's dreißigjähriger Krieg. Zu den Geschichtsbüchern der Deutsch-Französischen Kämpfe, welche dazu geeignet sind, das Bedürfniß der Einigkeit und das Gefühl der Nationalität in den Deutschen recht wach zu erhalten, gehört vor Allem die kürzlich in ihrem zweiten Bande vollendet erschienene „Geschichte des großen Deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolf's ab, mit besonderer Rücksicht auf Frankreich", verfaßt von F. W. Barthold (Professor in Greifswald). Das Eigenschaftswort „groß", das hier dem 30jährigen Kriege beigelegt wird, ist keineswegs ein epitheton ornans, obwohl es, mit dem Worte „Deutsch" verbunden, leicht dieses Ansehen bekömmt. Der Verfasser sieht vielmehr, wie jeder Deutsche es muß, den dreißigjährigen Bruderzwist für das größte und folgenschwerste Unglück an, das jemals das Vaterland betroffen hat. Er hielt es für nothwendig, die letzte Hälfte des dreißigjährigen Krieges einer gründlichen historischen Darstellung zu unterwerfen, weil die meisten Geschichtswerke sich damit begnügen, jenen Krieg bis zum Tode seiner berühmtesten Helden, Gustav Adolf, Wallenstein und Bernhard von Weimar, in seinen Details zu verfolgen, jedoch gerade die Geschichte der ausländischen Vermittelung, der Schwedischen sowohl als der Französischen, obenhin behandeln — was bei Deutschen Historikern vielleicht durch das Bewußtseyn zu erklären ist, daß sie mit einer solchen Erzählung die eigene Nationalschande anerkennen müßten. Fast in allen Deutschen Darstellungen finden sich über diesen Zeitraum nur die Nachrichten wiederholt, „welche Pufendorf's käufliche Feder zusammengetragen, etwa ausgeschmückt mit Zügen aus den Lebensbeschreibungen der Schwedischen Feldherren, in denen die Eitelkeit der Nachkommen neuerdings wohlgefällig sich bespiegelt, oder mit ungeprüfter Annahme Französischer Berichte über die Thaten der Franzosen unter Guebriant, Enghien und Turenne." Wir glauben des Verfassers Ansichten und die Tendenz seines Werkes am besten darzulegen, wenn wir der Einleitung, welche von der frühen Entwickelung der Absichten Frankreichs auf Deutschlands Gränze handelt, folgende Stelle entnehmen. Nachdem der Macht Kaiser Karl's V., der zugleich König von Spanien, Neapel und Indien, so wie Herzog von Burgund war, gedacht worden, heißt es:

„Vergebens rang Franz I. gegen solche erdrückende Gewalt; erst als Deutschland unheilvoll durch den Kirchenstreit zerrissen wurde, gelang es Heinrich's II. gleisnerischen Erbietungen an die überwältigten protestantischen Stände, die Bisthümer Metz, Toul und Verdün als Kaufpreis eigennütziger Hülfe davonzutragen (1552). Das reichstreue Straßburg widerstand noch der Verlockung; aber der erste Schritt zur Schmälerung Deutschlands war beklagenswerth, nicht durch französische Waffen, sondern durch Bethörung Deutscher Stände gelungen und die Bahn für Pläne gebrochen, welche seit drei Jahrhunderten französische Eroberungslust nicht aus den Augen verloren hat. Zwar hemmten die Religionskriege in Frankreich unter den Söhnen der Maria von Medici den Vollzug des nachhaltigen Strebens, und Habsburgs getheilte Macht ward nur geschwächt, dadurch daß die Niederlande vom Spanischen Joche sich losrissen, während der feindliche Zweig der Deutschen Habsburger, seit Karl's IX. Tagen den Valois befreundet, die Entfremdung des Burgundischen Kreises zuließ. Aber kaum hatte die Weisheit des vierten Heinrich's Frankreichs Wunden geheilt, als der Bourbon in ungeheurem Umfange die Pläne der Vorgänger aufnahm, die Monarchie Karl's V. mit einem Schlage zu zertrümmern. Böser Argwohn, auf kirchlichem Boden erwachsen, trennte die Deutschen Gemüther; ein verwickelter Erbstreit drohte inneren Krieg der Fürsten; schändlicher Bruderzwist lähmte das Geschlecht der Habsburger; die Waffen zum Angriff auf Deutschland waren bereitet; da trat das Geschick nochmals dazwischen, indem das Mordmesser Franz Ravaillac's i. J. 1610 das Leben und die ins Abenteuerliche greifenden Pläne Heinrich's IV. durchschnitt. Unter der hadervollen und schwachen Minderjährigkeit Ludwig's XIII. beschwor das protestantische Deutschland, krank an vielfachen inneren Gebrechen, ohne Liebe für das Ganze, ohne Kraft und Einsicht, im Einzelnen sich geltend zu machen, sein Verderben herbei. Der große Deutsche, sogenannte Religionskrieg entbrannte zu furchtbarer Höhe; Kaiser Ferdinand II. mit der katholischen Welt ging als nachsichtsloser Sieger hervor und bedrohte die geltende Reichsverfassung mit der Auflösung: 1629, indem er das ältere Kaiserrecht aus den Tagen Friedrich's des Rothbarts, Karl's des Fünften, thatsächlich ansprach. Aber gleichzeitig stand ein neues Frankreich fertig, das mit bewunderungswürdiger Geisteskraft und Klugheit geförderte Werk des Kardinals Richelieu, seit dem Jahre 1624 Mitglied des Staatsrathes und seit dem 21. November 1629 mit der vollen Gewalt des ersten Ministers bekleidet. Großes war diesem, kaum je übertroffenen Staatsmanne bereits gelungen; die innere Ruhe Frankreichs blutig hergestellt; nach dem Falle Rochelles (28. Oktober 1628) die Partei der Hugenotten jeder politischen Selbständigkeit beraubt; die ständischen Rechte der alten Provinzen untergraben; die Parlamenter gedemüthigt; der feudalistische Trotz des hohen Adels gezähmt; das Größere blieb ihm noch übrig, mitten unter den Ränken und Verfolgungen der Königin Mutter und der Prinzen von Geblüt, zumal des Bruders des kinderlosen Ludwig's XIII., Gaston von Orleans, gehaßt von einem Theile des Adels — die Pläne Heinrich's IV. auszuführen; nämlich beide Häuser Habsburgs, ohne offene Waffengewalt, ohne Gefährdung der katholischen Kirche, in dem Grade zu schwächen, daß erstens Frankreich's Ruhe gesichert sey vor der gefürchteten allgemeinen Spanischen Monarchie und zweitens das Scepter der Lilien zur entscheidenden Herrschaft in den Angelegenheiten der christlichen Welt sich aufschwinge. Erachten wir zwar ein so folgerechtes Streben des getheilten Hauses Habsburg als etwas Unausführbares, bei dem Widerstande der katholischen Liga: und die Besorgniß dagegen für angeblich oder ungegründet, zumal bei dem kundbaren Verfalle der Spanischen Monarchie unter Philipp IV. (seit 1621), dem wiederum entbrannten Niederländischen Kriege (1621), an welchem die Kraft des Königreiches hinwelkte: so rechtfertigte doch die thatsächliche Stellung Frankreichs zu dem Ländergebiete beider Zweige und der böse Wille der einen Krone einen Auflehnungsversuch Frankreichs als etwas Nothwendiges, Hochverdienstliches und das Wohl des Französischen Staates Bedingendes. Fast rings von Spanischen Provinzen umgürtet, hatte Frankreich keine unmittelbare Verbindung mit dem übrigen Auslande, als zur See, auf der Savoyischen Seite, und durch eine schmale Lücke im Moselthale. Im Süden griff Spaniens Gebiet über die Pyrenäen herüber, indem die Grafschaft Rousillon zur Krone gehörte; im Norden trennten Flandern und die Spanischen Niederlande Frankreich von den freien Niederländischen Staaten; im Osten hemmte die freie Grafschaft Burgund, in Spaniens Besitz, den Einschritt nach der Schweiz und dem Elsaß; und zwischen der Spanischen Provinz Luxemburg und der Grafschaft Burgund sperrte Lothringen, noch eine selbständige Macht, jede Verbindung mit Deutschland und erstreckte seinen Besitz als Französisches Lehen bis über die Aire und Aisne tief in die Champagne hinein. So eingeengt durch denselben Staat, stand Frankreich einem vielfachen Angriffe offen und hatte im Falle eines Krieges mit den Spaniern fast alle seine Landgränzen zu vertheidigen; solcher Fessel sich zu entledigen, mußte der Wunsch jedes patriotischen Franzosen seyn und war das glückgekrönte Streben des Kardinals sein Leben hindurch; aber wie trugvoller arglistiger Mittel er sich bediente, ohne auch nur eine einzige namhafte Waffenthat der Franzosen, in Bezug auf Deutschland seine Pläne zu erreichen, dies zu zeigen, ist die schmerzliche Aufgabe des vorliegenden Buchs."

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 141. Berlin, Freitag den 25. November 1842.

England.

Der Anblick eines Seehafens.

Von Cap. Basil Hall.

Es sind zwei ganz verschiedenartige Schauspiele, die uns ein Hafen darbietet, der abwechselnd von den Fluthen des Oceans bedeckt und wiederum von denselben verlassen wird! Du bewunderst dieses prachtvolle Bassin, das bis an die Ränder angefüllt ist, so wie alle darauf schwimmenden Fahrzeuge, die du kaum zu zählen vermagst. Wie herrlich erscheint der Reflex dieses Waldes von Mastbäumen, dieses Tauwerks und dieser hoch aufgespannten Segel in dem weiten Wasserspiegel! Du folgst mit deinen Blicken, so weit du vermagst, jenen kleinen Nachen und Barken, die nach allen Richtungen sich hin und her bewegen; du siehst die großen Schiffe ankommen oder abgehen; hier lassen sie mit krachendem Getöse den Anker zu Boden sinken, während sie dort die plumpe Eisenmasse mühsam aus dem Wasser herausziehen. Welch' ein Leben, welch' ein Geräusch, welche bunte Mannigfaltigkeit in dieser bewegten Scene!... Aber woher kommen diese lustigen und fröhlichen Melodieen? Es ist der Gesang der Matrosen, mit der Stimme der Steuermänner vereint; eine höchst seltsame, aber doch im Ganzen so wohlklingende Musik! Dieser charakteristische Gesang oder, wenn du es lieber so bezeichnen willst, dieses taktförmige Gelärm der Matrosen hat für uns sein ganz besonderes Interesse. Schau nur, wie sie im Hafen überall hin und her ziehen, bewaffnet mit ihrem dreifach gewundenen Tau, das sie von einem Schiffe an das andere mit einer Gewandtheit los- und anbinden, welche die Unwissenden in Erstaunen setzt, während sie die Leute, die es verstehen, nicht wenig ergötzt; sieh' nur, wie sie den ganzen Raum rings umher mit ihrem Takelwerk, gleich einer Spinne, umweben und wie sie die Schiffe, deren Abreise sie beschleunigen oder deren Ankunft sie befördern helfen, in ihr Netz gleichsam aufzufangen scheinen. Der Augenblick der eintretenden Fluth ist am meisten belebt; da werden die Quais und Hafendämme mit einer Menge von Zuschauern bedeckt, von denen die Einen da sind, um lang ersehnte Freunde ankommen zu sehen oder um sich von Bekannten zu verabschieden, die eben abreisen sollen, während die Anderen, und zwar die meisten, aus müßigen Leuten bestehen, die eben gar nichts Bestimmtes hier zu thun haben und die täglich, durch die Zerstreuung, die das Schauspiel an und für sich gewährt, herbeigelockt, ohne sich von ihren Gefühlen und Empfindungen dabei Rechenschaft zu geben, von dem malerischen, reizenden Anblick eines bewegten Seehafens unwillkürlich gefesselt werden.

Wer möchte aber auch wohl je müde werden, einer Scene von so mannigfaltigem Wechsel beizuwohnen, die nicht zwei Tage im Jahre als eine und dieselbe erscheint? Bald erhebt sich ein leichter Sturmwind, bald tritt allgemeine Windstille ein. Im letzteren Falle gleiten die Schiffe mit eintretender Ebbe sanft ins Meer hinab, während andere den letzten Augenblick der Fluth abwarten, um in den Hafen einzulaufen; die einen wie die anderen lassen sich durch einen leichten Kahn helfen, der an das weit größere Fahrzeug vermittelst eines Kabeltaues befestigt ist, das abwechselnd ins Wasser taucht und wieder aus demselben hervorspringt, je nach den Bewegungen des über die Ruder gelehnten Schiffsvolks. Zuweilen läßt sich auch wohl ein Schiff, um ein- oder auszulaufen, durch ein längeres Kabeltau herbeiziehen, das gleich einer Eisenstange fest ausgespannt ist und an welchem funfzig bis hundert Matrosen längs des Hafendammes hinziehen, auf dessen in die Fluthen hinreichendem äußersten Ende ein Leuchtthurm sich erhebt, dessen Licht hier ganz unbeachtet bleibt, gleich einem Freunde, den man, nachdem die Gefahr vorüber ist, bereits vergessen hat. Denn die Sonne ist heute in ihrem hellen Glanze erschienen, die Winde sind alle wie eingewiegt, das Erwachen eines Sturmes scheint für immer unmöglich zu seyn: der Hafen sieht ohne Aufhören aus allen Enden der Welt Kaufmannsschiffe aus- und einlaufen, die sich gegenseitig drängen, ohne jedoch einander zu stoßen, trotz der anscheinenden Verwirrung ihres unaufhörlichen Treibens und Bewegens, das für den unerfahrenen Zuschauer eben so unerklärlich bleibt, wie die Bewegung der Planeten auf der Himmelskugel.

Aber plötzlich erhebt sich ein Sturm, und die Scene verändert sich ganz und gar: die in den noch vor wenigen Augenblicken so ruhigen und stillen Hafen mit Gewalt eindringende Fluth setzt alle Kräfte der Matrosen in Bewegung, um den Widerstand zu überwinden. Jetzt ist's kein Spiel mehr; jetzt bedarf es alles Talentes der Steuermänner, der Kenntniß der Lokalität und der Unerschrockenheit der Capitaine. Alsdann bewährt sich die wahre Ueberlegenheit der vor Anderen sich auszeichnenden Männer, die noch kurz vorher unter ihre Gefährten vermischt waren. In solchen Augenblicken wird jeder Capitain aufs eifrigste selbst von allen denjenigen respektirt, die aus aufgeblähtem Stolze oder falscher Einbildung, zur Zeit der Windstille, am ungehorsamsten erschienen.

Beobachten wir hier einmal ein Fahrzeug, das eben ankömmt, so bemerken wir, wie der Anker schon bereit ist, um hinabgesenkt zu werden; die Kabeltaue sind längs des Verdeckes hin in Ordnung gelegt; der Sondirer berechnet so schnell als möglich die Angaben des Senkbleies und theilt sie in seiner eigenthümlichen Kunstsprache dem aufmerksamen Steuermanne mit. Endlich ist der Eingang des Hafens überschritten, die großen Segeltaue werden angezogen, das Steuer wird mächtig gesenkt, die Schoten werden losgelassen, und du hörst auf einmal das Schiff ankommen, du vernimmst das Krachen seiner Masten und Segelstangen, das unaufhörliche Getöse seines Takelwerks und seiner Segel, und es ist dir, als wenn die ganze Maschine plötzlich in Stücke zerfallen wollte. Aber wenn du ängstlich bist, so rührt dies nur davon her, daß du keine Kenntniß von der Sache hast. Beobachte nur einmal den verständigen Blick des Steuermannes oder, zur Seite des Steuermannes, die ruhige Kaltblütigkeit des Capitains; höre, wie das Schiffsvolk mitten unter den schäumenden Wellen lacht und singt, und du wirst bald begreifen, selbst ohne zu wissen wie, daß trotz dieses anscheinenden Tumults, trotz aller Gefahren und Schwierigkeiten, Alles bereits wohlgeordnet und regelmäßig hergeht. Glaubst du auch zuweilen, daß das Fahrzeug gegen die Felsen anläuft, oder kommt es dir so vor, als wenn es von dem klaffenden Abgrunde dort plötzlich verschlungen wird, so verfolge es nur, sey es, daß es herannaht, oder daß es sich entfernt, auf seinem weiteren Gange, und du wirst bald bemerken, daß diejenigen, die der Gefahr am nächsten sind, gar wohl wissen, daß keine solche mehr vorhanden ist, und daß sie sogar unter einander zu ihrem Zeitvertreibe von den gleichgültigsten Dingen schwatzen.

Verweilen wir noch etwas auf dem Hafendamme, obgleich es daselbst, um unsere Aufmerksamkeit zu fesseln, weder ein ganzes Geschwader von großen Schiffen, noch eine Miniatur-Flotte von jenen kleinen Kähnen und Nachen mehr giebt, die bei schönem Wetter den Hafen unaufhörlich durchkreuzen. Der Wind hat sie zerstreut oder hält sie am Anker zurück; aber du siehst hier zwei Kaufmannsschiffe, die dem contrairen Winde Trotz bieten; sey es die Macht der Konkurrenz oder der Stachel des Eigennutzes, gleichviel wie du es immer nennen magst, was sie treibt, sie sind entschlossen, trotz aller drohenden Gefahren, ihre Reise muthig anzutreten. Du siehst auch dort in der Ferne jenes von der Sonne und dem Regen der Tropengegenden gebleichte Segel. Für den bei der Sache nicht betheiligten Zuschauer ist es ein Punkt am Horizont, oder ein Lichtflecken, der das düstere Gemälde des Himmels und des Meeres malerisch durchschneidet; aber der unruhige Blick des besorglichen Kaufmanns hat bereits lange vor dir das Schiff erspäht, das er täglich erwartet; schon berechnet er die Prozente, die er an der für ihn bestimmten Ladung gewinnen wird, und er täuscht sich auch keineswegs, denn das Schiff ist ein ausgezeichneter Schnellsegler, wohlbekannt in dem Hafen, wo es, von tausend freudigen Stimmen begrüßt, eben einläuft. Der glückliche Kaufmann ist voller Fröhlichkeit und bewillkommt den muthigen Capitain, er gratulirt sich selber dazu, daß er seine Waaren einem so geschickten Steuermanne anvertraut.

Das durch die Elemente bewährte Fahrzeug selbst scheint an der Freude über den guten Empfang Theil zu nehmen; gleich einem Meteor fährt es daher, indem es kühn die Wogen theilt, und endlich sieht es sich, nach überstandener Gefahr, bei den Magazinen des Kaufmanns in Sicherheit geborgen. Schon sein äußerer Anblick verräth die Länge der Reise: sein Kiel ist schmutzig und grünlich, sein Takelwerk ist geschlißt, und seine geflickten und bis auf die einzelnen Fäden abgeriebenen Segel scheinen besonders da, wo sie mit den Sturmwinden am meisten zu kämpfen hatten, fast durchsichtig zu seyn. Welch' ein Kontrast gegen diesen ganz neu erbauten Kiel, gegen die proper angefertigten und in vollkommener Güte ausgespannten Segel, gegen die gut ausgetheerten Strickwände und das elegante Takelwerk des Schiffes hier, das eben erst den Hafen verlassen soll! Aber verachte ja nicht das eben angekommene Fahrzeug, ehre vielmehr die charakteristischen Kennzeichen seiner langen Reise und achte den Veteranen, der die Narben seiner Feldzüge nicht verbergen kann!

So denkt insbesondere der, welcher das Schiff ausgerüstet hat. Gleich einem Freunde eilt er dem Capitain entgegen, der für ihn in den heißen Tropengegenden seinen Teint verbrannt; du siehst, wie herzlich sie sich die Hände reichen, und der feine Kaufmann findet den robusten Händedruck eben gar nicht zu rauh. Die Freude ist in der That auf beiden Seiten gleich. Der Capitain erzählt gern von den Gefahren, den Verzögerungen und allen sonstigen widrigen Ereignissen, die er glücklicherweise überstanden und die nunmehr nur in der

Erinnerung noch für ihn vorhanden sind. Es ist ihm geglückt, er hat seine Pflicht erfüllt, und er nimmt mit aufrichtigem Gemüthe die Glückwünsche an, mit denen der, welcher den Gewinn davon ziehen wird, ihn nun so freigebig überhäuft.

Dies sind etwa eine oder zwei von den tausenderlei Scenen, die Häfen wie Leith oder Dieppe zur Fluthzeit darbieten; ein ganz anderes Gemälde hingegen stellt sich uns dar, wenn die Ebbe eintritt. Alsdann ist fast die ganze malerische Schönheit des Bassins verschwunden, und du siehst nur eine weite, fast leere Öde Hohlung vor dir, denn das wenige Wasser, was hier noch anzutreffen ist, bildet nur einen schwachen, schmutzigen Strom, der sich mühsam durch ein Meer von Schlamm und Koth hindurchwindet. Die Schiffe, anstatt sich, belebten Wesen gleich, triumphirend auf dem Schooße des Oceans zu wiegen und in demselben ihr Bild abzuspiegeln, liegen hier traurig verlassen und ganz dem Zufalle preisgegeben; anstatt ihre hohen Masten gleich Gothischen Thurmspitzen gen Himmel zu erheben, drängen sie sich nieder und neigen sich nach allen Winkeln des Horizonts zu. Die einen sind auf die Seite geworfen, die anderen gleich den Bäumen eines Amerikanischen Waldes nach einem Orkan aus ihrer perpendikulären Stellung verrückt; kurz alle scheinen mehr oder weniger ihrer natürlichen Lage beraubt zu seyn und schämen sich gleichsam darüber, daß sie hier in Morast und Koth gerathen sind. Du siehst sie hier ohne Matrosen, von aller Welt verlassen, die armen Schiffe, fast altem Gerümpel zu vergleichen, daß man einem Schlammbette zur Verwesung überlassen. Und die schönen, lieblichen Nachen, die noch vor zwei Stunden die Wogen des Hafens nach allen Richtungen hin so fröhlich und belebt durchfurchten! Du siehst sie hier ebenfalls halb in Schlamm versenkt, mit dem Vordertheil nach unten, mit dem Hintertheil nach oben gekehrt und mit hängenden Rudern.

Es ist gleichsam die Todesstunde des Hafens. Man sieht hier nichts Lebendiges mehr, außer etwa einige von jenen zweifüßigen Amphibien, die wir im Matrosenstile Mistfinken zu nennen pflegen (mud larks); angethan mit ihren großen Stiefeln und bis über die Kniee im schmutzigen Schlamme fleckend, ziehen sie sich, gleich den im Leime gefangenen Fliegen, mühsam hin, um Stücke von Kabeltauen und anderen Ueberresten der Schiffe aufzulesen; am Bord wie am Ufer ist Alles stumm, denn die müden Matrosen benutzen die Zeit, um sich auszuruhen. Und die müßigen Zuschauer, würden sie auch noch Lust haben, in solchen Augenblicken, wo weder ein- noch ausgeladen wird, hier zu verweilen, so hielte sie doch schon der stinkende Dunst zurück, den die Sonnenhitze aus dem hier sich ansammelnden Schlamm entwickelt.

Man hat es versucht, dem letzteren Uebelstande abzuhelfen; denn es ist Gefahr vorhanden, daß ein Hafen in Folge der täglichen Anhäufungen des Meerschlammes in einiger Zeit ganz verschüttet werde. Es sind daher verschiedene, mehr oder weniger geschickte Vorkehrungen zu diesem Zwecke getroffen worden. Uns ist kein Hafen bekannt, wo dergleichen in einem höheren und vollkommeneren Grade ausgeführt worden wäre, als zu Dieppe.

Dicht an dem oberen Theile des Hafens von Dieppe erblickst du einen ungeheuren Wasserfall, der einen sehr bedeutenden Umfang und eine beträchtliche Tiefe hat. Wenn die Ebbe eintritt, so befindet sich die Oberfläche dieses künstlichen Sees funfzehn bis zwanzig Fuß oberhalb des Hafenbettes. Zur Zeit der Fluth vereinigt sich dieselbe Wasserfläche mit der des Meeres, die den Hafen füllt, und nachdem die dazwischen befindlichen Schleusen geöffnet worden, tritt eine freie Communication zwischen dem See und dem Hafen ein. Bevor jedoch das Meer wiederum zu fallen beginnt, wird diese Communication vermittelst einer dreifachen Reihe von Doppelthüren aufgehoben.

Wenn der Augenblick der Ebbe vollständig eingetreten und das Bassin von Dieppe nicht eben im Trockenen, sondern vielmehr mit einer dichten Schlammmasse überzogen ist, so werden die sechs großen Schleusen geöffnet, und das Wasser des Sees stürzt, einem ungeheuren Strome gleich, in den leeren Hafen hinab. Anfangs fällt dieser Strom in einer Höhe von zwölf Fuß, jedoch nimmt diese Höhe allmälig ab, sobald das Wasser sich rechts und links nach dem Meere zu verbreitet. Auf seinem ungestümen Laufe fegt er nicht bloß den Schlamm, den Sand und andere dergleichen Bodensätze mit hinweg, sondern, was noch einen ganz besonderen Nutzen gewähret, er macht auch alle Barken und selbst manche kleinere Schiffe wieder flott, die im Schlamme sitzen geblieben sind; wäre nur die Farbe dieses Gewässers nicht ein wenig trüb, so dürfte es leicht im Stande seyn, dem Hafen einen Theil seines bewegten Lebens und selbst seiner malerischen Schönheit wieder zu verleihen.

Frankreich.

Der Morgen eines Französischen Ministers.

(Fortsetzung.)

Achte Scene.

Der Minister; der Deputirte.

Deputirter. Ich störe Sie vielleicht, mein lieber Minister.

Minister. Keineswegs. Ich freue mich immer, Sie zu sehen. Wie befindet sich Ihre Frau Gemahlin? Ich habe mir vorgenommen, ihr nächstens meine Aufwartung zu machen. Sie ist doch gesund?

Deputirter. Vollkommen; ich danke für die gütige Nachfrage. Ich bin ganz glücklich, daß ich Sie heute sprechen kann.

Minister. Das freut mich unendlich; diese gute Meinung schmeichelt mir.

Deputirter. Errathen Sie die Ursache?

Minister. Ich weiß es in Wahrheit nicht.

Deputirter. Weil ich Sie um nichts zu bitten habe, mein lieber Minister. Es giebt viele Leute, die mit keinem Minister sprechen können, ohne zugleich die Hand auszustrecken. Das ist nicht meine Gewohnheit. Ich sagte neulich im Konferenzsaal zu Herrn Dupont de l'Eure: „Meine Meinung kann nicht verdächtig seyn; denn sie ist uneigennützig.“ Er hat mich deshalb gelobt mit seiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit. Sprechen Sie mir nicht von jenen Hungerleidern, die Sie mit Bitten bestürmen. Sie müssen deren sehr viele haben, Sie, der Sie die Quelle der Gnade, fons et origo, sind, wie Dupin sagen würde.

Minister. Ach, ja; das ist die Rückseite der Münze.

Deputirter. Ich finde ein wirkliches Vergnügen daran, daß ich mir sagen kann: ich habe Ihrer nicht nöthig; Sie können nichts für mich thun, und dennoch bin ich eine Ihrer treuesten Stützen. Ich erinnere mich nicht, ein einziges Mal gegen das Ministerium gestimmt zu haben.

Minister. Das sind die echten Säulen der Monarchie.

Deputirter. Ich applaudire allen Reden Ihrer Freunde: — Sehr gut, sehr gut. — Man setzte es in den Moniteur, und es macht einen guten Eindruck.

Minister. Das ist vortrefflich.

Deputirter. Ich habe alle Listen für die geheime Abstimmung unterschrieben, als Sie es wünschten, und Sie wissen, ob dies angenehm ist; man läßt die Namen von dem Präsidenten lesen, und die Opposition hat ihr Freude daran; Man muß Glais-Bizoin hören ....

Minister. (für sich) Wo will der hinaus? Ich zittere. (Laut.) Es sind einer von unseren Getreuen; wir vergessen es nicht.

Deputirter. Ich will es beweisen, indem ich Ihnen einen Dienst erzeige.

Minister. Lassen Sie hören.

Deputirter. Die Präfektur in Dijon ist in diesem Augenblicke vakant, ich will Ihnen den einzigen Mann anzeigen, den Sie ganz getrost anstellen könnten. Sie haben viele schwache Präfekten; achten Sie wohl darauf! Ich meine den Unterpräfekten von ...., einen ausgezeichneten Beamten bei meiner Ehre! Er hat bei den letzten Wahlen Ihren Kandidaten lebhaft unterstützt und den der Opposition gestürzt; dabei ist er arbeitsam, unterrichtet und gewandt im Umgange mit den Menschen. Er kennt die Welt. Wenn man zehn Jahre lang Wechsel-Agent gewesen ist, so ....

Minister. Hat er nicht Börsen-Unglück gehabt?

Deputirter. Er hat Alles bezahlt. Dies hat ihn zu dem Entschlusse gebracht, zur Verwaltung überzugehen. Seit seinem Eintritt hat er sich tüchtig emporgearbeitet; wenn ich so von ihm spreche, so geschieht es nicht deshalb, weil er mein Bruder ist; die Verwandtschaft macht mich nicht blind.

Minister. Ich verstehe wohl.

Deputirter. Er gefällt sich sehr zu .... und begehrt kein Avancement; er weiß nicht, was solliciten heißt; er gleicht darin mir. (Der General-Secretair steckt den Kopf durch die kleine Thür.)

General-Secretair. Können Sie mir, Herr Minister, einige dringende Unterschriften zeichnen?

Minister. Sogleich; ich bin bald mit dem Herrn hier fertig. (Der General-Secretair zieht sich wieder zurück.)

Deputirter. Ich will Sie nicht länger abhalten.

Minister. Sie sind sehr gütig; doch erst das Vergnügen und dann die Geschäfte. Ich kann einer freundlichen Unterhaltung wohl einige Augenblicke opfern. Sie erzählen mir nichts von dem Italiänischen Theater, Sie, ein so wüthender Dilettant!

Deputirter. Die letzte Vorstellung ist reizend gewesen. Mario macht täglich neue Fortschritte .... Ich sagte Ihnen also, daß mein Bruder alle Eigenschaften in sich vereinigt.

Minister. Wir wollen die Sache ein anderes Mal besprechen. Wie gefällt Ihnen die Grisi? Ist sie nicht sehr schön in der neuen Oper?

Deputirter. Erlauben Sie mir, bei meiner Sache zu bleiben. Noch einmal, wenn ich als Bittsteller hierher käme, so würde ich verlegen seyn, und ich möchte, um Alles in der Welt, dem Ministerium meine Unterstützung nicht entziehen; aber ich spreche im Interesse der Verwaltung. Es muß ihr daran gelegen seyn, überall sichere und ergebene Beamte zu haben. Dijon ist eine schwer zu verwaltende Stadt; die Leidenschaften sind dort aufgeregt und die Parteien thätig; dazu ist eine eiserne Hand mit einem sammetnen Handschuh nöthig. Da ich den Mann kenne, der Ihnen hierbei die meisten Dienste leisten kann, so halte ich es für meine Pflicht, Ihnen denselben vorzuschlagen, ohne mich durch die kleinliche Betrachtung bestimmen zu lassen, daß er mein Bruder ist. Man kennt ja, Gott sey Dank! meine Uneigennützigkeit hinlänglich.

Minister. Niemand zweifelt daran; ich danke Ihnen für Ihren guten Rath. Die Sache wird im Ministerrath entschieden; sprechen Sie mit meinen Kollegen darüber.

Deputirter. (Für sich.) Er scheint damit persönlich nichts zu thun haben zu wollen. (Laut.) Nein; ich will, daß Sie allein ihn ernennen sollen. Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt. Jetzt behalte ich mir bloß vor, nach der Wahl, die das Ministerium treffen wird, den Takt des Kabinets zu würdigen. Ich habe Sie davon benachrichtigt; ich bekümmere mich weiter um nichts.

Minister. Ich werde Ihre Empfehlung nicht vergessen.

Deputirter. Meine Empfehlung! Sagen Sie mein Zeugniß, weiter nichts.

Minister. Es sey. Aber lassen Sie uns von den allgemeinen Angelegenheiten sprechen. Sie empfangen bei sich so viele Leute und müssen also besser als jeder Andere die Meinung, die man über das Ministerium hat, kennen.

Deputirter. Man denkt ziemlich gut darüber: aber .... wollen Sie die ganze Wahrheit hören?

Minister. Ei freilich; Sie werden mich dadurch sehr verbinden.

Deputirter. So hören Sie! Man glaubt allgemein, daß das Kabinet nichts für seine Freunde thut; daß es dieselben zu sehr vernachlässigt. Ich spreche nicht in meinem Interesse; aber ich habe eine kleine Reise in meinem Bezirk gemacht und habe überall Unzufriedenheit gefunden.

Minister. Tadelt man unsere Politik?

Deputirter. Nicht im Geringsten; mit Ausnahme eines Zeitungsschreibers, der keine Abonnenten, und zweier Advokaten, die keine Prozesse haben, beschäftigt sich Niemand dort mit Politik.

Minister. Leiden die materiellen Interessen daselbst? Ist die Aerndte schlecht gewesen?

Deputirter. Sie ist im Gegentheil sehr reichlich gewesen.

Minister. Vernachlässigt die Regierung ihre Pflichten? Ist der öffentliche Unterricht in schlechtem Zustande?

Deputirter. Keineswegs; man hat nur zu sehr für ihn gesorgt. Alle jene Halbgelehrte werden Sophisten; man kann mit ihnen nicht mehr fertig werden.

Minister. Baut man keine Wege?

Deputirter. O ja; es giebt keinen armen Bauer mehr, der seine Waaren nicht eben so bequem zu Markte führen kann, als der reichste Guts-Besitzer.

Minister. Das freut mich; das ist die wahre und gute Demokratie. Aber worüber beklagt man sich denn?

Deputirter. Ich hatte Ihnen die Liste von vier bis fünf einflußreichen Wählern gegeben, deren Forderungen sehr gegründet waren; Sie haben sie vergessen. Ich spreche nicht für mich; ich denke nicht mehr in die Kammer einzutreten; aber Sie werden es dahin bringen, daß der Kandidat der Opposition gewählt werden wird. Man fragt sich, wozu nützt es, für Sie zu stimmen, und man murrt über die Gleichgültigkeit, mit der Sie Ihre Freunde behandeln. Sie haben mich gezwungen, Ihnen dies zu sagen. Ich wollte schweigen; ich scheue Alles, was einer Bitte gleicht, aber Sie haben mich gefragt, und ich habe antworten müssen. (Der General-Secretair zeigt sich wieder an der kleinen Thür. Herr D..... steht auf, und der Minister auch; sie gehen nach der Thür. Herr D..... fährt fort.) Apropos! Ich habe eine Klage gegen den Finanzminister.

Minister. Worüber?

Deputirter. Er hat neulich zwei Lehrer ernannt, ohne mich um Rath zu fragen; das heißt, mich rücksichtslos behandeln. Was wird man in meinem Bezirk sagen, wenn man sieht, daß man ohne meine Vermittelung Stellen vergiebt?

Minister. Aber .... man kann ja nicht ....

Deputirter. Noch einmal wiederhole ich es, ich spreche nicht für mich. Meine Stellung als Deputirter langweilt mich, und ich sehe mich genöthigt, meine Entlassung einzureichen. Wenn Sie an meiner Stelle einen Deputirten der Opposition wollen, so brauchen Sie nur auf diesem Wege fortzufahren.

Minister. Sie werden sich nicht zurückziehen, und die Wähler sind zu gerecht, als daß sie Sie für die Handlungen des Ministeriums verantwortlich machen sollten.

Deputirter. Die Wähler wollen, daß ihr Deputirter Einfluß habe. Wenn er dessen entbehrt, so ist der Kandidat der Opposition besser. Er schmeichelt ihrer Eitelkeit, läßt in den Zeitungen von sich sprechen und verschafft ihnen einen Ruf der Unabhängigkeit.

Minister. Ich werde mit meinen Kollegen darüber sprechen.

Deputirter. Ich rede in Ihrem Interesse ..... Aber ich bitte Sie, gehen Sie nicht weiter .... Man erwartet Sie .... es sollte mir leid thun, wenn ich Sie um ihre Zeit gebracht habe.

Minister. Sie erlauben. (Er geht an seinen Stuhl zurück: der General-Secretair tritt ein.)

Deputirter. (Die Thüre öffnend; für sich.) Ah, du willst meinen Bruder nicht? wir werden bald sehen!

Neunte Scene.

Der Minister; der General-Secretair.

Minister. Endlich! ich glaubte, er würde gar nicht fortgehen. Welcher Charlatan! Sie rühmen alle ihre Uneigennützigkeit. Wir wollen nun arbeiten, mein lieber General-Secretair. Ich habe befohlen, Niemanden einzulassen. Wir haben wenigstens noch zwei Stunden vor uns; ich widme sie Ihnen ganz.

General-Secretair. Das ist auch nöthig: schon seit acht Tagen haben Sie mir keine Minute gewidmet. Alle meine Portefeuilles sind voll.

Minister. Geschwind also! wir haben keine Zeit zu verlieren; fangen wir mit dem Wichtigsten an, mit den von den Deputirten empfohlenen Angelegenheiten. Sie haben sie doch schon zurecht gelegt? Wir müssen sie auf der Stelle abfertigen.

General-Secretair. Hier sind sie!

Minister. Wohlan! ich höre aufmerksam zu.

Zehnte Scene.

Der Kanzleidiener öffnet die Thür nach beiden Flügeln und kündigt den Minister N. N. an. Die beiden Minister geben sich die Hand.)

Der Minister (zum General-Secretair). Ich bin im Augenblick wieder zu Ihrem Dienste, mein Lieber; man muß der höheren Gewalt weichen, wie Sie sehen; aber erwarten Sie mich; wir werden die verlorene Zeit wieder einbringen. (Der General-Secretair geht hinaus.)

(Fortsetzung folgt.)

Moldau und Wallachei.

Untergang der Selbständigkeit der Wallachei durch die Bojaren.

(Schluß.)

So gesunken war dieser Aristokraten-Staat, daß er sich selbst nicht mehr zu befreien vermochte; alle Hoffnung auf auswärtige Unterstützung schwand aber, als am 29. August 1526 Ludwig II. von Ungarn bei Mohacs fiel. Seitdem hatten die Türken das Uebergewicht im Osten; sie legten in die Wallachischen Städte Braila und Giurgewo Türkische Besatzung, behandelten dies Land so, wie es die Verachtung verdiente, womit sie das Betragen der Vornehmsten erfüllt hatte. Auch das benachbarte große Polnische Reich vermochte nicht mehr den Türken einen Damm entgegenzusetzen, es war unter den Jagellonen zum Wahlreich herabgesunken, und Parteiungen der Magnaten galten als Vaterlandsliebe. Deutschland, das schon früher in den Händen der Kaiserlichen Beamten ein Wahlreich geworden war, lag mit seinen 300 Staaten in tiefer Ohnmacht und ward durch die Reformation seit 1517 noch mehr gespalten. Nur im Osten ward seit 1533 durch Iwan II. das große Russische Reich begründet, von wo der Halbmond bedroht ward.

Von jetzt an ward es den Bojaren noch leichter mit Hülfe der Türken hier Parteikämpfe durchzuführen. Fortwährend gab es Bürger-Kriege, in denen mitunter Heiduken, Kosaken und Deutsche und andere fahrende Ritter der anderen Partei und den Türken entgegengesetzt wurden. Das Geld, womit beide Theile solche Söldner erkauften, mußten die armen Bauern aufbringen, welche nach und nach auch hier aus Freien zu Leibeigenen gemacht worden waren. Zu diesen Bürgerkriegen kam noch 1561 ein Krieg mit dem Brudervolk in der Moldau, wo die Bojaren ebenfalls einen Fürsten dem anderen entgegensetzten, und bald darauf konnten die aus Ungarn zurückgeschlagenen Tataren ungestraft die Wallachei verwüstend durchziehen. Alles kam jetzt nur darauf an, Geld zusammenzubringen, um die Türken zu gewinnen, und die Fürsten nahmen selbst Janitscharen zu ihrer Leibwache, um ihre Landsleute in Sicherheit bedrücken zu können. Seitdem bauten sich die Türken in diesem christlichen Lande Moscheen, und zu verargen war ihnen nicht die tiefe Verachtung gegen die Christen, welche nur in dem Betragen der vornehmsten derselben hier, wo sie am meisten mit Christen in Berührung kamen, ihren Grund hatte; denn nach dem Koran waren sie zur Toleranz angewiesen. Endlich ward der Druck durch die Türken zu unerträglich, sie wurden am 13. November 1594 zu Bucharest und Jassy sämmtlich ermordet, wie später die Russen in Warschau, nachdem man sich der Unterstützung durch Sigismund von Siebenbürgen vergewissert hatte. Im ersten Feuer der Begeisterung nahmen die Wallachen mit Hülfe der Kosaken Hirsova und Silistria, schlugen unter Michael II. die Türken bei Rudschuk und deren Bundesgenossen, die Tataren, und nahmen Braila 1595. Allein bald nahm der Parteigeist der Bojaren das Uebergewicht, sie unterwarfen sich dem Fürsten von Siebenbürgen, der sie vor den Türken schützen sollte, auch brachten sie nur 10,000 Mann zusammen, als eine ungeheure Türkische Armee über die Donau ging. Michael II. that Wunder der Tapferkeit, nahm die heilige Fahne, aber mußte doch — obwohl Sieger — sich in die Gebirge zurückziehen, weil die Bojaren ihn so schlecht unterstützten, daß ihm nur 5000 Mann übrigblieben und die Polen unterdeß die eine Partei der Bojaren in der Moldau gegen die andere unterstützten. Endlich rückte Sigismund Bathory heran mit einem Heere, das durch fremde Söldnerhaufen verstärkt war, von denen der eine von dem Preußen Johann Weiher, ein anderer von dem Schlesier Albert Reibnitz und einer von Silvio Piccolomini angeführt ward. Die Szekler erstürmten die von den Türken tapfer vertheidigte alte Hauptstadt der Wallachei, Tergovis, nahmen Bucharest wieder, die Christen warfen die Türken bei Giurgewo über die Donau, und Michael II. nahm Widdin und Nikopolis. Allein er fand die Wallachei ganz verwüstet wieder und dieselben Partei-Kämpfe unter den Bojaren, welche, statt sich der wiedererlangten Befreiung von dem Türkischen Joche zu erfreuen und sie zu benutzen, sich in geheime Verbindungen mit den Türken einließen und auf der anderen Seite ihren Fürsten bei dem Fürsten von Siebenbürgen verdächtigten. Dieser Letztere trat sein Fürstenthum 1598 an Kaiser Rudolph II. gegen Oppeln und Ratibor ab, welches zur Folge hatte, daß auch die Wallachei diesem Kaiser den Eid der Treue leistete. Der Kardinal Andreas Bathori ward durch den Wallachischen Fürsten Michael aus Siebenbürgen durch die Schlacht von Hermannstadt 1599 vertrieben, auch bemächtigte er sich der Herrschaft über die Moldau, indem er die Polen unter Zamoiski schlug, und vereinigte so das ganze alte Dacien.

Da verschworen sich die Bojaren wieder gegen Michael, sie riefen Zamoiski mit den Polen zu Hülfe gegen ihren selbst gewählten Fürsten, der Ordnung einzuführen suchte, sie riefen einen Polen, einen Ausländer, Simeon Moghila, zum Woywoden der Wallachei aus und vertrieben ihren Befreier Michael im Jahr 1600, der sich mit seiner schönen Tochter Flora zu Kaiser Rudolph II. flüchtete, welche die Eroberung dieses Letzten machte; doch ward Michael auf Veranstaltung des Kaiserlichen Feldherrn Rosta durch die Wallonen-Garde ermordet.

In der Wallachei dauerten die unglücklichen Folgen des Aristokraten-Re-

ziments fort. Die Bojaren verjagten ihren neuen Fürsten Simeon und die Polen und wählten sich einen anderen Fürsten, Serban, aus der edlen Fürsten-Familie Basaraba, der aber nur dem Namen nach Regent seyn durfte, denn die Bojaren waren Alles. Unter sich waren sie gleich, nur die Aemter gaben ihnen einen höheren Rang, auch die Söhne der Wahlfürsten hatten keinen höheren Rang. Alle aber waren frei von Abgaben und hatten ihre Stimmen bei der Wahl der Fürsten; kurz die Bojaren bildeten eben eine solche Aristokraten-Republik, wie die Republik Polen. Doch war die Unterthänigkeit der Bauern nicht so drückend, als bei den Polen, denn die Bojaren hatten nicht das Recht über Leben und Tod der Bauern, wie dort.

Im 17ten Jahrhundert dauerten die Streitigkeiten über die Fürsten-Wahlen unter den Bojaren fort, wozu immer mehr der Türkische Einfluß in Anspruch genommen ward, und nur durch die Hülfe der Türken konnten sich die meisten Fürsten gegen die Ungebundenheit der Bojaren erhalten. Darum zog auch Fürst Rudolph X. zuerst eine Menge Griechen aus dem Fanar zu Konstantinopel nach der Wallachei, auf die er mehr rechnen konnte, als auf seine Bojaren; auch rechtfertigte sich seine Besorgniß, denn es entstand eine Verschwörung der unruhigen Bojaren, die er noch zu rechter Zeit zu hintertreiben vermochte. Auch unter seinen Nachfolgern dauerten die Bürger-Kriege unter den verschiedenen Parteien der Bojaren fort, bis Matheus I. seit 1634 ein Gesetzbuch verfaßte, das in der ersten zu Bucharest errichteten Romanischen Druckerei herauskam. Allein es kamen zu den fortwährenden Bürger-Kriegen neue Kriege mit den Moldauern, ihren Stammgenossen, welche sich 1653 mit den Kosaken verbanden, und Meutereien der Söldner oder Trabanten, welche die Woywoden der Wallachei unterhalten mußten, da sie sich auf ihre Bojaren, die ursprüngliche Krieger-Kaste, nicht verlassen konnten. Doch bald bedienten sich die Bojaren wieder der Trabanten, um 1663 den Woywoden Konstantin Kantakuzen umbringen zu lassen. So ist die Geschichte der Wallachei auch bis zu Ende dieses Jahrhunderts eine Reihe von Verrätherein der Bojaren an ihren Fürsten und ihrem Vaterlande. Unter diesen Fürsten befanden sich mitunter ausgezeichnete Männer, als z. B. Serbon II., Kantakuzen, der 1688 starb, nachdem er sein ganzes Leben der Ausbildung seiner Landsleute gewidmet hatte. Er legte Fabriken und Schulen an und ließ eine Romanische Bibel zu Bucharest drucken. Auch Konstantin II., Brankovanu, zeichnete sich durch seinen Sieg gegen die Oesterreicher 1690 bei Cerneti aus, in Folge dessen Tökôli Woywode von Siebenbürgen ward; dennoch gaben ihn unzufriedene Bojaren in Konstantinopel an, daß er mit den Oesterreichern Einverständnisse unterhalten; so daß es ihm nur mit vielem Gelde gelang, die Türken zu beschwichtigen, welche durch den Frieden von Karlowitz 1699 von der Furcht vor den Oesterreichern befreit wurden und die Wallachen so behandelten, wie es ihre Treulosigkeit unter einander selbst verdiente. Sie hatten die Türken an Bestechung gewöhnt, jetzt ward fortwährend der Tribut erhöht. Endlich gab die Schlacht von Pultawa 1709 diesem unglücklichen Lande einige Hoffnung der Erlösung von dem Türkischen Joche, als Peter der Große auf den Schauplatz von Europa trat. Brankovanu schloß mit ihm einen Vertrag; dies ward durch einen Bojaren, aus der Familie des Fürsten selbst, an die Türken verrathen; ein anderer machte ihn bei Peter verdächtig, und die Bojaren blieben unthätig, als es darauf ankam, eine Bewegung zu Gunsten der Russen zu machen; so ward Peter 1711 am Prut eingeschlossen und nur durch die Juwelen seiner Katinka gerettet. Nun meldeten die Bojaren durch einen Kantakuzen die Unterhandlungen ihres Fürsten an die Pforte, indem sie alle Korrespondenz desselben entwendeten. So brachten sie es dahin, daß der Kapidschi Mustapha mit 12 Dienern den Woywoden in Bucharest selbst verhaftete, der zu Konstantinopel mit vier Söhnen 1714 hingerichtet ward. Zu seinem Nachfolger ward Stephan Kantakuzen von den Türken ernannt; doch auch er ward 1716 nach Konstantinopel geholt und enthauptet. Dies war der letzte eingeborene Fürst der Wallachei, welchem Lande von jetzt an Griechen aus dem Fanar als Regenten gesandt wurden, von denen die Pforte den wählte, der die größten Summen aus diesem unglücklichen Lande einzusenden versprach.

Der erste war Nikolaus Morokordato, der sogenannte Nero der Wallachei; Enkel eines Seiden-Kaufmannes von Chios, dem die stolzen Bojaren die Füße küßten.

So weit hatten es die Bojaren, die bevorzugte Kaste dieses Romanischen Landes, gebracht: es war dies ein Vorspiel des Endes der Aristokraten-Regierung in Polen.

Mannigfaltiges.

— **Philosophie in Frankreich.** Endlich scheint auch in Frankreich die Zeit gekommen, wo die Verdienste des Descartes (Cartesius) um die philosophische Wissenschaft vollständig und allgemein anerkannt werden. Bedenkt man, daß im vorigen Jahrhundert eine am Hofe Friedrich's des Großen lebende Französische Schauspielerin, Mademoiselle Cochois, die nachmalige Gattin des Marquis d'Argens *), vielleicht der einzige philosophisch-gebildete „Esprit" jener Zeit war, der eine Ahnung davon hatte, wie hoch erhaben die Philosophie des Descartes über der der Encyklopädisten sey.*), bedenkt man ferner mit welchen Schwierigkeiten noch in der neuesten Zeit die eklektischen Versuche Victor Cousin's gegen die eingewurzelten materialistischen und sensualistischen Vorstellungen zu kämpfen hatten, so muß man sich eben so darüber wundern als freuen, daß jetzt die Französischen Schulen und Fakultäten — allerdings auf einen Impuls, den im vorigen Jahre der damalige Minister des öffentlichen Unterrichts, Herr Cousin, gegeben — in ihren philosophischen Lehrvorträgen fast ohne Ausnahme zu den Quellen aus dem 17ten Jahrhundert, zu Descartes, Malebranche und Arnauld, zurückgekehrt sind. Dieser Umstand ist es nun, der fünf Professoren der Pariser Universität, die Herren Jules Simon, E. Saisset, A. Jacques, F. Riaux und F. Bouillier, zu dem Unternehmen vereinigt hat, eine „Philosophische Bibliothek von Meisterwerken der Wissenschaft" herausgegeben, von welcher bereits Descartes und Malebranche (von J. Simon) und Leibnitz (von A. Jacques) zu wohlfeilen Preisen (der Band 3½ Fr.) erschienen. **) Demnächst werden sich die Schriften Baco's von Verulam, Spinoza's, Bossuet's, Arnauld's, Fenelon's, Euler's, Buffier's und Clarke's anschließen. Die Grundsätze, zu welchen sich die Herausgeber bekennen, sprechen sie in folgenden Worten Cousin's aus: „Der Skeptizismus herrschte in Frankreich, als Descartes erschien und es unternahm, über den Zweifel zu triumphiren, indem er ihn anfangs zuließ, um ihn zu zwingen, die Gewißheit, die er selber unbewußt enthält, herauszustellen: denn zweifeln ist immer noch denken, d. h. wissen, also glauben, daß man denkt und demnach auch ist. Descartes ist es, der dem Gedanken das Bewußtseyn seines Rechts und seiner Macht zurückgegeben und ihm gezeigt hat, daß er in sich sein eigenes Licht und zugleich dasjenige trage, welches die ganze Existenz, unseren Geist, Gott und das Universum beleuchtet. Descartes, der den menschlichen Geist dem Skeptizismus, der ersten Frucht der werdenden Freiheit, entriß, schloß unwiederbringlich das Zeitalter der Scholastik und eröffnete das der neueren Philosophie. Die freien Denker des 16ten Jahrhunderts waren bloße Revolutionaire gewesen, Descartes aber war Gesetzgeber. Seine Gesetzgebung der Philosophie war kein System, sondern etwas Besseres als dies, eine Methode und eine Richtung, beide unsterblich, und daraus ist jene Philosophie des 17ten Jahrhunderts hervorgegangen, die auf gleiche Weise frei und sich beschränkend, treu der Vernunft und achtungsvoll vor dem Glauben ist, und Schüler oder Dolmetscher zählt, wie Arnauld und Malebranche, Bossuet und Fenelon, Port Royal und das Oratoire — unsere wahrhafte Nationalphilosophie, wenn man von einer Nationalität in der Philosophie sprechen kann. Es ist dies diejenige Wissenschaft, die kein fremder Wind uns zugeführt und die ganz Europa uns entlehnt hat, von welcher eine exagerirte Seite Spinoza, eine andere Locke, eine dritte endlich Berkeley hervorrief, und die, entwickelt in ihrem wahren Geiste, zu gleicher Zeit als Werkzeug und als Grundlage der Theodicee des großen Leibnitz diente."

*) Z. Nr. 153 und 157 des Magazins von 1841.

*) Auf den Wunsch mehrerer geistreichen Leserinnen unseres Blattes werden wir nächstens wieder einige Mittheilungen aus den philosophischen Briefen dieser gänzlich in Vergessenheit gekommenen Frau machen.

**) Paris, bei Charpentier. Das Ganze ist auf zwanzig starke Bände berechnet.

Bibliographie. *)

Nord-Amerika.

A. Bradford Biographical notices of distinguished men of New England; statesmen, patriots, physicians, lawyers, clergymen and mechanics. 12. Boston.

Collections of the Georgia historical Society. Vol. 2. 8. Savannah.

W. Burke The mineral springs of Western Virginia; with remarks on their use, and the diseases to which they are applicable. 12. New York.

M. Paine (Prof. der Medizin in Newyork u. Mitglied des Vereins für Heilkunde in Preußen) Essays on the philosophy of vitality as contradistinguished from chemical and mechanical philosophy, and on the modus operandi of remedial agents. 8. 70 Seit. New York.

J. H. Turner (Prof. in Jacksonville) Mormonism in all ages; or the rise, progress and causes of mormonism, with the biography of its author and founder, Joseph Smith jun. 12. New York. — Erste ausführliche Schrift über eine eigenthümliche religiöse Sekte Nord-Amerika's und deren Stifter (worüber das „Magazin" nächstens einen besonderen Artikel bringen wird).

J. K. Parker A treatise upon telegraphs, embracing observations upon the semaphoric system; with a few remarks upon the utility of the marine telegraph flags. 8. 36 Seit. Boston.

J. R. Eckfeldt and W. E. Dubois (assayers of the mint of the U. S.) A manual of gold and silver coins of all nations, struck within the past century; showing their history and legal basis, and their actual weight, fineness and value, chiefly from original and recent essays. Mit vielen Kupft. 4. Philadelphia, assay office.

S. G. Morton An enquiry into the distinctive characteristics of the aboriginal race of America. 8. 77 Seit. Boston. — Eine in der Naturforschenden Gesellschaft zu Boston gelesene Abhandlung. (Vergl. Nr. 69.)

J. K. Cooley The American in Egypt, with rambles through Arabia Petraea and the Holy Land, during the years 1839 and 1840. Mit vielen Abbildungen. 8. New York. — Appendix to „The American in Egypt". 8. Philadelphia.

F. Wayland Thoughts on the present collegiate system in the United States. 16. Boston. — Zur die Statistik des Unterrichtswesens in Nord-Amerika brauchbar.

W. C. Bryant The fountain, and other poems. 12. New York. — Sammlung früher bereits gedruckter Gedichte. Der noch lebende William Cullen Bryant ist, wenn auch nicht der erste, doch der populairste aller Nord-Amerikanischen Dichter.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co. hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 142. Berlin, Montag den 28. November 1842.

Frankreich.

Die Schottische Philosophie in Frankreich.

William Hamilton.

Man spricht seit einigen Jahren in Frankreich viel von Schottischer und Deutscher Philosophie; die erstere zumal haben Royer-Collard und Cousin durch ihre Vorlesungen einzuführen gesucht, und gleichwohl kennen nur wenige Eingeweihte mehr von ihr als den Namen. Man wird es daher Herrn Louis Peisse danken, daß er vier Abhandlungen Hamilton's, des Professors der Logik und Metaphysik zu Edinburg, übersetzt hat.*) Hamilton ist einer der tiefen Denker, der gewissenhaften Forscher und wahren Freunde der Wissenschaft, welche nie zur Feder greifen, als wenn sie im Stande zu seyn glauben, die Wissenschaft wieder um einen Schritt zu fördern; sie fühlen das innere Bedürfniß, und selbst ihre Irrthümer ist man geneigt zu entschuldigen, wenn man den Ernst sieht, aus dem sie hervorgegangen sind. Wir geben zunächst einige biographische Notizen über ihn.

William Hamilton stammt aus der großen Familie Hamilton, aus der Frankreich einen seiner klassischen Schriftsteller empfangen hat. Er begann seine Studien auf der Universität zu Glasgow und beendete sie zu Oxford; studirte Jurisprudenz und bestimmte sich für das Katheder. Er erhielt eine juristische Professur in Schottland, doch als Thomas Brown starb (1820), bewarb sich Hamilton um dessen Professur, wurde aber, obwohl ihn Dugald Steward warm empfahl, zurückgewiesen. Erst 1836, als der Doktor Ritchie entlassen wurde, gelang es Hamilton, eine Stellung zu erhalten, die seinen Kenntnissen und seinem Talente angemessen ist; er wurde Professor der Logik und Metaphysik, und Frankreich darf sich rühmen, daß einer seiner ausgezeichnetsten Gelehrten hierbei mitgewirkt hat: Herr Cousin erkannte die Bedeutung des Schottischen Philosophen früher als England selbst und unterstützte das Gesuch desselben nicht ohne Erfolg. Im literarischen Leben Hamilton's ist vorzüglich ein Streit zwischen ihm und den Phrenologen, besonders dem Dr. Spurzheim, bemerkenswerth. Er brach in Folge zweier Abhandlungen aus, welche Hamilton unter dem Titel: „Die praktischen Konsequenzen der Gallschen Schädellehre" veröffentlicht hatte. Außer diesen Abhandlungen hat Hamilton nur noch einige Aufsätze philosophischen Inhalts bekannt gemacht, welche in den Englischen Revüen, zum Theil anonym, erschienen sind; doch wer fragt beim Philosophen nach dem Umfang seiner Werke?

Der Grundzug der Philosophie Hamilton's ist der der neueren Schottischen Philosophie überhaupt und eigentlich die Lebensfrage der gesammten Metaphysik: Was ist die Philosophie? wohin führt sie? wie weit erstreckt sie sich? Die Schottische Schule hat die Philosophie als die Naturgeschichte des menschlichen Geistes erklärt, worin bereits liegt, daß, was außerhalb der Wahrnehmung sich befindet, auch mit der Wissenschaft nichts gemein hat. Hamilton hat sich geschickt zwischen den Skeptizismus und Dogmatismus gestellt; er hat aus den Prinzipien der Kantschen Schule geschöpft und sie mit denen Reid's und Dugald Steward's kombinirt und hat dabei die Hauptklippe der Schottischen Philosophie zu vermeiden gewußt, den Mangel des logischen Verbandes, der die Fakta verknüpft und ohne den sie roh auseinanderfallen. Dieser Mangel an systematischer Methode hat der Schottischen Schule den Vorwurf zugezogen, daß sie die Hauptfragen der Philosophie von sich ablehne, anstatt sie zu beantworten, daß sie die Schwierigkeiten unterdrücke, anstatt sie zu lösen. Hamilton hat die Dialektik in Schottland wieder zu Ehren gebracht. Dabei zeigt er die gründlichsten Kenntnisse in der Geschichte der Philosophie; nicht bloß die Deutschen, auch das Alterthum kennt er genau; Herr Brandis, „ein Deutscher Professor von hohem Verdienste", nennt ihn den großen Kenner der peripathetischen Philosophie; und überall zeigt er eine eben so große Schärfe der Kritik als Feinheit der Combination dort, wo das Reich des zersetzenden Verstandes seine Gränzen hat.

Die vier übersetzten Abhandlungen leitet Herr Peisse durch eine Skizze der Französischen Philosophie im neunzehnten Jahrhundert ein, deren Hauptzüge folgende sind: Die Französischen Philosophen sondern sich in fünf Gruppen, in die sensualistische, spiritualistische, und zwar die Schottisch- und die Deutsch-spiritualistische, in die des Fortschritts und endlich in eine, welche die Attribute des Skeptizismus und Mystizismus vereinigt. Der Sensualismus dominirt in der Medizin, den Naturwissenschaften und selbst in der politischen Oekonomie; in der Medizin hat er sich unter dem Namen der Phrenologie besonders vielen Anhang zu verschaffen gewußt. Der Spiritualismus, dessen Häupter einflußreich sind, spaltet sich in den Schottischen und Deutschen Spiritualismus; der erstere ist durch Royer-Collard's Vorträge (1811—1813) fast plötzlich eingeführt worden und im Verfolge durch Cousin und Jouffroy aufrecht erhalten; er ist vorwiegend empirisch, sein Ziel ist die Erkenntniß der menschlichen Seele, seine Basis sind die Fakta, seine Schöpfer Baco und Newton; in einigen Punkten berührt sich der Schottische Spiritualismus mit dem Sensualismus, daher sich gewissermaßen ein Bund zwischen beiden Schulen gebildet hat, der zur Beförderung der Popularität des ersteren viel beigetragen. Dergleichen Sympathieen fanden sich jedoch nicht zwischen der Schottischen und Deutschen Philosophie und nicht zwischen der Deutschen und dem Geiste Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert. Schon Leibnitz, dessen Schriften zum Theil Französisch abgefaßt sind, hat in Frankreich wenig Anklang gefunden, während Locke, sein Zeitgenosse, schnell und leicht den Geist der Masse durchdrang. So ist Deutschlands Einfluß auf die Französische Philosophie noch jetzt unbedeutend zu nennen, obgleich viele Deutsche Werke übersetzt sind und mehrere Professoren, wie Cousin, sich einzelne Prinzipe der Deutschen angeeignet haben. Der Spiritualismus wird gegenwärtig am meisten durch die Volksmeinung getragen, doch verheißt ihm Herr Peisse kein langes Bestehen, er wirft ihm einen falschen Enthusiasmus vor und ein, wohl unwillkürliches, Hinneigen zum Mystizismus. Der theologischen Schule als einer bloß reactionairen kann er ebenfalls nur eine vorübergehende Geltung zugestehen; das meiste Vertrauen setzt er in den Zweig der Philosophie, welche man die Wissenschaft des Fortschritts zu nennen gewohnt ist, sie ist aus dem Saint-Simonismus hervorgegangen und greift aus dem Felde der Wissenschaft stets rege in das praktische Leben über. Herr Peisse schildert sie so: diese Schule geht von dem Mittelpunkt aller modernen Interessen aus, von der Politik. Wie man die Philosophie auch definirt hat, sie ist stets nur durch ihre praktischen Bezüge wirksam geworden. Im Alterthum richtete sie als Epikuräismus und Stoizismus ihre Kraft auf die Erhöhung der Moralität; im Mittelalter sprach sie durch das Studium der Religion zu den Menschen; nach der Cartesianischen Reform führten Kopernikus, Descartes selbst, Leibnitz, Newton, Galiläi, Baco, Gassendi, Huygens und die Pariser Akademie der Wissenschaften sie in die praktische Wissenschaft ein. Im achtzehnten Jahrhundert wurde sie die Grundlage der Politik und wühlte den Grund unter uns auf, daß wir noch jetzt nicht fest auf ihm stehen. Unsere drei großen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts waren Publizisten, der eine schrieb über den Geist der Gesetze, der andere über den Geist und die Sitten der Nationen, der dritte über den bürgerlichen Kontrakt. Noch heute halten sich unsere Philosophen mehr durch den Anklang, den sie in den Zeitinteressen finden, als durch ihre innere Stärke; und hierdurch allein wird der große Anhang, welchen die Schule des Fortschrittes besitzt, erklärlich, welcher sonst unbegreiflich erscheinen müßte, wenn man das viele Bizarre und erkünstelt Originelle in ihren Schriften betrachtet."

Von dieser Charakteristik der modernen Französischen Philosophie geht Herr Peisse zu den vier Abhandlungen Hamilton's über, deren Bedeutung durch den Gegensatz zu dieser allgemeinen Einleitung schärfer hervortreten soll.

Der erste dieser Aufsätze ist „Cousin-Schelling" betitelt und zergliedert Cousin's System mit stetem Hinblicke auf die Deutsche und vorzüglich die Schellingsche Philosophie. Er geht von dem Stande der Französischen Philosophie am Anfange unseres Jahrhunderts aus und bezeichnet die Einflüsse, welche Cousin bei Aufstellung seiner eigenen Ideen und bei der Gründung eines neuen Rationalismus, der vom Selbstbewußtseyn ausgeht, beherrschten und gegen welche er ankämpfte. Hierauf giebt er die Umrisse der Cousinschen Philosophie. Der Gegenstand aller Philosophie sind drei Momente, welche von Kant und Aristoteles anerkannt worden, und welche alle drei wesentlich und von einander unzertrennlich sind: Das Unendliche oder Unbedingte, das Endliche oder Bedingte und die Wechsel-Beziehung beider. Die Vernunft, in welcher sich diese drei Elemente vorfinden, ist nicht individuell, sondern absolut, sie ist die Manifestation Gottes im Menschen. Die Ideen, welche uns in der Vernunft gegeben sind, setzen uns in unmittelbare Verbindung mit Gott, der uns in ihnen ein Mittel giebt, ihn zu erkennen; so kann Gott und sein Verhältniß zur Welt von uns begriffen werden. Gott, als der absolute Grund alles Vorhandenen, muß seiner Natur gemäß schaffen, so wird die Schöpfung nothwendig, und sie ist zugleich der äußere Beweis der Existenz Gottes. Diese Prinzipien der Ontologie finden sich in der Psychologie wieder, sie sind die

*) Fragments de philosophie de M. William Hamilton, traduits de l'anglais par Mr. Louis Peisse. Paris 1840.

Grundlage der Ethik und der Geschichte der Philosophie, welche nur eine Geschichte des menschlichen Geistes ist. In vier Brennpunkte lassen sich die gesammten Ausstrahlungen der menschlichen Vernunft zusammenfassen: in den Sensualismus, den Idealismus, den Skeptizismus und die Mystik. Alle vier dieser Richtungen sind in ihrer Vereinzelung falsch; der Eklektizismus, welchen Cousin begründet hat, betrachtet es daher als seine Aufgabe, sie zu vereinen, indem er das in jeder einzelnen enthaltene Wahre heraushebt. Nach dieser Skizze der Cousinschen Philosophie betrachtet Hamilton die von Cousin aufgestellten Theorieen des Unendlichen als unmittelbaren Objekts der Erkenntniß und weist vorzüglich auf die Unhaltbarkeit der Cousinschen Definition des Unendlichen als des absoluten Grundes hin, bekämpft seine Theorie der Freiheit und erklärt einen Eklektizismus im Sinne Cousin's, der einen Gesammtfrieden zwischen allen wissenschaftlichen Systemen zu schließen beabsichtigt, für unmöglich.

In einem zweiten noch interessanteren Fragmente vergleicht Hamilton die Systeme der beiden berühmten Schottischen Metaphysiker Reid und Brown. Thomas Reid, der von den Fakten des Selbstbewußtseyns, den unmittelbaren Wahrheiten aus, den Humeschen Skeptizismus bekämpfte, genießt Hamilton's ganze Vorliebe; gleichwohl erklärt er sich mit mehreren Hauptzügen des Reidschen Systems nicht einverstanden und wirft ihm vorzüglich als Irrthum vor, daß er das Selbstbewußtseyn neben die übrigen intellektuellen Vermögen stellt, während es als die Grundlage und die Bedingung aller Erkenntniß zu betrachten ist; eben so wenig jedoch unterschreibt er Brown's Ansicht, welche das Objekt des Selbstbewußtseyns nur als Modification des wahrnehmenden Subjekts faßt und hierdurch die Realität der äußeren Welt aufhebt. In mehreren anderen Punkten jedoch erklärt Hamilton Brown's Ansicht, obgleich dieser Reid's, seines Lehrers, Gegner war, für die richtige, und die Abhandlung ist bei ihrer populären Darstellung vollkommen geeignet, auch den Laien die Systeme der beiden Schotten zu veranschaulichen.

Das dritte Fragment ist von geringerer Bedeutung; es enthält nichts als eine sehr detaillirte Kritik der logischen Schriften, welche während der letzten Jahre in England erschienen sind.

Die merkwürdigste der vier Abhandlungen jedoch ist die letzte. Sie wurde durch ein Werk des Professors Whewell zu Cambridge hervorgerufen, in welchem dieser die Mathematik als vorzüglichstes Bildungsmittel darstellte. Hamilton widerspricht dieser fast allgemein angenommenen Ansicht entschieden und sucht seine Ansicht durch zahlreiche Beispiele aus der Geschichte so wie durch Aussprüche großer Autoritäten zu stützen. Man ist erstaunt, unter den letzteren selbst ein Wort von Descartes zu finden, der sich bei aller Liebe, mit welcher er die Mathematik trieb, für überzeugt erklärt, daß die Mathematik die Entwickelung des Geistes nur in geringem Grade fördern könne. Hamilton nun behauptet, daß das Studium der Mathematik den Geist lähme, indem es den Scharfsinn einseitig ausbilde, das Gefühl und die höhere Combinationskraft unterdrücke und selbst gegen äußere und innere Beobachtungen abstumpfe; er leugnet, daß ein besonderes Talent zu diesem Studium erfordert werde, und stellt es schließlich selbst für die Moralität als gefährlich dar, da fast alle großen Mathematiker entweder Pietisten oder Skeptiker gewesen seyen und mit dem Pietismus so wenig als mit der Skepsis eine wahre Moralität vereinbar sey.

Das Interessante dieses Aufsatzes, der mit einem großartigen Aufwande von Gelehrsamkeit geschrieben ist, besteht nicht sowohl in den ausgesprochenen Ansichten, als in dem Scharfsinn, der Freiheit und Gewandtheit, mit welchen der Verfasser überall neue Gründe für seine Behauptung herholt und am liebsten gerade die Beobachtungen, auf welche man die entgegengesetzte Meinung gründet, für sich deutet, wodurch das, was er mit tiefstem Ernste ausgesprochen, oft nur den Schein eines dialektischen Scherzes gewinnt.

(Nach der Bibl. univ. de Genève.)

Der Morgen eines Französischen Ministers.

(Fortsetzung.)

Elfte Scene.

Der Minister; sein Kollege.

Kollege. Guten Morgen, mein lieber Kollege. Ich komme zu Ihnen, um einen Augenblick mit Ihnen zu sprechen. Ich habe in meinem Kabinet zwei meiner Direktoren zurückgelassen, die über meine Abwesenheit in Verzweiflung sind; aber wir müssen über unsere Angelegenheiten sprechen, und die Verwaltung muß der Politik nachstehen. Man überhäuft uns mit Unterschriften; man zwingt uns, in Alles uns zu mischen; es scheint, daß die Tage sechzig Stunden für uns haben. Denken Sie an die Englischen Minister; sie können sich ausruhen, auf die Jagd gehen, sich Zeit lassen, und brauchen, was sehr gut ist, ihren Geist nicht anzustrengen.

Minister. Hat sich seit unserem letzten Minister-Rathe etwas Neues begeben?

Kollege. Nein; aber ich fühlte das Bedürfniß, hierüber mit Ihnen vor dem heutigen Minister-Rathe zu sprechen.

Minister. Ich danke Ihnen für dieses freundschaftliche Vertrauen.

Kollege. Der König schien mir sehr verstimmt und ernst zu seyn. Sollte er mit dem Kabinet unzufrieden seyn?

Minister. Wie meinen Sie das, Herr Minister? Sie geizten ja sonst nicht so sehr nach der Königlichen Gnade, als Sie in der Opposition die Anmaßungen der Prärogative bekämpften.

Kollege. Was wollen Sie damit sagen? Das Schauspiel ändert sich mit dem Gesichtspunkt; mein Observatorium ist nicht mehr dasselbe.

Minister. Und die Theorie von Duvergier de Hauranne: „Die Minister vertreten die Kammer vor dem Könige, und den König vor der Kammer."

Kollege. Ich werde sie immer vertheidigen .... in der Opposition. Ich bin nicht für Zonfrède; aber man muß seine Stellung begreifen und fest behaupten. Ich bin parlamentarisch .... mit einem starken Parlament; aber wenn kein Stützpunkt da ist, so suche ich ihn, wo ich ihn finden kann. Ich verzichte nicht auf meine Meinungen: ich hebe sie für den Tag auf, wo sie anwendbar seyn werden, wo ich dem Lande dienen kann, wenn ich sie ausspreche .... Sie lassen mich Geständnisse machen, die den *National* und den Courrier sehr ärgern würden, wenn sie mich hörten .... Aber, um wieder zur Sache zu kommen, ist Ihnen die Stimmung des Königs nicht eben so aufgefallen, wie mir?

Minister. Keineswegs. Er war vielleicht nur weniger gnädig, als gewöhnlich; er hat vielleicht eine Sorge, oder er fühlt sich unbehaglich ....

Kollege. Haben Sie bemerkt, daß S..... immer zuerst und vor der bestimmten Stunde ankommt, um mit dem Könige zu reden, der gewöhnlich an uns allen vorübergeht?

Minister. Ich habe es so gut bemerkt, wie Sie; er begnügt sich nicht mit den Siegen auf der Tribüne; er braucht auch die Königliche Gunst.

Kollege. Ach, ich bitte Sie; wenn Sie so fortfahren, so ziehe ich mich zurück.

Minister. Ich scherze bloß; Sie mequiren sich ja auch manchmal über meine, wie Sie sagen, ein wenig prätorische Ergebenheit an die Person Seiner Majestät.

Kollege. Der Conseils-Präsident war auch nicht in guter Laune. Sollte er vielleicht in einiger Verlegenheit seyn, die er uns verbergen möchte?

Minister. O mein Gott, Sie machen sich immer Unruhe, und zwar über nichts. Eine Familien-Angelegenheit beschäftigte ihn. Die Politik hat hiermit gar nichts zu thun. Aber meine Aufmerksamkeit richtet sich auf viel ernstere Sachen. Sprechen wir aufrichtig, und wie es sich für Männer ziemt, die sich achten. Sagen Sie mir, finden Sie nicht, daß mehrere unserer Kollegen täglich mehr in der Meinung des Publikums verlieren, und daß ihre geringe Fähigkeit Jedermann auffällt?

Kollege. Ich würde nicht zuerst davon zu sprechen gewagt haben. Das Uebel existirt allerdings; aber wie soll man ihm abhelfen? Wenn ein altes Gebäude wankt, so stürzt es der erste Hammerschlag ganz zu Boden. Es ist mehr Gefahr dabei, wenn man die verfaulten Balken durch neue ersetzen will, als wenn man es zu erhalten sucht, wie es ist. Wir sind nicht stark genug, eine Reparatur zu versuchen.

Minister. Das mag seyn. Wir wollen also unter uns leben, wie wir sind. Unsere Kollegen mögen von der Entschädigungs-Bill, die Sie ihnen geben, Nutzen ziehen. Uebrigens leide ich weniger durch die Mittelmäßigkeit der Einen, als durch die Selbstzufriedenheit der Anderen. Wir haben besonders einen Kollegen, der sich Alles erlaubt, weil er die Tribüne mit mehr Erfolg beherrscht, als wir. Er begnüge sich nur mit seinen oratorischen Palmen und quäle uns nicht in unseren Ministerien. Jeder von uns muß sein eigener Herr seyn. Ich habe schon mehrmals daran gedacht, meine Entlassung einzureichen; aber ich muß es gestehen, ich fürchte gleichfalls das Kabinet zu sprengen oder beim Worte genommen zu werden.

Kollege. Aber wie soll man Sie ersetzen?

Minister. Sie sprechen wahrer, als Sie es glauben. Ich bin nicht eitel auf mein Verdienst; viele Personen haben mehr als ich; aber würden Sie wohl Jemanden finden, der in ein altes Kabinet eintreten und sich an einen Wagen spannen möchte, der schon drei Viertel seines Weges vollendet hat?

Kollege. Sie beschuldigten mich so eben, daß ich mir immer Unruhe machte; jetzt sind Sie auch ängstlich und besorgt.

Minister. Ich suche mir von unserer Lage Rechenschaft abzulegen, ohne übermäßiges Vertrauen und ohne übertriebene Unruhe. Wir wollen es uns nicht verhehlen, unser Sturz wird nicht mehr lange auf sich warten lassen; nicht etwa, weil wir weniger mächtig sind, als an dem Tage, wo wir Minister geworden sind. Wir haben das Land ohne Pomp regiert, aber auch ohne einen bedeutenden Fehler und so wie es die Umstände mit sich brachten; wir haben weder unsere Pflichten vernachlässigt, noch die Hoffnungen getäuscht, die man in uns setzte. Aber unser Unrecht ist groß in diesem Lande; wir haben zu lange regiert. Die Veränderung macht Vergnügen; man langweilt sich über unsere Namen, und der Ehrgeiz, den unsere Gegenwart noch im Zaume hält, will neue Beute haben. Ich bin auf Alles vorbereitet: das Ministerium hat mir keine große Freude gemacht; da der König glaubte, daß ich ihm mit Nutzen dienen könnte, so habe ich es ohne Eitelkeit für die Gegenwart und ohne Hoffnung für die Zukunft angenommen und werde ohne großes Bedauern fallen.

Kollege. Was mich anbelangt, so gestehe ich, daß ich die Macht nicht ohne Schmerz aufgeben werde. Ich habe sie sehr gewünscht; ich habe große Opfer gebracht, um sie zu erhalten; sie ist der Zweck und das Ziel meines Ehrgeizes gewesen. Ich möchte sie nicht verlieren, ohne meine Stelle durch nützliche Handlungen ausgefüllt und wo möglich meinem Namen ein ehrenvolles Andenken in der Geschichte zurückgelassen zu haben.

Minister. Aber können wir dies erreichen? Die großen Gedanken sind uns untersagt. Für uns giebt es keine Zukunft, nicht einmal mit Gewißheit einen anderen Morgen. Wir müssen täglich um unseren stets bestrittenen Besitz kämpfen.

Kollege. Der Kampf erweckt die Zähigkeit und entwickelt das Genie; die Kräfte wachsen im Kampfe.

Minister. Können wir einen Gedanken realisiren? Jeder Plan wird durch einen Zwischenraum, den kein Minister überspringen kann, von der Ausführung getrennt.

Kollege. Die großen Ideen setzen das Publikum in Erstaunen, und unsere politischen Assembleen sind auch das Publikum; man muß Eindruck auf sie zu machen wissen.

Minister. Mein armer Kollege, Sie sind sehr jung und haben trotz Ihrer Erfahrung noch sehr sonderbare Illusionen. Große Ideen! haben Sie Gelegenheit dazu? Erlauben Sie mir, Sie dies zu fragen. Alle Systeme sind schon erfunden und versucht worden. Ich kenne keine so thörichte und sonderbare Theorie, die nicht schon ihre Verkündiger und Apostel gehabt hätte. Aber ich wünsche, daß Sie in der Politik, in der Verwaltung und Staats-Oekonomie einen neuen und großartigen Plan entdeckt haben mögen; glauben Sie ja nicht, daß Sie ihn durchsetzen werden. Die Assembleen lieben die Routine, das Praktische; jede Neuerung ist ihnen zuwider, und selbst die Opposition, welche Sie besser als ich kennen, aber die ich, wie Sie, beobachtet habe, verabscheut das Neue. Jeder neue Vorschlag scheint eine neue Fallgrube zu verbergen, wenn er von einem Minister gemacht wird. Es ist thöricht, in der Zeit egoistischer Bestrebungen und kleinlicher Leidenschaften von Ruhm und Größe zu träumen.

Kollege. Mit Muth und Ausdauer vernichtet man Vorurtheile, trotzt man dem Widerstande und erzwingt man die Ueberzeugung.

Minister. Die Ueberzeugung! Die Ueberzeugung in der nie rastenden Zeit! Haben Sie während Ihres Ministeriums nicht gelernt, wie sie entsteht und wie sie verschwindet? Wie oft waren Sie nicht bei den einfachsten und gerechtesten Sachen gezwungen, zu schonen, zu schmeicheln, zu verlocken, ja zu bestechen, um Ihre Meinung eindringlich zu machen? Verwenden wir nicht beständig eine Zeit, die wir den Interessen des Staats widmen müßten, auf das Anhören alberner Gespräche und Klatschereien?

Kollege. Sie machen eine zu traurige Schilderung. Ihr Verstand hat Ihr Herz ausgetrocknet; aber wenn Sie unseren Bestrebungen allen Ruhm, alle Ehre nehmen, was bleibt uns dann übrig? Jene Hotels, welche wir wie Gasthöfe bewohnen, die hundert Andere vor uns einen Tag lang bewohnt haben und hundert Andere nach uns bewohnen werden; die Genüsse des Luxus, eine hohe Besoldung, ein Wagen und das Geräusch der großen Welt; eine eitle und traurige Genugthuung! Ich ziehe lieber euren großen Zimmern meine bescheidene bürgerliche Wohnung, euren vornehmen Gesellschaften einen Kreis vertrauter Freunde und eurem sklavischen und glänzenden Amte meine unbemerkte Unabhängigkeit vor.

Minister. Jetzt fallen Sie in ein anderes Extrem. Wir wollen das Gute thun, ohne nach Ruhm zu streben; wir wollen dem Vaterlande dienen, ohne von ihm eine Belohnung zu erwarten; wir wollen mit unserer Zeit leben und weder dreister, noch tugendhafter seyn, als unsere Zeitgenossen. Wir wollen unsere Pflicht mit den Werkzeugen erfüllen, welche die Vorsehung uns gegeben hat, und wenn die Zeit kommen wird, wo wir die Macht, die wir einen Tag gehabt haben, in andere Hände übergeben sollen, so wollen wir uns an die Schwierigkeiten erinnern, mit denen sie umgeben war, und wollen unseren Nachfolgern Rechenschaft davon ablegen.

Kollege. Was wollen Sie sagen? Ich bin aus der Opposition hervorgegangen; ich werde auch dorthin wieder zurückkehren. Nun, da ich Minister gewesen bin, werde ich die Mißbräuche eben so wenig billigen, als ich sie ehedem billigte. Die Popularität der Opposition wird mich für den Verlust der Macht entschädigen und wird mir meine Rückkehr dorthin leicht machen.

Minister. Ich werde ministeriell bleiben, wenn ich auch aufhöre, Minister zu seyn; und ich werde glauben, als redlicher Mensch und guter Bürger eine Pflicht zu erfüllen.

Kollege. Unser Gespräch hat eine sonderbare Richtung angenommen. Wenn man uns sprechen hörte, so könnte man glauben, daß das Kabinet schon gestürzt sey. Ich hoffe aber, daß es noch eine Zukunft hat, und ich werde es nicht stürzen lassen, ohne es energisch zu vertheidigen. Doch leben Sie wohl; ich habe Sie um Ihre Zeit gebracht, und ich lasse meine Beamten warten, die ich in meinem Kabinet mit der Feder in der Hand und mit den geöffneten Portefeuilles ungeduldig werden sehe; also in zwei Stunden im Minister-Rath, und einst Sie auf den Bänken des Schatzamtes, wie die Engländer sagen, und ich auf den Bänken der Opposition, aber so spät als möglich.

Minister. Wie Gott will.

Kollege. Und der König.

Minister. Einst würden Sie gesagt haben: und die Majorität.

Kollege. Sie treiben mich ordentlich fort. (Er geht fort.)

Kanzleidiener. Die Herren Secretaire warten im Salon auf Arbeit.

Minister. Es ist zu spät; es wird keine Arbeit für sie geben.

Zwölfte Scene.

Der Minister; der General-Secretair.

Minister. Wir wollen wieder an unsere Arbeit gehen.

General-Secretair. Hier ist der Gesetz-Entwurf, welcher in drei Tagen den Kammern vorgelegt werden soll.

Minister. Wird dem Staatsrath überwiesen. Man macht uns immer Vorwürfe, daß wir ihn nicht befragen.

General-Secretair. Er wird keine Zeit haben, sich in eine erschöpfende Diskussion einzulassen.

Minister. Wir werden dabei weniger Schikanen haben. Diese Herren wollen, daß man ihnen die Gesetze vorlege, und sind mit den Entwürfen, welche man ihnen mittheilt, niemals zufrieden. Haben wir ihre Kritiken wohl nöthig? Zwei Kammern sind genug.

General-Secretair. Entwurf einer Ordonnanz in Betreff der Stadt Joigny.

Minister. Gut; wir werden später sehen. Eine Stadt, welche Cormenin ernennt. Wenn man die Unterstützung der Regierung begehrt, so muß man erst sie unterstützen.

Dreizehnte Scene.

Dieselben; der Büreau-Chef.

Büreau-Chef. In meinem Kabinet ist Herr L..... bei seinem Bruder, meinem Unter-Chef; Sie haben mir befohlen, es Ihnen zu melden, wenn er käme.

Minister. Bitten Sie ihn, mich zu besuchen, ehe er wieder fortgeht.

Büreau-Chef. Ich habe ihn darum gebeten, wie Sie befohlen hatten. Er will nicht; er achte, sagt er, Ihre Geschäfte. Im Grunde, glaube ich, vermeidet er eine Erklärung.

Minister. Ich werde selbst zu ihm gehen. (Zum General-Secretair) Erlauben Sie mir nur noch eine Viertelstunde. Ich muß mit Herrn L..... durchaus sprechen. Ich komme mit ihm zurück ....; dann werden wir unsere Geschäfte ungestört vollenden, ich verspreche es Ihnen.

General-Secretair (allein). Ich werde den Platz noch einmal räumen; doch in meine Wohnung kann ich nicht zurückkehren; zwanzig Personen warten auf mich; man schickt sie mir alle zu, und man läßt mir nicht Zeit, sie zu empfangen. Wenn ich Minister seyn werde, so werde ich meinen General-Secretair nicht warten lassen.

Vierzehnte Scene.

Der Minister; Herr L..... (Der General-Secretair geht hinaus, nachdem er zuvor Herrn L..... die Hand gegeben hat.)

Minister. Weil Sie von der Opposition sind, so vermeiden Sie mich. Ohne Ihren Bruder, den ich Ihnen gegen Ihren Willen hinweggenommen habe, würde dieses Hotel Sie niemals sehen.

Herr L..... Ein Minister lockt mich nicht mit seinem Titel, und wenn ich das Unglück habe, seine Handlungen zu mißbilligen, so vermeide ich es, ihm zu begegnen.

Minister. Ich hoffte mehr von Ihrer Freundschaft. Seit meinem Eintritt ins Ministerium sehe ich mit Schmerz, daß alle Männer, auf deren Aufrichtigkeit ich rechnete, mich verlassen und mir ihren Rath entziehen.

Herr L..... Offen gesprochen, würden Sie darauf Rücksicht nehmen?

Minister. Warum zweifeln Sie daran?

Herr L..... Unsere Meinungen trennen sich täglich mehr; ich habe gesehen, daß alle Minister unmerklich sich selbst von den Ideen entfernten, durch die sie zur Macht gelangt waren. Ich klage nicht Sie an; ich weiß nicht, welchen Schwindel die Macht erregt und welche Atmosphäre Sie in Ihren Hotels athmen. Wenn man durch die Salons läuft und mit den Politikern schwatzt, so bemerkt man einen Strom von Ideen, der alle Geister durchdrungen hat, eine gemeinsame Meinung, die von Allen angenommen ist; gewisse Handlungen werden einstimmig gelobt oder getadelt. Kommt man zu einem Minister, so hat man einen ganz verschiedenen Anblick; hier herrschen viele Vorurtheile, welche man nur hier findet; man kennt die Menschen nicht mehr; man fällt über sie sonderbare Urtheile; man kennt die Dinge nicht, welche sogar der unbedeutendste Redacteur des unbedeutendsten Journals kennt, und man raisonnirt ohne Sinn und Verstand darüber. Alle Diskussion wird unmöglich.

Minister. Sie werden mir erlauben, daß ich dieses harte Urtheil nicht unterschreibe; aber wenn es gegründet wäre, an wem, frage ich Sie, würde der Fehler liegen? Fliehen wir vor dem Lichte, oder das Licht vor uns? Die aufrichtigen und unparteiischen Männer entfernen sich von uns. Vor meinem Ministerwerden hatte ich mehrere Freunde, die sich in mein Vertrauen theilten; ich hatte sie wegen ihres gewandten Geistes und wegen ihres biederen Charakters gewählt. Eine große politische Innigkeit verband uns: ich sehe jetzt keinen einzigen mehr. Sie selbst, mein lieber Kollege, haben Sie es nicht wie sie gemacht? Als einfache Deputirte sahen wir uns täglich in der Kammer; wir hatten keine andere Macht, als unsere Thätigkeit. Wir theilten uns gegenseitig unsere Eindrücke, unsere Studien, unsere Ansichten mit. Wenn unsere Meinungen nicht übereinstimmten, so verschwand oft der Unterschied der Ansicht vor einer freundschaftlichen Diskussion. Ich bin nicht anmaßend genug, um zu glauben, Ihnen nützlich gewesen zu seyn; aber Sie waren es mir oft. Der Zufall, ich kenne kein anderes Wort, der Zufall, der mich zum Minister machte, hat Alles geändert. Ich habe Sie seit sechs Monaten nicht gesehen. Jene freundlichen Gespräche und der gegenseitige Austausch unserer Gedanken und Vortheile haben aufgehört. Jeder von uns hat in einem verschiedenen Kreise gelebt; Sie sind täglich immer weiter in der Opposition gegangen, als ich vielleicht in den Doktrinen der Macht.

Herr L..... Ich bedaure es aufrichtig, daß es so ist. Ich würde nichts gespart haben, um Sie auf der Stelle, wo Sie standen, zurückzuhalten. Aber wie sollte ich zu Ihnen kommen? Sie waren niemals allein. Niemals kann man bei Ihnen ein aufmerksames Ohr finden. Wenn die Geschäfte Ihnen einen Augenblick Muße gönnen, so wird sie von Schmarotzern und gefälligen Bewunderern ausgebeutet, die sich Ihrer bemächtigen und oft Ihre volle Achtung erwerben.

Minister. Sie lassen Ihnen ja das Feld frei; warum sollten sie sich desselben nicht bemächtigen? Wir werden von unseren ergebensten Freunden verlassen, von den Einen hart getadelt, von den Anderen verdächtigt. Wie viele Seelenstärke gehört dazu, den Zudringlichkeiten, die von allen Seiten auf uns einstürmen, Widerstand zu leisten. Man schmeichelt uns, wie sollen wir glauben, daß wir Ihr Mißtrauen verdienen? Man erweist uns Wohlwollen, warum sollen wir nicht empfänglich dafür seyn? Und die politischen Nothwendigkeiten! Können wir einen Jeden nach seinem Verdienst behandeln? Glauben Sie mir; Alceste würde nicht vierundzwanzig Stunden constitutioneller Minister seyn; wir sind dazu verdammt, zu Allem eine gute Miene zu machen und oft Leuten, die wir verachten, die Hand zu geben. Das ist nicht die am geringsten mühsame unserer Verpflichtungen.

Herr L..... Erlauben Sie wenigstens, daß diejenigen, auf welchen diese Verpflichtung nicht lastet, ihre Unabhängigkeit bewahren und sich fern halten, fern von jener knechtischen Menge, die Sie umgiebt.

Minister. Sie gehören noch weit mehr zur Opposition, als ich es glaubte; diese heftige Sprache beweist es mir; aber soll ich Ihnen meine ganze Meinung sagen?

Herr L..... Sprechen Sie! Die Aufrichtigkeit ist ein Pfand der Achtung.

Minister. Sie opfern der Meinung viel, indem Sie glauben, nur der Eingebung Ihres Gewissens zu folgen; Sie fürchten für ministeriell gehalten zu werden. Wir leben in einem Lande, wo Niemand ministeriell seyn will, und wenn man nicht von der Opposition ist, so hält man sich für unabhängig. Bei den Wahlen giebt es keinen Kandidaten, der zu gestehen wagt, daß er die Macht unterstütze, und die ordnungsliebendsten Wähler würden denjenigen, der sich offen für ministeriell erklärte, gewiß nicht annehmen; dies ist die Krankheit der Zeit.

Herr L..... Wenn die Sitten des Landes die knechtische Anhänglichkeit an ein Ministerium verwerfen, so nehmen auch die Ministerien ihrerseits keine Opposition an. Ihre Umgebung verdirbt Sie; Sie dulden keinen Widerspruch, und er reizt Sie; Sie finden Geschmack am Befehlen; Sie leben mitten unter Agenten, deren Pflicht und Tugend darin bestehen, Ihren leisesten Wünschen zu gehorchen; Sie begreifen den Widerstand nicht mehr. Es ist so bequem, seinen Gedanken ohne Hinderniß durchzusetzen und auszuführen, und man gewöhnt sich so leicht an das Verführerische der Macht. Sie sollten sich an diejenigen wenden, deren Charakter Sie schätzen, deren Urtheil Sie achten. Aber wenn so viele Leute sich in Ihre Arme werfen, um nicht zu sagen, zu Ihren Füßen niederstürzen, wozu nützt es, unangenehme Rathschläge und tadelnde Urtheile anzuhören und anzunehmen?

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Ein Amerikanischer Hoax.

In dem zu Charleston herauskommenden „Southern Literary Messenger" erschien vor einigen Jahren ein Artikel, der zu seiner Zeit viele Aufmerksamkeit erregte. Der Redacteur macht seine Leser mit einem gewissen Herrn Joseph Miller bekannt, der, wie er zu verstehen giebt, entweder ein Abkömmling des berühmten Witzboldes, oder gar dieses unsterbliche Individuum in eigener Person ist.*) Ueber diesen Punkt herrscht indessen einige Ungewißheit, die sich durch den ganzen Aufsatz hinzieht und den zweiten Vornamen des Herrn Miller zum Grunde hat. Er giebt nämlich im Anfang der Unterredung seinen Namen als Joseph A. Miller an; im Laufe des Gesprächs verwandelt er ihn jedoch in Joseph B., dann in Joseph C. und so durch das ganze Alphabet, bis er endlich den Redacteur ersucht, ihm ein Exemplar seiner Zeitschrift an die Adresse des Herrn Joseph Z. Miller zu schicken.

Der Zweck seines Gesuchs bestand darin, der Redaction die Autographa der berühmtesten Amerikanischen Schriftsteller mitzutheilen. Er hatte nämlich an diese lange nichtssagende Briefe über verschiedene Gegenstände geschrieben, und es war ihm bei Allen geglückt, eine Antwort zu erhalten. Die Antworten allein (die, wie man sich leicht denken wird, erdichtet sind) wurden, mit echten Facsimilen der Autographa dieser Schriftsteller versehen, in das Journal eingerückt und bestehen aus burlesken Nachahmungen des eigenthümlichen Stils der angeblichen Verfasser, der durch die Beantwortung der von Herrn Miller vorgelegten unsinnigen Fragen ins Absurde gezogen wird. Dieser Autographa sind in allen sechsundzwanzig, welches mit den sechsundzwanzig Verwandlungen übereinstimmt, die der Spaßvogel in den Anfangs-Buchstaben seines zweiten Vornamens eintreten ließ.

Der Artikel machte im Publikum großes Aufsehen und wurde in vielen der bedeutendsten Amerikanischen Blättern wieder abgedruckt. Sogar diejenigen, deren Namen man gemißbraucht und auf deren Kosten man sich lustig gemacht hatte, nahmen den Scherz meistentheils gut auf. Einige derselben wußten nicht recht, was sie aus der Sache machen sollten. Wie man sagt, glaubte anfangs der berühmte Doktor Channing, er müsse wirklich den im „Messenger" eingerückten Brief an irgend einen Herrn Joseph Miller geschrieben und ihn nachher bei seinen überhäuften Beschäftigungen vergessen haben. Dieser Brief enthielt nichts weiter als Folgendes:

„Boston .....

Werther Sir!

Kein Individuum Namens Philipp Philpot ist je, weder als Kutscher noch sonst, in meinen Diensten gewesen. Der Name ist ein ungewöhnlicher um nicht leicht aus dem Gedächtniß zu verlieren. Der Mensch bezog sich vielleicht auf einen anderen Doktor Channing. Es wäre daher rathsam, ihn genauer deshalb zu befragen.

Hochachtungsvoll der Ihrige
W. E. Channing.

An Herrn Joseph L. Miller."

Die kurze nachdrückliche Schreibart des berühmten Theologen ist in diesem Schreiben ungemein gut wiedergegeben.

Nur in einem Falle erregte dieses jeu d'esprit den empfindlichsten Unwillen. Oberst Stone (Verf. der Biographie Red-Jackets und Herausgeber des „New York Commercial Advertiser") stand mit dem „Messenger" auf keinem sehr freundschaftlichen Fuß. Einige kleine Broschüren des Obersten waren in der gedachten Zeitschrift scharf mitgenommen und mit der Bemerkung abgefertigt worden, daß dieselben eher unter den Quacksalber-Annoncen des „Commercial" an ihrer Stelle gewesen wären, wogegen Stone in seinem Blatte mit eben so großer Vehemenz gegen den „Messenger" zu Felde gezogen war. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, wenn folgende Epistel von dem angeblichen Verfasser nicht ganz ruhig hingenommen wurde:

„New-York .....

Werther Sir!

Es thut mir ungemein und unendlich leid, daß es nicht in meiner Macht steht, Ihre vernünftige und verständige Bitte zu erfüllen. Der Gegenstand, den Sie erwähnen, ist mir gänzlich unbekannt. Außerdem ist dieses eine Sache, von der ich sehr wenig weiß.

Achtungsvoll
W. L. Stone.

An Herrn Joseph B. Miller."

Diese Tautologieen und Anti-Klimare waren dem Herrn Obersten etwas zu stark; er leugnete in seinem Blatte auf die entschiedenste Weise, je ein solches Schreiben abgefaßt zu haben, und vermehrte durch seine Erbitterung das allgemeine Gelächter des Publikums und den Triumph der Urheber dieser Mystification.

Mannigfaltiges.

— Slawische Forschungen. Ein wissenschaftlich überaus schätzbares Werk, mit welchem die Deutsche Literatur kürzlich bereichert worden, ist die von Mosig von Aehrenfeld veranstaltete und von Dr. Heinrich Wuttke (Privat-Docenten in Leipzig) herausgegebene Uebersetzung der „Slawischen Alterthümer" Paul Joseph Schaffarik's.*) Es gehört diese umfassende Arbeit des Böhmischen Gelehrten wohl überhaupt zu dem Besten, was die Slawische Wissenschaft (gleichviel, ob in Rußland, Polen oder sonstwo) bisher zu Tage gefördert. Die darin enthaltenen wichtigen Aufschlüsse über die Ursitze der Slawen, so wie über die Stellung derselben in der Ordnung der Völker, machen das Buch für die Nationen Germanischen und Romanischen Stammes fast eben so interessant als für die große Völkerfamilie, welcher es zunächst gewidmet ist. Der uns vorliegende erste Band umfaßt den Zeitraum von 750 vor Chr. bis 476 unserer Zeitrechnung, um welches Jahr die Slawen mit Waffengewalt aus ihren alten Sitzen hervortraten und sich nach Süden und Westen bis zur Donau und Elbe ausbreiteten. Wir hoffen, daß die rührigen Uebersetzer und Herausgeber uns sehr bald auch die Fortsetzung liefern werden. Die Berichtigungen, welche die alte Geographie und die bisher üblichen Etymologieen Slawischer Volks-, Länder- und Orts-Namen durch dieses Werk erhalten, sind überaus wichtiger Art. Daß Schaffarik mit den Sprachforschungen der Deutschen vertraut ist und darauf überall Rücksicht nimmt, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Wir entlehnen hier einer Anmerkung Schaffarik's, was er über die Ableitung des Namens Preußen sagt: „Die alten Preußen nannten sich Prusai, bei ihren Brüdern den Lithauern hießen sie ebenfalls Prusai, in der Einzahl Prusak, fem. Pruselka. In ausländischen Quellen wird ihr Name verschiedentlich angegeben: bei Dithmar und in der Lebensbeschreibung des heiligen Adalbert Pruci, Prucia, Pruzzi, in den Münchener geographischen Aufzeichnungen Bruzi, in der Altholländisch geschriebenen Chronik des Deutschen Ritterordens (Matthaei, Analect. T. V.) Pruyssen, Pruyssenaers u. s. w. Alle bisherigen Auslegungen dieses Namens, namentlich die, wonach er aus Po und Rus (Voigt I. 667—673) zusammengesetzt wäre, sind falsch. Prus, Prusin, Prusák ist ein ursprüngliches Wort." Im Text selbst bemerkt der Verfasser: „Die eigentlichen Sitze der Preußen zur Zeit des Ptolemäos anzugeben, ist fast unmöglich; wahrscheinlich aber ist es, daß sie als Nachbarn der Galindier tiefer im Innern gewohnt haben und erst später an die Küste gekommen sind, wo ihr Name im Mittelalter häufig genannt wird. Ihre Niederlassung befand sich vielleicht schon anfänglich in der Nähe der Stadt Pruschany im Gouvernement Grodno."

*) „Joe Miller's Jest Book" ist eine in England und Amerika verbreitete, volksthümlich gewordene Sammlung von Witzworten, komischen Anekdoten u. s. w., in der Art des Deutschen Eulenspiegel.

*) Die Czechen sprechen diesen Namen Schaffarjik (mit Französischem j) aus; da jedoch die im Czechischen vorkommende Bezeichnung des ř in anderen Dialekten nicht gebräuchlich ist, so wird es selbst von Schaffarik gebilligt, wenn sein Name im Deutschen eben so ausgesprochen wie geschrieben wird.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1¾ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Mittwoch den 30. November 1842.

Nord-Amerika.

Boz über Amerika.

Auch das Deutsche Publikum hat mit Theilnahme die Reise des berühmten Boz nach Amerika vernommen, da dieselbe von ihm in der Absicht angetreten wurde, über transatlantische Sitten und Gebräuche, aus Selbstanschauung, zu berichten. Mit Recht setzte man voraus, daß ein so geistreicher, genialer Beobachter das Amerikanische Leben mit anderen Blicken als Tausende seiner Vorgänger betrachten würde. Der berühmte Verfasser des Oliver Twist hat die Erwartungen nicht getäuscht; die interessante Reisebeschreibung hat vor einigen Wochen die Presse verlassen, ist zwei Bände stark und führt den Titel: „American Notes for General Circulation. By Charles Dickens." Die schnellfingerigen Uebersetzer werden es bald dem Deutschen Leser zugänglich gemacht haben, bis dahin mögen folgende Probe-Auszüge genügen. *)

1.

Das Dampfschiff „Britannia". — Das Schiff im Sturme. — Der Morgen nach dem Sturme.

Und hier ist es! Aller Augen sind der Gegend zugewendet, wo es, aus dem sich sammelnden Nebel des Winter-Nachmittags nur schwach hervortretend, vor Anker liegt. Jeder Finger deutet nach derselben Richtung, und die Ausrufungen des Interesses und der Bewunderung: „Wie schön sieht es aus!" — „Wie zierlich ist es!" — werden von allen Seiten her vernommen. Sogar der schläfrige Herr dort, mit dem Hute auf einem Ohre und den Händen in der Tasche, er, der durch die an einen anderen Herrn, unter Gähnen, gerichtete Frage: „Ob er auch mit hinüber zu gehen gedenke?" — so viel Trost verbreitet hatte — hinüber! als ob von einer Strom-Fähre die Rede gewesen wäre! — selbst er läßt sich jetzt herab, nach der Gegend hin zu schauen, und nickt mit dem Kopfe, als ob er sagen wollte: „Darüber herrscht kein Irrthum!" Im Kopfnicken des weisen Lord Burleigh liegt nicht halb so viel Ausdruck, als in dem des trägen Herrn, der die Ueberfahrt dreizehn Male ohne einen einzigen Unglücksfall vollendete — wie bereits Jedermann, ohne zu wissen, wodurch, erfahren hat.

Hier ist ein anderer, sorgfältig eingehüllter Passagier, der den Unwillen der Uebrigen auf sich gezogen hatte und moralisch zertreten und zermalmt wurde, weil er mit furchtsamer Neugierde sich erkundigte, wie lange es wohl her sey, seit der arme „Präsident" unterging. — Jetzt steht er neben dem trägen Gentleman und bemerkt mit erzwungenem Lächeln, er glaube, die „Britannia" müsse ein sehr festes Schiff seyn. — Der träge Herr schaut zuerst in des Fragenden und dann sehr scharf in des Windes Antlitz und antwortet eben so unerwartet wie bedeutungsvoll, daß ihr Festigkeit Noth thun würde. — Darauf sinkt der Träge augenblicklich sehr tief in der öffentlichen Achtung, und herausfordernden Blickes lispeln sich die Passagiere gegenseitig zu, daß er ein Esel und Betrüger sey, der offenbar davon nicht das Geringste verstände.

* * *

„Wird es noch schlimmer werden, als es bereits ist?" — war eine Frage, die ich oft hörte, wenn Alles glitschte und hin und her gestoßen wurde, wenn es wirklich schwierig zu begreifen war, wie es denn möglich sey, daß irgend ein Fahrzeug in größere Verwirrung gerathen könne, ohne umzuschlagen und unterzugehen. — Wie die Bewegungen eines Dampfbootes in einer rauhen Winternacht auf dem wilden Atlantischen Ocean eigentlich seyen, das zu beschreiben, wird selbst der lebhaftesten Einbildungskraft unmöglich! — Wenn man sagt, es würde zur einen Seite in die Wogen hinabgeschleudert, daß die Masten darin eintauchen, und daß es, wieder aufspringend, sich eben so tief zur anderen Seite neigt, bis eine schwere Wassermasse, mit dem Gebrüll von hundert Kanonen, gegen das Schiff anschlägt und es zurückschleudert — daß es still steht, taumelt und zittert, als sey es betäubt, und dann, unter gewaltigem Herzpochen, vorwärts schießt, gleich einem bis zum Wahnsinn gereizten Ungeheuer, das bekämpft werden soll und zerschlagen und zermalmt und emporgeschleudert von der zornigen See — daß Donner, Blitz, Hagel, Regen und Wind sämmtlich, im feurigen Wettkampf, um die Oberherrschaft ringen — daß jede Planke ihr Stöhnen, jeder Nagel seinen Schrei, jeder Wassertropfen im Weltmeere seine heulende Stimme habe; — so hat man nichts gesagt. Erzählt man, Alles sey groß, Alles schrecklich und furchtbar bis zum höchsten Grade; — so hat man nichts gesagt. — Worte können es nicht ausdrücken, Gedanken es nicht mittheilen — nur allein ein Traum kann es abermals herauf beschwören in all seiner Raserei, seiner Wuth und seinem Zorne.

* * *

Ueber die lächerlichen Purzelbäume, die das Schiff am nächsten Morgen zum Besten gab, welche das Bett zu einem praktischen Spaße und das Verlassen desselben auf anderem Wege, als dem des Herausfallens, zur Unmöglichkeit machten, sage ich nichts. — Nie habe ich etwas gesehen, das dem äußerst Schauerlichen und Oeden geglichen hätte, das meinen Blicken begegnete, als ich Mittags, im buchstäblichen Sinne, auf das Verdeck hinaufsiel! — Himmel und Meer zeigten eine einzige, trübe, schwere, einförmige Bleifarbe. Eine Aussicht auf die schauerliche Einöde rings umher war gar nicht vorhanden, denn die See wogte hoch, und der Horizont umschloß uns, wie mit einem großen, schwarzen Reifrocke. — Von oben herab oder von einer Anhöhe am Ufer hätte sich das, ohne Zweifel, erstaunlich imposant ausgenommen; von dem nassen, schaukelnden Verdeck aus machte es einen Schwindel erregenden, prinlichen Eindruck.

Im Sturme der verwichenen Nacht war das Rettungsboot von einem einzigen Wellenschlage, gleich einer Nußschale, zerschmettert worden und schaukelte jetzt, als ein bloßes Bündel zerbrochener Bretter, im Winde. Die Bretter der Rädergehäuse waren von der See weggerissen worden, so daß die Räder entblößt dalagen und wirbelnd ihren Schaum nach Belieben auf das Verdeck spritzten. Die Schornsteine mit einer weißen Salzkruste überzogen, die Maßspitzen zersplittert, die Sturmsegel aufgespannt, das Takelwerk verknotet und verwirrt, naß und tropfend. — Man kann schwerlich ein trübseligeres Bild erblicken!

2.

Boston an einem Sonntage. — Betrachtungen in den Straßen von New-York. — Schilderung des daselbst herrschenden Elendes.

Als ich an diesem Sonntag-Morgen auf die Straße hinaustrat, war die Luft so klar, die Häuser so hell und zierlich, die Schilder in so strahlenden Farben gemalt, die goldenen Buchstaben so sehr golden, die Ziegel so sehr roth, die Steine so sehr weiß, Blenden und Gitterwerk so sehr grün, die Knöpfe und Platten an den Hausthüren so wunderbar blank und funkelnd, Alles erschien so niedlich, so schwebend, daß jeder zu einer anderen Straße führende Durchgang gerade wie eine Scene in einem Ballette aussah. — Es ist ein sehr seltener Fall, daß in den Geschäfts-Straßen ein Handelsmann — wenn ich mich unterfangen darf, irgend Jemanden Handelsmann zu nennen, wo Jedermann ein Kaufmann ist — in demselben Hause wohnt, wo er seinen Laden hat. — Es sind im Gegentheil sehr oft eine Menge Geschäfts-Lokale in Einem Hause, und dann ist die ganze Front desselben mit Schildern und Inschriften bedeckt. *) Wie ich so entlang ging und zu den Schildern hinaufblickte, erwartete ich zuversichtlich ihre Verwandlung in irgend etwas Anderes. Nie bog ich plötzlich um eine Straßenecke, ohne mich nach Tölpel (clown) und Pantalon umzusehen, die, wie ich nicht zweifelte, sich in einem Thorwege oder hinter einem nahegelegenen Pfeiler verborgen hielten. Was Harlequin oder Columbina anbelangt, so entdeckte ich augenblicklich, daß sie in einem winzig kleinen, einstöckigen, einem Uhrmacher gehörigen Hause, nahe dem Hotel, ihre Wohnung hatten (sie suchen ja auch in Balletten immer unter Dach und Fach zu kommen!). Dieses Häuschen hatte als Zugabe zu den verschiedenen Symbolen und Devisen, welche fast die ganze Fronte bedeckten, eine große Sonnenuhr, die hervorragte, als sollte Harlequin da hindurchspringen.

Die Vorstädte sehen wo möglich noch ätherischer als die Stadt selber aus. Weiße, hölzerne Häuschen — so weiß, daß es einen blinzeln macht, darauf hinzusehen — mit grünen Jalousieen, sind nach allen Richtungen darauf hingesprengt, es scheint, als seyen sie herabgeregnet und wurzelten gar nicht im Erdboden. — Die kleinen Kirchen und Kapellen sind so geziert, so freundlich,

*) Nachdem wir dies geschrieben, sind im Buchhandel bereits zwei verschiedene Deutsche Uebersetzungen erschienen.

*) Oft bis zum Giebel hinauf und die Buchstaben zuweilen fünf bis sechs Fuß groß; hölzerne Schilder sind selten, fast Jeder läßt die Inschriften mit Oelfarben auf die Wand malen, was allerdings ernsthaft aussieht. Der Uebersetzer.

so sauber gefirnißt, daß ich fast glaubte, die ganze Geschichte könnte stückweise, wie Kinder-Spielzeug, zusammengerafft und in ein Schächtelchen gepackt werden.

* * *

Wie still ist es in den Straßen! *) — Giebt es hier keine Musikbanden, keine Blase- oder Saiten-Instrumente? — Nein, nicht eines! — Sind hier bei Tage keine Hanswürste, Saltocinis, keine tanzende Hunde, Gaukler, Magier — nicht einmal Drehorgeln? — Nein, nicht eines! — Ja doch! ich erinnere mich einer Drehorgel, zu deren Tönen ein Affe tanzte. — von Natur ein munteres Thier, aber hier zu einem dummen, schwerfälligen Affen zusammengeschrumpft. — Außer diesem nichts Lebendes, nicht einmal so viel, wie ein weißes Mäuschen im wirbelnden Käfig! — Giebt es hier keine Vergnügungs-Oerter? — O ja. Dort, schräg über, in dem Zimmer, aus dem der Lichtglanz herüberstrahlt, werden Vorlesungen gehalten, und jenes dort dient vielleicht zweimal wöchentlich oder noch öfter zum Abend-Gottesdienst für Ladies. — Die jungen Herren haben die Schreibstube, den Laden und die Schenke; letztere ist, wie Ihr bequem durch die Fenster wahrnehmen könnt, ziemlich besetzt. Horch! den klingenden Ton der Hammer, die die Eisblöcke in Stücken schlagen! und das kalte Gurgeln der zerbröckelten Stücke, wie sie, um sich schneller aufzulösen, von einem Glase in das andere geleert werden! — Keine Vergnügungen? — Die Zigarren-Sauger und die Verschlucker der starken Getränke, deren Hüte und Beine wir chaotisch in einander wogen sehen, was thun sie denn anders, als — sich amüsiren? — Zu was dienen die funfzig Tages-Blätter, die von den vorlauten Bengeln auf den Straßen ausgeschrieen werden und dort drinnen ausgelegt sind, zu was dienen sie anders, als zum Vergnügen? — Keine schalen, wässerigen Vergnügungen, lauter guter, starker Stoff, der kräftige Schimpfreden und gemeine Ekelnamen abhandelt, die Dächer von Privat-Häusern abdeckt, wie der hinkende Teufel in Spanien that; der kuppelt und buhlt mit allen Graden verworfenen Geschmackes und den gefräßigsten Schlund mit offenkundigen Lügen sättigt; der jedem eine öffentliche Stellung einnehmenden Manne die gemeinsten, niederträchtigsten Motive beimißt, von dem gemißhandelten, gedemüthigten Staatskörper jeden Samariter, mit reinem Gewissen und guten Handlungen, verscheucht; der mit lautem Geschrei und Pfeifen und widerlichem Händeklatschen das ekelhafteste Ungeziefer und die schlechtesten Raubvögel aufreizt! — Keine Vergnügungen? —

* * *

Was ist das für ein Platz, zu dem uns diese unsaubere Straße führt? **) Es ist Viereck, gebildet von aussätzig blickenden Häusern; einige derselben sind nur vermittelst außerhalb angebrachter, zerbrechlicher, hölzerner Treppen erreichbar. Was liegt unter diesen wankenden Stufen, die unter unseren Tritten knarren? — Ein miserables Zimmer, von einer Talgkerze matt erhellt und entblößt von jeder anderen Bequemlichkeit, als derjenigen, die in einem elenden Bette zu finden seyn mag. An der Bettseite sitzt ein Mann, die Ellbogen auf die Knie gestützt und mit seinen Händen die Stirn verbergend. — „Was fehlt diesem Manne?" fragt der vornehmste Beamte. — „Fieber", antwortet er mürrisch und ohne aufzublicken. — Denkt Euch die Phantasieen eines fieberhaften Gehirns an einem Orte, gleich diesem!

Steigt diese stockfinstere Treppe hinauf, nehmt Euch aber vor einem Fehltritt auf den zitternden Bohlen in Acht und tappt Euch mit mir in diese Wolfshöhle, in die eben so wenig ein Lichtstrahl wie ein Luftzug zu dringen scheint. Ein Negerknabe fährt, durch die Stimme des Beamten geweckt, aus dem Schlafe auf, denn sie ist ihm wohl bekannt; doch beruhigt durch die Versicherung, daß es für diesmal keine Geschäfts-Visite sey, beeilt er sich dienstfertig, ein Licht anzuzünden. — Das Zündholz flackert für einen Moment auf und zeigt ganze Wälle dämmernder Lumpen auf dem Fußboden, alsdann erlischt es und läßt eine dichtere Finsterniß, als zuvor, zurück, wenn anders Grade in solchen Extremen angenommen werden können. — Er poltert die Treppe hinab und kömmt sogleich zurück, einen flackernden Wachsstock mit den Händen bedeckend. — Jetzt sieht man die Lumpenwälle sich bewegen und langsam aufwärts steigen; der Fußboden ist mit ganzen Haufen Negerinnen, die aus dem Schlaf erwachen, bedeckt. Ihre weißen Zähne klappern, ihre hellen Augen glänzen und blinzeln nach allen Seiten hin, unter Furcht und Staunen, den zahllosen Reflexen Eines erstaunten Neger-Antlitzes in irgend einem sonderbaren Spiegel gleich. (Schluß folgt.)

*) Der Verf. spricht hier von New-York zur Abendzeit, wenn die Gewölbe geschlossen sind.

**) Five Points in New-York, das Er in Begleitung zweier Polizei-Beamten besuchte.

Frankreich.

Der Morgen eines Französischen Ministers.

(Schluß.)

Minister. Aber wenn Sie diese Rathschläge und Urtheile nicht aus Freundschaft geben, sind Sie dieselben nicht dem Interesse Ihrer Meinung schuldig? Sie sprechen von unserer Reizbarkeit; aber sind Sie selbst davon frei, und läßt Ihr Betragen keine durchblicken? Wie soll man die täglich stärker werdende Opposition, in der Sie sich uns gegenüberstellen, erklären? Ich beschwere mich nicht darüber; ich achte Ihr Recht und Ihre Ueberzeugung; aber ich glaube mich zu erinnern, daß Sie in dem Augenblicke, wo das Kabinet sich gebildet hatte, mir nicht erlaubten, auf Ihre Stütze zu rechnen.

Herr L..... Ich leugne es nicht; aber die Irrthümer Ihrer Politik haben mir neue Pflichten auferlegt.

Minister. Und Sie verdammen sie, ohne mir jemals erlaubt zu haben, sie vor Ihnen zu rechtfertigen. Kennen Sie die Motive, die uns geleitet haben? Kennen Sie das Geheimniß unserer Maßregeln? Kennen Sie die besonderen Umstände, welche die Handlungen, die am meisten Ihre Opposition reizen, erklären und vielleicht rechtfertigen?

Herr L..... Die Politik eines Kabinets ist öffentlich; die Presse erörtert und bespricht sie.

Minister. Sie bilden also Ihre Meinung nach der Presse, Sie, ein ernster und selbständiger Mann? Aber kennen Sie nicht eben so gut als ich ihre Illusionen, ihre Irrthümer und Fehler? Sie folgen, ohne es zu wissen, der Leitung Ihres Journals. Sie hören lieber auf sie, als auf einen alten Freund, dessen einziges Unrecht (erlauben Sie mir, daß ich spreche, wie ich denke) darin besteht, daß er Minister geworden ist.

Herr L..... Die Kammer wird zwischen uns entscheiden.

Minister. Wohlan! es sey! denn dies ist doch Ihr letztes Wort. Sie wird ohne Zweifel entscheiden; sie ist unser höchster Richter, und ich nehme im voraus ihre Entscheidung an, selbst wenn sie gegen mich ausfallen sollte. Ich habe Vertrauen zu den Institutionen meines Landes; aber ich gestehe, daß, da ich die Menschen von persönlichen Interessen und blinden Vorurtheilen beherrscht sehe, ich nicht umhin kann, einen unruhigen und schmerzlichen Blick auf die Zukunft zu werfen.

Herr L..... Ich will nur gehen. Ich hatte es wohl vorausgesehen, daß die Unterredung keine Annäherung zwischen uns herbeiführen würde.

Minister. Was mich betrifft, so hatte ich eine bessere Hoffnung; doch leben Sie wohl, und wenn jemals Ihr Herz Reue empfinden sollte, so werden Sie mich immer wieder finden.

Herr L..... Ich werde warten, bis Sie nicht mehr Minister sind. (Er geht ab.)

Funfzehnte Scene.

Der Minister, dann der General-Secretair.

Minister. Ein stolzer Geist, aber ein kaltes Herz! Welche moralische Autopsie zwingt uns die Macht anzustellen! Doch wir wollen keine Zeit verlieren. (Er öffnet die kleine Thür seines Kabinets.) Herr General-Secretair!

General-Secretair. Ich fahre in meiner Arbeit fort.... (Er liest.) Herr de la Courtie wünscht einen Bewässerungskanal zu graben, der das Wasser des Flusses aufnehmen soll, der an seinem Besitzthum vorbeifließt.

Minister. Wie ist die Meinung des Staatsrathes?

General-Secretair. Dagegen.

Minister. Wer unterstützt ihn?

General-Secretair. Herr.....

Minister. Ein Deputirter der Opposition! Ich werde seinetwegen nicht dem Staatsrathe widersprechen. Verworfen!

General-Secretair. Ich hatte es vorhergesehen. Hier ist das Berichtschreiben.

Minister. Ich unterzeichne es nicht.

General-Secretair. Warum?

Minister. Er würde bei den Wählern einen Anspruch darauf gründen.

General-Secretair (für sich). Ich werde in meinem Namen schreiben.

Sechzehnte Scene.

Dieselben; der Kanzleidiener.

Kanzleidiener. Der Präfekt von ..... wünscht seine Aufwartung zu machen; er verläßt Paris und sagt, daß Se. Excellenz ihm befohlen haben, vor seiner Abreise hierher zu kommen.

Minister. Ganz recht; lassen Sie ihn eintreten. (Zum General-Secretair.) Bleiben Sie. Sie sind nicht überflüssig; übrigens gehört er zu unseren Freunden. Sie haben ihn ja ernennen lassen; wir werden uns in Ihrer Gegenwart unterhalten. Während ich ihn anhöre, werde ich die nothwendigsten Unterschriften schreiben.

Siebzehnte Scene.

Der Minister; der General-Secretair; der Präfekt.

Präfekt. Auf Ew. Excellenz Befehl komme ich in dem Augenblicke, wo ich mich auf meinen Posten begeben will, Ihre Instructionen in Empfang zu nehmen.

Minister. Es freut mich, Sie zu sehen, Herr Präfekt; ich wollte vor Ihrer Abreise mich mit Ihnen über die Angelegenheiten Ihres Departements unterhalten. Es herrscht eine gute Meinung daselbst; und der Geist der Ordnung hat dort die Oberhand. Sie müssen diese glückliche Stimmung zu erhalten suchen.

Präfekt. Ich werde mein Möglichstes thun. Die Regierung des Königs und Ew. Excellenz Ministerium können beständig auf meine unveränderliche Ergebenheit rechnen.

Minister. Wie sieht es in Ihrem Departement mit der Wahlfrage aus?

Präfekt. Die Wahlen sind aller Wahrscheinlichkeit nach noch fern.

Minister. Was macht das aus? Das Interesse an den Wahlen ist niemals aufgeschoben. Man muß sich zeitig darauf vorbereiten. Ihre Deputirten sind dem Ministerium nicht alle gleich ergeben.

Präfekt. In jedem Getraide wächst Unkraut.

Minister. Es ist Ihre Pflicht, es auszurotten. Sie sind dem Könige und dem Ministerium dafür verantwortlich.

(Der Büreau-Chef erscheint, nähert sich dem Minister und flüstert ihm etwas ins Ohr.)

Minister. Der Redacteur en chef selbst? Ich will ihn im kleinen blauen Salon sprechen. Verzeihen Sie, meine Herren.

Achtzehnte Scene.

Der General-Secretair; der Präfekt.

Präfekt. Ich bin bei Dir gewesen, mein lieber Freund; man sagte mir, daß Du bei dem Minister arbeitetest.

General-Secretair. Sprich mir nicht davon. Seit heute früh bin ich schon hier; aber man kann ihn zu keiner Unterschrift bringen. Die Thür ist für Jedermann offen. Ich kann keine einzige Arbeit mit ihm fertig machen.

Präfekt. Ich wollte mit Dir über die Lage des Kabinets sprechen. Weißt Du, daß, nach Allem, was ich überall höre, es mir nicht sehr fest zu stehen scheint? Durch das ganze Land herrscht Unzufriedenheit mit demselben.

General-Secretair. Es verdient sie. Sah man wohl jemals eine klägligere Politik? Die inneren und äußeren Angelegenheiten werden gleich schlecht verwaltet.

Präfekt. Gehörst Du denn zur Opposition?

General-Secretair. Ja wohl; wundert Dich das? Als das Ministerium gebildet wurde, unterstützten es meine Freunde in der Kammer, und man nahm mich hierher, um sie fester an das Kabinet anzuschließen. Seitdem hat man sich entzweit; meine Freunde sind zur Opposition zurückgekehrt, und ich habe wie sie gehandelt.

Präfekt. Und Du hast ungeachtet der Philippika des Grafen Jaubert gegen die Beamten der Opposition Deine Entlassung nicht eingereicht?

General-Secretair. Er kann sagen, was er will. Ich habe Barrot um Rath gefragt, und ich bin geblieben.

Präfekt. Dein Vorgänger hat sich mit dem vorigen Kabinet zurückgezogen.

General-Secretair. Er hat es bereut. Wenn man sich zurückzieht, macht man einem Feinde Platz und schadet seiner Partei. Sie können mich absetzen, wenn sie wollen. Ich fürchte sie nicht; sie werden dem Geschrei der Journale, die mich vertheidigen, niemals Trotz zu bieten wagen. Unterdessen rühmt man meine Uneigennützigkeit; es ist das Zeichen eines großen Herzens, wenn man den Muth hat, seine Stellung täglich in Gefahr zu bringen. Eine Entlassung zieht nur einen Tag lang die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, und dann ist sie vergessen; aber jeden Morgen preist man um die Wette den unabhängigen Beamten, der nur auf sein Gewissen hört. Er genießt mit Ruhm die Vortheile seines Amtes und die Freude der Popularität. Wenn sie mich absetzen, so wird mein Name in das Martyrologium der Opposition eingeschrieben, und bei dem nächsten Wechsel werde ich wenigstens Unter-Staats-Secretair. Unterdessen erfülle ich meine Geschäfte mit gewissenhaften Eifer, und indem ich gegen das Ministerium stimme, widme ich ihm meine treue und loyale Arbeit. Es kann nur meine Meinung anklagen; wenn es meine Absetzung ausspricht, so wird sie rein politisch seyn. Du weißt gar nicht, was meine politische Absetzung Alles werth ist. Sie ist ein Wechsel auf Sicht an das nächste Ministerium. Ich wünsche Dir einen solchen Wechsel, um Dir Deine Carrière zu sichern.

Präfekt. Ich bedanke mich dafür; ich bin nicht so ehrgeizig, wie Du. Aber sage mir, wer hat Aussichten, Minister zu werden, wenn das jetzige Kabinet stürzt? .... Ich möchte gern die Zeit, die mir vor meiner Abreise noch bleibt, benutzen, um Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Die Abwesenden sind immer im Nachtheil, und bei solchen Krisen giebt es keine sichere Stellung, wenn man nicht im voraus daran gedacht hat.

General-Secretair. Barrot wird noch nicht an die Reihe kommen; aber die Macht neigt sich zu ihm, und das nächste Ministerium wird sich ihm nähern. Du würdest wohl thun, wenn Du einige Mitglieder des vorigen Kabinets besuchtest: einige von diesen werden nothwendig wieder ans Ruder kommen.

Präfekt. Alle sollen noch vor heute Abend meine Karte haben. Ich werde auf den St. Georgeplatz und in die Straße La Ville-l'Evêque gehen. Teufel! man darf sich nicht überraschen lassen.

General-Secretair. Sey ohne Sorge; ich werde immer da seyn und werde Dich vertheidigen, selbst wenn ich in der Opposition seyn sollte. Du siehst, die Ministerien fallen, aber die Politik bleibt, wie einer unserer geistreichsten Staatsmänner sagte; es ist immer dieselbe Melodie; nur wird mehr oder weniger gut gespielt. Da Du die Absetzung nicht liebst, so denke daran, Deine Stellung zu erhalten. Gieb dich nicht ganz hin; mache aber Allen Hoffnungen. Fürchte besonders die Büreaus: sie sind unbarmherzig. Aber das Mittel, ihnen zu gefallen, ist leicht. Mache ihnen so wenig als möglich Arbeit; denn die Arbeit ermüdet sie; frage sie niemals um Rath; denn der Rath bringt sie in Verlegenheit. Mit dieser Vorsicht wirst Du ihre Achtung und ihren Schutz erlangen, und weder das Eine, noch das Andere ist zu verachten. Es giebt Tage, wo der Minister eine Präfektur braucht. Er muß einen zudringlichen Deputirten zufriedenstellen; man läßt den Sections-Chef holen: — Ueber welche Präfektur kann man verfügen? — Mit seiner Antwort bezeichnet er immer denjenigen Präfekten, der den Büreaus am meisten mißfällt. Man muß sie also auf seiner Seite haben.

Präfekt. Dieser Rath soll nicht verloren seyn. Wenn ich jemals einen Brief schreibe, der nicht unumgänglich nothwendig ist, wenn ich jemals um Rath frage, so will ich abgesetzt werden.

General-Secretair. Da ist der Minister. (Er thut, als ob er in der Unterhaltung fortführe.) Sie haben mir also nichts Anderes zu sagen?

Präfekt. Nein.

Neunzehnte Scene.

Dieselben; der Minister.

Minister. Geben Sie mir diese Schriften; ich unterzeichne blindlings. Geben Sie mir nur nicht mein Entlassungs-Gesuch unter die Feder.

Präfekt. Ei, Herr Minister.

Minister (lächelnd). Er könnte dessen fähig seyn; aber ich gebe Achtung. (Er unterzeichnet, ohne zu lesen.) Sie haben also, Herr Präfekt, meine Instructionen gehört. Vernachlässigen Sie nichts, was die Regierung des Königs populär und geachtet machen kann; seyen Sie gerecht und unparteiisch in Ihrem Amte, vor Allem aber thätig. Niemals darf ein Geschäft unvollendet liegen bleiben. Man weiß gar nicht, wie sehr die Verwaltung durch ihre Langsamkeit sich kompromittirt. Schreiben Sie oft, und fragen Sie mich immer um Rath, wenn es nöthig ist. Meine Antworten werden niemals auf sich warten lassen. Sie sehen selbst meine Thätigkeit im Expediren.

Präfekt. Ew. Excellenz können versichert seyn, daß ich mich streng an Ihre Instructionen halten werde. (Er sieht den General-Secretair lächelnd an.)

Minister. Sie haben wenig Zeit übrig; ich will Sie nicht länger aufhalten. (Der Präfekt geht ab.)

Zwanzigste Scene.

Der Minister; der General-Secretair.

Minister. Jetzt, hoffe ich, wird man uns nicht mehr stören. Zeigen Sie mir nur die Sachen, die einige Schwierigkeiten darbieten. So werden wir eher fertig werden.

Der Kanzleidiener (an der Thür, mit lauter Stimme). Das Frühstück Ihrer Excellenz ist aufgetragen.

Minister. Das kommt wie absichtlich. Man erwartet mich bei mir; ich habe einige Freunde eingeladen, und meine Frau versteht keinen Scherz, wenn ich ihr das Frühstück kalt werden lasse.

General-Secretair. In einer Stunde werde ich wiederkommen.

Minister. In einer Stunde haben wir Conseil.

General-Secretair. Nach dem Conseil?

Minister. Sitzung in den beiden Kammern.

General-Secretair. Nach dem Diner?

Minister. Empfang.

General-Secretair. Also morgen?

Minister. Morgen ist mein Audienztag; aber übermorgen werde ich meine Thür verschließen, und wir werden ganz ungehindert arbeiten können.

General-Secretair. Wie heute. (Der Minister geht ab.) Uebermorgen werden wir eine Botschaft des Königs, eine telegraphische Depesche zu expediren, eine Rede für die Kammer oder für die Akademie zu meditiren, einen Gesandten zu empfangen, einer Kommission zu präsidiren, Freunde zu hören und vor Allem Deputirten zu schmeicheln, sie in ihrer Eitelkeit zu schonen, ihre unaufhörlichen Forderungen zu befriedigen haben; mitten unter so vielen verschiedenen Sorgen giebt es noch tausend Geschäfte, welche die Unterschrift des Ministers erfordern, jene Förmlichkeit, ohne welche es keine Verantwortlichkeit giebt und mit welcher die Geschäfte nicht zu Ende kommen.

(R. d. d. M.)

China.

Nan-king und der Ta-kiang.

Der Ta-kiang (große Strom) oder Kiang (Strom par excellence) heißt auch Jang-tsy-kiang.*) Sein letzterwähnter, in Büchern seltener vorkommender Name wird bei uns sehr häufig durch blauer Fluß erklärt — auf wessen Pseudo-Autorität? dies können wir nicht entscheiden. Andere erklären Jang-tsy mit gleichem Ungrunde durch Sohn des Weltmeers; nun giebt es zwar ein Wort Jang für Weltmeer; allein diesem entspricht ein ganz anderes Schriftzeichen: das in dem Namen des Flusses vorkommende bezeichnet ursprünglich die ruhige, schaukelnde Fortbewegung der Wellen**), dann den sanften Flügelschlag eines Vogels beim Auffliegen u. s. w.

Dieser Strom, in Ansehung seiner Länge, der Breite seines unteren Laufes und der Größe seines Wassergebietes einer der gewaltigsten unserer Erde, ist gleichsam ein Zwillingsbruder des furchtbaren, im Norden mit ihm parallelen Hoang-ho; denn beide entspringen nicht weit von einander in den Alpen-Regionen des nördlichen Tibet. Auf dem größeren Theil ihres Laufes sind sie zwar durch sehr ansehnliche Landstrecken getrennt; aber in der Gegend ihrer Mündungen scheinen sie, der gemeinsamen Wiege noch eingedenk, sich wieder begrüßen zu wollen, und ein Stück des großen Kaiser-Kanals ist hier der Mittler ihrer Vereinigung. Schon den direkten Abstand der Mündung des Ta-kiang vom Ursprung kann man auf 400 geographische Meilen schätzen. Er bildet, sofern es ein Strom irgend vermag, die Gränzscheide zwischen Nord- und Süd-China, besonders an seinem unteren Laufe,

*) Jang ist mit Deutschem Jod zu sprechen; die meisten übrigen Europäer schreiben Y. Tsy ist Deutsches Z mit einem dumpfen I, dem Russischen ы; die Franzosen schreiben bald tse, bald tseu, tsu oder tsee; die Engländer gewöhnlich tsze.

**) So z. B. in einer alten Ode des Buches Schi-king (1ste Kon. Bl. 38 der Ausgabe der Berliner Königl. Bibliothek), welche so anfängt: jang tschi schui, etc. Pater Lacharme übersetzt hier: leste fluit aqua; allein mit leste fluere ist jang bei weitem nicht erschöpfend ausgedrückt.

wo er zwar von der ungeheuer weit landeinwärts dringenden Fluth des Meeres zu größerer Ruhe gezwungen wird, aber dafür immer breiter und majestätischer sich fortbewegt — wo das Flachland zu beiden Seiten seiner Ufer, von einer Menge kleiner Flüsse, Stillwasser und Kanäle durchschnitten, in zahllose Auen sich zerstückelt. Dieses erstaunenswürdige, in solchem Maßstabe unvergleichliche System von Wasser-Adern mit seiner kolossalen Aorta hat die nordischen Eroberer China's öfter auf empfindliche Proben gestellt; denn hier sind, wohl 50 Meilen vom Meere, noch nautische Schlachten und Manöver möglich. „So lange" — sagt Ritter (Asien, Band 3, S. 728) — „die Horden des trockenen, wasserarmen Hochasiens, die Mongolen wie die Mandschu's, nur ihre Landheere, Reiterschaaren, hatten, konnten sie bei aller Tapferkeit von ihrer Seite und aller Feigheit von Seiten der (Süd-) Chinesen noch nicht zum völligen Besitze China's gelangen. Der oceanische Küstenstrich blieb in der Gewalt der älteren Beherrscher, deren Korsaren-Flotten überall tief landeinwärts ihre feindlichen Einfälle machen konnten. Die Mongolen, wie später die Mandschu, mußten es lernen, Flotten zu bauen."

In dem vor mehr als 200 Jahren (unter der Dynastie Ming) erschienenen geographischen Kompendium Kuang-ju-ki finden wir da, wo der Ta-kiang bei Nan-king erwähnt wird (Buch II, Bl. 3 ruto), folgende historische Notiz: „Als Kaiser Uen-ti von der Dynastie Uei I. (er regierte im dritten Jahrhundert unserer Aera) zum ersten Male die imposanten Wellen des Ta-kiang dahinrollen sah, rief er aus: U-hu, ts'y t'ian sü-i liän nan pë, d. h. „O weh! mit diesem (Strome) hat der Himmel Nord und Süd abgemarkt!" Dieser Ausruf eines Chinesischen Fürsten, der selber auf den Besitz des Ta-kiang verzichten mußte, hätte den Text zu einer Predigt für alle künftige Eroberer China's abgeben können. Selbst in Perioden der Ruhe von außen her gab es einige Mal Gegenkaiser im Süden, und drei Mal war eine kleinere oder größere Nordhälfte des Reiches von Barbaren Türkischen oder Tungusischen Stammes unterjocht, während einheimische Fürstenhäuser im Mesopotamien der beiden Riesenströme und besonders im oceanischen Lande des südlichen, des Ta-kiang, sich behaupteten. Nur zwei Mal ist China in seinem ganzen Umfang (von Norden her) unterjocht worden — im 13ten Jahrhundert von den Mongolen und im 17ten von den noch jetzt regierenden Mandschu-Tungusen — aber selbst die Feldherren aus Tschinggis-Chan's Schule hatten mit der amphibischen Natur des Chinesischen Mesopotamiens ihre große Noth, und ein Flecken von Kiang-nan war es auch, wo nach hundertjähriger Einknechtung ins ausländische Joch der patriotische Rächer erstand, ein schlichter Laienbruder in einem Buddhistischen Kloster, nachmals erster Kaiser der einheimischen Dynastie Ming, die am Ende von ihrer Seite den Mandschu's unterliegen mußte. Als die siegreichen vaterländischen Heere Pe-king eroberten und das schon entartete Mongolen-Volk in seine endlosen Steppen zurücktrieben, huldigte der Norden China's nach ungefähr vier Jahrhunderten, in welchem Zeitraum hier immer ein ausländischer Eroberer den anderen abgelöst hatte, wieder einmal einheimischen Fürsten!

Der Verfasser des eben angeführten Kuang-ju-ki, zufällig selbst im oceanischen Lande des Kiang geboren — namentlich im Gebiete Sung-kiang-fu, zu welchem auch die in neuester Zeit so bekannt gewordene Stadt Schang-hai gehört — erweist seinem großen Landsmanne, dem Befreier China's von den Mongolen, die ausgezeichnete Aufmerksamkeit, daß er den an sich obskuren Ort, wo der anfänglich auch obskure Bettelmönch Tschu-juan-tschang so viele tausend Patrioten unter seiner Fahne versammelte, ganz isolirt hinstellt, als bildete er einen Regierungs-Bezirk für sich, und dabei anmerkt: „Hier ist es, wo der erlauchte Stammherr unseres Kaiserhauses als Drache seinen Aufflug that!" Und hier, setzen wir hinzu, macht auch in diesem Augenblicke der Britische Leopard seine Sprünge!

Ein großer Theil der unermeßlich bevölkerten Provinz, in welcher Nan-king die Hauptstadt ist, hieß vor alter Zeit Jang-tscheu oder die Aue des Stromes Jang. Ein anderer sehr alter Name, Kiang-nan (Süden des Kiang), ist aus der offiziellen Sprache verschwunden, da die Mandschu aus der alten Provinz zwei neue gemacht und den nördlichen Theil Kiang-su (nicht mit Kiang-si zu verwechseln), den südlichen aber An-hoei betitelt haben. Die Hauptstadt oder eine ungefähr an derselben Stelle liegende Stadt hieß vor grauer Zeit Kin-ling (Goldhügel). Nachmals wurde dieser Ort sieben Mal die Residenz einheimischer Dynastieen (von denen die meisten nur das südliche China besaßen) und wechselte mehrmals seine Namen. Die bis heute der Stadt gebliebenen eigentlichen Namen sind Jng-tian (dem Himmel analoge Stadt) und Kiang-ning (Ruhe am Kiang). Nan-king (südliche Residenz) ist nur ein uneigentlicher Name, ein Invaliden-Titel, mit welchem die Stadt begnadigt wurde, seitdem sie aufhörte, Residenz zu seyn, d. h. seitdem der dritte Kaiser des Hauses Ming (bereits im 14ten Jahrhundert), dem Beispiel der Mongolischen Beherrscher folgend, die Stadt Pe-king zur Residenz wählte, um den wilden Stämmen des Nordens, wenn es Noth thäte, besser die Stirn bieten zu können. Das mehr denn 800 Jahr alte geographische Werk Hoan-ju-ki *) entlehnt aus einer noch älteren Spezial-Beschreibung von Nan-king die Notiz, daß die Stadt unter dem Kaiserhause Liang, d. h. schon im sechsten Jahrhundert u. Z., 280,000 Familien (also wenigstens 1½ Millionen Seelen) gezählt habe. Diese an sich kolossale Bevölkerung scheint noch mäßig, wenn man den Umfang erwägt, welchen dasselbe Buch dem damaligen Nan-king giebt; es heißt nämlich: Mauer habe in jeder der vier Himmelsgegenden eine Ausdehnung von 40 gehabt, also im Ganzen 160 Li. Rechnen wir nun ein Li als neun Minuten Weges, so erhalten wir einen Umfang von zwölf Deutschen Meilen!

Es ist zu beklagen, daß in den allgemeinen erdbeschreibenden Werken der Chinesen die Hauptstädte nicht eigentlich beschrieben werden; höchstens findet man den Umfang ihrer Mauern, die Zahl und die Namen ihrer Thore angegeben — nirgends etwas über merkwürdige Gebäude, Anstalten u. s. w. Der Verfasser des Kuang-ju-ki berechnet den Umfang der Stadt Nan-king (vor mehr als 200 Jahren) auf 96 Li (7½ Deutsche Meilen); die Jesuitischen Missionaire des vorigen Jahrhunderts lassen ihn auf 57 Li (4⅝ Meilen) einkriechen, und bald wird man vielleicht nur noch die Ausdehnung ihrer Ruinen messen; denn schon die Begleiter der Britischen Gesandtschaft unter Lord Amherst fanden ein Drittheil der ehemals so blühenden Stadt verödet. Da wir keine neuere oder bessere Beschreibung von Nan-king geben können, als die Berichte der Herren Clarke Abel und Ellis enthalten, so verweisen wir in dieser Beziehung auf jene Berichte, denen bei aller Oberflächlichkeit im Fluge weggestohlener Beobachtung doch eine gewisse Frische und Lebendigkeit nicht abzusprechen ist. *) Da wird der Leser z. B. finden, daß der gefeierte hohe Porzellan-Thurm mit der vergoldeten Kugel oben wahrscheinlich nur mit weißen Ziegeln bekleidet und also kein Porzellan-Thurm ist, daß es an interessanten Denkmälern des Alterthums, wie man sie z. B. in Rom und Athen vorfindet, und selbst an mittelalterlichen, absolut zu gebrechen scheint u. s. w. Bei dem Allen bleibt Nan-king ein Hauptsitz des Kunstfleißes, der Studien, der kostbarsten Bibliotheken, besten Druckereien und — der zartesten weiblichen Schönheit. Wie mancher berühmte Gelehrte, wie manche Heldin eines Romanes, so viel die Holländische Natur des Landes dazu begeistern konnte, ist aus Nan-king hervorgegangen; und hat nicht selbst unser Nankin-Zeug von der Riesenstadt am Kiang seinen Namen, wenn sie auch diese Ehre in keinem höheren Grade verdienen sollte, als manche andere Riesenstadt des immer wirkenden und webenden, immer malenden, emaillirenden und lackirenden Chinesischen Südens!

Nach einer Beobachtung vom Jahre 1788 liegt die Hauptstadt Kiang-nan's unter 32° 4′ 40″ nördlicher Breite und 116° 27′ östlicher Länge von Paris. Ihre direkte Entfernung von der Mündung des Jang-tsy-kiang läßt sich auf ungefähr 20 geographische Meilen abschätzen; die Entfernung wird aber viel bedeutender, wenn man die Reise auf dem Kiang macht, der auf seinem Wege von Nan-king zum Meere einen ansehnlichen Bogen nach Norden zu beschreibt. Diese Angaben gründen sich jedoch nur auf die Ortsbestimmungen unserer bisherigen Karten, von denen viele nicht viel mehr als hypothetisch sind, da gerade derjenige Theil des Kiang-Laufs, mit welchem die Britische Flotte zuerst Bekanntschaft gemacht, der Theil von der Mündung bis zum Eintritt des großen Kaiser-Kanals von Norden her (etwa sieben Meilen unterhalb Nan-king), noch von keiner Europäischen Gesandtschaft hat beobachtet werden können.

Mannigfaltiges.

— Die Stadt Tschin-kiang-fu in China. Diese sehr befestigte Stadt, bei deren Erstürmung die Britische Expedition keinen unbedeutenden Verlust erlitt, liegt am südlichen Ufer des Jang-tsy-kiang, 35 bis 40 Engl. Meilen unterhalb Nan-king und gerade gegenüber der Einmündung des nördlichen (bis in die Nähe von Pe-king führenden) Kaiser-Kanals. Nach den Beobachtungen der Missionaire liegt sie unter 32° 14′ 23″ nördlicher Breite und 117° 5′ 10″ östlicher Länge von Paris. Sie ist der Schlüssel des Reichs von der Seeseite her und ungefähr zwei Tagereisen von der Mündung des Riesenstromes entfernt. Die Jesuiten beschreiben sie als einen wichtigen Kriegsplatz mit starker Tatarischer (Mandjurischer) Garnison und einen der wichtigsten Handelsplätze des Reiches. Wie die meisten Städte China's, so führte auch diese in verschiedenen Perioden verschiedene Namen. In der Periode der drei Reiche (San-kue), d. h. als die drei Kaiser-Familien die Herrschaft China's unter sich theilten (es war im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung), wählte die südliche Dynastie Wu den Ort eine Zeit lang zu ihrer Residenz. Ihren heutigen Namen Tschin-kiang, d. h. den Strom bewachende (su bedeutet eine Stadt ersten Ranges), erhielt sie bereits unter der Dynastie Sung II., welche von der Mitte des zehnten bis ungefähr in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts u. Z. regierte, um welche Zeit sie den eindringenden Mongolen-Heeren erlag. Eine kleine, nordwestlich vor der Bai der Stadt im Strome sich erhebende Insel soll mit wahrhaft zauberischen Anlagen geschmückt seyn. Auf ihren Höhen thront ein Kaiserliches Lustschloß und sprudelt ein Quell, der wegen seines herrlichen Wassers berühmt ist. Die Insel wird von den Chinesen Kin-schan (Gold-Berg), auch Jeu-jü (schwimmender Edelstein) genannt. Einheimische geographische Werke nennen unter den Produkten des Departements köstliche Fische, namentlich Welse und große Plattfische von silberweißer Farbe. Letztere haben harte, dreikantige, einem Panzer ähnliche Schuppen am Bauche, die zu weiblichem Kopfputz verwendet werden. — In Ritter's Erdkunde (Asien, Band III, S. 689) ist ebenfalls von dieser Stadt die Rede; daselbst steht aber vermöge eines Druckfehlers Tsching statt Tschin. σχ.

*) Ausgabe auf der Königl. Bibl. zu Berlin (Buch 90, Bl. 8, ruto).

*) Clarke Abel: Narrative of a journey in the interior of China. 1818. — H. Ellis: Journal of an embassy to China. 1817.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 144. Berlin, Freitag den 2. Dezember 1842.

Frankreich.

Ueber den Einfluß des Zeitgeistes auf die Französische Literatur im 17., 18. und 19. Jahrhundert.

(Aus dem Schreiben eines in Paris lebenden Deutschen.)

.....Ich gehe jetzt zu einer kurzen Analyse der Diskussion des historischen Kongresses über den Einfluß des Zeitgeistes auf die neuere Literatur über. Sie erinnern sich, in meinem letzten Schreiben gelesen zu haben, daß sich hier vor ungefähr einem halben Jahre ein historischer Verein gebildet habe, welcher aus gelehrten Forschern auf allen Gebieten des Wissens besteht, und der mir die unerwartete Ehre erwies, mich zum Beitritt zu demselben als wirkendes Mitglied aufzufordern. Genannter Verein hat sich nicht nur die Erkenntniß der geistigen und sozialen Fortentwickelung der Franzosen zum Zwecke gesetzt, sondern die Erforschung des historischen Ganges des menschlichen Geistes erstreckt sich eben so sehr über ganz Europa, ja über die ganze bewohnte Erde, obgleich zu erwarten steht, daß Frankreich mit seinen geistigen und politischen Verhältnissen am meisten ins Auge gefaßt werden wird. Wie nun der Wirkungskreis des vorgesteckten Ziels kein beschränkter, vielmehr ein solcher ist, der alle geschichtliche Staaten und Länder umfaßt, so sind auch die Mitwirkenden und Mitglieder nicht nur hinsichtlich der Anzahl, sondern auch in Bezug auf die Nationalität unbeschränkt, ja man ist sogar in hohem Maße bestrebt, so viel ausländische gelehrte Forscher als möglich der Tendenz des Vereins zu acquiriren, und in der That ist die Anzahl der Mitglieder aus letzterer Klasse nicht unbeträchtlich. Abgerechnet, daß diese Gesellschaft dem edlen Aufschwunge unserer Zeit für historische Ergründung früherer Zeitalter ihr Scherflein beizutragen sucht, so hat sie auch zugleich den praktischen Nutzen, daß sie die gelehrten Celebritäten fast aller Länder durch ihre Kongresse, die nicht selten seyn werden, innerhalb eines Salons zusammenbringt, wodurch eine persönliche Bekanntschaft der verschiedenen Gelehrten aus verschiedenen Landen möglich und somit auch zugleich eine gesteigerte Theilnahme an den historischen Mittheilungen aus einem Gebiete der Forschung, wie es auch heißen möge, in dem höchsten Grade hervorgerufen wird.

Vor wenigen Wochen hatten wir unsere erste Sitzung; die Anzahl der anwesenden Theilnehmer war sehr groß, nur sehr wenige von ihnen kannte ich, die ich Ihnen, so wie die berühmtesten übrigen Mitglieder, nachdem ich sie werde kennen gelernt haben, in einem späteren Schreiben namhaft machen werde. Der Spanische Exminister Martinez de la Rosa begann die Sitzung mit einem Vortrage „über den Einfluß des Zeitgeistes auf die moderne Literatur", den ich Ihnen, so getreu als es mein Gedächtniß nur erlaubt, im Nachstehenden mittheilen werde; jedoch werde ich mir dann und wann eine Digression erlauben, um mein eigenes Urtheil über diesen Gegenstand zu äußern, besonders wo es darauf ankömmt, die Ansichten des Redners zu berichtigen, wobei ich auf Ihre gütige Nachsicht rechne.

Der Spanische Gelehrte las ein Memoire vor, das indessen keineswegs die Frage erschöpfend beantwortete. Anstatt vom Einflusse der Zeitphilosophie im allgemeinsten Sinne des Wortes auf die moderne Literatur zu handeln, hob er vielmehr, wenngleich mit feinem Takte, das Charakteristische derselben im Gegensatz zu der Literatur des 18ten Jahrhunderts hervor; hierdurch bekommt die Frage eine ganz andere Wendung, und die Debatten des Klassizismus und Romantizismus mußten auf das Tapet gebracht werden. Der ehrenwerthe Spanier begann etwa folgendermaßen:

Im 16ten Jahrhundert fingen die nationalen und realen Elemente durch den Aufschwung der klassischen Studien allmälig aus der Literatur zu verschwinden an. Die Schriftsteller verließen das nationale Terrain, um Erben Griechenlands und Roms zu werden. Im 17ten Jahrhundert wurde die Literatur wesentlich Hofliteratur; wie am Hofe Ceremonie und Etikette herrschte, so bekam die Literatur eine glatte Politur und elegante Form; edle Einfachheit wurde jedoch nur zu oft durch bloß conventionelle Sprache ersetzt. Hatte in Ronsard und seiner Schule die Nachahmung der Alten einen theils naiven, theils pedantischen Charakter wegen so mancher Ueberbleibsel des Mittelalters erhalten, so verdrängte in Corneille und Racine die Hofluft mehr oder minder fast allen Geist des Alterthums; die Heroen des Alterthums zogen Hof- und Marquis-Gewänder an. Die höhere Poesie, d. h. Lyrik und Tragödie, entfernte sich von den Sitten der Nation; der Dichter, anstatt sich seinem eigenen Genius hinzugeben, seine eigenen Eindrücke, Gesinnungen und Gefühle darzustellen, strebte theils dem Hofe zu gefallen, theils den Horaz und den Euripides (Boileau und Racine) nachzuahmen, und verfiel so in eine gesuchte affektirte Exageration und Declamation; die Poesie wurde kalt und die Sprache schwülstig; bloß in den niedrigeren Sphären der Poesie, in der Komödie, im Roman und in den poésies légères (Chansons et couplets etc.), in den Darstellungen der Begebenheiten und Eindrücke des alltäglichen Lebens erhielten sich Reste der Altfranzösischen Literatur. Molière und Lafontaine, die aus den Gallischen contes und fabliaux zu schöpfen wußten, blieben daher die einzigen nationalen Schriftsteller im Zeitalter der Blüthe des Klassizismus. In beiden findet man den esprit moqueur und railleur, ja in Lafontaine selbst die Naivetät der Altfranzösischen Literatur.

Im 18ten Jahrhundert nahm der Zeitgeist bald eine andere Gestalt an; der große Monarch moderte im Grabe, und mit ihm war der Glanz des Hofes erblichen. Der Adel, den Richelieu physisch, Ludwig XIV. moralisch entkräftet, war zu einem feilen Diener des Hofes herabgesunken; im Gefühle seiner Schwäche, gegenüber einer großen, durch Industrie und Bildung immer mehr emporkommenden Nation, suchte er den Schatten seiner alten Größe unter der Obhut des Fürsten zu bewahren. Die Bildung drang immer mehr in die Masse der Nation, und mit ihr die Licenz und die frivolen Sitten des Hofes und des Adels; Luxus und Ueppigkeit verdrängten alle Einfachheit; der Skeptizismus, der mit den Hugenotten aus Frankreich vertrieben war, brach durch die Verbreitung der Schriften des scharfsinnigen Emigrirten Bayle mit neuer Macht in Frankreich ein; der Englische Atheismus und die Philosophie Locke's, so plausibel dem gesunden Menschenverstande, fingen ebenfalls an, die Gemüther zu bewegen und die Irreligiosität zu den lockeren Sitten zu gesellen. Während die gebildete Welt Frankreichs schon einen anderen Charakter angenommen hatte, folgte die Poesie, vom Leben der Nation entfernt, noch immer dem Impulse, den ihr das Zeitalter Ludwig's XIV. verliehen; sie war in eine bedeutende Apathie versunken; als Zeichen des Verfalls traten mit Fontenelle die faden bergeries und Idyllen auf. Die Lyrik verdorrte gänzlich in den kalten Oden J. B. Rousseau's und Lamothe's. Die Tragiker, mit Ausnahme Crebillon's, ahmten servilier Weise Racine nach. Die Nachahmung der Alten war zu einer Nachahmung Ludwig's XIV. geworden und so zu einer argen Karikatur herabgewürdigt (ein Punkt, den der Kongreß in seiner Diskussion leider gar nicht berührte). Bloß in der Komödie und im Roman herrschte noch einiges Leben. Der berühmte komische Roman Gil Blas und Manon Lescaut, jene so einfach naive Darstellung der Leidenschaften des menschlichen Herzens, die so seltsam mit allen übrigen Productionen des 18ten Jahrhunderts kontrastirt, gehören dieser Periode an. Ueberdem bieten die Komiker und Roman-Schriftsteller ein historisches Interesse dar; als Darsteller des alltäglichen Lebens sind sie Zeugen der hereinbrechenden Sitten-Verderbniß. — Mitten in einer solchen Gesellschaft, wo der Zweifel Alles zu unterminiren drohte, wo der Ueberdruß und Ekel an Allem, was durch Tradition und althergebrachte Sitte der Nachwelt überliefert war, überhandnahm, wo die Religion und Moral aufhörten, die Richtschnur der Gemüther zu seyn, trat nun ein Genius auf, der wegen der außerordentlichen Empfänglichkeit seines Geistes fähiger als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen war, dem Zeitgeist den Puls zu fühlen, ja ihm in die innersten Falten seines Herzens zu schauen. Ueberdies besaß Voltaire in seltenem Maße die Gabe, alle Eindrücke seines regen Geistes mit Leichtigkeit, Anmuth und Grazie zu reproduziren, verbunden mit dem feinen Takte, auf dem Strome zu schwimmen. Diese Eigenschaften nun machten Voltaire zum vollkommensten Repräsentanten seines Jahrhunderts; er erst sollte diesem ein eigenes Siegel aufdrücken; vor ihm war Alles in einer Krisis, in einem Uebergangs-Zustande begriffen; mit ihm erst fing der Zeitgeist an, seiner selbst bewußt zu werden; mit Voltaire erst bekam die Literatur jene philosophisch-soziale Tendenz, die das charakteristische Merkmal der Literatur des 18ten Jahrhunderts ist. (Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Boz über Amerika.

3.

Beschreibung des Gefängnisses „The Eastern Penitentiary" zu Philadelphia. — Die Gefangenen. — Das Ausscheiden aus dem Kerker.

Zwischen dem eigentlichen Gefängnisse und der Außenmauer befindet sich ein geräumiger Garten. Wir traten durch die enge Thür eines gewölbten Thorwegs darin ein, verfolgten den vor uns liegenden Pfad bis zu dessen äußerster Gränze und kamen nun in ein großes Zimmer, von dem sieben lange Gänge ausliefen. Auf beiden Seiten eines jeden derselben befindet sich eine lange, lange Reihe niedriger Zellthüren, mit einer bestimmten Nummer über

nur mit dem Unterschiede, daß kein enger Hof mit ihnen in Verbindung steht (wie bei den im Erdgeschosse befindlichen), und daß sie etwas kleiner sind. — Es wird angenommen, der Besitz von zwei solchen Zellen ersetze den Mangel an hinlänglicher frischer Luft und Bewegung, welche letztere nur täglich eine Stunde lang in dem öden Gallerie-Streifen, der allen Zellen gemeinschaftlich ist, gestattet wird; deshalb bewohnt jeder Gefangene in diesem oberen Stockwerke zwei Zellen, die mit einander in Verbindung stehen.

Steht man im Centrum und blickt diese entsetzlichen Gänge hinab, so ist die dort waltende, trübe Stille, diese Ruhe — schauerlich. Dann und wann ertönt der einschläfernde Ton eines Weberschiffs oder Schuhmacher-Leistens, doch gedämpft durch die dicken Mauern und schweren Kerkerthüren und nur dazu dienend, die allgemeine Stille noch ergreifender zu machen.

Ueber Kopf und Gesicht eines jeden Gefangenen, der in dieses traurige Haus kommt, wird eine schwarze Kappe gezogen, und unter dieser dunklen Umhüllung, ein Emblem des Vorhanges, der zwischen ihm und der lebenden Welt herabfällt, wird er in die Zelle geführt, die er nicht eher, als bis zur vollkommnen Beendigung seiner Strafzeit, wieder verläßt. Er vernimmt hier nichts von Weib und Kindern, nichts von der Heimat oder seinen Freunden, nichts von dem Leben oder Tode einer einzigen Kreatur. Er sieht die Gefängniß-Beamten, doch nimmt man diese aus, so blickt er nie in ein menschliches Antlitz, noch hört er eine menschliche Stimme. Er ist ein lebendig Begrabener, der da harret, ausgegraben zu werden in dem langsamen Arrielaufe der Jahre, und der in der Zwischenzeit todt ist für alles Andere, nur nicht für marternde Angst und schreckliche Verzweiflung.

Sein Name, sein Verbrechen und die Strafzeit sind sogar dem Wärter unbekannt, der ihm die tägliche Nahrung darreicht. Eine Nummer befindet sich über der Thür seiner Zelle und in einem Buche, von dem der Gouverneur des Kerkers ein Exemplar und der Moral-Instruktor*) ein anderes besitzt: dies ist der Inhalt seiner Geschichte. Außer diesen Blättern giebt der Kerker keinen Bericht von seiner Existenz, und mag er auch in derselben Zelle zehn ewiglange Jahre leben, er hat bis zur letzten Stunde nicht die geringste Kenntniß davon, in welchem Theile des Gebäudes sie gelegen ist, welche Art von Menschen sich um ihn befinden, ob in den langen Winternächten lebende Wesen ihm nahe sind, oder ob er sich in einem alleinstehenden Winkel dieser großen Gränzmarke (goal) befindet, mit Kreuz- und Quergängen und Eisenthüren zwischen sich und dem nächsten Theilnehmer an diesen einsamen Schrecknissen.

* * *

Den Mann, den ich zuerst sah, fand ich arbeitend an einem Webstuhl; sechs Jahre war er bereits hier gewesen und hatte, wie ich glaube, noch andere drei Jahre hier zu verweilen. Er war als Diebeshehler verurtheilt worden, doch selbst nach dieser langen Einkerkerung leugnete er standhaft das Verbrechen und behauptete, man habe ihn zu hart behandelt. Es war sein zweites Vergehen. — Er hielt mit seiner Arbeit inne, als wir eintraten, nahm seine Brille ab und antwortete freimüthig auf Alles, was man ihn fragte, doch immer erst nach einer eigenthümlichen Art von Pause und mit einer demüthigen, gedankenvollen Stimme. — Er trug einen selbstverfertigten Papierhut und war erfreut, denselben bemerkt und belobt zu sehen. — Sehr sinnreich hatte er aus einigen unbeachteten, nicht zu einander passenden Stücken und Endchen eine Art von Wanduhr (Dutch clock) konstruirt: seine Essigflasche vertrat die Stelle des Pendels. Da er mein Interesse an dieser Verrichtung wahrnahm, sah er mit großem Stolze darauf hin und sagte, daß er daran gedacht habe, sie zu verbessern, und daß er hoffe, der Hammer und ein kleines Stück zerbrochenen Glases neben demselben „würden bald Musik machen!" — Er hatte einige Farben aus dem Garne extrahirt, das er verarbeitete und damit einige armselige Gestalten an die Wand gemalt. Eine, über der Thür, stellte ein Frauenzimmer vor, er nannte es: „The Lady of the Lake". — Als ich, um die Zeit hinzubringen, diese Proben seiner Erfindungsgabe betrachtete, lächelte er, doch, als ich mich von ihnen ab zu ihm hinwandte, bemerkte ich, daß seine Lippen zitterten: ich hätte die Schläge seines Herzens zählen können! — Ich habe vergessen, woher es kam, daß man darauf anspielte, er müsse eine Frau haben. Er schüttelte bei diesen Worten sein Haupt, wandte sich ab und bedeckte das Gesicht mit seinen Händen.

„Jetzt fügt Ihr Euch wohl in Euer Schicksal!" fragte einer der Herren nach einer kurzen Pause, während welcher der Gefangene seine frühere Manier wieder angenommen hatte. — Er antwortete mit einem Seufzer, daß es sich anhörte, als sey er vollkommen sorglos über seinen hoffnungslosen Zustand. „Ach ja, ja wohl! Ich habe mich darein gefügt!"

„Glauben Sie, jetzt ein besserer Mensch geworden zu seyn?"

„Ich hoffe so; ich hoffe gewiß, es zu seyn!"

„Dann schwindet Ihnen die Zeit wohl schnell dahin?"

„Die Zeit, meine Herren, währt sehr lang innerhalb dieser vier Mauern!" — Er schaute — Gott allein weiß, mit welchem Lebens-Ueberdrusse — um sich, als er diese Worte sprach, und indem er das that, verfiel er in ein fremdartiges Starren, fast so, als hätte er etwas vergessen; einen Augenblick darauf seufzte er tief, setzte seine Brille auf und fing weiter zu arbeiten an.

* * *

In an einander stoßenden Zellen befanden sich drei Frauenzimmer, die alle zu einer und derselben Zeit, wegen eines Komplotts, ihren Ankläger zu be-

*) Moral-Instructor ist ein Posten, der ungefähr dem eines Zuchthaus-Inspectors gleicht. Der Uebers.

waren sie vollkommen schön geworden; ihre Blicke drückten tiefe Schwermuth aus und würden sogar den hartherzigsten Besucher bis zu Thränen gerührt haben; doch war es nicht diejenige Art von Bekümmerniß, welche dem Schauer Zeit zum Nachdenken läßt. — Eine derselben war ein junges, soweit ich mich erinnern kann, kaum zwanzigjähriges Mädchen, deren schneeweißes Gemach mit den Arbeiten irgend einer früheren Gefangenen behängt war. Die Sonne, in all' ihrem Glanze auf das Antlitz des Mädchens strahlend, schien zu einer hochgelegenen Mauerspalte hinein, durch die ein schmaler Streifen des hellen, blauen Himmels sichtbar war. — Die Gefangene war sehr zerknirscht und ruhig: „Sie sey jetzt resignirt" — sagte sie (und ich glaubte ihr) „und ihre Seele sey jetzt im Frieden."

„Mit einem Worte, Sie fühlen sich hier glücklich!" — bemerkte einer meiner Gefährten.

Sie kämpfte — kämpfte sehr hart mit sich, um das zu bejahen, doch als sie ihre Augen erhob und dem Schimmer von Freiheit über ihrem Haupte begegnete, brach sie in Thränen aus und sagte: „Sie bestrebe sich, es zu seyn, stieße keine Klage aus, doch sey es natürlich, daß sie sich zuweilen sehnen müsse, aus dieser Zelle hinauszugehen: sie könne das einmal nicht ändern" — schluchzte sie. Armes Wesen!

Ich ging an diesem Tage von Zelle zu Zelle, und jedes Gesicht, das ich sah, jedes Wort, das ich hörte, Alles, was ich zufällig wahrnahm, ist meinem Geiste peinlich gegenwärtig. Man lasse mich darüber hinschlüpfen und einen wohlthuenden Blick in ein anderes, nach denselben Grundsätzen eingerichtetes Gefängniß werfen, das ich später zu Pittsburgh besuchte. Nachdem ich es besichtigt hatte, fragte ich den Gouverneur, ob er irgend Jemanden unter seiner Aufsicht hätte, der binnen kurzem zu entlassen sey? — Er habe Einen, sagte er, dessen Strafzeit am nächsten Tage vorüber wäre, doch dieser sey nur auf zwei Jahre Gefangener gewesen. — Zwei Jahre! — Ich blickte auf die letzten beiden Jahre meines eigenen Lebens zurück, nicht eingekerkert, gedeihend, glücklich, umringt von Segnungen, Bequemlichkeiten und Wohlstand — und gedachte, welche weite Kluft es war und wie lang dieselben zwei Jahre, in einsamer Gefangenschaft verschmachtet, wohl gewesen wären. — Das Gesicht des Mannes, der am nächsten Tage seine Freiheit erlangen sollte, steht jetzt vor mir: es ist beinahe denkwürdiger in seinem Glücke, als die anderen Gesichter in ihrem Elende. Wie bequem und natürlich war es für ihn, zu sagen, daß das Gefängnißsystem ein gutes und daß die Zeit ihm eigentlich sehr schnell vorübergegangen sey, daß, sobald ein Mensch einmal bei sich fühlt, er habe die Gesetze verletzt und müsse dafür Satisfaction leisten, „er auch durchkömmt auf eine oder die andere Weise" — und so weiter!

„Weshalb rief er Sie zurück, und was flüsterte er Ihnen unter so sonderbarer Unruhe zu?" fragte ich meinen Führer, nachdem derselbe die Kerkerthür verschlossen und mich im Gange eingeholt hatte.

„O! nichts weiter, als daß er befürchte, die Sohlen unter seinen Stiefeln seyen nicht zum Ausgehen geeignet, da sie bereits sehr abgenutzt waren, als er herkam, und daß er mich inständigst ersuchen wolle, sie ausbessern zu lassen."

Diese Stiefeln waren ihm vor zwei Jahren von den Füßen gezogen und mit seinen übrigen Kleidungsstücken bei Seite gelegt worden.

Ich nahm Gelegenheit, mich zu erkundigen, wie sich die Gefangenen kurz vor ihrem Ausscheiden benehmen, indem ich hinzufügte, wie ich der Meinung sey, daß sie sehr zittern müßten. — „Es ist nicht sowohl ein Zittern zu nennen", war die Antwort, „obgleich sie schaudern — als vielmehr eine vollkommene Zerrüttung des Nervensystems. Sie können ihren Namen nicht in das Buch einzeichnen, manchmal sogar nicht die Feder halten, blicken um sich, ohne daß es scheint, als wüßten sie, warum oder wo sie sich befänden; zuweilen stehen sie auf und setzen sich wieder nieder, zwanzig Mal in einer Minute. Dies Alles geschieht, wenn sie im Büreau sind, wo sie die Kappe übers Gesicht bekamen, als man sie einbrachte. Kommen sie außerhalb des Thores, so bleiben sie stehen, blicken erst auf einen Weg hin, dann auf den anderen, ohne zu wissen, welchen sie einschlagen sollen. Manchmal taumeln sie, wie betrunken, und zuweilen sind sie genöthigt, gegen das Gitter zu lehnen, so übel ist ihnen, doch fassen sie sich mit der Zeit."

4.

Die Amtswohnung des Präsidenten und der gegenwärtige Besitzer derselben. — Der Mississippi.

Des Präsidenten Wohnhaus sieht sowohl von außen wie von innen mehr einem Englischen Klubhause ähnlich, als irgend einer anderen Art von Etablissement, mit dem ich es vergleichen könnte. Das dazu gehörige schöne Grundstück besteht aus Garten-Anlagen, die sehr niedlich und angenehm wären, wenn sie nicht das unbehagliche Ansehen hätten, als seyen sie erst gestern gemacht worden, was weit davon entfernt ist, dergleichen Schönheiten in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. — Ich stattete diesem Hause meinen ersten Besuch am Morgen nach meiner Ankunft ab. Ein Staats-Beamter führte mich dorthin und war so gütig, sich gleichzeitig der Mühe zu unterziehen, mich dem Präsidenten vorzustellen

. Wir traten in eine große Vorhalle; nachdem wir daselbst zwei oder drei Mal an einer Klingelschnur gezogen hatten, was Niemand beachtete, durchschritten wir ohne weitere Umstände die Zimmer im Erdgeschosse, wo verschiedene Herren — meistens mit bedecktem Haupte und den Händen in der Tasche — es sich recht bequem machten. Einige von ihnen hatten Damen bei sich, denen sie die Sehenswürdigkeiten zeigten; Andere faullenzten auf Stühlen und Sopha's; wieder Andere, im vollkommensten Zustande einer durch Unthätigkeit herbeigeführten Erschöpfung, gähnten furchtbar. Der größte Theil

dieser Assemblee hatte hier, so viel man wußte, kein besonderes Geschäft, war bloß hier, um das Vorrecht der Nation auszuüben.*) Einige besichtigten die Möbeln mit einer Genauigkeit, als wollten sie sich volle Gewißheit verschaffen, daß der Präsident (der nichts weniger als populär ist) nicht irgend einen Theil des Inventariums bei Seite geschafft oder etwas Niet- und Nagelfestes zum Besten seiner Privat-Schatulle verkauft habe. Nach einem flüchtigen Blicke auf diese Müßiggänger, die theils ein niedliches Prunkzimmer anfüllten, das zu einer Terrasse führte, von der man eine herrliche Aussicht auf den Strom und die angränzende Landschaft hatte, theils in einem stattlichen Gemache, das den Namen „östliches Gesellschafts-Zimmer" führt, umherschlenderten, stiegen wir in ein anderes Gemach hinauf, wo gewisse Besucher der Audienz harrten. Ein Neger in Civil-Kleidern und gelben Morgenschuhen, der geräuschlos von Einem zum Anderen glitt und Berichte in die Ohren der Ungeduldigsten flüsterte, gewahrte meinen Führer, machte ihm ein Erkennungszeichen und schlüpfte hinaus, um uns anzumelden. Wir hatten zuvor in ein anderes Zimmer hineingeblickt, das rings herum mit einem großen, unbekleideten, hölzernen Pulte oder vielmehr „Zahltische" (counter) ausmöblirt war; auf demselben waren Zeitungen ausgelegt, in die sich verschiedene Herren vertieft hatten. Aber in dem Zimmer, wo wir uns jetzt befanden, waren keine solche zeittödtende Mittel, es war hier so nichtsversprechend und ermüdend, wie im Vorzimmer irgend eines unserer öffentlichen Etablissements oder wie im Speisezimmer irgend eines Arztes, zur Zeit, wo er in seiner Behausung Consultationen hält. Es waren ungefähr funfzehn bis zwanzig Personen beisammen. Ein langer, hölzerner, muskulöser Greis, aus dem fernen Westen, sonnverbrannt und schwärzlich, mit seinem braun-weißen Hute auf den Knieen und einem riesenhaften Regenschirm zwischen den Beinen, saß kerzengerade in seinem Stuhl, blickte beständig mit gerunzelter Stirn auf den Fußteppich und zog die dichten Falten um seinen Mund enger zusammen, als hätte er sich fest entschlossen, den Präsidenten zu einem bestimmten Beschrde zu bringen, ohne ihn „mit einem einzigen Körnchen" zu locken. — Ein Anderer — ein Farmer aus Kentucky — sechs Fuß sechs Zoll hoch, mit dem Hute auf dem Kopfe und seinen Händen unter den Rockschößen, lehnte gegen die Wand und zerstampfte den Fußboden mit seinen Hacken, als ob er den Kopf der Zeit unter seinen Schuhen gehabt hätte und im Begriff wäre, ihn buchstäblich zu „zerschmettern." — Ein Dritter, ein leberkranker Mann, mit einem ovalen Gesichte, kurz abgeschorenen, schlichten, schwarzen Haaren, Kinn und Wangen glatt rasirt und bläulich schimmernd, saugte an dem Knopf eines dicken Stockes, den er von Zeit zu Zeit aus dem Munde nahm, wahrscheinlich um zu sehen, wie weit er damit gekommen sey. — Ein Vierter that nichts, als pfeifen; ein Fünfter nichts als speien. In dieser letzterwähnten Beschäftigung besonders zeigten sich alle diese Herren so sehr beharrlich und energisch und theilten ihre Gunstbezeigungen in so reichem Maße dem Fußteppich mit, daß ich die Vermuthung für garantirt annehme: die präsidentlichen Stuben-Mädchen müssen ein hohes Gehalt beziehen, oder, um mich mehr „genteel" auszudrücken — „einen hohen Betrag an Ersatz haben" (an ample amount of „compensation") wie der Amerikanische Ausdruck für Besoldung lautet, wenn von Staatsdienern die Rede ist.

Wir hatten kaum einige Minuten in diesem Zimmer gewartet, als der schwarze Botschafter zurückkehrte und uns zu einem Zimmer von geringerem Umfange geleitete, wo der Präsident an einer mit Papieren bedeckten und wie ein Arbeitstisch aussehenden Tafel saß. Er sah etwas erhitzt und ängstlich aus, und wohl hatte er Ursache dazu, da er mit Jedermann im Kriege lebt; doch war der Ausdruck in seinem Gesichte mild und lieblich, seine Manieren waren bemerkenswerth ungezwungen, edel und angenehm. Meiner Meinung nach war sein ganzes Wesen und Benehmen seiner hohen Stellung vollkommen angemessen.

* * *

Doch mit welchen Worten soll man den Mississippi beschreiben, den großen Vater der Flüsse, der — dem Himmel sey Dank! — keine junge Kinder hat, die ihm gleichen! — Ein ungeheurer, zuweilen zwei bis drei Meilen breiter Graben, der flüssigen Schlamm, mit einer Schnelligkeit von sechs Meilen in der Stunde, dahinwälzt; sein starker, schäumender Lauf überall gehemmt und verhindert durch ungeheure Klötze und ganze Baumstämme, die sich bald zu großen Flößen in einander schlingen (aus deren Zwischenräumen sich ein grüner, fauler Schaum hervorarbeitet), dahinschwimmend auf der Oberfläche des Wassers; bald einherrollend, gleich den Leichnamen von Ungeheuern, und ihre struppigen Wurzeln wie verworrenes Haar zeigend. Jetzt gleich riesenhaften Blutegeln einzeln auftauchend, und dann sich wieder rundum windend in dem Schlund irgend eines engen Wirbels, gleich verwundeten Schlangen. — Die Ufer sind niedrig, die Bäume verkrüppelt, die Moräste wimmeln von Fröschen, der elenden Hütten sind wenige und weit von einander entfernt, die Bewohner derselben haben hohle Wangen und sind bleich, das Wetter ist sehr heiß, die Mosquitos dringen durch jede Spalte, jede Ritze des Bootes, Schlamm und Schleim an jedem Dinge; an der ganzen Ansicht nichts Interessantes, als das harmlose Wetterleuchten, das allnächtlich am dunklen Horizonte zuckt.

Zwei Tage lang arbeiteten wir uns diesen schmutzigen Strom hinauf, stießen beständig gegen das schwimmende Gehölz oder hielten an, um die gefährlicheren Hindernisse, die „snags oder sawyers" zu vermeiden, dies sind verborgene Baumstämme, die ihre Wurzeln unten in der Tiefe haben. Wenn die Nächte finster sind, so unterscheidet der auf der Spitze des Bootes stationirte Wächter am Murmeln des Wassers, ob irgend ein großes Hinderniß in der Nähe ist, dann läutet er eine neben ihm befindliche Glocke und giebt so der Dampfmaschine das Zeichen zum Anhalten; diese Glocke hat die ganze Nacht zu thun; nach ihrem jedesmaligen Ertönen erhält das Boot einen Schlag, daß es einem nicht leicht ist, im Bette zu verbleiben.

Wir tranken das schlammige Wasser des Stroms, während wir auf ihm waren; von den Eingeborenen wird es für sehr gesund gehalten, es ist etwas trüber als Hafergrütze; ein ähnliches Wasser sah ich in den Filtrir-Anstalten, doch anderswo niemals.

China.

Etwas über militairische Examina bei den Chinesen.

Während die Staaten Europa's theils in der Stiftung, theils in der Verbesserung militairischer Lehr-Anstalten mit einander wetteifern, denkt China nicht einmal an die Gründung allgemeiner Institute zur Bildung von Offizieren. Die acht Divisionen größtentheils ausländischer Krieger, welche die Herrschaft über China erlangt haben, entstanden aus dem allmäligen Zusammentreten kleiner Gewalthaber von verschiedenem Stamme, die ihren erblichen Besitz dem allgemeinen Wohle zum Opfer brachten und somit das Recht auf eine Belohnung erlangten, die ihre Nachkommen von Nahrungssorgen frei erhält: daher sind viele Offizier-Stellen, mit Ausnahme der ersten vier Klassen, erblich geblieben. Nur bei den Truppen von der „grünen Fahne", dem eigentlichen Chinesischen Heere, werden Offizier-Stellen den Kandidaten und Magistern der militairischen Gymnastik allein anvertraut.

Jede der acht Divisionen hat ihre Lehr-Anstalten zur Unterweisung der jungen Leute, die ihrer Abkunft nach dieser oder jener Division angehören. Die Chinesen erhalten ihre Bildung in der kriegerischen Gymnastik bei Privatlehrern, und auch das hängt von ihrem freien Willen ab; Kandidat des Kaiserlichen Dienstes wird aber ein junger Chinese nur, wenn er der Regierung seinen Wunsch, dem Vaterlande in der militairischen Laufbahn zu dienen, ausdrückt. Er hat alsdann eine Prüfung in der Kriegskunst zu bestehen, welche ihn, wie bei Civil-Examen Brauch ist, in der Kreishauptstadt zum Studenten, in der Provinzial-Hauptstadt zum Kandidaten und in der Residenz zum Magister befördert.

Die Zahl der Schüler, welche das Studenten-Examen machen können, ist in jeder Statthalterschaft von dem Gesetze bestimmt: sie beläuft sich überhaupt auf 22,319: darunter befinden sich nur 310 Chinesen von den acht Divisionen; die Uebrigen alle sind einheimische Chinesen. Mandschu's und Mongolen von den acht Divisionen erhalten zu diesen Examina keinen Zutritt, weil sie schon ihrer Abkunft zufolge dem Kriegerstand angehören, und weil kriegerische gymnastische Uebungen ihr eigentlicher Beruf sind. Auch hier ist die Zahl derer, welche des Kandidaten-Rangs theilhaftig werden können, gesetzlich bestimmt und erstreckt sich auf 822.

Die Gegenstände des Examens in der kriegerischen Gymnastik sind folgende:

1) Das Bogenschießen zu Pferde. Man steckt drei Ziele, die je 175 Fuß von einander entfernt sind. Der Examinandus jagt in gestrecktem Galopp an diesen Zielen vorbei und schießt dabei sechs Pfeile gegen dieselben ab. Hat er dreimal ein Ziel getroffen, so ist dies hinreichend.
2) Das Bogenschießen zu Fuße. Man steckt eine Zielscheibe von 5½ Fuß Höhe und 2½ Fuß Breite. Die Schußweite wird bis auf 175 Fuß abgemessen. Dann stellt man zehn Examinanden in eine Reihe und läßt jeden sechs Pfeile abschießen. Wer zweimal trifft, der hat schon bestanden. Das Schießen zu Pferde geht mit einem dreimächtigen, das zu Fuße mit einem fünfmächtigen Bogen vor sich.*) Wer zu Fuße schießt, der muß gerade ins Centrum treffen; steckt der Pfeil nur um ein Weniges höher oder tiefer, so ist das schon ein Fehlschuß.
3) Die Kraft- und Gewandtheits-Proben. Gewandtheit und Muskelkraft der Examinanden erprobt man, indem man sie einen sehr starken Bogen spannen, ein sehr gewichtiges Seitengewehr schwingen und einen schweren Stein vom Boden aufheben läßt. Das Seitengewehr wiegt 80 bis 110 Chinesische Pfund **); es muß mehrere Mal hinter einander geschwungen werden. Den Stein muß der Examinandus wenigstens einen Fuß hoch heben können.

Bei den Prüfungen in der Provinzial-Hauptstadt und in der Residenz giebt der Examinator, und bei der Prüfung im Kaiserlichen Palaste der Kaiser selbst den Aspiranten Themata zu kurzen Ausarbeitungen. Die Prüfung in der Gymnastik findet unter freiem Himmel statt und heißt darum die äußerliche im Gegensatze zu der schriftlichen oder wissenschaftlichen Prüfung, welche im Examinations-Lokale vor sich geht und deshalb die innere genannt wird.

Wer im Bogenschießen zu Pferde nicht bestanden hat, der wird auch zum Bogenschießen zu Fuße nicht zugelassen. Wer im letzteren nichts leistet, den läßt man auch keine Kraft- oder Gewandtheits-Proben machen. Wer zu den letzteren unfähig ist, der darf auch bei der inneren Prüfung nicht erscheinen. Nach Ablauf der äußeren Prüfung bringt man die bestanden habenden Subjekte auf eine Liste, und diejenigen, die nicht bestanden haben, auf eine andere. Beide Listen werden bekannt gemacht, mit Anführung der Gründe für die Wahl oder Verwerfung eines Subjektes. Eben so verfährt man nach der inneren Prüfung.

---

*) Jeder Bürger der Vereinigten Staaten hat bekanntlich das Vorrecht, zu jeder beliebigen Tageszeit die Audienz seines ersten Dieners — wie sie den Präsidenten nennen — zu besuchen. Das Mobilar ist National-Eigenthum. D. Uebers.

*) Soll vermuthlich heißen, daß der Bogen resp. dreimal oder fünfmal schwerer zu spannen ist, als ein gewöhnlicher.

**) Ein Chinesisches Pfund beträgt ungefähr 1¼ Preuß.

Kurzsichtigkeit dispensirt vom Bogenschießen. Wer unter 13 und über 55 Jahre zählt, der wird nur im Bogenschießen zu Fuße examinirt.

* * *

Zu diesen aus einem noch ungedruckten großen Werke des Pater Hyacinth Bitschurinskji vorläufig mitgetheilten Notizen bemerken wir noch, daß unter den gymnastischen Uebungen der Truppen von den acht Divisionen, so wie sie in dem großen nach Materien geordneten Wörterspiegel der Mandschu-Sprache (erschien 1777) spezifizirt werden, auch das Ringen eine bedeutende Rolle spielt. Was wir mit Seitengewehr übersetzen, das heißt bei Pater Hyacinth tesak. Im Polnischen ist tesak „ein sehr großes breites Messer, das man wie einen Hirschfänger am Gurte trägt"; auch ein „großes Küchenmesser". Ohne Zweifel meint also der Pater eine Art Schwert, dessen enormes Gewicht aber alle unsere Ritterschwerter aus dem Mittelalter zu Knaben-Säbeln degradiren würde. Es ist Schade, daß er hier, wie immer, den Mandschuischen oder Chinesischen Namen des Gegenstandes uns vorenthält. Der oben erwähnte „Wörterspiegel" weiß nichts von einem solchen Schwert-Ungeheuer, das übrigens, wie sich von selbst versteht, nur als Examinations-Waffe gebraucht werden kann.

Was die „acht Divisionen" betrifft, so bilden diese eine militairische Kaste für sich, bestehend aus Mandschu's und denjenigen Mongolen und Chinesen, deren Voraltern schon vor China's Eroberung mit dem erobernden Volke gemeinschaftliche Sache gemacht haben. Sie sind bis auf den heutigen Tag der Kern der Chinesischen Truppen oder, besser gesagt, das Einzige, was in China mit einigem Rechte Truppen und nicht Trupps oder Haufen heißen kann. Wo die Engländer mit Mandschu's (auch Tataren genannt) zusammentreffen, haben sie allemal einen schwereren Stand und büßen wenigstens ein paar Leute mehr ein.

Mannigfaltiges.

– Herrmann's Handbuch. Von dem „Handbuche der neueren Französischen Sprache und Literatur (prosaischer Theil)", welches die Herren Karl Büchner und Friedrich Herrmann vor etwa zehn Jahre herausgaben, ist so eben die dritte Auflage erschienen *) und zwar von dem Zuletztgenannten allein fortgesetzt und neu bearbeitet, da Herr Karl Büchner, der verdiente Begründer der „literarischen Zeitung", schon seit mehreren Jahren verstorben ist. Beide Herausgeber waren für die Bearbeitung eines solchen Buches wie geschaffen, da der Eine, mit den neuen Erscheinungen der Literatur in beständiger Berührung, ihre Constellationen und Meteore am besten beobachten konnte, während der Andere (Professor der Französ. Sprache und Literatur an der Realschule ꝛc.), das praktische Bedürfniß des Französisch lernenden Deutschen Publikums, für welches das Handbuch zunächst bestimmt ist, genau kennen zu lernen täglich Gelegenheit hat. Die Brauchbarkeit des Werkes hat sich auch vollkommen erwiesen, da die beiden früheren Auflagen, deren jede 3000 Exemplare stark war, in verhältnißmäßig kurzer Zeit vergriffen wurden. Der ursprüngliche Plan des Buches gehört bekanntlich den Herren Ideler und Nolte an, welche die ersten Handbücher dieser Art — charakteristische Auszüge aus den Werken der Schriftsteller mit vorangehenden Lebensnachrichten über dieselben — in mehreren Sprachen herausgegeben; die Herren Büchner und Herrmann haben jedoch das Verdienst, diesen Plan nicht bloß auf die Gegenwart, mit besonderer Rücksicht auf die vorherrschenden Zeit-Interessen, ausgedehnt, sondern auch durch eine allgemeine Einleitung, die einen Ueberblick der neueren Literaturgeschichte gewährt und worin kein einziger namhafter Schriftsteller der letzten 25 Jahre fehlt, erweitert zu haben. Das Handbuch selbst ist zwar hauptsächlich den Schriftstellern gewidmet, die seit der Restaurations-Epoche in Frankreich geblüht, doch konnte auch die unmittelbare Vergangenheit, in welcher diese Epoche wurzelt, nicht ganz übergangen werden, weshalb es mit Bernardin de St. Pierre, Mirabeau, Volney und Frau von Staël beginnt und so zu Segur (dem Aelteren), Chateaubriand, Benjamin Constant und Cuvier übergeht. Mit dem Tode der beiden Letzteren nahm die neueste Literatur-Epoche ihren Anfang, und hier begegnen wir zunächst Namen wie Rovier, Lacretelle, Guizot, Barante, Villemain, Cousin, Thierry, Mignet, Thiers ꝛc. Mit Recht ist auch Alex. von Humboldt angereiht, der eben so wie der Genfer Sismondi zu den musterhaften Französischen Stylisten gehört. Dagegen scheint uns Jouy mit seinem Klassizismus aus der Kaiserzeit nicht mehr in diese Reihefolge zu gehören. Unter den neueren schönwissenschaftlichen Schriftstellern sind natürlich nur die Matadore, von Victor Hugo bis Jules Janin, ausgewählt, doch hat Herr Herrmann, der sich zur Verbesserung seiner neuen Ausgabe, besonders was die Lebensnachrichten der Schriftsteller betrifft, an Letztere selbst gewandt, auch diesem Theile seines Werkes das Interesse möglichster Vollständigkeit zu geben gesucht. Auf einzelne kleine Verstöße aufmerksam zu machen, — wie namentlich, daß es keinen Schriftsteller J. Sand giebt, welcher der Gemahl von Georges Sand und der Verfasser des Romans Rose et Blanche seyn soll, wohl aber einen ziemlich obskuren Autor Jules Sandeau, von welchem Madame (nicht Baronin) Dudevant ihren Schriftstellernamen zum Theil entlehnt hat — ist hier um so weniger der Ort, als die zahlreichen empfehlenden Eigenschaften des Buches dergleichen kleine Mängel mehr als hinlänglich bedecken.

*) Berlin, bei Dunder und Humblot, 1843.

Bibliographie. *)

Holland.

N. C. Kist en H. J. Koldewijn Nederlandsch archief voor kerkelijke geschiedenis. Deel 1 en 2. 8. Leyden. 10 fl. 80 c.

H. Blaupot ten Cate Geschiedenis der doopsgezinden in Groningen, Overijssel en Oost-Vriesland, van derzelver ontstaan tot dezen tijd, uit oorspronkelijke stukken en echte berigten opgemaakt, met bijlagen en kaarten. Deel 1. 8. Leeuwarden en Groningen. 3 fl. 25 c.

C. A. Abbing Geschiedenis der stad Hoorn, hoofdstad van West-Vriesland, gedurende het grootste gedeelte der 17. en 18. eeuw, of vervolg van Velius Kronijk, voortgezet tot op het jaar 1772. Deel 2. Met aanteekeningen en bijlagen. 8. Hoorn. 4 fl. 15 c.

K. M. Belma De annulo Batavi. gr. 8. Lugduni Batav. 3 fl. 25 c.

W. J. C. van Hasselt Nederlandsche wetgeving op de scheepvaart, of verzameling van wetten, besluiten enz., de scheepvaart betreffende. Deel 1. 8. Amsterdam. 3 fl. 20 c.

M. D. Teenstra De negerslaven in de Kolonie Suriname en de uitbreiding van het christendom onder de heidensche bevolking. 8. Dordrecht. 4 fl. 30 c.

P. G. van Heusde Initia philosophiae Platonicae. Editio altera emendata. 8. Lugduni Batav. 7 fl. 50 c.

J. Immerzeel jr. Lotgevallen van Balthasar Koopios, luimig beschreven. 2. verbeterde druk. 8. mit 4 Kupfr. Amsterdam. 3 fl. 50 c. — Dieser Roman erschien zuerst im J. 1813.

J. A. C. van Heusde Studia critica in C. Lucilium poetam. 8. XVI Sch. Trajecti ad Rhen.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Nijhoff Bijdragen voor vaderlandsche geschiedenis en oudheidkunde. Deel 3. 4. stukje.

Holländisches Ostindien.

Philo-Sinensis Notices on Chinese grammar. Part 1. Orthography and etymology. 8. Batavia, mission press 1842.

England.

Daniel de Foe (Verf. des „Robinson Crusoe", geb. 1663, gest. 1731) Works with a memoir of his life and writings. By W. Hazlitt. 2 vol. gr. 8. mit Portrait. London. 1 l. 1 s.

Timon, a play. Now first printed. Edited by A. Dyce. 8. London. — Publikation der Shakespeare Society. Von Collier's kritischer, auf 8 Octavbände (à 12 s.) berechneter Ausgabe des Shakespeare (W. Shakespeare Works: the text formed from an entirely new collection of old editions: with the various readings, notes, a life of the poet and a history of the early English stage. London.) sind Vol. 2—6 erschienen. Es ist in Nr. 20 irrthümlich berichtet worden, daß der 1. Band (er wird die Biographie u. die Geschichte des Engl. Theatres enthalten) bereits erschienen sey.

T. Young Narrative of a residence on the Mosquito Shore, during the years 1839, 1840 and 1841; with an account of Truxillo and the adjacent islands of Honacca and Roatan. 12. London. 3 s.

R. Gibbings Roman forgeries and falsifications: or an examination of counterfeit and corrupted records, with especial reference to popery. Part 1. 8. Dublin. 7 s. 6 d.

R. Wardlaw Lectures on female prostitution: its nature, extent, effects, guilt, causes and remedy. Delivered and published by special request. 8. Glasgow. 4 s. 6 d.

J. B. Marsden Philomorus. A brief examination of the Latin poems of T. More. 12. London. 3 s. 6 d.

T. Chalmers (Prof. der Theologie in Edinburg) Lectures on the epistle of Paul the Apostle to the Romans. Vol. 4. 8. Glasgow. 10 s. 6 d.

F. A. Cox History of the Baptist Missionary Society, from 1792 to 1842. 2 vol. 12. London. 10 s. 6 d.

T. R. and J. B. Beck Elements of medical jurisprudence. 7. edit. 8. London. 1 l. 1 s.

C. Dickens (bekannter unter dem Namen Boz) American notes for general circulation. 2 vol. 8. London. 1 l. 1 s. — Auch bereits in der 2. Ausgabe erschienen, im Auslande nachgedruckt und übersetzt.

S. Rogers Italy: a poem. New edition. 8. mit 56 Vignett. London. 16 s.

M. Russell Polynesia; or an historical account of the principal islands in the South Sea, including New Zealand (Edinburgh Cabinet Library. Vol. 33). 12. Edinburgh. 3 s.

Medico-chirurgical Transactions, published by the Royal medical and chirurgical Society of London. 2. series. Vol. 7 (der ganzen Reihe Vol. 23). 8. London. 14 s.

R. Lee Clinical midwifery: with the histories of four hundred cases of difficult labour. 8. London. 4 s. 6 d. — J. Ramsbotham Practical observations in midwifery, with cases in illustration. 2. (verb.) edit. 8. London. 12 s.

W. J. Hooker The British Flora; comprising the flowering plants and the ferns. New (5. sehr verb.) edit. 2. mit 12 Kupfr. London. 14 s. Kolorirt 1 l. 4 s.

R. Parnell (Verf. einer Ichthyology of the Firth of Forth) The grasses of Scotland. 8. mit den von Verf. selbst gezeichneten und gestochenen Abbildungen. Edinburgh. 1 l.

The Statutes of the United Kingdom of Great Britain and Ireland, 5 and 6 Victoria, 1842. Vol. 16. Part 1. 4. London. 1 l. 11 s. 6 d.

J. R. Young Theory and solution of algebraical equations of the higher orders. 2. (verm.) edit. 8. London. 15 s.

J. E. Bingham Narrative of the expedition to China. 2 vol. 8. London. 1 l. 1 s. — Denselben Gegenstand behandelt: Dr. Macpherson Two years in China. 8. London. 14 s.

The Vision and the Creed of Piers Ploughman. Newly imprinted from a manuscript in the library of Trinity College, Cambridge. Edited, with notes and a glossary, by T. Wright. 2 vol. 8. London. 1 l. 1 s. — Zur Englische Kirchengeschichte und Sprachforschung gleich beachtenswerth. Die alten Ausgaben beider Werke sind höchst selten.

Dr. Etherington Vivisection vindicated. 8. London. 7 s. 6 d. — Der Verf. vertheidigt darin die Section lebender thierischer Körper zum Behuf physiologischer Untersuchungen. Man vergl. F. W. Lund Physiologische Resultate der Vivisectionen neuerer Zeit. Preisschrift. Aus dem Dänischen. Kopenhagen 1825. 8.

H. Drummond Histories of noble British families: with biographical notices of the most distinguished individuals in each, illustrated by their armorial bearings emblazoned, portraits, monuments, seals etc. Parts 1. 2. gr. Folio mit 33 Kupf. London. à 2 l. 2 s. — Nach dem Plane des Litta's Famiglie celebri Italiane gearbeitetes Prachtwerk.

W. J. Hamilton Researches in Asia Minor, Pontus and Armenia; with some account of their antiquities and geology. 2 vol. 8. mit Karte u. Kupf. London. 1 l. 18 s. — Ein Reisewerk von wissenschaftlichem Werth, auch reich an Griechischen Inschriften.

Lusitania illustrata: notices on the history, antiquities, literature etc. of Portugal. Literary department. Part 1. Selection of sonnets (Text u. Uebersetzung), with biographical sketches of the authors, by J. Adamson. 8. Newcastle upon Tyne. — Wir werden über Hrn. Adamson zu Newcastle in diesen Blättern einen besonderen Artikel geben.

S. Woodward The Norfolk topographer's manual; being a catalogue of the books and engravings hitherto published in relation to the county. gr. 8. London. 1 l. 1 s. — Ein bibliographisches Werk, von dem nur 200 Exemplare gedruckt werden.

Von W. Irving's Ausgabe des poetischen Nachlasses der jungen Amerikanerin M. M. Davidson (besprochen in Nr. 36), die in Amerika kürzlich die 3. Auflage erlebt, ist in London, bei Tilt u. Bogue, ein Nachdruck (!) erschienen: Life and poetical remains of M. M. Davidson. By W. Irving. 8. 5 s.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Prichard The natural history of man; comprising researches into the modifying influences of physical and moral agencies on the different tribes of the human family. 1 Bd. 8. — Transactions of the Entomological Society. Vol. 2. Part 2 (Schluß). — Hansard Parliamentary debates: 3. series. Vol. 63. 64.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung des Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Montag den 5. Dezember 1842.

Norwegen.

Die Aufhebung des Norwegischen Adels.

(Nach der in Stockholm erscheinenden Zeitschrift „Frey".)

So wie alle übrige Länder des Nordens, besaß auch Norwegen in früheren Tagen einen Adel, der sich auf Geburt und kriegerisches Verdienst gründete. Mit Benutzung der Streitigkeiten in den Familien der Könige und in Vereinigung mit der Hierarchie gelang es demselben, sich nach und nach ein ausschließliches Recht über die Königswahlen und die Gesetzgebung anzumaßen. Magnus Lagaböter's „Hof-Ordnung" am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts, wo die ganze Königliche Macht in einer Hand ruhte, also viel stärker als früher war, — war nichts als ein Versuch, diesen Adel zum Hof- und Dienstadel zu machen; doch wurde sie, in Folge des Aussterbens des Königshauses — um das Jahr 1319 — und der dadurch entstehenden Unions-Streitigkeiten, gerade der Grundstein jener Art von Feudalismus, wie er sich in Norwegen Eingang verschafft. Die Zeit der Union war hier — wie in Schweden und Dänemark — das goldene Zeitalter des Lehnsadels, der zu dem Einfluß, welchen er als Reichsrath bereits besaß, auch noch die Rechtspflege fügte, indem das sogenannte „Herrengericht" zum ersten Richterstuhl des Landes erhoben wurde.

Aber diese große Macht, welche der Adel an sich riß, zeigte sich am meisten in seinem Verhältniß zu den fremden Königen; für den Bauern hingegen wurde sie nie drückend und seiner Selbständigkeit nie gefährlich, da der Adel keinen bedeutenden Grundbesitz im Lande hatte. Ein armes und nur hin und wieder kulturfähiges Land eignet sich nicht zur Bildung großer Besitzungen für Einzelne; und in dem uralten Erbrecht*), welches das Verkaufen oder Durchbringen des Grundeigenthums verhindert, so wie in den Privilegien, die auch am kleinsten Besitze haften, hat der Norwegische Bauer stets eine sichere Stütze seiner Unabhängigkeit gefunden. Man trifft daher in der Geschichte der Unionszeit wohl Spuren von Abgaben-Freiheit der adeligen Güter, ja sogar von dem ausschließlichen Rechte des Adels, adelige Güter zu besitzen, — doch fast überall, wo es sich nur um Norwegen allein handelt, fällt „adel" mit „edel" — Adel mit Erbgutsbesitzer — zusammen, und völlige lehnsherrliche Rechte über seine Unterfassen in Bezug auf Jurisdiction, Auflagen u. dgl. kommen nur beim Dänischen Adel vor.

Der eingeborene Adel Norwegens wurde daher an innerer Macht nie das, was der gleichzeitige Dänische, noch weniger, was der Schwedische war; deshalb vermochte er aber auch nicht, so viel Kraft nach außen hin zu entwickeln; und in einer Zeit, wo sich nur eine mächtige Aristokratie neben der der Nachbarstaaten behaupten konnte, spielte Norwegen eine untergeordnete Rolle und verlor endlich durch innere Streitigkeiten und äußere Gewalt seine Unabhängigkeit, eben sowohl mit seinem Adel als durch ihn.

Die Magnaten, welche in jenen inneren Fehden nicht umkamen, zogen sich in den Bauernstand zurück, und während der Dänischen Obergewalt — von 1536 an — findet man nur äußerst geringe Spuren dieses eingeborenen Adels. Dahingegen fingen die Dänen, welche hauptsächlich zur Regierung des Landes verwendet wurden, jetzt an, sich zu etabliren und suchten die Privilegien geltend zu machen, deren sie in ihrem Vaterlande genossen. Dies glückte ihnen jedoch nie vollständig, und zwar wohl hauptsächlich wegen der oben angeführten Lokal-Hindernisse; doch hat man in unseren Tagen auch den Grund in der Furcht der Dänischen Aristokratie finden wollen, als möchte sich in dem unterjochten Lande ein eigener Adel ausbilden und sich einmal erheben, um die Selbständigkeit Norwegens wieder herzustellen.

Dennoch findet man bis zum Jahre 1630 diesen eingewanderten Adel im Besitze aller Rechte und Privilegien, die der eingeborene früher gehabt, nämlich im Besitze der Abgaben- und Zehnten-Freiheit für das Hauptgut, — des Rechtes, Handel mit den Guts-Erzeugnissen zu treiben, — unentgeltlich Postpferde zu nehmen, wie ein Königlicher Beamter u. s. w.; — auch ist deutlicher als früher das persönliche Recht des Adels ausgesprochen, vor dem Urtheilsspruch nicht festgenommen und nur durch König und Rath gerichtet werden zu können, — ja man bedient sich sogar des Wortes „unfrei" als gleichbedeutend mit unadelig, und durch die Verheirathung mit einer Unadeligen geht das Erbanrecht auf ein adeliges Gut verloren. Aus zwei Listen der adeligen Güter, die sich von den Jahren 1625 und 1639 her noch erhalten haben, geht indeß hervor, daß sie eben nicht zahlreich und sogar zu einer Zeit im Abnehmen begriffen waren, wo Norwegen keinen Krieg führte und in welche Christian's IV. glänzende Regierung fällt.

Im Jahre 1649 erhielt der Norwegische Adel nach langem Streben endlich „für sein gutes Benehmen in der letzten Fehdezeit" (wie es in der Urkunde heißt) das Recht, auf seinen Gütern „festzunehmen, zu richten und zu strafen", jedoch mit der Beschränkung, dies Recht nach dem, „was in Norwegen Brauch und nicht in Dänemark", zu handhaben.

Die Revolution von 1660, welche alle Privilegien der unumschränkten Königlichen Macht unterwarf, konnte auf die Stellung des Norwegischen Adels im Staate keinen bedeutenden Einfluß üben, da er nur als ein Theil des Dänischen etwas bedeutete und außerdem noch seine Gerechtsame bestätigt erhielt. Diese erreichten ihren Höhepunkt in den Privilegien, die man dem 1671 gestifteten höheren Adel beilegte, und von welchem auf Norwegen zwei Grafschaften — Laurvig's und Jarlsberg's — und eine Baronie — Rosendahl's — kamen.

Diesen Privilegien gemäß hatten die Grafen im Vergleich zu den 1687 in Norwegen üblichen Gesetzen bedeutende Vorrechte, und die Barone nicht minder, nur daß die abgabenfreie Fläche dieser kleiner war als die der Grafen.

Aber trotz aller Privilegien gewann der Adel in Norwegen keinen festen Fuß. Bedeutendes Vermögen — wenn man die Grafschaften ausnimmt — scheint derselbe nie besessen zu haben; er fand kein Wohlwollen im Lande, denn er erinnerte an die Dänische Oberherrschaft; oft genug zogen sich die Familien, welche in Norwegen ihr Glück versucht, nach ihrem Stammlande zurück; auch gewährten die politischen Verhältnisse dem Adel keine Gelegenheit, sich mit Glanz und Ehren zu umhüllen, denn das Land war ein unterjochtes, und man konnte in ihm eher verlieren als gewinnen; die untergeordnete Stellung Norwegens und die ganze Einrichtung des Dänischen Staates erlaubten auch nicht, daß sich, wie in Schweden, ein eigener Stand mit repräsentativen Rechten hätte ausbilden können, wenn auch ein hinreichendes Personal und Vermögen vorhanden gewesen wäre.

Diesen Verhältnissen sowohl, als der demokratischen Tendenz, welche der Staats-Umwälzung von 1814 zu Grunde lag, ist das Schicksal beizumessen, das den Norwegischen Adel getroffen hat; — Manche haben die Abschaffung desselben freilich auch der Furcht vor späterem Schwedischen oder Dänischen Einfluß auf die Staats-Angelegenheiten zugeschrieben. Schon in der Einberufung des Reichstages zu Eidsvold durch den Regenten, den damaligen Prinzen Christian Friedrich, wurde keine Rücksicht mehr auf den Adel genommen. Die Land-Distrikte, und nur als solche auch die Grafschaften, jedoch kein anderes adeliges Lehen, — die Städte, die Armee und die Flotte hatten ihre Abgeordneten in dieser Versammlung; der Adel aber eben so wenig wie irgend ein anderer Stand als solcher. Unter den 111 Repräsentanten befanden sich nur vier von denjenigen Familien, die später auf Adels-Privilegien Anspruch machten — (die Kammerherren Anker und Löwenskjold, der Graf Wedel-Jarlsberg und der Unterrichter [Sorenskriver] Falsen), — außerdem 62 Beamte oder Männer mit Titeln, 13 Kaufleute, 36 Bauern, Unteroffiziere, Soldaten oder Besitzer ohne Titel u. s. w.

Die Reichs-Versammlung trat den 10. April 1814 zusammen. Den 16. April wurden die vom Constitutions-Comité entworfenen Grundzüge des künftigen Grundgesetzes vorgelegt. Unter den Punkten, die einstimmig angenommen wurden, befand sich auch der — (es war Nr. 10): „Persönliche oder andere erbliche Rechte sollen von jetzt an Niemand mehr bewilligt werden."

Die Berathungen über den Entwurf des Grundgesetzes begannen den 4. Mai, und am 7ten desselben Monats war man bis zu §. 37 gelangt, der die Frage der persönlichen Rechte mit der von Rang, Orden und Titeln in Verbindung setzt und verordnet:

„Der König kann zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste Rang, Titel und Orden austheilen, wie es ihm beliebt; doch so, daß dieselben nicht erblich sind, nicht von den bürgerlichen Pflichten und Lasten befreien und keine Ansprüche auf Staats-Aemter mit sich führen; von jetzt an sollen Niemand persönliche oder andere erbliche Rechte ertheilt werden."

Mehrere Abänderungs-Vorschläge wurden gemacht, theils um dem Mißbrauch bei Ertheilung von Titeln und Orden vorzubeugen, theils sogar zur völligen Aufhebung des Adels, der sich noch im Lande vorfand. Nach mehreren Abstimmungen, von denen einige einstimmig waren, kam man zu folgen-

*) Nach diesem „Odelsret" kann ein Erbgut-Besitzer, der sein Gut verkaufte, es nach zehn Jahren zu dem erhaltenen Preise zurückverlangen.

den Resultaten: „Der Rang, den ein Amt verleiht, soll auch noch fortdauern, nachdem der Beamte den Abschied genommen; sonstiger Rang und alle anderen Titel sollen von jetzt an verschwinden; Orden mögen ertheilt werden, jedoch unter den vom Comité vorgeschlagenen Bedingungen; die Aufhebung der erblichen Rechte ist angenommen;" die Entscheidung darüber jedoch, ob die gegenwärtig am Leben befindlichen Descendenten der Adligen ihre Adelsrechte noch bis zu ihrem Tode genießen sollten, wurde mit 62 Stimmen gegen 46 dem nächsten Storthing anheimgestellt.

Dieser Beschluß wurde später so redigirt, wie er sich gegenwärtig als §. 23 im Grundgesetz verfindet.

Den 11. Mai kam man in den Berathungen über den Entwurf des Grundgesetzes zu dem Paragraphen, der da lautet: „Von jetzt an sollen keine Grafschaften, keine Baronien und keine Majorate mehr gestiftet werden."

Er wurde einstimmig und unverändert angenommen. (Siehe §. 108 des Grundgesetzes.)

Hierbei blieben die Sachen für diesmal, aber sowohl in den Debatten, als in den von mehreren Orten eingegangenen Adressen, hatte sich ein unverkennbarer Widerwillen gegen den Adel ausgesprochen; und mit jenen angenommenen Paragraphen war ein Schritt gethan, der andere nach sich ziehen und ein Institut stürzen mußte, das im Widerspruch mit der neuen Verfassung stand.

Die Ereignisse, welche noch vor Ablauf des Jahres 1814 verschiedene Modificationen in dem Grundgesetze herbeiführten, brauchen hier nicht aufgezählt zu werden. In Uebereinstimmung mit der Convention zu Moß trat am 7. Oktober in Christiania ein Storthing zusammen, um mit einer von Schwedischer Seite dazu ernannten Kommission die Bedingungen der Vereinigung Norwegens und Schwedens unter einem Könige festzustellen. Die Versammlung bestand aus 78 Mitgliedern, worunter 30 Beamte, 7 Kaufleute und 21 Bauern; — nur 2 waren von Adel.

Nachdem man beschlossen, mit den Schwedischen Kommissarien in Unterhandlung zu treten, und von ihnen einen Entwurf zu einem Grundgesetz für Schweden in Empfang genommen hatte, ward ein besonderer Ausschuß zur Betreibung dieser Unterhandlungen ernannt.

Am 24. Oktober 1814 wurde der Bericht des Ausschusses über den Schwedischen Entwurf und über das vorgelegt, was die Schwedischen Kommissarien zu dem Norwegischen Grundgesetz gesagt. Unter Anderem hatten diese aus dem §. 23 des Grundgesetzes dasjenige weggelassen, was sich auf den Rang der Beamten nach genommenem Abschiede bezieht, so wie auch, daß den jetzt an keine erblichen Rechte mehr ertheilt werden sollten; §. 108 war jedoch unverändert geblieben.

Auf die Anfrage, ob die erwähnte Modificatien für durchaus nothwendig gehalten werde, hatten die Schwedischen Kommissarien geantwortet, sie glaubten es nicht; doch habe der König in Betracht der Schwedischen Verfassung nicht umhin gekonnt, sie wenigstens vorzuschlagen.

Nachdem das Storthing beschlossen, mit dem Grundgesetze nur diejenigen Abänderungen vorzunehmen, welche zur Vereinigung mit Schweden durchaus nothwendig wären, wurde §. 23 am 27. Oktober abermals einstimmig angenommen, wodurch also diese Frage auf ihren früheren Standpunkt zurückkam.

Nach dem Beschlusse des außerordentlichen Storthings von 1814 trat Norwegens erstes ordentliches Storthing am 1. Juli 1815 wieder zusammen. Es bestand aus 87 Mitgliedern, von denen 40 Beamte, 12 Kaufleute, 35 Bauern u. s. w. waren. Kein Adeliger befand sich unter ihnen.

Den 18. September 1815 wurde im Odelsthing die Motion eingebracht, „daß alle Adligen, die vor dem Ende des Jahres 1815 ihre Großjährigkeit erreicht, die Privilegien ihrer Geburt für die Lebenszeit genießen sollten, — daß aber diejenigen, welche von nun an geboren würden, für unadlig gehalten werden sollten, — und mit dem Aussterben der nach diesem Vorschlage noch ferner Privilegirten sollte der Erbadel gänzlich aufhören."

Diese Motion wurde dem juristischen Comité überwiesen, welches am 23. März 1816 folgendes Gutachten darüber abgab:

„Die wichtigsten Rechte des Adels könnten schon jetzt — als gegen das Grundgesetz streitend — für aufgehoben betrachtet werden, wie z. B. die Stiftung von Majoraten u. dgl. m. Die weniger wichtigen stritten aber ebenfalls gegen das im Lande herrschende Prinzip völliger Gleichstellung aller Staatsbürger. Daß der Staat eine Abstellung dieser Mißstände erheische, sey nicht fortzuleugnen. Von Ungerechtigkeit könne dabei nicht die Rede seyn, denn die Norwegischen Adels-Privilegien wären in einer Zeit entstanden, wo man sich ihrer Einführung nicht habe widersetzen können und die bürgerliche Gleichheit suspendirt war. Durch die Eidsvoldschen Reformen sey dieselbe wieder hergestellt worden, und die Reichs-Versammlung handelte in ihrem vollen Recht, als sie dem ersten ordentlichen Storthing die Entscheidung dieser Frage aufgab. Die noch nicht geborenen Nachkommen des Adels könnten sich als nicht beeinträchtigt ansehen in Bezug auf Rechte, die sie nie besessen; wenn die jetzt Lebenden ihre Privilegien bis zu ihrem Tode genössen, wäre gewiß allen billigen Anforderungen genügt. Uebrigens sollten diejenigen, welche jene Privilegien für ihre Lebenszeit genießen wollten, ihre Berechtigung dazu auf dem nächsten Storthing beweisen, sonst aber in Bezug auf den Adel ganz so verfahren werden, wie die Motion vom 18. September 1815 es verlange."

Dieser Beschluß der Aufhebung des Erbadels ging fast einstimmig durch; er wurde an den König expedirt, doch dieser verweigerte seine Sanction.

Damit war die Frage für diesmal abgethan, — in den Debatten aber und bei den Abstimmungen hatte sich eine so entschiedene Willensmeinung ausgesprochen, daß der endliche Ausgang der Sache keinem Zweifel mehr unterworfen blieb.

Auf dem Storthing des Jahres 1818 wurde am 28. März die Motion gemacht, den von dem Könige nicht sanctionirten Beschluß, die Aufhebung der Rechte des Adels betreffend, wieder aufzunehmen, und die Sache wurde einem besonderen Comité übergeben. Dies erklärte sich — wie das juristische Comité von 1815 — völlig einverstanden mit der Motion, und der Gesetzentwurf ging abermals an den König ab.

Am 29. Juli 1818 traf die Königliche Resolution ein, des Inhalts: „Der König halte es nicht für zweckdienlich, den Beschluß des Storthings über den Adel zu sanctioniren: er sey jedoch nicht abgeneigt, die Sache in Erwägung zu ziehen, wenn ein neuer Vorschlag gemacht würde, der sich damit begnügte, die Rechte des Adels zu beschränken, in der Art etwa, daß die Grafen und Barone nicht mehr abgabenfrei seyn sollten, u. dgl. m. Doch mußte dabei dem Könige überlassen bleiben, die dem Adel und seinen Nachkommen zu gewährenden Entschädigungen zu bestimmen."

Auch diesmal konnte in der Sache nun weiter nichts mehr geschehen.

Auf dem Storthing von 1821 wurde sie zunächst wieder in Anregung gebracht durch ein Königl. Schreiben vom 17. Februar, worin es hieß, „der König habe dem den Adel betreffenden Beschluß des Storthings von 1815 seine Sanction verweigert, weil es nicht ausgemacht sey, daß derselbe in der That mit dem Grundgesetz übereinstimme, und es zu einer so auffallenden Veränderung wie die Abschaffung des Adels wohl an zureichend wichtigen Gründen fehlen möchte. Aus demselben Grunde sey die Sanction zum zweitenmal verweigert, dabei jedoch versprochen worden, einen Vorschlag zur Beschränkung der Rechte des Adels, wenn ein solcher eingehen sollte, in Erwägung zu nehmen; doch sey dies nicht geschehen. Da nun zu erwarten stehe, daß der erste Vorschlag jetzt wiederholt werden dürfte, so halte der König es für dienlich, das Storthing darauf aufmerksam zu machen, daß — gleichwie im Jahre 1814 bedenklich gefunden worden, die Aufhebung des Adels zu beschließen — auch jetzt noch nicht die Zeit dazu gekommen. Man habe nämlich unter den gegenwärtig in Europa obwaltenden Verhältnissen zu fürchten, die Aufmerksamkeit anderer Staaten zu erregen; und wenn man auch von diesen nicht abhänge, so dürfte ihr Urtheil doch keine gleichgültige, nicht zu beachtende Sache seyn. Erfahrung und Zeit würden dem Beschlusse mehr Reife geben; er möge daher noch aufgeschoben werden. Dahingegen stehe der Erwägung über Abschaffung nicht-persönlicher Rechte des Adels nichts im Wege, wenn man dafür gehörigen Ersatz biete. Sollte das Storthing indeß trotzdem seinen Beschluß um völlige Aufhebung erneuern, so wolle der König seine Sanction nicht länger zurückhalten, doch müsse man alsdann jedenfalls nach §. 105 des Grundgesetzes auf Ersatz bedacht seyn." *)

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ueber den Einfluß des Zeitgeistes auf die Französische Literatur im 17., 18. und 19. Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Anstatt nun ein allgemeines Bild dieser Literatur zu geben, drang Herr Martinez de la Rosa ins Detail der Würdigung der einzelnen Schriften Voltaire's sowohl, als der beiden anderen Heroen des 18ten Jahrhunderts ein. Es kam hier viel Treffliches, aber auch manches Absurde zu Tage. So z. B. machte er Voltaire den seltsamen Vorwurf, antinational gewesen zu seyn, ohne zu bedenken, daß Voltaire, durch die Einführung des modernen philosophisch-sozialen Elements in die Literatur, die Poesie, die durch die Nachahmung der Griechen und Römer sich vom Leben der Nation gelöst hatte, wieder mit dem Zeitgeist mehr in Einklang brachte und so den Weg zu einer nationalen Literatur bahnte; indessen, wenn Voltaire nicht populär (eben wie Beranger in unseren Tagen) war, so lag dies in dem reflektirend raisonnirenden Charakter seiner Schriften; um wahrhaft populär zu seyn, muß man nicht abstrakt, sondern konkret seyn, eine lokale Farbe an sich tragen und vor Allem mit den althergebrachten Sitten eines Volkes, mit seiner Historie gleichsam verwachsen seyn; kein Jahrhundert war aber unhistorischer als das philosophische achtzehnte.

Da mir indessen der Raum fehlt, ins Detail einzudringen, so wage ich selbst, in kurzen Zügen ein allgemeines Bild der philosophisch-sozialen Richtung der Literatur des 18ten Jahrhunderts zu entwerfen und so das begonnene Résumé zu vollenden:

Mit Voltaire also bekam die Literatur jenen raisonnirenden und reflektirenden Charakter. Die Poesie wurde zu einem bloßen Mittel, die neuen Ideen, die die Welt zu bewegen anfingen, im Publikum zu verbreiten. Die Poesie mußte so nun wesentlich prosaisch werden, denn nichts schadet mehr der Phantasie, als wenn man ihr einen bestimmten Zweck unterschiebt. Reflexion und Poesie vertragen sich nicht mit einander. Selbst der Geschmack wurde wesentlich prosaisch; eine mächtige Partei unter den Kritikern zog die Prosa den Versen vor; ja es wurde gar zum Sprüchwort, von einem leiblichen Gedichte zu sagen: dieses Gedicht ist so schön als die Prosa; allerdings war die Prosa elegant und korrekt, während die Poesie zu einem kümmerlichen Treibhaus-Gewächse herabgesunken war. Das Raisonnement drang in alle

*) Dieser §. lautet: „Erfordert es das Bedürfniß des Staates, daß Jemand sein bewegliches oder festes Eigenthum für den öffentlichen Gebrauch abtrete, so soll er vollständigen Ersatz aus der Staats-Kasse erhalten."

Branchen der Literatur, selbst in die Historie. Dieselbe wurde aus einem lebendigen Drama der Begebenheiten zu einem trockenen Skelette. Die Reflexionen erstickten und absorbirten die Erzählung der Fakta; letztere verloren alle Bedeutung in den Augen der Historiker, daher der Mangel an gediegenem Forschergeist und an einer gesunden Kritik. Voltaire nun gab ebenfalls in dieser Sphäre den Impuls zu der pragmatischen Betrachtung der Geschichte. Das allmälige Zunehmen der raisonnirend negativen Tendenz nimmt man am besten in der Reihefolge der Schriften dieses merkwürdigen Mannes wahr. Voltaire ist in seinen ersten Schriften timid, ja in den Dramen seiner Jugend ein eifriger Nachahmer Racine's; bald jedoch fängt er einen eigenen Weg an einzuschlagen; besonders seit seiner Rückkehr aus England wird er kühner; endlich, encouragirt durch den Beifall des Publikums, dessen Ansichten er mit so viel Geist und Anmuth enthüllte, machte er sich an Alles. Nichts, selbst das Heiligste nicht, entging seinem beißenden Spotte und Witze. Neben ihm bildeten sich in gleichem Geiste bedeutende literarische Coterieen. Der Sensualismus Locke's und der Skeptizismus Bayle's werden in Frankreich populär und völlig zum Materialismus, zu jener Philosophie, die, indem sie vom Himmel und allem Uebersinnlichen abstrahirte, um so geeigneter war, die große Mission des 18ten Jahrhunderts zu erfüllen, d. h. die Gewissensfreiheit zur politischen Freiheit zu verklären und so die Rechte des individuellen und sozialen Menschen vollständig ins Leben zu rufen. Das Subjekt erhebt sich, die Pflicht verschwindet, und die Moral wird zur Selbstsucht. Das Individuum droht die objektive Welt aus ihren Angeln zu heben. Vergeblich versucht die Regierung einen Damm diesem Thun und Treiben entgegenzustellen. Die Literatur ist keine Hofliteratur mehr; nicht der Hof, sondern die Intelligenz giebt den Ton an. Die Schriftsteller sind zu einer bedeutenden Macht herangewachsen, und mit ihnen die öffentliche Meinung. Während nun die Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts Alles in Mißkredit bringen, bleiben die Regeln des Aristoteles im Drama und der conventionelle Geschmack des Zeitalters Ludwig's XIV. mitten in der Anarchie der Meinungsverschiedenheit, wenngleich nicht unangetastet, allein stehen; ja die Neuerungen und Modificationen, wie z. B. des kühnen Diderot's bürgerliches Drama, finden keinen Anklang; die trotzigen Apostel einer neuen Aera, die wüthenden Revolutionsmänner, sind theilweise timide Nachahmer und Verehrer des Alterthums und des sogenannten großen Jahrhunderts; ein Zeichen merkwürdiger Inkonsequenz des menschlichen Geistes!

Bald fing indessen die negative Tendenz des 18ten Jahrhunderts an, eine der Regierung besonders gefährliche Richtung zu nehmen; den ersten Anstoß hierzu gab Montesquieu, das einzige wahrhaft große historische Individuum in diesem antihistorischen Zeitalter; durch seinen esprit des lois, jenes unsterbliche Werk, worin die Vorzüge eines gelehrten Geschichtsforschers, denkenden Beobachters der Geschichte und eines einsichtsvollen Politikers vereinigt sind, lenkte er die Blicke seiner Zeitgenossen auf die Staats-Verfassung und gab dem Raisonnement eine wesentlich politische Färbung. Montesquieu hing überhaupt mehr mit dem Zeitgeist zusammen, als man zu glauben geneigt seyn möchte; in seinen lettres persanes sieht man nur zu deutlich, daß auch er ein wahrer Sohn seiner Zeit gewesen ist. Endlich tritt Rousseau auf; tiefer und konsequenter als alle seine Zeitgenossen, rüttelt er nicht bloß bald hier, bald dort, sondern verwirft die ganze bestehende Weltordnung, nicht bloß die sozialen Institutionen, sondern auch Kunst, Wissenschaft und Bildung; jedoch wie der Mensch nie zwei Schritte auf einmal thut, so wollte Rousseau, anstatt eine neue Welt auf den Ruinen der alten zu erbauen, in die Urwälder oder vielmehr in einen eingebildeten Ur-Naturzustand zurückkehren; anstatt vorwärts zu blicken, Zutrauen zu dem Entwickelungsgange der Menschheit zu fassen, verzweifelte er; sein so freches Denken war bloß negativ, ein Feuer, das die Außenwelt verzehrte. Die Idee einer Entwickelung, der Glaube an den Fortschritt war ihm eben so fremd als Voltaire, Diderot und den Encyklopädisten.

Die Ansicht Lerour's: daß der leitende Gedanke des 18ten Jahrhunderts der Glaube an den Fortschritt gewesen sey, scheint mir daher unhaltbar; erst mit Turgot und Condorcet traten die Keime der Perfektibilität auf. Wie die Französische Revolution, nachdem sie die Welt aus ihren Fugen gerissen, schwache Versuche zu einem neuen Aufbau machte, so auch die Denker; die Menschheit konnte nicht mit dem bloß Negativen sich begnügen; die negative Tendenz mußte, nachdem sie bis zur äußersten Spitze getrieben war, in eine positivere umschlagen. Diese rationalistische, subversive Richtung hat sich indessen die größten Verdienste um die Menschheit erworben. Der kühne subjektive Wille, der die Welt zertrümmert hatte, mußte sich als Grundlage der Weltordnung setzen; so kam man zu der großen Wahrheit, das Recht auf den Willen zu gründen; wie aber Jeder, der ein neues Prinzip entdeckt, es exagerirt und verfälscht, so ging es auch Rousseau; anstatt bloß die Formen der sozialen Institutionen auf den Willen zu gründen, machte er das Bestehen derselben überhaupt vom individuellen Willen abhängig. So wurde Alles der Willkür preisgegeben; das Objektive, Pflicht und Nothwendigkeit verschwanden, und die Welt mußte in Anarchie sinken.

Mit Rousseau ist nun die Reihe der Schriftsteller, die einen so großen Einfluß auf den Entwickelungsgang der Ideen des 18ten Jahrhunderts geäußert, eigentlich abgeschlossen; bloß Beaumarchais ist noch zu erwähnen. Dieser sarkastische und spöttelnde Satiriker war es, der das, was früher mehr oder minder bloß Eigenthum der Salons und der gebildeten Gesellschaft war, zuerst mit unerhörter Kühnheit auf die Bühne und die öffentlichen Plätze brachte; so wurde die ganze Nation, selbst die niederen Klassen, mehr oder minder zur Revolution reif. Der Regierungswechsel vermehrt noch die Neuerungssucht; die Ideen gehen in die That über; jene schreckliche Katastrophe, die der sozialen Welt eine völlig neue Gestaltung geben sollte, beginnt, und mit ihr ist das Finale des 18ten Jahrhunderts da.

Nun noch einige Worte über die Literatur: Dieselbe war im Alter Voltaire's zu einer völligen Unbedeutendheit herabgesunken; politisches und philosophisches Raisonnement hatte alle Poesie aus ihr verdrängt; bloß einige Prosaiker glänzten in stylistischer Hinsicht (Buffon ꝛc.); indessen je mehr man sich dem Gewitter der Revolution nähert, fängt die Literatur an, wieder aufzuleben; die ersten Keime der modernen Poesie brechen hervor; Englische, Spanische und Deutsche Literatur werden bekannter; der Zeitgeist wird ernster und moralischer; Genf und der Kalvinismus fangen an bemerkbar zu werden in Paris, dieser so stolzen Hauptstadt, die erstere bisher keines Blickes gewürdigt. Necker und der Doktrinarismus, der politisch-soziale Eklektizismus tauchen hervor. Die ersten Spuren dieser Veränderung findet man schon in den Werken J. J. Rousseau's; als ernster Denker bildete derselbe schon einen bedeutenden Kontrast zu seinen frivolen, leichtfertigen Zeitgenossen; merkwürdiger Weise wollte schon er, dessen gewaltige Subjektivität die ganze Weltordnung in Atome aufgelöst hatte, eine Moral, freilich eine wunderliche, ohne Pflicht, ja sogar eine Religion, jedoch ohne Kultus, einen vagen Deismus. In literarischer Hinsicht weht in seinen Schriften schon ein poetischerer Geist; der Verstand stand öfters bei ihm im Dienste der Phantasie. Rousseau's Sentiment, das, wenngleich modifizirt durch dogmatisches Raisonnement, dennoch poetischer als die bloß kalten Reflexionen seiner Zeitgenossen war, gab den ersten Anstoß zu der sentimentalen Atmosphäre, welche, gleichsam als Ausdruck des Schmerzes der Geburtswehen einer neuen Weltordnung, bis in den Anfang unseres Jahrhunderts eine so bedeutende Rolle in der gebildeten Gesellschaft gespielt hat. Rousseau's Styl, obwohl von der Einfachheit und Natürlichkeit der wahren Poesie noch entfernt, war doch schon lebendig und warm im Gegensatz zu der korrekten, rein prosaischen Eleganz Buffon's und der logisch-dialektischen Schärfe Diderot's. Der Einfluß Montaigne's ist bemerkbar. Bernardin de St. Pierre endlich wurde durch die einfach naive Beschreibung der Natur der Vorläufer Chateaubriand's, des Vaters der edelsten Keime der modernen Literatur.

Auch im Klassizismus fing ein neues Leben an sich zu regen; die Poesie, besonders die Lyrik, fing an, einen wahreren Charakter anzunehmen. Wie die republikanischen Sitten während der Schreckenstage der Revolution denen des Alterthums näher standen, als das monarchische Zeitalter Ludwig's XIV., so wurden die Dichter auch wahrere Nachahmer des Alterthums. Chenier unter allen klassischen Dichtern vermochte allein den Geist des Alterthums zu reproduziren; seine Weltanschauung ist antik und heidnisch, das subjektive moderne Element scheint in seinen Schriften zu fehlen. Der elegante Uebersetzer Virgil's, mehr im Französischen Sinne klassisch, wurde der Vater der Kaiser-Literatur, dieses letzten Schweifes des Klassizismus, welcher noch bis auf unsere Tage kümmerlich neben dem Romantizismus vegetirt.

(Schluß folgt.)

Ein bisher unbekannter Brief von Voltaire.

Aus dem Britischen Museum in London empfange ich durch gütige Mittheilung des allezeit dienstfertigen Sir Henry Ellis unter anderen historischen Papieren einen noch nicht bekannten, sehr artigen Brief von Voltaire, geschrieben im Jahre 1776 an Master David Williams in London, welcher mit Beihülfe seines damaligen Gastfreundes, des berühmten Benjamin Franklin, eine Liturgie bearbeitet hatte, deren Bekenntniß in den Worten ausgesprochen war: „I believe in God! Amen."

Mr. Williams übersandte sein Werk:

„A Liturgy on the universal principles of Religion and Morality."
1776. 2 Voll.

am 20. Mai 1776 an Friedrich den Großen, und gleichzeitig an den Philosophen von Ferney, dessen Antwort (in unserer Abschrift ohne Datum) also lautet:

„I have perused your Liturgy with all the pleasure that a Rosicrucian would enjoy in reading the work of an adept. It is a great comfort to me, at the age of 82 years, to see toleration openly taught and asserted in your country, and the God of all mankind no longer pent up in a narrow tract of land. That noble truth was worthy of your pen and your tongue. I am, with all my heart, one of your followers, and of your admirers; and with much respect, I am most humble obedient servaint,

Voltaire."*)

David Williams, an welchen dieser Brief gerichtet ist, starb den 29. Juni 1816; geboren war er im Jahre 1738. Umständlichere Auskunft über sein Leben giebt The general Biographical Dictionary. A New edition. London, 1817. Vol. XXXII.

Preuß.

---

*) Zu Deutsch lautet dieses in etwas unkorrektem Englisch abgefaßte Schreiben:

„Ich habe Ihre Liturgie ganz mit demselben Vergnügen gelesen, das ein Rosenkreuzer bei der Lesung des Werkes eines Geistesgenossen empfinden würde. Es gereicht mir im Alter von 82 Jahren zu einem großen Troste, wahrzunehmen, daß die Toleranz in Ihrem Lande öffentlich gelehrt und vertheidigt wird, und daß der Gott der ganzen Menschheit nicht mehr in einem beschränkten Stück Landes eingeschlossen ist. Solche edle Wahrheit war Ihrer Feder wie Ihrer Sprache würdig. Ich bin von ganzem Herzen einer Ihrer Anhänger und Bewunderer und mit vieler Hochachtung Ihr gehorsamster Diener

Voltaire."

Finnland.

Aus der Chronik der Finnländischen Universität.

Schon Gustav Adolph dachte an die Gründung einer Universität in Finnland; aber der 30jährige Krieg hinderte ihn an der Ausführung dieses Vorhabens, und es gelang ihm nur, die alte Schule zu Åbo in ein Gymnasium zu verwandeln. Dieses Gymnasium wurde durch die Königin Christine (1640) zu einer Universität erhoben, und zwar auf Ansuchen des Grafen **Brahe**, Statthalters von Finnland.*) Die Eröffnung der Universität war eine patriotisch-religiöse Feier für das ganze Land. Am anderen Tage führten die Studenten im vornehmsten Hörsaal eine moralische Komödie auf, betitelt „**die Studenten**", in welcher dargethan wurde, „wie etwelche Aeltern ihre Söhne knauserig mit Geld versorgen und die Söhne [illegible]eißig werden; wie hergegen Andere ihren Söhnen den Säckel füllen und se[illegible]nige unbedachtsame Liberalität die Söhne nachlässig, ungehorsam und zu Taugenichtsen macht: wie etwelche Jünglinge der Schlemmerei, dem Spiel und anderen Untugenden sich ergeben und lüderlich werden; Andere hiergegen der Wissenschaften, der Tugend und Gottesfurcht sich befleißigen und ruhmwürdige fürtreffliche Männer werden." Man gab der neuen **Universität** oder (was gleichbedeutend) **Akademie** die Namen der **Aboischen, Auraischen** (vom Flusse **Aura** bei Åbo) und **Christinischen**. Sie bestand aus einem zweistöckigen steinernen Gebäude (dem früheren Gymnasium) von nur fünf Gemächern, in denen es zur Winterzeit unerträglich kalt war.

Zum Unterhalte der Universität waren anfänglich nur 6125 Silberthaler bestimmt, von welcher Summe ein Theil aus der Schatzkammer von Åbo und das Uebrige in Naturalien, d. h. Getraide, Heu u. dgl., ausgezahlt wurde. Der Professoren waren anfänglich **elf**; darunter nur **zwei** Finnländer, die Uebrigen Schweden; der Studenten aber 41, darunter nur **acht** Finnländer. Zur philosophischen Fakultät gehörten 6 Katheder, und zwar 1) politices et historiarum; 2) linguarum hebraeae et graecae; 3) mathematum; 4) physices et botanices; 5) logices et poeseos; 6) eloquentiae, was so viel heißen sollte als: der **Lateinischen Literatur**. Schon vor Ablauf eines Jahres wuchs die Zahl der Studenten auf 300. Die Vorlesungen wurden Lateinisch gehalten. Im Jahre 1643 führte man die **Promotion** oder Beförderung der Studenten zum Magister-Grade ein; dieser Grad durfte aber nach strengster Vorschrift der höchsten Behörde nur den allerwürdigsten Subjekten ertheilt werden. So wurde in Betreff eines Studenten verfügt, daß man ihm, „dieweil er in vita et moribus etwas ungeschliffen, obwohl im Uebrigen eine gelehrte Person, nur allein die Disputation um den Magister-Grad gestatten, nicht aber ihn promoviren solle." Von einem Magister, dominus Torpensis genannt, heißt es im Senats-Protokoll: „Es ist nicht wohlanständig, daß er an verschiedenen Orten freiet (!); daher soll man ihm per occasionem bedeuten, daß er hinführo nicht so oft wie bishero seine Lieder und Verslein singe; sie gereichen weder ihm noch der Akademie zu irgend einer gloria." Eine Resolution, die bei Gelegenheit einer Beförderung zum Magister abgefaßt ward, lautet also: „Sintemalen der Segridius zu Antworten nicht geschickt ist, so verlangt die philosophische Fakultät, daß er annoch drei Jahre auf der Akademie verweile und seinen studiis wacker obliege. Uebrigens kann auch der besagte Dr. S. gleich nach seiner Promotion an jeden Ort in Schweden sich begeben, wo seine Schwachheit in studiis etwa nicht kund wird zur Beschämung dieser Akademie."

Den charakteristischsten Zug des Zeitalters bietet uns aber das Todes-Urtheil gegen einen Studenten, Namens **Oelenius**, wegen Zauberei, im Jahre 1661. Zu den Beschuldigungs-Gründen gehörten (sollte man es für möglich halten!) seine reißenden Fortschritte im Lateinischen und in den orientalischen Sprachen (d. h. Griechisch und Hebräisch), seine schöne Handschrift und die Leichtigkeit, mit welcher ein anderer Student bei ihm das Lateinische erlernte! Der Unglückliche wäre unfehlbar auf den Scheiterhaufen gekommen, hätte nicht Graf Brahe, der die Gründe zum Todes-Urtheil nicht erheblich genug fand, das Urtheil kassirt und in eine lange Karzerstrafe verwandelt. Ein ähnlicher Fall ereignete sich im Jahre 1670. Man fand in Reval bei einem Studenten, Namens **Hunnerus**, ein Heft, in welches er, der schon in Åbo gewesen, aus irgend einem Buche eine Anweisung, wie man durch Verbindung mit dem bösen Feinde plötzlich gelehrt werden könne u. s. w., abgeschrieben hatte. Als dieser Hunnerus wieder nach Åbo kam, verurtheilte man ihn dafür zur Einkerkerung, zur Kirchenbuße und beständigen Entfernung von der Universität. Selbst der damalige Pro-Kanzler Pezelius, sonst ein schätzenswerther Gelehrter, unterschrieb dieses Urtheil, das jedoch ebenfalls durch den Grafen Brahe kassirt ward. Dieser würdige Mann, der über seinem finsteren Zeitalter stand, war fast 40 Jahre lang der Protektor der Universität Åbo.

Die Rohheit der damaligen Sitte, selbst in Lehr-Anstalten, gab sich in nichts so deutlich zu erkennen wie in der sogenannten **Deposition**. Wenn junge Leute die Universität beziehen wollten, zog man ihnen ein Kleid aus buntfarbigen Lappen und einen schwarzen Mantel an und setzte ihnen eine Mütze mit Eselsohren und Hörnern auf. Dann schwärzte der sogenannte **Depositor** ihr Gesicht, flechte ihnen in beide Mundwinkel die Hauzähne eines Schweins und trieb sie mit einer großen Hellebarde wie eine Heerde Vieh in den Saal der Universität, wo eine zahlreiche **Versammlung** ihrer wa[illegible] Hier stellten sie sich im Kreise um den Depositor: dieser **richtete** und ma[illegible] mit seiner Hellebarde, schnitt Fratzengesichter, **machte Kniee** und verhöhnt[illegible] Darauf hielt er eine Rede, demonstrirte nach **seiner Art die Nothwendi**[illegible] des Unterrichts, stellte den Novizen allerlei **Fragen** und gab ihnen ge[illegible] Schläge, wenn die Hauzähne sie verhinderten, zu **antworten**; er packte sie[illegible] einer besonderen Art von Zange an der Kehle, warf sie **an den Boden** sagte ihnen, die Hauzähne, Hörner und Eselsohren **seyen Symbole des Laste** der Unwissenheit und Dummheit. Dann riß er **die Zierrathen ab und** merkte dazu, daß die Wissenschaften eben so **alles Schlechte in dem Studen**[illegible] ausrotten müßten. Ferner zog er aus einem Sack, den er **bei sich führte**, ein[illegible] Hobel, befahl den Novizen, sich der Reihe nach an den **Boden zu legen**, fuh[illegible] mit dem Hobel über ihren ganzen Körper und verglich diese **Handlung mit de**[illegible] Wirkung des Unterrichts auf die Seele. Es folgten mehrere **ähnliche Cere**monien; zuletzt begoß der Depositor die Gepeinigten mit einem ganzen **Eimer** voll Wasser und scheuerte ihnen mit einem rauhen Wischlappen das **Gesicht**. Jetzt erst erklärte er sie für **freie Studenten** der Akademie, jedoch unter der Bedingung, daß sie noch sechs Monate lang in ihren schwarzen Mänteln gingen und den alten Studenten mit unbedingter Hingebung Dienste thäten. Diese Dienstbarkeit, der **Pennalismus**, erhielt sich in einem gewissen Grade bis auf die neueste Zeit. Das Amt des Depositors aber wurde schon am Ende des 17ten Jahrhunderts (durch Verordnung vom 25. November 1691) abgeschafft. Bis dahin war es gewöhnlich irgend einem Magister, der in besonderer Achtung stand, anvertraut gewesen! Der Depositor lebte auf Kosten der Studenten, und das Konsistorium (d. h. der **Senat**) ermahnte ihn, daß er die jungen Leute ordentlich und anständig behandele.

Eine andere Sitte des Zeitalters war die Aufführung von Komödien bei festlichen Gelegenheiten: die Schauspieler waren Studenten, welche unter Anleitung eines der Professoren spielten. Diese Sitte kam aus Upsala, wohin sie aus den Jesuiten-Schulen verpflanzt worden, nach Åbo.

In einer Verfügung des Senats vom Jahre 1642 heißt es: „Bei den Gastmählern, welche einem neuen Rektor zu Ehren anzustellen, soll man nicht ordinaire Schüsseln auftragen, ungerechnet Brod, Butter und Schinken; nach der Mahlzeit soll man keine Konfitüren, sondern höchstens Käse herumreichen. Item gebühret sich's, daß man dem Rektor gutes Finnisches Bier, desgleichen etwas Franzwein vorsetze u. s. w." Dann werden die Standespersonen aufgezählt, welche der Rektor feierlich zu Gaste bitten soll. Es heißt weiter: „Was den Buchdrucker, den Buchhändler und den Buchbinder betrifft, so mag der Rektor selbige durch seinen Diener einladen lassen, sofern es ihm bedünkt." — Außerdem war es dem Rektor gestattet, die Hälfte seiner guten Freunde und Verwandten und diejenigen Studenten, die an der Festmusik theilgenommen, einladen zu lassen. Frauen durften durchaus nicht mit zu Gaste gebeten werden, selbst nicht die der Professoren oder anderer Gäste, und eine Fortsetzung des Gelages bis auf den anderen Tag war bei Geldstrafe verboten.

Kaiser Alexander I. bestätigte alle Rechte und Privilegien der Universität, die sich jetzt in Helsingfors befindet. Von dem Stiftungsjahre 1640 bis zu ihrem 200jährigen Jubiläum (1840) haben überhaupt 15,763 Jünglinge auf derselben den Studien obgelegen: von dieser Anzahl kommen 6684 auf das erste und 9079 auf das zweite Jahrhundert.**)

*) Die Hochschule zu Dorpat war bereits 1632 ins Leben getreten.

) Die hier mitgetheilten Notizen sind dem „Almanach zur Erinnerung an die 200jährige Jubelfeier der Kaiserl. Alexander's-Universität" entlehnt, welchen Herr J. Grotb zu Helsingfors in Russischer Sprache herausgegeben. Dieses Buch enthält außer einer detaillirten Geschichte der Universität Åbo (von dem Herausgeber): einen interessanten Artikel, betitelt: „Einige Tage in Lappland", von **Kastren, Dozenten der finnischen und der alten Nordischen Sprachen, schon bekannt als Uebersetzer des herrlichen finnischen Epos **Kalewala** ins Schwedische — eine eben so interessante Abhandlung von Ewin: „Ueber den National-Charakter der Finnen" — eine Abhandlung Runeberg's: „Ist Macbeth eine christliche Tragödie?" u. s. w.

Mannigfaltiges.

— **Spanisches Theater.** Von den „Spanischen Dramen, übersetzt von C. A. Dohrn", ist kürzlich der zweite Theil erschienen.**) Er enthält „die Mirakel der Verachtung" (Los milagros del desprecio) von Lope de Vega, „Trotz wider Trotz" (El desden con el desden) von Don Augustin Moreto und das Zwischenspiel „die wachsame Schildwach" (La guarda cuidadosa) von Cervantes. „Trotz wider Trotz" ist bekanntlich das Original zu der von West für die Bühne übersetzten „Donna Diana", doch hat sich der Letztere so viele Freiheiten bei der Verarbeitung des Spanischen Stoffes genommen, daß man mit Recht vermuthen kann, er habe nicht immer direkt aus der Quelle, sondern meistens aus der Italiänischen Version des Stoffes geschöpft, wie dies auch Lembert bei seiner Bearbeitung des „öffentlichen Geheimnisses" von Calderon gethan. Um so willkommener wird also jetzt den Freunden des Spanischen Theaters das echte Desden con el desden sein. Die „Mirakel der Verachtung" behandeln ein ganz ähnliches Sujet wie „Donna Diana", doch ist Lope de Vega älter als Moreto, der den Plan kunstreicher und verwickelter gemacht, während er bei Lope, obwohl ungleich einfacher, doch mehr Muthwillen und mehr Komisches in den Situationen darbietet.

**) Berlin, Nicolaische Buchhandlung.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

(½ Thlr.) vierteljährlich. 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Königl. Post-Aemtern.

№ 146. Berlin, Mittwoch den 7. Dezember 1842.

Nord-Amerika.

Die Mormonen und ihr Prophet.

Die Entstehung einer neuen Religion gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen aller Zeitalter. Wenn aber in unserem aufgeklärten Jahrhundert eine Sekte erscheint, die sich auf angebliche neue Wunder und Offenbarungen stützt und deren Häupter in wenigen Jahren Tausende von Anhängern an sich zu ziehen wissen, so ist dies ein Phänomen, welches die ganze Aufmerksamkeit des philosophischen Beobachters erregt. Es liefert neue Data zur Geschichte der menschlichen Natur und beweist, daß keine Fortschritte der Kultur den Hang zur Leichtgläubigkeit und zum Fanatismus in ihr erstickt haben.

Wir wollen unsere Schilderung der Mormonen und ihrer Religion mit einer kurzen Biographie des Stifters und Apostels derselben beginnen. — Joseph Smith wurde, wie er selbst berichtet, am 23. Dezember 1805 zu Sharon im Staate Vermont geboren. Schon in seiner Jugend fing er an, über die Unzahl von Sekten nachzudenken, in welche die christliche Welt, vorzüglich in den Vereinigten Staaten, getheilt ist, und als er eines Tages in einem Haine, unweit seiner väterlichen Wohnung, inständige Bitten an Gott richtete, ihm die wahre Kirche zu offenbaren, sah er plötzlich in einiger Entfernung ein helles, blendendes Licht, das sich ihm allmälig näherte und den ganzen Horizont mit seinen Strahlen bedeckte. Zwei himmlische Boten traten aus der Glorie hervor und verkündeten ihm, daß nicht eine einzige der jetzt bestehenden religiösen Sekten von Gott als seine Kirche und sein Reich anerkannt werde, daß ihm aber zur bestimmten Zeit das wahre Evangelium offenbart werden solle.

Im September 1823 hatte Joseph eine zweite Vision. Dieses Mal erschien nur ein Engel, der aber die beiden vorigen an Herrlichkeit übertraf; er war von übermenschlicher Größe und trug ein weißes Gewand, das keinen Saum zu haben schien. Er näherte sich dem Bette des Sehers, belehrte ihn, daß die Indianer Nachkommen der zehn Stämme Israel's seyen, in deren Mitte einst große Propheten gelebt hätten, und verkündete ihm, daß diese begeisterten Männer, dem göttlichen Gebote zufolge, ihre Schriften an einem sicheren Orte vor den Augen der Ruchlosen verborgen hätten, bis die Zeit kommen würde, sie der Welt zu übergeben. Zu diesem Amte sey aber er (Joseph) auserkoren.

Eine dritte Offenbarung war nöthig, um ihn in den Stand zu setzen, den ihm anvertrauten Schatz zu heben. Sie fand sehr bald nach der zweiten statt, und er wurde durch sie benachrichtigt, daß die bewußten Dokumente unter einem großen Hügel bei dem Dorfe Manchester, auf dem Wege von Palmyra nach Canandaigua, im Staate New-York, verscharrt seyen, wo er auch wirklich, wie er erzählt, eine steinerne Kiste fand, welche mit goldenen Tafeln, ungefähr sieben Zoll breit und acht Zoll lang und von der Dicke des gewöhnlichen Zinns, angefüllt war.

Da die Schrift auf diesen Tafeln aus „Neu-Aegyptischen" Charakteren bestand und sie auch in dieser Sprache abgefaßt war, so dauerte es einige Zeit, bis es dem Entdecker möglich wurde, sich näher mit derselben bekannt zu machen; sein himmlischer Gast hatte es nämlich unbegreiflicher Weise versäumt, ihm die Gabe der Sprachen zu verleihen. Seine linguistischen Studien wurden ihm indessen durch den göttlichen Beistand erleichtert; im September 1827 übergab ihm der Engel die geheiligte Urkunde, und im folgenden Jahre beendigte er die Uebersetzung, die er „das Buch Mormon" nannte. Dieses seltsame Machwerk, welches seitdem in Amerika sowohl als in England gedruckt worden *), ist 588 Seiten stark und besteht aus funfzehn Büchern, die angeblich zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Personen abgefaßt wurden. Sie nehmen einen Zeitraum von etwa 1000 Jahren ein und enthalten die Geschichte der Nord-Amerikanischen Indianer, von ihrer Auswanderung aus Judäa zu den Zeiten des Sedekia, unter der Anführung eines gewissen Lehi, bis zu ihrer letzten Niederlage im Jahre 420 n. Ch. bei dem Berge Camorah, im Staate New-York, wo, nach dem Berichte des „Propheten Moroni", gegen 230,000 in einer einzigen Schlacht getödtet wurden und nur er allein von seinem ganzen Stamme übrig blieb.

Das Buch Mormon besteht keineswegs aus einem Gewebe künstlich angelegter Fictionen, noch selbst aus einzelnen gelungenen Stücken. Seine Unechtheit ist für Jeden augenscheinlich, der einige gelehrte Kenntnisse und etwas kritischen Geist besitzt; es ist ein grober Betrug, der in seiner gegenwärtigen Gestalt nur darauf berechnet ist, die unwissenden, ungebildeten Volksklassen hinters Licht zu führen. Die darin ausgesprochenen Ideen sind trivial, die angeblichen Fakta abgeschmackt und die Sprache kraftlos, wo sie nicht den biblischen Stil nachahmt; aber auch in diesem Falle entsteht aus der barocken Mischung moderner Formen mit alterthümlichen Wendungen und orientalischen Phrasen ein Kontrast, der das buntscheckige Ansehen des Ganzen noch erhöht, wozu sich noch die lächerlichsten Anachronismen gesellen. Der sogenannte Uebersetzer legt seinen Propheten Ausdrücke in den Mund, die sie unmöglich gebrauchen konnten, da sie sich auf Gegenstände beziehen, welche damals noch gar nicht existirten; er versetzt neuere Erfindungen in entfernte Jahrhunderte und verdreht die Geschichte auf die unerhörteste Art. Zum Beweise seiner Unwissenheit in dieser Hinsicht könnten zahlreiche Beispiele angeführt werden; so wird unter Anderem des Kompasses Erwähnung gethan, obgleich das Naturgesetz, in Folge dessen man dieses Instrument verfertigt hat, erst einige Menschenalter später entdeckt wurde.

Um einen Begriff von dem Stile dieser vermeintlichen Offenbarungen zu geben, wollen wir einige Auszüge daraus vorlegen und machen mit der Prophezeiung des Nephi über die Auffindung der goldenen Tafeln den Anfang:

„Und siehe, es wird geschehen, daß der Herr Gott zu demjenigen spricht, an den er das Buch übergiebt: nimm diese Worte, die nicht versiegelt sind, und übergieb sie einem Anderen, daß er sie den Gelehrten zeige, sprechend: lies dies, ich bitte Dich. Und die Gelehrten werden antworten: bringet her das Buch, daß ich es lese; und wegen des Ruhms dieser Welt und des Gewinnes halber werden sie dieses sagen, nicht aber zum Ruhme Gottes. Und Jener wird sprechen: ich kann das Buch nicht bringen, sintemal es versiegelt ist. Dann werden die Gelehrten sagen: wir können das Buch nicht lesen. Darum wird es geschehen, daß der Herr das Buch und die Worte des Buches demjenigen übergeben wird, der nicht gelehrt ist, und der Mann, der nicht gelehrt ist, wird sagen: ich bin nicht gelehrt; dann wird der Herr Gott zu ihm sprechen: die Gelehrten sollen es nicht lesen, sintemal sie es verworfen haben; Ich aber kann mein eigen Werk vollbringen, darum sollst Du die Worte lesen, die Ich Dir geben werde. Rühre nicht an die Dinge, so versiegelt sind, denn Ich will sie zu ihrer Zeit ans Licht bringen; denn Ich will den Kindern der Menschen zeigen, daß Ich mein eigen Werk vollbringen kann."

Folgender Auszug stellt die Behauptung auf, daß die alte Bibel unvollständig sey. „Du Thor, der Du sagen wirst: wir haben eine Bibel und brauchen keine andere. Von wem habt Ihr die Bibel erhalten, außer von den Juden? Wißt Ihr nicht, daß es mehr Völker giebt, als eines? Wißt Ihr nicht, daß Ich, der Herr Euer Gott, habe erschaffen alle Menschen, und daß Ich mich derer erinnere, welche auf den Inseln des Meeres leben, und daß Ich den Himmel über Euch und die Erde unter Euch beherrsche, und daß Ich mein Wort den Kindern der Menschen verkündige und allen Völkern der Erde? Warum murrt Ihr, weil Ihr mehr von meinem Wort empfangen sollet? Wißt Ihr nicht, daß das Zeugniß zweier Völker Euch kund thut, daß Ich der Herr bin, daß Ich eines Volkes gedenke wie des anderen? Darum spreche Ich meine Worte zu einem Volke, wie zu dem anderen. Und wenn die beiden Völker sich vereinigen, wird sich auch das Zeugniß beider Völker vereinigen. Dieses aber geschieht, damit Alle sehen mögen, daß Ich derselbe bin gestern und heute und ewiglich, und daß Ich meine Worte verkündige nach meinem eigenen Willen. Und dieweil Ich ein Wort gesprochen, braucht Ihr nicht zu denken, daß Ich kein anderes sprechen kann; denn mein Werk ist noch nicht beendigt und wird nicht beendigt seyn von jetzt an und auf ewig."

Die zweite heilige Schrift der Mormonen: „Das Buch der Lehren und Gebote" legt die Absichten der Urheber dieses frechen Betrugs deutlich genug an den Tag. Reichthum und Macht sind die Götzen des Propheten und seiner Helfershelfer; alle Lehren und Gebote laufen nur darauf hinaus, ihren Seckel zu füllen und ihre leichtgläubigen Anhänger in blinder Unterwürfigkeit zu erhalten. So werden dem Allmächtigen selbst folgende Worte in den Mund gelegt: „Man sammele alle Gelder, die entbehrt werden können, sie mögen viel oder wenig seyn, und sende sie nach dem Lande Zion an diejenigen, die Ich ernannt habe, sie zu empfangen .... Alle unverheiratete Leute, welche Geld empfangen, mögen es an den Bischof von Zion oder den Bischof von Ohio senden, daß es geheiliget werde zur Herausgabe und zum Drucke der Offenbarungen und zur Gründung von Zion .... Derjenige, der seine Schätze nach dem Lande Zion sendet, wird seinen Lohn in dieser Welt finden. Und sein Werk wird ihm folgen, und auch in jener Welt wird er seinen Lohn finden .... Es geziemet sich, daß meinem Knechte, Joseph Smith junior, ein Haus erbaut werde, daß er darin leben und übersetzen möge. Und wieder ge-

*) Unter dem Titel: The Book of Mormon, translated by Joseph Smith, Junior.

ziemet es sich, daß mein Knecht Sidney Rigdon leben möge, wie es ihm gutdünkt, insofern er meine Gebote erfüllt." Das Buch der Lehren und Gebote darf übrigens nur von den Eingeweihten gelesen werden.

Zur Schande unseres Jahrhunderts machte dieser plumpe, aller gesunden Vernunft hohnsprechende Betrug, der unter dem Namen des Mormonismus bekannt wurde, die reißendsten Fortschritte und bildete sich zu einem förmlichen Religionssystem aus: seine Missionaire durchstreiften die ganze Union, überschritten sogar das Weltmeer und erwarben sich auch in England Tausende von eifrigen Anhängern. Da die vermeintlichen Offenbarungen den Westen, namentlich das Mississippi-Thal, als die Gegend bezeichneten, wo durch den Willen Gottes das neue Zion erbaut werden und das Reich der „Heiligen der letzten Tage" (Latter Day Saints) eintreten solle, so verkauften die Mormonen Hab' und Gut, um ihrem Propheten nach dem gelobten Lande zu folgen. Anfangs ließen sie sich im Staate Missuri nieder; als sie jedoch, in Folge ihrer Streitigkeiten mit den Squatters, von dort vertrieben wurden, wandten sie sich nach Illinois und gründeten daselbst die Stadt Nauvoo, wo sie unter der Leitung Smith's und seiner Genossen eine Art von theokratischer Republik gründeten. Das Leben und Treiben in diesem sogenannten „neuen Zion" ist vor kurzem von dem Amerikanischen Geistlichen Caswall in einem Werke geschildert worden, das den Titel: „Die Stadt der Mormonen, oder drei Tage in Nauvoo im Jahre 1842 *)" führt und, als ein Beitrag zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes, eine ausführliche Notiz verdient.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ueber den Einfluß des Zeitgeistes auf die Französische Literatur im 17., 18. und 19. Jahrhundert.

(Schluß.)

Schließlich wage ich nun noch Einiges über das 19te Jahrhundert hinzuzufügen, damit die Gegensätze der Richtungen beider Zeitalter um so deutlicher hervortreten; ich bedarf hierbei um so mehr der Nachsicht, als ich meinem Plane gemäß in meinem kurzen Aperçu bloß den sozialen Gesichtspunkt der Literatur, ihren Berührungspunkt mit dem Zeitgeist, aufzufassen unternommen und mich so gänzlich von der rein literarischen Diskussion des historischen Kongresses entfernt habe. Daher kann ich auch kaum die Debatten zwischen den Romantikern und Klassikern berühren; dieselben boten ein vielfaches Interesse dar. Die Vorzüge der modernen Lyrik wurden fast einstimmig anerkannt. Niemand wagte weder die tiraden Chöre in Racine's Esther und Athalie, noch die kalten Oden J. B. Rousseau's den Méditations Lamartine's und den Feuilles d'Automne Victor Hugo's an die Seite zu setzen. Im Drama dagegen, wo die allverehrten Regeln des Aristoteles und der geliebte Racine vorzüglich Gegenstand der Diskussion wurden, war der Kampf heißer. Einige Professoren des Athenäums, einseitige Klassiker im Sinne Laharpe's und der faden Kritiker des Constitutionnel, wagten sogar, das romantische Drama eine krankhafte Mißgeburt unseres Zeitalters zu nennen, andere, ihm den Vorwurf einer fremden Importation zu machen, ohne zu bedenken, daß dieser Vorwurf mit vollem Rechte vielmehr den Klassizismus selbst trifft. Jedoch auch hier mußten die Klassiker das Feld räumen und zu ihrer großen Betrübniß den Ruhm Racine's geschmälert und die Regeln des Aristoteles verkannt sehen.

Doch ich kehre zu meinem Thema zurück; ehe ich aber an die Literatur als den Ausdruck des Zeitgeistes gehe, muß ich die verschiedenen Richtungen desselben berühren. Beim Umschwung der Jahrhunderte traten, wie ich schon erwähnt, wesentlich neue Richtungen zu Tage. Die Subjektivität, die die ganze objektive Welt verschlungen hatte, war nun allein übrig geblieben; sie hatte ihr Antlitz von der sozialen Welt abgewandt und dem innerlichen Selbst zugekehrt. Die Reflexion war ins Gefühl (sentiment) übergegangen und so der Gegensatz von Subjekt und Objekt verschwunden. Bei dieser rein innerlichen Richtung des Zeitgeistes mußte nun die Moral, welche vorzugsweise im Gewissen, diesem innerlichsten Centrum des menschlichen Geistes, wurzelt, wieder zu bedeutendem Ansehen gelangen und die Weltanschauung wesentlich eine moralische werden. Der Zeitgeist indessen konnte nicht lange mit dem eigenen Ich sich begnügen; er mußte die engen Schranken der Subjektivität überschreiten; die Moral mußte ihren natürlichen Begleiter, die Religion, wieder ins Leben rufen; letztere hatte jedoch zuerst einen rein subjektiven Charakter; sie war theils bloße Gefühls-Religion mit poetischer Färbung, theils subjektive Reflexions-Religion, die ihren Haupt-Accent auf die Moral legt. (Chateaubriand's „Genius des Christenthums", Benjamin Constant's De la religion considérée dans sa source, ses formes, et ses développemens; desselben Du polythéisme romain considéré dans ses rapports avec la philosophie grecque et la religion chrétienne, so wie die Weltanschauung in den Schriften der doctrinaires Necker, Sismondi, Frau von Staël, Guizot ꝛc.) Später wurde aber die Religion ihrem eigenen Grundcharakter gemäß objektiver; der Offenbarungsglaube fing an, den subjektiven Gefühlsglauben zu verdrängen; ja, der Katholizismus, die Religion des Mittelalters, fing an, in einer mächtigen Partei wieder aufzuleben (de Maistre und Bonald). Hand in Hand mit dieser religiösen Reaction ging nun die politische; die eiserne Hand eines gewaltigen Individuums setzte zuerst der subjektiven Willkür und Neuerungssucht einen mächtigen Damm entgegen und bahnte so dem Despotismus den Weg, der endlich mit der mittelalterlichen aristokratischen Partei ans Ruder kam. Die Restauration stand in greller Opposition mit den Ideen der Revolution; denn obwohl sie durch eine illusorische Charte octroyée den dringendsten Zeit-Bedürfnissen einige Konzessionen zu machen schien, so ging doch ihre wahre Absicht auf die Wiederherstellung des ancien régime. Die Einheit des ancien régime, ja selbst des späteren Mittelalters, wurde als Ideal der Zerrissenheit und Meinungsverschiedenheit der modernen Welt entgegengestellt.

So sehr nun diese heftige Reaction gegen den Liberalismus hemmend auf die Entwickelung des Zeitgeistes einwirkte, so leistete sie doch andererseits der Wissenschaft große Dienste. Die Verehrung der Vergangenheit weckte das Studium derselben. Die Historie feierte ihre glänzendsten Tage während der Restauration. Unser Jahrhundert indessen konnte nicht blos ein reactionaires, der Vergangenheit zugewandtes bleiben: die großen Resultate, die das 18te Jahrhundert für die Menschheit errungen, sollten nicht für die Nachwelt verloren gehen. Der Liberalismus, vereinigt mit dem Doktrinarismus, dem politischen Eklektizismus, erhob von neuem sein Haupt und zerschmetterte den Ultramontanismus und die Reaction. In der letzten Periode der Restauration, als deren wahre Absicht immer deutlicher wurde, trat nun neben dem immer mächtiger werdenden Doktrinarismus eine neue Ansicht, der Sozialismus, zu Tage.

Dieser, wesentlich der Zukunft zugewandt und durch die Idee des Fortschrittes der Menschheit belebt, begnügt sich nicht mit einem bloßen juste-milieu zwischen Altem und Neuem, das nur für die Gegenwart hinreicht; er sucht nicht, wie der Doktrinarismus, an das neue Gewand der Revolution ein altes historisches Wappen, eine Quasilegitimität. Der Sozialismus will das Mangelhafte in den an sich wahren Ideen des 18ten Jahrhunderts durch deren gleichsam auf die äußerste Spitze getriebene Konsequenzen ergänzen. Während der Liberalismus des 18ten Jahrhunderts vorzüglich die subjektive Seite der Idee der Freiheit und Gleichheit hervorhob, legt der Sozialismus den Hauptnachdruck auf die objektive Seite dieser Prinzipe. Das Egalitäts-Prinzip, in diesem Sinne aufgefaßt, verliert seine negative, die soziale Welt auflösende Tendenz und führt zur unité, ja zur fraternité des vom 18ten Jahrhundert verkannten Christenthums und wird fähig, eine neue Welt-Ordnung zu organisiren. Um nun dem Egoismus und Individualismus einen Damm entgegenzusetzen, will er diejenigen Institute, die die Menschheit in kleine Gruppen scheiden oder die Selbstsucht und das Fürsichseyn begünstigen, theils wesentlich modifiziren, theils gar vernichten. Ehe, väterliche Gewalt, Erbrecht und Eigenthum, jene uralten Institute, die das 18te Jahrhundert allein stehen gelassen hatte, sollen einer absoluten Gleichheit und Unterschiedslosigkeit Platz machen. Die politische und juridische Gleichheit soll zu einer faktischen materiellen werden, daher die Bedeutung, die der Sozialismus vorzüglich der Industrie und der Verbesserung des Proletariats beilegt. Durch eine freie Association soll die neue Weltordnung gegründet werden und so eine Harmonie der verschiedenen Interessen an die Stelle des Kampfes der Konkurrenz treten. Ueber diese neue Welt-Ansicht ein Urtheil zu fällen, möchten wohl schwerlich die Zeitgenossen fähig seyn. Der Sozialismus ist noch zu sehr in einer Evolution und Gestaltung begriffen und gehört der Zukunft an; so viel scheint indessen gewiß zu seyn, daß er keine bloß vorübergehende Erscheinung ist; ein großer Theil der alten Liberalen schließt sich ihm an, wohl fühlend, daß ersterer die Fortsetzung und Entwickelung ihrer Prinzipien in sich trägt. Wahrheit und Irrthum, wie überall, gähren auch in den verschiedenen sozialistischen Systemen neben einander. Ein großes Verdienst des Sozialismus ist es, zuerst mit tiefem Blicke die Beziehungen und Verhältnisse zwischen den verschiedenen Sphären und Gegenständen eingesehen zu haben. Das 18te Jahrhundert mußte, um zum wahren Begriffe der an sich verschiedenen Dinge zu gelangen, trennend und analytisch verfahren; es war wesentlich negativ und löste alle Bande auf. Der Sozialismus dagegen, praktischer, sucht die Verkettung und die Bindeglieder zwischen den verschiedenen Dingen auf: so führt er die Religion wieder ins Leben ein und weist namentlich die enge Verbindung zwischen Politik und Industrie nach. Indessen scheint der Sozialismus zu sehr das Individuum zu einem bloßen Mittel der Entwickelung der Menschheit zu reduziren; Leroux, unstreitig der fortgeschrittenste Geist unter den Sozialisten, setzt überall dem Individuum die Menschheit entgegen. Während das Individuum im 18ten Jahrhundert nichts Objektives sich gegenüberstehen lassen wollte, wird im Sozialismus das Individuum zu sehr von der Menschenspezies, dem allgemeinen Geiste der Menschheit, absorbirt. Die Unsterblichkeit des Menschen besteht nach Leroux nur in einer Kontinuität des Geistes der Menschen.

Diese verschiedenen Richtungen des Zeitgeistes im neunzehnten Jahrhundert müßte ich nun, meinem Plan gemäß, in der Literatur in engerem Sinne, d. h. in der Poesie nachweisen, jedoch aus Mangel an Raum und Zeit, bin ich für diesmal bloß auf das Aufzeigen der Berührungspunkte reducirt. In der modernen Literatur haben wir nur, wie Sie wissen, vier Dichter ersten Ranges: Chateaubriand, Béranger, Lamartine und Victor Hugo; neben ihnen, als Dichter zweiten Ranges, die jedoch als Ausdrücke einer bestimmten zeitgemäßen Richtung in der Poesie ebenfalls ihre Bedeutung haben, reihen sich Soumet, Frau von Staël, George Sand und Ste. Beuve ꝛc.

Vor Allem ist nun Chateaubriand durch sein vielbewegtes langes Leben ein getreuer Ausdruck seiner Zeit geworden; er ist hierin Voltaire oder vielmehr Homer ähnlich. Chateaubriand ist wie Homer der klarste Spiegel seiner Zeit geworden; während Voltaire als Philosoph ein mehr oder minder klares Bewußtseyn über seine Zeit hatte, spiegeln sich in einem großen Dichter die Schattirungen und Nüancen der verschiedensten, neben und nach einander

*) The City of the Mormons, or Three Days at Nauvoo, in 1842. By the Rev. H. Caswall.

laufenden Richtungen einer bestimmten Zeit ab; der Philosoph dagegen ist kein unbewußter Ausdruck seiner Zeit; wenn er auch nicht sich über dieselbe erheben kann, sondern ebenfalls der Sohn seiner Zeit bleibt, so reflektirt er doch; er fühlt gewissermaßen dem Weltgeiste den Puls, er kennt, indem er tiefer eindringt, öfters die Mängel und Schäden der Gegenwart, und ist seine Philosophie nicht bloß an die Einsicht, sondern auch an den Willen gerichtet, hat sie eine praktische Tendenz, so schlägt er Heilmittel vor und zeigt den Weg, den man gehen solle, an. Chateaubriand's erste historisch-politische Schriften kündigten die Reaction gegen den Liberalismus des 18ten Jahrhunderts an; seine ersten und schönsten praktischen Schriften, Atala, René etc., gehören der sentimentalen Atmosphäre an, die das Ende des 18ten Jahrhunderts dem 19ten überlieferte; der „Genius des Christenthums" deutet auf die religiöse Reaction hin; die Martyrs und die Reise nach Jerusalem haben schon ein katholisches Gewand. Die Natchez und seine mélanges historiques geben nicht nur den Anstoß zum historischen Roman, sondern wecken überhaupt die historischen Studien wieder; die Restauration der historischen Studien überhaupt ist in Frankreich von der Poesie, durch den Einfluß Chateaubriand's und Walter Scott's, ausgegangen. Als die Restauration ans Ruder kam, fing Chateaubriand an, sich mit einigen Ideen der Freiheit zu befreunden; sobald aber die monarchie selon la charte erschienen, und später, wie unter Villèle, der wahre Gedanke der Restauration, nämlich das ancien régime wiederherzustellen, immer deutlicher ans Licht getreten war, ging er in die Opposition über und riß die ganze moderne Literatur, unter der der künftige Chef der romantischen Schule (la plus grande tête romantique), Hugo, sich befand, mit sich fort, was der Restauration einen nicht unbedeutenden Stoß in der öffentlichen Meinung versetzte; die moderne Literatur, früher dem Mittelalter und der Vergangenheit zugewandt, fing an, auf die Gegenwart, ja auf die Zukunft zu blicken. Chateaubriand indessen, obwohl in Opposition gegen das Ministerium begriffen, blieb doch der Dynastie treu; persönliche Zuneigung und Anhänglichkeit gestatteten ihm nicht, sich der Juli-Regierung zu nähern, er blieb Legitimist. Ein so großer und reicher Geist konnte aber nicht bloß Anhänger der Partei der Vergangenheit bleiben; er sollte nicht bloß gegen Voltaire und das 18te Jahrhundert reagiren; die neue Weltansicht, die in St. Simon, dem ersten Philosophen unseres Jahrhunderts in Frankreich, aufblühte, äußerte auch auf Chateaubriand ihren Einfluß. In seinen letzten Schriften ist eine Tendenz zum Sozialismus unverkennbar; daher Chateaubriand nicht mit Unrecht von einigen Kritikern mit einem Januskopf verglichen ist; mit einem Antlitz schaut er die Vergangenheit, mit einem anderen die Zukunft an.

Béranger ist mit Recht der Dichter der französischen Revolution genannt worden, jedoch er ist es nicht bloß der alten, sondern der Revolution überhaupt bis auf unsere Zeit. Der Voltairianismus und die Ansichten des 18ten Jahrhunderts, die jetzt in der sogenannten petite bourgeoisie vorherrschen, bilden die Weltansicht seiner ersten Chansons; in seinen letzten Balladen und Gesängen nähert er sich indessen, vielleicht durch den Einfluß Leroux's, mit dem er in freundlichem Verkehr steht, dem Sozialismus, der in der That die bloße Evolution des alten Liberalismus ist.

Schwieriger ist es, von Lamartine und Victor Hugo zu reden, die beide noch vollständig der Gegenwart angehören. Als Lamartine auf den Schauplatz trat, war die politische und religiöse Reaction in vollem Schwunge; andererseits war die moderne romantische Poesie in ihrer Evolution begriffen; diese poetische Gattung hatte einen neuen Aufschwung erhalten; lyrische Gedichte von bedeutendem Werthe, unter Anderem Soumet's Pauvre fille, erschienen; doch Lamartine sollte durch seine méditations Alles, was Frankreich bis jetzt in der Lyrik geleistet, verdunkeln. Religiosität, Gemüthlichkeit mit melancholischer Färbung und Einfachheit sind Hauptvorzüge dieser schönen Gedichtsammlung, der man allein Victor Hugo's Feuilles d'automne an die Seite setzen kann. In den Harmonies fängt der Zweifel an, die Religiosität zu unterminiren, welche subjektive Religiosität wird; in Jocelyn und Chute d'un ange ist die Opposition nicht bloß gegen das Christenthum, sondern gegen alle positive und objektive Religion offenbar; daneben brechen sozialistische Keime hervor. In der Politik hat sich Lamartine ebenfalls der Partei der Neuerer genähert; zwar ist er nie wahrhaft conservateur gewesen, er hat bloß aus Mitleid Molé vertheidigt, als die Coalition der Doctrinaire und der Linken diesen angriffen; ein großer Dichter kann sich nicht mit der Gegenwart, die der Phantasie keinen Spielraum läßt, begnügen, er liebt das Vage. Vergangenheit und Zukunft sagen ihm mehr zu. Victor Hugo hat nun ein durchaus ganz der Poesie gewidmetes Leben geführt, fern von allem Weltgeräusch, unbekümmert um Alles, was außerhalb der poetischen und ästhetischen Sphäre liegt, seinem eigenen Prinzipe „l'art pour l'art" gemäß. Sein unsterbliches Verdienst ist es, die französische Sprache und das Drama aus dem Joche des Klassizismus völlig befreit und zuerst fast in allen Sphären der Poesie eine ganz neue Bahn gebrochen zu haben; jedoch hat er sich trotz seiner großen Originalität dem Einflusse seiner Zeit nicht ganz entziehen können. In seinen ersten Ideen und Kritiken ist er vollständig dem Mittelalter zugewandt. In „Notre Dame de Paris", diesem großartigen Denkmale moderner Literatur, sieht man den Umschwung. Die mittelalterliche Gothische Baukunst, die Narren und Eselsfeste des katholischen Kultus stehen der modernen Welt-Anschauung gegenüber. Der Dichter wendet sich der Zukunft zu.

Unter Hugo's Nachfolgern gehört nun Balzac der Gegenwart und Tages-Literatur an; Georges Sand aber ist vollständige Sozialistin. Wie in Balzac die Geld-Aristokratie, so spielt in Sand die Emancipation der Frauen und die Verbesserung der Lage der unteren Volksklassen die Hauptrolle. Der Sozialismus und die moderne Poesie nähern sich immer mehr, nachdem letztere ihr mittelalterliches Gewand abgelegt hat. Der Doctrinarismus, der ausschließlich sich mit der Gegenwart beschäftigt, unbekümmert um die Zukunft, ist der Poesie nicht günstig. Die einseitige moralische Weltansicht und die reflektirende Manier der Doctrinairs kann keine Poesie hervorbringen; bloß Fr. v. Staël gehört hierher, obwohl sie auch mehr Denker als Poet ist. In den übrigen Sphären der Literatur zählt er indessen desto mehr Repräsentanten. Die pragmatische Schule in der Historie und der Eklektizismus in der Philosophie (Guizot, Sismondi, Remusat, Cousin, Jouffrois ꝛc.) sind sein Abdruck in den Regionen des Geistes.

Norwegen.

Die Aufhebung des Norwegischen Adels.

(Schluß.)

In Folge dieses Schreibens wurde am 9. März 1821 eine Motion zur Wiederholung des bereits zweimal votirten Beschlusses über den Adel eingebracht. Diese Motion wurde, ganz so wie die vorigen, einem besonderen Comité übergeben, und mit ihr zugleich ein später eingegangenes Königliches Schreiben vom 30. März 1821, folgenden Inhalts:

„Der König halte es für seine Pflicht, die Aufmerksamkeit des Storthings ganz besonders auf die Sensation zu lenken, welche ein zum drittenmal gefaßter Beschluß zur Aufhebung des Adels bei den Regierungen der anderen Länder hervorbringen würde. Der König werde zwar die Selbständigkeit des Landes zu schätzen wissen, doch möchte dazu eine große Ausrüstung nöthig seyn, deren Kosten das Land für jetzt nur mit größter Anstrengung tragen könnte, was zu vermeiden die Klugheit gebiete. Der erwähnte Beschluß möchte daher aufgeschoben werden; doch verspreche der König abermals, wenn derselbe diesmal ruhen bleibe, auf dem nächsten Storthing aber wiederholt werde, ihn zu sanctioniren."

Die Antwort des Comité erfolgte am 26. April 1821 und enthielt der Hauptsache nach Folgendes:

„Nach der Staats-Reform von 1814 mußten mit manchen Staats-Einrichtungen Veränderungen vorgenommen werden, deren Gesetzlichkeit eben so wenig bestritten werden konnte, als die der ganzen Reform. Dazu gehörte die Erb-Adelschaft, durch welche der König nach Belieben gewissen Personen und Familien Vortrittsrechte ertheilen konnte. Da nun dem Regenten durch den §. 23 des Grundgesetzes dieses Prärogativ genommen, so sind die Rechte des gegenwärtigen Adels bedeutend im Werthe gestiegen, weil sie ausschließlich geworden. Aber die Existenz derselben steht mit dem im Grundgesetz ausgesprochenen Prinzip der Gleichheit vor dem Gesetz im Widerspruch, und darum ist gleich auf dem ersten ordentlichen Storthing von 1814 und auf den nachfolgenden die Aufhebung der Adels-Privilegien beantragt worden. Privilegien aber sowohl als andere Einrichtungen müssen mit der Zeit verändert werden können; so wie sie gegeben und vermehrt worden sind, können sie auch vermindert und aufgehoben werden — sonst wäre alle Reform unmöglich. Das Comité stimmt daher den Gründen bei, welche das Storthing zu dem zweimaligen Beschluß der Aufhebung veranlaßt, und hält ihn in jeder Beziehung für recht und billig. Das Königliche Schreiben vom 17. Februar hat daher auch seine — des Comité's — Ueberzeugung nicht ändern können: der Beschluß des Storthings steht nicht im Widerspruch mit dem Grundgesetz, und von Schaden-Ersatz kann daher nicht die Rede seyn. Was die Warnung des Königs in Betreff der fremden Mächte anbelangt, so beweisen zwar die Ereignisse der Zeit, daß man dem Interventions-System in Europa nicht abgeneigt ist; es wäre jedoch theils gefährlich für die Selbständigkeit des Norwegischen Volks, wenn es darauf nur im geringsten achtete, — theils würden die fremden Mächte gewiß ihre Meinung ändern, wenn sie den wahren Zusammenhang der Dinge erführen. Da jedoch der König in seinem Schreiben vom 30. März Gewicht darauf gelegt, daß jetzt kein Beschluß gefaßt werde, und versprochen hat, das nächstemal seine Zustimmung zu geben, — da ferner das Comité — so wie der König — der Meinung ist, das Wohl des Staates könne nur gefördert werden, wenn der König und die Vertreter des Volks sich entgegen kommen, — und da es endlich von geringem Gewicht ist, ob die Frage jetzt oder nach drei Jahren entschieden wird: so dürfte eigentlich kein Grund vorhanden seyn, dem Lande Ungelegenheiten zu bereiten. Da indeß, wenn ein Beschluß gefaßt werden soll, das Comité auch keine Veranlassung findet, von den früheren Beschlüssen abzugehen, so schlägt es folgende Alternative vor: entweder die Sache jetzt ruhen zu lassen, da der König die Sanction versprochen, wenn die Motion auf dem nächsten Storthing wiederholt wird — oder den schon zweimal gefaßten Beschluß ohne Abänderung dem Könige sogleich zum drittenmal vorzulegen."

Die Ansichten über diesen Punkt waren getheilt. Gegen die erste Alternative wurde die Unsicherheit der Erfüllung des Versprechens angeführt, da Umstände eintreten könnten, welche dieselbe unmöglich machen möchten, zumal wenn der König bis dahin stürbe; — gegen die zweite ließen sich gleichfalls Stimmen genug hören. Die Debatten wurden äußerst lebhaft, und es fielen bittere Aeußerungen sowohl gegen die Regierung, als gegen den vermeintlichen Schwedischen Einfluß, unter welchem sie stehen sollte. Nachdem man endlich beschlossen, offen und mündlich abzustimmen, wurde die erste Alternative mit 33 Stimmen gegen 21 verworfen und die zweite mit 33 gegen 3 Stimmen angenommen. Der Gesetz-Entwurf ging hierauf zum drittenmal an den König ab.

Am 12. Juni erhielt das Storthing ein Königliches Schreiben vom 2ten desselben Monats, worin es hieß: „Das Storthing habe durch seinen Beschluß — gegen den Rath des Königs — den Adel seiner Rechte ohne den geringsten

Ersatz beraubt und einen in jetziger Zeit gefährlichen Schritt gethan, da derselbe von dem monarchischen Prinzip abweiche, das sowohl der Norwegischen, als allen anderen Europäischen Verfassungen zum Grunde liege; — in allen Europäischen Staaten finde sich ein Adel mit größeren oder geringeren Vorrechten; in allen werde derselbe als ein nothwendiges Moment der Monarchieen betrachtet; in allen müsse der Beschluß des Storthings als ungerecht und mit der Verfassung nicht übereinstimmend betrachtet werden. Es könne dies zu Angriffen auf alle Arten von Privilegien im Staate führen, selbst auf die bürgerlichen. Aus diesem Grunde werde vorgeschlagen:

1) daß das Storthing sogleich denjenigen Familien einen Schaden-Ersatz zuerkenne, welche durch jenen Beschluß gelitten, und
2) daß es den König autorisire, einen neuen Adel in Norwegen für diejenigen stiften zu dürfen, welche sich um den Staat verdient gemacht.

Dieses Schreiben wurde demselben Comité überwiesen, welches die Adelsfrage behandelt hatte, und seine Antwort erfolgte den 24. Juli. In ihr war angeführt: „Was das Urtheil der fremden Mächte über den Beschluß des Storthings anbelange, so müßte man die Sache ganz der Zeit anheimstellen, in der sicheren Hoffnung, daß die Wahrheit doch immer den Sieg davon trage; diesem Urtheil aber den geringsten Einfluß einzuräumen, vertrage sich nicht mit der Würde des Staates. Die Frage vom Schaden-Ersatz wäre zwar wohl damit völlig abgethan, daß man erklärte, keine hinreichende Veranlassung zu haben, sich damit zu beschäftigen: wenn des Königs Wunsch jedoch nur auf die Anerkennung eines Prinzips gerichtet sey, welches das Grundgesetz selbst anerkennt, so stehe der Erfüllung dieses Wunsches kein Hinderniß im Wege, und werde man in einer Adresse dem Könige anheimstellen, Vorschläge in dieser Beziehung zu machen. Was die Einführung eines neuen Adels betreffe, so schließe dies Verlangen den Wunsch der Abänderung einiger Paragraphen des Grundgesetzes in sich, die jedoch nur auf dem Wege erreicht werden könne, den §. 112 des Grundgesetzes vorschreibe; das jetzige Königliche Schreiben sey aber in seiner gegenwärtigen Form nicht geeignet, die Einschlagung dieses Weges herbeizuführen; man solle daher dem Könige anheimstellen, eine Proposition zur regelmäßigen Betreibung dieser Angelegenheit machen zu lassen."

Das Storthing nahm die Vorstellung des Ausschusses an und beförderte sie an den König.

Den 3. August kam die Antwort vom Könige. Sie war vom 1sten desselben Monats und sagte: „Da das Storthing die Richtigkeit des Prinzips in Bezug auf Schaden-Ersatz für den Adel anerkannt, habe er — der König — an demselben Tage das Gesetz über die Aufhebung des Adels sanctionirt."

Hiermit war das Geschick des Norwegischen Adels entschieden, und nach einem so lange vorbereiteten und so hartnäckig durchgeführten Kampfe war auf keine Aenderung mehr zu hoffen. Indeß ging noch auf demselben Storthing — am 7. August 1821 — eine Königliche Proposition zu einer neuen Adelsstiftung ein und wurde einem Comité zur Berichterstattung und Begutachtung auf dem nächsten Storthing überwiesen.

Diese Proposition begann mit einer Darstellung der Entstehung und Bedeutung des Adels im Allgemeinen, so wie der Veranlassung zu seinen Privilegien, der nothwendigen Mittel zur Aufrechthaltung seiner Macht und Würde. Den Wirkungen der Isolirung, in welche Norwegen durch sein Gesetz der Adels-Aufhebung gerathen, wollte der König dadurch vorbeugen, daß er — durch die Anwendung des Rechtes, welches ihm nach §. 21 des Grundgesetzes vorbehalten — einen neuen Adel zur Belohnung und Aufmunterung des Verdienstes stifte.

Das Comité des Storthing von 1821 stützte seine ablehnende Antwort hauptsächlich auf folgende Gründe: „Der Adel sey zwar in Norwegen eine uralte Institution, doch habe er dem Staate niemals Nutzen gestiftet. Jetzt sey der Adel seinem Aussterben nahe, und keine Kunst im Stande, das wieder ins Leben zu rufen, was von selbst abgestorben. Für ungleiche Staaten gehörten ungleiche Einrichtungen; was Norwegen bedürfe, darüber habe die Nation sich deutlich ausgesprochen. Wäre das Prinzip der Entschädigung auch anerkannt worden, so könnte doch die Einführung eines neuen Adels dem alten weiter keinen Vortheil bringen. Das gute Vernehmen mit den anderen Staaten sey zwar nicht gleichgültig, jedoch keineswegs von der Wichtigkeit, daß man ihm den Vortheil des Staates opfern müßte. Endlich finde das Verdienst in den übrigen Institutionen des Landes Aufmunterung genug, und man brauche daher nicht eine neue einzuführen, der sich so große Hindernisse in den Weg stellten."

Das Storthing gab diesem Gutachten des Ausschusses am 22. Mai 1824 seine Zustimmung.

Auf demselben Storthing meldeten sich auch verschiedene Individuen, um ihre Adels-Rechte nachzuweisen, und sie wurden einem besonderen Prüfungs-Ausschuß überwiesen. In Folge des Berichtes dieses Ausschusses erkannte am 28. Juli 1824 das Storthing 36 Personen von 14 verschiedenen Geschlechtern die Adels-Rechte zu. Unter ihnen befanden sich zwei gräfliche und zwei freiherrliche, die wohl allein einen bedeutenden Grund-Besitz inne hatten.

Wilhelm Thom.

Rußland.

Noch ein Wort in Sachen des Russischen Buchhandels.

Die von dem Herrn Redacteur dieser Blätter in Nr. 135 an mich gerichtete Frage: „Ob der Russische Buchhandel, unter Staats-Kontrolle gesetzt, nicht eine Literatur des Volkes und Landes ganz unmöglich machen müsse" bin ich genöthigt — unter gewissen Voraussetzungen durchaus zu verneinen. Angenommen, wie ich auch im dritten Bande meiner „Petersburger Skizzen" Seite 95 ausdrücklich erklärt habe, daß nämlich der Buchhandel in Rußland eine „sachverständige Inschutznahme" erhalte, geleitet nicht von gewöhnlichen Russischen Beamten, sondern durch Männer von Fache; vorausgesetzt, daß solche überwachende Personen das wahre Wesen aller Literatur erkannt und erfaßt haben*), kann und wird ihre Wirksamkeit günstiger und rascher auf das Emporblühen der Russischen National-Literatur einwirken, als alle andere Mittel, die dem Staate oder einzelnen mächtigen Privaten etwa sonst noch zu Gebote stehen dürften.

Die detaillirte Auseinandersetzung meiner individuellen Ansicht gehörte nicht in eine Skizze, welche ich so dreist war, dem größeren Lese-Publikum vorzulegen; sie wäre höchstens am Platze gewesen, wenn der Kaiser danach verlangt hätte. Dieser allein besitzt die Macht, einem solchen Beginnen ausreichende Unterstützung zu gewähren; indem eben das Zusammenwirken aller Anstalten der Krone nach Einem Punkte hin zur Durchführung von Maßregeln nöthig wird, soll das Ziel nicht verfehlt werden.

Nach allen Seiten hin zersplittert, wie der Bücher-Absatz dermalen ist, und ohne irgend einen inneren Zusammenhalt, müssen auch die ansehnlichsten Privatmittel an Versuchen scheitern: der Literatur sichere, genügende Verbreitung zu gewähren. Ohne diese fehlt aber der Hauptreiz zum Schriftstellern für die Besseren, und die Literatur muß zur bloßen Dienerin des schnell erreichbaren, aber verdorbenen Lese-Publikums einiger großen Städte herabsinken, wie dies schon jetzt der Fall ist.

Würdigt einmal der von mir aufrichtig hochgeschätzte Herr Redacteur dieser Blätter meine anspruchslosen „Skizzen" einer genaueren Durchsicht, dann darf ich mit Zuversicht gewärtigen, derselbe werde mir nicht entfernt unterlegen können: ich sey der Meinung gewesen, auch der Buchhandel solle hinführo in Rußland dortigen Beamten übergeben werden. Gott bewahre allen Bücher-Verkehr vor diesen Händen! Meine Hinweisung auf analoge Behandlung mit den Apotheken deutete ungefähr an, was ich im Sinne gehabt.

Treumund Welp.

Mannigfaltiges.

— Philipp II. und die Schlesier. Es ist vielleicht nur wenigen Schlesiern bekannt, daß der König und Freund Alba's, Philipp II. von Spanien, dessen Figur in dem großen Gemälde von Gallait (die Abdankung Karl's V.) einen so nachhaltigen und das historische Bild, das wir uns von ihm gemacht, vollkommen bestätigenden Eindruck zurückläßt, ihre Vorfahren gar sehr „ästimiret" hat. Bei Gelegenheit eines Festes, das vor einigen Tagen ein Theil der in Berlin ansässigen Schlesier**) zur Erinnerung an ihre Heimat veranstaltete***), gedachte der Redacteur dieser Blätter (der ebenfalls ein geborner Schlesier ist) einer Anekdote, die in jener Beziehung der alte Chronist Fridericus Lucä in „Schlesiens curiosen Denkwürdigkeiten" (Frankfurt a. M. 1689) berichtet. Wir theilen hier die Anekdote, „maßmaßen König Philippus II. von Hispanien die Hertzoge von Schlesien ästimiret", vollständig mit:

„Um die Jahre 1582 arrivirte bey König Philippo II. zu Madrit in Hispanien ein fremdder und verlarveter Hertzog aus Schlesien, dem der König bey Hofe allen Respect und Ehre gab, und seiner Suite alle Höflichkeit. Er simulirte sonderlich ein Hertzog zu Lignitz und Brieg zu seyn, contestirende unter andern wie er in seinem Fürstenthum, samt seinen Brüdern die Römisch-Catholische Religion eingeführet, und das Lutherthum gäntzlich abandonniret hätte. Durch solche und dergleichen Suceraiones machte er ihm den König desto mehr obligirter. Es befand sich aber unter denen Königlichen Cammer-Herren ein Schlesischer Edelmann deß Geschlechts einer von Rostitz. Dieser erkühnete sich bey dem Hertzog ein wenig um den Schlesischen als seines Vatterlandes Zustand nachzuforschen. Weil nun der Hertzog hievon weniger Wissenschafft hatte, als etwa ein Spanischer Faß-Bänder, und hierauff nichts antworten konte, setzte er den gantzen Königlichen Hof in Argwahn seiner Betrügerey halben. Solches gab dem König Anlaß zu einem schärffern Examine, daß man endlich gar den Hertzog auff die Tortur legte, welche ihm das Bekäntnüß außpreßete, daß er seines Handwercks ein Kürßner, Namens Moritz Eußler wäre, und Zeithero Profession von der Beutel-Schneiderey-Kunst gemacht hätte. Nach solcher Ueberzeugung und Bekäntnüß ließ ihm der König ein roth-sammet rauch Paret auffsetzen, und einen rothen kurtzen Mantel, gleichfals mit Peltzwerck gefüttert, anlegen, dergleichen Ehre auch seinen Dienern begegnete, und auff einem Stoß-Holtz verbrennen. Sobald die Execution vollzogen, muste der von Rostitz im Namen deß Königs Philippi II. den gantzen Actum Hertzog Georgio II. zu Brieg mit grossem Respect avisiren, und anbey denselben aller hohen Königlichen Hulde und Gewogenheit, und sein gantzes Fürstliches Haus, unter eigenhändiger Königlicher Unterschrifft, versichern."

*) Ja, vorausgesetzt!

**) Einer ungefährren Schätzung zufolge mögen sich mit Einschluß der sehr ehrsamen Handwerker und der noch viel zahlreicheren Tagearbeiter wohl an 30,000 Schlesier in Berlin befinden.

***) Veranlaßt war das Fest durch die drei populairsten Schlesier in Berlin: die Herren Sendelmann, Redmann und Karl v. Holtei.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 147. Berlin, Freitag den 9. Dezember 1842.

Frankreich.

Ueber die Verfasserin der Adèle de Sénange. *)

Es gehört in Frankreich, so gut wie bei uns, jetzt zu den literarischen Mode-Artikeln, ältere Schriftsteller neu aufzulegen und durch ein Vorwort von einem jungen bewährten Autornamen wieder beim Publikum einführen zu lassen. Der geistreiche Kritiker Sainte-Beuve hat dieses Amt bei den Werken der Frau v. Souza übernommen, der Verfasserin von Adèle de Sénange, die vor zwanzig bis dreißig Jahren der vielgelesene Liebling der Damenwelt war und es zuweilen noch jetzt ist bei den jungen Mädchen, die Französisch lernen sollen. Sainte-Beuve sagt in seiner kritischen Bevorwortung jener älteren Romane: „Unseren heutigen literarischen Erzeugnissen fehlt alle Ruhe und Frische: sie erzeugen einen Fieberzustand, und man sehnt sich nach irgend einer reinen schönen Quelle, die unseren erhitzten Gaumen kühlen und heilen könnte. Diese Eigenschaft der Frische und Zartheit, der Klarheit in der Empfindung, der Mäßigung in den Worten, der gemilderten und durchsichtigen Farbenmischung, die fast gänzlich aus dem wirklichen Leben und aus den Produkten der Phantasie verschwindet, wird um so schätzenswerther, wenn man ihr beim Zurückblicken noch begegnet oder sie in den liebenswürdigen Schriften findet, die gleichsam den letzten Abglanz davon an sich tragen. Es ist wahrlich weder Schwäche noch Mangel an Geist, diese verschwundenen Reize zurückzuwünschen, diese Blumen, die nur in der Blüthezeit einer jetzt zerstörten Gesellschaft entstehen konnten. Die fein schattirten Gemälde, von denen wir hier reden, setzen Geschmack voraus und eine Kultur der Seele, die von der demokratischen Civilisation unserer Tage nicht ohne großen Nachtheil für sich selbst unterdrückt werden könnte, wenn nicht aus den neuen Sitten sich einst etwas Aehnliches erzeugen würde. Wenn die modernen Elemente der Gesellschaft sich erst mehr gesetzt und geklärt haben, wird auch aus ihnen sich Ruhe entwickeln und wieder irgend ein frisches geheimnißvolles Plätzchen, irgend ein Stückchen Urwald und eine noch unentdeckte Quelle sich auffinden lassen; ihr Rahmen wird gewiß tausend Geistes-Auszeichnungen, viele seltene Charakterbilder und verschiedene Formen für das innerliche Leben umschließen. Wäre dies nicht der Fall, so würde die neue Civilisation bedeutend gegen ihre Vorgängerin zurückstehen und eine große Seelenfamilie unbefriedigt lassen. In den drängenden, verwirrten Augenblicken des Fortschreitens oder einer Besitzergreifung, von denen unsere Zeit jetzt bewegt wird, ist es natürlich, daß man nur das Wichtigste beachtet, daß man sich nur mit dem Höhepunkt der Erscheinungen beschäftigt, und daß es überall, also auch in der Literatur, zur Gewohnheit wird, stark aufzuschlagen, hoch zu zielen und durch Sprachröhre oder mit Trompetenstößen zu reden. Die Grazien der Zurückhaltung und Mäßigung werden vielleicht mit der Zeit endlich wiederkommen; ich will es wenigstens hoffen. In Erwartung derselben fühlt man jedoch den augenblicklichen Mangel und leidet dabei auch zuweilen. Man greift in gewissen langweiligen Stunden nach irgend einer duftigen Erinnerung aus der Vergangenheit, deren Wohlgeruch noch gestern lebte, aber ein Gestern ist nicht wiederzufinden. In einem solchen Augenblicke habe ich mich eines schönen Morgens zu Adèle de Sénange, Eugène de Rothelin zurückgewendet und fühle mich deshalb gedrungen, heute davon zu sprechen: Ein junges Mädchen, das zum ersten Male das Kloster verläßt, in dessen Mauern seine Kindheit verflossen, ein schöner, junger, sentimentaler Lord, wie man ihn nur um 1780 in Paris finden konnte, ein sehr alter, aber gemüthlicher Ehemann, der das junge Mädchen nur heiratet, um sie vor einer egoistischen Mutter zu schützen und um ihr ein großes Vermögen zu sichern, der sie väterlich liebt, ohne jemals sich lächerlich zu machen. Durch die einfachsten Verknüpfungen der Umstände werden diese drei Wesen zusammengeführt, um sich nicht wieder zu trennen, bis zum Tode des Greises. Die Ereignisse jedes Tages, die Gartenspaziergänge, die Wasserfahrten, die abendlichen Plaudereien am Kamin, voll Scherz, Unschuld und Zartheit, zwischendurch schattirt von einer erwachenden Leidenschaft, innere Stürme ohne Verwüstung, die wie ein Aprilregen wirken, die schwierigste Verwickelung von Ehre und Liebe, mit ruhiger würdevoller Zartheit zu einer moralischen Versöhnung aufgelöst, und als Mittel gegen die sentimentale Einförmigkeit die Zugabe eines scharf und richtig gezeichneten Profils aus dem Gesellschaftsleben, das sind die Hauptverdienste dieses Buches; kein Wort stört die Harmonie desselben und die ganze Anmuth eines weiblichen Wesens, wie Adèle, ist darüber ausgegossen, eine heitere, bewegliche, liebenswürdige Anmuth, eigensinnig und natürlich, gefühlvoll und schüchtern, keusch und treu, vom Lachen zum Weinen übergehend, voll Temperament und Kindlichkeit.

„Zur Zeit der Revolution wurde dieser reizende kleine Roman niedergeschrieben und inmitten der Bedrängniß und Sorgen einer Emigration zu London 1793 von der Verfasserin herausgegeben. Adèle de Sénange erschien in ihren Festtagskleidern wie eine Jungfrau von Verdun nach dem Gemetzel, ohne das Schicksal ihrer Gefährtinnen zu wissen. Frau von Souza, damals noch mit dem Grafen von Flahaut vermählt, dem sie sehr jung, obwohl er schon siebenundfunfzig Jahr alt war, angetraut worden, ist in einem Kloster zu Paris erzogen, und dies Klosterleben schildert sie fast in allen ihren Romanen, da sie als Waise keine andere Kinder-Erinnerungen hatte. Nach ihrer Verheiratung wohnte sie im Louvre und ward Schriftstellerin, weil die politischen Gespräche und Streitigkeiten jener Zeit sie im höchsten Grade langweilten: sie war noch zu jung für diese Interessen und wollte sich deshalb eine innere Welt bilden. Sie läßt ihre Idee durch eine ihrer Heldinnen folgendermaßen aussprechen: ich habe mir eine Zufluchtsstätte bereitet in einem Winkel meines Zimmers, ich habe einen einzigen Stuhl hineingesetzt, mein Klavier, meine Harfe, einige Bücher, einen hübschen Tisch mit Schreibzeug und Zeichenbuch, und habe einen idealen Kreis um mich gezogen, der mich von dem übrigen Raume scheidet. Wenn Besuch kommt, trete ich schnell aus meinem Asyl heraus, damit Niemand es wagt, hineinzudringen, ich bin dann übler Laune und hoffe auf das Fortgehen mit wenig schmeichelhafter Ungeduld. — So wurde Adèle de Sénange ohne allen literarischen Apparat geschrieben, zu dem einfachen Zwecke eines unschuldigen Zeitvertreibs. Eines Tages jedoch gab die Verfasserin einer Regung des Vertrauens nach; sie öffnete ihren idealen Kreis und schlug einem Freunde vor, ihre Adèle einem kleinen Auditorium vorzulesen, aber dieser Vorschlag ward nicht angenommen: man hielt die junge Frau für geistreich und liebenswürdig, zweifelte jedoch an ihrem Autortalent, Adèle de Sénange konnte also kein Publikum finden; es ist bekannt, daß Paul und Virginie lange Zeit dasselbe Schicksal hatten. Viele Jahre später, nach Leiden der tragischsten Art, nachdem ihr erster Gatte, Graf Flahaut, guillotinirt und sie aus ihrer Heimat vertrieben war, wurde die Verfasserin der Adèle in Hamburg durch den Ruhm dieses Namens mit Herrn von Souza bekannt, den sie später, 1802, heiratete. In der Zwischenzeit hatte sie Emilie und Alphonse, und Charles und Marie herausgegeben und später Eugène de Rothelin, einen Roman, der unzweifelhaft ihr bestes Werk genannt werden muß, da er als treues Spiegelbild eines wichtigen Zeit-Abschnittes einen besonderen Werth hat, um so mehr, als darin die glänzende und doch keusche und poetische Seite aus der Gesellschaft jener Zeit so wahr geschildert wird, um alle Zweifler zu überzeugen.

„Frau von Souza ist ein Talent, das durchaus dem achtzehnten Jahrhundert angehört; sie hat darin Alles zum besten gekehrt, sie hat den Ton und die Gesellschaft, die Erziehung und die Sitten desselben geliebt. Man braucht nicht zu untersuchen, wie bei Frau von Staël, Frau von Krüdner oder Madame Cottin, inwiefern Jean Jacques Rousseau oder ein anderer berühmter Autor auf sie eingewirkt hat: Frau von Souza war mehr eins mit ihrem Zeitalter als diese sämmtlichen Damen und viel weniger durch den Enthusiasmus zu unbekannten Regionen hingetrieben. Sie lernte durch die Gesellschaft und übte sich, in einem abgeschlossenen Kreise zu beobachten und zu fühlen. Es hatte sich in der letzten Zeit von Ludwig's XIV. Regierung und besonders unter dem Einflusse der Maintenon eine Schule der Höflichkeit, der Zurückhaltung und klugen Anständigkeit gebildet; man war fromm und doch weltlich und schöngeistig, aber nach den Regeln des vorgeschriebenen Anstandes. Fast alle andere Schriftsteller haben uns das achtzehnte Jahrhundert in seinen Schwächen und Unordnungen, bald spottsüchtig, bald leidenschaftlich dargestellt; Voltaire hat es mit Füßen getreten, Rousseau hat es exaltirt oder herabgewürdigt. Diderot schildert es uns wie eine liebenswürdige, galante und glänzende Zusammenwürfelung. Crebillon der Jüngere lehrt uns die künstlichen Unterhaltungen und die Zweideutigkeiten desselben. Aber Frau von Souza hat uns die Blüthe, die liebliche, ideale Seite des Jahrhunderts gezeigt, besonders in ihrem Eugène de Rothelin, der, wenn auch ein etwas poetisirtes und geschmeicheltes, doch ein sehr ähnliches Bild davon giebt. Die übrigen Romane, wie die Gräfin de Fargy, Eugenie und Mathilde ꝛc., sind mehr oder weniger anmuthige und immer noch fesselnde Wiederholungen desselben Thema's; in allen giebt das Klosterleben eine treffende Charakter-Zeichnung ab, aber Frau von Souza sieht keine Rene wie die Lavallière, keine Thränen wie Heloise in den Klostermauern, und noch weniger sieht sie sie, wie

*) Oeuvres de Madame de Souza. Nouvelle édition, précédée d'une notice sur l'auteur et ses ouvrages par M. Sainte-Beuve.

George Sand für ein Gefängniß an, sondern sie vergleicht sie mit einem fröhlichen Taubenschlag voll weißgekleideter Pensionairinnen, die lebenslustig im „Gehölz“ umherflattern: das Gehölz ist nämlich nichts weiter als ein paar Bouquets von Gesträuchen und jungen Bäumen im Klostergarten, die von den Nonnen diesen großartigen Namen erhalten. Eines der lieblichsten Genrebildchen ist unstreitig die jugendliche Aebtissin Eugenie, die nach der Revolution im Weltleben ihrem Klostergewande und ihrem Gelübde treu bleibt und die verwaisten Kinder ihrer Schwester erzieht, wodurch ihr eines Tages, als das jüngste Knäblein fröstelnd seine Händchen an ihrem nackten Halse wärmt, zum erstenmal die Ahnungsschauer süßen Mutter-Gefühls bekannt werden und in demselben kritischen Augenblick die unerwartete Erscheinung des Mannes, der sie liebt, steigernd auf sie einwirkt. In demselben Romane giebt uns die Verfasserin das Bild einer jener Freundschaften von ehemals, die funfzig Jahre alt wurden und bis zum Tode dauerten: weil man gleich beim Austritt aus dem Kloster verheiratet wurde, und zwar bloß nach reiner Konvenienz, so machte sich bald das Bedürfniß des Herzens geltend: man schloß ohne Ueberredung ein Bündniß der Wahl, das einzig und ewig war. Dies war es wenigstens überall, wo der Anstand herrschte, das Ideal des achtzehnten Jahrhunderts, das freilich nicht überall aufrecht erhalten wurde.“

„Frau von Souza starb zu Paris am 16. April 1836, bis zum letzten Augenblicke den feinen Takt ihres Geistes und das Wohlwollen ihres Lächelns bewahrend.“ — So schließt Sainte-Beuve seine preisende Vorrede: wir aber können eine kleine üble Nachrede nicht ganz unterdrücken: so liebenswürdig und fein auch diese Romane gehalten seyn mögen, es läßt sich dennoch nicht verkennen, daß sie doch die ersten Schattenrisse waren, die George Sand, Balzac ꝛc. nachher nur mit glühenden Farben auszufüllen brauchten, um die ganze verführerische Romantik, die in unglückliche, verbotene Neigungen gelegt wurde, hervorzurufen. In Adèle de Sénange, in Eugène de Rothelin ꝛc. sind die Heldinnen verheiratete Frauen; freilich sind sie erhaben über jede Versuchung, und die edlen Jünglinge, die sie lieben, kämpfen heldenmüthig gegen die Leidenschaft: auch sind die Ehemänner immer sehr ehrwürdige Greise, die zu rechter Zeit sterben und dadurch das Glück der Liebenden herbeiführen. Aber die Wirklichkeit ist selten so gefällig und noch weniger so harmlos; wahrlich, die gefährlichen Bücher der Sand sind oft bessere Warnungstafeln, als diese Lektüre, die nur die Hindernisse reizend, niemals abschreckend darstellt, während die Sand auf jeden Reiz, auf jede verbotene Frucht mit entsetzlicher Wahrheit den Sturz aus dem Paradiese folgen läßt, wie im Weltgericht des Lebens dies ja auch entweder innerlich oder äußerlich sich unleugbar stets darthut. Dagegen trifft die Sand freilich ein schwerer Vorwurf: die Liebe, die Fabel der Jugend, zu ihrem Verderben oder zu ihrer Verklärung erfunden, die Liebe wird von ihr zu sehr mit falschem Glück und Glanz, mit unnatürlichem Sinnenfeuer ausgeschmückt, wogegen die Schilderungen der Frau von Souza freilich matt und zahm sind, aber doch nicht als heilsame Widerlegungen gelten können; die brave Schwedin Frederika Bremer verdient bis jetzt allein das Lob, eine Reaction gegen die übertriebene Liebesromantik unternommen zu haben. Fr. F. v. H.

Nord-Amerika.

Die Mormonen und ihr Prophet.

(Fortsetzung.)

Im April d. J. wurde Herr Caswall, der als Professor der Theologie am Kemper-College, etwa 6 Engl. Meilen von St. Louis, angestellt ist, durch Geschäfte zu einem Besuch in letzterer Stadt veranlaßt. Hier führte ihn der Zufall an Bord eines so eben aus New-Orleans angekommenen Dampfboots, auf welchem sich 300 Englische Auswanderer befanden, die alle nach Nauvoo bestimmt waren. Es waren lauter anständige Leute und keineswegs von der niedrigsten Volksklasse; sie glaubten nach dem Spruche: „Prüfet Alles und das Beste behaltet“ zu handeln, und Herr Caswall bemühte sich umsonst, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Er entschloß sich endlich, sie auf ihrer Reise zu begleiten, da er neugierig war, den Sitz der neuen Religion aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und auch wo möglich eine Unterredung mit dem Propheten selbst zu haben wünschte. Er legte daher seine geistliche Kleidung ab, um nicht als „ein Priester der Heiden“ erkannt zu werden, versah sich mit einem alten Griechischen, auf Pergament geschriebenen Psalter, um die Sprachkunde des Sehers damit auf die Probe zu stellen, und schiffte sich auf dem Mississippi ein.

Die Stadt Nauvoo, wo er an einem Sonntag-Morgen ankam, liegt 230 Engl. Meilen von St. Louis, 1300 Meilen von der Mündung des „Vaters der Flüsse“ und 2000 Meilen, nach der gewöhnlichen Reise-Route, westlich von New-York. Der Strom macht hier eine Biegung, wodurch er einen Halbzirkel bildet, innerhalb dessen die Stadt angelegt ist. Den Versicherungen der Mormonen zufolge, zählt diese bereits 10,000 Einwohner; unser Verfasser glaubt jedoch die Bevölkerung höchstens auf 6—7000 schätzen zu dürfen. Da ein großer steinerner Tempel, mit dessen Bau man sich seit einiger Zeit beschäftigte, noch nicht vollendet war, so hatten sich etwa 2000 Personen in einem Haine versammelt; sie bestanden aus wohlgekleideten Leuten von beiden Geschlechtern und von jedem Alter — darunter mehrere Gruppen Englischer Landleute. Bis zur Ankunft der Elders (Aeltesten) vertrieb man sich die Zeit mit dem Absingen geistlicher Lieder, die, ihren elenden Versen und ihrem abgeschmackten Inhalt zum Trotze, von den gläubigen Mormonen für unmittelbare Eingebungen des Allmächtigen gehalten und den Psalmen David's gleichgestellt werden. Hierauf erschienen zwei Aeltesten, bestiegen ein Gerüst, das zur Kanzel diente, und nach einigen verläufigen Bemerkungen warf der eine ihnen, der in grünen Fries gekleidet war, seine Jacke ab und hielt eine Predigt, die von unserem Verfasser in extenso mitgetheilt wird.

Er fing damit an, seinen Zuhörern auseinanderzusetzen, wie wichtig es sey, sich einen richtigen Begriff von der Gottheit zu machen. Im Allgemeinen begnüge man sich mit gewissen traditionellen Ideen, die sich von einer Generation zur anderen fortgepflanzt hätten, aber meistens unrichtig wären. Diesen Ideen zufolge sey der Allmächtige ein ungerechter, parteiischer, grausamer Gott, der nur unseren Haß verdiene; mit einem Worte, „der größte Teufel in der ganzen Welt.“ So habe man auch den Leuten einzuprägen gesucht, daß sich alle göttliche Offenbarung auf jenes altmodische Buch, die Bibel genannt, beschränke, obgleich dieses Buch größtentheils in Asien von Juden geschrieben wurde und sich mithin nur auf besondere Umstände und auf besondere Völker beziehe. Dagegen glaube man, daß der unermeßliche Kontinent Amerika's fünftausend Jahre lang der göttlichen Offenbarungen entbehrt habe, bis er durch Columbus entdeckt würde und „die guten, strengen Puritaner vor ungefähr zwei Jahrhunderten jenes kostbare alte Buch, die Bibel genannt, herüberbrachten.“ Nun habe Gott versprochen, alle Menschen, ohne Unterschied der Personen, zu richten; wenn daher die Ureinwohner Amerika's keine Offenbarung erhalten hätten und doch in gleicher Reihe mit den Juden und Christen gerichtet würden, so müßte Gott fürchterlich ungerecht seyn; was ihn beträfe, er könne einen solchen Gott nicht lieben, sondern nur hassen. „Es giebt“, fuhr er fort, „irgendwo in der Bibel einen Vers — ich weiß nicht gerade wo, da ich mich schlecht aufs Zitiren verstehe — ich glaube jedoch, in der Apokalypsis. Wenn's nicht darin ist, so leset das ganze Buch durch, dann werdet Ihr's wohl finden. Ich hab' keine Bibel bei mir, ich ließ meine zu Hause, da sie zu nichts mehr taugt.“ Diesem Verse zufolge hätte Christus mit seinem Blute die ganze Menschheit, alle Zungen, Stämme und Völker erlöst; nun habe man in Amerika die Ruinen großer Städte und prachtvoller Gebäude entdeckt, wo also mächtige, kultivirte Nationen existirt haben müßten: wenn der Bibel daher zu trauen sey, so müßten auch diese Völker durch das Blut Christi erlöst worden seyn, und auch sie müßten göttliche Offenbarungen empfangen haben. Das alte und neue Testament wären daher nur Bruchstücke der göttlichen Offenbarung und nicht das Ganze derselben. Gott hätte sich in Amerika eben so offenbart, wie er es in Asien that. Die hiesige Gemeinde leide in der Mitte von Zeichen und Wundern, die von den in der Bibel erwähnten nicht übertroffen würden, und die göttliche Offenbarung sey ihr durch die Vermittelung des auserwählten Knechts des Herrn, Joseph Smith's, zu Theil geworden. Die Heiden kämen oft nach Nauvoo, um den Propheten Joseph — den alten Joe, wie sie ihn gottloser Weise nennen — zu sehen und seine Handlungen zu beobachten; aber viele dieser Spötter würden bekehrt, und bald würden die Könige und Großen der Erde sich glücklich schätzen, nach Nauvoo kommen zu dürfen, um das große Werk des Herrn in diesen letzten Tagen zu bewundern. „Das Wort Gottes“, schloß der Redner, „gedeiht in England, Irland, Schottland und Wales, in Australien und auf dem Kap der guten Hoffnung, in Ost- und Westindien, in Palästina, Afrika und durch ganz Amerika; Tausende werden durch unsere Missionaire bekehrt, lassen sich zur Vergebung ihrer Sünden taufen und verkaufen Alles, was sie besitzen, um nach Nauvoo zu gelangen. Das große und glorreiche Werk hat begonnen, und ich biete der ganzen Erde und Hölle Trotz, es zu verhindern!“

Jetzt wurde wieder eine Hymne gesungen, und ein langer, hagerer Yankee nahm das Wort, um von Geschäften zu reden. „Ihr wißt“, sagte er, „daß Gott durch eine besondere Offenbarung einen Ausschuß von vier Personen ernannt hat, denen er befahl, ein Haus in seinem Namen zu erbauen, wie es ihnen sein Knecht Joseph zeigen würde. Dieses Gebäude sollte den Namen des Nauvoo House führen und als Boarding-house dienen, damit die Könige und Großen der Erde und alle müde Reisenden dort wohnen könnten, wenn sie hierher kommen, um das Werk des Herrn zu bewundern und den Edelstein, den Er für Zion auserlesen. In diesem Hause, sprach der Herr, soll eine Reihe Zimmer für meinen Knecht Joseph und für seine Saat von einem Geschlechte zum anderen eingerichtet werden; das Geld aber soll durch die Heiligen (d. h. die Mitglieder der Gemeinde) in Actien zusammengebracht und dem Ausschusse zur Verwendung übergeben werden. Meine Brüder! der Herr hat dieses Werk befohlen, und es muß vollbracht werden; ja! es soll vollbracht werden — es wird vollbracht werden! Die Heiden, die Männer dieser Welt, versichern uns, daß solche Actien 25 Prozent jährlich einbringen werden, und der Herr hat uns befohlen, sie zu übernehmen; da also Eure Pflicht mit Eurem Vortheil Hand in Hand geht, so werdet Ihr gewiß nicht anstehen, sie zu erfüllen. Aber bisher ist nur ein kleiner Theil der Actien unterzeichnet worden, und der von Gott ernannte Ausschuß hat fortfahren müssen, zu borgen und zu borgen, bis er nicht länger borgen kann. Unterdessen fordern die beim Bau angestellten Handwerker ihren Lohn, und der Ausschuß vermag nicht, ihn zu bezahlen. Der Ausschuß hat große Opfer gebracht, um dem Gebote des Herrn nachzukommen; ich selbst hatte bei meiner Ankunft in Nauvoo 7000 Dollars, wovon mir nur noch 3000 übrig bleiben, da ich 3000 auf den Dienst des Herrn verwendet habe. So können wir indessen nicht fortfahren. Ich fordere Euch auf, meine Brüder, dem Worte Gottes zu gehorchen und Actien zu nehmen, wenn Ihr Euch künftig auch nicht so gut kleiden und keine so schöne Häuser bauen solltet, wie jetzt. Der Arme sage nicht: „„ich bin zu arm““; der Arme möge von seiner Armuth und der Reiche von seinem Reichthum geben, und der Herr wird den Segen verleihen!“

Dieser und ähnlicher Reden ungeachtet, schien doch Niemand Lust zu haben, die Actien zu übernehmen; es entstand zwar ein Geflüster in der Versammlung, aber die Aufforderung, vorzutreten und seinen Namen zu unter-

zeichnen, hatte keine Folgen. Hierauf erhob sich der Aelteste, der die erste Rede gehalten, von neuem und sagte, daß einem von den Brüdern ein Fäßchen Bleiweiß abhanden gekommen sey; wenn irgend Jemand es irrthümlicherweise weggenommen habe, so möge er es zurückbringen, noch mehr aber, wenn er es gestohlen habe, da man ihn sonst „kriegen" würde. Ein Zweiter erklärte, daß ihm eine Zehn-Thaler-Note verloren gegangen, die er immer mit vieler Sorgfalt aufbewahrt habe. Endlich wurde noch ein geistliches Lied gesungen und hiermit der Gottesdienst beendigt, der von halb eilf bis zwei Uhr gedauert hatte.

Nachdem Herr Caswall den noch unvollendeten Tempel besucht hatte, dessen Mauern eine Strecke von 120 Fuß in der Länge und 80 Fuß in der Breite einnehmen und der, wie man ihm versicherte, das schönste Gebäude westlich von Philadelphia werden soll, begab er sich nach dem gegenüberliegenden Städtchen Montrose zu einem gewissen Herrn K., an den er empfohlen war und der seit mehreren Jahren dort wohnte. Dieser schilderte ihm die Mormonen von einer höchst ungünstigen Seite; vor ihrer Ankunft wären die rothen Indianer seine einzigen Nachbarn gewesen, die an Sittlichkeit und gesundem Menschenverstand die „Heiligen der letzten Tage" bei weitem übertrüfen und deren Ehrlichkeit die Anhänger des Propheten beschämen müsse. „Die Indianer", erzählte er, „hegen die größte Verachtung gegen Smith und nennen ihn nur Teschewaliske (einen Schurken.) Einer eben so geringen Verehrung erfreuen sich bei ihnen andere falsche Propheten. Vor einigen Jahren erschien der berüchtigte Matthias *) an der Thür von Keokuk's **) Hütte; er trug einen langen Bart, der an beiden Seiten des Kinns getheilt war, hatte eine Flinte auf der Schulter und einen rothen Gürtel um den Leib. Keokuk fragte ihn, wer er sey? worauf Matthias erwiederte: er sey Jesus Christus, der einzige wahre Gott, und käme, die Indianer zu bekehren, die zum Stamme Israel's gehörten. „„Gut""! sagte Keokuk, mit der ihm eigenen Würde, „„vielleicht bist Du Jesus Christus, vielleicht aber auch nicht. Bist Du Jesus Christus, so kannst Du nicht getödtet werden, bist Du es nicht, so bist Du ein Schurke und verdienst erschossen zu werden. Sieh diese beiden schönen Pistolen; sie sind in New-York gemacht und fehlen nie. Jetzt sondire ich sie mit dem Ladestock. Sie haben eine furchtbar starke Ladung. Jetzt ziele ich damit nach Dir. Jetzt schieß' ich . . ." Bei diesen Worten machte sich Matthias spornstreichs aus dem Staube, da er ein so neues und schlagendes theologisches Argument nicht erwartet hatte."

Am Montag ging Herr Caswall wieder nach Nauvoo und nahm diesmal auch seinen Griechischen Psalter mit, der zu folgender Scene Anlaß gab. Sie fand in einem Laden statt, mit dessen Eigenthümer er sich in ein Gespräch eingelassen hatte. „Ich drückte den Wunsch aus, einige merkwürdige Aegyptische Alterthümer zu sehen, die, wie man mir sagte, im Besitz des Herrn Smith seyen, und fügte hinzu, daß, wenn dieser mir seine Schätze zeigte, so würde ich ihm dagegen ein höchst wunderbares Buch vorlegen, welches ich vor kurzem erhalten hätte. Der Storekeeper (Eigenthümer des Ladens) erwiederte, daß Herr Smith nach Karthago gereist sey und erst um neun Uhr Abends zurück erwartet werde; er versprach jedoch, mir die Erlaubniß auszuwirken, seine Seltenheiten in Augenschein zu nehmen, und bat mich, ihm unterdessen das wunderbare Buch zu zeigen. Ich entfaltete daher in Gegenwart meines neuen Freundes und vieler Neugierigen, die das Gerücht von einem geheimnißvollen Buche hergelockt, die vielfältigen Umschläge, worin ich es eingewickelt hatte, und enthüllte vor ihren erstaunten Blicken seinen wurmstichigen Einband, sein verschlossenes Pergament und seine mystischen Charaktere. Einer der Zuschauer, der sich für klüger als die anderen hielt, sprach nach einer langen Pause seine Ueberzeugung aus, daß es eine Offenbarung Gottes und wahrscheinlich eines der verloren gegangenen Bücher der heiligen Schrift sey, welches sich auf eine wunderbare Art wiedergefunden habe. Er versicherte mir mit einer Gönnermiene, daß ich an den rechten Ort gekommen sey, um eine Erklärung desselben zu erhalten, denn Niemand auf Erden außer dem Propheten des Herrn vermöge dessen eigentlichen Sinn und wahres Alter zu bestimmen. „„O!"" entgegnete ich, „„ich denke künftige Woche nach England zu reisen, wo ich gewiß an einer der Universitäten einen Gelehrten treffen werde, der es mir verdolmetschen kann. Hierauf erwiederte er spöttisch, daß Gott die Schwachen auserwählt habe, und daß die Vorsehung mich nach Nauvoo geleitet, wo die verborgenen Tiefen der Finsterniß durch den göttlichen Beistand erleuchtet würden. Sie drangen alle in mich, die Rückkehr des Propheten abzuwarten, und versprachen, einen Eilboten nach Karthago zu schicken, um diese zu beschleunigen. Sie suchten mich auch zu bewegen, die Nacht über in Nauvoo zu bleiben; da ich aber fürchtete, daß einer der Heiligen durch göttliche Eingebung veranlaßt werden möchte, mir, während ich schlief, das Buch zu entwenden, so lehnte ich ihre dringende Einladung ab, worauf es endlich festgesetzt wurde, daß sie mich am folgenden Morgen abholen sollten, und daß ich alsdann mein Buch dem Propheten vorlegen möchte. Der Storekeeper schickte sich jetzt an, mir, seinem Versprechen zufolge, die Aegyptischen Merkwürdigkeiten zu zeigen. Er führte mich in ein Zimmer hinter seinem Laden, welches mit der Aufschrift: Büreau Joseph Smith's, Präsidenten der Kirche der Latter Day Saints, versehen war; nachdem ich in Begleitung von mehreren Mormonen dieses sanctum sanctorum betreten hatte, schloß er die Thür und öffnete eine kleine Kommode, woraus er eine Anzahl glasirter Rahmen zog, in denen sich Papyrus-Blätter mit Aegyptischen Hieroglyphen und Inschriften befanden. Sie waren von vier Mumien losgerollt worden, die dem Propheten 2400 Dollars gekostet hatten. Wie mir der Storekeeper berichtete, hatte Smith auf eine übernatürliche Weise die Entdeckung gemacht, daß diese Rollen die Denkwürdigkeiten Abraham's enthielten, die von dem Patriarchen während seines Aufenthalts in Aegypten eigenhändig niedergeschrieben wurden.

(Schluß folgt.)

*) Matthias war ein Betrüger, der sich für den Messias ausgab und vor einigen Jahren vielen Anhang in den westlichen Staaten Nord-Amerika's fand. Besonderes Glück machte er unter den Weibern; als jedoch eine derselben plötzlich unter verdächtigen Umständen mit Tode abging, wurde er als Mörder vor Gericht gezogen, was seinen fanatischen Jüngern die Augen geöffnet zu haben scheint.

**) Keokuk ist einer der tapfersten und klügsten Indianer-Häuptlinge neuerer Zeit; sein Mittel, die Ansprüche des vermeintlichen Heilands auf die Probe zu stellen, erinnert an eine ähnliche, von einem orientalischen Sultan erzählte Anekdote.

Beludschistan.

Rahimdad, der Brahui.

Skizze aus dem Leben, von Mrs. Postans.

Eine der merkwürdigsten Gestalten unter den Gebirgsvölkern von Mittel-Asien, die mir bei meinen fortwährenden Gelegenheiten zur Beobachtung von Biludschen, Brahuis und Afghanen vorgekommen sind, ist Rahimdad, der Brahui; und ein Vorfall in seinem Leben, von ihm selbst erzählt, liefert eine unterhaltende Probe von den Begriffen, welche dieser sonderbare Mann von Privatrechten und moralischer Verantwortlichkeit hat, und zugleich einen charakteristischen Beitrag zur Kenntniß des gesetzlosen Zustandes, in welchem die Gebirgsstämme im Allgemeinen leben.

Rahimdad, von Geburt ein Brahui *), ist von Natur ein gewitzter Kopf und durch Gewohnheit und Erziehung einer der verwegensten Räuber. Er rühmt sich Arabischer Abstammung und behauptet, Länder im Besitz zu haben, welche seinen Vorfahren als Blut-Preis zugefallen seyen. Den Brahui-Sitten gemäß lebt Rahimdad in einem kleinen schwarzen Zelte aus Ziegenhaar und wandert den Sommer über wie ein emsiger Hirt auf den Weideplätzen von Schal und Mustung **) umher, während er im Winter aus den Schneegebirgen in die Ebenen, nach dem milden Klima von Gundava ***), hinabzieht, um seine Kornkammer durch Plünderung auf den Getraidefeldern des Landvolks zu bereichern oder sich ab und zu mit Intriguen zu belustigen. Es lag etwas in der Haltung und dem allgemeinen Benehmen Rahimdad's während unserer Zusammenkunft, was seinen Charakter sehr getreu bezeichnete; seine glänzenden, strahlenden Augen funkelten bald vor Wuth, bald blitzten sie von Lustigkeit, je nachdem der Inhalt des Gesprächs ihn berührte; seine blendend weißen, dicht an einander gereihten Zähne enthüllten sich oft bei seinen munteren Witzen, und um seine herrlichen glänzenden Locken würde ihn manche Europäische Schöne beneidet haben. Sein ehemals weißes Oberkleid hatte nun durch langen Gebrauch eine graugelbe Farbe angenommen, doch bewiesen die Stickereien seines buntfarbigen Toshdans (Pulverhorns) eben so wohl, daß Rahimdad Putz liebte, wie daß er ein besonderer Liebling der schönen Brahui-Jungfrauen sey. Ihn beherrschten starke Leidenschaften, die nicht immer von der reinsten, schuldlosesten Art waren, denn er liebte sein Kalian eben so sehr wie sein leichtfüßiges Roß von Cherassan, und seines Nachbarn Eigenthum vielleicht noch mehr als beide. Von seiner Gewandtheit als Krieger und als Plünderer weiß Rahimdad Wunderdinge zu erzählen; eben so ist er ein durchaus bigotter Moslem und haßt alle Ferindschi's (Europäer) mit der ganzen Fülle des Hasses, den der Koran vorschreibt; auch verfehlt er nie, wenn er sich unter seinen Gefährten befindet, allemal auf die orthodoxeste Weise auf die Erde zu speien, sobald jener ungläubigen Stämme gedacht wird.

Die Aufregung und Insurrection, welche vor ungefähr einem Jahr unter den Stämmen von Mustung ausgebrochen war, brachte Rahimdad auf den Gedanken, daß mehr dabei zu gewinnen sey, wenn er den Fahnen des jungen Chans von Kelat folge, als wenn er in den Ebenen bliebe und Getraide und Vieh beaufsichtige. Eines schönen Morgens also, gerade als das leuchtende Tagesgestirn aufgegangen war und die Heerden zur Grasung in die dornichten Gebüsche sich aufmachten, bestieg er sein kastanienbraunes Roß, steckte seine besten Habseligkeiten in seine scharlachrothe Satteldecke, befestigte um seinen Hals eine Kette blauer Kügelchen, um den bösen Blick dadurch von sich abzuhalten, warf sein Feuergewehr über seine Schulter, gab dann mit der bloßen Ferse seinem Renner einen tüchtigen Stoß und flog dahin, nach dem Passe von Gundava zu. Je näher er den Hügeln kam, je mehr nöthigte ihn die steinichte Beschaffenheit des Bodens, langsamer zu reiten; er zog also sein Kalian aus der Satteltasche hervor, paffte und trabte behaglich weiter.

Da er ein Mann von Nachdenken war, so gaben ihm selbst die Steine auf diesem einsamen Wege Stoff zu allerhand Betrachtungen nach seiner Art und Weise, die er ungefähr folgendergestalt laut werden ließ. „Insballah t'allah! Ich hoffe, es wird sich machen", murmelte er und musterte dabei mit Kennerblick die steilen Abhänge und schroffen Felsen, die zur Hälfte über den schmalen Pfad hinaushingen; „hier wäre ein prächtiger Platz für Kumal Chan und seine Leute. Wenn sie hier auf diesen Höhen lauerten, und wir könnten hier auf diesem Wege die Ferindschi's mit ihren Schätzen und Kameelen überfallen, und ich könnte dann die kleinen Sirops in meine Arme drücken, was würden wir da für Beute machen bei diesen Hunden von Ungläubigen." Und ganz unwillkürlich griff er dabei nach seinem Gewehr, hielt es einen Augenblick lang als erfahrener Schütze wie zielend ans Auge und ließ es dann wieder fahren, indem er weiter redete: „Mihrab Chan war ein guter Krieger, wäre er aber nicht ein so großer Narr gewesen, so würden

*) Der Wohnsitz dieses Volksstammes ist im östlichen Theil von Beludschistan in dem Brahui-Gebirge, welches dieses Land von den Sind-Staaten trennt.

**) Im Nordosten von Beludschistan.

***) Auf der Ostseite des Brahui-Gebirgszuges.

die Ferindschi's nie durch den Bolan gekommen seyn, selbst mit ihrem großen Anführer und ihren Schaaren von Soldaten. Ha! Ha! Und was der Chan da Hübsches sagte, und ich mochte ihn gern, obschon er eines Tages meinen Bruder Dil Chan aus der Mündung eines Geschützes traf. — „„Sey auf Deiner Hut"", sagte der Chan, „„und geh nicht zu nah an die Ferindschi's heran, Rahimdad. Sie sind Hunde, und Inshallah! als sie durch die Gewässer des Bolan hindurch waren, haben sie sich auch wie Hunde geschüttelt; geh also nicht nahe heran, sonst könnten sie Dich bespritzen."" Ha, ha! Das war gut, und so war's ebenfalls gut, als Mehrab Chan seinen Sklaven hinsandte, Mihr Alah's Haupt abzuschneiden, um sich so von der Langenweile zu befreien, irgend eine fade Geschichte mit anzuhören, die der alte Narr ihm zu erzählen käme. Meiner Treu! er war ein kurzweiliger Fürst!" Und herzlich lachte Rahimdad über dies Kopfabschneiden, als Mittel, einen lästigen Gast loszuwerden; dann klopfte er die Asche aus seinem Chillum und flechte es wieder in seine Satteltasche.

Mit solchen Gedanken und Erinnerungen beschäftigt, ritt er gemächlich weiter, bis seine Aufmerksamkeit von einem Biludschen in Anspruch genommen wurde, der wohl bewaffnet einen hagern und schmächtigen Tattu ritt und auf den Eingang des Passes zulenkte. Rahimdad prüfte das Schloß seines Gewehrs, drückte die Seiten seines Renners und überholte schnell den Reisenden. Als er eine Strecke über ihn hinaus war, kehrte er um und näherte sich vorsichtig dem Biludschen: da bemerkte er, daß eine Frau, tief eingehüllt in einen Tschudder oder Tuch, wie es die Muhammedanerinnen außer dem Hause tragen, hinter dem Reisenden aufsaß. „Hm", dachte Rahimdad, als er ein Paar schöne Augen leuchten und einen hübschen kleinen Fuß hervorschimmern sah, den der neidische Tschudder unverhüllt gelassen, „was hat das zu bedeuten? Der Sache muß ich auf den Grund kommen."

Salaam aleikum! war der freundliche Gruß, mit welchem Rahimdad sein Pferd an die Seite des verhungert aussehenden Pony's des Biludschen lenkte. „Geht es Dir gut, Bruder?" fuhr er fort, aller gebräuchlichen Höflichkeitsbezeugungen der Biludschen sich bedienend: „geht es Dir wirklich gut? Befindest Du Dich ganz wohl? Ist Glück auf Deinem Wege, freut sich Dein Herz, und fühlt Deine Seele sich behaglich? Komm, laß uns mit einander reisen." Erst wollte der Biludschi sich entschuldigen; er blickte aber auf des Brahui's wohlgenährtes Pferd, dachte an die dreihundert Rupien in seiner Satteltasche, und da er eben so klug wie tapfer war, so erwiederte er alle artige Begrüßungen seines Gefährten und that ihm gerade so viel höfliche Fragen, als an ihn selbst gerichtet worden, die auch gerade dasselbe ausdrückten und ein gut Theil Zeit in Anspruch nahmen.

Nun begann Rahimdad, den Biludschen die Kreuz und die Quer zu fragen, wie es in seiner Gegend gehe, und vernahm, daß der Stamm vor kurzem ein paar Hundert Kameele einem Zuge abgenommen habe, welcher der vorrückenden Armee einige Geld-Ladungen hatte zuführen sollen. Das Gespräch wurde immer unterhaltender, alle Einzelheiten des Angriffs kamen zur Sprache, und man kann sich nicht wundern, wenn unsere Reisenden bald die besten Freunde waren, denn ihre beiderseitigen Sympathieen wurden aufs lebhafteste durch solche Erzählungen angeregt, durch Erzählungen voll Blut, Raub und Rache.

Im Laufe ihres Gesprächs verfehlte Rahimdad nicht, flüchtige Blicke auf das schönäugige Mädchen zu werfen, das sein Gefährte mit sich führte, und er überzeugte sich genugsam von ihrer Schönheit, um nicht gewaltige Lust nach ihrem Besitz in sich zu verspüren, eben so wie nach dem des Schwerdtes und des Gewehres seiner neuen Bekanntschaft, die ihm beide von ausgezeichneter Arbeit schienen. Er war nie um ein Auskunftsmittel verlegen und ersinnte niemals irgend einen Einfall; kaum hatte er also beschlossen, das Mädchen für sich zu gewinnen, so machte er sich auch sogleich schlau ans Werk.

„Inshallah! Du bist glücklich gewesen, mein Bruder", sprach er, that einen langen Zug aus seinem Kalian und reichte es dem Biludschen, „und wer ist denn diese Dame hier? Die Frauen gehören an die Getraidemühlen." Diese Frage erregte das besondere Mißfallen des Biludschen; schon aber hatte er seinem Gefährten zu viel Eröffnungen gemacht, um nun mit dieser letzten zurückhalten zu können: Rahimdad erfuhr also von ihm, das Mädchen sey die Braut eines reichen Pflanzers aus der Nachbarschaft von Gundava, die er mit fortgeführt habe, nachdem er ihre Familie ausgeplündert, ihr Dorf angesteckt und ihre Heerden geraubt: da wendete Rahimdad sich mit blitzenden Augen und gut erheucheltem Abscheu zu seinem Gefährten und brach in die Worte aus: „Schurke, wie wagst Du es, mir so etwas zu erzählen? Wenn Du Dir selbst Getraide verschafft, so ist das recht; wenn Du Dir Heerden fortführst, so ist das gut, wenn Du aber ein muhammedanisches Weib raubst und mit ihr bei hellem Tage umherreisest, so daß ihr Angesicht dem Auge der Männer preisgegeben ist, handelst Du höchst schamlos! Du bist also wenig besser als ein Ferindschi, und wenn man Dich leben ließe, müßten wir alle vor Schande schwarz werden." Ehe noch der unglückliche Biludschi, eingehüllt wie er war, sich vertheidigen konnte, hatte ihn Rahimdad niedergehauen, seine Satteltasche durchwühlt, sein Schwert und Gewehr auf den Renner befestigt, das Mädchen hinter sich genommen und seinen Weg nach Mustung ruhig fortgesetzt.

Der von Nussir Chan geleitete Aufstand hatte gerade seinen höchsten Gipfel erreicht, Rahimdad schickte also das Mädchen nach Schal, wo er sie von Zeit zu Zeit besuchte, auf dem Wege dahin Alles ausplündernd, was ihm in den Weg kam. Nach und nach wurde er aber ihrer überdrüssig und überlegte, ob er aus dem Abenteuer im Paß nicht noch weiteren Vortheil ziehen könnte; seine Verschlagenheit gab ihm ein, daß es wohlgethan seyn möchte, das Opfer mit irgend einer Erzählung von seiner Erfindung ihren Angehörigen zurückzubringen. Zuerst schüchterte er das Mädchen durch Racheschwüre ein, die er, wie er betheuerte, an ihr in Ausführung bringen würde, wenn sie ihn verriethe, und ließ sich von ihr endlich versprechen, sie wolle aussagen, daß er sie nämlich ihrem Räuber abgejagt und mit der größten Ehrfurcht behandelt habe, bis sich eine gelegene Zeit zur Rücksendung an ihren Bräutigam gefunden: dann solle ihm ein jährliches Geschenk an Vieh, Kleidern und Geld zur Belohnung seiner Verdienste und seiner Höflichkeit zugeschickt werden. Die Bedingungen wurden erfüllt, und Rahimdad erfreute sich der Dankbarkeit des getäuschten Ehemanns, der Wirkungen des Schreckens seiner jungen Frau und seiner eigenen sinnreichen List.

Das ist die Geschichte Rahimdad's, wie er sie selbst mit der größten Genugthuung erzählte.

Mannigfaltiges.

— **Mosaikbild der Französischen Geschichte.** Es ist gewiß eine eigenthümliche Idee, für Studirende der Französischen Sprache ein Mosaikbild der Geschichte Frankreichs nach den bewährtesten Geschichtschreibern der Nation zusammenzustellen und dieses als eine Encyklopädie der Geschichte wie der historischen Literatur jenes Landes herauszugeben. Diese Idee ist in einem uns vorliegenden, so eben erschienenen Buche ausgeführt, das den Titel trägt: „Tableaux de l'histoire de France choisis dans les auteurs français et arrangés en ordre chronologique par S. Fränkel."*) Der Herausgeber, bereits durch mehrere ähnliche mit Geschicklichkeit zusammengestellte Arbeiten auf dem Felde des Sprachen-Unterrichts bekannt, gibt hier in zwei Bänden und in 109 Bildern die Geschichte des alten Frankreichs bis zur Revolution von 1789. Die verbindenden Mittelglieder zwischen einem und dem anderen Bilde hat der Herausgeber durch kurze Ergänzungen an Anfange und am Schlusse der von ihm gewählten Episoden hinzugefügt. Allerdings ist nicht zu erwarten, daß dadurch ein Ganzes, ein durch wissenschaftlichen oder künstlerischen Totaleffekt ausgezeichnetes Werk, sich gestalte, aber wer wird dies auch von irgend einem Handbuche oder einer Anthologie fordern? Genug, wenn der Zweck des Buches nur erfüllt wird, mit der Geschichte zugleich die verschiedenartigen Geschichtschreiber Frankreichs kennen zu lernen. Für die Darstellung der älteren und der mittelalterlichen Zeit hat der Herausgeber hauptsächlich Augustin Thierry, Segur, Sismondi, Michaud, Barante und Capefigue benutzt, welches allerdings die bedeutendsten Namen auf jenen Gebieten sind, doch vermissen wir darunter Ampère und Michelet, von denen der Erstere die Kulturgeschichte Frankreichs bis zum 12. Jahrhundert trefflich bearbeitet und der Letztere viele neue Forschungen zur Geschichte der Englischen Herrschaft in Frankreich geliefert hat. Für die neuere Geschichte (von Ludwig XI. bis Ludwig XVI.) sind neben Sismondi und Capefigue vorzugsweise Voltaire, der etwas nüchterne Anquetil, Lemontey, Petitot, Jay, Lacretelle, St. Aulaire und Thiers herangezogen. Die neuere Geschichte Frankreichs bietet allerdings nicht so viele glänzende Bearbeitungen dar, als die ältere und die neueste. Wir glauben daher auch, daß, wenn der Herausgeber noch einen dritten Theil hinzufügte, der die Geschichte von 1789 bis zur Gegenwart umfaßt, er sein Werk wesentlich vervollständigen würde.

*) Berlin bei C. J. Klemann, 1842.

Bibliographie.*)

Belgien.

Choix de mémoires de la société littéraire de l'université catholique de Louvain. Tome 2. 8. Bruxelles. n. 1 Th.

Fête de la Toison d'or, célébrée à Bruges, en 1478. 8. mit 4 feier. Abbild. Bruges. n. 1 Th. — Eine ausführliche Geschichte dieses Ordens hat Fr. v. Reiffenberg herausgegeben: Histoire de l'ordre de la Toison d'or. Brux. 1834. 4. mit Atlas (Folio).

F. V. Goethals Notice sur la vie et les travaux de Simon Stevin, de Bruges. 8. Brux. n. 1 Th. 8 Gr. — S. Stevin, im 16. Jahrhundert lebend, macht Epoche in der Geschichte der Mathematik. Anhangsweise Bemerkungen über Montucla's in Nr. 12 angezeigtes Werk. Man vergl. Reiffenberg's Annuaire de la bibliothèque roy. de Belgique. 2. ann. p. 213: Edition de Simon Stevin, négligée par les bibliographes.

H. P. Gonnée De l'ophtalmie qui règne dans l'armée belge, et des moyens d'arrêter la propagation de cette maladie dans toute agglomération d'individus. 8. Brux. n. 1 Th. 16 Gr.

F. Hennebert Notice sur la vie et les ouvrages de H. Delmotte. 8. mit dessen Portrait. Mons. 16 Gr. (Vergl. Nr. 31.)

E. M. van Kempen Essai expérimental sur la nature fonctionnelle de nerf pneumo-gastrique, précédé de considérations sur les mouvements réfléchis. 8. Louvain. n. 12 Gr.

Mémoires de messire Jean, Seigneur de Hayain et de Louvegnies, chevalier. 1465—1477. 2 vol. 8. Mons. n. 7 Th. 12 Gr. — Publication Nr. 11 der Société des bibliophiles belges, séant à Mons (nur 100 Ex. zum Verkauf bestimmt).

H. G. Moke (Prof. der Geschichte zu Gent) Histoire de la Belgique. 2 (sehr verb. u. verm.) édit. 8. mit 8 feier. Kart. Gand. 3 Th.

J. N. Pasquini Histoire de la ville et du port d'Ostende. 8. 400 Sch. Ostende.

Rapport de la commission chargée par M. le ministre de la justice, de proposer un plan pour l'amélioration de la condition des aliénés en Belgique et la réforme des établissements qui leur sont consacrés. gr. 4. mit 44 Lithogr. Brux. 4 Th. — In nur wenigen Exemplaren gedruckt.

Spring Mémoire sur les corpuscules de la rate. 8. 36 Sch. Liége.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Mémoires et publications de la société des sciences, des arts et des lettres du Hainaut. Tom. 3. 1. livr. 3 Th.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Aster u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. In Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 148. Berlin, Montag den 12. Dezember 1842.

Belgien.

Die Steinkohlen-Production im Hennegau, verglichen mit der in anderen Ländern.

Die Verwaltungs-Behörde jeder der acht Provinzen des Königreichs Belgien ist verfassungsmäßig verpflichtet, jährlich über den Zustand ihrer Provinz zu berichten, und sind mit Abfassung dieser Berichte die permanenten Deputationen des Provinzial-Rathes beauftragt. Aus der durch den Druck veröffentlichten Darstellung des Verwaltungs-Zustandes der Provinz Hennegau im Jahre 1841 sind die nachstehenden Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand der Steinkohlen-Minen in dieser Provinz, soweit solche ein allgemeines Interesse haben, ausgezogen worden.

Die in dieser Schrift nach den in Belgien üblichen Französischen Maaßen und Gewichten angegebenen Quantitäten sind zur besseren Uebersicht und Vergleichung auf Preußisches Maaß und Gewicht reduzirt worden.

Die Oberfläche der Provinz Hennegau umfaßt nach den Kataster-Vermessungen einen Flächenraum von 1,437,782 Preußischen Morgen oder 67$\frac{1}{10}$ geographischen Quadratmeilen. Diese Fläche ist folgendermaßen nach dem Kulturzustande vertheilt:

1) Ackerland	925,970	Preuß. Morgen.
2) Gärten, Wiesen, Weiden, Rodeland	228,906	" "
3) Holz- und Buschland	239,065	" "
4) Plätze, Kanäle, Quais, Dämme	30,505	" "
5) Flüsse, Bäche, Teiche, Sümpfe	6,893	" "
6) Eisenbahnen	274	" "
7) Haiden und Oedeland	6169	" "
Summe wie oben	1,437,782	Preuß. Morgen.

Es lebten darauf zu Ende 1841

in den Städten	125,681	Einwohner.
auf dem Lande	529,963	"
also überhaupt	655,644	Einwohner.

Hiernach kommen also durchschnittlich auf eine geographische Quadratmeile 9666 Einwohner; oder es kommen durchschnittlich auf jeden Bewohner 2 Morgen, 40 □ Ruthen der Oberfläche, wovon

an Acker, Gärten ꝛc.	1 Morgen 137	□ Ruthen.
an anderem verschieden benutzbaren Lande	— " 66	"
an Oede- und Haideland	— " 17	"

Der Regierungs-Bezirk Düsseldorf ist der am dichtesten bewohnte Theil des Preußischen Staats. Er enthielt auf einer Oberfläche von 2,113,049 Preußischen Morgen oder 98$\frac{1}{10}$ geogr. □ Meilen zu Ende 1840 809,931 Einwohner, d. i. auf der Quadrat-Meile doch nur 8238 Menschen durchschnittlich; und es kamen daselbst auf jeden Bewohner 2 Morgen 110 □ Ruthen der Oberfläche, wovon sind

Acker-, Garten- ꝛc. Land	1 Morgen 124	□ Ruthen.
zu verschiedenen anderen Zwecken benutztes Land	— " 119	"
Oede- und Haideland	— " 47	"

Ungeachtet der dichteren Bevölkerung in der Belgischen Provinz Hennegau kommen doch noch 13 □ Ruthen mehr für den Unterhalt von Menschen und Viehstand benutztes Land auf jeden Bewohner durchschnittlich, als im Regierungs-Bezirk Düsseldorf des Preußischen Staats.

An bloßem Ackerlande kommen auf den Bewohner durchschnittlich

in Hennegau	1 Morgen 74	□ Ruthen.
im Regierungs-Bezirk Düsseldorf	1 " 30	"

Es ist eine selbst durch Schriften allgemein verbreitete Meinung, daß das Land Waes, in dem Distrikte St. Nicolas der Provinz West-Flandern, der bevölkertste Theil nicht allein ganz Belgiens, sondern selbst von ganz Europa sey. Dies ist ein zu berichtigender Irrthum. Der Steinkohlen-Bezirk in der Provinz Hennegau umfaßt 14$\frac{1}{10}$ geographische Quadrat-Meilen und enthielt im Jahre 1841 in 106 Kommunen 211,717 Einwohner. Es lebten also in diesem Bezirke 14,988 Menschen durchschnittlich auf einer geographischen Quadratmeile. In den letzten 35 Jahren hat sich daselbst die Volkszahl um 38 pCt. vermehrt.

Von allen Industriezweigen der Provinz Hennegau ist die Production der Steinkohlen der wichtigste. Es ist vielleicht kein Land auf dem Erdboden, das auf einem verhältnißmäßig so kleinen Raume eine so reiche Ausstattung an brennbarem Material hat. Das Steinkohlen-Bassin durchzieht die Provinz von Osten nach Westen auf eine Länge von mehr als 65 Kilometer und auf eine Mittelbreite von Norden nach Süden von nahe 12 Kilometer; es umfaßt also eine Oberfläche von 780 Quadrat-Kilometer, = 505,495 Preuß. Morgen oder 14$\frac{1}{10}$ geogr. □ Meilen.*) Auf keinem Punkte der Steinkohlenlager kennt man schon die absolute Tiefe des Beckens; man weiß nur, daß die Steinkohle zwischen Mons und der westlichen Gränze lagert, welche Lager die tiefsten und größten der bis jetzt bekannten sind.

Als ein Bild der Bewegung und Steigerung der Kohlen-Industrie in der Provinz Hennegau, folgt nachstehend für verschiedene Zeit-Epochen eine Uebersicht der zur Ausbeute bestimmten Schachten, die Zahl der darin beschäftigt gewesenen Arbeiter, so wie die Steinkohlen-Ausbeute, welche letztere in Tonnen zu 1000 Kilogrammen angegeben auf Preußische Centner reduzirt worden sind (1000 Kilogr. = 2138$\frac{1}{10}$ Preuß. Pfunde, deren 110 auf den Centner gehen).

Jahr.	Zahl der Schachten.	Zahl der Arbeiter.	Productions-Quantum in Preuß. Centnern.
1829	274	19,593	34,230,851
1834	183	21,180	35,347,215
1835	195	20,868	38,196,931
1836	290	20,880	45,664,782
1837	330	23,011	48,001,713
1838	398	25,241	46,938,042
1839	394	24,793	50,516,976
1840	393	27,566	57,373,767
1841	376	26,198	57,706,023

Aus dieser Uebersicht geht hervor, daß der Steinkohlenhandel, weit entfernt, in einer besorglichen Lage zu seyn, wie es von Seiten der Produzenten verbreitet wird, vielmehr zu einem Grade der Wohlfahrt gekommen ist, den man bisher nicht erwartet hatte. Es ist nämlich in dem zehnjährigen Zeitraume 1838 das Quantum der geförderten Steinkohlen um mehr als 23 Millionen Centner oder um 54½ pCt. gestiegen.

Ueber den Absatz und Verkehr mit Steinkohlen sind folgende Data angegeben:

1) Nach Flandern und Holland und nach Frankreich sind aus den Lagern von Mons folgende Quantitäten Steinkohle verführt worden:

Jahr	nach Flandern und Holland Ctr.	nach Frankreich Ctr.	Summe. Ctr.
1829	9,283,111	7,583,095	16,868,206
1830	10,612,602	8,193,862	18,806,464
1831	7,588,205	7,510,457	15,098,662
1834	8,365,685	9,586,328	17,952,013
1838	11,601,168	11,690,198	23,291,366

2) Aus dem Distrikt von Charleroi sind nach Frankreich und gegen die Maas auf der kanalisirten Sambre folgende Quantitäten Steinkohle expedirt worden:

im Jahre 1830	3,887,400	Ctr.
1831	2,342,489	"
1832	2,896,968	"
1833	3,378,889	"
1836	4,335,714	"
1837	3,813,092	"
1838	3,477,337	"
1839	4,562,505	"
1840	5,264,569	"
1841	4,935,617	"

Vergleicht man die Steinkohlen-Industrie des Jahres 1838 in der Pro-

*) 1 Quadrat-Kilometer = 100 Hektaren; 1 Hektare = 3$\frac{1}{10}$$\frac{1}{10}$ Preuß. Morgen; 21,490$\frac{1}{2}$ Preuß. Morgen = 1 geogr. □ Meile.

vinz Hennegau (1ste Division der Minen) mit der in den Provinzen Namur und Luxemburg (2te Division der Minen) und in der Provinz Lüttich (3te Division der Minen), so erhält man folgende Resultate:

	1ste Division Hennegau	2te Division Namur und Luxemburg	3te Division Lüttich	Summe.
Zahl der Minen in Thätigkeit .	135	36	95	266
" " " im Stillstande	19	2	20	41
Summe . .	154	38	115	307
Ausbreitung der bewilligten Oberfläche (Preuß. Morg.)	142,329	40,925	71,599	253,033
Ausbreitung der provisorisch verliehenen Oberfläche (Pr. M.)	193,696	262	40,365	234,323
Zahl der benutzten Schachten in Thätigkeit . . .	318	37	105	480
" Einrichtung . .	123	33	16	172
Dampfmaschinen zur Kohlenförderung. Zahl derselben . . .	223	8	58	289
Pferdekräfte	5,932	170	1,318	7,420
Dampfmaschinen zur Wasserwältigung. Zahl derselben . . .	58	—	32	90
Pferdekräfte	5,279	—	3,162	8,441
Zahl der Arbeiter	23,241	1,282	10,648	37,171
Quantum der Ausbeute. Preuß. Centner . .	46,938,023	2,020,554	14,391,310	63,349,887

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Mormonen und ihr Prophet.

(Schluß.)

„„Dieses Bild"", fuhr er fort, indem er auf die Figur eines Mannes deutete, der auf einem Tisch lag, „„stellt den Abraham vor, wie er im Begriff ist, geopfert zu werden. Jener Mann, der mit gezücktem Messer neben ihm steht, ist der heidnische Priester der Aegypter. Abraham betete zu Gott, der in demselben Augenblicke seine Bande löste und ihn befreite."" Ein anderer Mormone nahm einige hieroglyphische Abbildungen aus der Kommode und sagte: „„Herr Smith belehrt uns, daß dieses Bild ein Symbol der Erlösung sey. Sehen Sie diese vier kleinen Figuren? Nun gut, das sind die vier Welttheile. Und sehen Sie jenen großen Hund, der die Figuren betrachtet? Das ist der alte Teufel, der die vier Welttheile verschlingen will. Dieser Mann, der den großen Hund zurückhält, ist Jesus Christus, der den Teufel verhindert, die vier Welttheile zu verschlingen. Nun sehen Sie hierher; diese Figur ist Jakob, und diese beiden sind seine zwei Frauen. „„Sehen Sie die Stufen?"" — „„Wie""? entgegnete ich, „„meinen Sie die Streifen an dem Kleide der einen Frau Jakob's?"" — „„Ja!"" sagte er, „„das ist Jakob's Leiter."" — „„Das ist kurios"", bemerkte ich; „„Jakob's Leiter steht auf der Erde und reicht seiner Frau nur bis an die Mitte des Leibes.""

Nach dieser Unterredung bat ein anständig gekleideter Mormone Herrn Caswall, ihn nach seinem Hause zu begleiten. Er war eine der durch göttliche Offenbarung zum Bau des „Nauvoo House" ernannten Personen und kam aus Ober-Kanada. Eine große Anzahl seiner Glaubensbrüder hatte sich bei ihm versammelt, um das von Herrn Caswall mitgebrachte wunderbare Buch zu sehen und zu betasten. Sie hielten es alle für etwas Uebernatürliches und glaubten, daß nur ihr Prophet es richtig auslegen könne: der Besitzer dieses Schatzes aber, der für einen neubekehrten Bruder galt, wurde zur Mutter des Propheten geführt und ihr vorgestellt.

„Sie hieß mich in der heiligen Stadt willkommen. „„Ich bin alt"", sagte sie, „„und werde bald vor dem Richterstuhle Jesu stehen: aber was ich Ihnen jetzt versichere, würde ich auf dem Todtenbette bekräftigen. Mein Sohn Joseph hat schon als Knabe göttliche Offenbarungen empfangen und ist der wahre Prophet Jehova's. Vor funfzehn Jahren erschien ihm der Engel des Herrn und zeigte ihm die Höhle, worin die echten goldenen Tafeln des Buches Mormon verborgen waren. Er zeigte ihm auch die Urim und Thummim, welche ihn in den Stand setzten, die Inschriften auf den Tafeln zu verstehen, und überreichte ihm das goldene Brustschild der Hohenpriesterwürde. Mein Sohn empfing diese kostbaren Gaben: er entzifferte die heilige Urkunde, und die Zahl der Gläubigen beläuft sich jetzt schon auf 100,000. Ich habe selbst die goldenen Tafeln gesehen und betastet; sie messen etwa 8 Zoll in der Länge und 6 in der Breite; einige sind versiegelt und können nicht geöffnet werden, andere sind los. Sie sind durch einen Ring verbunden und mit kunstvoll gestochenen Buchstaben bedeckt. Ich habe auch die Urim und Thummim gesehen und betastet; sie gleichen zwei schönen, glänzenden Diamanten, die in einen Bogen, wie eine Brille, eingefaßt sind; mein Sohn setzt diese auf, wenn er die unbekannten Sprachen lesen will, und er wird dadurch befähigt, sie ins Englische zu übersetzen. Das heilige Brustschild besteht aus reinem Golde und paßt genau auf die Brust.""

„Während die alte Frau so sprach, sah ich sie starr an: sie gerie Verwirrung und schien meinem Blick auszuweichen, nach und nach ga sie jedoch ihre Geistesgegenwart wieder. Ich schloß daraus, daß diese alte Geschöpf keineswegs zu den leichtgläubigen Opfern der durch ih Sohn verübten Täuschung gehöre, sondern vielmehr selbst einen thä Antheil an dem Betrug genommen habe. Mehrere Engländerinnen u Amerikanerinnen, die mit ihr im Zimmer waren, schienen sie mit der tiefs Ehrfurcht zu behandeln."

„Ich zeigte jetzt mein wunderbares Buch vor. Nachdem die Alte es untersucht hatte, erklärte sie mit der Miene eines Orakels, daß der Herr es Begriff stände, die verborgenen Dinge der Finsterniß ans Licht zu bringen und daß mein Manuskript ohne Zweifel eine göttliche Offenbarung in sich schließe, die ihr Sohn, der Prophet Joseph, der Welt verkünden würde. Sie führte mich sodann eine steile Treppe hinauf in eine elende Kammer, in der sich vier nackte, schrecklich verstümmelte Mumien befanden; wie sie mir versicherte, waren es die Leichen eines Königs von Aegypten, seiner zwei Weiber und der Tochter eines anderen Königs. Auf die Frage, woher sie die Geschichte und die Namen der Mumien erfahren habe? erwiederte sie, ihr Sohn Joseph sey durch die gewaltige Macht Gottes in diese Geheimnisse eingeweiht worden, und gab als Ursache der traurigen Entstellung der Mumien einen Umstand an, der für die Sitten der hiesigen Waldbewohner (backwoodsmen) ziemlich charakteristisch ist. Da man einige Schwierigkeit für die Papyrusblätter, in welche sie eingehüllt waren, auseinanderzurollen nahm man seine Zuflucht zu einer Art, und die unglücklichen Mumien wur im buchstäblichen Sinn aufgehauen."

Von Smith's Wohnung begab sich unser Verf. nach der Druckerei, w die offiziellen Papiere und „Offenbarungen" der Mormonen in einer Zei schrift unter dem Titel Times and Seasons (Zeiten und Jahreszeiten) herauskommen, von welcher, so wie von anderen hierauf bezüglichen Dokumen er sich Exemplare anschaffte. Am Dienstag hatte er endlich die Ehre, den Propheten selbst vorgestellt zu werden.

„Joseph Smith, den ich in der Nähe seiner Wohnung antraf, vereinig in seiner Person die Eigenschaften eines Sehers, Kaufmanns, Religionsstifters, Bank-Präsidenten, Kirchen-Aeltesten, Zeitungsschreibers und kommandirenden Generals der „Nauvoo-Legion". Er besitzt ein rohes, gemeines Aeußere, und seine Physiognomie hat einen schurkischen und zugleich bäuerischen Ausdruck; seine Hände sind groß und fleischig, und auf einem der Finger bemerkte ich einen massiven goldenen Ring, der mit einer Inschrift versehen ist. Seine Kleidung bestand aus grobem Zeuge, wie man es hier zu Lande verfertigt, und sein weißer Hut war mit einem Stück schwarzen Flors umwunden, als Zeichen der Trauer für seinen kürzlich verstorbenen Bruder, Don Carlos Smith, ehemaligen Herausgeber der „Times and Seasons". Sein Alter schätzte ich auf 35 Jahr. Ich hatte keine Gelegenheit den Ausdruck seiner Augen zu beobachten, da ihm der gerade, freie Blick mangelt, der einen ehrlichen Mann verkündet. Er führte mich nach seinem Hause, in der Begleitung einer Schaar von Aeltesten, Bischöfen, Predigern und gemeinen Mormonen, die mit neugieriger Miene und offenem Munde um uns her standen, indem nur mir und dem Propheten Stühle gereicht wurden. Ich übergab ihm das Buch und bat ihn, den Inhalt zu erklären. Er fragte mich, ob mir selbst nichts davon bekannt wäre, worauf ich entgegnete, daß ich es für einen Griechischen Psalter hielte, aber gern seine Meinung darüber vernehmen wolle. „„Nein"", sagte er, „„es ist ganz und gar nicht Griechisch, mit Ausnahme einiger Wörter. Was nicht Griechisch ist, ist Aegyptisch, und was nicht Aegyptisch ist, ist Gucksch. Dieses Buch ist von hohem Werth; es ist ein Wörterbuch der Aegyptischen Hieroglyphen."" Auf die großen Buchstaben am Anfang jedes Verses zeigend, fuhr er fort: „Die Figuren sind Aegyptische Hieroglyphen, und die darauf folgenden sind die Erklärung der Hieroglyphen, in der verbesserten Aegyptischen Sprache geschrieben. Die Buchstaben gleichen der Schrift, die auf den goldenen Tafeln eingegraben ist."" Als die Mormonen dieses hörten, fingen sie an, mir zu den erhaltenen Belehrungen Glück zu wünschen. „„Nun!"" riefen sie, „„haben wir es Ihnen nicht gesagt! Der Prophet allein vermag es, diese Mysterien zu ergründen.""

Die Häupter der Mormonen und Smith selbst bemühten sich vergebens, Herrn Caswall zu überreden, ihnen sein kostbares Manuskript zu verkaufen, er schlug jeden ihm angebotenen Preis aus und bat den Propheten nur, ihm die Inschriften der Papyrus-Rollen zu erklären, die er Tags zuvor in Augenschein genommen hatte. Smith schien jedoch wenig geneigt, die verlangte Auskunft zu ertheilen, und als unser Verfasser nicht aufhören wollte, ihn mit Fragen zuzusetzen, machte er sich plötzlich aus dem Staube, sprang in seinen Wagen und eilte in vollem Galopp davon. Jetzt wandte sich Herr Caswall zu den Umstehenden, eröffnete ihnen, daß die angeblichen Hieroglyphen nichts als Griechische Buchstaben seyen, und bewies ihnen, wie sehr sich ihr Prophet in dieser Sache kompromittirt habe. Einige stutzten auch wirklich, die meisten ließen sich indessen nicht irre machen. Sie meinten, Herr Smith spräche zuweilen als Seher, zuweilen als bloßer Mensch; hätte er in diesem Fall Unrecht, so müsse er als bloßer Mensch gesprochen haben. Einer von ihnen versicherte Herrn Caswall, wenn er sich im Mississippi taufen ließe, so würden ihm die Schuppen von den Augen fallen, und er würde an alle ihre Zeichen und Wunder glauben. Er lehnte jedoch, zum großen Mißvergnügen der Mormonen, den Versuch ab und verließ bald darauf die Stadt, nachdem er einige nähere Erkundigungen über die Meinungen und Sitten dieses seltsamen Völkchens eingezogen hatte. Das Resultat derselben ist den „Heiligen der letzten Tage" nicht sehr günstig; er schildert sie als roh, unwissend und dem

Trunke ergeben. „Ehe sich die Mormonen in der Nähe von Montrose niederließen, existirte dort keine Anstalt zum Verkaufe geistiger Getränke; gleich nach ihrer Ankunft errichteten jedoch zwei von ihren Predigern eine Schenke, welche sich des fleißigen Zuspruchs der Gemeinde zu erfreuen hatte. Im September 1841 betrank sich der Prophet in dieser Schenke, ließ die Umstehenden auf seine Kosten traktiren und rühmte sich, daß er sie alle unter den Tisch trinken könne. Ein anderes Mal, als er in Folge einer Unförmlichkeit in der Anklage-Akte von der Beschuldigung des Hochverraths gegen den Staat Missuri freigesprochen wurde, gab er zu Monmouth seinen Advokaten und Freunden ein Trinkgelage, bei welcher Gelegenheit er sich stark berauschte. Auf die Frage, wie dieses mit dem Charakter eines begeisterten Sehers zu vereinigen wäre? antwortete er, daß er es thun müsse, damit ihn seine Anhänger nicht als einen Gott anbeten möchten. Nach einem ähnlichen Ereigniß, das sich vor etwa zwei Jahren in Nauvoo zutrug, gestand er sein Vergehen am folgenden Sonntag Angesichts der Gemeinde ein und gab als Ursache an, daß mehrere der Aeltesten sich der Trunkenheit schuldig gemacht hätten, ohne nachher öffentliche Buße zu thun; er habe sich also vorsätzlich berauscht, um ihnen in der Hinsicht mit gutem Beispiel voranzugehen."

„Die Sprache, deren sich der Prophet bedient, ist nicht allein ungrammatisch, sondern auch in hohem Grade roh und pöbelhaft. Ein Mormone hatte sich einige nachtheilige Aeußerungen über die „auserwählte Frau", Mrs. Smith, erlaubt, die ihren Sohn in die schrecklichste Wuth versetzten. Er bemühte sich, den Namen des Uebelthäters ausfindig zu machen; da ihm dieses jedoch nicht gelang, so hielt er am 9. Mai 1841 zu Montrose auf freiem Felde eine Rede, worin er sich folgendermaßen ausließ: „„Ich hoffe, daß ich diesen Menschen nie treffen möge; wenn ich ihn aber treffe, so werde ich mich nie zufrieden geben, ohne sein Blut zu vergießen, und tritt er je über meine Schwelle, so werd' ich ihn zur Hölle schicken.""

„Ich habe schon einiger Umstände erwähnt, die kein vortheilhaftes Licht auf die Rechtlichkeit der Mormonen werfen. Herr K. erzählte mir, er habe fünf Jahr unter den Indianern gelebt, ohne daß ihm auch nur das Geringste abhanden gekommen wäre; in den drei Jahren aber, seitdem sich die Mormonen in Montrose und Nauvoo niederließen, sey er nicht weniger als vierzehnmal bestohlen worden. Er gab den ihm dadurch verursachten Schaden auf 2000 Dollars an. Smith schien sich nicht sehr um diese Diebstähle zu bekümmern und berief sich auf das Beispiel der Apostel, die, wie er sagte, wenn sie hungerte, keinen Anstand nahmen, das Korn auf den Feldern zu stehlen. Doch hielt er es in der Folge für nöthig, solche Grundsätze in seiner Zeitung öffentlich zu desavouiren, und zwei Offiziere der „Nauvoo Legion", die man beim Stehlen ertappte, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Cassation verurtheilt. Um dieselbe Zeit wurden fünf Mormonen als überwiesene Diebe aus der Kirche gestoßen."

„Die Englischen Auswanderer in Nauvoo befinden sich in einem höchst bedauernswerthen Zustand; ihre Leiden rühren hauptsächlich von der ungesunden Lage des Ortes her, indem die angränzenden niedrigen Inseln nicht selten von den Fluthen des Mississippi überschwemmt werden. Um sie zur Beharrlichkeit zu ermuntern, wurde der Prophet am 19. Januar 1841 einer besonderen Offenbarung gewürdigt, die er in die „Times and Seasons" vom 1. Juni desselben Jahres einrücken ließ. „„Wahrlich"", heißt es darin unter Anderem, „„wahrlich, so spricht der Herr zu Dir, seinem Knechte Joseph Smith: Deine Opfer und Dankgebete, die Du mir dargebracht hast, sind mir wohlgefällig; denn zu diesem Ende hab' Ich Dich erhoben, damit man meine Macht erkenne durch die Schwachen der Erde .... Es gehe Keiner von hinnen, der hieher kam, um mein Gebot zu erfüllen. Wenn sie hier leben, so leben sie nach meinem Willen, und wenn sie hier sterben, so sterben sie nach meinem Willen; denn sie sollen hier von aller Arbeit ruhen und mein Werk vollenden. Darum setze mein Knecht Wilhelm sein Vertrauen in mich und trage nicht mehr Sorge für seine Familie, wegen der Krankheit im Lande. Wenn Ihr mich liebt, so haltet meine Gebote, und die Krankheit des Landes soll Euren Ruhm verherrlichen.""" — Man versicherte mir zu wiederholten Malen in Montrose, daß fast die Hälfte der Engländer, welche im Jahre 1841 zu Nauvoo eintrafen, bald nach ihrer Ankunft gestorben sey. Sie hatten ihre Heimat verlassen, um ihre Tage in Mangel und Elend zu beschließen, und wurden ohne jene feierlichen Gebräuche begraben, die in England sogar dem Bettler nicht versagt werden. Am 9. Mai hielt der Prophet eine Rede, worin er diese armen betrogenen Leute auf folgende Weise tröstete: „„Viele der vor kurzem angekommenen Engländer"", sagte er, „„haben seit ihrem Hiersein große Unzufriedenheit bezeigt. Diese Leute haben alle Ursache, sich in unserem schönen, fruchtbaren Lande glücklich zu fühlen; wenn sie sich daher beklagen wollen, so mögen sie es immer thun, aber sie sollen mich mit ihren Klagen ungeschoren lassen. Wenn es ihnen hier nicht gefällt, so habe ich ihnen nur eins zu sagen: Winselt nicht länger um mich her, sondern kehrt ins Teufels Namen nach England zurück.""" Einer von Joseph's Missionairen, der von einer Reise nach Europa wieder in Nauvoo eingetroffen war, hielt am 4. Juli 1840 eine Predigt, worin er Bericht über den Erfolg seiner Sendung abstattete und sich auch über die Neubekehrten ausließ, die er beredet hatte, sich dort niederzulassen. „„Ich habe"", sagte er, „„seit meiner Rückkunft keine Gelegenheit gehabt, diese Englischen Brüder zu sprechen. Meine Zeit erlaubt mir nicht, sie zu besuchen. Wenn sie aber wirklich so mißvergnügt sind, wie man mir erzählt hat, so habe ich ihnen nur diesen Rath zu ertheilen: Kehrt lieber nach England zurück; wenn Ihr aber gehen wollt, so geht ins Teufels Namen wie Männer, ohne uns erst so viel vorzuwinseln.""

Man sollte denken, daß ein so abgeschmacktes System, wie das der Mormonen, seinen Einfluß auf die Gemüther nicht lange ausüben könne, und daß auch den Leichtgläubigsten binnen kurzer Zeit die Augen geöffnet werden müßten; unser Vers. scheint jedoch eine ganz entgegengesetzte Ansicht zu hegen und fürchtet, daß diese Irrlehre, wie ein zweiter Muhammedanismus, sich über das ganze westliche Amerika verbreiten werde. Bis jetzt hat sich freilich ihr Erfolg größtentheils auf die niedrigere, wenig gebildete Volksklasse beschränkt; aber es ist eine Thatsache, daß sich ihre Fortschritte seit einiger Zeit auch auf Solche erstrecke, die man über eine so grobe Täuschung erhaben geglaubt hätte. Ein Geistlicher der Diöcese Chester schrieb im Februar 1842 an Herrn Caswall: Der Mormonismus ist eine Häresie der gefährlichsten und bösartigsten Tendenz, und es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß er schon in einigen Kirchspielen Englands Folgen gehabt hat, die man in unserem aufgeklärten Jahrhundert kaum für möglich halten würde. Die Mormonen erschienen zuerst im Jahre 1836 oder 1837 zu Preston in Lancashire, wo sie bald 300 Anhänger zählten, und im Jahre 1838 setzten sie ihre Operation in verschiedenen Dörfern an beiden Seiten des Ribble fort. Zu Ribchester, der ehemaligen Römischen Station Ribaunium, bekehrten sie Viele zum neuen Glauben, und dasselbe Resultat fand in der Gegend von Clitheroe statt. Seitdem haben sich mehrere wandernde Methodisten-Prediger dem unheiligen Bunde angeschlossen: Pächter, Taglöhner, Handwerker — mit einem Worte, Alle, die etwas zu verkaufen hatten — wurden beredet, ihre liegenden Güter zu veräußern und sich nach Nauvoo einzuschiffen."

Wir können aus den uns vorliegenden Dokumenten entnehmen, daß Joseph Smith nicht als der alleinige Urheber dieses Unheils zu betrachten sey. Es wäre ihm mit aller seiner Charlatanerie unmöglich gewesen, das Buch Mormon in seiner jetzigen Gestalt abzufassen, wenn ihm nicht einige, von einem Amerikanischen Geistlichen herrührende, historische Romane zur Grundlage seiner Arbeit gedient hätten. Dieser hatte die Ruinen, die in verschiedenen Theilen Amerika's angetroffen werden und die, wie man behauptet, zu den Ueberresten einer untergegangenen Kultur gehören, zu seinem Thema erwählt und sie mit der Theorie verbunden, daß die Indianer Abkömmlinge der verlorenen Stämme Israel's seyen; in dem hieraus entstandenen Werke befinden sich, nach der Aussage mehrerer Zeugen, nicht wenige Stellen, die mit denen des Buches Mormon identisch sind. Wir wissen nicht, ob der eben erwähnte Geistliche die Einrichtung einer neuen Religion bezweckte; aber die Thatsache, daß solche Fictionen existiren, und daß Smith sie zu seinen Plänen benutzte, bildet einen merkwürdigen Zug in der Geschichte dieses staunenswerthen Betrugs.

Frankreich.

Der Virtuosen-Führer.

Es giebt viele Leute, die mit größerem Vergnügen die Geschichte der Thiere als die der Menschen lesen. Die Biographen dieser letzteren kommen ihnen viel anmaßender und weit weniger unterhaltend vor als die der ersteren, welche gemeinhin geistreich sind.

Aesop, Phädrus, La Fontaine, Casti, Florian, Hoffmann und Grandville sind wahrhaft moralische Philosophen, und dabei besitzen sie noch den Vorzug, weder Priester, noch Soldaten, noch Rechtsgelehrte, noch Hofleute, noch sophistische Schöngeister zu seyn, wie die meisten der rhetorischen Historiker; sie sind nur aufmerksame und wahrhafte Beobachter. Da wir nun nicht hoffen können, einen jener so lebhaft beanspruchten Plätze zwischen Buffon und Stahl für uns zu erobern, so wollen wir es wenigstens versuchen, die Geschichtsschreiber derjenigen zu seyn, die eine eigene Art von merkwürdigen Geschöpfen in der Welt zur Schau herumführen; wir wollen etwas von jenen Führern erzählen, — nicht etwa von denen, welchen der wunderbar schlaue Elephant so manchen boshaften Streich spielt, oder von dem Aegyptier, der, glänzend schwarz wie Ebenholz, die Giraffe nach Frankreich führte; wir sprechen auch nicht von den Herren Martin, Van Amburg, Carter oder von irgend einem jener Bezähmer und Aussteller wilder Thiere, sondern von jenen Männern, die der Kunst und den Künstlern ihr Leben weihen, die sich z. B. irgend eines bescheidenen, trotz seines Talentes unbekannten Musikers annehmen, ihn aus seiner Verborgenheit hervorziehen, um ihm Ruf und Ehre zu bereiten, oder die sich eines berühmten Virtuosen bemächtigen und diese Berühmtheit verdoppeln, verdreifachen, ja zum höchstmöglichen Gipfel erheben. Er weiß, daß die Völker jetzt nicht mehr herbeiströmen, um Helden und Herrscher zu feiern, sondern um einem großen Künstler Beifall zu klatschen, ihm Kränze und Gold zuzuwerfen, ihn zu segnen und zu vergöttern, denn in der musikalischen Welt kennt der Kunst-Enthusiasmus keine Gränzen mehr. Für die Epoche, in der wir jetzt leben, ist dieser Fanatismus charakteristisch: er dient dazu, die positiven, grob sinnlichen Ideen zu maskiren; er ist eine neue Religion, voll Glaubenswärme in den Einen, voll Heuchelei in den Anderen, und unglücklicherweise machen Letztere die Mehrzahl aus. Der Virtuosen-Führer nun versteht es, beide Theile für seine Zwecke auszubeuten.

Der Virtuosen-Führer muß zwischen fünfundzwanzig und sechsunddreißig Jahr stehen; er kann mit Backen- und Schnurrbart, mit dem Kreuz der Ehrenlegion oder einem anderen Orden geschmückt seyn; am gewöhnlichsten ist er ein Italiäner oder ein Gascogner. Er muß durchaus mehrere Sprachen sprechen, doch ist es gar nicht nöthig, daß er dieselben richtiger und besser schreibe als der Begründer und der Redacteur irgend einer jener musikalischen Zeitschriften, die ab und zu auftauchen und wieder untergehen. Wenn es gleich nicht nöthig oder wahrscheinlich ist, daß der Virtuosen-Führer reich sey, so muß er doch durch seine Freunde ausbreiten lassen, daß er acht- bis zehntausend Franken Renten besitze; das giebt ihm ein gewisses Aplomb, und, was noch

wichtiger ist, es verleiht ihm einen Anschein von Unabhängigkeit und Wahrheit bei allen Lobeserhebungen, womit er das Individuum überschüttet, dem er Glück und ewigen Ruhm verschaffen will.

In England, wo Alles nur handelsmäßig betrachtet und betrieben wird, heißt der Virtuosen-Führer ganz einfach Konzert-Unternehmer; er kauft einen Violinisten mit Leib und Seele, das heißt seine Violine und seine Seele, und numerirt im voraus die Reihefolge seiner Phantasieen und Capricen. Er weiß, daß die ganze Saison das Geschäft einträglich seyn und er so und so viel verdienen wird. In Frankreich oder Italien ist der Virtuosen-Führer künstlerischer gesinnt, sein Tagewerk ist ein Gemisch von Freundschaft, von Aufopferung für die Kunst und persönlichem Interesse. Wie gewisse Kommis von Handlungshäusern, ist er so recht eigentlich Reisender und Lobhudler. Der ergebenste, der wärmste, der unermüdlichste Führer, den ein Künstler nur immer haben kann, ist zweifelsohne derjenige, welcher ihm das Leben gegeben, denn nichts erreicht, nichts dämpft den Eifer, die Begeisterung und die Aufopferung eines Vaters.

Das Amt eines nicht väterlichen Virtuosen-Führers ist schon schwieriger durchzuführen; sein Enthusiasmus ist berechneter, er kömmt mehr aus dem Kopf als aus dem Herzen. Wenn der Künstler, dessen Geschäfte er besorgt, vom Katharrh geplagt ist, oder wenn seine Hand durch irgend einen rheumatischen Schmerz behindert wird, so ist es wahrhaft rührend, mit anzusehen, mit wie vieler Sorgfalt er ihn pflegt!... Denn außer seinem Gehalt erhebt er gewöhnlich noch zehn, funfzehn, ja zwanzig Prozent von der Einnahme, die natürlich durch die augenblickliche Lähmung der Finger oder der Stimme seines Schützlings gleichfalls ins Stocken geräth.

Wie viel glänzende Eigenschaften sind erforderlich zu einem guten Virtuosen-Führer! Wir sagen glänzende, denn eine tiefe Gelehrsamkeit ist gerade nicht nöthig zur Ausübung dieses Geschäftszweiges. Es ist gut, wenn der Virtuosen-Führer auch ein wenig Musiker ist; wäre er es aber nicht, so verhindert ihn das keineswegs an der Ausübung seines Berufs; er braucht nicht wie Halévy zu komponiren, wie Thalberg zu spielen oder ein musikalischer Kritiker wie der Verfasser dieses Artikels zu seyn, um über Musik geschrieben zu schwatzen und sich in Gemeinplätzen über diese Kunst weitläuftig auszulassen. Saget nur zu Jedem, der Euch aufstößt, daß Euer Virtuose Anmuth, Reiz, Eleganz und Feuer besitzt, daß er seine Zuhörer durch seinen Schwung, seine Zartheit und Rapidität begeistert und erhebt u. s. w. u. s. w. Diese Redensarten, die sich eben so gut auf das Talent eines Fechtmeisters, auf die Tournüre eines Stutzers, auf einen Tänzer, Schauspieler, eine Schauspielerin oder auf jedwede andere Sache anwenden lassen, diese elastischen und gefügigen Worte bilden eine allverstandene Sprache, die alle Welt redet und die hinreichend kunstgerecht ist. Der Virtuosen-Führer mag dann zuweilen noch einige spezielle und technische Ausdrücke, wie Kontrapunkt, immerwährender Kanon, beimischen, was ihm dann gleich einen wissenschaftlichen Anstrich giebt.

Der Virtuosen-Führer hat jenem Zeitworte, das den Zustand eines geschlagenen Eiweißes bezeichnet oder des gährenden Bieres, des umgerührten Seifwassers, oder der Meereswellen, die sich an einander brechen, — diesem Zeitworte hat er zuerst eine figürliche Bedeutung in der Kunst gegeben, er hat nämlich die Kunst erfunden, einen Ruf „schäumen" zu machen wie eine gute Tasse Chokolade oder wie ein brausendes Glas Champagner. Ganz im Gegensatz zu jenen anderen Führern, ist unser Virtuosen-Führer immer der Vorläufer seines Künstlers in allen Städten, die er auszubeuten gedenkt. Wie die Palast-Fouriere jenes militairischen Monarchen, der Europa zum größten Ruhme Frankreichs durchzog, richtet er die Wohnung ein und wählt sie so glänzend als möglich. Sein erster Besuch gilt dem reichsten Musikliebhaber der Stadt. Vermittelst desselben wird er zum Präfekten, zum Bürgermeister, zu einer anderen Autorität, selbst zuweilen zu dem kleinen regierenden Deutschen oder Italiänischen Fürsten eingeladen, in dessen Gebiet er sich gerade befindet. Da spricht er nun von seinem unvergleichlichen Virtuosen, und wie er Wege und Mittel anordnet, um ihn auf seinem Fluge aufzuhalten, denn dieses große Talent gehört nur, wie er sagt, von einer bedeutenden Hauptstadt zur anderen; er hofft jedoch, seinen trauten Freund zu veranlassen, daß er sich bei der Durchreise in einem kleinen Privat-Zirkel werde hören lassen. Das Alles geschieht nur, um den großen Künstler weltbekannt zu machen, dem unser Virtuosen-Führer die Kränze, die Hurrah's, die Serenaden, die von Menschenhänden gezogenen Wagen und die beflaggten Schiffe vorbereitet, die ihn den Mississippi, den Rhone oder den Rhein hinauftragen, auf denen der neue Gott der Harmonie sich schaukelt und sanft auf den Wellen des Lebensstromes dahinsegelt.

Unter der Menge der Puffs, deren sich der Virtuosen-Führer bedient, ist der folgende ganz besonders der Erwähnung werth. „Wie! also in der That hat sich Ihr Freund vor Mehmed Ali hören lassen?" sagte man eines Tages an einem kleinen Deutschen Hofe zu unserem Virtuosen-Führer. — „Er mußte darein willigen, dem jungen Sultan Abdul-Medschid und seinem Divan zu Gefallen. Aus einer Regung politischer Philanthropie und um den grausamen Folgen eines unseligen Krieges Einhalt zu thun, haben wir, wie Napoleon, unsere Aegyptische Expedition angetreten. Hier die Geschichte. Aus einer jener Launen, die uns charakterisiren, hatten wir unsere Künstler-Flagge in den Mauern des alten Byzanz aufgepflanzt, in jener letzten Metropole des Römischen Reiches, der herrlichen Nebenbuhlerin der ewigen Stadt, kurz, in Konstantinopel. Unser civilisirendes, revolutionaires, soziales Talent wurde über allen Ausdruck hinaus von den ausgezeichnetsten Türken begriffen und geschätzt. Die Börsen wie die Harems öffneten sich den Tönen unserer Lyra; schlichte Odalisken, wie Favorit-Sultaninnen, liebten sich sterblich in uns. Wenn ich „uns" sage, so meine ich damit mich, meinen berühmten Freund, nur aus Ergebenheit identifizire ich mich mit ihm, wie ein Advokat die Ehre und das Interesse seines Klienten zu dem seinigen macht. Verschiedene Mitglieder des Divans nahmen meinen Freund bei Seite und sagten zu ihm: „„Sie können der Vermittler, der Bürge und Held eines wichtigen politischen Vergleiches werden."" *Wie wäre das möglich?* „„Sie wissen, daß der alte Aegyptische Pascha sich der Ottomanischen Flotte bemächtigt hat. Der Divan hatte beschlossen, alle Kräfte des Reichs aufzubieten um wieder in den Besitz seiner Seemacht zu gelangen, jedoch zieht es Seine Hoheit vor, ehe er seinen gefährlichen Vasallen mit Krieg überzieht, noch den Weg der Sanftmuth zu versuchen, um ihn auf die Bahn der Pflicht zurückzuführen. Seinerseits wünscht der listige und schlaue Greis ebenfalls, wieder sein gutes Einverständniß mit uns herzustellen, daher, — Niemand wird sich darüber wundern, — hat man in dieser Hinsicht die Augen auf Sie geworfen."" Auf mich? „„Auf Sie selbst. Als die Bedingungen wegen der Herstellung der Erblichkeit seiner Dynastie in Aegypten genehmigt waren, wollte der Vicekönig die Flotte zurückgeben, er hatte aber von den Wundern reden hören, die Ihr Talent auf die Türkischen Gehörsnerven und im Serai Seiner Hoheit ausgeübt, und so forderte er denn in einem geheimen Supplement-Artikel des Friedens-Abschlusses, daß der Sultan Sie ihm überließe oder wenigstens Sie bewegen möchte, sich zu ihm zu begeben. Diese Mission ist edel und schön, sie ist civilisirend und sichert dem Ottomanischen Reiche den Frieden; wir glauben, daß Sie Ihren Beifall haben wird, und daß Sie dieselbe annehmen werden."" Sie trauten mir nicht zu viel zu, erwiederte der edle Künstler. „Und so kam es", fuhr der Virtuosen-Führer in seinem Berichte fort, „daß mein berühmter Freund, wie Napoleon, ja vielleicht größer als Napoleon, vermittelst der Musik in das alte Aegypten nicht Krieg und Zerstörung, nein, Friede und Eintracht hinübertrug, und alle Wohlthaten der Civilisation, jener Königin der Menschheit. Süß und tröstend", schloß der Virtuosen-Führer, „ist der Gedanke, einem solchen Königthume zum Vorläufer, Beförderer, Verbreiter und Verkünder zu dienen." (Gaz. music.)

Mannigfaltiges.

— Die Thronentsagung Karl's V. Es ist uns vergönnt, die beiden herrlichen, in jeder Bedeutung des Worts „historischen" Bilder „Karl's V. Abdankung" von Gallait und den „Kompromiß der Niederländischen Edeln" von de Biefve, auch noch nach Schließung der großen Berliner Kunst-Ausstellung zu bewundern, da sie noch eine Zeitlang in der Rotunde des Königl. Museums aufgestellt seyn werden. Es wird daher auch unsern Lesern angenehm seyn, wenn wir sie daran erinnern, daß sich in Nr. 28 des Magazins (von 1842) eine treffliche, von dem Belgischen Geschichtschreiber de Gerlache herrührende Schilderung der Abdankungsscene befindet, wie sie sich zu Brüssel am 25. Okt. 1555 Nachmittags um 3 Uhr zugetragen. Für diejenigen Leser, die jenes Blatt nicht zur Hand haben, lassen wir hier eine kürzere, mit jener Darstellung de Gerlache's wesentlich übereinstimmende Relation folgen, die sich in einem alten Niederländischen Geschichtswerke (Beknopte Historie van't Vaderland) befindet:

„Da der Kaiser beschlossen hatte, die Regierung seiner Länder, das Kaiserreich ausgenommen, seinem Sohne Philipp abzutreten, ließ er diesen aus England nach Brüssel kommen. Philipp traf am 8. September ein, die feierliche Entsagung geschah jedoch erst am 25. Okt. 1555. Vor machte Karl V. seinen Sohn zunächst zum Oberhaupte des Ordens vom Goldenen Fließ und ließ dann durch Philibert von Brüssel die Gründe auseinandersetzen, welche ihn veranlaßten, der Regierung über die Niederlande zu entsagen und sie seinem Sohne zu übertragen. Während Jener noch sprach, stand der Kaiser plötzlich selbst auf und fing an — indem er sich auf die Schulter des Prinzen von Oranien stützte — in Französischer Sprache aus einem kleinen Gedenkbuche herzulesen, was er von seinem siebzehnten Jahre bis auf den heutigen Tag geführt, — wie er neun Feldzügen in Deutschland, sechs in Spanien, vier in Frankreich, zehn in den Niederlanden, zwei in England und eben so vielen in Afrika beigewohnt, — wie er elfmal in See gegangen, — wie viele Friedens- und Freundschafts-Bündnisse er geschlossen, und wie viele Siege er erfochten. Dies Alles stellte er feierlich dar und vergaß auch dabei nicht, des Eifers zu gedenken, den er zur Aufrechthaltung der katholischen Kirche stets an den Tag gelegt, und seinen Sohn zu ermahnen, dasselbe zu thun. Darauf gab er ihm — auf Philipp's Ersuchen — seinen väterlichen Segen, der unter heißen Thränen empfangen wurde und auch die Anwesenden bis zu Thränen rührte. Der Bischof Anton Perenot (de Granvella) erklärte jetzt, von Philipp den Auftrag erhalten zu haben, dem Kaiser die Dankbarkeit seines Sohnes und den Landesgenossen seine Liebe auszudrücken.*) Er that dies in einer wohlgesetzten Rede, die von Seiten der Stände durch Jakob Maas, Pensionair von Antwerpen, beantwortet ward.„**)

*) Philipp II. verstand nämlich weder Flamändisch noch Französisch genug, um in dieser Versammlung selbst das Wort führen zu können.

**) De Gerlache berichtet außerdem, daß auch die Schwester des Kaisers, Maria, Statthalterin der Niederlande, Worte des Abschieds gesprochen, mit denen sie Rechenschaft über ihre Regierung ablegte.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Französische Straße Nr. 72), in der Provinz und im Auslande bei den Kais. Post-Aemtern.

№ 149. Berlin, Mittwoch den 14. Dezember 1842.

England.

Zur neuesten Literatur Englands.

Dritter Beitrag.*)

Das politisch-staatliche Element des Englischen Nationallebens.

Sie haben bereits aus der Vorlesung über das religiös-moralische und kirchliche Leben Englands gesehen, daß ich mir die Aufgabe gestellt habe, ein treues Spiegelbild des gesammten organischen Einheitslebens der Englischen Nation, wie es sich seit einem halben Jahrhunderte bis heute gestaltet hat, im Fokus meiner Betrachtung zusammengefaßt, Ihnen vorzuführen. Es ist nicht bloß die Literatur der Gegenwart Englands (denn sie ist ja nur eine Ausstrahlung, obschon vielleicht die höchste des Englischen Nationallebens, wie jede zeitige Literatur immer der treueste Reflex des zeitigen Nationallebens ist), die wir in allen ihren Verzweigungen, ihren Einflüssen auf die Civilisation und die Kultur der Menschheit überhaupt betrachten wollen; es ist das Englische Nationalleben in seiner Einheit, weshalb Religion und Kirche, Politik, Wissenschaft und Kunst unter einer höheren Einheit für uns in diesen Betrachtungen zusammenfallen.

Ich habe mir die Literatur zur Folie meiner Betrachtung gemacht, weil ich zunächst von ihrem Studium aus mehrere Jahre hindurch in dem Lande selbst, also an der Quelle, auf die anderen Erscheinungen des Englischen Nationallebens meine geistigen Lichtfäden ausdehnen zu können so glücklich war. Halten Sie die lebhaftere Ausdrucksweise, mit der ich meine Betrachtungen einleitete, meiner gerechten Bewunderung und meinem Enthusiasmus für jenes Land zu Gute, wo ich Alles fand, was Deutschland noch vermißt; wo ich aber dennoch bei der Alles überwältigenden Betrachtung der Größe dieser Nation und dieses Landes nur den Wunsch hegen konnte, nur dann ein Engländer zu seyn, wenn ich nicht das Glück gehabt hätte, als Deutscher geboren zu werden. Fürchten Sie nicht, daß dieser Enthusiasmus die Ruhe und Schärfe unserer wissenschaftlichen Betrachtung beeinträchtigen wird. England, wie es begeistert, kühlt auch den historischen Forscher ab und fordert eben so mächtig den Verstand auf, sich nicht von der Synthesis der Erscheinung blenden zu lassen, sondern einer umsichtigen Analyse Alles zu unterwerfen. Das Material ist zwar für Sie meistens neu und schon an und für sich interessant, weshalb ich Ihrer Nachsicht gewisser bin; die Engländer**) aber, welche meine Vorlesungen beehren, mögen es mit mir halten, wie wir in Deutschland mit Englischen Kritikern, welche über unsere wissenschaftlichen und schöngeistigen Werke ihre Stimmen abgeben. Ich kann ihnen sicherlich in materieller Beziehung nichts bieten, was ihnen neu ist, sie haben das all an der Quelle studirt; aber der Deutsche Standpunkt, von welchem aus ich die Literatur ihrer Nation betrachte, flößt ihnen gewiß einiges Interesse ein, da der zwar fremde, aber doch die Verwandtschaft der beiden Nationen erkennende Geist sowohl die gesunden wie die krankhaften Seiten der anderen Nation oft schärfer wahrnimmt als die der einheimischen, und weil es zugleich anziehend ist, sein Bild in einem Spiegel wieder zu erkennen. In diesem Glauben bitte ich nun auch um ihre Nachsicht und Theilnahme. Und so beginne ich denn die nachfolgenden Betrachtungen mit den Worten des edeln Wordsworth:

„I speak of what I know and what I feel within!"

* * *

Wir können hier, wo wir das politisch-staatliche Element zu betrachten haben, insofern es einen integrirenden Theil des Englischen Nationallebens bildet, nur Umrisse und Andeutungen mittheilen, wie wir es auch bei dem religiös-kirchlichen gethan haben. Nur die Haupt-Momente des politischen Lebens stellen wir in den Vordergrund; vieles Interessante müssen wir unbesprochen lassen, da wir keine Vorlesungen über Englische Constitution, sondern nur über die Englische Literatur angekündigt haben; aber es würde uns bei der nachfolgenden Betrachtung der Literatur ein Theil unseres Fundamentes fehlen, wollten wir das politisch-staatliche Element in dieser Einleitung ganz ausschließen.

Zwei Eigenschaften zeichnen die Englische Nation vor allen anderen der Erde aus: Freiheitsliebe und Gehorsam vor dem Gesetz; Eigenschaften, welche sich nach unseren Kontinental-Begriffen geradezu widersprechen, sich aber im Englischen National-Charakter aufs innigste zu einer Einheit verschmolzen haben.

Englische Staatsmänner und Philosophen haben sich von jeher wenig um Aufstellung theoretischer Begriffe von Freiheit und um eine Definition von Staat und Recht bekümmert. Dieses Loos der Speculation ist wiederum uns Deutschen zugefallen; was wir von Freiheit wirklich weniger als die Engländer besitzen, das nennen wir mehr ideell in Büchern und Kompendien unser. Die größten Staatsmänner in England haben in Gemeinschaft mit der Nation von jeher für die Freiheit gehandelt; nicht abstrakt bildete sich diese dort aus. Die Institutionen und Rechte, welche das Maß der drei Staatsgewalten in England bestimmen, sind nicht Produkte eines plötzlich auflodernden Volkswillens, sondern durch Jahrhunderte hindurch gereifte Früchte des Staatslebens, wodurch zugleich die Solidität, die Eigenthümlichkeit, das Praktische und Haltbare, mit einem Worte das nationale Gepräge der Englischen Constitution hervorgebracht worden ist. Nicht das Werk eines Jahrhunderts ist die Englische Freiheit, welcher die durch die Französische Revolution so anrüchig gewordenen sogenannten Menschenrechte zu Grunde liegen. Sie ist die kostbare Frucht einer geläuterten Vernunft und einer tiefen Einsicht in die Rechte der Menschheit, durch welche die persönliche Knechtschaft, die Leibeigenschaft, am frühsten von allen Staaten Europa's in England aufgehoben und jedem Bürger und Einwohner die Vorzüge und die nothwendigen Gerechtsame seines Standes gesichert wurden. Durch alle Jahrhunderte, seitdem die Sachsen die Freiheitsliebe des Germanischen Stammes und ihre freien Rechte und Gesetze nach England verpflanzten, zieht sich der rothe Faden der Ausbildung der Englischen Freiheit, von der Magna Charta an bis zum letzten Akte der Reformbill. Man kann also im buchstäblichen Sinne des Worts behaupten, daß die Rechte und Freiheiten, welche die Englische Nation genießt, nach und nach Einem Keime entwachsen sind. Dadurch gerade wurde die Freiheit national und praktisch, daß die Anordnungen nur durch die jedesmaligen Bedürfnisse, durch den jedesmaligen Kulturzustand der ganzen Nation hervorgerufen und eingeführt wurden, daß keine fremden Einflüsse einwirkten, daß man nicht fremde Verfassungen auf die heimische zu pfropfen suchte, wie es während der Revolution in Frankreich geschah, wo die drei Englischen Staatsgewalten der Französischen Nation aufgenöthigt wurden, eine Regierungsform, die sich noch bis heute in Frankreich unpraktisch gezeigt hat, weil die Leidenschaften der dortigen Regierer das richtige Maß nicht einzuhalten wissen, wie der praktische Sinn der Engländer. Sollten nicht gerade aus der Bildungsgeschichte der Englischen Freiheit, wie sie uns von De Lolme in seiner constitution of England, von Blackstone, von Henry Hallam in seiner constitutional history of England, und von Palgrave in seinem the rise and progress of the English commonwealth so meisterhaft geschildert worden ist, die Politiker in allen Ländern das wichtige Axiom aller praktischen Staatsweisheit sich entnehmen: daß nur diejenige Constitution das Glück der Völker wahrhaft begründen und auch von bleibender Dauer seyn könne, welche, den Bedürfnissen des Volks entsprungen, sich nach und nach naturgemäß entwickelt hat!! Macht nicht die historische Entwickelung der Englischen Freiheit, welche doch anerkanntermaßen politisch mehr ausgebildet ist als eine, deren sich je eine Nation erfreut, alle die heutzutage so gepriesenen Lehren unserer Politiker und philosophischen Rechtslehrer zu Schanden? Wie bestehen alle Philosophen, von Leibnitz bis Hegel und Gans, mit ihren Abstractionen von politischer Freiheit und Constructionen vom Staat gegen Englands historisches Recht und historisch entwickelte Freiheit! Wahrlich, ihre Philosopheme sind politische Kartenhäuser, welche der erste beste Windstoß der Wirklichkeit umwerfen würde, während das historische Staatsgebäude Englands durch alle Läuterungsfeuer der Revolution und Jahrhunderte siegreich hindurchgeschritten und sich nur von den Schlacken gereinigt hat.

Ein geistvoller Staatsmann macht irgendwo die Bemerkung, daß bei wahrhaft großen Völkern politische und nationale Gesinnung sich am treusten in Volksliedern abspiegle. England ist ein schlagender Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung. Die Englische Nation besitzt eigentlich nur zwei Volkslieder, in welchen gerade jene beiden entgegengesetzten Gesinnungen der Nation, Freiheitsliebe und Gehorsam vor dem Gesetze und der Monarchie verherrlicht werden, die als der treuste Ausdruck des nationalen Gefühls betrachtet werden müssen. Das erste dieser Lieder gilt der Freiheit und ist das berühmte „Rule Britannia", worin sich nicht das Gejauchze einer bloß von Freiheit und Kampfgier berauschten Nation, wie in der Marseillaise, kundgiebt, sondern das ruhige, aber stolze Gefühl, welches den Menschen adelt: „Briten werden niemals Knechte!" (Britons never shall be slaves!). Dieses Lied

*) Fragmente aus Dr. Künzel's Vorlesungen. Vgl. Nr. 125 des Magazins „über das religiös-moralische und kirchliche Element des Englischen Nationallebens".

**) Unter Anderen Mr. Hallett, jetzt curate in Langhamplace church am Ende der Regentstreet in London, der sich, wie auch mein Schüler Charles Irvine, jetzt Student in Cambridge, wegen des Studiums der Deutschen Sprache und Literatur in Darmstadt aufhielt.

wird zwar nicht mehr so häufig in den Theatern gesungen wie zur Zeit Pitt's, aber nur aus dem Grunde, weil die Nation sich nicht eines Gutes zu rühmen braucht, dessen Besitz ihr unentreißbar geworden ist. Das andere Nationallied, in welchem der Engländer bei jeder Gelegenheit seine Gefühle ausströmt, ist uns noch bekannter: God save the King (jetzt the Queen)! welches den Gehorsam vor dem Gesetz und die Liebe zum angestammten Herrscherhaus im Gegensatz zur Freiheit verherrlicht. Das Rule Britannia möge in unserer Uebersetzung hier eine Stelle finden.

Rule Britannia.

Britanien, als es auferstand
Auf Gottes Ruf vom Meeresgrund,
War dies der Freiheit Lied für das Land,
Gesang hell aus der Engel Mund.
„Herrsche, Britanien! Ueber's Meer ube Rechte!
Briten werden niemals Knechte!"

Nationen werden noch der Macht
Deiner treuen Inseln fallen;
Doch du wirst blüh'n in steter Pracht.
Beneidet und die Furcht von allen!
„Herrsche ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Weit wunderbarlicher steht da auf
Nach jedem fremden Feindesstreiche!
Der Sturm, der peitscht der Wolken Lauf,
Bestätigt deine heimische Eiche!
„Herrsche ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Selbst ein Tyrann es wagen, dich
Zu bringen je zum Sklaventhum —
So wird dem Feu'r entzunden sich
Zu seinem Weh, zu deinem Ruhm!
„Herrsche ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Dein Reich schließt weite Länder ein,
Durch Handel blühen deine Städte;
Das Weltmeer, was es hält, ist dein!
Umschlungen von seiner Wellenkette.
„Herrsche ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Die Musen sollen auf deinem Strand
Erfreuen deiner Freiheit sich!
Und Herzen schützen, reichster Land,
All' deine Schönen männiglich!
„Herrsche, Britanien! Ueber's Meer ube Rechte!
Briten werden niemals Knechte!"

(Schluß folgt.)

Belgien.

Die Steinkohlen-Production im Hennegau, verglichen mit der in anderen Ländern.

(Schluß.)

Es besitzt also die Provinz Hennegau allein noch mehr Steinkohlen-Minen, als das ganze übrige Belgien, nämlich 135 gegen 131; die Ausdehnung ihrer konzessionirten oder geduldeten Gruben ist mehr als das Doppelte der in den anderen Provinzen, 346,225 gegen 153,151 Preuß. Morgen. Die Zahl der in Thätigkeit oder in Einrichtung begriffenen Schachten ist auch mehr als doppelt, 411 gegen 211; die Zahl der zur Kohlenförderung oder Vertiefung der Schachten angewandten Dampfmaschinen mehr als dreifach, 223 gegen 66; ihre Pferdekräfte mehr als vierfach, 5932 gegen 1486; die Zahl und Kraft der Dampfmaschinen zur Wasserwältigung nicht viel weniger als doppelt, 58 gegen 32, 3279 gegen 3162; und endlich beinahe dreifach das Quantum der geförderten Kohle, 46,958,823 gegen 16,411,864 Preuß. Centner.

Als Maßstab für die Belgische Steinkohlen-Industrie wird hier beiläufig bemerkt, daß diese Production im Preußischen Staate für dasselbe Jahr 1838 folgende Resultate ergeben hat:

In den Provinzen:	Anzahl der Steinkohlen-Gruben.	Quantum der Production. Preuß. Ctr.*)	Anzahl der Gruben-Arbeiter.
Schlesien	91	12,044,742	4,438
Sachsen	2	321,077	341
Westphalen	209	17,659,381	8,135
Rhein-Provinz	37	10,895,866	4,970
Ueberhaupt	339	40,921,066	17,884

Es verhält sich also
die Anzahl der Steinkohlengruben in Preußen zu den in Belgien wie 100 zu 192½;
das Quantum der Production in Preußen zu dem in Belgien wie 100 zu 154½,
und die Anzahl der Gruben-Arbeiter in Preußen zu den in Belgien wie 100 zu 207½.

Auch im Preußischen Staate ist die Steinkohlen-Production in fortwährendem Wachsthume begriffen. Es wurden nämlich überhaupt gefördert

im Jahre 1836	32,968,849 Ctr.
1837	36,849,608 „
1838	40,921,066 „
1839	43,301,213 „
1840	45,214,044 „

Hiernach ist also in diesen 5 Jahren die Steinkohlen-Production gestiegen von 100 auf 137½.

Nach den Provinzen, welche dieses brennbare Mineral besitzen, stellt sich die Steigerung folgendermaßen:

In Schlesien	von 100	auf 150½
„ Westphalen	„ 100	„ 132½
„ Sachsen	„ 100	„ 132½
„ Rheinland	„ 100	„ 125

Nach den Zoll-Registern wurden in demselben Zeitraume Preußische Steinkohlen an das benachbarte Ausland abgegeben:

1836	5,436,443 Ctr.
1837	7,334,445 „
1838	7,448,879 „
1839	6,903,473 „
1840	6,888,293 „

Im Durchschnitte dieser 5 Jahre wurden also im Preußischen Staat jährlich Steinkohlen

gewonnen	39,630,956 Ctr.
ausgeführt	6,802,307 „
im Innern also verbraucht	32,848,649 Ctr.

Das heißt, von 100 Centnern wurden

im Lande verbraucht	83 Ctr.
ausgeführt	17 „

Es ist zu bedauern, daß über die Steinkohlen-Production in England nicht eben so ausführliche Nachrichten vorhanden sind, als die vorstehend von Belgien und Preußen angegebenen. Was über diesen mächtigen Reichthum an brennbarem Mineral, dem England sein politisches und merkantilisches Uebergewicht verdankt, und der nach angestellten Berechnungen so groß ist, daß derselbe, nach Maßgabe des gegenwärtigen Verbrauchs, für den Bedarf im Inlande noch auf 2000 Jahre ausreichend seyn soll, beruht auf bloßen Schätzungen, da nur über die Ausfuhr bestimmte Register geführt werden, dagegen über die Production und den Verbrauch im Innern keine Kontrolle stattfindet.

Was von einer solchen Schätzung in „Mac-Culloch's theoretisch-praktischem Comtoir-Handbuche" angegeben ist, dürfte zur Vergleichung mit der hier bemerkten Stein-Production in Belgien und Preußen anzuführen, nicht ohne Interesse seyn.

Es heißt daselbst S. 1342 und 1343:

Die großen Steinkohlen-Magazine der Vereinigten Königreiche sind Northumberland und Durham; sie umfassen eine Fläche von 732 Englischen oder 34,56 geographischen Quadratmeilen, von wo aus London und der größte Theil des südlichen Englands versorgt werden. Aus Cumberland werden sehr große Quantitäten nach Irland verschifft, so wie auch aus Staffordshire, Derbyshire, Lancashire, Leicestershire, Warwickshire, aus dem südlichen Wales u. s. w. In Schottland werden Steinkohlen in den Grafschaften Lothian, Lanarkshire, Renfrewshire, Ayrshire und auch noch an anderen Orten gefunden. Die in Irland gewonnenen Steinkohlen sind von geringerer Güte, und es giebt auch nur wenig; dagegen ist Torf daselbst als Feuerungs-Material allgemein im Gebrauche.

Herr Taylor, ein sehr erfahrener Steinkohlen-Händler und Eigenthümer eines Kohlenwerks, schätzt den jährlichen Steinkohlenverbrauch Großbritanniens folgendermaßen:

Das Quantum der auf Küstenfahrzeugen jährlich von Durham und Northumberland verführten Steinkohlen beträgt	65,164,512 Ctr. Pr.*)
Eigener Verbrauch in den Minen-Distrikten angenommen zu ⅕	13,032,902 „
Summe ...	78,197,414 Ctr. Pr.
Durch dieses Quantum werden ungefähr 5 Millionen Menschen versorgt, und angenommen, daß die Gesammtbevölkerung von Großbritanien 15 Millionen beträgt, so ist obiges Quantum dreimal zu rechnen. Wenn auch ein Theil derselben weniger im Stande seyn sollte, sich Feuerung zu halten, so ist dagegen durch den Verbrauch der Manufaktur-Distrikte und durch die Wohlfeilheit der Steinkohlen im Innern des Landes dieses wieder ausgeglichen, so daß die Schätzung nicht zu hoch seyn wird mit	234,592,242 Ctr. Pr.
Die Eisenwerke, in denen 11,818,092 Ctr. Metall verarbeitet werden, verbrauchen wenigstens viermal so viel Steinkohlen nur zum bloßen Schmelzen, wozu noch der außerordentliche Verbrauch in den Gruben von Cornwallis zu rechnen ist; beides zusammengenommen wird angenommen mit	39,240,466 „
Also überhaupt Steinkohlen-Verbrauch in Großbritanien	293,823,708 Ctr. Pr.

*) Die Angaben der Bergwerks-Behörden lauten auf Tonnen, welche hier = 290 Preuß. Pfunde auf Centner reduzirt angegeben sind.

*) Die Angaben lauten auf Englische Tons, die hier auf Preußische Centner reduzirt sind; ein Engl. Ton für ganz schwere Waaren, als Metalle, Steinkohlen ꝛc. enthält 20 Centner zu 112 Pfd. Englisch, und ein Englisch Pfd. ist = 0,..... Pfd. Preußisch, wovon 110 auf den Centner gehen.

Transport . .	293,823,708 Ctr. Pr.
Hierzu Ausfuhr nach Irland	13,822,773 "
Hierzu Ausfuhr nach fremden Ländern	101,696,132 "
Ueberhaupt jährliches Erzeugniß an Steinkohlen . . .	409,351,615 Ctr. Pr.

Diese Schätzung weicht nicht viel von derjenigen ab, welche Stevenson (in der Edinburgh-Encyclopedia, Art. England S. 740) und Bakewell aufgestellt haben, und kann daher als ziemlich genau und richtig anerkannt werden. (So weit nach Mac-Culloch.)

Gegen dieses Steinkohlen-Productions-Quantum in England von jährlich über 409 Millionen Centner erscheinen die in Belgien von etwa 64 Millionen und in Preußen von 40 Millionen Centner jährlich gewonnenen Quantitäten nur geringfügig.

Der Verbrauch im Innern ist jährlich

in Großbritanien und Irland	308 Millionen Centner
in Belgien	34 " "
in Preußen	32 " "

Also werden in England neunmal mehr Steinkohlen als Heizungs-Material in den Haushaltungen und zum Gewerbebetriebe verbraucht, als in Belgien und Preußen.

Englands Steinkohlen-Ausfuhr ist etwa ein Viertel, Belgiens beinahe die Hälfte und Preußens $^1/_{20}$ seiner ganzen Production. Gegen die Ausfuhr in England ist die von Belgien 3 mal, die von Preußen 147 mal kleiner.

Sch.

Frankreich.

Physiognomik und Schädellehre auf die Musik angewandt.

Bieten die Physiognomie und der Schädel des Menschen sichere, untrügliche Zeichen dar, um daraus die Anlagen, die Eigenthümlichkeiten und den Grad der geistigen Fähigkeiten der Individuen, und insbesondere der Männer, die sich den freien Künsten der Phantasie widmen, mit Genauigkeit voraussagen zu können? Oder, mit anderen Worten, bilden die von Gall und Lavater angestellten und gesammelten Beobachtungen eine positive Wissenschaft? Ueber diesen Punkt wird bekanntlich unter den neueren Gelehrten viel gestritten, gezweifelt und hin und her gesprochen, und gewiß wird noch eine geraume Zeit vergehen, ehe das Problem vollständig gelöst seyn wird. — Unterdessen mögen folgende zwei Anekdoten, die uns als authentisch überliefert worden und die sich unmittelbar an hohe musikalische Celebritäten anknüpfen, ein Argument mehr zu Gunsten der physiognomischen und der phrenologischen Wissenschaft abgeben.

Zu der Zeit, als Gluck damit anfing, im lyrischen Drama zu debütiren, fand er Gelegenheit, eine Reise nach Zürich zu machen, wo Lavater eben mit der Grundlegung einer Schule beschäftigt war, die seitdem so berühmt geworden. Der Deutsche Komponist hatte viel von den physiognomischen Arbeiten Lavater's gehört, und ohne eben selbst an die Unfehlbarkeit jener Lehre zu glauben, ohne jenen Beobachtungen und Prognostiken ein blindes Vertrauen zu schenken, hatte sich sein feuriges Naturell und seine für das Wunderbare überhaupt eingenommene Phantasie lebhaft für das interessirt, was in den Hypothesen Lavater's Erhabenes, Neues, Kühnes und Glänzendes lag. Auch benutzte er seinen Aufenthalt zu Zürich, um Lavater einen Besuch abzustatten.

Letzterer war eben in seinem Kabinet, das ein wahres Museum darstellte, wo die Köpfe aller ausgezeichneten Männer jener Zeit mit genauer Sorgfalt abgebildet waren, damit beschäftigt, die weitläufige Korrespondenz zu besorgen, der er den größten Theil seiner Morgenstunden widmete. Lavater schien die Ankunft des Künstlers gar nicht bemerkt zu haben, und von den Ideen, die ihn beschäftigten, zu sehr angezogen, setzte er die Abfassung seiner Briefe fort, ohne dem neuen Gast auch nur einen Blick zuzuwenden. Dies dauerte länger als eine halbe Stunde, und schon fing der Komponist an, ungeduldig zu werden, als auf einmal Lavater seine blauen Augen, aus denen der Verstand und die Herzensgüte leicht herauszulesen waren, auf ihn richtete.

„Mein Herr", sagte er zu ihm, „wen habe ich die Ehre zu sprechen?"

„„Verzeihung, mein Herr"", erwiederte der Künstler lächelnd, „„Verzeihung, wenn ich die Frage nicht beantworte, die Sie eben an mich richten, und wenn ich es Ihnen überlasse, sie selber zu lösen. Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß Ihr Tiefblick und Ihr Scharfsinn Sie leicht zum Ziele führen werden. Erlauben Sie mir also nun, Sie zu fragen, wer ich bin und was ich bin . . . .""

Die Absicht Gluck's war offenbar, den berühmten Gelehrten einigermaßen in Verwirrung zu bringen; allein dieser war an dergleichen Herausforderungen schon gewöhnt, und mehr als einmal hatte er bei solchen schwierigen Proben Siege errungen, die seine zahlreichen Besucher in Erstaunen setzten; auch fing er, ohne über die Antwort des Komponisten im Geringsten betroffen zu scheinen, sogleich an, dessen Züge und Physiognomie aufmerksam zu studiren, und nach Verlauf einiger Minuten beschloß er seine Untersuchung mit dem Ausrufe: „Nein, ich täusche mich nicht; Sie sind Musiker . . . ."

„„Dies ist wahr"", erwiederte der Künstler; „„allein das ist noch eine zu vage, ungenaue Bezeichnung. Könnten Sie nicht den Theil der Musik angeben, dem ich mich insbesondere gewidmet habe?""

Auf diese neue Frage schwieg Lavater einige Augenblicke und schien in ein tiefes Nachdenken versunken zu seyn; dann antwortete er plötzlich: „So ist es", sagte er; „Sie sind Komponist . . . . ja, dramatischer Komponist . . . . Die Eigenschaften, wodurch Sie sich auszeichnen, sind Lebhaftigkeit, Energie, Kühnheit, erhabene Gefühle, große Ideen . . und sehen Sie" fuhr er fort, indem er aus einem der Fächer seiner Bibliothek ein prächtig gebundenes Werk hervornahm, „ich würde eine Wette darauf eingehen, daß Sie diese Partitur komponirt haben . . . ."

Gluck betrachtete das Werk und erkannte darin eine seiner Opern, bekannt unter dem Titel: „Der Fall der Riesen", die kurz vorher einen ungeheuren Erfolg in ganz Deutschland erlangt hatte. Der überraschende Scharfsinn seines Wirthes setzte ihn einigermaßen in Schrecken und Staunen zugleich.

„Das ist nicht Alles", fuhr Lavater fort, dessen Stirn von Begeisterung erglänzte und dessen Stimme mit jedem Augenblicke einen feierlicheren Ton annahm, „das ist nicht Alles . . . . Sie sind zu großer, glänzender Bestimmung berufen . . . . Sie werden einen lichtvollen Namen und unsterbliche Erinnerungen auf der von Ihnen betretenen Bahn hinterlassen . . . . Sie werden der Gründer einer großen Schule werden; denn Sie besitzen eine unermeßliche Schöpferkraft und, was noch mehr ist, jenen Feuereifer für den Kampf auf dem Felde der Ehre, der die berühmten Männer erzeugt und den Sieg sichert . . . ."

Drei Jahre darauf war Gluck in Frankreich, wo er seine „Iphigenia in Aulis", jenes Meisterwerk, das die Grundlage zu den neueren Formen des lyrischen Drama's bildete, aufführen ließ; bei dieser Gelegenheit theilte sich die damalige musikalische Welt in zwei Parteien, und der Name Gluck's, der bei dem Streite nur immer mehr gewann, ward in aller Welt berühmt und geehrt. — Auf diese Weise waren die Vorhersagungen Lavater's über den berühmten Deutschen Komponisten aufs genaueste in Erfüllung gegangen.

Neben dem Namen des Züricher Gelehrten haben Gall und Spurzheim eine gleiche Berühmtheit auf dem wissenschaftlichen Felde erlangt, und die Phrenologie hat nicht minder wunderbare Dinge aufzuweisen, als die Wissenschaft Lavater's. In Betreff der ersteren haben wir unseren Lesern folgende Anekdote mitzutheilen:

Bekanntlich verließ Gall, der berühmte Gründer der phrenologischen Schule, keinen großen Saal, ohne vorher die Köpfe und deren charakteristische Hervorragungen bei allen Personen, die sich daselbst befanden, untersucht zu haben. Jedermann ließ sich gern die Operation gefallen, und um die Resultate derselben festzuhalten, führte der berühmte Phrenolog beständig eine Brieftasche bei sich, in welche er die Namen aller derjenigen, die sich seinen Untersuchungen unterzogen hatten, eintrug, unter Hinzufügung der Bemerkungen, die er über jeden Einzelnen gemacht hatte.

Als Gall sich nun vor etwa dreißig oder fünfunddreißig Jahren einige Monate zu Mailand aufhielt, hatte er insbesondere in einem der dortigen großen Säle einen sehr jungen Musiker bemerkt, der durch Geist, Witz und Talent die Gesellschaft ergötzte. Folgendes ist es, was er in Betreff des jungen Mannes in sein Notizbuch eintrug:

„Ein glänzendes Auge. — Ein feines, verständiges Lächeln. — Eine gewölbte, hervorragende Stirn. — Begeisterung. — Schöpferisches Genie. — Energie. — Anmuth. — Fruchtbarkeit. — Geschmeidigkeit."

Rossini war der Name des jungen in Rede stehenden Musikers, ein Name, der zu jener Zeit noch völlig unbekannt war, und doch ist es wohl möglich, eine vollkommenere Aufzählung der verschiedenen Eigenschaften zu liefern, durch welche seitdem die Productionen des großen Komponisten sich so glänzend ausgezeichnet haben? (Gazette Musicale.)

Mannigfaltiges.

— Shakspeare-Literatur in Deutschland. Von N. Delius ist im Laufe des verflossenen Jahres eine Ausgabe von Shakspeare's Macbeth nach der editio princeps in folio von 1623 besorgt und mit kritischen Anmerkungen versehen worden. (Bremen, bei Schünemann.) Schon Tieck hat von dem Werthe gesprochen, welchen eine genauere Rücksicht auf jene erste von Heminge und Condell veranstaltete Folio-Ausgabe der Werke Shakspeare's für das Verständniß des großen Dichters haben würde. Seitdem hat man auch in England angefangen, sich gewissenhafter nach ihr zu richten und wiederherzustellen, was die Konjektural-Kritik der späteren Herausgeber nach ihrem oder ihrer Zeit Geschmack verunstaltet hat. Die schöne jetzt in England erscheinende Pictorial Edition (mit vortrefflichen Holzschnitten), die Charles Knight besorgt, legt dieses Prinzip zu Grunde, überzeugt, daß Heminge und Condell nicht mit jener Nachlässigkeit und Willkür ihre Arbeit vollendeten, wie man ihnen früher zur Last legte. Doch ist Knight's Ausgabe noch weit entfernt, eine genaue Wiederherstellung der Folio-Edition von 1623 zu geben; sie zeigt noch immer einen Shakspeare in modernem Gewande. Dies völlig von ihm abzustreifen und ein getreues Bild des ursprünglichen Textes zu geben, ist nun die Aufgabe gewesen, welche N. Delius bei seiner Arbeit sich stellte. Zugleich hat er die Varianten der Folio-Ausgaben von 1632, 1664 und 1687 mitgetheilt und in kritischen Anmerkungen manche der früheren Auslegungen berichtigt. — Zur Probe, wie viel an der Schreibart Shakspeare's im Laufe der Zeit geändert ist, theilen wir die erste Scene des ursprünglichen Textes aus Delius' Ausgabe hier mit:

Actus Primus. Scœna Prima.

Thunder and Lightning. Enter three Witches.

1. When shall we three meet againe?
   In Thunder, Lightning, or in Raine?
2. When the Hurley-burley's done,
   When the Battaile's lost and wonne.
3. That will be ere the set of Sunne,
1. Where the place?

2. Upon the Heath.
3. There to meet with Macbeth.
1. I come, Gray-Malkin.
All. Padock calls anon: faire is foule, and foule is faire,
Houer through the fogge and filthie ayre. (Exeunt.)

Wir möchten auf die Arbeit von Delius als besonders geeignet zur Grundlage bei akademischen Vorlesungen über Shakspeare hinweisen; noch mehr aber auf K. Simrock's so eben bei Cotta erschienenes Buch: „Shakspere *) als Vermittler zweier Nationen. Probeband: Macbeth." Simrock, der früher schon durch seine mit Echtermeyer und Henschel gemeinschaftlich herausgegebenen „Quellen des Shakspeare in Novellen, Märchen und Sagen" (Berlin, 1831, bei Finke) ein großes Verdienst um die Verehrer des Dichters sich erwarb, beschenkt uns hier neuerdings mit dem Anfange einer werthvollen und gediegenen Arbeit über denselben. Wir finden in seinem Buche eine neue Uebersetzung des Macbeth, dazu im Gegenüberdruck das Original dieses Trauerspiels nach der Folio-Ausgabe (mit selbständiger, hin und wieder berichtigender Zugrundelegung des Abdrucks von Delius), eine Reihe kritischer, theils der Sach- und Worterklärung, theils der Polemik (zumeist gegen Tieck) gewidmeter Anmerkungen und eine lesenswerthe Vorrede, in der sich der gelehrte Herausgeber über den Zweck seines Unternehmens mit umsichtiger Klarheit ausspricht. Dieser Zweck aber ist ein doppelter. Zunächst und insbesondere will das Werk, dessen ersten Band wir vor uns sehen (denn beim Probe-Band wird es hoffentlich nicht bleiben), dahin wirken, „daß eben Shakspere, der beiden Völkern gleich lieb und theuer ist, noch ferner zu ihrem Vermittler gewählt werde, denn wie sich an ihm ihre Verwandtschaft am auffallendsten erweist, so möchte er auch am geschicktesten seyn, den Deutschen für die Englische, die Engländer für die Deutsche Sprache zu gewinnen." Sodann aber stellt es sich die Aufgabe, „das Verständniß des Dichters bei beiden Nationen und seine Aneignung bei uns weiter zu fördern." Beiden Absichten, meinen wir, dürfte Simrock's Arbeit aufs schönste und vollständigste Genüge zu leisten im Stande seyn. Seine Uebersetzung des Macbeth (bereits 1830 gemeinschaftlich mit C. J. Coppenhagen unternommen, zwei Jahre später aber, nach dem Tode dieses Freundes, völlig umgearbeitet und seitdem mit jedem Jahre wesentlich verbessert) ist geradezu vortrefflich zu nennen und zeichnet sich vor den vielen früheren Uebertragungen „dieses schwierigsten unter allen Werken Shakspere's", die Tieck-Baudissinsche nicht ausgenommen, neben möglichster Treue durch ihre durchaus dramatische Sprache aus, ein Verdienst, das wir einem Uebersetzer Shakspeare's nicht hoch genug anrechnen können. Für den Lehrling in beiden Sprachen dürfte es kaum ein förderuderes und angenehmeres Unterrichtsmittel geben, als eine Vergleichung dieser Uebersetzung mit dem gegenüberstehenden Texte, unter Berathung der den Schluß des Bandes bildenden Anmerkungen, die, wo sie Irrthümer früherer Kommentatoren berichtigen, jederzeit den Nagel auf den Kopf treffen. Möchte Simrock, der in arbeitsamer Abgeschiedenheit rastlos fördernde, uns nicht lange auf eine Fortsetzung dieses verdienstlichen Unternehmens warten lassen und insonderheit auch seine Uebersetzung des Hamlet (1837 in Wigand's wohlfeiler Ausgabe erschienen) nach nochmaliger Durchsicht demselben einverleiben. Es wäre ein Gewinn für unsere Literatur, wenn sich ein Mann von Simrock's kritischem und poetischem Takte zu einer Uebersetzung sämmtlicher von A. W. Schlegel unübersetzt gebliebenen Shakspeareschen Dramen entschlösse.

Beiläufig berichtigen wir noch, daß Charles Knight, den Simrock nach einer Stelle der Vorrede für den Herausgeber (editor) der Londoner Pictorial Edition des Shakspeare zu halten scheint, nur der Verleger (publisher) derselben ist, nicht ein Gelehrter, sondern ein spekulativer Buchhändler, den seine vielen großartigen Unternehmungen unlängst in eine bedenkliche Geschäftskrise versetzt hatten. So viel wir wissen, hat er dieselbe indeß glücklich überstanden, und seine Ausgabe des Shakspeare schreitet ohne Stocken ihrer Vollendung entgegen. G.

— Dannecker und Gustav Schwab. Herr William Howitt, der Verfasser der „Visits to remarkable places" und Uebersetzer des „Student Life of Germany", hat jetzt ein allgemeines Skizzenbuch von Deutschland herausgegeben **), welches, obwohl im Ganzen etwas oberflächlich — da, wie das Londoner Athenaeum bemerkt, der innere Kern von Hauptstädten, die so himmelweit von einander verschieden seyen, wie Wien, Berlin, München und Dresden, sich im Durchfluge unmöglich beobachten lasse — doch so mannigfaltige Notizen und Belehrungen enthält, daß es von dem reiselustigen Englischen Publikum als eine wahre Fundgrube zur Benutzung bei seiner „general tour" angesehen wird. Das Buch ist mit zahlreichen Illustrationen nach Zeichnungen von Sargent ausgestattet, die sowohl landschaftliche als architektonische Scenerieen darstellen und zum Theil sehr kunstvoll ausgeführt sind. Wir denken nach und nach einige Mittheilungen aus und über Howitt's Buch zu machen, sofern sie für Deutsche Leser Interesse haben ***), und beginnen hier mit des Verfassers Besuch bei Dannecker und Gustav Schwab in Stuttgart:

„Es machte uns außerordentliches Vergnügen, nachdem wir das Atelier besichtigt hatten, bei dem ehrwürdigen Bildhauer selbst eingeführt zu werden. Es war eben noch zeitig genug — denn diejenigen, die ihn jetzt suchen, finden ihn nicht mehr, da der Greis seitdem verstorben ist. Wir fanden ihn im Garten, auf einer erhöhten hölzernen Bank, im Schatten eines Birnbaum sitzend, von wo er den Platz, auf welchem das Königl. Schloß und das Schauspielhaus gebaut sind, übersehen und sich mit der Betrachtung der vorübergehenden Leute unterhalten konnte. Er war mehr als achtzig Jahr alt, von gesundem, aber schwächlichem Aeußeren und sah wie einer von Homer's Alten aus, die, im Sonnenschein auf der Mauer von Troja sitzend, sich des Lebens da draußen erfreuen. Wir hatten gehört, er sey fast kindisch geworden, und waren daher angenehm überrascht, ihn so vollkommen seines Verstandes mächtig und gesammelten Geistes zu finden; nur etwas furchtsam erschien er uns, wie dies jedoch gewöhnlich bei altersschwachen Leuten der Fall ist. In seinem ehrwürdigen Gesichte und seinem Haupte mit langen weißen Locken erkannten wir den einfachen frommen Charakter, der in seiner Christus-Statue sich ausspricht, und sein freundliches Wesen spiegelte den Geist wieder, den er aus Christi Lehren geschöpft. Er kam uns entgegen, erzählte uns, er habe diesen Birnbaum, wie fast Alles, was im Garten sey, mit eigner Hand gepflanzt, und sammelte Früchte und Blumen für meine Tochter. Madame Dannecker, die viel jünger ist, erschien uns wie ein Schutzengel seines Alters. Gott segne mit der Asche des trefflichen Greises!

„Unser nächster Besuch galt Gustav Schwab, einem der fleißigsten und populairsten jetzt lebenden Schriftsteller in Deutschland. Gustav Schwab ist ein protestantischer Geistlicher und ein vollständiges Bild eines guten Schwaben (der Verf. schreibt: „Der gute Swaben"). Er scheint sich ganz besonders über Alles zu freuen, was seinem schönen Geburtslande Würtemberg zur Ehre gereicht. Er war der Freund Hauff's, des jungen sehr beliebten Novelisten, den ein frühzeitiger Tod hinweggerafft. Wir fanden Herrn Schwab in seinem großen altmodischen Pfarrhause, wohin er so eben zurückgekehrt war, nachdem er die Vormittags-Predigt gehalten. Er empfing uns auf die herzlichste Weise, und in der That stellt er sich uns auf den ersten Blick nicht als ein gemüthlicher Mensch, denn als poetischer Charakter dar. Er ist mittelet Größe, breit gebaut, mit einem gerötheten Gesicht, sehr runden braunen Augen und schlichtem kurzen grauen Haar. Er trat aus einer Seitenthür mit einer tiefen Verbeugung und verwunderter Miene; nachdem wir jedoch uns ausgesprochen, bewillkommnete er uns auf das freundlichste und wenige Augenblicke darauf sprachen wir von Hauff, Lichtenstein (?), den Schwaben und von der Poesie, als ob wir schon seit Jahren mit einander bekannt gewesen wären. Er führte uns nach seinem Studirzimmer, einem weiten Raume voller Bücher und geschmückt mit einer Büste Hauff's, so wie mit einem Bildniß von Uhland. Er stellte uns seiner Tochter und seiner Frau vor, welche Letztere, wie es scheint, eine echte Deutsche Hausfrau ist. Er freute ihn, als er erfuhr, daß ich eines oder mehrere seiner Burschenlieder, besonders sein „Des Burschen Abschied", in meinem Student Life of Germany übersetzt. Er theilte dies seiner Frau mit großer Lebhaftigkeit mit und sagte zu uns, indem er auf sie wies: „Das ist das Liebchen aus dem Liede."

— Kraftproben Kaiser Peter's I. und König August's I. Man weiß, daß Peter der Große und sein Alliirter, König August von Polen (Kurfürst von Sachsen), Beide eine sehr ungewöhnliche, fast übermenschliche Körperkraft besaßen. Eines Abends war der Erstere bei dem Letzteren in einem kleinen, dem Fürsten Radzwill gehörenden Jesuiten an der Kurländischen Gränze zum Souper. Während der Mahlzeit bemerkte August, daß ein silberner Teller, den man ihm gereicht hatte, unrein war: sofort bog er den Teller zusammen, daß eine Rolle daraus ward, und warf ihn an die Seite. Peter glaubte, der König wolle nur mit seiner Stärke vor ihm prahlen: darum drückte auch er seinen Teller zu einem Klumpen und legte ihn vor sich hin. Jetzt wurde August hitzig und zermalmte einen großen silbernen Rauf zwischen den flachen Händen; aber Peter blieb auch in diesem Experiment nicht hinter ihm zurück: er that von seiner Seite ein Gleiches mit einem anderen Rauf. Die beiden starken Potentaten waren auf bestem Wege, das ganze Tafel-Service zu zerstören, hätte nicht Peter dem kuriosen Wettkampf mit folgenden Worten ein Ende gemacht: „Bruder August, wir kneten und verbiegen Silber, daß es eine Lust ist: aber ersprießlicher wird es seyn, wenn wir das Schwedische Eisen zu krümmen versuchen." — Ein anderes Mal, als beide Monarchen in der Stadt Thorn verweilten und zu ihrer Ergötzung einen Stierkampf mit ansahen, wollte August dem Zar beweisen, daß zu seiner Heldenstärke auch Heldenmuth sich gesellte. Er packte eine der wüthenden Bestien beim einen Horn, holte mit dem anderen Arme aus und hieb mit einem Säbelstreiche den Kopf des Stieres vom Rumpfe. „Warte, Bruder August, auch ich verstehe was", rief ihm Peter zu — „befiehl einmal, daß man einen Ballen Tuch bringe!" Der Ballen wurde gebracht; Peter warf ihn in die Luft, zog dann mit Blitzesschnelle seinen Pallasch und führte, ehe das Tuch wieder am Boden ankam, einen so gewaltigen Hieb gegen dasselbe, daß es in zwei Stücke niederfiel. König August bot nun alle seine Stärke und Gewandtheit auf, um etwas Aehnliches zu leisten; auch beschädigte er manchen Ballen, aber das Entzweihauen in der Luft gelang ihm nimmermehr. †)

*) So schreibt, nach der Angabe von [illegible] auch Delius den Namen.

**) The rural and domestic life of Germany, with characteristic sketches of its cities and scenery.

***) Interessenten ersuchen wir unseren geschätzten Mitarbeiter am Rhein, uns die angekündigten Bemerkungen aus und über Howitt's Buch einzusenden.

†) Aus dem noch ungedruckten Russischen „Denkwürdigkeiten Peter's des Großen", einer im Jahre 1727 beendigten Handschrift des damaligen wirklichen Staatsraths, Akademikers und Professors der Mechanik in Petersburg, Andrei Nartow.

Neue Bestellungen auf diese Zeitschrift werden so zeitig als möglich erbeten, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann. Im Wege des Buchhandels hat Herr Ferdinand Dümmler in Berlin die Güte, Bestellungen auf das Magazin anzunehmen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Freitag den 16. Dezember 1842.

Asien.

Hamilton's Forschungen in Kleinasien. *)

1.

Tod alte Rhodus. — Verödung der herrlichen Insel. — Der berühmte Koloß.

Der Verfasser des in der Anmerkung näher bezeichneten gehaltreichen Reisewerkes vereinigt gründliche Gelehrsamkeit und Kenntniß des klassischen Alterthums mit großer Umsicht und einem scharfen praktischen Beobachtungsgeiste. Diese Eigenschaften und Talente haben ihn in den Stand gesetzt, mehr zu leisten, als mancher Andere, der vor ihm das innere Kleinasien besuchte. Herr Hamilton reiste von Konstantinopel aus zweimal zu Lande und auf verschiedenen Wegen nach Smyrna und untersuchte die vulkanische Region in dem alten Mäotien. Er wanderte von Trapezunt ostwärts, über die Gränze Armeniens, nach den Ruinen von Ani; von dort zurück gegen Sinope, das Thal des Kyssil Irmak (rothen Flusses) oder Halys der Alten hinan, und so durch ein wenig bekanntes Land nach Smyrna. In der Folge machte er einen anderen Ausflug nach Cäsarea und dem Berge Argäus, das Innere von Karamanien mit bestem Erfolg erforschend. Bevor wir Herrn Hamilton auf dem Festlande Kleinasiens folgen, wollen wir hier einige Auszüge aus seiner Schilderung von Rhodus geben:

„Die Häuser der alten Ritter von Rhodus versetzten uns in ein früheres Zeitalter. Viele dieser Gebäude lagen in Trümmern; andere waren von Türken bewohnt; alle aber hatten noch dasselbe Aeußere wie vor drei oder vier Jahrhunderten. Ihre Architektur zeigt eine seltsame Vereinigung des Heiteren und Düsteren — massenhaft, aber nicht ohne Eleganz und durchaus von Stein, haben sie dem Zahne der Zeit wie den unheilvollen Wirkungen Türkischer Gewaltthätigkeit und Unwissenheit Trotz geboten. Selbst die Wappenschilder der Ritter aus verschiedenen Ländern, von denen bisweilen mehrere in demselben Hause sich finden, erhalten sich an den Mauern noch unverletzt. Die vornehmste Straße führte in sanfter Erhebung gegen Westen; sie war breiter als in der Levante gewöhnlich und an jeder Seite mit einem Fußpfad versehen. Zur Linken ließen wir ein massives Gebäude liegen; jetzt eine Kaserne für die neuen Truppen und einst ein Kollegium, wo die ärmeren Ritter wohnten und öffentliche Geschäfte abgemacht wurden. Rechter Hand erhoben sich alte Häuser im blühenden Gothischen Styl mit vielen Zierrathen, die an der Mauer rings um die Fenster liefen. Unter den vielen Wappenschildern bemerkte ich die drei Löwen Englands und die drei Lilien Frankreichs an einer und derselben Mauer. Vergißt man einen Augenblick die Ueberreste des klassischen Alterthums, welche in der heutigen Stadt nur noch spärlich zu finden, so ist es unmöglich, diese wohlerhaltenen Denkmale aus der Ritterzeit zu betrachten, ohne ein lebhaftes Interesse für die Ereignisse zu fühlen, welche hier die Europäische Civilisation ins Daseyn gerufen und nachmals wieder zerstört haben — Ereignisse, die man mit Recht als die wichtigsten betrachten kann, welche seit dem Fall des Römischen Reiches Europa erschütterten. Auch ist es merkwürdig, daß ein Baustyl, der vor vier Jahrhunderten in Europa vermuthlich allgemein war, vermöge eines sonderbaren Zufalls gerade auf einer Türkischen Insel sich erhalten hat, während er in Europa überall durch die zerstörende Hand der Neuerung verschwindet."

Das einst volkreiche Rhodus ist jetzt größtentheils eine fruchtbare Oede, und man erfährt mit Verwunderung, daß unter den Bewohnern einer so kleinen Insel, deren Lage für Handel und Industrie so günstig ist, Einige ihrem Gewerbe nach Jäger sind und ihre Zeit auf die Jagd des Rothwildes verwenden. Der Hang zu einer solchen Lebensweise hat sich vermuthlich aus dem hohen Alterthum, als Apollo, Diana und die Nymphen in ihren Hainen dem Waidwerk oblagen, unter den lebhaften Bewohnern fortgepflanzt. Wir wundern uns, daß dieses Vergnügen, wie überhaupt die ganze Natur der Insel, nicht mehr Besucher anlockt.

„Als wir uns" — sagt der Verf. — „dem Berge Atario nahten, veränderte sich der Charakter der Gegend sehr **): die Höhen wurden rauh und nackt; sie bestanden aus einer braunen schiefrigen Masse mit darüber gelagertem Grünstein und Granit. Hin und wieder sah man Wäldchen von Fichten oder Zwerg-Cypressen. Auch hier herrschte Verödung: der fette Boden und die lockende Vegetation des Innern scheinen nicht größeren Reiz für die Eingebornen zu haben, als ihre rauhen Höhenzüge; man versucht selbst da keinen Anbau, wo jeder Fuß breit Landes ihn reichlich lohnen müßte, und die bewaldeten Hügel und wasserreichen Thäler werden eben so vernachlässigt wie der kahlste Felsen. Ob man dies einer natürlichen Apathie der Griechen oder dem unsicheren Schutze der Türkischen Regierung beizumessen habe, ist schwer zu sagen; ich möchte mich für das Erstere entscheiden, kann mir aber nicht denken, daß irgend ein anderes Land in Hinsicht seines Klima's und seiner Erzeugnisse für einen Auswanderer, der noch im Bereiche Europäischer Civilisation bleiben möchte, größeren Reiz haben könne als Rhodus."

Die Entdeckung der Stelle, wo Camirus (Kameiros), eine der drei bedeutendsten Städte von Rhodus in Homer's Zeitalter, gestanden, ist eines der interessantesten Ergebnisse der Nachforschungen des Herrn Hamilton. Der berühmte Sonnen-Koloß aber war das Wunder einer späteren Zeit. Der Verfasser sagt in Betreff des letzteren:

„Die Frage, wo jener Koloß gestanden, dessen Höhe 105 Fuß betragen haben soll, so daß Schiffe mit vollen Segeln zwischen seinen Beinen hindurch kamen, da er am Eingang des Hafens stand — diese Frage ist oft erörtert worden. Die ungeheure Bildsäule, ein Werk des Chares, Schülers des Lysipp, hatte 64 Jahre lang gestanden, als ein Erdbeben sie umstürzte. *) In Erwägung des gewöhnlichen Verhältnisses zwischen der Höhe einer Figur und dem Raume, den sie mit gespreizten Beinen einnehmen würde, müßte die Distanz von einem Steindamme zum anderen 35 Fuß betragen haben. Dies konnte aber nur an einer Stelle der Fall gewesen seyn; der östliche Hafen ist wenig mehr als eine kleine offene Bucht ohne Steindämme; der westliche hat solche, ist aber am Eingang ungefähr 200 Fuß breit; dagegen giebt es noch einen wohlgeschützten inneren Hafen mit enger Einfahrt zwischen zwei zerstörten Steindämmen. Es ist unmöglich, die Breite dieser ehemaligen Einfahrt genau zu bestimmen; aber aus der Lage der eingefallenen Steine und der Art, wie die jetzige Passage von ihnen gesperrt wird, darf man wohl abnehmen, daß ihre Breite nicht über 40 Fuß betragen habe, und hier stand wahrscheinlich der Koloß. Die übrigen Alterthümer von Rhodus verdienen kaum besondere Erwähnung; man findet einige Grabsteine, die ohne Inschriften sind. Einige Trümmer der alten Stadt sah ich in den Gärten und Feldern jenseits des Griechen-Viertels und auf den Hügeln im Westen. Die alte Stadt muß aber jedenfalls an der Stelle der heutigen gestanden haben, und die heutigen Häfen sind ohne Zweifel mit denen der frühesten Periode identisch."

2.

Archäologische Entdeckungen. — Basrelief von dem Grabmal des Mausolus. — Kosaken-Kolonie in Kleinasien.

Unser Autor erzählt, daß einige Matrosen der Jacht, in welcher er die Inseln besuchte, bei den Ruinen von Erythrä, wo sie ans Land gingen, eine Griechische Inschrift ganz leserlich kopirt hätten, obgleich die Buchstaben ihnen fremd waren. Zu Teos (Τέως) wurde ein Tempel entdeckt, welcher der Beobachtung älterer Reisenden entgangen war. Es umgab ihn eine Kolonnade von 160 Schritten in der Länge und 140 in der Breite; die über den Boden verstreuten Fragmente von Karnießen zeugten von hoher künstlerischer Vollendung. Diese Stellen antiker Städte und Tempel sind eben so viele Minen kostbarer Reliquien, wie folgender Umstand beweist:

„Während wir in der Umgegend unsere Nachforschungen fortsetzten, entdeckten wir in einem Moore zwei Marmorblöcke, von denen nur sehr kleine Theile über der Erde sichtbar waren; ihre eigenthümliche Form erregte unsere Aufmerksamkeit, und wir machten uns daran, sie auszugraben — ein schwieriges Unternehmen wegen der außerordentlichen Feuchtigkeit des Bodens, denn fast eben so schnell, als wir die Erde fortschafften, drang das Wasser nach. Zum Lohn für unsere Mühe fanden wir zwei kolossale sitzende Figuren ohne Köpfe und Arme, aber bekleidet und auf Stühlen sitzend, deren Beine Vogelfüße mit Löwenklauen vorstellten. Die Arme jeder Figur waren ursprünglich vermittelst

---

*) Researches in Asia Minor, Pontus and Armenia etc. (Nachforschungen in Klein-Asien, im Pontus und in Armenien, nebst Bemerkungen über Geologie und Alterthümer dieser Länder.) Von W. J. Hamilton. — London, 1842.

**) Dieser Berg ist der Atabyris der Alten. Strabo nennt ihn (Buch XIV, Kap. 2) den höchsten Berg der Insel und bemerkt, er sey dem Zeus Atabyrios geheiligt gewesen. A. d. Uebers.

*) Zu Strabo's Zeit lagen seine Trümmer noch an ihrer Stelle (κεῖται δὲ νῦν ὁμοῦ πεσών, περιλαμβάνεις δηὸ τῶν χειρῶν). A. d. Uebers.

Klammern, deren Höhlungen man noch sehen konnte, an den Torso befestigt gewesen; die weiten Falten der Drapirung und überhaupt die ganze Arbeit hatte viel künstlerisches Verdienst. Leider fehlten uns alle Mittel zur Fortschaffung dieser schönen Figuren; wir konnten sie nicht einmal auf die Füße stellen, und ihre Lage machte es schwer, sie zu zeichnen oder auch nur auszumessen. Die größere Figur fand ich jedoch, mit Ausnahme der fast einen Fuß hohen Basis, von der Ferse bis zur Schultur 6 Fuß 1 Zoll hoch: dies würde für die vollständige Figur wenigstens 7½, oder, wenn sie aufrecht stände, 9 Fuß ergeben. Auf keiner von beiden befand sich ein Emblem oder eine Inschrift: sie stellten vermuthlich obrigkeitliche Personen vor, denen ihre Landsleute, als Anerkennung patriotischer Verdienste, solche Ehre erwiesen hatten. Beide waren einander in Kleidung und Haltung ganz gleich."

Kein Fleck an der Jonischen Küste ist größerer Verehrung würdig, als Budrum, das alte Halikarnassus, wo Herodot geboren ward und wo die Witwe des Königs Mausolus ihrem Manne jenes berühmte Monument errichtete. Viele der schönen Basreliefs an den Mauern des modernen Kastells sollen ursprünglich das Mausoleum geschmückt haben. Diese Basreliefs stellen Kämpfe zu Fuß und zu Pferde dar und sind von demselben künstlerischen Werthe wie die Figuren am Friese des Parthenon. Herr Hamilton sah hier drei Stücke von ungefähr 4 Fuß im Gevierte und ein anderes innerhalb des Grabens. Dalton hatte im Jahre 1752 elf dieser Reliefs publizirt, ohne jedoch den Originalen als Kunstwerken Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die Griechen scheinen nicht sowohl darum, weil sie Christen, als darum, weil sie ein erobertes Volk waren, von den Türken unterdrückt worden zu seyn. Die Russischen Fischer, welche von Zeit zu Zeit an den Nordküsten Kleinasiens sich angesiedelt, waren von den Türken niemals molestirt, und eben so wenig diejenigen Kosaken-Familien, die zu den freiwilligen Unterthanen der Pforte gehören. Eine ihrer Kolonieen beschreibt der Verfasser also:

„Zwei Miles weiter erreichten wir das große, am westlichen Ende des Sees gelegene Dorf Kasakli*). Bei unserem Einzuge wurde ich von einem hölzernen Kreuze, das auf einer Kapelle steckte, und noch mehr von dem hübschen reinlichen Ansehen und teutonischen (!) Ausdruck der Frauen und Kinder, ihrer zierlichen Tracht und ihren frischen Bewegungen überrascht, die mit Türkischer Schwerfälligkeit und Griechischer Nonchalance gleich sehr kontrastirten. Es war eine Kosaken-Kolonie, deren Väter nach Ismail's Eroberung durch die Russen hierher auswanderten, weil sie lieber unter Türkischer als unter Russischer Gewalt leben wollten. Diese Leute sind ihrer Sprache und Kleidung treu geblieben; letztere besteht bei Männern aus einem langen weißen Kittel, der von unten wie auch am Halse bunt verbrämt ist, und aus einer Persischen Mütze von schwarzem Lammesfell. Sie werden von den Türken sehr freundlich behandelt, haben ihren eigenen Häuptling und zahlen keine Abgaben. Die Fische des Sees und der Ertrag ihrer Heerden sind die vornehmsten Mittel ihres Unterhalts."

3.

Die Nomadenvölker Anatoliens. — Ersteigung des Argäus. — Das Thal von Evendus.

Zu den vielen Hindernissen der Civilisation in Kleinasien darf man unbedenklich seine sehr gemischte Bevölkerung nennen. Außer den Griechen und den Osmanischen Türken — von denen Erstere aus Nothwendigkeit, Letztere aus Grundsatz lässig sind, giebt es drei, und, wenn man die Zigeuner mitrechnet, vier Racen Vagabunden, die, über das öde Land ausgestreut, das Reisen unsicher machen.

„Es ist mir" — sagt der Verfasser — „oft sehr schwierig geworden, die unterscheidenden Kennzeichen aller der nomadischen und halbnomadischen Stämme dieses Landes herauszufinden und zu bestimmen, worin der wirkliche Anatolische Bauer von diesen Wandervölkchen sich unterscheidet: man zählt überhaupt vier Klassen Landbewohner: 1) Türkische Ackerbauer, Jerli's**) genannt, gewöhnlich Besitzer kleiner Grundstücke. Diese haben immer feste Wohnsitze, obschon viele während der Sommermonate ins Gebirg oder nach anderen kühlen Gegenden in der Nachbarschaft, die sie Jaila's nennen, sich begeben***), aber selbst dann wohnen sie in Häusern und nicht unter Zelten. 2) Turkmanen†). Diese haben auch ihre Dörfer, in denen sie während des Winters sich aufhalten; aber mit Feldbau beschäftigen sie sich selten, wenn dies überhaupt jemals geschieht. Sie leben vom Ertrage ihrer Heerden und bringen den Sommer stets in einer ausgedehnten Ebene bei ihren Dörfern unter Zelten zu. Ihre Gesetze, Sitten und Sprache sind Türkisch; allein sie werden von eigenen Häuptlingen regiert. 3) Die Jürük's††). Diese haben keine Dörfer und sind, gleich den Kurden, ein echt nomadisches Volk, das aber vorzugsweise die gebirgigen und waldigen Gegenden zu seinem Aufenthalt wählt. Eine ihrer vornehmsten Beschäftigungen ist Kohlenbrennerei. Sie wohnen unter Zelten aus schwarzem Ziegenhaar, wie die Kurden, wogegen die runden glockenförmigen Zelte der Turkmanen aus einer Art von Flechtwerk bestehen und mit Teppichen oder dickem Filz überdeckt sind. Auch sie sollen das Türkische als Muttersprache reden. 4) Die Kurden. Diese sind ein ganz anderes Volk, das auch eine ganz andere Sprache redet. Sie haben ihre eigenen Häuptlinge und führen ein völlig unabhängiges Nomadenleben, der Jahreszeit gemäß Winter- oder Sommer-Stationen mit ihren Heerden beziehend. In Kleinasien sind sie nicht zahlreich, wenn man einige Gegenden der großen Ebene Halmané und das Land zwischen ihr und dem Euphrat, südlich vom Berge Argäus, ausnimmt, dessen Umgegend ihren Plünderungen beständig ausgesetzt seyn soll. Erst seit den Siegen Reschid Mehemed Pascha's in Kurdistan ist dieser unruhigste und rebellischste von allen Stämmen Kleinasiens mehr an Zucht und Ordnung gewöhnt worden. Das Weib genießt bei allen diesen Nomaden-Völkern größere Freiheit, als bei den Osmanischen Türken, und man muthet ihr nicht zu, vor Fremden ihr Gesicht zu verhüllen."

Die schwierigste Unternehmung unseres Autors war die Besteigung des Berges Argäus, südwestlich von Cäsarea. Er hatte hier nicht blos mit natürlichen Hindernissen, sondern auch mit der Besorgniß zu kämpfen, welche der neueste unglückliche Ausgang eines ähnlichen Unternehmens einflößte. Ein Amerikanischer Reisender war auf dem Argäus bis zu einer beträchtlichen Höhe hinangestiegen, aber vor Erschöpfung einen beschneiten Abhang hinuntergestürzt und ein paar Tage darauf an den Quetschungen und einem Fieber, das seine Anstrengung ihm zuzog, gestorben. Wir werden unseren Autor nur auf dem letzten Stadium seiner Ersteigung begleiten:

(Schluß folgt.)

*) Das heißt das Kosakische.

**) T. h. Irdische im buchstäblichen Sinne oder Landbewohner, von jer, Erde, mit dem attributiven li.

***) Jaila oder jailak heißt Sommer-Aufenthalt, von jaz, Sommer.

†) Diese sind noch echte unvermischte Türken, die ein reines oder im Osmanischen Sinne rohes, von Arabismen und Persismen wenig inficirtes Türkisch sprechen, auch ihres National-Namens nicht sich schämen, wie die Osmanli thun, bei denen Türk die Bedeutung eines ungesitteten Nomaden erhalten hat.

††) Heißt vermuthlich so viel als Wanderer, ambulante Leute, von dem Türkischen jürü-mek, wandeln, einhergehen. A. d. Uebers.

England.

Zur neuesten Literatur Englands.

Das politisch-staatliche Element des Englischen Nationallebens.

(Schluß.)

Werfen wir nur einen Blick auf die historische Entwickelung der Englischen Freiheit, so treten uns drei große geschichtliche Urkunden oder Freiheitsbriefe (charters) entgegen: die Magna Charta (the great charter), die Habeas-Corpus-Akte und die declaration of rights.

Von den Normännischen Königen konnte man sagen, daß sie als absolute Monarchen geherrscht hatten. Uebertriebene Tyrannei und die Entwürdigung der Menschenrechte, welche sich der König Johann, ein jüngerer Bruder von Richard Löwenherz, zu Schulden kommen ließ, bewog die Barone des Reichs, im voraus von der Zustimmung des Volks versichert, sich gegen den König zu erheben und ihm am 19. Juni 1215 die Magna Charta, eine der schönsten Denkmäler der Freiheit überhaupt, abzuzwingen. Wie damals, so waren auch die zwei späteren Freiheitsbriefe das Resultat der Schwäche und der Grausamkeit der Gewalthaber, gegen welche sich das Volk erhob. Die Magna Charta ist das erste öffentliche Dokument, welches bestimmt, daß die Freiheit Englands beschränkt sey, und daß alle Stände der Nation vom höchsten bis zum niedrigsten gesetzmäßige Privilegien haben, welche nicht verletzt werden dürfen. Allerdings war schon eine Art charter von Wilhelm dem Eroberer, den beiden Heinrichen und Stephan, ertheilt worden; aber diese vergleichsweise kurzen Dokumente bewilligen nur den großen Vasallen und Geistlichen Privilegien und zeugen im Ganzen mehr von der Sklaverei als der Freiheit jener Zeiten. Durch die Magna Charta indessen, welche im Ganzen 79 verschiedene Artikel oder Statuten enthält, wurden zuerst die Feudal-Abgaben beschränkt und genauer bestimmt, einige von ihnen sogar gänzlich abgeschafft. Diese Maßregel beschützte die großen Barone nicht allein vor der Habgier des Königs, sondern zugleich auch das Volk vor der Habgier der Barone. Die Kriegestaxe, die sogenannte „Escuage", war ebenfalls genau bestimmt, und eine Erhöhung derselben konnte nur durch Zustimmung der versammelten Barone und Geistlichen eintreten. Diese Maßregel war eigentlich schon ein integrirendes Prinzip des Feudalgesetzes, wurde aber damals allgemein mißachtet. In der Magna Charta*) wird nun zuerst praktisch und bestimmt der Nation das Recht zugeschrieben, sich selbst durch ihre Repräsentanten zu besteuern. Dies ist zugleich der Anhang der gesetzmäßigen Ausübung der Rechte jener großen Versammlung, welche späterhin Parliament genannt wird. Jene Rechte bestanden darin, daß stets vor der Bestimmung der Steuer die Abstellung einiger Beschwerden angesprochen werden durfte. Die wichtigste Bestimmung jedoch, welche unmittelbar zu Gunsten des Volkes festgesetzt wurde, war die, daß kein freier Bürger weder festgenommen, noch eingekerkert, noch seines Eigenthums beraubt, noch vertrieben oder verbannt, noch auf irgend eine Weise verletzt werde, und daß nur auf das gesetzmäßige Gericht seiner peers, seinergleichen, oder auf das Gesetz des Landes, sie ins Gefängniß gebracht werden könnten. Die Stelle lautet im Original: No freeman shall be taken or imprisoned or disseised (that is: deprived of his lands, or outlawed, or banished or any ways destroyed) nor will we pass upon him, or commit him to prison, unless by the legal judgement of his peers, or by the law of the land."

*) In dem ersten oberen Saal des Britischen Museums ist unter Glas und Rahmen eines der Originale der Magna Charta aufgestellt, die indessen durch das große Feuer beträchtlich beschädigt worden ist. Sie gehört zur Cottonian Library. Nebenan findet sich ein von Pine gestochenes Fakßimile. Vergleiche Synopsis of the contents of the British Museum 33th Edition. London 1837. pag. 10.

Durch diesen Artikel wurden die zwei wichtigsten Prinzipien der Englischen Constitution: Sicherheit des Eigenthums und der Person, fest bestimmt; und zwar dadurch, daß 1) Niemand bestraft oder gefänglich eingezogen werden konnte, ehe eine Untersuchung angestellt war; und 2) daß die Untersuchung durch seine Standesgenossen oder durch eine Jury vorgenommen werden mußte. Indessen wurden auch noch andere Wohlthaten durch die Magna Charta der Nation zugetheilt, z. B. die Privilegien mancher Städte und der Geschäftsgang der Gerichte genauer bestimmt; auch wurden 25 Barone ernannt, welche die Ueberwachung über die richtige Befolgung des Freiheitsbriefs führen sollten. Nicht vergebens erklärte der Papst die Magna Charta für eine „schmachvolle Verletzung der Königlichen Prärogative" und exkommunizirte die Verfasser; denn er ahnte wohl schon damals, daß das erste Bollwerk der politischen Freiheit Englands auch späterhin das der religiösen werden würde. Schon in jenen barbarischen Zeiten den ersten Freiheitsbrief aller Nationen erzeugt, bewahrt und ihn ausgebildet zu haben, darin besteht der unsterbliche Anspruch Englands auf die Achtung der Menschheit.

Die Sicherheit der Person wurde indessen am vollständigsten erst ausgebildet durch die berühmte Habeas-Corpus-Akte, welche von den Engländern als eine zweite Magna Charta des Reichs betrachtet wird. Wiederum waren es die launischen und willkürlichen Regierungen Karl's I. und II., welche die Vertreter des Volkes, die Mitglieder des Parliaments, zwangen, diesen zweiten Freiheitsbrief zu erpressen. Schon früher war in der petition of rights, einer Erklärung des Parlaments vom 7. März 1627 über die allgemeinen Freiheiten der Englischen Nation, unter Anderem ausgesprochen worden, daß kein freier Mann verhaftet oder gefänglich eingezogen werden sollte, ohne Angabe einer Ursache, gegen die er sich, dem Gesetze gemäß, vertheidigen könnte. Die berühmte Habeas-Corpus-Akte nun, welche 1679 mit einer Majorität von 79 Stimmen im Parlament durchging, bestimmte nun genauer die Zeit zwischen der Gefangennehmung eines Angeschuldigten und seiner Vernehmung, wodurch es Karl II., wie allen seinen Nachfolgern, unmöglich gemacht wurde, einen Englischen Unterthan nach eigenem Belieben im Gefängniß zurückzuhalten.

Den dritten großen Freiheitsbrief verdankt England der protestantischen Religion und Kirche, welche sich eng mit seinen Freiheiten verschwistert hatten. Als es nämlich Jakob II. versuchte, zum Vorspiel der Vernichtung der politischen Freiheit der Engländer die protestantische Religion und Kirche zu untergraben und die katholische, ein besseres Werkzeug für seine Absichten, an ihre Stelle zu setzen, rief die Nation den Prinzen Wilhelm von Oranien 1688 nach England. Das Schiff, auf welchem er den Kanal durchkreuzte, trug auf seiner Flagge die Inschrift: „Die protestantische Religion und die Freiheiten Englands" (the protestant religion and the liberties of England), mit dem gegenüberstehenden Familien-Motto: „Je maintiendrai" (Ich will sie erhalten!). Die Bill, welche das Parlament passirte, erklärt: „da Jakob der Zweite sich bestrebt hat, die Constitution umzustürzen, und dadurch den Originalkontrakt (den Urvertrag) zwischen König und Volk gebrochen, sich selbst von der Regierung zurückgezogen und abgedankt hat, — so ist hierdurch der Thron erledigt worden." (James the second having endeavoured to subvert the constitution, by breaking the original contract between the King and people, and having withdrawn from the kingdom, has abdicated the government; and that throne is thereby become vacant.)

Dieser Bill wurde dann die berühmte declaration of rights, Erklärung der Rechte, hinzugefügt, welche insbesondere die verschiedenen Gesetze aufzählt und wiederholt, durch welche die Königlichen Prärogativen und die Volksfreiheiten früher genauer bestimmt, aber von den Stuarts angegriffen und verletzt worden waren. Durch diese Revolution von 1688 wurde das protestantische Prinzip als Grundlage der Staatsverwaltung erklärt und anerkannt und zugleich bestimmt, daß die Monarchie zwar eine göttliche, aber nicht über jeden menschlichen Anspruch und Einwand erhabene Institution sey, wie sie von der Königsfamilie der Stuarts dargestellt worden war, sondern eine Institution, vom Volke abhängig; als solche sey sie für seine Wohlfahrt errichtet und müsse als solche für dasselbe erhalten werden.

Diese drei Freiheitsbriefe (Charters) bilden die Grundlage der politischen und bürgerlichen Freiheit Englands. Wir sehen an der Ausbildung der Englischen Constitution, wozu allerdings auch die geographische Lage Englands, die einer Insel, viel beitrug, nebst dem Nichtvorhandenseyn fremder Einflüsse, daß sie keine theoretisch absichtliche, systematische war, daß alle die verschiedenen Gesetze sich nach und nach so organisch in einander verschmolzen, bis sie ein harmonisches Ganze bildeten. Das Gefühl der Freiheit, welches alle Englischen Volksklassen durchdringt, ist seit 1688 so frisch geblieben, wie die Lüfte, welche Albion umwehen. Das Freiheitsgefühl ist der Lebenshauch der Englischen Nation und so tief in derselben gewurzelt, daß es erst mit dem Falle Englands in der Nation ersterben kann.

Die andere Eigenschaft des Englischen Volkscharakters ist der Gehorsam und die Achtung vor dem Gesetze.

Rußland.

Die geistliche Beredtsamkeit in Rußland.

Ein Russisches Journal (der Moskwitjanin) drückt sich folgendermaßen aus: „Unsere geistliche Beredtsamkeit hat bis jetzt noch keine Geschichte, obschon wir gerade mit ihr die Geschichte unserer Literatur überhaupt anfangen sollten. Theophan Prokopowitsch, Stepan Jaworskji und Andere wirkten früher als Kantemir, Lomonosow und Derjawin: diese Poeten waren schon Zeitgenossen Gednon's, Lewanda's und Platon's. Und der heilige Dimitrji-Rostowskji, jener Gottesgelehrte und Dramaturg in einer Person — und die ältesten Väter und Lehrer unserer Kirche: welcher von ihnen ist nach Verdienst gewürdigt? welcher hat die ihm zukommende Stelle in der Geschichte unserer Literatur erhalten? Jede ephemere Erscheinung der Büchermacherei setzt wohl ein Dutzend kritischer Federn in Bewegung und giebt Anlaß, vom Menschen und der Menschheit, von Entwickelung der Welt-Ideen u. s. w. ein Langes und Breites zu sprechen, während die Werke unserer bedeutendsten geistlichen Redner den Rezensenten kaum ein paar Worte abnöthigen, und was für Worte? Gemeinplätze, die eben so gut auf Kalender und A-B-C-Bücher Anwendung finden.

„Da unsere geistliche Beredtsamkeit, wie oben bemerkt, nicht Gegenstand historischer Untersuchung geworden, so folgt, daß man auch ihren Charakter noch nicht bestimmt, d. h. nicht gezeigt hat, worin sie von der geistlichen Beredtsamkeit der übrigen Europäer sich unterscheidet. Die Idee der Wahrheit ist überall dieselbe, aber jedes Volk läßt sie in einer Form offenbar werden, die ihm allein eigenthümlich ist. Die allgemeine Idee dient der Theorie als Grundlage; allein ihrer Manifestation forscht schon die Geschichte nach; daher die Kritik dann erst so vollkommen als möglich ist, wenn sie aus dem Zusammenwirken theoretischer Anschauung und historischer Forschung hervorgeht.

„Welchen Charakter hat nun die Russische Kanzel-Beredtsamkeit? Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage: ihr Charakter ist die Demuth vor Gott. Jeder von den beliebten und berühmt gewordenen Kanzelrednern des Abendlandes zeigt das Streben, die Wahrheiten des Glaubens durch Vernunftgründe zu befestigen, und dies verräth unbezweifelt einen Geist des Hochmuths. Wenn sie ihre Zuhörer unterweisen, gleichen sie mehr Sittenlehrern als Hirten der Kirche.

„Unsere Prediger verfahren ganz anders: diese verwenden ihr ganzes Talent, ihre ganze Gelehrsamkeit vorzugsweise auf die Erklärung der heiligen Schrift; ihre Belehrungen sind eine wahre Fortsetzung dessen, was die Apostel gelehrt haben. Aus sich selber sagen sie wenig, als wären sie davon überzeugt, daß eine einfache Erklärung der Schrift und der Geheimnisse des Glaubens schon allein hinreicht zur Besserung, Erbauung und Veredlung ihrer geistlichen Heerde. Die sittlichen Vorschriften erscheinen in ihren Reden als Folgerungen aus den religiösen Wahrheiten. Selten kommt etwas auf Ueberführung des Hörers Berechnetes aus ihrem Munde; und ist dies ja der Fall, so machen sie nicht viele Worte und sagen zu sich selber: „Aber fern sey es, daß mein Mund von menschlichen Dingen rede!"

„In demselben Geiste der Einfalt und Demuth sind alle die im vergangenen Jahre gedruckten Predigten des Archimandriten Theophan verfaßt.*) Jede derselben erklärt eine oder die andere Stelle der heiligen Schrift, eine oder die andere Begebenheit aus dem irdischen Leben unseres Herrn Jesu Christi. Ueberall beherrscht der Verfasser seinen Gegenstand; seine Auslegung ist äußerst klar und sorgfältig, seine Sprache dem Hauptgedanken vollkommen angemessen; sie ist schlicht und doch so edel, wie der Gegenstand es erfordert. Der Inhalt muß jedem Hörer, von welchem Stande er auch seyn mochte, verständlich gewesen und zum Herzen gedrungen seyn.

„Zum Belege des Gesagten lassen wir eine Stelle aus einer Predigt am Weihnachtsfeste folgen, in welcher der würdige Archimandrit folgende Worte des Propheten Jesaja erläutert: „Seine Herrschaft wird auf seiner Schulter ruhen."

„„Diese Worte sind einer besonderen Aufmerksamkeit höchst würdig. Stellen wir uns die irdischen Gewalthaber vor, und zwar die gütigsten, mildesten und barmherzigsten, die wahren Väter des Vaterlandes. Bei all' ihrem unermüdeten Wirken, bei allem Eifer und aller Bereitwilligkeit zum Guten, bei aller Sorgfalt für das Wohl ihrer Untergebenen ist es ihnen, als Menschen, die gleichen Leidenschaften und Schwächen unterworfen sind, wie wir, nicht möglich, mit ihrer Kraft allein Alles auszurichten, mit ihren Augen Alles zu schauen. Darum sind ihnen Männer nothwendig, welche die Last der Regierung mit ihnen theilen und sie tragen helfen; zur Schirmung und Rettung des Vaterlandes bedarf es eines starken und wohlgeordneten Heeres; zur Aufrechthaltung der fürstlichen Würde, des fürstlichen Ansehens sind Leibwächter, Ceremoniell, Pracht und Glanz vonnöthen. Dies Alles erheischt Abgaben von Seiten der Unterthanen. Wie gerecht also, wie großmüthig und barmherzig ein Herrscher in dieser Welt auch seyn möge: die Last der Herrschaft ruht freilich zunächst auf ihm; aber sie ruht nicht auf ihm allein, sondern es helfen ihm noch die Schultern Vieler beim Tragen derselben, ja sie berührt die Schultern des ganzen Volkes.

„„Im Gegensatze damit sagt der Prophet Jesaja von Christus: „Seine Herrschaft wird auf seiner Schulter ruhen"; die ganze Last derselben wird nur auf seiner Schulter ruhen: sie wird keinen Anderen drücken. Schon bei seinem Eintritt in die Welt, wo der Beistand und die Dienste Anderer sonst unumgänglich sind, bedarf er nichts von der Welt; er verpflichtet sich Keinem, beunruhigt Keinen, macht Keinem Noth und Sorge; und seine erste Zufluchtsstätte wählt er bei sanften vernunftlosen Wesen. Welch' ein leuchtender Zug seiner Göttlichkeit in der tiefsten Erniedrigung! „Du bist mein Herr", spricht David zu Gott, „denn Du begehrst meiner Güter nicht." Und ist nicht jenes

*) Sie führen den Titel: Nabránje pontschitelnych slov na gospódskie i bogoródítschnye prásdniki etc. (Sammlung belehrender Reden auf die Festtage des Herrn, der Mutter Gottes und andere sehr hohe Tage.) Gehalten von dem Archimandriten Theophan. Moskau.

Knäblein, jener Sohn, der in der Krippe liegt, der wahre Herr, der wahre Gott, da er selbst im Zustande der äußersten Hülflosigkeit von Keinem etwas begehrt? Die ganze Last unserer Sünden hat er auf sich allein genommen; die Abgabe an den himmlischen Vater wird er allein entrichten; die Strafe für die Sünden der ganzen Welt wird er allein tragen und der strengen Gerechtigkeit Gottes nicht mit Gold und Silber, bei Menschen eingesammelt, sondern mit seinem unbedingten Gehorsam, seiner unerschöpflichen Geduld und endlich mit seinem göttlichen Blute Genüge leisten. „Seine Herrschaft wird auf seiner Schulter ruhen." Ja, das Recht der Herrschaft und der Gewalt über uns hat Jesus Christus durch sein Kreuz erworben. Zu dem innerlichen, dem schwersten Kreuze, nahm er auch das körperliche Kreuz auf seine Schulter, und auf Golgatha lehnte er seine Schulter nochmals an dieses Kreuz, als er an demselben erhöhet ward. „Seine Herrschaft wird auf seiner Schulter ruhen.""

Mannigfaltiges.

— Richard Monkton Milnes. Uebertragungen einiger Gedichte Rückert's, Goethe's und Novalis' durch den bekannten, seit Jahren für Pontefract im Unterhause sitzenden und der konservativen Partei angehörenden Dichter R. M. Milnes gehören zu den ausgezeichnetsten, welche Engländer in der neuesten Zeit versucht haben. Einer so meisterhaften Handhabung des antiken Metrums, wie sie in der nachstehenden Uebersetzung des achten der Venetianischen Epigramme sich kundgiebt (wir lassen der leichteren Vergleichung wegen auch das Original folgen), erinnern wir uns kaum bei Longfellow, geschweige denn bei Southey, begegnet zu seyn.

Diese Gondel vergleich' ich der sanft einhankelnden Wiege,
Und das Mädchen darauf scheint ein perdonniare Sara.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Kanal sorglos durchs Leben dahin.

Let me this gondola boat compare to the slumberous cradle,
And to a spacious bier likes the cover demure;
Thus on the open canal through life we are swaying and swimming
Onward with never a care, coffin and cradle between.

Auch eine Uebersetzung von Rückert's „Chidher" ist sehr gelungen.

Chidhar, the Prophet ever-young
Thus loost*) the bridle of his tongue.

I journeyed by a goodly town,
Beset with many a garden fair,
And askt*) of one who gathered down
Large fruit, „how long the Town was there?"
He spoke, nor chose his hand to stay,
„The town has stood for many a day
And will be here for ever and aye."

A thousand years past by and then
I went the self-same road again.

No vestige of that Town I traced, —
But one poor swain his horn employed, —
His sheep unconscious browsed and grazed,
I askt „when was that Town destroyed?"
He spoke, nor would his horn lay by,
„One thing may grow and another die,
But I know nothing of towns — not I."

A thousand years went on and then
I past the self-same place again.

There in the deep of waters cast
His nets one lonely fisherman,
And as he drew them up at last
I askt him „how that Lake began?"
He looked at me and laught to say,
„The waters spring for ever and aye,
And fish in plenty every day."

A thousand years past by and then
I went the self-same road again.

I found a country wild and rude,
And, axe in hand, beside a tree,
The Hermit of that Solitude, —
I askt „how old that Wood might be?"
He spoke „I count not time at all,
A tree may rise, a tree may fall,
The Forest overlives us all."

A thousand years went on and then
I past the self-same place again.

And there a glorious City stood,
And 'mit tumultuous market-cry
I askt „When rose the Town, where Wood,
Pasture and Lake forgotten lie?"
They heart me not, and little blame,
For them the world is as it came,
And all things must be still the same.

A thousand years shall pass and then
I mean to try that road again.

*) Milnes wendet oft die alte Form des Imperfekts an.

— Ein Amerikanisches Urtheil über Deutschland. Bei Gelegenheit einer sehr lobenden Anzeige von des Grafen A. Raczynski Geschichte der neueren Deutschen Kunst fällt die North-American Review folgendes Urtheil über den Kunstsinn und die wissenschaftliche Kritik der Deutschen: „Deutschland hat während des letzten halben Jahrhunderts mehr als irgend ein anderes Land die Aufmerksamkeit der kultivirten Welt auf sich gezogen. Künste und Wissenschaften haben dort in allen Zweigen eine beispiellose Höhe erreicht. Männer von umfassendem Geiste haben sich literarischen Beschäftigungen mit demselben rastlosen Eifer hingegeben, der in England und Amerika der Politik zugewendet wurde. Das Gebäude der Deutschen Literatur hat eine breitere und tiefere Basis, als die irgend einer Nation älterer oder neuerer Zeit. Die Deutsche Sprache ist mit den Schätzen aller Zeitalter bereichert. Man hat den Sitten und dem Charakter jedes Geschlechts und jeder Weltregion ein tiefes Studium gewidmet; jede Form des menschlichen Gedankens, jede Schöpfung des menschlichen Genius ist von dem vielseitigen Geiste dieses wunderbaren Volks erfaßt und begriffen worden. Das Alterthum wurde aus dem Dunkel der Jahrhunderte ans Licht gebracht und mit der ausgebreitetsten und unerschöpflichsten Gelehrsamkeit erläutert. Die Fortschritte der Kunst, von ihren ersten rohen Anfängen bis zur glorreichen Epoche des Perikles, von ihrem Verfall und ihrer Entartung bis zu ihrer glänzenden Wiedergeburt im neueren Italien und weiter bis zum heutigen Tage, wurden mit gewissenhaftem Untersuchungstrieb beleuchtet. Die Dichter und Künstler des heutigen Deutschlands gehen von einem Standpunkt aus, der die ganze Vergangenheit übersieht. Sie sind von den mächtigen Denkmälern umgeben, welche die Existenz der zahlreichen Generationen bezeugen, deren Leben und Thaten die Annalen des menschlichen Geschlechts bilden. Deutsche Poesie und Deutsche Kunst bieten daher dem Beobachter ein vielfarbiges Gemälde dar. Sie sind aus Geweben verschiedener Textur zusammengesetzt, wozu jedes Land, in welchem der Mensch lebte und dachte, seinen Beitrag geliefert hat."

Bibliographie.*)

Spanien.

J. Ortiz y Sanz Compendio cronológico de la historia de España desde los tiempos mas antiguos hasta nuestros dias. 9 tom. 8. Madrid 1841. 200 rs. — Der 1ste Theil, die Erzählung vom J. 1701 bis zum Tode Ferdinand's VII. im J. 1833 fortführend, ist die Arbeit eines Anderen.

N. Casas (Prof. der Thierarzneikunde) Tratado de las enfermedades de los ganados, perros, aves y abegas. 8. Madrid. 36 rs.

Historia de la vida y reinado de Fernando VII de España, con documentos justificativos, órdenes reservadas y numerosas cartas del mismo monarca, Pio VII, Carlos IV, Maria Luisa, Napoleon, Luis XVIII, el infante D. Carlos y otros personages. Madrid. — Das Ganze wird aus 6 Quartbänden bestehen. Erschienen sind davon Band 1 mit 2 Liefr. dem 2. Bande. Preis jeder Liefr.: 4 rs.

A. Ribot y Fontseré El romancero del Conde-Duque, ó la nueva regencia. 8. Barcelona. 6 rs. — Scheint eine Satire auf den gegenwärtigen Regenten Spaniens mit Französischer Uebersetzung zu sein. Zu in Barcelona erschienen!

F. M. de Melo Historia de los movimientos, separacion y guerra de Cataluña en tiempo de Felipe IV (bis zur Schlacht von Monjuich), terminada por J. Tió. 8. Barcelona. Subscrpr. 14 rs. — F. de Moncada Expedicion de los catalanes y aragoneses contra turcos y griegos; con un prologo y notas por J. Tió. 8. Barcelona. Subscrpr. 12 rs. — Zwei als klassisch geltende Spanische Geschichtswerke. Die hier angezeigten Ausgaben bilden Band 2 u. 3 einer Tesoro de autores ilustres.

J. Zorrilla Un año y un dia, drama en 3 actos y en verso precedido de un prólogo, con el título de Cain Pirata. 8. Madrid. 8 rs. — J. E. Hartzenbusch El Hechiller Mendarias, ó los tres Juanes, drama nuevo original, en 4 actos y en verso. 8. Madrid. 8 rs. — Gehören zu der unter dem Titel Galeria dramática erscheinenden Sammlung.

Carta á los reyes D. Fernando y Doña Isabel, de su embajador en Roma en 1498; inédita. Van adjuntos otros documentos diplomáticos de aquella época, tan bien inéditos. 8. San Sebastian. 4 rs.

J. M. Paniagua (Prof. der Landwirthschaft) Tratado del carbon de tierra, sus criaderos, explotacion de sus minas, productos y usos en la economia industrial y doméstica. 8. Zaragoza. 8 rs.

F. Martinez de la Rosa Espiritu del siglo. Tomo 3. 8. Madrid. 20 rs.

D. Clemencia (Verfasser des Elogio de la reina católica Doña Isabel & Instrucciones sobre su reinado u. Herausgeber des Don Quijote mit Kommentar) Lecciones de gramática y ortografia castellanas. 8. Madrid. 6 rs. — Von der General-Studien-Direction des Königreichs als besonders passend zum Unterricht anerkannt (Boletin oficial de instruccion pública 1842. N. 39).

A. R. de Cepeda Elementos de derecho público español. 8. Valencia. 10 rs.

M. F. Navarrete, M. Salvá y P. Sainz de Baranda Coleccion de documentos inéditos para la historia de España. 4. Madrid. — Von dieser Sammlung soll monatlich ein Heft zu 96 Seit., à 8 rs., erscheinen. Heft 1 u. 2 des 1. Bandes sind bereits erschienen, die namentlich mehrere wichtige Aktenstücke über und über Karl V. enthalten. Der an der Spitze des Unternehmens stehende Navarrete ist durch sein Leben des Cervantes, vorzüglich aber durch seine Sammlung der Entdeckungsreisen der Spanier zur See als tüchtiger Historiker bekannt und (der einzige Spanier) Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Anales del instituto médico de emulacion, periodico mensual de medicina, cirujia, farmacia y sus ciencias auxiliares. 4. Madrid. — Erscheint seit September d. J., als Fortsetzung des eingegangenen Semanario de medicina. Der Subscriptionspreis ist für drei Monate in Madrid 12 rs., in den Provinzen 16 rs.

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Coleccion de cortes de los reinos de Leon y de Castilla. Cuaderno 26.

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher u. Co., hierselbst, zu beziehen.

Neue Bestellungen auf diese Zeitschrift werden so zeitig als möglich erbeten, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann. Im Wege des Buchhandels hat Herr Ferdinand Dümmler in Berlin die Güte, Bestellungen auf das Magazin anzunehmen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlbl. Post-Aemtern.

№ 151. Berlin, Montag den 19. Dezember 1842.

Frankreich.

Die Marionetten.

Von Charles Nodier.

I.

Es giebt Marionetten und Marionetten. Man kennt meine Aengstlichkeit, man weiß, mit welcher Vorsicht ich Alles vermeide, was an Politik streift. Ich werde einst von Politik sprechen, wenn mir Gott das Leben läßt, doch ich lege ein Gelübde ab, ich werde nicht eher von Politik sprechen, als bis sie auf der Höhe der Marionetten steht. Die Marionetten, von denen ich heute handle, das nervis alienis mobile lignum, wie sie Horaz nennt, sind die, welche das beste aller Wörterbücher so erklärt: „Marionetten sind kleine Figuren von Holz oder Pappe, welche Männer oder Frauen vorstellen, und welche man gewöhnlich durch Fäden, bisweilen durch Federn oder bloß mit der Hand in Bewegung setzt.“ Es bleibt nur übrig hinzuzufügen, daß man diesen kleinen Figuren, wenn es ihnen einmal einfiele, groß zu werden, mit Stricken oder Eisenstangen Bewegung machen würde, und daß sie bisweilen etwas Anderes als Männer oder Frauen, nämlich Kinder, reine Kinder, und bisweilen selbst Teufel vorstellen und gleichwohl Marionetten bleiben.

Auch scheint es gut, im Vorbeigehen zu bemerken, daß die Marionetten, welche durch Federn, die in ihrem Innern angebracht sind, bewegt werden, nicht eigentliche Marionetten sind. Man pflegt sie Automaten zu nennen, und man kann vor den Automaten nie genug Ehrfurcht haben in einem Jahrhundert des Fortschritts, in dem es die menschliche Weisheit so oft gerathen findet, zum Besten der Maschinen abzudanken.

Diese bescheidenen Bemerkungen bezwecken nichts, als die Ausländer zu warnen, welche aus den Wörterbüchern glauben die Französische Sprache erlernen zu können; doch sie beweisen zugleich zwei höchst wichtige Sätze: Erstens zeigen sie: welch ein großer Geist es seyn muß, der einen genügenden Lexikon-Artikel schreibt; zweitens, wie schwer es ist, die Marionetten zu definiren, selbst auf dem klassischen Boden der Marionetten.

II.

Unter allen unnützen Fragen, die man diesem fortschreitenden Jahrhundert vorlegen kann, ist gewiß keine unnützer als die, ob die Marionetten älter sind als das Drama oder das Drama älter ist als die Marionetten.

Ich möchte unseren Schauspielern gern einen edleren Stammbaum zugestehen, allein es ist unrecht, seine Ueberzeugung zu verschweigen, und die meine ist, daß alle unsere Schauspieler in gerader Linie von den Marionetten abstammen; man wird mir gern einräumen, daß die meisten noch heut, sogar die, welche man zu bewundern das Abkommen geschlossen hat, eine unverkennbare Familien-Aehnlichkeit von ihren Altvordern her bewahrt haben.

Die Marionetten selbst zeigen eine unleugbare Verwandtschaft mit dem kosmopolitischen Spielzeug, welches man eine Puppe nennt; die Puppe aber, bei der wir in dieser scharfsinnigen genealogischen Abhandlung hiermit angelangt sind, leitet ihren Ursprung hinauf bis an die erste Wiege, in der eine angehende Schönheit gesungen hat. Die Puppe ist ohne ein kleines Mädchen eben so wenig denkbar, als das Mädchen ohne die Puppe. Durch einen natürlichen Instinkt ahnt die Frau von ihrem zartesten Alter, daß sie einst Mutter werden wird; sie ahnt das Kind und erfindet die Puppe. Die Puppe ist das Symbol einer causa finalis.

In dieser glücklichen Zeit denkt und fühlt, lacht und weint das Mädchen mit der Puppe und die Puppe mit dem Mädchen. Die Frauen lieben es zwar sehr, sich hören zu lassen; doch da stete Monologe ermüden, so muß die Puppe antworten, wenn ihr das Mädchen seine Leiden und Freuden erzählt. Hiermit haben wir einen Dialog. Der Dialog ist eine Scene; wo eine Scene ist, da läßt sich eine Handlung, eine Fabel nachweisen. Wir stehen an der Gränze des Drama's.

Nun kommt noch ein großer Geist, etwa ein Vater, welcher selbst für die Puppe spricht, sie an einem Faden aufhängt oder sonst wie bewegt, und das Drama ist geschaffen. Corneille, Vaucanson und Talma verdanken ihre Existenz diesem großen Geiste. Die Marionetten sind durch die Puppe erschaffen und das Drama durch die Marionetten. Dies ist meine feste Ueberzeugung, und ich erkläre laut, was Montaigne bei einer weit unwichtigeren Gelegenheit erklärt hat, es würde mir großen Schmerz machen, wenn ich diese Schöpfung aufgeben müßte.

III.

Es entgeht mir nicht, daß ich den Gelehrten, meinen natürlichen Feinden, den Handschuh hinwerfe, indem ich der Puppe ein so hohes Alter zuschreibe; nicht als ob die Gelehrten über das Alter der Puppe einig wären, die Schelme werden sich hüten, über Etwas einig zu seyn, doch sie sind sehr wohl einig, wenn es gilt, mit mir uneinig zu seyn.

Einige Gelehrte werden mir entgegnen, daß die Puppe bei Gelegenheit der Poppäa, der Frau Nero's, erfunden wurde, welche die unselige Gewohnheit hatte, sich zu schminken, und an der dies gleichwohl der liebenswürdigste aller Fehler war. Allein Marcus Terentius Varro, ein sehr gelehrter Mann, mit dem ich beglückt bin meine theuren Leser bekannt machen zu können, schrieb hundert Jahre vor der Dame Poppäa und hat es nicht verschmäht, von den Puppen als althergebrachten Dingen zu sprechen.

Andere Gelehrte, welche den Varro gelesen haben und somit weiser sind als die ersten, werden daher behaupten, die Poppäa sey nach den Puppen benannt; doch Tacitus hält es der Mühe werth, im dreizehnten Buche der Annalen uns zu sagen, daß die Poppäa nach ihrem Großvater Poppäus Sabinus ihren Namen bekommen habe; Poppäus Sabinus war ein Konsular; es ist somit eine Aufgabe für die Gelehrten, zu ergründen, ob ein Konsular, das ist zu Deutsch eine hohe Staatsperson, und eine Puppe Aehnlichkeit haben können. Mein Scharfsinn ist hier zu Ende. Ich bemerke nur noch, daß man sich an dem Umstand nicht zu stoßen hat, daß sich alle gesunde Vernunft und alle Gesetze der Etymologie gegen eine Vereinigung von Puppe (d. i. Lateinisch nach Varro pupa) und Poppäa sträuben; deshalb könnte man diese feine Beobachtung gleichwohl in ein Buch aufnehmen, das von der Universität approbirt und somit sehr gekauft würde.

O welch' ein Glück, daß die große Frage, von der wir handeln, daß unsere Puppen und Marionetten nichts mit der Universität zu thun haben!

Diese große Erbtochter der Monarchie, auf welche so viele Rechte der Mutter übergegangen sind, welche die Mutter nie besessen hat, ist über Niemand gewaltig als über unsere Kinder.

IV.

Das Puppendrama ist ohne Zweifel das einfachste aller Dramen, und ich halte dies für den hinreichenden Beweis, daß es über dem klassischen Drama steht, dessen Hauptvorzug die Einfachheit ist. Es treten in demselben zwei Personen auf, von denen die eine nothwendig passiv, die andere aber, welche, wie man weiß, ein kleines Mädchen ist, eine höchst verwickelte Rolle spielt. Das Mädchen ist erstens Schauspieldichter, zweitens Acteur für zwei Personen, drittens Zuschauer, viertens Kritiker.

Die Puppe ist nachlässig, ungehorsam, trotzig; das Mädchen wird streng, scharf, unerbittlich. Dies ist der wichtigste Punkt unseres Drama's. Das Mädchen hat die erste aller ethischen Wahrheiten begriffen: daß sich der Geringere dem Größeren unterordnen muß; sie hat zugleich die erste aller literarischen Wahrheiten begriffen: daß die Moralität die Grundlage aller geistigen Schöpfungen seyn muß. Da ruft die Mutter, das Kind wirft die Puppe weg; unser Dichter ist wieder ein Kind.

Wäre ich meines Glückes Schmied gewesen, ich hätte stets auf dieser Höhe bleiben wollen. (Schluß folgt.)

Ueber einige Vorurtheile gegen die Medizin.

Von Dr. Revellé-Parise.*)

Wenn man einen flüchtigen und oberflächlichen Blick auf die Gesellschaft wirft, sollte man meinen, daß sich die Ansichten des Volks nach allen Richtungen hin außerordentlich aufgeklärt haben und nur noch wenige oder gar keine Vorurtheile mehr vorhanden sind. Leider ist dem in der Wirklichkeit nicht so, und wenn wir genauer nachsehen, wie es in dem häuslichen Leben der verschiedenen Klassen der Gesellschaft zugeht, überzeugen wir uns bald, daß gesunder Verstand, Urtheil, Aufklärung, kurz, daß der wahre Fortschritt nicht so weit die Geister beherrscht, als wir anfangs zu glauben geneigt waren. Wohl ist man eifersüchtig auf seine Rechte geworden, läßt sich schwer überzeugen,

*) Verfasser des geschätzten Buches über die Lebenskunst der geistig beschäftigten Menschen, das wir in einer Deutschen Bearbeitung von Dr. M. Kalisch besitzen.

glaubt nicht mehr, und doch hängt man an einer Masse von Vorurtheilen. In Betreff der Medizin, wo es leider so leicht ist zu täuschen, scheinen solche Albernheiten vorzüglich feste und tiefe Wurzeln gefaßt zu haben. Fast kein Jahr vergeht, in welchem die Zeitungen in dieser Beziehung nicht ganz seltsame Thatsachen und plumpe Betrügereien von den traurigsten Folgen berichten. Laurent Joubert hat im sechzehnten Jahrhundert ein vorzügliches Buch über diesen Gegenstand geschrieben, auch Richerand, Salgues und Andere haben dies Thema behandelt; Alle versuchten, eine Menge von Mißbräuchen und barbarischen oder lächerlichen Vorurtheilen auszurotten, aber es ist nicht daran zu denken, daß ihre Bemühungen etwas ausgerichtet hätten. Unser Zeitalter, sagt man, läßt sich nichts aufbinden, es will sehen und untersuchen, die Kritik hat den Glauben verdrängt. Dies bestätigt sich wohl bei gewissen materiellen Interessen, keineswegs aber wo es sich um Gesundheit und medizinisches Wohlbefinden handelt. Nie hat hier die Charlatanerie mehr Frechheit gezeigt, nie ist sie in so mannigfachen Gestalten aufgetreten und hat mehr Lügen und Betrügereien erfunden, um die leichtgläubige Menge anzulocken und irrezuführen, als in unseren Tagen.

Man würde sich täuschen, wollte man solche Leichtgläubigkeit nur bei einzelnen Individuen suchen, mundus vult decipi, ergo decipiatur; ja, es wird die Abhülfe derselben zu einem sozialen Problem. Duvillard berechnete im vorigen Jahrhundert, daß die Einimpfung der Pocken die mittlere Dauer des Lebens um drei Jahre vergrößert hat. Aber wie geht es mit den Schutzpocken? Millionen Erfahrungen sind seit länger als vierzig Jahren gemacht worden und wiederholen sich jeden Tag und in jedem Lande, und doch ist das Vorurtheil gegen die Schutzblattern noch nicht besiegt. Die Behörden, die Aerzte und alle vernünftige Leute kämpfen dagegen, und der Erfolg bleibt unvollkommen. Es ist noch nicht lange her, daß ein Mystiker schrieb, sich impfen lassen, um den Pocken zu entgehen, hieße, sich für ein ungewisses Gut einem gewissen Uebel aussetzen, hieße „das Antlitz Gottes fliehen." Eben so verhält es sich mit einer Menge von Verbesserungen in der täglichen Praxis. Wenn diese Materie hier mit der geziemenden Breite abgehandelt werden dürfte, würde sich erweisen lassen, daß allgemein verbreitete Vorurtheile in Beziehung auf Medizin unter allen anderen für das Menschengeschlecht die verderblichsten sind und einen traurigen Einfluß auf jede Generation ausüben, denn man muß wohl bedenken, daß die Medizin ein Verhältniß hat zu allen Seiten des Menschen und seine körperlichen wie seine geistigen Interessen berührt.

Zweierlei wird den Vernünftigen hierbei immer in Erstaunen setzen. Erstens die Hartnäckigkeit, mit der sich jene Vorurtheile erhalten, trotzdem die Aufklärung nach vielen anderen Seiten hin so thätig ist, den alten Schutt fortzuräumen. So steht es z. B. fest, daß die größere Masse der Landbewohner beim Biß eines tollen Hundes weit größeres Vertrauen zu gewissen nichtsbedeutenden Arkanen oder zur Heilkraft des Sankt-Hubertus-Kreuzes hat, als zum unverzüglichen Ausbrennen der Wunde und zu einer systematischen Behandlung. Seit Jahrhunderten besteht dieser Aberglaube, und es ist kein Anzeichen da, daß das Volk geneigt sey, ihn abzuwerfen. Aber man hört auch jedes Jahr von den schrecklichen Unglücksfällen, die durch die Wasserscheu herbeigeführt wurden. Ferner ist es das unbedingte Vertrauen, das man unwissenden, dummen und charakterlosen Leuten schenkt. Es giebt Viele, die von den Kenntnissen eines unterrichteten, gewissenhaften Arztes, der lange Jahre dem schwierigen Studium seiner Kunst geopfert, nichts erwarten, aber ihr und der Ihrigen Leben unbedenklich einem Menschen anvertrauen, der weder Bildung noch Erfahrung hat und von den Gesetzen des menschlichen Körpers nichts ahnt. Einem Quacksalber, einem Besprecher, einer Kartenlegerin, einer Kräuterfrau und vielen anderen schlauen Charlatanen und Dilettanten der Medizin wird man in einem gegebenen Falle mit mehr Vertrauen folgen, als dem erfahrensten Arzte. Und nun gründe Einer das Recht zu praktiziren auf die wissenschaftliche Befähigung. Ueberall und immer wird der Kranke leichtgläubig und abergläubisch seyn und sein Uebel für ein außergewöhnliches halten, warum sollte es dann nicht auch durch außergewöhnliche Mittel geheilt werden müssen? Die betrügerischen Kuren durch Schäfer und alte Weiber basiren auf dieser Schwäche des menschlichen Geistes.

Der einfachste Verstand, die gewöhnlichste Reflexion kommen darauf, daß man nur weiß, was man gelernt hat, aber die Medizin, jene Kunst, welche die Menschen beherrscht, scheint davon eine Ausnahme zu machen; hier hält sich alle Welt berufen, das Scepter zu führen. Von wem wird man eine Breguet'sche Uhr wieder in Gang bringen lassen? Ohne Zweifel von einem geschickten Uhrmacher. Aber der menschliche Körper, dieses unendlich komplizirtere und zartere Kunstwerk wird dem Ersten, Besten, auf die Gefahr hin, die Unklugheit mit dem Leben zu büßen, überlassen, nur muß sich dieser mit der nöthigen Unverschämtheit anpreisen: verbosis sibi acquisivit famam strophis. — Wenn es sich um das geringste politische oder Geld-Interesse handelte, würde des Erwägens und Anpreisens kein Ende seyn, aber es handelt sich um Leben und Gesundheit; solche Schätze lohnen der Mühe nicht, zu wissen, wem man sie anvertraut. Es erinnert dies an den Schuhflicker in der äsopischen Fabel: ihn giebt man seinen Kopf preis cui calceandos nemo commisit pedes. Die Leute von gutem Ton sind in dieser Beziehung nicht besser als das gemeine Volk. Es giebt Charlatane und Heilmittel, die in der Mode sind, wie Kleider, Haartouren und Kaufläden, Jeder muß sie gesehen und benutzt haben.

Man sollte wenigstens glauben, daß, wenn ein gepriesenes wunderthätiges Elixir endlich in verdiente Vergessenheit und Verachtung fällt, nun der Wahrheit ihr Recht gegeben würde; doch keineswegs, der alte Unsinn wird nur von einem neuen verdrängt. Die dumme Leichtgläubigkeit der Menge bleibt stets dieselbe, sie ändert nur den Gegenstand ihrer Bewunderung. Zu allen Zeiten, versichert ein alter Arzt, wird man Charlatane finden, die mit ihren Tränkchen, ihren Giften und ihrer Unverschämtheit, dem Hauptstück in ihrem Medizinkasten, mehr Vertrauen erwecken, wenn sie die größten Verheerungen im Reiche anrichten, als mühsame und vorsichtige Aerzte, wenn sie ihren Kranken die Gesundheit wiedergeben. (Examen de l'examen des esprits par Jourdain Guibelet; Evreux 1631.) Früher glaubte man an den Einfluß der Gestirne auf die Wirksamkeit dieses oder *jenes Medikaments*, eine Meinung, die sich lange bei Amuletten und *Besprechungen erhalten hat* *); man erzählte von wunderbaren Kuren, die von Französischen *und Englischen Königen* an Kropfkranken gemacht worden seyen. Später kamen *die sympathetischen* Pulver, die Unsterblichkeits-Elixire, die Arnaulischen Kräuterkissen *gegen* Apoplexie und anderer Unsinn in der Mode, ohne des Zeitvertreibs von Geheimnissen zu gedenken, das bei dem Volke immer für ein reines Universalheilmittel *galt*. Jetzt ist eine Menge natürlich untrüglicher Spezereien und chemischer *Präparate* an der Reihe, deren gelehrte Griechische Namen und Wunderkräfte *an* den Mauern des kleinsten Dorfes, wie der großen Städte, zu lesen sind und in tausend Brochüren, vorzüglich aber auf der vierten Seite unserer Tagesblätter, ausposaunt werden. Vernünftige Leute freilich machen sich über diese medizinische Gelehrsamkeit, die Zeile zu zwanzig oder dreißig Sous, lustig; aber die vernünftigen Leute sind gewöhnlich die Minderzahl, während die Menge keinen Augenblick ansteht, diesen Lügen, die so oft und mit so viel Frechheit ausgeboten werden, Glauben zu schenken. Man hält nichts mehr vom Einfluß des Saturn, des Mars und der Venus, aber man glaubt an die Worte einer Somnambule und die Versicherungen der Homöopathie. Wenn man heut lesen würde, daß zu den Zeiten des Paracelsus im vierzehnten oder funfzehnten Jahrhundert Viele die Ueberzeugung hatten, ein Zehnmillionteil eines Grans Medizin könne eine Krankheit heben, oder die kleinste Dosis eines Pulvers, in eine ungeheure Masse Wasser, etwa, wie man sagte, in den Genfer See geworfen, gäbe eine vortreffliche Medizin, oder ein Flacon, so und so vielmal von oben nach unten und von rechts nach links bewegt, mache ein sonst ganz wirkungsloses Mittel probat, so würde man über unsere guten Vorältern lächeln, die sich solche Narrheiten aufbinden ließen. Und doch hat man in unseren Tagen die Begeisterung erlebt, hat die Vertheidiger gesehen, die solcher Spuk gefunden.

In der That, dieser Dunst ist jetzt glücklich zertheilt; die vernünftigen Leute sahen bald, worauf Alles hinaus wollte, aber es komme ein neuer Cagliostro mit seinem Lebenstrank, ein anderer Graham mit seinem magnetoelektrischen Bett, celestial bed, diesem mächtigen Mittel gegen Unfruchtbarkeit, sie fänden nicht weniger Bewunderer und Narren. Im vorigen Jahrhundert machte Anband ein immenses Glück mit seinem Purgativ-Pulver; wir selbst waren Zeugen des glänzenden Erfolges von le Roy's Vomi-Purgativ. So folgt ein Betrug dem anderen, ohne daß das Publikum sich enttäuschen und entmuthigen ließe oder des Mißbrauchs müde würde, den man mit seinem Vertrauen getrieben. Vierzig bis funfzig Jahre des Fortschritts und der Civilisation haben durchaus nichts dabei gewirkt. So ist jetzt in Deutschland der Glaube an die Kenntniß eines gewissen Priesnitz erstaunlich verbreitet, der, ein einfacher Bauer, fast alle Krankheiten mit kaltem Wasser heilen soll. Im Jahre 1760 war die Begeisterung für einen Arbeiter aus der Champagne, Namens Ozanne, nicht geringer. Dieser Mensch erlangte solchen Ruf, daß man sein Bildniß herumtrug, unter dem folgende Verse zu lesen waren:

Was weiß Ozanne von Griechisch und Latein?
Ihm war's genug, ein Kraut nur zu studiren,
Damit weiß er von jeder Schmerzenspein,
Selbst von der Medizin Dich zu kurieren.

Was geschah? die medizinische Wissenschaft setzt ihre friedlichen Eroberungen im Reiche der Natur fort, und Ozanne, der Doktor von Chandrai, wie man ihn nannte, war nach wenigen Jahren vergessen. Aber so lange die Begeisterung anhielt, lief die Menge ihrem Verderben entgegen, nicht achtend auf die Stimme derer, welche die tugendhafte Schwäche hatten, die Menschheit aufklären und sie von ihren Uebeln heilen zu wollen, und ohne Aufhören vor dem Betrüger warnten. Harpagon fragt Meister Jacques: Warum glaubst Du das? „Weil ich es glaube", antwortet Meister Jacques. Wie viele müssen sich gleich ihm mit dieser Beweisführung behelfen! Der große Richter der Meinungen, die gesunde Vernunft, scheitert fast immer, wenn es die Medizin gilt. Nie vielleicht passender, als hier, kann jenes Wort Fontenelle's angewendet werden: Um die Wahrheit zu finden, muß man der Menge den Rücken kehren; die gebräuchlichen Meinungen sind freilich Regel für den Vernünftigen, das heißt, wenn er sie vermeidet.

Das Traurigste ist, daß nicht allein der gemeine Haufe und oberflächliche, frivole Menschen sich den abgeschmackten Vorurtheilen in der Medizin hingeben, sondern auch Männer von unleugbarem Verdienst. Ihr sprecht mit einem unterrichteten Manne, er zeigt wirklich bei verschiedenen Gegenständen Kenntnisse und Urtheil, aber laßt das Gespräch auf Medizin kommen, so werdet ihr nicht selten über seine befangenen Ansichten staunen. Und diese Erfahrung ist auf allen Höhen der Civilisation gemacht worden. Nach Plutarch müssen wir sogar Perikles hier erwähnen. Thessalus, sagt er, erzählt, daß Perikles in seiner Krankheit einem seiner Freunde, Gott weiß, was für ein schützendes Zaubermittel zeigte, das ihm die Frauen, wie ein Halseisen, angelegt hatten und wodurch sie ihm zu verstehen gaben, daß es schlecht mit ihm stände. — Mehr als ein großer Mann wurde auf dieser Schwäche betroffen. Baco hielt

*) „Der König hat Medizin genommen; er nimmt sie alle Monate in der letzten Mondnacht" (Mémoires de Dangeau 1er décembre 1698).

den Salpeter für sehr wirksam zur Verlängerung des Lebens und nannte ihn pomphaft den Geist der Erde. Nitrum deprehenditur esse veluti spiritus terrae (Oper. super Spirit. No. 48). Machiavell, Leibnitz und Alfieri starben an Quacksalbereien, die sie sich zu ihrer Heilung hatten rathen lassen. Auch Malebranche gebrauchte, trotz der sinnigen Anwendung, die er vom Wasser machte, ziemlich wunderliche Medikamente. Er, der würdevolle Verfasser der Recherche de la vérité, räth schwangeren Frauen in allem Ernst, sich oft das Gesäß zu reiben, damit ihre Kinder nicht anderswo die Muttermale bekämen, die sie etwa haben könnten. Die feinsten und geistreichsten Leute haben oft keinen Begriff von dem wirklichen Werthe eines Arztes, kein Mittel, ihn zu beurtheilen und zu würdigen. Fast immer lassen sie sich vom Aeußeren, von den Manieren vorzüglich, oder von der guten oder schlechten Renommée bestimmen. Als Frau von Simiane Herrn von Hericourt, dem Intendanten der Provence, den Chirurgen Boismortiers empfehlen wollte, schrieb sie ihm: Dieser junge Mann hat eben die schönste Kur gemacht, die man sich denken kann. Er suchte die Leber, fand sie, schnitt auf ihr ein Geschwür fort, reinigte sie wieder, wie wir einen Schrank reinigen — und der Kranke war hergestellt. Was soll man zu solchem medizinischen Urtheil sagen! Im achtzehnten Jahrhundert, das sich viel auf seine Aufklärung zu Gute that, pries man eine Menge sinnloser, heftiger und gefährlicher Mittel, die heute ganz in Vergessenheit gerathen sind. Der Hof, die Großen, die Schriftsteller, die sogenannten Philosophen bedienten sich ihrer so gut als das gemeine Volk. Voltaire jedoch machte eine Ausnahme; sein scharfer und durchdringender Geist führte ihn hier, wie immer, den richtigen Weg. Er hatte viel Vertrauen zu „Dr. Tronchin, der in die Körper sah, wie Gott in die Herzen.“ Doch gab er noch mehr auf seine Diät, als auf die Mittel des Genfer Arztes. Der boshafte Greis schrieb: leben sey das einzige Vergnügen, das er habe, damit er diejenigen wüthend machen könne, die ihm seine Leibrenten auszahlen. Wenn ich irgend ein Unwohlseyn spüre, sagte er, mache ich mir aus reiner Malice Muth und agire gegen sie mit Diät und Rhabarber (Correspondance générale 1734). Und mit solcher Hülfe wurde der berühmte Mann vier und achtzig Jahre alt und schrieb mehr als siebzig Bände.

In unseren Tagen sind, wie wir bemerkt haben, die Vorurtheile gegen die Medizin eben so zahlreich und hartnäckig, als früher, und nicht weniger durch alle Klassen der Gesellschaft verbreitet. Die niedrigen und schändlichen Schliche der Charlatane glücken eben so gut, als in den vergangenen Jahrhunderten. Man hat sogar Mittel zur Veröffentlichung und Verbreitung, die man früher nicht kannte. Hierin hat die Industrie furchtbare Fortschritte gemacht, die der gefährlichsten Gewandtheit Hülfsquellen eröffnen und einen glänzenden Erfolg sichern. Da giebt es keine Spezerei, keine mineralische Substanz, sie sey nützlich oder nicht, kein Gift, keine schlechte chemische Mischung, kein Wasser, keine Pommade, keine Pillen, selbst keinen Bonbon, der nicht ausgeboten und verkauft würde. Mit dem dreifachen Köder einer Annonce, einer bezahlten Rezension und eines Patents findet Alles Abnehmer, wie sehr auch die Gesundheit des Publikums dabei gefährdet sey. Immer findet man Mittel, das Gesetz zu umgehen und die Wachsamkeit der Behörde zu täuschen. Und wie gelingt dies? Weil das Publikum selbst Mitschuldiger der Quacksalber ist und die albernen Vorurtheile so tiefe Wurzeln gefaßt haben, daß es die Gefahr erst merkt, wenn bereits ein Unglück geschehen ist. Es genügt, das Unglaubliche mit frechem Ernst zu versichern, um des vollen Vertrauens gewiß zu seyn. So kannte ich einen sonst ganz aufgeklärten Mann von der Verwaltungs-Behörde, der fest überzeugt war, ein gemeiner Taschenspieler habe ihm ein Geschwür durch ein Loch fortgeschafft, das er ins Zwerchfell gemacht. Wozu soll man nun länger danach streben, unter Gelehrten ein Gelehrter zu seyn? ist es nicht hundertmal gescheidter, sich einen Namen bei dem leichtgläubigen und unwissenden großen Haufen zu machen? Solcher Name wäre eitel Dunst und Wind? Nein fürwahr, mit Guy Patin müssen wir sagen: Der Wind ist's, der die Mühle treibt und sehr viel dabei hilft (Lettres, Juillet 1641). Das ist das punctum saliens, die Lärmtrommel zu schlagen, so laut und so lange als es die Arme nur aushalten. Gestehen wir es nur, man kommt nicht weiter in unserer Welt, ohne ein Bischen Charlatanerie. Blenden muß man, in Aufregung und Staunen setzen; etwas Nimbus und Marktschreierton ist unerläßlich. Das wissen die gewandten und pfiffigen Bearbeiter des großen Publikums wohl, zuerst erregen sie durch irgend einen Kniff Neugierde, dann folgt Berühmtheit, Anhang, Enthusiasmus und Ausbeute, nach kurzer Zeit kommt die Wahrheit an den Tag, cadit persona, das Mittel, dessen Wunderkräfte angestaunt worden waren, ist verlassen, verachtet, vergessen. Aber was thut das? Die Vorurtheile bleiben dieselben, und die Marktschreierbühne ist nicht niedergerissen; seyd sicher, es wird sie Einer besteigen, die Konkurrenten sind zahllos, sie werden nicht auf sich warten lassen.

Aber worin können die Gründe dieser merkwürdigen Unerschütterlichkeit liegen, mit der eine so aufgeklärte Gesellschaft, als die unsrige, an einem hergebrachten Aberglauben hängt? Dieser Gründe sind so viele, daß es uns hier nicht möglich ist, sie alle zu nennen und abzuhandeln. Doch wollen wir zwei von ihnen hervorheben, die uns die hauptsächlichsten scheinen. Der erste liegt bei vielen, selbst gebildeten Leuten in ihrer gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Bau des menschlichen Körpers und den Gesetzen seiner Functionen. Daraus folgt, daß sich die Mehrzahl einbildet, es gebe für diese und jene Krankheit dieses und jenes Heilmittel, und es sey nichts nöthig, als es anzuwenden, um die Krankheit zu heben. Ein grober und gefährlicher Irrthum. Wie groß ist darum auch das Erstaunen vieler Leute, wenn ihnen ein rechtschaffener und gebildeter Arzt erklärt, er kenne kein Heilmittel für eine einzelne Krankheit, sondern nur Heilmethoden, die sich nach Alter, Geschlecht, Temperament, Constitution, Klima und Jahreszeit, nach Charakter, Sitz und Stadium der Krankheit modifiziren. Das ist das Künstlerische in unserer Kunst, das fordert außer dem Eingelernten Gewandtheit, Erfahrung, scharfes Urtheil und vor Allem seinen Takt vom Arzte. Oft thut er viel, wenn er nichts thut, er beobachtet und verfolgt die Natur auf ihrem Wege, er läßt ihr selbst freien Lauf, wenn ihm ihre Richtung zusagt. Das verkennen die Leute, die von der Heilkunde nichts wissen, sie müssen Medizin haben. Wie soll man ihnen deutlich machen, daß Diät oft die einzige und beste Medizin ist und man nicht selten besser thut, dem Koch die Heilung zu überlassen, als dem Apotheker?

Der zweite Grund liegt in der natürlichen Schwäche des menschlichen Herzens. In gewissen Krankheiten ist die Heilkunde, wie jeder rechtschaffene Arzt bestätigen muß, ohne Macht. Wo eine organische Auflösung, eine Degeneration der Gewebe, eine angeborene Anomalie in der Constitution vorhanden sind, vermag die Kunst nichts, weil sie von der Natur nicht unterstützt wird. Ich will nicht sagen, daß die Medizin dem Kranken gar nichts nützen könne, vielmehr wird dieser bei kluger Behandlung selbst in den verzweifeltsten Fällen seine Tage verlängern können. Angenommen, zwei Menschen hätten eine Pulsadergeschwulst im Herzen bei sonst gleichen Neben-Umständen, nur der Eine regt sich auf, spricht und agirt unaufhörlich und genießt hitzige Getränke, dann wird der Andere, der still liegt und eine gute Diät befolgt, für sein Leben unendlich viel Chancen vor jenem voraus haben. Die Medizin bietet also immer manchen vorzüglichen Rath, freilich aber kann sie nicht jedesmal einen vollkommenen Erfolg erreichen, und dies ist der Fall bei den meisten chronischen Uebeln. Indeß will der Kranke von seinen Schmerzen befreit seyn. Heilen Sie mich, sagt er; ich will heilen, antworte ich — aber die Hülfsquellen meiner Kunst sind erschöpft. Da kommt Einer, der mit Sicherheit sagt: Ich werde Sie heilen, ich habe ein untrügliches Mittel, hier sind meine Empfehlungen, meine Bescheinigungen, meine Zeugnisse. Wer glaubt, daß das schwache menschliche Herz der schmeichlerischen Lüge werde widerstehen können? In einem kranken Körper wohnt kein so fester Geist mehr, daß er sich einem so kecken Versprechen nicht unterwerfen sollte. O pectora caeca wird man ausrufen, aber die Hoffnung belebt und hält aufrecht, bis der fast immer traurige Ausgang die Frage entscheidet. — So wird die Unkenntniß der Gesetze des Lebens, die Unzulänglichkeit der Kunst, die Furcht vor Schmerz, die Hoffnung auf Genesung und die Frechheit der Charlatane den Vorurtheilen des Volks in Beziehung auf Medizin ewig Vorschub leisten. Dies ist ein Tribut, der noch lange auf der Leichtgläubigkeit und Schwäche des menschlichen Herzens lasten wird.

Asien.

Hamilton's Forschungen in Kleinasien.

(Schluß.)

„Die Morgenluft war schneidend kalt, und die uns umhüllenden Nebel ließen mich an einer weiten Aussicht vom Gipfel des Berges verzweifeln. Die Wirkung der aufgehenden das Land unter mir beleuchtenden Sonne war bezaubernd, besonders wenn ich nach den beschneiten Gipfeln des südlichen Höhenzugs Allah-Dagh (Gottes-Berg) blickte, welcher den Hauptstamm des Anti-Taurus bildet. Obgleich meine Armenier mir versicherten, man müsse sehr früh aufbrechen, so stand die Sonne doch schon ziemlich hoch, eh' es mir gelang, Jene aus ihren Betten zu treiben. Erst mußte ein Feuer angezündet und dann Kaffee gemacht werden, ohne welches Getränk man im ganzen Türkischen Reiche nichts zu unternehmen im Stande ist. Um halb fünf Uhr brachen wir jedoch auf, die Türken als Hüter unserer Pferde und des Gepäcks zurücklassend. Anfangs führte der Weg in einem Winkel von 15 oder 20 Graden und über lose Steine direkt dem Gipfel entgegen. Um 6 Uhr erreichten wir eine große eingestürzte Felsenmasse von ungefähr 100 Fuß Höhe, und wenige Minuten später einen Hohlgrund, den ein Gletscher ausfüllte und welcher sich in einem Winkel von 30° bis zum Gipfel erstreckte. Der Boden zu beiden Seiten war hart gefroren; als aber die Sonne wirkte, lösten sich große Steine und Felsenstücke, die allbereits durch den Frost gespalten waren; diese rollten den steilen Abhang hinunter und setzten uns an verschiedenen Stellen in dringende Gefahr. So stiegen wir längs des Gletschers, dessen Rand zu unserer Rechten blieb, weiter hinan; linker Hand kamen wir bei hohen überhängenden Klippen vorüber, in deren Spalten viel Schnee sich angehäuft hatte, bis endlich lothrechte, unmittelbar aus dem Schnee emporstrebende Klippen uns zu einem Umwege nöthigten. Dieser ging über vorragende Felsenstücke, einige Fuß hoch über dem Gletscher, der sich unter uns tief den Hohlgrund hinabzog. So gelangten wir, mit Händen und Füßen kletternd, bis zur Spitze eines schroffen und nackten Felsenrückens, der zwischen zwei Gletschern sich erhob. Die Gefahr war hier größer, wenn man einen Fehltritt that, aber die Strapaze nicht so groß, wie bei dem Steigen über lose Steine und Schindeln. In der Nähe des Gipfels mußten wir über einige schmale Gletscher; ein vorangehender Führer hieb Fußstapfen in den harten Schnee, damit wir nicht ausglitten und den eisigen Abhang hinunterstürzten. Um acht Uhr weniger fünf Minuten erreichten wir den höchsten erreichbaren Punkt des Berges, nicht die wirkliche kulminirende Spitze; denn diese ist eine lothrechte Felsenmasse, noch 20 bis 25 Fuß über der Stelle, auf welcher wir standen und ohne Beihülfe von Strickleitern unersteiglich. Der Himmel über uns war so klar, als wir nur wünschen konnten, aber tief unter uns schwebte ein Nebelmeer in den Lüften, über welches die Gipfel ferner Berge in Nordost wie Eilande aus Fluthen emporstiegen, während nördlich und östlich riesenlange Gletscher in den Wolkenmassen sich verloren. Eine Landschaft war also begreiflicher Weise nicht zu

sehen. *) Unser Standort war ein schmales Joch, das zwei benachbarte Krater von ansehnlichem Umfang mit einander verband. Der eine, den ich schon auf der Straße von Cäsaria her gesehen, ist im N. O., der andere im N. W. durchbrochen oder eingebrochen, und ihre Seiten sind ganz mit Schnee und Eis gegürtet."

Wenn unser Reisender vom Gipfel des 13,000 Fuß hohen Argäus wenig gesehen hatte, so wurde er für diese Entbehrung in den Thälern der alten Stadt Soandus, südwestlich vom Argäus, reichlich entschädigt. Unser Autor beschreibt diese sehr merkwürdige Scenerie mit folgenden Worten:

„Wir gingen die westliche Verzweigung des Thals entlang und erreichten bald einen engen Paß zwischen hohen Klippen aus vulkanischem Tuffstein mit horizontalen Ueberlagen einer härteren Varietät desselben Gesteins, von welcher auch viele Bruchstücke den Talus am Fuße der Klippen bedeckten. Alsbald kamen wir auf eine isolirte Felsenmasse an der linken Seite des Weges, in welcher Tausende von Grabhöhlen sich befanden. Die Scene vor uns erhielt einen höchst merkwürdigen, ganz eigenthümlichen Charakter: die Klippen an beiden Seiten des Thals waren so zellig wie Bienenkörbe, wegen der zahllosen Menge von Aushöhlungen, Wohnungen und Gräbern, die man bis zu einer Höhe von 200 Fuß in dieser weichen und eigenthümlichen Felsenbildung angebracht hatte. Etwas weiter passirten wir unter einem Bogen, der in einer anderen Felsenmasse ausgehauen war, die in unsere Straße austief und unmittelbar nach dem wunderbaren Thale Soanli Dere führte, dessen bizarre Eigenthümlichkeit und mystischer Charakter einen unbeschreiblichen Reiz haben. In dem Maße, als dieses Thal sich verengte und die einschließenden Felsen steiler wurden, erschienen sie bis zum Gipfel von unzähligen Grotten durchlöchert, von denen einige groß und schön waren, mit weiter Oeffnung und architektonisch geschmückter Façade, andere dagegen so klein und schmucklos, daß sie wie Fenster in dieser natürlichen Mauer sich ausnahmen. In mehreren der großen Grotten bemerkte man allen erdenklichen architektonischen Schmuck: Bogen, von reich verzierten Pfeilern getragen, schöne Karnies, Säulen und prächtige Architraben — Alles wetteiferte mit einander, um diesem wilden und verlassenen Thal den mystischen Anblick eines Kampfes zwischen Bevölkerung und absoluter Verödung zu geben.

Alle Bewohner dieser Gegend scheinen Troglodyten gewesen zu seyn und für sich selbst, ihr Geflügel und ihre Todten nur eine Art Wohnungen gehabt zu haben.

4.

Naturerscheinungen. — Griechische Inschriften.

Wir übergehen die geologischen Beobachtungen des Verfassers, welche er, als Secretair der geologischen Gesellschaft Englands, derselben mitgetheilt hat. Herrn Hamilton's sorgfältig geführte Itinerarien haben dem berühmten J. Arrowsmith Material zu einer meisterhaft ausgeführten Karte geliefert, in welcher die Schönheit des Stiches der Genauigkeit aller topographischen Einzelnheiten die Wage hält. Auch physikalischen Erscheinungen schenkte der Verfasser Aufmerksamkeit, wie folgende interessante Stelle zeigt:

„Eines der merkwürdigsten Phänomene, die ich in Angora beobachtete, war der hohe Grad von Elektrizität, der jeden Körper zu durchdringen schien. Ich bemerkte sie besonders an seidenen Taschentüchern, Linnenzeug und wollenen Stoffen. Bisweilen, wenn ich im Dunkeln zu Bette ging, sprühte das ganze Bettuch Millionen Funken; nahm ich ein seidenes Taschentuch in die Hand, so gab es ein knisterndes Geräusch von sich, wie wenn man eine Handvoll dürrer Blätter entzweireißt; und bei mehreren Gelegenheiten fühlte ich, wie meine Hände und Finger von dem elektrischen Fluidum prickelten. Ich konnte diese Erscheinung nur mit der außerordentlichen Trockenheit der Atmosphäre und momentaner Reibung erklären. Der Wind schien auf die Elektrizität durchaus keinen Einfluß zu haben; ich beobachtete sie bei Tage und bei Nacht, bei ruhiger und bewegter Luft. Während der ganzen Zeit meines Aufenthalts war kein Wölkchen am Himmel zu sehen."

Ein Anhang zu dem Hamiltonischen Reisewerke enthält 430 von dem Verfasser kopirte Griechische Inschriften, für deren Mittheilung die Freunde des klassischen Alterthums ihm gewiß sehr verpflichtet sind. Viele Einzelnheiten der Lebensweise und der Sitten des alten Griechenlands lernen wir nur aus Inschriften kennen: Manches, was heutzutage bloß gedruckt wird, wie z. B. öffentliche Danksagungen und Verordnungen von Behörden, wurde bei den Alten in Marmor eingeschnitten. Eine dieser Inschriften beweist, wie sehr das alte Griechenland die Künste ehrte und ermuthigte. Es heißt darin, ein gewisses Individuum solle (für welches Verdienst) einen Lorbeerkranz, drei goldene Kronen, drei Statuen aus Bronze, drei dergleichen aus Marmor und drei aus Gold empfangen! Außerdem erhält dasselbe das Privilegium, bei öffentlichen Aufzügen voranzugehen und im Theater in der vorderen Reihe zu sitzen.

Viele durch das Werk zerstreute Meinungen des Verfassers sind seiner Beobachtungen nicht würdig und haben mehr einen düsteren Gothischen als heiteren und frischen antiken Charakter. Man wird z. B. etwas stutzig über seine Behauptung, daß die Alten bei ihrem hohen Sinne für das Schöne und Vollendete in der Kunst für die Schönheiten der Natur fast unempfindlich gewesen zu seyn schienen. Der Grieche bewunderte allerdings die Natur; er wär' es ihm sonst möglich gewesen, sie in allen seinen edleren Dichtungen und Kunstschöpfungen so wunderbar wiederzugeben! allein er betrachtete sie mit klarem, frisch und ruhig genießendem, plastischem Blicke, nicht mit Ernst und romantischer Schwärmerei. Auch ein politischer übler Humor macht sich an manchen Seite Luft: die Bayern in Griechenland nennt Herr H. moderne Vandalen; die Türken sind ihm in tiefster Seele verhaßt: er möchte sie sammt und sonders nach ihrer Tatarischen Heimat zurückgetrieben wissen und meint, daß sie dann erst hinreichend gedemüthigt seyn werden, um im buchstäblichen Sinne „zu Kreuze zu kriechen". Endlich möchte man dem Verfasser seine Tiraden gegen den hoffährtigen Speculations-Geist unserer Zeitgenossen gern erlassen; nicht als ob sie eine unbedingte Verleumdung enthielten, sondern weil man zu deutlich sieht, daß Herr H. auf dem weichen Pfühle seines Systemes ungestört liegen will und es ihm schon weh thut, wenn er Andere auf ihren Lagern sich rühren und herumwerfen sieht. Doch wird man solche Schwächen bei der sonstigen Vortrefflichkeit des Werkes gern entschuldigen.

*) Strabo bemerkt (Buch XII., Kap. 2), der Argaios sey der höchste Berg in Kappadocien und in der oberen Region decke ihn ewiger Schnee. Er setzt hinzu: „Diejenigen, die ihn bestiegen haben, (und deren sind wenige) behaupten, man könne, wenn die Atmosphäre rein ist (ταῖς αἰθρίαις), von dem Gipfel aus beide Meere sehen: den Pontus und den Golf von Issos. A. d. Uebers.

Mannigfaltiges.

— Manfred Deutsch. Herr O. G. Seemann in Königsberg hat eine neue Uebersetzung des „Manfred" von Lord Byron herausgegeben.*) Man hat diesem dramatischen Gedicht oft die Ehre erzeigt, es dem Goetheschen Faust an die Seite zu stellen, während es doch nur ein schwacher Nachhall desselben ist. Faust ist ein Mikrokosmos, Manfred aber höchstens ein verkleinertes Zerrbild Lord Byron's. Ersteren treibt der Durst nach Wissenschaft, der Drang die tiefsten Geheimnisse des Seelenlebens zu erforschen; der Andere dagegen dürstet nur nach Vergessenheit (forgetfulness, oblivion); er stellt sich uns von vornherein als ein Gefallener, Verzweifelnder dar, der in seinem Kampf mit höheren Mächten unsere Theilnahme kaum zu erwecken vermag, während Jener, der an seiner Schwäche scheitert, doch von unseren Sympathien stets begleitet wird, weil wir diese Schwäche als die allgemein menschliche erkennen. Gleichwohl bleibt „Manfred" immer, wenn auch nur mit einem Hinblick auf die Persönlichkeit des Dichters, ein interessantes Gedicht, und wir wundern uns nicht, daß schon so viele Deutsche Uebersetzer ihre Kräfte daran versucht haben. Herr Seemann, als der letzte, hat sich, wie er selbst zugiebt, auf die Schultern seiner Vorgänger gestellt und dadurch in der That eine dem Original möglichst nahekommende Version geliefert. Einzelnes Lyrische, namentlich in den Geisterscenen, ist ihm außerordentlich gelungen; minder der epische Ausdruck im ruhigen Dialog. Wir theilen hier als Probe der ersten Art eine Stelle im Original und in der Uebersetzung mit:

Voice of the Second Spirit.

Mont Blanc is the monarch of mountains,
They crowned him long ago
On a throne of rocks, in a robe of clouds,
With a diadem of snow.
Around his waist are forests braced,
The Avalanche in his hand;
But ere it fall, that thundering ball
Must pause for my command.
The Glacier's cold and restless mass
Moves onward day by day;
But I am he who bids it pass,
Or with its ice delay.
I am the spirit of the place,
Could make the mountain bow
And quiver to his cavern'd base —
And what with me wouldst Thou?

Zweiter Geist.

Montblanc ist der König der Berge,
Sie krönten ihn längst auf der Höhe,
Auf dem Felsenthron, in dem Wolkenkleid,
Auf dem Haupt die Krone von Schnee.
Der Leib ist mit Wäldern gegürtet,
Der Lawine Wucht in der Hand,
Doch vor dem Fall, der donnernde Ball,
Zu steht er, von mir gebannt.
Der Gletscher, rastlos und kreist,
Geht vorwärts, Tag für Tag,
Ich bin es, der ihn gehen heißt,
Ich halt' ihn, wenn ich's mag.
Ich bin der Herrscher hier am Ort,
Der Berg beugt sich vor mir,
Ich reiß ihn aus der Tiefe fort.
Sprich's aus, was soll ich Dir?

— Peter der Große im Englischen Parlament. Während seines Aufenthalts in England — so erzählt Nartov — besuchte der Zar Peter einmal inkognito das Parlament. Da sah er den König auf seinem Throne und alle Großen des Reichs auf ihren Bänken. Als man ihm einige Reden dieser Herren gedolmetscht hatte, sagte er, seinem Russischen Gefolge zugewendet: „Es ist erfreulich, zu hören, wenn die Söhne des Vaterlandes ihrem Fürsten aufrichtig die Wahrheit sagen: hierin sollten wir an den Engländern ein Beispiel nehmen!"

*) Mit einer Lithographie von Nordmann. Berlin, F. Weidle, 1843.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumeriet auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 152. Berlin, Mittwoch den 21. Dezember 1842.

Schweden.

Schwedisches Landleben.

Geschildert von einem Amerikanischen Dichter.*)

Ueber dem Landleben in Schweden weht noch ein patriarchalischer Hauch, der es zu einem würdigen und passenden Gegenstande für die poetische Darstellung macht. Fast urweltliche Einfalt, fast urweltliche Einsamkeit und Stille herrschen in diesem nordischen Lande. Ihr schreitet aus dem Thore der Stadt, und wie durch Zauber seht ihr euch plötzlich in eine wilde Waldlandschaft versetzt. Rund um euch her Tannenwälder. Euch zu Häupten hängen die langen, fächerähnlichen Aeste, von Moos umzittert und schwer von rothen und blauen Zapfen; unter euren Füßen knistert ein Teppich von gelben Nadeln, und die Luft ist warm und balsamisch. Auf einer hölzernen Brücke geht ihr über einen kleinen Fluß und kommt im Nu in ein anmuthiges und sonniges Bauerhof-Revier. Zäune von Holz begränzen die Felder. Quer über den Weg führen Thore, die Schaaren von Kindern vor euch öffnen. Die Bauern nehmen ihre Hüte ab, wie ihr an ihnen vorbeigeht; ihr nickt, und sie rufen: „Gott segn' euch!" Die Häuser in den Dörfern und kleineren Städten sind alle aus behauenem Zimmerholz und meistentheils roth angestrichen. Die Fußlöden in den Schenken sind mit den duftenden Spitzen von Tannenzweigen bestreut. In vielen Dörfern giebt es keine Wirthshäuser, und die Bauern ergreifen gern die Gelegenheit, Reisende bei sich aufzunehmen. Die geschäftige Hausfrau zeigt euch in ihre beste Stube, deren Wände rundum mit kunstlosen Bildern aus der Schrift geschmückt sind, und bringt euch ihre schweren silbernen Löffel, — Erbstücke, daß ihr's wißt, — um die geronnene Milch aus der Pfanne zu schöpfen. Dazu habt ihr Haferkuchen, die einige Monate vorher gebacken worden sind, oder Brod mit Anissaamen und Koriander oder vielleicht mit etwas Fichtenrinde drin.

Unterdessen hat der handfeste Ackersmann seine Pferde vom Pfluge geholt und sie an euren Wagen geschirrt. Einsame Reisende kommen und gehen in wunderlichen Einspännern. Die meisten haben Pfeifen im Munde und tragen vorn auf der Brust eine lederne Tasche, in der sie Taback und die großen Banknoten des Landes (so groß, daß Ihr sie mit beiden Händen kaum bedecken könnt) mit sich führen. Ihr begegnet auch Gruppen Dalekarlischer Bäuerinnen, die heimwärts oder stadtwärts ihrer Arbeit nachgehen. Sie sind barfuß; ihre Schuhe, die hohe Absätze unter dem hohlen Fuß und Sohlen von Birkenrinde haben, tragen sie in den Händen.

Häufig auch sind die Dorfkirchen, die, jede in ihrem kleinen Gethsemane-Garten, an der Seite des Weges stehen. In den Kirchenbüchern mögen große Ereignisse zu lesen seyn. Irgend ein alter König wurde in dieser Kirche getauft oder begraben, und ein kleiner Küster mit rostigem Schlüssel zeigt euch den Taufstein oder den Sarg. Auf dem Kirchhofe sind wenige Blumen, aber viel grünes Gras, und alle Tage zählt der Schatten des Kirchthurms mit seinem langen spitzigen Finger die Gräber — eine Sonnenuhr des Lebens, auf der die Stunden und Minuten Grabhügel sind. Die Steine sind platt und groß und niedrig, manchmal auch eingesunken, wie die Dächer alter Häuser. Auf einigen sieht man Wappen, auf anderen nur die Anfangsbuchstaben der armen Dörfner, mit einem Datum, wie auf den Dächern Holländischer Hütten. Sie schlafen alle mit dem Gesicht nach Westen. Jeder hielt eine brennende Kerze in der Hand, als er starb, und in seinen Sarg legte man die kleinen Schätze, die seinem Herzen am theuersten waren, und ein Stück Geld für seine letzte Reise. Kinder, die todt zur Welt kamen, wurden in den Armen graulockiger Greise zu der einzigen Wiege getragen, in der sie je schliefen, und in das Leichentuch der todten Mutter wurden die kleinen Gewande des Kindes gehüllt, das unter ihrem Herzen lebte und starb. Und diese Scene überschaut der Pfarrer des Dorfes in der Stille der Mitternacht aus seinem Fenster und spricht dazu in seinem Herzen: „Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen!"

Neben dem Kirchhof-Thor steht eine Armenbüchse. Sie ist mit eisernen Reifen an einen Pfosten befestigt, hat ein Vorlegeschloß, und ein schräges Holzdach sichert sie vor Regen. Wenn es Sonntag ist, so sitzen die Bauern auf den Kirchenstufen und blättern in ihren Psalmbüchern. Andere kommen den Weg herab mit dem geliebten Pfarrer, der unter seinem breitrandigen Hute von heiligen Dingen mit ihnen spricht. Er redet von Feldern und Aerndten, und von dem Säemann, der ausging zu säen. Er führt sie zu dem guten Hirten und zu den lieblichen Weiden des Geisterlandes. Er ist ihr Patriarch und, wie Melchisedek, beides, Priester und König, obgleich er keinen anderen Thron hat, als die Kanzel. Die Weiber tragen Psalmbücher in den Händen, die sie in seidene Schnupftücher gewickelt haben, und lauschen andächtig auf des guten Mannes Worte. Aber die jungen Bursche, wie Gallio, kümmern sich wenig um diese Dinge. Sie zählen lieber die Falten in den Mieders der Mädchen, deren Zahl den Reichthum der Trägerin anzeigt. Es kann eine Hochzeit daraus werden.

Ich will eine Schwedische Bauern-Hochzeit zu schildern versuchen. Sie soll im Sommer gefeiert werden, damit Blumen da sind, und in einer südlichen Provinz, damit die Braut schön ist. Die frühen Lieder des Hahns und der Lerche vermischen sich in der klaren Morgenluft, und die Sonne, der himmlische Bräutigam mit goldenen Locken, erhebt sich genau zur selben Zeit im Osten, zu der unser irdischer gelbhaariger Bräutigam im Süden sein Lager verläßt. Im Hofe vernimmt man Stimmen und Hufgetrampel; Pferde werden aus den Ställen geführt und gesattelt. Das den Bräutigam zu tragen bestimmte Roß hat einen Blumenstrauß auf der Stirn und einen Kranz von Kornblumen um den Hals. Freunde von den benachbarten Bauerhöfen kommen herangeritten, mit blauen, im Winde flatternden Mänteln, und zuletzt, eine Peitsche in der Hand und einen ungeheuren Strauß im Knopfloch seiner blauen Jacke, tritt der glückliche Bräutigam aus seiner Kammer. Und nun auf und davon, dem Dorfe zu, wo die Braut bereits sitzt und wartet.

Vorauf reitet der Sprecher, gefolgt von einem Dutzend Dorfmusikanten. Ihm zunächst der Bräutigam zwischen den beiden Brautführern, und dann vierzig oder funfzig Freunde und Hochzeitgäste, wohl zur Hälfte mit Pistolen und Gewehren in den Händen. Eine Art von Packwagen, mit Essen und Trinken für die lustigen Reisenden beladen, folgt als Nachtrab. Am Eingange jedes Dorfes steht ein Triumphbogen, mit Blumen und Bändern und Immergrün geschmückt, und wie die Hochzeitsgäste ihn passiren, feuern sie eine Salve ab, und die ganze Prozession macht Halt. Augenblicklich kommt aus jeder Tasche eine Feldflasche voll Punsch oder Branntwein zum Vorschein. Sie geht von Hand zu Hand; von dem Wagen werden Viktualien gebracht, und nach Essen und Trinken und Hurrahrufen setzt sich der Zug wieder in Bewegung und nähert sich endlich dem Hause der Braut. Vier Herolde reiten voraus, um anzukündigen, daß ein Ritter und sein Gefolge in dem nahen Walde halten und das Gastrecht in Anspruch nehmen. „Wie viel sind eurer?" fragt der Vater der Braut. „Wenigstens dreihundert!" ist die Antwort, auf die dann der Bescheid erfolgt: „Gut! und wären eurer siebenmal mehr, ihr solltet doch willkommen seyn; trinkt darauf aus diesem Becher!" Hierauf wird jedem Herold eine Kanne mit Bier gereicht, und nicht lange, so stürmt die ganze jubelnde Gesellschaft in den Pachthof, reitet um den Maibaum, der in seiner Mitte errichtet ist, und steigt sodann unter feierlicher Begrüßung und rauschender Musik von den Pferden.

In der Halle sitzt die Braut, mit einer Krone auf dem Haupte und einer Thräne im Auge, wie die Jungfrau Maria auf allen Kirchenbildern. Sie trägt ein rothes Mieder mit losen leinenen Aermeln. Um den Leib hat sie einen mit Gold verzierten Gürtel und um den Hals Stränge von Goldperlen und eine goldene Kette. Auf der Krone ruht ein Kranz von wilden Rosen und unter ihm ein anderer von Cypressen. Lose über ihre Schultern fällt ihr Flachshaar, und ihre blauen unschuldigen Augen sind auf den Boden geheftet. O du gute Seele! du hast harte Hände, aber ein weiches Herz! Du bist arm. Sogar der Schmuck, den du trägst, ist nicht dein. Er ist für diesen wichtigen Tag gemiethet worden. Und dennoch bist du reich; reich durch Gesundheit, reich durch Hoffnung, reich durch deine erste, junge, glühende Liebe. Der Segen des Himmels ruhe auf dir! So denkt der Priester des Kirchspiels, wie er die Hände von Braut und Bräutigam zusammenlegt und mit tiefer, feierlicher Stimme dazu spricht: „Ich gebe dir diese Jungfrau zur Ehe, auf daß sie in allen Ehren dein angetrautes Weib sey und die Hälfte deines Bettes mit dir theile, dazu auch dein Schloß und deinen Schlüssel und jeden dritten Pfennig, den ihr Beide besitzen oder erben mögt, sammt allen Rechten, die Upland's Gesetze verordnen, und die der heilige König Erik gegeben hat."

Das Mittagsmahl ist nun angerichtet, und die Braut sitzt zwischen dem Bräutigam und dem Priester. Der Sprecher hält eine Rede nach dem alten Gebrauch seiner Väter. Er spickt sie gehörig mit Bibelstellen und ladet den Heiland ein, bei dieser Hochzeit zugegen zu seyn, wie er bei der zu Kana in Galiläa zugegen war. Der Tisch ist nicht spärlich besetzt. Jeder macht einen langen Arm, und das Fest geht lustig seinen Gang. Punsch und Branntwein machen zwischen den Gängen die Runde, und hier und da raucht Einer in Er-

*) Aus Longfellow's Vorrede zu seiner vortrefflichen Uebersetzung von Tegnér's „Nattvardsbarnen". Vgl. Nr. 104 des „Magazins".

warlung der nächsten Schüssel sein Pfeifchen. Sie sitzen lange zu Tisch, aber wie Alles zu Ende gehen muß, so auch ein Schwedisches Mittagessen. Dann beginnt der Tanz. Er wird durch die Braut und den Pfarrer angeführt, die eine feierliche Menuet mit einander tanzen. Erst nach Mitternacht kommt der Reigraus. Die Mädchen schließen einen Kreis um die Braut, um sie vor den verheirateten Frauen zu schützen, die den Zauberring zu durchbrechen und ihre neue Schwester zu ergreifen bemüht sind. Nach langem Kampf gelingt es ihnen; die Krone wird ihr aus den Haaren und die Perlen werden ihr vom Halse genommen; ihr Mieder wird aufgeschnürt und ihre Schürze losgebunden, und wie eine Vestalin, ganz in Weiß gekleidet, geht sie fort, aber nicht zum Grabe, sondern in ihre Brautkammer, in welche die Hochzeitsgäste mit brennenden Kerzen ihr das Geleit geben. So feiert man in Schweden eine Bauernhochzeit.

Ich darf die plötzlich wechselnden Jahreszeiten des nordischen Himmelstrichs nicht vergessen. Hier giebt es keinen langen, zögernden Frühling, der Blatt und Blüthe, eines nach dem anderen, langsam entfaltet: hier keinen langen, zögernden Herbst, den vielfarbiges Laub und die ganze Pracht und Gluth eines Indianischen Sommers schmücken. Aber Winter und Sommer sind wundervoll und gehen unmittelbar in einander über. Der Schlag der Wachtel ist kaum im Korne verklungen, als auch schon der Winter aus faltigem Wolkentuche Schnee, Eis und rasselnden Hagel mit breitem Wurfe über das Land sät. Die Tage nehmen rasch ab. Nicht lange, und die Sonne erhebt sich kaum noch über den Horizont: zuletzt geht sie gar nicht mehr auf. Der Mond und die Sterne scheinen den Tag hindurch; nur um Mittag werden sie bleich, und am südlichen Himmel brennt ein rothes, feuriges Glühen, wie das des Sonnenuntergangs, den Horizont entlang und erlischt dann. Und lieblich unter dem Silberlicht des Mondes und unter den stillen, feierlichen Sternen klingen die Stahlschuhe der Schlittschuhläufer, klingen Glockenton und Stimmen über die gefrorene See.

Und jetzt fangen die Nordlichter an zu brennen, zuerst schwach, wie Sonnenstrahlen, die in den Fluthen des blauen Meeres spielen. Dann färbt ein sanftes Carmoisin den Himmel — auf der Wange der Nacht liegt ein Erröthen. Die Farben kommen und gehen, aus Carmoisin in Gold, aus Gold in Carmoisin sich verwandelnd. Auf dem Schnee liegen Flecken rosigen Lichtes. Zweifach vom Zenith, nach Osten und nach Westen, flammt ein feuriges Schwert, und ein breites Band, wie ein Sonnenuntergang im Sommer, geht querüber den Himmel. Sanfte Purpurwolken segeln über das Firmament, und durch ihre dunstigen Falten winken und schimmern die Sterne weiß wie Silber. Mit solcher Pracht kündigt sich die fröhliche Christzeit an, obgleich nur ein einziger Stern der ersten Weihnacht als Herold vorleuchtete. Und zum Gedächtniß jener ersten Weihnacht tanzen heute die Schwedischen Bauern auf Stroh, und die Mädchen werfen mit Strohhalmen nach dem gezimmerten Dache der Halle: jeder Strohhalm, der in einer Ritze stecken bleibt, bedeutet einen Brautführer zu ihrer Hochzeit. Fröhliche Weihnacht in der That! Für fromme Seelen bringt sie Gesang und Predigten, für Schwedische Bauern aber Branntwein und nußbraunes Bier in hölzernen Näpfen, sammt dem großen, mit einem Käse gekrönten und mit Aepfeln bekränzten Weihnachtskuchen, der einen dreiarmigen Leuchter in die Höhe hält. Dabei erzählen sie sich Geschichten von Jöns Lundsbracka, und Lunkensus, und dem großen Riddar Finke von Pungsdaga. *)

Und jetzt ist die lustige, laubige Mittsommerzeit gekommen, voll von Blüthen und Nachtigall-Gesängen. St. Johannes hat die Blumen und das Fest des heidnischen Balder an sich gerissen, und in jedem Dorfe erhebt sich ein Maibaum von funfzig Fuß Höhe, mit im Winde fliegenden Kränzen, und Rosen und Bändern, und einem knarrenden Wetterhahn auf der Spitze, der dem Dorfe ansagen muß, von wannen der Wind kommt und wohin er fährt. Vor zehn Uhr Abends geht die Sonne nicht unter, und noch eine Stunde später spielen die Kinder in den Straßen. Fenster und Thüren sind weit geöffnet, und bis Mitternacht kann man ohne Licht lesen. O, wie schön ist die Sommernacht, die keine Nacht, sondern nur ein sonnenloser, doch unbewölkter Tag ist, der mit Thau und Schatten und erfrischender Kühle zur Erde herabsteigt! Wie schön das lange, milde Zwielicht, das wie eine Silberspange gestern und heut mit einander verbindet! Wie schön ist die stille Stunde, wenn Morgen und Abend also Hand in Hand unter dem sternlosen Mitternachtshimmel beisammen sitzen! Vom Kirchthurm herab zeigt die Glocke mit sanftem, melodischem Schlage die Stunde an, und der Nachtwächter, dessen Wartthurm die Glockenstube ist, thut bei jedem Niederfallen des Hammers einen Stoß in sein Horn, und viermal, nach den vier Gegenden des Himmels, singt er mit wohlklingender Stimme:

„Ho, Wächter, ho!
Zwölf ist die Uhr!
Gott schütze die Stadt
Vor Feuer und Brand
Und Feindeshand!
Zwölf ist die Uhr!"

Aus seinem Schwalbennest in der Glockenstube kann er die ganze Nacht hindurch die Sonne sehen; und noch weiter nördlich steht der Pfarrer in der warmen Mitternacht an seiner Hausthür und zündet seine Pfeife mit einem gewöhnlichen Brennglase an.

S. G.

*) Zieht Schwedischer Volkssitten.

Frankreich.

Die Marionetten.

(Schluß.)

V.

Das hohe Alter der Marionetten ist jetzt *historisch erwiesen*. Selbst die entschiedensten Vertreter des Fortschritts werden *in der Identität* der antiken und modernen Marionetten übereinkommen.

Die Marionetten waren für die Ergötzung der Kinder *erfunden, und wenn* sie so klug wären, wie sie zu seyn sich die Miene geben, *sie würden bedauern*, sich nicht auf diesen Zweck beschränkt zu haben. Doch wie alles Irdische, *gefielen* sie sich auf dem Platze nicht, den ihnen die Natur zugewiesen hatte. *Sie* wollten höher steigen. Sie wollten die ganze Welt als eine Komödie darstellen. Sie unterwarfen sich die Nation durch das Recht der List und der Tücke. Dies geschah nicht zum erstenmal in der Geschichte, und es wird nicht zum letztenmal geschehen seyn.

Seit die Marionetten nicht mehr eigentliche Marionetten sind und als solche die Menschheit belehren, hat diese nur Rückschritte gemacht. Die Marionetten wurden Fleisch. Sie bestrichen sich das Gesicht mit Hefen und wurden zum Polichinell, sie schwärzten es mit Ruß und wurden zum Harlekin, sie bestreuten es mit Mehl und wurden zum Pierrot. Doch die Kunst sank. Wie tief sie heut steht, beweist der eine Umstand, daß Séraphin, der unendlich entartete Nachkomme der alten Marionetten-Dynastie, seine Marionetten jetzt die Vaudevilles des Herrn Scribe aufführen läßt.

Herr Scribe, der allein so viel Geist und Geschmack hat als alle Marionetten zusammen, wäre berufen gewesen, die Marionetten wieder zu Ehren zu bringen; hätte er in den schönen Tagen der Begeisterung und des Genies gelebt, er würde die Schüler beim Gymnasial-Aktus haben Marionetten-Spiele aufführen lassen. Oder er würde darauf angetragen haben, daß die Gymnasial-Direktoren, wenn sie Stücke schreiben, dieselben für sich allein schreiben, wie auch die Marionetten-Schauspiel-Direktoren diese edle Gewohnheit haben.

VI.

Ich bitte, seyd so gut und sagt mir, was soll die klassische Komödie noch! Die klassische Komödie war vortrefflich, ehe ihr die Hände gebunden wurden: doch wenn ihr auch nicht die Hände wären gebunden worden, sie hätte doch aufgehört, vortrefflich zu seyn: sie war der Ausdruck eines bestimmten Geistes, dieser Geist existirt nicht mehr; er war die gesunde Vernunft.

Der Mensch hört auf, über seine Fehler zu lachen, wenn er sich unfähig fühlt, sie abzulegen. Man hat von der Komödie gesagt, sie züchtige lachend die Gebrechen der Menschen. Dies ist ein Irrthum der unaufgeklärten Jahrhunderte. Wenn sie heut lachen will oder Lachen erregen, so muß sie in Erbitterung gegen sie anstürmen oder ihnen schmeicheln.

Die Tragödie wenigstens hat ihren Charakter nicht verändert: φόβος καὶ ἔλεος; wenn man sie sieht, erschrickt man oder fühlt Mitleid.

Das Theater unserer Tage ist ein industrielles Etablissement, das durch den Staat unterstützt wird, und das durch die Andeutung zweier widersinnigen Sätze existirt, die man Ideen nennt, seit das, was man früher Idee nannte, widersinnig heißt. Die erste dieser Ideen ist, daß die Tugend ihre Lächerlichkeiten, die zweite, daß das Laster seine Schönheiten hat. Mit der ersten dieser Ideen macht man Lustspiele, mit der zweiten Trauerspiele. *Plaudite, cives.*

Wer würde heut noch wagen, die gefürchteten Worte: „de te fabula narratur, der Schurke bist Du" an Jemand zu richten? Wenn es ein Pair von Frankreich ist, dem sie gelten, so erfolgt eine Staats-Umwandlung, wenn es ein Spezereikrämer ist, eine Emeute, wenn ein Journalist, eine Revolution. Ueber den Marquis darf alle Welt lachen, er existirt nur noch in den Almanachen. Doch über etwas zu lachen, was in der That lächerlich ist, war nur den Marionetten erlaubt.

Ich bin überzeugt, daß die Vorsehung für jede Bedrängniß, in der sich das menschliche Geschlecht befindet, einen besonderen Retter schickt: für unsere Noth nun ist kein Religionsstifter, kein Gesetzgeber, kein König nöthig, sondern Polichinell. Polichinell, der so Vieles weiß, wird ohne Zweifel auch wissen und uns sagen, daß ein Volk, welches die Orthographie Voltaire's angenommen hat, welches sich in Departements theilen zu lassen und die neue Benennung der Maaße und Gewichte sich anzueignen vermocht hat, nicht immer fortschreiten kann; daß die Völker in der Regel gerade dann, wenn sie am meisten auf ihre Fortschritte stolz sind, am meisten rückwärts gehen.

VII.

Was ich vor Allem an den Marionetten bewundere, und ich bewundere fast Alles an ihnen, ist das herrliche Behagen, mit dem sie bei der ersten Form des Dramas beharren. Die klassische Komödie führt den Menschen vor, sie hat es bloß mit dem Menschen zu thun, sie greift den Lasterhaften an; die Marionetten-Komödie macht uns bloß mit Marionetten bekannt, und ihre Angriffe betreffen das abstrakte Laster. Sie übt ein strenges reinigendes Richteramt und verletzt doch Niemand, während die klassische Komödie blos persönlich ist. Die Marionetten-Komödie achtet unser Privatleben heilig, während die klassische Komödie die Scheiben in unseren Fenstern eingeschlagen hat und den lachenden Vorübergehenden zeigt, was im Innern unserer Gemächer geschieht. In Maskenzügen, die sich den Marionettenspielen nähern und ihnen gleichgestellt werden dürfen, giebt es keine Individuen, selbst nicht der Kleidung nach, auch sie bezeichnet nur Gattungen. Harlekin ist am bunten Mantel und

schwarzen Gesicht, Pantalon an der abwärts gelegenen Nase und dem aufwärts gelegenen Kinn zu erkennen; Polichinell ist vorn und hinten bucklicht und spricht so schlecht Französisch, daß er wohl auf einen Lehrstuhl im Konservatorium Anspruch machen dürfte; Gilles ist bleich und hektisch, wie die Konvaleszenten des berühmten Doktor Broussais, nur findet zwischen beiden der Unterschied statt, daß die Blässe der Letzteren nur ein unerwartetes Ergebniß der neuen Fortschritte der Medizin ist, daß Gilles aber die Blässe nur als Ironie auf sein inneres Wohlbefinden anlegt.

Man hat die Plumpheit getadelt, mit welcher die Marionetten die menschlichen Gebrechen angreifen; hinter diesem Tadel verbirgt sich nur die Eitelkeit der Schwachen, die sich getroffen fühlen. Die klassische Komödie hat sich dagegen fein zu beschränken gewußt. Die moderne Komödie ist nicht einmal klassisch; sie findet es eben so unpraktisch, einen Freund durch Tadel abzuschrecken, als einen Feind durch Angriffe zu neuem Zorne zu reizen.

Alle großen Männer haben die Marionetten geliebt. Bayle, die finstere skeptische Natur, stand lachend vor ihren Spielen, und Bonaparte betete die Marionetten an. Ich weiß nicht, ob die letztere friedliche Bemerkung in den dicken Memoiren von St. Helena noch Raum gefunden hat, doch das ist gleichgültig; wenn sie fehlt, so bitt' ich die Memoiren zu entschuldigen, wer kann an Alles denken! Bonaparte spielte viel mit Marionetten; er war der menschgewordene Polichinell, und ich hoffe, bei diesem Vergleiche sollen sich beide Theile geschmeichelt fühlen. Noch sterbend soll Napoleon bedauert haben, daß er sich nicht zum Protektor der Marionetten-Theater habe ausrufen lassen.

Die Marionetten-Theater werden nicht vom Ministerium unterstützt. Sie leben unabhängig von den Regierungen, welche vorübergehen, und von den Nationen, welche schwinden; und deshalb leben sie ewig.

VIII.

Etienne Dolet erbat von Gott wenig, doch er hatte eine tägliche Bitte: Großer Vater, schütze mich vor der Verleumdung und der Ungerechtigkeit der Menschen. Gleichwohl ist er bekanntlich am 3. August des Jahres der Gnade 1546 verbrannt worden.

Die Marionetten sind von der Verleumdung und der Ungerechtigkeit der Menschen eben so wenig verschont geblieben, wie Alles, was sich über das Gemeine erhebt, käme es auch blos bis zur bescheidenen Theaterhöhe Polichinell's.

Man hat die Marionetten streng gerichtet. Der gewichtige Ernst findet sie knabenhaft, die Leute comme il faut niedrig und trivial. Im Ganzen ist man darin übereingekommen, sie für ein Vergnügen zu halten, das für das Volk und die Kinder gut genug sey.

Gerade dieser Tadel ist das schönste Lob, das man den Marionetten ertheilen kann, sobald man sie als ein nationales Institut faßt, und gerade als solches faß' ich sie. Ein Hauptaugenmerk eines wohl organisirten Staates ist in der That die Unterhaltung des Volkes und der Kinder; der Kinder, weil sie früh genug das Alter erreichen werden, in dem sie Niemand mehr wird unterhalten wollen, des Volkes, weil es ewig ein Kind bleibt. Dies letztere Faktum hindert das Volk nicht, daß es, wenn sich eben die Gelegenheit bietet, gern nach der Souverainetät greift; auch die Kinder möchten, wenn man sie gewähren ließe, gern souverain werden; doch die Souverainetät der Kinder sinkt vor einer Ruthe, die des Volkes vor einem Säbel zu Boden. Es giebt daher nur eine Souverainetät, die der Marionetten.

Um auf die Vorwürfe zurückzukommen, welche man den Marionetten gemacht hat, so ist es unrecht, sie knabenhaft und trivial zu finden. Sie haben ihren Ernst, ihre Größe, ihr Feierliches. Die Aeschyliche Tragödie, welche nur ein zufälliges Beiwerk der dithyrambischen Gesänge war, wurde in den großen Städten durch maskirte Menschen, auf dem Lande durch Marionetten aufgeführt. Die redenden Götterbilder waren Marionetten. Der Gevatter Polichinell's verdiente eben so gut, Hoheprieſter zu seyn, wie der Abbé Chatel.

In meiner Jugend, deren ich mich nur mit großer Anstrengung des Gedächtnisses erinnern kann, habe ich ein Marionetten-Spiel, „Joseph und seine Brüder", gesehen, dessen erster Akt mit den Worten schloß:

Wohlauf, es ist schon spät, du meine treue Schaar!
Wir müssen noch vor Nacht zu Herren Potiphar.

Wer kann leugnen, daß diese Verse vollkommen in die Situation passen, daß sie gar nicht anders gedacht werden können, ein Lob, das ich der Erzählung Theramen's eben nicht ertheilen kann; daß sie ferner präcis das ausdrücken, was sie ausdrücken sollen, ein Ruhm, den man der Erklärung Orosman's nicht einräumen kann.

IX.

Das lebhafte Interesse, welches ich für den Fortschritt der Nationen auf dem constitutionellen Wege, den wir mit so vielem Glück betreten haben, fühle, läßt es mich lebhaft bedauern, daß die Nation gegen die Marionetten so indifferent ist. Die Marionetten sind wesentlich constitutionell.

Die Hauptschwierigkeit einer repräsentativen Verfassung entspringt aus der fast absoluten Unmöglichkeit eines Gleichgewichts zwischen zwei Gewalten, die sich unaufhörlich gegenseitig bedrohen und welche beide vortreffliche Rechte besitzen: die gesetzgebende und die vollstreckende Gewalt. Von der elektoralen Gewalt spreche ich nicht; sie ist nur eine Mythe oder besser eine Mystification.

Das bewundernswerthe Gleichgewicht, welches Ludwig XVIII. fünfundzwanzig lange Jahre der Verbannung und der Muße träumte, ist bisher ein Traum geblieben. Das Geheimniß ist, wie man denken kann, nicht im Besitz der Philosophen, der Staats-Oekonomen oder gar der Fachgelehrten; es ist einzig und allein im Besitz der Marionetten.

Von Descartes war es höchst leichtsinnig, wenn er sagte: „Gebt mir Materie und Bewegung, und ich schaffe eine Welt", doch es ist durchaus nicht leichtsinnig, wenn ich sage: „Gebt mir Marionetten und Bindfäden, und ich schaffe eine repräsentative Verfassung." Descartes hatte zu seiner Schöpfung den Geist vergessen; ich brauche ihn zu der meinen nicht.

Der Einfluß der Marionetten auf die Politik ist ein Gemeinplatz, bei dem ich mich nicht aufhalten kann. Wir sind zu einer Höhe der logischen und literarischen Bildung gelangt, auf welcher die Ideen, welche die Worte Politik und Marionetten hervorrufen, einen so rohen Pleonasmus enthalten, daß sich Niemand mit ihm befassen darf, der Anspruch darauf macht, gelesen zu werden.

Gleichwohl beabsichtigte ich, auf eine bisher noch unerhörte Weise darzuthun, daß die Marionetten für die Politik von wesentlicher Bedeutung sind, und daß es ihre Bestimmung ist, die Freiheit des Gedankens vor der schimpflichsten Tyrannei zu bewahren, daß in diesen unseligen Tagen, in denen die Nationen einander verzweifelnd zurufen: Was bleibt uns! Polichinell den Muth hat, mit dem erhabenen Worte Medea's zu antworten:

Ich bleibe, das genügt!

Doch um dies zu beweisen, muß ich eine Geschichte erzählen, und Nichts ist langweiliger als eine Geschichte, wenn sie nicht von Desperiers, Brantome, Tallemant des Réaux, de Musset, Dumas oder Mery geschrieben ist. Gleichwohl muß ich die Geschichte erzählen. Ich habe diesen tiefen Athemzug einmal gethan, um meine Brust von ihr zu befreien; so soll sie denn frei werden. Ein günstiges Geschick hat es so gefügt, daß kein Staatsgesetz den verehrten Leser zwingt, meine Geschichte mit anzuhören. In Sprache und Literatur sind die Gesetze überhaupt höchst bescheiden und gebieten nichts, als daß man auf dem Markte nicht Griechisch sprechen soll.

X.

In den Jahren, in denen man seine Studien zu machen pflegt, und in denen ich die meinen, so gut wie jeder Andere, hätte machen können, wenn ich Neigung dazu gehabt hätte, wohnte ich in Besançon, der alten Spanischen Stadt Victor Hugo's. Besançon war mehr als eine Spanische, es war eine freie und Kaiserliche Stadt und übte Rechte, nach denen es nur noch unter einem wohlwollenden Protektorat der Spanischen Krone stand. Besançon war berühmt durch die ritterlichen Großthaten seines Adels, durch die Weisheit und den Ernst seiner Richter, und durch den Patriotismus und die Gutmüthigkeit seiner Bürger. Da faßte Ludwig XIV. den Plan, Besançon unter seine Flügel zu nehmen. Durch das Schwert unterworfen, oder durch Gold erkauft und durch Verrath überliefert, wurde das freie Besançon Französisch. Manche Sachverständige meinten, es habe bei diesem Wechsel gewonnen. Man darf über den Geschmack nicht streiten.

Die Erwerbung schloß wie alle Erwerbungen. Einige Edle, die zu widerstehen gewagt hatten, hängte man; einige Schufte belehnte man wegen ihrer Dienstfertigkeit. Poliſſen schrieb einen schlechten Bericht; Boileau ließ einige entsetzliche Verse aus seiner gewichtigen Feder gleiten, die den Ruhm Cotin's nicht vergrößert hätten. Die Kaiserliche Stadt stellte sich zwar unter den Regenschirm einer Capitulation; allein man weiß, was das Wort Capitulation bedeutet: im Munde der Besiegten eine Reihe von Hoffnungen, die nicht erfüllt werden, im Munde der Sieger eine Reihe von Versprechungen, die nicht erfüllt werden; die Nichterfüllung ist allein unwandelbar, sie steht als historisches Faktum da und könnte eine unumstößliche diplomatische Wahrheit genannt werden, wenn es überhaupt Wahrheiten in der Diplomatie gäbe.

Das Andenken an die Freiheiten des Landes schlummerte ein. Der Adel sah, daß er sich bedeutend verbessert hatte. Wenn er zu Hofe wollte, so ersparte er dreihundert Meilen Weges. Das Volk findet sich leicht in alles Bestehende. Als die Revolution ausbrach, ein härterer Tyrann als Ludwig XIV., wurden alle Reste der alten Freiheiten im Namen der Freiheit eingezogen, und Besançon behielt von seiner Jugendblüthe nichts als zwei lebendige Ueberlieferungen: Jacquemard und Barbisier.

Doch ihr könnt alle Historiker befragen, alle Chroniken durchlesen, alle Handschriften enträthseln, alle Palimpsesten abkratzen, ihr könnt die tiefsten Sätze von Gilbert, Cousin, Chifflet, Dunod, Boyvin, Begullet, Morisot, Clerc und Grappin analysiren, und ihr werdet keine Spur von Jacquemard und Barbisier darin finden.

Gleichwohl will ich von Jacquemard und Barbisier schreiben, ehe ich in meiner Geschichte fortfahre.

O großer Weiß, du alter Freund meiner Seele, der Stern meiner Kunst, der du das tiefe Geheimniß besitzest, das Trockenste durch den Zauber deiner Rede hinreißend zu machen, o leihe mir deine Feder, auf daß ich schreibe von — — —

Deine Feder? wehe! in meinem Dintenfaß ist nur noch Dinte genug, um dieses mein Testament zu schreiben: „Ich habe Nichts und vermache Niemanden Etwas, weil ich Nichts habe", und um dem Leser folgende vier Schuldscheine auszustellen:

Ich schulde dem Leser:

Erstens die Biographie Jacquemard's, welcher eine Marionette ist.

Zweitens die Biographie Barbisier's, welcher eine Marionette ist.

Drittens eine historische Anekdote, die aus den Archiven entschlüpft ist, und die unwiderleglich die moralische und nationale Bedeutung der Marionetten darthun wird.

Viertens, und dies ist ein Punkt von der äußersten Wichtigkeit für das glückliche Fortbestehen unserer Gesellschaften: Mein letztes Wort über Polichinell.

Alle diese eben so höchst interessanten wie höchst neuen Gegenstände denke ich in der zweiten Abtheilung dieses meines anziehenden Aufsatzes abzuhandeln, und ich verpflichte mich feierlich, diese zweite Abtheilung erscheinen zu lassen, wenn mich Gott nicht zuvor wegen der ersten mit dem Tode straft.

Charles Nodier.

China.

Einkünfte des Chinesischen Reiches.

In einer kleinen und populairen Chinesischen Encyklopädie vom Jahre 1722 ist folgende Specification der damaligen Staats-Einkünfte enthalten, deren Mittheilung für manche unserer Leser von Interesse seyn wird. Zum besseren Verständniß derselben bemerken wir, daß die Einkünfte in Geld nach Silber-Unzen (liáng, von den Europäern tael genannt), die in Naturalien aber nach Stein (schi und in Canton sjak) oder Gewichten von 120 Chinesischen Pfund berechnet werden. Wir wollen die Provinzen des Reiches so ordnen, daß der Leser die Reichs-Länder mit einem Blicke übersieht:

Gouvernements.	Grundsteuer. (Unzen.)	Zölle und Salz. (Unzen.)	Reis. (Stein.)
Sching-king	10,088	—	
(ein Theil des Chinesischen Tungusiens.)	(und 43,429 Stein Vegetabilien)		
Pe-tschi-li	2,294,300	327,328 Z. u. S.	—
Schan-si	2,937,250	507,028 S.	
Schen-si	1,891,110	—	
Sy-tschuan	303,790	—	
Jün-nan	353,910	—	
Kuei-tschou	66,460	—	—
Kuang-tung (Canton) ..	1,230,940	90,420 Z.	—
Kuang-si	410,120	—	—
Jo-kien	155,690	169,089 Z. u. S.	—
Schan-tung	3,375,720	29,680 Z.	351,563
Ho-nan	2,987,690	—	228,590
Kiang-nan	3,804,260	2,683,364 Z. u. S.	1,841,093
Tsche-kiang	2,934,660	683,224 Z. u. S.	678,323
Hu-kuang	1,811,540	9,642 Z.	188,832
Kiang-si	263,720	210,351 Z.	774,006
Summen ...	26,931,448	4,916,326	4,062,487

Unter den Vegetabilien von Sching-king sind wohl auch Heilkräuter mit einbegriffen, namentlich die berühmte Wurzel Ginseng, ein Monopol der Krone.

Zölle findet man hier nur in den Provinzen des großen Kanal-Gebietes berechnet, wo der lebhafteste innere Verkehr stattfindet, und in den Süd-Provinzen Jo-kien und Kuang-tung, von denen damals auch die erstere, oder wenigstens ihr Stapelplatz Pia-men (Ha-mun, A-moi, Amoy), dem Verkehr mit den Briten (wie früher mit den Holländern) noch offen stand. Das Einkommen von den auf dem auswärtigen Handel in Kuang-tung ruhenden Zöllen hat sich seitdem in so ungeheurem Grade vermehrt, daß der General-Zoll-Direktor jährlich allein 1,470,000 Tael's nach Pe-king schickte und während seiner vier- oder fünfjährigen Amtsverwaltung ein kolossales eigenes Vermögen sammelte.

Das Salz, dessen auf Geld reduzirter Ertrag hier mit dem Einkommen von den Zöllen zusammengeworfen ist, gehört ebenfalls zu den Monopolen der Regierung.

Die heutigen Einkünfte des Reiches spezifizirt und berechnet nach ihrem Geldwerthe der rühmlichst bekannte Davis in folgender Tabelle:

	Unzen (Tael's).
Grundsteuer in Geld	33,730,218
Dergleichen in Naturalien	113,398,057
Salz	7,486,380
Thee	204,330
Waaren-Zölle	4,535,459
Zölle vom auswärtigen Handel	3,000,000
Wasserländer, Marschländer	212,857
Abgaben verschiedener Art	1,052,706
Steuern von gangbaren Artikeln	1,174,932
Dergleichen von Läden und Leihhäusern ...	5,000,000
Heil-Wurzel Ginseng	1,000,000
Münze	1,000,000
	191,795,139

Ausgeschlossen sind von dieser Berechnung: „kleine vermischte Einnahmen und Stempel-Gebühren" (small items and stamp-duties).

Nach derselben Britischen Quelle sollen die Ausgaben in einem der verflossenen Jahre die Einnahmen um 29 Millionen Tael's überstiegen haben. Da nun das jetzt regierende (ausländische) Kaiserhaus gegen alle Staats-Schulden eine große Antipathie hat, so muß das Defizit durch neue Auflagen, Verkauf von Aemtern und patriotische Subscriptionen gedeckt werden.

Mannigfaltiges.

— Deutschlands und Frankreichs Landwirthschaft. Bei Gelegenheit einer lobenden Anzeige der auch von anderer Seite gerühmten Schrift des Herrn Emil Jacquemin über Landbau und Gewerbe in Deutschland*) äußert sich der Moniteur Universel in nachstehender Weise: „Deutschland hat gleich, nachdem es ihm der Frieden gestattete, Riesenschritte in der ländlichen Industrie gethan, dieser ersten, sichersten und sittlichsten aller Industrieen. Viele Reisende haben uns davon bereits erzählt; keiner jedoch ist, so viel uns bekannt, so tief in die Sache eingegangen und hat uns diese Fortschritte nebst ihren wahren Ursachen so gründlich dargelegt, wie Herr Jacquemin. Das ist es hauptsächlich, was uns sein Werk so werthvoll macht und wodurch er, unserer Meinung nach, seinem Vaterland einen außerordentlichen Dienst leistet. Denn wie sehr es auch unsere National-Eigenliebe verletzen mag, wir dürfen uns nicht verschweigen, daß im Allgemeinen genommen die Französische Agrikultur sich leider noch in einem sehr untergeordneten Zustande befindet .... In Deutschland ist die Achtung vor dem rationellen und wissenschaftlichen Landbau eine Art von Dogma, das den Gemüthern von Jugend auf eingeprägt wird, und daher kommt es, daß dort der Landmann, der sich der Wohlthaten desselben erfreut, ganz von ihm beherrscht wird. Bei uns giebt es nur eine kleine Anzahl wenig besuchter landwirthschaftlicher Schulen; ja selbst der wagen es nicht, mit der so häufig geringgeschätzten Theorie offen hervorzutreten, sondern nennen sich praktische Schulen, gleichsam als wäre es eine Schande, in der Agrikultur dem Grund der Dinge nachzuforschen, was indeß Virgil schon vor zweitausend Jahren als eine beglückende Beschäftigung ansehen. Während die offiziellen Vorlesungen über Landwirthschaft bei uns kaum einige Zuhörer zählen, sucht man in Deutschland, wo man es längst erkannt, daß der Feldbau, um zu gedeihen, des Lichtes der Intelligenz eben so bedarf, wie des Sonnenlichts, die Hülfsmittel zur Belehrung der Oekonomen wie zu einfachen Bauern auf alle mögliche Weise zu vermehren, und die landwirthschaftlichen Schulen sehen die Unterweisung des Letzteren als den wichtigsten und schönsten Theil ihrer Mission an."

— Der verheirathete Feuilletonist. Herr Alphons Karr gestattet sich im letzten (Dezember-) Heft seiner „Wespen" folgenden Scherz gegen seinen bekanntlich vor einiger Zeit verheiratheten Kollegen Jules Janin, den Verfasser des wöchentlichen Theater-Feuilletons im Journal des Débats. Zwei unserer geistvollsten Journalisten unterhielten sich kürzlich mit einander über der Oper; der Eine war unlängst Ehemann und der Andere ehelos geworden. „Wie geht's Ihnen in Ihrer neuen Lage?" fragte der Erstere. — „Nun, ganz gut! Und Sie, wie finden sie die Ihrige?" — „Ei, ganz vortrefflich, lieber Freund! Es geht doch nichts über den Ehestand: während ich schreibe, sitzt meine Frau neben mir, und bei jeder Alinea gebe ich ihr einen Kuß. Ist das nicht herrlich?"**) — „Ah, ich verstehe! — darum ist Ihr Styl jetzt auch so kurz und abgebrochen." — Der Ehelose hat die Herzensergießung seines Kollegen ausgeplaudert, und diejenigen, denen er es erzählte, haben es wieder Anderen erzählt, so daß jetzt an jedem Feuilleton-Tage genau nachgezählt wird, wie viele Alineas in dem Artikel des glücklichen Ehemanns sind. Bei dieser Gelegenheit ist es schon zu Erörterungen gekommen, die denjenigen, welche nicht in die Sache eingeweiht sind, etwas seltsam erscheinen. „Wie!" ruft Einer, „er hat hier nur ein Semikolon gesetzt?" — „Ja wohl." — „Wie doch die Menschen unbeständig sind! hier hätte er recht gut einen Punkt setzen können." — „Dem Sinne nach bedarf es nur eines Semikolons." — „Ja — aber seine Frau ist so schön, — ich hätte einen Punkt gesetzt." — Armes Weibchen! das letzte Feuilleton ist sehr kompakt!

— Janin als Englischer Schriftsteller. Jules Janin's Name ist kürzlich dazu gebraucht worden, um ein Englisches Taschenbuch „Heath's Picturesque Annual, for 1843" verkäuflicher zu machen. Zu etwas Ähnlichem hatte er sich bereits früher einmal in Lehwald's Deutschem „Theater-Almanach" und in einem anderen Englischen Sammelwerk verstanden, wo er jedoch nur einen einzelnen Beitrag geliefert. Das Picturesque Annual besteht dagegen aus lauter Arbeiten von Janin, die den gemeinschaftlichen Titel „Der Amerikaner in Paris" tragen und wozu eine Reihe von kostbaren Stahlstichen gearbeitet wurde. Einen großen Theil dieser Aufsätze hat der Verfasser indessen schon früher in Französischer Sprache in seinem Buche Les Catacombes publizirt, und nur Einzelnes ist neu hinzugefügt. Das Werthvollste darunter möchte ein Artikel über die verstorbene Herzogin Marie von Württemberg, Tochter des Königs der Franzosen, seyn.

*) L'Allemagne agricole, industrielle et politique. Voyages faits en 1840, 1841 et 1842 par M. Emile Jacquemin. — Paris 1842.

**) Für Diejenigen, die es vielleicht nicht wissen, bemerken wir, daß eine Alinea jeder mit einwärtiger neuer Zeile beginnende Satz heißt. Die Französischen Feuilletonisten, da nach der Zeile honorirt werden, pflegen nach jedem Schlußpunkt eines Satzes eine Zeile zu machen, um desto mehr Honorar zu bekommen.

Neue Bestellungen auf diese Zeitschrift werden so zeitig als möglich erbeten, damit die Auflage danach eingerichtet werden kann. Im Wege des Buchhandels hat Herr Ferdinand Dümmler in Berlin die Güte, Bestellungen auf das Magazin anzunehmen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Pränumerations-Preis 2½ Silbergr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 153. Berlin, Freitag den 23. Dezember 1842.

Frankreich.

Die Philosophie des 18ten Jahrhunderts und die Unsterblichkeit der Seele.

(Aus dem Briefwechsel der Dlle. Cochois und des Marquis d'Argens.)

Das Schreiben der geistvollen, philosophisch gebildeten Schauspielerin an ihren Lehrer, Freund und nachmaligen Gatten, welches wir hier mittheilen, so wie dessen Erwiederung, entlehnen wir dem ersten Bande eines Werkes, das unter dem Titel „Mémoires, pour servir à l'histoire de l'esprit et du coeur, par Mr. le Marquis d'Argens et Mademoiselle Cochois" (Sammlung von Aufsätzen als Beitrag zur Geschichte des Geistes und Herzens) im Jahre 1744 im Haag zu erscheinen begann und durch drei nachfolgende Bände gleichen, nämlich metaphysischen, physikalischen, kritischen und novellistischen Inhalts erweitert wurde.

Der Marquis hatte in dem ersten Bande die verschiedenen menschlichen Triebe, Neigungen und Leidenschaften zum Gegenstande seiner Betrachtung und Untersuchung gemacht und, nach Voranschickung mehrerer allgemeiner Bemerkungen über die Leidenschaften, etliche und zwar die hervorragendsten derselben in einer Reihe von Artikeln einer besonderen Prüfung unterworfen. Es ist da z. B. vom Ehrgeize, von der Liebe, vom Geize und der Verschwendung, vom Zorn, Neide, Haß, von der Rachsucht, Grausamkeit u. s. w. die Rede, und nicht etwa bloß von der Art und Weise, wie sie sich äußern, sondern auch von ihrer Entstehung und von den verschiedenen Mitteln, welche man anzuwenden habe, um die schlechterdings verwerflichen Neigungen zu besiegen und dem Uebermaße der minder schädlichen vorzubeugen. Es läßt sich nicht leugnen, daß man zuweilen auf recht kernige, tüchtige und, so zu sagen, feuerfeste Gedanken, denen wir unseren vollen Beifall zollen dürfen, stößt, und daß diese außerdem durch zweckmäßige Beispiele unterstützt und noch einleuchtender gemacht werden. Leider ist aber auch des unnützen Geschwätzes, der Ueberladung mit Gleichnissen, eitler Vielwisserei, indem fast auf jeder Seite Stellen aus Dichtern oder Prosaikern angeführt werden, ferner an Widersprüchen und, mag es auch hart klingen, an einer gewissen Schlüpfrigkeit der Gesinnung kein Mangel, wenngleich der Tugend das höchste Lob gespendet wird.

Um nur Eines hervorzuheben, hat es nicht etwas Verletzendes, der instinktartigen und thierischen Natur in uns (so nennen wir das blinde, tolle Losrennen auf einen Gegenstand) den Vorrang und das Uebergewicht über den besseren und edleren Theil in uns, die Vernunft, zuerkennen zu wollen? Oder will man deren Ohnmacht etwa aus der thatsächlichen Erscheinung herleiten, daß täglich einzelne Menschen als Opfer ihrer wilden, ungezügelten Begierden fallen? Wie stände es um die bürgerliche Gesellschaft, oder wäre überhaupt gar eine solche möglich, wenn nicht eben die Vernunft in uns waltete, wenn sie nicht unsere Gelüste und Leidenschaften fesselte und sich unterthan machte? Denn blieben diese Sieger, der Himmel weiß, alle Gesetze der Welt, und verhängten sie die härtesten Strafen, vermöchten nicht, uns die Spitze zu bieten und etwas mit uns auszurichten. Es ist also die Behauptung falsch und grundlos, „daß wir nur dann und wann in der Bekämpfung der Leidenschaften Aushülfe bei der Vernunft finden, und daß sie nur derjenigen Meister würde, welche noch nicht zu der Heftigkeit gediehen wären, um sie in ihrer Wirksamkeit zu hindern." Daß der Verfasser übrigens bald hinterher, vielleicht unwillkürlich, sich selber korrigirt und das gänzliche Gegentheil von dem eben Gesagten vorbringt, zeigen die Worte, womit er die Ungebundenheit des Ehrgeizes schildert und meint: „Wahrhaft unglückliche Geschöpfe wären die Leute, die unaufhörlich nach dem Beifall der Menge ringen, sie kämen Narren gleich, welche den Schatten für den Körper selber ansehen und immerwährend nach einem Unding jagen. Kann man wohl so ganz und gar auf seine Freiheit Verzicht leisten und sich lediglich dem Willen Anderer anbequemen, sobald man seine Vernunft zu Rathe zieht und von ihr Gebrauch macht?" Also räumt der Verfasser ein, daß die Vernunft dessenungeachtet dem eitlen und übermäßigen Hang nach Ruhm und Würden gewachsen ist, indem er sie zum Kampf gegen ihn auffordert, ja daß sie es eigentlich ist, welche allein jene Thoren von ihrer Krankheit zu heilen vermag.

Brechen wir indeß hiervon ab und hören wir, was des Marquis Erörterungen über die Leidenschaften für einen Eindruck auf die Cochois gemacht, zu welchen wichtigen Betrachtungen sie sich dadurch veranlaßt fühlt und in welch' wahrhaft schönes Gewand sie zugleich ihre tiefen Gedanken zu kleiden weiß. Also schreibt sie dem Marquis:

„Mit Vergnügen habe ich Ihre Betrachtungen gelesen: sie scheinen mir wahr, natürlich, der Sache durchaus entsprechend, ich finde sie lehrreich. Jedoch erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie es vergessen, vielleicht wohl gar geflissentlich versäumt haben, das kräftigste Mittel anzugeben, die Wuth und die Gewalt der Leidenschaften zu bändigen, so wie den durch sie verursachten Schmerzen und Bekümmernissen Widerstand zu leisten. Das Mittel nun, wovon ich hier rede, ist die lebendige Ueberzeugung von den wesentlichsten Punkten, von den Grundbedingungen der Religion überhaupt: ich meine das Daseyn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. Ohne den Glauben an diese beiden Wahrheiten bemüht sich der Mensch umsonst, seiner Leidenschaften Herr zu werden; seine Anstrengungen sind fruchtlos oder bringen allenfalls eine ganz oberflächliche und flüchtige Wirkung hervor. Mir däucht, als wenn der von mir aufgestellte Gedanke sich eben so klar und deutlich wie ein mathematischer Satz beweisen ließe. Es muß als unbestreitbarer und unerschütterlicher Grundgedanke gelten, daß das alleinige Glück des Menschen in einem Gute bestehe, das ihm nicht wider seinen Willen entrissen werden kann. Oder darf man etwa für ein festes und dauerhaftes Gut eine Sache ansehen, deren wir jeden Augenblick beraubt werden können und die zu erhalten außer unserer Macht liegt? Jene Tugend, auf welche die alten Philosophen, vornehmlich die Stoiker, und mehrere neuere das menschliche Glück gebaut haben, ist viel zu schwach und vermöchte uns kaum gegen das kleinste Uebel zu schützen. Die innere Befriedigung, die sie uns bietet, ist am Ende nichts weiter als ein hohler Stolz, welchen der Tod sammt allem Uebrigen hinwegrafft.

„Schon unter den Heiden waren die heller Blickenden von dieser Wahrheit ergriffen und durchdrungen. Sie haben erkannt, daß man nach Ideen zu forschen habe, die sich über das Diesseits hinaus erstrecken, die der Seele wohlthun und sie für die Qualen und Leiden belohnen, welche sie während ihrer Verbindung mit dem Körper erduldet. Diejenigen selbst, welche gegen die Unsterblichkeit der Seele Zweifel hegten, suchten mindestens Trost in der Ueberzeugung, daß ihr Andenken ewig seyn würde, und sie gaben zu, daß ohne diese Hoffnung der Verlust des Lebens ihnen schrecklich vorgekommen wäre. „Der Tod", sagt Cicero, „hat etwas Furchtbares für die, welche mit dem Scheiden aus dieser Welt Alles einbüßen; nicht aber für die, deren Ruhm unvergänglich ist." Darin erblicken wir offenbar ein der Seele von Natur eingepflanztes Gefühl, die Unsterblichkeit als den ihr rechtmäßig gebührenden Antheil zu verlangen, und wohnte ihr weder dieser Begriff, noch diese Empfindung ein, sicher könnte sie nimmermehr wahrhaftes Glück genießen. Und bei der Unvermeidlichkeit, daß wir dem Tode verfallen, was für eine traurige Hülfe fänden wir wohl an jener vermeintlichen Unsterblichkeit des Ruhms, die sich auf die Lobpreisungen beschränkt, welche man uns spenden soll, wenn wir nichts mehr davon spüren, was sage ich, wenn, nach der Ansicht jener Philosophen, wir uns in völliges Nichts aufgelöst haben! In welch' entsetzliche Verzweiflung geräth ein Mensch durch das Bewußtseyn, er werde und müsse sterben, sofern er an keine Fortdauer der Seele glaubt. Schmachtete er hier in dieser Welt in Noth und Drangsalen, welche Schmerzen, welche Pein müßte er nicht empfinden, daß es ihm nicht einmal jenseits vergönnt wäre, einiges Glückes theilhaftig zu seyn! Und wiederum, wenn ihm das Glück lächelte, welch' eine Betrübniß für ihn, nachdem er das Zeitliche gesegnet, keines ununterbrochenen Glückes genießen zu können! Sämmtliche von Philosophen zu unserem Trost für den Tod angeführte Vernunftgründe reichen nicht aus und leisten nur schwachen Beistand. Epikur empfahl in seinen letzten Augenblicken eifrigst seinen Schülern, ja für die Veröffentlichung und Verbreitung seiner Werke Sorge zu tragen und sie wo möglich unsterblich zu machen. Welch' eine bei weitem größere Beruhigung hätte ihm der Glaube verschafft, daß seine Seele jene Unsterblichkeit genießen würde, die er mit solcher Inbrunst für seine Schriften begehrte. Der den Philosophen und ausgezeichneten Männern so gemeinsame Wunsch, ihr Andenken zu verewigen, kann die Prüfung der Vernunft nicht aushalten. Diese weist alsbald nach, daß der Drang, nach dem Tode gelobt zu werden, bloß eine Folge der Selbstüberschätzung und Eigenliebe ist, die gerade mit dem Eintritt des Todes aufhören. Ist es nun klug und verständig, mit Ungestüm etwas zu wünschen, wovon wir später kein Bewußtseyn haben und wogegen wir dieselbe Gleichgültigkeit empfinden werden als gegen die Wesen, die vor unserer Geburt vorhanden waren?

„Aber ich gehe noch weiter und behaupte, es giebt keinen vernünftigen Menschen, der, was für Verdienste er immer auch haben möge, sich einreden sollte, sein Name werde für alle Zeiten sich im Gedächtniß der Menschen erhalten. Die Helden, die Eroberer und Könige sind der Nachwelt nur durch das bekannt, was die Schriftsteller über sie berichtet haben. Schwerlich dürfte

man ohne die Griechischen Dichter und Geschichtschreiber etwas vom Daseyn eines Achilles, Agamemnon, Alexander des Großen, eines Miltiades, Themistokles, Alcibiades u. s. w. erfahren haben. Horaz bemerkt mit gutem Grunde, daß es schon vor Agamemnon mehrere Helden gegeben, die jedoch deshalb unbekannt geblieben wären, weil sie eines Dichters wie Homer entbehrt hätten, der ihre Thaten besungen. Zeigt man, daß es auch den vortrefflichsten Schriftstellern unmöglich ist, Unsterblichkeit zu erlangen, so beweist man damit aufs deutlichste, daß die, von denen sie reden, sich dieser Unsterblichkeit ebenfalls nicht erfreuen werden. Angenommen nun, ein Schriftsteller verfertige Werke, die es wohl verdienen in seinem Zeitalter gelesen zu werden, wer möchte dafür bürgen, daß sie nicht mit jedem Tage in ihrem Werthe sinken werden, indem ja der Geschmack der Menschen so überaus wandelbar und dem Wechsel unterworfen ist? *)

„Man kann nicht in Abrede stellen, daß Homer im Allgemeinen jetzt minder geschätzt wird als zur Zeit der Blüthe Griechenlands und selbst während der Regierung der ersten Römischen Kaiser. Scheint also Homer schon ein wenig verloren zu haben wegen des himmelweiten Unterschiedes, der zwischen den von ihm geschilderten Sitten und Gebräuchen und denen der Gegenwart obwaltet, wer wollte sich da schmeicheln, stets Beifall zu erwecken? Indeß zugegeben, geistige Erzeugnisse werden eine lange Dauer haben. Auf wie viel Jahre wird sie sich erstrecken? Auf zehntausend? Wo wäre das Werk, welches sich einen solchen Zeitraum hindurch erhalten? Läßt sich als Beispiel auch nur ein einziges anführen, welches ein Alter von etwa viertausend Jahren erreicht hätte? Homer sogar zählt noch nicht dreitausend. Indeß lassen wir's gelten, das Andenken eines Schriftstellers werde gar zehntausend Jahre währen. Was sind aber zehntausend Jahre für Jemand, der auf Unsterblichkeit hinzielt? Nichts. Diese Zeit im Verhältniß zu der, welche die Welt bestehen kann, darf kaum als ein Sandkorn betrachtet werden, im Vergleich zu den ungeheuren Sandmassen, die die Meeresküsten bedecken. Und bringt man den Begriff eben dieses Zeitabschnitts der Vorstellung dessen näher, was man unter Unsterblichkeit verstehen muß, so erscheinen die zehntausend Jahre nicht beträchtlicher, als ein kurzer Augenblick. Diese beiden dem Ansehen nach so sehr von einander abweichenden Zeiträume bleiben sich ganz gleich, sobald man sie der Ewigkeit gegenüber hält.

„Das Bestreben, seinen Namen unvergeßlich zu machen, ist demnach bloß eine leere Einbildung, deren Hohlheit und Unstatthaftigkeit sofort in die Augen springt, wenn man ihr aufmerksam nachforscht; und man wird zu dem Bekenntniß gezwungen, daß die, welche an keine Unsterblichkeit der Seele glauben, niemals wahrhaften Trost finden können in jener trügerischen Hoffnung, ihr Andenken zu verewigen. Eben so wenig fühlen sie sich durch die übrigen Dinge befriedigt, wodurch sie die Ruhe des Gemüthes zu erlangen wähnen; denn da ihre Hoffnungen, ihre Gedanken und Urtheile aller Festigkeit ermangeln, so besitzen sie nichts, wovon sie sich versprechen dürfen, daß es ihnen auch nur einen Tag hindurch verbleiben könne. Ihr ganzes Trachten und Mühen ist auf lauter solche Sachen gerichtet, welche sich mit den Augen sehen und mit den Händen greifen lassen; sie machen, wenn man sie in ihrem Denken und Handeln belauscht, Alles von der Gunst und Laune des Glückes abhängig, ja bis auf ihren Verstand selbst, weil dieser eben bloß mit Dingen beschäftigt ist, womit das tückische Geschick sie zum Besten hat, — Dingen, an deren Besitz sie sich heute erfreuen und die sie morgen wieder verloren haben. Sie leben, wie man zu sagen pflegt, unbekümmert in den Tag hinein, ohne die Unfälle zu erwägen, die ihnen begegnen können. Ist es nun nicht ganz natürlich, daß also gesinnte Leute sich's nur wenig angelegen seyn lassen, ihre Leidenschaften zu bezähmen? Wenn ihre Anstrengungen, die sie zu dem Behufe machen, ihnen beschwerlicher sind als die Qualen, welche ihnen die Leidenschaften bereiten können, so müssen sie, ihrem Systeme treu, allen den Antrieben folgen, welche sie von jener Seite her empfangen. Ihnen ist es nur um die Benutzung des flüchtigen Augenblicks zu thun und ihr Zweck vollkommen erreicht, wenn sie diesen Moment so ungestört als möglich genossen.

„Dagegen sucht der, in welchem der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele tiefe Wurzeln geschlagen, sich alles Ernstes von seinen Leidenschaften zu befreien, nicht etwa bloß um seines inneren Friedens willen in dieser Welt, sondern auch um in der anderen glücklich zu seyn. Ein Geiziger, der seine Gier nach Reichthümern unterdrückt, überlegt, er brauche nicht den Verlust schwankender und vergänglicher Güter zu fürchten, indem er statt ihrer ewige gewinne. Der Arme, der seine Tage in Noth und Elend hinschleppt, faßt sich in Geduld und erträgt beharrlich sein beklagenswerthes Loos, er ist fern von dem Gedanken, es durch irgend eine schlechte Handlung, etwa durch Betrug, Diebstahl oder Selbstmord, zu ändern; denn er hegt das Vertrauen und die Hoffnung, daß seinen Leiden ein stets dauerndes Glück folgen werde. Ein Rachsüchtiger strebt die ihm zugefügte Kränkung aus dem Gedächtniß zu verwischen und bemüht sich, seinen stürmischen Gelüsten einen Damm entgegenzusetzen, weil er einen Lohn für die Anstrengungen erwartet, die es ihn kostet, um seinen ihn zur Rache anspornenden Gefühlen Einhalt zu thun. Mit einem Worte, Jedermann, bei dem der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele zur unumstößlichen Ueberzeugung geworden, hat ein weit anlockenderes Ziel vor sich, als der, dessen Zweck nur auf die Aneignung menschlicher Tugenden und Vollkommenheiten hinausläuft und der am Ende für alle seine Arbeit doch nur ringe und bald vorübergehende Freuden zu schmecken vermag.

„Aber, wird man einwenden, wir sehen ja manche Personen, die zu an die Unsterblichkeit der Seele glauben und deshalb doch nicht daran denken ihre Leidenschaften zu zügeln. Hierauf erwiedere ich, daß es unter den Leuten die da behaupten, sie wären von der ewigen Dauer der Seele überzeugt, Viele giebt, die, weil sie bloß eine schwache Erkenntniß von jener Wahrheit gewonnen, sich auch nicht scheuen, sie in Zweifel zu ziehen. Obendrein feuert sie ihr unsittlicher Lebenswandel an, ihren Zweifeln Stoff und Nahrung zu geben. Andere wiederum finden sich, die blind ins Gelag hinein wirthschaften und sich in den Strudel der Zerstreuungen hineinstürzen, nur um die Gewissensfolter zu dämpfen, die ihnen schier das Herz zerreißt. Eine dritte Klasse endlich bilden jene Schwachköpfe, deren Denk- und Urtheilskraft in so enge Grenzen eingeschlossen ist, daß der Segen, der aus dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele erwächst, ihnen gerade minder frommt als allen Uebrigen. Sieht man nun aber daraus, weil gewisse Kranke aus Verstocktheit und einer albernen Grille zu Liebe ein vortreffliches und zu ihrer Wiedergenesung ganz geeignetes Heilmittel verschmähen, soll man, frage ich, daraus folgern, daß dieses Heilmittel nichts tauge, und daß man ihm ein weit unwirksameres und unsicheres vorziehen müsse? Die, welche die fortwährende Dauer der Seele leugnen, sind für die Besiegung der Leidenschaften und sinnlichen Triebe einzig und allein auf den Beistand menschlicher Tugend angewiesen; die dagegen ein jenseitiges Leben annehmen, sind jener Hülfe durchaus nicht baar und verbinden damit noch die Hoffnung auf ein ewiges und seliges Daseyn. Ich blicke umsonst nach einem Einwurf gegen diese Behauptung umher, und ich kann mir auch nicht vorstellen, daß jemals sich einer dagegen erheben ließe.

„Ich glaube Sie beim Durchlesen meines Briefes sagen zu hören, daß ich mich täglich mehr zur Frömmigkeit, vielleicht gar zur Scheinheiligkeit hinneige. Mit Nichten, ich trachte vernünftiger zu werden und sowohl meinen Geist, als mein Herz gegen die beispiellos raschen Fortschritte zu wappnen, welche der Unglaube in unseren Tagen macht. Ich suche in meinem Innern einen festen Stützpunkt zu gewinnen, um ja nicht durch die mündlichen Vorträge und durch die Schriften jener tollkühnen Trug- und Irrlehrer schwankend zu werden, jener gefährlichen Menschenklasse, die alle ihre Zähigkeiten blos dazu benutzt, über den Trümmern der Grundwahrheiten der natürlichen Religion den morsche, aus Materialismus und Gottesleugnerei zusammengezimmerte Gebäude zu errichten. Diese Gattung Menschen verdient es, in gleichem Grade wie allen braven Leuten, was für einem Glauben sie auch angehören mögen, gehaßt zu werden; denn der Bekenner des Islam, der Arianer, der Sozinianer, ja der Götzendiener selbst sind bei der Vertheidigung der göttlichen Natur der Seele und ihrer Unzerstörbarkeit so gut betheiligt, als der Katholik, der Lutheraner und Kalvinist. Ich gehe weiter und sage, daß es die Pflicht jedes wackern Bürgers ist, so viel er nur vermag, zur Bekämpfung von Meinungen beizutragen, welche die sittlichen Kräfte abstumpfen und ertödten, welche in Menschen anreizen, ohne Furcht und Zagen die gröbsten Verbrechen auszuüben und die noch überdies den allerschändlichsten Missethätern einen stets anhaltenden Frieden des Gemüthes zusichern.

„Ich will mein Schreiben mit folgender Betrachtung schließen. Sobald es in der Welt weder Laster noch Tugend giebt — ein Gedanke, der mit der Behauptung von der Sterblichkeit der Seele fast identisch ist — werden wir nothwendigerweise, anstatt den Mitteln zur Ueberwindung unserer Leidenschaften nachzuforschen, vielmehr mit Begierde nach Allem greifen, was nur irgend zu ihrer Befriedigung verhelfen kann. Ei, wozu denn auch sich unnütz abquälen und geißeln, welches Lohnes wäre man für diesen selbst auferlegten Zwang gewärtig? Man müßte wahrhaftig der abgeschmackteste Thor seyn, wollte man, der öffentlichen Wohlfahrt zu Liebe, seinen persönlichen Meinungen und Gelüsten Gewalt anthun. Das einzige und höchste Glück in diesem Falle wäre bestimmt, allen seinen Wünschen und Trieben Genüge zu leisten. Dies, mein Herr, sind die traurigen und beklagenswerthen Ergebnisse, die platterdings aus sehr unreiner Quelle fließen, aus jener Ansicht, welche nach dem Ende dieses Lebens weder eine wesentliche Belohnung für die vollbrachten guten Werke, noch eine Strafe für begangene Sünden zuläßt und demgemäß, ohne die guten von den schlechten Handlungen zu trennen, sie dem Schöpfer der Natur als völlig gleichgültig betrachtet.

Ich werde Ihnen nächstens eine kleine Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele zusenden, und ich hoffe, sie wird Ihnen zusagen. Ich bin u. s. w.

(Schluß folgt.)

*) Dieser Ansicht können wir nicht beipflichten. Der Werth eines wahrhaft gediegenen Geisteswerkes ist keineswegs an eine gewisse Anzahl von Jahren geknüpft, ja er steigt vielmehr, wie die Erfahrung lehrt, je mehr die Menschheit an richtiger Erkenntniß und Reife des Urtheils zunimmt. Oft schon haben spätere Geschlechter die Sünden wieder gut gemacht, welche die Verblendung der Zeitgenossen gegen einen großen Genius begangen.

England.

Utopien, von Thomas Morus.

Thomas Morus ist ein eigenthümlicher Charakter, der zur Forschung eben so anreizt, wie er sich der Ergründung entzieht. Kaum hatte er das vorschriftsmäßige Alter erreicht, so wurde er zum Parlamentsmitgliede erwählt, und sein Debüt hier war die Zurückweisung einer drückenden Steuer, die Heinrich VII. dem Volke auflegen wollte. Unter Heinrich VIII. war er, nach dem Kardinal Wolsey, Großkanzler und verwaltete sein Amt mit so großer Uneigennützigkeit, daß ihm sein Vermögen nach seinem Rücktritt nur eine jährliche Einnahme von hundert Pfund brachte. Er beabsichtigte die Wegräumung der Mißbräuche, welche sich in die Englische Kirche eingeschlichen hatten, doch er wollte nicht den Sturz derselben; so schrieb er bald für seinen König gegen Luther, bald gegen den König, insofern sich dieser zum Oberhaupt der Kirche gemacht hatte. Er gab das Siegel zurück, in der Hoffnung, daß er durch diesen Schritt die

Nothwendigkeit, offen Partei zu ergreifen, umgehen werde; doch als Heinrich VIII. ihn zwingen wollte, sich zu entscheiden, weigerte Morus den Suprematseid. Thomas Morus wurde am 6. Juli 1535 hingerichtet. Seiner Muße im Gefängnisse verdankt man die Schrift: Quod pro fide mors non sit fugienda. Er starb für die politische Unabhängigkeit der Kirche.

Es ist schwer zu bestimmen, welche Bedeutung Morus seinem Hauptwerke „Utopia", von dem kürzlich eine neue Französische Uebersetzung erschienen ist,*) selbst beimaß; in wie weit er die darin niedergelegten Ansichten für maßgebend und für ausführbar hielt. Wenn er auch von der Platonischen Republik ausgegangen ist, so erinnert doch Vieles an die geistreichen Scherze Swift's. Montesquieu's Troglodyten gehören derselben Schriften-Familie an. Die „Utopia" zerfällt in zwei Theile; der erste enthält eine Kritik des Englischen Staates unter Heinrich VII., der andere, in Form einer Erzählung, den Entwurf zu einem Normalstaate.

Morus nahm Theil an der Gesandtschaft, welche Heinrich VIII. im Jahre 1515 nach Flandern schickte, um eine Differenz zwischen ihm und dem Erzherzog Karl, später Karl V., auszugleichen. Hier kam er, wie er annimmt, zu Antwerpen durch Pierre Gilles mit einem Portugiesen, Namens Raphael Hythlodeus, in Verbindung, welcher seit mehreren Jahren wie Ulysses umhergezogen war und wie Plato beobachtet hatte. Er hatte sich lange Zeit in der neuen Welt aufgehalten, war zu den Polyberiten, den Bewohnern der Glückseligkeits-Inseln und endlich zu den Utopiern gekommen, welche ebenfalls auf einer mit aller Freude gesegneten Insel hausten. Bei ihnen hielt er sich viele Jahre auf, studirte alle ihre Gesetze, Sitten und Gebräuche und wünschte, dieselben bei allen Völkern der Welt einführen zu können, weil nur so ihr öffentliches und häusliches Leben von seinen Gebrechen sich heilen lasse.

Der Grundgedanke des Werkes liegt in folgenden Worten Raphael's ausgesprochen: „Nun, mein lieber Morus, will ich vor Dir mein ganzes Herz ausschütten und die geheimsten meiner Gedanken Dir nicht bergen. Wo noch ein Spezial-Eigenthum besteht, wo man den Werth aller Dinge nach Gelde mißt, da kann die Gerechtigkeit nie durchdringen und sich nie ein spezielles Glück bilden. Das einzige Mittel hierzu ist die Aufhebung des Privatbesitzes. So lange er die Grundlage des Staates ist, lebt der zahlreichste und achtungswertheste Theil des Volkes in Bedrängniß, Armuth und Verzweiflung." Thomas Münzer begann, sieben Jahre nach dem Erscheinen der „Utopia", die Gütergemeinschaft zu predigen, doch die Katholiken, welche die Schuld seiner Irrthümer Luther zuschrieben, dachten nicht daran, Morus dafür verantwortlich zu machen.

In Utopien besitzt Niemand Etwas ausschließlich. Die Insel enthält vierundfunfzig Städte. Der Sitz der Regierung ist zu Amaroute; hierher schickt jede Stadt alljährlich drei Abgeordnete, welche die Staats-Angelegenheiten leiten. Außerdem sendet jede Stadt eine Schaar aus, den Acker zu bebauen. In dieser bilden vierzig Personen, Männer und Weiber, nebst zwei Sklaven, eine Familie und stehen unter der Leitung eines Vaters und einer Mutter. Ueber je dreißig Familien ist ein Phylarch gesetzt. In jedem Jahre kehren zwanzig Mitglieder jeder Familie in die Stadt zurück und werden durch andere zwanzig ersetzt, welche noch nicht gedient haben. Die Dienstzeit selbst währt zwei Jahre. Außer dem Ackerbau, dem sich Niemand entziehen darf, muß Jeder ein besonderes Gewerbe erlernen. Die Obrigkeit hat zu wachen, daß sich Niemand der Trägheit hingiebt. Goethe hatte also die Sitten der Utopier nicht genug studirt, wenn er ihre Insel als einen seligen Aufenthalt schildert, in dem Hans Ohnesorge seiner Natur huldigen kann. Um auch den Schein eines Privatbesitzes zu zerstören, wechseln diese Inselbewohner alle zehn Jahre die Häuser und erhalten ihre neue Wohnung durch das Loos bestimmt. Gold und Silber verwenden sie nur für den niedrigsten Bedarf; sie schmieden Ketten für die Sklaven daraus und Zeichen der Schande für die Verbrecher.

Folgendes ist das Glaubensbekenntniß der Utopier: „Die Seele ist unsterblich. Gott ist die höchste Güte und hat die Seelen zur Seligkeit bestimmt. Nach dem Tode erwarten Lohn und Strafe den Tugendhaften und den Verbrecher. Tugendhaft seyn heißt, der Natur gemäß leben. Sich die Tugend selbst erschweren, den Freuden des Lebens entsagen, ist der Gipfel der Thorheit. Der Grund, weshalb man die Tugend übt, ist das Vergnügen, welches wir bei tugendhaftem Handeln empfinden. Dies Vergnügen uns zu bereiten sollen wir bei allen unseren Handlungen beabsichtigen, doch ein Vergnügen ist nur, was mit der Gerechtigkeit besteht und kein Uebel nach sich zieht. Bei unheilbaren Krankheiten, bei welchen man sich und Anderen zur Last ist, fordert die Vernunft den Selbstmord, als eine heilige, gottgefällige Handlung, und Priester und Obrigkeit haben den Kranken dazu aufzufordern. Ehen können jederzeit getrennt werden und Männer, wie Frauen, sich wiederholt verheirathen."

Obgleich sämmtliche Utopier in diesen Punkten übereinstimmen, bestehen bei ihnen doch verschiedene Kulten. In derselben Stadt beten die Einen die Sonne, die Anderen den Mond, die Dritten einen um seiner Tugend oder um anderer Verdienste willen berühmten Verstorbenen an; die Meisten jedoch glauben an einen ewigen, allmächtigen, allgegenwärtigen, unerforschlichen Gott. Diesen Gott nennen sie Vater; von ihm geht der Anfang, die Fortbildung und der Untergang aller Dinge aus. Ungeachtet der verschiedenen Religionssekten, erkennen alle Utopier ein höchstes schaffendes, die Welt erhaltendes und die Schicksale der Menschen leitendes Wesen an, das in ihrer Sprache Mythra heißt und eine Naturkraft ist. Ihre Religion ist Pantheismus. Die verschiedenen Religionssekten leben in höchster Eintracht unter einander. Zu welcher der verschiedenen Brechungen sich der Verfasser der „Utopia" selbst bekennt, wird nicht deutlich.

Morus war mit Erasmus genau befreundet. Beide begegneten sich, von verschiedenen Punkten ausgehend, auf derselben Bahn. Erasmus vertrat die Rechte der Tiara, weil er es mit einer Macht nicht verderben wollte, von der er überzeugt war, daß sie über ihre Gegner triumphiren werde; Morus kämpfte für den Papst, weil er sein Vaterland von der geistigen Tyrannei einer weltlichen Gewalt bedroht sah, der er nichts als die Oberhoheit der Kirche entgegenzusetzen wußte. Wo es angeht, schweigt er von den Rechten des Papstthums und tritt nur gegen die Anmaßungen Heinrich's VIII. auf. Erasmus war Skeptiker, und es ist unzweifelhaft, daß sich Morus auch hierin zu seinem Freunde hingezogen fühlte. Schon im obigen Glaubensbekenntniß zeigen sich die Spuren des Skeptizismus; und Morus blieb nicht auf dem halben Wege stehen. Er führt uns Raphael vor, wie er in Utopien das Evangelium verkündigt und ganz erstaunt ist, daß seine Gastfreunde so willig der neuen Lehre entgegenkommen. Er erklärt sich dies, seltsam genug, damit, daß Gott heimlich in ihren Seelen wirkte, oder daß das Christenthum die meiste Aehnlichkeit mit der vorwiegenden unter ihren religiosen Sekten habe; oder daß den Insel-Bewohnern die Gütergemeinschaft gefalle, welche die ersten Christen unter einander eingeführt hatten. Schon vor Raphael's Abreise hatten sich Viele zum Christenthum bekehrt, und man berathschlagte, ob man nicht einen Bürger auswählen sollte, welcher den Anderen die Sakramente zu ertheilen bestimmt sey. Würde man aus allem diesen einen Vorkämpfer des Papstthums erkennen!

Die erste Ausgabe der „Utopia" erschien zu London 1516, die zweite 1517 zu Basel, wo der berühmte Johann Froben, durch Erasmus veranlaßt, das Werk wieder auflegte, „für die Welt und die Nachwelt". Hier findet sich folgender Zusatz über die Glaubensfreiheit: „Eines der ältesten Gesetze der Utopier schreibt ihnen vor, Niemand seiner Religion wegen wehe zu thun. Als sich Utopus in Besitz des Landes setzte, erfuhr er, daß die Eingebornen in beständigem Streit über Religionssachen begriffen gewesen seyen. Diese Lage des Landes hatte ihm die Eroberung sehr erleichtert, weil die verschiedenen Sekten sich gegenseitig schwächten. Sobald er gesiegt hatte, gab er unumschränkte Glaubensfreiheit. Doch untersagte er es den einzelnen Sekten nicht, Mitglieder der anderen durch verständige Gespräche zu sich herüberzuziehen. Intoleranz und Fanatismus wurden mit Verbannung oder Sklaverei bestraft. Als Utopus volle Glaubensfreiheit ertheilte, hatte er nicht bloß die Wohlfahrt des Landes, das vor ihm von steten Religionskriegen war zerrüttet worden, sondern das Wohl der Religion selbst im Auge. Er sagte, er wisse nicht und maße sich nicht an, zu entscheiden, welches der richtige Glauben sey; vielleicht flöße Gott selbst den Menschen verschiedene religiöse Ueberzeugungen ein. Jemanden durch offene Gewalt oder durch geheime Drohungen zwingen zu wollen, sich zu diesem oder jenem Glauben zu bekennen, hielt er nicht bloß für tyrannisch, sondern er erklärte, daß sich nur ein Geistesschwacher zu solch' einem Schritt entschließen könne. Er war überzeugt, daß, wenn alle Religionen bis auf eine falsch seyen, diese eine sich dereinst vermöge ihrer inneren Wahrheit siegreich über alle erheben müsse, und daß ein Fürst, der sich berufen glaube, den Sieg der Religion durch seine Macht zu befördern, dadurch nur zeige, daß er einen sehr unwürdigen Begriff von Gott habe. Eine offene Bevorzugung einer Religionspartei erzeugt nur geistige Erschlaffung im Staate, weil dann nur die kräftigsten Naturen sich gedrungen fühlen, eine eigene Ueberzeugung sich zu erringen, die Uebrigen aber blind die Farbe anlegen, welche dem Fürsten gefällt."

Wie man sieht, war der König Utopus seinem Jahrhundert und selbst dem unseren weit vorausgeeilt. Morus, der uns seine Weisheit überliefert hat, ist leider selbst wenig durch sie gefördert worden, wenn es wahr ist, was Johann Sleidan berichtet, daß Morus nämlich als Kanzler von England alle Lutheraner, oder die nur im leisen Verdacht des Protestantismus standen, eifrig verfolgt habe. Die Römische Kirche hat die Ketzerei ihres Verfechters wohl erkannt und sein Werk unter die geächteten gestellt. Die nachgelassenen Schriften dieses Märtyrers der Glaubensfreiheit sind wenig bekannt und verdienten noch eine genauere Erforschung. Wenige Männer waren, mit der Feder wenigstens, so verwegene Neuerer wie er. Unabhängig von der hier dargestellten Theorie finden sich in seinem Werke viele einzelne Ansichten zerstreut, die in schneidendem Widerspruche mit seiner Zeit stehen; so z. B. sagt er, daß der Adel zu Vielen ertheilt sey, und daß sich hieraus nur das Unglück des Volkes entwickelt habe.

In der Vorrede zu der erwähnten Französischen Uebersetzung sagt Herr Thouvenel mit Recht: „Die Utopia ist noch nach dreihundert Jahren kein populaires Buch, doch es ist ein Buch, das wie aus dem Kern unserer Bestrebungen herausgeschrieben ist."*) Die vielen neugeschmiedeten Worte in der „Utopia" haben den Gegnern einen willkommenen Anhaltspunkt bei ihren Verdammungs-Urtheilen dargeboten. Brirus und Joseph Scaliger mühen sich viel mit diesen Ungethümen ab. Schon das Wort Utopia selbst findet man sehr ungesetzlich gebildet und wünschte es in Udepotia umzuschmelzen. Vossius sucht in einem Briefe an Samuel Sorbière, welcher 1643 eine Französische Uebersetzung der Utopia hatte erscheinen lassen, die neuen Wortbildungen zu erklären. Außer Sorbière hatten schon Jean le Blond, Guedeville und Th. Rousseau das Werk ins Französische übersetzt, und die Französische Akademie hat sich vor dem Ansehen des Englischen Kanzlers gebeugt und dem Worte Utopia das Europäische Bürgerrecht ertheilt."

*) L'Utopie de Thomas Morus. Traduction nouvelle par Victor Stouvenel. Avec une introduction, une notice bibliographique et des notes par le Traducteur. Paris, 1842.

*) Viele Gedanken scheinen in der That durch Ereignisse von gestern veranlaßt zu seyn.

Süd-Afrika.

Moffat's Aufenthalt unter den Beschuanas und Matabilis.

Wir haben schon früher der Bemühungen evangelischer Missionaire gedacht, das Christenthum unter den zahlreichen Volksstämmen Süd-Afrika's auszubreiten, und mehrere Auszüge aus der in wissenschaftlicher, vorzüglich linguistischer, Beziehung wichtigen Schrift des Französischen Geistlichen Casalis mitgetheilt.*) Seitdem hat auch ein Englischer Missionair, Herr Robert Moffat, ein Werk über denselben Gegenstand herausgegeben**), welches die Ergebnisse eines dreiundzwanzigjährigen Aufenthalts in jenen Regionen enthält und um so mehr auch von uns erwähnt zu werden verdient, als es augenscheinlich die Englische Mission war, welche der Französischen vorgearbeitet und derselben ihre nachmaligen Erfolge möglich gemacht hat.

Die Beschuana-Mission, zu der Herr Moffat gehörte, hatte während einer Reihe von Jahren mit außerordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, so daß sie mehrere Mal im Begriff stand, ihr Unternehmen ganz aufzugeben. Das gesetzlose Betragen der wilden Stämme, ihre immerwährenden Zwistigkeiten, ihre wiederholten Raubzüge und die Feindseligkeit, die sie fast allgemein gegen die christlichen Lehren und Gebräuche zu hegen scheinen, mußten für die Beförderer und Theilnehmer der Mission im höchsten Grade entmuthigend seyn. Endlich trat eine günstigere Epoche ein; man fing an, den Glaubens-Predigern ein geneigtes Ohr zu leihen; bei einer Station wurde seit dem Jahre 1829 regelmäßiger Gottesdienst gehalten und eine bedeutende Anzahl Eingeborner der Taufe würdig befunden. Die Beschuana's fingen an, sich ihrer bisherigen Nacktheit zu schämen und sich nach Art der Europäer zu kleiden; für die Weiber wurde unter der Leitung der Gattin unseres Verfassers eine Nähschule errichtet; man übersetzte einen Theil der Bibel in die Nationalsprache und verschrieb aus der Kapstadt eine Druckerpresse, nebst Schriften, Papier und Tinte.

„Die Civilisation", bemerkt Herr Moffat, „macht unter diesem Volke reißende Fortschritte; einige von den Beschuana's haben sich Wagen gekauft und benutzen jetzt ihre Ochsen zu den Arbeiten, die ehemals von den Weibern verrichtet wurden. Europäische Kleidung ist so allgemein geworden, daß sich hier ein Englischer Kaufmann, Herr Hume, ansiedeln mußte, um die Eingebornen mit Waaren zu versorgen. Im November 1838 wurde in der Station Kuruman eine neue Kirche eröffnet, wo 800—900 Individuen dem Gottesdienste beiwohnen."

Mit der unter den Beschuana's hervorgebrachten moralischen Revolution kontrastirt die Beschreibung des Volkes Matabili, das von dem mächtigen Könige Musselekatzi beherrscht wird. Diesem waren einige Gerüchte über die Erfolge der weißen Lehrer zu Ohren gekommen, und er sandte daher zwei seiner Häuptlinge nach der Station, um nähere Erkundigungen darüber einzuziehen. Die Gesandten äußerten bei ihrer Ankunft das höchste Erstaunen über Alles, was sie sahen und hörten. Sie erschienen in ihrem National-Kostüme, d. h. völlig nackt: da dieses jedoch bei den kultivirteren Beschuana's einiges Aergernis erregte, so nahmen sie die ihnen angebotene Kleidung bereitwillig an und erwiederten die ihnen bezeigte Aufmerksamkeit mit einem gewissen äußerlichen Anstande. Vor Allem erfüllte sie die Schmiede mit Staunen und Bewunderung. „Ihr seyd Männer — wir sind nur Kinder", rief der Eine, während der Andere hinzufügte: „Musselekatzi muß von diesen Dingen hören." Ein Spiegel versetzte sie in eine komische Bestürzung; aber nichts schien ihre Neugier so sehr zu erregen, als der Gottesdienst in der Kapelle, und es wunderte sie höchlich, als sie erfuhren, daß die dort gesungenen Psalmen keine Kriegslieder seyen.

Herr Moffat begleitete diese Gesandten nach ihrer Heimat zurück, zu welcher Reise er sich wie immer eines mit Ochsen bespannten Wagens bediente. Die von ihm durchzogene Gegend erinnerte ihn lebhaft an die Berge, Thäler und Ströme Schottlands und soll einst der Sitz einer starken Bevölkerung gewesen seyn. Eines Tages wurde seine Aufmerksamkeit durch einen Riesenbaum gefesselt, der sich am Eingang einer tiefen, waldigen Schlucht zwischen hohen Bergrücken erhob und der, wie er erfuhr, mehreren Familien zum Obdach diente. Er bestieg den eingekerbten Stamm und fand zu seinem Erstaunen nicht weniger als 17 von diesen luftigen Behausungen in den Zweigen des Baumes angebracht. Die oberste Hütte befand sich etwa 30 Fuß über der Erde; das einzige Geräthe bestand aus einem Löffel, einem Speer, einer Schale voller Heuschrecken und dem Heu, welches den Fußboden bedeckte. Man bedient sich dieser seltsamen Wohnungen, um den Angriffen der Löwen zu entgehen, die das ganze Land unsicher machen.

Nach einer langwierigen Reise kam Herr Moffat an der Gränze des von Musselekatzi beherrschten Reiches an, von wo er zurückzukehren wünschte, da er die Gesandten, nach ihrem eigenen Ausdruck, in Sicherheit bis hinter die Schilder ihrer Stammgenossen geleitet hatte. Dieser Vorschlag setzte sie jedoch in Schrecken. „Vater!" riefen sie aus, „Du hast uns beschützt. Wir sind die Deinigen. Du liebst uns und willst uns verlassen? Dort", fügten sie hinzu, indem sie nach einer Bergkette zeigten, „dort wohnt der große Musselekatzi, und wie dürfen wir es wagen, uns ihm zu nahen, wenn wir Dich nicht mit uns bringen? Wenn Du uns liebst, so rette uns; denn wenn wir unseren Bericht abgestattet, wird er uns fragen, ob wir durch unsere Aufführung Dir mißfallen und Dich zur Rückkehr veranlaßt haben. An dem Tage, wo wir sein Antlitz erblicken, wird man uns vor Sonnen-Untergang zum Richtplatz führen, weil Du nicht mit uns bist." Ihren Bitten nachgebend, setzte der Missionair die Reise fort und entdeckte überall Spuren eines ehemaligen Wohlstandes und einer betriebsamen, zahlreichen Bevölkerung, obgleich der eiserne Despotismus des *Königs* und seine blutigen Raubzüge Alles in Ruinen verwandelt hatten. Er *nennt* Musselekatzi den Afrikanischen Napoleon, einen grausamen Eroberer und *Tyrannen*, dem sein Volk sklavischer Unterwürfigkeit gehorcht.

Endlich erreichte der Zug die Hauptstadt des *schwarzen Monarchen*. „Hier", rief einer der Gesandten, „wohnt der große *König Pesulu*, der Himmel, der Elephant, die Löwenklaue", u. s. w. Dieses waren *nämlich* seine Titel, deren Aufzählung von seinen Unterthanen mit den *ausschweifendsten* Lobeserhebungen begleitet wurden. In der Mitte der Stadt waren *die männlichen* Einwohner in Reihe und Glied aufgestellt; Alle standen schweigend und unbeweglich, nur die Augen rollten und die perlenweißen Zähne blitzten *aus* den dunkeln Massen hervor. Als das Kriegslied ertönte, erschien der König, von seinen Dienern gefolgt, welche Körbe mit Speisen trugen. Er ging auf den Missionair und dessen Gefährten zu, und nachdem er sich nach der bei ihnen üblichen Begrüßungsweise erkundigt hatte, gab er jedem einen zwar ungeschickten, aber herzlichen Händedruck. „Das Land", sagte er, „ist Euch. Ihr kommt zu Eurem Sohne." Er blickte mit unsäglichem Erstaunen auf die bewegbaren Häuser (die Wagen) und schien zu fürchten, daß es lebende Wesen seyn möchten. Besonders unerklärlich schien es es ihm, wie der große Reif um die Felge des Rades nur ein Stück ohne Fugen ausmachen könne. „Ich sah jene Hand", bemerkte einer der Gesandten, indem er auf Herr Moffat deutete, „diese eisernen Reifen zerschneiden, ein Stück von dem Ende abnehmen und sie zusammenfügen, wie Du sie jetzt siehst." Eine genaue Untersuchung des geschmiedeten Theils fand jetzt statt. „Giebt er denn Eisen Arznei?" fragte Musselekatzi.

Dieser Afrikanische Napoleon, der die umliegenden Länder mit Schrecken erfüllte, hatte auch seinen Russischen Feldzug gehabt. Von sechshundert Kriegern, mit denen er weit über den Wendekreis hinaus vorgedrungen war, kehrte nur eine Hand voll Flüchtlinge zurück, die er seinen Götzen opferte, weil sie nicht gesiegt oder das Schicksal ihrer Gefährten getheilt hatten. Wenn er saß oder schlief, war er von zahlreichen Hofleuten in phantastischer Kleidung umgeben, deren Geschäft es war, den Monarchen durch Sprünge und Tänze zu belustigen, seine erhabene Person anzubeten und die von ihm verrichteten Heldenthaten zu verherrlichen. Unseren Missionair behandelte er mit der größten Ehrerbietung. „Er näherte sich mir einmal", schreibt dieser, „mit einem Dienern, welche Schüsseln mit Speisen trugen. Die beiden Häuptlinge, die in der Kuruman-Station gewesen waren, befanden sich bei mir; bei der Erscheinung ihres Gebieters zogen sie sich jedoch mit einer Verneigung zurück. Musselekatzi legte mir die linke Hand auf die Schulter und die rechte auf seine eigene Brust, und redete mich also an: „Mätschäbän!" (dieses war der Name seines Vaters.) „Ich nenne Dich so, weil Du mein Vater geworden bist. Du hast mein Herz so weiß wie Milch gemacht. Milch ist heute nicht weiß — mein Herz ist weiß! Ich höre nicht auf, eine solche Liebe bei einem Fremdlinge zu bewundern. Du hast mich vorher nie gesehen, aber Du liebst mich mehr als mein eigenes Volk.""

Wir wollen diese ersten Auszüge aus dem Buche des Herrn Moffat, denen wir noch einige andere werden folgen lassen, mit der Beschreibung eines Balls schließen, den der König seinen Gästen zu Ehren geben ließ. „Er nahm seinen Platz in der Mitte eines weiten, von seinen Kriegern gebildeten Kreises ein, während die Frauen, die in großer Anzahl zugegen waren, mit lautem Geschrei und Händeklatschen an dem Konzerte theilnahmen. Ungefähr dreißig Damen aus seinem Harem schritten, mit langen weißen Stäben in der Hand, längs den Reihen auf und nieder, da ihre wohlgeölten, glänzenden Körper zu schwer waren, um die behenden Sprünge nachzuahmen, die von den Frauen und Mädchen niedrigeren Standes ausgeführt wurden. Sie sangen ihre volksthümlichen Kriegslieder, so wie ein neues, eigens zu Ehren der fremden Gäste verfaßtes Gedicht, und blickten mit Furcht und Bewunderung auf ihren in der Mitte stehenden Herrscher, der ihre Bewegungen durch ein Kopfnicken oder durch das Aufheben und Niederlassen der Hand regierte."

*) In Nr. 132 des Magazins vom J. 1841 und in Nr. 3 dieses Jahres.

**) Missionary Labours and Scenes in Southern Africa. By Robert Moffat. London 1842.

Mannigfaltiges.

— Neuer Roman von Boz. Ein neu angekündigtes Werk von Charles Dickens führt den Titel „Leben und Abenteuer Martin Chuzzlewit's seiner Verwandten, Freunde und Feinde. Worin zugleich Kunde gegeben wird von allen seinen Gedanken und Meinungen und eine historische Darstellung sich befindet, von dem, was er that und was er nicht that ꝛc. ꝛc." Das Ganze wird in zwanzig monatlichen Lieferungen erscheinen, von denen die erste am 1. Januar 1843 ausgegeben wird, so daß der Schluß des Romans erst im August 1844 zu erwarten ist.

— Englische Adels-Familien. Nach dem Beispiele des Grafen Litta in Mailand, der ein kostspieliges Werk zur Geschichte berühmter Familien Italiens erscheinen ließ, hat jetzt ein Herr Henry Drummond angefangen Histories of noble British Families (Geschichten edler Britischer Familien) mit ihren Stammbäumen, Wappen, Monumenten und Bildnissen herauszugeben. Die bisher erschienenen beiden ersten Hefte, deren jedes 3 Pfd. 3 Sh. (21 Thaler) kostet, geben Nachrichten, Portraits ꝛc. von den Familien Ashburnham, Arden-Compton (Grafen von Northampton), Cecil (Lord Burghley, Marquis v. Salisbury) und Harley (Grafen von Orford).

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichs-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllbl. Post-Aemtern.

№ 154. Berlin, Dienstag den 27. Dezember 1842.

Frankreich.

Der Magnetismus in Paris.

Nirgends in der Welt wird der thierische Magnetismus in einem solchen Umfang getrieben, als in Paris; er ist hier schon zu einer Industrie geworden, die ihre verschiedenen Zweige hat. Da diese Seite des Pariser Lebens dem Auslande noch so gut wie verschlossen ist, so theilen wir hier unseren Lesern einen Artikel aus der Revue de Paris mit, welcher gegen den Mißbrauch, der mit dem Magnetismus dort getrieben wird, vornehmlich gerichtet ist. Der Verfasser, Alphonse Esquiros, behandelt die Sache mit großer Besonnenheit und Mäßigung; auch ist er keinesweges ein Gegner des Magnetismus, vielmehr ist er selbst von der Realität und Bedeutung dieser geheimnißvollen Erscheinung innig überzeugt. Wir lassen ihn selbst sprechen.

Der Magnetismus, von welchem, wie es scheint, die öffentliche Aufmerksamkeit seit den letzten Experimenten der Demoiselle Pigeaire und dem Tode des Doktor Fraypart sich eine Weile abgewendet hat, treibt doch nach wie vor in Paris sein finsteres Wesen fort. Es giebt eine magnetische Welt, so gut wie es eine literarische giebt. Diese Gesellschaft neuer Rosenkreuzer hat ihre lächerlichen Seiten und ihre Exzentrizitäten. Ein Gemälde dieser eigenthümlichen Sitten zu zeichnen, die abwechselnd burleske und ernste Physiognomie des Somnambulismus in Paris zu skizziren, ist eine Aufgabe, die ihre Schwierigkeiten darbietet, die wir aber, mit Erfahrungen ausgerüstet, welche wir seit längerer Zeit erworben haben, zu lösen versuchen wollen.

Man muß für's Erste unterscheiden zwischen ehrlichen Magnetiseurs und Charlatans. Diese Letzteren bilden ein ziemlich bedeutendes Corps. Es giebt ja überall Leute von so leichten Glauben, und der Magnetismus ist eine so bequeme Maske, daß die Intrigue nicht mehr Intrigue wäre, wenn sie dies nicht benutzte. Der Magnetismus ist in Paris in der Praxis nichts als eine ungeheure Taschenspielerei. Einige von ihren Kollegen mit Recht verleugnete Aerzte spekuliren auf die Neugier der Pariser, um einen glänzenden Zirkel von Männern und Frauen bei sich zu versammeln. Diese Magnetiseurs von Profession wohnen in einem reichen Viertel, an der Chaussee d'Antin oder auf den Boulevards; sie haben einen Salon, Bedienten in Livree, bezahlte Somnambulen und geben zweimal wöchentlich Soireen. Der Magnetiseur, in weißen Handschuhen und schwarzem Frack, hält einen Prolog, dessen geringster Fehler die Länge ist, über die verschiedenen Arten des Somnambulismus; dann trinkt er ein Glas Zuckerwasser, und man bringt eine Somnambule in einem Lehnstuhl in den Saal. Der Magnetiseur bringt sie in Schlaf, indem er graziös mit der Hand über sie hinfährt oder ihr auf die Stirn haucht, oder auch nur durch den bloßen Befehl: „Dormez!" Die Anwesenden nähern sich der Somnambule, der Magnetiseur setzt sich in Communication mit ihr, und die Fragen beginnen. Bei jeder Antwort bewundert man, geräth in Extase, schreit Mirakel. Du ahnst gewiß Helfershelfer unter diesen erstaunten Zuschauern, und du hast nicht ganz Unrecht. Trittst du selbst heran, um die Somnambule auszufragen, so wird sie zuerst deinen Fragen durch unbedeutende Antworten ausweichen, durch doppelsinnige Worte und Sätze, wie die alten Sibyllen und Orakel; auf weiteres Dringen wird sie sich über Ermüdung, Nervenleiden beklagen und zu erwachen verlangen. Nun entfernst du dich, indem du deine Zeit und dein Geld bereuest; denn der Salon ist gut geheizt, gut erleuchtet, und die Consultation kostet funfzig Francs.

Ehe wir die niederen Stufen der Mesmerischen Maurerei mustern, müssen wir etwas von den sogenannten Systemen sagen, in welche die Großmeister des Ordens die Lehre vom Magnetismus zu bringen suchen. Wir werden dabei eine Auswahl treffen, denn die Geduld Gasners, des Verfassers des Thesaurus Gallicus, würde nicht hinreichen, sie alle zu nennen. Die Einen denken sich die von uns bewohnte Welt von einem ungeheueren Fluidum durchzogen und zugleich wärmen sie die alte Lehre des Pythagoras über die Weltseele wieder auf; Andere dagegen verwerfen die Theorie des Fluidums und führen die Wirkungen des magnetischen Schlafs auf die Phantasie zurück: daher die Fluidisten und die Nonfluidisten. Gehen wir nicht weiter, denn wir wüßten uns nicht aus diesem Babylonischen Thurmbau herauszuziehen, wo die Verwirrung der Sprachen und der Ideen gleich groß ist. Eben so verschieden sind die Mittel, den Schlaf hervorzurufen; die Kette, das magnetische Baquet, die eisernen Konduktoren magnetisirter Bäume haben nach den verschiedenen Adepten verschiedene Eigenschaften; aber über die wunderbaren Wirkungen der Kunst sind die Charlatans alle einig. Alle Krankheiten können nach ihnen leicht auf eine einzige zurückgeführt werden, und diese einzige hat ihre Heilung im Magnetismus. Sie nennen diese neue und alte Entdeckung die Medizin der Natur. Sie ist es, die man nach ihnen in der Urzeit des Menschengeschlechts ausübte, als die Menschen tausend Jahre lebten. Man wird finden, daß dieses Beispiel aufmunternd ist und befolgt zu werden verdient. Daher greifen auch die Magnetiseurs die moderne Medizin an, die sie geradezu für vergiftend halten: die pharmazeutische Wissenschaft mit ihren Medikamenten und Droguen ist nach ihnen nur eine ungeheuere Pandorabüchse, die dazu bestimmt ist, alle Uebel über die Erde zu verbreiten.

Diese und ähnliche Extravaganzen werden einem in Büchern oder öffentlichen Vorlesungen dargeboten. Ein magnetischer Kursus ist eine Reihe von fünf bis sechs, mit dem mäßigen Preise von zwanzig Francs, im Voraus bezahlten Vorlesungen. Ein Saal in der Saumonstraße dient dabei als Auditorium. An dreißig graulöpfige Schüler, die sich aus Langeweile der staubigen Wissenschaft der Athenäen widmen und die man vor jedem Katheder trifft, wenige Studenten der Medizin und einige veraltete Frauen, die ihr Glück suchen, bilden das ganze Publikum. Der erwartete Professor zeigt sich; es ist ein Mann von vierzig Jahren, mit unordentlichem Haar, nachdenklicher Figur und weißer Kravatte. Er entfaltet eine Rolle beschriebenes Papier und liest mit monotoner Stimme eine lange, schwerfällige, dunkle Geschichte des thierischen Magnetismus, von der Schöpfung der Welt an. Man bittet ihn in aller Sanftmuth, um der Langeweile des Publikums willen, endlich einmal zur Sündfluth überzugehen, aber dazu ist der Advokat des Magnetismus zu gewissenhaft und er liest sein voluminöses Manuskript von A. bis Z. ab, ohne einem auch nur eine Zeile zu schenken. Jetzt kommt die letzte Sitzung. Zur Entschädigung der Geduld, mit der man zugehört, hofft man endlich etwas zu sehen und man möchte gern mit den Sadduzäern des Evangeliums sagen: Wirst Du uns nicht ein Zeichen geben, daß wir an Dich glauben? Die alten rothsammetnen Sessel sind an diesem Tage besetzter als gewöhnlich und alle Welt ist gespannt. Der Professor erscheint, diesmal ohne Manuskript, was eine gute Vorbedeutung ist. Er wendet sich nun an das Auditorium und erbietet sich, an Personen, die sich dazu hergeben wollen, eine Probe mit dem Magnetismus zu machen. Zwei oder drei von den Anwesenden sind bereit, aber ihr guter Wille ist vergebens, der magnetische Schlaf läßt sich nicht auf sie herab. Man geht aus dieser Vorlesung, genau bekannt mit dem, was Andere gesehen haben sollen, aber in Bezug auf sich selbst, muß man seine Geschichte wieder in der Antwort an die Sadduzäer lesen: „Dieses sündige, ehebrecherische Geschlecht verlangt ein Wunder und es soll ihm keins gewährt werden."

Aber auch diese andere Seite, der Handel mit magnetischen Wundern — denn diese Entdeckung ist ein wahres Gewerbe geworden — wird von isolirten Somnambulen getrieben, welche sich in ihrer Wohnung konsultiren lassen. Die meisten dieser Frauen beginnen dieses Gewerbe im Hospital, unter den Händen junger Mediziner, welche, ganz glücklich, ein Experiment in anima vili machen zu können, sie in Abwesenheit der Chefs magnetisiren, um ihre Neugier zu befriedigen. Es giebt übrigens drei Arten, oder besser, drei Klassen von häuslichen Somnambulen; wir fangen mit denen des Volks an. Diese wohnen in armen, abergläubischen Stadtvierteln; alt, unordentlich und schmutzig, stellen sie in ihrer Person und ihrer Lebensweise die Hexen des Magnetismus dar. Gabriel Naudé spricht von alten, kränklichen und kindischen Frauen, welche zu seiner Zeit zur Entdeckung gestohlner Gegenstände verhalfen, den Mädchen das Bild ihres Zukünftigen schilderten und die Natur der Krankheiten beschrieben, womit die sie Konsultirenden behaftet waren. Die Somnambulen haben den Platz dieser Zigeunerinnen eingenommen. Ihre Wohnung, oder richtiger ihre Höhle, liegt im fünften Stock, auf einer holprigen, finstern Treppe, gegen welche die Leitern eine Erholung sind. Man konsultirt sie über kranke Kinder, indem man etwas von deren Haar, oder Wäsche mitbringt; die mütterliche Liebe, welche selbst eine süße und erhabne Schwärmerei ist, grübelt in solchen Fällen nicht lange. Die Somnambulen bringen sich selbst in Schlaf, indem sie sich einen Ring an den Finger stecken oder mit den Händen über den Körper fahren, wobei es dahin gestellt bleibt, ob sie wirklich schlafen. In diesem Zustand verordnen sie Jedem, welcher zu ihnen kommt, eine Flasche magnetisirtes Wasser, welches, obwohl es alle Uebel heilen soll, doch keins mit Sicherheit heilt. Fast alle schlafen so, wirklich oder angeblich, sieben bis acht Stunden des Tags hindurch; das nennen sie „arbeiten". Allerdings ist dieser Schlaf ihr einziges Geschäft und Erwerbmittel. So suchen diese armen Geschöpfe ihr beschwerliches Tagewerk gerade in dem Akt, in welchen die Natur die Ruhe gelegt. Sie müssen während dieses wahren oder falschen Schlafes auf zudringliche Fragen antworten und mehrere Stunden hinter einander eine Rolle spielen, welche die menschlichen Kräfte zu übersteigen scheint. Dazu

kommt noch, daß bei einigen von ihnen die Krisen, welche die Täuschung vollständig machen helfen, weniger die Wirkung eines magnetischen Zustandes, als einer nervösen Krankheit sind, deren Heilung herbeizuführen sie sich wohl hüten, denn das Ende ihrer Krankheit wäre für sie das Ende ihres Lebensunterhalts.

Die Bourgeoisie hat wieder andere Somnambulen, als das Volk. Die bürgerliche Haus-Somnambule ist eine Frau von zweiunddreißig Jahren, blaß, lymphatisch, kränklich und ziemlich hübsch. Sie wohnt in der zweiten Etage auf dem Hofe in einem Hause der Straße Meslay. Die vierte Seite der großen Journale kündigt uns ihren Namen an und die wunderbaren Kuren, die sie zu Stande bringt. „Madame C., Somnambule, giebt von neun bis vier Uhr Konsultationen; sie ist durch ihr Hellsehen bekannt. Man kann mit ihr brieflich korrespondiren, wird aber ersucht, zu frankiren." Einige andere lassen Karten in den Straßen austheilen. Eine Dienerin, welche sehr oft die Schwester der Somnambule ist, empfängt die Fremden und führt sie in ein mit blauen und weißen Vorhängen überzogenes Schlafzimmer. Das Möbel von Mahagoniholz ist mit den Tapeten und Zierrathen des Kamins auf Abschlag gekauft im Hôtel de Bullwoff, oder vom Tapezierer gemiethet. Dieser Scheinglanz dauert so lange, als der Ruf der Somnambule in dem Stadtviertel; aber bei Niemand ist der Ruhm mehr der Schatten eines Traums, als bei den Somnambulen, und die Möbel gehen oft, wie sie gekommen sind. Diese Frau, obgleich sie sich den Schein einer schönen Sprache zu geben weiß, ist, außerhalb ihrer magnetischen Rolle, eine bedeutungslose Frau, ohne Erziehung und ohne natürliche Mittel. Es gehört weniger Geist dazu, als man gewöhnlich glaubt, um das Publikum zu täuschen. Der Bruder der Somnambule ist Figurant im Cirque-Olimpique und ihr Mann ist Garçon in einem Kaffehause. Ein Arzt der achten Klasse, wo nicht gar der neunten, unterstützt diese Frau während der Sitzungen und giebt dieser ganzen Posse die Würde der Wissenschaft. Ihm hat sie es zu verdanken, wenn die Somnambule in den Konsultationen einige anatomische Ausdrücke radebricht, die sich mehr oder weniger auf den Zustand des Kranken beziehen. Man sieht um diese Frau, während der Sitzungen, einige Pensionairinnen, die wie in einem Krankenhause bei ihr wohnen, um unter ihrer Leitung eine magnetische Kur besser befolgen zu können. Manche behaupten, daß diese Leute Helfershelfer sind und daß, so wie die Konsultationsstunden vorüber sind, die Lahmen gehen, die Blinden sehen, die Tauben hören, die Kranken geheilt sind, so daß das Haus eine wahre Cour des miracles wird.

Ein Freund von uns, der eine Somnambule aus dieser Klasse konsultiren ging, bekam eine ausführliche Beschreibung seines inneren Zustandes zu hören, welcher nach der Versicherung dieser Frau sehr beunruhigend war: Die Lungen waren angegriffen, die Leber schadhaft, das Herz übermäßig geschwollen. Unser Freund war jedoch ziemlich wohlauf für einen Kranken. Erstaunt, sich so bei lebendigem Leibe zergliedert zu sehen, zweifelte er nicht, daß, wenn die Somnambule so genau den Zustand seiner Leber, seines Herzens und seiner Lunge kannte, sie auch ohne Mühe die Farben eines seiner Kleidungsstücke angeben würde. Aber die Somnambule schwieg.

Eine vornehme Dame, die wir kennen, hatte sich auf gleiche Weise zu einer Somnambule begeben, um sie zu konsultiren, und ward ersucht, den anderen Morgen wiederzukommen, weil der Zudrang in diesem Augenblick zu groß sey. Sie kam wieder; nur die Neugier bewog sie zu dieser Consultation: sie wollte sich wahrsagen lassen. Die Somnambule erzählt ihr die Haupt-Ereignisse ihres Lebens, ganz wie es Mademoiselle Lenormand gethan haben würde. Die Konsultirende war erstaunt und schenkte den Prophezeiungen, die sie bekam, vollen Glauben. Nach Hause zurückgekehrt hatte Madame .... noch die Besonnenheit, eine seit langer Zeit in ihrem Dienst stehende Frau auszufragen, und diese gestand, daß während der Abwesenheit ihrer Herrin ein Fremder Erkundigungen über sie eingezogen. Nun fiel der Schleier von den entzauberten Augen dieser Evastochter, welche, neugierig und unruhig wie alle ihre Schwestern, von der verbotenen Frucht der Zukunft hatte kosten wollen.

Die Aristokratie, die überall ihre Privilegien zu wahren sucht, hat auch Somnambulen für ihren besonderen Dienst. Eine durch die Juli-Revolution ruinirte Frau wußte sich in Paris durch die Ausübung des Somnambulismus ein Vermögen von 40,000 Francs Renten anzuschaffen. Man sieht, das Glück kommt auch im Schlafe. Der Graf von ... wollte neulich die Herzogin von ..., die im Betreff des Magnetismus sehr ungläubig ist, zu dieser Mode-Somnambule hinführen. Diese widerstand: — „Um solcher Thorheiten willen sollt' ich mich derangiren! nein; ich bleibe zu Hause und erwarte Sie. Sie kommen wieder, um mir zu sagen, was Sie gesehen haben." Der Graf gehorchte. In der Sitzung selbst frägt er die Somnambule, was in diesem Augenblick die Herzogin von ... mache. — „Sie steigt in den Wagen." — „Sie täuschen sich; sehen Sie genauer hin." — Der Wagen fährt durch eine große Straße; er wendet sich rechts, dann links, jetzt hält er an. Die Herzogin steigt heraus, sie geht eine Treppe hinauf, sie klingelt, man öffnet, sie tritt in den Saal, sie setzt sich in den Großvaterstuhl, sie hat ein Familien-Portrait vor sich, die Tapeten sind roth, es kommt Jemand. — „Pah! diese Frau ist wahnsinnig." Mit diesen Worten nimmt der Graf seinen Hut und geht hinaus. Er kehrt mit unzufriedner Miene zur Herzogin zurück; man empfängt ihn mit einem Triumphlächeln auf den Lippen: — „Nun, Ihre magnetische Sitzung?" — „Sprechen Sie mir nicht davon". — „Sie scheinen verlegen". — „Ich bin wüthend; diese Somnambulen sind lauter Lügnerinnen". — „Ah, Sie geben also zu?" — „Man kann nicht betrogener seyn, als ich es bin". — „Was hat sie Ihnen gesagt, Graf?" — „Nichts". — „Aber ich bitte". — „Sie hat die Kühnheit gehabt, mir zu behaupten, Sie seyen während meiner Abwesenheit in den Wagen gestiegen". — „Ihre Somnambule hat die Wahrheit gesagt". — „Sie wären über eine große Straße gefahren". — „Die Straße der Chaussée d'Antin". — „Sie hätten erst rechts dann links umgebogen". — „Ganz recht". — „Ihr Wagen hätte an der Thür eines Hauses angehalten, Sie wären ausgestiegen, wären in einen roth tapezirten Saal mit einem Familienbildniß in der Mitte eingetreten ...." — „Das ist der Salon meiner Mutter ... Ich war bei ihr". — „Glauben Sie nun daran?" — „Ich? Ganz und gar nicht."

Wenn man uns dieselbe Frage thäte, würden wir *eben so antworten*, nicht daß wir an dem Faktum zweifelten — denn dazu ist es uns auf zu guter Quelle mitgetheilt worden — sondern weil wir es für nothwendig halten durch einen hartnäckigen Unglauben gegen die merkantile Praxis des Magnetismus zu protestiren. Diese Ausbeutung des zweiten Gesichts ist in unseren Augen eine Art Simonie. Man hat uns auch merkwürdige Thatsachen von Unempfindlichkeit bei diesen Mode-Somnambulen angeführt: aber man erinnere sich nur des unverbrennlichen Menschen, ferner jener Frauen, die auf dem Rücken liegend einen ungeheuren Haufen von Pflastersteinen auf dem Bauche ertragen konnten, und jenes Mädchens, von dem in der Encyklopädie die Rede ist, die sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, sich im Winter eine Stunde lang in gefrorne Seen zu stürzen. Zwischen diesen Somnambulen der großen Welt und den anderen macht wohl nur der Preis der Consultation einen Unterschied. Die Menschen sind einmal geneigt, das, was sie mit achtzig Francs bezahlen, höher zu schätzen, als was ihnen nur zehn kostet. Das Falsche vermag oft unter einem gewissen blendenden Lichte und vermittelst gewandterer Gesichts-Combinationen die Illusion des Wahren hervorzubringen, wie jene häßlichen Frauen, denen es durch gewisse Zurüstungen und Toilettenkünste gelingt, bei Lichterglanz für schön zu gelten.

Außer den Charlatans und den Somnambulen von Profession haben wir in diesem Gebiet noch die Dilettanten des Magnetismus und die Somnambulen aus Liebhaberei zu betrachten. Diese Letzteren, Männer sowohl als Frauen, machen aus Mesmers Entdeckung eine Erholung, ein Spiel, einen Zeitvertreib. Es giebt magnetische Soireen, wie es musikalische und Tanz-Soireen giebt. Der Hausherr könnte dann auf seinen Einladungskarten schreiben: „Herr N. N. wird zu einem Schläfchen eingeladen". Ou dormira. Wir haben in einem Hôtel des Faubourg Saint-Germain einer solchen Soirée beigewohnt. Der Schatten Cagliostro's schien sich unter der alterthümlichen Decke des phantastisch beleuchteten Saals zu bewegen. Frauen aus dem vorigen Jahrhundert, mit Etikette auf Lehnsesseln placirt, bildeten einen Kreis um eine Frau und einen jungen Mann. Der junge Mann mit langem Haar und weißen Handschuhen war der Magnetiseur, die Frau die Somnambule. Eine Gesellschafts-Somnambule schläft stets gleich bei den ersten Zeichen, die man ihr zu machen, ein. Der magnetische Zustand ruft bald bei dieser Frau eine außerordentliche Sensibilität hervor. Sie spricht im zärtlichsten Ton von der Welt über eine Menge von Gegenständen, die ihr am Herzen liegen. Man meint ganz leise, sie stehe den zweiunddreißig nahe, aber das ist gerade das schönste Alter der Somnambulen: blaß, melancholisch und nervös, mit langem Haar in Form von Trauerweiden, weiß sie mit eigenthümlicher Grazie zu schlafen. Trotz dieser schmachtenden Zärtlichkeit kann sie doch sehr boshaft seyn gegen die anderen Frauen, die es wagen, sich an ihren Katzenkrallen die Finger zu stechen. Da sie ein wenig die Geheimnisse einer Jeden kennt, so wird es ihr nicht schwer, die Zauberin zu spielen. Der Schlaf ist nur eine Verkleidung, unter welcher diese Frau ihre guten Freundinnen ärgert, wie auf dem Maskenball. — „Madame, diese Haare sind nicht die Ihrigen: Sie haben sie vor einem Jahre bei Sinet gekauft". — „Sie legen zu viel Roth auf, Milady, das verdirbt Ihnen die Haut". — „Dieser Schmuck ist sehr schön, Gräfin, aber Ihr Juwelier hat Sie getäuscht, er ist falsch". — „Sie wollen Nachrichten von Ihrem Sohn, Marquise; er ist vorgestern von London abgereist mit einer Sängerin". — Die Gesellschafts-Somnambule ist eben so stark in der Zukunft; wovon sie am wenigsten sieht, das ist die Gegenwart: sie gleicht darin jenen Todten Dante's, welche die im Schoß der Zeiten liegenden Ereignisse im voraus sehen, was aber in dem Augenblick auf der Erde vorgeht, nicht wissen. Bestehst Du durchaus darauf, die Stunde, welche die Uhr anzeigt, oder die Adresse eines Briefes zu erfahren, dann springt sie auf und läuft mit aufgelöstem Haar in aller Verwirrung des Wahnsinns im Salon umher. Die Ungläubigen wollen bemerken, daß dieser Zustand ihr gar nicht schadet, im Gegentheil. Es ist dann keine magnetische Scene mehr, sondern eine Pantomime. Besonders auffallend war mir die Wirkung, welche diese magnetischen Soireen auf die Phantasie der jungen Personen, die dabei waren, hervorbrachten. Eine von ihnen träumte die folgende Nacht, sie sey selbst eine Somnambule, und sie war es in der Folge wirklich. Die, welche die Macht des Nachahmungstriebes bei den Frauen kennen, können nicht anders als diese Soireen für sehr gefährlich halten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Philosophie des 18ten Jahrhunderts und die Unsterblichkeit der Seele.

(Schluß.)

Antwort des Marquis d'Argens an Mlle. Cochois.

Ihr Brief ist äußerst verständig, wie überhaupt Alles, was aus Ihrer Feder kommt. Er ergänzt in jeder Beziehung das Mangelhafte in meinen Betrachtungen über die Leidenschaften, und will ich unumwunden bekennen, daß mir das beste Mittel, wodurch sie zu besiegen seyen, entgangen. Thun Sie mir indeß nicht Unrecht, zu glauben, es sey etwa aus dem Grunde mir entgangen, weil ich dem Beistande, welchen wir von der Liebe zum

Ruhme und den Lobpreisungen der Menschen empfangen, den Vorrang vor dem kräftigen Schutze und dem erquicklichen Troste einräumte, welchen wir aus dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele schöpfen können. Ich habe blos aus einer, freilich nicht zu entschuldigenden, Vergeßlichkeit gefehlt, keineswegs jedoch einem Vorurtheile und einer Meinung zu gefallen, die ich sehr weit entfernt bin, anzunehmen. Ich, meinerseits, mache weniger Aufhebens, als Sie behaupten, von jener sogenannten Fortdauer im Gedächtniß der Menschen, von jener erträumten Unsterblichkeit, womit sich gewöhnlich die Schriftsteller schmeicheln. Ich werde sogar zu dem von Ihnen Gesagten noch etwas hinzufügen, nämlich, daß, wenn wir folgerecht und vernünftig die Sache erwägen, wir nur wenig von den Lobeserhebungen bestochen werden können, die man uns nach unserem Tode ertheilen soll, sey es, daß die Seele fortdauerte, oder zugleich mit dem Körper zu leben aufhörte. Denn befindet sie sich im letzteren Falle, so möchte ich wohl wissen, wozu ihr das Lob für ihre schönen Thaten und Werke, die sie auf ihrer irdischen Laufbahn vollbracht, nützte? Währt sie dagegen auch nach ihrem Scheiden vom Leibe fort, so betrachtet sie sicher das hinieden von ihr Geleistete mit viel zu großer Gleichgültigkeit, als daß ihre Wonne durch solche Erinnerungen erhöht werden könnte. Wozu frommt also nach dem Tode jener falsche und eitle Ruhm, um den die ausgezeichnetsten Menschen so sehr buhlen und auf welchem sie so über die Maßen versessen sind? Ich gebe zu, daß es für uns ein freudiges Gefühl ist, bei Lebzeiten Ehre und Beifall einzuärndten. Die Sorgfalt, welche wir verwenden, um die Achtung der Wackeren und Edeln zu verdienen, hat einen wahrhaften und vernünftigen Zweck. Doch die Anstrengungen, welche wir übernehmen, um dereinst gepriesen zu werden, wann wir nicht mehr sind und nichts mehr von diesen Huldigungen verspüren, scheinen mir eben so lächerlich als Ihnen. Ich gestehe Ihnen ehrlich, hätte ich bloß auf die Werthschätzung zu rechnen, die ich erst nach meinem Austritt aus dieser Welt finden soll, ich würde mir gewiß viel weniger Mühe als bisher geben, den Beifall des Publikums und derjenigen Personen zu erwerben, mit denen ich täglich verkehre. Ich empfinde nur daran wirkliches Wohlbehagen, mir gilt allein das für kein eingebildetes, sondern wahrhaftes Gut, wodurch sowohl meinen sinnlichen Begehrungen als den Anforderungen meines Geistes Genüge geschieht. Die Achtung meiner Zeitgenossen ergreift, rührt und befriedigt mich. Die der Nachwelt däucht mir ein hübscher Traum, ein leerer Schatten, der mit meinem Leben zugleich verschwindet. Genießen wir also die Gegenwart und kümmern wir uns nicht um die Zukunft. Befolgen wir die Lehren des klugen und geistreichen Horaz und sagen wir mit ihm, daß nur Der glücklich und Herr seiner selbst ist, der jeden Tag ausrufen kann: „Ich habe gelebt!" Erfreuen wir uns demnach unseres Daseyns, bannen wir, so viel wir nur vermögen, alle überflüssigen Sorgen und Aengste aus unserer Brust hinweg. Denken wir stets daran, daß die verlorene Stunde niemals wiederkehrt und daß die Ergötzlichkeiten, die sich uns auf Erden darbieten, uns eben nur so lange fesseln können, als wir noch hienieden verweilen. Lieben wir aufrichtig und beständig die Tugend, und zwar um der inneren Ruhe und Freudigkeit willen, die sie uns bereitet, nicht aber in der trügerischen Hoffnung, daß sie unsere Thaten immerdar im Gedächtniß der Menschen erhalten werde. Ich bleibe u. s. w. u. s. w.

* * *

Diese beiden Briefe werden genügen, um den himmelweiten Unterschied darzulegen, der zwischen der beredtsamen inneren Ueberzeugung der liebenswürdigen Frau, die von dem Geiste der Philosophie des 17. Jahrhunderts erfüllt, und dem trockenen galanten Esprit ist, der ein Repräsentant der Philosophie des 18. Jahrhunderts war. Das Schreiben der Cochois könnte auch heutzutage noch manchem sogenannten Philosophen zur Belehrung und Beherzigung dienen!

Süd-Afrika.

Moffat's Skizzen aus Süd-Afrika.

Nachdem Herr Moffat in seinem kürzlich erwähnten Werke eine Geschichte der christlichen Missionen im südlichen Afrika gegeben, macht er uns mit dem berüchtigten Räuber „Afrikaner" bekannt, der viele Jahre lang die Kap-Kolonie mit Schrecken erfüllte. Als nämlich die Ureinwohner durch die Ueberlegenheit der Holländischen Kolonisten genöthigt wurden, ihre Weideplätze zu verlassen und sich entweder nach der Wüste zurückzuziehen oder sich den fremden Eroberern zu unterwerfen, die sie nachher als Sklaven behandelten, — erschlug Afrikaner, der bisherige Häuptling eines freien Stamms, einen seiner Zwingherren, und floh mit seinen Anhängern nach dem Innern, von wo aus er die Niederlassungen der Europäer durch unaufhörliche kecke Streifzüge beunruhigte. Da er mit großer Körperstärke und Tapferkeit auch bedeutende geistige Fähigkeiten verband, so faßte man die Hoffnung ihn zum Christenthum zu bekehren, und die Bemühungen der Missionaire wurden auch wirklich mit vollständigem Erfolge gekrönt. Die erste Zusammenkunft Herrn Moffat's mit diesem wilden Neophyten, dessen Kraal er im Jahr 1818 besuchte, schildert er folgendermaßen:

„Nach den gewöhnlichen Begrüßungen frug mich Christian Afrikaner (wie er sich jetzt nannte), ob ich der von den Londoner Direktoren ernannte Missionair sey? Als ich dieses bejahte, gab er seine Zufriedenheit darüber zu erkennen, und fügte hinzu: da ich noch jung sey, so würde ich hoffentlich recht lange unter seinem Volke verweilen. Er ließ hierauf die Frauen einige Bündel Matten nebst einer Anzahl langer Pfähle herbeitragen und befahl ihnen, dem Missionair ein Haus zu bauen. Es wurde sogleich ein Kreis gebildet, und die Frauen, die mit vieler Lust an die Arbeit zu gehen schienen, steckten die Pfähle in die Erde ein, befestigten sie in der Form einer Halbkugel und bedeckten sie mit Matten, so daß die Wohnung in etwas über eine halbe Stunde fertig war. Ich brachte fast sechs Monate in dieser einfachen Hütte zu, welche nach einem Sturm oft ausgebessert werden mußte. Wenn die Sonne darauf stand, war die Hitze unerträglich, bei Regenwetter blieb ich auch nicht trocken, und bei starkem Winde mußte ich gewöhnlich die Flucht ergreifen, um dem Staube zu entgehen. Außer diesen kleinen Unannehmlichkeiten pflegten nicht selten die Hunde sich durch die gebrechliche Wand zu drängen und mich des Mittagbrods zu berauben, das ich für den folgenden Tag zurückgelegt hatte, und mehr als einmal fand ich eine Schlange im Winkel zusammengerollt. Da auch das zum Dorfe gehörige Vieh des Nachts frei herumläuft, so wurde ich bisweilen aus dem Schlaf aufgescheucht, um mich und meine Behausung gegen die wüthenden Stiere zu vertheidigen, die in einem nächtlichen Zweikampfe begriffen waren."

Das Reisen geht im südlichen Afrika sehr langsam von Statten und ist mit manchen Beschwerlichkeiten und Gefahren verknüpft, wie man unter Anderem aus Folgendem entnehmen kann:

„Nachdem ich meinen Wagen in Stand gesetzt hatte, miethete ich außer dem Fuhrmann noch einen Knaben um die Ochsen zu führen, welche hier die Stelle der Pferde ersetzen, und verließ in der Begleitung zweier Barolongen*) die Station, wohin ich erst in zwei bis drei Monaten zurückzukehren gedachte. Unser Weg ging durch ein wildes, ödes Land, das nur von wenigen Balala's bewohnt ist. Am Abend der dritten Tagesreise hielten wir in der Nähe eines Teiches, wo wir uns vergebens nach irgend einem Anzeichen menschlicher Wesen umsahen. Wir spannten unsere ermüdeten Ochsen los, um sie trinken und grasen zu lassen; da wir aber nicht wußten, in welcher Gesellschaft wir vielleicht genöthigt seyn würden die Nacht zuzubringen, so leuchteten wir mit Feuerbränden an die Ränder des Teiches, um aus den Fußstapfen zu schließen, welche Thiere hier gewöhnlich zu trinken pflegten. Zu unserem Schrecken entdeckten wir viele Spuren (spoors) von Löwen. Wir trieben sogleich unsere Ochsen zusammen und banden sie mit starken Riemen an den Wagen, da uns ihr scheuer Blick zu erkennen gab, daß sie Gefahr witterten. Die beiden Barolongen hatten auch eine junge Kuh mitgebracht; als ich ihnen jedoch den Rath ertheilte, sie neben den Ochsen festzubinden, entgegneten sie mir lachend, daß sie zu klug sey sich von dem Wagen zu entfernen, wenn sie einen Löwen wittere. — Wenige Augenblicke nachdem ich mich zur Ruhe begeben, erfuhr ich, daß ein Löwe die Kuh einige Schritte von unserem Lager überfallen und sie 30—40 Yards weit weggeschleppt habe. Wir konnten es deutlich hören wie das Ungethüm sie in Stücke riß und ihre Knochen zermalmte, wobei die arme Kuh ein klägliches Geschrei ausstieß. Ich griff nach meiner Flinte; da es aber zu finster war, um einen auch nur halb so weit entfernten Gegenstand unterscheiden zu können, so zielte ich nach der Stelle wo das Geräusch des verschlingenden Rachens herkam. Ich gab mehrere Male Feuer, welches der Löwe mit furchtbarem Brüllen erwiederte; zugleich drang er gegen den Wagen ein, wodurch die Ochsen ungemein erschreckt wurden. Die beiden Barolongen erboten sich, Feuerbrände zu nehmen, einige Schritte vorzutreten und sie nach dem Löwen zu schleudern, damit ich genug Licht haben möchte, um zielen zu können; kaum waren jedoch die Feuerbrände aus ihren Händen als die Flamme erlosch, und das wüthende Thier stürzte sich mit solcher Schnelligkeit auf sie, daß ich nur eben Zeit hatte dazwischen zu feuern. Glücklicherweise schlug die Kugel gerade unter seinem Kopfe in die Erde, wie es sich bei der Untersuchung am folgenden Morgen auswies; die Barolongen retteten sich durch die Flucht, und der Löwe zog sich nach dieser Ueberraschung unter furchtbarem Knurren zurück."

Man hielt es jetzt für besser, den Unhold in Ruhe zu lassen, wenn er nicht selbst angriffsweise verfahren würde. Aber dieses war nicht das einzige Abenteuer, welches unser Reisende in seinem einsamen Nachtlager bestehen mußte. „Da wir" — fährt er fort — „nur einen geringen Holzvorrath übrig hatten um das Feuer zu unterhalten, so kroch einer von unserer Gesellschaft nach dem Strauchwerk an der einen Seite des Teiches, um dort etwas Brennmaterial einzusammeln, während ich mich mit derselben Absicht nach der anderen begab. Ich war nicht weit gegangen, als ich aufwärts nach dem Rande des kleinen Bassins blickend zwischen mir und dem Horizonte vier Thiere wahrnahm, deren Aufmerksamkeit durch das Geräusch auf mich gezogen wurde, welches ich beim Abbrechen eines dürren Zweiges verursachte. Bei näherer Untersuchung fand ich, daß diese ungeschlachten haarigen Gäste Löwen waren; ich kroch daher auf Händen und Füßen nach der anderen Seite des Teichs zurück, um den Fuhrmann von unserer Gefahr zu benachrichtigen. Ich fand diesen jedoch mit gleicher Besorgniß nach der entgegengesetzten Richtung schauend — und nicht ohne Grund, indem sich dort zwei Löwen mit einem Jungen zeigten, welche unsere mißtrauischen Blicke erwiederten. Sie schienen, wie im Finstern immer, zweimal die gewöhnliche Größe zu haben."

Der Missionair suchte mit seinen Reisegefährten in ihrer Citadelle, dem Wagen, Zuflucht, wo sie eine unruhige Nacht vollbrachten. Sie hatten vielleicht ihre Rettung der Kuh zu verdanken, welche die Aufmerksamkeit des Löwenkönigs von ihnen ablenkte und seine Gefräßigkeit sättigte. Dann und wann bemerkten sie, daß die anderen hungrigen Löwen sich ihm näherten, worauf er einen Augenblick von seiner Beute abließ und sie mit fürchterlichem Gebrüll einige Schritte weit verfolgte. „Vor Tages-Anbruch hatte er fast den ganzen Körper verschlungen, worauf er den Kopf, das Rückgrat, die Schenkel und den Magen, den er zuvor ausgeleert hatte, zusammenlas und sie nebst den beiden nach ihm geworfenen Knitteln wegtrug, so daß nichts als einige

*) Die Barolongen sind ein Zweig des Beschuana-Stamms. Man vergleiche das Werk des Herrn Casalis und Nr. 3 des Magazins.

Knochen-Fragmente und eine meiner Kugeln übrigblieb, die statt des Löwen den todten Körper getroffen hatte. Als es hell wurde untersuchten wir die Stelle und sahen an den Fußstapfen, daß es ein Löwe erster Größe gewesen seyn, der die Kuh allein verzehrt hatte. Ich wollte dieses anfangs bezweifeln, wurde aber durch die beiden Barolongen überzeugt, welche mich darauf aufmerksam machten, daß die anderen Spuren sich dieser Stelle nur auf 30 Yards näherten, und bloß zwei Schakale herangekommen wären, um die wenigen Ueberbleibsel aufzusuchen. Die Leute verfolgten die Spur, um die Fragmente zu sammeln, welche der Löwe aufzubewahren pflegt, während er sich in das Dickicht zurückzieht, um den Tag zu verschlafen. Ich hatte oft gehört wie viel ein großer hungriger Löwe verschlingen kann, aber nur meine eigenen Augen hätten mich überzeugen können, daß es ihm möglich wäre in einer Mahlzeit alles Fleisch und die meisten Knochen einer wohlgewachsenen jungen Kuh zu sich zu nehmen. Es blieb kaum eine Rippe übrig, und sogar die Markknochen schienen wie von Hammerschlägen zertrümmert."

Moffat's Werk enthält überhaupt viele Anekdoten über den Afrikanischen Löwen, dessen Charakter, wie der Verf. sagt, noch nicht zur Hälfte bekannt ist. „Wenn der alte Löwe", erzählt er, „in der Gesellschaft seiner Jungen auf die Jagd geht, oder wenn eine Anzahl von diesen Thieren die Nähe der Beute wittert, schleicht sich der älteste oder klügste unter ihnen nach seinem Opfer hin, während sich die übrigen im Grase niederlegen. Ist jenem, wie gewöhnlich geschieht, der Ueberfall gelungen, so zieht er sich mit seiner Beute zurück und legt sich während ungefähr einer Viertelstunde nieder um sich auszuruhen und Athem zu schöpfen: unterdessen nähern sich die anderen und lagern sich in ehrerbietiger Entfernung um ihn her. Sobald der Häuptling sich hinlänglich erholt, fängt er mit dem Bauche und der Brust des erlegten Wildes an, und nachdem er diese Leckerbissen verschlungen hat, begiebt er sich nochmals zur Ruhe, ohne daß sich die übrigen zu rühren wagen. Er zieht sich erst dann zurück, wenn er sich zum zweitenmal gesättigt, worauf seine Gefährten sich auf die Ueberreste werfen und sie im Nu verschlingen. Wenn ein junger Löwe ein Stück Wild erbeutet hat und ein alter zufälligerweise vorbeikommt, so zieht sich jener so lange zurück, bis letzterer seine Mahlzeit beendigt hat."

Die Ochsen haben nicht ohne Grund eine instinktmäßige Furcht vor den Löwen. Als unser Verf. bei einer anderen Gelegenheit mit seiner Reise-Gesellschaft am Ufer eines Flusses Halt machte, und das Vieh etwas über Schußweite entfernt grasen ließ, stürzten zwei Löwen plötzlich aus dem angränzenden Dickicht: der älteste, ein Thier von ungeheurer Größe, sprang einem der besten Ochsen auf den Rücken und tödtete ihn in einem Augenblick, indem er ihm mit seinen großen Zähnen die Wirbelknochen durchschnitt. Die gefährliche Lage einzelner Reisenden in den Afrikanischen Steppen läßt sich hiernach leicht ermessen. Herr M. erzählt von einem Eingebornen, der sich in der Nähe einer Quelle auf einem niedrigen, abschüssigen Felsen schlafen legte, und als die Hitze ihn aufweckte einen großen Löwen erblickte, der nicht viel mehr als eine Elle von ihm entfernt lag und ihn mit grimmigen Augen anstierte. Er blieb anfangs vor Schrecken unbeweglich; als seine Geistesgegenwart zurückkehrte, sah er sich nach seiner Flinte um und streckte die Hand langsam danach aus, worauf der Löwe den Kopf zurückwarf und ein furchtbares Gebrüll ausstieß. Diese Warnung wiederholte er jedesmal, wenn sein Gegner es versuchte, die Hand zu rühren. Der Felsen wurde endlich so erhitzt, daß die nackten Füße des Eingebornen es kaum ertragen konnten: der Tag verging und die Nacht gleichfalls, ohne daß der Löwe von der Stelle wich: die Sonne ging auf, und die Hitze raubte den Füßen des Unglücklichen bald jedes Gefühl. Um Mittag erhob sich der Löwe und begab sich nach der nur wenige Schritte entfernten Quelle, wobei er sich immer umsah, und als er seinen Gegner die Hand nach der Flinte ausstrecken sah, kehrte er sich wüthend um und schien im Begriff, sich auf ihn zu stürzen. Eine zweite Nacht verging indessen wie die vorige; am folgenden Morgen ging der Löwe wieder nach Wasser, und als sich in der entgegengesetzten Richtung ein Geräusch hören ließ, verschwand er im Gebüsch. Der Gefangene ergriff jetzt seine Flinte; beim Versuch, aufzustehen fiel er aber hin, da seine Knöchel alle Kraft verloren hatten. Endlich gelang es ihm, auf Händen und Füßen wegzukriechen: er stieß auf einen anderen Eingebornen und wurde von ihm in Sicherheit gebracht, aber wie er sich ausdrückte: „mit gerösteten Zehen." Letztere mußten ihm amputirt werden und er blieb auf Lebenszeit verstümmelt.

Hat der Löwe einmal Menschenfleisch gekostet, so zeigt er nach dieser Speise stets einen außerordentlichen Hang. „Seiner Kühnheit ungeachtet", fügt indeß der Verfasser hinzu, „ist der König der Thiere mitunter ein Erzfeigling. Es hat sich oft zugetragen, daß Buschmänner und sogar Weiber ihn dadurch von seiner Beute wegscheuchten, daß sie mit ihren Keulen auf getrocknete Häute schlugen und laute Anrufungen hervorstießen."

Ein von Herrn Moffat selbst bestandenes Abenteuer war fast eben so gefährlich wie das oben beschriebene des Mannes mit den verbrannten Zehen. „Ich hatte", erzählt er eine kurze Doppelflinte auf der Schulter, die mit einer Kugel und kleinem Schrote geladen war; es kam eine Antilope vorbei nach der ich feuerte, worauf ich ihr langsam in derselben Richtung folgte. Kaum war ich eine kleine Strecke gegangen, als ich einen Tiger mit unverwandten Augen durch die gabelförmigen Zweige eines Baumes auf mich hervorblicken sah; sein langer, gefleckter Körper war hinter den Aesten verborgen, und er kräuselte und drehte den Schwanz nach Art einer Katze, die eben auf ihre Beute losspringen will. Ich war in einer kritischen Lage, da ich keine einzige Kugel in meiner Flinte hatte; ich stellte mich daher, als ob ich etwas im Grase suchte, wobei ich mich so viel wie möglich retirirte. Als ich eine gehörige Entfernung erreicht zu haben glaubte, fing ich an, mich schneller zu bewegen: da in meinem Bestreben, der hinter mir liegenden Gefahr zu entgehen, überlief ich eine nähere, bis ich unversehens auf eine im Grase schlafende Kobraschlange trat. Sie wickelte sich mir sogleich um das Bein und schickte sich eben zum Beißen an, als ich, ohne mich umzuwenden, meine Büchse über die Schulter warf und das Ungethüm erlegte. Die Länge dieser Schlange betrug über sechs Fuß."

Wir bemerken nur noch, daß den Entbehrungen und Gefahren zum Trotz, mit denen die Laufbahn eines Missionairs unter diesem abgelegenen Himmelsstriche verknüpft ist, Herr Moffat in der Vorrede seines Werks die Absicht ausspricht, das Weltmeer von neuem zu überschreiten und sein Leben bei den Kindern der Wüste zu beschließen, die er zuerst mit christlicher Gesittung und christlicher Moral bekannt machte.

Mannigfaltiges.

William Howitt's Besuch bei Uhland. In seinem kürzlich erwähnten Buche über Deutschland, aus welchem wir (Nr. 149 des Magazins) die kurze Charakteristik Danneker's und Schwab's mitgetheilt, berichtet Howitt in ähnlicher Weise über einen Besuch bei Uhland. „In Tübingen", sagt er, „das so viele der berühmtesten Männer Deutschlands erzog und in den stürmischen Zeiten d.s Landes manche Belagerung und manchen Sturm aushielt, lebt Uhland, einer der ältesten und besten lyrischen Dichter seines Volkes. Er hat niemals die Heimat lange verlassen; seine Art und Weise ist derb, und zwar ist dies um so bemerkenswerther bei einem Manne, der sich in der Württembergischen Kammer als ein freimüthiger Redner und als Vertheidiger der liberalsten Grundsätze ausgezeichnet hat. Eben in Folge seiner sehr liberalen politischen Ansichten hat er sich sowohl von der Kammer als vom Lehrstuhle der Universität zurückgezogen, und da er ein ausreichendes Vermögen besitzt, so widmet er sein Leben der glücklichsten und einer der edelsten Beschäftigungen des Lebens, der Dichtkunst. Ein witziger Landsmann sagte von ihm, Uhland sey eine echte Nachtigall, die man hören, aber nicht sehen müsse. Doch das ist wohl zu hart. Obgleich im Aeußeren mehr als schlicht und etwas unruhig in seinen Bewegungen, vergißt man diese Dinge doch bald in dem Enthusiasmus geistiger Unterhaltung. Er wohnt in einem Hause auf der Bergseite, von wo man auf der Straße nach Ulm die Neckarbrücke übersieht. Oben liegt sein herrlicher Garten nebst Weinberg, und hier hat man eine vollständige Aussicht auf die entfernten Schwäbischen Alpen, die innerhalb ihrer sich durchkreuzenden Linien eine der reichsten, schönsten und belebtesten Landschaften des heiteren Schwabenlandes einschließen. Seine Frau, eine sehr freundliche Dame, kam aus dem Garten mit ihrem Arbeitskorb, in welchem eine Englische Ausgabe von Milton's Verlorenem Paradies lag, worin sie eben gelesen hatte. Die beiden Gatten sind kinderlos, und haben sie einen hübschen Knaben als Pflegesohn adoptirt. Uhland scheint hier ein sehr glückliches, unabhängiges Leben zu führen, glücklich in seiner liebenswürdigen sehr gebildeten Frau, die seinen Genius ungemein bewundert, und so recht mitten in seinem Geburtslande, welchem er wie alle Schwaben sehr zugethan ist, während er in ganz Deutschland eines großen und geschätzten Rufes sich erfreut."

— **Bibliopolisches Jahrbuch.** Ein neuer Jahrgang (1841) des von der J. J. Weberschen Buchhandlung in Leipzig herausgegebenen „bibliopolischen und bibliographischen Jahrbuchs" ist so eben erschienen und verdient eben so wie seine Vorgänger in den Händen Aller zu seyn, die sich für den Buchhandel und die Presse Deutschlands interessiren. Das Jahrbuch ist als eine wesentliche Ergänzung der in demselben Verlage erscheinenden „Allgemeinen Preß-Zeitung" zu betrachten, zu welcher es die statistischen Data auf dem Gebiete der Preß-Gesetzgebung, des Verlags- und Sortiments-Handels und der Journalistik liefert, während die Zeitung selbst, die bekanntlich einen überaus konservativen und einen eben so liberalen Redacteur hat, welche sich gegenseitig die Wage halten, alle Konflikte verzeichnet, die sich auf dem Rechts-Gebiete der Presse ereignen und so dazu beiträgt, die in Deutschland immer noch sehr schwankenden Rechte der Verleger und Autoren endlich festzustellen. Das uns vorliegende bibliopolische Jahrbuch zerfällt in vier Abtheilungen: 1) Preßgesetzgebung; 2) Buchhändler-Verzeichniß; 3) Zeitungs-Katalog und 4) Bücherverzeichniß. In der ersten Abtheilung vermissen wir ein sehr wichtiges Aktenstück der vorjährigen Preß-Gesetzgebung, nämlich den Preußischen Ministerial-Erlaß vom 24. Dezember 1841, in Folge dessen zunächst in Preußen, indirekt aber auch im übrigen Deutschland so wesentliche Censur-Erleichterungen eingetreten sind. Besonders vollständig scheint uns der Zeitungs-Katalog, der alle in Deutschland erscheinende politische, wissenschaftliche, gewerbliche ꝛc. Zeitschriften umfaßt und dabei die Art des Erscheinens, die Preise u. s. w. angiebt. Von unserm „Magazin" ist jedoch der Preis des Blattes (der wahrscheinlich im Verhältniß zu der Bogenzahl, die es liefert, zu niedrig erschien) nicht richtig angegeben.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (5 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Löblichen Post-Aemtern.

№ 155. Berlin, Mittwoch den 28. Dezember 1842.

England.

Anatomie des Schlafes, oder die Kunst, sich nach Willkür festen und erfrischenden Schlaf zu verschaffen.

Von Dr. Ed. Binns.*)

Dies ist der Titel eines unlängst in England erschienenen, sehr elegant ausgestatteten Buches, das sowohl in Bezug auf Inhalt, wie auf Typographie, ein wahres Kuriosum genannt zu werden verdient. Es ist nämlich vermittelst eines neu erfundenen Instruments gesetzt, das ungefähr die Form eines Fortepiano's hat, die Tasten sind nach dem Alphabet geordnet; werden dieselben berührt, gleichviel, ob von zarten Damenhänden oder von dem Finger eines Kindes, so reihen sich die gewünschten Lettern, ganz eben so, wie nach der üblichen Verfahrungsweise, nur, bei einiger Uebung, viel schneller und korrekter, an einander. — Das auf diese Weise gesetzte Buch läßt nichts zu wünschen übrig, und wenn anders die Anschaffung der Maschine nicht mit zu großen Kosten verknüpft ist, so könnte sehr bald eine Umwälzung in diesem Zweige der Kunst zu erwarten seyn.

Unser Jahrhundert verdient mit Recht den Namen des erfindungsreichen! Man denke sich die gegenwärtig in Berlin ausgestellte Sprechmaschine in den Händen eines schweigsamen Lords und dagegen die Setzmaschine unter den Fingern eines schreibseligen Deutschen Literaten! Welche Wohlthat für Beide! Wie unberechenbar die Vortheile für das Britische Parlament und die Deutschen Leihbibliotheken! Vielleicht kündigt in nicht gar ferner Zeit ein Virtuose à la Liszt Konzerte in der Bücherfabrication an, oder eine Tänzerin à la Elsler berührt mit kecker Fußspitze die Tasten der Sprechmaschine, um dem begeisterten Auditorium eine Erbauungsrede abzutanzen!

Wir überlassen es einer kühneren Phantasie, diese Andeutungen weiter auszuspüren, und gehen näher auf den Inhalt des merkwürdigen Werkes ein.

Schon der Titel ist ungewöhnlich und der seltsamen Entstehung des Buches angemessen. Eine Anatomie des Schlafes! Zwar hätte der Verfasser ganz eben so gut Physiologie, Philosophie oder Theorie des Schlafes sagen können, doch war ihm wahrscheinlich eine Anatomie pikanter. — Dr. Binns giebt zuvörderst eine allgemeine Uebersicht der Physiologie der organischen Wesen, von den Pflanzen anfangend und mit der des Menschen endigend; spricht darauf über die Beschaffenheit und Verrichtungen des Gehirns und erklärt alsdann die Erscheinungen im Gebiete des Lebensmagnetismus, die Zustände der Ohnmacht, Extase u. s. f. — In der Hauptsache giebt er nichts Neues, und nur die hin und wieder eingestreuten Bemerkungen sind originell. So z. B. sagt er, daß die Thiere mehr als die Menschen schlafen; Katzen und Hunde seyen, wie es scheint, im Stande, nach Belieben einzuschlafen: dasselbe bemerkt man bei Blödsinnigen und bei Menschen von untergeordneten Geisteskräften überhaupt; dieses käme daher, weil die Ideen oder Geisteseindrücke bei ihnen so schwach und in so seltenen Intervallen wiederkehrend seyen, daß deren Reihefolge sich aus Mangel an Fortdauer verliere; aus diesem Grunde behielte das Hirn nur das von den äußeren Sinnen ihm zugeführte Bild für den Augenblick: es tritt Müdigkeit ein, Bewußtlosigkeit folgt, und Schlaf, als natürliche Konsequenz der Erschlaffung, wird hervorgebracht.

Aus der Erfahrung, daß Affen weniger, als alle andere Thiere schlafen, folgert der Verfasser, daß sie mit „Vernunft begabte Geschöpfe" seyen.

Zum Beweise, wie unentbehrlich der Schlaf sey, führt Dr. Binns auch unter Anderem die Thatsache an, daß einst ein ganzes Bataillon Infanterie während des Marschirens geschlafen hätte!

„Massa ruft Dich!" sagte einst ein Neger zu seinem Gefährten, der neben ihm eingeschlafen war. — „Schlaf kennt keinen Massa!" entgegnete der ermüdete Knabe, und — er hatte Recht. Wir können den Mangel an Feuer, Speise und sogar Getränk viel länger, als den des Schlafs entbehren."

Um unsere Leser zu überzeugen, daß der Verfasser den Schlaf wirklich anatomirt, diene folgende Beschreibung von dem Zustande, der dem Einschlafen vorangeht und der erschrecklich gefährlich klingt:

„Sein Herannahen äußert sich durch ein Gefühl von Muskel-Erschlaffung, die Beine werden müde, die Arme träge in ihren Bewegungen, der Griff der Hand wird kraftlos. Gähnen, ohne daß ein Unterdrücken desselben in unserer Macht steht, folgt oder geht diesem Zustande voran; die Aufmerksamkeit erlischt, so daß die anziehendste Erzählung sie nicht wieder erregen kann, wir werden mürrisch, ja sogar zankfüchtig. Inzwischen beginnen äußere Eindrücke zu verschwimmen. Versuchen wir zu lesen, so fließen die Zeilen in einander, blicken wir vom Lichte auf die Blattseiten, so erscheint die Schrift gränlich und bläulich. Das Gedächtniß verwirrt sich, die Augen werden trübe und verlieren ihr Feuer, während die Augenlider, trotz aller Anstrengung, sich bleischwer senken. Nun erschlafft die Spannkraft der Hals- und Rückenmuskeln und der Kopf fällt willenlos nach vorn über. Doch bleibt noch der Gehörssinn ungeschwächt, wir vernehmen und verstehen die Gespräche unserer Umgebung, wenn wir bereits nicht mehr die Personen und ihre Gesticulationen unterscheiden können. Dann und wann nahen sich uns angenehme Träumereien und verschwinden wieder in immer ruhigerer Stufenfolge; das Gehirn scheint in einem See von friedlichen Träumen zu treiben, ein angenehmes Delirium überwältigt uns, wir wachen nicht länger — wir schlafen."

Große Geister schlafen wenig; um dies zu beweisen, führt der Verfasser John Hunter, Friedrich den Großen, Napoleon und Wellington an. Ferner erzählt er dem großen Boerhave nach, daß ein Student, von der bequemen Theorie ausgehend, die natürliche Bestimmung des Menschen sey der Schlaf, dies dadurch praktisch bewies, daß er von vierundzwanzig Stunden stets achtzehn schlafend hinbrachte und daher zuletzt am Schlagfluß starb. — Wir erfahren ferner, daß De Moivre, als er dreiundachtzig Jahre alt war, täglich regelmäßig zwanzig Stunden schlief; ob diese üble Gewohnheit gleichfalls einen frühzeitigen Tod herbeiführte, wird nicht gemeldet.

Doch besteht das Wichtigste und Lehrreichste im Buche unstreitig in dem hier zum ersten Male veröffentlichen Geheimnisse, nach Belieben einschlafen zu können: dieses Geheimniß wollen wir zum allgemeinen Frommen mit den Worten des Dr. Binns wiedergeben:

„Der Schlaflose wende sich auf die rechte Seite, lege das Haupt bequem auf die Kissen, und zwar so, daß er, wenn man sich eine Linie vom Kopf bis zu den Schultern denkt, genau einen Winkel beschreibt; dann athme er recht tief, mit leicht geschlossenen Lippen auf, dergestalt, daß er so viel Luft, wie nur immer möglich, durch die Nase einzieht. Doch ist dies gerade nicht unumgänglich nöthig, da Manche stets durch den Mund Athem holen und dennoch vortrefflich schlafen. — Nach diesem einmaligen, tiefen Athemzuge überlasse man die Lungen ihrer eigenen Thätigkeit, mit anderen Worten: das Athmen sey weder zu lang gehalten noch zu kurz. Jetzt muß die Aufmerksamkeit sich allein auf den Akt richten, mit dem der Patient sich beschäftigt: er muß sich nämlich vorstellen, als sehe er den Athem in Gestalt eines ununterbrochenen Stromes aus seiner Nase ziehen, „und in demselben Augenblicke, wo er im Stande ist, fern von allen anderen Ideen, nur allein daran zu denken, schwinden Bewußtseyn und Erinnerung, Vorstellungskraft schlummert, Phantasie wird schläfrig, der Gedanke ist unterjocht, die Sinne verlieren ihre Empfänglichkeit, das Ganglien-System erhält die Oberherrschaft, und, wie bereits oben bemerkt, man wacht nicht länger, sondern — schläft."

Nach des Verfassers Betheurung hat sich sein Rezept nur bei zwei Personen nicht bewährt, der eine der Inkurabeln war ein berühmtes Mitglied des Oberhauses, und der andere — (hört!) Redacteur eines Morgenblattes. Das widerlegt die Brauchbarkeit des Rezepts eigentlich noch nicht, da Jeder es nur zu gut weiß, daß Staatsmänner und Journalisten gerade nicht auf Rosen gebettet sind und selten ihr Haupt bequem niederlegen können; jedenfalls empfehlen wir die Vorschrift des Dr. Binns unseren Lesern recht angelegentlich zur Selbstprüfung.

*) The Anatomy of Sleep; or the Art of Procuring Sound and Refreshing Slumber at Will. By Ed. Binns, M. Dr. — Churchill.

Frankreich.

Der Magnetismus in Paris.

(Fortsetzung.)

Dabei übergehen wir die Indiscretionen gewisser Gesellschafts-Magnetiseurs, welche die Hände der Frauen ergreifen, um sie in Schlaf zu bringen, ihnen auf die Stirn hauchen, ihnen die Finger auf das Herz legen und kurz nichts vernachlässigen, was sie, nach der Sprache der Wissenschaft, mit ihnen in Rapport setzen kann. Da wir ein galantes Volk sind, so spielt der Magnetismus bei uns die Rolle des Unterhändlers: der Eine schreibt sich die Macht des Blickes zu und bildet sich ein, vermittelst dieser Macht alle Frauen zu beherrschen; der Andere behauptet sie durch die Kraft des Willens an sich zu ziehen; ein Dritter bedient sich des magnetischen Fluidums, das er gegen die Herzen richtet, die er erobern will. Wir haben einen jungen

Menſchen geſehen, welcher durch ſolche Mittel eine reiche Erbin zur Ehe bewogen zu haben ſich ſchmeichelt. Der Magnetismus iſt in die alltägliche Sitte übergegangen; er iſt in das häusliche Leben, ja, wenn es uns zu ſagen erlaubt iſt, ins Ehebette gedrungen. Wir kennen einen Ehemann, der ſeine Frau, ohne daß dieſe es weiß, während des natürlichen Schlafs magnetiſiren ſoll; er läßt ſich in dieſem Zuſtand von allen Handlungen des Tages und von den geheimſten Gefühlen ſeiner Somnambule Rechenſchaft geben. Hierbei bleibt es dahingeſtellt, ob der Mann hier die Frau täuſcht oder die Frau den Mann.

Nach den Charlatans, welche aus dem Magnetismus eine Erwerbsquelle gemacht, und den Liebhabern, die ihn in der Geſellſchaft für die Zwecke der Eigenliebe und Galanterie ausbeuten, kommen die Gläubigen, welche daraus eine Wiſſenſchaft, eine Philoſophie, eine Religion machen wollen. Die Magnetiſten — ſo nennt man dieſe neuen Adepten — verkehren mit einander durch Zeichen und conventionelle Ausdrücke, deren geringſter Fehler es iſt, ſelbſt die muthigſten Ohren für immer in Schrecken zu ſagen. *) Dieſe Geſellſchaft hat übrigens auch nichts mit den Freimauern, den Templern, den Malteſerrittern und anderen geheimen Sekten zu thun, die den Tempel von Jeruſalem wieder aufbauen wollen. Die Magnetiſten bauen nur Syſteme. Auch ſind dieſe weniger durch Gebräuche und Symbole mit einander verbunden, als durch einen gemeinſchaftlichen Glauben an ein natürliches Agens, das ſie ſchlecht definiren, aber deſſen Einfluß ſie übertrieben hoch anſchlagen. Der Magnetiſeur von Ueberzeugung iſt ein Mann von fünfunddreißig Jahren, groß, mager, von träumeriſchem Ausſehen; er trägt eine Brille und hat den Augapfel nach innen gewandt. Er lebt beſtändig in Wundern und Unmöglichkeiten. Mit ihm muß man nicht ſtreiten, denn bei ihm iſt der Magnetismus, weil er iſt. Sein Wille iſt ihm eine unſichtbare Hand, die Alles bewegt und Alles leitet. Er ruft die Vögel mit dem Blick, und die Vögel kommen; er ſpricht zur Flamme, ſie ſoll erlöſchen, und ſie erliſcht: er gebietet dem Waſſer zu fließen, und es fließt; er gebietet ihm, ſtehen zu bleiben, und es bleibt ſtehen. Er erzählt alle dieſe Wunder Jedem, der ſie hören will, und das Traurigſte iſt, daß er, wie ein anderer berüchtigter Syſtematiker, Alles glaubt, was er ſagt. Die Natur iſt in ſeinen Augen eine trügeriſche Fee, deren Bilder er nach ſeinem Belieben ordnet; die Dinge ſchweben ihm in einem unbeſtimmbaren Halbdunkel zwiſchen Phantaſie und Wirklichkeit, die ſich ſtets ändern. Zur Unterſtützung ſeiner dunkeln Ideen über die Phantasmagorie der erſchaffenen Welt wird er dir in ſeinem propagandiſtiſchen Eifer die Verzückten anführen, welche man mit Stricken wie Klötze ſchlug, ohne ihnen das geringſte Zeichen von Empfindung entreißen zu können, ferner die Quäker der Cevennen, die alten Sibyllen, die man bei den Haaren im Tempel herumzog, und tauſend andere authentiſche Thatſachen, welche die Magnetiſten fortwährend mißbrauchen, um ſie mit dem Somnambulismus zu vergleichen. Das Schlimmſte an dieſer Narrheit iſt, daß ſie, da ſie aus Speculation und Studium hervorgegangen, viel zu ſtolz iſt, um zu dem, was ſie den „geſunden Verſtand der Pinſel" nennt, herabzuſteigen. Dieſe Träumer und Tollhäusler der Wiſſenſchaft ſind zwar nicht ſehr zahlreich, aber ihr Einfluß iſt doch immer dem Magnetismus ſchädlich, der durch ſie aus dem Gebiete der Chimären und Träume nicht herauskommt.

Wie weit iſt die Phantaſie dieſer Sektirer nicht gegangen? Einige haben durchaus in dem Magnetismus das goldene Zeitalter der Dichter ſehen wollen. Es exiſtirt ein Buch, das den Titel hat: „Von der Natur des Menſchen und den Mitteln, ihn glücklicher zu machen, erklärt aus dem Magnetismus." Nach dieſem Buch müſſen einſt alle Krankheiten der Seele und des Körpers verſchwinden und ſich im Magnetismus wie in einer zweiten Lethe reinigen. „Mesmer's Wiſſenſchaft", rufen dieſe verblendeten Schüler, „umfaßt das Ganze des Wiſſens; ſie löſt alle Probleme. Mesmer hat das Inſtrument der Natur gekannt; ein neuer Prometheus, hat er ſich deſſen zum Glücke ſeiner Mitmenſchen bemächtigt!" Aus dieſen Träumen, die von den Myſtikern des Magnetismus in aller Einfalt zum Beſten gegeben werden, iſt wenigſtens ſo viel zu ſchließen, daß der Menſch immer das Glück auf Erden geſucht und es immer in die Zukunft geſetzt hat.

Die Gläubigen führen den Urſprung des Magnetismus auf die erſten Zeitalter der Welt zurück. Wie alle Neuerer und Sektirer bieten ſie Alles auf, um ſich an die Vergangenheit durch eine traditionelle Kette anzuſchließen, deren zahlreiche Ringe ſie, ſo gut als es geht, zuſammenſuchen. Wenn man ſie hört, ſo ſtammen ſie von den Theilnehmern der Myſterien Aeskulaps und Serapis; ihr Glauben hat ſeine Wiege in den alten Tempeln Indiens, Aegyptens und Griechenlands; ſie finden in den prophetiſchen Büchern aller Nationen, in den Vedas, in der Bibel, im Talmud, in den dem Orpheus zugeſchriebenen Poeſieen, Anrufungen an das magnetiſche Fluidum und Bilder ſeines Einfluſſes auf die Natur wieder. Von da zu den beſſer bekannten hiſtoriſchen Zeiten übergehend, ſuchen ſie auch hier die Thatſachen mit Gewalt in ihr Syſtem zu zwingen. Chriſtus war nach ihnen ein Magnetiſeur. Der Apoſtel Petrus war Somnambule, als er über die Wellen ging. Der katholiſche Kultus mit ſeinen Beſchwörungen, ſeinen Exorcismen, ſeiner Weihung des Waſſers und Feuers, ſeinem Hauchen an die Stirn der Neophyten, iſt nur eine Hülle, unter welcher ſich die Doktrin vor dem allgemeinen Fluidum verbirgt. Es giebt nicht ein Faktum der neueren Zeit, das ihre Interpretation in Verlegenheit ſetzt. Jeanne d'Arc hatte von den Bewohnern von Vaucouleurs die Mittel erfahren, in Extaſe zu gerathen. Urbain Grandier wirkte mit ähnlichen Mitteln auf die Nonnen von Loudun. Die Könige von Frankreich von Philipp I. bis Ludwig XIII. heilten die Kröpfe vermittelſt der magnetiſchen Berührung, welche Tradition oder Zufall ſie gelehrt hatten. Die alten und neuen Kabbaliſten, die ganze ſchwarze Bande der Magier, Enthuſiaſten, Gymnoſophiſten, Druiden, Thaumaturgen, Therapeuten, Menſchenſüchtigen, Illuminaten, Teufelbeſeſſenen, Nekromanten, Zauberer und Hexen, die alle ſind ihre Vorgänger und reichen ihnen die Hand in der langen Reihe der Zeiten, die über Averroes hinweg ſich bei Zoroaſter und Confucius verliert. Man ſieht, ihr Stammbaum iſt ganz in der Ordnung, und das Alterthum fehlt ihnen, in ihren Augen wenigſtens, nicht.

Was auch von dieſen etwas gezwungenen Vergleichungen zu halten ſeyn mag, ſo viel ſcheint gewiß, daß der Magnetismus unter der einen oder anderen Form von allen Völkern der Erde geglaubt worden iſt, was übrigens nichts für ihn beweiſt, da der Irrthum eben ſo alt in der Welt iſt als die Wahrheit. In den erſten Anfängen lehnte ſich die Theorie des thieriſchen Magnetismus bei Anton Mesmer an eine aſtrologiſche Idee an. Die erſte Schrift, die er herausgab, iſt eine Inaugural-Diſſertation, betitelt: Von den Einfluß der Planeten auf den menſchlichen Körper. Man kann alſo, ohne mit den Worten zu ſpielen, ſagen, daß dieſe Entdeckung vom Himmel gefallen iſt. Auch hatte ſie im Anfang das Schickſal der Aërolithen, deren Exiſtenz lange von den Gelehrten geleugnet ward. Erſt zehn Jahre ſpäter machte Mesmer ſeine Idee von dem Schatten der Kabbala los. Wir haben ſchon dieſe Idee angedeutet: „Es giebt ein feines, unwägbares, allgemeines Fluidum, das vom Menſchen modifizirt wird; vermittelſt dieſes Fluidums wirken wir auf die Natur und unſere Mitmenſchen; der Wille giebt ihm eine Bewegung, die ſie mittheilt, und das iſt der Magnetismus." Es iſt bekannt, welche Folgen die verhängnißvolle Erfindung für Mesmer hatte; ſein ganzes Leben war nichts als ein beſtändiger Kampf mit den Akademieen und gelehrten Kommiſſionen, ein ungleicher Kampf, in dem er fortwährend unterlag.

Man darf ſich nicht verhehlen, daß Mesmer, obwohl er ſelbſt überzeugt war, doch ein gut Theil Charlatanerie in ſeine Ideen miſchte. Das gewaltige Baquet, der magnetiſirte Eiſenſtab, die dämmernden Lichter in den dunklen Sälen, das ſanfte Anſchlagen der muſikaliſchen Inſtrumente, dies Alles war bei ihm nicht ſowohl Hülfsmittel des Magnetismus, als darauf berechnet auf die Phantaſie zu wirken. Daneben war dieſer unruhige Menſch von einer außerordentlichen Liebe zur Natur erfüllt, wie man ſie bei gewöhnlichen Menſchen nicht trifft. Er vergrub ſich gern allein in den dunkelſten Wälder, die abgelegenen Landſchaften hatten, wie er ſelbſt ſagt, „eine gewiſſe Anziehung für ihn"; er fühlte ſich hier der Schöpfung näher. Auch ſein öffentliches Leben war nicht ohne Würde; er ſchlug mehrere Male Geldanerbietungen aus, die ihm von Perſonen des Hofes gemacht wurden. Er zerriß mehr als einen dieſe Briefe, ohne ſie zu leſen. „In einer Sache, die vor Allem die ganze Menſchheit intereſſirt", ſchrieb er ſtolz an die Königin von Frankreich, „darf das Geld nur eine Nebenrolle ſpielen."

Mesmer unterlag übrigens nicht ohne Widerſtand; er begann zuerſt mit den gelehrten Körperſchaften und der öffentlichen Meinung jene große magnetiſche Schlacht, wo die Wahrheit beſtändig in Lärm und Rauch ſich verlor. Ein Platzregen von Broſchüren (fünfhundert in weniger als achtzehn Monaten) überſchwemmte Paris; aber, wie es gewöhnlich in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, nicht ein Körnchen von Gewißheit ergab ſich aus dieſem geräuſchvollen Handgemenge der Meinungen. Der Magnetismus, den die Einen widerlegt, die Anderen bewieſen haben wollten, harrte von neuem der Widerlegung und des Beweiſes; es war nichts gethan worden. Es iſt ſeitdem mehr als ein halbes Jahrhundert vergangen, und die Frage iſt nicht weiter vorgerückt, als bei ihrem Urſprung. Die Gründe der Gegner des Magnetismus, die Bemühungen und Mittel ſeiner Anhänger, ihm den Sieg zu verſchaffen, ſind dieſelben geblieben. Der ſtationaire Zuſtand einer Wiſſenſchaft, welche die wichtigſten Probleme der Phyſik und Phyſiologie berührt, ſchien einigen ausgezeichneten Geiſtern darauf hinzuweiſen, daß der Magnetismus keine wahre Elemente des Fortſchritts in ſich enthalte, und dieſes Argument gewinnt um ſo mehr Beſtand, wenn man, wie ſeine feurigſten Anhänger es wollen, zugiebt, daß der Magnetismus eine Fortſetzung der alten Natur-Medizinen ſey; denn dann hätte ja der ſtationaire Zuſtand, den man jetzt Mesmer's Entdeckung vorwirft, ſeit der Schöpfung des Menſchen gedauert. Doch hier müſſen wir der Unparteilichkeit halber bemerken, daß es viele Wiſſenſchaften giebt, welche, Jahrhunderte hindurch von den Vorurtheilen ihrer Zeit gehemmt, ſich endlich nach einem langen Kampfe von dieſen Banden frei machen und mit Rieſenſchritten auf dem Boden, wo ſie ſich kaum erhalten, fortſchreiten; hierher gehört namentlich die Anatomie.

Nach Mesmer, welcher, nach den Einen unverſtanden, nach den Anderen mit Recht beſtraft, ſtarb, führte de Puyſégur den Magnetismus auf neue Bahnen, die der Entdecker ſelbſt nicht vorhergeſehen. Die Entdeckung des Somnambulismus ſteigerte den Enthuſiasmus der Einen und den Unglauben der Anderen; es hieß dies einen Abgrund neben dem anderen öffnen. Man ſträubte ſich ſchon gegen die nervöſen Kriſen und die Heilungen, die durch magnetiſche Wirkungen hervorgebracht werden, und jetzt ſoll man gar an einen wunderbaren Zuſtand, an eine unbekannte, neue Welt glauben, wo die Natur beinahe ihren gewöhnlichen Gang umzukehren ſcheint. Man frage woher es komme, daß, wenn der hellſehende Schlaf nach der Erklärung der Adepten eine Wirkung der magnetiſchen Zeichen und Kräfte ſey, Mesmer, der doch dieſe Kraft fortwährend anwendete, nicht dieſelben Wirkungen zu ſeiner Zeit hervorgebracht. Aber das Dunkel ſeines Urſprungs iſt nichts im Vergleich mit der Finſterniß, welche ſtets dieſe neue Entdeckung einhüllte. Hier iſt Alles ſo unklar, daß der Somnambulismus ſich immer der Definition entzogen hat. Gleichwohl iſt es gerade dieſe wunderbare Seite des Magnetis-

*) Folgendes ſind einige von dieſen bizarren Ausdrücken: Epopte, Hexenamphibologie, Exophonie, Onirochrismodie, Autrophilmata etc. Man darf nur das magnetiſche Lexikon von Hrn. de Carillet nachſchlagen.

mus, welche die Leute der großen Welt am meiſten ergreifen ſollte: bis dahin noch von dem bezauberten Baquet und den Inſtrumenten der Wiſſenſchaft in ihrem Kreiſe feſtgebannt, fing er jetzt an, die Salons zu durchwandern, wo er, nach den eigenen Ausdrücken eines Zeitgenoſſen, eine Superſtition der guten Geſellſchaft ward. Mesmer war übertroffen. Ein eigenthümlicher Menſch, der Abbé Faria, der eine Würde und Gewandtheit beſaß, wie ſie ſelbſt bei einem Thaumaturgen ſelten ſind, trug ſeinerſeits dazu bei, die Entdeckung, die damals ſo viel Intereſſe erregte, zu verbreiten und in Mißkredit zu bringen. Man kann ihn als den Erfinder jener magnetiſchen Schauſtellungen betrachten, welche gefielen, überraſchten, Furcht oder Lachen erregten, aber Niemanden überzeugten.

Neben dieſen Taſchenſpielern der Wiſſenſchaft übten einige gute Seelen heimlich den Magnetismus, um damit zu helfen und zu lindern. Frauen- und Prinzeſſinnenhände verſchmähten es nicht, ſich mit den Geheimniſſen der Mesmeriſchen Medizin in jener Einſamkeit von Petit-Bourg zu beſchäftigen, welches Ludwig XIV. für Frau von Monteſpan hatte bauen laſſen und welches vor kurzem noch Agnado bewohnte. Es exiſtirt der Bericht über eine von der Herzogin von Bourbon zu Stande gebrachte Heilung, welcher, von ihr ſelbſt geſchrieben, nur ein hiſtoriſches Intereſſe hat. Nach einer anderen anonymen Erzählung trugen alle Frauen der damaligen Geſellſchaft ein magnetiſches Amulet in ihrem Beutel, und Ringe, die von Somnambulen berührt waren, am Finger. Man ſieht, wie der Magnetismus ſofort in Magie umſchlug. Ein Ehrenmann, Herr Deleuze, verſuchte es, Mesmer's dergeſtalt gemißbrauchte Entdeckung auf eine wiſſenſchaftlichere Bahn zu leiten; er vernachläſſigte den Somnambulismus, der mehr die Neugier als den Wunſch zu nützen befriedigt, und widmete ſeine ganze Sorgfalt der Behandlung der Kranken durch magnetiſche Einwirkung. Ihm verdanken wir die erſte etwas präciſe Definition, die über dieſe Materie gegeben worden: „Der Magnetismus iſt eine Emanation unſerer ſelbſt, geleitet durch den Willen.“

Deleuze ſtand nicht allein da; zu den ſchon genannten Namen fügen wir noch die der Doktoren Foiſſac, Newbourg, Lambert und mehrerer Anderer, welche die Anwendung des Magnetismus in der Heilkunde allgemeiner zu machen ſtrebten. Es miſchten ſich ſogar einige Männer, die außerhalb der Wiſſenſchaft ſtanden, in die ſchriftlichen Debatten, welche die öffentliche Diskuſſion der Erſcheinungen immer aufs neue hervorrief; man findet unter ihnen mit Erſtaunen den Namen Pigault-Lebrun's, von dem es bekanntlich mehrere luſtige Romane giebt. Der Neffe des Romandichters, Guſtav Pigault, ein ſchwächlicher und träumeriſcher junger Mann, mußte das, was man in der Familie die Manieen ſeines Onkels nannte, theuer bezahlen. Dieſer Unglückliche, der ſich blindlings den Offenbarungen und Rathſchlägen zweier Somnambulen hingegeben, glaubte ſich den Tag vor ſeiner Hochzeit von einer gefährlichen Krankheit ergriffen und beſchleunigte mit eigener Hand einen Tod, den man ihm als nahe bevorſtehend vorausgeſagt hatte. Dieſes ſchreckliche Beiſpiel der Gefahren des Magnetismus und ſeiner unglücklichen Wirkungen auf eine ſchwache Phantaſie zeigt hinreichend, wie nothwendig es iſt, ſeine Anwendung beſtimmten Geſetzen zu unterwerfen.

Inzwiſchen hörten die Magnetiſeurs nicht auf, die Akademieen zu beſtürmen und eine Unterſuchung zu provoziren, welche, wie ſie ſagten, der Unentſchloſſenheit der Einen und dem Unglauben der Anderen ein Ende machen ſollte. Es wurden Kommiſſionen ernannt; man unterſuchte oder unterſuchte nicht, jedenfalls iſt ſo viel gewiß, daß dieſe ſo nahe und ſo feſt verſprochene Löſung mehr als je hinausgeſchoben erſcheint. Wer hat an dieſer Verzögerung Schuld? Wie gewöhnlich, ſchreibt ſie eine Partei der anderen zu; die Examinatoren geſtehen, daß ſie *etwas* geſehen, aber ſie behaupten, daß der Magnetismus bis jetzt eine ſehr dunkle Zauberlaterne iſt, deren Licht man anzuzünden vergeſſen. Die Magnetiſeurs dagegen erklären, nichts ſey deutlicher, und die Examinatoren hätten nicht ſehen *wollen*. Man wirft ſich dann von beiden Seiten Invektiven zu, und die Frage bleibt auf dem alten Standpunkt. Wie es gewöhnlich in dieſen wiſſenſchaftlichen Kämpfen zu geſchehen pflegt, wo die beiden feindlichen Partieen von jeder Seite eine gleiche Erbitterung mitbringen, gewiſſe Hauptfakta werden von beiden auf die entgegengeſetzteſte Weiſe dargeſtellt. Es handelt ſich z. B. darum, die glücklichen Wirkungen des Magnetismus bei einem beſtimmten Krankheitsfall zu konſtatiren: Da behauptet nun Herr Dupotet in ſeinen öffentlichen Vorleſungen, er habe im Hôtel-Dieu durch die bloße Hülfe des Magnetismus ein junges Mädchen von einer Krankheit geheilt, welche die Aerzte für tödtlich erklärten und gegen welche alle Mittel: zwölfhundert Blutegel, zwanzig Aderläſſe, eben ſo viele Zugpflaſter, kalte Begießungen, Moſchus, die ſtrengſte Diät und alle anderen Waffen des therapeutiſchen Arſenals nichts gefruchtet hätten, während Herr Recamier, ein entſchiedener Gegner des Magnetismus, verſichert, dieſes Mädchen ſey in ſeinen Sälen geſtorben. Wem ſoll man hier glauben? Handelt es ſich um andere Zeugniſſe, ſo ſehen wir ſie oft ſich bei demſelben Individuum widerſprechen; Thatſachen, die, in der Nähe beobachtet, nicht den geringſten Zweifel zuzulaſſen ſcheinen, werden in der Ferne ein Gegenſtand des Streits. Herr Jules Cloquet, nachdem er ſelbſt im Jahre 1826 der Akademie der Medizin über eine der merkwürdigſten Erfahrungen *) Bericht erſtattet, betrachtet jetzt, wie man ſagt, die Magnetiſeurs mit einem ſkeptiſchen Lächeln. Der Doktor Roſtan widerruft zwar nicht ſeine früheren Anſichten, aber er beſchränkt das Gebiet des Möglichen auf die Thatſachen, die er ſelbſt beobachtet hat; darüber hinaus ſieht er nichts als ein finſteres Meer, voll Täuſchungen und Phantome. Man muß wohl glauben, daß die magnetiſchen Thatſachen überhaupt von ſehr täuſchender und ſchwankender Natur ſind und in mehr als einer Beziehung den Irrlichtern unſerer Kirchhöfe ähnlich, weil ſie ſelbſt in dem Geiſt ihrer Vertheidiger Zweifel zurücklaſſen. Der Doktor Frappard, der ſo viele Lanzen für den thieriſchen Magnetismus gebrochen, der noch zuletzt ſich einer gewiſſen Somnambule annahm, die des Betrugs angeklagt war, der bei ſich eine ſchlafende Frau, mit einer eiſernen Maske auf dem Geſicht, Karten ſpielen ließ, war in der letzten Zeit ſeiner Krankheit dahin gekommen, nicht mehr zu wiſſen, was er von dieſer zweideutigen Wiſſenſchaft halten ſollte; freilich hat auch der Doktor Barthez, ein ſehr ſtarker Mathematiker, am Ende ſeines Lebens nicht mehr an die Mathematik geglaubt.

Mehrere von den Magnetiſeurs öffentlich angekündigte Sitzungen in den letzten Jahren ſind im Ausgang verunglückt. Statt jener Wunder, die der Berg mit ſo viel Geräuſch erwarten ließ, ſah man nur etwas ſehr Unbedeutendes, das lächerliche Mäuschen des Römiſchen Satirikers, hervorkommen, zur großen Freude der offiziellen Gegner des Magnetismus, welche in dieſer neuen Fehlgeburt einen neuen Anlaß zu triumphiren ſahen. Und doch, wenn wir die Schwierigkeiten einer Wiſſenſchaft erwägen, welche genöthigt iſt, fortwährend nach einem Beweis zu jagen, der ſich ihr immer entzieht, und dem Schatten des Schlafs einige flüchtige, eben ſo ſchnell vergehende, als entſtehende Lichtfunken ſtreitig zu machen, ſo müſſen wir geſtehen, daß die ſtürmiſchen Verhandlungen, die zu wiederholten Malen in der Akademie der Medizin und anderswo angeregt wurden, weder für noch gegen dieſe ſchwebende Frage etwas entſchieden haben. Wenn man ſich an das Hiſtoriſche der Thatſachen und der widerſprechendſten und leidenſchaftlichſten Ausſagen hält, ſo kommt man zu dieſem Reſultat: Es giebt eben ſo viele Gründe dafür, daß der thieriſche Magnetismus exiſtirt, als daß er nicht exiſtirt. Ferner, wenn die magnetiſchen Thatſachen ſich im Leeren bewegen, ſo ſtanden die Gegner auf der anderen Seite eben ſo im Leeren, wenn ſie ſie mit Gründen, wie der folgende, bekämpfen: „Ich an ſolche Narrheiten glauben? nimmermehr, ich glaube nur an die Geſetze der Natur, und was ihr uns da erzählt, geht über dieſe Geſetze hinaus.“ Dieſe Gelehrten gleichen den alten Geographen, welche auf ihre Weltkarte ſchrieben: hier endigt das Weltall, ibi deſinit orbis, ohne zu ahnen, daß in dieſem von ihnen für leer gehaltenen Raum zweimal ſo viel Land lag, als man zu ihrer Zeit kannte. Der Magnetismus, obgleich er noch wenig erkannt und auf der Karte der menſchlichen Intelligenz noch ſehr undeutlich gezeichnet iſt, liegt darum nicht mehr außerhalb der Natur, als Amerika vor Columbus außerhalb der Welt lag. (Schluß folgt.)

*) Bei einer Frau, die von dem Doktor Chapelain in den magnetiſchen Schlaf verſetzt worden, operirte Herr J. Cloquet die Extraction einer Geſchwulſt der linken Bruſt, ohne daß die Patientin es im Geringſten zu fühlen ſchien.

Süd-Afrika.

Thomas Arbouſſet's Bericht aus dem ſüdlichen Afrika.

Zu den Mittheilungen der Miſſionaire Caſalis und Moffat geſellt ſich nun auch der Reiſe- und Miſſions-Bericht des Herrn Thomas Arbouſſet, eines Franzoſen, über das ſüdliche Afrika. Von ſeinem ſo eben erſchienenen Buche haben wir den Titel unten in der Anmerkung näher angegeben. *)

Als zwei Hauptergebniſſe deſſelben, abgeſehen vom eigentlichen Miſſionszwecke, müſſen beſonders hervorgehoben werden: die Entdeckung des Vorhandenſeyns von Menſchenfreſſer-Horden in der Nachbarſchaft der Maluti's — und die Auffindung der Quelle der Hauptflüſſe Süd-Afrika's in einem Berge, welcher das Blaue Gebirge im Norden übergipfelt und, als der Verſender des Orange-, des Caledon-, des Namagari-, des Lehtuehleh- und des Monnehun-Fluſſes, nach Südweſt, Süden, Nord und Nordweſt hin, von unſerem Reiſenden, der ſich in Geſellſchaft ſeines Bruders befand, den Namen „Quellenberg“ (Mont aux Sources) empfangen hat. — Die Einzelheiten der Beobachtungen auf dem Gipfel der nur mit großer Anſtrengung und Gefahr erſtiegenen Blauen Berge bewähren eben ſo ſehr eine ſcharfe und richtige Urtheilskraft, als ſie, für die Erdkunde zumal, von hoher Bedeutung ſind.

Ein günſtiges Walten des Geſchicks bringt die beiden ihm Vertrauenden wohlbehalten durch alle Fährlichkeiten, und ſo lernen wir denn in ihrem Berichte verſchiedene wilde Stämme mitten in deren Beſchäftigungen, Feſtlichkeiten und Kriegsrüſtungen kennen. Leider jedoch machen wir dabei durchgehends die Bemerkung, unter wie troſtloſem Drucke überall die Häuptlinge ihre Untergebenen niederhalten: der unumſchränkteſte Machthaber in unſeren gebildeten Staaten vermöchte wahrlich, ſelbſt mit der erfinderiſchſten Herrſucht oder Schlauheit, für ſeine Willkür nicht blinderen Gehorſam zu ſchaffen, als dieſe hochmüthigen Zwingherren in ihrer gänzlichen Unwiſſenheit und Jämmerlichkeit ertrotzen; für Götter geben ſie ſich aus, und indem man ſie wie ſolche verehrt, glauben ſie zuletzt nicht ſelten ſelber an ihre Göttlichkeit. Kein Despot irgend einer Zeit mag an Hoffahrt und Wildheit mit Chaka, Muſſolekatſi, Dingaan, dieſen Königen der Zula's und deren Nachbarn, gleichzuſtellen ſeyn. Dergleichen leiden aber freilich keine ruhige Zeiten, daher das Land, ſo fruchtbar es iſt, den Segen der Bebauung noch lange hinaus entbehren wird **), trotz der redlichſten Beſtrebungen unſerer Friedens-Prediger, welche indeß doch ſchon jetzt manches Blutvergießen zu verhindern oder wenigſtens zu enden vermochten. — Die eben ſo geduldig als eifrig an-

*) Relation d'un voyage d'exploration au nord-est de la Colonie du Cap de Bonne Espérance, par Thomas Arbouſſet. Paris, 1842.

**) Die Streitmacht der Zula's zeigt der Bericht ganz unverkennbar in einer Entwickelung von höherer Einſicht für das Kriegsweſen, welche deren blutige Siege über alle Stämme rings um ſie her genügend erklärt. — Vielleicht wirkt gerade ſolches unabweisliche Uebergewicht Ruhe und Frieden.

gestellten Sprachforschungen ergeben: daß die drei in Süd-Afrika verbreitetsten Mundarten — das Seroa, das Zula und das Sessuto — wiewohl unter einander sehr beziehungreich, doch verschiedene Spracharten sind. Nach den hier beigebrachten Wörtersammlungen scheinen die beiden letzteren gemeinsamen Ursprunges. Die angeführten Gesänge bezeugen edle Einfachheit und natürliche Kraft; die Bilder darin sind Wiederschein und Wiederhall ihrer stammländischen, an überraschenden Eigenthümlichkeiten so reichen Oede und deren vielstimmiger Sprache. Um sie zu würdigen, muß man die Welt der Wandervölker, die Lebensweise und Abenteuer der rastlosen Hirten-, Jäger- und Kriegerstämme getheilt, das Mark und Bein erschütternde Gebrüll der menschlichen im Zusammenklange mit dem der nicht menschlichen Ungethüme in ihrer Wüstenfreiheit gehört haben. *)

Mitte März 1836 von Morija (seiner im Jahre 1833 gegründeten und zumeist von Bassuto's bewohnten Missions-Station) aufbrechend, nahmen unsere Freunde ihre Richtung nach Norden, so daß sie alles schon bekannte Land bald hinter sich gelassen, nur noch völlig unerforschte Gebirge und Einöden vor sich hatten. Wahrlich! wenn Ungewißheit und Unkunde irgendwo geeignet sind, feierlich-erwartungsvoll zu stimmen, Trauer und Unruhe einzuflößen — so sind sie es gewiß bei dem Eintritte in solche Wüsteneien, wo jedes Begegnen gleiche Gefahr droht, da gleicher Blutdurst nicht nur Thier und Mensch, sondern auch Menschen gegen Menschen zusammenhetzt; wo das geringste Besitzthum, ja schon das nackte Leben, dem Stärkeren oder Listigeren gegenüber die fürchterlichsten Qualen, den grauenvollsten Tod zuwegebringt — wo nur Raub- und Rachezüge mit Brand und Mord von Geschlecht zu Geschlecht sich vererben; wo die ganze Landesgeschichte nur ein, vielleicht das schauerlichste, Blatt der Geschichte des entmenschtesten Sklaven- und Kannibalenthums aufzuweisen hat! — Tief in diesem Bannkreise schwärzester Unthaten finden wir die mannhaften Träger, die freiwilligen Vorkämpfer ihres Glaubens wieder und hören nun die Erzählung von einem ihrer Erlebnisse aus deren eigenem Munde um so lieber, je wärmere Theilnahme gerade bei ihrer Lage ihre anspruchslose Weise einflößt:

„Nach einer mühseligen Wanderung, auf welcher wir, in einem Thale des Caledon, eine, obwohl leicht auszubeutende, von den Eingebornen doch ganz unbeachtet gelassene Eisenmine getroffen, fanden wir, etwas weiterhin, den Stamm der Marimo's oder Beschuana-Neger, welcher oft genug in einer Art uns geschildert worden war, daß wir dem möglicherweise bevorstehenden Empfange abseiten desselben nicht wohl ohne einige Besorgniß entgegensehen konnten. Auch war der erste Anblick dieser Schwarzen, deren eingefleischte Blutgier wir so genau kannten, keineswegs geeignet, ihretwegen uns Beruhigung einzuflößen: Ihre durchbohrend wilden Blicke, ihr brüllendes Geschrei, sobald sie unserer ansichtig geworden, und die hierauf unmittelbar folgende starre Unbeweglichkeit in lautloser Stille; ihre Jagdgeräthe, als: Pfeile, Zagaien, Beile, Messer — Alles gelegentlich eben so viele Mordwerkzeuge — erfüllten uns mit einer Bangigkeit, die wir jetzt nur aus knabenhaft-kleinlicher Scham ableugnen könnten. Dazu sagte unser Führer Menaïl mehrere Male ganz leise zu mir: „Die fressen Menschen" — ehe er ihnen meine Ankunft durch den lauten Zuruf meldete: „Der Weiße von Mosheshi!" Der Name dieses weitgefürchteten Häuptlings ward uns zur kräftigen Empfehlung: er wandelte die von vorn herein doch wohl feindliche Stimmung, und uns geschah kein Leides. So gewann ich allmälig wieder einige Fassung und verkündete nun diesen Entsetzlichen, daß ich der Bote einer guten Botschaft sey. „Sollen wir's wissen?" erwiederten Einige, und als ich sie aufforderte, mit uns sich an die Erde zu setzen, so thaten sie's mit der Frage: „Warum denn?" Hierauf setzte ich mich zu dem hockenden schwarzen Kreise, neben meinen Führer und dicht an mein Pferd, dessen Zügel ich am Arme behielt, um bei dem geringsten Schimmer von Feindlichkeit augenblicklich im Sattel zu seyn. So begann ich, mit etwas zitternder Stimme, meine Verkündigung des Evangeliums. Dann und wann durch die Bemerkungen unterbrochen, welche die Wilden sich gegenseitig mittheilten, fand ich Ruhepunkte, die mir höchst willkommen waren, um meinen Muth durch Aufblick zu dem Höchsten, dessen Schutz er mir erbat, zu kräftigen und für meinen Gedankengang in dieser dem Siegreifredner offenbar günstigen Verfassung die zweckdienlichste Richtung zu gewinnen. Zum Schlusse ließ ich meine Zuhörer einige Verse mir nachsprechen, an welche ich ein Gebet in der Sessuto-Mundart knüpfte. Nachdem ich geendet, hörte ich Jene zu einander sagen: „Er hat uns von dem Häuptlinge des Himmels erzählt" — und meine Frage, ob sie auch, wie die anderen Stämme, einen Missionair haben möchten — bejahten sie; auf die weitere aber: wann das geschehen werde — brachen sie in brüllendes Gelächter aus und schrieen einstimmig: „Du weißt es, Du weißt es!" — Ich halte nun dafür, daß unter diesen Negern eine Mission guten Erfolg haben würde, zumal das Beispiel ihrer mit dem Evangelium bereits vertrauten Nachbarn sie, bis zu einem gewissen Punkte, schon vorbereitet: denn die Beschuana's sind von Natur nachahmungsüchtig: Was ein Stamm hat, will der andere auch haben; und dieser Hang mag gewiß manchmal für die Bemühungen des Missionairs förderlam gewirkt haben. — Als eine bedeutende Siegesbotschaft zur guten Sache darf z. B. die von der Erweckung Makonian's — ehemals unter den wildesten Häuptlingen nicht der mindest gefürchtete — begrüßt werden. Seine eigene Bestätigung derselben gab er etwa in folgenden Worten: „„Ich bin das leibhaftige Böse! Alle Sünde hab' ich gethan: Wohl vierzig von Euren Predigern hab' ich allein umgebracht, weil sie Heerden hatten. — Die Verwundeten rechn' ich gar nicht, auch nicht die verfluchten Menschenfresser mit den langen Haaren, die ich gezwungen habe, entweder zu verhungern, oder ihre eigenen Kinder und Weiber zu schlachten. Ein wahrer Unflath ist mein Herz: Nennt unser Prediger die Sünden, die's in der Welt giebt, so denk ich immer, damit will er mich bezeichnen — denn wie er sie da an den Fingern herzählt, find' ich sie alle richtig an mir wieder. Ein *Wurm*, der im Staube kriecht, ist besser als ich; ein Sandkorn, das der *Wind verweht*, ist mehr werth. Jetzt aber hat sich Jesus Christ sogar dem *Makonian offenbart*! daß ich jetzt weiß, wer mich geschaffen hat, und daß der auch *mich lieb* hat, das dank' ich Euch Predigern, ohne die wir Alle noch wären, wie *die Baalibi's* sind .... Geht doch nur ja nicht in Euer Land zurück! *Früher* rechnete ich mein Alter nach meinen Kriegen, jetzt zähl' ich die Jahre *nach* meinen Aerndten. Vor Eurem Besuche war die Brodquelle vertrocknet; nur Wasser floß; aber unsere Weiber wagten nicht, schöpfen zu gehen, und wir Männer bückten uns an den Quellen nur im Umsehen, denn immer hatten wir einen Feind zu fürchten. Ich meinte auch, es gäbe in der ganzen Welt nur Bassuto's und Kaffern und Krieg. — Als ich Euch Weiße zum ersten Male sah, dacht' ich bei mir: diese Männer tragen Flinten und wollen uns damit schießen lehren. Als Ihr uns hinknieen hießet, sagt' ich zu mir: das muß Makonian erst mitansehen — und darum sah ich durch die Finger meiner Hände nach Euch. O, ich war in meiner Weisheit dumm, wie das Thier im Felde ist! Ueber den Grundbau zu Eurem Hause lacht' ich, und als ihr den zur Kirche grubet, dachte ich: Pulver werden sie da eingraben und uns Alle einmal damit todtschießen. O, ich hatte damals kein gut' Gewissen um seine Ruhe!""

*) Das werthvolle Werk von Casalis über die Seschuana-Sprache schließt sich hier förderlichst an.

Mannigfaltiges.

— Eine unbekannte Erzählung Voltaire's. Unter der Ueberschrift: „L'arbre de la science" theilt die Revue de Paris eine Erzählung mit, welche mit den im 18ten Jahrhundert beliebten Gegensätzen der abstracten Philosophie und der Lebensweisheit spielt und das Umschlagen des einen in den anderen in der Person des Marquis von Sombrevannes anschaulich macht. „Der Marquis von Sombrevannes", so beginnt die Erzählung, „war in Hofe und in der Bastille gewesen, zwei Gefängnissen, die ziemlich nahe an einander stoßen." An dem letzteren Orte wird der Marquis plötzlich von der Philosophie befallen, und als ihm seine Geliebte die Begnadigung vom Regenten überbringt, ist er schon so sehr Philosoph, daß er es verschmäht, dieselbe aus dem „Versteck der Rosen ihres Mieders" hervorzuholen. „Nein, Herr Philosoph", ruft ihm diese zu, „wollen Sie nicht wie Ludwig XIII eine Zange nehmen?" Sie wirft ihm in ihrer Erbitterung die Begnadigung vor die Füße, und er geht auf sein Schloß, um Philosophie zu studiren. Aber er kömmt bald zu der Einsicht, daß die Wissenschaft nicht in den Büchern ist. „Das große Buch", sagt er nun, „ist die Natur; das will ich studiren." Aber die Natur sagt ihm *nichts*. In einer menschlichen Anwandlung befragt er einen seiner Nachbarn, der eine schöne Tochter hat, Mlle. Gertrude. Sie wäre durch deren Schönheit der letzte Rest seiner Philosophie über den Haufen gestoßen worden. Aber er sagt sich noch zu rechter Zeit: Nein! *au lieu de faire de la philosophie, nous ferions des philosophes.* So kehrt er wieder zur Philosophie zurück und brütet über die metaphysischen *Problème* weiter fort, als ihm plötzlich eine wunderbare Erscheinung in den Weg kömmt. Eine Gestalt, die Jungfrau Lätitia, tritt ihm aus dem Rahmen eines Gemäldes verkörpert entgegen und predigt ihm düstere heilige Weisheit, eifert gegen die Frauen, die Liebe, die Freiheit und die Freundschaft und empfiehlt ihm als einzige wünschenswerthe Güter der Erde den Anblick des Himmels, den Duft der Rauchfässer und den Kirchengesang. Sie verschwindet und an ihrer Stelle erscheint eine andere Wundergestalt, ebenfalls eine Heilige, aber eine milde, gütige Heilige, die heilige Magdalena. Diese entführt ihn auf einem Sonnenstrahl in den weiten Raum und erzählt ihm unterwegens von der Herrlichkeit der Liebe und des Genusses. „Die Liebe ist etwas Heiliges, die Liebe ist von Gott gesegnet", lautet ihre Moral. Diese Erscheinungen waren nur ein Traum gewesen, aber für den Philosophen wurden sie eine Wahrheit. Am folgenden Tage begab er sich nach dem Schlosse der schönen Gertrude und bat um ihre Hand. „Obgleich er Philosoph war, ließ er sich's doch gefallen, glücklich zu seyn." Diese Erzählung soll nun von Voltaire herrühren und bei einem Holländischen Antiquar, Herrn Rykaert, aufgefunden seyn. Nach einer Note des Manuskripts wäre sie bereits früher gedruckt worden, aber nur in sechs Exemplaren, von denen eines die Marquise Duchâtelet, eines Herr von Keyserling, eines Argental, eines der Herzog von Richelieu und eines der König von Preußen erhalten hätten, das letzte aber im Besitz Voltaire's geblieben wäre. Warum diese Erzählung nicht in die gesammelten Werke Voltaire's aufgenommen worden wäre, dafür ist es schwer, einen plausiblen Grund anzuführen: indeß giebt der pettilirende, geistreiche, schneidende Ton und die glatte Darstellung seiner Verfasserschaft ein gewisses Gewicht.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Silbergr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrich-Straße Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Freitag den 30. Dezember 1842.

Frankreich.

Thiere und Pflanzen während der diesjährigen totalen Sonnenfinsterniß.

Vom Prof. Marcel de Serres in Montpellier.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Schleier, welcher allmälig die Sonne überzieht und der Natur einen düsteren und trübseligen Anstrich giebt, die vom Instinkt beherrschten Thiere so gut als den Menschen selber mehr oder weniger erschreckt. Die Hühner und insbesondere die Hennen warten erst gar nicht die vollständige Finsterniß ab, um ihren Wohnort wiederzugewinnen. So wie jedoch die Sonnenstrahlen von neuem erglänzen, da läßt gleich der Hahn seinen Frühgesang vernehmen und scheint sich zu freuen, daß die Trauer der Natur nunmehr aufgehört.

Beinahe sämmtliche Vögel hemmen und verschieben ihren Flug in dem Augenblicke, wo das Phänomen sich zeigt. Die Schwalben schienen äußerst aufgeregt, als die Dunkelheit eintrat, ja sie waren während der Dauer der gänzlichen Finsterniß verschwunden und dann erst unter lautem Geschrei zurückgekehrt, als wiederum die Sonnenstrahlen sichtbar wurden.

Die Tauben haben gleichfalls deutliche Spuren von Angst und Furcht verrathen. Während jene Tages-Nacht heranrückte, schlossen sie sich enger zu einem starken Schwarme zusammen und flogen nach allen Seiten in der verworrensten Weise hin und her, ohne die Thürmchen, in denen sie hausen, erreichen zu können. Man hätte sagen mögen, sie wären von einem Schwindel ergriffen gewesen, der sie verhinderte, eine bestimmte Richtung zu verfolgen. Die Fledermäuse, die ohne Frage auf eine andauernde Nacht rechneten, flatterten geschäftig überall herum. Inzwischen hat keine genaue und sichere Beobachtung erwiesen, daß diesmal, wie im Jahre 1706, die Eulen ihre stillen Nester verlassen. Wir hatten zwar einige Personen dicht bei der gewöhnlichen Lagerstätte dieser Thiere aufgestellt, um auf sie Acht zu geben, Niemand aber hat eines davon während jener frühzeitigen und auch schnell wieder vorübergegangenen Nacht zu Gesichte bekommen. Wir haben bloß erfahren, daß gerade in dem Augenblicke, wo die Sonnenfinsterniß stattfand, eine einzige Eule von einem Thurme der hiesigen St. Peters- oder Domkirche aus über den Peyrou-Platz gesetzt habe.

Unsere Nachrichten aus verschiedenen Departements stimmen darin überein, daß alle Vögel kurz vor Einbruch der vollständigen Sonnenfinsterniß gänzlich verschwunden waren. Dieses Verschwinden war um so auffallender, als deren Anzahl in manchen Gegenden des Gard-Departements vorher sehr beträchtlich war.

Jene an den Vögeln bemerkten Einwirkungen ließen sich in demselben Grade an den Zuchtthieren wahrnehmen. So blieben die Ochsen beim Pflügen plötzlich stehen, trotz alles Spornens und Antreibens. Andere wieder, welche frei umherliefen, fingen an zu brüllen, und mehrere der letzteren, die just auf den Wiesen weideten, thaten sich schleunigst zusammen und steckten die Hörner in einander, wie dies mitunter geschieht, wenn ein Orkan oder heftiger Sturm sich erhebt. Anderwärts noch traten die nämlichen Thiere in dicht geschlossenen Gliedern zusammen und bildeten, die Rücken an einander gelehnt und die Hörner nach vorn gewandt, gleichsam eine Schlachtordnung, als wollten sie einem Angriffe widerstehen.

Auch Lastthiere standen in dem Augenblicke still, wo der Horizont sich verfinstert hatte, und es bedurfte der ganzen Macht der Peitsche, um sie von der Stelle zu bringen. Wahr jedoch ist es, daß dieser Fall bloß bei denjenigen Thieren vorkam, die frei und abgesondert waren; denn alle die, welche zusammengespannt und gelenkt wurden, schienen nichts von dem seltenen Naturereigniß zu bemerken. Noch wollen wir erwähnen, daß etliche Hunde, auf welche während des größten Theils der ersten Hälfte der Sonnenfinsterniß die Abnahme des Lichts keine Einwirkung zu machen schien, beim Einbruche der vollen Dunkelheit wie von selber mit ihrem Laufe innehielten. Andere vielleicht eindrucksfähigere Geschöpfe blieben beim Herannahen der totalen Finsterniß, niedergeschlagen und ohne einen Ton auszustoßen, bewegungslos stehen. Heerden von Hammeln, die man zu Markte brachte, hörten in jenem Momente mit einem Male auf, weiter zu gehen, indeß andere, wie von einem plötzlichen Schreck erfaßt, sich zu Boden legten.

Was nicht weniger bemerkt zu werden verdient, selbst auf gewisse Insekten-Arten scheint die wachsende Abnahme des Lichts gewissermaßen eingewirkt zu haben. Wir können in dieser Rücksicht die betriebsame und vorsorgende Ameise anführen. Ein glückliches Ungefähr führte Herrn Dougnac, einen Studirenden unserer Fakultät, darauf, seine Aufmerksamkeit auf einen gut gebahnten Pfad zu heften, welcher sich auf der ebenen und grasleeren Fläche eines Stoppelfeldes befand und den eine bedeutende Menge Ameisen verfolgten, um in ihr Loch zu gelangen. Mehrere dieser Thierchen waren aus ihrem Versteck herausgekrochen, nachdem die Sonnenstrahlen Kraft genug zur Erwärmung der Atmosphäre gewonnen hatten. Allerdings befanden sich nur wenige im Freien; so wie jedoch die Sonnenscheibe sich verhüllte, kehrten die, welche ihren unterirdischen Wohnungen enteilt waren, nach und nach in dieselben wieder zurück.

Ingleichen habe ich mich zu vergewissern gesucht, ob die Blüthen, die sich bei Beginn der Nacht öffnen oder schließen, oder die Blätter, welche sich ausbreiten, sobald sie einen Eindruck von den Sonnenstrahlen empfinden, irgend eine Einwirkung von dem durch die Sonnenfinsterniß herbeigeführten Wechsel des Lichts und der Wärme, d. h. von deren Schwächung und Verminderung, wahrnehmen ließen; jedoch haben sich diese Wirkungen wegen der Zeit, wo gerade das Ereigniß stattfand, nicht genau beobachten lassen. So waren unter den Pflanzen, deren Blüthen sich erst am Nachmittag entfalten, oder deren Blätter mit Einbruch der Nacht sich wieder zusammenlegen, die einen offen und die anderen noch nicht aufgegangen, und haben sie wohl während der Dauer des Phänomens in dem nämlichen Zustande verbleiben müssen. Erst als die Sonnenstrahlen sie beschienen, haben sich die Blüthen geschlossen, während sich die Blätter im Sonnenglanz entfalteten.

Der Magnetismus in Paris.

(Schluß.)

Was den magnetischen Thatsachen gefehlt hat, um offizielle Anerkennung zu finden, das ist gewiß weder die Menge noch das Wunderbare. Nie ist das Gegentheil behauptet worden. Ein Bericht, welcher der Akademie der Medizin von einem ihrer Mitglieder vorgelegt wurde, enthält über diese Entdeckung die unglaublichsten Details. Der Magnetismus stellt sich uns als die Magie der Wissenschaft dar. Jede Zauberei wird ihm gegenüber wahrscheinlich, jede Poesie alltäglich; selbst Hoffmann's Phantasik erblaßt daneben. Der Magnetismus öffnet mit einem unsichtbaren Schlüssel die Pforten einer unbekannten Welt; er unterdrückt gewisse Sinne bei dem schlafenden Subjekt und weckt dafür andere; er leiht auf Momente dem Geisteauge ein geheimnißvolles Teleskop, womit es in der Nacht eines finsteren Himmels neue Gestirne und neues Licht entdeckt; er stößt die bekannten Gesetze um und setzt andere an ihre Stelle, die er nicht kennt. Mit einer Macht ausgerüstet, deren Gränze und Entstehung ihm verborgen ist, täuscht er den Geschmack, das Gefühl, den Geruch des Magnetisirten durch die Lüge einer Welt, die er nach Belieben heraufbeschwört und nach Belieben verschwinden läßt; er stürzt das magnetisirte Individuum in einen lethargischen Zustand und zieht es aus demselben heraus; er bedient sich seiner wie eines Werkzeugs und eines Sklaven, und doch erkennt er in diesem willenlosen Wesen eine der seinigen überlegene Penetration, eine moralische Kraft, welche gewissermaßen die Fesseln der bekannten Natur zerbricht. Und dann wieder der Somnambulismus, welchen Abgrund haben wir hier vor uns! Was sind jene Frauen, die in den Arabischen Mährchen von einem Drachen oder einer Wolke entführt werden, gegen diese Zauberin des Magnetismus, die auf den Flügeln eines fremden Willens in die Weite entfliegt? Ihre Augen sind dem Licht geschlossen, und dieser Blinde sieht weiter als die Sehenden; dieser Taube hört, was die Ohren nicht hören; dieses schlafende Wesen nimmt Dinge wahr, die den bestgeübten Sinnen entgehen. Was ist das für eine verborgene Kraft, die Einigen gegeben, Anderen versagt ist, die bei den Somnambulen selbst nach einer gewissen Zeit erlischt, ohne daß sie ihren Verlust bemerken? Und dann dieser hellsehende Schlaf, welcher sich zuletzt so ganz verliert, daß das damit behaftete Individuum nicht mehr davon weiß, als ihm Andere mittheilen; dieser Schlaf, so verschieden von jedem anderen Schlaf, was ist er? woher kommt er? Die Vernunft sucht und findet nur Finsternisse. Und doch sind alle diese Dinge gesehen, alle diese Wunder von ernsten Männern bestätigt worden.

Was den magnetischen Thatsachen gefehlt hat, ist nichts Anderes als die Dauer. Es ist vielleicht eine Wahrheit in dem Magnetismus, aber diese Wahrheit ist ein unsicherer, beweglicher Schein, den es noch nicht gelungen ist, zu fixiren. Die Entdeckung Mesmer's und Puységur's scheint mit der der Luftballons, jenem anderen Kinde eines skeptischen Jahrhunderts, dasselbe Schicksal zu theilen. Beide schweben ewig in einer nebelhaften Atmosphäre,

ohne Haltpunkt und ohne feste Richtung. Der konstanteste Charakter dieses Schlafes und seiner Erscheinungen ist die Veränderlichkeit. Wechselnd, wie der Zufall, nimmt das magnetische Faktum jeden Augenblick eine andere Gestalt an. Die Bilder, die das erstemal mit Erfolg heraufbeschworen wurden, entziehen sich einer zweiten Erscheinung. Nichts ist normal in dieser Dämmerung, wo Alles sich halb zeigt und dann verschwindet. Der Magnetismus ist nur eine Ebbe und Fluth von Schatten und Lichtern, die sich beständig in einer unerfaßbaren Ferne durchkreuzen. Der Schlaf, den er auf die Augen der damit Behafteten bringt, ist eben so unsicher; eine Reise in diesem dunklen Walde des Somnambulismus ist ein sich Vertiefen in jene phantastischen Wälder Albrecht Dürer's, wo man nur sich bewegende Formen und schwankende Realitäten sieht. Auf allen Geheimnissen der Zukunft, die der Magnetismus zu berühren wagte, ruht dieselbe Ungewißheit, dasselbe Dunkel. Die oft angetastete Sphinx läßt wohl hier und da einige Bruchstücke ihres Geheimnisses fallen, aber um sie sogleich wieder, wie eine halb entschlüpfte Beute, in ihren Rachen zurückzunehmen.

Obwohl wir nun so mit der Akademie der Medizin die überwiegenden Gründe anerkennen, die einer Entscheidung über diese Materie vorläufig noch in den Weg treten, obwohl wir einsehen, wie viel Problematisches eine Wissenschaft an sich hat, die bis auf diesen Grad in die Nebel des Wunderbaren und das Reich des Scheins verstrickt ist, so müssen wir doch erklären, daß unsere Ansicht in mehr als einer Beziehung eine dem Magnetismus günstige ist. Wir glauben, daß hier ein realer Inhalt zu Grunde liegt. Diejenigen, welche ein wenig tiefer in die Wissenschaft vorgedrungen, sind Alle auf einen finstern Brunnen gestoßen, in dem man tausend Jahre lang hinabsteigen kann, ohne seinen Grund zu finden. Es steckt ein Mysterium hinter dem Leben: warum könnte der Magnetismus nicht eine Seite dieses Mysteriums seyn? Uebrigens ist unser halber Glauben an diese außerordentliche Welt weniger auf Vernunftschlüsse als auf eigene Erfahrung begründet. Diese umwälzenden, unmöglichen Thatsachen, wir haben sie mit eigenen Augen gesehen, wir haben sie berührt, wir haben sie mehrere Male selbst hervorgebracht. Auch sind wir nicht der Einzige, der öffentlich für diese „Thorheiten" auftritt; die Doktoren Husson, Georget und Rostan haben dasselbe gethan, und es heißt gewiß sich in guter Gesellschaft befinden, wenn man mit diesen Männern auf einer Seite steht. Man wird uns die Ansicht der übrigen Aerzte entgegenstellen, aber damit verhält es sich in Wahrheit so. Die Aerzte haben meistentheils zweierlei Ansichten über den Magnetismus, eine öffentliche, die sie schreiben und in ihren Vorlesungen aussprechen, und eine Privat-Ansicht, die sie für sich behalten oder nur einer kleinen Anzahl von Freunden mittheilen. Die erstere ist dem Magnetismus feindlich, die andere ist für ihn. Wir haben diese Geständnisse von mehreren sehr bedeutenden Aerzten erhalten. Wenn man ihnen dieses zweizüngige Benehmen vorhielte, so würden sie mit Fontenelle antworten: „Wenn ich die Hand voll von Wahrheiten hätte, ich würde sie nicht öffnen."

Einige andere große Geister, die der Wissenschaft fremd sind, schenken zwar nicht jedem einzelnen magnetischen Phänomen unbedingten Glauben, halten aber ihre Existenz nicht für unmöglich. Folgendes Faktum des natürlichen Somnambulismus ist uns von Herrn Lamennais mitgetheilt worden, der es selbst von Herrn Martin de Noirlieu, dem gegenwärtigen Pfarrer an der Kirche St. Jacques, ehemaligen Lehrer des Herzogs von Bordeaux, gehört hat. Die Frau eines alten Soldaten, der jetzt Huissier der Pairskammer im Luxembourg ist, ging bei Tage mit ihrer zwölfjährigen Tochter über den Börsenplatz. Dieses Kind bat die Mutter, den Weg nach der Passage der Panorama's einzuschlagen und bei Felix einzutreten, um daselbst Kuchen zu essen. Die Mutter gewährte es. Als sie im Laden war, ließ sie ihren Handschuh fallen und bückte sich, um ihn aufzuheben. Indem sie sich wieder aufrichtete, fühlte sie eine Männerhand leise unter ihren Shawl schlüpfen. Erschrocken kreuzte Madame ihre Arme über den Busen, um das Portrait ihrer Mutter, woran sie ihren Mantel befestigte, zu beschützen; dann in der Meinung, daß dieser Laden für den Augenblick nicht sehr sicher sey, zahlte sie, ohne etwas zu sagen, und ging hinaus. Kaum hatte sie einige Schritte auf dem Boulevard gethan, als sie, um die Stunde nachzusehen, ihre Uhr suchte und sie nicht fand; die Uhr war von Gold mit einer gleichen Kette. Sehr betroffen über diesen Verlust, sann sie über die Mittel nach, sie wieder zu bekommen. „Vielleicht", dachte sie bei sich, „ist meine Uhr nicht verloren; meine Hand hat die des Diebes berührt; es findet jetzt ein Rapport zwischen ihm und mir statt; ich hoffe, daß ich in meinem anderen Zustande die Mittel finden werde, ihn zu entdecken." Unter diesem anderen Zustand verstand sie einen hellsehenden Somnambulismus, welcher bei ihr auf natürliche Weise während des Schlafs eintrat. In der That sprach sie folgende Nacht zu ihrem Manne ganz laut folgendermaßen: „Ja, ich sehe den, der mich bestohlen; es ist ein junger Mensch; er heißt ...., wohnt Rue de la P...., Nummer ....; er gilt in dem Hause als Arbeiter. Ich sehe, er ist erst bei seinem zweiten Diebstahl; sein erster war ein Regenschirm." Der erstaunte Mann merkt sich sorgfältig diese Details. Am anderen Morgen begab er sich nach jenem Hause der Rue de la P...; der Portier bestätigte die Worte der Somnambule: ein Arbeiter dieses Namens, der gegenwärtig in Arbeit war, wohnte wirklich in diesem Hause, wo man ihn für ehrlich hielt. Erfreut über den Erfolg seiner ersten Schritte, schrieb der Mann an das verdächtige Individuum folgende Zeilen: „Sie haben gestern in der Passage der Panorama's, bei dem Konditor Felix, um zwei Uhr Nachmittags, meiner Frau eine goldene Uhr mit der Kette genommen; ein Paar Tage vorher hatten Sie schon einen Regenschirm gestohlen. Es stände in meiner Gewalt, Sie der Polizei anzuzeigen; aber da ich Sie im Diebstahl noch nicht sehr verhärtet glaube, so ziehe ich es vor, mir Schritte, die mir und Ihnen unangenehm seyn müssen, zu ersparen. Ich verspreche Ihnen also, Sie nicht weiter zu beunruhigen, wenn Sie morgen Vormittag meinem Portier die bewußten Gegenstände zukommen lassen." Namen und Adresse waren hinzugefügt.

Am anderen Morgen wurde vor der bezeichneten Stunde eine vergoldete Pappschachtel, welche die Uhr und die Kette enthielt, bei dem Thürhüter niedergelegt.

Einige Wochen nach diesem Abenteuer fängt dieselbe Somnambule an zu lachen; man fragt sie nach dem Grund. „Mein Dieb", antwortet sie, „macht mir Spaß. Er glaubte nicht an die Zusage meines Mannes; er fürchtete, man habe ihm eine Falle legen wollen. Er ist ausgezogen und hat einen anderen Namen angenommen. Ich sehe, daß er jetzt in einem Faubourg wohnt (wobei sie auch Straße und Nummer angab). In seiner neuen Wohnung nennt er sich Jean .... Man hält ihn auch hier für einen Arbeiter." Der Mann wiederholte seine Nachforschung, und mit gleichem Erfolg wie das erstemal. Der junge Dieb hatte in der That Namen und Wohnung geändert und fand sich unter seiner neuen Maske in dem bezeichneten Hause wieder. Es wurde ihm ein zweiter Brief geschrieben: „Sie hatten Unrecht, dem Versprechen, das ich Ihnen gegeben, nicht zu trauen. Sie brauchten nicht zu entfliehen, denn es war nicht meine Absicht, Sie anzuzeigen. Ich beschwöre Sie nur aus Interesse für Sie, ja nicht länger ein so gefährliches Gewerbe fortzusetzen. Sie werden leicht ein anderes von ehrbarerer Art finden. Wenn Sie meinen Rath mißachten, dann werde ich mich genöthigt sehen, Ihnen zu schaden, und Sie verfolgen, wo Sie auch seyn mögen." Dieser neue Brief blieb ohne Antwort. Wir wissen nicht, was der in seinem Handwerk noch wenig geübte Dieb von dieser geheimnißvollen Beaufsichtigung sich denken mochte, welche die Hellsichtigkeit der Sicherheitsbrigade weit hinter sich ließ.

Ein ausgezeichneter Advokat am Königlichen Gerichtshof in Paris hatte sich in eine Abendgesellschaft begeben. Man überlegte, wie man sich zerstreuen wolle. Karten spielen ist weder neu, noch sehr zauberhaft; einer sprach vom Magnetismus. Es war gerade in dem Salon ein junger Mann, der sich zu seinem Vergnügen damit beschäftigte. Man bat ihn, seine Kunst an einer der anwesenden Personen zu erproben. Er wählte ein achtzehnjähriges Mädchen, das ihre gebrechliche und nervöse Constitution angeblich für magnetische Einwirkung besonders empfänglich machte. Das Mädchen schlief ein. Einige Ungläubige zweifelten noch an der Echtheit des Schlafs, als die Unglückliche ganz laut die indiskretesten und sie selbst im höchsten Grade bloßstellenden Reden zu führen anfing. Es scheint, das magnetische Band war nicht das einzige, das diese Somnambule mit ihrem unbesonnenen Magnetiseur verband, und daß sie schon seit längerer Zeit in Rapport mit einander standen. Jeder von den Anwesenden verwünschte innerlich die Neugier, die ihn zu einer solchen Herzensergießung herbeigeführt, oder that wenigstens so. Die Männer nahmen ihre Hüte, die Frauen machten ihre Tücher um, und Alle zogen sich aus Zartgefühl, Einer nach dem Anderen, zurück. Der Salon war bald leer. Als die arme Person die Augen wieder aufschlug und in ihren gewöhnlichen Zustand zurückkehrte, sah sie sich nur von Einsamkeit umgeben; sie merkte auch den doppelten Fehler, den sie begangen. Dieses Faktum ist uns von dem eine genannten Zeugen mitgetheilt worden. Offenbar hat diese Somnambule ihre Rolle nicht in eigennütziger Absicht so gespielt, da sie selbst diese Sitzung schwer zu büßen hatte; man kann nur den Magnetismus für diese traurige Szene verantwortlich machen.

Ein Seminarist von Bourges, der sehr einfältig und in weltlichen Dingen unerfahren war, wurde von einem uns befreundeten Arzt fast ohne sein Wissen magnetisirt. Dieser erkannte in seinem Subjekt eine Neigung, zu reisen; es giebt eine Fähigkeit, die gewissen Somnambulen eigen ist, sich an die Orte zu versetzen, die man sie durchwandern heißt. Unser Magnetiseur schickte ihn also nach Paris, das der Seminarist noch nie gesehen. Bald hörte man naive Ausrufungen: Welche schöne Stadt! welche Straßen! welche Läden, welcher Glanz! Es war acht und ein halb Uhr Abends. Als das erste Staunen des Somnambulen beruhigt war, gebot ihm der Magnetiseur, sich nach den Boulevards zu begeben und in das Theater einzutreten, welches an ein großes Thor von Quadersteinen stößt. Der Seminarist weigerte sich entschieden: „Ich will nicht, mein Gewissen verbietet es mir, es wäre eine tödtliche Sünde; ich bitte Sie, schicken Sie mich nicht ins Schauspiel." Da der Magnetiseur sah, daß der Widerstand sehr stark war, und daß er ihn nicht ohne Gefahr würde überwinden können, so trat er mit seinem Subjekt in Unterhandlung: „Gut, gehen Sie nicht nach der Porte-Saint-Martin, aber folgen Sie mir in das Theater der komischen Oper; hier ist Konzert; der Papst selbst duldet in Rom die Italiänischen Sänger." Diese und einige andere Gründe schienen die Skrupel des jungen Seminaristen zu beseitigen; er drang, ohne etwas zu bezahlen (wir machen die Administration auf diesen Mißbrauch aufmerksam), in das Innere des Saals. Die Exclamationen wiederholten sich: „Ach, welch' schöner Saal, welche Menge! Pfui, wie diese Frauen nackt sind! welche Toiletten! ich bin ganz geblendet. Ich muß fort von hier. Satan entfaltet hier seine ganze Pracht." Der Magnetiseur bewog ihn dagegen, zu bleiben und recht aufmerksam zu seyn. „Der Vorhang hebt sich", rief der Somnambule; „ich höre Menschen, welche singen: welche Stimmen, welche Töne! es ist das Paradies! Eine Frau! .... das ist die Hölle. Ach, wie schön sie ist, wie sie singt! Bringet mich weg von hier, ich könnte närrisch werden." Den zweiten Tag darauf berichteten die Pariser Journale, die nach Bourges kamen, daß diesen Abend Julia Grisi in der Norma auftrat.

Ein anderer Arzt (denn die Aerzte gleichen in Bezug auf den Magnetismus jenen Archidiakonen des Mittelalters, welche die Zauberer verbrennen ließen und dabei selbst die kabbalistischen Künste im Geheimen trieben) zeigte uns einen stummen Somnambulen, der in diesem Zustand eine Reihe von sehr komplizirten Handlungen ausführte. Ein Schneider, seinem Gewerbe nach, fädelte er

mit geschlossenen Augen die Nadel und nähte sehr fein. Wenn es Nacht war, zündete er ein Licht an, um dabei zu sehen; aber das Sonderbarste ist, daß er nur bei einem von ihm selbst angezündeten Lichte sah. Wenn man das Licht ausblies, fachte er es wieder an, ohne weiter darüber verwundert zu scheinen. Nahm man ihm sein Licht weg und setzte ein anderes an die Stelle, so suchte er das seinige umhertappend, wie ein Mensch im Finstern. Wir haben seitdem etwas Aehnliches von einem anderen natürlichen Somnambulen gelesen, während der unsrige ein magnetisches Subjekt war. Hatte er sein wunderbares Licht wiedergefunden, so zündete er es mit einem Schwefelhölzchen wieder an, wenn es ausgelöscht war, und dann hatte er seine Hellsichtigkeit wieder erlangt. Wir sahen ihn dann mehr als zehnmal seinen Faden nach dem Loch einer sehr feinen Nadel richten, ohne es ein einziges Mal zu verfehlen.

Es ist nicht unsere Absicht, alle Geschichten des Magnetismus, die zu unserer Kenntniß gekommen sind, mitzutheilen. Noch viel weniger werden wir uns auf solche einlassen, die man in Büchern finden kann. Doch unter den bekannt gewordenen Geschichten ist eine, die wegen des geachteten wissenschaftlichen Namens, der dabei eine Rolle spielt, ein besonderes Interesse verdient. Wir wollen von dem sprechen, was dem Doktor Georget in den Sälen der Salpetrière begegnete. Dieser Arzt wollte den Magnetismus an der ersten besten Frau, die ihm in die Hände kam, erproben, und es gelang ihm, sie in den hellsehenden Schlaf zu versenken. Auf die erste Frage, die er an sie richtete, drückte diese Frau in ihrem Gesicht einen heftigen Schmerz aus; sie wurde dann von heftigen Konvulsionen ergriffen, welche sich erst mit dem Schlafe zerstreuten, aus welchem der Doktor Georget sie zu wecken sich beeilte. Am anderen Tage wurden neue Versuche angestellt, und dieselben Konvulsionen wiederholten sich. Dieser Widerstand der Somnambule erregte nur die Unruhe und Neugier des Magnetiseurs. Was sah sie wohl, was sie dermaßen erschütterte? Georget brachte sie zum dritten Mal in Schlaf, diesmal fest entschlossen, den Lippen dieser Frau das Geheimniß zu entreißen. Die Konvulsionen traten sofort wieder ein, als der Schlaf nur begonnen; aber entschlossen, den Zauber zu brechen, waffnete sich der Magnetiseur mit einem unerschütterlichen Willen. Die Fragen, die Bitten, die strengsten Befehle, nichts wurde geschont, um dieses hartnäckige Schweigen zu besiegen. Da rief die Somnambule unter Schluchzen und Thränenströmen, sie sehe den Tag ihres nahen Todes. Darauf beschrieb sie genau, wie sie die Zeit, die sie noch zu leben hatte, hinbringen würde: „Am folgenden Sonntag werde ich die Salpetrière verlassen, um bei meinen Aeltern zu essen; Abends werde ich mich unwohl fühlen; man wird mich in einem Wagen in die Salpetrière zurückbringen: meine Krankheit, anfangs nicht sehr bedeutend, wird von Tag zu Tag schlimmer werden." Die Somnambule erzählte nun mit einer erschreckenden Genauigkeit alle Symptome, alle Zufälle, welche stattfinden werden, auf: zuletzt kündigte sie mit schauerlich prophetischer Stimme Tag und Stunde an, wo sie den letzten Seufzer aushauchen würde.

Georget, wie vom Blitz getroffen, verwünschte seine fatale Neugier. Er hält erschrocken inne und weckt seine Somnambule aus diesem schrecklichen Schlaf, in den er sie nicht mehr zu versetzen wagte. Die Unglückliche wußte bei ihrem Erwachen nichts von dieser unglücklichen Prophezeiung, und man hütete sich wohl, sie ihr mitzutheilen. Das Schrecklichste aber war, daß sie Wort hielt. Sie verließ in der That an dem angegebenen Tage die Salpetrière, wurde in einem Fiacker krank zurückgebracht; alle Erscheinungen, die sie vorhergesagt, trafen ein, und in der bezeichneten Stunde gab sie den Geist auf. Georget, der ganz betäubt war vor Schreck, sah gleichsam den Tod dieser Frau sich nähern, ohne ihm seine Beute streitig machen zu können. Eine Stimme, stärker als die der Wissenschaft, rief ihm ins Ohr: Es ist vergebens; die Frau muß sterben! Sie starb. Man muß annehmen, daß dieser Vorfall und einige andere magnetische Phänomene auf den Geist des Doktor Georget einen mächtigen Einfluß ausübten, weil sie ihn bewogen, in seinem Testament alte Irrthümer zu widerrufen, welche bei ihm, wie bei so vielen anderen Aerzten, das Privilegium einer mühsam erworbenen Unwissenheit für sich hatten. „Ich kann diese Schrift nicht schließen", schreibt er, „ohne eine wichtige Erklärung hinzuzufügen. Im Jahre 1821 habe ich in meinem Werk über die Physiologie des Nervensystems mich laut zum Materialismus bekannt ..... Kaum hatte ich es herausgegeben, als mich die Beobachtung eines höchst außerordentlichen Phänomens des Somnambulismus nicht länger zweifeln ließ an dem Daseyn eines geistigen Prinzips in und außer uns, das von den materiellen Existenzen durchaus verschieden ist. Es ist dies, wenn man will, die Seele und Gott. Ich habe in dieser Beziehung eine tiefe Ueberzeugung, die auf Thatsachen gegründet ist, welche ich für unbestreitbar halte. Vielleicht habe ich einst die Muße, eine Arbeit über diesen Gegenstand zu liefern." Diese Arbeit bleibt noch zu machen, denn Georget starb, als er im Begriff war, sie zu beginnen.

Jetzt sind wir bei dem schwierigsten Theil unserer Aufgabe angelangt. Dante, dieser große Schwärmer, den wir gern zitiren, denn seine Hölle ist, wie der Magnetismus, eine Welt von Wundern und Phantomen, Dante ruft irgendwo: „Ueber das Wahre, das eine Seite der Lüge hat, muß der Mensch die Lippen schließen, so lange er kann, da er sonst sich ohne Schuld Beschämung zuzieht; aber hier kann ich nicht schweigen." Man erlaube uns, ein Gleiches zu sagen. Wir haben viel gesehen; wir glauben nicht geträumt zu haben, denn die Thatsachen, die wir sahen, beobachteten Andere zu gleicher Zeit und beurtheilten sie nicht anders. Auch können wir nicht glauben, daß wir selbst getäuscht waren, denn die Somnambule, die wir damals magnetisirten, war unsere Mutter. Man wird uns daher auch wohl zutrauen, daß wir es nie wagen werden, diesen heiligen Namen mit Lügen oder Dichtung zu entweihen.

Ein Spiegel, auf welchem wir im Geiste das Bild einer abwesenden Person gezeichnet hatten, ward eines Tages vor unsere Somnambule hingestellt. Diese sagte ganz laut: „Guten Morgen, Madame." — „Mit wem sprechen Sie?" — „Mit dieser Frau, die ich sehe, einer Frau in Schwarz." — „Wo ist sie?" — „In ihrem Zimmer." — „Was macht sie?" — „Sie liest." — „Kennen Sie sie?" — „Nein, ich habe sie nie gesehen." — Sie sprach sich dann über den Charakter dieser Frau aus und schilderte sie mit großer Aehnlichkeit. Wir zogen den Spiegel zurück und löschten mit der Hand das Bild, das wir dem Glase durch unseren Willen aufgedrückt, aus. — „Was sehen Sie jetzt?" — „Eine andere Frau." — „Was macht sie?" — „Sie schläft." — „Wie sieht sie aus?" — „Nicht jung; sie hat eine Haube auf dem Kopf, einen schwarzen Shawl und ein grünes Kleid." Sie war es selbst. Es begegnet oft den Somnambulen, daß sie das Gefühl ihrer Individualität verlieren. Indem ich darauf zu der anderen Frau, die sie im Spiegel gesehen, zurückkehrte, fragte ich: „Rathen Sie, woran ich denke?" — „Du denkst an jene Frau in Schwarz. Du möchtest sie treffen." — „Das ist wahr; was muß ich hierzu thun?" — „Die, welche Du suchst, wird nächsten Donnerstag um sieben und ein halb Uhr Abends in eine Kirche gehen, welche in der Nähe der Halle ist. Ich sehe sie, aber ich weiß ihren Namen nicht mehr." — „Ist es nicht die Kirche von Saint-Eustache?" — „Ja, das ist sie." — Das Wort- und Namengedächtniß ist unter allen Arten des Gedächtnisses, die Gall erfunden hat, das, welches die Somnambulen am wenigsten besitzen. Die Sache verdiente eine nähere Prüfung. Wir begaben uns am nächsten Donnerstag mit einbrechender Nacht in die Kirche Saint-Eustache. Man sang ein Abendgebet hinter dem Hochaltar in der Kapelle der heiligen Jungfrau. Wir wandelten eine Zeit lang auf und ab; es kam nichts. Aber präcis halb acht Uhr trat diese Frau in Begleitung durch die große Thür der rechten Seite ein. Sie ging in der Dunkelheit an uns vorüber, und wir erkannten uns. Es war ganz zufällig, daß sie diesen Abend in die Kirche trat, um, wie sie selbst sagte, ihr Gebet zu verrichten und ihren Weg abzukürzen.

Nun noch einen letzten Fall magnetischer Hellsichtigkeit. Eine Somnambule, die in dem Sprengel Saint-Jacques-du-Haut-Pas wohnt, gab einigen Freunden Consultationen; der Eine bat sie um Nachrichten von seinem Bruder, der in Bona war. — „Ich muß mich erst hinbegeben", antwortete sie. Der Magnetiseur schickte sie hin. — „Sind Sie da?" — „Ja, aber lassen Sie mich nur." Da der Magnetiseur die Somnambule stumm und unbeweglich sah, fragte er: „Was machen Sie denn?" — „Ich gehe. Ich bin in der Stadt. Ich habe Ihren Bruder noch nicht gefunden und möchte Ihnen doch sagen, was er macht." Sie fuhr fort zu suchen. — „Es ist sonderbar", sagte sie, „ich fühle, daß er nicht weit von hier ist, und doch treffe ich ihn nicht ... Da ist ein Kaffehaus, an dessen Thür ich Offiziere sehe, ich will auf gut Glück hineintreten; vielleicht können diese mir sagen, wo ich ihn finde." — Die Somnambule blieb eine Zeit lang im Kaffehause. — „Ah, man spricht von Ihrem Bruder." — „Was sagt man von ihm?" — „Man macht sich über ihn lustig." — Die Somnambule verließ das Kaffehaus unzufrieden: — „Das ist Alles sehr gut; aber da erfahre ich nicht, wo er ist. Wenn ich sie wenigstens danach fragen könnte; aber ich kann es nicht." Die Somnambule dachte nach. — „Ich werde doch wieder zurückkehren. Ohne ihnen etwas zu sagen, werde ich sie doch fragen können, was ich wissen will." Nach einer Pause sagte sie wieder: „Ah, nun wundere ich mich nicht mehr, daß ich ihn nicht finden konnte; er ist nicht hier, er ist zwei Meilen von Bona, bei der Korallenfischerei. Nun, da ich weiß, wo er ist, will ich hingehen." Die Somnambule machte sich auf. — „Ich sehe Ihren Bruder; er befindet sich wohl; in zwei Tagen wird er Ihnen schreiben." Man bekam in der That nach einigen Tagen einen Brief von diesem Bruder, welcher eine Korallenfischerei beschrieb, der er kürzlich in der Umgegend von Bona beigewohnt hatte.

Ein anderer Zeuge dieser Sitzung, als er die Somnambule so reiselustig sah, schickte sie zu einem seiner Freunde. — „Gehen Sie Straße ** Nr. ...., in ein Haus von Quadersteinen: Sie werden hinaufsteigen, ohne dem Portier etwas zu sagen, und fragen, was M.... macht, der im zweiten Stock wohnt." Die Somnambule that das Geheißene. — „Ihr Freund befindet sich schlecht; er liegt zu Bett und hat eine schlechte Nacht zugebracht." So verhielt es sich in der That.

Eine dritte Person, die ihr priesterlicher Charakter vor dem Verdacht der Lüge schützen muß, schickte dieselbe Somnambule nach Rom. — „Gehen Sie über den Platz vor der Peterskirche." — „O Gott, die schöne Stadt, die herrlichen Monumente!" — „Gut, aber darum handelt es sich nicht. Das dritte Haus zur Rechten, an der Ecke. Sind Sie da?" — „Ja." — „Nun steigen Sie hinauf." — „Himmel! welche Bestürzung! Dieses Haus ist in Trauer. Ich will fort von hier, lassen Sie mich heraus .... Und diese junge Frau! ach, wie betrübt sie ist! welcher Schmerz!" — „Und ihre Gesundheit?" — „Sehr schlecht. Lassen Sie mich fortgehen. Hier ist der Tod." Es war wirklich von einer alten Familie die Rede, die in Rom wohnte und damals mehrere Verluste durch den Tod erlitten hatte.

Soll man alle diese Thatsachen dem Zufall zuschreiben? Gut, aber dann wäre der Zufall ein gewaltiger Zauberer. Jetzt müssen wir noch einmal hinzufügen, daß diese Funken der Hellsichtigkeit selten, unregelmäßig sind und fast eben so schnell verschwinden, als sie hervortreten. Ist es etwas Gutes oder ein Uebel? Trotz dem unruhigen Drang, der dem menschlichen Geist angeboren ist, die Schleier des Endlichen zu heben, und obgleich wir es selbst mehr als einmal versucht haben, wagen wir es doch nicht, zu wünschen, daß der Magnetismus eine bestimmte praktische Wissenschaft werde. Welche Ver-

wirrung würde in der Welt entstehen, wenn der Schleier, der jetzt alle Gewissen bedeckt, auf einmal zerrisse, wenn die innere Welt des Individuums mit ihren geheimsten Gedanken offen zu Tage läge! Mesmer selbst fühlte die Gefahren seiner Entdeckung: „Ich suche", schrieb er an Maria Antoinette, „eine Regierung, welche die Nothwendigkeit einsieht, eine Wahrheit, die durch ihren Einfluß auf das physische Leben der Menschen unerhörte Veränderungen bewirken kann, nicht leichtsinnig und ohne alle Kontrolle um sich greifen zu lassen." Was hätte er erst gesagt, wenn er den Somnambulismus gekannt hätte! Es ist zu wünschen, daß dieser letzte noch recht lange verborgen und eine jener unbestimmten Erscheinungen bleibe, welche die Vorsehung so lange als möglich unter sieben Siegeln hält und deren stets täuschende Realität den Händen des Menschen wie ein Schatten entflieht.

Spanien.

Sevilla.

Der Ursprung Sevilla's reicht bis ins graueste Alterthum hinauf, indem man seine Gründung den Phöniziern zuschreibt. Die Römer gaben ihm den Namen Julia, aus welchem in der Folge Sebilla oder Sevilla wurde, und schmückten es mit prächtigen Gebäuden, von denen jedoch heutzutage fast keine Spur mehr vorhanden ist. Nach der Eroberung Spaniens durch die Araber war Sevilla eine Zeitlang die Hauptstadt eines unabhängigen Königreichs und galt damals, nach dem Zeugniß des bekannten Sprüchworts *), für den Mittelpunkt des Glanzes und der Pracht, obgleich es später von Madrid überflügelt wurde.

Sevilla liegt in einer reichen und fruchtbaren Ebene an den Ufern des Guadalquivir und ist von einer Mauer umgeben, welche 1½ Deutsche Meilen im Umkreise mißt und zu deren Vertheidigung 176 Thürme dienen. Mit Ausnahme einiger öffentlichen Plätze sind die Straßen krumm und schmutzig: in den Vorstädten befinden sich jedoch mehrere schöne Gebäude, nebst einem Park, der Alameda, der mit Alleen und Springbrunnen geziert ist. Die Bevölkerung wird auf 90,000 Seelen angeschlagen, eine im Verhältniß zum Umfange der Stadt nur geringe Zahl; allein es wohnen nicht, wie in Madrid, zwei oder drei Familien in einem Hause, welches außerdem selten aus mehr als zwei Stockwerken besteht. Die Häuser sind meistens in der Gestalt eines Vierecks um einen freien Platz gebaut, wo die Familie im Sommer unter Zelten zu bivouakiren pflegt. Diese Höfe sind mit unzähligen Blumentöpfen geschmückt und oft mit Springbrunnen versehen, welche eine kühle Atmosphäre verbreiten und durch stete Benetzung das steinerne Pflaster vor der Einwirkung der glühenden Sonnenstrahlen schützen. Das Bedürfniß des Schattens während der unerträglichen Mittagshitze hat auch, wie es scheint, die besondere Einrichtung der Straßen veranlaßt, die zum Theil so eng sind, daß kein Fuhrwerk sie passiren kann.

Die Kathedralkirche wird an innerer und äußerer Pracht von wenigen Gebäuden dieser Art übertroffen. Sie mißt innerhalb der Mauern 420 Fuß in der Länge und 263 in der Breite, und ihre Höhe wird zu 126 Fuß angegeben. An einer Ecke derselben ragt ein 350 Fuß hoher Thurm von Maurischer Arbeit hervor, auf dessen Spitze sich eine bronzene Statue, die Giralda befindet, die, obgleich sie fast 1½ Tonnen wiegt, auf eine so bewundernswürdige Weise nach den Gesetzen der Schwerkraft aufgestellt ist, daß sie sich nach dem leisesten Winde dreht. Man ersteigt diesen Thurm vermittelst einer Wendeltreppe, die sich so allmälig erhebt und so breit ist, daß zwei Reiter zu gleicher Zeit hinauftraben können. Das Innere der Kathedrale ist mit verschwenderischem Glanze ausgestattet. Achtzig Fenster von gemaltem Glase verbreiten ihr mildes Licht über herrliche Gemälde, ehrwürdige Monumente und Altäre von gediegenem Silber. Von diesem Metall findet man überhaupt einen großen Ueberfluß; so sind z. B. die lebensgroßen Statuen des heil. Isidor und des heil. Leander, nebst dem 12 Fuß hohen Ciborium (Monstranzkasten), von massivem Silber. Die Orgel übertrifft sogar die Haarlemer in der Zahl ihrer Claves, da sie deren 110 besitzt, während letztere nur 60 zählt, und die umfassenden Tonverbindungen dieses mächtigen Instruments bringen eine Wirkung hervor, die sich eher fühlen als beschreiben läßt. Aber durch nichts wird das Interesse des Fremden so sehr gefesselt, als durch das Grabmal des Columbus, des unsterblichen Entdeckers der westlichen Erdhälfte. Es besteht aus einem einfachen Steine mit der Inschrift:

Por Castilla y por Leon
Nuevo mundo halló Colon.
Für Castilien und Leon
Fand eine neue Welt Colon.

Außer der Kathedrale existiren in Sevilla noch 25 Parochialkirchen, 5 Kapellen, 35 Mönchs- und 29 Nonnenklöster, nebst mehreren Hospitälern und anderen religiösen Anstalten. Viele dieser Klöster zeichnen sich durch ihre schöne Bauart aus und enthalten, so wie die Kirchen, eine bedeutende Anzahl trefflicher Gemälde, unter welchen sich einige des berühmten Murillo befinden.

*) Quien no ha visto Sevilla; no ha visto maravilla (wer nie Sevilla sah, hat nie ein Wunder gesehen.) Dieses Sprüchwort wird schon von Cervantes im Don Quijote angeführt.

Mannigfaltiges.

— **Ein neues Werk von Borrow.** Herr George Borrow, Agent der Englischen Bibel-Gesellschaft und Verfasser des in diesen Blättern mehrfach erwähnten Buches über die Zigeuner in Spanien, hat jetzt ein dreibändiges Werk unter dem Titel The Bible in Spain (*Die Bibel in Spanien*) erscheinen lassen, dessen Inhalt in dem zweiten Titel: „oder Reisen, Abenteuer und Gefängnißleiden eines Engländers, bei dessen Versuch, die heilige Schrift auf der Halbinsel zu verbreiten", vollständig angegeben ist. *Für die etwas abenteuerlichen, wiewohl zum Theil recht pikanten Schilderungen des Buches ist* der erste Titel wohl nicht passend gewählt.

— **Der Tod als Wirthshausschild.** Eine Englische *Familie*, Herr und Madame Strutt, die mit ihrem Sohne zu künstlerischen *Zwecken* eine Reise nach der Schweiz unternahm, hat jetzt den Aufenthalt daselbst, und zwar besonders in dem Französisch redenden Theil des Landes, in einem Buche beschrieben, welches „Domestic residence in Switzerland" heißt. In Bulle in Wallis führt (wie unter Anderem in diesem Buch erzählt wird) ein Gasthof den eben nicht sehr einladenden Namen „zum Tod" (Hôtel de la mort). Zur Beruhigung der Furchtsamen befinden sich jedoch über dem Eingang folgende Verse:

A la mort.

Ron logis
A pied et à cheval.
Le rin qu'on y boit
Guérira votre mal.
Entrez donc paresse,
Asséjez mon tonneau;
Ce n'est pas celui-ci
Qui conduit au tombeau.

Bibliographie. *)

Dänemark.

Budget for Aar 1842 for sämmtliche, det Kongerig Dänemark med dets Hertugdömmer Slesvig, Holstein og Lauenburg med den dertil gehørigen Nebenländern henhørende Stats-Indtægter og Udgifter. Publiceret ved det Finants-Departement. 4. Kjøbenh.

Det kongl. danske Videnskabernes Selskabs naturvidenskabelige og mathematiske Afhandlinger. Deel 8 (Blik paa Brasiliens Dyrverden for sidste Jordomvæltning; mit 33 Kpft). Kjöbenhavn. (Vergl. Nr. 57.)

J. C. Nebiödte *Genera og Species af Danmarks Kleatherata, at tjene som Forfar dennes Orden og som Indledning til dens Anatomie og Historie.* Bind 1. Text gr. 8. mit 2 Kpft. Kjöbenh.

J. J. S. Steentrup Über den Generationswechsel, oder die Fortpflanzung und Entwickelung durch abwechselnde Generationen, eine eigenthümliche Form der Brutpflege in den niederen Thierklassen. Auf Verlangen des Verf. nach dem Manuskripte deutsch übersetzt von C. H. Lorenzen. gr. 8. mit 3 Taf. Copenhag.

C. Forchhammer Lærebog i Stoffernes almindelige Chemie. Deel 1. De enkle Radikalers almindelige Chemie. 8. Kjöbenh.

U. Jürgensen Die höhere Uhrmacherkunst. Regeln für die genaue Abmessung der Zeit durch Uhren, oder Anweisung zur Verfertigung astronom., nautischer u. a. genauen Uhren. Nach dem vom Verf. für die 2. Franz. Ausg. des Werkes bestimmten Plane neu bearbeitet, mit Zusätzen vermehrt und herausgeg. von L. U. Jürgensen (Sohn). gr. 8. mit 1 Atlas von 23 Taf. (Folio) u. dem Bildn. des Verf. Kopenhagen. — Ausgezeichnetes Werk der an guten Werken eben nicht reichen technologischen Literatur.

C. E. Fenger De erysipelate ambulanti disquisitio. 8. Havniae.

Kjöbenhavns Universitets Aarbog for 1841 (5. Jahrg.). Udgivet af S. P. Selmer. 8. Kjöbenh.

Jens Baggesens Biographie, udarbeidet fornemmelig efter hans egne Haandskrifter og efterladte litteraire Arbeider (von A. Baggesen). Bind 1. Deel 1. 8. Kjöbenh.

A. P. Adler Populaire Foredrag over Hegels objective Logik. 8. Kjöbenh. — Außerhalb Deutschland hat die Hegel'sche Philosophie namentlich in Dänemark Anhänger und Bearbeiter gefunden.

R. Möller Commentar over Pauli Pastoralbreve. 8. Kjöbenh.

N. Faber De anabaptistiske Bevægelser i Danmark. 8. Odense.

F. Paludan-Müller Adam Homo, et Digt. Deel 1. 8. Kjöbenh.

H. C. Andersen En Digters Bazar. 8. Kjöbenh.

B. S. Ingemann Kunuk og Naja, eller Grönlænderne, en Fortælling. 8. Kjöbenh. — Von dess. Verf. Erik Menveds Barndom. Historisk Roman, ist kürzlich eine 2. Ausgabe erschienen.

Den danske Skueplads, eller Ludwig Holbergs samtlige Comoedier. Udgivne ved A. C. Baye. Med Anmærkninger, og et Tillæg, indeholdende adskillige Oplysninger. Hefte 1. gr. 8. Kjöbenh. — Diese Ausgabe, in einem Bande, erscheint auf Kosten des in Nr. 37 erwähnten Verlagsvereins.

A. v. Baggesen (Major im Dän. Generalstabe) Der Dänische Staat, oder das Königreich Dänemark mit dessen Nebenländern und den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg, geographisch u. statistisch dargestellt. Liefer. 1 u. 2. 8. Kopenhagen.

N. F. S. Grundtvig Danske Folke-Fester. 8. Kjöbenh.

Danske Magazin. 3. Række. Udgivet af det kongl. danske Selskab for Fædrelandets Historie og Sprog. Bind 1. Hefte 3. 4. Kjöbenh. — Fortsetzung des Danske Magazin (6 Bände. Kopenhag. 1745—1752. 4.) und des Nye danske Magazin (6 Bände. 1794—1836. 4.)

Fortsetzungen früher angezeigter Werke: Erslew Almindeligt Forfatter-Lexicon for Kongeriget Danmark. Hefte 2 og 3 (Bohr — Galskjöt). — Flamand Oldenborre Kongehuus. Hefte 5 (Christian III.) H. 6 (Frederik II.) H. 7 (Christian IV.) H. 8 (Frederik III.).

*) Sämmtliche hier angezeigte Werke sind durch die Buchhandlung von Asher & Co. hierselbst, zu beziehen.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Expedition der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 064300641

Digitized by Google

Digitized by Google